Europäiſche Blätter

oder

das Intereſſanteſte aus Literatur und Leben

für

die gebildete Leſewelt.

Erſter Jahrgang 1824.

Erſter Band
enthält das erſte Quartal N. 1 — 13.

Ad 2023

Zürich,
in der Geßnerſchen Buchhandlung.

~~Ex Biblioth.~~
~~Universitatis~~
~~Frider. Guil.~~
~~Berolin.~~

~~Vend. ex~~
~~Bibl. Univ.~~
~~Berolin.~~

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt
des erſten Quartalbandes der europäiſchen Blätter.

Heft No. 1. Ankündigung.
— Geſchichte der Bergſchotten nach Hr. Stewart.
— Ausſtellung der Erzeugniſſe des franzöſiſchen Kunſtfleißes im Louvre (vom Jahr 1823).
— Die poetiſchen Taſchenbucher der Deutſchen auf d. J. 1824: allgem. Betrachtungen. Urania.
— Literatur: Geſchichte von Braſilien. — Bemerkungen über die Kuſtenländer von Afrika. — Bericht über den Zuſtand der Wilden in Nordamerika.
— Wiſſenſchaftliche Nachrichten: Waſſerleitung in Philadelphia. — Turnkunſt in England. — Volks-Verſammlung in Oſtindien. — Zuſtand der Miſſionen in den Südſee-Inſeln. — Telegraphen in Frankreich.
— Gewerbe, Ackerbau: Dampfmaſchinen in England. — Neuſeeländiſcher Hanf in Frankreich.
— Miszellen: General Monk und die Reſtauration der Stuarte.
Nro. 2. Induſtrie-Ausſtellung im Louvre (Beſchluß).
— Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen auf das Jahr 1824: Orphea, Penelope, Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft, Beker's Taſchenbuch.
— Amerika und die neue Welt.
— Owens Colonie Neu-Lanark in Schottland.
— Literatur: Reiſen in Irland. — Hiſtoriſche Erläuterung der Walter Scottiſchen Schriften. — Schreiben an Hrn. Say über den Werth der gezwungenen Arbeit. — Zeitungen in Lima. — Baden über das Alter des dän. Adels. — Reiſe in das Trappiſten-Kloſter Melleray.
— Wiſſenſchaftliche Nachrichten: Kanalbau in England. — Verein zu Unterſtützung armer Gelehrter in London. Werneriſche Geſellſchaft in Edinburg. — Perkins Dampfmaſchine. — Nordamerikaniſche Zeitſchriften.
— Gewerbe ꝛc.: Neue blaue Farbe. — Nadelmaſchine. — Unauslöſchbare Dinte. — Bienenzucht. — Schafzucht. — Hagel-Ableiter. — Baumwollenpflanzung in Frankreich. — Thee-Pflanzung in Braſilien.

— Miszellen: Moliere's Begräbniß. — Lord Chatam und D. Henecker. — Napoleons völkerrechtswidrige Art Krieg zu führen.
Nro. 3. Die poet Taſchenb. d Deutſchen a. d. J. 1824: Rheinblüthen, Cornelia, Huldigung d. Frauen.
— Freymüthige Rückblicke auf die franzöſiſche Revolution.
— Das weiſſagende Gemälde.
— Die Univerſität Oxford.
— Literatur: Geſchichte der Demokratie in den vereinigten Staaten v. J. G. Hülſemann.
— Wiſſenſchaftliche Nachrichten: Das Componium. — Criſtalliſation der Eſſigſäure mittels Druck. — Verwandlung der atmoſphäriſchen Luft mittels Druck in tropfbare Flüſſigkeit. — Der unterdrückte Hirtenbrief in Frankreich. — Schreiben aus Paris. — Londner Inſtitut für Mechanik. — Nordſegler Parry. — Verſammlung des katholiſchen Vereins in Dublin wegen Abſchaffung des Zehnten. — Wechſelſeitiger Unterricht am Senegal.
Nro. 4. Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen auf das Jahr 1824: Alpenroſen, Taſchenbuch von der Donau, Minerva, Aglaja, Vergißmeinnicht, Eidora.
— Walter Scotts neueſter Roman: Saint-Ronansbrunnen, 1r Bd.
— Bemerkungen über die King oder die heiligen Bücher der Chineſen.
— Hohenlohe's Wunderwerke
— Literatur: Ueber den Zuſammenhang der Philoſophie mit der Weltgeſchichte; eine Antritts-Rede von Profeſſör Schneller in Freyburg.
— Wiſſenſchaftliche Nachrichten: Wechſelſeitiger Unterricht in Chili. — Periodiſches Steigen und Fallen des Barometers.
— Miszellen: Der Pole in Rom. — Kotzebue. — Engliſche Induſtrie. — Debattir-Klub in Edinburg. — Vorzüge der vereinigten Staaten von Nordamerika.
Nro. 5. Göthe und Schiller.
— Geſchichte der Bergſchotten nach Stewart (Beſchluß).
— Walter Scott's neueſter Roman: Saint-Ronansbrunnen. 2r Bd.
— Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen auf das Jahr 1824: Rheiniſches Taſchenbuch — Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen.
— Literatur: Ideale und Irrthümer des akademiſchen Lebens in unſerer Zeit von F. Herbſt.
— Wiſſenſchaftliche Nachrichten: Zuſtand der Wiſſenſchaften in Nordamerika. — Preßfreyheit in Chili. — Armen-Erziehungsverein in London. — Bücher-Auktion. — Ferney. — Kolmar.
— Miszellen: Barry, der menſchenfreundliche Hund vom St. Bernhard. — Fenelon. — Voltaire. — Der Birnbaum als Heiliger. — Jakob und Milton. — Die Schlechtgebornen.

Nro. 6. Don Alonzo ou l'Espagne par M. Salvandy.
— W. Scott's neueſter Roman: St. Ronansbrunnen, 3r Bd.
— Intereſſanter Rechtsfall aus England.
— Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen auf das Jahr 1824: Frauentaſchenbuch (Beſchluß).
— Literatur: Engliſche Journaliſtik!
— Wiſſenſchaftliche Nachrichten: Capitain Sabine. — Capitain Parry. — Belzoni. — Expedition des Majors Long. — Handels- und Induſtrie-Kammer in Madrid (?!) —
Nro 7. Neueſte Nachrichten über die Bewohner von Neuſeeland.
— W. Scott's neueſter Roman: St. Ronansbrunnen, 3r Bd.
— Erzählungen eines Weißen, der 20 Jahre lang bey den Nordamerikaniſchen Wilden in Gefangenſchaft geweſen.
— Schubarth's Ideen über Homer und ſein Zeitalter.
— Literatur: Engliſche Journaliſtik.
— Handel zwiſchen China und Rußland. — Neue Kochenille. — Einfall der Wilden in Cattakoo. — Auszug eines Briefs von Cap Coast-Capée.
— Miszellen: Abyſſiniſche Tapferkeit.
Nro. 8. Das Chriſtenthum in Indien.
— Erzählungen eines Weißen, der 20 Jahre lang bey den Nordamerikaniſchen Wilden in Gefangenſchaft geweſen.
— Literatur: Hist. philos. des Empéreurs etc. par Toulotte. — Die Kunſt in Geſellſchaft zu glänzen von Cuiſin.
— Künſte u. Wiſſenſch.: Elektricitäts-Entwicklung mittels Druck. — Neuentdeckte Alterthümer.
— Miszellen: Mode-Revolutionen. — Freimaurerei. — Künftige Größe der Amerikaner.
Nro. 9. Die Sitte der altdeutſchen Frauen mit ihren Männern zu ſterben.
— Die Tante. Roman von Johanna Schopenhauer.
— Neueſtes über und wie es ſcheint aus Hofwyl (woſelbſt neben anderen auch eine europäiſche Erziehungsanſtalt zu finden iſt).
— W. Scott's neueſter Roman: St. Ronansbrunnen, 4r Bd.
— Literatur: Souvenirs sénatoriaux par le Comte de Cornet. — Zeitungen in Conectitut.
— Miszellen: Die Jacobiner. — Napoleon und der Ungarſche Oberſt. — Fieldings Portrait. — Kaſtenvorurtheile der Indier. — Adel der Henker. — Amerikaniſche Seelengröße. — Bulton und Georg III.
Nro. 10. Die weſtl. Staaten von Nordamerika. Statiſtiſch-hiſtoriſch-politiſche Darſtellung des Ohioſtaates.
— W. Scott's neueſter Roman: St Ronansbrunnen. 4r Bd. Schlußbetrachtungen.
— Die Tante, von Johanna Schopenhauer. Beſchluß.
— Miszellen: Neue Art junge Gänschen, Entchen und Hühnchen auszubrüten, benebſt einigen ſtaatswirthſchaftlichen Vorſchlägen in Betreff der Geflügel-Production. — Ludwig der XV. und Cardinal Luynes. — Verſuch einer Magiſtratsperſon im Stock zu ſitzen. — Franz-

lin, Simpſon, Herrſchel. — Die Metzger in Gent. — Ungeheure Menge wilder Tauben in Nordamerika. — Prieſtergeiſt. — Die Jeſuiten u. Newton. — Urſache der Häufigkeit der Genies.

Nro. 11. Voltaire und Rouſſeau.

— Bemerkungen über die Caſuiſtik oder die moraliſche Jurisprudenz.

— Neueſtes über und wie es ſcheint aus Hofwyl (weſelbſt neben anderen auch eine europäiſche Erziehungsanſtalt zu finden iſt).

— Wiſſenſchaften, Künſte ꝛc.: Garrick's Beſchreibung von Hogarth's: Marſch nach Finchley. — Die Klapperſchlangen.

— Miszellen: Ariſtides vereitelt die verrätheriſchen Plane der Athenienſiſchen Ariſtokraten. — Geſpräch zwiſchen A und V.

Nro. 12. Entſcheidung einer völkerrechtlich-hochwichtigen Frage von der erſten Kammer des Zivil-Tribunals zu Paris durch Erkenntniß vom 13 März 1824.

— Ideen über Homer und ſein Zeitalter von Schubarth. Beſchluß.

— Die Sitte der altdeutſchen Frauen, mit ihren Männern zu ſterben. Beſchluß.

— Neueſtes über und wie es ſcheint aus Hofwyl. Beſchluß.

— Literatur. 1) Engliſche: Ueber die Preßfreiheit im Brittaniſchen Indien von dem Oberſt Stanhope. 1823. 2) Franzöſiſche: Mémoires anecdotiques, pour servir à l'histoire de la révolution française Par Lombard de Langres. 1823. 3) Deutſche: Ein Blick auf Teuſchland und ſeine großen Helden von E. Münch. 1824. 4) Amerikaniſche: Nationalkalender der vereinigten Staaten von Nordamerika für das Jahr 1823.

— Induſtrie: Mäuſe-Spinn-Fabrik in Schottland. — Die von der Generalverſammlung des Vereins für Beförderung der vaterländiſchen Induſtrie in Paris von 1823 ertheilten und ausgeſetzten Preiſe. — Gaslampen-Induſtrie in London. — Handelsſchule in Paris.

— Miszellen. Chriſtus unter den heutigen Theologen. — Das Bücherweſen und der Käſehandel.

Nro. 13. Die weſtlichen Staaten von Norvamerika. Statiſtiſch-hiſtoriſch-politiſche Darſtellung des Ohioſtaaſtes. Beſchluß.

— Erzählungen eines Weißen, der zwanzig Jahre lang bei den Nordameriſchen Wilden in Gefangenſchaft geweſen.

— Engliſche Literatur. Bemerkungen über das Land vom Kap Palmas bis zum Fluß Congo, von Kapitain John Adams (London, Whittucker 1823.)

NB. Von den Miszellen ſind nur einige beiſpielsweiſe hervorgehoben.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Ankündigung.

Der Zweck dieſer Zeitſchrift iſt geiſtreiche und belehrende Unterhaltung des gebildeten Publikums. Sie wird nur die Tagespolitik und alle abſtrakte Gelehrſamkeit ausſchließen, übrigens aber die reichſte Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden darbieten und dieſe nur dem einzigen Geſetze unterwerfen, daß ſie dem Inhalte nach allgemein intereſſant, neu und belehrend, der Form nach klar und anziehend dargeſtellt ſeyen.

Dieſem Zwecke zu genügen werden die europäiſchen Blätter zunächſt das Neueſte und Wichtigſte aus der deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und zuweilen auch der italieniſchen und nordamerikaniſchen Literatur, ſowohl aus geſchloßnen Werken, als aus Zeitſchriften, dem Publikum dergeſtalt mittheilen, daß daſſelbe nicht nur einen allgemeinen Ueberblick über die neueſte Literatur, ſondern auch im Einzelnen durch Kritik und Auszüge das Intereſſanteſte ſelbſt unmittelbar kennen lernen kann. Was alſo immer in der Literatur der genannten Völker für den Zweck der anmuthigen und belehrenden Unterhaltung als das Neueſte und Wichtigſte ſich hervorthun wird, Gedichte, Schauſpiele, Romane, Biographien, Reiſebeſchreibungen, ganze Werke oder einzelne Betrachtungen über Natur und Kunſt, Erd- und Länderkunde, Geſchichte, einzelne Inſtitutionen, Handel und Induſtrie u. ſ. w. ſoll auf gleiche Weiſe in den europäiſchen Blättern berückſichtigt, theils angezeigt, theils dem Geiſt und Inhalte nach charakteriſirt, theils in Auszügen mitgetheilt werden. Daran ſollen ſich Anzeigen und Schilderungen von den intereſſanteſten Erfindungen und Begebenheiten in Natur und Leben anſchließen.

Die Redaction der europäiſchen Blätter ſchmeichelt ſich, hiedurch einem dringenden Bedürfniß des Publikums abzuhelfen. Bei weitem dem größten Theil dieſes Publikums, Geſchäftsmännern, Frauen, gebildeten Familien auf dem Lande oder in kleinen Städten mangelt es theils an der erforderlichen Zeit, theils an der Gelegenheit, theils an den ökonomiſchen Mitteln, mit der großen Maſſe der neuen Litteratur ſich unmittelbar ſelbſt bekannt zu machen, und doch wünſcht jeder, einen allgemeinen Ueberblick darüber zu gewinnen, in Erholungsſtunden an dem Intereſſanteſten ſich zu ergötzen und zu belehren, und auf ſo vieles aufmerkſam gemacht zu werden, das ihm ſonſt unbekannt bleiben würde. Die Redaction glaubt überdem erinnern zu müſſen, daß die Lage des Verlagsortes die Concurrenz der in- und ausländiſchen Litteratur vorzüglich begünſtigt, ſo daß ſie im Stande ſeyn wird, ſich das Neueſte immer auf's ſchnellſte zu verſchaffen.

Von Zeit zu Zeit werden eigene Aufſätze, äſthetiſchen oder belehrenden Inhalts, neben den litterariſchen Anzeigen, Kritiken und Auszügen, jedem Blatt aber intereſſante Miſcellen, Aphorismen und Notizen beygefügt werden.

Von den europäiſchen Blättern erſcheinen vom erſten Jenner 1824 an alle Freitage 1 1/2 Bogen in gegenwärtigem Format, Papier und Druck. Man abonnirt zunächſt nur auf 1/4 Jahr, um in dieſer Friſt von der Güte des Blatts ſich überzeugen zu können, und zwar auf dieſes erſte Quartal mit 2 fl. 15 kr. Rheiniſch oder 3 1/2 Schweizerfranken, und hat ſich desfalls an die betreffenden Poſtämter zu wenden.

Im Wege des Buchhandels kann man das Blatt monatlich durch die Geßnerſche Buchhandlung in Zürich beziehen.

Briefe addreſſirt man an die Redaktion der europäiſchen Blätter in Aarau.

Geſchichte der Bergſchotten.*)

(Erſter Artikel)

Das ſchottiſche Hochland liegt von Großbrittanien aus gegen Mitternacht. Die felſichten Meeresküſten dieſer Gelände bieten oft einen phantaſtiſchen Anblick dar. Auf der Landſeite wird dieſes Hochland durch eine Bergkette, zur Römerzeit Mons grampius, ſpäter Gransbane oder Granpians genannt, von dem ſchottiſchen Lowland (Niederland) geſchieden. Hier war einſt der Schauplatz jenes großen Kampfes, den die Kaledonier für Freyheit und Unabhängigkeit gegen die welterobernden Römer kämpften. Die Bergkette der Gransbane, größtentheils Urfelſen, erſtreckt ſich wie ein Rieſenwall von der Grafſchaft Aberdeen bis gen Admore in der Grafſchaft Dumberton; allerwärts weiſt ſie dem Lowland eine hohe, furchtbare Stirne.

In dieſen Gebirgen findet man durchaus Schichten von Marmor und Schiefer; in den Diſtrikten von Fortingal, Glanlyon und Strathfillon Bley und Silber in ziemlicher Menge; auch hin und wieder Granaten und Amethyſten. Die Berglinie iſt häufig von Thälern und Defileen, auf ſchottiſch Straths, durchſchnitten. In ihren Reihen ſtehen Berge von bedeutender Höhe. Die Gipfel ſind faſt immer von Wolken umhüllt, während die kahlen, von tiefen Furchen durchzogenen Abhänge von heftigen Revolutionen zeugen. Auf den höchſten Gipfeln hört die Vegetation faſt ganz auf, weiter unten findet man einen dünnen Ueberzug von Heidekraut, dann erſt kommt man in Gegenden, wo zahlreiche Schaafheerden weiden. Am Fuß der Bergkette findet man ſehr romantiſche Thäler, tiefe Seen, Waſſerfälle, Wälder und einen ziemlich fruchtbaren Boden. Einige dieſer Thäler ſind ſehr bevölkert.

Die Produkte des Landes beſchränken ſich auf die Erzeugniſſe der Bergweide und auf den unbedeutenden Fruchtbau, der unten in den Thälern an den Ufern der Flüſſe und längs der Meeresküſte getrieben wird. Die Landſeen und die tief ins Land hineingehenden Buchten ſind voll von Fiſchen; wegen den Schwierigkeiten der Communication kann aber dieſe Nahrungsquelle nur von einem geringen Theil der Bevölkerung benutzt werden. Aus demſelben Grund iſt auch die Zufuhr aus dem Lowland ſehr gering. Ein großer Theil des innern Landes iſt daher ſich ſelbſt überlaſſen und folglich nur ſchlecht bevölkert.

---

*) Aus dem Werke des Hr. Stewart 1822.

Dieß ſind zugleich die Haupturſachen der ganz eigenen Gewohnheiten und des ſcharfgezeichneten Charakters der Bergſchotten. Ihre Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt, die tägliche Anſchauung der erhabenſten Natur-Szenen, die Stärke der in enge Thäler und Sippſchaften eingepreßten Leidenſchaften, endlich die Nothwendigkeit des Zuſammenhaltens und die hohe Geltung der Individual-Stärke — alles trug dazu bey, dem Völkchen eine eigene Phyſiognomie zu geben. Eine faſt romanhafte Anhänglichkeit an das Land und an die Sippſchaft (Clan) erzeugte in ihnen eine brennende Liebe zur Unabhängigkeit, die ihnen jedes fremde Joch unerträglich machte. Ihre National-Poeſie, die nichts Höheres kennt, als den Ruhm des Clans (Sippſchaft) und die Heldenthaten berühmter Vorfordern, erhob Todes-Verachtung unter ihnen zur Nationaltugend. Ihre Leibes-Uebungen und Luſtbarkeiten, ihre Vorurtheile und ihr Aberglaube, alles hat hier Stätigkeit. Entſchloſſenheit, Geiſtesgegenwart, Enthuſiaſmus, Herzlichkeit und Gewandtheit ſind Grundzüge des gäliſchen Volks-Charakters. Von aller Welt geſondert, mit eigenen Sitten, eigener Tracht und Sprache, hält ſich der Bergſchotte für den Urbeſitzer des Landes und betrachtet den Sachſen in der Niederung als einen Eindringling, der auf fremdem Boden wohne.

Unmöglich iſt jetzt Gewißheit darüber zu erlangen, ob die Stammväter dieſes Völkchens Schottlands erſte Bewohner geweſen. So viel aber iſt gewiß, daß daſſelbe ſeit unvordenklichen Zeiten hier gewohnt und ſeine Sitten und Einrichtungen unverändert bewahrt hat. Auch iſt ſeine celtiſche Abkunft nicht zu verkennen.

Die älteſten Urkunden erwähnen des Charakters und der Wanderungen der Celten. Die Größe dieſes Volksſtamms hatte Trennungen zur Folge, und die Verſchiedenheit des Climas in das ſie zu wohnen kamen, wirkte natürlich auch ſehr verſchieden auf ſeine Ausbildung. Doch tragen alle noch unzerſtörliche Züge ihrer gemeinſamen Abkunft an ſich und überall unterſcheiden ſie ſich auffallend von andern Volksracen.

Cäſar berichtet in ſeinen Commentaren, ſie hätten zu ſeiner Zeit die Mehrzahl der galliſchen Bevölkerung ausgemacht. Dieſe Völker waren von Oſten gekommen und hatten auf ihrem Zuge durch das Abendland dieſem Sitte, Religion und Sprache mitgetheilt. Spuren davon finden ſich heute noch in den Namen Albanien, Iberien, Dalmatien und Caramonten.*)

Man findet bey Cäſar die vollſtändigſten Beſchreibungen der Inſtitutionen und Gebräuche dieſes Volkes. Beſonders intereſſant ſind die Capitel 13. 14. und 15., wo er von der Kaſte der Druiden ſagt, ſie ſeyen Diener der Religion und Bewahrer der Wiſſenſchaften und Geſetze geweſen; haben eine zurückgezogene und beſchauliche Lebensweiſe geführt, ſich in Myſterien gehüllt, großes Anſehen beym Volke genoſſen, und ſich vorzugsweiſe mit Naturwiſſenſchaften, beſonders mit Aſtronomie abgegeben. Dieß alles, mehr aber noch ihre religiöſen Lehren und Ceremonien und ihr Vorgeben die Gabe der Prophezeihung zu beſitzen erinnert an die morgenländiſchen Magier.

Der Gottesdienſt des Bal oder Bel, von dem man noch einige Spuren im Hochland findet, iſt ohne allen Zweifel orientaliſchen Urſprungs.**) Der dort herſchende Glaube an die Daoni-Si (Friedensgeiſter, Heilige) erinnert an die Verzauberung der Medea. Auch die Sprache der Hochländer trägt unverkennbare Spuren orientaliſcher Abkunft; ſie hat, wie die Hebräiſche, kein Präſens.

---

*) Die Namen Albni, Dalmat, Corrimoni ſind im ſchottiſchen Hochland ſehr gewöhnlich.

**) Zur Jahresfeyer des Baal (Bealdin im Gäliſchen) wurden die Kinder mit Milch, Eyer, Butter und Käſe bewirthet.

Als die Celten nach Weſten wanderten, folgten ihnen die Teutonen und Gothen, die wahrſcheinlich zuvor Scythien bewohnt hatten. Letztere eroberten nacheinander Ungarn, Germanien, Skandinavien und, nach der Zerſtörung des römiſchen Reichs, auch Italien, Spanien, Gallien und das öſtliche Großbritanien, die Celten immerfort weiter gegen Weſten dringend, oder vielmehr in ſich aufnehmend, wodurch dieſe Namen und National-Charakter verloren, mit Ausnahme einiger unzugänglichen Länder, in welchen ſie ſich zu behaupten vermochten . . .

Einige Jahrhunderte nach dem Krieg der Römer gegen die Caledonier finden wir dieſes Volk hinter den grampianiſchen Gebirgen in einem eigenen Reiche vereinigt. Sie erhielten den Namen Schotten (Scoti) ein Name, der dem Bergvolk, das ſich ſelbſt Gails, Gaoidheal oder Albanich*) nannte, fremd iſt. Das Land dießſeits der grampianiſchen Gebirge hingegen, nämlich die Lowlande von Prath, Aegus und Mearns, waren von den Pikten bewohnt. Abernothey, das ihre Hauptſtadt geweſen ſeyn ſoll, iſt von Birnamhill

---

Unter vielfältigen Ceremonien opferte man dem Gewitter, den Adlern und den Füchſen, damit ſie Erndte, Schaafe und Geflügel verſchonen möchten. Das Feſt hatte am 1. May ſtatt. Ein Knabe in der Hand ein Stück Brod, worauf Eyerkuchen, das Geſicht gegen Morgen gekehrt, warf es hinter ſich über die linke Schulter unter dem Ausruf: „Hier o Gewitterſturm opfere ich dir, auf daß du unſerer Felder und Wieſen ſchoneſt.“ Hier o Adler! ꝛc. Dieſes abergläubiſche Feſt war noch vor dreiſſig Jahren im Gebrauch; jetzt iſt es abgeſchafft.

*) Die Namen Schottland, England finden ſich nicht im Gäeliſchen. Die Engländer heißen Fahrenachs, die ſchottiſchen Niederländer Gauls oder Galls, das heißt: Fremde; ihr Land heißt bey ihnen Galldach oder Land der Fremden.

dem Gränzort des alten Hochlandes, nur zwanzig Meilen entfernt.

Die beyden Nationen der Pikten und Galen, jene in der Ebene, dieſe im Gebirge wohnhaft, verſchieden zwar nach ihren Sitten, aber dieſelbe Sprache redend, ſtanden zuweilen im Bunde, noch öfter in Fehde. Endlich 843. unter Kennoth Meikalzin, dem König der Galen, der durch mütterliche Erbſchaft zum piktiſchen Thron gelangt war, wurden beyde Reiche vereinigt. Bis zur Regierung König Malcolm, Cranmore zubenannt, war das Gäeliſche Volks- und Hofſprache, aber mit der Schweſter des Edgar Etheling, die jener König 1066. zur Ehe nahm, kam das Sächſiſche in's Land und verdrängte nach und nach das Gäeliſche aus den Niederungen.

Gegen das Ende des 8ten Jahrhunderts, ſagt man, habe Karlmann an den Achajus König von Schottland zwey Geſandte abgeordnet, und von jener Zeit an bis zur Thronbeſteigung Jakobs IV. habe zwiſchen Frankreich und Schottland ein ununterbrochenes Bündniß beſtanden. Wie doch aber damals die Celten in der Civiliſation und den Wiſſenſchaften geſtanden, iſt daraus zu ſchließen, daß Karlmann zwey kaledoniſche Gelehrte mit der Oberaufſicht der Akademien zu Padua und Paris beauftragte. Die Collegien von Jucolm - Kill oder Jona waren ſchon lange vor Karlmann berühmt.

Mit Erwerbung der piktiſchen Krone verließen die Beherrſcher des Hochlandes das Gebirge und ſchlugen ihre Reſidenz in den ungleich fruchtbaren Niederungen auf. Als aber jener Marmorſtein, das Zeichen der Landeshoheit, von Donſtaffanage nach Scona gebracht worden war, ſah man auch die wiſſenſchaftlichen und Kunſtſchätze des Collegiums von Jona dahin wandern, doch nur um durch die Barbarey Eduard I. dort zu Grunde zu gehen. Nach Verluſt dieſer Dokumente läßt ſich nun die damalige Civiliſations-Stufe Schottlands nicht mehr urkundlich nachweiſen, aber die Gründung des Collegiums von Jucolm - Kill zu einer Zeit, wo im übrigen Europa noch dicke Finſterniß herrſchte, iſt immer ein Beweis von nahmhafter Aufklärung. Ein ſolcher

Central-Lichtpunkt mußte nothwendig auf die Schotten günſtig wirken. Schon unterhielt Inverlochay ihre Hauptſtadt einen regelmäßigen Handel mit Frankreich und Spanien.

Von dem ganzen damaligen Culturzuſtand Schottlands ſind aber die Ruinen ihrer Gebäude das einzige auf uns gekommene Denkmal. Das Schloß von Inverlochay, obgleich ſeit fünf Jahrhunderten nicht mehr bewohnt, iſt doch noch wohl erhalten, und hat bey dem Bau der neuen Schlöſſer von Inverary und Taymouth zum Muſter gedient. Das ſeit Jahrhunderten in Trümmern liegende Schloß von Urquhart zeigt immer noch Spuren einer merkwürdigen Architektur. Auch läßt ſich aus der Menge von Ruinen alter Burgen und Wohnhäuſer mit Sicherheit ſchließen, daß dieſes Land in alten Zeiten ungleich bevölkerter geweſen, als in unſern Tagen. Wo jezt nur Heidekraut wächſt findet man noch Spuren der Pflugſchaar. Auf der kleinen Halbinſel zwiſchen den Flüſſen Tummel und Garry, in dem Diſtrikt Athole, die nur zehntauſend Fuß lang und viertauſend breit iſt, zählt man die Ruinen von neunzehn beträchtlichen Gebäuden. Auf dem Gute Gorly findet man deren acht, einige mit neun Fuß dicken Mauern, von ſo großen Steinen zuſammengeſezt, daß ſchwer zu begreifen iſt, wie ſie ohne Maſchinen haben zur Stelle geſchafft werden können. Nach der Sage ſtammen ſie aus Oßians Zeiten, auch führen ſie heute noch den Namen: Caſtail Num Fiann oder das Schloß der Fingaller.

In Glanlyon, von welchem alte Sagen und Geſänge melden, es ſeyen dort zwölf Schlöſſer geſtanden (von ſieben ſtehen die Ruinen noch), zeigt man heutiges Tages noch den Hundeſtall des Fingal und die Wohnungen der gewaltigſten Jäger. Dieß alles kann natürlich nur als Volksſage betrachtet werden, aber Spuren einer beträchtlichen Bevölkerung ſind darin auf keinen Fall zu verkennen.

Als 1066. Malcolm Cranmore mit ſeinem Hof in die Niederungen herabſtieg, um nie wieder auf die Berge zurückzukommen, blieb dieß nicht ohne bedeutende Folgen. Das Collegium von Incolm-Kill ſtand bald öde. Das Volk verarmte. Die Bergbewohner wurden unruhig und ſtörten die öffentliche Sicherheit. Die Entfernung des Regierungsſitzes gab ihnen Anlaß genug zu Selbſträchung von Beleidigungen, wofür ihnen geſetzliche Genugthuung nicht werden konnte. Aus Stammhäuptlingen wurden Herren, Richter Schiedsmänner des Clans. Von Männern umgeben, die jederzeit bereit waren, für ihre Rechte und ihre Macht zu ſtreiten, machten ſie ſich bald faſt unabhängig von der Landeshoheit. . . .

Die Schwäche der königlichen Autorität und der Mangel eines feſten Rechtszuſtandes erzeugte unaufhörliche Zwiſtigkeiten, Fehden und wechſelſeitige Gewaltthaten. Die aus der Trennung in Clane hervorgegangenen kleinen Souverainitäten ſtanden unter ſich in ſo mannigfaltiger Berührung und waren zugleich ſo unabhängig von einander, daß Veranlaſſungen zu Streit und Kampf nie fehlten. Hader Einzelner brachte ganze Stämme in Harniſch und oft entzündete beleidigte Eitelkeit eines Häuptlings die Flamme des verheerendſten Kriegs. Weit entfernt im Lauf der Zeit ſich abzukühlen, wuchs der Haß der Clane gegeneinander von Generation zu Generation. Je geringer der Clan, deſto häufiger Kampf und Streit mit Nachbarſtämmen, weil um ſo leichter die Leidenſchaften der Einzelnen die Maße in Bewegung ſetzten. Jede Beleidigung des Häuptlings galt für Herausforderung des ganzen Clans; Wuth und Rache erfüllten alle Glieder; ohne Aufruf rottete man ſich zuſammen, begann man die Feindſeligkeiten.

Konnte nicht plötzliche Genugthuung erlangt werden, oder fühlte ſich der beleidigte Theil zu ſchwach, ſo wurde die Sache verſchoben; niemals vergeſſend den Mangel an Stärke zu erſetzen, ſuchte man Bündniſſe einzugehen oder nahm man ſeine Zuflucht zu Liſt und Verrath. Oft wurden unter der Maske der Verſöhnung die ſchwärzeſten Anſchläge ausgeführt. Rache dünkte ſie ehrenvoll, wie alle Völker, wo das Geſetz kraftlos iſt und Selbſthülfe an ſeine Stelle tritt. Es gab Beyſpiele, daß der Kampf nur mit gänzlicher Vertilgung ganzer Clane ſich endigte, ſo ſehr verbißen ſie ſich in ihrem Haß.

Dieſer Zuſtand eines ewigen Krieges entwickelte unter den Clanen kriegeriſche Tapferkeit auf Koſten der geſelligen Tugenden. Wiedervergeltung war Pflicht, Vernichtung des Nachbars Verdienſt und Räuberey ein ehrenvolles Geſchäft. Muth und Ruhmſucht, ein Erbtheil dieſes Bergvolkes, ſonſt die Grundlage von Nationalgröße, wurden ihm zum Verderben. Dazu kam noch die abergläubiſche Meinung, der Schatten des Gemordeten verlange von ſeinen Freunden und Verwandten das blutige Opfer ſeiner Mörder.

Die Feindſeligkeiten wurden gewöhnlich mit Wegführung der Heerden des Gegners eröffnet; dieß galt für Kriegserklärung. Dieſe Ausfälle waren vorzüglich gegen die Niederungen gerichtet, wo die Beute reicher und der Einfall und Rückzug leichter zu vollführen war. Die Niederländer waren von den Hochländern wie Fremde angeſehen, welche außer dem Geſetz ſeyen, und gegen die man nur Kriegsrecht übe, wenn man ſie ihrer Heerden beraube. Jene hinwiederum betrachteten die Hochländer wie kühne Räuber, an welchen in ihren Gebirgen Rache zu nehmen nicht rathſam ſey. Jedoch dieſelben Menſchen, welche Beraubung und Verheerung der Niederländer für verdienſtvoll achteten, bewieſen ſich als Leute von ſtrenger Rechtlichkeit, ſo oft ſie nicht mit einem Niederländer oder dem Mitglied eines feindlichen Clans zu thun hatten. Diebſtahl war ſo ſelten, daß man die Häuſer nie ſchloß, Straßenraub ziemlich unbekannt.

Die Genoßen (Clansmen) hegten ohne Ausnahme eine alles aufopfernde Liebe zum Häuptling des Clans. Bey Inverkeithing, wo ſich bekanntlich die Royaliſten mit dem cromwelſchen Heere ſchlugen, opferten ſieben Brüder aus dem Clan Maclean ihr Leben für ihren vom Feinde umringten Häuptling Sir Hektor Maclean. So oft einer gefallen war, ſtellte ſich ein anderer an ſeinen Platz mit dem Ausruf! „noch einen für Hektor!“ Dieſer Ausruf ward hernach zum Sprüchwort, wenn man ſagen wollte, man müße Jemand ſchleunig und kräftig zu Hülfe kommen.

James Menzies von Culdare, der an der Revolution von 1715. Theil genommen, ward in Preſton gefangen, nach

London geführt, dort erſt zum Tode verurtheilt, hernach begnadigt. Aus Erkenntlichkeit blieb er im Aufruhr von 1745. daheim, konnte aber doch nicht umhin dem Prinzen Carl ein Zeichen ſeiner Anhänglichkeit an die alte Sache zu geben, und ſchickte ihm ein ſchönes Pferd zum Geſchenk Der Führer des Pferdes ward aber gefangen, nach Carlisle geführt und verurtheilt. Um ihn zum Geſtändniß zu vermögen, von wem er das Pferd empfangen, bot man ihm Gnade, wobey man ihn auf den Weigerungsfall mit augenblicklicher Hinrichtung bedrohte. Vergebens. Sein Leben, erklärte er, könne gegen die Folgen des Geſtändniſſes nicht in Betracht kommen. Als die Veranſtaltungen zur Hinrichtung getroffen waren, drang man wiederholt in ihn; er aber frug: ob man in Ernſt ihn eines ſo niederträchtigen Verraths für fähig halte? Wäre er wirklich deſſelben fähig, ſetzte er hinzu, er dürfte niemals wieder in ſein Land zürückkehren; jedermann würde ihn als einen Schändlichen von ſich ſtoſſen. Er ſchwieg und ſtarb. Sein Name iſt John Macnaughton von Glenlyon in Porthshirn.

Der Häuptling der Macphersons nahm Theil an der Revolution von 1745, wurde zum Tode verurtheilt und ſollte gefangen genommen werden. Doch keine Verheißung, keine Drohung war im Stande nur einen einzigen ſeiner Stammesgenoßen zum Verräther zu machen. Neun Jahre lang lebte er in einer nicht weit von den Ruinen ſeines niedergebrannten Hauſes entfernten Höhle, die ſeine Stammesgenoßen bey nächtlicher Weile mit ihren Händen gegraben hatten. Während dieſer ganzen Zeit waren achtzig Soldaten auf ſeinem Gute ſtationirt um ihn auszukundſchaften, denn man wußte, daß er dort verborgen lebe, mehrere hundert Perſonen waren eingeweiht, und doch verrieth kein Zeichen, kein Wort ſeinen Aufenthalt; niemand fand ſich, der den Preis des Verraths, tauſend Pfund, verdienen wollte. Dieſes Lebens müde flüchtete er ſich 1755. nach Frankreich, wo er im folgenden Jahre ſtarb.

Einen armen Burſchen, der den Zufluchtsort des Prinzen Carl kannte, fragte man, warum er den Preis (30,000 £)

nicht verdienen wolle? „Was ſoll ich mit dem Gelde machen? erwiederte er, ein Edelmann könnte damit nach London oder Edinburg gehen, wo ſich Compagnon genug fänden, die es ihm verzehren hälfen. Ich aber, wofern ich anders fähig wäre, einen ſo ſchändlichen Verrath zu begehen, könnte niemals wieder in mein Land zurückkehren, denn niemand würde dort mit mir ſprechen, als um Verwünſchungen gegen mich auszuſtoßen.“ Solche Sitten ſind wichtiger als die grauſamſten Strafgeſetze.

Doch gieng die Anhänglichkeit an die Häuptlinge nie ſo weit, daß ſich die Genoßen zu Theilnehmern ihrer Verräthereyen hätten machen laſſen. Unter König Wilhelm, unmittelbar nach der Revolution, ſammelte Lord Tullibardine, älteſter Sohn des Marquis von Atholl, ein zahlreiches Korps Bergſchotten aus ſeinem Clan und dem Clan der Fraſer. Dieſe Leute kamen in der Meinung die Sache der alten Regierung zu unterſtützen, und ihr Anführer hatte ihnen verheimlicht, daß er im entgegengeſetzten Intereſſe ſtehe. Vor Blaw Caſtle eröfnete er ihnen ihre wahre Beſtimmung. Aber kaum hatten ſie vernommen, daß ſie dem König Wilhelm dienen ſollten ſo brachen ſie die Reihen und liefen nach einem in der Nähe befindlichen Fluß, um ihre Mützen mit Waſſer zu füllen, und die Geſundheit des Königs Jakob zu trinken. . . .

Die Waffen der Bergſchotten beſtanden in einem breiten Schwerd (Broad Swerd) das ihnen zur Linken hieng, einem kurzen Dolch zur Rechten, für den Fall wo Mann und Mann ſich auf den Leib kommen, eine Flinte, ein par Piſtolen und einem Schilde. In ältern Zeiten trugen ſie auch ein Schlachtbeil mit kurzem Stiel.

Bey Mangel an Schießgewehren oder Munition waffneten ſie ſich mit der Locbaber - Axe, einer Art langen Spieſſes oder Hellebarde, die ſie zugleich als Degen und Schwerd gebrauchen konnten. Edelleute und Häuptlinge trugen häufig Rüſtungen und Panzerhemder.

So gerüſtet ſtellen ſie ſich in eine Schlachtordnung, die ganz geeignet iſt, Nacheiferung zu erwecken. Jeder Clan bildet ein Regiment und die Kompagnien ſind ſo gebildet, daß die Familienglieder zu einander zu ſtehen kommen. Der Häuptling iſt Oberbefehlshaber, während jede Abtheilung und Unterabtheilung von demjenigen angeführt wird, der zugleich Familienhaupt iſt. Jedes Glied befindet ſich alſo unter Aufſicht und Anführung derer, die es am meiſten liebt und verehrt. Er iſt von Verwandten und Gefährten umgeben, die gleich bereit ſind, den Tapfern zu rühmen und zu ehren, den Feigen zu ſchelten und zu verachten.

Ausſtellung der Erzeugniſſe des franzöſiſchen Kunſtfleißes im Louvre vom Jahr 1823.*)

Die öffentliche Ausſtellung der Erzeugniſſe unſerer Künſte und Gewerbe iſt republikaniſchen Urſprungs. *Bonaparte* fand, daß dieſe Anſtalt zum Glanze ſeiner Herrſchaft beytragen könnte, und behielt ſie bey. Sie hat ſein Reich überlebt, wie viele andere Ueberlieferungen aus jener Zeit, doch erfuhr ſie in jeder Epoche den Einfluß der oberſten Gewalt im Staate, und ward durch dieſe, ſo wie durch den Zuſtand der öffentlichen Meinung und durch die größere oder geringere Freiheit, die man ihr ließ, modificirt.

Es iſt noch ungewiß, wie viel Antheil an den auf die Induſtrie günſtig einwirkenden Urſachen man ſolchen öffentlichen Ausſtellungen zuſchreiben ſoll. So zum Beiſpiel ſind die Vortheile, welche die Induſtrie durch die *Ermunterungs-Geſellſchaften* erhalten hat, von einer ganz andern Art, als diejenigen, welche man von *öffentlichen Ausſtellungen* erwarten darf. Die Geſellſchaften rufen Arbeiten hervor, welche ohne ſie nur langſam oder ſpät würden zu Stande gekommen ſeyn; ſie bemerken die Gebrechen, und beſtreben ſich, ſelbe zu heben, ſie zeigen die Quellen, wo man ſchöpfen kann, und leiten und begünſtigen die Nachforſchungen. Sie haben auch Zeit genug, gehörig nachzuſehen und die Dinge wohl kennen zu lernen, ein Vortheil, der den Commiſſionen, die niedergeſetzt werden, um über die öffentlichen Ausſtellungen zu urtheilen, gänzlich fehlt, u. ſ. w. Der Nutzen, den ſolche bürgerlichen Vereine ſtiften, iſt zu klar, als daß man ihn mißkennen könnte; der Einfluß der öffentlichen Ausſtellungen hingegen vermiſcht ſich mit andern Umſtänden, wie mit den Fortſchritten der Bildung, mit der Einfuhr von Werkzeugen und Verfahrungsweiſen, mit dem Hang zu Reiſen, mit der Gabe zu beobachten, und mit guten Schriften über die Künſte, ſo daß es ſchwer iſt, jeder dieſer Urſachen den Antheil zuzuſchreiben, der ihr im Ganzen gebührt.

---

*) Wir folgen in dieſer Darſtellung Herrn Ferry ſ. Encyclopädiſche Ueberſicht. October 1823.

Die Nützlichkeit öffentlicher Ausſtellungen äußert ſich zunächſt durch Vermehrung der Zahl und des Werths der Induſtrie-Produkte, oder durch Verminderung ihres Preiſes. Dieſe Verminderung ihres Preiſes kann gegen die Koſten in Anſchlag gebracht werden, welche die Ausſtellungen den Regierungen, oder den Ausſtellern verurſacht. Dieſes Jahr haben mehr als tauſend Fabriken aus den Departementen ihre Produkte unter der Aufſicht von einigen ihrer Angeſtellten hergeſandt — eine Auslage, die unnütz wäre, wenn ſie nicht eine Vermehrung des Abſatzes herbeiführte.

Wenn unſere Fabriken die Unabhängigkeit fernerhin behalten, von welcher ſie bisher für die öffentliche Wohlfahrt einen ſo wohlthätigen Gebrauch gemacht haben, ſo wird es wohl gut ſein, wenigſtens noch auf einige Zeit die Oeffentlichkeit dieſer Ausſtellungen beizubehalten, auf daß man den Einfluß derſelben auf die Induſtrie beſtimmt zu kennen und zu beurtheilen in Stand geſetzt werde. Die Fragen alle, welche auf dieſe Anſtalt Bezug haben, können für uns nur in Frankreich aufgelöſt werden. Wenn auch ein anderes Volk in Europa ſolch einen Verſuch anſtellen wollte, ſo würde es ihn ſeinen Bedürfniſſen, ſeinen Gewohnheiten und Oertlichkeiten anpaſſen, und wir würden als Ergebniß nur einen ſpäten und unvollſtändigen Unterricht erhalten, während wir jetzt nahe daran ſind, die Frucht der Erfahrung auf unſerm eigenen Boden einzuärnten.

Und in der That, welches europäiſche Volk ſollte denn wohl dieſe unſere öffentlichen Ausſtellungen nachahmen? — Die Engländer? — die haben's nicht nöthig. Die Erzeugniſſe ihrer Werkſtätten bedecken den ganzen Erdball, Das iſt ihre Ausſtellung. Rußland? — Da ſteht die Unermeßlichkeit der Entfernung, und die Verſchiedenheit der Sitten jedem ſchnellen und allgemeinen Verkehr im Wege, die Ausſtellungen ſind außer den Marktplätzen und Modell-Sälen ganz unausführbar. Was Schweden betrifft, ſo kennt es ſeine Lage, ſeine Bedürfniſſe und Hülfsmittel, und wird eher auf Aufwandsgeſetze, als eine Anſtalt der Art bedacht ſeyn. In Oeſtreich iſt für allgemeine Ausſtellungen der Art die Vorbereitung noch nicht zureichend, und leicht dürfte der Urſprung der Sache ihrer Einführung daſelbſt im Wege ſtehen. Die Landſtriche des deutſchen Bundes dürften dieſer Anſtalt vielleicht geneigter ſeyn, aber der politiſche Zuſtand Deutſchlands würde Abänderungen gebieten, welche die Sache zu was ganz Anderm machen müßten. Dänemark hat und fühlt kein Bedürfniß dieſer Einrichtung. Preußen und die Niederlande nur könnten die Sache einführen, gerade ſo, wie wir ſie haben, mit den nämlichen Vortheilen und Nachtheilen, mit Erwartung deſſelben guten oder ungünſtigen Erfolgs. Preußen würde vielleicht ſogar darin ein Mittel finden, mehr Einheit in ſeine Künſte und Gewerbe zu bringen, mehr Kenntniſſe und Geſchmack in den Provinzen zu verbreiten, und durch Kunſt und Induſtrie eine Art Civiliſation da einzuführen, wo ſie fehlt. Was die zwei Halbinſeln jenſeits der Alpen und der Pyrenäen betrifft, legt uns ihr politiſcher Zuſtand die Pflicht auf, unſere Betrachtungen nicht auf ſie auszudehnen. Es gibt alſo in ganz Europa nur zwey Länder, in welchen unſere öffentlichen Ausſtellungen könnten nachgeahmt werden. Das eine, das Königreich der Niederlande, genießt ohne Mühe und Aufwand die Früchte unſerer Anſtrengungen und Erfahrungen: es kennt ſo bald, wie wir ſelbſt, unſere Entdeckungen, und eignet ſich auch dieſelben ſogleich an; in Hinſicht auf Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur gibt es keine Gränzen zwiſchen den zwei

Königreichen. In den Verhältniſſen hingegen zwiſchen Preußen und Frankreich zeigt ſich die Spur der Entfernung. Wenn eins dieſer Länder was vom andern nachahmen will, ſo fordert die Einführung Anſtrengung und in gewiſſen Fällen einige Gewandtheit. Selbſt wenn Preußen eine öffentliche Einrichtung wollen und Preiſe ausſetzen würde, um ſeine Fabriken zu ermuntern, würde der Erfolg noch lange nicht des Geſetzgebers Wünſche entſprechen, und uns nur ſpäte und unzureichende Belehrung geben.

Gehen wir über's Weltmeer, um zu ſehen, wie öffentliche Ausſtellungen ſich mit den in der neuen Welt eingeführten Staatsverfaſſungen vertragen. Auf den erſten Anblick mögte es ſcheinen, als ob dieſe Anſtalten dort ein neues Vaterland finden ſollten, aber die Täuſchung verſchwindet bald. Die Regierung der vereinigten Staaten wird ſich nicht durch eine glänzende Auſſenſeite verführen laſſen. Alle nützliche Künſte haben ſie nicht in jenen glücklichen Gegenden ihren ſichern und raſchen Lauf der Vervollkommnung? Werden wir nicht ſelbſt im Fall ſeyn dort auf lange Zeit in die Schule zu gehen und Unterricht zu ſuchen? Was könnten unſere Ausſtellungen dort für einen Zweck haben?

Was endlich die Staaten betrifft, welche aus den befreiten ſpaniſchen Colonien ſich gebildet, ſo haben ihre Gründer noch nicht Zeit, an Fortſchritte der Künſte zu denken. Dort ſieht das Vaterland noch auf dem Schlachtfelde, und wenn ſeine Krieger dereinſt die Waffen niederlegen um die Künſte des Friedens zu treiben, werden ſie ſich in dem Zuſtande befinden, in welchem die Regierung des Mutterſtaates ſie gelaſſen hatte, nämlich genöthigt ſeyn, ſich durch Hülfe des Handels erſt die unentbehrlichſten Werkzeuge und Mittel zum Landbau und zur Arbeit zu verſchaffen.

Gute Einrichtungen, wie gute Geſetze und Sitten müſſen allen Völkern, die gut regiert werden, gemeinſam werden können. Sollten unſere Ausſtellungen dieſes nicht ſeyn? — Um genau die wirklichen Erfolge dieſes Ermunterungsmittels zu kennen, wollen wir aufrichtig auseinander ſetzen, was wir nach einer aufmerkſamen, wohlwollenden und ſorgfältigen Unterſuchung gefunden haben.

Wir fangen mit dem Ackerbau an, und bemerken, daß er im Louvre nur durch einige Werkzeuge dargeſtellt war, durch einige Spinnſtoffe und Eßwaaren, die ſchon durch andere Künſte zubereitet worden. Doch iſt es gewiß unnütz, ihm eitle Huldigungen zuzuerkennen und ihn die erſte und edelſte aller Künſte zu preiſen, wenn ihm die Ehre öffentlicher Feier verſagt wird. Oder ſoll es ehrfurchtsvolle Auszeichnung ſeyn, daß man den Ackerbau nicht mit den Künſten des Edelſteinhändlers, des Tuchfabrikanten und Buchdruckers zuſammenſtellt? Alles trägt dazu bey, ihn wie andere Künſte, die das Unentbehrlichſte liefern, verſchwinden zu machen. Der Bergbau iſt in gleichem Fall, ſo wie eine Menge anderer Künſte, welche der Dienſte wegen, die ſie der Geſellſchaft leiſten, weit ſchätzbarer ſind, als die, welche nur Luxus zum Gegenſtand haben.

Gehen wir nun zu den Künſten über, welche allen andern die größte Anzahl Werkzeuge liefern, zur Fabrikation des Eiſens. Da nimmt man mit Vergnügen wahr, daß die meiſten Eiſenfabrikanten die Unterſuchung über die Anwendung der Steinkohlen bey den Schmiedarbeiten mit Eifer verfolgen, und daß ihre Bemühungen nicht ohne Erfolg ſind. Die Geſellſchaft der Eiſengruben von *Saint-Etienne* hat es ſo weit gebracht, daß ſie nun ein Metall von guter Qualität aus Gruben zieht, von welchem man ſonſt keinen Gebrauch zu machen wußte. In den Schmieden von *Montey* hat man die Steinkohlen an die Stelle der Holzkohlen geſetzt, ohne daß die Produkte dabey verloren. So darf man hoffen, daß unſere Wälder nicht ganz verſchwinden, ja daß ſie ſelbſt Zeit finden werden, ihre Verluſte zu erſetzen. Das Platten des Eiſens, das Drathziehen und andere Bereitungen dieſes Me-alls vervollkommnen ſich mehr und mehr. Beſonders eichneten ſich aus die Eiſenbleche von *Imphy*, von *Moyeu-re*, von *Pont-Saint-Ours*, und der Eiſendrath von *Chennuy*.

Das Weißblech verdient beſondere Erwähnung. Alles eigt, daß wir bald aufhören werden England und Deutſch-and für dieſes Material einen läſtigen Tribut zu zahlen. Die

Schmieden von *Bains* haben ihr Fabrikat noch ſehr vervollkommnet, ſo auch die von *Jlayange* und *Chaudeau* liefern treffliche Produkte.

Die Verwandlung von Eiſen in Stahl, wie die Fabrikation des Eiſens, iſt noch immer zu koſtſpielig, und bedarf noch größerer Vervollkommnung. Es giebt keine Art von Stahl, die man nicht ſehr gut in Frankreich verfertigte, aber noch immer gewinnt man den Stahl in zu geringer Maſſe, und daher zu theuer. Wir ſind der Zeit nahe, da die Stahlbereitung kein Geheimniß mehr ſeyn wird. Die Chemie hat das ihrige gethan, nur ſind noch die Erfahrungen des Laboratoriums in die Manufaktur zu übertragen. Man ſah bey der Ausſtellung den rohen Stahl von *Sahorre* und *Ria* in den öſtlichen *Pyreneen*. Das Departement *de l'Arriége* hat von *Soix* und *Pamiers* Muſter von ſeinem Stahl geſendet. Die Pyreneen ſind zwar, ihrer trefflichen Eiſengruben ungeachtet, des Holzmangels wegen, wenig zu Stahlfabriken geeignet. Aus dem *Loire*-Departiment ſah man ſchöne Fabrikationen von *Outrefurens*, von *Rives*, *Orleans*, *Amboise* und *Pontarlier*. Auch die *haute-Saonne*, die *Cote-d'or* hat ſchöne Muſter geliefert. Geſchmolzener Stahl kam aus der wohlgelegenen und gut geleiteten Fabrik von *Berardiere*. In ſeinen gegenwärtigen Gränzen gebricht es Frankreich an Kupfer, Zinn und Bley, Metallen, die man im Frieden wie im Krieg gleich nothwendig braucht. Was das Platten des Kupfers betrifft, laſſen die Werkſtätten von *Romilly* und *Jmphy* nichts zu wünſchen übrig. Mit Ausnahm von Weißblech ſah man kein Produkt aus Zinn. Die verſchiedenen Bleybereitungen zeigten nichts Neues.

Der Zink iſt für eine große Zahl von Gewerben unentbehrlich geworden; jetzt ſind wir genöthigt, ihn vom Ausland zu beziehen, doch iſt zu hoffen, daß eine nähere Durchſuchung unſerer mineraliſchen Schätze uns dereinſt nicht nur Zink ſondern auch Zinn liefern werde. Edle Metalle enthält unſer Boden keine.

Die Künſte, welche die Metalle verarbeiten, gaben bey dieſer Ausſtellung große Proben von dem Eifer und Talent der vielen Fabrikanten. Dieſe metalliſchen Gewerbe, und die Anwendungen, die man davon machte, die fantaſtiſchen Arbeiten wie z. B. die Gilets von Metallfäden, oder die Filtrirmaſchienen von Platina zogen die Aufmerkſamkeit des ganzen Publikums auf ſich.

Die alte Feilenfabrik von *Amboise* ſah neben ſich von allen Seiten zahlreiche und gefährliche Nebenbuhler erſtehen. Die Verfertigung von Meſſern und aller Art Waffen geht ihrer Vollkommenheit entgegen. Die Klingen von geſchmolzenem und damaſcirtem Stahl, welche Hr. *Bréant* vorwies, ſind vielleicht vorzüglicher als die Geſchätzteſten aus dem Orient. Sie werden im Großen verfertigt und ſind von mäßigem Preiſe, doch werden ſie die Methode von *Clonet*, welche jedem geſchickten Schmiede die Mittel bietet, eine noch gefälligere damaſcirte Klinge von beſtimmter Form zu erhalten, nicht vergeſſen machen. Es iſt zu wünſchen, daß dieſe Methode, welche auch die dauerhafteſten und zweckmäßigſten Werkzeuge anderer Art liefert, allgemeiner bekannt und angewandt werden.

Toulouse, *Soix*, *Laferriere* und *Sauxillange* ſind die einzigen Orte, woher man Sicheln ſchickte. Unter den Gußarbeiten bemerkte man beſonders die kleine Metallwaare von *Saint-Etienne*.

(Der Beſchluß folgt.)

. . . . . . r.

Der Berichterſtatter indem er die Länder muſtert, welchen Kunſtausſtellungen nützlich wären, hat die naheliegende Schweiz, vergeſſen oder mit Bedacht überſehen. Nirgends dürfte wohl mit mehr Leichtigkeit und Erfolg eine gemeinſame öffentliche Ausſtellung der Induſtrieprodukte veranſtaltet werden können, als gerade hier. (Die Meſſe von Zurzach, und die Lage des Orts auf der Gränze gegen Deutſchland und in der Nähe von Frankreich böte dazu den natürlichſten Anlaß. Von den Nachtheilen, die eine ſolche Ausſtel lung in einer großen üppigen Hauptſtadt hat, wo die verfeinerten Künſte des Luxus oft die unentbehrlichern Gewerbe und nützlichern Arbeiten verdrängen, wär hier wenig zu beſorgen, dagegen dürfte die Schweiz in ſolch einer Anſtalt ein großes neues Mittel dem Handel, Gewerb und Gewerk aufzuhelfen, und einen guten Anknüpfungspunkt für manches nützliche Unternehmen anderer Art ſich verſprechen. Dieſe Sache, welche wir übrigens als eine allgemeine Angelegenheit der Schweiz, und keineswegs als bloße Kantonalſache anſehen, glauben wir beſonders der helvetiſchen und der gemeinnützigen Geſellſchaft empfehlen zu müſſen.

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen für das Jahr 1824.

Wir ſind berechtigt, die Taſchenbücher und Almanache zu den intereſſanteſten Erſcheinungen der deutſchen Litteratur zu rechnen, zwar nicht gerade wegen ihres poetiſchen Werthes, aber ihrer Zahl und Verbreitung und des Einfluſſes wegen, den ſie auf das geſammte Publikum üben Je mehr die deutſche Litterätur ſich verſumpft, deſto zahlreicher ſchießen ſie wie bunte Pilze auf. Jedes Jahr vermehren ſie ſich und ſie gedeihen auch in der nächſten Nähe neben einander. Welcher Menſch, der ſich nur irgend zu den Gebildeten rechnet, nimmt nicht Notiz von den niedlichen und glänzenden Duodezbändchen, wenn er ſie auch unbefriedigt wieder bey Seite legt, und welche Ueberzahl kleiner Geiſter haſcht nicht mit kindiſcher Begierde nach den bunten Erſcheinungen? Es wird ſich alſo wohl der Mühe lohnen, einmal eine kritiſche Reiſe durch die geſammte poetiſche Almanachswelt zu unternehmen, zumal da dieß noch niemals geſchehen iſt. Der geneigte Leſer ſoll hier einen allgemeinen Ueberblick über jene kleine Welt gewinnen, ſich das eigenthümliche Weſen derſelben erklären und in der Mannigfaltigkeit ihrer Erſcheinungen orientiren lernen. Schwerlich wird jeder Leſer alle Taſchenbücher zugleich geleſen haben, und ſind ihm auch viel, ja die meiſten ſchon bekannt, ſo wird ihn doch die Art und Weiſe dieſer Critik auch an das Bekannte noch manche intereſſante Betrachtung knüpfen laſſen. Was ſich in der Maſſe des Seichten und Gemeinen, das jene kleine Welt darbietet, als echt kritiſch und unterhaltend bewährt, werden wir im Auszuge mittheilen, Immergrün unter dem Schnee, Goldfiſchchen im Waſſer, bunte Fliegen auf dem Miſt.

Es wird nützlich ſeyn, ehe wir die kleine Welt ſelber betreten, die höhern Mächte und Gewalten kennen zu lernen, durch welche ſie produzirt und erhalten wird. Im Weſentlichen beruht dieſelbe auf Geldſpeculation, alſo auf etwas der Poeſie rein Widerſtrebendem. Die Herausgeber der Taſchenbücher, die größtentheils zugleich die Verleger ſelbſt ſind, wollen mit ihnen gewinnen, und das beſtimmt ſchon von vorn herein ihre ganze Erſcheinung. Das Gefällige der Form iſt das erſte und Hauptſächlichſte, was die Taſchenbücher von andern poetiſchen Sammlungen unterſcheiden ſoll. Es ſoll ein möglichſt großes Publikum anlocken. Der Inhalt ſelbſt wird für das Unbedeutendere gehalten, muß aber dem gleichen Zweck dienen. Man frägt nicht, ob der Inhalt ſchön, geiſtreich, witzig ſey, ſondern nur ob er der Maße des Publikums gefallen werde? und das erklärt zugleich die Menge der Taſchenbücher, die aus allen Winkeln her zuſammengeſchrieben werden, denn Schönes kann nicht jeder geſtalten, geiſtreich und witzig ſind nur wenige; dem größern Publikum gefallen zu können, meint aber leichtlich ein jeder. Man kalkulirt: geiſtreiche Sachen können wir nicht liefern, und könnten wir's auch, ſo ſind ſie ſchwer zu leſen, werden daher nicht allgemein genug geleſen; wenn man dagegen nur das in langweilige Worte und Verschen faßt, was jeder denken oder träumen kann, ſo wird es auch jeder eben ſo lieb gewinnen, als hätt' ers ſelber gedacht und geträumt. Man ſetzt auf der einen Seite das Publikum, auf der andern den Dichter herab. Man traut dem Publikum keinen Sinn für das wahrhaft Schöne zu und ſtumpft ihn ſelber durch das viele Schlechte ab, das man ihm eingiebt. Im Dichter aber ſieht man nicht den Orpheus, dem alle Creaturen lauſchen, ſondern den Allerweltskünſtler, der jeden thieriſchen Laut der Creatur nachäffen ſoll, um jeder gefällig zu ſeyn. Mit einem Worte, man zieht die Poeſie in die Maſſe hinab, ſtatt dieſe zu ihr zu erheben; man macht aus der himmliſchen Göttin die Kuh, die uns mit Butter verſorgt.

Dieſem verderblichen Syſteme arbeitet die Eitelkeit und Hungerleiderey einer unzählbaren Poetenſchaar nur allzu bereitwillig in die Hände. Wie es das Intereſſe der Verleger iſt, ſeichte abgeſchmackte Waare zu liefern, ſo iſt es auch das der Poeten, die ſelbſt nichts Beſſeres liefern können, die aber theils auf eine wohlfeile Weiſe einen Namen bey der Menge, theils Brod erhalten wollen. Die dichtenden Damen ſpielen dabey eine vorzügliche Rolle, da ſie ihre Siebenſachen doch einmal in einer niedlichen Form anzubringen wünſchen, da ſie deutlich ſehen, wie wenig das vorgeſchriebene Maaß der Almanachspoeſie ihre ſchwachen Kräfte überſteigt und da die Galanterie ihnen gerne aufs Muſenpferd und von da in den Tempel des Ruhms nachhilft, eine ganze Hälfte des Publikums aber, nemlich die Weibliche, dadurch beſtochen wird.

Das wenige wahrhaft Poetiſche, das zuweilen, aber ſelten in den Taſchenbüchern ſich kund giebt, verdanken wir theils den glücklichen Augenblicken, die auch der ſchlechteſte Dichter ein paarmal in ſeinem Leben hat, theils den wenigen großen Geiſtern, die wie z. B. Tiek ihres Reichthums chriſtlich eingedenk, die armen Almanache zuweilen beſchenken, theils alten und ausländiſchen Dichtern, die man - oft ſchlecht genug aufkocht, wiederkäut, überſetzt, nationaliſirt, verſchlimmbeſſert.

Ein merkwürdiger und höchſt lächerlicher Umſtand verdient noch bemerkt zu werden. Viele Taſchenbücher ſetzen ſich wechſelſeitig auf's äußerſte herunter und ſticheln wie eitle Mädchen bey jeder Gelegenheit auf die Häßlichkeit der andern. Jeder Unbefangene findet, daß ſie alle über einen Leiſten geſchlagen ſind, daß in Allen viel Schlechtes, das Gute aber keineswegs in einem einzigen und beſtändig conzentrirt, ſondern zerſtreut und in kleinen Portionen auf alle vertheilt iſt, ſo daß in dieſem Jahre das eine, im nächſten das andre den Vorzug behauptet. Jene Rivalität zeigt aber ſowohl von dem Brodneid als von dem gänzlichen Mangel der Herausgeber. Auf der andern Seite zeigt ſich in einer niederträchtigen Kriecherey und Schmeicheley gegen gewiſſe große Namen und in einem ſchwächlichen Nepotismus der kleinen Leute unter einander wieder ganz daſſelbe.

Wir wollen jetzt nicht länger anſtehen, uns mit den Liliputanern im Einzelnen bekannt zu machen, und es kommt nicht darauf an, von wo wir ausgehen, da in ihrer Welt wie in der großen überall Anfang und Mitte iſt. Wir wählen zuerſt einen Almanach aus, der gerade nicht der ſchlechteſte iſt, weil er die Bearbeitung einiger ſchon bekannter und nicht ganz unintereſſanter Gegenſtände und daneben wenigſtens einige gute Originalien enthält.

Urania, Leipzig bey Brockhaus.

Das Titelkupfer, Canova's Bildniß von Schwertgeburt, iſt einfach und ſchön. Die übrigen Kupfer ſind Umriſſe nach Statuen Canova's von Schröter jun. Nro. 2. Amor und Pſyche, eine etwas ſchief ſtehende Gruppe. Dem Amor iſt die Bruſt ein wenig eingedrückt. N. 3. Magdalena macht ein garſtiges Geſicht, und hat ein paar rieſenmäßige Knie. Das Geſicht der Concordia, N. 5., kann auch nicht einnehmen. Die Armwendung der mittlern Grazie iſt ſchlangenartig und durchaus unnatürlich gezeichnet, Der Sitz des Theſeus, N. 7., auf dem Unterleibe des Minotaurus erregt phyſiſches Uebelbefinden, und widerſpricht allem Schönheitsgefühl. Theſeus hat am rechten Bein keinen Schenkel; am Minotaurus ſieht man gar nichts von Schenkel. Das letzte Kupfer iſt einer Antike nachgebildet, ein Schwan, der die Urania emporträgt. Der Hals des Schwans iſt zu kurz, der Kopf allzu ſchlangenhaft, Füße und Schwan- äußerſt plump. Die Federn ſind zu ſtark bezeichnet und laſſen wie Schuppen. Urania ſelbſt hat eine garſtige Naſe und die Finger der linken Hand ſtehn wie Kammzinken von einander. Das ſind

Widrigkeiten, die ein geſundes Auge auf den erſten Blick entdeckt, die aber der gelehrte Herr Böttiger als Commentator überſieht, und uns nach ſeiner Weiſe unter einem Schwall von unnützen, vom Zaun gebrochenen Citaten die Bilder ſelber vergeſſen läßt.

Die erſte Erzählung von Sotzmann, der dicke Tiſchler betitelt, iſt nur die Wiederholung einer längſt bekannten und vielfach bearbeiteten Geſchichte. Beſagter Tiſchler, ein etwas einfältiger Menſch, wird durch ein Complott aller ſeiner Bekannten und durch einige zufällige Umſtände, welche jene begünſtigen, zu dem Glauben gebracht, er ſey nicht mehr er ſelbſt, ſondern in die Perſon eines andern verwandelt. Der Spaß wird eine Weile fortgeſpielt, endlich natürlich entdeckt und hat weiter keine böſen Folgen. Der Gegenſtand ſelbſt iſt längſt bekannt; die Ausführung in der Urania iſt etwas langweilig und alles Witzes ledig, zu dem ſich allenfalls reichliche Gelegenheit geboten hätte.

Die zweyte Erzählung, der Falk von St. Streckfuß, iſt eine freye poetiſche Bearbeitung der neunten Novelle des fünften Tages aus dem Decamerone des Boccaz. Anſelm, ein Edelmann, verliebt ſich in Iſabelle, die Gemahlin eines andern. Vergebens aber ſucht er ſie ſich geneigt zu machen, obwohl er zu dieſem Zwecke ſein ganzes Vermögen opfert. Nur ein Meyerhof, ein Falk, und ſeine hoffnungsloſe Liebe bleibt ihm. Er wird Bauer und unterhält ſich zuweilen mit der Falkenjagd. Unterdeß ſtirbt der Gemahl Iſabellens und ſie begiebt ſich als Wittwe mit ihrem kleinen Sohne auf einen Landſitz in der Nähe jenes Meyerhofs. Das Kind trifft Anſelm bey der Falkenjagd und ergötzt ſich ungemein an dem ſchönen Vogel. Seitdem kommt es faſt täglich zu ihm heraus. Anſelm hofft, wagt aber nichts. Den Knaben überfällt eine Krankheit, und dieſe wird vermehrt durch ſeine Sehnſucht nach dem Falken. Da entſchließt ſich die Mutter, zu Anſelm zu gehen und ihn um den Vogel zu bitten. Sie überraſcht den treuen Liebhaber in ſeiner Hütte und bittet ihn um eine Erfriſchung, bevor ſie ihr Anliegen vorbringt. Anſelm will ſie auf's ſtattlichſte bewirthen und weiß ihr nichts

Köſtlicheres darzubieten, als den Falken. Er ſchlachtet ihn und trägt ihn beym Mahle auf. Iſabelle bittet dann um den Vogel. Er iſt todt. Aber die Treue Anſelms wird durch dieſe letzte Opferung des liebſten, was ihm noch übrig geblieben, offenbar. Iſabelle wendet ihr Herz zu ihm und beſtimmt ihn zu ihrem Gemahl. Sie kehren auf's Schloß zurück und in Anſelms Gegenwart fühlt auch das Kind ſich bald geheilt. Die Verſe ſind leicht und fließend, der Ton des Ganzen iſt einnehmend.

Es folgen Liebeslieder von Fr. Rückert. Die Liebe erſcheint hier faſt überall im Beſitz und Vollgenuß ihres Gegenſtandes, und wir ergötzen uns gern an den feinen Nuancen dieſes Genuſſes, der unſer Gefühl niemals beleidigt. Tief kann man übrigens dieſe Dichtungen nicht nennen, und es thut ſich keines beſonders hervor; ſie ſind ſich alle ähnlich wie in der Tendenz, ſo in der Behandlung, die leicht und oft bequem iſt, nach des Dichters Weiſe. Man kann dieſe Lieder den mattern Küſſen deſſen vergleichen, der ſchon viel geküßt hat.

Die dritte Erzählung, das Feſtſpiel zu Petermichelthal, von Moſengeil, iſt uns auf den erſten zwanzig Seiten ſo durchaus abgeſchmackt, langweilig und hölzern vorgekommen, daß wir uns unmöglich weiter damit haben befaſſen können.

Die italieniſchen Ständchen von W. Müller überklingeln größtentheils mit lieblichen Ritornellen matte, oft ganz alberne Gedanken. Nur zwey davon haben uns gefallen, und wir ſetzen ſie hieher. Beſonders das Letztere iſt außerordentlich ſchön und man begreift kaum, wie es ſich unter die übrigen verirrt hat.

2.

In meines Herzens Mitte blüht ein Gärtchen,
Verſchloſſen iſt es durch ein enges Pförtchen,
Zu dem den Schlüſſel führt mein liebes Mädchen.

Es iſt April! Komm, wolle dich nicht ſchämen,
Und pflücke dir heraus die liebſten Blumen!
Sie drängen ſich entgegen deinen Händen.

Je mehr du pflückſt, ie mehr ſie wieder ſproſſen;
Doch willſt du unberührt ſie blühen laſſen,
So werden ſie vor ihrer Zeit verwelken.

10.

Vor ihrem Fenſter ſtehn viel Nelkentöpfe,
Und will ſie, daß zu ihr hinein ich ſchlüpfe,
Wirft ſie herab zwey purpurrothe Knöspchen.

Die purpurrothen Knöspchen wollen ſagen:
Zwei purpurrothe Lippen ſind dein eigen —
Komm, komm, und küſſe ſie zu tauſend Malen!

Ich komme ſchon, will ihnen Küſſe geben,
Mehr, als die vollſten Nelken Blätter haben,
Und mehr, als Neiderblicke mich umſpähn.

Die drey darauf folgenden Gedichte enthalten Schmeicheleyen gegen einen Hof und gegen Göthe, die jeden dritten anwidern. Göthe wird darin wieder einmal mit der hellſten Sonne Deutſchlands verglichen.

König Otto der Sachſe in Rom, ein epiſches Gedicht von Kuhn, beſchreibt in ziemlich ausgedehnten Ottaverinen die bekannte Geſchichte von Otto und der ſchönen Adelheid, die er aus dem Thurm am Gardaſee befreyt, und als Gemahlin und Kaiſerin nach Deutſchland führt. Es iſt uns nichts beſonders Schönes in der Behandlung aufgeſtoßen.

Die Epigramme aus Rom von W. Müller ſind ſchwache Nachbildungen ähnlicher Göthiſcher Dichtungen und enthalten nichts Vorzügliches.

Das Gemälde aus-Madrid nach Caſanova von W. von Schütz iſt eine etwas lange und langweilige proſaiſche Erzählung. Der Autor, ein zweyter Trenk, nur im italieniſchen Charakter, iſt ſehr umſtändlich, und kann ſeine Eitelkeit nirgends verbergen. Intereſſante neue Aufſchlüſſe gewährt er nicht. Seine Abentheuer mit der Madrider Polizey, mit einigen ſpaniſchen Großen und Raphael Mengs ſind ohne alle Bedeutung. Zwey Anekdoten, die eine von dem Viſitator, der den Autor um eine Priſe bittet, den dargebotenen Tabak aber ſogleich ausſchüttet, weil er in Spanien verboten ſey, und die andre von dem armen ſpaniſchen Edelmann, der aus Noth Schuhflicker geworden, aber nicht Schuſter, weil er es unter ſeiner adelichen Würde hielt, einem Bürgerlichen beym Maaßnehmen den Fuß zu berühren, endlich die Schilderung einer Liebſchaft des Autors mit der ſtrengkatholiſchen Tochter jenes Schuhflickers, die an Thümmels Liebeleyen in Avignon erinnert, das iſt ohngefähr das Intereſſanteſte in der langausgedehnten Erzählung.

Den Beſchluß macht ein Prolog an Göthe vom Grafen Platen. Wenn Göthe weiter oben von Gries die hellſte Sonne Deutſchlands genannt ward, ſo wird er hier feyerlich zum deutſchen Kaiſer gekrönt:

Ein Reich erloſch, das trotzte tauſend Jahre:
So ward dafür ein geiſtiges erworben,
Und immer ſchöner wird ſich's offenbaren;
Und fehlt ein Kaiſer dieſes Reiches Söhnen,
So gib dein Haupt, und laß es uns bekrönen!

Zuletzt muß der greiſe Dichter noch den Himmelsträger Atlas vorſtellen, wobey man faſt unwillkührlich an ſeine Orden denkt:

Ein Himmel iſt's mit hunderttauſend Sternen,
Ein Sternenkleid von Millionen Falten,
Und deine Schulter nur vermag's zu halten

. . . . . l.

In- und ausländiſche Literatur *).

England.

Geſchichte von Braſilien von Robert Suthey (London, Longmann 1823.) Das Buch enthält außer der Geſchichte auch eine Schilderung der Sitten, der Erziehung, der wiſſenſchaftlichen Cultur und der Induſtrie dieſes Landes. Es gibt keine große Hoffnungen für die Zukunft. Der Handel allein blüht in dieſem Lande, in welchem die Natur alles für den Menſchen, und der Menſch nichts für ſich ſelbſt thut. In dem goldreichſten Theil von Braſilien iſt nicht ein einziger Menſch zu finden, dem der Gebrauch der Ackerwerkzeuge bekannt und der nicht auf dieſe Unwiſſenheit ſtolz wäre. Doch iſt hier nur von dem Zuſtand vor 1807 die Rede. Es iſt zu hoffen, daß in der neuen Ordnung der Dinge auch der Ackerbau nach und nach zu Ehren kommt.

Bemerkungen über die Küſtenländer von Afrika von Cap. Joh. Adams (London 1823). Eine ſehr erſchöpfende Beſchreibung der hier wohnenden wilden Völkerſchaften, namentlich der Fantees und ihrer Regierungsform. Es iſt dieß eine Art Republik, an deren Spitze eine Art Patrizier, **Penins** genannt, ſtehen. Dieſe regieren das Volk wie ſie mögen, nicht wie das Geſetz vorſchreibt; darum geht auch bey den Fantees alles möglichſt ſchlecht. Schauderhaft iſt die Beſchreibung der Leichenfeyer eines reichen Mannes, wobey fünf Menſchen geopfert wurden. Jährlich wird, der Regen-Göttin zum Opfer, ein Mädchen geſpießt, das der König ſelbſt in ſeinem Serail erzieht. Die Engländer machen ſich um die Civiliſirung dieſes Landes ſehr verdient; je mehr ſich ihre Herrſchaft und ihr Handel ausbreitet, deſto mehr verliert ſich die Barbarey.

Nordamerika.

Bericht des Sekretairs vom Kriegsdepartement, Jedediah Morſe (Neu-Haven, 1823). Die Regierung der vereinigten Staaten, die nur Länder erobert oder kauft, um ihnen die Freyheit zu geben, und nur Menſchen regiert, um ſie glücklich zu machen, wirft ihre menſchenfreundlichen Blicke auch auf ihre wilden Nachbarn. Sie ſchickte den Sekretair des Kriegs-Departements an Ort und Stelle, um Vorſchläge zu machen, wie dem unglücklichen Zuſtand der Indier abzuhelfen wäre und durch welche Mittel ſie der Wohlthat der Civiliſation theilhaftig gemacht werden konnten. Dieß iſt nun der Gegenſtand der oben angeführten Schrift. Im Anhang gibt Herr Morſe ſehr intereſſante Nachrichten van der Miſſions-Schule in Cornwall im Staate Conectitut, worin Jünglinge indiſcher Abkunft erzogen werden, um dereinſt ihre wilden Landsleute als Miſſionäre, Dollmetſcher, Aerzte ꝛc. zu civiliſiren.

Künſte, Wiſſenſchaften, öffentliche Anſtalten.

Philadelphia. Hier wurde vor Kurzem eine Waſſerleitung vollendet, die ungefähr 1/2 Million Pfund Sterl. gekoſtet hat. Das Waſſer wird vermittelſt 8 großer Räder aus dem Fluß Schuylkill gepumpt, und lauft in zwey ungeheure Reſervoir, die 60 Fuß höher liegen, als der höchſte Punkt der Stadt. Alle Straßen, alle Privathäuſer und Fabriken werden dadurch mit fließendem Waſſer im Ueberfluß verſehen. Sie iſt von unermeßlichem Nutzen für dieſe herrliche Stadt, die nun ſchon 130,000 Einwohner zählt.

---

*) Unter dieſer Rubrik werden wir nur die neueſten Schriften von allgemeinem Intereſſe aufführen. Die Geßnerſche Buchhandlung in Zürich iſt durch ihre Verbindungen in den Stand geſetzt, alle ausländiſchen Schriften ſehr ſchnell und zu den billigſten Preiſen zu verſchaffen.

England. Die Turnkunſt ſcheint hier mehr Glück zu machen, als anderwärts. Capitain Elias hat bereits in einer Menge von Erziehungshäuſern Turnſchulen angelegt. Dieſe Leibesübung wird von dem Herzog von Wellington beſonders begünſtigt; er hat den Capitain zu ſich auf ſein Landgut beſchieden, um ſeine eigenen Söhne darin unterrichten zu laſſen, und zu Errichtung einer Normal-Turnſchule in London eine Subſcription eröffnet, wozu der Herzog von York und viele Generale und reiche Partituliers bedeutende Summen unterzeichnet haben. Dieſe Normal-Turnſchule iſt bereits eröffnet und wird von den meiſten Offizieren der königlichen Garde und von vielen jungen Leuten aus den angeſehenſten Häuſern beſucht. Auch hat Lord Elgin Hrn. Elias zu gleichem Zweck nach Edimburg eingeladen. In Weſtminſter und Cheſterhouſe ſind ebenfalls dergleichen Anſtalten im Werden und man ſagt für gewiß, das Turnen werde nächſtens bey der ganzen Armee eingeführt. Regierung und Nation von England haben alſo, wie man ſieht, dieſe Leibesübung als einen weſentlichen Beſtandtheil einer vernünftigen Erziehung anerkannt. Bis jetzt hat ſie in jenem Lande, wo man doch ſo gern tadelt und kritiſirt, noch keinen Gegner gefunden. Das macht: es gibt dort einen Nationalverſtand.

Man ſchätzt den Werth der Geſchenke, welche der Nabob von Oude dem König von England vor Kurzem zugeſchickt, auf 200.000 Pfund. Es befindet ſich dabey ein Degen, eine Kuppel und eine Quaſte ganz von Diamanten beſetzt und ein Smaragd von der Größe eines Ey's, dergleichen in Europa noch nicht iſt geſehen worden; auch ein weißer Stier und eine Kuh, von der Race, welche die Hindus für heilig halten.

Engliſche Colonien. Indien. Wegen des abgehenden Gouverneurs Haſting wurde eine große Verſammlung gehalten, um demſelben eine Abſchieds-Adreſſe zu votiren. Die Majorität trug darauf an, dem Gouverneur die Herſtellung der Preßfreyheit zu verdanken, welchem ſich aber eine nicht ganz unbedeutende Minorität, aus den reichſten und angeſehenſten Männern beſtehend, widerſetzte. Dagegen fand der Antrag, dem Gouverneur zu verdanken, daß er neuerlich den Wittwen wieder geſtattet habe, ſich mit ihren verſtorbenen Gatten zu verbrennen, faſt allgemeinen Beyfall. Nur zwey Gelehrte erhoben ſich, die dieſen Gebrauch einen barbariſchen und ſchändlichen nannten, der die ganze Nation entehre. Ihre Oppoſition bewirkte am Ende doch ſo viel, daß dem Gouverneur nur im Allgemeinen ſeine Toleranz und ſeine Achtung für die religiöſen Gebräuche des Landes verdankt wurden. Es ſcheint die Jahrgänge 1822 und 1823 ſeyen der Aufklärung und der geſunden Vernunft in Indien nicht ſehr günſtig geweſen.

Südſee-Inſeln. Waiateja den 13. May 1823. (Auszug eines

Briefs.) Die Miſſionarien rühmen ſehr die Fortſchritte der Einwohner in der Civiliſation und in der Induſtrie. Der Reichthum des Landes wächſt ſichtbar. Die Miſſionsgebäude und die Kirchen und Schulen ſind in ſehr gutem Geſchmack und ſehr ſolid aufgeführt. Beynahe ſämtliche Einwohner, mit dem König Tamatoa, bekennen ſich bereits zur chriſtlichen Religion. Letzterer äußert bey jeder Gelegenheit, wie ſehr er die Sünden bereue, ſo er im Zuſtand des Heidenthums begangen, und wie es ſein feſter und unabänderlicher Entſchluß ſey, fortan einen gerechten und frommen Lebenswandel zu führen. Die Miſſionarien äußern die erfreulichſten Hoffnungen für die Zukunft.

Frankreich. Von Paris nach Calais gehen gegenwärtig die telegraph. Depeſchen (durch 27 Telegraphen) in 3 Minuten — nach Lille (22 Tel.) in 2 M. — nach Straßburg (46 Tel.) in 6 M. — nach Lyon (50 Tel.) in 8 M. — nach Breſt (80 Tel.) in 8 M. Man kann alſo annehmen, daß dieſe Poſt in jeder Minute 8 — 10 deutſche Meilen zurücklegt. Wenn man ſich Europa als eine Einheit denkt, ſo wäre, die Inſeln ausgenommen, kein Ort von dem Centralpunkt ſo weit entfernt, daß er nicht in Einer Stunde dahin berichten und in der zweyten Stunde auf ſeine Anfrage Antwort erhalten könnte.

Handel, Gewerbe, Ackerbau, Hauswirthſchaft.

England. Der Gebrauch der Dampfmaſchinen erweitert ſich von Tag zu Tag. Vor Kurzem hat man auch angefangen, die zum Straßenbau erforderlichen Steine mitſt dergleichen Maſchinen ſchlagen zu laſſen.

Frankreich. Herr Delabillardiere hat im Jahr 1822 im Inſtitut die Vortheile aus einander geſetzt, welche aus der Anpflanzung des neuſeeländiſchen Hanfes (Phormium tenax) für Frankreich hervorgehen würden. Er hatte gefunden, daß jener Hanf den gewöhnlichen ſowohl an Stärke als an Dehnbarkeit um das Doppelte übertreffe und daß er in Frankreich leicht zu acclimatiſiren wäre. Dieß alles hat ſich nun durch die von Hrn. Cachin, General-Inſpektor der Brücken und Chauſſeen angeſtellte, Probe vollkommen beſtätigt.

Miſzellen.

Engliſche Blätter enthalten die merkwürdige, unſers Wiſſens auf dem Continent noch wenig bekannte Thatſache, daß die Stuarte ihre Reſtauration eigentlich einem Branntweinrauſch zu verdanken hatten. Ein Parlamentsbote brachte dem General Monk Depeſchen nach Edimburg. Dieſer Bote äußerte zufällig, er habe auch eine Depeſche an den Gouverneur des Caſtells, und Monk ſchöpfte Verdacht. Auf ſein Anſtiften machte ſein Bedienter den Boten betrunken, und nahm ihm die Depeſche ab, woraus Monk erſah, daß er auf Befehl des Parlaments vom Gouverneur verhaftet werden ſollte. Dieſe Entdeckung bewog ihn, ſich auf der Stelle mit dem Prinzen Karl in's Einverſtändniß zu ſetzen.

Ausſtellung der Erzeugniſſe des franzöſiſchen Kunſtfleiſſes im Louvre.

(Beſchluß.)

Bey jeder Ausſtellung zeigt ſich eine große Anzahl neuer Maſchinen. Größtentheils begnügt man ſich, an die Stelle älterer Maſchinen die bereits in Anwendung gebracht worden, ganz neue zu ſetzen, deren Brauchbarkeit ſich noch gar nicht bewährt hat. Einige der dies Jahr ausgeſtellten Maſchinen, wenn ſie auch wirklich alles leiſten, was ihre Erfinder verſprechen, verdienen vor den bereits bekannten ihrer Art gar keinen Vorzug. Dies iſt der Fall mit der Feuerſpritze von Norpak, deren Wirkung nicht im Verhältniß ſteht mit der dabey angewandten Bewegungskraft. Andere dagegen zeugen von großer Kenntniß und Geſchicklichkeit, wie die Dampfpumpe ohne Stange von *Gensout* in Lyon. Von den Dampfmaſchinen iſt mit Ausnahme der von *Gingembre* nicht eine einzige, die vorzüglicher wäre, als die bereits bekannten.

Alle Fabriken gewirkter Zeuge haben die Zahl ihrer Maſchinen vermehrt oder ſelbe vervollkommnet. Die Schermaſchine der Hrn. *Collier* und *Sevene* von Paris wird in allen Tuchmanufakturen eingeführt werden, eben ſo wird die Vorrichtung der Hrn. *Risner* und *Dixon* von *Cernay* allgemeinen Eingang finden, nicht weniger die der Hrn. *Lami* und *Staker* in *Rouen* um die zum Druck beſtimmten Tücher auszubreiten, die Mühlen mit metalliſchen Beutelſieben u. ſ. w. Zu den kunſtreichſten, wenn auch nicht gerade nützlichſten Maſchinen gehört wohl die von Hrn. *Wolgemuth* in Paris, welcher das einzige Mittel ausfindig gemacht hat, mittels Räderwerk eine Figur in Umriß vollkommen ähnlich abzudrucken.

Die Blicke der Zuſchauer zogen auch die runden Sägen, mit welchen man die Pfähle im Waſſer beſchneidet, die Weberbäume, die Wollkrazen, die Ankerſeile von Eiſen, das Modell eines eiſernen Daches für die Börſe u. ſ. f. auf ſich.

Im Fache der Uhrmacherei zeichneten ſich mehrere aſtronomiſche Uhren von *Janvier* aus. *Wagner* hatte eine Dorfkirchenuhr von geſchmolzenem Eiſen ausgeſtellt. *Perrou* hat in einem Werke alle Zeitmaaße vereint, welche das bürgerliche Leben und die Beobachtung der Bewegung der Himmelskörper fordert. Die vortrefflichen Höhenmeſſer von *Lenoir*, die mathematiſchen, optiſchen Inſtrumente von *Jecker*, die pneumatiſchen Maſchinen aus der Schule von *Angers*, die Waagen von *Cauchoix*, *Chemin* und *Deleuil*, die Barometer von *Lerebours*, die Thermometer von *Chevalier* beweiſen, daß unſere Künſte nicht hinter der Zeit zurückgeblieben. Von den Fortſchritten unſerer Induſtrie und dem Wohlſtand unſerer Manufakturen zeugt nichts ſo ſehr, wie die Menge, die Verſchiedenheit, die Trefflichkeit und Wohlfeilheit unſerer Gewebe. Die Vervollkommnung der Tuchfabriken mußte nothwendig der der Wolle, und der verbeſſerten Schafzucht folgen. Die Fabriken haben ſich unſäglich vermehrt und erhoben. In Verfertigung feinen Tuchs zeichnet ſich die raſtloſe, ausdauernde und wohlgeleitete Induſtrie des Hrn. *Ternaux* aus. Die dies Jahr erſchienene Caſimirs verdienen alles Lob in Hinſicht des Gewebes und der Farben. Die Teppiche haben ſich außerordentlich vervollkommnet. In dieſem Fache haben die Hrn. *Delonne*, *Roger* und *Salendrouze* mit *Ternoux* gewetteifert. Die königlichen Manufakturen von *Ambusson* und der *Savonerie* haben ihren alten Ruhm behauptet, ihre Produkte ergötzten das Auge durch ihre richtigen und geſchmackvollen Zeichnungen und Malereien. Bald werden wir auch allgemein, wie unſere Nachbarn jenſeits des Meeres, unſere kalten Fußboden mit Teppichen belegen. In Strickzeugen zogen vorzüglich die Erzeugniſſe der Werkſtätten von *Chantrel* in *Hangest* und *Roux* in Paris die Aufmerkſamkeit auf ſich.

Die erſtaunlichſte Revolution im Fabrikweſen und in unſern Handelsverhältniſſen brachten aber Spinnerei und Weberei von Baumwolle hervor. Dies ausländiſche Gewächs ſcheint auf Koſten von Hanf und Flachs ſich bey uns verbreiten zu wollen, der Verbrauch von Wolle ſogar wird durch ſie eingeſchränkt, aber auch kein anderer Stoff läßt ſich ſo allgemein und ſo unſchädlich für die Geſundheit verarbeiten, keiner bietet ſich ſo leicht der Beho[illegible] durch Maſchinen dar. In Hinſicht auf die Menge von Spinnereien ſtehen wir zwar noch ſehr gegen die Engländer zurück, aber wir kommen ihnen bey in Betracht der Feinheit und Vervollkommnung der Arbeit. Doch iſt deßwegen die Fabrikation in Flachs nicht verloren, ſchon hat man auch in Spinnereien dieſer Art einige gelungene Verſuche gemacht, und Hrn. *Drable* von *Douay* und *Rouſſillu*, *Palezy* von Paris haben ermunternde Proben vorgezeigt. Aber eine neue Waare droht der Baumwolle den ausſchließlichen Beſitz der Manufakturen, welche uns unſere Zeuge liefern, ſtreitig zu machen. Es iſt das *Phormium tenax*.*) Hr. *Derepas* in *Dijon* hat gezeigt, daß ſich dieſes Pflanzenerzeugniß in einen Faden, der zur Spitzenverfertigung dienen kann, verarbeiten läßt. Das ſind zwey neue Induſtriezweige, welche werth ſind von allen Kunſtfreunden ermuntert zu werden, die mechaniſchen Spinnereien von Flachs und Hanf, und die des *Phormium tenax* oder des Flachſes von Neu-Seeland.

Die Baumwollengewebe vom Jahr 1823. konnten nicht um vieles die vom Jahr 1819. übertreffen, denn in dem Maaße, als man ſich der höchſten Stufe der Vollkommenheit annähert, nimmt die Raſchheit der Fortſchritte ab. Die Manufakturen der Baumwollengewebe, welche die Indiens nachahmten, haben bereits ihre Muſter übertroffen, und die europäiſche Kultur ſcheint in dieſem Gebiet ihrem Hochpunkte nahe zu ſtehen. Die Feinheit und Schönheit der gemalten Tücher, die wir im Louvre ausgeſetzt ſahen, geben das beſte Mittel in der Kunſtfertigkeit dieſer Art Vergleichungen anzuſtellen. Wie weit ſtehen in dieſer Hinſicht die alten Wölker gegen die neuern zurück! Schon die zierlichen Kleidungen der Arbeiterinnen und der Landmädchen in unſern induſtriereichen Provinzen hätte die Luſtgier römiſcher Proconſuln rege machen können, deren ausſchweifender Luxus den unglücklichen Unterthanen des Reichs ſo viel koſtete. Cicero macht dem Verres den Vorwurf, daß er in einem überaus feinen mit kleinen Punkten überſtreuten Gewande einhergienge. Die ganze Beſchreibung lehrt uns, daß jetzt in jedem Winkel unſerer Städte zu finden iſt, was damals mit Mühe nur in dem üppigen Syrakus aufzutreiben war.

---

*) Es ſcheint beſtimmt zu ſeyn, für die Schiffahrt den Stoff zu den ſtärkſten Thauen und Seilern, ſo wie dem Luxus zu den feinſten Arbeiten zu liefern; ohne Zweifel eine merkwürdige Erſcheinung, eine von denjenigen, welche die Annäherung eines neuen welthiſtoriſchen Zeitalters zu bezeichnen pflegen. Immer läßt die Vorſehung die Menſchen oft lange Zeit vorher in klein ſcheinenden Entdeckungen auffinden, was ihren Werken neuen Schwung und der Welt eine andere Geſtalt zu geben beſtimmt iſt.

Rouen iſt noch immer das Mancheſter Frankreichs. Die zahlreichen und trefflichen Fabriken der Normandie verdienen nicht weniger Auszeichnung; *Lille*, *St. Quentin*, *Valenciennes* und einige andere Städte des Nordens behaupten den ehrenvollen Rang, den ſie lange ſchon in der Statiſtik unſerer Induſtrie einnehmen. Der Oberrhein und ſeine herrlichen Fabriken bleiben nicht zurück. Die kleine Stadt *Tarare* fährt fort durch die Vervollkommnung ihrer Spinnereien ſich auszuzeichnen.

Tücher ſah man von aller Art, von dem gröbſten Packtuche bis zu den Tiſchzeugen von höchſtem Luxus, und vom Segeltuch bis zu den feinſten Batiſten. Seidenſtoffe waren ausgelegt von größter Pracht, doch fanden ſich darunter, welche nach dem herrſchenden Ton die gefällige Schönheit geſchmackloſer Ziererei geopfert hatten, oft Zeichnungen, welche an die erſten unbeholfenen Verſuche der Kunſt erinnerten, oder eitle Nachahmungen derſelben waren; dies gilt beſonders von den *Shales* auch oft in Geräthſchaften, unter denen viele mit Bilderwerk überladen oder durch plumpe Maſſivheit ſich entſtellt zeigten. Uebrigens hat die Induſtrie auch darin Wunder gethan, und eine Reihe von Jahren war hinreichend um die alte Verfertigung der Caſimir-Gewebe zu übertreffen, und die größten Bedürfniſſe zu befriedigen. Schade, wenn ſo viele Arbeit und Erfolg endlich einem ſchlechten

Geſchmack erliegen ſollten; doch deßwegen ſoll man nicht den Kunſtfleiß, ſondern das Publikum anklagen, welches ihm ſolch eine Richtung giebt.

Die Bereitung der Häute, die chemiſchen Produkte, die Aufbewahrung der Lebensmittel, die Anwendung innländiſchen Holzes, die Fabrikation des Glaſes, die Töpferei, die Verfertigung des Porcellains, die Hutmacherei u. ſ. w., alle dieſe Künſte haben Beweiſe gegeben von merklichen Fortſchritten. Unter den Deſtillirapparaten, den Wärmeleitern, den Herden und Oefen zeichnen ſich die von *Lemarc* aus. Was die Produkte der *Chemie* betrifft, darf man nur die Hrn. *Chapfal*, *Daru* und *Holker* nennen, um eine Idee von ihrer Vortrefflichkeit zu geben. Billig war man erſtaunt, daß *Grenoble* nicht einige Proben von ſeinen Lederarbeiten geſendet hat, durch welche dieſe Stadt ſich ſo hohen Ruhm erworben. Verarbeitungen innländiſcher Holzarten wurden ſehr gelungene vorgewieſen aus der Werkſtatt von *Vacher*. Seine Art von eingelegter Arbeit verdient alle Beachtung, und iſt noch großer Ausbildung und vielfacher Anwendung fähig. Die Glasmacherei hat nichts als Gegenſtände des Luxus geliefert, und viele Produkte derſelben empfehlen ſich nur durch ihre Eleganz. Die künſtlichen Edelſteine von *Dedreux* erhielten gerechtes Lob, und wurden als Kunſtprodukt bewundert, aber der Werth der ächten und der Hang der Reichen, ſolche zu beſitzen, wird dadurch keine Veränderung erleiden, denn die Großen und Reichen werden immer durch der Art Beſitz ſich von den mittlern Ständen, deren Kenntniſſe ſie nicht erlangen, und deren Tugenden zu üben ſie nicht im Stande ſind, unterſcheiden wollen.

Der Aufmerkſamkeit derjenigen, welche dieſe Ausſtellung beſahen, konnten übrigens unmöglich entgehen die Meiſterſtücke im Goldſchmiedarbeit von *Odiot*, die in vergoldetem Bronz von *Chopin*, *Condamine* und *Galle*, in der Kunſttiſchlerei von *Werner* und *Puteaux*. Wer wird wohl das Porzellain von *Sevres*; oder das *Fayance* von *Sarguemines*, wer wird die von *Utzschneider* und *Fabry* geſchaffenen Wunderwerke, die Candelaber und Vaſen überſehen haben, welche dem *Porphyr* ſo kunſtreich nachahmen, daß das Auge des geſchickteſten Naturkenners getäuſcht werden muß. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß unſere Künſtler auch in Karton (Pappendeckel) aller Art architektoniſche Verzierungen für das Innere der Gebäude zu ſchaffen begonnen haben, daß aus lakirten Blechen alle möglichen Formen leichten, niedlichen und ſoliden Hausgeräths gebildet werden.

Unter den muſikaliſchen Inſtrumenten zeugten die Violine von *Legros* und *Laprevotte* von einer großen Vollkommenheit, die Pianos und die Harfen vereinigten mit dem beſten Wohlklang das ſchönſte Aeuſſere, und wenn noch ſchlechte Muſik gehört werden ſollte, muß man glauben, daß die Schuld wenigſtens nicht an unſern Inſtrumenten liege. Die Fortſchritte im Bücherdruck bewieſen die von den Preſſen von *Didot* herausgekommenen ſchönen Ausgaben, im Allgemeinen nimmt man ein Verſchwinden der gothiſchen Karaktere wahr. Die Buchbinderey hat ihre Veränderungen mit den Fortſchritten der Zeichnung durchlaufen, iſt um ſo geſchmackvoller geworden, je weniger ſie mit Zierrathen ſich überladet. Der Steindruck hat endlich als ein neues Element der Induſtrie eine wahrhaft reiſſende Entwiklung gezeigt.

Schlüßlich wollen wir nur noch bemerken, daß bis jezt eine Commiſſion von Gelehrten und Manufakturiſten, die von der Regierung gewählt wurden, das Verdienſt der Ausſteller beurtheilten, und die Preiſe zuerkannten. Daraus haben ſich nachtheilige Wirkungen ergeben. Es ſcheint ein Irrthum der Geſetzgebung zu ſeyn, daß ſie dieſe Commiſſion der Staatsgewalt untergeordnet hat. Die Commiſſion ſollte eine eigentliche *Jury*, ein unabhängiges und ſachkundiges Gericht ſeyn, welches das Vertrauen der Concurrenten beſäße, und müßte demnach von dieſen ſelbſt gewählt werden.

X.

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen für das Jahr 1824.

Orphea, Leipzig bey E. Fleiſcher.

Dies Taſchenbuch unterſcheidet ſich von andern vorläufig dadurch, daß es eine Reihenfolge von Kupfern zu den berühmteſten Opern liefern will. Dieſer erſte Jahrgang giebt die Kupfer zum Freyſchützen, alle nach Rambergs Zeichnungen und größtentheils lieblich und kräftig ausgeführt.

Der Inhalt ſteht dagegen ſehr zurück. Gab uns die Urania meiſt ſchon bekannte Stoffe in neuer Einkleidung, ſo treten uns dagegen hier lauter friſche Erfindungen deutſcher Poeten und Poetinnen entgegen, und die Werke verläugnen ihre Meiſter nicht. Müßte von dieſer Poetenzunft der Maaßſtab entlehnt werden, ſo würden wir an der Erfindungsgabe der Deutſchen völlig verzweifeln. Es kann nichts abgeſchmackteres, faderes, gemeineres geben, als was uns da auf zarten Blättchen in goldenem Schnitt aufgetiſcht wird. Man begreift es kaum, wie dieſe Leutchen den Reichthum der hiſtoriſchen Stoffe aus älterer Zeit unſrer und andrer Nationen, und das Leben ſelber, das täglich die niedlichſten Romane ſpielt, vorüber gehen und immer nur aus ödem Gemüthe geſtaltloſe Nebel aushauchen und in klares Waſſer deſtilliren können.

Zuerſt giebt Blumenhagen eine Erzählung, Luthers Ring betitelt. Kurz nach Luthers Tode befindet ſich ein reicher junger Edelmann als Schüler auf der Schulpforte und einige abgeſetzte Mönche machen ihm einen Geiſterſpuk vor, um ihn für das Intereſſe der Katholiken zu gewinnen. Ein andrer Schüler entdeckt die Sache, lauert den Mönchen auf, wird aber ſelbſt von ihnen ergriffen und ſoll eben ermordet werden, als Hülfe erſcheint. Damit iſt die Geſchichte fertig. Der gezierte, manierirte, altdeutſch-turneriſch-proteſtantiſche Ton der Erzählung, und die albernen Kreuzigungen vor dem Katholizismus ſind ungemein widerlich.

Der Fidelfritz von Prätzel grenzt an Fadheit in Erfindung und Ausführung ans Unglaubliche. Der Autor ſcheint ſogar ſelber Langeweile bey ſeiner Erzählung zu haben, und es wäre Sünde, auch nur ein Wort weiter darüber zu verlieren.

Der Kranz am Ziele von Fouqué. Ein Maler iſt im Begriff, am Liebesgram zu verſcheiden, als ſeine Geliebte, die Frau eines Andern, und noch dazu im großmüthigen Auftrage dieſes Andern vor ſeinem Bette erſcheint und ihm das Sterbeſtündchen erleichtert. Damit das Krankenlager dem Leſer nicht zu langweilig werde, hat der Verfaſſer noch einen alten franzöſiſchen Arzt und den berühmten Benvenuto Cellini als Kunſtfreund des Kranken dezugethan, beydes echt fouquéiſche Mißgeburten, die wie Pickelhering und Hanswurſt in den Zwiſchenakten der Puppentragödie zu agiren haben.

Die heimliche Ehe von Fr. Kind enthält eine äußerſt gemeine und niedrige Intrique. Ein Mädchen vermählt ſich heimlich wider ihres Vaters Wiſſen. Dieſer ſtirbt und verordnet im Teſtament, ſie ſolle einen gewiſſen Jüngling heirathen, oder den größten Theil der Erbſchaft verlieren. Als nun der Nebenbuhler ankommt, wird ihm ein Streich geſpielt, ſo daß er wie um die Braut, ſo auch ums Vermögen geprellt wird.

Der Geburtstag von Beauregard Pandin. Ein junger Verwalter liebt eine junge Gräfin, kann ſie aber natürlich nicht bekommen und geht in den Krieg. Nach einiger Zeit ruft ihn der Vater ſeiner Geliebten zurück und giebt ihm ſeine Tochter zum Geburtstagsgeſchenk. Somit wäre die Sache ganz gut, aber auf die erbärmlichſte Weiſe kommt der Autor mit der Nachricht nachgezogen, daß der junge Menſch ſelber ein Graf ſey, der nur bey bürgerlichen Pflegeeltern erzogen worden, und daß dieſe Entdeckung allein das gemeine Motiv jener väterlichen Großmuth geweſen.

Die Ruinen von Tancarville von der Frau von Fouqué. Dieſer guten Dame brennt es gewöhnlich von der Pfanne, wenn ſie ſchießen will. Alle Schrecken der Natur, Meerſturm, öde geiſterhafte Ruinen, Todtenköpfe, Blitz und Donner, Brand, Mord, Wahnſinn u. ſ. w. werden aufgeboten, [illegible] machen uns doch weder kalt noch warm. Man begreift es ſchwer, wie ſo grauſenhafte Dinge in dem zarten Gehirnchen einer Frau Platz finden, und es iſt merkwürdig, die wilde Erzählung dieſer Dame mit den übrigen ſo zahmen deſſelben Taſchenbuchs, die von Männern herrühren, zu vergleichen. Aber was wundern wir uns, daß die verkehrte Welt noch verkehrter wird, daß, wenn die Hennen zu krähen anfangen, die Hähne bald gackern lernen. Als vor alten Zeiten einſt ein großer arabiſcher Dichter von einer Dichterinn hörte, that er den eben ſo ungalanten als weiſen Ausſpruch: wenn die Henne krähen will, wie der Hahn, ſo iſt es Zeit, ihr den Hals abzuſchneiden.

Den Beſchluß macht der neue Narciß, ein kleines Luſtſpiel, ebenfalls von einer Frau, der bekannten von Chezy. Es iſt eigentlich eine dörfliche Idylle, äußerſt unbedeutend, ein Taubenhäuschen auf dem Miſt. Zwey Bauermädchen gehen am Abend der heiligen Anna zu einer Quelle eben dieſer Heiligen, um nach hergebrachtem Aberglauben das Bild des künftigen Freyers darin zu ſehen. Ihre beyden Liebhaber verſtecken ſich auf einem Baum über der Quelle und ſchauen zur rechten Zeit mit den Köpfen aus dem Laube hervor, ſo daß die Mädchen im Waſſerſpiegel unten das Bild derſelben erblicken müſſen. In derſelben Abſicht war auch ein alter liebetoller Schulmeiſter auf den Baum geklettert, fiel aber herunter und verrieth dadurch den ganzen Spaß. Punktum.

Penelope, herausgegeben von Theodor Hell.

Leipzig bey Heinrichs.

Das ſchöne Titelkupfer iſt ein Portrait der unglücklichen Karoline, Königin von Dänemark. Die übrigen Kupfer ſtellen Scenen oder Allegorien aus Schillers Gedichten dar und wollen wenig bedeuten. Das zweyte Kupfer zeigt die Göttin Freude uns ſo widerwärtig als das Gedicht ſelbſt, das eines der mißrathenſten von Schiller iſt. Hier lieſet man auf ihrem etwas ſchwarzen Geſichte halb Wahnſinn, halb Albernheit, ſo daß man ſie auch für die Göttin der Almanachspoeſie halten könnte. Das letzte Kupfer iſt ein artiger Proſpect des Veſuvs und der Gegend von Pompeji.

Eliſe von Hohenhauſen beginnt mit der Geſchichte der Königin Karoline. In der That iſt die Untreue, welche dieſe Königin an ihrem blödſinnigen Gemahl mit dem taktloſen und gemeinen Struenſee begeht, die Hofkabale, die ſich gegen dieſe Liebſchaft entſpinnt, die eckelhafte Hinrichtung des Liebhabers und die Einſperrung und Verſtoßung der Königin nur geeignet, einen widerlichen Eindruck zu erregen, und noch mehr, da uns dies alles hier wieder von einer Dame, obwohl ziemlich bemäntelt, vorerzählt wird.

Prätzel liefert auch hier wieder eine unendlich gemeine eckelhafte Geſchichte, die Nachtigall betitelt. Ein Edelmannsſöhnchen iſt auf Beſuch bey einem Grafen, erſchießt muthwilligerweiſe im Garten eine kleine Nachtigall und verheimlicht die bübiſche That, auch als der Sohn des Gärtners derſelben beſchuldigt wird, was zur Folge hat, daß der alte Gärtner aus dem Dienſt gejagt wird und ſich ins Waſſer ſtürzt, der Sohn aber in die weite Welt geht. Als das Edelſöhnchen erwachſen iſt, verliebt er ſich in die Tochter jenes Gärtners, und ſie ſich in ihn; der Bruder trennt aber dieſe Liebe.

Der Dreykönigsabend von Karl Barromäus Freyherrn von Miltiz (was doch das Adelsdiplom mit der Poeſie zu ſchaffen haben mag?) iſt im höchſten Maaße fade.

Der Sohn der Wildniß von Heyden. Die Erfindung iſt ganz ohne Werth, der Styl hart und unbequem. Beſonders unausſtehlich iſt die Participial-Conſtruction, die ſo oft wiederkehrt z. B. S. 213: „ohne amtliche, allgemein ſich vernehmen laſſende Stimme“, S. 214: im nichts verſchonenden, Irdiſches und Himmliſches zum Zwecke der Ehre und Habſucht aufregenden, unverſöhnlichen Kampfe.“ Luſtig iſt auch folgende Stelle S. 279: „Geiſt meines Vaters, kaiſerlicher Geiſt Heinrichs des Sechsten, lächle auf mich herab!“

Das Horoſkop von van der Velde. Ein junger Hugenottenoffizier liebt die Tochter eines katholiſchen Edelmanns, entführt und heyrathet ſie. Mit Hülfe einer Maitreſſe Heinrichs IV. erlangt jene katholiſche Familie vom König die

Erlaubniß, die Ehe gewaltſam zu trennen. Das einſame Waldſchloß der Liebenden wird geſtürmt; beyde aber haben es vorgezogen, zu ſterben, und ſich wechſelſeitig erſchoſſen, als man in ihr Zimmer dringt.

Die Grenzkommiſſion von Clauren, eine einfältige Geſchichte, aber doch luſtig erzählt. Das iſt wieder alles.

Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft,

herausgegeben von St. Schütze, Frankfurt. bey Wilmans.

Die äußere Form dieſes Taſchenbuchs iſt gewöhnlich lieblich und gefällig. Dießmal zeichnet es ſich wieder durch ſehr niedliche Küpferchen nach Gemählden von Tenier, Callot, Solimaker, Ruisdael, Oſtade, Berghem, Wyk und Elzheimer aus.

Der Inhalt iſt aber auch hier ſchlecht beſtellt. Bührlens Erzählung, Wünſche und Erfüllungen, hätte bey beſſerer Haltung der Charaktere und beſſerem Schluſſe artig ausgeführt werden können; wenigſtens iſt die Idee, einen liebenden treuen Ritter die Princeſſin, die er einem fremdem Prinzen zuführen ſoll, im Schiffbruch nach einer wüſten Inſel retten und dort einſam mit ihr leben zu laſſen, ſo übel nicht. Die gegenwärtige Ausführung des Ganzen iſt aber albern, unmotivirt, widerlich, und der Styl abſcheulich. Man höre S. 5. „Der ihrer ſich verrathender Zuneigung ſpottet“. S. 6. „So wie er aber hiedurch ihr liebes Bild nur immer ſtärker an ſich ſaugte“. S. 7. wird bewieſen, daß die Seele im Herzen ſich befinde. „Dein Bild iſt ja auch ein Theil ihrer Seele, und hat vielleicht einen, ach! wenn auch nur kleinen Raum in ihrem Herzen“. S. 10. „Schreckenswonne“. S. 12. „Ihr Hauch berührte den ſeinigen“. S. 18. „War ihm mit vorrückenden Jahren die Unüberſteiglichkeit der Weltſchranken immer deutlicher geworden, und verſuchte ers nicht, gegen ſolche Nothwendigkeit anzukämpfen, ſo hielt er ſich in gewiſſen Stunden im ſchrankenloſen Gebiet der Phantaſie ſchadlos u. ſ. w.“

Die Belagerung von Antwerpen von Tromlitz enthält eine Liebesgeſchichte, vollkommen derjenigen ähnlich, die wir durch das Horoſcop in der Penelope kennen lernten.

Die übrigen Erzählungen und Gedichte ſind ſämmtlich matt und langweilig, und nichts darin ſo ganz gut oder ſo ganz ſchlecht, daß es der beſonderen Rüge werth wäre.

Bekers Taſchenbuch, herausgegeben von Fr. Kind.

Leipzig, bey Göſchen.

Der Umſchlag iſt garſtig. Die Tittelvignette ſtellt eine Diana vor, die von zwey Nymphen über Wolken ſo äuſſerſt langſam gezogen wird, daß man meint, ſie ſey die Almanachspoeſie und fahre durch den Koth. Die andern Kupfer bieten theils unbedeutende Scenen der folgenden Erzählungen, theils Proſpekte dar. N. 4. aber, der Hirt an der Krippe, zeichnet ſich durch das Chriſtuskind aus, das juſt wie ein alter Kanzelredner dreinſchaut, ſo daß man ſeinen Heiligenſchein für eine Perücke und ſeine beiden Brüſtblätter für zwey Bäfchen oder kleine Prieſterkragen hält.

Der Inhalt iſt erbärmlich. Der weiſſagende Staar, eine völlig matte und unmotivirte Erzählung von F. Kind. Oeſtreichiſche Volkslieder in der bekannten Manier, ohne beſondern Werth. Sieg und Segen von Foucqué, ein wahnſinniges eckelhaftes Machwerk. Die Thalhütte, Schauſpiel von F. Kind, nach einer bekannten Begebenheit. Eine Alpenhütte wird von einer Lauwine verſchüttet. Die Familie, die ſie bewohnt, bleibt unter dem Schnee lebendig, kommt aber in Gefahr, Hungers zu ſterben. Da entſteht ein großmüthiger Kampf zwiſchen Vater und Sohn, wer ſich zuerſt ſchlachten laſſen ſoll. Es kommt aber noch zu rechter Zeit Hülfe von außen. Das lange Ausſpinnen dieſes dem poetiſchen Gefühl ohnehin widerſtrebenden Gegenſtandes und der hochtrabende Jambenton der einfachen Bauern mißfällt ſehr. Joſeph Bonaparte hat bekanntlich eine ähnliche Geſchichte weit lieblicher behandelt.

Eingeſtreut ſind eine Menge Balladen, Romanzen, Liebesdudeleyen u. ſ. w. von denen ſich nichts auszeichnet. Räthſel, Muſikalien und Tänze kleben dieſem Taſchenbuche noch von ſeiner ehemaligen ausſchließlichen Beſtimmung zum geſelligen Vergnügen an. Da es unter allen andern Taſchenbüchern die meiſten Ahnen aufzuweiſen hat, darf man ſich über ſeine immer zunehmende Entartung nicht verwundern.

II.

Amerika und die neue Welt.

In den Häfen Englands iſt ein Schiff aus Peru eingelaufen. Welch ein Anblik, welch eine Ausſicht! — In hundert Tagen gelangte es aus den Gewäſſern des ſtillen Ozeans bis ins ſtürmiſche Nordmeer Europas. Mit Erſtaunen ſah man zum erſtenmal in dieſen Gegenden die Flagge der Incas. Wie viele werden ihm folgen, und was für Schätze werden ſie uns zuführen? Jetzt fangen die Folgen der großen Umwälzung von Amerika an ſich zu zeigen, eine neue Weltordnung ſcheint aufzugehen. Weit begünſtigter von der Natur, als es zu ſeiner Zeit Europa war, bieten dieſe unermeßlichen Länderſtrecken von den größten Strömen des Erdbodens durchzogen ihre zwey Seiten voll herrlicher Seehäfen der öſtlichen und weſtlichen Erdhälfte dar. Das Beſchiffen der Küſten von Aſien und Afrika iſt für die Amerikaner unſäglich leichter, als es den Seemännern von Europa war. Amerika iſt das Loos der Weltſchiffahrt beſchieden, darüber laſſen die vereinigten Staaten bereits keinen Zweifel mehr. Die mittäglichen Freiſtaaten werden ihnen nachfolgen. Sie haben die Einrichtungen nicht, welche Jahrhunderte lang die Europäer von der Beſchäftigung mit dem Handel abgehalten haben. Die gegenſeitigen Gränzmarken ihrer Länder hindern ſie Eroberungsplane zu hegen, und ſchützen ſie vor Unterjochung unter einander. Ihre ganze Thätigkeit wird ſich alſo auf das Meer richten. Alle ihre Hauptſtädte ſind Seeſtädte, eine Sache von größtem Gewicht, um den Unternehmungen der Völker die Richtung zu geben. Durch viele Jahrhunderte hindurch war das Meer beynahe von allen Völkern vernachläßigt, ſeinen Werth und ſeine Bedeutung hat erſt die neuere Zeit erkannt. Aſien, Afrika und Europa ſchienen lange Zeit es kaum zu ahnen, was das Meer iſt, man hätte kaum glauben ſollen, daß ſie den Compaß kannten: jetzt iſt er aber kein Geheimniß und kein vorrechtlicher Beſitz mehr. Das Meer wird nun Das, wozu die Natur es beſtimmt hat, gemeines Grundgut der Völker, und ein Band, das ſie alle vereine. Schon der Entdeckung von Amerika dankte der Handelsverkehr ſeinen größten Anwuchs. Die Schiffahrt Frankreichs hatte faſt ausſchließlich den Beſitz der Antillen zum Zielpunkt, die Spaniens und Portugals richtete ſich beynahe nur auf Braſilien und den Südcontinent von Amerika, aber wie ſpärlich, wie furchtſam, wie ſcheu vor Entwickelung der Colonien?

England und Holland allein hatten ihre Flotten in alle Welt ausgeſendet, und der Erfolg war, daß, was ſeit der Urzeit der Schöpfung gebunden lag, ſich entfeſſelte, daß die Wechſelerregung und die Entwickelung der Welttheile mit all ihren Fähigkeiten, und mit ihren Freiheiten nur begann. Fortan wird daher auch die Macht der Völker das Maaß und das Ergebnis ihrer Freiheiten ſeyn. Das freiſte Volk wird das mächtigſte werden. Bis jetzt war die Erde, im Verhältniß, wie ſie ſeyn könnte, noch immer arm und freudeleer, denn drey Viertheile ihrer Bewohner nahmen keinen Antheil an ihrer allgemeinen Lebensbewegung. Wie wird es anders werden, wenn die Schiffe Aſiens und Afrikas Europa die Erzeugniſſe ihres reichen Bodens bringen, und dagegen die Werke unſers Kunſtfleiſſes abholen? Allgemeiner Wohlſtand wird die Folge ſeyn. Oder hat das Eintretten Amerikas in die Reihe der Seemächte und die Theilnahme an der Schiffahrt England zu Grunde gerichtet? — Nun die Schiffahrt von Peru, von Mexico, von Laplata, von Columbia, von Braſilien wird Europa nicht nachtheiliger ſeyn; im Gegentheil, indem ſie Amerika der Schätze, von denen es angefüllt iſt, entladet, wird ſie Europa all die Erzeugniſſe, die ſein geſteigerter Kunſtfleiß hervorbringen wird, abnehmen. Ach, daß doch Europa ſich nicht länger der großen

Bewegung, welche Amerika unvermeidlich ſeiner Unabhängigkeit entgegen führt, widerſtehen mögte. Amerikas Selbſtſtändigkeit wird ſelbſt wieder die Quelle von unendlich viel Gutem werden.

Bauen wir auf die Ohnmacht Spaniens und auf das wohlverſtandene Intereſſe der übrigen europäiſchen Mächte, ſo iſts unmöglich zu glauben, daß etwas gegen das weltgeſchichtliche Emporkommen Amerikas werde unternommen werden. Wenn man von Planen, Amerika anzufallen, hört, ſo wird es einem zu Muthe, als wohnte man großen Mordanſchlägen bey.

X.

(Aus dem Courier N. 351.)

Owens Colonie Neu-Lanark in Schottland.
(nach M. A. Jullien.)

Hr. Jullien, ein franzöſiſcher Gelehrter, wurde durch das Werk des Herrn **Robert Owen**: Ueber die Mittel die Moralität der Völker zu verbeſſern, veranlaßt, die von dieſem Philantropen geſtiftete Colonie in Neu-Lanark zu beſuchen. In ſeiner Geſellſchaft befand ſich noch ein Franzoſe, nach der Verſicherung des Hrn. Jullien ein Mann von ruhigem durchdringendem Forſchungsgeiſt. Die beyden Reiſenden hatten ſich zuvor feſt vorgenommen, ſich nirgends durch glänzende Außenſeiten beſtechen zu laſſen, ſondern alles was ſie ſehen würden, genau und ſtreng zu prüfen.

Sobald ſie die Markung von Neu-Lanark betreten hatten, bemerkten ſie einen höhern Grad von Cultur, von Ordnung und Reinlichkeit. Sie trafen Hr. Owen mitten unter den Arbeitern und Kindern. Er iſt etwas über 50 Jahre alt, hat aber das Ausſehen eines Mannes von 40. Sein Aeußeres kündigt den Mann von Geiſt an. Man kann ſchon bey dem erſten Anblick nicht umhin, dieſem ruhigen, ſanftmüthiger Geſicht gut zu werden.

Hr. Owen hat vor ungefähr 24 Jahren dieſes Etabliſſement in ganz zerfallenem Zuſtande übernommen. Schon nach zehn Jahren ſah man Glück, Wohlſtand und Moralität einheimiſch, wo zuvor nur Elend, Laſter und Armuth gehauſt hatten. Durch Robinſon Cruſoes Abentheuer kam Hr. Owen, wie er den Reiſenden ſelbſt erzählte, auf den Gedanken, daß der Menſch nur durch das Leben in der freyen Natur, und durch Entfernung aus dem gegenwärtigen verderbten Zuſtand ſeine urſprüngliche Güte wieder erlangen könne. Rouſſeaus Emil und das Buch Adel und Theodore von Frau v. Genlis bildeten dieſen Gedanken weiter in ihm aus. So entſtand der Plan zu ſeiner Anſtalt, an deſſen Ausführung er zwanzig Jahre lang arbeitete, bevor er etwas darüber öffentlich bekannt machte.

Die Grundſätze, nach welchen Hr. Owen erzieht, ſind: freye Entwickelung der geiſtigen und körperlichen Kräfte; — Vermeidung alles deſſen, was dem Hang zum Laſter Nahrung geben könnte; — Vertilgung aller Furcht und Hoffnung, in ſo weit ihnen Egoismus zu Grunde liegt; — Entbehrlich machen alles Wetteifers, aller Belohnungen und Strafen, in ſo weit ſie Stolz, Ehrgeiz und andre niedrige und verkehrte Leidenſchaften nähren; — das Gute lieben zu machen um des Guten willen; — den Lohn der Tugend in der Tugend ſelbſt finden zu lernen; — gutes Betragen zur Gewohnheit zu machen; — endlich Liebe zur Ordnung, zur Arbeit und Weisheit zu erzeugen.

Hr. Jullien beſchreibt nun die Einrichtung der Colonie — zuerſt die der Wohnungen. Für die Arbeiter ſind große Häuſer errichtet, worin jeder ſeine abgeſonderte, mehr oder minder geräumige Wohnung hat, je nachdem ſeine Familie größer oder geringer iſt. Zu ebener Erde dieſer Häuſer befinden ſich Butiken, worin alles feil gehalten wird, was die Coloniſten nöthig haben. Jeder Arbeiter hat hier einen ſeinem Arbeitslohn entſprechenden Credit, welcher in außerordentlichen Fällen, wie z. B. bey Krankheiten ꝛc. erhöht wird. Die Waaren ſind von erprobter Güte und zu den billigſten Preiſen angeſetzt. Außer den Wohnhäuſern ſieht man noch ein großes Magazin, ein großes Manufakturhaus von ſechs Stockwerken, worin ſich eine große Spinnerei und ſämmtliche Handwerker befinden; ſodann ein großes mit geräumigen Höfen und Gärten verſehenes Haus, worin die Jugend unterrichtet und Gottesdienſt gehalten wird; endlich ein Haus mit großer Küche und Speiſe-Anſtalt für Arbeiter, die ohne Familie und Haushaltung ſind.

Die Colonie beſteht aus ohngefähr 2,300. Perſonen, wovon 1800. in den Werkſtätten, die andern aber mit Gärtnerei, Landwirthſchaft oder Beſorgung der Haushaltungen beſchäftigt ſind. Obgleich die Anſtalt jeden Augenblick von den Coloniſten verlaſſen werden kann, hat man doch faſt kein Beyſpiel einer ſolchen Trennung. Ein Krankenhaus, worin ein Arzt, ein Chirurg und ein Apotheker angeſtellt ſind, nimmt die Kranken auf. In dem Augenblick, da Hr. Jullien das Haus ſah, befanden ſich darin nicht mehr als 38. Perſonen.

Die Glocke giebt das Signal zur Verſammlung in der Werkſtätte und in der Schule. Aber die meiſten kommen ſchon vorher. Alle Geſtalten, die man hier ſieht, zeugen von Geſundheit, Zufriedenheit und Thätigkeit. Die Kleidung iſt einfach, aber reinlich.

Die Reiſenden ſahen zuerſt die Schule. Hr. Owen läßt die Kinder vor allem die Gegenſtände kennen lernen, was vom zweyten bis zum dritten Jahr geſchieht; dann lernen ſie in der zweyten Claſſe leſen, in der dritten ſchreiben, in der vierten rechnen und ſofort ſchreiten ſie zur Geometrie. In den höhern Claſſen wird Mineralogie, Botanik, Zoologie, Geographie und Geſchichte gelehrt. In allen dieſen Fächern wird der Gegenſtand, worüber Unterricht ertheilt wird, möglichſt verſinnlicht. So lehrt man die Geſchichte ganz nach Bildern, welche die verſchiedenen Zeiten und Völker, nach ihren Thaten, Kleidungen, Gebräuchen ꝛc. darſtellen. Die Reiſenden bemerkten, daß bey dieſer Methode die Kinder große Fortſchritte machen.

Hierauf kamen ſie in die Singſchule. Sie wurden gerührt von der ſchönen Harmonie dieſer jugendlichen Chöre, in welchen raſche aufregende Melodien mit ſanften und rührenden abwechſelten. Die Geſänge ſind eigens für Kinder gedichtet und haben entweder Naturſcenen oder Lebensverhältniſſe, die ihnen bekannt und intereſſant ſind, zum Gegenſtand. Eine ſolche Singſtunde hat das Anſehen eines Familienfeſtes.

Von da wurden ſie in den Tanzſaal geführt, wo die Kinder mit bloßen Füſſen paarweiſe tanzten. Hr. Owen läßt überhaupt die Kinder bis zu einem gewiſſen Alter barfuß gehen, indem er dies zu Befeſtigung der Geſundheit für nothwendig hält. Doch geſchieht dies unbeſchadet der Reinlichkeit; täglich waſchen ſich die Kinder in einem gemeinſchaftlichen Bade zweymal die Füße.

Zuletzt führte man die Reiſenden in die Turnſchule. Hier herrſcht laute, lärmende Freude, doch ohne Ausgelaſſenheit und Verwirrung. Es werden eine Menge Uebungen vorgenommen, die geeignet ſind, das Sitzen der Kinder beym Unterricht und bey der Arbeit unſchädlich zu machen.

Die Zeit iſt ſo eingetheilt, daß ſieben Stunden auf den Schlaf, eine halbe Stunde zur häuslichen Andacht, eine halbe Stunde zur Ankleidung und Reinigung, zehen Stunden für den Unterricht oder zur Arbeit in den Werkſtätten und ſechs Stunden zum Eſſen, zu Leibesübungen und zur Erholung verwendet werden.

Der Religionsunterricht bleibt den Aeltern überlaſſen. Da die ganze Erziehung der Kinder darauf abzweckt, ſie das Böſe beſiegen und das Gute üben zu lernen, ſo iſt die Aufgabe der Aeltern nicht ſchwer. Bey aller Frömmigkeit, die hier herrſcht, bemerkt man nicht den geringſten Zug von Intoleranz oder Religionsdünkel; Presbyterianer, Methodiſten, Anabaptiſten, Quäcker und Independente wohnen ganz friedlich beyſammen.

Die Lektüre der Kinder iſt eigens für ſie eingerichtet. Sie beſteht aus einigen gut gewählten Auszügen des alten und neuen Teſtaments und aus Lebensbeſchreibungen von Seeleuten, Soldaten, Handwerkern und Arbeitern, die durch Anſtrengung und Fleiß und durch rechtſchaffenes, geſittetes Betragen ſich eine ehrenvolle und ſorgenfreye Lage errungen haben. Dies erweckt ihre Nacheiferung. Man reizt ſie nicht an, ſich über ihre Sphären zu erheben; aber man zeigt ihnen, wie ſie die

Sphäre in der ſie ſich befinden, erweitern und verſchönern können.

Für den ganzen Unterricht bezahlen die Aeltern nicht mehr als 3 3/4 Franken (1 fl. 45 kr.) jährlich. In den verſchiedenen Schulen ſind ungefähr 20. Lehrer angeſtellt, welche von 60. Fr. bis 120. Franken Gehalt monatlich beziehen. Ein Arbeiter verdient wöchentlich 15. Fr., eine Frau von 9. — 12. Fr., ein Kind, je nach Alter und Geſchicklichkeit, von 5. bis 10. Fr.

In den Gießereien, Schmidten, Zimmerhütten und in den Werkſtätten der Mechaniker, Dreher, Maler und Glaſer (denn alles, was die Colonie braucht, wird in ihr fabrizirt) herrſcht die größte Ordnung und Reinlichkeit. In der Spinnerey wird jede Woche ein Quantum von 30,000 ℔. Garn fertig gemacht. Der Platz eines jeden Arbeiters iſt mit der Claſſe bezeichnet, unter welche derſelbe nach Betragen und Güte der Arbeit gerechnet wird: gut, (weiß) ziemlich gut, (gelb) mittelmäßig, (blau) ſchlecht, (ſchwarz.) Die Reiſenden bemerkten faſt lauter weiße Zeichen, wenig gelbe, noch weniger blaue, kein ſchwarzes.

Alle Maſchinerie wird durchs Waſſer, nichts durch Dampf getrieben. Hr. Owen bemerkte, daß durch die neueſten Fortſchritte in der Mechanik, 240. tauſend Menſchen im Stande ſeyen, ſo viel zu arbeiten, als zuvor 28 oder 29 Millionen.

Dieſes große und ſchöne Werk des Hr. Owen erregt ſo ſehr die Aufmerkſamkeit von Schottland und England, daß ſchon im Sommer 1823. die Zahl der Reiſenden, welche daſſelbe in jenem Jahr in Augenſchein genommen hatten, auf 1800. geſtiegen war.

Hr. Owen, der, nachdem ſeine Methode ſich ſo ſchön erprobt hatte, nicht blos eine Colonie, ſondern ganze Völker damit zu beglücken wünſchte, reiſte im Jahr 1819 auf den Congreß zu Achen, wo er den hohen Monarchen ein Memoir einreichte, das er in franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher Sprache hatte drucken laſſen. Der Erfolg ſeiner Bemühungen iſt nicht bekannt geworden.

Gegenwärtig geht Hr. Owen mit dem Plan um, eine Ackerbau-Colonie anzulegen, durch welche er noch Größeres leiſten zu können hofft, *).

---

*) Nach ganz neuen Nachrichten iſt Hr. Owen im vorigen Sommer nach Dublin gereiſt, und hat dort, nach unſäglichen Schwierigkeiten, unter der Benennung philontropiſche Geſellſchaft, einen Verein zuſammen gebracht, welcher ſeinen Plan zur Ausführung bringen will. Sir Cavel Molvnez, hat dazu einen Theil ſeiner Ländereyen in der Grafſchaft Limerik beſtimmt. Anm. der Red.

Kleine Chronik.

In- und ausländiſche Literatur.

England.

1. **Reiſe in Irland von Thomas Reid.** 2. Betrachtungen über Irland von O'driscol. (London, Longmann 1823.) Dieſe beyden Werke enthalten eine Menge neuer Anſichten über Irland. Herr Reid führt faſt unglaubliche Beyſpiele an von dem namenloſen Elend, das in dieſem unglücklichen Lande herrſcht. Die Bevölkerung deſſelben beträgt gegenwärtig 7,855,606 Köpfe, worunter 6,871,919 Katholiken.

Hiſtoriſche und biographiſche Erläuterungen der Romane Walter Scotts von K. Werner. (London, Longmann 1823.) Durch dieſes Werk ſoll die Treue und Richtigkeit, womit der ſchottiſche Dichter die Sitten und Gebräuche der Vorzeit ſchildert, ins Licht geſetzt werden. Wir entnehmen demſelben folgende Anekdoten von Richard Löwenherz. Ein Franzoſe ſagte dieſem König, er habe drey Töchtern, die er von ſich geben ſollte: die Geldgier, die Wolluſt und die Hoffart. Gut, antwortete der König, ich gebe meine Hoffart den Templern, meine Geldgier den Carmelitern und dem geſammten Clerus meine Wolluſt. —

Schreiben des Hr. Adam Hodgſon an Hr. J. B. Say über den Werth der Sklavenarbeit in Vergleichung mit der Arbeit freyer Menſchen. (Liverpool 1823.) Hr. Hodgſon behauptet und beweiſt, daß die Arbeit der Sklaven theurer ſey, als die freyer Menſchen, weil der Sklave kein anderes Motiv kenne als die Geißel, während der Freye an dem Vortheil ſeiner Arbeit Theil nehme. Er beruft ſich auf das Zeugniß Storchs, der in ſeinen ſtaatswirthſchaftlichen Schriften die Thatſache anführe, daß in Rußland Fabriken mit leibeigenen Arbeitern nicht haben beſtehen können, während die gleichen Fabriken mit freyen Arbeitern aufgekommen ſeyen. Hr. Hodgſon belegt außer dem ſeine Behauptung noch mit einer Menge von Beyſpielen aus Polen, Rußland und Nordamerika, und zieht daraus den Schluß, daß durch die Fortſchritte der Civiliſation die Sklaverey und Leibeigenſchaft ſchon aus ökonomiſchen Gründen abgeſchaft würde, wenn auch die moraliſchen unzureichend wären.

Wir nehmen hiebey Anlaß noch

auf eine andere, nicht minder gewichtige Wahrheit aufmerkſam zu machen, die bis jetzt im Gewerbsleben viel zu wenig beachtet worden iſt, daß nemlich ein Unternehmen um ſo mehr gelingen müße, je mehr der Unternehmer den Vortheil der Gehülfen mit dem Gelingen deſſelben in Verbindung zu ſetzen wiſſe. Dies zeigt ſich beſonders da ganz auffallend, wo, wie z. B bey Schäfereyen ein großer Theil des Gewinns von der Sorgfalt der Gehülfen abhängt. Ein kluger Unternehmer wird dem Gehülfen neben der fixen Belohnung immer da einen Antheil am reinen Ertrag geben, wo die größere Induſtrie deſſelben den reinen Ertrag erhöhen kann.

Süd-Amerika. In Lima erſcheint ſeit dem 1. December 1821. eine monatliche Zeitſchrift unter dem Titel: la Bibliotheca Columbiana, politiſchen und literariſchen Inhalts. Spanien regierte nach dieſem Journal die amerikaniſchen Colonien auf eine Weiſe, wodurch es den Eingebornen ſchlechthin unmöglich wurde, ihre Kräfte und ihre Talente geltend zu machen. Von 170. Vizekönigen waren nur vier im Lande geboren, unter 602. General-Capitainen zählte man nur 14. geborne Amerikaner. Dadurch erzeugte ſich ein Haß der amerikaniſchen Spanier gegen die europäiſchen Spanier, der, wie jeder Bruderhaß, unauslöſchlich geworden iſt.

Dänemark. Critik der Broſchüre des Hrn. Dr. Friedrich Münter, betitelt: Unterſuchungen über den Urſprung des däniſchen Ritterthums von Dr. G. L. Baden. (Copenhagen. 1823.) Hr. Münter, Biſchoff von Seeland, hat den Beweis führen wollen, daß das däniſche Ritterthum aus dem tiefſten Mittelalter ſtamme und daß, während in andern Ländern des Continents der Adel ſich auf Räuberey gelegt, in Dänemark kein Beyſpiel aufzuweiſen ſey, wo einer von Adel Reiſende geplündert hätte. Hr. Baden beweist nun dem Hrn. Biſchoff ganz gründlich, wie der jetzige däniſche Adel ſich erſt aus den Zeiten Chriſtian des Fünften (17. Jahrh.) ſchreibe, und wie der ältere Adel jenes Landes blos darum ſich nicht auf Straßenraub gelegt, weil zur ſelben Zeit Dänemark nicht den geringſten Landhandel, ſondern nur Seehandel getrieben habe. Daß aber ſämmtliche däniſche Edelleute Seeräuber geweſen, thut Hr. Baden ganz unwiderſprechlich dar. Man iſt auf die Antwort des Hrn. Biſchoffs begierig.

Frankreich. Am 1 Jan. iſt von dem neueſten Roman Walter Scotts, St. Romanswell, gleichzeitig mit dem Original eine franzöſiſche Ueberſetzung bey Chr. Goſſelin in Paris erſchienen. Wir werden in unſern Blättern demnächſt Auszüge daraus mittheilen.

Reiſe in das Trappiſten Kloſter Melleraye (von Niche, Nantes 1823.) Das Publikum kennt die ſtrengen Regeln dieſes Ordens, deſſen Glieder nichts ſprechen dürfen, als die Worte: memento mori! Neu iſt, daß die *neuen* Trappiſten in ihrem Kirchengeſang, und in ihrem Ackerbau von den alten ſehr abgewichen ſind, und zwar zu Gunſten der Muſik und des Ackerbaues. Ihre Landwirthſchaft kann der umliegenden Gegend zum Muſter dienen. Man darf an den Fortſchritten des menſchlichen Geſchlechts nicht mehr verzweifeln, ſeitdem ſogar die ſtummen Mönche von La Trappe vorwärts ſchreiten.

Künſte, Wiſſenſchaften, öffentliche Anſtalten.

England. Man zählt jetzt in Großbrittanien 103. Kanäle, 97. in England, — 5 in Schottland und **Einen** in Irrland. Unter dieſer Zahl ſind diejenigen nicht begriffen, die nicht über 5 engl. Meilen lang ſind. Die Länge aller dieſer Canäle zuſammen beträgt 2,682 1/2 engl. Meilen, (ungefähr 500. deutſche Meilen) die Baukoſten betrugen im ganzen die Summe von 30 Millionen Pfund. Man hat bemerkt, daß in den meiſten Grafſchaften, wo man Canäle grub, der Werth des Grund-Eigenthums in wenigen Jahren um 15—20 pct. geſtiegen iſt. Dieſe Canäle enthalten im Ganzen 48 unterirdiſche Durchgänge, wovon 40 zuſammen 32 engl. Meilen lang ſind. Von allen dieſen Unternehmungen wurde keine vor dem Jahr 1755 begonnen. Dem patriotiſchen Eifer des Herzogs von Bridgewater und dem großen Talent des Ingenieur Brindel verdankt man den erſten Canal, der im Jahr 1759 zu Stande gebracht wurde. Durch dieſe Arbeit wurde der große Vortheil der Canäle außer Zweifel geſetzt. Heute, 64 Jahre nach jenem erſten Verſuch, findet man keinen Ort mehr von einiger Bedeutung in England, der nicht zu Waſſer mit den übrigen Theilen des Reichs verkehren könnte.

London. Hier beſteht eine Geſellſchaft, zur Unterſtützung dürftiger und verdienſtvoller Gelehrter. Die Verſammlung von 1823 präſidirte der Herzog von Sommerſet. — Nebſt einer Menge ausgezeichneter Gelehrter waren anweſend: der Herzog von Suſſex, Sir Homphry Davy, Thomas Lawrence, Sir John Malcolm ꝛc. ꝛc. Eines der Mitglieder verlas einen Bericht über die Arbeiten, die Einkünfte und die Ausgaben der Geſellſchaft. Die Unterſtützungen betrugen dieſes Jahr mehr als in irgend einem vorhergehenden. Außer den einheimiſchen, erhielten auch zwey ausgezeichnete Gelehrte des Auslandes (worunter Hr. Llorente) nahmhafte Unterſtützungsgelder. Das Comite berichtete, daß ungeachtet die Geſuche ſehr häufig geweſen, doch niemand habe abgewieſen werden dürfen, ſolche Perſonen ausgenommen, die nicht genugſame Nachweiſungen beygebracht hätten. Nach dem Bericht des Caſſiers der Geſellſchaft beläuft ſich die Summe der Einnahme auf 2065 Pf. Sterling, wovon 1,515 Pf. ausgegeben wurden, und folglich 550 Pf. in Caſſe verblieben.

Edimburg. In einer der letzten Sitzungen unſerer Werneriſchen Geſellſchaft wurden verſchiedene intereſſante Verſuche mit Dampf-Fahrzeugen (zu Lande) angeſtellt, die ſehr befriedigend ausgefallen ſind.

Paris. Die Geſellſchaft für Aufmunterung der franzöſiſchen National-Induſtrie hat die neue Dampfmaſchine des Engländers Perkins einer genauen Prüfung unterworfen. Ihre Meinung geht dahin, daß Hr. Perkins eine Revolution im Bau der Dampfmaſchine hervorgebracht habe, die von unermeßlichen Folgen ſeyn werde. Der Umfang der Perkinſchen Maſchine iſt ungleich geringer, als bey den alten Maſchinen. Eine Maſchine von zehn Pferdekraft iſt nur 10 Fuß lang und 8 breit. Mit einem Cylinder von 10 Fuß im Durchmeſſer bewirkt man eine Kraft von 50 Pferden. Der Bedarf an Steinkohlen iſt um 9/10 vermindert, und man braucht täglich nicht mehr als ſechs Litre dieſes Brennmaterials, um Eine Pferdekraft zu bewirken. Das Schönſte aber an der Maſchine iſt dieß, daß das Zerſprengen derſelben unmöglich gemecht iſt. Man hat in Frankreich bereits ein Einbringungs-Patent auf dieſe Maſchine begehrt, welchem Begehren ſich aber die Fabrikanten ſehr widerſetzen.

Nordamerika. In den vereinigten Staaten ſind ſeit kurzem zwey neue Zeitſchriften erſtanden, das Nordamerikan Review in Philadelphia, — und das New Monthly Magazine in Boſton. Die Redaktion der europäiſchen Blätter, welcher die einzelnen Hefte direkt zukommen, wird ſich beeilen, jedesmahl das Intereſſanteſte daraus mitzutheilen.

Gewerbe, Hanswirthſchaft ꝛc.

(Neue Farbe) Profeſſor Ormſtead, auf der Univerſität von Nord-Carolina, hat die Entdeckung gemacht, daß die Blumen-Blätter (petals) der Garten-Iris oder Lilie eine ſchönere blaue Farbe geben, als alle bisher bekannten. Durch Einſtrömung von kohlenſaurem Gas kann dieſelbe in ſchönes Purpurroth verwandelt werden. (Boſton new Monthly Magazin)

(Nadelmaſchine) Ein Mechanikus von Philadelphia hat kürzlich auf eine Maſchine ein Patent erhalten, mit welcher ein Knabe von 10—12 Jahren in einer Minute 60, alſo in 10 Arbeitsſtunden 36000 Nadeln verfertigen kann, ohne zuvor einen beſondern Unterricht im Geſchäft erhalten zu haben. Die Nadeln ſollen an Güte die engliſchen übertreffen.

(Unauslöſchbare Dinte zum Zeichnen der Leinwand und Waſch.) Ein kleines Stückchen reines Silber wird in etwas Salpeter-Säure aufgelößt, die Flüßigkeit durch Löſchpapier filtrirt, und etwas arabiſcher Gummi und Saftgrün hinzugethan. (Chem Journ.)

(Bienenzucht.) In England wird neuerlich mit Nutzen die Methode der Indier nachgeahmt, den Honig zu gewinnen, ohne die Bienen zu tödten. Der Bienenkorb hat gegen das Innere des Bienenhauſes eine große Oeffnung, die mit einer Thüre verſehen iſt, und nach Außen ein Flugloch mit einer Fallthüre. Will man nun den Bienenkorb ausnehmen, ſo öffnet man die nach Innen gehende Thüre, und macht großen Lärm, ſo daß alle Bienen ausfliegen; alsdann ſchließt man das Flugloch mit der Klappe, und nimmt den Honig heraus.

(Schaafzucht.) Schaafe kurirt man von Durchfall oder Ruhr, indem man ſie von der Weide nimmt, in den Stall ſtellt, ihnen alle ander Tage zwey oder drey Eßlöffel voll Rhabarber in kaltem Waſſer gibt, ſie mit Heu oder Haber füttert, und das Waſſer, das man ihnen zu trinken gibt, vorher kocht (Farm. Journ.)

(Mäuſe zu vertreiben.) Hr. Macdonald Scalpa auf den Hebriden, deſſen Vorräthe durch die Mäuſe ſehr beſchädigt wurden, kam auf den Einfall ſie mit Münzblättern zu bedecken, wodurch er ſich überzeugte, daß dieß das beſte Mittel ſey, die Mäuſe für immer entfernt zu halten. Einige Tropfen Pfeffermünz-Oel, möchten ſie noch beſſer vertreiben. (Farm. Journ.)

(Hagel Ableiter) Frankreich. Tabbes. (Depart. Ober-Pyrenäen.) Profeſſor Thollard hat kürzlich eine Schrift herausgegeben, betittelt: Schutzmittel gegen Hagel und Blitz. Der Verfaſſer beweist darin durch eine Thatſache, wie ſehr die ſchon von mehreren Seiten erprobten Hagel-Ableiter, (Stangen mit Strohſeilen umflochten) ihrem Zweck entſprechen. Achtzehn Gemeinden in einer Gegend, wo es gewöhnlich hagelt, leiteten dadurch den Hagel ab, ſo daß ihre Weinberge und Aecker gänzlich verſchont blieben, während den Gemeinden ringsumher die Ernte verwüſtet wurde. Die Probe iſt ſchön. Wenn aber Hr. Thollard ſich für den Erfinder hält, ſo glauben wir daß er ſich irre. Wir erinnern uns, ſchon vor mehreren Jahren eine Anempfehlung des nämlichen Mittels in deutſchen Blättern geleſen zu haben.

(Baumwollen-Pflanzungen in Frankreich.) Der Geiſt des Verſuchens und Vervollkommnens, der von den Engländern auf unſere Fabrikanten übergegangen, ſcheint ſich auch allmählig unſerer Landwirthe zu bemächtigen. Seit einigen Jahren hat man in dem Departement Lot et Garonne, ſchöne Verſuche mit Baumwollen-Pflanzungen gemacht, und man hat ſich überzeugt, daß dieſer Anbau für das ſüdliche Frankreich nicht minder vortheilhaft iſt, als der Seiden- und Tabakbau.

(Thee Pflanzungen in Braſilien.) Die Thee Pflanzungen des Hr. Gomez, gerathen ſehr gut, und man hofft dereinſt den chineſiſchen Thee durch Braſiliſchen entbehrlich machen zu können.

Mißzellen.

Als Moliere geſtorben war, verweigerte ihm der Erzbiſchoff von Paris das Begräbniß auf dem Kirchhof. Der König ließ den Biſchoff zu ſich kommen, und that alles, um ihn von ſeiner Weigerung abzubringen, aber vergebens. Auf einmahl fuhr der König mit der Frage heraus: wie tief denn die Erde geweiht ſey? Ueber dieſe unerwartete Frage beſtürzt, ſtotterte der Biſchoff: ungefähr 8 Fuß tief. Gut, verſetzte der König, man begrabe Moliere zwölf Fuß tief. Der Biſchoff wußte dagegen nichts mehr einzuwenden.

Lord Chatam verlangte von dem Dr. Hennerker, er ſolle ihm eine Definition vom Witz geben. Mylord, antwortete der Dichter, Witz iſt, was eine Penſion, welche Eure Lordſchaft Ihrem gehorſamſten Diener bewilligen würden, ein gut Ding an ſeiner rechten Stelle.

Während des Feldzugs in Italien machte einſt Napoleon nach ſeiner Weiſe die Nachtrunde, und traf dabey in einem Zelte, auf einen gefangenen Ungariſchen Hauptmann, den er fragte: wie es ihm gehe? Schlecht genug, antwortete der alte Schnurrbart, es iſt aber auch gar kein Wunder. Wir haben da mit einem jungen unbärtigen General zu thun; der iſt den einen Augenblick vor uns, den andern hinter uns, und kaum haben wir uns umgedreht, iſt er uns auf der [illegible]. So weiß man nie, wie man ſich nur ſtellen ſoll. Das iſt ja wahrhaftig nicht auszuhalten, und gegen alles Kriegs- und Völkerrecht.

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen für das Jahr 1824.

Rheinblüthen, Karlsruhe bey Braun.

Die Kupfer ſind ſämmtlich, mit Ausnahme einer Anſicht von der Inſel Meinau im Bodenſee, keinen Pfifferling werth. Der Inhalt hat dagegen einiges Anziehende.

Die Wanderung, ein Mährchen von D. Raupach, zeichnet ſich ſehr vortheilhaft aus. Reſchmend, ein junger Prinz, verläßt ſeine weiſe Mutter Rutyna, um ein Weib zu ſuchen, das ſeine Sehnſucht befriedige. Er begiebt ſich deshalb zunächſt an den Hof ſeines Oheims, König Regenbogens. Dort findet er Mädchen, die helle Menge auf allen Bäumen wachſen, und pflückt ſich gleich eins der ſchönſten herunter. Tag, Abend, Nacht fließen den Liebenden herrlich und in Freuden dahin; am Morgen aber findet Reſchmend ſeine Schöne als ein altes Mütterchen neben ſich liegen, das ſich bald darauf in Duft auflöſt und verſchwindet. Er tröſtet ſich aber mit einer andern ſchönen Baumfrucht und ſo alle Tage wieder mit einer, bis er — des ewigen Wechſels überdrüßig wird, einſieht, er könne hier ſeine Sehnſucht nicht befriedigen und davonreitet. Er kommt an den Hof ſeines zweyten Oheims, Königs Blüthenwald. Als er in den Gärten des Königs, am Ufer eines Fluſſes wandelt, ſieht er ein wunderſchönes Weib auf einer großen Muſchel den Strom hinabfahren, aber vergebens winkt und ruft er ihr. Täglich kommt die Schöne wieder, und Reichmend faßt endlich einen herzhaften Entſchluß und ſpringt ins Waſſer. Da fühlt er von zarten Händen ſich ergriffen, das Waſſer ſchwindet, er iſt in einer andern Welt, die Schöne ihm zur Seite. Nun geſchehen, was ſie verlangt, der Jüngling ſein Leben für ſeine Liebe hat opfern wollen, wiederſteht ſie ihm nicht länger. Ein himmliſches Leben beginnt, ein Tag fließt wie der andre dahin. Ewig warme Frühlingsnacht herrſcht in dieſer Welt, keine Blume verblüht, ewig hängt der Vollmond am gleichen Orte, ewig unverrückt blinken die Sterne. So ergötzt ſich Reſchmend eine geraume

Zeit am reinſten Genuß der Liebe, bis er — des ewigen Einerleis überdrüſſig wird und den Wunſch äußert, wieder einmal in der Oberwelt zu ſeyn. Die Schöne fällt in Ohnmacht, führt ihn aber ſogleich an das Ufer des Fluſſes zurück und verſchwindet. Reſchmend ſucht nunmehr ſeinen dritten Oheim, König Sonnenglanz auf. Der iſt ein gar geſchickter Mann und lehrt den Jüngling, wie er ſich ſelber aus Lehm und Teig ein ſo vollkommnes Weib, als er es nur wünſche, verfertigen könne. Der neue Pygmalion geht ans Werk, macht ſich einen Engel und iſt abermals überſelig. Indeß bemerkt er bald, daß ſie noch lange nicht alle die Vollkommenheiten in ſich vereinige, die ihm die Phantaſie noch vorſpiegelt. Sie wird abgedankt, eine neue gebacken, weit herrlicher als die erſte, der es aber am Ende doch nicht beſſer geht. Eine dritte noch trefflichere entſpringt dem rohen Stoffe; aber auch dieſe genügt dem Jüngling nicht, und er findet endlich den Hauptgrund ſeiner Unzufriedenheit darin, daß die von ihm ſelbſt gemachten Weiber auch gar keine andern Gedanken denken, keine andere Gefühle fühlen, als ſeine eigenen, ihm niemals widerſprechen, niemals durch Widerſtand Unterhaltung gewähren, kurz daß ſie Roſen ohne Dornen ſind und mithin keine echten. Da entſchließt er ſich zum letztenmale davonzugehen und kommt zu ſeinem vierten Oheim, König Abendſtern. Hier erblickt er ein hohes verſchleiertes Frauenbild, das ihn mit wunderbarem Zauber an ſich lockt. Er ſinkt auf die Kniee vor ihr, und ſie winkt ihm fernhin zu einer Höhle. Eine Quelle rauſcht davor; er erblickt ſich in ihrem Waſſerſpiegel und findet mit Entſetzen, daß er ein Greis geworden, ſchneeweiß von Haar, voll von Runzeln und zuſammengekrümmt und in jenem Weibe erblickt er ſeine Mutter wieder.

Wie der Anfang, ſo iſt auch das Ende dieſes Taſchenbuchs trefflich, denn es ſchließt mit einer Novelle von L. Tieck: Muſikaliſche Leiden und Freuden, die wir indeß unſern Leſern nur empfehlen können, da ſie ſich zu Auszügen nicht wohl eignet.

Dieſe beyden ſchönen Erzählungen machen uns das einfältige Zeug vergeſſen, was zwiſchen ihnen die Mitte des

Büchleins füllt, ein Romänchen vom großen Aeſthetiker A. Schreiber, ſo fade, als es nur componirt werden konnte, eine mißlungene Romanze von Guſtav Schwab, Bemerkungen von Bührlen, die nicht werth ſind gemacht zu werden u. ſ. w.

Concordia, herausgegeben von A. Schreiber. Heidelberg, bey Engelmann.

Die Kupfer ſind nicht ſonderlich, die zwey letzten unter aller Critik. — Karl Geib giebt rheiniſche Sagen, die nicht übel ſind. Germaniens Lucretia von Eliſe von Hohenhauſen wiederkäut wieder einmal die bekannte Geſchichte der Herrmannſchlacht. Was übrigens Geſchichte und Poeſie hierbey ſündigten, wollen wir gern dem Patriotismus und der Frau verzeihen. Wenn auf dem Titel angekündigt war „Taſchenbuch für deutſche Frauen,“ ſo ſcheint dies andeuten zu wollen, daß es Frauen nicht ſowohl leſen, als vielmehr ſchreiben ſollen, denn außer der genannten treten hier noch drey andere Damen, die bekannte von Chezy, Eliſe Erhart und Johanna Schoppenhauer mit langen und breiten Erzählungen auf, die ſämmtlich abgeſchmackt ſind. Eben ſo iſt eine Erzählung vom Herausgeber ſelbſt, der ſich hierin immer gleich bleibt. Ulrich Hegner, ein ſonſt liebenswürdiger Schriftſteller, giebt eine etwas gering ausgefallene Geſchichte „aus dem Leben eines Geringen.“ Neuffer erzählt eine alte Sage aus den Zeiten Heinrichs des Voglers unter dem Titel Albert und Helena in den elendeſten Verſen. Noch ein paar unbedeutende Gedichte laufen zwiſchen durch.

Huldigung der Frauen, herausg. von Caſtelli, Leipzig im Induſtrie-Comptoir.

Dies Büchlein faßt alle die albernen Gedanken zuſammen, die ein paar dutzend Leipziger Muſen in dem Augenblick des

Bücklings denken, den ſie vor den Damen machen. Welche hündiſche Devotion und welche Plumpheit dazu! Alles bückt ſich, alles bemüht ſich, das wohlgefälligſte Blumenſträuschen unter zarte Naſen zu halten, juſt wie es auf dem Titelkupfer ſymboliſch dargeſtellt iſt; ſelbſt etliche Gelehrte brechen, wie es ſcheint, die gefrornen Blumen aus ihren Fenſterſcheiben und reichen ſie dar; ja ſogar die Frauen kommen herbey und huldigen ſich ſelbſt. Das letzte iſt wirklich toll, und wird es nur noch mehr durch die ſinnreiche Entſchuldigung des Herausgebers am Schluſſe des Buchs, deren Sinn etwa folgender iſt: wenn Männer die Frauen loben, ſo iſt das doch nur Worthuldigung, wenn ſie ihnen aber in zarten Duodezbüchelchen Raum geben, ihre Reiterkünſte auf dem Hyppogryphen zu zeigen, ſo iſt das eine Thathuldigung. Schon die erbärmliche ganz unmännliche Stellung, in der die Huldiger ſich präſentiren, der höchſt fade und gemeine Schmeichelton der ganzen Huldigung und die Plumpheit der wenigen Scherze, mit denen man sub rosa auch einigen Tadel des holden Geſchlechts wagen zu müſſen glaubt, müſſen Frauen und Jungfrauen mit echtem weiblichen Zartgefühl durchaus zuwider ſeyn. Es muß ſie beleidigen, daß man ihnen nicht mehr Feinheit und Verſtand zutraut. Männer, die ſich ſo klein vor ihnen zeigen, müſſen ihnen verächtlich vorkommen. Geiſtloſe gemeine Lobhudeley muß ihnen verwerflicher ſcheinen, als der herbſte Tadel. Nach der Geringfügigkeit der Gabe müſſen ſie die Geringfügigkeit der Meinung beurtheilen, die der Geber von ihnen hegt. Nur derjenige Dichter, der den Werth der Frauen am treffendſten und ſchönſten darzuſtellen vermag, beurkundet damit, daß er Sinn für dieſen Werth habe.

Was kann eine vernünftige Frau zu folgender Stelle ſagen, zu der man erſt nach einer Menge von Vorbereitungen als zu einem Haupttreffer gelangt, S. 23: „Vor einem Gotte hätt' er ſtolz geſtanden, und mit hoch erhobenem Nacken; doch Knie und Nacken beugt' er willig vor dem Weibe.“ Und zu folgenden Verſen S. 291:

Holde! — Wär ich tiefgelehrt,
Wäre meinem Heldenſchwert

Alles unterthänig, —
Wär ich ſchöner, als Adon;
Klüger als der Maja Sohn,
Reicher als ein König;
Und berühmt wie Friederich,
Alles wäre nur — für Dich
Und für Dich — zu wenig.

Wenn ſolche Pinſeleien als blos lächerlich noch hingehen mögen, ſo iſt es dagegen völlig unanſtändig und gemein, wenn der Herausgeber ein Trinklied für Frauen anſtimmt, aus dem wir folgende ſchlechte Strophen entnehmen:

1.

Die Vorſängerin.

Was da lebt, das trinkt,
Bis es in die Grube ſinkt,
Selbſt die Blume trinkt den Thau,
Darum ſtimm' ich, — eine Frau —
Euch ein Trinklied an, ihr Schweſtern,
Laßt das Männervolk nur läſtern,
Ihm zum Trotze trinken wir,
Stoßet an mit mir!

Chor der Frauen.

Wenns auch Männern unrecht dünkt,
Trinket, Frauen, trinkt!

5.

Die Vorſängerin.

Auch hat Gottes Macht
Manche Traube ſüß gemacht
Nur für Frauen; — darum trinkt,
Wo ein ſüßer Wein euch winkt!
Mag der Mann nach Geiſte jagen,
Süßes macht den Fraun Behagen.
Des Champagners ſprudelnd Naß
Paßt in unſer Glas.

Chor.

Des Champagners ſprudelnd Naß
Paßt in unſer Glas.

6.

Die Vorſängerin.

Männer, tadelt ihr,
Daß wir trinken, ſo wie ihr,
Und verbietet ihr's wohl gar,
Droht euch Rache und Gefahr!
Jedes, Knäblein neu geboren
Muß verbürſten, iſt verloren,
Nimmer reicht der Frauen Schaar
Labetrank ihm dar!

Chor.

Nimmer reicht der Frauen Schaar
Labetrank ihm dar!

Alle die huldigenden Sachen ſind nicht werth, daß eine ſchöne Frau die Locken drein wickelt. Auch was ſich ſonſt noch von Erzählungen und Gedichten vorfindet, iſt nicht minder geiſtlos und matt. Der Glückspilz und der Unglücksvogel, eine Novelle von Lembert iſt noch am beſten zu leſen, obwohl ſie nur eine Variation auf ein ſchon oft abgeleyertes Thema enthält.

n.

Freymüthige Rückblicke auf die franzöſiſche Revolution.

(nach Thiers histoire de la révolution)
française 1 et 2 Tomes Paris 1823.

Die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution war bis jetzt nur durch ihre Zeitgenoſſen geſchrieben, viele derſelben hatten mitgehandelt als Freunde oder Gegner, einige ſahen auf ſie zurück, als eine der preiswürdigſten Epochen der

Weltgeſchichte, und wieder andere hatten, in neue politiſche Rollen fortgeriſſen, ihre Theilnahme an der Revolution bereits als einen jugendlichen Irthum abgeſchworen. All dies mußte nothwendig die Reinheit und Freyheit der hiſtoriſchen Forſchung und des Urtheils trüben; wir verweiſen zunächſt nur auf die Gemälde und Anſichten von Bailleul und Lacretelle, welche unzweideutig ſolche entgegengeſetzte Richtungen bezeichnen. „Es iſt Zeit, konnte daher mit Fug und Recht Hr. Thiers ſagen, daß Schriftſteller, die dem jetzt im Leben ſtehenden Geſchlechte angehören, und durch kein anderes Intereſſe, als durch das allgemeine der Freyheit und Gerechtigkeit mit der Revolution zuſammenhängen, die Geſchichte dieſer merkwürdigen Epoche ſchreiben, damit uns eine wahrhafte und lehrreiche Erinnerung werde„. Wenn wir auch, ſagt er ferner, die gleiche Sache mit den Revolutionsmenſchen zu behaupten haben, ſo haben wir doch nicht das Betragen der Partheymänner zu vertheidigen, wir können die Freyheit von Denjenigen unterſcheiden, die ihr gut oder ſchlecht gedient haben. Wir haben den Vortheil die Greiſe gehört und beobachtet zu haben, wovon die einen ſelbſtſüchtig und leidenſchaftlich die Wuth der Factionen wieder aufs neue zu erwecken trachten, die andern heiter und erhaben wie in den erſten Zeiten der Hoffnung ihre Liebe für Menſchheit und Recht an Tag legen. Ich habe in mir jedes gehäßige Gefühl zu erſticken geſucht, ich habe mich in die Lage eines Menſchen gedacht, der unter dem Strohdach geboren, von einem edeln Ehrgeiz beſeelt, erreichen wollte, was ihm der Stolz der höhern Stände mit Ungerechtigkeit verſagt hatte, ich habe mich auch auf die Höhe erhoben, auf der ein Erbe alter Vorrechte ſteht, und in mir das ſchmerzliche Gefühl hervorgerufen, welches die Nothwendigkeit, einem für rechtmäßig gehaltenen Beſitz entſagen zu müſſen, begleitet. In dieſer Stimmung, war mir alle Erbitterung fremd, ich beklagte die Leidenſchaft der Angreifer, und bewunderte die edeln Seelen in ihrer Aufopferung. Allein da ein Maaßſtab erfodert wird, um menſchliche Handlungen zu richten, ſo hab ich auch das ewige Maaß und die Ordnung derſelben aufgeſucht, und alle die Menſchen verdammt, welche davon ſich entfernten, nicht aus Haß gegen ſie, ſondern aus Liebe zur Gerechtigkeit, und um der Geſchichte ihre Sittlichkeit und ihre Lehren zu bewahren."

Von dieſem Standpunkte aus ſchrieb Thiers die Revolutionsgeſchichte, die zwey vorliegenden Bände enthalten die Geſchichte der Conſtituierenden und der Legislatifen Verſammlung. Der Verfaſſer iſt durchaus ſeiner edeln Stimmung, mit der er beginnt, treu geblieben, und hat die vorhandenen Anſichten durch eigne Forſchungen vielfältig vermehrt und berichtigt. Seine Schreibart iſt einfach, fließend und würdig, ohne Eitelkeit und Ziererei. Wir werden nun um unſer allgemeines Urtheil über dieſes Werk zu belegen, und unſern Leſern zugleich einzelne intereſſante Anſichten vorzulegen, einige Hauptſtellen aus dem Ganzen ausheben.

Die Urſachen der Revolution.

Wenn im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, als die Philoſophen verſammelt in den Hallen der Tuillerien, Friedrich und den Amerikanern, Türgot und Necker Glück wünſchten, als ſie gar nicht darauf ausgiengen, die Staaten zu beherrſchen, nur die Fürſten zu erleuchten ſuchten, als ſie ſelbſt kaum noch in ferner Zukunft die Revolution vorausſahen, welche die verdorbenen Einrichtungen und das wachſende Elend ahnen ließen, wenn damals der König für Erleichterung und für einige Gleichſtellung geſorgt hätte, ſo würde Alles für lange Zeit geſtillt und beruhigt, und Ludwig der ſechszehnte als ein Marc Aurel verehrt worden ſein. Aber nachdem endlich alle Staatsgewalten in langem Widerſtreben herabgewürdigt, und alle Mißbräuche in der Verſammlung der Notabeln entſchleiert worden, nachdem in der Nation, die man in der Noth ſelbſt aufgerufen, die Hoffnung und der Willen, etwas zu ſein, erwacht war, ließ ſie ſich nicht mehr anders als durch Befriedigung beſchwichtigen.

Man hatte der Nation Generalſtaaten verſprochen, man verſchob die Erfüllung des Verſprechens. Als die Zeit da war, verlangte ſie das Uebergewicht, und da man ihr nun dieſes verweigerte und doch die Vermehrung ihrer Repreſentation nicht hindern konnte, gab man ihr das Mittel, das Gewünſchte ſich zu erwerben, in die Hände. Man gab immer nur widerſtrebend nach, nur theilweiſe und ſtets nur, als man nicht mehr widerſtehen konnte. Aber da fühlte die Nation auch immer ihre Kräfte geſteigert, und ſie wollte endlich alles, was ſie erreichen zu können glaubte. Ein beſtändiger Widerſtand, ſie nur aufregend, mußte ſie unerſättlich machen.

Die Gemüther waren allgemein in Gährung. Geſellſchaften hatten ſich durch ganz Frankreich gebildet, nach dem Beyſpiele Englands, und unter dem Namen von Klubs. Man beſchäftigte ſich in dieſen Klubs nur mit Aufdeckung der Mißbräuche, und beſprach nichts, als die zu treffenden Maaßregeln, nichts als die einzuführende Verfaſſung. Jede nähere Einſicht in die Lage des Landes mußte die Erbitterung und Empörung noch mehr anfachen. Der ökonomiſche und politiſche Zuſtand war in der That unerträglich. Alles war bevorrechtet, Perſonen, Stände, Städte, Provinzen, ſelbſt Gewerb und Gewerk. Nichts als Hemmung und Hinderniß war da gegen den Kunſtfleiß, das Genie und die Entwickelung des Menſchen. Die bürgerlichen, die kriegeriſchen, die geiſtlichen Würden und Aemter waren alle gewiſſen Claſſen, und in dieſen Claſſen beinahe ausſchlieſſlich wenigen Individuen vorbehalten. Selbſt Handwerke, jeden Beruf konnte man nur unter gewiſſen Titeln und Taxen üben. Die Städte hatten ihre Privilegien in Hinſicht auf die Anlegung, die Einnahme, die Größe der Steuern, nur ſie die Wahl ihrer Magiſtrate. Gunſt und Gnade durch die Anwartſchaften in Familien-Eigenthum verwandelt nahmen dem Monarchen beynahe die Möglichkeit, neue Vorzüge zu ertheilen, es blieb ihm faſt keine Macht, als etwa einige Geldgeſchenke auszuſpenden; man weiß, daß er gezwungen war mit dem Herzog von Coigny wegen Abſchaffung einer überflüſſigen Stelle ſich in Streit einzulaſſen. Alles lag unbeweglich in den Händen Weniger, und überall ſtunden dieſe gegen die Vielen, welche ſich durch ſie beraubt ſahen. Die Laſten hafteten auf einer einzigen Claſſe. Der Adel und die Geiſtlichkeit beſaßen beynahe zwey Drittheile Grundeigenthum. Das übrige Drittheil, der Beſitz des Volkes, zahlte dem König die Abgaben, eine unſägliche Maſſe Feodalſteuern dem Adel, der Geiſtlichkeit den Zehnten, und ward beynebens zertretten von den adlichen Jägern, wie verwüſtet vom Wildprete. Die Conſumtionsſteuern laſteten auf der großen Menge, folglich auf dem Volke. Die Einziehung geſchah auf eine drückende Weiſe. Ungeſtraft blieben die Herren im Rückſtande, der gemeine Mann hingegen ward mißhandelt, eingeſperrt, und verdammt, ſeinen Leib ſtatt der Leiſtungen herzugeben. Es nährte alſo das Volk mit ſeinem Schweiße, und vertheidigte mit ſeinem Blute die höhern Claſſen der Geſellſchaft ohne ſelber beſtehen zu können. Der Bürgerſtand war zwar ohne Zweifel weniger unglücklich als das Volk, aber aufgeklärt und gewerbſam, wie er war, bereicherte er durch ſeinen Kunſtfleiß das Königthum, verherrlichte es durch ſeine Talente, erhielt aber keine Vortheile, auf die er ein Recht hatte. Die Rechtspflege in einigen Provinzen Sache der Herrſchaften, in den königlichen Bezirken von Magiſtraten verwaltet, welche ihre Stellen gekauft hatten, war langſam, oft partheyiſch, allezeit koſtſpielig bis zum Verderben, und im Criminalſache grauſam. Die perſönliche Freyheit erlag unter Verhaftsbefehlen, die Geiſtesfreyheit ſtund unter willkührlicher Cenſur. Der Staat von außen ſchlecht vertheidigt, von innen erſchöpft, war unlängſt vor den Augen Europas entehrt worden durch die ſchmähliche Aufopferung Hollands und Polens.

Schon geriethen die Volksmaſſen in Bewegung, und die Elemente ſchienen ſich gleichzeitig zu entfeſſeln. Ein Schloſſenwetter zerſtörte die Erndten, und machte die Zufuhr für Paris ſchwierig, beſonders in den Stürmen, von welchen die Hauptſtadt jetzt beunruhigt ward.

Seit dem grauſamen Winter, welcher den unſeligen Tagen Ludwig des XVten gefolgt war, hatte man keinen härtern erlebt, als den von 1788 und 1789. Das Elend des Volkes ſtieg aufs höchſte, und man ſah von allen Enden Frankreichs eine Menge der nothleidenden Landſtreicher, ohne Beruf und Ausſicht herbeyſtrömen, und von Verſailles bis

Paris ihr Unglück und ihre Naktheit zur Schau ſtellen. Auf den geringſten Lärm ſtunden ſie bereit, die Vorfälle zu benutzen, die denen allezeit günſtig ſeyn müſſen, welchen alles; ſelbſt das tägliche Brod, Gewinn iſt.

Auf dieſe Weiſe leitete alles die Revolution ein. Ein ganzes Jahrhundert war ihr vorangegangen, das nur dazu diente, die Mißbräuche an Tag zu bringen, und ſie zugleich aufs äußerſte zu treiben. Die zwey letzten Jahre endlich hatten den Aufſtand vorbereitet, und die Volksmaſſen, indem ſie in offenen Streit mit den Bevorrechteten gezogen worden, ſchlagfertig gemacht. Verſchiedene Unfälle führten den Ausbruch herbey, der nun wohl noch verzögert, aber nimmermehr verhindert werden konnte.

Mirabeau.

Der muthvollſte aller Volksführer, derjenige, der immer voranſtand, und die kühnſten Berathungen eröffnete, war Mirabeau. Die ungereimten Einrichtungen der alten Monarchie, hatten alle denkende Köpfe und jedes fühlende Herz aufgeregt. Eine reizbare glühende Seele, wie die Seele Mirabeaus war, mußten ſie empören. Von Geburt an waren Mirabeau alle Arten von Deſpotismus in Weg getretten, nämlich der ſeines Vaters, der Deſpotismus der Regierung und der Gerichte. Seine Jugend hatte er in Haß und Kampf verlebt. Geboren unter der glühenden Sonne der Provence, und aus einer adelichen Familie entſproſſen hatte er ſich früh durch ſeine Ausſchweifungen, durch ſeine Streitigkeiten, und ſeine Beredſamkeit ausgezeichnet. Seine Reiſen, ſeine Erfahrungen, und ſeine Lectüre hatten ihn mit allem bekannt gemacht, und alles hatte er in ſich verſchloſſen. Aber überſpannt und ſophiſtiſch, auch ohne Leidenſchaft, ward er es noch mehr durch ſie. Stund er auf der Tribune, ſo flammte ſein Geiſt auf. Seine erſten Anſichten waren meiſtens verworren, ſeine Rede oft unterbrochen, ſeine Muskeln zitterten, aber bald ſtellte ſich wahre Begeiſterung ein. Seine Einſicht erweiterte und ſteigerte ſich in Augenblicken, wie durch Jahre lange Studien, auf dem Rednerſtuhl machte er plötzliche Entdeckungen, und der lebhafteſte Ausdruck gieng ihnen zur Seite. Bey jedem Widerſpruch ſchien Mirabeau noch dringender und immer klärer zu werden, ſtellte die Wahrheit ſtets in ſchlagendern Bildern dar. Waren die Umſtände ſchwierig, die Geiſter ermüdet von langer Berathung, oder eingeſchüchtert durch Gefahren, ſo reichte es zu, daß ein Schrey, ein entſcheidendes Wort aus ſeinem Munde gieng, oder daß ſein Geſicht die Schrecken ſeiner Häßlichkeit und Genialität leuchten lies, um der Verſammlung Zuverſicht und die Richtung auf großartige Entſchlüſſe zu geben. Stolz auf ſeine hohen Eigenſchaften, ergötzte er ſich an ſeinen eignen Laſtern, bald übermüthig, bald weich und geſchmeidig, erſchreckte er die Einen durch Kühnheit und Sarkasmen, die andern nahm er ein, und verführte ſie, alle leitete er durch hinreiſſende Zaubergewalt. Seine Parthey war allenthalben, im Volk, in der Verſammlung, am Hofe ſogar, endlich bey all denen, zu welchen er ſich hinwandte. Mit allen Menſchen war er leutſelig, und gieng mit allen vertraut um. Er hatte dem aufblühenden Talente Barnaves Beyfall und Ermunterung gegeben, ob er gleich ſeine jungen Freunde nicht liebte. Er ſchätzte Sieyes tiefen Geiſt, und liebkoſte ſeinen wilden Karakter. An Lafayette ſcheute er ein zu reines Leben, bey Necker verwünſchte er die ausſchweifende Strenge, den eiteln Verſtand, und die Anmaßung, eine Revolution leiten zu wollen, weil er wußte, daß nur ihm dieß zuſtund. Er liebte den Herzog von Orleans nicht ſehr, und mochte ſeinen zaghaften Ehrgeiz nicht wohl leiden. In der That hatte er mit ihm nie ein wahrhaft gemeinſames Intereſſe. So vereinzelt mit ſeinem Genie, und auf dieſes zurückgewieſen, griff er den Deſpotismus an, den er zu vernichten geſchworen hatte. Indeſſen ſo wenig, als die Eitelkeit der Alleinherrſchaft, wollte er die Ueberſpanntheit der Republiken; doch hatte er ſich an den Großen und an der Gewalt noch nicht gerächt, und ſo fuhr er fort, ſie zu bekämpfen. Uebrigens von ſeinen Bedürfniſſen gequält, und mit der Gegenwart unzufrieden, gieng er der unſichern Zukunft entgegen, und ſeine Geiſtesgaben, ſein Ehrgeiz, ſeine böſen Glückszuſtände lieſen alles von ihm fürchten, ja durch die Unbewachtheit ſeiner Aeußerungen gab er ſich ſelbſt dem Verdacht, und der Verleumdung preis.

Mirabeau ſtund auch unſtreitig mit dem Hofe in Verbindung. In einer Art von Glaubensbekenntniß hatte er ſeine Grundſätze ausgeſprochen, und ſich verpflichtet, nicht davon abzuweichen, ſelbſt den Hof zu unterſtützen, ſo lang dieſer ſich auf der beſtimmten Linie halten würde. Dagegen erhielt er beträchtliche Gehalte. Es iſt kein Zweifel, die Moral verdammt dergleichen Verträge, und will, daß die Pflicht um der Pflicht willen erfüllt werde. Aber es läßt ſich nicht behaupten, daß Mirabeau ſich verkauft hatte. Ein ſchwacher Menſch hätte an ſeiner Stelle dies ohne Zweifel gethan, würde gegen Gehalte ſeine Grundſätze aufgeopfert haben, aber der große gewaltige Mirabeau, weit entfernt ſeine Grundſätze aufzugeben, führte die Gewalt auf dieſelben zurück, und nahm von ihr nur die Hülfe an, welche ſeine großen Bedürfniſſe und ſeine Leidenſchaften ihm unentbehrlich machten. Wie verſchieden von Denjenigen, welche ihre kleinen Talente und ein feiles Gewiſſen dazu auf Gegenrechnung dahingeben! Mirabeau unerſchütterlich feſt in ſeinen Grundſätzen bekämpfte wechſelweiſe, nach wie vor, bald ſeine Volksparthey, bald die Parthey des Hofes, ſo unbefangen, als ob er nicht von der erſtern ſeine Popularität, und von der letztern ſeine Exiſtenz erhielte. Daher kam es, daß Geſchichtſchreiber, welche in Mirabeau nur einen gewöhnlichen Menſchen ſahen, nicht glauben konnten, daß Mirabeau mit der Hofparthey in Verbindung geſtanden, weil ſie ihn oft dieſe bekämpfen ſahen.

Lage des Hofes gegen Ende des Jahrs 1790.

Der Hof hatte nun die Aufgabe, Lafayette, Mirabeau und Bouillé für ſich zu gewinnen, und unter ſich zu vereinen. Von dieſen drey Männern hiengen die Nationalgarden, die Verſammlung, und das Heer ab. Freilich trennten dieſe Männer gewiſſe Verhältniſſe. Lafayette voll guten Willens war bereit, ſich mit all Denen zu verbinden, welche dem König und der Conſtitution dienen wollten; aber Mirabeau war eiferſüchtig auf Lafayettes Macht, und ſchien die Reinheit ſeiner Sitten zu ſcheuen, da für ihn darin ein Vorwurf zu liegen ſchien. Bouillé haßte in Lafayette die Unerſchütterlichkeit ſeiner Ueberzeugung, und wohl auch einen unbeſcholtenen Gegner; er zog Mirabeau vor, weil er glaubte, er wäre leichter zu behandeln, und weniger ſteif in ſeinem politiſchen Glauben. Dem Hofe lag es nun ob, dieſe drey Männer zuſammen zu bringen, dadurch, daß er die Gründe ihrer gegenſeitigen Abneigung aufhöbe. Aber dazu gab es nur ein einzig Mittel, und dieſes war die freye Monarchie. Auf dieſe mußte man ſich alſo aufrichtig beſcheiden, und aus allen Kräften darauf hin wirken. Aber der Hof, allzeit ungewiß, ſtieß zwar Lafayette nicht zurück, aber nahm ihn ſtets kalt auf, zahlte Mirabeau, welcher ihn nach ſich lüſtern zu erhalten wußte, unterhielt die Mißſtimmung von Bouillé gegen die Revolution, richtete auf Oeſtreich ſeine Hoffnung, und ließ die Ausgewanderten in Turin für ſich wirken. So handelt die Schwäche. Die Schwäche ſucht immer eher ſich mit Hoffnungen zu nähren, als des Erfolgs ſich zu verſichern. So aber erreicht ſie nichts, als ihren Untergang, indem ſie Verdacht einſtößt, welcher die Partheyen nicht weniger erbittert, als die Wirklichkeit ſelbſt, denn es iſt ſogar beſſer, auf Partheyen los zu ſchlagen, als ſie nur bedrohen.

Der König.

Bis zur Erſtürmung der Baſtille wollte der Hof gar nicht an die Kraft des Volkes glauben, und lachte über die Anſtrengungen der dummen Menge, welche einen Platz einnehmen wollte, den einſt der große Condé vergeblich belagert hatte. In Scherze ergoß ſich der Hof muthwillig, und war ruhig und ſicher. Der gute König aber fieng an, unruhig zu werden. Seine letzten Antworten zeugten von tiefem Schmerz und beſorgnißvoller Ahnung. Sein beſter Freund war damals der Herzog von Liancourt, bekannt durch ſeine edeln Geſinnungen. Als er erfahren, was in Paris geſchehen, begab er ſich zum König, weckte ihn gegen den Willen der Miniſter vom Schlafe auf, und erzählt ihm das Ereigniß. Welch ein Aufruhr! rief der König aus. Sire, erwiederte der Herzog, ſagen Sie, welch eine *Revolution*! Der König lernte nun den wahren Zuſtand der Dinge kennen, und beſchloß, den folgenden Tag ſich in die Verſammlung zu begeben.

Mehr als einmal neigte ſich der gute König zu ſeinem Volke, aber das Mißtrauen deſſelben ſtieß ihn eben ſo oft zurück, als der Hochmuth des Hofes ihn dahinriß. Man ſagte damals, der König ſey nicht frey, aber er würde in Turin und Coblenz noch weniger frey geweſen ſeyn, als in Paris.

Die Ariſtokratie.

Die Parlamente, der Adel, die Geiſtlichkeit, der Hof, alle mit gemeinſamem Untergang bedroht, hatten auch in ihrem Intereſſe ſich verbunden, und handelten vereint. Der Hof hatte ſeinen Grafen Artois nicht mehr, keine Polignacs mehr. Eine Art Beſtürzung mit Verzweiflung gemiſcht herrſchte in der Ariſtokratie. Da ſie Das, was ſie das Uebel nannte, nicht hindern konnte, ſo hegte ſie jetzt den Wunſch, daß das Volk die größtmöglichen Ausſchweifungen begehen mögte, um Das, was ihr gut ſchien, mittels ſolcher Ausſchweifungen zurückzuführen. Dieſes aus Unwillen und Treuloſigkeit gemiſchte Syſtem, welches den Namen *politiſcher Peſſimismus* verdient, nimmt dann unter den Partheyen ſeinen Anfang, wenn ſie einmal ſo große Verluſte gemacht haben, daß ſie aufs Spiel zu ſetzen nöthig finden, was ihnen übrig geblieben, um alles wieder zu gewinnen. Dieſen Weg ſchlug damals die Ariſtokratie ein, und deßwegen ſah man oft das ſonderbare Schauſpiel, daß ſie mit den wüthendſten Gliedern der Volksparthey ſtimmte, und in Umtrieben mit den Jakobinern wetteiferte.

War demnach die Revolution das Werk einer einzelnen Parthey, oder der Erfolg eines künſtlich angelegten Plans? — frägt Thiers am Ende des zweyten Bandes, beantwortet ſie mit nein, und ſchließt. „Die Monarchie mußte zu Grunde gehen, aber nicht unter Ludwig dem XI. Karl IX. oder Ludwig dem XV. — ſondern, nachdem Alles zur Reife gediehen, unter dem gutmüthigſten aller Könige, die je auf dem Throne geſeſſen.“

Das weiſſagende Gemälde.

Unter all dem Intereſſanten in Lombards Denkwürdigkeiten zeichnet ſich aus, was er im zweiten Theile S. 81. erzählt. „Im Augſt 1789 kam ich nach Rouen, zum Präſidenten Desneval. Da traf ich bey Tiſche mit Hrn. Montaleon zuſammen. Unſer Geſpräch fiel auf die Revolution. Obgleich ſie kaum begonnen hatte, erſchöpfte man ſich in Muthmaſſungen über ihren Ausgang. Montaleon ſah die Zukunft ſchwarz, und ſetzte uns die grauenhaften Deutungen eines allegoriſchen Gemäldes aus einander, welches er vor zwanzig Jahren bey einem ſeiner Bekannten, einem Greffier beym Parlament von Rouen, geſehen habe.

Die Beſchreibung, die er uns von dem ſonderbaren Gemälde machte, bewegte uns ſo ſehr, daß Desneval ſogleich in die Stadt ſchickte, um ſich zu erkundigen, ob der von Montaleon Genannte noch lebe, und wo er wohne. Er war noch am Leben, und ſandte uns ſeine Adreſſe. Wir giengen am folgenden Tage zu ihm hin.

Der Greis, er war mehr als 80 Jahr alt, empfieng uns mit ſichtbarer Freude über die Urſache unſers Beſuchs, und als er uns an das Ort hinführte, wo wir das Wunderbild ſehen ſollten, erzählte er uns ein langes und breites, von der Art, wie daſſelbe von Geſchlecht zu Geſchlecht in ſeinem Hauſe überliefert worden, und von der Aechtheit des Gemäldes ſelbſt, welches ohne Zweifel eine Frucht der Sterndeutung von der Königin Catharina von Medicis herſtamme.

Das Gemälde ſelbſt war auf Tuch, etwa drey Fuß breit und zwey Fuß hoch. Die Farben waren etwas abgeſtanden, der Grund ſchon ganz ſchwarz. Oben, im rechten Winkel, hob ein Genius mit der linken Hand ein Tuch auf, und deutete mit dem Zeigefinger der andern Hand auf das, was er enthüllte. Zugleich warf er einen zornigen Blick auf eine weibliche Geſtalt im entgegengeſetzten Winkel, und ſchien ihr zu ſagen: „Sieh da!“ Die Frau, wie erſchrocken über das, was ſie erblickt, verhüllte ihr Geſicht mit einem Schoß ihres

Kleides. Wie der Vorweiſer erklärte, ſtellte der Genius die Aſtrologie, und die Frau Catharina von Medicis vor.

Im Gemälde ſelbſt ruhten auf zwey geraden Linien ſieben Schaumünzen, und waren der Reihe nach bezeichnet mit Zahlen von 1 bis 7. Zwey ſtunden auf der obern Linie, ſie bezogen ſich auf die zwey letzten Valois. Auf der untern Linie waren fünf andere, die ſich auf die Bourbons bezogen. Jede Schaumünze ſtellte einen König dar, ohne Gewand, und nur durch die Krone auf dem Haupte bezeichnet. Es ſeyen, ſagte uns der Greis, die Bildniſſe von Karl IX. Heinrich III. Heinrich IV. Ludwig XIII. Ludwig XIV. und Ludwig XV. Keiner dieſer Fürſten war genannt, aber im Gemälde unverkennbar bezeichnet. So war z. B. Karl IX. gemalt mit einem Fuß auf Leichen ſtehend, und mit zerzausten Haaren, eine Schlange nagte an ſeinem Herzen. Die zwey Heinriche lagen ausgeſtreckt auf der Erde mit einem Dolch in der Bruſt. Ludwig XIV. ſtund auf Trophäen und hielt ſeine Hand über eine Weltkugel ausgeſtreckt. Ludwig der XV. war von Satyren und Bachantinnen mit Blumengewinden gefeſſelt. Im 7ten Medaillon war kein König zu ſehen, dagegen ein umgeſtürzter Thron, eine Krone, ein Szepter, eine Waage der Gerechtigkeit von Donnerkeilen zerſchmettert. — Das hab ich geſehen, mit eignen Augen geſehen, und da ich weder an Wahrſagung, noch Sterndeuterey glaube, ſo bleibt dies für mich eine Erſcheinung, welche mehr, als irgend was in meinem verhängnißvollen Leben, mich in Erſtaunen ſetzt.“

Die Univerſität Oxford.

(nach Taillandier).

Die Univerſität Oxford beſteht aus neunzehn Collegien und fünf Hallen, zum Theil von den Königen, größtentheils aber von Privat Perſonen geſtiftet. Dieſe Entſtehungsweiſe erklärt es, wie ſie in ihrer Verfaſſung und Adminiſtration von der Staatsgewalt ſo ganz unabhängig bleiben konnte. Der oberſte Univerſitätsbeamte führt den Titel Kanzler, und wird von den Doktoren und Vorſtehern der Collegien und Hallen gewählt. Dieſe Wahl gilt nur auf drey Jahre, wird aber der gewählte nach Verfluß derſelben beſtätigt, ſo bleibt er auf Lebenszeit im Amte. Meiſtens fällt die Wahl auf einen der angeſehenſten Männer des Königreichs. Gegenwärtig bekleidet Lord Grenville dieſes Amt. Es iſt lediglich eine Ehrenſtelle, und der Kanzler erſcheint niemals in den Univerſitäts-Verſammlungen, als wenn der König ſelbſt anweſend iſt.

Der Kanzler ernennt einen Vice Kanzler, und dieſer aus der Zahl der Collegien Vorſteher, vier Pro-Vice-Kanzler. Alle dieſe Ernennungen gelten nur für Ein Jahr, doch iſt es üblich vier Jahre nach einander dieſelben Perſonen zu ernennen. Der Vice Kanzler, als der oberſte anweſende Beamte, hat das Recht der Oberaufſicht über ſämmtliche Inſtitute und der Zuſammenberufung des Univerſitäts-Collegiums.

Auch ernennt der Kanzler den Groß-Hofmeiſter (high. Steward). Nach Genehmigung des Univerſitäts-Collegiums, wird dieſe Stelle lebenslänglich. Seine Obliegenheit iſt, den oberſten Behörden in ihren Amtsgeſchäften an die Hand zu geben, und die Rechte, Gebräuche und Freyheiten der Univerſität zu ſchützen.

Jedes Jahr werden nach der Reihe von einem Collegium zwey Prokuratoren (proctors) gewählt, welche über die Aufführung der Studierenden zu wachen, und außerhalb der Collegien verübte Vergehen zu beſtrafen haben.

Die Univerſität ſchikt zwey von den Doktoren und Regenten erwählte Deputirte ins Parlament.

Die Collegien und Hallen unterſcheiden ſich dadurch, daß jene mit Gütern und Capitalien fondirt ſind, die ſie ſelbſt verwalten, während dieſe nur durch die Penſions-Gelder der Zöglinge ſich erhalten.

Die Vorſteher der Collegien führen verſchiedene Namen, wie Dekan, Rektor, Quardian, Präſident, oder Meiſter ꝛc. Die Vorſteher der Hallen heißen ſämmtlich Prinzipale. Sie alle dürfen verheyrathet ſeyn.

Die Bürger dieſer kleinen Republiken heiſſen Fellows. Sie erwählen ihre Vorſteher und verwalten das Vermögen des Collegiums ganz unabhängig. Es ſind dieß größtentheils junge Gelehrte von bedeutenden Kenntniſſen, die den Lehrberuf aus Liebhaberey wählen. Als Fellows dürfen ſie nicht heyrathen, ſie können aber zu jeder ihnen beliebigen Zeit austretten. Ihr reichlicher Gehalt ſetzt ſie nicht nur außer Nahrungsſorgen, ſondern verſchafft ihnen auch noch die Mittel zu Befriedigung wiſſenſchaftlicher Liebhabereyen, und zu Reiſen auf den Continent, die ſie während der langen Ferien gewöhnlich unternehmen. Ihre Obliegenheit iſt, die Vorleſungen zu repetiren und die Studenten zu beaufſichtigen.

Die Studierenden kommen aus den niedern Lehranſtalten von Eton, Weſtminſter ꝛc. ungefähr im 17. Jahr hieher. Das Jahr iſt in vier Lehrperioden eingetheilt, wovon jede nur fünf bis ſechs Wochen dauert; die übrige Zeit iſt Vakanz.

Der erſte Ehrengrad iſt der eines Bucculaureus der Künſte. Man muß, um ihn zu erlangen, während ſechszehn Lehrperioden anweſend geweſen, und zwey Prüfungen gemacht haben. Indeſſen bleiben nur ſehr wenig Studierende bey dieſem Grade ſtehen.

Ein Bucculaureus des Civilrechts muß acht und zwanzig Lehrperioden ſtudiert haben, doch kann durch Diſpenſation dieſe Zahl bis auf ſiebenzehn vermindert werden. Aber der Doktorgrad erfordert auf jeden Fall noch ein Studium von weitern fünf Jahren.

Bucculaurei der Theologie müſſen ſieben Jahre und Doktoren dieſer Wiſſenſchaft noch vier Jahre ſtudieren. Buccelaurei der Medizin können erſt drey Jahre nach ihrer Promotion den Doktorgrad erhalten.

Außerdem gibt es auch Profeſſoren und Doktoren der Muſik. Um zu dieſem Grad vorzurücken, muß man ein öffentliches Conzert geben.

Bey aller Ordnung, die hier herrſcht, führen die Studierenden ein ziemlich freyes Leben. Abends ſieht man immer eine Menge derſelben, in der Umgegend der Stadt, ſich zu Pferde herumtreiben. Nach ihren Stunden können ſie gehen, wohin es ihnen beliebt, nur müſſen ſie zu beſtimmter Zeit zu Hauſe ſeyn. Ihre Zahl beläuft ſich gegenwärtig auf ungefähr eilfhundert. Der Preis der Penſionen beträgt 100 Pfund jährlich. Nur Proteſtanten werden aufgenommen.

Studenten, Fellows und Präſidenten haben ein Coſtüm, das wenig von einander verſchieden iſt, es beſteht in einer Robe von ſchwarzem Zeuge, vorn offen, mit weiten Ermeln, und einem ſcharzen Käppchen mit ſeidener Quaſte. Die Privilegien der Ariſtokratie ſind auch bis zu dieſem Muſenſitz gedrungen; Söhne von Edelleuten und Pairen tragen eine mit Goldſchnüren beſetzte Robe von violettem Seidezeug, und ein dergleichen Käppchen mit goldener Quaſte.

Kleine Chronik.

In- und ausländiſche Literatur.

Deutſchland.

Geſchichte der Demokratie in den vereinigten Staaten von Nordamerika von Johann Georg Hülſemann. (Göttingen Vandenhoeck und Ruprecht 1823.) Wir müſſen zu unſerer Schande geſtehen, daß wir von dem Herrn Johann Georg Hülſemann noch nie etwas geleſen haben und auch eben ſo wenig wiſſen, wer er iſt. Mag er aber in Sachſen oder in Hannover wohnen, auf einem Göttinger-Katheder ſein Licht leuchten laſſen, oder irgend einer Garderobe vorſtehen, das Prädikat eines aufrichtigen Mannes wird ihm niemand ſtreitig machen, der die Einleitung ſeines Werkes geleſen.

Der Verfaſſer erklärt darin, obwohl er eine Geſchichte der nordamerikaniſchen Demokratie auf dem Titelblatt angekündigt, dürfe man doch nichts weniger als eine ſolche darin ſuchen: er habe eigentlich blos die einzelnen Thatſachen dieſer Geſchichte, in ſo fern ſie gegen die Demokratie zeugen, ſo zuſammengeſtellt und zubereitet, daß gedachte Demokratie in ein möglichſt nachtheiliges Licht zu ſtehen komme.

Denn, ſagt er, nach ſeiner Ueberzeuaung müſſe man ſich frey und offen geaen das Böſe erklären. Die nordamerikaniſche Demokratie ſtehe der Baſis der europäiſchen Civiliſation, nämlich der Religion und den monarchiſch ariſtokratiſchen Intereſſen feindlich gegenüber. So lange ſie das atlantiſche Meer nicht überſchreite, möge ſie immerhin ihr Weſen treiben. Wenn aber die Lafayette und ihre Genoſſen, die unter dem Namen Liberale ihr Weſen treiben, alle Religion, alle geſellſchaftliche Ordnung und alle Autorität in dem alten Europa damit umzuſtürzen drohen, ſo ſey es Zeit, die Strenge der Regierungen anzurufen. Ihre Weisheit möge mit Mäßigung verfahren; doch nur in der Anwendung könne von Mäßigung Rede ſeyn; „das Prinzip hingegen müſſe man mit größter Strenge aufrecht erhalten.“

Die Hauptgefahr der nordamerikaniſchen Demokratie beſtehe darin, daß die europäiſchen Revolutionäre einen ſichern Stützpunkt in ihr gefunden hätten. Die Liberalen in Frankreich, die Radikalen in England ſeyen nur Vorfechter der transatlantiſchen Schlachtordnung. Es liege daher unendlich viel daran, daß von Europa aus auch in jenem Welttheil Inſtitutionen gebildet werden, welche, indem ſie in der neuen Welt die Vorfechter der alten Ordnung bilden, das Gleichgewicht wieder herſtellen.

Warum, ſo fragt Herr Johann Georg Hülſemann die europäiſchen Liberalen in ſeiner Vorrede, warum entſaget Ihr Unzufriedenen nicht lieber ganz unſerm Welttheil, dem ihr doch einmal durch Intereſſe und Bildung fremd geworden ſeyd?! So geht fort, wenn euch die Ordnung der Dinge in unſerm chriſtlichen Europa nicht genehm iſt, geht hinüber nach Amerika, dort findet ihr alle Herrlichkeiten, die ihr euch hier erträumt. —

Ohnehin, bemerkt er gelehrt, ſcheint dieſer neue Welttheil von ſeinem Urſprung an beſtimmt zu ſeyn, mißvergnügte Köpfe aus der alten Welt aufzunehmen. Unter Carl I. zogen die Republikaner und Puritaner dorthin, unter Cromwel die Royaliſten, unter Carl II. die Cromwelliſten. Aus Frankreich kamen die Hugenotten und aus Deutſchland die Religionsſchwärmer. „Wie verſchieden dieſe Auswanderer ſeyn mochten, die Unzufriedenheit mit den in ihrem Vaterlande beſtehenden Verhältniſſen iſt ihnen allen gemein.“

Zuletzt entwickelt der gelehrte Herr Verfaſſer, ſo gründlich als man es nur immer von einem Göttinger-Gelehrten verlangen kann, ohne den gelehrten Politiker, Herrn Profeſſor Sartorius auszunehmen, daß — und aus welchen Gründen — weder die Mitglieder der hohen und niedern Geiſtlichkeit, noch die des hohen und niedern Adels von Europa nach Amerika ausgewandert ſeyen, ſondern lediglich Mitglieder des dritten Standes, woher es denn auch komme, daß den vereinigten Staaten vorn herein zwey ganze Stände fehlen, nämlich der erſte und zweyte. Da nun der Verfaſſer vollkommen überzeugt iſt, daß ohne drey Stände die höheren Intereſſen der Menſchheit nicht bewahrt werden können, ſo findet er den Zuſtand von Nordamerika äußerſt beklagenswerth.

Doch könne die Menſchheit ſich beruhigen, ſo lange das Elend jenſeits des atlantiſchen Meeres bleibe. Aber Schauder erregend ſey es, wenn eine Nation, wie zum Exempel die ſpaniſche, ihre ganze religiöſe und politiſche Baſis mit Füßen trete.

Zum Beſchluß bedauert Herr Johann Georg Hülſemann, daß die Washingtone, Hamiltone und Jay vergeblich ſich bemüht hätten durch mancherley Inſtitutionen der gänzlichen Auflöſung aller religiöſen und politiſchen Bande entgegen zu wirken: und er läßt die Hoffnung durchblicken, daß nun, nachdem die Ruhe und Einigkeit von Europa hergeſtellt ſey, in dieſer Hinſicht nachgeholfen werden möchte.

Da unſere Zeitſchrift keiner Parthey angehört, und daher, in ſo fern ihr Beruf ſie auf politiſche Gegenſtände führt, ſich ſtreng in den Grenzen des Referenten zu halten hat, ſo enthalten wir uns den Johann Georg Hülſenmanniſchen Anſichten noch etwas beyzufügen.

Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt, öffentliche Anſtalten ꝛc.

Das Componium.

Als die erſte Orgel gehört ward, glaubte die fromme Schwärmerey, in ihren Tönen liege eine Nachahmung der menſchlichen Stimme. Man ſchrie über Wunder. Zwiſchen der Orgel und dem neuerfundenen Componium zeigt ſich nun aber der Abſtand vom Jahrhundert der Barmeciden zu unſerm Zeitalter. Hier findet ſich keine Nachahmung mehr, es iſt wirklich die Trompete, die Flöte, das Waldhorn, die Schalmei, der Fagot; und nicht nur zur Begleitung, ſondern jedes führt auch ſeine Solos durch, gleich einem Tülon, Vogt u. ſ. w. Das Componium iſt ein ganzes Orcheſter, und zwar ein ſehr gut beſetztes, ſo daß ſelbſt die berühmteſten Muſiker, wie Roſſini, es gern hören und bewundern. Uns ſcheint es wünſchenswerth, daß in unſern Theatern, wo das Orcheſter nicht beſtimmt iſt, die menſchliche Stimme zu begleiten, ein Componium an die Stelle der Bande von Muſikern geſetzt werde, leiern uns doch dieſe Abend für Abend ſeit dreißig Jahren nichts als Concerte von Pleiel und Philidor vor. Uebrigens ſcheint es uns, daß die menſchliche Erfindungskraft, die ſich in unſerer Zeit nach allen Richtungen entfaltet, bald einen ſich ſelbſt treibenden Mechanismus zum allgemeinen Dienſtboten ihrer Bedürfniſſe und Genüſſe machen werde.

Cryſtalliſation der Eſſigſäure mittels Druck. Herrn Perkins iſt es gelungen durch Compreſſion die Eſſigſäure in Cryſtallen darzuſtellen Die durchſichtigen Cryſtalle ſind reine Säuren, der Rückſtand iſt ein ſäuerliches Waſſer. Auf gleichem Wege hat Hr. Perkins bereits auch mehrere andere Säuren cryſtalliſirt.

Verwandlung der atmoſphäriſchen Luft mittels Druck in tropfbare Flüſſigkeit. Herr Perkins hat es vermocht, die atmoſphäriſche Luft auf einen ſolchen Grad zuſammenzudrücken, daß wirklich etwas Flüſſigkeit am Ende der zuſammengedrückten Luftſäule erſcheint. Dieſe Flüſſigkeit geht auch nicht wieder in den gasförmigen Zuſtand zurück, wenn der Druck aufgehoben wird. Man vermuthet die Flüſſigkeit ſey Waſſer, doch iſt dies noch ungewiß. Andere Gasarten ſind auf dieſelbe Weiſe wirklich auch ſchon durch die gewaltige Kraft in Flüſſigkeiten verwandelt worden.

Frankreich. (Der unterdrückte Hirtenbrief.) Der Staatsrath hat eine Verordnung unterdrückt, welche der Erzbiſchof von Toulouſe erlaſſen wollte. Dieſe Verordnung war in Rom abgefaßt und gedruckt worden. Heimlich ward ſie auch in Toulouſe verbreitet, doch nur in einiger Entfernung von der Stadt. Sie enthielt die Wünſche ſeiner Exzellenz des Kardinalbiſchofs, welchen, wie geſagt ward, auch Ihre Heiligkeit, der Pabſt, beyſtimmte. Dieſe Wünſche giengen jetzt, nachdem die unbelehrbaren und aufrühriſchen Gemüther in Spanien bezwungen worden, (les cœurs indociles et rebelles ayant été soumis en Espagne) auf eine gänzliche Widerherſtellung der alten Kirchendisciplin, welche nun nach dieſer Verordnung in der Zurückſtellung der ehemahligen Einkünfte der Geiſtlichkeit, in der Wiedereinführung mehrerer Feſte und Feyertage, der Wiedereinſetzung von Mönchsorden, in der Unabhängigkeit der Prieſter vom Staat, in der Wiedererrichtung von Stiftern und Kapiteln, in der Wiedergeltendmachung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit u. ſ. w. beſteht.

Herr Villele fand dieſe Lebhaftigkeit des Klerus ein wenig zu ſtark, da er ſie aber nicht ſelbſt unterdrücken wollte, überlies er es dem Hrn. Chateaubriand, darüber Beſchwerden zu führen bey dem Vorſteher von Italien, dem Herrn von Metternich. Hr. Metternich lies darauf dem heil. Vater ſagen, man habe ſchon zu viel Aufſtand und Schwierigkeiten in der Politik zu beſiegen, als daß es jetzt gut wäre, den Streit über die vier Artikel der gallikaniſchen Kirchenfreyheit aufzuwecken. Ihro Heiligkeit antworteten trocken: „Es wäre doch Zeit, endlich auch etwas für die Kirche zu thun, da dieſe ſchon ſo viel für die Thronen gethan. Der Staatsrath aber hat ohne weiters den Hirtenbrief verdammt, und dadurch bewieſen, wie viel angeſteckte und brandige Glieder es noch in der Kirche gebe, und wie wenig noch die Behörden geläutert ſeyen.

(Aus einem Briefe aus Paris) In N. 73 der Literatur des Morgenblatts las ich eine intereſſante Anzeige der Ueberſetzung von *Gothes* Fauſt ins Franzöſiſche. Die Vortrefflichkeit der Ueberſetzung wird darin nach Verdienſt anerkannt, und mit einigen Beyſpielen belegt. Am Schluſſe der Anzeige heißt es: „Der beſcheidene Ueberſetzer des Fauſts nennt ſich Albert S . . . . *Schubert* heißt er gewiß nicht“. Es mag Ihnen nicht unlieb ſeyn, zu erfahren, daß hier ein Landsmann von Ihnen, ein junger Schweizer, der *Albert Stapfer* heißt, für den Ueberſetzer gehalten wird. So wie dieſer Umſtand ſchon allein zureichen könnte, einige der ſchroffen Urtheile, die ſich der Rezenſent über das Verhältniß von deutſcher und franzöſiſcher Literatur erlaubt hat, zu entkräften, ſo mag die Erſcheinung auch Ihnen ſehr erfreulich ſeyn. Ich erinnere mich, daß Sie einſt klagten, es gebe bey Ihnen große Geiſteslichter, die noch immer im Dunſtkreis Ludwig des vierzehnten fortglimmend behaupteten, *die Deutſchen hätten gar keine Literatur.* Ich rathe Ihnen, dieſen Herrn zu empfehlen, ſie möchten nun geruhen, die Deutſchen im Franzöſiſchen zu leſen, und gleich bey der Ueberſetzung des bekannten Liedes: „Es war einmal ein König, der hatt' einen großen Floh“ den Anfang zu machen.

England. (Londner-Inſtitut für Mechanik.) Im December hatte in der Kron- und Anker-Taverne eine große Verſammlung ſtatt, um ein in Verſchlag gebrachtes Inſtitut für Mechanik zu errichten. Der Präſident der Birkbek erörterte in einer Eröffnungsrede die große Wichtigkeit der Mechanik für das Wohl der engliſchen Nation.

Hierauf wurde beſchloſſen: daß über Mechanik und ihre Hülfswiſſenſchaften öffentliche Vorleſungen gehalten werden ſollen, daß Collegien-Säle, eine Bibliothek und ein Leſezimmer eingerichtet und eine Modell-Sammlung, eine Zeichnungsſchule, ein Laboratorium und eine Werkſtatt, mit allen erforderlichen Inſtrumenten und Apparaten, angelegt werden ſoll: der jährliche Beytrag der Zöglinge ſoll eine Guinee nicht überſteigen, und eine Commiſſion von fünf Mitgliedern habe die dem Inſtitut erforderlichen Geſetze der ganzen Verſammlung vorzuſchlagen.

Unterzeichnet wurde an jährlichen Beyträgen von Hr. Brougham 20 Pf. Birkbek 20 Pf. u. ſ. w. Der Morning Chronicle allein ſubſcribirte 120 Pf.

Hier iſt eine Ueberſetzung von Maria Stuart und Jungfrau von Orleans mit der Lebensbeſchreibung von Schiller erſchienen. Schwerlich iſt einem der neuern Dichter Deutſchlands bey der gebildetſten Nation ſo allgemeine Anerkennung geworden.

Capitain Parry „**der große Nordſegler**" hat am 26 December in einer feyerlichen Sitzung vom Lordmajor und Aldermen das Bürgerrecht der City erhalten.

Im Lauf dieſes Monats wird er eine neue Nordfahrt unternehmen, um den gewünſchten Durchgang zu entdecken. Gott ſey ihm bey.

Dublin. Am 20 Dec. hatte eine Sitzung des katholiſchen Vereins in Betreff der vorgeſchlagenen Zehentabſchaffung ſtatt. Aus der Rede der H. Oconnell geht hervor, daß der irländiſche Clerus außer dem Zehenten zwey Millionen Morgen Wieſen beſitzt. Das Iriſche Volk iſt das elendeſte, der iriſche Clerus der reichſte in der Welt. Der Verein wünſcht, daß den Erzbiſchöffen ihr Einkommen bis auf 5000 Pf. und den Biſchöffen auf 4000 Pf. herabgeſetzt werden möchte. Gegenwärtig wird das Einkommen vieler Biſchöffe auf 15 bis 20,000 Pf. berechnet. Der letzte Erzbiſchoff von Armagh hinterließ ein reines Vermögen von 300,000 Pf. Dem Erzbiſchoff von Dublin, der jährlich über 20,000 Pf. Einkommen bezieht, wird vorgeworfen, daß er ſich gedungene Schreiber halte, um das Zehent-Syſtem aufrecht zu erhalten. Aber der Redner verſichert, Irland werde nie ruhig werden, bis dieſes verderbliche Syſtem abgeſchafft, das Einkommen des Clerus reducirt und das iriſche Volk in die ihm gebührenden politiſchen Rechte eingeſetzt ſey. Es ward beſchloſſen, eine Petition an das Parlament zu entwerfen.

Saint Louis am Senegal. Der wechſelſeitige Unterricht hat in dieſer Colonie ſchon ſehr ſchöne Reſultate geliefert. Es gehen tüchtige Kaufleute, Landwirthe und Handwerker von der Race der Schwarzen aus dieſer Schule hervor. An den ſchwarzen Prinzen, deren ſich mehrere in der Anſtalt befinden, bemerkt man erſtaunliche Lernbegierde. Zwey von ihnen ſind ſogar ſchon zu Monitoren vorgerückt.

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen auf das Jahr 1824.

Alpenroſen, herausg. von Kuhn u. ſ. w.

Bern, bey Burgdorfer.

S. 30, ſingt Baggeſen:

> Der Genius, der Alpenroſen bringt
> Und im Naiven ſich zum Liedergipfel ſchwingt.

Eine Naivetät aber, die über ſich ſelbſt reflectirt, ſich ſelbſt für Naivetät ausgiebt, pflegt man ſonſt beſſer mit dem Namen Ziererey zu bezeichnen. Nur der Aufſatz von Meisner über die Vögelſammlung auf dem Muſeum zu Bern, der unter andern auch eine treffliche Parodie des berneriſchen Converſationstons enthält, macht eine Ausnahme. Die Reiſe nach dem Moleſon von Kuenlin enthält eine Menge artiger Volksſagen aus dem Canton Freyburg, übrigens aber iſt dieſer Aufſatz vorzüglich geeignet, jene geprieſene Naivetät in ein helles Licht zu ſetzen. Man höre S. 43. Bald befand ich mich im Schützenhauſe, wo ich mir nach deutſcher Sitte zum Frühſtücke eine Butterbämme mit Salz, Radieschen und einen Krug Weißbier bringen ließ. Ich verzehrte die Gottesgabe auf einer Bank in der freyen ſtärkenden Luft, während die lebensfrohen Vögel auf den Wipfeln der Ulmenbäume ihr Morgenlied zum Schöpfer des Weltalls zwitſcherten. S. 48. Da ſtreifte zuletzt die Erinnerung mir die Schuppen von den Augen des Gedächtniſſes. S. 49. Man lagerte ſich, erzählte, lachte — bis raſch nahende Gewitterwolken dieſem Voſſiſchen Luiſen-Mahle zu früh das Loos der Endlichkeit brachten. (Man denkt dabey unwillkührlich an den erhabenen Vers Mathiſſons: Der Römer Streitcohorten ſprengten der Unmöglichkeit diamantne Pforten.) Dann wird wieder eine Milchſuppe, S. 52. eine Schale Kaffe mit Milch, S. 73. eine Käſemilchſuppe und ein Gläschen Kirſchengeiſt genoſſen. S. 64. heißt es: Das himmliſch reine unweltliche Engelsköpfchen, mit blonden Haaren, blauen überirdiſchen

Augen, wie Albrecht Dürer, der hehre Deutſche, ſolcherley Huldinnen pinſelte. Doch genug. In den übrigen ſämmtlich unbedeutenden Erzählungen kann man noch mehr dergleichen finden.

Unter den Gedichten hat kein einziges echt poetiſchen Werth. Die Mehrzahl iſt ſogar unter aller Critik. Nur zwey in ſchweizeriſcher Mundart S. 108. ſcheinen uns eine beſondere Rüge zu verdienen, da ſie jene affektirte Naivetät wirklich im Gipfelpunkte zeigen. Der Verfaſſer behauptet, ein Alpenhirte habe ſie ihm wörtlich ſo vorgeſungen. Sie geben ſich aber ſelber ſogleich als falſche Blumen kund, nur in Form und Farbe kümmerlich den echten Alpenblumen nachgebildet, ohne im mindeſten von dem wunderbaren eigenthümlichen Duft derſelben erfüllt zu ſeyn. Auch hat man ſich die Ehre gegeben, von Foucqué eine elende Epiſtel an Salis aufzunehmen. —

Taſchenbuch von der Donau, herausg. von Neuffer.

Ulm, in der Stettinſchen Buchh.

Dies Taſchenbuch hält unter allen diesjährigen den niedrigſten Ton. Seine Phyſiognomie ſchielt deutlich in die Familie der Bauern-Kalender hinüber.

Crescentia von Neuffer wiederholt die ſchon ſo vielfach, zuerſt von Rabner meiſterhaft behandelte Geſchichte von der hochmüthigen Jungfer, die alle ihre Freyer von ſich ſtößt, bis ſie keinen mehr bekommt. Der Autor ſchildert dieſe Geſchichte ſo ganz wie nach dem Leben, daß er ſogar die mitleidloſe Verachtung ſelber theilt, der ſich alte Jungfern gewöhnlich ausgeſetzt ſehn, was wir ihm jedoch als eine Unzartheit und wenigſtens als eine poetiſche Sünde anrechnen. Die Kupfer zu dieſer Erzählung ſind die einzigen im Buche überhaupt und herzlich ſchlecht.

Die bisher ungedruckten Fabeln von Gellert ſind ein angenehmes Geſchenk. Gleich die erſte muß jedermann trefflich finden, und wir ſetzen ſie hieher.

Die Wahrheit und die Lüge.

Man forſchte ſeit viel tauſend Jahren,
Warum die Wahrheit nackend geht,
Und nie hat man's genau erfahren,
Weil nichts davon in Büchern ſteht;
Doch endlich deckt der Zeiten Lauf
Der Welt auch dies Geheimniß auf.

An einem alten Königshofe
War einſt die Wahrheit angeſtellt,
Drauf ward im Dienſt als Ehrenzofe
Die ſchlaue Lüg' ihr beygeſellt;
Doch konnten ſie ſich nicht verſtehn,
Wenn dieſe bleibt, muß jene gehn.

Einſt rangen ſie im offnen Streite,
Doch war der Kampf lang ungewiß,
Bis daß die Lüg' als Siegesbeute
Der Wahrheit das Gewand entriß.
Sie blieb am Hof und ſeit der Zeit
Trägt ſie daſelbſt der Wahrheit Kleid.

Die Wahrheit aber floh von hinnen,
Und irrt nun bloß von Land zu Land.
Sie kann nicht Achtung mehr gewinnen,
Und bleibt den meiſten unbekannt.
Dafür nun ſieht faſt jedermann
Die Lüge für die Wahrheit an.

Die Oden nach Horaz würde man nicht vermißt haben, Unter den übrigen Gedichten zeichnet ſich Conradin von Schwaben, ein Fragment von Uhland und ein liebliches Lied S. 264. vom ſel. Miller, dem Verfaſſer des Siegwart, aus. Die meiſten übrigen können das fade air de famille der Almanachsliederchen nicht verläugnen.

Das Kränzchen, eine häusliche Geſchichte von Neuffer, iſt etwas gemein. Der Schluß machen Schwänke und Ränke in Proſa und Verſen, von denen nur ein paar witzig ſind, die aber freylich mehr in einen Kalender gehören. Zur Probe. Ein Offizier will einen Juden beſtrafen, der ihn ſchon oft geprellt hat. Wie der Jude zu ihm kommt, um wieder zu ſchachern, weiſt er ihn barſch von ſich, legt aber gelegentlich, als ob es von ohngefähr geſchähe, ein paar alte Hoſen vom Stuhl aufs Bett. Der Jude wird gleich aufmerkſam, die Hoſen ſchienen ihm für einen wohlhabenden Offizier zu ſchlecht und er will ſie kaufen. Der Offizier ſagt aber, ſie ſeyen von einem ſeiner liebſten Freunde, der in der Schlacht gefallen. Unterdeß befühlt der Jude ſie von allen Seiten mit kunſtgeübter Hand und entdeckt eine geheime Nath, darin etwas verborgen iſt, und fühlt auch bald, daß es Goldſtücke ſeyn müſſen, die der gefallene Offizier dort eingenäht. Gleich biethet er einen Dukaten für die Hoſen, dann zwey, dann drey und endlich läßt ſie ihm der Offizier für zwölf. Wonnetrunken rennt der Jude nach Hauſe, ſchneidet die Nath auf, und findet — Rechenpfennige. Er eilt jammernd zum Verkäufer zurück, und iſt herzlich froh, daß er auf deſſen Vorſchlag, die zwölf Dukaten gegen fünf und zwanzig Hiebe, die er ſich gefallen läßt, wieder eintauſchen kann.

Minerva, Leipzig bey Fleiſcher.

Die Kupfer zu Scenen aus dem Göz von Berlichingen ſind ſchön geſtochen, aber die Zeichnungen mißfallen größtentheils.

Prätzel liefert ein Mährchen, Serina, worin der Aufenthalt eines entflohenen Kanarienweibchens unter den Spatzen geſchildert wird. Es hätte witziger ſeyn können, iſt aber doch das beſte unter den diesjährigen Leiſtungen des Verfaſſers.

Quintin Meſſis, eine Erzählung von Caroline Pichler iſt außerordentlich lieblich. Quintin lebt in Antwerpen als armer Schmiedegeſell und wird von einer hoffnungsloſen Liebe zu Margarethen ergriffen, der ſchönen Tochter des reichen Malers de Vrindt, der ſeiner Werkſtatt gegenüber wohnt. Ihm unbewußt hat auch das Mädchen geheime Neigung zu ihm gefaßt, und er hat einigemal Gelegenheit, ſich in einem glänzenden Licht vor ihr zu zeigen. Doch macht ihn die Ungewißheit ſeiner Hoffnung, das drückende Gefühl ſeines niedrigen Berufs und das Erſcheinen eines glänzenden Freyers in de Brindts Hauſe gefährlich krank. Margaretha erfährt es und unterſtützt heimlich ſeine arme Mutter, um ihm beſſere Pflege zu verſchaffen. Dem Freyer begegnet ſie kalt. Im Geneſen entwirft Quintin, vom innern Genius und von unendlicher Liebe getrieben, eine Zeichnung ſeiner Geliebten. Sie geräth ihm über Erwarten wohl und er beginnt nun, kleine Muttergottesbilder zu malen, und verkauft ſie den Leuten, ſo lange er noch zu ſchwach iſt, um wieder in der Schmiede zu arbeiten. Margaretha ſieht die ſchönen Bildchen, eilt gleich damit zu ihrem Vater, der ſie ebenfalls lobt, und kommt in Streit deshalb mit ihrem Freyer, der ſie tadelt. Als ſie ſich allein glaubt, entſchlüpfen ihr die Worte: wäre mein Freyer doch ein Schmied und Quintin ein Maler! Dies hört eine alte Frau, die ſchon früher während Quintins Krankheit immer zu ſeiner Mutter heimlich war geſendet worden und den Jüngling lieb gewonnen hatte. Sie hinterbringt ihm alles, und Quintin Meſſis erkennt in den Worten der Geliebten ſeine Weihe zum Künſtler. Sogleich entſchließt er ſich, auf Reiſen zu gehn, um die Malerkunſt gründlich zu lernen. Der alte de Brindt giebt ihm Empfehlungsbriefe mit und die Tochter kommt heimlich mit ihm in einer Kirche zuſammen, um Abſchied zu nehmen. Doch ſagen ſie ſich kein Wort von Liebe; nur in Blicken verſtändigen ſie ſich und ſie giebt ihm zum Andenken ihren koſtbaren Roſenkranz. Quintin wandert und kommt in drey Jahren nicht zurück, doch der Ruf ſeiner herrlichen Gemälde ſchallt durch die Welt und auch bis zu Margarethen, die in ſteter Treue gegen den Entfernten alle Freyer zurückweiſt. Eines Morgens kommt de Brindt in ſeine Werkſtatt und ſieht, daß an dem Finger einer Madonna, an der er gearbeitet, von fremder Hand ein koſtbarer Ring gemalt iſt und mit einer Kunſt, worüber er erſtaunen muß. Margaretha kommt dazu und entdeckt an dem Ringe den Namenzug des Quintin Meſſis. Da erfährt man von der Magd, ein ſchöner reichgekleideter Fremder ſey frühe gekommen, habe nach dem Meiſter gefragt und einige Minuten in ſeinem Arbeitszimmer verweilt. Bald kommt aber der Fremde ſelbſt wieder. Es iſt Meſſis, er wirbt um der Geliebten Hand, ſie ſinkt an ſein Herz und der alte Maler giebt den Segen dazu. Aus ihrer Ehe entſprießt ein Sohn, Johann Meſſis, der unter den niederländiſchen Malern eben ſo berühmt geworden, als ſein Vater.

Die Kammerboten in Schwaben, eine alte Sage halb in Proſa, halb in Niebelungenverſen bearbeitet von Guſtav Schwab, iſt nicht übel und offenbar das beſte, was dieſer Dichter diesmal in die Taſchenbücher geliefert.

Die übrigen Aufſätze und Gedichte enthalten nichts beſonders Intereſſantes.

Aglaja, Wien bey Wallishauſſer.

Die Kupfer von John nach Gemälden von Fra. Bartholomeo a St. Marco, Domenichino, Onoro Marinaro, Rembrandt, Kraft und Correggio ſind überaus ſchön, die trefflichſten, die wir je in Taſchenbüchern geſehen haben.

Der Inhalt iſt nicht ſonderlich. Etienne Durand, eine einfache, doch gut erzählte Emigrantengeſchichte von Weſt. Die Stieftochter von Caroline Pichler, eine fatale Familiengeſchichte. Die Seelenfoltern eines unglücklichen Mädchens, die ihren todtgeglaubten Geliebten als Stiefvater wieder finden muß, werden darin aufs längſte und grauſamſte ausgedehnt. Alles übrige in dieſem Taſchenbuche, Erzählungen und Gedichte, ſind von geringem Werthe.

Bergißmeinnicht, herausg. von Clauren.

Leipzig, bey Leo.

Die hiſtoriſchen Kupfer ſind abſcheulich. Die weiblichen Portraite, die wie gewöhnlich dieſem Taſchenbuche als eine

Lockſpeiſe beygegeben ſind, widern uns durch unnatürliche, durchaus geſchmackloſe Weichlichkeit an. Sie ſind darauf angelegt, bey jungen Fanten Lüſternheit zu erregen, und beleidigen das geſunde Schönheitsgefühl.

Den ganzen Inhalt des Buches nehmen zwey ſehr alberne und langweilige Erzählungen des Herausgebers ein.

Eidora, herausg. von Gardthauſen.

Schleswig, im Taubſtummen-Inſtitut.

Eine etwas dicke Eidergans mit den Schreibfedern von acht und dreyßig Poeten und Poetinnen beſchwingt, nimmt hier unter dem bunten Vögelchen der deutſchen Almanache ſtill ihren breiten Platz.

Die in Kupfer geſtochenen Umriſſe und Steindrücke ſind ganz ohne Werth. Der allezeit fertige Fouqué hat auch für dieſes Taſchenbuch eine ſehr matte Erzählung geliefert. Auch Prätzel giebt eine, das Kegelſpiel betitelt, die unter aller Kritik albern iſt. Endlich ſind auch alle proſaiſchen Aufſätze und Gedichte äußerſt unbedeutend und langweilig. Beſonders mißfallen uns die vielen Gelegenheitsgedichte, worunter auch einige Däniſche.

Walter Scott's neueſter Roman: Saint-Ronan's Brunnen (Saint-Ronan's Well).

Dieſer Roman iſt am 1. Jenner 1824. zu London und Paris gleichzeitig ausgegeben worden und beſteht aus vier Bänden. Wir wollen es verſuchen, durch einen kurzen Auszug die zahlreichen Verehrer des Schottiſchen Dichters mit dem Geiſt und Inhalt dieſes ſeines neueſten Erzeugniſſes vorläufig bekannt zu machen.

Erſter Theil.

(Erſtes Capitel. Die Wirthin aus der alten Zeit.) In einer romantiſchen Gegend Schottlands, liegt das Dorf und das Schloß Saint-Ronan. Die adeliche Familie der Mowbray, welcher beides gehörte, verarmte. Auch das Dorf gerieth in Verfall; alsbald verſtummte auch in dem ſonſt ſo viel beſuchten Wirthshauſe deſſelben der Lärm der Zecher. Die Urſache war die Entdeckung der Geſundbrunnen in der Nähe von Saint-Ronan. Man errichtete ein geräumiges Hotel; eine Geſellſchaft aus dem nahen, müßigen Landadel trat zuſammen und bezog es. Die neue Anſtalt, die ſich erweiterte, erhielt bereits den Namen Neu-Saint-Ronan. Der Mode huldigend, zog alles dem Badehotel zu. So blieb das Wirthshaus der Margretha Dods, einer ſchon bejahrten, jungfräulichen Xantippe, leer. Ohnehin waren ihre Launen und ihre Tyrannei den Gäſten nach und nach verleidet. Man hatte es dulden müſſen, da ihr Wirthshaus Meilen weit in der Runde das einzige geweſen. (Zweytes Kapitel. Die Ankunft.) Francis Tyrrel ſah nach langer Abweſenheit das alte Saint-Ronan wieder, wo er ſeine Jugend verlebt. Margaretha Dods, bey der er ankehrte, erkannte ihn nicht mehr. Sie empfieng ihn kalt und faſt verächtlich, als er ihr ſeinen Wunſch ausdrückte, ſich ein paar Tage bey ihr aufzuhalten. Doch bald verſtand man ſich, und Tyrrel erfuhr nun von der redſeligen Margaretha alles, was in ſeiner Abweſenheit ſich zugetragen. Nicht ohne eiferſüchtige Bitterkeit dachte ſie auch der Kolonie am Geſundbrunnen. Der alte Laird Mowbray von Saint-Ronan war geſtorben, der neue Laird Mowbray und ſeine Schweſter, Miß Klara, hatten ſich auf ein anderes Gut begeben. Alte Erinnerungen erwachten in Tyrrel, und er verbarg mit Mühe ſeine Empfindungen. Er beſuchte ſeine ehemaligen Lieblingsplätze, und zeichnete zuweilen zu ſeinem Vergnügen ſchöne, ländliche Gegenden. (Drittes Capitel. Die Verwaltung.) Wie freute ſich Margaretha über dieß Talent ihres Gaſtes! Sogleich mußte Nelly Trotter, die Fiſchhändlerin, der einzige Kommunikations-Canal zwiſchen dem geſpannten Alt- und Neu-Saint-Ronan, denen am Heilquell eine Zeichnung von Tyrrel's Hand zutragen. Sie ſollten vor Aerger berſten, triumphirte die Wirthin vom alten Dorfe, wenn ſie ſähen, welchen Gaſt ſie beherberge. Trotz der Verfaſſung, die ſich die Brunnengeſellſchaft gegeben, um nicht in Anarchie zu verfallen, zeigten ſich doch die Reibungen zweyer Partheyen. Die eine bildeten die gelehrten Damen, Lady Penelope Penfrather an der Spitze, die andere die rohen Landedelleute, Laird Mowbray von Sainte-Ronan war ihr Haupt. Ueber den Frieden, die Geſetze, die Geſundheit, die Religion und Freuden der Geſellſchaft wachte ein beſonderer Ausſchuß. (Viertes Capitel. Die Einladung.) Winterbloſſom, der Tafelpräſident, erhielt die Zeichnung von Alt-Saint-Ronan. Ein ſolches Ereigniß ſetzte die Brunnengeſellſchaft natürlich in große Bewegung. Wer konnte ſich aber mehr um einen Künſtler, und dazu noch um einen Sonderling, intereſſiren, als Lady Penelope und die ganze Parthei der gelehrten Damen? Auch trat der Gegenſatz recht ſchrof zwiſchen den beyden Partheien hervor; denn während der gelehrten Verhandlung ſtritten ſich Laird Mowbray und Sir Binvo Binks darüber, was wohl der Salm gewogen, welchen der Unbekannte neulich gefangen. Eine Wette endete den Streit. Als der Präſident endlich zur Ruhe gewieſen, wurden die Fragen verhandelt, ob und wie man den Unbekannten einladen ſolle.

Die erſte Frage war durch die Parthei der gelehrten Damen ſchon entſchieden; die zweyte hatte ihre Schwierigkeiten, da niemand es wagte das Gebiet der Margaretha Dods zu betretten, ſelbſt der kühne Kapitain Mac Turk nicht. Man beſchloß alſo eine ſchriftliche Einladung. Winterbloſſom verfaßte das Schreiben mit aller diplomatiſchen Genauigkeit. Aus Auftrag der Lady Penelope beſang der Hofpoet Chatterly die brennende Sehnſucht der Brunnengeſellſchaft, den unbekannten Künſtler zu ſehen und zu bewundern, und Binno Binks ſchrieb wegen ſeiner Wette mit Laird Mowbray, um die genaue Gewichtsangabe des Salmes bittend. (Fünftes Capitel. Briefliche Beredſamkeit.) Tyrrel ſtaunte nicht wenig, als er die Briefe erbrach. Er hatte gehofft, ſtill und unbemerkt leben zu können. Er war bisher der Brunnengeſellſchaft ſorgfältig ausgewichen. Deßhalb nannte ſie ihn den Timon von Alt-Saint-Ronan. Doch nahm er in einer ebenfalls ſchriftlichen Antwort, die er ertheilte, die Einladung an, und meldete auch dem Sir Binno Binks das genaue Gewicht des Fiſches. Nach dieſer Angabe hatte Mowbray die Wette verloren, der daher eine geheime Abneigung gegen den Unbekannten faßte. Tyrrel's Schreiben war der Gegenſtand der ſcharfſinnigſten Prüfung geweſen. Als er nun ſelbſt erſchienen, fand man ſich allgemein in ſeiner Erwartung getäuſcht. Er äußerte ſich artig, gefällig, beſcheiden; es war nichts Timoniſches an ihm. Als er vollends auf ſeine ökonomiſchen Umſtände anſpielte, gerieth alles außer Faſſung, und Lady Penelope dachte, wie ſie ihren Mißgriff wieder gut machen könne. (Sechstes Capitel. Der Gegenſtand des Tiſchgeſpräches.) Man klingelte zu Tiſche, und die Verlegenheit hatte ein Ende. Tyrrel erhielt ſeinen Platz zwiſchen Lady Penelope und Lady Binks. Beyde ſpannten insgeheim ihre Netze nach dem Unbekannten aus. Die erſtere insbeſondere bemühte ſich den Schleyer des Geheimniſſes zu lüften, der den Umbekannten zu umgeben ſchien. Es war an der Tafel ein Platz leer geblieben, wie der Stuhl des Banquo. Dieſen Umſtand nützte Lady Penelope zu ihrer Abſicht. Er war der Miß Klara beſtimmt, der Schweſter des Laird Mowbrav. Sie wußte dieß ſonderbare und bizarre Geſchöpf trefflich auszumahlen. Mit Mühe nur konnte Tyrrel einige Mal ſeine Gemüthsbewegungen verbergen. Lady Penelope erreichte ihre Abſicht nicht, ſie gab endlich den Damen das Zeichen zum Aufbruch. Die Männer aber ließen die Becher noch tapfer kreiſen. (Siebentes Capitel. Der Thee.) Als die Damen ſich zurückgezogen, blieb auch Tyrrel der Gegenſtand ihres Geſprächs. Lady Penelope konnte ihre Empfindlichkeit über ihn nicht verbergen; er erſchien ihr nun als ein höchſt gewöhnlicher, proſaiſcher Menſch dem man allenfalls ſeine gnädige Protection angedeihen laſſen könne. Nur Lady Binks wagte es, die Feſſeln blinder Unterwürfigkeit und Huldigung durchbrechend, ihre eigene Meinung über den Unbekannten auszuſprechen, und ſeine Parthei mit ſiegenden Gründen zu ergreifen. Da heftete Lady Penelope jenen Blick des Erſtaunens auf ſie, welchen Balaam auf ſeinen Eſel geheftet haben mochte, als das Thier mit ihm zu reden anfieng. Das unerwartete Erſcheinen der Miß Klara, brach das angefangene Geſpräch ab, und verhinderte vielleicht den Ausbruch eines gefährlichen Sturmes. Blaß, wie eine Marmorſtatue, ſah Miß Klara aus. Ihre Geiſteskräfte waren etwas zerrüttet. Sie lud die Geſellſchaft ein, einen Tag auf dem Gute ihres Bruders zuzubringen, und bald eilte ſie wieder von dannen. (Achtes Capitel. Der Nachmittag.) Auch im Saal, wo die Männer zechten, wäre bald ein heftiges Ungewitter losgebrochen. Die Veranlaſſung dazu wurde von Laird Mowbray und Bingo Binks mit Haaren herbeygezogen. Sie hatten ſich gegen Tyrrel verſchworen. Der Streit fing über die Jagdhunde an. Vergeblich legten ſich der Mann des Friedens und der Mann des Geſetzes, die im Regierungsausſchuß der Geſellſchaft waren, ins Mittel. Tyrrel nahm endlich eine drohende, kriegeriſche Stellung. Da erſcholl's in dem Saal: Seid ihr Männer? Die Worte waren mit einem Ton geſprochen, der auf alle, wie ein electriſcher Schlag wirkte. Tyrrel macht ſich Bahn ins Freie. Er ſah vor dem Hotel ein geſatteltes Pferd ſtehen. Wem iſt's? rief er dem Stallknecht zu. Miß Klare, war die Antwort, ſie reitet nach

Schaws. Er machte ſich auf den Weg dahin. (Neuntes Capitel. Die Zuſammenkunft.) Als Tyrrel die Huftritte des Pferdes in dem Felſenweg hörte, zögerte er noch, ob er ſich ihr zeigen wolle. Er faßte Muth. Klara ließ, wie vom Blitz getroffen, den Zügel des Pferdes ſinken, als ſie ihn ſah. Das arme Kind ſprach mit einem herzzerreiſſenden Gefühl. Tyrrel enthielt ſich der Thränen nicht. Du weinſt glaube ich, ſagte ſie. Iſt das nicht kindiſch? Doch ſagt man, daß die Thränen lindern. Wenn das iſt, ſo weine nur. Ich will auf die Seite ſehen. Tyrrel gieng neben dem Pferde her. Sieh mich an, ſagte ſie wieder, du weißt, wie ich war, ſieh nur auf, was Gram und Einſamkeit aus mir gemacht haben. Bald war ſie fröhlich, lebhaft, dann wieder in die äußerſte Schwermuth vertieft. Lebt er noch? fragte ſie. Ja, antwortete Tyrrel mit erſtickter Stimme. So haftet das Blut nicht mit unauslöſchlichen Zügen an deiner Hand? Sie trennten ſich. — (Zehntes Capitel. Die Auswege.) Laird Mowbray war ſeiner Schweſter nach dem Schloſſe der Schaws gefolgt, um die nothwendigen Vorkehrungen zum Empfang zu treffen. Sein treuer Agent Micklewham hatte ihn begleitet. Alles war in der größten Unordnung. Die Verlegenheit, ſo viele Gäſte anſtändig zu bewirthen, wurde immer größer. Man beſchloß alſo, ſich um nichts weiter zu bekümmern, und ließ den Zufall ſorgen. Mowbray war mit ſeinem Vermögen ſehr herunter gekommen. Er wandte ſich an Micklewham um Geld. Dieſer rieth ihm das Vermögen ſeiner Schweſter Claren anzugreifen. Er könne ja, wenn er im Spiele glücklich ſey, es ihr hundertfältig wieder erſetzen. Lange wollte Mowbray nicht anbeiſſen. Endlich überwand die Noth, und die ſchmeichelnde Hoffnung des Spielglücks jeglichen Zweifel.

Fortſetzung folgt.

Bemerkungen über die King oder die heiligen Bücher der Chineſen.

(nach Aignan.)

Die Chineſiſchen Gelehrten ſetzen den Anfang ihrer Literatur in das 30. Jahrhundert vor Chriſtus. Im 5. Jahrhundert v. Ch. ſchon hat Confuzius, (im Chineſiſchen Koung-fut-tſee) einer der größten Moraliſten und Staatsmänner die Kings oder Claſſiſchen Bücher der Chineſen reſtaurirt. Hr. Aignan hat aus mehr als zwanzig der bedeutendſten Werken ausgezogen und in der Revue encyclopédique mitgetheilt, was darüber in denſelben enthalten iſt. Wir geben hier einen Auszug dieſer Abhandlung.

Der großen King, oder heiligen Bücher der Chineſen ſind fünfe. Der Yking, das älteſte von allen chineſiſchen Büchern, iſt in Charakteren geſchrieben, die man heut zu Tage gar nicht mehr verſteht. Der Chouking iſt hiſtoriſchen, politiſchen und moraliſchen Inhalts. Seine Aechtheit war lange beſtritten und nur allein zur Erörterung der zwey erſten Worte wurden von den chineſiſchen Gelehrten mehr als 30,000 Charakteren geſchrieben, doch iſt ſie jetzt außer allem Zweifel. Confuzius hat ihn in 6. Bücher und 100. Capitel eingetheilt. Man findet darin Regierungs-Vorſchriften für Fürſten und Beamte, und Abhandlungen über die wichtigſten Materien der öffentlichen Verwaltung. Von einem König werden neun Haupt-Tugenden verlangt, nemlich: Hoheit ohne Stolz, Gemüthsruhe ohne Schlaffheit, Güte ohne Gemeinheit, Einſicht, Urbanität und Feinheit mit Muth, Genialität ohne die gewöhnlichen Dinge zu überſehen, Entſchloſſenheit ohne Härte und Rohheit, und eine Kraft und Seelengröße, die nur der Gerechtigkeit nachgiebt. Merkwürdig iſt die feudaliſtiſche Abſtufung dieſer Forderungen mit jedem geringeren Grad des Ranges. Von einem tributären Fürſten werden nur ſechs, von einem Hofbeamten nur drey der Haupttugenden verlangt, die ein König haben ſoll. „Ach, welche Sorge erfordert nicht eine gute Regierung, ſagt der Chouking, der Himmel ſieht und hört alles, aber er richtet die Könige durch den Mund der Völker. Der Himmel iſt fürchterlich; aber es iſt das mißhandelte Volk, wodurch er ſeinen Zorn zu erkennen giebt. Er züchtigt Groß und Klein; aber die Könige haben tauſendmal mehr zu fürchten, als das übrige Volk. Erben von Tſching - tang verlaſſet euch nicht zu feſt auf den Schutz des Himmels. Es hängt von euch ab, daß er euch fürder gnädig ſey. Nur durch Uebung der Tugend werdet ihr eure Krone behaupten So aber die Weisheit von euch weicht, werdet ihr alles verlieren, was euch der Himmel verliehen. Habt ihr nicht ein großes Beyſpiel an dem König Kié. Er wandelte nicht auf dem Weg der Tugend, er ward gottlos und grauſam, darum hat ihn der allmächtige Tien verworfen, und hat einen andern auserwählt, der an ſeiner Statt regiere. Erben von Tſching - tang euer Reich iſt neu, eure Tugend ſey es auch. Stündlich und täglich ſollet ihr trachten, daß der letzte Tag eurer Regierung ſey wie der erſte. Bekleidet niemand mit Aemtern als Männer von Weisheit und Talent; aber zu eurem erſten Miniſter erwählet einen Mann von der höchſten Würdigkeit, denn er hat das Amt euch Tugend zu lehren, und eure Tugend geltend zu machen bey dem Volk.“

Der Dritte der groſzen King, oder der Chiking enthält eine Sammlung von dreyhundert Oden in 39,200 Charakteren; im erſten Theil findet man die Gedichte, welche die Sitten des Volkes; im zweyten ſolche, welche Lob oder ſatyriſchen Tadel der Könige, oder das Lob des Ackerbaues; im dritten diejenigen, welche den Ruhm der Vorältern zum Gegenſtand haben. Hr. Rignan giebt zur Probe folgendes Lied aus dem erſten Buch: die Freundin nach der Abreiſe der Freundin: die Schwalbe ſchwingt ſich auf dem leichten Gefieder davon. Ich gab der Freundin das Geleit ſo weit ich konnte; doch zuletzt mußt' ich ſcheiden. Ach! vergebens forſche ich nach ihr ſo weit das Auge trägt; nirgends gewahr ich ſie — rinnet, meine Thränen — rinnet. Die Schwalbe zwitſchert im Flug. Vergebens ruf ich ihren Namen aus, nur das Echo antwortet, ſie hört mich nicht; ſie iſt weit, weit von dannen. So rinnet meine Thranen — ich unterliege dem Schmerz.

O zärtlich Geliebte, deine Tugenden waren mir Herzenslabſal. Du Wahrheitsbekennerin, die geringſte Verſtellung hätte dich erröthen gemacht, nie wichſt du vom Pfade der Tugend, Wohlthun war deine Freude und Weisheit leitete jeglichen deiner Schritte. . . .

Ferner die 8te Ode des zweyten Buchs: An die Könige betitelt; der Dichter läßt darin den tugendhaften Ven-Vang, Vater des Gründers der dritten Dynaſtie, ſprechen. „O großer und mächtiger Herr, du biſt der höchſte Gebieter der Erde. Aber wie ſtreng iſt deine Hohheit, und wie groß die Schärfe deiner Gebote! Doch rechne nicht zu viel auf Gnade und Langmuth des Himmels. Er fängt als Vater an, aber wer weiß ob er nicht als Richter endet. Ven-Vang ruft: O ihr Könige der Erde, ihr ſeyd grauſam, und eure Miniſter ſind gleich reißenden Tigern und Wölfen, ihr ſeyd geldgierig, und eure Miniſter ſind blutdürſtig. Solche Menſchen duldet ihr um euch, erhebt ihr zu den höchſten Würden. . . . Ven-Vang ruft: O ihr Könige, wenn ſich euch ein Weiſer naht, ſo ſchwören ihm die Böſen den Untergang, und verbreiten tauſend falſche Gerüchte, um ihren Haß zu verdecken. Und ihr hört ſie, ihr liebt ſie. . . . Ven-Vang ruft: O ihr Könige! die Seufzer eurer Völker ſind wie das Geſchrey der Heuſchrecken, und der Zorn kocht in ihrem Buſen. Ihr legt die letzte Hand an, ihr Unglück zu vollenden, und ihr helft ihnen nicht. . . . Ven-Vang ruft: O ihr Könige, klagt den Allerhöchſten nicht als den Urheber ſo vieler Uebel an, nur euch ſelbſt könnt ihr ſie beymeſſen. Ihr habt die alten Weiſen nicht gehört, ſondern ſie von euch geſtoßen. . . . Ven-Vang ruft: O ihr Könige der Erde, was hat dieſem Baum den Tod gebracht? nicht daß man ihm die Blätter und Zweige genommen, ſondern die Wurzeln untergraben. Wie ihr auf die Könige blicket, die vor euch geweſen, ſo werdet ihr denen, die einſt nach euch kommen, ein Vorbild ſein ſollen. Je älter die Welt wird, um ſo mehr erhält ſie Beyſpiele zu ihrer Belehrung, doch wird ſie nicht beſſer.“

Das vierte Buch der großen King, der Liki, enthält 49. Capitel, wovon jedoch nur 17. als authentiſch anerkannt ſind, die von den moraliſchen Pflichten handeln. Die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern, ſind darin beſonders umſtändlich abgehandelt.

Das fünfte Buch der Jo-King, oder das Buch der Muſik, iſt größtentheils verloren gegangen. Folgendes iſt ein Auszug aus einem Fragment des erſten Capitels.

„In den Tempeln und in den Sälen der Altväter, ſoll die Muſik der Religion die Herzen aufſchlieſſen, bey Fürſten und Unterthanen, bey Hoch und Niedrig. An öffentlichen und Familienfeſten ſoll ſie Verträglichkeit und gegenſeitige Achtung, im häuslichen Zirkel aber Liebe und Zärtlichkeit erwecken. Je mehr man die Muſik prüft, um ſo mehr erkennt man in ihr das Band, das Vater und Sohn, Fürſt und Unterthan — das alle Menſchen umſchlingt.“

Hohenlohe's Wunderwerke.

Unter dieſer Aufſchrift kommt in dem Edinburger Review ein Aufſatz vor, welcher die Wunderkur, die der Fürſt an einer Nonne Namens Miß Barbara O'Connor im Kloſter New Hall bey Chelmsford verrichtet haben ſoll, nach dem Werke des Dr. Badelly ſehr ausführlich beurtheilt. Der Fall, daß die Nonne an demſelben Tage jenſeits des Kanals geneſen, an welchem der Herr Fürſt in Deutſchland für ſie zu beten verſprochen hatte, hat das Unbeſtimmte und Vieldeutige aller Kuren der Art, die nichts weniger, als Wunder ſind, oft nicht einmal wahre Heilungen. Doch auf den Fall ſelbſt wollen wir hier nicht eingehen, um ſo weniger, da die Wunderkraft des deutſchen Fürſten bereits an der Polizey geſtorben iſt, und zu den Verſchollenheiten gehört. Weil aber das Wundermachen in dem Hohenlohiſchen Sinne wirklich niemal ausgeht, eine unſterbliche Kunſt iſt, welche aufs neue auch unter uns von dem myſtiſchen, das heißt das Volk myſtifizirenden, Theile des Clerus praktizirt wird, ſo halten wir nicht für unnöthig, den Schluß des erwähnten Aufſatzes, als eine Stimme der mündig gewordenen Menſchheit hier mitzutheilen. Die Sinnesweiſe, die in dieſem Urtheile herrſcht, erhebt ſich über die gewöhnliche, welche, wie man ſagt, das Kind mit dem Bade ausſchüttet.

Nicht ohne wirkliches Mitleiden mit den Unwiſſenden, und mit all der Nachſicht, auf welche menſchliche Schwäche und Irthum uns Anſpruch zu haben ſcheinen, haben wir dieſe Geſchichten dem öffentlichen Tadel und Spott preis gegeben. Der Hang der menſchlichen Natur, über dieſe Welt hinauszublicken und über das wirkliche Leben hinauszugehen, beruht auf einer von ihren ſtärkſten Neigungen, und hängt ſelbſt mit dem beſſern Theile unſers Weſens zuſammen. Dahin gehört denn auch das Streben, in Allem was Wunderbares und Uebernatürliches zu finden, und zu glauben, daß darin ein gültigerer und entſcheidenderer Beweis für das Walten der Gottheit aufgefunden werden könne, als der iſt, welchen das Licht der Vernunft zu geben vermag, oder eine lebendigere und näherliegende Evidenz von göttlicher Kraft zu erhalten, als welche die Offenbarung giebt. Doktor Johnſon ungeachtet all ſeiner Orthodoxie war in dieſer Hinſicht nichts weniger, als leichtgläubig; ſein Ernſt und ſein ſcharfer Verſtand ließ ihn nicht leicht über Geiſtergeſchichten zu ſchnell urtheilen, er war eben ſo fern von aller Einſeitigkeit im Annehmen als im Wegwerfen. Als er einſt von der Erſcheinung ſprach, die Lord Litleton gehabt, (die man jetzt aber als bloſe Fiction kennen gelernt hat) bezeichnete er ſie, „als das Außerordentlichſte, was in unſern Tagen ſich ereignet habe“ und ſetzte hinzu:

Ich bin ſo froh, einen evidenten Beweis von der Geiſterwelt zu erhalten, daß ich es ſehr gerne glaube. Sein frommer treuer Freund Dr. Adams ſagte ihm darauf: „Ihr habt ja Evidenz genug, und bedürfet gar keiner ſolchen Stütze.“ Da antwortete der ſcharfſinnige Sittenlehrer: „Ich wünſche aber doch mehr zu haben“ ſ. Boswells Leben T. IV. S. 320.

Dieſes nun ſind die Gefühle und Stimmungen, welche den Weiſen und den Gelehrten leichtgläubig machen; aber dieſe ſind nicht, was in den höhern Ständen wirkt, an welche ſich unſere zwey Doktoren von Bamberg und Dublin gewendet haben. Die höhern Stände nehmen die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volkes wahr, und wollen auf dieſe zu ihrem Vortheil bauen, daher erfinden ſie und pflanzen Dichtungen fort, die nur der finſterſten Zeitalter würdig ſind. Was die Geiſtlichen betrifft, welche ſo was unterſtützen und begünſtigen, ſo mögen ſie wohl dadurch entſchuldigt werden, daß ſie getäuſcht ſind, und in Staaten und Zeiten, wo ſie und ihre Untergebenen auf gleiche Weiſe herabgewürdigt ſind, mögen ſie ſich nach Anläſſen ſehnen, ihren Einfluß wieder zu vermehren und ſich zu erheben.

Allein die Zeiten ſind vorüber, da man den Völkern weiß machen konnte, Wunderwerke ſeyen Wohlthaten eines Fürſten oder eines Prieſters, da man nur den großen Haufen um ſeinen Verſtand bringen durfte, um ihm ſeine Rechte und ſeine Güter rauben zu können. Die allgemeine Mißbilligung, welche Verſuchen der Art heut zu Tage auf dem Fuße nachfolgt, iſt eine Wirkung der beſſern Volkserziehung, und ein Beweis der Fortſchritte der Bildung.

Die Maſſe des Volks kann auch durch ſolche Mittel, welche nur im Geheim und in der Finſterniß ihre Wirkung thun können, gar nicht mehr in Bewegung geſetzt werden. Bey der Leichtigkeit der Mittheilung und dem allgemein erwachten Unterſuchungsgeiſte wird die außerordentlichſte Begebenheit und der beſtangelegte Plan ſogleich von allen Seiten beſprochen und beleuchtet. Naturereigniſſe, welche in den Tagen von Livius das Volk in Erſtaunen ſetzten und künſtliche Veranſtaltungen, die im Mittelalter oft für Wunder gegeben wurden, werden jetzt überall ohne Verzug Solchen bekannt, die im Stande ſind, ſie wiſſenſchaftlich zu ergründen, ſo daß keine ſeltſame Begebenheit mehr lange genug für ein Wunder gehalten werden kann, um dem Betrug (imposture) zu dienen. Die heiligen Künſte ſind alſo von ſelbſt darauf angewieſen, um ſich noch einigen Erfolg zu ſichern, ihr Gewerk unter den Einfältigen und Unwiſſenden zu Ende zu bringen, ehe ſie der Prüfung der Vernunft und dem Lichte der Wiſſenſchaft ausgeſetzt werden. Daher iſt denn auch das Entſtehen oder Wiederaufkommen einer falſchen Religion in unſerer Zeit unmöglich, und es darf dieſe Art Betrug keine Hoffnung des Gedeihens mehr hegen. Das iſt die Frucht freyer Unterſuchung, und vor Allem aus der Freyheit der Preſſe. Zu dieſen wunderthätigen Kräften gegen die Wundermacherey müſſen wir noch zählen die Oeffentlichkeit, in welcher die Geſetze gegeben werden, die Gewalt, mit der ſie jetzt umgeben ſind, und alle Verſuche, ihnen zu entgehen, vereiteln, indem allen Menſchen der Zutritt zu den Höfen der Gerichte und Behörden geſtattet iſt (by making all men present in all courts of justice and of police.) Wir werden ſogar durch ſolche Fälle zur Erkenntniß gebracht, wie viel die Religion, die Kirche, der Staat und die Gerichte der Oeffentlichkeit und Preßfreyheit zu verdanken haben; weil dieſe ſie ihre gemeinſamen Feinde kennen lernen, ſchützen ſie dieſelbe auch mehr als irgend eine andere Macht dagegen. Es mag ſeyn, daß auch ſie, die Religion, die Kirche, der Staat und die Regierungen ihre Fehler und Gebrechen haben, und daß gerade die Oeffentlichkeit und Preßfreyheit es ſind, welche die Fehler und Gebrechen aufdecken und richten; aber dagegen bleibt es doch ausgemacht und gewiß, daß Oeffentlichkeit und Preßfreyheit ſelbſt ihr Intereſſe finden, in Aufrechthaltung der Religion, der Geſetze und der Ordnung.

Kleine Chronik.

In- und ausländiſche Literatur.

Deutſchland.

Ueber den Zuſammenhang der Philoſophie mit der Weltgeſchichte. (Akademiſche Antrittsrede gehalten den 10 November 1823 zu Freyburg von Julius Franz Schneller Profeſſor der Philoſophie. Freyburg 1824 bey Wangler.. S. 22.)

Herr Schneller, welcher lange Zeit Profeſſor der Weltgeſchichte in Grätz geweſen, zeigt an, er habe den Lehrſtuhl der Philoſophie an der Univerſität Freyburg wirklich eingenommen. „Nach einer acht und zwanzig jährigen Wanderſchaft, da ihn ſein eigner Trieb von dem romantiſchen und freundlichen Rheinſtrome bis an die verhängnißvolle Gränze hinführte, wo der majeſtätiſche und ernſte Donauſtrom die Reiche der Bildung und Chriſtenheit verläßt, brachte ihn eine höhere Schickung wieder in das liebe Heimathland zurück,“ und zwar — nach ſolchen Vorſtudien als akademiſchen Lehrer der Philoſophie! Dadurch veranlaßt hat Herr Schneller die große Entdeckung gemacht, wie innig die Philoſophie mit der Weltgeſchichte in Zuſammenhang ſtehe. Die Nachweiſung davon in eigner Perſon iſt denn auch der Stoff ſeiner Antrittsrede geworden.

„Ich begrüße“ hebt er an S. 4., „mit beſonderer Ehrfurcht und Liebe die greiſen Häupter meiner ehemaligen Lehrer, welche in dem Umfange dieſer Hallen mir feſte Grundſätze für Wiſſenſchaft und Leben ertheilten. Ich bitte die wenigen noch Uebriggebliebenen, meinen Dank zu empfangen für alle ſchon Hinübergegangenen, welche ich einſt als Jüngling auf ihren hohen Stühlen arbeitend verließ, und jetzt als Mann in ihren ſtillen Gräbern ruhend wiederfand. Den hier erhaltenen Grundſätzen getreu und vertrauend machte ich meinen Gang durch die Welt. Sie verſchaften mir Glück und Anerkennung. Mir, dem Fremdlinge, ward in einem Kaiſerreiche das Lehrfach der Weltgeſchichte zum öffentlichen Vortrage beſtimmt.“ (iſt wahrhaft welthiſtoriſch!) „Dort auf einem Schauplatze von 12000 Geviertmeilen lebend, und in einem Wirkungskreiſe von 28 Millionen wirkend, gewöhnte ſich mein Geiſt an höhere Verhältniſſe,“ (ein Profeſſor der Weltgeſchichte auf 12000 Geviertmeilen unter 28 Millionen Menſchen, welche Erſcheinung!) „aber die unſchätzbaren geiſtigen Güter meines Vaterlandes achtete ich höher als phyſiſche Macht und Größe“ (iſt Herr Schneller wohl mediatiſirt worden, oder von einem Throne niedergeſtiegen?) „Die unſchätzbaren geiſtigen Güter des freyern akademiſchen Lebens und Wirkens zogen mich mächtiger an. Manches Opfer bringend für Dasjenige, was ich als Wahrheit anerkenne und Recht, wanderte ich hieher, wo mein Beruf mich fortan zum Lehramt der Philoſophie beſtimmte.“

Nun wird der Sprung gemacht: „In der Vergangenheit erblicke ich die Geſchichte in ihren Sazen und Urkunden, in der Zukunft erblicke ich die Philoſophie mit ihren Sprüchen und Grundſäzen.“ Die Gegenwart fehlt alſo dem Herrn Schneller offenbar in Geſchichte und Philoſophie. Dafür aber verſteht es Herr Schneller ſehr gut, eine Philoſophie, das feurige Flügelpferd, das vor dem Thespiskarren ſeiner Geſchichte ſcheu geworden, und ihm durchgegangen iſt, einzufangen und wieder einzuſpannen. Er ſagt S. 6. „Die Geſchichte zeigt blos eine Reihe flüchtiger Erſcheinungen, und irrer Verſuche in Welt, Staat und Schule, verbunden mit gräuelhaftem Gewühl menſchlicher Leidenſchaften und Umtriebe, von den Hütten bis zu den Paläſten. Die Geſchichte zeigt blos die übermüthigen Ausbrüche von Kraft und Willkühr, und die niederträchtigen Ausdrücke von Schwäche und Knechtſchaft, alles in ermüdendem Einerley, nur wechſelnd nach den Räumen des Erdbodens, und den Farben der Völkerſchaften. Die Geſchichte zeigt den einzelnen Menſchen wie Raupe und Schmetterling nur wenige Tage lebend, nach Sinnengenuß kriechend und gaukelnd, und vor erhabenen Zielpunkten ohnmächtig niederfallend; ſie wagt ſogar, die Geſammtheit der Menſchheit darzuſtellen in dem Bilde einer tobenden Schauſpielergeſellſchaft, zankend um Rollen, welche ſie nur ſchlecht und erbärmlich durchzuführen vermag. Doch nur beym erſten oberflächlichen Anblick ſcheinen Philoſophie und Geſchichte ſo ernſt und ſtreng geſchieden, einem zweyten tiefer eindringenden Blicke werden ſie anfangs in leiſer Annäherung, und endlich in feſter Verbindung erſcheinen.“ Wie Herr Schneller aber zur Feyer dieſer goldenen Hochzeit von Philoſophie und Geſchichte kommen konnte, wird einem, kaum begreiflich, wenn man wieder gleich darauf folgende Stelle lieſt: „Die Philoſophie will das Ideale, indeß die Hiſtorie das Reale darſtellt. Das Ideale iſt ein im Gedanken möglich Erreichbares, das Reale iſt ein im Leben wirklich Erreichtes.“ Und in ſolch einem Idealen findet denn Herr Schneller ſich ſelbſt qua Philoſoph als hochbegeiſterten Wanderer, und qua Hiſtoriker in ſolch einem Realen als gründlichen Forſcher; brennt als erſterer (nach ſeinem eignen Bilde) als reine Flamme aufwärts in die Aetherluft, und nährt ſich als zweyten abwärts, gleich einem Dochte, in tiefern Regionen. „Dieſe und ähnliche Betrachtungen (S. 11.) machten, daß die erleuchtetſten Geiſter aller Zeiten und Völker von der Geſchichte als einer Vorſchule der Weltweisheit mit männlichem Ernſte ſprachen.“ Den männlichen Ernſt läßt darauf der hochbegeiſterte Wanderer, dem der gründliche Forſcher wie ſein Schatten ſtets zur Seite geht, mit griechiſcher, lateiniſcher, engliſcher, italieniſcher, franzöſiſcher, und endlich in deutſcher Zunge ſich ausſprechen, und dann folgt auf nicht vollen ſieben Octavſeiten ein allerliebſtes Camera-obſcura-Bildchen der ganzen großen Weltgeſchichte von dem Zeitalter der Mythen bis zum philoſophiſchen Jahrhundert. Das Ergebnis davon ſoll der Beweis ſeyn, daß von dem Nichts oder Chaos an bis zu den Schnellerſchen Aufgaben für Haus und Staat, für

Kirche und Schule, die Weltweisheit allzeit mit dem Weltlauf zuſammenhieng. (S. 20.) Das Ergebnis iſt nun allerdings ſehr überraſchend, da ein Erweis des Zuſammenhangs von Philoſophie und Geſchichte war angekündigt worden. Aber auch das thut nichts zur Sache. Herr Schneller erklärt ſich darüber auf eine höchſt genügende Weiſe, indem er ſagt: „Der Platz, auf dem ich ſtehe, giebt mir ein großes Recht, aber auch eine heilige Verpflichtung. Treu den Geſetzen des Landesherrn, würdig der hier verſammelten Väter, eingedenk des Ruhmes der Albertina, wohlwollend für die Herrn Akademiker ſoll ich nach den gerechten Anforderungen der Zeitgeſchichte wirken zur Erweckung und Ausbildung des philoſophiſchen Geiſtes. Recht und Tugend ſind das Ziel, Verſtand und Vernunft ſind das Mittel, Geſchmack und Kunſtſinn ſind die Grundlage des Ganzen.“ Welch eine Philoſophie! — wie weit erhaben über „die Philoſophie der drey großen Geiſter und ſchönen Seelen, (ſ. S. 20.) wovon der eine Gemüthsvolle zu einem ahnungsreichen Myſtizismus, der zweyte Tiefſinnige zu einer wiſſenſchaftlichen Ueberſchätzung des Ichs, der dritte Hochbegeiſterte zu einer Art Selbſtvergötterung übergieng.“

Wir ſchließen dieſe Anzeige von der höchſt gehaltvollen, lehrreichen, und über alle Maaßen ergötzlichen Antrittsrede des hohen Stuhls, auf dem Herr Schneller jetzt arbeitet, mit der Stelle aus Schiller, die Herr Schneller zum Schluſſe anführt, wünſchend, daß an jedem von ihm zu bildenden trefflichen Sohne deutſchen Stamms in Erfüllung gehen möge, was der Dichter in einer Stunde der Weihe dem Menſchengeſchlechte von dem Aufſchwunge zur philoſophiſchen Wahrheit weiſſagte. Herrn Schneller müſſen die Worte zurückgegeben werden, nur zu ihm allein kann man in Wahrheit ſprechen:

> Wie ſchön, o Menſch! mit deinem Palmenzweige
> Stehſt du an des Jahrhunderts Neige
> In edler ſtolzer Männlichkeit!
> Mit aufgeſchloßnem Sinn, in Geiſtesfülle
> Voll milden Ernſts, in thatenreicher Stille
> Der reifſte Sohn der Zeit.

Künſte und Wiſſenſchaften ꝛc.

Südamerika. Das Gouvernement von Chili hat den wechſelſeitigen Unterricht in der ganzen Provinz eingeführt, nachdem in der Hauptſtadt die wohlthätigſten Wirkungen dieſer Lehr-Methode ſich bereits erprobt hatten. Ueberhaupt fangen die Volksregierungen von Süd- und Nordamerika an, dieſe Lehr-Methode als einen der bedeutendſten Hebel der Volks-Aufklärung zu betrachten.

(**Periodiſches Steigen und Fallen des Barometers.**) Hauptmann Whrigt, Mitglied der literariſchen und landwirthſchaftlichen Geſellſchaft von Ceylon, ſoll entdeckt haben, daß zwiſchen den Wendekreiſen das Queckſilber im Wetterglas zweymal alle vier und zwanzig Stunden mit ſolch einer Regelmäßigkeit ſteige und falle, daß man im Stande ſey, mit dieſem Werkzeug die Zeit zu meſſen, und ſich deſſelben ſtatt einer Uhr zu bedienen.

Miszellen.

Ein junger polniſcher Cavalier ward in einer Audienz von Papſt Alexander VII. gefragt: Ob er denn in Rom Alles geſehen habe. Er antwortete darauf: Alles, was immer merkwürdig ſey, es bleibe ihm nichts übrig, als den Stuhl des Pabſtes erledigt zu ſehen. Auf dieſen unbeſonnenen Wunſch ſtieg der Pabſt vom Stuhle, wandte dem Cavalier den Rücken, und ſprach: ecco la Sedia vaccante. — Wie beſtehen nach Alexanders des VII. Anſichten die Theologen, welche lehren, wenn der heilige Stuhl erledigt ſey, ſey der Stuhl Pabſt?

Man eilt nach ſtolzen Ehrenzeichen
Und deſto tiefrer Sklaverey.

Gellert.

Republiken und Deſpotien gleichen ſich, weil in jenen Alle Alles, in dieſen Alle Nichts ſind.

Herr Präſident von Kotzebue macht in ſeiner Schrift vom Adel S. 203 die Bemerkung:

„Durch folgende Dinge verliert man heut zu Tag den Adel nicht: wenn man Schulden macht und nicht bezahlt, wenn man unſchuldige Mädchen verführt und ſitzen läßt, wenn man uneheliche Kinder in die Welt ſetzt und ſich nicht um ſie bekümmert, wenn man den Freund im Zweykampf ermordet, wenn man faullenzt und dumm iſt."

Wie kann alſo der Adel je verloren gehen?

Als im Mittelalter die Dichtkunſt ſank, da kam die Narrheit empor, und ward ein Nahrungszweig, daher gab es ſogar *Titular-Hofnarren.*

Der Kochkeſſel ſteht bey den Janitſcharen in eben ſo großer Achtung, als bey uns die Fahne, daher heißt der Hauptmann Suppengeber, der Commandant Küchenobriſter.

Der Kaiſer von Marocco ertheilt zuweilen den Titel Kaid Naſo, das heißt: *Herr über ſeinen eigenen Kopf* — eine Würde, die den Adel in Republiken ausmachen ſollte, die aber in denſelben durch nichts ſo ſehr, wie durch das Geadeltwerden verloren geht.

Die Römerin Paula ließ ſich vom heiligen Hieronimus bereden, den Titel: *Gottes Schwiegermutter* anzunehmen.

Die Engländer wiſſen die Kriegsluſt auf dem Continent ſich vortrefflich zu Nutzen zu machen, um dort die Induſtrie zu zerſtören und ihren Handel zu vergrößern. Zuletzt, wenn ſie alles erreicht haben, holen ſie auch noch die Gebeine der gefallenen Krieger, bringen ſie in die Stampfmühle und düngen ihre Felder damit. Man rechnet, daß ſeit dem letzten Krieg von Deutſchland aus nur allein in den Hafen von Hull mehr als eine Million Büſchel (600,000 Ctr.) Gebeine eingeführt worden ſind.

In Edinburg hat ſich kürzlich in einem Debattir-Klub eine ſeltſame Geſchichte zugetragen. Es wurde die Frage verhandelt, ob unter gewiſſen Umſtänden das Duell zu rechtfertigen ſey? Man ſtritt heftig für und wider. Die Majorität entſchied am Ende: ja! worauf ſogleich zwey Mitglieder, die ſich am heftigſten gezankt hatten, dieſe Theorie in Anwendung brachten. Einer von ihnen ſoll ſehr bedauert haben, der entgegengeſetzten Meinung nicht beygetreten zu ſeyn.

Als der ruſſiſche Geſandte auf ſeiner Heimreiſe von Madrid nach Paris kam, erkundigte man ſich zudringlich nach der Lage der Dinge in Spanien. Er ſagte, mit einem Worte läßt ſie ſich treffend bezeichnen, es iſt Anarchie. Als man darüber befremdet ſchien, erklärte er: Wir hatten nur die Wahl zwiſchen Anarchie in demokratiſcher, oder in monarchiſcher Form.

Im Amerikan-Review zählt ein Bürger der Vereinigten Staaten folgende Vorzüge ſeines Vaterlandes auf:

1. Wir haben die ſchönſte Seeküſte von der Welt, die herrlichſten Seehäfen und Buchten, wie man ſie nur immer für den Welthandel wünſchen kann.
2. Große Flüße durchſtrömen unſer Gebiet nach allen Richtungen, alle Theile deſſelben ſind oder werden durch Canäle in Verbindung geſetzt, in ſo weit die Natur es nicht ſelber gethan hat, hunderte von Dampfbooten befördern den innern Verkehr und bringen entfernte Länder ſich nahe.
3. Wir haben die Anlage und die Ausbildungs-Mittel zu einer Seemacht, wie ſie die Welt noch nie geſehen hat.
4. Unſer Gebiet enthält alle Arten von Klimaten, und wir ſind dadurch unabhängiger als irgend eine Nation der Welt.
5. Unſere Vorräthe an Steinkohlen, Eiſen und allen Arten Metallen, und an Werk- und Schiffbauholz ſind unerſchöpflich.
6. Wir können Baumwolle für die ganze Welt produziren; jetzt ſchon liefern wir die Hälfte der ganzen Conſumtion von Europa und Amerika.
7. Bey einiger Aufmunterung werden wir alle unſere Bedürfniße an Wollen Häuten, Pelzwerk und Seiden ſelbſt produciren.
8. Unſer Volk iſt arbeitſam, energiſch, unternehmend und erfinderiſch.
9. Unſere Regierung iſt die freyeſte und liberalſte, die exiſtirt.
10. Unſere Staatsverwaltung iſt die wohlfeilſte und beſte in der ganzen Welt.
11. Unſere Schuld will nichts heißen. Sie beträgt nicht einmal die Intereſſen von der Schuld anderer Nationen.
12. Unſere Abgaben ſind nicht des Nennens werth.
13. Wir haben keine Zehnten, keine Beſchränkungen, keine Privilegien.
14. Wir haben keine Edelleute, keine Sinekuriſten, keine Penſionäre, die von dem Schweiß des Volkes leben.
15. Unſere Pächter und Pflanzer ſind allzumal Grundherren.
16. Unſere Bürger ſind unbeſchränkt in Verwendung ihres Körper- Geiſtes- und Capital-Vermögens.
17. Wir haben noch hinlänglichen Raum für die ganze Uebervölkerung von Europa.

Göthe und Schiller.

Dieſe großen Namen gehören bekanntlich zween Männern an, die ein Zeitalter groß gezogen, die ein Talent ausgezeichnet, die einen bedeutenden Theil ihres Lebens die gleiche Luft geathmet, von eines Herrn Tiſch gegeſſen, die beyde zugleich den höchſten Gipfel des Ruhms erſtiegen, und alle andern deutſchen Dichter, wenn nicht immer an Talenten, doch an weitverbreitetem Rufe hinter ſich gelaſſen, die dem Knaben zuerſt gezeigt werden, wenn er in das Pantheon der deutſchen Dichter tritt, und die in vielen tauſend Bücherſchränken des deutſchen Publikums immer neben einander prangen und prangen werden. Die Gunſt, die eine edle deutſche Fürſtin den ſchönen Künſten widmete, bannte die beyden Männer zuerſt in einen Kreis, und das große deutſche Publikum ſah von dort aus ihren Ruhm, wie den Glanz des Zwillingsgeſtirns, immer vereint auf ſich herableuchten; aber jene wie dieſes ahndete wohl kaum, welche feindliche, in ihrer innerſten Natur ſich widerſtrebende Geſtirne ſie hier für die Dioskuren nahmen.

Da das Intereſſe an den großen Männern ſich immer friſch erhält, auf den gerügten Gegenſatz aber, welcher ſo viele einzelne Erſcheinungen in ihren Schriften erklären kann, bisher nur noch ſehr wenig aufmerkſam gemacht worden iſt, ſo halten wir uns für berechtigt, hier wenigſtens in einigen großen Hauptzügen eine Vergleichung jener Männer zu entwerfen.

An dichteriſchen Talenten ſind beyde unvergleichlich; Göthe hatte ſein Talent mehr in der Gewalt, ſpielte mehr damit, erlaubte ſich nicht ſelten, es zu vernachläßigen, und behandelte es überhaupt wie eine ſalomoniſche Geliebte, von der er aus Sinnlichkeit nicht laſſen konnte. Schiller konnte mit ſeinem Talente nicht ſo ſpielen, denn er wollte damit unendliche Ideen ausdrücken, an deren Höhe er oft nicht reichen konnte, oder er wollte damit den tiefen Schmerz ſeiner Seele ſchildern, und da dieſer kein fingirter, ſondern ein wirklicher war, ſo unterlag die dichteriſche Schönheit nur zu oft der Härte der Wahrheit. Ihm war ſein Talent eine hohe tragiſche Göttin, zu der er in Andacht oder Wehmuth flüchtete.

Göthe hat keinen andern Schmerz empfunden, als den beleidigter Eitelkeit. Schillers ganze Seele war dagegen von der ſeltnen Melancholie ergriffen, die jeden Schmerz der Menſchheit zu dem ſeinigen machte.

Göthe fühlte ſich mehr der lachenden, heitern Seite des Lebens geneigt, Schiller mehr der ernſten und finſtern. Das war die einzige Tugend Göthes, und der einzige Fehler Schillers.

Göthe wollte ein Univerſalgenie heißen und nebenbey ſeyn, ein Dichter von Gottes Gnaden, das Monopol in ganz Deutſchland erringen. Schiller wollte die Menſchheit bilden und erheben. Tugend war das ſchöne Ziel, wornach er ſtrebte.

Göthe ſuchte und fand ſeine Größe einzig darin, dem jedesmaligen Zeitgeſchmack des deutſchen Publikums zu huldigen, ſich vermöge ſeines raſchen Talentes zum erſten Prieſter dieſes jedesmaligen Geſchmackes aufzuſchwingen, und dann alle Neigung und alles Lob, das dem Geſchmack überhaupt galt, auf ſeine Perſon überzutragen. Ob dieſer Geſchmack ein guter oder ſchlechter, ob er Göthen ſelbſt gefiel oder mißfiel, ob er ſeines Talentes würdig war oder nicht, ob echter Geſchmack und gute Sitte im Publikum dadurch befördert oder vernichtet wurde, darauf kam es dem Dichter durchaus nicht an. Wenn man ihn nur las, ſang, pries, zu den Sternen erhob, wenn nur das halbe Sekulum ſich nach ſeinem Namen nannte, war ihm alles gewonnen, was er ſuchte. Das Publikum ging aber hier auch viel weiter, als es jemals bey einem andern noch ſo berühmten Dichter gegangen war. Alle pſychologiſchen Widerſprüche überſpringend nahm es an, es ſey Göthe mit jeder ſeiner zahlreichen und ſo oft ſich ſelber widerſprechenden Beſtrebungen ein heiliger Ernſt, gerade ſo als ob es einem Schauſpieler, der heute die Krone, morgen den Helm, dann die Narrenkappe, und ein andermal die Schlafmütze trägt, mit nur irgend einer, geſchweige mit allen Rollen Ernſt ſeyn könnte. Eine raſende Verblendung, wie ſie nur in Deutſchland möglich iſt, bemächtigte ſich der geſammten Nation. Es traten ſogar Kritiker auf, die zum höchlichen Ergötzen des Dichters ſelbſt, mit der ehrlichſten und deutſcheſten Miene von der Welt ſeine Vielſeitigkeit für ein Wunder, für eine Offenbarung Gottes, ihn ſelbſt für den Centralgeiſt des poetiſchen Jahrhunderts nahmen, der ſchöpferiſch in der Mitte thronend alle verſchiedenartigen Geſchmäcke als ſeine Ausflüſſe in die Welt ſende. Während die Zeit ihn machte, glaubte man, er mache die Zeit. Während die Rollen des Jahrhunderts die ſeines Geiſtes in unmittelbarer Folge erzeugten, glaubte man, das Jahrhundert richte ſich nach ihm. Während er dem Publikum in jeder ſeiner Launen folgte, glaubte dieſes, nur ihm zu dienen. Das außerordentliche Talent, womit er jedem herrſchenden Zeitgeſchmack zu huldigen verſtand, ſo daß, wenn forthin von einem ſolchen Geſchmack die Rede war, man ſeinen Namen immer zuerſt nannte, veranlaßte bey den Unkundigen, die ſich und ihre Zeit nicht verſtanden, den ſonderbaren Glauben, er habe dieſen Geſchmack ſelber erſt geſchaffen. Der Gegenbeweis gegen dieſe abgeſchmackte Meinung iſt eben ſo leicht pſychologiſch als hiſtoriſch zu führen. Solche Widerſprüche, wie die Göthiſchen Schriften enthalten, ſind nicht das reine Erzeugniß eines ſelbſtändigen Geiſtes, der eine kräftige

Eigenthümlichkeit ſich bewahrt, der von innen heraus nach dem eignen Geſetze ſchafft und wirkt, und der Mitwelt ſein Gepräge aufdrückt. Sie laſſen ſich nur mit einem ſolchen Geiſte vereinigen, der völlig unſelbſtändig wie Wachs jedem äußern Eindruck ſich hingibt, und jede Form annimmt. Noch deutlicher wird dies durch eine Betrachtung der geſchichtlichen Entſtehung ſeiner Werke. Göthes Jugendjahre fielen gerade in die empfindſame Periode, die durch Geßners Idyllen und durch das ganze Gefolge von Schäferromanen und Schäferdramen, demnächſt durch den bekannten Siegwart längſt herbeigeführt war, und um dieſem Geſchmacke zu huldigen, um ſich die Ehre zu erwerben, daß er dafür das beſte geleiſtet, ſchrieb Göthe den Werther. Jetzt heißt die ganze Periode die Wertherſche. Wie wenig Ernſt es ihm aber mit dieſem Werther war, beweiſet ſein ganzes Leben, beweist der Spott, den er ſelber ſeinem erſten Kinde nachwirft. Der weichliche Geſchmack mußte einen recht rauhen und groben, als ſeinen natürlichen Gegenſatz erwecken. Die Wiederbelebung der mittelalterlichen Poeſie durch die Schweizer kam zu Hülfe. Der Geſchmack am derben Ritterweſen nahm überhand. Flugs ſchrieb Göthe ſeinen trefflichen Götz von Berlichingen, und weil nun eine Fluth von Nachäffereyen folgte, nannte man die ganze Zeit wieder nach Göthe. Um dieſelbe Zeit fingen die Revolutionen zu ſpuken an. Von Nordamerika herüber erſcholl zuerſt die neue unerhörte Stimme, und ſchon lange bevor die niederländiſche und franzöſiſche Revolution anfing, gaukelten ihre Geſpenſter in der Literatur, wie Wirbelwinde vor dem Gewitter. Alsbald ſchrieb Göthe den Egmont, und ward ein Freyheitsheld. Auch ſein Götz gehörte zum Theil dieſer Periode an. Herrnhuterey und Myſticismus kamen vielfach in Deutſchland zur Sprache. Auch hier mußte Göthe dabey ſeyn, und er ſchrieb die bekannten Bekenntniſſe einer ſchönen Seele. Die Schauſpielerkunſt fing an, mit ungemeiner Luſt vom deutſchen Publikum aufgenommen zu werden, und Göthe konnte ſchon als dramatiſcher Dichter hier nicht dahinten bleiben. Der Wilhelm Meiſter ward geſchrieben. Doch iſt Göthe hierbey keineswegs kalt geblieben; hier hat er recht aus voller Seele geſchrieben, denn was iſt ſein Streben, was ſind die Mittel, durch die er es erreicht, anders geweſen, als die eines Schauſpielers, nur in etwas höherer Potenz? Mit den republikaniſchen Ideen war der Geſchmack am alten Heidenthum und beſonders Griechenthum aufgekommen. Wer fiel nun feuriger über die Griechen her, als Göthe? wer ahmte ſie trefflicher nach? Die Sittenloſigkeit, die von Frankreich her ſchon frühe in Deutſchland eingedrungen, durch die franzöſiſche Revolution aber vollends geheiligt wurde, erzeugte eine unſelige Literatur von Familiengeſchichten, darin alle gute alte Sitte, beſonders in Bezug auf die Geſchlechter und auf die Ehe, mit Füßen getreten wurde. Da ſchrieb Göthe, und mit ziemlicher Wärme und Selbſtgefälligkeit, die Mitſchuldigen, die Stella, die Wahlverwandtſchaften, und weihete ſich ſelbſt zum erſten Opferprieſter der Gemeinheit.

Wie die Griechen, ſo hatten auch die Engländer, Italiener und Franzoſen die Ehre, an Göthes Triumphwagen ziehen zu helfen. Keine Gattung von Poeſie und keine Sprache wurde in Deutſchland beliebt, da nicht Göthe ſich gleich mit ihr befaßte, ſich zum Patron derſelben aufwarf. Was er, viel oder wenig, als Ueberſetzer, Reiſebeſchreiber, Selbſtbiograph, Kunſtkenner und Kunſtrichter, Phyſiker, Erzieher, ſogar Theologe, Theaterdirektor, Hofdichter, Geſellſchafter, Miniſter u. ſ. w. geleiſtet, diente alles nur den Ruf ſeiner Allſeitigkeit zu vermehren, und hätte ihn leider der Hof nicht eben ſo in Anſpruch genommen, als das Publikum, wäre er nicht zufrühe berühmt, übermüthig und nachläßig geworden, ſo hätten wir wohl noch manches aus ihm werden ſehn.

Viele ſeiner Werke hat er nicht für das Publikum, ſondern für den Hof geſchrieben, andre wenigſtens ganz im Sinne eines Höflings und unter dem ermattenden Sonnenſtich der Gnade. Dahin gehört der Taſſo, ſein eigentliches Höflingsbekenntniß, dahin gehören die faden, vornehmen Spöttereyen, worin er über den grauenhaften Ernſt der franzöſiſchen Revolution zu bethören trachtet; dahin die zahlloſen Gelegenheitsdramen und Lieder, die er als Hofdichter jederzeit zu verfertigen bereit ſeyn mußte, und unter den letztern zeichnen ſich beſonders wieder die lobpreiſenden Hymnen aus, die er, wie gerade der politiſche Wind wehte, zuerſt auf den Napoleon, hinterher auf den alten Blücher geſchrieben.

Wenn wir nicht etwa die unzüchtigen, giftigen Schriften, als die Stella und die Wahlverwandtſchaften, dazu rechnen wollen, ſo hat Göthe nur zwey Werke geſchrieben, von denen man ſagen kann, daß ſie nicht Hiſtrionenwerk, nichts Gemachtes um des Beyfalls willen, ſondern ihm aus dem Herzen und recht eigentlich für ihn ſelbſt geſchrieben ſind, und worin er einzig der innern Stimme gefolgt, während er bey allen andern Werken ſich von außen leiten ließ. Dieſe Werke ſind der Fauſt und der Wilhelm Meiſter. Im Fauſt hat er alles Schmerzes über die Unzulänglichkeit ſeines Genies, ein Univerſalgenie zu ſeyn, ſich entledigt, um alsdann in Wilhelm Meiſter mit einer neuen Lebensmaxime ſich zu tröſten, der er ſein ganzes übriges Leben treu geblieben iſt. Dieſe Maxime, die ein Göthe für ſich zum Talisman eines vollkommen befriedigten Daſeyns machen, und der Mitwelt als höchſte praktiſche Philoſophie anpreiſen konnte, iſt folgende: Die innere Würde der Tugend und des Talents iſt ein Bettlertroſt, für den Pöbel erfunden, die Krücke des Lahmen. Das höchſte Gut aber iſt in das äußere Loos eines Adelichen geſetzt, deſſen Geburt und Reichthümer ihn ohne Mühe von ſelbſt über den Pöbel erheben, ihn nur die ſchöne, heitre, glatte Seite des Lebens kennen lernen laſſen, ihm den Genuß allein zuertheilen, während andern die Arbeit allein zugetheilt bleibt. Das höchſte aber, was durch jenes Bettlerverdienſt erlangt werden kann, iſt eben wieder nichts, als das heitre Adelsglück. Und ſo gut verſtand ſich Göthe auf das deutſche Publikum, daß er es wagen durfte, dieſe jämmerliche Lehre, die nur in der faulſten Periode unſrer Geſchichte das Tageslicht erblicken konnte, öffentlich zu predigen, freilich aber mit einer Miene, die Wahrheit für Ironie, und Ironie für Wahrheit gehalten wiſſen will, ſo daß ſie jeder nach ſeinem Sinne auslegte.

Hier hat man den Hauptſchlüſſel zu allem, was Göthe geleiſtet. Wer aber die ſchlagende Wahrheit dieſer einfachen Betrachtung nicht einſieht, der mag durch die blauen Dünſte, die einige Aeſthetiker von Profeſſion auf Kathedern oder in dicken Werken um ſich verbreiten, vor allem aber durch den Opferrauch des Herrn Schubart und Comp. heller zu ſehn verſuchen.

Schiller ſuchte niemals ſich, ſeinen Ruhm, ſein Glück, die Gunſt des Publikums. Er wollte die Menſchheit erheben, und ſprach faſt immer als ein zürnender und ſtrafender Prophet. Die hohen Ideen von Liebe, Freundſchaft, Freyheit, Ehre, Vaterland waren es, die ihn unwandelbar begeiſterten, und keine niedrige Geſinnung in ihm aufkommen ließen. Wer weiß es nicht, daß alle ſeine herrlichen Dichtungen dieſen Adel der Geſinnung tragen, wenn ſie auch oft ein minder gebildetes Talent verrathen, als das von Göthe. Scheinen uns aber auch manche ſeiner Schriften, beſonders aus der ſpätern Zeit, ſeinem Geiſte fremdartiges, mühevolles und unwilliges Machwerk, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß er im Hofdienſt gearbeitet.

Göthe ſchwamm immer mit dem Strome und immer oben wie Kork. Sein Geiſt war mit dem Zeitgeiſte immer in einer ſeltnen Harmonie. Er huldigte der Tugend, wenn ſie am Brete war, und der Thorheit, wenn dieſe aufkam. Nur gegen einige ſtreng trockne Wiſſenſchaften, die der Poeſie ſchon öfters zur Zielſcheibe des Spottes gedient, nur gegen einige Männer, die ſich ſelbſt ſchon lächerlich machten, erhob er Oppoſition, niemals allein, niemals in Ungewißheit, ob er die Lacher nicht ſchon vorher auf ſeiner Seite hätte.

Schiller ſchwamm ſein Lebenlang gegen den Strom. Sein Geiſt war über dem des Jahrhunderts. Ihm ſchwebten Ideale vor, gegen welche die Wirklichkeit allzu grell abſtach. Er konnte nichts anders thun, als ſie mit flammender Schrift an den Himmel zeichnen, damit dieſe zu ihnen aufblickte. In allen ſeinen Dichtungen herrſcht jener Dualismus, der Kampf des Guten mit dem Böſen, des Edlen mit dem Gemeinen, des Schönen mit dem nimmer Schönen, der Freiheit mit der Sklaverei.

Göthe befand ſich am Hofe in ſeinem rechten Elemente. Dort hat er ſich ſein Glück, ſeine Zufriedenheit, ſeine Aemter und ihre Titel, und ſein langes Leben erholt. Schiller taugte nimmer in die Hofluſt und holte ſich dort nur den Gram, der ihn früh aufrieb.

Göthe benutzte ſein Talent trefflich zum Vortheil ſeines Vermögens. Schillers hoher Geiſt verachtete die Reichthümer, und er wußte nicht einmal, daß er Tadel verdienen würde, ſeine Familie in drückender Armuth hinterlaſſen zu haben, während er nur ſeinem Buchhändler den Grund zu einem unermeßlichen Vermögen hatte legen helfen.

Geſchichte der Bergſchotten.

Zweiter und letzter Artikel.

(ſiehe oben Seite 1.)

Vor dem Kampf zogen die Bergſchotten die Schuhe aus, ſchoſſen dann ihre Flinten ab, nahmen einen Anlauf gegen den Feind und kämpften mit Dolch und Schwert Mann gegen Mann. Sie betrachteten ſich als Sieger, ſo oft ihnen gelungen war, die Reihen des Feindes zu durchbrechen.

Ihre Kleidung ließ allen Gliedern freie Bewegung. Beſonders liebten ſie dieſelben von roth und blau gewürfelten und geſtreiften Stoffen. Das Hauptſtück war der Mantel (Plaid) der ihnen ein ſehr nobles Ausſehen gab. Keine Regierungsmaaßregel erregte in dieſem Lande ſo großes Mißvergnügen, wie die Kleider-Veränderungsbill. Unciviliſirte Völker von eigenthümlichem Charakter hängen an nichts mit ſo großer Vorliebe wie an ihren beſondern Kleidertrachten. Entbehrungen, Drangſale, alles hätten die Bergſchotten leichter ertragen, denn eine Abſchaffung ihres Plaids, durch welchen ſie ſich von andern Klanen unterſchieden. Der ganze Clan trug gleiche Farbe und nur durch größere Feinheit des Stoffes und der Arbeit zeichnete ſich der Caird von der Gemeine aus.

In frühern Zeiten behaupteten die Barden nach den Häuptlingen den ausgezeichnetſten Rang. Jeder Häuptling hatte ſeinen Barden, deſſen Amt war, die Heldenthaten der Familie und des Clans zu beſingen, und an Feſttagen die Gäſte durch Deklamatorien und Geſänge zu erheitern. Er war eine Art lebendiger Chronik des Hauſes und Stammes. Im Kriege zog er mit aus, die Tapferkeit zu preiſen und der Feigheit zu ſpotten. Vor der Schlacht ſuchte er die Reiter durch Erinnerung an die Thaten der Väter anzufeuern; während des Gefechts konnte man ſeine Stimme vor dem Dudelſack nicht vernehmen; aber nach dem Treffen ſang er den Ruhm der Gebliebenen und das Lob der Ueberlebenden. So ward Verachtung des Todes unter ihnen zur Nationaleigenſchaft. Der ſchottiſche Krieger betrachtete denſelben wie einen Uebertritt in ein beßres Leben, wo er ſeine Freunde wieder finden würde, und von ſeinem Leichenbegängniß ſprach er wie von einer gewöhnlichen Begebenheit. Schrecklich war ihm nur der Gedanke, von ſeinen Angehörigen entfernt begraben zu werden, und die angelegenſte Sorge, ſelbſt der Aermſten,

ten, etwas zurück zu legen, womit er ſich dereinſt anſtändig könnte begraben laſſen. Von einem Kranken, der in den letzten Zügen lag, nahm man Abſchied wie von jemand, der eine Reiſe unternehmen will. Man beauftragte ihn mit Grüßen und Botſchaften an die früher verſtorbenen Freunde und Verwandten.

Die Bergſchotten ſind leidenſchaftliche Liebhaber der Muſik, vorzüglich des Dudelſacks und melancholiſcher Arien, die ſie zu Ehren der verſtorbenen Freunde ſpielen oder ſingen. Während ſie aber für traurige Eindrücke ſehr empfänglich ſind, überlaſſen ſie ſich anderſeits eben ſo gerne rauſchenden Vergnügungen, vorzüglich dem Tanze.

Ein allgemeiner und rührender Zug dieſer Bergbewohner iſt die innige Liebe der Kinder zu den Eltern, ein Gefühl das ſelbſt durch das Kaſernenleben nicht abgeſtumpft werden kann. Man hat eine Menge Beiſpiele, daß Soldaten einen Theil ihres geringen Soldes zurücklegten, um ihren Eltern ein Geſchenk zu machen. Die Oberſten der ſchottiſchen Regimenter wiſſen ſehr gut, daß ſie ihren Leuten nur mit einer Klage bei ihren Eltern drohen dürfen, um ſie zu ihrer Pflicht zurück zu führen.

Treue in Verträgen wird mehr durch Sitten als durch Geſetze aufrecht erhalten. Zahlungsunfähigkeit iſt Verbrechen. Vormals legte man dem Bankeruttirer ein für ihn eignes beſtimmtes Schandkleid an und vier Männer, den Delinquenten an Händen und Füßen haltend, trillten ihn zur Schmach in Gegenwart alles Volkes. Feigheit im Krieg machte ehrlos. Auf eheliche Treue ward ſtreng gehalten, und Ehebrecher wurden während des Gottesdienſtes in einer mit kaltem Waſſer gefüllten Kufe vor der Kirche zur öffentlichen Schau ausgeſtellt. Ehſcheidung war faſt ohne Beiſpiel, weil der Nachtheil davon auf die Kinder gefallen wäre. Jungfrauen hatten das Vorrecht, ihre Haare, in ein Band geknüpft, frei zu tragen. Frauen und gefallene Jungfrauen erkannte man an der Haube.

Man weiß, daß die Schweizer, wenn ſie ſich aus ihrer Heimath entfernen, einer eigenen Krankheit unterworfen ſind, die man das Heimweh nennt. Dieſelbe Erſcheinung findet man in Hochſchottland. Wie alle Bergbewohner hängen auch dieſe mit leidenſchaftlicher Liebe an den Bergen und Thälern, Wäldern und Waſſerfällen ihres Landes. Sie beſitzen eine ſtarke Phantaſie, wie ihre Nationalgedichte beweiſen. Tapferkeit, Treue und Liebe ſind die Hauptgegenſtände dieſer Geſänge, mit welchen ſie ſich die langen Winterabende zu verkürzen pflegen. Der die längſte Geſchichte erzählen, oder das längſte Gedicht ohne Anſtoß herzuſagen weiß, iſt der Mann des Volkes, ſey er fremd oder einheimiſch. Wißt ihr Geſchichten aus Fingals Zeiten? So frug man immer zuerſt den, der die Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nahm. Bejahte er die Frage, ſo verſammelte ſich alsbald das ganze Dorf und man trennte ſich nicht vor Mitternacht. Im Jahr 1816 ſtarb in einem Alter von 93 Jahren der berühmteſte Erzähler mit Namen Macintir, der Gedichte, die ganze Bände füllen würden, ohne Anſtoß herſagen konnte. Bezeugte man ihm ſeine Verwunderung, ſo äußerte er, das ſey noch nichts dagegen, was die Barden, die er in ſeiner Jugend gekannt, geleiſtet hätten. Als vor einigen Jahren Hr. Stewart (der Verfaſſer) von der Hochſchottländiſchen Geſellſchaft in London in das Gebirge geſchickt wurde, um dort zu ſammeln, was von den alten Gaeliſchen Gedichten noch in der Erinnerung lebe, brachte man ihm eine Frau, die, ohne anzuſtoßen, mehr als dreitauſend Verſe herſagte, und vielleicht noch einmal ſo viel rezitirt hätte, wäre es von ihr verlangt worden.

Ueberhaupt zeichnen ſich die Bergſchotten durch ſtarkes Gedächtniß aus. Man findet wenige Perſonen, die nicht die Geſchichte der Clans und aller einzelnen Familien von alten Zeiten her mit den kleinſten Umſtänden zu erzählen wüßten. Sie lieben es, in dieſe Erzählungen kleine Epiſoden von ſchaurigen Vorfallenheiten von Hexen und Geiſtern zu verweben. Dabei iſt die Art ihres Vortrags ſehr dramatiſch und ungemein lebhaft.

Durch den freien Umgang mit ihren Häuptlingen hatten ſie eine Feinheit in den Manieren erlangt, die man ſonſt nirgends bei der Maſſe des Volkes findet. Die gaeliſche Sprache iſt ſehr bildſam und dabei ſo leicht und für Converſation ſo geeignet wie die franzöſiſche. Sie iſt überdies ſehr reich im Ausdruck der verſchiedenſten Nüançen, der Erfindungen und Leidenſchaften, des Ranges und Alters. Ein Bergſchotte begrüßte ſeine Obern mit der Mütze in der Hand, aber dieſer war ſelten weniger höflich. Sie erlaubten ſich auch wohl feinen Scherz gegen ihre Vorgeſetzten und nannten ſie nicht ſelten mit vertraulichen Namen. So beſtand unter ihnen Gleichheit im Umgang und in den Sitten.

Bis auf den heutigen Tag hat ſich ihre Anhänglichkeit an die Familie Stuart erhalten. Dieſes Haus hatte in ihre Freiheit und Nationalität nie eingegriffen, während die Unterdrückungsmaaßregeln Cromwells und Wilhelms von Oranien ſie zu unverſöhnlichen Feinden aller Neuerung machten. Ueberdieß waren die meiſten ihrer Häuptlinge durch die Bande des Bluts mit jener Familie verbunden. Die Stuarts waren die Könige ihrer Väter, ein Zweig aus ihrem Nationalſtamm, die Helden ihrer Geſchichte. Ihre Liebe zu dieſem Hauſe iſt eine Art von religiöſer Empfindung, die ſich durch kein Raiſonnement, kaum durch die Zeit vertilgen läßt. Alle ihre Geſänge und Erzählungen ſind heute noch voll Ruhmes dieſer Familie.

Eine weitere Urſache dieſer Anhänglichkeit iſt die Religion. Während ihre Nachbarn in der Ebene ſich über theologiſche Dogmen zankten, behielten ſie fortwährend ihre alten Meynungen und Religionsgebräuche bei. Dalrymple bemerkt mit Recht, die Bergſchotten ſeyen das einzige Volk, das von religröſen Zwiſtigkeiten und Verfolgungen nie etwas gelitten habe. Ihre ganze Geiſtesrichtung, ihre poetiſche Natur, die Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen und ihre natürliche Fröhlichkeit bewahrte ſie vor allen Controverſen. Die Religion führt ſie zur praktiſchen Moral, welche ihre Geiſtlichen nicht blos lehren, ſondern auch üben. Einfach und klar wird gepredigt, daß nur durch ein rechtſchaffenes Leben die ewige Seeligkeit erlangt werden könne. Der Volksglaube an Geiſter, Träume und Seher ſteht weder im Widerſpruch mit der Religion, noch mit der Sittlichkeit.

Dieſe Sitten und Gebräuche der Bergſchotten haben in neueren Zeiten große Veränderungen erlitten. Das Romanhafte und Ritterliche in ihrem Charakter iſt faſt verſchwunden; kein Bardengeſang wird mehr gehört; die Anhänglichkeit an das Land der Väter hat abgenommen. Doch iſt nicht zu leugnen, daß dagegen Thätigkeit und Spekulationsgeiſt in Ackerbau, Gewerbe und Handel in die Gebirge eingezogen iſt, und in mancher Hinſicht den Zuſtand des Landes ſehr verbeſſert hat.

Nirgends iſt aber die Veränderung merklicher als in dem Verhältniß der Häuptlinge zu ihren Angehörigen. Ehemals ſchwuren ſie bei ihrem Herrn. Sie beteten für ihn vor und nach Tiſch und noch lange nach ihrer geſetzlichen Emanzipation zeigten ſie dieſelbe Anhänglichkeit. Wie leicht hätten ſich die Herren forthin ihre freiwillige Ergebenheit erhalten können. Aber die meiſten, durch Gewinnſucht verführt, zerbrachen ſelbſt die alten heiligen Bande, indem ſie ohne Rückſicht auf Herkommen, Sitten und Gebräuche, blos auf ihren Vortheil bedacht, die Clane wie eine Heerde Vieh behandelten. Familien, die ſeit undenklichen Zeiten im Pacht der Güter waren, wurden ausgetrieben, und Fremde herein berufen, die nicht ſelten ihre Verpflichtungen unerfüllt ließen, ſo daß Einkommen und Anhänglichkeit der Untergebenen zugleich verloren ging. Doch gibt es einige wenige Beiſpiele, von Häuptlingen, die die Erhaltung des alten Zuſtandes und das patriarchaliſche Leben in der Mitte ihrer Clane den Spekulationen und dem glänzenden Leben in der Hauptſtadt vorzogen.

Mit der Zerſtörung des alten Zuſtandes hat auch der Fanatismus mehr Raum gewonnen. Man zankt ſich jetzt über religiöſe Meynungen ſo eifrig, als man zuvor den Barden zugehört hatte. Die poetiſche Einbildungskraft iſt erkaltet und ihre ehemals ſo fröhlichen Familien-Kränze ſind ein Tummelplatz des Streites und der gegenſeitigen Erbitterung geworden. Selten hört man Muſik, noch ſeltener ſieht man Tanzen. Kommen ſie zuſammen, ſo ſind Beſchwerden und Ausfälle gegen ihre geiſtlichen und weltlichen Vorgeſetzten der Hauptgegenſtand der Unterhaltung. Die Feinheit im Benehmen hat merklich abgenommen, und nur höchſt ſelten ſieht man noch ein Stück der alten Nationaltracht. An ihre Stelle ſind die in der Ebene herrſchenden Moden getreten. Ueberhaupt ſcheint dieſes Bergvolk kein dringenderes Geſchäft zu kennen, als die letzten Spuren ſeiner uralten Nationalität zu vertilgen.

Die Gaeliſche Sprache iſt ſchon faſt überall durch Vermiſchung mit dem Engliſchen verdorben. Nach einer kurzen Reihe von Jahren wird ſie unter die todten zu rechnen ſeyn.

Ohne Zweifel hat dieſes Volk ſehr viel von ſeinem alten Charakter verloren. Doch wird der Reiſende noch immer überraſcht durch die ſeltenen Züge von Rechtſchaffenheit und Wohlthätigkeit, von hohem Muth und Liebe zur Unabhängigkeit, die ihm in jenen Gebirgen aufſtoßen.

Saint-Ronan's Brunnen von Walter Scott.

(2r. Theil, erſtes Kapitel. Geſchwiſterliche Liebe.) Mowbray wandte ſich wegen ſeiner Bedürfniſſe wirklich an ſeine Schweſter, Miß Klara. Sie war zu jedem Opfer für den Bruder, den ſie liebte, bereit. Auch Mowbray fühlte, was er verlange, und was ſeine Schweſter opfere. Sie verſprachen einander nie zu verlaſſen, und ſollte ich unglücklich ſeyn im Spiele, ſagte der Bruder, ſo ziehen wir uns von aller Geſellſchaft zurück und bebauen ein kleines Gut, das für unſere Bedürfniſſe hinreicht. (Zweites Kapitel. Die Herausforderung.) Der Baronet Bingo Binks glaubte ſich von Tyrrel beleidiget. Niemand zeigte größern Eifer, Leute zum Duell zu hetzen, als der Kapitain Mac Turk. Der arme Baronet, der die Sache nicht ſo weit getrieben wiſſen wollte, gab endlich den dringenden Vorſtellungen des Kapitains nach, und übertrug ihm die Herausforderung an Tyrrel. Als ſich der Kapitain dem alten Dorfswirthshauſe näherte, ſtellte ſich Meg Dods, ſeine Abſicht verrathend, vor die Hausthüre, mit einem mächtigen Beſen bewaffnet. Wirklich fühlte der Kapitain denſelben um den Kopf, als er gegen das Haus Sturm laufen wollte. Tyrrel, der eben ankam, ſchied die Streitenden. Er nahm die Herausforderung an und verſprach zur beſtimmten Stunde am beſtimmten Platze ſich einzufinden. (Drittes Kapitel. Das Ausbleiben.) Bingo Binks fand ſich mit ſeinem Sekundanten, dem Kapitain, pünktlich ein. Auch Winterbloſſom war mit gekommen, als Tyrrels Sekundant, und der Doktor Quackleben. Man wartete über die beſtimmte Zeit. Tyrrel erſchien nicht. Man faßte alſo eine pomphafte Erklärung ab, worin der Hergang der Sache erzählt wird, und Tyrrel's Ehre nicht wenig Schaden litt. Sie wurde im Hotel öffentlich zu jedermanns Erkenntniß angeſchlagen und ſonſt allenthalben verbreitet. (Viertes Kapitel. Die Berathung.) Von der verunglückten Duellſzene werden wir in die benachbarte Stadt Marchthorn geführt, wo wir vor dem Hauſe des Präſidenten der Bank und zugleich Schreibers des Sheriffen, Bindlooſe, eine Dame in altväteriſchem Koſtüm abſteigen ſehen. Es war Meg Dods. Sie glaubte Tyrrel, an dem ſie ein beſonderes Intereſſe nahm, ermordet. Bindlooſe war ihr alter Freund. Sie klagte den duellſüchtigen Kapitain, Mac Turk, und die ganze vornehme Bande an Ronan's Quell des Meuchelmordes an und bat ihn im Weg Rechtens zu verfahren. Der gute Mann wollte Beweiſe haben und das corpus delicti genau wiſſen. Meg Dods wußte aber nichts anzugeben, als daß Tyrrel ſeitdem nicht mehr zu finden ſey, und daß man in der Gegend, wo das Duell hätte vorfallen ſollen, mehrere Flintenſchüſſe gehört. (Fünftes Kapitel. Ein Freund ehemaliger Zeit.) Peregrin Touchwood, der in Bankgeſchäften zu Bindlooſe kam, unterbrach die juridiſche Diskuſſion. Er kam von Neu-St. Ronan, und machte die Brunnengeſellſchaft lächerlich. Nichts grenzt an die Fadheit und Narrheit jener Leute, ſagte er; nun ſoll gar ein engliſcher Lord dort angekommen ſeyn. Derſelbe wurde in der Gegend von Alt-St. Ronan von Räubern angefallen und durch Piſtolenſchüſſe an der Schulter verwundet. Auch das Feſt, das Mowbray angekündiget, iſt wegen der Krankheit der Miß Klara verſchoben worden. Meg Dods fand großes Gefallen an den Reden Touchwood's, und er verſprach ihr, das Brunnenhotel zu verlaſſen und ſich in Alt-St. Ronan einzuquartiren. Dieß tröſtete ſie über Tyrrel's Verluſt und ſo verließen beide Marchthorn. (Sechſtes Kapitel. Der Dorfpfarrer.) Touchwood hatte ſeine Grillen und er ſetzte mehrere Veränderungen in der Küche der Meg Dods durch. Er hatte alle Welttheile bereiſet, kannte alle Arten Speiſen und Kochbücher. Obwohl er ſeine Eßluſt aufs beſte befriedigen konnte, fühlte er doch in dem einſamen Dorfwirthshauſe bald Langeweile. Er fragte nach dem Paſtor des

Orts. In einer Epiſode erfahren wir ſeine Geſchichte. Eine unglückliche Liebe hatte ſeine Jugend verbittert. Freund der Welt und der Menſchen, unbekümmert um alles, worauf die Eitelkeit und Sinnlichkeit des Menſchen einen Werth legt, lebte er in ſeiner Studierſtube und vergrub ſich unter ſeinen Büchern. (Siebentes Kapitel. Die Bekanntſchaft.) Zu dieſem ſonderbaren Manne begab ſich der Bonvivant Touchwood, um ihn zu einem Mittagsſchmauſe einzuladen. Er fand ihn gerade mit der Geographie des heiligen Landes beſchäftigt. Noch in ſeinem Studium vertieft, richtete der Paſtor ſtatt aller Begrüßung eine geographiſche Frage an Touchwood, die dieſer, da er das Land aus eignem Anſchauen kannte, zum Erſtaunen des Gelehrten beantwortete. Dieß bewog ihn denn auch zu dem bisher unerhörten Entſchluſſe, die Einladung anzunehmen. Trotz der Verſchiedenheit der Charaktere und zum Staunen aller Pfarrkinder näherten ſich die Männer immer mehr. Touchwood bewog ſogar den Pfarrer, als er eine neue Einladung von Mowbray erhielt, dem Feſte in Schaws beizuwohnen, mit dahin zu gehen. (Achtes Kapitel. Launen des Glücks.) Endlich war der längſt angekündigte Lord Etherington am St. Ronan's Quell angelangt. Die Damen fanden ihn jung, ſchön, liebenswürdig; jede vertraute auf die ſiegende Gewalt ihrer Reize. Seine Wunde indeß hinderte ihn noch an den Geſellſchaften Theil zu nehmen. Er verkürzte ſich ſeine Zeit mit Mowbray durch das Spiel. Dieſer gewann anſehnliche Summen, daß er den frühern Verluſt verſchmerzen konnte und ſeiner Schweſter Eigenthum nicht verſchleudern durfte. Noch mehr freute ſich Mowbray, als der Lord ſeinem geheimen Wunſche entgegen kam, und um die Hand ſeiner Schweſter bat. Außer andern Gründen unterſtützte derſelbe ſeine Werbung noch dadurch, daß er anführte, daß er ein beträchtliches Gut nur dann erben könne, wenn er noch vor dem fünf und zwanzigſten Jahre (er näherte bereits dieſem Alter) ein Fräulein aus dem edeln

Stamme der Mowbray heirathe. Mowbray verſyrach ihm ſeinen Beiſtand, behielt ſich aber die freie Wahl ſeiner Schweſter vor. (Neuntes Kapitel. Ein Brief.) Durch denſelben erhalten wir einige Aufſchlüſſe über Tyrrel. Er und Ethrington trafen ſich unverſehens in der Nähe von St. Ronan. Gegenſeitiger Haß führte ſie augenblicklich zum Duell nnd Tyrrel verſchwand ſeitdem. So erklärt ſich auch ſein Betragen in der Duellgeſchichte mit dem Baronet Bingo. Etherington, der Schreiber dieſes Briefes, weiht uns in ſeine Plane und Abſichten ein. So ließ er den Laird Mowbray im Spiele gewinnen, weil er ſeinen ſchlechten Finanzzuſtand kannte und ihn ſich verbindlich zu machen hoffte. Er legte alles darauf an, ſeine Verbindung mit Miß Klara zu beſchleunigen. (Zehntes Kapitel. Dramatiſche Gemälde.) Nach mancherlei Vorbereitungen, war der längſt angekündigte Tag des Feſtes herangerückt. Alles verfügte ſich nach Shaws. Man wollte anfangs ein Schauſpiel aufführen, allein es fehlte den Liebhabern durchaus an Gedächtniß, ihre Rollen zu behalten. Man begnügte ſich alſo damit, ſtumme, dramatiſche Gruppen vorzuſtellen. Die Figuren dazu entlehnte man aus Shakeſpeare's Sommernachtstraum. Jeder ſchaffte ſich ſein Koſtüm an. Das Ganze nahm ſich ſehr luſtig aus. Aller Augen zog Miß Klara, als Helene, auf ſich. Der gute Dorfpfarrer, Cargill, rief voll Bewunderung aus: Ich muß, ich werde ſie ſehen.

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen
auf das Jahr 1824.

Rheiniſches Taſchenbuch, herausg. von D. Adrian,
Frankfurt a. M. bei D. Sauerländer.

Das Titelkupfer iſt ein Portrait des H. Zſchokke. Die übrigen Kupfer ſtellen Szenen aus Walther Scotts Fräulein vom See dar und ſind eben nicht ſonderlich.

Die Gemſenjäger im Chamounythal von C. Starklof iſt die erſte und beſte Erzählung im Buche. Die Großmuth entſagender Liebe iſt ihr Gegenſtand und er iſt trefflich hervorgehoben. Auch beſonders ſchön ſind die Schilderungen der wilden Alpennatur und der Gemſenjagd. Der Verfaſſer würde aber ein weit runderes und vollendeteres Gemälde geliefert haben, wenn er es bei den Alpen und ihren Söhnen hätte bewenden laſſen. Die Dazwiſchenkunft der ſpaniſchen Familie und die Entdeckung, daß der Held der Geſchichte oder der Gemſenjäger von Geburt ein ſpaniſcher Graf ſey, paſſen gar nicht zum übrigen.

Zwei Romänchen von der peinlich ſchwatzhaften Schoppenhauerin und von dem geiſtloſen Laun ſind das unbedeutendſte im Buch. Beſſer laſſen ſich die hiſtoriſchen Anekdoten von Adrian, Cecilie und Diefenbach an. Den Beſchluß macht eine kleine Biographie H. Zſchokke's.

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen,

Leipzig, bei Gleditſch.

An der Ausgabe auf Druckpapier iſt dieſes dunkel und ſchlecht, wie es ſich für einen Almanach mit Goldſchnitt nicht ſchickt. Die hiſtoriſchen Kupfer ſind wenig werth. Nur die Hauptfigur auf dem vorletzten iſt uns trefflich vorgekommen.

Lenore di San Sepolcro, Novelle von C. Schefer, grenzt nahe an die ſchauderhaften Schickſalstragödien unſerer Müllner und Grillparzer, und mag uns überdem hier wieder einmal ſtatt vieler andern zum Beweiſe dienen, wie ungezwungen und natürlich die neueſten Almanachspoeten zu komponiren verſtehn. Der Schauplatz iſt das alte Venedig. Julio Gattinara bewirbt ſich um Julia Grimaldi. Der Vater verweigert ſie ihm aber und thut ſie in ein Kloſter. Der Jüngling geht in den Türkenkrieg. Unterdeß ſieht ein junger deutſcher Graf, Georg Noſtiz, deſſen Oheim die venetianiſche Flotte gegen die Türken befehligt, die ſchöne Nonne, gewinnt ihre Liebe, entführt und heirathet ſie. Er begibt ſich zu ſeinem Oheim, fällt aber in einem Seetreffen. In Julio und Julia erwacht die alte Liebe und ſie heirathen ſich. Guidotto, Julia's Bruder, verliebt ſich ebenfalls in ſie, da er nicht weiß, daß es ſeine Schweſter iſt. Er dringt heimlich in ihr Schlafgemach und wird von Julio überraſcht und ermordet. Julio flieht. Der alte Grimaldi und der alte Gattinara gerathen darüber in Zweikampf und der letztere fällt. Julio kommt dazu und nun erklärt ſich zur nicht geringen Verwunderung des Leſers, daß Julio eigentlich der Sohn Grimaldis iſt, alſo der Bruder ſeiner Gattin Julia, die ihm der Vater eben deshalb früher verweigert. Die Geſchichte endet mit allgemeinem Jammer. Julio verſchwindet, Julia ſtirbt am Gram und der Alte diktirt ſich zur Strafe ein noch längeres Leben.

Raphael und ſeine Nachbarinnen, eine Erzählung von Ludwig Achim von Arnim, ſchildert die Liebesgeſchichten jenes großen Malers und ihren Einfluß auf ſeine Kunſt. Dieſe Schilderungen ſind von einer Meiſterhand entworfen und die ſchönſte Zierde dieſes Taſchenbuchs. Ihre charakteriſtiſchen Schönheiten laſſen ſich aber hier nicht in der Kürze nachweiſen.

Auch hier hat die bekannte von Chezy wieder mit einer Erzählung Poſto gefaßt. Conteſſas zwei Blätter aus Jean Balthaſars Leben (nicht etwa des edeln und berühmten Seckelmeiſters von Luzern) ſind über alle Gebühr matt und langweilig, wahre Wochenblätter.

Unter den vielen Gedichten zeichnen ſich wenigſtens einige aus, z. B. die Feſtlieder von Fr. Rückert.

In- und ausländiſche Litteratur.

Ideale und Irrthümer des akademiſchen Lebens in unſerer Zeit, dargeſtellt von Ferd. Herbſt. Stuttgart in der Metzlerſchen Buchhandlung. 1824. S, 263.

Dieſe Schrift enthält theils einige merkwürdige Aktenſtücke zur neueſten Geſchichte der Univerſitäten, theils ſpiegelt ſie den Geiſt, der wenigſtens unter einem Theile der ſtudirenden Jugend gegenwärtig vorwaltet.

Sie beginnt mit einer etwas langweiligen Schilderung jener Feier des 18ten Oktobers in Jena. Sodann ſucht ſie hiſtoriſch und ethiſch den Werth, ja die Nothwendigkeit der ſ. g. Burſchenſchaften nachzuweiſen. Es folgen zwei Aktenſtücke: 1) Beſchlüſſe der Jenaiſchen Burſchen am 18ten Oktober; 2) die von Sr. Maj. dem König von Würtemberg ſanktionirte Verfaſſung der Burſchenſchaft zu Tübingen. Den Beſchluß macht eine Philippika gegen den Zweikampf.

Wir müſſen dem ernſten Sinn, in welchem der Verfaſſer Tugend, Gerechtigkeit und Vaterland zu lieben ſcheint, alles Lob ſpenden. Der Ausdruck eines reinen und ſtarken Gefühls wird keinem Leſer entgehn und ihn für die übrigen Mängel des Buchs einigermaaßen entſchädigen. Dieſe Mängel beſtehen in den unklaren und doch anmaaßlichen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Anſichten, in deren Chaos der Jüngling ſich nothwendig verlieren muſte, ſobald er vom höchſten Standpunkt aus Verhältniſſe zu beurtheilen wagte, die er nur von einem niedern und einſeitigern aus erkennen konnte. Je weniger er das Ganze des Lebens zu überſchauen vermag, deſto mehr fühlt er ſich zu einem kategoriſchen Abſprechen von dem Throne einer einſeitigen Idee herab geneigt, und daraus entſpringt eine Altklugheit, die uns an einer ſonſt unverdorbenen Jugend höchſt widerwärtig erſcheint. Ueberdem ſieht der Verfaſſer, je höher er ſich verſteigt, deſto mehr ſich genöthigt, Rückſichten zu nehmen und nicht alles zu ſagen, wie er es denkt. Somit wird auch die jugendliche Unbefangenheit vernichtet; daß er von Freimuth überhaupt ſpricht, iſt ſchon ein Zeichen, daß er ihn verloren, und dagegen zu ſeiner Altklugheit auch noch den ängſtlichen Kleinmuth der Alten gewonnen hat. Daß endlich der Verfaſſer ſelbſt das Unverhältnißmäßige zwiſchen dem Gegenſtand ſeines Werkes und ſeinen jugendlichen Kräften eingeſteht, gereicht ihm zwar zur Ehre, ſein Buch muß aber dadurch nur noch mehr verlieren.

Dieſer Tadel gilt in vollem Maaße dem Verfaſſer des vorliegenden Werkes, er kann aber auch auf andre ausgedehnt werden, die früher ähnliche Verſuche gemacht. Das Schreiben der Studenten über Studenten, wie es ſeit einiger Zeit Mode geworden, erſcheint uns als ein trauriges Zeichen der Zeit. Auch wo noch ein ſtarkes Gefühl und eine reine Phantaſie vorwalten; droht allmählich die Reflexion verderblich einzudringen; frühe kümmerliche Früchte ſtoßen ſchon am Tage des Blühens die Blüthe ab, und wo wir den heitern Lenz ſuchten, finden wir trübe herbſtliche Aus- und Anſichten.

Wiſſenſchaften, Künſte, Statiſtik ꝛc.

Nordamerika. Man zählt in den Vereinigten Staaten 500,000 Kinder, die den Unterricht in öffentlichen Schulen genießen; 3000 Studenten in den verſchiedenen Kollegien, 10,000 Aerzte, 6000 Advokaten, 9000 Kirchen und Kanzeln und ungefähr 5000 Geiſtliche. Man hat im Ganzen 4400 Erfindungspatente ertheilt. Der Werth der Bücher, die jährlich gedruckt werden, beläuft ſich auf 3 Millionen Dollar. Es erſcheinen jährlich 1000 Journale. Man zählt über 100 Dampfbote. Die Amerikaniſchen Schiffe ſegeln um den dritten Theil ſchneller als die Engliſchen.

— **Chili.** Die Preſſe iſt frei in dieſem Lande. Es erſcheinen mehrere Zeitungen, die einen im Geiſt der Regierung, die andern im Geiſt der Oppoſition; die meiſten aber ſind blos inſtruktiv. Die merkwürdigſten darunter ſind: *El Desperdator Araucano*, der auf eine tüchtige Organiſation und auf gute Verwaltung dringt. — Außer dieſem iſt *El Tizon Republikano* mit großem Talent und leidlicher Mäßigung geſchrieben.

— **London.** Das Generalkomité der National-Sozietät für Erziehung der Armen hat ſich kürzlich verſammelt. Es wurde die Errichtung von ſieben neuen Schulen beſchloſſen. Mehrere Beiträge von 20 bis 200 Pfund Sterling wurden für Errichtung weiterer Anſtalten votirt. Die Geſellſchaft von Northamptonſhire gab Nachricht von der edelmüthigen Schenkung des Hrn. James Longham im Betrag zu 500 Louisdors. Die Zinſen dieſer Summe ſollen jährlich in 4 Theile geſchlagen, und an diejenigen Lehrer und Lehrerinnen ausgetheilt werden, welche die Bell-Lancaſterſche Methode am beſten in Anwendung bringen.

— Die Liebhaber ſeltener und ſeltſamer Werke harren mit Ungeduld der Bücher-Auktion des verewigten Sir Mark Sykes. Seine Bibliothek iſt eine der reichſten an Klaſſikern, merkwürdigen Abſchriften und ſeltenen Ausgaben. Unter den merkwürdigen Originalien befindet ſich ein ſeltſames Aktenſtück von Heinrich VIII., ein Gutachten von den Großwürdeträgern der engliſchen Kirche auf die Anfrage des Königs, in wie fern der keuſche Lebenswandel ſeiner Gemahlin Anne von Cleve vor der Ehe bezweifelt werden könne. Es iſt dies eine ſchöne Schrift, auf Velinpapier geſchrieben und von allen Biſchöffen ſeiner Zeit unterzeichnet. Die Namen Cranmer, Gardner und Polydor Virgil ſtehen auf dieſer ſonderbaren Akte, welche die Zweifel des Königs befeſtigte, und ihm Anlaß gab, ſeine unglückliche Frau zu verſtoßen. Man ſagt, die königl. Univerſität in Paris habe für eine *einzige* Kopie der erſten Ausgabe des Titus Livius die Summe von 1200 Louisdor angeboten.

— **Ferney.** Das Neu-Monthly-Magazin enthält folgende Bemerkung über Ferney: In dem Schlafgemach Voltaires findet man das Denkmal von Madame Denis, worin ſich das Herz des großen Philoſophen befand, bevor man es ins Pantheon brachte. Es ſtellt eine Pyramide vor, worauf eine Büſte, mit der Inſchrift: „Meine Seele iſt getröſtet, denn mein Herz befindet ſich mitten unter euch.“ In der Mitte des Monuments ſind auf ſchwarzem Grunde folgende Worte in goldener

Schrift eingegraben: „Sein Geiſt iſt überall, hier iſt ſein Herz.“ Aber dieſe Inſchrift iſt beſchädigt. Man ſagte mir, die Oeſterreicher haben Denkmal und Inſchrift verunſtaltet. Wie ſehr hat man immer über die Ausſchweifungen der franzöſiſchen Soldaten geſchrieen, wo haben ſie aber die Denkmäler groſſer Geiſter zerſtört?

— **Ober-Elſaß.** Die Stadt Kolmar (es heißt eigentlich nur der Maire) hat beſchloſſen, daß ſämmtliche litterariſche Produkte des Elſaſſes an einem eigens dazu beſtimmten Platz der Stadt aufgeſtellt werden ſollen. Eben daſelbſt ſollen auch die Büſten und Portraite der bedeutendſten Gelehrten dieſer Provinz vereinigt werden.

Miszellen.

Ein wahrhafter Menſchenfreund, eine Heldenſeele, welche mehr als zwölf Jahre lang ſich durch die edelſten Handlungen um die Menſchheit hoch verdient gemacht hat, hat vor einiger Zeit dies Leben verlaſſen.

Sein Name war **Barry**. **Barry** trug ein breites Halsband vom Hoſpitaliter-Orden, und war doch nicht Chevalier des heiligen Grabes, er trug kein Band im Knopfloch und ſchnallte ſich keine ritterlichen Sporen an, aber er brachte Suppen den Kranken und gewöhnlich hing an ſeinem Halsband eine Flaſche erquickenden Getränks, das er den bedürftigen, der Kälte oder der Ermüdung erliegenden Reiſenden brachte. In dieſer Lage malte ihn ein ſchweizeriſcher Künſtler.

Doch ging der Edelmüthige immer nur auf vier Füßen, und wir müſſens geſtehen, war ſeines Stammes nach nur ein Hund, durch Neigung und Beſtimmung dem groſſen Hoſpiz auf dem St. Bernardsberge zugethan. Er ſoll nicht weniger als vierzig Menſchen das Leben gerettet haben. Seine Menſchlichkeit war grenzenlos, ſo auch ſein Eifer. Wenn in den Alpen die Nebel, Stürme und Schneegeſtöber ſich zeigten, begann Barry ſeine Reiſen. Da war Niemand im Kloſter mehr im Stande, ihn zurückzuhalten. Fand er einen unglücklichen Reiſenden verirrt, oder im Schnee begraben, ſo leiſtete er ihm Hülfe. Reichte dieſe nicht zu, ſo eilte er ins Kloſter zurück, und führte die Brüder auf die Spur, wo ihre Anſtrengungen die ſeinigen unterſtützen konnten. Das kleine Kind, welches der Künſtler neben dem Hund darſtellte, war durch ihn allein erhalten worden. Der Hund fand das Kind eines Tages eingeſchlummert und beinahe erſtarrt vor Kälte in einer Eishöhle beim Gletſcher Balfore. Barry wärmte das Kind, leckte es, bot ihm ſein Getränk an, und trug es auf ſeinem Rücken ins Hoſpiz.

Als das gute Thier in Altersſchwäche geſunken, ſandte der Superior des Kloſters daſſelbe nach Bern, wo es ruhig ſeine letzten Tage verlebte. Es ward da wohl gepflegt, und hatte ein glückliches und langes Alter. Nach ſeinem Tode ward das Thier ausgeſtopft, und iſt nun geſchmückt mit ſeinem Halsband und ſeiner Flaſche auf dem Muſeum in Bern zu ſehen.

— Als der fromme und gelehrte Erzbiſchof Fenelon zu Cambray ſich befand, ſchickte der franzöſiſche Hof einen heimlichen Kundſchafter dahin, um ſein Leben und ſeinen Wandel zu belauſchen und ihn wo möglich in üblen Ruf zu bringen. Der Kundſchafter hielt ſich mehrere Monate in Cambray auf und beobachtete ſeinen Mann auf das fleißigſte. Anſtatt aber das geringſte Tadelnswürdige an ihm zu entdecken, ward er ſelbſt von Fenelons Tugenden und Verdienſten ſo innig durchdrungen, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſich zu ſeinen Füßen zu werfen und ihm ſeine tiefſte Verehrung zu bezeugen.

— Voltaire ſagt irgendwo: Die Franken hätten nach der Einnahme von Konſtantinopel in einer dortigen Hauptkirche einen Bal gegeben. Ein Gelehrter in Paris, dem an dieſer Frage etwas gelegen war, fragte Voltaire, wo er das herhabe? Dieſer antwortete: es ſtünde nirgends, aber es ſey eine ſo artige dem Charakter der Kreuzfahrer ſo angemeſſene Anekdote, daß es Schade wäre, wenn man ſie nicht für wahr halten wollte.

— Auf dem Kirchhofe eines Dorfes in der Schweiz ſtund das Bild des hl. Johann aus Holz geſchnitzt. Die Bauern hatten dabei eine große Andacht, wallfahrteten ganze Stunden in die Runde zu dieſem Bild und opferten reichlich. Als der Wind endlich das vor Alter faule mürbe Bild umgeworfen, ließ der Pfarrer es durch ein ganz neues auf ſeine Koſten, das heißt aus der Johanniskaſſe wieder herſtellen, und hoffte nun auch erneuten und vermehrten Zuſpruch der Wallfahrer und Opferer. Aber er täuſchte ſich ſehr. Es ließ ſich Niemand mehr bei dem verjüngten und verſchönerten Bilde ſehen.

Der Pfarrer, der ſich die Urſache davon nicht erklären konnte, ſann hin und her. Endlich begegnete er einem alten Sennen, der ſehr fromm von Natur, ſich aber ſo gleichgültig gegen den neuen Johann zeigte, wie die ungläubigſten der Gemeinde.

Haſt du keine Andacht mehr zum hl. Johann? frug ihn nun der Pfarrer. — Ja doch, antwortete der Senne. — Warum ſieht man dich denn niemals mehr auf dem Kirchhofe? — Weil der heilige Johann nicht mehr dort iſt. — Was redſt du? Weißt du denn nicht, daß ein ganz neuer dort iſt? — Ja, Herr Pfarrer, aber das iſt nicht der wahre heilige Johann, wie er war. — Warum denn nicht? — Den hab ich ja noch geſehen, wie er ein Birnbaum in Ihrem Garten war.

— König Jakob I. frug einſt Milton, ob er ſeine Blindheit nicht für eine Strafe des Himmels halte? weil er gegen König Karl I. geſchrieben. Milton antwortete: „Wenn Ihro königl. Hoheit glauben, daß die Unfälle, die uns hier treffen, Zeichen von dem Zorne des Himmels ſind, wie werden wir denn das Schickſal des Königs, Ihres Herrn Vaters, erklären? Nach Ihrer Vorausſetzung muß das Mißfallen des Himmels noch weit ſtärker gegen ihn, als gegen mich geweſen ſeyn, denn ich habe nur das Augenlicht, er aber hat ſeinen Kopf verloren.

— Schweden's Königin, die berühmte Chriſtina, erließ einſt eine Verordnung, daß in ihrem Reiche keine der Schlechtgebornen zu Staatswürden und Aemtern gelangen ſollten. Als die Bürger und Bauern darüber klagten und lärmten, erklärte ſie: unter Schlechtgeborne wolle ſie nur Müſſiggänger, Unwiſſende und Taugenichtſe verſtanden wiſſen. Das Volk freute ſich über den verkehrten Begriff, den die Königin von Wohlgeborenheit und Adel aufſtellte; beſtürzt und troſtlos wurden aber, wie die Sage jetzt noch geht, viele der ſchwediſchen Junker jener Zeit.

Don Alonzo ou l'Espagne

Histoire contemporaine par M. de Salvandy.

Quatre Volumes.

Der rauſchende Beifall, der dem „großen Unbekannten aus Schottland" zu Theil wurde, hat auch ſchon hin und wieder einen deutſchen Roman-Dichter veranlaßt, ſich in der Walter-Scottiſchen Manier zu verſuchen. Doch iſt in Deutſchland bis jetzt in dieſer Art noch nichts ans Licht getreten, was über die gewöhnlichen Romanſtücke der vorigen Periode ſich erhübe.

In Frankreich dagegen iſt neuerlich ein zweyter Walter Scott wie aus den Wolken hervorgetreten, und zwar mit vier Bänden auf einmal. Wenigſtens wird von den Pariſer gelehrten Zeitſchriften das oben angezeigte Werk des Herrn v. Salvandy als ein Meiſterſtück geprieſen. So viel iſt auf jeden Fall gewiß, daß der Verfaſſer einen ſehr reichhaltigen und die gegenwärtige Zeit beſonders anziehenden Stoff gewählt hat; Don Alonzo ſchildert die merkwürdigſten Begebenheiten Spaniens ſeit 1789, die Sitten dieſes Landes, den Geiſt der Nation, und den Charakter der bedeutendſten Perſonen.

Von allen europäiſchen Ländern iſt Spanien das unbekannteſte und doch eins der merkwürdigſten. Dort haben nacheinander Römer, Gothen und Araber gehauſt; überall ſtößt man noch auf Spuren von den Sitten, Gewohnheiten und Sprachen dieſer Völker. Durch ihre aus dieſer Miſchung hervorgegangene Nationalität, und durch ihre Inſtitutionen von dem übrigen Europa getrennt, blieben ſie inmitten der Stürme, die den Welttheil bewegten, in einer todtenähnlichen Ruhe. Seit mehr als einem Jahrhundert ſind ſie weder vorwärts noch rückwärts gegangen; kaum hörten ſie das Getöſe der franzöſiſchen Revolution, die doch an ihren Grenzen vorging. Die Pyrenäen, die ihnen vor dem Andrang der Barbaren keinen Schutz gewährten, waren ihnen ein feſter Wall gegen Wiſſenſchaft und Aufklärung. Mexiko's und Peru's Goldgruben dienten nur dazu, den Laſtern der Unwiſſenheit auch noch alle Laſter des Reichthums beizugeſellen. Da die Nation von fremdem Schweiße ſich nährte, ſo verlor ſie den Gebrauch der eignen Hände. Die religiöſen Vereine heiligten die Unthätigkeit, und die Klöſter unterhielten ſorgfältig jene Finſterniß, die Völkerſchlaf und Faullenzerei ſo ſehr begünſtigt.

Glücklicher Weiſe hatte inzwiſchen der Spanier in der Tiefe ſeines Herzens ein Gefühl bewahrt, das ſein Erwachen furchtbar macht — ſeinen Nationalſtolz. Kein gemeines Blut iſt's was in ſeinen Adern fließt, es iſt ſpaniſches; und wenn er mit königlichem Stolz von ſich ſagt: ich bin ein Spanier, ſo ſcheint es, als wolle er noch etwas mehr ſeyn, als nur ein Menſch. Während Faullenzerei das Land mit Mönchen bevölkerte, brütete der Stolz Edelleute. Man kann keinen Schritt thun, ohne einem Edelmann zu begegnen. Es gibt ſogar Provinzen, wo alles ohne Ausnahme von Adel ſeyn will. In Biscaya ſind die meiſten Häuſer mit adelichen Wappen geziert; dort iſt das Land, wo der Taglöhner von ſeinem Stammbaum ſpricht, und der Barbier euch mit dem Degen an der Seite raſirt.

Was hätte eine geſchickte Regierung aus einem ſolchen Volke machen können! Aber ſtatt den Stolz der Nation zu lenken, beugte man ihn, ſtatt ihn zu einem nützlichen Inſtrument zu machen, machte man ihn zur gefährlichen Waffe.

Während der franzöſiſchen Freiheitsſtürme ſah man dort einen Godoy, unter dem Namen eines Friedensfürſten, von einem gemeinen Soldaten zu den höchſten Würden emporſteigen, einen Menſchen, der weder Geiſt, noch Geſchick, noch Edelmuth, der mit einem Wort nichts beſaß, wodurch er ſeinen niedrigen Urſprung hätte können vergeſſen machen. Während ſeine Unverſchämtheit den Adel empörte, murrte das Volk über ihn, weil er vergeſſen hatte, daß er ſelbſt aus dem Volke gekommen war. Als der unwürdige Günſtling es zuletzt noch wagte, den Erben der Krone verderben zu wollen, als er die Autorität des Vaters mißbrauchte, um den Sohn zu verfolgen, da erhub ſich von allen Seiten ein Geſchrei der Rache, und der Aufruhr von Aranjuez brach aus. Dieß iſt der Urſprung aller Uebel, die ſeitdem über die Halbinſel gekommen ſind.

Durch das Getöſe einer Revolution von ſeinem Schlaf erwacht, erlebte Spanien 10 Jahre voll kräftiger Thaten. Dieſen Zeitpunkt hat Herr v. Salvandy zu ſeinen Schilderungen gewählt, und damit ſeine Gemälde um ſo getreuer ſeyen, hat er ſie an Ort und Stelle ſelbſt aufgenommen. Er hat zu Fuß die ſämmtlichen Provinzen Spaniens durchzogen, um die Sitten, Gewohnheiten und Vorurtheile des Volkes, und den Schauplatz großer Thaten durch eigene Anſchauung kennen zu lernen.

Don Alonzo ſtand auf dem Punkte, ſeine Studien auf der Univerſität von Salamanka zu beſchließen. Das gelehrte Treiben und Leben fing nachgerade an, ihn zu langweilen. Es iſt ein ſchönes Ding um die Wiſſenſchaft, aber junge Leute wollen ſich ſonſt auch noch freuen. Unſer Hr. hatte die Schleppmäntel, viereckigten Mützen und gelehrten Pedantereien herzlich ſatt. Aus langer Weile fing er nun an zu philoſophiren. — Wahrlich ein wunderliches Ding, dieſe

Univerſität Salamanka, mit ihren drei oder vier tauſend Studenten, ſämmtlich mit ſchwarzen Kutten angethan, wovon ein großer Theil durch Betteln auf den Straßen ſein Brot gewinnt; einige, zu ſtolz um zu betteln, machen bei den Einwohnern den Bedienten. Und warum, um Baccalaureus zu werden, um auf Koſten der arbeitenden Klaſſe ein müßiges, ſorgenfreies Leben zu führen, um unter die Zahl jener 75000 Mönche aufgenommen zu werden, die das Land beherrſchen. Stoff genug zum Nachdenken für unſern Alonzo. „Armes Spanien! ruft er aus, wie klein iſt die Zahl derer von deinen Söhnen, die das Ganze erhalten ſollen! Müßiggang und Bettel iſt in dir zur Induſtrie geworden; ſie nehmen alle Geſtalten an.“

Ueberdieß dachte er häufig an ſeine zärtliche Schweſter Maria, und an ſeinen lieben Bruder Pablo, um ſich müßige Stunden zu verkürzen. Das half aber all nichts; er hatte doch Langeweile. Endlich kam er auf das rechte Mittel, er verliebte ſich. Die Gräfin Matea war jung und ſchön, und hatte alle Eigenſchaften eines Engels auf Erden, aber — ſie war verheirathet. Unſer Alonzo liebte und ſchwieg. Sie lächeln meine Schönen? Bedenken Sie doch, Alonzo war nur erſt Baccalaureus. Doktoren wiſſen ihre Sache ſchon beſſer zu führen.

Man muß ſelbſt bei Herrn v. Salvandy nachleſen, unter welchen ſchrecklichen Umſtänden der Graf ſeinen Tod fand; die Haare ſtehen uns zu Berge. Genug — er ſtarb, und mit ihm ſtarb auch ſein einziger Knabe. Wäre Alonzo nicht geweſen, ſo hätte auch die Gräfin Matea und die allerliebſte kleine Alduza bei derſelben Veranlaſſung den Tod gefunden. Nach ſpaniſcher Sitte hatte die Wittwe nichts dringenderes zu thun, als nach Madrid zu reiſen und am Hofe den Verluſt ihres Gatten zu beweinen. Man kann ſich vorſtellen, wie es unſerm Alonzo bei ſeinen vier Fakultäten zu Muthe war.

Eines Tages ſaß er in Gedanken an ſeine Geliebte auf ſeinem Zimmer, als ein Paket von Madrid ankam, worin für unſern Helden ein Anſtellungs-Patent als Offizier der königlichen Garde befindlich war, nebſt einem Befehl, ſich ſogleich zu ſeinem Regiment auf den Weg zu machen. Wer möchte hierin die Hand der Gräfin Matea verkennen? Natürlich machte er ſich ſogleich auf die Reiſe in einem Wagen von 6 Maulthieren beſpannt. Die Eile, womit er die Länder zwiſchen Salamanka und Madrid durchflog, hinderten ihn nicht, ſehr intereſſante Beobachtungen zu machen. Von einem Gaſthofe zum andern bemerkte er große Abwechslung in Trachten, Sitten und Gebräuchen. Zwey Dinge nur findet er überall, Unwiſſenheit und Aberglaube.

Es wird den Leſer nicht reuen, Don Alonzo auf der Reiſe begleitet zu haben. Wir eilen ohne weiters nach Madrid, um unſern Helden in der Nähe von Matea zu beobachten. Die Gräfin empfing bei ſich den ausgezeichnetſten Adel der Hauptſtadt. Es gab keinen ſpaniſchen Grand, der nicht in ihrem Salon ſeine Cigarre geraucht, und ſeinem Unmuth gegen den Günſtling Godoy Luft gemacht hätte. Alonzo bemerkte damahls überall jene Geiſtesbewegung, die immer großen Veränderungen voran zu gehen pflegt. Man wagte kaum den Namen des Friedensfürſten auszuſprechen, wenn aber, ſo geſchah es nur mit einem Gefolge von Verwünſchungen. Jedermann beklagte den König, der ſein Vertrauen einem ſo unwürdigen Menſchen geſchenkt hatte, jedermann murrte über die Königin, deren Vertrauen noch einen tiefern Grund zu haben ſchien. Die Entwürdigung des königlichen Anſehns hatte republikaniſche Ideen erzeugt, und eine große Anzahl von Menſchen wandte ihre Blicke gegen die Pyrenäen, als ob Spanien ſein Heil von dorther kommen ſollte. „Die Puerta del-Sol (Verſammlungsort der Müßiggänger in Madrid) ruft eine Neben-Perſon des Romans aus, „die Puerta del-Sol wünſche einſtimmig den Krieger von Marengo herbei.

Wenigſtens wird er das große Werk vollenden, das der Friedensfürſt begonnen. Godoy, indem er den königlichen Mantel im Koth ſchleift, und den gothiſchen Schimmer der Krone beſchmutzt, leiſtet Spanien einen großen Dienſt, er tödtet das alte Königthum.“ Alonzo ſchauderte zurück vor dieſem Gedanken. Aber er ſollte Ungerechtigkeiten erfahren, die die Vorſtellung von ſeiner Abſcheulichkeit in etwas milderten.

Der Tag der Aufnahme in die königliche Garde kam. Alonzo, ſtolz, ſich der Gräfin jetzt in der glänzenden Uniform des Garde-Offiziers zeigen zu können, eilte zu ihr. Er traf ſie tanzend mit der kleinen Alduza den graziöſen Tanz von Andaluſien. Sie glitſchte aus und fiel . . . und Alonzo hob ſie auf, und umfaßte ſie. Die Gräfin entwand ſich mit den Worten: Ich vergebe Ihnen für dießmahl, aber . . . da ſahen ſich beide um, und gewahrten hinter ſich den Grafen von X . . . Er warf einen durchbohrenden Blick auf Alonzo, der ſich in großer Verlegenheit entfernte.

Noch an demſelben Tage erhielt Alonzo, natürlich durch die Verwendung des Grafen X . . ., den Befehl, ſich ſogleich zu einem in den Wüſten von Neu-Mexico cantonierenden Regiment zu begeben.

Herr v. Salvandy führt ſeinen Helden in keiner andern Abſicht in jene weiten Länder jenſeits des Oceans, als um vor dem Leſer ein großes Gemälde jener reichen und unglücklichen Gegenden auszubreiten, wo die Menſchen ſich nach Farben unterſcheiden, und die Leute mit demſelben Dummſtolz die Farbe ihrer Haut aufweiſen, womit ſie anderwärts die gegerbte Haut eines gewiſſen langohrigten Geſchöpfes produziren, um Vorrechte geltend zu machen.

Die Provinzial-Vorurtheile durchſchifften mit dem Spanier die Meere, und der Biskajer haßt in Peru und Mexiko den Kaſtilier nicht minder als im Vaterlande. Die Creolen von ihrer Seite hegen gegen ihre Halbbrüder, die Europäer, einen tödtlichen Haß, weil eine verwerfliche Politik ſie zu

Gunſten jener von allen Aemtern und Würden ausſchließt. Die Eingebornen endlich tragen das doppelte Joch der Fremden und ihrer eignen Kaziken. Sechs bis acht Millionen Menſchen ſchleppen ſo ein ſieches Daſein kümmerlich dahin in dem fruchtbarſten Lande der Erde, das den dritten Theil der europäiſchen Bevölkerung ernähren könnte.

Bei der Ankunft Alonzo's in Mexiko bemerkte man ſchon alle Vorzeichen eines nahen Sturmes. Man rottete ſich heimlich zuſammen; überall hörte man ein leiſes Murren; nichts war verabredet, und doch ſchien jeder zu wiſſen was geſchehen werde. Endlich brachte eine Neuigkeit, die ſich mit Blitzesſchnelle verbreitete, das Gewitter zum Ausbruch. Man vernahm, um den Verlegenheiten des Mutterlandes abzuhelfen, oder vielmehr um die Habſucht Godoy's zu befriedigen, habe der Rath von Indien an den Vice-König einen Befehl ergehen laſſen, des Inhalts, daß auf der Stelle in dem ganzen Königreich Mexiko alle Weinberge ſollten zerſtört werden. An Einem Tage ſollte ſo ein Capital von mehr als zweihundert Millionen, die Frucht der Arbeit von drei Jahrhunderten, die Hauptnahrungsquelle des Landes, vernichtet werden. Da griff alles zu den Waffen, weil alles ſeine Exiſtenz bedroht ſah, und es eröffnete ſich jener große Kampf, der mit Eroberung der Unabhängigkeit endigte. So hat Godoy in demſelben Moment mit der einen Hand der Invaſion fremder Heere das Thor von Spanien geöffnet, während er mit der andern der Nation einen ganzen Welttheil verſchloß.

Eine rührende Epiſode, nach Art der Geſchichte der Attala, ſchildert das Leben der Eingebornen. Empfindſame Frauen werden der ſchönen und unglücklichen Quatimotzila eine Thräne nicht verſagen.

Alonzo kehrt hierauf wieder in ſein Vaterland zurück, erlebt viel Abentheuer, wird in die politiſchen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes jederzeit tief verwickelt, und heirathet zuletzt ſeine Schweſter Maria, von der es ſich gezeigt hat, daß ſie nicht ſeine Schweſter iſt. Die Gräfin Matea hatte ſich zu der entgegengeſetzten politiſchen Partei geſchlagen. Doch verfolgte ihr Bild den Helden noch lange. Alonzo wird zuletzt Anführer einer Guerillasbande. Wie das alles zugegangen iſt, muß man im Buche ſelbſt nachleſen. Wir bemerken nur noch, daß alles, was ſich vor der Erhebung Joſephs auf den ſpaniſchen Thron, bis zur Revolution von Leon Merkwürdiges auf der Halbinſel zugetragen, hier mit ſeinen Urſachen und Wirkungen dem Leſer auf die lebendigſte Weiſe vor Augen geſtellt iſt.

Wie Herr v. Salvandy zu zeichnen verſteht, möge man aus folgender Probe entnehmen.

„Ich forſchte nach den Urſachen dieſes Rauſchens. Auf der Straße erhub ſich eine Staubwolke. Da ſah ich mit ihren glänzenden Spießen und flatternden Fähnchen achtzig Lanzenreuter daher ziehen. An der Spitze dieſes Häufchens ritt ein Mann, mit einem ſchmalen und niedrigen Soldaten-Hut auf dem Kopfe, ohne Gold und Feder, in einem grauen Rocke, der im Pulverdampf geräuchert zu ſeyn ſchien. Das war jener wunderbare Hut, jenes einfache Kleid, das ſo wunderſam auf die Gemüther wirkte. Die Armee betrachtete dieſe Dinge als Zeugen ihres Ruhms; ſie hatte ſie ſchon am Fuß der Pyramiden und unter den Mauern von Mantua geſehen. Der ſie trug, war der erſte Soldat des Reichs, der Herr der Welt.“

„Der Kaiſer hielt den mächtigen Rappen an, unter deſſen Tritten die Erde erzitterte. Er richtete ſein Fernglas nach den feindlichen Stellungen, und fragte mich, ob das die walloniſche Garde ſei, die dort jenen Punkt auf dem linken Flügel einnehme, gab eine Ordre, und ließ ſeinem Pferd den Lauf, das feuerſchnaubend und flammenden Auges den Kriegsgott ſelbſt zu tragen ſchien. Mit Blitzesſchnelle durchflog er die Fronte ſeiner Armee, hinter ſich das glänzende Gefolge. Die Wirkſamkeit ſeiner Gegenwart erprobte ſich nicht minder auf der Seite des Feindes: die Spanier erkannten ihn, und wichen. Die Franzoſen neigten ihre Adler wo er vorüber kam; der Zuruf der Soldaten begleitete ihn von einem Ende der Linie zum andern, und alles entbrannte, um einen Sieg zu vollenden, den ſeine Gegenwart begonnen hatte.

Napoleon erſchien damahls unausſprechlich groß. Die Ruhe ſeiner antiken Geſtalt ſtand in ſonderbarem Contraſte mit dem kriegeriſchen Feuer, von dem ſeine Umgebung ergriffen war. Auf dieſem Schauplatze der Vernichtung und des Ruhmes glänzten die Blicke, brannten die Geſichter; jeder Soldat, jeder Hauptmann ſchien all das Feuer zu athmen, das die Bataillone von ſich gaben. Ueberall ſah man jene Exaltation, die den Muth erhöht, während ſie die Menſchlichkeit erſtickt. Er allein mit der impoſanten Reinheit ſeiner Geſichtszüge, ſchien erhaben über alle Wechſelfälle des Kampfes. Keine menſchliche Leidenſchaft kam ſeiner Seele nahe; man hätte ſagen können, er, ein Herr des Himmels und der Erde (!) habe mit dem Schickſal einen Vertrag geſchloſſen, den der Tod ſelbſt reſpektiren müſſe.“

Dergleichen Schilderungen werden ohne Zweifel in Frankreich ungemein ſchön gefunden werden.

Saint-Ronan's Brunnen.

Dritter Band.

(Erſtes Kapitel. Verwicklungen.) Die Geſellſchaft hatte ſich nach den dramatiſchen Darſtellungen in den Gartenanlagen zerſtreut. Jeder behielt ſein Koſtüm bei und die Unterhaltung war frei und ungezwungen. Touchwood und Cargill ſah man mit einander wandeln, als letzterer Hellenen erblickte, die den prächtigen Shawl getragen, der den Neid der übrigen Frauenzimmer erregt hatte. Nie war Cargill ſchneller geweſen, als in dieſem Augenblicke; er eilte Helenens Spur nach, und als er ihr nahe genug gekommen, rief er: „Miß Mowbray, ich muß Sie ſprechen. Ich muß Ihnen ein wichtiges Geheimniß entdecken.“ Sie führte ihn zu einer einſamen Gartenlaube. „Ich bin der Pfarrer von St. Ronan,“ fuhr Cargill fort; „abgeſtorben den Freuden und der Eitelkeit der Welt, lebe ich nur, meine Pflicht zu erfüllen. Ich höre von einer Verbindung zwiſchen Ihnen und dem Grafen Etherington. Nimmer kann ich ſie zugeben, und wenn Sie darauf beſtehen ſollten, müßte ich den Schleier zerreißen, der ein großes Geheimniß deckt, und eine Verbindung mit dem Grafen unmöglich macht.“ Cargill verließ die Dame mit jener Würde, die das Gefühl erfüllter Pflicht gibt. In einer andern Allee des Gartens traf er Lady Binks und Etherington in traulichem Geſpräche. Urplötzlich, wie ein Sonnenſtrahl, die Wolken durchbrechend, die Spitze eines Hügels röthet, ſtieg in Cargill's Seele eine alte Erinnerung auf, als er den Grafen näher erblickte. „Sind Sie nicht Bulmer, Valentin Bulmer,“ rief er dieſem zu? Der Graf antwortete mit einer Kälte, die faſt an Verächtlichkeit grenzte, und als ihn der gute Pfarrer noch immer mit ſeinen Fragen beſtürmte, machte er eine Bewegung, die ſeinen beſtimmten Willen verrieth, vorbei zu gehen. Jetzo machte Cargill Platz. Er war im Begriff nach Hauſe zu gehen; allein Touchwood, der eben herbei kam, hielt ihn zurück. Endlich gab auch die Glocke das Signal, und man begab ſich in den Saal, wo die Erfriſchungen aufgetragen waren. Cargill bekam ſeinen Platz neben Lady Penelope. Sie kramte ihre Gelehrſamkeit vor ihm aus, und langweilte ihn dadurch nicht wenig. Er erkundigte ſich daher fleißig nach Miß Klara, die endlich auch an der Tafel erſchien. (Zweites Kapitel. Vorwürfe.) Allein ihr Bruder hatte ſie erſt abholen müſſen. Als alles ſchon verſammelt war, vermißte Laird Mowbray ſeine Schweſter. Er eilte in ihr Zimmer. Sie hatte ihre Feſtkleider und den reichen Putz abgelegt und zeigte ſich in ihrem gewöhnlichen Anzuge. Er machte ihr Vorwürfe über ihr eigenſinniges Betragen und bat ſie, ſich doch umzukleiden, damit ſie vor der Geſellſchaft erſcheinen könne. Klara ſuchte ihren Bruder zu begütigen, und was den Shawl betreffe, ſagte ſie, dürfe ſo ein elendes Ding Geſchwiſter nicht entzweien. Lady Penelope marterte ihre arme Figur ſo ab, um ſich den ſonderbarſten Ausdruck des Zornes und Verdruſſes zu geben, daß ich nicht umhin konnte, ihr den Shawl zu laſſen. Wir kamen überein, daß ich ſagen wollte, ſie habe mir ihn geliehen, um meine Rolle zu ſpielen.“ Mowbray hatte die Eitelkeit, die Lady Penelope und Lady Binks auf das empfindlichſte kränken zu wollen, und keine Koſten geſchont, ſeine Schweſter im ſchönſten Glanze erſcheinen zu laſſen. Er ergab ſich nun darein, daß ihm dieſer Plan verdorben worden. Nach dieſer Unterredung waren ſie in den Speiſeſaal getreten. Von allen Seiten ſtürmten Fragen ein wegen des veränderten Anzuges. Wie die Sonne ſtrahlte Miß Mowbray in ihrem prachtvollen Theaterputze, jetzo in ihrem gewöhnlichen Anzuge verbreitet ſie nur den ſüßen Schimmer des Mondes, ſagte Gatterly. Auch Miſtreß Blower, deren breites Geſicht der reinſte Abdruck ihrer innern Seelengüte und Selbſtzufriedenheit war, fragte nach dem Shawl. Dieſe Gelegenheit nahm Mowbray wahr, ſeiner Empfindlichkeit Luft zu machen. „Meine Schweſter, ſagte er, iſt noch keine ſo große Dame geworden, daß ſie ſich den Shawl einer Freundin zueignen dürfte.“ Lady Penelope wurde über und über roth. Du ſollſt mir's büßen, dachte ſie bei ſich, und ſchwieg. Unterdeſſen war der Graf Etherington plötzlich verſchwunden. Die Geſellſchaft konnte nicht mehr zur vorigen unbefangenen und heitern Stimmung gelangen. Man trennte ſich mit verſchiedenen Gefühlen. Nur die Zecher hielten weidlich aus. (Drittes Kapitel. Der Antrag.) Der folgende Morgen gab dem Laird Mowbray manches zu bedenken. Er konnte ſich das Betragen und die Abſichten des Grafen Etheringten nicht erklären. Er hatte ſo dringend um die Hand ſeiner Schweſter geworben, und am Feſte dennoch auf eine auffallende Weiſe der Lady Binks den Hof gemacht. Dieß Geheimniß mußte er durchdringen. Ein Brief des Grafen zerſtreute jedoch ſeine Zweifel. Er verſprach in demſelben, wenn es dem Laird Mowbray gefiele, ſich alsbald nach Shaws zu verfügen, und alle nöthigen Aufſchlüſſe zu geben. Mowbray hatte nun nichts angelegentlicheres, als ſeine Schweſter auf die Ankunft des Grafen vorzubereiten und ihre Geſinnungen zu erfahren. Allein er fand hier einen Widerſtand gegen ſeine Abſichten, den er niemals geahnt hätte. „Weder den Grafen, noch ſonſt einen andern Mann auf der Welt,“ ſagte ſie mit Heftigkeit, „werde ich ſehen, wenn er mit ſolchen Abſichten kommt. Mein Entſchluß iſt gefaßt; er iſt unabänderlich. Nicht Drohungen, nicht Bitten werden ihn jemals erſchüttern.“ Zuletzt gab ſie ſeinen dringenden Bitten in ſo fern nach, daß ſie den Grafen, wie jeden andern gewöhnlichen Beſuch, aufzunehmen verſprach. (Viertes Kapitel. Die Nachricht eines Ungenannten.) Während Mowbray noch im Geſpräch mit ſeiner Schweſter begriffen war, erhielt er einen Brief. Auf dem zweiten Einſchluß ſtunden die Worte: Eile und Stillſchweigen. Der Inhalt des Briefes war eine Warnung vor dem ſogenannten Lord Etherington deſſen Rang und Vermögen in Zweifel gezogen werden. Er ſchließt ſo: derjenige, der Ihnen dies geſchrieben, erbietet ſich ſeine Ausſagen zu beweiſen. Mowbray, der Anfangs glaubte, daß ihm ein boshafter Nachbar einen Streich ſpielen wolle, kam bald von dieſem Gedanken zurück, und fragte nach dem Boten, der den Brief gebracht. Er war ſchon fort; doch konnte man ihn in der Ferne noch ſehen. Vergebens rief er ihm nach, vergebens verfolgte er ihn ſelber, als er nicht antwortete. Er war verſchwunden, und die Möglichkeit abgeſchnitten, nähere Umſtände über dies ſeltſame Ereigniß zu erfahren. Indeß war Etherington angekommen. Man führte ihn in das Zimmer, das Mowbray ſo eben verlaſſen, und wo Miß Klara ſich noch befand, mit der Leſung eines Buches beſchäftiget. Sie fing an zu zittern, als ſie den Grafen ſah, that einen Schrei und murmelte dann einiges leiſe für ſich, das ihre Geiſteszerrüttung verkündete. Beruhigen Sie ſich, Klara, ſagte der Graf mit ſanfter Stimme. Ihr Schickſal, fuhr er feierlicher fort, iſt in meiner Hand und es hängt blos von Ihnen ab, ob es ſanft oder hart ſeyn ſoll. Sie wagen es alſo zu mir zu ſprechen, entgegnete Klara, und ihr Auge blitzte Zorn. Erinnern Sie ſich nicht des feierlichen Eides, mich nie wieder ohne meine Einwilligung zu ſehen. Leiſtete Tyrrel, wie er ſich nennt, nicht denſelben Eid, und dennoch hat er Sie geſehen? ſagte der Graf und erneuerte ſeine Anträge. Klara wies ihn auf immer und ohne alle Hoffnung ab. Mit welchen Gefühlen ſie der Graf jetzt verließ, kann man ſich denken. (Fünftes Kapitel. Die Aufklärung.) Am Schloßthor traf er den Laird Mowbray, welcher von der Verfolgung des Briefträgers zurückgekommen. Beide konnten die Verwirrung nicht verbergen, in die ſie durch verſchiedene Umſtände verſetzt worden. Das Geſpräch ward natürlich auf den Beſuch gelenkt, welchen der Graf Miß Klaren abgeſtattet; auch ward ihm der anonyme Brief gezeigt. Ich kenne die Hand und den Verfaſſer, ſagte der Graf, und erklärte den Inhalt des Briefes für ein Gewebe der ſchändlichſten Verläumdungen. Die Aufſchlüſſe, welche er dem Laird Mowbray bei dieſer Gelegenheit gibt über ſeine Verhältniſſe und einige andere Umſtände, die ſchon berührt worden, ſtellen dieſen vollkommen zufrieden. Wir erfahren, daß Tyrrel der Verfaſſer des Briefes war, der ein unehelicher Bruder des Grafen Etherington ſeyn ſoll. Sie beſchließen, ihre Maaßregeln gegen dieſen gefährlichen Menſchen zu nehmen; denn auch Mowbray hatte eine geheime Abneigung gegen Tyrrel, mit welchem er noch in einiger Verbindung ſtand. Als ſich Etherington ſo der Freundſchaft Mowbray's verſichert hatte, eilte er ins Hotel von Neu-St. Ronan, wo er ſich alſogleich hinſetzte, um von allen Ereigniſſen ſeinem Freunde, dem Kapitain Jekyl, Nachricht zu geben. Aus dieſer langen Epiſtel erfahren wir dann, daß Franz, der fünfte Graf von Etherington, ein ſehr ſonderbarer Charakter, auf ſeinen Reiſen in Frankreich eine ſchöne Waiſe, Marie von Martigny kennen gelernt hat. Die Frucht dieſer bald innigern Bekanntſchaft war Francis Tyrrel, deſſen eigentlicher Name alſo Franz von Martigny iſt. Einige wollten ſogar wiſſen, daß der alte Graf in rechtmäßiger Ehe mit Marie von Martigny gelebt. Dies will natürlich unſer Held keineswegs glauben. Vielmehr vertheidigt er die Rechte ſeiner Mutter, der Anna Bulmer, welche ſein Vater nach ſeiner Rückkehr nach England geheirathet. Er betrachtet ſich alſo als legitimen Erben des Namens und Vermögens ſeiner Eltern. Allein die Ehe war keineswegs glücklich geweſen. Es erhob ſich Zwiſt und der Vater behandelte den Sohn ſeiner erſten Liebe mit entſchiedenem Vorzug. Einsmals überhäufte er ſogar Anna Bulmer mit den bitterſten Schmähungen und ihren Sohn, die auf ihr illegitimes Verhältniß hindeuteten. Auch gab der Vater unſerm Helden immer die gute Lehre, daß er ſeine Talente ausbilden möge, welche den Abgang des Vermögens und Ranges erſetzen, und ließ nicht undeutlich merken, daß er Marie v. Martigny und ihrem Sohne die geſetzliche Weihe ertheilen wolle. Dieſe Umſtände blieben dem Sohn der Anna Bulmer tief im Gedächtniß, zumal da er bald nach Schottland verbannt wurde, wohin ihn Francis begleiten ſollte. Sie ſollten ſich Vettern nicht Brüder nennen war des Vaters Befehl. So kamen ſie als junge, engliſche Studenten auf die Univerſität Edinburg. Sie hatten von ihrem Vater die Jagdluſt ererbt, und dieſe führte ſie einſt nach St. Ronan. Francis, deſſen Charakter ernſter war, zog oft einen einſamen Spaziergang in den ſchönen Umgebungen von St. Ronan einer Jagdpartie vor. In der Nähe blühte eine ausgezeichnete Schönheit, einfach, ohne Zwang, die ſich frei ihren Lieblingsneigungen überließ. Es war Klara Mowbray. Von einer Dienerin nur begleitet, durchſtreifte ſie oft die romantiſche Gegend. So traf ſie Francis und leiſtete ihr manchen Freundſchaftsdienſt. Ja er begleitete ſie oftmals und durchirrte mit ihr Feld und Wald. Noch ehe der Sohn der Anna Bulmer, Valentin, das geringſte ahnte, fand zwiſchen Klara und Francis das vollkommenſte Vertrauen und das innigſte Verhältniß Statt. (Sechſtes Kapitel. Noch ein Brief.) Etherington ſetzt die unterbrochene Erzählung in einem folgenden Briefe fort, der auszugsweiſe ſo lautet: Der Drang der Umſtände nöthigte Francis ſeinem Vetter das Verhältniß mit Miß Klara zu entdecken. Zwar hatte ſie der Vater oft vor heimlichen Ehen gewarnt; allein Valentin vergaß alles Vergangene und verſprach ſeinem Vetter den gewünſchten Beiſtand. Er beſchloß jedoch ſich nicht zu tief in die Sache einzulaſſen, um die Gunſt des Vaters nicht zu verlieren, da er hoffen durfte, daß derſelbe den Francis nach einem ſolchen Schritte nie zum rechtmäßigen Sohn erklären werde. Die geheimen Spaziergänge der Liebenden waren entdeckt worden. Der alte Mowbray verfiel bei dieſer Nachricht in eine ſchreckliche Wuth. Aller Umgang ward ihnen auf das ſtrengſte unterſagt. Francis begab ſich in das nahe Städtchen Marchthorn. Valentin war nun ihr einziger Vertrauter und Briefträger. Er bereitete die geheime Verbindung der Liebenden vor. Der Pfarrer des Dorfes war ſchon gewonnen. Seit Francis Entfernung war Klara nicht ſo ſtreng bewacht. Der alte Mowbray konnte wegen ſeines Podagra und anderer Gebrechen nicht ausgehen und war faſt immer im Bette, und der junge war damals fern vom väterlichen Hauſe. In der Nacht ſollten die Liebenden in der alten Kirche auf ewig verbunden werden, worauf ſie ſich alsbald nach England begeben wollten. In dieſer Zeit erhielt Valentin einen Brief von ſeinem Vater, worin dieſer unter andern ſchreibt, daß nach einem Teſtament des Großonkels mütterlicher Seite dem ältern Sohn und Erben des Grafen von Etherington eine groſſe und prächtige Herrſchaft beſtimmt ſey, wenn er ein Fräulein Mowbray von St. Ronan heirathe. Valentin hatte nämlich in den Briefen an ſeinen Vater auch Meldung von ſeinem Aufenthalt in St. Ronan gethan. Eiferſucht und Neid erwachten in Valentin's Seele und er beſchloß auf den Trümmern des Glückes ſeines Vetters das eigne zu bauen. Die Liebenden waren in ſeiner Hand; er konnte mit Klaren und dem Pfarrer den Tag der Vermählung beſtimmen, ohne daß ſein Bruder davon wußte. Er hatte ungefähr dieſelbe Geſtalt, wie ſein Bruder; die Dunkelheit der Kirche, die Eile, die Beſorgniſſe und Furchtſamkeit Klarens und ſo viele andere günſtige Umſtände ſollten ſeinen Plan verwirklichen. Es gelang und er ſtahl dem Bruder die Braut und eignete ſie ſich zu. Sie waren ſchon im Wagen, der ſie in ein anderes Land bringen ſollte, als Francis, der hinter den Betrug gekommen war, herbei eilte. Valentin wollte ſich wehren; aber zu Boden geworfen, rollte der Wagen über ihn weg und er ward beſinnungslos in ein Haus getragen. Klara ward ihrem Vater wieder gegeben. Als Valentin geneſen, wollte er die Rechte geltend machen, die ihm die prieſterliche Einſegnung über Klara gaben; allein vergebens. Er verließ alſo Schottland. Den Zorn des Vaters, der über eine ſolche Trennung der Brüder ausbrechen werde, verſprach Francis auf ſich zu nehmen; dies war einer der Friedensartikel, unter welchen ſie von einander ſchieden. Wirklich war der Vater ſehr aufgebracht über Francis und ſtarb bald nachher, ohne daß die von Valentin ſo ſehr gefürchtete Legitimation vor ſich gegangen wäre. Um endlich nach dem Teſtament des Großonkels zum Beſitz der Herrſchaft Nettlewood zu gelangen, ſpricht Valentin ſeinen beſtimmten Entſchluß aus, die Rechte ſeiner Verbindung mit Klara Mowbray geltend zu machen. Er legt deshalb ſeinem Freunde den entworfnen Plan vor und bittet ihn, ihm perſönlich beizuſtehen.

Intereſſante Rechtsfälle aus England.

London, den 30. Jan. Bauſtraße. Sir Richard Birnil, Friedensrichter, eröffnet die gewöhnliche Tagesſeſſion. Ein Conſtabler führt vom Wachthaus drey Perſonen vor, worunter Herr William Hayward, ehrenwerthes Mitglied des Drury-lane Theaters, wo es gewöhnlich komiſche Rollen ſpielt. Das Klagebuch wird aufgeſchlagen. Herr Hayward iſt vom Nachtwächter Cornelius Murzhy, als Kopf-Dieb eingeſchrieben. Cornelius wird von dem Friedensrichter vorgefordert, um den Thatbeſtand zu conſtatiren. Mit Gunſt, Euer Ehrenfeſt, ſagt er, die Stirne reibend, heute früh, da ich die zweyte Stunde rief, begegnete mir dieſer Mann da, mit einem Kopfe auf der Achſel.

Sir Richard. Das iſt ſeltſam, doch würde es mich noch ſeltſamer bedünken, wäre euch dieſer Mann ohne Kopf begegnet.

Cornelius. Mit Gunſt Euer Ehrenfeſt, er hatte zwey Köpfe, und der zweyte war auf der rechten Achſel.

Sir Richard. Das ſpricht ja gerade zu ſeinen Gunſten, daß er den Kopf nicht auf der unrechten Achſel trug.

Cornelius. Recht oder unrecht; ſo war's, mit Gunſt, Euer Ehrenfeſt; und ich ſagte zu ihm, gewiß ſehr höflich, wo wollt ihr hin mit dem Kopf; was geht das euch an, ſagte er; das geht mich an, ſagte ich; laßt mich, ſagte er; ich will nicht, ſagte ich; ich will wiſſen, was das für ein Kopf iſt, ſagte ich; der Kopf gehört einem von meinen Freunden, ſagte er; wenn das ſo iſt, ſo wollen wir mit dem Kopf auf das Wachthaus gehen, ſagte ich.

Sir Richard. Sagte er euch nicht, wo er den Kopf genommen.

Cornelius. Mit Gunſt Euer Ehrenfeſt, er ſagte, er habe ihn von einem Mädchen bekommen, und ich fragte ihn, was er mit dem Kopfe machen wolle.

Sir Richard. Gut, und was ſagte er?

Cornelius. Er ſagte, er habe ihn nach Hauſe nehmen wollen.

Sir Richard. Sagte er euch nicht auch zu welchem Gebrauch?

Cornelius. Wohl, mit Gunſt Euer Ehrenfeſt, er ſagte etwas von einem Carrion-Crow-Knowledgist (Krähen-Aas-Gelehrten) aber ich ſagte, ich will euch weder für ein Krähen-Aas (Carrion-Crow) noch ſonſt für einen Vogel halten. mein Seel nicht, aber ihr ſollt mit mir.

Sir Richard. Vielleicht ſagte er Craniologist (Schädelforſcher). Es iſt jetzt eben die Jahrzeit der Craniological-Manie.

Cornelius. Ja, ſo etwas war's, Euer Ehrenfeſt.

Sir Richard. Und was begab ſich weiter?

Cornelius. Ich führte ihn aufs Wachthaus, Euer Ehrenfeſt.

Sir Richard. Ohne Kopf?

Cornelius. Nein, ich trug den Kopf, Euer Ehrenfeſt.

Sir Richard. Und was begab ſich weiter?

Cornelius. Wie wir ſo gingen, ſagte er, wie ſchon geſagt, er ſey ein Crow-Knowledgist, und verlangte, ich ſolle ihn meinen Nachtwächterkopf unterſuchen laſſen, ob ich das Organ der Wachſamkeit habe, ich glaube, ſo ſagte er. Oh! ſagte ich, ihr mögt euch nur ſelbſt unterſuchen, und darauf lachte er und ging mit mir, und ſchwur bei ſeinem Gewiſſen, er ſey feſt überzeugt, ich habe das Schlafmützen-Organ, und dies in einem ſehr hohen Grade. Das geht euch nichts an, ſagte ich, aber ich glaube, ihr habt das Diebs-Organ, ſonſt hättet ihr dieſen Kopf nicht geſtohlen, und ſo will ich euch ein Nachtquartier anweiſen, wo ihr umſonſt logiren ſollt, ſagte ich; und ſo habe ich ihn in das ſchwarze Loch geſetzt, Ihr Ehrenfeſt.

Während dieſes Zwegeſprächs wurde die Neugierde des anweſenden Publikums aufs höchſte geſpannt, den Kopf zu ſehen, der bis jetzt noch nicht produzirt worden war. Sir Richard, ohne Zweifel den Spaß ahndend, befahl nun das Corpus delicti vorzuzeigen, worauf zum höchſten Erſtaunen des Publikums ein Bret zum Vorſchein kam, auf welchem mit großer Kunſt ein Sarazenen-Kopf gemalt war. Oh das iſt ja nur ein Wirthſchild, riefen, in ihrer Erwartung betrogen, die Neugierigſten, ſich im Kopf kratzend.

Ja, der iſts, wahrlich, ſagt Cornelius Murzhi, es iſt der Sarazenen-Kopf von Snowhill, der letzte Nacht vom Schild weggeſtohlen worden, und dieſer Gentleman da wird ſeine Anſprüche darauf geltend machen.

Ein Aufwärter von Mäſter Moutain, dem Wirth zum Sarazenen-Kopf in Skinner-Street, tritt nun vor, und bezeugt, daß beſagter Kopf einer von den zwey Köpfen ſey, welche am Eingang des Gaſthofes ausgehängt geweſen, um die Vorübergehenden zur Einkehr einzuladen; offenbar ſey derſelbe nur aus Muthwillen abgenommen worden, da er für niemanden einigen Werth haben könne, als eben für Mäſter Moutain zu beſagtem Dienſt.

Der Deliquent, William Hayward, ward hierauf vorgerufen, und hielt folgende Vertheidigungsrede: Als ich heute früh nach Hauſe ging, begegneten mir einige leichtfertige Dirnen mit dem hier gegenwärtigen Sarazenen-Kopf. Ich beſchuldigte ſie, dieſes Gemälde geſtohlen zu haben, worauf ſie, den Diebſtahl zurücklaſſend, lachend entflohen. Da ich die Beute bei der Laterne beſah, erſtaunte ich nicht wenig, einen alten Bekannten gerettet zu haben. Es war der Sarazenen-Kopf von Snowhill, den ich ſeit vielen Jahren faſt täglich beſuche. Mein erſter Gedanke war, den alten Freund über Nacht bei mir zu beherbergen, und ihn am Morgen wieder auf ſeinen Poſten zurück zu bringen. Daran aber wurde ich, wie dieß bereits Euer Ehrenfeſt bekannt geworden, vom Nachtwächter Cornelius Murzhy verhindert. Da ich nicht glauben konnte, daß es Herrn Cornelius mit ſeinem Verhör Ernſt ſey, ſo ſcherzte ich ein wenig über die Lieblings-Wiſſenſchaft der gegenwärtigen Zeit, über die Schädellehre.

Sir Richard hatte keinen Grund, die Ausſage des Herrn William Hayward in Zweifel zu ziehen, und entband ihn von der Klage. Den Sarazenen-Kopf betreffend, ſo verordnete Ihre Ehrenfeſt, daß derſelbige wieder auf ſeinen Poſten zurück zu bringen, es ſey denn, daß eine von den Schädelforſcher-Sozietäten der Hauptſtadt wünſchen würde, zuvor ſeine Organe einer gelehrten Unterſuchung zu unterwerfen.

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen

auf das Jahr 1824.

Frauentaſchenbuch, Nürnberg bei Leonh. Schrag.

Die Kupfer zu dem ſtandhaften Prinzen von Calderon ſind ungemein ſteif und garſtig.

Unter den größtentheils unſinnigen Gedichten ſind nur die Bruchſtücke aus Niſamis Alexanders-Buch überſetzt von Fr. Rückert, ausgezeichnet. Die ungemein ſinnreichen Gedanken des orientaliſchen Dichters, ſeine in tauſend bunten Flammen blitzende Phantaſie und ſelbſt der eigenthümliche fremde Ton ſeiner Sprache gewähren uns reichen Genuß, der uns nur dadurch verkümmert wird, daß der Ueberſetzer das Original in ſeine Manier hinein zu zwingen trachtet. Kaum kann uns ein zum Voß gewordener Homer oder Shakeſpeare ſo dauern, als hier der verrückert und verrückt gewordene Niſami. Bekanntlich hat Rückert eine beſondere Liebſchaft auf geſchraubte Reime geworfen und auch hier wieder müſſen wir durch den rauhen morgenländiſchen Blumengarten nur auf dem holprigen Prügeldamm dieſer Reime fahren.

Ueber die proſaiſchen Erzählungen von der bekannten von Chezy, die auch hier wieder ihre abgewaſchne Fahne aufgepflanzt hat, von Gerle, Weichſelbaumer und Roſengeil, wollen wir nichts ſagen. Dagegen ſind drei andre Erzählungen gar artig.

Sankt Salvater von Chrudlan, von Wilh. von Studnitz, zeichnet ſich durch einfach ſchönen Sinn aus. Ein junges Mädchen rettet das Bildniß eines Heiligen vor der Zerſtörungswuth der Schweden im dreißigjährigen Kriege, und dieſes Bild gewährt ihr auf ihrer gefahrvollen Flucht ſelbſt wieder auf wunderbare Weiſe Schutz und Rettung. Wir finden hier dieſelbe echt poetiſche Idee wieder, die Uhland in ſeinen zwei herrlichen Romanzen von Paſcal Vivas ausgedrückt. Die Ausführung ſteht aber hier bei weitem hinter der Uhlandiſchen zurück.

Die Verkleidungen des franzöſiſchen Hofmeiſters und ſeines deutſchen Zöglings, eine Novelle von Achim von Arnim, zeichnet ſich weniger durch das Ganze der Intrigue, als durch die vielen einzelnen ſehr charakteriſtiſchen Szenen und Ueberzüge aus. Es thut uns wohl, unter ſo vielen Pfahlbürgern des Parnaß wieder einmal einen verſuchten Mann zu erblicken dem Weltkenntniß eben ſo wie echtes Talent den Griffel führt. Eben ſo wohl thut es uns, in dieſem Taſchenbuch auch noch wenigſtens das Bruchſtück einer Novelle von dem ſeligen Hofmann zu finden. Es war der letzte Traum deiner feurigen Phantaſie, du trefflichſter aller Phantaſten, und die dürre kalte Hand des Todes zog allzufrüh den dunkeln Vorhang darüber. Wer wird nun mit deinem Platz in den Almanachen auch deinen Geiſt erben? Wer wird uns wieder ſo lieblich ergötzen, wie du? Wer wird uns wieder über einem einzigen hellglänzenden Traumbilde alle die ſo albernen nüchternen Erzählungen vergeſſen machen, unter die du es zu ſetzen pflegteſt, wie man eine Flaſche feurigen Weins in einen Eimer voll kalten Waſſers ſetzt? ———

Hiermit beſchließen wir die ganze Reihe der diesjährigen Taſchenbücher. Es ſind ihrer ſiebzehn, ſo viel, als noch kein Jahr vorher geliefert, und jedes darf ſich einer ziemlich allgemeinen Verbreitung über ganz Deutſchland rühmen. An ſie ſchließen ſich dann abwärts noch eine weit größere Menge von Liederſammlungen, Neujahrsgeſchenken, Gaben der Liebe oder Freundſchaft, Stammbücher, Andachtsbüchelchen u. ſ. w. in den abwechſelndſten Formen an. Eins iſt immer kleiner und niedlicher, als das andere, und die letzten ſcheinen nicht einmal mehr für Kinder, ſondern nur für ihre Puppen gefertigt zu ſeyn. Es lohnt ſich nicht der Mühe, von ihnen zu reden, zumal da jedes von ihnen nur in einem kleinen Kreiſe ſein Publikum ſucht und findet. Außerdem gibt es noch mancherlei andre Taſchenbücher in Deutſchland, z. B. für Griechenfreunde, für die Rechenkunſt, ſogar ein philologiſches, von denen hier noch weniger die Rede ſeyn kann.

Literatur.

Engliſche Journaliſtik.

Wir übergehen das Heer der rein politiſchen Tag- und Wochenblätter und beſchränken uns auf die bedeutendſten Erſcheinungen im Gebiet der Literatur, nach dem Stand vom 1. Jan. 1824.

1) Zoological Journal, herausgegeben von Thomas Bell, (London, Williams Philipps) erſcheint alle 3 Monate, Preis 10 Schillinge.

2) The christian Glenner and Servants Magazines (London Brown). Preis: 2 Pfennige das Stück.

3) The literary Museum and Register of arts, sciences, belles lettres erſcheint alle 8 Tage (London 1824). Preis: 2 Pfennige.

4) Le Courier de Londres, politiſchen und literariſchen Inhalts, erſcheint alle Mittwoch und Freitag. (London, Cox). Abonn. Preis 1 Pfund Sterling vierteljährlich.

Dieſe ſämmtlichen Journale erſcheinen mit dem erſten Januar zum erſtenmal.

No. 1) enthält Original-Abhandlungen über Zoologie und

Ueberſetzungen der intereſſanteſten Artikel des Auslandes, mit Kupfern. Die Redakteure laden die Gelehrten des In- und Auslandes ein, ihnen Beiträge mitzutheilen. No. 2) iſt eines der bedeutendſten in jener Gattung von engliſchen Journalen, die unter der dienenden Klaſſe Grundſätze der Moral zu verbreiten und das Laſter zu vertilgen ſtreben. Es enthält moraliſche Erzählungen, paſſende Auszüge aus größeren Werken und Anekdoten. No. 3) gleicht den übrigen literariſchen Journalen dieſes Landes, wovon eine ſo große Menge erſcheint, daß kaum zu begreifen iſt, wie auch dieſes noch Abſatz haben kann. No. 4) iſt das einzige engliſche Journal in franzöſiſcher Sprache. Es iſt in liberalem Geiſt geſchrieben.

5) The Edinburgh philosophical Journal von Brewſter und Jameſon (Edinburg, Conſtable) mit Kupfern, erſcheint in ganzen Bänden. 19ter Band Preis: 7 Schill. 6 Pf.

6) The Edinburg medical and Surgical Journal (Edinburg, Conſtable) Preis 6 Schill. der Band.

7) Edinburg Review.

Dieſe ſchottiſchen Zeitſchriften zeichnen ſich ſämmtlich durch Geiſt und gründliche Gelehrſamkeit aus.

8) The Monthly Magazine von Richard Philipps (London) Preis 2 Schilling der Band: hat mit Recht den Ruf der Selbſtſtändigkeit hinſichtlich ſeiner politiſchen Urtheile und guter Auswahl der wiſſenſchaftlichen Artikel. Das Januarheft enthält unter andern einen Vorſchlag von Harriſon Wilkinſon zu Errichtung einer Oſtindiſchen Poſt vermittelſt der Dampfbote, nach welchem Briefe und Reiſende den Weg von London nach Bombay über Gibraltar, Roſette, Kairo, Suez und das rothe Meer in 31 Tagen zurücklegen könnten. Die Perkinſche Vervollkommnung der Dampfmaſchine verſpricht eine noch weit ſchnellere Fahrt.

(Beſchluß folgt.)

Franzöſiſche Literatur.

Sittengemälde des Hofes von Ludwig XVI. werden noch immer ſehr geſucht; ſie werden gleichſam als Vorreden zu dem großen Drama der Revolution angeſehen. Keines von den bisher erſchienenen Werken gibt aber ſo richtige und umfaſſende Anſichten, wie die Mémoires der Madame **Campan**, wovon bereits die fünfte Auflage erſchienen. Madame **Campan** war Kammerfrau der Königin. Eine Menge geſchichtlicher Dunkelheiten werden durch ihre Mémoires erhellt, ſie ſpricht als Augenzeuge, und erzählt mit der Unparteiſamkeit eines Geſchichtsſchreibers.

Reiſen, Wiſſenſchaften Künſte ꝛc.

Kapitain Sabine iſt mit dem Schiff **Griper** von ſeiner Entdeckungsreiſe zurück am 19. Dez. in Deptfort eingetroffen. Er war zuletzt in Spitzbergen, um dort die Schwingungen des Pendels zu beobachten. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt iſt er bis zum 75 Grad öſtlicher Breite und 81 Grad nördlicher Breite vorgedrungen. Die Schiffsmannſchaft hat in Spitzbergen eine Menge Rennthiere erlegt, wovon einige bis 4 Zoll hohen Speck auf ſich hatten. Ein Umſtand hat das Erſtaunen der Offiziere erregt. Sie beſuchten die Gräber einiger Ruſſen, die hier vor ungefähr 85 Jahren umkamen, und nachdem ſie die

Grabſteine weggewälzt hatten, fanden ſie ihre Körper noch ganz wohl erhalten. Das Fleiſch war noch ſo ganz, und die Backen ſo roth, als ob ſie lebten. Dieß veranlaßte den Kapitain, einen von den Körpern mit nach England zu nehmen.

— Kapitain Parry wird nun nächſtens eine zweite Entdeckungsreiſe antreten, und zwar in der Richtung der Regentenſtraße. Er wird die Schiffe Hekla und Fury unter ſeine Befehle bekommen, deren Ausrüſtung ſo eben in Deptford zu Stande gebracht worden iſt. Kapitain Hoper wird das zweite Schiff befehligen Der Gripe wird ebenfalls neu ausgerüſtet, um unter den Befehlen des Kapitains Lyon nach dem Fluß Waper zu ſegeln. Von dort ſoll Kapitain Lyon zu Lande bis zum Fluß Hearne oder der Kupfermine vordringen, die zuletzt von dem Kapitain Franklin beſucht worden iſt.

— Hr. Belzoni iſt mit dem Schiff Swinger an dem Beninfluß angekommen, von wo aus er in das Innere von Afrika vordringen will, um den Urſprung des Nils zu entdecken. Er hat nur einen einzigen Menſchen, einen Afrikaner bei ſich.

— Amerikaniſche Blätter erſtatten Bericht über die Expedition des Majors Long, der mit einem Detaſchement amerikaniſcher Truppen die nordweſtliche Grenze der vereinigten Staaten durchſtreifte. Man verſichert, durch dieſe Unterſuchung habe ſich ergeben, daß ein großer Theil der von der Selkirkſchen Kolonie in Beſitz genommenen Lande noch innerhalb der vereinigten Staaten liege. Die Expedition hat eine Reiſe von 4,600 Meilen zurückgelegt, worunter 9000 Meilen durch unbewohnte Länder und zwar im Laufe von 6 Monaten. Sie hat auf der ganzen Reiſe nicht das geringſte Hinderniß erfahren, und die Mannſchaft wurde überall von den Indiern mit Güte, und von den Etabliſſements der Hudſons-Bay-Kompagnie mit Gaſtfreundſchaft aufgenommen.

— **Madrid.** Ein königl. Dekret vom 10. Januar d. J. verordnet die Errichtung einer Handlungs- und Induſtriekammer, deren Obliegenheit ſeyn ſoll, Mittel zu Belebung der National-Induſtrie ausfindig zu machen, und ſämmtliche Geſetze unter dieſem Geſichtspunkt einer Prüfung zu unterwerfen. Als ob das Mittel, die Induſtrie der Völker zu wecken, nicht längſt ſchon ausfindig gemacht wäre.

— **Gent.** Das Komité für Beförderung der Kuhpocken-Impfung hat am 8. Januar den Jahrestag der Jennerſchen Entdeckung gefeiert.

Druckfehler.

Durch ein Verſehen iſt in No. 3. S. 55. das Taſchenbuch von A. Schreiber Concordia genannt. Es muß **Cornelia** heißen.

Neueſte Nachrichten über die Bewohner von Neuſeeland.

(Nach der London Literary-Gazette.)

(Aus dem Tagebuch, während eines zehnmonathlichen Aufenthalts in Neuſeeland von Richard Cruise Esq. Captain in the 8 Reg. London 1823.)

Schwerlich wird ein wilder Volksſchlag gefunden werden, der verſchlagener und betrügeriſcher, grauſamer und blutdürſtiger wäre, als der von Neuſeeland. Die Reiſebeſchreibung des Herrn Cruiſe iſt ein neuer Beleg zu dieſer traurigen Wahrheit.

Der Dromedary, mit welchem Herr Cruiſe die Reiſe machte, hatte eine Ladung Verbrecher nach Botany-Bay gebracht, und war von da nach Neuſeeland geſegelt, um Rückladung zu nehmen. Unter den Paſſagiren befanden ſich Herr Marsden, der würdige Miſſionair von Neuſeeland, und mehrere Häuptlinge des Landes, die zu Sydney geweſen waren.

Bei der Ankunft des Schiffes ward es von unzähligen Kähnen umringt, welche Freunde und Untergebene der auf dem Schiff befindlichen Häuptlinge an Bord brachten. Es eröffnete ſich eine unbeſchreiblich luſtige Bewillkommungs-Szene. Jedesmal der nächſte Verwandte ſtürzte auf den Ankömmling los, preßte ſeine Naſe heftig an die Naſe des Zurückkehrenden, und fing an aufs Jämmerlichſte zu heulen und zu ſchluchzen. Die übrigen Freunde und Verwandte ergriffen Arme, Schultern und Beine des Ankömmlings, und thaten nicht minder kläglich. Der erſte ſpielte die Rolle eines Vor-Heulers, und die andern ahmten genau die von ihm angegebenen Jammertöne nach. Ueber eine halbe Stunde dauerte die Umarmung, während welcher Zeit die beyderſeitigen Naſen keinen Augenblick aus der Preſſe kamen. Als eine Partei ihre Bewillkommung geendigt hatte, kam eine andere, und ſo dauerte das Naſenpreſſen, das Geheul und Geſchluchz die ganze Nacht hindurch.

Des andern Tags veranſtaltete einer der Häuptlinge, Namens Jetoro, einen feſtlichen Tanz ſeines ganzen Stammes, zu Ehren der Schiffsmannſchaft. Männer und Weiber warfen ihre Kleider ab, ſtellten ſich in eine Reihe, ſchlugen ſich auf die Bruſt, und ſtimmten im Chor in den Geſang ein, den einer der Wilden vorſang. Ihre heftigen Bewegungen mit den Armen und Füßen, und ihre Geſtikulationen überhaupt, waren gräßlich anzuſehen. Während des ganzen Tanzes blieben ſie immer auf derſelben Stelle, und ihre Bewegungen, bis auf die der Finger, waren durchaus gleichförmig.

Als nachher einige Leute aus der Schiffsmannſchaft tanzten, fanden ſie es im höchſten Grade lächerlich, daß nicht einmal zwei von ihnen Arme und Füße ganz gleichförmig zu bewegen verſtänden.

Bald nach der Ankunft des Dromedary kam eine Kriegsflotte der Eingebornen aus funfzig Kähnen beſtehend, jeder an 60 — 80 Fuß lang, von einer Kriegs-Expedition zurück. Mehrere Köpfe ſtacken als Siegeszeichen auf den Segelſtangen. Ihren Behauptungen zu Folge hatten ſie von ihren Feinden gegen zwei hundert getödtet, während ihr Verluſt ſich nur auf 4 Mann belief. Jene hätten, ſagten ſie, weder Pulver noch Gewehre, wie ſie, und würden daher immer von ihnen beſiegt.

Tori, einer ihrer Anführer, der lange in England geweſen, und in Geſellſchaft des Miſſionärs zurückgekehrt war, gab den Reiſenden ein auffallendes Beiſpiel, wie vergeblich es ſey, Wilde von reiferem Alter civiliſiren zu wollen. Tori war der grauſamſte von allen ſeinen Landsleuten. Er erzählte den Reiſenden die gräßlichſten Geſchichten, wobey er jedoch immer zu ſeiner Rechtfertigung bemerkte, weder er, noch ſein Bruder äßen Menſchenfleiſch, oder erlaubten ſich am Sonntage zu fechten. Als man ihn fragte, warum er ſich keine Mühe gebe, ſeinen Landsleuten die Vortheile des Ackerbaues begreiflich zu machen, antwortete er: dieß ſey unmöglich, wenn ihr einem Neuſeeländer von Arbeiten ſprecht, ſchläft er ein, ſprecht ihr ihm aber von Krieg, ſo ſperrt er ſeine Augen auf ſo weit als eine Theetaſſe.

Die Krieger hatten ihr Haar auf dem Kopf in einen Knäuel zuſammengebunden, in welchen lange weiße Federn geſteckt waren. Geſicht und Körper war mit Oel und rothem Oker beſchmiert. Sie brachten viele Gefangene mit, Männer, Weiber und Kinder, darunter auch die ſchöne Tochter eines mächtigen Häuptlings, deren Vater von ihrem nunmehrigen Herrn, einem jungen ſtattlichen Wilden, erſchlagen worden war. Dieſer Barbar packte in Gegenwart der Tochter das Haupt des Vaters aus; als die Unglückliche die theuren Züge gewahrte, ſtürzte ſie darauf los, drückte die Naſe des Kopfes feſt an die ihrige, und benetzte ihn mit Thränen. Darauf ergriff ſie eine ſcharfe Muſchelſchale, zerſchnitt ſich Wangen, Bruſt und Arme, und zerſtörte ſo in wenigen Augenblicken ihre Schönheit. Der Barbar, von dem dieſe Zerſtümmlung veranlaßt worden, ſchien Freude zu haben an dem gräßlichen Anblick, hob ganz gleichgültig das Haupt an den Haaren in die Höhe, und bot es zum Verkaufe aus. — — Die Reiſenden vernahmen einige Zeit nachher — derſelbe habe dieſe nehmliche Unglückliche geheirathet.

Wir übergehen alle die gräßlichen Beiſpiele von Menſchenfreſſerei, die der Reiſende anführt, um dem Leſer den Ekel zu erſparen, den wir ſelbſt fühlten, als wir ſie laſen, und bemerken nur noch, was er von den Gebräuchen dieſer Barbaren berichtet.

Die Neuſeeländerinnen ſind durchaus wohlgeſtaltet, und größtentheils ſehr hübſch. Beiſchlaf vor der Heirath iſt weder ein Vergehen, noch ein Vorwurf in den Augen des künftigen Ehemannes; aber als Weiber ſind ſie treue, liebevolle Gattinnen, und ſorgſame Mütter. Mit der größten Geduld ertragen ſie die brutale Behandlung ihrer Männer, welche die Weiber als ein weit unter ihnen ſtehendes Geſchlecht betrachten.

Ihre Religion beſteht in einer Maſſe abergläubiſcher Gebräuche, doch haben ſie keinen Götzendienſt. Von ihren Häuptlingen glauben ſie, daß ſie nach dem Tode an einen ſehr guten Ort kommen, aber ſie können nicht begreifen, wie es für die gemeinen Wilden ein Jenſeits geben könne. Sie beten in der Noth zu Sonne, Mond und Sternen; im Sturm, wenn ihr Boot von Wellen umher getrieben wird, auch zu den Winden. Sie glauben an ein höchſtes Weſen, das ſie Atua nennen. Atua iſt ihnen Urheber von allem Guten und Böſen, ihr Beſchützer in Gefahren, und ihr Verfolger in der Noth. Bedeutend kranke Perſonen werden, als von dem Atua in Beſitz genommen, vor das Dorf hinaus geführt und ihrem Schickſal überlaſſen. Solche, denen das Haar abgeſchnitten worden, ſtehen im unmittelbaren Dienſt des Atua; ſie müſſen ſich von ihrer Familie und ihrem ganzen Stamm entfernen, können nur Speiſen genießen, die ihnen von jemand in den Mund geſchoben werden, und dürfen erſt nach einigen Tagen wieder zu ihren gewohnten Geſchäften in die Geſellſchaft zurückkehren. Die Angehörigen in's Feld gezogener Krieger faſten zwei Tage lang, am dritten ſingen ſie unter vielen Zeremonien einen Geſang, um den Sieg zu erbitten.

Ihre Hauptſpeiſe iſt : die Koomora oder ſüße Kartoffel, die einheimiſche Taro, die ſehr ſüß iſt, die gemeine Kartoffel, Kohl und Fiſch, die ſie in großem Ueberfluß haben. Wilde Schweine verkaufen ſie meiſtens an die Europäer. Außerdem haben ſie an vierfüßigen Thieren nur noch Hunde und Ratten. Erſtere gleichen an Geſtalt den Füchſen, ſind aber in der Farbe ſehr verſchieden. Letztere ſind ſehr klein, und werden für eine große Delikateſſe gehalten. Ein Häuptling äußerte den Reiſenden den Wunſch, ihre Race durch die ungleich größeren engliſchen Ratten zu veredeln.

Wenn jemand ſtirbt, ſo feuert jeder Mann, der eine Muskete hat, ſie einmal ab, zum Abſchied. Sie glauben allgemein an Wieder-Erſcheinungen nach dem Tode, und ſtellen ſich vor, wenn ein ſtarker Wind geht, die Abgeſchiedenen ſprechen zu hören. Man hält es für Pflicht, auf den Platz, wo jemand ermordet wurde, ſo oft man vorüber geht, einen Stein zu werfen.

Nichts iſt nach ihrer Meinung von unglücklicheren Folgen als das Eſſen im Hauſe. Kranke, ſo oft ſie eſſen wollen, müſſen das Haus verlaſſen. Auch wird es für höchſt gefährlich gehalten, in ein Haus zu gehen, in welchem irgend ein Theil von einem eßbaren Thier aufgehängt iſt. Eine todte Taube, oder ein Stück Schweinfleiſch am Dache aufgehängt, iſt ein beſſeres Mittel, ſich von läſtigen Beſuchen frei zu erhalten, als eine Schildwache. Die Reiſenden machten von dieſem Mittel ſehr oft Gebrauch.

Allgemein iſt auf der Inſel der Gebrauch, den Erſchlagenen die Köpfe abzunehmen. Bei der Rückkehr vom Streit dienen ſie ihnen als Siegeszeichen; beim Friedensſchluß werden ſie gegenſeitig ausgewechſelt, und dieſe Auswechslung iſt ein gewöhnlicher Artikel in den Friedenstraktaten.

Die Miſſionarien wiſſen ſich eines ſonderlichen Erfolgs ihrer Bemühungen eben nicht zu rühmen. Die Eingebornen, die zu gut wiſſen, daß dieſe Männer in ihren Händen ſind, achten nicht ſehr auf ſie, und nehmen ſich ſogar zuweilen heraus, ſie aufs Schändlichſte zu inſultiren. Noch vor Kurzem ſchlachtete ein Häuptling eine ihm entlaufene Sklavin, in Gegenwart der Miſſionaire, theilte ſie in Stücke, und fuhr mit ſeinen Leuten auf eine benachbarte Inſel, um ſie dort zu verzehren.

Saint-Ronan's Brunnen von Walter Scott.

(Fortſetzung.)

(Siebentes Kapitel. Die Antwort.)

Die Antwort des Kapitains Jekyl auf die zwei langen Briefe enthält weiter keine nähern Umſtände. Er lobt die Kaltblütigkeit und den Verſtand ſeines Gönners, mit dem er in dieſen Abentheuern ſeine Rolle geſpielt, mißbilliget jedoch die ernſthafte Verbindung mit Klara Mowbray, als unter ſeiner Würde, und eben ſo die unerlaubte Kriegsliſt, mit der er den Pfarrer und die Braut getäuſcht. Er verſpricht ihm endlich ſeinen Beiſtand, jedoch mit der Einſchränkung, daß er den Haß gegen ſeinen Bruder bekämpfe und nichts gewaltſames gegen denſelben beſchließe, da ohnehin der letzte blutige Auftritt Aufſehen erregt, und noch blutiger hätte ausfallen können, und erwartet nur ſeinen Ruf, um ſich zu ihm zu verfügen. Die Einladung erfolgte wirklich in einer Antwort, die Etherington ſeinem Freunde überſchickte, mit dem Erſuchen, die Reiſe ſo geheim als möglich zu machen. (Achtes Kapitel. Der Schrecken.) Trotz den Weiſſagungen ſo mancher, die einen nahen Bruch zwiſchen Touchwood und dem Meg Dods vorher ſehen wollten, dauerte das gute Vernehmen dennoch fort. Der alte Nabab (ſo nennt man in England die, die in Indien ſich bereichert) unterhielt fleißig ſeine angefangene Bekanntſchaft mit dem Pfarrer Cargill. Er brachte ſogar mehr

Ordnung und Reinlichkeit in das Haus dieſes ſonderbaren Mannes, was keine geringere That als die Herkuliſche Stall meiſterei wär. Als er an einem dunkeln Abend vom Pfarrhauſe in ſeine Wohnung zurückkehren wollte, fiel er in einen Graben. Auf ſein Geſchrei um Hilſe, nahte ein Fremder, zog den Nobab heraus und führte ihn nach dem Wirthshauſe. Es war Freund Tyrrel, den die Wirthin für todt hielt. Als ſie daher in dem ſonderbaren Aufzuge — denn der Nabab war voll Koth und röthlichen Schlammes — in das Haus der ehrlichen Meg Dod's traten, was Wunder, wenn dieſe vor ihrer Dienerſchaft, die den Vortrab bildete, überrannt zu Boden ſtürzte, und nichts anderes glaubte, als Tyrrels Geiſt zu ſehen. Die Szene war wirklich tragikomiſch. Sie erholte ſich vom Schrecken, und rief noch zweifelnd: Sind Sie nicht ermordet worden? Es führte dieß ein Geſpräch über die vergangenen Begebenheiten herbei, dem Tyrrel auszuweichen ſuchte. Seit der letzten Kataſtrophe hatte er ſich in Marchthorn aufgehalten, und ſeine Abſicht war jetzo die gebrandmarkte Ehre vor denen im Badehotel rein zu waſchen. In dem Nabab fand er einen frühern Bekannten. der ihm in Smyrna viele Gefälligkeiten erwieſen. (Neuntes Kapitel. Die Vermittlung.) Am folgenden Morgen ließ ſich ein Fremder anmelden, den Tyrrel für einen Abgeſandten Bingo Binks hielt. Es war Kapitain Jekyl, der das Vermittlungsgeſchäft zwiſchen beiden Brüdern übernommen, und erzählte, wie es ihm gelungen, Tyrrel's Ehre vor der Badegeſellſchaft wieder herzuſtellen. Dieß ſchien um ſo nothwendiger, da der Graf Erberington beim unglückſeligen Zuſammentreffen der angreifende Theil geweſen und ſomit den Tyrrel hinderte, zur beſtimmten Zeit ſich zum Duell zu Bingo Binks einzufinden. Nach dieſen vorläufigen Erklärungen ſchritt man zur Hauptſache. Tyrrel's Sachen lagen weit günſtiger, als der Vermittler geahnt hatte, der nicht über alle Punkte gehörig unterrichtet war. Er wies ein Teſtament ſeines Vaters vor, nach welchem die

Ehe mit Marie Gräfin von Martigny rechtsgültig geſchloſſen war, ſo daß die Pairwürde und alle Rechte dem ältern Sohne zukamen. Tyrrel erklärte ferner, daß er ſeine Sache vor Gericht anhängig machen werde, um den ſogenannten Grafen Etherington aus dem angemaaßten Beſitze der Rechte eines andern zu verdrängen. Dagegen behauptete Kapitain Jekyl, daß Graf Etherington entſchloſſen ſey, die Rechte ſeiner Verbindung mit Klara Mowbray geltend zu machen; kein Tribunal in der Welt könne ſie ihm abſprechen, da es an Gegenbeweiſen und Zeugen fehle. Er ließ auch nicht unbemerkt, wie ein ſolcher Prozeß dem guten Ruf der Miß Klara nachtheilig werden müßte. Die ganze Sache ſey bisher ein Geheimniß geweſen, keinem Theile könne es angenehm ſeyn, dieſelbe öffentlich behandelt zu ſehen. Jekyl hob dieſen Punkt mit vieler Geſchicklichkeit hervor und wußte ihm ſeine ganze Wichtigkeit zu geben. Tyrrel litt unendlich; er fühlte ſein Recht ſo tief und wahr, durchblickte das ganze ſchurkiſche Gewebe ſeines Bruders; allein der Gedanke, einmal der leidenden Klara Ruhe zu verſchaffen, überwog alle Rückſichten des Privatvortheils und der Privatleidenſchaft. Er erbot ſich, auf alle Vortheile, Titel und Vermögen zu verzichten, die ihm nach dem Teſtament ſeines Vaters zukamen, wenn Etherington ſeinerſeits ebenfalls ſeinen Anſprüchen auf Miß Klara entſage. Jekyl verſprach, dieſen Vorſchlag ſeinem Freunde, dem Grafen, mitzutheilen, damit man die nöthigen Schritte desfalls thun könne, und beurlaubte ſich. Tyrrel ſchob die Riegel an ſeiner Thüre vor, nach des Kapitains Entfernung, zog ein Portrait aus ſeinem Buſen, betrachtete es lange voll Zärtlichkeit und Schmerz, und alsbald ſtrömten die Thränen reichlich. Es war Klarens Bildniß, das er ſelbſt gemalt; er verglich jene heitern, ewig jungen Tage des Frühlinges, wo dieſe Roſe im vollen Jugendreize prangte, mit den ſchmerzvollen, ſchrecklichen Tagen des Herbſtes, wo ſie bleich und entblättert daſtand. Seinem Todfeinde, der ihn um dieſen

Himmel gebracht, war er jetzo im Begriffe, auch ſeine andern zeitlichen Güter hinzuopfern, für die ſeine Seele keineswegs unempfindlich war. (Zehntes Kapitel. Die Einmiſchung.) Auch Jekyl empfand die Schwere der Lage, in der ſich Tyrrel befand. Der Auftritt, den er mit ihm ſo eben gehabt hatte, gab ihm Stoff zum Nachdenken auf ſeinem Rückwege. Er konnte ſich nicht verbergen, daß die Sache ſeines Freundes, die er verfechte, die ſchlimmere ſey, und konnte dem unglücklichen Tyrrel ſeine Theilnahme nicht verſagen. Allein Etherington hatte ſich durch ſeine Gefälligkeiten ein ſolches Recht auf ſeine Dankbarkeit erworben, daß er ihn unmöglich verlaſſen konnte. In dieſen Betrachtungen wurde er durch die ungelegene Ankunft des Nabab geſtört, der ſich ihm aufdrängte. Es entſpann ſich ein drolliges Geſpräch zwiſchen beiden, die ſich zum erſten Mal ſahen. Natürlich wurden auch die nächſten Angelegenheiten nicht unberührt gelaſſen. Es gelang dem Nabab auf ſeine grobe Manier, dem Kapitain Jekyl das Geheimniß des Duells abzudringen, welches zwiſchen Etherington und Tyrrel Statt hatte. Der alte Touchwood ſchalt überhaupt mit dem Tone und der Höhe jener unerſchütterli-Anmaaßung über alle Verhältniſſe und namentlich über den Grafen Etherington, welche Geld, Alter und in allen Welttheilen geſammelte Erfahrungen einem rohen Gemüth geben können. Natürlich ſchieden die beiden nicht zum beſten von einander.

(Schluß folgt.)

Erzählungen eines Weißen,

der zwanzig Jahr lang bei den Nordamerikaniſchen Wilden in Gefangenſchaft geweſen.

Der Erzähler wurde in ſeiner erſten Kindheit aus einer Kolonie der vereinigten Staaten von den Wilden geraubt, und hielt ſich bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre unter ihnen auf. Er hatte ganz ihre Sitten, Gewohnheiten und Lebensweiſe angenommen. Nach ſeinem Rücktritt in den Zuſtand der Ziviliſation erzählt er nun mit vieler Naivität ſeine Schickſale und gibt ſehr intereſſante Aufſchlüſſe über die noch ziemlich unbekannte Lebensweiſe der Indianer. Wir geben das Intereſſanteſte ſeiner Erzählungen im Auszug.

Ich weiß nicht, ſagt er, wer meine Eltern waren. Von meinem Leben vor meiner Gefangenſchaft ſind mir nur wenige dunkle Erinnerungen geblieben. Oft iſt es mir, als hörte ich noch das Mordgeſchrei der Wilden, Kickyoos, womit ſie meine Angehörigen überfielen; aber mit Beſtimmtheit erinnere ich mich nur des Umſtandes, daß ich mit zwei andern Kindern gefangen weggeführt wurde; daß während des Rückzugs eines derſelben, ein kleines Mädchen, wegen ſeines Geſchreis, von einem Krieger mit der Tomehawk tod geſchlagen wurde, und daß der nämliche mir ebenfalls mit Todſchlagen drohte, wenn ich mich nicht ſtille verhalte.

Nach einem langen und ermüdenden Marſch erreichten wir das Lager der Wilden, wo Greiſe, Weiber und Kinder uns mit lautem Beifallruf empfingen. Ihren Gebräuchen gemäß ward ich von einem der Anfuhrer, Namens Tongoh, an Kindesſtatt angenommen, deſſen Frau mich mit mütterlicher Sorgfalt pflegte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß meine ganze Familie bei jenem Ueberfall zu Grunde ging. Ich bemerke bei dieſer Gelegenheit, daß die Wilden jede neue Anſiedlung in ihrer Nähe als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte betrachten und dieſelbe verfolgen. Die Koloniſten ſind genöthigt, zu ihrer gemeinſamen Vertheidigung kleine Forts zu erbauen, wenn ſie ſich gegen die angreifenden Wilden halten können. Aber die Unternehmungen dieſer Barbaren, nachdem ſie einmal im Rath beſchloſſen ſind, werden meiſtens ſo geheim und mit einer ſolchen Schnelligkeit ausgeführt, daß die Koloniſten keine

Zeit haben, ſich zu ſammeln und ihre furchtbaren Feinde zurück zu treiben.

Als ich größer wurde, warfen mir meine wilden Kameraden oft vor, daß ich ja nur ein Weißer ſey, und ſie ſetzten dann gewöhnlich hinzu, die Weißen ſeyen alte Weiber, mit welchem Ausdruck ſie einen feigen Krieger zu bezeichnen pflegen. Dieſe Streitigkeiten arteten gewöhnlich in einen Kampf aus, worin ich nicht immer unterlag, der aber ſtets auf freundſchaftliche Art ſich endigte. Die Männer lobten den Sieger, wer er auch ſeyn mochte. In der Folge begegnete ich öfters Weißen, die unter den Indiern erzogen waren, und immer habe ich große Vorliebe zur Lebensweiſe der Wilden an ihnen wahrgenommen. Ja ich habe zwei Weiße kennen gelernt, die erſt in gereiftem Alter noch den ziviliſirten Zuſtand gegen das wilde Leben vertauſchten.

Ich blieb nicht lange unter den Kickapoos. Bei einer unſerer Wanderungen wurden wir von den Pawnees überfallen, die die meiſten unſerer Krieger erſchlugen, und Weiber und Kinder in die Gefangenſchaft ſchleppten. Man führte uns bis an die Grenze der Akanſas. Da erhub ſich ein Streit wegen der Jagd, die Pawnees wurden gänzlich geſchlagen, und ich fiel abermals in die Gewalt der Feinde. Die Akanſas führten uns mehrere hundert Stunden weit in eine ihrer Niederlaſſungen am Einfluß des Kanſaw in den Miſſouri. Ich ward von einer Eingebornen, Namens Konnees-tah, die in dem letzten Kampf ihren Sohn verloren hatte, an Kindesſtatt angenommen. Die Akanſas ſind ganz andere Leute, als die Kickapoos. Sie ſind aufrichtig und edelſinnig; der Zuſtand ihrer Niederlaſſungen zeigt einen ziemlichen Grad von Kultur; und ihre Pferdezucht iſt ſehr bedeutend. Ich werde nie vergeſſen, mit welchem Vergnügen ich mit den Kindern meines Alters den alten Krieger Tſchut-che-nan ſeine Geſchichten erzählen hörte, und welche Lehren er uns gab. Dieſer ehrwürdige Greis ermahnte uns, vor allem nicht zu lügen und niemand zu berauben, als den Feind. „Wenn ihr einſt Männer ſeyn werdet, ſagte er uns, ſo ſeyd tapfer und ſchlau im Kriege und vertheidigt eure Jagd gegen jegliche Anmaaßung. Seyd Weibern und Fremden ein Schild. Verrathet niemals euern Freund. Fürchtet den Tod nicht, nur Feige ſchrecken vor ihm zurück. Ehrt die Greiſe und ſeyd ihnen gehorſam. Fürchtet den böſen Geiſt. Liebt und verehrt den guten Geiſt, der uns das Leben gegeben, und unſere Jagd geſegnet. Mehr als einem Kampf habe ich mit den Feinden unſerer Nation beſtanden, ſagte er, ſeine Narben weiſend, ich habe durch Schnee und Sümpfe lange Märſche gemacht, ohne Speiſe zu mir zu nehmen, um den Feind zu überfallen; ich habe ihrer eine große Zahl gefangen und ſkalpirt. Mir und meinen Kampfgenoſſen verdankt ihr den friedlichen Genuß eurer Ernten, aber ſie alle ſind gefallen und ich allein bin übrig geblieben; ſie ruhen im Schooße unſerer Mutter und ich ſtehe da von den Winden entaſtet, einem alten Baume gleich." Tſchut-che-nau beſchloß gewöhnlich ſeine Ermahnungen mit Dankgebeten zum großen Geiſt, daß er ihn ſo lange verſchont habe, um den Jünglingen den Pfad der Ehre und des Ruhms zu zeigen. Wir hegten alle große Verehrung für dieſen alten Anführer, für dieſes Muſter der Tugend und Frömmigkeit eines Kindes der Wüſte.

Die Beſchäftigungen von uns jungen Burſchen beſtanden in Tanzen, Laufen, Springen, Kämpfen, Schwimmen und im Werfen der Tomahawk. Wir übten uns im Jagen und Fiſche fangen; zuweilen hielten wir auch Rath unter einander.

Unſere Völkerſchaft hatte bald einen Kampf zu beſtehen gegen die Mahas und die Ottowos. Wir blieben Sieger und machten fünf und dreißig Gefangene. Unſere Krieger wurden von den Weibern und Kindern mit ausgelaſſener Freude empfangen. Aber die Gefangenen ſchlugen ſie mit Ruthen, mit Stöcken, mit Steinen und Feuerbränden. Hierauf ward

Kriegsrath gehalten, worin der Tod von zweien unſerer Gefangenen beſchloſſen wurde. Es waren dieß zwei Anführer der Mahas, welche als wahrhafte Krieger unter den gräßlichſten Qualen verſchieden, ohne eine Klage auszuſtoßen, oder ihren Todesgeſang einen Augenblick zu unterbrechen.

Zur ſelben Zeit verlor ich meine Adoptiv-Mutter. Ich war damals ungefähr zehn oder zwölf Jahre alt, und das Herz wollte mir brechen vor Schmerz, denn ſie hatte mich mit mütterlicher Zärtlichkeit behandelt. Aber die Wilden betrachten Klagen und Thränen als Zeichen der Feigheit und ſo mußte ich meinen Schmerz verbergen.

Kurze Zeit darauf begleitete ich mit meinen Kameraden das erſte Mal unſere Krieger auf eine entfernte Jagd. Wir waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Karabiner trugen nur Krieger von beſonderer Auszeichnung. Während unſerer Expedition wurden wir mit einem Haufen Pawnees handgemein, die wir beſiegten. Wir verloren zwei Krieger und zwei junge Knaben, die ſchon zwei Ottowos getödtet hatten. Dieß war mein erſter Kampf. Ich that mit Pfeil und Bogen mein Möglichſtes, aber ich glaube nicht, daß ich dem Feind großen Schaden zugefügt habe.

Wir kamen darauf in das Land der Oſagen, wo es Büffelheerden die Menge gibt. Hier hörten wir, ſeit unſerer Abreiſe ſey dieſer Stamm mit dem unſrigen in Kampf gerathen. Da wir dieß nicht wußten, ſo wurden wir nicht als Feinde behandelt. Vielmehr nahmen uns die Oſagen mit vieler Gaſtfreundſchaft auf und wir begleiteten ſie in ihr Hauptquartier. Dieß iſt ein Flecken von ungefähr 1500 Einwohnern. Wir wurden unter verſchiedenen Familien vertheilt, und aufgefordert, an ihren Vergnügungen und an ihren Arbeiten Theil zu nehmen. Die Familie, welcher ich zu Theil geworden, hatte ſo eben einen Sohn verloren. Die Frau des Hauſes, ſich nach einem Erſatz ſehnend, behandelte mich mit mütterlicher Zärtlichkeit, und that alles, um meine Liebe zu gewinnen.

Sie erreichte bald ihren Zweck. Ich hatte meine Adoptiv-Mutter verloren, es war mir Bedürfniß, den leeren Platz in meinen Herzen wieder auszufüllen, und ich konnte der Zärtlichkeit von Hunk-hah nicht widerſtehen. Wir gingen auf die ferne Jagd. Da verſchafften wir uns eine Menge Pelzwerk, die wir den Weißen gegen Karabiner vertauſchten, und da ich auch einen ſolchen erhalten hatte, hielt ich mich ſchon für einen Krieger, obwohl ich kaum vierzehn Jahre alt war. Uebrigens wußte ich mich deſſelben ſo gut zu bedienen, daß die Indier mich nur den Jäger nannten.

Wir machten häufige Jagdpartieen, aber die alten Anführer unterſagten uns den Tauſchhandel mit der Weißen: denn, ſagten ſie, dadurch würden blos eingebildete Bedürfniſſe erzeugt und der Hang zum Branntwein-Trinken genährt. In der That iſt der Einfluß dieſes Getränkes auf den Zuſtand der Indier ungemein nachtheilig. Dieſe Völkerſchaften ſind im Allgemeinen von beſonnener und friedfertiger Natur. Aber der Rauſch macht ſie zu wahren Teufeln, und ein ganzes Dorf im Zuſtand der Trunkenheit iſt ein wahrhaft hölliſches Schauſpiel. Die weißen Kaufleute benutzen öfters die Wirkungen des Branntweins, um die Indier zu betrügen, und dieſe nehmen dann zuweilen gräßliche Rache an ihnen, nachdem ſie wieder nüchtern geworden ſind. Dergleichen Kaufleute wollten mich vielmal bereden, mit ihnen zu den Weißen zurückzukehren. Aber ich hegte das Vorurtheil der Wilden, daß ſie zu einer niedrigen, feigen und treuloſen Raçe gehören. Doch legte ich nach und nach dieſes Vorurtheil ab, nachdem ich öfters von ihnen gehört hatte, die Weißen ſeyen im Gegentheil mächtig und edelmüthig; ſie beſäßen unermeßliche Gebäude, große Schiffe und ungeheure Kanonen. Da wandelte mich denn freilich die Neugierde an, und ich hegte oft den Wunſch, dieſe Wunderdinge einmal zu ſehen; doch wußten meine Gefährten mir mein Vorhaben immer auszureden.

Auf einem Ausflug zu den Oſagen trafen wir auf einen chriſtlichen Miſſionair, den erſten, der ſo weit vorgedrungen war. Die Wilden hörten ihn mit Aufmerkſamkeit an, aber ich zweifle ſehr, daß ſie ſeine Lehre begriffen haben. Es iſt übrigens leicht erklärlich, wie es gekommen ſeyn mag, daß ſich dergleichen Leute hinſichtlich des Eindruckes, den ſie auf die Indier gemacht zu haben glaubten, ſo ſehr täuſchten. Es gilt bei den Indiern für einen großen Verſtoß gegen die Regeln des Anſtandes, wenn man einen Redner unterbricht oder ihm geringe Aufmerkſamkeit ſchenkt; und leichtlich mag man aus ihrem Stillſchweigen und aus ihren nachdenklichen Mienen auf große Gemüthsbewegungen ſchließen, während man nicht den geringſten Eindruck auf ſie gemacht hat.

Bei den Groß-Oſagen trafen wir Abgeſandte ihres Vaters, der jenſeits des großen Waſſers wohnt (des Königs von England), welche ſie bewegen wollten, den Tomahawk gegen die Weißen, die Uſurpatoren ihrer Rechte und ihres Landes zu erheben. Aber die Oſagen ließen ſich nicht aufhetzen, ſie wollten im Frieden leben mit ihrem großen Vater (dem Präſidenten der vereinigten Staaten). Man verſuchte abermals, durch einen Redner und berühmten Anführer der Sharvanee, mit Namen Te-cum-ſeh ſie in Harniſch zu jagen. Man kann ſich keine Vorſtellung machen von der natürlichen, kräftigen und bilderreichen Sprache dieſes Kinds der Wälder. Seine Geſichtszüge, ſeine Geſtikulationen, ſein Akzent hatten einen hinreichenden Zauber und er bewirkte, daß die bereits verworfenen Maaßregeln abermals von unſerer Volksverſammlung in Betrachtung genommen wurden.

„Brüder, ſagte er, wir ſind alle von einer und derſelben Familie, alle Kinder des großen Geiſts. Das Blut unſerer Väter ward in Strömen vergoſſen, um die Habſucht der Weißen zu befriedigen. Die ſchlimmſten Uebel ſtehen uns noch bevor; die gänzliche Vertilgung der Menſchen von der rothen Farbe nur kann jene Wüthriche befriedigen.“

„Brüder, als die Weißen ihren Fuß zuerſt an unſer Land ſetzten, waren ſie ohne Kleidung und Speiſe. Sie waren faſt hülflos. Unſere Väter hatten Mitleiden, und theilten mit ihnen die Gaben des großen Geiſts. Aber die weißen Menſchen, gleich unſern giftigen Schlangen, ſind friedfertig, dieweil ſie Froſt leiden, aber ſie tödten den Wohlthäter, der ſie erwärmt. Wir haben ſie ſtark gemacht und heute wollen ſie uns vertilgen. Brüder, der große Geiſt, der uns dieſes Land verliehen und es mit Wildpret bevölkert, hat uns auch Kraft und Muth gegeben, es zu vertheidigen. Wir wollten den Frieden; doch die Weißen kennen keinen Frieden, als den des Grabes. Sie verachten, ſie beſchimpfen uns, ſie betrügen uns; kaum halten ſie uns des Lebens würdig. Meine Nation iſt zur Rache entſchloſſen; heben wir den Tomahawk auf, trinken wir von dem Blut der Weißen. Wofern ihr euch mit uns vereinigt, ſoll ihr Blut in Strömen fließen.“

„Laſſet ihr aber zu, daß ſie uns heute vertilgen, ſo wird morgen an euch die Reihe kommen, denn nur durch Uneinigkeit gehen die rothen Menſchen zu Grunde.“

„Brüder, unſer Vater, der jenſeits der großen Waſſer wohnt, iſt ein Feind der weißen Menſchen. Er wird ſeine Krieger gegen ſie ausſenden und uns Karabiner ſchicken. Er iſt unſer Vater, er will uns wie ſeine Kinder behandeln. Warum fürchten wir uns, ſie zu ſchlagen; ſie wiſſen nicht einmal zu laufen, und unſere Väter haben ihrer eine große Anzahl getödtet. Der große Geiſt wird uns beiſtehen; er zürnt mit ihnen; die Erde wird ihre Städte verſchlingen; die Waſſer werden ihre Ernten überſchwemmen und ſein Hauch wird ſie wegblaſen von der Erde. Brüder, ſeyen wir einig, rauchen wir aus Einer Friedenspfeife, lieben wir alle den großen Geiſt und unſere Feinde werden vertilgt werden, und die rothen Menſchen werden glücklich ſeyn.“

Der Eindruck, den Te-cum-ſeh machte, war unbeſchreiblich groß. Ich hielt den Krieg für unvermeidlich. Die Berathungen dauerten mehrere Tage lang; aber zuletzt entſchieden ſich die Oſagen für die Verwerfung des Vorſchlags.

Inzwiſchen hatten mehrere von meinen Gefährten den Plan gefaßt, ſich heimlich zu entfernen und ſo das Vertrauen der Oſagen zu mißbrauchen. Die Stimmen unter uns waren getheilt. Mehrere weigerten ſich, auf den Plan einzugehen; einige hatten unter den Oſagen geheirathet; andere betrachteten dieſe Flucht als eine Art Verrath. Ich, den kein einziger Gegenſtand zu den Kanſas hinzog und der bei den Oſagen eine Mutter und eine Schweſter gefunden hatte, weigerte mich mit Beſtimmtheit. Ueberdieß war jetzt eben eine große Jagd im Werk, zu der mich mein Ehrgeiz hinzog. Das Projekt ſcheiterte.

Wir gingen den Fluß Arkanſas hinauf eine weite Strecke; wir gingen über den Fluß Platte und gelangten faſt bis zu ſeiner Quelle. Noch nie habe ich ein Land geſehen, daß dieſem an Fruchtbarkeit und an Ueppigkeit der Produktion gleich käme. Man ſieht da unzählige Heerden von Büffeln, Dammhirſchen und Elendthieren auf reichen Triften weiden. Der Reis wächſt in den Niederungen wild, und die Savannen ſind von den ſchmackhafteſten Früchten, von Erdbeeren, Himbeeren ꝛc. bedeckt. Reben, mit Trauben reich behangen, umſchlingen die Bäume.

Wir richteten unſern Marſch flußaufwärts gegen eine Bergkette, deren Gipfel mit Schnee bedeckt war. Wir überſtiegen dieſes Gebirge, um die jenſeitigen Länder kennen zu lernen. Es war ſchon ſehr kalt und ſchneite ſtark. Wir trafen auf dem Gebirge kein anderes Gewild als Faſanen. Jenſeits lag ein ſchönes Land, aber wir fanden wenig Wildbret. Die dortigen Wilden waren arm und elend. Ihre Hauptnahrung beſtand in Fiſchen, die ſie mit uns theilten. Sie redeten eine uns gänzlich unbekannte Sprache und ſchienen überhaupt ein von den Wilden diesſeits der Gebirge ſehr verſchiedener Menſchenſchlag zu ſeyn. Sie nennen ſich Lee-ha-tans, und ſind von ganz friedfertiger Natur und führen keine Kriege unter einander. Wir wurden von ihnen ohne alles Mißtrauen aufgenommen und von einer Völkerſchaft zur andern geführt, bis wir an den Ufern des ſtillen Meers anlangten. Der Anblick des Ozeans und das Getöſe und Geräuſch ſeiner Wogen erfüllten uns mit Erſtaunen. Wir glaubten an dem großen Waſſer zu ſeyn, das, nach dem Glauben der Wilden, die Wohnung des großen Geiſtes von dem Aufenthalt der Sterblichen trennt. Wir zitterten bei dem Gedanken, daß wir nach dem Tode dieſe weiten Räume durchſegeln müßten, um dahin zu gelangen, wo ein Land voll Wildbret der Seligen wartet. Vergebens forſchten unſere Blicke nach den durchlöcherten Booten ohne Ruder, worauf die Böſen überfahren müſſen. Da wir nichts dergleichen ſahen, ſo ſchloſſen wir daraus, daß ihrer nur ſehr wenige ſeyn müßten. Während der ganzen Zeit, da wir den Ozean im Geſicht hatten, waren wir in den Gedanken an den großen Geiſt vertieft.

(Fortſetzung folgt.)

Homer und ſein Zeitalter.

In den „*Ideen über Homer und ſein Zeitalter* von Fr. E. Schubarth, Breslau J. Max 1821 iſt allerdings manches Gelungene enthalten, wenn wir gleich nicht umhin können, das übermäßige Lob, welches dieſem Werke neulich in der Jenaiſchen Literaturzeitung in eben ſo breiter als wichtig thuender Rede geſpendet wird, zu tadeln. Denn beſonders diejenige Anſicht, welche den Doriſchen Hellenen (deren Geſchäft ja blos ein Zerſtören des Alten und gewaltſames Zuſammenhalten des Neuen war) alles Verdienſt der neueren Kultur, die doch wohl in Athen und Jonien, den unzerſtörten Sitzen der alten Bildung, ihre Blüthe erreichte, zuſchreibt, ermangelt durchaus, indem ſie doch zu neuen und wahren Geſichtspunkten verhelfen will, ſelbſt der richtigen. Hierüber wie insbeſondere über das Verhältniß der Hellenen und Pelasger den Herrn Schubarth zurecht zu weiſen, iſt hier der Ort nicht. Wir begnügen uns durch Beleuchtung eines und des andern über Homer und die Ilias Geſagten unſeren Leſern eine Vorſtellung von dem Büchlein und von Herrn Schubarth's hiſtoriſchem Kombinations-Vermögen zu geben.

Der von Herrn Schubarth treffend gezeichnete Plan der Ilias zeigt, daß dieſes Gedicht mit ſeiner großartigen Anlage und Durchführung der Charaktere und der dieſelben eben ſo leitenden als durch ſie geleiteten Begebenheiten, mit ſeiner klaren Haltung des Gegenſatzes der mit einander kämpfenden Götter und Helden deren keinem, wohl aber dem Zeus und dem Schickſal der Wille erfüllt wird, nur einen Dichter verlange. Ferner deutet Hr. Schubarth nicht unglücklich an, daß Wolf's Gegengründe, die nur auf Abänderungen, Zuſätzen und Auslaſſungen des einzelnen oder unweſentlichen, nicht das Ganze charakteriſirenden beruhen und daher wohl darthun, daß das Gedicht von vielen an vielen Orten geſungen, nicht aber, daß es nicht von einem urſprünglich gedichtet ſey. Dieſe Wahrheit, daß ein jedes nationale Gedicht dennoch urſprünglich ſeinen einzigen Dichter habe, zu erhärten, iſt ja auch das Ziel der ſcharfſinnigen Unterſuchungen G. Hermann's über die Homeriſchen Hymnen. Herrn Schubarth's Verdienſt iſt es wirklich, ſie für die Ilias dargethan zu haben.

Weniger überzeugt als vergnügt haben uns dagegen die mit unverkennbarem Bewußtſeyn des Sieges *) geſchriebenen

---

*) S. 221 ſagt Hr. Sch: „Wenn alſo die Joner den Homer ſich dennoch anmaaßen, ſo iſt es ein großer literari-

Zuſammenſtellungen, welche zeigen ſollen, daß Homer ein Trojaner geweſen. Die Hauptgründe dafür, welche S. 205 — 220 des breiteren dargelegt ſind, laſſen ſich etwa auf folgende wenige Sätze zurückführen: Die Achaier werden als die phyſiſch-, die Troer dagegen als die geiſtig-ſtärkeren, die Achaier als rohe, leidenſchaftliche, die Troer als gebildetere ſittlichere Menſchen dargeſtellt; — überhaupt nimmt der Dichter viel lebhafteren Antheil an den Troern als an den Achaiern, — er nimmt Partei für die Troer; — alſo, ſchließt Herr Schubarth, gehört er zur Partei der Troer und iſt daher ſelbſt ein Trojaner! — Abgeſehen von dem Fehlſchluß Herrn Schubarth's, mit welchem er auf eine grobe Weiſe die echtnationale Entſtehungsart des Epos recht handgreiflich machen möchte, ſo übergeht er dabei die inneren Motive, warum ein jeder Dichter, wenn er ſelbſt kein Hellene geweſen wäre, die Troer hätte hervor heben müſſen, wenn es nicht ſonſt als hiſtoriſche Gewißheit betrachtet werden könnte, daß die Troer die gebildeteren Menſchen geweſen. Des ſchwächeren, zum Untergang beſtimmten nimmt ſich ein jeder an, und wer daher die Zerſtörung und Vernichtung eines bis dahin geprieſenen Ortes und Volkes zu ſchildern hätte, müßte ja umgekehrt, als wie ich z. B. als Rezenſent des Herrn Schubarth mit demſelben, gerade weil er ſich erhebt, umgehe, verfahren, und was er nur könnte Herrliches und Schönes von beiden mit den lebendigſten Farben ausmalen. Wenn es nun dem Homer durch mündliche Ueberlieferungen oder auch nur durch den Erfolg zur Thatſache geworden, daß die phyſiſche Heldenkraft des un-

---

ſcher Diebſtahl.“ Unglückliche Jonier, daß ihr euch vor keinem deutſchen Literar-Gerichtshof mehr vertheidigen könnt! Doch eben darum preiſ' ich euch glücklich, denn wenn ihr ſelbſt kämet und anders als jener Gerichtshof wollte, ſprächet, ihr würdet der bei vielem Lampenöl gewonnenen Konjektur wegen ſtrangulirt! —

tergehenden Volkes, wie in der Maſſe ſo in den einzelnen Helden geringer geweſen als die der Sieger, wie hätte er dann wohl einen für den Sieger nur einigermaaßen ehrenvollen, ja nur einen der Erwähnung werthen Kampf herbeiführen wollen, wenn er dem unterliegenden nicht höhere d. i. gebildetere intellektuelle und moraliſche Kraft, welche einzig das nöthige Gleichgewicht vermitteln konnte, verliehen hätte?

Literatur.

Journaliſtik, Engliſche.

(Beſchluß.)

9) The European Magazine (London Sherwood) Preis 2 Schilling der Band — iſt von etwas leichterem Kaliber; enthält Gedichte, Erzählungen und Sittenſchilderungen, die bekanntlich in England beſonders beliebt ſind. Im Januar-Heft lieſt man einen Bericht aus der Schweiz von Herrn Depping (wird demnächſt in unſern Blättern beurtheilt werden.)

10) The New Monthly Magazine (London, Colburn) Preis 3 Schilling 6 P. der Band; iſt wegen der Vorzüglichkeit ſeiner literariſchen Artikel beſonders beliebt. Die kleinere Hälfte iſt der Politik, dem Theater, den ſchönen Künſten und überhaupt Auszügen aus fremden Journalen gewidmet. Es hat mit der Revue Encyclopédique große Aehnlichkeit.

11) The London Literary Gazette erſcheint wöchentlich; Preis: 8 Pence; enthält literariſche Artikel, Analyſen bedeutender Werke und Auszüge.

12) The Retospective Review (London, Sherwood) Preis: 6 Schilling der Band.

Es iſt ein glücklicher Gedanke der Herausgeber längſt verſchollene Werke wieder in Erinnerung zu bringen, und das Intereſſanteſte daraus mitzutheilen. Auch haben ſie ihren Plan mit vielem Talent ausgeführt, und dieſes Journal iſt eines der beliebteſten in England.

13) The Ladies Poket-Magazine. oder Taſchen-Magazin für Damen; erſcheint in wöchentlichen Lieferungen; Preis 6 Pence das Stück. Hier hat man am Ende des Jahres eine ganze Bibliothek von Almanachen. Wenn in Deutſchland die Zahl der Almanache in derſelben Progreſſion ſteigt, wie bisher, ſo iſt zu erwarten, daß irgend ein Almanachs-Simſon erſteht, und das ganze Heer der Almanache mit einem dergleichen Magazin todt ſchlägt. Auch in England beklagt man ſich über Fadheit, Abgeſchmacktheit und Geiſtesarmuth derer, die das ſchöne Geſchlecht unterhalten wollen.

14) Repository of arts, literature, fashions ect. (London, Ackermann) Preis: 4 Schilling das Heft.

Dieſes Journal iſt gleichfalls den Damen gewidmet. Es iſt mit ſchönen Kupfern ausgeſtattet, die entweder neue Kleidertrachten, oder ſchöne Gebäude, oder neue Wagen und Möbel-Modelle darſtellen. Der Text enthält Auszuge aus engliſchen und fremden Journalen und Werken, Muſik, Gedichte ꝛc. Es iſt eine der beliebteſten Zeitſchriften.

15) Philosophical Magazine and Journal (London, Taylor) Preis 2 Schl. 6 P. das Heft; erſcheint monathlich, und iſt eins der beſten literariſchen Journale. Er umfaßt alle Fächer der Wiſſenſchaften, die Belletriſtik, Handel, Gewerbe und Ackerbau.

16) The Quaterly Review, bekanntlich die geſchätzteſte literariſche Zeitſchrift, nächſt dem Edinburg-Review.

17) The Stive, or Wekly-Register of remarkable Events, die Biene oder wöchentliche Ueberſicht der bedeutendſten Ereigniſſe (London Onwhyn) Preis 2 Pence das Stück; eine populäre Zeitſchrift, Auszuge aus neuen und alten Werken, Reiſebeſchreibungen, Erzählungen, Anekdoten ꝛc. enthaltend.

18) The Mechanics Magazine, Museum, Journal and Gazette, erſcheint alle 8 Tage, und iſt, wie der Titel anzeigt, der Mechanik gewidmet. Das Januar-Heft enthält ein Modell der neu erfundenen Dampf-Maſchine von Perkins.

19) The Spirit of the Public Journals for the year 1823 oder Geiſt ſämmtlicher Zeitſchriften vom Jahr 1823.

Handel, Gewerbe, Erfindung ꝛc.

Handel zwiſchen China und Rußland. Der ganze Betrag der Waaren, welche aus Rußland nach China gebracht werden, beläuft ſich nicht über eine Million Pfund Sterling. Die Fracht bis Kiachta koſtet allein uber 300 p. C. des Ankaufspreiſes. Zur Reiſe von St. Petersburg bis Kiachta, wenn keine Hinderniſſe dazwiſchen kommen, braucht man funf Monate. Wenn aber, was meiſtens der Fall iſt, die Waaren auf dem Markt von Niſchnoi-Nowogorod den Eigenthümer wechſeln, brauchen ſie ein Jahr um den Ort ihrer Beſtimmung zu gelangen. Gleiche Zeit wird erfordert, um die chineſiſchen Handelsartikel auf die ruſſiſch-europäiſchen Märkte zu bringen. Hieraus folgt, daß eine Handelsunternehmung zwiſchen Petersburg und Kiachta eine Zeit von 2 Jahren erfordert. Die Nachfragen beginnen im November, und hören im Mai auf. Die Meſſe von Niſchnoi-Nowogorod, wird im Monat Auguſt eröffnet. Alsdann kommen die Chineſen nach Kiachta, einem großen Dorf, das 6,508 Werſte von Pekin entfernt iſt. Ein Bach und eine Brücke ſcheidet das ruſſiſche und chineſiſche Gebiet.

Ueber Kiachta werden jährlich ungefahr funfzig Kiſten Thee nach Rußland gebracht. Die Ruſſen ſind ſehr eiferſüchtig auf den chineſiſchen Handel, und nur eingebornen Kaufleuten wird das kaiſerliche Patent ertheilt, vermöge deſſen ſie ſich nach Kiachta begeben durfen. Die Chineſen dagegen haben dieſen Handel einer Compagnie verliehen. Engliſche Waaren können bloß durch Einſchwärzung uber Kiachta gehen; uberhaupt wird von fremden Waaren bloß den Preußiſchen der Zugang geſtattet.

Die Meſſe von Niſchnoi-Nowogorod ward dieſes Jahr am 3. September geſchloſſen. Es wurde daſelbſt für 9½ Millionen 580,000 Rubeln Waaren umgeſetzt, worunter für 12 Millionen Chineſiſcher Thee, für 5 Millionen Pelzwerk aus Sibirien, 10 Millionen Kupfer- und andere Metallwaaren. Man berechnet den Handelsgewinn dieſer Meſſe auf 3 Millionen Rubeln.

Neue Kochenille. Aus Petersburg wird geſchrieben, man habe in der Ukraine eine Pflanze entdeckt (polygonum minus) an welcher ſich Inſekten befinden, die das ſchönſte Karmoſinroth geben. Die Frauen der Ukräniſchen Koſaken benutzen dieſelben ſchon längſt, um ſich damit zu ſchminken, und ihre Zeuge zu färben. Das Pfund koſtet nicht mehr als einen Kupfer-Rubel, und thut denſelben Dienſt wie ein halb Pfund Kochenille.

Miszellen.

Auszug eines Briefs vom Cap Coast-Capee. „24. Oct. 1823. Eine Geſellſchaft von Amerikanern hat auf der Küſte von Afrika in der Nähe von Miscuado, ein Stück Land gekauft, um einen Theil der nordamerikaniſchen Neger und Mulatten dort zu coloniſiren. Dieſe Colonie ging durch Betrug der Commiſſarien zu Grunde. Dieſelben verkauften die der Colonie beſtimmten Gegenſtände an die Eingebornen, und gaben die Coloniſten dem Mangel preis. Das Elend der Colonie zu vollenden, beſchuldigten auch noch die Eingebornen die Amerikaner, daß ſie im Ankauf des Landes Betrug geſpielt hätten, und erklärten darum der Colonie den Krieg. Die Coloniſten verſchanzten die elenden Hütten, welche die Amerikaner ihrem Präſidenten zu Ehren, den Namen Monrotown gegeben hatten, ſo gut ſie konnten. Doch iſt keine Hoffnung, daß ſie der Wuth ihrer Feinde entrinnen werden. Die Amerikaner hatten dieſer Colonie den Namen Liberika gegeben.

Einfall der Wilden in Cattakoo. Die Stadt Cattakoo (im mittäglichen Afrika) und die benachbarten Länder, ſind durch große Neger-Schwärme von unbekannter und wilder Race bedroht. Sie kommen aus dem Innern von Afrika, und die Richtung ihres Zuges geht gegen die Kuſtenländer Folgendes iſt hierüber kürzlich in England bekannt geworden.

Herr Mottet, einer der engliſchen Miſſionäre in Cattakoo, bewirkte, daß der König Mabub eine allgemeine Volksverſammlung zuſammenberief, worin beſchloſſen wurde, ſich zur Vertheidigung zu rüſten. Die Einwohner von Grigna-Town ſchickten ſogleich ein Detaſchement von hundert Mann dem Feind entgegen. Am 25 Jan. bekam es denſelben zu Geſicht Man wollte unterhandeln, aber der Feind wies die Anträge zurück, und griff mit Wuth an. Erſt wollte man nur verſuchen, ob das Feuergewehr (die Wilden kannten es nicht) ſie zu Unterhandlungen geneigter mache, und hielten daher nach der erſten Abfeurung inne, um ihnen zu Anträgen Zeit zu laſſen; aber vergeblich. Mit vergrößerter Wuth griffen ſie an, und zwangen ſogar die Mannſchaft von Grigna-Town ſich etwas zurückzuziehn. Doch wurde das Feuer ununterbrochen fortgeſetzt. Zwei Stunden lang drangen die Wilden vor, ohne ſich von der Menge ihrer getödteten Kampfgenoſſen abſchrecken zu laſſen. Nach dieſer Zeit aber waren ſie ſo ſehr an Zahl geſchwächt, daß ſie an den Ruckzug dachten. Sie wurden nun verfolgt, und ungeachtet Flucht unmöglich war, wollten ſie doch nun nicht mehr kämpfen, aus Furcht, wie ſie ſagten, vom Blitz und Donner gerührt zu werden.

Die Zahl dieſer Wilden beläuft ſich auf ungefähr 40,000. Die Männer ſind groß und ſtark, von rabenſchwarzer Farbe, und mit einer Haut bekleidet. Während des Streits waren ſie ganz nackt, die Hüfte ausgenommen, und trugen eine Art Cocarde von ſchwarzen Straußenfedern. Am Halſe, an den Armen und Beinen trugen ſie breite Ringe von Kupfer. Sie ſchienen ſehr Hunger zu leiden; man ſah während des hitzigſten Kampfes einige mit der größten Begierde rohe Stücken Fleiſch verſchlingen.

— Die Perſer halten alle Jahre ihrem Propheten Ali zu Ehren ein Feſt. Man läßt zwei Ochſen kommen; den ſtärkſten nennt man Ali, den ſchwächern Osman. Sie müſſen ſich ſchlagen, und weil Ali allemal der Ueberwinder iſt, ſo glauben alle Zuſchauer, ſie ſeyen Rechtgläubige, und die Osmanen oder Türken Ketzer. Die Türken hingegen behaupten, die Perſer ſeyen die Eſel, auf welchen die Juden am letzten Gerichtstage werden nach der Hölle reiten.

— Als die Engländer in Irland und auf der Inſel Minorca die erſten breiten Landſtraßen anlegten, ſahen dies die Irländer und Minorcaner für die größte Beeinträchtigung ihrer alten Freiheiten und Gewohnheiten an, und ließen ſich lange nicht bereden, die Landſtraßen zu benutzen, ſondern ſie gingen, ritten und fuhren durch Dick und Dünn nebenher.

— Als der Pater Lobo zu einem Könige von Abyſſinien kam, und eben im Begriff war, ihn zu bekomplimentiren, fuhren ungefähr zwanzig große Bengel über ihn her, und gaben ihm derbe Schläge. Der Pater floh nach der Thüre, wo man ihm aber viel Höflichkeit erwies, und ihm ſagte: dieſes Prügeln ſey eine eingeführte Gewohnheit, um jedem Fremdling dadurch zu zeigen, daß auf der Welt kein ſo tapferes Volk ſey, als die Abyſſinier, und daß man ſich vor ihnen demüthigen müſſe.

— Im vorigen Jahrhundert ward ein Pfarrer in einem Dorfe des ſchweizeriſchen Rheinthals von ſeiner Gemeinde bei der weltlichen Obrigkeit verklagt, weil er auf der Kanzel ſich verlauten laſſen: aus ihrer ganzen hochanſehnlichen Gemeinde werden kaum hundert Seelen ſelig.

— Die Venetianer verdammten einſt einen aus ihrem Magiſtrate zum Tode, weil er glücklich einen heftigen Aufruhr geſtillt hatte; denn ſie ſagten, derjenige, der einen ſolchen Aufruhr zu ſtillen vermag, kann auch einen erregen.

— Napoleon endete einſt eine lange Strafpredigt, die er ſeinem Bruder Hieronymus, dem damaligen König von Weſtphalen gehalten, mit folgenden Worten: Wenn das Siegel der Majeſtät den Königen auf die Stirn gedrückt iſt, kannſt du dreiſt incognito reiſen.

Druckfehler.

Seite 120. Z. 6. von unten, lies: Herrn.
— 147. — 2. von oben, reichen.
— 137. — 9. von oben: Chrudim.
— 137. — 22. von oben: Nebenzüge.

Das Chriſtenthum in Indien.

(Nach London literary gazette.)

Seit langer Zeit hat man in Europa über die Verbreitung und den Zuſtand der chriſtlichen Religion in Oſtindien keine ſo zuverläſſige und ausführliche Aufſchlüſſe erhalten, wie uns nun die unlängſt erſchienene Schrift eines Miſſionairs ertheilt. Die Lettres on the State of Chrystianity vom Abbé **Dubois** gehören überhaupt zu den gehaltreichſten und werthvollſten Beiträgen zur Kenntniß des Geiſtes dieſer Völker und ihrer religiöſen Verhältniſſe; ſie gewähren großen Stoff zu den wichtigſten Betrachtungen über die Bildungsgeſchichte der Menſchheit, und werden; nicht ohne Einfluß auf die von Europa ausgehenden Bekehrungsbemühungen bleiben. **Dubois**, ein katholiſcher Geiſtlicher, ein Jeſuit, hat zwei und dreißig Jahre in Indien gelebt, und, vom Geiſte der chriſtlichen Religion erfüllt, ihrer Verbreitung mit beiſpielloſem, aufopferungsvollem Eifer ſich gewidmet. Er lebte mitten unter den Eingebornen, wie einer ihresgleichen, und ging mit allen Kaſten und Ständen um. Er befolgte die Volksſitte, fügte ſich in alle geſelligen Verhältniſſe, ſowol in Nahrung, Kleidung, als Lebensweiſe, achtete ſogar die Vorurtheile der Menſchen, welche er für ſeine heilige Sache gewinnen wollte. Aber umſonſt und vergebens — denn dies iſt das niederſchlagende Ergebniß ſeiner Leiden und Mühen — befeuchtete er mit ſeinem Schweiße, und benetzte oft mit Thränen der Wehmuth den Boden, den er in freudigſter Hingebung auch mit ſeinem Blute beſpritzt haben würde, wenn er ihn um dieſen Preis für den Saamen des göttlichen Wortes, welchen er dahin zu verpflanzen ſich vorgeſetzt hatte, hätte empfänglich machen können. Allein mit der ſchmerzvollen Ueberzeugung von gänzlicher Fruchtloſigkeit ſeines Tagewerkes und getrieben vom Gefühl des Zerfalls ſeiner Kräfte kehrte er nach Europa zurück.

Berichten zufolge, welche wir noch vor 70 Jahren aus Indien erhalten hatten, zählte man noch in Madura 100000, in Carnate 80000 und in Myſore 40000 Chriſten; heut zu Tage hat das Chriſtenthum nicht mehr den dritten Theil von dieſer Zahl ſeiner Bekenner. Dieſer Abfall ſcheint ſtatt gefunden zu haben, ſeit es den Jeſuiten nicht mehr erlaubt war, das Chriſtenthum den Landesſitten anzuſchmiegen, und Chriſtus und ſeine Lehre ſelbſt zu verläugnen und zu entſtellen, um eine große Zahl von Bekehrten und Bekennern zu gewinnen; endlich auch beſonders, ſeitdem die Hindus die Landsleute ihrer Lehrer und Seligmacher näher kennen lernten, ſeitdem die elenden und ungerechten Fringy, wie ſie die Europäer nennen, Indien überſchwemmten, und mit ihren Unterdrückern auch die Religion, zu der ſich dieſe bekannten, und die Sitten, welche ſie als die Frucht des Chriſtenthums betrachteten, zu haſſen anfingen. Nicht nur konnten von dieſer Zeit an keine Fortſchritte in dem Bekehrungsgeſchäfte mehr gemacht werden, der Rücktritt und das Abtrünnigwerden verbreitete ſich faſt allgemein, ſo daß nach allen vorliegenden Zeugniſſen, nachdem das Chriſtenthum ein Gegenſtand des Abſcheues und der Verwerfung geworden, die Zahl der Chriſten von Tag zu Tag abnimmt, und es wirklich mit Grund bezweifelt werden kann, ob ſich jetzt noch welche unter den Eingebornen befinden.

Dieſen bedauernswürdigen Zuſtand, ſeine Urſachen und die wahrſcheinliche Hülfloſigkeit hat uns nun ganz vorzüglich der ehrwürdige Dubois kennen gelehrt. Wir wollen ihn nun ſelbſt ſprechen laſſen. Er wirft die zwei großen Fragen auf:

1) Iſt es wohl möglich, die Eingebornen Indiens zum Chriſtenthume zu bekehren?

2) Sind die zu dieſem Ende angewandten Mittel und zwar zunächſt die Verbreitung der heiligen Schriften in den Landesſprachen von der Art, daß man ſich davon den gewünſchten Erfolg verſprechen darf?

Darauf ertheilt er folgende Antworten:

Ich ſtehe nicht an, beide Fragen verneinend zu beantworten. Es iſt meine Ueberzeugung, daß:

1) es unter gegenwärtigen Umſtänden eine reine Unmöglichkeit ſey, die Hindus zum Chriſtenthum in dieſer oder jener Form zu bekehren;

2) daß die Ueberſetzung und Verbreitung der heiligen Schrift in Indien, weit entfernt, die Bekehrung der Einwohner zu befördern, die Vorurtheile, welche der chriſtlichen Religion im Wege ſtehen, vermehre, und geradezu die Abſicht vereitle.

„So verhaßt iſt gegenwärtig die chriſtliche Religion in dieſen Gegenden, daß, wenn ein Indier anhängliche Freunde oder Verwandte derſelben hätte, er es nur nicht würde eingeſtehen dürfen, aus Furcht, ſich Vorwürfe und Verfolgung zuzuziehen, weil er mit ſo verworfenen Weſen in Verbindung ſtehe. Zu dieſer Entwürdigung und Verachtung hat das Chriſtenthum die ausſchweifende und ſittenloſe Lebensweiſe eines großen Theils der Chriſten ſelbſt gebracht.

Am meiſten Eingang hatte von bisher die römiſch-katholiſche Form des Chriſtenthums in Indien gefunden. Ein Gottesdienſt, der nicht Gepränge und Ceremonien hat, macht keinen Eindruck auf Hindus; nur durch die Sinne können ſie gewonnen werden, ſie neigten ſich daher anfänglich am meiſten zum römiſch-katholiſchen Kultus. Dieſer Kultus hat ein Pooga oder Opfer, denn die Hindus nennen ſelbſt das Meßopfer nicht anders als Pooga. Dieſer Kultus hat Bilder, Gemälde, hat Tirtan, nämlich geweihtes Waſſer, hat ſeine Faſten und Lyllis oder Feſte. All dieſes iſt den Religionsübungen der Hindus höchſt ähnlich. Wenn nun aber ein ſinnlicher Kultus der Art in Indien ſo viel Widerſtand gefunden hat, was können ſich denn die proteſtantiſchen und evangeliſchen Formen des Chriſtenthums für Erfolg verſprechen, ſie, die ohne Pomp und Ceremonien, im Aeußeren vom indiſchen Kultus ſo himmelweit verſchieden ſind? Es giebt daher in Indien nur wenige und gar nicht zahlreiche lutheriſche Congregationen, wie in Vepery, in Tranquebar, in Tanjore, Trichinopoly und Tinnivelly."

„Noch muß bemerkt werden, daß unter den chriſtlichen Congregationen viele Hindus vorkommen, welche erſt katholiſch waren, dann zur Zeit von Noth und Mangel lutheriſch wurden, in Hoffnung, mehr Hülfe und Beiſtand zu finden. Es iſt eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung, daß dieſe indiſchen Chriſten, je nachdem es ein augenblicklicher Vortheil fordert, aus einer Gemeinde in die andere übergehen, und ihr Leben im Wechſel zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus zubringen. Auf meiner letzten Reiſe nach Madras traf ich ſogar Indier, die zum Chriſtenthum übergegangen, nun nach der Jahrszeit katholiſch und proteſtantiſch waren, ſo daß ſie die Hälfte des Jahrs in einem, die andere im andern Kultus verlebten.“ *)

„Was die neuern Bekehrungsverſuche und Miſſionen der verſchiedenen Sekten, die ſeit einigen Jahren in Indien auftraten, betrifft, kann ich nach genaueſter Kunde, die ich über den Erfolg derſelben eingezogen, verſichern, daß all die großen Fortſchritte, deren ſie ſich rühmen, nur etwas auf dem Papiere Vorgegebenes ſind.“

„In Hinſicht auf die Vortheile, die man ſich im Bekehrungsgeſchäfte von der Ueberſetzung der Bibel in die Landesſprachen, und von ihrer Verbreitung unter die Völkerſchaften Indiens verſprach, hat man ſich ſehr getäuſcht, und ich finde mich durch Erfahrung und Vernunftgründe bewogen, anzunehmen, daß die Bibelüberſetzung und Verbreitung, wie ſie jetzt geſchieht, geradezu ſchädliche Wirkung hervorbringe. Der Indier findet

---

*) Das wirkliche klimatiſche Verhältniß in Europa, demnach der Katholizismus den Süden, der Proteſtantismus den Norden einnimmt, und die Bewegungen unſerer Zeit, die ſich durch gegenſeitige Uebertritte auszeichnet, machen es wahrſcheinlich, daß ſich bald auch in Europa Chriſten finden dürften, die beim Mangel einer gemäßigten Temperatur im Winter ſich am Katholizismus erhitzen, und im Sommer am Proteſtantismus abkühlen werden. Wie viel aber die Religion und das Chriſtenthum bei ſolchem Formenwechſel gewinnen werden, ſteht dahin. Offenbar ſind es nur Formenwechſel, ſonſt geſchähen ſie nicht ſo leicht und nicht ſo häufig, fielen nicht gerade in Zeiten, die ſich vorzüglich durch ihre *politiſchen Schmähungen* auszeichnen, und daher dem *Proſelytismus der Faktionen* das Spiel erleichtern.

auf jedem Blatte unſerer heiligen Schriften Dinge, welche ſeine Vorurtheile beleidigen und ſeine Empfindungen verletzen, daher ſeinen Abſcheu vor der chriſtlichen Religion vermehren und ſeine Abneigung gegen ſie verſtärken müſſen."

„Sie kennen die Sitten und Gebräuche der Indier.*) Ich will an Sie nun nur einige Fragen ſtellen:

„Was, glauben Sie, muß ein wohlerzogener Indier ſich denken, wenn er liest, daß Abraham, als er von drei Engeln in Menſchengeſtalt Beſuch erhielt, ein Kalb töden ließ, um ſeine Gäſte zu bewirthen? Können Sie wohl zweifeln, er werde auf der Stelle ein Buch mit Abſcheu wegwerfen, das nach ſeinem tiefeingewurzelten Vorurtheile gottesläſterlich iſt. Iſt es Ihnen nicht einleuchtend, er müſſe nach ſeiner Sinnesart Abraham und ſeine Gäſte für nichts anders als elende Parias halten?"

„Wie wird es aber wohl der Bramine auffaſſen, wenn er liest, was für Opfer und Dienſte der wahre Gott nach dem moſaiſchen Geſetze von ſeinen Dienern fordert? — Er wird nicht umhin können, zu erklären, ein Gott, der ein Gefallen darin finde, ſo viel Blut zu vergießen, müſſe ein böſes Weſen ſeyn, dem Cohly, dem Mabry, dem Darma-raſah und andern hölliſchen Göttern Indiens gleichen, deren Zorn nicht anders als mittels Schlachtopfer beſchwichtigt und nur durch Blutſtröme verſöhnt werden könne."

„Wie muß es endlich einem Braminen oder jedem andern religiös gebildeten Indier vorkommen, wenn er in unſern heiligen Büchern das Gebot findet, Thiere abzuſchlachten, die er für heilig hält? wenn er liest, das Opfern von Stieren und Ochſen ſey eines der weſentlichſten Religionsgeſetze der Juden, wenn er hört, daß täglich dieſe von ihm ſo hoch verehrten Thiere vor dem Altare ihres Volksgottes abgeſchlachtet werden. Was für Eindruck muß es auf ihn machen, wenn er vernimmt, daß Salomon, nachdem er mit ungeheuern Koſten dem wahren Gott einen Tempel errichtet, zwanzig tauſend Ochſen ſchlachten, und das Opferblut über die Fußboden rennen ließ, um das Heiligthum einzuweihen? Die ausführliche Beſchreibung dieſer Ceremonien, die er für gottesſchänderiſch hält, erfüllen ihn mit Grauen und Schauer. Das Buch, das ſo was enthält, iſt in ſeinen Augen ein abſcheuliches Werk; er wirft es mit Entſetzen von ſich. Verunreinigt, glaubt er, habe er ſich ſchon durch die bloße Berührung deſſelben. Er läuft zum nächſten Fluſſe, reinigt ſich durch wiederholte Abwaſchungen, und ehe er es wagt, wieder die Schwelle ſeiner Wohnung zu betreten, ſtellt er ſich dem Braminenpoorohita vor, damit er ihn erlöſe und reinige von der Schuld und der Befleckung, die er ſich zugezogen, da er ſolch ein Buch, wie die Bibel, unter ſein Dach kommen ließ.“

---

*) Wer ſie nicht kennt, mag die beſten Aufſchlüſſe darüber in dem engliſchen Werke: Description of the People of India ſuchen, und wird ſie finden. Hier iſt der Indier aus lebendiger Anſchauung und nach dem Leben gezeichnet, nicht auf der Studirſtube in Europa erſtudirt, und aus unſichern Quellen dargeſtellt.

„Der Indier wird in all dieſem nur eine neue Beſtätigung der Ueberzeugung finden, in der er ohnehin ſchon lebt, eine Religion, die auf ſolch ein Buch ſich ſtütze, ſey eine verabſcheuungswürdige Religion, und diejenigen, die zu ihr ſich bekennen, müßten die verworfenſten aller Menſchen ſeyn.“

„Dies ſind die unvermeidlichen Folgen, wenn ſolch ein Volk den Inhalt unſerer heiligen Bücher kennen lernt, ohne zu ihrem Verſtändniß vorbereitet, und zur Empfänglichkeit für ſie geſtimmt worden zu ſeyn.“

„Was ich hier frag- und beiſpielsweiſe anführte, das hat ſich mir in der Wirklichkeit und durch Erfahrung entgegen geſtellt. Ich könnte zu dem Ende noch viel anderes anführen. Es iſt beinahe kein einziger Abſchnitt in der Bibel, der nicht ſolchen Anſtoß gäbe, keiner, den man ohne Gefahr dem Indier kund werden laſſen könnte. Die Leſung der Bibel ohne Vorbereitung wirkt auf dieſe Menſchen, wie auf empfindliche Lungenkranke das Anſchauen der Sonne in ihrem Lichtglanze. Es verblendet bis zur völligen Erblindung.“

„Acht und zwanzig Jahre ſind es nun, da befand ich mich zu Carricaul, und predigte in der Mundart Tamul einer

Gemeine von bekehrten Eingebornen. Der Gegenſtand meines Vortrags war der göttliche Urſprung des Chriſtenthums. Unter andern Beweisgründen, welche ich dafür aufſtellte, machte ich meine Zuhörer aufmerkſam auf die menſchliche Ohnmacht, und auf die Schwäche der Mittel, durch welche eine überall verhaßte und verfolgte Religion, ſich ſelbſt überlaſſen und Trotz all dem Widerſtande der gewaltigſten Mächte endlich geſiegt hat und herrſchend geworden iſt. Ich hatte mehrmal wiederholt, der Stifter dieſer Religion ſey ein Landmann aus Galiläa, der Sohn eines gemeinen Zimmermanns geweſen, welcher ſich zu ſeinen Gehülfen zwölf Menſchen von niedriger Herkunft erwählt habe, zwölf Fiſcher, welchen Wiſſenſchaft und Bildung ganz fremd war. Dieſe Erklärungen wirkten äußerſt ungünſtig und widrig auf meine Zuhörer. Sobald ich zu Ende war, kamen vier der erſten Männer von der Gemeine zu mir. Sie erklärten mir, ich hätte der Gemeine durch die Anſichten und Ausdrücke, welche ich mir über Chriſtus und ſeine Apoſtel erlaubt hätte, ganz außerordentliches Aergerniß gegeben. Ich müßte wiſſen, ſagten ſie mir, daß die Kaſten der Zimmerleute und Fiſcher in Indien die allerniedrigſten und verächtlichſten ſeyen, daher ſey es auch höchſt unziemend, Chriſtus und den Apoſteln ſolch einen Urſprung zu geben. Wenn nun die Unbekehrten, welche dem Gottesdienſte nur aus Neugier beiwohnten, ſo was hörten, ſo würden ſie die neue Religion nur noch mehr haſſen und verachten. Sie riethen mir alſo, wenn ich je wieder auf die Herkunft von Chriſtus und ſeinen Apoſteln zu ſprechen käme, ſollte ich nicht ermangeln zu ſagen, ſie ſtammten ſämtlich aus der Kaſte der Rajahs, und ich ſollte mich wohl hüten, auch nur ein Wort von ihren niedrigen Geſchäften und Gewerben zu verlieren.“

„Es ſind nun einige Jahre, fährt Abbé Dubois fort, da erhielt ich wieder eine Lehre der Art. Nachdem ich meiner Gemeine die Parabel vom verlornen Sohn vorgetragen, und dabei erwähnt hatte, der über die Rückkehr ſeines Sohns mit Freude erfüllte Vater habe zur Feier des Tages ein fettes Kalb abſchlachten laſſen, kamen wieder einige Zuhörer zu mir, und ſagten mir mit ſichtbarem Unwillen, ich hätte ſehr übel daran gethan, von dem fetten Kalbe und ſeiner Abſchlachtung zu reden. Es wären da Unbekehrte in der Verſammlung geweſen, und dieſe hätte ich nun in ihrer Meinung beſtärkt, das Chriſtenthum ſey eine Religion der Parias. Dann ertheilten ſie mir den Rath, wenn ich wieder von dieſer Parabel handeln ſollte, an die Stelle des abgeſchlachteten fetten Kalbes ein Lamm zu ſetzen, dem ein harmloſes Daſeyn zugeſichert würde.“

„Mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit und größter Sorge vermied ich jeden Anlaß, wo der bekehrten Hindus Gefühle oder Vorurtheile verletzt werden konnten. Man weiß, daß alle religiöſen und geſitteten Indier den Genuß geiſtiger Getränke als ein Hauptverbrechen anſehen. In der Erklärung des Abendmahls durfte ich alſo gar nicht wagen, deutlich auszuſprechen, daß die Symbole dieſes Sakraments in Brod und Wein beſtehen. Dies würde unnützer Weiſe meine Zuhörer in Aufruhr gebracht haben. Ich milderte alſo die Sache im Ausdruck, und ſagte, die Symbole der Euchariſtie ſeyen Brod und Waizen, und der Saft von der ſchönen Frucht, welche man Weintraube nenne. Nur mittels ſolcher Schonung und Umſicht waren wir im Stande, Beſorgniß zu verhüten.“

„Die meiſten bekehrten Indier haben nur ein Scheinbild von Chriſtenthum. Kaum würde ich mir getrauen, zu behaupten, daß während der langen Zeit, welche ich, als ihr Lehrer und geiſtlicher Führer, unter ihnen zugebracht, und im vertrauteſten Umgang mit ihnen verlebt hatte, ich auch nur einen einzigen ächten Chriſten angetroffen hätte.“

„Wenn ſie auch wirklich zum Chriſtenthum übergehen, ſo verlaſſen ſie doch niemals ihren Aberglauben und ihre Afterreligion. Eine geheime unüberwindliche Neigung reißt ſie beſtändig wieder dahin zurück, und ſo oft es ſich trifft, daß die Vorſchriften der chriſtlichen Religion mit ihren Nationalſitten in Widerſpruch kommen, werden immer jene dieſen aufgeopfert.“

„Um aus Hindus Chriſten zu machen, müßte man das Chriſtenthum ganz entſtellen und verkehren, und vor Allem aus ihm das große Gebot der Liebe austilgen. Man verſuche es nur, einen Indier zu überzeugen, daß alle Menſchen vor Gott gleich ſeyen, daß er ſie alle einander gleich erſchaffen, und ihr gemeinſamer Vater ſey; daß der Zufall hoher Geburt die vernehmen Klaſſen nicht berechtige, mit Verachtung auf die niedern herabzuſehen; daß der Bramine, der ein Chriſt geworden, auch den Paria wie ſeinen Bruder lieben, und allzeit bereit ſeyn ſoll, ihm beizuſpringen. Man verſuche es, den indiſchen Chriſten zu bewegen, eine Beleidigung zu vergeben, wie etwa nur die Beleidigung, wenn einer ihm vorgeworfen hätte, irgend einen üblichen Brauch unterlaſſen oder nicht beobachtet zu haben. Man verſuche es, auch nur einen Paria, der Chriſt geworden, zu bereden, daß er die Unterſcheidung ſeiner rechten Hand von ſeiner linken aufgeben, eine Unterſcheidung, in deren Feſthaltung er das ehrenvollſte Merkmal ſeines Standes zu ſetzen nicht aufhören wird, wenn auch darin die reichſte Quelle von Erbitterung, Haß und Streit unter ihnen ſelbſt liegen ſollte. Man verſuche es, die Eltern einer Tochter, die Wittwe geworden, zu bewegen, daß ſie, von der grauſamſten unmenſchlichſten Sitte abſtehend, ihr eine zweite Ehe erlauben ſollen; — alles umſonſt, Belehrung, Ermahnung und Bitten werden fruchtlos ſeyn, die indiſchen Chriſten werden, Sklaven der widerchriſtlichen Vorurtheile und Gebräuche, in welchen ſie erzogen werden, ſtarrſinnig und verſtockt beharren.

Dringen ihre Religionslehrer zu ſehr auf Aenderung in Sinnes- und Handlungsweiſe, und fallen ſie ihren Zöglingen zu läſtig mit ihren Vorſtellungen, ſo lehnen ſich dieſe gegen ſie auf, und drohen, von der chriſtlichen Religion abtrünnig zu werden.

Der unbändige Hang der Indier zu Ceremonien äußert ſich bei allen chriſtlichen Feſten, die gefeiert werden. Die Prozeſſionen der eingebornen Chriſten werden alle bei Nacht gehalten, kaum iſt es möglich, ohne tiefe Beſchämung ihrer zu erwähnen.

Hunderte von Schellentrommeln, ſo viel Trompeten, als nur immer aufzubringen ſind, aller Art muſikaliſche Inſtrumente ohne Zuſammenſtimmung, eine unzählige Menge von Fackeln und Feuerwerken begleiten die Proceſſion. Das Bild des Heiligen iſt auf einen Wagen aufgeſtellt in geputzter Kleidung nach des Landes Geſchmack und mit Blumengewinden geſchmückt. Der Wagen wird langſam vom Volke gezogen, das unaufhörlich im wildeſten Freudengeſchrei forttobt. Die Gemeine umgiebt den Wagen. Die Unordnung iſt gränzenlos. Die Einen tanzen, die Andern ſpielen mit bloßen Degen und ſchlagen mit Stöcken um ſich. Hier geberden ſich welche als Blöd- oder Wahnſinnige, dort ringen andere unter ſich; alle ſchreien und unterhalten ſich lärmend, aber bei Keinem iſt auch nur das geringſte Zeichen von Andacht oder Ehrfurcht annehmbar. So feiern die indiſchen Chriſten ihre Feſte im Innern des Landes. An den Küſten geht's nicht viel anders zu, aber ſolche Feierlichkeiten mit ſolchem Ungethüm und ſolcher Verwirrung ſind eben dasjenige, was ihnen im ganzen Kultus am beſten gefällt. Dagegen haben ſie äußerſt wenig Anhänglichkeit an den Glauben.

Im Jahr 1784, als Tippo-Saib in Seringapatam 60,000 verſammeln ließ, um ſie anzuhalten, ihre Religion abzuſchwören, fand ſich unter ihnen auch kein einziger, der auch nur die geringſte Einwendung dagegen machte.

Während der ganzen Zeit, da ich in Indien lebte und wirkte, hab' ich mit Beihülfe eines andern Miſſionars, der ein Eingeborner war, etwa 200 bis 300 Menſchen, theils Männer, theils Weiber bekehrt. Unter dieſer Zahl waren zwei Drittheile von der Caſte der Paria's, und der übrige Theil beſtund aus Bettlern, und aus ſolchen, die aus ihren Caſten waren verſtoßen worden. Alle nahmen die chriſtliche Religion nur an, um ſich verheirathen zu können, oder um irgend eines andern Intereſſe's willen. Es waren viele, die vom Teufel beſeſſen zu ſeyn glaubten, und ſich hatten bereden laſſen, das Taufwaſſer würde ſie von dem böſen Geiſte befreien. Ich muß es mit meiner eigenen Beſchämung bekennen, ich habe nicht einen Einzigen bekehrt, der aus ganz reiner Ueberzeugung übergetreten, und frei von jeder Art Eigennutz Chriſt geworden wäre. Ja viele der neuen Chriſten, wenn ſie einmal einſahen, daß ihnen das Chriſtenthum nicht all die Vortheile bringe, welche ſie ſich von ihm verſprochen hatten, fielen wieder in ihr Heidenthum zurück. Ich habe mich entſchloſſen, die Wahrheit ganz zu ſagen, ſo erniedrigend ſie auch für mich ſeyn möge, und ſo muß ich noch hinzuſetzen, daß die Indier, welche noch Chriſten blieben, die allerſchlechteſten von meiner bekehrten Heerde waren.

Ich bin dennoch innig überzeugt, daß es eine reine Unmöglichkeit iſt, unter einem Volke, deſſen Vorurtheile ſo tief eingewurzelt ſind, wirkliche Jünger für unſere Religion zu gewinnen. Ich glaube feſt, daß, wenn die Braminen aus Indien als Miſſionarien nach Europa geſendet würden, um Anhänger ihrem ungeheuern Aberglauben zu gewinnen, ſie in der Chriſtenheit, wenigſtens unter gewiſſen Ständen der Geſellſchaft weit leichter Jünger für Shiva und Wishnu finden würden, als wir bei ihnen wahrhafte Bekenner des chriſtlichen Glaubens.

Die Einmiſchung der Europäer in die Sitten und Gebräuche der Indier hat auch bis jetzt weit mehr Böſes als Gutes geſtiftet. Ich will mich begnügen, zwei Beiſpiele davon anzuführen.

Es iſt eine ausgemachte Thatſache, daß, ſeitdem die Regierung der beklagenswerthen Uebung, daß ſich die Wittwe mit ihrem verſtorbenen Manne verbrennen laſſe, ein Ende machen wollte, die furchtbaren Scenen wirklich noch häufiger geworden ſind. Ich habe Verzeichniſſe der Schlachtopfer dieſes Aberglaubens geſehen, und mich überzeugt, daß in den Bezirken von Calcutta und Benares ihre Anzahl heut zu Tage weit größer iſt, als ſie vor zwölf Jahren war, da Niemand noch ſich den Gebräuchen der Hindus widerſetzte. Als man ohne Schonung die tief eingewurzelten religiöſen Vorurtheile angriff, ſah man die Wuth des Fanatismus ſich verdoppeln, und als man anfing, in Schriften die thörichten (Pratiken) Uebungen und Gewohnheiten, welche ihre Religion und die Länge der Zeit geheiligt hatte, ins Lächerliche zu ziehen, da flammte der blinde Eifer der Hindus auf, und nahm den Karakter einer unbezwingbaren Hartnäckigkeit an.

Endlich muß ich mich noch beſonders gegen die Ueberſetzungen der Bibel, die man im Oriente verbreitet, erklären. Wie die von Canada, ſo ſind auch die in Tamul und Telinga höchſt ungenau, ſelbſt unrichtig, fehlerhaft und verwerflich. Gewiß, wenn das Anſehen der heiligen Schriften größtentheils auf ihrem innern Werthe beruht, und zunächſt auf ihrer erhabenen und unnachahmlichen Einfachheit, ſo iſt ſehr zu fürchten, daß die Hindus ſich in dieſer Hinſicht nicht einen geradezu entgegengeſetzten Begriff bilden, wenn ſie ſehen, auf welch eine ungereimte, gemeine und oft ganz unverſtändliche Weiſe der heilige Text in den Ueberſetzungen, welche man unter ihnen in Umlauf ſetzt, verunſtaltet iſt. Die einſichtigern Indier können nicht glauben, daß in dieſem Styl ein göttliches Buch geſchrieben ſeyn könne, ſie ſchreiben es daher einem unwiſſenden Betrüger zu. Die meiſten Abdrücke ſolcher Bibelüberſetzungen gelangen daher ſehr bald auf den Bazar (Marktplatz), wo ſie als Makulatur verkauft werden; und nach meinem Urtheil geſchieht ihnen nicht unrecht.

Sie haben Wahrheit wiſſen wollen. Ich habe ſie ihnen geſagt; und ich werde nicht anſtehen, ſelbe vor der Bibelgeſellſchaft und vor allen Univerſitäten Europa's zu wiederholen. Mag man mich nun der Befangenheit oder Unwiſſenheit anklagen, dieß bewegt mich nicht, von meiner Meynung abzuſtehen. Meine Anſicht iſt gegründet auf lange Erfahrung und aufmerkſame Beobachtung, ſie wird unveränderlich ſeyn."

Dubois Anſicht iſt ſehr eigenthümlich, ſo ſehr ſie ſich auch durchgehends auf Thatſachen ſtützt. Seine ganze Schrift iſt von höchſter Wichtigkeit, und zwar für diejenigen ſowohl, welche ſich durch ſie werden überzeugen laſſen, als für diejenigen, welche es verſuchen wollen, ſie zu widerlegen.

Geſchichte eines Weißen ꝛc.

Fortſetzung.

Inzwiſchen regnete es beſtändig; unſere Munition war erſchöpft; die Vorräthe unſrer Wirthe waren unzureichend und von ſchlechter Beſchaffenheit und wir ſehnten uns in unſer Land zurück. Wir traten alſo die Rückreiſe an, nachdem wir von den großen Waſſern Abſchied genommen, und verfolgten den Lauf des Fluſſes Mult-no-mak bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Columbia. Die hier wohnenden Völkerſchaften treiben Ackerbau, weil weder Jagd noch Fiſchfang ihnen hinreichende Nahrung gewähren. Hierauf kamen wir, da wir fortwährend den Columbia entlang zogen, zu einem großen fiſchreichen See, an deſſen Ufern wir Wildbret in Menge fanden. Als wir bei der großen Gebirgskette angelangt waren, fanden wir die kalte Jahrszeit ſo weit vorangerückt, daß wir uns entſchloſſen, dieſſeits zu überwintern. Wir erbauten alſo Barracken mit Pfählen, Baumrinden und Heidekraut. Es war da Wildbret im Ueberfluß, wir verfertigten uns Bogen und Pfeile, um unſer Pulver zu ſparen und es fehlte uns an nichts. Nur wurden wir von Panthern und Wölfen häufig beunruhigt; die erſtern waren uns beſonders furchtbar.

Eines Tages waren zwei von unſern Leuten ſehr in Gefahr von einem dieſer reißenden Thiere angefallen zu werden. Derjenige, der dem Panther am nächſten war, rettete beide durch ſeine Geiſtesgegenwart. Ohne ſich umzudrehen, ohne ein Wort zu ſagen, machte er mit der Hand ein Zeichen, und ſtarrte feſten Blicks dem Thier in die feurigen Augen. So ging er langſam rückwärts, bis er ſich außerhalb des erſten Anlaufs befand. Die Wilden glauben nämlich, der Panther falle keinen Menſchen an, der ihm feſt in die Augen blicke und wenn er im erſten Anlauf ſeine Beute verfehle, verfolge er ſie nicht weiter. Wirklich fiel auch dieſer keinen an und wir liefen mit unſern Carabinern hinzu, und tödteten ihn in derſelben Stellung, in welcher unſer Gefährte ihn verlaſſen hatte. Es war einer der größten Panther, den wir je geſehen hatten. Wenn wir nicht jagten, beſchäftigten wir uns mit Zubereitung von Häuten, zum Behuf unſrer Bekleidung, auch ſpielten wir allerlei Hazard-Spiele. Die Eingebornen aus der Nachbarſchaft kamen häufig uns zu beſuchen.

Als der Winter zu Ende war, brachen wir auf, nachdem wir dem großen Geiſt an der Quelle, die uns mit dem Nöthigen verſorgt hatte, unſern feierlichen Dank dargebracht hatten. Die Wilden unterlaſſen dieſe Zeremonie nie, wenn ſie ein Lager ſchlagen oder wieder verlaſſen. Wir kamen glücklich über die hohen Gebirge, litten aber viel durch Kälte und Hunger. Doch ließ keiner unſerer Gefährten auch nur ein Wort der Klage verlauten. Dieſſeits der Gebirge war es Frühling.

Inzwiſchen hatten wir die Spur des Weges verloren, den wir im Herbſt gemacht hatten, und wir wußten nicht, wohin wir uns wenden ſollten, um heim zu kommen. Wir irrten richtungslos umher, und das war meines Wiſſens das erſte Mal, daß ein Hauſe wie der unſrige (wir waren unſer ſieben und dreißig) ſich in unbewohnten Gegenden ſo ganz verirrt hatte. Nur das wußten wir, daß wir ſüdlicher ſeyen als im Herbſt, und wir entſchloſſen uns auf Gerathewohl gegen Nordweſt zu ziehen. Nach langem Umherirren, nachdem wir öfters in Gefahr gerathen waren, feindlichen Stämmen in die Hände zu fallen, langten wir endlich bey dem Fluß Arkanſas an, auf dem wir uns einſchifften, nachdem wir einige unſrer Carabiner gegen Barken von Büffelhaut vertauſcht hatten. Wir kamen zu den Unſrigen.

Die Oſagen hatten uns für verloren gehalten, und ſie empfingen uns mit großen Freudenbezeugungen. Meine Adoptiv-Mutter und Schweſter vergoſſen Freudenthränen; Weiber und Mädchen tanzten im Kreiſe um uns, und bedeckten uns mit bizarrem Schmuck. Begierig horchten ſie den Erzählungen unſrer Abentheuer und Gefahren. Dieſe Reiſe brachte uns in großes Anſehen bei dem ganzen Stamm und manches mannbare Mädchen gab uns Zeichen des Wohlwollens.

Unſere Abweſenheit hatte ungefähr ſechszehn Monate gedauert. Bald nachher ſtatteten wir den Groß-Oſagen einen Beſuch ab. Ich lernte daſelbſt einen ſpaniſchen Kaufmann kennen, mit Namen Manuel Liſa. Dieſer Mann warb zwanzig von uns an, um ihn auf ſeinen Handelsreiſen zu begleiten. Wir wurden hinſichtlich der Bedingungen einig und reiſten mit ihm den Oſaga entlang, bis an den Miſſouri. Hier verließen mich meine erſten Landsleute, die Kanſas, um nach Haus zurückzukehren; ich aber entſchloß mich bei den Oſagen zu bleiben. Wir gingen dann den Miſſouri hinauf, bis zu den großen Waſſerfällen. Dort verließen wir unſern Kaufmann, mit dem wir nicht mehr auskommen konnten, und gingen wieder den Miſſouri hinunter. Einige Tage nachher wurde einer unſerer Gefährten von einer Schlange in das Bein gebiſſen. Man ſchnitt rings um die Wunde das Fleiſch aus und brannte ſie mit einem glühenden

Stein. So wurde er geheilt. Er war einer unſerer beſten Krieger und hieß Wen-ga-ſben.“

Nach manchen Gefahren und Kämpfen, die unſer wilder Abentheurer und ſeine Gefährten mit wilden Thieren zu beſtehen hatten, kommen ſie endlich an den Miſſiſſipi zu den Chippeways. „Dieſe empfingen uns ſehr freundſchaftlich, aber ihre Nachbarn, die Sioux, überhäuften uns mit Drohungen und Schmähungen. Wir waren zu ſchwach an Zahl, als daß wir hätten an Rache denken können; wir beeilten uns daher, über den Fluß und zu den Sauks zu kommen. Von dort kamen wir nach Hauſe, wo wir wie das erſte Mal empfangen wurden. Ich traf hier mehrere Weiße, und namentlich einen gewiſſen Oberſt Watkins, der mich ſehr freundſchaftlich behandelte und mir ſehr anlag, mit ihm zu den Weißen zurückzukehren. Aber ich liebte das Leben der Wilden; ich glaubte mich durch heilige Bande an ſie geknüpft und ſchlug alle Anerbietungen aus. Doch änderte ein Zufall meine Geſinnung.

Kurze Zeit nach meiner Rückkehr ging ich mit dreißig andern jungen Leuten auf die Jagd. Wir trafen wenig Wildbret und waren böſe auf die weißen Jäger, die vor uns das Land durchſtreift hatten. Herr Watkins hatte an dem Fluß, wo wir uns befanden, ſein Lager aufgeſchlagen und ſechs von unſern Gefährten beſuchten ihn. Unglücklicherweiſe tauſchten ſie gegen Häute gebrannte Waſſer ein und betranken ſich. Ich habe ſchon erwähnt, in welchem Grade die Trunkenheit den Wilden entmenſcht. Beim Weggehen ſtahlen ſie dem Oberſten Watkins ſechs Pferde. Darauf begegnete ihnen ein franzöſiſcher Kaufmann, Namens La Fouche den ſie auf grauſame Weiſe mordeten und dann plünderten.

Blutbedeckt und ganz wüthend kamen ſie bei uns an, theilten ihren Branntenwein unter unſere Gefährten aus und bald hörte man nichts als Kriegsgeſchrei und Verwünſchungen der Weißen, die nur kämen, um unſer Land von Wild zu entvölkern. Endlich beſchloſſen dieſe Wüthenden, Watkins anzugreifen und ihn mit allen ſeinen Leuten zu tödten.

Ich war nicht betrunken und mich ſchauderte vor dieſen Menſchen, aber da die geringſte Aeußerung des Mitleids meine

Ermordung unfehlbar zur Folge gehabt hätte, ſo ſtimmte ich in ihr Wuthgeſchrei und in ihre Drohungen ein. Doch war ich entſchloſſen. Da alles ſchlief, ſchraubte ich von ſämmtlichen Carabinern die Steine ab, beſtieg eines der beſten Pferde, band die übrigen los und ritt nach Watkins Lager um ihn zu warnen. Ich hatte ungefähr 30 Meilen zu reiten, durch eine Gegend, die mit Holz und Heidekraut bedeckt war. Unſer Hund verfolgte mich mit ſeinem Gebell; ich ſchoß ihn tod und ließ mein Pferd laufen, was es konnte. Erſchöpft und von dem Geſträuch zerriſſen kam ich an, benachrichtigte den Oberſt Watkins mit wenigen Worten von der Gefahr und ermahnte ihn, ſich aus dem Staub zu machen. Watkins wollte anfänglich nicht ausweichen und traf mit ſeinen Leuten Anſtalten, ſich zur Wehre zu ſetzen. Mir machte er das Anerbieten, ich möchte mich bei der Vertheidigung an ihn anſchließen.

Ich war in Verzweiflung und verwarf anfänglich ſeine Anerbietungen. Nie waren meine Vorurtheile gegen die Weißen und meine Anhänglichkeit an die Indianer größer und ich beſchuldigte mich ſelbſt des Verraths. Herr Watkins, aus Rückſicht für meinen Zuſtand und dankbar für den Dienſt, den ich ihm geleiſtet hatte, entſchloß ſich, ſein Lager aufzuheben und den Arkanſas hinab zu fahren. Ich begleitete ihn.

Nach dieſem Vorgang konnte ich nicht wieder zu den Oſagen zurückkehren. Die Weißen erſchöpften ſich in Verſprechungen gegen mich und in Zuſprüche bei ihnen zu bleiben. Aber ich verachtete ſie, wie alle Eingebornen. Ich war mit mir ſelbſt unzufrieden und ungeachtet der Verheißungen des Oberſt Watkins entſchloß ich mich ihn zu verlaſſen, um mich an irgend einen wilden Stamm anzuſchließen, wäre es auch in der elendeſten Wüſte. Ich erhielt Pulver, Kugeln und Feuerſteine von Herrn Watkins und wanderte nun nordwärts.

Bald kam ich in die reichſten Savannen, die wimmelten von Büffel- Dammhirſch- und Elendthier-Heerden. Die Klapperſchlangen waren aber auch in großer Menge da, und es wären ihrer noch mehr geweſen, wenn nicht die Dammhirſche ihnen einen ewigen Krieg machten. So oft dieſe eine Schlange ſehen, gehen ſie etwas zurück, machen dann einen vier Fuß ſtarken Sprung und erdroſſeln ſo auf einmal die Schlange.

Ich war allein in dieſer Wüſte. Auf Gerathewohl irrte ich umher, in der Hoffnung auf irgend einen indiſchen Völkerſtamm zu ſtoßen. Meiner Einſamkeit ungeachtet fühlte ich mich doch nicht unglücklich. Ich lebte von der Jagd und beobachtete mit Aufmerkſamkeit die Spuren, den Inſtinkt und die Gewohnheiten der zahlreichen Thiere, welche die Wüſte bevölkerten. Einmal war ich Zeuge des Kampfes zwiſchen dem Büffel und dem Elendthier; dann beobachtete ich wieder die Hinterliſt des Panthers in Verfolgung ſeiner Beute oder bewunderte die Kunſtfertigkeit des Bibers in Erbauung ſeiner Wohnung. Oft lag ich Tage lang unter einem Baum, die Arbeiten der Ameiſe und die Taktik der Spinne und der Drachenmücke (libellula) beobachtend. Eines Tages brachte ich eine Klapperſchlange dergeſtalt in Zorn, daß ſie ſich ſelber biß und an ihrem eigenen Gifte ſtarb. Ein andermal ſah ich eins dieſer Thiere mit ſeinem Todfeind, der ſchwarzen Schlange, einen heftigen Kampf beſtehen. Das gräßliche Geſchrey der wilden Thiere konnte ich zuletzt ohne Furcht hören, und oft ſah ich ohne zu erſchrecken bei meinem Erwachen, daß eine giftige Schlange neben mir Platz genommen.

Einſt, als ich unter dem Schatten eines großen Baumes ſaß, wurde ich erſchreckt von einem Geräuſch, das dem Toſen eines heftigen Sturmes glich. Ich richtete mich ſchnell auf und ſah eine unzählbare Heerde von Büffeln in vollem Lauf daher rennen. Ich ſtellte mich hinter einen Baum, und der Sturm ging an mir vorüber. Noch war ich von dem Vorgang wie betäubt, als ich einen ungeheuern Panther bemerkte, der ſich in dem Genick eines Büffels feſtgebiſſen. Der Büffel rannte umher und bäumte ſich mit ſeiner Laſt. Ich gab dem Panther eine Kugel, traf, er ließ den Büffel los und ſchwang ſich auf meinen Baum. Ich verſteckte mich hinter den Baum, und der Panther ward mich nicht gewahr. Er hing ſich an einen Aſt. Noch eine Kugel und er fiel zu Boden. Es war einer von der erſten Größe. Ich nahm ihm die Haut ab, und richtete ſie zum Aufbewahren zu. Es machte mir oft Vergnügen, ganze

Heerden von Büffeln und Elendthieren mit dieſem Ueberwurfe in die Flucht zu jagen.

Oefters wenn ich erwachte, fand ich eine Klapperſchlange neben mir liegen, die ſich bei mir wärmte. Man unterſcheidet zweierlei Arten derſelben, die ſchwarzen, die kurz und dick, und die ſcheckigten, die viel größer und 7 bis 8 Fuß lang ſind. Man hat geglaubt, die Indier beten die Klapperſchlange an, das iſt aber ein Irrthum, ſie beten nur zum großen Geiſt. Doch iſt es wahr, daß ſie eine Art von Hochachtung gegen dieſes Thier hegen, welches daher rührt, daß dieſe Schlange durch das Geräuſch ihrer Ringe gleichſam dem Feind vor dem Angriff eine Kriegserklärung macht, woraus die Indier ſchließen, ſie ſey von edelſinnigem und freimüthigem Charakter. Deßwegen tödten ſie dieſe Schlange auch nur aus Nothwehr.

Mehrere Monate irrte ich ſo umher, und da ich die gewildreichſten Reviere ausfindig gemacht hatte, entſchloß ich mich, einen Vorrath von Pelzwerk zu ſammeln. Ich legte daher in der Nähe der Biberwohnungen Fallen an.

Eines Morgens, da ich auf dieſe Weiſe beſchäftigt war, ſah ich einige Weiße auf mich zukommen. Es waren Jäger. Ich freute mich aber nicht ſehr, ihre Bekanntſchaft zu machen und empfing ſie mißtrauiſch. Da aber einer von ihnen mich in freundſchaftlichem Tone und in der Sprache der Oſagen anredete, ſo faßte ich Zutrauen. Es waren fünf Franzoſen, die den Pelzhandel trieben. Ich begleitete ſie zu einem ihrer Etabliſſements, Flees benannt, das an einem Fluſſe liegt, an welchem ſich eine ganze Kolonie von Weißen befand, Ackerbauer, Jäger und Kaufleute.

In dieſen Kolonien herrſchte das Wechſelfieber, und da die Koloniſten gehört hatten, die Eingebornen wüßten dieſe Krankheit leicht zu heilen, ſo erregte meine Ankunft nicht geringes Vergnügen. Ich verordnete ihnen wirklich einige Heilkräuter und war erſtaunt über den Erfolg meiner Arzneien. Es war dieß mein erſter Verſuch in der Heilkunde.

Dieſe Koloniſten führten ſo ziemlich dieſelbe Lebensweiſe wie die Indier und auch ihre Sitten und Gebräuche waren nicht viel von denen der Indier verſchieden. Der Uebergang war folglich für mich nicht zu ſtark und dieſer Umſtand trug ſehr dazu bey, meine Vorurtheile gegen die Weißen zu vermindern.

Als die Jagdzeit herangerückt war, diente ich ihnen als Führer und wir erbeuteten eine große Menge Pelzwerk.

Ich fing an, mit den Delawaren Tauſchhandel zu treiben und lieferte meine Waaren an einige Kaufleute in Marwell, das an der Mündung des weißen Fluſſes liegt. Mehrere achtungswerthe Kaufleute ſprachen mir zu, mit meinem Gewinn ein Stück Land zu kaufen und es zu bebauen. Ein Weißer, Namens Davis, ſchloß ſich ganz beſonders an mich an und wußte mich für ſich einzunehmen. Ich zog ihn andern Kaufleuten vor, und verkaufte ihm für ſechs hundert und fünfzig Dollar Pelzwerk. Er zahlte mich in Bankzetteln und gab mir die beſten Rathſchläge in Betreff der Anlegung meines Geldes und warnte mich oft auf meiner Hut ſeyn, daß ich nicht betrogen werde. Ein achtungswürdiger Pflanzer, Herr Wyat, machte mir das Anerbieten, mir zum Ankauf von Land behülflich zu ſeyn; ich nahm es an, da es aber zum Zahlen kam, entdeckte ich, daß mein Freund Davis mich ſchändlich betrogen hatte; denn anſtatt ſechshundert und fünfzig Dollars hatte er mir nur acht und zwanzig gegeben. Ich war wüthend und wollte mich an dem Schuft rächen. Doch ließ ich mich endlich von dieſem Verhaben abbringen, dagegen erwachten wieder alle Vorurtheile gegen die Weißen in mir. Ich verwünſchte ſie alle in Bauſch und Bogen und wollte nun dieſes Ottergezücht für immer fliehen. Der Abmahnungen des Herrn Wyat ungeachtet verließ ich das Fort Marwell mit dem Vorſatz, zu meinen alten Freunden, den Kanſas, zurückzukehren. Doch mußte ich die Ausführung dieſes Plans aufſchieben, weil die Delawaren eben damals mit den Weißen im Krieg begriffen waren, und ich alſo fürchten mußte, von ihnen ermordet zu werden.

Ich hatte zwei junge Männer von Neu-Madrid kennen gelernt, die an den Fluß St. Franz gehen wollten, um dort zu jagen und Handelsgeſchäfte zu treiben. Ich begleitete ſie ohne allen Plan. Wir hielten uns einige Zeit in einer franzöſiſchen Niederlaſſung auf, wo eine alte Dame mich leſen lehrte. Die Jagdzeit war herangerückt und ich ging mit meinen Reiſegefährten weiter. Wir waren ſehr glücklich und am Ende der Jagd verkaufte ich meinen Antheil am Pelzwerk nach Natchez für eilfhundert Dollars. Damit ging ich den Miſſiſipi hinunter bis nach Neu-Orleans. Ich konnte nicht genug erſtaunen über den Anblick aller dieſer Palläſte, dieſer Schiffe, dieſer Menſchenmaſſe und über alles, was der civiliſirte Zuſtand und die Induſtrie dem wilden Menſchen, der noch gar keine Idee davon hat, Erſtaunenswürdiges darbietet. Ich gieng in die Schule und fing an engliſch zu lernen. An dem Pelzhandel hatte ich nun einmal Geſchmack gefunden, und ging in dieſem Geſchäft noch einmal den Miſſiſipi und den Miſſouri hinauf bis Boonslik, wo ich die Bekanntſchaft des Oberſt Boon machte, der zuerſt mitten unter den Wilden eine Niederlaſſung in Kentuky gegründet hat. Mein Geſchäft fiel gut aus; ich verkaufte mein Pelzwerk und kehrte dann in meine Schule nach Neu-Orleans zurück, wo ich das Engliſche vollends lernte. Anfänglich ſchien mir alles Hieroglyphe und Wunder; aber allmälig erwachte meine Denkkraft, ich ward ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Lektüre und eine neue Welt von Ideen ſchloß ſich mir auf. Allmälig ward ich ein ganz anderer Menſch; ich beſuchte mehrere Städte in den vereinigten Staaten und machte die Bekanntſchaft mehrerer achtungswürdiger Bürger, die mich ermunterten, bis Baltimore oder Philadelphia zu gehen, um dort meine Lebensgeſchichte bekannt zu machen und darin über die Sitten der auf dem rechten Ufer des Miſſiſipi wohnenden Indier neue Aufſchlüſſe zu geben. Im Jahr 1821 ging ich über die Allephaniſchen Gebirge; ich wurde überall gütig und zuvorkommend aufgenommen und von allen Seiten war man mir zur Herausgabe meiner Lebensgeſchichte behülflich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Histoire philosophique des empéreurs, depuis César jusqu'à Constantin, ou comparaison des institutions, des évènements de leurs siècles, et de l'état du genre humain sous le paganisme avec la civilisation des temps modernes. Par Mr. Toulotte, 3 Vol.

Dieſes Geſchichtswerk ſetzte große Forſchungen voraus, und iſt von hoher Wichtigkeit. Es iſt nicht nur eine Geſchichte der römiſchen Kaiſer, was uns der Verfaſſer lieferte, ſondern wirklich eine Geſchichte der Menſchheit, eine Weltgeſchichte jener Zeit. Es iſt alſo nicht nur eine ſogenannte römiſche Geſchichte der erwähnten Periode, dürr und trocken, wie uns bereits die vielen Abſchreiber von Tacitus und Suetonius geliefert haben, ſondern eine umfaſſende geiſtreiche Erzählung voll Intereſſe. Das bedeutendſte Werk über dieſen Gegenſtand war bis jetzt noch immer Crevier's Geſchichte, aber es iſt gedehnt, langweilig und kaum lesbar. Ganz das Gegentheil finden wir in vorliegender Schrift von Toulotte. Alle ſeine Vorgänger hat Toulotte übertroffen und entbehrlich gemacht, indem er das Beſte aus ihnen aufnahm, nicht ſelten ganz neues Licht verbreitete, und eine Menge neuer Ideen, groſſer Anſichten und tiefſinniger Bemerkungen aufſtellte. Der Ton und die Schreibart iſt äußerſt glücklich gewählt, dem Inhalt angemeſſen und durchaus gefällig und anziehend.

Noch einen ſehr bedeutenden eigenthümlichen Werth gibt dieſer Geſchichte der untergehenden großen alten Welt die Beziehung, in welche Toulotte dieſelbe mit der neuern Zeit durch ſinnreiche Vergleichung zu ſetzen wußte. Die folgende Stelle entheben wir dem Ganzen, um eine Anſchauung zu geben, wie eindringend und fruchtbar der Verfaſſer ſolche Vergleichungen zu machen weiß.

„In demſelben Rom, und zwar fünfzehnhundert Jahre, nachdem es zum chriſtlichen Glauben bekehrt war, mußte Papſt Sixtus der Fünfte durch die Menge der Ehebrüche zur Einſicht gebracht werden, welch eine Unzahl von Laſtern und Freveln aus der Sittenloſigkeit entſpringen, die einreißen muß in jedem Lande, in welchem der erſte Stand des Staates aus Eheloſen (Célibataires) zuſammengeſetzt und im Beſitz der Geheimniſſe der Herzen, ſo wie der Macht über die Gewiſſen iſt. Die Familienbande waren allgemein aufgelockert und zerriſſen, und das häusliche Dach bedeckte jetzt Schändlichkeiten, welche ſonſt nur in den verworfenſten Orten begangen wurden. Die Verderbniß war nie ſo allgemein verbreitet, niemals ſo weit gediehen in dem heidniſchen Rom, in dem Rom, das durch ſein Glück berauſcht, und durch alle Lüſte und Genüſſe Aſiens zerrüttet war. Einem ſo beiſpielloſen Uebel wußte der unerbittlich ſtrenge Papſt nun aber kein anderes, als ein eben ſo außerordentliches Mittel entgegen zu ſetzen. Er verordnete, und zwar bei Todesſtrafe, daß die Ehegatten ihm jede Verletzung der gelobten Treue anzeigen ſollten Allein dieß mönchiſche Geſetz gab dem Mißtrauen und Haſſe Nahrung, verlieh der Ausſchweifung neue Reize, machte ſie zu einer feinen Kunſt, die der Ausbildung werth ſchien, weil in ihr der Preis lag, den das muthige Beſtehen der Gefahr gibt. Auf dieſe Weiſe wurden ſogar die Wagniſſe des Laſters zu Ehren gezogen und die Entartung ſo groß, daß es der Furcht vor den Henkern des Pabſtes bedurfte, um im neuen Rom das weibliche Geſchlecht vor Gewaltthätigkeiten zu ſchützen, welche im alten Rom dem Königthum und der Herrſchaft der Zehnmänner den Untergang zugezogen hatten.“

Ein engliſches Blatt enthält die Nachricht, es ſey ein Manuſcript von Milton, deſſen Aechtheit von Gelehrten verbürgt werde, wieder aufgefunden worden. Es handle von der Religion. Wahrſcheinlich wird das Werk bald im Druck erſcheinen, man hüte ſich, es zu überſetzen!

Die Kunſt in Geſellſchaft zu glänzen von Cuiſin.

Im Lauf des vorigen Jahrs ſind eine Menge der bedeutendſten Boudoir-Werke in Paris erſchienen. Der Vicomte von S.... gab in zwei Bänden ſeine Kunſt ſich glücklich zu verheirathen heraus. Darauf folgte die Kunſt, den Geliebten zu feſſeln, ein nicht minder ſchätzbares Werk. Bald nachher las man von einem der erſten Pariſer Haarkünſtler einen Traité historique et philosophique über die Kunſt der Haare zu pflegen. Unter allen macht aber das vorliegende Werk des Herrn Cuiſin das meiſte Aufſehen.

Bisher lehrten einige oberflächliche Köpfe, dieſe Wirkung werde vorzüglich durch Geiſt und Witz, durch etwas Anmuth und Artigkeit hervorgebracht. Herr Cuiſin hat die alte Theorie geſtürzt. Nach ihm bedarf es nur wenige Formeln: „Weil Sie es durchaus ſo haben wollen, Verehrteſter, ſo gehorche ich.“ — „Nun ja, wie Sie befehlen, ich gehorche, bitte tauſendmal um Verzeihung.“

Welche Feinheit und doch — welche Kraft des Ausdrucks! allen Befehlen gehorchen und noch dazu tauſendmal abzubitten: Wahrlich! eine Formel, womit man ein vornehmer Mann werden könnte. Seht ihr wohl den großen Schriftſteller Cuiſin wie er dem Knecht der Knechte Gottes abgelernt, ſich zu erniedrigen, um erhöht zu werden. Ihn ſollt ihr ſtudiren, ihr Jünglinge, die ihr in den Vorzimmern ſchmachtet; ihr jungen Männer voll Thatkraft und Jugend- und Tugendfeuer, die ihr vor Begierde brennt, an eine höhere Stelle zu kommen, oder euer Knopfloch zu bebändern.

Den Weibern enthüllt unſer großer Verfaſſer alle Geheimniſſe der Grazien. Wie man bezaubernd lächelt, wie man mit Anſtand kichert, wie man bedeutſame Blicke wirft, alle geſellſchaftlichen Funktionen eines weiblichen Körpers vom Kopf bis zu den Füßen ſind hier auf's Gründlichſte abgehandelt. Man ſollte ihn den Lykurg der Toilette nennen. Hören wir, was er über das Lachen ſagt: „Das Lachen erfordert in der That große Umſicht; die Feinheit der Bewegungen des Mundes, und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Enthaltſamkeit desſelben iſt eine Sache, die nicht minder gründlich ſtudirt ſeyn will, als die Funktion der Augen. Richten Sie daher, meine Schönen, ich bitte Sie, alle Ihre Aufmerkſamkeit auf das, was ich die Zucht der Lippen nennen möchte.“

Das Werk iſt mit artigen Anekdoten zierlichſt geſpickt. „Ein Petitmaitre,“ erzählt uns Herr Cuiſin, kommt auf einem Pilbury angefahren; er wird von dem Bedienten gemeldet: er tritt ein, läßt ſich vor der Tochter des Hauſes auf ein Knie nieder; ſie wird ohnmächtig . . . Himmel! es iſt der Schuſter gekommen, um ihr zu den neuen Ball-Schuhen das Maaß zu nehmen.“

Ein beſonderes Capitel gibt Anleitung, ſich mit Anſtand auf Degen oder auf Piſtolen zu ſchlagen. Ein andres, die Tafel überſchrieben, handelt von der Kunſt des Tranſchirens. Herr Cuiſin entwickelt hier außerordentliche Gelehrſamkeit; nur Schade, daß er ſeinen anatomiſch-gaſtronomiſchen Unterricht nicht durch Kupfer verſinnlicht hat. Doch iſt in einem Zeitalter, wo der Bauch einen ſo hohen Rang behauptet, wo alſo billig die Tranſchir-Kunſt jeder andern Wiſſenſchaft vorgeht, nicht zu zweifeln, daß ſchon dieſes einzige Capitel dem Herrn Cuiſin einen europäiſchen Namen erwerben werde.

Künſte und Wiſſenſchaften.

Elektrizitäts-Entwickelung mittels Druck (Quarterly Journal).

Herr Becquerel hat in Folge vieler Verſuche gefunden, daß alle Körper mittels Druck in zwei verſchiedene elektriſche Zuſtände verſetzt werden können, oder zweierlei Elektrizität annehmen. In zwei Körpern, welche vollkommene Leiter der Elektrizität ſind, hört der Zuſtand des Gleichgewichts im Augenblick auf, wenn der Druck aufgehoben wird; iſt aber einer der Körper ein unvollkommner Leiter, ſo dauert die Wirkung des Drucks noch längere oder kurzere Zeit fort Der Druck allein erhält das Gleichgewicht zwiſchen dem elektriſchen Fluidum, welches die Oberfläche der zwei Körper einnimmt; wenn aber der Druck vermindert wird, und endlich die Körper einige Zeit ſchon befreit ſind, ſo ſchreibt Herr Becquerel die Elektrizität, welche dann noch übrig bleibt, der noch vorhandenen Folgewirkung des Drucks zu. Die Stärke der Elektrizität wächſt anfangs in gleichem Maaße, wie der Druck, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie bei noch ſtärkerm Druck ſich endlich in dem Verhältniß vermindern, in welchem die Körper ihre Fähigkeit verlieren, zuſammengedrückt zu werden. Zuletzt wird wahrſcheinlich gemacht, daß das Licht, welches bei ſtarken Erſchütterungen entwickelt wird, der ſchnellen Wiedervereinigung der zwei elektriſchen Flüſſigkeiten, die während des Drucks aus der Oberfläche der Körper entbunden werden, zugeſchrieben werden müſſe.

Neuentdeckte Alterthümer (Giornale Arcadio).

In Forli, dem ehemaligen Forum Julii haben ſeit dem Jahr 1817 bedeutende Nachforſchungen ſtatt gefunden unter der Leitung des Grafen de Torre und Valſaſſina. Auf den Ruinen des alten Forums waren zur Zeit der Lombarden, unter den Patriarchen von Aquileia und endlich in ſpätern Zeiten neue Gebäude aufgeführt worden. Der gründliche Alterthumsforſcher vermuthete ſinnvoll die Lage und Beſchaffenheit des altrömiſchen Ortes. Er leitete die Ausgrabungen nach ſeiner vorgefaßten Idee, und gelangte glücklich zum Ziel. Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſtreich unterſtützte dies Unternehmen. Während fünf Jahren nun hat ſich in Folge dieſer Bemühungen in Forli ein Muſeum von Alterthümern gebildet, welches dem von Herculanum und von Pompeii an die Seite geſtellt werden darf. Es enthält Denkmale aller Art, Vaſen, Geräthſchaften, Moſaik, Zierrathen, Bilder, Altäre, Säulen, Inſchriften u. ſ. w. Die unterirdiſchen Stätten enthalten verſchiedene öffentliche und Privat-Gebäude in altrömiſchem Styl. Auch ſind einige Inſchriften in hebräiſcher Sprache aufgefunden worden, deren Urſprung wie behauptet wird, in einem Zeitalter, das neunzehnhundert Jahre über Chriſti Geburt hinausreiche, geſucht werden müſſe. Es iſt ein wahres Glück, daß dieſe Inſchriften nicht noch um zwei Jahrhundert älter gefunden worden ſind, da ſie in dieſem Fall hundert Jahr vor Erſchaffung der Welt hätten müſſen gemacht worden ſeyn, ſo aber noch in Adams Jugendjahre hineinfallen, der demnach hebräiſch geſprochen und geſchrieben haben muß, da nach unſerer

Zeitrechnung Niemand als er dieß Manuſcript hinterlaſſen haben kann.

Miszellen.

Mode-Revolutionen. Die Infantin Iſabella, Gemahlin des Erzherzogs Albert, gelobte während der Belagerung von Oſtende 1601, ſie werde ihre Kleider nicht ausziehen, bis ſich der Platz übergeben habe. Derſelbe hielt ſich aber volle drey Jahre und noch dazu 78 Tage, und die Infantin hielt pflichtlich ihr Gelübde. Man kann ſich denken, wie ihr Weißzeug ausgeſehen haben mag. Von da an ward die dem Schmutz ähnliche Farbe Mode; auch hieß man die falben Pferde Iſabellen. Glattköpfe wurden Mode, als Franz I. wegen einer in den Kopf erhaltenen Wunde ſich die Haare abſcheeren laſſen mußte. Das ſchöne Haar Ludwigs XIV., als er noch Kind war, erzeugte die Lockenperüken; die Allongeperüken wurden erfunden, um die hohe Schulter des Dauphins damit zu verdecken; die Halskrauſen kamen auf, als Franz II. damit eine Narbe im Nacken verdeckte.

— Ein amerikaniſcher Capitain, Namens Harris, der kürzlich auf der Inſel Cuba von Räubern gefangen genommen wurde, hat eine Beſchreibung der ihm widerfahrnen Unbill herausgegeben, worin er bemerkt: er habe ſein Leben dem Umſtand zu danken, daß er Freymaurer ſey, da die unter den Räubern befindlichen Brüder Freymaurer ſich ſehr für ihn verwendet hätten.

— Welche Vorſtellungen ſich die Amerikaner von ihrer künftigen Größe machen, davon mag folgender Artikel, den wir dem New-York-Daily-Advertiſer entnehmen, einen Begriff geben.

Der neu eröffnete Kanal, der unſere Stadt zum Stapelplatz des ganzen nordweſtlichen Gebiets macht, vermittelſt deſſen wir nun zu Waſſer und zwar auf Fahrzeugen, die täglich 100 Meilen zurücklegen (Dampfboote), mit dem Hudſon und allen Binnen-Seen und mit den angränzenden unermeßlichen Landen unmittelbar verkehren können, wird die Seelenzahl unſerer Stadt unfehlbar im Lauf von 14 Jahren verdoppeln. Im Jahr 1840 wird ſie 260,000; im Jahr 1861 — 520.000; im Jahr 1875 über 800,000 Seelen zählen, und noch vor Ablauf dieſes Jahrhunderts werden New-York und New-Orleans die bevölkertſten Städte der Erde ſeyn.

— Ein Wundarzt zu London, erzählt das Weekly Regiſter, der wegen ſeiner Geſchicklichkeit berühmt, hinſichtlich ſeines Charakters aber nicht zum beſten renommirt war, kam zu einem Advokaten und verlangte, derſelbige ſolle einen Bürger, der ihn verläumdet habe, gerichtlich verfolgen. „Der Schändliche, rief er aus, hat meinen Charakter angegriffen, er hat ihn vernichtet“ — Hat er das, erwiederte der Advokat, ſo rathe ich Ihnen, Ihre Klage einzuſtellen und ein Dankſagungsſchreiben an ihn zu erlaſſen, für den Dienſt, den er Ihnen geleiſtet; denn, im Vertrauen geſagt, Ihr Charakter war einer von den allerſchlechteſten.

Die Sitte der altdeutſchen Frauen, mit ihren Männern zu ſterben.

Da das grauſame Geſetz, welches den indiſchen Frauen befiehlt, mit den Leichen ihrer Männer ſich zu verbrennen, in ſo vielen Büchern bekannt gemacht, und immer mit großer Theilnahme geleſen worden iſt, ſo ſteht zu erwarten, daß die Nachweiſung einer ganz ähnlichen Sitte bei unſern eignen Vorfahren ein noch weit größeres Intereſſe, beſonders bei dem ſchönen Geſchlecht, finden werde. Zugleich aber wird die nachſtehende kleine Abhandlung dazu dienen, dem Publikum ein größeres Werk zu empfehlen, davon ſie nur ein Auszug iſt. Dieſes Werk wird unter dem Titel: Frauenſitte der altdeutſchen Heidenzeit, von Wolfgang Menzel, binnen kurzem im Druck erſcheinen. Da es durch ſeinen Gegenſtand eben ſo dem belletriſtiſchen Publikum, und beſonders den Damen, als durch die Neuheit und den Reichthum des darin entwickelten hiſtoriſchen Studiums, den Gelehrten intereſſant ſeyn muß, ſo glaubt der Verfaſſer dieſem doppelten Intereſſe dadurch genügen zu müſſen, daß er ſein Werk in zwei Abtheilungen ſcheidet. Die erſte wird reiner Text, und populär geſchrieben ſeyn, ſo daß ſie auch für Damen und Ungelehrte geniesbar iſt. Die zweite wird dann die gelehrte Unterſuchung und Nachweiſung beſonders in ſich begreifen. Unſre Schönen werden darin über Leben und Lieben ihrer Urmütter aufs vollſtändigſte belehrt werden. Sie werden das Weib in jedem Verhältniß, in welches es in jenen Zeiten kommen konnte, wie lebendig vor ſich ſehn, und dieſe Darſtellung wird ihnen wie an und für ſich, ſo noch insbeſondere durch die Beleuchtung anziehend werden, die ſie auf die Frauenehre und Galanterie der ſpätern Zeiten wirft, und durch den nicht geringen Triumph, den die Vortrefflichkeit ihrer Mütter auf ſie ſelbſt überträgt. Dichter werden in dieſem Werke nicht nur die reichhaltigſte Fülle neuer hiſtoriſcher Stoffe finden, die ſich aufs herrlichſte bearbeiten ließen, ſondern ſie werden auch, wenn ſie, wie es jetzt ſo häufig geſchieht, Gegenſtände aus jener Vorzeit dichteriſch behandeln, neue und ausführliche Aufſchlüſſe über Geiſt und Sitte derſelben erhalten, und ſich über die Mängel und Mißgriffe belehren, die ihre Vorgänger aus Unkenntniß ſich haben zu Schulden kommen laſſen. Die gelehrten Alterthumsforſcher und Geſchichtſchreiber des deutſchen Volks werden darin eine Menge Aufſchlüſſe und Entdeckungen in den dunkeln Regionen jener Vorzeit finden. Endlich iſt dieſes Werk, indem es faſt immer in Beiſpielen belehrt, von ſo zahlreichen Anecdoten, Erzählungen und Sagen durchflochten, daß es für jedermann als ein anziehendes Leſebuch dienen kann. Nebenbei glauben wir bemerken zu müſſen, daß ihm noch einige andere Schriften über andre Erſcheinungen jenes altdeutſchen Volkslebens, z. B. Heldenſitte, Verfaſſung u. ſ. w. nachfolgen werden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die nachſtehende Abhandlung nur dem erſtern populären Theile des Werks angehört.

So lange die Deutſchen noch Heiden waren, pflegten ihre Weiber die Liebe und Treue, die ſie ihr ganzes Leben hindurch unabänderlich im Herzen getragen, durch den Tod zu beſiegeln. Sie ermordeten bei der Leiche des Gatten oder Geliebten ſich ſelbſt, und ließen ſich mit ihm auf einem Scheiterhaufen verbrennen, und ihre Aſche mit der ſeinigen vereinigt in einem Todtenhügel beiſetzen. Dieſe Sitte erinnert auffallend an die ſo bekannte der indiſchen Frauen. Aber ſo ähnlich bei beiden Völkern die Thatſachen ſeyn mögen, ſo verſchieden ſind doch die Gründe derſelben. Bei den Indiern iſt der Tod des Weibes mit dem Manne Geſetz; die Frau muß ſterben, ſie mag wollen oder nicht, und eine alte Sage meldet, daß die Männer dies Geſetz einſt in der Nothwehr gegeben, um der treuloſen Giftmiſcherei ihrer Weiber ein Ziel zu ſetzen. Bei den alten Deutſchen iſt dagegen dieſer Tod nur freie Wahl des Weibes, und die höchſte Aeußerung ihrer Treue geweſen. Kein Geſetz hat ihn geboten, nur die häufige Wiederhohlung hat ihn zur Sitte erhoben. In jenen Zeiten war die Tiefe und Innigkeit des Gefühls ſo überwiegend, daß Liebende die Vereinigung im Tode der irdiſchen Trennung freudig vorzogen, und die große Idee, daß, welche ſich in rechter Liebe gefunden, für alle Ewigkeit eins ſeyn müßten, die aber nur durch eine Scheinliebe verbunden worden, auch auf ewig wieder getrennt werden, leitete ihr Leben und Lieben und war in ihrem religiöſen Glauben feſt gegründet. In den Göttersagen des Nordens, die in den Büchern der Edda aufbewahrt ſind, wird der freiwillige Tod einer Göttin mit ihrem göttlichen Gatten allen Frauen, und in einer andern mehr weltlichen Sage derſelben Edda, der gleiche Tod einer Geliebten mit dem Jüngling ihrer Wahl allen Jungfrauen als Beiſpiel aufgeſtellt. Locki, der böſe Geiſt, hatte mit Hinterliſt dem ſchönen Balldr, dem Gott der Güte und Gerechtigkeit, frühen Tod bereitet. Da ward die Leiche herrlich beſtattet im Beiſeyn aller Götter. Man legte ſie auf einen Scheiterhaufen, der in der Mitte eines Schiffes errichtet war. Neben ihn aber legte man die Nanna, ſeine ſchöne Gemahlin, die aus Gram um ihn verging, und ſteckte das Schiff in Brand, alſo daß beider Aſche vereinigt ward. In dem andern Liede heißt es: als der ſchöne Held Sigurdr durch Hinterliſt gefallen war, erſtach ſich Brynhilldr die Jungfrau, die ihn liebte, mit eigner Hand, und ſie ward mit ihm zugleich auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Allgemeiner Religionsglaube war aber, daß nur die Jungfrauen und Gattinnen, die ihren Geliebten oder Männern in den Tod folgten, den gleichen Himmel, und zwar den ſchönſten unter allen, Walhalla, mit ihnen theilen ſollten, während ſolchen, die ſich deſſen weigerten, ein abgeſonderter Aufenthalt unter den Geſtorbenen beſtimmt war. Es ſtand aber einer jeden völlig frei, das Loos zu wählen, welches ſie wollte, und daß jener Tod nie ein Werk des Zwanges, ſondern der Liebe war, iſt vorzüglich darum gewiß, weil nicht bloß Eheweiber, ſondern auch Jungfrauen, die noch durch kein äußeres Band an den Geliebten gekettet waren, freiwillig mit ihm ſtarben, viele Wittwen dagegen ihre Männer lange überlebten.

Der Mönch Oddo erwähnt in ſeiner Lebensbeſchreibung des norwegiſchen Königs Olaf Tryggvaſon zwar ein altes Geſetz, nach welchem die Frau mit dem Manne ſich verbrennen laſſen mußte. Darunter muß aber immer nur eine Sitte verſtanden werden, weil wir aus noch früheren Zeiten Beiſpiele genug kennen, da die norwegiſchen Weiber ungehindert ihre Männer überlebten. Auch beweiſet jener Oddo in derſelben Stelle, daß es den Frauen leicht geweſen, den Tod zu vermeiden, indem er ſagt: Segrida ſchied ſich von ihrem Manne Erich, weil derſelbe in einer Schlacht gelobt hatte, wenn er ſiege, wolle er nur noch zehn Jahre leben. Nach dem Landesgeſetz aber hätte ſie alsdann mit ihm ſterben müſſen, und ſie wollte ſo jung nicht das Leben verlaſſen, darum verließ ſie ihren Mann.

Die Heruler, ein deutſches Volk im heutigen Oeſterreich, hatte eine ganz ähnliche Sitte, die aber ebenfalls nicht nothwendig befolgt werden mußte. Der Grieche Procop ſagt von ihren Weibern, ſie hätten ſich gewöhnlich bei der Leiche ihrer Männer erhenkt, und welche dies nicht gethan, die ſey in üblen Ruf gekommen, und habe beſonders von Seite der Verwandten ihres Mannes Haß und Verachtung auf ſich geladen. Dieß war ſtreng, aber natürlich, da man eine Liebe, die das Leben dem Tode, die Trennung der Vereinigung vorzog, für eine falſche hielt.

Alle die zahlreichen noch übrigen Beiſpiele, die uns die Geſchichte aufbewahrt, beweiſen unwiderſprechlich, daß kein Zwang, ſondern nur Liebe und freie Wahl jenen Tod veranlaßt, und daß er eben darum zwar gewöhnlich, aber nicht durchgängig Statt fand.

Von den Geten, einem deutſchen Volk an der Donau, erzählt der Römer Mela, daß ein Mann mehrere Weiber zugleich geheirathet habe, und daß unter dieſen, wenn er geſtorben war, ſtets ein großer Wettkampf um die Ehre, mit ihm ſich zu verbrennen, entſtanden ſey. Nur die, welche beweiſen konnte, daß ſie ihn am meiſten geliebt, ward dieſer Ehre gewürdigt, und ſie ging jauchzend in den Tod, während die übrigen laut ſchrien und wehklagten.

Als die Teutonen bei Aix in der Provence von dem großen Römerfeldherrn Marius geſchlagen worden, frugen ihre Weiber bei den Siegern an, ob ſie ihrer Ehre ſchonen wollten, und da ihnen dies verweigert ward, ſo brachten ſie ſich alle, mehr als hunderttauſend, wechſelſeitig und zugleich ums Leben. Daſſelbe thaten die eben ſo zahlreichen Weiber der Kimbern nach dem Untergang ihrer Männer bei Verona, doch ohne erſt zu fragen, und noch bis auf den letzten Augenblick mit den Römern kämpfend. Als zweihundert Jahre ſpäter der Kaiſer Caracalla die Allemannen in Schwaben in einer großen Schlacht überwunden hatte, frug er ihre Weiber, ob ſie lieber niedergemacht oder als Sclavinnen verkauft werden wollten. Sie wählten unbedenklich das erſte; als ihnen aber dennoch das letztere geſchah, ſo tödteten ſie ſich ſelbſt alle miteinander.

Der berühmte däniſche Geſchichtſchreiber Saxo Grammatikus berichtet folgendes aus alten Sagen: Asmunds Leiche ward königlich beſtattet bei Upſala in Schweden. Gunnilda aber, ſeine Gemahlin, wollte lieber mit ihm todt, als im Leben allein ſeyn, und gab ſich den Tod durchs Schwert. Die Freunde beſtatteten ſie, und vereinigten ihre Aſche mit der ihres Mannes, denn ſie war würdig, die Ehre deſſen zu theilen, deſſen Liebe ſie dem Leben vorgezogen. So ruht Gunnilda jetzt an ihres Gatten Seite herrlicher im Grabe, als in einem Brautbett. An einem andern Orte ſagt derſelbe Geſchichtſchreiber: Hermuntruda gelobte, in der Schlacht niemals von der Seite ihres Gatten zu weichen; das ſey ein verächtliches Weib, die da zitterte, mit ihrem Manne zu ſterben.

Von vielen edlen nordiſchen Frauen erzählen Sagen und Chroniken, daß ſie aus Gram um ihre Männer, die in Schlachten gefallen, ſchnell geſtorben ſeyen.

Herrlich iſt die Geſchichte, die uns die altnordiſche Niallsſage aufbewahrt. Die Söhne Nialls hatten Fehde mit Floſius. Sie wurden geſchlagen, und flohen in das Haus ihres alten Vaters. Da umringte Floſius mit den Seinigen das Haus, und beſchloß, es anzuzünden und ſeine Feinde zu verbrennen. Schon loderten die Flammen auf, als Floſius an die Thür ging und dem alten Niall und ſeiner Frau Bergthora rief, ſie ſollten in Frieden herauskommen, ſo wackern Leuten dürfe nichts geſchehen, nur an ſeinen Söhnen müſſe er Rache üben. Niall aber ſprach: ich mag nicht herausgehn, denn ich bin ſo alt und ſchwach, daß ich meine Söhne, die du umbringſt, nicht wieder an dir rächen könnte, und ich darf die Schande nicht auf mich laden, ſie ungerächt zu überleben. Bergthora fügte hinzu: als ich eine Jungfrau kam in Nialls Haus, da gelobte ich, jedes Schickſal mit ihm zu theilen. Alſo gingen beide in das brennende Haus zurück, und legten ſich in ihr Bett und zwiſchen ſich ihre jungen Enkel, indem ſie ruhig das flammende Dach über ſich und die Ihrigen zuſammenſtürzen ſahen.

Nicht minder ſchön iſt, was einige andere nordiſche Sagen einſtimmig berichten. Gautr verirrte ſich auf der Jagd in den norwegiſchen Gebirgen, und nachdem er lange in den waldigen Einöden umhergeſtreift, ſah er den Rauch einer einſamen Hutte aufſteigen. Er eilte darauf zu, und ward gaſtfreundlich von ihren Bewohnern empfangen. Dieſe feyerten eben ein ſeltſames Feſt. Seit mehrern Jahrhunderten hatte hier, der übrigen Welt völlig fremd, eine einſame und fromme Familie gelebt, und wenn Vater und Mutter alt geworden waren, hatten ſie ihr Gut den Kindern übergeben, und nach altdeutſcher Sitte ſich ſelbſt getödtet, denn alte und kranke Leute zogen ſtets dem ſiechen Dahinwelken einen muntern Tod vor. Unfern der Hütte war ein hoher Felſen am Meeresufer; von dieſem ſtürzten die Alten ſich ins Meer hinab, die Frau mit dem Manne, und er hieß darum der Fels der Alten. Eben jetzt, als Gautr in ihre Hütte trat, feyerten wieder Vater und Mutter das Abſchiedsfeſt, denn am andern Morgen wollten ſie auf den Felſen gehn. Skapuartunga hieß der Vater, Totra die Mutter, und ſie hatten drei Söhne und drei Töchter. Allen gefiel der fremde junge Held, und Snotra, die jüngſte und ſchönſte der Töchter, faßte innige Liebe für ihn. Auch er ward für ſie entbrannt, und die Eltern hatten die Freude, noch vor ihrem Tode dem jungen Paar ihren Segen zu geben. Nachdem ſie den Abend zuvor in herzlicher Freude zugebracht, und alles Zeitliche wohl beſorgt hatten, ſtiegen ſie in der Frühe des andern Tages, Vater und Mutter allein, nur von einem treuen alten Sklaven begleitet, der mit ihnen ſterben wollte, auf den Felſen, und kamen niemals wieder.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Tante,

Ein Roman von Johanna Schopenhauer. 2 Bde. 8. Frankfurt a. M. 1823 bei Wilmans.

Tragikomiſch im höchſten Grade iſt die Erſcheinung, mitten in dem Unmuth und Elend der Zeit unſre Poeten und Poetinnen ihre Jubeltänze feiern zu ſehen, gleich jenen Unglücklichen in bleiernen Röcken und mit rückwärts gekehrten Hälſen, die Dante in der Hölle ſich ewig um ſich ſelber drehen ſah. Wie in einem zertrümmerten Schloſſe eine Schaar von Mäuſen treiben ſie luſtig und unbekümmert ihr Weſen, oder wie Fliegen, die gerade dann am üppigſten werden, wenn ſchwüle Mittagshitze die ganze Natur gelähmt hat. Darum rühmt auch die Verfaſſerin des obigen Werkes in demſelben die glänzende Tageshelle, die jetzt über die deutſche Literatur ausgegoſſen ſey.

Mit der Zeit ſelbſt haben auch die edelſten Geiſter in derſelben eine ernſtere Richtung genommen. Die Ruhe, welche das Jahrhundert verlaſſen, iſt auch aus den Genien deſſelben gewichen. Ein waches ſtürmiſches Leben iſt an die Stelle der ſtillen Träume der Poeſie und ſpekulativen Philoſophie getreten, und jeder größere Geiſt fühlt ſich auf die Höhe dieſes Lebens hingezogen. Nur in der Tiefe ſind die kleinen Geiſter zurückgeblieben und ſchmücken ſich mit den bereits abgedorrten Lorbeerzweigen, die jene ihnen zurückgelaſſen, und ſetzen ſich mit kindiſcher Altklugheit auf die leergebliebenen Throne, alles ſchwache, weibliche Weſen, daher auch die Weiber ſelbſt ihr Recht vindiziren und bald allein noch zu dem alten verlaßnen Altar fahren werden, wie die Hexen auf den Blocksberg.

Je weniger Dichter mehr in Deutſchland auftreten, deſto mehr Dichterlinge. Je weniger Geiſt ſie in ihren Werken entwickeln, deſto mehr häuft ſich die Maſſe des Papiers. Jedes Jahr erzeugt gegen 50 kleinere und größere Taſchenbücher und wohl 1000 Romane, Gedichtſammlungen, Schauſpiele und andere in die ſchöne Literatur einſchlagende Artikel. Wenigſtens 50 Zeitſchriften kritiſiren und verbreiten ſie.

Das deutſche Publikum hat zu wenig Gemeingeiſt und

Bildung, um ſich dieſer Papierfluth erwehren zu können. Das Bedürfniß zahlloſer ſeichter Autoren und das noch dringendere zahlloſer Buchhändler vereinigt beide zu einer gewiſſen Deſpotie über das Publikum. Man kann ohne Fehl eine halbe Million Menſchen in Deutſchland rechnen, die unmittelbar oder mittelbar vom Papierſchacher leben. An dieſe ſchließt ſich dann eine noch weit größere Menge von Vettern, Baſen und Bekannten an, die blos der Verwandtſchaft oder Nachbarſchaft wegen kaufen und leſen, was nur immer in den Kopf gehen will. Dieſe ziehn wieder andre nach ſich und auch unter den völlig Unbefangenen gibt es noch eine zahlloſe Menge, die, weil ſie an nichts beſſeres gewöhnt iſt und noch zu ſehr im Traume der alten Zeit lebt, die kurze Nürnberger Kinderwaare der Literatur mit kindiſcher Neigung hegt und pflegt. Die Maſſe dieſer Waare aber hindert ſie zugleich, ſich an den wenigen und beſſern Werken zu bilden. Die Mattigkeit derſelben ſtumpft ſie ab, und ſelbſt ihre faule Verderbniß ſteckt ſie an. Wir dürfen, ohne Beſorgniß zu irren, unter den Gründen der Apathie und Lethargie, der ein ſo großer Theil der Nation unterliegt, auch den jetzigen Zuſtand unſerer ſchönen Literatur oben anſetzen.

Unter die jetzt berühmteſten Namen gehört auch der der Schopenhauerin, und unter ihren Werken iſt die Tante ſowohl das neueſte als das am meiſten geprieſene. In dem ſchönen Familienkreiſe deutſcher Autoren, Verleger und Kritiker ſcheint ſie wirklich als Tante anerkannt und ihr der gebührende Ehrenſitz angewieſen worden zu ſeyn. Wir haben ihr Buch durchgeleſen. Gleich anfangs wurden wir zwar an ein Krankenlager geführt, an welchem zwei Gänſe von jungen Mädchen ſich ein Dutzend Seiten lang auf die kindiſcheſte Weiſe von Putz und Ball unterhielten, und wir konnten nicht umhin, das Buch bei Seite zu werfen; kurz darauf aber fiel uns wieder eine Rezenſion des Buchs im vollſten Poſaunenton geſchrieben in die Hände; wir fürchteten, der Verfaſſerin doch vielleicht Unrecht gethan zu haben, und arbeiteten uns tapfer durch beide Bände hindurch. Um aber doch von den Dornen Trauben zu leſen, ſchien uns nichts geſchickter, als ein öffentliches Urtheil über dieſe berühmte Tante zu ſchreiben, und dem Publikum an einem paſſenden Beiſpiel zu zeigen, wie es mit den Talenten unſrer großen Dichterinnen und mit der hergebrachten Kritik, durch welche jene erſt ihren Heiligenſchein erhalten, eigentlich beſchaffen ſey, kurz, was dem armen Thiere, Volk genannt, von dem großen Windmüller, Literatur genannt, alles aufgebürdet wird.

Wir ſind berechtigt, an einen guten Roman überhaupt folgende allgemeine Anforderungen zu machen. Zuerſt muß jeder eine beſtimmte Grundidee ausſprechen, ſo wie jedes Geſicht einen Charakter. In jedem muß Geſchichte ſeyn, jeder muß Perſonen handeln laſſen. Eine Haupthandlung muß im Vordergrunde ſtehn, Zwiſchenbegebenheiten müſſen mehr oder weniger in den Hintergrund ſich verlierend ſie umgeben und der Autor hat dabei genau die maleriſchen Regeln der Gruppirung zu befolgen. Jede Handlung muß natürlich motivirt ſeyn, ſich gleichſam von ſelbſt ergeben. Niemals muß ihre Urſache vom Zaune gebrochen erſcheinen und dem Leſer die Maſchinerie des Autors verrathen, ſonſt wird er eben ſo unangenehm aus aller Täuſchung geriſſen, als ſähe er in einen Guckkaſten, und die dicke Fauſt des Bänkelſängers führe plötzlich zwiſchen die bunten Bildchen, um eines vor das andre zu ſchieben. Sind die Begebenheiten des Romans an und für ſich wunderbar und anziehend, ſo mögen die Perſonen unbedeutend ſeyn. In andern kann die Handlung weniger bedeuten, dagegen müſſen die Charaktere der Perſonen ſcharf und gewaltig hervortreten. In einem ernſthaften Romane ziemt es ſich nicht, daß die Charaktere gemein ſeyen, wie ſie ſich zu Dutzenden auf jeder Gaſſe begegnen. In den beſten Romanen ſind die Handlungen und Charaktere gleich intereſſant. Von der Darſtellung wird verlangt, daß ſie das Unbedeutende nicht weitläuftig, das wichtige nicht flüchtig behandle, daß ſie bei jeder einzelnen Schilderung dem Geiſte, der darin herrſchen ſoll, ſich anfüge, um auch beim Leſer das angemeſſene Gefühl zu wecken oder wenigſtens nicht zu ſtören, endlich daß ſie überhaupt gegen die Sprache und ihren Genius nicht ſündige. Plagiate müſſen im Inhalt wie in der Darſtellung vermieden werden, weil ſie die Einheit des Eindrucks oder die Illuſion ſtören. Zuletzt und auch wohl ſtatt alles andern kann man verlangen, daß der Autor Genie habe.

Unter dieſes ſehr allgemeine Rekrutenmaaß wollen wir die berühmte Tante ſtellen.

Dieſer Roman will allerdings eine Grundidee ausſprechen, die ſittliche Würde eines klaren und geiſtvollen weiblichen Weſens, die durch unglückliche Liebe genöthigt worden iſt, eine alte Jungfer zu bleiben. Die Idee iſt nicht neu und in jüngſten Zeiten ſchon von mehrern Dichtern und Dichterinnen in Romanen ausgeſponnen worden. Im Ganzen kann man nichts dagegen haben, wenn dem Vorurtheil gegen die alten Jungfern geſteuert wird. Wenn aber Weiber ſelbſt dies Amt übernehmen, oft ſolche, die ſich nur ſelber ſchildern zu müſſen glauben, ſo wird das Gemälde ſo voll Eitelkeit und Koketterie, daß es gerade das Entgegenſetzte von dem bewirkt, was es beabſichtigt. Etwas ähnliches glauben wir auch in der berühmten Tante wahrgenommen zu haben. Wiewohl die Verfaſſerin nicht zu der unglücklichen Klaſſe der alten Jungfern gehört, ſo trägt ſie doch ziemlich viel von ihrem eignen Weſen in das der Tante über, beſonders die Redſeligkeit und Anmaaßlichkeit im Urtheilen. und die vielen epiſodiſchen Raiſonnements der Tante haben keinen andern Zweck, als die Verfaſſerin ſelbſt hören zu laſſen. Da die Idee des Romans nicht originell iſt, ſo muß man deſto mehr von der neuen Auffaſſung derſelben erwarten. Der Inhalt des Ganzen iſt nun folgender:

Anna, ein über ihre Zeit gebildetes adeliges Fräulein gewinnt die Liebe Bernhards von Leuen. So ſehr ſie ihn aber ſchätzt und liebt, überwiegt in ihrem Weiberſinn die Luſt, in Geſellſchaften durch Witz zu glänzen, doch ſo ſehr, daß ſie bei einer glänzenden Abendtafel im witzigen Wettkampf mit einem Stutzer ſelbſt ihren Geliebten nicht ſchont, und als dieſer ſie dringend bittet, aufzuhören, ihm ihren kleinen Pantoffel nur noch mehr zu fühlen gibt, bis dieſer an ihrem Herzen verzweifelt, die Geſellſchaft verläßt und ſich auf immer von Annen trennt. Er wird Maltheſer und überläßt ſeinem Bruder Albert den Beſitz der väterlichen Güter, da dieſer, früher ſelbſt zum Maltheſer beſtimmt, ſich in ein Mädchen ſterblich verliebt hatte. Anna, von unendlicher Reue gefoltert, führt von nun an ein einſames beſchauliches Leben, in Uebung der Demuth und des Wohlthuns.

Albert von Leuen heirathet ſeine Luiſe. Aber in Italien klöſterlich erzogen weiß er ſich in ſeine neue Lage nicht zu finden. Er liebt die Wiſſenſchaften, ſie Luxus und glänzende Feſte. So geht ihre Wirthſchaft zu Grunde und erſt Bernhard ſtellt ſie wieder her, ſtirbt aber bald darauf. Da kommt ein gewiſſer Oskar, verliebt ſich in Luiſen und ſie ſich in ihn; ſie erklären dies dem Albert ſelbſt, und — dieſer iſt diskret genug, ihnen ſeinen Segen zu geben, ſie ſelber aufzufordern, ſich zu heirathen, und damit ſie dies bewerkſtelligen können, ſelber mit ſeinem Sohn Raimund davon zu gehn, und ausſprengen zu laſſen, daß er geſtorben ſey. Luiſe heirathet den Oskar, ſtirbt aber bald und ihr zweiter Gemahl geht in die weite Welt.

Unterdeß lebt Albert unter fremdem bürgerlichen Namen in einer großen Handelsſtadt nur den Wiſſenſchaften und der Erziehung ſeines Sohnes Raimund. Als dieſer erwachſen iſt, ſtirbt der Vater. R. hat ſtudirt, verliebt ſich aber in Victorine, die Tochter des reichen Kaufmanns Kleeborn, der zugleich Anna's Schwager iſt. Da dieſer ſeine Tochter nur einem Kaufmann geben will, giebt R. alle ſeine Studien auf und lernt die Handlung. Der alte Kleeborn kündigt aber dennoch Victorinen an, als ſie ihm ihre Liebe geſteht, daß daraus nimmermehr etwas werden könne, weil er ſie ſchon dem Sohn eines ſeiner Handelsfreunde verſprochen. Darüber wird V. tödtlich krank, und die Tante Anna, die unterdeß Pröbſtin eines Damenſtiftes geworden, wird zum Troſte herbei gerufen. Sie tröſtet und heilt die Kranke und wird Vertraute und Beſchützerin ihrer Liebe, da ſie ein geheimer Zug des Herzens für Raimund gewinnt. R. muß eine große Handelsreiſe unternehmen, und die Tante übernimmt während derſelben die Liebespoſt. Zu Kleeborns Hauſe gehören noch zwei Nichten, Babet, ein albernes verliebtes Geſchöpf, und Agathe, die Braut eines Offiziers. Dazu hat auch die Tante eine gewiſſe Angelika mitgebracht, die am Liebesgram dahin ſchmachtet, weil ihr Bräutigam Klarenau, ein Lützowſcher Jäger, in der Schlacht gefallen. Mittlerweile kommt der verſprochene Freyer Sir Charles, ein angliſirter holländiſcher Stutzer, mit großem Gefolge bei Victorinen an, wird aber von ihr mit ſolcher Kälte zurück geſtoßen, daß er aus Langerweile einen Roman mit der Babet anſpinnt, zuletzt ſogar insgeheim eine italieniſche Sängerin zur Maitreſſe annimmt. Das wird verrathen und die ganze Heirath abgebrochen.

Raimund hat unterdeß fleißig geſchrieben und der Tante ein Käſtchen geſchickt mit ſeinem Teſtamente und geheimen Briefen und Urkunden ſeines Vaters, und ſie erſieht daraus, daß er der Neffe ihres Bernhards iſt. Zugleich fodern Luiſens Verwandte die unbekannten Erben des Hauſes Leuen durch die Zeitungen auf, ſich zu melden. Da ſchreibt die Tante ſchnell an R., er ſoll zurückkehren, und ſie geht ſelbſt nach Leuenſtein, um ihn dort zu legitimiren.

R. kam bis in das ſüdliche Frankreich, wo er durch Zufall den todtgeglaubten Klarenau findet, der unterdeß als Kriegsgefangener auf einer Galeere geſchmachtet. Er unterſtützt ihn und ſendet ihn zur Tante. Klarenau findet ſie nicht mehr in Kleeborns Hauſe, wohl aber ſeine Angelika, welche die plötzliche Freude tödtet. Auch er überlebt ſie nicht lange.

Die Tante und R. kehren zurück. Kleeborn ſträubt ſich aber noch immer, in die Liebe ſeiner Tochter zu willigen, weil R. als Guthsherr und Edelmann die Firma Kleeborn und Komp. nicht fortſetzen kann. Dieſer Verlegenheit wird aber bald abgeholfen, denn ein bisher unbekannter uneheliger Sohn des alten K. kommt zum Vorſchein, wird legitimirt, erhält die Handlung und zugleich die Babet zur Frau. R. und B. aber ziehen nach Leuenſtein.

(Beſchluß folgt.)

Neueſtes über und wie es ſcheint aus*) Hofwyl,

(woſelbſt neben andern auch eine europäiſche Erziehungsanſtalt zu finden iſt.)

In den Betrachtungen über Hofwyl, welche die wöchentlichen Unterhaltungsblätter für Welt- und Menſchenkunde bis jetzt in Nro. 1, Nro. 4 und Nro. 8 zerſtreut geliefert haben, iſt gleich zu Anfang auf zwei Aufſätze im vierzehnten und zwanzigſten Stück der ſchweizeriſchen Jahrbücher von 1823 hingewieſen, und alle dieſe Aufſätze ſtehen in der That in einer noch engeren Verbindung, als man ſchon aus der Verhältnißbeſtimmung, daß nämlich der erſte das allgemeine Intereſſe der Stiftung Hofwyls für die bürgerliche Geſellſchaft prüfe, der zweite deren rein menſchliche Tendenz ermeſſe, der dritte in Nro. 1 und 4 und Nro. 8 der U. B., was ſie im praktiſchen Leben leiſte, unterſuche, zu ſchließen berechtigt iſt. In dem einen nämlich wie in dem andern verwahrt man ſich nicht nur gegen politiſche Gefährlichkeit, ſondern glaubt ſogar die Erziehungsanſtalten Hofwyls dem beſondern Schutze der Fürſten und landesväterlichen Regierungen empfehlen zu dürfen, weil Hofwyls Aufgabe deren eigene ſey. *) Wie dieſer ſelbſt geſchriebene Freiheits- und Geleitsbrief durch unſere Tage, ſo findet ſich auch in allen jenen Aufſätzen die auffallende Aehnlichkeit, daß ſie voll von dunkeln, viel ſagen wollenden, Feſtigkeit und Beſtimmtheit affektirenden und doch oft grob widerſtreitenden Sätzen und Floskeln ſind, — ein wahres Floskelgewebe, welches beweiſet, daß man entweder in Hofwyl, oder daß die Berichterſtatter nicht wiſſen, was ſie wollen, und nur bemüht ſind, nicht allein ſich und der Welt weiß zu machen, ſie wüßten es, ſondern bei Gelegenheit auch Servilen und Liberalen, Materialiſten und Idealiſten, Myſtikern und Rationalen, Egoiſten und Menſchenfreunden nach dem Munde zu reden. Denn obgleich jener Freiheitsbrief demjenigen Sinne entſpricht, welchen man heut zu Tage mit dem Namen Servilität zu belegen gewohnt iſt, ſo wird ſich doch ſowohl ihr Gegenſatz, als auch jeder oben ange-

---

*) In dem zweiten Aufſatze, auf welchen im dritten wie auf den erſten Bezug genommen iſt, finden ſich wiederholt die

---

Ausdrücke: „Wir ſuchen. Unſer Beſtreben geht dahin," wenn gerade von dem, was in Hofwyl geſchieht, die Rede iſt.

*) So Aufſatz Nro. 1 p. 431 Aufſatz Nro. 2 p. 600, p. 607 wird geſagt, daß ſelbſt der Großſultan nichts gegen Hofwyls Erziehung haben könnte.

deutete in jenen Aufſätzen finden und nachweiſen laſſen. Wir heben nur folgendes heraus.

Den erſten Aufſatz in Nro. 14 der ſchweizeriſchen Jahrbücher, welcher den welthiſtoriſchen, (oder beſſer,) den weltreformirenden Geſichtspunkt der Hofwyliſchen Stiftungen ins Licht zu ſtellen wünſcht, eröffnen dem gemäß allgemeine Betrachtungen über Freiheit und Geſetz, Staat und Volk, und da erfahren wir denn p. 423, daß in der ſittlichen wie in der phyſiſchen Natur die Ordnung zu finden ſey, in der menſchlichen Natur aber der Inſtinkt der Freiheit, als welcher in ſeiner Richtung der in der phyſiſchen Natur vorherrſchenden und in der ſittlichen Natur am ſtärkſten ausgedrückten Ordnung zuwider laufe. Hiemit hat der Verfaſſer gewiß den Philoſophen ein großes Geſchenk gemacht, indem er gezeigt, daß die Freiheit weder in der moraliſchen, noch in der phyſiſchen Natur, ſondern in einer dritten, vermuthlich außerhalb jenen befindlichen anzutreffen ſey, *) und alſo der freie Menſch weder auf Erden, noch

---

*) Denn wäre die Freiheit nach dem Herrn Verfaſſer in der phyſiſchen oder moraliſchen Natur, oder vielleicht in beiden zugleich, neben der Ordnung anzutreffen, ſo hätte es ja gar keine Noth, weil dann dieſer Inſtinkt von ſelbſt der vorherrſchenden und am ſtärkſten ausgedrückten Ordnung an Kraft nicht gleich kommen könnte; — aber nein, wir erfahren p. 425, daß gegen die krampfhaften Anſtrengungen der Freiheit die Gewalt (d. i. die abſolute Handhaberin der Ordnung) zu ſchwach ſey. Man ſollte denken, wer alſo die Freiheit eigentlich als einen aus dem Nebelungenlande ſtammenden und dennoch ſo großes Unglück bringenden Schatten von Realität bezeichnet, ſollte auf Vernichtung dieſes Trugbildes, welches am Ende nirgends als im menſchlichen Schädel und zwar in einem kleinen Nebengehirn oder Gehirnauswuchs ſeinen Sitz hat, dringen, und vorſchlagen, daß etwa im 14ten bis 18ten Jahre, wo der Menſch zur Vernunft kommt und zugleich vermuthlich jener Auswuchs anſetzt, einem jeden der Kopf geöffnet und der Anſatz ausgeſchnitten werde, wie man z. B. Hunden in Pa-

im Himmel ſeine Heimath habe. Dennoch aber iſt die Freiheit ein Inſtinkt (d. i. ein thieriſcher Trieb ohne Bewußtſeyn, alſo alle Sittlichkeit negirend) und bei alle dem ſoll wieder darin die Aufgabe der menſchlichen Geſellſchaft beſtehen, beides, Ordnung und Freiheit im Gleichgewicht zu halten, nicht etwa wie das phyſiſche und moraliſche, ſondern wie das moraliſche und weder phyſiſche noch moraliſche. S. 425 ſollen gar Staatsgeſetze Freiheit ordnen und beſchützen; doch der Verfaſſer merkt, daß er zu liberal geweſen, und läßt nun gleich darauf der Freiheit wieder Schranken ſetzen. Wer eines ſolchen Supraratationalismus in Beſtimmung der höchſten Bedingungen der menſchlichen Natur und Geſellſchaft fähig iſt, muß, wenn er ſich an die Erziehung des menſchlichen Geſchlechts macht, eben ſo ſupraratationaliſtiſch zu Werke gehen. Es darf uns daher nicht befremden, wenn wir S. 427 erfahren, daß, als der Stifter der Anſtalten von Hofwyl die europäiſche Staatsgeſellſchaft durch die franzöſiſche Revolution in ihren Grundlagen erſchüttert ſah, er begriff, dem Uebel ſey nur durch Erziehung abzuhelfen und zwar nur durch Erziehung der Vornehmen und der Gemeinen; — jener, daß ſie den Einfluß in der Hierarchie der Geſellſchaft, welcher dem Eigenthum zuſtehe, ſichern lernten, indem ſie zur Einſicht gebracht würden (S. 426), Mäßigung und Gerechtigkeit im Gebrauch des Anſehens und der Gewalt ſey ihr Vortheil, — dieſer, daß ſie einſehen lernten, Ruhe und Ordnung ſey zu Erhaltung ihres Eigenthums (wenn ſie nämlich ſolches haben) vortheilhaft. So ſieht man ſich denn faſt verſucht, die innere, tiefe und religiöſe Ueberzeugung, welche außerdem auch noch im Armen und Reichen (die hier an die Stelle der

---

ris das Gedächtniß und andere Seelenkräfte ausgeſchnitten hat. Es könnte dann dieſe Operation, wenn der muthmaaßliche Vorſchlag des unbekannten Herrn Verfaſſers die kaum zu bezweifelnde, erwünſchte Aufnahme fände, der kirchlichen Konfirmation als feierlicher Akt und reellere Wiederholung des bei der Taufe nur ſymboliſch und ſchwach wirkenden Exorzismus voraus gehen.

Bauern oder Gemeinen und der Vornehmen geſetzt werden) gewirkt werden ſollte, damit aus derſelben ſittliche Ordnungen und Angewöhnungen hervorgingen," entweder für einen andern Ausdruck deſſen, was zuvor Einſicht des eigenen Urtheils genannt war, oder, da dieſe ja ſchon die Gefährdung der menſchlichen Ruhe und Geſellſchaft aufhebt, für eine überflüßige Zugabe zu halten. Wenn uns in dem eben Berichteten wirklich die Aufgabe des Stifters der Anſtalten von Hofwyl dargeſtellt worden, und wenn dieſelbe in dem Kopfe des Stifters durch eben ſo verwirrte Anſichten über die Natur der Dinge und der Menſchen (wovon wir vorhin ein Beiſpiel zu geben uns begnügt haben, und hoffen wollen, daß ſie nur dem Einſender des erſten Aufſatzes angehören) motivirt worden, ſo mag das Erziehungsſyſtem von Hofwyl allerdings, wie S. 429 geſagt worden, ein Vorwurf des Nachdenkens für Weltweiſe und Staatsmänner, nicht aber ein Gegenſtand ihrer Bewunderung, wenn auch Verwunderung, ſeyn. Wie bei ſolcher Gedankenverwirrung und bei ſolchen Motiven einer nicht eigentlich auf die Ausbildung der intellektuellen und moraliſchen Anlagen des Menſchen, ſondern (laut S. 427) des Standesmenſchen gerichteten Erziehung und Lehre der S. 429 geſchilderte Zuſtand der wiſſenſchaftlichen Erziehungsanſtalt, worin wir eine Elementarſchule, höhere Schule und Akademie vereinigt ſehen, wo wir den Gipfel aller Kenntniſſe und Unterrichtsmethoden (da ja doch nur die für den Stand geeigneten brauchbar wären) finden ſollen, möglich ſey, — das läßt ſich freilich ſo leicht nicht begreifen. Eine jener prahleriſchen Anpreiſungen der Anſtalt, bei deren Leſung hoffentlich der Stifter von Hofwyl, am beſten wiſſend, wie mangelhaft Alles in der Welt und alſo auch ſeine Anſtalt iſt, ein Erröthen nicht wird haben unterdrücken können, muß, da ſie ganz ihren Zweck verfehlt, noch angeführt werden. Es wird nämlich S. 429 geſagt, in der Anſtalt würden die Zöglinge durch religiöſe, einträchtige und mildthätige Angewöhnungen zu wechſelſeitigen Opfern und freundlichem Entgegenkommen in den Verhältniſſen des Lebens vorbereitet. Könnte es irgendwo die Erziehung dahin bringen, den Menſchen an die Tugend zu gewöhnen, ſo wäre freilich der Zuſtand einer Ruhe, von welcher S. 424 geſagt wird, daß ſie durch ſich ſelbſt! ein großer Vortheil ſey, gewonnen — das todte Leben einer uhrwerkartigen Maſchine ohne Geiſt und Herz. Wir übergehen alles folgende grade zu ſeichte und aufgeblaſene Geſchwätz dieſes erſten Aufſatzes, in welchem es uns nicht befremden kann, noch folgende durch das vorhergehende auch nicht im mindeſten vorbereitete Abſurdität zu finden, daß nämlich in Hofwyl eine Erziehung Statt finde, welche das Chriſtenthum zur Grundlage, die Sittlichkeit zur Stütze (alſo wo das Chriſtenthum Grundlage iſt, da ſind noch die Krücken und Stelzen der Sittlichkeit vonnöthen?) und die geſellſchaftliche Ordnung zum Zwecke habe. So müſſen wir geſtehen, daß dieſes Vorangeſchickte Begründung zu geben die Miene machende Anſichtengewirr einen finſteren Schatten über den ſchlichteren Bericht von der Wehrli- oder Armenanſtalt zu Carra im Kanton Genf wirft, und ſelbſt das Gute, was dort für verwaiſete und verarmte Kinder geleiſtet werden mag, wenigſtens nur in halbem Lichte zeigt.

(Fortſetzung folgt.)

Saint-Ronan's Brunnen von Walter Scott.

Vierter Theil.

(Fortſetzung.)

(Erſtes Kapitel. Erörterung.) Etherington erwartete ſeinen Abgeſandten mit Ungeduld. Er kam und ſtattete ſeinen Bericht ab, verſchwieg auch ſein Zuſammentreffen mit Touchwood nicht, welches üble Folgen für ſeinen Herrn haben konnte. Tyrrel's Antrag fand ſo lange keine Aufnahme, bis er die Originalien vorzeigen könne, die ſeine angeblichen Rechte beweiſen ſollten. Dieſelben befanden ſich in einem angeſehenen Handelshauſe in London niedergelegt, an das Tyrrel alſo gleich ſchreiben wollte. Indeß war Jekyl beauftragt, demſelben, wenn er einen Beſuch in das Badehotel mache, dahin vorzubereiten, daß aller Familienzwiſt unberührt bleiben ſollte. Der gute Kapitain war nur eine bequeme Maſchine in den Augen Etherington's, die er gekauft und bezahlt. Er klingelte ſeinem Diener Solmes, der mit weit weniger Skrupel ſeinem Herrn zu allen Schurkenſtreichen den treuen Arm lieh. Dießmal galt's das Paket, das die Originalien enthielt und in dieſen Tagen ankommen mußte, in die Hände ſeines Herrn zu ſpielen. Da er unter andern auch den Familiennamen Francis Tyrrel fuhrte, war ein ſolcher Betrug weniger auffallend. Dann verfügte er ſich ganz ruhig auf den Spazierplatz vor dem Hotel, wo die Gäſte ſich zu unterhalten pflegten, und ſtieg dann in den Laden der Miſtreß Patt, wo die Briefe abgegeben wurden. In demſelben Augenblicke meldete man, Tyrrel ſey angekommen. Alles lief zuſammen, weil man glaubte, es werde zwiſchen beiden Brüdern zu ernſthaften Auftritten kommen. Etherington grüßte ſeinen Bruder mit der ganzen Kälte des Zeremoniels. Er verſicherte mit aller Ruhe, daß er an das Daſeyn eines ſolchen Teſtaments nicht glaube, bis er die Originalurkunde ſehe. „Ihr Gewiſſen ſpricht anders, als Ihr Mund, erwiederte Tyrrel; allein ich haſſe die Vorwürfe und will keinen Streit. Sobald ich die Beweisſtücke habe, werde ich den Kapitain Jekyl davon in Kenntniß ſetzen, und Sie mögen dann meinen Vorſchlag beherzigen. Ich bin nur hier, um ein wachſames Auge über Ihre Schritte zu haben und Ihre Intriguen zu vereiteln. Seyn Sie verſichert, daß ſie, ſo lange ich lebe, Ihnen nicht gelingen werden. Und ſomit mein Herr, oder Milord, denn Sie haben die Wahl des Titels, empfehle ich mich Ihnen.“ „Nur einen Augenblick, ſagte Lord Etherington. Es iſt billig, daß die Geſellſchaft wiſſe, was ſie von uns denken ſoll, da wir zur Qual verurtheilt worden ſind, uns zu ſehen. Sie ſind ein Philoſoph und kümmern ſich wenig um die Meynung des Publikums; allein ein armer Weltmenſch, wie ich, muß um ſo mehr daran halten. Meine Herren, Winterbloſſom, Mak Tuck und M..... wie heißt er doch, Jekyl? Ja, Mickleſon, Sie wiſſen ungefähr, daß mein naher Verwandter, dieſer Herr hier, und ich nicht im beſten Vernehmen ſtehen wegen einiger noch unentſchiedener Rechtsanſpruche. Wir wollen Sie edoch nicht mit unſern Familienſtreitigkeiten beläſtigen. Was nich wenigſtens betrifft, werde ich mich gegen dieſen Tyrrel, oder welchen Namen er ſich ſonſt geben mag, ſo wie gegen jeden Fremden betragen, der hieher kommt. Adieu, mein Herr; ich empfehle mich Ihnen, meine Herren, wir werden uns bei Tiſche wieder ſehen. Kommen Sie, Jekyl?“ So trat er mit aller Ruhe ab und triumphirte insgeheim über den Vorzug, den er vor der ſchwatzhaften Geſellſchaft behauptet. Die Fama werde bald dieſen Auftritt dem Laird Mowbray zu Ohren bringen, wobei er nur gewinnen könne. Der gute Jekyl meynte immer, Etherington ſolle Tyrrels Vorſchlag ohne weiteres annehmen. Allein dieſer trachtete nach Klaren's Beſitz und der Herrſchaft Nettlewood, die damit verbunden war. Er ließ kein Mittel hiezu unverſucht, ſo niederträchtig es ſeyn mochte. (Zweites Kapitel. Das Todbette.) Nachdem er ſich des Pakets verſichert, das wirklich angekommen, war er um ſo geneigter, Lady Penelope zu einer armen kranken Frau zu begleiten, die auf dem Todbette lag. Es hatte dieſelbe dringend nach Laird Mowbray verlangt, dem ſie ein wichtiges Geheimniß entdecken müſſe. Sie traten in eine ſchlechte Hütte und fanden die Kranke in den elendeſten Umſtänden. Lady Penelope hatte ſich der armen Frau angenommen. Sie war betroffen, als ſie den Laird Mowbray nicht erblickte. Etherington tröſtete ſie, und verſprach ihr, wenn ſie ein Unrecht zu rächen oder zu bekennen habe, allen Beiſtand. Die Kranke richtete ſich auf, und mit matter Stimme bekannte ſie, wie ſie Miß Klaren ſo tief gekränkt, und an allem Unglück, das dieſen Engel betroffen, die Schuld ſey. Sie ſprach ferner von einem ſchändlichen Verführer, der ſie um Alles gebracht und in das tiefſte Elend geſtürzt. Dann ſank ſie auf das Bett zurück. Sie war zu tief angegriffen. Man erwartete ihr Ende und Lady Penelope und Etherington verließen die Unglückliche. (Drittes Kapitel. Täuſchung.) Etherington begab ſich in ſein Zimmer, um das Paket zu eröffnen, erſtaunte aber nicht wenig, als er nur die Kopien vorfand von dem ſo wichtigen Inſtrumente; denn die Originalurkunden, hieß es in einem beigelegten Schreiben, dürfe man nicht ausliefern, außer auf richterliches Begehren. Voll Ingrimm ließ Etherington daſſelbe auf die Poſt zurück tragen. Es blieb ihm alſo nichts anderes übrig, als den ſtolzen Laird Mowbray ſo mürbe als möglich zu machen, um alsbald zum Ziele zu gelangen. Er hatte ihn zu ſich einladen laſſen. Seine Empfindlichkeit hatte man ſchon gereizt. Sie ſpielten um hohe Summen. Mowbray verlor beſtändig. Sein Vermögen und das der Schweſter war faſt im Spiele durchgegangen. Sein Zuſtand war ſchrecklich; kein anderes Mittel zeigte ſich ihm, als die Heirath ſeiner Schweſter mit Etherington, um ſich vor dem gänzlichen Ruin zu bewahren.

(Beſchluß folgt.)

Literatur.

Souvenirs Sénatoriaux par le Comte de Cornet, Pair de Françe.

Dieſes Werk hat ſeit einigen Wochen in Paris und Frankreich viel zu lachen gemacht. Monsieur le Comte de Cornet, geborner Herr Cornet, war im Jahr 1789 ein ehrbarer Kaufmann zu Nantes, und dabei Einbringer gewiſſer biſchöflicher Gefälle Hernach trieb die Revolution mit dieſem Mann, wie mit ſo vielen andern, ihr wunderliches Spiel. Herr Cornet ward Schöppe zu Nantes, dann Friedensrichter auf einem ſtillen Dorfe, dann warf ihn das launige Schickſal in den Konvent Sofort ward er Mitglied des Raths der Alten, dann Senator, dann Graf und zuletzt Pair de Françe; niemand weiß warum. Gedacht, geſchrieben, geſprochen, gethan hat er nichts. Doch hat er zu jeder Zeit mit den Machthabern in Friede und Freundſchaft gelebt. Eine große Lehre für Leute, die ihr Glück machen wollen! Herr Cornet ſelbſt erklärt ſich über dieſen Punkt in ſeiner Schrift ungefähr auf folgende Weiſe: „es giebt unter allen Regierungen Epochen, wo es Ehrenſtellen und Gnaden ſchneit; glücklich der, der ſich um dieſe Zeit auf der Straße befindet.“

So viel von der Perſon des Herrn Grafen. Was ſeine ſenatoriſchen Erinnerungen betrifft, ſo ſind ſie nicht minder intereſſant. Hr. Cornet erinnert ſich, daß die Hauptſtärke des Buonapartiſchen Senats in ſeiner Schweigſamkeit beſtand. Wozu auch das viele Reden? Buonaparte hatte Menſchen und Geld nöthig, keine Redner. Wie lächerlich alſo, wenn einige Menſchen ſich unter dieſen Umſtänden zu Märtyrern machen wollten! Herr Cornet ſeiner Seits pflegte geräuſchlos ſeine Kugel in die Urne zu werfen, und ſo gelang es ihm ſtets, die Erwartungen zu befriedigen, die jener große Mann, der damals am Steuer ſaß, von ihm hegte.

Wir fühlen keinen Beruf, in die Tiefen der Cornetiſchen Raiſonnements über die Beſtimmung und Wirkſamkeit des Buonapartiſchen

Senats weiter einzudringen. Wir beſchränken uns darauf, unſern Leſern einige ziemlich amüſante Züge aus der Cornetſchen Beſchreibung der Napoleoniſchen Krönungsfeier mitzutheilen:

„Die Krönung des Kaiſers, ſagt unſer Schriftſteller, war ſicherlich das intereſſanteſte Schauſpiel der neueren Zeit; doch iſt nicht zu leugnen, daß es gewiſſermaaßen noch einen revolutionären Anſtrich hatte. Beim Eintreten des heiligen Vaters in die Kirche Notre Dame trieb alles Volk wahrhaften Unfug mit dem Geſchrei: es lebe der Pabſt! Als aber der heilige Vater durch die Straßen von Paris zog, verfiel das Volk bei dem Anblick des Mauleſels, auf welchem er ritt, in ein ſo unmäßiges Gelächter, daß Ihre Heiligkeit nicht umhin konnten, mitzulachen, was natürlich dem Gelächter des Publikums neuen Schwung gab.“

„Der Kaiſer, als er vom Throne herabgeſtiegen war, wollte dem in Prozeſſion vor ihm hergehenden Kardinal Feſch etwas ſagen, und da ihm eben kein anderes Mittel einfiel, ihn zu veranlaſſen, ſich umzudrehen, ſo ſtieß er ihn mit dem Szepter auf ſeine Poſteriora. Die Höflinge lachten über die Schnurre, aber der Kardinal ließ ſich im mindeſten nicht aus ſeiner Gravität bringen.“ Wir müſſen geſtehen, ungeachtet die Leichtfertigkeit der Höflinge uns ſonſt ein Greuel iſt, haben wir uns doch eines herzlichen Gelächters nicht erwehren können über dieſe ſenatoriſche Erinnerung eines Zuſammentreffens des kaiſerlichen Szepters mit den Poſterioribus einer Eminenz. Dieſes iſt übrigens auch alles, was an dem Cornetſchen Buche würdig iſt, auf die Nachwelt überzugehen.

Miszellen.

In Nordamerika erſcheinen jetzt über 1000 Zeitungen und Journale. Im Staat Conecticut, der 276,248 Einwohner zählt, erſcheinen 16 Zeitungen und 11 Journale in Heften. Im Jahr 1755, als der Staat 130,000 Einwohner zählte, war nur Eine Zeitung vorhanden, folglich lieſt man jetzt 12 mal mehr als vor 70 Jahren. 1775, da das Land ſchon 200,000 Einwohner hatte, erſchienen nur 4 Journale und Zeitungen, folglich lieſt man jetzt 9 mal mehr als vor 50 Jahren. Auf 15000 Einwohner kommt immer Eine Zeitung und im Durchſchnitt hat jede 1000 bis 2000 Abonnenten. Es befinden ſich in dieſem Staat 28 Druckereien, folglich beſchäftigen zu 10,000 Seelen eine Buchdrucker-Offizin. Nach dieſem Maaßſtab ſollte der Kanton Aargau 15 Zeitungen und Journale und 16 Buchdruckereien haben.

Die Jakobiner.

(aus Thiers Histoire.)

Die Jakobiner hatten einmal in ihrem Klub beſchloſſen, das Volk in Aufruhr zu bringen, um ſich des Schloſſes zu bemächtigen und den König abzuſetzen. Dazu ſchien ein außerordentlicher Anlaß erfordert zu werden. Der Deputirte Chabot, ein ehemaliger Kapuziner, ſprach mit ſeinem gewöhnlichen Eifer von der Nothwendigkeit eines großen Entſchluſſes; und ſagte, daß ſolch einer hervorgebracht werden könnte, wenn man den Hof auf Mordanſchlägen gegen das Leben eines Deputirten ertappte. Grangeneuve, der Deputirte, ein Mann von geringen Geiſtesgaben, aber großer Entſchloſſenheit, hatte dieß kaum gehört, als er Chabot auf die Seite rief, und ihm ſagte: Ihr habt recht, das wäre das beſte, aber der Hof iſt zu geſcheid, um uns eine ſo ſchöne Gelegenheit zu bereiten. Man muß da nachhelfen. Ich will gern mich in der Nähe des Schloſſes töden laſſen. Bewahret das Geheimniß und denket auf Mittel der Ausführung. Chabot von dieſem Feuereifer ergriffen bietet Grangeneuve an, mit ihm ſein Loos zu theilen. Grangeneuve willigt ein mit der Bemerkung, zwei Todte würden mehr Wirkung thun, als nur einer. So kamen ſie über Tag und Stunde, und Mittel ſich gegenſeitig zu töden, überein, und trennten ſich, entſchloſſen, ſich fürs gemeine Beſte zu opfern. Grangeneuve ordnete ſeine Hausgeſchäfte, und um 10 1/2 Uhr Abends macht er ſich auf den Weg nach dem beſtimmten Orte. Chabot war nicht da. Grangeneuve wartete, und als Chabot nicht kommt, denkt er, Chabot habe ſeinen Entſchluß geändert, doch hofft er, die Exekution werde wenigſtens für ihn vor ſich gehen. Er geht und kommt mehrere Male wieder, um den tödlichen Streich zu empfangen. Allein er ſieht ſich gezwungen, geſund und wohlbehalten zurückzukehren, da er ſich nicht zum Behuf des ſchönen Zwecks hatte können hinſchlachten laſſen.

— Napoleon unterhielt ſich einſt in Italien, während ſich der Kriegsſchauplatz dort befand, mit einem gefangenen alten Ungariſchen Oberſten, der ſich bitterlich über die franzöſiſche Art Krieg zu führen beſchwerte, die von aller alten guten Ordnung gänzlich abweiche. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte derſelbe, daß er ſchon unter Maria Thereſia Pulver gerochen habe. — So müſſen Sie ſchon ſehr alt ſeyn. bemerkte Napoleon — Ja wohl, ich bin an die ſechzig oder ſiebenzig Jahr — wie, Oberſt, Sie ſind doch in einem Alter, wo man ſeine Jahre etwas genauer zählt! — General, erwiederte der Ungar, ich zähle mein Geld und meine Hemden und meine Pferde, aber was meine Jahre betrifft, ſo weiß ich gewiß, daß mir niemand etwas daran ſtielt.

— Garrik und Hogarth ſaſen zuſammen in einem Wirthshaus und beklagten ſehr, daß man von Fielding kein Porträt beſitze. Ich denke, ſagte Garrik, es wäre mir möglich, ſein Geſicht nachzumachen. Er verſucht' es. Beim Himmel, rief Hogarth, der iſt's, halter's, David ich bitt' euch, nur einige Minuten. Hogarth zeichnete. Nachher vervollkommneten ſie die Zeichen und von dieſem Original ſind alle Portraite Fieldings kopirt.

— In der Reiſebeſchreibung: a Tour through the Upper of Hindostan wird ein gräßlicher Zug von den Kaſtenvorurtheilen der Indier berichtet. Ein junges Hindusmädchen von großer Schönheit ward von einem jungen Hindus geliebt, der aber aus einer geringern Kaſte war. Da die Liebenden mit Einwilligung ihrer Eltern nie hätten heirathen können, ſo entſchloſſen ſie ſich zu fliehen. Die Familie entdeckte aber ihren geheimen Aufenthalt und die Mutter kam als Abgeſandte mit der Vorſtellung, die Tochter möchte doch nur in's elterliche Haus zurückkehren, daß man dort ihre Hochzeit auch auf feierliche Weiſe begehen könne. Die leichtgläubige Tochter begleitete die Mutter und ward vom Vater und Bruder mit offenen Armen empfangen. Als aber nach einigen Tagen noch immer keine Anſtalten zur Hochzeit getroffen wurden, ahnte ſie Betrug und entfloh. Doch war ſie nicht weit gekommen, als ihr Bruder ſie einholte, und, unter dem Schein, daß er ihren Entſchluß billige, ſie begleitete. An einer einſamen Stelle angekommen nahm der Bruder ſein Schwert und hieb der Schweſter den Kopf ab. In den gerichtlichen Verhandlungen zeigten Vater und Bruder nicht die geringſte Reue (der Bruder hatte nach väterlichem Befehl gehandelt) vielmehr waren beide ſehr vergnügt, daß nur die Schande von ihrer Familie abgewendet ſey. Das Mahomedaniſche Geſetz ſtellt das Leben der Kinder in die Willkühr der Eltern und beide mußten alſo freigeſprochen werden.

— In Georgien iſt das Amt des Henkers eine der reſpektabelſten Chargen und ſämmtliche Henker ſind nicht nur ſehr angeſehene, ſondern auch ſehr reiche Leute. Wer unter ſeinen Voreltern einen oder gar mehrere Henker aufzählen kann, iſt nicht wenig ſtolz darauf, zählt ſich dem Adel zu und benutzt jede Gelegenheit, dieſen Umſtand in Erinnerung zu bringen. Leute, welche unter ihren Vorfahren vier Henker zählen, ſind ſehr von Adel.

— Der Richter Dodderidge, der im Jahr 1619 in Huttingdon Aſſiſen hielt, gab dem Sheriff der Grafſchaft einen Verweis, daß er in die Geſchwornenliſte allerlei gemeine Leute aufnehme, und ermahnte ihn, künftig die Liſten mit beſſrer Auswahl zu entwerfen. An den nächſten Aſſiſen brachte der Sheriff eine Liſte, worüber der Richter des Lächelns ſich nicht enthalten konnte. Sie lautete: Maximilian König von Terland, Heinrich Prinz von Godmancheſter, Georg Herzog von Somersham, William Marquis von Stakely, Eduard Graf von Bythorpe, Eduard Ritter von St. Neots, Stephan Pabſt von Weſten. William Biſchoff von Buyden ꝛc.

— Olivie Cromwell war im Punkt der Satyre erſtaunlich kitzlich. Ueber ſein Verhältniß mit Mazarin war ein Pamphlet erſchienen mit der Aufſchrift: Das gekreuzigte Europa, zwiſchen den beiden Schächern. Vergebens bot Cromwell alles auf, die Schrift zu unterdrücken; ſeine Bemühungen hatten nur zur Folge, daß die Schrift noch mehr geleſen wurde.

— Damen kann man nicht empfindlicher beleidigen, als wenn man ihnen ihr Alter in Erinnerung bringt. Lord Althory, ein feiner Höfling, pflegte am Neujahrstag ſeine Frau zu fragen: Madame, wie viel Jahre belieben Sie in dieſem neuen Jahre alt zu ſeyn?

— Der Stifter der adeligen Familie Fitzwilliam war Aldermann im Jahr 1506. Vor ſeinem Tod entband er alle ſeine Schuldner ihrer Verbindlichkeit, indem er auf die quittirte Rechnung eines jeden die Worte ſchrieb: „Amore Dei remitto.“ Durch die Gunſt des Kardinals Wolſey hatte er ein großes Vermögen geſammelt. Nachdem der Kardinal in Ungnade gefallen war, unterhielt er ihn zu Milton in Northamptonſhire. Heinrich VIII. darüber entrüſtet, beſchied den Aldermann nach Hof, und fragte ihn: wie er ſich unterſtehen könne, einem Hochverräther Obdach zu geben? Fitzwilliam erwiederte: er habe es nicht aus Trotz, ſondern aus Dankbarkeit gethan, Wolſey ſey ſein alter Gönner und der Gründer ſeines Glücks. Heinrich war ſo wohl mit dieſer Antwort zufrieden, daß er ihn freundſchaftlich bei der Hand nahm und ihm ſagte: ſolche Dankbarkeit ſoll eines Herrn nicht entbehren. Komm in meine Dienſte, rechtſchaffener Mann, und lerne meinen übrigen Dienern Dankbarkeit. Er adelte ihn und ernannte ihn zu ſeinem geheimen Rath.

— Die Nordamerikaniſchen Staaten ſind während ihres kurzen Lebenslaufs ſchon ſo reich geworden an Zügen außerordentlichen Heldenmuths und aufopfernder Vaterlandsliebe, daß ſie der alten Geſchichte nicht bedürfen, um ihren Kindern große Beiſpiele vor Augen zu ſtellen. Das American Military-Journal ſtellt jener ſpartaniſchen Mutter einen amerikaniſchen Vater von nicht geringerer Seelengröße gegenüber. Ein alter Amerikaner hatte ſeine fünf Söhne in die Schlacht von Bennington geſchickt und man brachte ihm die Kunde, einer ſeiner Söhne ſey verunglückt. Wie, rief der Vater beſtürzt: iſt er feig geweſen oder gar vom Poſten gewichen? Nein, erwiederte man ihm, noch etwas viel ſchlimmeres, er iſt gefallen — Und bewies er ſich tapfer in der Schlacht? — Heldenmüthig, wie ein Löwe, er fiel kämpfend — Dann lebt er ewig für mich. So geht hin und holt mir den Liebling meines Herzens, daß ich ihn zur Ruhe beſtatte. — Man brachte ihm den Entſeelten, und der heldenmüthige Republikaner wuſch den verblichenen Sohn und ſchmückte ihn zur Beerdigung mit den eigenen Händen und pries ſich glücklich, daß ſein Sohn im Kampf für die Freiheit des Vaterlands den Tod gefunden habe.

— **Bulton und Georg III.** Bulton begegnete Georg III., als dieſer ſeinen gewöhnlichen Spaziergang machte und wurde von ihm befragt, was er gegenwärtig treibe. Ich beſchäftige mich, antwortete Bulton, mit einem Artikel, den die Könige ſehr lieben. — Ey, ey, was iſt das? was iſt das? fragte der König weiter. — Gewalt Eure Majeſtät — Gewalt, ja das iſt wahr, die lieben wir, aber was meynen Sie denn? — Die Gewalt der Dampfmaſchine Eure Majeſtät. — Bulton erklärte dem König, was er meyne, worauf der König ihn lächelnd ermahnte, in ſeinen Verſuchen eifrig fortzufahren. Weder Bulton noch der König mögen in jener Stunde daran gedacht haben, welch ein mächtiger Hebel die Dampfmaſchine dereinſt werden würde. Haben ja doch in unſern Tagen nur wenige Menſchen dunkle Ahnungen von den unermeßlichen Revolutionen, welche dieſe ungeheure Kraft, in allen Verhältniſſen des menſchlichen Zuſtandes hervorbringen wird.

— Ludwig XV. pflegte ſeinen Hofleuten immer etwas unangenehmes zu ſagen, wenn ſie ihm aufwarteten. Dem Kardinal Luynes ſagte er einſt, als derſelbige ihm ſeine unterthänigſte Aufwartung machte: Kardinal, ihr Großvater iſt am Schlage geſtorben, ihr Vater iſt am Schlag geſtorben; Sie werden einem Schlagfluß nicht entgehen. Der Kardinal erwiederte trocken: Sir, es freut mich nur, daß wir nicht mehr in der Zeit leben, wo die Könige Propheten waren.

— Fox ward gefragt, welche Maaßregeln wohl die Regierung ergreifen werde, um dem Auswandern Einhalt zu thun. Ich weiß es nicht, erwiederte Fox, ſie mag aber thun was ſie will, ich kenne nur Eine wirkſame Maaßregel, die iſt: den Staat ſo einzurichten, daß würdige Bürger es gerathener finden, zu Hauſe zu bleiben.

— Eine fromme Frau bat zum heiligen Ignatius, er möchte doch ihren Mann bekehren. Wenige Tage darauf ſtarb der Mann. Was aber doch der heilige Ignatius für ein guter Heiliger iſt, bemerkte die Frau, er thut uns mehr Gutes als wir von ihm erbitten.

— Adeln heißt im Engliſchen to knight und ein Edelmann Knight, von dem deutſchen Knecht, Knechten, einen zu ſeinem Knecht machen.

Die weſtlichen Staaten von Nordamerika.

Herr Warden, ehmaliger Nordamerikaniſcher Geſandter in Paris, hat eine ſtatiſtiſche, hiſtoriſche und politiſche Beſchreibung der vereinigten Staaten herausgegeben, die an Gründlichkeit und Vollſtändigkeit alles übertrifft, was bis jetzt über dieſes merkwürdige Land im Druck erſchienen iſt. Beſonders intereſſant iſt die Beſchreibung der weſtlichen Staaten, wovon, da bis jetzt noch wenig Gründliches darüber in Deutſchland bekannt geworden, wir hier einen Auszug mittheilen. Man erſieht daraus, daß im Laufe weniger Jahre im Weſten der neuen Welt ſich wieder eine neue Welt zu bilden begonnen. Wenn die Erfahrung der letzten funfzig Jahre zeigt, daß die Maſſe der Bevölkerung in den geſammten vereinigten Staaten je in zwanzig Jahren ſich verdoppelt, ſo ſehen wir im Weſten dieſer Länder die gleiche Vermehrung im Laufe von vier Jahren vor ſich gehen. Der Ohioſtaat, im Jahr 1791 von 3000 Menſchen bewohnt, zählte im Jahr 1820 über 500,000. Von Pittsburg bis an den Einfluß des Ohio in den Miſſiſippi, wo zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts nur wenige Colonien zu finden waren, wohnen jetzt über 1 1/2 Million Menſchen. Man kann annehmen, daß nach der bisherigen Progreſſion, innerhalb eines Menſchenalters die Bevölkerung am Ohio und an den Nebenſtrömen auf 5 bis 10 Millionen ſteigen wird. Auch iſt nicht zu befürchten, daß dieſes Steigen ſo bald aufhören werde, da das Flußgebieth des Ohio allein fünfmahl mehr Menſchen ernähren kann, als die vereinigten Königreiche von Großbrittanien.

I. Der Ohioſtaat.

Lage und Größe. Dieſer Staat liegt zwiſchen dem 38 und 43 Grad nördlicher Breite, alſo im Norden gleich mit

Florenz, und im Süden mit Palermo. Im Norden grenzt er an den Erie-See, im Süden an den Ohioſtrom, der ungefähr 400 engliſche Meilen weit ſeine Grenze beſpühlt. Sein Flächengehalt beträgt 40,000 engliſche Geviertmeilen, alſo ungefähr den vierten Theil des Flächenraums von ganz Deutſchland.

Beſchaffenheit des Landes und des Bodens. Der ſüdweſtliche Theil des Landes iſt gebirgig, das übrige ziemlich eben, ausgenommen am Ohio und an einigen andern bedeutenden Flüſſen. Im Süden findet man große geſträuchloſe ebengelegene Triften, voll der üppigſten Futterkräuter. An vielen Orten trifft man ſtillſtehende Waſſer und Sümpfe, die aber leicht abgeleitet oder ausgetrocknet werden können. Im ganzen iſt das Land außerordentlich fruchtbar; ſogar die Gebirge haben bis zur höchſten Höhe den beſten Boden.

Flüſſe. Der Muskinzum iſt hundert engliſche Meilen weit für große Schiffe, für kleine Fahrzeuge bis zu ſeinem Urſprung ſchiffbar, den er in einem kleinen See nimmt. An ſeinem Einfluß in den Ohio iſt er 750 Fuß breit.

Der Skioto iſt von der Quelle bis zu ſeinem Einfluß in den Ohio zweihundert engliſche Meilen lang. Er iſt bis Chillicote 70 Meilen weit ſchiffbar.

Schiffbare Flüſſe ſind ferner: der große Miami, der kleine Miami, und der Hokhoking.

Temperatur. Das Klima iſt im allgemeinen ſehr gemäßigt. Im Sommer iſt es nicht übermäßig heiß, und der Winter iſt nicht ſtreng. Doch iſt Regen und plötzliche Witterungsveränderung häufig. Der Frühling kündigt ſich in der Mitte des Monat März durch eine ſehr angenehme Wärme an. In der Mitte des Mai beginnt der Sommer, und dauert bis zum September. Alsdann tritt jene angenehme Jahrszeit ein, die man dort den *indiſchen Sommer* nennt. Der Winter dauert im Ganzen drei bis vier Monate, und ſelten bleibt die Erde einen Monat lang gefroren. Im März beginnt ſchon die Vegetation. Der höchſte Grad der Hitze iſt im Juli 74° 51' nach Fahrenheit. Im Ohio-Thal iſt der Winter ungleich kürzer und gemäßigter als in den atlantiſchen Staaten.

Mineral-Reich. Eiſen findet ſich in den meiſten Gegenden. Auch hat man in der Grafſchaft Green Silberſtufen gefunden. Feuerſtein, Sandſtein zum Gebrauch für Mühlen, blauer und grauer Kalkſtein, ſchwefelſaures Eiſen, Torf, Salpeter, Alaun, Magneſia iſt im Ueberfluß vorhanden. An den Ufern des Ohio befinden ſich Steinkohlengruben, die man für unerſchöpflich hält; am Skioto reiche Salzquellen. Das berühmteſte Mineralbad iſt die Yellow spring oder die gelbe Quelle, vier und ſechzig Meilen von Cincinnati und zwei Meilen von dem Fall des kleinen Miami. Sie enthält viel Eiſen, iſt alſo ſehr ſtärkend. Eine Art Naphta, (Seneka-Oel) wird auf der Oberfläche des Muskinzum-Fluſſes geſammelt, wenn der Waſſerſtand niedrig iſt. Eine Perſon iſt im Stande täglich zwei Gallenen zu ſammeln.

Pflanzenreich. Dieſer Staat zeichnet ſich durch ſeine außerordentlich ſchönen Wälder beſonders aus. In der Gegend des Miami zählt man fünf und vierzig Baumarten, die vierzig— und dreißig, die ſechzig Fuß hoch werden. Die größten darunter ſind die abendländiſche Platane und der virginiſche Tulpenbaum. Eine in der Nähe von Mariteta befindliche Platane hat ſechzig Fuß im Umfang. Am häufigſten ſind die Rothbuche, die weiße Eiche, die Eſche, der Nußbaum, der Zucker-Ahorn. Letzterer wird in großer Menge gefunden, und man benutzt ſeinen Saft zur Zuckerfabrikation. Ein mittelmäßiger Ahorn gibt vier Pfund Zucker.

Thierreich. Der Bär und der Dammhirſch bewohnen noch die Wälder dieſes Landes. Ihr Fleiſch wird zu Schinken zubereitet und iſt ſehr geſucht. Eichhörner gibt es in Menge.

Die nutzbarſten wilden Vögel ſind: der welſche Hahn, der bis 20 ℔ ſchwer iſt, die wilden Gänſe und Enten, Faſanen und Rebhühner.

Die Flüſſe ſind voll von Fiſchen, wovon einige 50 bis 80 ℔ ſchwer ſind.

Bevölkerung. 1791. 3000 Menſchen — 1800 — 42,156. — 1810 — 230,760. Dieſe außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung entſteht größtentheils durch Einwanderung aus Europa, und aus den atlantiſchen Staaten. Früher hatten die Colonien dieſer Länder unaufhörlich mit indiſchen Stämmen oder mit wilden Thieren zu kämpfen. Seitdem beide nicht mehr zu fürchten ſind, zieht die Schönheit des Landes, die große Fruchtbarkeit des Bodens, und die Leichtigkeit, womit bei der Wohlfeilheit des Landes ein Arbeitsluſtiger mit einigem Capital verſehener Landwirth ſich eine bedeutende Pflanzung gründen kann, eine Menge der unternehmendſten Leute herbei. In vielen Gegenden der atlantiſchen Staaten iſt es Sitte geworden, daß junge Leute, die eben kein großes Eigenthum in der Heimath beſitzen, ſogleich nach der Hochzeit in die weſtlichen Staaten ziehen, um durch nützliche Verwendung ihrer Jugendkräfte ſich und ihrer Familie eine ruhige Zukunft zu ſichern. Man hat in Einem Jahr an zwanzig tauſend Wagen mit Auswanderern gezählt, welche die Allephaniſchen Gebirge paſſirt haben.

An Indiern befinden ſich ungefähr 3000 Köpfe, und an Schwarzen 2000 in dieſem Staat. Von letztern iſt ſeit der Gründung der Stadt Cincinnati nur ein einziger wegen Diebſtahls beſtraft worden. Sie gehören meiſtens zur dienenden Klaſſe, doch treiben viele auch Detail-Handel, kleine Gewerbe oder Ackerbau auf eigene Rechnung.

Sitten und Charakter. Die Einwohner dieſes Staats zeichnen ſich durch ihre Gaſtfreundſchaft aus. Doktor Drake ſchildert dieſes Volk als ſehr arbeitſam, mäßig, äußerſt patriotiſch, religiös, unternehmend und verſtändig. Kartenſpiel iſt nicht beliebt. Die wohlhabende Klaſſe liebt den Tanz, doch ohne Ausſchweifung. Lieblingsvergnügen ſind ferner: das Spazirenfahren und Reiten zur Abendzeit und Concerte. Republikaniſcher Stolz iſt ein Grundzug in dem Charakter des Ohioten. Im letzten Kriege gegen Großbrittanien haben ſie große Tapferkeit an den Tag gelegt.

Geſchichte. Im Jahr 1534 wurde das Gebiet von Ohio von den Franzoſen entdeckt. 1735 entſtand eine franzöſiſche Kolonie am Wobaſch, doch zogen die meiſten der Koloniſten ſich bald wieder in die atlantiſchen Staaten zurück. La Hontan beſchrieb um dieſe Zeit die Gegend vom Ohio als eines der ſchönſten Länder der Erde, wo ganze Heerden von Dammhirſchen und Büffeln die herrlichſten Wälder, Triſten und wilden Weinberge beweiden. 1750 ſchenkte das engliſche Gouvernement einer Handels-Compagnie 600,000 Morgen Acker, worauf dieſelbe Colonien anlegte, die aber von den Franzoſen von Canada aus zerſtört wurden. In Folge dieſes Kriegs erhielten die Engländer das Fort Duquesne abgetreten, das ſie Pittsburg nannten. Die Fruchtbarkeit des Landes reizte die Bewohner von Virginien und Penſylvanien zu Anlegung neuer Colonien, welche zu unaufhörlichen Kriegen mit den Indiern Veranlaſſung gaben. Endlich kaufte der Gouverneur von Virginien das ganze Land auf dem linken Ufer des Ohio, von den Indiern für 10,000 Pfund Sterling. Auf dem rechten Ufer kämpften die Coloniſten fortwährend mit den Indiern unter dem Schutz der Handels-Compagnien von Ohio. So entſtand Cincinnati und Columbia. Ihre Fortſchritte waren aber ſehr langſam, bis endlich im Jahr 1795 die Indier durch den Vertrag von Greenville einen großen Strich Landes an die vereinigten Staaten abtraten. Noch weitere Abtretungen geſchahen 1805, 1807, 1808, nach welchen ſich die Indier in ihre gegenwärtigen Grenzen zurückzogen.

Als das Gebieth vom Ohio (nämlich die jetzigen Staaten Ohio, Indiana, Illinois und das Gebieth Michigan) 1787 unter die Hoheit des Congreſſes gekommen war, ernannte derſelbe einen Gouverneur, einen Sekretair und drei Richter, welchen er ſämmtliche gerichtliche und adminiſtrative Funktionen übertrug. Dieſe Regierungsform beſtand bis zum Jahr 1799. Um dieſe Zeit, da die Zahl der männlichen, majorennen Freien auf 5000 angewachſen war, ward dem Lande verſtattet, eine Repräſentanten-Kammer und einen geſetzgebenden Rath zu wählen, auch an den Congreß einen Deputirten abzuordnen. Dieſe Regierungsform beſtand bis 1802, wo die Einwohnerſchaft, nunmehr auf 60,000 Seelen angewachſen, vom Congreß autoriſirt wurde, ſich zu conſtituiren. Noch in demſelben Jahr ward die Conſtitution entworfen, und das Jahr darauf in Ausführung gebracht.

Conſtitution. Die Conſtitution ſanktionirt die Freiheit der Gewiſſen und der Preſſe, das Urtheil durch Geſchworne, das Recht, ſich in öffentlichen Angelegenheiten zu verſammeln, und zur Vertheidigung Waffen zu tragen. Sie unterſagt jede ungeſetzliche Ergreifung, jede läſtige Caution. Sie hebt alle erblichen Privilegien und die Sclaverei für immer auf.

Die geſetzgebende Gewalt iſt bei einem Repräſentativ-Körper, beſtehend aus einem Senat und einer Repräſentanten-Kammer, erwählt von allen Weißen männlichen Geſchlechts, die über 20 Jahre alt, zwölf Monate vor der Wahl im Staate gewohnt, und dieſem oder der Grafſchaft irgend eine Taxe bezahlt haben. Aktiv- und paſſiv-wahlunfähig ſind alle, wegen eines Verbrechens Beſtrafte. Die Zahl der Repräſentanten iſt 72, die jedes Jahr am zweiten Dienſtag des Monats October neu erwählt werden. Die Candidaten ſollen 25 Jahre alt, Bürger der vereinigten Staaten, und ein Jahr vor der Wahl im Staate anſäßig geweſen ſeyn, es wäre denn, daß ſie in Angelegenheiten des Staats oder der vereinigten Staaten abweſend geweſen. Die Senatoren, deren Anzahl nicht unter einem Drittheil und nicht über die Hälfte der Anzahl der Repräſentanten ſeyn darf, werden für zwei Jahre erwählt, dergeſtalt, daß alljährlich die Hälfte austritt. Ein Senator ſoll Bürger von Nordamerika, 30 Jahre alt, und ſeit zwei Jahren im Staate, in der Grafſchaft und in dem Wahldiſtrikt anſäßig geweſen ſeyn, er wäre denn in öffentlichen Angelegenheiten abweſend geweſen.

Jedes Mitglied der beiden Kammern kann wegen ſchlechter Aufführung durch zwei Drittel der Stimmen von der betreffenden Kammer ausgeſchloſſen werden. Die gleiche Anzahl iſt erforderlich, um gültige Beſchlüſſe zu faſſen. Zwei Mitglieder von der einen oder der andern Kammer können gegen jeglichen Beſchluß, der ihnen dem gemeinen Weſen oder den Privat-Rechten zu widerſtreiten ſcheint, Proteſtation einlegen. In keinem Fall, ausgenommen wegen Felonie, Hochverrath oder Geſetzübertretung, können die Mitglieder der Verſammlung verhaftet werden. Rede und Meinung in der Sitzung iſt frei. Nicht-Mitglieder der Kammer, wenn ſie ſich während der Sitzung unanſtändig betragen, können von der Verſammlung auf 24 Stunden in's Gefängniß geſetzt werden. Jede Kammer kann eine Bill vorſchlagen, die hierauf von der andern verändert, verbeſſert, angenommen oder verworfen werden kann. Die Sitzungen ſind öffentlich, ausgenommen wenn die Mitglieder ſelbſt die Entfernung des Publikums verlangen. Eine Kammer kann ſich ohne Einwilligung der andern nicht länger als auf zwei Mahl 24 Stunden vertagen. Im Fall die Stelle eines Senators oder Repräſentanten erledigt wird, beruft der Gouverneur zu Wiederbeſetzung derſelben ſogleich das Wahlcollegium zuſammen. Kein Mitglied der Verſammlung kann zu einer öffentlichen Stelle ernannt, und die Emolumente, die ſie zuvor bezogen, können während ihrer Amtszeit nicht erhöht werden.

Das Recht der Anklage ſteht der Repräſentanten-Kammer zu, und, um es ausüben zu können, wird die Mehrzahl ſämmtlicher Stimmen erfordert. In Staats-Criminal-Sachen iſt der Senat competenter Gerichtshof, und zur Verurtheilung wird eine Majorität von 2/3 erfordert. Alle Angeſtellten können wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt angeklagt werden, und ſind entſetzbar unter den von dem Geſetz vorgeſchriebenen Bedingungen.

Die höchſte Executiv-Gewalt iſt einem Gouverneur übertragen, der auf zwei Jahre von ſämmtlichen Wählern des Staats erwählt wird. Im Laufe von acht Jahren kann derſelbe nur zwei Mahl erwählt werden. Candidaten zu dieſer Stelle müſſen 30 Jahre alt, Bürger der vereinigten Staaten, und vier Jahre lang im Staate anweſend geweſen ſeyn. Im Fall des Todes, der Abſetzung oder der Verhinderung, wird ſeine Stelle proviſoriſch durch den Redner der Repräſentanten-Kammer verſehen. Dem Gouverneur ſteht das Recht des Strafaufſchubs oder der Begnadigung zu, nachdem ein Urtheil ergangen iſt; ausgenommen im Fall die Anklage durch die Kammer ſelbſt geſchehen wäre. Er hat ferner das Recht, die während der Sitzung erledigten Stellen zu beſetzen mit Perſonen, deren Funktion erloſchen iſt; in außerordentlichen Fällen die Kammern zuſammen zu berufen; ſie zu vertagen ſo lang es ihm gut dünkt, nur nicht über den jährlichen Sitzungs-Termin hinaus; allen Funktionären der vollziehenden Gewalt Berichte in Staatsangelegenheiten abzufordern. Der Gouverneur iſt Oberbefehlshaber der See- und Landmacht und der Miliz des Staats; ausgenommen wenn ſie zum Dienſt der vereinigten Staaten berufen ſind. Alle Ausfertigungen geſchehen unter ſeiner und des Staatsſekretairs Unterſchrift.

Letzterer wird von beiden Kammern auf drei Jahre ernannt. Der Gouverneur hat für die Vollziehung der Geſetze Sorge zu tragen, den Kammern die ihm nöthig ſcheinenden Maßregeln vorzuſchlagen, und ihr von Zeit zu Zeit über den Zuſtand des Staats Bericht zu erſtatten.

Sklaverei und Leibeigenſchaft ſind durch die Conſtitution für immer abgeſchafft, dergeſtalt, daß ein Sklave, der den Boden des Staats betritt, frei wird, doch ohne Wahlfähigkeit zu erlangen.

Kirchen-Verfaſſung. Nach der Conſtitution des Staats „hat jeder Menſch das Recht den Allmächtigen auf „diejenige Weiſe zu verehren, die ihm die beſte ſcheint. Keine „menſchliche Gewalt iſt berechtigt, Glaubensſätze, oder einen „Cultus vorzuſchreiben. Niemand kann gezwungen werden zu „Erbauung oder Unterhaltung von Tempeln oder zu Beſuchung „irgend eines Gottesdienſts.“

Von Seiten des Staats iſt der 29ſte Theil ſämmtlicher Ländereien zu Beſtreitung der Kirchenbedürfniſſe vorbehalten. Dieſes Land wird je auf 29 Jahre verpachtet, und der Ertrag unter ſämmtliche Kirchen zu gleichen Theilen ausgetheilt.

Gerichts-Verfaſſung. Die *richterliche* Gewalt geht von der *geſetzgebenden* aus. Dieſe ernennt den oberſten Gerichtshof und die Grafſchaftsgerichte. Der oberſte Gerichtshof beſteht aus drei Richtern, die ſieben Jahre lang im Amte bleiben, und gehalten ſind, jährlich in jeder Grafſchaft das Aſſiſengericht zu halten. Dieſes Tribunal richtet, ohne Appellation über Verbrechen, worauf Todesſtrafe geſetzt iſt, und über Civil-Sachen, welche die Summe von 1000 Dollars überſteigen. Das Grafſchaftsgericht beſteht aus einem Präſidenten und drei Räthen, die auf ſieben Jahre ernannt ſind, und über alle geringern Vergehen und Civil-Sachen richten. Wenn es ſich von Grundbeſitz handelt, oder der ſtreitige Gegenſtand die Summe von 1000 Dollars überſteigt, ſitzen ſie mit dem Oberhof zu Gericht.

Die Mitglieder des Oberhofes ſind von Amtswegen verpflichtet, für die öffentliche Ruhe und Ordnung im Staate Sorge zu tragen. Dieſelbe Verpflichtung hat der Präſident des

Grafſchaftsgerichts in ſeinem Bezirk. Die Richter können während ihrer Amtszeit keine andere Stelle bekleiden, und keine Belohnung oder Entſchädigung empfangen, als die ihnen geſetzlich bewilligt iſt.

Die Gerichtsſchreiber werden von dem Gerichtshof auf ſieben Jahre ernannt, und können von denſelben wegen Dienſtnachläſſigkeiten ꝛc. entlaſſen werden.

Die Friedensrichter werden von den Wahlmännern des Cantons ernannt. Ihre Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich bis zur Summe von 70 Dollar; höher nur mit Einwilligung der Partheien. Sie haben außerdem die Verpflichtung, den Gerichtshöfen die Verbrecher herbeizuſchaffen.

In jeder Grafſchaft wird ein Sheriff von den Wahlmännern auf zwei Jahre erwählt. Die Beamten der Städte und Diſtrikte werden von den Einwohnern auf Ein Jahr ernannt. Die Schatzmeiſter und Auditeure der Grafſchaften ernennt der geſetzgebende Körper auf 3 Jahre.

Es verſteht ſich, daß in Civil- wie in Criminal-Sachen die gerichtlichen Urtheile in Gemäßheit der Verdikte der Geſchwornengerichte abgefaßt werden müſſen.

Auflagen. Zur Friedenszeit wird von hundert Morgen Acker bezahlt: in der erſten Klaſſe ein Dollar 20 Centimes, in der zweiten Klaſſe ein Dollar, in der dritten 60 Centimes.

An jährlichem Gehalt bezieht der Gouverneur 1000 Dollars, Oberrichter 1000 Dollars, Präſident des Grafſchaftsgerichts 800, Staats-Sekretär 500, Auditeur 750, Schatzmeiſter 450.

Die Mitglieder des geſetzgebenden Körpers beziehen während der Dauer der Seſſion 2 Dollars Taggeld, und je auf 20 Meilen für Reiſekoſten 2 Dollars.

Militär-Verfaſſung. Die Miliz iſt in Diviſionen, Brigaden, Regimenter, Bataillone und Compagnien eingetheilt. Die Capitaine und Lieutenants werden von den milizpflichtigen Bürgern des Diſtrikts, die Majore von den Capitainen und Lieutenants — die Oberſten von den Majoren und den übrigen Offizieren abwärts — die Brigade-Generale von den Oberſten und den übrigen Offizieren abwärts erwählt. Die General-Majore und General-Quartiermeiſter ernennt der geſetzgebende

Körper, und der Gouverneur den General-Adjutanten. Jährlich iſt 6 Tage allgemeines Exercitium, zwei Tage im Frühling und vier Tage im Herbſt.

In Folge des offiziellen Berichts war der Stand der Kriegsmacht dieſes Staats im Jahr 1815 — 46,832 Mann, nämlich: Generalſtab 598, Infanterie 42,045, Artillerie 205, Kavallerie 1,331, Karabiniers 2,653.

Munizipal-Verfaſſung. In Städten und Dörfern befinden ſich Maire, Aſſeſſoren, Gerichtsſchreiber und Schatzmeiſter, von den Einwohnern auf beſtimmte Zeit erwählt, und beauftragt, die Geſetze und Verordnungen zu vollziehen und mit Einwilligung ihrer Bürger die Gemeindebedürfniſſe auf das liegende Eigenthum auszuſchlagen, welche Steuer jedoch ein halbes Prozent nicht überſteigen darf.

In jedem Diſtrikt werden drei Diſtriktsbeamten mit mehrern Subalternen auf Ein Jahr erwählt, um die Diſtrikts-Auflagen auszuſchlagen und einzuziehen, für die Armen des Diſtrikts, für Straßen und Brücken zu ſorgen, die Geſchwornen-Liſten zu entwerfen und überhaupt die Geſchäfte und die Polizei des Diſtrikts zu führen.

In jeder Grafſchaft werden alle drei Jahre drei Grafſchafts-Beamte gewählt, um die Grafſchafts-Verwaltung zu führen, und die Grafſchafts-Auflagen umzulegen und einzuziehen.

(Fortſetzung folgt.)

Saint-Ronan's Brunnen von Walter Scott.

(Beſchluß.)

(Viertes Kapitel. Der Thee.) Alle Honoratioren von St. Ronan vereinigten ſich bei der eintretenden, ſchlimmen Jahreszeit bei Lady Penelope zu gemeinſamer Unterhaltung. Auch der Reiſende Touchwood fand ſich in dieſer Geſellſchaft ein. Mowbray konnte ſeine Stimmung nicht verbergen. Dazu kam noch, daß er erfuhr, daß man über die Unſchuld ſeiner Schweſter hie und da zweideutige Reden fallen laſſe. Sie rührten von Lady Penelope her. Mowbray eilte in einer ſchrecklichen Stimmung fort. Es hatte ihn Touchwood vergebens aufzuhalten geſucht, der ihm über manches wichtige Aufſchlüſſe geben wollte. (Fünftes Kapitel. Der Kampf.) In ſtockfinſterer Nacht und in beſtändigem Galopp hatte Mowbray den gefährlichen Weg von St. Ronan's Brunnen nach dem Schloſſe Shars gemacht. Er eilte in das Zimmer ſeiner Schweſter und brach in wilde Klagen aus. Vermögen, Ehre, Ruf, alles ſey dahin. Mowbray's Leidenſchaften, ohnehin unbezähmbar, waren durch die Weine, den nächtlichen Ritt, und den Verluſt im Spiele noch mehr geſteigert worden. Er verlangte Aufklärung von ſeiner Schweſter über ihre hartnäckige Weigerung, ſich zu verheirathen, und verſchwieg nicht, was man gegen ihre Ehre munkle. Es kam zu einem fürchterlichen Auftritte darüber. Er mißhandelte ſeine Schweſter und ſchleuderte ſie weit von ſich, daß dieß ohne Schaden war, verhinderte ein Seſſel, der zufällig hinter ihr ſtand. Er drohte ſie zu ermorden. „O, mein Bruder, rief Klara, ſage, daß es nicht deine Abſicht war, mich zu ſchlagen. Mag das Urtheil noch ſo ſchrecklich ſeyn, das über mich ausgeſprochen wird, ſey Du nicht ſein Vollſtrecker! Das wäre zu grauſam; es wäre wider die Natur. Wir beide ſind ja allein auf dieſer Welt!" Mowbray war etwas ruhiger geworden. Er warf den Hirſchfänger in den Hof hinab; drang aber bald mit neuer Heftigkeit in ſeine Schweſter, dem Lord Etherington ihre Hand zu reichen. Die hülfloſe Klara mußte halb und halb ihr Wort geben, um die Wuth des Bruders zu beſänftigen und ihn von einer Gewaltthat abzuhalten. Er begleitete ſie in ihr Schlafgemach. Der Weg führte durch eine lange Gallerie, deren Wände die Ahnenbilder des Hauſes ſchmückten. Der Mond hatte ſo eben ein dichtes Gewölke durchbrochen, das einen Sturm anzukündigen ſchien. Ein heller Schimmer fiel auf die zwei letzten Sprößlinge dieſer alten Familie, die Hand in Hand wandelten. Man hätte ſie für Geiſter halten mögen zweier alten Vorfahren, die jetzo in der Stille der Nacht die Gallerie durchzogen, wo ihre Bilder thronten. Beider Seelen waren von gleichen Gedanken beſtürmt. Aber indem ſie einen flüchtigen Blick auf die altergrauen Bilder warfen, fiel es keinem bei, wie nahe eine ſolche Kataſtrophe ihrem Hauſe bevorſtehe. Mowbray verließ die Schweſter an der Thüre ihres Schlafgemachs. (Sechſtes Kapitel. Ein Verwandter.) Als er von ſeiner Schweſter zurückgekommen war, fand er Touchwood in dem Saal. Sein Erſtaunen war groß, wurde aber noch größer, als dieſer ſich als Verwandter des Hauſes ankündigte. Er erzählte hierauf das ganze Verhältniß zwiſchen Klara und Tyrrel, und durch welchen Schurkenſtreich die Liebenden ſo ſchrecklich ſeyen getäuſcht worden, wie er mit dem Handelshauſe in London in Verbindung ſtehe, wo der alte Etherington ſeine Papiere niedergelegt, und er in voller Kenntniß über alles ſey, wie er Tyrrel in Smyrna getroffen und ihn mit Geld unterſtützt, und in der Abſicht nach St. Ronan gekommen, um die Intriguen dieſes Valentin Bulmer, der ſich Lord Etherington nenne, zu hintertreiben, wie er deſſen Kammerdiener Solms gewonnen, einen durchtriebenen Spitzbuben, das Hauptwerkzeug Bulmer's, wie alles darauf angelegt geweſen, den Mowbray zu hintergehen und Klaren ins Unglück zu ſtürzen. Man kann ſich Mowbray's Seelenzuſtand bei dieſer Erzählung denken. Beide verabredeten die Maaßregeln, die in dieſer Lage der Dinge am geeignetſten ſeyn mochten, die Ruhe und das Glück des Hauſes Mowbray wieder herzuſtellen. (Siebentes Kapitel. Das Verſchwinden.) Mit ganz andern Empfindungen erſchien Mowbray am folgenden Morgen vor dem Schlafzimmer Klarens, die länger als gewöhnlich der Ruhe zu pflegen ſchien. Klara war fort. Alle Nachforſchungen waren vergeblich in der Umgegend des Schloſſes. Endlich fand man eine Spur, die die Vermuthung zur Gewißheit ſteigerte, daß ſie den Weg nach dem alten Dorfe St. Ronan genommen haben müſſe. Von Gewiſſensbiſſen gefoltert eilte ihr Laird Mowbray nach. (Achtes Kapitel. Kataſtrophe.) Die arme Klara hatte kein anderes Mittel geſehen, der verhaßten Verbindung mit Etherington zu entgehen, als die Flucht. Ihre Kräfte trugen ſie zu einer Hütte, wo Hanna Irwin von Reue gefoltert, im

Todeskampfe lag. Man wies ſie ab. Auch hatte Valentin Bulmer das unglückliche Geſchöpf, den einzigen Zeugen ſeiner Bosheit, aus der Gegend wegſchaffen laſſen. Man hatte Hanna in das Pfarrhaus gebracht. Denn Solms war jetzo im Intereſſe des alten Touchwood. Dieſe beiden, Hanna und Solms, wußten allein um den Betrug, der Klaren in Etherington's Hände liefern ſollte. Touchwood wollte den Laird Mowbray von allem überzeugen; darum wurde Hanna ins Pfarrhaus geſchafft, wo ſie das Geſtändniß der Verbrechen ablegen ſollte, die Valentin Bulmer begangen. Dieß wurde nun vom Schickſal vereitelt. Als Klara in das alte Dorf gekommen war, ſah ſie nur noch im Pfarrhaus ein Licht brennen. Sie folgte dem freundlichen Schimmer. Dort rang Hanna mit dem Tode. Sie wünſchte nur Klaren noch einmal zu ſehen, um ihre Verzeihung zu flehen. Da öffneten ſich die Vorhänge des Bettes, und Klara, blaß wie der Tod, ſtand vor ihr, und vergab der Sünderin, die bald den Geiſt aufgab. Klara hatte kaum noch ſo viel Kraft, daß ſie das Wirthshaus der Miſtreß Dods erreichen konnte, die ſo eben ins Pfarrhaus zur Kranken gerufen worden. Die Mägde machten Lärmen; da eilte Tyrrel herbei. Welch ein Anblick für ihn! Man brachte Klaren zu Bette. Trotz aller angewandten Sorgfalt war das fliehende Leben nicht mehr zurück zu rufen. Tyrrel war in Verzweiflung bei der Nachricht ihres Todes. Er eilte fort. Unterwegs begegnete ihm Touchwood. Wohin, Tyrrel? rief dieſer. „Zur Rache, war die Antwort. Laſſen Sie mich, ich bin außer mir.“ Die Rache gehört Gott, ſagte der Alte. Der Schuldige iſt gefallen. Mowbray, der ihm begegnete, hat ihn getödtet. (Neuntes Kapitel. Schluß.) Als Mowbray der Spur ſeiner Schweſter nacheilte, hörte er die Stimme Etheringtons und anderer, und erinnerte ſich einer Wette, die er mit dieſem eingegangen. Das Rachegefühl ſpornte ihn. Er beleidigte Etherington auf eine Weiſe, daß dieſer Schimpf nur mit Blut abgewaſchen werden konnte. So fiel Etherington im Duell. Mowbray und ſein Sekundant Mac Turk entwichen nach London und von da nach Spanien, wo ſie für die Freiheit gegen die Franzoſen fochten. Was aus Tyrrel geworden, weiß man nicht. Das Hotel und die glänzenden Geſellſchaften, welche ſo viele Jahre ſich um den Geſundbrunnen verſammelt, verſchwanden, und St. Ronan verſank in ſeine alte Dunkelheit.

Wer einmal einen berühmten Namen und die Theilnahme der großen Leſewelt ſich erworben, darf ſicher ſeyn, daß er ſeinen Poſten nicht ſo bald verliert, wenn er auch den Erwartungen nicht immer entſpricht, es müßte denn ein ähnliches Geſtirn ſich neben dem alten erheben und daſſelbe verdunkeln. Wenn es aber eine Pietät gegen ehrwürdige Namen gibt, ſo darf dieſelbe keineswegs gegen Erzeugniſſe gefordert werden, die derſelben unwerth ſind; denn auch im Reiche der Aeſthetik thront ein unerbittliches Gericht. Wir haben den Inhalt vorliegenden Romans treu gegeben, daß man das Fortſchreiten der Handlung, die Verwickelung und endliche Auflöſung genau überſehen mag. Es iſt bekannt, daß Walter Scott den Schauplatz ſeiner Romane in wirkliche Gegenden verlegt und die Handlung an hiſtoriſche Perſonen knüpft. Auch hier iſt es geſchehen. Allein das, wodurch er bei uns mit Recht ſo beliebt geworden, ſeine romantiſchen Naturgemälde, und ein gewiſſer unausſprechlicher Zauber, den er über ſeine Landſchaften auszugießen weiß, jene Einfalt und Innigkeit der Schottiſchen Welt, vermiſſen wir hier; die Beſchreibungen ermangeln der Friſche und des Farbenglanzes. Die Handlung ſelbſt, viel zu weit ausgeſponnen, iſt nicht von Unwahrſcheinlichkeiten frei; denn es iſt ſchwer zu glauben, daß aus dem län[illegible]rſehnten Augenblicke, wo die Herzen auf ewig verbunden werden ſollen, die Braut einen untergeſchobenen Bräutigam nicht erkennen ſollte. Freilich muß ein Autor, von dem ſchon bereits 76 Bände erſchienen ſind, und der wieder einen neuen Roman ankündiget unter dem Titel: Die Belagerung von Ptolemais, hie und da mit ſeinen Perſonen in Verlegenheit kommen, zumal wenn ihn andere Muſen, als die heiligen Neun, zu ſeinen Hervorbringungen begeiſtern. Das Unglück will es dann, daß er um der Mannigfaltigkeit willen ſich auf Felder wagen muß, wo ſein Genius ſich nicht heimiſch fühlt. So gebraucht er in dieſem Roman weit häufiger die dialogiſche Form, in der er ſich keineswegs frei zu bewegen vermag. Bei dem allen muß man den Magen der Deutſchen bewundern, der von inländiſchen Erzeugniſſen nicht geſättiget, begierig nach fremder Koſt haſcht, ſo grob ſie ſeyn mag. Unſere ſchlagfertigen Ueberſetzer erweiſen in der That Walter Scott ſelber wenig Ehre, indem ſie auch die Broſamen von der Tafel des Reichen uns vorſetzen, ohne zu bedenken, daß Ueberfülle endlich Ekel und Langeweile erzeugt. In einer Zeit, wo alles einem Gotte fröhnt, mag das Streben, einen wohlbegründeten Ruhm und die Verehrung aller Verſtändigen bis ans Ende unverändert zu erhalten, als thöricht und lächerlich erſcheinen. Heiliges und Profanes wird zuſammen geworfen und das Szepter der Mode maaßt ſich auch das Gebiet des Schönen an. Die Klage vieler iſt daher weder übertrieben, noch ungerecht, daß die Prieſter ſelbſt das Heiligthum zerſtören und feile Götzendiener werden. Wer wollte auch gegen den Strom ſchwimmen?

Die Tante,

von Johanna Schopenhauer.

(Beſchluß.)

Ueberſehen wir nun alle dieſe Begebenheiten, ſo finden wir, daß ſie, wie es auch in einem Roman ſchicklich iſt, in einer einzigen ihre Quelle haben, nämlich in dem gemeinen Betragen Anna's bei jener erſten Abendgeſellſchaft. Hierin liegt der Stein zum Ganzen. Aber dieſer Stein iſt faul und kann nur eine kränkliche Pflanze hervorbringen. Einmal iſt die ganze Scene unſinnig, völlig unmotivirt, bei den Haaren herbeigezogen und ſteht durchaus in keinem Verhältniß zu dem Eindruck der Ehrfurcht und Liebe, welchen die Tante gewähren ſoll. Sodann iſt ſie in ſich ſo nichtswürdig und gemein, ſo aller Poeſie widerſtrebend, daß ſie an jedem Orte überflüſſig ſtünde, aber vollends gar nicht werth iſt, einen ganzen Roman zu motiviren. Jedes Unglück, ſelbſt jeder andere Fehler Anna's, wenn ihm nur eine poetiſche Seite abzugewinnen geweſen wäre, hätte paſſender jene erſte Liebe trennen und die Handlung einleiten können, als dieſe gemeinſte aller Gemeinheiten.

Der zweite Wendepunkt, durch den die Handlung fortſchreitet, oder die Flucht Alberts, iſt ein wenig pikanter, aber ganz eben ſo äußerlich gezwungen und innerlich gemein. Wie kann ums Himmelswillen eine ſittliche Frau, die ſelber allen Männern den Wahlſpruch: Und wer erfahren will, was ſich geziemt, der frage nur bei edlen Weibern an! an den Hals wirft, eine ſolche Entſcheidung, wie die Albert's, nur denken, geſchweige billigen, erzählen, ausmalen? Man merkt aber freilich wohl auch aus andern Zeichen, daß ſie in der Nähe des Mannes lebt, der die Wahlverwandtſchaften geſchrieben. Es iſt aber höchſt traurig, daß ſich heutzutage nicht nur Menſchen, die keine Ahndung von Poeſie haben, für die größten Dichtergenies geben und nehmen laſſen, ſondern auch ſolche, die gegen alle ſittliche Grazie blind ſind, für Prieſter und Prieſterinnen derſelben gehalten ſeyn wollen.

So ſehr wie die Haupthandlungen ermangeln auch die nebengeordneten des Romans bequemer und natürlicher Motive. Erkennen und Nichterkennen, Trennen und Wiederfinden laſſen überall die Fäden und Stricke ſehen, an welchen die Hand der Meiſterin von oben ihre Puppen lenkt. Mit dem natürlichen Sohne aber ſcheint dieſe Hand zuletzt von ſelber herunter zu plumpen. Nicht nur ganze Charaktere, ſondern auch ganze Verhältniſſe ſind Plagiate. Würdige altjungfräuliche Perſonen, wie die Tante, haben ſchon öfters in deutſchen Romanen Platz genommen, und eben ſo ihr hülfreiches Walten über junge Liebesperſonen. Die Tanten ſind hierin ſeit einiger Zeit nur an die Stelle der Onkels getreten, die früher beſonders in den Lafontainiſchen Romanen ihr goldgefülltes Zauberſtäbchen geſchwenkt. Zuweilen ſcheint es uns, als habe die Verfaſſerin bei den Bekenntniſſen ihrer Tante an die der bekannten ſchönen Seele in Göthes Meiſter gedacht. Das Verhältniß des Kleebornſchen Hauſes zu den beiden Freiern iſt uns ſchon in einer Menge älterer Romane aufgeſtoßen. Namentlich aber erinnern wir uns dabei an eine der wenigen guten Erzählungen in den Erheiterungen, der todte Gaſt genannt, der aber lebendiger iſt, als die berühmte Tante. In der Angelika hat die Verfaſſerin Göthes Mignon nachzubilden ſchwach geſtrebt. Sogar die Lieder und die Harfe dazu ſind nicht vergeſſen.

Die Charaktere des Romans ſind theils gemein, theils allgemein. Die originell ſcheinen könnten oder wenigſtens einen eigenthümlichen Ausdruck haben, ſind gemein; die edlen ſind dagegen nicht originell und nicht einmal individuell aufgefaßt, ſondern ganz allgemeine Tugendſpiegel, in die neueſten Pariſer Moden eingeſargte Moralſyſteme.

Auf die Tante wirft jene erſte Szene einen unvertilgbaren Flecken. Sie hätte ſchlechter handeln können, und wir würden es ihr verzeihen, ihre Reue, ihre ſpätere Tugend würde dadurch vielleicht noch mehr gehoben worden ſeyn. Aber ſie hat klein und gemein gehandelt, und das kann ihr die Poeſie niemals verzeihen. Schlechte Handlungen vertragen ſich mit der Poeſie, aber niemals die gemeinen, wenn auch im Leben eher das umgekehrte Statt findet. Der Einfluß der Tante auf die ſpätern Begebenheiten, auf den doch, als auf etwas ſehr wichtiges, das ganze Buch hindurch aufmerkſam gemacht wird und worauf eigentlich die ganze Würde dieſer Dame und die Einheit der Handlung beruhen ſoll, erſcheint dennoch in der Wirklichkeit höchſt unbedeutend. Nicht er, ſondern ganz zufällige Ereigniſſe beſtimmen die Handlungen der übrigen Perſonen, und es würde ſich alles ſo und nicht anders haben zutragen können, wenn die Tante ſchon lange todt geweſen wäre. Der Mangel an thätigem Eingreifen der Tante wird aber durch vieles Raiſonniren derſelben über Weiber, alte und neue Zeit, Literatur ꝛc. und dadurch erſetzt, daß ihr die Erzählung der frühern Begebenheiten in den Mund gelegt iſt.

Bernhard und Raimund ſind ganz gleiche Figuren, und kaum dadurch zu unterſcheiden, daß dem einen das Maltheſerkreuz, dem andern die Elle beigegeben wird. Beide aber ſind vollkommene Tugendhelden, ohne Schatten, ohne Falten, nicht einmal mit Farben, ſondern blos mit Licht gezeichnet. Für ihre Tugend, für ihre Liebe weiß die Verfaſſerin in der Regel keine beſſern Beiwörter als unbeſchreiblich. Das iſt nun freilich nur ganz die gewöhnliche Manier der Dichterinnen und Weiber überhaupt, ihre Helden darzuſtellen. Es ſpricht ſich darin ſogar ein ſchöner Zug des weiblichen Herzens aus. Aber die Poeſie weiſet dieſe Manier von Grund aus ab. Sie duldet nur feſte Geſtalten mit ſcharf bezeichneter Eigenthümlichkeit. Vor ihrem Richterſtuhle beſteht der Ausbund aller Vortrefflichkeit Grandiſon ſchlechter als der Böſewicht Lovelace, und da dieß die Schöpferin der Tante ſelbſt eingeſteht, ſo müſſen wir um ſo mehr bedauern, daß ſie ſich doch nicht darnach gerichtet.

Victorine iſt als Weib ganz eben ſo Tugendheldin. Ein Mann hätte ſie uns leicht näher vor die Phantaſie und ans Herz bringen können. Ein Weib vermag das nicht. Weiber zeichnen Weiber, wenn ſie nicht geradezu ſich ſelbſt darunter darſtellen wollen, immer nur kalt.

Jene drei Tugendbilder gleichen Heiligengemälden, auf welchen ſchlechte Maler die heiligen Perſonen nur dadurch auszeichnen, daß ſie ſie in dickes Gold vermummen, während ſie nur den Nebenperſonen einigen natürlichen Ausdruck verleihen. Ein wenig mehr Farbe und Eigenthümlichkeit haben denn allerdings die Nebenfiguren unſers Romans. Alberts Schwäche iſt zwar ſehr unnatürlich, aber doch auch ſeltſam. Sir Charles iſt zwar ſtark karrikirt, aber man kann ſich doch ein Bild von ihm machen. Kleeborn iſt der bekannte alte Polterer, der ſchon viele tauſendmale in Romanen und Schauſpielen ſein Weſen getrieben. Angelika paßt mit ihrem Anklange von Romantik am wenigſten in das Kaufmannshaus. Klarenau wandelt als halbe Leiche nur ein mißbehagliches Gefühl erweckend durch die übrigen Geſtalten. Babet hat Natur, aber eine gemeine. Eine alte zahnloſe Franzöſin im Dienſte Victorinens ſpielt nur eine unbedeutende Nebenrolle und widert durch ihr Geſchwätz aufs höchſte an. Alle übrigen Perſonen ſtehn undeutlich im Hintergrunde und können nur als Statiſten gelten.

In der Anordnung erſcheint der Roman ſehr durch einander geworfen. Die zwei Theile, in die er zerfällt, oder die frühern Liebesgeſchichten Anna's und Alberts und die ſpätere Victorinens laſſen einen unſchicklichen leeren Raum zwiſchen ſich und erleiden denſelben Tadel, den jedes Drama in zwei Akten trifft. Ein wenig iſt jedoch dieſem Uebelſtande dadurch abgeholfen, daß die frühern Begebenheiten nur als Erzählung den ſpätern eingeflochten ſind. Sehr fehlerhaft iſt dagegen das lange Verweilen bei ganz unbedeutenden Szenen, bei dem fadeſten Mädchengeſchwätz und unnützen raiſonnirenden Epiſoden, da wichtigere Szenen oft nur kurz behandelt werden.

Daß faſt immer nur die Weiber unter einander reden und die Begebenheiten erzählen, während die Männer ganz im Hintergrunde ſtehn, rührt ſehr natürlich daher, weil der ganze Roman von einem Weibe geſchrieben iſt. Aus demſelben Grunde iſt überflüſſig viel von Putz, Ball und Geſellſchaften die Rede, ohne daß es zur Sache gehörte.

Die Sprache iſt gewandt, fließend, faſt immer überfließend und was man geſchwätzig nennt. Die Verfaſſerin beſitzt das trefflichſte Talent, den Strom der Worte, den andere ihres Geſchlechts nur über die Lippen bringen, auch durch die Feder zu jagen. Nur hält ſie am Kaſtaliſchen Quell eben ſo wenig Maaß, als ihre ſervilen Schweſtern am Ziehbrunnen. Das allerunbedeutendſte Geſchwätz über die allerunbedeutendſten Dinge geht viele Seiten lang fort. Wie hätten auch ſonſt die beiden Bände voll werden ſollen? Beſonders die Dialoge ſind langweilig. In den Liebesgeſprächen und Liebesbriefen wird man wieder ganz an Lafontaine gemahnt. Hier poltert der Papa; dort ſinkt die Tochter nach einer heftigen Tirade in Ohnmacht; daneben ſieht der Liebhaber feierlich deklamirend von Entſagung, Liebe und Ewigkeit. In der That, wir haben eine unbeſchreibliche Rührung in unſerm Herzen zu ſpüren geglaubt. Raimonds Reiſe gab Gelegenheit, einige romantiſche Schilderungen von felſigen Hohlwegen, Meerſturm u. dergl. anzubringen. Auch ein ſchöner Regenbogen wird bei den letzten Szenen des Wiederſehens ausgeſpannt. Das alles iſt freilich artiger, als Kranken- und Viſitenzimmer, aber ſchon ſo oft in Romanen wiedergekehrt, daß es uns am Ende ſo gleichgültig iſt, wie eine alte Theaterdekoration.

Im Style finden ſich, obwohl ſelten, einige Fehler gegen die Rechtſchreibung, die aber nur wie Muttermahle oder Schönpfläſterchen den Teint heben.

Der ganze Roman gewährt kein poetiſches Intereſſe; nicht einmal ein ſittliches, nicht einmal das Intereſſe der Neuheit. Die einzige Empfindung, die er einem gebildeten Geiſte erweckt, iſt die des Erſtaunens und Mißfallens über ſein bloßes Daſeyn. Es mag ſeyn, daß er andern gefallen hat, daß ſie ſich wenigſtens überredet, er habe ihnen gefallen. Ueber das wie und warum möchten ſie aber wohl ſchwerlich deutliche Rechenſchaft ablegen können. Es mag ſeyn, daß er in ſeiner Fadheit den Geiſt der neueſten ſchönen Literatur, dieſe ekle Nachgeburt, dieſen Altenweiberſommer, ganz in ſich konzentrirt, und darum ſo hoch angeſchlagen wird; aber dieſer Geiſt würde nicht exiſtiren, wenn er verſtanden würde. Die vornehme deutſche Leſewelt ergötzt ſich jetzt an der Poeſie nicht beſſer, als der gemeinſte Bauer an der Muſik. Jener gefällt ein fader Roman, und ſie weiß nicht warum; dieſem gefällt ein elender Schleifer, und er weiß auch nicht, warum? Die einen haben den Geſchmack verloren, die andern ihn noch nicht gefunden. Ja, verloren iſt der Geſchmack in Deutſchland oder zum All- und Ungeſchmack abgeſtumpft. Die Grazie iſt zuerſt entflohn im Sturm der Zeit. Die Reſtaurationen, die in dieſer Zeit ſo ſehr gäng und gäbe ſind, haben auch die Kunſt eine reorganiſirende Bewegung thun laſſen, und ſie iſt raſch in den Zuſtand der Kindheit zurückgeſunken, da die Weiber ſie gängeln und meiſtern müſſen.

Künſte, Erfindungen ꝛc.

Neue Art, junge Gänschen, Entchen und Hühnchen auszubruten, benebſt einigen ſtaatswirthſchaftlichen Vorſchlägen in Betreff der Geflügel-Produktion.

In einem Bericht aus England über die neueſten Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, iſt mir nichts ſo ſehr aufgefallen, als eine neue Art Entchen, Gänschen und Hühnchen auszubrüten. „Vor einigen Tagen, ſagt der Correſpondent, kam ein Mann zum Lordmajor von London, mit einem Korb in der Hand, aus welchem, ſobald er ihn niedergeſetzt hatte, ein Paar Dutzend junger Hühnchen und Entchen ganz munter und im beſtem Wohlſeyn hervor ſprangen. Dieſes Schauſpiel ſetzte den Lordmajor etwas in Verwunderung, doch ſtieg ſein Erſtaunen noch höher, als der Mann erklärte, er habe dieſe Thierchen in eigner Perſon ausgebrütet. Sie wollen wohl ſagen, verſetzte der Lordmajor, Sie ſelbſt haben die Eier unterlegt.“

„Halten Eure Herrlichkeit zur Güte, bemerkte Herr Hobler, Mitglied des Gemeindraths, das Eierausbrüten iſt neuerlich von Nationen praktizirt worden, die uns in der Civiliſation um wenig oder nichts überlegen ſind. Hab' ich nicht vor Kurzem noch die wunderliche Geſchichte von dem Hamburger Schiff und dem deutſchen Gelehrten geleſen. Gedachtes Schiff ward nämlich von einem chineſiſchen gekapert, und da die Chineſen die Mannſchaft das Brot nicht umſonſt eſſen laſſen wollten, ſo gaben ſie ihr Beſchäftigung, jeglichem nach ſeinen Kenntniſſen. Nur mit zwei Perſonen wußte man nichts anzufangen. Der eine war ein deutſcher Pandektiſt, den ſeine Collegen nach Indien geſchickt hatten, um zu ſehen, ob er dort nicht einiger alter Handſchriften habhaft werden könnte; denn es war in Deutſchland ſtark die Rede gegangen, daß in Calcutta die verloren gegangenen Edikte der Aedilen ſich vorgefunden hätten, von welchem Ereigniß ſie Wunderdinge für die deutſche Nation hofften. Der andere war, was man in Deutſchland einen Naturphiloſophen heißt, ein Mann, der ganz vernünftig ſprach, aber ſobald er die Feder ergriff, unwirſches Zeug von ſich gab *). Er befand ſich auf dem Schiff, er wußte ſelbſt nicht recht warum. Dieſen beiden Perſonagen ließ man Hoſen von Gänſefedern machen, und unterlegte ihnen ein Paar Dutzend Gänſeeier, aus welchen ſie in der üblichen Friſt eben ſo viele junge Gänschen ausbrüteten.“

Die Anekdote machte, ihrer Derbheit ungeachtet, die gravitätiſchen Herren lachen, denn die Engländer ſind bei weitem roher als die Deutſchen. Aber der Papa der anweſenden Hühnchen und Entchen proteſtirte heftig; er habe, ſagte er, dieſe Thierchen keineswegs vermittelſt der ſchon durch die deutſchen Gelehrten in Anwendung gebrachten Federhoſen, ſondern vermittelſt einer Dampfmaſchine ausgebrütet, wodurch er ohne alles Zuthun eines lebendigen Geſchöpfes, tauſend Stück Geflügel auf Ein Mahl das Leben geben könne. Er komme in der Abſicht, ſich dieſes Faktum von ſeiner Herrlichkeit und dem Gemeinderath bezeugen

---

*) Dieſer nur von der rohen Unwiſſenheit des Herrn Hoblers zeugende Ausfall auf deutſche Naturphiloſophie und Naturphiloſophen, bedarf keiner Widerlegung.

zu laſſen, da die Geſellſchaft der Künſte für jede nützliche Erfindung eine Belohnung von 100 lb. verheißen habe, worauf er Anſpruch mache.

Der Lordmajor erwiederte ihm: „daß er die Nützlichkeit der Erfindung noch nicht einſehe, denn im Grund genommen, komme ſeine Erfindung eigentlich blos den Bruthennen und Brutgänſen zu gut, die dadurch ihres Brutgeſchäftes überhoben würden. Dem Menſchen könne es ganz gleichgültig ſeyn, ob das junge Geflügel durch eine Dampfmaſchine oder auf die alte Weiſe zu Tage gefördert werde.“

„Dieſes oberflächliche Raiſonnement wurde aber von dem Erfinder durch die einzige Bemerkung niedergeſchlagen, daß die Hennen, Gänſe und Enten, die zuvor der Brut obgelegen, nun nach Anwendung ſeiner Maſchine ſich ganz dem Geſchäft des Eierlegens widmen können.“

„Dem Erfinder, bemerkt mein Correſpondent, kann bei ſolcher Geſtalt der Sachen der von der Societät der Künſte ausgeſetzte Preis nicht wohl entgehen. Doch iſt es ſehr zweifelhaft, daß bei der in Deutſchland herrſchenden Abneigung gegen allen fabrikmäßigen Betrieb. die Dampfbrut-Maſchine dort großes Gluck machen werde. Dagegen möchte es verdienſtlicher ſeyn, wenn ſie Ihre vaterländiſchen Staatswirthe auf die von Herrn Hobler in Anregung gebrachten Federhoſen aufmerkſam machen wollten, welche bei der bekannten Vorliebe Ihrer Landsleute für vaterlandiſche Erfindungen, und bei ihrer Abneigung gegen alles Fremde auch ſchon darum größeres Glück bei Ihnen machen wird, weil ſie, wie aus der Hobleriſchen Erzählung hervorgeht, gewiſſermaßen als eine deutſche Erfindung zu betrachten iſt.“

„Ich leſe in öffentlichen Blättern, fährt mein Correſpondent fort, daß man über einige Akademien der Wiſſenſchaften die Klage führt, ſie widmen ſich allen andern Dingen mehr als den Wiſſenſchaften, und daß man ihnen deswegen die Auflage gemacht hat, Preiß-Fragen, welche nicht genügend beantwortet würden, ſelbſt zu beantworten, eine Anordnung, die ſie hoffentlich in Aufſtellung der Fragen vorſichtiger machen, und ihnen jenes alte Sprüchwort von dem Einen Narren, der allein mehr fragen kann, als zehn Weiſe zu beantworten im Stande ſind, in Erinnerung bringen wird. Wie wäre es aber, wenn überdies jedem dieſer Akademiker ein Paar Federhoſen angeſchafft, und wenn von der Akademie jährlich einige General-Bruten abgehalten würden. Da die Herren bei Verluſt der Jungen keinen Augenblick den Fauteuil verlaſſen dürften, ſo würden ohne Zweifel im Lauf einer einzigen Brut eine Menge der ſchwierigſten Fragen aus bloßer Langeweile gelöſt werden, während die Tafeln der Hauptſtädte mit dem ſchönſten jungen Geflügel verſorgt würden, und dies zu einer Zeit, wo die von den natürlichen Eltern erzeugte Brut längſt vergriffen wäre. Denn die Akademiker würden ohne Zweifel die kalte Jahrszeit zu dieſem Geſchäft verwenden, und nach wie vor die ſchöne Jahreszeit mit Luftreiſen und Badekuren verbringen.“

„Ich erſtaune über die Wichtigkeit meines Vorſchlags, ſchließt mein Correſpondent ſeinen Bericht, wenn ich mir die Möglichkeit vorſtelle, daß dieſe neue Ordnung der Dinge überall eingeführt werden könnte, wo nur immer Seſſionen gehalten werden. Denken Sie ſich, welche Beförderung der Geſchäfte, welche Gründlichkeit in den Berathungen, welche Erſparniß an Diäten, und welche Maſſe von jungem Federvieh daraus hervorgehen müßte. Wie mancher könnte bei ſeiner Nachhauſekunft jene Vorlauten, die ſich immer nach Reſultaten zu erkundigen pflegen, tief beſchämen, wenn er ſeinen Committenten einen Korb voll eigenhändig ausgebrüteter junger Hühnchen oder Gänschen mit nach Hauſe brächte.“

— Lord Camden, da er Oberrichter war, beſuchte den Lord Dacre auf ſeinem Landſitz zu Alveley. Während dieſes Beſuchs ging er einmahl mit einem Gentleman ſpatzieren, der immer ſehr zerſtreut war. Sie kamen zu dem Ort, wo die Uebelthäter in den Stock geſperrt wurden. Den Oberrichter kam die Luſt an, einmahl zu verſuchen, was an dieſer Strafe ſey, und er erſuchte ſeinen Begleiter, ihm zu dieſem Verſuch behülflich zu ſeyn. Dieſer that's. Kaum ſaß aber der Lord im Stock, ſo nahm jener ein Buch aus der Taſche und ging leſend nach Hauſe, ohne weiter an ſeinen im Stock ſitzenden Freund zu denken. Als dieſer des Stockſitzens müde war, ſchrie er dem Freund, aber vergeblich. Ein Landmann kam des Wegs, der Lord erſuchte ihn ebenfalls, ſich ſeiner anzunehmen, aber der böſe Landmann meinte, er ſollte den Verſuch nur erſt recht gründlich machen, und ließ ihn ſitzen. Endlich ward er von einem Bedienten aus dem Hauſe des Lord Dacre erlöst. Einige Zeit nachher präſidirte der Lord den Gerichtshof, als ein Magiſtrat wegen willkürlichen Einſperrens in den Stock angeklagt war. Der Advokat des Angeklagten wollte das Einſperren in den Stock als eine Geringfügigkeit darſtellen; jedermann weiß, ſagte er, daß das Stockſitzen nicht einmahl eine Strafe iſt. Der Lord Oberrichter ſtand bei dieſen Worten von ſeinem Sitze auf, und fragte, ſich über die Lehne beugend, den Advokaten halb leiſe: Seyd Ihr auch ſchon im Stock geſeſſen, Herr Bruder? — Nein, wahrlich, nein, Milord — Aber ich, ſagte der Oberrichter, und ich verſichre Euch, Herr Bruder, es iſt kein ſolcher Spaß, wie Ihr da meint.

— „Dutch-Concert, ein Concert, wo jeder ein anderes Lied ſingt.“ Siehe Engliſch-Deutſches Wörterbuch von Ebers.

— Franklin, der größte Nordamerikaniſche Staatsmann, war ein Buchdruckerjunge, der Schottiſche Mathematiker Simpſon ein Weberjunge, und Herrſchel, der größte Aſtronom, ein Pfeifferjunge in der Armee.

— Die Metzger in Gent ſind in zwei Klaſſen eingetheilt, die kleinen Metzger, die kleines Vieh, wie Kälber, Schafe ꝛc. und die großen Metzger, welche das große Vieh ſchlachten. Als einſt Napoleon die Stadt beſuchte, errichteten ihm die kleinen Metzger einen Triumphbogen mit der Inſchrift: „Les petits bouchers de Gand à Napoleon le Grand.“ Man hat nicht gehört, daß Napoleon den Witz mit großem Beifall aufgenommen hätte.

— Die Erzählungen, die man von der ungeheuren Menge der wilden Tauben in Nordamerika hört, könnten leicht für Münchhauſiſche Erfindungen gelten, wenn nicht die glaubwürdigſten Reiſenden damit übereinſtimmten. In Ober-Canada, erzählt Herr Harviſon, wird oft die Luft verdunkelt von der ungeheuren Menge wilder Tauben, ſo daß man mit Einem Schuß zwanzig bis dreißig Stück ſchießen kann. Und Herr Wilſon berichtet, in den vereinigten Staaten werden ſie häufig zur Landplage, indem ein einziger Flug eine

Strecke Landes von vierzig Meilen in der Länge und fünf in der Breite zum Brutplatz mache. Im Ohioſtaat ſah Herr Wilſon einen Flug, der, ungefähr eine Meile breit, vier ganze Stunden lang, über ſeinen Kopf weg zog. Herr Wilſon nimmt an, daß in einer Minute ein Strich Tauben von einer engliſchen Meile Länge über ihn weggeflogen, daß alſo der ganze Flug 240 Meilen lang, und mäßig berechnet 2,230 Millionen Tauben ſtark geweſen ſey.

— Wie conſequent der Prieſtergeiſt in ſeinem Fache iſt, mag folgende Anekdote zeigen. Als Chriſtoph Beaumont, Erzbiſchof von Paris, der Moliniſt, auf den Einfall kam, dieſelben Waffen gegen die Janſeniſten zu gebrauchen, die einſt der Kardinal Noailles gegen die Moliniſten angewandt, nämlich den Geſunden und Sterbenden das Abendmahl nur auf ein Certificat zu reichen — ließ er gleich ſeine Befehle an die ganze Cleriſei in Frankreich ergehen. Er wollte den Hof verwirren, und das Aergerniß war ſo groß, daß das Parlament endlich durch einen Schluß befahl, den Geſunden und Sterbenden das Abendmahl ohne Certificat zu reichen. Villeneuf, Erzbiſchof von Montpellier, entſchiedener und verſchmitzter als alle ſeine Mitbrüder, ſuchte ſich gegen den Schluß des Parlaments auf folgende merkwürdige Weiſe zu decken. Ein ſterbender Prieſter forderte das Viaticum, und was dazu gehört. Der Erzbiſchof, um es mit beiden Mächten nicht zu verderben, ſchickte ſeinen Großvikar nach allen Kirchen, mit dem Befehl, alle Hoſtien ſo geſchwind als möglich zu verzehren. Der treue Diener leerte auch wirklich alle Ciboria aus. Die Mahlzeit bekam ihm aber ſo übel, daß er eines plötzlichen Todes ſtarb. Als man ſeinen Leichnam öffnete, fand man einen feſten Klumpen Teig in ſeinem Magen. Vielleicht ſtörte ſein Gewiſſen die Verdauung. Wir enthalten uns jeder weitern Bemerkung, was wir aber erzählen, iſt unbeſtreitbare geſchichtliche Thatſache.

— Als die Jeſuiten Newtons Naturphiloſophie herausgaben, ſagten ſie in der Einleitung: „Newton geht von der Vorausſetzung aus, daß ſich die Erde bewege. Wir ſind nun freilich nicht im Stande, die Erſcheinungen auf eine andere Weiſe, als wie der Autor thut, zu erklären. Wir ſind demnach gezwungen worden, eine uns ganz fremde Meinung anzunehmen, und erklären hiemit, daß wir den Decreten, welche die Päbſte gegen die Bewegung der Erde erlaſſen haben, uns völlig unterziehen.“ Wie lange wird es noch anſtehen, bis von den Jeſuiten die menſchliche Vernunft ſolch ein hypothetiſches Privilegium erhält, ſich um ihre eigne Axe zu bewegen?

— Büffon ſetzt das Genie in die Patience. Geduld iſt ihm das Weſen des Genies. Jetzt erklärt ſich's, warum in unſern Tagen die Genies ſo häufig ſind. Es fehlt wohl keinem Menſchen an Uebung der Geduld, und die gemeinſten Menſchen werden bereits genöthigt, Genies zu werden. Es gibt ganze Völker von Genies. Das iſt wohl der Gipfelpunkt der europäiſchen Kultur.

Voltaire und Rouſſeau.*)

Die ſchönen Ufer des Genferſee's ſind faſt zur klaſſiſchen Gegend geworden durch ſo viele ausgezeichnete Geiſter, die ſeit Calvin, wenigſtens für eine Zeit lang, ihren Aufenthalt daſelbſt genommen und einen Theil ihrer unſterblichen Werke dort ausgearbeitet. Allein von allen Aufenthaltsſtätten, die je ein hoher Genius bewohnt, iſt das alte Schloß Ferney, unſcheinbar von außen, eine der intereſſanteſten. Kein Ortsname irgend eines Schriftſtellers iſt ſo innig mit ſeinem Eigenthümer verflochten, als Ferney mit Voltaire. Vom Schloß Ferney ſind alle die intereſſanten Briefe datirt, welche ſeit dem Tode des Verfaſſers, gleich den zerſtreuten Gliedern des Oſiris, ſind geſammelt worden. Wenn ſeine Schüler ihn freundſchaftlich auszeichnen wollen, heißt er ihnen nur der Patriarch von Ferney. Mit einem Worte, Ferney iſt dem Ohre ſeiner Bewunderer eben ſo vertraut, wie ſein Name ſelbſt.

Wohl ſchwerlich wird man einen an Geiſt ſo ausgezeichneten Mann finden, daß man ihn über Voltaire ſetzen könnte. Dichter in allen Gattungen der Poeſie, Geſchichtſchreiber, ſteht er überdieß noch unerreicht in ſeinem Witze da. Wer hat ſich auf allen Feldern der literariſchen Thätigkeit ſolchen Rang erworben, wie er? Wer kann ſich meſſen, wie er, und den Vergleich aushalten mit denen, die Leben und geiſtige Kraft an die Verfolgung eines literariſchen Zieles gewendet? Es war ehemals Mode, Voltaire's poetiſchen Gehalt herabzuſetzen, und wie wir glauben, liegt die Urſache davon in dem unerreichten Vorzuge ſeines Witzes. Wenn zur Vorſtellung, die ſich von einem Menſchen in uns geſtaltet, die Empfindung des Lächerlichen und Komiſchen ſich geſellet, mag ſie auch gegen andere in uns erregt werden ſeyn, ſo vermögen wir es ſchwer über uns, ihm auch einiges Talent für die höhere Poeſie zuzutrauen. Und doch wird man eingeſtehen müſſen, daß dem Dichter der Zaire und Merope ein hoher, wo nicht der erſte Rang gebühre. Daß er dieſen Rang nicht wirklich einnimmt, davon tragen unſerer Anſicht nach nur die unüberwindlichen Hinderniſſe der franzöſiſchen Schule die Schuld. Schon was die Sprache anlangt, kann ein Engländer ſich kaum vorſtellen, daß ſie des Ausdrucks des Edeln und Zarten in den mancherlei Abſtufungen fähig ſey. Nimmt man nun dazu das ganze Geſchirr des franzöſiſchen Theaters, ſeine Bilderſäulen ähnliche Kälte und Starrheit, ſeine Eintönigkeit und herzloſe Aufgeblaſenheit, ſo fragen wir, wer vermag in Bande, wie dieſe, geſchmiedet, noch ein Dichter zu ſeyn? Voltaire, der, ohne an die hergebrachten Formen ſich anzuſchließen, auf keinen Erfolg bei ſeinen Landsleuten rechnen konnte, fuhlte das Eiſen an ſeinen Ketten. Was er aber dem ungeachtet leiſtete, beweiſt uns, was er leiſten konnte, wenn er ſich frei gefühlt hätte. Mag uns immerhin der Nationalgeſchmack verblenden, und mögen wir die Schönheiten ſeiner höhern Muſe deshalb nicht gehörig anerkennen und fühlen, ſo bleibt ihm doch ein unbeſtrittenes Feld, das des Witzes nämlich, wo er ohne Nebenbuhler die Palme behauptet. Hier beugt ſich Sheridan vor ihm, unſer größter witzige Kopf. Voltaire's Witz iſt ſo ſpitz und geſchliffen, wie ein Schwert. Darum ſchneidet er deſto tiefer; allein auf jeden Fall wenden wir uns von der Schärfe der Wunde weg zur Betrachtung der ſchönen Waffe. Sein Witz jedoch iſt nicht Witz allein; er führt ein gleich unvermeidliches und unwiderſtehliches Argument mit ſich. Werfen wir einen Blick auf ſeinen Candide, ſo werden wir finden, daß er durch das Ganze hindurch, welches oberflächlichen Leſern als eine Lachen erregende, etwas loſe verknüpfte Erzählung vorkommt, niemals die metaphyſiſche Stellung aus dem Auge verliert, die der Zweck ſeines Gegenſtandes erheiſcht. Es zeigt ſich dieß in jedem Beiſpiele, ſo ſpielend es ſeyn mag, bei jedem neuen Vorfall, ſo weit hergeholt er ſeyn mag, indeß das Ganze ſich unſerm Gemüth einprägt durch den unvergleichlichen, äußerſt glücklichen Bilderſchmuck und die Feinheit und Glätte ſeiner Proſa. Zuweilen leuchtet ein Blitz des Pathetiſchen hervor, das ſelten in Verbindung mit ſolcher Kraft der Satyre erſcheint. Im L'Ingenu brechen ein oder zwei Mal ſolche Funken einer wahren Natur und zarten Empfindung hervor, *die tiefer zu Herzen dringen, als all die ausgeſponnenen* Sophismen und ausgearbeiteten Proteſtationen der Julie und des St. Preur. Allein Voltaire beſaß wirklich Edelmuth und Zartheit der Empfindung. Was er an der Familie Calas that, verräth mehr wahre Menſchenliebe, als aller Kosmopolitismus des Bürgers von Genf. Wer iſt inniger und wärmer von ſeinen Freunden geliebt worden, als Voltaire? Und dieß iſt der echte Prüfſtein der Herzensgüte und menſchenfreundlichen Stimmung. Ein Mann, der die Herzen anderer an ſich feſſeln kann, nicht etwa des ſchönen Geſchlechtes bloß, weil Geſchlechtsliebe nur zu häufig mit wirklichem Werthe in keiner Verbindung ſteht und nichts damit gemein hat, ſondern einer Familie, die ihn umgibt, und unabhängiger Freunde, ſolch ein Mann darf die Eigenſchaften nicht entbehren, die allein ſolche Zuneigung verdienen und erzeugen.

---

*) Wir geben hier die Anſicht eines Engländers aus einem engliſchen Journal, und verſparen unſere Anſicht auf eine andere Gelegenheit.

Wie verſchieden iſt er nicht hierin auch, wie ſonſt allenthalben von Rouſſeau! Niemand liebte ihn und konnte ihn lieben. Die, welche Gleichheit der Anſichten, Bewunderung ſeines Genies oder gemeinſchaftlicher Haß zum Freundſchaftsbund mit ihm vereinigte, trennten ſich wieder nach einem oder zwei Jahren von ihm. Verkehrtheit und Selbſtſucht machten jeden längern Umgang mit ihm unmöglich. Nur ſich ſelbſt, das war alles, was er liebte; das war ſein Erſtes und Letztes, ſein Einziges und ſein Alles. Wir können in der That kaum einſehen, wie man Rouſſeau's Namen noch anhören kann ohne ein gemiſchtes Gefühl von Verachtung und Mißbehagen, wenn man ſeine Bekenntniſſe geleſen hat. Wir ſprechen jetzo nicht von dem ſchmutzigen Detail, das ſie enthalten; manches davon iſt wirklich ganz beſtialiſch, anderes iſt es erſt durch die Bekanntmachung geworden. Es gibt Aufſchlüſſe in den Bekenntniſſen, die empören müſſen. Von ſolcher Natur iſt die Erzählung von einem Diebſtahl, den er begangen, und deſſen Schande er dann auf ein Mädchen wälzte, das neben ihm im Hauſe diente. Er erzählt ſelbſt, wie das arme Mädchen ihn bat und beſchwor. Wenn er nur etwas einem menſchlichen Herzen ähnliches im Buſen gehabt hätte, hätte er vor ſich ſelbſt ſchaudern müſſen. Allein Rouſſeau hat nie ein Herz gehabt; ja, trotz ſeiner Julie und ſeinem St. Preux, und der Madame Houdetot hat er nie ſo viel Herz gehabt, daß man damit die Schale einer eingeſchrumpften Haſelnuß füllen könnte. Es iſt wahr, er machte den alten Unterrock der Madame Houdetot zu einer Leibweſte; allein wir würden wetten, daß er ihr keinen Hemdfetzen gegeben hätte, um ſie von dem Erfrieren zu retten. Seine Vertheidiger haben Narrheit vorgeſchützt; allein dieſer Rechtswinkel, in den ſie flüchten, iſt nicht zuläſſig. Sie war bei ihm von der Art und in einer ſolchen Ausdehnung vorhanden, daß ſie immer unter der Kontrolle deſſen ſtund, der ſie an ſich trug. Sie war angeheftet: er war eitel darauf; ſie war dem größern Theile nach nur Verſtellung: es war weit mehr die hüllenloſe, bittere Außenſeite ſeiner unmäßigen Eitelkeit und Selbſtliebe, als das, was wir Wahnſinn zu nennen pflegen. Sie iſt daher nicht mehr zu beklagen, als die wirkliche Narrheit Swift's, die das Uebermaaß all der böſen Leidenſchaften erzeugte, welche der menſchlichen Natur angehören, oder vielmehr ſie war dieſes Uebermaaß ſelber.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Bürger von Genf und dem Patriarchen von Ferney! Der eine ſchwatzte von Gefühl, der andere beſaß es; der eine predigte allgemeine Menſchenliebe, der andere übte weſentliches und ausgebreitetes Gute; der eine predigte Liebe und übte Haß; der andere, wenn er Epigramme ſchrieb, zeigte durch ſeine Thaten Liebenswürdigkeit und Wärme des Herzens. Welch ein Abſtand zwiſchen dem Zirkel und der Sitte von Ferney, und, wie der Dichter eben ſo ſtark, als wahr ſich ausdrückt, „dem Unrath und Kampfe und den Eitelkeiten von jenes Mannes Leben!“ Nur mit Zittern, wie es einem literariſchen Ketzer geziemt, fahren wir fort. Zu unſrer Schande ſey's geſagt, wir konnten die Neue Heloiſe niemals zu Ende leſen. Nach unſerm geringen Urtheil und unſerer Erfahrung ſind dieß keine Briefe, welche zwei Perſonen unter ſolchen

Umſtänden einander zu ſchreiben pflegen. Sie haben gerade das an ſich, was die Franzoſen faire des phrases — de belles phrases nennen, und wir möchten hinzu ſetzen: ſie ſind Kopfarbeit. Man hat davon, als von einem Wunder, geredet, daß Rouſſeau langſam und nur mit Mühe ſchrieb; dieß befremdet uns keineswegs. Seine Beredſamkeit, wenn es je eine iſt, hat den Anſtrich einer mühevollen Ausarbeitung: ſie iſt nicht unwillkührlich, ſtrömt nicht von ſelbſt aus dem Herzen hervor. Wir wiſſen wohl, daß dieß nicht die allgemeine Anſicht iſt; nach ſo vielfachen Verſuchen aber bleibt ſie als die unſrige feſt. Wir verſuchten zuerſt zwiſchen dem 17ten und 18ten Jahre die neue Heloiſe zu leſen, und dann zwei Jahre ſpäter, wo der Kopf mit Dichtereien, das Herz mit Leidenſchaften angefüllt iſt. Wir konnten durch keinen Band durchkommen; das Ganze ſchien uns zu überarbeitet; der Verfaſſer ſchien zu ſehr ſich anzuſtrengen, um zart und gefühlvoll zu erſcheinen, daß wir nach einem beträchtlichen Aufwand von Mühe, das Buch in Verzweiflung weglegten. Doch kamen wir ſpäter weiter und der zweite Band wurde geendiget. Allein unſer Gefühl blieb daſſelbe. Nie konnten wir Natur und Gefühl darin finden, was uns bloß als das Werk eines Schriftſtellers erſchien, nicht als die Empfindungen einer überwältigenden Liebe, die unter keiner Kontrolle ſteht. Zum Beweis wollen wir nur einen Umſtand anführen, für den Rouſſeau ſelbſt eine Apologie für nöthig hielt, da er die arme Julie ſich darüber beklagen läßt. Als nämlich die Entſcheidung ihres Schickſals naht, und es zweifelhaft iſt, ob ſie ſich je wieder ſehen werden, ſchreibt ihr St. Preur einen langen Brief über die Vorzüge der franzöſiſchen und italieniſchen Muſik. Das iſt jene Natur, jene Gradheit und Einfalt, mit der Rouſſeau ſolchen Namen erworben! Man könnte jedoch ſagen, daß da, wo ſo viele Menſchen Pathos und Beredſamkeit bewundert haben, etwas dergleichen vorhanden ſeyn müſſe, und wir bedauern, daß wir blind dafür ſind. Was aber Rouſſeau, den Menſchen, anlangt, ſprechen die Thaten und es iſt nicht Sache der Meynung mehr. Der Apoſtel der Liebe, dieß ſchöne Ideal von allem Lieblichen, Glühenden, Pathetiſchen, Zarten und Zärtlichen, begnügt ſich, ſeine Geliebte, ſeine erſte Geliebte mit ihrem Dienſtboten zu theilen! Der Dichter der Julie und des St. Preux heirathet ſeine Magd, und der Verfaſſer des Emil ſchickt ſeine Kinder ins Findelhaus! Und darum ſollen alle, die Genf beſuchen, in Entzückungen ausbrechen über Rouſſeau.

Gehen wir nach Ferney! Denn nach der kranken und kränkelnden Beredſamkeit des Jean Jacques gewährt uns Voltaire's *Weſen*, bei all ſeinen Fehlern, Erholung. Laßt uns dahin wandeln. Auf der Straße zwiſchen Genf und Gex ſteht das Haus, etwa eine Meile innerhalb der franzöſiſchen Grenze. Es iſt ins Gevierte gebaut, von beträchtlichem Umfang, mit breitem Dachrande, weißen Mauern und hellgrünen Fenſterläden. Eine ziemlich lange Pappelallee führt zum Eingang des Hauſes. An einem ſeiner Flügel ſind aſtronomiſche und geometriſche Sinnbilder, am andern theatraliſche. Nur zwei Zimmer des Hauſes zeigt man; die übrigen werden von dem gegenwärtigen Eigenthümer bewohnt. Sie ſollen in demſelben Zuſtande ſeyn, in welchem ſie Voltaire bei ſeiner letzten Reiſe nach Paris verlaſſen hat. Auch ſpricht aller Anſchein dafür. Das erſte war der Geſellſchaftsſaal; ſeine Form iſt achteckig, mit karmeſinrothen Tapeten und einem reich verzierten und vergoldeten Ofen, den Voltaire's Büſte krönt. Dieß rief mir die berühmte Geſchichte von dem Phidias Pigalle ins Gedächtniß zurück, deren Grimm erwähnt. Es gehörte nämlich zu Voltaire's Eigenheiten auch die, daß er keinem Maler ſitzen wollte. Seine zahlreichen Verehrer ſendeten einſt Pigalle von Paris ab, um das Modell zu ſeiner Büſte zu nehmen. Allein Voltaire ſchnitt die fürchterlichſten Fratzen, daß ihn der Künſtler keineswegs treffen konnte. Schon wollte er in voller Verzweiflung über ſein mißlungenes Unternehmen wieder nach Paris zurück, als zufällig das Geſpräch auf Aaron's goldenes Kalb fiel. Sogleich machte Pigalle Gebrauch von ſeiner Kunſtkenntniß, und behauptete, daß jenes Bildhauerwerk unmöglich in der bezeichneten Friſt habe vollendet werden können. Voltaire, äußerſt erfreut darüber, ſaß nun dem Künſtler, gleichſam zur Belohnung, ſo daß dieſer ſeine Abſicht vollkommen erreichte. Wir wüßten jedoch nicht zu ſagen, ob vorgenannte Büſte etwas gemein habe mit Pigalle's Arbeit. Auch ſieht man in dem Zimmer eine Menge Venus und Cupido, alle ziemlich nackt, die daſſelbe zieren. Noch zieht eine andere ſinnbildliche Darſtellung die Aufmerkſamkeit auf ſich, obwohl ſeine Ausführung von geringem Kunſtwerth iſt. In dem Mittelpunkt des Gemäldes ſteht Voltaire, die Henriade in der Hand; eine weibliche Figur, Frankreich bedeutend, ſtellt ihn Apollo vor. Es iſt ein ſonderbarer und gewiſſermaaßen lächerlicher Kontraſt zwiſchen der ſteifen, modernen franzöſiſchen Kleidung Voltaire's und ſeiner Führerin, und der klaſſiſchen Nacktheit des Gottes. Etwas zur Rechten ſind fliegende Figuren, Weſen gleich Cherubim und Cupido, welche die Büſte Voltaire's in ſeiner Alongeperücke bekränzen. Zur Linken iſt die Fama und andere allegoriſche Figuren, während man auf der Vorderſeite die Furien erblickt, wie ſie Freron und andere Feinde Voltaire's vernichten, und ihre Werke auf ihrem Rücken in Tauſend Stücke zerſplittern. Man verſicherte uns, daß dieß Stück unter Voltaire's unmittelbarer Anleitung vollendet worden. Das Schlafzimmer jedoch war der Hauptgegenſtand unſers Intereſſes; denn hier befindet ſich außer dem Bette, in welchem er ſchlief, noch das Grabmal, das ihm Madame Denis errichtet, und worin ſein Herz liegt. Als der gegenwärtige Beſitzer, Herr von Brüdet, das Schloß kaufte, wurde das Herz ins Pantheon gebracht. Das Grabmal iſt pyramidenförmig und mit einer Buſte gekrönt. Ueber dem Ganzen ſind dieſe Worte zu leſen: Mes manes sont consolées, puisque mon coeur est au milieu de vous. (Meine Manen ſind getröſtet, dieweil mein Herz in eurer Mitte iſt.) Auf einem ſchwarzen Streifen, der den Mittelpunkt des Grabmals durchkreuzt, lieſt man in goldenen Lettern die Inſchrift: Son esprit est partout, et son coeur est ici. (Sein Geiſt iſt allenthalben und ſein Herz iſt hier.) Ein Theil jedoch der Inſchrift iſt weg gebrochen, und man erzählte uns, daß die Oeſterreicher das Grabmal verſtümmelt. Das Blut kochte in mir, und ein gerechter Zorn übernahm mich. Die Barbaren! Die mehr als Wilden! Man hat ſonſt uber die Ausſchweifungen franzöſiſcher Heere geſchrieben; ſie achteten jedoch allezeit literariſchen Ruhm. Während des erſten Krieges in Spanien, wo ſo viel Erbitterung auf beiden Seiten war, wurden die Bewohner von Toboſo, wie Herr von Roener erzählt, aller Kriegslaſten enthoben, und dieß darum, weil es das erdichtete Vaterland der Dulcinea war. Durfte denn die Wohnung, die Grabſtätte ſelbſt eines Mannes, wie Voltaire, in den Augen derer keine Gnade finden, die doch auch unter die gebildeten Nationen der Erde gezählt werden wollen? Wir ſehen es wohl ein, wenn wir es gleich nicht billigen können, warum ſie dieß Zimmer zweier Gemälde beraubt; denn ſie waren zwei hundert Louisd'or werth. Daß ſie aber eine unſchuldige Stätte des Todten und eine Inſchrift zu des Dichters Lob verdarben, iſt zum mindeſten eine Brutalität, welche hoffentlich anderswo nicht angetroffen werden mag. Ueber der Bettſtatt, die ganz einfach iſt, erhebt ſich ein kleiner Himmel nach franzöſiſcher Art, innerhalb welchem ein Gemälde von Le Kain iſt, ein Kopf nämlich mit dem Lorbeer umkränzt. Wir fanden einige Aehnlichkeit mit Talma an demſelben, doch iſt das Geſicht nicht ſo voll, wie Talma's jetzo iſt. Vielleicht war's auch nur Einbildung. Auf einer Seite hing ein Portrait Katharinen's von Rußland, mit einer Silberſtickerei umgeben. Nicht weit davon iſt auch ein Portrait Friedrich's des Großen, das ihn nicht als Greis, wie gewöhnlich, ſondern in ſeinen beſten Jahren darſtellt. Als ein Gefährte zu dieſem Portrait ſieht man auf der andern Seite des Bettes das von Voltaire ſelber ungefähr auf der gleichen Altersſtufe, wo nicht um einige Jahre älter. Man kann es vortrefflich nennen; beſonders iſt der Ausdruck der Augen gelungen. Katharinen gegenuber iſt Madame von Chatelet. Dieß Portrait hat nichts beſonderes. An beiden Seiten des Fenſters, dem Bette gegenüber, waren viele Kupferſtiche ſeiner berühmteſten Zeitgenoſſen. Da war auf einer Seite Diderot, Newton, Franklin, Racine, Milton, Waſhington, Corneille, Marmontel; auf der andern Thomas, Leibnitz, Mairan, d'Alembert, Helvetius, und der Herzog von Choiſeul. Außer dieſen fanden ſich noch andere Kupferſtiche: unter andern die Familie des Calas, wie ſie die Ordre erhält, daß ſein Urtheil revidirt werden ſolle. Kein Wunder, wenn Voltaire mit beſonderm Wohlgefallen darauf blickte; denn keine ſeiner Handlungen mochte ein ſo ungetrübtes reines Gefühl der Zufriedenheit in ihm hervorbringen, als dieſe. Er ſah die That einer grauſamen, blutigen Juſtiz, und eilte, den Leidenden Troſt und Linderung zu verſchaffen. Er gab Zeit, Talente und den Einfluß ſeines Namens hin, um das Unrecht von denen abzuwenden, die keine andern Anſprüche auf ſeine Hülfe hatten, als daß ſie ſeine Mitgeſchöpfe waren. Er überſtand die Gefahren, die ihm Bigotterie androhte, immer ſeine bitterſte Feindin; er erhob ſeine Stimme, bis die Wahrheit nicht länger verbergen und Gerechtigkeit nicht länger verweigert werden konnte. Nahe dabei befindet ſich eine Art von ſinnbildlichem Kupferſtiche von dem Grabmal Voltaire's in Paris, gewidmet der Marquiſin von Villette, Dame von Ferney, der „ſchönen und guten,“ wie er ſie zu nennen pflegte. Zwei andere niedliche Gemälde von einem Knaben und Madonna gleichen Mädchen ſind auf einer andern Seite des Zimmers, die, wie unſer Führer ſagte, auf Voltaire's Befehl gemalt worden. Der Knabe iſt ein Savojarde, mit einem zerriſſenen, poſſierlich aufgeſetzten Hute und das Mädchen ſoll die Wäſcherin ſeyn. Iſt dieß wahr, ſo können wir nur ſagen, daß Voltaire ein ſehr hübſches Wäſchermädchen hatte.

Die Kirche, welche laut Inſchrift: „Deo erexit Voltaire, war verſchloſſen und der Mann, der die Schlüſſel hatte, eben auf dem Felde. Die weit berühmte Inſchrift iſt weggenommen. Die Kirche ſelbſt enthält weiter nichts als ein pyramidenförmiges Monument, das ſeiner Geſtalt nach große Aehnlichkeit mit dem in ſeinem Schlafzimmer hat. Voltaire baute es für ſich auf den Fall, daß er in Ferney ſterben ſollte.

Wir beſuchten auch den Garten, der im altfranzöſiſchen Geſchmack angelegt iſt. Von der Terraſſe hat man eine ſehr ſchöne Ausſicht auf den Jura von einer, und die Alpen mit dem Mont Blanc auf der andern Seite. Hätten wir Neigung zum Spiel mit Analogien, ſo könnten wir ſagen, daß dieß Lokal in gutem Verhältniß ſteht zu Voltaires Schriften und Genius. Er war eingeſchloſſen in „Das artige Parterre der Galliſchen Muſe,“ behielt aber doch ſeinen gebieteriſchen Blick auf die freie, gigantiſche Natur.

Bemerkungen über die Kaſuiſtik oder die moraliſche Jurisprudenz.

(Aus Monthly Review.)

Gewiß ſind viele, welche die einem jeden Katholiken obliegende Verbindlichkeit, alle Jahre wenigſtens einmal mit Beiſtand eines Prieſters den Zuſtand ihres Gewiſſens zu erforſchen, anerkennen und billigen, weit entfernt, die Folgen zu berechnen, welche ſolch eine Verpflichtung mit ſich führt. Wenige werden gewahr, daß die Beichtpraxis und die Lehre von der Losſprechung die unſtreitig jedem Chriſten obliegende Pflicht, die Sittlichkeit ſeiner eigenen Handlungen zu prüfen, und zu beurtheilen, dadurch an einen andern Menſchen übertragen wird.

Die katholiſche Kirche übt mittels der Beichte eine allgemeine Aufſicht, und dehnt die Leitung der Gewiſſen über alle Menſchen aus, welche von dem gleichen Glauben durchdrungen und denſelben Geſetzen unterworfen ſind, bei welchen Gleichförmigkeit in der Erziehung waltete, und die von der Kongregation der heiligen Penitentiaria in Rom geleitet werden.

Man geht von folgenden Vorausſetzungen aus. Soll ein Beichtiger, zu ſeiner Verrichtung, die Sünden zu klaſſifiziren, die Bußen abzumeſſen und die Abſolution zu ertheilen oder zu verweigern ſich befähigen, ſo muß er dem Menſchen in jede Lage ſeines Lebens folgen können, er muß fähig ſeyn, die Geſinnungen und Leidenſchaften zu erkennen, die Verbindlichkeiten, welche aus den verſchiedenen verwickelten Lebensverhältniſſen entſpringen, zu vergleichen und jede Verfuhrung, welche von Pflichterfüllung abhalten mag, zu würdigen. Wie alſo die Moralphiloſophie, die ſich nur auf das Allgemeine bezieht, nur die Theorie gibt, ſo muß eine beſondere Kenntniß den Prieſter alle Fälle (daher das Wort: Kaſuiſtik), da das Gewiſſen getrübt iſt, und jede Lage, welche nur erſonnen werden kann, zu beurtheilen, und ſein Urtheil auszuſprechen, in Stand ſetzen. Der Beichtiger, zu welchem der Reuige ſeine Zuflucht nimmt, muß überdieß, nachdem dieſer ihm den Thatbeſtand ſeiner Sünde geoffenbart hat, ihm zeigen, auf welche Weiſe er mit der Kirche und ſeinem eignen Gewiſſen ſich verſöhnen könne.

Dieſe Aufgabe nun, die Sünde nicht blos im Allgemeinen, ſondern in der beſtimmten Perſon und unter den gegebenen Umſtänden zu richten macht die Zerlegung des menſchlichen Herzens viel ſchwieriger, und bringt jeden in dieſer Stellung dahin, daß er durch die Anwendung des Grundſatzes zeigen muß, wie dieſer verſtanden werden ſoll. Weil nun aber der Abſtand, der immer zwiſchen der Vorſchrift und der Handlung liegt, und die Wahrſcheinlichkeit, daß Jedermann in der Beurtheilung ſeiner ſelbſt die Strenge der Grundſätze mildert, ſo ſind die philoſophiſchen Werke einer Nation immer wohl von ihrer praktiſchen Moral zu unterſcheiden. Der Kaſuiſt ſchöpft ſein Studium aus letzterer. Er gibt ſich ſelbſt mehr mit Anwendung der Grundſätze, als mit ihrer Auffindung ab. Das Anſehen des Kaſuiſten aber iſt unbedingt, und ſeine Macht unausweichlich, denn kein Glaubensgenoſſe kann hoffen, ſelig zu werden, wenn er nicht von ihm ſeiner Todſünden losgeſprochen werden, und in katholiſchen Ländern ſind ſogar viele Handlungen des bürgerlichen Lebens, wie z. B. die Verehelichung, durch die Verweiſung eines Beichtſcheins bedingt.

So iſt denn die Geſetzgebung des Beichtſtuhls der treueſte und umfaſſendſte Spiegel von dem ſittlichen Zuſtand gewiſſer Völker, nicht zwar, wie dieſer Zuſtand von Natur iſt, wohl aber von demjenigen, den die einflußreichſte aller menſchlichen Organiſationen hervorgebracht hat. Eine kirchliche Herrſchaft, welche ſich über die Privathandlungen, über Gedanken und Worte ihrer Unterthanen erſtreckt, hat eine viel weitere Ausdehnung, als die Macht irgend eines weltlichen Fürſten. Die zahlreichen und verwickelten Geſetze ſolch einer Herrſchaft machen daher auch zuſammen einen weit bändereichern Koder aus, als die bürgerlichen Rechtsbücher irgend eines Volks.

Es iſt eine für die Gerichtsbarkeit des Beichtſtuhls feſtſtehende Satzung, daß in allen ſchweren Fällen, wenn ſich Widerſpruch zeigt zwiſchen der Freiheit, dem Intereſſe oder Gewiſſensſkrupeln des Subjekts, dieſem kann erlaubt werden, ſich an eine probable Meynung, oder an ſolch einen Entſcheid, den irgend ein Gottesgelehrter von einigem Anſehen gegeben hat, anzuſchließen. Dieſes nannte man die Lehre des Probabilismus, welche vorzüglich die Jeſuiten einführten in der Abſicht, ausſchließliche Führer jeder Art von Gewiſſen zu werden, und auch die Chineſen für das Chriſtenthum zu gewinnen, indem ſie ihnen ſo viel als möglich von ihren Lehren und Gebräuchen beizubehalten und in die neue Religion hinüber zu tragen erlauben wollten. Dieſer Mißbrauch, in welchem fortan jede, auch die ſchändlichſte Sünde ihre Beſchönigung fand, ward in Frankreich mit dem eignen Kunſtworte Escobardenie (von dem Namen des Jeſuiten Escobar) bezeichnet, und ward ſo weit getrieben, daß Paskal ſich bewogen fand, ſich demſelben in ſeinen bewundernswürdigen Briefen eines Provinzialen entgegen zu ſetzen, und daß ſogar zwei Päpſte nach einander den Unfug verdammten.

Die Jeſuiten, welche mit ihrer Lehre des Probabilismus eine Art Revolution in der Kirche erregten, hatten nämlich fünf Grade von Probabilität aufgeſtellt, und behauptet, daß auch der letzte Grad zureichte, das Gewiſſen zu beruhigen, daß es zureichte, wenn man von fünf Meynungen nur eine für ſich oder ſeine That anzuführen hätte, möchten die vier übrigen immer dagegen ſtimmen.

Die Päpſte Alexander der VII. im Jahr 1665 und Innozenz der XI. im Jahr 1679 verwarfen nun zwar den fünften Grad der Probabilität, behielten aber doch die Lehre bei, und ſetzten feſt, man könnte in Gewiſſensruhe keine Handlung begehen, ſo fern man nicht wenigſtens zu ſeinen Gunſten die Probabilität von zwei Meynungen gegen drei aufbringen könnte, oder wenn nicht die Meynung, welche die Handlung erlaubt, beinahe ſo wahrſcheinlich iſt, als die, welche ſie verbietet.

Dieſe Entſcheidung ließ alſo den Werken der Kaſuiſten noch immer eine große Wichtigkeit, noch immer entſchied ja ihr Anſehen, und die Stimmen mußten vielmehr gezählt, als gewogen werden. Dieſe alten Rechtsanwalde des Gewiſſens behielten die Macht, die Schranken feſtzuſetzen zwiſchen dem, was erlaubt und was verboten ſeyn ſollte.

Es machte ſich aber auch die Nothwendigkeit geltend, daß jeder Gläubiger leicht einen Beichtvater finden ſollte, und ſo ward ſchon deswegen beinahe in jedem, auch noch ſo unbedeutendem Dorfe, der Aufenthalt eines Prieſters erfordert. Aber wie ſollte nun wohl jeder Hirt, der oft nur die Armuth mit ſeiner Heerde theilte, ſich eine ganze große kaſuiſtiſche Bibliothek verſchaffen? Und doch forderte die tägliche Praxis es unumgänglich, daß jeder zu ſolch einer Fülle von Weiſungen ſeine Zuflucht nehme.

Dieſem Gebrechen abzuhelfen wurden die Werke der Kaſuiſten ausgezogen, und es entſtanden aus ihrer Kompilation Handbücher in allen Sprachen, wie Summula Cajetana, il Manuale del Confessore, le Guide du Confessional u. ſ. w. Wir empfehlen das Studium dieſer und ähnlicher Bücher, als wichtiger Schriften, die über das innere Leben der katholiſchen Länder, in welchen ſie die Gewiſſen und ihre Führer leiten, außerordentlich viel Licht verbreiten.

Es könnte ſcheinen, als ſagten wir zu viel. Aber man bedenke, es iſt kein Dorf, keine Pfarre, in der ganzen katholiſchen Welt, wo nicht der Beichtſtuhl aufgeſtellt iſt, und es iſt kein Angehöriger dieſer Kirche, ſo unordentlich auch ſonſt ſeine Aufführung ſeyn mag, der nicht wenigſtens einmal im Jahr dahin ſeine Zuflucht nehmen müßte. Es gibt keine Kirche, bei der ein Prieſter mit der vollen Schlüſſelgewalt ſteht, der nicht wenigſtens eins von dieſen Büchern zur Hand hat, das er nicht in den ſchwierigſten Fällen ſeiner Amtsführung zu Rathe zieht. Endlich gibt es auch kein Pfarrkind, deſſen Gewiſſen nicht nach ſolch einem Buch gebildet, und deſſen Aufführung nicht nach der in ſelbem enthaltenen Lehre geleitet wird. Wie unermeßlich muß nicht demnach die Wirkung ſeyn, welche durch den beſtändigen Einfluß dieſer Bücher auf die Thaten, Worte und Gedanken aller Individuen haben muß, ein Einfluß, der durch den Glauben geheiligt, von der Kirche veranſtaltet iſt, und von der weltlichen Macht geduldet wird! Es iſt kein Zweifel, wenn Bücher Nationen zu bilden vermögen, ſo ſind es dieſe, welche den Gewiſſensräthen und Beichtvätern zur Leitung und Richtſchnur dienen.

Allein ungeachtet all der Bemühungen der Kirche eine ſtrenge Einförmigkeit in der Praxis der Beichtiger zu behaupten, ungeachtet der wirklichen Abhängigkeit der Pfarrer von den Biſchöfen, und der Biſchöfe von den Päpſten, ungeachtet der beſondern Fälle (casus reservati), in welchen nur die Biſchöfe, oder der Papſt allein Losſprechung ertheilen können, ungeachtet ſogar der Wachſamkeit der Kongregation der heiligen Penitenziaria, welche dieſen Zweig der Hierarchie leitet, haben ſich dennoch zwei ganz entgegen geſetzte Syſteme gebildet, die jetzt den Beichtſtuhl und ſeine Gerichte leiten.

Eins dieſer Syſteme ſtößt mit unbeugſamer Strenge von der Kirche aus all das, was ſie zu entehren droht, und wird gewöhnlich herrſchend, wenn verſchiedene Sekten mit einander in Widerſtreit gerathen, oder die Laien gegen die Autorität der Prieſter ſich auflehnen.

Das andere dagegen ſucht auf keine Weiſe dem Sünder Anlaß zur Muthloſigkeit, oder Verzweiflung zu geben, es hält auf alle Weiſe ihm die Kirche und die Hoffnung offen, wenn er nur ſich zur Beichte wendet. Dieß iſt dasjenige Syſtem, welches in den Gegenden vorherrſchte, wo der Katholizismus unerſchütterlich feſtgehalten wird, ſo ſehr auch die Sittlichkeit daſelbſt erſchlafft iſt, wo die größten Sünder ſich ſtreng an die Form halten, und wo die ruchloſeſten Böſewichter nicht ſeltener im Beichtſtuhle ſich ſehen laſſen, als die tugendhafteſten Menſchen.

Das Werk, welches in Italien den Prieſtern zum allgemeinen Führer in dieſen Stücken dient, verhält ſich ſo zu ſagen neutral zwiſchen dieſen zwei Syſtemen. Sein Verfaſſer, Alphons de Lignori, Biſchof von St. Agatha dei Gotti im Königreich Neapel iſt unlängſt heilig geſprochen worden. Dieſer hat mehrere kaſuiſtiſche Werke verfertigt, aber der Ausbund ſeiner Lehre, welcher das Vadi-mecum der Prieſter in Italien geworden iſt, führt den Titel: Istruzioni e Pratica per le Confessore. Schon hat es vierzehn Auflagen erlitten. Im Ganzen verdient es wirklich den Ruhm und den Vorzug, welchen es vor allen übrigen Büchern ſeiner Art erhalten hat. Es zeichnet ſich aus durch bewundernswürdige Gelehrſamkeit, und durch eine klare Anordnung. Der Verfaſſer iſt aufrichtig, und zeigt, ſo oft es ihm erlaubt iſt, dazu ſeine Zuflucht zu nehmen, einen ſehr geſunden Verſtand. Aber demungeachtet kann man nicht ohne Schauer und Grauen denken, daß dieſes Buch die Gewiſſen ganzer Völker bilde und beherrſche.

Ein Leichtes würde es uns ſeyn (ſagt der Verfaſſer, nachdem er wirklich einen Auszug aus der Schrift, den man ſich leicht vorſtellen kann, gegeben hat) die Belege zu häufen, und den Beweis zu verſtärken, daß die den Kaſuiſten obliegende Verpflichtung alle Umſtände und Zufälle vorher zu ſehen und jedem Sünder alle Mittel und Wege anzuzeigen, wie er ſich mit der Kirche und mit ſeinem eignen Gewiſſen ausſöhnen ſoll, meiſtens den verderblichſten Einfluß auf die öffentliche Sittlichkeit haben muß. Doch es iſt nicht unſere Abſicht, mit einer Anklage gegen dieſe Art Schriftſteller vor dem Publikum aufzutreten. Wir wollen nur die Aufmerkſamkeit ſolcher Reiſenden, welche, indem ſie Europa durchziehen, eine größere Neigung fühlen, Menſchen und ihre Zuſtände, als nur die äußere Natur und todten Alterthümer, kennen zu lernen, auf dieſe wunderbaren und ſo geheim ausgeübten Einflüſſe hinleiten. Wir empfehlen ihrer Aufmerkſamkeit dieſe Sache, als einen ihrer Unterſuchung und ihres Studiums würdigen Gegenſtand, der wohl mehr neue Thatſachen, intereſſantere Aufklärungen, und wichtigere Folgerungen, als irgend ein anderer, darbieten dürfte.

Das Monthly Review macht die Bemerkung, dieſer Aufſatz, der VII. Artikel, ſey ihm von einem ausgezeichneten Individuum, einem der erſten Literatoren Europa's (distinguished individual, one of the first literary characters on the Continent) eingeſandt worden. Wir glauben dies noch anführen zu müſſen, da der Geiſt dieſes Aufſatzes und die Aufforderung, mit welcher er ſchließt, wohl mit mehr Grund für ein Zeichen der Zeit angeſehen werden dürfte, als die kleinlichen ſchnörkelhaften Erſcheinungen, welche gegenwärtig in einigen dunkeln Winkeln Deutſchlands und der Schweiz in der durch den Jahresregenten entbundenen Sumpfluft aufſteigen.

Neueſtes über und wie es ſcheint aus Hofwyl,

(Fortſetzung.)

Wir haben uns bei Leſung des zweiten Aufſatzes über Hofwyl, welcher in No. 20. der ſchweizeriſchen Jahrbücher ſteht, und welcher ſich ſelbſt „Beleuchtung der bis dahin über Hofwyl ausgeſprochenen Urtheile“ nennt, kaum der Muthmaßung erwehren können, der Beleuchter ſey einer von den vielen Geiſtesfunkenfängern, die ſich wie freibewegliche Schmarotzerpflanzen auf dieſem oder jenem Blüthenbaum unſerer Literatur voll ſaugen, und doch am Ende zu nichts gut ſind, als zu Vogelleim oder zum Verfaulen. Wäre unſere Muthmaßung richtig, ſo erklärte ſich leicht die völlige Unbeſtimmtheit und der Unzuſammenhang des Aufſatzes, worin wir nichts neues und klar ausgeſprochenes über Hofwyl finden. Folgendes iſt aber unſers früher über dieſe Berichte ausgeſprochenen Urtheils wegen bemerkenswerth. Von p. 599 der ſchweizeriſchen Jahrbücher an, wird in einem Athem, aber ohne die gehörigen Verbindungs- und Ausſchließungs-Partikeln, welche wir daher hinzufügen, folgendes geſagt. Zwar ſteht Hofwyl ſo außer Zuſammenhang mit dem herrſchenden Zeitgeiſt, und huldiget einem ſo allgemeinen und rein menſchlichen Bedürfniß, daß es mit der Erziehungsaufgabe Hofwyl's eben eine ſolche Bewandtniß hat, als mit dem Athemhohlen, dem Verdauungsprozeß, und wohl auch anderen naturnothwendigen Funktionen des menſchlichen Leibes. Aber dem zum Trotz wird in Hofwyl eine wahrhaft chriſtliche und den zuverläßigen(?) Kulturanſprüchen unſerer Zeit, genugthuende Erziehung geliefert, und zwar ſo, daß die Zöglinge zur Beobachtung deſſen gebracht werden, was ſie der öffentlichen Autorität ſchuldig ſind, weshalb man ſich denn in Hofwyl zu der Hoffnung berechtigt hält, auch der türkiſche Kaiſer werde mit in Hofwyl Erzogenen zufrieden ſeyn. Eine dergleichen Erziehung ſcheint unſerer Meinung nach darauf aus zu ſeyn, die Leute nach allen Pfeifen tanzen zu lehren. Indeſſen ſoll ſich der türkiſche Kaiſer nur nicht zu viel von Hofwyl verſprechen, denn p. 603 wird uns verſichert, daß aus allen ſeit 25 Jahren ſo oft wiederhohlten Aeußerungen des Stifters von Hofwyl hervorgehe, er habe ſeinen Anſtalten die Beſtimmung gegeben, die *Menſchheit der Realiſirung der Idee des Gottesreiches auf Erden, durch eine wahrhaft chriſtliche, die beſtehenden Lebensverhältniſſe genugſam beachtende und hinlänglich vollſtändige Bildung näher bringen zu helfen.* Daß dieſer dem Türkenkaiſer vermuthlich etwas widerhaarige Zweck der wahre ſey, vermuthen wir aus einer am Schluſſe des dritten Aufſatzes in den Unterhaltungsblättern p. 131 gethanen Aeußerung. Hier heißt es nämlich: „Seit der Einführung des Chriſtenthums iſt keine wichtigere und für die Fortpflanzung und Reinerhaltung von deſſelben Lehre und Praxis unentbehrlichere Aufgabe zur Sprache gekommen.“ Obgleich in jener Stelle nur von der ſogenannten Volkserziehungsanſtalt die Rede iſt, ſo ſtimmt ſie doch darin mit dieſer überein, daß die Stiftungen in Hofwyl mit demuthsvoller Eitelkeit der Stiftung des Chriſtenthums, und alſo der Stifter mit Chriſtus paralleliſirt werden. Ein gleiches iſt einſt dem alten, ehrwürdigen Peſtalozzi, auf den die Folgezeit, trotz allen Trompetern für Hofwyl, doch die welthiſtoriſche Reform der Erziehung überhaupt, wie insbeſondere der Volkserziehung zurückführen wird, von albernen Verehrern widerfahren. So müſſen wir uns denn in dieſer Zeit zu leben freuen, wo zwei Chriſtus auf Erden wandeln; nur weiß die Welt, welche nur an einen zu glauben gewohnt iſt, nicht recht, welcher der wahre ſey.

Unſer Beleuchter aber wird durch die Idee der Realiſirung des Gottesreiches fortgeriſſen, und fährt wider ſeinen Willen unter die Idealiſten und fort: Unter den Mitteln, dieſen Zweck (Gottesreich) zu verſichern, beſteht ein ſehr wichtiges darin: „daß man jeden Menſchen in der menſchlichen Geſellſchaft, er *ſey vornehmer oder geringer Herkunft*, dahin bringe, daß er, ohne andere zu beeinträchtigen, nicht nur ſeinen perſönlichen Bedürfniſſen genug zu thun, ſondern auch zu dem allgemeinen Beſten das Seinige beizutragen vermöge, nachdem ein Jeder ſich ſeinen Anlagen, ſeinem Karakter, ſeiner Wiſſenſchaftlichkeit, ſeiner Kunſtbildung, ſeiner Werkthätigkeit und Behülflichkeit nach zu dieſer oder jener Berufsart, beſtimmt erweiſen wird." Obgleich in dieſem Satze ſelbſt, ſo wie in dem vorigen, aus dieſem und dem erſten Aufſatz berichteten, denſelben aufhebende Widerſprüche enthalten ſind, ſo ſcheint man in Hofwyl doch gemeint zu haben, es könnten Verwechſelungen ſtatt finden, *) und den Hofwyler Anſtalten ideale Zwecke untergeſchoben werden, denn der ganze dritte Aufſatz, welcher bis zu ſeinem Beſchluß in No. 1, 4, 8, 9, 10. der wöchentlichen Unterhaltungsblätter gegeben iſt, verwahrt ſich gegen dergleichen verunglimpfenden Mißverſtand.

In dieſem dritten Aufſatze nämlich wird auf das beſtimmteſte erklärt, daß die Anſtalt für Arme wohl zu unterſcheiden ſey von der für Vornehme und Reiche, und zunächſt wird die erſtere in's Auge gefaßt. Er zeichnet ſich, weil er, wenn wir nicht ſehr irren, vielleicht nicht aus der Feder, doch aus dem Geiſte des Stifters von Hofwyl gefloſſen iſt, gegen die übrigen durch eine etwas feſtere Haltung vortheilhaft aus. Was aus demſelben der Berückſichtigung werth iſt, mag etwa folgendes ſeyn: Wir erfahren, daß der Stifter Volkserziehungsanſtalten und Volksſchulen eingeſetzt habe. Man laſſe ſich dadurch nicht irre führen, denn es gibt in Hofwyl nur eine ſogenannte Volkserziehungsanſtalt. Vielleicht werden aber die ähnlichen Anſtalten zu Karra im Kanton Genf, der Linth-Kolonie im Kanton Glarus, zu Friedrichsfelde bei Berlin, zu Friedrichsort in Holland, zu Horn bei Hamburg ꝛc. auch als Stiftungen des Herrn von Fellenberg betrachtet, weil ſie theils von in Hofwyl Gebil-

---

*) Denn dieſer Aufſatz iſt es ja, der immer „wir thun," „unſer Beſtreben geht dahin;" ſpricht, und alſo wohl einen Hofwyler zum Verfaſſer hat, welcher aber, wenn er zu jenen vielen, in Hofwyl verſammelten, ausgezeichneten Männern gehören ſollte, denſelben wenig Ehre macht, und für die Klarheit, mit welcher in Hofwyl verfahren wird, wenig Vertrauen erregt.

deten geleitet werden, theils nach Art und Weiſe der Hofwyliſchen Anſtalten eingerichtet ſind. Vielleicht aber bezieht auch ein Leſer der Unterhaltungsblätter die Anſtalten darauf, daß ja die Armenſchüler nicht bloß zu der Landwirthſchaft vorbereitet werden, ſondern auch Handwerke erlernen. Jedoch er irrt, da dieß nicht in eignen Anſtalten geſchieht, ſondern nebenbei bei Meiſtern oder Geſellen dieſes oder jenen Handwerks, welche das zahlreiche Perſonale Hofwyl's und ſeine Gebäude und deren Einrichtung nöthig haben. Daß Herr von Fellenberg dieſe Verhältniſſe, die ein jedes kolonieartige Etabliſſement, wie Hofwyl mit ſich bringt, ſo wohl zu benutzen weiß, macht ſeinem Kombinationsvermögen alle Ehre, und verdient das Lob jedes Verſtändigen; aber Volkserziehungsanſtalten ſind es nicht. Ferner leiſtet dieſe Anſtalt in Hofwyl keinesweges, was man eigentlich unter Volkserziehung zu verſtehen hat, die nämlich in innigem Verhältniſſe mit Nationalbildung ſtehen müßte. Allerdings fühlt ſich zwar ein jeder gedrungen, dergleichen Armenerziehungsanſtalten als höchſt wohlthätige zu preiſen, weil darin armen und verwaiſeten Kindern Unterhalt und Unterricht für zu leiſtende Arbeit ertheilt wird, und weil ſie eben dadurch nicht nur von dem höchſt entehrenden, allen Charakter untergrabenden Betteln abgehalten, ſondern auch vor daraus entſtehender Liederlichkeit bewahrt werden, und befähigt, ſich künftighin durch verſtändige Thätigkeit ihr Brot zu verdienen. Aber dieſe Unglücklichen, denen alſo wohlthätig geholfen wird, verwechsle man doch ja nicht mit der zu erziehenden Jugend des Volkes, ſelbſt dann nicht, wenn mit dem Worte „Volk“ der ſehr eingeſchränkte Begriff von den ſo genannten niederen Volksklaſſen, als da ſind Bauern, Handwerker ꝛc. verknüpft werden ſollte. Wollte man dergleichen hofwyliſche Armenſchul- und Erziehungsanſtalten etwa zu Volksſchul- und Erziehungsanſtalten erweitern und erheben, ſo beginge man eben einen ſolchen Verſtoß, als wenn die Nordamerikaner ihre Zuchthäuſer zu Arbeitshäuſern für alle ihre Bürger machen wollten, denn gleich wie die Nordamerikaner ſich erſt alle zu Spitzbuben und Verbrechern machen müßten, um ihr Staatszuchthaus zum Zuchthausſtaat erweitern zu können, ſo müßte erſt die ganze Jugend des Volkes, die es, Gott ſey Dank, noch nicht iſt, zu Waiſen und Kindern verarmter Aeltern gemacht werden, damit ſie der Wohlthat, in Hofwyliſchen Armenanſtalten erzogen zu werden, benöthigt und werth wäre. Daß man aber in Hofwyl dieſe Armenſchulanſtalten zu mehr als das machen möchte, nämlich zu Anſtalten für das ganze ſogenannte Volk, welches die (nach dem erſten Aufſatze p. 426 und p. 427 der ſchweizeriſchen Jahrbücher) zu regierenden Klaſſen umfaſſen mag, geht aus unſerem dritten Aufſatze hervor. P. 8, 48, 130 der wöchentlichen Unterhaltungsblätter wird nämlich geſagt, Hofwyliſche Erziehungsanſtalten leiſteten allein Gewähr gegen aus langer Weile erzeugtes Politiſiren des Volks, welches in der Natur zu leben beſtimmt ſey, und gegen etwaige aus jenem Politiſiren hervorgehende Revolutionen. Es weiß aber jeder Menſch, daß dergleichen durch Verarmung liederlich gewordene Leute es keineswegs ſind, die Revolutionen veranlaſſen oder anzetteln, ſondern ſich mit Betteln, Stehlen, Rauben und Morden begnügen. Für ſie reicht eine gute Polizei aus.

Wenn man ferner berichtet, daß man ſich in Hofwyl zum Unterricht in der Armenſchule allerlei zweckmäßiger Gegenſtände, z. B. der Naturgeſchichte bediene, und daß man das nach einer zweckmäßigeren Methode als gewöhnlich thue, ſo iſt das ſehr lobenswerth und geſchieht nach dem Vorgange Peſtalozzi's in Hofwyl wie auch in Deutſchland in vielen von Hofwyl nichts wiſſenden Dorf- und Stadtſchulen. Ob, wie der Beobachter von Hofwyl meint, der Heiland ſchon durch ſeine aus der Natur genommenen Gleichniſſe auf die Vortheile, die aus der Natur für unſere Bildung zu ziehen ſeyen, hingedeutet habe, kommt dabei nicht in Frage. Wir würden uns gefreut haben, wenn der Herr Vfr. ein wenig deutlich auseinander geſetzt hätte, in wie fern der Heiland das gethan habe. So wird dem Leſer höchſtens eine dunkle Vorſtellung von der Chriſtlichkeit des Unterrichts in der Naturgeſchichte erregt, die aber etwas wankend werden möchte, wenn wir ihn erinnern, daß ſchon der griechiſche Philoſoph und Hiſtorienſchreiber Plutarchos in ſeinem Leben des Perikles ſagt, wie daß nur die Naturlehre uns von dummem Aberglauben befreien, und zu einer auf guten Hoffnungen ruhenden Gottesfurcht bringen könne.

(Beſchluß folgt.)

Garrick's Beſchreibung von Hogarth's: „Marſch nach Finchley.“

Hogarth's künſtleriſche Leiſtungen ſind durch Lichtenberg's Erklärungen unter uns ſo bekannt geworden, daß man nachſtehendes Schreiben nicht ohne Intereſſe leſen dürfte. Es iſt von Garrick, und an ſeinen Freund Henry Fielding gerichtet. Das Datum iſt vom 20. Jänner 1751. Hogarth war beider Freund. Ich will Ihnen, ſchreibt Garrick, meine Anſicht über Hogarth's Gemälde nicht vorenthalten, und vor allem damit beginnen, ſeine Gebrechen heraus zu heben. Für das Erſte und Größte halte ich ſeine allzugroße Neuheit und Aehnlichkeit mit den Gegenſtänden, die es darſtellt. Dieß mag Ihnen paradox vorkommen; allein ich bitte Sie, halten Sie Ihr Urtheil noch ein wenig an ſich. Es hat dieß Gemälde überhaupt zu viel von jenem Glanze, von jener verachteten Friſche an ſich, die wir wohl in der Natur, aber nicht in der berühmten Gallerie der Neugierigen erblicken. Noch hat die Zeit nicht ihre Rechte über daſſelbe ausgeübt; es fehlt ihm noch der ehrwürdige Duft, und die heilige Wolke, die es dereinſt den Augen des Pöbels verhüllen werden, damit die Eingeweihten in die Geheimniſſe der Kunſt allein ſeine Schönheiten durchdringen mögen. Dieß iſt faſt alles, was ich an dem Gemälde auszuſetzen habe. Der Gegenſtand deſſelben, mit dem ich Sie nun bekannt machen will, ſtellt den Marſch dar einiger Kompagnien Garden zu Fuß, die gegen die Schottiſchen Rebellen zu ziehen beſtimmt ſind, und deren Sammelplatz Finchley iſt. Hogarth zeigt ſie uns an Ort und Stelle, wo die Szene ſeines Gemäldes beginnt, und weiß gehörigen Vortheil aus den pittoresken Auftritten zu ziehen, welche zahlreiche Verſammlungen ſo häufig darbieten. Man muß in der That die Beobachtungsgabe des Malers bewundern, der tauſend kleine Umſtände wahrnimmt, die dem gewöhnlichen Zuſchauer entgehen. Darin beſteht ſeine Stärke und dieſe tauſend kleinen Umſtände, an denen man achtlos vorüber geht, liefern ihm gerade den Stoff, und geben ſeinen Werken den Reichthum und die Mannigfaltigkeit. Die Szene iſt nach Tottenham verlegt, wo man, in geringer Entfernung, eine Reihe Soldaten erblickt, die in erträglicher Ordnung auf die Anhöhe zu marſchiren. In der Hauptzeichnung iſt die Disziplin weniger beobachtet. Dieß darf Sie jedoch nicht befremden, da Ordnung und Subordination mehr Sklaven ziemt. Was man ſonſt anderswo Ungebundenheit nennen würde, erhielt hier den ehrwürdigen Namen der Freiheit. In der erſten Gruppe bildet ein Grenadier von gutem Ausſehen die Hauptfigur. Zwei weibliche Perſonen begleiten ihn, oder vielmehr halten ihn feſt, eine Gaſſenhauerin und eine Zeitungskrämerin: Jede hat ein Kind, und ſie ſprechen den Helden als den Vater an. Weiter haben ſie nichts Gemeinſchaftliches; denn Geſtalt, Humor und Charakter beider iſt ganz verſchieden. Zur Linken dieſer Gruppe erblickt man einen jungen Offizier, der ein Milchmädchen umarmt. Ihr großtes Ungluck jedoch iſt dieß nicht, ſondern daß ein liſtiger Schalk einen Milchtopf in ſeinen Hut gießt, und ſich das Anſehen gibt, als wolle er ſich ihrer gegen den jungen Kavalier annehmen. Nahe dabei ſteht ein Paſtetenverkäufer, der ſich königlich an jenem Schwanke ergötzt, während ein Soldat, der ihm frech ins Geſicht lacht, ſchlau die Kuchen entwendet, die er auf dem Kopfe trägt. Das Humoriſtiſche der ganzen Gruppe wird noch durch einen Schornſteinfeger-Buben erhöht, welcher lachend herbei kommt, die Milch in ſeinen Hut zu nehmen, den er in der Hand hält. Zur Rechten der Hauptgruppe gewahrt man einen Franzoſen, der, um den lächerlichen Ausdruck zu erhöhen, als ein Mann von Bedeutung vergeſtellt wird. Er iſt im Geſpräch mit einer gar ſeltſamen Perſon von einigem Range, welcher er Briefe mitzutheilen ſcheint in Bezug auf die Ereigniſſe, die dieſen Marſch veranlaſſen. Hinter dem erwähnten Franzoſen iſt eine alte Marketenderin mit einem Kinde auf dem Rücken, welche aus einer kurzen Pfeife raucht. Auf der Vorderſeite, in geringer Entfernung, ſteht man einen Tambur, der durch Trommelſchläge die Gedanken an das Geſchick ſeiner Familie zu übertäuben ſcheint. Sie iſt vergeblich bemüht, durch einen zärtlichen Abſchied ſeinen Zuſtand zu lindern. Ein junger Pfeifer geſellt ſeine Töne zum Lärmen der Trommel, und ſeine kleine niedliche Perſon bildet einen ſeltſamen Kontraſt zur Rohheit der Gegenſtände, die ihn umgeben.

In dieſem vortrefflichen Gemälde gibt es Parthien, die man wohl malen, aber nicht beſchreiben kann. Denn bei einem Gemälde können wir gewiſſe Dinge ſehen, und zu gleicher Zeit thun, als ſähen wir ſie nicht, während eine Beſchreibung deſſelben Gegenſtandes uns zu beſtimmt vorkommen würde. Von dieſer Art iſt ein Soldat in dieſem Gemälde, den ſein Marſch nach Schottland äußerſt ſchwer ankommt. Er iſt verliebt; allein mitten in ſeiner Liebesqual gewährt ihm die Leſung eines Zettels von einem Quackſalber, ſo berüchtiget durch Heilung Liebeskranker, einigen Troſt, und während er anſtändig genug dem Zuſchauer den Rücken kehrt, verbirgt ein junges Weib an einem Fenſter über ihm ihr Geſicht. In einer andern Gruppe, in der des Tambur, ſieht man einen beſoffenen Soldaten, dem ſein Kamerad Waſſer anbietet; allein eine Marketenderin mit einem Glaſe Branntwein hat beſſern Erfolg. Das Kind, welches ſie auf dem Rücken trägt, und an dieß Getränk gewohnt zu ſeyn ſcheint, ſtreckt das Händchen nach dem Glaſe aus. Nahe bei dieſer letzten Gruppe zeigt ſich ein Soldat, halb verſteckt, der mit einem jungen Mädchen ſpielt, das die Wäſche von einem Seile herab zu langen bemüht iſt. Die Bewegungen, mit denen ſie ſich ſeiner erwehrt, erregen den Verdacht, daß er die Sache ein wenig zu weit treibe. Dieß geſchieht vor der Thüre eines öffentlichen Hauſes, das drei Stockwerke hoch iſt. Die Fenſter ſind mit Freudenmädchen angefüllt, deren verſchiedene Glücksumſtände durch ihre Kleidung bezeichnet werden, und die Stockwerke, in welche ſie der Maler verſetzt hat. Ein Offizier reicht einer einen Brief an einer Pike empor. Außerdem ſieht man noch zwei Kämpfende und verſchiedene andere Gegenſtände, um dem Ganzen mehr Abwechslung und Laune zu geben.

Die Klapperſchlangen.

Hr. Neale, ein Franzoſe, ſuchte während ſeines Aufenthalts in Nord-Karolina eine Sammlung von Klapperſchlangen anzulegen. Durch Beobachtungen und Verſuche gerieth er bald auf den Gedanken an die Möglichkeit, das giftige Gewürm zahm zu machen. Er wagte endlich den Verſuch, und er gelang ihm auf eine Weiſe, die den Zuſchauer in Erſtaunen ſetzt. Wir kennen die Mittel nicht, die er hierzu anwandte; doch hatte Muſik den größten Antheil daran. Während der Hunger dieß Geſchöpf entflammt und glühendes Eiſen es zur Wuth reizt, erweichen und beſänftigen es einige langſame, ſchwermüthige Töne. Hr. Neale hat zwei Klapperſchlangen, ein Männchen und ein Weibchen. Das erſtere iſt 4 Fuß 8 Zoll lang und hat 8 Klappern, iſt ſomit 9 Jahr alt. Er hatte es 4 Jahre. Das Weibchen iſt viel kleiner und hat 5 Klappern. Er hatte es nur 2 Jahre und 9 Monate. Die Gelehrigkeit dieſer Thiere iſt ſehr groß. Er hebt ſie auf, ſpricht eine beſondere Sprache zu ihnen, ſtreicht mit der einen Hand über ihren Rücken hin, als ob es Saiten wären, und ſiehe, ſie krabbeln ihm zu Bruſt und Geſicht empor, liebkoſen und küſſen ihn, ſchlingen ſich um ſeinen Nacken. Während die eine Schlange ſo an ſeinem Halſe hängt, nimmt er die andere und zeigt ſie vor. Man erſtaunt über ihre vollkommene Unſchädlichkeit, ſo wie über ihre Anhänglichkeit an ihren Meiſter. Es kann keine Täuſchung Statt finden, denn Hr. Neale öffnet den Mund der Schlange und zeigt ihre Fangezähne. Sie ſind allein an der obern Kinnlade; zwei auf jeder Seite. Sie wachſen wieder nach, wenn ſie durch einen heftigen Schlag ausgeſtoßen werden. Der Fangzahn iſt im Maul, gebogen, ſcharf, und überzogen, wie die Klaue einer Katze, und gegen die Kehle zu gekehrt. Das Mundloch, durch welches das Gift ausgeworfen wird, iſt eine kleine, langlichte Höhlung an der Oberſeite des Fangzahns zwiſchen ſeiner äußerſten Spitze und der Oberkrümmung. Der Giftſchlauch liegt an der Wurzel des Fangzahns. Alle zwei Monate bekommen ſie eine neue Haut, im Sommerhalbjahr. Im Winter geſchieht es nicht, und etwa vom Oktober bis zum April halten ſie den Winterſchlaf. Die Farbe des Schwanzes iſt ein ſchönes, glänzendes Schwarz. Vielleicht rührt die Verſchiedenheit in der Hautänderung auch von der Art des Futters her, das ſie erhalten können. Hr. Neale füttert ſeine Schlangen in der Regel wöchentlich nur einmal. Sie erhalten auch jedes Jahr eine neue Klapper zu der erſten. Sie ſchütteln dieſelben jedoch nur, wenn ſie gereizt werden, oder die Aufmerkſamkeit ihrer Beute rege machen wollen. Zu letzterem Gebrauche ſcheinen ſie vorzüglich ihre Klappern erhalten zu haben. Mit denſelben halten ſie ihre Opfer feſt, die aus den ſchnellſten Thierchen, als Vögeln, Eichhörnchen ꝛc. beſtehen, denn ſo bald ſie ein ſolches treffen, beginnt der Zauber ihrer Klappern. Von Aſt zu Aſt, von Fels zu Felſen fliegen die Vögel, bis vom Schrecken betäubt ſie der lauernden Schlange immer näher kommen, die dann das Opfer erhaſcht. Ihr Athem iſt keineswegs ſo ſchädlich, wie einige Naturforſcher behaupten. Hr. Neale küßte die Schlangen oft, zog ihren Athem an ſich und fand ihn ungemein ſüß. Er fürchtet ſie daher keineswegs. Denn außerdem, daß er ſie ganz in ſeiner Gewalt und zu ſeinem Willen hat, weiß er ein ſicheres Mittel, ihren Biß zu heilen. Nach demſelben muß man zuerſt den Mund mit warmem ſüßem Oehl auswaſchen, und dann die Wunde ausſaugen. Hernach trinkt man ein Dekoktum von Natterwurz, bis es ſtarke Erbrechungen bewirkt. Dieß einfache Mittel hält er für untrüglich.

Miszellen.

Als die Griechen nach der Schlacht bei Salamis auf dem Iſthmos von Korinth beiſammen waren, um die Preiſe der Tapferkeit zu vertheilen, gaben alle Schiffshauptleute ſich ſelbſt den erſten, dem Themiſtokles aber, der das meiſte zu dem Siege beigetragen, den zweiten Preis der Tapferkeit. So lebendig war in allen Griechen das Bewußtſeyn, alle ihre Kräfte im Kampfe für Leben, Ehre und Freiheit aufgeboten zu haben. Am lebendigſten fühlten das die Athenienſer, die das meiſte bei Salamis, alles früher ſchon bei Marathon für ihre eigne und Griechenlands Errettung gethan hatten. Ein jeder Athenienſer fühlte mit Recht, daß er hiemit einen Adel ſich errungen hätte, der in dem neu gewonnenen Leben ſo viel gölte als der angeſtammte ſelbſt erſt durch den Kampf beſtätigte. Bei der allgemeinen Noth hatte ſichs überdem gezeigt, daß in den höchſten Momenten des Lebens, wo es Ehre gilt und Freiheit, jeder nur den Werth erhält, den er hat, daß der Vornehme und Reiche des Geringen und Armen eben ſo bedarf, als dieſe jener; und durch die grauſame Zerſtörung Attika's waren viele Reiche arm geworden und um allen Einfluß gekommen, den ihnen früher der Reichthum gegeben. Das konnten ſie, nachdem ihr Daſeyn erhalten war, ſo wenig ertragen, als die Vornehmen, daß ihre Geſchlechter nicht ohne weiteres, ſondern nur in ſo fern ſie tüchtig wären, den alten Einfluß mit dem Volke theilen ſollten. Reiche und Vornehme verſchworen ſich daher, kurz vor der Schlacht bei Platää, *jede Spur von Demokratie zu vertilgen und wenn es ihnen nicht gelänge, ganz Griechenland an die Perſer die Todfeinde Athen's und Griechenland's, zu verrathen.* Ariſtides, der dieſe Verſchwörung noch vor der Schlacht entdeckt und unterdrückt hatte, erweiterte nun grade vermuthlich blos (denn er war keineswegs ein der unumſchränkten Volksherrſchaft zugethaner Mann), um Gewähr gegen das Ausland zu haben, die Herrſchaft des Volks, indem er einem jeden Athenienſer das Recht zugeſtand, jedes Staatsamt bekleiden zu dürfen. Die Vornehmen aber und Reichen gaben ihre Plane nicht auf und hofften ſie mit Hülfe der Spartaner, der Feinde Athen's, durchſetzen zu können. Dadurch ſahen ſich die Führer des Volks fortwährend veranlaßt, um die Selbſtſtändigkeit Athen's gegen Sparta zu erhalten, dem Volke immer mehr Rechte zuzugeſtehen. So führte die Halsſtarrigkeit und Verrätherei der Vornehmen und Reichen ſelbſt die ausgelaſſenſte Demokratie und hiemit den Untergang der atheniſchen wie endlich der ganzen griechiſchen Freiheit herbei.

Geſpräch zwiſchen Λ und V

(aus Nro. 14. Diable boiteux.)

Λ Ich ließ Sie rufen, um zu wiſſen, ob Sie noch immer zu verkaufen ſind.

V Da Ihre Hoheit die Gnade haben, mich kaufen zu wollen, ſo muß ich geſtehen, daß — —

Λ Schon gut. Wie hoch ſchätzen Sie ſich?

V Ich dächte, Ihro H. würden ſelbſt finden, daß ich etwa 10000 Frk. —

Λ Zehn tauſend Franken! Kein Menſch gibt ſo viel für Sie.

V Aber, Ihro Hoheit, ich verſteh mich ſo gut aufs Verläumden.

Λ Mag ſeyn, aber — —

V Ihre H., ich denonzire ſo geſchickt.

Λ Ich glaub es wohl, indeſſen — —

V Auch kann ich wohl reden und ſchmeicheln, wie kein andrer.

Λ Alſo ſechs tauſend Franken, mehr kann ich nicht thun.

V Ich lüge auch ganz unvergleichlich für diejenigen, welche mich beſolden.

Λ Für denſelben Preis habe ich bereits Ihre Freunde G und W gekauft.

V Ach, mein Herr! ſetzen Sie mich dieſen gleich?

Λ Kurz und gut Sechs tauſend Fr. — das iſt mehr, als Sie werth ſind.

V Nun ſo haben Sie mich. Ihro Hoheit werden meinen Werth ſchon noch beſſer kennen lernen.

Entſcheidung einer völkerrechtlich hochwichtigen Frage von der erſten Kammer des Zivil-Tribunals zu Paris

durch Erkenntniß vom 13. März 1824.

I. Geſchichts-Erzählung.

Die Erben eines reichen Irländers übergeben einem ihrer Miterben, **Georges Stackpoole**, die Verwaltung des Geſammtvermögens, bis die Erbtheilung zu bewerkſtelligen ſey. — Als darauf die Miterben Rechenſchaft verlangen, verweigert Stackpoole dieſelbe, und weiß in dem weitſchichtigen Formelwerk des engliſchen Zivilverfahrens ſich zwanzig Jahre lang dem gerichtlichen Angriffe zu erwehren.

Mittlerweile ſchaltet er mit dem anvertrauten unermeßlichen Gut als Eigenthümer. Er lebt aufs glänzendſte in London und angelt nach der Lordswürde. Das Geſetz, welches den Irländern, als Katholiken, den erhabenen Platz auf dem Wollſack verſperrt, macht ihm wenig Schwierigkeit: er entſagt ſeiner Religion und leiſtet alle Ab- und Aufſchwörungsformeln.

Die Miterben verfolgen ihr Recht vor der Kammer der Lords, und ein Endurtheil dieſes Tribunals verurtheilt das edle neue Mitglied zur Rechenſchaftsleiſtung.

In dieſer Lage der Dinge verläßt Stackpoole England, geht nach Frankreich, kommt um Ertheilung des Naturaliſationsakts ein und erhält ihn. Aber Franzoſe ſchlechthin, dünkt ihm zu gering. Seine Reichthümer erwerben ihm bald die Herzen einiger Höflinge; er nennt ſich Engländer von Geburt und gut katholiſch; man hintergeht den König und Stackpoole erhält Adelsdiplom und Grafentitel.

Allein die Miterben treten vor dem franzöſiſchen Gericht auf und verlangen Vollſtreckung des rechtskräftigen Urtheils der Lordskammer. Sie behaupten: wenn ein Endurtheil vom inländiſchen zuſtändigen Gericht gegen einen Inländer ergangen, und der Verurtheilte, nach erfolgtem Spruch, das Bürgerrecht in einem ausländiſchen Staate erworben, ſo ſey das ausländiſche Gericht verbunden, dieſen Rechtsſpruch ohne in die Sache weiter einzutreten, als verbindend anzuerkennen.

Gegen die Kläger tritt der Advokat des Angeklagten mit der Behauptung auf: Die Sache müſſe vom Anfang an vom franzöſiſchen Gericht wieder aufgenommen und behandelt werden.

II. Gerichtliche Entſcheidung.

Nachdem die Vorfrage und die Sache ſelbſt plaidirt iſt, ſpricht der Gerichtshof wörtlich wie folgt:

Erwogen, daß die Ausübung der richterlichen Gewalt ein Attribut der Souveränität iſt; und daß der Souverän, mag er dieſe Gewalt ſelbſt oder durch Beamte ausüben, in keinem Fall ermächtigt iſt, dieſelbe über die Grenzen ſeines Territoriums auszudehnen;

Daß demnach Urtheilsſprüche, welche innerhalb eines Reiches gefällt ſind, durchaus keine Rechtskraft in einem andern Staate haben können;

Daß dieſer Grundſatz durch Art. 123 der Ordonnanz von 1629 ſanktionirt war;

Daß man gleichwohl nicht umhin kann, den Unterſchied anzuerkennen, welchen beſagte Ordonnanz bei Urtheilsſprüchen in Sachen von Ausländern, und denen zwiſchen einem Ausländer und einem Franzoſen, und gegen einen Franzoſen feſtſtellt;

Daß jener Artikel wirklich ordnet, daß es den Franzoſen allezeit vergönnt ſey, ihre Rechte vor franzöſiſchen Gerichten zu verfechten;

Daß, was die Urtheile in Rechtsſachen zwiſchen Fremden anlange, dieſelben nur in Kraft eines pareatis vom großen Siegel, d. h. eines vom König unmittelbar ausgegangenen Aktes, in Frankreich zu vollſtrecken ſeyen;

Erwogen, daß die Art. 2123 des Code civil und 546 des Code de procédure eine allgemeine Beſtimmung in Betreff ſämmtlicher Urtheilsſprüche ausländiſcher Gerichte aufſtellen, wonach dieſe Urtheilsſprüche keiner Vollſtreckung fähig ſind, noch eine Hypothek begründen können, bevor ſie durch einen franzöſiſchen Gerichtshof für vollſtreckbar erklärt worden;

Daß dieſe Beſtimmungen die ältere Unterſcheidung von Urtheilsſprüchen in Sachen zwiſchen Fremden und ſolcher zwiſchen einem Franzoſen und einem Fremden, gänzlich aufgehoben haben;

Daß für die Einen wie für die Andern das neue Geſetz ein und dieſelbe Prozedur vorſchreibt, und die gleichen Befugniſſe den Gerichten ertheilt;

Daß demnach, laut dermal gültigem Geſetz, die Gerichte kein Urtheil eines ausländiſchen Gerichtes vollſtrecken dürfen, ohne die Sache von vorn herein zu erwägen;

Daß, wenn der Geſetzgeber keine andere als die Abſicht gehabt hätte, letztinſtanzliche Urtheilsſprüche ausländiſcher Gerichte mit der Sanktion franzöſiſcher Gerichtshöfe zu bekleiden, er dieſe Gewalt dem Präſidenten anvertraut haben würde, ſo wie er denſelben ermächtigt hat, in Bezug auf ſchiedsrichterliche Ausſprüche;

Erwogen, daß es die erſte Pflicht des Richters iſt, kein Urtheil zu fällen, bevor er ſelbſt einer gründlichen Unterſuchung der Rechte und Anſprüche der Parteien gepflogen hat;

Daß dieſe Pflicht ihm ſo gebieteriſch auferlegt iſt, daß ohne alle Widerrede, er den Anſprüchen lediglich in dem Maaße zu willfahren ermächtigt iſt, als er dieſelben gerecht und wohlbegründet erfunden hat;

Daß alſo die Gerichte, als durch das Geſetz beauftragt, über ſolche Requiſizionen zu verfügen, welche den Zweck haben, Urtheilsſprüche ausländiſcher Gerichtshöfe zur Vollſtreckung zu bringen, zugleich hiedurch ermächtigt ſind, dieſe Vollſtreckung zu gewähren oder ſie zu verweigern; und daß es einer förmlichen Geſetzesbeſtimmung bedürfte, um die Gerichte von einer gründlichen Unterſuchung vor der Vollſtreckung loszuzählen;

Erwogen, daß, wenn man zwar das Recht der Gerichte anerkennt, die Verfügungen über im Ausland erlaſſene Urtheilsſprüche in Unterſuchung zu ziehen, allein dieſe Unterſuchung nur auf die Fälle beſchränkt, in welchen jene Verfügungen etwa den Geſetzen, oder der öffentlichen Ordnung und der Polizei des Königreichs zuwider laufen dürften: dieſes nichts anders ſeyn würde, als eine willkürliche Beſchränkung der richterlichen Gewalt zu Gunſten ſolcher Unterſcheidungen, welche das Geſetz nicht aufgeſtellt hat; daß dieß nichts anders hieße, als die Richter nöthigen, das Gewicht ihrer Amtswürde ſolchen Urtheilsſprüchen zu ertheilen, die, wären ſie auch formell gerecht und in letzter Inſtanz gefällt, dennoch augenfällige Ungerechtigkeiten und offenbare Irrthümer enthalten könnten;

Daß, wenn gleich unzulängliche Kenntniß der Geſetze und der Sprache deßjenigen Landes, in dem das Urtheil gefällt iſt, ſo wie die Schwierigkeit der Würdigung in fremder Sprache abgefaßter Urkunden, die Unterſuchung der Sache mühſamer machen können; dieſe Berückſichtigungen, als eben ſo anwendbar in dem Falle, wo ein Urtheil gegen einen Franzoſen ergangen iſt, keineswegs dazu berechtigen können, der Unabhängigkeit der Gerichte, ſo wie dem geſchriebenen Geſetz Abbruch zu thun.

Erwogen im Uebrigen, daß es bereits hinlänglich erhellt, daß der Graf von Stackpoole im Endurtheil zur Zahlung bedeutender Summen verfällt werden wird;

Daß dieſer während vieler Jahre vor engliſchen Gerichtshöfen verhandelte Prozeß zu langwierigen Erörterungen führen werde, und daß es Pflicht der Richter iſt, den Rechtsanſprüchen der Parteien verhältnißmäßige Summen zuzuſprechen:

Beſchließt: Die Hauptſache vor Gericht wieder aufzunehmen; und verurtheilt den Grafen Stackpoole, jedem der Kläger vorläufig eine Abſchlagszahlung von 75,000 Fr. zu leiſten.

III. Hauptreſultate für das praktiſche Völkerrecht.

a. Vorſtehende Entſcheidungs-Gründe der erſten Kammer des Zivil-Tribunals in Paris ſprechen den Grundſatz aus, daß ein Staat, ohne ſich ſeiner Souveränetäts-Rechte zu begeben, ſich nicht zum bloßen Exekutor eines von einem ausländiſchen Gerichtshof gegen einen ſeiner Bürger erlaſſenen gerichtlichen Erkenntniſſes hergeben kann;

b. daß alſo die Staatsgewalt es nicht blos dem in Frage befindlichen Bürger, ſondern ſich ſelbſt ſchuldig iſt, jede Rechtsſache, in welcher ihre Einſchreitung von ausländiſchen Gerichten begehrt wird, ſelbſt erſt gerichtlich zu unterſuchen und zu entſcheiden;

c. daß dieſer Grundſatz nicht allein in Kriminalſachen, ſondern ſogar in bloßen Zivilklagen geltend gemacht werden müſſe;

d. daß dieſer Grundſatz nicht blos alsdann ſeine Anwendung finde, wenn ein ausländiſches Gericht gegen den inländiſchen Bürger den Urtheilsſpruch erlaſſen habe, während dieſer im Beſitz des inländiſchen Staatsbürgerrechts war, ſondern ſogar auch in dem Fall, wenn es ſich von der Exekution eines gegen einen Inländer ausgeſprochenen Erkenntniſſes handelt, das ſchon vor ſeiner Aufnahme in's Bürgerrecht bereits gefällt geweſen.

Ideen über Homer und ſein Zeitalter

nach Schubarth

(Beſchluß.)

So fand Homer in dem gegebenen Stoff ohne alles Privatintereſſe Aufforderungen genug, warum er die wildere Sitte bei den Achaiern, die mildere bei den Trojanern hervortreten ließ. Die Achaier ſind in ihrem von der Heimath entfernten Kriegs- und Lagerleben ſchon, um ſich zu erhalten, auf Raub und Brand gewieſen, während die Trojaner von ihrem Herd, von ihren Göttern aus zum Streit ziehen und aus denſelben zu demſelben und zu dem geſetzlichen Leben des Friedens zurückkehren. Sehen wir aber genau zu, ſo finden wir gar nicht einmal alle Achaier ungeſchlacht und roh, nicht alle Troer gebildet und feiner. Aber Gegenſätze hat das Leben und liebt noch mehr die Dichtung. Der für ſeine Erhaltung kämpfende erſcheint überdieß immer als der gerechtere und oft ſogar durch bloße Täuſchung als der edlere, und es könnte alſo Homer ohne alle Parteigängerei entweder hiſtoriſchen Berichten gemäß oder dem poetiſchen Intereſſe oder beider Urſachen wegen zu der angegebenen Fixirung der Gegenſätze veranlaßt worden ſeyn. Dafür liefert der Beweis, daß, wo das innere Leben der Achaier in ihrer Heimath geſchildert wird, eben ſo würdige Lebensverhältniſſe, eben ſo edle Sitten, wie in Priams Stadt erſcheinen. So auf Scheria, ſo auf Pylos, wie wir ſie aus der Odyſſee kennen. Aber auch dort finden wir Gegenſätze, wir finden die Phäaken wie die übermüthigen Freier und die dem Odyſſeus Getreuen. Was würde man aber dazu ſagen, wenn wir deswegen den Homer von der Nauſikaa oder vom göttlichen Sauhirten Eumaios ableiten und ihm zum Vaterland Pylos, Scheria oder Ithaka geben wollten. Und doch, was Herrn Schubarth ſo unumgänglich nöthig ſcheint, *) hätten wir dem Dichter auch das Glück an einem Hofe gelebt zu haben, gewonnen.

---

*) Vermuthlich nach einer Aeußerung, die ſein von ihm ſelbſt interpretirter Meiſter Göthe im Taſſo gethan.

Wir müſſen im Gegentheil nach allem bisher geſagten behaupten, daß wegen Herrn Schubarth's Urtheil Homer ein Jonier und ſeine Landsleute unſtrangulirt bleiben können. Wenn ferner Herr Schubarth als einen den Homer von den Joniern ausſchließenden Umſtand hält, daß Homer Milet von Barbaren bewohnt ſeyn laſſe, ſo könnten wir dieſen eher als Beweis für unſere Meynung gebrauchen, denn bei den Joniern konnte ja am wenigſten die Erinnerung an die Einwanderung aus Griechenland zu Homer's Zeit ſchon zu Grunde gegangen ſeyn. Aber eben dieſer Umſtand, daß die Jonier aus ihrem Vaterlande verdrängt waren, dürfte nicht ganz der Berückſichtigung unwerth ſeyn; denn zum Theil ſcheinen gerade deswegen ſie eher als andere Griechen ſich zur Verherrlichung griechiſcher Heldenthat veranlaßt gefunden zu haben. Sie wohnten ſeit ihrer unfreiwilligen Auswanderung unter dem glücklichſten dem weit gereiſeten Herodot bekannten Himmel, an dem Geſtade des lebendigen, inſelreichen Meeres. Der Handel gab ihnen Reichthum und Kenntniſſe, forderte ſie auf zu mannichfacher Uebung von Handwerken und Künſten, und ſo mußte ihre Bildung, welche ſchon bei ihrer Verdrängung durch die Dorier die Doriſche übertraf, ſich jetzt ſchneller als ſonſt wo in Griechenland *) und ſchöner entfalten. Dennoch lebten ſie losgetrennt von ihrer Heimath und von ihr gering geſchätzt, in der Nähe jenes Landes, welches allen Griechen in der Sage als ein Wunderland, als das Land des Ruhmes ihrer Vorfahren geſchildert war. Mußten in dieſer Nähe, in dieſem Leben, bei dieſen Umſtänden die Jonier nicht mehr als alle andere griechiſche Stämme mit Liebe und Sehnſucht die Erinnerung an jene Zeiten und jene Begebenheiten feſthalten, in welchen ihr Volk und ihre Herrſcher die bedeutendſten Stämme, Helden und Herrſcher des griechiſchen Volkes zu der gemeinſamen Unternehmung gen Troja vereinigt hatten und geführt? Müßten ihnen nicht

---

*) Denn Kleinaſien übertraf überhaupt ſchon ſeit Pelops Zeiten Hellas an Bildung. Man denke nur an den Ruhm der Weisheit, welchen noch bei ſpäten Philoſophen der Pelopide Pittheus hatte.

alle die Greuel, welche eben der Zug Agamemnon's über ſein Haus gebracht hatte, mußte nicht ſelbſt die Beſiegung, Unterjochung und Verdrängung ihres Volkes durch die Heraklidiſchen Dorier wie eine Vergeltung des über Troja gebrachten Unglücks erſcheinen? Unter einem ſolchen Volke, mit dieſen Einrichtungen, in welchen es ſein eignes Geſchick an das der Trojaner geknüpft fand, mit dieſen Beziehungen und Verhältniſſen, welche die Erinnerungen immer in friſcher Lebendigkeit erhielten, konnte ein Dichtergeiſt eher als ſonſt wo zur Darſtellung dieſer großen und folgenreichen und darum in Sagen gehüllten Begebenheiten begeiſtert werden. Ohne uns zu vermeſſen, das hier mitgetheilte für mehr als Wahrſcheinlichkeitsgründe auszugeben, folgen wir ihnen doch lieber als den Schubarthiſchen, weil dieſe weniger als unſere den hiſtoriſchen Andeutungen über Homer's Vaterland entſprechen.*) Freilich kann die Beſtimmtheit, mit welcher Herr Schubarth nicht blos von dem Vaterlande, ſondern, ſo zu ſagen, von dem Hauſe, in welchem Homer gelebt, Kunde gibt, imponiren. Er meynt nämlich, Homer habe am Hofe des frommen Aeneas gelebt, und das ſey zu ſchließen aus den vielen Stellen, in welchen Aeneas als ein beſonders edler und frommer Held dargeſtellt würde. Als ob ſich's nicht von ſelbſt verſtünde, daß der Dichter weder einen Schuft noch einen Virgiliſchen Butteräneas von den Göttern geliebt und nebſt dem Antenor ſo viele treffliche Helden zu überleben würdig ſeyn laſſen konnte? Das hiſtoriſch-wahre iſt nichts weiter, als daß Aeneas und ſein Geſchlecht wirklich dem allgemeinen Verderben entronnen ſind, welches Glück ſchon von dem religiös poetiſchen Sinn des Volkes als Anerkennung und Folge des Verdienſtes betrachtet wird. Auch gegen dieſe Meynung des Herrn Schubarth dürfte unſere ſtehen bleiben können. Wenigſtens iſt gewiß die Betrachtung eines an große Erinnerungen geknüpften Völkergeſchicks eher die Mutter wahrer poetiſcher Begeiſterung, als wie das geradezu proſaiſche Beſtreben eines Virgil oder ſonſtigen Hofpoeten, welcher, wenn ihn der Haber des Wohllebens ſticht, ſich gedrungen fühlt, dem regierenden Herrn für empfangene Fütterung eine ihn vergötternde Dankadreſſe in Form eines Heldengedichts mit deſto mehr Effekt für die Zukunft zu überreichen, je mehr Edle und Volk er im Gedicht todt ſchlägt, damit der übrig gebliebene Urahn des Herrn und ſomit der Herr ſelbſt als der von den Göttern geliebteſte und darum ſelbſt göttlichſte erſcheine.

---

*) Eher möchte man K. O. Müller's motivirterem Urtheile, der Hauptſitz der homeriſchen Sagen ſey bei den Achäiſchen Aeoliern zu finden, beitreten. Hellen. Geſch. I. p. 389.

Wie aber Herr Schubarth ſo ſeltſame Reſultate ſeiner über Homer angeſtellten Unterſuchungen gewonnen habe, ſcheint uns um ſo mehr der Mittheilung werth, weil ſich daraus beſonders klar die verkehrte Art, wie Denkmale der ſchönen Literatur als hiſtoriſche heutzutage benutzt werden, erkennen läßt.

Auf große Beſonnenheit läßt das ſtrenge Urtheil hoffen, welches Herr Schubarth über die griechiſchen Hiſtoriker fällt. S. 41 bis 43 behauptet er vom Herodot nicht blos und Thukydides, ſondern vom ganzen griechiſchen Alterthum, daß es nie auf den Gipfel der Bildung gekommen ſey, mit Selbſtverläugnung und Geiſtesgegenwart eine uralte Vergangenheit treu abzuſpiegeln. So ſcheint ihm beim Herodot die Art, wie er alles beobachtet, ſchildert, in Beziehung auf ſeine Perſerkriege ſetzet, das wahrhaft hiſtoriſche, nicht zu bezweifelnde, nicht aber etwa die berichteten Thatſachen. Wie halb dieſes Urtheil ſey, erkennt jeder, der weiß, wie Herodot oft wunderbar klingende Berichte, die ihm ſelbſt oft unglaublich und in dunkler Rede abgefaßt ſind, durch neue geographiſche und phyſikaliſche Erfahrungen beſtätigt worden ſind. *) Darin ſtimmen wir jedoch dem Herren Schub. gern bei, was als Endergebniß ſeines etwas redſeligen II. Abſchnitts hervortritt: daß es nämlich unmöglich ſey, ſelbſt wenn uns die ausführlichſten Berichte gegeben wären, den wahren

---

*) Ueber Herodot's bedingte Glaubwürdigkeit vergl. Creuzer hiſtor. Kunſt der Griechen; Mitford Griech. Geſch. I. S. 472 (Ueberſ: Eichſtädt); Karl Ritter Erdkunde I. S. 27.

Thatverhalt der homeriſchen und vorhomeriſchen Zeit kennen zu lernen, ſondern nur die griechiſche Anſicht ſelbſt. Eben ſo fallen wir Herrn Schubarth darin bei, was er vom Verhältniß homeriſcher Poeſie zu den Logographen und ſpäteren Dichtern S. 66 folgendermaaßen äußert: „Indem nun in dem Homeriſchen Zeitalter, dieſem Gipfel einer energiſchen Jugendepoche, Poeſie und Wirklichkeit nicht ſo einander gegenüber ſtehen, wie in jeder ſpäteren Epoche bei den Griechen nachmals, wo die immer größer werdende praktiſche, techniſche, artiſtiſche, ſpekulative, wiſſenſchaftliche, ja politiſche Erwägung der Dinge ſich ausſondert, überwiegend wird, und eine ganz eigenthümliche Denkweiſe in Anſpruch nimmt: ſo ſind wir weit gewiſſer daran, in den Homerſchen Geſängen, in dem Poetiſchen ſelbſt und der poetiſchen Grundlage auf einem Boden des Wirklichen zu wandeln.“ Wenn Herr Schubarth aber die hiſtoriſche Zuverſichtlichkeit Homer's auch über die eines Thukydides ſetzt oder derſelben nur gleichſtellt, indem er Thatbeſtände, wie wir oben angeführt und ähnliche[*]) daraus folgert, ſo macht er hiedurch den Homer zu einem Reimchroniſten, der der hiſtoriſchen Wahrheit wegen ſchlechte Verſe machen und wo möglich gar keine Gleichniſſe und Bilder brauchen muß. Aber Herr Schubarth widerſpricht damit auch ſeinem eignen Endurtheil über homeriſche Zeit: die er S. 256 nennt: „einen improviſirten Zuſtand, in welchem Poeſie geweſen ſey ohne Gegenſatz gegen Wirklichkeit im Epos, welches das wichtigſte Ereigniß der Gegenwart und das Merkwurdigſte vergangener (?) Erinnerung kunſtgemäß zu ſchildern und in erhöhtem Sinne darzuſtellen unternimmt.“ Denn mag nun immerhin Herr Schubarth, durch ſeine ſchwache Hypotheſe vom Trojaniſchen Hofpoeten Homer verführt, denſelben während oder kurz nach dem trojaniſchen Kriege leben laſſen, ſo gewinnt Homer nicht viel mehr hiſtoriſchen Glauben, als jeder andere Dichter, weil ſeine Auffaſſungsweiſe im Verhältniß zu ſeinem poetiſchen Zeitalter nur um ſo poetiſcher ſeyn muß. Aber es läßt ſich wohl nirgends hiſtoriſch nachweiſen, noch überhaupt denken, daß ein epiſcher Dichter ſeine eigne Zeit zum Gegenſtand eines Epos macht, weil er dazu denſelben muß überſehen können. Wir wiſſen ja aber nur zu gut, daß Berge, je höher ſie ſind, von einem entgegen ſtehenden, mäßig entfernten nur recht in's Auge gefaßt werden können und daß die Alpenkette weder am hohen Mittag, ſondern, wenn die Sonne hinabſinkt, in roſigem Gewande uns erſcheinet, noch an ihrem Fuße, ſondern in einiger Entfernung an der Jurakette, am Zürichſee den wahrhaft erhabenen, die Seele des Schauenden mit der Vorſtellung einer ſicher thronenden Macht erfüllenden Anblick gewähret. Deshalb gilt von der Zeit des Epos, was vom alten Neſtor, der, ſtatt ſelbſt noch Thaten zu thun, von vollbrachten redet. Die Zeit des Epos beginnt erſt nach wiedergewonnener Ruhe und erſt, wenn in vielfacher Erzählung oder Ueberlieferung durch Geſang, wobei abſichtliche und unabſichtliche Entſtellungen der Thatſachen vorkommen müſſen, ein Kreis mannichfacher Sagen ſich geſchloſſen hat, iſt ſie reif für die frei geſtaltende Phantaſie des Dichters. Und ſo mögen wir bei Benutzung Homer's als hiſtoriſcher Quelle nur ſo ſorgſam als möglich die ſchon von Thukydides in ſeinem Proömium empfohlne Vorſicht gebrauchen und uns nach Abſtreifung des poetiſchen Schmuckes begnügen, hiſtoriſche Kunde von den Zuſtänden homeriſcher und vorhomeriſcher Zeit zu gewinnen.

---

[*]) So behauptet Herr Schubarth von den Pelasgiſchen oder Kyklopiſchen Mauerwerken, daß ſie nachhomeriſch, d. h. nach der Doriſchen Völkerwanderung entſtanden ſeyen, nicht blos weil dazu feſte, ſtändiſche, kaſtenartige Verhältniſſe nöthig wären (was übrigens bei den Hellenen in dieſer Weiſe nie Statt gehabt hat), ſondern auch, weil Homer ſonſt, um die Gewaltigkeit der kariſchen Mauern zu bezeichnen, ſie mit jenen kyklopiſchen verglichen haben würde. Freilich hat Homer als Dichter ſie darüber hinausgeſetzt, indem er den Poſeidon darüber erzürnt ſeyn läßt.

Die Sitte der altdeutſchen Frauen, mit ihren Männern zu ſterben.

(Beſchluß.)

Wie auch Jungfrauen dem Manne, den ſie liebten, freiwillig in den Tod folgten, mögen folgende Beiſpiele zeigen.

Augne, eine ſchöne Norwegerin, ward dem Helden Starkadr verlobt. Ihr Herz neigte ſich aber zu einem andern Helden, Hergrim, und ſie ließ ſich von dieſem entführen. Da forderte der rechtmäßige Bräutigam den Räuber zum Zweikampf auf, und Hergrim blieb todt auf dem Platze. Augne aber, unfähig ihn zu überleben, erſtach ſich ſelbſt.

Oddr und Hialmar, zwei herrliche Heldenjünglinge des Nordlands, begegneten ſich einſt, ohne einander zu kennen, auf der Heldenfahrt. Der Sitte gemäß begannen ſie ſogleich mit einander zu kämpfen, um zu prüfen, wer der Stärkere ſey. Drei Tage lang dauerte der Zweikampf, doch waren ihre Kräfte ſo gleich, daß keiner den andern verwundete oder ermüdete. Da ſchworen ſie ſich ewig Freundſchaft, und gingen zuſammen an des ſchwediſchen Königs Hof zu Upſala. Dort erwarben ſie im Waffendienſt großen Ruhm und glänzende Ehre, alſo daß ſie zunächſt an des Königs Stuhle ſtanden. Yngwi hieß der König, und ihm war eine Tochter, Namens Ingeblorg, in wunderbarer Anmuth erblüht, deren Ruf den ganzen Norden erfüllte. Der ſchöne Held Hialmar aber gewann heimlich ihre Liebe. — Mittlerweile ſaßen in Norwegen zwölf Rieſenbrüder, die Arngrimsſöhne genannt, am großen Juulfeſt beiſammen, und zechten bei vollen Trinkhörnern. Bei ſolchen Gelegenheiten war es Sitte, ein Gelübde zu thun, ſich zu irgend einer abentheuerlichen That oder Fahrt zu entſchließen. Da ſchwur einer von den Brüdern, Hiorwardr, er wolle nach Schweden fahren, und die ſchöne Ingebiorg gutwillig oder gewaltſam als Eheweib heimführen, und die übrigen gelobten ihm Geleit und Hülfe. Ohne Aufenthalt fuhren ſie ſogleich nach Upſala. — Hier empfing ſie Yngwi mit gewohnter Gaſtfreundſchaft, und hieß ſie im Kreiſe niederſitzen vor ſeinem Königsſtuhl. Hiorwardr aber ſtand auf und brachte ſeine Werbung vor. Wie er ausgeſprochen, erhub ſich Hialmar und bat für ſich ſelbſt um die Hand der ſchönen Königstochter, die er durch ſeine treuen Dienſte und durch ſeinen Heldenruhm weit mehr zu verdienen glaubte, als der wilde und rohe Rieſenſohn. Yngwi aber hörte beide an, und ſprach darauf: Beide Freier ſeyen untadelige Helden, und er überlaſſe ſeiner Tochter ſelbſt die Entſcheidung. Ingebiorg verhieß ſich, wie ihr die Sitte gebot, dem von beiden, der den andern im Zweikampf überwände, und als der beſſere Held beſtände. Alsbald beſtimmten ſich die beiden Nebenbuhler einen gewiſſen Tag und eine Inſel im baltiſchen Meere, da ſie den Kampf ausführen wollten, und ſchieden von einander. — Die Arngrimsſöhne kehrten zu ihrem alten Vater heim, und erzählten ihm, was ſie ausgerichtet. Er weiſſagte ihnen Unglück und entließ ſie mit Schmerz. Dann fuhren ſie aus nach der Inſel. Unterwegs träumte dem Angantyr, der unter ihnen der älteſte war, und des Vaters ungeheures Zauberſchwert, Tyrfing mit Namen, an der Seite trug, er ſey mit ſeinen Brüdern auf der Inſel gelandet und ſähe, wie ſie eine Schaar Vögel fingen und tödteten; dann kämen aber zwei große Adler, davon der eine alle ſeine Brüder tödtete, der andre aber mit ihm kämpfend zu Boden fiel. — Als ſie auf der Inſel ankamen, überfiel ſie die Wuth, denn ſie gehörten zu dem Geſchlecht der Berſerke, die zu gewiſſen Zeiten raſend wurden. Blind tobend hieben ſie in die Steine und Bäume, und da ſie auf die Gefährten Hialmars und Oddrs ſtießen, die eben gelandet waren, brachten ſie ſie alle bis auf den letzten Mann in der Wuth ums Leben. Die beiden Führer aber, die unterdeß den Wald nach ihnen unterſucht hatten, kamen alsbald hervor und begannen einen furchtbaren Kampf. Hialmar ſtellte ſich allein dem unbezwinglichen Schwerte Angantyrs entgegen, Oddr aber focht mit den übrigen eilf Brüdern, und ihn ſchirmte ein undurchſchneidbarer Panzer. Da fielen nach langem Widerſtande Hiorwardr und die übrigen, einer nach dem andern, und Oddr blieb unverwundet. Wie er ſich aber nach ſeinem Freunde umwandte, fand er ihn, von Tyrfing durchbohrt, ſterbend am Boden liegen, und Angantyr ſelbſt lag todt neben ihm. Hialmar reichte ſeinem treuen Gefährten die Hand und gab ihm einen Ring, den er ſeiner Geliebten bringen ſollte. Dann verſchied er mit einem lauten freudigen Geſange. — Oddr, der von allen allein übrig geblieben war, begrub die Gefallenen mit ihren Waffen, Hialmars Leiche nahm er aber auf den Rücken, trug ſie auf ſein Schiff, und kehrte mit ihr nach Upſala zurück. Vor des Königs Hauſe fand er die ſchöne Ingebiorg, gab ihr den Ring, und wies auf die Leiche. Da brach ihr Herz im Gram, und er legte ſie lächelnd zu ihrem Geliebten. Beide wurden herrlich beſtattet in einem Todtenhügel. (Hervarar Saga.)

Saro erzählt folgendes: Es war ein König in Dänemark, Sigar, der hatte drei Söhne, Alf, Sywald und Alger, und eine Tochter, welche Sygne hieß. Einſt gingen die Söhne zur See auf Abentheuer, die ſie bald fanden. Helvin, Hagbarth und Hamund, die Söhne des kleinen norwegiſchen Königs Hamund, waren ebenfalls auf Abentheuer ausgegangen, und ſtießen mit den Dänen zuſammen. Da ward auf den Schiffen den ganzen Tag lang gekämpft, und keiner blieb Sieger. Im Dunkel der Nacht aber ſtifteten ſie Frieden, kamen zu einander und tranken fröhlich zuſammen, Freund und Feind, nach nordiſcher Sitte. Dabei gewannen ſie einander ſo lieb, daß ſie den folgenden Tag die Schlacht nicht aufs neue anfingen, ſondern alle zuſammen nach Dänemark an Sigars Hof zogen. Hier lebten ſie herrlich und in Freuden beiſammen; Hagbarth aber ſah die ſchöne Sygne, und ſie ihn täglich, und ihre Herzen blieben nicht gleichgültig für einander. Doch mußten ſie ihre Liebe verbergen, weil der ſtolze Dänenkönig ſeine Tochter nimmer dem Sohne eines armen kleinen Fürſten gegeben haben würde. Zu derſelben Zeit bewarb ſich Hildigiſel, ein vornehmer deutſcher Prinz, ſehr reich, und von großer Schönheit, öffentlich um Sygnens Hand. Weil er aber feig war und niemals ruhmvolle Thaten geübt, verſchmähte ſie ihn. Er ſann auf Rache, und kam bald hinter das Geheimniß ihrer Liebe. Um aber für ſich ſelbſt die Gefahr zu vermeiden, gewann er einen blinden ſchwatzhaften Greis, Sigars vorzüglichſten Rathgeber, die Hamundsſöhne anzuſchwärzen. Liſt und Verläumdung trieben im Dunkeln ihr Spiel, und die Sigarsſöhne ließen ſich ſelber ſo verblenden, daß ſie die Gaſtfreundſchaft verletzten, und über die argloſen Norweger mörderiſch herfielen. Alle kamen um, außer Hagbarth, der zufällig abweſend war. Wie dieſer aber das traurige Ende ſeiner Brüder erfuhr, floh er Dänemark, und warb heimlich ein großes Heer, um an den Mördern Blutrache zu nehmen. Wohlgerüſtet überzog er Dännemark mit Krieg, und tödtete in einer großen Schlacht alle Söhne Sigars. Hedigiſel aber ward auf der Flucht durch einen Pfeil ſchimpflich von hinten getroffen. Die Rache war vollendet, und wehmüthig ſah Hagbarth auf die Hände, die er in dem Blut von Sygnes Brüdern geröthet. Oeffentlich war es ihm unmöglich, zu ihr zu gelangen, und doch ſehnte er ſich ſie wieder zu ſehen, zu erfahren, ob ſie ihm Liebe und Treue bewahrt. Da hüllte er ſich in das Gewand einer kriegeriſchen Jungfrau, dergleichen Hakon, ein weltberühmter Held, in ſeinem Gefolge hatte, und ſo verſtellt begab er ſich, ohne Begleiter, an Sigars Hof, und fand durch eine erdichtete Botſchaft daſelbſt freundlichen Willkomm. Man erkannte ihn ſo wenig, daß man ihm ſogar ſein Nachtlager in Sygnes Schlafkammer anwies. Als ihm aber hier die Mägde ſeine Füße wuſchen, kam ihnen ſein Geſchlecht zuerſt verdächtig vor, und ſie hinterbrachten ihre Muthmaßungen am andern Morgen dem König. Unterdeß war Hagbarth bei ſeiner Sygne allein. Keinen Augenblick hatte ſie gewankt in ihrer Liebe, und ſie gelobte, welches Schickſal ihn auch treffen ſollte, ihm treu zu bleiben bis in den Tod. In der Frühe des Morgens aber wurden die Liebenden plötzlich von Siegars Dienern überfallen. Lange wehrte ſich Hagbarth mit einem Fußſchemmel, ward aber endlich durch die Uebermacht übermannt und gefeſſelt. Sogleich hielt der König ein Gericht über ihn, als über den Mörder ſeiner Söhne und den Entehrer ſeiner Tochter. Aber jener Mord ward für rechtmäßige Blutrache erkannt, weßhalb dem Mörder kein Haar gekrümmt werden dürfe; und nur daß er in einer Jungfrau Kammer gefunden worden, machte ihn nach der Strenge der nordiſchen Sitte eines ſchimpflichen Todes ſchuldig. Er ward zum Strange verurtheilt. Als Sygne dies vernahm, ließ ſie dem Geliebten wiſſen, ſie werde in der gleichen Stunde mit ihm ſterben. Dann berief ſie alle ihre Mägde zu ſich, und fragte ſie, ob ſie gleiches Schickſal mit ihr theilen wollten? Alle gelobten es. Da beſtellte ſie den Thurnwächter, daß er ihr ein Zeichen gebe, wenn Hagbarth auf dem Berge ſtürbe, und ſie ſchloß ſich mit ihren Mägden in ihre Kammer, und bereitete Fackeln, um das Haus in Brand zu ſtecken, und Stricke, um ſich daran zu erhängen. Auf Tiſche und Stühle geſtellt, den Hals in der Schlinge, in der Hand die lodernden Fackeln, erwarteten ſie das Zeichen. Hagbarth ward auf den Berg geführt, da ſeine Richtſtätte ſtand, und um noch Zeuge zu ſeyn von der Treue der Jungfrau, bat er den Henker, ſtatt ſeiner zuerſt ſeinen Rock aufzuhängen. Der Thurnwächter glaubte, es ſey Hagbarth ſelbſt, und gab das Zeichen. Da ſah Hagbarth alsbald Flammen aus Sygnes Fenſtern brechen, ſang noch ein lautes freudiges Schwanenlied, und ließ ſich geduldig den Tod geben, der ihn mit dem treuen Mädchen wieder vereinigte.

Neueſtes über und wie es ſcheint aus Hofwyl.

(Beſchluß.)

Wenn dies aber Plutarchos vielleicht nicht ohne Bezug auf unſere heiligen Urkunden geſagt haben könnte, ſo verwirrt doch gewiß das, was der offenkundige Heide Platon im Phaidros von demſelbigen Perikles ſpricht, daß derſelbe nämlich durch die Naturkunde zu ſeinem hohen Sinne und der ihm eignen, alles vollendenden Kraft gelangt ſey. Wie ſollte die Naturkunde nicht am Ende gar etwas heidniſches ſeyn, und Chriſtus ſich nur jener Gleichniſſe bedient haben, um den noch gar heidniſch geſinnten Schülern ſich einigermaßen verſtändlich zu machen? —

Wie dunkel und myſtiſch dieſe vom Zaun gebrochene chriſtlich religiöſe Weihe des Naturgeſchichtsunterrichts iſt, ſo möchte der p. 48 gebrauchte Ausdruck von der *Verfolgung gründlicher Naturforſchung*, zu welcher die Zöglinge der Armenſchule angeleitet würden, wohl etwas übertrieben einem jeden erſcheinen, der weiß, was dazu gehört, und nebenbei von wohlunterrichteten Leuten erfährt, daß zu eigentlichem Unterricht den Armenzöglingen nur zwey halbe Stunden täglich gegönnt ſind. Doch hier haben wir einen böſen Fleck berührt, den nämlich der vielfachen Mängel in specie, oder um mich eines Ausdrucks des H. Verf. zu bedienen, die ſich in concreto in Hofwyl finden und welche ein andermal bei gelegentlicher Veranlaſſung zur Sprache kommen können.

Ferner erfahren wir in Nro. 8 der Unterhaltungsblätter, daß die Armenzöglinge neben der Vorbereitung zu rationalen Landwirthen auch noch in einem Handwerk Unterricht empfangen und daß ſie in einem ſolchen in Monaten ſo viel Fertigkeit erlangen, als ſonſt nur in Jahren erreicht wird. Wenn dieſe Nachricht ganz wahr iſt, ſo liefert ſie den ſchönen Beweis, daß junge Leute, die einen vernünftigen Unterricht genoſſen, anſtelliger ſind als verwahrloſete.

Ausgefallen ſind uns die Berichte darüber, wie Hofwyl von mehreren Seiten als Normalarmenanſtalt anerkannt worden ſey, wie der brittiſche Parlamentsredner Brougham in einem eigenen Bericht die pädagogiſchen Fortſchritte des Stifters von Hofwyl gewürdigt habe, wie ferner der engliſche Miniſter Canning Herrn von Fellenberg benachrichtiget, daß Sir Joſeph Banks beim Anblick von H. v. Fellenbergs Maſchinenmodelen eine ſehr hohe Meynung von ſeinen Talenten bekommen habe, wie endlich in mehreren Briefen des Lords Macclesfield, Präſidenten der landwirthſchaftlichen Behörde in England geſchrieben worden, daß man ſich Herren von Fellenberg für Ueberſendung der Modele dankbarlichſt verpflichtet halte und daß die landwirthſchaftliche Behörde Hrn. v. Fellenberg zum auswärtigen Ehrenmitgliede ernannt habe.

Dieſe Herrn von Fellenberg betreffende Perſonalien hätten füglich wegbleiben können, da ſie zumal den Platz einem eigentlichen Berichte genommen zu haben ſcheinen, in welchem auf das gewiſſenhafteſte und ſpecielſte von der Einrichtung der Armenanſtalt, von dem Kreis der Beſchäftigungen der Zöglinge, von dem im Unterrichte beobachteten Stufengange ohne verſchönerndes Räſonnement und pietiſtiſch eitles Spielen und Paralleliſiren mit Chriſtus und ſeiner Lehre, hätte ſollen geredet werden. Kein Wunder, wenn (wie der Verf. bedauert) dieſe für arme verwaiſete

Kinder ſo wohlthätige Art der Erziehung nicht allgemeiner nachgeahmt wird, da man nur im Allgemeinen davon redet, und noch dazu immer von außerordentlichen Leiſtungen und Erfolgen ſpricht, ohne genau den Weg dazu zu bezeichnen. Wie aber ſolche Anſtalten unſrer Meinung nach allein heilſam und mit allgemein durchdringendem Erfolg errichtet werden können, zeigen Kolonien, wie die ſchon im 2. Hefte der Europäiſchen Blätter erwähnte des Herrn Owen in Schottland oder wie Friedrichsort in Holland. Zu letzterer hat ſich, unter Vorſtand des Prinzen Friedrich von Oranien eine Geſellſchaft von vier und zwanzig tauſend Perſonen vereinigt, um Bettlern und Müſſiggängern Beſchäftigung und Nahrung durch Landbau und was dazu gehört zu verſchaffen. Da alle dieſe Leute zu Friedrichsort in eine Kolonie vereinigt ſind, ſo paßt für ihre Kinder nichts beſſer, als eine Hofwyliſche Armenanſtalt. Das Ganze ſteht unter Gewähr der Regierung, welche jener Geſellſchaft der Vier und zwanzig tauſend, auch die Beſorgung aller Armen des Landes mit ſo gutem Erfolge anvertraut hat, daß der Aufwand, der bisher nöthig war, von ſechs auf vier Millionen heruntergebracht, und die Ausſicht eröffnet iſt, in zwanzig Jahren werde von Staats wegen nichts mehr zu zahlen ſeyn. Da dieſe Geſellſchaft darauf aus iſt, nicht blos der augenblicklichen Noth abzuhelfen, ſondern die Bedürftigen, beſonders aber ihre Kinder in Stand zu ſetzen, ſich ſelbſt Brot zu verdienen und Beſitz zu erwerben, ſo arbeitet ſie richtig darauf hin, nicht etwa alles in ihren Kreis zu ziehen, ſondern ſich, wenigſtens für die Armen, wiederum ſo viel möglich entbehrlich zu machen. Wenn aber dieſe holländiſche Geſellſchaft ihren höchſt achtungswerthen Zweck für die Armen durchgeſetzt haben wird, dann wird ihr (wie wir glauben) auch klar werden, daß nur eine wahrhafte Nationalerziehung einem Rückfall in den Zuſtand, der das Zuſammentreten der Geſellſchaft veranlaßte, vorbeugen könne, und wird dieſem Zweck gemäße Anſtalten gründen, die ſich nicht begnügen werden, die Welt von dem Pöbel zu befreien und von der Entſittlichung, die aus Armuth erzeugt werden, ſondern welche die Menſchen auf die Bahn verhelfen, welche zu betreten ſie Gott durch die ihnen verliehenen innern Anlagen und Kräfte berechtigt hat. Dazu werden aber Anſtalten nöthig, die in einer viel mehr innern Verbindung mit einander ſiehen, als das in Hofwyl der Fall iſt, und darum der Fall ſeyn kann, weil man nicht auf die Anlagen, ſondern auf die von den Aeltern oder ihr Geld und Anſehen gegebene Beſtimmung ſieht. Es müßten nämlich Elementarſchulen, in welchen außer dem eigentlichen Unterricht den Zöglingen ein Leben in der Natur und Beſchäftigung mit ihr dargeboten wird, der wahre Grund- und Prüfſtein zu aller weiteren Bildung ſeyn von welchen Elementarſchulen aus dann die Zöglinge in Landwirthsſchafts- Handwerks- Kaufmanns- oder gelehrte Schulen, ihren entwickelten Neigungen und Anlagen gemäß, zu bringen wären. Ob dergleichen Berufsſchulen ſammt der Elementarſchule an einem Ort ſeyn dürfen oder können, iſt eine andere Frage. Was Hofwyl anlangt, wo eine Anſtalt für Vornehme und Reiche (aus ganz Europa) neben einer Armenanſtalt beſteht, findet keineswegs der S. 130 der Unterhaltungsblätter geprieſene gute Zuſammenhang ſtatt, indem durch allerlei Leiſtungen der Armenſchüler für die Vornehmenanſtalt, dieſe nur zu ſehr an ihre Abhängigkeit von den Vornehmen und Reichen erinnert werden, und die letztern gewöhnt, die Armen als lebendige Inſtrumente zu betrachten. Die Lehrer an der Vornehmenanſtalt bekümmern ſich als ſolche gar nicht um die Armenanſtalt, haben auch dort keinen Unterricht zu ertheilen, ja Lehrer und Schüler erkennen dieſe Armenzöglinge (wie doch im Gegentheil d. Vetr. verſichert) ſo wenig an, daß beide mit Unwillen bemerkten, daß einmal ein ſolcher erwachſener Armenzögling, weil die Noth gebot, zum Elementarlehrer und Beaufſichtiger ganz kleiner Vornehmbübchen gebraucht wurde. Dieſes Verhältniß in Hofwyl dient einem ganz andern Intereſſe, als dem der Ausſöhnung der Stände mit einander und der Menſchen mit ihrem Beruf. Der doppeltgeartete Kekrops *) hätte für ſeine ägyptiſche Kolonie, welche er nach Athen geführt haben ſoll, und die aus herrſchenden und den Kultus beſorgenden Vornehmen und von ihnen abhängigen Bauern und Handwerkern beſtand, keine beſſern Einrichtungen treffen können, um den aus Aegypten ſtammenden Zuſtand zu kryſtalliſiren.

---

*) Κεκροψ διφυης.

Literatur.

1) Engliſche.

Ueber die Preßfreiheit im Brittaniſchen Indien von dem Oberſt Stanhope (London 1823.)

Der Autor geht nach deutſcher Art bis in die Zeiten Timurs und Akbars zurück. Er beweiſt, daß unter verſchiedenen Gouverneuren die Preßfreiheit faktiſch beſtanden habe, ohne jedoch Beiſpiele anzuführen. Endlich habe Lord Moira, genannt Marquis Haſtings, dieſelbe geſetzlich eingeführt und zwar unter folgenden Bedingungen: 1) Sollen die Autoren ſich wohl hüten, die Maaßregeln und das Benehmen der hochanſehnlichen Kammer der Kompagnie-Direktoren zu tadeln, oder irgend eine Verfügung der Regierung zu bekritteln, oder irgend einem Mitglied des hohen Raths, oder des oberſten Gerichtshofes, oder der Geiſtlichkeit, oder der Adminiſtration zu nahe zu treten; 2) ſollen ſie alle Aeußerungen, Andeutungen, Witze, Wortſpiele und was dergleichen mehr iſt, welche unter den Eingebornen Unzufriedenheit, Mißvergnügen und was dergleichen mehr iſt, zu erregen geeignet wären, ſorgfältigſt zu vermeiden ſuchen; 3) ſollen ſie ſich enthalten, etwas aus engliſchen oder andern Blättern zu überſetzen, was in die vorbemerkten Punkte einſchlage, oder der brittiſchen Macht in Indien, oder auch irgend einem Angeſtellten Nachtheil bringen oder unangenehm ſeyn könnte; 4) ſollen ſie Privatſkandale vermeiden, in ſo weit ſolche geeignet wären, die Maſſe der Eingebornen auf irgend eine Weiſe aus ihrer Geiſtesruhe aufzuſcheuchen.“ Das iſt *Kalkuttiſche Preßfreiheit*. Vielleicht wäre ſie auch in Europa zu akklimatiſiren.

2) Franzöſiſche.

Mémoires anecdotiques, pour servir à l'histoire de la Revolution Française. Par Lombard de Langres, ancien Ambassadeur en Hollande. Paris 1823.

Es iſt natürlich, daß das größte und folgenreichſte Ereigniß des Jahrhunderts (wir meynen die franzöſiſche Revolution) alle ſchreibenden Geiſter in Bewegung ſetzen mußte. Alles drängte ſich heran, aus dieſer furchtbaren Tragödie irgend einen Akt, eine Szene, Charaktere oder Handlungen zu ſchildern. Sowohl diejenigen, welche Hauptrollen ſpielten, als auch die Nebenfiguren, Statiſten und Zuſchauer ließen ſich, jeder nach ſeiner Art und Anſicht, vernehmen; und es iſt nicht nur hiſtoriſch, ſondern auch pſychologiſch merkwürdig, alle dieſe Berichte zu durchgehen. Wenn aber auch nicht leicht ein Ereigniß neuerer und älterer Zeiten ein ſo reiches Material für den künftigen Geſchichtſchreiber aufzuweiſen hat, darf man ſich doch nicht verhehlen, daß mancher Punkt dunkel geblieben, der einer Aufhellung bedarf. Wir wollen die Urſachen davon nicht weiter unterſuchen, und führen nur an, daß obiges Werk, einige Notizen abgerechnet, keine oder geringe Ausbeute gibt. Der Verfaſſer gleicht einem Wandler unter Grabern, oder Geiſtesfunkenfänger, der die republikaniſchen Späſſe geſammelt und die Bonmots in Gefängniſſen, auf Schaffotten und bei Guillotinen abgelauſcht, und nun dem Publikum als eine aufgewärmte Speiſe vorlegt. Von ihm erfahren wir, daß er von Langres gebürtig iſt, und im Jahre 1792 in Paris ſtudierte. Er trat in einen Klubb, mußte aber von Paris entweichen und kam nach Villeneuve, wo er eine Hauptrolle ſpielte und oft in Lebensgefahr kam. In der Schreckenszeit unterhielt er ſich mit der Trauerſpiel-Dichterei. „Um dieſe Zeit (Robespierre war in ſeiner Blüthe), ſchreibt Lombard, ſpielte man auf allen Theatern der Republik ein Trauerſpiel von meiner Feder, in drei Akten, unter dem Titel: Der Franzoſe in Indien. Darin ſpielte der Großinquiſitor von Goa die Hauptperſon. Er nothzüchtigte ein Weib, ließ einen Mann braten, und wurde zuletzt ſelber gebraten um der poetiſchen Gerechtigkeit willen.“ In der That gab es für dieſelbe Zeit kein beſſeres Süjet. Eine Anekdote von Danton iſt auch merkwürdig: „Er verlor nämlich nie ſeine ſtets heitere Laune und Geiſtesgegenwart, ſelbſt auf dem Schaffot nicht. Man hatte aber eine zu große Anzahl Opfer mit einander geſchlachtet, ſo daß der Lederſack, in den die Köpfe fielen, voll war. Herault von Schelles und Danton waren die letzten, und unterhielten ſich mit einander noch am Fuße des Schaffots, bis der Scharfrichter dem Herault befahl, herauf zu ſteigen. Sie wollten ſich noch umarmen, allein der Henkersknecht wehrte es ihnen. „Nun denn, rief Danton, du Grauſamer! unſere Köpfe werden ſich im Sacke ſchon wieder finden.“ Folgende Schilderung von Paris nach Robespierre's Fall mag den Pſychologen beſchäftigen: „Der Wuth nach Blutvergießen folgte in Paris die Wuth nach Beluſtigungen. Noch war der Boden geröthet vom Blute, als Spiele, Feſte, Spektakel und Bälle zur Raſerei wurden. Bälle! Du ſollteſt es nicht glauben; aber hundert tauſend Zeugen mögen es beweiſen. Es gab Bälle, zu denen man nicht zugelaſſen wurde, wenn man nicht jemand aus der Familie auf dem Schaffot verloren, und wo man nicht tanzen durfte, außer wenn man die Haare ſo geſchnitten hatte, wie die zum Tode Verurtheilten. (Les cheveux à la victime.“) Als Koſciuſko unter dem Direktorium nach Paris kam, beſuchte er auch Bonaparte. Der erſte Konſul aber, eiferſüchtig auf jede Größe, wandte dem Pohlniſchen Helden den Rücken, und richtete ſeine Worte an die beiden Aides-de-Camp deſſelben, an Kinadwitz und Dombrowski.

Von hiſtoriſchem Werthe findet ſich ſonſt nichts im Buche, als etwa die Nachrichten über den Tod Pichegru's, die wir aber übergehen.

3) Deutſche.

Ein Blick auf Teutſchland und ſeine großen Helden in den Zeiten des franzöſiſchen Uebergewichts in Europa. Akademiſche Antrittsrede des außerord. Prof. der hiſtor. Hülfswiſſenſchaften zu Freiburg im Breisgau, D. E. Münch. Freiburg 1824.

Schon wieder eine Antrittsrede und wieder eines Profeſſors der Geſchichte, und wieder aus Freiburg! Wir geſtehen, daß uns der Meiſter, Herr Schneller (deſſen intereſſante Bekanntſchaft unſre geneigten Leſer bereits in Nro. 4 der Europ. Bl. gemacht) eine große Begierde einflößte, auch den Gehülfen zu vernehmen, und wurden nicht wenig überraſcht, als wir in ſeiner Rede eine großartige und konſequente Anſicht der Geſchichte, eine klare und würdevolle Sprache und jene patriotiſche Wärme fanden, die jetzt ſo ſelten geworden iſt.

Wir glauben in der kleinen Schrift den Wendepunkt gefunden zu haben, in welchem der durch vielfache literariſche Thätigkeit bereits bekannte Hr. Verfaſſer ſich von einem Kompilator zu einem wirklichen Geſchichtsforſcher ſteigert und dürfen uns davon viel ſchätzbares verſprechen. Er wirft hier einen leichten Blick in jene finſtern Nächte der Gleichgewichtspolitik, der Mutter einer ſo verhängnißvollen Folgezeit und würdigt die wenigen, aber um ſo größern Männer, die damals mit dem phosphoreszirenden Lichte ihres Geiſtes wenigſtens ihrer nächſten Umgebung Glanz verliehen. Zur Probe folgende Parallele zwiſchen der Schweiz und Holland zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wobei wir bemerken, daß der vorurtheilsfreie Verfaſſer ſelbſt ein geborner Schweizerbürger iſt.

„Die helvetiſche Eidgenoſſenſchaft und Holland empfinden alle Zuckungen des Kampfs zwiſchen Demokratie und Ariſtokratismus; jene erſtere iſt blindlings an Frankreich verkauft und gefeſſelt; ihre Freiheit ein abgenutztes Möbel und beſtaubtes Familiengemälde, eine ewig wiedertönende Leier von Väterthaten, der die Hälfte der Saiten fehlt, ein bequemer Lehnſtuhl fur eine zeugungsuntüchtige Gegenwart. An den Schwellen der Königshäuſer von Verſailles, Escurial, Neapel und Rom hatte ſie ſich müde gehutet und das Gift des Fremdthums zum Lohne für den ſo wohlfeil abgegebenen Republikanerſtolz mit nach Hauſe gebracht; der Tellenhut ſchwang ſelbſt uber Schweizer, als Leibeigne ſein Gebot; darum ging jene Freiheit leicht, und des Bedauerns nicht werth, in den Tagen der Sturme unter. Die Eidgenoſſenſchaft der Niederländer dagegen entwickelt, vermöge der Kraft der Tugend und des Feuers der noch nicht erloſchenen erſten Begeiſterung, trotz zerſtörender Elemente im Innern ihres Staatskörpers, ungewöhnliche Macht in dem Genie und der Politik Johann de Wits und Fr. Heinr. von Oranien, und wird ſogar eine Zeitlang Leiter der allgemeinen europäiſchen Angelegenheiten, und Stifter und Haupt der großen Koalition wider die Hoffart des Kabinets von Verſailles.“

Somit mag ſich die Univerſität Freiburg nicht beklagen, daß die Europ. Blätter an ihren Profeſſoren nicht die poetiſche Gerechtigkeit ube.

4) Amerikaniſche.

National-Kalender der vereinigten Staaten von Nordamerika fur das Jahr 1823. (Washington Davis und Force.) Wir heben einige der intereſſanteſten ſtatiſtiſchen Notizen aus: Die vereinigten Staaten zählen 1823 9,654,415 Einwohner, worunter 1,543,688 Sklaven. Der Ackerbau beſchäftigt 2,175,065 Menſchen, der Handel 72,558, die Manufakturen 349,663. Aus Europa kamen in den Jahren 1821 und 1822 20,201 Reiſende, 3,969 Burger der vereinigten Staaten und 16,232 Einwanderer, worunter 8,284 Englander, 685 Franzoſen, 486 Deutſche, 400 Spanier und 112 Holländer. Im Jahr 1822 wurden 194 Erfindungspatente ertheilt, worunter 11 fur vervollkommnete Wagen, 22 fur Vervollkommnung der Ackerbau-Geräthſchaften, 15 fur neue Arten von Sparöfen und Sparheerden und 9 fur Vervollkommnungen im Schiffbau In dieſem Jahr wurden 95 Bücher geſchrieben, worunter 20 Diktionare und Schulbücher, 9 theologiſche und moraliſche, 14 phyſiſche und mathematiſche, 8 rechtswiſſenſchaftliche, 11 ſtatiſtiſche und geographiſche, 4 hiſtoriſche, 2 politiſche, 3 poetiſche Werke. Es erſchienen 73 tägliche Zeitungen und über 900 Wochenzeitungen und Journale.

Induſtrie ꝛc.

Schottland. Herr Hatton von Dunferline hat einen gelungenen Verſuch gemacht, die Mäuſe fur die Induſtrie zu benutzen (!) Zwei Mäuſe treiben ihm eine Spinnmaſchine vermittels eines Trillrads und jede derſelben ſpinnt täglich 120 Fäden, indem ſie im Ganzen eine Strecke von 10 engliſchen Meilen in dem Trillrad zurücklegt. Hr. Hatton berechnet den Reinertrag dieſer Mäuſe-Induſtrie auf 6 Schilling jährlich. Er will nun eine Mäuſe-Spinnfabrik von zehen tauſend Maſchinen anlegen, und hofft dadurch einen Reinertrag von 2,300 Pfund Sterling zu erzielen (!!)

— **Paris.** In der General-Verſammlung des Vereins für Beförderung der vaterländiſchen Induſtrie von 1823 wurde dem Herrn Molard der Preis für eine Dampfmaſchine zuerkannt, wodurch ſechs Buchdruckerpreſſen in Bewegung geſetzt werden. Die Koſten, um dieſe Maſchine in Gang zu ſetzen, betragen 15 franzöſiſche Franken täglich. — Im Jahr 1822 war dem Herrn Duval ein Preis von 3000 Fr. für die Erfindung eines dem ruſſiſchen Juchten ganz gleichen Leders zuerkannt worden. Man hatte aber die Hälfte des Preiſes zurückbehalten, bis ſich gezeigt haben würde, ob die nachgemachten Juchten den Geruch nicht verlieren. Nachdem dieß nun durch zweijährige Erfahrung außer Zweifel geſetzt war, wurde dem Hrn. Duval der volle Preis zuerkannt. — Hr. Trochlu erhielt den auf die Anpflanzung von ſchottiſchen Tannen geſetzten Preis und dem Hrn. Huzart wurde der von Hrn. Ternaux auf die beſte Abhandlung über die Merinoszucht ausgeſetzte Preis zuerkannt. — Auf den Antrag des Hrn Grafen Chaptal, Präſidenten der Geſellſchaft, wurde an neuen Preiſen ausgeſetzt: 1500 Franken für die beſte Maſchine zum Raſpeln der Runkelrüben; 1200 Franken für die beſte Preſſe zu Gewinnung des Saftes der Runkelrüben.

— **Neu-York.** Am 15. November des verfloſſenen Jahres wurde in dieſer Stadt eine Ausſtellung der amerikaniſchen Kunſt- und Induſtrie-Erzeugniſſe abgehalten. Es wurden eine große Anzahl von Preiſen ſolchen zuerkannt, deren Fabrikate ſich beſonders auszeichneten; keiner derſelben überſtieg die ſehr mäßige Summe von 15 Dollars. Dagegen wurden die Ausſteller für ihre Induſtrie dadurch belohnt, daß ſie eine Menge der ausgeſtellten Waaren abſetzten. Der Platz, wo die Ausſtellung Statt fand, erhielt nach Zuerkennung der Preiſe das Anſehen einer lebhaften Meſſe.

— **London.** Die Erfindung der tragbaren Gaslampen hat in dieſer großen Stadt einen eigenen Induſtrie-Zweig erzeugt. Eine Geſellſchaft vermiethet oder verkauft dergleichen Gaslampen und man kann bei ihr auf die Verſorgung derſelben mit Gas abonniren. Die Lampen werden für eine, zwei oder drei Nächte mit Gas verſorgt. So oft ſie leer ſind, erſcheint ein Arbeiter von der Geſellſchaft, der den Behälter wieder von Neuem mit Gas füllt. Die Koſten einer ſolchen Lampe ſind um die Hälfte wohlfeiler als Lichterbeleuchtung. Das Gas wird zu dieſem Zweck von Oel bereitet.

— **Handelsſchule in Paris.** Der Unterricht in dieſer Schule iſt ganz unentgeldlich und der Lehrplan iſt ſo vollſtändig und vortrefflich, daß er allen Inſtituten dieſer Art zum Muſter dienen kann. Während eines zweijährigen Kurſes wird folgendes gelehrt: Handels-Geſchäftsſtil — Geſchichte des Handels, des Ackerbaues, der Manufakturen, der Mechanik, der Schifffahrt ꝛc. — Geographie — Schifffahrtskunde — Handelswiſſenſchaft — Gewerbskunde — Landwirthſchaft — Nationalökonomie — Gegenwärtiger Zuſtand des

Welthandels — Handels- und Wechſelrecht — Handelsmoral — Handelspraxis, z. B. Waarenkunde, Buchhaltung.

Miszellen.

Käme Chriſtus heut zur Welt und predigte ſeine Religion im Sinn und Geiſt, wie er ſie ehemals gepredigt, gewiß würden die Jeſuiten ihn verketzern. In proteſtantiſchen Ländern würde er wohl nicht Pfarrer werden, denn ſchwerlich würde er die ſymboliſchen Bücher alle unterzeichnen. Und wie ſehr würde er ſich wundern, wenn man ihm ſagte, er müſſe erſt nach Landshut oder Halle gehen, ſeine Religion zu ſtudiren, wenn er ſie lehren wollte!

— Spallanzani ſah, wie männliche Fröſche, nachdem ihnen die Befruchtungswerkzeuge waren abgeſchnitten worden, noch mit aller Gier des Inſtinkts den weiblichen die Eier am Pater noſter (ſo nennen die Naturforſcher das Gewächs) herausziehen. So ſind an vielen Orten die Sporteln und Taxen geblieben, nachdem der Ablaß und die Dataria verſchwunden.

— Man ſagt, Kaiſer Joſeph habe das Bücherweſen und den Käſehandel für einerlei gehalten, für Gewerbsartikel von gleichem Werth und gleicher Bedeutung, demnach auch gleichen Geſetzen unterliegend. Wie hat ſich die Zeit verändert? — Damals zürnten die Literatoren dem Kaiſer, jetzt würde man ſich in Republiken, wo der Käshandel ſo ſtark als der Buchhandel ſchwach iſt, glücklich ſchätzen, wenn die Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes ſo viel Recht und Freiheit hätten, als die Produkte der Viehzucht.

— Die poetiſche Proſa iſt immer noch erträglicher, als die proſaiſche Poeſie, ſo wie es noch weniger anſtößig iſt, wenn man bei leerer Kutſche die Damen auf dem Bock ſitzen, und die Zofe hinten auf ſtehen ſieht, als umgekehrt.

— Das Hinüber- und Herüberlaufen von einer Konfeſſion zur andern iſt ietzt Mode geworden, wie es in katholiſchen Ländern Sitte iſt, am Charfreitag die heiligen Gräber in den verſchiedenen Kirchen zu beſuchen. Es ſcheint wirklich, als ſey ein allgemeiner großer Charfreitag eingetreten, und die Religion liege im Grabe.

— Ein Geiſtlicher, der an einem Oſtertage predigte, ſagte: Jeſus ſey nach ſeiner Auferſtehung zuerſt den Weibern erſchienen, damit die Nachricht davon deſto ſchneller verbreitet würde.

— Man ſagt ſprüchwörtlich: der große Mann iſt es nicht vor ſeinem Kammerdiener. Ich kenne große Männer, die nur noch ihrem Kammerdiener gegenüber groß ſind.

Druckfehler.

S. 235 Z. 10 von unten lies: Keim ſtatt Stein.
S. 274 Z. 2 von oben lies: von Schubarth ſtatt nach.

Die weſtlichen Staaten von Nordamerika.

Der Ohioſtaat.

(Beſchluß.)

Armenweſen. Die Armen werden denen übergeben, die ſie unter den billigſten Bedingungen in Arbeit nehmen wollen.

Oeffentlicher Unterricht. Durch ein Staatsgeſetz wurde der 36ſte Theil alles Landes zu Beſtreitung der Bedürfniſſe des Schul=Unterrichts vorbehalten. Die Kollegien beſitzen beſondere Ländereien. 580,000 Morgen Acker wurden neuerlich von den Indianern erkauft, um damit eine große Univerſität und eine Akademie der Wiſſenſchaften zu dotiren. Gegenwärtig beſtehen ſchon zwei Hochſchulen, die vom Ohio und die vom Miami. Jene befindet ſich zu Athen auf einer von dem Hothoking umfloſſenen Halbinſel. Sie ſteht unter der Aufſicht eines Kollegiums von 10 Mitgliedern, das von dem Gouverneur des Staats präſidirt iſt. Ihre Einkünfte bezieht ſie aus Ländereien, die 12 engliſche Geviertmeilen groß ſind und im Jahr 1817 2500 Dollars rentirten. Die Erziehung auf dieſer Univerſität iſt unentgeldlich. Das Univerſitäts=Gebäude, drei Stockwerke hoch, wird demnächſt vollendet werden.

Die Miami=Univerſität befindet ſich zu Oxford. Sie beſteht ſeit dem Jahr 1809. Auch geht die Stadt Cincinnati damit um, eine Univerſität zu errichten.

Geſellſchaften. Im Jahr 1814 wurde in Cincinnati eine Bibliothek geſtiftet. Im Jahr 1816 zählte dieſelbe ſchon über 8000 Bände.

Vor Kurzem bildete ſich eine Sozietät zu Unterſtützung der Einwanderungen. Hier die Stiftungs-Urkunde derſelben:

„Die Mitglieder der Geſellſchaft betrachten das Land im Weſten der Allephaniſchen Gebirge als eines der ſchönſten Länder der Erde, das dem Menſchen alle Bedürfniſſe darbietet, und Millionen ernähren könnte. Mit Bedauern ſehen ſie ſo unermeßliche Strecken der herrlichſten Felder unbenützt da liegen, und es hat ihr Herz mit Freude erfüllt, von Jahr zu Jahr die Zahl der Einwandrer wachſen zu ſehen.

„Indeſſen haben ſie Urſache zu glauben, daß die Unbekanntſchaft mit der Beſchaffenheit des Grund und Bodens, der Produkte, des Klimas, und der Lokalverhältniſſe überhaupt, Dinge, die natürlich in einem ſo großen Lande gar ſehr verſchieden ſind, Perſonen, die von entfernten Ländern hergekommen, öfters ſehr nachtheilig geworden iſt:

„Sie haben daher einen Verein geſtiftet, in der Abſicht, Leuten, die in dieſe Gegenden zu ziehen Willens ſind, über alles ihnen Wiſſenswerthe Auskunft zu geben, und denen, die etwa durch Krankheit oder ſonſtiges Unglück in Noth gekommen, Beiſtand zu leiſten.

„Die Erfüllung dieſer wohlthätigen Abſichten zu erleichtern, hat die Geſellſchaft für zweckmäßig erachtet, in allen Gegenden der vereinigten Staaten ganz vertraute Perſonen zu korreſpondirenden Mitgliedern zu ernennen, vermittelſt welcher man ſich Erläuterungen jeder Art von der Geſellſchaft verſchaffen kann.

„Wegen ſeiner geographiſchen Lage und weil die meiſten Einwanderer ohnehin hier durchkommen, iſt Cincinnati der beſte Zentral-Ort für dieſen Verein. Die Mitglieder deſſelben ſind frei von allen Rückſichten des Privat-Vortheils und feſt entſchloſſen, ſich von allen Neben-Abſichten rein zu erhalten. Sie betrachten es als Pflicht, und fordern alle ihre Mitglieder dazu auf, jedem Einwanderer, der ſich an ſie wenden würde, mit Rath und

That getreulich an die Hand zu gehen, ſie gegen allen Betrug zu ſchützen und ihnen mit einem Wort alle Dienſte zu leiſten, welcher ſie bedürfen.

„Entfernt wohnende Perſonen wenden ſich mit ihren ſchriftlichen Erkundigungen an den Sekretair der Geſellſchaft, diejenigen aber, die perſönlich nach Cincinnati kommen, an eines der Ausſchuß-Mitglieder der Geſellſchaft.“

Ethan **Stone**, Präſident; Daniel Roe, Schreiber, Nathan **Guilford**, Sekretair.

Oeffentliche Kabinette. In Cincinnati iſt ein Muſeum, in welchem geſammelt und öffentlich zur Schau ausgeſtellt werden: 1) die Mineralien, 2) die Thiere, 3) die Alterthümer, 4) die Induſtrie- und Kunſt-Produkte des Landes.

Oeffentliche Blätter. Im Jahr 1815 hatte dieſer Staat ſchon 15 Zeitungen. In Cincinnati erſchienen: Der Beobachter vom Weſten, die Cincinnati-Zeitung und die Liberty-Hall, wovon jede über 1500 Abonnenten hatte; in Hamilton der Miami-Intelligencer; in Lebanon der Chronicle vom Weſten; in Williamsburg der politiſche Zenſor und der Amerikaner vom Weſten; in Xenia der Ohio-Vehikel; in Urbana der Geiſt der Freiheit; in Chillicoti der Fredonian und der Supporter; in Zanerville der Bote vom Muskinqum und der Expreß; in Steubeville der Herold vom Weſten.

Ackerbau. Der Boden iſt vorzüglich gut zum Bau von Getraide, Mais, Haber, Roggen und Gerſte. Indigo und Tabak gerathen ſehr gut. Mehrere Gegenden ſind außerordentlich fruchtbar. Im Ohio-Thal baut man mit Vortheil Baumwolle. Seide würde ſehr gut zu kultiviren ſeyn, wenn nicht der Arbeitslohn zu hoch ſtünde.

An Früchten gibt es in Menge: Aepfel, Pfirſiche, Birnen, Kirſchen und Pflaumen. Pfirſichbäume tragen ſchon im dritten Jahr; man fabrizirt von der Frucht einen vortrefflichen Branntwein.

Ueberall findet man auf der Sommerſeite der Hügel wilde Reben, mit einer Menge von Trauben behangen, die einen rechs guten Wein geben. Doktor Mitchel zählte 13 Gattungen ſolcher Reben. Er trank in Gallipolis einen ganz wild gewachſenen Wein, der an Geſchmack und Güte dem franzöſiſchen Muskatwein gleich kam.

Viehzucht. Ein Haupt-Nahrungszweig der Einwohner beſteht in der Hornvieh- und Schaafzucht, von welchen Thieren eine Menge jährlich in die atlantiſchen Staaten und nach Neu-Orleans ausgeführt werden. In der Grafſchaft Champagne allein wird jährlich für 100,000 Dollars Hornvieh gemäſtet.

Ackerpreiſe. Der gewöhnliche Preis eines Morgens noch unangebauten Ackers, der ſehr abgelegen, iſt 2 Dollars. Um dieſen Preis kann man die Ländereien im Großen auf dem Ackerbureau von der Schatzkammer der vereinigten Staaten kaufen. Der Mittelpreis eines unangebauten Morgen Ackers in bewohnten Gegenden iſt 8 Dollars; und eines bereits angebauten 12 Dollars. In der Nähe von Dörfern koſtet der Morgen gebauten Feldes ſchon 20 bis 40 Dollars.

Im Jahr 1790 hat die Skioto-Kompagnie in Paris folgendes Koloniſations-Projekt bekannt gemacht:

200 Morgen Ackers, à 6 Fr., wovon nur die Hälfte zu bezahlen iſt . . .	600 Fr.
Ueberfahrt nach Philadelphia	200
Von da an den Skioto zu reiſen	100
Vieh und Geräthſchaften .	300
Ankauf von Saamen und Nahrung auf ein halbes Jahr .	150
Für Flinte, Pulver und Bley, um Wildbret zu ſchießen .	180
Baares Geld für unvorhergeſehene Bedürfniſſe . .	200
	1730 Franken.

Wie ſehr die Kultur und das Anwachſen der Bevölkerung den Preis des Grund und Bodens ſteigert, iſt daraus zu entnehmen, daß in der Nähe von Cincinnati derſelbe Morgen Ackers, der vor 30 Jahren für 2 Dollars verkauft wurde, jetzt mit 500 Dollars bezahlt wird. In den Hauptſtraßen von Cincinnati gilt der Schuh Boden von der Fronte eines Bauplatzes 200 Dollars.

Gewerbs-Produktion. Im Jahr 1810 wurde folgendes produzirt:

Aus Mineralien: Eiſen für 108,490 Dollars, Nägel 64,723 Dollars, Pulver 7,355, Salz 24,000.

Aus Vegetabilien: In Cincinnati gibt es eine Spinnmaſchine, die 3,300 Spindeln in Bewegung ſetzt, eine Dampf-Mahlmühle von 70 Pferde Kraft, die 120,000 Dollars gekoſtet hat, und wöchentlich 1400 Zentner Mehl macht; eine Dampf-Sägemühle, die in einer Stunde 800 Quadratfuß Holz ſchneidet.

Gebrannte Waſſer 580,180 Dollars, Bier 5,712, Lein-Oel 3,941, Baumwollenzeug 43,660, — Leinenzeuge 425,149, gemiſchte Wollenwaaren 418,244, — Papier 10,000.

Aus animaliſchen Subſtanzen: Wollenwaare 112,485 Dollars. Gerbereien 153,581.

Nach dem Bericht des Mareſchall belief ſich im Jahr 1810 die ganze Manufaktur-Produktion des Staats auf mehr als 3 Millionen Dollars. An Ahorn-Zucker wurde in dieſem Jahr fabrizirt 3,023,806 Pfund. Man berechnete in jenem Jahr den Ertrag eines einzigen Ahornsbaums im Durchſchnitt auf 10 Pfund Zucker.

Handel. Der meiſte Handel wird mit Neu-Orleans vermittelſt des Ohio und Miſſiſippi getrieben. Um einen Begriff von der Wichtigkeit dieſes Handels zu geben, extrahiren wir nur die Hauptartikel der Ausfuhr von zwei Monaten (vom 24. November 1810 bis 24. Januar 1811.) Pferde 155, Geflügel 14,390, Schweinefleiſch 781,900 Pfund, Schweinefett 64,750 Pfund, Schinken 4,609 Stl., Ochſen 6,300, Käſe 4,433 Pf., Gebrannte Waſſer 5,786 Zentner und in dieſem Verhältniß Butter, Seife, Federn, Aepfel, Zider, Wein, Pfirſich- und Kirſchwaſſer, Eſſig, Bier und Porter, Flachs und Hanf; ferner: Farden 145,000 Pfund, Seile 20,784 Pfund, Sacktuch 27,700 Ellen, Wollentuch 4,619 Ellen, Hafer 500 Biſchel (à 60 Pf.) Mais 1700 Büſchel, Kirſchbaumbretter 18000 Fuß, Tannenbretter 279,300.

Dieſe Artikel wurden in 112 Fahrzeugen verfuhrt, folglich gingen allein aus dem Staat Ohio täglich 4 Fahrzeuge nach Neu-Orleans und eben ſo viele zurück. Rechnet man hiezu die Fahrzeuge, welche aus dem weſtlichen Penſylvanien, aus den Staaten Kentuky, Indiana, Illinois im Verkehr mit Orleans den Ohio befahren, und dann noch die Fahrzeuge, welche den innern Handel treiben, ſo kann man ſich leicht eine Vorſtellung von der auf dieſem Strome herrſchenden Lebhaftigkeit machen.

Von Louisville bis Neu-Orleans wird der Handel durch Dampfboote getrieben, deren Zahl ſich täglich vermehrt. In Kolumbus allein ſind 20 dergleichen mit dem Mehlhandel beſchäftigt. Eine weit größere Zahl haben die Städte Chilliote, Delaware und Circleville. Die meiſten laden 600 Zentner. In Wheling wurde im Jahr 1816 ein Dampfbot von 148 Fuß Länge erbaut, in welchem ein Saal von 60 Fuß Länge ſich befindet. Die Dampfmaſchine dieſes Bots hat die Kraft von hundert Pferden.

Den Ohio befahren unaufhörlich eine Menge Dampfbote, welche in Butiken abgetheilt, und worin alle Arten von Waaren aufgeſtellt ſind. Von Zeit zu Zeit landen dieſe Bote; es wird dann mit der Trompete ein Zeichen gegeben und die benachbarten Pflanzer kommen mit ihren Produkten herbei und tauſchen ſie gegen die ihnen nöthigen Waaren aus.

Ein Dampfboot fährt in 8 Tagen von Louisville bis Neu-Orleans, und in 22 Tagen wieder hinauf, legt alſo in dieſer Zeit mehr als 3005 engliſche Meilen zurück.

Banken. Es befinden ſich im Staate 6 verſchiedene Banken für den Handel, für Landwirthe und Handwerker mit einem Kapital von mehr als 2 Millionen Dollars. Die Dividende war in den letzten 10 Jahren zwiſchen 8 und 15 pCt.

Oeffentliiche Arbeiten. Von dem Erlös für Ländereien werden drei Prozente zu Anlegung von Landſtraßen verwendet. Die vereinigten Staaten haben den Erlös von 100,000 Morgen Landes ausgeſetzt, um den Erie-See mit dem Ohio durch einen Kanal in Verbindung zu ſetzen. Eine gleiche Summe ward bewilligt, um vermittelſt eines Kanals den Illinoisfluß mit dem Chicago, folglich den Ohio mit dem See Michigan zu verbinden. Außerdem iſt noch eine weitere Verbindung des Ohio mit dem Erie-See im Werk durch eine Verbindung des Mahoning mit dem großen Fluß. Wenn dieſe Arbeiten vollendet ſeyn werden, wird man in weniger als 10 Tagen und für geringes Geld von Neu-York nach Columbus reiſen. Die Vortheile, welche Handel und Induſtrie der weſtlichen Staaten aus dieſen Unternehmungen ziehen werden, ſind unermeßlich.

Preiſe der Lebensmittel. Mehl der Zentner 2 1/2 Dollar (oder 6 fl. 15 kr.) Gerſte 1 1/2 Doll. Haber 1 Doll. (2 fl. 30 kr.) Ahornzucker das ℔. 18 Cents (27 kr.) Ochſenfleiſch der Ctr. 4 Dollars. Butter das ℔. 12 Cents (18 kr.) Ein welſcher Hahn von 20 ℔. 1/2 Dollar. Käſe 12 Cents das ℔; Eiſen das ℔. 14 Cents oder 21 kr. Blei 9 1/2 Dollar der Zentner. Merinowolle das ℔. 1 Dollar, gemeine Wolle 1/2 Dollar.

Arbeitslohn: ein Maurer nebſt Koſt 1 1/2 Dollars täglich; ein Zimmermann ohne Koſt 1 1/4 Dollar; ein Schloſſer nebſt Wohnung und Koſt 1 Dollar, ein Müllerknecht ohne Koſt 1 Dollar; ein Handlanger nebſt Koſt jährlich 100 Dollar.

Erzählungen eines Weißen ꝛc.

(Beſchluß.)

Beſchreibung der Länder Mißouri und Arkanſas.

Die Länder, die ich hier beſchreiben will, ſind im Oſten von dem Miſſiſippi und Mißouri, im Norden von den großbrittaniſchen Beſitzungen, im Weſten von dem Roky-Gebirge und im Süden von dem Fluß Arkanſas und dem Reich Meriko begränzt.

Dieſe unermeßlichen Länderſtrecken, die ungefähr eine Million Geviertmeilen halten, und weit mehr als funfzig Millionen Menſchen ernähren könnten, ſind gegenwärtig von etwa hundert tauſend Wilden, etlichen Koloniſten und einigen in den Forts liegenden Garniſonen bewohnt. Das Land zwiſchen dem Miſſiſippi und dem Mißouri iſt eine von Hügelketten durchſchnittene Ebene, worauf ungefähr eben ſo viele naturliche Wieſen als Waldungen ſind. In den Wäldern findet man eine Menge Baumarten. Die merkwürdigſten ſind: populus angulata, platanus occidentalis, crassifolia, gleditſchia, triacanthos, robinia pseudacacia, juglans olivaeformis, cornus florida, aralia spinosa, gymnocladus canadensis, morus rubra, et alba, laurus Sassafras, acer rubrum, et sacharium, ſodann mehrere Arten von Salix, ſehr viele Arten von Kirſch- und Aepfelbäumen, castanea americana; mehrere Arten von Eichen, die betula, populus tremulvides, magnolia, ſo wie mehrere Traubenarten.

Auf den Wieſen wachſen eine Menge Pflanzen, die ich nicht zu benennen weiß. Sie haben meiſtens eine ſehr tiefe und ſchwarze Dammerde. Die Futterkräuter wachſen drei bis zehen Fuß hoch und gewähren eine vortreffliche Waide, ſelbſt wenn der Boden mit Schnee bedeckt iſt. Die Hügel ſind mit Eichen, Nußbäumen, Kaſtanienbäumen, rothen Zedern und Tannen bewachſen. Die niedern Gegenden bringen eine Menge Reis wild hervor, welches die Einwohner erſt ſammeln, nachdem ſich die Büffel davon voll gefreſſen.

Im Herbſte, wenn die hohen Wieſenpflanzen dürr ſind, gerathen die Savannen, meiſtens durch Anlegung, öfters auch durch Zufall in Brand. Bei ſtarkem Wind gewährt ein ſolches Feuer ein impoſantes Schauſpiel. Oft glaubt man es erſticke unter dem Qualm, oft ſchlägt es wieder bis zu den Wolken empor und ſcheint der ganzen Natur Zerſtörung zu drohen. Treibt der Wind es ſchnell, ſo ſieht man ganze Heerden von Büffeln, Elendthieren, Dammhirſchen, Panthern, Wölfen, Bären und

Schlangen vor ihm herziehen. Oft finden ſie dann keinen Ausweg und gehen in Maſſe zu Grunde. Ich habe mehr als einmal nach einem ſolchen Brande ganze Haufen halbverbrannte Gebeine gefunden, woraus abzunehmen war, daß hier eine Menge wilder Thiere zu Grunde gegangen.

Was das Klima betrifft, ſo kann man ſich vorſtellen, daß es in einer Ausdehnung vom 35. bis zum 49. Breitegrad ſehr verſchieden iſt. Im Lande der Oſagen und Kanſas iſt es ſehr gemäßigt und dem im Weſten des Miſſiſippi vom nämlichen Breitegrad ſehr ähnlich. Meiſtens folgt Regen auf den Schnee, die Erde iſt alſo ſelten bedeckt. Ich glaube nicht, daß die kalte Jahreszeit dort länger als zwei bis drei Monate dauert. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß das Land um ſo geſunder wird, je mehr man ſich dem Roky-Gebirge nähert.

Der weiße Maulbeerbaum wächst dort in ziemlicher Menge wild, ſo daß die Akklimatiſirung des Seidenwurms nicht ſchwer halten kann. Viele tauſend Morgen Ackers habe ich mit Reben bedeckt geſehen, welche köſtliche Trauben der verſchiedenſten Sorten tragen. Wenn nicht die Bären und Damnhirſche ſich dadurch Wege bahnten, würden dieſe Rebenwaldungen undurchdringlich ſeyn.

Oft findet man auf weiten Strecken kein Waſſer. Aber ich muß dabei bemerken, daß das Waſſer unter der Erde nicht zu fehlen ſcheint; denn oft ſieht man Quellen und ſelbſt ganze Ströme ſich im Boden verlieren. Hieraus ſchließe ich, daß man durch Nachgrabung überall leicht Waſſer finden könnte.

Thiere und Pflanzen.

In dieſen Gegenden ſieht man zweierlei Arten von Panthern. Die großen und furchtbarſten bewohnen das Gebirge im Weſten. Sie erlangen eine Länge von ſechs Fuß ohne den Schwanz und eine Höhe von 3 Fuß. Ihre Farbe iſt dunkelbraun und weiß am Bauch. Die zweite Art findet man überall in den Wäldern und auf den Wieſen. Sie ſind eben ſo lang, aber etwas kleiner. Dieſe ſind um vieles reißender als jene.

Die **wilde Katze** iſt ſehr gemein und von der in dem übrigen Nordamerika bekannten Art nicht verſchieden.

Der **Büffel** iſt ungefähr 5 1/2 Fuß hoch. Er iſt weit kürzer und höher geſtellt, als der zahme Stier; auf dem Rücken hat er einen Höker und Kopf und Schultern ſind bei ihm mit einer dichten Mähne bedeckt. Seine Vorderbeine ſind länger als die hintern, der Hals iſt lang, der Kopf klein, und er iſt in der That furchtbar anzuſehen. Doch iſt er ſehr ſchlau, ſo lang er nicht verwundet iſt. Dieſes Thier hat einen wunderbar feinen Geruch. Alle Jahre zieht es weiter.

Die Büffel ziehen in großen Heerden und oft ſieht man unabſehbare Ebenen ganz davon b[illegible]. Stiere und Kühe waiden abgeſondert und vermiſchen ſich nur in den Monaten Juni und Juli. Alsdann entſtehen furchtbare Kämpfe unter ihnen. Ich habe ſie zu hunderten unter ſchrecklichem Gebrüll auf einander losgehen ſehen. Die Kühe werfen im May oder April und ihre Liebe zu den Jungen iſt zum Sprichwort geworden. Nachts legen ſie ſich im Zirkel, den Kopf nach außen gekehrt. In der Mitte befinden ſich die Jungen, damit ihnen von den Wölfen kein Leid geſchieht. Ein Büffel hat zehn bis zwölf Zentner im Gewicht, wenn er fett iſt, und ſein Fleiſch übertrifft weit das der beſten Maſtochſen, was ohne Zweifel von der vortrefflichen Waide herrührt.

Es möchte nicht ſchwer halten den Büffel zum häuslichen Gebrauch abzurichten. Unter ſeiner Mähne trägt er eine Wolle von außerordentlicher Feinheit, woron man die feinſten Tücher fabriziren könnte. Der Büffel iſt ſtark, hart, behend und lebt lange. Es wäre zu wünſchen, daß die verſchiedenen Ackerbau-Geſellſchaften der vereinigten Staaten Verſuche anſtellten, dieſes vortreffliche Thier zum Hausthier zu machen.

Die in dieſen Gegenden ſich aufhaltenden Bären ſind von zweierlei Art. Die größeren, die man nur in der Nähe des Roky-Gebirges ſieht, ſind kühn und reißend, und ihre Farbe iſt ſchwarzbraun. Die kleineren kennt man in den vereinigten Staaten überall. Von Hirſchen ſieht man mehrere Arten. Elendthiere gibt es in Menge, und ſie ſind um ſo größer, je mehr man gegen Norden kommt. Auch die Antelopen ſind ſehr zahlreich.

Die Bergziege iſt ſehr groß und hat lange Hörner; ſie iſt äußerſt wild und ihr Fleiſch ſchmeckt ſchlecht. Haſen gibt es in Menge. Unter den Eichhornen iſt der Wiſch-tu-Wiſch der Indianer das merkwürdigſte. Man nennt ihn auch, wegen der Aehnlichkeit ſeiner Stimme mit dem Bellen eines jungen Hundes den Wieſenhund. Er zieht in großen Haufen und wohnt in tiefen Löchern unter der Erde. Seinen vielen Feinden hat er nichts entgegen zu ſetzen, als ſeine Behendigkeit. Die Indier thun ihm niemals etwas zu Leide. Seine furchtbarſten Feinde ſind die Wölfe, die Füchſe und Schlangen.

Wölfe, Füchſe, Biber und Fiſchotter gibt es in großer Menge.

Welſche Hähne, Faſanen, Rebhühner, Störche, Gänſe und Enten und alle andere Arten von Vögeln ſind dort von denen in den übrigen Gegenden der vereinigten Staaten nicht verſchieden. Eben ſo Fiſche und Schlangen, die Klapperſchlange ausgenommen, woruber ich noch einiges nachträglich zu bemerken habe.

Am häufigſten ſind dieſe Schlangen am weißen Fluß und am St. Franz-Strom. Man unterſcheidet zweierlei Arten. Die einen ſind ſchwarz, ungefähr 4 Fuß lang, von unförmlicher Dicke, ſehr langſam in ihren Bewegungen und führen ein ſcharfes Gift. Die andern ſind ſchwarz und gelb gefleckt; ſie erreichen eine Länge von ſieben bis acht Fuß, ſind aber nicht ſo giftig als jene. Beide leben ſehr lange. Wenn ihre Jungen von irgend einer Gefahr bedroht ſind, flüchten ſie in den Rachen ihrer Mutter. Gegen das Ende des Sommers bewegen ſie ſich viel ſchwerfälliger. Man wird verſucht zu glauben, daß ſie alsdann nicht klar ſehen. In dieſer Jahreszeit iſt ihr Gift am heftigſten. Die beiden Arten ſind Todfeinde, und beiden wird wiederum von den andern Schlangen der Krieg gemacht. Wäre dieß nicht der Fall, die Schlangen würden dieſes Land ganz unbewohnbar machen.

Im Streit mit einander wenden ſie viele Kunſt an, um dem Biß des Feindes auszuweichen. Die zuerſt einen Biß empfangen, betrachtet ſich für überwunden. Sie zieht ſich ſogleich zurück, ſucht Waſſer, trinkt, ſchwillt auf und ſtirbt. Die andern Schlangen, wenn ſie mit der Klapperſchlange kämpfen, ſuchen ſich ihnen um den Hals zu ſchlingen, und ſo ihrem Biß zuvor zu kommen und ſie zu erdroſſeln. Die Klapperſchlange kündigt ihren Angriff jedesmal mit einem großen Geklapper an, als ob ſie ihren Feind erſt durch Schrecken betäuben wollte.

Der merkwürdigſte unter den Bäumen und der den Eingebornen am meiſten Nutzen bringt, iſt der Oſagiſche Orangenbaum, der im übrigen Nordamerika wenig bekannt zu ſeyn ſcheint. Man trifft ihn noch bei den Kanſas, in nördlicheren Gegenden kommt er aber nicht mehr fort. Dieſer Baum erreicht die Höhe von 15 bis 30 Fuß. Seine Frucht iſt kugelförmig, blaßgelb, von der Größe eines Eis und ſchmeckt vortrefflich. Aber man ſchätzt ihn vorzüglich wegen der großen Elaſtizität ſeines Holzes, wovon die Indianer ihre Bogen machen. Dieſe Bogen ſind unter ihnen ein ſtarker Handels- und Tauſch-Artikel. Man bezahlt dafür drei bis 4 Biberhäute, oft ſogar ein Pferd. Die Indianer zerſtören dieſen Baum niemals, außer auf feindlichem Gebiet. Da dieſer Baum ſehr ſtark iſt, ſo möchte er leicht in die übrigen Theile der vereinigten Staaten zu verpflanzen ſeyn.

Verhältniſſe der Eingebornen.

Die Eingebornen leben ſehr zerſtreut und ihre Anzahl iſt verhältnißmäßig ſehr gering. Gerade die fruchtbarſten Gegenden ſind am wenigſten bevölkert. Eben die Vortheile, die dieſelben gewähren, haben ſie zum Gegenſtand des Streits und Kampfes gemacht. Auf ihren unaufhörlichen Wanderungen kommen die Wilden oft in den Fall, das Gebiet eines Nachbarſtammes zu verletzen. Die daraus entſtehenden Kriege endigen dann meiſtens mit gänzlicher Vertilgung oder doch mit der Flucht der Ueberwundenen, die ſich im letztern Fall irgend einem befreundeten Stamm einverleiben. Ueberhaupt kämpfen die Indianer mehr um Kriegsruhm, als um Land. Eine Verlaſſung deſſelben kommt ſie, bei ihrem herumziehenden und irrenden Leben nicht ſchwer an. Die neuen Niederlaſſungen der Weißen drängen die Indianer immer mehr gegen Weſten und in kurzer Zeit werden ſie ſich ganz hinter das Roky-Gebirge zurückziehen müſſen. Da die Wilden jener Gegenden, wie ſchon erinnert worden, weniger kriegeriſch ſind, und ſich, aus Mangel an Gewild, mehr auf den Ackerbau legen, ſo werden auch die neuen Ankömmlinge dort allmählich mehr Geſchmack an feſten Niederlaſſungen gewinnen.

Oefters, wenn ein Stamm zu zahlreich wird, oder wenn zwiſchen den Häuptlingen Mißhelligkeiten entſtehen, trennen ſie ſich auch in zwei Nationen. Gewöhnlich bleibt der neue Stamm in gutem Einverſtändniß mit der Mutternation; zuweilen aber ſetzt ſich der Streit fort und artet in einen blutigen Krieg aus.

Sprache.

Man hat geglaubt, die Sprache der nordamerikaniſchen Indianer zerfalle ein zwei Haupt-Arten. Dieß iſt irrig. Jeder Stamm ſpricht ſeine eigene Sprache und dieſe verſchiedenen Sprachen haben unter ſich keine größere Aehnlichkeit, als die Sprachen der europäiſchen Nationen. Aber alle Stämme haben eine gemeinſchaftliche Zeichen-Sprache, die ziemlich ausgebildet iſt. Ihre ganze Schreibekunſt beſteht in Hieroglyphen, die ſie auf den innern Theil der Birkenrinde (betula papyra) oder auf Häute zeichnen, die zu dieſem Gebrauch beſonders zubereitet ſind. Es iſt allgemeiner Gebrauch, die Karte des Gebiets mit den darin befindlichen Flüſſen, Bergen und Wäldern auf dergleichen Häute zu zeichnen. Dieſe Zeichnungen ſind korrekt und die Grenzen ſind darauf mit großer Genauigkeit angegeben. Die Häuptlinge tragen gewöhnlich auf den Jagdpartheien eine ſolche Haut als Kleid, um mit Hülfe derſelben Gebiets-Verletzungen der Nachbar-Stämme zu vermeiden.

Ausgezeichnete Krieger zieren die Haut, die ſie tragen, mit Zeichnungen, welche ihre vorzüglichſten Thaten und ihre merkwürdigſten Erlebniſſe darſtellen. Nach ihrem Tode werden ſie in einen Theil dieſer Haut eingewickelt und begraben. Den Reſt verwahrt die Familie ſorgfältig, als ein Denkmal des Kriegsruhms ihrer Angehörigen.

Merkwürdig iſt, daß die Wilden, die in Dörfern beiſammen wohnen, eine weit feinere und reichere Sprache beſitzen, als die herumziehenden.

Einige ihrer Religions-Geſetze und Gebräuche haben große Aehnlichkeit mit denen der Juden. Sie haben wie ſie ihre

Prüfungsorte; ihre Geſetze über den Mord ſind die nämlichen
und einige Schriftſteller haben daher die übrigens ſehr unwah
ſcheinliche Hypotheſe aufgeſtellt, daß die Indianer von den He
bräern abſtammen (!)

Geſtalt und Wuchs der Eingebornen.

Die Indianer ſind von ſehr verſchiedener Raçe. Die Pat-
tawattomier, die Shawaneſen, die Oſagen und Chirokeſen ſind
groß und ſchlank, die Ricaras, die Manduns, die Kikapoos klein,
die Kanſas, Mahas, Pawneſen, die Ittowas und Delawaren
aber von mittlerer Statur, ſtark gebaut und breitſchultrig. Im
Ganzen ſind alle gut gewachſen. Krüppel ſind ſelten und we-
den als eine Strafe angeſehen, welche der große Geiſt den Fa-
milien auferlege. Durchaus haben ſie breite Stirnen, kleine,
ſchwarze tiefliegende Augen, dicke Lippen und lange ſchwarze
Haare. Die Frauen laſſen die Haare wachſen und verwenden
große Sorgfalt auf den Haarputz, während die Männer ſie bis
auf einen Schopf, den ſie im Wirbel ſtehen laſſen, abſchneiden.
Da man im Kampf von dem Feind bei dieſem Schopf gefaßt
werden kann, ſo ſetzen ſie große Ambition darauf, ihn zu erhal-
ten, um nicht gegen den Feind in Vortheil zu ſtehen.

Bekanntlich ſind dieſe Raçen kupferfarbig. Es gibt wohl
Spielarten unter ihnen, aber der Unterſchied iſt nicht ſehr auf-
fallend und rührt nicht vom Klima her, denn mehrere Stämme
im Norden haben dunkleres Roth, als die Stämme im Süden.
Das lichteſte Roth findet man im Weſten des Rocky-Gebirges
und am Fluß Mult-no-mah wohnt ein Stamm, deſſen Haut
aſchfarbig iſt.

Alle dieſe Wilden begreifen ſich unter der Geſammtbenen-
nung **rothe Menſchen** im Gegenſatz zu den Weißen und
Schwarzen. Sie bilden ſich große Dinge ein auf ihre Farbe,
je dunkler das Roth, um ſo edler und ſchöner ſcheint ihnen der
Menſch.

Vermiſchung mit Weißen iſt ihnen ein Abſcheu. Weiße
und Feiglinge ſind ihnen gleichbedeutende Begriffe. Doch glau
ben ſie, daß auch aus Weißen etwas werden könnte, wenn ſie
von früher Kindheit an unter Indianern kämen und indianiſche

Erziehung genoſſen. Ich hatte mehr als einen Sieg zu erkämpfen, um dieſer Meynung Anerkenntniß zu verſchaffen. Sie glauben, der große Geiſt habe ſchon bei der Schöpfung ihre Race vor allen andern mit vortrefflichen Eigenſchaften begabt und ihr das Siegel dieſer Vortrefflichkeit durch die Kupferfarbe aufgedrückt. Einige Stämme räumen den Weißen nach ihnen den Rang an, andere ſetzen ihnen die Schwarzen noch vor.

Es iſt leicht zu begreifen, daß das irrende und wilde Leben der Indianer der Population nicht ſehr günſtig iſt. Selten zieht eine Frau mehr als 3 oder 4 Kinder groß. Die Entwöhnung geſchieht erſt im zweiten oder dritten Jahr. Die Schwangerſchaft iſt ihnen nicht beſchwerlich, und die Niederkunft macht ſie kaum unpäßlich. Blutige Kriege, Strapatzen, angeſtrengte Arbeiten und Mangel raffen eine große Anzahl ſchon in der Jugend dahin. Es giebt Stämme, worin ſich doppelt ſo viele Weiber befinden, als Männer, und andere, die kaum ſo viele Männer haben, als zur Jagd nöthig ſind. Im übrigen ſind Leute von ſehr hohem Alter ſehr häufig; ich habe deren gekannt, die 90 bis 100 Sommer zählten, meiſtens Weiber.

Unter den öſtlichen Stämmen ſind Zahnkrankheiten ſelten, und ſie behalten die Zähne bis in's hohe Alter. Nicht ſo im Weſten. Dieß rührt daher, daß jene ſich vorzüglich von Fleiſch, dieſe von Pflanzen nähren; denn dieſe Nahrungsmittel ſind häufig ſcharf und oft kaum gekocht, und verderben ihnen alſo ſehr bald die Zähne.

In Fabrikation der ihnen nöthigen wenigen Dinge haben die Wilden großes Geſchick. So verſtehen ſie die Häute vortrefflich und weit beſſer zu gerben, als die Bewohner der vereinigten Staaten. Ihr irden Geſchirr iſt ſehr gut. Von Büffelhaaren und andern Dingen machen ſie ſehr warme und geſchmeidige Zeuge. Steine ſchneiden ſie mit großer Geſchicklichkeit, und machen davon Mörſel, Tomahawks. Pfeifen und Meſſer. Sie verfertigen verſchiedene Arten Boote von Holz, Baumrinde und Häuten. Ihre Hütten ſind mit vieler Geſchicklichkeit gebaut. Sie zeichnen ſehr richtig. Auf ihren Zügen wiſſen ſie ſich ſo gut als der beſte Seemann nach den Sternen zu richten. Sie faſſen ſehr ſchnell, und haben im Allgemeinen ein geſundes, richtiges Urtheil. Ihre Reden ſind voll der kühnſten und bezeichnendſten Bilder; ihre Beredſamkeit iſt kraftvoll und hinreißend, und das Rednertalent ſehr gemein.

Ihre Geſetzgebung iſt äuſſerſt einfach, und beruht auf Tradition, aber ſie iſt auch ſehr beſtimmt, und ſteht in hohem Anſehen. Einige Geſetze ſtimmen, wie geſagt, wirklich mit denen der Hebräer überein, wie z. B. „Du ſollſt nicht tödten. Blut will Blut."

Ihre Religion iſt der reinſte Deismus. Ohne allen Vermittler beten ſie unmitterbar zum großen Geiſt.

Die in ſehr gewildreichen Gegenden wohnenden ſüdlichen Stämme ſind durchgängig von friedfertigerer Natur als die nördlichen, in welchen ein gefahrvolleres und unſichereres Leben mehr den Hang zum Krieg und Streit entwickelt. Der Hauptzweck ihrer Erziehung iſt, unerſchrockene Krieger zu bilden, und alles übrige wird dieſem untergeordnet. Von früher Kindheit an lernen ſie den Stamm, in dem ſie zur Welt gekommen ſind, lieben und vertheidigen, und keine Gelegenheit wird verſäumt, ihnen die Vortrefflichkeit der rothen Menſchen vor allen andern Bewohnern des Erdbodens einzuprägen. Man lehrt ſie ferner dankbar zu ſeyn gegen den Wohlthäter, Beleidigungen niemals zu vergeben, den Freund zu vertheidigen und den Feind zu verfolgen, das Alter in Ehren zu halten, Lug und Trug zu verabſcheuen. Diebſtahl wird für Niederträchtigkeit gehalten, wenn er nicht an dem Feind verübt wird. Ehebruch und Meuchelmord wird ſtreng verpönt. Verbrechen ſind überhaupt ſehr ſelten unter den Wilden, ausgenommen bei denen die mit den Europäern in Verkehr ſtehen, unter welchen man auch alle europäiſchen Laſter findet. Ihre größeſten Verführer ſind die Weißen, die mit den indianiſchen Stämmen Handel treiben; denn ſie ſind leichter zu betrügen, wenn ſie niederträchtig geworden ſind. Unter dieſen iſt die hohe Meinung von der Vortrefflichkeit der rothen Menſchen und von ihrer moraliſchen Ueberlegenheit bereits verſchwunden.

Ueber die Kickapoos, die Kanſas und die Oſagen.

Ich habe ſchon geſagt, daß die Kickapoos es waren, die mich geraubt hatten. Dieſer Stamm wohnte damahls an den Ufern des Illinois und in der Nähe der Kuckakia-Quelle. Seitdem ſind ſie an die Ufer des Gaſanade-Fluſſes gezogen; und obgleich durch innere Zerwürfniß geſchwächt, behaupten ſie doch noch ihre Unabhängigkeit. Ehmals waren ſie eine mächtige Nation; jetzt ſind ſie nur noch 400 Krieger ſtark.

Nach den Traditionen ſind auch die Kanſas vormahls ohne Vergleich ſtärker geweſen, als heut zu Tage. Ueberwunden von den Sioux, ihren Todfeinden, verließen ſie das rechte Ufer des Mißouri, und zogen ſich an den Kanſas-Fluß zurück. Auch ſie zählen nicht mehr als 400 Krieger.

Die Oſagen theilen ſich in drei Stämme: in die Groß-Oſagen, die Klein-Oſagen und die Arkanſas-Oſagen. Keiner derſelben zählt mehr als zweitauſend Seelen, wovon etwa der vierte Theil waffenfähig iſt.

Die Eingebornen glauben, der große Geiſt habe nach Erſchaffung des erſten Menſchenpaares daſſelbe wegen Uebertretung ſeiner Gebote dadurch beſtraft, daß er dem böſen Geiſt zulaſſe, ſeine Gewalt über den Menſchen auszuüben. Doch fährt der große Geiſt noch immer fort ſeinen Kindern ſeine Segnungen und Wohlthaten zu ſpenden. Auch liegt ihrer Frömmigkeit das Gefühl der Liebe zu Grund, nicht abergläubiſche Furcht. An den böſen Geiſt, den ſie fürchten, richten ſie beſondere Gebete, um ihn zu beſänftigen.

Ihre Phantaſie ſtellt ſich den großen Geiſt in körperlicher Geſtalt vor, aber in einer unendlich vollkommneren als die ihrige, und in einer ewig unveränderlichen.

Da ſie keine Vorſtellung von rein geiſtigen Genüſſen haben, ſo glauben ſie, der Aufenthalt der Seligen ſey ein ſchönes Land voll Wildbret, wo ein ewiger Frühling herrſche, und wo ſie ohne Unterbrechung alle Freuden dieſes Lebens genießen würden.

Kein Tag iſt nach ihrer Religion beſonders geheiligt, dagegen werden gewiſſe Jahreszeiten und denkwürdige Ereigniſſe gefeiert, wie z. B. Kriegsereigniſſe, Rückkehr aus dem Kriege u. ſ. w. Selten unterlaſſen ſie im Neumond ihre Gebete zum großen Geiſt zu ſenden. Es iſt nicht leicht einer, der nicht ſeine heiligen Orte hätte, wie einen Baum, einen Felſen, eine Quelle, wohin er zuweilen ſich zurückzieht, um ſich zu prüfen und zu beten.

Sie haben auch einige Propheten, welche ſich ſtellen, als ob ſie mit unſichtbaren Weſen in Gemeinſchaft ſtänden und zukünftige Dinge weiſſagen könnten. Sie verſehen das doppelte Amt des Arztes und des Prieſters. Aber ſie haben keinen eigentlichen Gottesdienſt, wenn man den ſeltſamen Putz, den ſie bei Feierlichkeiten tragen, nicht dafür annehmen will. Oefters bezeichnen auch die Indianer Männer, welche ſich durch Weisheit und groſſe Tugend auszeichnen, mit der Benennung Prophet.

Bei außerordentlichen Veranlaſſungen ſieht man die Propheten auch faſten und ſich ſtrenge Büßungen auferlegen. Zuweilen nehmen ſie narcotiſche Säfte, wickeln ſich in eine Haut, und verſetzen ſich ſo in eine Entzückung, nach deren Beendigung ſie dem Volke ihre Träume als Eingebungen des großen Geiſts mittheilen. Uebrigens ſind dieſe Propheten immer auch mit Eigenſchaften begabt, die ihnen einen reellen Einfluß auf die Entſchlüſſe und Handlungen der ihrigen verſchaffen; ſie ſind Menſchen von großer Stärke und Herzhaftigkeit und feuriger Beredſamkeit.

Beiſpiele von Cölibat ſind ſehr ſelten. Man heirathet ſehr früh. Meiſtens bleiben nur Krieger von großer Tapferkeit im eheloſen Stande, aus Furcht, Weib und Kinder möchten ihrem Muth und ihrer Kühnheit Zügel anlegen. Da Vielweiberei allgemein im Gebrauch iſt, ohne irgend andere Beſchränkung, als die der Unmöglichkeit des Unterhalts, ſo iſt nichts ſeltener als unverheirathete Frauen.

Obgleich weder in den Sitten noch in den Geſetzen gegen außerehlichen Umgang beſonders Verſehung getroffen iſt, ſo herrſcht doch Keuſchheit allgemein, und die Sitten ſind überall rein, nur nicht bei den Stämmen, welche Verkehr mit den Weißen haben, da dieſe alles verderben, wo ſie hinkommen.

Wird ein Mädchen verführt, ſo fällt die Schande auf den Verführer, nicht auf das Opfer der Verführung. Niemals wagt ein Jüngling einer Jungfrau öffentlich ſeine Neigung zu geſtehen, ſo lange er ſich nicht in das Anſehen eines tüchtigen Kriegers oder Jägers geſetzt hat. Alsdann aber äußert er ſeine Zuneigung durch Aufmerkſamkeit, die er den Eltern beweiſt. Er ſendet dieſen das ſeltenſte Wild, die köſtlichſten Biſſen von der Ausbeute ſeiner Jagd. Seine Mutter iſt mit Beſtellung dieſer Gaben beauftragt. Die Braut von ihrer Seite beweiſt dem Jüngling ihre Geſchicklichkeit zur Hausmutter, indem ſie das Wildbret zubereitet, und ihm einen Theil davon durch ihre Mutter überſchickt. Durch die Mutter wird nun die Sache zum gedeihlichen Ende gebracht.

Nachdem ein Wilder ſich Kriegs- oder Jagdruhm errungen, bleibt ihm nur noch die Beſeitigung der Wahlverlegenheiten. Die Weiber wetteifern in Beſtrebungen, ſeine Blicke auf ſich zu ziehen und ihn zu erobern. Oft hilft ſich der Bedrängte dadurch aus der Klemme, daß er mehrere der hauptſächlichſten Rivalinnen auf Ein Mal heirathet, die denn in beſtem Vernehmen ſich in den gemeinſamen Gegenſtand ihrer Liebe theilen.

Wittwenſchaft wird von den Weibern für ein großes Unglück gehalten, und ſie glauben es dem Andenken ihrer verſtorbenen Männer ſchuldig zu ſeyn, ſich ſobald als möglich wieder zu verheirathen. Iſt ein Krieger im Kampf gefallen, ſo geht die Wittwe mit abgeſchnittenen Haaren und zerfleiſchtem Buſen aus, um unter den zurückgekehrten Kriegern ſich einen Rächer zu ſuchen. Dieſer leiſtet das Verſprechen, den Verſtorbenen bei erſter Gelegenheit zu rächen, welches zugleich einem Verlöbniß gleich gehalten wird.

Nachdem die Veranſtalten zur Heirath getroffen ſind, werden die Freunde und Verwandten eingeladen, ſich im Hauſe der Braut einzufinden. Hier nimmt der junge Mann ſeine Zukünftige bei der Hand, erklärt laut ſeine Liebe für ſie, und verpflichtet ſich, ſie zu beſchützen und zu ernähren. Dann überreicht er ihr als ein Pfand der Aufrichtigkeit ſeiner Verſprechungen ein Geſchenk. Die Jungfrau macht hierauf die gleiche Erklärung in Anſehung ihrer Liebe, verpflichtet ſich Getreide zu bauen und alle Obliegenheiten ihres neuen Standes zu erfüllen, und zum Zeichen dieſer Verpflichtung überreicht ſie dem Zukünftigen eine Kornähre oder ſonſt eine Frucht. Nun empfängt das neue Paar die Beglückwünſchungen der Anweſenden, und der übrige Theil des Tages wird mit Schmaus und Tanz verbracht. Etliche Tage nachher verſammeln ſich die Freunde des Mannes, errichten ihm ein Haus, verſehen es mit den erforderlichen Geräthſchaften, und die neue Haushaltung geht nun ihren Gang fort.

Bei ſolchen Hochzeitfeſten überlaſſen ſich die Wilden einer ausgelaſſenen Fröhlichkeit. Wenn ſie aber keine gebrannten Waſſer trinken, ereignen ſich ſelten Streitigkeiten.

Obgleich, wie geſagt, Vielweiberei erlaubt iſt, nehmen doch die meiſten Männer nicht mehr als eine Frau. Gewohnt ſich für die Herren der Erde zu halten, betrachten ſie die Weiber als Geſchöpfe niedrigerer Art, deren Hauptbeſtimmung hienieden ſey, dem Stamm Krieger zu gebähren und in ihrer erſten Kindheit für ſie zu ſorgen. Sie werden nur nach der Zahl der Kinder geſchätzt, die ſie gebähren, und das größte Unglück, was ihnen begegnen kann, iſt dieß, wenn es ihren Söhnen an Kriegsmuth gebricht, denn alsdann wird ihnen der Vorwurf gemacht, ſie haben ihre erſte Erziehung vernachläßigt, und ihnen nicht frühzeitig genug ihre heiligſten Pflichten eingeprägt.

Eheſcheidung iſt im Gebrauch. Zweck der Ehe iſt nach ihrer Vorſtellung das Glück des Ehegatten; dieſer Zweck iſt verfehlt, wenn eines das andere unglücklich macht, Auflöſung derſelben liegt folglich in der Natur der Sache. In dieſem Fall wird gewöhnlich dem Einfluß des böſen Geiſtes die Schuld beigemeſſen, und man glaubt, daß dieſer böſe Einfluß durch Fortführung der Verbindung nur wachſe. Geſchiedene Weiber finden übrigens leicht wieder Gelegenheit eine neue Ehe einzugehen, und nicht ſelten hat die Scheidung wohlthätigen Einfluß auf ihr Betragen, indem ſie durch Liebe und Aufmerkſamkeit für ihren neuen Gatten zeigen wollen, daß die Schuld nicht an ihnen gelegen. Doch ſind dergleichen Scheidungen ſelten. Eiferſucht iſt unter dieſen Wilden faſt unbekannt, und wird für Schwäche gehalten. Trägheit, Unverträglichkeit, Schlechtigkeit und Unfruchtbarkeit ſind die gewöhnlichen Urſachen der Eheſcheidung.

Heirath mit der Wittwe eines ausgezeichneten Kriegers wird für ein großes Glück gehalten; denn der Nachfolger erbt den Namen und das Anſehen des Verſtorbenen. Familien und Stämme erſetzen den Verluſt ihrer Krieger durch Adoption der Gefangenen. Die, welche nicht adoptirt werden, tödtet man. Oefters verwirft der Gefangene die Adoptions-Anträge, und ſetzt einen Ruhm darein, die Todes-Qualen muthvoll zu beſtehen. In dieſem Fall zeichnen ſich die Weiber, deren Anträge verworfen werden, gewöhnlich durch Grauſamkeit aus.

Die jungen Wilden führen den Namen ihrer Mutter, bis ſie durch irgend eine ausgezeichnete That oder ruhmvolle Handlung ſich das Recht erwerben, einen eignen Namen zu wählen. Greiſen wird große Ehrfurcht bewieſen, und Kranken und Altersſchwachen wird immer ein Theil der Jagdbeute oder des Ernteertrags zurückgelegt. Waiſen werden von befreundeten Familien adoptirt, und ſtets den eigenen Kindern gleich gehalten.

Hauswirthſchaft, und Erziehung der Kinder iſt Sache der Weiber. Die Männer miſchen ſich nicht darein. Auch alle übrige Nahrungsgeſchäfte, wie Beſtellung der Felder, Holzmachen, Waſſerhohlen u. ſ. w. werden von den Weibern und Kindern beſorgt. Die Männer halten es unter ihrer Würde, ſich um dergleichen Angelegenheiten zu bekümmern; dagegen ertragen ſie auch zur Zeit des Mißwachſes und Mangels eher Hunger, oder leben eher von Baumrinden und Wurzeln, als daß ſie Weiber und Kinder der ihnen nöthigen Nahrungsmittel berauben.

Fleiſch braten ſie, indem ſie es mit Blättern umwickeln und in einen Haufen glühender Kohlen und Aſche ſtecken. Das Fleiſch behält auf dieſe Weiſe alle ſaftigen und nahrhaften Theile, und iſt außerordentlich ſchmackhaft. Oft kochen ſie es auch mit Reis und anderem Gemüſe.

Wie ſehr ſie auch vom Hunger gequält werden, nie hört man von ihnen den Wunſch, ihn ſtillen zu können, wenn nichts da iſt. Nach den angeſtrengteſten Märſchen, nach langen Entbehrungen habe ich ſie oft ſtundenlang mit einander plaudern hören, ohne daß einer von ihnen ein Verlangen nach Speiſe geäußert hätte. Sie nehmen ihr Mahl auf einer auf der Erde ausgebreiteten Thierhaut, mit gekreuzten Beinen ſitzend. Faſt immer eſſen die Männer allein, und ohne ein Wort zu ſprechen. Waſſer iſt ihr gewöhnliches Getränk. Zuweilen miſchen ſie aber auch Syrup, oder Honig, oder Traubenſaft, oder den Saft irgend einer andern Frucht darunter.

Jedes Dorf beſitzt einen oder zwei Mörſer, worin ſie das Getraide zerſtoßen. Dieſe Mörſer ſind Grundeigenthum, das ſie der Reihe nach benutzen.

Sie ſchlafen auf Häuten, die an niedrigen Pfählen ausgeſpannt ſind. In ruhigen Zeiten ſchlafen ſie ſehr viel. Wenn es aber die Noth erfordert, können ſie ſich auch mehrere Tage lang wach erhalten.

Die Niederkunft verhindert ſelten eine Frau länger als einen oder zwei Tage an ihrer gewöhnlichen Arbeit. Die kleinen Kinder werden, in eine Haut gewickelt, von den Müttern auf dem Rücken getragen. Sobald ſie gehen können, läßt man ſie nackend laufen. Während die Mutter das Hausweſen oder den Acker beſorgt, hängt ſie die Haut, worin ſich das Kind befindet, an einen Baum, und kümmert ſich weiter nicht viel darum, wenn es ſchreit. Iſt anders die Witterung nicht zu kalt, ſo werden die Kinder täglich in kaltem Waſſer gebadet, bis ſie gehen können.

Mit dem zweiten und dritten Jahr beginnt die moraliſche Erziehung der Knaben und die Mutter widmet dann der erſten Entwicklung des Jungen die angeſtrengteſte Sorgfalt. Unaufhörlich ſucht ſie ſeine Kräfte in Bewegung zu ſetzen und ſeinen Muth zu ſtärken. Wenn ſie nur die geringſten Zeichen von Schwäche oder Furcht bemerkt, ſo gibt ſie ihm einen Stock in die Hand, und reizt ihn an, den Haushund zu ſchlagen und zu verfolgen. Sie ſucht ihn in Zorn zu bringen, indem ſie ihn kneipt und bei den Haaren rupft, und läßt nicht eher nach, bis der Junge ſo in Zorn geräth, daß er auf ſie losgeht und mit ſeinem Stock auf ſie losſchlägt. Dann führt ihn die entzückte Mutter zu andern Jungen, und reizt ihn, ſich mit ihnen zu ſchlagen, und nun muß er täglich mit ſeinen Kameraden einen Kampf beſtehen.

Die meiſten Wilden lieben Hazardſpiele und einige ſo leidenſchaftlich, daß ſie öfters Hab und Gut verlieren, mit Ausnahme der Waffen, um welche niemals geſpielt wird.

Die Krieger ſind in der Regel gravitätiſch und ſchweigſam. Zu Hauſe wie im Felde iſt ihr Benehmen ſtets würdevoll und zurückhaltend. Sie pflegen zu ſagen, Vertraulichkeit und Schwatzhaftigkeit zieme nur Weibern und Kindern. Die Gravität legen ſie nie als im Umgang mit den vertrauteſten Freunden ab, und zuweilen auch bei einem Feſte.

Sie grüßen ſich mit einem ſanften Händedruck, doch gibt es, je nach Alter und Anſehen der Perſonen noch verſchiedene ſehr feine Abſtufungen des Grußes. Der ältere grüßt immer den zuerſt, dem er ein Zeichen ſeiner Aufmerkſamkeit geben will, indem er auf ihn zugeht und ihm die Hand drückt. Dieſer erwiedert den Gruß mit einer leichten Verbeugung, wenn er aber um vieles jünger iſt, berührt er zugleich zum Zeichen ſeiner Ehrfurcht vor dem Aeltern den Saum ſeines Kleides. Zudränglichkeit und Unhöflichkeit bringt in Verachtung.

Die Indianer ſind gegen Fremde, die ſie nicht kennen, ſehr mißtrauiſch, wenn ſie ſie aber als rechtſchaffene Leute kennen gelernt haben, ſehr gaſtfrei und wohlwollend, beſonders wenn der Fremde ihres Beiſtandes bedarf. Die Männer beſuchen ſich nur Geſchäfte halber. Tritt ein Krieger in ein Haus, ſo richtet er an den älteſten Mann einige Worte, dann an die übrigen, dann an die Frauen, worauf er ſich ſetzt und den Zweck ſeines Beſuchs eröffnet. Man bietet ihm einige Erfriſchungen an, die er Höflichkeits halber annehmen muß. Bei dergleichen Veranlaſſungen ſind ihre Reden immer langſam, gravitätiſch, abgemeſſen.

Oefters beſuchen ſich die Weiber. Ihre Unterhaltung dreht ſich meiſtens um die Vorzüge ihrer Männer und Söhne, als Krieger, Jäger und Läufer. Von Abweſenden übel zu ſprechen wird für Niederträchtigkeit gehalten.

Erhebt ſich ein Mißverſtändniß unter ihnen, ſo erklären ſie ſich gegen einander ins Geſicht und ſchlagen ſich, wenn es nöthig iſt, aber niemals mengt ſich ein Dritter in den Streit. Alles, was auf Baſenſchafts- und Gevatterſchafts-Protektion hinausläuft, wird von ihnen als eine Schändlichkeit verabſcheut und ſelbſt Weiber werden dadurch verächtlich. Auch iſt es ein allgemeiner Charakterzug, daß ſie ſich niemals in die Angelegenheiten eines andern miſchen und von den kleinen Freundſchafts-Eröffnungen und Geheimniſſen, die in der ziviliſirten Geſellſchaft ſo viel Zank und Mißhelligkeit verurſachen, wiſſen ſie nichts.

Die Erntezeit iſt für die Indianer die Zeit der Freude und der Fröhlichkeit. Die Luft wiederhallt alsdann von ihrem Jubel. Man tanzt und lacht die halbe Nacht hindurch und ſelbſt die Alten nehmen Theil an der allgemeinen Freude. An jedem Neumond iſt ebenfalls ein Freudenfeſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Engliſche Literatur.

Bemerkungen über das Land vom Kap Palmas bis zum Fluß Congo von Kapitän John Adams (London, Whittucker 1823.) Die ſchreckliche Barbarei, dem Fetiſch und den Manen der Verſtorbenen Menſchen zu opfern, iſt allgemein in dieſem Lande. Der König von Lagos, wie die meiſten ſeiner afrikaniſchen Kollegen, entblödet ſich nicht, den Diebshehler zu machen und die geſtohlenen Sachen mit ſeinen Unterthanen zu theilen. Wer die Europäer am beſten zu beſtechen weiß, iſt der angeſehenſte Mann am Hofe. Der Fetiſch wird dort durch einen Elephanten-Zahn vergeſtellt. Ein Hauptmittel, dem Volke die Macht des Königs furchtbar zu machen, iſt dieß, daß er von Zeit zu Zeit den Teufel invitirt, die Hauptſtadt zu beſuchen. Dieſer Teufel iſt kein bloßes Hirngeſpinſt, ſondern ein veritabler Teufel, das heißt ein mit Waffen und einer Fratze verſehener Mann, der alles Lebendige, was ihm in den Weg kommt, niederſtößt. Da aber der Gong-Gong oder der Mann mit der Warnungsglocke vor ihm hergeht, ſo haben die Leute noch hinlängliche Friſt, dem Teufel auszuweichen. Ein ziemlich honoriger Teufel!

Europäiſche Blätter

oder

Das Intereſſanteſte aus Literatur und Leben

für

die gebildere Leſewelt.

Erſter Jahrgang 1824.

Zweiter Band

enthält das zweite Quartal N. 14 — 26.

Zürich,
in der Geßnerſchen Buchhandlung.

Inhalt
des
zweiten Quartalbandes der europäiſchen Blätter.

Vorbemerkung. Alle unter Nr. I—V begriffenen Ueberſchriften bezeichnen größere oder kleinere Aufſatze in großem Druck; die übrigen dasjenige, was wir in kleinem Druck geliefert haben. Ein flüchtiger Blick ſchon wird zeigen, daß das unter der Aufſchrift von „rezenſirenden Anzeigen,“ „Notizen zu Kunſt und Wiſſenſchaft“ „Miszellen“ Gelieferte ſich wiederum nach den funf erſten Nummern rubriziren ließe, was wir, um zu große Zerſplitterung zu vermeiden, unterlaſſen haben. Wo mehrere Seitenzahlen beigeſetzt ſind, iſt der betreffende Aufſatz in verſchiedenen Wochennummern geliefert worden.

I. Reiſen.

Seite
1) Reiſe nach Nubien, Syrien und Kleinaſien 25 u. 73
2) Skizzen aus dem inneren Afrika 155, 182, 201
3) Parry's zweite Nordpolexpedition 225
4) Brookes Reiſe an das Nordkap 257
5) Neuentdeckte Inſel im Südmeer 299

II. Schilderung von Ländern, Städten, Völkern und deren Leben.

Seite
6) Kolumbia (Gemälde von dieſem Freiſtaat) 1, 53, 91, 112
7) Römiſche Skizzen 6, 33
8) Charakteriſtiſche Züge aus dem Leben der Irländer 60
9) Verbrennung der Weiber in Hindoſtan 121
10) Eine Nacht in London 142
11) Scenen aus dem Karneval zu Livorno 211
12) Ein Tag in Madrid 297

III. Hiſtoriſche Notizen über einzelne Zeiten, Menſchen und Begebenheiten.

Seite
13) Der Philippskrieg in Nordamerika 132
14) Das Eſelsfeſt im Mittelalter 240

Seite
15) Byron's Ehrenrettung 251
16) Bonaparte's Briefe an Joſephine . . . 270, 284
17) Abentheuer einer deutſchen Pilgerſchaar auf dem Wege nach Jeruſalem 274
18) Salvator Roſa 82
19) Liebesprobe 153

IV. Zur Charakteriſtik unſerer Zeit und ihrer Beſtrebungen.

Seite
20) Wie's in England ausſieht 162, 188
21) Zauberformeln in der Taſche eines Diebes gefunden 255
22) Konſtitutionelle Schule zu Hazelwood . . . 266, 287

V. Schöne Kunſt und Literatur.

23) Franzeska und Paolo (frei nach Dante) . . . 49
24) Die erſten Anfänge des engliſchen Theaters . . 13
25) De la Martine und De Lavigne 40
26) Ein Brief Schiller's an Wieland 129
27) (Gallerie der deutſchen Dichter) Klopſtock . . 177
28) Leſſing 237
29) Wieland 278
30) Ein Brief Wieland's an einen Dichterling . . 208
31) Kunſtausſtellung in Zürich 301
32) Bilder aus der Schweiz von Zſchokke 310

VI. Rezenſirende Anzeigen der neueſten Literatur.

1) Deutſche Literatur.

Seite
1) Der Handel als Quelle des Nationaleinkommens von Fr. W. Weber 22
2) Göthe als Menſch und Schriftſteller von Fr. Glover 70
3) Das Reaktionsſyſtem von Tzſchirner 97
4) Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift, herausgegeben von Lehrern der Basler Hochſchule 98
5) Berliniſche Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur von Dr. F. W. Gödicke 99
6) Staatsmann von Dr. Pfeilſchifter 100
7) Vertheidigung des Wilh. Tell. 100
8) Ueber die ungariſche Nationalſynode im Jahr 1822 . 123
9) Einleitung in die Moralphiloſophie von Dr. J. A. Sulzer 124
10) Rechtserforſchungen für Juriſten und Nichtjuriſten von Dr. Paulus 124
11) Reden und Abhandlungen pädagogiſchen Inhalts von Rud. Hanhart 150
12) Teutſches Muſeum von Ernſt Münch, Prof. in Freiburg im Breisgau 171
13) Göthe Kunſt und Alterthum 173
14) Ueber etwas, was der Heilkunſt noththut von Windiſchmann 218
15) Dr. Joh. Llorente's Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition 220
16) Geheime Papiere des Dr. Lindner 220

Seite
17) Cäcilia, muſikaliſche Zeitſchrift 244
18) Friedrich Weiſſer's Muſe und Muße 271
19) Biographiſche Denkmale von Varnhagen von Enſe . 293
20) Neueſtes Heft der wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift aus Baſel 317

2) Ausländiſche Literatur.

a) Engliſche.

1) Men and things in 1823 101
2) Westminster Review 125
3) A critical inquiry into ancient armour . . . 221
4) Ein Brief Young's 295

Notizen zur engliſchen Literatur.

5) Otway's Tod 174
6) Fouqué und Walter Scott 222
7) Periodiſche Literatur 224

b) Franzöſiſche.

1) Le Damné. En deux volumes, chez Ponthieu, libraire, au Palais-Royal 1824 102
2) Du respect des opinions par Al. Vinet 126
3) Essai historique et philosophique sur les noms d'hommes, de peuples et de lieux etc., par Eusèbe Salverte. Paris 1824 198
4) Lettre de Lord Byron au Grand Turc etc., traduit de l'Anglais. Paris 1824 245

c) Italieniſche.

Cenni sulla perfettibilità della umana famiglia dell' Abate Don Pietro Tamburini dell' ordine della Corona ferrea, professore emerito etc. Milano 1823 . . . 319

d) Indiſche.

Teru-Vaulaver-Kuddul oder der Ozean der Weisheit . 246

VII. Notizen zu Kunſt, Wiſſenſchaft, Induſtrie ꝛc.

1) Bullok's Reiſen und Sammlungen in Mexiko . . 46
2) Elliſche Quer- und Flügelfortepiano 47
3) Königl. Societät der Wiſſenſchaften in London . . 103
4) Neuentdeckte Ruinen zu Korfu 104
5) Minerven-Societät der Marchands tailleurs coupeurs . 174
6) Agrikultur-Kolonie zu Java 152
7 Verbeſſerte Dampfmaſchine 126
8) Preisaufgaben in London 127

VIII. Miszellen.

1) Der Papſt von Japan 24
2) Zelibatar's und Kryptogamen 24

Seite
3) Gefühl und Vernunft 24
4) Ernſt und Scherz in Athen. Staatsverhandlungen 48
5) Charondas Geſetz wider die Feigheit 48
6) Genie und Charakter 48
7) Mazarin benutzt gegen ihn gerichtete Schandſchriften zu eignem Vortheil 48
8) Religiös-politiſche Kämpfe in China 127
9) Geiſtesgegenwart eines Schafhirten 128
10) Neuhamburg 128
11) Die Welt ſucht ſich vor ſich ſelbſt zu verbergen 151
12) Turgot's Verdienſte um den König und ihre Belohnung 152
13) Lady Eſther Stanhope 152
14) Bußaderlaß Philipp's III. von Spanien 152
15) Wunderkur Hohenloh's in Frankreich 175
16) Thränenfluth beim Leichenbegängniß der Königin Eliſabeth 176
17) Camoens Tod 176
18) Die Hörner Moſis und der Odem Jeſu 176
19) Richelieu als Pferd 200
20) Göthe's Erziehungsprinzip 200
21) Wiener und Berliner Höflichkeit 200
22) Vernünftig und unvernünftig iſt eben eins 223
23) Charondas Tod für's Geſetz 224
24) Göthe gegen ſeine ewigen Lober 224
25) Franzöſiſche Gründlichkeit 224
26) Engliſche Menſchenliebe 247
27) Peregrinus Proteus und Lukian 247
28) Guſtav III. von Schweden und Franklin 248
29) Kreislauf des Lebens 248
30) Prinzenerziehung in Marokko 272
31) Sokrates und Chriſtus unter uns 272
32) Finanzoperation des Licinius 296
33) Das Regiment der Reifröcke und Haarthuren nicht reſpektirt 296
34) Reden, Schreiben und Leſen 296
35) Homer als Poſaunenengel 320

(Es ſind bei weitem nicht alle Miszellen aufgeführt. Die angeführten genügen, um ihre Art zu erkennen.)

No 14

Kolumbia.

Die kleine aber höchſt intereſſante Schrift: Gemälde von dem Freiſtaat Kolumbia, aus dem Engliſchen, 8. Jena in der Branſchen Buchhandlung, 1824, zieht in einem vorzüglichen Grade unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie zaubert uns in einem klargeſchliffnen Spiegel die wundervolle Welt von Südamerika wie lebendig vor Augen. In gedrängter Kürze und in ſehr anſpruchloſem Tone geſchrieben bietet ſie doch dem Verſtande wie der Phantaſie einen Reichthum von neuen Kenntniſſen und Vorſtellungen dar, und verdient die rühmlichſte Anerkennung. Wiewohl ſie die Erwartung anfangs täuſcht, indem ſie die Geſchichte und die neuen politiſchen Verhältniſſe jenes merkwürdigen Freiſtaates nur im Vorbeigehn berührt, ſo erkennt man doch bald, daß ſie auch vom politiſchen Standpunkt aus betrachtet von höchſter Wichtigkeit iſt, denn ſie ſchildert den natürlichen und Kulturzuſtand des Landes, alſo die Baſis aller bisherigen und künftigen hiſtoriſch-politiſchen Ereigniſſe und Inſtitutionen und iſt ſomit ein unentbehrlicher Kommentar zu den geſchichtlichen Annalen und Zeitungen. Aber auch allein ſchon die Schilderung jener Tropenländer, wo die Natur mit allen ihren Schrecken und wieder mit ihrem mildeſten Segen thront, muß jeden gebildeten Leſer entzücken, und nicht minder wird ihm mancher Zug ſeltſamer Sitten Vergnügen gewähren. Der Kaufmann und Oekonom findet insbeſondere über die Produkte des Landes, und die Art, ſie zu verarbeiten, manchen intereſſanten Aufſchluß, ſogar manchen

Wink für die beſſere Verarbeitung europäiſcher Produkte. Wir ziehen, was uns für unſere Leſer das Intereſſanteſte ſcheint, hier in einer kurzen Ueberſicht zuſammen.

1) Schilderung des Landes.

Grenzen. Die Republik Kolumbia begreift die altſpaniſchen Provinzen Venezuela (Karakas) und Neu-Granada in ſich. Sie grenzt öſtlich an das niederländiſche Guyana, nördlich an den Meerbuſen von Meriko, an dem ſie in einer Länge von 1000 Seemeilen ſich ausdehnt, weſtlich an das ſtille Weltmeer in einer Länge von 700 Seemeilen, ſüdlich an Peru und Braſilien.

Regionen. In der Richtung von Süden nach Norden dem ſtillen Weltmeer entlang durchläuft das Land ein ungeheures Gebirge in zwei großen Aeſten, den Andes und Cordilleras, und bildet hier ſeinen Stock, 21,000 Fuß über dem Weltmeer. Auf dieſen nie erſtiegnen Höhen jenſeits der Wolken entſpringt der große Strom Orinoko, der in der Richtung von Weſten nach Oſten das Land in einer Länge von 500 Seemeilen durchſtrömt und 300 Nebenflüſſe in ſich aufnimmt. Der Inſel Trinidad gegenüber ſtürzt er ſich ins atlantiſche Meer, und hat in ſeinen zahlloſen Mündungen ein Labyrinth von kleinen Inſeln angeſpült, in welchem der Unkundige mehrere Tage lang umherirren kann, ohne den Ausweg zu finden.

Seinem Kulturzuſtande nach iſt das Land in fünf Regionen getheilt. 1) Die Küſte, an welcher die reichen und prachtvollen Städte liegen, die Wohnſitze der weißen und gebildeten Menſchenklaſſe. Hier wird auch etwas Landbau getrieben, aber wenig, denn die Ueppigkeit des Bodens ernährt auf einem kleinem Fleck Erde viele Menſchen. 2) Das Gebirge, in deſſen Thälern ewiger Frühling herrſcht, deſſen kuhlere Luft oder deſſen Goldminen die Menſchen zur Niederlaſſung einladen. Hier und an der Küſte allein leben die Weißen, herrſcht Kultur. 3) Die Savanen oder Waiden, unabſehlige Haiden voll der üppigſten Vegetation, zwiſchen der Küſte und dem Orinoko, wo das Vieh in urſprünglicher Wildheit Heerdenweiſe ſich aufhält, von einzelnen Hirten nur ſchwach beaufſichtigt. 4) Die Haiden und Wälder, in deren wilde Einſamkeit die Miſſionarien eingedrungen und bekehrte Indianer in einzelne meilenweit von einander gelegene Dörfer vereinigt. 5) Die Urwälder im Süden des Orinoko, wohin noch kein Weißer vorgedrungen, die aber noch von wilden indianiſchen Stämmen, menſchenfreſſenden Karaiben, in Geſellſchaft der Tiger und Panther bewohnt werden.

Klima. Da das Land unter dem Gleicher liegt, iſt die Hitze furchtbar, und, indem ſie beſtändig die in der Luft befindlichen Gasarten einer wechſelnden Zerſetzung unterwirft, dem Menſchen höchſt verderblich. Wie ſie das Wachsthum der Pflanzen und Thiere beſchleunigt, ſo deren Zerſtörung. Beſonders nach ſtarken Gewittern oder nach der Regenzeit entziehen die glühenden Sonnenſtiche den verweſenden Vegetabilien und Thierleichen, den Giftpflanzen, die über dem verſiegenden Waſſer austrocknen, den Seen, Sümpfen und Abgründen, ſogar den durchglühten Kalkfelſen, giftige Dünſte, und an vielen Stellen der von unterirdiſchem Feuer bewegten Erde drängen ſich Blitze und Schwefelrauch hervor. So muß das Volk mitten in ſeinem herrlichen Lande unaufhörlich einem gefährlichen Feinde ausweichen. Man flieht vor der Hitze und ungeſunden Luft in die kühlen Bergthäler und an diejenigen Stellen der Seeküſte, die durch Zugluft und Bergesſchatten einigen Schutz gewähren. Doch hat die Sorge für die Geſundheit auch häufig der ökonomiſchen und politiſchen weichen müſſen, und einige Hafenſtädte befinden ſich in höchſt ungeſunden Gegenden, desgleichen einige Oerter im Gebirge, wo edle Metalle und Steine gegraben werden. An den meiſten Orten herrſcht vom Juli bis Oktober eine Hitze von 90 — 95 Grad Fahrenheit am Tage und 80 Grad in der Nacht. Der Europäer glaubt ſich in einen Backofen verſetzt. In der heißen Zeit graſſiren regelmäßig verderbliche Seuchen, vorzüglich das ſchwarze Erbrechen oder gelbe Fieber. Am meiſten werden die Europäer oder die Landleute aus den Gebirgen und die Hirten der Savanen davon ergriffen, wenn ſie in die Küſtenſtädte kommen; doch auch die Eingebornen ſelbſt erliegen ihm und an vielen Orten iſt dem Wachsthum der Bevölkerung durch dieſes verheerende Uebel beſtändig ein Ziel geſetzt. Abſolut tödlich iſt dieſe Krankheit nicht für jeden. Man iſt in der Heilmethode fortgeſchritten. Ehemals ſtarben in gewiſſen Gegenden am gelben Fieder von drei Europäern immer zwei, von drei Kreolen (eingebornen Weißen) einer; jetzt indeß nur immer der fünfte Europäer und der zehnte Kreole. Außer dieſer Krankheit herrſchen noch Haut- und Augenentzündungen, der Ausſatz und andere ſchreckliche Erzeugniſſe der Hitze. Auf Geiſt und Sitten der Einwohner wirkt das Klima nicht minder ſchädlich ein. Die Indianer werden durch die Hitze, ſo lange ſie in wilder Freiheit leben, zu allen Leidenſchaften des Tigers angetrieben, wenn ſie aber von den Weißen bekehrt und bezähmt ſind, ſo faul und ſtumpf wie Klötze. In minderm Grad erzeugt das heiße Klima auch bei den Weißen bald Leidenſchaftlichkeit, bald Faulheit.

Wilde Größe der Natur. In allen ihren Schöpfungen ſtellt die Natur rieſenhaft ſich dar. Zu beiden Seiten hat das Land die ungeheuerſten Meere der Erde, und auf ihm thürmt ein Gebirge ſich auf, das man geraume Zeit für das höchſte der Erde gehalten, ehe man das noch höhere Himalayagebirge in Aſien entdeckt. Erhabner aber ſind die Andes durch das benachbarte Meer, durch ihre Lage in der heißeſten Zone des Gleichers, in die ſie gleichſam trotzend ihren ewigen Schnee gezaubert, und durch die 40 feuerſpeienden Gipfel, die aus ihrer Mitte hoch über die Wolken ſich erheben und die umliegende Gegend einer ewigen Verwandlung unterwerfen. Ungeheure Waſſerfälle, Höhlen und Abgründe umgeben den Fuß des Gebirges, und den Rieſenfluß Orinoko ſchickt es den weiten fruchtreichen Ebenen zu. Die Grundfeſte des Landes iſt von beſtändigen Erdbeben erſchüttert; zuweilen öffnet ſich der Boden und wirft Feuer aus, oder Waſſer und Schlamm, ganze Städte in einem Augenblick vernichtend. Furchtbare Gewitter und Wolkenbrüche und nach der winterlichen Regenzeit regelmäßige Ueberſchwemmungen ſegnen und verderben abwechſelnd das Land.

Rieſenhaft iſt die Pflanzenwelt. Die Hitze der Luft und die Ueppigkeit des Bodens treiben Bäume und Kräuter zu einer unglaublichen Höhe auf. Hundert Fuß hoch ranken die Schlingpflanzen an den Bäumen ſich auf. Farrenkräuter erreichen die Höhe von 40 Fuß. Selbſt europäiſche Gewächſe erſcheinen hier in rieſenhafter Größe, ſo daß der Reiſende glauben muß, er ſey ein Zwerg oder wieder ein Kind geworden.

Auch in der Menge und Fülle ihrer Schöpfungen ſchweift die Natur ins Ungeheure aus. Kein Fleck Erde, der nicht von Pflanzen und Thieren wimmelt. Wie mit einem dicken Polſter iſt die Ebene, iſt jeder Felſen mit üppiger Vegetation überhüllt. Es fehlt den Gewächſen an Raum, ſich zu entwickeln. Die Wälder ſind undurchdringlich durch zahlloſe Schlingpflanzen und ſelbſt die Sonne kann nur ſelten durch ihr dichtes Laubdach einen Weg finden. Jeder Abgrund iſt mit Bäumen und Stauden dicht ausgefüllt, die Sümpfe und Seen wimmeln von Waſſerpflanzen. In den Wäldern lebt es von wilden Thieren aller Art, in den Gewäſſern von Schlangen, Amphibien und Fiſchen. In jeder Handvoll aufgegrabener Erde erblickt man zahlloſe Würmer und Inſekten. Die Luft und jede Pflanze trägt Schwärme von Vögeln, Schmetterlingen und Käfern. Und wie der Tag, ſo hat auch die Nacht ihre eigenthümliche und zahlreiche Thierwelt.

Auch von der edelſten Art ſind hier die Pflanzen, von majeſtätiſcher Pracht und Größe, von der wunderbarſten Geſtaltung, von den ſaftigſten und dunkelſten Farben. Selbſt in der Heilkraft und dem Gifte zahlloſer Gewächſe drückt ſich die höchſte Spannung der organiſchen Naturkräfte aus. So ſind auch alle Thiere hier lebhafter, muthiger, ihre Farben abſtechender, ihre Stimmen heller und ſchallender, und eine zahlloſe Menge derſelben ſind giftig. Auch das Mineralreich hat hier ſeine köſtlichſten Schätze aufgethan. In unerſchöpflicher Fülle findet ſich das edle Metall, vorzüglich Gold, Platina, Silber beſonders Smaragden, in deren dunkelgrünem Glanze die Vegetation ſich zu ſpiegeln ſcheint. Ganze Länderſtrecken ſind von Goldſand und gediegenen Goldſtücken überſäet. Das größte Stück, das man bisher gefunden, wog 25 ℔. Reiche Goldbergwerke liegen ſchon ſeit einem halben Jahrhundert unbebaut, weil die Eigenthümer um ihre Anſprüche prozeſſiren. Noch lange kennt man nicht alle goldhaltigen Strecken.

Alle organiſchen Geſchöpfe entſtehen und vergehen mit großer Schnelligkeit. Selbſt der Menſch wird frühe reif und ſtirbt jung. Die Ueberfülle der Naturkraft muß in einem ewigen Wechſel ſchaffen und zerſtören.

Bei weitem der größte Theil des Landes liegt noch in urſprünglicher Wildheit, jeder künſtlichen Kultur entfremdet. Landſtraßen fehlen im Innern gänzlich und ſind erſt jetzt eine Hauptſorge der Regierung geworden.

(Fortſetzung folgt.)

Römiſche Skizzen.

(aus dem Mercure du XIX. Siècle.)

Dieſe Skizzen ſind von einem Franzoſen, der ſich vor einiger Zeit in der ewigen Stadt aufhielt. Er erzählt Thatſachen und Anekdoten, welche ſehr geeignet ſind, die Veränderung ins Licht zu ſetzen, welche die Wiederherſtellung der päbſtlichen Herrſchaft in den Sitten und in der Verwaltung des Kirchenſtaats hervorgebracht hat.

Während Rom von den Franzoſen beſetzt war, beſonders in den letzten Jahren, als es unter der kaiſerlichen Herrſchaft und Verwaltung ſtand, ſah es die drei alten Wunden des theokratiſchen Regiments, Bettelei, Müſſiggang und Straßenraub, ſich vernarben. Selbſt unter der Kutte verlor das Nichtsthun von Tag zu Tag mehr ſeine Reize, denn von Tag zu Tag traf es mehr Spott und Verachtung. Die Ausſicht auf hinreichenden Gewinn, und weiſe Verfügungen, hatten die großen elenden Hände, die ſonſt jedem Ankömmling bettelnd für ein Almoſen entgegengeſtreckt wurden, der Arbeit zugewandt. Thätige Wachſamkeit und ſtrenge Gerechtigkeit hatten das Mörder- und Räuberhandwerk zu einem wenig einträglichen und gefahrvollen Berufe gemacht. Die Fürſten der Ebene und die Könige der Berge ſaßen meiſtens auf den Galeeren. Die Sitten, ohne gerade reiner geworden zu ſeyn, hatten doch mehr Anſtand gewonnen. Die Stadt, bereits aufgeklärter, erlaubte den galanten Abbés in der Soutane nicht mehr am Abend ſich auf dem Corſo herum zu treiben, und ihre Schönen auf nächtlichen Spaziergängen im Dunkel herumzuführen. Wenn auch der Geiſt der alten Freiheit in den Herzen der römiſchen Jugend noch nicht erwacht war, träumte ſie doch wieder von der Größe und dem Ruhm des königlichen Volkes. Rom begann wieder die zwei Wiſſenſchaften zu ſtudieren, welche ihm einſt die Herrſchaft der Welt verſchafft hatten, den Krieg und die Staatskunſt.

Der Verfaſſer dieſer Skizzen wird uns nun zeigen, wie weit jetzt wieder die Nachkommen der Camille und Cincinnaten von dieſer Laufbahn abirren.

In der heiligen Stadt erwachen zur Zeit der chriſtlichen Luperkalien, bei Annäherung der Faſten, die Narrheit und Luſtigkeit wie aus dem Schlafe aufgeſchreckt. Das Heidenthum mit ſeinem lachenden Gefolge ſcheint zurück zu kehren, und mit Siegesgepränge einziehend ſein altes Reich wieder in Beſitz zu nehmen. Die Tempel des wahren Gottes ſtehen leer, und geiſtliche Perſonen verlaſſen ihre alltägliche Verkleidung, um die der Faſtnacht anzunehmen. Das Gewand des Arlequins, die Jacke und die Schlafhoſen des Policinello treten an die Stelle des ſchwarzen Rocks und der Tunika von Scharlach. Der Kardinal, welcher ſich eines Tages als Marktſchreier verkleidete und zu ſeinen Mitbrüdern ſagte: Sceglietemi, avrete un buon coglione, machte ſein Glück, er ward Papſt und iſt der Welt bekannt unter dem Namen Benedikt XIV.

Zwei gleichlaufende Reihen von Wagen nehmen die ganze Länge des Corſo ein. Die Mitte iſt unbeſetzt, für die Geſandten, die Gouverneure und Senatoren von Rom beſtimmt. Aus den Wagen und von den Balkons wird aller Art kleines Zuckerwerk auf die Straße geſchleudert, und ergießt ſich wie ein Hagelwetter auf alle Vorübergehenden. Die Fenſter ſind mit Geweben von Seide überzogen; in Paris würde man glauben, ein Frohnleichnamsfeſt zu ſehen, doch iſt hier die Verzierung ganz die Sache des freien Willens.

Der intereſſanteſte Augenblick iſt der des Pferderennens. Schallende Platten von Eiſenblech, und Lunten zwiſchen Haut und Fleiſch der Thiere angebracht, im Augenblick, wenn es losgehen ſoll, angezündet, vertreten bei dieſen Läufern ohne Reiter und ohne Zaum die Stelle von Peitſche und Sporen. Ehemals war es den Juden auferlegt, die lange Strecke von dem Platze des Volks bis zum Kapitol vor den Pferden herzugehen, und zwar in Säcken. Natürlich wurden die Kinder Iſraels überrannt und der vornehme und gemeine Pöbel ergötzte ſich weidlich an dem Schauſpiele. Glücklicher Weiſe für ſie iſt es in dieſem Lande leicht, mit Geld ſich von den ſchwerſten Sünden und Strafen loszukaufen. Die Juden ermangelten nicht, auf eine menſchlichere Weiſe ſich durch Pferde vertreten zu laſſen. Das jetzige Rom iſt wenigſtens von Rom, wie es zu Jugurtha's Zeiten war, ſo verſchieden nicht, als man glaubt.

So groß iſt die Gier nach dem Genuß dieſer Freuden, daß man ſah, wie Geiſtliche, die in ihrem kirchlichen Ueberrock die Sakramente zu Sterbenden trugen, oder mit Kreuz und Fahne im Leichengeleite gehen ſollten, Halt machten und ſich mit ihrer frommen Bedeckung längs den Häuſern des Korſo aufſtellten, um den Anblick des Pferderennens zu genießen.

Dem Faſching und den Konklaven zunächſt lieben die Römer am meiſten die ſchönen Künſte; allein ſeit Canova nicht mehr iſt, hat Rom keinen einzigen ausgezeichneten Künſtler mehr. Camuccini iſt ein Maler ohne Genie, er beſitzt nichts als den techniſchen Theil von ſeiner Kunſt.

Paris hat nur eine Akademie, und viele Leute finden, es ſey an dem genug. Rom hat neun Akademien, und denkt nicht, daß eine zu viel ſey. Die berühmteſte iſt die der Arkadier. Eitle Reiſende und Fremde, die von Diſtinktion ſeyn wollen, haben gewöhnlich den lächerlichen Ehrgeiz, daß ſie ſich in die Zahl der Hirten dieſer poetiſchen Heerde aufnehmen laſſen. Es koſtet ſechs Zechinen, wenn man als überzähliger Arkadier ſich einſchreiben läßt, will man aber als Schäfer oder Ehrenarkadier aufgenommen werden, und etwa Licidas oder Coridon heißen, ſo muß man ein wenig mehr zahlen. Ein Engländer, den auch dieß Gelüſt nach dem Schäferleben überwältigt hatte, rief aus: 20 Guineen, um ein Arkadier zu werden, iſt doch zu viel! Die Verſammlungen werden an den Tagen der hohen Kirchenfeſte gehalten, und man hört da ſelten was anders, als Sonette zu Ehren der Jungfrau und anderer Heiligen.

Auch die Kunſt der Improviſatore ſcheint ſehr geſunken und im Zerfall zu ſeyn. Meiſtens haben dieſe Leute einen ſchon ganz fertigen Vorrath von Eingängen, Epiſoden u. ſ. f. im Kopfe, welche ſie dem Gegenſtand anpaſſen; unter die Stücke, welche ſie bereit haben, miſchen ſie dann Gemeinplätze, und eingeprägte Verſe, die mit ihren Kadenzen den Schlägen eines Hammerwerks gleichen. Die Reiſenden werden meiſtens durch Kunſtſtücke der Art überraſcht und betrogen. Nur zwei junge Weiber hörte ich, welche eine rühmliche Ausnahme machten. Die eine beſang Latium, und wußte ihren Gegenſtand mit patriotiſcher Begeiſterung, mit glänzenden Bildern und kühnen Ausdrücken zu erheben, ſo wie mit großen Zügen den Charakter, die Sitten, und den Heldenmuth der alten Bewohner dieſer Gegenden auszumalen. Die zweite verfertigte nach einem kurzen Vorſpiel auf dem Klavier auf jede der anweſenden Perſonen eine Stanze von acht Verſen, das machte in Zeit von einer Viertelſtunde mehr als zwanzig Stanzen aus. Sie ſteckte keinen Augenblick, ſie fand ſehr glückliche Ideen, und viele geiſtreiche Beziehungen in der Löſung ihrer Aufgabe.

Die Römerinnen ſprechen von ihrem Vaterlande nicht anders als begeiſtert und immer mit höchſter Bewunderung. Aber nicht nur ihre Geſinnungen, auch ihre Geſtalten erinnern an die Cornelien und Julien des alten Roms. Dieſe hohen edeln Geſtalten ſcheinen nach der ſchönſten griechiſchen Statue geformt zu ſeyn. In ihrer Haltung, ihren Geberden und in ihren Mienen zeigt ſich eine glückliche Miſchung von Majeſtät und Milde. Die Regelmäßigkeit ihrer Züge und deren entzückende Harmonie iſt belebt, doch ohne Störung, durch das innere Feuer der ſanfteſten und gewaltigſten aller Leidenſchaften. Eine unausſprechliche Anmuth hat die italieniſche Sprache im Munde dieſer Frauen, und überhaupt kann man ſagen, in dieſer Hinſicht gibt es keinen Pöbel in Rom. In den unterſten Volksklaſſen iſt die Sprache rein und wohltönend, wie in den höchſten Ständen der Geſellſchaft. Auch herrſcht in allen ein eingebornes Gefühl von Menſchenwürde. Das gemeine Weib in Rom verkauft ſeine Fiſche aus der Tiber mit ſo viel Anſtand, wie der feinſte Pariſerbanquier ein Geſchäft von Millionen abſchließt. Es hat aber die Natur in Rom mehr für die Weiber als für die Männer geſorgt, und zwar nicht nur im Betreff des Phyſiſchen. Auch ihr Geiſt zeichnet was Hohes, was Edles aus. Schnell, treffend und geiſtvoll ſind ſie im Geſpräche und in ihrer Geſichtsbildung liegt bei großer Ruhe was Impoſantes und Herrſchendes. Sie ſehen aus wie Königinnen, die vom Throne niedergeſtiegen ſind, aber Würde und Betragen nicht zurückgelaſſen haben.

Die Römer haben längſt aufgehört Helden zu ſeyn, aber ſind deswegen nicht gelehrter noch gebildeter geworden. Selbſt ihr Wiſſen iſt drückend, ihr Ton pedantiſch, ewige Zitationen machen ſie unerträglich, die Kunſt des Umgangs iſt ihnen ganz unbekannt und fremd.

So wie der Bildhauer des Lafontaine, indem er von ſeinem Marmorblock ſpricht, ſich fragt: Was werd ich draus machen, eine Gottheit, einen Tiſch oder einen Zuber? ſo fragt ſich auch der Römer, wenn er mit dem Gedanken umgeht, eine Frau zu nehmen. Er fragt ſich, was er aus ſeiner künftigen machen wolle, ob er ſie violet oder purpurn wolle färben laſſen, ob er ſie für die Prälatur oder für das Konklave aufſtellen wolle? — und erſt, wenn er mit ſich darüber im Reinen iſt, geht er zur Hochzeit. Kein Weib konnte geneigter ſeyn, ihren Mann zu lieben und ihm treu zu ſeyn, als Madam R... es war. Aber auch keinen Mann ſetzte die Tugend ſeiner Gattin in ſolche Verlegenheit, wie den Hrn. R... die Treue ſeiner Lucretia. Er mußte ſie unſäglich quälen, um ihre läſtige Tugend zu vertreiben, und am Ende ließ ſich auch nur Mad. aus Liebe zum Frieden mit ihrem Gemahl — kardinaliſiren. Hr. R... hat, wie allgemein bekannt iſt, mit dem Kardinal einen kleinen ſynallagmatiſchen Vertrag abgeſchloſſen, wodurch er ſich einen nicht unbedeutenden monatlichen Gehalt zuſicherte. Madam R... als gehorſame Frau hat endlich, um die Ehre ihres Mannes zu retten und ſein Wort zu löſen, ſich unterworfen, und fährt nun täglich in glänzender Equipage zur Kirche, um ihre Noth dem zu klagen, welcher den Weibern befohlen hat, den Männern unterthänig zu ſeyn. In der heiligen Stadt iſt ſo wenig Geiſt des Aergerniſſes mehr, daß man ſich auch über ſolche Auftritte nicht mehr ärgert.

Um der geringfügigſten Urſache willen flucht der Römer und zwar noch vermiſcht bei den Göttern des alten und neuen Roms, bald per dio Santo, bald per il cospetto di Bacco. Um eigentliche Speiſe ſeiner Seele kümmert er ſich weniger, als um irgend eine andere. Der Kultus ſteht bei ihm auf gleicher Linie mit Gepräng und Spektakel anderer Art. Auch der Heilige Vater iſt für ihn nur ein Gegenſtand der Neugier und des Eigennutzes. Den Fremden ſpricht er nicht anders vom Papſte, als von Denkmälern und Kunſtſachen. Avete veduto il campo vaccino, il Museo, il Papa? — Der Schmerz, welchen den Römern die Entführung des heiligen Vaters verurſacht hatte, war nicht im geringſten verſchieden von der Wehmuth, die ſie über die Wegnahme des Laocoon empfanden, und mit den gleichen Zurufungen empfingen ſie den rückkehrenden Prieſter Apollons, wie den Statthalter Chriſti.

Nichts deſto weniger wird in Rom der Diener der Diener Gottes mit großem Gepränge und ungemeiner äußerer Ehrfurcht bedient. Ein junger Japaneſe, der in ſeiner Heimath von einem Miſſionair bekehrt nach Rom gekommen war, um eine Religion, von welcher er nur einen dunkeln Begriff hatte, näher kennen zu lernen, ging am Aſchermittwoch in die Peterskirche. Wir trafen zuſammen, um die Zeremonie anzuſehen. Die Kardinäle waren bereits angelangt, und hatten Platz genommen in dem Umfange, der ausſchließlich für ſie und für diejenigen, welche ihnen die Schleppe tragen, beſtimmt iſt. Der Papſt erſchien und ſetzte ſich auf ſeinen Thron. Zu beiden Seiten hatte er einen Kardinal zur Bedienung und hinter ihm den Senator von Rom, der während der ganzen Zeremonie aufrecht und unbeweglich ſtehen bleibt. Vor Zeiten ſaßen die Senatoren auf kuruliſchen Stühlen, und die Knechte der Knechte Gottes waren unſichtbar, wo weltlicher Glanz und Pomp herrſchte.

Mein Japaneſe ſchien ganz erſtaunt beim Anblick der ſonderbaren Trachten der Prälaten, der Kardinäle und der Prieſter und Mönche von allen Formen. Als er endlich ſah, wie die Schleppträger (Caudatarii) die Schweife der Eminenzen bald entfalteten, bald wieder zuſammenknüpften, und oft auszuwinden ſchienen, wie die Wäſcherinnen die naſſe Leinwand, fragte er mich, ob es denn noch Faſtnacht ſey? Die Kardinäle zogen dann einer nach dem andern vorüber, verließen die Kapelle, kamen wieder, aber umgekleidet, mit ſilbernen Mützen auf dem Kopfe. Sie begrüßen ſich, kehren wieder um, grüßen ſich wieder, legen ſich unter einander die Hände auf die Schultern, verbeugen ſich vor dem heiligen Vater, nehmen ihre Mützen ab, ſetzen ſie wieder auf, nehmen dann ihre Kaloten vom Kopfe, und führen religiöſe Evolutionen aus, weit verwickelter, als irgend militairiſche Maneuvre ſeyn können. Der Japaneſe ſprach mich nun wieder an, und ſagte: Wie? verehrt der Klerus auf dieſe Weiſe die Gottheit? Ich glaubte, um die Seele mit würdigen Gefühlen gegen das höchſte Weſen zu erfüllen, müſſe der Menſch ſich in ſich ſelbſt vertiefen und ſammeln! — Ja das iſt gut, erwiederte ich, für das gemeine Volk, aber die wirkliche Ariſtokratie hat ihre Privilegien und bedient ſich ihrer bei feierlichen Anläſſen. — Mir ſcheint es, die Aufmerkſamkeit, die man anwenden muß, um dieſe körperlichen Bewegungen regelmäßig auszuführen, ſtöre die moraliſche Empfindung. — Die moraliſche Empfindung hat hier nichts zu thun. — Ah, jetzt verſtehe ich, es iſt der Papſt, den man anbetet, und da er als Menſch die innere Sprache des Herzens nicht vernehmen kann, drückt man ſie ihm durch Geberden aus. — Als der Japaneſe dies ſagte, kamen ſchwarze Mönche wie Raben, und andere weiß und ſchwarz, wie Elſtern, neigten ſich tief vor dem Papſte und küßten ihm die Füße. Mein Japaneſe entzückt, ſeine Vermuthung beſtätigt zu finden, wiederholt nochmal: ja es iſt der Papſt, den ſie anbeten.

Jetzt beginnt das Amt und eine Menge Stimmen von Kaſtraten läßt ſich hören. Ich hatte nun die größte Mühe, dem wißgierigen Japaneſen begreiflich zu machen, warum dieſe Stimmen ſolch einen Flöteton hätten. Es iſt unmoglich, ſagte er endlich, als er mich verſtund, daß man das Lob des Schöpfers der Menſchen durch ſolche ſingen laſſe, die keine Menſchen mehr ſind; es kann alſo nur der Papſt ſeyn, den man hier anbetet.

Nun traten die Kardinäle wieder auf, und unter wiederholten Kniebeugungen ſchwingen ſie die Rauchfäſſer vor dem Papſte. Der heilige Vater empfängt die Räucherung, ohne eine Miene zu verziehen, und wirklich mit dem Anſtande eines göttlichen Weſens. Der Japaneſe wirft mir einen bedeutenden ſtarken Blick zu, der wieder ſagen ſollte: es iſt der Papſt, den man anbetet. — Geduld, wartet bis zu Ende, und übereilt Euch nicht in Urtheilen, entgegnete ich ihm.

Endlich kamen die Kardinäle, und empfangen die Aſche auf ihre Häupter aus der Hand des Papſtes, der zu ihnen ſpricht: Erinnert Euch, daß Ihr Aſche ſeyd, und gedenket, daß Ihr wieder zu Aſche werdet. Das iſt nur eine nützliche Lehre, bemerkte der Japaneſe, der Papſt behandelt die Kardinäle wie Staub, und drückt den Staub ſeiner Füße auf ihre Stirne. — Nun, ſagte ich, ſehet, wie jetzt der Kardinal dort ſeiner Seits dem Papſte die Stirne mit Staub reibt, und ihm das nämliche Memento zuruft. Werdet Ihr nun noch behaupten, es ſey der Papſt, den man anbete? — Der Japaneſe ſchien vor Erſtaunen ganz außer ſich zu ſeyn und ſchwieg eine Weile. — Ich hätte doch gewettet, ſagte er dann wieder, es wäre der Papſt, den man anbete; jetzt ſehe ich wohl, daß man gar nichts angebetet hat, und das iſt wahrlich noch weit ſchlimmer. Und wie? der Papſt erkennt, daß er Staub iſt, und läßt ſich den Staub ſeines Fußes küſſen, der ſelbſt aus Staub gebildet iſt. Das iſt eine Miſchung von Stolz und Demuth, von Beleidung und Spott! — Ach Ihr raiſoniret, wie ein Japaneſe, erwiederte ich. Als Stellvertreter Gottes, der ihn mit ſeiner Statthalterſchaft auf Erden bekleidet hat, läßt ſich der Papſt den Pantoffel küſſen, und ſchickt die Huldigung der Gottheit zu; als Menſch aber empfängt er die Aſche. Verſteht Ihr nun? — Ein Zeichen, das der Japaneſe mit ſeinem Kopfe machte, bewies mir, daß er davon durchaus nichts begriff.

(Fortſetzung folgt.)

Die erſten Anfänge des engliſchen Theaters.

Nichts iſt ſo belehrend und intereſſant, als die Nachrichten von dem Entſtehen der Theater und drammatiſchen Darſtellungen. Eine Menge Bemerkungen reihen ſich, wie von ſelbſt, an dieſen Gegenſtand an und zeigen, wie in einem Spiegel, was das Leben des Einzelnen und die Zeit bewegte. Der Urſprung der Theater muß bei den modernen Nationen in die fernen und dunkeln Tage des Mittelalters hinaufgerückt werden. Keine Polizei und Staatsgeſetze in unſerm Sinne ſchränkten damals die individuelle Freiheit und Geiſtesäußerung ein. Unumwunden durfte alles hervortreten und ſich ſelbſtſtändig geſtalten, ja mit einer Keckheit und Zügelloſigkeit oftmal, welche die Gewalt der Leidenſchaften erzeugte und das Bewußtſeyn übermäßiger Freiheit. Man erkannte keine andern Schranken, als welche eigener Wille und Kurzſichtigkeit des Verſtandes ſetzte, keine andern Feſſeln, als die einer abergläubiſchen Prieſterreligion. Und der religiöſe Zug iſt es vornehmlich, der durch alle Geiſter geht und Aller Herzen mit Allgewalt ergreift, da, wo noch kein mannigfaltiger Ideentauſch und eine ſogenannte allgemeine Bildung die Kräfte in mühevollem Ringen nach geiſtigen Schätzen zerſplittert und nach einer Hauptrichtung hin geſchwächt hat. Alle Gaben und irdiſchen Güter erſchienen als unmittelbarer Ausfluß der Gottheit: Des Glaubens konnte der Held nicht entbehren, und den Armen und Gedrückten wies eine ſchmeichelnde Hoffnung zur Vergeltung an eine andere Welt. Hier fällt aller Unterſchied, der auf der Erdenwanderung oft ſo unbequem iſt, weg; hier iſt der lindernde Aufblick aus Thränen und unendlichen Schmerzen; hier gilt der Bettler, was Kaiſer und König. Die Sorge für das Heil der Seele jenſeits des Grabes füllt alſo den ganzen Raum des Herzens aus, und die Gedanken des Geiſtes ſind nur dieſer Sehnſucht geweiht. Noch war der Schleier von den Geheimniſſen der Natur nicht gelüftet; wie Kinder wandelten die Menſchen auf Erden und überließen ſich den Eindrücken der Wunder der Natur und des Himmels. Der Glaube bildete ſich zu einem allmächtigen Gefühle aus, dem Alles, ſelbſt die beſſere Einſicht oft, weichen mußte. Keine Religion war auch ſo geeignet, die allgemeine Volksreligion zu werden, als die Römiſch-katholiſche. Reich an Gnaden aller Art war die Kirche für die unerſättlichen Wünſche der Sterblichen und der niedrige Sünder, wenn er zur rechten Zeit noch umkehrte, ward nicht verworfen. Dem Frommen aber und Gottesfürchtigen, der ſich dem Himmel geweiht und das Fleiſch abgetödtet, ward die Seligſprechung; noch im Leben und im Grabe wirkte er Wunder an den Gläubigen. Sie vereinigte alles in ſich, was die niedern Sektenthätigkeiten, die beim Volke am empfänglichſten ſint, die Sinne, das Gefühl und die Einbildungskraft beherrſchen und bewältigen konnte. Kein Wunder alſo, wenn das Volk in ſeiner Sorge für das Ewige das Zeitliche vernachläſſigte und den Uebergang aus dem freien Germaniſchen in das Unterthanen-Leben nicht achtete. Denn alle Macht ward den Höchſten von Gott verliehen und der Gehorſam eine chriſtliche Tugend. Kirchliche und weltliche Strafen kamen über den Widerſpenſtigen. Erſt die Reformation und ihre Folgen haben dieß Syſtem ganz erſchüttert. Als die Kirche ihre Uebermacht nicht mehr behaupten und den Glauben des Volkes nicht mehr, wie früher, bannen konnte, gewann das Zeitliche (Politiſche) die Oberhand. Denn ein Doppelzuſtand und eine Verſöhnung beider Intereſſen des religiöſen und politiſchen iſt in die Länge nicht denkbar und ſo ſehen wir, wie in unſern Tagen das politiſche Intereſſe durch alle Klaſſen und Stände zieht. So wie die religiöſe Richtung, die im Mittelalter vorherrſchend war, ihre Tugenden und Fehler hatte, ſo die politiſche in unſerer Zeit, bis vielleicht eine neue Reformation (und dieß wird eine politiſche ſeyn) einen andern Zuſtand herbeiführt. Zwar deuten manche Erſcheinungen unſrer Tage, wie der religiöſe Myſtizismus und das Wallfahrten zu den gefeierten Ueberreſten des Mittelalters, auf Vereinigung beider Richtungen, oder Kampf gegen das herrſchende Prinzip; allein es ſind Stimmen Rufender in der Wüſte. Das Geſagte, wenn es auch überflüſſig ſcheinen möchte, ſoll den Weg zum folgenden bahnen. Was den Menſchen *wahrhaftig* und *ganz* erfüllt, das ſucht er auf irgend eine Weiſe äußerlich darzuſtellen. Im Mittelalter war das Volk ganz vom religiöſen Intereſſe erfüllt. Zur Feier der Heiligen wird Alles aufgeboten, was die tiefſte und innigſte Andacht erſinnen mag: Geſang, Muſik, Feſtaufzüge. Wie im Alterthum begann auch in chriſtlichen Zeiten die theatraliſche Vorſtellung von einem Feſt- und Bilderreichen Kultus. Man verband damit noch keinen widerlichen und unſchicklichen Nebenbegriff, wie in unſern Tagen, wo die Myſterien der Religion von der Bühne ausgeſchloſſen ſind und dieß darum, weil wir unſere Unſchuld verloren. Im katholiſchen Gottesdienſt ſelber lag viel Theatraliſches und die Leidensgeſchichte Jeſu iſt ſelbſt das größte, chriſtliche Schauſpiel. Man nehme noch dazu den reichen Inhalt der heiligen Bücher, die Leben der Heiligen und Märtyrer, welch ein Stoff für Menſchen, deren Phantaſie ganz mit religiöſen Bildern und Ideen erfüllt war! Dieß waren die Heroen und Halbgötter der griechiſchen Tragödie. Allein auf den chriſtlichen Theſpiswagen folgte kein Aeſchilos und Sophokles und der Norden des Mittelalters war kein Athen und Hellenenland. Hier begann das Theater, wie wir bald in den hiſtoriſchen Nachweiſungen über die engliſche Bühne ſehen werden; allein man ging nicht über die erſten Kinderverſuche hinaus; auch ſchien alle freiere Behandlung, alles freiere Spiel gehemmt durch den dogmatiſchen Ernſt und die Heiligkeit der Gegenſtände, die man vorſtellte. Die Lieder der Minne und die Geſänge und Sagen von den Thaten der Helden hallten mehr an den Höfen der Großen, den Burgen der Ritter und in den Mauern freier Städte und wurden weniger von dem Volke vernommen. Erſt mit der Erfindung der Buchdruckerkunſt erfreuten ſich dieſe Werke und ſo manche alte Sage einer größern Verbreitung und wurden der Vergeſſenheit und Nacht auf immer entriſſen. Und ſo bereiteten ſich allmälig die geiſtigen Umwälzungen vor, die wir ſehen, und deren Kreislauf noch nicht vollendet ſcheint. Es konnte ſich kein chriſtlich-romantiſches Drama bilden, wie aus der griechiſchen Sagen- und Heldenzeit und ihrer Götterwelt das Schickſals-Drama hervorgegangen, wenn man es ſo nennen will. Als nach der Reformation das Licht einer größern Bildung über den Ländern Europa's zu ſtrahlen begann, waren die alten Beziehungen verloren, der Schleier myſteriöſer Heiligkeit zerriſſen, das Heldenalter untergegangen im blutigen Religionskampfe, die klaſſiſche Bildung nahm überhand; die große Vorzeit ſchien umſonſt gelebt. Man blickte nicht gern über die Blutſtröme zurück, durch welche man in die neue Ordnung der Dinge war eingeführt worden. Getheilt zwiſchen das Alterthum und die neue Zeit, welche ſich zu bilden begann, ward das Mittelglied überſprungen und die ſonderbarſten Erſcheinungen traten ans Tageslicht. Wie früher dieſelbe religiöſe Richtung die Staaten Europa's geleitet und umſchlungen, und eine europäiſche Bildung vorbereitet hatte, ſo band nun das politiſche Intereſſe dieſelben. Unter dieſem Geſichtspunkt wurden die heiligſten Angelegenheiten der Nationen allein betrachtet. Und dieſe Tendenz blieb nicht ohne Einfluß auf die geiſtige und moraliſche Bildung der Völker. Der Verkehr ward erleichtert; Gutes und Böſes, Wahrheit und Irrthum wurden mit derſelben Schnelligkeit verbreitet, mit derſelben Begierde verſchlungen, aufgenommen und nachgeahmt. So wurden die Volksthümlichkeiten untergraben und alles auf die Spitze geſtellt. Als ſich das Theater in Frankreich zu einer künſtlichen Höhe hinaufſchraubte, um einen üppigen Hof zu ergötzen, blieb es dem Volke fremd; denn im Stoffe ſelbſt lag kein nationeller Anklang, jedem verſtändlich. So wurde die Poeſie unpoetiſch und erhielt höchſtens einen relativen Werth. Eben dieſe höhere Bildung war es, welche die Volksſpiele und Feſte, ſtatt ſie zu veredeln, als Ueberbleibſel einer barbariſchen Zeit verachtete und verbannte. So wurden die poetiſchen Elemente der Nation allmälig entriſſen und nur eine rauhe und ſtarre Wirklichkeit blieb. Nach dieſen allgemeinen und hingeworfenen Zügen, die von allen gebildeten Völkern Europa's und namentlich den Deutſchen gelten können, gehen wir zum eigentlichen Ziel unſeres Aufſatzes über.

Nie ſtarb der Geſang auf den Brittiſchen Inſeln. Mitten unter den Römerwaffen ſangen die Schottiſchen Barden und dieß heilige Erbtheil der Väter hat ſelbſt die neuere Zeit den Hochländern nicht ganz verkümmern können. Auch nach Einführung des Chriſtenthums blieb Liebe, Krieg und Trunk der Hauptinhalt all dieſer Geſänge. So hat man auch die früheſten Nachrichten über theatraliſche Vorſtellungen in England. Wilhelm Stephanides, ein Mönch von Canterbury, der im Jahr 1191 ſtarb, berichtet in ſeiner Beſchreibung der Stadt London, daß man heiligere Gegenſtände, als ſonſt üblich ſey, hier auf dem Theater vorſtelle, nämlich: die Wunder der Heiligen, oder die Leiden der Märtyrer. Nach ſeinen Worten zu ſchließen, waren theatraliſche Vorſtellungen in London ſchon lange vor ihm etwas gewöhnliches. Es iſt Schade, daß ſeine Nachrichten nicht ausſchrecklicher ſind. Doch ſieht man, daß ein chriſtlicher Stoff fremdartigere muß verdrängt haben. Als in den unruhvollen Zeiten Zügelloſigkeit und Rohheit immer mehr zunahm, blieben weder die Theaterſpiele, noch die Geſänge vom Geiſte der Zeit frei. Die Myſterien der Religion wurden mit der größten Freiheit behandelt, und gerade im dreizehnten Jahrhundert hatte die Unwiſſenheit und ſchändliche Aufführung der Geiſtlichkeit einen kaum glaublichen Grad erreicht. Man glaubte wirklich, daß die Geſchichten des neuen Teſtaments nur noch mehr zur Unzucht im Lebenswandel und zum Unglauben anreizen. So geſchah es, daß unter der Regierung Eduard's des Dritten, das Parlament befahl, daß die Theaterſpieler, welche Maskeraden durch die ganze Stadt London gehalten hatten, aus derſelben gepeitſcht werden ſollten, da ſie in Bierhäuſern und andern öffentlichen Plätzen, wo das Volk zuſammen kam, ſkandalöſe Dinge vorgeſtellt.

Es bleibt ungewiß, ob unter dieſem Skandal wirklich Entweihung des Heiligen, oder was man dafür hielt, zu verſtehen ſey, oder Obſzönitäten andrer Art. Die religiöſen Gegenſtände wurden wirklich auf eine ſo thörichte und lächerliche Art vorgeſtellt, daß man das erſtere glauben möchte. Auch gab es eine Art ſolcher Theaterleute, die man Mummers (Vermummte) nannte, und die im Lande herumſtrichen, in altmodiſches Koſtüm gehüllt, und das Volk durch Tänze, mimiſche Darſtellungen und andere Fratzen unterhielten. Dieſe Sitte ſoll in manchen Theilen Englands noch fortdauern. Es konnte natürlich nicht fehlen, daß in einer Zeit, wo alles über die Schranken hinaustrat und Gewalt allein Recht gab, dieſe Anfangs unſchuldigen Unterhaltungen ausarteten. Das Beiſpiel der Großen wirkte mächtig auf alle Stände, und namentlich in England, wo faſt beſtändige Unruhen herrſchten. Da dieſe Mummers immer maskirt und verkleidet gingen, machten ſie ſich mancher Gewaltthat und mancher Unordnungen ſchuldig. Wie dem aber auch ſey, ſo müſſen ſie doch für die Väter des engliſchen Theaters gelten.

Nicht beſſer, als den Mummern, ging es auch den Meiſterreimern, Miniſtreln und andern fahrenden Sängern und Poſſenreißern unter Heinrich dem Vierten. Es wurde ihnen verboten, in keinem Diſtrikte des Landes Wales ihr Handwerk weiter zu treiben. Sie ſchlugen nämlich auf offenem Felde eine Art Amphiteater auf. Dann ſtrömte das Volk weit und breit zuſammen, um zu ſehen und zu hören. Der Gegenſtand der Vorſtellungen war meiſt aus der heiligen Schrift genommen. Da kamen Teufel zum Vorſchein und allerlei heilige Sprüche wurden gehört, ſo daß Aug und Ohr gleich angenehm ergötzt wurde. Auf dieſelbe Weiſe wurden in Schottland unter Kenneth dem Zweiten und Macbeth gegen die Miniſtrels, Barden und anderes müßige Volk, wie es heißt, ſcharfe Verordnungen erlaſſen.*) Es ſcheint, daß man dieſe Sänger für gefährliche und unruhige Leute hielt, die man im Zaum halten müſſe. Nur unter Jakob dem Dritten waren ſie ſehr begünſtiget. Dieſer Herr liebte Muſik und Geſang außerordentlich; denn er hatte immer Künſtler um ſich, die ihm ſingen und ſpielen und ihn fröhlich und guter Dinge erhalten mußten.

Unter Richard dem Zweiten gaben die Geiſtlichen von der Paulskirche in London eine Bittſchrift an den König ein, um zu verhüten, daß nicht das unerfahrne Volk die Geſchichten des alten Teſtaments darſtelle, zum groſſen Schaden der gedachten Geiſtlichkeit, welche beträchtliche Koſten aufgewendet, um auf Chriſtmeß die heiligen Vorſtellungen zu geben. Unter Heinrich dem Vierten führte man zu London ein Stück auf, das die Schöpfung der Welt vorſtellte und acht Tage hinter einander dauerte. Man ſieht, daß der Inhalt ſolcher Schauſpiele immer aus der heiligen Schrift oder dem Leben der Heiligen und Märtyrer genommen wurde. Und dieß beſtätiget unſere obige Bemerkung, daß, weil alles mit religiöſen Gedanken und Bildern beſchäftiget war, hier auch die dramatiſche Darſtellung beginnen mußte. Würden jetzt ſolche theatraliſche Volksunterhaltungen geſtattet, man würde nicht mehr religiöſe, ſondern politiſche Gegenſtände ſehen, und jeder würde ſuchen, auf irgend eine Art ſeinem gepreßten

---

*) Man ſehe die Abhandlung über die ſchottiſchen Nationalmelodieen in Thomson's Select Meodies of Scotland. B. I.

Herzen Luft zu machen, ſey's durch Spaß oder Ernſt. Bald traten an die Stelle der Myſterien die ſogenannten Moralitäten, worin mehr Plan erſchien und wenigſtens ein Anhauch von Poeſie, indem die erſtern blos Bruchſtucke von Wundern waren, ohne Zuſammenhang, ohne Idee. Die Moralitäten ſtellten auch religiöſe Gegenſtände dar; es lag ihnen eine Fabel zum Grunde, und natürlich lief alles auf eine Moral hinaus. Darin erſchienen auch Tugenden, Laſter und Leidenſchaften perſonifizirt. Fromme Familien führten dergleichen religiöſe Drama in ihren Häuſern auf zur Erbauung und Veredlung; man richtete ſie daher ſo ein, daß fünf oder ſechs Perſonen zwanzig Charaktere leicht darſtellen konnten. Dieſe Art Schauſpiele muß großen Einfluß auf das Volk gehabt haben. Denn zu Anfang der Reformation in England gebrauchten die Anhänger der neuen und alten Lehre dieß Mittel, um ihre Glaubensartikel zu vertheidigen und ins Licht zu ſetzen, ſo daß unter Heinrich dem Achten einem Parlamentsſchluſſe beigefügt wurde, allen Sängern und Schauſpielern zu verbieten, daß ſie nirgend ſollten etwas gegen die beſtehende Religion einfließen laſſen. Unter dieſem Könige gewann bereits die dramatiſche Poeſie eine beſſere Geſtalt. John Hegwood verfertigte das erſte Luſtſpiel, und Henri Parker mehrere Trauerſpiele. Der erſtere lebte noch zu Anfang der Regierung Eliſabeths. Richard Edwards, der im Jahr 1523 geboren wurde, ſchrieb ein Luſtſpiel: Palämon und Arcite, in welchem das Rüdengebell ſo gut nachgeahmt wurde, daß die Königin Eliſabeth ſich an der Vorſtellung nicht wenig ergötzte. Von demſelben Verfaſſer hat man ein anderes Stück: Damon und Pithias, die zwei treueſten Freunde der Welt. Um dieſelbe Zeit ſchrieben auch Thomas Sackville, Lord Buckhurſt und Thomas Norton. Vor allen aber hatte John Lilly durch ſeine Stucke großes Aufſehen gemacht. Denn er erregte eine Revolution in der Sprache. Alle Frauenzimmer waren ſeine Schülerinnen, und wer am Hofe nicht ſprach, wie Euphues (ſo hieß eines ſeiner dramatiſchen Werke) der war eben ſo übel angeſehen, als es jetzt derjenige iſt, der nicht franzöſiſch ſpricht. Es iſt auch nicht zu verwundern; denn ſeine Sprache iſt voll Unnatur und Schwulſt, und mit Metaphern, Allegorien und Gleichniſſen überladen, welche für Witz gelten ſollen. Bei allen dieſen Beſtrebungen und dem rühmlichen Wetteifer der beſſern Köpfe war das Drama noch höchſt unvollkommen. Erſt mit Fletcher, Ben Johnſon und Beaumont begann es zu tagen, da es früher nur dämmerte, bis endlich mit Shakeſpeare die Sonne im herrlichen Glanze aufging. Er iſt der Schöpfer des engliſchen Nationaldramas. Ihm war die mittelalterliche Zeit noch nicht verſchwunden; er ſah die Ueberbleibſel in den Volksſpielen noch und in den beliebten Nationalcharakteren. Keine Mode, keine ſchulgerechten Kunſtformen hemmten den Flug ſeines Genius. Frei von allen Feſſeln, allem Zwang, ſchöpfte er aus der Unendlichkeit der menſchlichen Natur und des ächten Volkslebens ſeine Dichtungen, und hierin ſchien nur das Medium der Sprache und die Schranken der dramatiſchen Form der Allgewalt und individuellen Stärke ſeinem poetiſchen Ideale einen Damm zu ſetzen. Und dennoch haben ſich wenige ſeiner Stücke auf dem Theater erhalten. Wenn ſie auch gegeben werden, ſind ſie ſo verſtümmelt und beſchnitten, daß man ſie kaum für Shakeſpeare's Werke anerkennen kann. Denn nicht nur Szenen, ſondern ganze Akte werden verändert, Charaktere werden weggelaſſen und andere untergelegt. Dieß geſchieht namentlich mit Richard dem Dritten, Heinrich dem Achten, dem König Lear, mit dem Sturme, mit Romeo und Julie und Coriolan. Nur Hamlet, Othello, Macbeth und Julius Cäſar läßt man bei ihrer Aufführung mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt. Allgemein hört man in England die Klage, daß ſeit der letzten Hälfte des Jahrhunderts das Nationaldrama ſehr abgenommen. Und dennoch zählt die neuere dramatiſche Literatur mehrere ausgezeichnete Namen, wie: Byron, Moore, Scott, Coleridge, Crabbe, Wilſon, Milman und andere. Iſt nun die Klage gerecht oder ungerecht? Wir könnten in Deutſchland eine ähnliche anſtimmen und noch beiſetzen, daß wir eigentlich nie ein Nationaldrama beſeſſen. Ein Grund iſt in der Veränderung der Zeiten, der Sitten und des Geſchmacks zu ſuchen. In Shakeſpeares Zeitalter gab es kein Modetribunal und keinen Modegeſchmack. Man ließ die Natur reden, und aus den Tiefen dieſer Natur holte man die Charaktere, die Verwickelungen und die Auflöſung. Alles will jetzt polirt, verfeinert ſeyn; der Firniß der Mode und Konvenienz muß die poetiſchen Geſtalten übertünchen, und in die überſüßte Gemeinheit des Alltagslebens herabziehen. Das menſchliche Herz und ſeine Leidenſchaften ſind verbannt; dafür ſehen wir aber ein Modeherz und Modeleidenſchaften nach dem neueſten Geſchmack. Die ganze Komik beſteht blos in feinen Anſpielungen, die die Sinne kitzeln, oder in Farçen und Burlesken, die das Zwerchfell erſchüttern. Bei einer ſolchen verſchrobenen Künſtlichkeit, bei dem Hypergeſchmack iſt es in der That ſchwer, das Publikum zu befriedigen. Und wer iſt denn das Publikum? Die müßigen Hauptſtädter, welche nach Zerſtreuungen und Ergötzungen jagen, und nicht die mindeſte Ahnung von ächter Poeſie haben. Ein Ariſtophanes durfte mit ſeinen Komödien vor den Athenern auftreten, und auch zu Eliſabeth's Zeiten ſah man ähnliche Dinge auf dem Theater; wenn man aber jetzt mit dergleichen Stücken käme, man würde ein allgemeines Zetergeſchrei erheben und geſteinigt werden. Die Urſache iſt, weil die Theater keine Volksſpiele mehr ſind, und weil man, was man insgeheim mit allen Ränken und aller Verderbenheit des Geiſtes und Herzens, aber doch mit Konvenienz treibt, nicht gern in ſeiner wahren und nackten Natürlichkeit ſähe. Solchen gekünſtelten Weſen widerſtrebt aber alle wahre Poeſie. Und je mehr wir uns von der Bahn der Natur entfernen, um ſo mehr wird die Verkünſtelung zunehmen und um ſo unempfänglicher werden wir für die wahre Kunſt werden. Ja, wenn wir dann noch ächte, poetiſche Erzeugniſſe hätten, wir vermöchten ſie nicht zu würdigen und ſo muß der ächte Geſchmack unwiderbringlich verloren gehen.

Deutſche Literatur.

Der Handel als Quelle des National-Einkommens. Von Gr. W. Weber. (Tübingen, Oſiander 1824.)

Man erſieht aus der Vorrede, daß dieſe Schrift die Beantwortung einer Preisfrage enthält, welche im Jahr 1818 von der ſtaatswirthſchaftlichen Fakultät zu Tübingen ihren Zöglingen aufgegeben worden. Es iſt im Brauch ſo auf jener Hochſchule, daß jede Fakultät jährlich den Studirenden eine Preisfrage ſtellt. Wir wollen hier unerörtert laſſen, in wie fern der Zweck einer Hochſchule gefördert oder geſtört wird durch eine Inſtitution, die Jünglinge zu Hervorbringung unreifer Früchte anreizt. Nur Einen Wunſch erlauben wir uns in dieſer Hinſicht auszuſprechen, nämlich den, daß die Lehrer und Preisrichter ſich's zur Pflicht machen möchten, die jungen Verfaſſer der gekrönten Preisſchriften alles Ernſtes zu ermahnen, ſich doch ja auf die erhaltenen Preiſe nicht zu viel einzubilden, und vor allem ſich die Druck-Gedanken aus dem Sinne zu ſchlagen. Das fehlte noch unſerer ohnehin ſchon ſo verwäſſerten deutſchen Literatur, daß jährlich von jeder unſerer dreißig Univerſitäten ein paar Dutzend ſolcher Schülerarbeiten zum Druck befördert würden, um ſie ganz unter Waſſer zu ſetzen.

Uebrigens ſcheint, beiläufig geſagt, die Hochſchule zu Tübingen in Aufſtellung der Fragen glücklicher zu ſeyn, als in Zuerkennung der Preiſe. Vor einigen Jahren machte ſie die Frage bekannt, in wie fern das Geſchwornen-Gericht ein deutſches Inſtitut ſey, und den Forderungen der Vernunft an eine gute Gerichts-Verfaſſung entſpreche. Es war zur ſelben Zeit, als die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris den eben ſo patriotiſchen als unpoetiſchen Beſchluß gefaßt hatte, auf das beſte Gedicht zu Lob und Ehre des Geſchwornen-Gerichts einen Preis zu ſetzen. Mehrere der ausgezeichnetſten Pariſer Publiziſten, welchen der Reim nicht zu Gebote ſteht, fanden die Frage der Juriſtenfakultät zu Tübingen ungleich vernünftiger und entſchloſſen ſich, dort zu konkurriren, traten aber natürlich zurück, als ſie vernahmen, die Frage ſey blos Schülern geſtellt. Doch erhielt ſich die Aufmerkſamkeit. Wie erſtaunten aber die Pariſer Publiziſten, als ſie im folgenden Jahre hörten, der Preis ſey einem Schüler zugefallen, der ſich unumwunden gegen die Zweckmäßigkeit der Geſchwornen-Gerichte ausgeſprochen habe! Die liberalen Blätter wünſchten dermals das gekrönte Werk zu leſen, aber vergeblich.

Eine andere für die deutſche Staatswirthſchaft ſehr wichtige Preisfrage war die: in wie fern die Aufhebung der Zehnten wünſchenswerth und ausführbar ſey? Auch dieſer Preis ſoll einem Schüler zugeſprochen worden ſeyn, der ſich zu Gunſten der Aufrechthaltung dieſer verderblichen Abgabe ausgeſprochen habe.

Wir kommen nach dieſer Abſchweifung zu der Preisſchrift unſers Verfaſſers zurück. Von der Fakultät war die Frage geſtellt: in wie fern der innere Handel eines Landes zur Vermehrung des National-Reichthums beitrage und wie dieß geſchehe? Oder ob man den Wachsthum deſſelben blos dem Verkehr mit dem Auslande verdanke? Herr Weber beantwortet nun dieſen ſtaatswirthſchaftlichen Gemeinplatz recht ordentlich, und verdient deswegen als ein fleißiger, in den ſtaatswirthſchaftlichen Handbüchern beleſener Studioſus alles Lob. Nur darin hat er gefehlt, daß er dem Publikum zumuthet, dieſe ſeine Kompilation zu leſen. Im letzten Abſchnitte ſpricht er von den Handelsverhältniſſen Süddeutſchlands. Unter andern glaubt er (S. 63), die Verminderung der Viehausfuhr werde in Süddeutſchland eine höhere Ackerkultur bewirken, weil die Zahl des Arbeitsviehs vergrößert und mehr Dünger erzeugt werde (!) Seite 67 meynt er, daß zwiſchen Süddeutſchland und Frankreich der freie Verkehr bald wieder hergeſtellt ſeyn werde. (!) Und zum Beſchluß ermahnt er ſeine Landsleute zur Sparſamkeit und Arbeitſamkeit, indem er gegen den Luxus eifert und die Freuden des nüchternen Lebens preiſt. Wirklich! Iſt nicht der Geſang der Waldvögel lieblicher anzuhören, als das Geigengeſchnarr im Orcheſter? Was braucht's Geld um zur Schenke zu gehen? Bleibt Euch doch der empfindſame Spaziergang zur klaren Quelle im romantiſch einſamen Thale. Wozu der Kleidertand? Iſt nicht Euer ganzer Körper von Natur mit demſelben Zeug überzogen, wie Euer Geſicht, das ihr nie verhüllt; was bedarf's alſo der koſtbaren Hülle? Sogar des Brodes könnten wir entbehren, ſeitdem einer unſerer größten Aerzte die Kunſt erfunden hat, von Sägmehl und Hobelſpänen die kräftigſten Kuchen zu backen. Man ſieht, auch wir glauben mit Herrn Weber, daß ſich durch tüchtiges Oekonomiſiren vom Nahrungsſtand noch vieles, gar vieles erſparen ließe. Nur möchten wir wünſchen, daß demnächſt von irgend einer ſtaatswirthſchaftlichen Fakultät die Frage gründlich unterſucht und entſchieden würde: wozu man Schneider brauchte, wenn die Leute nackend gingen?

Miszellen.

Dem Dairy oder Papſt von Japan wird göttliche Ehre erwieſen. Er würdigt die Erde nicht, ſie mit ſeinen Füßen zu berühren; ſelbſt die Sonne hat die Gnade nicht, ſein Haupt zu beleuchten. Die Heiligkeit ſeiner Haare, ſeines Bartes und ſeiner Nägel iſt ſo groß, daß man ihm dieſe Ueberflüſſigkeiten anders nicht wegnehmen darf, als wenn er ſchläft. In ältern Zeiten mußte er jeden Morgen einige Stunden auf ſeinem Throne verweilen, und, damit der Staat in einer gänzlichen Stille lebe, weder ſeine Hände, noch ſeine Füße, noch ſein Haupt, noch ſeine Augen, noch irgend einen Theil ſeines Körpers bewegen.

— Der Kaiſer von Marocco iſt unumſchränkter Herr über Leben und Eigenthum des Volks, ſogar über die Gewiſſen, da er der Repräſentant des großen Muhamed iſt. Von Kindheit auf wird das Volk in dem Glauben erzogen, daß auf Befehl des Kaiſers ſterben ein Recht zum Paradieſe gibt; und die Ehre, durch ſeine eigne Hand hingerichtet zu werden, einen Anſpruch auf noch höhern Grad der Seligkeit. Muley Iſmael, Kaiſer von Marocco, hat während ſeiner Regierung 40,000 ſeiner Unterthanen mit eigner Hand umgebracht.

— Ein Jeſuit las Botanik; weil es ihm aber anſtößig ſchien, von verborgenen Befruchtungstheilen zu reden, nannte er die Kryptogamen Zelibatärs. Wir tragen an, daß man den Witz umkehre, und unſere Zelibatärs Kryptogamiſten nenne.

— Schon lange zanken ſich Gefühl und Vernunft unter einander herum, aber man hüte ſich Friede zu ſtiften; einer guten Ehe ſchadet ſogar der Zank nicht — und wer zwiſchen die Streitenden tritt, bekommt von beiden Seiten Schläge.

— Ein Bürgermeiſter in einer kleinen Stadt fragte einmal, indem er ſich das Kinn ſtrich und gemächlich in ſeinem alten Lehnſtuhl verdaute, warum ſind denn auch die Wiſſenſchaften in der Welt? Gnädigſter Bürgermeiſter, antwortete der dumme Weibel, der ſo eben den letzten Biſſen hinabgewürgt hatte, warum ſcheint denn auch die Sonne?

N. 15

Reiſe nach Aegypten, Nubien, Syrien und Kleinaſien.

(Nach London Literary Gazette.)

Die Herren Irby und Mangles, zwei engliſche Seeoffiziere, ausgezeichnet durch ihren Geiſt, durch Kenntniſſe und Liebe zur Wiſſenſchaft, kamen in den Jahren 1817 und 1818 in die erwähnten höchſt intereſſanten Gegenden, und verwandten ihren Beſuch auf eine nähere Erforſchung und Beſchreibung der wichtigen Gegenſtände, die ſich dort den Reiſenden darbieten. Das Ergebniß iſt eine Menge neuer Anſichten, eine genauere Prüfung und vielfältige Berichtigung früherer Nachrichten. Die Schrift (obgleich blos printed for private distribution) iſt ein Werk von hohem Werthe, und hat einen höchſt lehrreichen und anziehenden Inhalt. Wir werden nun hier nach einer gedrängten Ueberſicht des Ganzen einiges des Bedeutſamſten im Auszuge geben. Die Schrift beſteht in ſechs Briefen.

Der erſte Brief gibt Nachricht von einer Fahrt auf dem Nil, und einer Reiſe nach Nubien, und von der Ruckkehr nach Kairo.

Der zweite enthält das Tagebuch einer Reiſe von Kairo durch die Wüſte nach Syrien, längs der mittelländiſchen Meeresküſte bei Jaffa, Acre, Tyrus, Sidon vorbei nach Tripoli und von dannen nach Balbeck.

Der dritte führt die Leſer nach Palmyra oder Tadmor zu den arabiſchen Stämmen der Beduinen und zuletzt nach Damaskus.

Der vierte Brief beſchäftigt ſich mit verſchiedenen Zügen durch das heilige Land.

Der fünfte behandelt denſelben Gegenſtand bis zur Fahrt von Acre nach Konſtantinopel.

Der Schauplatz des ſechsten iſt Kleinaſien und Cypern.

1) Der Zitterfiſch und das Kamäleon.

Während das Boot fortgezogen ward, fanden unſere Seeleute einen Zitterfiſch (Torpedo) in der Tiefe des Fluſſes. Er ſchien eingeſchlafen zu ſeyn. Merkwürdig war die Aengſtlichkeit, mit welcher ſich die Matroſen dem Thiere näherten, bis es ihnen endlich gelang, dem Fiſch einen Keil in den Kopf zu ſchlagen und ihn ſo ans Ufer zu ziehen. Wir nahmen den Fiſch an Bord und obgleich er ſchon halb tod war, ward der Arm, mit dem ich ihn berührte, hart betroffen. Ich fühlte einen doppelten Schlag in der Nähe des Elbogens. Der Fiſch iſt ungefahr zwei Fuß lang, hat ſehr kleine Augen, der obere und untere Theil des Rumpfs iſt weiß, das Ende des Rückens und die Seiten ſind dunkelbraun gefärbt und mit ſchwarzen Flecken beſetzt. Er hat keine Schuppen.

Heute brachte ein Knab von unſerer ägyptiſchen Mannſchaft ein Kamäleon aufs Schiff. Er hatte es in einem Akazienſtrauch gefunden, in welchem das Thier ſich noch lieber als in dem Dattelbaum oder in irgend einem andern Strauch aufhält. Als es an Bord war gebracht worden, äußerte es Zeichen von Angſt, und machte Verſuche, zu entfliehen. Es hatte anfangs eine ſchmutzig grüne Farbe mit dunkeln Flecken, und wenn Jemand ſich ihm annäherte, nahm es eine dunkelbraune Farbe an, und blies zu gleicher Zeit ſich auf. Ich ſchloß daraus, daß die eine dieſer Farben die Wirkung der Furcht, die andere aber dem Zuſtand der Gleichgültigkeit eigen ſey. Wir haben öfters dergleichen Thiere an Bord geſehen, und einige von ihnen werden ſo zahm, daß, wenn die Fliegen uns plagten, wir nur ein Kamäleon auf unſere Hand zu nehmen, und es denſelben nahe zu bringen brauchten, ſo fing es ſie mit ſeiner langen Zunge in großer Anzahl.

2) Die Nubier.

Bei den Nubiern iſt es gewöhnlich, die Länge einer Tagreiſe nach der Zahl der Pfeifen zu beſtimmen, welche man während derſelben rauchen kann.

In dem Zelte des Häuptlings Daoud ſahen wir einen Schild, der aus dem Fell eines Krokodils verfertigt war. Er war ſehr ſtark, die Eingebornen verſichern, er widerſtehe Flintenkugeln. Sonſt werden alle Schilde aus der Haut des Flußpferdes verfertigt. Die nubiſchen Völker halten ſich ſelbſt für ſehr geſchickt in der Kunſt, Fremde zu betrügen. Wenige aus ihnen rauchen, ſtatt deſſen bedienen ſie ſich einer Miſchung von Salz und Tabak, welche ſie in Wolle einwickeln und kauen. Das thun auch ſchon die Knaben. Die Nubier alle ſind herumziehende Landſtreicher; in dieſer Lebensweiſe auferzogen finden ſie auch darin kein Ungemach. Die Scheltungsnamen Dieb und Lügner betrachten ſie gar nicht als ſchändlich, da ſie durchaus keinen Begriff von Ehrlichkeit haben. Anfang und Ende aller Kultur und Moralität ſchien ſich auch darin zu berühren. Sie ſtehlen in aller Unſchuld, was ſie erreichen können. Faſt täglich ertappen wir unſere nubiſchen Bootsleute auf Diebſtahl, aber ſie machen ſich auch daraus nur einen Spaß. Die Bewohner der verſchiedenen Bezirke unterſcheiden ſich in der Tracht, und beſonders durch ihre Art, die Haare zu tragen. Einige haben krauſe Haare, oder kurzgelockt à la Brutus, andere tragen das Haar gefaltet, und ſchlicht auf die Schultern herabhängend. Es wird in Form eines Vierecks abgeſchnitten, ſo daß ſie wie Mepſe ausſehen. Auch ſchmieren die letztern die Haare wirklich mit Oel ein; die erſtern aber ſtecken einen Speiler hinein, womit ſie das Ungeziefer, das ſie peinigt, zur Ruhe weiſen. Uebrigens herrſcht eine große Verſchiedenheit in der Geſichtsbildung und Leibesgeſtalt der Nubier. Die Barabras ſind in Folge ihrer nüchternen Lebensweiſe nur wenig Krankheiten unterworfen. Sie ſind ſämmtlich mit einer Narbe am Rückgrat bezeichnet, welche ihnen in der Jugend eingebrannt wird, um ſie von einer endemiſchen Krankheit zu heilen. Dieſe Kurart, durch welche die Säfte nach einer Stelle hingezogen werden, bewirkt eine Ableitung, bis der Kranke hergeſtellt iſt, und die Erfahrung hat ohne Zweifel den guten Erfolg bewieſen.

3) Die Zeremonie der Weiber.

Wir kamen nach Houarti. Da dieſes Dorf der Ort ihrer Verſammlung oder ihres Crew's iſt, ſo waren wir genöthigt, um ſie zufrieden zu ſtellen, drei Tage zu verweilen, weil es bei ihnen Sitte iſt, ſich mit ihren Freunden und Verwandten luſtig zu machen. Kaum waren wir angelangt, als ein Bote von ihnen zu uns kam, uns zu bitten, wir möchten ihnen die zwei Mumiengehäuſe leihen, welche wir an Bord hatten. Er ſagte uns, es würde ihm lieb ſeyn, ſolche zu erhalten, wie die im Dorfe ſeyen. Wir liehen ihm die unſrigen, konnten uns aber nicht vorſtellen, was für einen Grund ſie haben konnten, ſelbe von uns zu borgen. Am folgenden Tage aber ward es uns klar. Eine große Anzahl Weiber kam daher, und forderten die Gehäuſe, dann liefen ſie abwechſelnd dreimal um ſie herum, und ſprangen über ſie hinüber. Wir erfuhren, daß dieß geſchehe, um fruchtbar zu werden und Kinder zu bekommen. Jetzt trafen auch immer mehr und mehr Weiber ein, jung und alt, und alle machten dieſelbe Zeremonie. Dieſe Myſterien feierten ſie mit dem höchſten Ernſte, und ſchienen es uns übel zu nehmen, daß wir uns des Lachens nicht enthalten konnten.

4) Die Entdeckung zu Tentyra.

Zu Tentyra unterſuchten wir den Tempel der Iſis, und vergaßen auch das kleine Zimmer nicht, in welchem wir an der Decke die runde aſtronomiſche Tafel bemerkt hatten. Es war an der Decke des andern Theils dieſes Zimmers, wo Herr Ruppell ein vollkommnes Lunarſyſtem entdeckte, welches von Denon und all den andern gelehrten Franzoſen, die dieſe Stätte beſucht hatten, war überſehen worden. Herr Ruppell nahm einen genauen Abriß von dieſer intereſſanten Tafel, und machte es ganz klar, daß ſie zwölf Monden begreiſe, und ein Stück von einem andern, das ohne Zweifel die fünf ungeraden Tage beizufügen beſtimmt war, da die zwölf drei hundert und ſechzig ausmachen. Da dieſe Entdeckung die Art der Aegypter, das Jahr zu berechnen, in ein beſſeres Licht ſetzt, ſo iſt ſie von hohem Intereſſe, und erhöht auch den Ruhm von Hrn. Ruppel um ſo mehr, da ſo viele Reiſende das Zimmer unterſucht haben, und jedem dieſer Umſtand noch entgangen iſt. In ihrem großen Werke haben die Franzoſen vierzehn und fünfzehn Monden aufgeſtellt, indem ſie ſich nicht die Mühe genommen, ſie zu berechnen.

5) Die Gegend um Tehene.

Am Fuße des Mokatam bei Houarti beſuchten wir eine weit gedehnte und wohlgelegene Umgegend von einer Stadt, welche nach den Trümmern zu urtheilen, einſt von Wichtigkeit geweſen ſeyn muß. Sie liegt am Eingange eines Thales auf einem etwas erhöhten Gelände, wo eine ſchöne Ausſicht über einer fruchtbaren Ebene ſich öffnet. Da ſteht nun das neue Dorf Tehene. Mehrere Ruinen ſind aufgegraben worden von Arabern beim Aufſuchen von Alterthümern. Wir fanden ein Säulengeſims, welches ſich der korinthiſchen Ordnung annäherte. Gleich über dieſen Trümmern iſt eine beträchtliche Reihe von Gräbern und alten Tempeln auf dem Felſen zu ſehen. Darunter iſt ein kleiner Tempel der Iſis merkwürdig. Die Zierrathen in hohl erhobener Arbeit zeigen von gutem Geſchmack. Geht man eine Viertelſtunde ſüdwärts an der Bergſeite fort, ſo ſieht man einen großen ausgehöhlten Raum und zu oberſt einen Fries mit griechiſcher Inſchrift. Wir brachten das Wort Πτολεμαιοι heraus. Auch fanden wir, daß dieſe Gegend und Inſchrift bis jetzt den Reiſenden noch unbekannt geblieben war. Eine alte Karte von Danville enthält die Lage eines alten Ortes unter dem Namen Cynopolis, welches beinahe in gleicher Breite mit dieſem liegt.

6) Palmyra*) oder Tadmor.

Die Ruinen von Palmyra, wie ſie ſich dem Anblick von dem Thal der Grabmäler aus darſtellen, ſetzen durch den maleriſchen Eindruck des Ganzen in Erſtaunen, und ſind unſtreitig das Schönſte, was in dieſer Art geſehen werden kann. Der Anblick mußte uns um ſo mehr überraſchen, da wir aus einer todten und wüſten Wildniß herkommend plötzlich in der vor uns ausgebreiteten Ebene dieſe unzählige Menge von Säulen und Trümmerſtücken aller Art erblickten. Die ſchneeweiße Farbe der Ruinen bildet einen auffallenden Gegenſatz mit dem gelben Sandmeer. Wie groß war aber unſere Beſtürzung, als wir nach einer kurzen Prüfung fanden, daß auch nicht eine einzige Säule, nicht ein Fußgeſtell oder Säulenkopf, kein Portal oder irgend eines der Ueberbleibſel unſerer Bewunderung werth ſey. Die Kupferſtiche von Wood und Dawkin ſind unſtreitig vortrefflich, aber ſie haben den Fehler, daß ſie den Originalien zu viel Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Alles zuſammengenommen ſind dieſe Ruinen gewiß höchſt merkwürdig, beſonders in Hinſicht ihrer Ausdehnung. Sie erſtrecken ſich beinahe auf anderthalb Stunden in die Länge. Auch ſind ſie weniger mit neuen Gebäuden überdeckt, als irgend andere Ruinenplätze, denn außer dem arabiſchen Dorfe Tadmor, welches den Säulenkreis des Tempels der Sonne einnimmt, und dem türkiſchen Begräbnißplatze ſtehn keine neue Bauten über den alterthümlichen. Betrachtet man die Trümmer im einzelnen, ſo gewähren ſie wenig Intereſſe, und wir fanden, daß der Beſuch von Palmyra der Zeit, der Koſten, der Mühen und Gefahren, welchen wir uns auf der Reiſe durch die Wüſte unterziehen mußten, nicht werth waren.

---

*) Man wird ohne unſer Erinnern finden, wie verſchieden die Beſchreibung, welche unſere Reiſenden von dem berühmten Palmyra oder Tadmor machen, von der bekannten gezierten Darſtellung iſt, die Volney geliefert hat.

Alle dieſe Gebäude und Gebilde ſind auch aus einer Steinart aufgeführt, die wenig dauerhaft iſt und leicht verwittert. Sollte dieſe Steinart wirklich den Namen Marmor verdienen, ſo iſt dieſer Marmor weit ſchlechter, als der von Balbeck. Ueberhaupt finden wir die Ruinen von Balbeck der Aufmerkſamkeit der Reiſenden weit würdiger, als die von Palmyra. Wir geben den Ruinen von Balbeck den Vorzug ſowol des außerordentlich maſſiven Baues und der Größe der Gebäude, als auch der Vortrefflichkeit der Skulptur wegen.

7) Die Gräber und die Inſchrift.

Beſonders intereſſant fanden wir die Gräber. Ihr Bau iſt ganz verſchieden von all dem, was wir bisher der Art geſehen hatten. Sie beſtehen in einer Anzahl viereckiger Thüren, drei, vier bis fünf Stockwerke hoch. Sie liegen außer den Mauern der alten Stadt. Die beſterhaltenen befinden ſich nächſt den Thälern, welche nach Homs und Hamah führen. Dieſe Thüren ſind äußerlich ohne Zierrathen mit Ausnahme einer Tafel, darauf Inſchriften vorkommen, und etwa einige Figuren in halb erhobener Arbeit über der Thüre. Im Innern befinden ſich gewöhnlich fünf Begräbnißkammern eine über der andern, und auf jeder Seite acht Gemächer, jedes wieder in vier oder fünf Behältniſſe abgetheilt zur Aufnahme der Leichname. Die Gemächer ſind wirklich anmuthvoll, die Wände ſind mit Skulptur, mit kanellirten korinthiſchen Pfeilern ausgeziert, doch obgleich die Mauern voll Stukaturarbeit ſind, bemerkt man keine Geſtalten oder Sinnbilder. Die Decken, woran die Malerei wirklich vortrefflich iſt, ſind auf dieſelbe Weiſe, wie der Säulengang im Tempel der Sonne zu Balbeck mit verſchiedenen hindeiſchen Gottheiten geſchmückt. Die Mumien und ihr Gewand fanden wir nach ägyptiſcher Weiſe verwahrt und wohlbehalten, nur hatte das Gummi all ſeinen Geruch verloren. Uebrigens ſind dieſe Gräber keineswegs ſo intereſſant, wie die ägyptiſchen. Vergebens ſucht man hier Gemälde, die, wie die in Aegypten, die Sitten und Trachten der Alten ſo wohl darſtellen.

Noch laſſen ſich in einigen Gegenden die Zeilen der Straßen und die Reihen der Hausgründe von Palmyra nachweiſen. Wir nehmen mit Hrn. Barkes an, viele der kleinen viereckigen Säulenreihen, von welchen Wood und Dawkin vermutheten, daß ſie die Umgebung von Tempeln gebildet, ſeyen nichts als offne Höfe von Privatgebäuden geweſen und hätten Brunnen eingeſchloſſen. Dieſe Vermuthung wird verſtärkt, da man bei ähnlichen Ueberbleibſeln in Pompeji daſſelbe bemerkte.

Geht man durch den großen Gang zwiſchen den Säulen, ſo kommt man zu einem Thorweg, der rechter Hand ſteht; dieſer führt zu den Ruinen eines großen Gebäudes; an dem noch übrigen großen Querbalken iſt eine Inſchrift in hebräiſcher Sprache zu leſen.

Sie gibt drei merkwürdige Nachrichten, erſtens, daß Salomon den Grund zu Tadmor gelegt, zweitens, daß, wie einige ſagen, die Zenobia der jüdiſchen Religion zugethan war, und drittens, daß der Biſchof Riddle zu ſeiner Zeit zwei Tauſend Juden in Tadmor zählte.

8) Das heilige Land.

Wir ließen Damaskus liegen, und ſuchten die Quellen des Jordans auf. An den untern Enden des Gebirgs Antilibanon litten wir viel in den moraſtigen Gründen und verloren die Pferde in den Sümpfen. Endlich erreichten wir glücklich den See von Houle, und gingen von dannen nach Tiberias. In dieſen Gegenden fanden wir die Erzählung anderer Reiſenden, daß hier der König der Flöhe Hof halte, aber ſeine Abgaben nicht nur von ſeinen Unterthanen allein erhalte, vollkommen beſtätigt.

Wir wurden furchtbar gequält von einer Art rothen Ungeziefers, welches die Plage der Kameele dieſer Gegend iſt. Es iſt weich, wie Maden ſind. Wir fanden uns Morgens über und über mit dunkel karmoiſinrothen Flecken bedeckt; demnach ſcheint es, daß der Biß des widerlichen Thiers giftig ſey. Bei dieſem Anlaß muß bemerkt werden, daß überhaupt jeder Reiſende ſich gefaßt machen muß, in dieſer Gegend von Läuſen und Flöhen geplagt zu werden. Wir tödteten täglich hundert bis zwei hundert ſolcher Gäſte, welche man hier zu Land in jeder Bettdecke, in jedem Kiſſen findet. Alle Eingebohrnen ſind mit dieſen Ungeziefern bedeckt, und wenn man ſie fragt, wie ſie es aushalten, antworten ſie: „Das iſt ſo der Wille Gottes.“ Nur die Araber erlauben ſich, die Leinwand Nachts über Feuer zu halten, da alsdann das Ungeziefer zerberſtet und in die Flamme fällt. Von Tiberias ging die Reiſe nach dem todten Meer; wir hielten in Byſtan. Byſtan iſt, wie man vermuthet, das Bethſtan der Schrift, ſonſt auch Scythopolis genannt. In der Mauer von Bethſtan ward Sauls Körper beigelegt, nachdem er erſchlagen worden. Bei Tabathat-Fakkil zeigt man den Fels, auf welchem Elias von den Raben war ernährt worden. Die ganze Gegend iſt mit Alterthümern bedeckt. Wir begaben uns nach Hebron, dem alten Kiriath Arba, das von höherm Alterthum als Memphis ſeyn ſoll. Wir beſuchten die Stätte, wo Sarah und Iſaak geſtorben ſind. Von dannen reiſten wir nach Djerah, dem Geraſa oder Pekkah der Vorzeit.

(Beſchluß folgt.)

Römiſche Skizzen.

(Beſchluß.)

Der Stolz wohnt im Pallaſte des Knechts der Knechte Gottes. Welch eine prachtvolle Stiege! ſagte ein Fremder, der den Vatikan beſuchte, zu dem Dominikaner, welcher ihn führte. Warum nennt man ſie königliche Stiege? päpſtliche wäre weit nobler. — Ja wohl, erwiederte der Mönch, es ſcheint wirklich, da man ihr den Namen königlich gab, habe man ſie herabwürdigen wollen. In einer Lebensbeſchreibung des heiligen Jean Baptiſt, welche dem Papſte gewidmet ward, heißt Pius VII. beatissimo, und der Heilige muß ſich mit dem beſcheidenen Titel beato begnügen. Darnach ſind die Demuthsmenſchen am gierigſten nach Ehrfurcht und Unterwürfigkeit. Alle Zeichen und Formen der tiefſten Unterthänigkeit werden von ihnen mit äußerſter Strenge gefordert und feſtgehalten. Der Schuhputzer muß dem Kloſterbruder die Hand küſſen, der ſelbſt nicht viel anders iſt, als er; der Mönch küßt die Hand ſeinem Obern, dieſer dem Chorherrn, der Chorherr küßt ſie dem Probſt, dieſer dem Kardinal, und der Kardinal küßt die Hand demjenigen, welcher auf der oberſten Stufe der kirchlichen Würden von Rechtswegen nichts anders mehr küſſen darf, als ſich ſelbſt. Den Donnerstag, Freitag und Samstag der heiligen Woche küſſen die Frauen in Rom das Kruzifix mit einer Inbrunſt, welche an Wuth grenzt. Man könnte verſucht werden zu glauben, ſie verſchlängen es. Sie küſſen das Bild von den Füſſen bis zum Scheitel, ohne irgend was zu übergehen, ohne nachzugeben, bis das Ganze durchgeküßt iſt. Man kann ſich denken, wie viel Zeit ſie ſich dazu nehmen, da ſolch ein Kruzifix etwa ſechs Schuh Länge hat. Der Fuß des Jupiters, welcher unter dem Namen des heiligen Peters verehrt wird, iſt ganz abgenutzt durch ſolche Küſſe der Frommen, obgleich die Statue von Bronze iſt. Ein Kruzifix von Kupfer, das man in einer kleinen Kirche auf dem Forum ſieht, haben die Frommen aus Zärtlichkeit beinahe ganz aufgezehrt. Das ganze Geſicht und ein guter Theil von den Schultern iſt verſchwunden unter ihren Küſſen, welche, wie es ſcheint, etwas ſchärfer ſind, als die der Julia.

Dieſe inbrünſtige Andacht verträgt und verbindet ſich aber mit allen menſchlichen Schwächen, ja mit allen unmenſchlichen Laſtern. Die galante Dame zieht in gewiſſen Augenblicken nur den Vorhang vor das Geſicht der Jungfrau, und ſeufzt: la madonna mi perdona! Der ruchloſeſte Bandit verübt Straßenraub und Mord nie anders, als in Verbindung mit religiöſen Pratiken. Hat er die ſchändlichſten Gewaltthätigkeiten gegen Frauen ſich erlaubt und ſie zu guter Letzt ermordet, ſo küßt er das Bild der Jungfrau, und bereitet ſich frömmelnd zu neuen Freveln. Trieft er noch vom Blute ſeiner Schlachtopfer, ſo würde er ſich ein Gewiſſen daraus machen, nicht in die Meſſe zu gehen; hat er ihr beigewohnt, ſo iſt ſein Gewiſſen beruhigt. Wie die Fanatiker, ſo ſchleift auch der Straßenräuber ſeinen Mordſtahl an den Stufen des Altars, und ſchöpft da Muth und Troſt. Der Beichtſtuhl ſelbſt dient dem Verbrechen zum Stützpunkt, der Miſſethat zum Hebel. Dieſe Blutmenſchen halten ihre Sitten gleichſam durch alle Arten von Superſtition für gerechtfertigt und geheiligt.

Die Straßenräuber in den römiſchen Staaten unterſcheiden ſich übrigens ſehr von gewöhnlichen Räubern. In Rom nimmt alles einen großartigen Charakter an. Es iſt auch nicht Mangel und Noth, was dieſe außerordentlichen Menſchen in ſolche Laufbahnen treibt, es iſt ein ganz entſchiedener innerer Beruf. Um dieſen zu beweiſen, unterwerfen ſich diejenigen, welche verlangen, in die geſelligen Verbindungen aufgenommen zu werden, den grauſenvollſten Prüfungen. Beinahe alle dieſe Herren beſitzen ein Haus, etwas Land, Vieh und eine legitime Frau. Sie ſtehen unter einem Häuptling, welcher die abſoluteſte Gewalt über ſie hat. Unter ihnen wird beſonders der Vorzug der unumſchränkten Gewalt vor jeder andern anerkannt.

Sie gehen einförmig gekleidet, und tragen weite blaue Beinkleider, Weſten von gleicher Farbe, geziert mit zwei Reihen ſilberner Knöpfe, offne Hemden um den Hals zurückgeſchlagen, hoch aufgeklappte Hüte mit roth und weiſſen Bandſchleifen, feſt anſchließende Halbſtiefel, einen weiten mit Silberhaften befeſtigten Gürtel, eine Jagdtaſche, ein Wehrgehäng, an dieſem einen Säbel und eine Gabel, einen Löffel und einen Dolch. Am Halſe tragen ſie ein rothes Band, an welchem ein Herz von Silber und Reliquien enthaltend mit dem Bild der Jungfrau und des Jeſuskindleins auf die Bruſt hinabhängt. Dieß iſt die kriegeriſch-kirchliche Ordenstracht der römiſchen Straßenräuber; ſie ſelbſt ſtehen unter ſtrenger Zucht und ziehen in Banden von dreißig, fünfzig bis hundert Mann aus. Sie ſind gewöhnt, jeder Gefahr zu trotzen, Entbehrungen aller Art zu ertragen, alle nur möglichen Mühſeligkeiten zu beſtehen, und in beſtändiger Unruhe und anſtrengungsvoller Thätigkeit zu leben. Die Raſchheit ihrer Züge ſpottet jeder Entfernung; ſie erklimmen die ſchroffſten Berggipfel, nehmen da ihre Mahlzeiten, und ſchlafen auf Felsrändern ohne anderes Lager, als ihren Mantel, ohne andere Decke, als das freie Himmelsgewölb. Von der Höhe dieſer Naturfeſten ſtürzen dieſe Raubmenſchen in die Ebenen hinab auf ihre Schlachtopfer, ſchleppen ſie mit ſich in ihre Schlupfwinkel fort, nehmen ihnen die Beute ab, und ſind ſie nicht im Stande, um ein großes Löſegeld ihr Leben zu erkaufen, ſo nehmen ſie ihnen auch dieſes.

Der Hauptmann, Diecinove genannt, weil ihm eine große Zehe fehlte, iſt der Banditen Einer, die ſich unter der Regierung Pius des ſiebenten durch die furchtbarſten Ausſchweifungen hervorgethan haben. Dieſer Grauſame war gieriger nach Blut, als nach Gold. Seine Schlachtopfer marterte er immer erſt lange, ehe er ſie tödtete. Den Erzprieſter Baſſiano quälte er auf die entſetzlichſte Weiſe, unter dem Vorwand, er habe Böſes von ihm geſprochen. Seiner eignen Frau ſchnitt er die Brüſte ab, um ſich einer vorgeblichen Untreue wegen an ihr zu rächen. Rings um Rom gibt es keine Gegend, über die er nicht ſeine Schrecken und Greuel verbreitete. Dieſes Ungeheuer, deſſen Blutdurſt eher ermüdet als geſättigt war, trug der päpſtlichen Regierung einen Waffenſtillſtand an, welcher auch ohne weiteres mit Freude angenommen ward. Als er endlich und ſeine Geſellen vom heiligen Vater Gnade als Banditen, und als Chriſten ihre Losſprechung von Sünden erhalten hatten, durchzogen ſie unter dem Schild der Vergebung und Strafloſigkeit ſich brüſtend die troſtloſen Gefilde, welche noch von dem durch ſie vergoſſenen Blute dampften. Sie wagten es, ſich den Vätern und Müttern, deren Kinder ſie ermordet, vorzuſtellen, und von ihnen Freundſchaft zu fordern; ſie ſetzten ſich mit ihnen zu Tiſche, um mit der Familie die Mahlzeiten zu theilen; ſie trieben ihre ſchaamloſe Verruchtheit ſo weit, daß ſie vor den Augen der erblaſſenden Gaſtfreunde ihre Mordmeſſer auslegten, an welchen noch die Zeichen des Verbrechens ſichtbar waren; ſie brauchten keine andern, als dieſe Todesinſtrumente, um Brod und Fleiſch damit zu ſchneiden. Und als ſie weggingen, ſo forderten ſie noch Geld als den Preis der Erkenntlichkeit für die Schonung, mit welcher ſie gegen die Familie verfahren, als ſie noch zunftmäßig ihr Räuberhandwerk trieben. Niemand durfte es wagen, gegen dieſe Aufforderung etwas einzuwenden oder zu erinnern. Auf dieſe Weiſe ſtahlen und raubten ſie nun, ohne die geringſte Gefahr zu laufen, ſo zu ſagen unter dem Schutz der Regierung, welche, obwol von all dem Unfug unterrichtet, nicht abließ, täglich ſolche Amneſtien und Privilegien andern Banden zu ertheilen.

Die päpſtliche Regierung findet darin nichts ſchmähliches, daß ſie, wie eine Macht mit der andern, mit ſolchen Räuberhorden unterhandelt. Sie ſchickt Kardinäle an ſie ab, ſie ſichert den Räubern durch Verträge Jahrgelder, ſelbſt Stellen und Aemter zu, ſie verpflichtet ſich, ihnen Häuſer aufbauen zu laſſen, und Mitſchuldige, die ihnen verwandt oder befreundet ſind, in Freiheit zu ſetzen.

Die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens iſt einer der hervorſtechendſten Züge unſers Zeitalters, und zeigt von der ſonderbarſten Miſchung von Schwäche und Kühnheit der päpſtlichen

Regierung. Zu keiner Zeit noch hat die Unfehlbarkeit des Statthalters Chriſti ſich ſelbſt ſolch einen unklugen und verwegenen Schlag verſetzt. Wer hat ſich nun getäuſcht oder andere betrogen, Klemens XIV, der den Orden nach langen und ſorgfältigen Unterſuchungen aufhob, oder Pius VII, welcher ihn ex proprio motu wieder einführte? Die Verſchwörungen der Jeſuiten gegen das Leben der Königin Eliſabeth, der Meuchelmord Heinrich des vierten, und die Ermordung des Königs von Portugal, dieſes von den Jeſuiten gelehrte und ausgeübte Recht über Leben und Tod der Fürſten, ward vormals für ein Verbrechen angeſehen, iſt es heut zu Tage eine gute That und Sitte geworden? — Dieſer Orden vor dem bürgerlichen Recht, als des Banquerouts ſchuldig, vernichtet, und von dem ehemaligen Oberhaupt der Kirche ſeiner Verbrechen wegen des fernern Beſtandes unwürdig erkannt, iſt nun auf die ſeltſamſte Weiſe durch die neue Stimme eines Papſtes wieder ins Leben gerufen und in die Welt zurückgeführt worden. Er hat zuförderſt in Rom wieder ſein Profeßhaus erhalten, und dieß iſt das Generalquartier der Lojoliten geworden. Ich muß geſtehen, daß die Begierde, das Profeßhaus zu beſuchen, mich auf der Reiſe von Paris nach Rom begleitet hatte, und ich war ſo glücklich, Zutritt zu erhalten, ja den General des Ordens, den Pater Luigi Fortis ſelbſt ſprechen zu können.

In einem der Säle der Geſellſchaft empfing mich der General, ein Greis, klein von Geſtalt, in rauhe und grobe Sarſche gekleidet. Sein Ausſehen iſt ſanft, etwas ſüßlich, keine Spur vom Stolze des Gebieters drückt ſich in ſeinem ganzen Weſen aus, nur Einfalt und Demuth. Ich wollte mich ihm zur Linken ſetzen, aber er nöthigte mich auf die Rechte. Nach einigen Gemeinplätzen von Höflichkeitsbezeugung ſuchte ich weiter zu kommen. Ich ſuchte erſt durch ſeine Augen einen Zugang zu ſeiner Seele zu finden, aber ein Fleck auf dem Stern des rechten Auges weiſet mich zum linken; dieſes aber zeigt ſich mir unbeweglich, wie eine Schildwache auf einem Vorpoſten; und es kommt mir vor, als ob ſeine ſchwarze Kutte ſeine Seele eben ſo wie ſeinen ganzen Körper umhülle und verhülle. Was ſollte ich nun thun? ich war ſehr verlegen. In meiner Herzensangſt rief ich

Escobar an und ſprach: Erlauben Sie mir, höchſt verehrungswürdiger Pater! daß ich als Organ aller frommen Seelen Frankreichs mich ausſpreche; bei der Nachricht von der Wiederherſtellung Ihres Ordens waren wir alle von innigſter Freude entzückt. Auf dieſe Worte wendete mein Pater, den Kopf ein wenig zur Seite, gegen mich, ſchien mir einen Blick geben zu wollen, und die Menge der Falten, in welche ſeine Augenlieder ſich aufrollten, erweckten in mir die Vermuthung, daß er mir zulächeln wollte. Ich ermunterte mich, und ſprach fort:

Unter Ihren ſegensvollen Führungen erhebt das glückliche Frankreich ſein durch die Revolutionsſtürme gebeugtes Haupt wieder; Frankreich hegt nun die Hoffnung, wieder in ſich die Ziviliſation aufleben zu ſehen, welche nur unter der Herrſchaft religiöſer Korporationen beſtehen kann, und unter all dieſen Korporationen iſt unſtreitig die Geſellſchaft Jeſu die erleuchtetſte und verdienſtvollſte. Frankreich hat ungemein viel gelitten während Ihrer Abweſenheit, und fühlt jetzt bereits wieder die heilſame Wirkung Ihrer väterlichen Sorgfalt. Aber große Uebel fordern auch große Heilmittel. Frankreich muß nun auf die Weiſe behandelt werden, wie Ihr Orden ehemals Paraguay behandelte. — Paraguay! verſetzte der Jeſuitengeneral mit frohem Erſtaunen — Ja, wie Paraguay, und das Wunder, das Ihre Geſellſchaft auf dieſe Weiſe an Frankreich wirken wird, wird noch größer ſeyn. In der neuen Welt hatte ſie nur rohe Wilde zu bekehren, ſie hatte nur aufzubauen; aber in Frankreich muß die Geſellſchaft erſt niederreißen, ehe ſie aufbauen kann. Es haben zwar ſchon die Häuſer von Saint-achel in der Picardie, und die von Sainte-aune in Bretagne, und die Miſſionen bereits auf dem franzöſiſchen Boden in allen Richtungen Saamen ausgeſtreut, die freudig aufgehen, aber ach, wie langſam, wie langſam! — Was wollen Sie? anders können wir ja doch nichts thun, als pflügen und ſäen, die Erde anpflanzen; das übrige wird der Thau des Himmels thun. — Das iſt unſtreitig viel gethan, doch muß ich geſtehen, wir ſchmeichelten uns mit der Hoffnung, daß Ihr Orden noch mehr thun würde. Wir erwarteten, er würde das Uebel an der Wurzel angreifen. Wohl reinigt er nun unabläſſig die äußerſten Enden des Körpers der bürgerlichen Geſellſchaft; aber das Herz ſtrömt immer wieder tiefverdorbenes Blut aus. — Was iſt alſo zu thun? fiel der Mönch ein. — Eine gute ſchöne Miſſion nach Paris. — Nach Paris? wo wir verläumdet und angefeindet werden, ſelbſt bis in die Deputirtenkammer! — Deſto beſſer, mein verehrungswürdigſter Herr Pater! Derjenige, unter deſſen Fahne Sie kämpfen, ward er nicht auch verläumdet und verfolgt? das iſt nur eine Aehnlichkeit mehr, die Sie mit ihm haben. Uebrigens iſt's ja bekannt, der Wind der Verfolgung hat zu allen Zeiten noch das Schiff der Kirche glücklich in Hafen getrieben. O ſie ſind noch lange nicht ſo ſehr verfolgt, wie ich es Ihnen wünſche. — Aber eine Miſſion nach Paris hat ihre Schwierigkeiten — Nicht ſo ſehr, wie Sie glauben. Eine kleine Zahl Ungläubiger ſchreit, und macht Lärm; dagegen erwartet die Großzahl honetter Leute von Ihrer Geſellſchaft nur einen Wink, um ſich zu zeigen und das Miſſionskreuz auf die Schulter zu nehmen. Um ſo ſchwieriger übrigens die Unternehmung iſt, um ſo würdiger iſt ſie der Geſellſchaft Jeſu, deren Glieder ſo viel Wunder wirkten, und von welchen ſechs Heilige ausgegangen ſind. — Ja, verſetzte der General mit dem Ausdruck des Hochgefühls, ſechs Heilige, ohne die zwei Seligen zu zählen.

Hier nahm Se. Hochwürden den Anlaß, mir den Unterſchied zu erklären, der zwiſchen einem Heiligen und einem Seligen zu machen iſt. Sie unterſcheiden ſich der eine vom andern, wie ſich ein Miniſter mit dem Portefeuille von einem einfachen Staatsminiſter unterſcheidet. Entzückt über ſo viel Güte rief ich aus: O mein ehrwürdiger Pater! wohin iſt die glückſelige Zeit gekommen, da noch das Gewiſſen der Könige Ihrer Leitung anvertraut war. — Gott bewahre uns davor, erwiederte der General in ernſtem Tone. Die Umtriebe und die Verwickelungen, die an Höfen herrſchten, ſind nicht unſere Sache. Sowohl die Statuten unſeres Ordens, als unſere Sitten und Geſinnungen ſind dieſem ganz entgegen. — Das weiß ich wohl; ich erlaubte mir nur den Wunſch auszuſprechen zum Beſten der Könige. Die Geſellſchaft verſtund ſich ſo gut darauf, dieſelben dem Himmelreiche zuzuleiten. Bei dieſen Worten ſtund ich auf, und nahm Abſchied von dem Jeſuitengeneral. Dieſer aber gab mir noch

Zeichen ſeines hohen Wohlwollens, und entließ mich mit den huldreichen Worten: Verſichern Sie die guten Franzoſen, daß wir ewig nie vergeſſen werden, daß Frankreich die Wiege war vom Orden des heiligen Ignatius.“

Noch eine Menge anderer intereſſanter Skizzen von aller Art Gegenſtänden liefert der Verfaſſer der Tablettes romaines, und der Wahrheit und dem tiefen Ernſte geht immer Laune und erheiternder Scherz zur Seite. Doch bleibt, wenn man das Ganze geleſen, ein ſchmerzlicher Eindruck im Grund der Seele zurück. Die Menſchen und der Himmel von Rom ſind dieſelben, die ſie ehemals waren, das Land iſt immer gleich fruchtbar. Doch iſt phyſiſche und moraliſche Entartung wohl nie und nirgends größer. Was hat ſich alſo verändert? — Die Inſtitutionen. Die chriſtliche Stadt Rom hat nicht mehr, als hundert und dreißig tauſend Einwohner, die heidniſche zählte bei kleinerm Umfang einige Millionen. Die Erde und des Menſchen Geiſt ſind aus Mangel an Kultur gleich unfruchtbar geworden. Ceres hat das Land verlaſſen, Apollo und Mars die Stadt, ſeit Mönche und Bettler ſich ihrer bemächtigt haben. Arme an Geiſt und öde Felder, das iſt das heutige Rom.

De Lamartine und Delavigne.

Nach Delille's Tode ſchien das höhere Feld der franzöſiſchen Poeſie wie ausgeſtorben, als auf einmal zwei junge Dichter den verlaſſenen Parnaß beſtiegen und die Theilnahme des Publikums in einem ſehr hohen Grade in Anſpruch nahmen. Wenn auch der deutſche Geſchmack mit den franzöſiſchen Dichtungen ſich ſchwer vereinbaren kann, ſo werden doch die folgenden Notizen nicht unwillkommen ſeyn, da ſie den gegenwärtigen Standpunkt der Poeſie unſrer Nachbarn und ihre Erwartungen ausſprechen.

De Lamartine wurde zu Macon geboren im Jahr 1790 und erhielt ſeine Erziehung an der Schule zu Belley. Im Jahr

1820 wurde er Sekretär bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft zu Neapel. Später im Jahr 1822 erhielt er denſelben Poſten in London unter dem Herrn von Chateaubriand. Dieſer, wie es ſcheint, war dem jungen Dichter nie günſtig, und als er Miniſter war, ward de Lamartine gänzlich übergangen. Er zog ſich auf ſein altes Stammſchloß Pierre-Point zurück, um den Muſen zu leben und ſeiner ſchwächlichen Geſundheit zu pflegen. Das erſte Bändchen Gedichte erſchien im Jahr 1820 ohne den Namen des Verfaſſers unter dem Titel: Méditations poëtiques. Es waren dieß die Früchte der Muße, welche ihm ſeine politiſchen Geſchäfte während des Aufenthalts in Neapel vergönnten. Der Herausgeber kündigte ſie als die erſten Verſuche eines jungen Mannes an, der bei Abfaſſung derſelben keineswegs die Abſicht hatte, ſie bekannt zu machen, aber endlich doch den Bitten ſeiner Freunde nachgab. Ihre Erſcheinung erregte großes Aufſehen in Paris, und ſie fanden ſo allgemeinen Beifall, daß alsbald eine zweite Auflage veranſtaltet wurde, die den Namen des Verfaſſers an der Stirne trug. Die Natur dieſer Dichtungen zeigt zum Theil ſchon ihr Titel an: „Poetiſche Betrachtungen." Der Dichter ſcheint zwar die Muſter der Alten zu kennen; allein die engliſchen Vorbilder zogen ihn mehr an. Auch wir beſitzen in unſerer Literatur viele Dichter, die ſich nach engliſchen Muſtern gebildet, wie Haller, Utz, Hölty, Salis u. a. In der franzöſiſchen Dichtkunſt war aber eine ſolche Erſcheinung unerhört. Dieſer Neuheit und der Kühnheit der Sprache und Verſe verdankten de Lamartine's Verſuche den größten Theil ihres Erfolges. Und ſchon dieſe Thatſache muß eine günſtige Meynung für das Talent des Dichters erregen, dem es gelang, die Kette der ſtrengen Nationalvorurtheile zu brechen. Seine Gedanken ſind kühn, zuweilen erhaben, und ihnen gemäß iſt die Verſifikation ſtark und originell. Ohne Vorgänger, ſteht er allein unter den franzöſiſchen Dichtern. Seine Muſe liebt die Einſamkeit der Haine und Wälder und taucht ſich in die Geheimniſſe der Natur, oder ſchwingt ſich von der Erde empor in die ungemeſſenen Regionen. Vorherrſchend ſind allenthalben religiöſe Gefühle und die zarten Empfindungen der Liebe. Aber hier iſt der Dichter nicht immer glücklich; denn, um dieß Gefühl ſeinen Landsleuten zu veredeln, nimmt er ſeinen Flug ſo hoch, daß ihm wohl ſchwerlich eine Seele nachempfinden wird. Immer ſtrebt ſeine Muſe empor, ſie fühlt eine geheime Unruhe auf der Erde und unter den Menſchen, wie ſie ſind. Aus dieſem Ringen nach dem Höchſten entſteht ein melancholiſcher Zug, der ſich über ſeine Dichtungen verbreitet, und mit dem Ernſt und der Höhe der beſungenen Gegenſtände nicht unangenehm kontraſtirt. Aber, werden einige ausrufen, ein ernſthafter Franzoſe, wie Young in ſeinen Nachtgedanken, — liebend und religiös, wie Klopſtock in ſeinen Oden an Cidli und Fanny und in denen an Gott und den Erlöſer! mit welchen Mächten geht das zu? Was noch mehr iſt, dieſer abſtrakte Dichter hat bei den leichten und flüchtigen Franzoſen großen Beifall erhalten. Man ſieht offenbar, daß auch eine Revolution im Geſchmacke vergegangen ſeyn muß; oder wenigſtens ſind Symptome ſichtbar, die einen nahen Ausbruch verkünden. Wir wollen das Verdienſt de Lamartine's keineswegs ſchmälern, oder lieblos herabwürdigen (denn das Geleiſtete flößt Achtung für den Charakter des Mannes ein); aber bemerken müſſen wir, daß es in der Dichtgattung, die de Lamartine wählte und ſeinem Genius zuſagend fand, einem Franzoſen faſt unmöglich wird, bei aller Kunſt und Anſtrengung, das Maaß zu halten. Sein Gefühl ſteigert ſich bis zum Lächerlichen, wenn es erhaben ſeyn ſoll, und wird froſtig, wenn es glüht; die Gedanken, ſtatt tief zu ſeyn, werden bodenlos, Bilder und Sprache überladen, bombaſtiſch; kurz, alles wird unnatürlich und übertrieben. Auch de Lamartine iſt von den Nationalfehlern nicht frei, und da er eine neue Bahn betreten, konnte es nicht fehlen, daß er, um ein Extrem zu vermeiden, oft in das andere fiel. Um ſich in der angenommenen Höhe zu erhalten und alles Gemeine und Triviale zu vermeiden, war keine geringe Anſtrengung und Spannung der Seele nöthig, und kein alltägliches Ringen mit dem Versbau und einer Sprache, die einem unter den Händen entſchlüpft wegen ihrer Marmorglätte und ſich ſchwer zu ernſten, poetiſchen Geſtaltungen feſthalten läßt. Bei allen ſeinen Wiederhohlungen, Nachläſſigkeiten, und bei dem vielen Schwülſtigen und Gezwungenen, welches wir in de Lamartine's Poeſien antreffen, kann man ihm ein gewiſſes Talent nicht abſprechen, und wir müſſen bedauern, daß der Einfluß engliſcher Poeſien dieſer Gattung ſo groß auf ſeine Produktionen geweſen. Denn es fragt ſich wohl, ob philoſophiſche Gedanken, in das Gewand der Poeſie gekleidet, und ſtarke und zarte Empfindungen, kräftig und lieblich ausgeſprochen, wirklich Poeſie ſeyen? Das äußere Rüſtzeug haben ſie zwar, aber der immer ſchaffende und belebende Hauch fehlt. Der philoſophiſche Geiſt ſpricht ſeine Ideen in Sätzen aus, das Gefühl findet ſie wahr und erwärmt ſie, und die poetiſche Sprache putzt ſie mit Bilderſchmuck auf. Der Dichter ſchafft äſthetiſche Ideale, ſeine Ideen ſind Bilder, und abgeſehen von der Perſönlichkeit des Dichters, leben ſie für ſich ein ſelbſtändiges Leben. Für ſolche Dichtungen werden wir nicht mehr durch das Medium des Charakters gewonnen, den der Dichter ausſpricht, ſondern durch die Kunſt im ächten Sinne des Wortes.

De Lamartine hat, nachdem er lange gefeiert, ein zweites Bändchen ſeiner Méditations folgen laſſen, wie es in der Vorrede zu dem erſten Verſuche war verſprochen worden, und dann ein anderes Werk: La Mort de Socrate. Wir haben dieſe neueſten Erzeugniſſe ſeiner Muſe noch nicht zu Geſicht bekommen, können alſo nicht ſagen, in wie fern ſie die Erwartungen ſeiner Nation rechtfertigen. Einen Umſtand dürfen wir nicht übergehen, der gleich nach der Bekanntmachung der Méditations poëtiques begegnet iſt und vorzüglich für die ſchöne Leſewelt von einiger Bedeutung ſeyn kann. Eine junge Engländerin faßte nach Leſung der Méditations poëtiques ſolche Liebe und Bewunderung für den Dichter, daß ſie nicht mehr ohne denſelben leben konnte. Die geiſtige Verwandtſchaft der beiden Weſen hatte ſich genugſam beurkundet, indem der Eindruck der Poeſien ſchon ſo groß auf das Frauenzimmer war, bevor ſie noch den Dichter perſönlich kannte. Man weiß, daß unſerm Dichter Bürger ein ähnlicher Vorfall begegnet iſt, deſſen Folgen aber ſehr unglücklich für denſelben ausfielen, ſo daß durch dieſes warnende Beiſpiel geſchreckt, unſere Poeten ſeitdem ſehr auf ihrer Huth waren vor ähnlichen Nachſtellungen. Glücklicher iſt, wie es ſcheint, der franzöſiſche Dichter. Er erwarb ſich einen anſtändigen Ruhm und eine liebevolle Frau. Denn, nachdem ſie ſich in Chambery flüchtig geſehen, war auch der irdiſche Theil ins Reine gekommen, und der Heirath, welche im poetiſchen Himmel geſchloſſen worden, hat alsbald die Kirche ihr chriſtliches Siegel aufgedrückt.

Delavigne's Genius, von dem wir nun ſprechen wollen, iſt univerſeller und gelenkiger, als de Lamartine's. Seine Poeſien ſind eleganter und korrekter; aber ihnen fehlt die Kraft und die Tiefe. Im Jahr 1816 gab er ſeine Messéniennes heraus. Es ſind im Ganzen acht Stücke, die mit kleinern Poeſien, Oden und Elegien bisher in verſchiedenen Zwiſchenräumen herausgekommen ſind. Die politiſche Geſinnung, die ſich in dieſen Dichtungen ausſpricht, ſetzte ihn unter die Parthei der Liberalen, und wenn man auf die Jahrzahl ihrer Erſcheinung ſieht, wird man leicht begreifen können, wie ſie ihm bald einen Namen machten. Er erſcheint darin gewiſſermaaßen als der Sprecher der Nation; die Neuheit der Idee, der Glanz der Ausführung und die damalige Stimmung der Franzoſen, deren Geſinnungen und Gefühle er repräſentirte, erwarben ihm den Beifall der Gleichgeſtimmten. Die Feindſchaft der Ariſtokraten, die ihn nun zum Gegenſtand ihres Haſſes machten, trug nur dazu bei, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſeine geiſtigen Erzeugniſſe zu lenken, und ſeinen Namen bekannter und einem Theil der Nation werther zu machen. Wenn wir auch, außer einer leichten und harmoniſchen Verſifikation und lieblich hinfließenden Sprache und damals gangbaren und heftigen Gefühlen und Ausfällen, weiter keinen hohen poetiſchen Werth in den Messéniennes finden können, ſo müſſen wir doch bekennen, wie wir zum Theil ſchon bemerkten, daß ſie eigentlich Delavigne's Ruhm in Frankreich begründeten. Das Gebiet der Poeſie iſt der Politik fremd und ſoll es ſeyn. Seitdem es aber keine Volkspoeſie mehr gibt, iſt das nicht der geringſte Jammer, daß es nur auf zerbrochnen, oder verſtimmten Inſtrumenten auf dem Parnaß brummt und pfeift; wir verlieren auch den letzten Anklang in uns für den himmliſchen Laut der Lyra, wenn die gemeine Wirklichkeit, wie eine feile Metze aufgeputzt, in der Sprache der ſüßeſten Unſchuld zu uns ſpricht. Delavigne hat auch für das Theater gearbeitet. Man hat zwei Trauerſpiele von ihm: Les Vêpres Siciliennes und **Le Paria**; auch ein Luſtſpiel: **Les Comédiens** und ein neueres: **L'École des Vieillards.** Wir können nicht in das Einzelne dieſer Stücke eingehen, da es uns zu weit führen würde, und bemerken nur, daß alle über den gewöhnlichen [illegible] des franzöſiſchen Theaters [illegible] ſind. Das erſte Trauerſpiel: die Sizilianiſche Veſper, iſt jetzt verboten worden. Außer Béranger iſt Delavigne unſtreitig der Liebling des Pariſer Publikums. Er iſt das Geſpräch aller [illegible] und ſeiner Zirkel, und man iſt allgemein entzückt über ſein neueſtes Luſtſpiel: die Schule der Greiſe. Bei dem allen finden wir in ſeinen Theaterſtücken weder Originalität der Erfindung, noch der Charaktere. Aber Delavigne verſteht, wie ein Schmetterling, den Honig von den Blumen zu nippen, und bei aller Seichtheit der Gedanken und Empfindungen, den Mangel mit einem gleißenden Firniß zu bedecken. Dieſe Kunſt hat von jeher ihr Glück gemacht. Es gebricht dem Dichter nicht an Talent; aber er ſpielt blos, und taſtet noch, da ſein Genie bisher den wahren Standpunkt nicht gefunden zu haben ſcheint. Delavigne iſt jetzt ein Mann von dreißig Jahren; was er geleiſtet, ſind Jugendarbeiten. Es wäre ungerecht, wenn wir im voraus den Stab über ihn brechen wollten. Die Zeit wird's lehren, ob er die Erwartungen, zu denen ſeine bisherigen Verſuche berechtigen, täuſchen wird oder nicht. Das Publikum iſt gegen junge Dichter, die ſich bei ihm beliebt gemacht, wie der Jüngling gegen ſeine Braut: ſie hoffen immer das Schönſte. Werden ſie getäuſcht, ſo überlaſſen ſie den Gegenſtand ihrer frühern Hoffnungen dem verdienten Schickſal. Unſer Dichter wurde zu Hâvre de Grace 1794 geboren. Auch ſein älteſter Bruder hat verſchiedene dramatiſche Kleinigkeiten herausgegeben. Allein Caſimir, der jüngere Bruder, verdunkelte den ältern bald. Schon im 17ten Jahre verfaßte er einige Strophen auf die Geburt des Königs von Rom, und gab ſie in Druck. Er trat in Staatsdienſte, wurde aber unverdienter Weiſe ſeines Amtes entſetzt. Dieß hatte er dem Haſſe der Ultra zu verdanken. Darauf machte ihn der Herzog von Orleans mit zuvorkommender Liberalität zu ſeinem Bibliothekar.

Künſte und Wiſſenſchaften.

Bullock's Reiſen und Sammlungen in Mexiko.

Unter dieſem Titel liefert die London Literary Gazette einen ſehr intereſſanten Artikel, von dem wir die Hauptſache unſern deutſchen Leſern mittheilen wollen. Bullock, ein gelehrter Naturforſcher, hatte nicht ſobald von der Vertreibung der Spanier aus Mexiko gehört, als ſein wiſſenſchaftlicher Eifer ihn zu einer Reiſe in jenes noch wenig bekannte Land antrieb. Er verließ England im Jahr 1822 und blieb ſechs Monate in Mexiko. Die Ausbeute, die er in ſein Vaterland zurückbrachte, iſt ſehr reichhaltig an Gegenſtänden aller Art, die, wenn ſie gehörig geordnet werden, ein ziemlich vollſtändiges Bild von dem Lande und ſeinen Produkten geben können. Er iſt wirklich mit der Anordnung einer ſolchen Gallerie des Merkwürdigſten aus Mexiko beſchäftiget, die dann der Einſicht des Publikums offen ſteht. Außer wohlgelungenen, panoramiſchen Zeichnungen von der Hauptſtadt Neu-Spaniens, hat er noch perſpektiviſche Anſichten von vielen andern Städten, Bergen und Vulkanen mitgebracht, auch von ſchönen Landſchaften, und außerdem noch Zeichnungen von Ackergeräthen und Gegenſtänden der Naturgeſchichte. Sehr intereſſant ſind ſeine Modelle von Früchten und vegetabiliſchen Produkten; ſie zaubern dem Beſchauer Land und Klima gleichſam vor die Augen. Unter dieſen Modellen iſt auch eines von dem ſonſt bezweifelten Handbaum, deſſen Früchte einer Menſchenhand gleichen. Was ſich von Pflanzen erhalten ließ, brachte er im natürlichen Zuſtande mit; unter andern auch Samen von den ſeltenſten und ſchönſten Blumen. Nicht minder reichhaltig ſind ſeine Schätze aus dem Thierreiche. Faſt an 200 Vögelarten, von denen der größere Theil noch unbeſchrieben iſt, zählt er darunter, und ſieben hat er lebendig in einem Bauer, die er ſorgfältig ſtudirt. Auch die Fiſche haben herhalten müſſen. Er beſitzt deren zwiſchen 200 und 300 Arten, die noch wenig bekannt ſind. Die Thiere, die er mitbrachte, ertrugen unſer Klima nicht. Darunter war der Acolottl oder der wilde Mexikaniſche Hund. Dieß iſt der Liliputer unter den Hunden, denn er iſt nicht größer, als eine Ratte. Endlich folgt die Krone der Mexikaniſchen Schöpfung, nämlich ein junger Mexikaner, der ſchreiben und leſen kann. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß der Engländer die Bergwerke Mexiko's nicht unbetrachtet ließ, die man für die reichſten der Welt hält. Außerdem ſind noch die hiſtoriſchen Denkmäler merkwürdig, deren Bullock habhaft werden konnte. Es ſind darunter viele Manuſkripte; rohe Gemälde als hiſtoriſche Denkmäler aus den Zeiten von Cortez; dann noch rohere Malereien, welche vielleicht die erſten Wanderungen und Niederlaſſungen der Mexikaner darſtellen; Bilderſchriften, Karten, Modelle von den ungeheuer großen Götzen, die die Mexikaner verehrten, und die kleineren Götzenbilder in natura. Seit Mexiko's Befreiung ſcheinen auch die alten Götter wieder aufzuleben, welche auf Befehl des katholiſchen Cortez waren begraben worden. Viele dieſer Götter haben ſehr ſtarke Aehnlichkeit mit den ägyptiſchen Gottheiten und es ließen ſich wohl genaue Parallelen ziehen zwiſchen der alten und neuen Welt. Der große Hauptgott des Grotten-Tempels iſt wieder ausgegraben worden und Herr Bullock hat ein Modell von ihm nach England gebracht. Dieſer Gott iſt eine monſtröſe Figur und roh, wenn auch nicht gerade übel proportionirt. Er wurde mit Menſchenopfern geſpeiſt. Unter den andern Seltenheiten findet ſich noch der berühmte Zodiak oder Kellenda-Stein, gewöhnlich Montezuma's Uhr genannt, welche in eine Seite der Kathedralkirche eingebaut war. Unter den Manuſkripten zeichnet ſich eine Rolle zarten Papiers aus, das über ein dauerhafteres Material ausgebreitet iſt, etwa eine Elle breit und vier lang. Es enthält den erſten Bericht, der dem Montezuma über die Europäiſchen Angreifer gemacht worden. Das Ganze beſteht in einer Reihe roher Materien. Ein anderes viel älteres Manuſkript enthält die Chronik oder Geſchichte der frühern Mexikaniſchen Stämme, ihrer Wanderungen, Niederlaſſungen, Trennungen u. ſ. w. Ein ſehr merkwürdiges Aktenſtück, wornach Hr. von Humboldt vergebens geforſcht hat, iſt noch die Originalkarte von der Stadt Mexiko (die Spanier haben ſie bekanntlich ſchon längſt zerſtört), welche Montezuma aufnehmen ließ, um damit dem Könige von Spanien ein Geſchenk zu machen und die Hr. Bullock jetzt beſitzt.

Neu exekutirter Karbonarismus in Wien.

Vergebens ſcheint man ſich gegen den Glauben zu ſträuben, daß unſere Zeit eine Zeit der Revolution ſey, da uns ſogar die Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode unterm 4. Dez. 1823 Kunde von einem vollkommen exekutirten Karbonarismus und zwar nicht ohne empfehlende Anpreiſung gibt. Herr Johann Jakob Goll nämlich hat Quer- und Flügelpianoforte gebaut, deren Struktur durchaus die Umdrehung der bisherigen iſt. *) Den Ton der Pianoforte austönender zu machen, war längſt das Ziel der Bauer von dergleichen Inſtrumenten. In Deutſchland hatte man etwas zu leiſten gemeynt, wenn man den Reſonanzboden ſenkrecht ſtellte; aber der geringe Erfolg verſchaffte bald der bequemeren wagerechten den Vorzug und es blieb alſo, wie immer, beim Alten. In England aber ſah und hörte Herr Goll ebenfalls Inſtrumente mit ſenkrechtem Reſonanzboden, über welchen jedoch die Saiten ſo gezogen waren, daß ſie zwiſchen dem Reſonanzboden und den ſie anſchlagenden Hämmern waren. Der Ton dieſer Inſtrumente gefiel durch ihren vollen und gehaltenen Ton Herrn Goll ungemein und ſie veranlaßten ihn zu der Bemerkung, dieſer ſchönere Ton werde dadurch erzeugt, daß der Ton nicht von dem Reſonanzboden weg, ſondern auf ihn zu getrieben würde, und daß ſeine Kraft noch erhöht werden müſſe, wenn man den Reſonanzboden wieder in die alte wagerechte Lage verſetze, jedoch ſo, daß er über den von unten getroffenen Saiten befindlich wäre. Und er hatte Recht, denn der Reſonanzboden kann erſt jetzt den vollen Ton recht auffangen und verſtärkt zurückgeben, weil der Ton, wie alles Geiſtige, vorzüglich aufwärts dringt. Außerdem haben dieſe Golliſchen Inſtrumente noch viele Vorzüge vor den andern. So leiſtet eine Saite

---

*) Und weiß nicht jeder, daß der Spruch der Karbonari ſeyn ſoll, was oben iſt ſoll unten ſeyn, und hat man nicht Studenten für Karbonari gehalten, weil ſie Stöcke getragen, die unten dicker als oben waren? —

ſo viel und gibt ſogar einen kräftigeren Ton, als bisher zwei oder drei gaben. Der Diskant und Baß, Höhe und Tiefe, ſind in ein viel beſſeres Verhältniß geſetzt, ſo daß der erſte den zweiten weder überſchreit, noch der zweite den erſten überbrummt, und alſo erſt der Zweck dieſer Inſtrumente, die harmoniſche Muſik, erreicht und möglich gemacht iſt. Verſtimmung iſt bei dieſen Inſtrumenten ſo wenig möglich, daß Kreuzer auf einem von Wien ſo eben angelangten Holliſchen Flügel ſpielen konnte, ohne daß derſelbe vorher geſtimmt zu werden brauchte. Freilich gehören zu dieſen Inſtrumenten Spieler, welche ſich und ihre Finger ganz in der Gewalt haben, weil die Berührung der Taſten eine nur ganz leichte und leiſe ſeyn darf, wenn nicht durch zu feſtes und langes Ausdrücken das Inſtrument zu lärmen und zu toben anfangen ſoll.

Miszellen.

Es handelte ſich um Krieg und Frieden zwiſchen den Spartanern und Athenienſern. Die ſpartaniſchen Geſandten in Athen verlangten, wenn die Athenienſer Friede haben wollten, ſo müßte ein gegen die Megarenſer gegebener Volksſchluß aufgehoben werden. Perikles entgegnete den Geſandten, das ginge darum nicht an, weil keine einmal aufgehängte Volksbeſchlußtafel wieder abgenommen werden durfe. So laß ſie hangen, fiel ihm einer der ſpartaniſchen Geſandten in's Wort, aber dreh ſie um. Alle Athenienſer ergötzten ſich über den lakoniſchen Witz, aber die Tafel mit dem Volksbeſchluß nahmen ſie weder ab, noch drehten ſie dieſelbe um.

— Der Geſetzgeber der griechiſchen Kolonie Thurii in Unteritalien, Charondas, ließ die im Kampfe feig geweſenen nicht, wie das gewöhnlich war, mit dem Tode beſtrafen, ſondern drei Tage lang in Weiberkleidern auf öffentlichem Markte ſitzen. Er konnte ſeinen Mitbürgern noch mehr Liebe zur Ehre als zum Leben zutrauen.

— Ausbildung intellektueller und moraliſcher Kraft, Genie und Charakter ſtehen nur zu oft im umgekehrten Verhältniſſe. Demoſthenes, deſſen Beredſamkeit ganz Griechenland gegen Philipp von Makedonien zu den Waffen trieb, verſtummte, als er vor Philipp als Abgeſandter ſeines Volkes ſtand, aus lauter Verlegenheit. Johann von Müller's Schweizerrepublikanismus und Haß gegen Napoleon verſank durch einſtündige Unterhaltung mit dem großen Manne in Verehrung vor demſelben.

— Man hatte ſchreckliche Schandſchriften gegen den Kardinal Mazarin geſchrieben, worüber derſelbe ſich nicht wenig entrüſtet ſtellte, und alle Exemplare aufzukaufen befahl, um ſie zu verbrennen. Als er alle Exemplare beiſammen hatte, ließ er ſie heimlich wieder verkaufen, indem er that, als ob er nichts davon wüßte. Durch dieſen feinen Streich gewann er 10,000 Thaler. Er pflegte oft lächelnd zu ſagen: „Die Franzoſen ſind ein vergnügliches Volk, ich laſſe ſie ſingen und lachen, und ſie laſſen mich thun, was ich will.“

No. 16

Franzeska und Paolo.

(Dante's Hölle; Geſ. V.)

In dem Mund der Dichter ewig fort zu leben, iſt ein Glück, das ſelten einem liebenden Paar zu Theil wird. Wenn es geſchieht, dann war die Prüfung ſchwer auf Erden, der Ausgang jammervoll, und die Unſterblichkeit, die ſolchen Liebenden zu Theil wird, iſt dann der Erſatz für die verkümmerte Erdenwonne und ein ewiges Labſal für verwandte Seelen. In einem ſolchen Sinn geben wir den rührendſten aller Geſänge Dante's, des göttlichen Dichters. Zum beſſeren Verſtändniß ſtehe dies voran:

Guido von Polenta, Herr von Ravenna, hatte eine Tochter, Franzeska mit Namen, die ſehr ſchön war und außerdem noch manche andere treffliche Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens beſaß. Unter allen Freiern, die ſich herzu drängten, war der Vater keinem ſo hold, als dem Lanziotto, dem Sohne des Malateſta, der Herr von Rimini war. Dieſer Lanziotto hatte eine ſehr häßliche Geſtalt und ſonſt gar nichts Einnehmendes, war aber der tapferſte Ritter und rüſtigſte Kriegsmann. Wie ſein Handwerk, ſo waren ſeine Leidenſchaften roh und unbändig und in der Eiferſucht kannte er keine Grenzen. Es geſchah nun, daß Franzeska dieſem ihre Hand reichte, es aber bald bereute, da ſie den ſchönen liebenswürdigen Paolo geſehen; denn ſie fühlte, daß die Leere in ihrem Herzen noch nicht war ausgefüllt worden. Paolo war ihr Schwager; aber verbotne

Liebe hat einen unendlichen Reiz. Die Glücklichen ſchwelgten, ohne Ahnung der Gefahr, in namenloſer Wonne. Damals herrſchte in Lombardien große Liebe zur romantiſchen Poeſie. Die Geſänge und Sagen von alten Helden, von den Paladinen Karls des Großen, und den Rittern der Tafelrunde wurden mit großer Begierde geleſen. Bisher war das Glück unſerer Liebenden mehr ein verborgenes geheimes Einverſtändniß der Herzen geweſen, ohne ein äußeres Zeichen, außer einem Blicke oder ſtillen Seufzer. Eines Tages ſaßen ſie allein beiſammen und argwohnten nicht das mindeſte Böſe. Nach manchem ſüßen Geſpräch kamen ſie darauf, ein Buch zur Kurzweil zu leſen. Es hieß Galeotto; darin war die Liebe Lanzelot's zu ſeiner Ginevra geſchildert. Da ging das Herz den Liebenden auf, und alle noch unbewußten Gefühle erwachten mit unwiderſtehlicher Gewalt. Oft hielten ſie während des Leſens inne und ſahen einander an, und die Farbe des Geſichtes wechſelte. Als ſie endlich zur Stelle kamen, wo Lanzelot ſeine Ginevra küßt, da hielt ſich Paolo nicht mehr, und überwältigt von ſeinen Gefühlen küßte er mit bebenden Lippen ſeine Franzeska. Dieſer eine Moment entſchied über ihre Liebe und ihr Leben. Der Verrath hatte gelauert. Noch ſchwammen ſie in der Glut ihrer erſten Entzückung, als Lanziotto racheſchnaubend herein trat und die beiden Ueberglücklichen mit einem Streiche ermordete.

Dieſe traurige Geſchichte trug ſich in Dante's Tagen zu, und er war davon ſo ergriffen, daß er den unglücklich Liebenden und ſeinem eignen Herzen ein bleibendes Denkmal zu ſtiften beſchloß. Denn ſein Schmerz, wie ſeine Liebe zu Beatricen, die ihm ein frühzeitiger Tod entriß, hörte nur mit ſeinem Leben auf. Doch

Einem göttlichen Gedicht
Hat er Alles einverleibet,
Mit ſo ew'gen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felſen ſchreibet.

Aber werden es die ſchönen, zarten Seelen dem Dichter je verzeihen? In dem großen Gedichte, die göttliche Komödie genannt, welches ſeine allegoriſche Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Himmel enthält, weiſet er den beiden Unglücklichen keine Stätte im Himmel an (den hatten ſie ja auf Erden ſchon genoſſen), keine im Fegfeuer (immer brennet ihrer Liebe Glut); ſondern — in der Hölle. Mit dem Römiſchen Dichter Virgilius,

Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefſte Schluchten,
Wo ſein ird'ſcher Schmerz verſtummte
Bei dem Anblick der Verfluchten,

war Dante zum zweiten Kreiſe gelangt (nach ſeiner Vorſtellung nämlich ſind die Verdammten, nach der Art ihrer Sünden und Beſtrafung, in verſchiedene Kreiſe abgetheilt, welche gegen den Mittelpunkt der Erde zu immer enger und ſchrecklicher werden), wo die Ueppigen und in der Liebe Ausſchweifenden beſtraft werden. Hier ſitzen auch die Höllenrichter, die den verdammten Seelen ihren Strafort anweiſen. In dem weiten Raume iſt alles lichtlos, und man hört ein fernes Toſen und Brauſen, wie des Weltmeeres, wenn es im Sturme von entgegengeſetzten Winden gepeitſcht wird. Ein wüthender Höllenorkan, der nimmer ruht, treibt die verdammten Geiſter immer hin und her und auf und ab. Raſtlos werden ſie in dieſem Wirbel getrieben, kein Hoffnungsſtrahl tröſtet ſie je; nie wird ihnen geringere Qual; ewig tönet in das Windesbrauſen der Verfluchten Wehgeheul. In dieſem Kreiſe ſitzen Franzeska und Paolo. Sie ſind auch hier unzertrennlich; aber ihre Liebe iſt hier ihre ewige Marter. Dante ſieht die Geiſter; er ſieht, wie die zwei immer mit einander gehen. Da ergreift ihn ein ſo heftiges Mitleid, daß er faſt von Sinnen kommt. Doch erholt er ſich und beginnt zu ſeinem Führer Virgilius alſo:

Gerne*), o Dichter, ſpräche ich mit jenen zweien, die mit einander gehn und im Winde ſo leicht hinzuſchweben ſcheinen. Und er zu mir: Du kannſt's, ſobald ſie uns nahe genug ſind. Alsdann flehe ſie an bei jener Liebe, die ſie jetzo umher treibt, und ſie werden kommen. Sobald der Wind ſie gegen uns trieb, erhub ich die Stimme: O Seelen voller Martern! kommt und redet mit uns, wenn niemand es euch verbeut. Wie Tauben, die Flügel ausgebreitet nach dem ſüßen Neſt hin, wann ſie die Sehnſucht ruft, durch die Luft geflogen kommen, ſo eilten jene aus der Schaar der Verfluchten zu uns, durch die Höllenluft ſich drängend. Alſo mächtig wirkte meines Herzens Ruf.

---

*) Hier hebt Dante's Geſang an.

O du Menſchenkind voll Huld und Milde, der du herabſteigſt durch die purpurdunkle Luft, uns zu beſuchen, deren Blut die Erde tränkte! Wäre der König des Weltalls uns hold, wir beteten zu ihm für deinen Frieden, weil du Mitleid fuhlſt mit unſerm Jammer. Was ihr vernehmen möchtet und fragen, wir wollen's euch künden, dieweil der Wind wie jetzo ſchweigt. Es ruht das Land, wo ich geboren bin, am Meerſtrand, wo ſich der Po entladet, um mit ſeinen Bruderſtrömen auszuraſten. Liebe, die ſich ſchnell dem zarten Herzen lehrt, ergriff dieſen hier nach dem ſchönen Leib, der mir genommen werden, und die Art, wie es geſchah, kränkt mich jetzo noch. Liebe erheiſchet Gegenliebe und mich ergriff ein ſo großes Verlangen nach dieſem hier, der, wie du ſiehſt, mich auch jetzo nicht verläßt. Liebe fuhrte uns beide zu einem Tode: Kaina harret deß, der das Lebenslicht uns ausgelöſcht *). Dieſe Worte ſprachen ſie.

Und während ich den tiefgekränkten Seelen horchte, neigte ich das Antlitz und hielt es ſo nieder, bis der Dichter zu mir ſagte: Was ſinneſt du? Da antwortete ich und begann: O Unglücklicher! wie viel ſüße Gedanken, welche Sehnſucht brachte dieſe zu dem jammervollen Ende! Dann wandte ich mich zu ihnen und ich ſprach und begann: Franzeska, deine Martern machen mich weich und traurig bis zu Thränen. Aber ſage: Zur Zeit der ſüßen Seufzer, wie kam's, daß die Liebe ihr euch gewährtet, da ihr ſie doch kanntet, die verbotnen Gluten?

Und ſie zu mir: Keinen größern Schmerz gibt's, als die Erinnerung an die Tage der Wonne im Elende, das weiß ja auch dein Meiſter. Aber da du ſo großes Verlangen trägſt, unſerer Liebe erſten Keim zu wiſſen, will ich's dir melden, wie einer, welcher weinet und erzählt.

---

*) Kaina (von Kain) heißt bei Dante ein Ort des neunten Kreiſes in der Hölle, wo die Verräther ihrer eignen Verwandten und des Vaterlandes beſtraft werden.

Wir laſen eines Tages zu unſerer Kurzweil von Lanzilotto, wie die Liebe ihn ergriff. Allein waren wir und ohne allen Argwohn. Mehrmal trieb jenes Leſen die Augen uns gegen einander und verfärbte uns das Angeſicht. Doch war's nur *ein* Augenblick, der uns überwältigte. Als wir laſen, wie jener Held auf den erſehnten Mund den Kuß gedrückt; da küßte auch dieſer da, der nimmermehr von mir ſich trennet, mich zitternd auf den Mund. Galeotto hieß das Buch und der es ſchrieb. Von jenem Tag' an laſen wir nimmer weiter.

Während der eine Geiſt dies ſprach, weinte der andere ſo, daß vor Mitleid mir die Sinne ſchwanden, als ob ich ſtürbe, und ich ſtürzte nieder, wie der Leib eines Entſeelten ſtürzt.

Kolumbia.

(Fortſetzung.)

Thierwelt. Die Urwälder ſind die Heimath des Tigers, der hier 6 Fuß lang wird, des Panthers, Jaguars, ſchwarzen Bären, des einhörnigen Danta, der Lamas, zahlloſer Affengeſchlechter u. ſ. w. Man macht häufig und in großen Geſellſchaften Jagd auf ſie, doch ſcheint ihre ungeheure Menge unerſchöpflich zu ſeyn. An Vögeln iſt ein gleicher Ueberfluß vorhanden. Auf allen Zweigen wiegen ſich die edelſten Papagoien. Zahlloſe Raubvögel und Ibiſſe ſind eine Wohlthat des Landes, indem ſie die gefallenen Thiere und alles giftige Ungeziefer ſchnell verzehren. Wenn Regen gefallen iſt, athmet die Erde einen Biſamgeruch aus, von dem alle Thiere durchdrungen ſind.

Am merkwürdigſten ſind die niedern Thierarten. Fiſche giebt es zwar von allen Arten ausnehmend viel, doch ihre größte Menge wird immer von den Krokodillen und Alligatoren oder Rieſenſchlangen aufgerieben. Alle Küſten und Ströme wimmeln von dieſen Ungeheuern. Die Alligatoren werden 30

Fuß lang und kommen häufig an die Ufer der Flüſſe, um die weidenden Rinderheerden zu bekämpfen. Den ſtärkſten Ochſen haben ſie im Augenblick erdrückt und verſchlungen. Das Waſſer, worin ſie ſich aufhalten, bekommt eine weißliche Farbe, wird jedoch dadurch nicht ungeſund. Andere Schlangen, Schildkröten und Vierfüße jeder Art, auch Seekühe beleben alle Gewäſſer und Ufer. Wenn Regen gefallen iſt, brüten die heißen Sonnenſtrahlen unüberſehlige Schaaren von Inſekten aus, von denen jeder Raum erfüllt wird. Skorpionen, Moskitos und große Ameiſen ſind die gefährlichſten. Dieß Ungeziefer und nicht weniger kleine Schlangen dringen in die Häuſer, ſogar in die Betten, und nichts kann vor ihnen ſchützen. Die Ameiſen haben ſchon oft ganze Häuſer unterminirt und die Einwohner zur Flucht genöthigt.

In den Savanen, d. h. auf den großen Weideplätzen, treiben ſich viele tauſend Pferde und Rinder europäiſcher Abkunft umher und zwar immer Heerdenweiſe. Die Pferde haben eine Art von Staat unter ſich. Sie leiden keine Nachzügler und beißen ſie vorwärts. Begegnet ihnen ein Menſch, ſo ſtehn ſie ſtill, und ergreift er die Flucht, ſo iſt er verloren, denn alle ſtürzen ſich ihm nach und überreiten ihn. Gegen die Tiger wiſſen ſie ſich ſehr geſchickt zu wehren, indem ſie alle in einen Kreis treten und dem Feind die Hufe biethen. Die Rinder ſind weit zahlreicher und behaupten ebenfalls gegen die Menſchen eine gewiſſe Selbſtändigkeit. Zur Zeit der Revolution wollten die Einwohner einer gewiſſen Gegend ſich ſchnell Geld anſchaffen und zogen deshalb zu Pferde und mit Lanzen bewaffnet in die Savanen, wo ſie einige tauſend Rinder niederſtachen und Felle und Fett davonführten. Alle übrigen Rinder dieſer Gegend aber flohen ſeitdem in die Urwälder, aus denen ſie kein Menſch wieder herausgebracht hat.

Pflanzenwelt. Die Könige dieſes Naturreichs, rieſenhohe Cedern und Palmen, deren gefiederte Blätter aus weiter Ferne das Auge anlocken, ferner Tamarinden, Dattelbäume, Kakaobäume, edles Braſilien- und Kampecheholz und eine ungeheure Menge anderer Baumarten bedecken den größten Theil des Landes. An ihnen ranken zahlloſe Schlingpflanzen empor, beſonders Lianen. Zu ihren Füßen drängt und wuchert die niedre Pflanzenwelt aufwärts, das baumartige Solanum von 40 Fuß Höhe, Farrenkräuter aller Art, fächerartige Mimoſen, Kaktus, der, an den Mauern der Städte in dichter Menge aufſchießend, jeden Zugang unmöglich macht. Mediziniſche Pflanzen der verſchiedenſten Gattung wachſen überall in üppiger Menge, kaum bekannt und beachtet. Welches Feld für den Botaniker! In vielen Thälern herrſcht ein ewiger Frühling und Blüthen und Früchte hangen beſtändig an dem gleichen Baum. Laue Winde führen die wollüſtigen Wohlgerüche der blüthenreichen Thäler und Ebenen den Küſtenſtädten und dem Meere zu, ein günſtiges Vorzeichen dem fernherſegelnden Schiffer.

Für viele Millionen Menſchen biethet dieſe Vegetation Nahrung dar. Man benutzt ſie nur ſparſam, ſo weit man ihrer bedarf. Ganz Europa könnte von dem Ueberfluſſe leben, der hier jährlich zu Grunde geht, oder durch Kultur erzeugt werden könnte. Stämme zum Schiffbau, edle Holzarten für feinere Arbeit, köſtliche Rinden und Harze, Färbehölzer, Medikamente ſind hier in unerſchöpflicher Fülle vorhanden. Zucker, Kaffe, Indigo, Baumwolle, Kakaobohnen, Vanille, Toback u. ſ. w. haben hier den üppigſten und feinſten Boden.

Die Gebirge. Das Hauptgebirge ſind die Andes. Sie beginnen bei'm Fluſſe Adrato, auf der Landenge von Panama, ſüdlich bis zum Vorgebirge Pilares, am weſtlichen Eingange der Magellaniſchen Straße, und haben eine Länge von neunhundert deutſchen Meilen. Die Andes haben die höchſte Höhe im Gebiet von Columbia, weil ſich hier der Kegel des Chimborazo ein und zwanzigtauſend vierhundert und vierzig Fuß über die Meeresfläche erhebt. Nach der Provinz Darien dacht ſich das Gebirge bis in die Landenge von Panama vollkommen ab. Erſt jenſeits der Landenge hebt ſich ſolches von neuem wieder.

In der Provinz Quito ſieht man die höchſten Gipfel: Chimborazo, Pichincha, Illiniſſa, Antiſana und Kotopari, die bis in die Wolken ſteigen. Ihre weißen Kegel ſtechen ſchön vom Dunkelblau des Firmaments ab. In Kundinamaria hat der höchſte Schneeberg ſechszehn tauſend Fuß Höhe.

Einen andern Arm der Andes nennt man Kordillera der Waſſerfälle des Orinoko. Hier entſpringen die Flüſſe Guaviari, Meta, Zama und Ymerida; ſie bilden die großen Waſſerfälle Mappure und Adure. Das Gebirge erſtreckt ſich ſüdlich bis an Braſiliens Grenzen in Wäldern, welche niemals ein Europäer betrat. In dieſem ewigen finſtern Hain finden ſich die Quellen des Orinoko, die noch kein Kolumbier oder civiliſirter Indianer jemals ſah.

Die Vulkane und Erdbeben. Dem heftigſten Erbeben iſt das ganze Staatsgebiet ausgeſetzt. Vierzig feuerſpeiende Berge in den Andes ſchütten Lava, Felſenſtücke, Aſchenregen, Waſſer, Koth, Schwefel und heiße Luft aus. Dieſe vulkaniſchen Kegel haben unermeßliche Seitenſchlünde, über welche die kühnen Eingebornen hangende Brücken von Fibern der Aequinoktial-Pflanzen bauten. Ueber dieſe ſchwachen Brücken bringen die Eingebornen die Reiſenden. Wenn die kühnen Wanderer die Mitte erreicht haben, iſt die ſchwankende Bewegung der Pflanzenbrücke ſo ſtark, daß nur ſchnelles Vorwärtsſchreiten ſolche zu mäßigen vermag. Vom Jahr 1792 bis 1804 war der Regen gemeiniglich mit Blitz und Donner verbunden. Seit 1804 hat dieſe Begleitung aufgehört. Vermuthlich hat ſich ſeitdem mehr elektriſche Materie im Schooße der Erde angehäuft, und ſind eben die Erdbeben jetzt um ſo fürchterlicher. Am verheerendſten waren dieſe Erdbeben immer in der Provinz Cumana.

An das ſtille Meer ſtößt das Gebiet von Quito. Die Küſte hat 600 engliſche Meilen Länge. Die Breite mag bis 1800 Meilen betragen. Die höchſten Spitzen der Andes findet man hier in den beiden Bergreihen, die Quito durchziehen. Die höchſten Spitzen ſind bis 13900 Fuß hoch. Sie ſind aber wirklich weit höher, da die Thäler ſchon ſo hoch liegen, aus denen ſie ſich erheben. Der Chimborazo iſt der höchſte unter allen Amerikaniſchen Bergen; ſeine äußere Geſtalt gleicht einer Kuppel. Ueber die See erhebt er ſich 21,441 Fuß. Auch der Pichincha, der ſich über Quito erhebt, war vormals ein feuerſpeiender Vulkan; doch tobt er jetzt ſelten; vom Rande ſeines Kraters ſteigen drei Spitzen in die Hohe, die wegen der Hitze der aufſteigenden Dünſte niemals Schnee zeigen. Ueber dem Abgrund ſpringt ein Felsſtück hervor, das 12 Fuß lang und 6 Fuß breit iſt. Bey Erderſchütterungen ſieht man deutlich die Bewegung des Felſens, und nimmt, auf ſolchen hinabſchauend, mehrere Berge in dem Krater ſelbſt gewahr. Die Seiten des Kraters ſind dunkel, ja ſchwarz. Die Hügel im Krater, aus denen das Feuer in die Höhe ſteigt, ſind mit Schnee bedeckt. Der Pichincha hat 15,939 Fuß Höhe über der Oberfläche der See. Der ſchönſte aller Vulkane iſt aber der Cotopari; ſein Kegel trägt beſtändig Schnee; ein Wall von ſchwarzen Felſen umgibt den Krater. Wegen der vielen tiefen Abgründe darf man dem Krater nicht nahe kommen. Unter allen jetzt noch feuerſpeienden Bergen iſt er der höchſte. Die größte Erderſchütterung, welche er veranlaßte, fand 1774 Statt. Auf der Bergkette des Jiguſlo entdeckt man einen Grabeshügel und die Ruinen eines Peruvianiſchen Pallaſtes, welche man tambos nannte. Die Ruinen liegen in einem Gefilde von Bimsſtein. Der anſcheinende Grabeshügel iſt 200 Fuß hoch. Der ehmalige Pallaſt hatte die Form eines Vierecks; jede Seite hatte 100 Fuß Länge, 4 große Thore und 8 Zimmer. Die Mauern ſind über 3 Fuß dick, und die Steine ſchön behauen. Der Pallaſt hieß Kalo.

Bei heftigen Windſtößen in dieſen Gebirgen wirft der Wind bisweilen Felsſtücke ins Thal hinab. Die Kälte iſt da am ſtärkſten, wo die Winde am heftigſten wüthen. Nur in den Thälern dieſer hohen Gebirge können Menſchen leben. Das eigentliche Quito hat neun Diſtrikte, über die wir Einiges bemerken werden. Das Land um Quito ſelbſt iſt reich an Pflanzungen. In den heißen Thälern wächst Zuckerrohr und Baumwolle, in den Ebenen Mais, und in den höchſten Gegenden Weizen, Roggen und Flachs. Höher als dieſe Gegenden weiden große Heerden von Kühen und Schafen. Die dort gewonnene Butter und der dortige Käſe ſind vortrefflich. Die meiſten Einwohner auf dem Lande ſind Indianer. Die Stadt Quito liegt 35 Meilen von der Südſee entfernt; weil ſie am Fuß eines Vulkans gebaut worden iſt, ſo iſt der Boden höchſt ungleich. Hier herrſcht faſt das ganze Jahr hindurch ein ewiger Frühling. Sanfte Winde bringen der Stadt Wohlgerüche aus üppigen Thälern und von fruchtbaren Bergen. Mit Heftigkeit regnet es hier bisweilen. Aber vor Erdbeben iſt man hier keine Stunde ſicher. Nirgends hat man mehr Erfahrungen gemacht, wodurch ſich die Nähe des Erdbebens verräth, als hier. Im Jahre 1797 am 4. Februar vernichtete hier das Erdbeben in einer Minute 40,000 Menſchen. In allen Richtungen in und um die Stadt öffnete ſich damals die Erde, und ſpie Schwefel, Schlamm und Waſſer aus. Eine wichtige Veränderung bewirkte dies Erdbeben in der Temperatur der Luft. Solche iſt jetzt gewöhnlich 40 bis 45°; früher war war ſolche 66 bis 68°. — Der fette Schlamm und das heiße Waſſer des nahen feuerſpeienden Berges verbreiten die große Fruchtbarkeit in der Gegend um Quito. Blätter, Blüthen und Früchte tragen hier die Bäume zugleich. Wenn der Landmann auf einem Acker ſäet, ſo erntet vielleicht ſein Nachbar auf dem nächſten. — Als der ſpaniſche Heerführer Benalkazar in die Provinz Latakunga einfiel, fand gerade der erſte vulkaniſche Ausbruch des Cotopari Statt. Es herrſchte dort eine Volksſage, daß, wenn der Vulkan einmal berſten würde, die Einwohner das Joch eines bis dahin ihnen unbekannten Volkes würden tragen müſſen. Dieſer Umſtand, die weiße Haut und die großen Bärte der Spanier beſtimmten die Eingebornen, ſich ruhig zu unterwerfen. — Auch die Stadt Riobamba zerſtörte das Erdbeben des Jahres 1797. Die Spitze des Berges Sikalpa unterbrach beim Hinabſtürzen den Lauf zweier Flüſſe; von der Stadt blieb auch nicht eine unbedeckte Ruine übrig, und von 9000 Einwohnern entrannen dem Tode nur 400. Faſt alle nahen damaligen Dörfer hatten gleiches Unglück. In der Stadt Pelileo überſchwemmte ein Strom ſiedenden Waſſers die ganze Stadt. Wenige Stunden nach dem Erdbeben ſah man, ſo weit das Auge reichte, kein lebendiges Weſen mehr, und die ganze Natur umher in der wildeſten Zerſtörung. Man hat, gewarnt durch die frühern Unfälle, dieſe Stadt, ſo wie alle Dörfer, die ein ähnliches Schickſal betraf, an Plätzen wieder erbauet, welche menſchlichem Anſehen nach bei ähnlichen Unfällen, die die tobende Natur hier ſtets erwarten läßt, doch weniger Gefahr darbieten. Die ſchöne jetzige Stadt hat ſchon wieder 20,000 Einwohner. — Die Stadt Hambato liegt in einer weiten Ebene. Auch dieſe Stadt litt bei dem erwähnten Erdbeden; ein Theil des Vulkans Karguirazo fiel über die Stadt, und ſpie Ströme von Schlamm, Aſche und Waſſer aus. Die Hitze des Kraters und der Lava ſchmolz die Schneedecke, ſtürzte Alles zur Seite des Berges nieder, und ſchwemmte, was bewegungsfähig war, mit ſich fort. Die Zahl der Einwohner iſt jetzt 9000.

Ueberſchwemmungen. Frühjahr und Herbſt kennen dieſe Länder nicht; ſtatt deſſen Dürre und Regenmonate. Auch in den Regenmonaten giebt es einzelne trockne Tage. Im Durchſchnitt regnet es täglich drei Stunden. Aber in dieſen drei Stunden ſchüttet auch der Himmel mehr Regen herab, als in Europa in ſechs Regentagen. Während der Regenmonate ſteigen alle Flüſſe und in den nördlichen Ebenen des Orinoko verwandelt ſich die ganze Fläche in einen See. Der Fluß ſteigt neun und dreißig bis ein und vierzig Fuß über ſeinen niedrigſten Waſſerſtand. Faſt alle Inſeln der Indianer ſtehen dann unter Waſſer. Vom Oktober bis zum März fällt das Waſſer. Die Schneegebirge der Kordilleren ſind der Hauptgrund der großen Ueberſchwemmungen. Ueberall iſt der Fluß mit Krokodillen beſetzt; der ganze Strom hat ein Flußgebiet von dreihundert deutſchen Meilen Länge. Die Fluth der Ueberſchwemmungen dringt jährlich in die Gaſſen niedrig gelegener Städte, ſo daß man darin auf Kähnen fährt. In der Stadt Angoſtura hat man mehrere Beiſpiele, daß die Krokodille alsdann mitten in die Stadt geſchwommen ſind, und zwiſchen den Häuſern Menſchen angefallen und verſchlungen haben. Die Savanen oder Weiden ſind in ſolcher Zeit mit 12 bis 14 Fuß Waſſer bedeckt. Durch die Nachläßigkeit der Hirten, die Heerden bei Zeiten nach den Höhen der Llanos (Heiden) zu treiben, verlieren dieſe jährlich viele hundert Pferde. Die Stuten ſchwimmen mit ihren Füllen einen Theil des Tages, und freſſen das Gras ab, das über dem Waſſer hervorragt. Die Krokodille greifen ſolche bei dieſer Gelegenheit an, und manches Pferd trägt am Fuße die Narben dieſer Wunden. Den ſchwimmenden Leichnamen der Thiere folgen unzählige Geier, Adler und Ibiſſe, um das Fleiſch ſogleich zu verzehren.

Die Guaraons, ein Stamm der wilden Indianer, leben im Delta des Orinoko, und kennen genau die Schiffahrt auf den verſchiedenen Strömen; die Natur des Bodens iſt Schuld daran, daß ſie ihre Unabhängigkeit behauptet haben, denn der fromme Eifer der Miſſionarien wagte nicht, ſie bis zu den Spitzen der Bäume zu verfolgen; ſobald nämlich die Ueberſchwemmungen überhand nehmen, ſo ſuchen ſie einen Platz aus, wo mehrere große Stämme dicht neben einander ſtehen, und über die gehauenen Baumſpitzen bauen ſie ſich in der Luft eine Hütte; von den Zweigen flechten ſie ſich die Seitenwände und mit den Palmblättern decken ſie ihre Hütte, damit kein Regen eindringen kann.

(Fortſetzung folgt.)

Charakteriſtiſche Züge aus dem Leben der Irländer.

(Aus den Researches in the South of Ireland. By T. Crofton Croker. London 1824.)

Der gegenwärtige Charakter der Irländer iſt ein ſonderbares Gemiſch von anſcheinenden und ſich wieder aufhebenden Unverträglichkeiten, alſo daß es bey der unglücklichen Vermengung von Laſtern und Tugenden ſchwer ſeyn möchte, ſie zu unterſcheiden, oder zu trennen. Schnell in Meinungen und Entwürfen, langſam in ihrer Ausführung, verlaſſen ſie oft dieſelben, ehe ſie zur Reife gediehen, oder tauſchen ſie für andere um. Der Irländer iſt der Spielball ſeiner Gefühle; bei der Heftigkeit ſeiner ſinnlichen Leidenſchaften iſt er abwechſelnd das Kind der Verzweiflung oder des Leichtſinns; in Freude und Leid kennt er kein Maaß; er liebt oder haßt; der Glutſtrom einer erhitzten Einbildungskraft, ohnehin ſchon enthuſiaſtiſch, reißt ihn fort und häuft die Schuld von tauſend Ungereimtheiten auf ihn. Dieſe Extreme des Temperaments hat auch Giraldus Cambrenſis genau bezeichnet, wenn er ſagt: „Sind die Irländer böſe, ſo triffſt du nirgend böſeres Volk, ſind ſie gut, ſelten beſſeres.“

Unerſchöpflich in Hülfsquellen zur Beſiegung von Schwierigkeiten und ſich aus ſeiner niedern Sphäre, wohin ihn die Armuth hinabdrückt, empor zu arbeiten, beſitzt der irländiſche Bauer lebhaften Verſtand, heftige Neigungen und einen robuſten Körper. Unglück bricht ſeinen Muth nicht gleich, und Hinderniſſe und Gefahren ſchrecken ihn nicht zurück. Vorwärts drängt er auf ſeiner rauhen Bahn mit erhobener Stirne und warmem Herzen. Voll Luſt zum Kampfe und Trunke liebt er alle Arten der Aufregung und Unterhaltung. Die Tugenden der Geduld, Klugheit und Induſtrie finden ſich jedoch ſelten bei einem Irländer. Er bildet gigantiſche Entwürfe; allein ihm fehlt Beharrlichkeit in der Ausführung größerer Werke; ſeine Ideen ſind groß und lebhaft; allein ihre Ausführung iſt ſchwach und matt; er iſt geiſtreich und unbeſonnen; was er heute mühſam gewonnen, kann er verſchwenden, unbekümmert um den kommenden Tag. Ein Ruf an ſein Herz bleibt ſelten ohne Erfolg; er iſt edelmüthig und gibt, ohne weiter zu forſchen, mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit. So erſcheint in allgemeinen Umriſſen der irländiſche Charakter, und man muß geſtehen, daß er mehr geeignet iſt, einen augenblicklichen Zoll der Bewunderung abzufordern, als bleibende Achtung zu erzeugen.

Der Aberglaube des irländiſchen Volkes hat viel Aehnliches mit dem der Schotten. Die runden Schanzen und Hügel, unter dem Namen der Dänen-Poſten *) bekannt, hält der gemeine Mann für Wohnungen von Feengeſellſchaften. Niemand wagt es, daſelbſt zu graben oder zu pflügen. Denn die Beunruhigung dieſes „guten Völkleins,“ wie ſie es nennen, würde großes Unglück über den Thäter und ſeine Verwandten bringen. Auf dieſen Hügeln halten die Geiſter ihre nächtlichen Zuſammenkünfte und fantaſtiſchen Bankette voll einſchmeichelnder Muſik. Oftmal führen den unwiſſenden Wanderer ſchimmernde Lichtlein und ſanftlockende Klänge vom wahren Pfade ab. Doch wenn

---

*) Der Leſer wird ſich leicht an die ganz ähnliche Bedeutung der Hühnengräber auf der Inſel Rügen und ſonſt im nördlichen Deutſchland erinnern.

Der Dorfhahn rief den Morgenruf,
Aufſtürmt' in Haſt der Geiſter Drang;
Das Wort ging um: „Hinweg! hinweg!“
Die Nacht iſt kurz, der Weg iſt lang —

ſo wurden die köſtlichen Speiſen Aas, die Kriſtallbecher grobe Kieſelſteine. Ein Staubwirbel, den der Wind erregt, wird Geiſtern zugeſchrieben, die von einem ihrer Lager zum andern ziehen. Wenn dies der Bauer ſieht, nimmt er demüthig ſeinen Hut ab, und murmelt: „Gott helf' euch weiter, Gott helf' euch weiter.“ Dann ſetzt er ihn wieder auf mit der Bemerkung, „daß Höflichkeit keine Bürde iſt.“ Es ſoll dies eine Art von Apologie ſeyn für das eigentliche Motiv, welches er ſich ſchämt zu bekennen. Würde er aber ſtatt ſolch eines freundlichen Grußes ein Gebet herſagen, oder ſich andächtig bekreuzen, ſo wäre der Feenlauf unterbrochen und wenn ſich Sterbliche in ihrem Zuge befänden, wäre der Zauber gelöſet, der ſie band, und ſie würden der menſchlichen Geſellſchaft zurückgegeben. Meſſer mit ſchwarzen Heften haben bei ſolchen Gelegenheiten auch große Kraft, den Zauber zu löſen; man hält ſie nicht nur gegen Zauberei wirkſam, ſondern auch gegen alle übernatürlichen Weſen. Man erzählt manche Abentheuer zwiſchen Geiſtergeſtalten und Sterblichen, bei welchen dieſe Meſſer ihre Kraft bewieſen haben. Am Morgen fand man noch Blutstropfen und getrockneten Saft, wo die Erſcheinung begegnet war. Klarikaune oder Leprehaune heißt der Irländiſche Puck. Der Charakter dieſes Poltergeiſtes iſt ein Gemiſch von dem Schottiſchen Brownie und dem Engliſchen Robin Good-fellow. Man zeichnet ihn als ein kleines, dürres altes Männchen ab, ganz im Koſtüm eines Schuhflickers, der eben mit dieſem Handwerk beſchäftiget iſt. Noch neuerlich hat ein Irländiſches Blatt erzählt, daß ein Tagwerker, der in der Abenddämmerung nach Hauſe ging, einen Leprehaune an der Arbeit traf und ihm einen Schuh davon trug, den er eben flickte. Die Neugierigen wurden eingeladen, den Schuh in der Offizin des Blattes einzuſehen, um ſich von der Wahrheit der Geſchichte zu überzeugen. Der hervorſtechendſte Zug jedoch in Betreff Leprehaune's iſt, daß er, gleich dem Fortunatus, einen unerſchöpflichen Geldbeutel bei ſich führt. Auch verſuchten viele, welche dergleichen Geiſter beim Schuhflicken trafen, dieſelben zur Auslieferung der Wunderbörſe zu vermögen. Allein es wollte nie gelingen, indem es dieſen ſonderbaren Weſen keineswegs an Kunſtgriffen fehlte, die armen Menſchenkinder zu täuſchen. Im Ganzen herrſcht der Aberglaube noch in derſelben Ausdehnung, wie zur Zeit der Königin Eliſabeth. Nur iſt der Glaube an Hexen nicht ſo ſtark in Irland, als in andern Theilen des Brittiſchen Reiches. Indeß zeigt ſich eine andere Erſcheinung von ernſthafterer Natur, nämlich die Intoleranz der Proteſtanten gegen die Katholiken. Zu Youghall erreichte die Bigotterie der Proteſtanten gegen ihre katholiſchen Brüder einen ſehr hohen Grad und war keineswegs von Gewaltthaten frei. Bis auf den heutigen Tag hat man das Gefühl nicht ausrotten können. Ueber dem Hauptthor der Stadt Bandon las man einſt die Inſchrift:

Jew, Turk or Atheist	Jude, Türk oder Atheiſt
May enter here	Mag hier eingehn,
But not a Papist.	Nur kein Papiſt.

Folgende Antwort ſoll die Wegnahme dieſer beleidigenden Inſchrift veranlaßt haben.

Whoever wrote this, wrote it well,
For the same is written on the gates of Hell.
Wer immer dieß ſchrieb, ſchrieb es wohl,
Denn dasſelbe ſteht geſchrieben an den Thoren der Hölle.

Kein Katholik durfte auf dem Markt zu Youghall Kauf- oder Tauſchhandel treiben nach einer Verordnung von 1678, die noch nicht zurückgenommen worden. Im Jahr 1702 wurden mehrere Katholiken, welche die Bürger-Freiheit erhalten, derſelben beraubt, und man verbot, daß kein Papiſt mehr freigelaſſen werden ſolle, d. i. der Vorrechte und Immunitäten eines Stadtbürgers theilhaftig werden. Im Jahr 1744 wurde Gregory Grimes ſeiner Bürgerfreiheit verluſtig, weil er eine Katholikin geheirathet hatte.

Als ein bemerkenswerther Zug im Charakter der Irländer iſt ihre Sorgfalt für eine anſtändige Leichenfeier zu betrachten. „Ein leichter Tod und ein ſchönes Begräbniß“ iſt ein ſprichwörtlicher Segen unter den niedern Volksklaſſen in Irland. Durch ſein ganzes Leben pflegt der Bauer die Art und den Ort ſeiner Beerdigung als Gegenſtände von der größten Wichtigkeit zu betrachten. Sein ſehnlichſter Wunſch, den er immer ausdrückt, iſt: „anſtändig mit den Seinigen in die Erde gelegt zu werden." Wenn ſie im Alter ſchon vorgerückt ſind, ſo geſchieht es gewöhnlich, beſonders wenn ſie freundlos ſind, daß ſie ſich die gemeinſten Bedürfniſſe des Lebens verſagen. Jeder Heller wird für das Begräbniß zurückgelegt. Indem ſie auf den Tod, als einen Galatag blicken, den ſie ihren Verwandten zur Ehre geben, treffen ſie alle Anſtalten, denſelben ſo anſtändig und ehrenhaft zu machen, als möglich. Das Grabtuch und die Todtenkleider werden lange vorher angeſchafft, ehe man ihrer bedarf. Keiner würde auch bei Lebzeiten dieſen Schmuck angreifen, wenn er ſchon im größten Elend und voll Lumpen einher gehen müßte. Auch ſieht man oft ſchon den Grabſtein in Bereitſchaft, der als ein beſtändiges memento mori an die Stubenwand gelehnt iſt. Für ein nothwendiges Bedürfniß nach dem Tode werden die Schuhe gehalten; denn große Wanderungen ſtehen den Todten bevor, durch rauhe Pfade wahrſcheinlich und unfreundliches Wetter. Die Irländer betrachten das Jenſeits mehr im materiellen Sinne. Zu obigem Aberglauben gab zweifelsohne das Fegfeuer die Veranlaſſung *), der Reinigungsort für den Himmel. Die Prieſter ſchildern ihn als einen Aufenthalt voll Flammen. Allein das Volk weicht von dieſer Vorſtellung ab, und hält das Fegfeuer für eine ungeheure, ſchauervolle Ebene, voll harter Steine, Dornen und Geſträuche. Dieſe Lehre iſt der katholiſchen Kirche ſehr einträglich und erſtreckt ihren Einfluß über Reiche und Arme. Man verſichert, daß ſie der katholiſchen Kirche von Irland, nach einem mäßigen Anſchlage, 650,000 Pfund jährlich einbringe. Nicht minder groß und von derſelben Urſache herrührend, iſt die beſondere Anhänglichkeit der Irländer an gewiſſe Begräbnißplätze. Dieſe ängſtliche Sehnſucht, bei ſeinen verſtorbenen Verwandten begraben zu werden, zeigt im Tode noch ein Gefühl geſelliger Theilnahme. Ein merkwürdiger Vorfall hat ſich in dieſer Hinſicht vor nicht langer Zeit zugetragen. Ein altes Bettlerweib, das nahe bei der Stadt

---

*) Oder es kam vielmehr dieſer Aberglaube dem vom Fegfeuer entgegen.

Kork (Koreak) ſtarb, verlangte auf dem Kirchhofe in White begraben zu werden. Ihre Tochter, ohne alle Mittel, eine Bahre zu bekommen, um ſie dahin zu führen, band ſich mit einem Strick der Mutter Sarg auf den Rücken und wanderte mit demſelben 10 Meilen weit zur verlangten Stätte. Da keine beſtimmten Regeln über die Begräbnißplätze beſtehen, erhebt ſich darüber oft Zwiſt, beſonders unter Ehegatten. Ein hartnäckiger Kampf endet oft denſelben, und der ſiegreiche Theil führt den Leichnam im Triumph zu einem Kirchhofe, der wohl 20 Meilen von dem anfangs beabſichtigten entfernt iſt. Man ſtößt nicht ſelten auf die ſeltſamſten Vorſtellungen, die die gemeine Volksklaſſe von dem Zuſtande jenſeits des Grabes hat. So reichte einmal eine Frau mehrern Bettlern Brod und einen Napf dar, damit ihr verſtorbenes Kind an dieſen Dingen keinen Mangel leiden möchte in jener Welt. „Denn, ſagte ſie, die Kinder, welche früh ſterben und denen die Aeltern den Gebrauch des Napfes vorenthalten haben, müſſen jenſeits die Milch aus ihren Händchen ſchlürfen; dagegen andere, die ſchon einen im Leben hatten, dieſer Bequemlichkeit ſich auch jenſeits erfreuen. Und nun, fuhr ſie fort, indem ſie den letzten Laib und Napf einem Bettler gab, iſt meine Seele der Bürde quitt, und mein armes Kind hat es drüben ſo gut, als die beſten unter ihnen.“

Wir wollen nun die Beſchreibung einer Leichenprozeſſion geben. Der Sarg wird auf eine offene Bahre gelegt, über der ſich ein Thronhimmel erhebt, den vier Pfeiler ſtützen. Sie iſt mit verſchiedenen Deviſen in Gold verziert und wird von vier Pferden gezogen. Die offene Bahre iſt durch ganz Irland gebräuchlich. Bei dem gemeinen Volke wird ſie grotesk durch die barbariſchen Malereien von Heiligen und Engeln, die darauf geklext werden. Der Volkszulauf beim Begräbniß eines reichen Pächters oder Gutsbeſitzers iſt ungeheuer. Wer dem Zuge begegnet, ſchließt ſich an; denn nichts wäre ſo unglücklich und unfreundlich, als die Unterlaſſung dieſer Liebespflicht. Am prächtigſten iſt jedoch die Leichenfeier eines Edelmanns, der als Haupt eines Clan anerkannt iſt — was jetzo jedoch ſelten begegnet und allein auf die Grafſchaft Kerry beſchränkt iſt. — Man kann ihr ohne erhabene Empfindungen nicht beiwohnen. Die ungeheure

Menge windet ſich durch ein geſchloſſenes, romantiſches Thal; oder zieht ſich am Fuße wilder Felſen hin, während der Chor des Todtenliedes von tauſend Stimmen wiederhallt. Auf der Bahre ſitzt die alte Amme, über den Sarg hingelehnt. Ihre Geberden verrathen den heftigſten Schmerz; ihr Kopf iſt ganz eingehüllt in die Kapuze eines weiten Mantels, der in breiten und ſtarken Falten herabfällt, ſo daß ſie als eine myſteriöſe und höchſt feierliche Geſtalt erſcheint. Bei jedem Kreuzweg wird ein allgemeiner Halt gemacht. Die Männer entblößen ihr Haupt, und ein Gebet ſteigt empor für die Seele des Verſtorbenen.

Das Irländiſche Todtengeheul iſt bekannt. Zwar iſt dieſe Sitte im Verfall; allein in den weniger gebildeten Theilen des Landes hält man noch ſtark an dieſem Brauche, und es gibt daſelbſt Klageleute (Keeners) von Profeſſion. Da man vom eigentlichen Inhalt der Grablieder bei dem verworrenen Stimmentumult, mit dem der Chor einfällt, nichts verſtehen kann, ſuchte unſer Verfaſſer die Bekanntſchaft eines ältlichen Weibes, welches in dieſer Hinſicht einen beſondern Ruf hatte. Sie hieß Harrington und führte ein wanderndes Leben. Sie zog von Hütte zu Hütte im Lande herum und lebte eigentlich von der Gutherzigkeit anderer. Ueberall war ſie jedoch willkommen; ſie erhielt eine Menge Einladungen; denn ſie hatte einen ungeheuern Vorrath von ſolchen Geſängen, die ſie aus dem Gedächtniß herſagen konnte. Sie überſetzte mit großer Klarheit, Lebendigkeit und Eleganz aus dem Irländiſchen ins Engliſche, obwohl ſie weder leſen noch ſchreiben konnte; allein ihr Gedächtniß war außerordentlich. Bevor ſie ein Lied herſagte, brummte ſie eine Weile vor ſich hin, wahrſcheinlich um die Strophen anzuordnen; dann begann ſie mit geſchloſſenen Augen *) und wackelte immer hin

---

*) Dieß ſtimmt mit dem überein, was man von einigen Italieniſchen Improviſatori erzählt. Sollte dieſer Brauch, der ganz natürlich iſt, nicht auch bei den griechiſchen Rhapſoden ſtatt gefunden haben und Homer's Blindheit nicht wirklich, ſondern in dieſem Umſtande zu ſuchen ſeyn? Und war nicht der *Held* Oſſian ein *blinder Sänger*?

und her mit dem Körper, wie nach dem Verſtakte. Der Anfang glich einem winſelnden Rezitativ, hernach aber entfaltete ſie, je nachdem es der Inhalt erforderte, einen großen Umfang der Stimme und Mannigfaltigkeit der Töne. Viele Stellen ſprach ſie mit ſolcher Kraft, daß man wohl ſah, ſie verſtehe und fühle den Inhalt derſelben. Unſer Gewährsmann hat vier ihrer Klaggeſänge aufgeſchrieben. Wir wollen zwei davon herſetzen. Der erſte war abgefaßt auf den Tod des Geſchichtſchreibers Cox im Jahr 1733. Die Eingangsſtrophe gibt ein Bild der Irländiſchen Gaſtfreundſchaft.

„Mein Herz und Liebling, obwohl ich nie in euerer Küche geweſen, habe ich doch genaue Kunde davon. Das braun geröſtete Fleiſch kommt beſtändig vom Feuer; beſtändig kochen die ſchwarzen Keſſel; beſtändig läuft der Zapfen am Bierfaſſe; ja, wenn die Gäſte in großer Zahl kamen, fragte niemand nach ihrem Geſchäft, ſondern man gab ihnen einen Platz an euerm Tiſche und ließ ſie eſſen, was ihnen ſchmeckte, und man brachte ihnen am Morgen keine Rechnung.

Mein Herz und Freund, ich träumte in meinem Morgenſchlummer, daß euer Schloß in Verfall ſank und niemand blieb in demſelben. Die Vögel ſangen nun nicht länger mehr ſüß, und die Blätter waren nicht mehr an den Gebüſchen: alles war ſtill und hingewelkt! Der Traum ſagte mir, daß unſer geliebter Mann uns verloren, daß der edle Reiter dahin geſchieden, der berühmte Squire Cox!

Mein Herz und Liebling, ihr waret nahe verwandt dem Lord von Clare und dem O'Donovan von Bawnlahan; dem Cox mit den blauen Augen und dem Townsend von White Court. Dieß iſt der beſtimmte Tag für euer Begräbniß, und noch ſehe ich keinen von ihnen kommen, um nur einen grunen Waſen über euch zu legen."

Das zweite Grablied enthält die Klage eines Mannes, genannt O'Donoghue von Affadown, oder Roaring Water in der Grafſchaft Kork, über den Tod ſeiner drei Söhne und ſeines Schwiegerſohns, die ertranken.

„Es war ein regneriſcher Montag; ein ſchönes Lüftchen blies und meine Söhne verließen das Ufer eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, um zu fiſchen in der See; meine Kinder wurden weit weggetrieben zum Waſſertode. Dieſes Jahr iſt das Jahr meines Verderbens geweſen fur immer!

Kormick (Karl), mein älteſtes Kind! Jeglichen Vogel, der da flog in der Luft, konnte er tödten mit ſeiner Flinte, die Wildente und das Rebhuhn und Haſelhuhn und den ſchwarzen Kibitz der einſamen Berge.

Kormick, o du mein Theurer! Blume der Jünglinge, der ſo mild war und wohl erzogen, der gerecht war und rein und gut! O glorreicher König der Himmel, hätteſt du doch ſein geſchont um meinetwillen! Sein Verluſt wars, der mir das Herz ganz brach.

Daniel, mein theurer Daniel, jüngſter meiner Söhne! Heute ſind es vierzehn Tage, daß er an das Ufer geſpült ward, ohne Kraft oder Leben in ſeinem Körper. Ich ſah ihn, als er leblos lag auf dem Ufer, und mein Herz war kalt und dumpf und bewegungslos bei dem Anblick!

Kinder, theure Kinder, bemitleidet ihr mich? ſeht ihr mich? ſchaut ihr auf mich, euern armen Vater, der da weint und wehklagt nach dem Sonnenſchein ſeiner Augen, nach dem Leben ſeines Lebens, nach der Seele ſeiner Seele? Was iſt er nun? Ein armer, alter Mann mit gebrochnem Herzen, der allein weinet und einſam in dem kalten Winkel eines fremden Hauſes!

Groß iſt mein Schmerz und Kummer! Traurigkeit und Thränen laſten ſchwer auf meiner Chriſtmeß. Meine vier ſtarken Jünglinge ertranken in den Wellen! — Wenn der große Ozean, oder die dunkelſten Höhlen des Ozeans die drei Todten wieder geben würden, die jetzo liegen in ihren Tiefen, wie herrlich würde über ſie gewehklagt und gejammert in Aſſadown!

Groß iſt mein Schmerz und Kummer, daß ihr alle von euerm Vater nicht hinweg gingt an Bord eines Schiffes! Oder wenn meine Söhne mich verlaſſen hätten für eine Zeit, um als freiwillige Krieger in ein fremdes Land zu ziehen, dann hätte ich von meinem Schöpfer die Hülfe meiner vier milden und ſtattlichen Jünglinge in kommenden Tagen erwartet!“

Nicht minder charakteriſtiſch iſt der Ausruf, den ſie beim Tode eines Freundes oder Verwandten brauchen. So hört man nicht ſelten bei der erſten Nachricht eines ſolchen Todesfalls folgenden Ausſpruch von ihnen: „Möge der Himmel ſein Zweig (perch) ſeyn dieſe Nacht!“ Es iſt dieß in der That eine originelle Metapher, und welch ein ſchönes allegoriſches Bild bietet ſie uns dar! Gleich einem Vogel fliegt die Seele empor und ruht ihre müden Schwingen in irgend einer Laube der Wonne aus. Im übrigen hat der Irländer eine große Neigung zu Hyperbeln. Auch haben die Ideen von Freiheit und Unabhängigkeit, die kraus den Kopf des Irländiſchen Bauers durchfluten, etwas Merkwürdiges an ſich. Sie ſcheinen nur ſeinem Stolze nachzuſtehen, der in einem mit ſeinem Zuſtande unverträglichen Grade vorhanden iſt. Tauſend Uebel ſind davon die Folge. „Ich würde es wohl thun, antwortet der Bauer, da euere Herrlichkeit mich erſuchen; allein ich ertrag' es nicht, mich ſelbſt zu erniedrigen,“ und dann hilft kein Recht und kein Grund mehr. Der Biſchof Berkeley erwähnt einer Küchenmagd, welche ſich weigerte, die Aſche weg zu tragen, weil ſie von den alten Königen Irlands herſtammte. Wenn jemand einen Unfall oder Verluſt erlitten, iſt dieß die gewöhnliche Sprache der Condolenz: Er, deſſen Vater ein wirklicher und unbezweifelter Edelmann war, und deſſen Mutter adelich geboren und erzogen worden u. ſ. w. Jedermann iſt daher in Irland adelich, oder war es, oder iſt einem Edelmann verwandt. So entſteht unglücklicher Weiſe die Ueberzeugung in ihnen, daß ſie zum Genuß des „otium cum dignitate“ (zu deutſch: des adelichen Müſſigganges) privilegirt ſind und Anſprüche auf die Beſitzungen haben, welche ihre Vorfahren ehmals beſaßen. Bei ihrer Armuth, ihrem Stolze und ihrer Reizbarkeit würden ſie unſer Mitleid erregen, wenn ſie nicht durch ein Gegenwirken anderer Gefühle erſtickt würde. Spricht man mit einem Irländiſchen Bauer, ſo übertreibt er alles. Der Beſitzer einer Lehmhütte nennt ein Dachſtübchen, zu dem er auf einer Leiter ſteigt, ſein „Zeichenzimmer,“ und einen Fußweg durch ein halb Morgen Krautland „ſeine Straße durch ſein Hofgut.“

Die Trinkluſt iſt ferner eine vorherrſchende Leidenſchaft des Irländers. Dazu verleitet ihn theils ſein natürlicher Hang zur Erregbarkeit, theils die geſelligen Freuden bei Zechgelagen, theils auch die übertriebenen Begriffe von einer allgemeinen Gaſtfreundſchaft, die man nur zu ſehr befördert. Außerdem iſt der wohlfeile Preis der verbotenen hitzigen Getränke in Irland eine zu ſtarke Verſuchung, als daß man derſelben widerſtehen könnte. Ihre Gelage und Zuſammenkünfte an Feſttagen übertreffen faſt noch den Lärmen der alten Bacchanalien. Iſt ein Bauer von den böſen Folgen des Rauſches gar zu hart mitgenommen worden, ſo verſchwört er ſich, kein Glas mehr anzurühren für eine beſtimmte Zeit; zuweilen verpflichtet er ſich wohl eidlich, in einem gewiſſen Bezirke oder Hauſe, ſey's in oder außerhalb denſelben, nicht mehr zu trinken. Manchmal hält er auch ſeinen Schwur. Allein nur zu häufig geſchieht es, daß er ihn durch irgend einen luſtigen und ſinnreichen Schwank zu umgehen ſucht. So geht er mit ſeinem Whiskey (einer Art hitzigen Getränkes) etwa zehn Meilen weit, bis er über die vorgeſchriebene Gränze hinaus iſt; oder er trinkt es unter offenem Himmel; oder wenn er geſchworen hat, weder in noch außerhalb eines Hauſes zu trinken, ſo ſtellt er ſich in die Thüre, mit einem Fuße außerhalb und mit dem andern innerhalb derſelben.

Deutſche Literatur.

Göthe als Menſch und Schriftſteller, aus dem Engl. von Friedr. Glover 1824.

In einer Zeit, wo man allgemein über Göthe herfällt und auch keinen guten Stich an ihm laſſen möchte, verwundert's nicht, wenn ganze Bücher wider ihn erſcheinen, wie z. B. „die falſchen Wanderjahre“ und „über Wilhelm Meiſters Wanderjahre und deren Verfaſſer.“ So hat denn auch eine Schrift eines Engländers, „Göthe als Menſch und Schriftſteller,“ welche von dem engliſchen Obriſtlieutenant Friedrich Glover 1823 überſetzt und mit Prolog und Anmerkungen verſehen worden, 1824 eine neue und mit einem Epilog vermehrte Auflage erlebt. Vieles Wahre, welches in dieſer Schrift über Göthe's vornehme Seichtigkeit im Urtheilen und deſſen Leichtfertigkeit in Stil und Ausdruck, ſo wie über viele ſeiner, alle Sitte verletzenden Poeſien und Ausſprüche geſagt und mit Stellen aus Göthe reichlich belegt iſt, wird verdunkelt durch die unverkennbare Animoſität des Verfaſſers ſowohl, als auch des Ueberſetzers. Von dieſer Animoſität ſind beide oft ſo ergriffen, daß ſie ſelbſt alles Urtheil und alle Haltung verlieren. Wir heben einiges heraus, worin die Verfaſſer dieſes Werks Recht, und einiges, worin ſie Unrecht zu haben ſcheinen. Wir wollen den Ueberſetzer nach ſeinen zwei Haupteigenſchaften, den Prologos und den Epilogos nennen, um ihn von dem Britten, welcher jenem das Daſeyn gegeben zu haben ſcheint, zu unterſcheiden.

Mit Recht tadelt Epilogos das allerdings eben ſo ſeichte als vornehme Urtheil Göthe's über das engliſche Theater, in welchem er (Leben III. p. 196) blos Wunderlichkeit, ein Sich verlieren in's Gränzenloſe, gemein-wüſtes Weſen, und zu große Derbheit findet, ohne auf der Kehrſeite dieſes Gemäldes, (welche diesmal die ſchönere und eigentliche Seite iſt) die dieſen Fehlern entſprechenden Tugenden anzuerkennen. Dieſe Tugenden aber ſind ja eben nichts anders, als jenes Wunderbarbezaubernde, jene noch nicht ermeſſene Tiefe, jener Humor und die friſche, dem Ewigen ſelbſt entquollene Kraft, wenn ſie gleich nur in Shakspeare ihren Gipfelpunkt erreicht haben. Für dieſe Ungerechtigkeit ſcheint ſich beſonders der Britte an Göthe haben rächen zu wollen, indem er in ſeinen acht erſten Paragraphen der ganzen deutſchen Nation dasſelbe vorwirft, was Göthe dem engliſchen Theater. Hiedurch beweiſet er aber, daß die engliſche Nation mit der deutſchen und er ſelbſt mit dem plumpen, ja mit dem halburtheilenden Göthe verwandter iſt, als er es ſelbſt wünſcht. Dennoch empfehlen wir unſern Leſern die Schrift des Britten auf das angelegentlichſte. Denn es iſt zuweilen gut, wenn ein Menſch, wenn eine Nation ſich in einem Spiegel, der ihre Karrikaturbilder zurückwirft, betrachten, um davor zurückzuſchrecken und zu erkennen, wie die edelſten Anlagen, wenn ſie nicht gepflegt und angemeſſen ausgebildet und bewahrt werden, zu den widerlichſten Eigenſchaften zuſammenſchrumpfen oder aufſchwellen können. Zugleich erhält der Leſer in des Britten Schrift eine gedrängte Ueberſicht von Göthe's „Dichtung und Wahrheit,“ in welcher Göthe, wie der Verliebte in ſeine Geliebte, in ſich ſelbſt verliebt, auch ſeine Schwächen und Mängel für Liebenswürdigkeiten haltend, dieſelben rückſichtsloſer, als ihm jetzt lieb ſeyn mag, der Welt zur Schau geſtellt hat. Hierin hat der Britte meiſt das Rechte getroffen. Eben ſo wahr ſind des Epilogos Bemerkungen über die ſich im Beſitz des Privilegiums, geiſtreich zu ſeyn, wiſſende Vornehmigkeit Göthe's, womit er ſeine Schrift „über Kunſt und Alterthum,“ und ſeine „Wanderjahre“ zuſammengeſtoppelt und womit er auf's leichtſinnigſte und oft gegen die kurrenteſten Regeln der Metrik und ſo gegen die Diktion verſtoßen hat, daß man oft gar nicht weiß, was er will. Oft hat der Epilogos und Prologos auch Recht in dem, was er an Göthe's Sünden gegen Grammatik und Sprachgebrauch rügt. Beſonders letzteres geſchieht jedoch eben ſo oft auf eine ſo pedantiſche Weiſe, daß man in dem Epilogos und Prologos, wenn's nicht auf dem Titel anders ſtünde, einen wohlbezopften Rektor oder Konrektor scholae um ſo eher zu erkennen ſich verſucht fühlt, als er von dem, was man äſthetiſches Urtheil nennt, ſo viel wie nichts verrathen hat. Sonſt würde er wohl bei Gretchens bekannter Antwort:

„Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.“

keinen grammatiſchen Aerger bekommen, am allerwenigſten aber gewünſcht haben, es ſolle ſtehen „Bin nicht Fräulein, bin nicht ſchön“, wodurch die in dieſer Stelle ſo treffende Zeichnung mädchenhafter Sprödigkeit und aus Verlegenheit erzeugter Schnippigkeit geradezu vernichtet wird. Ebenſo führt ferner der Epilogos wie vieles andere, das Lied von dem Königsfloh tadelnd an, was nur tadelnswerth iſt, wenn es aus dem Zuſammenhang geriſſen wird.

Aber gegen die Flöhe ſcheint Epilogos, ebenſo wie Prologos einen ſo ſtarken Widerwillen zu haben, daß er nicht einmal eine ſcherzhafte Erwähnung dieſer Thiere leiden, ja ſich nicht einmal vorſtellen zu können ſcheint, wie ſie einem ſonſt vernünftigen Menſchen möglich oder auch nur erlaubt ſeyn könne. Darum ereifert ſich Prologos in allem Ernſte über eine dissertatio juridica, welche Göthe'n angehören ſoll und die zu Frankfurt 1768 erſchienen iſt Dieſe handelt nämlich über dasjenige, was in Abſicht auf die Flöhe als rechtlich und geſetzlich anzuerkennen ſey. Wir müſſen dem Epilogos und Göthe muß ihm für dieſe Mittheilung danken. Denn gehört ſie Göthe'n an, ſo zeigt ſie ihn uns eben nicht in einem allzu nachtheiligen Lichte. Mit einem manchmal nicht delikaten, aber doch geſunden und oft treffenden Witz, zieht er darin jene abgeſchmackte Art der deutſchen Gelehrſamkeit, welche übrigens des Epilogos Freund, der Britte, gleichfalls und nicht mit Unrecht tadelt, durch die Hechel. Das langſam pedantiſche Verfahren des ehemaligen Reichskammergerichts wird perſifflirt und der Tadel iſt durch die Auflöſung des Reichs, wozu jenes ſo wie viele andere verknöcherte Formen des deutſchen Reichskörpers, das ſeinige beigetragen, gerechtfertigt. Allerdings wird kein anderer Verſtändiger etwas anderes, als lachen können und lachen wollen, wenn er vom Vaſallen- oder vom Pfaffenfloh lieſet und wenn er mit ziemlich ernſthafter Miene auseinandergeſetzt findet, den Unterſchied vom einem Hof-, plebejiſchen und ſenatoriſchen Floh und ob Ehen zwiſchen einem ſenatoriſchen und plebejiſchen Statt haben dürften. Die ganze Diſſertation, welche wohl in Paragraphos abgetheilt und in einem bunten Juriſtenlatein abgefaßt, natürlich aber blos mit gelehrt ſcheinenden Noten aus vielen alten Autoren und Juriſten verbrämt, und, um auch Eleganz zu zeigen, mit Verſen und Stellen römiſcher Klaſſiker durchſpickt iſt, — kann nur die oben angedeutete Abſicht haben, das Verſchrobene der gelehrten Jurisprudenz ſowohl in der Theorie als in der Praxis, und zwar nach Gebühr zu tadeln. Gehe hin, Leſer, und lies, denn du wirſt gewiß lieber deinen etwaigen Spleen damit vertreiben, als thörichter als ein Thor, Galle daraus ſaugen wollen.

No 17

Reiſe nach Aegypten, Nubien, Syrien und Kleinaſien.

(Nach London Literary Gazette.)

(Beſchluß.)

9. Die Ruinen von Djeraſh.

Djeraſh iſt den Europäern noch wenig bekannt. Seine Alterthümer ſind erſt im Jahre 1806 von Seezen entdeckt worden. Es war dies ehemals eine glänzende Stadt, an die zwei Seitengelände eines Thales hingebaut. Mitten durch fließt ein ſchöner Strom. Die Lage iſt überhaupt prachtvoll. Der Ort beſtund aus zwei Hauptſtraßen, welche ſich in der Mitte in rechten Winkeln kreuzten, wie Antinoe. Eine doppelte Reihe von Säulen lief die Straßen entlang; einige waren von ioniſcher, andere von korinthiſcher Ordnung. Das Pflaſter iſt außerordentlich gut, und zu beiden Seiten ſind erhöhte Pfade für Fußgänger. Noch ſind in vielen Theilen der Stadt die Spuren der Geleiſe von Wagenrädern wahrzunehmen. Keine von all den Städten, die wir je geſehen, prangte mit einer größern Zahl öffentlicher Gebäude, als Djeraſh. Da ſind zwei Theater, zwei große Tempel; einer, wie es ſcheint, mit griechiſcher Aufſchrift, der Sonne gewidmet, gleich dem zu Palmyra, ſteht, wie dieſer, auch in der Bauart ihm ähnlich, mitten im Umkreis eines großen doppelten Säulenganges. Dieſes Gebäude iſt überdies ausgezeichnet durch ein unterirdiſches Gemach, unter einer der vornehmſten Hallen des Tempels, mit einem Bade in der Mitte.

Fünf bis ſechs kleinere Tempel liegen zerſtreut umher, und ein eirunder Platz ioniſcher Art vollendet die Schönheit des Anblicks, welchen dieſe Ruinen gewähren. Das größere Theater iſt beinahe vollkommen erhalten und von hohem Eindruck. Es ſind auch zwei große Bäder da, und zwei Brücken, quer über den Thalgrund und den Strom gelegt. Die Tempel und die zwei Theater ſind aus Marmor gebaut. Neunhundert Fuß vom Stadtthor gegen Südweſt iſt der Cirkus oder das Stadium, und nahe dabei ein Triumphbogen. Sechshundert Fuß gegen Nordweſt findet man einen großen Waſſerbehälter, nahe dabei eine Waſſerleitung, und ein maleriſches Grabmal mit korinthiſchen Säulen. Ein weiter Begräbnißplatz umgibt die Stadt. Sie hat drei reich verzierte Thorwege, und die übrigen Mauern und Thürme ſind noch überaus wohl erhalten.

10. Die Umgegend des todten Meeres.

Strabo meldet: Um's todte Meer herum gebe es Flecken und Städte, welche ganz aus Salz gebaut ſeyen. Eine Nachricht der Art muß allerdings befremden. Wenn wir aber die Szene, die vor uns liegt, betrachten, ſo wird dies keineswegs unwahrſcheinlich. Die Ströme brachten während der regneriſchen Jahrszeit unermeßliche Maſſen Salz, und wir ſahen ganze Felſen auf dem Grunde des Sees liegen, welche theils aus Salz, theils aus erhärtetem Sand beſtunden. Wir nahmen wahr, daß die Lager meiſt in ſenkrechten Linien vorkamen. Es ſchien uns, daß die gegen Abend liegenden Berge allmälig gegen Mittag in ihrer Höhe abnehmen, während ſie gegen Morgen, ſo weit das Auge reicht, uns die gleiche Höhe zu behalten, und röthlich von Farbe zu ſeyn ſchienen, wie Granit.

11. Die Pflanze Oskar.

Wir kamen nun in eine ſehr reizende, waldigte Gegend, mit hohen Binſen und Sumpfgewächſen. Dann trafen wir eine Menge hoher Büſche und wildwachſender Pflanzen aller Art. Einige der letztern ſind ſelten und von auffallendem Ausſehen. Gelegentlich trafen wir Gattungen, welche von uns nie zuvor waren geſehen worden. Ein Botaniker dürfte in dieſen anmuthigen Gegenden reichliche Ernte finden. Unter den Sträuchern, die wir kennen, ſind verſchiedene Arten von Akazien; an einigen Stellen trafen wir die Zwergmimoſe an, die Tamariske und die Pflanze, welche man im Norden Oskar nennt. Sie kommt hier als Strauchgewächs in großer Menge vor, und trägt eine Frucht wie kleine Roſinen, welche die Farbe von Pflaumen, und einen ſcharfen, gewürzhaften Geſchmack, dem Senf ähnlich, haben. Auch haben die Blüthen des Strauchs einen ſtechenden Geruch. Wir halten dafür, dieſes ſey der Strauch, auf welchen unſer Heiland in der Parabel vom Senfkorn hingedeutet hat, und nicht die Senfpflanze, die wir im Norden haben. Zwar trafen wir, wie wir im Briefe von Jeruſalem meldeten, auch die Senfpflanze wild wachſend, und von einer Größe an, daß ſie bis an die Köpfe unſerer Pferde reichte; aber da ſie nur eine einjährige Pflanze iſt, verdient ſie den Namen eines Strauches nicht, während hingegen die Pflanze Oskar wirklich ein Strauchgewächs iſt, in deſſen Schatten die Vögel des Himmels leicht Neſter bauen mögen.

12. Petra, die Hauptſtadt des ſteinigten Arabiens.

Je näher wir (von Kerek her) kamen, um ſo impoſanter wurden mit jedem Schritte die Erſcheinungen, und die Werke der Skulptur häufiger zu beiden Seiten des Weges. Wir wandelten zuletzt in einer Straße zwiſchen Grabmälern, außer welchen Felſenreihen ſich erheben, die, immer mehr und mehr ſich einander annähernd, endlich auf einmal jeden Ausgang zu verſchließen ſchienen. Doch ſtrömt da der Fluß in einem furchtbaren Abgrunde fort, welcher vor Zeiten den einzigen Zugang bildete, der von dieſer Seite nach Petra führte. Es läßt ſich nichts Schauervolleres und nichts Erhabneres denken, als dieſer Zugang iſt. Er iſt kaum ſo weit, daß zwei Männer zu Pferde neben einander reiten können, die Seitenwände ſtehen überall ſenkrecht abgeſchnitten, und wechſeln in einer Höhe von fünf bis ſiebenhundert Fuß mit einander ab. Sie bilden oft ſo ſtarke Ueberhänge, daß ſie ſich von beiden Seiten begegnen, einige hundert Schritte weit kein Himmel zu ſehen und kaum mehr Licht, als in einer Höhle iſt. Das Geſchrei der Adler, der Eulen und anderer Raub- und Nachtvögel, welche in großen Höhlen über unſern Häuptern ſchwebten und durch unſer Annähern in ihrem einſamen Aufenthalte ſich beunruhigt fühlten, vermehrte das Sonderbare dieſer Szene. Der Tamariskenſtrauch, der wilde Feigenbaum und die Lorbeerroſe wild wuchernd um die Straße machten das Fortkommen oft beſchwerlich; an einigen Orten hingen ſie wahrhaft ſchön von den Klippen herunter, oder aus den Ritzen hervor, welche ihre Wurzeln durchbrochen hatten, und die Kappernſtaude war ſo häufig, daß ſie uns in einem fort Erquickung und Kuhlung gab. Gleich beim Eingang in dieſen romantiſchen Hohlweg zeigt ſich in großer Höhe ein kühner über die zwei entgegenſtehenden Felſen geſprengter Bogen. Entweder iſt dies noch ein Theil eines Uebergangs von dem einen Berggipfel zum andern oder ein Ueberbleibſel von einer Waſſerleitung. Der Anblick dieſes Bogens iſt höchſt überraſchend für jeden Reiſenden, der darunter durch geht. Zwiſchen zwei ſchroffen unerſteiglichen Felsmaſſen hangt das Werk über ſeinem Kopfe. Gerade darunter ſind Niſchen in den Fels gehauen, wahrſcheinlich, um Statuen hineinzuſtellen. Bei nähern Beſichtigungen dürſten auch Inſchriften darin gefunden werden. Weiterhin auf einer niedrigern Ebene zeigte ſich ein Gegenſtand, der oft auf der rauhen Felswand in Skulptur wiederholt erſchien; aber wir vermochten nicht, ihn zu entziffern. In einer der Niſchen iſt ein Altar dargeſtellt, auf welchem eine Maſſe von unförmlicher Geſtalt zu ſehen iſt, entweder der Gott Terminus, oder einer von den Steinen, welche Gegenſtände der Verehrung und Andacht der Araber ſind. Die Schlucht, ohne im Ganzen ihre Richtung zu verändern, hat viel Vorſprünge und Windungen in ihrem Laufe, ſo daß oft der Blick nicht mehr als einige Schritte weit trägt und irre wird, wenn er entſcheiden ſoll, in welcher Richtung der Durchgang ſich öffnen werde, ja oft ſcheint er ſich ganz zu verſchließen. Mitten im Bereiche dieſer Schauer der Natur war es, wo voriges Jahr mehr als dreißig Pilgrime auf ihrer Rückkehr von Mekka von dem Gefolge des Wady Mouſa ermordet wurden; und wahrlich Salvator Roſa hat keinen ſo grauenvollen Aufenthalt für Räuber und Mörder erſonnen.

Wir ſetzten unſern Weg in dieſem halb unterirrdiſchen Gange beinahe zwei Meilen weit fort. Die Seitenwände werden höher, indem der Pfad immer tiefer fuhrt, die Ränder des Abgrundes aber immer gleiche Höhe behalten. Wo ſie am höchſten ſind, brechen endlich mit einem Male Strahlen ſtärkern Lichtes ein, und öffnen die Ausſicht. Zuerſt ſahen wir durch die Oeffnung Säulen, Statuen, Geſimſe u. ſ. w. von beſtem Geſchmack, in einer roſenrothen Steinart, und als wir kamen, eben mit dem vollen Lichte der Morgenſonne beleuchtet. Das dunkle Grün der Büſche in dem ewigen Schatten der Höhle, aus der wir im Begriff waren auszugehen, ſteigerte den Kontraſt mit der gluhenden Farbe der Gebäude, welche nun vor uns aufſtiegen. Wir wiſſen nicht, was mit dieſer Szene könnte verglichen werden, es gibt nichts auf Erden, was ihr gleichkommt. Die Schroffheit der Felſen, womit der Vorgrund gleichſam eingefaßt erſcheint, hebt die Werke der Kunſt beſonders hervor. Zuerſt ſieht man nur einen Theil des architektoniſchen Umriſſes, aber allmälig in dem Maaße, wie man fortſchreitet, entfaltet ſich das ganze Gemälde in wachſender Erleuchtung. Jetzt zeigt ſich von der einen Seite die Ausſicht über die Stadt und ihre Herrlichkeiten, von der andern verliert ſich der Blick in Wildniſſe und Felſengründe, von welchen eine Menge Schluchten und Thäler, wie die ſind, welche wir durchlaufen haben, in allen Richtungen ausgehen. Die Abhänge der Berge bedeckt mit einer endloſen Mannigfaltigkeit von Grabmälern und Wohnhäuſern auf Felſen, die von den ſeltſamſten Lichtern gefärbt ſind, gewähren eine Erſcheinung, deren Eindruck nicht zu beſchreiben iſt. Der Gipfel der Berge ſtellt die Natur in der wildeſten romantiſchen Geſtalt dar, während ihr Fuß mit aller Regelmäßigkeit der Kunſt bearbeitet, und mit Säulengängen und Gallerien ausgeſchmückt iſt, die an den ſenkrechten Abhängen angebracht ſind. In der Stadt ſieht man zwei Wälle, die einſt ganz mit Gebäuden mögen bedeckt geweſen ſeyn, da eine ungeheure Menge Steinmaſſen, Dachziegel und altes Geſchirr darauf angetroffen wird. Das Bett des Fluſſes, der ſeinen Lauf in nordweſtlicher Richtung nimmt, ſcheidet die Stadt; ein großer Theil derſelben iſt mit Schwibbogen bedeckt, wie der Strom in Philadelphia. Lorbeerroſen, Johannisſträuche, Feigen- und Maulbeerbäume, die Weinrebe und der Granatenbaum faſſen die Flußufer der Hauptſtadt Arabiens ein. Auch eine wunderſchöne Art von Aloe wächst in dieſem Thal. Sie trägt eine orangefarbe Blume mit Purpur nüanzirt.

13. Aarons Grab.

Von Petra kehrten wir zum Berg Hor zurück. Auf dem höchſten und ſchroffſten Gipfel der ganzen Bergreihe liegt ein kleines Gebäude, welches von der ganzen Gegend aus rund umher geſehen wird. Dieſes wird für das Grab Aaron's gehalten. Die Grabſtätte Moſes ſchienen uns die Muſelmänner, da ſie ſelbe eine halbe Tagreiſe jenſeits des Jordans verlegten, ſo übel bezeichnet zu haben, daß wir uns die ſeines Bruders nicht ohne Mißtrauen hier nachweiſen ließen. Indeſſen ſagt Joſephus ſelbſt beſtimmt, daß Aaron in der Nähe von Petra geſtorben. Deshalb zweifelten wir auch nicht, daß der Berg, den wir jetzt beſtiegen, nicht der Horeb der Schrift ſey. Der Fuß des höchſten Gipfels iſt nicht weit vom weſtlichen Ende der Stadt entfernt. Wir ſtiegen zu Fuß den Berg hinan über einen rauhen zerriſſenen Bergrücken, und kamen noch an vielen ſolchen Gräbern vorbei, wie wir beſchrieben haben. Ein ganz beſonderes Denkmal ſtellt ſich aber von ſelbſt zur linken Hand dar. Ein abgeſtumpfter Kegel, von Kreiſen einer Spirallinie umzogen, ſteht auf einem weiten viereckigen Fußgeſtell oder Altar. Dieſer ſteht auf einer der höchſten Spitzen des Felsberges. Nicht weit davon iſt der nämliche Gegenſtand unverkennbar in halberhobener Arbeit in einer Niſche dargeſtellt. Die Geſtalt ſelbſt der einſamen Stätte, welche den Altar trägt, iſt die eines Zuckerhuts, und nirgends iſt das außerordentliche Kolorit, welches die Gipfel dieſer Berge auszeichnet, ſo auffallend, wie bei Aaron's Grab. Einige der umliegenden Hügel haben ein dunkles, andere ein lichteres Blau, einige ſind roth geſtreift, oder mit Lila und Purpur nüanzirt, an andern Stellen zeigt ſich die blaue Farbe durchzogen von Gelb und Orange, auch ſieht man da und dort Kreiſe von Scharlach und Karmoiſin. An einigen Stellen kommen alle dieſe verſchiedenen Farben in parallelen Lagen, Schichten auf Schichten über einander gelagert, vor, und gehen in blaſſere Tinten, zuweilen bis in ein reines Weiß über. Dieſe wunderbare Mannigfaltigkeit von Farben, die durch alle Berge um Petra geht, gibt ihm eine ganz charakteriſtiſche Schönheit, um ſo mehr da auch hier die Werke der Menſchenhände überhaupt und die der Kunſt durch dieſe unendliche Verſchiedenheit der Farbe in den Steinen eine ganz eigne Auszeichnung erhalten.

14. Arabiſche Sitten.

Die Liebe zur Freiheit in dem wandernden Araber, in dem Beduinen, durch ſein Herumirren unterhalten, liegt in ihm von Kindheit an als Inſtinkt. Er erträgt keine Art von Zwang und iſt ſtolz auf ſeine Unabhängigkeit, welche die kultivirten Araber verkennen und verſchmähen. Wir fanden dieſe Völkerſchaften dienſtfertig und gaſtfreundlich, aber Volney's Angabe, daß, wer Salz und Brod mit einem Araber gegeſſen, von Abgabe frei und gegen Mißhandlung geſchützt ſey, hat ſich uns nicht beſtätigt. Das Schmauſen mit ihnen iſt nichts mehr, als eine gute Empfehlung, um in ihrer Gunſt weiter zu kommen. Die Araber halten viel auf gute Lebensart. Wenn ein Scheik in das Zelt eines andern kommt, ſo ſetzt ſich dieſer ſeinem Freunde gegenüber, um allen Anſchein von Vorzug zu vermeiden, ſo daß allezeit nur die beiden Seiten des Zelts beſetzt werden, der Grund aber leer bleibt. Als Herr Bankes dem Scheik von Sonk ein Kleid ſandte, ließ dieſer es ſogleich, ohne es in Gegenwart des Gebers zu beſichtigen, in den Harem tragen. Das Volk von Kerek, ſo fremd ihm unſere Erſcheinung ſeyn mußte, enthielt ſich jeder Frage.

Aber trotz all ihrer Höflichkeit hegen die Araber eine große Geringſchätzung gegen Fremde. So halten ſie es für Unbehülflichkeit, wenn man bei'm Eſſen Löffel, Gabel und Meſſer braucht, und pflegen unter ſich zu ſagen: die armen Leute! Sie wiſſen nicht, wie man eſſen ſoll. Sie eſſen, wie die Kameele. — Wenn ein arabiſcher Häuptling Euch zuerſt mit Kaffee aufwartet, nimmt er für ſich ſelbſt keinen mehr, da er keine Luſt hat, einem Chriſten nach zu trinken.

Stehlen, Rauben, Lügen, Betrügen werden von ihnen nicht für unehrbare Handlungen gehalten. Wie andere, wurden auch wir alle ausgeplündert. Ihre Lebensart wechſelt nach dem Wohlſtand und nach der Art der Horde. Einige leben von Pillau, oder von Weizen, gemiſcht mit ſaurer Milch, einige von Hammelfleiſch, das im Augenblick, wo das Thier geſchlachtet worden, gekocht wird. Alles wird in Leban (ſauerer Milch), einer in der Schrift angeführten Speiſe gekocht. Dieſe Kochart macht die Gerichte ſehr angenehm und zart, weit vorzüglicher und ſchmackhafter, als wenn ſie nur in Waſſer gekocht werden. Die Milch, verdickt mit der Brühe von den Speiſen, wird in Pillau von Reis oder Weizen geſchüttet. Einige ſchmelzen Butter und backen Brod in einer eiſernen Platte in Form eines Pfannkuchens. Die Milch wird in einem hölzernen Napf, und die Butter in einem irdenen Geſchirr vorgeſetzt. Die Geſellſchaft ſitzt rund um den Tiſch, taucht ihr Brod ein, und jeder bemüht ſich, es ſo ſaftig zu machen als möglich. Darin ſind die Araber wirklich geſchickt, ſie drücken den dünnen Kuchen in ſolch eine Form, daß eine Art Löffel daraus wird. Dieſe Art zu ſpeiſen iſt in der Schrift bei'm Paſchafeſt angedeutet. Gewöhnlich wird ein Napf Milch aufgetiſcht, der in die Runde umgeht. Dicke Milch muß mit freien Händen gegeſſen werden. Reis mit Milchrahm wird als Leckerbiſſen aufgetiſcht. Wenn ſie Pillau in Körnern haben, dient dies oft als Kerze; dieſer wird mitten auf dem Tiſche befeſtigt. Will ein Araber einem Gaſt beſondere Aufmerkſamkeit bezeugen, ſo ergreift er die Speiſen mit ſeinen Fingern und ſtreckt ſie ihm zu. Gebratene Speiſen ſahen wir bei den Arabern nie, als in Nakſa's Zelt zu Palmyra. Sie haben keine Pflanzenkoſt; ihre herumziehende Lebensart läßt ihnen dieſe nicht zu. Es iſt ſeit undenklichen Zeiten Gewohnheit, allen Reiſenden für eine Nacht ſammt ihren Pferden Nahrung und Koſt zu geben. Alle, die Zelte beſitzen, ſind der Reihe nach zu dieſer Gaſtfreundſchaft verpflichtet. Ihre Scherze ſind unfein. Im Spaß ſchob mir einſt einer einen lebendigen Skorpion in meine Jacke. Glücklicher Weiſe hatte ich mir es zur Gewohnheit gemacht, des Ungeziefers wegen täglich mein Gewand zu durchſuchen, und ſo entdeckte ich das Thier.

15. Die Sklavinnen.

In den letzten Tagen unſers Aufenthaltes um Aleppo hatten wir eine traurige Szene. Eines Abends waren vier ſchlecht ausſehende und zerlumpte Türken angekommen, wie Soldaten gekleidet. Dieſe brachten mit ſich eilf Mädchen aus Georgien, die Ueberbleibſel von vierzig bis fünfzig, welche ſie ihren Eltern auf der Gränze geſtohlen oder entführt hatten. Sie brachten ſie hieher, um ſie als Sklavinnen oder Maitreſſen vornehmen Türken zu verkaufen, die im Stande wären, ſo hohe Summen, als ſie für die unglücklichen Schlachtopfer forderten, zu bezahlen. Die Mädchen kamen in unſere Nähe zu wohnen. Sie waren höchſtens zwiſchen fünfzehn bis zwanzig Jahr alt, zwei hatten nur nicht das Alter von zwölf Jahren. Sie waren äuſſerſt reizend, ſie hatten dunkle feurige Augen, roſige Wangen, lange ſchwarze Haare, waren überhaupt von höchſt einnehmender Art. Der Anblick dieſer Geſchöpfe war für uns die beſte Widerlegung von Volney, der von ſolchen ſagte: Der Ruhm ihrer Schönheit beruhe mehr auf der Einbildung der Reiſenden, und auf der Schwierigkeit, die Weibsbilder im Geſichte zu ſehen, als auf ihrem wirklichen Werthe.

Die Preiſe, welche für ſie gefordert und bezahlt werden, lieferten übrigens den beſten Beweis von der Schatzung, in der ſie bei den Türken ſtehen. Wir waren zugegen, als einem reichen Türken, der eins dieſer Mädchen kaufen wollte, fünfzehn Beutel (ein Beutel iſt 580 Piaſter) gefordert wurden. Er bot zehn, aber der Verkäufer wollte ihm nicht ein Para ablaſſen. Das arme Mädchen, kaum 15 Jahre alt, ſtund während der ganzen Zeit dabei und hörte dem Handel zu. Sie wurden auch zuweilen abgeführt in reiche türkiſche Häuſer, um daſelbſt beſichtigt zu werden. So lange ſie da waren, kamen immer Viele vor die Thüren ihrer Zelte, um ſie zu ſehen, und auf ſie zu bieten. Da mußten ſie denn im Kreiſe ſtehen, während ihr Werth von den Nebenbuhlern geſteigert wurde. Wir ſahen ihre Liebhaber; es waren meiſtens Männer über fünfzig Jahre, während der Gegenſtand ihrer Wahl oft kaum fünfzehn Jahre hatte. Die Koſt dieſer Geſchöpfe war in Uebereinſtimmung mit ihrer übrigen Behandlungsweiſe. Sie beſtund in einem Stück Brod und in einem kleinen Schnittchen Käſe, das ihnen zweimal täglich gereicht ward. Gingen ihre Herren aus, ſo wurden die Mädchen in ihre Zellen verſchloſſen, und kamen ſie zurück, ſo hörten wir meiſtens im Innern der Gemächer neben uns Gewimmer und Klagen, und vernahmen dann, daß wieder ein Stück verkauft ſey, und ſeine Schweſtern und Geſpielinnen verlaſſen müſſe. Die Nichtverkauften wurden endlich zu Pferd geſetzt, weiter geführt, und von Ort zu Ort zum Verkauf ausgeboten. Nun gingen ſie nach Damaskus, welches ein guter Markt für Waare der Art ſeyn ſoll. Zwei Tage, ehe wir abreiſeten, traten ſie mit ſichtbarer Wehmuth ihre Reiſe an. Bruce gab Nachricht von Cirkaſſierinnen und Georgierinnen, welche man mit unſern vergleichen kann, und in dieſer Hinſicht kommt er der Wahrheit viel näher, als Volney.

Salvator Roſa *).

In einer der lieblichſten von den lieblichen Gegenden, welche die Bucht von Neapel überſchauen, in dem kleinen Dorfe Renella wurde gegen das Ende des Jahres 1615 Salvator Roſa geboren. Er bekam den Namen Salvator, theils weil es die feſte Abſicht ſeiner frommen Aeltern war, ihn dereinſt dem Dienſte der Kirche zu widmen, und dann auch, weil dieſer Name, wenn er bei der heiligen Taufe ertheilt ward, nach dem Volksaberglauben jener Zeit, gleichſam als ein wunderthätiges Loſungswort dem abgeſchiedenen Geiſte die Pforten des ewigen Lebens

---

*) Unter dem Titel: Salvator Rosa and his times. 2 Vols. London and Paris, 1824, iſt das neueſte und ſehr intereſſante Werk der Lady Morgan erſchienen, von welchem dieſer Aufſatz, bei dem wir dem New monthly magazine folgten, ein kurzer Auszug iſt.

öffnete. Die Jugend des kleinen Salvator verrieth aber ſo wenig Spuren künftiger Heiligkeit, daß er alsbald als der loſeſte Junge des Dorfes bekannt war, und ſeinem ſo bedeutungsvollen Namen die keineswegs günſtige Verkleinerungsſylbe —ello (Salvatoriello) beigefügt wurde. Seine guten und ehrwürdigen, aber dürftigen Aeltern konnten ſich jedoch nicht von ihrem Herzenswunſche losreißen, daß ihr Sohn Geiſtlicher werden möchte. Sie thaten ihn daher frühzeitig in die Congregazione Somasca zu Neapel, wo er unter dem Beiſpiel und der Aufſicht heiliger Väter für ſeinen künftigen Beruf gebildet werden ſollte. Allein ſchon in dieſer Zeit zeigten ſich dem ſcharfen Beobachter die unzweideutigſten Spuren, welche Richtung ſein Genius dereinſt nehmen werde. Er konnte ſich mit den Studien, die ihm hier aufgelegt wurden, nicht befreunden und benutzte jede Gelegenheit, ſich denſelben zu entreißen und den Müßiggänger zu ſpielen. Er überließ ſich dann dem Drange ſeines Geiſtes und wanderte allein und einſam unter den wilden und erhabenen Scenen der Natur, welche die Nachbarſchaft ſeines Geburtsortes darbot, und wenn ihm dieſes zum Vergehen angerechnet und er zur Strafe eingeſperrt wurde, bedeckte er die Wände ſeines Gefängniſſes mit den rohen Nachbildungen all der mannigfaltigen Gegenſtände, welche ſeine Aufmerkſamkeit am meiſten gereizt hatten. Dieß fuhrte er mit den Bruchſtücken eines angebrannten Stockes aus, den er ſich zu dieſem Ende zubereitet. Seine Aeltern, wenig gerührt durch dieſe Offenbarungen der Natur ihres Kindes, erſchraken vielmehr und entſetzten ſich bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit, daß ihr Sohn ſollte Künſtler werden, und verloren keine Zeit, ihn alsbald wieder in's Collegium nach Neapel zu fördern, wo er ohnehin mit vieler Schwierigkeit war aufgenommen worden. Seinen Abſchied vom väterlichen Hauſe, da er das erſte Mal in das Collegium nach Neapel ging, ſchildert Lady Morgan alſo:

„In einem Zeitalter und Lande, deſſen Geſtalten und Sitten ſo viel Pittoreskes haben, mußte Salvator's Abſchied eine Szene darbieten, die eher zu malen als zu beſchreiben iſt. Des Geiſtes Auge, indem es zurückblickt auf das ganze maleriſche Detail derſelben, ſieht den glühenden Knaben, wie er mit ſeinem etwas ſonderbaren, aber ſchönen Geſichtsausdruck und in ſeiner leichten und beweglichen Geſtalt, die beide in ſeinem reifern Jahren als Muſter gelten konnten, aus dem alten Portal der Casaccia hervorſchreitet, um ſeinem Vater nach Neapel zu folgen. Er iſt in das phantaſtiſche Koſtüm der neapolitaniſchen Jugend jener Tage gekleidet: ein Wams und Beinkleider und ein kleiner Mantillo mit einer kleinen Sammtmütze, die er vielleicht damals ſchon mit jener air galliard und einer geziemenden Aufmerkſamkeit auf die ſchwarzen Locken trug, die in allen ſeinen Porträten wegen ihrer Schönheit und üppigen Fülle ſo ſehr hervorſtechen. Vito Antonio dagegen (ſo hieß ſein Vater, er war Architekt), um ſeine Geſetzlichkeit und abnehmende Ritterlichkeit zu zeigen, ahmt das Beiſpiel der herrſchenden Hofmode nach. Denn damals, wie jetzo, wurde alles, was italieniſch ausſah, für verdächtig gehalten, und Vito's alte Casacca dicuojo war trotz der Rauheit des Stoffes nach ſpaniſcher Weiſe gemacht mit

Schnitt und Knipp und Form und Strich und Schlitz!

Dem Vater und Sohne, da ſie durch die Weinranken ſich winden, welche an dem Portiko empor ſich ſchlängeln, folgen über ſeine Schwelle hinaus Madonna Giulia und die weinenden Schweſtern. Da wird ihm der cornicello gereicht, um ein böſes Auge abzuwenden und dann noch ein letztes: „Addio, carino!“ erſchallt, und Vater und Sohn ſteigen den Hügel von Renella hinab, der Strada infrascata zu. Der eine, ganz Rührung, wandert weilenden Schrittes; der andere gemeſſener, ganz Weisheit, die in das unaufmerkſame Ohr des mit Vorurtheil behafteten Gefährten „ſolche weiſe Sprüche und moderne Beiſpiele“ ausſtrömt, als für einen ſich ſchicken mochten, der das erſte Mal verläßt jene

Heimath, wo nur ſpärlich die Erfahrung wächſt.

Als ſie abwärts ſtiegen, welche Szene bot ſich dem Auge dar, das die Schönheit in der Natur unter all ihren Geſtalten ſchaute,

Hügel und Thal,
Wald und Feld und Fluten, Tempel und Thürme,

die nur zu bald für die düſtern Kloſtermauern ausgetauſcht werden ſollten! Noch konnte man die Kaminſpitzen der alten Casaccia durch die dunkeln Pinien entdecken; noch konnte man die Geſtalt der Madonna Giulia an ihrem ſchneeweißen Haarſchmuck erkennen, welcher, gleich den Haarnadeln in ihrer Töchter Locken, im Sonnenſchein ſchimmerte. Und während ſie den hinabſteigenden Sohn mit ihren Augen verfolgt, ſendet ſie Gebete zur Jungfrau Maria empor, daß er in Heiligkeit und Weisheit werden möchte „il miracolo del secolo suo“ (das Wunder ſeiner Zeit). Noch eine Windung vorbei und die Szene ändert. Das dumpfe Toſen Neapels, dieſer geräuſchvollſten Stadt Europa's, ſteigt auf, gleich dem Donnern des Veſuv am Abend eines Ausbruchs. Auf die jähen Abſprünge, die mit Pinien und Kaſtanienwäldchen bedeckt ſind, folgen nun Rebhügel mit weithin ſich ausbreitenden Ranken, die um jeden Gegenſtand ſich ſchlingen, den ſie erreichen, und der ſie zu halten vermag. Hier verdecken ſie und dort enthüllen ſie die dunkle Kluft, „die geſprenkelt iſt mit dem ſtarrenden Dornſtrauch“, und hineingeſpalten in den Felſenboden durch irgend eine vulkaniſche Erſchütterung; indeß der wunderliche Bau von ſo mannigfaltigen Terraſſen, Ruinen des Alterthums, Bruchſtücke von Frieſen und Säulen, und Hügelchen von Tuffſtein, braun und nackt, zwiſchen hängenden Gärten und Grotten ſich erheben; und Kapellen, Glockenthürme, Reliquienkäſtchen und Altäre an jeder Seite ſchimmern, bis zu der edeln Strada Toledo: ihre Palläſte verdrängen die magiſche Szene, ſie erſetzend durch eine nicht weniger pittoreske. Solche Auftritte bot der Vomiro dar zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, und ſo iſt er jetzo. Von dieſem prächtigen und geräumigen Quartier der Stadt Neapel wanderten die beiden Roſa zu dem dunkeln und düſtern Theil der Città vecchia. Nur zu bald war das Portal der Congregazione somasca erreicht: die Glocke ward angezogen und ein Laienbruder antwortete. Der väterliche Segen wird mit thränendem Auge gegeben und empfangen, und die Thore des klöſterlichen Gefängniſſes ſchließen ſich knarrend zu hinter dem freieſten Geiſte, welcher ſich jemals der moraliſchen Herabwürdigung und dem phyſiſchen Zwange unterwarf, die in ſolchen Seminarien über Jugend und Natur ausgeübt werden.“

Hier in dieſer klöſterlichen Einſamkeit, einer Einſamkeit, die für den freien und ſchweifenden Geiſt des jungen Salvator um ſo drückender ſeyn mußte, als all das Treiben und Lärmen einer Stadt, gleich Neapel, ihm an Aug' und Ohr vorüberzog, muß er mehrere ſeiner frühern Jugendjahre verlebt haben; allein aus Mangel an Nachrichten kann die Dauer ſeines Aufenthaltes nicht beſtimmt angegeben werden. Gewiß iſt es indeß, daß dieſe ſeine Einkerkerung wohlthätige Folgen für ſeine nachwärtigen Beſtrebungen hatte. Denn hier ſammelte er den Vorrath von klaſſiſcher Bildung, der ihm als eine unmittelbare Quelle der Erleuchtung ſo vortheilhaft war und auf den er ſich jederzeit berufen konnte, während ſie höchſt wahrſcheinlich jene enthuſiaſtiſche Richtung nährte und beſtärkte, die ihn zu den intereſſanteſten Vorfällen ſeines Lebens hinriß. Die Zeit kam endlich, wo die Regeln der Geſellſchaft, in die er aufgenommen war, ihn nöthigten, den gegenwärtigen Pfad ſeiner Studien zu verlaſſen, die mehr ſeinem Genius und Temperament zuſagten, um ihn mit einem andern zu vertauſchen, welcher beiden entgegengeſetzt war. Er ſollte ſich nun von den wundervollen Wahrheiten der Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes, und von all den ſchönen Dichtungen der Poeten desſelben trennen, und all ſeine Gedanken und Studien einer trockenen Logik widmen und einer trüben Schulphiloſophie. Die Folgen waren natürlich. Er weigerte ſich, den ihm vorgezeichneten Pfad zu betreten, wurde aus dem Kollegium gejagt, und kehrte wieder zurück zu ſeinen Aeltern, ſo arm und wild und romantiſch, als er ſie verlaſſen.

Glücklicher Weiſe war gerade in jener Zeit, da Salvator der Plackerei der Schulphiloſophen entſprang, Muſik die herrſchende Leidenſchaft des neapolitaniſchen Volkes und alles, nur die Liebe nicht, beugte ſich vor ihr. Was konnte damals der gefühlvolle und enthuſiaſtiſche Jüngling von ſechzehn Jahren, der ſich ſo eben aus dem Feſſelzwange eines Kloſters losgeriſſen hatte, anderes thun, oder was war anderes von ihm zu erwarten, als daß er ſich dieſen beiden Schweſtergöttinnen in die Arme warf? Und er that es. Seine Serenaten waren bald die beliebteſten, und im Spiel und in der Kompoſition gehörte er unter die beſten Muſiker des Tages. Auch ſoll er ſchon in dieſen Jahren die lieblichſten Lieder gedichtet haben. Sein Genius jedoch, der von einem zu ſtrengen und entſchiedenen Charakter war, verſchmähte es bald, ſeine Zeit in Ergötzungen dieſer Art hinzubringen. Zwiſchen ſeinem ſiebzehnten und achtzehnten Jahre heirathete ſeine Scheſter einen jungen Maler von einigem Rufe, genannt Franzesko Frankanzani, und bei der fortdauernden Dürftigkeit ſeiner Aeltern ſah er ſich genöthiget, einen Beruf zu wählen. Er wandte ſich zur Malerei, für die ſeine Liebe wieder erwachte, da er ſeinen Schwager oft bei ſeinen Arbeiten beſuchte. Dieſer bemerkte in allem, was Salvator in ſeinem Berufe vornahm, offenbares Talent und Kraft, und war bereit, ihm die nöthigen Regeln der Kunſt zu ertheilen. Allein zum Glücke für die Kunſt und Welt, war der Neuling zu unduldſam gegen jede Einſchränkung, als daß er beſtimmten Regeln hätte folgen können, und ſeiner angebornen Kraft zu bewußt, um ſich in die Manier irgend einer Schule zu fügen. Die Natur war das einzige Muſter, das er ſtudirte und nachahmte, und ſeine eigenen Wahrnehmungen ihrer Eigenſchaften und Attribute waren das einzige Kriterium, welches er bei Beurtheilung ſeiner Arbeiten wollte gelten laſſen. Die Bahn, welche er nun betrat, war noch unverſucht und die Reſultate, zu denen ſie führte, waren eben ſo überraſchend, als neu und originell. Es war damals Sitte, daß jeder Malerlehrling, bevor er ſeine Laufbahn begann, oder vielmehr, bevor er ſich zu derſelben vorbereitete, eine Kunſtreiſe durch die vornehmſten italieniſchen Städte unternahm; er ſtudirte und übte abwechſelnd den verſchiedenen Styl, wie er gerade im Schwange war, und widmete ſich endlich ausſchließlich demjenigen, welcher ſeinen Anſichten und ſeinem Talent am meiſten zuſagte. Salvator begann ſeine Laufbahn auch mit Reiſen; allein ſie waren ganz verſchiedener Art von den oben bezeichneten und ſo auch ihre Folgen. Er ſuchte allein die verſchiedenen Werke der Natur zum Muſter aus, und ihre Verſchiedenheit allein hielt er des Studiums und der Nachahmung werth. So begab er ſich auf eine flüchtige Wanderſchaft, ohne beſondere vorhergegangene Wahl und ſtreifte in den rauhen Gebirgen und natürlichen Feſtungen Kalabriens umher und den weniger bebauten und zugänglichen Höhen der Abruzzi. Bei ſeiner Hin- und Rückreiſe durchzog er alle die wilden, romantiſchen und lieblichen Szenen, welche unmittelbar in der Nachbarſchaft ſeines Geburtsortes liegen, und ſammelte und bemerkte alles, was ihn ergriff und ihm in der Folge dienlich ſeyn konnte, entweder auf Papier, oder in ſeinem eben ſo treuen Gedächtniſſe. Es iſt eine unbezweifelte Thatſache, daß er geraume Zeit unter den Banditen lebte, welche die Höhen der Abruzzi bewohnten. Und es ſcheint eben ſo gewiß, daß ſein Aufenthalt unter denſelben freiwillig war, wenigſtens auf einige Zeit. Denn nirgend in ſeinem Leben ſtoßen wir auf Thatſachen, die dieſem widerſprächen, obwohl ſeine zahlreichen Feinde und Widerſächer dieſen Umſtand zu einer beſtändigen Anklage gegen ihn benützten. Daß aber dieſe romantiſche Wanderung und die Abentheuer, die ihm im Verlaufe derſelben begegneten, eine hervorſtechende Wirkung auf den moraliſchen und phyſiſchen Charakter ſeines Styles erzeugten, mag wohl kaum bezweifelt werden; und ſo iſt auch zu fürchten, daß ſeine etwas wilde und ſchwer zu behandelnde Natur, welche ihn nachwärts nie, ſelbſt auf der Höhe ſeines Glückes nicht, verließ, von denſelben Umſtänden, wo nicht erzeugt, doch in's Leben iſt gerufen worden. Wie dem auch ſey, bei ſeiner Rückkehr nach Neapel konnte ihn nichts bewegen, ſelbſt der drückende Mangel und das Elend ſeiner Familie nicht, die nun, des Vaters beraubt, auf ihm allein laſtete, ſich den gewöhnlichen Mitteln zu unterziehen, um Beſchäftigung in ſeiner Kunſt zu finden. Hätte Salvator in eine der Schulen ſich aufnehmen laſſen wollen, welche damals die Gunſt der Kirche und des Publikums theilten, ſeine großen und originellen Talente hätten ihm auf der Stelle Anerkennung und Auszeichnung verſchafft. Allein ſein ſtolzer und unbiegſamer Geiſt wollte ſich zu keinem andern Wege bequemen, Ruhm und Gunſt zu erwerben, als zu dem geraden des unmittelbaren Verdienſtes. Die Folge war, daß er ganz unbekannt und unbeſchäftiget blieb und es höchſtens mit Mäklern zu thun hatte, während Künſtler, die an Talent weit unter ihm ſtunden, die Palläſte der Fürſten und Altäre der Kirchen ausſchmückten. Endlich geſchah es, daß der berühmte Lanfranko nach Neapel kam, um die Kuppel der Chiesa del Gesù zu verzieren. Er ſah eine von Salvator's hiſtoriſchen Landſchaften, welche vor der Thüre einer kleinen Bude zum Verkaufe ausgehängt war, und kaufte ſie nicht nur, ſondern nach fruchtloſen Nachforſchungen über Salvatoriello (denn dieſen Namen trug das Gemälde), gab er ſeinen zahlreichen Schülern den Auftrag, alle Werke für ihn zu ſammeln, die die gleiche Unterſchrift trügen. Dieſe Thatſache kam zur Kenntniß des erfreuten Künſtlers, und es war dies die Grundlage ſpäten, aber von dieſer Zeit an immer ſteigenden Glückes. Als ſich dieß zutrug, zählte er neunzehn Jahre, und in ſeinem zwanzigſten begab er ſich nach Rom. Allein er fand dort die Aufmunterung nicht, die er erwartete, und da ſeine Geſundheit auch von der mal-aria litt, ſuchte er wieder in ſeinem Vaterlande Beſchäftigung. Bald wurde er genöthiget, eine Freiſtätte zu ſuchen, die ihm der Kardinal Brancaccia in ſeinem Pallaſte anbot; und er malte für ihn eine Loggia und ein Altarſtuck: das erſte große Werk, das er unternahm. Der Zuſtand der Abhängigkeit, in welchem er ſich hier zu befinden glaubte, verleidete ihm bald, und er ging wieder nach Neapel. Seine erſte Leiſtung nach ſeiner Ankunft gründete endlich ſein zukünftiges Glück feſt. Es war dieß ſein berühmtes Gemälde, Prometheus; er malte es für den Römiſchen Markt und ſandte es an einen Freund dahin, der ſich ſehr bemühte, ihm bei der jährlichen Kunſtausſtellung, die im Pantheon ſtatt fand, einen Platz zu verſchaffen. Von dieſer Zeit an war Salvator's Malerruhm feſt begründet, und alles, was ihm übrig blieb, war blos, denſelben zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Aber ſein ſtolzes und unweltliches Gemüth hielt ihn davon zurück. Ein anderer Umſtand indeſſen, den er weder beabſichtigte noch erwartete, führte zu dem gewünſchten Ziele. Wir können dem Paſſeri, ſeinem gleichzeitigen Biographen, nicht beiſtimmen, wenn er behauptet, daß Salvator ſeine neue Bahn mit Abſicht und in Bezug auf ſeine Kunſt betreten, ſondern im Gegentheil betrachten wir es als eine bloße Grille ſeines wilden und ſonderbaren Naturells, die ihm eine erhöhte Luſtigkeit und Lebensmuth bei den verbeſſerten Glücksumſtänden eingab. Lady Morgan möge ihn uns in ſeinem neuen Charakter ſchildern:

„Es war gegen das Ende des Karnevals von 1639, als einige aufgeweckte Köpfe für die Vorſtellung der letzten Woche einen gar luſtigen Schwank erſonnen hatten. Ein Wagen nämlich, oder eine Schaubühne, prächtig verziert, von Ochſen gezogen und mit einem maskirten Trupp beſetzt, reizte durch die Neuheit und den ſonderbaren Aufzug die allgemeine Aufmerkſamkeit. Die Hauptperſon kündigte ſich als einen gewiſſen Signor Formica an, einen ſehr bekannten neapolitaniſchen Schauſpieler, der in dem Charakter des Coviello, als Scharlatan, ſo viel echten Witz entfaltete, und ſolch bittere Satire und köſtlichen Humor, doppelt wirkſam gemacht durch den neapolitaniſchen Accent und die nationellen Geſtikulationen, daß man andere Vorſtellungen verließ und die Zigeuner umſonſt wahrſagten, und die Juden ſich umſonſt erhängten.. Das geſammte Römiſche Volk ſammelte ſich nach und nach um den neuen, unnachahmlichen Formica. Die gemeinere Klaſſe ergötzte ſich an den Einfällen ſeines bittern Humors, die auf die Großen zielten; und die höhern Stände fanden Vergnügen an einem Improviſatore, der in den Zwiſchenräumen ſeines Dialogs die beliebteſten neapolitaniſchen Balladen zur Laute ſang, auf der er ein Meiſter war. Die Verſuche ſeiner Genoſſen, auch einen Theil des Beifalls ſich zuzueignen, der ihm in einem ſo reichlichem Maße ward, er mochte reden oder ſingen, Fragen geben oder beantworten, liefen alle fruchtlos ab, während er, ſagt Baldinucci, come capo di tutti, e pur spiritoso, e ben parlante, con bei ghiribizzi e lazzi spiritosi, teneva à se mezza Roma (als Haupt von allen durch ſeinen Witz, ſeine Beredſamkeit und den glänzenden Humor halb Rom an ſich zog). Der Kontraſt zwiſchen dieſen ſchönen muſikaliſchen und poetiſchen Kompoſitionen und jenen neapolitaniſchen Geſten, denen er ſich überließ, wenn er, die Laute bei Seite legend, ſeine Fläſchchen und Salben dem vergnügten Auditorium darwies, zeugten von einer Gewandheit des Geiſtes, wie man ſie in keinem damals bekannten Individuum zu Rom finden konnte. Durch alle Klaſſen liefen Winke und Vermuthungen, wer es ſeyn möchte; als Formica zu Ende des Karnevals, bevor er ſeinen Triumphwagen von der Piazza Navona trieb, welche, mit einer der Hauptſtraßen im Traſtevere, der Schauplatz ſeines Triumphes geweſen, ſeinem Trupp den Befehl gab, die Masken wegzunehmen, und als er nun ſeine eigene auch weghub, zeigte es ſich, daß Coviello der erhabene

Schöpfer des Prometheus war und ſein kleiner Trupp die partigiani des Salvator Roſa. Ganz Rom war von dieſem Augenblick an, nach dem Ausdruck ſeiner Biographen, mit ſeinem Ruhm erfüllt. Jene Berühmtheit, die ſein hoher Genius ihm nicht verſchaffen konnte, erhielt er auf einmal durch jene leichtern Talente, die er faſt ſorglos hatte einſchlummern laſſen, während erhabenere Ausſichten ſeine Seele erfüllten.“

(Beſchluß folgt.)

Kolumbia.

(Fortſetzung.)

Beſchreibung einzelner Gegenden. Schöner und fruchtbarer iſt der See von Valencia, dieſer iſt ohne Verbindung mit dem Meere. Hohe Gebirge, mit Ausnahme der Weſtſeite, umgeben dieſen See. Ein großes Thal zwiſchen hohen Granit- und Kalkbergen, Namens Aragua, ſtürzt ſein Gewäſſer in dieſen See. Es iſt außerordentlich fruchtbar. Der See hat wahrſcheinlich einen unterirdiſchen Abzug. Immer mehr erheben ſich Inſeln darin. Man vermuthet, daß er einſt ganz trocken gelegt werden kann. Nur die nördliche Küſte iſt angebaut mit Zuckerrohr, Kaffee- und Baumwollenſträuchen. Die üppigſten Pflanzen Kolumbia's findet man in den Gärten der Bewohner. Große gelbe Blumen miſchen ſich mit der Purpurblüthe der Erithryna. In der dürren Zeit wäſſert man dieſe fruchtbare Ebene. Mitten im Thale erhebt ſich bisweilen ein Felſen aus der fruchtbaren Fläche. Saftige Pflanzen ſchmücken die Seiten dieſer Felſen, und ſammeln allmälig durch faulendes Holz und Laub einen fruchtbaren Boden für die Nachkommenſchaft. Bei Guaruto wächſt der feinſte Tabak.

Der See Parima oder Paranapitinca in Guyana hat eine Inſel, auf deren Felſen die Fabel das goldreiche El Dorado verſetzt. Aus dieſem See fließt der große Rio Blanko. Den Namen hat er wegen ſeines klaren Waſſers.

Jedes Thal hat einen waſſerreichen Fluß, aber dieſe Flüſſe haben meiſtens noch keine Pflanzungen an ihren Ufern. Für Millionen Menſchen iſt Raum und Nahrung die Fülle. In der Provinz Karakas ſtürzen ſich alle dieſe Flüſſe von den Bergen in's Meer. Jenſeits der Berge ergießen ſich alle Thalflüſſe in den Orinoko.

Nahe bei Kumanakua liegt der Berg Tumiriquiro mitten in Wäldern, welcher ſich bis Cerro de Kuchivano erſtreckt, wo die Gebirgskette von einem Abgrund unterbrochen wird, der mindeſtens 900 Fuß Tiefe hat. Er iſt voll Bäume. Die Schlingpflanzen haben ihn undurchdringlich gemacht. Durch dieſen fließt der Fluß Juagua. An ſeinem Ufer hat der Amerikaniſche Tiger ſeine Lieblingsſitze. Zwei Höhlen ſieht man in dieſem Abgrunde, aus welchen bisweilen Flammen herausſchlagen, die in der Nacht weit leuchten. Von der Spitze des Berges ſieht man die unermeßlichen Ebenen des Orinoko mit wenig ſchattenden Bäumen, aber deſto mehr langem Graſe und vielem Gebüſch mit prächtigen Blüthen. Auf der Spitze hat der Berg Torfboden, und ſtößt an einen tiefen Abgrund, der nach der Seite des Meerbuſens von Kariako liegt. Zwei nahe Bergſpitzen von 6500 Fuß Höhe ſind beſetzt mit Mahagoni-, Javillo- und Cedernbäumen von rieſenförmiger Geſtalt. Man jagt hier Panther, Tiger und alle wilden Thiere, deren Haut theuer bezahlt wird. Der enge Pfad über das Gebirge kann nur von Fußgängern oder Maulthieren benutzt werden. Iſt auf der Spitze die Luft milde und angenehm, ſo iſt das nahe Thal Guanaguana deſto ungeſunder und heißer.

Drei Meilen vom Kloſter Karipe weſtlich liegt die Höhle Guacharo, die ihrem Gebirge den nämlichen Namen gibt. Wegen vieler ſich einander durchkreuzenden Bergſtröme iſt der Zugang an der Südſeite äußerſt ſchwer. Den Eingang bildet ein Bogen, 72 Fuß hoch und 80 Fuß breit. Noch höhere Bäume beſchatten dieſen Eingang. Zwiſchen den Bäumen winden ſich Schlingpflanzen mit den bunteſten Blumen. Aus dem Gewölbe des Bogens ſtürzt ſich ein Waſſerfall, der lange faſt die nämliche Höhe behauptet. 30 bis 40 Fuß lang beſchatten dieſen Waſſerfall Stämme aus dem Geſchlecht der Palmen, Arum und Helekenien. 430 Fuß vom Eingange dieſer Höhle braucht man noch keine Fackel. Wenn aber der eintretende Wanderer das Tageslicht verloren hat, ſo empfängt ihn das Geſchwirre einer unendlichen Menge von Nachtvögeln, die er in ihrer Ruhe geſtört hat. Man nennt ſolche Guacharoes, von Hühnergröße. Die Federn ſind dunkelblau, grau und etwas ſchwärzlich. Breiten ſie ihre Flügel aus, ſo nehmen dieſe einen Raum von 3 1/2 Fuß ein, blau und klein iſt ihr Auge, das die Strahlen des Lichtes vermeidet. Nur des Nachts verläßt der Vogel die Höhle und ſucht Früchte auf, die ihm zur Nahrung dienen. Beim Fackelſchein bemerkt man die Neſter, die hoch am Gewölbe angebracht ſind.

Den bemerkten Bach in der Höhle kann man in ſolcher ſehr weit verfolgen. 1458 Fuß lang behält die Höhle ihre hohe Wölbung und Breite. Dann bildet der Bach einen kleinen Waſſerfall, der von einem mit Pflanzen beſetzten Hügel herabfällt und mit Stalaktiten umgeben iſt. Hernach vermindert ſich die Höhe bei gleicher Weite auf 40 Fuß. Der Grund iſt mit ſchwarzem Klei bedeckt und mit Pflanzen, deren Samen die Vögel hierher brachten. Da ihnen aber Licht, Luft und Sonne fehlen, ſo kann man die Gattungen dieſer Kellerpflanzen nicht unterſcheiden. Weiterhin wird das Geſchrei der Vögel ſo wild und gellend, daß kein Indianiſcher Begleiter einen Europäer weiter kommen läßt. Das Jammergeſchrei der Vögel, wenn ſie von Menſchen mit Fackeln aufgeſchreckt werden, ſchreiben die Indianer den Seelen der Verſtorbenen zu, die durch die Höhle in die Unterwelt hinabſteigen ſollen. Die fernere Sage geht, daß nur ſolche Verſtorbene, deren Leben unſträflich war, die Erlaubniß erlangen, ihren Weg fortzuſetzen, und daß wenigſtens die Böſen hier lange weilen müſſen. Die Ungeduld, lange weilen zu müſſen, iſt, nach der Angabe der Indianer, der Grund des erſchallenden Trauergeſchrei's. Wenn die Indianer in der Nachbarſchaft Verwandte oder Freunde durch den Tod verloren haben, ſo erſcheinen ſie am Eingange der Höhle, um Kunde zu erhalten, ob deren Seelen ihren Weg zur Unterwelt haben verfolgen dürfen. Wenn ſie glauben, die Stimme des Verſtorbenen nicht entdeckt zu haben, ſo gehen ſie mit frohem Muthe zurück betrinken ſich zur Ehre des Verſtorbenen, und feiern durch Tänze ſeine jetzige Seligkeit. Glauben ſie aber die Stimme des Verſtorbenen wahrgenommen zu haben, ſo erſäufen ſie ihren Kummer in berauſchenden Getränken, und drücken ihren Schmerz durch Trauertänze aus. Die Ausſchweifung iſt die nämliche nach beiden Wahrnehmungen. Nur iſt der Tanz bald der Freude, bald der Trauer gewiedmet. Man glaube nicht, daß der zum Chriſten bekehrte Indianer mit dem Waſſer der Taufe den Glauben an die Sagen ſeiner Vorfahren ablegt. Lüge und Fanatismus legt der Indianiſche Chriſt niemals ab. In der Höhle ſelbſt bemerkt man kein Denkmal des Aberglaubens. Bis 200 Meilen von der Höhle heißt die Redensart, daß Jemand in die Guachao-Höhle eingetreten iſt, das Nämliche, was bei uns heißt, er iſt geſtorben.

Santa Fe de Bogota iſt eine ſehr gebirgige Provinz in der Mitte von Kundinamarka. Die höchſten Spitzen der hieſigen Andes heißen Paramo de la Suma Paz und Chingaſa. Indeß haben dieſe keinen ewigen Schnee. Im Gebirge Zipaquira liegt der See Guatavita in einer großen Einöde, 8700 Fuß über dem Meeresſpiegel. Von den ſteilen Felſen, die den See umgeben, leiten Fußpfade mit ausgehauenen Stufen zum See hinab. Wahrſcheinlich haben hier einſt Prieſter des Heidenthums Myſterien gefeiert. Es geht die Sage, daß, als Queſada das Königreich Kundinamarka eroberte, die Einwohner große Schätze an Gold in den See warfen. Man hat geſucht, ihn durch einen Kanal abzuzapfen, indeß vor der Vollendung den Plan aufgegeben. Zahlreich ſind die Flüſſe dieſer Provinz, aber wenige ſchiffbar. Die Hauptflüſſe ſind der Suarez, Gallinazo oder Sagomozo, Rio Negro und Bogota oder Funza. Sie fallen von den öſtlichen Kordilleren in den Fluß Magdalena. Der Waſſerfall Tequendama, durch den der Fluß Funza in die große Magdalena fällt, iſt eine ſchöne Erſcheinung der Natur. Kurz vor dem Fall hat die Funza 140 Fuß Breite, die auf einmal bis auf 34 Fuß abnimmt und in zwei Strömen 600 Fuß tief hinabſtürzt. Aus dem ſchwarzen und unergründlichen Becken fließt der Fluß Meta mit großen Waſſerfällen, die ſchnell auf einander folgen, in den Hauptfluß Magdalena. Dieſem ſtarken Waſſerfall verdankt die Ebene von Bogota ihre reichen Ernten an Weizen, weißen Eichen und Ulmen, und überhaupt jedes Erzeugniß des milderen Europäiſchen Himmels. Dagegen ſieht man am Rande des Waſſerfalls die Palme der niedern Gegenden des Aequators. Die Felſen nahe bei'm Waſſerfall haben eine ſo ſteile Abdachung, daß man 3 Stunden braucht, um vom Fluſſe Funza zum Fluſſe Meta zu gelangen. Näher als 4 oder 500 Fuß darf man dem Waſſerfall nicht kommen. Schrecklich iſt der Donner des Falls, die Einſamkeit der Gegend, der üppige Wuchs aller Kinder des Pflanzenreichs und die Anſicht des Waſſerfalls eine der ſchönſten in ganz Südamerika.

Das kleine Dorf Pandi liegt am Paſſe zwiſchen Popayan und Quito, aber der ganze Weg iſt einer der ſchwierigſten durch die Andes. In der Mitte des Pandithals liegt der Abgrund Ikonanzo, den eine der erſchrecklichſten Erſchütterungen des Gebirgs nur gebildet haben kann. 300 Fuß hoch über dem Bergſtrom, den ſchöne Waſſerfälle bildeten, welche aus dem Abgrund floſſen, ſieht man mehrere von der Natur gebildete Brücken, eine über die andere. Die Breite der obern Brücke iſt etwa 40 Fuß und die Länge etwa 50. Den Bogen bildet ein einziger Felſen, der 7 bis 8 Fuß in der Mitte dick iſt. Unter dieſem, aber etwas mehr vorwärts, ſieht man eine zweite Brücke, 60 Fuß über dem Waſſerſpiegel; ihre Geſtalt iſt noch ſonderbarer, denn das Gebirge ſcheint vom Obergebirge abgeriſſen zu ſeyn. Drei ungeheure Felſenſtücke bilden das Ganze, aber dieſe untere Brücke kann nur mit großer Gefahr betreten werden, denn der Pfad dahin, längs des Abgrundes, iſt äußerſt ſchmal. Der Deckſtein der Brücke hat in der Mitte eine große Höhlung. Sieht man am Rande derſelben in den Abgrund hinab, ſo nimmt man unzählige Nachtvögel gewahr, die nahe über dem Fluß hauſen, in einer ſolchen Dunkelheit, daß man die Seiten nicht entdecken kann.

Nach der nahen Stadt Turbako flüchtet der Europäer, wenn er die Hitze in Karthagena zu arg findet, und ſeine Geſchäfte ihm den Wechſel des Aufenthaltes erlauben. Die Stadt liegt 980 Fuß über der Meeresfläche, auf einer Bergſpitze am Eingange eines unermeßlichen Waldes. Die hieſigen Häuſer ſind von Bambusrohr leicht erbaut. Durch alle Straßen läuft kuhles Waſſer. Die Gärten haben den prächtigſten Pflanzenwuchs der Tropen. Die Luft iſt kühl, und gerecht iſt das Publikum, wenn man die Stadt das Paradies von Karthagena nennt. Nahe bei dieſer Stadt liegt mitten zwiſchen Palmen und Tolubäumen (Toluifera balsamum) ein Moraſt, aus dem ſich kleine Hügel von 20 bis 30 Fuß Höhe erheben. Ihre Zahl iſt 18 oder 20, jeder beſteht aus ſchwarzem Klei und hat einen kleinen Krater, der bis zu ſeinem Rand mit Waſſer gefüllt iſt. Tritt man an den Rand des Kraters, ſo hört man erſt ein Brüllen, und nach 15 bis 16 Sekunden nimmt man eine Gasexploſion gewahr; fünf derſelben pflegen in zwei Minuten zu erfolgen, zugleich pflegt der Krater ſchlammiges Waſſer über den Rand zu ſchütten. Dieſe kleinen Vulkane liegen etwa drei und eine halbe Meile von der Stadt und 160 Fuß höher als ſolche. Der fromme Pöbel ſagt, daß vormals die Vulkane Feuer ſpieen, daß aber, vermöge des Gebets eines frommen Prieſters, die Feuer-Vulkane in Waſſer-Vulkane verwandelt wurden.

Die Fluth ſteigt und fällt in Panama 13 bis 16 Fuß und zu Porto Bello nur ungefähr eben ſo viel Zoll. Die letztere Stadt liegt nahe an der See am Fuße eines Berges. Die Spitze des nahen Kapiro umgeben beſtändig dicke Wolken. Weil die Berge ſo nahe an das Ufer rücken, ſo kühlen die Winde die Luft hier wenig. Die feuchten Dünſte der Wälder vermehren die Regenwolken. Der Regen iſt hier gewöhnlich von kurzer Dauer, aber um deſto heftiger in der kurzen Zeit des Regens. Auch die Nacht kennt keine Kuhlung, wenn auch in ſolcher Ströme von Regen fallen, der Donner brüllt und die Blitze den Horizont erleuchten. Der Europäer nennt dieſe Gegend die Hölle von Amerika. Die Schrecken der Natur vermehrt während der Gewitter das Echo der nahen Berge. Man hört dann ſelbſt in der Stadt die Raubthiere in den nahen Wäldern brüllen und die Affen heulen. Kein Weißer lebt hier, den nicht der Handel bindet, oder ein Amt. Doch hat ſich die Luft ſehr verbeſſert, ſeitdem der Statthalter Emparan den größten Theil der nahen Wälder niederſchlagen ließ, und durch die Sprengung eines Durchgangs durch den Felſen der Durchzug befördert worden iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

1) Deutſche.

Das Reaktionsſyſtem von D. H. G. Tzſchirner. 8. VIII. 188. Leipzig. G. Fleiſcher. 1824.

Dieſes manchem unſerer Leſer wohl ſchon bekannte Buch ſcheint dennoch der Anzeige werth. weil dergleichen über Politik ſich verbreitende Schriften um ſo mehr die Aufmerkſamkeit eines jeden Gebildeten verdienen, mit wie größerer Beſonnenheit, Mäßigung und Umſicht ſie abgefaßt ſind. Und eben dieß iſt der Vorzug des genannten Werkes, wodurch es vor den meiſten politiſchen Schriften beider Partheien ſich auszeichnend in der Mitte ſteht. Der Leſer wird ſich gern mit der etwas zu großen Redſeligkeit und mit manchen ſchiefen Applikationen des Verfaſſers ausſöhnen, wenn er mehr hiſtoriſch als philoſophiſch folgendes dargeſtellt findet. Das Geſetz des Lebens der Menſchheit iſt Bewegung und Veränderung. Dieſe Bewegung und Veränderung iſt eine reformirende d. h. eine das Leben erhaltende und zu höherer Entwickelung ſteigernde, wenn neue, friſche Elemente des Lebens in daſſelbe treten und neue Ideen im Leben ſich geltend machen. So geſchah's mit der Germanenwelt, welche aus dem ſtillen Leben ihrer Urwälder hervorgeſchreckt, friſches Leben durch das ganze von und mit den Römern ermattete Europa verbreitete. So verhielt ſich's mit dem Chriſtenthum, welches der Welt den über alles Ungemach erhebenden Glauben an einen liebenden, gnädigen Geiſtvater brachte. Solche das Leben umgeſtaltende Idee brachte die Reformation, auf welche allerdings die heutzutage ſich allgemein geltend machende Idee politiſcher Freiheit gegründet iſt. Dieſe Idee hat darum ein Recht, ſich geltend zu machen, weil ſie dem Geſetze des Lebens der Menſchheit, welches fortſchreitende Entwickelung iſt, gemäß iſt. Dieſe Idee alſo überhaupt vertilgen zu wollen iſt aus demſelben Grunde ein Unrecht, eine Sünde wider den heiligen Geiſt. Aber neue, die Menſchheit weiter entwickelnde Ideen treten, obgleich ſie ſelbſt in der Vergangenheit wurzeln, dieſer entgegen, und ihnen ſchließen ſich gar leicht leidenſchaftliche Neuerungsſucht u. das Verfolgen eigenſüchtiger Intereſſen an und ſie werden, obgleich urſprünglich und an und für ſich ganz rechtmäßig in ihren Anforderungen an's Leben, von Unrechtmäßigkeiten ſehr leicht begleitet. Gegen dieſe Unrechtmäßigkeiten hat die Gegenwart, in welche jene ſich mit den rechtmäßig, politiſche und bürgerliche Freiheit fordernden Ideen drängen, prohibitiv, ja unterdrückend und beſtrafend zu verfahren, und dieſes Recht ſteht, wie Herr Tzſchirner ſagt, den jedesmaligen Regierungen der Staaten zu, weil dieſelben für Aufrechthaltung der Ruhe und Geſetzlichkeit zu ſorgen haben. Dieſes Verfahren kann prohibitiv genannt werden, und iſt gegen die revolutionäre Beimiſchung der reformirenden Ideen gerichtet, reagirt gegen dieſelbe. So wie aber die Reaktion dieſe beſtimmte Grenze ihres gegen das Revolutionäre gerichteten Wirkungskreiſes überſchreitet und auch, was ſich rein als Reformation geltend macht, antaſtet, ſo wird ſie ſelbſt ungerecht, und verdient revolutionär genannt zu werden. Wie das Reaktionsſyſtem ſein Prinzip der Beruhigung ſelbſt leidenſchaftlich zum Prinzip der Erſtarrung und Lähmung aller Geiſteskraft oft umgewandelt hat, das zeigt Herr Tzſchirner an den ſchauderregenden Erſcheinungen (bei den Chriſtenverfolgungen unter den Römiſchen Kaiſern, in den Reformationszeiten Böhmen's, Deutſchlands, Spaniens, der Niederlande und Englands) mit allen ihren Folgen. Welches aber die Idee der bürgerlichen Freiheit ſey, und was ſie, ohne chimäriſch genannt werden zu dürfen, verlange, beſtimmt Herr Tzſchirner p 153, 154, 158, 160 etwa ſo: die Idee iſt ein Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft, welcher nach nothwendigen vom Staatszweck geforderten Geſetzen geordnet iſt Da nun aber der Staatszweck nach Herren Tzſchirner iſt, in der menſchlichen Geſellſchaft freie Entwickelung des Geiſteslebens zu fördern, Erhaltung und Steigerung des ſich wechſelſeitig bedingenden Privat- und Gemeinwohles zu bewirken, ſo ergeben ſich von ſelbſt die von der Idee bürgerlicher Freiheit gemachten Forderungen. Sie ſind: Verfaſſung und Gleichheit aller Bürger vor dem Geſetze, gleiche Berechtigung der verſchiedenen chriſtlichen Kirchen, Unabhängigkeit des richterlichen Amtes und Freiheit der Preſſe Aus den geſchichtlichen Parallelen, welche Herr Tzſchirner überall gezogen hat, geht hervor, daß nie auf Erden die Idee ſich auf einmal und rein geſtaltet hat, daß es aber eben ſo wenig jemals möglich geweſen iſt, eine Idee, wenn ſie einmal in's Leben getreten, gänzlich und überall zu vertilgen. So entläßt der Verfaſſer den Leſer mit der ſchönen Hoffnung, daß die Idee der bürgerlichen Freiheit, wenn ſie auch in unſerer Zeit zurückgedrängt werden ſollte, doch dereinſt zum guten Theil realiſirt werden, und daß ſie wieder zu weiterer Entwickelung des Menſchengeſchlechtes führen werde.

Zeitſchriften.

Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift, herausgegeben von Lehrern der Baſeler Hochſchule. 4s Heft. 1823.

Dem angegebenen Zwecke gemäß, mehr Gedanken als gelehrte Studien, mehr durch die Idee verknüpfte Aufſätze als Deduktionen zu geben, entſprechen de Wette's Ideen über die chriſtliche, beſonders tragiſche Dichtung. Der in dieſem Heft gegebene Beſchluß dieſes Aufſatzes enthält viel treffendes und für unſre Schickſalstragödiſten beherzigenswerthes, welche in ihren Zigeunerweibern und ihren unverſchuldeten Blutſchanden, die den Willen der Helden brechen, nicht einmal mehr Symbole, ſondern höchſtens Fetiſche und Irrlichter des Schickſals, geſchweige einer chriſtlichen Vorſehung, aufſtellen. Auch des Profeſſor Hanhart's in dieſem Heft gegebene Apologie des um Volkserziehung hochverdienten Pater Girard in Freiburg war am Ort, würde aber vorzüglich für deutſche Leſer von mehr Intereſſe und Nutzen geweſen ſeyn, wenn bey dieſer Gelegenheit die Unterrichts- und Erziehmethode Girard's mehr hervorgehoben und gewürdigt worden wäre. Aber die Probevorleſung des Herrn Licenziaten Hagenbach über die Kirchengeſchichte, hat ſo wenig durch die Idee verknüpftes und allgemein intereſſantes und belehrendes, daß man dem Publikum ein übertriebenes Intereſſe für die Baſeler Hochſchule zumuthet, wenn es an dergleichen Probeſtücken Vergnügen finden ſoll. Wir haben übrigens gegen dieſe Probevorleſung nichts, ſondern ſagen nur, daß ſie, je mehr ſie war, was ſie ſeyn ſollte, nicht in die Baſeler Zeitſchrift gehörte.

Berliniſche Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur, herausgegeben von D. Friedrich Wilhelm Gödicke. Berlin 1824. 1. Bd. 1. und 2. Heft.

Das fahle Schmutziggelbgrau des Titelblatts dieſer Zeitſchrift, bezeichnet ſie zwar als ein Erzeugniß der Mark Brandenburg. Dieſe hat indeſſen nicht bloß Sandpflanzen erzeugt, und wir haben deswegen gegen alles Vorurtheil die beyden bisher erſchienenen Hefte durchleſen. Unſere Leſer mögen nach dem folgenden urtheilen, ob die Zeitſchrift tiefere Wurzeln als die Sandfläche zuläßt, geſchlagen. Den Leib derſelben bilden rezenſirende und referirende Anzeigen meiſt politiſcher und dahin einſchlagender Bücher und Schriften. Dieſe Anzeigen haben das Gute, daß ſie auf's beſtimmteſte nicht blos gegen Revolution ſondern ſogar gegen alles verfaſſungsmäßige Staatsleben ſich ausſprechen, während doch der preußiſche Staat ſelbſt ſchon angefangen hat, ſich zu einem konſtitutionellen umzugeſtalten. Sehr leſenswerth wären dieſe Rezenſionen, wenn ſie nicht gar zu geiſtlos und ſeicht wären, wie alle Einſeitigkeit höchſtens durch Witz beſchönigt, nie von Einſicht und Scharfſinn begleitet ſeyn kann. Von poſitiven, aus eigenem Geiſte gebornen Anſichten und Abhandlungen läßt ſich nicht viel finden, wenn man dahin nicht Zeune's höchſt trockene und ungenügende Ueberſicht der ſeit 1788 in's Innere von Afrika unternommenen Reiſen, oder D. Pauli's deutſchthümelnde und mehrmals auf Jacob Böhme ſich ſtützende Bemerkungen rechnen will. Von den Gedichten Langbein's und andrer iſt, wegen ihrer großen Mittelmäßigkeit, gar nicht zu reden. Der durch L. F. G. v. Göckingk mitgetheilte Briefwechſel Nikolai's mit dem Freyherren von Moſer aus den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhundert's und deſſelbigen deutſchen Bibliothekar's Briefwechſel mit dem Archivar P. Moritz Ribbele von St. Blaſien, haben nur für den literariſchen Notizenſammler Werth. Das Anziehendſte in beyden Heften ſind unſtreitig die gleichfalls durch v. Göckingk mitgetheilten Anekdoten aus der Zeit Friedrich's des Großen, und dasjenige, was aus einem handſchriftlichen Taſchenbuche enthoben, über das geſellige Leben Berlin's geſagt worden. Wir werden für unſere Leſer in den folgenden Miszellen einiges daraus entlehnen.

Der Staatsmann v. D. Pfeilſchifter, deſſen neueſtes Heft (dritter Band zweytes Heft) beweiſet, was ſchon Tzſchirner p. 165 des oben angegebenen Buches von dem Herausgeber ſagt, daß er weder Philoſophie beſitze, noch gründliche Kenntniß der Geſchichte und der Rechtswiſſenſchaft verrathe, während er doch, weil es einmal ſo Mode geworden, über Seichtigkeit anderer politiſcher Schriftſteller ſich ereifert. Wie hätte er *) ſonſt ſo ſeichte Zeitſchriften, wie die Zeichen

---

*) Wenn er vor dieſen Vorwürfen ſich etwa hinter den Rücken ſeiner Herren Mitarbeiter Adam Müller, H. v. Eckſtein, v. Haller 2c. zurückziehn will, ſo bedenke Herr D. Pfeilſchifter nur, daß ein Herausgeber zu dem in ſeiner Zeitſchrift Aufgenommenen, vernünftiger Weiſe ſeine Approbation gegeben haben muß.

der Zeit, die ſich meiſt um Perſonalien drehen, belobend erwähnen können? Wie konnte er ſonſt Recenſionen aufnehmen, worin der Revolution vorgeworfen wird, Kirchengüter verſchlungen zu haben. Hat der Verfaſſer vergeſſen, daß die legitimſten Regierungen Deutſchlands das Einziehen von Kloſtergütern für ganz zeitgemäß erachtet haben? Wie durfte er ſich gegen die philologiſche Schulmethode erklären, die in Staaten, wie in Preußen, die anbefohlene iſt? Wie konnte er Aufſätze aufnehmen, wie den über den Zuſtand der Katholiken in Irland. Freilich ſtimmen wir zu dem Reſultat, daß in dem Verfahren der Regierung gegen jene Katholiken die ſchreiendſte Intoleranz und Ungerechtigkeit liegt. Aber Herr v. Pfeilſchifter durfte das nicht in ſeinem Staatsmann ausſprechen laſſen, weil damit eine legitime Regierung Europa's angegriffen wird. Ja er geht weiter. Wenn p. 203 von den Irländern geſagt wird, daß ſie der ehrwürdigen und heiligen Religion ihrer Väter treu geblieben ſeyen, ſo liegt darin nach ſeiner Anſicht, welche Treue und Kleben am Alten für die höchſte Tugend hält, ein Vorwurf für alle Proteſtanten und proteſtantiſchen Regierungen. Sollen letztere, (wie faſt mit Eliſabeth's Regierungen und den folgenden Englands geſchehen iſt,) etwa auf ſo lange für quaſi revolutionäre Regierungen erklärt werden, bis ſie ſich und ihre proteſtantiſchen Unterthanen zur alleinſeligmachenden Kirche zurückgeführt haben? Oder iſt etwa nicht alles von England geltende, freylich gegen alle Logik, auf ganz Europa angewandt, wenn S. 211 die Intoleranz der engliſchen Regierung der Geiſt des Jahrhunderts genannt wird? In dergleichen ſelbſtgelegte Schlingen müſſen aber alle fanatiſchen Abſolutiſten gerathen.

Vertheidigung des Wilh. Tell. Flüelen, Kanton Ury 1824.

Reiſende und andre Leute haben ſich ſeit einiger Zeit bemüht, den Schweizern ihren Tell zu entreißen, indem ſie ihnen die Begebenheit als ein von den Dänen entlehntes Mährchen darſtellten. Andere, wie Heinrich Zſchokke in ſeiner Schrift: „vom Geiſt des deutſchen Volks“ ſtellten Tell's That als eine verabſcheuungswürdige Rachethat dar *), dem gemäß ſich eigentlich Tell's Nachkommen ſeiner nicht zu rühmen, ſondern zu ſchämen, und nichts eifriger zu thun hätten, als die ſein Andenken ſeit Jahrhunderten ehrenden Kapellen zu Küßnacht und auf der im Angeſicht des Grütli's liegenden Tellenplatte dem Erdboden gleich zu machen. Beydes ſcheint beſonders die Bauern und Hirten der Urkantone, die gläubig an den Sagen hangen, und ſtolz auf Tell's Namen geblieben ſind, gekränkt zu haben, und ſo erklärt ſich die Erſcheinung einer „Vertheidigung des Tell“ zu Flüelen im Kanton Ury, wo ſonſt die Preßbengel eben nicht ſehr in Bewegung geſetzt zu werden pflegen. Sie enthält zwey Schriften, welche im Jahre 1760 und 1772 auch gegen eine, die Glaubwürdigkeit und Rechtmäßigkeit der Tellenthat negirende, Schrift gerichtet waren. So haben denn ähnliche Veranlaſſungen und Urſachen in Literatur und Leben ähnliche Folgen.

---

*) p. 209, oder Ueberlieferungen 1819. p. 584.

3) Engliſche.

Men and things in 1823. A poem
with notes by James Shergold
Boone. 1823.

Die Veränderungen und Umwälzungen in Staat, Leben und Literatur, die mit ſolcher Raſchheit vor unſern Augen geſchahen, beſchäftigen gegenwärtig alle Köpfe. Was wird aus Europa werden? denkt jeder, und wagt es kaum, ſeine Beſorgniſſe und Hoffnungen auszuſprechen. Der Menſch iſt aus Vergänglichem und Unvergänglichem zuſammengeſetzt. Ewig, wie der Himmel, ſind die Prinzipien ſeines Geiſtes, aber die Entwickelung derſelben iſt eben ſo verſchieden und mannigfaltig, als die Farben der Blumen auf den Wieſen. Die Natur bildet die Menſchen gleich; aber die Umſtände machen ſie verſchieden. Freilich würde unſere Geſchichte monoton ſein, wenn wir nicht ſo fugſam wären unter der Gewalt der Ereigniſſe; ſie würde aber auch vollends einem Feenmärchen gleichen, wenn unſer Charakter allein durch die Umſtände gebildet würde. Die Gleichheit der Menſchen iſt in allen Fällen doch immer größer, als ihre Verſchiedenheit: das rein Menſchliche in uns wirkt mächtiger als Klima, Erziehung, Gewohnheit, Geſellſchaft, Staat und alle Ereigniſſe. Alle dieſe Urſachen erſchüttern die Grundelemente der Humanität, des Menſchlichen, nicht; allein ſie wirken in einer andern Sphäre, und formen um unſern göttlichen Funken, oder Hauch, die bunteſte Geſtaltenwelt. Wenn auch in „den Menſchen und Dingen“ wie ſie ſind, kein ſonderlich poetiſcher Stoff liegt, ſo hat der Satiriker und Dialektiker ein deſto größeres Feld. Die drey Grundzüge im jetzigen öffentlichen Leben, Selbſtſucht, Verkäuflichkeit und Servilität dürfen wohl einen Engländer begeiſtern, weil kein Preßzwang ſeinen Genieflug hemmt. Auch iſt es gut, wenn ſich die Politik einmal in ganzen Gedichten entladet; denn bisher war ſie nur ein Anhängſel, oder eine vergriffene Salzbüchſe, woraus man einige Körner nahm, um die Werke der Theologie, der Geſchichte, der Kritik, ja der Erzählungen ſogar und Reiſebeſchreibungen damit zu beſtreuen, und einem größern Publikum ſchmackhafter zu machen. Unſer Dichter hält hier dem Miniſter Canning eine Lektion, die wohlmeinend und lobend iſt. Sie betrifft den Stand der Partheyen und den Conflikt der Prinzipien ſowohl in England als auf dem Continent. Man weiß, daß im verfloßnen Jahr alles auf England ſah, weil von ſeinem Benehmen der Erfolg der ſpaniſchen Revolution abzuhangen ſchien. Die Sache iſt vorbey, und ſo hat ein Theil des Gedichtes ſein Intereſſe verloren. Aber vor den Fortſchritten des Lichtes und der Freyheit, die der Dichter beſungen, erbebt er ſelber, beſonders wenn er denkt, daß, wie höchſt wahrſcheinlich, dieſe Fortſchritte täglich, ja ſtündlich zunehmen. Die Feder ſey eine mächtigere und wirkſamere Waffe, als das Schwert, und das Ringen der Macht mit dem Lichte, das aufgegangen, ſey ein hoffnungsloſes. Nun ruft er dem engliſchen Miniſter Canning zu: „Solches Unheil iſt entſtanden, und damit es nicht wieder geſchehe, wendet mit des Lichtes Waffen das drohende Verderben ab. In euerem Geiſte erwäget, wie man das ſchreckliche Problem ſoll löſen.“

3) Franzöſiſche.

Le Damné. En deux volumes, chez Ponthien, libraire, au Palais-Royal. Gedruckt in dieſem Jahr!

Der Diable boiteux (ein Journal des spectacles, des moeurs et de la litérature) in No. 80, fällt wirklich mit teufliſcher Freude über dieſen „Verdammten“ her. Zuerſt zieht er eine Paralelle zwiſchen den guten (klaſſiſchen) Schriftſtellern und den Romantikern. Was die erſtern anlangt, meint der gute, hinkende Teufel, müſſe man außerordentlich arbeiten und nachſinnen (méditer), um in ihre Fußſtapfen zu treten. Das Genie ſoll nebſt Bewunderung auch Lachen, Mitleid und Schrecken erwecken, und dazu gehört große Arbeit. Der hinkende Teufel ſcheint nicht zu wiſſen, daß dies unſern Genies ſo leicht wird. So hätten es Racine, Corneille, Molière, Lafontaine, Boſſuet, Voltaire, Leſage, kurz alle klaſſiſchen Schriftſteller gethan, und Frankreich den erſten Rang unter den civiliſirten Nationen angewieſen. Ihnen, ſetzt der hinkende Teufel mit beſonderm Wohlgefallen hinzu, verdanken die Franzoſen das Scepter der Erleuchtung (le Sceptre de l'intelligence). Die Romantiker dagegen gingen ſchnurſtraks über alle Schranken der Natur und Wahrheit hinaus, und es fehlte ihnen an Genie; denn ſie arbeiteten nicht und ſtrengten ſich nicht an, um Genie zu bekommen, ſondern ſtürzten ſich in die dunkeln Räume der Imagination. Gequält von dem Bewußtſeyn der Mittelmäßigkeit, und zernagt von dem ſtechenden Verlangen nach Berühmtheit, hätten ſie den ſchwierigen und mühevollen Pfad der Klaſſiker verlaſſen, und trieben ſich unter Geſpenſtern, Zauberern, Inquiſitionen, Gräbern, Richtplätzen, Ungeheuren, Rieſen, Rittern, Teufeln, Todtenköpfen und Schaudern aller Art herum. Man muß geſtehen, daß der hinkende Teufel eine höchſt originelle Anſicht von der Romantik hat; vielleicht hat er einen Theil derſelben aus der Leſung der Tragödien Müllners und Conſorten geſchöpft; doch laſſen wir die Sache dahin geſtellt ſeyn. Wir kamen nur darauf, da dieſe Anſicht im Februar, wie es ſcheint, iſt niedergeſchrieben worden; denn wir haben das Märzheft vor uns. Ueberhaupt kommt es bey Tragödien viel auf die Monate und den Thierkreis an. Wenn einer z. B. im Waſſermann geboren iſt, ſo darf er ſich weder erſtechen noch erſchießen, ſondern der Dichter muß ihn erſäufen. Das iſt beym Schickſal einmal ſo Regel. Doch wir kehren zur Anſicht des hinkenden Teufels zurück. Er iſt eben ſo gutmeinend mit ſeinen Leſern, als die außerordentlichen Profeſſoren der Aeſthetik mit ihren Zuhörern, von denen er vielleicht noch vieles lernen könnte, das er nicht ſo gründlich zu wiſſen ſcheint. Um ſeine Anſicht des Romantiſchen dem Leſer recht anſchaulich zu machen, gibt der hinkende Teufel folgenden kurzen Auszug aus dem oben genannten Roman als Beyſpiel.

Bianka, die ſchöne und ſtolze, war vornehmer Herkunft. Unglück ſtürzte ihre Familie in drückende Armuth: Bianka wurde in der Hütte eines Taglöhners erzogen, und für deſſen Tochter gehalten. Sie hätte dennoch glücklich ſeyn können, wenn nicht die Zauberin Nera, die Feindin ihres Hauſes, ihr ihre Herkunft eröffnet, und in ihr Herz den erſten Samen des Stolzes und der Eitelkeit geſtreut hätte. Von nun an mochte ſie den Leonio nicht mehr leiden, deſſen Liebe ſie bisher genährt hatte.

Der Arme gerieth über die verächtliche Zurückſetzung in Verzweiflung, alſo daß er erkrankte vor Herzeleid und in wenig Tagen am Rande des Grabes ſtund. Nun erſchien ihm die Zauberin Nera. „Du ſtirbſt, ſagte ſie; wenn du aber deine Seele dem Teufel verkaufen willſt, ſo wirſt du dieſe Nacht wieder aufwachen, und ein Jahr als Gemahl an Bianka's Seite leben.“ Nach langem Kämpfen verſchrieb ſich Leonio dem Teufel. Was thut man nicht alles um eine ſchöne Frau! Er kehrte ins Leben zurück; aber ſeine Züge hatten ſich geändert. Im Schimmer des Mondes hatte ſein Geſicht etwas Leichenartiges, ſeine Augen glichen zwei Flammen, und ſein Lächeln war, wie Grabgeruch. Unter dem Namen eines Grafen Mürval wurde Leonio Bianka's Gemahl. Einen Todten zum Gemahl, der lebt? Sonderbar! Er iſt doch immer beſſer, als ein lebendiger Todter. Was noch mehr iſt, der todte Mürval war ſchrecklich eiferſüchtig, trotz dem Othello, dem Mohren von Venedig. Die ſchauderhafteſten Scenen begegneten zwiſchen beyden Gatten. Nichts iſt ſchauerlicher, als das Ringen zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen dem Sarge und ehelichen Schlafgemach. Man muß das im Buche ſelbſt nachleſen, und man wird nach all dem Entſetzlichen, das man erfahren, aus voller Seele rufen: „Das Ungeheuer! Es verdiente wohl verdammt zu werden.“

Vortrefflich! werden einige ſagen, das gleicht dem Abällino, dem groſſen Banditen. Es iſt doch ſchön, wenn die Verfaſſer in der Anſicht des Romantiſchen ſo handgreiflich überein kommen. Man weiß doch, was man hat und wer ſie ſind.

Künſte und Wiſſenſchaften.

1) Die königliche Societät der Wiſſenſchaften zu London.

Dieſe Stiftung iſt ein ſchönes Denkmal der königlichen Huld. Sie entſtand aus eignem, freyen Antrieb des Königs, um alle Zweige der Literatur friſch zu beleben. Er ſetzte die jährliche Summe von 1000 Guineen aus (außer 100 Guineen alljährlich für Medaillen), welche 10 Mitgliedern lebenslänglich angewieſen werden ſollen, die ſich vorzüglich um die Wiſſenſchaften verdient gemacht, und die dann den Namen: königliche Mitglieder u. ſ. w. führen. Der Ausſchuß (council) der Geſellſchaft, der von wirklichen Mitgliedern (fellows) gewählt wird, und die Adminiſtration hat, ſoll (das war des Königes ausdrücklicher Wille) bei der Wahl der königlichen Mitglieder und in allen ſeinen Verrichtungen frei verfahren, ohne Rückſicht auf Partheien, oder politiſche Geſinnungen. Dieſe ſollen keinen Einfluß auf ſeine Handlungsweiſe üben, da es ſich nur um die Wiſſenſchaft handelt.

Bei der letzten Ballottirung wurden folgende 10 Ehrenmitglieder zum Range königlicher Mitglieder erhoben: Coleridge, der Ueberſetzer von Schillers Wallenſtein, der Verfaſſer von einem Trauerſpiel: die Reue, und andere literariſche Arbeiten; Davies; von ihm hat man Keltiſche Unterſuchungen und die Mythologie der Alten; Jamieſon; von ihm hat man ein etymologiſches Wörterbuch der Schottiſchen Sprache, Hermes Scythicus und andere Werke; Robert Malthus ſchrieb einen Verſuch über Bevölkerung; James Mathias; von ihm ſind die Runiſchen Oden, der Schatten von Alexander Pope und andere Werke; James Millingen ſchrieb uber altgriechiſche Kunſtgegenſtände, und eine Medalliſche Geſchichte Napoleons; William Ouſeley, Perſiſche Miſcellanien, Orientaliſche Sammlungen, Reiſen nach Perſien u. ſ. w.; Roscoe, Leben Lorenzo von Medici, Leben Leo's X. u. ſ. w. Henry John Todd, Spenſer's und Milton's Werke, Nachrichten uber J. Miltons Leben und Schriften, Erlauterungen uber Leben und Schriften von Gower und Chaucer, Leben und Schriften des Biſchofs Walton u. ſ. w.; Sharon Turner, Geſchichte der Angel-Sachſen, uber die Aechtheit der altbrittiſchen Gedichte von Aneurin, Talieſin, Llywarchlen und Merdhin, welchen ein Verſuch uber das Alterthum des Reimes in Europa beigefugt iſt, Geſchichte Englands im Mittelalter u. ſ. w.

Die Zahl der ordentlichen Mitglieder (fellows) beläuft ſich auf 150, worunter viele Perſonen vom hochſten Range und ausgezeichnete Kopfe ſind, wie man ſich auch ſchon aus der obigen Liſte uberzeugen kann. Unter den Ehrenmitgliedern von allen Confeſſionen und gebildeten Staaten der alten und neuen Welt, ſind auch zwei Deutſche: Herr von Hammer in Wien und A. W. v. Schlegel in Bonn.

Neuentdeckte Ruinen zu Corfu.

W. Worsley hat neulich die Ruinen eines alten Tempels auf Corfu entdeckt. Dieſelben befinden ſich etwa eine halbe Stunde von der Stadt gleiches Namens über der Fontana di Cardachio. Die Säulenordnung iſt doriſch, und verräth kein hohes Alterthum. Die Pfeiler ſind hohl und etwas uber ſieben Fuß hoch. Vom Periſtyl ſtehen noch 6 Säulen, als die weſtliche Façade, 3 an der Nord- und 5 an der Sudſeite. Man kann noch recht gut erkennen, daß dieſer kleine Tempel nicht auf einmal, ſondern in verſchiedenen Perioden verſchuttet worden. Zu beiden Seiten des Tempels wurden in einer Entfernung von etwa 20 Fuß zwei Ciſternen entdeckt, die in einer Linie mit einem innern Gebaude ſtehen, das man einen Altar nannte. Sie ſind ins Gevierte, 40 Fuß tief, und enden ſich unten in kleine, viereckigte Zimmer, von welchen unterirdiſche Kanale auslaufen, die in Felſen gehauen ſind. Man hat keine Kunſtwerke, oder Inſchriften ausgegraben; nur einige Munzen (aber keine ſeltenen) ſind gefunden worden. Darunter iſt eine Silbermunze aus der Zeit der Archonten, und Kupfermünzen vielleicht aus derſelben Periode; auch eine Munze von Leukas, einige von Korinthiſchen Kolonien und mehrere aus der Kaiſerzeit. Die Lage des Tempels iſt pittoresk. An dem Abhange eines lieblichen Hugels, der mit Olivenbäumen bepflanzt iſt, und ſeine Ruinen. Unter denſelben iſt die Quelle Cardachio. Gegenüber iſt der Fels St. Michael, genannt Fortezza vecchia, und im Hintergrunde ſind die majeſtätiſchen Berge von Epirus.

h. 19

Salvator Roſa.

(Beſchluß.)

Dieſer Augenblick hatte entſchieden und Salvator wurde nicht weniger populär als Maler, denn als Improviſatore, und alsbald nahm er ſeinen Platz unter den höchſten Ständen der Römiſchen Geſellſchaft, indem er Prinzen und Kardinäle beſuchte und unterhielt, und ihnen ſeine bittern Satiren auf ſie ſelber und ihre Anmaßungen her deklamirte, indem er für ſie nach ſeiner eigenen Preisbeſtimmung malte, oder es um jeglichen Preis verweigerte, wie es ihm ſein trotziger Humor eben eingab, indem er ſich für jeglichen Freund ein Dutzend Feinde auf den Hals lud; kurz, indem er ſich auf einmal offen jenen Zuſchnitt *des* Charakters gab, in welchem er ſich allein zu Hauſe fühlte, nämlich den eines wilden, wunderlichen, ſtolzen, eigenſinnigen und etwas unciviliſirten Geiſtes; aber immer ehrenhaft, hochgeſinnt und edelmüthig, ganz frei von jenem „Neid, Haß und Bosheit“ und ſich nie einlaſſend in jene elenden Intriguen und Kabalen, zu welchen ſein Beruf ſprichwörtlich ſo geneigt iſt, und überdieß immer, was *ſeine* Gefühle und Gedanken betraf, ſich erhebend oder emporraffend über die Zeit, in welcher er lebte, und den Menſchen und die Natur und Geſellſchaft mit dem Auge eines Weiſen, Dichters und Philoſophen zugleich betrachtend. So war er. Es würde zu weit führen wenn wir all das Detail aus dieſer lehrreichen und intereſſanten Periode ſeines Lebens geben wollten. Wir begnügen uns, nur noch einige Umſtände aus derſelben hervorzuheben, ehe wir weiter gehn.

„In dieſen Conversazioni war es, ſagt Lady Morgan, daß Salvator zuerſt die Spitze ſeiner Sarkasmen gegen die Kirche kehrte, ſo wie gegen den Staat und den damaligen Zuſtand der Literatur und Künſte; ſie wurden nachwärts in ſeinen Satiren bekannt gemacht, und noch jetzo rufen ſie die ungegründeten Verläumdungen, welche ſein Leben verbitterten, auf ſein Gedächtniß herab. Die Manier des kühnen Improviſatore, wie wir ſie aus Chroniken und durch mündliche Ueberlieferung kennen, iſt eben ſo ſonderbar und anziehend, als der Gegenſtand, der ihn begeiſterte. Das Zimmer, wo er ſeine Geſellſchaft empfing, war einfach bis zum Affektirten. Die Wände mit abgenutzten Tapeten behangen, zeigten keines ſeiner ſchönen Gemälde, welches wohl die Aufmerkſamkeit von dem Improviſatore ab und auf ſeine Werrke hin gelenkt haben möchte. Einige Bänke waren der ganze Hausrath, und früh wurden ſie ſchon bei der Ungeduld der Zuhörer beſetzt, die er entweder ſelbſt einlud, oder von ſeinen Freunden eingeführt wurden. Erſt wenn die Geſellſchaft beiſammen war, und nie früher, trat Salvator in den Kreis, aber mehr mit der Miene des Wirthes als des Beluſtigers, bis einer der Geſellſchaft das Verlangen ausdrückte, ſeine Gedichte zu hören, worauf ihn alle mit der gleichen Bitte beſtürmten. Es gehörte dieß zu ſeiner Koketterie, daß er ſich lange bitten ließ; wenn er dann endlich nachgab, erhob er ſich mit ſchüchterner und verwirrter Miene, und zeigte ſich mit ſeiner Laute, oder einer Papierrolle, welche die Hauptſtücke ſeines Gegenſtandes enthielt. Nach einigem Zaudern und nach einigen Griffen durch die Saiten, oder einem leiſen Räuſpern, um ſeine volle, tiefe Stimme zu reinigen, änderte die Szene: der elegante, erhabene Salvator verſchwand und an ſeine Stelle trat Coviello mit all ſeinen Geſtikulationen und Grimaſſen, der, noch ehe er ſprach, die lauteſten Ausbrüche der Freude erregte con le più ridicolose smorfie al suo modo napolitano (mit den lächerlichſten Grimaſſen nach ſeiner Neapolitaniſchen Weiſe), ſo daß ſelbſt die ernſthafteſte Perſon ſich nicht enthalten konnte, in das allgemeine Gelächter einzuſtimmen. Wenn nun der gewandte Improviſatore ſeine Zuhörer bis zu einer gewiſſen Höhe exaltirt und vorbereitet hatte, alles mit guter Laune aufzunehmen, was er ihnen immer bieten mochte, trat er plötzlich hervor und ſchrie mit großer Kraft in der breiten Neapolitaniſchen Mundart von Largo di Castello: Sente chisso vè, auza gli uocci (Seyd munter und gebt Acht). Und dann fing er an zu deklamiren.

Mit einem Durſt nach Ruhm, welchen kaum der lauteſte Beifall ſtillen konnte, verband Salvator eine Stärke der Auffaſſung, die ihn gerade im Augenblicke des höchſten Erfolges mißtrauiſch gegen ſeine Leiſtungen machte. Ein gähnender Mund, ein geſchloſſenes Auge, ein matter Blick, oder ein ungeduldiges Hm! brachte ihn in die äußerſte Verwirrung, und beraubte ihn aller Gegenwart des Geiſtes und aller Gewalt über ſich ſelber, ſeine Empfindlichkeit zu verbergen. Wenn er bemerkte, daß irgend ein witziger Einfall ohne Leben geblieben, daß irgend ein epigrammatiſcher Stachel der Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer entgangen, äußerte er ſich zu ſeinen vertrauteren Freunden, ſobald die Geſellſchaft fort war: Welche Narrheit, meine Zeit und Talente vor ſolchen Laſtthieren zu verlieren, die kein Gefühl haben und kaum ſo viel Verſtand, die Straßenlieder „der blinden Bande“ zu begreifen! So groß iſt die Gewalt, welche eine unerſättliche Ruhmliebe, ſelbſt über die größten Geiſter ausübt!“

Dieſer letztere Zug iſt beſonders charakteriſtiſch bei dem hochfahrenden und ungeduldigen Geiſte, der, während er dem Kitzel nach Beifall, ſelbſt nach dem des Pöbels, nicht widerſtehen konnte, das Bewußtſeyn der Selbſterniedrigung in ſich trug, darnach zu jagen. Merkwürdig iſt die Art, wie Salvator ſeine reichen und fürſtlichen Gönner und Kunden behandelte. Man betrachte die Dichter und Künſtler unſerer Tage und denke an jene Zeiten, und man wird ſich wundern, wie das hohe Selbſtgefühl der Genialität ſo ganz verſchwunden iſt, oder ſo ſehr ſich ſelbſt erniedriget. Wir wollen wieder Lady Morgan ſprechen laſſen:

„Gott helfe dem, ſagt ſein gleichzeitiger Biograph Baldinucci, der es wagt mit ihm zu knickern. Ein Römiſcher Prinz, bekannter wegen ſeiner Prätenſionen zur virtù, als ſeiner

Freigebigkeit gegen Kunſtler, ſchlenderte eines Tages an Salvator's Gallerie in der Via Babbuina vorbei und ſtund vor einer ſeiner Landſchaften ſtill. Nachdem er lange die Schönheiten derſelben betrachtet hatte, rief er: Salvator mio, ich bin ſtark verſucht, dieß Gemälde zu kaufen, ſagt mir mit einem Mal den niedrigſten Preis. Zweihundert Scudi, antwortete Salvater ganz nachläßig. Zweihundert Scudi! O weh, das iſt ein Preis! Wir wollen ein ander Mal davon reden. Der Illuſtriſſimo empfahl ſich. Da er aber auf das Gemälde erpicht war, kehrte er bald wieder zurück und fragte wieder nach dem niedrigſten Preiſe. Dreihundert Scudi, war die verdrießliche Antwort. Corpo di Bacco! rief der erſtaunte Prinz; Vostra Signoria mi burla (Sie ſcherzen). Ich ſehe ſchon, ich muß euern beſſern Humor erwarten und ſomit addio, Signor Rosa. Der folgende Tag führte den Prinzen wieder in die Gallerie des Malers. Er grüßte beim Eintreten den Salvator mit einer ſcherzhaften Miene und fügte bei: Nun, Signor amico, wie ſteht heute der Markt? Sind die Preiſe geſtiegen oder gefallen? Vierhundert Scudi iſt heute der Preis, entgegnete Salvator mit erzwungener Ruhe, als er plötzlich ſeinem natürlichen Ungeſtüm Raum gab, und ſeine Heftigkeit nicht länger mehr unterdrückte, und nun brach er aus: Die Sache iſt, daß euer Excellenz nun um keinen Preis das Gemälde von mir erhalten, und ſo geringen Werth lege ich auf ſeine Schönheiten, daß ich es keines beſſern Schickſals werth halte, als dieſes: und ſo riß er den Grund, worauf es gemalt war, von der Wand, warf es zu Boden, und zertrat es mit ſeinen Füßen in tauſend Stücke."

Der folgende Zug iſt unterhaltend und charakteriſtiſch:

„Zwiſchen dem Prinzen, Don Maria Ghigi und Salvator ſcheint viel perſönliche Vertraulichkeit geherrſcht zu haben. Der Prinz fand ſolches Vergnügen an der Unterhaltung des Malers, daß er, während einer langwierigen Kränklichkeit, den Salvator dahin brachte, ſeine Staffelei vor ſeine Bettſtatt zu bringen und in ſeinem Zimmer das kleine Stück auszuarbeiten, das er für den Prinzen begonnen hatte. Sonſt arbeitete Salvator nie in Gegenwart eines Zweiten. Es geſchah, daß, während Roſa an des Prinzen Seite arbeitete und plauderte, einer der beliebteſten Aerzte Roms ins Zimmer trat. Er gehörte zu den Hanswurſten von Profeſſion, deren Anmaßungen, auf ein unverdientes Glück gegründet, auch auf den ernſthafteſten Beruf einen Anſtrich des Lächerlichen werfen. Nach einigen abgedroſchenen Bemerkungen über Kunſt bat der Doktor (war's, um dem Salvator zu ſchmeicheln, oder den Arzt des Kardinal Colonna nachzuahmen, der zur Belohnung, daß er ihm das Leben gerettet, Raphaels ſchönſtes Gemälde verlangte) von ſeinem Patienten ſich ein Gemälde von Roſa aus, als Erkenntlichkeit für ſeine Bemühungen. Der Prinz ging das Anerbieten ein, und der Doktor, über die Wahl des Gegenſtandes debattirend, wandte ſich zu Salvator und bat, daß er ſeinen Pinſel nicht eher ergreifen möge, bis er, der Doktor, Muße fände, ihm anzugeben il pensiero e concetto della sua pittura (die Idee und den Inhalt des Gemäldes). Salvator verneigte ſich mit beſcheidener Ergebung und fuhr in ſeinem Entwurfe fort. Der Doktor ging nun den ganzen Katalog ſeiner ärztlichen Fragen mit der gewohnten Großthuerei durch, und ſetzte ſich dann, mit aufwärts gedrehten Augen und die Feder über dem Papier haltend, an den Schreibtiſch nieder, als Salvator, ſich auf den Zehen heranſchleichend, und ihm ſanft die Feder aus der Hand windend mit einer ſeiner alten Coviello=Geſtikulationen, ausrief: Fermati, dottor mio (Halt an, Doktor)! Ihr müßt die Feder nicht eher aufs Papier bringen, als bis ich Muße habe, euch die Idee und den Inhalt des Rezepts anzugeben, die ich der Krankheit ſeiner Excellenz angemeſſen erachte. Diavolo! ſagte der erſtaunte Arzt, ihr diktirt mir ein Rezept, da ich des Prinzen Arzt bin und nicht ihr? Und ich, Caro, entgegnete Salvator, bin ein Maler und nicht ihr. Ich überlaſſe die Entſcheidung dem Prinzen, ob ich nicht eben ſo gut den Arzt machen könnte, als ihr den Maler, und nicht eben ſo gut ein Rezept ſchreiben, als ihr ein Gemälde verfertigen."

Wir übergehen nun die ſieben oder acht glänzenden, aber nicht ereignißreichen Jahre ſeines Lebens zwiſchen 1639, wo er zuerſt als Satiriker und Improviſatore vor der Welt auftrat, und 1647, wo jene merkwürdige Volksbewegung zu Neapel ausbrach, unter der alleinigen Leitung Maſaniello's, des armen

Fiſchers von Amalfi. Es iſt wahr, Salvator's gleichzeitige Biographen ſchweigen von einer Verbindung mit jenem ausgezeichneten Manne. Aber dafür ließen ſich verſchiedene Gründe anfuhren. Auch in der ſo intereſſanten Erzählung jener Revolution, die wir von einem Augenzeugen haben, kommt nicht das mindeſte vor, das auf eine Theilnahme Salvator's an derſelben ſchließen ließe. Indeſſen aber ſtehen die Umſtände, unter welchen Salvator an die Bewohner ſeines Geburtsortes ſich angeſchloſſen haben ſoll, als ſie die Waffen gegen ihre fremden Unterdrücker ergriffen, in ſo innigem Zuſammenhange mit dem Charakter und Weſen des kuhnen und zornmüthigen Haſſers der Knechtſchaft jeder Art, und jener glühenden und enthuſiaſtiſchen Liebe für Freiheit und Vaterland, die ihn nie verließ, daß wir keinen Grund ſehen, warum man die Thatſache bezweifeln ſollte, beſonders da die Umſtändlichkeit der mündlichen Ueberlieferungen ſie hinreichend gewährleiſtet; denn andere Zeugniſſe gibt es nicht. Auch muß man wohl bedenken, daß die genannte revolutionäre Bewegung nur wenige Tage dauerte, während welcher Zeit Salvator nirgend eine Aufforderung ſah, eine beſondere und ausgezeichnete Rolle zu ſpielen. Unbeſtreitbar iſt es, daß er damals zu Neapel war, und in unmittelbare Berührung kam mit dem gefeierten Capitano del popolo (Fuhrer des Volkes); denn mehr als ein Portrait von Maſaniello exiſtirt von der Hand unſers Künſtlers, und der arme Fiſcher war unbekannt bis zum Anfang der Revolution, und ſtarb zehn Jahre nach ihrem Ausbruche.

Nach Maſaniello's Tode ſchwand alle weitere Hoffnung des Erfolges für die Sache der Freiheit; denn die Bewegung des Volkes, ſo allgemein ſie auch war, wurde allein durch ſeinen Einfluß über dasſelbe erzeugt, und nicht durch die dem Volke inwohnende Thatkraft. Salvator war alſo klug genug, und begab ſich nach Rom. Allein er ſetzte hier ſeine gewohnten Beſchäftigungen nicht fort, entweder weil es ihm an Kraft oder Willen gebrach. In dieſe Zeit ungefähr ſetzt Lady Morgan eines ſeiner ſchönſten und bezeichnendſten Gedichte: la Babilonia, und zwar mit großer Wahrſcheinlichkeit.

Außer dieſem Gedichte verfertigte Salvator gewiß um dieſe Zeit zwei ſatiriſche Gemälde, die ihm ſo große Verfolgungen und ſogar perſönliche Gefahren zuzogen, da er die Kühnheit hatte, ſie zur öffentlichen Ausſtellung ins Pantheon zu ſchicken, ſo daß er auf eine Zeitlang Rom verlaſſen und nach Florenz fliehen mußte unter den Schutz des Bruders von dem damals regierenden Großherzoge von Toskana. Hier wurde er auf eine ausgezeichnete Weiſe empfangen; ſeine Werke kaufte man um enorme Preiſe, und in ſeinem Hauſe war der Sammelplatz von allem, was in Florenz durch Rang oder Talente brilliren konnte. Aber bald wurde er all dieſer Dinge überdrüſſig, obwohl es ihn eine Zeitlang ergötzt hatte, beſonders da er ſich dieſe Freuden auf Koſten ſeiner Unabhängigkeit erkaufen ſollte. Er nahm alſo die Einladung ſeiner Freunde, der Grafen Ugo und Giulio Maffei, an, ſie in Volterra zu beſuchen, und zerbrach jene „vergoldeten Ketten eines Hofes," die er immerdar ſo ſehr haßte, und nimmermehr, auch nicht für einen Augenblick, tragen wollte. In Volterra widmete er einen großen Theil ſeiner Zeit der Sammlung und Anordnung ſeiner Poeſien, indem er nur gelegentlich einige ſeiner beſten Stücke malte, bis er zuletzt den zwangvollen und elenden Zuſtand der Verbannung fühlte, in welchem er nun leben mußte, und ſich entſchloß, auf jede Gefahr hin Rom wieder einmal zu beſuchen und wo möglich ſich für den Reſt ſeines Lebens daſelbſt niederzulaſſen. Denn um dieſe Zeit hatte er eine Verbindung geknüpft, welche eine beſtändige Heimath ihm nicht nur nothwendig, ſondern auch angenehm machte. Demzufolge begab er ſich um's Jahr 1652 wieder nach Rom, zur Freude ſeiner Freunde und zur Betrübniß ſeiner Feinde, die entweder zu gering an Zahl oder zu ſchwach waren, um es zu wagen ihn zu beunruhigen. Er ließ ſich alſo auf lebenslänglich in Rom nieder, auf eine Weiſe und unter Auſpizien, welche ſeine kühnſten Wünſche, ſo ehrgeizig ſie waren, befriedigen mußten. In dieſer Periode enden der überraſchende Wechſel und die Ereigniſſe in Salvator's Leben, und wir wollen jetzo auf einmal ihm zu ſeinem Todbette folgen, indem wir bemerken, daß die Zwiſchenperiode, welche wir überſpringen, zu mager an intereſſantem Detail iſt. Wir ſchließen mit der Erzählung ſeiner letzten Augenblicke:

„Als das Leben noch immer ſich regte in Salvator's Herzen, kam der Prieſter mit dem heiligen Apparat zur letzten geheimnißvollen Ceremonie der Kirche. Salvator's Schultern wurden entblößt und geſalbt mit dem heiligen Oehle; einige beteten inbrünſtig, andere weinten und alle hofften immer noch; aber die Kerze, welche der Doktor Catanni an Salvator's Lippen hielt, während ihm die heilige Wegzehrung gereicht wurde, brannte gar hell und beſtändig! Des Lebens letzter Seufzer war ausgehaucht, als Religion ihre letzte Handlung vollbrachte!“

Aus der gegebenen Skizze von Salvator's Leben und den gelegentlichen Anführungen aus Lady Morgan's Werk erſieht man, wie glücklich ſie in der Wahl des Stoffes und ſeiner Ausführung geweſen. In dieſem neueſten Produkte hat die Verfaſſerin ihr ganzes Talent entwickelt, und die enthuſiaſtiſche Wärme des Gefühls und ſeinen beredten Ausdruck mit der Kühnheit und Freiheit der Meinung glücklich vereiniget. Mögen ihre freien Aeußerungen in Frankreich einer Parthei mißfallen haben (welches gewiß auch in andern Ländern geſchieht), und mag man die ſchwachen Seiten einer Frau dem Gelächter der Spötter und Witzlinge preisgeben, welche den Anwald der politiſch Unterdrückten mit der Beredſamkeit eines für Wahrheit glühenden Herzens macht, mag ferner das Werk dem ſtrengen Hiſtoriker ungenügend und an manchen Stellen ſchwach erſcheinen; das Verdienſt bleibt ihr, daß ſie dem Charakter des viel verkannten und von ſeinen Feinden ſchwer verläumdeten Salvator Roſa ſeine wahre Geſtalt wieder zu geben verſucht.

Kolumbia.

(Beſchluß.)

Das Land Popayan gehörte vormals zur Präſidentſchaft Quito. Die Seeküſte dieſer Provinz iſt äußerſt heiß. Im höchſten Gebirge iſt die Kälte deſto unerträglicher. Die Hauptſtadt Popayan genießt einen ewigen Frühling, weil ſie in der Mitte beider Regionen liegt. Ueberall leidet dieſe Provinz an häufigen Gewittern und an häufigen Erdbeben. Um von der Stadt Popayan nach Santa Fe zu kommen, muß man mitten durch die Cordilleras reiſen. Der gewöhnliche Paß heißt Guanakas, nicht weit von der kleinen Stadt La Plata 2°, 34′ n. B. Große Schneeberge umgeben dieſen Thalkeſſel. Man muß ſich ſehr in Acht nehmen, ſo nahe als möglich der Spitze des Berges zu übernachten, und ihn gar nicht erſteigen wollen, wenn die dunkeln Wolken es vorherſagen, daß den Reiſenden Ungewitter bedrohen. Gewöhnlich bringen Maulthiere die Reiſenden auf dieſer einſamen Straße vorwärts, aber die ſchneidende Kälte vermag das Thier aus einem heißen Klima nicht ſo gut auszuhalten, als der Menſch. Daher trifft man Gerippe und Knochen dieſer Thiere auf den höchſten zwei Meilen des Weges in Menge. Südlich bei dieſem Paſſe erblickt man erſtickte Vulkane, die jetzt ewiger Schnee bedeckt. Ein See auf der höchſten Spitze des Weges friert niemals zu, und 700 Fuß vom Rande des Sees entdeckt man die Quellen der Flüſſe Kauka und Magdalena. Oft legt hier der Maulthiertreiber die Güter an der Straße nieder, wenn er ſich nicht getraut, mit ſeinen beladenen Maulthieren in der Finſterniß der Nacht den Weg fortzuſetzen, und ladet die niedergelegten Güter am folgenden Morgen wieder auf. An der Landſtraße findet man von Zeit zu Zeit Wohnungen auf der Straße von Popayan bis La Plata. Dieſe Annehmlichkeit gewährt aber ein anderer Weg nicht, den man durch die Berge von Quintin nehmen kann, denn der ganze Weg geht durch die dichteſten Wälder, und bei dem günſtigſten Wetter bringt man auf dem kurzen Wege 10 bis 12 Tage zu. Man ſieht keine Hütte und keinen Menſchen, und muß alle Lebensmittel mit ſich führen, wenigſtens für einen Monat, denn plötzliches Thauwetter und plötzliche Ueberſchwemmungen der Flüſſe können den Reiſenden gar wohl ſo lange aufhalten. Der höchſte Punkt dieſes Paſſes liegt 11,500 Fuß über der Meeresfläche und heißt Garito de Paramo. Der Pfad iſt nur anderthalb Fuß breit, und ſcheint dem äußern Anſehn nach ausgehauen zu ſeyn. Der

Grund iſt tiefer Kleiboden. Die Bergſtröme reißen in dieſem Pfade bisweilen Höhlungen von 20 bis 25 Fuß Tiefe. Eine üppige Vegetation, die auf den niedergeſtürzten Felſen ſich noch oft findet, macht den Pfad in ſolchen Abgründen bisweilen ſo finſter, daß man ſich kaum herausfinden kann. Solche Stellen ſind bisweilen eine Meile breit. Hier müſſen Achſen dem Wanderer mit ſeinen Gütern durchhelfen, wenn er in dem tiefen Boden mit Maulthieren nicht weiter kommen kann. Nichts iſt aber gefährlicher, als wenn der Zufall einen andern Reiſenden mit Thieren entgegenführt. Die hervorſtehenden niedergeſtürzten Baumſtämme mit Eisſtücken zwiſchen ſolchen können bisweilen einen Reiſenden lange aufhalten. Wenn reiche Leute dieſen Weg machen, pflegen ſie ſich in Seſſeln von Menſchen tragen zu laſſen, oder auf deren Rücken zu reiten. Zu dieſem Trägerdienſt geben ſich für gute Bezahlung Kreolen oder Mulatten her. Der gewöhnliche Taglohn für eine ſolche Reiſe und ſolche Mühſeligkeiten iſt 50 bis 60 Engliſche Schillinge und gemeiniglich bringt man auf dem Wege 15 bis 20 Tage zu. Eine Rolle von Bananenblättern pflegt ein ſolcher Taglöhner aus der Gegend von Ipague mitzunehmen, um Nachts die Hütte damit zu bedecken, wenn ein ſtarker Regen ſich etwa zeigen möchte. Das Holz zur Hütte findet man in jedem nahen Walde.

Die Hauptſtadt Popayan liegt 6000 Fuß über der Meeresfläche im Kauka-Thale. Nördlich hat die Stadt einen Horizont ohne Grenzen, öſtlich einen hohen Berg. Das Indianiſche Dorf Puracé liegt 8700 Fuß über der Meeresfläche an der Seite des Vulkans Puracé.

Eine Naturmerkwürdigkeit iſt der Waſſerfall des Lauricocha. Wenn er ſich der öſtlichen Reihe der Andes nähert, verengt er ſein Bette von 1600 auf 600 Fuß, und läuft in der Länge von 8 Meilen durch einen Abgrund von grauſenhafter Tiefe. Die Strudel des Fluſſes ſind ſo ſtark, daß ein Miſſionar bis zwei Tage an einer ſolchen Stelle in ſeinem Kanot aufgehalten wurde, und wäre der Fluß nicht unerwartet aufgeſchwollen, was ihn glücklicher Weiſe aus dem Strudel warf, würde er dort ſeinen Tod gefunden haben.

Der Diſtrikt San Miguel de Ibarra enthält unter andern das tiefe Thal oder den Abgrund von Chota. Es hat eine Tiefe von 4922 Fuß, und iſt mit üppiger Vegetation verſehen.

Im Diſtrikt Riobamba iſt der Weg von der Hauptſtadt Riobamba nach Kuenka eine Naturmerkwürdigkeit. Zu jeder Jahrszeit iſt dieſer Weg gefährlich, beſonders aber im Juni, Juli und Auguſt, weil dann viel Schnee fällt, und kalte Winde noch mehr Schnee ins Thal hinabſtürzen. Der Weg iſt gerade ſo hoch über der Meeresfläche erhaben, als der Montblanc in Savoien. In der Ebene von Aſſuay findet man verſchiedene kleine Seen mit kurzem Graſe an den Ufern, von ſolcher Kälte oder anderer Eigenthümlichkeit des Waſſers, daß kein Fiſch darin leben kann. Ueber die höchſte Höhe des Weges, die eine moraſtige Ebene von 13,123 Fuß Höhe über der Meeresfläche bildet, leitet ein alter von den Incas angelegter Damm von großen Quadern in einer Länge von vier Meilen. Nahe bei dieſem Wege ſieht man die Ruinen eines Peruvianiſchen Bergpallaſtes, den nicht die Zeit, wohl aber menſchlicher Muthwille zerſtört hat. Sein Name, Los Paredones, beſtätiget, daß er dicke Mauern hatte. Steigt man nach Kuenka herab, ſo trifft man ähnliches eiförmiges 124 Fuß langes Gemäuer unter dem Namen der Feſtung Kanner an; in der Mitte ſteht ein Haus mit zwei Zimmern. Hinter dieſem eiförmigen Kaſtel bemerkt man ein ebenfalls von Quadern errichtetes Feſtungswerk von 500 Fuß Länge. Die geſammten Ruinen verſchiedener anderer Gebäude zeigen, daß das Ganze einer beträchtlichen Beſatzung bedurfte. Im Innern haben die Mauern und Kammern eine große Zahl Niſchen, mit vorſpringenden Cylinderſteinen, an deren Knöpfen die Krieger ihre Waffen aufhingen. Die Feſtung liegt auf der Spitze eines kleinen Hügels, deſſen höchſte Oberfläche in Terraſſen und Gängen abgetheilt iſt. Der Fluß Gulan fließt am Fuße des Hügels. Steigt man auf den Stufen, die in Felſen gehauen worden ſind, zum Waſſer herab, ſo ſieht man in einer Spalte des Felſens eine Maſſe von Sandſtein, ſechszehn bis achtzehn Fuß hoch. Eine der Seiten des Feſtungsfelſens iſt ausnehmend weiß und ſteil abgehauen. Auf dieſer Fläche nimmt man einen großen Zirkel gewahr, der die Sonne vorſtellt. Wenige Schritte davon gelangt man zu einem Sitze, der gerade gegen das Bild über angebracht iſt. Alle um den wahrſcheinlichen Tempel eingehauenen Pfade leiten zu dem ehemaligen Garten des Inka. In ſolchem nimmt man einen künſtlich aufgeworfenen Berg wahr, deſſen Spitze einen eingefaßten Sitz einnahm, der aber nur für eine Perſon hinreichenden Raum anbot und eine ſchöne Ausſicht nach einigen Waſſerfallen gewährte. Zur Verzierung hatte der Sitz Arabesken, die in einer Kette am ſteilen Gemäuer fortliefen.

II. Schilderung des Volkes.

Der Freiſtaat Kolumbia theilt ſich in ſieben Departemente, Orinoko, Venezuela, Sulia, Bojacco, Kundinamarka, Kauka und Magdalena, und dieſe theilen ſich wieder in 32 Provinzen. Die geſammte Bevölkerung in demſelben beträgt 2,644,000, wovon 26 Senatoren und 95 Repräſentanten gewählt werden.

Dieſe Bevölkerung beſteht aus Kreolen, Eingebornen ſpaniſcher Abkunft, größtentheils Grundbeſitzer, Kaufleute und Beamtete, aus Negern, größtentheils Hausdiener, aus Indianern, Ureinwohner, die theils bekehrt und gezähmt unter den übrigen Einwohnern zerſtreut ſind, theils in den Miſſions-Dörfern, theils noch in wilder Freiheit leben, aus Mulatten, Meſtizen und Miſchlingen jeder Farbe, die vorzugsweiſe mit Handwerken ſich befaſſen.

Die Menſchen ſind das Unbedeutendſte in jenem großen Lande; ſie ſcheinen ſich nur dahin verirrt zu haben. Nur der geringſte Theil des Bodens iſt ihr Eigenthum; ein weit größerer gehört den wilden Thieren. Auch hat die Natur, nachdem ſie ihre köſtlichſten Gaben an das Land verſchwendet, das Volk nur mit den letzten und geringſten bedacht; ja dieſelben Kräfte, die das Land verherrlichen, verderben das Volk. Das Leben der Menſchen iſt in dieſen Gegenden nur kurz, und der ohnehin frühe Tod wird noch beſchleunigt durch Krankheiten, Vulkane, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, ſchädliche Thiere. Das flößt epikuräiſche Grundſätze ein. Jeder will das kurze und unſichere Leben ſo bequem und wollüſtig als möglich genießen. An die Vorzeit und an die Zukunft, an große Thaten und Werke für die Ewigkeit wird wenig gedacht. Nur die Noth und fremdes

Beiſpiel führten die Revolution herbei. Ihre Reſultate ſcheinen denen ſelbſt, die ſie unmittelbar errungen, ſeltſam, und man muß bei Fremden, vorzüglich in Nordamerika, die Ideen borgen, die allein das Errungene zu erhalten im Stande ſind. Die jugendliche Parthei derer, die das Schwert geführt, der neuen Volksvertreter und aller durch die letzten Ereigniſſe Emporgekommenen tritt mit dieſen Ideen bewaffnet der in ſpaniſchem Adelſtolz, Kleinſtädterei, Ceremoniel, Bigotterie und Aberglauben verſunkenen Parthei der Alten entgegen, und indem die letztere durch arbeitſcheuen Hochmuth arm geworden, zum Theil allmälig ausſtirbt, iſt allerdings von der Zukunft etwas Beſſeres zu hoffen. Doch werden die vom Klima erzeugten Uebel der genußſüchtigen Faulheit und der zu wüthendem Haß und Rachedurſt ausartenden Leidenſchaftlichkeit ſtets ſchwer zu bannende Feinde bleiben. Die faule Lebensweiſe iſt natürlich, da man auch ohne viel Arbeit leicht Unterhalt findet. Man braucht kaum zu ſäen, um zu ernten. Die meiſten Menſchen arbeiten täglich zwei Stunden, ſehr viele gar nicht. Wenn die gütige Natur durch dieſe Muße zu höhern geiſtigen Beſchäftigungen aufzufordern ſcheint, ſo iſt der Menſch doch weit entfernt, dem zu genügen. Eſſen und Trinken, Spielen und Schlafen, Komplimente und Klatſchereien über die Nachbarn ſind das einzige, womit man die Zeit auszufüllen weiß. Ueber dem thieriſchen Sinnengenuß kommt man nicht zu den feinern Genüſſen des Geiſtes; über dem kleinſtädtiſchen Nachbar- und Familiengezänk nicht zu dem Kampfe großer Ideen. Nur um ſo viel, als die früher ſpaniſche Staats- und Kirchenverwaltung an dieſen Uebelſtänden Schuld iſt, darf man hoffen, daß die neue republikaniſche Regierung ſie werde heben können. In der That haben Vicekönige und Statthalter, Inquiſition und Jeſuiten dem geiſttödtenden Klima redlich in die Hände gearbeitet, und wo der menſchliche Geiſt der rohen Naturgewalt Meiſter zu werden drohte, ihn abſichtlich niedergedrückt, Unwiſſenheit und Aberglauben und jene Sinnlichkeit gepflanzt, die gleich dem wilden Unkraut deſſelben Landes die künſtlich geſäeten Pflanzen höherer Kultur nicht leicht aufkommen laſſen.

Vor der Revolution war der Stand des Kaufmanns und Landbauers völlig verachtet. Jeder, der echt ſpaniſches Blut in ſich trug, und zumal die Nachkommen der erſten Eroberer des Landes, hielten es für eine Schande nach etwas geringerem zu ſtreben, als nach Aemtern und Würden beim Klerus, bei den Regierungen und beim Militair. Nach Titeln, Uniformen und Kutten, Federn und Degen war ein ſtetes Jagen. Farbige Menſchen waren dieſer Ehren nicht theilhaftig. Nach der Abkunft und nach der Farbe verachtete ein Stand den andern, und ſelbſt in jedem einzelnen war wieder wechſelſeitig Feindſchaft, Verläumdung und jedes Uebel der Kleinſtädterei in reichem Maße vorhanden. Trotz dem Ringen nach Ehrenſtellen, wozu höhere Bildung erfordert wird, herrſchte doch allgemeine Unwiſſenheit Die Schulen waren höchſt elend beſorgt, manche große Stadt entbehrte derſelben gänzlich. Neben dem Luxus der höhern Stände und der üppigen Pracht des Klerus herrſchte Bettelei und Schmutz. Der faule Pöbel zog es vor, ſchaarenweiſe zu betteln, anſtatt nur eine Stunde des Tags einer leichten Arbeit zu widmen. In mancher Stadt war der zehnte Mann ein Bettler, das zehnte Weib eine Buhldirne.

Erſt jetzt gelingt es den Kreolen, die durch Fleiß reich geworden, während die Adelſtolzen verarmt ſind, das alte Vorurtheil gegen Kaufleute, Landbauer und Handwerker auszutilgen, und die freiſinnige Regierung fühlt, was dem Staate nöthig ſey, und wie ſie für gemeine Landſtraßen ſorgt, ſo auch für die Wege, auf denen eine höhere Geiſteskultur das Volk durchdringen kann. Doch iſt von den eingewurzelten Gebrechen noch unendlich viel vorhanden. Noch giebt es manche bedeutende Stadt, die zwar ein glänzendes Theater und prachtvolle Kirchen, aber keine einzige Schule beſitzt. Die Unſittlichkeit und Bettelei, die fade Kleinſtädterei iſt noch lange nicht verbannt.

Den richtigſten Maßſtab für den Cultur-Zuſtand der Männer geben die Verhältniſſe der Ehe und der Weiber ab. Dies gilt für jedes Volk. Bey den Columbiern läßt ſich vorzüglich aus der frühzeitigen im kindiſchen Alter geſchloſſenen Ehe, und aus dem ſonderbaren Uebergewicht der Frauen, ein ſehr richtiger Schluß auf die Mängel des männlichen Geſchlechts ziehn.

Iſt der Knabe 14 Jahr alt, und das Mädchen 12, ſo denken nicht bloß dieſe, ſondern auch die Eltern, ſie zu verheirathen. Z. B. zwanzigjährige Hageſtolze ſind ſehr ſelten, und eben ſo ſelten iſt, daß zwey Heirathende zuſammen über 30 Jahre alt ſind. Die Ehe, ſagt der Kreole, iſt das Siegel der Reife der Geſchlechter. Auf Uebereinſtimmung der Charaktere wird ſelten geſehen. Mit Leichtſinn ſchließt man eine Verbindung fürs ganze Leben, und nimmt die Laune des Augenblicks, die junge Leute zu einanderzieht, für ein wahrſcheinliches Pfand der Zuneigung bis ans Ende des Lebens. Die Urſache der leichtſinnig geſchloßnen Ehen war die geſetzliche Unabhängigkeit der Liebenden von der Zuſtimmung ihrer Eltern oder Vormünder. Dabei finden ſie bei einigem Fleiße leicht ſo viel Unterhalt, um ſich redlich zu ernähren. Alle übrigen Ungleichheiten zwiſchen Braut und Bräutigam, Unterſchied des Alters, unordentliches Leben eines Liebenden, und Mangel an Vermögen, waren im Auge der dortigen Juſtiz keine Urſachen, um eine Ehe zu hindern, wohl aber, wenn ſich die Liebenden im Range nicht gleich waren. Verweigerten die Eltern oder die Vormünder die Zuſtimmung, ſo brauchten Bräutigam und Braut nur bei ihrem Pfarrer zu erſcheinen, um die Trauung zu verlangen, und wurden dann getraut. Erſt am 28. April 1803 verordnete Sr. kathol. Majeſtät, daß, wenn der Bräutigam unter 25 Jahre, und die Braut unter 23 alt ſey, die Zuſtimmung der Eltern nothwendig ſeyn ſolle. Merkwürdig iſt in den Columbiſchen Geſetzen der Schutz, den die Frau gegen ihren Mann überall findet. Wenn die Kreolin eiferſüchtig iſt, ſo hat ſie tauſend Mittel, dem Manne viele Qual zu machen, denn ihrer bloßen Verſicherung, daß ihr Mann auf dem Wege ſey, ihr untreu zu werden, wird von den Gerichten geglaubt. Die erſte Klage bewirkt ſogleich, daß dem Manne ſein Unrecht bewieſen wird, die zweite ſeine Verhaftung, bis die Frau ſeine Loslaſſung verlangt. Bleibt der Kreole eine irgend bedeutende Zeit von ſeiner Gattin entfernt, ſo erhält der Mann ſogleich Befehl, zur Gattin zurückzukehren, wovon ſogar Staatsbeamte nicht ausgenommen ſind. Die Einweiſung in die Güter des Mannes, der abweſend iſt, erlangt ſie leicht, und obendrein wenigſtens ein Drittheil ihres Gehalts zu ihrer Diſpoſition. Auch traut man überhaupt dem Worte eines Frauenzimmers immer mehr, als dem eines Mannes.

Der Handel war früher ganz in den Händen der Altſpanier. Die Silberflotten ſind nicht mehr. Jetzt beginnt ein neuer Verkehr der Republikaner vorzüglich mit Engländern und Nordamerikanern. Aber noch herrſcht hier kein großartiger Geiſt im Handel, keine Umſicht, kein Zuſammenwirken, kein Plan, überall nur Träumerei. Erſt wenn der neue Stand der Dinge eine Weile gedauert haben wird, wenn Columbia von England und Nordamerika allmählig gelernt haben wird, wie eine Handels- und Seemacht ſich bilden muß, ſteht zu erwarten, daß man das unermeßliche Capital des Landes verſtändig umſetzen werde.

Sehr bemerkenswerth iſt das kluge Syſtem, nach welchem England die Unwiſſenheit der neuen Republikaner zu ſeinem Vortheil benutzt. Die Engländer beſitzen die Inſel Trinidad, und haben auch auf den gegenüberliegenden kleinen Inſeln des Orinoko ſich angeſiedelt und wohl befeſtigt, ohne daß die Kolumbier es beachtet hätten, oder ihnen zuvorgekommen wären. So werden jetzt die für die Republik ſo wichtigen Mündungen des Hauptfluſſes von einer fremden Macht beherrſcht. Kein kolumbiſches Schiff kann aus dem Orinoko in das atlantiſche Meer fahren, wenn die Engländer es nicht wollen. Schon jetzt zeigt ſich die Gefahr dieſer Nachbarſchaft, indem die Engländer einen höchſt verderblichen Schleichhandel theils mit den wilden Indianern, theils mit den Kolumbiern ſelbſt unterhalten. In der Folge aber könnte ſie noch weit wichtiger werden. Jede Mißhelligkeit, die zwiſchen England und Kolumbia jemals eintreten könnte, würde dadurch für den letztern Staat doppelt gefährlich werden, ja dieſe Nachbarſchaft iſt ſehr geeignet, die Mißhelligkeit ſelbſt herbeyzuführen, da es der Republik, ſobald ſie ſich ſelbſt mehr erkennt und lebt, alles daran liegen muß, der Mündungen ihres Hauptſtroms mächtig zu werden. Seine Befeſtigungen ſind für Neuſpanien ganz daſſelbe, was Gibraltar für Altſpanien iſt.

Die bekehrten Indianer leben in den Miſſions-Dörfern völlig einſam unter der Herrſchaft eines Mönchs, der die Stelle ihrer ehemaligen Kaziken vertritt, ihr Richter und Feldherr iſt, und aus ihren Töchtern ſich Beiſchläferinnen auswählt. An chriſtliche Sittenzucht iſt dabei nicht zu denken. Jeder treibt es, wie er mag. Der Indianer geht nur aus Faulheit in dieſe Dörfer. Den ganzen Tag über ſitzt er dann im Schatten eines Baumes ſtumm und unbeweglich, als ob er tiefſinnig nachdächte; doch erkennt man ſein Weſen bald für Stumpfheit und thieriſches Hinbrüten.

Die wilden und freien Indianer ſind karaibiſchen Stammes und Menſchenfreſſer. Die meiſten ſind ſo wild, daß kein Weißer ſich in ihre Nähe wagen darf. Die Urwälder ſchützen ſie. Den Spaniern ſind ſie von alten Zeiten her feindſelig; mit den Engländern auf Trinidad treiben ſie aber viel Verkehr, und würden im Fall eines Kriegs deren Bundesgenoſſen ſeyn.

Verbrennung der Weiber in Hindoſtan.

(aus den nouvelles Annales des voyages.)

Am 9. December (1822) verbreitete ſich das Gerücht, daß die Frau eines Zemandars, aus der Kaſte der Konſiken, deren Mann den Abend zuvor geſtorben war, den Entſchluß gefaßt habe, des andern Tags ſich auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Die ſchlechte Witterung hatte ſie verhindert dieß früher zu thun. Durch Zufall vernahm ich dieſe Nachricht. Da ich noch nie einem von dieſen ſchauderhaften Schauſpielen, die in Indien eben nicht ſehr ſelten ſind, beigewohnt, ſo entſchloß ich mich hinzugehn. Doch beſtimmte mich eine Art von Ahnung, als ob ich vielleicht dem Schlachtopfer irgend einen Dienſt leiſten könnte, mehr als bloße Neugierde.

Schon um 10 Uhr begab ich mich mit meinen Domeſtiken und einigen andern Leuten aus der Kaſte der Radjeputs auf den Weg. Als wir zu einem Dorfe gekommen waren, das noch eine ganze Meile vom Scheiterhaufen entfernt lag, ſahen wir ſchon mehrere hundert Menſchen, Männer, Weiber und Kinder von den benachbarten Dörfern herbeiſtrömen, um einem Tomachi, oder der Verwandlung eines Menſchen in Aſche, beizuwohnen. Auf dem Platze angelangt, ſchickte ich vor allem jemand an die Wittwe ab, um ihr ſagen zu laſſen, daß ich mit ihr zu ſprechen wünſchte. Sie tanzte eben als ich ſie anſichtig wurde, bei Trompeten und Paukenſchall, und ſchien ſehr gefaßt zu ſeyn. Um ſie her ſtund ein Kreis Weiber, und nicht weit davon lag der Leichnam ihres Mannes in Seidenzeug gewickelt. Bei meiner Annäherung hörte die Muſik auf, und ich redete zu der Wittwe und zu der Menge. Auf meine Frage, ob ſie wirklich die Abſicht habe mit dem Leichnam ihres Mannes den Scheiterhaufen zu beſteigen, antwortete ſie beſtimmt: ja, der Augenblick ſey gekommen. Ich hielt ihr vor, daß der Selbſtmord das abſcheulichſte Verbrechen ſey, und daß ſie eine ſo ſchändliche Handlung vor ihrem Schöpfer nicht werde verantworten können. Sie antwortete ruhig: „Es iſt dieß mein freier Wille. Da ich weder Kinder noch nahe Verwandte habe, ſo kann und will ich meinen Mann nicht überleben. Ich habe ſeinen Körper gewaſchen, wie es Gebrauch iſt. Jetzt kann ich nicht wieder in mein Haus zurückkehren, ich muß mich verbrennen, wie alle Wittwen vor mir. Geſchähe es nicht, ſo würde ich meine ganze Lebenszeit aus meiner Kaſte verſtoßen.“

Hierauf fragte ſie mich, wie ich denn glaube, daß ſie ſich ernähren könnte, im Fall ſie den Scheiterhaufen nicht beſtiege, da ſie nun der Unterſtützung ihres Mannes beraubt ſey. Ich erwiederte ihr, ich würde mich gerne verbindlich machen, ſie ihr ganzes Leben hindurch zu ernähren. Ich wollte mit mehreren Anweſenden über ihre Verſorgung ſprechen, aber alle antworteten, ſie könnten ſich nicht in dieſe Angelegenheit miſchen.

Ich trat nun auf einige Minuten zuruck. Mir hatte geſchienen, als ob bei meinen Anträgen eine bedeutende Veränderung in ihrem Innern vorgegangen wäre. Hierauf trat ich wieder zu ihr, machte ihr neue Vorſtellungen, wiederholte die alten, und ſchloß mit der Verſicherung, daß ich ihr ihr ganzes Leben lang alles verſchaffen wurde, was ſie bedürfte. Dieß ſchien zu wirken. Ich wurde in meinen Beſtrebungen von mehreren Hindus unterſtützt, die, zu ihrer Ehre ſey es geſagt, alles thaten, um die Wittwe zur Annahme meiner Anerbietungen zu vermögen. Bald gab ſie nun ihre ſtillſchweigende Einwilligung. Der Körper ihres Mannes wurde allein verbrannt, und die umſtehende Menge zerſtreute ſich, ſehr mißvergnügt, daß ihr ein ſo ſchönes Schauſpiel, wie die Verbrennung eines lebendigen Menſchen, zu Waſſer geworden war.

Einige von den anweſenden Hindus waren übrigens ſehr aufgebracht über mein Abentheuer, insbeſondere die Braminen oder Prieſter, ein habſüchtiger, niederträchtiger und verächtlicher Menſchenſchlag, der die Baſis ſeines Wohllebens und ſeiner Faullenzerei mit der Dummheit und Barbarei ſeines Volkes verſchwinden ſieht. Außer dieſen waren eigentlich nur noch drei oder vier Menſchen ungehalten, daß die Sache ein ſolches Ende genommen. Bei weitem der größte Theil drückte ſeine Billigung auf eine Weiſe aus, die mich in Erſtaunen ſetzte.

(Der Engländer ſchließt nun mit der ganz vernünftigen Bemerkung, daß die Regierung das Verbrennen der Weiber eben ſo durch ein Geſetz verbieten ſollte, wie ſie den Kindermord verboten habe.)

Literatur.

1) Deutſche.

1) Zwei Römiſchkatholiſche Schriften.

a. Nachrichten und Betrachtungen über die ungariſche Nationalſynode vom Jahre 1822. Sulzbach. J. E. von Seidel. 1824.

b. Einleitung in die Moralphiloſophie, von D. J. A. Sulzer, Prof. am Lyzeum zu Konſtanz. Sulzbach. J. E. v. Seidel. 1824.

Das merkwürdigſte an dem erſten Werke iſt offenbar die geharniſchte Vorrede, in welcher nicht etwa ſein Verfaſſer, ſondern ſein Verleger zu uns redet. Aber was iſt heurzutage nicht möglich, wo Theologen juriſtiſiren, und Juriſten, ja ſelbſt Politiker theologiſiren. Beſagter außerordentlicher Vorredner glaubt ſich vertheidigen zu müſſen, daß er, ſelbſt ein Proteſtant, ſo erzkatholiſche Schriften verlege. Er nimmt ſich deshalb des argbedrängten Catholicismus an, und meint eben dadurch ein echter Proteſtant zu ſeyn, daß er Toleranz übe, und für den Kampf der widerſtreitenden Meinungen, aus welchem allein die Wahrheit hervorgehe, in ſeinem Verlage den

Katholiken einen Platz anweiſe. Es kann allerdings nur dem Proteſtantismus förderlich ſeyn, wenn ihm dergleichen, dem apoſtoliſchen Ernſte zum Trotz, oft ſogar beluſtigende Nachrichten und Betrachtungen entgegengeſtellt werden. So erfahren wir in den Nachrichten, daß die römiſchkatholiſche Kirche nicht etwa bloß die Braut Chriſti und Mutter der Chriſten, ſondern (S. 42.) ſogar Chriſti Körper ſelbſt ſey, in welchem die Geiſtlichkeit mit Chriſto zuſammenwirken müßte. Unter andern, allerdings heilſamen Anordnungen zur Reformation der Sitten des Volks, ſoll aber auch (S. 74.) den Pfarrern zu Aufrechthaltung der Kirchenzucht verſtattet ſeyn, *körperliche Züchtigungen anwenden zu laſſen.* Wenn vieles in den Betrachtungen Beherzigenswerthes über das Literaturunweſen und über die tantaliſche Leſewuth der neuen Zeit geſagt wird, ſo kann ſich doch der Ernſthafteſte kaum des Lachens erwehren, wenn ſelbſt von ſchädlichem Einfluß gründlicher Gelehrſamkeit nicht bloß auf die Religion, ſondern auch auf die Theologie geredet, und die apoſtoliſche Ungelehrtheit folgendermaßen (S. 104) angeprieſen wird: Er (Chriſtus) hat nicht eine *Schule* errichtet, aber doch die Unwiſſenden groß und klein belehrt; keine *Akademien* geſtiftet, aber der Weisheit wichtigſte Aufgabe gelöſt. Er hat nicht *Schrift*, nicht *Preſſe* angewendet, aber ſeinen Apoſteln befohlen, in alle Welt zu eilen, um den Armen das Evangelium zu predigen. — Er hat nicht Kompendien der gemeinnützigen Wiſſenſchaften, nicht Encyklopädien, nicht Konverſations-Blätter und Lexika eingeführt, ſondern hauptſächlich Gebet und Faſte und gute Werke eingeſchärft ꝛc. Und in dieſem Ton einer Kapuzinade fährt der D. Fabius in Presburg, der Verfaſſer dieſes Werks, ohne ſelbſt zu ermüden, auf das ermüdendſte fort.

Die zweite Schrift iſt, glauben wir, aus der frömmſten und wohlmeinendſten Abſicht hervorgegangen, aber welche *Moral-Philoſophie* in dieſem Büchlein, welches 136 Seiten faßt, anzutreffen ſey, geht aus folgender Stelle der Anrede an ſeine Kinder und Schüler hervor: Liebe Kinder! *Die wahre Lebensweiſe, die Wiſſenſchaft des Heiles, die große Kunſt, ohne Selbſttäuſchung getroſt zu ſterben, folglich ohne getäuſcht zu ſeyn, Gottgefällig zu leben, lehret einzig — und ſonſt keine andre Lehre auf Erden — die römiſch-katholiſche Religion!*

2) Rechtserforſchungen für Juriſten und Nichtjuriſten, von Heinr. Eberh. Gottl. Paulus. I. Heft. Heidelberg und Leipzig, Karl Groos 1824.

In dieſer neuen Zeitſchrift hat ſich Herr D. Paulus in ein ganz juriſtiſches Gewand gekleidet, und liefert in No. I. und II. dieſes Heftes eine Vertheidigung des ſchriftſtelleriſchen, gegen Nachdruckerunfug ſicherzuſtellenden Erwerbrechtes. Wenn wir auch die Richtigkeit der Vertheidigungsgründe zugeben, ſo mißfällt denn doch die vermuthlich populär ſeyn ſollende Form, welche uns dieſelben in vier offenen Sendſchreiben an den Königl. Würtemb. Bundestagsgeſandten Freiherrn v. Wangenheim darbietet. Die redſelige Breite der Darſtellung aber läßt uns vermuthen, daß der Herr Doktor Paulus ſich vergriffen, und bei Abfaſſung des Ganzen, ſtatt des philoſophiſchen oder juriſtiſchen, den theologiſchen Doktorhut aufs Haupt geſetzt habe No. 3. liefert Notizen aus dem Tagebuche eines Geſchwornen, welcher bei Fonks Prozeß für Nichtſchuldig ſich erklärt. Dieſe Notizen geben den Beweis, wie eigentlich auch ſchon aus den frühern Mittheilungen im Sophronizon hervorgeht, daß nämlich der etwaige Irrthum keineswegs den Geſchwornen, noch auch im Allgemeinen der Einrichtung der Geſchwornengerichte, ſondern vielmehr der grenzenloſen Unbeſonnenheit, oder doch der unerhörteſten Urtheilsbefangenheit, nicht der ungelehrten Geſchwornen, ſondern der Juriſten vom Fach, dem Präſidenten von Sandt, dem Inſtruktionsrichter Effers ꝛc. zur Laſt zu legen ſey. Wir fragen deswegen, ob wohl der Irrthum zur Sprache gekommen oder gelöſet worden wäre, wenn kein öffentliches Verfahren ſtatt gehabt hätte?

2) Engliſche.

Tagblätter.

Das Weſtminſter Review.

Wenn man die Menge der gelehrten Zeitſchriften kennt, die wöchentlich und monathlich und vierteljährlich in England erſcheinen, hält man es kaum für möglich, daß noch eine einzige neue ſollte Raum finden können. Was ſollte Gründlicheres geſchrieben werden können, als die Hefte des Quaterly-Review? was freyſinnigeres, als die Artikel des Edinburg-Review? Man ſehe aber das erſte Heft des neu erſchienenen Weſtminſter-Review, und man wird dieſe Fragen beantwortet finden. Dieſes Weſtminſter-Review kündigt ſich als eine im Geiſt der Radikalen geſchriebene literariſche Zeitſchrift an. Ihm gegenüber iſt das Edinburg-Review, nicht minder ein Inſtrument der Ariſtokratie als das Quakerly-Review. Hören wir hierüber das Weſtminſter-Review ſelbſt:

„Wir nehmen das Wort Ariſtokratie nicht gleichbedeutend mit Adel, oder mit Reichthum. Wo immer eine Regierung nicht einzig auf das Gemeinwohl gegründet iſt, da befindet ſie ſich in den Händen einer gewiſſen Anzahl Menſchen, die oft ſehr gering iſt im Verhältniß zur Volkszahl. Dieſen Körper, der unter ſich das Gouvernement und die Vortheile des Gouvernements theilt, nennen wir Ariſtokratie . . . . .

„Nun iſt nach der Meinung des Edinburg-Review die Macht im Parlament concentrirt. Unterſuchen wir aber, wer auf die Parlamentswahlen Einfluß habe, ſo ſtehen oben an die großen Landeigenthümer, welche die Repräſentation der Grafſchaften faſt ausſchließlich in Händen haben, und die gewöhnlich unter ſich übereinkommen, daß ein Repräſentant aus der Whig-Parthei und der andere aus den Tory's genommen werden ſoll. Außer ihnen gibt es noch einige Flecken, in welchen die Wähler ihre Stimmen gewöhnlich an den Meiſtbiethenden verkaufen, wodurch dem Geldreichthum eine Thüre in das Parlament geöffnet iſt.“

„Der Kern unſrer Ariſtokratie, welcher durch die Repräſentation im Parlament die Macht in Händen hat, wird ſich auf etwa zwei hundert Familien reduziren. Dieſe Oligarchie iſt gleich andern Machthabern durch ihr Intereſſe gezwungen, ſich Inſtrumente zu machen, indem ſie Kirchen- Rechtsverwaltungs- und Adminiſtrations-Aemter erſchafft, und ſie an Leute aus dem Volke vergibt. Dieſe Ariſtokratie iſt durch ihr Intereſſe in zwey Partheien getheilt. Das Quaterly-Review führt die Sache der einen Parthei, das Edinburg-

Review die Sache der andern. Der eine Theil dieſer Ariſtokratie iſt bekannt unter dem Namen Miniſterial-Parthei, der andere Theil unter dem Namen Oppoſitions-Parthei. Diejenigen Leute aber, die weder Sitz und Stimme im Parlament, noch das Recht haben, jene zu wahlen, welche dort ſitzen, diejenigen, welche wunſchen, daß die Wahlrechte auf einen Fuß geſtellt werden ſollten, der nicht den Mannern der Convenienz und den Privat-Intereſſen, ſondern den Mannern der Nation den Eintritt in das Parlament öffne, ſind weder von dem Edinburg- noch Quaterly-Review vertreten. Dieß ſind die Radikalen " Und fur dieſe Radikalen fuhrt das neuerſtandene Weſtminſter-Review das Wort. Manner wie Jeremias Bentham und Bowring ſtehen an der Spitze der Redaktion.

Schon im erſten Heft iſt dem Quaterly- und dem Edinburg-Review der Krieg erklärt.

Letzteres wird beſonders empfindlich angegriffen, indem vom erſten Band an, alle ſchwachen Stellen ausgezogen ſind, die da beweiſen, daß von dieſem Journal lediglich ariſtokratiſche Intereſſen verfochten werden. Dieſe Auszuge werden in den nächſten Heften fortgeſetzt werden. Bei Leſung derſelben iſt uns beigefallen, wie manches Autors Ruhm verbleichen wurde, wenn eine geſchickte Hand ſich die Muhe nahme, die verſchiedenen politiſchen Meinungen, die man zu verſchiedenen Zeiten im Druck hat ausgehen laſſen, in einen Kranz zu winden.

Dem Quaterly-Review werden etwelche Unredlichkeiten nachgewieſen, die es in Extrahirung von Faux's Beſchreibung einer Reiſe nach Nordamerika begangen. Gedachtes Journal hatte nämlich die auch in Deutſchland bekannte Kunſt geubt, die Stellen aus ihrem Zuſammenhang zu reißen, um die vereinigten Staaten in ein nachtheiliges Licht zu ſtellen.

An bedeutenden Aufſätzen ſind ſonſt noch in dieſem Heft zu leſen: Men and Things in 1823. — Movres Fables for the Holy alliance — Public Education by Jeremy Bentham — Politics and Literature of Russia. — Travels of Duncan Fliot and Faux in the United states.

3) Franzöſiſche.

Du respect des opinions par Alexandre Vinet. Basle, chez Neukirch. 1824.

Herr Vinet, Profeſſor der franzöſiſchen Sprache an der Basler Hochſchule, hat ſich berufen gefuhlt, eine literariſche Kleinigkeit zu liefern, welche aber ihres Inhalts wegen zu empfehlen iſt. Er iſt bemuht, zu einer in unſerer Zeit ſo ſehr vermißten Beſonnenheit im Annehmen oder Verwerfen fremder, neuer oder alter Anſichten aufzufordern. Da der Menſch aber in angelernten und angewöhnten Anſichten und Vorurtheilen ſich mehr zu bewegen pflege, als er ſelbſt denke, ſo ſolle er, ſagt der Verf, jede neue Meinung ſo wenig mit dem Namen Sekte belegen, als eine auf Grundſätzen beruhende kraftige Handlungsweiſe Fanatismus nennen.

Induſtrie.

1.) Verbeſſerte Dampfmaſchine.

In Glasgow hat man eine Dampfmaſchine ohne Keſſel. Dieſe Erfindung, welche man ſonſt allgemein Hrn Perkins zuſchreibt, gehört eigentlich Hr. Harokins an, der jetzo ein blinder, alter Mann iſt. Das Nachtheilige, welches durch den Gebrauch der Keſſel entſteht, wird bei dieſer Maſchine vermieden, ſo wie auch alle Gefahren bei der Erzeugung des Dampfes. Die Verſchiedenheit des Gewichts und Raumes zwiſchen dieſer und der gewöhnlichen Maſchine, iſt im Verhältniß wie 10 zu 1 zu Gunſten der erſtern; ſie bedarf nur geringer Feuerung und ihre erſten Koſten ſind verhältnißmäßig gering. Kaltes Waſſer in den Zylinder gegoſſen, der in einem Ofen gehalten wird, verwandelt ſich urplötzlich in Dampf. Vier Züge mit einer Handpumpe ſind hinreichend, den Stämpel zu bearbeiten von der Verdichttonne, wenn das Waſſer in den Zylinder gegoſſen iſt. Die Quantität des Waſſers ſteht natürlich im Verhältniß zur Kraft, die hervorgebracht werden ſoll. Man hat die Probe gemacht, daß ein wenig mehr als eine halbe Viertelpinte Waſſer die Kraft von vier Pferden hervorbringt.

2.) Preisaufgaben in London.

Die Geſellſchaft für Ermunterung der Künſte und Wiſſenſchaften in London hat für das Jahr 1824 Preiſe ausgeſetzt: — dem, der die Dampfmaſchine ſo vervollkommnen würde, daß man weniger Brennmaterial braucht;

— dem, welcher der Geſellſchaft ein Gegenmittel gegen Arſenik mittheilt, welches wirkſamer iſt, als alle bisher bekannten;

— dem, der eine Methode erfände, die den ſchädlichen Wirkungen, welche Dämpfe von Schwefel und Metallen auf das animaliſche und Pflanzenleben haben, entgegenwirkte;

— dem, der ein Eiſen fabrizirt, das dem ſchwediſchen und ruſſiſchen an Güte gleich kommt;

— dem, der irdene Schmelztiegel zu Stande brächte, die einen größern Grad von Hitze ertragen könnten, als die bisherigen;

— dem, der mit einer gegebenen Menge Schwefel die größte Quantität von Schwefelſäure gewinnen würde, ohne Anwendung von Salpeter;

— dem, der eine beſſere Reinigungsweiſe des brennbaren Kohlengazes erfinden würde;

— dem, der eine anwendbare Reinigungsweiſe des Wallfiſchthrans erfinden würde;

— dem, der das Crown-Glas ſo gut fabriziren könnte, daß es dem beſten aus Deutſchland gleich käme;

— dem, der eine Tinte erfinden würde, die allen übrigen vorzuziehen wäre, und durch kein chemiſches Agens zerſtört werden könnte;

— dem, der eine beſſere Druckerſchwärze erfinden würde, als alle bisher bekannten.

Miszellen.

— Die Jeſuiten hatten mit vieler Vernunft die Chineſen dadurch zahlreich zum Chriſtenthum bekehrt, daß ſie ihre Moral mit der chriſtlichen in Verwandtſchaft brachten, und eben ſo die Dogmen. Unſchuldig wurden ſie dafür verketzert. Aber weil ſie zugleich als Männer von Verſtand am Hofe Einfluß in China erlangt hatten, ſo verfolgten ſolche die Mandarinen der alten ſtrikten Obſervanz, und überzeugten den Hof, daß das Treiben und Bekehren der Jeſuiten dem monarchiſchen Princip entgegen ſey. Daher die Chriſtenverfolgung. Weil aber ſich unter den Chineſen die Volksmeinung verbreitet hatte, daß die jetzige Hofreligion ſich von der alten Religion entfernt habe, ſo ſtanden nun unter den Chineſen Reformatoren auf, und opponirten ſich dem, was ſie Mißbrauch im Glauben nannten, und als die Mandarinen von dieſer Glaubensſache, die ſie nicht zu nahren brauchte, Notiz nahmen und die heidniſchen Neophyten wie vorhin die chriſtlichen verfolgten, ſo entſtanden Radikalreformer, die auch in den Landesgeſetzen und im Mandarinenweſen Mißbräuche fanden. Auch dieſe wurden nun verfolgt. Da aber unter den Mandarinen und Prinzen der Dynaſtie jetzt Viele unzufrieden ſind, ſo ſtellen ſich dieſe Schlauen an die Spitze der Reformatoren, wie in Frankreich zur Zeit der Lique und der Hugenotten, und inſurgiren eine Provinz nach der andern, unter ſich keineswegs verbunden. Nachdem die Brittiſche Handelswelt jetzt in Thibet und ins Land der Shawlfabrikatur aus Thibetaniſcher Ziegenwolle vorgedrungen iſt, ſtrebt die Brittiſche Regierung zu Kalkutta mit dieſem unruhigen Gebirgchina Verbindungen anzuknüpfen. Sie wird ſolche mit beſſerem Feuergewehr verſehen, als die Chineſen der legitimen Regierung beſitzen, der Bürgerkrieg um Ideen, die durch die Verfolgung erſt Wichtigkeit erlangten, wird dann ärger werden, und am Ende, denn das will ſichtbar die Vorſehung, Chriſtlichkeit und Civiliſation auf Koſten der vertilgtwerdenden Unciviliſation in einem oder mehr Jahrhunderten den Sieg davon tragen.

— Als Don Ferdinand von Gonſalvo von Cordua im Jahre 1621 vor hatte, die Stadt Frankenthal zu belagern, nahm er ſeine erſte Einlagerung zu Lambsheim, unfern Oggersheim. Darüber entſtand in dem letzten Städtchen ein ſolcher Schrecken, daß die angeſehenen Einwohner ſich eiligſt nur mit ſo viel Habe, als ſie fortzubringen vermochten, nach Mannheim retteten. So blieben etwa 24 arme Bürger zurück, welche die Brücken aufzogen, die Thore verſchloſſen, und nun ruhig abwarteten, wohin ſich die Sachen wenden würden. Plötzlich zeigten ſich die Spanier von Lambsheim aus mit 17 Reitern im freien Felde. Die Oggersheimer brannten, in der Hoffnung ſie abzuſchrecken, ihre Doppelhacken zweimal los; allein dem ungeachtet ritt ein Trompeter heran und forderte den Platz auf. Die Bürger, von Furcht ergriffen, eilten jetzt, ſich auf der andern Seite der Stadt, wo die Mauer am niedrigſten war, über dieſe zu retten. Niemand blieb zurück, als der unerſchrockene Schafhirt, Hans Waſch. Von Allen verlaſſen und ohne Hoffnung eines Entſatzes, wagte dieſer es, für ſeine Perſon allein mit dem Trompeter auf die Bedingung, bei ſeiner Religion, ſeiner Habe, auch mit Weib und Kindern ungekränkt zu bleiben, über Uebergabe zu verhandeln. Auf Bewilligung ſeiner Vorſchläge öffnete er erſt den Spaniern die Thore, welche, des Mannes Geiſtesgegenwart achtend, eine Wache vor ſein Haus ſtellten und den Vertrag getreulich hielten.

— Ein Deutſcher, Namens Jakob Schulz, vormals Seefahrer, hat der Stadt Auguſta in Georgien gegenüber, auf einer ſehr vortheilhaft gelegenen Stelle eine Stadt gegründet. Er gibt ihr den Namen Neu-Hamburg. Dieſe Stadt erweitert ſich von Tag zu Tag. Der Staat Süd-Karolina hat Hrn. Schulz die Summe von 50,000 Dollars vorgeſtreckt. Es iſt bereits zwiſchen Charlestown und Neu-Hamburg eine neue Straße angelegt, und ein Dampfboot unterhält die Kommunikation zu Waſſer.

(Journal des voyages.)

N° 19

Ein Brief Schiller's an Wieland.

Wir ſind ſo glücklich, Privat-Korreſpondenzen benutzen zu dürfen, welche zwiſchen verſchiedenen, um deutſche Literatur und Poeſie hochverdienten Männern geführt worden ſind. Wir können uns um ſo weniger das Vergnügen verſagen, unſern Leſern daraus einen und den andern Brief mitzutheilen, als wir ihres Dankes gewiß zu ſeyn glauben dürfen. Denn wer von ihnen nähme nicht den lebhafteſten Antheil an allem, was ſich auf geprieſene deutſche Schriftſteller bezieht, und wäre es auch die unbedeutendſte Notiz? Wir werden jedoch nur dergleichen Briefe mittheilen, welche irgendwie allgemeinere Bedeutung haben, indem ſie entweder Urtheile über Literatur und Kunſt enthalten, oder in einem ſolchen Tone abgefaßt ſind, daß darin der Schriftſteller ſeinen Geiſt und Charakter aufs neue in allbekannter Geſtalt zeigt, oder auch eine neue Seite derſelben offenbart. Wir eröffnen dieſe Art von Mittheilungen mit einem Briefe Schiller's. Dieſer, wegen ſeines begeiſterten Strebens nie genug zu preiſende Mann, hat ſich Achtung und Liebe, nicht nur der bedeutendſten Männer, ſondern auch der ganzen, beſonders der jüngeren und der weiblichen Leſewelt, für ſeine und jede folgende Zeit erworben. Achtung gebot Allen die Energie, mit welcher er jedes Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt, wenn er es einmal betrat, nach allen ſeinen Richtungen zu durchſchreiten, und nach ſeiner ganzen Höhe und Tiefe auszumeſſen trachtete. Indem er ſich aber auf dieſe Art immer ſeines Gegenſtandes ſo bemeiſterte, daß er demſelben eine neue Seite abgewann, hatte er ſich gewöhnlich ſelbſt von einer neuen Seite kennen gelernt. So ging es mit ſeinem Studium der Medicin, der Geſchichte, der Philoſophie, der Kunſt. Und in dieſer Beziehung hatte einer ſeiner Freunde wohl recht, wenn er ſagte, man ſey oft kaum im Stande geweſen, Schillern wieder zu erkennen, wenn man ihn ſechs oder acht Wochen, während welcher er ſtudierte, nicht geſehen gehabt. Nicht minder aber mußte ſeine Herzensgüte, ſeine Liebe, mit der Schiller ſich ſtets dem Schönſten und Edelſten zuwandte, es auffaßte und darſtellte, mit einem Worte, es mußte ſeine ſtets jugendliche Idealität, in welcher er ſich ſelbſt am wenigſten genügte, ihm aller Herzen gewinnen. Ein ſolcher Liebling Aller gefällt auch, und vielleicht nur um ſo mehr, wenn er nicht vor der großen Verſammlung des Publikums zu ſprechen im Sinne hat, ſondern nur, wie in folgendem Briefe, unter vier Augen einem verehrten Freunde vom Augenblick geborne Gedanken mittheilt.

Weimar, 17. Oktober 1801.

„Sie haben mir, mein herzlich verehrter Freund, zu Anfang dieſes Jahrs mit ihrem *Sokrates* und ſeiner Freundin *Lais* ein ſo angenehmes Geſchenk gemacht, daß ich herzlich wünſche, es auf meine Art, d. h. ſo gut als ich's habe, wieder wett machen zu können. Anſtatt einer *Hetäre* ſende ich Ihnen hier eine *Jungfrau*, und möchte dieſe nur keine ſchlechtere Figur unter den Jungfrauen ſpielen, als Ihre *Lais* unter den Freundinnen.

Beide haben übrigens dieſes mit einander gemein, daß ſie zwei übel berüchtigte und liebenswürdige Damen wieder zu Ehren zu bringen ſuchen; und Sie werden mir zugeben, daß Voltaire ſein Möglichſtes gethan, einem dramatiſchen Nachfolger das Spiel ſchwer zu machen. Hat er ſeine Pucelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, ſo habe ich die meinige vielleicht zu hoch geſtellt. Aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brandmal, das er ſeiner Schönen aufdrückte, ſollte ausgelöſcht werden.

Leben Sie wohl mit ihrem ganzen Hauſe.

Schiller."

Wir brauchen kaum zu erinnern, daß hier von Wielands Ariſtipp und von Schillers Jungfrau von Orleans die Rede ſey.

Folgendes dürfte aber wohl der Betrachtung werth ſeyn. Schillers Abſicht konnte nicht ſeyn, eine wirkliche Gegenüberſtellung beider Produktionen zu geben. Die eigentliche Gegenüberſtellung lag blos darin, daß Schiller mit ſeiner Jungfrau Wielanden ein Geſchenk für den Ariſtipp machte, und er griff, um daſſelbe als ein paſſendes darzuſtellen, witziger Weiſe die Lais heraus, welche zwar eine der Hauptfiguren in Ariſtipp's Briefen, aber nicht die Hauptfigur iſt. Lais gehört nur als ein Hauptmoment in die Darſtellung des ganzen geiſtigen Griechenlebens, welches vorzüglich in den geſelligen Kreiſen die anmuthigſte Form gerade zu jener Zeit gewinnen mußte, da nach dem peloponneſiſchen Kriege das politiſche nur noch unter Trümmern und auf Augenblicke hervorbrach, um an die alte Herrlichkeit zu erinnern. Iſt aber einmal Lais als tertium comparationis hervorgehoben, ſo muß ſie gegen Schiller's Jungfrau beſonders in unſeren chriſtlichen Augen verlieren. Lais will nur ſich und ihre Eitelkeit befriedigen, und wenn ſie das auch auf eine noch ſo vornehme, ja ſcheinbar edle Art thut, ſo iſt ihr Streben ſelbſt von vorne herein eine Diſſonanz, welche ſie durch ihren Geiſt in eine Aſſonanz aufzulöſen darum vergebens bemüht iſt, weil ſie ihr eignes Weſen, die Eitelkeit, zu ſpät in Liebe verwandelt, und zwar nicht aus innerer Demuth, ſondern veranlaßt durch die erſte von dem jungen Antipater erfahrene Demüthigung. Johanna giebt alles, was ihr lieb und theuer iſt, auf, einem Gebot zu folgen, welches ſie von der Himmelskönigin Maria ſelbſt, empfangen zu haben glaubt. Dieſe ſich ſelbſt aufopfernde Demuth verleiht allein dem ſchwachen Mädchen eine übermenſchliche Kraft, und ſtrahlt aus ihm ſo leuchtend hervor, daß es bis an ſein Ende, ſelbſt in der größeſten, äußeren, ſelbſt auferlegten Demüthigung, von einer himmliſchen Glorie umgeben zu ſeyn ſcheint. Wenn Schiller in unſerem Briefe fühlt, ſeine Jungfrau zu hoch geſtellt zu haben, und dieß aus dem Gegenſatz mit der Voltäre'ſchen Pucelle erklärt, ſo erkennen wir in dieſem Urtheile den ſtets beſonnenen, ſich ſelbſt nie mißkennenden Dichter; denn ſein Urtheil iſt nur zu wahr. Freilich finden wir das zu Hohe nicht (und wir glauben, Schiller that es auch nicht) darin, daß er ſie als eine Gottbegeiſterte darſtellte ſondern eher darin, daß er ſie hie und da zu fein ſentimental erſcheinen läßt. Dieß ſetzt nämlich eine verfeinerte Uebernatur voraus, die wohl in frommen Liedern und Gebeten, Gutthätigkeiten ꝛc. ſchwelgen kann, aber ſchwerlich der thatkräftigen Selbſtaufopferung fähig iſt, mit welcher Johanna aufzutreten hat. Hiermit glauben wir den Geſichtspunkt bezeichnet zu haben, von welchem aus der in einzelnen Scenen erſcheinende innere Widerſpruch der ſonſt immerdar ſchönen Figur Johanna's ſich nicht minder erklären läßt, als, warum es möglich geweſen, daß von einzelnen überzarten Scenen und Monologen Traveſtieen erzeugt worden ſind. So kann nur die Aeneis traveſtirt werden, nicht der Homer oder das Niebelungenlied, wenn auch einzelnes daraus, z. B. aus dem Homer, die für reifere religiöſe Bildung allerdings oft lächerlich genug von ihren Leidenſchaften geplagten Götter. —

Sey dem, wie ihm wolle, das wenigſtens iſt klar, daß Johanna unter den Jungfrauen viel höher ſtehet, als Lais ſelbſt unter den Hetären. Johanna's Liebe, welche ſie zu allem trägt, was ein menſchliches, edles Herz auf Erden bewegen kann, ſteigert und verklärt ſich zu himmliſcher Liebe, und zu Hingebung an des Höchſten Willen. Der Lais liebloſe, herrſchſüchtige Eitelkeit veredelt ſich nicht bei aller damit verbundenen Genialität zum Streben nach dem Beſitz des Schönſten und Edelſten, ja dieſe Eitelkeit erhebt ſich nicht einmal zur Leidenſchaft für einen ausgezeichnet edeln Mann, ſondern ſie ſinkt zu völlig geiſt- und charakterloſer Verliebtheit in einen gemeinen theſſaliſchen Abentheurer herab.

Der Philipps-Krieg in Nord-Amerika.

Als die Engländer in Nordamerika ſich niederließen, fanden ſie daſelbſt eine zahlreiche Menge kleiner indiſcher Völkerſtämme in wilder Freiheit und roher Sitteneinfalt. Man hat dieſe Völker, wenigſtens in Bezug auf ihre politiſchen Verhältniſſe, ſchon öfters mit den alten Germanen verglichen, und mit Recht. Natürliche Vermehrung und neue Einwanderungen nöthigten die Engländer, ſich allmählig immer weiter gegen die indiſchen Stämme auszubreiten, dieſelben zu civiliſiren, zu unterwerfen oder auszurotten; auch Herrſch- und Gewinnſucht lockten dazu, und der antipapiſtiſche Engländer glaubte für ſich ſo gut, als der Spanier und Portugieſe auf die Autorität des Pabſtes, daß die neue Welt ſein gehöre, und daß es kein Unrecht ſey, die alten Einwohner zu vertilgen. So bahnte ſich auch die römiſche Eroberungsſucht und Verachtung der Völkerrechte den Weg zur Unterjochung der rheiniſchen und niederländiſchen Germanen. Jene Indianer, wie dieſe Germanen, waren vereinzelt, durch keine ſichre Politik verbunden; in der Kriegskunſt und in der Benutzung ihrer Kräfte ſtanden beide weit hinter dem übermächtigen Feinde zurück. Beide merkten in der Einfalt und Treuherzigkeit ihres Weſens lange den weitausſehenden Plan der Eroberer nicht, und als ſie deſſelben inne wurden, verſuchten ſie zu ſpät, den ehrenvollen aber unglücklichen Kampf. Dieſer Kampf iſt in der niederländiſchen Geſchichte unter dem Namen des Bataviſchen Freiheitskrieges bekannt, in der Nordamerikaniſchen Geſchichte führt er den Namen des Philipps-Krieges.

Seit Cäſar waren von den niederländiſchen oder belgiſchen Völkerſchaften die einen völlige Unterthanen, die andern Freunde und Bundesgenoſſen der Römer geworden, und die römiſche Politik verfehlte nicht, den unwilligen Nacken dieſer Völker nach und nach in ein immer härteres Joch zu ſpannen. Um die Mitte des erſten Jahrhunderts nach Chriſto, lebte unter den Batavern, einem kleinen Volke in den Seeländiſchen Inſeln, ein junger Mann, der ſeine ganze Jugendzeit in römiſchen Kriegsdienſten verlebt, und auch den römiſchen Namen Civilis angenommen hatte. Als er aber in die Heimath zurückgekehrt war, äuſſerte er einen ſo freien und unabhängigen Sinn, daß er den Römern gefährlich ſchien. Man warf ihn und ſeinen Bruder in Feſſeln; der letztere wurde hingerichtet, Civilis ſelbſt aber nach einiger Zeit entlaſſen. Rachedurſt reifte ſchnell den Entſchluß, der längſt in ihm geſchlummert, durch eine *allgemeine Verbindung aller belgiſchen Gaue*, das Baterland zu befreien, und der Römerherrſchaft ein Ende zu machen. Bei einem nächtlichen Feſtmahle im heiligen Dunkel des Waldes, trat er unter ſeine Landsleute, und forderte ſie in begeiſterter Rede zur Empörung auf. Seine Worte wirkten, die Bataver erhoben die Fahne der Freiheit, und ermordeten alle Römer in ihren Gauen. Dieſem Beiſpiele folgten andere, und ehe das Jahr ſich geendet, waren alle rheiniſchen Nebenländer bis an die Alpen befreit. Da ſich aber die Gallier an die Belgier anſchloſſen, ſo wollten die übrigen Deutſchen nichts mit der Sache zu thun haben, und als die Römer im Jahr 70 nach Chriſto, unter dem tapfern Feldherrn Cerealis mit großer Macht heranrückten, fielen die feigen Gallier ab, und die Belgen ſtanden allein. In verzweifelter Gegenwehr mehrmals ſiegreich, wurden ſie doch zuletzt durch Uebermacht und Verrath geſchwächt, in die Niederungen des Rheins zurückgedrängt, von einem Sumpf, von einer Sandbank in die andere gejagt, und nur ſeiner außerordentlichen Tapferkeit und der römiſchen Großmuth hatte Civilis eine ehrenvolle Capitulation für ſich und den Reſt ſeines Heeres zu danken.

Abgeſehen von dem glücklichen Ende des Freiheitshelden, und von der nachherigen Wendung der Ereigniſſe, wodurch die deutſche Freiheit über die römiſche Tyrannei den vollſtändigen Sieg gewann, iſt der heldenmüthige Kampf, den die nordamerikaniſchen Indianer unter einem gleich kühnen und großgeſinnten Anführer gegen die engliſchen Eroberer unternahmen, jenem bataviſchen Freiheitskriege in der Hauptſache, ja ſogar in kleinen Nebenumſtänden völlig ähnlich. Ein Engländer des vorigen Jahrhunderts beſchreibt ihn folgendermaßen:

Um das Jahr 1673 brach der Krieg mit den Indianern, den man insgemein den Philipps-Krieg nennt, aus, und drohte der Kolonie die größte Gefahr. Es verhielt ſich damit alſo: Die Engländer machten ſich bei ihrer Ankunft von den Sachems oder Oberhäuptern der Indianer hohe Begriffe, und erzeigten ihnen die Achtung, wie man etwa den kleinen Fürſten in Europa zu erweiſen pflegt; ſie wurden aber bald wegen der ſchlechten Denkungsart auch der beſten unter ihnen, und wegen der geringen Autorität, darin ſie bei den Ihrigen ſtanden, verächtlich. Als der Statthalter von Neu-Plymouth im Jahr 1620 das erſte Bündniß mit dem Maſſaſoiet ſchloß, verſicherte er ihm, daß der König Jakob ihn als ſeinen Freund und Bundesgenoſſen anſehe; dieß war aber für den Maſſaſoiet zu viel, als daß er ſich begnügte, den König von England für ſeinen Oberherrn anzuerkennen. Im folgenden Jahre brachte der Statthalter es dahin, daß die kleinen Sachems eine Schrift unterzeichneten, darin ſie ſich für Unterthanen des Königs erklärten. In der Folge waren die Engländer, ſo lange dieſe kleinen Nationen ſich unter einander zankten, ſicher, und ſuchten nur deren Verbindungen zu verhindern, ſie brachten es auch dahin, daß ſie von Zeit zu Zeit zu Schiedsrichtern erwählt wurden.

Nach des alten Maſſaſoiet Tode, wandten ſeine Söhne Wamſalta und Metacomet ſich im Jahr 1662 an die Generalverſammlung zu Plymouth, und verlangten, daß man ihnen engliſche Namen geben möchte. Man nannte auch wirklich den älteſten Alexander, und den andern Philipp. Allein aller Freundſchaftsverſicherung ungeachtet, erfuhr die Verſammlung bald, daß Alexander die Narraganſets zum Kriege aufzuhetzen ſuchte. Um dieſen Abſichten zuvor zu kommen, nahmen die Engländer ihn beim Kopfe, begegneten ihm jedoch in Plymouth mit aller Achtung. Seine Gefangenſchaft war ihm unerträglich, er grämte ſich, fiel in ein Fieber und ſtarb. Sein Bruder Philipp folgte ihm, ein junger Mann von Muth und Herzhaftigkeit, der es inzwiſchen als vortheilhaft für ſich anſah, die Freundſchaft mit den Engländern zu unterhalten. Er machte ſich für ſich und ſeine Erben anheiſchig, die Könige von England allemal als Oberherrn anzuſehen, die bisherigen Verträge zu beobachten, keinen ungerechten Krieg mit den Eingebornen anzufangen, und kein Land ohne Vorbewußt des Statthalters wegzugeben: wogegen man ihm engliſcher Seits ebenfalls alle Freundſchaft und Beiſtand verſprach.

Die Indianer, welche innerhalb den Grenzen von Maſſachuſet wohnten, ſtunden nicht alle unter einem Sachem, ſondern unter mehreren kleinern, welche die Kolonie Maſſachuſet für ihren Oberherrn anſahen. Ungeachtet aller Geſetze, konnte es doch nicht gänzlich verhindert werden, daß den Indianern nicht heimlich Pulver und Gewehre verkauft wurden. Sie wußten um das Jahr 1670 ſchon ſehr gut damit umzugehen. Man hatte damals die unter dem Philipp ſtehenden Pokanokets und Wampanoags in Verdacht, daß ſie feindliche Abſichten hegten, und den Philipp beſchuldigten die Engländer, daß er ſtolz und ehrſüchtig wäre, auch nach der Oberherrſchaft eines Landes ſtrebte, das er für ſein ererbtes Reich anſehen würde, wenn ſie ihm nicht zuvor gekommen wären.

Man bewog den Philipp endlich dahin, daß er ſich bei den engliſchen Commiſſarien zu Taunton einfand, und eine Schrift unterzeichnete, darin er ſeine bisherigen meineidigen Handlungen geſtand, und künftig ſein Verſprechen zu halten angelobte. Er machte ſich auch anheiſchig, dem Statthalter alles Feuergewehr auszuliefern, und demſelben ſo lange er es für nöthig erachten würde, zu laſſen. Dieß half den Engländern aber nicht viel, weil die Indianer ſich kein Gewiſſen machen, alles zu verſprechen, wenn ſie in Noth ſind, oder einen anſehnlichen Vortheil davon hoffen. Sobald Philipp ſich alſo in Freiheit ſah, dachte er auch nicht mehr an ſein Verſprechen, und viele fremde Indianer fielen ihm zu.

Es entſtanden um dieſe Zeit einige Mißhelligkeiten unter den Kolonien, die aber bald beygelegt wurden. Die Verſammlung zu Plymouth ſchrieb an die Kolonie von Maſſachuſet, daß ſie geſonnen wäre dem Philipp den Krieg anzukündigen. Dieſer kam nach Boſton, und verſprach für ſich und ſeine Unterthanen, daß ſie dem König von England und dem Statthalter von Neu-Plymouth unterwürfig ſeyn, dem letztern innerhalb drey Jahren 100 Pf. Sterl. von dem was ſie zu geben hätten, entrichten wollten. Der Statthalter ſollte jährlich fünf Wolfsköpfe erhalten; er wolle ſuchen alle Zwiſtigkeiten zwiſchen den Engländern und ſeinen Unterthanen beyzulegen, ohne Einwilligung des Statthalters weder einen Krieg anfangen, noch einiges Land weggeben.

Die Engländer ſehn die Indianer als eine zur Sklaverei geborne Art von Menſchen an: der hochmüthige Philipp konnte es hingegen nicht ertragen, daß die Engländer ſich in dem Gebiete ſeiner Vorfahren immer mehr und mehr ausbreiteten, und ruhete nicht eher, als bis es zu dem Kriege kam, der ihn zu Grunde richtete.

In den Jahren 1671 bis 1674 fiel nichts beſonderes mit den Indianern vor, Philipp ſuchte ſie aber indeſſen alle unter einen Hut zu bringen, um die Engländer in der Kolonie von allen Ecken anzugreifen. Sein vornehmſter Aufenthalt war zu Monut-Hope, und von da begab er ſich bald hier bald dorthin, um zu jagen und zu fiſchen. Die Indianer in der Gegend von Hadley zeigten die Abſichten Philipps an, und daß die Narraganſets mit 4000 Mann zu ihm ſtoßen ſollten. Der Krieg kam dadurch zum Ausbruch, daß Philipp einen gewiſſen, in der chriſtlichen Religion erzogenen Indianer, Sauſaman, welcher dem Statthalter zu Plymouth die feindlichen Abſichten des Philipps entdeckt hatte, auf der Reiſe umbringen ließ. Der Statthalter ließ die beiden Mörder greifen, und vor Gericht führen, das zur Hälfte aus Indianern beſtand, und ſie nach den engliſchen Geſetzen zum Tode verurtheilte.

Im Jahr 1675 ſchrieb der Statthalter Winſlow zu Plymouth an den Statthalter zu Maſſachuſet: „Er wiſſe nicht, warum Philipp ſolche feindſelige Geſinnungen hege, habe auch nicht gehört, daß er ſich über einiges erlittenes Unrecht beſchwere, ausgenommen daß die Engländer ein paar Indianer getödtet, und ihn ſelbſt wegen der Ermordung des Sauſaman hätten holen laſſen wollen." Die Ermordung des Sauſaman, ſeines vornehmſten Rathgebers, ward ihm als ein großes Verbrechen zur Laſt gelegt. Aber Philipp ſah ihn als einen Verräther an, der das Leben verwirkt hatte. Wenn jemand umgebracht war, ſo mußten ſeine hinterlaſſenen Freunde und Verwandten ſeinen Tod rächen; aber einen Verräther pflegten die Indianer öffentlich zu ſtrafen.

Die Indianer waren nunmehr ſchon weit klüger geworden, und hatten ſeit ſechzig Jahren, da die Engländer unter ihnen wohnten, gelernt mit dem Feuergewehr umzugehn. Philipp war äußerſt aufgebracht, daß ein paar ſeiner Unterthanen nach den engliſchen Geſetzen beſtraft worden waren. Er verſammelte deswegen einen Haufen Indianer, und plunderte einige Koloniſten bei Swanzey, wo ein Engländer auf einen Indianer feuerte und ihn verwundete. Verſchiedene Engländer wurden getödtet und verwundet, worauf die Kolonieen von Maſſachuſet und Plymouth 200 Mann zuſammenzogen, die Indianer bis an einen Moraſt jagten, und verſchiedene von ihren Oertern verheerten.

Die Kolonie Maſſachuſet ſchickte den Kapitain Hutchenſon ab, um mit den Narraganſets, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, ſich öffentlich für Philipp zu erklären, in Unterhandlung zu treten. Inzwiſchen marſchirten die engliſchen Völker zu dieſer Nation, und nöthigten ſie auf folgende Bedingungen zum Frieden. Die Sachems ſollten alle Unterthanen des Philipps, deren ſie habhaft werden könnten, den Engländern ausliefern, dem Philipp und ſeinen Unterthanen allen möglichen Abbruch thun, mit allen Zurüſtungen zum Kriege aufhören, und zur Erfüllung dieſer Artikel vier der vornehmſten unter ihnen als Geißeln ausliefern. Die Commiſſarien verſprachen den Sachems, wenn ſie den Philipp lebendig ausliefern würden, vierzig Tuchkleider, und zwanzig, wenn ſie ſeinen Kopf brächten; für jeden ſeiner Unterthanen, wär er lebendig, zwei Kleider, und für einen Kopf von ihnen ein Kleid. Endlich gelobten jene an, beſtändig aufrichtige Freunde der Engländer zu bleiben.

Nach geſchloſſenem Frieden kehrten die engliſchen Völker wieder nach Taunton zurück, und verfolgten den Philipp bis an einen Sumpf, konnten ihre Unternehmungen aber nicht weiter ausführen. Dieß machte den Indianern neuen Muth. Philipp entkam, und ſtieß mit etwa 40 Mann zu den Nipnets. Zu gleicher Zeit fingen die Indianer an den Flüſſen Connecticut und Merrimak Feindſeligkeiten an, wodurch die ganze Kolonie Maſſachuſet in großes Schrecken gerieth; Plymouth konnte ruhiger ſeyn, weil ſie von den Narraganſets nichts zu befürchten hatten.

In verſchiedenen Scharmützeln, die um Hatfield vorfielen, hatten die Indianer die Oberhand. Hatfield ward an einem Faſttage, da jedermann in der Kirche war, angegriffen: alles lief in der äußerſten Beſtürzung zu den Waffen, und die Einwohner waren ſo glücklich, den Feind zurück zu jagen. 800 Indianer bemächtigten ſich auch 4000 Scheffel Getreide, nebſt einer Bedeckung von 80 Mann; ſie wurden aber nach einem hartnäckigen Gefechte von einer dazu kommenden Verſtärkung unter dem Major Treat geſchlagen.

Die Indianer um Springfield hatten mit den Engländern ſeit vierzig Jahren in ſo gutem Vernehmen gelebt, daß man ſich ſehr auf ſie verließ; Philipp zog ſie aber auf ſeine Seite, um nebſt ihnen dieſe Stadt zu zerſtören. Der Anſchlag ward glücklich entdeckt, aber zu ſpät, ſo daß die Indianer doch wenigſtens etliche Häuſer und Scheunen zu Grunde richteten. Dieſe Treuloſigkeit machte, daß die Indianer um Boſton auch in Verdacht geriethen, als ob ſie gegen die Stadt neidiſch wären, wenn gleich viele von ihnen unter den engliſchen Völkern gegen die andern Indianer fochten.

Im September entſtand ein blinder Lärm zu Boſton, daher alles zu den Waffen griff; es hatte aber eine betrunkene Schildwache ein falſches Zeichen gegeben. Inzwiſchen veranlaßte dieſes doch eine Verordnung der Generalverſammlung, daß keine Indianer ohne Wache in die Stadt gelaſſen werden, und auch des Nachts nicht darin bleiben, noch zu Waſſer in die Stadt zu kommen ſich unterſtehen, wer aber einen anträfe, ihn feſtzuhalten verbunden ſeyn ſollte. Es wurden auch gewiſſe Verordnungen gemacht, um die Soldaten in deſto beſſerer Disciplin zu erhalten.

Die Indianer wagten einen heftigen Angriff mit ihrer ganzen Macht auf Hatfield, welcher aber abgeſchlagen wurde, worauf ſie ſich zu den Narraganſets zogen, und daſelbſt einen allgemeinen Sammelplatz anlegten. Die Generalverſammlung aller Kolonien beſchloß demnach 1000 Mann zu errichten, und ſolche unter dem Befehl des Statthalters Winslow zu Plymouth gegen ſie marſchiren zu laſſen.

Den 18ten December ſtießen alle Contingente der Kolonien zuſammen. Die Nacht war ſtürmiſch, und ſie hatten keine Bedeckung; bei Anbruch des Tages mußten ſie funfzehn Meilen im Schnee marſchiren. Um Mittag erreichten ſie den Sumpf, wo die Feinde 5000 Mann ſtark ſie erwarteten. Sie griffen ſolche an ohne Ordnung, und ohne vorher zu ſehen, wo es ſich am füglichſten thun ließe. Die Indianer feuerten auf die Engländer, welche gerade auf das auf einer Anhöhe mitten im Moraſt liegende, und verpalliſadirte Fort marſchirten. An dem einzigen Eingange lag über dieſes ein Blockhaus, und indem ſie bei ſolchem vorbei marſchirten, blieben verſchiedene Kapitains und Gemeine. Die Indianer wehrten ſich in dem Fort tapfer, ſchlugen die Engländer das erſte mal ab, mußten aber doch endlich weichen, und mit Weibern und Kindern in einen nahe gelegenen Sumpf flüchten. Der einbrechende Abend nöthigte die Engländer, ſich mit ihren Verwundeten zurückzuziehen. Sie hatten 58 Todte und 145 Verwundete. Die Indianer verloren im Gefechte 1000 Mann, außer den alten Männern, Weibern und Kindern, die beim Feuer und der Kälte das Leben einbüßten. Die Indianer nahmen ihr Fort wieder in Beſitz, und die Engländer marſchirten nach Boſton zurück.

Zu Anfang des Jahrs 1676 verließen die Indianer das Land der Narraganſets, griffen Lancaſter an, verbrannten einige Häuſer, und brachten verſchiedene Einwohner um das Leben. Eben ſo machten ſie es zu Marlborough, Madfield, Weymouth und anderen Orten: aber um Boſton ſelbſt verübten ſie weiter keine Feindſeligkeiten. Wo Philipp den Winter zubrachte, konnte Niemand erfahren. Er wußte, daß auf ſeinen Kopf eine Prämie geſetzt war, und verbarg ſich, daher man faſt nichts von ihm hörte, als bis er erſchlagen wurde.

Vom März bis zum Junius griffen die Indianer bald hier bald dort Plätze an, verheerten und plünderten in allen verſchiedene Häuſer, erhielten auch zuweilen einige Vortheile, doch war der Verluſt meiſtens auf ihrer Seite, und je mehr ſie litten, deſto mehr nahm auch ihr Muth ab.

Niemand war glücklicher als der Oberſte Church von der Kolonie zu Plymouth, welcher ſein Augenmerk vornehmlich auf den Philipp, von deſſen Leben Friede und Krieg abhingen, richtete. Er erfuhr durch einen Indianer, daß dieſer nebſt einem Haufen Indianer in ſeinem alten Hauptquartier zu Mount-Hope wäre, und daſelbſt leicht überraſcht werden könnte. Er ſchickte verſchiedene Parthien aus, die viele Gefangene machten, und andere ergaben ſich gegen Verſprechung, daß ihnen nichts gethan werden ſollte. Philipp mußte alſo Sicherheit ſuchen. Er floh aus einem Sumpf in den andern, wurde nach und nach von allen verlaſſen, ſeine Schweſter, Frau und Sohn gefangen, und er endlich von einem Indianer erſchoſſen. Sein Körper ward geviertheilt und auf Stangen geſteckt, der Kopf nach Plymouth gebracht, wo man ſeinen Hirnſchädel zum Andenken aufhob.

Dieß war ein Hauptverluſt für die Indianer. Sie wurden darauf von einem Moraſt zum andern gejagt, und die meiſten noch vor Anfang des Winters gefangen, getödtet oder gezwungen, ſich zu ergeben. Einige wenige flohen zu entfernten indianiſchen Nationen, oder zu den Franzoſen. Ueberhaupt verſprach man ihnen nur das Leben. Diejenigen aber, welche Engländer ermordet hatten, bekamen keinen Pardon, ſondern die Haupträdelsführer wurden zu Boſton und andern Orten am Leben geſtraft, die andern wurden größtentheils als Sklaven nach den bermudiſchen Inſeln verkauft.

Die Indianer in dem öſtlichen Theil von Neu-England hatten mehr Urſache, mit den Engländern Streit anzufangen, als die in den weſtlichen und ſüdlichen Gegenden. Die nächſten Nachbarn der Provinzen Maine und New-Hampſhire hatten mit den dort anſäßigen Engländern aus Maſſachuſet einen vortheilhaften Handel errichtet. Dieſe behandelten hingegen die Eingebornen als Sclaven, welches ihnen ſehr empfindlich fiel. Sie gaben deßwegen den Engländern, als der Krieg mit dem Philipp ausbrach, zu verſtehen, daß ſie dieß Betragen nicht länger dulden wollten. Die Taranteеs oder öſtlichen Indianer fielen auch wirklich nach dem Beyſpiel der Narraganſets und andrer Nationen in die Plantationen der Koloniſten ein, und ruinirten ſolche, wann und wo ſie konnten.

Die Regierung zu Boſton ſchickte auf erhaltene Nachricht von der Noth, worin die Koloniſten dieſer Gegend ſich befanden, Hülfstruppen dahin, welche 400 Indianer, die eben beſchäftigt waren zu Quochecho zu plündern, überfielen, und ſolche insgeſammt gefangen nahmen. 200 Mann, die in Waffen gefunden wurden, verkaufte man als Sclaven, einige, die Engländer umgebracht hatten, wurden hingerichtet, und den übrigen gegen das Verſprechen weiter keine Feindſeligkeiten zu begehen, die Freiheit geſchenkt.

Dieſer Verluſt brachte die Wilden auf Friedensgedanken. Die Artikel zwiſchen den Sachems von Penobſoot und der Kolonie von Maſſachuſet kamen auch drei Monate nach Philipps Tode zu Stande, ſie beobachteten aber ſolche ſo ſchlecht, daß 200 Mann abgeſchickt werden mußten, um ſie dazu zu zwingen. Dieſe jagten die Indianer in Furcht, daß ſie ſich zu einem allgemeinen Frieden bequemten. Die Bedingungen machten den Engländern aber nicht zu viel Ehre, denn ſie mußten vermöge derſelben den Indianern jährlich eine gewiſſe Quantität Korn, und einen Erbzins von ihren Ländereien liefern.

Hiermit war dieſer Krieg zu Ende, nachdem er achtzehn Monate gedauert, und den Engländern 340, den Indianern hingegen über 3000 Mann gekoſtet hatte. Er gab den Eingebornen einen unheilbaren Stoß, ſie nahmen an Anzahl theils durch ihre Kriege unter ſich, theils durch neue epidemiſche Krankheiten von Jahr zu Jahre ab. Die Kolonien bekamen hingegen beſtändig neuen Zuwachs aus England, und legten in kurzer Zeit verſchiedene neue Städte und Forts in New Hampſhire und Maine an.

Eine Nacht in London.

Welch ein Unterſchied zwiſchen den Hauptſtädten des Feſtlandes und der Königin der Meere! Sogar bei Nacht! Wenn anderswo wenigſtens nach der Geiſterſtunde Ruhe und Stille auf den Straßen herrſcht, beginnt in London wieder ein neues Leben und wenn die Taggeſchäfte aufgehört, beginnen die der Nacht mit demſelben Lärm und Geräuſche. So unaufhörlich iſt das Anſtürmen und Wüthen gegen die Zeit und ihren Gebrauch, daß man noch der Nacht ihre 12 Stunden raubt, weil der Tag für die tauſend und tauſend Geſchäfte nicht ausreichen will.

Sobald der breite Schein der Gaslampen die Dunkelheit von den Straßen und ſogar den abgelegenſten Winkeln verſcheucht hat, entflieht auch die Stille von denſelben. Denn in der Nacht hebt das Geſchäft der Verproviantirung in London an. In der Nacht erſetzen ſich die ungeheuern Vorräthe wieder, welche London und Weſtminſter füttern. Und da eine Million und 200,000 Menſchen eben keine kleine Portion verzehren, kann man wohl abſehn, daß dieß keine Arbeit iſt, die mit trockenen Fingern und in aller Stille, wie ein Leichenbegängniß, abgethan werden kann. Vorzüglich iſt die Thätigkeit gegen das Ende des Frühlings am größten; denn um dieſe Zeit iſt die Stadt am volleſten und alle Märkte ſind reichlich verſehen. Dann bringt jede der 24 Stunden ihr beſonderes Geſchäft mit ſich und ſetzt ihre beſondern Agenten in Bewegung.

Zwiſchen 1/2 12 und 12 um Mitternacht entladen ſich die verſchiedenen Theater ihres zahlreichen Beſuches. Um dieſe Zeit ſieht man den letzten Schwall ſich drängender Fußgänger in den Straßen Londons. Die hervorrauſchenden Haufen aus Covent Garden*) und Drury-Lane wandern in verſchiedenen Abtheilungen und nach verſchiedenen Richtungen heimwärts und durchkreuzen ſich mit andern Fußgängern, die aus andern Quartieren und öffentlichen Häuſern kommen. Man kann aber die erſtern leicht von den letztern unterſcheiden, an dem lebhaften Auftreten, der heitern Miene und vor allem an jenem hochtragenden Weſen, dem ſich die in Maſſa marſchirenden Engländer gegen den einzeln Wandernden überlaſſen. Um dieſe Zeit ſetzen auch die Fiackerpferde ihre beſten Füße zuerſt, wenn ſie nämlich noch die Wahl haben; denn es iſt ihnen von Alters her bekannt, daß, woher ein Peitſchenhieb kommt, leicht auch zwei kommen können. Das geringere Publikum und die friedlichern Diſtrikte der Stadt werden während einiger 20 Minuten durch die lauten Kutſchenſchläge ergötzt, die ſich gelegentlich auch in Schellengeklingel verwandeln zum Frommen der Hausleute, oder der Kinder, oder der alten Lady von gegenüber. Vor Schlag zwölf herrſchen in dieſen verhältnißmäßig friedlichen Regionen die Nachtwächter und Kater mit unbeſtrittenem Szepter.

---

*) Covent Garden, ſo viel als Convent Garten, war ehemals ein Garten, der dem Abt und Convent von Weſtminſter gehörte. Er wurde 1552 dem John Earl von Bedford verliehen.

In den beſuchteren Theilen der Stadt, vorzüglich um Fleet Street und den Strand hört der Tumult des Abends nicht ſobald auf. Von zwölf Uhr an bis nach zwei des Morgens ſind die Thore des Tempels, die Winkel unter St. Dunſtan's Kirche, die Ecken von Bell Yard, Star Court und Chancery Lane, die Kaffeehäuſer zum Rainbow und Eck und andere geringere von Fleet Street mit gebornen Müßiggängern beſetzt, oder ſpätlärmendem Berufsvolk, mit Klubbiſten, Anwälden ohne Geſetz, mit Studenten der Medizin, welche die Phyſik wenig plagt; außer dieſen blüht dort noch eine Art von ausgewählten Stadtgeiſtern, die nicht ſo weit weſtwärts kommen mögen, als zu Pedley's Oyſter-rooms, oder dem Salon in Piccadilly; ſondern ſie müſſen im Heimwärtsgehn zwiſchen dem Adelphi-Theater und Whitechapel noch eine Ladung zu ſich nehmen. Mancher Gewürzkrämer von Farrington, vom Weine übermannt, verfällt dann in eine Buße, die er von ſeinem gewonnenen Gelde dem Judengegner im Wachthauſe von St. Bride bezahlen muß, um einem Verweiſe des Aldermanns, wenn er am folgenden Tage zu Guildhall ſitzt, auszuweichen.

Das iſt die wahre Hexenzeit der Nacht,
„Wo das Grab ausſpeit die Todten!“

wenn die Lichter ausgelöſcht und die Trunkenbolde aus den öffentlichen Häuſern gejagt werden, und der nüchterne Wanderer aufſtarrt bei dem langgedehnten „Hilly-oh-ho-ho!“ Dieſes Brüllen, wenn es ſo crescendo zunimmt, iſt den Kehlen der Engländer eigenthümlich und ſcheucht die Wachen in ihre Häuschen und die ruhigen Bürger in ihre Schlupfwinkel. Jedem Wanderer, der unterwegs iſt, deutet dieß Schreien an, Platz zu machen. Das nächtliche Rumoren iſt überhaupt ein rein nationeller Zug im Charakter der Engländer. Ein benebelter Krämer oder Trödler iſt im Stande eine ganze Straße herauszufordern; zuletzt begnügt er ſich aber, wenn er jemanden ſo weit gereizt hat, daß er ihn weidlich abdriſcht, und er läßt auf ſich losſchlagen, ohne einen Streich zu ſeiner Vertheidigung zu führen.

Um zwei Uhr verlieren ſich die Nachtſchwärmer von den Straßen: einige klettern in ihre Dachſtübchen, wo ſie zuſammengekrümmt und von Flöhen ſchrecklich mißhandelt liegen, die meiſten kommen in die Quartiere der Polizei, wo ſich jene ungebetenen Gäſte in gleicher Anzahl herzudrängen. Denn die Pförtchen der Schlafhäuſer öffnen ſich nur gewohnten Kunden; auch der fliehende Paſtetenverkäufer unterbricht jetzo ſein Geſchrei. Die Beutelſchneider und andere Peſtauswürflinge der Stadt ſchlendern nachläſſig ihren Schlupfwinkeln zu, in kleinen Trupps zu fünf und ſechs. Wenn dieſe letzten Nachtſtreifer über das Pflaſter weggeglitten ſind, kann man annehmen, daß die Ueberreſte des Abends ſo ziemlich weggeſäubert ſind. Nimmſt du nun das Zerſchellen der Auſternſchalen aus, die aus irgend einem Quartier von Rothröcken herabgeworfen werden, und das ſpäte Raſſeln der Billiardkugeln, ſo gewinnt die Stille, oder etwas derſelben ähnliches, auf einige Minuten wirklich die Oberhand und die nächtlichen Müßiggänger räumen den dunkel arbeitenden Geſchäftsleuten das Feld.

Die früheſten Ruheſtörer London's waren ſeit einigen Jahren die Marktgärtner. Sie rollen etwa um 3 Uhr mit ihren Karren und Wagen ganz gemächlich durch die Vorſtädte; einige pomphaft mit 4 zum Strotzen gefütterten Pferden, andere beſcheiden und ärmlich mit einem einzigen Vierfuß. Alle Fuhrwerke ſind geſtopft voll von Körben mit Himbeeren, Erdbeeren, und andern vornehmen Früchten; andere wiederum führen Kohl, Erbſen und was dergleichen ſtarke, plebejiſche Nahrungsmittel mehr ſind. Aber zwei oder drei auf einander folgende, milde Winter haben einen neuen fremden Handelsartikel nach England gebracht, nämlich das Eis. Es kommt zum Gebrauch aus Norwegen, wo ſich ein Handelsmann ſchon erboten hat, ſogar den Schnee um einen wohlfeilern Preis zu liefern, als man ihn in andern Ländern haben kann. Vielleicht erleben's unſere Kinder noch, daß man durch zwei oder drei Erfindungen, oder durch eine verbeſſerte Dampfmaſchine ſo weit kommt, alle Jahrszeiten zum Loch hinaus zu jagen.

Mittlerweile läßt man auch den Fluß oberhalb der Brücke nicht müßig liegen. Sondern die Fruchte von Putney und Fulham ſpaziren auf den Schultern der Träger von Hungerford und den Adelphi-Stufen zu dem großen Vegetabilien-Markt: Covent Garden. Auf dieſem Platze, welchen die Umſtände zu einer Art Muſeum fur all den mannigfaltigen Stapel einer ſo übervölkerten Hauptſtadt, wie London, gemacht, und zu welchem die Schutzpatrone aller Uebel, die die Menſchheit geißeln, ſich ſcheinen geflüchtet zu haben, um einſtimmig Tag und Nacht Divan zu halten; wo Schwelgerei glanzvoll durch die lange Zeile beleuchteter Tavernen hinſtreift, und die Flaſche mit Wein überfullet, indeß die Zwietracht harret ſie mit Blut zu beſpritzen; wo Hunger, Schmutz und Lumpen, Nacktheit und Krankheit rings um die Nationaldenkmale des Nationalwohlſtandes und Ueberfluſſes tanzen und grinſend ſpotten; wo Laſter, zu eckelhaft, um im Detail betrachtet zu werden, ihre Herrſchaft uber die Britten jeglicher Klaſſe und jeglichen Standes ohne Unterſchied behaupten, bald ſtrahlend in voruber gehendem Glanze zwiſchen den prächtigen Hotels der Piazza, bald verſchmachtend in Lumpen (doch nicht weniger verworfen) zwiſchen der ſchrecklichen Feſtigkeit des Bedford-Pallaſtes; auf dieſem Platze, wo alle Monſtroſitäten zuſammengehäuft und unter einander geworfen ſind; wo alle Töne verworren ſind und jedes Geſicht wiederum einen andern Ausdruck hat; wo das wilde Gelächter der Fröhlichkeit und das tiefe Stöhnen des Elendes, das leiſe Liſpeln der Beſchwörung und der rauhe Fluch der Verwünſchung ſich vermengen, verwirren und halb einander neutraliſiren; auf dieſem Platze, dem jovialiſchen Covent Garden, dem Lieblingsaufenthalt der Thorheit und des Witzes, dem großen Markt von Orangen, alten Kleidern und Trödel von ganz London, wo die Späße und Schwänke gar trefflich ausfallen, wo die Speiſen köſtlich bereitet werden, wo man den beſten Wein in ganz England trinkt und wo die Moralität ohne weiters die allerſchlechteſte iſt, — auf dieſem Platze iſt ein unaufhörliches Lärmen und Brauſen von Arbeitenden und ſich Beluſtigenden und hier wird wahrſcheinlich, ſo lange London als eine Stadt beſtehn wird, nimmermehr, ſey's bei Nacht oder Tag, die Stille eine bleibende Stätte finden.

Aber eilen wir weg von Covent Garden, ſogar, nach Falſtaff's Ausdruck, mitten in der Süßigkeit der Nacht, um die andern Quartiere auch in Augenſchein zu nehmen, wo ſich die Lebensmittel für die Stadt konzentriren. Wir wollen uns zunächſt nach Cockſpur Street wenden, wo ſich das Heu in ſolcher Maſſe ſammelt, daß wahrlich ein Roßmagen nur hoffen darf, damit fertig zu werden. Intereſſantere Szenen jedoch bietet Smithfield *) dar, wo das Vieh ſeinen Sammelplatz hat und wo man ſich billig wundern muß, wie irgend eine Seele nur einnicken, geſchweige denn ſchlafen kann, ſo mächtig erſchallt hier das Hundegebell und Ochſengebrüll, das faſt noch übertönt wird von den gewaltigen Schwüren der Viehtreiber. Will man aber Smithfield zu ſeinem Vortheil ſehn, ſo muß man es von ſeiner öſtlichen Lage aus durch den dichten Nebel eines Novembermorgens betrachten, wenn die Lichter in dem weſtlichen Viereck bei den Wirthshäuſern zum Widder, zur Ziege und zum Ochſenkopf durch die totale Dunkelheit, wie Signalfeuer (wenn auch ſchwach ſchimmernd) leuchten; vergleicht man nun noch den Tumult der Schachernden, der draußen auf den Straßen lärmt, gegen die tiefe, ſorgloſe Stille, welche in den Häuſern herrſcht, ſo glaubt man nichts anders als eine Armee ziehe ein in die Stadt, welche die Bewohner die Nacht vorher verlaſſen, ſo rauſcht und wogt es da. Drehe dich darauf ſeitwärts und um die Leute herum (denn es iſt unmöglich gerade durchzukommen) und blicke durch die dampfenden Fenſterſcheiben einer Wirthsſtube, wo die Viehhändler in ihrer phantaſtiſchen, altmodiſchen Kleidung kothbeſpritzt und geſpornt in Armſeſſeln ſchnarchen, oder rauchen und zuweilen

---

*) Smithfield, d. i. weicher Grund, diente ſchon vor 550 Jahren als Markt. Die Stadt ließ ihn 1614 pflaſtern, welches 1600 Pf. koſtete.

wieder einen Handel abſchließen, achte auf die reſpektabeln Wampen dieſer Leute, ihre plumpen Gebeirden und engliſchen Geſichter, höre auf den tiefen Baß ihrer Stimmen, die ſonderbaren Dialekte und ungehobelten Ausdrucke; füge dazu ihre dienſtbaren Geiſter, die Viehtreiber in ihrer zerſtuckten, zuſammengeflickten und zerlumpten Kleidung, die man für die Mode jedes Zeitalters halten kann, obwohl ſie es von keinem iſt, jeder mit einem tüchtigen Stock und Strick in der Hand; betrachte den Stil des alterthümlichen Gebäudes vor dir mit ſeinen Fenſtergittern, und das eingedrückte Hausdach, dazu die niedere Decke des Zimmers und das große Steinkohlenfeuer, das darin gluht; nimm ferner noch die Figuren der Pächter dazu, die im Zimmer ſind, der Treiber, die draußen paſſen, der Stallknechte in ihren beſchmierten und durchdämpften Kitteln, der Fuhrleute, der zottigen, duldſamen, wartenden Klepper, und der noch zottigern und duldſamern Schafhunde, dieſer treuſten, verſtändigſten und mißhandelſten Geſchöpfe ihrer Art; faſſe endlich dieſe Gegenſtände alle in der Finſterniß einer ſolchen Stunde zuſammen und bei dem ſchrecklichen Nebel, dann wirſt du mit einem Bischen Romantik in deinem Gehirne und einigen Erinnerungen aus Shakeſpeare dich in die glorreiche Rohheit des dreizehnten Jahrhunderts leicht verſetzen können, ſo eben zurückkehrend von einem friſchen Raubzuge und reich mit Beute beladen.

Die nüchterne Klarheit jedoch eines Sommermorgens bietet keine Nahrung dar für ſo wilde Phantaſien. Er zeigt uns alles zu plan und beſtimmt für einen pittoresken Effekt. Denn das wahre Geheimniß des Pittoresken beſtehet darin, uns nie etwas in ſeiner ganzen Fülle zu zeigen, ſondern nur ſo viel als hinreichen mag, unſere Imagination zu erwecken und ihr ſo viel Spielraum zu gewähren, daß ſie weiter ſchaffen mag. So verlaſſen wir nun Smithfield gerade in dem kalten, grauen Lichte der Morgendämmerung und wandeln durch Holborn dem Chancery Lane zu. Dort ſind die Waſſerrinnen gerade im Begriffe überzuſtrömen, und Spaßvögel wäſſern die Straßen mit Schöpfkellen, das iſt, ſie machen den Staub zu Schlamm. Auch die Wächter ſammeln ſich um ihre Poſten zu einem kleinen nüchternen Geſpräch; alte Weiber nehmen ihre reſpektiven Stellungen ein mit heißem Backwerk, Brod und Butter; auch die leicht umhangenen Karavanen der Fiſchhändler klimpern allmälig an Thames Street vorbei gegen Billingsgate.

Wenn die letzten Sterne am Horizont erblaſſen und die Sonne mit den Kirchthurmſpitzen kokettirt, erſcheinen neue Spieler, in beſondern Geſtalten, auf der Schaubühne. Heerden von Milchweibern raſſeln entlang mit ihren Eimern. Die ärmern Fiſchverkäufer tragen auf ihren Köpfen den gewonnenen Vorrath zu Markte. Schornſteinfeger wackeln hervor, einen matten Schrei ausquetſchend. Einzelne Parthien kehren heim von Vauxhall, in Atlas-Schuhen, Seidenſtrümpfen und Straußfedern und ſehen eher erfroren aus. Hie und da werden ſie von einem gaffenden Bäcker angeſtarrt, der friſches Waſſer pumpt um ſeinen Ofenwiſcher zu kühlen.

Es iſt fünf Uhr und die Welt ſieht aus, als ob ſie ſich ſtrecken wollte, um zu erwachen. Kohlwagen und Bierkarren fahren auf in langen Reihen, und ein Heubüſchel oben drauf bezeichnet ihr Vaterland. Die Metzger ſchreiten trotzig gegen Islington oder Smithfield zu. Und Holborn und Snow Hill ſind dicht bedeckt mit Karren, die Butter, Käſe, Geflügel, Spanferkel und Eier führen.

Sechs Uhr! und die Lehrburſchen fangen an ſich die Augen zu reiben und verfluchen ihren Kontrakt mit dem Meiſter. Die Mägde in Piccadilly ſind nicht verbunden, ſich jetzo ſchon zu rühren; aber Ruſſel Square und ſeine Anhängſel ſetzen ſich frühzeitig in Bewegung; denn die Gerichtshöfe und Rechnungskammern ſitzen ſchon um 9 Uhr. Und ein ausübender Advokat von 10,000 Pfund jährlich muß 35 Minuten nach acht des Morgens in ſeinen Wagen ſteigen.

Und nun öffnen ſich die verſchiedenen Buden und Läden wieder zu friſcher Thätigkeit. Unſer Freund, der Bäcker, iſt der erſte; denn er war die ganze Nacht auf, und nun kühlt er die Laibe, ſo wie er ſie aus dem Ofen gehohlt hat. Nach ihm kommt der Paſtetenbäcker. Er verkauft die Ueberreſte von geſtern, heute um den halben Preis und doch ſoll er ſeinen Vortheil bei dem Handel haben. Dann arbeiten ſich Kutſchen, beſchmiert und kothig, in die Stadt, und andere, friſch und ſauber, drängen hinaus. Um dieſe Zeit ſperren die Seiden- und Juwelenhändler ihre Portale weit auf, um zu ſpritzen, zu kehren und die Scheiben zu reinigen; denn die Schaugläſer (und hier ſeufzen unſere Freunde, die Lehrburſchen, wieder) müſſen gereinigt, polirt und in Ordnung ſeyn vor dem Frühſtück.

Die Glocke ſchlägt acht und der Nachtſchwärmer muß verſchwinden. Der Milchmann ſchreit in voller Haſt, und doch kann er kaum ſeine Runde überall ſchnell genug machen. Mädchen mit netten Schürzen (und bisweilen auch mit reinem Teller), den Schlüſſel in der Hand, kommen hervor, um den kleinen Vorrath friſcher Butter fur den Morgen zu hohlen, und warme Semmeln rollen über dich weg in jeder Ecke, du magſt gehn, wo du willſt. Um neun Uhr ſitzen die Schreiber in ihren Büreaus, die Agenten haben ihre Beutel geöffnet, und die Richter ſind auf ihren Bänken. Nun haben die Geſchäfte des Tages in London begonnen, und ſie wechſeln von Stunde zu Stunde eben ſo wunderlich, wie die der Nacht, und bieten dem neugierigen Beobachter noch ein weiteres Feld der Betrachtung.

Deutſche Literatur.

1) Reden und Abhandlungen pädagogiſchen Inhalts von Rudolf Hanhart. Winterthur, in der Steinerſchen Buchhandlung. 1824.

Es iſt dieſes Buch und ſein Inhalt hervorgegangen aus meiſt localen und durch die Gelegenheit bedingten Verhältniſſen. Was jedoch bei Gelegenheitsgedichten jeden poetiſchen Werth verkümmert, weil ſo oft dem äußeren Anlaß nicht eben immer freie poetiſche Stimmung des Dichters folgen kann, das giebt gerade Schriften pädagogiſchen Inhalts rechten Werth, weil der Verfaſſer verhindert wird ſich zu ſehr in's Feld leerer Theoreme nutzlos zu verſteigen. Faſt zum Ekel hat man in den letzten Jahrzehnden dergleichen theoretiſche Schemen dem Publikum vorgeſetzt, welche natürlich, wenn kräftige Geiſter auf ſie los gingen, in Nichts zerſtoben. Anders iſt es mit den von Herrn Hanhart uns dargebotenen Abhandlungen. Sie verkünden überall den vielſeitig gebildeten, wiſſenſchaftlichen Mann, der lange gewohnt iſt, ſeine Gedanken dem Leben und deſſen Verhältniſſen anzupaſſen. Daher iſt ſeine Darſtellung eben ſo gedankenreich als allgemein faßlich, und nicht allein auf Männer vom Fach berechnet, ſondern faſt für jeden Mann höchſt intereſſant, welchem die Bildung der Jugend oder ſeiner eignen Kinder am Herzen liegt. Darum wendet ſich der Verfaſſer nicht blos in den Schulreden, welche die eine Hälfte des Buchs ausmachen, ſondern faſt in jedem Aufſatz an die Aeltern, und fordert ſie vor allen zum Intereſſe fur Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder auf. Vieles, ja das Meiſte hat zwar nur ſpecielles Intereſſe fur die Schweiz; aber Abhandlungen, wie die uber den Bell-Lancaſterſchen gegenſeitigen Unterricht, uber den vom würdigen Pater Girard in Freiburg im Uechtlande eingefuhrten Wiederhohlungsunterricht, ſind fur **jeden** Schulmann gewiß hochſt belehrend. Denn es ergiebt ſich aus ihnen, wie die Bell-Lancaſterſche Mechanik durch Girard verbeſſert, und mit einer im **Geiſt** der Peſtalozziſchen Methode ziemlich ausgebildeten Lehrweiſe verbunden, die Schuler in beſtandiger, lebendiger Thatigkeit erhalt. Nicht weniger ſind von allgemeinerem Intereſſe die Aufſatze „uber Einrichtung eines Gymnaſiums, in welchem Bildung des Burgers uberhaupt mit der Vorbereitung auf den gelehrten Stand verbunden werden ſoll,“ uber „Einrichtung von Secundarſchulen und uber Schulmeiſter-Seminarien.“ Eben dahin gehoren die ſogar in anmuthigem Styl abgefaßten Briefe uber weibliche Erziehung“ und der Aufſatz „uber Veredlung des Handwerkſtandes.“ Dem Padagogen vom Fach wird ſelbſt die beſondere Ruckſicht auf Schweizeranſtalten von Bedeutung ſeyn, weil er daraus erkennt, wie viel in dem Lande, welches ſo viele Privat-Inſtitute hat, die aus ganz Europa gefullt werden, noch fur Verbeſſerung der Erziehung und des Unterrichts des Volks zu wunſchen ubrig bleibt. Welches der Geiſt ſey, in welchem alle dieſe uber verſchiedene Gegenſtande des Unterrichts, oder uber verſchiedene Anſtalten ſich ausſprechende Reden und Abhandlungen geſchrieben ſind, laßt ſich aus folgenden wenigen Satzen erkennen, welche ſich dem Referenten aus Leſung des Ganzen ergaben. Formale Bildung iſt an allen Schulen von der Elementarſchule an bis zu dem Punkt hin, wo ein beſtimmter Beruf erwahlt wird, zu erzwecken, nicht die ſogenannte philanthropiſche. Denn vor allen Dingen kommt es auf Belebung und möglichſte Krafterhohung aller Seelenkräfte zu einem harmoniſchen Zuſammenwirken an. Lieber mag wenig, nur ſoll es grundlich gelernt werden. Bey gehoriger Ausbildung aller Seelenkrafte, des Verſtandes, wie des Gefuhls, der Phantaſie wie des Gedachtniſſes, wird der Menſch befahigt, ſich die **Sachen** zu unterwerfen. Jenes philanthropiſche Allerlei zertheilt und ſchwächt die Spannkraft des Geiſtes und Untuchtigkeit, welche zuletzt der Maſſe der Dinge unterliegt, iſt die Folge. Selbſt das Einzelne, worin der Verfaſſer geirret zu haben, oder auch nur nicht deutlich genug ſich und anderen geweſen zu ſeyn ſcheint, findet aus dieſen Grundanſichten fur den Nachdenkenderen die Berichtigung. Wir uberlaſſen daher anderen die Berichtigungen z. B. uber den Anfang des Lateinunterrichts, der unſerer Anſicht nach vor dem zwolften Jahre nicht eintreten ſollte, weil die für die Auffaſſung fremder Sprachen von Herrn Hanhart ſelbſt geforderte, mit Bewußtſeyn ſich in der Mutterſprache bewegende Gewandtheit kaum ſo fruh den nothigen Grad erreicht haben durfte.

Miszellen.

Ehmals wurden nicht blos Finanz-Etats, ſtatiſtiſche Notizen und Kanzley-Aktenſtucke, ſondern ſogar ganze Lander geheim gehalten. Die Konige von Portugal verbothen bei Todesſtrafe von den neuen Entdeckungen, die man in fremden Welttheilen gemacht hatte, etwas an das Ausland zu verrathen.

Philipp II. erließ ein Verbot gegen alle Ausländer, das Südmeer zu beſchiffen, damit man ja nichts von Südamerika erfahre.

(Nouvelles annales des voyages.)

— Das Verhältniß der Ehen zur Bevölkerung iſt in Nordamerika wie 1 — 30, das der Geburten wie 1 — 20, das der Todesfälle wie 1 — 40, und das Verhältniß der Männer zu den Weibern wie 26 — 25.

(New Monthly Magazin.)

— Turgot, ein Marineoffizier, ſuchte Beförderung, und wandte ſich an den Herzog von Choiſeul. Dieſer bemerkte ihm, es ſey ſchwer, dem Könige ganz unbekannte Namen vorzutragen. „Kennen Sie Niemand in Verſailles?“ — „Den Hofgärtner Richard.“ — „Gut, erwiederte Choiſeul, Ihre Sache iſt in Richtigkeit.“ Noch an demſelben Abend lobte der König beim Souper eine ihm wohlſchmeckende Paſtete. Der Herzog erzählte, Richard habe das Rezept dazu gegeben, und dieſer es von dem Marineoffizier Turgot empfangen. Tages darauf ſtellte Choiſeul den Offizier dem Könige vor, und bat für ihn um die erledigte Stelle. Als der König den Namen Turgot hörte, ſagte er ſogleich: „Sie ſind mir als ein Mann von Verdienſt bekannt, Sie ſollen die Stelle haben.“ Entzückt fragte hierauf Turgot den Herzog, wie ſeine Verdienſte dem Könige bekannt geworden, aber gedemüthigt ſchwieg er, als er den Zuſammenhang erfuhr.

Lady Eſther Stanhope, eine engliſche Dame, welche ſich durch Schönheit und Klugheit ſo ſehr auszeichnete, iſt jetzo in den Wüſten Syriens das Haupt einer Araberhorde, über welche ſie unumſchränkte Gewalt hat. Seit langer Zeit hat man keine Nachrichten mehr von ihr gehabt; auch gab ſich ihre Familie, die reich und angeſehen iſt, vergebliche Mühe, ſie wieder nach Europa zu bringen. Die Kapitaine Irby und Mangles hatten den Auftrag, ihr Briefe und Bücher zu bringen. Sie begaben ſich nach Jaffa, welches tief im innern Lande liegt, und wo ein altes, verfallenes Kloſter, Mar Elias Alza genannt, ihre Reſidenz iſt. Allein ſie erfuhren hier, daß ſie ſich nach Jeba, tiefer ins Gebirge begeben. Die beiden Engländer ſchickten ihr Briefe und Bücher dorthin, und baten ſie um Erlaubniß, ihr die Aufwartung machen zu dürfen. Sie erhielten aber die niederſchlagende Antwort, daß ſie nie einen Engländer bei ſich dulden werde. Sie geht in der Tracht des Landes, und das Volk betet ſie an.

Da Philipp III. von Spanien einmal der Verbrennung zweier Ketzerinnen, einer Jüdin und Mohrin, beiwohnte, wurde er ſo gerührt, daß er ſich der Thränen nicht erwehren konnte. Dieſe menſchliche Regung bei einem rechtgläubigen Könige nahm der Großinquiſitor ſo übel, daß er ihm befahl, zur Buße Ader zu laſſen, worauf das königliche Blut von der Hand der Henkersknechte in das Feuer geſchüttet wurde.

Agrikultur-Kolonie zu Java.

Herr v. Wild hat verſchiedene Pflanzen und Getreidearten nach der Inſel Java gebracht. Er will eine Agrikultur-Kolonie nach holländiſcher Art anlegen, mit europäiſchen Werkzeugen und Vieh. Er hat bereits Korn und Roggen geſäet, auch Hanf- und Rüben-Samen. Alles gedeiht vortrefflich.

No 10

Liebesprobe.

Eine altnordiſche Sage des Saxo Grammaticus.

Sywald der Dänenkönig hatte eine Tochter, Namens Syritha, die ſo ſchamhaft war, daß ſie, obwohl wegen ihrer wunderbaren Schönheit eine Menge Freier ſie begehrten, keinen derſelben mit Augen ſehen wollte. Ihr Vater drang in ſie, einen Gemahl zu wählen, und nach langem Widerſtreben erſann ſie eine Liſt, und verſprach dem ſich zu verloben, der durch ſüße Ueberredung ſie würde bewegen können, das Auge gegen ihn aufzuſchlagen, eine Probe, die ſie, im Vertrauen auf ihren keuſchen Sinn, in jedem Falle glücklich zu beſtehen hoffte. Da kam Othar, der Sohn Ebbos, zwar nicht von edlem königlichen Geſchlechte, doch ſtolz auf ruhmwürdige Thaten, auf ein anſehnliches Gefolge und auf die Gabe der Ueberredung, und bewarb ſich um die Jungfrau; aber alle ſeine Bemühungen blieben fruchtlos, ſie hob das geſchloßne Auge nicht zu ihm empor, und er mußte voll Schmerz und doch voll Bewunderung ihrer jungfräulichen Tugend von dem Unternehmen abſtehn. Mittlerweile erſchien auch ein Rieſe, der, nachdem er daſſelbe vergeblich verſucht hatte, die Jungfrau liſtig aus dem Hauſe lockte, und dann gewaltſam entführte. Zum Glück erfuhr Othar noch zu rechter Zeit die ruchloſe That, jagte dem Rieſen nach und überwand ihn. Syritha's Haar war in ihrem Kampfe mit dem Rieſen ſo in Verwirrung gerathen, daß es nicht mehr aufzulöſen war und mit dem Schwerte abgeſchnitten werden mußte. Aber auch während des Kampfes hatte ſie den Rieſen nicht ein einziges Mal angeblickt, ſondern die Augen dicht verſchloſſen gehalten. Ja noch mehr, als ihr Befreier Othar, eines ſüßen Lohnes gewärtig, ſich ihr näherte und ſie mit den zarteſten Bitten beſtürmte, überwog in ihrem jungfräulichen Sinne das Gefühl der Schamhaftigkeit auch die Dankbarkeit, und ſie ſchlug ihr Auge nicht auf. Da verließ ſie der Jüngling endlich im gerechten Zorne verſchmähter Liebe, und ſie wanderte eine Zeitlang verirrt in den Wäldern umher, bis ſie zu der Hütte eines Rieſenweibes kam, die ſie aufnahm, und ihr eine Ziegenheerde zu weiden gab. Hier fand ſie nach einiger Zeit Othar wieder, als er auf der Jagd in jenen Wäldern umherſtreifte. Er vergaß bei ihrem Anblick ſogleich allen Zorn. Tiefgerührt, die ſchöne Königstochter in dem armſeligen Gewande einer Hirtin wieder zu finden, bot er ſich ihr aufs neue zu ihrem Befreier und Gemahl an, und flehte ſie aufs beweglichſte, ihr ſchönes Auge gegen ihn aufzuſchlagen. Aber ſie verweigerte es mit der alten Standhaftigkeit, und zwang ihn, ſie wieder zu verlaſſen. Bald darauf begab ſie ſich ſelber von der Hütte hinweg, irrte noch eine Zeitlang einſam umher, und kam endlich, ohne es zu wiſſen, an Ebbos Hof. Othars Mutter nahm ſie gütig auf, und gab ihr den Ehrenſitz, denn ſie erkannte wohl die hohe Bildung, die edle Geburt und Sitte der Jungfrau unter dem ſchlechten Hirtenkleide. Als aber Othar dazu kam, verhüllte Syritha ſchnell ihr Geſicht mit dem Schleier. Da erdachte der Jüngling eine Liſt, ſie auf die letzte Probe zu ſtellen, und gab vor, er habe heute ſeine Hochzeit mit einer Andern. Syritha vernahm, wie man feierlich das Feſt bereitete, hob aber kein Auge auf. Am Abend beſtieg Othar das Brautbett, und befahl Syrithen, ihm die brennende Kerze zu halten. Geduldig, mit feſtverſchloſſenem Auge ſtand ſie da, bis die Kerze ſo weit verzehrt war, daß ihr das ſiedende Wachs in die Finger brannte; aber ſie hielt immer fort, und gab kein Zeichen des Schmerzes von ſich, denn ſie merkte den Schmerz nicht einmal, und die Gluth in ihrem Herzen überwog bei weitem jenes Kerzenfeuer. Da rief ihr Othar zu, ſie ſolle für ihre Hand Sorge tragen, und dieſe Aufmerkſamkeit des Jünglings, den ſie in den Armen einer Gattin wähnte, überzeugte ſie ſchnell und beſſer, als alle ſeine früheren Bitten und Schwüre von ſeiner Liebe. Schamhaft und zärtlich wandte ſie die Blicke auf ihn, und erkannte bald, daß die Hochzeit nur Betrug ſey.

Aber die Erdichtung wurde zur Wahrheit, denn die Liebenden theilten nun das Brautbett, und die Eltern gaben ihren Segen dazu.

Skizzen aus dem innern Afrika.

(Aus dem Quarterly - Review.)

Die Verſuche der Engländer, tief ins Innere von Afrika zu dringen, und vorzüglich den Lauf und Ausfluß des Niger zu erforſchen, ſind bekannt, ſo wie die heroiſchen Unternehmungen Bornemann's und Burckhardt's. Zwiſchen den Jahren 1786 und 1800, haben die Engländer zehn Reiſen ins Innere von Afrika unternommen. Der Kapitain John Adams hat die Nachrichten darüber geſammelt und herausgegeben. Nach dem Tode des Herrn Ritchie, und der Rückkehr des Lieutenant Lyon, veranſtaltete die brittiſche Regierung eine neue Sendung. Der Baſchah von Tripoli zeigte dem engliſchen Conſul ſeine Bereitwilligkeit, jeden reiſenden Britten bis Bornou begleiten zu laſſen; denn er ſtund mit dem Sultan dieſer Gegenden in enger Allianz. Eine ſo günſtige Gelegenheit ergriff Lord Bathurſt, und drei tüchtige Männer wurden zu dieſem Unternehmen beſtimmt: Doktor Oudney, Schiffsarzt, Herr Klapperton, Lieutenant in der Flotte, und Lieutenant Denham. Dieſen geſellte ſich noch John Hillmann bei, ein Zimmermann von den Schiffswerften zu Malta. Sie haben Nachrichten geſammelt und mitgetheilt über einen Theil des innern Afrika, welchen noch kein chriſtlicher Fuß betreten. Wir wollen aus dem Briefwechſel dieſer Männer mit ihren Freunden einige Thatſachen herausheben.

Sie wurden von dem Baſchah freundlich empfangen, und traten unter einer Bedeckung ihren Weg nach Murzuk an. Der Baſchah hatte ihnen den Rath gegeben, ſich mohriſch oder arabiſch zu kleiden, wie die früheren Reiſenden auch gethan. Aber man blickt leicht durch dieſe Vermummung durch, und ſie beſchloſſen, ihre eigne Kleidung beizubehalten und ſich offenbar als Engländer und Chriſten zu zeigen, wohin ſie immer gehn möchten. Die Wirkung davon war, daß ſie nicht das geringſte Leid erfuhren unter den zahlreichen Horden, mit denen ſie Verkehr hatten. Ein anderer langwieriger Aufſchub, der ſie ein ganzes Jahr zu Murzuk aufhielt, hatte wenigſtens die gute Wirkung, daß ſie ſich immer mehr an das heißere Klima gewöhnten, indeß ihre häufigen Ausflüge in die verſchiedenen Gegenden von Feſſan ſie mit den Sitten, der Sprache und der Sinnesart der Eingebornen bekannt machten. Während des langen Aufenthalts daſelbſt verſpürten ſie keine böſen Folgen weder vom Klima, noch vom Mangel an Lebensmitteln, noch von der ſchlechten Witterung. Der Ruf des Doktors verbreitete ſich ſchnell über alle Gegenden von Feſſan und noch weiter, und es ſtrömten von allen Seiten Leute herzu, ſich Raths bei ihm zu erhohlen.

Endlich kam die Zeit ihrer Abreiſe heran. Boo Khaloom, ein beſonderer Freund des Baſchah von Tripoli, ward außerſehen, die Bedeckung anzufuhren, die aus 300 arabiſchen Reitern beſtand. Im November 1822 verließen ſie Murzuk. Sie folgten bis Tegerry der Reiſeroute des Kapitain Lyon. Während eines Weges von vier oder funf hundert Meilen kamen ſie nur durch wenige Dörfer und verſchiedene Städte, von den Tibbos bewohnt, deren Gebiet eine große Strecke wilder Gegenden einnimmt. Weil von ihnen die friſchen Quellen in gutem Stande gehalten werden, ſo halten ſie ſich zu einem gewiſſen Tribut berechtigt. Unſere Reiſenden zogen durch vier dieſer Städte, die Kiſchben, Aſchanumma, Dirken und Bilma heißen. Bilma iſt der große Salzmarkt für einen beträchtlichen Theil von Soudan. So viel 30,000 Kamele tragen können, wird jährlich davon weggeführt. Von Bilma bis Agades folgt eine Sandwüſte der andern. Hie und da ragen nur Sandſteinhügel über die ſchauerliche Oberfläche empor. Da iſt keine Pflanze, kein lebendes Geſchöpf, oder ſonſt ein Gegenſtand, wo das müde Auge weilen und ſich erhohlen könnte. Nur ein einziges Thal halbwegs zwiſchen Murzuk und Bornou, trägt Gras und Buſchwerk und einige Dattelbäume. Es iſt kein Mangel an häufigen Quellen, deren Waſſer erträglich iſt, und um dieſelben fand man gemeiniglich einige Büſchel Gras. Viele Kamele jedoch kamen um aus Mangel an Futter.

Am 4. Februar, zwanzig Tage nach ihrer Abreiſe von Bilma, erreichten ſie Lari, die Gränzſtadt von Bornou. Hier änderte ſich die Geſtalt des Landes plötzlich. Große Heerden von Gazellen bedeckten die Ebenen; Perlhühner und Turteltauben fanden ſich in großer Menge, und Gras und Akazienbäume kleideten die Oberfläche. Verſchiedene Dörfer kamen zum Vorſchein, deren Häuſer, wie die von Lari, aus glockenförmigen Hütten beſtanden. Lari liegt 14° 40′ nördlicher Breite, und faſt unter demſelben Meridian, wie Murzuk. Hier bekamen unſre Reiſenden plötzlich den großen See von Bornou, Tſaad genannt, zu Geſichte, der in ſeiner öſtlichen Ausdehnung die kleinen Ströme der nördlichen Thäler aufnimmt, in denen die meiſten Kanem, (Dörfer) liegen. Von da ſetzten ſie ihren Weg ſieben Tage lang in einer ſüdlichen Richtung fort, ohne den Tſaad aus ihren Augen zu verlieren; denn der Weg führt in großer Entfernung an ſeinen Ufern vorbei. Er bildet viele Buchten und Einſchnitte, und hat viele Eiländer, die mit Dickicht und hohem Rohr bedeckt ſind. Die Ufer ſind niedrig, wenn ſie auch ein Sanddamm von 60 Fuß Höhe parallel mit dem Rande des Sees in der Entfernung von einer und oft zweien Meilen von demſelben hinzieht. Er iſt dem Anſchein nach das Ufer des Sees, und bildet es auch vielleicht in der Regenzeit. An vielen Stellen ſchien der Grund zwiſchen jenem Sanddamm und dem See überfloſſen, was eine Wirkung des Nordoſtwindes ſeyn mag. Sie ſahen verſchiedene Elephanten unter den Akazienwäldchen, und drei weideten in den buſchichten Eiländern. Die ganze Nachbarſchaft wimmelte von Dörfern, unter denen eines durch ſeine Größe ſich vor den andern auszeichnete. Es hieß Burwa, und hatte Lehmmauern. Die Häuſer waren nett und reinlich, und die Bewohner anſtändig gekleidet.

Unſre Reiſenden verließen Lari. In einer Entfernung von etwa 60 Meilen von demſelben, jenſeits des Anfanges des Sees, durchkreuzten ſie den Fluß Yaou (den Zad des Hornemann und den Thad des Burckhardt). Er kommt von Weſten her in den See, und iſt da ein Strom von etwa 100 Schuh in der Breite. Er läuft eine Stunde lang (ungefähr eine Meile weit) zwiſchen hohen ſandigen Ufern, die von 200 bis zu 300 Schuh von einander abſtehn. Dieſer Fluß iſt's, von dem man ſagt, daß er in der Regenzeit überſtrömt, und in den, wie Burckhardt erzählt, bei dieſer Gelegenheit eine Sklavin auf Befehl des Königs geworfen wird. An der Furt, wo unſere Reiſenden überſetzten, lagen zwei ſchlechte und übelgeſtaltete Kähne. Man kann ſich die Freude denken, die ſie empfanden, als ſie nach tauſend Meilen Wegs durch die Wüſten bei dieſem Fluſſe ankamen. In allen ihren Briefen ſprechen ſie mit Wärme von der Ruhe und Süßigkeit ſeiner Waſſer, von den Annehmlichkeiten, die er den zahlreichen kleinen Dorfſchaften bietet, die an ſeinen Ufern zerſtreut liegen, und von der Möglichkeit, daß es der weltberühmte Niger ſein möchte, und er iſt es unſtreitig. Eine ummauerte Stadt deſſelben Namens, Yaou, ſtund an ſeinen Ufern. Von hier bis Kouka, der Reſidenz des Scheik, iſt ein ſchön gebahnter Weg, der mit Ochſen bedeckt iſt, die Waaren tragen, und mit Fußgängern, die meiſt mit Lanzen bewaffnet ſind. Als unſre Reiſenden noch eine Tagereiſe von der Reſidenz des Scheik entfernt waren, erhielten ſie eine Bothſchaft von ihm, daß er ſie am folgenden Tage zu Kouka empfangen wolle. Sie hatten nämlich einen vorausgeſchickt, der ihm ihre Ankunft melden ſollte. Einige Meilen vor Kouka wurden ſie durch den Aufzug von 4000 Mann Kavallerie nicht wenig überraſcht, die ſie empfangen ſollten. Sie waren alle mit Lanzen wohl bewaffnet, und darunter war auch ein Trupp Neger, die Leibgarde des Scheik. Dieſe waren in eiſerne Kettenpanzer gehüllt, die ſich am Nacken ſchloſſen. Auf den Köpfen trugen ſie Sturmhauben von Eiſen oder Erz, daran gelbe, rothe, weiße Turbane befeſtiget waren, die unter dem Kinn zugeſchnürt wurden. Auch die Köpfe der Pferde wurden mit Rüſtungen von demſelben Metall geſchützt; ihre Sättel waren klein und leicht, ihre Steigbügel von Erz, in die man nur vier Zehen ſetzt. Eine lederne Sandale bedeckt den Fuß, der mit der Haut eines Krokodils geſchmückt iſt, und hier werden die Sporen befeſtiget. „Sie ritten wirklich ſchön, ſagt Denham in einem Briefe, und drangen eilig auf uns zu, bis in geringe Entfernung, ohne ihre Pferde anzuhalten in ſchnellem Laufe, und ſie ſchüttelten die umgekehrten Lanzen gegen Boo Khaloom mit dem Rufe: Barca, Barca! Willkomm, willkomm! Darauf ſchloſſen ſich ihre Flanken an einander und umringten die Reiſenden und ihren kleinen Trupp Araber. „Der Staub, den ſie erregten, ſetzt Denham hinzu, hat uns faſt umgebracht, und ihre Speere raſſelten über unſern Köpfen eher in den verworrenen Tönen eines feindlichen Willkommen. Doch wurde alles dieſes mit einer Uebung und Geſchicklichkeit ausgeführt, die nichts weniger als wild war.“ Umgeben von dieſer lärmenden Begleitung erreichten ſie die Stadt, und ungefähr nach einer Stunde Verzug erhielten ſie Befehl, ſich durch die verſchiedenen dunkeln Zugänge dem heiligen Palaſte des Scheik der Speere zu nahen, wo ſeine Wachen in blauen Soudan-Hemden und bewaffnet mit Speer und Dolch in langen Reihen aufgeſtellt waren. In demſelben Koſtüm empfing ſie der Scheik, der in einem innern Zimmer auf einem kleinen Teppich ſaß, mit einem Kaſchimir-Turban auf ſeinem Haupte. Zwei Sklaven mit geladenen Piſtolen lagen zu ſeinen Füßen. Nachdem er den Brief des Baſchah von Tripoli geleſen, ſagte er nur, ſie ſeyen willkommen, und befahl einem Neger, ihnen die Hütten zu zeigen, die für ſie zubereitet worden. Es gefiel ihnen die Form ſeiner Geſichtsbildung und ſein leutſeliges und einnehmendes Betragen. Er ſchien in dem Alter von 40 Jahren zu ſeyn.

Es hatte ſich der Scheik in kurzem zu dieſer bedeutenden Macht erhoben, was unter den Afrikaniſchen Nationen nichts ungewöhnliches iſt. Shumeen el Kalmi, einer der vollendetſten Glückskrieger, die das letzte Jahrhundert hervorbrachte, beſaß einen unternehmenden Geiſt, ein reifes und geſundes Urtheil, eine einnehmende Geſtalt, und ein herzengewinnendes Betragen, und erhob ſich in einem Zeitraum von zwanzig Jahren von der niedern Stufe eines Fighi oder Schulmeiſters in Feſſan, zum Herrſcher über zwei Millionen Unterthanen. Er kann gegenwärtig 60,000 Bewaffnete ins Feld ſtellen, von denen zwei Drittel beritten ſind und einige Disziplin beſitzen. Seine Gelehrſamkeit, ſein gerades und religiöſes Leben haben ihm ſchon lange den Titel eines „Scheik des Korans“ erworben. Obwohl er ſeine Laufbahn ſo ſchnell und mit ſo glücklichem Erfolge ſeit jener Zeit gemacht hat, ſo war er doch nie dahin zu bringen jenem Titel zu entſagen, und den des Sultans anzunehmen; ſo wenig Eitelkeit war mit ſeinem Ehrgeize vermiſcht. Nachdem Shumeen Bornou von den Einfällen der Fellate *), von denen die gegenwärtigen Sultane von Soudan entſprungen ſind, befreit, und ſie mit großem Blutvergießen auseinander geſprengt hatte, widerſtand er großmüthig dem Anerbieten der Sultanswürde von Bornou, zu der ihn die allgemeine Stimme erhob. Er übertrug vielmehr einem noch übrig gebliebenen Sprößlinge der eingebornen Sultane wenigſtens den Schein der oberſten Macht, indem er demſelben zuerſt huldigte, die ganze Armee aber dahin brachte, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Der Sultan erhielt dann ſeinen Sitz zu Birnie, indeß er ſich zu Engernou niederließ. Später baute er Kouka, ſeine gegenwärtige Reſidenz. Von aller Kriegsbeute ſtellte er ſorgfaltig dem Sultan ſeinen Antheil zu. Kurz vor der Ankunft unſerer Reiſenden hatte er auf einem Zuge gegen Oſten über 3000 Sklaven, 4000 Ochſen, und 6000 Kamele erbeutet.

Der Hof des Sultans zu Birnie wird als ein Hof von Fächern, Seiden und Federn beſchrieben, während der des Scheik einer von Speeren iſt. Dr. Oudney ſtattete dieſem Schein- und Spottmonarchen einen Beſuch ab. Er wurde von einem Trupp Reiter hin geleitet, die ſich gar grotesk ausnahmen, mit ihren hohen rund aufgeſpitzten Turbanen, kurzen, dicken ausgefüllten Kottonjacken, daß ſie ſo ſteif und unbeweglich auf ihren Pferden ſaßen, als wenn es ſo viele ausgeſtopfte Kornſäcke wären. Das große Staatsroß, mit einem ungeheuren Kerl darauf, eröffnete oder führte vielmehr den Zug. Aber er war ſo angeſchwollen durch die dicken Teppiche, mit denen man es behing, und der Mann darauf war ſo mit Kleidern und Zierrath beladen, daß ſich beide faſt nicht bewegen konnten. Der Sultan war auf der Mauer in einer Art von Käficht eingepfercht, aus dem er nicht herabſtieg; ſondern er ſchickte ſeinen

---

*) El Fellate wird von Burckhardt als eine Beduinenhorde erwähnt, und iſt ganz verſchieden von den Fellate, von denen hier die Rede iſt.

Geſandten, die Fremden zu bewillkommnen. Mittlerweile ſchlugen die Trommeln und die lange hölzerne Trompete ſchmetterte, und eine Art von Herold trat unter einen Baum mit einem Szepter in der Hand und ſchrie aus allen Kräften die Genealogie, die Titel und das Lob des Sultans her.

Da unſere Reiſenden ihre Neugierde zu Kouka und in den benachbarten Städten befriedigt hatten, ſo waren ſie begierig ihre Entdeckungen über die Grenzen von Bornou hinaus zu verfolgen. Dr. Oudney und Clapperton wünſchten nach Soudan zu gehn, und Denham oſtwärts. Aber der Scheik gab ihnen zu verſtehen, daß ſein Neffe, der Baſchah von Tripoli, ihm die ſtrengſte Sorgfalt für ihre Perſonen anbefohlen habe, er betrachte ſich alſo verantwortlich für ihr Leben, und könne nicht zugeben, daß ſie ſich irgend einer Gefahr ausſetzten. Nichts in der That konnte ſeine Freundſchaft für die Fremdlinge übertreffen. Denham hegte immer die ſanguiniſche Hoffnung, daß er ihm erlauben werde, dem projektirten Zuge gegen Bhagermi nach der Regenzeit beizuwohnen. „Er wird nie müde, ſagt Denham, Fragen über Belagerungen aufzuwerfen, und Schießpulver iſt ſein Vergnügen. Dreißig oder vierzig engliſche Flinten und ſo viel gutes Pulver, als zwei Kamele tragen können, würde ihm das angenehmſte Geſchenk ſeyn, das man ihm bieten könnte. Meine Racketen ſind hier etwas unſchätzbares. Er hat zwei geſehn, welche die ganze Nation ergötzt und erſchreckt haben. Ich gab ihm ein Dutzend, die mir übrig blieben, und er bewahrt ſie mit der äußerſten Sorgfalt. Dieſe Dinger allein, ſagt er, werden ihn in den Beſitz von Bhagermi ſetzen; denn wenn eines nur über die Stadt hinfliegt und zerplatzt, werden ſich die Einwohner unverzüglich ergeben.“

Indeſſen bot ſich doch für dieſen unternehmenden Offizier bald eine Gelegenheit dar, über die Grenzen von Bornou hinaus zu kommen. Boo Khaloom, der unſere Reiſenden von Tripoli her begleitet hatte, meinte, es ſey keine üble Gelegenheit, da er einmal ſo tief ins innere Land eingedrungen, ein Grazzie *) zu unternehmen, noch vor ſeiner Rückkehr. Auf die

---

*) Grazzie heißt bei den Eingebornen eine Art von Raubzug, mit denen die Horden im innern Afrika einander heimſuchen.

dringendſten Bitten von Seite Denham's, willigte der Scheik endlich ein; doch gab er ihm einen alten Neger mit, der auf dem Zuge für ihn Sorge tragen ſollte. Die Zahl derer, die den Grazzie mit machten, belief ſich auf 3000 Mann, theils Araber des Boo Khaloom, theils Eingeborne von Bornou, unter dem Befehl des Barca Gana, und einiger Leute des Scheik. Sie marſchirten ſüdlich, und nach einem Marſche von 6 Tagen erreichten ſie Mora, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Sultans von Mandara [*]; ſie liegt in einem Thal am Fuß einer Hügelkette, ungefähr 170 Meilen von Kouka. Dieſe Hügel oder Berge (ſie ſollen ſich 30 oder 40 Tagereiſen gegen Südweſt ausdehnen) beſtehn aus Granit, und ihre Seiten ſind mit Bäumen bedeckt. In den Thälern ſind viele Städte, wo Muſelmänner wohnen; aber die, welche in den Bergen wohnen, ſind Kindies, oder Wilde, welche der Sultan von Mandara in ſeinen Schutz nimmt, wofür ſie ihm eine Anzahl Sklaven liefern. Boo Khaloom hatte erwartet, daß man ihm zu Mara eine Anzahl derſelben geben würde; aber es ward rund abgeſchlagen. Er zog alſo immer in ſüdlicher Richtung fort gegen die Fellata, eine ſehr mächtige Nation, weil der Sultan ſich erbot, mit ſeinen Truppen zu ihm zu ſtoßen. Die Erzählung Denham's von dieſem Unternehmen iſt ſo intereſſant, daß wir ſie mit ſeinen eignen Worten geben wollen.

(Fortſetzung folgt.)

Wie es in England ausſieht.

Es iſt erfreulich zu ſehen, mit welcher Unbefangenheit der Engländer in folgendem aus dem Weſtminſter-Review entlehnten Aufſatze, die brittiſche Nation auf ihren Nationalfehler, der allen Beſtrebungen nach wahrer politiſcher Wohlfahrt entgegen iſt, aufmerkſam macht. Dieſer Fehler iſt kein anderer, als das gemeine kaufmänniſche Intereſſe, nichts als Geld zu machen, und zwar nur für ſich. Wenn nun auch nirgends als in England, welches nur ein großes Fabrik- Handelshaus iſt, dieſer ſelbſüchtigſte Privateigennutz des einzelnen Mannes, wie der einzelnen Stände, ſo in ſeiner ganzen Grellheit hervortritt, und eben darum auch nur da ſo kräftig und wahr bekämpft werden kann, wie es in folgendem Aufſatze geſchehen iſt, ſo iſt derſelbe dennoch ſehr geeignet, uns Kontinental-Menſchen, die wir im Ganzen eben ſo eigenſüchtig wie jene Eiländer, nur nicht auf ſo großartige Weiſe, ſind, zu der Einſicht zu verhelfen, daß auch wir, daß kein Stand unter uns jemals die Früchte wahrer politiſcher Freiheit genießen werden, ſo lange ein jeder ſein Privatintereſſe für ſich will, ohne es auch dem andern zu gönnen, und daſſelbe dem allgemeinen Staatswohl unterzuordnen. Der freimüthige Britte aber im Weſtminſter-Review ſpricht zu ſeiner Nation folgendermaßen:

---

[*] Mandara wird von Burckhardt als ein Diſtrikt erwähnt, der dem Sultan von Bornou zinspflichtig iſt.

Als Dr. Brown vor etwa 80 Jahren eine Schilderung der Sitten und Grundſätze ſeiner Zeit entwarf, überging er das Volk gänzlich, als von keinem Belange zu ſeiner Unterſuchung. Er betrachtete es als „einen unvernünftigen und dem Gerathewohl preisgegebenen Bolzen, oder einen lebloſen Ball, der in einer Kanone ſchlafe, und höhere Einſicht verlange, um den Impuls und die Richtung zu erhalten." Hier ſtellt dieſer Eingangsſpruch ſich uns wohl dar; würden wir aber auf demſelben Wege unſere Schilderung beginnen, ſo müßte auch Hamlet aus ſeinem eigenen Trauerſpiel ausgelaſſen werden. Niemand würde jetzo an eine ſolche Auslaſſung denken, oder träumen, daß er über den Kopf einer Nation zu ſeinem Schluſſe weghüpfen könne. Der Irrthum bei Brown entſtand aus keinem ſervilen Beweggrund. Er liebte ſein Vaterland, und ſchrieb wie er's dachte. Das Volk iſt von größerer Wichtigkeit geworden, und jedermann, der ſpricht oder ſchreibt, fühlt es und erkennt es an. Die Sitten und der Geiſt der höhern Stände könnten nicht mehr das einzige und leitende Thema in einer Abhandlung über den Zuſtand und die Ausſichten eines Landes ſeyn. Sie ſind auf ihrem eigentlichen Zuſtand zurückgeführt. Sie haben ihre Kapitel in den Büchern neben andern, und ſtehn im Index, ſtatt daß ſie auf dem Titelblatt ſind. Das Volk ſitzt nicht länger mehr als Zuſchauer da, während Whigs und Tories, das iſt, wenige große Familien mit ihren Verbindungen und Schwänzen das politiſche Spiel auf ihrem Wege und zu ihrem Vortheil ausſpielen. Jener „lebloſe Ball“ aber hat ſich längſt weniger leblos, als Herr Brown meinte, gezeigt, und bewieſen, daß in ihm eine Seele wohne, die, nach langem Schlummer zum Selbſtbewußtſeyn erwacht, ſich und ihrem Leibe dereinſt eine vernünftige, ſelbſtändige Bewegung und Richtung zu geben wiſſen wird. Man bemerkt ſchon jetzt eine auffallende Herabſtimmung gegen das Volk und in allen Verhandlungen, politiſchen, religiöſen und literariſchen, appellirt man an daſſelbe. Der Redner im Haus der Gemeinen ſpricht nicht zu denen, die um ihn auf den Bänken ſitzen, ſondern zu denen auf der Gallerie. An dieſe denkt er und an jene, von denen ſie nur ein repräſentativer Theil ſind, wenn er am ſchärfſten redet und ſeine beſten Perioden dreht. Disharmonirende Religionsmänner, mögen ſie politiſchen Schutz ſuchen oder verachten, müſſen dem Publikum den Hof machen, damit ſie Wichtigkeit genug erlangen, jenen Schutz zu fordern, oder Stärke genug, demſelben zu trotzen. Ihre erklärteſten Gegner müſſen vor denſelben Schranken plädiren. Die Menge theologiſcher Schriften, um des „Wortes Gottes“ von der Kanzel herab nicht zu erwähnen, machen England zu einem großen Hof des Areopagus, der ſich auf ein Urtheil vorbereitet „über die Aufſtellung fremder Gottheiten.“ Die abſtruſeſten Kontroverſen, welche die Gelehrten ſonſt in lateiniſcher Sprache nieder zu ſchreiben, und bei verſchloſſenen Thüren in geheimer Sitzung zu diskutiren pflegten, werden jetzo in wohlfeilen Traktätlein abgethan, und in jedem Dorfe faſt debattirt. Die Bücher-Fabrikanten zeigen jenen Reſpect gegen das Volk, welchen alle Fabrikanten für einen neuen und ausgedehnten Markt tragen. Alle Hauptwerke unſerer Sprache treten in wohlfeilen Ausgaben oder wöchentlichen Lieferungen ans Tageslicht. Die Bibel ſteht nun nicht mehr allein auf der Bauernſimſe, oder höchſtens noch in Geſellſchaft eines Gebetbuches. Schmeichelnde Dedikationen ſind abgeſtorben; das Publikum iſt jetzo der beſte Patron für jeden literariſchen Abentheurer. Die Armen haben ihre Tagsblätter und Anſtalten. Haufen von Zweipfennig-

Magazinen ſtrömen von der Preſſe, und einige davon haben reſpektabeln Abſatz und zirkuliren an die Tauſend wöchentlich. Kurz, die Wichtigkeit des Volks iſt ungeheuer geſtiegen; dies erkennt man an den Reden der Staatsmänner, den Predigten der Knechte Gottes, dem Lampenſtudium der Gelehrten, und an der Kritik der Journaliſten. Alle ſcheinen den Eindruck einer neu aufgekommenen Gewalt zu fühlen, und zollen ihr, ſegnend oder fluchend, einen gewiſſen Grad von Huldigung.

Es ſtund wohl nicht zu erwarten, daß die politiſche Macht im ausſchließlichen und unbeſtrittenen Beſitz der Wenigen bleiben ſollte, nachdem die Mehrheit einmal angefangen hatte ihre Wichtigkeit zu fühlen und ſie fühlen zu machen. Man iſt gerade mitten in einem warmen Kampfe über dieſen Punkt. Die Frage nimmt an Intereſſe zu für Herren und Unterthanen. Vereinte Macht und vereintes Licht ſtehn gegen einander, wenn man es ſo ausdrücken will. Es gibt Prinzipien, die nie ſo ſehr ins Licht geſtellt, und ſo ſchroff und abſprechend behauptet worden ſind, als heut zu Tage geſchehn. — Aber ſie ſind auch nie ſo ſehr in Zweifel gezogen und kontrovers gemacht worden. Es ſcheint faſt, als ob ſich die Welt in zwei große Klaſſen trennen wolle. Wer gewinnen will, muß ſich auf Unwiſſenheit und Geld ſtützen. Nie iſt die Theilnahme der Nationen gegen einander größer geweſen. Jeder Vortheil, den das Volk erlangt, iſt ein Triumph für alle Nationen. Jener engherzige und ſelbſtſüchtige Patriotismus hat aufgehört, wo ein Volk über die Knechtſchaft des andern ſich freute. Er hat einem edlern Gefühl Raum gegeben; mit allen zu ſympathiſiren, welche nach Freiheit ringen. Man freut ſich über eine Schlacht, die die Griechen gewinnen, eben ſo ſehr, als über eine Motion, die die Oppoſition durchſetzt. In beiden Fällen wird der gemeinſchaftliche Feind geſchlagen. In jener Sympathie liegt der Charakter unſrer Zeit.

Indem wir ein unpartheiiſches Gemälde von dem Geiſte der Zeit aufſtellen wollen, ſehn wir uns genöthiget einen Zug zu berühren, bei dem wir nicht mit Wohlgefallen verweilen können. Wir ſind eine Handelsnation, und behandeln die Freiheit nur zu ſehr als einen Gegenſtand bloßer Rechenkünſtelei. Ihre pekuniären Vortheile werden über ihren geiſtigen und moraliſchen Einfluß geſchätzt. Oft ſchon wurde eine Parlamentsreform verlangt, um die öffentlichen Laſten zu mindern. So unzweifelhaft dies geſchehen würde, ſo iſt das nicht der einzige, noch der beſte Grund, dieſelbe zu wünſchen. Eine Oligarchie hat ſchlimmere Uebel in ihrem Gefolge, als all die Penſionen, Sinekuren und verderblichen Ausgaben. Ein entwürdigter Charakter iſt mehr zu ſcheuen als eine leere Taſche. Der große Vortheil der Freiheit iſt, daß ſie den Menſchen männlich macht. Er hört auf eine Maſchine oder ein Laſtthier zu ſeyn. Er lernt ſich ſelber achten, und das iſt die erſte Lektion zur öffentlichen und häuslichen Tugend. Sein Antheil an der öffentlichen Gewalt iſt ein Kranz des Ruhmes um ſeine Stirne. Er weiß, daß er ein gleiches Glied einer freien Gemeine iſt, und dies Bewußtſeyn ertüchtiget ihn, ſeine Schuldigkeit zu erfüllen, und das Vaterland zu zieren. Das Bewußtſeyn ſeiner Rechte kommt nie aus ſeinem Geiſte, und es adelt jeden Gedanken, der in demſelben wohnt. Er erlangt eine aufrechte Stellung, einen kühnen Ton und einen feſten Blick. Weder im Betragen noch im Denken iſt Servilität. Die brave neue Welt, welche ſolche Menſchen hat, ſollte nicht bloß deshalb geprieſen werden, weil es dort wohlfeil zu leben iſt. Die Empfehlung iſt, der Himmel weiß es, ſtark genug. Geiſtige Unabhängigkeit und volle Freiheit des Redens und Handelns, ſo fern dies nicht die Rechte anderer gefährdet, iſt's, was einen freien Mann ausmacht. Wer dies nicht wünſcht, liebt die Freiheit nicht, wenn er auch die Schatzung haſſen mag. Dieſer magen- oder taſchenleere Patriotismus kann's in Zeiten nicht aushalten, welche die Menſchenſeelen verſuchen, und wo der Teufel in eitel Gold verwandelt erſcheint. Daß die Menſchenrechte ſelten oder nie verletzt werden können, ohne ihren Zuſtand zu verſchlimmern, darf man nimmer aus dem Auge verlieren. Das ſoll dem Volk tief eingeprägt werden. Es gab Gemeinweſen, die die freieſten waren, die man je geſehen, und doch ſo arm blieben. Und wir ſagen, ſie waren auch dazu die Glücklichſten, obwohl dies unſern Landsleuten nicht recht einleuchten wird. Daß eine Zulaſſung der Volksbeſchwerden ſchnelle Abhülfe vor den drückenden Auflagen einer faſt ungehemmten Ariſtokratie bringen würde, iſt und muß ein unwiderſtehliches Argument werden. Allein ſoll auf dieſen Grundſatz eine reelle und bleibende Wohlthat für das Land gewonnen werden, ſo muß es gewünſcht und gefordert werden, wenn auch kein ſolches Reſultat im voraus gefühlt werden ſollte. Aber unſer Zeitalter iſt ein kalkulirendes, und alles wird außer Frage geſtellt, was nicht auf Pfund, Schillinge und Pfennige zurückgebracht werden kann. Ein ähnlicher Wechſel iſt in der ſervilen Legalität geweſen, die, weil ſie enthuſiaſtiſch war, käuflich wurde. Burke beſchrieb keine blos imaginäre Veränderung, als er darüber klagte, daß das Zeitalter des Ritterthums erloſchen. Die Herrſcher erhalten jetzo nur ſo viele Dienſtleiſtungen, als ſie erkaufen können. Die Macht des Privatintereſſes geht allem vor, und iſt größer als der Thron. Das Prinzip der Servilität beſteht darin, daß ein Individuum einen größern Dividend erhält, wenn es die Maßregeln einer herrſchenden und plündernden Faktion unterſtützt, als wenn es die öffentliche Wohlfahrt befördert. Dieſer Stand der Dinge ſchreibt ſich eines Theils daher, weil wir gänzlich ein Fabrikanten- und Handelsvolk geworden ſind. Die eine groſe Sache, auf die wir geſpannt ſind, iſt Geld zu ſammeln, und unſere Politik, Religion und Literatur ſind nur allein Zweige jenes Strebens, und werden als untergeordnete Operationen betrachtet mit beſtändiger Unterwerfung unter jene Hauptrückſicht. Der beſondere Charakter, welchen unſer Haus der Gemeinen beſitzt, hat auch zu jenem Reſultat beigetragen. Aller Einfluß, den jener Körper auf die Regierung hat, entſpringt nur aus dem einzigen Privilegium, das er hat, Zuſchüſſe zu bewilligen. Dadurch wurde ſeine Autorität erhalten und ausgedehnt, und wahrſcheinlich auch ſeine Exiſtenz ſogar geſichert. Seine Mitglieder haben nur in ſo fern legislativen Antheil, als ſie die konſtitutionellen Taxenerheber ſind. Die Geſetze, die ſie geben, ſo weit ſie ſich wenigſtens über die Privilegien des Volkes erſtrecken, ſind nur ſo viele Kaufhändel mit der Krone. Daher iſt ſelten jemals eine groſe Debatte, wo nicht finanzielle Betrachtungen vorherrſchend wären. Es ſcheint faſt, als hörten wir der Diskuſſion einer Rechenkammer zu, welche die Direktoren einer groſen Handlungsgeſellſchaft führen. Auch iſt eine beträchtliche

Veränderung in der Klaſſe der Perſonen vorgegangen, die in jenem Hauſe ſitzen. Ehemals ward dort das Land hauptſächlich repräſentirt, aber jetzo das Geld. Das Ackerbau-Intereſſe verſchwindet bald. Ererbter Rang, ererbter Einfluß und ererbte Vorurtheile traten mit einander auf den Schauplatz. Die Ariſtokratie des Reichthums uberſchwemmt alles. Der öffentliche Geiſt (ſo lehren ſeine Führer) ſoll auf nichts als das Kalkuliren achten. Das Schlimmſte dabei iſt, daß die öffentlichen Grundſätze unter dieſem Syſtem ſchnell verſchmorren. Ein junger Mann wählt ſeine politiſche Parthei, wie ſeinen Handel oder Beruf, und vertauſcht ſie mit eben ſo wenig Zögern oder Schaam, ſobald es ihm die Umſtände rathen. Er findet, daß jedes Ding bloß als ein Gegenſtand des Gewinnes oder Verluſtes in Bezug auf die Nation betrachtet wird, und ſieht nicht ein, warum er nicht ein gleiches thun ſollte in Bezug auf ſeine eigenen Geſchäfte. Er ſtudirt die Moral im Cocker und ſchätzt die Ehre nach der Regel von drei.

Dies Uebel iſt glücklicher Weiſe durch die Thatſache beſchränkt, daß bei der großen Menge der Gemeinen es unmöglich wird, eine Privatintereſſe zu ſchaffen im Zwieſpalt mit dem öffentlichen Wohl. Beſtechung that, was ſie konnte, um dies zu bewirken und eine Klaſſe ſpielte beſtändig gegen die andere los. Indeß iſt es nur eine verhältnißmäßig kleine Minorität oder eine unwiſſende Majorität, die alſo beſtochen und getäuſcht werden kann. Während die wachſende Einſicht des Volkes durch das Appelliren von ſolchen an daſſelbe iſt kund gethan worden, welche von perſönlichem Einfluſſe im Staate ſind oder darnach trachten, — iſt es mächtig in ſeinen Fortſchritten gerade von dem Umſtande unterſtützt worden, welcher alſo Urſache und Wirkung zugleich war. Redner und Schriftſteller bemühen ſich dem Volke einen Gegenſtand verſtändlich zu machen, um ſeine Stimme zu gewinnen. Seine Meynung wird erfordert. Um eine dauernde Hülfe von dieſer Meynung zu erlangen, muß man das Volk berichten und überzeugen. Die größten Talente wurden hiefür in Thätigkeit geſetzt. Bei öffentlichen Verhandlungen iſt es auffallend, wie unſere großen Redner ihr Beſtes thun. Sie kommen nun nicht mehr auf jene ſorgloſe und unvorbereitete Weiſe, welche anzudeuten ſchien, daß man jeden Unſinn zur Menge ſprechen könne. Sie fingen es an einzuſehn (einige freilich ſpät), daß die Sache, die ſie vertheidigen, und ihr eigener Ruf auf dem Spiele ſtehe. Und indem ſie beide aufrecht hielten, haben ſie den Geiſt ihrer Zuhörer gebildet. Unſere Zeitungen tragen reichliche Anzeichen einer ähnlichen Verbeſſerung. Es arbeiten nun höhere Talente daran als ehemals und ſie ſind nicht ſelten das Medium der Mittheilung unter den edelſten Geiſtern und der allgemeine Sinn und das Herz der Mehrheit. Wahr iſt's, ſie ſind auch Partei-Werkzeuge, ſie tadeln und entſtellen für Parthei-Zwecke. Sie mögen oft mißleiten, entflammen; aber um wirkſame Werkzeuge zu ſeyn, müſſen ſie mit Geſchicklichkeit gehandhabt werden. Sie müſſen der Forderung nach Fakten und Beweiſen begegnen, einer Forderung, die mit der Befriedigung wächst. Sie müſſen einen Charakter haben, welcher, eben ſo den weitläuftigſten Deduktionen, wie der intellektuellen Veredlung der ungeheuern Bevölkerung, unter der ſie zirkuliren, allgemein günſtig iſt. Jede Regierungstheorie, jede politiſch-wiſſenſchaftliche Frage, jede Maaßregel der Adminiſtration wird abwechſelnd der Gegenſtand eines Streites, und alle Stände werden mit dem allen vertraut, was die höchſten Talente oder eine ausgebreitete Kenntniß nur immer zu ſeiner Beleuchtung vorbringen können. Die wohlmeynenden Patrone der Armen, die da glauben, daß dieſe etwas von ihrer Pflicht und ſonſt nichts anderes wiſſen ſollten und ſie mit erbauenden Traktätlein in geſuchter Einfalt des Stiles (und den geringſten Fähigkeiten angepaßt) beglücken wollen, werden nun auf die Seite geworfen: ihr Geſchäft hat ein Ende. Ihre Kindermilch iſt durch einen ſtärkern Nahrungsſtoff verdrängt worden. Sobald die Armen leſen gelernt haben, dann nehmen ſie ohne anders den Cobbett zur Hand. Dieſer Mann, wenn er bei ſeinen andern Eigenſchaften auch Feſtigkeit gehabt hätte, wäre zu dieſen Zeiten der gewaltigſte im Lande geweſen; aber niemand hat mehr Grund ſich über ihn zu beklagen, als die Freunde der Freiheit. Denn er hat durch ſeine Oppoſition und ſeine Stützen ihrer Sache gleich geſchadet. Dies war eine Folge ſeines Verfahrens. Aber einen guten Dienſt hat er geleiſtet und wird ihm leiſten, ſo lange er ſchreibt. Sein zänkiſcher und männlicher Verſtand, ſein unerſchöpflicher Vorrath an Fakten über alle Gegenſtände der politiſchen Oekonomie, ſeine ewige Friſche (denn das Alter entblättert ihn nicht und der Gebrauch nutzt ſeine unendliche Mannigfaltigkeit nicht ab), ſein klarer ungezwungener kräftiger Stil und ſeine Bluthundsjagd irgend eines Lieblingsthema's, wobei ihn die Länge nicht ermüdet und die Schwierigkeit vor der Verfolgung nicht abſchreckt, — haben den ſchlafenden Sinn der ärmern Klaſſen zur Thätigkeit geweckt, Material zum Denken geliefert und den Trieb des Forſchens hervorgerufen. Dies wird alle Uebel heilen, welche all die Schriftſteller anrichten könnten, die Partheigeiſt oder perſönlicher Ehrgeiz auf den Kampfplatz bringen möchte. „Es iſt gewiß, ſagte er bei einer Gelegenheit, ich bin der große Erleuchter des engliſchen Volks geweſen.“ Man konnte ſich nicht enthalten, über ihn zu lachen und zu gleicher Zeit ſich in ſeinem Herzen zu geſtehen, daß der unverſchämte Menſch einigen Grund habe, ſich alſo zu brüſten. Er war ein größerer Erleuchter, als er ſelbſt beabſichtigte und hat Tauſende ſo wohl unterrichtet, daß er ſie nun ſelber nicht mehr leiten kann.

Das Licht, welches man ſo gewonnen, muß früher oder ſpäter jene Ausdehnung der Wahlfreiheit behaupten, zu der es ſo wohl geeignet iſt. Und dieß beſtimmt in der That den Unterſchied zwiſchen einem Freien und Sklaven. Dadurch kann die Mehrheit allein ihre Rechte und Intereſſen gegen den Ehrgeiz, die Käuflichkeit und Servilität der Wenigen wieder erlangen oder ſichern. Außer dieſen politiſchen dürfen andere Folgen von einer wichtigern Natur davon erwartet werden. Allbereits hat es ſich auf verſchiedenen Wegen mit jener Tendenz, ſich zuſammen zu geſellen, kombinirt, welche in der Ausdehnung, zu der ſie gelangt, unter die charakteriſtiſchen Zeichen der Zeit gerechnet werden kann. Jeder Gegenſtand der Literatur und Wohlthätigkeit hat ſeine zu dieſem Zweck gebildeten Geſellſchaften. Die Wohlthätigkeitsanſtalten der Hauptſtadt füllen einen zierlichen Band, blos mit Aufzählung ihrer Gegenſtände und den Liſten ihrer Führer. Der Beitritt zu ſolchen Anſtalten war ein auffallendes Herablaſſen in Bezug auf den Stand in der Staatsgeſellſchaft. Die Schenkungen wohlhabender Individuen hielt man für keine ſo bleibende Quelle als die vereinten Beiträge vieler. Der Eifer philantropiſcher Führer leitete zur Eröffnung dieſer Minen; aber die Arbeiter haben ihren Werth entdeckt und ſie fangen an dieſelben für ſich zu bearbeiten. Man kann ſie zu mehr denn bloßen Krankheitszufällen und Bücherankauf nutzen. Wir ſchreiten von einem leſenden zu einem wiſſenſchaftlichen Volke vorwärts. London folgte dem Beiſpiel von Glasgow und Edinburg in der Errichtung einer Anſtalt für Mechanik. Zu Norwich hat man Schritte gethan eine Geſellſchaft für Manufakturarbeiter zu bilden, um die Erfindungen und angeblichen Verbeſſerungen einem praktiſchen Verſuche zu unterwerfen, die die eigne Geſchicklichkeit einem der Mitglieder eingeben möchte. Es iſt ſchwer den genauen Lauf der Ereigniſſe vorher zu beſtimmen; aber die Wirkung muß den Charakter erheben und die Genüſſe der arbeitenden Klaſſe veredeln. Unſere geſellſchaftlichen Einrichtungen mögen ſtille ſtehn in den Formen, wie ſie Owen*) betrachtet; allein man hat doch guten Grund zu erwarten, daß ſie durch die Einflüſſe ſeiner kooperativen Prinzipien modifizirt werden. Jene Kombination wird den Mangel des Kapitals einigermaaßen erſetzen und die erſtaunenswürdigen Verbeſſerungen im Maſchinenweſen, welche man gemacht und noch macht, werden, ſtatt bereits wohlhabende Individuen zu bereichern, geradezu dem Intereſſe der arbeitenden Klaſſen förderlich ſeyn, denen ſie jetzo allerdings oft ſchwere, gewiß aber nur temporäre Wunden ſchlagen.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche Literatur.

1) **Teutſches Muſeum**, herausgegeben von Ernſt Münch in Verbindung mit teutſchen, ſchweizeriſchen und elſaſſiſchen Gelehrten. Erſten Bandes erſtes Heft. Freiburg im Breisgau, bei Friedrich Wagner. 1824.

Dieß iſt der Titel einer neuen, wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift, welche ſchon durch die faſt übermäßige Vernachläſſigung eines gefälligen Aeußeren, blendenden und beſtechlichen Schein verſchmähen zu wollen ſcheint. Wir haben in einem nur nach allerlei Zierlichkeit lüſternen Zeitalter nichts gegen einen etwas grellen Gegenſatz, nur verlangen wir auch von dem gröbeſten Kittel, Reinlichkeit und ordentlichen, dem Leibe angemeſſenen Schnitt. Geſchmacklos iſt das Titelblatt und beleidigt das Auge durch liederlichen Druck und durch das halb zur Seite geſchobene Motto: Vivitur ingenio, caetera mortis erunt. Von der Maſſe oft ſinnentſtellender Druckfehler mögen wir nicht einmal reden. Jedoch was das beſte iſt, der Inhalt dieſes erſten Heftes entſpricht wirklich unſerer Vermuthung. Es bietet nämlich manche höchſt intereſſante Gegenſtände dar. Dahin rechnen wir die Mittheilung der philoſophiſchen Anſichten des Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim von der Wiſſenſchaft und dem Leben ſeiner Zeit (des ſechzehnten Jahrhunderts.) Sie ſind von dem nie außer acht zu laſſenden Gedanken erzeugt, daß alle Wiſſenſchaften und Künſte, wenn ſie ſich lostrennen von dem Kern alles Lebens, welcher eben Religion und Tugend iſt, mehr Verderben als Segen bringen. Eben dahin rechnen wir die Charakteriſtik des altgermaniſchen Lebens von Wolfgang Menzel, welche wegen ihrer, kurrenten Anſichten gegenüber tretenden Neuheit viel Widerſpruch erfahren wird; die aber von keinem, dem es um Erkenntniß der Wahrheit Ernſt iſt, überſehen werden darf. Anziehend iſt ſie wegen der inneren Konſequenz, welche ſonſt blos freier Spekulation eigen, hier von hiſtoriſchen Thatſachen ausgehend den Kreis derſelben nicht überſchreitet. Die diplomatiſch-hiſtoriſche Unterſuchung über Hermann von Stahleck Pfalzgrafen bei Rhein 1142 — 1157 von F. A. Deuber ſpannt die Erwartung auf die Fortſetzung der wenig befriedigenden, die Sache ſelbſt noch kaum berührenden Mittheilung. Wie unterhaltend die vom Herausgeber ſelbſt gelieferten Bruchſtücke eines noch zu druckenden Werkes über Franz von Sickingen und deſſen Geſchlecht ſeyn mögen, aus welchen allerdings hervorgeht, daß der Verfaſſer jene große Zeit mit Geiſt und Beſonnenheit aufgefaßt hat und ſo der Würdigung des Sickingen und ſeines Strebens die rechte Baſis geben wird, ſo haben wir dennoch gegen die Mittheilung der Bruchſtücke, in ſo fern es ſolche ſind, allerlei einzuwenden und glauben, es würde dem Charakter dieſer Zeitſchrift angemeſſener geweſen ſeyn, wäre eine umfaſſende, wenn auch zuſammengedrängte, Charakteriſtik Sickingens gegeben worden. Bei Gelegenheit der gleichfalls in dieſem Heft erſchienenen, kurzen Darſtellung des Lebens und Wirkens eines Freiburgiſchen Profeſſors der Moral, des hochachtungswerthen Ferdinand Wanker, können wir nicht umhin, den Herausgeber auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, die er nothwendig bei den (S. 103.) beabſichtigten Nachrichten über bedeutende noch lebende Zeitgenoſſen läuft. Kann der Hiſtoriker ſelbſt in Behandlung längſt vergeſſener Zeiten und Männer, nur ſelten das nothwendig-geforderte „sine ira et studio“ erreichen, — wie will er es bei der Uebermacht gegenwärtiger, perſönlicher und anderer der Zeit angehöriger Verhältniſſe behaupten? Was ſollen dieſe Nachrichten? Sollen ſie Anerkennung verkannter Verdienſte der Gegenwärtigen? Das ſieht gar zu ſehr nach unſerem ſich ſelbſt vergötternden Zeitalter aus und gehört zu ephemeren Erſcheinungen, wie die Brockhauſiſchen Zeitgenoſſen. Und wenn es wirklich wünſchenswerth iſt, daß die Zeit ſich ſelbſt kenne, ſo müßten auch tadelnde Erwähnungen ſtatt finden. Beides ſcheint um ſo mehr von einer der Wahrheit und Gründlichkeit dienenden Zeitſchrift, als welche dieſe neue ſich ankündigt, ausgeſchloſſen ſeyn zu müſſen, als es nie bleibenden hiſtoriſchen Werth haben kann. Ueberhaupt möchten wir dem Herausgeber noch den Wunſch zur Beherzigung vorlegen, daß er lieber auf möglichſte Vereinfachung und klare Durchführung des Planes bedacht ſeyn möchte, als der Gefahr ſich Preis geben, bei zu großer Mannichfaltigkeit, weniger als er wünſcht und verſpricht, zu leiſten. Wir wünſchen, daß er den angegebenen hiſtoriſchen Geſichtspunkt allein feſt halte und dieſem alles andere unterordne.

---

*) Von den eigenen Anſichten dieſes Mannes findet man in den früheren Heften dieſer Blätter Nachrichten.

8) **Göthe über Kunſt und Alterthum** (4ten Bandes 1ter Heft. Stuttg. Cotta 1824.)

Schon Göthe's Name wird dieſen Heften immer allgemeines Intereſſe erhalten. Denn als äſthetiſcher Polyhiſtor wird derſelbe beſtändig einer deutſchen Literaturepoche den Namen geben. Alles von ihm ausgehende erhält aber beſonders heutzutage ſchon des um ihn erhobenen Streites wegen Bedeutung. Schwer iſt's überhaupt, ſchwerer alſo noch unter den gegebenen Verhältniſſen gerecht zu urtheilen, zumal, wenn eine Schrift, wie vorliegende, ihrer Natur nach ein Vielerlei iſt. Wie gewöhnlich, ſind Gedichte, räſonnirende Aufſätzlein, Notizen, referirende Rezenſionen u. ſ. w. wie etwa in einem Schönkucker, bunt durch einander geworfen und durch Wiederſpiegelung zu einem Gewebe, in geſetzlich-willkührlichem, türkiſchem Geſchmack, vereint.

Wir wollen einige hellfarbige und dunklere Steinchen und Blätter etwas näher in's Auge faſſen. Weil der Oſten uns die Sonne bringt und der Oſtwind reine Luft, deswegen, ſcheint es, wird der Heft mit orientaliſcher Poeſie eröffnet. Das Gebet des Paria, die Legende und der Dank des Paria, welche zuſammen ein Ganzes bilden, ſprechen aus, wie Brama in der Fülle ſeiner Gnade dieſelbe ſogar der verworfenen Klaſſe der Paria's angedeihen laſſen will, obgleich blos durch Vermittelung einer Bramane, die auf eine willkührliche und wunderſame Weiſe, wie zur Strafe, einen verworfenen Leib zu ihrem erlauchten Kopf erhält. Wegen dieſe indiſchen Gedichte auch ganz treu den Geiſt der Hindusreligion ausſprechen, ſo können wir dieſelben, von poetiſcher Seite betrachtet, höchſtens für glückliche Studien erklären, die aber eben deswegen nur in Kopieenſammlungen aufgenommen zu werden verdienen. Deswegen ſtehen ſie aber allerdings in einem Hefte über Kunſt und Alterthum am rechten Flecke. Nicht ſoll hiemit überhaupt jede Einführung fremder Denk- und Vorſtellungsweiſe in deutſche Literatur verſchmäht werden; — wir verlangen nur eine freie, eigenthümliche und vor allem poetiſche Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe des fremdartigen, die z. B. Göthe'n in ſeinem bekannten Gedichte „der Gott und die Bajadere“ viel beſſer gelungen ſind. In vorliegenden Gedichten aber beherrſcht ſanſcritiſche Dogmatik die poetiſche Darſtellung bis zur Nichtachtung deutſchen Sprachgebrauchs. Gelungener dagegen erſcheint uns die Darſtellung einer ſerbiſchen Volksſage von Grimm S. 66 — 71. Was ſollen wir aber zu den zahmen Xenien, welche von S. 93 — 111 dieſem Hefte eingeſtreut ſind, ſagen? Sie kommen uns vor, wie eine Handvoll Uferſand aus einem goldführenden Strome. Von dem vielen Gekörn ſind die meiſten blos in der Sonne gewohnten Ruhmes glänzende, die wenigſten wahre Goldkörner. Zu den letzteren müſſen wir folgende Sprüchlein rechnen:

Irrthümer ſollen uns plagen?
Iſt nicht an unſer Heil gedacht?
Halb-Thümer ſolltet ihr ſagen,
Wo halb und halb kein Ganzes macht.

Wär nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Zu dieſen beſſeren Sprüchen gehört höchſtens 1/5 von den 53 gegebenen. Von welcher Art die Maſſe ſey und das Mittelgut, überlaſſen wir unſern Leſern aus den angeführten, die zu den Beſten gehören, zu ſchließen.

Warum Gothe ſie zahme Xenien genannt hat, begreift ſich, weil ſehr viele nicht ſowohl wie Angriffe, als vielmehr wie in Form von Weisheitsſpruchen abgefaßte Selbſtvertheidigungen auftreten. Hiemit widerſpricht er freilich der Nichtachtung des Publikums und ſeines Urtheils, indem er ſie ausſpricht. Was ſonſt noch Auszeichnung unter den in dieſem Hefte gelieferten, immerhin intereſſanten Mannichfaltigkeiten verdient, mag etwa die Notiz ſeyn über die aufgefundene, wahrhaftige Kopie von dem Diderotiſchen „Rameau's Neffe“, über „den Berliner Steindruck,“ vor allem aber das Aufſätzchen „von deutſcher Baukunſt“, welches, obwohl es Gothe'n nicht zum Verfaſſer haben mag und in einem nicht eben polirten Stile geſchrieben iſt, dennoch geniale Auffaſſung der Kunſt überhaupt, beſonders aber der Baukunſt, verräth.

Notizen zu engliſcher Kunſt und Literarhiſtorie.

In London hat ſich kürzlich eine neue Sozietät aufgethan zur Beförderung der ſchönen Künſte. Da das Glück eines ſo großen Theiles der menſchlichen Geſellſchaft von der Geſchicklichkeit der Schneider abhängt, mit der ſie ihren ſchweren Beruf erfüllen, ſo kann ſich das Publikum zur Entſtehung der Minerven-Sozietät der Marchands tailleurs coupeurs (wie ſie ſich nennt) Glück wünſchen. Die Welt möge recht lange des edeln Stifters dieſer Geſellſchaft, des Maſter Baker, ſich erinnern mit dem gemiſchten Gefühl der Dankbarkeit und Bewunderung, denn er iſt der große Verbreiter der Pantalone und des ſyſtematiſchen Kleiderſchnitts. Die Geſellſchaft verſammelte ſich den 24. d. M. in dem Wirthshauſe zum weißen Roß in der Regent-Street. Man beſchenkte den Stifter mit einer goldenen Doſe, bei welcher Gelegenheit eine Rede an ihn gehalten wurde, die eine Trennung der Glieder zur Abſicht hatte, welches aber nicht gelang. — Möge dieſe Geſellſchaft recht viel Großes im Reiche der Moden vollbringen und eine ähnliche Nacheiferung in den gebildeten Staaten Europa's erzeugen, damit noch unſere ſpäteſten Nachkommen das Andenken ihrer Väter ſegnen!

2) Man hat allgemein geglaubt, daß Otway, ein dramatiſcher Dichter der Engländer, an einem Biſſen Brotrinde erſtickt ſey, die er allzu begierig aß, nachdem er lange einen ſchrecklichen Hunger ausgeſtanden. Es weiſt ſich aber nach, daß er als Opfer der Freundſchaft fiel. Sein Freund Blakiſton wurde auf der Straße ermordet; der Mörder entfloh nach Frankreich. Otway verfolgte ihn zu Fuß bis nach Dover, wo ihn ein Fieber befiel, als Folge ſeiner Anſtrengungen. Bei ſeiner Rückkehr nach London trank er unvorſichtiger Weiſe Waſſer, welches ſein Ende beſchleunigte. Er ſtarb den 14. April 1685 in einer ſchlechten Kneipe am

Towerhill in einem Alter von 34 Jahren. Walter Scott hat den Inhalt ſeines neueſten Romans, den wir in unſern Blättern mitgetheilt, von einem Trauerſpiel dieſes Dichters, die Waiſe betitelt, entlehnt. Zugleich fügen wir bei, daß der Ronan's Brunnen in England ſchlechtes Glück gemacht, und die ungünſtigſten Rezenſionen erfahren hat. Man erklärt den Roman fur ein verfehltes Machwerk. Uebrigens werden Walter Scotts Werke auch ins Ungariſche überſetzt; man hat bereits mit dem Waverly den Anfang gemacht. Wie aber Schottiſche und Ungariſche Sitten übereinſtimmen, begreift man nicht recht.

Miszellen.

Allerneueſte Wunderkur des Fürſten Hohenlohe.

(Lettres Champenoises.)

Die Thatſache, von welcher wir Bericht geben, iſt in der Gemeinde Gerbevilliers, Arondiſſement Luneville vorgefallen. Herr Martin, ein Seiler ſeines Gewerbes, 39 Jahre alt, geborner Bürger dieſer Gemeinde, der mehrere Jahre lang gegen ſeinen Willen in der kaiſerlichen Armee gedient hatte, war mit ſchlimmen Nervenzufällen in den Schooß ſeiner Familie zurückgekehrt, und konnte aller ärztlichen Hülfe ungeachtet nicht geheilt werden. Seit den letzten zwei Jahren waren die Konvulſionen ſo heftig geworden, daß die beiden Kinnbacken gänzlich aus den Fugen gewichen waren, wodurch er ſtumm wurde, und was am Ende ſeinen Tod herbeigeführt hätte, wenn ihm nicht zum Glück durch eine Zahnlücke Speiſen hätten eingegoſſen werden können. Die ganze Gemeinde kann übrigens bezeugen, daß ungeachtet ſeiner Krankheit, Herr Martin bei gutem Verſtande war und daß keine der Antworten, die er niederſchrieb, von einer Schwächung ſeiner Geiſteskräfte zeugte. Seine Angehörigen, da ſie ſahen, daß menſchliche Hulfe unnütz ſey, wandten ſich an eine höhere Gewalt und ſchrieben dem Furſten Hohenlohe, der ihnen mit Vergnugen ihre Bitte gewährte. Nach Anordnung des Herrn Fürſten ſollte am 1. Februar dieſes Jahres eine Meſſe geleſen werden und darauf eine neuvaine (oder neuntägige Andacht) folgen; am 10. Februar ſollte eine zweite Meſſe geleſen werden. Bei Leſung der erſten Meſſe noch fuhlte der Patient heftige Schmerzen, als aber die heilige Hoſtie in die Höhe gehalten wurde, verſpürte er ein craquement in den Kinnbacken. Von da an kamen die Martiniſchen Kinnbacken wieder etwas in Bewegung, doch die Zunge blieb bis zu der Meſſe des 10. Februar gelähmt. Als an dieſem Tage der Diener des Herrn die heilige Hoſtie in die Höhe hob, da erhielt Martin alſobald die Sprache und rief aus mit lauter Stimme: Herr Abbé ich bin geheilt! darauf ſprach er mit lauter vernehmlicher Stimme das heilige Gebet und erhielt das Abendmahl. Von Stund an redete er und war geheilt. Da das der Pfarrer hörte, lobte er Gott und ließ ein Hochamt halten, und die Tambouren giengen aus, durch Trommelſchlag den Bürgern der Stadt das Wunder zu verkündigen, welches ſo eben ihrem Mitbürger, dem Seiler Martin, widerfahren war.

Dieß iſt die wunderbare Hiſtorie von der wunderbaren Ingangſetzung zweier längſt ſtill geſtandenen Kinnbacken durch eine heilige Meſſe, ſo in den Lettres Champenoises des Breiteren zu leſen.

Der Redakteur dieſer Zeitſchrift iſt nicht genannt. Sehr bedeutſam aber führt ſie als Sinnbild ein graſendes Schäflein. Wir möchten ihr rathen, auf die Kehrſeite noch ein anderes vierfüßiges Thier zu ſetzen, das ſich nicht weniger durch außerordentliche Geduld und Sanftmuth auszeichnet.

— Aller große Erfolg, welche unſere Reden oder Thaten in der Welt haben, hängt davon ab, ob ſie à-propos geſchehen ſind, oder nicht. Arnold von Breſcia, Johann Huß, Hieronymus von Prag kamen nicht à-propos. Das Volk war damals noch nicht genugſam aufgeklärt, und die Druckerkunſt hatte noch nicht alle Mißbräuche vor die Augen des Volkes gebracht. Als man anfing zu leſen, und das gemeine Volk, welches dem Fegfeuer entrinnen, aber dieſe Gunſt nicht allzu theuer durch die Ablaßkrämerei erkaufen wollte, die Augen öffnete, da kamen Luther und die Reformatoren à-propos. Man hat bemerkt, daß Cromwell unter Eliſabeth, oder Karl II, und der Kardinal von Retz unter Ludwig XIV, der ſelbſt regierte, gewöhnliche Perſonen geweſen wären. Hätte Cäſar zu Scipio's Zeiten gelebt, er hätte die Freiheit Roms nicht unterdrückt; auch würde Mahomet, wenn er jetzo käme, höchſtens Sheriff von Mecca werden. Kehrten aber Archimedes und Virgil ins Leben zurück, ſo würde der eine jetzo noch der beſte Mathematiker, und der andere der beſte Dichter ſeines Landes ſeyn.

— Beim Leichenbegängniß der Königin Eliſabeth drückte ein Dichter den Nationalſchmerz mit folgenden Worten aus: „Man brachte die Königin zu Waſſer nach Whitehall; bei jedem Schlag ließen die Ruder Thränen fallen; doch mehr noch erdröhnte das Boot; die Fiſche unter dem Waſſer weinten ſich die Perlenaugen aus und ſchwammen blind nach. Ich glaube, die Schiffer hätten ſie leichter dahin gerudert in ihres Volkes Augen; denn (das haben meine Gedanken gemeſſen) wäre ſie zu Land gekommen, ſo würde ſie zu Waſſer gekommen ſeyn."

— Lord Holland beſitzt eine ſeltene Abſchrift von Camoens. De Seuza behauptet, daß ſich dieſelbe in des Dichters Händen müſſe befunden haben. Unten am Titelblatt lieſt man einige Zeilen von einer alten Spaniſchen Hand, die das traurige Zeugniß von dem unglücklichen Ende des Dichters enthalten. Aus den Zeilen ſcheint hervorzugehen, daß ihn der Verfaſſer derſelben zu Liſſabon im Hoſpital ſterben ſah. Sie lautet zu deutſch: O welch ein thränenwerther Anblick iſt es, dieſen großen Geiſt in ſolchem Elende zu ſchauen! Er ſtarb in einem Hoſpital zu Liſſabon, und hatte nicht einmal eine Decke, ſich darein zu hüllen, er, der in Oſtindien triumphirt und 5500 Leguas zur See gemacht hat. Welche Nachricht iſt das für die, welche Tag und Nacht ſich abmühen ohne Frucht, gleich der Spinne, welche Netze macht, um Fliegen zu fangen!

— Ein Mönch, der eine Wallfahrt ins heilige Land unternommen hatte, brachte unter andern ſeltenen Reliquien auch die wahren Hörner Moſis und den wahren Odem Jeſu Chriſti in einem Fläſchchen mit. Da man aber gegen die Aechtheit der Reliquien gerechte Skrupel hegte, ſagte derſelbe: Wenn ihr nicht an meine Reliquien glauben wollt, die ich mitgebracht habe, wohlan, ſo glaube ich auch nicht mehr an die wahre Milch der Jungfrau Maria, die man zu Genua verehrt.

No 21

Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter in der neueren Zeit.

Einleitung.

Wir bezwecken hier eine gedrängte Charakteriſtik der ausgezeichnetſten Dichter, die ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine neue große Epoche der deutſchen Poeſie ins Leben gerufen. Da das Urtheil, ſelbſt der Genuß des Publikums allmählig immer mehr, theils durch einſeitige Aeſthetiker, die alle Geiſter der verſchiedenſten Größe auf das eine Zwangsbett ihrer Syſteme ſpannen, theils durch Schaaren von Nachahmern, die den Spiritus ſo lange verwäſſern, bis er einem widerſteht, theils durch den Neid und die Intoleranz einzelner Dichterſchulen, die ſich gegenſeitig herabzuwürdigen trachten, auf ſo mannigfaltige Weiſe beſprochen und verfälſcht wird, da ferner die ungeheure Maſſe der ſchönen Literatur und der ſie beurtheilenden Werke ohnehin den Blick verwirrt, und die Ueberſichten ſo ſelten, ſo unklar und einſeitig erſcheinen, ſo mag es an der Zeit ſeyn, einmal einen Verſuch zu wagen, dergleichen der folgende ſeyn wird. Wir hoffen durch denſelben manches auszuſprechen, was viele bisher nur dunkel gefühlt haben, ohne es ſich klar machen zu können, oder es gegen die einmal herrſchenden Autoritäten geltend machen zu wollen. Wir werden einige Männer, die bisher als Götzen eines reichlichen Weihrauchs und ſelbſt der Opfer edler verkannter Geiſter ſich erfreut haben, von ihrem Throne herabziehen, andere, die man nie nach Verdienſt anerkannt, mit dem grünen Lorbeer ſchmücken, und auch über manchen andern theils ſtehende Vorurtheile ſäubern, theils neue Anſichten geben. In ſo fern unſre Urtheile mit früher ausgeſprochenen übereinſtimmen, dürfen wir uns wenigſtens das Verdienſt aneignen, ſie an einen neuen und ſchicklichen Platz und in eine paſſende Verbindung mit noch nicht ausgeſprochenen geſtellt zu haben. Manche vergeſſene Wahrheit wird dadurch neuen Reiz gewinnen und eindringlicher werden.

Wir legen unſern Urtheilen keine der beſtehenden äſthetiſchen Theorien zu Grunde, denn ſie ſcheinen uns alle einſeitig. Ueberhaupt wollen wir ein Syſtem weniger in nackten Regeln, als in der Anwendung ausſprechen. Innere Einheit und Konſequenz aller unſerer Urtheile ſoll nicht vermißt werden, und wir überlaſſen es dem Schickſal, dem wir nicht gebieten können, ob die Wahrheit unſerer Anſchauung ſich durch ſich ſelber geltend machen werde. So ſehr wir von dieſer Wahrheit überzeugt ſind, eben ſo ſehr auch davon, daß wir ſie nicht beweiſen können. Wir erkennen keinen höheren oder allgemeineren Richterſtuhl über die Anſichten vom Schönen an, als die Individualität der Einzelnen. Wir glauben, daß niemand eine allgemein gültige und anwendbare Schönheits-Theorie aufſtellen könne. Der Verſtand allein macht allgemeine Theorien geltend, aber die Quelle des Intereſſes am Schönen liegt in einem andern Gebiete, als dem des Verſtandes. Den logiſchen Geſetzen fühlt ſich jeder unterworfen, und ſie gelten zu allen Zeiten, bei allen Völkern; die äſthetiſchen widerſprechen ſich nicht nur in Zeiten und Völkern, ſondern auch in einzelnen Menſchen. Dort iſt der Menſch gebunden, hier frei. Dort muß er urtheilen, wie andere; hier kann er nur für ſich urtheilen. Dort wird jeder Streit leicht beigelegt, hier kann er niemals entſchieden werden. Wo das Gefühl unmittelbar geſprochen, ändert der Verſtand nichts, und auch ein erkünſteltes Gefühl kann das ächte nicht erſticken. Es kann einer zu wenig Verſtand haben, um ſein Gefühl ſich und andern zu erklären und zu begründen, er wird im Streite des Verſtandes dem Gegner alles zugeben, und doch ſein widerſprechendes Gefühl behalten. Wir können nur hoffen, unter denen, deren Individualität mit der unſrigen übereinſtimmt, für unſere äſthetiſchen Anſichten entweder ſogleich Anhänger zu finden, oder ſie dazu zu machen, indem wir entwickeln, was erſt in ihnen keimt. Darum laſſen wir aber auch andere Meynungen billig gelten, ſo fern ſie in ſich konſequent und nicht erheuchelt, ſondern aus einem wahren Gefühle entſprungen ſind. Wir wollen die Thränen nicht trocknen, die einem Kotzebueſchen Familienſtücke, einem

Lafontainiſchen Romane, einem Tiedgeſchen Mondſcheingedicht aus ſchönen Augen fließen dürften. Wir wollen das philologiſche Wohlbehagen am klaſſiſchen Hochvers niemanden verkümmern, dem Gelächter bei Julius Voſſiſchen Luſtſpielen keinen Knebel anlegen, und weder dem Bordell ſeine Luzinde, noch dem Schulhaus ſeinen Gellert nehmen. Jeder thue, was er nicht laſſen kann. Aber es gibt viele, die höhere Neigungen hegen, deren feineres Gefühl einen feinern Genuß ſucht, die auf der unermeßlichen Flur der Blüthen die mit dem zarteſten Dufte ſich wählen wollen. Sie irren zum Theil von dem Gemiſch der Düfte, von dem unendlichen Geſumme der Inſekten, von der heißen Sommerluft betäubt und verwirrt unſicher umher. Dieſen hoffen wir den Weg zu zeigen, indem wir ſie mitten unter dem Unkraut zu der verhangenen Roſe und zum beſcheidenen Veilchen führen, und dagegen die Klatſchroſen und Hundeveilchen, die allzu offen ſich kundgeben, vermeiden lehren. Dieß ſey uns gewährt, und es bleibt der ganzen Käferwelt der Troſt, daß ihre Geruchsloſen oder Stinkblumen deßhalb doch immer fortwuchern.

Uns ausſchließlich auf den ſogenannten hiſtoriſchen Standpunkt zu ſtellen, haben wir unterlaſſen, da eine Geſchichte der neuen deutſchen Poeſie uns über die Schranken unſerer Gallerie nothwendig in das Gebiet der Dichter zweiten, dritten und letzten Ranges geführt hätte. Dagegen werden wir die natürliche Aufeinanderfolge der ausgezeichnetſten Dichter in der Zeit nicht willkührlich aus einander reißen, und da jeder derſelben von der Zeit Einfluß empfangen und auf ſie Einfluß geäußert, ſo wird in der Hervorhebung dieſes Verhältniſſes dem hiſtoriſchen Intereſſe hinlänglich Genüge geleiſtet werden.

Für die Auswahl der hier zu ſchildernden Männer nehmen wir ihren Einfluß auf Literatur und Leben unſeres Volkes zum Maaßſtab. Wir werden vortreffliche Dichter übergehen, die zu wenige oder zu unwirkſame Gaben geliefert. Wir werden ſchlechte Dichter nicht übergehen, die viel und mit großem Erfolg geſchrieben. Auch ſolche Namen müſſen genannt werden, an die ſich die Entſtehung neuer großer Schulen knüpft, wenn ſie auch noch nicht ſelbſt die größten Meiſter derſelben geworden. Ueberhaupt nur in ſo fern das größere Publikum Urſache hat, ſich unter der ungeheuern Menge von Poeten vorzugsweiſe für dieſe, ſey es im Guten, oder Böſen, zu intereſſiren, werden wir ſie ſchildern. Dies werden alſo in jedem Falle die berühmteſten ſeyn, und wir laſſen bei dieſer Auswahl, wenn auch nicht bei der Beurtheilung die vox populi eine vox dei ſeyn. Es ſollen uns bei der Charakteriſtik eines jeden dieſer Dichter vorzüglich vier Verhältniſſe in Frage kommen:

1) In welchem Verhältniß ſteht ſeine Dichtungs-Weiſe zu der Poeſie überhaupt und zu der einen oder andern Gattung derſelben?

2) In welchem Verhältniß ſteht ſein Geiſt zu dem Geiſt des deutſchen Volks?

3) In welchem Verhältniß ſteht ſeine Sprache zum Genius der deutſchen Sprache?

4) In welchem Verhältniß ſteht ſein Geiſt zu dem Geiſte ſeiner Zeit, theils den Einfluß deſſelben empfangend, theils Einfluß auf denſelben übend, vorzüglich in ſittlicher und politiſcher Beziehung?

Durch dieſe Auffaſſung eines Gegenſtandes, der an ſich vielfache Behandlung zuläßt, hoffen wir am ſchicklichſten der Tendenz und dem Publikum der gegenwärtigen Blätter zu genügen.

I.

Klopſtock.

Dieſer Heros tritt uns am Eingange in die neue Literatur entgegen wie ein rieſenhafter Nebelgeiſt Oſſians, eine ungeheure Harfe hoch in Wolken rührend. Kommt man ihm näher, ſo löſt er ſich auf in dünnes, breites Regengewölk. Aber jener erſte Eindruck hat auf unſre Seele mächtig gewirkt, unſer Gemüth zum Großen geſtimmt und den heiligen Schauer der Ehrfurcht und Andacht über uns gegoſſen, mit dem wir in den hohen Tempel der Poeſie treten ſollen, ob auch die Wucherer und Viehhändler ihren gottloſen Markt zwiſchen ſeinen Säulen aufgeſchlagen. Wir ſollen wenigſtens den im Hintergrunde verhangenen Gott ahnen, damit das weltliche Getümmel uns nicht vergeſſen läßt, wo wir uns befinden. Dieſe erhabene Ahnung hat Klopſtock uns in die Seele gehaucht. Seine Geſänge waren das erſte heilige Morgengeläut, womit ein hoher Feſttag beginnt, der göttliche Weihe über die Welt ausgießt und durch das bunte lärmende Gewühl des Nachmittags von ſeiner Heiligkeit nichts verlieren kann. Wenn es andern Dichtern, vorzüglich Leſſing und Herdern, vergönnt war, der deutſchen Poeſie gleichſam die äußerſten Schranken niederzureißen und ihr weite unendliche Bahnen in paradieſiſcher Form zu zeigen, ſo hat Klopſtock mit einem tiefen, kühnen Blick das innere Weſen der deutſchen Poeſie erſchaut, und uns freilich zu metaphyſiſch und kalt und von überſchwenglichem Glanze geblendet die Sonne gezeigt, deren Wirkung uns den ſchönen Tag mit ſeinen blühenden Wundern geben ſoll, und ohne welche jene unendlichen Paradieſe nur in Nacht und Nebel mit verſchloſſenen Blumenkelchen blühn.

Von dem göttlichen Geiſte, der über der deutſchen Poeſie waltet, war Klopſtock auserleſen, als mahnender Engel an die Pforte des Aufgangs zu treten, und dem neuen Geſchlecht zwei ewige Wahrheiten in roher, aber flammender Schrift über den Eingang zu ſchreiben, Wahrheiten, welche die höchſte Bedeutung der Poeſie in ihrer doppelten höchſten Beziehung auf das Vaterland und auf die Religion ausſprachen, die eine, daß die entdeutſchte Dichtkunſt, dem heimiſchen Boden längſt entfremdet, wieder in ihm ihre Wurzeln ſchlagen müſſe, allein in ihm zum herrlichen Baum gedeihen könne, die andere, daß alle Poeſie wie ihre Quelle, ſo ihr höchſtes Ziel in der Religion finden müſſe. Das deutſche Vaterland und die Religion waren die Pole, zwiſchen denen Klopſtocks poetiſche Welt ſich bewegte. Aber nur durch dieſe Pole erhält ſie Weſen und Bedeutung. Nur in der Tendenz ſeiner Poeſie liegt ſein ewiger Werth verſchloſſen. Nach der langen Dürre der Unpoeſie mochte der Himmel nicht gleich verſchwenderiſch ſich erweiſen, und er hatte für das ſchwache Geſchlecht vollkommen genug gethan, in die Seele eines einzigen Mannes jene zwei Ideen als Keime zu pflanzen, an denen das ganze folgende Jahrhundert weiter entwickeln konnte. Klopſtocks ganze Poeſie beweist, wie ihm die für ſeine Zeit ſo ſchwere Arbeit, dieſe Ideen überhaupt zu gebären, keine Kraft mehr übrig ließ, ſie in ein paſſendes Gewand zu hüllen. Ja er hat in dem ſchönen Eifer, das neue Geſetz auszuſprechen, nicht einmal gemerkt, daß er es ſelbſt nicht befolgte. Mit den von Griechen und Römern geborgten Lappen umhüllte er das neugeborne Kind. Aus den Scherben antiker Vaſen brach der junge Keim der deutſchen Eiche. In elenden Horaziſchen Versweiſen hat er uns gelehrt, deutſche Dichter zu werden. In den ſchlechteſten Hexametern, in der dürrſten Sprache des nackten Verſtandes, in der unförmlichſten Form, ſogar in der Verzerrung der heiligſten Mythen und Symbole hat ſein Meſſias uns das höchſte Ziel der Poeſie ausgeſprochen. Sobald wir uns mit dem Einzelnen der Klopſtockiſchen Dichtungen befaſſen, ſtoßen wir jeden Augenblick auf Leerheit, undeutſche Verzerrung, kalte durchaus unpoetiſche Didaktik, und es befällt uns in hohem Grade Eckel und Langeweile. Darum wird Klopſtock jetzt auch ſo wenig mehr geleſen. Aber alle ſeine Fehler werden entſchuldigt durch ſeine Zeit und durch den Aufwand an Kräften, die er an die bloße Geburt jener Ideen ſetzen mußte. Dieſe Ideen müſſen uns aber auch allein gelten, und um ſie von jenem Wuſt befreit in ihrer Reinheit zu erkennen, muß man den Mann in ſeiner ganzen Erſcheinung und immer in einiger Ferne betrachten. Er hat auch einige einzelne Schönheiten, große Schönheiten, aber man wird verſucht zu behaupten, daß ſie in ihrer Art, als Einzelnes und Kleines zu ſchön ſind, um da zu ſtehn, wo man ſie nicht ſuchen kann und nicht finden will, und ſie ſind wie die Blümchen am Helme der Pallas, von denen Klopſtock ſelber den naiven Ausſpruch thut:

> Wer in Homeros Geſang gern Ni [illegible] Ken Sar De Men Po hört,
> Wünſcht auch an Pallas Helm allerlei Blümchen zu ſehn.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus dem innern Afrika.

(Fortſetzung.)

„Am 25. April machten ſich die Truppen des Scheik, die Araber und etwa 2000 Pferde des Sultans von Mandara mit ihm ſelber, auf Musſeia, die Hauptſtadt der Fellaten. Unſer Weg führte durch viele Thäler, dicht bepflanzt mit Bäumen und von ſchönen Hügeln begränzt, an deren Seiten hie und da ganze Schwärme von Hütten ſtunden. Die Höhe dieſer Hügel überſtieg zuweilen 1500 Schuh. Am 28ten bald nach Tagesanbruch, näherten wir uns den Städten der Fellaten, nachdem wir ſonſt die ganze Nacht marſchirt waren. Zwei dieſer Städte wurden ſchnell niedergebrannt, und im Anrücken ſtießen wir auf eine dritte, die zwiſchen zwei niedrigen Hügeln lag mit einem trockenen Thalgrunde in der Fronte. Hier hatten die Fellaten ihre Streitkräfte gemuſtert und eine ſtarke Palliſadenwand von einem Hügel zum andern gezogen. Sie ſelbſt ſtellten ſich hinter denſelben auf einem etwas erhobenen Grunde auf und waren durch die Hütten gedeckt. Die Stellung war ſehr feſt und wohlgewählt. Die Araber rückten mit großer Tapferkeit an, Boo Khaloom an ihrer Spitze und ungeachtet eines wiederhohlten Pfeilregens (einige Pfeile waren vergiftet, andere nicht), der hinter den Palliſaden hervorſtrömte, nahmen ſie dieſelben in nicht weniger als einer halben Stunde weg, drangen vorwärts und trieben die Fellaten auf die Seiten der Hügel zurück. Wenige Speermänner von Bornou unterſtützten nun die Araber und durchbohrten einige fünfzig Unglückliche, welche die Fellaten verwundet hatten zurücklaſſen müſſen, als das Feuer der Araber ſie von den Palliſaden wegdrängte. Hätte nur eine kleine Abtheilung der Truppen von Mandara oder der des Scheik ſich kühn aufgemacht, ſo würden ſie die Stadt genommen haben; denn die Fellaten beliefen ſich höchſtens auf 1000 — 1200 Mann. Aber ſie hielten ſich immer ſtill auf der andern Seite des Thalgrundes außerhalb der Schußweite. Die Araber näherten ſich ſogar den Häuſern, und nahmen einige davon in Beſitz. Barca Gana und ich und etwa vierzig von ſeinen Leuten begleiteten ſie. Da die Fellaten die Fahrläſſigkeit ihrer Feinde wahrnahmen, thaten ſie ihrerſeits einen Angriff; der Pfeilregen war ſo dicht, daß man ihn nicht aushalten konnte und die Araber zogen ſich eilig zurück. Dem Barca Gana wurden zwei Pferde unter dem Leibe verwundet, die bald ſtarben, weil die Pfeile vergifte waren. Und hier empfing der arme Boo Khaloom ſeine Todwunde durch einen vergifteten Pfeil, der ihm in den Fuß geſchoſſen wurde. Mein Pferd wurde auch durch zwei Wunden ubel zugerichtet; eine hatte es an der Schulter und die andere am Hinterſchenkel bekommen. Ein Pfeil ſtreifte mich im Geſicht, als er vorbeiflog und das Blut ſtrömte nach, und zwei andere ſtaken in meiner Bornouſe. Die meiſten Araber hatten zwei bis drei Wunden und einer ſank nahe bei mir, dem allein im Kopfe fünf Pfeile ſtaken. Sobald die Truppen von Bornou und Mandara den Rückzug der Araber ſahen, ſo ſtürzten ſie feige in verworrener Flucht von dannen. Ich ſelbſt beklagte nun das erſte Mal meine eigene Thorheit, als ich Barca Gana auf einem friſchen Pferde ſah; denn ich war gegen alle Zufälle bloßgeſtellt. Wenn die Wunden meines Pferdes von vergifteten Pfeilen waren, fühlte ich, daß nichts mich retten könne. Aber da war nicht viel Zeit zur Ueberlegung. Wir wurden alsbald eine fliehende Maſſe, und ſtürzten uns in der größten Unordnung in den Wald, aus dem wir vor einigen Stunden in beſſerer Ordnung und mit andern Gefühlen gekommen waren. Ich hielt mich etwas gegen Weſten an Barca Gana's Spur und folgte einem der Verſchnittenen des Sultans von Mandara, welcher auf einem Schimmel ritt, als das Geſchrei der Fellaten hinter uns, die uns zu Pferde verfolgten, ihn und mich die Schritte verdoppeln machte. Aber die Sporen, die ich dem Pferd gab, machten das Thier nur immer untauglicher. Der Pfeil, wie ich nachwärts fand, hatte das Schulterbein erreicht, und als ich über den rauhen Grund wegritt, ſtrauchelte es und fiel. Sobald ich wieder auf meinen Füßen war, ſtunden auch ſchon die Fellaten bei mir. Ich hatte indeß wieder den Zügel angefaßt, langte eine Piſtole aus dem Halfter und richtete ſie gegen zwei, die mit ihren Speeren auf mich eindrangen. Sie eilten augenblicklich von dannen; aber ein anderer kam heran mit größerer Kühnheit, gerade, als ich wieder aufſteigen wollte. Er empfing die Ladung irgendwo in die linke Schulter und ich konnte nur meinen Fuß in den Steigbügel ſetzen. Als ich wieder auf dem Pferde war, beſchleunigte ich meine Flucht. Ich hatte aber noch nicht viele hundert Schritte zurückgelegt, als mein Pferd wieder ſtürzte und zwar heftiger als vorher und mich in ziemlicher Strecke gegen einen Baum zuſchleuderte. Aufgeſchreckt durch die Pferde hinter ihm, ſtarrte es plötzlich auf und entfloh und ließ mich zu Fuß und ohne Waffen. Mein Leben ward nun auf einem jener wundervollen Wege der göttlichen Vorſehung erhalten, welche die Seele des Menſchen mit Dankgefühl und Andacht erfüllen müſſen.

Ich ward nun alsbald umringt und unfähig, den geringſten Widerſtand zu thun, ausgeplündert. Da ich zuerſt mein Hemd und meine Hoſen zu retten ſuchte, gab mir ein Kerl zwei Lanzenſtiche, die meine Hand an zwei Orten und meinen Körper unter den Rippen auf der rechten Seite verwundeten. Ich ſah in der That nichts anders als den Tod vor mir, wie ich auch bei andern geſehen hatte, die in die Hände der Feinde gefallen waren. Aber es war anders beſchloſſen.

Kaum waren mir die Kleider abgezogen, als die Plünderer über die Beute zu zanken begannen. Ohne mich einen Augenblick zu beſinnen kroch ich unter dem Bauch des nächſten Pferdes durch und eilte, ſo ſchnell mich meine Füße nur tragen wollten, dem Dickicht des Waldes zu. Zwei von ihnen verfolgten mich, und ich rannte oſtwärts, weil ich wußte, daß ich einige unſerer Flüchtlinge in jener Richtung antreffen würde; es war mir aber faſt vor Freunden und Feinden gleich Angſt. Ein tiefer Bergſtrom verſperrte meinen Weg, ich ſtürzte hinein und ſchwamm ans jenſeitige Ufer und nun fühlte ich mich frei und ſicher vor meinen Verfolgern. Ich kann die Gefühle, die ich in dieſem Augenblick hatte, nicht beſchreiben. Was konnte ich in dem hülfloſen Zuſtand der Nacktheit, in dem ich war, thun? Ich ſah jetzo weiter gegen Oſten hin Reiter durch die Bäume und ich beſchloß, wo möglich, auf ſie zuzueilen, ſeyen es Freunde oder Feinde. Man kann ſich meine Gefühle vorſtellen, als ich Boo Khaloom entdeckte mit etwa ſechs Arabern und Barca Gana, der von einem Haufen Fellaten bedrängt war. Er machte Halt um ſie abzutreiben. Meine Stimme hätte jedoch nimmer ihre Ohren erreicht, wenn nicht Maranny, der Neger des Scheik, mich geſehen und erkannt hätte. Er hatte mich von Kouka begleitet und dieſem Manne danke ich mein Leben. Er ritt auf mich zu und half mir hinter ſich aufs Pferd, während die Pfeile über unſere Köpfe hinſchwirrten. Er gallopirte dann ſo ſchnell, als uns ſein verwundetes Roß tragen konnte, dem Nachtrab zu. Boo Khaloom ritt auf mich zu und befahl einem der Araber, daß er mich mit einer Bornouſe bedecken möge. Dies waren die letzten Worte, die ich ihn ſprechen hörte und kaum hatten wir zehn Meilen zurückgelegt, als Maranny ausrief: „Sieh, ſieh, Boo Khaloom iſt todt!“ Ich kehrte mich um und ſah ihn in die Arme eines Arabers ſinken.*)“

Denham erzählt weiter, daß er nach einem Ritt von 45 Meilen das Gebiet von Mandara in einem höchſt kläglichen Zuſtande erreichte. Nur mit Schwierigkeit konnte er ein Hemd borgen, das ſchon acht oder neun Tage getragen worden. Die Araber hatten alles verloren; 45 von ihnen waren getödtet und faſt alle verwundet. Der Scheik empfing ihn bei ſeiner Rückkehr mit der größten Freundlichkeit und ſeine Wunden waren bald geheilt. Die Entfernung von Kouka zu den Städten der Fellaten in den Bergen beträgt 230 Meilen. Die ſüdliche Breite dieſer Dörfer iſt 9° 30′. Nimmt man nun die gleiche Länge, wie die von Murzuk an, nämlich 14° 10′, ſo ſieht man bei einem Blick auf die Karte, daß er nicht mehr als etwa 300 Meilen von dem alten Calabar war. So würde alſo der nächſte Weg zum Niger, oder ſeinen Waſſern von jenem Ort aus durch das Land gehn.

Während Denham auf ſeinem Grazzie **) abweſend war, haben Dr. Oudney und Lieutenant Clapperton einen wichtigen Fortſchritt in der Geographie Afrika's gemacht. Mit der Bewilligung des Scheik machten ſie einen Ausflug um den Fluß Schary zu unterſuchen. Sie fanden denſelben in einer Entfernung von 90 Meilen von Kouka, ſüdlich gehend. Es iſt ein edler Strom, faſt eine Meile breit, der ſanft und ſehr langſam hinfließt und eine große Menge flacher Eilande enthält. Er kommt von Süden her und ſoll ſeinen Urſprung in der Kette der Granitberge haben, deren Denham erwähnt. Sie verfolgten ſeinen Lauf nordwärts, bis er ſich in fünf oder ſechs Mündungen in den See Tſaad ergießt. Aus allen Nachrichten, die ſie über dieſen Fluß einzogen, ergibt ſich, daß er aus dem See wieder ausfließt. Unſere Reiſenden hatten den See nie ſo ſchön offen vor ſich geſehn; denn er iſt mit Inſelchen wie überſäet, nahe an ſeinen Ufern, und das Land iſt ſo flach, daß das Auge über dieſelben hinaus nichts ſehen konnte. Aber er bot hier eine anſehnliche Waſſerfläche dar, indem er ſich nördlich, nordöſtlich und öſtlich ſo weit und noch weiter ausdehnte, als das Auge reichen mochte. Einige der Eilande in dem Tſaad ſind von einem Völklein bewohnt, das Buddooma genannt wird. Dieſe hohlen nicht nur das Vieh, welches ſie am Ufer weidend finden, ſondern auch Weiber und Kinder auf ihren Flößen hinweg. Der Scheik hat jedoch keine Kanons oder ſonſt Mittel dieſe Räuber zu züchtigen. John Hillmann, der Zimmermann, hatte ſich durch Verfertigung von Sophas und Tragebetten für den Scheik ſehr nützlich gemacht und wurde nach und nach ſein Günſtling. Den größten Dienſt würde er den Eingebornen leiſten, wenn er ſie in der Kunſt Boote zu bauen und den See zu befahren unterrichtete. An Holz zu dieſem Zwecke fehlte es nicht und eben ſo wenig an den übrigen Materialien. *)

---

*) Die Nachrichten, welche Burckhardt eingezogen, ſind faſt immer genau. Auch was er über die Fellaten ſagt, trifft mit dem Bericht durchaus überein.

**) Es mag hier bemerkt werden, daß denſelben Ausdruck Grazzie auch die Bheels und andere Stämme im innern Indien für ihre Raubzüge gebrauchen, wie die Horden des innern Afrika. Das Wort Graſſiah, ſagt John Malcolm, kommt von Graſſ her, einem Sanscrit Wort, welches einen Mund voll bedeutet, und man hat es metaphoriſch auf den kleinen Antheil der Produkte eines Landes übertragen, den dieſe Räuber anſprechen.

Zwanzig Tage brachten unſere Reiſenden auf ihrem Ausflug zum Schary zu und erfuhren von den Einwohnern unterwegs alle mögliche Freundſchaft und Aufmerkſamkeit. Ihr Unternehmen, da es frei von allem Zwange iſt, ſcheint ſchöne Reſultate zu verſprechen. Bereits haben ihre Anſtrengungen bedeutendes Licht über die Geographie des nördlichen Afrika verbreitet, wie wir aus ihren Privatſchreiben abnehmen können. Die eilfertige

---

*) Neuern Nachrichten zufolge ſollen die Eingebornen jetzo den See mit Schiffen von 50 — 60 Fuß Länge befahren.

und gelegentliche Korreſpondenz des Doktors und ſeines Freundes weist einige beträchtliche Fehler in unſern beſten Charten nach, die ſich auf mehrere hundert Meilen in Angabe der Entfernungen belaufen. In einer Charte iſt die Stadt Bornou faſt 500 Meilen aus ihrer wahren Lage gerückt und das ganze Land iſt beträchtlich oſtwärts von Murzuk angegeben, da doch der Mittelpunkt deſſelben gerade ſüdlich von jener Hauptſtadt Feſſan's iſt. Das Ganze von Bornou muß von geringem Umfang ſeyn, indem der prächtige See (der Tſaad) den ganzen Mittelpunkt des Gebiets von ſeinem nördlichen bis zu ſeinem ſüdlichen Ende einnimmt. Seine öſtlichen Gränzen jedoch ſind noch nicht ausgemittelt worden.

(Beſchluß folgt.)

Wie es in England ausſieht.

(Beſchluß.)

Der Geiſt der Zeit (wir meynen den Theil von dieſem Geiſte, der literariſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen geweiht iſt) iſt hauptſächlich auf ſolche Gegenſtände gerichtet, die eine Volksmaſſe, welche dergeſtalt zum Lichte vorwärts ſchreitet, inteteſſiren. Unſere Schriftſteller ſind ſich's lebhaft und beſtändig bewußt, daß ſie einem großen Publikum angehören. Das Studium iſt nun nicht länger mehr eine Einſiedelei in einer Wildniß; ihr Bewohner iſt ſogar in ſeinen tiefſten Spekulationen oder wildeſten Phantaſien nicht länger mehr von der Geſellſchaft ſeiner Mitgeſchöpfe abgeſchloſſen. Es iſt nicht länger mehr eine Zelle in dem Kloſter einer mönchiſchen Brüderſchaft, welche für jedes Individuum der wenigen Wiſſenſchäftler die ganze Welt war. Der Schriftſteller hat jetzt „ein Königreich für eine Bühne;“ da iſt ein weiterer Ruhm zu holen, als das Lob einer kleinen Brüderſchaft, ein lauterer Ruf erſchallt in dem unmittelbaren und ungeheuern Beifall der großen Menge, die ſein Auditorium bildet, als in dem antizipirten Echo der Nachwelt auf die Stimme ſeiner Zunftgenoſſen. Daher findet man faſt in jedem Erzeugniß eine Doſis politiſcher Würze. Was auch das Titelblatt verſprechen mag, ein Gedicht, ein Schauſpiel, eine Erzählung u. ſ. w., ſo möchten wir hundert an eins ſetzen, daß man kaum durch die Hälfte durchkommen wird, ohne Anſpielungen auf Menſchen oder Sitten unſerer Tage anzutreffen. Im Theater macht man beſtändig ſolche Anſpielungen in neuen Städten ſowohl als in ältern. Ja ſogar Shakeſpeare und ſeine wundervollen Schöpfungen ſind nicht im Stande uns Caſtlereagh und Canning, die Königin und Napoleon, die Franzoſen und Spanier vergeſſen zu machen. Die Zuhörer faſſen nicht nur Winke begierig auf, ſondern geben ſelber welche. Eben weil Dinge der Art nie zur unrechten Zeit kommen, kommen ſie immer. Es liegt eine Einladung an alle darin und ſo verträgt ſich das Politiſche mit allen Geſellſchaften und ſchmeichelt ſich überall freundlich ein. Es beſitzt eine Art von bibliographiſcher Allgegenwart und ſcheint Anſprüche auf eine coexiſtirende Exiſtenz mit den Lettern und dem Papier zu haben. Was ſollte auch ein Thema ausſchließen, das der gute Wille der Schriftſteller gerne gibt und das der Leſer gerne aufnimmt?

In friſchen Bücherverzeichniſſen iſt der Artikel: Politik, immer reichlich gefüllt und ſchleppt einen faſt endloſen Zug von Titeln nach ſich. Doch iſt darin der Charakter der Zeit nicht ſo beſtimmt ausgedrückt, als in dem Tone, dem Stil und der Form dieſer angekündigten Werke. Offenbar rechten die Schriftſteller vor den Schranken des Publikums und nicht vor denen der Regierung oder der Ariſtokratie. Statt der Bände ſenden ſie Pamphlets in die Welt; von der Höhe der Theorie ſind ſie in das breite Feld der praktiſchen Nützlichkeit herabgeſtiegen. Und wenn ſie auch theoretiſiren, ſo geſchieht es nicht über den Urſprung der Geſellſchaft und Menſchenrechte, ſondern über die Grundſätze, auf welche man die vielfältigen und ſcheinbar gegen einander kämpfenden Fakten der politiſchen Oekonomie zurück zu bringen bemüht iſt. Der Grad des Intereſſes, welchen das Publikum dabei fühlt, iſt der große Regler unſerer Studien. Die ſchwierigeren Theile der Mathematik werden verhältnißmäßig weniger angebaut. Wir mögen uns nicht nach der Wahrheit um der Wahrheit willen bemühen; zuerſt müſſen wir wiſſen, was für einen Gebrauch ſollen wir davon machen, welchen Ruhm oder Vortheil dabei erlangen? Die geometriſchen Puriſten machen ihren Abſchiedsknicks, gleich den andern Herrn der alten Schule. Der kurze Schnitt der Analyſis hat den langen Umweg einer genauen geometriſchen Demonſtration entbehrlich gemacht. Es iſt nicht Euklidiſch, aber löſet das Problem und das iſt genug. Man ſagt, daß die alte Methode eine ſchöne Uebung für die Verſtandeskräfte geweſen ſey; aber, antwortet man, die Länge des alten Weges zur Kirche, drei Meilen in der Runde, war auch eine ſchöne Uebung für die Spazierkräfte, doch geht jetzo jedermann den neuen Weg. Dabei hat aber die logiſche oder dialektiſche Kunſt eben ſo wenig eingebüßt, als die des Gehens und Spatzierens. Dem zufolge ſtellt man Sätze auf, beweist ſie, löſet Probleme, beantwortet Fragen, wie Bonaparte den alten Regeln und Meiſtern zum Trotz Städte nahm und Armeen vernichtete. Die Liebe zu den Dreiecken iſt erkaltet und ihre Verehrer affektiren nur noch Neigung für dieſelben wegen ihres Eigenthums auf dem Meere oder wegen der Mechanik. Ein furchtbarer Rival iſt in der Chemie erſtanden, welcher alle Erforderniſſe zur Popularität beſitzt. Man kann ſie in öffentlichen Vorleſungen allen begreiflich machen und ihr Zuſammenhang mit den Künſten ſcheint gränzenlos. Sie hat einen Blitz für's Auge und einen Knall für's Ohr und bringt Geld in die Taſche. Der Hausherr gewinnt dabei den ganzen Tag in ſeinem Rechenzimmer und ſeine Kinder finden Abends Vergnügen daran im Lehrzimmer. So etwas iſt unwiderſtehlich. Wir ſind ein chemiſches Volk und es iſt ſchon etwas für jede Wiſſenſchaft, wenn ſie ihren Weg ſo nieder und ſo weit bei einer Nation nimmt, vorzüglich wenn gerade dieſer Umſtand großen Geiſtern bei ihren beſten Anſtrengungen für dieſelbe die Richtung gibt und wenn es eine Wiſſenſchaft iſt, die ſo unmittelbar und in ſolcher Ausdehnung für die Vervielfältigung der Bequemlichkeiten und Lebensgenüſſe ſorgt.

Die Metaphyſik unterliegt denſelben Geſetzen, wie die Mathematik und nimmt auch ab. Gar wenige Leute ſtudiren die Ontologie. Auch achtet man wenig auf die Spekulationen über die Natur des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Kräfte. Sie ſtehen dem öffentlichen Intereſſe und Nutzen zu fern, als daß ſie viele Verehrer haben könnten. Ein vermeintlicher Zuſammenhang mit der Sittenlehre erhält jedoch einige Meynungen über dieſen

Gegenſtand noch ein wenig bei Gunſten und außerdem empfehlen ſie ſich noch dadurch, daß man ſie gelegentlich zu Werkzeugen brauchen kann, um ein Geſchrei gegen den Materialismus, Atheismus und franzöſiſche Grundſätze, gegen einige ſchädliche Geologen und Anatomen zu erheben. Sonſt läßt man ſie ungebraucht in den Schränken verroſten. Beſſern Erfolg haben praktiſche Abhandlungen über Erziehung, ſie harmoniren mit dem Geiſte der Zeit.*) Wir nehmen den Menſchen wie er iſt, und machen das beſte aus ihm, was wir können, und leſen die, die uns darin beiſtehen. Das Uebrige betrachtet man vielleicht zu ausſchließlich, als dem Gegenſtande nicht verwandt; wäre aber auch dieſe Verwandtſchaft ausgemacht, es gäbe immer noch Hinterhalte, von wo aus man keine Erwartungen hegen dürfte und alſo wird auch keine Rückſicht darauf genommen. Dieſe Neigung und Richtung zum Vortheil und Nutzen hauſet ſchrecklich mit gelehrten Sachen. Man hat gar keine Ehrfurcht gegen die Griechiſchen Versmaaße und die Anführung klaſſiſcher Stellen iſt faſt aus der Mode gekommen. Das Griechiſche und Lateiniſche muß irgend einem beſondern untergeordneten Zwecke, einem hiſtoriſchen oder wiſſenſchaftlichen dienen, oder es wird vom Stuhl herunter geſtoßen. Die Perücke, die damit vollgepfropft iſt, muß ſich ſtark anlaſſen, um Lob oder einen Käufer zu gewinnen. Die Menge verſteht dergleichen Dinge nicht und die literariſche Welt kümmert ſich nur um das, was die Menge verſteht.

So ſehr indeß die Erfindung in den Künſten blühen mag, ſo wenig ſieht man davon in der Literatur. Unſere Geſchicklichkeit beſteht allein darin, daß wir die Gedankenformen unſerer Vorfahren verändern und ſie werden wohl ſo lange noch unſern Bedürfniſſen entſprechen, daß wenig Ausſicht bleibt ihre Zahl zu vermehren. Verſuche und Unterſuchungen brüten ſich, wie Fliegen über einem alten ungeheuern corpus philosophiae aus.

---

*) Hier hat man den Schlüſſel zur Erſcheinung, warum die Schweizerinſtitute und namentlich das Fellenbergiſche, mit Engliſchen Zöglingen ſo ſehr angefüllt ſind. Sie ſind ein gutes Mittel gegen vielerlei Arten von Schwindſucht und ſo dient eine Sache der andern und jede dem Vortheil.

Die Geſchichte tiſcht man in den Hofintriguen von dieſem Fürſten und dem Leben von jenem und aus den Zeiten eines dritten auf; oder man bringt ſie mit noch größerm Beifall als Nachtiſch „in den hiſtoriſchen Erzählungen von dem Autor des Waverly.“ Eine Kanzelrede von Barrow gewährt einem modernen Gottesgelehrten einen hinlänglichen Vorrath für gute Predigten auf zwei oder drei Monate. Denn die neuen Predigten beſtehen eigentlich nur aus Auswahlen, Erweiterungen, Vereinfachungen oder Umgießungen der alten. Die maſſiven Platten der Altvordern werden geſchmolzen, geprägt und in Zirkulation geſetzt. Die erſte Szene der Metamorphoſe iſt die Geſchichte der neuern Literatur. Außer dieſer Geiſtesauswanderung aus den Werken früherer Zeiten bemerkt man noch, wie ſo manches wieder auferſteht und neu bekannt gemacht wird. Glücklich diejenigen, welche, wenn ſie wieder vor die Augen der Leſer treten, nicht voluminös in ihren Geiſteserzeugniſſen waren! Denn die Foliobände ſind ganz und gar aus der Mode, und wenn ja dergleichen, in ihre Titaniſchen Geſtalten eingeſchloſſene Bücher, ſich wieder ins Leben wagen ſollten, ſo müſſen ſie ihre dicken Leiber in Oktav- oder Duodez-Bändchen hineinzwängen. Auf dem einen oder dem andern Wege können alſo unſere aufgehäuften Schätze für den gemeinen Gebrauch wieder zugerichtet werden. Eben dieſer gemeine Gebrauch iſt der alleinige Gegenſtand, den man beim Ausziehen, Umgießen und dem Wiedererwecken des Alten im Auge hat. So unwürdig das moderne Büchermachen erſcheinen mag, im Vergleich zu den wohlausgearbeiteten Werken älterer Zeiten, zu deren Hervorbringung ſo viel tiefe Gelehrſamkeit und ſo originelles Talent aufgeboten ward, ſo iſt es doch der Ableitungs-Kanal, der eine Maſſe der verſchiedenartigſten Dinge den Bücherklubbs und Leſegeſellſchaften des Volkes zuführt. Wir leben unter einer neuen Dynaſtie in der Literatur; die Souveränität des Volkes folgte auf die Oligarchie der Gelehrſamkeit und dieſer Regierungsantritt wird als Erlöſung aus dem Feſſelzwange von allen Autoren gefeiert, welche des Halsverbrechens nicht ſchuldig ſind, unlesbar oder unfähig zu ſeyn, etwas lesbares zu ſchreiben.

Der Einfluß, welchen dieſer Zuſtand der Dinge auf unſere Nationalpoeſie übt, iſt beträchtlich und ſpringt in die Augen. Alle unſere großen Dichter ſchreiben für das Volk. Sir Walter Scott iſt das einleuchtendſte Beiſpiel. Nicht daß er etwa zum Range des erſten lebenden Dichters bei uns berechtiget wäre; aber ſeine Produkte bieten viele jener charakteriſtiſchen Merkmale, auf die wir uns berufen, ſchimmernder, als die Werke ſeiner Zeitgenoſſen dar. Seine Erzählungen von Schlachten, Ritterthum und Liebe, die ungeglättete, allgemein faßliche Methode ſeines Verſes, ſeine Zuflucht zu Ammenmärchen und gemeinem Aberglauben in Ermangelung von etwas Beſſerm und Höherm, ſeine Sorgloſigkeit bei Beſchuldigungen des Plagiats, der freie Gebrauch von den allergemeinſten Ausdrücken oder Beſchreibungen, ſobald es in ſeinen Kram taugt, ſeine ſo häufige Vernachläſſigung der Reinheit der Sprache und des Reimes und endlich der kühne Umriß, mit dem er auf den Effekt losgeht; dies alles gibt uns ein ziemlich vollſtändiges Gemälde von einem Dichter, den der Zeitgeiſt gemodelt und der das Ebenbild ſeines Schöpfers an ſich trägt, beſonders wenn wir obigem noch den verwegenen Ausdruck heftiger Leidenſchaften, den er vom Byron entlehnt, eine gelegentliche Beimiſchung des Humoriſtiſchen und Burlesken und immer wiederkehrende Ausfälle auf die Lieblingsgegenſtände des Tages beifügen. Dieſer Einfluß, der eine ſo unverkennbare Wirkung auf Walter Scott hat, iſt bei Wordsworth, Campbell, Moore und Southey verſchiedentlich modifizirt worden. Wordsworth wollte das Haupt einer Schule bilden, oder beſſer, er wollte ſelber das ganze Haupt ſeyn; Campbell wollte ſich der Stimmen von Männern eines gebildeten Geſchmackes verſichern; Moore wollte jungen Frauenzimmern gefallen und Southey die Intereſſen derer fördern, die ihr gebrauchen.*) Die Struktur ihrer

---

*) Moore iſt ein Irländer und wird der Engliſche Anakreon genannt. Von ſeinen Gedichten (beſonders Lallah Rook) iſt manches unter uns bekannt. Campbell hat ſich als Dichter und Hiſtoriker verſucht. Seine Gertrude von Wyoming iſt beſonders bekannt. Southey, von dem man das epiſche Gedicht: Johanna von Arc und anderes hat, war ehemals (1792) ein großer Freund revolutionärer Geſinnungen und der Freiheit; wurde dann aber Hofpoet und poeta laureatus.

Geiſtet war alſo weniger darauf berechnet, jenen Einfluß aufzunehmen und doch klebt ihnen der Eindruck davon ſo breit und tief an. Sie ſingen für das Volk. Cowper war der Herold dieſer Revolution. Er warf zuerſt das Joch jener konventionellen Phraſeologie ab, welche in der Poeſie eingeführt war und bediente ſich der Sprache der Natur und Einfalt. Er that dies unbewußt, er ſchrieb, nicht um dem Volke zu gefallen, ſondern ſich ſelber, alſo einem aus dem Volke. Indem er das letztere that, erreichte er das erſtere. Wordsworth wollte den erſten Zweck erreichen und erreichte blos den letzten. Dieſe Reformation in der poetiſchen Sprache führt zu einer glücklichen Vollendung. Indeß iſt es doch noch eine Frage, ob die Poeſie dabei an innerm Werth gewonnen habe. Wir wollen jedoch nicht mit den Barden uns herum balgen (und es ſchickte ſich für die gegenwärtige Generation auch nicht), welche, bei all ihrer Begier den Beifall der Gegenwart zu ärnten, in ein künftiges Leben hüpfen wollen um einen nachgelaſſenen Ruhm auch da zu behaupten. Sollte ſich auch wirklich unſere Poeſie etwas verſchlimmert haben, ſo gewähren uns die Werke der Dichtung in Proſa hinreichenden Erſatz. Wir ſprechen nur von ihrem allgemeinen Charakter. Die Lorbern eines Sterne, Fielding, Smollet, Richardſon ſind in keiner Gefahr. Allein trotz ihren unſterblichen Werken blieb noch am Titel der Novellen ein Brandmal haften, welches auszutilgen unſerer Zeit vorbehalten war. Abgeſehen von „dem großen Unbekannten“ (Walter Scott) haben wir ein Heer von Romanſchreibern, die dies weite Feld mit großen Talenten und glänzendem Erfolge anbauen. Wann die eigene Beobachtung im Leben kein Material mehr bieten kann zur Darſtellung ſtreng markirter Individualitäten und Sitten, ſo ſetzen ſie faſt jede Periode unſerer Geſchichte in Kontribution, um jenem Mangel abzuhelfen. Und ſie haben mehr als das gethan. Sie haben ſich mit den Fakten nicht allein begnügt, ſondern die Literatur, die Sitten, Gebräuche und Unterhaltungen unſerer Vorfahren unterſucht und ein treueres und lebendigeres Gemälde von dem Stande der Geſellſchaft in den verſchiedenen Perioden geliefert, als eine ſchulgerecht abgefaßte Geſchichte uns gibt oder geben könnte. Will jemand mit ſeinen Vorfahren vertraut werden, ſo iſt das

Buch: The Fortunes of Nigel, weit beſſer für ſeinen Zweck, als Hume's Geſchichte der Stuarte. Dergleichen Werke der Dichtung gehören unter die Beförderungsmittel der Wahrheit. Daß man ſie verlangt, und die Autoren mächtig zu ihrer Hervorbringung angereizt werden, daß man ſie begierig verſchlingt und augenblicklich wieder erſetzt, iſt ein ſehr angenehmes Symptom.

Wir ſind durch alle Abſtufungen der Geſellſchaft ein ſehr religiöſes Volk. Die höhern Stände wurden ſo von einem entgegengeſetzten Extrem, aus Gehorſam gegen Georg III. und aus Haß gegen die franzöſiſche Revolution. Den Glauben der Gemeinen hält man durch eine Menge populärer Einrichtungen, als Bibel-, Miſſions- und andere Geſellſchaften; ferner durch Zuſammenkünfte, Reden, Predigten, die ohne Unterlaß auf einander folgen. Wir erwähnen dieſe Dinge nicht aus Geringſchätzung, oder als hegten wir Zweifel gegen manches Gute, das dadurch geſtiftet werden mag; ſondern blos um anzudeuten, wie die Religion ſelbſt auch von denſelben Urſachen angeſteckt iſt, die ſo mächtig auf die Literatur wirken. Daß die Preſſe durch jene Geſellſchaften in beſtändiger Thätigkeit erhalten wird, daß beſtändig ein großer Zulauf iſt, wenn Nachrichten über ihren Erfolg und ihre Fortſchritte gegeben werden (um ſich dafür begeiſtern zu laſſen), daß bei ſolchen Gelegenheiten Staatsmänner, Pairs und Prälaten ſich unter die Menge drängen, ſind nicht nur Beweiſe eines religiöſen Eifers, ſondern auch äußere Zeichen der Huldigung gegen das Volk, welches man früher auf einem ganz ruhigen Wege ſeinen Glauben und ſeine Pflicht vom Dorfpfarrer lernen ließ. Wenn das ſtets wachſende Uebergewicht des religiöſen Prinzips allerdings eine erfreuliche Erſcheinung iſt, ſo muß doch eine natürliche Folge, welche ſeine Verbreitung auf dem oben berührten Wege mit ſich bringt, beklagt werden, ſobald die Volksbildung, mit der religiöſen durch Bücher und andere geiſtige Mittel, nicht gleichen Schritt hält. Wir meynen, daß ſo die religiöſe Sprache ein vorherrſchendes Uebergewicht gewinnt, wir meynen ihren Gebrauch bei Männern, deren Lippen ſie wahrlich übel anſteht, wir meynen ihre häufige und faſt immer profane und unzeitige Anwendung, ihr Losreißen von jedem wirklichen Gefühl und ſogar von jedem vernünftigen Sinne und endlich ihre

Gangbarkeit in Form von Phraſen, die nur allein dazu dienen, einigen zu imponiren, und andere anzuekeln. Was kann es ſchlimmeres geben, als daß wir alle zu allen Zeiten und überall pietiſteln. Dieſer modiſch-religiöſe Anſtrich wird allem gegeben, ſogar den Parlamentsreden und er ſchleicht ſich auch in die Gerichtsſtuhle ein. Wir haben auch bemerkt, daß man da nicht immer am wohlfeilſten kauft, wo in den Läden Miſſions- oder Bibelgeſellſchaftsbüchſen ſind.

Vielleicht mag auch der religiöſe Enthuſiasmus um ſo eher blühen, als er der einzige iſt, dem wir uns gegenſeitig unter einander überlaſſen. Ein affektirter Leichtſinn und eine affektirte Herzloſigkeit hat ſich in einen großen Theil unſrer Literatur eingeſchlichen und noch mehr in unſere Kritik. Denn die religiöſe Schwätzerei iſt bei uns nicht die einzige. Unſere ältern kritiſchen Journale haben einen großen Theil dieſes Unglückes zu verantworten; der Reſt mag vor Lord Byron's Thüre gelegt werden. Ein großer Geiſt mag wohl über einen Gegenſtand angenehm ſcherzen, er mag mit philoſophiſchen Kontroverſen ſein Spiel treiben, was doch immer Scharfſinn verrathen muß. Aber weil die glühende Schilderung, die ein Wüſtling entworfen, deſſen Gefühle abgeſtumpft ſind und deſſen Herz verdorrt iſt, und der ſich durch alles was groß und ſchön iſt, hinbewegt und in demſelben nur Nahrung für ſeinen Spott und Hohn findet, eine gewaltige Wirkung hervorgebracht hat; folgt denn daraus wirklich, daß es für jeden Gelbſchnabel, der ein hübſches Verslein drechſeln oder einen lesbaren Artikel für ein Journal fabriziren kann, im Himmel und auf Erden, in Leben, Literatur und der Moral gar nichts geben ſollte, das wichtig genug wäre, ihn ernſthaft zu ſtimmen, oder Intereſſe genug hätte, eine Rührung bei ihm hervor zu bringen? *) — Die Affektation eines tiefen Gefühls iſt ſchlimm genug, aber nicht halb ſo ſchlimm als die Affektation gar keines Gefühles und der Spott über daſſelbe

---

*) Dieſer Ausfall auf Lord Byron ſcheint etwas hart. Wir werden in einem beſondern Artikel über dieſen ſonderbaren Dichter nähere Aufſchlüſſe geben. Der alles verſöhnende Tod wird den Britten gegen ſeinen in Griechenland verblichenen Landsmann wohl milder geſtimmt haben.

bei andern, wo dann ſeine Abweſenheit entweder einen urſprünglichen Mangel an angeborner Menſchen-Sympathie verräth, oder eine Verhärtung, die nur aus einer wüſten Zerſtreuung und Liederlichkeit entſteht. Dieſer Geſchmack iſt nicht engliſch und kann nicht lange andauern. Auch würde derſelbe nie überhand genommen haben, wenn er nicht auf eine unerträgliche Stumpfheit gefolgt wäre und wenn er ſich nicht durch den verführeriſchen Schimmer gewiſſer Produkte empfohlen hätte, die man unnachgeahmt hätte laſſen ſollen, wie ſie denn auch unnachahmbar ſind. Laſſet das ächte Talent nur ſich in ſeinem Kreiſe herumtreiben, der ein ſehr ehrenwerther iſt, ohne es in die erzentriſche Sphäre des Genies hinaus zu ſtoßen. Die Sache iſt, daß viele lachen aus Furcht ausgelacht zu werden. Es verurſacht ihnen einen größern Schrecken, lächerlich gemacht zu werden, als lächerlich zu ſeyn. Derjenige, welcher bereitwillig jedem Argument widerſtehn würde, verzagt vor einem Witze. Der Leichtſinn der Kritik hat manchen gefühlvollen Geiſt zurückgeſcheucht, der Herrliches verſprach. Sie verdrängt alles Pathetiſche, Kühne, Philoſophiſche aus der Poeſie; ſie machte uns zu einer furchtſamen Raſſe, die unwürdig ihres Stammes iſt; denn „wir ſind aus der Erde beſtem Blut entſprungen“ und eine unbezähmte Originalität des Gedankens und der freie Ausbruch jeglicher Regung, die einem Manne anſteht, ſind die Züge der Literatur unſerer Vorfahren. Jenes Verfahren der Kritik iſt höchſt undankbar und unweiſe; denn die Kritik futtert ſich von der Autorſchaft und ſollte die Qualität ihres eignen Futters nicht verſchlechtern; oder ſie müßte denn auf ſich ſelber ſtehen und aller Autoren ſamt und ſonders überhoben ſeyn wollen. Man hat Symptome einer Tendenz gegen einen ſolchen anarchiſchen Zuſtand bemerkt. Die periodiſche Literatur hat ihre Gränzen erweitert und ihre Eroberungen, gleich den meiſten andern, tragen einen gemiſchten Charakter von gutem und böſem.

Wenn auch der Britte noch fortfährt in ſeinem Raiſonnement, ſo wollen wir doch anhalten, weil wir furchten, daß der an Ueberſicht und logiſche Ordnung gewöhnte deutſche Leſer ſchon eine Weile den Kopf geſchüttelt hat und nicht einſieht, wo dieſes Kommen vom Hundertſten in's Tauſendſte hinaus will. Es iſt wahr, der Britte ſcheint einem unzweckmäßigen Spiel ſeiner Vorſtellungen gefolgt zu ſeyn, indeſſen iſt doch alles von einer Idee ausgegangen und mit ihr in Verbindung geſetzt. Dieſe Idee iſt aber keine andere als die, daß die verſchiedenartigſten Intereſſen heutzutage in England, ohne [illegible] gerade zu wollen, der Aufklärung des Volkes und ſomit der politiſchen Freiheit dienen. Aber wenn oben der Verfaſſer der Behauptung des Rechts, nicht aber jedem willkührlichen Begehren das Wort geredet, ſo freut er ſich gleicherweiſe zwar der Populariſirung der Wiſſenſchaften, Künſte und der äſthetiſchen wie der religiöſen Literatur, aber gegen die abſolute Seichtheit, gegen Pietiſteri, wie gegen Atheiſterei und jede Art von Frivolität, beſonders in der ſo einflußreichen äſthetiſchen Literatur kämpft er an, weil er der Ueberzeugung iſt, daß jeder Gedanke an politiſche Freiheit ein nichtiger ſey, ſo lange dieſe nicht wahre Frömmigkeit und Moralität zur Baſis hat. Daß der Britte dieſen Grundſatz nicht als ſolchen in zwei Worten ausgeſprochen hat, verzeihet man ihm um ſo lieber, weil eben dieſer Mangel veranlaßt worden iſt durch die treffende, ſelbſt humoriſtiſche Charakteriſtik des wiſſenſchaftlichen Zuſtandes in England. Es ſcheint dieſe gerade aus dem Munde eines Engländers in demſelben Maaße intereſſanter, in welchem ſie eben nicht ruhmredig geſchrieben iſt, da darin ſogar den eitelen Engländern faſt alle Produktivität in ihrer heutigen ſchönen Literatur abgeſprochen wird.

Franzöſiſche Literatur.

Essai historique et philosophique sur les noms d'hommes, de peuples et de lieux, considérés principalement dans leurs rapports avec la civilisation. Par Eusèbe Salverte. Paris, Bossange père, libraire. 1824. 2 Vol.

Der Verfaſſer beginnt mit dem Satze: Notre nom propre, c'est nous-mêmes. Unſer Name wäre alſo unſer Ich. Dagegen würde wohl mancher proteſtiren, wenn man es ihm ſo unter den Bart hinein ſagte. Schreiben darf man es eher, weil jeder dann denkt, es gelte ihm nicht. Wie ſehr haben ſich in unſern Tagen die Namen geändert, und mit denſelben die innere Währung! Ein Name hat aber jetzo auch mehr Kraft als ehemals. Welche Affekte bringt nicht heutzutage noch in einem Franzoſen der bloße Name Napoleons, oder in einem Preußen der des alten Fritz hervor? Aber was wäre auch ein Menſch ohne Namen? Man könnte ihn gar nicht faſſen, und er wäre noch ſchlimmer daran, als der Mann ohne Schatten in einer Novelle Hoffmanns. Um doch einen Begriff von ihm zu bekommen, müßte man ihn ganz beſchreiben nach ſeinen innern und äußern Eigenſchaften, und da kämen die poſſierlichſten Dinge zum Vorſchein. Manche, jetzo in ſtolzem Namen prangende Perſon, wie erſchien ſie uns da, wenn jener Nimbus weggehoben würde! Wie würde nicht das Amt der Regenten erſchwert, wenn ſie über namenloſe Völker in namenloſen Ländern herrſchen müßten! Man müßte dann jeden Unterthan mit Gegend, Haus und Hof lithographiren oder in Kupfer ſtechen zum großen Nachtheil aller großen Geiſter, die ſich dies Recht allein vorbehalten haben. Jetzo kann man ſo manche arcana hinter einem Namen verbergen, die ſonſt alle öffentlich im Munde des Volkes herumgetragen würden. Kurz, wenn wir jetzo keine ſo hohen Namen hätten und überhaupt wenn wir namenlos wären, ſo käme die fatale Gleichheit unter die Menſchen. Die Erfindung der Namen war daher vom größten Nutzen und der Anfang der Civiliſation, wie unſer Verfaſſer ſagt. Dadurch wurde der Menſch über die Thiere erhoben; denn höchſt wahrſcheinlich waren ſeine erſten Namen auch von Thieren entlehnt. Einen kriechenden, giftigen und verrätheriſchen Menſchen nannte man Schlange, und andere wieder anders. In unſern kultivirten Tagen gebraucht man dergleichen Namen (z. B. des tiefſinnigſten und geduldigſten aller Thiere) nur noch zu Uebernamen und Injurien.

Unſer Verfaſſer geht die Entſtehungsart der Namen bei Menſchen, Völkern u. ſ. w. mit großer Gelehrſamkeit durch. Seine Unterſuchungen erſtrecken ſich über alle Zeiten und Welttheile und ſogar unſere moderne Titelſucht iſt nicht vergeſſen. Bei allen Nationen der Erde, ſagt er, fünf ausgenommen, ſind die Familiennamen unbekannt geblieben, bis ins zehnte oder eilfte Jahrhundert. In China trifft man ſie zuerſt an. Dort müſſen alle Familiennamen aus einem heiligen Gedicht, das man dem Kaiſer Yao zuſchreibt, genommen werden. Ihre Zahl beläuft ſich auf 1000 und man darf keinen neuen ſchaffen. In Japan ſtraft der Vater ſeine böſen Kinder dadurch, daß er ihnen den Namen nimmt, bis ſie ſich beſſern. Bei den Pelasgern haben die Kyklopen die heilige Kaſte gebildet, denn Kyklops bedeute „Auge des Volkes“ (B. II. S. 166). Aehnliches bringt der Verfaſſer über die Centauren vor. Die Amazonen ſind ihm die Weiber der Aſen und ſprachen, wie dieſe, die Zendſprache (B. II. S. 181.) Daher auch Caucasus, Berg der Aſen. Den Namen der Burgunder leitet er von Bur (Lanze) her, nach welchem Burgund Kriegslanze heißt, und Burgunder Krieger ſind, die alles durchbohren (B. II. S. 193). Eben ſo haben die Longobarden von ihrer Streitaxt (barde oder bairde) den Namen. Den Namen der Bretonen oder Britten erklärt er aus Pryd (Schönheit, Adel des Körpers) oder Bryd (Muth, Entſchloſſenheit). Man ſieht, daß es unſer Verfaſſer an Etymologien nicht fehlen läßt; da er aber viel Gelehrſamkeit dabei entwickelt, und nicht unterläßt wie Schlegel und andere alles auf den Orient, beſonders auf Indien zurückzuführen, ſo dürfte ihm der Beifall unſerer Weſtöſtlichen nicht verſagt werden. — Wie gefährlich es übrigens iſt, das Geheimniß der Entſtehung hoher Perſonennamen zu verrathen, beweiſt das Schickſal eines chineſiſchen Schriftſtellers. Er gab nämlich ein Buch heraus, welches alle gemeinen Namen des Kaiſers Kienlong und ſeiner Vorfahren enthielt. Darüber wurde er des Hochverraths angeklagt. Vergebens führte er zu ſeiner Rechtfertigung an, daß er dies blos um der Jugend willen gethan, damit ſie nicht jene Namen aus Unachtſamkeit ausſpräche. Er wurde hingerichtet.

Miszellen.

Man erzählt vom Kardinal Richelieu, daß er ungeachtet ſeines großen Verſtandes, oft die ſonderbarſten Anfälle von Geiſtesverwirrung hatte. So bildete er ſich zuweilen ein, daß er ein Pferd ſey und wiehernd und ſchnaubend um ein Billiard herum gallopire. Dieſer Zuſtand dauerte eine Stunde. Seine Leute brachten ihn dann ins Bett und deckten ihn ſorgfältig zu, daß er in Schweiß kommen möge. Wenn er aufwachte, war der Anfall vorüber und er war kein Pferd mehr.

— Es iſt bekannt, wie Göthe's Wanderjahre das Signal zu offenem Kampfe gegen und für dieſen geprieſenen Dichter deutſcher Nation geweſen ſind. Unter anderem erregten die Geſtalten, welche Göthe in dem dort geſchilderten Erziehungslande treffen ließ, entweder unverſtändiges Lob oder Tadel. Die Verſtändigen fanden manches Beherzigenswerthe, konnten aber doch nicht umhin, den Kopf zu ſchütteln über den myſteriöſen Mechaniſmus, deſſen Prinzip nicht recht hervor- oder einleuchten wollte. Vielleicht hält er, tröſteten ſie ſich, wie in aller Kunſt, ſo auch in der Erziehungskunſt alles prinzipielle Verfahren für nachtheilig. Dennoch ſollte aber ein Ziel der Erziehungskunſt irgendwie bezeichnet ſeyn, weil ſonſt ja alle Erzieher gar nicht wiſſen, was und wozu ſie ſich abmühen. Wir machen die irre gewordenen auf S. 68 des erſten Heftes vierten Bandes von Göthe's „Kunſt und Alterthum" aufmerkſam. Da ſteht: Erziehung heißt die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, ſodann aber in beſonderen Kreiſen exiſtiren kann. Vielleicht finden einige dieſe Definition zu weit, andere zu eng oder gar überflüſſig, weil ſie glauben, dieſe Bedingungen brächte uns die Welt ſchon ſelbſt zeitig genug auf und am Ende wären dieſe Bedingungen doch ſelbſt etwas Bedingtes und ſtets der Veränderung unterworfenes, alſo nichts Normales. Dergleichen Unzufriedene dürfen nur nicht überſehen, daß Göthe jene Erziehungsaufgabe in einer gebildeten Geſellſchaft äußerte, in welcher bekanntlich nichts ungebildeter, ja lächerlicher erſcheint, als einen Gegenſtand mit Ernſt und Gründlichkeit zu behandeln.

— In Wien wird bekanntlich jeder anſtändig gekleidete und gebildete Mann von dem dortigen gebildeten und ungebildeten Publikum in den Adelſtand erhoben, indem er nicht anders als „Ihr Gnaden" oder wenn er noch dazu reich iſt, „Herr Baron" angeredet wird. In Berlin dagegen wird ein ſolcher Mann in jeder gebildeten Geſellſchaft wenn er ſonſt keinen Titel hat, ohne weiteres, Herr Doktor oder Herr Hofrath genannt. Dieſe ſonderbare, verſchiedene Gewohnheit beider Städte zeigt, daß die öffentliche Meynung in der einen angeborenem, in der andern ſelbſt erworbenem Verdienſte den Vorzug gebe. Iſt das zu viel oder zu wenig gefolgert? —

No 22

Skizzen aus dem innern Afrika.

(Beſchluß.)

Unſere Reiſenden ſahen dieſen See zuerſt, wie wir angeführt haben, bei Lari, welches 130 Meilen nordwärts von Kouka liegt. Da Kouka ferner 90 Meilen nordwärts von der Mündung des Schary liegt, ſo muß der See in dieſer Richtung wenigſtens 220 Meilen betragen und noch mehr, vorausgeſetzt, daß dieſe zwei Punkte nicht ſeine nördlichen und ſudlichen Enden ſind. Ein Theil davon könnte die Lage einnehmen, welche Major Rennell den Moräſten von Wangara anweiſet. Aber unſere gegenwärtigen Reiſenden hatten keinen beſſern Erfolg, irgend etwas über dieſen Namen zu hören, als Burckhardt, Ritchie, Lyon und andere.*) Der Wangara glich ſo wenig einem Sumpfe, daß er im Monat April zu Ende der trockenen Jahreszeit, da aller Wahrſcheinlichkeit nach funf oder ſechs Monate lang nicht ein Regentropfen gefallen war, ganz voll und vollkommen durchſichtig erſchien. Es wird indeſſen in keinem ihrer Briefe, die wir geſehn, beſtimmt, ob das Waſſer friſch oder ſalzig ſey, obwohl man die Nichterwähnung dieſes Umſtandes gerade für den Beweis halten möchte, daß es friſch iſt. Ein ſtärkerer Beweis iſt noch ſein Ueberfluß an Nilpferden und Krokodilen, zweien Thieren, die nur in friſchem Waſſer leben. Burckhardt hatte beſtimmte Nachrichten, daß der See von Bornou friſch ſey. Wir wünſchten, daß unſere Reiſenden die Thatſache ausgemittelt hätten, da die Friſche oder Salzigkeit des Waſſers, wenn es ihnen nicht gelingen ſollte die öſtlichen Ufer des Sees ganz zu unterſuchen, ein wichtiges Argument zur Entſcheidung der Frage wäre, ob er einen öſtlichen Ausfluß habe. Die Wahrſcheinlichkeit iſt, daß ſein Waſſer friſch iſt und er einen öſtlichen Ausfluß hat. Darf man Arabiſcher Autorität nur halb trauen, ſo iſt der Gambarroo, welcher bei Baghermi und Fittri oſtwärts fließt, jener Ausfluß. „Einige erzählen, ſagt Dr. Oudney, daß der Schary einen breiten Arm wegſendet, der zwei Tage ſüdwärts von Baghermi abfällt und gegen Fittri eilt und von da in den Nil.“ *) Denham lernte von einem Arabiſchen Scheik von Waday, daß ein Arm des Schary, genannt Bahr el Dago, in den Nil geht; daß er Zuſchüſſe vom See Fittri aufnimmt zwölf Tagereiſen von jenen Mündungen des Schary, welche in den Tſaad ſich ergießen, und daß er dann einen Lauf ſüdwärts nimmt, bis er, wie vorher, den Nil erreicht. Er wurde ferner von dem Scheik unterrichtet, daß einige Kaufleute von Murzuk die Nachricht ausgeſprengt, daß es ihre Abſicht war (nämlich der Reiſenden) auf jenem Fluſſe (el Dago) von Miſr (Aegypten) mit Schiffen zu kommen, ſo groß als Elephanten und beladen mit Flinten und Pulver. Es muß, wie wir denken, an dieſem allgemeinen Glauben etwas ſeyn, da die Waſſer, die wir nun in den Tſaad geleitet, ihren Weg in den Nil von Aegypten finden. Es iſt gar nichts dagegen, daß ſie den Bahr el Abiad erreichen, ausgenommen die niedrige Waſſeroberfläche des Tſaad, der offenbar der *Abzug* von Nordafrika iſt. Doch iſt der Verhältnißunterſchied in Bezug auf die Waſſerhöhe zwiſchen dem See und dem genannten Fluß ganz unbekannt, und wir finden in

---

*) Darüber darf man ſich jedoch nicht wundern. Der ſo häufige Namenwechſel hat mehr als alles andere die Geographie Afrika's verwirrt.

---

*) Die Nachrichten vom Kapitain Lyon ſtimmten damit überein, daß der Schary einen öſtlichen Strom ausſendet. Nachdem er bemerkt, daß der Niger verſchiedene Namen annimmt, und daß er Yaouri (Yaou?) 7 Tage öſtlich von Niſſe paſſirt, ſagt er, daß er in einen See falle, genannt Tſaad. Ueber dieſem See, fügt er bei, ſtrömt ein großer Fluß durch Baghermee und wird Gambarroo und Kamadakoo genannt, indem das Wort Nil für denſelben Strom gebraucht wird. Alle ſtimmen überein, daß dieſe Waſſer ſich mit dem großen Nil in Aegypten vereinigen. Auch Hornemann ſagt daſſelbe.

Briefen der Reiſenden nicht die geringſte Spur von einer Schätzung ſeiner Höhe über die des Sees. *) „Aber wo iſt, fragt Dr. Oudney natürlich genug, der berühmte Niger? Der Yaou iſt der einzig wahrſcheinliche Fluß, der von Soudan kommt und er iſt faſt zu klein.“ Das Wunder jedoch iſt, daß er in der trockenen Jahrszeit nicht kleiner war. Die meiſten Flüſſe, die keinen Zuſchuß bekommen und vorzüglich die Afrikaniſchen Flüſſe, die durch Einſaugen und Ausdünſten ſo viel verlieren, vermindern ſich in ihrem Laufe. Wäre der Niger (ſo nennen wir ihn ohne Bedenken) nicht in ſo enge Ufer eingedämmt, und verbreitete er ſich über eine größere Oberfläche, ſo würde aller Wahrſcheinlichkeit nach um dieſe Jahrszeit und in ſolcher Entfernung von der Quelle ſein Waſſer ausgedünſtet ſeyn. Denham, der in gerader ſüdlicher Richtung über den zehnten Grad der Breite hinaus ging, ſtieß auf keinen Fluß zwiſchen Kouka und dem Endziel ſeiner Reiſe und es gibt keinen zwiſchen dieſer Stadt und dem Yaou, ſo daß (wenn der Joliba nicht dieſer Strom iſt, von welchem man wohl ausgemittelt hat, daß er in den See Nyffe ſich ergieße etwa 300 Meilen weſtwärts von dem Tſaad und faſt parallel mit ihm) gewiß kein anderer in Bornou iſt, der für den Niger gehalten werden könnte. Wenn die Nachrichten aller Reiſenden und die Arabiſchen Schriftſteller Glauben verdienen und vorzüglich die Reſultate von Hornemann's Unterſuchungen, ſo iſt es über allen Zweifel gewiß, daß der Yaou der Niger iſt, den Major Rennell befriedigend genug in die Sümpfe von Wangara zog oder den See von Bornou; denn beide müſſen daſſelbe ſeyn. Was nachwärts aus ihm wird und ob er in dem See ſein Ende findet, ſind Fragen, die unſere Reiſenden im Stande ſeyn werden, zu löſen. **)

---

*) Den neueſten Berichten zufolge wird die Höhe des Sees über das Meer 1200 Schuh geſchätzt.

**) Den neueſten Nachrichten zufolge ſind ſie den Niger hinaufgefahren von dem See Tſaad an, wo Hornemann den Fluß endigen läßt. Zwiſchen dieſem See und dem Niffe-See trägt er den Namen Yaou und an ſeinen Ufern ſind Ruinen mehrerer großer Städte. Eine derſelben, die man Alt-Bornou

Wir wiſſen nicht, auf welchen Daten die Angabe der Bevölkerung von Bornou auf 2 Millionen beruht. Bei der Menge der Dörfer jedoch längs den weſtlichen Ufern des Sees und den verſchiedenen großen Städten, unfern von demſelben, darf man nicht zweifeln, daß dieſer Theil von Afrika wohl mit Einwohnern verſehen iſt. Die Stadt Kouka, welche das Hauptquartier des Scheik oder ſein Militair-Depot genannt werden kann, hat nur ungefähr 8,000 Einwohner. Sie liegt 15 Meilen von den weſtlichen Ufern des Tſaad entfernt, unter 12° 51′ N. Breite und 13° 47′ Oeſtl. Länge, iſt alſo beinahe 20 Meilen weſtwärts von dem Meridian von Murzuk. Die Entfernung für die Reiſenden von Murzuk nach Kouka beträgt 1,000 Meilen, und die unſrigen brachten auf dieſem Wege 92 Tage zu. Birnie, die Reſidenz des Sultans, iſt 18 Meilen S.S.Oeſtl. von Kouka entfernt und ſoll 30,000 Einwohner zählen und Engornou (16 Meilen SOeſtl. von Kouka) ſogar 50,000. Hier wird alle Mittwoch ein Wochenmarkt gehalten, zu welchem das Volk aus den angränzenden Ländern, von Kanem und Soudan ſtrömt, ſo daß ſich die Menge oftmal auf 80,000 bis 100,000 Seelen belaufen ſoll. Die gangbarſten Artikel ſchienen Korallen, Perlen und Bernſtein zu ſeyn. Auch die Thaler waren wohlbekannt und geſucht.

Wie eine ſolche Bevölkerung ſich erhalten kann, iſt nicht ſo leicht abzuſehn. Das ganze Königreich, wenigſtens auf ſeiner weſtlichen Seite, iſt eine todte Sand- und Lehmfläche, ohne irgend einen Stein von was immer für einer Art. Zur Zeit der Hitze und Dürre, entflieht jede grüne Spur, außer den verſchiedenen Arten von Akazien und Tamarinden; doch ſieht man Heerden von Elephanten, Giraffen, Büffeln und Gazellen, vorzüglich den Ufern des Sees entlang. Denham ſagt, daß er 47 große Elephanten in einer Gruppe zählte, wo und wovon ſie zu dieſer Jahrszeit leben, läßt ſich nicht ſagen. Zahme Ochſen trifft man in Herden zu 1000 bis 1500 an und das Fleiſch iſt ſehr wohlfeil. Einen ſchönen Ochſen kann man um drei Thaler kaufen und von Geflugel kann man 40 Stücke für einen Thaler

---

nennt, ſoll 9 Meilen im Umfang gehabt haben; ſie war aus Steinen erbaut. Wir ſind begierig auf das nähere Detail.

haben. Von Gemüſe ſahen unſere Reiſenden wenig außer Zwiebeln und der Brodwurzel, und keine Früchte außer Tamarinden. In dem Garten des Scheik war eine einzige Linde.

Unſere Reiſenden hatten keinen Mangel an Wildpret; denn Clapperton iſt ein trefflicher Schütze. Und im See gibt es alle Arten Waſſervögel, von denen einige außerordentlich ſchön ſeyn ſollen; die Enten und Gänſe waren ſo zahm, daß er 8 — 10 auf einen Schuß tödtete. Schnepfen erheben ſich zu Tauſenden, als wenn es ſo viele Wolken wären.

Die Temperatur im März und April war gleichförmig hoch, ſelten tiefer als 100 und bisweilen 104 Grade zwiſchen 2 und 3 Uhr. Ein beſtändig wehender und erfriſchender Lufthauch minderte das Allzudrückende der Hitze. Das Barometer war beſtändig auf 29 Zoll. Aber ſo wenig wirkte die Hitze auf Clapperton, daß er oft mehrere Tage längs den Ufern des Tſaad weilte und auf Wild lauerte und nie that es ihm etwas.

Eine zahlreiche Horde von Arabern hat ſich in den Staaten des Scheik niedergelaſſen. Sie kamen von den Ufern des Schary und wurden als verſchieden von denen des Nordens beſchrieben. Sie hatten eine glänzende Kupferfarbe, Adlernaſen und große ausdrucksvolle Augen. Sie ſind wild in ihren Sitten und voll unbezwinglichen Muthes. Denham ſagt, daß ſie Aehnlichkeit hätten mit einigen von unſern beſſern Zigeunerraſſen.

Das Wichtigſte, was in den Briefen unſerer Reiſenden enthalten iſt, geben die vorſtehenden Zeilen. Wenn dieſer Bericht auch ziemlich mager iſt, ſo dürfte er doch Intereſſe und Aufmerkſamkeit erregen und ſpannet unſere Wißbegierde, das nähere Detail aus ihren Tagebüchern zu erfahren. Uebrigens erſtrecken ſich dieſe Nachrichten nicht weiter, als bis auf ihre Abreiſe von Murzuk. Wir können nicht umhin, gegenwärtigem Bericht noch einige andere Umſtände, als Nachtrag, beizufügen, die zwar nicht aus derſelben Quelle herrühren, aber doch den gleichen Gegenſtand betreffen.

Das engliſche Schiff the Swinger (der Schwinger) erhielt den 21. Oktober 1823 Befehl, den Herrn Belzoni zu der Britiſchen Faktorei am Beninfluſſe zu führen und daſelbſt zu landen.

Denn es war dieſer berühmte Reiſende beim Kap Coaſt Caſtle zum Vorſchein gekommen, um ins innere Afrika gen Tombukton zu bringen. Zu gleicher Zeit fand ſich Owen Glendower an Bord des Schiffes, ein Seemann bekannt unter dem Namen William Paſco, deſſen eigentlicher Name aber Abou Bouker iſt. Er iſt von Houſſa und ein verſtändiger, wohlgeſtalteter Mann von etwa 33 Jahren. Er verließ Birnie-Kaſchna (die Stadt Kaſchna) 1805 in Begleitung einer Karavane von Kaufleuten, deren einige Coola-Nüſſe in Gunja ſammeln wollten; andere hatten Sklaven für die Küſte. Nach einer viertägigen Reiſe auf Eſeln und Maulthieren (ſie machten täglich 25 Meilen) von Birnie-Kaſchna aus erreichten ſie einen Fluß, ſo breit als der Gambia, der zur Rechten des Sonnenaufgangs floß, und vom Lande Gober kam. Er heißt Guarra-luan-dadi, oder der Fluß des friſchen Waſſers.

Funf Tagereiſen weiter, immer ſudwärts gehend, kamen ſie an die Ufer eines andern Fluſſes, der breiter und tiefer war, als der vorige, genannt Gulbi. Er durchſtrömt die Länder Guari und Nooſſi, und man hatte ihm erzählt (und er glaubt es auch), daß dieſe beiden Ströme bei Zugum nahe an Kaba ſich zu einem einzigen vereinigen, und daß dieſer dann gegen Sonnenaufgang zueilt nach Birnie-Bornou (Stadt Bornou). Der Gulbi hat einen ſtarken ſalzigen Geſchmack und einen Ueberfluß an Nilpferden und Krokodilen. Nachdem er mehrere Tage (er erinnert ſich nicht mehr wie viele) ſüdlich fortgezogen war, bekam er eine Reihe hoher Berge zu Geſicht, deren einige, Wahoony genannt und viel höher als die andern, einen weißen Gipfel hatten gleich Marmor (Schnee), und in ihrer Geſtalt einer der Kap-Nordiſchen Inſeln, Namens Fago, glichen.

Ungefähr eine Woche, nachdem ſie dieſe Berge verlaſſen, entdeckten ſie das Meer von der Kuppe einiger hohen Hügel und als ſie dieſe herabgeſtiegen waren, mußten ſie über einen kleinen Fluß ſetzen, genannt Echoo (vermuthlich der Lagos). Von da ſetzten ſie ihren Weg in der Richtung gegen Sonnenuntergang fort, indem ſie zuweilen die See linker Hand hatten und in 10 Tagen langten ſie bei Annamaboe an der Kuſte an.

Hier nahm Abou Bouker den Namen William Paſco an und begab ſich an Bord eines Schiffes (the Little-Belt), in der Abſicht ſich dem Seedienſte zu widmen, welches für einen Jüngling aus dem innern Afrika, der das Meer das erſte Mal ſah, von nicht geringer Herzhaftigkeit. Seit der Zeit diente er in der engliſchen Flotte.

Folgender Umſtand bewog ihn, den engliſchen Seedienſt zu verlaſſen. Auf einem Portugieſiſchen Sklavenſchiffe, das gekapert ward, fanden ſich viele ſolcher Unglücklichen, die von Houſſa
waren und einige von Birnie-Kaſchna, worunter er Verwandte
aus ſeiner eigenen Familie antraf. Von dieſen erfuhr Abou Bouker, daß das Mädchen, welches ſich in ſeiner Jugend an ihn
angeſchloſſen und ihm getraut worden, ihm treu geblieben ſey
und wieder vortheilhafte Verbindungen ausgeſchlagen habe in dem
feſten Glauben, daß der Geliebte ihrer Jugend eines Tages ge-
viß zurückkehren werde. Nun hatte Abou Bouker keine Ruhe
nehr. Er wollte von Kap Coaſt durch das Gunga Land nach
Houſſa zurück. Gerade um dieſe Zeit kam Belzoni zum Vor-
chein und der Befehlshaber des Schiffes ſtund keinen Augenblick
n, dem Abou Bouker zu erlauben, daß er den Belzoni beglei-
en könne, deſſen Ziel Timbuctou war.

Abou Bouker ſtellt Birnie-Kaſchna zwanzig Mal ſo groß
ls Sierra Leone dar. Es liegt in der Mitte einer groſen Ebe-
e, 100 Meilen nördlich vom Gulbi oder Niger, der in den
zten Monaten der periodiſchen Regen einen groſen Theil des
andes überſchwemmt, welches für den Reis zwar wohlthätig
t, aber dem Indianiſchen Korn und andern Früchten oft Scha-
en bringt. Man hat dort Feigen, Zitronen und Orangen; aber
r ſah keinen Cocosbaum bis zur Seeküſte. Ihre Hausthiere
nd Schafe, Ochſen, Kamele und Pferde. Die Häuſer ſind meiſt
en Stein, aber nur ein Stockwerk hoch. Des Königs Pallaſt
nimmt faſt ſo viel Raum ein, als Sierra Leone. Drei Mal die
oche iſt dort großer Markt, wo Sklaven, Coola-Nüſſe und
alz die Hauptartikel ſind, die von den Mohren zum Austauſch
r Gold und andere Koſtbarkeiten gebracht werden.

Der König, ſagt er, hat eine groſe Armee zu Fuß und zu
oß; ihre Waffen ſind Speere, Bogen und Pfeile und auf ih-
n kriegeriſchen Zügen tragen ihnen die Elephanten das Gepäcke.
er König hat eine Menge Weiber und jedermann nimmt deren

ſo viele als ihm beliebt und er erhalten kann. Je mehr Weiber man hat, deſto vornehmer iſt man. Das Volk iſt der Mahomedaniſchen Religion zugethan und in Birnie-Kaſchna gibts nicht weniger als 60 Moſcheen.

Eine Tagereiſe weſtwärts von Kaſchna iſt eine Stadt, Zuſini genannt, und faſt von lauter Mohren bewohnt. Drei Tagereiſen weiter in derſelben Richtung iſt Zangfara und zwei Tagereiſen weſtlicher iſt Alkali, die Hauptſtadt des Landes Gober, die zu beiden Seiten des Fluſſes (Gulbi) angelegt iſt. Was gegen Oſten iſt, weiß er nicht; nur hatte er von ſeinem Großvater oft ſagen hören, daß Birnie-Bornou 15 Tagereiſen gegen Sonnenuntergang von Birnie-Kaſchna entfernt iſt.

Wir ſetzen keinen Zweifel in dieſe Nachrichten, ſo weit ſie gehn. Vereinigt man ſie mit Denham's Ausfluge zu derſelben Bergkette, die Abou Bouker durchkreuzte, ſo erhellet, wie man auf einem weit kürzern Wege vom Beninfluſſe aus als ſonſt irgendwo dem Niger und den Ländern, die er beſpült, nahen kann.

Ein Brief Wieland's an einen Dichterling.

Grade weil dieſer Brief niemals abgeſchickt worden iſt, theilen wir ihn mit. Wir wiſſen, daß Wieland, deſſen menſchenfreundlicher und liebevoller Charakter ihm nie zuließ, irgend einem Menſchen wehe zu thun, dieſen Brief abſichtlich zurückhielt, weil er durch die Schärfe, welche freilich die Wahrheit für jeden eigenliebigen Feind derſelben hat, zu kränken fürchtete. Wir aber fürchten nicht irgend wen zu kränken, weil niemand genannt iſt.

Hochwohlgeborner Herr,

„Ich weiß nicht, wer von uns beiden mehr zu tadeln iſt, Sie daß Sie einem 75jährigen Greiſe, deſſen Perſonlichkeit, Lage und Verhältniſſe Ihnen (wie natürlich) ganz unbekannt ſind, ohne eine andere Entſchuldigung als Ihre allzugroße Meynung von ſeiner Gefälligkeit, das Richteramt über einige Ihrer poetiſchen Verſuche und über Ihren Beruf zum Dichter (an welchem Sie Selbſt zu zweifeln ſcheinen) beynahe mit Gewalt aufdringen wollen, und da Sie die Nichtbeantwortung Ihres erſten Briefes billig für eine mehr als hinlängliche Antwort auf Ihre Fragen anſehen konnten, einen zweyten Brief den langen Weg von Eiſenſtadt nach Weimar machen laſſen, um ihn zu einer Antwort, die er Ihnen lieber hätte erſparen mögen, zu nöthigen: oder Ich, daß ich Ihren erſten Brief lieber unbeantwortet ließ, als daß ich alle das Verbindliche und Schmeichelhafte, was Sie mir darin ſagen, mit einer Antwort, deren Sie Sich vermuthlich nicht verſehen, erwiedern wollte, — und daß ich Mich gleichwohl durch Ihren zweyten Brief bewegen laſſe, Ihrer zwar gutmüthigen, aber mir nothwendig läſtigen Zudringlichkeit, nachzugeben?

Es ſind ſchon viele Jahre, ſeit ich weder ſelbſt Verſe mache, noch leſe, was heut zu Tage von andern in dieſer Gattung gemacht wird. Ich bin alſo um ſo weniger geſchickt, über den Beruf neuangehender Dichter zu urtheilen, da ich auf der einen Seite kein ächtes, aber noch unentwickeltes Talent abſchrecken möchte, auf der andern aber mit Horaz überzeugt bin,

— — mediocribus esse poëtis
Non Di, non homines, non concessere columnæ.

Was ſoll ich Ihnen nun ſagen? Sie haben, wie ich ſehe, eine gelehrte Erziehung genoſſen; Sie lieben die Dichtkunſt; Sie haben, wie die meiſten jungen Leute heut zu Tage, große Luſt ſich ſelbſt mit dieſer ſchönen Kunſt abzugeben; Sie glauben Anlagen dazu in ſich zu fühlen, haben Sich vermuthlich bereits darin geübt, und machen, ſo viel ich davon verſtehe, wirklich ganz artige Verſe. Ein ſolches Talent iſt weder zu verachten noch ganz zu vernachläſſigen: es kann oft ein Mittel ſeyn, ſich den Groſſen angenehm zu machen, und iſt wenigſtens eines, im Kreiſe unſrer Freunde, bei mancherley Gelegenheiten das geſellige Vergnügen zu vermehren: aber dies iſt nicht genug, die Dichterey zum Geſchäft Ihres Lebens zu machen, und wenn ich Ihr Vater, Oheim oder älterer Bruder wäre, würde ich Ihnen ernſtlich abrathen, ſich durch den Reitz der Muſen dazu verführen zu laſſen. In beſondere Gründe hierüber einzugehen, habe ich weder Zeit noch Luſt. Genug, ein ſicheres Zeichen, daß Sie nicht zum Dichter von Profeſſion geboren ſind, iſt, daß Sie mich fragen, ob Sie es ſeyen oder nicht? Kein von den Muſen wirklich Beſeſſener Jüngling hat jemahls eine ſolche Frage gethan.

Nehmen Sie die Aufrichtigkeit, womit ich Ihnen ſo ohne alle Complimente ſage was ich denke, ſo gut auf als ſie gemeint iſt. Mehr als Hundert junge Männer haben mir im Lauf meines Lebens (ohne daß ich weiß wie ich zu dieſer Ehre gekommen bin) die nehmlichen Fragen vorgelegt wie Sie, und 95 von 100 haben die nehmliche Antwort von mir erhalten — und unter dieſen waren nicht wenige, die es mir in der Folge herzlich dankten.

Noch einmal — ſpielen Sie mit Ihrer Muſe, zu Ihrem eignen und Ihrer Freunde Vergnügen, in Nebenſtunden ſo viel Sie wollen, aber machen Sie Ihr Hauptwerk immer aus einer ſolchen Anwendung Ihrer Geiſteskräfte, wodurch Sie Ihrem Fürſten, Ihrem Vaterland und Sich Selbſt nützlich werden können.

Weimar den 31. July 1808.

W.

Möge ſich mancher unſerer heutigen flinken Verſemacher, (und wer konnte das jetzt nicht bei einiger Lektüre werden?) ſein Theil aus dieſem Briefe zu Herzen nehmen. Beſonders ſey er aufmerkſam auf die leiſeſte innere Stimme eines Zweifels gegen ſeinen dichteriſchen Beruf. Beſtimmt fehlt dieſer da, wo jemand dichten will und nicht muß. Denn Dichten hängt ſo wenig von einem moraliſchen Vorſatz ab, als die Liebe, deren bloße Aeußerung, wenn's ſeyn muß, zu unterdrücken, der Willenskraft oft genug nicht gelingt. Aber auch jenes „muß," darf kein äußerlich aufgedrungenes ſeyn, ſondern ein innerlich gebietendes, jeden äußern Zwang, je heftiger er iſt, deſto ſiegreicher überwindendes. Wo dieß letztere ſich bewährt, da nur ſcheint ächtes Genie zu wohnen. Es bricht ſich allemal, wie Winkelmann, ſeine Bahnen und wir können nicht der Meynung Neuerer ſeyn, welche dem Genie nur ein Gedeihen unter günſtigen Umſtänden verſprechen. Alle naturphiloſophiſchen Gleichniſſe von dem Gedeihen oder Nichtgedeihen einer Pflanze in dieſem oder jenem Erdreich, unter dieſem oder jenem Himmelſtrich, hinken, weil der Menſch und noch mehr ſein Geiſt freibeweglich genug iſt, um ſeine Heimath zu ſuchen, die er eben bei gehöriger Kraft auch findet.

Wie lächerlich daher aber auch die Anfrage bei einem dritten nach eigenem Genie ſeyn mag, ſo haben dagegen die 16 Jahre, ſeit Wieland's Brief geſchrieben iſt, ſo viel geniales Selbſtgefühl entwickelt, daß dergleichen Fragen nicht mehr oder doch wohl höchſt ſelten noch geſtellt werden. Indeſſen wollen wir uns nicht zu großer Herrlichkeit rühmen. Die Form der Anfragen hat ſich blos geändert, und wir rechnen ohne Bedenken die vielen verſifizirten Geiſtesgrüſſe an Schiller, Göthe, Klopſtock ꝛc., und die Lobgedichte auf dieſen oder jenen anerkannten Dichter, zu ſolchen Anfragen, die freilich eben ihrer Natur nach allen beſchämenden Antworten von vorn herein vorbeugen. Dieſe Herren, welche eigentlich nur von der Sehnſucht nach der Poeſie, nicht aber von den Muſen ſelbſt begeiſtert ſind, kann man in Wahrheit von der Muſenkunſt Beſeſſene nennen.

Szenen aus dem Karneval zu Livorno.

Nur den Römiſchen Karneval pflegt man anzuführen, wenn man die Krone aller Faſchingsluſtbarkeiten bezeichnen will, und wer dürfte auf Leſer einer wiederhohlten Schilderung deſſelben rechnen, ſeit Göthe ſie gegeben. Aber auch hierin hat man der ewigen Stadt zu viel eingeräumt, wenn man außer ihrem keinen Karneval, oder höchſtens nur den Venetianiſchen, darſtellungswerth findet. Livorno aber bietet als Hauptplatz für den Levantiſchen Handel ſonſt ſchon ein regeres, üppigeres Leben dar, als das der Römer oder Florentiner. Wenn es ſonſt ſchon bunt genug iſt, und die ſich bekriegenden Griechen und Türken, die Engländer, Amerikaner, Franzoſen und alle Europäiſchen Nationen in ihm ſich repräſentirt finden, ſo muß eben wegen dieſer bunten Zuſammenſetzung von Leuten aus aller Welt, die alle auf ihre Weiſe Theil an den Karnevalsfreuden nehmen, dieſes Feſt in Livorno eine ganz eigenthümliche, in anderen italiſchen Städten nicht mögliche Geſtalt annehmen. Die in ganz Toskana verketzerte Jovialität der Livorneſen iſt bekannt genug und die Urſache davon, allgemeinerer Wohlſtand, den immerwährende Handelsthätigkeit erzeugt, iſt auch der Grund, warum ſelbſt die niederen Volksklaſſen, welche immer Geld zu verdienen Gelegenheit haben, zu dem allgemeinen Luſtgetobe, mehr denn anderswo das ihrige beitragen. An derben Späßen dürfte nirgend ſo viel als in Livorno geleiſtet werden, da hier z. B. die Uebermaſſe*) des Matroſenvolks, Theil an den Luſtbarkeiten nehmen kann.

Der Karneval beginnt in Livorno erſt nach dem 27. Januar.**) Denn die Einwohner gelobten als ſie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch ein Erdbeben in ihren Luſtbarkeiten am 27. Januar geſtört wurden, niemals vor dieſem Tage ſich zu beluſtigen, wenn der Himmel ſie gnädiglich nicht wieder in ihren Faſchingsfreuden ſtören wollte. Zwar gewährte der Himmel auf das Gelübde hin den in ihm enthaltenen Wunſch, aber die Livorneſen hielten ihr Gelübde nur halb. Denn gleich jenem Irländer, der, wenn er ſich nach zu großem, durch übermäßiges Trinken veranlaßten Uebelbefinden ſeiner ſelbſt oder ſeines Beutels, verſchworen hat, fortan weder in, noch außer dem Hauſe zu trinken, dennoch wieder, aber unter der Thüre, den einen Fuß in, den andern außer dem Hauſe, trinket, meynen die Livorneſen ihr Gelübde wohl zu erfüllen, wenn ſie nur nicht in Livorno, deſto tapferer aber in Piſa oder ſonſt außerhalb Livorno der ausgelaſſenſten Faſtnachtsfreude ſich hingeben. Iſt aber der 27. Januar erſchienen ſo öffnet man auch in Livorno, der Freude und — Thorheit alle Pforten. Die erſten Tage ſind blos durch die im Theater angeſtellten Tanzfeſte ausgezeichnet, die, ſo lange das Karneval dauert, allwöchentlich einmal eintreten. Wie wenig dabei auch maskirt erſcheinen, ſo haben ſie dennoch für einen deutſchen Zuſchauer vollkommen die Wirkung eines Maskenballs. Türken und Juden, Aegypter und Engländer, Franzoſen, Deutſche und Spanier erſcheinen dabei, ein jeder in einer Art Nationaltracht, und dieſes, ſo wie die Art des Benehmens enthüllt vor unſeren Augen die vergebens beſtrittenen Verſchiedenheiten jeglicher Nationaleigenthümlichkeit. Der ſteife Britte und ernſte Spanier wird von der zierlichen Lebendigkeit ſeiner franzöſiſchen, oder von der pantomimiſchen Heftigkeit ſeiner italiäniſchen Tänzerin fortgeriſſen und in den Wirbeln deutſcher Walzer können ſich die wenigſten Nichtdeutſchen, ohne ſchwindlich zu werden, herumſchwingen. Dennoch werden Anglaiſen wie Franzaiſen, Walzer wie die italiäniſchen Tänze getanzt, denn wegen des mannichfachen Publikums iſt Livorno in jeder Rückſicht der kosmopolitiſchte Ort. — Das wahre Getümmel an hellem lichten Tage auf Gaſſen und Plätzen hebt erſt in der letzten Woche an. Bis dahin ſieht man nur gegen Abend einzelne Masken durch die Straßen unter jauchzendem Begleit der Menge und der Buben ziehn. Bei dieſen abendlichen Umherzügen der erſten Zeit, welche nur von der niederen Volksklaſſe vorgenommen werden, ſpielen offenbar die Hauptrolle und ärndten den größten Beifall die Laſtträger (facchini). Sie unterlaſſen nie, ſich mit ihren breiten Schultern, nervöſen Beinen und Armen in Weiberkleider zu ſtecken. Wer wollte nicht lachen, wenn dieſe unverkennbaren, obwohl ſpäten Nachkommen des Herkules, welche ihres Urvaters von der Omphale ihm auferlegtes Schickſal freiwillig erwählen, einem in langen Röcken und in Dragonerſchritt begegnen. Ihre Häupter ſind mit papierenen, jedoch nach der neueſten Mode friſirten Perücken geſchmückt, und ihre Geſichter, in denen eine dampfende Pfeife hängt, iſt dick- und grellroth geſchminkt. Dieſe und ähnliche Späße ſind blos ſchwache Präliminarien. Aber am Giovedigraſſo oder fetten Donnerstag, dem Letzten des Karneval, jagt dich Nachmittags drei Uhr, (denn es iſt der erſte Korſotag) das wilde Jubeln der durch die Gaſſen ſtürzenden Harlekine, Policinelle und Teufel vom Tiſche zum Fenſter. Wagen raſſeln an alle Häuſer hinan, um allerlei Menſchen aufzuladen, und eilen zum Korſo. Zu dieſem iſt eine ſehr breite Straße auserſehen, welche 1000 Schritt lang iſt und die Stadt von einem Thore zum andern, und den größten Platz der Stadt in der Mitte ſchnurgrade durchſchneidet. Zu beiden Seiten fahren die Wagen und laſſen beſonders auf dem großen Platz, an deſſen Seiten die Wagen hinfahren müſſen, den Fußgängern einen bedeutenden Spielraum, den ſie ganz getroſt benutzen können, weil kein Senator, kein Geſandter oder ſonſt vornehmer Herr aus der Reihe fahren darf. Eine durch die Straße vertheilte Kompagnie Soldaten ſieht auf Erhaltung der Ordnung.

---

*) Grade zur Zeit des Karnevals befinden ſich die meiſten Schiffe im Hafen und was etwa ſonſt von Kriegsſchiffen im mittelländiſchen Meer ſich befindet, ſucht zum Karneval, wo möglich Livorno zu erreichen.

**) Sonſt gleich nach Weihnachten am heiligen Dreikönigtag.

Staatskaroſſen fahren hinter ſchäbigen Miethkutſchen und ihnen folgt wohl gar ein Leiterwagen, der aber mit vielen Laubzweigen feſtlich ausgeſchmückt iſt. Hinter dieſen hervor werden die günſtigſten Bombardements unternommen, wozu man hier, nicht wie in Rom Gips-, ſondern zumeiſt Konfektkügelchen gebraucht, die jedoch oft mit ſo anſehnlichen Kugeln untermiſcht ſind, daß dergleichen Spaßſchlachten doch nicht ganz ohne Gefahr vor Beulen durchzukämpfen ſind. Aber es bereitet ſich auch jeder, ſelbſt der Aermſte, der lieber unmaskirt erſcheint, um das Geld auf deſto mehr Konfekt verwenden zu können, aufs Beſte zum Kampfe vor. Die meiſten auf dem Korſo Umherfahrenden und Ziehenden ſind maskirt, meiſt charakteriſtiiſch. Allerlei Nationaltrachten, alle Masken des italiäniſchen Poſſenſpiels, auch viele auffallende Perſonen der Stadt, werden dargeſtellt. Es reitet Don Quixote mit ſeinem getreuen Sancho Dir entgegen und, wenn Du Dich umſiehſt, bemerkſt Du eine Schaar Dichter, die ſtatt auf Pegaſuſſen, auf Eſeln reiten. Aber überlaſſe Dich nicht etwa zu vergeblich paſſenden, obſchon beißenden Vergleichungen mit gegenwärtigen Dichterrozinanten, — irgend ein ſchalkiſcher Policinello läßt, ehe Du Dich's verſiehſt, eine an ſeiner Peitſche befeſtigte, Luftgefüllte Blaſe auf Deinem Rücken zerplatzen, wenn nicht ſchon eines Arlekino, Pritſche auf demſelben herumtanzt. Sich zierlich oder in dunkelen Farben gekleidet auf dem Korſo zu zeigen, iſt durchaus nicht rathſam, denn auf Stutzer und Schwarzröcke haben es viele gemünzt, die ſich mit großen Beuteln, die mit Puder gefullt ſind, verſehen haben. Schreckliche Verwüſtungen richtete einſt mit dieſen unter anderen eine, auf einem Wagen befindliche Geſellſchaft an, welche es nun einmal darauf angelegt hatte, alles was ihr in die Nähe kam, nolens volens in die Farbe der Unſchuld zu kleiden. Aber es ging ihr nicht beſſer, als wie den Moralpredigern; die Menge empörte ſich gegen ſie, und ſchoß einen ſo ungeheuern Hagel von halben und ganzen Zitronen auf ſie los, daß alle ſich umwendeten, um mit dem Rücken und anderen Theilen aufzufangen, was eigentlich ihren Häuptern und Geſichtern zugedacht war. Aber alles wird unter Jubel, Zurufen, in die Händeklatſchen und freilich hinlänglich derben Witzen vollbracht. Wer hier nicht mitlacht, muß ſchon mit mehr als einem Fuße im Grabe ſtehen und der grießgrämlichſte Britte oder Deutſche iſt ſchon, wenn er ſich einmal in den Korſo geſchlichen, um ſeine miſanthropiſchen Bemerkungen auch hier zu machen, in dem Getümmel zu der wildeſten, die italiäniſche weit überbietenden Luſt erwacht. Es ſchroten ſich denn auch die Matroſen in Schaaren auf Wagen gepackt oder zu Fuß in den Korſo. Eine jede ſolche Schaar iſt aus zwei Gründen unzertrennlich, denn erſtlich werden, wie die Planeten an die Sonne, ſo die einzelnen Matroſen an die Rumflaſche, welche in Mitten jedes Haufens iſt, gefeſſelt, und dann haben ſie ſich durch die allerſcheußlichſten Masken, deren ſie habhaft werden können, vor allen kenntlich gemacht. Dieß Letztere iſt faſt überall die Gewohnheit der rohen Menge, und dieſer darin ausgeſprochene Hohn gegen regelmäßige Schönheit, die Luſt dadurch zu erſchrecken, daß ſie einem das Gräßlichſte was es gibt, menſchliche Züge in der höchſten Verzerrung unter die Augen halten, hängt unſerer Meynung nach genau mit der Luſt des Volkes zu Poſſen- und Satirſpielen zuſammen, wie jede Geſchichte des Drama beweiſet. Denn der durch die Verhältniſſe des Lebens entweder wirklich gedrückte oder auch nur ſich beengt fühlende Menſch vermag ſich über dieſen Druck und ſein Gefühl am erſten durch Verſpottung und Verlachung jener Verhältniſſe und des Lebens überhaupt zu erheben. Beſſer dieſes, als wenn einer unter unnützem Geſeufz den Verhältniſſen oder ſeinen Gefühlen erliegt. Keiner iſt aber ſo hochgeboren, daß er nicht ſatiriſcher, ſpöttiſcher oder ironiſcher Laune bedürfte, um damit böſe Launen, oder düſtere Stimmungen abzutreiben. Doch ehe man auf dem Korſo oder ſonſt in Livorno während des Maskengetümmels Zeit hätte, dergleichen, faſt in's Ernſthafte ſpielende Reflexionen anzuſtellen, fliegen einem hundert poſſirliche, Lachen erregende, aller Reflexion unholde Figuren und Szenen vor den Augen vorüber. Dort ſtäubt die Menge aus einander, denn es ſtürzt ein Kerl in Moos und Seegras, und einem darüber hangenden Gewand aus Fiſchernetzen gekleidet daher und ſchwingt in der Rechten einen Dreizack, deſſen Stelle häufig auch eine Netzruthe zu vertreten hat. Da er aber den Gott Neptun vorſtellt, ſo iſt nicht zu verwundern, wenn derſelbe, als wär er in ſeinem

Element, ein Wogen und Fluthen unter der Menge, die er durchrennet, erregt. Nahe bei Dir aber drängt ſich ein Haufen Knaben in einen lebendigen Knäul zuſammen, und ihre gen Himmel aufgeſperrten Augen und Mäuler führen dich zu einer über allen ſchwebenden Angelruthe. Dieſe wird von einem in kurzem, zottichtem, braunem Kittel gekleideten Kerl gehalten und hat an ihrer Schnur Backwerke als Köder hangen. Durch Langen, Hopſen und Schnappen ſucht nun die begeiſterte Knabenſchaar, den dicht über ihren Häuptern hin und her hüpfenden Genuß zu erhaſchen. Aber, indem alle recht hungrige Fiſche con amore zu ſpielen ſich bemühen, gelingt es faſt keinem, ſich ködern zu laſſen. Taucht aber wirklich einmal einer hinreichend genug auf und ſchnappt nicht vergebens, ſo folgt unauslöſchliches Gelächter. *) Alle dieſe Erſcheinungen und einzelnen Szenen kann man aber nur unter Puderſtaubwolken und nie verſiegendem, von Angriffsgeſchrei begleitetem Konfektregen und Hagel wahrnehmen; denn dieſer kleine Krieg iſt eigentlich der Kitt oder die nach allen Punkten hin und von allen Punkten aus geſchlagene Brücke, die Freund und Feind, Vornehm und Gering verbindet. Nur die Dunkelheit der Nacht ſtöret dieſe Luſt, welche, ſo wie der erleuchtete Saal des Theaters geöffnet iſt, mit neuer Lebhaftigkeit fortgeſetzt wird. Denn die Oper iſt, wie ſie faſt immer in Italien bis auf gewiſſe Haupt- und Lieblingsparthieen nur Nebenſache iſt, es während der Karnevalszeit gänzlich. Die Logen bieten nur Rückenſtücke dem Auge dar und ſelbſt die Sänger und Schauſpieler werden durch Bombardement unterbrochen und genöthigt, Flöre vor's Geſicht zu nehmen. Für die Tänzer iſt die größte Gefahr, zugleich aber auch großer Ruhm zu gewinnen, denn pfundſchwere Säcke fliegen auf die Springenden zu und ihr größter Triumph iſt, dieſen mit einem geſchickten Sprung oder Entrechat, ohne aus dem Takt zu kommen, auszuweichen. Auch Logen und Parterre haben ſich gegenſeitig in Belagerungsſtand erklärt, und je beſſere Freunde einander gegenüberſtehen, deſto lebhaftere Salven erfolgen. Auch zwiſchen Verliebten, die ſich bis daher nur

---

*) Dieſe beiden in Livorno nie fehlenden Masken ſind von Alters her Eigenthum der Fiſcher.

mit Blicken verwundet, werden einige verſtohlene Annäherungsſchüſſe gewechſelt. Ueberhaupt iſt die Maskenzeit für Verliebte von höchſter Wichtigkeit. Alle Bemühungen eines ſcheelſüchtigen Oheims oder eines eiferſüchtigen Mannes werden vereitelt und ſollte es ihnen gelungen ſeyn, den verhaßten Liebhaber in einer Maske zu erkennen und ihn dann fern zu halten, ſo gelingt ihm die beabſichtigte Zuſammenkunft in irgend einer anderen gewiß. Die Maskenfreiheit begünſtigt ſolches Gelingen zu ſehr, da es z. B. Sitte iſt, in den Logen Beſuche anzunehmen und den fremden Masken den Sitz neben den Damen einzuräumen. So wird es hier ſogar den Fremden möglich, ſich den ausgezeichneten Schönheiten der Stadt zu nahen, was ſchon oft Gelegenheit zu engeren Verbindungen gegeben hat. Aber nicht blos der Liebe, auch dem Haß iſt in dieſen Tagen allgemeiner Fröhlichkeit Spielraum gegeben und Neiderinnen und Nebenbuhlerinnen oder verſchmähte Liebhaber wiſſen auf irgend eine Weiſe ihr Müthchen zu kühlen. Dieß ſind ungefähr die Hauptzüge der Begebenheiten und Szenen, welchen man vom fetten Donnerstag an (den einzigen Freitag ausgenommen) bis zum Aſchermittwoch, faſt Tag und Nacht zuzuſehen Gelegenheit hat. Obgleich man ſich auch in den anderen Nächten von den Mühſalen der Luſtigkeiten des Tages und ſeinem vielen Stehn und Laufen oder Fahren durch Eſſen und Trinken zu erhohlen weiß, ſo geſchieht das doch in der letzten Nacht, die den langen Faſten vorausgehet, am gründlichſten und die Livorneſen geben dann weder den Mailändern noch den Schweitzern, denen man vorwirft, ſie könnten kein Feſt ohne Eſſen und Trinken begehen, im Geringſten etwas nach. So wie aber in anderen Nächten, die Poſſierlichkeiten, komiſchen Szenen ꝛc. des Tages, ſo werden in dieſer letzten alle Hauptſpäße des ganzen Karnevals repetirt. Das bietet aber ſelbſt wieder einen neuen Spaß dar, denn es iſt nichts luſtiger zu ſehen, als wenn ſich die ganze Geſellſchaft zwiſchen lebhafter Darſtellung des Erlebten und zwiſchen eifrigem Genuß der aufgetragenen Speiſen, Getränke und Erfriſchungen abarbeitet. Aber der Italiäner ſchwatzt überall noch viel lieber, als er ißt und trinkt und die Wirthin einer jeden Geſellſchaft hat dieſelbe oft genug zur Ordnung, d. h. zum Eſſen, durch die Drohung zu mahnen, daß die Mitternachtsſtunde, welche keinen Kauenden mehr dulde, herannahe. Endlich ſchlägt es, nämlich vier und zwanzig, wie's in Italien die Uhren im Brauch haben, und vor ſonderbarem Schreck bleibt dem einen der Biſſen im Munde ſtecken, während der andere, bis es ausgeſchlagen hat, noch einiges zu leiſten ſucht. Endlich ſieht ſich die Geſellſchaft einen Augenblick traurigverlegen an, bricht zuletzt in ein allgemeines Gelächter über die eigne Verdutztheit aus und geht, ſo heiter als möglich, aus einander.

Literatur.

1) Deutſche.

Ueber etwas, das der Heilkunſt Noth thut. Ein Verſuch zur Vereinigung dieſer Kunſt mit der chriſtlichen Philoſophie von Karl Joſ. Hieron. Windiſchmann, Königl. Preuß. Medizinalrath und Profeſſor der Philoſophie und Medizin an der K. Rheinuniverſität zu Bonn.

Zwar haben die Europäiſchen Blätter alles ſtrengwiſſenſchaftliche ausgeſchloſſen und können daher auch nicht in dieſem Sinn abgefaßte Rezenſionen gelehrter Werke geben wollen. Dennoch glauben ſie ihren Leſern zur Notiz bringen zu müſſen, was für ein Geiſt in der gelehrten Welt, die nie mehr, denn jetzt auf die ungelehrte eingewirkt hat, ſich rege. Nicht genug, daß Juriſten und Politiker, ja Buchhändler ihren Werken religiöſe Weihe geben, auch die Philoſophie, auch die Heilkunſt ſoll eine chriſtliche oder vielmehr eine katholiſchchriſtliche werden. Dieß iſt mit einem Wort der kurze Inhalt des angezeigten Werkes. Der Verfaſſer mußte freilich in einer langen Vorrede und nach längeren Einleitung den Charakter ſeiner chriſtlichen Philoſophie zu bezeichnen ſtreben, damit die Aerzte doch wüßten, womit ſie denn eigentlich ihre Kunſt zu vermählen hätten. Er bezeichnet jene ſelbſt als den „ſpekulativen Idealismus," der wiederum weiter nichts iſt als „der Geiſt der ganzen Zeitbildung" (ſeit Chriſtus). Wir können nicht leugnen, daß in dieſem Werke höchſt geiſtreiche, treffende und gediegene Stellen anzutreffen ſind, in welchen der Fortgang der intellektuellen und religiösmoraliſchen Entwickelung der Menſchheit mit ihrer phyſiſchen paralleliſirt wird. Auch konnten wir nicht umhin, mit dem Verfaſſer den Grund zu jedem und alſo auch zu dem Verfall unſerer Zeit in der Irreligioſität, d. h. darin zu finden, daß die Menſchen dem materiellen Daſeyn übermäßig hingegeben, den Gott in ſich und ſomit ihre unbezweifelte Verknüpfung mit dem alleinigen Gott, dem alles durchdringenden und erhaltenden Geiſte nicht erkennen mögen. Oder wäre bei einem feſten, geſunden, kräftigen Glauben an einen Gott und an Unſterblichkeit der Zuſtand möglich, welchen Herr Windiſchmann nur zu wahr alſo ſchildert? „In allen Verhältniſſen des Geiſtes, der Seele und des Leibes trat an die Stelle der in ihrem ewigen Prinzip wohlbegründeten Selbſtändigkeit und genetiſchen Lebensgeſchichte, ein flaches, eitles Selbſtgefühl, womit ſich das Zeitalter am liebſten brüſtet, als charakteriſtiſches Zeichen ein. Die Mattigkeit deſſelben erweiſet ſich am meiſten darin, daß es mit Heftigkeit beginnt, und mit Ohnmacht endet, immer im Steigen und Sinken begriffen, ohne wahrhaftige Begeiſterung und Maß, ſo daß auch der kühne und kräftige Egoismus etwas ſeltenes iſt und da, wo er ſich auch zeigt, dennoch in kurzer Friſt wieder vorüber geht — — — Ein krampfhaftes Selbſtgefühl hat zu viel mit ſich zu ringen, als daß es Zeit hatte, ernſthaft und innig in ſeinen Kontrapunkt — das theilnahmvolle Mitgefühl — ſich umzuwandeln; es zeigen ſich bei wirklichen Verſuchen dazu, nur leichte Aufwallungen und höchſtens Anſätze zu einem inhaltsleeren Enthuſiasmus.— Dieſes eitle Schwimmen und Auf- und Niederwallen in Empfindungen, die überall und nirgends ſind, dieſe matte und falſche Sentimentalität iſt die vorwaltend krankhafte Stimmung der Zeit.“

Wer würde es glauben, daß ein Mann, der ſo ſcharf und treffend zu zeichnen verſteht, nun alles Heil nicht etwa blos in dem feſten zuverſichtlichen Glauben an die ewige, in Gott ſichere Natur des Menſchen, die erhaben und Herr ſeyn ſoll über alle irdiſche Anmuthungen oder Anfechtungen, findet, ſondern in dem Glauben an die Lehren der römiſchkatholiſchen Kirche, und in dem Glauben an die Wirkung ihrer Sakramente? Und doch iſt es ſo; denn als das Ziel aller ſpekulativen Heilkunſt, betrachtet er die Anerkennung des Heilſchatzes der Kirche, welchem er daher den letzten und höchſten Platz in ſeinem Buch wie in der Philoſophie und Medizin eingeräumt hat. Hierin dürften ihm doch wohl Creuzer in Heidelberg und Hegel in Berlin nicht beiſtimmen, obwohl Herr Windiſchmann den erſten in deſſen Symbolik, den zweiten in deſſen Logik als Geiſtesbruder begrüßen zu dürfen meynt. Aus dem bisher geſagten wird aber auch jeder Leſer abnehmen, daß Herr Windiſchmann unmöglich die Hoffnung erfüllen kann, welche er in ſeiner Vorrede und Einleitung erweckt: daß nämlich die ſpekulative Idealphiloſophie die lichtvolle Erkenntniß des höchſten Weſens bringe, den Geiſt und ſein ewiges Walten nicht blos der Auffaſſung im Glauben und in der Ahndung überlaſſe, ſondern im konkreteſten Begriff zu faſſen lehre. Der Glaube an die Realität des Geiſtes der ewigen Wahrheit iſt allerdings die Baſis aller Forſchungen der Philoſophie; denn was vermöchte ſie zu irgend einer Anſtrengung, wenn ſie nicht bis zur Erkenntniß der ewigen Wahrheit ſelbſt vorzudringen hoffte? — So viel aber iſt gewiß, daß weder der kantianiſche Kritizismus noch der ſpekulative Idealismus jene Erkenntniß beſitzt und beide ſind nur dadurch von einander unterſchieden, daß jener der Religion überlaßt, was ihr angehört und ſich begnügt, die religiöſe auf Glauben begründete Erkenntnißweiſe als nothwendig zu erweiſen, dieſer aber ſich einbildet im Gedanken zu erkennen was er doch ſelbſt nur im Glauben erkennt, wie Herr Windiſchmann deutlich und oft genug, ohne den Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu merken, durch die That an den Tag legt. So viel zur Charakteriſtik des Buches. Wer mehr darüber leſen will, der ſehe in das neueſte Heft der Zeichen der Zeit, die, ſo wiſſenſchaftlich ſie thun, doch bei eigenem Mangel von dem Fette anderer lebend, vollſtändige Exzerpte von allem, was in ihren Kram zu paſſen ſcheint, liefern.

Dr. Johann Anton Llorente's Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition nach einem von Leonard Gallois gemachten Auszuge deutſch bearbeitet. Stuttgart in der J. B. Metzlerſchen Buchhandlung 1824.

Dieſe Bearbeitung nach dem Auszuge des Leonard Gallois hat vor der vorhandenen Ueberſetzung des Auszuges den Vorzug, daß ſie deren Ueberſetzungsfehler vermieden und die Flüchtigkeiten des Epitomator's durch Zuſätze und Verbeſſerungen nach Vergleichungen mit dem Originalwerk verbeſſert hat. Der Gegenſtand ſelbſt iſt für jeden Gebildeten von Wichtigkeit, dem daran gelegen ſeyn muß, wenn er ſich auch nicht die Zeit nehmen kann, über denſelben vier Bände durchzuleſen, doch in einem mäßigen Oktavband ſich über ein Inſtitut hiſtoriſch zu belehren, was heute der Gegenſtand eines ſowohl verwerfenden als auch — anpreiſenden, in beiden Fällen meiſt ſeichten Raiſonnements iſt. Mit Evidenz wird dem Leſer des Buchs ſich ergeben, daß die chriſtliche Kirche nur ſo lange ſie im Druck war, die von Chriſtus, den Apoſteln und weiſeſten Kirchenvätern, anempfohlenen Lehren der Milde und Liebe befolgt, und in dem Maße an Herrſchſucht und Grauſamkeit zugenommen habe, in welchem ſie unabhängig von der weltlichen Macht geworden. Gleicherweiſe wird manchen, (was dem Römiſchkatholiſchen Prinzip Ergebenen nicht) angenehm zu finden ſeyn, daß von Tertullian bis Beda Venerabilis, beide geprieſene Männer nicht ausgenommen, die ausgezeichnetſten Kirchenväter nichts weniger wie Glaubenszwang gepredigt haben.

Geheime Papiere von Dr. Lindner. 8. Stuttgart bei Fr. Frankh. 1824.

Der Verfaſſer will die unberufenen Anſchwärzer, die mit geheimnißvollen Mienen von ſeinen geheimen Papieren dem Publikum ins Ohr geraunt, durch die Herausgabe derſelben beſchämen. Seine Schrift enthält theils Vertheidigungen einiger frühern Aeußerungen, die ihm misdeutet worden, theils politiſche Betrachtungen in fragmentariſcher Form. Im Ganzen ſcheint ſie zu bezwecken, die Unverdächtigkeit und das überwiegende Talent des Verfaſſers in ein helleres Licht zu ſetzen

Dem Publikum kann ſie in vieler Hinſicht ſehr intereſſant ſeyn. Sie enthält kein politiſches Syſtem: glänzende Wahrheiten miſchen ſich darin mit glänzenden Irrthümern dergeſtalt und ſind, ohne Zweifel mit Bewußtſeyn des Autors, bei aller Konſequenz im Einzelnen, im Ganzen ſo inkonſequent zuſammengefügt und zu einer künſtlichen Disharmonie verbunden, daß der gutmüthige Deutſche, der ſich eben ſo leicht als ungern verwirren läßt, das Buch nur mit einer gemiſchten und misbehaglichen Empfindung weglegen wird.

Dagegen werden alle die, welche das Buch nur als ein Kunſtwerk des menſchlichen Verſtandes in ſeinem künſtleriſchen Werthe betrachten, es ungemein zu ſchätzen wiſſen. Sie werden, die Fragen nach Geſinnung und Charakter auf einen Augenblick bei Seite ſetzend, eines reinen Genuſſes ſich erfreuen. Sie werden die Schrift um ſo mehr ſchätzen, als dergleichen Produkte bei uns Deutſche noch ſelten ſind, und endlich am meiſten, weil es die Stellung ausſpricht, die noch viel gute Köpfe und ſchwache Charaktere außer Hr. Lindner angenommen haben, ohne ſie auszuſprechen.

Der Verfaſſer hat zu viel Verſtand, um einer Parthei anzugehören, da alle ein Element des Unverſtandes in ſich tragen, und zu wenig Ideenkraft, um für ſich ſelbſt eine neue Parthei zu bilden. Er gewähret uns alſo den ſeltenen Genuß, nicht von dem äußern Standpunkt einer beſondern Parthei herab, ſondern aus dem innerſten Weſen der verſchiedenen Partheien ſelbſt heraus ſie zu kritiſiren, und ſein Verſtand kann dabei um ſo mehr ſein überwiegendes freies Spiel zeigen, als er ihn nicht unter den Zwang einer eignen Idee nimmt. Das Spiel wird noch intereſſanter, indem ſein Direktor ſich, wiederum wegen des Mangels einer eignen Idee, keinem moraliſchen Geſetz unterwirft und ſich und andere gerade daran ergötzt, an der Umgehung dieſes Geſetzes das Uebergewicht ſeines Verſtandes zu zeigen. Indem perſönliche Rückſichten ihm keine konſequente Logik, wie ſie ihm die Moral gebieten würde, erlauben wollen, zeigt er wieder in der Konſequenz der Inkonſequenz auf eine neue und glänzende Weiſe jenes Uebergewicht. Dies ganze Spiel gleicht einem kunſtvollen Eiertanz, da der Fuß mit der zarteſten Biegſamkeit um die zerbrechlichſten Eier ſchwebt, allen zu drohen ſcheint und wieder mit der ſchärfeſten Präziſion auf die ungefährliche Stelle tritt. Dieſelbe Geſchicklichkeit der Füße, die bekanntlich mehr zum Fliehen gemacht ſind, auf die Arme angewendet, wäre eine Erſcheinung, wie ſie die heutige Zeit nicht hervorbringen kann. Wer wollte aber auch ſolche Vergleichungen machen? Jede ſchadet dem Genuß.

2) Engliſche.

1) **A critical inquiry into ancient armour, as it existed in Europe, but particularly in England, from the Norman conquest to the reign of King Charles II. With a glossary of military terms. By Samuel Rush Meyrick. London 1823. 3 Vols.**

Dieſe kritiſche Unterſuchung über die alte Bewaffnung in Europa und vorzüglich in England, ſeit der Eroberung dieſer Inſel durch die Normannen, iſt eine erfreuliche Erſcheinung nicht für den Hiſtoriker vom Fache blos, ſondern auch für Maler, Dichter, Romanenſchreiber u. ſ. w.; denn es iſt des Verfaſſers Abſicht, den verſchiedenen Brauch in Bezug auf alte Waffen und Rüſtungen in den verſchiedenen Perioden nachzuweiſen. Die Romanſchreiber dürfen nun nicht mehr blos ins Blaue die Kleidung, Waffen, Feſte, Ritterſpiele u. dgl. ausmalen, es wird ihnen hier ein Stoff zu ſolchen Schilderungen geboten, der der Natur und Wahrheit näher kommt. Das Werk ſelbſt iſt freilich zunächſt mehr für England berechnet; es hat aber doch ein allgemeines Intereſſe, da der Geiſt des Ritterthums in den chriſtlich-germaniſchen Reichen des Mittelalters ziemlich derſelbe geweſen. Auszüge aus ſeltenen Manuſkripten, Kupfer zur Veranſchaulichung des Textes und ein beigefügtes Gloſſar über die militäriſchen Ausdrücke der ältern Zeiten geben dem Werke noch einen beſondern Werth. In der Einleitung, welche über den Urſprung der Waffen handelt, findet ihn der Verfaſſer in Aſien und ſchildert dann die verſchiedenen Waffengattungen bei den Aegyptern, Libyern, Aethiopiern, Juden, Philiſtern, Phöniziern u. a.; dann bei den Griechen, Etruskern, Samnitern, Römern, Kelten, Germanen, Skandinaviern, Angelſachſen, Franken, Tungrern, Dänen, Norwegern und Brittonen. Alle Schutzwaffen folgen einfach dem Charakter der Angriffswerkzeuge. Dieſen Satz ſtellt der Verfaſſer als Axiom voran. Die drei Bände enthalten überdem viele Kurioſa. Alle Kriegsmaſchinen hieß man ehemals artillaria, ſagt unſer Verfaſſer. Die Wurzel des Wortes iſt ars, welches im barbariſchen Latein Maſchine bedeutet. Der Verfertiger ſolcher Maſchinen hieß artillator. Daher unſer Wort Artillerie. Die Bombarde leitet er von einem griechiſchen Worte βομβος (Geräuſch) her. So waren die Musketen ſchon vor der Erfindung des Schießpulvers in Brauch. Sie waren eine Art Wurfmaſchine und unſer Verfaſſer leitet den Namen von muscetus (eine Art Habicht oder Falken) her; denn den Kriegswerkzeugen gab man gerne Thiernamen. So erfahren wir auch, woher der Name unſerer Pantalone ſtammt, nämlich von den Standartträgern der alten Republik Venedig, welche ſolche Hoſen trugen. Das Wort Pantalon iſt das verderbte pianta leone, d. h. pflanze den Löwen auf, die Standarte nämlich, welches der Löwe von St. Markus war. Den Irländern gibt unſer Verfaſſer einen aſiatiſchen Urſprung, weil ſie in ältern Zeiten, gleich den Türken in Aegypten, den Brauch gehabt, die Köpfe gefallner Feinde abzuſchneiden und zu den Füßen des Ueberwinders zu legen. Die ſchwere Artillerie war bei den Italienern und Franzoſen frühe im Brauch. Die erſten Handkanonen, ſo nennen die damaligen Schriftſteller das Handgeſchütz, wurden bei der Belagerung von Arras 1414 gebraucht.

Uebrigens gibt der Verfaſſer klare und anſchauliche Ideen über die Entſtehung und den Geiſt des Ritterthums und ſeine Ausbildung zu dem mildern und romantiſchen Charakter, den daſſelbe ſeit den Kreuzzügen angenommen. Wir werden in die Rüſt- und Kleiderkammern der Ritter, auf ihre Turniere, Kampfplätze u. ſ. w. geführt, nicht anders als ob wir in jener heroiſchen Zeit lebten. Eben ſo ſehn wir den Rittergeiſt mit der Entſtehung der Feuergewehre und einer neuen Kriegsart allmälig verſchwinden und erwachen endlich nach der Leſung des dritten Bandes, wie aus einem Traume, zur proſaiſchen Wirklichkeit unſerer Tage.

2) Notizen zur Engliſchen Literatur.

Die Engländer überſetzen nun fleißig Werke aus unſerer Sprache in die ihrige. Es iſt dies ein Recht, das wir uns ſchon lange mit ihren Werken auch genommen haben. Man kann ſagen, daß die Ueberſetzer in Deutſchland, England und Frankreich eben ſo thätig ſind, als die Fabriken in Verarbeitung fremder Stoffe. Daher wird die Konkurrenz auch täglich größer, und man muß ſich billig wundern, wie und wo auch die tauſend und tauſend Büchermacher ihre Fabrikate abſetzen können. Indeß ſind die Engländer etwas toleranter gegen unſere Werke, als wir gegen die ihrigen ſind und verrathen offenbar einen delikatern Gaumen. Hr. Bowring hat ihnen den Roman von Fouqué: „Peter Schlemihl“ in einer Ueberſetzung vorgelegt. Sie finden zwar Originalität und Phantaſie in demſelben; aber vermiſſen nur zu oft auch geſunden Menſchenverſtand und Kraft. Eben ſo wenig gefiel ihnen der Roman der Baronin Fouqué: die Vertriebenen Sie ſagen von demſelben, daß er keinen Zuſammenhang habe. Eine Erzählung verdränge die andere, ein Charakter den andern und in dieſer Flut gehe alles Intereſſe unter. Die Baronin verſuche zuweilen tief zu ſeyn, aber dann ſey ſie nur dunkel, und wenn ſie kindlich ſeyn wolle, werde ſie kindiſch. Sie hätte es bleiben laſſen ſollen, den Walter Scott nachzuahmen. Beſſeres Glück machte der Roman: die Patrizier, (von van der Velde. Der engliſche Rezenſent wundert ſich höchlich, daß ein deutſcher Roman wirklich Charaktere, die denken und handeln, wie Geſchöpfe des wirklichen Lebens, enthalten könne, ſtatt der Puppen, die ein Autor blos in Bewegung ſetze, um ſeine ſentimentalen oder metaphyſiſchen Geſichte darunter zu verſtecken. Und ſo erklärt er „dieſe Patrizier“ für die beſte Dichtung, welche nach dem Beiſpiel der Schottiſchen Romane gebildet worden.

Miszellen.

Der große Philoſovh Hegel in Berlin, welcher die Kunſt beſitzen ſoll, ſeine Schüler von den idealen (d. i. nichtigen) Forderungen an's Leben zu befreien, hat unter ſeinen Angel- oder Cardinalſätzen, die ſo allgemein, wie Orakel ausgedrückt und darum, wie letztere, eben ſo falſch als wahr zu ſeyn ſcheinen, auch dieſen: *Alles vernünftige iſt wirklich und daher auch alles wirkliche vernünftig*. Inwiefern dieſer Satz, vom philoſophiſchen oder ſpekulativen Standpunkt aus betrachtet, wahr oder falſch ſey. kann nicht in zwei Worten ausgeſprochen werden. Wir begnügen uns hier, blos eine Warnungstafel gegen zu plumpe Applikationen der ſpekulativ vielleicht richtigen Sentenz auszuhängen. Denn in unſerer Zeit, wo man in die Autoritäten *ſucht*, wie natürlich, aus eigner Geiſtesſchwäche fällt und doch auch wie ein philoſophiſches, ſo zu ſagen ſelbſtdenkendes Geiſtlein ausſehen möchte, überſteigt es allen Glauben, wie ſehr dergleichen Ausſprüche eines großen Namens in Köpfen, die doch rechte ſeyn wollen, ihren Spuk treiben. Der Geſchichtsforſcher und der Geſchichtsfreund, der lange um einen ſicheren Maaßſtab für Beurtheilung einzelner Männer wie der Entwickelung der Menſchheit überhaupt bemüht geweſen, greift gewiß auf den erſten Blick nach Hegel's Univerſalſatz, denn er ſcheint die viele Unvernunft in der menſchlichen Handlungsweiſe plötzlich und leicht in pure Vernunft verwandeln zu können. Man mache aber die Probe an folgender Thatſache. Des Demoſthenes ganzes Streben war darauf gerichtet, Athen und Griechenland gegen den Philipp von Makedonien, als er die griechiſche Freiheit und Unabhängigkeit zu vernichten drohte, in männlichen, alles aufbietenden Kampf zu bringen. Denn obwohl ihm nicht unbekannt war, wie leicht Griechenland in dem Kampfe unterliegen konnte, ſo wollte er doch, daß es lieber in ehrenvollem Kampfe gegen den Despoten untergehe, als ein von deſſen Gnade abhängiges und deßhalb trotz aller Gemächlichkeit, ſchmachwürdiges Daſeyn friſte. Aeſchines, ein andrer athenienſiſcher Redner, ſtand in Philipp's Sold. Er hörte daher nicht auf, die gnädige Geſinnung des makedoniſchen Monarchen zu preiſen und wie derſelbe geneigt wäre, den Athenienſern ein ruhiges Wohlleben ſelbſt unter ihrer alten Verfaſſung zu geſtatten. Und als es dem Demoſthenes gelungen war, die Athenienſer ein und das andere Mal zu muthiger Gegenwehr gegen makedoniſche Anmaßungen zu treiben, wußte Aeſchines darauf, als die Intereſſen der einzelnen griechiſchen Republiken getrennt waren, es dahin zu bringen, daß Philipp von einer Parthei mit einem mächtigen Heer in's Land gerufen ward — und die griechiſche Freiheit ging unter auf dem Schlachtfelde von Chäronea. Wer von beiden handelte jetzt vernünftig? Aeſchines der Beſtochene? — Demoſthenes der für Freiheit und Unabhängigkeit Begeiſterte? — Beide ohne

Zweifel! denn beide handelten wirklich; — aber da ihre Handlungsweiſe die entgegengeſetzte iſt, ſo handelten beide auch unvernünftig! Hier ſteht allerdings der von Hegel verachtete geſunde Menſchenverſtand ſtill, denn er iſt *der* Superfeinheit nicht fähig, Unvernunft und Vernunft, Recht und Unrecht, Ehre und Schande, Freiheit und Knechtſchaft für gleichbedeutend zu halten. Vielmehr zweifelt er an der Wirklichkeit und alſo an der Vernünftigkeit ſolcher ſpekulativer Weisheit.

— Charondas, welcher einſt das Geſetz gegen die Feigen gegeben, hatte feſtgeſetzt, daß der Erfüllung des Geſetzes jede perſönliche Rückſicht weichen müſſe. Dieſer letzteren Feſtſetzung die rechte Sanktion zu geben, ſchien er ſelbſt vom Schickſal auserwählt. Als er nämlich einſt von einer Reiſe nach Thurii zurückkehrte, traf er das Volk in öffentlicher Verſammlung und großer Verwirrung. und eilte, ſie zu heben, wie er da war, in die Verſammlung. Als nun einer ſeiner Feinde bemerkte, daß er auch den auf die Reiſe genommenen Dolch nicht abgelegt hatte, rief ihn derſelbe, um ihm des Volkes Mißgunſt zu erregen, an: Ha! Charondas, du haſt dein eigenes Geſetz, daß niemand bewaffnet in der Volksverſammlung erſcheinen ſolle, aufgehoben! Beim Jupiter nein! entgegnete Charondas, ich will es beſtätigen; und hiemit durchbohrte er ſich mit dem eignen Dolch. Bei den heidniſchen Griechen erwarb ihm dieſe That ewigen Ruhm; in unſeren chriſtlichen Zeiten würde man anſtehen, dem Selbſtmörder ein Grab in geweihter Erde zu geben. Darum opfert ſich aber auch ſo leicht keiner einem bloßen Geſetz zu Liebe auf.

— Göthe ſagt in ſeinem Leben: Der Menſch bedarf ſo unendlich vieler äußeren Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Daſeyn, daß, wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Aeltern, Freunden und Geſellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu genießen. So kommen Göthe's junge und alte Anbeter vor ewigem Loben gar nicht zu ſich ſelbſt und nie zu den Wohlthaten, die uns durch freie Bewegung des eignen Geiſtes in Natur und Leben dargeboten ſind.

— Wie gründlich Franzoſen in Behandlung wiſſenſchaftlicher Dinge ſind, beweiſet, daß neulich ein franzöſiſches Journal für Literatur in einem Aufſatze über die deutſchen Dichterſchulen, Opitzen und die Schleſier aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges ohne weiteres in die des ſiebenjährigen promovirt hat.

Man ſagt immer, das Recht habe eine wächſerne Naſe, man könne ſie drehen, wie man wolle. Wir behaupten, auch die Religion habe ſie. Oder hat etwa Fichte nicht ſo gut wie jeder orthodoxe Proteſtant und Katholik, ſeine rationalen Religionsanſichten mit Bibelſtellen belegt, welche jene für ihre orthodoxen Lehren gebrauchen. Auch die Geſchichte hat ſie, denn Liberale und Ultra's ſehen wir ihre politiſchen Grundſätze durch die Geſchichte rechtfertigen. —

— Warum ſagt man immer: die Zeiten ſind ſchlecht und nicht die Menſchen? So ſagt ein ungeſchickter Reiter, wenn ihn ein wohldreſſirtes Reitpferd abwirft: Das Pferd war ſchlecht, um ſeine Schande vor der gaffenden Menge zu verbergen.

No 23

Parry's zweite Nordpol-Expedition.

(Aus dem Univerſal-Review.)

Auf die Löſung zweier Probleme war die geographiſche Welt ſchon ſeit langem geſpannt. Das erſte betrifft den Lauf und die Mündung des Niger, das zweite die viel beſprochene Durchfahrt vom Atlantiſchen in den ſtillen Ozean. Die Britten ſcheuten keine Koſten und Gefahren, um auch dieſen Lorbeerzweig in den Kranz ihres Ruhmes zu flechten. Wie weit ſie in der Löſung des erſten Problemes gekommen, haben wir unſern Leſern in den vorigen Blättern erzählt; gegenwärtig wollen wir ihnen in Kürze das vorlegen, was zur Löſung des zweyten Problemes geſchehn. Auf ſolche Weiſe mögen ſie über dieſen wichtigen und vielbeſprochenen Gegenſtand eine, ſo weit es möglich iſt, vollſtändige Anſicht gewinnen. Was hier folgt, ſind Auszüge aus dem Tagebuch der Entdeckungsreiſe,, welche Kapitain Parry in den Jahren 1821, 1822 und 1823 auf den königlichen Schiffen Fury und Hekla unternommen *).

Kapitain Parry verließ auf den genannten Schiffen England am 8. Mai 1821. Im Juni erreichte er die Davis-Straße, die Reſolutions-Inſel in der Hudſons-Straße am 7. Juli. Seine Befehle lauteten, ſo weit weſtwärts zu ſegeln, bis er ein

---

*) Das Werk iſt unter folgendem Titel erſchienen: Journal of a second voyage for the discovery of a north west passage, from the atlantic to the pacific, performed in the years 1821, 1822, 1823 in his Majestys Ships Fury and Hecla, under the orders of Captain William Edward Parry. London, 1824. Mit 13 Karten und 26 Kupfern.

Stück vom Feſtland Amerika's erreiche, entweder in der Repulſe-Bay oder in der Hudſons-Bay nordwärts vom Wager-Strom. Am 22. Auguſt ſah Kapitain Parry, daß weſtlich durch die Repulſe-Bay keine Durchfahrt ſey. Er wandte ſich alſo nordwärts, um da wo möglich eine Oeffnung gegen Weſten zu erkunden. Man brachte einen Monat hin, um kleinere Entdeckungen zu machen, und am Ende fand ſich die Expedition auf demſelben Punkte wieder, wo ſie begonnen hatte. Die koſtbare Zeit war an unbekannten Küſten unter allerlei Widerwärtigkeiten verloren gegangen und am 8. Oktober begaben ſich die Schiffe in die Winterlager. Indeß hatten ſie die Kuſte auf 200 See-Meilen weit unterſucht, wovon die eine Hälfte dem Feſtlande angehörte, und Kapitain Parry war zufrieden zu wiſſen, daß die ganze Repulſe-Bay gegen Oſten ein Theil jenes Feſtlandes ſey.

In den Winterlagern traf man nun die gewöhnlichen Anſtalten für die Geſundheit und Annehmlichkeiten der Offiziere und Mannſchaft. Das Theater wurde wieder aufgerichtet mit verbeſſerten Anzügen und Dekorationen. Auch eine Schule befand ſich auf den Schiffen, und Anſtalten zur Förderung wiſſenſchaftlicher Zwecke und Beobachtungen. Man hat es bemerkt, welch angenehmes Schauſpiel es für den menſchlichen Stolz ſeyn mußte, mitten unter den ſtarrenden Eislaſten des höchſten Nordens ein Leben voll Annehmlichkeiten und Kultur, wie in vaterländiſchen Städten, zu erblicken. So ſehr ſind gewiſſe Bedürfniſſe dem gebildeten Geiſte nothwendig geworden, daß er ihre Entbehrung, ohne Schaden des Ganzen, zu keiner Zeit und an keinem Orte zu ertragen vermöchte. Das Thermometer war bereits auf Null und — 10° geſunken. Wenn es, vorübergehend, auf + 20° geſtiegen war, wurde die Hitze unbequem. Kapitain Parry bemerkt dabei, daß Wechſel von dieſer Natur, auch bei beiden genannten Temperaturen, dieſelben Wirkungen hervorbringen, wie die höhern Grade in der Scala. Daß der Gefrierpunkt, im Gegenſatz, ſchon läſtig ſeyn ſollte, beweist, daß die Phyſiologen bei weitem nicht ſo erfahren in der thieriſchen Oekonomie ſind, als ſie ſich ſchmeicheln. Die niedrigſte Temperatur war während des Dezembers — 29° und die höchſte + 2°: ein geringerer Kältegrad, als man ſich verſehn haben mochte.

Im Durchſchnitt mußte alſo das Winterwetter ſchön ſeyn. Unter andern bekannten Dingen beſchreibt Kapitain Parry eine prächtige aurora borealis (Nordlicht) und ein merkwürdiges Beiſpiel von einem Doppelmonde. Im Jenner wurden die Reiſenden von einer Parthie Eskimo beſucht, von deren guten Eigenſchaften und Aufführung Kapitain Parry in warmen Ausdrücken ſpricht. Allen Nachrichten zufolge ſind ſie ein gelehriges, ſanftes Völklein und in ihrem Naturzuſtande frei von jenen Laſtern, welche bei rohen Nationen ſonſt vorherrſchend ſind. Sie haben Sinn für Muſik und beſitzen mit wenigen Ausnahmen eine gewiſſenhafte Redlichkeit.

Eine Exkurſion zu Fuß über das Eis, welche Kapitain Lyon unternahm, war von all jenem Ungemach und allen Widerwärtigkeiten begleitet, welche von der äußerſten Kälte, von dem Winde und Schneegeſtöber herrühren. Die Temperatur war — 25°. Die Wirkung, welche ſie von der Kälte fühlten, glich der Trunkenheit. Etwas Aehnliches haben die Franzoſen bei ihrem Rückzug aus Rußland auch erfahren. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß der Froſt, welcher 5 Monate lang mit aller Strenge andauerte, nur eine etwa 4 Fuß tiefe Eisrinde über der Oberfläche des Waſſers zuwege brachte. Das kommt daher, weil der Schnee ein Nichtleiter iſt. So häuft man um die Schiffe und auf dem Verdeck Schneemaſſen zuſammen, um ſie warm zu halten. Auf gleiche Weiſe bauen ſich die Eskimo Schneehütten mit Eisfenſtern. Wenn friſch fallender Schnee ſie zuweilen begräbt, ſo verleben ſie ihre Tage in einer Art unterirdiſcher Behauſungen oder Schneehöhlen.

Ein verſtändiges Eskimo Weib, Namens Iliglink, zeigte dem Kapitain Parry eine Karte, welche die Amerikaniſche Seeküſte beſchrieb. Dies eröffnete ihm die erfreuliche Ausſicht, bald um die Nordoſtſpitze Amerika's herum zu kommen. Am 18. April fing der Schnee zu ſchmelzen an, und am 1. May konnten ſie ſchon eine gute Strecke klaren Waſſers überſchauen. Kapitain Lyon hatte am 8. Mai eine Landexpedition unternommen, von der er am 18. zurückkehrte. Am 23. verließen ſie auch ihre bisherigen Freunde, die Eskimo. Da die Schiffe nur langſam aufthauten, fingen ſie am 3. Juni an, dieſelben aus dem Eiſe heraus zu hauen. Am letzten Tage des Juni waren ſie endlich ſegelfertig nach neun monatlicher Einſperrung.

Am 3. Juli hatten ſie ihre alten Freunde, die Eskimo, ſchon weit hinter ſich, welche 40 Tage bis zu der Gegend brauchten, die ſie in einem Tage erreichten. Am 8. Juli kam das Schiff Hekla zwiſchen Eismaſſen in eine ſehr gefährliche Lage, entkam aber glücklich ohne bedeutenden Schaden. Dem Schiffe Fury begegnete am folgenden Tage ein ähnlicher Zufall, der ebenfalls keine nachtheiligen Folgen hatte. Am 13. Juli entdeckten ſie einen Fluß, den ſie nach Herrn Barrow benannten, und der einen prächtigen Waſſerfall bildet. Seine Ufer waren mit reicher Vegetation bedeckt und es bot eine ſeltene pittoreſke Scene dar. Am 15. Juli trafen ſie eine andere Parthie Eingeborner, die unter Zelten von Thierhäuten lebten. Dies Völklein war eben ſo ſanft und freundlich wie das vorige und ſie beſtätigten die Karte der Iligliuk, ſo daß Kapitän Parry neues Vertrauen faßte. Die Erkundigungen, die ſie von den Eskimo eingezogen, kamen den Britten vorzüglich am 20. Juli wohl zu Statten, weil ſie die Straße paſſiren wollten, von der die Eingebornen Kenntniß hatten. Die Klugheit zwang ſie jedoch, am 23. ſich weſtwärts zu wenden gen Iglulik, und am 25. kehrte Kapitain Lyon von einer andern Landerkurſion zurück. Er ſtieß auf derſelben auf eine Parthie Eingeborner. Sie zeichnen ſich überall durch ihre ſyſtematiſche Gaſtfreundſchaft aus. Dieſer Brauch iſt nicht blos eine Folge der natürlichen Freundlichkeit ihres Charakters, ſondern eines Geſetzes oder einer Höflichkeitsregel, wie es ſcheint. Denn Kapitain Parry bemerkt an einem andern Orte, daß ſie denen immer ihren Dank ausdrückten, welche unter ihnen aßen oder ſchlieſen, nahmen aber ihr Eſſen und Quartier in den Schiffen, ohne die mindeſten Zeichen der Dankbarkeit. Der Ausdruck: „Ich bin Ihnen ſehr verbunden für die Ehre Ihrer Geſellſchaft,“ könnte eher als ein Geſetz der Natur erſcheinen, denn der Convention, ſo allgemein iſt es verbreitet, während das, was unter dieſen und andern wilden Völkern wirkliches Gefühl ſcheint, bei uns verfeinerten und polirten Sterblichen nur leere Redensart iſt.

Kapitain Lyon fand es unmöglich, ſeine projektirte Fahrt gegen Weſten zu bewerkſtelligen, wegen des ſchlechten Grundes, der zur Hälfte aufgethaut und aufgebrochen war, aber noch mehr wegen des ſchrecklichen Nebelwetters.

Das Schiff Hekla kam nach Iglulik. Hier begegnete eine ſonderbare Störung der Magnetnadel durch irgend eine Lokal-Anziehung, deren Urſache nicht ausgemittelt werden konnte. Auch wurden einige ungewöhnliche Beiſpiele von horizontaler Strahlenbrechung beobachtet. Wenn das Eis auch gebrochen war, und nach und nach verſchwand, verſperrte es doch den Schiffen den Weg. Die Fahrt war ſo beſchwerlich, daß ſie am 14. Auguſt nur eine halbe Meile zurücklegen konnten, ungeachtet eines friſchen Windes, der anſehnliche Stücke von der feſten Eismaſſe abgebrochen hatte. Nach ſolchen Thatſachen von einer nordweſtlichen Durchfahrt zu reden, iſt etwas zu viel.

Kapitain Parry nahm nun am 18. Auguſt den Landweg und brachte den wichtigſten Punkt zur Gewißheit, der ihm bisher begegnet war, nämlich die Nordſpitze der Halbinſel, welche die Bay überſchaut. Dieſe nannte er Hekla- und Fury-Straße. Sie hatte an jener Spitze eine Breite von etwa zwei Meilen und ſchien ſehr tief zu ſeyn. Man bemerkte ſtarke Strömungen in derſelben. Gegen Weſten konnte man kein Land erblicken, ſo daß ſie nun glaubten, die Polar-See entdeckt zu haben, und gedachten dort durch zu dringen längs den nördlichen Küſten Amerika's, obwohl die See noch ganz mit Eis überdeckt war. Das Kap nannten ſie Kap Nordoſt. Solchergeſtalt erhielt die Geographie der nördlichen Küſten Amerika's einen wichtigen Zuwachs. Das Land ſelbſt beſchreiben ſie als ſo unfruchtbar, wüſt und öde, daß man es ſich kaum vorſtellen kann. Nur ein Paar Geſträuche trafen ſie an, ſonſt iſt von Pflanzen keine Rede. Von Landthieren ſahen ſie nur das Seekalb, den Bären, das Rennthier, Wölfe, Haſen, Hermeline und, wie Kapitain Parry vermuthete, ein Eichhörnchen. Unter den Seevögeln waren die Enten die zahlreichſten, von Landvögeln ſah man gar wenig.

Am 26. Auguſt brachten ſie die Schiffe in die genannte Straße und am Kompaß zeigte ſich wieder eine Unregelmäßigkeit, ähnlich der oben erwähnten. Sie fuhren indeß fort, das Eis zu durchbrechen, in der Hoffnung, daß die Natur ihren Anſtrengungen zu Hülfe kommen werde, indem es ſchien, als wolle ſie das wenn auch ſpät angefangene Werk, die Eisrinde aufzulöſen, vollenden. Aber eine undurchdringliche Wand ſtellte ſich ihren kühnſten Fortſchritten entgegen und benahm ihnen alle Hoffnung des Erfolges. Ohne eine Karte kann man ſich keinen Begriff von den Schwierigkeiten machen, denen ein ſolches Unternehmen ausgeſetzt iſt, beſonders in Bezug auf die Wahl der verſchiedenen Durchgangspunkte in dieſem Kanal. Kapitain Lyon ward wieder über Land geſchickt, um einige dieſer Zweifel zu löſen. Aber ſie wurden nur vermehrt durch die ſchlechte Witterung, durch den Regen, durch Dunkelheit, Stürme und Nebel. Indeß waren ſie überzeugt, daß ſie ſich in einem breiten Kanal befänden, der mit der weſtlichen See in Verbindung ſey, wegen des beſondern Charakters, den das Eis hier hatte. Kapitain Lyon kehrte am 1. September zurück, nachdem er ſich durch tiefen Schnee und ſchwierigen Boden zwiſchen Bergen, Seen und Abgründen mühſam durchgearbeitet hatte. Er war nicht im Stande, über 5 oder 6 Meilen weit hinaus zu kommen. Eine andere Parthie, die mit dem Lieutenant Reid abgeſandt wurde, kehrte gleichfalls ohne Erfolg zurück, dergeſtalt, daß die wichtige Frage, ob eine nordweſtliche Durchfahrt möglich ſey, ein Gegenſtand der Vermuthung blieb, wie vorher.

Kapitain Parry unternahm nun ſelbſt eine Landexpedition, und zwar in einer Richtung, wo der Grund leichter ſchien. Dies geſchah am 3. September; am 6. kehrte er zurück mit der Ueberzeugung, daß hier kein Weg für Schiffe und der einzige weſtliche Auslauf in die See der ſey, in welchem die Schiffe lagen. Er faßte alſo den Plan, hier zu warten, bis das Eis ſich breche, indem er es den dürren Worten ſeiner Inſtruktion zuwider laufend fand, einen Platz zu verlaſſen, der in Bezug auf die Nordweſtfahrt ſo viel verſprach. Sie geben hier auch eine geologiſche Beſchreibung der Amherſt Inſel, die wegen ihrer Sonderbarkeit merkwürdig iſt, und der Natur ihrer Felſen. Am 17. September ſchwand alle Hoffnung, irgend einen Schritt vorwärts zu dringen in dem Kanal. Wäre es ihnen gelungen, durch zu kommen, ſo hätte Kapitän Parry die Fahrt ſo lang fortgeſetzt, als es die Jahreszeit erlaubt haben würde. Aber er ſah ein, daß ſeine Abſichten nicht gefördert würden, wenn er in dem Kanal überwinterte, da man ſich der Gewißheit ausſetzte, auf eilf Monate eingefroren zu werden und es leicht war, die gegenwärtige Stellung in wenig Stunden wieder zu gewinnen. Die Offiziere wurden über dieſen Punkt zu Rathe gezogen und alle ſtimmten dahin, daß man es nicht wagen dürfe, im Kanal zu überwintern. Sie kehrten alſo am 24. September nach Iglulik zurück und am Ende des Monats ſahen ſie ſich wieder in ihre alten Winterlager verſetzt und unter ihre frühern Freunde, die Eskimo.

Kapitain Parry zählt die Reſutate aller der Anſtrengungen, die ſie den Sommer machten, auf und bemerkt, daß nach ſo vielen Mühſalen ihnen wenig Befriedigung geblieben, außer dem Bewußtſein, daß ſie alles gethan, was in ihren Kräften lag, um ihren Zweck zu erreichen. „Wenig, ſagt er, iſt zur Förderung der Nordweſtfahrt geſchehn. Die gegenwärtige Entdeckung des lang erſehnten Ausfluſſes in die Polarſee half nichts zur Fortſetzung des Unternehmens. Es ſchien faſt, als ſey der Kanal nur entdeckt worden um ihn undurchdringlich zu finden. Die Hülfsmittel, die der Expedition noch blieben, waren in keinem Verhältniß mehr mit dem Hauptgegenſtande, den man erreichen wollte.“ Der Plan für das folgende Jahr war: die Hekla nach England zu ſchicken, nachdem ſie einen Theil des Vorraths hergegeben, dann die Fury in etwas zu reſtauriren und mit dieſer allein das Unternehmen fortzuſetzen. Die Wintervorkehrungen glichen denen des vorigen Jahres, nur daß man durch Erfahrung klüger geworden war. Auch wurden die alten Verhältniſſe mit den Eskimo wieder angeknüpft.

Am 20. April, da die Strenge des Winters nachgelaſſen, begannen die projektirten Vorbereitungen zur Abfahrt der Fury. Am 20. May hatte ſich das offene Waſſer dem Ufer auf drey Viertel Meilen genähert. Doch war am 1. Juni die Temperatur nur 8° um Mittag. Für Kapitain Lyon hatte man eine neue Landesexpedition ausgemacht, nähmlich, die Ufer zu unterſuchen, denen ſich die Schiffe nicht nähern konnten. Dieſe Reiſe begann am 9. Juni und endete am 26. ohne beſondere geographiſche Reſultate zu gewähren. Eine ähnliche Expedition unternahm Lieutenant Hoppner zwiſchen dem 5. und 16. Juli mit gleichfalls unwichtigen Reſultaten. Die Eismaſſe zwiſchen den Schiffen und der See war immer noch mehr als 5 Meilen weit und zum erſten Mal zeigte ſich der Scorbut unter der Mannſchaft. Am 1. Auguſt waren die Schiffe noch feſt vom Eis eingeſchloſſen, wie mitten im Winter, nur daß ſie unmittelbar von einem engen Waſſerraum umgeben waren, wie von einer Pfütze. Am 7. Auguſt wich das Eis um die Fury und ſie konnte ins offne Waſſer ſtechen. Indem ſie ſich nordwärts etwas ausdehnten, bekamen ſie den Kanal zu Geſicht und fanden ihn mit einer feſten Eisrinde bedeckt, ohne irgend eine Oeffnung auf ſeiner Oberfläche zu gewahren.

Kapitain Parry zog abermals die Schiffsärzte und den Kapitain Lyon zu Rathe, ob ſie es geeignet fänden, daß er mit der Fury allein die Reiſe fortſetze. Und ſie ſtimmten überein, daß, nachdem das Schiffsvolk ſo viel gelitten habe, es unklug ſeyn würde, den Verſuch zu wagen. Es wurde ferner ausgemacht, mit den Schiffen nach England zurück zu kehren. Am 10. Auguſt war die Bay ſo ganz vom Eis geſäubert, daß ſie kaum glauben konnten, es ſey der nähmliche Platz, auf den ſie ſeit zehn Monaten zu ſchauen gewohnt waren. Am 12. Auguſt nahmen ſie ihren Abſchied von Iglulik. Am 1. September hatten ſie das Winter-Eiland erreicht, wo zwei ihrer Gefährten am Scorbut ſtarben. Die Rückfahrt war mit vielen Gefahren verbunden und am 21. September, da ſie zwei Tage lang von Eismaſſen eingeſchloſſen waren, daß ſie ſich nicht rühren konnten, entrannen ſie endlich glücklicher Weiſe. Sie langten endlich ohne weitere Abentheuer am 18. Oktober 1823 wieder in England an, nachdem ſie etwas mehr als zwey Jahre lang abweſend geweſen waren. Wir haben nun genau den Lauf dieſer abentheuerlichen Unternehmung verfolgt und wollen nun die Bemerkungen des Kapitain Parry, über die Natur und Wahrſcheinlichkeit dieſer Nordweſtfahrt etwas näher beleuchten.

Er ſagt: daß durch dieſen Verſuch, wenn er auch fehlgeſchlagen, die Hoffnung bedeutend gemehrt worden ſey, die Durchfahrt zu bewerkſtelligen. Das offene Waſſer, das Kapitain Franklin unmittelbar am Ufer fand, und das zu gewiſſen Zeiten mit Booten befahren werden kann, beweiſt, wie er glaubt, daß, wenn man ein Schiff an jene Küſte einmal gebracht hätte, das Ziel erreicht werden könnte. Er ſagt ferner, daß da, wo dieſe Schiffe die Durchfahrt verſuchten, es unmöglich ſey, indem dort beſtändiges Eis iſt, in Folge einer öſtlichen Strömung, die dasſelbe immer in die Oeffnung jener Straße einkeilt. Man hat alſo eigentlich doch entdeckt, wo dieſe problematiſche Durchfahrt nicht unternommen werden ſoll. Der nächſte wahrſcheinliche Weg, der übrig bleibt, außer denen, die ſchon bekannt ſind, iſt durch die ſogenannte Prinz Regenten Einfahrt. Vom Kap Kater bis zum Kap Turnagain des Franklin ſind es etwa 450 Meilen. Dieſer Plan wird für die bevorſtehende Reiſe gewählt werden. Man wird vom Fluß Mackenzie in die See dringen und von da mit Hülfe von Booten die Ufer gegen Oſten unterſuchen. Auf dieſem Wege möchte die Durchfahrt bei Ausharrung und kühner Entſchloſſenheit zu Stande gebracht werden. Parry's Reiſe hat übrigens für die verſchiedenen Zweige der Naturgeſchichte keine beſondere Ausbeute gewährt und ſonſt die Wiſſenſchaften wenig bereichert, namentlich die Phyſik. Auf den frühern Reiſen ward alles erſchöpft, ſo daß wenig Raum zu neuen Beobachtungen blieb. Der merkwürdigſte Umſtand war wohl die häufige Erſcheinung und Pracht der aurora borealis (des Nordlichts). Dies iſt um ſo auffallender, da während der Reiſe des Kapitain Roß die Erſcheinung des Nordlichts ſo ſelten war *). Nicht weniger iſt der Umſtand merkwürdig, daß der Elektrometer keineswegs jene Merkmale der Elektrizität äußerte, welche man ſonſt als eine nothwendige Folge von dieſem Phänomen erwartet.

Dagegen weiß uns Kapitain Parry ſehr viel Intereſſantes von den Eskimo zu erzählen. Wir wollen einiges davon unſern Leſern mittheilen.

---

*) Kapitain Roß unternahm bekanntlich ſeine Reiſe im Jahr 1818. Er ſollte laut Inſtruktion die Weſtküſte der Baffins-Bay unterſuchen. Auf dieſer Reiſe hat ihn Parry begleitet, und unternahm dann ſelbſt im Juli 1819 eine Expedition in die Baffinsbay.

Die Kleidung der Eskimo beſteht aus Thierhäuten, Pelzen und Federn; ſie iſt dem Klima ſehr angemeſſen. Schnüre von Zähnen oder Beinen gewiſſer Thiere, als Füchſen, Wölfen u. ſ. w. bilden ihren Hauptſchmuck. Dergleichen Dinge beſitzen oft die Kraft eines Fetiſches und man hat bemerkt, daß eine Reihe Fuchsnaſen ein beſonderes Amulett bilden. Den Leib zu bemalen iſt allgemeine Sitte unter dem weiblichen Geſchlechte. Dies geſchieht im Alter von zehn Jahren mit einer Nadel und mit Faden, der mit Lampenruß gefärbt iſt. Das Geſicht, die Arme, Hände, Schenkel und zuweilen auch die Brüſte werden alſo verziert. Die Männer färben ſich nur die Hände. Wenn ſie ihre Schneehäuſer bauen, ſchneiden ſie Platten aus dem gefrornen Schnee und bilden eine zirkelförmige Einfaſſung, verſchiedentlich zu acht bis fünfzehn Fuß im Durchmeſſer. Indem ſie die Schneelagen, die auf einander folgen, bei ihrer Maurerei immer verkleinern, kommt ein Bau, einem Dome ähnlich, zu Stande. In dieſen wird eine Thüröffnung eingehauen, die in Verbindung ſteht mit einem Durchgang durch den umliegenden Schnee, den ſie auch ſchwibbogenartig aushölen. Werden größere Häuſer erfordert, ſo werden drei Dome dem erſten noch beigefügt, und dieſer wird dann die Thürhalle. Eine Oeffnung im Dache, die mit einer Platte von durchſichtigem Eiſe verſehn wird, bildet das Fenſter. Ihre Bettſtellen ſind Schneebänke, die ſie gegen die Wand zu aufrichten. Zuerſt bedecken ſie dieſelben mit Steinen, dann mit einem Netzwerk von Wallfiſchbeinen, Rohren und Hirſchhäuten. Ihre Lampen, aus den lapis ollaris gebildet, haben einen Docht von Moos und werden mit Fiſchthran genährt. Eine größere Lampe, oder zwei zuſammen, bilden die Feuerſtätte. Jeder weibliche Bewohner hat ſeine beſondere Feuerſtätte. Ihre Töpfe zum Kochen ſind aus demſelben Stein gemacht. Ihr übriges Geſchirr beſteht aus Wallfiſchbeinen, aus Häuten, aus Holz und Horn. Sie haben eiſerne und beinerne Meſſer, die Löffel ſind aus Horn. Feuer machen ſie mit dem Feuerſtein. Keſſel nach Europäiſcher Art und andere Artikel trifft man auch hie und da unter ihnen. Ihre Nahrung beſteht einzig aus dem Fleiſch wilder Thiere und Fiſche, als dem Seekalb, dem Rennthier, dem Wallfiſche, dem

Salmen u. ſ. w. Von Vegetabilien ſieht man wenig an ihren Tiſchen. Waſſer iſt ihr einziges Getränke, das ſie ſich aus Schnee bereiten. Sie ſind ſehr heiklich in Bezug auf ſeine Reinheit und ſchlucken es in ungeheuren Quantitäten hinab. Den Wallfiſch tödten ſie mit Harpunen oder Lanzen und ſcheinen vollkommene Schützen zu ſeyn. Ihre Auswanderungen ſind ſehr ausgedehnt und erſtrecken ſich auf 500 Meilen. Unter den Eskimo herrſcht die größte Ehrlichkeit, obwohl ſie bey ihrer nähern Bekanntſchaft mit den Europäern in dieſem Punkte etwas laxer wurden. Von ihrer Gaſtfreundſchaft haben wir oben gemeldet. Gleich den alten Germanen haben ſie große Achtung für die Frauen. Dieſen liegen die innern Geſchäfte des Hauſes ob; die Männer jagen und fiſchen. Es kann einer auch zwey Weiber haben; Scheidung oder Verſtoßung iſt ſelten unter ihnen. Der Mann iſt unumſchränkter Herr. Die Tugend der Keuſchheit wird nicht hochgeſchätzt. Und doch tragen die Eskimo große Liebe zu ihren Kindern; nichts kann die Freundlichkeit übertreffen, mit der ſie dieſelben behandeln. Dieſer Zug iſt um ſo bemerkenswerther, da er der einzig liebenswürdige in ihrem Charakter iſt. Die Kinder ſelbſt zeichnen ſich durch ihre Gelehrigkeit, Freundlichkeit und Gutmüthigkeit aus. Der Ungehorſam iſt unbekannt, Beſtrafung unnöthig; ſchreien hört man ſie nie. Im achten Jahr werden die Knaben mit dem latus clavus angethan, das iſt mit einem Speer und Schnurgewinde. Häufig trifft man auch die Ankindung unter ihnen; ſie gründet ſich auf die Ausſicht in alten und ſchwachen Tagen von einem künſtlichen Sohn gepflegt zu werden. Ihr Betragen jedoch gegen Alte und Kranke verräth ein Grad von Fühlloſigkeit, der an Unmenſchlichkeit gränzt.

Die Familien leben in Harmonie mit einander und unter einem Dache, wo ſie einander eng verwandt ſind. Sie leben ſo frey von heftigen Leidenſchaften, daß Tage in einer Hütte vergehn, ohne daß man ein zürnendes Wort vernimmt. Kurzweil treiben ſie gerne und im Ganzen beſitzen ſie bedeutende geiſtige Anlagen. Einige von ihnen, ſagt Parry, haben einen Grad von natürlichem Witze und Verſtand, deſſen ſich wohl ſchwerlich irgend ein Land rühmen dürfte. Das Weib Iligliuk wird als beſonderes Beyſpiel von Geſchicklichkeit und Fähigkeit angeführt. Es findet ſich nichts bey ihnen, das einer Regierung ähnlich ſähe, ſie haben keine Oberhäupter. Doch hegen ſie eine Art von Ehrfurcht gegen ihre Zauberer oder Angekuks, auch die tüchtigſten und geſchickteſten Jäger erfreuen ſich einer ähnlichen Achtung. Die ganze übrige Welt verachten ſie und nennen ſich ſelber Innui oder die Menſchheit. Mit dem Kriege ſind ſie unbekannt und haben einen großen Abſcheu vor demſelben. Doch geſchieht dieß nicht aus Mangel an perſönlichem Muthe. „Wenn ihnen auch, ſagt Parry, indem er von ihrem moraliſchen Charackter ſpricht, die höhern Tugenden des wilden Lebens, wie man ſie nennt, mangeln; ſo ſind ſie dagegen auch von ſeinen ſchwärzeſten Laſtern frey. Ihr Mangel an glänzenden Eigenſchaften wird durch ſolche wiederum vergütet, die, weil ſie weniger blenden, der Geſellſchaft nützlicher ſind und die menſchliche Natur mehr ehren. Wenn ſie z. B. jene Seelengröße nicht beſitzen, ohne einen Laut die ſchrecklichſten Martern zu ertragen; ſo haben ſie auch jene wilde Grauſamkeit nicht, dergleichen Martern einem hoffnungsloſen Mitgeſchöpfe zuzufügen. Wenn ihre Dankbarkeit für Wohlthaten weder lebhaft noch dauernd iſt; ſo iſt weder ihre Rache bey Beleidigungen unverſöhnlich, noch ihr Haß tödtlich. Dieſe Regel mag zwar Ausnahmen haben (obwohl ich keine bemerkte); aber es liegt gewiß nicht in ihrem Charakter im Allgemeinen. Betrachtet man ſie näher in ihren häuslichen Verhältniſſen, ſo fällt der Vergleich noch mehr zu ihren Gunſten aus. Hier, wo er ſich als ein geſelliges Weſen, als Gatte und Hausvater in ſeiner kleinen Sphäre bewegt, in die ihn die Vorſehung verſetzet, muß der moraliſche Charakter eines Wilden geſucht werden. Und wer kann ſich ohne Abſcheu von dem Eskimo, der nach redlich vollbrachter Tagesarbeit friedlich bey Weib und Kind in ſeiner Schneehütte ſitzt, zu dem eigenwilligen, rachſüchtigen Indianer wenden, der muthwillig ſeinen Dolch in den Buſen des hoffnungsloſen Weibes ſtößt, das die Natur ihm zu lieben und zu beſchirmen gebot?"

In mechaniſchen Dingen ſind die Männer ungeſchickt; die Weiber aber arbeiten mit einer außerordentlichen Nettigkeit. Ihre Tänze, wenn man ſie ſo nennen will, beſtehn aus fürchterlichen Grimaſſen und abſcheulichem Lärmen. Von ihrer Muſikanlage iſt oben erwähnt worden. Die Stimmen der Weiber ſind gut und ſie ſollen auch ein gutes Gehör haben, doch iſt ihr Geſang eintönig und die Melodien haben keine Abwechslung. Wir haben ſchon angeführt, daß die Eskimo gegen ihre Kranken ſehr hart ſind. Solche Unglückliche überlaſſen ſie ihrem Schickſal. Wittwen und Kinder läßt man hülflos verſchmachten unter dem Spott und Gelächter der Nachbarn. Dies bildet die Schattenſeite ihres moraliſchen Charakters, wie ihn Parry ſchildert.

Die Bevölkerung der Eskimo kann man nicht mit Gewißheit angeben. Parry ſchätzt ſie auf 400. Sie leiden zuweilen ſo ſehr Mangel an Lebensmitteln, daß ſie einander ſelbſt aufſpeiſen. Aber ſie denken nachher nur mit Schaudern und Abſcheu daran. Um die Begräbnißplätze bekümmern ſie ſich gar nicht. Schädel und Gebeine findet man oft auf dem Boden und achtet ſie eben ſo wenig als die Ueberreſte von einem Seekalbe. Sie haben keinen Begriff von einem höchſten Weſen und von Religion. Doch haben ſie Geiſter, mit denen die Zauberer Zwieſprache halten. Kapitain Parry hat ein Wörterverzeichniß und eine Grammatik ihrer Sprache geliefert. Die Zahlwörter ſind mangelhaft; ſie erſtrecken ſich nur bis auf fünf im allgemeinen, doch geht ihre Wiſſenſchaft darin bis auf zehn. Was darüber hinaus iſt, heißt ihnen Unuktut. Die Tage zählen ſie nach Schlafzeiten und die Jahre nach Sommern oder Wintern, je nachdem das Ereigniß, wovon ſie reden, in dieſer oder jener Jahreszeit begegnet iſt. Geſtern drückt ihnen eine allgemeine Vergangenheit aus. Ihre Ausdrücke für Farben ſind unbeſtimmt, ein Umſtand, den alle Völker auf einer niedrigen Bildungsſtufe gemein haben.

Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter in der neueren Zeit.

II.

Leſſing.

Leſſing brachte die deutſche Poeſie zu Verſtand. Klopſtok und er wirkten von ganz verſchiedenen Seiten auf die neue große

Epoche der deutſchen Literatur ein, aber jeder tief und gewaltig. Wie Klopſtok hat auch Leſſing weniger großes gedichtet, als der ſpätern Poeſie die rechte Richtung gegeben. Die Maſſe von Verſtand, die er in Bezug auf äſthetiſche Gegenſtände entwickelt, und die Bedeutung, die er demſelben zu erkämpfen wußte, war ein ſolid angelegtes Kapital, das der Poeſie die fruchtbarſten Zinſen abgetragen. Er war der Schöpfer der äſthetiſchen Kritik, und entwickelte in eigner Praxis, aber mehr noch in der Theorie, die höhern Geſetze des Schönen, aber mehr noch das höchſte, daß dieſelben überhaupt geſucht werden müßten. Da alle ſeine Schriften hierauf bezogen werden müſſen, und auch die kleinſte mitgewirkt hat, das Große des Ganzen auszuprägen, ſo erhalten ſie auch alle hierdurch eine hohe Bedeutung. Aber auch davon abgeſehen iſt jede von einem ſo wahrhaft göttlichen Licht des Verſtandes durchdrungen, daß ſie auch einzeln betrachtet immer Genuß und Belehrung gewährt. Bei Klopſtok reiht ſich erſt das Einzelne, an ſich unbedeutend, zum Ganzen zuſammen, das etwas Großes war. Bei Leſſing iſt aber in jedem Einzelnen ſchon die Größe des Ganzen ſichtbar, und man muß dieſen Schriftſteller immer in der Nähe betrachten.

Man kann ihm einige Steifheit nicht überſehen, aber entſchuldigen. Sein gigantiſcher Geiſt ſtand zu einſam unter der kleinlichen Menge. Er war gleichſam nur geiſtreich und witzig allein auf ſeinem Zimmer, und es mangelte ihm der Maaßſtab der gebildeten Geſellſchaft, der ihm weit mehr, als ſein bloßer Eifer und Wille, die Grazie würde haben finden laſſen. Er mußte ſelbſt mit der Sprache noch ringen, die er erſt andern gereinigter und gebildeter uberlieferte. Aber grade darum iſt ihm die verhältnißmäßig große Grazie, die er wirklich ſich anzueignen wußte, um ſo höher anzurechnen. Sein Stil zeichnet ſich durch eine Klarheit, Gewandheit, Präziſion und Schönheit vor allem aus, was je vorher in deutſcher Sprache geſchrieben worden. Aber die Schärfe und Neuheit ſeiner Sprache, und das Uebergewicht des Verſtandes, das darin vorzugsweiſe herrſchend iſt, und beſonders in ſeinen Poeſien nicht ſelten da Gedanken weckt, wo Empfindungen hätten geweckt werden ſollen, und mit glänzenden Sentenzen und Antitheſen die poetiſche Illuſion ſtört, verräth noch immer die Mängel, die jedem erſten Meiſter in einer neuen Kunſt anzuhängen pflegen.

Vorzüglich wichtig iſt Leſſing als Opponent. Sein ſchöpferiſcher und in das Weſen der Kunſt und Wiſſenſchaft tief eindringender Geiſt trat in natürliche Oppoſition gegen die herrſchende Verbildung und Umbildung, und das Vorwalten ſeines Verſtandes gab ihm von ſelbſt die kritiſchen Waffen in die Hand. Er ward der erſte Meiſter der neuen Polemik, und zeigte muſterhaft, wie dieſe Kunſt nicht dienen ſoll, die Gemüther mit Erz zu umpanzern, ſondern im Kampf grade die rauhe Schaale des verſchloſſenen Diamants zu zerſchlagen. Im Kampf ward Leſſing ſeiner Kräfte ſich bewußt und auch der Grazie der Fechterkunſt.

Der reiche Geiſt dieſes Mannes umfaßte die Wiſſenſchaft wie die Kunſt. Uns ſoll hier nur die letzte gelten. Was er geleiſtet für das Aufkommen beſſerer Anſichten über die Kunſt überhaupt, insbeſondere über die griechiſche und noch mehr über das Drama, hat reichliche Früchte getragen. Herder fand durch ihn die Bahn ſchon gebrochen, auf der er nunmehr freier ſich bewegen und die poetiſchen Geiſter aller Zeiten und Völker dem Deutſchen einimpfen konnte. Ihm auch verdankt die große Gunſt und Ausbildung der dramatiſchen Kunſt in Deutſchland ihren erſten hauptſächlichen Anſtoß.

Leſſing war mit Vorliebe Dramaturg. Am wichtigſten ward er für die Dramaturgie durch die allgemeinen Anſichten, die er darüber ausſprach, und durch die Aufmerkſamkeit, die er auf die dramatiſche Kunſt anderer Nationen lenkte. Aber auch durch ſeine eignen Produkte gab er in Einzelnen der Ausbildung dieſer Kunſt in Deutſchland neuen Schwung. In ſeiner Emilia Galotti weiß er den Deutſchen wenigſtens die Richtung, in der Shakeſpeare ſo großes errungen, das romantiſche Element der italieniſchen Novelle, auf der Bühne zu verklären. In ſeiner Minna von Barnhelm verſuchte er das deutſche Luſtſpiel auf die Natur und den vaterländiſchen Boden zurück zu führen, und ihm ſogar die Beziehung auf die Zeitverhältniſſe zu geben, die das Luſtſpiel bei jedem großen Volke ausgezeichnet hat und ihm ganz eigenthümlich und natürlich iſt, denn die Luſt erzeugt ſich in der Geſellſchaft und im Augenblicke, und das Luſtſpiel ſoll die Geſellſchaft noch beiſammen finden und den Augenblick nicht verſtreichen laſſen. Das große Aufſehen, das Leſſings Minna, an ſich unbedeutend, durch dieſe Beziehung machte, und das noch größere Intereſſe, welches das Volk an der Fluth von ähnlichen populairen Luſtſpielen nahm, die ſofort über Deutſchland ſich ergoß, beweist hinlänglich, wie richtig Leſſing das Luſtſpiel in ſeinem Zweck, von der Bühne herab auf das Volk zu wirken, zu würdigen gewußt. Sein Nathan der Weiſe, durch ſo vieles ausgezeichnet, iſt es in Rückſicht auf die Kunſt vorzüglich durch den heitern blühenden Ton, die ſpiegelklare Reinheit der Sprache, die einfache und natürliche und eben darum unwiderſtehlich anziehende Ordnung des Ganzen, den zarten Duft, das warme Leben, das wie das eines heitern Frühlingstages über die kleine dramatiſche Welt ſich ausgegoſſen. Der unſichtbare Geiſt, der aus dieſem Drama wie ein Weſen göttlichen Hauches ausgegangen, hat ſichtbar wohlthätig auf die Geiſter ſpäterer Dichter Einfluß geübt, während es ſeiner körperlichen Natur nach ſo einzig und originell ſich dargeſtellt, daß es nicht leicht Nachahmer finden konnte. Wohl mögen ſpäter Dichter, wenn ſie, wie vorzüglich Göthe, in ähnlicher Ruhe und Reinheit gedichtet, ſich ſelber nicht bewußt geweſen ſeyn, wie ſehr Leſſings Nathan auf ſie eingewirkt.

Das Eſelsfeſt.

Man weiß, wie reich an Feſten die römiſch-katholiſche Kirche war und es zum Theil noch iſt. Wie allem Religioſen, lag auch ſolchen Feſten urſprünglich eine Idee zum Grunde und ſie wurden durch frommen Glauben geheiliget. Unſerer Meynung nach gereicht es der Kirche keineswegs zum Vorwurfe, wenn ſie alte heidniſche Religions- und Volksfeſte duldete und denſelben durch Unterlegung einer chriſtlichen Deutung den Charakter der Weihe aufdrückte. Die wahre Einfalt und Einfachheit der Chriſtuslehre konnte nur von ſeinen unmittelbaren Schülern geübt werden und ſpäter von kleinern Gemeinden. Sobald ſie aber zur Staatsreligion erhoben wurde, konnte ein ſolcher Machtſpruch das Heidenthum zwar verdrängen, vertilgen nicht. Das Volk hängt mehr an der Form, an dem Sinnlichen in der Religion, als an ihrem innern Weſen. Dies verſchmilzt ſich mit ſeinem Charakter und allen ſeinen Intereſſen. So blieben heidniſche Formen und Feſte, aber die Bedeutung änderte, und es brauchte Jahrhunderte, bis alte Vorurtheile abgeſtreift waren. Dabei iſt nicht zu vergeſſen, daß der chriſtliche Kultus da ſeine Formen und den Bilder- und Phantaſieſchmuck zuerſt angenommen, wo der alte Götterhimmel mit ſeinen unendlichen Schöpfungen durch lebendige und ſtumme Denkmale der Dichter und Künſtler eine zwingende Ehrfurcht behauptet. Religions- und Volksfeſte ſind etwas ſehr Schönes. Da ihnen Ideen zum Grunde liegen, ſind ſie poetiſch. Sie wollen etwas Unausſprechliches in einem Bilde veranſchaulichen. Je mehr die einzelnen Gruppen, ſymboliſchen Handlungen und Allegorien ſich dem Urbilde nähern, deſto höher iſt der Werth und poetiſche Gehalt ſolcher Feſte, deſto gröſer der Eindruck auf das Volk. Aber die Ideen gehn verloren oder leben nicht mehr in der Erinnerung des Volkes; ſo ſchwindet das Gefühl und die Begeiſterung dafür. Die todten Formen, welche der kalte Verſtand nun bekrittelt, vermögen nicht mehr allgemein zu beleben; ſo müſſen dergleichen Feſte ausarten, und die nothwendige Folge davon iſt ihre Erlöſchung oder Aufhebung durch höhere Gewalten. Nur wo Poeſie im Leben iſt und Empfänglichkeit der Gemüther für höhere Ideen können ſolche Pflanzen gedeihen.

Das Eſelsfeſt im Mittelalter iſt bekannt. Wir wollen das oben Geſagte nur in ſo fern darauf bezogen wiſſen, als daſſelbe einer heidniſchen Sitte nachgebildet iſt und gar bald ausartete. Die Eſelskrönung war bei den Alten ein Beſtandtheil der Veſtafeier. Der gute Vierfuß genoß dieſer Ehre zum ewigen Gedächtniß, daß er durch ſeine reizende Stimme der Göttin Veſta ihre Keuſchheit bewahrte, da dieſelbe durch einen obſcönen Gott bereits in große Gefahr geſetzt worden. Eine andere Bedeutung erhielt es in chriſtlichen Zeiten. Man feierte das Feſt zur Erinnerung an die Flucht der heiligen Jungfrau Maria nach Aegypten. Nirgend artete es ſo bald und ſo ſchrecklich aus, als in Frankreich. Am 14ten Jänner 1223 beging man dieſe Feier zu

Beauvais. Ein junges ſchönes Weib ward auserſehen, das man reich mit Kleiderſchmuck aufputzte, und dann gab man ihr ein reizendes Kind auf den Arm. Alles Volk harrte. Da ward ein Eſel mit ſchönem Geſchirr und ſonſt reich geſchmückt vorgeführt. Das ſchöne, junge Weib beſtieg ihn. Dies war bei der Kathedralkirche. Die Reiterin ritt langſamen Schrittes, wozu ihr edles Pferd ohnehin ſchon ſo ſehr geneigt iſt, zur St. Stephanskirche. Biſchöfe, Geiſtlichkeit und alles Volk kam in langem Zuge hinterdrein. Beim Altar hielt die Reiterin und das Hochamt begann. Nach altem Brauch antwortete das Volk dem Prieſter, der das Hochamt ſang. Aber bei dieſem Feſte mußte es das J-ahen des Eſels nachahmen. Am Ende der Meſſe, als der Prieſter das Volk entließ, j-ahte er drei Mal und das Volk ließ ſich wieder in ähnlichen Tönen vernehmen. Während der Zeremonie wurde ein ſcherzhaftes Gedicht, halb lateiniſch und halb franzöſiſch, abgeſungen zum Lob des Eſels. Man hat noch eine Beſchreibung eines ſolchen Feſtes, das zu Sens gefeiert wurde. Sie rührt von Pierre Corbeil, dem Erzbiſchofe der vorgenannten Stadt, her. Er ſtarb 1322. Um dieſe Zeit war das Eſelsfeſt ſchon ganz ausgeartet. Auch lag in dieſem Feſte ein Stoff zur Luſtigkeit und Ausgelaſſenheit, den man nicht lange ungenützt laſſen konnte. Man erſtaunt, wenn man lieſt, wie tief ſchon dazumal die Geiſtlichkeit geſunken war. Die Prieſter, welche bei dem Feſte funktioniren mußten, beſchmierten ſich mit Weinhefen und traten tanzend und unzüchtige Lieder ſingend in den Chor. Die Diakone und Subdiakone entweihten den Altar, indem ſie auf die ſchmutzigſte Weiſe darauf aßen, und Karten ſpielten, während der Prieſter die Meſſe las. In das Rauchfaß warfen ſie Stücke von alten Schuhen, ſtatt des Weihrauchs. Nachher führte man die Diakone und ihre Geſellen auf Karren durch die Straßen, wo ſie ſich viele Unanſtändigkeiten erlaubten. Wie an den Tagen der alten Bachanalien, wurden auch bei dem Eſelsfeſte Thorheiten und Ausgelaſſenheiten aller Art begangen. Alle Wirthshäuſer waren voll von Trunkenbolden, auf den Straßen war beſtändiger Lärmen und Aufzüge neuer Thorheiten oder anderer Spektakel. Dieſer Geiſt der ausgelaſſenſten Luſt und Fröhlichkeit hatte Geiſtliche und Laien gleich ergriffen. Alle überließen ſich einem berauſchenden Taumel und wetteiferten in Exzeſſen. Man verſteckte ſich unter allerlei Masken und in dieſer Vermummung konnte man alle Triebe und Leidenſchaften befriedigen. Die ſonderbarſten Karikaturen kamen zum Vorſchein. Dies geſchah ſogar in den Kirchen ſelbſt. So paarte ſich die tiefſte Frömmigkeit und Andacht mit allen Reizungen und Thorheiten weltlicher Lüſte!

Fromme und gewiſſenhafte Hirten ihrer anvertrauten Herde trachteten zu verſchiedenen Malen dies Feſt abzuſchaffen, aber vergebens. Solches that Maurizius, der Biſchof von Paris, welcher 1196 ſtarb. Im Jahr 1245 verbot Odo, Biſchof von Sens, alle Maskeraden und Vermummungen bei dieſem Feſte und entfernte manches Anſtößige. Das Ganze konnte er nicht aufheben. Im Jahr 1444 gebot die Fakultät der Theologie auf Anfragen mehrerer Biſchöfe, das Feſt abzuſchaffen. Aber es dauerte dennoch fort. Nur das Gröbſte hat man zu entfernen geſucht. Im Jahr 1460 wurden Vermummungen und liederliche Geſänge dabei verboten, und angeordnet, daß man auf den Vorſänger der Narren, die man beim Feſt hatte, nur drei Eimer Waſſer gießen ſollte und auf die übrigen nackten Männer nur einen Eimer und dies nicht in der Kirche. Außerhalb derſelben war alles erlaubt. In den Jahren 1514 und 1517 war es wieder in voller Blüthe zu Sens und erloſch erſt nach und nach gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts.

Uebrigens erſtreckte ſich dies Feſt nicht auf Frankreich allein, wo es freilich ſeine höchſte Ausbildung erhielt, ſondern auch auf Deutſchland und England. In dieſem Lande hat es Robert, der Großkopf (Greathead), Biſchof zu Linkoln, abgeſchafft.

Mit der Reformation verlor der Katholizismus natürlich vieles Kraſſe und Abſurde. Aber jene Erſchütterung hat ihm einen Stoß gegeben, von dem er ſich nie wieder erholen kann. Seine Klöſter und namentlich ſeine Kapuziner ſind wie wandelnde Ruinen in unſere Tage herüber gekommen. Der Geiſt iſt dahin, nur die Formen blieben. Das ſtets wachſende Mißtrauen vereitelt die Wiedererweckung der alten Glorie trotz den frommen Wünſchen und Beſtrebungen ſo Vieler!

Literatur.

1) Deutſche.

β) Cäcilia, eine Zeitſchrift für die muſikaliſche Welt, herausgegeben von einer Geſellſchaft Gelehrten, Kunſtverſtändigen und Künſtlern. No. 1. Mainz bei Schott Söhne. April 1824.

Dieſe neue muſikaliſche Zeitſchrift kündigt ſich in der Einführung als eine ſolche an, die ſowohl der Kunſt als ſolcher, als auch den Muſikliebhabern dienen will — der Kunſt, indem ſie Charakteriſtiken über alte und neue Muſikſtücke aller Art und Kritiken neuer Kompoſitionen, wie auch neuer theoretiſcher Werke liefern will; — den Muſikliebhabern, theils durch jene allgemeingehaltenen Charakteriſtiken, theils durch poetiſirende Aufſätze über Muſik ungefähr in der Weiſe, wie es Tieck, wie es der verewigte Hoffmann gethan haben. Aber es ſoll auch überhaupt für äſthetiſche Unterhaltung geſorgt werden. Wir können, ſelbſt blos Muſikliebhaber, nur von dem dieſen gewidmeten Theil der Zeitſchrift referiren. Da hätten wir dann freilich das humoriſtiſch ſeyn ſollende, aber im Ganzen blos zum Lachen über ſeine etwas linkiſche humoriſtiſch-ſentimentale Haltung auffodernde Gebet an die heilige Cäcilia weggewünſcht. Eben ſo wenig können wir billigen, daß man die Muſikaliſchen Leiden und Freuden von Tieck **doppelt** benutzt hat, zuerſt zu einer kritiſirenden Charakteriſtik, dann wieder zu einem gedrängten Auszuge. Was Alexander von Duſch in einem Brief an die Redaktion der Cäcilia über Mozart und deſſen Zauberflöte ſagt, zeigt **mehr** von eignen Gedanken, denen wir nur eine etwas ſpeziellere Ausführung gewünſcht hätten. Desgleichen gefällt der Aufſatz über die Griechiſche Muſik, deren Verfall übrigens nicht beſſer, als durch die eben nicht ſehr charakteriſtiſchen Griechiſchen Tonſtücke, welche beigefügt ſind, bezeichnet werden konnte. Leſenswerth iſt der Aufſatz über den Einfluß der Muſik auf die Veredelung des Menſchen von C. Fr. Michaelis, ſo wie der über die menſchliche Stimme von Dr. Gottfried Weber. Ueberhaupt hoffen wir, wenn die Redaktion ſich bemüht, die im Muſikfach ausgezeichneten Männer mit ſich zu vereinigen, es werde dieſe muſikaliſche Zeitſchrift mehr als alle bisherigen leiſten und dem gefühlten Bedürfniß der Zeit entſprechen. Beſſer wäre es freilich, wenn die verſchiedenartigen Weiſen, in welchen über Muſik geſprochen werden kann, in beſondern Zeitſchriften behandelt würden.

2) Engliſche Literatur.

Notizen zur Geſchichte der periodiſchen Literatur in England.

Die Zeitungspreſſen in London gehören bekanntlich zu den beſten in der Welt. Es gibt 50 bis 60 verſchiedene Zeitungen daſelbſt. Einige haben ſich ſchon ſeit einem Jahrhundert erhalten. Die größere Zahl ſchreibt ſich jedoch von der franzöſiſchen Revolution her. Ein großer Theil des Wohlſtandes und der Größe Englands datirt ſich von jener Zeit. Der Handel gewann durch den Krieg eine friſche Belebung und trieb zu Unternehmungen. Die Manufakturen und namentlich die Cotton-Manufakturen waren am Anfang der Revolution noch in ihrer Kindheit, und erreichten den höchſten Grad der Vollkommenheit, während das Feſtland durch Kriege verwüſtet und heimgeſucht wurde. Die Zeitungsblätter ſtiegen mit dem Nationalwohlſtande und der Nationalunabhängigkeit. Jedes tägliche Ereigniß wurde intereſſanter, und das Verlangen, es bald zu erlangen, ſtärker. Dies ergibt ſich aus der Anzahl der Zeitungen, die zu drei verſchiedenen Perioden in Großbrittannien heraus kamen, nämlich 1782, 1790 und 1821. Das Verhältniß iſt folgendes:

Im Jahr 1782 kamen in England 50, in Schottland 8, in Irland 3 Zeitungen heraus; außerdem in London täglich 9 und zwei Mal die Woche wieder 9. Im Jahr 1790 zählte man in England ſchon 60 Zeitungen, in Schottland 27, in Irland 27; täglich kamen in London 13 Zeitungen heraus, 7 zwei Mal die Woche und 11 wöchentlich. Im Jahr 1821 erſchienen in England 135, in Schottland 31, in Irland 56; in London kamen täglich 16, zwei Mal die Woche 8 und wöchentlich 31 heraus. Auf den Brittiſchen Inſeln, wo früher keine periodiſchen Blätter waren, zählte man 1821 ſchon 6. Es kamen alſo 1782 nur 79, 1790 ſchon 146 und 1821 bereits 284 Zeitungen heraus. Im Jahre 1821 zirkulirten 16,254,334 Exemplare von den verſchiedenen periodiſchen Blättern in den Brittiſchen Reichen. Die Stempeltaxe dafür betrug 270,908 Pf. 18 Sch. Sterling. Im Jahr 1753 unter Georg II. zirkulirten blos 7,411,757 Exemplare und im Jahr 1760 ſchon 9,464,790. So ſchnell und hoch iſt die Maſſe der periodiſchen Literatur in England geſtiegen! Es iſt leicht abzuſehen, welchen Einfluß dies auf den Geiſt und die Bildung des Volkes üben muß. Ohne Preßfreiheit hätte ſich der Brittiſche Nationalcharakter freilich nicht zu dieſer Höhe entfalten können.

3) Franzöſiſche.

Lettre de Lord Byron au Grand Turc, précédée de la lettre de sa Hautesse au noble Lord. Traduit de l'Anglais. Paris 1824.

Dieſe kleine Broſchüre theilt drei intereſſante Briefe mit, von denen wir aber nicht verbürgen können, daß ſie ächt ſind. Der Vorrede nach ſollte man es zwar glauben. Der erſte Brief iſt an den bekannten Dichter Thomas Moore gerichtet. Der edle Lord glaubt ſich darin gegen mancherlei Beſchuldigungen, die man ihm in England machen konnte, vertheidigen zu müſſen. Er verſichert ſeinen Freund, daß er ſein Vaterland noch immer liebe und ſagt unter anderm: „Ich liebe England, weil ich die Preß- und Redefreiheit liebe, und die Habeascorpus-Akte, wann wir ſie haben; auch liebe ich die Parlamentsverhandlungen, wenn ſie ſich nicht zu ſpät hinausziehen; ich bin auch kein Feind der Taxen, wofern ſie nicht zu ſehr vervielfältiget werden; ich ergötze mich gerne am Steinkohlenfeuer, wenn es nicht zu theuer iſt; ich verſpeiſe ein Beefſteak mit großem Behagen und ſtoße keinen Bierkrug zurück; ich finde unſer Klima vortrefflich, wenn es nicht regneriſch iſt, das heißt: ich liebe es ungefähr zwei Monate im Jahr. Alſo erhalte Gott die Kirche und den König! Dieſer Wunſch beweiſt, daß ich alles in England liebe und ſogar jegliches Ding insbeſondere, unſere ſtehenden Heere und die Ungebundenheit unſerer Seeleute, die Armentaxe, die Parlamentsreform und meine eigene, die Nationalſchuld, die Volksbewegungen, die man anſtiftet, um zu beweiſen, daß wir frei ſind, und die kleinen Bankerotte und die Kälte der Frauen.“ Der edle Lord erklärt weiter die Urſachen, warum er ſich der Sache der Griechen angenommen, und gibt Nachricht, daß er ein Schreiben vom Sultan erhalten. Auf dieſen blos einleitenden Brief, der Lord Byrons Betragen rechtfertigen ſoll, folgt der des Großſultans. Er iſt mit Vorwurfen und Drohungen erfullt. „Du ſingſt, ſchreibt der Sultan, ſo ſuß, wie die Stimme der Huri. Warum kommeſt Du nicht an den Ufern Deines Vaterlandes ſingen? Weißt Du, wer Du biſt? Und weißt Du, wer ich bin? Die Erde, die Du betrittſt, gehört mir; die Menſchen, die Du emporſt, gehören mir; ich bin der ewige Gebieter und Herr des Waſſers, ſo Du trinkſt, und der Luft, ſo Du einathmeſt. Du kannſt mir nicht entrinnen. Ich habe tauſend dienende Geiſter, ein Wort von mir und Du biſt nicht mehr.“ „Du drohſt mir, Sultan, antwortet Byron; Du, in Deinem Pallaſte eingeſchloſſen, wirſt mich nicht erreichen. Ich trinke ruhig den delikaten Naxoswein und athme die balſamiſche Luft Griechenlands ein, und ich trage mein Schwert, das ich bald gegen dich ſchwingen werde. Du ſprichſt von meinen Landsleuten, die unter Deinen Fahnen kämpfen? Ich glaube es nicht, und wenn es wahr iſt, ſo verabſcheue ich ſie. Du ſchlagſt mir die Infamie: die Deſertion vor! Eitles Tauſchbild der Tirannen, die wähnen, alles ſey möglich, außer Ehre und Freiheit. Der Schnee ſchmilzt, ruſte Dich, wir werden Dich empfangen!“

4) Literatur der Hindus.

Ein merkwurdiges Stück aus der Literatur der Hindus iſt ein Gedicht, welches ſchon vor 14 Jahrhunderten verfaßt worden ſeyn ſoll, unter dem Titel: Tiru-Vaulaver-Kuddul oder der Ozean der Weisheit. Wir wollen aus demſelben zur Probe den Artikel uber die Pflicht der Frauen herausheben:

Die Frau iſt die wahre Ehehälfte und Stütze, und indem ſie einen liebenswürdigen Charakter und Klugheit beſitzt, ſetzt ſie die Ausgaben mit den Einnahmen des Mannes in ein gleiches Verhältniß.

Die Güte ihres Herzens offenbart ſie dadurch, daß ſie heilige Einſiedler füttert und ihres Mannes Gäſte freudig unterhält und Mitleid gegen die Armen zeigt. Ihre Klugheit zeigt ſie darin, daß ſie künftigem Mangel der Familie vorbeugt, und die Mahlzeiten ihrem Manne regelmäßig bereitet und überhaupt den Ruf einer guten Wirthin erhält. Sie wird die laufenden Ausgaben alſo beſorgen, daß ihres Mannes Kapital und Eigenthum nicht gefährdet wird.

Wo eine ſolche Auffuhrung bei der Frau mangelt, da gleicht das Haus einer leeren Hütte, wenn es auch von Geld uberſtrömen ſollte.

Wo ein liebevolles Herz und Klugheit in einer Frau vereiniget iſt, da wird nimmer Mangel im Hauſe gefuhlt werden: ihre weiſe Haushaltung wird das Gefuhl des Ueberfluſſes in allen den glücklichen Bewohnern des Hauſes erzeugen. Daher ſind des Weibes erſte Tugenden: ein guter Charakter und Klugheit.

Wenn ihr Erdenſegen wünſchet, ſo laßt ein Weib euer erſter Gegenſtand ſeyn, und ſeyd verſichert, kein Reichthum iſt dem ihrigen zu vergleichen.

Ein keuſches Weib, die ihren Gatten als den unmittelbaren Gegenſtand ihrer Verehrung betrachtet, weiht ihm ihre erſten Gedanken, ſobald ſie erwacht und ſie beſitzt einen ſo mächtigen Charakter, daß ſogar der Regen herab kommen muß auf ihre Forderung.

Ein gutes Weib ſteht früh auf, um den Göttern ihre Andacht darzubringen und ſie ergötzet ſich vorzüglich an dem Dienſte der

Götter. Sie bewahrt ihre Keuſchheit; bereitet ihres Gatten Mahl mit großer Sorge und iſt immer freundlich und lieblich, und ſucht den guten Ruf ihres Mannes wie den eigenen zu bewahren.

Miszellen.

Der folgende Zug von engliſcher Menſchenliebe verdient aufbehalten zu werden. Nach einem ſehr ſchwülen Sommertage beſchloſſen einige Seeoffiziere, in den Fluthen des Congo ſich zu baden. Ein gewiſſer Campbell, durch hitzige Getränke noch mehr aufgeregt, ſtürzte ſich allein ins Waſſer; denn den übrigen war die Badeluſt vergangen, da ſie den ungeheuern Haifiſch in den Fluthen gewahrten. Kaum hatte ſich Campbell von den Schiffen etwas entfernt, ſo ſtürzte ein Krokodil auf ihn. Sein Untergang ſchien unvermeidlich. Da überlegten ſeine Freunde, die auf dem Schiffe waren und ſeine Noth ſahen, ob ſie nicht lieber durch einen Piſtolenſchuß dem Unglücklichen die Qualen verſparen wollten, in den Rachen jenes Ungeheuers zu kommen. Einer, der dieſe menſchlichen Gefühle nicht theilte, hinderte die That, und fand es gerathener, auf den Feind ſelber loszugehen. Dies geſchah; aber alle Schüſſe prallten von ſeiner Schuppenhaut ab. Campbell ſchwamm in ſeiner Todesnoth dem Ufer zu. Als er dieſem nahte, bot ſich noch eine ſchrecklichere Szene dar. Ein Tiger ſtürzte aus dem Geſtrüpp hervor. Dieſer, in ſeiner grimmigen Begier, die Beute zu erhaſchen, ſprang über ihn weg in die Griffe des Waſſerungeheuers. Nun begann ein ſchrecklicher Kampf, bis endlich beide unterlagen und nicht mehr geſehen wurden. Die Oberfläche des Waſſers war von dem Blute des Tigers gefärbt. Campbell ward an Bord des Schiffes gebracht. Er ſprach kein Wort. Auf dem Verdeck ſank er auf ſeine Knie, Hände und Augen gen Himmel gerichtet. Seit der Zeit berauſcht ſich Campbell nicht mehr und man hört nie mehr einen Fluch von ihm.

— Die Wahrheit iſt alt genug, und die Einſicht deſſen was Recht iſt, hat jeder, nur dieſer Einſiche nach zu leben iſt jeder zu feig oder zu träge. Denn nur zu oft iſt man zu gleicher Zeit der Philoſoph Peregrinus Proteus und ſein Verſpotter Lukianos in einer Perſon. Peregrinus aber lehrte, ein weiſer Mann ſündige nicht — wenn er auch nicht die Strafe der Götter oder Schande bey den Menſchen zu fürchten hatte, denn um des Gerechten und Edlen ſelbſt willen müſſe man tugendhaft ſeyn. Lukian aber ſtellte dieſen Peregrinus als einen Narren dar und überhob ſich und ſeine Zuhörer mit der Miene des Weiſen alberner Tugendübung. Dieß alles ging aber ſchon in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung vor, und daß es heut zu Tage noch Lukiane und Proteus und zwar in einer Perſon gebe, iſt wohl ein unſerer Aufklärung widerſtrebender Gedanke. —

— Als der Perſerfürſt Cyrus den Mederkönig Aſtyages abgeſetzt, und ſich zum König über Medien gemacht, tröſteten ſich die Meder durch das Mährchen, Cyrus ſey ein Tochterſohn des Aſtyages. So machten die Aegypter flink den Kambyſes zum Tochterſohn des Apries und benutzten ihre Unterjochung dazu, ſie als eine Rache an dem Uſurpator Amaſis zu betrachten. So fabeln die Orientalen von einem Eſander Dſulcarnein (vom gehörnten Alexander) der ein Sohn des Perſerkönigs Darab und einer Tochter Philipp's von Makedonien geweſen ſey und dann ſeinen jüngern Bruder Dara (Darius Codomannus), der den Thron uſurpirt hätte, entthront habe. So iſt die Eigenliebe und Eitelkeit, welche nie geſtehen möchte, daß das werthe Selbſt ſchwach ſey, Erfinderin der monſtröſeſten Sagen und Vorſtellungen. Wir gewiſſenhafteren Deutſchen wollen doch wenigſtens nicht geſchichtliche Thatſachen der Nachwelt verlügen und ſagen blos, wenn wir uns in der eignen Haut nicht wohl fühlen: In andern Ländern iſt's noch ſchlimmer als bey uns.

— Guſtav III., König von Schweden war gerade zu der Zeit in Paris, als ſich auch Franklin in Geſchäften der Nordamerikaniſchen Freiſtaaten daſelbſt befand. Man drang in den König, daß er doch den berühmten Greis beſuchen möge. Er verweigerte es ſtets. Als ihn einer ſeiner vertrauteren Diener um die Urſache fragte, antwortete der König: Niemand achtet des Weiſen Geiſt mehr als ich; aber ein König, der ſich die Miene gibt, einen enthuſiaſtiſchen Freiheitshelden zu ehren, iſt ein Heuchler. Als Philoſophen bewundere und liebe ich den Dr. Franklin, aber als Politiker muß ich ihn haſſen. Nie kann ich mich einlaſſen, in ein Verhältniß mit ihm mich zu ſtellen, das Freundſchaft und perſönliche Achtung erforderte; denn meine Lage und meine Rückſichten gebieten mir, ihn zu verabſcheuen.

— Ein bekannter Engländer, Namens Ralph Salder, pflegte zu ſagen, daß er zwei Dinge bereue:

1) Daß er ein Geheimniß zweien Perſonen anvertraut,

2) Daß er am Morgen zwiſchen 4 und 10 Uhr eine Stunde verloren.

Drei Dinge vermachte er denen, die die Ehre haben ſollten, ihm nachzufolgen:

1) Alle Briefe, die ihn betrafen, und die er ſeit Jahren ſchon geheftet hatte,

2) Alle Bezeugniſſe ſeines Lebens, wohl einregiſtrirt, ſeit der Zeit, da er fähig war, Beobachtungen zu machen.

3) Alle Ausgaben, die er in ſeine Bücher eingetragen, ſeit er für ſich ſelber lebte.

— Drei Dinge machen einen vollſtändigen Mann:

1) Eine öffentliche Schule, wo der Geiſt der Schulkameraden mehr belebt, als die Mühe der Schulmeiſter.

2) Eine verſtändige Einſicht in Sprachen und Wiſſenſchaften.

Die erſten enthüllen uns die Menſchen, die zweiten die Dinge.

3) Reiſen; hier ſieht man, was man geleſen, und bekommt eine richtige Anſchauung von dem, was man nur dunkel oder flüchtig gekannt.

— Armuth und Dunkelheit iſt die Mutter der Arbeitſamkeit und Sparſamkeit; Arbeitſamkeit und Sparſamkeit iſt die Mutter von Reichthümern und Ehren; Reichthümer und Ehren erzeugen Stolz und Ueppigkeit: Stolz und Ueppigkeit erzeuget Trägheit und Schlechtigkeit; Trägheit und Schlechtigkeit erzeuget wieder Armuth und Dunkelheit. Das iſt der Kreislauf des Lebens.

— Bei den Alten war es Sitte, die neugebornen Kinder auf die Erde zu legen. Der nächſte Blutsverwandte trat dann hinzu und hob es auf. Zum Beweiſe ſeines Wohlwollens und ſeiner Neigung drückte er einen Kuß auf die Lippen des Kindes. In der That eine freundliche Sitte!

No 24

Byron's Ehrenrettung.

Zur Zeit, als ſich Lord Byron von ſeiner Gemahlin ſchied, waren verſchiedene und einander widerſprechende Geſchichten im Umlauf über die wahre Veranlaſſung eines ſolchen Schrittes. Die Bosheit war bei dieſer Gelegenheit nicht müßig, und die nachtheiligſten Gerüchte in Bezug auf Byron's moraliſchen Charakter wurden verbreitet. Ein häuslicher Vorfall ward von ſeinen Feinden mit Begierde ergriffen, um die ſchwerſten Anſchuldigungen gegen ſeinen ſittlichen Wandel auszuſtreuen. Dies geſchah auf eine Weiſe, wie es nur die ſchwärzeſte Bosheit zu erſinnen vermag. Auch in Deutſchland, wo der Dichter ſo viele Verehrer zählt, wurden mit jenem Ereigniß die niedrigen Verläumdungen bekannt, womit man ſeine Ehre und ſeinen Namen zu verunglimpfen trachtete. Wir freuen uns, daß wir uns in den Stand geſetzt ſehen, die Thatſachen, wie ſie waren, unſern Leſern mittheilen zu können, und viele, die in der Anſicht über Byron's moraliſchen Werth durch das Partheigeſchrei nicht wankend oder irre geworden, werden ſich mit uns freuen. Der Bericht, den wir hier geben, trägt alle Spuren der Wahrheit und Aechtheit, und wenn uns eine Vermuthung erlaubt wäre, ſo dürfte Moore's Freundſchaft den größten Antheil daran haben.

Der wahre Grund der Scheidung lag nicht an Lord Byron, ſondern an der Eiferſucht ſeiner Gemahlin. Sie hegte beſtändigen Verdacht gegen ihres Mannes Treue. Dieſe Zweifel nährte eine Lieblingsvertraute der Lady Byron immer mehr; ſie war es eigentlich, die den erſten Argwohn in das Herz derſelben goß. Sie fand um ſo mehr Glauben, da ſie die Hofmeiſterin der Lady Byron geweſen war und auch nachher nach ihrer Verheirathung als Hausfreundin bei derſelben blieb. Dieſe Perſon, von einem böſen Geiſte getrieben, bildete den Plan, das Glück des edeln Paares zu zerſtören, unter deſſen Dache ſie wohnte. Der weibliche Jago (wie der männliche in Othello) fing mit weit hergeholten Anſpielungen und dunkeln Andeutungen an. Dann ward ſie kecker und ließ Reden fallen, welche in kein unfruchtbares Erdreich kommen ſollten. Jeden Schritt Lord Byron's bewachte ſie mit Argus Augen, um denſelben mit der kalten und berechneten Bosheit eines hölliſchen Geiſtes zu entſtellen und ſo ihrer Lady zu hinterbringen. Zuletzt gewann ſie einen vollendeten Einfluß auf ihr Gemüth, und Byron's Gemahlin kam in ſolche Abhängigkeit von ihr, daß ſie durchaus alle Sachen ſo anſehen mußte, wie es dieſem weiblichen Ungeheuer gefiel, ſie ihr darzuſtellen. Vor ſeiner Heirath mit Miß Noel, der Tochter des Sir Ralph Milbank Noel, lebte Lord Byron ein freies, uneingeſchränktes Leben. Seine intimſten Freunde verſichern, daß nach der Heirath ſeine Aufführung in ehelicher Beziehung durchaus tadellos geweſen. So war ſie auch zur Zeit, als der Streit zwiſchen den Ehegatten begann, der endlich mit ewiger Trennung endete.

Lord Byron war um dieſe Zeit Mitglied des Kommittee vom Drury-lane Theater. Es kamen daher häufig Schauſpieler und Schauſpielerinnen in ſein Haus in Angelegenheiten des Theaters. Dieſen Umſtand nützte die Vertraute der Lady Byron mit aller Kunſt, und ſie nahm daher den Stoff, womit ſie das Herz einer ſonſt edlen Gattin vergiftete. Sie ſtellte die Sache ſo dar, daß der nothwendige Schluß erfolgen mußte: Lord Byron ſtehe auf zu freundlichem Fuße mit einigen Schauſpielerinnen. Schon lange glomm der Funke der Eiferſucht in Lady Byrons Seele. Es bedurfte nur eines leiſen Windhauchs und alles ſtund in Flammen. Die Kataſtrophe war zum Theil durch die Machinationen jenes böſen Geiſtes ſchon vorbereitet. Ein an ſich höchſt unbedeutender Vorfall vollendete dieſelbe.

Die ſchöne Schauſpielerin Mardyn vom Drury-lane Theater hatte Berufsgeſchäfte mit Lord Byron abzumachen. Sie verfügte ſich alſo in ſein Haus und ward in das Bücherzimmer des Lords geführt. Indeß ſie da verweilte, kam ein fürchterlicher Regenſturm. Als ſie nun im Begriffe ſtand, wegzugehen, ſchickte Lord Byron einen ſeiner Diener ab, der Miſtreß Mardyn eine Miethkutſche zu verſchaffen. Aber es war keine aufzutreiben. Nun befahl der Lord, ſie in ſeinem eigenen Wagen nach Hauſe zu fahren. Mittlerweile war der Lady Byron ſchon zugeflüſtert worden, daß Miſtreß Mardyn im Hauſe ſich befinde, und als ſie vollends hörte, daß man den Wagen für ſie bereit halten ſolle, trug ſie dem Diener auf, ſeiner Herrlichkeit zu melden, daß der Wagen ausgeliehen worden und anderwärts gebraucht werde. Da ahnte Lord Byron, daß dieſer Vorwand von dem eiferſüchtigen Temperament ſeiner Gemahlin herrühre und der daraus folgenden Gereiztheit, daß er der fremden Frauensperſon eine ſolche Artigkeit erweiſe, und er antwortete mit einiger Heftigkeit: „Der Wagen der Lady Byron ſoll augenblicklich in Bereitſchaft ſtehen.“ Darauf erwiederte Lady Byron: „Geh und ſag Deinem Herrn, daß Miſtreß Mardyn nimmermehr in einem Wagen fahren wird, welcher der Lady Byron gehört.“ Nun ſah Byron, daß kein Mittel ſey, Miſtreß Mardyn nach Hauſe geleiten zu laſſen, und blieb ganz kaltblütig, indem er die Schauſpielerin einlud, bei ihm die Mahlzeit zu nehmen. Als das Mahl aufgetragen war, führte der edle Lord Miſtreß Mardyn in den Speiſeſaal, wo kurz vor ihnen Lady Byron eingetreten war. Der Lord führte Miſtreß Mardyn bei ſeiner Gemahlin auf, in deren Mienen und Haltung man den tiefen Unwillen, welchen ſie empfand, leſen konnte. Sie machte einige beißende Bemerkungen über den Charakter der Miſtreß Mardyn und die Veranlaſſung ihres Beſuches und ſtürzte aus dem Zimmer. Darüber gerieth Byron im Bewußtſeyn der Reinheit ſeines Wandels und des ungerechten Verdachtes von Seite ſeiner Gemahlin in eine augenblickliche, wenn auch vielleicht zu heftige Aufwallung des Zornes. Er folgte derſelben zur Thüre, mehr, um ſeine Unſchuld zu verfechten, als ihr Vorwürfe zu machen, und ſchlug ſie ſchnell zu, als ſich Lady Byron entfernte. Das war für ein Weib voll Liebe und Leidenſchaft zu viel, beſonders da noch ein anderes Gefühl dazu kam, das über jene beide herrſchend geworden. Sie kehrte zurück. Ihr ſtolzer Geiſt malte ſich auf ihren Geſichtszügen ab. Mit einer gebietenden Miene und einer Feſtigkeit und Entſchiedenheit, von der ſie nachwärts nie nachließ, rief ſie aus: „Ich verlaſſe Sie für immer. Nimmer will ich mit dem Manne da wieder leben!“ Dies waren die letzten Worte, welche Lord Byron von ihr hörte; er ſah ſie nun zum letzten Mal! Der Wagen, welcher endlich auf ſeiner Herrlichkeit wiederhohlte Befehle für Miſtreß Mardyn in Bereitſchaft gehalten wurde, diente nun dazu, ſeine Gemahlin aus dem Hauſe zu geleiten, um nie mehr in daſſelbe zurück zu kehren. Sie warf einen Mantel um ihre Schultern, floh von ihrem heimiſchen Herde, ſtieg haſtig in den Wagen und eilte ihres Vaters Wohnung zu, den Gemahl in Verwirrung und Erſtaunen zurücklaſſend.

Aus dieſem, dem Anſchein nach, nichtigen Beweggrunde entſtand die Scheidung der Ehegatten. Beide waren äußerſt gereizt und leidenſchaftlich, und ſeine Herrlichkeit zu ſtolz, nur im geringſten etwas nachzugeben. Die Einflüſterungen jener Perſon, deren wir oben erwähnt, hatten in Lady Byron den Argwohn erregt, daß ihr Gemahl einen Liebeshandel mit Miſtreß Mardyn habe. Dieſe aber erklärt auf das feierlichſte, daß ſie nie in Einverſtändniſſen der Art mit Lord Byron gelebt. So hat die Niederträchtigkeit einer Elenden die häusliche Glückſeligkeit eines edeln Paares getrübt. Wäre ſie nicht geweſen, nimmer wäre es zur Scheidung gekommen und England durfte jetzo den gabenreichſten ſeiner Söhne nicht beklagen.

Als die Scheidung Lord Byron's von ſeiner Gemahlin unter dem Publikum bekannt wurde, war jedermann auf die Grunde eines ſolchen Schrittes neugierig. Das Gerücht nannte Miſtreß Mardyn als das ſchuldige Werkzeug ſo vielen Jammers, obwohl ſie, was dieſen Punkt betrifft, unſchuldig war. So wurde ſie der Gegenſtand des öffentlichen Tadels und Abſcheus. Der Unſchuld aber wohnet ein Vertrauen ein, welches Gefahren nicht ſcheut und gegen Wuth und Rache ankämpft, ſo ſchrecklich die Geſtalt oder Größe derſelben auch ſeyn mag. Miſtreß Mardyn mußte hören, daß man ihrem Namen ein Verbrechen aufbürdete, wodurch zwei Herzen, welche die ſüßeſten und theuerſten Bande an einander feſſelten, getrennt worden. Sie war jedoch der Kriſis gewachſen und entſchloſſen, den Sturm der öffentlichen Wuth aufzuhalten, im Bewußtſeyn ihrer Reinheit, ſo weit es das aufgebürdete Verbrechen betraf. Bald nach der Scheidung des Lord Byron von ſeiner Frau erſchien Miſtreß Mardyn auf dem Drury-lane Theater, wo ſie angeſtellt war. Das Haus war gefüllt, wie nie. Sie ſollte in der Rolle eines Luſtſpieles auftreten. Die Zuſchauer harrten mit Ungeduld. Man zählte die Stunde, die Minute, den Augenblick. Sie erſchien. Es war eine furchtbare Stunde, ein furchtbarer Augenblick für ſie. Unter den Zuſchauern waren es vorzüglich die Boxer, die ſich mit Geſchrei und Gebehrden erhoben, und ſie von der Bühne weg zu donnern ſich mühten. Das Parterre ſtund auf, als ob es nur eine einzige Perſon vorſtellte, die Gallerie lärmte mächtig gegen ſie, forderte ſie auf, augenblicklich abzutreten, und regnete Ausdrücke und Schimpfreden auf ſie nieder, die ſo rückſichtslos auf die Schwäche und ſchändlichſten Laſter ihres Geſchlechtes hinzielten, daß billig jede halbe Unſchuld bei ihrer Anhörung ſchon erröthen müßte. Ein griechiſches Weib hätte ihre Leiden nicht mit größerer Standhaftigkeit ertragen können, als Miſtreß Mardyn in dieſer Prüfungsſtunde die ſchrecklichen Verunglimpfungen, und den betäubenden, und wie es ſchien, unſtillbaren Ausbruch eines langverhaltenen Ingrimms ertrug. Kein engliſches Weib konnte mit höherm Selbſtgefühl und edlerer Haltung ihre Stellung behaupten. Das laute Gebrüll, ſich zu entfernen, beantwortete ſie dadurch, daß ſie vorwärts ſchritt. Ihr Tritt war unerſchrocken, und ſie winkte mit der Hand, daß man ſie hören ſolle. Endlich erſchien ſie vor den Augen aller Zuſchauer, wie ſie vorwärts trat, daß ſie jedermann ſehen konnte. Ihre Worte waren: „Wahrhaftig, ich werde mich nimmer lebend hinweg begeben bei ſo unverdienten Vorwürfen. Ich will, ich muß gehört werden.“ In ihrem Betragen lag die Würde der Unſchuld. Ihre Stimme war nicht blos kühn und ungebeugt, es war damit alles vereint, was in ihrem Aufruf an das Rechtsgefühl der Zuhörer Pathetiſches war. Obwohl der Ton der Stimme feſt war, hatte er doch etwas weibliches, und die flehende und doch immer feſte Stellung, in der ſie ſich hielt, ſchlugen allen weitern Unglimpf nieder und forderten zur Aufmerkſamkeit auf. Ein Brittiſches Auditorium iſt ein getreuer Auszug aus der Brittiſchen Nation; es iſt, was dem Römiſchen Satiriker ſein Auditorium war, ein Haufen, in welchem die Vereinigung aller Stände nicht blos alle Laſter, ſondern auch die Tugenden des herrlichen Gemeinweſens repräſentirt. Es lag in dem Geſichtsausdruck der Miſtreß Mardyn eine zurückdrängende Gewalt, welche, Kraft der Kraft entgegen ſtellend, den Sturm ſtillte, der ihr den Untergang drohte. In einem Augenblick, gleichſam wie aus einmüthiger Uebereinkunft, herrſchte ein Schweigen, das eben ſo fürchterlich, als der vorige Tumult war. Und nun ſprach die ſchwer Gekränkte zum Publikum: „Ich bin ein ſchutzloſes Weib, und werfe mich in die Arme eines Brittiſchen Publikums. Das iſt nicht der Charakter eines Britten, ein hülfloſes Weib ungehört darnieder zu treten. Ich bin frei von der Schuld, die man mir vorwirft, und ſehe mich nach jedem männlichen Herzen um, das mich in dieſem entſcheidenden Augenblicke ſchutzen mag.“

Nicht die Worte, aber die ausdrucksvolle Weiſe, mit der ſie ſich ans Publikum wandte, war's, die eine Wirkung hervorbrachte, wie man nie in einem öffentlichen Theater geſehen. Augenblicklich war das Publikum überzeugt, (wie ſich denn ſpäter auch nachwies), daß Miſtreß Mardyn in Bezug auf einen ſtrafbaren Umgang mit Lord Byron ganz unſchuldig ſey.

Dies iſt der wahre Verlauf der Sache, welche ſo großes Aufſehen erregte, und den häuslich gekränkten Dichter dem rückhaltsloſen Tadel des Volkes und dem Spott und Hohn ſeiner Feinde Preis gab. Es iſt dies ein Beitrag zur innern Geſchichte Lord Byron's, und zeigt uns, warum er von dieſer Zeit an ſein Vaterland ſo ſtandhaft gemieden. Sein Leben war vergiftet, ſein Herz empört, und er konnte zuletzt ſeine Ruhe nur in dem Kampfgetümmel finden, das in Hellas für Glauben und Freiheit erſcholl. Hier ſöhnte ſich ſein erzürnter Genius mit der Menſchheit wieder aus, und wo ihm zuerſt eine herrliche Wunderwelt aufgegangen war, da winkte ihm endlich der Tod mit der Palme zu ewigem Frieden! Wir aber ſchicken dieſe kurze Notiz einer ausführlicheren Schilderung ſeines Charakters und ſeiner Werke voraus, die wir in den nächſten Blättern zu liefern gedenken.

Zauberformeln,
in der Taſche eines Diebes gefunden.
Ein merkwürdiges Aktenſtück zur Geſchichte der Sitten überhaupt und in unſerm aufgeklärten Zeitalter insbeſondere.

In einer anſehnlichen ſüddeutſchen Stadt wurde vor wenig Wochen mittelſt nächtlichen Einbruchs ein beträchtlicher Diebſtahl verübt. Bald folgten dergleichen mehr, und der ſchlaue Dieb wußte ſich jeder Nachſtellung zu entziehen, bis es einem noch viel ſchlauern Prieſter der Pfiffigkeit, einem Polizeidiener gelang, ſeine Dirne auszukundſchaften, und dieſer die nöthigen Notizen herauszulocken, um ihn ſofort feſtnehmen zu können. Der Dieb ward eingezogen, und was von den geſtohlnen Effekten noch übrig war, dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgeſtellt. Auch die Hoſen, die der Dieb am Leibe trug, waren geſtohlen und wurden zurückgegeben. Der Eigenthümer fand in der Taſche derſelben zwei beſchriebene Zettel, welche Zauberformeln und Beſchwörungen gegen Entdeckung und Verhaftung enthalten und den Dieb gleichſam gegen jede Gefahr feien und feſtmachen ſollen. Sie lauten wörtlich, wie folgt, und Einſender verbürgt ſich für die Treue der Abſchrift. Nur die Orthographie iſt verbeſſert worden.

Erſter Zettel.

Der Segen, da Gott geboren war aus der Jungfrau Maria, der gehe über mich Konrad N. Der Segen, den Gott ſprach über den erſten Menſchen, da er ihn erſchaffen hat, der gehe über mich Konrad N. Der Segen, den Jakob that über ſeinen Sohn Joſeph, da er in Aegypten verkauft ward, der gehe über mich Konrad N. Der Segen, den Tobias that über ſeinen Sohn, da er ihn in Meden geſandt, der gehe über mich Konrad N. Der Segen, den Johannes that über ſeinen Heiland Jeſum Chriſtum, da er im Jordan getauft worden iſt, der gehe über mich Konrad N. Der Segen, den unſer lieber Herr Jeſus am Stamm des heiligen Kreuzes geſprochen, da er ſeinen Geiſt aufgegeben in die Hände ſeines himmliſchen Vaters, der gehe über mich Konrad N. Der Segen, den unſer lieber Herr Jeſus Chriſtus am heiligen Oſtertag geſprochen, da er erſtanden iſt, der gehe über mich Konrad N. Der Segen, den ein jeder Prieſter über Gottes Leichnam ſpricht: und das Wort iſt Fleiſch worden und hat in uns gewohnet, der gehe über mich Konrad N. und der ſey geſegnet im Namen Gottes des Vaters und Gottes des heiligen Geiſtes.

Das heilige Kreuz Chriſti iſt ein wahres heiliges Kreuz Chriſti. Das Kreuz überwindet alle Schwert.

Gottes Kraft behüte mich Konrad N. Der wahre Gott ſey bei mir Konrad N. Früh und ſpät, Tag und Nacht behüte mich Konrad N. Die heilige Dreieinigkeit Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geiſt.

Zweiter Zettel.

Einen Segen bei ſich zu tragen und zu beten zu Waſſer und zu Land.

Wo iſt Chriſtus geboren? zu Bethlehem. † Wo iſt Chriſtus getauft? zum Jordan hin. † Wo iſt Chriſtus gekreuziget? zu Jeruſalem. †

So wahr, ſo wahr dieſe drei Worte ſind, ſo wahr ſollet ihr mir nicht anderſt begegnen noch ſchaden können, als was ich Konrad N. von euch verlange und begehre.

So trete ich Konrad N. über die Thür und Schwelle, und Gott der Herr ſey mein Geſelle.

Die Rede mein Stuhl, der Himmel mein Herz, das heilige Kreuz mein Schwert, wer mich N. anſiehet, muß mich haben lieb, und wer mir nachſteht zu verfolgen, dem ſind ſeine Augen verborgen, daß er mich nicht ſiehet, das zähl' ich euch zur Buß † † †

Gott grüß euch, ihr Brüder, ganz wohlgemuth. Wir haben alle getrunken Chriſti Blut, daß (wir) unter dem Fähnlein (iſt hier etwas unleſerlich) Chriſti ſtehen. Gott Vater mit mir, Gott der Sohn mit euch und Gott der heilige Geiſt mit allen. Wir wollen in Frieden und Freuden von einander ſcheiden. Das zähl zur Buß † † †

Es ſcheint nicht nöthig, hier noch ausführliche Betrachtungen anzuſtellen, da ſie ſich jedem Leſer von ſelbſt aufdrängen werden. Wir machen nur auf folgendes aufmerkſam: welche Maſſen von Finſterniß müſſen noch im Volke ſeyn, wo ſolche ſchwarze Kunſt ſich erzeugen und verbergen kann? was thut die Kirchen- und Schulzucht zur Verhinderung ſolcher Frevel? nach welchem Glauben gibt es eine Bannformel für den Herrn aller Herrn, nach welchem Glauben ſoll ein ſchlechtes Papier die Allmacht zwingen? iſt hier nicht mehr Greuel als im Ablaßkram, denn im Ablaß erſcheint Gott doch noch in ſeiner Eigenſchaft der Liebe, Güte und Verſöhnung, hier aber wird er zum Geſellen des Böſewichts gemacht? iſt nicht hier Gott unter eine Kathegorie mit dem Teufel gebracht, von deſſen Macht bisher allein geglaubt wurde, daß ſie durch Zauberformeln ſich feſſeln und verbinden laſſe? iſt nicht, hiſtoriſch genommen, hier eine aus der älteſten Vorzeit fortlaufende Spur des Heidenthums zu erblicken? Was ſoll man endlich zu dem Ton der ganzen Beſchwörung ſagen, der ſo ganz den feſten Glauben ihres Urhebers*) verräth und eine wahrhaft herzergreifende Begeiſterung ausdrückt, ſo daß man dieſe Zettel auch als einen Beitrag zur Poeſie des Volkes nehmen darf?

Wir überlaſſen es andern Blättern, oder wer ſonſt dazu Beruf hat, aus dem hier gegebenen fernere Nutzanwendungen zu ziehn. Wir glauben ſie dazu auffordern zu dürfen, z. B. den Sophronizon und die Kirchenzeitung, in deren Zweck es eingreift. Dergleichen Lehren, die das Leben ſelber gibt, können nicht genug verbreitet werden. Hierbei müſſen wir bemerken, daß unſer Aufſatz aus erſter Hand kommt und als Quelle betrachtet werden muß. Wer nähere Auskunft über Ort und Perſonen zu verlangen befugt iſt, wende ſich in portofreien Briefen an die Redaktion dieſer Blätter.

Szenen aus Brooke's Reiſe nach dem Nord Kap.

Der Skandinaviſche Norden bietet in ſeiner Abgeſchiedenheit und bei der hohen Eigenthümlichkeit ſeines Landes und ſeiner Bewohner impoſante Erſcheinungen dar. Hier hat ſich das altgermaniſche Leben und ein Reſt ſeiner Freiheit am längſten und in faſt urſprünglicher Form erhalten. Dort ſind die Trümmer eines großen Heldenlebens und der Stammſitz ſo mancher alten Heldenſage, ſo manches Herrlichen und Großen, das das Herz der Deutſchen mit Allgewalt ergreifen muß. Es iſt zu bedauern, daß nicht mancher Deutſche, ſtatt nach Süden zu laufen (welcher unſerm Geiſte und unſerer Geſittung fremd iſt und fremd bleiben muß) lieber jene Nordiſchen Regionen beſucht, die in Abſicht auf deutſche Poeſie und Geſchichte ſeinem Geiſte jene Weihe aufdrücken müßten, wie ſie der Nation und ihres geiſtigen Strebens würdig iſt. Indeß mag derjenige, welcher mit dem Geiſte des germaniſchen Weſens vertraut iſt, auch in dem falſchen Spiegel eines Britten, der keine Ahnung von dem Leben hatte, das hier einſt blühte, das wahre Bild leicht erkennen.

---

*) Der nicht etwa ein Katholik, ſondern ein Proteſtant iſt.

Brooke verließ Stockholm zu Anfang des Sommers (den 19. Juni 1820) in der Abſicht, das Nord Kap zu beſuchen.

Einen impoſanten Anblick gewähren die düſtern und undurchdringlichen Waldungen Schwedens. Kein Sonnenſtrahl vermag ihre ſchauerliche Dunkelheit zu erhellen; das dicht in einander verwachſene und verſchlungene Geſtrüpp hindert jeden freien Luftzug. Weite Strecken der Wälder ſind vom Feuer verzehrt; da erſcheint unter den ſchwarzen Ruinen alles öde und traurig. Die Urſachen ſolcher Brände ſind verſchieden und rühren zum Theil von den Einwohnern ſelbſt her, damit ſie auf dem abgebrannten Flecke Korn ſäen können. „Der Bauer, ſagt Brooke, klopft ſeine Pfeife aus, nachdem er geraucht hat. Die Tabacksaſche fällt zur Erde und liegt da glimmend verborgen. Nur eines leiſen Windhauchs bedarf es dann, der die Aſche zu Leben und Flamme anfacht. So beginnt das Werk der Verwüſtung. Die Glut entzündet das Moos, welches ſo trocken und feuerfangend als Zunder iſt, und nahet der Fichte. Alsbald ſtehet ſie in Flammen und der Brand wälzt ſich raſch über den ganzen Wald. Das Krachen der Tannen und Praſſeln der Flammen, der Dampf, welcher ſich rings verbreitet, die rothen, hoch aufwallenden Glutſtröme bieten ein ſchreckliches und impoſantes Schauſpiel dar.

Der ferne Wanderer, welcher die Urſache nicht kennt, ſieht mit Staunen die ſeltſame Röthe am Horizont. Sollte ſein Weg ihn gar durch den brennenden Wald führen, dann muß er eilen, um ſeiner dräuenden Wuth zu entweichen. Umgeben rings von niederſtürzenden Tannen iſt ſein Pfad; Flammen und Rauch umhüllen denſelben, und er ſteht beſtürzt und ungewiß, ob er vor- oder rückwärts ſoll. Erhebt ſich ein Wind, ſo ſteht der ganze Wald in Gluthen; ein lautes Krachen wird rings gehört. Fällt aber ein erfriſchender Regen, ſo ziſcht es laut auf und ein dichter Rauch kriecht längs dem Walde hin. Die dampfenden Flammen werden auf einen Augenblick zurückgedrängt, um mit neuer Wuth hervor zu brechen. Die Bewohner des Waldes aus ihren ruhigen Lagern aufgeſcheucht, fliehen vor dem unwiderſtehlichen Feinde; Bären und Wölfe, aus ihren gewohnten Schluchten hervorgetrieben, ſtürzen gegen die Wohnungen der Menſchen und wagen verzweifelte Angriffe auf die Herden des Landmanns. Man kann ſich wenige Schauſpiele denken, die ſo furchtbar erhaben ſind, als ein Brand dieſer Art in den unbewohnten Regionen des Nordens, wenn man denſelben von der Höhe eines Berges herab betrachtet. Da kannſt Du die Fortſchritte der Flammen mit Deinen Augen genau verfolgen, und die Umwandlung beobachten, die ſo ſchnell auf dem lachenden Antlitz der Natur erfolget bei dem Herannahen des zerſtörenden Elements."

Dagegen gibt es wiederum nichts reizenderes, als die grünen Wälder Schwedens, welche kein Brand verunſtaltet hat, und die leicht und luſtig ſind, daß Sonne und Wind durchdringen mag. Da erleuchten die Schößlinge der Kiefern den Forſt. An den Wegen begegnet dem Wanderer eine üppige Fülle kleiner Blumen, die bunt durch einander ſchimmern, mit dem Heidelbeerſtrauch untermengt. Wundervoll iſt die Raſchheit der Vegetation. Da ſiehſt Du heute das Land erſtarrt in den Armen des Winters liegen, und morgen beginnt die neue Schöpfung: Blumen, Gras und Pflanzen ſprießen empor; urplötzlich ſieht die Natur wieder ſo freundlich und luſtig aus und die Wälder nehmen wieder ihren leichten grünen Mantel.

Aber das Land iſt arm. Der Landmann muß ſeine Tage in Armuth und Mangel hinbringen. Wenn ein zu früher Froſt ſeine Ernte zerſtört, findet er das Brod im Herzen des Waldes. Er nimmt die bittere Rinde der Fichte, ſchlägt ſie ſo lange, bis ſie zu einem weichen Brei geworden. Daraus und mit Mehl aus Stroh und Wurzeln bäckt er ſein Brod. So friſtet er ſein Leben, wo andere ſterben müßten. Dabei iſt der Landmann frei, immer fröhlich und guter Dinge. Er iſt zufrieden, daß ſeine Armuth nicht von Elend begleitet iſt. Er iſt demüthig und gottesfürchtig, und bei ſeiner Fröhlichkeit beſitzt er einen gewiſſen Ernſt. Nicht die Weite des Weges, nicht die Rauhheit der Witterung, kann ihn vom Gottesdienſte in ſeiner Pfarrkirche abhalten. In ſeiner niedrigen Hütte findet man noch die alte Einfalt; die Laſter und Begierden, welche unter unſern Bauern wüthen, ſind nicht in den hohen Norden gedrungen. Nächſt der Fichte iſt für den Schwediſchen Landmann die Birke von großer Wichtigkeit. Die öhlige Rinde derſelben, welche der Näſſe widerſteht, dient ihm zu Schindeln, ſein Haus zu decken, dann zu innern Sohlen für ſeine Schuhe. Damit gerbt er ſein Leder, färbt ſeine Fiſchernetze und Segel mit einer dunkelrothen Farbe und macht ſie zugleich dauerhafter. Aus dem Birkenholz verfertiget er den größten Theil ſeines Hausraths und ſeiner Geräthſchaften. Aus dem Birkenſaft bereitet er ſich ein Getränke, das unter dem Namen: Birkenwein, bekannt iſt. Die Birke findet man überall im höchſten Norden, wo ſonſt kein Baum fortkommt. Nur wird ihre Form immer kleiner und kümmerlicher, je weiter es gegen Norden geht, bis ſie ſich in ein Zwerggeſtrüpp verliert. Sonſt iſt der Zuſtand des Landmanns glücklich; er iſt thätig und arbeitſam und hat von jeher einer freien Verfaſſung genoſſen.

Die Brücke von Magnebro bildet die Grenze zwiſchen Schweden und Norwegen. Darunter tobt ein raſcher Strom hinab in einem Bette von gebrochenen Felſen. Hier ändert zum Theil die Geſtalt des Landes und ſeiner Bewohner. Der Norweger iſt freier und kühner, als der Schwede, und hat in Wohnung und Kleidung viel Aehnliches mit dem Schweizer. Im Glemmenthal fand Brooke das Landvolk bei einem kleinen Dorfe feſtlich verſammelt. Man feierte den St. Johannistag. Da war alles fröhlich und aufgeräumt; die einen ſangen, die andern tanzten, und viele zechten gar weidlich. In dem Hauſe, wo er ſein

Quartier nahm, fand er mehr als fünfzig Perſonen berauſcht, und doch leerte mancher noch ſeinen dickleibigen Humpen zu verſchiedenen Malen. Der Lieblingstanz der Norweger iſt der Polsk, ein Nationaltanz, und ſie beluſtigen ſich damit die ganze Nacht hindurch.

Bis Drontheim wird das Auge angenehm ergötzt durch den Anblick der Induſtrie und Wohlhabenheit der Landesbewohner. Allenthalben ſtößt man auf kleine Bauernhöfe, die äußerlich einen Grad von Wohlſtand und Bequemlichkeit zeigen, den man ſelten in andern Ländern antrifft. An den Fenſtern ſieht man Vorhänge von grobem Muſſelin. Die Hauptnahrung der Norwegiſchen Bauern iſt Roggenbrod und ſaure Milch. Dabei ſind ſie ſtark gegliedert und geſund. Eine männliche Offenheit in Miene und Betragen zeichnet alle aus, und dieſer Charakter nimmt zu, je weiter man nach Norden kommt. Sie ſind geſchickt und geiſtreich, jeder Bauer iſt ſein eigner Schneider, Schuſter, Tiſchler u. ſ. w. Einige arbeiten vortrefflich in Silber, Kupfer und andern Metallen. Zu Breiden kehrte Brooke bei einem reichen Landmann an, der ſiebzehn Kinder hatte. Die Zahl der übrigen Angehörigen des Hauſes war ungefähr eben ſo groß. Sie umgaben den Hausvater wie einen Patriarchen des grauen Alterthums. Sie ſchliefen alle in einer Stube, welche des Tags zur Küche diente. In fünf oder ſechs Betten, oder beſſer hölzernen Krippen lagen zwanzig Perſonen beiderlei Geſchlechtes, alle nackt, in verworrenen Haufen durch einander. Neben ihnen auf dem Boden genoſſen die Ferkel auch der Süßigkeit des Schlummers und ihr Grunzen harmonirte trefflich mit dem Schnarchen der übrigen Schläfer.

Drontheim iſt die letzte Stadt gegen den Pol zu. Es iſt eine prächtige Stadt; die Straßen ſind geräumig und regelmäßig. Die Häuſer, obwohl ganz von Holz, gewähren eine angenehme Augenweide wegen ihrer Form und Nettigkeit im Aeußern. Wenige Palläſte können ſich in Hinſicht der Form mit dem zu Drontheim meſſen. Er liegt in einer ſchönen und großen Straße, genannt Munkgade, und gränzt einerſeits an die ehrwürdige Kathedralkirche, andererſeits an die Bay. Die Umgebungen ſind höchſt romantiſch und pittoresk. Nur wenige Stunden von der Stadt trifft man Seen und Waſſerfälle, die einen herrlichen Anblick gewähren. Man ſieht keine Wälder um Drontheim; aber dichtes Staudenholz und in einander geſchlungenes Buſchwerk belebt die Ufer der Seen und eine üppige Vegetation. Dies iſt einigermaßen ein Erſatz für die dunklern Schatten der Fichten. Merkwürdig ſind die Ameiſenhaufen, die man im Norden trifft. Sie ſind zuweilen mannshoch und gleichen den Hütten der Küſtenlappländer. Es iſt zu verwundern, wie ſo ein kleines Thierchen eine Rieſenwohnung aufzubauen vermag. Man naht ſich ſolchen Ameiſenhaufen, wie einer volkreichen Stadt, durch eine geräumige Straße, etwa ein Fuß in der Weite. Millionen Ameiſen ziehen aus derſelben aus und ein. Einige kommen herbei in Eile, ſchwer beladen, und andere wiederum drängen fort nach verſchiedenen Richtungen. Von der Hauptſtraße gehen eine unzählige Menge kleiner Wege aus, und alle ſind gleich angefüllt mit ſchwarzen Ameiſenſchwärmen, die mit großer Haſt und voll Geſchäftigkeit vorwärts drängen. Dieſe Ameiſenhaufen und undurchdringliches Strauchwerk ſtellen ſich oft dem Wanderer entgegen. In einigen Theilen von Norwegen macht man aus dieſen ſchwarzen und großen Ameiſen Eſſig, der ſehr gut und ſtark iſt.

Von Drontheim weiter nordwärts iſt das Land außerordentlich rauh und romantiſch. Die Küſte iſt mit einer Menge von Fuhrten (fiords) ausgezackt und die See mit unzähligen Inſelchen überſäet. Einige derſelben beſtehen aus ſchroffen öden Felſen, wie vom Feſtland weggebrochen. Das gehörnte Rindvieh verſchwand nun völlig und ſtatt deſſelben ſah man Ziegenheerden an den Felſen weidend. Die Straße längs der Küſte hört zu Obergaard gänzlich auf, welches nur aus einem einſamen Poſthauſe beſteht. An der Thüre dieſes Poſthauſes enden alle Straßen in Norwegen. Von hier bis zum Nordkap ſind noch 700 Meilen, die man nur vermittelſt Booten machen kann.

Die Fahrt von hier zum Nordkap bietet wilde und romantiſche Szenen dar. Brooke nahm ein Boot mit ſechs Ruderern. Am Fuße von Bergen, deren luftige Häupter, weiß von jahrhundertaltem Schnee, und ſelbſt für des Adlers Schwingen zu hoch, emporragen, ging's vorbei. Zur Linken oder gegen die Seeſeite bilden die zahlloſen Inſelchen und Felſen eine gute Schutzmehr gegen die Brandungen eines wilden und ſtürmiſchen Ozeans. Um dieſe Jahrszeit aber (im Monat Juli) iſt das Wetter gemeiniglich ſchön, die See ruhig und die Nächte unbekannt. Das Waſſer iſt ſo durchſichtig, daß man bis zu einer Tiefe von 150 Fuß das Meer mit ſeinen kleinſten Gegenſtänden durchblicken kann. Es iſt ein beſonderes Vergnügen, die ſich ſanft bewegende Szene in der Meerestiefe zu betrachten. Wo der Grund ſandig iſt, ſieht man alles durch den klaren Spiegel, ſogar die kleinſten Muſcheln, und das Waſſer ſcheint, wie ein Teleskop, die Gegenſtände zu vergrößern und dem Auge näher zu bringen. „Wenn wir langſam fortfuhren, ſagt Brooke, ſahen wir tief unten die ſchroffen Seiten eines Berges, der ſich gegen unſer Boot erhob und deſſen Fuß auf viele Meilen in der großen Tiefe verborgen war. Obwohl wir auf einer ebenen Fläche fortruderten, ſchien es doch faſt, als ob wir die Höhe unter uns hinanſtiegen, und als wir über ihren Gipfel wegglitten, der bis faſt zu unſerm Boote herauf zu ragen ſchien, und zur Abſenkung kamen, welche auf dieſer Seite urplötzlich ſenkrecht wurde, und den Waſſergolf überſchauten, wie wir ſanft über die letzte Bergesſpitze hinfuhren, kam es uns beinahe vor, als ob wir uns in einen Abgrund geſtürzt hätten. Die Täuſchung, die von der Kryſtallhelle der Tiefe herrührte, war ſo ſtark, daß ſie einen plötzlichen Schauer in uns erregte. Nun kamen wir wieder zu einer Ebene. Wir glitten ſanft über die Wälder und Wieſen tief unter uns weg, ohne Zweifel von tauſenderlei Thieren bewohnt, denen ſie Nahrung und Schutz bieten, und die dem Menſchen unbekannt ſind. Zuweilen ſah ich große Fiſche von beſonderer Geſtalt, ſanft hingleitend durch das Waſſerdickicht, und nichts gewahrend von dem, was über ihnen ſich bewegte. Wie wir weiter vorwärts ruderten, war der Meeresgrund nicht mehr ſichtbar, ſeine Zaubergeſtalten entſchwanden nach und nach dem Auge und verloren ſich in die dunkelgrünen Tiefen des Ozeans.“

Zu Kobberdal traf Brooke den Biſchof von Nordlands, der von dem jährlichen Beſuche ſeines Sprengels heimkehrte. Der ehrwürdige Prälat muß alljährlich einen Weg von 750 Meilen zurücklegen, um ſeine Diözeſe zu beſuchen. Die letzte und nördlichſte Kirche iſt Kelvig. Die Nordiſche Geiſtlichkeit lebt noch in der Einfalt der alten Kirche. Fern von den Thorheiten und der Ueppigkeit der Welt ſind die Geiſtlichen milde und demüthig, und obwohl ihr Einkommen gering iſt, findet der Fremdling immer eine gaſtliche Aufnahme bei ihnen. Ihr Amt iſt mit großen Beſchwerden verbunden. Sie trotzen den Stürmen, dem Schnee und der Kälte des hohen Nordens, um die entfernten Gemeinden zu beſuchen, die vielleicht 200 Meilen aus einander liegen. Sie ſind wahre Muſter der Gottesfurcht, die ernſten und würdigen Boten des Evangeliums.

Die Bewohner der zahlreichen und öden Eiländer nähren ſich größtentheils von Fiſchen. Einige Artikel jedoch erhalten ſie in Tauſch von Rußland, als: Roggen, Mehl u. ſ. w. Die Hauptfiſcherei iſt bei den Lofoden Inſeln, wo beſonders der Stockfiſchfang ſehr ergiebig iſt. Dabei ſind die Weiber ſo thätig, als die Männer, und im Regieren der Boote eben ſo geſchickt. Zwei Mädchen, das eine noch nicht 14 Jahr alt, fuhren an einem ſtürmiſchen Tage ab, um für Brooke Ruderer zu hohlen. Sie kehrten am folgenden Morgen zurück, von den Wellen durchnäßt und faſt erſchöpft von der Anſtrengung. Ihr kleines Boot war faſt ganz mit Waſſer gefüllt, und ſie kämpften die ganze Nacht gegen eine See, wo ein Mann kaum das Herz gehabt hätte zu fahren. Von robuſtem und feſtem Körperbau ſind die Weiber, und indem ſie an den Mühſeligkeiten des Fiſcherlebens Theil nehmen, werden ſie ſo ſtark, als die Männer. Bei rauhen Winterorkanen und dem Toſen der Stürme, wenn der Tag kaum von der Nacht unterſchieden werden kann, und die Finſterniß überall ausgebreitet liegt, wagen ſie ſich hinaus mit ihren Vätern, Gatten und Brüdern, in einem kleinen offenen Boote, oft wohl 50 Meilen vom Land weg, und fiſchen Tag und Nacht, bis ihr Boot voll iſt. Dann legen ſie die Früchte ihres Fleißes auf der nächſten Inſel ab und kehren wieder zur vorigen Arbeit zurück. Und ſo geht's den ganzen Winter durch.

Die zahlloſe Menge von Seevögeln, welche dieſe finſter ſchauenden Felſen beſuchen, verſehen die Inſelbewohner mit Eiern zur Brutzeit und ihre Ziegen mit Milch. Die Eidergans liefert ihnen den Stoff zu Decken und Polſtern, und kein Norweger, ſo arm er ſeyn mag, entbehrt derſelben. Der Felſen Fugeloe, welcher 2,000 Fuß über das Waſſer emporragt, iſt ſo ſehr von Vögeln beſucht, vorzüglich von dem Grönländiſchen Papagoi, daß er das Anſehen hat, als ſey er mit Schnee bedeckt. Der Felſen iſt faſt ganz ſenkrecht, und die Einwohner haben eine beſondere Art, jene Vögel zu fangen. Sie bedienen ſich nämlich kleiner Hunde zu dieſer Jagd. Die Papagoie ſitzen beiſammen in zahlloſer Menge in den tiefen Höhlen und Klüften der höchſten Felſen. Man jagt nun einen ſolchen Hund in eine ſolche Höhle; der faßt den erſten Papagei beim Flügel. Dieſer, um nicht weggeführt zu werden, packt mit ſeinem ſtarken Schnabel ſeinen nächſten Nachbar, und ſo macht es jeder folgende, ſo daß der Hund einen langen Zug von Vögeln nach ſich ſchleppt in die Hände ſeines wartenden Herrn. Man fängt dieſe Vögel wegen der Federn, die ſehr geſchätzt werden. Auf der Kuppe dieſes Felſen ſollen die Ueberreſte eines Wallfiſches liegen.

In Geſellſchaft eines Bremer Kaufmanns erreichte Brooke die Inſel Mageroe, an deren nördlichem Ende ſich das Vorgebirge befindet, genannt Nord Kap. Jene Gegend macht einen tiefen Eindruck auf jeden, der ſie betrachtet. Da iſt alles wild, düſter und elend. Hier ſchlug jener junge Bremer Kaufmann mit einem niedlichen jungen Weibe ſeine Wohnung auf. Die Frau, die ſonſt an gute Geſellſchaft gewohnt war, war zufrieden und glücklich auf dieſer traurigen, öden Felſeninſel am äußerſten Rande von Europa. Hier iſt der Ozean nimmer ruhig; er wird von ſchrecklichen Stürmen gepeitſcht. In demſelben liegt die Inſel; beſtändige Dunkelheit umhüllt ſie im Winter, in fürchterlicher Empörung brauſet der Ozean gegen die Felſen. Sie iſt ganz abgeſchnitten von der übrigen Welt. Eine junge Familie erforderte die Sorge eines Weibes und einer guten Mutter, und ſo folgte die junge Schöne ihrem Manne (hier ohne Hyperbel) ans Ende der Welt.

Sie ſtiegen ohne große Mühe die abgeſtuften Felſenhänge der Inſel, nordwärts gegen das Kap zu, hinan. Dies erhebt ſich in die Entfernung von zwei Meilen gleich dem Rücken eines Rieſen. Als ſie zu dem äußerſten Rand des Felſen gekommen waren, betrachteten ſie den ſchauerlichen, jähen Abſturz zwiſchen ihnen und dem Ozean. Die Gefühle, die ſich hier der Seele aufdrängen, und der ganze Eindruck dieſer außerordentlichen Szene laſſen ſich nicht beſchreiben.

Die Inſel ſelbſt iſt duſter, öde und todt. Nur wenige Lappländer mit ihren Rennthieren und Hermelinen wohnen da. Außer den letzt genannten finden ſich faſt keine vierfüßigen Thiere mehr. Die Felsklüfte und Abgrunde ſind von einſamen Seevögeln bevölkert. Und dennoch trägt die Inſel Spuren einer beträchtlichen Bevölkerung, die einſt hier geweſen. Trümmer von vier Kirchen ſind noch ſichtbar. Jetzo ſteht nur noch eine Kirche zu Keiling. Vor etwa 30 Jahren lebten noch 40 Familien daſelbſt; aber nur **eine** iſt geblieben.

Die konſtitutionelle Schule zu Hazelwood in England.

Die reißenden Fortſchritte, welche gegenwärtig die Volksbildung in England macht, ſind nur mit dem Steigen des Reichthums, der Wohlhabenheit und Gewerbsthätigkeit in jenem Lande zu vergleichen. Mehr als 50 Reviews verbreiten die verſchiedenartigſten Kenntniſſe unter die Maſſe des Volks, wovon mehrere über 10,000 Exemplare abſetzen. Das Edinburg-Review und überhaupt Schriften, welche Gegenſtände des Gemeinweſens abhandeln, findet man zu unſerer Zeit haufiger in der Pachterſtube oder auf dem Putztiſch bürgerlicher Frauen, als in den Kabinetten der Lords. Nächſt den periodiſchen Schriften ſind die täglich ſich mehrenden Vereine zu Beförderung einzelner Zweige der Wiſſenſchaften, Künſte und Induſtrie und die neuen Erziehungs-Anſtalten der ſprechendſte Beleg fur jene Fortſchritte. Unter dieſen iſt mir keine ſo aufgefallen, als die zu Hazelwood, welcher der ſehr gewagte Plan zu Grunde liegt, die Schuler auf konſtitutionelle Weiſe ſich ſelbſt regieren zu laſſen. Die Sache ſchien mir anfangs, ich muß es geſtehen, ſo unmöglich, daß ich ſie blos fur den Aushängeſchild eines nach Gewinn lüſternen Pädagogen hielt. Hievon kam ich aber etwas zurück, als ich von einem meiner Bekannten, dem Major C.. in London, dieſe Schule ſehr rühmen hörte. Es ſcheint wirklich eine ſolide Anſtalt zu ſeyn, die Lehrer ſcheinen in gutem Glauben zu handeln, und es mögen einige bedeutende Vortheile erreicht werden, aber um die Einführung eines ſolchen Syſtems nicht gewagt zu finden, wird wohl eine Jahre lange Prüfung und Beobachtung der Reſultate erforderlich ſeyn. Ich theile Ihnen ein zu Anfang dieſes Jahres erſchienenes Programm mit, in der Hoffnung, Ihnen zu Ihrem intereſſanten Blatt einen nicht ganz unwillkommenen Beitrag zu liefern:

Verfaſſung der Schule zu Hazelwood.

(gedruckt auf der Preſſe der Schule von den Zöglingen der Anſtalt.)

Der Zweck dieſer Anſtalt iſt Erziehung thätiger, einſichtsvoller und würdiger Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft. Eines der vorzüglichſten Mittel zu dieſem Zweck iſt die Schul-Verfaſſung, welche die Gewalt der Lehrer und die Rechte der Schüler genau beſtimmt, und die einen ſehr bedeutenden Antheil an der Geſetzgebung und Rechtſprechung den Zöglingen überläßt.

Je größer dieſer Antheil, deſto vollkommener iſt das Syſtem. Es wäre aber ſehr falſch, wenn man im Anfang ſchon zu große Forderungen an die Schüler ſtellte. Zuerſt wird man ihnen nur die richterliche Gewalt übertragen dürfen, während der Lehrer ausſchließlich die Geſetzgebung ausübt. Auf der nächſtfolgenden Stufe wird man den Knaben die Wahl des Tribunals überlaſſen. Der Lehrer wird ſofort einen Rath bilden, aus den fähigſten ſeiner Schüler beſtehend, und denſelben über die zu erlaſſenden Geſetze zu Rath ziehen. Bald werden ſie reif ſeyn, einen repräſentativen Körper zu bilden, und die geſetzgebende Gewalt auszuüben. Alsdann iſt es Zeit, daß der Lehrer ſich den Beſchluſſen des geſetzgebenden Körpers unterordne, wie jedes andere Mitglied der Geſellſchaft. Er muß ſeine Geſetzes-Vorſchläge mit großer Sorgfalt entwickeln, die Einwürfe der Zöglinge ruhig anhören, und endlich, wofern er ſelbſt ſich in der Minorität befände, ſein Mißgeſchick mit Geduld ertragen. Gewiß werden die einſichtsvollſten unter den Zöglingen zuletzt auch Geſetze entwerfen und vorſchlagen, aber der Lehrer muß ſich nicht entmuthigen laſſen, wenn er auch ſchon im erſten Jahr faſt ausſchließlich die Initiative zu führen genöthigt ſeyn wird.

Die Wahlen müſſen oft und wenigſtens monatlich wiederholt werden. Dem Lehrer kann nicht genug eingeſchärft werden, wie wichtig es ſey, daß er bona fide zu Werke gehe. Jeden Einfluß, den der beſſern Einſicht ausgenommen, muß er aufs ſtrengſte vermeiden. Dringen ſeine Vorſchläge durch, ſo muß es blos darum ſeyn, weil ſie gründlicher entworfen und beredter vertheidigt worden ſind, als die ſeiner Schüler, nicht darum, daß er das Gewicht ſeiner Stellung in die Wagſchale legt. Das Verdienſt, eine Maſchine in Bewegung zu erhalten, mag groß ſeyn, aber ungleich verdienſtvoller iſt es, eine Maſchine herzuſtellen, die ſich ſelbſt im Gang erhält.

Der vorſtehende Umriß zeigt, obwohl nur oberflächlich, auf welche Weiſe man es anzugehen habe, um die Knaben ſich ſelbſt als eine Geſellſchaft regieren zu lehren. Es bleibt uns nur noch übrig, darzuthun, wie man ſie anleiten müſſe, ſich ſelbſt individuell zu regieren, das heißt ſich Selbſtprüfungen und nützliche Thätigkeit anzugewöhnen; denn niemand, unter welcher Regierungsform er immer lebe, iſt im wahren Sinne des Worts frei zu nennen, der nicht der Gewalt tyranniſcher Leidenſchaften und Gewohnheiten ſich entzogen hat. Vieles wird für dieſen Zweck durch die ſo eben gemachten Vorſchläge gewonnen werden. Eine ſolche Regierungsform iſt ein Sporn für diejenigen, welche nach Auszeichnung in dieſer kleinen Gemeinde durch Berufung zu den öffentlichen Geſchäften ſtreben, ſich Kenntniſſe und Eigenſchaften zu erwerben, und ein Betragen anzugewöhnen, wodurch ſie ſich bei ihren Mitſchülern empfehlen. Der Geſetzgeber muß Vertrauen in ſeine Weisheit, der Richter in ſeine Rechtſchaffenheit und Geſetzeskenntniß, und der Geſchworne in ſeine Unpartheilichkeit einflößen. Hinwiederum wird das gute Beiſpiel dieſer Offizianten, die von ſämmtlichen Gliedern der Geſellſchaft die Geachtetſten ſeyn werden, vortrefflich wirken.

Wir haben bedeutende Gründe für unſer Syſtem angegeben; es ſind dieſelben, welche in der Geſellſchaft gelten, in die der Knabe eintritt, nachdem aus ihm ein Mann geworden.

Das größte Gebrechen in den bisherigen Erziehungs-Methoden war der herriſche Zwang, welchem man die Zöglinge beſtändig unterworfen hat. Schläge, öffentliche Rügen, Einſperrungen, peinliche Aufgaben und ſchmähliche Erniedrigungen, waren bis jetzt die traurigen Mittel, wodurch man die Jugend zum Fleiß, zur Tugend, zu feinern Sitten ermuntern wollte. Iſt es ein Wunder, wenn man den vorgeſetzten Zweck nicht erreichte? Daß am Ende Strafen eintreten müſſen, wer wird es läugnen? Nach unſerm Syſtem ſind aber die Strafen in ſo bedeutendem Grade gelinder und ſeltener, daß diejenigen, die an die bisherigen Erziehungsmethoden gewöhnt ſind, es kaum begreifen werden.

Auf einen Jüngling, der einer herriſchen Disziplin unterworfen iſt, kann nicht durch höhere Motive eingewirkt werden. Dem Sklaven gleich, der ſich unter den Hieben der Peitſche krümmt, wird der Zögling auch den Charakter und die Laſter der Sklaven annehmen. Unſere Erfahrung beſtätigt es, daß leichte Geldſtrafen hinreichend ſind, unter einer großen Anzahl von Jünglingen einen hohen Grad von Ordnung zu erhalten. Die Knaben ſind auf folgende Weiſe in den Stand geſetzt, ihre Geldſtrafen zu bezahlen. Es ſind ihnen gewiſſe Erholungsſtunden beſtimmt, in welchen ſie durch Belohnungen angereizt werden, irgend ein nützliches Geſchäft zu verrichten, wovon ihnen die Geldſtrafen in Abzug gebracht werden. Mit dem Uebrigen ſchaffen ſie ſich Dinge an, die zu ihrem Vergnügen dienen. Die Art der Beſchäftigung iſt in ihre Wahl geſtellt.

Hiedurch werden zugleich andere große Vortheile erreicht. Die Knaben gewöhnen ſich zugleich an nützliche Beſchäftigung, ſie lernen ihre Bedürfniſſe ſelbſt verdienen und mit der Zeit und dem Gelde wirthſchaften.“

(Das Programm enthält nun noch einiges andere, was wir als minder intereſſant übergehen. Es ſchließt auf folgende Weiſe:)

„Wir können nicht erwarten, daß der hier mitgetheilte Umriß zureichend ſey, um einen Lehrer, ohne weitere Prüfung unſeres Syſtems, zu veranlaſſen, die zu Hazelwood beſtehende Schulordnung bei ſich einzuführen. Wer aber Belehrung wünſcht, findet ſolche in einem von uns im Druck erſchienenen Werk, das den Titel führt: „Plans for the government and liberal instruction of boys in large numbers,“ noch beſſer aber bei uns ſelbſt, wenn er unſere Schule perſönlich in Augenſchein nehmen will. Die Vakanzen ausgenommen, welche von der Mitte

Juni bis zu Ende des Juli, und von der Mitte des Dezembers bis zum Januar, gehalten werden, ſteht ſie täglich den beſuchenden Fremden zur Einſicht offen.“

Bonaparte's Briefe an Joſephine.

Ein Engländer, Charles Tennant, der eine Reiſe durch die Niederlande, Deutſchland, die Schweiz u. ſ. w. vor kurzem herausgegeben, theilt in derſelben acht Fac-ſimile's von Briefen mit, welche Bonaparte während des Feldzuges von 1796 — 1797 geſchrieben. Die Briefe ſind um ſo intereſſanter, da ſie uns den außerordentlichen Mann von einer Seite zeigen, von der er noch nicht iſt dargeſtellt worden, nämlich von der ſeines Herzens und ſeiner Liebe. Hr. Tennant hat die Briefe von einer mit der Kaiſerin Joſephine ſehr vertrauten Perſon erhalten, wenige Tage nach dem Tode derſelben. Er theilt zugleich die Korreſpondenz mit, die er mit der Perſon führte, von der er die merkwürdigen Briefe erhielt. Es ſcheint alſo die Aechtheit derſelben keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn.

Der erſte Brief, welcher hier folgt, iſt ohne Datum, und ſcheint noch während Bonaparte's Anweſenheit in Paris, kurz vor der Vermählung mit Joſephine geſchrieben zu ſeyn.

Nro. I.

Morgens ſieben Uhr. Ich wache auf voll von Dir. Dein Bildniß und die Erinnerung an den berauſchenden Abend von geſtern, haben meiner Seele keine Ruhe gelaſſen. Süße und unvergleichliche Joſephine! Welch ſeltſame Wirkung haſt Du auf mein Herz gehabt? Wirſt Du böſe ſeyn? Biſt Du bekümmert? Biſt Du verſtört? Mein Herz bricht vor Kummer und nirgends iſt eine Ruheſtätte für Deinen Freund. Aber iſt da mehr Ruhe für mich, wenn ich dem tiefen Gefühl mich hingebend, das mich überwältigt, von Deinen Lippen und von Deinem Herzen die Flamme ſauge, die mich verzehrt? Ach, in dieſer Nacht fühlte ich es recht tief, daß Dein Bildniß nicht Du ſelbſt biſt! Du willſt um Mittag ausgehn. In drei Stunden werde ich Dich wieder ſehn. Und unterdeſſen, mio dolce amor (meine ſüße Liebe) empfange tauſend Küſſe von mir, gib mir aber keinen einzigen, hörſt Du! denn er brennt mich auf's Blut.

N. B.

An Madame Beauharnois.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche Literatur.

Friedrich Weiſſers Muſe und Muße. In einem Kranz von Erzählungen, Luſtſpielen, Satiren und vermiſchten Aufſätzen. Ulm. Stettinſche Buchhandlung 1824.

Man ſieht aus dem Titel, daß es der Verfaſſer nicht an Mannigfaltigkeit fehlen laſſen wollte. Aber an dem Werkchen hat die Muße — ohne Muſe — den größten Antheil und ſie ſieht einer völligen Erſchöpfung gleich. Unter allen Artikeln, die ſich in dem Buche finden, iſt wohl der: Das gelehrte weibliche Deutſchland, überſchrieben, der intereſſanteſte. Sonſt fehlt es überall. In den Erzählungen und Mährchen geht Ton und Erfindung nicht über das Gemeine und Alltägliche hinaus. Es fehlt dem Verfaſſer nicht ſowohl das „Zeug,“ als vielmehr das, was man Geiſt nennt, zu ſeinen Dichtungen. In allen Versmaßen tummelt er ſich herum, und dem mitten entzwei gebrochenen Alexandriner hilft er wieder auf die Beine, und findet ihn zu ernſter Satire geeignet. Freilich hat Herr Weiſſer auf die Stimme ſeines Genius gehorcht, der nur in ſo kreuz- und lendenlahmen Rythmen ſich wie in ſich ſelbſt bewegen kann. Leider ſcheint derſelbe manchmal das Bewußtſeyn verloren zu haben und iſt ſogar in Ottaverimen gefahren In den eingeſtreuten Betrachtungen und äſthetiſchen Bemerkungen, die mit unter auch Satire ſeyn ſollen, verräth er eine höchſt gemeine, oder vielmehr gar keine Anſicht von Poeſie. Er eifert gegen eine ſogenannte neuere Schule (die Romantiker), thut es aber auf eine ſo plumpe Weiſe, daß der Schuß gegen ihn ſelber abprallt. Seine Satiren ſind von Perſonlichkeiten nicht frei, und er kann es nicht unterlaſſen, hie und da einen Ausfall zu thun gegen gewiſſe Perſonen, die er zwar nicht nennt, aber perſonlich zu haſſen ſcheint. Eine ſolche Privatrache iſt unwürdig eines jeden Verfaſſers, und eine unwürdige Zumuthung ans Publikum, daß es des Autors Galle theilen ſolle. Selbſt dem alten Wandsbecker Boten läßt er im Grabe keine Ruh, und ſagt von ihm: „Asmus, der myſtiſch-ſchwärmende Wandsbecker Bote iſt der Erfinder einer ganz eigenen bäuriſchen Poeſie unter uns, und zugleich der erſte, der den Hanswurſt auf dem Parnaß ſpielte. Es gehört unter die Zeichen unſerer Zeit, die ihn wieder aus der Nacht ſeiner Vergeſſenheit hervorzuziehen trachtete.“ In dieſem Tadel des verdienten Dichters iſt zugleich ſein Lob enthalten. Denn nur Beſchränktheit oder Unkunde konnen nicht begreifen, daß Asmus als rechter Hanswurſt, mit ſeinen Poſſierlichkeiten keineswegs ſich ſelbſt, ſondern ſämmtliche auf dem damaligen Parnaß herum ſtolzirenden Perrücken und Stelzen perſifflirte, und daß es ihm mehr denn irgend einem andern gelang, in ſeinen Gedichten zu ſeyn, was er wirklich war, — natürlich, keineswegs bäueriſch, fromm, aber nicht myſtiſch, eine Kinderſeele, keine kindiſche. Es iſt kein Wunder, wenn Herren Weiſſer's Urtheile über Poeſie ſchief ſind, da es ihm durchaus an poetiſcher Gabe fehlt. Verſtand kann man ſeinen Produkten nicht abſprechen, aber wohl allen gebildeten Geſchmack. Dieſer Verſtand aber, der von allem Schönheitsſinn, ſelbſt von einem ſtark und wahr fühlenden Gemüth oft gänzlich verlaſſen erſcheint, bewegt ſich dann auch ſo willkührlich, daß man in manchen Satiren gar nicht weiß, was Herr Weiſſer will, und daß derſelbe eben daſſelbe lobt, was er vorher getadelt und umgekehrt. In ſeiner ſelbſtgenügſamen und eitelen Weisheit hat ſich's Herr Weiſſer auch einkommen laſſen, Streckverſe zu machen. Er hätte ſie nicht Gedenkbuchblätter überſchreiben dürfen, um ſie etwa von Jean Pauliſchen oder Menzelſchen Streckverſen zu unterſcheiden. Poeſie iſt in keinem, Witz in Wenigen, bis zur Lauwäßrigkeit platte Wahrheit in den Meiſten und einer von den beſten Streckverſen d. Vf. liefert zugleich deren Kritik: „Der Witz iſt ein Kobold, der ſich nicht beſchwören läßt, und zuweilen gar, ſtatt ſelbſt zu erſcheinen, ſeinen Affen ſchickt.“

Miszellen.

Sobald dem Kaiſer von Marokko ein Sohn geboren iſt, ſchickt er nach einem Mauriſchen Glücksritter (nicht etwa aus den höhern Ständen) und übergibt ihm ſeinen Sohn, daß er ihn wie ſeinen eigenen aufziehe. Der Knabe ſieht ſeinen Vater nicht mehr, bis er zwölf Jahr alt iſt. Dann wird der Mohr, deſſen Sorge die Erziehung übertragen worden, an den Hof gerufen, wo der Zögling von einem Rathe über den Koran, die Landesgeſetze u. ſ. w. examinirt wird. Von dieſer Prüfung hängt das Schickſal des Mohren ab. Wenn der Kaiſer die Erziehung ſeines Sohnes genehmiget, iſt das Glück des Nährvaters gemacht, wo nicht, ſo wird er in des Kaiſers Gegenwart in Stücken gehauen.

— In meiner Jugend, ſagt Horaz Walpole, dachte ich daran, eine Satire auf die Menſchheit zu ſchreiben, aber jetzo in meinem Alter denke ich, wie ich eine Apologie für dieſelbe ſchreiben ſollte. Verſchiedene würdige Männer, die ich kenne, kommen in ſolche unerwartete Lagen, daß für mich, der ich dieſe Lagen einſehe, ihr Betragen ein Gegenſtand des Mitleids und nicht des Tadels iſt.

— Es iſt der Ausſpruch nur zu bekannt, wenn heute Sokrates wiederkäme oder Chriſtus erſchiene, ſo würde man weder jenem den Giftbecher, noch dieſem das Kreuz vorenthalten. Dieſer Ausſpruch ſcheint falſch, denn unſer aufgeklärtes Jahrhundert weiß ja, daß dergleichen überſpannte Forderungen, wie ſie jene beyden den Menſchen zumuthen nur lächerlich ſind, und man würde höchſtens Bedauern mit denen haben, die ſie lehren, vorſichtshalber aber dieſelben irgendwie unſchädlich machen.

No 25

Abentheuer einer deutſchen Pilgerſchaar auf dem Wege nach Jeruſalem.

(Nach dem Lambertus von Aſchaffenburg.)

Vorbemerkung.

Wie wir ſchon durch unſere Mittheilung der „Sitte der altgermaniſchen Weiber, mit ihren Männern zu ſterben,“ und der „Liebesprobe“ angedeutet haben, daß unſere alten Geſchichtsbücher uns eine Fundgrube von romantiſchen Sagen werden könnten, die um ſo eher zu Dichtungen benutzt werden ſollten, als ſie ſich meiſt auf wirkliche Thatſachen beziehen und gewißlich den Sinn jener Zeiten ausſprechen, — ſo möge auch folgende Erzählung als eine ähnliche Notiz gelten. Wir weichen nur in ſo weit von dem lateiniſchen Text des Lambertus ab, als wir es dem Zweck unſeres Blattes, welcher nicht wiſſenſchaftliche Strenge, ſondern Unterhaltung iſt, angemeſſen finden. Obgleich wir nun die dargebotene Erzählung keinesweges als eine hiſtoriſch-beglaubigte gelten laſſen wollen, ſo müſſen wir doch bemerken, daß trotz des in ihr enthaltenen Abentheuerlichen ſie uns dennoch ihrem Hauptinhalte nach wahr zu ſeyn ſcheint. Und iſt etwa der Charakter jener Zeit, in die ſie gehört, nicht ſelbſt der des Abentheuerlichen? Nicht eine überreizte, krankhafte Phantaſie war es, mit welcher unſere Vorfahren auf der Studierſtube, in abentheuerlichen Ideen herumſchwelgten, ſondern ein geſundes, überkräftiges, eben ſo oft großes, als rohes Gemüth, ſtellte ihrer Phantaſie das Ungeheure in Thaten als ein ſchönſtes Ziel ihres Strebens dar. Darum waren ſie jederzeit bereit, zu leiſten, was ihnen groß und unüberwindlich vorkam. Damals nannte man das Schwert einen Fiedelbogen und ein rechter Sänger war nur der Held. Heute fiedeln und guitarren ſich die Meiſten zu Helden hinauf, die am Ende gar vor den Ausgeburten ihrer Phantaſie, wenn ſie ihnen in der Nacht erſchienen, zuſammenbebten. Alles dieſes ſoll nur geſagt ſeyn, daß man nicht alles, was unſerer heutigen Schwachheit übermenſchlich erſcheint, gleich dafür halte.

Die Biſchöfe Siegfried von Mainz, Günther von Babenberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht und andere edele Männer, welche Lambertus Häupter und Säulen des überrheiniſchen Deutſchlands nennt, zogen, von einer großen Schaar Gläubiger begleitet, durch Lykien hinauf gen Jeruſalem. Sie alle hatten Gelübde, Sitte der Zeit oder Drang ihres wirklich frommen Gemüthes zu heiliger Pilgerfahrt vereinigt. Denn gerne pilgerte man damals in Gemeinſchaft, und dieſer Sinn für Geſelligkeit wurde außerdem noch erhöht durch die Furcht vor feindlichen Völkern, durch deren Gebiet der Weg nach Jeruſalem führte. Selten war aber ein ſo ſtattlicher, durch ſo viele geiſtliche und weltliche Fürſten und Herren ausgezeichneter Pilgerzug geſehen worden, und wo er vorüber kam, da ſtrömten Städter und Landleute herbei, ſtaunten die ehrwürdigen und erlauchten Männer, ihre fremdartige und glänzende Tracht an, bewunderten aber noch mehr die Menge und die Pracht des Gepäckes, welches jene mit ſich führten, ſo daß in manchem Beſchauer wohl die Luſt nach dem Beſitze dieſer Herrlichkeiten und Schätze noch größer ſeyn mochte, als ihre Bewunderung. Unangefochten jedoch zog die Pilgerfahrt durch Lykien hindurch und langte auf ſarazeniſchem Gebiete an. Am Charfreitag Morgen des Jahres 1065 ſetzten ſie noch vor Sonnenaufgang ihre Reiſe fort. Es glühete ihnen eben der Morgenhimmel mit tauſend goldnen Wolken entgegen und verhieß ihnen einen ſchönen aber heißen Tag, als plötzlich die Vorderſten des Zuges aus einem vor ihnen liegenden Gehölz hervor mit einem Hagel von Pfeilen begrüßt wurden. Ehe ſie ſich zurückziehen oder überhaupt nur beſinnen konnten, waren ſie auch ſchon von einem gewaltigen Haufen Arabiten überfallen, von denen ſie um ſo leichter verwundet, zu Boden geworfen und bis auf's Hemd ausgeplündert werden konnten, als ſie ohne

Waffen waren; denn da die Chriſten ſich für dieſen Zug nach Jeruſalem unter dem beſonderen Schirm und Schutz Gottes zu befinden glaubten, ſo hielten ſie es für Frevel, ſich mit Waffen gegen mögliche Anfälle vertheidigen zu wollen. Der Biſchof Wilhelm von Utrecht kämpfte, obwohl auch ohne Waffen, ſo lange unter dieſen Vorderſten, bis ſein Arm durch empfangene Hiebe kraftlos, er ſelbſt aber zu Boden geſtürzt war. Die übrigen Chriſten aber in der Mitte und am Ende des Zuges griffen nach Steinen, welche zum guten Glück der Platz darbot, und wehrten ſo geſchickt die Uebermacht der räuberiſchen Arabitenhorde ab, daß ſie ſich zu einem nah am Wege auf einer Anhöhe gelegenen Landhauſe zurückziehen konnten. Es war längſt nicht mehr bewohnt, und die Biſchöfe beſetzten ſogleich ein Gebäude, das ziemlich hoch und zur Vertheidigung geeignet ſchien. Das obere Stockwerk nahmen die Biſchöfe von Mainz und Babenberg, das untere die übrigen Biſchöfe ein. Dieſes Gebäude ſtand in einem Hofraum, der von einer niedrigen und baufälligen Mauer umgeben war. Dieſen Hofraum erfüllten die übrigen Pilger, und da ſie auch hier an Steinen Ueberfluß hatten, ſo empfingen ſie die heranſtürmenden Arabiten mit ununterbrochener, antideukalioniſcher Steinſaat, denn nicht wuchſen aus ihr Männer hervor, ſondern es gingen ihrer darin unter. Wie konnte es auch anders ſeyn, da dieſe Chriſten wohlbedacht keinen einzigen Stein rückwärts, ſondern nur vorwärts und wohlzielend warfen. Nichts deſto weniger ſchoſſen die Arabiten eine ſolche Menge von Pfeilen gegen ſie ab, daß ſie auf die Länge widerſtehen zu können verzweifelten. Sie wagten daher das äußerſte, und ſtürzten wüthend auf die Arabiten los, rangen mit den Vorderſten Mann für Mann, bis ſie ihnen Schilde, Säbel und Speere entwunden, und ſchlugen nun, ſelbſt bewaffnet, die übrigen in die Flucht. Dergleichen mörderiſche Ausfälle wiederholten die Chriſten, ſo daß die Arabiten von dem Handgemenge abſtanden, und ihrer Zahl*) vertrauend beſchloſſen, die Chriſten einzuſchließen, und durch Hunger, Verwunden aus der Ferne und ſtete Beunruhigungen mürbe zu machen. So hielten die Chriſten bis an den Morgen des

---

*) Sie belief ſich auf 12,000.

Oſtertages ohne Schlaf, ohne Eſſen und Trinken, in beſtändiger Abwehr gegen die Arabiten aus. Da aber ſprach einer der Prieſter zu ihnen, ſie ſollten, da ihr durch langen Hunger gelähmter Muth ſie doch aus der Gewalt der Feinde nicht retten könne, ſich in den Willen des Herrn, der ſie in dieſe Gefahr habe kommen laſſen, fügen, und Ihm vertrauend den Barbaren ſich ergeben; dieſe, denen allein um die Beute zu thun ſey, würden, wenn man ihnen alle Schätze auslieferte, ſicherlich freien Abzug gewähren. Allen gefiel der Rath, und es wurde ein Herold an den Fürſten und Führer der Arabiten abgeſchickt, ihn zum Unterhandeln aufzufordern. Der, weil er fürchtete, es möchte die Menge ſeiner Leute ſich eines zu bedeutenden Theiles der Beute bemächtigen, ſprengte blos mit ſieben der Angeſehenſten und deren Gefolge heran, und trat mit denſelben in den Hofraum; ließ aber ſeinen Sohn am Eingang zurück, damit keiner von der ubrigen Horde nachdränge. Darauf ließ man ihn und ein Paar ſeiner Begleiter auf einer Leiter zum Biſchof Siegfried von Mainz und Günther von Babenberg in's obere Stockwerk ſteigen. Günther war zwar der jüngere Mann, aber wegen ſeiner ausgezeichneten Geiſtesfähigkeiten, dem Adel in ſeinem Weſen und der Kraft und Schönheit ſeines Leibes wurde ihm von allen ausgezeichnete Ehre eingeräumt. Er nahm das Wort, und erklärte dem Arabitenfürſten, man wolle, gegen freien Abzug, alle Schätze bis auf den letzten Heller ausliefern. Der Arabit, eben ſo aufgeblaſen von dem ſcheinbar errungenen Sieg, als bei der Roheit ſeines Gemüthes über die erlittenen häufigen Niederlagen erbittert, wollte nichts von Bedingungen wiſſen, und gab zu verſtehen, daß er nicht übel Luſt habe, nächſt der Beute auch am Fleiſch und Blut der Chriſten ſich zu ergötzen. Indem er dieß ſagte, löſete er ſeinen Turban vom Haupte und warf ihn dem Biſchof als Schlinge über den Hals. Der, ein Mann von edelem Stolz, ergrimmt über die Unbill, gab dem Araber einen ſo wuchtenden Fauſtſchlag in's Angeſicht, daß derſelbe im Nu zu Boden ſtürzte. In demſelben Augenblick fielen Laien und Geiſtliche, wie auf ein gegebenes Zeichen, über den Araberfürſten und ſeine Begleiter her, und banden allen mit ſolcher Gewalt die Hände auf dem Rücken zuſammen, daß ihnen das Blut unter den Nägeln der

Finger hervordrang. So meynten ſie den gegen einen Geweihten des Herrn begangenen Frevel rächen zu müſſen. Kaum wurde dieß im Hofraum bekannt, ſo griffen alle auf's neue zu den Waffen, ſchlugen die Wache vor dem Eingang in die Flucht, und warfen ſich mit einer ſolchen Tapferkeit in die Feinde, daß dieſe anfangs glaubten, mit friſch angekommenen Kriegern es zu thun zu haben. Bald aber ahndeten ſie das Unglück, welches ihre Anführer betroffen hatte, und ſtrengten ihre vereinten Kräfte an, dieſelben aus der Haft zu befreien. Da wurde hart geſtritten, — von den Sarazenen, in den Hofraum zu dringen, — von den Chriſten, jene abzuhalten. Die Sarazenen ließen aber einen ſolchen Sturm von Pfeilen gegen die Chriſten daher brauſen, daß dieſe wichen und das Eindringen der Sarazenen kaum mehr hindern konnten. In dieſer Noth griffen ſie zum letzten Mittel, und ſtellten die ſieben gefangenen und gebundenen Anführer der Sarazenen in den dichteſten Pfeilregen, hinter dieſelben aber einen Mann mit gezücktem Schwert. So wie die Sarazenen das ſahen und von dem Herold die Worte vernahmen: „Nicht wollen wir Chriſten länger mit unſern Waffen, ſondern mit den Köpfen eurer Anführer gegen euch kämpfen, denn wenn ihr vom Kampfe nicht ablaſſet, ſo fliegen ihre Häupter unter eure Reihen!“ da ſchon ſtutzten ſie. Als aber ihre gebundenen Anführer, von Schmerz und Todesangſt gequält, ihnen ſelbſt zuriefen, ſie ſollten um ihretwillen Einhalt thun, da gebot der Sohn des Araberfürſten allen den Seinen, abzuſtehn vom Sturme. Aber neue Gefahr ſchien für die Chriſten zu nahen; denn aus dem unfernen Gehölze brach plötzlich eine Unzahl friſch ankommender Arabiten hervor, und kein Zuwinken und Ermahnen achtend ſchienen ſie alles niedertreten zu wollen. Die Chriſten waren gefaßt, kämpfend unterzugehen, als ſie auf einmal unter den Schaaren, von welchen ſie drei Tage lang belagert worden waren, Verwirrung entſtehen, und alles, was nicht unter den Streichen der Neuankommenden fiel, die Flucht ergreifen ſahen. Ihr Schrecken verwandelte ſich in freudiges Staunen, und die Biſchöfe riefen, das ſey die Hülfe, die Gott ihnen ſchicke, und auf welchen vertrauend ſie ſo lange im Kampfe ausgeharret. In der That, es war ein anderer Araberfürſt, welcher mit dem von den Chriſten gefangnen in langer Fehde ſtand, den Chriſten zu Hülfe geeilt. Ihm hatten einige, dem erſten Ueberfall entronnene Chriſten, Nachricht von dem, was vorgefallen, ertheilt, und er nahm Gelegenheit, Rache an ſeinem alten Feind zu nehmen. Er ließ ſich die Gefangenen ausliefern, lobte die Tapferkeit der Chriſten, nahm ſie mit ſich nach Romulum, in welcher Stadt er herrſchte, und ließ die übrig gebliebenen Pilger, die er aufs trefflichſte aufnahm, durch ſeine Kriegsmänner ſicher nach Jeruſalem geleiten.

Dieß eine von den vielen Begebenheiten, welche die Sehnſucht der Chriſten, in unabhängigen Beſitz von Jeruſalem zu kommen, erweckten und die Kreuzzüge herbeiführten. Denn da es Bedürfniß in jener Zeit war, nach Jeruſalem zu wallen, ſo mußten dergleichen Störungen und Vereitelungen der weiten, mühevollen Pilgerreiſen unmöglich gemacht werden.

Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter in der neueren Zeit.

III.

Wieland.

Die deutſche Poeſie, wohl zur Minnezeit in einer heitern leichtern Grazie ſich bewegend, war durch die Meiſterſänger in ſteifleinenes Gewand, nach dem dreißigjährigen Kriege in Allongeperücken und Reifröcke verſteckt worden, wußte ſchier nicht mehr, wo ſie die Hände hinthun ſollte und ſpielte albern mit dem Fächer. Warfen mächtige Genien, wie Klopſtock und Leſſing, dieſen Plunder von ſich und ſchritten aus der Menuett heraus keck ihres eigenen Ganges, ſo mußte doch in ihnen erſt die Kraft ſich ſättigen, damit andere zur Anmuth zurückkehren konnten, und die Hauptrichtung ihres Strebens ging auf höheres, um ſich vorzugsweiſe damit zu befaſſen. Dieſer Anmuth wieder ihre Stätte zu bereiten, bedurfte es eines eigenen genialen Geiſtes, in dem ausſchließlich dieſe Tendenz ſich offenbarte.

Wieland trat unter uns auf, der heitere, liebenswürdige, feine Wieland, ein in Anmuth, Leichtigkeit, Scherz und Witz überfließender, unerſchöpflicher Genius. Man muß nothwendig die ganze ſteife, verrenkte, manierliche, pathetiſche Zeit kennen, die ihm vorher ging, um den großartigen Schwung dieſes Genius recht würdigen zu können, und um zugleich, was wir vom höheren Standpunkt der heutigen Zeit, zu dem er uns auf ſeinen Achſeln ſelbſt gehoben hat, etwa an ihm noch auszuſetzen hätten, billig zu entſchuldigen.

Wieland gab der deutſchen Poeſie zuerſt wieder die Unbefangenheit, den freien Blick des Weltkinds, die natürliche Grazie, das Bedürfniß und die Kraft des heitern Scherzes. Keck, launig, imponirend ſchnitt er die Zöpfe der Philiſter herunter, entkleidete die erröthende Schönheit des fatalen Reifrocks, und lehrte die Deutſchen, nicht ſo einſeitig, wie die frühen ſchäferlichen Dichter, nackt in der idealiſchen Idyllenwelt mit Lämmchen zu ſpielen, ſondern in der Welt, wie ſie iſt, durch Entfernung der Unnatur die Natur von ſelbſt wieder finden, und die entfeſſelten Glieder in leichter ſicherer Harmonie bewegen. In dieſer Weiſe trat er als Schöpfer der neuen Poeſie ſeinen großen Vorgängern, die wir geſchildert haben, würdig zur Seite.

Sein ganzes Weſen war von jenem Geiſte der Anmuth, des Frohſinns, der Unbefangenheit und Sicherheit durchdrungen, frei, fein und witzig, leicht beweglich und unerſchöpflich im Scherz, wie es der natürliche und geſunde Zuſtand des Lebens ſtets verlangt, und noch mehr dazu aufgefordert durch den Gegenſatz der zähen und herben Zeit.. Darum fand er auch mit ſicherem Takt, was die Vorfahren und anderen Völker in liebenswürdiger Grazie ausgezeichnet, allwärts heraus, und gewann leicht die ſchwere Kunſt, den eigenen Geiſt daran zu verfeinern, der eigenen Poeſie es einzuhauchen und die Muſterhaftigkeit deſſelben den Deutſchen klar zu machen. Aber es war auch faſt nur dieſe Grazie, die er bei ſeinem großen Studium der alten und fremden Poeſie vor allem heraushob, als das ihn vorzüglich anſprechende, ihm vor allen geltende. Hierin iſt er der einzige. Dieß charakteriſirt ihn. Hierin iſt die Blüthe ſeines Weſens aufgeſchloſſen, und nur nach ſolchen Blüthen klaſſifiziren wir, nicht nach dem Erdreich, das vielen gemein iſt.

Wenn früher ſchon die Schweizer, angeregt durch ihren alten

Maneß, das ewige Verdienſt ſich erworben, die modernden Handſchriften der mittelalterlichen Ritterpoeſie ans Tageslicht zu ziehen, ſo äußerte ſich dabei der Geiſt doch nur im erſten Anſtoß thätig und das Werk ſelbſt blieb mechaniſch. Nur ſteife, geiſtloſe Ausgaben der alten Dichter wurden veranſtaltet. Wieland war der erſte, der aus der verſchloſſenen Welt einen Geiſt beſchwor, den Geiſt der Grazie, den er allein anzuſprechen vermochte. Er nahm ihn in ſein Weſen auf, alſo daß er über ſeine ganze Poeſie ſich ergoß; aber er ließ auch gern die ganze bunte Welt, die dort ihm aufgegangen, in ſeiner Phantaſie ſich wieder ſpiegeln, und ſchuf im Geſchmack und in der Form der alten Ritterpoeſie Helden- und Liebesgedichte, wie dort bald mehr Heldenepos, bald mehr Novelle. Daß er in dieſen Kompoſitionen, deren vorzüglichſte ſein berühmter Oberon iſt, den leichten anmuthigen Ton, die gefällige Beweglichkeit, den fröhlichen Wechſel, die klare Rundung ſeiner Originale mit Meiſterhand wieder gegeben, kann ihm Niemand ſtreitig machen, und es iſt offenbar, daß er vorzüglich dadurch auf den deutſchen Genius gewirkt. Wenn er aber nimmer die romantiſche Tiefe, die nationelle Reinheit ſeiner Originale traf, ſo löſcht dieß weder jenen großen Vorzug aus, noch darf man es verlangen wollen, da es ſeine Eigenthümlichkeit nicht anſprach, und ihn zu einem andern gemacht haben würde, als er iſt. Auch daß er die neufranzöſiſche Leichtigkeit, welcher Leichtſinn und Koketterie immer zugeſellt war, nebenbei einfließen ließ, wollen wir ihm weniger verdenken, wenn wir zugeben müſſen, daß nicht das eine oder das andere ſeiner Gedichte, ſondern das ganze Weſen ſeiner Poeſie, als das Weſen der leichten Grazie, die große Wirkung auf die Deutſchen geübt.

Unter den Engländern war es Shakeſpeare, der auf ſeine Poeſie, Swift und Sterne, die am meiſten auf ſeine Proſa Einfluß übten, und wieder wegen jenes heitern Geiſtes, der ihn anſprach.

Wohl fühlend, wie ſein Genius zu dem des Shakeſpeare ſich verhielt, ward er nicht deſſen Nachahmer, ſondern nur ſein Ueberſetzer; und was man an der Ausführung ſeines Werks zu tadeln gefunden, ſoll uns nicht vergeſſen laſſen, wie viel unſere Bekanntſchaft mit Shakeſpeare ihm zu verdanken hat, und daß er mit jenem Werke ein ewiges Denkmal ſeines anerkennenden Geſchmacks, ſeines Eifers für die Poeſie, ſeines Taktes und ſeiner Beſcheidenheit gegründet.

Die Italiener ſprachen ihn in gleicher Weiſe mächtig an, vor allen Arioſt, der ſelber früher ein Wieland für Italien geweſen, und ihm überdem die reiche Quelle der arabiſchen Poeſie aufſchloß, und Boccaz, deſſen Novellen einen wichtigen Einfluß auf ſeine Dichtungen geübt zu haben ſcheinen.

Zu den Franzoſen wandte ſich ſein Genius in demſelben urſprünglichen Bedürfniß, wie es Friedrich der Große und andere ſeiner Zeit wohl fühlten, nur daß der eine es als Philoſoph und König, der andere als Dichter befriedigte. An jenem Weltſinn, an dem Sinn für ſichere, klare Behandlung der Umgebung und jedes Verhältniſſes, woraus zugleich immer die Kunſt derſelben entſpringt, hatten die Franzoſen uns Deutſche längſt übertroffen. Sie waren allerdings, nach ihrer Weiſe, in einſeitige Manier, und ihre Leichtigkeit in Leichtſinn verfallen, aber im Ganzen ſprach ihre Tendenz jeden kräftigen deutſchen Geiſt an, der wie eine Blüthe aus dem Holze ſchlug. Wieland machte ſich dieſelbe völlig zu eigen, und wenn er einiges von der franzöſiſchen Manier dazu auffaßte, ſo war dieß wohl zu überſehen. Im ganzen hat er als ächter Deutſcher von dieſer Manier ſich abgeſtoßen gefühlt, und wirklich iſt keine ſeiner Dichtungen als eine Nachahmung der Franzoſen zu betrachten. Er fühlte ſich vielmehr zu den Griechen und Italienern und zu der Ritterpoeſie hingeneigt. Wie fatal, aber ganz im franzöſiſchen Geſchmack erſcheint es, wenn er ſeine Helden und Schönen ſo oft immer nur wieder mit Helden und Schönen vergleicht, oder uns gar aus den Eigenſchaften von zehn andern die Vorſtellung von einer zuſammenflickt, z. B. ſie hatte eine Geſtalt wie Hebe, Augen wie Pallas u. ſ. w. Endlich iſt, was man ſeine Schlüpfrigkeit nennt, ebenfalls ein von den Franzoſen angenommener Fehler. Es war ganz recht, daß er die Poeſie aus der ehrbaren Tugendſchule heraus und vom Zuchtmeiſter zum Liebhaber führte, aber ſie gleich zur Kokette und Buhlerin zu machen, war falſch, und vielleicht nur durch den Gegenſatz zu entſchuldigen. Die Abſichtlichkeit, mit der hier ent- und verhüllt wird, bringt wieder Unnatur in die Natur und macht das Reizende widerſtehend. Wozu ſo ungezügelt, wenn er das böſe Gewiſſen doch pochen fühlte, und wenn nicht, warum ſo genirt? Wir brauchen ihn in dieſer Hinſicht nur mit dem geſunden und reinen Heinſe zu vergleichen, um das Fatale ganz zu fühlen.

Am ſtärkſten ward Wielands Genius nach Griechenland gezogen. Dort fand er alle Ideale ſeiner Grazie. Dort trank er den reinen Trunk des Lebens und der Natur. Nur wenige Geiſter ſind in jener Heimath des Schönen heimiſch geworden, jeder auf andere Weiſe. Ein Leben, wie das griechiſche, iſt zu groß, als daß es ein Geiſt ganz erfaſſen könnte. Nur ein Daſeyn, in dieſem Leben ſelber empfangen und genähret, könnte dazu berechtigen. Wir aber ſtehn fern jener Welt, und nur einzelnen Wanderern gelingt es, ſie wiederzufinden, aber als Fremdlinge. Erasmus und Reuchlin hatten zuerſt den Geiſt der griechiſchen Sprache beſchworen und ihn den Deutſchen dienſtbar gemacht. Winkelmann durchdrang den Geiſt der griechiſchen Plaſtik bis ins Innerſte, Wieland dagegen machte die Harmonie und Grazie, von denen die ganze griechiſche Eigenthümlichkeit durchdrungen war, ſeinem Geiſte eigen. Hatte vor Wieland wohl irgend ein neuer Europäer die griechiſche Grazie erkannt und in ſich aufgenommen? Ehedem deckte man mit dem Helm und Harniſch, ſpäter mit Perücken und Friſuren, unendlichen Weſten, Manſchetten und Reifröcken den herrlichen Gliederbau, die natürliche Wohlgeſtalt. Was Winkelmann hier für die plaſtiſche Kunſt, das that Wieland für die Dichtkunſt. Er lehrte an dem Muſter der Griechen wieder natürliche Schönheit erkennen und geſtalten. Aber ſchwerlich möchte man, wenn es auch unverkennbar iſt, daß er eine der vorſtehendſten Seiten des griechiſchen Weſens aufgefaßt, doch behaupten können, er habe die Tiefe des griechiſchen Genius ganz durchdrungen, ſo wenig als die Tiefe der Romantik. Die plaſtiſche Schönheit der griechiſchen Baukunſt und Statuen, der Frohſinn und die Harmonie des griechiſchen Lebensgenuſſes, die ſpiegelreine Glätte der griechiſchen Philoſophie reichten den vollen Blüthenüberhang ihm über die hohe Mauer der Zeit herüber, aber nur dieſen. Seine griechiſchen Romane entſprechen daher nur in einem Sinn dem griechiſchen Genius, und ſind übrigens Produkte Wielands und ſeiner Zeit und dieſer eingebürgert, und auch der franzöſiſche Geſchmack hat ſeinen Theil daran.

Sehen wir ab von der innerſten Tendenz ſeines Weſens, ſo bleibt in ſeiner Kenntniß der Welt, des geſelligen Lebens, des menſchlichen Geiſtes und Herzens noch ein großer Gegenſtand unſerer Bewunderung übrig. Indeß nur, indem wir alles dieſes jener Tendenz vermählt finden, unterſcheiden wir es von dem, was andere eben darin ausgezeichnet.

Unter den vorzugsweiſe ſatiriſchen Schriften Wieland's, darin er die Thorheiten ſeiner Zeit und zumal ihre ſteife Spießbürgerei, die den entſchiedenen Gegenſatz gegen ſeinen Genius bildete, unübertrefflich geiſelt, zeichnen ſich am meiſten die Abderiten aus. Jedermann weiß, daß er dabei wirkliche Abderiten ſeiner Zeit im Auge hatte. Ein Geiſt, wie Wielands, mußte aber nothwendig in ſeiner Zeit dieſe ſatiriſche Richtung annehmen.

Was Wieland in ſeinem Merkur, in der Unterſtützung junger und neuer Autoren, in der Herausgabe, Ueberſetzung und Kommentirung fremder Autoren, vorzüglich der Griechen und Römer, für die Erweiterung unſerer Kenntniſſe, für die Verfeinerung unſers Geſchmacks, für die Bereicherung des deutſchen Genius überhaupt nicht gemeines gewirkt, wollen wir eben nur andeuten, indem es ihn doch nur, ſo fern es der Haupttendenz ſeines Weſens vermittelt war, vor andern auszeichnen konnte. Wer erkennt nicht wieder in der Ueberſetzung des Lucian, des Horaz und des Cicero den Geſchmack Wielands, der keine andere Wahl treffen konnte.

Ueber Wielands Sprache hätten wir endlich nicht viel beſonders mehr zu reden, da ſie als der Ausdruck ſeines Geiſtes nothwendig die ſtreng bezeichnete Tendenz deſſelben ausdrücken mußte. Allerdings iſt jene Leichtigkeit und Anmuth das Charakteriſtiſche in Wielands Styl. Sie iſt zugleich das Produkt des ſchärfſten Verſtandes, der reichſten und beweglichſten Phantaſie, der umſichtigſten Wiſſenſchaft und Erfahrung, in ſo fern nur dieſe die Bedingung der Grazie ſeyn können, denn nur aus der Fülle der Kraft ſpringt dieſes Göttliche hervor; aber ſie iſt das, was ihn vor andern auszeichnet, die jene ohne dieſes beſitzen. Was der Mangel an romantiſcher Tiefe in ſeinem Weſen, die

Anſteckung des franzöſiſchen Geſchmacks in ſeiner Proſa zu wünſchen übrig gelaſſen, iſt ſchon gerügt, und durch den großen Vorzug ſeines Grundcharakters entſchuldigt.

Bonaparte's Briefe an Joſephine.

II.

(Fortſetzung.)

Dieſer Brief, wie Tennant bemerkt, iſt vom 14. Germinal (4. April) datirt. Bonaparte traf am 27. März im Hauptquartier zu Nizza ein; als er hier aber die Armee in ſchlechtem Zuſtande fand, verlegte er daſſelbe nach Albenga.

Port Maurice, den 14. Germinal. Alle Deine Briefe habe ich erhalten; aber keiner derſelben machte einen ſolchen Eindruck auf mich, wie der letzte. Denkſt Du auch, meine theure Liebe, was daraus erfolgen ſoll, wenn Du in ſolcher Sprache an mich ſchreibſt? Glaubſt Du nicht, daß meine Lage allbereits ſchrecklich genug iſt, ohne daß Du meinen Gram zu mehren und meine Seele zu verwirren brauchſt? Welcher Ausdruck, welche Gefühle ſind das, die Du beſchreibſt! Sie ſind, wie Feuer: ſie brennen auf mein armes Herz. Du meine einzige Joſephine! fern von Dir kenne ich keine Freude, fern von Dir iſt die Welt mir eine Wüſte, wo ich einſam wandle, ohne die Wonne zu fühlen, mich *einem* Weſen ganz mittheilen zu können. Du haſt mir mehr als meine Seele genommen; Du biſt der einzige Gedanke meines Lebens. Wenn die verworrenen Geſchäfte mich langweilen und mir vor ihrem Ausgang bangt, wenn die Menſchen mir zur Qual werden und ich meines Daſeyns fluchen möchte: dann lege ich meine Hand auf's Herz; dort lebt Dein Bildniß, ich richte meine Blicke darauf und die Liebe iſt für mich vollkommene Seligkeit, und alles lacht um mich, aber ach, die Zeit nicht, die ich fern von meiner Liebe verlebe! Mit welcher Kunſt, ſprich, haſt Du alle meine Sinne gefangen, in Dir ſelber meine ganze moraliſche Exiſtenz konzentrirt? Es iſt ein Zauber, meine ſüße Liebe, der nur mit meinem Leben enden wird. Für Joſephinen zu leben, das iſt die Geſchichte meiner Tage. Ich wirke, um in Deine Nähe zu kommen, ich ſterbe, um Dich zu erreichen. Ich Thor! ich gewahre es nicht, daß ich mich von Dir verbanne: welche Länder, welche Reiſe trennen uns! Wie lange wird es dauern, bis Du dieſe Zeilen lieſeſt — den ſchwachen Ausdruck eines liebenden Herzens, in welchem Du throneſt. O mein theures Weib, ich weiß nicht, was aus mir werden ſoll, wenn das Schickſal mich noch länger von Dir fern hält. Ich werde es nicht ertragen; ſo weit geht mein Muth nicht. Es gab eine Zeit, wo ich groß that mit meinem Muthe und ſtolz auf das Unglück herabblickte, welches mir die Menſchen bereiten könnten, und auf das Schickſal, das mir vorbehalten ſeyn mag; ich trotzte den unerhörteſten Uebeln ohne Schaudern, ohne Erſtaunen: aber jetzo verwundet die Vorſtellung, Joſephine möge krank ſeyn, und noch mehr der grauſam folternde Gedanke, ſie möge mich weniger lieben, meine Seele, macht mein Blut ſtocken; ich werde bekümmert und niedergeſchlagen, und es bleibt mir nicht der Muth und die Raſerei zur Verzweiflung. Ehemals ſagte ich zu mir ſelbſt: die Menſchen können nichts gegen den thun, der ohne Kummer ſtirbt; aber jetzo wäre es Qual der Hölle zu ſterben, ohne von Dir geliebt zu ſeyn, zu ſterben ohne dieſe Gewißheit; es wäre das lebendige und ſchlagende Bild der Vernichtung. Es kommt mir faſt vor, als ob ich erſtickt wäre. Meine einzige Gefährtin! Du, die das Schickſal beſtimmt hat, mit mir des Lebens mühevolle Reiſe zu machen, von dem Tag an, wo ich Dein Herz nicht länger beſitzen ſoll, wird die Natur vor mir erſtarren, ohne Wärme, ohne Wachsthum. Ich halte inne, meine ſüße Liebe! Meine Seele iſt kummerbelaſtet, mein Leib müde, mein Geiſt verwirrt; die Menſchen beläſtigen mich, ich ſollte ſie verabſcheuen, ſie trennen mich von meinem eigenen Herzen. Ich bin zu Port Maurice, nahe bei Oneille, morgen werde ich zu Albenga ſeyn. Beide Armeen ſind in Bewegung, wir ſuchen einander zu täuſchen, der Sieg wird dem Geſchickteſten zu Theil. Ich bin zufrieden mit Beaulieu; wenn er mich auch ziemlich oft erſchreckt, ſo iſt er doch feſter als ſein Vorgänger. Ich hoffe, daß ich auf guten Fuß mit ihm kommen werde. Sey nicht unruhig; liebe mich, wie Deine Augen; aber es iſt nicht genug, daß Du mich liebeſt, wie Dich ſelbſt, Du mußt mich mehr lieben, als Dich ſelbſt, als Deine Gedanken, Deinen Geiſt, Dein Geſicht, Dein Alles! Verzeih mir, ſüße Liebe, ich vergaß, daß die Natur ſchwach iſt, auch bei denen, die ſtark fur den fühlen, den Du belebſt.

N. B.

Komplimente an Eugenie und Hortenſia. Treue Liebe, adieu, adieu! Ich geh ins Bette ohne Dich, ich ſchlafe ohne Dich. Ich bitte Dich, laß mich ſchlafen. Ich habe Dich öfter umarmt, o glücklicher Traum! aber — aber Du — warſt es nicht!

An die Bürgerin Bonaparte bei der Bürgerin Beauharnois, rue Chautrieine, No. 6. Paris.

[illegible]

No. III.

Albenga den 16. Germinal (6. April). Es iſt ein Uhr nach Mitternacht und ein Brief iſt mir gebracht werden, welcher traurig iſt: meine Seele iſt erſchüttert, er meldet mir Chauvet's Tod. Er war Oberkommiſſair bei der Armee. Du haſt ihn zuweilen bei Baras geſehen, meine Liebe. Ich fühle das Bedürfniß des Troſtes, und finde ihn allein, wenn ich an Dich ſchreibe: Die Erinnerung an Dich hat ſo großen Einfluß auf den moraliſchen Zuſtand meiner Seele, Dir ſchließe ich mein innerſtes Selbſt auf, Dir theile ich meinen Kummer mit. Was iſt Zukunft, was Vergangenheit, was ſind wir? Welche Zauberflüſſigkeit umgibt uns und verhehlt uns die Dinge, deren Kenntniß uns ſo wichtig, ſo wichtig iſt? Wir werden geboren, leben und ſterben in Mitten von Wundern. Es iſt zum Erſtaunen, wie Prieſter, Aſtrologen und Scharlatane von dieſer Richtung des Menſchen Vortheil gezogen, von dieſem ſonderbaren Umſtande, um unſere Ideen im Gängelbande zu führen und ſie nach Gefallen zu lenken. Chauvet iſt todt; er war mir zugethan, er leiſtete unſerm Vaterlande wichtige Dienſte. Sein letztes Wort war, daß er hinweggehen wolle, um mir nahe zu ſeyn. — Und in der That, ich ſehe ſeinen Schatten, er wandelt dort und überall; er erhebt ein Geräuſch in der Luft; ſeine Seele iſt in den Wolken; er wird meinem Geſchick gnädig ſeyn. Aber ich Thor! ich vergieße Thränen der Freundſchaft, und wer ſagt mir, daß ich keine andern zu vergießen habe für einen unerſetzlichen Schaden? Leben meines Lebens, ſchreibe mir durch jeden Kurier, ſonſt bin ich nicht im Stande zu leben. Ich bin hier ſehr beſchäftiget. Beaulieu hat ſeine Armee in Bewegung geſetzt; wir ſtehn einander gegenüber. Ich bin etwas abgemattet und alle Tage bin ich zu Pferde. Adieu, adieu, adieu! Ich will ſchlafen gehn; der Schlaf tröſtet mich, er verſetzt mich an Deine Seite, ich ſchließe Dich in meine Arme, aber ach? wenn ich erwache, finde ich mich 300 Stunden von Dir entfernt. Sag alles Schöne von meiner Seite dem Baras, dem Tallien und ſeinem Weibe.

Die Addreſſe dieſes Briefes war, wie die des vorigen, aber nicht mit Bonaparte's Hand geſchrieben.

Die konſtitutionelle Schule zu Hazelwood.

(Nachtrag zu dem Bericht in No. 24.)

Wir gaben dieſen Bericht aus England mit der größten Unbefangenheit und ohne weitere Bevorwortung, weil wir überzeugt waren, daß das Syſtem dieſer Schule als Extrem des kraſſeſten Radikalismus ſich ſelbſt perſifflirend das Urtheil des Publikums nicht lange ſchwanken laſſen würde. Wir mußten aber gleich nach Ausgabe der vorigen Nummer erfahren, daß man dieſen Bericht für mehr, als eine intereſſante Notiz nahm, wohl gar darin unſere eigene Anſicht zu finden meynte. Aber man kann darin ſo wenig unſere Meynung finden wollen, als glauben, daß wir etwa alle Anſtalten, welche z. B. Herr Owen *) trifft, darum, weil wir Bericht davon gegeben, auch billigen. Wir erfreuen uns gleichwohl des Ernſtes, mit welchem, wie aus dergleichen Aeußerungen über eine geringe Notiz pädagogiſchen Inhalts hervorgeht, Theil an einem ſo hochwichtigen Gegenſtande genommen wird, und ſehen uns dadurch aufgefordert, dem Publikum unſere Gedanken über einzelnes in jenem engliſchen Berich-

---

*) Siehe No. 2 der Europ. Blätter.

te berührtes mitzutheilen. Jedoch können dieſelben hier blos angedeutet, nicht ausgeführt werden.

Wir ſind mit dem in der Hazelwoodiſchen Schulverfaſſung ausgeſprochenen Unwillen und Haß gegen körperliche Züchtigungen, peinigende und ſchmachwürdige, beſonders öffentlich erniedrigende Strafen im Allgemeinen einverſtanden. Wo ſollen Ehre und Selbſtgefühl ſtark werden, wenn ſie, und wollte man dadurch auch Eitelkeit und Uebermuth abwenden, zertreten werden? Jeder Bauer kann es ſchon in der Lebensgeſchichte des berüchtigten Schinder-Hannes leſen, daß er durch öffentliche, entehrende Beſtrafung eines Diebſtahls, den er als noch unvernünftiger Bub begangen, ſich auf einmal bürgerlich und ehrlich für ſein ganzes Leben vernichtet fühlte, und ſo ein Feind der bürgerlichen Geſellſchaft wurde, die ihn grauſam ausgeſtoßen zu haben ſchien. Alſo auch unſer Gemüth empört ſich aus Gründen gegen jede Art von Strafen, die das Göttliche im Menſchen erniedrigen. Aber eben ſo wenig darf die Jugend der ſtrengſten Zuchtruthe entzogen werden. Da ihre Vernunft noch viel weniger als bei Erwachſenen entwickelt iſt, ſo müſſen Abweichungen vom Vernunftgeſetz um ſo häufiger ſeyn und ſie zur Erkenntniß, noch mehr aber zur Befolgung deſſelben zu bringen, ja zu zwingen, iſt die Pflicht des Lehrers und Erziehers. Denn bei der Jugend, wie bei den Alten, fehlt noch gar viel, ehe ſie das thun, was ſie für recht erkennen. In jedem Fall aber, wo das rechte erkannt iſt, und nicht gethan wird, muß wie im Staat ſo in der Schule Zwang eintreten. Dieſer Zwang kann, ja muß von der gelindeſten Ermahnung und Aufforderung zum Rechten, bis zu Einſperrungen und körperlichen Züchtigungen, geſteigert werden. Zu dieſen äußerſten Diſziplinarmitteln, deren höchſte immer die Verbannung ſeyn muß, darf man freilich erſt ſchreiten, wenn ein Schüler durch wiederhohlte Vergehen, einen böſen Willen und trotziges Auflehnen gegen vernünftiges Handeln gezeigt und ſich hiemit ſelbſt von denen ausgeſchieden hat, die das Geſetz der Vernunft anerkennen und dem gemäß handeln und behandelt werden wollen. Es muß das Eintreten einer ſolchen Strafe den Schülern ſelbſt als eine ſelbſtverſchuldete Entehrung erſcheinen; aber die Rückkehr auf den rechten Weg muß gleich nach überſtandener

Strafe offen ſtehn und die Strafe ſelbſt blos ein Endpunkt einer früheren Verirrung betrachtet werden.

Auf dieſe Weiſe wird man kein Ehrgefühl zertreten, ſondern es nur ſtählen, wenn man dabei ſtets Jean Paul's ſchon für kleine Kinder gegebene Regel befolgt, blos das ſpezielle Vergehen mit der ihr entſprechenden ſpeziellen Strafe zu züchtigen, nicht den ganzen Menſchen wegzuwerfen für einen einzelnen Fehltritt. Keine Strafe überſchreite daher die Gränze der Schulſtube, und es iſt in der Jugend ſo viel Gerechtigkeitsgefühl, daß ſie jede verdiente Strafe billigt, und die überſtandene, ſobald ſich Beſſerung zeigt, dem Fehlenden ſo wenig zurechnet, als wenn er unverdient gezüchtigt worden. Es gilt aber als Prinzip aller Schuldisziplin, daß Verluſt der Freiheit auf deren Mißbrauch, Erniedrigung auf Ehrloſigkeit u. ſ. w. folge, wie das in des um Wiſſenſchaft und Pädagogik ſo hochverdienten Bernhardis Programmen über Schuldisziplin ausführlicher zu leſen ſteht. Alle Vergehen, die zu beſtrafen ſind, ſind nur ſittlicher Natur. Kein Lehrer wird angeborne Bornirtheit ſtrafen, oder angebornes Talent belohnen wollen. Ordnung, Fleiß, Regelmäßigkeit, Anſtrengung, wenn ſie ſich auch blos auf die Ausbildung der intellektuellen Kräfte beziehen, ſind dennoch durchaus ſittlicher Natur, und alles, was im *Lernen* geleiſtet wird, verdient nur Anerkennung oder Strafe, in ſo fern es durch jene moraliſchen Momente bedingt worden. Das lüderliche Genie darf vom Schullehrer trotz alles Vorſchreitens, kein Lob empfangen, wohl aber der Fleiß eines Minderbegabten. Das Genie muß ſich überzeugen, daß es zum Höchſten beſtimmt iſt, dahin aber gleichwohl nur durch die höchſte Anſtrengung gelangen kann, und daß es ſich ſelbſt verkenne, wenn es ſich in Vergleich mit andern ſtellt, und ſich, dieſe mit Leichtigkeit zu übertreffen, genügen läßt. Es ſtrebe nach Tüchtigkeit in *jeder* Beziehung. Wenn aber wahre Vorzüge und wahre Vergehen der Schüler immer ſittlicher Natur ſind, ſo müſſen die Belohnungen wie die Strafen denſelben Charakter haben, und können, da die Moralität das Centrum aller Perſönlichkeit iſt, nur dieſe letztere treffen. *Geldſtrafen und Geldbelohnungen* ſind demnach ganz etwas inkommenſurables, und der radikale und wohl auch proteſtantiſche Engländer iſt in ſeiner Schulverfaſſung ganz in denſelben Fehler gefallen, der die Reformation herbeiführte, da man von Rom aus Sünden mit Geld abkaufen ließ. Geldbußen dürfen nur höchſt vorſichtig, nie bei eigentlichen Schlechtigkeiten, höchſtens bei Flüchtigkeiten u. dergl. angewendet werden. Obgleich wir das alles wohl begründen und in allen ſeinen Verzweigungen darſtellen könnten, ſo halten wir uns doch nur an unſern Zweck und betrachten die Hazelwoodſche Schulverfaſſung.

Wer mag ſich des Lachens erwehren, wenn er Sätze wie folgenden lieſet: „Bald werden ſie reif ſeyn, einen repräſentativen Körper zu bilden und die geſetzgebende Gewalt auszuüben.“ Augenblicklich fiel uns eine Szene aus einem Stück des zwar witzigen, aber noch öfter in all ſeinen Produktionen gemeinen Verfaſſers „der Liebe im Zuchthauſe“ ein, worin er aus Tertia, Sekunda und Prima abgeordnete Schüler, von einem Miniſter Sitz und Stimme auf der Repräſentantenbank verlangen läßt. Ferner heißt es: „Er (der Lehrer) muß ſeine Geſetzesvorſchläge mit großer Sorgfalt entwickeln, die Einwürfe der Zöglinge ruhig anhören, und endlich, wofern er ſelbſt ſich in der Minorität befände, ſein Mißgeſchick mit Geduld ertragen.“ Hiemit iſt ungefähr ein Verhältniß zwiſchen Lehrer und Schüler angedeutet, was z. B. zwiſchen Vater und Söhnen, zwiſchen Vormund und Mündeln eingeführt, zu den poſſierlichſten Szenen Veranlaſſung geben müßte. Dieſe übermäßige, kindiſche Verehrung und Anerkennung der noch unverdorbenern, aber gleichwohl auf ſchwanken Beinen ſtehenden Tugendanlage der Jugend iſt ſchon in L. Tiek's verkehrter Welt unübertrefflich, namentlich in der Szene dargeſtellt, wo das liebe Söhnchen den Vater, der, um ſeine Pflicht zu erfüllen, ausgehen will, zurückhält und ihn mit ihm zu ſpielen zwingt. Alle dieſe Irrthümer und Lächerlichkeiten in der Hazelwoodiſchen Schülerverfaſſung, die man daher trotz der ernſthaften Miene unſers Korreſpondenten doch für einen bloßen Spaß halten möchte, rühren von der eben nicht ſchwer zu gewinnenden Vergleichung der Schule mit dem Staat her. Wie falſch und gefährlich es ſey, den Staat mit einer Schule voll Unmündigen zum

---

lius von Voß.

vergleichen, und etwa einen ausgezeichneten Regenten einen trefflichen Schul- und Zuchtmeiſter des Volks zu nennen, darauf hat ſchon der berühmte Vater aller ſeit ihm entſtandenen Philoſophen-Schulen, **Kant**, aufmerkſam gemacht. Hieraus folgt aber auch das Umgekehrte. Das Wahre an allen ſolchen Vergleichen iſt aber blos folgendes von der Erfahrung gelehrte: Wie in allen Dingen, ſo iſt auch das Gefühl für das, was Recht, Ordnung, Sitte erheiſcht, lebendiger in der Jugend, eben ſo das Gefühl oder das Verlangen nach Selbſtſtändigkeit und nach zwangloſer Uebung des Rechten; ja ſelbſt in Beurtheilung des moraliſchen und intellektuellen Werthes ihres Lehrers, beſonders aber ihrer Mitſchüler, treffen Knaben mit einem ganz eigenthümlichen Scharfſinn das Richtige, und üben oft eine größere Strenge aus, als die Lehrer. Die Wahrheit von mehreren dieſer Beobachtungen hat man eingeſehen, und ſo war es z. B. in Berliniſchen Gymnaſien eingeführt, daß von jeder Klaſſe drei bis vier Cenſoren erwählt wurden, die in den Zwiſchenſtunden für Aufrechthaltung der Ordnung zu ſorgen hatten, und **Bernhardi** verlangt in eben dieſem Sinne, daß für die Prämienertheilung den Schülern jeder Klaſſe eine Stimme mit den Lehrern, ja ſelbſt der Vorſchlag eines der Belohnung wurdigen Mitſchülers eingeräumt werde. Sehr zweckmäßig war deßhalb auch eine Einrichtung, die wenigſtens ehedem in Hofwyl beſtand. Weil dort eine Menge Knaben auch außer den Schulſtunden neben und mit einander leben mußten, ſo war ihnen eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit in ihren Knabenverhältniſſen zu beſtimmen, und unter oberſter Leitung des Erziehers auszuüben, frei gegeben. Da wurden Ordner bei ihren körperlichen und Kriegsübungen, Verwalter einer für gemeinſchaftliche Auslagen, namentlich für Armenverpflegung beſtimmten Kaſſe, ſelbſt Ephoren über der Einzelnen ungebührliches Betragen gegen Lehrer und Mitſchüler erwählt. So fern ſie nicht über den Kreis ihres Knabenlebens hinausging, ohne alle Rückwirkung und Beziehung auf die Lehrer, und natürlich unter wachſamer Obhut und Leitung des Erziehers, iſt dieſe Einrichtung gewiß vortrefflich zu nennen. Und wie viel man mit Recht oder mit Unrecht gegen in der That nicht zu leugnende, aber eben ſo oft erträumte Mißbräuche, welche ſich in die zu früh verdammten Turnplätze eingeſchlichen hätten, ſagen mag, einige derſelben boten der Jugend einer ganzen Stadt dieſelben Vortheile dar, welche Hofwyl ſeinen Zöglingen, wenigſtens denen in der wiſſenſchaftlichen Erziehungsanſtalt, — darbot, die Vortheile nämlich, welche aus einem ſelbſtauferlegten, für Knabenverhältniſſe geſetzmäßig geordneten Leben erwachſen, worin ein jeder der allgemeinen Ordnung, dieſer zu Liebe und um ſelbſt nicht ſchlecht und ehrlos zu erſcheinen, ſich fügen lernte, indem er zugleich die Nothwendigkeit ſich zu fügen begriff. Wir können nicht leugnen, wenn wir uns nicht gegen alle Erfahrung die Augen verbinden wollen, daß das Streben nach einer ſolchen freien Geſetzmäßigkeit des Lebens überall in der Jugend ſich zeigt. Dieſem Streben die rechte Bahn anzuweiſen, iſt Aufgabe jedes Erziehers, aber eben darum auch Pflicht, daß er daſſelbe ſich um ſo weniger ſelbſt überlaſſe, je mehr die Jugend in demſelben Grade zu Willkührlichkeiten, Eitelkeiten, Schlaffheiten leicht abzuirren geneigt iſt, in welchem ſie auch zur Geſetzmäßigkeit, Ehrliebe, Tüchtigkeit aufgelegt iſt. Jedoch müſſen Lehrer und Erzieher in dieſer Rückſicht nur beobachtend und hemmend zu Werke gehn, wenn nicht Altklugheit der Schüler ſich zu früh bemächtigen ſoll. Wenn wir aber ſchon die Knaben, ihre Verhältniſſe unter ſich, nicht ohne alle Aufſicht des erfahrnen Lehrers und Erziehers beſtimmen und leiten laſſen mögen, ſo können wir noch weniger von einem Recht ſprechen, das dem Schüler ſeinem Lehrer gegenüber eingeräumt werden dürfte. Wir haben es erlebt, daß eine Klaſſe in dunkel gefühltem Republikanismus ſich gegen ihren Lehrer verſchwor, die aufgegebenen Arbeiten nicht zu leiſten. Hätte derſelbe ſich nun auch in ſein Mißgeſchick, der Majorität zu weichen, geduldig finden müſſen? Das hieße, die ungebildete Vernunft müſſe über die, wenn auch nicht immer ausgebildete, doch über die ausgebildetere regieren. Aber daß ſie, was auf das Verhältniß des Lehrers und der Schüler, und der Schüler blos unter ſich Bezug hat, dunkel läßt, iſt eben der Fehler der von unſerem Korreſpondenten gemachten Mittheilung über die Hazelwoodſche Schulverfaſſung. Für gebildete und vernünftige Lehrer iſt zu ſorgen, die ſich ſelbſt zu regieren und nach beſtimmten Geſetzen zu handeln wiſſen; denn nur darin iſt Gewähr für die Schuljugend, daß ſie nicht den Launen ihres Schuldeſpoten überantwortet bleibe. Doch hierüber ausführlich zu reden, würde uns zu weit führen.

Deutſche Literatur.

Biographiſche Denkmale. Von K. A. Varnhagen von Enſe. Berlin 1824. G. Reimer 8. IV. 408.

Schon der Name des Verfaſſers erweckte kein ungünſtiges Vorurtheil, und wir fanden uns durch die Lektüre des Buchs ſo belohnt, daß wir nicht umhin können, unſeren Leſern Bericht davon zu erſtatten. Es enthält Biographien von drei Männern, deren Leben und Wirken ziemlich gleichzeitig vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an bis in deſſen letztes Drittel dauert. Dieſe drei Männer ſind, der **Graf Wilhelm zur Lippe**, der **Graf Mathias von der Schulenburg** und der **Freiherr Theodor von Neuhof**. Der Verfaſſer dieſer Biographien ſchickte ſie, ohne ſie mit gelehrtem Ballaſt zu beſchweren, in die Welt hinaus, damit ihr Zweck, ein klares lebendiges Bild der geſchilderten Männer zu geben, nicht verkümmert würde. Er verſpricht aber auch, dem Forſcher genügende Beilagen in der Folge zu liefern. Wir halten uns an den Eindruck, welchen die nach jedem Charakter, ſelbſt hie und da im Stil modifizirte Darſtellung auf uns gemacht hat. Paſſend erſcheint die Nebeneinanderſtellung dieſer drei Männer, welche in vieler Beziehung glücklicher zu nennen iſt, als manche Plutarchiſche. Nicht blos ſtammen ſie alle drei aus dem nordweſtlichen, zwiſchen Elbe und Rhein gelegenen Deutſchland, nicht blos finden wir alle drei auf einer politiſch-militäriſchen Laufbahn, alle drei erlangen auch ihren höchſten Ruhm und Glanz in fremden Ländern. Der Graf Wilhelm zur Lippe rettete die Unabhängigkeit **Portugal's**, indem er als portugieſiſcher Feldmarſchall, mitten im Kriege, erſt ein Heer ſchuf, es disziplinirte, und mit einem ſolchen Heer, durch kluge Benutzung aller Lokalvortheile, mit eiſerner Ueberwindung aller Nachtheile, gegen das dreifach überlegene ſpaniſche Heer eine ſo unüberwindliche, endlich ſogar drohende Stellung zu behaupten wußte, daß es halb aufgerieben, halb verzagt aus den Portugieſiſchen Grenzen wich und der Madrider Hof willig den Friedensunterhandlungen des Portugieſiſchen Staatsminiſters Marquis von Pombal entgegenkam. **Schulenburg**, ſeit 1711 Feldmarſchall der Republik **Venedig**, vertheidigte ebenfalls mit geringen Hülfsmitteln **Korfu** gegen ein türkiſches vielfach überlegenes Heer, und ſchlug zuletzt ſo nachdrücklich die Türken zurück, daß ihrem weiteren Vordringen gegen dieſe Seite chriſtlicher Reiche ein Ziel geſetzt war, wie denn bald darauf überhaupt der Türken Glücksſtern bis auf unſere Tage immer mehr verderblich. Gleichwie aber Lippe ſeiner Vertheidigung Portugals dadurch dauernden Werth gab, daß er dieſem Reiche ein wohlgeübtes und wohldiſziplinirtes Heer ſchuf, ſo machte Schulenburg Korfu's Hauptſtadt gleichen Namens zu einer ſo wohl eingerichteten Feſtung, daß ſie von allen Ingenieuren als ein Meiſterſtück der Kriegsbaukunſt angeſehen wird. **Theodor von**

Neuhof aber, mehr Diplomatiker als ausgebildeter Feldherr, obwohl tapferer Kriegsmann, wußte als öſterreichiſcher Reſident zu Florenz und Livorno die ſchändlichen Unterdrückungen der Genueſen gegen die Korſen zu benutzen, um die letzteren zu einmüthigem Freiheitskämpfe gegen Genua zu entflammen, ſich ſelbſt aber an ihre Spitze zu ſtellen, ja er wußte es dahin zu bringen, daß er einmüthig zum König von Korſika erwählt wurde. Mit welcher unübertrefflichen Feinheit er ſich auch türkiſche, und namentlich marokkaniſche Unterſtützung, auf eine Zeit lang ſelbſt Duldung von Seiten des Wiener, Pariſer, Madrider und Liſſabonner Hofes zu verſchaffen wußte, ſo war doch alle Hülfe, welche er außerdem auf bloße Hoffnungen hin von holländiſchen und engliſchen Handelshäuſern zu erlangen wußte, nicht hinreichend, ſeine Macht, die er leicht in den Herzen der Korſen geſichert ſah, gegen Genua zu behaupten, als die Franzoſen denſelben Hülfe zu leiſten anfingen. Wenn er auch nicht als König ſich zu erhalten wußte, ſo erlangte er wenigſtens doch darin ſein Ziel, daß die Korſen von der Genueſiſchen Herrſchaft befreit wurden, indem ſie nach vergeblichen Kämpfen gegen Genua und Frankreich ſich die mildere Herrſchaft der Franzoſen gefallen ließen. Dieß genügt, um das Paſſende der Zuſammenſtellung dieſer drei Männer zu erweiſen. Freilich könnte man noch viele Vergleichpunkte und eben ſo viele Punkte anführen, wodurch hinwiederum jene Männer von einander unterſchieden ſind und die Zuſammenſtellung um ſo viel mehr Intereſſe gewinnt. Jeder Leſer des Buchs wird ſich aber leicht ſelbſt zur Ausführung einer ſo intereſſanten Vergleichung aufgefordert ſeyn; ſo klar, lebendig und beſtimmt hat der Verfaſſer ſeine Schilderungen hingeſtellt. Wenn wir an andere deutſche Edle derſelben Zeit uns erinnern, die, wie z. B. der Graf Görz in Schweden, der Graf Münnich in Rußland, der Marſchall von Sachſen in Frankreich, durch ihre kriegeriſchen und politiſchen Großthaten, den Staaten, denen ſie dienten, ja ganz Europa, ihren damaligen Charakter gaben, ſo kann man ſich wohl kaum des Gedankens erwehren, daß die Deutſchen ſeit ihrem erſten ſiegreichen Auftreten eigentlich nie aufgehört haben, das Europäiſche Leben zu beſtimmen. Oder ſind jene genannten Männer etwa für ihre Zeit nicht daſſelbe, was unſere Urahnen in früherer Zeit auf dem römiſchen Kaiſerthron, auf ihren Eroberungszügen, was ſelbſt die alles mit ihrer Art und Perſönlichkeit regierenden Normannen überall, wohin ſie kamen, waren. Selbſt die mittelaltrige Romantik erſcheint in dieſen Männern, wenn gleich in modernem Gewande. Um nun noch etwas von den dreien, die Varnhagen geſchildert, zu ſagen, ſo ſcheint ſelbſt die Ordnung, in welcher er ſie nach einander grade der Zeitfolge zuwider geſtellt, abſichtlich. Denn in dem Grafen Wilhelm zur Lippe bewahrt ſich trotz dem gleichgewichtelnden Kosmopolitismus der Zeit, der nationale Charakter am reinſten. Nicht um Sold und Gewinn diente er dem Könige von Portugal, blos um der Ehre willen, und ergreift nur die Gelegenheit, ſich praktiſch als Kriegsmann und Feldherr auszubilden zu Nutz und Frommen ſeines Vaterlandes, in das er zurückkehrt und dem er in ſeiner kleinen Grafſchaft ein Muſter echter Staatsökonomie und eines wohlgeordneten Vertheidigungsſyſtems aufſtellt. Theodor ſtreift etwas an einen blos das Glück herausfordernden und faſt in ſeine Macht zwingenden Abentheurer. Nicht ganz zufällig mag daher erſcheinen, daß Lippe durch die Dichtkunſt, Schulenburg, der in ſeinen glücklich und ſchön vollbrachten Thaten volles Genügen und Lohn fand, durch Bildhauerei, und Theodor durch im Nu vorüberrauſchende Muſik verherrlicht wurde. Des erſten unſterbliches Verdienſt beſang ein Portugieſe; des zweiten glückliche Vertheidigung Korfu's ehrte der Venetianiſche Senat durch Errichtung ſeiner Statua und des letzten Abentheuer wurden Gegenſtand einer Italiäniſchen Oper. Außer dieſem Intereſſe, welches die Männer ſelbſt gewähren, wird auch manches andere hiſtoriſche Befriedigung finden. Einige Partieen in Karl des XII. Kriege gegen Auguſt II. ſind klarer, als bisher, gezeichnet. Der Graf Lippe gab ſchon in den ſechsziger Jahren ſeinem Lande eine Art Repräſentation, und aus ſeiner Militärſchule iſt der große Scharnhorſt hervorgegangen, wie Napoleon ohne jenen durch Neuhof zu Einheit und Konſequenz gekommenen Freiheitskampf der Korſen ſchwerlich jemals nach Frankreich und auf den franzöſiſchen Thron gekommen" wäre.

Engliſche Literatur.

In der Korreſpondenz der Gräfin von Suffolk, die ſo eben bekannt gemacht worden, findet ſich ein Brief von dem berühmten Sänger der Nachtgedanken, Young, der wegen ſeiner Seltſamkeit mitgetheilt zu werden verdient. Er lautet:

„Madam, ich kenne die Güte Sr. Majeſtät für Dero Diener und Seine Gerechtigkeitsliebe im allgemeinen ſo wohl, daß ich gewiß bin, daß ich keine Urſache haben werde, an Sr. Majeſtät Gnade und Gewogenheit gegen mich zu zweifeln, wenn Dieſelbe meinen Fall kennt. Fähigkeiten, gute Sitten, Dienſtjahre, Alter, Mangel, Leiden und Eifer für Seine Majeſtät, dies, Madame, ſind die eigentlichen Punkte, ſo bei der Perſon zu betrachten ſind, die demüthig auf Sr. Majeſtät Gnade hofft. Was die Fähigkeiten anlangt, ſo verlange ich keine Gnade, ſobald man mir einen Vorwurf dagegen machen kann. Was die Dienſtjahre anlangt, ſo diene ich ſieben Jahre bereits Sr. Majeſtät und vernachläſſigte keine Obliegenheit, die mir mein Amt auflegte. Was das Alter anlangt, ſo zähle ich fünfzig Jahre. Was den Mangel anlangt, ſo genoß ich keine Art von Beförderung. Was die Leiden anlangt, ſo habe ich jährlich 300 Pf verloren, weil ich in Seiner Majeſtät Dienſt war, wie ich in einer Vorſtellung dargethan habe, die Seine Majeſtät ſo gut waren zu leſen und zu betrachten. Was meinen Eifer anlangt, ſo habe ich nichts geſchrieben, ohne Seiner Majeſtät meine Ergebenheit zu zeigen und einige Stücke ſind Höchſtderſelben zugeeignet.

Dies, Madam, iſt der kurze und wahre Stand meiner Sache. Die, ſo ihren Hof den Miniſtern machen und nicht Ihren Majeſtäten, ſind beſſer daran. Wenn meine Sache einige Beachtung verdient, und Sie mich dabei unterſtützen können, ſo hoffe ich und glaube ich, daß Sie es thun werden. Ich will Sie daher nicht furder belaſtigen, ſondern unterſchreibe mich mit wahrer Ehrfurcht und Dankbarkeit."

Ihr

Edward Young.

P. S. Ich habe einige Hoffnung, daß Mylord Townsend mein Freund iſt. Wenn Sie daher, bevor er den Hof verläßt, Gelegenheit haben, meiner zu erwähnen, ſo erzeigen Sie mir dieſe Gunſt, und thun Sie es in ſeiner Gegenwart. Dann wird die Sache nicht fehlen.

Miszellen.

Unter den Finanzkünſtlern des römiſchen Auguſtus hat keiner einen ſo berüchtigten Namen, als ein gewiſſer Licinius. Er, ein Gallier von Geburt, Sklave und Freigelaſſener des Julius Cäſar, gelangte zur Stelle eines Finanzdirektors und Generalſteuereinnehmers von ganz Gallien. Weil die Gallier ihren Tribut jeden Monat entrichten mußten, ſo verfiel er darauf, das Jahr in 14 Monate zu theilen, und gab den beiden letzten Monaten den Namen August's, eignete ſich aber den Tribut derſelben zu. Durch dieſen Finanzkniff erlangte er in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer; denn Rom allein zog aus dieſem Lande jährlich 20 Millionen in Gold. In der Nähe von Lyon baute er ſich einen prächtigen Pallaſt, wo er ſeine Schätze aufhäufte. Als der Kaiſer einmal nach Lyon kam, erhob ganz Gallien Klagen gegen die Expreſſungen des Licinius. Dieſer aber, aus Furcht vor Beſtrafung, führte den Kaiſer in ſeinen Pallaſt, und indem er die Geldhaufen aus einander breitete, ſagte er: „Herr, alle dieſe Schätze gehören Dir, für Dich habe ich ſie zuſammengehäuft, und wenn ich die Gallier derſelben beraubte, ſo geſchah es nur, um ſie außer Stand zu ſetzen, daß ſie Dir nicht ſchaden und ſich gegen Dich nicht empören können.“

— Eine adliche Dame, welche im Jahre 1779 von einer Schweizerreiſe nach Deutſchland zurückgekehrt war, hatte viel von den Neugierigen zu leiden. Jeder hatte, über dieſes oder jenes in der Schweiz ihm Intereſſante, Fragen an ſie zu ſtellen. Beſonders eifrig aber erkundigte ſich die ganze feine Welt, ob es denn wahr ſey, daß der Schweizer Republikanismus ſich ſogar gegen die Alleinherrſcherin Mode aufzulehnen gewagt, und ein Verbot habe ergehen laſſen gegen das Tragen thurmhoher Friſuren und monſtröſer Fiſchbeinröcke. Als die Dame es bejahte, rief ein junger Herr aus: Ich will gar nicht einmal davon reden, welches Stocken durch dieſes Verbot in den Wallfiſchfang kommen wird, aber wie können die Schweizer ſich einbilden, daß ein vernünftiger Mann noch eine Schweizerreiſe im Sommer unternehmen ſoll, wenn er's nicht mehr im Schatten der Friſur ſeiner Dame thun kann. Man fand dieſe Aeußerung damals ſo ungemein fein und witzig, daß die gereiſete Dame ſich nicht enthalten konnte, ſie in einem uns vorliegenden Briefe an Salomon Geßner mitzutheilen.

— Göthe ſagt, ſchreiben iſt ein Mißbrauch der Sprache, ſtille für ſich leſen ein trauriges Surrogat der Rede. Freilich! was iſt der geſchriebene Buchſtabe gegen die aus der Bruſt mit der Vorſtellung und dem Gedanken hervorbrechenden Laute und Worte, was iſt ein nur mit ſich allein ſeyn gegen lebendigen Wechſelverkehr in der Unterhaltung? Leben erweckt ja Leben. Aber jeder Menſch iſt eine eigene Art von Januskopf, der mit dem einen Geſicht der Welt, mit dem andern ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt der Ewigkeit zugekehrt iſt. Wenn aber aus dieſer alles Leben quillt, ſo iſt, um der Tiefe des Lebens willen, öftere Rückkehr in ſich ſelbſt nöthig; und gerade im Schreiben und im ſtille für ſich Leſen ſcheint eine Doppelbrücke erbaut zu ſeyn, auf der man aus ſich ſelbſt zum Leben und aus dem Leben zu ſich ſelbſt kommt. Und ſo dürfte Schreiben und für ſich Leſen weder Mißbrauch, noch Surrogat der Rede, ſondern eher ein immer neues Kräftigungsmittel für dieſelbe genannt werden. Weder bloßes Reden, noch bloßes Schreiben und Leſen, erhält die Sprache kräftig.

Nr 26

Ein Tag in Madrid.

Ich erwache, es iſt 4 Uhr des Morgens. Die ganze breite Alcala-Straße dehnt ſich vor mir aus mit allen ihren Kirchen, Palläſten und Klöſtern, indeß am äußerſten Ende derſelben die ſchattigen Spaziergänge des Prado einen Anblick bilden, der jede Beſchreibung zu Schanden macht. Das Morgengeläute verkündet die Frühmeſſe; verſchleierte Weiber, ſchwarz gekleidet, und Männer in langen braunen Mänteln, ſchreiten hervor. Die Thüren aller Balkone öffnen ſich und vor jedem Hauſe ſprengt man Waſſer.

Nun kommen die Geißhälter mit ihren kleinen Herden durch die Thore, rufend: Milch, Milch! Geißmilch, friſch und warm! Die Marktweiber mit Eſeln, die mit Vegetabilien beladen ſind, drängen ſich in Haufen heran; ſo auch die Bäcker mit Brod in Karren von ſpaniſchem Rohr. Die Waſſerführer und Träger beginnen eilend ihr Tagewerk. Mittlerweile verkünden mit heiſerer Stimme zwei Alguazils die Diebſtähle, welche in der vorigen Nacht begangen worden. Nach und nach öffnen ſich alle Waarenhäuſer, Läden und Buden. Die Schenkwirthe ſtellen ihre Weingläſer zur Schau aus; die Schokolat-Weiber halten ihre Töpfe in Bereitſchaft; die Waſſerführer fangen an ihr „Quin beve“ (wer will trinken?) zu ſingen; die Fiacker und Maulthiertreiber nehmen ihre reſpektiven Stellungen ein. Alsbald wiederhallen die Straßen von unendlichen Schreiern: „Zwiebeln von Garcia! Wälſche Nüſſe von Biskara! Orangen von Murcia! Geräucherte Würſte von Eſtremadura! Süße Zitronen! Ein neues Journal! Eine neue Zeitung! Waſſermelonen! Lange Malaga-Roſinen! Oliven von Sevilla! Milchwecken, friſch und warm! Trauben! Feigen, neue Feigen! Granatäpfel von Valencia!“ Es ſchlägt zehn; die Garde zieht auf, Dragoner, Walloniſche Regimenter und ſpaniſche Infanterie, und der allgemeine Ruf iſt: „Laßt uns in die Meſſe gehn.“ Alle Glocken läuten, die Straßen werden mit Steinroſen beſtreut, von den Balkonen hängen reiche Teppiche herab und Altäre erheben ſich an jeder Ecke unter Thronhimmeln. Die Prozeſſion ſetzt ſich in Bewegung. Welch eine Menge von niedlichen kleinen Engeln mit Flügeln von Pappendeckel und bedeckt mit Goldpapier! Welche Heiligenbilder mit gepuderten Stutzperücken und Feierkleidern von Gold-Brokat! Welche Schwärme von Prieſtern! Und welche ſchöne Mädchen, ſo freundlich ausſehend und in Gruppen zuſammengeſtellt! Die Glocke verkündet Mittag. Wir kehren durch die Straße der Puerta del Sol zurück. Alle ihre Spiele haben begonnen, alle Fiacker ſind geſchäftig, und die ganze Straße iſt gedrängt voll Menſchen. Ein Uhr! Man ruft zu Tiſche. Da findet man viel Saffran, viele Liebesäpfel, viel Oehl und Pimento an den Speiſen, und dann Wein von la Mancha, Xeres und Malaga! Was iſt es doch für ein ſchönes Ding um die ſpaniſche Kocherei! La Siesta! La Siesta! Senores! Und eine Todtenſtille iſt in allen Straßen; alle Fenſterläden werden zugemacht, oder die Vorhänge herabgelaſſen; ſogar der thätigſte Waſſerträger ſtreckt ſich der Länge nach aus und ſchläft bei ſeinem Brunnen ein mit dem Kruge hinter ihm. Um 4 Uhr iſt alles wieder auf den Beinen, um das Stiergefecht zu ſehen, oder den Kanal und den Prado zu beſuchen. Alles iſt voll Luſt und Fröhlichkeit, und eine Kutſche nach der andern treibt in voller Haſt nach dieſen Unterhaltungsplätzen hin. Die Puerta del Sol iſt wieder ſo gedrängt, wie vorher, und Waſſerfuhrer und Orangenweiber ſind ſo geſchäftig wie Bienen. So vergeht der Nachmittag, bis der dämmernde Schatten des Abends wirklich heranbricht. Dann läuten alle Glocken wieder und jeder Spanier betet ſein Ave-Maria. Kaum iſt dies vorüber, ſo eilt alles ins Theater und nach einigen Minuten ertönt das Wagengeraſſel wieder in allen Straßen. Die Lampen vor den Mariabildern ſind allbereits angezündet; die Kaufleute und Krämer haben ihre Häuſer und Buden erleuchtet und die Verkäufer von Eiswaſſer und Limonade ihre Ständchen. Ueberall ſieht man Nachtlichter und Papier-Laternen auf den Tiſchen der Fruchtweiber und Kuchenverkäufer. Mittlerweile hat das Gedränge auf dem Platze zugenommen: auf der einen Seite hörſt Du den ſanften Klang der Guitarre, auf der andern eine Bänkelſängerin, die in Reimen die letzte Mordthat erzählt, welche begangen worden; an einem andern Orte verſucht ein donnernder Miſſionär die Herzen der verhärteten Sünder zu bewegen, indeß der leichtfüßige Chor der Venus-Prieſterinnen Dutzende ſeiner Zuhörer weglockt. Bald geht auch der Roſenkranz und Zapfenſtreich mit Muſik vorbei und die Kutſchen kommen von den Theatern wieder. So wie es nun ſpäter wird, zerſtreuen ſich die Haufen, und um ein Uhr nach Mitternacht ſind die Straßen alle ſtill, nur daß hie und da die einſame Guitarre eines Liebenden durch die melancholiſche Düſternheit der Nacht hintönt. Alles überläßt ſich ſonſt ruhigem Schlummer, deſſen ja auch die Natur in der Nacht genießt.

Es hat zwar Wilhelm Meiſtern und Serlo'n, und, wie jeden, der ihr nahte, ſo auch unſere Leſer. *Philine* mit ihrer reizenden Flüchtigkeit, welche man eben ſo wohl mit Perſer- und Turkenangriffen, als mit dem Einziehen und Ausſtrecken der zierlichſten Fühlhörnerchen von der Welt vergleichen kann, gewißlich auf eine Zeit lang ſiegreich bezaubert; und wir können erwarten, daß es ihr gleicherweiſe gelungen ſey, durch jenes muthwilligſte aller Lieder, welches nur, wenn es ihrem Munde, wie aus dem Kelch der Roſe ein Schmetterling, entflattert, geduldet werden mag, den Tag überhaupt gegen die Nacht in Mißkredit zu ſetzen; — dennoch aber hoffen wir, daß dieſer Tag in Madrid mit nicht ungünſtigerem Auge, als die Nacht in London wird geleſen worden ſeyn.

Entdeckung einer neuen Inſel im ſtillen Ozean.

Am 20. Juli verfloſſenen Jahres um 1/2 12 in der Nacht, da das Wetter ſehr hell war, und Kapitain Hunter weſt-ſüdweſtlich ſegelte, rief der Matroſe, der die Schildwache hatte: Land vor uns! Der Kapitain glaubte anfangs, daß der Matroſe ſich täuſche, weil auf der Karte in dieſer Richtung keine Inſel angegeben war, überzeugte ſich aber bald von der Gewißheit der Sache. Mit Tagesanbruch erkannte man, daß das Land, welches man geſehen, eine Inſel ſey. Kurz darauf ſah man eine Menge Kähne, die in voller Haſt der Küſte zuſteuerten. Kapitain Hunter verſperrte einigen Kähnen den Weg, hatte aber große Mühe, einen der Eingebornen dahin zu bringen, daß er an Bord ſeines Schiffes kam. Er machte dem Wilden, der ſich endlich bereitwillig gefunden hatte, kleine Geſchenke. Die Geſchenke beſtanden aus einer kleinen Axt und einem Stücke weißen Stoffes, die der Wilde ſeinen Landsleuten von weitem zeigte und ſich ſehr darüber freute. Darauf näherten ſich dieſe und das Verdeck war alsbald mit Wilden angefüllt, unter denen auch das Haupt der Inſel war. Man gab dieſem durch Zeichen zu verſtehen, daß man friſcher Lebensmittel bedürfe, worauf er die Kähne ans Land ſchickte und mit einigen andern Inſulanern auf dem Schiffe blieb.

Indeß näherte ſich Kapitain Hunter der Inſel, die ziemlich bevölkert und angebaut ſchien. Die Engländer trieben einen kleinen Tauſchhandel mit den Eingebornen, und verſahen ſich mit Lebensmitteln, die aus Schweinen und allerlei Früchten beſtanden. Die Wilden waren ungefähr von derſelben Farbe, wie die Malayen; aber ihre Züge näherten ſich mehr denen der Europäer.

Einige Engländer landeten an einer Erdſpitze, wo ſich eine große Zahl Eingeborner verſammelt hatte. Ein Theil derſelben war mit Keulen bewaffnet, ein anderer mit Piken, die 20 bis 30 Fuß lang waren. Auch von den Weibern trugen manche zwei Piken, wahrſcheinlich zum Gebrauch der Männer. Ein engliſcher Offizier verehrte ſeiner wilden Majeſtät ein Hemd, das er derſelben anpaßte, um ſeinen Gebrauch zu zeigen. Ein anderes verehrte er dem Bruder des Königs. Die Geſchenke erregten große Freude und der König machte den Europäern ein Gegengeſchenk mit Schweinen und Früchten. Das zweite Geſchenk, welches die Engländer machten, war ein Spiegel, über den ſich die Wilden nicht genug erſtaunen konnten. Er ging aus der Hand des Königs in die der Königin und des ganzen Hofes.

Jeder wollte ſich darin ſehen, und es brauchte lange, bis er wieder an ſeine Majeſtät zurück kam.

Die Inſulaner ſcheinen noch keine Europäer geſehen zu haben, wenigſtens nach der Wirkung zu urtheilen nicht, welche der Knall der Feuergewehre auf ſie machte. Das letzte Geſchenk, welches die Engländer dem Könige machten, beſtand aus einem Widder und einem Schafe, und ſie gaben demſelben zu verſtehen, daß man dieſe Thiere nicht tödten müſſe, zeigten auch zu gleicher Zeit, wovon ſich dieſelben nährten, indem ſie eine Handvoll Gras ihnen an den Mund legten.

Die Engländer nahmen von der Inſel feierlich Beſitz im Namen ſeiner Majeſtät Georg IV. An der Küſte ward ein Maſtbaum aufgerichtet und das engliſche Pavillon darauf gepflanzt. Sie erhielt den Namen Hunters Inſel zu Ehren des Kapitains, der ſie entdeckte, und liegt nach dem Meridian von Greenwich 15° 31' ſüdlicher Breite und 176° 11' öſtlicher Länge.

Einiges über die Kunſtausſtellung in Zürich im Mai 1824.

Wenn Jean Paul eine Frühlingsreiſe vorſchlägt, auf welcher man aus jedem Frühlingslande in dem nächſten immer mit der Blüthezeit eintreffen müßte, ſo könnte man in Deutſchland eine Kunſtfrühlingsreiſe nicht blos vorſchlagen, ſondern in der That auch machen und auf derſelben von Ort zu Ort immer mit dem Beginn der ſogenannten Kunſtausſtellungen gelangen. Zwar nicht ein Jahr, aber doch einen Sommer würde eine ſolche Reiſe ausfüllen, und der Genuß würde dem, aus einem Frühling in den andern zu kommen, wenigſtens ähnlich ſeyn. Ueberall, in einer dem italiſchen oder in einer dem polariſchen Frühling vergleichbaren Kunſtausſtellung, — überall wird uns die junge, wieder neue Lebensregung in der Kunſt, ſo freundlich wie die in der Natur, begrüßen, und die Seele wird darin das in ihr ſelbſt nimmer ruhende Walten des ewigen Geiſtes erkennen. Denn dieſer tiefgefühlte Pulsſchlag eines neuen Lebens iſt es ja eben, der ſich in flachen oder ihrer noch unbewußten Seelen wenigſtens als Neugierde regt, und ſie, ſo wie uns, ſogar bei Dresdener Gemäldegallerieen vorüber in dortige Kunſtausſtellungen treibt, — von den Originalen zu Kopieen und Nachahmungen. Solche und ähnliche Betrachtungen ſtiegen in mir auf und ab, bis daß ich mit faſt zu nachdenklicher Miene in den Ausſtellungsſaal trat. Mit der Nachdenklichkeit war's da auf einige Zeit vorbei. Der Saal war gedrängt voll von Schauluſtigen. Das vorige Jahrhundert und unſer jetziges, aufgeklärtes hatten ihre Repräſentanten abgeſchickt. Weißgepuderte Häupter und neumodiſche Titus- und andere Köpfe drängten und ſchoben ſich an einander vorbei. Aber an dieſem Aſt- und Zweiggeflecht, welches ſich in einem Kreiſe um alle vier Wände des Saals in ruhiger, obwohl nicht ſtiller Bewegung hinzog, hingen in überreicher Fülle, als abgeblühte, blühende und aufbrechende Blumengewinde, junge und alte Damen. Alle, beſonders aber die jungen Herren und Damen, wußten wohl, wo ſie waren; an einem Platz nämlich, wo alles ſchauen und — geſchaut werden ſollte. Das ſchloß ich vielleicht zu voreilig aus vielfach wechſelnden Poſituren der erſteren und aus häufig veränderter Lage der Schawls bei den letzteren. Es konnte freilich eben ſo gut durch das viele Stehen und die Hitze im Saal, außerdem noch durch klaſſiſche Erinnerungen an die Mimik veranlaßt ſeyn. Auch weiß ich nicht, ob ich mich irre, wenn ich bemerkt zu haben glaube, daß beſonders einige Damen, dem Leben mehr als der Kunſt zugewandt, ſich gegenſeitig größere Aufmerkſamkeit, als den Bildern ſchenkten. Wäre es nicht der Fall geweſen, ſo könnte darin wenigſtens ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen Zürcher und anderen Kunſtausſtellungen, z. B. in Dresden, Berlin, Nürnberg u. ſ. w., gefunden werden. Faſt vermuthe ich, daß die Erinnerung an jene Kunſtausſtellungen in Deutſchland noch alles in falſchem Lichte wahrnehmen ließ. Oder wäre es ſonſt möglich geweſen, daß ich bei dem Anſchauen einiger jungen Damen auf den Gedanken kam, daß eine und die andere es nicht ſo gar übel genommen haben würde, wenn man ſie flugs in einen goldenen Rahmen gefaßt und zu eigner und anderer Freude an die Wand gehängt hätte? Zu meiner Freude hätt' ich's aber von der Schönſten, die da war, welche ich leider, weil ich ſie ſonſt nicht kenne, auch nicht nennen kann, und damit ſie nicht erkannt werde und ich am Ende dazu, nicht nennen mag, — von der Schönſten, wie geſagt, hätt' ich's mir gewünſcht. Ich würde ſie dann gewiß ſo gut, wie der junge Mann in Tieks Malernovelle für ein Bild gehalten haben, das alle übrigen an Leben übertroffen hätte, und wäre ich auch gleich ihm durch eine Roſe, die ſie mir zur Straſe für mein albernes Staunen ins Geſicht geworfen, aus meinem Irrthum aufs freudigſte erweckt worden. So begnügte ich mich ihren großen Huth, deſſen offene Seite ſie mir im Gedränge zuzukehren genöthigt war, als goldenen Rahm, ſie ſelbſt aber als das Bild zu betrachten, dem ich Roſen und Lilien auf Wangen und Stirn ſchon laſſen mußte, weil ſie nirgends ſchöner als unter und uber deſſen tiefblauen Sternblumen von Augen blühten. Doch wohin führe ich die Leſer? ſtatt zu den vielen Bildern, unter einen einzigen Mädchenhuth! Aber nur auf einen Augenblick, denn gleich war goldne Einfaſſung und alles verſchwunden, und ich hatte noch Zeit zu bemerken, daß die alten und gepuderten Herren, denen gegenüber die jungen Herren ſich was Rechtes dünken mochten, eigentlich mit mehrem wahren Intereſſe, als dieſe, der Bilderbetrachtung hingegeben waren. Ueber den weißen Häuptern der erſteren erhob ſich denn auch endlich mein Blick aus dem Chaos, bis in deſſen Mitte ich, ohne zu wiſſen wie, gedrungen war, zu den Bildern an der Wand. Himmel! ein neues Chaos ſchien ſich meinen Augen darzuſtellen. Mir war, als wäre ich in ein großes durch einander geſtürztes Panorama der Schweiz gerathen. Wälſche und deutſche Schweiz, Nord und Süd, Oſt und Weſt wohnten friedlich dicht neben einander. Das Entlegenſte war neben einander und das Naheſte aus einander gerückt. Selbſt die ewigen Eismauern und die mächtige Jurakette waren an vielen Stellen durchbrochen. Und wer zwiſchen den Felſenwänden des Renklochs im Kanton Luzern ins freiere hinausgeſehen, oder am Fuße des Zackenfalles im ſchleſiſchen Rieſengebirge durch die dicht und düſter an einander gerückten Felſenkoloſſe, das reiche Hirſchberger Thal mit ſeinen vielen Flecken, Dörfern und Städten im Sonnenlichte erblickt hat, der verſteht mich, wenn ich ihm ſage, daß durch jene Brüche der Eismauern das ganze glühende Italien von den ſchönen Ufern des

Lago Maggiore an bis hinunter nach dem feuerſpeienden Veſuv und bis zur Rauchſäule des Aetna, wie eine fremde Wunderwelt, herein lächelte und drohte, und daß andrerſeits auf das erfreulichſte und wohlthuendſte dem Auge vergönnt war, durch eine Juraſpalte auf den immergrünen Wogen des Rheins hinunterzugleiten bis zum ſchönen Eich- und Buchwald bei Düſſeldorf. Mich übermannte dieſe von allen Seiten auf mich eindringende Europäiſche Natur, in welcher freilich die Schweizeriſche, wie in der Wirklichkeit, ſo auch hier, den dichten, vollen Mittelpunkt bildete, dergeſtalt, daß ich zunächſt nur mit Mühe den drolligen Wunſch unterdrücken mußte, ich möchte, um völlig glücklich zu ſeyn, mich plötzlich in einen reiſenden Britten verwandeln können. Denn dann brauchte ich keinen Schritt weiter zu gehen, um bei meiner Rückkehr in London räthſelhaft und doch wahr zu ſagen: Zwar bin ich auf meiner Reiſe nicht weiter als bis Zürich gekommen, habe aber doch, nicht etwa im Basrelief auf der Zürcher Bibliothek, ſondern ſonſt die ganze Schweiz, und von da aus faſt ganz Italien, mit meinen eignen Augen geſehen. Aber wenn ich nun auch ein Britte geweſen wäre, dachte ich ſogleich wieder, und gab mich zufrieden, was hätte ich hiemit in London ausgerichtet, wo ſchon Engländerinnen herumwandeln, die ſich rühmen können, in der Schweiz an allen bedeutenden Orten geweſen zu ſeyn, und doch nichts von allen Herrlichkeiten geſehen zu haben? Wenigſtens iſt im vorigen Jahr oder vor ein Paar Jahren eine Engländerin bis Meiringen vorgedrungen, und obwohl ſie in zugeſchloſſenem Wagen anlangte, aus demſelben nur in die Gaſthofſtube und von da wieder in den Wagenkaſten geſtiegen, um zurückzufahren. Weil ich nun merkte, daß ich kein Engländer war, ſo blieb ich, und machte meine Augen auf, um einige Augenblicke auf den dicken Gluthmaſſen des feuerſpeienden Veſuvs zu verweilen. Es ſtand davor eine ganze Maſſe Kunſtkenner, die viel von der glücklichen Behandlung des Lichtes zu ſagen wußte. Weil ich aber kein Kunſtkenner war, ſo verſtand ich's nicht, und wagte kaum meinem Nachbar, einem jungen Künſtler, in's Ohr zu flüſtern: Ich kann dergleichen Knall-effektsſtücke nicht leiden. Ja! aber, entgegnete er mir, ſieh nur, wie dahinten rechts der Vollmond vor der Gluth in dem Mittelgrunde faſt verbleicht, und ſein blaſſer Schimmer, nur in ſeiner Wiederſpiegelung auf den brennenden Meereswogen, bedeutender hervortritt. Allerdings ſagte ich, iſt hiemit etwas angedeutet. Denn, wenn ich auch in der grauſenhaften Wolkennacht der weiten Erde und des unermeßlichen Himmels rings um mich her einem ſolchen übermächtig drohenden Ausbruch des gluthſchwangern Schooßes der Erde zuſehen kann, ſo kann ich's eben nur mit Ruhe und ſelbſt mit dem Gefühle und der Vorſtellung von harmoniſcher Erhabenheit der ganzen Natur, wenn ich dazu den Sturm und die von ihm gepeitſchten Wogen brauſen höre, oder wenn ich die Grellheit des Feuerglanzes am entgegengeſetzten Himmelsrande in matterem Widerſchein gebrochen und dort des Mondes ſanftes Licht über ein ruhiges Land ausgebreitet und regieren ſehe. Mit einem Wort, ich verlange, daß ein ſo ungeheurer Mißton entweder durch den Gegenſatz anderer gleichfalls empörter Mächte, oder in der Uebermacht unermeßlicher Umgebungen in eine Art Wohllaut aufgelöſet werde. Das iſt Aufgabe aller künſtleriſchen Darſtellungen. Daher ſchadet ſolchen Feuerſtücken grade das, was andern, vom heiteren Tageslicht umfangenen Landſchaften ſo vortheilhaft iſt, — die Begrenzung. In dieſer tritt alles beſtimmter, bedeutender, klarer hervor, was ſonſt in der Weite der ganzen Natur und ihrer zu reichen Mannigfaltigkeit, unbeſtimmt, unklar und unbedeutend verſchwinmen würde. Aber iſt's denn nicht, als wollten dieſe auf einen engen Raum zuſammengedrängten Gluthen ſelbſt die Einfaſſung vernichten, um in der weiteſten Weite ſich zu verlieren? Du haſt Recht, ſagte der junge Künſtler, ich glaube nicht aus Höflichkeit, ſondern weil ich ihn wenigſtens in dem Augenblick für meine Meynung gewonnen hatte. Faſt wurde ich neulich in meinem Urtheil irre, als mir ein aus Italien zurückkehrender Freund ein kleines, kaum fingerlanges Bild vom Veſuvausbruch des Jahres 1809 zeigte, auf welchem ich mit Deckfarben von einem Neapolitaniſchen Maler faſt geleiſtet fand, was man von ſolchen Darſtellungen fordern kann. Aber der Veſuv mit ſeinem Ausbruch bildete auf dieſem Bilde nur eine Art Mittelpunkt, und dem Himmel und dem Meer war ſo viel Raum gegeben, daß das Licht der Feuerſäule bei weitem nicht bis an den Rand reichte.

Mit unübertrefflicher Kunſt hatte der Neapolitaniſche Maler eine Farbenperſpektive zu gewinnen gewußt, ſo daß man ſelbſt jenſeit des Veſuvs, welcher den Hintergrund bildete, einen Himmel, Land und Meer ahndete. Man glaubte nämlich in die Nacht, welche hinter dem Rücken des Veſuvs emporſtieg, ſich den feurigen Rauch deſſelben verlieren zu ſehn. Eben ſo leicht verlor ſich der Glanz zu beiden Seiten im Himmel, ſo wie man ſeine Spur auf dem ſpiegelnden Meer, z. B. zur rechten hinter einem Schiffe verſchwinden ſah. Viel hatte auch Herr Huber der Jüngere von Zürich an ſeinem Veſuv gethan, der wohl 5 — 6 Spannen lang, und verhältnißmäßig hoch in der oberen Mitte der erſten Wand rechts von der Thüre hing. Viel war mit Scheinen, Vorgrund und Hintergrund geleiſtet, aber die Glut war zu groß, und ich konnte, vielleicht mit Mißbilligung aller Kunſtkenner, das ganze Bild nur für ein fleißiges Lichtſtudium halten. Rechts von dieſem Gemälde zog zuerſt meine Aufmerkſamkeit auf ſich ein dem Umfang nach faſt eben ſo großes vom Maler Mieville in Baſel. Es ſtellte den Briſtenſtock dar, jene 8165 Fuß über's Meer erhobene Pyramide, welche am Eingang der Schöllenen das Altdorfer Thal zu ſchließen ſcheint. Ich weiß nicht, ob mich die lebhafte Erinnerung an dieſe Gegend ſcharfſichtiger machte, oder ob nicht vielmehr das Gemälde meine Erinnerung ſo belebte, daß ich, Saal und Geſellſchaft vergeſſend, mich ganz an jene Stelle verſetzt ſah, an welcher ich ein Jahr vorher geſtanden. Der finſtere Charakter jener Gegend um Altdorf war vortrefflich, wie ich meynte, aufgefaßt. Die dunkelgrünen Wellen der Reuß wurden noch dunkeler durch die nahen Ufergebüſche und Bäume, die mit ſammt ihrem Hintergrunde himmelanſtrebender Waldgebirgswände ihr dunkeles Angeſicht in denſelben badeten. Ueber den in Mitten des ganzen Hintergrundes ſtehenden Briſtenſtock brach der heitere Himmel lachend ins Thal, und auf den Flugeln eines kriſtallhellen Duftes, der ſich als ein rechter Schleier verklärend um Stirn und Wangen der Piramyde ſchlang, ſchwebte Licht auf Matten, Bäume, Wellen, Häuſer und Menſchen nieder. Nicht weniger glücklich, als den Charakter dieſer Gegend der Schweiz, ſchien mir derſelbe Künſtler auf einem zweiten Gemälde von derſelben Größe eine Gegend bei Meiringen aufgefaßt zu haben. Sie hing zur Linken des feuerſpeienden Veſuvs. Man befindet ſich auf dem Bilde an einem Wege, der um eine Matte herum läuft. Dieſe bildet den Vorgrund und Eingang zu einem Bergthale, durch das man hinaufſchaut zu dem ſchneebedeckten Kegel des Wetterhorns, das über die ihn umfließenden Wolken in das Blau des Aethers hineinragt. Auch vor dieſem Bilde fand ich bewährt, was ſchon im Jahre 1781 ein Maler an Salomon Geßner ſchrieb, es ſeyen bei allen übrigen Schönheiten ſchweizeriſcher Natur die Hintergründe, welche ſie überhaupt und welche namentlich das Hochland für echtromantiſche Kompoſitionen darböte, das Ausgezeichnetſte. Mit beſonderem Fleiß, glaubte ich zu bemerken, habe Herr Mieville Baum- und Buſchwerk im linken Vor- und Mittelgrunde bearbeitet. Der Weg, welcher ſich aus dem mittleren Vorgrunde links hin unter hochſtämmigen Bäumen fortwindet, fuhrte zu einer Hütte, die unter dem Schutz einer ſteil ſich erhebenden Bergwand, ſo von der einen Seite her das Bergthal bildet, ſtand. Auf ſie, wie auf viele Stellen am Weg, fielen rechtsher durch Gelaub hindurch Sonnenſtrahlen, und in ihnen glaubte ich die Blätter an Gebüſch und Bäumen, als in ihrem freundlichſten Element, tanzen, und Gräſer und Blumen ſich wonniglich wiegen zu ſehn. Bei dem Fleiß, mit welchem die Bäume in Vorgrunde, der ganze Hintergrund und ſo trefflich Licht und Perſpektive behandelt waren, überſieht man es Herrn Mieville gern, daß er rechts in den Vorgrund zwei ſpielende Knaben gelegt hat, deren einem das Kreuz gebrochen und die linke Hüfte verrenkt erſchien. Obgleich bei vollſtändiger Liebe zu ſeinem Kunſtwerk ein jeder Künſtler auch das ſogenannt Nebenſächliche (denn was iſt Nebenſache darin?) mit Fleiß behandeln ſollte, ſo iſt es faſt angenommen, einen ſolchen Fleiß bei der Staffage nicht zu verlangen. Aber ſelbſt von dieſer, zum Geſetz erhobenen Gewohnheit müßte eine Ausnahme ſtatt finden, wo die Staffagefiguren Bedeutung erhalten. Dieſer Fall tritt meiner Meynung nach ein bei zwei von Mieville frei komponirten Landſchaften. Sie hingen den beiden erſten grade an der entgegengeſetzten Wand gegenüber. Auf der einen war der barmherzige Samariter, auf der andern Chriſtus, zu dem in der Wuſte der Verſucher tritt, dargeſtellt. Die Kompoſition in dieſen Landſchaften gefiel ungemein, und ſo viel ich ſehen konnte, allen Beſchauern. Aber der barmherzige Samariter war auf eine unbarmherzige Art über einen Augenkranken her. Es iſt unangenehm, zu ſehen, wenn einer auf den Rücken gelegt, nichts als ſeine beiden Arme mit mühſamen Aufſtützen zu ſeiner Rückenlehne machen muß. Hätte der Künſtler nicht den barmherzigen Samariter ſelbſt barmherziger darſtellen können, wenn er ihm einen Platz hätte ausſuchen helfen, wo ſein zu heilender Kranker bequem gelegen hätte? Was nun aber den Verſucher anlangt, ſo hatte der wieder ſo ein monſtröſes Teufelsbockshorn, daß freilich auch andere Leute, als der Herr ſelbſt, ihn hätten erkennen und verabſcheuen müſſen. Selbſt auf den berühmten Korneliusſchen Umriſſen zu Göthe's Fauſt iſt der Teufel zu teufliſch. An wen tritt denn der Verſucher oder die Verſuchung in widerlicher Geſtalt? In der lieblichſten, reizendſten, einnehmendſten vielmehr, ſo daß er kaum und zwar erſt, wenn ihn die erwartete Gewißheit ſeines Sieges übermüthig gemacht, durch einen ſpöttiſchen Zug um den Mund und durch einen gewiſſen, noch mit dem Schein von Reſpekt vermiſchten, höhniſchen Blick ſich verrathen mag. Freilich von dieſen Punkten aus, wenn ſie einmal erkannt ſind, gewinnt die ganze Phyſiognomie jenes zweideutige und dann den Starken abſtoßende. Wie es aber ſchwer iſt, den Teufel in dieſer, ſeiner allein würdigen Geſtalt zu erkennen, ſo daß man nur zu leicht ſeine Beute wird, ſo ſchwer iſt es auch, ihn darzuſtellen. In ſo fern wiederum iſt Herr Mieville zu entſchuldigen, als noch der Maler erſtehen ſoll, der die Aufgabe zu löſen vermag. Göthe hat den Teufel in ſeinem Fauſt fein gezeichnet. Man kann ihn aber nicht genugſam fein und uns ſelber ähnlich denken. Nicht blos, daß er Weibern in ihrer eignen Schönheit, Männern in dem Bewußtſeyn ihrer Kraft und ihrer Talente die ſelbſtgeſponnenen Netze ſtellt; — indem wir nicht blos nach höchſter Einſicht wie Fauſt, auch indem wir nach höchſter Schönheit, nach Tugend ſtreben, weiß er unſer Selbſtgefühl in Uebermuth zu verwandeln, und all unſer Streben grade, wenn und weil es ſich am Ziele wähnt, zu vernichten. Nächſt dieſen Landſchaften Mieville's war das hervorſtechendſte eine komponirte Landſchaft von Schinz. Sie ſtellt den Beſchauer auf einen ziemlich hohen Punkt eines Felſengebirges, dem noch die Gewalt des Uebereinanderſtürzens in irgend einer Umbildungsepoche der Erde, anzuſehen iſt. Nur Knieholz, Moos und rothgeblümtes Heidekraut gedeiht auf dieſer Höhe. In der Mitte ſchreitet ein, wie es ſcheint, verirrter Pilgrim bergan, um den uns ſichtbaren höchſten Punkt zu gewinnen. Ihn bildet eine verfallene Burg, die auf dem Gipfel einer zur rechten aufſteigenden felſigen Pyramide ſich erhebt. Der Beſchauer aber iſt höher als der Pilger geſtellt und ſchaut über Schluchten und Felsſpitzen des Mittelgrundes hinaus auf's Meer, und ſieht, wie ſich linker Hand das Gebirge in einem weiten Bogen als Meeresufer fernhin verliert. Die Mittagsſonne tritt falb aus Wolken und Nebelduft hervor, ſpiegelt ſich im Meer und wirft auch über die Felſen her ihre Strahlen, um die Zertrümmerung nur deſto greller darzuſtellen. Auch der einſame Bewohner ſolcher Gegenden, der Adler, fehlte nicht, und ſchwebte mit einem Neſtgezweig heran. Ueberhaupt war das Ganze groß gedacht. Nur hätten wir gewünſcht, daß dieſes Gemälde zeitig genug eingeſendet worden wäre, um einen ſchicklichen Platz in der Höhe an der Wand zu finden. So aber ſtand es auf einer Staffelei am Fenſter, und verlor theils durch falſche Wiederſpiegelungen des Lichtes, theils dadurch, daß bei der Nähe die gewiß zu große Flüchtigkeit des Pinſels bemerkt werden konnte. Selbſt, wenn die Zertrümmerung verwitterter Felsparthieen dargeſtellt werden ſolle, erſchienen viele Umriſſe dennoch ſo unbeſtimmt, daß man alle Augenblicke glaubte, das Ganze werde ſich nun und nun in Gewitterwolken auflöſen. Wenn dieſen Effekt Herr Schinz gewollt hat, ſo iſt weder der Gedanke gemein, noch die Ausführung unpaſſend. Alle bisher genannten Gemälde waren in Oehl; aber welche aus der Fluth von Landſchaften in Aquarell herauszuheben ſeyen, bin ich in der That zweifelhaft. Es iſt bekannt, daß hierin die Schweizeriſchen Maler ihre Stärke fühlen, wie gleicherweiſe anerkannt iſt, was in dieſer Art, namentlich von Malerinnen geleiſtet wird, wenn ſie Madonnen und andere Heiligengemälde kopieren. Gewiſſe zarte Nüancirungen des Lichts können faſt nur im Aquarell erreicht werden. Dahin gehört der feuchte Dunſt, in welchen gehüllt die Natur nach vorübergegangener Regenzeit, wie ein Kind unter

Thränen hervor lächelt. Alles das iſt wahr und manches geleiſtet worden. Ich nenne, ohne mit Uebergehung anderer ein Urtheil ausſprechen zu wollen, einige Landſchaften, wie ich ſie noch im Gedächtniß habe. Der Staubbach von ſeinen Schutthügeln gezeichnet. Hier namentlich glaube ich nicht zu fehlen, wenn mir Himmel und Wolken und Schneebergshäupter im Hintergrunde jenen feuchten Glanz vortrefflich in den Vorgrund zu werfen ſchienen. Dieſes mit Nro. 1 bezeichnete Gemälde hing an der den Fenſtern gegenuberſtehenden Querwand, rechts vom Ofen, und iſt von dem Maler Arter von Zürich. In den Umgebungen des Reichenbachs von Samuel Frey von Baſel war die Schwierigkeit, die Leichtigkeit des immer werdenden und wieder vergehenden Schaumes, niederſtürzender und aufſprudelnder Waſſerwogen darzuſtellen, nicht gelöſet. Denen von unſeren Leſern, welche die ſächſiſche Schweiz kennen, iſt vielleicht die Notiz nicht unangenehm, daß mir und einem jungen Schweizeriſchen Künſtler, als wir vor einem Aquarellgemälde des Maler Jakob Meyer von Meilen ſtanden, das Flüelen im Kanton Uri darſtellte, in demſelben Augenblick eine Anſicht von Hörneskretſcham aus nach Schandau zu einfiel. Dort iſt die Elbe von ganz ähnlichen, dicht an die Ufer tretenden Bergreihen eingeſchloſſen. Es verſteht ſich, daß bei Fluelen die Natur viel größer iſt, als bei Hörneskretſcham, und daß manche Unähnlichkeiten noch aufgefunden werden können, die jedoch den Total-Eindruck nicht beeinträchtigen. Wie günſtig das Aquarell dem Lichtſpiel iſt, zeigte ſogar eine Landſchaft von dem entweder nicht geübten oder etwas flüchtigen Pinſel deſſelben Maler Jakob Meyer von Meilen im Kanton Zürich, die Linihkolonie. Kräftige, glühende Farben aber ſcheinen dieſer Manier verſagt zu ſeyn; nicht das eigentliche Alpenglühen, aber das Nachglühen derſelben mag man darin darſtellen können.

(Beſchluß folgt.)

Bilder aus der Schweiz

von Heinrich Zſchokke.

Erſter Theil.

Der Flüchtling im Jura.

Aarau 1824. bei H. R. Sauerländer.

Der Inhalt vorſtehender alten Novität iſt bereits in des vielgeleſenen Verfaſſers *Erheiterungen* riemenweiſe mitgetheilt, aber hier hat er die bunten 27 Ausſchnitte zu Einem Gewande de vereinigt, welches bald in keiner gutbeſtellten Garderobe unſerer Leſewelt vermißt werden dürfte.

Wir wollen das Weſentliche der Geſchichte unſeren Leſern keineswegs vorenthalten; ſie ſpielt im Jahre 1798, und knüpft ſich, wie einige von Walter Scott's, oder lieber, Herrn und Frau v. Fouqué's Romanen, an das Intereſſe der Zeit an, und will, unter andern, auch eine charakteriſtiſche Schilderung derſelben geben.

Alſo. Ein junger Mann aus Bündten wird auf einem Wagen von franzöſiſchen Soldaten gen Beſançon als Gefangener geführt; er ſpielt den Sterbenskranken; allein bei Chaux=de Gour, an paſſender Stelle, packt er die beiden, ſicher gewordenen Wächter im Genicke, ſchlägt ihnen die Köpfe zuſammen, daß ſie todt oder ſcheintodt vom Wagen ſtürzen, entſpringt, und klettert über die Bergwände hinan bis zur Kuppe des Groß=Taureau im Gebiete des Fürſtenthums Neuenburg.

Hier findet der Flüchtling ein altes, hageres, langes Weib, Frau *Morne*, die ſich einbildet, in übernatürlichem Verkehr mit Geiſtern zu ſtehen; dieſe berichtet ihm, daß er im Neuenburgiſchen ſicher, und ſie ſelbſt hieher geſandt ſey, um ihm Rathſchläge zu ertheilen; ſie beſchreibt ihm ſein Haus in Bündten nebſt der Umgegend, obgleich ſie nie dort geweſen, berichtet ihm einige beſondere Umſtände aus ſeiner Lebensgeſchichte; räth ihm, im *Feentempel* weihſagende Träume zu befragen; beſchreibt ihm eine Stelle, wo er ſeine Kleider von Blutflecken rein waſche, und weiſt ihn an, auf der Feenhalde, ob Les=Verrieres, Zuflucht zu ſuchen.

Beim Reinigen der Kleider macht der Flüchtling die Bekanntſchaft eines wunderlich-langweiligen Naturforſchers, des Profeſſor Onvr, der, in der Meinung, daß die röthliche Färbung der Pfutze nicht durch die Blutflecken vom Rocke Florian's, ſo nennt ſich ihm der Flüchtling, ſondern durch Eiſenocker, der bei einem Sturze am Gewande hängen geblieben, bewirkt ſey, einem lange geſuchten Eiſenflötz auf die Spur zu kommen hofft; deshalb mit dem Fremden gute Freundſchaft macht, und ihm den Weg nach der Feenhalde, zu dem Hauſe eines gaſtlichen Mannes, Herrn Staffards, zeigt.

Aus Staffards Hauſe tönt ihm eine gefühlvoll vorgetragene Inſtrumentalmuſik entgegen; allein bald ſpringt ein ungeheurer Hund ihm an die Bruſt; er würgt die Beſtie; Herr Staffard, nebſt Familie, ſpringt herzu, hat Gefallen an der Herzhaftigkeit des jungen Mannes, und bittet ihn, bei ihm zu übernachten.

Um ſich das Zutrauen ſeiner Wirthe zu erwerben, erzählt Florian ſeine Abenteuer in Bündten. Nach dem Diſſentiſer Morde, für deſſen Theilnehmer man ihn mit Unrecht anſehe, da er, über dem Getreibe der Parteiwuth erhaben, dageſtanden; — nach der Niederlage der Bündtner bei Chur hätten die wiedergekehrten Franzoſen in dem Dorfe, wo er gewohnt, Gräuelſzenen aller Art aufgeführt; er ſey, mit einem Brigade-Oberſten, den ihm der General zur Handhabung der Ordnung beigeſellt, in ein Haus geſprungen, wo ein ekelhaft-empörender Auftritt ſich ihnen dargeſtellt; nach fruchtloſer Aufforderung an den Oberſten ſey er ſelbſt zugeſprungen, habe die wüthenden Soldaten zur Thüre hinaus geſchleudert; der Obriſt, entrüſtet darüber, ſey ihm mit gezucktem Degen nachgeſprungen, ſein Säbel aber habe, wie ein Blitzſtrahl, den Offizier zu Boden geſtreckt; dann ſey er hinterrücks niedergeriſſen, entwaffnet, gebunden, erſt nach Chur, dann, nach Hin- und Herzügen, entfeſſelt, weil man ihn gänzlich erſchöpft geglaubt, gegen Beſançon zu geführt worden; wo er heute, im Angeſicht von Pontarlier, mit Gewalt ſich der Wächter entledigt, indem er „ihre Köpfe zuſammen geſchlagen, daß ſie brachen wie hohle Scherben;“ ſo ſey er hier.

Der Bündtner gewann das Herz des alten Staffard, insbeſondere aber das des Hausſohnes Georg, eines etwas kurzſichtigen, ungewandten, aber deſto gutmüthigeren Enthuſiaſten.

Als andern Tags Florian nach Neuenburg reiſt, um ſich mit Kleidungsſtücken zu verſehen und den Statthalter zu ſprechen, begleitet ihn Georg eine Strecke; beim Abſchiedstrunk eröffnen ſich ihre Herzen noch mehr; eine unerklärlich zauberhafte Gewalt, meynt Georg, reiße ihn zu Florian hin. „Und ich, ruft Florian, habe noch keinen für mein Herz gefunden, wie Dich Georg, und doch fand ich ſchon viele. Aber erklären kann ich's mir. Du biſt der beſſere Menſch, unendlich natürlicher als ich; bei Dir will ich gut werden. — O Florian, ſagte Georg mit Erröthen, wie Du auch ſprichſt! Du, von dem ich nicht weiß, ob ich ihn mehr aus Bewunderung liebe, oder aus Liebe bewundere, Du erſt gut werden?“ Dieſe (gewiß ſonſt nicht gebräuchliche) Liebe aus Bewunderung oder Bewunderung aus Liebe eröffnet dem Freund, daß Georg noch einen andern Gegenſtand der Liebe beſitze, eine Verlobte nämlich, Namens Claudine. Florian verneint die Frage, ob er auch eine Geliebte gefunden; denn die Zeiten ſeyen zu ſtürmiſch; das Vaterland bedürfe ſeiner vielleicht noch, und er möge nicht ein armes Geſchöpf mit ſich ins Elend ziehen. — Hierauf ſchieden beide, wie Brüder.

Als Florian zur Landſtraße kam, ſah und hörte er zwei weißgekleidete, lachende Mädchen; ſie ſtanden an einer eiſernen Kette, die ehmals den Engpaß des Thals zu ſchließen beſtimmt war: Das eine der Mädchen bat Florian, die Kette zu ſpannen; ihre Freundin Hermione da, habe verſprochen, ihre Abreiſe aufzuſchieben, wenn ſie ihr den Ausgang mit dieſer Kette zu ſperren vermöge. Der galant-handfeſte Bündtner gehorcht mit Affekt; die Beſiegte und Florian ſchauen einander betroffen und wie verzaubert an; gleichwohl bemerkt der reſpektive Zauberer und Verzauberte mit leichtfüßiger Artigkeit: „Beſſeres habe dieſe Kette ſeit Jahrhunderten noch nicht an dieſes glückliche Land gebunden!“ u. dgl. Komplimente mehr; dann kommt der Wagen und die Mädchen fahren davon. — Florian erinnert ſich jetzt, daß er dieſelbe Schöne, dieſes Madonnen-Antlitz, das wunderſchöne Götterbild, vor kurzem in Bündten geſehen, und ſeitdem die Erinnerung an ſie zu verdrängen geſucht, aus Furcht, ſeine Ruhe und Selbſtbeherrſchung zu verlieren. — Vor Travers fand er wieder die Sibylle, die ihn auf dem Groß-Taureau berathen.

Er befragt ſie, wer die ſchöne Unbekannte ſey; Mutter Morne meynt, das werde er von ihr ſelber beſſer erfahren, er ſolle ſich vor ſich ſelbſt hüten und die Ruhe der Jungfrau nicht ſtören. — Nach dieſer intereſſanten Unterhaltung und ſibylliniſchen Weiſſagung verläßt ihn die Sibylle; er meynt, das alte Weib habe eben Recht, er müſſe ſich vor ſeiner Phantaſie ſehr in Acht nehmen; und fährt dann pfeifend auf der Landſtraße fort nach Neuenburg.

Hier, durch Schuſter und Schneider aufgehalten, trifft er unſern unterhaltenden Profeſſor Onyr. Dieſer weiß ihm beſſeren Beſcheid; er erzählt ihm, wie jene Fräulein an der Kette, Claudine Bell, Georgs Verlobte, und die andere, Hermione, Fräulein von Delory geweſen; letztere ſey bei ihrer Tante, Frau Bell, zu Beſuch. Er, Profeſſer Onyr, ſey in Hermione ſterblich verliebt, und ſobald er ſein Einkommen durch eine günſtige Anſtellung in gehörige Verfaſſung gebracht, um einem ſo vornehmen Fräulein zu genügen, ſo werde er um ſie werben und ſofort ſie heirathen.

Folgenden Tags führt Herr Onyr Florian in ein Gewölbe der Stiftskirche, um eine Marmorgruppe zu beſchauen, deren eine Figur dem Fräulein Delory gleiche; hier ſpielt, mittelſt des Küſters, der Autor dem verliebten Florian geſchickt einen Handſchuh in die Hand (gleichſam ein Entrebillet), den Fräulein Delory vor einigen Tagen daſelbſt liegen gelaſſen. Bald darauf aber beſcheidet der Statthalter den Helden: er ſey ſignaliſirt und ſeine Auslieferung an Frankreich verlangt; er gebe ihm wohlmeynend den Rath, eiligſt zu entfliehen, dafern er nicht binnen einer Stunde arretirt ſeyn wolle.

Allein Florian beſchließt zu bleiben, kauft ſich Pulver, Blei und Stahl, und fährt, einen Umweg einſchlagend, nach dem Staffardſchen Hauſe zurück. Unterwegs trifft er Georg und erzählt ihm ſeine Abenteuer, dieſer dagegen ihm, daß er im Bellſchen Hauſe über ihn, als einen Freund aus Deutſchland geſprochen, und daß nur Hermione, die ſich angelegentlich nach ihm erkundigt, an die Lüge nicht glauben wolle. — Unterwegs trafen ſie auf fünf unbewaffnete franzöſiſche Soldaten; die erkannten, den ſie ſuchten, und geboten Florian, ihnen zum nächſten Maire zu folgen. Es kommt zum Raufen, der ſtarke Bündtner verſetzt „dem Hauptmann der Blauen mit dem Fuße einen ſo kräftigen Tritt gegen den Bauch, daß der lange Herr Athem und Gleichgewicht verliert,“ ſchleudert einen andern Franzoſen zu Boden, einen andern den Rain hinunter, ſo daß die zwei Franzoſen, die „den wüthenden Georg, wie die Schlangen Laokoons, mit ihren Armen umſtrickt hielten,“ aus Furcht thalab rennen.“ Florian verbindet hierauf den Offizier, der bei der Lekzion einen offnen Kopf bekommen; zum Dank verſichert dieſer ihm ſcheidend: „ich werde Sie ſuchen und Ihnen an einem ſchönen Tage den Degen durch den Leib rennen. Ich heiße Lamargne.“ Hierauf begaben ſich die Helden zum Staffard'ſchen Hauſe.

Andern Tags führt man Florian zum benachbarten Bell'ſchen Hauſe; „ein warmer Schauer umflog ihn, als ſie durch die ſaubere Küche in ein niederes aber zierliches Zimmer traten. Bald kam auch Hermione; ein ſchneeweißes Morgenhäubchen (es war nämlich Nachmittags), deſſen feiner, breiter Spitzenſchmuck über Stirn und Wangen nebelhaft hinſank, hinderte die Fülle der goldigbraunen Locken nicht, ſeitwärts an den Schläfen und am Halſe ſpielend hervor zu ſchleichen.“ — Als, nach einigem Hin- und Herreden, Florian den Handſchuh aus der Stiftskirche übergeben, „reichte Claudine ihn der Freundin unter ausgelaſſenem Gelächter, fiel Hermionen lachend um den Hals, flüſterte ihr ein Paar Worte ins Ohr, und lachte noch unbändiger.“ — Hierauf trinkt man Thee im Freien, wird vertraulich, und Abends geht man nach Hauſe.

Florian ſo wenig, als Hermione, wollten ſich und anderen ihre Liebe geſtehen. Das ſchöne Kind furchtete ſich vor dem gebieteriſch impoſanten Geliebten, und glaubte es vom Schickſal beſchloſſen, durch ihn unterzugehen und ihm ſelbſt den Untergang zu bereiten; er dagegen hatte noch immer die alte Furcht, durch ſeine erhitzte Phantaſie um ſeine Vernunft und Selbſtbeherrſchung zu kommen, ſo daß er den Entſchluß faßte, von der Feenhalde nach Deutſchland ſich zu begeben. In Gedanken vertieſt, entſchlummerte er einſt in der Nachbarſchaft einer Höhle. Ihm träumte unter andern, von einem nahe bei einer Stadt gelegenen, „geſchmackvoll erbauten, weitläufigen Landhauſe, umweht von hohen Pappeln ꝛc. *) Auf dem Balkon winkte ihm Hermione; er flog ihr zu, „aber ſie trat ihm ſchon im Garten entgegen, zwiſchen den Beeten, wie durch einen Wald von Lilien.“ Sie umſchlang ihn mit einer Schleife — das Band ward zur Schlange, „die beide feſt an einander zog, und, ihren eigenen Schwanz mit den Zähnen faſſend, einen lebendigen Ring bildete.“ Hermione ſchreit, der Schläfer öffnet die Augen und ſieht Hermione.

Hermione erzwingt es von Florian, daß er ihr ſeinen Traum erzähle; — ſie iſt überraſcht von der treffenden Schilderung, die er ihr von ihrem Landhauſe und deſſen Umgebung zu machen weiß; ſie ſchreibt es der Nähe der Höhle — des ſogenannten Feentempels — zu, allein der Bündtner weiß ihr die Poeſie des Zauberhaften in die bündigſte Proſa aufzulöſen. Hierauf begaben ſich beide, mit Laternen verſehen, in den Feentempel, deſſen abenteuerliche, arabeskenartig verſchlungenen Tropfgebilde, vortretend und verſchwindend im Wechſel der Beleuchtung, die weiten, verſchlungenen Hallen und Wölbungen (und dergleichen aus andern Beſchreibungen hinlänglich bekannte Erdeingeweide) Florian in ſchauderndes, bewunderndes Entzücken verſetzten. Endlich erblickt Florian einen Goldglanz, Himmel, Wolken — da glaubt der Ungläubige an Zaubereien; jeder Leſer aber, die Höhle öffne ſich ins Freie, und ſo war es auch. — Im Angeſicht des ſchönen, unten ausgebreiteten Val Sainte-Croix, des Sees mit dem alterthümlichen Granſon (wovon die Franzöſin dem Schweizer im Vertrauen erzählt, es ſey „durch Karls des Kühnen Niederlage berühmt“) faßt Florian den Entſchluß, der Weltverbeſſerung zu entſagen und ſich eine ſchöne Einöde zum Wohnſitze zu wählen. — In einem langen, ſeinerſeits komplimentenreichen, ihrerſeits philoſophiſch belehrenden Geſpräch ergießen ſie dann ihre Empfindungen, Anſichten und Entſchlüſſe, dann treten ſie den Rückweg durch die Höhle an. In der Mitte des Feentempels hält Florian unter einem loſe herabhängenden Felſen eine pathetiſche Rede von ſeiner Sehnſucht nach dem gemeinſchaftlichen Tode mit der Geliebten; plötzlich krachts, donnerts, praſſelt's durch die Höhle; die Lichter verlöſchen; „der Widerhall ſchnarcht rauſchend durch den hohlen Berg.“ Die Schöne glaubt nicht

---

*) Wie man in einer bekannten Rheinreiſe Felſen von Bergtrümmern umweht findet.

anders, als daß der Ausweg verſchüttet, und beide dem gewiſſen Tode geweiht ſeyen; betäubt ſinkt ſie Florian in die Arme; Florian bemüht ſich lange vergebens, ſie zu beruhigen; er will den Ausweg im Finſtern ſuchen; als er ſich dahin von ihr abwendet, abermalige Umarmung, unter Troſtgründen; Hermione beſchwört ihn, ſie nicht zu verlaſſen, und ſetzt ihm weitläufig aus einander, wie das unwendbare Schickſal und die Prophezeiungen der alten Morne eben in Erfüllung zu gehen ſich anſchickten; „Der Schmerz füllte ſein Auge um ihr Leiden mit Thränen: aber die Liebe, mitten in den Schrecken des Todes, erfüllte ſein Herz mit Entzücken.“ Er küßt Hermione's Shawl, den ſie um die Stirne trug, ſie erwiedert mit mattem Druck ihrer Hände, die ſie um ihn geſchlungen. Abermalige Verzweiflung, obgleich Florian ſich erboten, alle dieſe Felſen neu zu durchbrechen, oder, zur hinteren Oeffnung zurückgewandt, von da, mit ſeiner Stimme hinunter zu ſchreien, daß ſie meilenweit gehört werden ſoll. Dritte Umarmung im Finſtern. Als, ſie dann einige Schritte vorwärts getappt, riechen ſie Pulverdampf; Florian erblickt Tagslicht, ſie ſind, Gottlob! gerettet; ſieh da, der Ausgang der Grotte, „durch welchen eine blendende (und doch) dunkelrothe Goldgluth hereinſtrömte.“ — Da erfolgt die vierte Umarmung unter Küſſen; eine Ohnmacht, Erholung; und verſchämt und doch noch tief bewegt, verhüllte ſie ihr Antlitz in ein Tuch und trocknete ihr Antlitz. Abermaliges Erbangen; hierauf fünfte Umarmung, unter Wechſelküſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

1) Deutſche.

Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift, herausgegeben von Lehrern der Baſeler Hochſchule. Zweiter Jahrgang. Erſtes Heft. 1824.

Dieſer neue Jahrgang wird mit Behandlung mehrer nicht unintereſſanter Gegenſtände eröffnet. Hr. Dr. Fr. Gerlach liefert eine Skizze des Unterganges der Achaiſchen Eidgenoſſenſchaft. Der Gegenſtand iſt immer intereſſant, und nicht genug ins Gedächtniß zurückzurufen, wenn man hoffen könnte, daß endlich einmal die Warnungen der Geſchichte nicht mit den Weiſſagungen der Kaſſandra ein und daſſelbe Schickſal hätten. Es giebt kein warnenderes Beiſpiel als dieſen Untergang der Achaiſchen Eidgenoſſenſchaft gegen jede von fremdem Schutz abhängige Unabhängigkeit, gegen Duldung fremder Einmiſchung in innere

Angelegenheiten eines Volkes. Aber hatten die Griechen nicht ſelbſt in der Art, wie Philipp von Makedonien ſie in Abhängigkeit gebracht, eine noch ganz friſche Warnung? Freilich! Aber eigene Schwäche war daran Schuld, wenn dieſe Warnung zwar vernommen, aber nicht genutzt wurde. Ueber die beiden folgenden Aufſätze halten wir Anzeige und Urtheil zurück, bis die verſprochenen Fortſetzungen uns das Ganze erkennen laſſen. Von hohem Intereſſe iſt der Aufſatz über das Heimweh von Herrn Prof. Jung. Die darin aufgeſtellte, neue Anſicht iſt folgende. Nicht etwa das Einathmen fremder Luft, nicht drückende äuſſere Verhältniſſe, überhaupt nichts Sinnliches oder Aeuſſerliches iſt Grund, obgleich Anlaß zum Heimweh: darauf führt ſchon, daß das Heimweh ſelbſt unter den günſtigſten äuſſeren Bedingungen des Daſeyns ſich mit großer Heftigkeit gezeigt hat. Vielmehr iſt der Grund des wahren Heimweh's die Sehnſucht nach einem früheren Wirkungskreiſe und nach dem Umgange mit Perſonen, die uns theuer und werth ſind, alſo ein rein geiſtiger Grund. Denn in jenem zurückerſehnten Wirkungskreiſe fand unſer ſittlicher Trieb die unſerer Natur und Bildung angemeſſene Nahrung, unſer Herz im Umgange mit unſeren Lieben Befriedigung. Wenn wir nun nur in jenem Wirkungskreiſe, in jenem Umgange allein unſere Beſtimmung erfüllen und unſere Liebe befriedigen können, oder erfüllen und befriedigen zu können glauben, und dennoch jenen Lebenskreis wieder zu gewinnen, in gewiſſen Augenblicken alle Hoffnung oder Ausſicht verlieren, ſo tritt zuerſt völlige Leere, eigentlich ein geiſtiges Sterben ein, weil man ſich aus ſeiner innerſten Lebensmitte entrückt ſieht; und hieraus gehen alle auf die oder jene Weiſe ſich äuſſernden Erſcheinungen des Heimweh's aus. Geiſtig iſt alſo der wahre Grund des wahren Heimweh's, der Sehnſucht nach dem uns durch Natur und Bildung einzig angemeſſen ſcheinenden früheren Wirkungs- und Lebenskreiſe. Denn wo uns blos ein äuſſerliches Wohlbehagen fehlt, da erſcheint zwar eine heimwehartige Mißſtimmung, die aber bei einer äuſſerlich oft beſſern Lage, ſo wie ſie eintritt, aufhört, oder wenn wir uns in der Fremde immer darin befunden, ſich unſerer nie bemächtigen kann. Genießliche und ſelbſtſüchtige Leute wiſſen daher vom wahren Heimweh nichts. Selbſt, wenn wir die Macht der Gewohnheit als ein bedeutendes Moment beim Heimweh auftreten laſſen wollten, ſo würde ſelbſt dieſe nur in ſo fern uns beherrſchen können, als wir von ganzer Seele, alſo auf eine geiſtige Weiſe, uns alten Verhältniſſen ſelbſtverläugnend hingegeben hatten. So wäre Selbſtſucht und deren Befriedigung ein Gegenmittel dagegen. Aber noch etwas anderes. Wenn uns unſere Natur neben unſeren heimathlichen Verhältniſſen und auſſer unſerem eigenen Selbſt, einen anderen, gleichviel ob höheren oder niederen Wirkungskreis, als einen uns angemeſſenen bezeichnet hätte, ſo würde derſelbe, wenn wir ihn erreichten, und darin unſer ſittliches oder überhaupt gemüthliches Streben ſein Genügen fände, ein Gegengewicht gegen eine natürliche Anhänglichkeit an alte Verhältniſſe geben, und das Heimweh würde nie als Krankheit in uns zum Ausbruch kommen. Auch dann würde das nicht geſchehen, wenn unſere Bildung ſo hoch ſtünde, daß uns das Bewußtſeyn der Einſicht nie verließe, es ſeyen die fremden Verhältniſſe, in denen wir uns befänden, dennoch irgendwie der vollkommenen Erreichung des Zieles, welches wir unſerem ſittlichen Streben in der Heimath geſetzt hatten, förderlich. Aber wie uns dieſes und überhaupt von unſerer geiſtigen Natur eingegebene ſittliche Ideale für That, Liebe und Erkenntniß, über die Grenzen der jedesmal gegebenen Heimath hinausheben können, ſo daß nur ſchwache Spuren des Heimweh's ſich zeigen, ſo kann uns, weil wir in ihnen unſere wahre, geiſtige Heimath erkennen oder zu erkennen meynen, mitten in unſerem Hauſe und unter den angenehmſten Verhältniſſen der gegebenen Heimath eine brennende Sehnſucht nach der idealen ergreifen, die nach dem Grade unſerer Geiſteskräfte, ihrer Ausbildung, unſerer liebenden Hingebung oder kalten Selbſtſucht ꝛc. die verſchiedenſten Grade und Arten von Geiſteskrankheit und deren Karrikatur erzeugt. Ueber Geiſteskrankheiten hat uns Herr Prof. Jung eine eigene Abhandlung verſprochen. Wir glauben, daß dieſer mit dem dargeſtellten innigſt verwandte Gegenſtand noch intereſſanterer Behandlung fähig und würdig iſt. — Was wir hier von dem Aufſatz über das Heimweh referirt, iſt nur der dürre Auszug der Hauptpunkte, welche Hr. Prof. Jung ſowohl philoſophiſch begründet, als auch mit Beiſpielen belegt, und als unabweisbar evident ausgeſprochen hat, obwohl noch manche Nuancen der Veranlaſſungen und Gründe des Heimweh's zum vollſtändigen Bilde hinzugefügt werden konnten.

2) Italieniſche.

Cenni sulla perfettibilità della umana famiglia dell' Abate Don Pietro Tamburini dell' ordine della Corona ferrea, professore emerito etc. Milano, per Vincenzo Ferrario. 1823.

„Dieſe Andeutungen über die Perfektibilität der menſchlichen Familie“ enthalten unter anſpruchsloſem Titel die merkwürdigſten Dinge und man muß ſich billig wundern, warum gewiſſen obſcuren Blättern ein ſolcher Fund entgangen iſt. Der Verfaſſer predigt offenbar Revolution und was für eine? Die Leſer ſollen erſtaunen. Bisher glaubte man, wie es auch die Geſchichte lehrt, daß die Staatsumwälzungen durch Menſchenhände geſchehen. Aber der Abate Tamburini benimmt uns dieſen groben Irrthum und macht Gott zu einem „Radikalreformer;“ die Menſchen bleiben völlig aus dem Spiel. Unbegreiflich! werden viele ſagen und dennoch iſt es ſo, wir haben es ſchwarz auf weiß vor uns. Man höre! „Der Menſch hat zwar Anlagen und Fähigkeiten zur Vervollkommnung ſeiner ſelbſt und der Gattung, ſagt der Verf.; aber es ſind gewiſſe Gränzen geſteckt, über die er nur durch ein „übernatürliches Wunder“ hinausſchreiten kann. Die phyſiſche Ordnung der Dinge, wie die moraliſche und politiſche führt die Nationen dahin, drei Epochen zu unterſcheiden; die des Fortſchreitens, des Stillſtandes und des Rückſchreitens der menſchlichen Geſellſchaft. Beſtändig durchläuft die Menſchheit dieſe Epochen, welches beweiſt, daß die von der Natur beſtimmte Ordnung für die Glückſeligkeit der Staaten gewiſſe Gränzen hat, über die hinaus ſie nicht gehn kann, ſondern rückſchreitet. Daraus folgt, daß es ein eitles Streben der Philoſophen iſt, einen feſten und beſtändigen Schwerpunkt zu finden, auf welchem die Glückſeligkeit der Staaten ruht und von da aus weitere Fortſchritte macht. Die Philoſophie kann wohl einiges erfinden, z. B. in den Naturwiſſenſchaften, Künſten u. ſ. w.; aber in der Kenntniß des menſchlichen Herzens iſt ſie ein Kind, wenn ſie nicht zur Begleiterin und

Führerin die Religion und zur feſten Stütze die Politik der Regierungen hat. Nun iſt das menſchliche Herz verdorben (von der Politik ſagt der Verf. nichts) und die traurige Erfahrung von Jahrhunderten zeigt, daß die Menſchen immer ſo waren. Auf dieſe Weiſe iſt nur eine oberflächliche Vervollkommnung möglich, bis endlich eine ſchreckliche Convulſion unter den Familien entſteht; dann wird man Gott, den allgemeinen Vater anrufen, daß er von der Wurzel aus reformire, denn niemand als Gott kann das menſchliche Geſchlecht ſchon hienieden „vollkommen“ machen. Dies wird dadurch geſchehen, daß die Juden zum Chriſtenthum zurückkehren und alle Menſchen eine Familie werden. Das wird Gott vollbringen und es wird nur ein Staat von „Gottes Gnaden“ auf dem ganzen Erdboden ſeyn.“ Dies iſt der Ideengang des Verf.; er läßt uns über verſchiedene Dinge im Dunkeln, wie z. B. wann „dieſe ſchreckliche Convulſion“ ausbricht, was aus unſern Staaten werden ſoll, wem die Weltregierung zu übertragen ſey ꝛc.

Miszellen.

Homer als Poſaunenengel.

Welcher von unſern frommen Leſern iſt wohl ſchon auf dieſen chriſtlichen Gedanken gekommen? Wer erwehet ſich eines kleinen Schauders dabei? Aber ein gar großer Mann, Homer's allerbeſter Freund, Joh. Heinr. Voß, hat ihn wirklich gedacht und ausgeſprochen. Seiner weltberühmten Ueberſetzung des Homer ſteht eine Zueignung an ſeinen Freund (?) Stollberg voran, worin folgendes erzählt wird. Der Jüngling Voß wandelt, ſeinen Homer in der Taſche, durch ein Kornfeld, demnächſt in ein grünes Gebüſch, an einen friſchen Quell. Er zieht das Buch hervor, die Sonne fällt blendend auf das weiße Papier. Der Glanz, der ohnehin da iſt, wird größer, immer größer, endlich ein Nimbus, und Vater Homer mit der Harfe wird darin ſichtbar. Er redet Laute des Himmels und ertheilt dem Jüngling die Weihe zu ſeiner berühmten Ueberſetzung, indem er ihn nicht wenig lobt. Da er inzwiſchen, wie er wohl weiß, einen orthodoxen Theologen vor ſich hat, ſo findet er nöthig, ſein Heidenthum zart zu entſchuldigen und verkündet ihm, daß er zwar auf Erden nur Götzen beſungen, jetzt aber im Chor der Seraphime und Cherubime an Jehova's Throne den ewigen Lobgeſang mitſinge, folgendergeſtalt:

Jetzt mit himmliſcher Harf' in dem Chor der Verklärteren ſing' ich
Gott, unſichtbar und hehr, um des Allerheiligſten Eingang.
Einſt mit irdiſcher Sait' vor noch unmündigen Völkern
Sang ich den ſichtbaren Gott im Heiligthume der Schöpfung.

Erklärung.

Der Ehrenrettung Lord Byron's in Nr. 24. unſerer Blätter (aus dem Dublin-Star) wird von einem engliſchen Blatte (dem Examiner) in ſo fern widerſprochen, daß, „nach der Verſicherung von des Dichters nächſten Freunden, derſelbe mit Miſtreß Mardyn nicht im geringſten bekannt geweſen, geſchweige denn mit ihr jemals in ſeinem Leben ein Wort verloren.“ Obwohl die Erzählung, wie wir ſie gegeben, Intereſſe und innere Wahrſcheinlichkeit hat, ſind wir doch nicht im Fall, zu entſcheiden, welches der beiden Blätter, der Dublin-Star oder der Examiner, mehr Thatſachen für ſeine Angabe haben möge.

Ex Biblioth

Europäiſche Blätter

oder

das Intereſſanteſte aus Literatur und Leben

für

die gebildete Leſewelt.

Erſter Jahrgang 1824.

Dritter Band
enthält das dritte Quartal N. 27 — 38.

Ad 2023

Zürich,
in der Geßneriſchen Buchhandlung.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vend. ex
Bibl. Vniv.
Berolin.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Inhalt
des
dritten Quartalbandes der europäiſchen Blätter.

(Alles unter Nro. I. — V. begriffene enthält größere Aufſätze, Kritiken ꝛc., das übrige kürzere Anzeigen, Notizen, Anſichten ꝛc.)

I. Reiſen.

Seite
1) Erinnerungen aus Aegypten = = 57, 81 und 249
2) Etwas über Tombuktu = = = 225

II. Schilderung von Ländern, Völkern, Städten und deren Leben.

3) Merkwürdige Höhle in Amerika = = 73
4) Ueber die Menſchenfreſſerei der Neuſeeländer = 95, 110
5) Einige Notizen über den Sittenzuſtand von Otaheiti 129
6) Nachtrag zu dem Aufſatz über die Menſchenfreſſerei d. Neuſeeländer 298

III. Hiſtoriſche Erinnerungen und Ueberſichten.

7) Die alten Kortes der Portugieſen = = 88
8) Gemälde aus dem Kriege zwiſchen Nordamerika und England in den Jahren 1812 — 1815 = = 153, 177 und 205
9) Die Sulioten = = = = 205
10) Die Hütte des Feldmarſchalls, Grafen von Münnich, in Sibirien 171
11) Die Wiedertäufer in Skt. Gallen = = 117

IV. Fortſchritte in Wiſſenſchaft und Bildung.

Seite
12) Benthams Unterrichtsſyſtem . . . 15, 41
13) Champollion's Auffindung des hieroglyphiſchen Syſtems der alten Aegypter 213

V. Schöne Kunſt und Literatur.

a. Gedichte.

14) Der Kölner Dom (eine Volksſage). . . 1
15) Gyſulafluh (eine Juraſpitze) . . . 105
16) Gemälde aus Torquato Taſſo's befreitem Jeruſalem. I. Die göttliche Botſchaft . . . 201
17) Grablied eines zarten Jünglings . . 281
18) Morgenſtändchen 282

b. Charakteriſtiken und Kritiken.

19) Gallerie der berühmteſten, deutſchen Dichter. IV. Herder 33
20) Einiges über die Kunſtausſtellung in Zürich . 4
21) Bilder aus der Schweiz von Heinrich Zſchokke 23 und 65
22) Andeutungen über die Kunſtkritik . . 28
23) Die Poeſie in der Schweiz . . 106 und 135
24) Paläophron und Neoterpe . . . 145
25) Auserleſene Gedichte von Louiſe Brachmann . 163
26) Schauſpiele des Grafen Auguſt von Platen . 187
27) Ludwig der Geſtrenge und Maria von Brabant 171 und 191
28) Schickſale deutſcher Literatur im Auslande. I. Göthes Wilhelm Meiſter in England 234
29) Das Geheimniß des Grabes von Dr. Georg Döring 238 und 266
30) Etwas über Kunſtkritik . . . 295

VI. Rezenſirende Anzeigen der neueſten Literatur.

1) Deutſche Literatur.

1) Müllner's vermiſchte Schriften . . 51
2) Franz I. König von Frankreich, von Auguſt Lebrecht Herrmann 75
3) Zwei Predigten von Dr. Schleiermacher . . 76
4) Erinnerungen an die Schlacht von Wimpfen . 102
5) Ueber die Einführung der neuen Militärkirchenagende 197

Seite
6) Paulus und Luther von einem Freien . . 223
7) Momus und Remus vom Prof. Krug . . 278
8) Teutſches Muſeum von Prof. Ernſt Münch . 300

2) Ausländiſche Literatur.

a) Engliſche.

9) Imaginary conversations of literary men and statesmen 53
10) Memoir of the life and character of the right hon. Edmund Burke 279

b) Italieniſche.

11) Giornale di scienze, letteratura ed arti per la Sicilia 18
12) Gesta Caroli Magni ad Carcassonam et Narbonam 77
13) Storia del lago di Como e principalmente della parte superiore etc. 127

c) Spaniſche.

14) Museo universal de ciencias y artes . . 198
15) Variedades o mensagero de Londres . . 199

d) Franzöſiſche.

16) Voyage dans une partie de la France; par Mr. le comte Orloff 31
17) L'art de se fair aimer de son mari par Eug. de Pradel 174

---

18) Literariſche Nachrichten aus Aegypten . . 102
19) Notizen zur Nordamerikaniſchen Literatur . 302

VII. Miszellen.

1) Preisfragen der Akademie della Crusca in Florenz 54
2) Jagd des Lebens 55
3) Geſchichte John Bull's . . . 56
4) Der ernſthafte König . . . 56
5) Nachtrag zu den Zauberformeln eines Diebes . 77
6) Ein Wort von Herder . . . 78

Seite
7) Ludwig XIV. und Fenelon . . . 79
8) Belohnte Treue eines Haremswächters . . 79
9) Liſt über Liſt zweier Griechen . . . 79
10) Romanenwärme und Lebenskälte . . 80
11) Geiſt, Spiel und Liebe . . . 80
12) Wer iſt der Filz, der Bauer oder der Pfaff? . 104
13) Traumdeutereien der jungen Griechinnen . 104
14) Themiſtocles ein Träumer . . . 128
15) Glück und Heldenmuth Napoleons . . 128
16) Delikateſſe engliſcher Frauenzimmer . . 152
17) Geburtstagslärmen 152
18) Der Staatsminiſter und der Pudel im Miſerere von Sarti 175
19) Der Bürgerrechtsbronnen bei Alnwick . . 176
20) Engliſche Herzöge und Lords auf St. Johann . 176
21) Gelehrte, Geiſtlichkeit und Adel . . 200
22) Gemeinheit und point d'honneur . . 200
23) Der Pietiſten Wirken nach der Ewigkeit . . 200
24) Sentimentale Unzufriedenheit mit der Naturordnung 224
25) Buchdruckerkorrektheit . . . 224
26) Rheiniſchweſtindiſche Kompagnie . . 248
27) Etwas über den Sittenzuſtand in Wien . 302
28) Nachtrag zu Burke's Leben . . . 303
29) Ausſprüche des Paracelſus . . . 303
30) Jüdiſche Doktorvortrefflichkeit ꝛc. ꝛc. . . 304

Der Kölner Dom.

Volksſage.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
bevor das Fundament verſchwindet,
Euch, Schwäher, rühm' ich's ins Geſicht:
ſoll mir ein Bach die Stadt begießen,
gefaßt im Marmelſteine ſchießen."
Nun höret, was der Andre ſpricht:

„Bevor ihr finden mögt die Quelle,
bevor ihr leiten mögt die Welle
die Straßen hin, in Stein gefaßt:
ſoll ſchon vollendet was ich baue,
ſoll ſchwimmen in des Himmels Blaue
des Domes Schiff mit Doppelmaſt.

Erſt dann, wie unter Moſis Stabe,
wird euch des reichſten Quelles Labe
entſpringen aus dem Münſterflur;
der Quell entſtrömet nur den Händen
ſo dieſen Gottesdom vollenden;
ihr kennt den Meiſter, hört den Schwur!" —

Auf ſeinem Steine ſteht der Meiſter,
die Seinen ruft er, ſtellt und weiſt er,
das Pergament in feſter Hand;
auf ſpringt der Erde Felſenkammer,
der Meiſel klingt, es tönt der Hammer,
lebendig wird das weite Land.

Er ſenkt das Kreuz im Grunde nieder:
als Säulenwald erſteht es wieder,
das lebenreiche Saamenkorn;
das Kleeblatt quillt aus ſeinem Schooſe,
die Lilie ſteigt, es flammt die Roſe
aus ſeinem unerſchöpften Born.

Die Säulenäſt' im Dach verwoben;
wie eine Bruſt im Schmerz gehoben,
gen Himmel athmend, ſteigt der Chor;
wie mit Geſang hinangeſchwungen,
wie im Gebet erſtarrte Zungen,
ſtehn tauſend Blumenthürm' empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
des Himmels lichtgemalte Räume,
die ew'ge Morgenröthe ſchon;
du darfſt die Königin der Frauen
im Seraphimenkranze ſchauen,
an ihrer Bruſt den großen Sohn. —

Derweil zergrämt der andre Meiſter,
vergebens forſchend, ſeine Geiſter,
die Stirne drückt der ſchwarze Wahn;
er pocht am Hügel, in den Tiefen,
Doch alle Nixen, Aelfe ſchliefen;
Drum hebe mit dem Höchſten an!

Und endlich ſprengt des Hauſes Jammer
des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh' hin, o Weib! ich beuge mich.“
Sie wirft, der Schweſter Knie umſchlingend,
in bleichem Gram die Hände ringend,
zu der Beglückten Füßen ſich:

„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen,
in ſeine höchſten, tiefſten Sorgen

hat dich der Meiſter eingeweiht;
ſein Name tönt im Pſalmenruhme,
er baut ihn auf im Heiligthume;
nun, Schweſter, übt Barmherzigkeit!"

Sie ſprach: „Mein Glück will Glück nur ſehen;
geſchehe mir, was mag geſchehen!
Heb', Schweſter, Knie und Augen hell:
Der Stein, auf dem er einſt geſtanden
Das Pergament in ſeinen Handen,
im Flur des Thurmes, deckt den Quell." —

Und kaum hat Jener Kund' empfangen,
ſo kömmt er ſtolz zum Dom gegangen:
„Heran! hier iſt der Zauberſtab!"
Er ſchwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
und jubelnd ſpringt die reiche Quelle
hervor aus ihrem Marmelgrab. —

Des Domes Meiſter naht im Grimme;
er ſingt mit feierlicher Stimme,
in ſeiner Hand das Pergament:
„Ich leg' euch, Thürm', in Zauberbande!
„hinunter Quell! verdürſt' im Sande!"
So ſang der Meiſter, und verſchwand. —

Erloſchen ſind des Himmels Kerzen,
es ſtarren, zwei gebrochne Herzen,
die Thürme noch vom Kölnerdom:
doch mögt ihr nachts geruhig lauſchen,
ſo hört ihr dumpf die Tiefe rauſchen
und Geiſter hadern in dem Strom.

Horſa.

Einiges über die Kunſtausſtellung in Zürich im Mai 1824.

(Beſchluß.)

Aus der Menge von Landſchaften, oder vielmehr aus den zur Staffage dienenden Menſchengruppen dazu, entwickelten ſich aber auch einige hiſtoriſche Gemälde, die von ländlichen Szenen anfingen, und zu Volksfeſten und Heldenſtücken einerſeits, andrerſeits aber zu Heiligengeſchichten und zu Heiligenbildern ſich erhoben. Die bedeutendſten, freilich auch faſt einzigen der letzten Reihe ſchienen mir zu ſeyn erſtlich: Die geiſtlichen Spenden von Rudolf Tanner von Richtenſchweil im Kanton Zürich. Hier war ſo viel Wahrheit im Ausdruck der einzelnen Geſichter, daß ich ſie alle für Portraits halten möchte. In der Mitte ſtehen zwei Kapuziner, von welchen der eine, ein etwas dickes Pfäfflein, mit ſegnender Gebährde zu einer Bauerfrau, die ihm ihr jüngſtes Kind entgegenhält, gewendet iſt. Von ihm mit einem Heiligenbild (Helgeli) beſchenkt, ſpringt ein kleiner Bub freudig auf den Vater zu, einen Bauer, der mit Schärfen der Senſe oder dergleichen beſchäftigt geweſen und im Vorgrunde links ſitzt. Auf ſeinem Geſicht iſt Freude über des Kindes ſeine und Dank gegen den Geber gemalt. Neben dem einen Kapuziner ſteht noch ein anderer. An ſeinen Knieen hinauf ſchmiegt ſich ein anderes Kind, welches demſelben ein halberwachſenes Mädchen, die eben mit dem Kinde beſchäftigt geweſen zu ſeyn ſcheint, gleichſam empfehlend zugeführt. Sie kniet, um den ſchwanken Beinen des Kleinen deſto ſchneller nachhelfen zu können. Mit wahrer Freude über das unſchuldige Kind, in welche ſich Wehmuth vielleicht nicht minder über ſein eignes, als über des Kindes künftiges Geſchick zu miſchen ſcheint, lächelt dieſer Mönch auf das Kind herab und reicht ihm ein Bildchen. Wenn Maler behaupten, ſie ſähen alles braun oder blau oder gelb oder grün, natürlich in die Gegenſtände hinein, ſo mag ich vielleicht vieles von dem Geſagten ins Bild hinein geſehn haben. Aber wenn das nicht oder wenn nicht ſehr ähnliches darin lag, ſo weiß ich freilich nicht, wozu es gemalt worden wäre. So viel iſt gewiß, daß der Eindruck, den es auf mich machte, ſehr geeignet war, mir den heiteren, ſegensreichen Troſt zu vergegenwärtigen, welchen proteſtantiſche, wie katholiſche Geiſtliche, wenn ſie rechte ſind, in die Häuſer und Hütten ihrer Gemeinden tragen können. Herr Rudolph Tanner, der einen ſolchen troſtreichen Moment einer Bauerfamilie dargeſtellt hat, ſcheint zu denen zu gehören, die alles etwas dunkel oder bräunlich ſehen. Ich wende mich ſogleich zum äußerſten Ende dieſer Gattung, zu der Verklärung Chriſti von Schwegler in Luzern. Es iſt der Augenblick gewählt, da Jeſus zum dritten Mal von ſeinen Jüngern gegangen iſt und das Gebet ſpricht: „Mein Vater iſt's möglich ꝛc., ſo geſchehe Dein Wille." Drei Jünger im Vorgrunde ſind in Schlaf geſunken und hinten ſteigt Judas mit den Häſchern den Hügel heran. Der Gegenſtand iſt allerdings ſchön, aber wie's uns ſchien, war Herr Schwegler ihm nicht gewachſen. Von einem Verſuch, Jakob's Traum zu malen, den Herr J. Lips von Urdorf gemacht und mit einem erklärenden Gedichte begleitet hatte, iſt nur in ſo fern zu reden, als er völlig mißglückt war. Jakob iſt mit dem Rücken, welcher nur mit der rechten Schulter an einen Stein ſtreift, geradezu an ein etwas zu lockeres Kiſſen von lauter Luft gelehnt. Drei altdeutſch ſteife Engelgeſtalten mit hölzernen Haaren, verzogenen, nicht verzückten Geſichtern, erkennt man nur an ihren Attributen als Glaube, Liebe und Hoffnung. Vielfache Bewunderung wurde einer Kopie zu Theil, welche Jungfrau Pfenninger von Zürich aus Paris geſchickt. Eine heilige Lucia nach Pietro di Cortona. Dieſe Kopie en miniature ſtand auf einem Tiſch mitten im Saal. Die heilige Luzia hält als Augenheilige einen Kelch, in welchem zwei Augen ſchwimmen, in der Rechten, ſie ſelbſt blickt gen Himmel. Da mir das Original unbekannt iſt, ſo weiß ich nicht, wem es zuzuſchreiben iſt, daß dieſe Augenheilige zwar fromme aber geiſtlos-matte Augen hatte; auch verſchwammen die Augenlieder zu unbeſtimmt in das Weiß des Augapfels; übrigens war das Bild mit weiblicher Emſigkeit und Zartheit gemalt.

Von der andern Reihe iſt mir aufgefallen eine ländliche Szene, die dem Maler G. Volmar in Bern angehören ſoll. Es ſitzt ein Senn im rechten Vordergrunde, der ſeine Milch nach angeſtrengter Arbeit genießen will; der Hund ſchnopert ihm an dem Milchgefäß, und eine junge Frau ſteht hinter demſelben, indem ſie ihm ein kleines Bübchen auf den Rücken ſetzen will. Die Frau iſt zwiſchen der vorſichtigen Haltung des Kindes und dem Anſchauen ihres Mannes getheilt, der faſt zu ermattet erſcheint und in welchem ſich zu viele Melancholie ausſpricht, als daß die Zufriedenheit mit ſeinem Loos, wie ärmlich es ſey, ausgedrückt werden konnte. Oder hatte vielleicht das Gemälde ſich nicht dieſe Aufgabe geſtellt? — Außerdem finde ich in meinem Gedächtniß nur noch eines einzigen Malers Produktionen, welche der Betrachtung, aber deſto längerer werth ſcheinen. Es ſind drei Gemälde von Ludwig Vogel in Oehl. Das erſte iſt ein Familiengemälde, worin er ſich mit ſeiner Frau und ſeinen Eltern abgemalt hat, wie ſie der Abend in ihrer Weinreblaube beim Thee vereinigt. Es iſt bekannt, mit welcher Liebe dieſer Künſtler alle ſeine Kompoſitionen arbeitet; ein Zeichen wahren Kunſtberufs, der dem Künſtler keine Ruhe läßt, bis er ſich auch im kleinſten genügt zu haben glaubt. An dieſem Bilde haben nun alle Gefühle mitgearbeitet, die uns in einem glücklichen Familienleben beſeligen. Daher iſt über das Ganze eine wahrhaft glänzende Heiterkeit ausgegoſſen. Von bei weitem allgemeinerem Intereſſe iſt der Gegenſtand des zweiten Gemäldes: das Steinſtoßen am Magdalenatage bei Maria zum Schnee auf dem Rigi. Ich war ſo glücklich, einſt dieſem Volksfeſte beizuwohnen, zu welchem Sennen und Bauern aus Schwyz, Luzern, Zug und andern benachbarten Orten ſich einfinden, um nach uralter Sitte in die Wette zu laufen, zu ſpringen und zu werfen. Der Künſtler hat den Zeitpunkt gewählt, in welchem eben die Stoß- (Wurf-) übungen vor ſich gehen. Auf einem höchſtens drei Spannen breiten und verhältnißmäßig hohen Bilde hatte Herr Vogel die unermeßliche Fülle von wenigſtens 150 Figuren ausgeſtreut. In der Mitte des Vorgrundes ſteht ein Senn, der ſo eben einen Stein geſtoßen hat. Er dreht einem den Rücken zu, und iſt wie von der Gewalt des Wurfs fortgeriſſen, vorn über gebeugt. Rechter Arm und Hand ſind noch in höchſter Anſtrengung ausgeſtreckt, der Kopf ſeitwärts über der rechten Achſel erhoben, ſo daß man das Profil ſieht. Die Anſtrengung iſt noch in allen Zügen wahrzunehmen; aber durch die Freude, mit welcher er dem über Erwarten gelungenen Wurf nachſtaunt, gemildert. Zugleich aber möchte er, wie Kegelſchieber oft mit Beindrehungen und Billardſpieler mit Queuewendungen ihrem Ball nachzuhelfen bemüht ſind, gleichfalls den Stein noch mit den Augen etwas höher treiben. Die ſchon auf des Stößers Angeſicht ſich eben regende Freude über den gelungenen Wurf kömmt zu völligem Ausbruch auf allen Angeſichtern der Zuſchauer, die rechts und links, wie's der Brauch iſt, eine Gaſſe bilden. Aller Blicke ſind auf den über aller Häuptern ſchwebenden, freilich etwas koloſſalen Stein gerichtet. Die Art aber, wie Herr Vogel nun die Freude über den Wurf, mit der Furcht, von ihm getroffen zu werden, und mit der Sorge, ſich davor in Acht zu nehmen, in Mienen und Gebährden der Zuſchauer zu paaren gewußt hat, zeigt von einer Meiſterſchaft, die anzuerkennen, ein jeder, der nicht von einſeitigem Vorurtheil oder gar von Scheelſucht oder Stumpfſinn regiert wird, ſich gezwungen ſieht. Die ganze Reihe links iſt halb im Zurückweichen, halb wieder im Vorprellen begriffen. Hände werden ſchützend vor's Geſicht gehalten, Füße eingezogen und doch wiederum Hüthe geſchwenkt. Ueberlaut äußert ſich in einigen die Freude, ſtill und prüfend in anderen; in noch anderen wenn ſie jünger ſind, fehlt nicht Wunſch und Hoffnung ähnliches leiſten zu können, oder, wenn ſie alt ſind, die Erinnerung, ähnliches geleiſtet zu haben. Die rechte Seite iſt weniger in Gefahr. Mit vollkommner Ruhe ſteht alſo ein Senn ſeine Pfeife rauchend und auf ſeinen Bergſtab geſtützt rechts, von dem Werfer nur durch zwey junge Burſchen getrennt. Der dem Werfer zunächſt ſtehende wendet einem gänzlich den Rücken, breit in Schultern und mit geſpreizten Beinen. Zwiſchen dieſem und dem Senn ſchreitet der zweyte junge Burſche vor, und indem er ſich den linken Hemdärmel aufſtreift, ſchaut er unter einen großen Strohhut hervor, über ſeine linke Achſel auf eine in den rechten Vorgrund geſtellte Kuh nieder. Er ſieht ſie darauf an, ob er ſie wohl durch einen glücklichen Wurf gewinnen möge; denn ſie iſt zum Preis beſtimmt, und daher, mit Blumen und bunten Bändern auf's reichſte geſchmückt, wird ſie von einem gar freundlichen Sennenknäblein geleitet. Rechts von ihr hebt eine Reihe Schwyzer- Luzerner- und Zuger-Mägdlein an. Auf aller Geſichter iſt bis zum Uebermuth geſteigerte Freude zu leſen. Die erſte iſt eine Schwyzerin, wie viele derſelben blond, und wie alle mit einer hahnenkammähnlichen Haube geziert. Wie ſchön dieſer ſonderbare Hauptſchmuck zu Geſicht ſtehen könne, iſt mir erſt vor dieſem Bilde klar geworden; in ſo leichtem Bogen ſchwang ſich derſelbe, wie der Roßſchweif an Athena's Helm, von der Stirn zum Nacken nieder. Ich hätte Unendliches zu beſchreiben, wenn ich von der verſchiedenen Nationalität, dem verſchiedenen Temperament, durch welche der Blonden und Brunetten Antheil, den ſie an der Burſchen Feſtſpiel nahmen, nüancirt war, reden wollte. Ich wende mich vielmehr von dieſem äußerſten Punkt des rechten Vor- und Mittelgrundes zu einem zweyten Burſchen, der, auf das rechte Bein geſtützt, das linke erhoben, indem er über der rechten Achſel einen Stein wuchtete, den Stoß zu vollführen im Begriff ſtand. Auf ihn waren ſchon die Blicke der ihm zunächſt Stehenden aus der linken Reihe geheftet, und es fehlte nicht die Aufmerkſamkeit zweyer Knäblein, die unter dem aufgehobenen Bein des Stoßers ſpielend ſaßen, und zu ihm empor lachten. So wie in dem erſten Stößer der Gipfel und die Auflöſung der Anſtrengung ausgedrückt war, ſo ſah man in dieſem das Zuſammendrängen aller Kraft, welche zu Vollführung eines tüchtigen Stoßes (Wurfes) nöthig iſt. Links von ihm ſtand etwas vorwärts ein Kapuziner des Kloſters zu Mariaſchnee, und ſah dem Spiel nachdenklich aber ohne lebhaften Antheil zu, und ſchien auf einen neben ihm ſtehenden Schützen zu horchen, der, die Augen dem Wettſpiel zugekehrt, dennoch in Gebährde und Miene dem Kapuziner zugewandt war. Zwiſchen dieſen beyden und dem, der ſo eben zum Wurf ausgeholt hatte, ſtanden etwas im Hintergrund ein Paar vornehme Reiſende; ob es Deutſche, Franzoſen oder Engländer waren, weiß ich nicht; genug, der eine von ihnen, ein alter Herr, kuckte aus einem gehörig abgelebten Stadt- und Stubengeſicht, mit einer Art von Verdutztheit, dieſer niegeahndeten Kraftübung durch ein Paar rieſenartige Brillenglasräder zu; — die neben ihm ſtehende jüngere Dame ſchien ſchon größerem Intereſſe dafür den Eingang zu ſich durch ihre Lorgnette verſtattet zu haben. Links über den Häuptern dieſer und des Kapuziners ſaßen unter der Vorhalle der Kloſterkirche Knaben und Mädchen, und ihre Aufmerkſamkeit war, ſo wie die der Vorderſten der linken Volksreihe mehr auf den Stoß, der kommen ſollte, als auf den ſchon erfolgten gerichtet. Am Ende der lebendigen Gaſſe ſtand ein Ordner und wehrte mit einem Stabe der naſeweiſen Jugend das Vorprellen. In den rechts und links ſtehenden Gaſthöfen waren alle Fenſter mit Zuſchauern angefüllt, und auf einer zwiſchen dem Gaſthofe links und der Kloſterkirche ausgebreiteten Matte ſaßen und ſtanden in verſchiedenen Gruppen, Weiber und Männer des Landes und Reiſende, indem ſie mehr oder weniger Theil an dem, was vorging, nahmen. So war alles in reichſte und glücklichſte Beziehung geſetzt, und lebte eben ſo für ſich, als für das ganze Feſt. Auch hier bewährte ſich Herrn Vogels glückliche Kombination, wodurch er jedem einzelnen und eben dadurch dem Ganzen eine ſo große Lebendigkeit einzuhauchen verſteht. Ich fand das Charakteriſtiſche in den Zügen jener Bergbewohner ſo treu aufgefaßt, daß ich die meiſten von den erkennbaren Leuten geſehen zu haben glaubte. Vielleicht waren auch wirklich einige Porträte darunter. Das dritte Bild von Herrn Vogel iſt zwar nur eine Skizze, aber ſie ſpannt Hoffnung und Erwartung auf baldige Ausführung im Großen. In der Mitte des Mittelgrundes ſteht Tell, ein ſtarker, mächtiger Mann, wie er im Etterlin beſchrieben iſt. In ein faltenreiches Gewand gekleidet, das bis zu den Knieen herniederreicht, ſteht er und weiſet, mit der Rechten den zweyten Pfeil dem Geßler entgegen ſtreckend, mit der Linken auf das Haupt ſeines im Vorgrunde zur Mutter zurückgekehrten Kindes. Der Augenblick iſt gewählt, wo Tell zu Geßlern ſpricht: „Wohlan Herr, wenn ihr die Wahrheit wiſſen wollt, hätt' ich mein liebes Kind verletzt, dieſer Pfeil wäre für Euch geweſen, und Euer hätt' ich wahrlich nicht gefehlt.“ Es iſt freilich ein höchſt bedeutender und darum ſchwierig darzuſtellender Augenblick. Trotz des Unausgeführten in der Skizze, glauben wir doch bemerkt zu haben, daß Herr Vogel in der Ausführung glücklich die Klippe umſchiffen werde, an welcher zu ſcheitern ſo leicht iſt, die nämlich, zu heftigen Affekt in Haltung und Gebährde Tell's zu bringen. Die Geſchichte oder Sage ſtellt uns den Tell ja als einen feſten, ſich ſelbſt vertrauenden, frommen, keineswegs aber unbeſonnenen oder übermüthigen Mann dar. Nur ein ſolcher konnte im Vertrauen auf Gott den Meiſterſchuß in den Apfel auf des Sohnes Haupt thun. Nach vollbrachter That mußte aber ſeine feſte Zuverſicht noch ſteigen; aber in ſo fern ſie in dem Vertrauen auf Gott ihre Wurzel hatte, konnte ſie durchaus nicht zu Uebermuth ausarten. Nicht Geſlers tückiſche Lebenszuſicherung (denn wer ſich, wie Tell, für unwitzig erklärt, iſt es nicht) ſondern ein Gefühl, daß er in Gottes Schutz ſtehe, verdrängte alle Furcht, und hob ihn ſo weit über Geßlern hinaus, daß er ſelbſt die Worte, „und one Zwifel ürer nit gefält wölt haben,“ mehr wie eine ernſte Warnung als wie eine höhnende Drohung geſprochen haben muß. Den Tell ſo feſt, ruhig, zuverſichtlich, gottvertrauend, nicht frech, übermüthig, leidenſchaftlich zu denken, hat für mich nicht bloß innere Wahrheit, ſondern ſtimmt auch mit Tſchudi's einfacher Erzählung, und mit Johann von Müllers Auffaſſung dieſes Bekenntniſſes ganz überein. Nimmt man ihn anders, ſo vermengt man ihn mit Schillers Tell [*]) und mit dem in der hohlen Gaſſe. Nichts von furchtbaren Blicken, wie Schiller will. Unerſchütterliche Feſtigkeit iſt's grade, die Geßlern am furchtbarſten erſcheinen muß. Hohn und Heftigkeit von Tell's Seite, da ſie zwecklos und unedel ſind, können Geßlern nur zu Rachſucht entflammen; aber die Ruhe Tell's muß ihm eiskalte Schauer im Gemüth erregen. Zwar ſcheint Herr Vogel den Tell nicht ganz ſo gefaßt zu haben; ähnlich aber, wenn ich mich nicht irre. Schon daß er ihn zwiſchen Geßlern mit ſeinem Gefolge und ſein Weib mit dem Sohn und übrigen Verwandten, jedoch dieſen näher geſtellt hat, ſcheint dafür zu ſprechen; nicht minder die freie, offene Stellung, in welcher nichts Geſpanntes liegt; und ſein Haupt war eben nur ſo weit zurückgebogen, als nöthig war, den zu Roß ſitzenden Geßler in's Auge zu faſſen. Tell ſcheint noch nicht ganz ausgeredet zu haben, und Geßler, überraſcht durch die Beſtätigung ſeiner Ahnung, ſchwebt zwiſchen Entſetzen und Wuth. Darum reißt er ſein Roß, auf welchem er links von Tell hält, rückwärts in die Zügel; darum weiſet er mit dem Zeigefinger der linken Hand, wie mit einer Fortſetzung des ihm von Tell vorgehaltenen Pfeiles auf ſein eigen Herz, als wollte er ſagen: „wirklich? mich?“ —; darum aber iſt auch zugleich an dem ſeitwärts zurückgeſtreckten, rechten Arm die Fauſt geballt, und neben jener Frage ſteht auf dem bleichen Angeſicht zu leſen, „das büßt du mir!“ Ueber das „wie“ iſt er noch unentſchieden. Noch möchte er den Tell mit Blicken durchbohren, die aus ſeinem auf die Bruſt geſenkten Angeſicht nicht ohne eine gewiſſe Scheu hervorblitzen. Dieſe Haltung des Kopfes iſt durchaus paſſend für den Augenblick, in welchem einer vor Furcht bebt, Wuth ſchäumt und Verrath brütet. Nur ſcheint mir in all' dieſes dennoch zu viel Affekt von Herrn Vogel gelegt zu ſeyn, um ſich Geßlern ganz als den raffinirten Böſewicht zu denken, als welcher er geſchichtlich erſcheint. Zu wenig Freude darüber, daß ihm der Tell nun dennoch Gelegenheit gebe, ihn zu fahen, glaubte ich in Geßler's Zügen zu bemerken. Die hätte ganz die Stellung gerechtfertigt, in welcher ein Lanzenknecht rechts neben Geßlern einherſchreitet, und auf den erſten Wink bereit iſt den Tell in Ketten zu legen. Dieſen Ausdruck hat Herr Vogel blos in die Stellung und Haltung zu legen gewußt, da keine Miene des Lanzenknechtes wahrzunehmen iſt. Sein ſcheinbares Raſſeln mit der Kette die er hält, leitet nothwendig den Blick auf den Tell zurück. Der deutet aber mit der linken Hand auf ſeines Sohnes Haupt, der mit dem Pfeil und Apfel in der Hand nur dieſen wahrzunehmen ſcheint, und ſeine kindiſche Freude darüber hat. Er will ihn der Mutter zeigen. Dieſe aber iſt auf die Kniee geſunken, drückt den Knaben an ihre Bruſt, indem ſie das Antlitz in freudigem Dank zum Himmel erhoben. Ueber ſie hingebeugt ſteht ein ſchönes ſchlankes Mädchen und ſieht, indem ſie die freudige Mutter umfaßt hält, mit Unruhe auf den Tell hin, als ahnde ſie das Unglück, welches dem Freimuth Tells folgen werde. Dieſe Gruppe iſt überaus ſchön, und muß in der größeren Ausführung noch ſchöner werden. Wie dieſes Mädchen über

---

[*]) Von dieſem wird bey Gelegenheit geredet werden müſſen, und dann auch eine weitläufigere Begründung des hier nur Angedeuteten erfolgen.

Mutter und Kind, ſo beugt ſich eine Lilie über eine blühende und knoſpende Roſe hin. Das ſind die Hauptfiguren. Den Hintergrund bilden viele andere. Links hinter Geßler halten Bertha und Rudenz, rechts von jenem ein Ritter, der Geßler's Falken auf der Fauſt hält, ſelbſt ein Falkengeſicht auf ſeinem Rumpf als eignes Antlitz tragend. Rechts hinter Tell ſteht der alte Walther Fürſt, mit angſtvollen und grollenden Blicken nach Geßlern hinſtarrend. Mehrere Männer ſchließen ſich ihm an, von denen einer der hinterſten die Hand zum Eide hebt. — So viel glaubte ich von dieſen beiden ausgezeichnetſten Produktionen ſagen zu müſſen, um denjenigen unter den Leſern, welche dieſelben zu ſehen nicht ſo glücklich geweſen ſind, einen einigermaaßen vollſtändigen Begriff von dem Sinn und Geiſt, in welchem Herr Vogel malt, zu geben. Voller Gedanken ſind ſeine hiſtoriſchen Bilder, und in der Kunſt, wie er gruppirt und die verſchiedenen Gruppirungen auf den Hauptpunkt zu konzentriren weiß, ſucht er gewiß ſeines Gleichen. Wie er in dieſer Kunſt glücklich iſt, ſo weiß er auch jede einzelne Figur vom Kopf bis zur Sohle in ihrem beſtimmten Charakter auszuprägen. Nur zu wahrer Freude findet man durchaus keine Allerweltsgeſichter, wie ſie eine gewiſſe klaſſiſche Einſeitigkeit, die nur ein Paar Normalgeſichter auf Löſchpapier nachzudrucken weiß, nicht minder, als das Studium unſerer Geſellſchaftsherren- und Damenphyſiognomieen, ſchockweiſe liefert. In dieſem nur zu preiſenden Streben nach Kraft, Charakter, Individualität, deſſen ſich Herr Vogel im Kampf gegen das Gegentheil gewiß ganz bewußt iſt, erſcheint es aber auch natürlich, daß hie und da die Abſichtlichkeit, nicht aber unbefangenes Kraftgefühl, aus ſeinen Geſtalten und Geſichtern hervorſieht. Als Michael Angelo Buonarotti alle ſeine Vorgänger in kühner Darſtellung der Muskulatur, des Gliederbau's und der verſchiedenen Gemüthsbewegungen übertreffen *wollte*, lieferte er jene Kompoſitionen, die als Studien von unendlichem Werth bleiben, aber nie als Kunſtwerke die Seele erheben und erfreuen. So iſt es mir vorgekommen, daß manche Geſtalten Vogels eher an eigentlicher Schnellkraft gewinnen würden, wenn ihre Glieder weniger, ich will nicht ſagen koloſſal, aber wenn ſie weniger voll wären. Die Kraft tritt zu ſehr an die Oberfläche, und manche Sehne und Flechſe würde, wenn ſie nicht blos gemalt wäre, überſpringen oder ſich überdehnen. Etwas in Urſprung und Erfolg dieſem Verwandtes zeigt ſich auf mehreren Geſichtern von Herrn Vogel. Es iſt wahr, er verſteht es, die ſprechendſten Geſichter zu malen, die den Gedanken, der die Seele der dargeſtellten Perſonen in dem Augenblick bewegt, unverhohlen ausſprechen. Aber ein jedes Geſicht, wie charakteriſtiſch es ſey, muß auch ſeine Vergangenheit und ſeine Zukunft in dem gegenwärtigen Augenblick behalten, und wie glücklich Herr Vogel auch hierin oft geweſen, ſo ſind mir dennoch häufig etwas zu ſehr fixirte Mienen und Blicke vorgekommen. So ſchienen mir die Lichtpunkte in den blauen Augen von Tell's Frau zu grell, ſo der Jungfrau und des alten Walther Fürſt Augen zu weit aufgethan und ſtier. Es ſah nicht mehr der Gedanke frei aus ihnen hervor, ſondern er war in ſie hineingebannt, daß er nicht mehr zurück zu können ſchien. Und doch giebt es eine Innerlichkeit des Blicks, die tiefer und wahrer die Gedanken ſpiegelt. Wenn das ſo eben Geſagte wie die Rüge eines Fehlers ausſieht, ſo iſt damit ſo wenig irgend ein Vorzug verkannt, daß ſie vielmehr aus der Anerkennung aller übrigen Vorzüge nothwendig folgt, und nicht mehr mit der Blindheit und Schwäche verwechſelt werden kann, die, wo ſie ungewöhnliches ſieht, vor wahrer Kraft und Energie zurückbebt, und nichts weiter, als Karrikatur, zu finden vermag. Soll ich nun noch etwas über den Pinſel Herrn Vogels ſagen, ſo bekenne ich, daß er, ſo viel ich davon verſtehe, fein und geübt erſcheint und daß er für Gemälde in größerem Maaßſtab von großem Effekt ſeyn würde. Vortheilhaft und leicht würde auch in ſolchen Gemälden die für die kleineren wohl etwas grelle Lebendigkeit, mit welcher die Farben aufgetragen ſind, ſich mildern. Ich glaube überhaupt, daß wie aus der Umarmung des Mars und der Venus die Harmonia, ſo werde auch aus noch längeren Umgange eines kräftigen Geiſtes, wie Herr Vogel, mit der Kunſt, die Anmuth und Milde, ſelbſt in Darſtellung der Kraft, hervorgehen. Oder wäre es nicht wahr, daß grade Herkules nur wahrhaft ſchön dargeſtellt werden kann, wenn er ruht?

Es ließe ſich noch manches anführen, was an Kupferſtichen, Steindrücken und ähnlichen Kunſtarbeiten vorhanden war, aber dieſe machen ſich ſelbſt, durch ihre weite Verbreitung, bekannt. Ich nenne darum nur die Porträts, welche der Bildhauer **Bodenmüller** aus Einſiedeln in Alabaſter und Gips geliefert hatte. Welches Porträt nur einem bekannten Mann angehörte, wurde auch ſogleich erkannt. Aehnlicher und doch wie's der Plaſtik anſteht, idealiſirt, habe ich des alten Peſtalozzi Bild noch nirgend gefunden, als in einem hier befindlichen Gipsabguß. Freunde und Verehrer Peſtalozzi's ſollten Herrn Bodenmüller beauftragen, den Vater der neuen Pädagogik in wenigſtens lebensgroßem Bruſtbild zu formen. Jedem Muſeum, jeder Bibliothek, müßte es eine erwünſchte Zierde ſeyn.

Wir haben vorſtehenden Aufſatz zu liefern kein Bedenken getragen, indem, was er will, wohl kaum zu verkennen iſt. Er will nichts, als ein ſubjektives Urtheil geben, wie es kurzer Aufenthalt in einem ſo reichen Bilderſaal erlaubt. Daher mag man ſich mit Recht wundern, manches Erwähnenswürdige unerwähnt zu finden und anderem unerwartete Aufmerkſamkeit geſchenkt zu ſehen. Aber der Berichterſtatter ſah nicht nach anerkannten Namen, ſondern nach Bildern, die ihm gefielen und ſuchte dann erſt die Namen dazu. Zu tadeln hätte er aber, wie er uns verſichert, noch unendlich viel gehabt und noch manches zu loben; aber er wäre nicht fertig geworden. Wer **Künſtlernamen** zu leſen begehrt, und manches, was unberührt geblieben iſt, den verweiſen wir auf Nr. 25 der Unterhaltungsblätter für Welt- und Menſchenkunde, und auf das, was das Morgenblatt über die Zürcheriſche Kunſtausſtellung zu referiren pflegt.

Bentham's Unterrichtsſyſtem.

Erziehung und Unterricht, ſobald ſie von einer eigenthümlichen Seite aufgefaßt werden, ſind Gegenſtände von immer neuem Intereſſe, ſo daß wir keiner Apologie wegen der Aufnahme vorſtehenden Aufſatzes bedürfen. Die Idee einer Nationalerziehung, welche Peſtalozzi und Fichte unter uns angeregt, ſcheint in England wirklich feſte Wurzeln zu faſſen. Dies gibt ſogleich den Maaßſtab an, nach welchem die neuen Erziehungs- und Unterrichtsgrundſätze bei den Britten beurtheilt werden müſſen. Der deutſche Leſer wird nicht geradezu Neues darin finden, denn ähnliche Ideen hat Peſtalozzi längſt ausgeſprochen; aber ſie erſcheinen mit Brittiſcher Eigenthümlichkeit und in ſo fern ſind ſie neu. Es iſt von keinem Winde die Rede, der gewöhnlich Syſtemen der Art voranzugehen pflegt; es iſt ein würdiges und großartiges Streben, das in den Beſten der Nation erwacht iſt, und hohe Anerkennung verdient, wenn wir auch die ausgeſprochenen Anſichten nicht immer theilen können. Um aber die Grenzen dieſer Blätter nicht zu überſchreiten, halten wir uns blos referirend und müſſen die nähere Prüfung der Sache, ſo wie ihre Nutzanwendung, dem geneigten Leſer überlaſſen.

Daß England das Land iſt, wo vor allen eine Nationalerziehung aufblühen kann, wird niemand läugnen, der die hohen Vorzüge deſſelben kennt und zu würdigen weiß, Preßfreiheit und eine eigenthümliche, freie Verfaſſung: die ewigen Bollwerke Brittiſcher Nationalität. Die Erſchütterungen des Kontinents berührten das Inſelreich nicht, und die von den Altvordern ererbten Inſtitutionen blieben unverſehrt im Sturme der Zeiten. Mit gerechtem Stolze blickt der Britte auf ſie, als ſein Werk. Das Schwert der Gewalt und Willkühr kann ſie nicht vernichten, nur das Licht, das aus dem Volke hervorbricht, kann veraltete Formen mit neuem Geiſte durchdringen und beleben.

Aber die Annahme eines neuen Unterrichtsſyſtems ſchien unmöglich, ehe Künſte und Wiſſenſchaften auf einen erträglichen Grad der Vollkommenheit gebracht waren und man beträchtliche Fortſchritte in der Philoſophie des menſchlichen Geiſtes gemacht hatte, weil ein ſolches Syſtem nur das Reſultat einer Verallgemeinerung aller geſammelten Kenntniſſe ſeyn konnte; oder eine Deduktion allgemeiner Prinzipien von beſondern Fakten und eine Anpaſſung dieſer Prinzipien auf die des menſchlichen Geiſtes. Betrachtet man jedoch die gegenwärtigen Fortſchritte in der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der Philoſophie des menſchlichen Geiſtes, ſo war die Einführung einer wiſſenſchaftlichen Unterrichtsmethode viel ſpäter, als man füglich hätte erwarten dürfen; allein das Bedürfniß wurde nicht ſo ſtark gefühlt, und man war noch nicht reif genug. Nun befriedigen die Schulen in England, wie ſie ſich ſeit undenklichen Zeiten bis auf unſere Tage erhalten haben, in keiner Hinſicht mehr; ſie gehören zu den Inſtitutionen, welche einer gänzlichen Reform bedürfen. Man fühlt allgemein, daß die Erziehung die Wunder noch nicht hervorgebracht hat, deren ſie fähig iſt. Seit Eduard, dem Bekenner, (er ſtarb 1065) war es Sitte, daß man ſeine Studien zu Weſtminſter begann und zu Oxford vollendete, und ſie beſtanden in nichts anderem, als in Erlernung der lateiniſchen und griechiſchen Sprache; was ſonſt noch gelehrt wurde, war unbedeutend, und blieb jenem Hauptzwecke untergeordnet. Ueberdieß war der Studienplan ausſchließlich auf jenen Schulen für die Bildung von Geiſtlichen berechnet. Für den Mittelſtand, der der alten Sprachen nicht bedarf, für die Beamten und höhern Stände war gar nicht geſorgt. Zu einer Zeit, wo die lateiniſche und griechiſche Sprache alle Kenntniſſe enthielt, welche die Beobachtung und Erfahrung der Menſchen ſchon aufgehäuſt, mochte der alte Unterrichtsplan ſein Gutes haben; aber nun enthalten jene Sprachen nicht den tauſendſten Theil der Bildung mehr, welche überliefert werden ſoll. Will man indeſſen denſelben noch in ſeiner Beſchränktheit und Unzulänglichkeit gelten laſſen, ſo iſt doch die Art, wie er ausgeführt wird, und die Lehrmethode im höchſten Grade elend, und unwürdig einer freien Nation und eines erleuchteten Zeitalters. Wir wollen, um dem Leſer nur eine kleine Anſchauung von dem wirklich erbärmlichen Schulzuſtande in England zu geben, einige Züge blos im allgemeinen herausheben, ohne uns in ein näheres Detail einzulaſſen, welches zu weit führen würde. So giebt man z. B. den Knaben, ehe ſie ein Wort latein verſtehn, eine lateiniſch geſchriebene Grammatik in die Hand, die ſo genannte Eton Grammar, welche man unter den vielen ſchlechten für die beſte hält. Nun zwingt man ſie, die Regeln alle auswendig zu lernen, und zwar in einer Sprache, die ihnen unbekannt iſt, und mit der ſie erſt vertraut werden ſollen. Die Menge der Regeln, deren jede die Kenntniß einer andern, der Wörter, ja der Sprache überhaupt vorausſetzt, iſt recht dazu geeignet, alle Luſt zu ertödten, den

Kopf zu verwirren; den aufkeimenden Genius gewaltſam nieder zu drücken, und allen freien Gebrauch des Verſtandes von vorne herein zu hemmen. Natürlich langweilt dies den brauſenden Knaben, er verfällt auf tauſend Thorheiten; daher denn die Schulzucht eben ſo erbärmlich iſt, als der Unterricht und die Strafen knechtiſch und barbariſch. Auch die Regeln der Addition, Multiplikation, Diviſion, die der Regel de Tri, der einfachen und Decimalbrüche muß der Schüler auswendig lernen, ehe er noch eine einzige arithmetiſche Operation vorgenommen hat; dies iſt nicht genug, auch die Euklidiſchen Elemente muß er im Griechiſchen auswendig lernen, noch ehe er die Sprache und die Sache ſelbſt verſteht. Um das Elend zu vollenden, werden die Schüler in Klaſſen zuſammengeworfen, ohne Rückſicht auf ihr Alter, Fähigkeiten und Fortſchritte. Die gleichen Aufgaben werden allen gegeben, und allen wird die gleiche Zeit zur Erlernung derſelben angewieſen. So wird der Talentvolle gewaltſam zurückgehalten, der Schwache verliert Arbeit und Zeit, der Unterricht iſt ihm von keinem Nutzen; denn er überſteigt ſeine Fähigkeiten. Man nimmt keine Rückſicht auf eine angemeſſene Stufenfolge im Unterricht. Was heute gelehrt wird, verſteht der Schüler oft gar nicht, weil er die nöthige Erklärung erſt in einer folgenden Stunde erhält, wo er bereits den Zuſammenhang verloren hat; und ſelten geſchieht es, daß er von einer Lektion wohl vorbereitet zur andern überginge.

Man muß ſich wundern, wie ein ſo elendes Syſtem des Unterrichts, das unerſchüttert den Stürmen der Jahrhunderte widerſtanden, einen ſo allgemeinen und unbeſchränkten Einfluß üben konnte bis auf unſere Tage. Aber es gehört auch zu den alten Inſtitutionen, welche die Britten von ihren Altvordern überkommen, und ſeine Glorie iſt bereits zu Ende. Es hat, gleich andern Tyranneien, die Verwünſchungen von Tauſenden erregt, weil es die ſchönſten Jahre der Jugend mit Bitterkeit erfüllte, und ſo oft die Blüthe des Genius geknickt hat. So mußte eine Sehnſucht nach Verbeſſerung der Erziehung und des Unterrichts erwachen, die um ſo unwiderſtehlicher wurde, weil die Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und Künſten einen ſo großen Vorſprung gewonnen. Auch ſind Verbeſſerungen im Unterrichtsweſen gemacht worden, welche für die Verbreitung der mannigfaltigſten Kenntniſſe weit wichtiger ſind, als alle Entdeckungen, welche ſeit der Erfindung des Alphabets ſelbſt ſtatt gefunden. Beym Volke, wie es auch ſeyn ſoll, begann das neue Unterrichtsſyſtem zuerſt, und verbreitete ſich mit ſo beiſpielloſer Schnelligkeit, daß man wohl ſchwerlich einen bewohnten Fleck in England antreffen möchte, wo es nicht bereits eingeführt wäre. Die Erfinder dieſes Syſtems ſind Bell und Lancaſter. Wer Peſtalozzi's Schriften mit Aufmerkſamkeit lieſet, wird finden, daß er die Grundzüge, welche jenem Syſtem eigen ſind, bereits angedeutet hat. Peſtalozzi wollte dem Volke helfen (ſein Herz und ſeine Liebe gehörten demſelben an) durch Vereinfachung der Unterrichtsmittel und eine überall paſſende Unterrichtsmethode. Der Hauptirrthum ſeines Lebens war bloß, daß er praktiſch ſeyn wollte, wodurch es denn geſchah, daß ſeine ungeheure Willenskraft, welche an Eigenſinn und Verzweiflung grenzte, an den ſchroffen Seiten des Lebens und der kraſſen Wirklichkeit brach. So verſchieden unter uns die Anſichten über die Bell- und Lancaſterſche Methode ſeyn mögen, ſo iſt doch ſo viel ausgemacht, daß es kein ſchnelleres und zweckmäßigeres Mittel gibt, die unentbehrlichſten Elementar-Kenntniſſe und Fertigkeiten unter die große Volksmaſſe zu bringen, als dieſes. Dafür hält es auch Peſtalozzi, und es kommt im Ganzen nur darauf an, daß die Unterrichtsmittel gehörig vorbereitet werden; dann fallen alle weitern Beſorgniſſe von ſelbſt weg. Um die wohlthätigen Wirkungen der Lancaſterſchen Schulen recht zu fühlen, denke man ſich in die neue Welt, wo Millionen Menſchen mit geringer Mühe und geringem Koſtenaufwand in die Elementar-Kenntniſſe eingeführt werden, welche der Anfang zu höherer Bildung ſind.

Dieſes neue Unterrichtsſyſtem (man erlaube uns dieſe Benennung) iſt in England vielfach veredelt und verbeſſert worden. Jedermann ſieht die guten Wirkungen, die es hervorbringt, und es wird noch allgemeiner werden. Wir wollen die Hauptgrundſätze dieſes Syſtems aufſtellen, weil ſie mit der Benthamſchen Anſicht in genauer Verbindung ſtehn, der auf dieſelben die Grundſätze des höhern Unterrichts baut.

Der erſte und weſentliche Grundſatz des neuen Unterrichtsſyſtems iſt, daß die Kinder einander ſelber lehren. Auch dies iſt einer der Lieblingsgedanken Peſtalozzi's. Allein dieſer Grundſatz, wie ſo manche andere wichtige Entdeckung, iſt nur die neue Anwendung einer alten Wahrheit; denn keine Maxime iſt älter als die: Was ein Menſch verſteht, kann er mittheilen, und der beſte Weg zu lernen iſt das Lehren. Damit die Schüler einander lehren können, iſt die Schule in Klaſſen abgetheilt. Dieſe Klaſſen beſtehen aus allen den Schülern, welche ungefähr von gleichem Alter und gleichen Fortſchritten ſind. Den Rang, welchen jeder Knabe in ſeiner Schule und in ſeiner Klaſſe einzunehmen hat, beſtimmen allein ſein Eifer und ſeine wirklichen Fortſchritte. Jede Klaſſe wird ferner in zwei Hälften abgeſondert, in Aufſeher und Zöglinge. So werden z. B. in einer Klaſſe von 24 Knaben, zwölf der beſten und wohl Unterrichteſten, auf die man ſich verlaſſen kann, zu Aufſehern der zwölf Schlechteſten gemacht, für deren Kenntniſſe, was die Lektionen betrifft, und für deren Aufführung in den Schulſtunden ſie verantwortlich ſind. Dieſe Einrichtung iſt oft von großer Wichtigkeit; ſie wird aber auch in höhern und fortgeſchrittenern Klaſſen zuweilen erlaſſen. Nie wird aber einer Klaſſe eine gewiſſe Zahl von Monitors erlaſſen. Dies iſt ein Hauptzug im Charakter des Syſtems, und einer ſeiner Hauptvortheile. Des Monitors Pflicht beſteht ausſchließlich darin, daß er über den Fleiß ſeiner Klaſſe wacht, und nachſieht, daß jeder ſeine Schuldigkeit thue; daß er die Aufſeher unterrichtet, wie ſie ihre Lektionen zu lernen haben, und ihnen an die Hand geht, wie ſie ihre Zöglinge unterrichten, und endlich, daß er die ganze Klaſſe abhört, wenn die Lektion ſo weit vorbereitet iſt. Der Monitor ſieht jeden Augenblick, wie jeder Knabe in ſeiner Klaſſe beſchäftigt iſt, und hört jedes Wort, das geſprochen wird. Herausgehoben aus der Klaſſe, die er unterrichtet, muß er das alles inne haben, was ihm nun zu lehren anvertraut wird; er muß ein wohl unterrichteter Knabe ſeyn, und ein Knabe von guten Sitten. Sein Amt iſt ein Beweis von beiden; nur durch Verdienſt wird es erworben. Die zu lernenden Lektionen ſind klar und einfach; eine jede Lektion enthält nur ein Paar Ideen, die in den klarſten Ausdrücken gegeben werden; nirgends greift man vor; jede Lektion bereitet die folgende vor. Die Lektionen ſind kurz, zu ihrer Erlernung werden zehn Minuten, und wenn es hoch geht, ein Viertelſtunde erfordert. Sobald ſie gelernt ſind, werden ſie aufgeſagt, ohne eine Minute Verzug. So werden drei, ſechs, oder auch zehn Lektionen, bisweilen in einer Stunde wiederhohlt, und man fährt mit der Wiederhohlung ſo lange fort, bis ſie der Schüler vollkommen inne hat. Man trägt große Sorge, daß kein Wort übergangen wird, welches ein Knabe in der Klaſſe nicht vollkommen verſtände, und daß keine neue Lektion begonnen wird, bevor die alte nicht vollſtändig gefaßt iſt. Um dieſes Hauptziel zu erreichen, wird keine Mühe geſpart, und der Hauptvorzug des Syſtems iſt der, daß jeder Fortſchritt ein wirklicher, und die erlangte Kenntniß, ſo weit ſie geht, vollkommen iſt.

Die Art, wie die Lektionen aufgeſagt werden, gleicht der, wie ſie gelernt werden. Jeder Knabe, der den Fehler eines andern verbeſſern kann, bekommt den Vorrang vor demſelben; wie nur der höchſte Platz in der Klaſſe nur durch die größte Aufmerkſamkeit erlangt werden kann, ſo kann er auch nur durch eine ſich gleich bleibende Wachſamkeit behauptet werden. Sobald eine Lektion aufgeſagt iſt, wird ſie in das Buch des Monitors eingetragen; die Summe von dieſen täglichen Lektionen und allen andern täglichen Arbeiten, wird mit den individuellen Fortſchritten jedes Schülers in ein Regiſter eingetragen. Dies ſind die Hauptgrundſätze des neuen Syſtems.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dies neue Unterrichtsſyſtem unberechenbare Vorzüge vor dem alten hat, welches wir oben nur in einigen Grundzügen bezeichnet haben. Wer ſich von der Erbärmlichkeit des letztern noch mehr überzeugen will, braucht nicht einmal nach England zu gehen; denn er findet Beiſpiele der Art viele in der katholiſchen Schweiz und auch anderswo. Erziehung und Unterricht ſind in unſern Tagen eben ſo dringende Bedürfniſſe des Volks, als die Religion ſelbſt; wir können ohne dieſelbe nicht beſtehn. Wenn nun Mittel geboten werden, die dieß Bedürfniß einer Nation auf eine vernünftige Weiſe befriedigen, wer wollte deßhalb mit voreiligem Tadel auftreten, auch wo er nach ſeiner individuellen Anſicht die aufgeſtellten Grundſätze nicht immer, oder doch nicht ganz billigen kann? Die nächſten Wirkungen dieſer Unterrichtsmethode ſcheinen uns folgende zu ſeyn: 1) daß die Aufmerkſamkeit der Knaben fixirt wird; 2) daß die mitgetheilten Kenntniſſe klar und beſtimmt ſind, welches zur Entwicklung der Geiſteskräfte nicht wenig beyträgt; 3) daß dem Schwachen die größtmögliche Nachhülfe gereicht, dem Talentvollen aber der größte Vortheil und Spielraum eingeräumt wird; 4) daß unendlich viel Zeit und viele Lehrer erſpart werden. Rouſſeau ſagt: Ein Menſch kann nicht mehr als einen Menſchen erziehen. In der Lancaſter'ſchen Schule unterrichtet ein Lehrer allein 1000 Knaben im Leſen, Schreiben und der Arithmetik mit weniger Mühe und demſelben Erfolge, mit welchen man ſonſt 20 oder 30 Knaben in gewöhnlichen Schulen unterrichtet. 5) Daß gerade ſo viel Nacheiferung in den Schülern erregt wird, als für den Zweck hinreichend iſt und nicht mehr. Es können keine Gefühle des Haſſes, des Neides u. ſ. w. aufkommen. Sie iſt das Reſultat von beſtimmten Schulgeſetzen; der Grundſatz wirkt ſtill, gleichförmig, unabläßig und mit unbeugſamer Gerechtigkeit. 6) Daß ſchlechter Aufführung, böſen Sitten vorgebeugt, folglich Beſtrafung unnöthig wird. Denn jeden Augenblick ſind die Schüler beſchäftiget unter des Monitors ſtrenger Wachſamkeit; ſie haben keine Gelegenheit zu Zerſtreuung und Knabenſtreichen. Der Grundſatz, dem Fehler oder Vergehn lieber zuvor zu kommen, als es zu beſtrafen, wird auf eine recht erbauende Weiſe ausgeführt. 7) Endlich, daß dem Knaben die höchſte Freude geboten wird Es iſt ein müßiges Ding, gegen die Unachtſamkeit der Knaben und ihren Widerwillen gegen den Unterricht zu deklamiren. Wiſſen gewährt dem menſchlichen Geiſte Vergnügen; das aus dem Sinnengenuſſe entſteht, iſt weder ſo reell, noch ſo lebhaft. Der muß ein ſchlechter Beobachter und ein ſchlechter Lehrer zugleich ſeyn, welcher, wenn er einem Knaben irgend einen intereſſanten Gegenſtand aus dem Umfang ſeiner Kenntniſſe klar und verſtändlich mitgetheilt hatte, ſein Auge nicht leuchten ſah, voll von wißbegierigem Enthuſiasmus, und nicht betroffen war von der tiefen, ängſtlichen und freudigen Aufmerkſamkeit, mit der er alle

Seelenkräfte anſpannte, um alles vollkommen und in allen Beziehungen in ſich aufzunehmen. Nur unverſtändliches Zeug, Worte ohne Sinn, oder was über ſeinen Horizont hinausgeht, ekelt mit Recht den Knaben an.

Ein Paar Ausnahmen abgerechnet, blieb dieſer Unterrichtsplan bisher blos auf Elementar-Kenntniſſe beſchränkt, als Leſen, Schreiben und Rechnen. Die gewonnenen Reſultate ſind vollkommen befriedigend, und Arbeit, Zeit und Geld wurden auf eine Weiſe, die alle Erwartung überſteigt, erſpart. Daß dieſer Plan mit gleichem Erfolge auf die höhern Zweige des Unterrichts, als: Sprachen, Künſte und Wiſſenſchaften angewendet werden könne, war die Ueberzeugung jedes Einſichtsvollen. Der Ruhm, auf der Grundlage dieſes Syſtems, einen Unterrichtsplan für die neue Schule (New School) zu entwerfen, war dem in ſo mancher Hinſicht ausgezeichneten Jeremias Bentham vorbehalten. Das Werk, das er darüber herausgegeben, zeigt den Mann von überlegener Geiſteskraft, Schärfe und Genauigkeit des Urtheils, Tiefe und Klarheit der Anſicht und Einſicht. Der Plan ſelbſt iſt weit angelegt, und darauf berechnet. in jeder Hinſicht tüchtige Bürger des Vaterlandes zu bilden. Er erſtreckt ſich über das ganze Feld des Wiſſens, weiſt jedem Zweige die gebührende Stellung nach ſeiner Wichtigkeit an, um die größtmögliche Summe von praktiſchen Vortheilen zu erlangen. Der Unterrichts-Entwurf iſt in zwei Tafeln, Chreſtomatiſche Unterrichtstafeln (chrestomatic instruction tables) genannt, dargelegt.

Die erſte Tafel zeigt die verſchiedenen Zweige des intellektuellen Unterrichts, die in den Geſammtkurs aufgenommen werden ſollen; die zweite enthält die Anwendung der Grundſätze des neuen Unterrichtsſyſtems auf die höhern Zweige des Wiſſens. Wir wollen nun einen kurzen, und mehr ſkizzirten, aber doch zuſammenhängenden Umriß von dem Unterrichtsgange geben, welchen Bentham in ſeinem Werke aufſtellt.

Die erſte Tafel zerfällt in 5 Kolumnen. Die erſte Kolumne ſtellt die Vortheile auf, welche aus dem intellektuellen Unterricht entſpringen; die zweite ſtellt die Gründe feſt, auf denen die Ordnung, in welcher die verſchiedenen Gegenſtände des Unterrichts am vortheilhafteſten gelehrt werden, beruht. Einmal von Seite des Geiſtes betrachtet, muß derſelbe reif ſeyn für den fraglichen Unterrichtsgegenſtand und die Lehrmethode, d. h. er muß für den fraglichen Gegenſtand ſo weit vorbereitet ſeyn, als dieſer mit dem geiſtigen Bedürfniß des Kindes in Zuſammenhang ſteht; ein zweiter Grund iſt das natürliche Wohlgefallen am Gegenſtande ſelbſt. Beim Aufdämmern des Verſtandes iſt ein Gegenſtand um ſo angenehmer, je mehr er ſich ausſchließlich den Sinnen darſtellt und vorzüglich dem Sinn des Geſichts und Gehörs; er dringt aber auch um ſo weniger zum Verſtand und erweckt die Uebung der Urtheilskraft. Daher denn die verſchiedenen ſinnlichen Formen, welche Natur und Kunſt bieten, in dieſer Periode das ſtärkſte Intereſſe erregen. Vögel und Thiere gehören unter die angenehmſten Gegenſtände, welche Kindern geboten werden können. Der Geiſt iſt alſo früher zum Aufnehmen von körperlichen, als unkörperlichen Begriffen vorbereitet. Die dritte und vierte Kolumne enthalten die Eintheilung des Unterrichtskurſes, welcher in zwei Stufen (stages) abgetheilt iſt. Die erſte dieſer Kolumnen beginnt mit der vorbereitenden oder Elementarſtufe, ſie begreift in ſich: Leſen, durch das Schreiben beigebracht, Schreiben und gemeine Arithmetik.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus der Schweiz

von Heinrich Zſchokke.

(Fortſetzung des Flüchtlings im Jura.)

Vielleicht haben unſere Leſer gefragt, warum wir mit der fünften Umarmung abgebrochen und nicht die ſechste noch haben erfolgen laſſen, damit man das halbe Dutzend voll gehabt hätte? Darauf erwidern wir: aus zwei Gründen; 1) Aus einem innern, weil wir die fünf Akte, welche keine Tragödie überſchreiten darf, beibehalten zu müſſen glaubten; 2) aber, aus dem freilich bloß äußeren, indeß um ſo nothwendigeren Grunde, weil die Geſchichte ſelbſt jenes tragiſche Geſetz anerkannt hat, und ihr Auszug folgender Geſtalt fortfährt:

Heraus getreten, finden ſie unſeren eben ſo intereſſanten, als verliebten Naturforſcher Onyx, der es übrigens gar nicht übel vermerkt, daß ſeine Geliebte mit einem jungen Manne aus einer einſamen Felſengrotte hervorkriecht; weil nämlich der Enthuſiaſt meynt, die jungen Leute ſeyen aus reinem, mineralogiſchen Entdeckungseifer unter die Erde gegangen. Denn in der Hütte befand ſich ein verſteinerter Fiſch, Onyx hatte ein Bohrloch gemacht und geſprengt; ſo löst ſich das Räthſel von dem Knall und und Knalleffekt, nämlich dem rauſchend ſchnarchenden Widerhall.

Vor dem Hauſe der Frau Bell, wohin Florian Hermione begleitet, trat die alte Morne zu ihnen, und überreichte, nach allerhand wunderlichen Redensarten und Grimaſſen, Hermione einen Brief von dem Stiefvater.

Aber der folgende Tag verwandelt Alles. — Georg brachte aus dem Bellſchen Hauſe die Nachricht, die Frauen ſeyen in einer unerklärbar verwirrten Stimmung, Hermione auf ihrem Zimmer verſchloſſen. Nach drei Tagen vergeblicher Verſuche löst Vater Staffard den Harrenden die Binde. Ein Liebhaber Hermione's, unterſtützt durch die Waffenbrüderſchaft ihres Stiefvaters, des Oberſten Despars, hatte ſich im Bellſchen Hauſe einquartirt; die Frauen befürchteten blutige Händel zwiſchen den Nebenbuhlern, und ſuchten daher das Zuſammentreffen beider zu hindern. Der Hauptmann (verſteht ſich) war kein anderer, als jener Lamargue, dem Florian jüngſt, wie bekannt, auf den Bauch, und nun, noch empfindlicher, auf den Fuß getreten. — Allein vom Profeſſor Onyx, der durch ſeine äußerſt naive Geſchwätzigkeit, und namentlich durch den (ſehr wunderbaren) Zufall, daß er den (ſeltſamen) Namen Florian nicht behalten kann, allen Leuten alles erzählt, was er von der Perſon Florian weiß, erfährt der Hauptmann den Aufenthalt des letzteren, und ſchickt ihm ſogleich eine Ausfoderung.

„Noch ſah man im Oſten nur ein blaſſes Licht, und die Sterne hingen noch wie ſtrahlende Kränze und Ketten am Himmel umher, als die beiden Freunde (Florian und Georg) ſchon auf dem Wege zur Halde waren.“ — Hierauf Friedensvorſchläge, die der Franzoſe mit pöbelhafter Grobheit und Schimpfwörtern, als da ſind: Meuchelmörder, ſignaliſirter Landſtreicher, Bandit, Burſche, Rebell, und mit brüllender Stimme abweiſt. Nach anderthalb Minuten (juſt) ſchlägt Florian dem Franzoſen den Degen aus der Fauſt, ſetzt ihm die Spitze auf die Bruſt; dann will er einſtecken, aber der Franzoſe läßt ſeinen Degen wieder holen und geht abermals, unter Scheltworten, auf den Gegner. Da aber verſetzt ihm Florian einen Stich zwiſchen Achſel und Hals; man verbindet ihn; da meynt der Franzoſe, der Landſtreicher u. ſ. w. ſey ein Mann von Ehre und Großmuth, und reicht ihm die Hand zum Freundſchaftsbunde, die der Bündtner acceptirt. Man bringt den Verwundeten zum Bellſchen Hauſe. Während die übrigen um denſelben bemüht ſind, zieht Hermione Florian auf ihr Zimmer. Hier eröffnet ſie ihm, ihr Stiefvater ſey, laut jenem Briefe, den die alte Morne ihr überbracht, vor drei Monaten todtgeſagt; — alle Beſchreibungen des Briefes paſſen ſo vortrefflich, daß Florian nicht zweifeln kann, derſelbe Obriſt, der in Bündten jener Greuelſzene pflichtvergeſſen und ſchändlicherweiſe nicht geſteuert, und Florian, wegen deſſen den Mißhandelten geleiſteten Hülfe, niederſtechen wollte, aber von dieſem zu Fall gebracht worden, ſey Hermione's geliebter Stiefvater. — Verzweiflungsſzene. — „Fräulein, Sie haben Recht; wir ſind — — geſchieden; (denn:) nie können Sie dem Mörder Ihres (Stief-) Vaters (1.) Hand und (2.) Herz geben; nie, wie ſchuldlos ich auch bin, würde ich den Muth haben, (1.) dieſe heilige Hand und (2.) dieſes heilige Herz zu fodern." — Hermione gebietet ihrem Geliebten ſchleunige Flucht, ewige Trennung. — Herzbrechendes Lebewohl. — „Da ſtürzten die erſten Thränen aus ſeinen Augen (die in dem Feentempel, verſteht ſich, abgerechnet.)" — Gänzlicher Abſchied, unter Kuß und Umhalſung. „Nun, es ſey, lebe wohl! nun iſt's ja zerriſſen, das Band; mein Herz iſt ja nun gebrochen. Ich führe noch ein Scheinleben, nun du nicht mehr mein Leben ſeyn darfſt. — Mit dieſen Worten riß ſie ſelbſt die Thür auf und drängte ihn von ſich." Er ging. Die Thüre flog ſchnatternd hinter ihm zu." Nach dieſem zärtlichen Abſchied findet es der Leſer gewiß ſehr wahrſcheinlich, daß Florian „ſich ſeiner ſelbſt kaum bewußt, ein Verzweifelnder, mit raſchen Schritten durch die Felder eilte." — Vorſtehendes hat der treffliche Verfaſſer mit ſeiner bekannten, anſtändigen Breite auf 297 Seiten behandelt. — Es folgt eine furchterregende Ueberſchrift: Die Rache und der Tod.

„Zurück, zurück, Sohn des Verderbens!“ Morne rief's; „ſie ſtand zwiſchen finſtern Tannen, keuchend, den Schweiß im Antlitz, mit heftig fliegendem Athem. Florian ſah Blut zu ſeinen Füßen.“ Es war der Ort, wo er ſich mit Lamargne geſchlagen. „Herr, keinen Schritt weiter! — Warum? — Man ſucht Sie. — Wer ſucht mich? — Die Rache und der Tod. — Deſto beſſer! ſchrie Florian, und ſchleuderte die Alte, die ihm den Weg vertreten und weiter reden wollte, ſo ungeſtüm auf die Seite, daß ſie zu Boden ſtürzte.“ — Er aber rannte nach Les Verrieres zu, wo ſein Wagen ſtand. Plötzlich Stimmen im Gebüſch. — Männer, mit Gepäck beladen — gehen grüßend an Florian vorüber. Dann Profeſſor Onyx und ein Offizier. — Der gute Onyx hat wieder ſeine naive Schwatzhaftigkeit hergeben müſſen und dem Offizier alles Wiſſenswürdige von dem Manne erzählt, deſſen Namen er partout nicht behalten kann. Der Offizier ſchickt ihn zu den Packträgern, denen er den Weg weiſen ſoll. — Natürlich iſt der Offizier jener Desparts, jetzt ohne rechten Arm; Florian und er erkennen einander; Florian berichtet Desparts alles Nöthige, auch ſein Verhältniß zu der Stieftochter, und wie er im Begriff ſtehe, auf deren Befehl in Verbannung zu gehen. — Florian imponirt dem Obriſten durch ſeine Unerſchrockenheit, Offenheit und Würde, dieſer erklärt ihn für einen Ehrenmann, und als ſolchen wolle er ihn behandeln. Er habe erſt die Abſicht gehabt, ihn zu verhaften, und, mittelſt des Statthalters, dem franzöſiſchen Kriegsgericht zu überantworten; denn er (der Ehrenmann nämlich) ſey — „einer der Meuchelmörder von Diſentis.“ — Auch über dieſen Punkt giebt ihm Florian genügenden Beſcheid. — Gleichwohl verlangt der Obriſt, er müſſe ſich mit ihm ſchießen. Florian will ſchlechterdings auf den Vater Hermiones nicht anſchlagen; der Obriſt erklärt den Ehrenmann für die heilloſeſte Memme. „Sie haben Recht, nach Ihren Begriffen Recht. Sie fodern Genugthuung für Ihren verlornen Arm.“ — Er bietet ihm an, ſich die Kugel durch den Kopf jagen zu laſſen. Der Obriſt tritt bei Seite, und ſieht — Blut. Auf die Frage, weſſen Blut dieß ſey, entgegnet Florian, es ſey das Blut ſeines Jugendfreundes Lamargne, der ihn zum Zweikampfe gezwungen, er liege verwundet im Bellſchen Hauſe. „Nun denn, Verdammter, ſo gilt es doppelte Rache.“ Florian, der den erſten Schuß hat, ſchießt abſichtlich in einen Tannengipfel; der edle Obriſt zielt dem Bündtner nach dem Kopfe, er hört die Kugel des Oberſten pfeifen. Zweiter Gang: es fliegt ein Rabe vorüber, Florian durchbohrt ihn, der Rabe ſtürzt vor dem Obriſt nieder. — Der edle Kriegsmann — durchbort Florians — Hut. Der Obriſt befiehlt einem Knecht, eine Feder des Raben zum Andenken auszuziehen; Florian iſt ſo artig, dem Braven ſolche ſelbſt zu adportiren; dieſer erklärt ihn auch für einen Braven. „Umarmen Sie mich (ſpricht der liebenswürdigſte Offizier), begleiten Sie mich zum Bellſchen Hauſe“ — — „Florian ſträubte ſich einige Zeit, änderte aber bald den Sinn, und gehorchte dem Obriſten.“ Ehe ſie ankommen, ſchließen ſie noch Freundſchaft, „der Obriſt drückt den jungen Mann kräftig an die Bruſt und küßt ihn.“ Das war die Rache und der Tod.

Rührend wonnevoll ſchmerzliche Wiederſehensſzene, wobei wir nur den guten, naiven Onyx bedauern. „Küße ihm den Brautkuß!“ kommandirte der Offizier ſeine Tochter zweimal. „Georg und Klaudine ſchlangen beide ihre Arme um die blöde Freundin und den blöden Freund (die wahrſcheinlich es nicht anzuſtellen wußten, wie man einen Kuß zu küſſen habe) und legten ſie an einander, Lippe an Lippe.“ Morne, das alte Weib, „ſteckte den grauen Kopf durch die halb offene Thür und muſterte mit ſchnell umherfliegenden Blicken die Gäſte am Tiſche. Dann nickte ſie freundlich und rief: Gott hat alles wohl gelöſet.“

Mit dieſen Worten des alten Weibes ſchließen wir unſere gewiß vortrefflich intereſſante Geſchichte.

(Kritik und Schluß folgt.)

Andeutungen über die Pflicht der Kunſtkritik und deren Einfluß auf den Geſchmack und die Literatur der Zeit.

Referent hatte ſeinen Auszug aus Zſchokke's „Flüchtling im Jura" einem Kenner mitgetheilt; dieſer brachte ihn, ſchmal lächelnd, die Arbeit zurück, und bemerkte dabei was folgt:

„Ich habe Ihren Aufſatz, ſo wie früher das ausgezogene Buch ſelbſt, geleſen, und bei erſterem, welches uns den Abriß jenes äſthetiſchen Kleinabdera's im Jura, mit dem kurzen Ende des Storchſchnabels gezeichnet, mittheilt, mich eben ſo ſehr lachend ergötzt, als an letzterem mit Aerger gelangweilt. In der That haben Sie dem weitſchweifigen Flüchtling einen weſentlichen Liebesdienſt erzeigt, indem Sie ihm den rechten Weg, den durch die Retorte nehmlich, gewieſen. Allein laſſen Sie es dabei bewenden! denn ein kritiſcher Fidibus würde den Geiſt des Komiſchen, den das Getränk im Brauen angenommen hat, verflüchtigen, ſo daß nur ein geſchmackloſes Flegma übrig bliebe. Der Verfaſſer des Flüchtlings hat ſich ſichtbar angeſtrengt, recht graziös unterhaltend und belehrend graziös, geiſtreich und erbaulich zu ſeyn; ich ſehe ihn vor mir, wie er ſtolzen Schritts und in ſich lächelnd, in ſüßer Ueberzeugung, daß er ſeine Sache trefflich gemacht, zur Preſſe ſchreitet, um den verborgenen Schatz mittelſt der ſchwarzen Kunſt zum Licht der Welt zu fördern; oder vielmehr, wie die Wiedertäufer, zu deſto mehriger Bekräftigung des Taufaktes, ihre Kinder zweimal zur Taufe bringen, zweimal ſeinen Geiſtesſohn zur Druckerei führt. Weil nun eine Schneiderfigur, wenn ſie mit dem Triumphatorſchritt aufmarſchirt, auf die Zuſchauer nothwendig eine komiſche Wirkung äußert, ſo dünkt es mich löblich, wenn Sie dem empfänglichen Publikum mit Ihrem Auszuge des Zſchokke'ſchen Romans ein derartig komiſches Vergnügen bereiten wollen, welches das Buch ſelbſt nicht in gleichem Maaße gewährt, weil die Maſſe des Langweiligen, Gemeinen und Widerlichen darin, zu dem, worüber man ſich erluſtigt, ungefähr im Verhältniß ſteht, wie Kies, Waſſer und Schlamm zu dem Goldſand eines Fluſſes. Dagegen, ernſthaft und gründlich darzuthun, daß Don-Quixotte, indem er auf dem hohen Pferd Zapfenhölzern reitet, das er für den Pegaſus hält, nicht im Stande ſeyn werde die Geſtirne zu überfliegen — das fände ich allerdings nutzlos. — Oder wollen Sie das Publikum belehren, daß dergleichen Lektüre, wie der Flüchtling, geſchmacklos ſey? Derjenige gerade, welcher einer ſolchen Belehrung bedarf, wird aus ihr ſo wenig Nutzen ziehen, als einer, der den Schnupfen hat, Geruch aus einer Roſe, und wenn man ihn auch mit dem Dorn kitzelte. Laſſen Sie den Geſunden die Roſe, wenn es auch nur eine Wind-, Klatſch- oder Eſſigroſe wäre, und den andern — ihren Schnupfen; dieſes gefahrloſe Uebel heilt kein Arzt, ſondern die Natur und kurze Zeit."

Ich war anfänglich ähnlicher Anſicht, erwiederte ich meinem Freunde; allein nur einen Augenblick. Die Kritik hat, ſtets unvermeidlich wie die Pädagogik, dieſelbe Aufgabe, wie dieſe; ſie ſoll einerſeits das Gemeine, Fade, Häßliche ausjäten und abhalten, anderſeits auf das Edle und Tiefe, vor allem auf das Schöne, d. h. das geſtaltete, zu Natur und Fleiſch gewordene, Wort Gottes, hinweiſen. Die Kritik ſoll, wenn es ihr ein wahrer Ernſt iſt, das äſthetiſche Prieſteramt bei dem geſammten Volke zu verwalten, vorzüglich jene gehaltloſe, übertünchte Flitterwaare, welche den Buchfabrikanten ohne Anſtrengung, reichlich und weichlich, wie Froſchlaiche, ab-, und den Leſern, wie Holländern ihr lauer, dünner, ſüßlicher Kaffee ſo glatt eingeht, ohne weiteres, kraft des kritiſchen Banns für Kontrebande erklären und gegen ſolche eine dreifache Douanenlinie um den Parnaß aufſtellen; der man ſo wenig zumuthen darf, nur Einem Schmuggeler durch die Finger zu ſehen, als der Schildwache beim Pulvermagazin, daß ſie Micheln, den Familienvater, daſelbſt ſeine gemüthliche Pfeife rauchen laſſe. Der Menſch, das bekannte Gewohnheitsthier, welches unter bedeutendem Einfluſſe des Thierkreiſes, namentlich des Waſſermanns und des Krebſes ſteht, gewöhnt ſich an nichts ſchwerer, als an Langeweile und Geiſtesanſtrengung, und an nichts leichter, als an geiſtesträge — Unterhaltung. Nur aus dieſem Thiernatur-Beſtandtheil des Menſchen iſt es erklärbar, daß Bücher wie unſer Flüchtling geleſen, und darum eben geſchrieben worden; denn dem Drange der eignen, höheren poetiſchen Natur zu gehorchen, darauf kommt es dem Buchfabrikanten gar nicht an, unter andern ſchon deshalb, weil er vor dergleichen äſthetiſchen Anfechtungen und Wehen durch ſeine abſolute Unfruchtbarkeit im Fache eigentlicher Kunſtprodukte geſichert iſt. Muſtern Sie doch einmal die Meßkataloge, mein Freund, und bemerken Sie, welcherlei Bücher reißenden Abſatz finden; während Geiſter, wie Jean Paul, Tiek, Novalis, kaum die Preßbengel in Bewegung ſetzen, und dem großen, hungrigen Leſepublikum nur nach gehaltner Alltagsmahlzeit bisweilen, und zwar in Geſtalt eines drückenden Alps, im Traum erſcheinen. Laſſen wir den Unfug der Geiſtloſigkeit, der wieder in gutem Zuge iſt, nur noch eine Weile fortgraſſiren, und wir werden im Kunſtgeſchmack bald ſo weit ſeyn, als die Chineſen, welche den Kindern die Füſſe ſchnüren, damit ſie, erwachſen, eben mit Kinderfußen einherſchwanken, während ſie blonde Haare und blaue Augen nicht einmal für häßlich, ſondern für — lächerlich halten. Ich kannte einen alten Mann, der mit einer lächerlichen Grimaſſe behaftet war: mitten im ernſthaften Geſpräch fing er oft an, mit den Trompetermuskeln und Naſenflugeln zu zucken und zu zwinkern, daß man ſich des Lachens nicht erwehren mogte. Auf die Frage, wie er dieſes Kabinetsſtück von Grimaſſe ſich zugeeignet, erzählte er mir gutmüthig: Ein Schulfreund von ihm habe ſich Kaninchen gehalten, und das, beſchriebene, Muskelſpiel dieſer Thiere ſo gründlich kopirt, daß er ſelbſt Original geworden. Mit Bedauern habe er bemerkt, wie die Caninchenfertigkeit immer tiefer in den Geſichtsmuskeln ſeines Freundes ſich eingeprägt; nach fruchtloſen mündlichen Demonſtrazionen aller Art, habe er dann ſeinem Freund, ſo oft er zu zwinkern angefangen, ſtillſchweigend regelmäßig entgegenkanikelt; bei dieſer ſtummen Kritik ſei er ſelbſt unvermerkt ſo ins Kanickeln hineingerathen, daß er nun, wie ſein verſtorbener Freund, als partieller Kanickel unter die Erde gehen müſſe.

„Ich gebe Ihnen recht, mein Freund, obgleich, ich geſtehe es, ich anfangs mit lächelndem Erſtaunen über Ihren kritiſchen Amtseifer Ihnen zuhörte. Allerdings ſoll die ächte Kritik nicht vornehm thun; es ſoll ihr genügen, um ihr Amt zu verwalten, daß ein Buch viel geleſen iſt, mag es ſonſt auch, wie man zu ſagen pflegt, unter aller Kritik ſeyn; ſie ſoll überhaupt mehr, als den Schriftſteller, und vor allem, ſtets das Volk im Auge haben, damit das Bedeutende und Schöne, wenn es auftritt, und einziehen will, bereitete Wege finde, und nicht, ſtatt über Fußteppiche und Maien zu wandeln, über Hohlwege und Schlagbäume ſtolpern, oder auf Düngerhügeln ſeine Kanzel aufſchlagen müſſe. Allerdings mag man ſich nicht allein denken, ſondern die Geſchichte der Literatur ſeit Sofokles und ſeinem waſſerharten Nachfolger, ja unſere eigene neue und neueſte Literaturgeſchichte hat es zum Ekel und gründlich bewieſen, daß Nationen, großentheils und ganz, ins Kanikeln hereingerathen können; und nicht minder gewiß iſt es, daß dieſe Grimaſſe ſich zum unwillkürlichen Muskelzug zu ſteigern vermag, wogegen dann keine Predigt, kein Spiegel, ſelbſt kein Gewaltmittel mehr fruchtet, weil man die Naſenflügel nicht wie Spatzenflügel ſtutzen, noch den Trompetermuskeln Bandagen anlegen kann. — Ich ſelbſt bemerke mit Schauder, daß ich, unvermerkt, ſchon eine Vorübung zum Kanikeln angeſtellt, indem ich den braven Flüchtling, unter abwechſelndem Aerger über die langweilige Trivialität und Lachen über deſſen Abſurdidäten, dennoch aus baarer Leſegewohnheit, ſo gut zu Ende geleſen, als Tieks wohlgeſtiefelten Kater. Alſo, mein lieber Waidmann, wenn Sie eine Kanikeljagd in Bereitſchaft haben, ſo laſſen Sie nur in die Jagdhörner ſtoßen! ich will Ihnen mit einem Büchſenranzen und en reserve mit einem Wildpretwagen nachfolgen; trarah!“

Ich las meinem bekehrten Freunde meine Kritik, die wir im folgenden Stücke unſerer Blätter mittheilen werden.

Literatur.

1) Franzöſiſche.

Voyage dans une partie de la France, par M. le comte Orloff, sénateur de Russie. Paris 1824. 3. Vols.

Der ruſſiſche Verf. beſchreibt in drei dicken Bänden ſeine Reiſe von Paris über Orleans, durch die lieblichen Gefilde der Loire nach Bordeaux, von da durch die Sandgegenden zwiſchen Bordeaux und Bayonne nach Bearn und in die Bäder von Barège. Von hier werden viele Abſtecher in die Thäler und auf die Höhen der Pyrenäen gemacht. Dann geht's über Bayonne, Toulouſe, Montalban, Fontainebleau wieder zurück nach Paris. Von allem Sehens- und Merkwürdigen giebt der Verf. ſeiner Kouſine, der Gräfin Stroganoff, Nachricht. Er bedient ſich alſo der Briefform, die wenigſtens bei Reiſebeſchreibungen das Gute hat, daß man die Gemüthsverfaſſung und Lagen deſſen genauer kennen lernen kann, der urtheilt und beſchreibt. Denn bekanntlich ſind die Reiſenden allerlei Uebelſtänden und Leiden ausgeſetzt; bald ſind ſie vom Bergſteigen ſchrecklich ermattet, bald werden ſie von der Sonnenglut, bald von Regen und ſchlechtem Wetter hart mitgenommen, bald iſt der Poſtillion ein Grobian, bald die Reiſegeſellſchaft fade und abgeſchmackt, und wenn man endlich im Gaſthauſe Ruhe und Bequemlichkeit erwartet, geht das Leiden erſt recht an. Da iſt die Suppe nicht recht, der Braten ungenießbar, der Wein ſauer, das Bett ſchlecht, die Rechnung fürchterlich, und ebendrein wird man noch von der ſpröden Kellnerin geſoppt. Der arme Leſer, der im Trockenen ſitzt, muß nun den Reiſenden durch das ganze Leidenregiſter, wie der Mond die Erde, begleiten, und allen Verdruß und Aerger mit ihm hinunterſchlucken, oder in Fluchen entladen. Wie viel auf den Reiſenden ankommt, ob er einem das Mitreiſen angenehm und lehrreich machen wolle, oder könne, fühlt niemand beſſer als der Leſer: denn eine ſolche briefliche Reiſebeſchreibung gehört mitunter auch unter den beliebten Artikel: „Dichtung und Wahrheit aus dem Leben.“ Bei vorliegender Reiſe durch drei, wie geſagt, dicke Bände, wird der Leſer wohl thun, wenn er ſich mit einigen Brocken aus Knigge's Umgang mit Menſchen verſieht; denn er hat eine hohe Perſon, einen weiſen, klugen, gewandten und ſehr unterrichteten Weltmann zu begleiten, und weil Vorſicht niemals ſchadet, mag er auch dieſe Tugend mit ſich auf den Weg nehmen. Der Verf., welcher in der ältern und neuern franzöſiſchen Geſchichte wohl erfahren iſt, weiß den Beſchreibungen von Gegenden und Städten dadurch Leben und Intereſſe zu geben, daß er überall, wo er nur kann, den hiſtoriſchen Faden anknüpft. Er thut dies aber, wie es einem Senator ziemt, mit großer Vor- und Umſicht; er bleibt immer innerhalb der Schranken einer attiſchen Feinheit und Urbanität, auch wo er tadelt und rügt. Mit noch größerer Klugheit ſpricht er von den Lebenden, als von den Todten, und ſpendet erſteren oft allzufreigebiges Lob. Auch der, welcher nun, nachdem er ganz Europa erſchüttert, auf einer kleinen Inſel des Weltmeers ſchläft, empfängt in dieſer Reiſe Würdigung, wobei man mit Schiller ausrufen möchte: Nur der Lebende hat Recht!

2) Italieniſche.

Giornale di scienze, letteratura ed arti per la Sicilia.

Dies Journal kommt ſeit dem April 1823 zu Palermo heraus. Es hat einen allgemeinen und auch einen mehr ſpeziellen Zweck. Die Herausgeber wollen die Sizilianer mit den Fortſchritten in den Künſten und Wiſſenſchaften der übrigen gebildeten Welt bekannt machen, vorzüglich aber auf die geiſtigen Erzeugniſſe des eigenen Vaterlandes hinweiſen. Sizilien ſcheint ſo abgeriſſen nicht nur vom übrigen Europa, ſondern von Italien ſelbſt, von welchem es einen Beſtandtheil ausmacht, daß es faſt außer aller literariſchen Verbindung ſteht. Es war daher ein verdienſtliches Unternehmen, nicht nur die übrige Welt über das, was in Sizilien geſchieht, zu belehren, ſondern den Eingebornen ſelbſt ein größeres Feld zur Erkenntniß und Nacheiferung zu eröffnen. Das ganze erſte Heft enthält eine Schilderung von dem Kulturzuſtande Siziliens vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts an, bis auf den heutigen Tag. Wir werden ſpäter im Fall ſeyn, das Intereſſanteſte aus dieſem Journal unſern Leſern mitzutheilen.

Druckfehler in Nummer 26.

S. 310 Z. 3 von unten iſt zu leſen: Linthkolonie
— 316 — 2 — — — — Burgtrümmer.

Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter in der neueren Zeit.

IV.

Herder.

Was die geprieſenen Meiſter, die Zauberer, göttlich gebildet;
Was, wie Geiſtergeſang, ſtöhnt' aus der Zelle des Mönchs;
Was die Gepanzerten fühlten im liebenden Lenz; was Naturſturm,
Gleich Windharfengetön, riß von der Lippe des Volks;
Was je Tiefes und Hohes die menſchlichen Seelen erſchüttert:
Fand in des Freundlichen Bruſt Raum und ein Echo zugleich.

H — a.

Es giebt eine gewiſſe Wärme im deutſchen Volkscharakter, aus der alle die Tugenden entſpringen, die uns vor andern Nationen eigen ſind, und die Fehler, die man uns vorzuwerfen das Recht hat.

Dieſe ſeltſame qualitas occulta pflegt man im gemeinen Leben das deutſche Herz zu nennen. Sie rief die Zauberwelt des romantiſchen Mittelalters hervor. Man hat an ihr noch in der Winterdürre der großen Aufklärungsperiode unter dem Namen des Kosmopolitismus ſich die Hände gewärmt. Sie iſt unſer Schutzengel von Geburt an, und führt uns auf die Bergeshöhe, die unſer enges Thal begrenzen, und zeigt uns ferne ſchöne Welten, und leiht uns ihre Flügel, den trunknen Bienenflug durch alle Blüthen unter dem Himmel zu fliegen. Vergeſſen wir darüber zu ſehr uns ſelbſt und unſre Heimath, ſo iſt es vielleicht nur ſcheinbar, denn eben in dieſer allſeitigen Liebe beſteht unſer eigenſtes Weſen, und unſre Heimath iſt nur da, wo unſre Liebe iſt.

Wir ſind mehr Menſchen, als Deutſche, oder Deutſche nur, indem wir Menſchen ſind. Wenn andre Nationen Eigendünkel und Haß getrennt, verbinden wir uns einer jeglichen durch jene Liebe. Andere ſuchen das unähnliche, trennende, wir das ähnliche, bindende auf. Das iſt das menſchliche überhaupt. Die Deutſchen behaupten das Weſen der Menſchheit, wenn andere Nationen nur Nationen ſeyn wollen. Dieſen Zug unſers Weſens hat man Kosmopolitismus genannt. Herder giebt ihm den noch ſchicklichern Namen Humanität.

Unter allen Deutſchen hat Herder in ſeinem Weſen, Leben und Wirken dieſe Humanität am reinſten ausgeſprochen. Er hat uns, was erſt als unmittelbares Gefühl inſtinktartig gewirkt, zum Bewußtſeyn gebracht. Sein Wahlſpruch Humanität war das richtige Wort für das innerſte Prinzip ſeines Lebens und des Charakterzugs unſers Volks, den ſein Leben repräſentirte. Wie aber dieſer Charakterzug den Deutſchen ausſchließlich eigen iſt, ſo ſteht auch Herder einzig und unerreicht von andern Nationen da. Andre Völker mögen in ihrer Weiſe einen Klopſtock, Leſſing, Wieland geboren haben, einen Herder giebt es nur für uns Deutſche.

Die Humanität hat nothwendig zwei oberſte Richtungen. Die eine führt in die Höhe; ſie ſucht das Ideal, das Ziel im Wahren, Schönen und Guten, denn nur in dieſem Ideal oder in dem Streben darnach iſt das einige Band um die Menſchheit geſchlungen. Die andere Richtung führt in die Weite; ſie ſucht überall, in der Tiefe der Menſchenbruſt, in der Natur, in der Geſchichte, bei allen Nationen jenes Ideal und verbindet durch daſſelbe alles Getrennte.

Herders Genius nahm beide Richtungen vollkommen in ſich auf. Er war aber eben deshalb nicht blos Dichter; er war Menſch im reinſten Sinn, Bürger, Philoſoph und Dichter. Die Poeſie im engern Sinn galt ihm nicht blos als einem produktiven Dichter, er ſuchte ſie auch bei allen andern Nationen auf und vermittelte ſie dem Bedürfniß ſeiner Landsleute. Dabei galt ihm auf gleiche Weiſe die Philoſophie und das praktiſche Leben, und er war ein Bekenner des Wahren und Guten, wie des Schönen. Wer aber in dieſer Harmonie die höchſten Ideale für die höchſten Aeußerungen der menſchlichen Seele als eine Gottheit in dreifacher Erſcheinung verehrt, ihnen die Flammen ſeines Herzens auf einem Altar lodern läßt, deſſen ganzes Weſen muß von Poeſie durchdrungen, muß ſelbſt Poeſie ſeyn. Eine ſolche Vereinigung iſt nur im poetiſchen Gemüthe möglich. Der Urquell aller dieſer Richtungen und Beſtrebungen, der Urquell einer ſo allumfaſſenden Sehnſucht und Liebe iſt nur das Herz. Wie in ihrem innerſten Lebensprinzip für ſich, ſo in ihrer Erſcheinung für andere iſt ſie poetiſch. Eine ſolche Harmonie des Höchſten in einem menſchlichen Gemüth, ein ſo harmoniſch vollendeter Menſch iſt das Schönſte, das die Natur hervorbringen kann, und wirkt auf uns mit der ganzen Gewalt der poetiſchen Erſcheinung. Darum hat Jean Paul, Herders innigſter Verehrer, den kurzen und treffenden Ausſpruch gethan: er war mehr ein Gedicht, als ein Dichter.

Die große Wirkung, die Herders Schriften auf die Deutſchen gemacht, wird ſeinem Genius im Ganzen verdankt, nicht einzelnen dichteriſchen Schöpfungen.

Was Herder mit dem Ausdruck Humanität als das Ziel ſeines ganzen Strebens ſich bezeichnet, war die Blüthenkrone alles Menſchlichen, das Ideale, Reine, Edle, Schöne, zu dem alle Zeiten und Völker, alle Inſtitute führen ſollen, für deſſen Erreichung die Menſchheit zu leben, das ihren Fortſchritt zu bedingen ſcheint. Er ſah in der Welt ein organiſches Ganze, eine Pflanze, die in ihrer fortſchreitenden Entwickelung jene Blüthe des Edeln und Schönen tragen ſoll. Entwickelung, Evolution war ihm das Weſen der Welt, kein Stillſtand, kein Zwieſpalt ohne höhere Bindung. In dieſer Anſchauung eines lebendigen Werdens der Welt, ihres Wachsthums, ihrer Veredlung, ging ſeine Philoſophie der von Schelling voran, die eben durch dieſe Anerkennung der Evolution ihren Vorzug errungen.

Er ſah alle Individuen und Völker nur als die Materie, alle Lebenskreiſe und Inſtitutionen nur als die Form an, in welcher jene Evolution verwirklicht wird. Er verband ſie durch dieſelbe alle in einem Geiſt und Leben. Seine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit zeigen uns ſeinen Genius im weiteſten Umfang und umfaſſen der Anlage nach alle ſeine Umſichten und Richtungen. Aber die Ausführung konnte dieſem Plane nicht genügen. Keine Form wäre derſelben gewachſen geweſen. Er fühlte dies wohl, bezeichnete das Fragmentariſche im Titel, und überließ es dem richtigen Takt der Mit- und Nachwelt, alle ſeine übrigen Schriften als Anhänge oder fortgeſetzte Fragmente dieſes großen Werks anzuerkennen.

Er begann ſein großes Gemälde von der Entwickelung der Welt mit der Darſtellung der phyſiſchen Welt als eines Werdenden. Wir dürfen nicht verkennen, daß er dadurch eine höchſt poetiſche Wirkung auf ſein Zeitalter hervorgebracht, und nicht minder die Wiſſenſchaft, wenigſtens ihre Methodik bereichert. Ein großes lebendiges Gemälde der Natur, das auch dem Profanen verſtändlich und eindringlich geweſen wäre, fehlte den Deutſchen bisher. Die umfaſſende Anſicht des Ganzen, das Entwickeln des Schönen im Einzelnen verſchwiſtert ſich hier zum glänzendſten Effekt. Wenn andere das All der Natur uns als ein mechaniſches Räderwerk kalt konſtruirt, hauchte er ihm ein organiſches Leben ein und weckte das warme Gefühl dafür in jeder Bruſt. Wenn andere die einzelnen Erſcheinungen der Natur wohl numerirt und klaſſifizirt und hintereinander an den Fingern abgezählt, ließ er ſie alle als Glieder eines Organismus erſcheinen und hob jede durch ihre natürliche Stellung. Der Stein erſchien nicht in der Baumwolle des Mineralienkabinets, ſondern im lebendigen Schooß der Erde, da er gewachſen; die Pflanze nicht welk im Herbarium, ſondern friſch auf der Wieſe, am Bergeshang noch an der feuchten Wurzel mit dem Erdgeruch; das Thier nicht ausgeſtopft oder im Käfig, ſondern in der Freiheit des Waldes und des Feldes, der Luft und der Gewäſſer; das Auge nicht im Ringe, ſondern im ſchönen Angeſicht; der Menſch nicht in der Einſamkeit des Studirzimmers, ſondern wie Adam unter den Kreaturen der erſten Schöpfungstage, wie Cäſar unter Menſchen, wie Chriſtus im Himmel.

Ueber der Natur erhaben, aber nur wie die Blüthe über dem Stengel und von dem gleichen Leben durchdrungen, erſchien ihm die ſittliche Welt. Daſſelbe Werden und Entwickeln, nur auf höherer Stufe, galt ihm auch in dieſer höhern Natur, und er ſprach die große Anſicht aus, daß das Leben des einzelnen

Menſchen und das Leben der ganzen Menſchheit gleichen Geſetzen der Evolution unterworfen ſey. Er ſtellte eine Vernunft der Menſchheit der Vernunft des Menſchen an die Seite. Jene von einer ewigen Vorſehung im Völkerleben unmittelbar gelenkt, dieſe dem Menſchen als göttliches Erbtheil mitgegeben und nur Ausfluß der höchſten einen Weltvernunft, ſtreben beide in einander wirkend zu dem höchſten Ziele der Veredlung des menſchlichen Geſchlechts, der Verſchönerung des menſchlichen Lebens. Dahin blühen alle Kräfte der Menſchheit aus. Von dieſem erhabnen Sinne geleitet forſchte Herder in den Tiefen der menſchlichen Seele, verfolgte er die Entwickelung des Privatlebens, der Sitten, der Erziehung, der Staaten, der Religionen, der Wiſſenſchaften und Künſte, die Geſchichte der Inſtitutionen, der Völker und der ganzen Menſchheit, und zeigte überall die gleiche Richtung, das eine Lebensprinzip. Alles Einzelne galt ihm nur als Glied des Ganzen. Seine zahlreichen fragmentariſchen Schriften beſchäftigen ſich immer mehr, die Verbindung der einzelnen Erſcheinungen im menſchlichen Leben zu zeigen, als ihre Beſonderheit.

Unter die Schriften, worin er das allgemeine menſchliche ohne Rückſicht auf beſondere Völker zum Gegenſtande ſeiner Betrachtung macht, zeichnet ſich außer den Ideen hauptſächlich die Metakritik für Philoſophie, die Kalliope für Aeſthetik aus. Engere Kreiſe ziehn ſich die Schriften über die Bibel, über Politik, Erziehung und Sitte, womit ſich vorzüglich ſeine zahlreichen kleinern Aufſätze und Fragmente beſchäftigen. In der Adraſtea hat er, ein Kind ſeiner Zeit, ſich gedrungen gefühlt, der neuen Geſchichte eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. Alle dieſe Werke zeichnen ſich, wie durch die tiefe Wahrheit und Reinheit der unmittelbaren Anſchauung, ſo vorzüglich dadurch aus, daß ſie nie etwas Vereinzeltes ſind, nie ein unbefriedigtes Gefühl übrig laſſen, ſondern ſich ſtets auf ſeine große harmoniſche Weltanſchauung beziehen, und uns im Einzelnen das Ganze erblicken laſſen, ſo wie ſie vereint erſt das Ganze bilden.

Herders erhabener Genius blieb aber nicht dabei ſtehn, die Entwickelung der Seelenkräfte, wie ſie in den einzelnen Menſchen liegen, bis zu der Vollendung der Blüthe zu verfolgen, zu der ſie dieſe Einzelnen bringen können. Er erkannte vielmehr, daß eine noch höhere Entwickelung in der Verſchiedenheit der Naturen, ſo der Völker, ſo der Individuen, erreicht wird. Hierin ſchien ihm die höchſte und letzte Form zu liegen, welcher der Entwickelungsgang der Menſchheit ſich unterwirft, und darum war die Würdigung derſelben auch die Krone ſeines Syſtems. In der Nationalität erkannte Herder die Wiege einer noch höhern Ausbildung, als ſie den Menſchen an ſich zu erreichen möglich wäre, die Wiege der höchſten aber war ihm die Verſchiedenheit der menſchlichen Natur. Wie er die ſittliche Welt der Menſchen über die Natur ſtellte, ſo das gebildete humane Volk über das rohe, ſo den Genius über den Gemeinen. Dieſe höchſte Anſicht ſtand ihm aber in innigſter Verbindung mit ſeinem ganzen Syſtem, und er entwickelte den Geiſt der Völker nur in ſeiner Bedeutung für den Geiſt der Menſchheit und der Welt, und den Geiſt großer Genien nur in der Beziehung wieder auf jene alle.

Dieſer letzten Anſicht verdanken wir ſeine vorzüglichſten Schriften und das vorzüglichſte in allen. Mit einer Wärme, wie ſie nur den Deutſchen möglich iſt, wie ſein Beiſpiel ſie den Deutſchen zum bewußten Willen und Geſetz gemacht, drang er in das beſondere Weſen wie der deutſchen, ſo jeder fremden Nation und ihrer Genien ein, und zeigte, wie in ihnen die duftigſten Blüthen jedes Edlen und Schönen hervorgebrochen. Aus allen dieſen Blüthen windet er dem Genius der Menſchheit den heiligen Kranz, und verdient, daß wir in ihm den würdigſten Prieſter deſſelben verehren. Fern von jeder Eitelkeit, der deutſchen Nation eine beſondere Ehre zuzuwenden, gewährte er ihr unbewußt die größte, daß ihr Geiſt in ſeinem Geiſte einer ſolchen unparteiiſchen Humanität fähig geworden. Wenn er in ſeinen Ideen und in andern Schriften zerſtreut den Geiſt der Nationen, wie er in ihrer Geſchichte und in ihren Inſtitutionen erſchienen iſt, immer in Bezug auf die Entwickelung zum Edlen und Schönen, zur Humanität, dargeſtellt hat, ſo ſchien es ſeinem richtigen Takt doch eine beſondere Würdigung zu verdienen, dieſen Geiſt in der Poeſie der Völker zu beſchwören. Daher ſammelte er die Stimmen der Völker, eins ſeiner trefflichſten Werke, darin er die ſchönſten und eigenthümlichſten Volksgeſänge aus allen Weltgegegenden her in ein großes Liederbuch der Menſchheit vereinigte. Der große Sinn dieſer Zuſammenſtellung und wieder die reiche Mannigfaltigkeit und wunderbare Schönheit des Einzelnen verfehlten ihre Wirkung nicht. Seitdem ward der Poeſie ſelbſt an und für ſich und in ihrer Beziehung auf das Völkerleben eine höhere Bedeutung zuerkannt oder an ihr erkannt, aus ihr entwickelt. Seitdem iſt ein lebendiger Verkehr der lebenden Geiſter mit den hingeſchiedenen durch die ganze Erde angeſponnen worden. Zu allen Nationen, in alle Zeiten iſt man hinabgeſtiegen, und hat die verborgenen Schätze gehoben, die Herder mit Flammen bezeichnet. Aus dem fernen Indien, Perſien, Arabien, Paläſtina, aus dem finniſchen und ſlaviſchen Norden, aus Skandinavien, Schottland, England, aus Spanien, ſelbſt aus der neuen Welt hat man auf Herders Wink das Gold der Dichtkunſt zu einem großen ewig fortwuchernden Hort in der deutſchen Literatur zuſammengehäuft. Während die Zwerge emſig geſammelt und geordnet, ſind, dem Helden Sifrit gleich, rieſenhafte Genien hervorgegangen aus dem Volk und haben des Hortes ſich mit den Zwergen bemeiſtert. Unſre größten Dichter folgten unmittelbar auf Herder, entzündeten an ſeinem Genius ihre Flammen, und wurden größer, weil er groß geweſen. Die Nationen und deren Poeſie, welchen Herders vielſeitiges Streben eine vorzügliche Muße ſchenkte, waren die Griechen, Inder und Juden. Wenn Wieland bei den erſtern die Grazie hervorhob, ſo er die Humanität, die höchſte Blüthe ihres Weſens, darin ſie für das Alterthum noch höher ſtanden, als wir Deutſche gegenwärtig für unſre Zeit, wenn auch dieſe ſelbſt eine weit höhere iſt. Das Harmoniſche, Schöne, Menſchliche in dem ganzen Leben ihrer Kunſt, Sitte und Geſchichte hat er zuerſt den Deutſchen würdig enthüllt. Indien wies er uns als das ferne bunte heilige Wunderland, der Menſchheit Wiege. Er zerriß den Schleier, der die Menſchheit von ihrem Jugendlande trennt, und die goldne Ausſicht iſt uns offen geblieben, immer heller aufgeklärt worden. Durch die Würdigung der Hebräiſchen Poeſie aber tilgte Herder das oft mißbrauchte Vorurtheil gegen die Juden aus und ließ uns aus der Diſtel eine prachtvolle Feuerblume aufblühn.

Die eignen Dichtungen Herders ſchließen ſich meiſt an fremde an. Seine unübertrefflichen Fabeln, Parabeln, Lehrgedichte, Sinngedichte, ſind theils den morgenländiſchen Dichtern und der griechiſchen Anthologie entlehnt, theils entfalten ſie den urſprünglichen Genius derſelben nur zu einer höhern Blüthe der Humanität. Sie ſind alle voll Geiſt, voll Poeſie, voll Liebe und Weisheit, und man vergißt, wenn man ſie lieſet, nach dem Autor zu fragen. Sie ſind Herders Eigenthum, wenn ſie das Eigenthum der Menſchheit ſind. Sein epiſcher Genius hatte für das Dramatiſche wenig Neigung und Talent. Seine kleinen Schauſpiele und Dialogen zeichnen ſich nicht durch dieſe Form, nur durch den Geiſt der Humanität aus, den er nie verleugnete. Höchſt bewunderungswürdig aber iſt ſeine Ueberſetzung des Cid, wodurch er nicht nur die ſpaniſche Poeſie bei uns heimiſch gemacht, ſondern auch ſpätern Dichtern ein Muſter der poetiſchen Sprache geworden. Warm, klar, treu und kühn ſpricht uns ein Auge an aus dieſen wunderbar ſchönen Verſen.

Die Sprache Herders iſt überhaupt von der ganzen Wärme ſeines Herzens durchdrungen. Ueberall ſcheint er den Leſer als einen Geliebten zu betrachten, den zu belehren, zu rühren und zu beglücken ſein Ziel und ſein Dank ſey. Man vergißt, wie klar und gewählt ſeine Worte ſind, über dem Intereſſe ihres Inhalts, über der Liebe, mit der er ſie zu uns ſpricht. Wie ihm ſelbſt jeder Gegenſtand ſeiner Betrachtung gleich intereſſant iſt, ſo weiß er ihn auch eben ſo intereſſant darzuſtellen. Die Harmonie ſeiner ganzen Weltanſchauung ſpricht ſich auch in der Harmonie ſeiner Darſtellung aus. Den humanen Geiſt, den er lehrt, ſtört er durch keine inhumane Weiſe des Vortrags, erhebt ihn vielmehr durch die milde, wohlwollende Sprache. Er redet oft in Bildern, immer glücklich und treffend. Dem Genius, der in der Sinnenwelt den Geiſt erkannte, konnte die poetiſche Sprache nicht fremd ſeyn, die den Geiſt mit dem ſinnlichen Bilde bekleidet.

Aus dieſer Erſcheinung Herders wird erſt die der auf ihn folgenden großen Dichter recht begriffen werden können. Der Einfluß, den ſein Genius auf die ganze Nation geübt, wird in der Erſcheinung dieſer Dichter am deutlichſten beurkundet.

Bentham's Unterrichtsſyſtem.

(Beſchluß.)

Stufe I. Sie handelt von der Naturgeſchichte. Dieſe umfaßt: 1) Mineralogie. Sie ſoll auf dieſer frühen Stufe blos durch Vorweiſen der Figur, Farbe und anderer ſinnlichen Eigenſchaften gelehrt werden, ohne Bezug auf Urſachen und Wirkungen; 2) Botanik, wird gelehrt wie Mineralogie, ohne Beziehung auf Urſachen und Wirkungen. 3) Zoologie, wird gelehrt wie oben. Zum Unterricht in dieſen Fächern wird erfordert, daß die Körper in natura, in Modellen, und auch lebend vorgewieſen werden. 4) Geographie; ſie umfaßt nur den gewöhnlichen oder rein geographiſchen Theil; welcher die Thatſachen und Erſcheinungen lehrt, die aus der Verbindung der Erde mit Sonne, Mond und andern Theilen des Univerſums entſtehen, wird auf eine künftige Stufe verſpart. 5) Geometrie; nur die Definitionen werden gelehrt, und Linien, Kreiſe u. ſ. w. durch körperliche Gegenſtände veranſchaulichet. Die eigentlichen geometriſchen Demonſtrationen u. ſ. f. werden auf eine andere Stufe verſpart. 6) Hiſtoriſche Chronologie; die Geſchichte wird von dem einfachſten Standpunkt aus betrachtet, ſie ſoll hier nur die Hauptereigniſſe, welche ſich zugetragen haben, andeuten mit kurzen Worten ohne weitere Bemerkungen oder Charakteriſtiken. Dies Geripp der Weltgeſchichte wird dann erſt ſpäter mit Fleiſch und Blut bekleidet. Die Uebungen in der hiſtoriſchen Chronologie werden durch Tafeln, Karten und Denkverſe erleichtert. 7) Biographiſche Chronologie, wird auf dieſelbe Weiſe betrieben, wie die hiſtoriſche. 8) Angemeſſenes Zeichnen; das iſt: Das Zeichnen muß einerſeits dem Zuſtande der körperlichen Fertigkeiten und den erlangten Fortſchritten, andrerſeits der beſondern Natur des Kunſtzweiges und der Wiſſenſchaft, auf die es angewandt wird, entſprechend ſeyn. Die erſten rohen Verſuche im Zeichnen können nicht zu früh Statt finden und das Schreiben iſt nur eine beſondere Anwendung davon. Die Mineralogie mit den rechtlienichten Winkeln, welche die Kriſtalle bieten, die Umriſſe einiger Gegenſtände aus der Botanik, die Zoologie und Geometrie insbeſondere liefern Formen, die ſich leichter auf Sand oder

Schiefer ausführen laſſen, als die, welche durch das Schreiben unter dem Namen von Buchſtaben und Wörtern zum Vorſchein kommen. Die verſchiedenen Zweige der Naturgeſchichte, welche dieſe Stufe umfaßt, geben den Stoff, welchen der jugendliche Geiſt in den folgenden Stufen weiter zu verarbeiten hat. Der Geiſt der Kinder muß mit dieſen Gegenſtänden, die unter dem einfachſten Geſichtspunkt aufgeſtellt ſind, vollkommen vertraut werden, damit er keine Schwierigkeit bei ſeinen weitern Beſtrebungen antreffe.

II. Stufe. Die zweite Stufe beſchäftigt ſich mit der natürlichen Philoſophie (natural philosophy) und umfaßt: 1) Mechanik, 2) Chemie; 3) Gegenſtände, welche der Mechanik und Chemie gemein ſind.

1) Mechanik im beſchränkteren Sinne des Wortes, wo es im allgemeinen zur Bezeichnung mechaniſcher Kräfte gebraucht wird. Solche ſind: der Hebel, das Rad, das ſich um eine beſtimmte Axe dreht, das Rollrad, die Schraube, der Keil u. ſ. f. Ferner werden unter dieſe Rubrik noch gerechnet: Die Schwerkraft, Kohäſionskraft, Elektrizität, Anziehung und Abſtoßung, ſo fern ſie mitbegriffen ſind im Magnetismus, in der Elektrizität, im Galvanismus. 2) Hydroſtatik. Dahin gehören die Mittel, die man anwendet, um die ſpeziviſche Schwere der Körper zu beſtimmen, auf gleiche Weiſe die Pumpen und Mühlenwerke, und überhaupt alle Konſtruktionen, welche dem Druck des Waſſers zu widerſtehn beſtimmt ſind, als: Schiffe, Dämme, Werften u. ſ. w. 3) Hydraulik; Iſt eine Modifikation der Hydroſtatik und umfaßt die mechaniſchen Eigenſchaften der Flüſſigkeiten, wenn ſie in feſte Kanäle von einer beſtimmten Form eingeſchloſſen werden. Dahin gehören z. B. die Pumpen, und die Kunſt der Waſſerleitung im allgemeinen nach Gegenden, wo keines iſt. 4) Mechaniſche Pneumatik. Dahin gehören die mechaniſchen Eigenſchaften, welche im allgemeinen die Theile der Materie beſitzen, die in einem luft- oder gasartigen Zuſtand ſind, und insbeſondere ihr Gewicht, ihre Elaſtizität, und jener Druck auf allen Seiten, der aus einer Art Kompromiß zwiſchen dieſen feindlichen Kräften entſpringt. Auf ſolchen Prinzipien ruht z. B. die Windmühle, die Kunſt, Schiffe zu bauen und zu leiten, in

ſo fern Segel gebaut werden, und die Erbauung von Dampfmaſchinen vermöge des Strebens deſſelben Körpers, nämlich des Waſſers, aus dem flüßigen in den Gaszuſtand, und umgekehrt, aus dem Gaszuſtand in den flüßigen überzugehn. 5) Akuſtik. 6) Optik. II. Chemie; ſie ſchließt in ſich chemiſche Pneumatik. 7) mineraliſche Chemie. 8) vegetabiliſche Chemie. 9) animaliſche Chemie: das iſt, die Chemie in ihrer Anwendung auf dieſe drei verſchiedenen Körperklaſſen betrachtet. Im Verlauf des Unterrichts, der in der Chemie gegeben wird, wie ſie auf die Gegenſtände des Mineral-, Pflanzen- und Thierreiches angewandt wird, bietet ſich oft Gelegenheit dar, das, was darüber in der erſten Stufe vorgekommen iſt, wieder zu beleben und in's Gedächtniß zurück zu rufen. 10) Meteorologie. III. Gegenſtände, die der Chemie und Mechanik vereint angehören. 11) Magnetismus. 12) Elektrizität. 13) Galvanismus. 14) Baliſtik (Wurfkunſt.) 15) Geographie, fortgeſetzt. In der erſten Stufe war der geographiſche Unterricht mehr auf Topographie beſchränkt und Ländereintheilung, da man dann mit ſeinem Vaterlande beginnt. Nun wird derſelbe Grund wieder betreten; mit der Entwickelung der Fähigkeiten wird der Unterricht immer ausführlicher. Man fügt auch die Statiſtik bei. 16) Geometrie. 17) Hiſtoriſche Chronologie, fortgeſetzt. Das Geripp wird allmälig bekleidet, Kriege, Verfaſſungen u. ſ. w. werden erzählt. Auch die Archäologie oder Kenntniß der Alterthümer tritt hinzu. 18) Biographiſche Chronologie. 19) Angemeſſenes Zeichnen, fortgeſetzt. 20) Grammatiſche Uebungen im Engliſchen, Lateiniſchen, Griechiſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen und zwar in Verbindung. Das Ziel, wornach man bei dieſen Uebungen ſtrebt, iſt: den Schüler mit dem Bau der Sprachen im Allgemeinen, und ſeiner Mutterſprache im Beſondern bekannt zu machen; ihm den größten Theil der Ausdrücke aus fremden Sprachen, welche in die ſeinige übergegangen, zu erläutern; ihm den Weg zu den verſchiedenen Zweigen der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo leicht als möglich dadurch zu machen; eine weſentliche Grundlage zur nähern Kenntniß der verſchiedenen fremden Sprachen zu legen, die in dieſem Schema begriffen ſind, und deren Beſitz dem Schüler in reiferen Jahren nothwendig oder wünſchenswerth ſeyn möchte.

Die Uebungen zur Erläuterung der gramatiſchen Regeln werden aus ausgewählten Stücken der Geſchichte und Biographie genommen.

III. Stufe. Auf dieſer Stufe wird das in den beiden vorhergehenden bereits Erlernte wiederhohlt und auf die Bedürfniſſe des gemeinen Lebens angewandt und dem wirklichen Leben ſelbſt immer näher gebracht. Sie umfaßt: 1) Bergbau. Es wird nur ein allgemeiner Ueberblick gegeben, wie dieſe Kunſt geübt wird. 2) Geognoſie oder Geologie, enthält die Kenntniß, wie die Materie, welche den Grundſtoff der Erde bildet, iſt vertheilt worden. 3) Feldbeſchauung und Feldmeſſung. Die Geometrie fand ſchon auf der zweiten Stufe in ihrer Anwendung auf die Mechanik eine praktiſche Seite: bei der Anwendung auf der Feldmeßkunſt findet ſie die zweite. 4) Architektur. 5) Landwirthſchaft und Gartenkunſt. Hier findet die Anwendung deſſen ſtatt, was über Mineralien und Vegetabilien auf der Stufe I. und über vegetabiliſche Chemie auf Stufe II. gelernt worden; ingleichen der Architektur, in ſo fern ſie die Anlegung von Scheuern, Abzügen und andern Bauten betrifft, und der Wirthſchaftskunde, ſo fern ſie Geräthſchaften betrifft, die beim Landbau gebraucht werden oder mit Vortheil gebraucht werden könnten. 6) Phyſikaliſche Oekonomie; das iſt, die Mechanik und Chemie in ihrer Anwendung auf die Hauswirthſchaft und den gemeinen Lebensgebrauch. Aus der Mechanik und vorzüglich der Chemie wird ein allumfaſſender Vorrath von praktiſch nützlichen Lehren abgeleitet. Dieſe Kunſt hat zum Zweck: größtmögliche Vermehrung leiblicher Bequemlichkeiten (comforts) in allen Geſtalten, größtmögliche Verminderung leiblicher Unbequemlichkeiten in allen Geſtalten; Verminderung von Arbeit und Koſten, die auf dieſe beiden Endziele verwendet werden. 7) Geographie. 8) Geometrie. 9) Geſchichte. 10) Biographie. 11) Angemeſſenes Zeichnen. 12) Grammatiſche Uebungen, wie oben fortgeſetzt.

Stufe IV. Hygiantik oder Hygiaſtik; das iſt: die Kunſt, die Geſundheit zu erhalten ſowohl, als wieder herzuſtellen. Die Künſte und Wiſſenſchaften, welche dahin ſchlagen, ſollen hier nur in ſo weit gelehrt werden, als ſie den Schüler in den Stand ſetzen, ſich gegen Krankheit und Tod zu wahren, die er ſich durch Erhitzung, Erkältung, Feuchtigkeit und durch übergroßes Arbeiten und körperliche Anſtrengung zuziehen könnte; ferner, was er zu thun habe, um Halbertrunkene wieder ins Leben zu bringen u. ſ. w. Außerdem wird auf dieſer Stufe gelehrt: Geographie, Geometrie, Geſchichte, Biographie, angemeſſenes Zeichnen, Sprachübungen.

Stufe V. Sie umfaßt die Mathematik: 1) Geometrie mit Demonſtrationen. 2) Arithmetik, die höhern Zweige. 3) Algebra. 4) Aſtronomiſche Geographie. Dahin gehören unter andern auch die Eintheilungen auf der Erdoberfläche, nämlich: die Eintheilungen in Klimate, die Längen- und Breitengrade, der Einfluß des Mondes auf Ebbe und Flut u. ſ. w. 5) Aſtronomiſche Chronologie; dahin gehören die Eintheilungen der Zeit. Ferner wird auf dieſer Stufe fortgeſetzt: 6) Geſchichte. 7) Biographie. 8) Angemeſſenes Zeichnen. 9) Sprachübungen. 10) Technologie oder Künſte und Manufakturen im allgemeinen. Dabei lehrt man die Schüler die Mittel kennen, durch welche Künſte und Manufakturen betrieben und gefördert werden. 11) Buchhaltung im allgemeinen. 12) Kaufmänniſche Buchhaltung.

Dies iſt der Unterrichtsgang, welchen Bentham für die Neue Schule vorſchlägt; die Mannigfaltigkeit und der Umfang der Gegenſtände mögen wohl manchen auf den erſten Anblick zurückſchrecken, zumal wenn man bedenkt, daß dieſelben nach den Grundſätzen des Lankaſter'ſchen Syſtems gelehrt werden ſollen. Unterſucht man dieſe Grundſätze, ſo ſieht man keinen Grund, warum die Gegenſtände nicht ſollten nach dem neuen Syſteme gelehrt werden können, da ſich ja nirgends ein Widerſpruch in der Natur der Gegenſtände mit der Unterrichtsmethode findet. Die Kenntniß derſelben iſt, ſo weit ſie ſich erſtreckt, eine wirkliche und beſtimmte, iſt alſo immer leicht mittheilbar. Die Gegenſtände ſelbſt ſprechen den menſchlichen Geiſt an, ſie ſind zum Theil aus der Sinnenwelt genommen, und einer ſtufenweiſen Anordnung fähig, alſo daß man von dem Einfachſten zum mehr Verwickelten fortſchreiten kann. Ueberhaupt hängt alles davon blos ab, daß die Gegenſtände des Unterrichts ihrer innern Natur gemäß, mit Rückſicht auf das Syſtem bearbeitet werden. Verſuche der Art ſind in England ſchon viele gemacht worden, und wie allgemein verſichert wird, mit dem beſten Erfolge, z. B.

in der Charter-houſe Schule, wo auch die römiſchen und griechiſchen Klaſſiker nach dem neuen Unterrichtsſyſtem erklärt wurden. Eine ähnliche Einrichtung findet auf der hohen Schule zu Edinburg ſtatt, wo das Griechiſche und Lateiniſche, die Alterthümer u. ſ. w. nach dieſer Methode gelehrt werden.

Die Anwendbarkeit der neuen Unterrichtsmethode auf die höhern Zweige des Wiſſens wäre ſonach auch durch die Erfahrung erprobt. Der verdiente Pater Girard zu Freiburg im Uechtland hatte eine ſolche Schule eingerichtet, und der Erfolg verſprach ſo viel, daß man ihm dieſelbe unterſagte und ſo die nützliche Thätigkeit des verehrten Mannes lähmte. Er hatte das Lancaſterſche Syſtem auch auf die höhern Gegenſtände angewandt und wollte dadurch vorzüglich dem Bürgerſtande nützlich werden. Peſtalozzi's verzweifelte Beſtrebungen gingen zuletzt nur noch dahin, die Unterrichtsgegenſtände ſo zu bearbeiten, daß ſie in den Lancaſterſchen Schulen gebraucht werden könnten, und er glaubte, daß er dadurch der Menſchheit ungeheure Vortheile bereiten würde. Es wäre alſo das neue Unterrichtsſyſtem in ſeiner Anwendung auf die verbeſſerten Lancaſterſchen Grundſätze ein Hebel von unermeßlicher Gewalt, der die größten Wirkungen hervorbringen müßte. Man denke ſich die Sache in vollem Gange; man denke ſich das Unterrichtsſyſtem und die Unterrichtsmethode in aller Vollkommenheit, die ihnen Geiſt und Erfahrung geben können, beim Mittelſtande ausgeführt! Ueber die politiſche und moraliſche Wichtigkeit des Standes kann nur eine Meynung ſeyn. Er iſt die Stärke des Gemeinweſens; bei ihm iſt die größte Maſſe des Lichts, die Induſtrie und der Reichthum des Staates: er gibt der Nation den Charakter. Die Erziehung dieſes Theiles aus dem Volke iſt von der größten Wichtigkeit für die Wohlfahrt des Staates. Welche Kenntniſſe ſind der Natur und den Beſtrebungen dieſes Standes am angemeſſenſten? Denn ſie ſollen ihn dahin bringen, wohin er ſeiner Idee und Beſtimmung nach hingehört. Wenn er die Stütze des Staates ſeyn ſoll, ſo muß die geiſtige, moraliſche und phyſiſche Kraft auf ihm beruhen. Dies gibt eine Hauptrichtung an.

Die alten Sprachen ſind ihm entbehrlich. Die Thätigkeit des Bürgers iſt auf das Leben beſchränkt, und er denkt nur, damit er handle. Die lateiniſche und griechiſche Sprache ſind ihm verhältnißmäßig unnütz; denn ſie haben keine Beziehung auf die Geſchäfte der Welt, wie ſie jetzo verhandelt und abgethan werden; ſie ſchließen ſich nicht an unſern Gedankenkreis an. Es wäre alſo zweckwidrig, die koſtbare Zeit mit dem Griechiſchen und Lateiniſchen todt zu ſchlagen, das im Grunde doch nur gelernt wird, um es bald wieder zu vergeßen, wenn man ſich nicht dem gelehrten Stande, oder einem gelehrten Berufe widmet. Es gibt ſo viele Dinge, die uns näher liegen, und ſo unmittelbar ins Leben greifen, daß wir uns in der Jugend lieber mit dieſen beſchäftigen ſollten.

Die Sprachen ſollen jedoch keineswegs vernachläſſigt werden in den Schulen des Mittelſtandes. Der Schüler ſoll mit den Grundſätzen derſelben im allgemeinen vertraut werden; aber die erſte und Hauptrückſicht verdient die Mutterſprache; ſie iſt das Band, woran ſich alles Hohe und Große knüpft, ſie ſoll, wie ein elektriſcher Funken, in die Gemüther ſchlagen. Mit der Sprache ſteht die Geſchichte des Vaterlandes und die der Literatur in enger Verbindung. Die Gegenſtände, welche oben aufgeſtellt worden, greifen unmittelbar in den Beruf des Lebens ein. Um aber das letzte Ziel aller Erziehung zu erreichen, welches kein anderes iſt, als erleuchtete und tugendhafte Bürger zu bilden, muß die vaterländiſche Geſchichte in ihrem ganzen Reichthum vor die Seele der Schüler gebracht werden. Dies iſt nicht genug; die Geſchichte des Handels, der Verfaſſung, Staatswirthſchaft und Philoſophie des menſchlichen Geiſtes muß damit verbunden werden. Der Jüngling des Mittelſtandes ſoll erfahren, daß die Geſchichte, während ſie ſeinen Geiſt veredelt, ihn zur Erfüllung ſeiner Pflichten im Leben vorbereitet; daß ſie den Geiſt von Vorurtheilen befreit; daß ſie die Grundlage jeder wahrhaften Verbeſſerung in der Staatskunſt iſt; daß ſie die Gefühle der Tugend ſtärket; daß ſie eine erleuchtete Vaterlandsliebe erzeugt; daß ſie den Sinn für wahren Ruhm und wahre Größe ausbildet und daß ſie endlich uns richtige Begriffe von der Kraft und Schwäche der menſchlichen Natur beibringt. Durch die Verfaſſung ſoll der Jüngling deren großes Ziel: die Rechte und Pflichten der Regierten und eben ſo die Rechte und Pflichten der Regierenden kennen lernen.

Die Geſchichte des Handels ſoll die Ausſicht auf die großen Vortheile, die derſelbe hervorbringt, die Art, wie dieſe erlangt werden, zeigen; desgleichen die Umſtände, von denen ſeine Macht, den Wohlſtand des Staats zu mehren, abhängt. Endlich iſt es nicht unwichtig, daß der Jüngling die Geſetze kenne, welche die Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes beſtimmen; dabei wird er dann erfahren, wie Angewöhnungen gebildet, Vorurtheile eingeſogen werden, wie das Urtheil unter Einfluß ſteht, der Wille beſtimmt und ſo der Charakter ausgeprägt wird; zuletzt wird er richtige Begriffe von dem Werth oder Unwerth der Handlungen und Charaktere, von Tugend und Laſter, Belohnung und Strafe bekommen.

Die intellektuelle Seite der Erziehung bei Knaben und Jünglingen des Mittelſtandes würde auf die beſchriebene Weiſe behandelt; aber wie die moraliſche? Dieſer Punkt läßt keine Erörterung zu. Es iſt eine Unmöglichkeit, den Kindern die Sittlichkeit durch Vorſchriften und Regeln einſchärfen zu wollen. Dies ſittliche Gefühl und die Reinheit des ſittlichen Wandels werden nur durch die wirkliche Ausübung, durch Anſchauung im Leben, durch ein harmoniſches Geſammtwirken genährt, geſtärkt und erhalten. Das Predigen hilft bei Kindern nichts, noch weniger das Moraliſiren. Sie ſollen unter Umſtände und in Verhältniſſe gebracht werden, wo ihr ſittliches Gefühl ſich entwickeln *muß*, wo das lebendige Beiſpiel, das ſie vor ſich haben, ſie zur Nacheiferung, zur Ausübung reizt und anſpornt. Hiezu thut nun das neue Erziehungsſyſtem ſehr viel. Die Kinder ſind nach demſelben nie müßig; ſie haben keine Zeit zu geiſtiger Zerſtreutheit. Dann wird auf ihren Körper eben ſo Rückſicht genommen, wie auf die geiſtige Ausbildung. Die Geſundheit des Körpers ſteht mit der intellektuellen Stärke und moraliſchen Geſundheit im Zuſammenhange. Es wird nach dem neuen Syſtem den Kindern nicht geiſtig blos, ſondern auch *phyſiſch* geholfen. Angemeſſene Koſt und körperliche Uebung und Spiele in den Mußeſtunden ſind ein vorzügliches Mittel, die Kinder geſund und ſtark, wie Spartaner, zu erhalten. Denn was helfen am Ende alle Kenntniſſe, die der Knabe ſich erworben, wenn er an geheimem Gifte frühzeitig dahin welkt? Was hilft die Einſicht, wenn die Kraft der Ausführung gebricht? Familien und Vaterland werden um ihre ſchönen Hoffnungen betrogen. Mit Recht daher erhält der Körper auch ſeinen Antheil an Bildung; man wacht für ſeine Geſundheit, und beugt phyſiſchem Verderben vor, wie moraliſchem. Die Erziehung vermag nicht alles; aber ſie vermag das Meiſte. Diente dies neue Syſtem nur dazu, dem Erzieher ſeinen Beruf wieder an das Herz zu legen, würde der Verfaſſer ſchon ein Verdienſt ſich erworben haben. Aber es geht tiefer, es will mehr bewirken. Die Maſſe des Volkes ſoll erleuchtet, der Geiſt, wo nur möglich, erweckt werden. Auf dem Felde der Kenntniſſe, die ihm ſeine Beſtimmung anweiſet, ſoll kein dunkler Fleck bleiben. Das Volk ſoll auf eine Stufe der Bildung erhoben werden, die ihm die höchſten Güter der Menſchheit zuſichert.

Die Mittelklaſſe insbeſondere würde in Abſicht auf Künſte, Wiſſenſchaften, Führung und Handhabung der Geſchäfte, zu einer Höhe gebracht werden, die ihren Geiſt unabhängig machte. Der Autoritätsglauben und die kraſſen Vorurtheile, welche noch unſer geprieſenes Jahrhundert ſchänden, müſten fallen. Die Menſchen dieſer Klaſſe würden nicht blos die Grundſätze der Gerechtigkeit kennen oder im Munde führen; ſie hätten gelernt, nach denſelben zu handeln; ſie hätten die Kraft ſich erworben, die Pflicht zu erfüllen, bevor ſie noch ihre abſtrakten Begriffe gekannt; ſie würden tugendhaft ſeyn und handeln, bevor ſie noch den Namen der Tugend wußten: die Sittlichkeit würde in ihrem Geiſte gewurzelt haben, nicht durch Worte, ſondern durch Thaten; ſie würden keine Tugend kennen, von der man ſchwazt, und die man bewundert, aber nicht übt. Die große Maſſe des Volkes würde ſo ſittlich wieder reſtaurirt werden; denn ohne eine ſolche ſittliche Wiedererlöſung iſt nirgends Heil zu erwarten. Welche Veränderungen brächte dies hervor überall in allen Lebensverhältniſſen! Welche Schuppen würden auf einmal von dem Auge des Geiſtes fallen! Welches Licht würde in die moraliſche Natur des Menſchen ſtrahlen! Mit welcher Klarheit würden einige Gegenſtände erſcheinen, die jetzo den Geſetzgeber, den Gottesgelehrten und den Staatsmann in ſo große Verwirrung und Verlegenheit ſetzen! Wenn Menſchen mit dieſem hellſehenden Geiſte, mit dieſer uneigennützigen Redlichkeit die verſchiedenen Stuſen des Lebens ausfüllten, wie würden verderbliche Meynungen, Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen von ſelbſt verſchwinden, welche jetzo Vorurtheil und Intereſſe mit vereinten Kräften aufrecht erhalten? Was vermöchten Menſchen, in deren Geiſt das Licht der Wahrheit alſo eindringt und bei denen Denken und Handeln daſſelbe iſt? Was das Auge dem Körper, das iſt die Ehrlichkeit der ſittlichen Natur; ſie würde in der Natur der Menſchen unaustilgbar eingeprägt, und die ganze Wiſſenſchaft und Uebung würde zu lichtem, freudigem Leben gedeihen. Daſſelbe klare Urtheil, dieſelbe unbeſtechliche Redlichkeit dränge auch in die Wiſſenſchaft der Politik; denn dieſe iſt nur eine beſondere Anwendung von der Wiſſenſchaft der Moral. Mit dem wahren Gegenſtand der Verwaltung, mit den Hülfsmitteln, welche die Erfahrung als die ſicherſten und zweckmäßigſten dazu bewährte, mit der Natur der Freiheit, mit den Namen und Thaten der Helden, Patrioten und Märtyrer würde ihr Geiſt vertraut ſeyn. Nimmer würden ſolche Menſchen es ertragen, Knechte zu ſeyn; ſie würden vor keinem Herrn kriechen; aber ſie würden auch die Menſchenrechte ehren, ſie würden der Vernunft gehorchen und dem Sittengeſetze. Ihre Stimme müßte etwas gelten, ihr Einfluß müßte gefühlt werden. Die in ſolchem Geiſte erhöhte Bildung des Mittelſtandes zöge auch die unterſte Klaſſe heran; auch ſie würde und müßte ſich erheben; denn die nächſte Wirkung ſiele auf ſie zurück. Auch der höhern Klaſſe würde dies einen neuen Stoß und Schwung geben. Vom Herzen, vom Mittelpunkt aus muß ſich alles geſtalten; da quillt das Leben.

Dies ſind die Hoffnungen, welche man in England auf Bentham's Syſtem baut. Unſerem Vorhaben getreu, blos zu referiren, fühlen wir uns nicht gedrungen, weder zu widerlegen, wo es zu widerlegen gäbe, noch durch bedächtige und ruhige Bemerkungen, wie ſie Verſtand und Erfahrung bieten, die ſanguiniſchen Hoffnungen und Erwartungen der Britten um einen großen Theil abzukühlen oder darnieder zu ſchlagen. Unſere eigne Anſicht über das Ziel der Pädagogik und über die dem zufolge mehr oder minder verfehlten pädagogiſchen Beſtrebungen der Zeit, werden wir unſern Leſern bei einer andern Gelegenheit zur Beurtheilung vorlegen.

Literatur.

1) Deutſche.

Vermiſchte Schriften von Müllner. Erſter Band. Stuttgart und Tübingen. Kotta'ſche Buchhandlung 1824.

Es iſt ſchon darum ſchwer, über ſolche Sammlungen des verſchiedenartigſten ein beſtimmtes Urtheil zu fällen, weil ſich eben der Allen eigenthümliche Charakter in der Vielgeſtaltigkeit verbirgt. Dennoch ſcheint faſt in allem Müllner ſelbſt zu erſcheinen, wie er ſich ſchon in ſeinen größeren Produktionen und ſonſt in der literariſchen Welt gezeigt hat. Seine Haupteigenſchaften ſind nun Vorliebe für's neue Schickſalsdrama, für äſthetiſche Kritik mit derber Polemik, für Satire und Humor bei weniger Sentimentalität, da dieſe letztere ſich doch wechſelſeitig immer bedingen ſollten. Wir heben, dieß zu begründen, aus den verſchiedenen Abſchnitten, in die Müllner ſelbſt dieſen erſten Band getheilt hat, einiges heraus. Gleich in dem erſten Gedichte (Schutzbrief des Autors) bittet er das *Publikum*, dieſe Aehrenleſe in die *Scheune* ſeiner *Gunſt* einzufahren, wo der *Flegel* nicht erſchallt, der den Sämann *kritiſch driſcht*. In einem anderen 1816 gedichteten bekommen die Vaterlands- und Freiheitsſänger von Profeſſion ihr gebührendes Theil. Wenn man ferner auch in dem Gedicht „Luther," mit dem Gedanken, Luther'n ſelbſt am Reformationsfeſt herauf zu beſchwören, ſich gern befreundet, ſo kann man doch ſchwerlich Verſe wie folgende für Poeſie halten, da ihr als Ziel immer das Schöne, Harmoniſche vorſchweben ſoll:

> *Dießmal* Sinn und Unſinn zu verſöhnen,
> *Lebendig* Wort umſonſt die Luft bewegt,
> Komm kühner Mönch, wie man dich hingelegt,
> Als *Leiche* komm und red in *Geiſter*tönen.

Wenn hier etwa ſeine Rede auf dem Wege des Entſetzens nur Eingang in die Seelen der Menſchen ſich ſoll verſchaffen können, ſo iſt die *Leiche*, aus der ſie hervortönt, freilich paſſend. Aber es giebt eine erhabenere und ſicherer bleibende Wirkung auf das Gemüth, als die des Entſetzens. In dieſem beſſeren Sinne hat Uhland ſein bekanntes Gedicht:

> Wenn jetzt ein Geiſt herniederſtiege,
> Zugleich ein Sänger und ein Held ꝛc.

gedichtet. Aber dieſes Erſchüttern aller Nerven mit dem Entſetzen, worauf nie Erhebung zur That, ſondern Nichtigkeitsgefühl und Schlaffheit erfolgt, iſt ganz in dem Charakter der neuen Schickſalstragödie. Zwar ſtellt Müllner in folgenden Verſen eines von ihm hier mitgetheilten Gedichtes:

> — — die Uranide
> Enthüllt ſich nur dem unbefangnen Freund,
> Der *Leidenſchaften*, der *Gemüthes Friede*,
> Das iſt der Wink, der Ruf, dem ſie erſcheint.

der Poeſie die rechte Aufgabe. Denn obwohl dort nur von der dramatiſchen Kunſt die Rede iſt, die nur vor einem leidenſchaftloſen, unbefangenen Freund erſcheinen mag, ſo wird ſie einem ſolchen doch nicht, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, zur Befangenheit, zum Unfrieden, zur Leidenſchaftlichkeit aufregen wollen. Ferner ſtellt hiermit im Einklange Müllner in einem fragmentariſchen Theaterlexikon, das dieſer Band vermiſchter Schriften liefert, der Tragödie, als rechtes Ziel, das Erhabene und alſo auch das Erhebende auf. Deſſen ungeachtet aber vertheidigt er Werner's vier und zwanzigſten Februar in einem Gedichte und den Gebrauch von Zigeunerweibern als Repräſentannen des ewigen Schickſals auf Erden, in demſelben Theaterlexikon unter dem Wort „Schickſalstragödie" und ſonſt. Gleichwohl wird das Einſchreiten eines Geiſtes, wie in Grillparzer's Ahnfrau, getadelt, und die Erſcheinung des Geiſtes im Hamlet gerechtfertigt. In wie fern, trotz der vielen Diſtinktionen und Bedingungen, wodurch Herr Müllner dieſe Widerſprüche rechtfertigen will, dieß dennoch welche ſind, werden wir nächſtens in einem eignen Aufſatz über das neue Drama auseinanderſetzen. Für jetzt genüge die Bemerkung, daß, wann Herr Müllner die Tragödie und die Kunſt richtig charakteriſirt, er dieß zu thun ſcheint wenn er den Geſetzen folgt, die ihm die Vernunft ſelbſt vorſchreibt, daß er aber, wo er das Gegentheil thut, von dem, was er auf dem Gebiete der Dramatik geleiſtet, oder vielmehr von der Beſchaffenheit ſeines Gemüthes und ſeiner Phantaſie geleitet wird. Beide erſcheinen aber in ſeinen Dichtungen nicht von einem wärmenden Sonnenfeuer, ſondern von einem ſengenden, wenn nicht durchdrungen, doch affizirt. Beweiſe hiezu liefert außer dem ſchon angeführten noch manches in dieſen vermiſchten Schriften Wenn wir z. B. in dem Gedicht „Vergleichungsſtufe:"

Schöner iſt er (der Lenz) wenn er Roſen ſpaltet,
Worin des Lebens rege Flamme leckt,
Wenn er der Jungfrau ſüße Sehnſucht weckt
Und purpurroth auf ihren Wangen waltet.

oder in einem andern Sonett: „das Gewitter"

Was iſt Dir Roſa? Blick auf Wald und Flur,
Es ſchmücket ſich zum Brautfeſt die Natur:
Die Donnerwolken ſind der Erde Locken,
Worin der Blitze Demantfeuer flammt,
Die junge Saat, ihr Kleid von weichem Sammt,
Ihr Beben Kuß: und Du biſt ſo erſchrocken? —

leſen, ſo erblicken wir hierin ein wildes Feuer, das wie in eines Vulkanes Eingeweiden. ſie verzehrend brennt und in zerſtörenden Flammen ausbricht, wenn nicht endlich der ausgehöhlte Berg in ſich ſelbſt zuſammenſtürzt und ſich in einen See verwandelt. Das Feuer iſt es, welches in Elviren brennt, daſſelbige, welches der Asla die Erzählung ihres Traumes der Nacht, die ſie zur Jungfrau erweckte, möglich macht. Dieß wilde Feuer der Gefühle und der Phantaſie hat immer mit Blutſchanden, mit Vater- und Kindesmorden zu thun. Hiermit kann weniger Herrn Müllner als vielmehr überhaupt unſerer ganzen Bildung ein Vorwurf gemacht werden. Sie läßt uns alle durch vergrößernde und vereinzelnde, durch verkleinernde und verkehrende oder gar alles blendende und verſengende Brenngläſer fühlen und anſchauen. Noch ſollen die rechten Okulargläſer erfunden werden, durch welche wir alles, wie es iſt, nur klarer und deutlicher, wie bisher, wahrzunehmen im Stande ſeyn werden. Daß wir uns auf der Bahn zu dieſer wohlthätigen Erfindung befinden, davon gibt Herr Müllner ſelbſt in ſeinen vermiſchten Schriften Kunde. Viele Artikel in dem Theaterlexikon ſind für manche Gegenſtände über Theaterweſen und Unweſen ſehr aufklärend, mit Geiſt und mit Sachkenntniß geſchrieben. Wenn aber bei dem Artikel „Oper“ dieſe für ein „Rührei von Kunſt und Unſinn“ erklärt wird, ſo iſt das, trotz alles darüber ergoſſenen Räſonnements, eine Abſurdität. Denn mehrere Nebengründe abgerechnet, als z. B. daß die Oper gegen das Drama ungebührlicher Weiſe überhand gewinnen und daß Herr Müllner ſich kein ſingendes Volk und Leben denken könne ꝛc. — ſo laufen alle innern Verwerfungsgründe in den einen zuſammen, das Dramatiſche und die Gedanken gebende Rede trete zu ſehr in den Hintergrund in der Oper. Freilich tritt dieß ſehr in den Hintergrund, und taugt bei der Oper, und ſoll bei ihr zu weiter nichts taugen, als wozu Stiele und Bänder an einem Blumenkranz. Mit Intereſſe wird inzwiſchen jeder Leſer den Abſchnitt „Früchte der Laune“ leſen. Ich fange mit der letzten dieſer Früchte an: „die Mondfinſterniß bei Tage.“ Sie würde ganz unſern Beifall erhalten, denn es iſt echter Humor darin, wenn es nicht Herrn Müllner gefallen hätte, mit ſichtlicher Vorliebe bei der ſinnlichen Verliebung zu verweilen, die er einem jungen Liebhaber der Sternkunde mit einem jungen Bauermädchen begegnen läßt, ſo daß es wirklich unglaublich wird, wie dieſe Art von Verliebtheit endlich in echte Liebe ſoll übergegangen ſeyn. Aber es geſchieht, und unſere und Müllner's Leſer müſſen's glauben, trotz aller mathematiſch-aſtronomiſch-meſſenden Beobachtungen, welche der Aſtronom an Beinen und übrigem Leib des Mädchens anſtellt ꝛc. Dagegen fanden wir eine Erzählung Müllner's aus ſeinem eignen Leben durchaus ſchön. Sie iſt überſchrieben „der Jubeltod.“ Eben ſo gefiel eine Paraphraſe einiger Ausſprüche Schiller's über äſthetiſche Erziehung, überſchrieben „die Menſchheit und der Staat.“ Es iſt dankenswerth, daß Müllner an dieſen noch ſo oft nicht recht gewürdigten Mann auf eine bedeutende Weiſe erinnert hat. Wer's noch nicht aus des Unſterblichen Werken ſelbſt herausgeleſen hat, der erkenne in folgenden Worten Schiller's, womit die Paraphraſe geſchloſſen wird, deſſen hiſtoriſchen Seherblick. „Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menſchheit ehren und in Europa ſie in dem Denker ſchänden. Die alten Grundſätze werden bleiben, aber ſie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche ſonſt die Kirche autoriſirte, wird die Philoſophie ihren Namen leihen ꝛc.“ Dieß ſchrieb Schiller im Jahr 1795,

2) Engliſche.

Imaginary conversations of literary men and statesmen. By Walter Savage Landor. Taylor and Hessey. 1824. 2 Vols.

Die Manier, Verſtorbene einzuführen und ſie ſo mit ihrem Charakter und Weſen vor die Seele des Leſers zu bringen, iſt alt, und ſeit Lukian vielfältig zu verſchiedenen Zwecken benutzt worden. Sie erfordert nicht nur tiefe Kenntniß der menſchlichen Natur im allgemeinen, und der Charaktere, die man auftreten laſſen will, im beſondern, in allen den kleinen Schattirungen, die durch ihren Kontraſt überraſchen, das Ganze beleben und ihm eigenthümliche Farbe geben, ſondern auch eine große, künſtleriſche Gewandtheit der Sprache und des Ausdrucks; denn der Dialog will objektiv das Leben der Männer und ſubjektiv ihr Denken ſeyn; beides muß aber bei verſchiedenen Einzelweſen verſchieden hervortreten, und der

Schriftſteller muß jedesmal den Moment ablauſchen, wo es hervortritt. Hierin liegt die innere Schwierigkeit des Dialogs, und die Sprache iſt dann in einer Hinſicht nur die äußere. Der Verfaſſer der vorſtehenden „eingebildeten Geſpräche von Gelehrten und Staatsmännern“ hat dieſe Aufgabe keineswegs befriedigend gelöſt; aber ſein Werk hat in andern Beziehungen einen bleibenden und eigenthümlichen Werth. Fürs erſte iſt der Gedanke ſehr glücklich, längſtverblichene und noch lebende Gelehrte und Staatsmänner aus allen Nationen redend auftreten zu laſſen, ungefähr eben ſo, wie ſie in einer Gemäldegallerie ſtumm und friedlich neben einander hängen. Dann beſitzt der Verfaſſer ſo viel Originalität des Gedankens und Gefühls, ſo viel Humor und Witz, hat die Sprache ſo in ſeiner Gewalt, daß man durch den Reichthum und die Neuheit der Ideen überraſcht, ergötzt und belehrt wird. Unter andern treffen wir hier die Königin Eliſabeth und Cecil; Oliver Cromwell und Walter Noble; König Jakob I. und Iſaak Caſaubonus; Kaiſer Alexander und Capo d'Iſtria; Ludwig XIV. und der Pater La Chaiſe; Perikles und Sophokles; Lopes Banos und Romero Alpuente; Cicero und ſeinen Bruder Quintus; Andreas Hofer, Fürſt Mitternich und Franz I. u. ſ. w. in eifrigem Geſpräch.

Es thut uns leid, daß wir dem Leſer keine Anſchauung von der Manier des Verfaſſers durch Uebertragung eines der Geſpräche geben können; aber theils ſind ſie für den Raum, welchen wir Rezenſionen der ausländiſchen Literatur gewöhnlich anweiſen, viel zu lang, theils müßten wir bei dem Intereſſanteſten oft abbrechen; denn wo man in England erſt recht zu ſchreiben und zu reden anfängt, muß man auf dem Kontinent aufhören.

Künſte und Wiſſenſchaften.

Preisfragen der Akademie della Crusca in Florenz. Die Akademie della Crusca ſieht ſich genöthiget, weil keiner der Konkurrenten die auf die italieniſche Sprache bezüglichen neun Fragen für den auf das Jahr 1823 feſtgeſetzten Termin befriedigend gelöſt hat, dieſelben noch einmal zu ſtellen. Sie lauten: 1) Wie und zu welcher Zeit geſchah es, daß aus der Verderbniß der römiſchen Sprache die italieniſche, provenzaliſche und franzöſiſche hervorging? 2) Welcher Wechſel von Umſtänden war's, der dazu beitrug, der italieniſchen Sprache einen eigenen und beſtimmten innern Charakter zu geben? 3) Aus welchen Urſachen und zu welcher Zeit fing man an, italieniſch zu ſchreiben? 4) Zu welcher Zeit nahm die Sprache der Schriftſteller eine merkbare Verſchiedenheit von der des Volkes an? 5) Welchen Einfluß übte die Sprache des Volkes auf die Schriftſprache, und umgekehrt, welchen Einfluß übte die Schriftſprache auf die Sprache des Volkes? 6) In welchem Theil Italiens näherte ſich die Sprache des Volkes mehr der der Schriftſteller? 7) Ob die ſizilianiſchen Dichter Einfluß übten auf die Sprache der übrigen italieniſchen Schriftſteller? 8) Ob es unter den italieniſchen Dialekten einen gab, der den Vorzug vor den andern hatte, vor dem Auftreten Dante's, Petrarcäs und Boccaccio's, und ob der toscaniſche ihn durch dieſe erhielt? 9) Warum die italieniſche Sprache, die doch vor jeder andern europäiſchen Sprache zur Vollkommenheit gelangte, als Tochter der römiſchen und der Mutter am meiſten ähnelnd, nie in den Angelegenheiten der europäiſchen Völker als Geſchäftsſprache vor allen andern gebraucht wurde.

Auf die Löſung dieſer Fragen

hat die Akademie einen Preis von 500 Scudi geſetzt. Die reſpektiven Konkurrenten müſſen ihre Arbeiten längſten bis auf den 31. Dezember 1826 an das Sekretariat der Akademie portofrei unter den üblichen Formen einſchicken. Der Stoff muß nicht nur vollſtändig erſchöpft ſeyn, es muß ſich die Arbeit auch durch Reinheit und Eleganz des Styles auszeichnen.

Miszellen.

Die Jagd des Lebens. Ein Jäger, der in einer Wildniß jagen wollte, traf dort auf ein Einhorn, welches ſich hinwieder gegen ihn kehrte und ihn zwang an eine Klippe zu fliehen, die über einem tiefen See hieng, aus dem ein Drache ſeinen gähnenden Schlund erhob, ihn zu verſchlingen, wenn ihm der Fuß ausglitte: kaum konnte der Jäger an einer aus der Ritze des Felſen herauswachſenden Staude ſich erhalten, deren Wurzeln von zween Mäuſen, einer weißen und einer ſchwarzen, immerwährend benagt wurden; zu des Jägers Haupten ſtund ein Baum, aus dem köſtlicher Honig rann, welchen er aber nicht erreichen mogte, ſo ſehr ihn auch darnach gelüſtete.

Der Dichter deutet dies Bild auf das menſchliche Leben: das Einhorn, welches den Jäger jagt, iſt der Tod, die Wurzel, auf welcher er ſteht, die Erde, der See die Hölle, der Drache der Teufel, die Mäuſe Tag und Nacht und der Honigbaum die Minne, nach welcher wir, der Kürze des menſchlichen Lebens vergeſſend, ſtreben.

— Der Hofſchnupfen. Der Fürſt der Thiere berief ſeinen Hof, alle kamen bis auf den Wolf, den Bären und den Fuchs; endlich kamen ſie noch und der Wolf vor beiden. Der Löwe befahl, ihm alle getroffene Anſtalten zu zeigen, und er fand alles gut, bis auf das königliche Gemach, deſſen übeln Geruch er frei tadelte; da riefen alle Hofleute: Sieh! der will unſern Herrn ſchelten und fielen über ihn her und trieben ihn mit Stößen und Schlägen vom Hofe; da begegnete ihm Meiſter Bär, dem erzählte er, wie's ihm ergangen. Wenn das iſt, verſetzte Meiſter Bez, daß Wahrheit nichts gilt; ſo werde ich lügen müſſen, um ungeſchlagen durch zu kommen. Auch ihm befahl der Löwe nachzuſehen, ob nirgends etwas ermangle? Da gieng er alles lobend herum, und als er in das Prunkgemach kam, verlor er ſich gar in Ausrufungen über den köſtlichen Geruch, der da herrſche. Ei, du ſpotteſt unſeres Herren, riefen auf einmal Alle, da du Wohlgeruch finden willſt, wo keiner iſt, und ſtießen ihn ebenfalls mit Streichen hinaus. Dem begegnet der Fuchs, und als er vernommen, wie's den beiden ergangen, erſchrack er zwar der Mähre; allein er konnte ſich dem Hofdienſte nicht entziehen, und beſchloß, ſich ſo gut als möglich in Acht zu nehmen: da ihm nun der Löwe aufgetragen, Alles zu beſehen, und zu berichten, wie er's finde? ſo fand er Alles wohlgeordnet, und wurde zuletzt auch in das Unglückszimmer geführt und befragt, wie er den Geruch darin fände? Verzeiht mir, verſetzte der ſchlaue Fuchs, darüber kann ich nicht Auskunft geben; denn mehr als zehn Tage plagt mich ein Schnupfen, der mich gar nichts riechen läßt, und ſo kam er ungeſchlagen davon.

(Aus Laßberg's Bilderſaal.)

Urſprung des John Bull. Jedermann kennt den John Bull als den Spitznahmen des ganzen engliſchen Volks, und in jeder Zeitung wird ſeiner gedacht. Indeß wiſſen es wahrſcheinlich nur wenige, woher dieſer Name ſtammt, in welchen Beziehungen er zuerſt genannt wurde, wer ihn erfunden hat?

Jonathan Swift, der unſterbliche Humoriſt und Satyriker Englands, hat auch dieſen unſterblichen Namen erfunden. Nach dem langen, langweiligen und die Großmuth der Nationen auf's tiefſte herabwürdigenden ſpaniſchen Erbfolgekrieg, der edle Gemüther zum Unmuth, geiſtreiche Dichter zum Spott reizen mußte, fühlte Swift, der beides war, ſich veranlaßt, eine Satyre zu ſchreiben. Sie führte den Titel: Geſchichte John Bulls, oder Proceſſe ein bodenloſer Abgrund, und kam im Jahr 1712 heraus. Europa's groſſe Freiheitsvertheidigerinnen, England und Holland, erſcheinen hier als John Bull, der Tuchhändler und Klaas Frog, der Leinwandkrämer; ihr Intereſſe iſt beſſerer Einkauf bei Lord Strutt (Spanien) und reicherer Abſatz bei ihm, den beide, Bull und Frog, durch den alten Babon (Ludwig XIV. zu verlieren fürchten. Die böſen Händel Bulls mit ſeinem Weibe (dem Parlament), ſeit er aus dem Kaufmann ein Juriſt (ein Kriegsheld) worden, die Ränke des Advokaten, durch den der Proceß geführt wird, die endloſe Nichtigkeit dieſes Proceſſes ſelbſt (des Krieges) werden in der vielſeitigen Lebendigkeit vorgeſtellt, die Swifts Geiſt eigen iſt, und die ſeitdem ſo viele John Bulls-Karikaturen belebt hat. Swift iſt der Schöpfer. So lange in charakteriſtiſchen Zeichnungen John Bull erſcheint, rege ſich des wahren Kenners und Darſtellers der Dinge, Swifts Aſche im Grabe. Denn Englands Intereſſe an den Angelegenheiten des feſten Landes iſt es gewöhnlich etwas anders, als die zärtliche Sorge John Bulls, des Alleinhändlers und Allfabrikanten, um Einkauf, Gewinn und Abſatz? ſo heilige Namen dabei auch gemißbraucht werden. Und wenn er dergleichen blutige Proceſſe nicht einmal ſelbſt führen mag, und nur ſolche aufhetzt und erkauft, die ſie führen, wie viel verächtlicher iſt ſein Name!

— **Der ernſthafte König.** Ein König war ſo ernſthafter Gemüthsart, daß er nie lachte, dabei ward er von ſeinen Leuten, um ſeiner Weisheit und ſtrengen Gerechtigkeit willen, ſo ſehr gefürchtet, daß keiner es wagte, ihn über die Urſache ſeiner Ernſthaftigkeit je zu befragen: ſein Bruder hingegen war ein froher, lebensluſtiger Menſch, und dieſen giengen die Großen mit der Bitte an, den König doch zu fragen, warum er nie lache? Das that er; da ließ ihn ſein Bruder greifen und gefangen legen, darauf berief er alle Großen ſeines Reiches und ließ ſeinen Bruder bis aufs Hemd entkleidet vor die Verſammlung bringen; vorn und hinten und zu beiden Seiten wurden ſcharf geſchliffene Speere an ihn gelegt, daß bei jeder Bewegung ihm tödtliche Verwundung drohte. Als der König ihn hierauf fragte, ob er glaube, daß einem, der ſich an ſolcher Stelle befinde, um's Lachen ſeyn dürfte? antwortete er, wie leicht zu achten, mit Nein. Alſo iſt auch mir, verſetzte darauf der König, vier ſolche Speere ſtehen an meinem Herzen, einer vorne, das iſt Chriſti Leiden und Sterben, das er uns zu erlöſen vollbracht hat, einer rückwärts, das iſt der Gedanke an den Tod, von dem ich nicht weiß, zu welcher Stunde er mich hinwegnimmt, ein anderer zu meiner Linken, das iſt die Ungewißheit, in der ich ſchwebe, über den Weg, den ich nach meinem Tode nehmen werde, und der vierte zu meiner Rechten iſt die Angſt, die mich ergreift, wenn ich an das letzte Gericht denke, dies macht, daß ich nie lachen mag: bedenke auch du, mein Bruder! nun dieſes und du wirſt künftig ein beſſeres Leben führen.

(Aus Laßberg's Bilderſaal.)

Erinnerungen aus Aegypten.

1) Alexandrien.

Um die Mittagsſtunde langten wir in Alexandrien an; die Hitze war ſehr drückend und in den Straßen bemerkten wir wenige Wanderer. Es traf uns alsbald das Loos, die Fortſetzung der ägyptiſchen Plagen zu fühlen; denn Schwärme von Fliegen hingen ſich beſtändig an unſer Geſicht und unſere Augen dergeſtalt, daß wir kaum den Weg finden konnten und mit unſern Schnupftüchern immer fächeln mußten. Als wir in ein Kaffeehaus traten und uns Scherbet oder Limonade geben ließen, war dieſelbe augenblicklich von einem dunkeln Schwarm jener Gäſte bedeckt, ſobald wir den zinnernen Deckel weghoben, mit welchem die Trinkgeſchirre immer verſehen ſind, um ſie gegen einen ſolchen Einfall zu verwahren. Wir begaben uns zu einem Okkal, um ein Mittagsmal zu genießen. Das Zimmer war mit einer Menge Menſchen von verſchiedenen Trachten angefüllt, und ein Türke hatte die Rolle übernommen, die Geſellſchaft durch Geſang zu unterhalten. Er legte die beiden Zeigefinger hinter ſeine Ohren und wie er, ſich vorwärts neigend, mit ſeinen Beinen kreuzweis über einander, da ſaß, ſtieß er ſo ſcheußliche Naſentöne aus (und ſie ſollten pathetiſch ſeyn!), daß wir uns in ein kleines Zimmer, einige Treppen höher, flüchten mußten. Dahin brachte man uns bald ein Gericht von ſchmackhaft zubereitetem Bockfleiſch, Früchte und vortrefflichen Kaffee als Nachtiſch, womit wir uns nach den Beſchwerlichkeiten der See gütlich thaten. Wir mietheten Zimmer in einem Privathauſe und nahmen noch denſelben Abend Beſitz davon; aber die Moskiten plagten uns ſchrecklich und vergebens ſchloß man ſeine Augen; denn alsbald ward man durch ein halb Dutzend ſcharfer Biſſe am Leibe aufgeweckt. Am meiſten ward jedoch das Geſicht heimgeſucht, welches am andern Morgen keineswegs blaß oder ſchön ausſah. Den folgenden Morgen beſuchten wir die Säule des Pompejus; ſie iſt im korinthiſchen Stil; der Schaft iſt 90 Schuh hoch, das Fundament etwa 5. Sie iſt aus drei Stücken von rothem Granit gebildet und ſteht auf einer kleinen Anhöhe; man kann ſie ſchon in weiter Entfernung ſehn. Nicht weit davon iſt ein Denkmal der Kleopatra, von etwa 70 Schuh in der Höhe, aus einem ganzen Stücke von demſelben Stein gebildet und mit Hieroglyphen bedeckt, deren einige faſt ausgelöſcht ſind. Ungeheure und geſtaltloſe Haufen von Trümmern ſind alles, was von der alten Alexandria übrig blieb, und Du kannſt Dir keinen traurigern und niederſchlagendern Aufenthalt denken, als das neue Alexandrien. Auf allen Seiten dehnen ſich Sandflächen aus, hie und da mit einem grünen Flecke, oder einer Gruppe von Palmbäumen abwechſelnd durchzogen. Du findeſt in der flachen und eintönigen Gegend rings keinen intereſſanten Gegenſtand, nicht einen einzigen angenehmen Spaziergang. Das Kloſter von Mamoudich und der Garten des engliſchen Konſuls ſind die einzigen Ausnahmen.

Die Häuſer der Stadt, zum mindeſten der europäiſche Theil, ſind hoch und weiß angeſtrichen; die der Kaufleute ſind hübſch eingerichtet und dem Klima ſehr angemeſſen, welches das kühlſte in Aegypten iſt, indem jeden Tag regelmäßig ein friſcher Wind von der See herzieht. Man trifft verſchiedene Kaffeehäuſer, welche die Franken hier halten; das vorzüglichſte davon iſt der einzig erträgliche Verſammlungsplatz, wo Kaufleute, Abentheurer und Eingeborne von den verſchiedenſten Nationen zuſammentreffen. Die Feſtungswerke, welche Machmud Ali, Baſchah von Aegypten, um die Stadt aufwerfen ließ, ſind ausgedehnt und ſtark. Von griechiſcher Abkunft und im Beſitz großer Talente, verwegen und blutig in der Ausführung ſeiner Plane (das bewies er in dem Blutbad der 300 Mamelucken-Beys, die er zu einem Bankett einlud) dürfte er wohl bald den Zeitpunkt ergreifen, um ſich unabhängig von der Pforte zu erklären und eine eigene Herrſchaft in Aegypten aufzurichten. Er liebt die Europäer ſehr und hat viele in ſeine Dienſte aufgenommen; da er keineswegs am

Glauben des Propheten hängt, nöthigt er ſie nicht, ihre Religion zu ändern. Er beſitzt ein brennendes Verlangen, den Zuſtand ſeines Landes zu verbeſſern und hat am Nil eine Zuckerfabrik und Kottonmanufakturen in Kairo angelegt.

Machmud Ali ſchmachtete nach dem Genuß von Eis, und da es dergleichen in Aegypten nicht gibt, ließ Herr Salt, engliſcher Generalkonſul, eine Maſchine, womit man es bereitet, aus England kommen. Als dieſelbe anlangte, ward ſie in den Pallaſt des Baſchah gebracht; das Nilwaſſer wurde zu dem Zwecke gebraucht. Machmud Ali ſah mit der geſpannteſten Neugierde der Operation zu, ohne ein Auge zu verwenden, und als, nachdem es einige Mal fehlgeſchlagen, ein großes Stück wirklichen Eiſes hervorgebracht ward, nahm er es begierig in ſeine Hand, und tanzte, wie ein Kind, vor Freuden im Zimmer herum, eilte darauf in den Harem, um es ſeinen Frauen zu zeigen, und ſchwelgt ſeit der Zeit in dem Genuſſe deſſelben. Der große Kanal der Kleopatra, den er unlängſt gemacht, oder vielmehr wieder hergeſtellt hat, und der 40 Meilen in der Länge beträgt und den Nil mit der See bei Alexandrien verbindet, iſt ein erſtaunliches Werk. Eine geraume Zeit arbeiteten 150,000 Menſchen daran, meiſt Araber aus Oberägypten; 20,000 davon ſtarben im Fortgange des Werkes. Da ich eines Morgens früh ausgeritten war in die Nachbarſchaft der Stadt, und in ein elegantes Haus eintrat, welches Ali für ſeinen Sohn baute, vernahm ich plötzlich Töne der Muſik von außen; es war der Baſchah ſelbſt, wie ich merkte, der ſo eben mit ſeiner Garde von Kairo angekommen war. Er war zu Fuß, ſtund auf dem hohen Ufer eines neuen Kanals, den er graben ließ, und ſah mit Begierde den unzähligen Arbeitern unten zu. Er iſt von mittlerer Statur und einfach gekleidet; dem Anſehn nach ſcheint er zwiſchen 50 und 60 Jahren zu ſeyn; ſeine Züge ſind gut und verrathen einen ruhigen, nachdenkenden Charakter; ſein langer, grauer Bart fiel über die Bruſt herab. Das Bett des Kanals unten bot ein neues Schauſpiel dar, da es mit einer ungeheuern Menge Araber von verſchiedenen Farben angefüllt war, die in der ſtrengſten Hitze des Tages arbeiteten, während ihre ägyptiſchen Aufſeher, mit Peitſchen in der Hand, über den Fortgang der Arbeit wachten. Die

Szene rief mir lebhaft die Kinder Iſraels ins Gedächtniß zurück, welche einſt von ihren Unterdrückern, den Aegyptern, eben ſo zum Frohndienſt gezwungen wurden. Der Lohn, welchen die unglücklichen Araber erhalten, die Heimath und Familien in Oberägypten verlaſſen mußten, beträgt blos einen Pfennig engliſchen Geldes und eine Ration Brod für den Tag. Allein ſo leichtſinnig iſt der Geiſt der Araber, daß ſie munter und fröhlich an die ſchwere Arbeit gehn. Ich beſuchte im Mondſchein die Gegend, wo ſie gelagert waren; ſie ſaßen unter ihren rauhen Zelten, oder lagen reihenweiſe ausgeſtreckt, ohne eine andere Bedeckung, als den Himmel über ihnen, und verzehrten ihr rauhes Mal; doch hörte man nichts ringsum, als die Geſänge ihres Vaterlandes, die freilich unmelodiſch genug waren, beſonders wenn ſie mit den Händen den Takt dazu klatſchten, welches bei ihnen allezeit ein Zeichen der Freude iſt.

2) Roſette und Damiette.

Von Alexandrien bis Roſette ſind es zwei bis drei Tagereiſen. Der Kontraſt, welchen das Land bildet, iſt angenehm, wenn man ſich Roſette nähert. Es liegt an den Ufern des Nil, iſt rings mit Hainen von Dattelbäumen und Gärten von Banana, Orangen und Zitronen umgeben; es iſt wohl der reizendſte Aufenthalt in Aegypten. Der Handel von Roſette iſt gegenwärtig ganz verfallen; wichtiger iſt in dieſer Hinſicht Damiette, obwohl wenige Städte eintöniger und dumpfer ſeyn können, als dieſe; denn ſie liegt in einer vollkommenen Fläche.

Eine Hochzeit, welche bei Gelegenheit, da der Konſul ſeine Tochter verheirathete, in Damiette ſtatt fand, bot ein unterhaltendes Schauſpiel dar. Der Konſul, ein Eingeborner des Landes, lud alle Reiſende zur Zeremonie und zum Feſte ein. Die Braut war mit den reichſten Kleidern geſchmückt, ihr Haar auf die ſeltenſte Weiſe geflochten und Augenwimpern und Braunen gefärbt. Alle Verwandten und eine große Zahl Freunde waren zugegen; das Mal war verſchwenderiſch und üppig. Die Geſellſchaft ſaß auf Polſtern, die gegen die Wände angereiht waren. Die Gerichte, nach türkiſcher und griechiſcher Art bereitet, wurden in der Runde umgeboten, mit verſchiedenen Sorten von

Wein, unzähligem Konfekt und Scherbet. Als zuletzt die Muſik erſchien und die Lichter einen lebhaften Glanz durch den Saal verbreiteten, wurde die Geſellſchaft heiter und aufgeräumt. Eine Menge Almeh-Mädchen begannen beim Lärm der Trommel und Kaſtagnetten ihre wollüſtigen Tänze. Viele von den Gäſten beiderlei Geſchlechts ſchloſſen ſich an die Tanzenden an; andere bildeten Gruppen, um ihren Schibuk und Kaffee zu genießen. Braut und Bräutigam ſtunden neben einander; ihre Blicke verriethen kein Leben und keine Leidenſchaft; die Braut war ein albernes, gutmüthiges Mädchen, und ſah gerade ſo drein, als ob ſie nichts aus ihrer orientaliſchen Apathie aufrütteln dürfte. Als die beiden ſich entfernt hatten, äußerte ſich die Luſt der Geſellſchaft lauter und hielt bis ſpät in die Nacht an. Der Konſul hatte ein gar nettes Weib, das er ſehr liebte, und dem er ſo viel Achtung bewies, als ob er ein europäiſcher Ehemann geweſen wäre. Er wagte es nicht, ungeladen ſich in ihre Geſellſchaft zu drängen; allein das iſt orientaliſche Etikette, daß die Frauen, welche den Harem beſuchen, immer vor Zudringlichkeit geſchützt ſind. Er führte eines Tags zwei engliſche Reiſende bei ihr ein, die in Damiette waren; ſie ruhte auf weichen Polſtern und hatte ein hübſches grünes Kleid an, aber keinen Turban um ihr Haupt. Sie hatte große ſchwarze Augen, einen ſchmachtenden Blick; ihr Geſicht war ohne Farbe und im Geſpräche ſchien ſie ganz ideenlos zu ſeyn.

3) Die Nilfahrt.

Da ich nach Kairo wollte, benützte ich das erſte Schiff, welches den Weg dahin machte. Wir fuhren den Kanal hinauf, deſſen Ufer dem Auge nur Sand und unfruchtbare Strecken darboten. Aber wie angenehm änderte ſich die Szene, als wir den folgenden Morgen fruh auf das Verdeck traten, und gewahrten, wie das Schiff ſanft in den Nil hineinglitt! Es war gerade vor Sonnenaufgang und die ſanfteſten Farben waren über den Horizont hingegoſſen. Die Ufer waren mit Palmhainen bedeckt, darin zahlreiche Dörfer zerſtreut lagen, indem hie und da ein weißer, ſpitzer Thurm in die Wolken ſchaute, und eine allgemeine Stille herrſchte durch die ganze Gegend. Nicht ohne die lebhafteſte Rührung kannſt Du das erſte Mal an dieſem berühmten Strome weilen. Das Schiff hielt einige Stunden bei der Stadt Foua. Nachdem ich mich im Strome gebadet, wanderte ich durch die Stadt; obwohl es noch ſehr früh war, ſah man doch die Läden ſchon offen und Früchte zum Verkaufe in den Straßen. Mancher gute Muſelmann, der ſo eben aufgeſtanden, nahm ſeinen Sitz draußen vor der Thüre, und, den Koran in der Hand, las er des Propheten glänzende Verheißungen oder unterrichtete ſein Kind im Gebet. Sogar in dieſer kleinen Stadt waren 12 Moſcheen und der Muezzin hatte, von der Spitze des Thurmes, bereits angefangen, zum Gebete zu rufen. Dieſer Ruf, wenn er in einem ſo ſtillen Lande, wie Aegypten, bei der Dämmerung oder bei Nacht gehört wird, bringt den ſchönſten und feierlichſten Eindruck hervor, den man ſich denken kann. Die Morgenländer wählen diejenigen zu dieſem Dienſte, welche die kraftvollſten und klangreichſten Stimmen haben. Oft ſchallt am Nil in Oberägypten, wenn Todtenſtille ringsum herrſchet, der Ruf von ferne: „Es iſt nur ein Gott; Gott allein iſt groß und ewig, und Mahomed iſt ſein Prophet," gleich der Stimme eines unſterblichen Weſens, das aus den Wolken in Deine Ohren ruft. Der Nil iſt im allgemeinen ein ruhiger und ſchöner Strom, etwa eine viertel oder halbe Meile breit, öfter noch weniger; nur zur Zeit der Ueberſchwemmung verbreitet er ſich 2 bis 3 Meilen in die Weite.

Als ich an Bord des Schiffes zurückgekehrt war, fand ich, daß ein Reiſender auch hier, ſo gut als in ziviliſirteren Ländern, ſeine Gaumenluſt befriedigen kann; denn anſtatt des Reiſes und Büffelfleiſches, welches meiner Vorſtellung nach wohl der ganze Vorrath der ägyptiſchen Tafel ſeyn mochte, beſtand mein Frühſtück aus friſchem Brod, kuhwarmer Milch, Kaffee des Orients, köſtlichen Trauben und friſchem Käſe. Auf dem Schiffe befand ſich eine große Zahl Reiſender von allen Gattungen. Unter denſelben war auch ein Janitſchar von höherm Rang, der nach Kairo zurückkehrte, wo er ein Haus hatte; er war ein kleiner Mann, wohlgekleidet und bewaffnet, und unterhielt ſich damit, auf die Araber los zu ziehen und ſie zu necken. Nachdem er ſeinen ſchönen Teppich auf dem Verdeck ausgebreitet hatte, ſetzte er ſich darauf mit ſeiner Pfeife, und blickte um ſich, gleich einem Sultan; er hatte drei oder vier Frauen. Auf dem Verdeck unter einem Baldachin ſaß ein ägyptiſches Frauenzimmer, von ihren ſchwarzen Sklavinnen begleitet; zuweilen ließ ſie einen Theil ihres Geſichtes hervorſcheinen, und obwohl ſie im allgemeinen vor den Blicken der Zuſchauer geſchützt war, bemühte ſie ſich doch zu ſehn, was auf dem Verdeck vorgehe, wie wir aus dem ſchallenden Gelächter abnahmen, das hinter dem Vorhang hervorkam. Ein oder zweimal ſchickte ſie uns kleine Geſchenke von Zuckerwerk. In einem kleinen Kabinett, das an unſeres grenzte, waren zwei Franzoſen, welche lachten und ſchwatzten, nicht anders, als ob ſie in Paris wären; ſie nahmen ihre Mahlzeiten à la française, ein dejeûné à la fourchette um eilf Uhr, und um ſechs Uhr aßen ſie zu Mittag, dem Morgenlande zum Trotz. Es befanden ſich noch verſchiedene andre Reiſende auf dem Schiffe von geringerer Bedeutung. Unſere Fahrt ging langſam, da wir nur mittelmäßige Schiffleute hatten; aber nichts reizenderes kann es geben, als den Strom hinzugleiten, bei ruhigem, wolkenloſem Mondlicht; ſchwer iſt's, in Mitten ſolcher Herrlichkeiten zum Schlummer ſein Auge zu ſchließen. Die Wirkung des Mondlichts iſt auf beſondere Weiſe den Augen gefährlich in dieſem Lande; die Eingebornen ermahnen Dich, wie ich auch nachwärts in Arabien fand, Deine Augen immer zu bedecken, wenn Du unter freiem Himmel ſchläfſt. Es iſt befremdend, warum man die Stelle in den Pſalmen: „Die Sonne ſoll dich nicht treffen bei Tag, noch der Mond bei Nacht,“ nicht aus dieſem Umſtande erläuterte, da doch die Anſpielung auf denſelben ſo klar iſt. Der Mond trifft hier wirklich, und greift das Geſicht weit mehr an, wenn Du ſeinem Einfluſſe ausgeſetzt ſchläfſt, als die Sonne: eine Thatſache, von der ich eines Nachts eine höchſt unerfreuliche Erfahrung machte, ſo daß ich mich nachwärts beſſer in Acht nahm. Und in der That, wenn jemand, das Geſicht gegen Morgen gekehrt, ſchliefe, ſo würden ſeine Augen nicht nur geſchwächt, er müßte ſogar fürchten, den Gebrauch derſelben gänzlich zu verlieren.

Am folgenden Tag ereignete ſich ein höchſt trauriger Vorfall. Unſer Reis oder Kapitain, ein ehrenwerther und ehrwürdiger alter Mann, war ſehr gottesfürchtig. Da der Mittag bereits vorüber und das Schiff von Reiſenden gedrängt voll war, ſah er ſich ängſtlich nach einem Plätzchen um, wo er ſein Nachmittagsgebet verrichten könnte, und bezab ſich in ein kleines Beet am Hintertheil des Schiffes. Dort kniete er nieder, das Geſicht gen Mekka gekehrt, und war ganz in ſeine Andacht vertieft; ſein langer, weißer Bart, ſeine ruhigen Züge und ſeine Stellung boten ein treffendes Bild morgenländiſcher Andacht dar, als er, bei einer ſeiner heißeſten Betheurungen gegen den Himmel, ſich zu tief neigte, und, das Gleichgewicht verlierend, häuptlings in den Nil ſtürzte. Augenblicklich verbreitete ſich der Lärmen und: „unſer Reis, der Reis iſt im Waſſer!“ erſcholl's von allen Seiten des Schiffes. Das Schiff ging ſchneller, als ſonſt; wir ſahen ihn in einiger Entfernung, wie der Strom ihn niederſchlang, wie er mit den Armen gegen denſelben kämpfte; vernahmen, wie er matt um Hülfe rief. Drei Araber, die gute Schwimmer waren, ſprangen über Bord, konnten ihn aber nicht mehr erreichen. Es war um des alten Mannes Leben geſchehn, hätte man auf der Stelle eine Bewegung rückwärts mit dem Schiffe gemacht, würde er gerettet worden ſeyn; aber die Verwirrung war zu groß und ſo wurde es vernachläſſiget. Der Sohn, ein junger, ſchlanker Aegypter, lief eine Zeit lang am Ufer auf und ab, in der Richtung, wo ſein Vater untergeſunken, ſtieß laute Klagen aus und rief angſtgepreßt: Ali! Ali! So hieß der alte Mann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus der Schweiz von H. Zſchokke.

I. Theil. Der Flüchtling im Jura.

Kritik.

Der Roman iſt eine epiſche Dichtungsart. Die Seele des Epos iſt der Held, ohne dieſe lebt kein Heldengedicht; höchſtens ein Automatenmechanismus könnte, beim Mangel dieſer Seele, die Maſchine zuſammenhalten und bewegen.

Der Held iſt es durch ſeinen Charakter; der epiſche Dichter iſt es durch ſeine Heldenſchöpfung. Denn die Geſchichtsfabel iſt untergeordneten Rangs, und nur in ſo fern wichtig, als Helden (männliche, weibliche, tragiſche, komiſche u. ſ. w.) in ihr ſich bewegen. — Der *Charakter* iſt die individuell geſtaltete *Einheit* der verſchiedenen geiſtigen und leiblichen Eigenſchaften des Menſchen; dieſe wird ſeine höhere Menſchennatur, und tritt ſo ſelbſtſtändig der mannigfaltigen Außenwelt, dem Schickſal, entgegen.

Wir wollen zuſehen, ob es Herrn Zſchokke gelungen iſt, dieſen beſeelenden Einheitspunkt zu finden und Charaktere zu bilden.

Verfaſſer ſchildert uns ſeinen Helden *Florian*, der gefangen auf einem Leiterwagen geführt wird, S. 6. wie folgt: „Eine ſchlanke Geſtalt, eine geiſtvolle Geſichtsbildung, ein ſtolzer durchdringender Blick großer blauer Augen, eine würdevolle Haltung in ſeinem ganzen Weſen, ſchienen zu verrathen, er müſſe von guter Erziehung ſeyn.“ Des widerſprechenden Gegenſatzes von „*ſchienen*“ und „*müſſe*“ nicht zu gedenken, erfahren wir hier, daß eine ſchlanke Geſtalt und geiſtvolle Geſichtsbildung — Wirkungen guter Erziehung ſind! — in der That eine unerhört vortreffliche Erziehung, die dergleichen zu liefern im Stande wäre! wie mancher Familienvater würde ſich glücklich preiſen, wenn er ſeine Tölpel nur einem Herrn *Naſemann* in Bündten (Florians Erzieher) überantworten dürfte! wer auf dergleichen pädagogiſche Töpferarbeit ſich verſtünde, würde ohne Zweifel zum Generalerziehungshexenmeiſter der unterſetzten und ſpalierwüchſigen Menſchheit erhoben werden.

Nachdem uns Verfaſſer durch dieſes Entenſtallportal eingeführt, ſchwankt unſere Hoffnung gänzlich, daß wir in Tempel, oder nur in bürgerliche Wohnhäuſer gelangen werden. Aber, Geduld! jetzt erſcheint der Held. Er läßt ſich — Schnaps bringen „und ſtürzt drei bis vier Gläſer des ſtärkſten Kirſchwaſſers hinunter ohne eine Miene zu verziehen,“ — ſo daß der wachthaltende Korporal richtig bemerkt: „er *ſäuft* wie ein Ruſſe;“ — und wir erwarten, daß er gewiß in dieſer Begeiſterung bis zu Ende des Stücks aushalten werde. — In der That, der ſelige Zachariä, Verfaſſer des *Renomiſten Raufbold*, hätte unſeren Verfaſſer um dieſe grazioſe Heldeneinführung beneiden dürfen.

Zweite Heldenthat. Florian fährt mit Händen, die mit Kitſenkrallen verglichen werden, ſeinen Wächtern in den Nacken, ſchlägt ihnen die Geſichter gegen einander, daß die Leute für todt niederſtürzen. (Hier erhalten wir beiläufig den ſchätzbaren Beitrag zur dunkeln Naturgeſchichte der Rieſen, daß ſie, wie die Vögel, mit Krallen begabt ſind, ſo wie ſpäter gleiches von einem Hunde berichtet wird.) Jeder chriſtlich verſtändige Leſer würde hienach vom Verfaſſer gehofft haben, daß er die Wächter als barbariſche oder hämiſche Henkersknechte darſtelle, um das Grelle zu mildern und um nicht Mitleiden und Achtung vom Helden ab, auf die Nebenperſonen zu ziehen. Unſer Original aber überraſcht uns mit kühnſter Originalität; es berichtet von dieſen Soldaten, wie ſie den Gefangenen höflich, ſchonend behandelt, ihrer Amtspflicht mit Bedauern treu geblieben; ſie ſuchen dem Gefangenen ſein Loos möglichſt zu erleichtern; da ſie gutmüthig, treuherzig ihm glauben, daß er todtkrank ſey, führen, tragen ſie ihn, erlauben ihm ſogar, daß er auf dem Wagen ſeine Arme um ihre Nacken ſchlinge: — und dieſe Pflichttreu und argloſe Barmherzigkeit lohnt der Held ihnen damit, daß er ſie aufs unmenſchlichſte mißhandelt. Beſäße Verfaſſer einiges äſthetiſches Gefühl, ſo würde ein ſolcher Held ihn anekeln; er aber läßt ihn, ſtatt Gewiſſensbiſſe zu empfinden, ſeiner brutalen Heldenthat renommiſtiſch ſich berühmen in Staffards Hauſe, mit den Worten: „Ich ſchlug ihre Köpfe zuſammen, daß ſie brachen wie hohle Scherben. Während ſie bewußtlos niedertaumelten, zerſchmetterte ich ihre Gewehre und — ging davon.“

Nach dieſer Schnaps- und Beſtialitätsprobe wird uns Verfaſſer nicht zumuthen, auf ſeine blanke Verſicherung hin ihm zu glauben, daß in Florians Geſicht etwas Mildes, faſt Mädchenhaftes gelegen. Man verſuche es, ſich einen milden, faſt mädchenhaften Schnapsſäufer, Ruſſen und Kannibalen in Einer Perſon vorzuſtellen!

In welchem Reiz müſſen uns nun die übrigen Perſonen, die Staffards, zumal aber ein Mädchen erſcheinen, wenn ſie durch dergleichen jedes unverſtockte Gemüth empörende Brutalitäten, nicht empört, vielmehr in Freundſchaft, Liebe, Hochachtung ſich zum Thäter hingezogen fühlen!

In den Unterredungen der Staffards mit Florian *), die, ein Gewebe von Gemeinplätzen und Spiesburgerweisheit, noch mehr vom Spies als vom Zaun abgebrochen ſind, entwickelt Florian ſeine politiſche Geſinnung. Es iſt der thatenloſe, mattkluge Indifferentiſmus, der die entzündete Butter rettet und das Haus brennen läßt; ſtatt mit ſeinem Volke zu ſtehen und zu fallen, ſalvirt ſich der Held, um zu predigen, wenn die Gefahr vorüber iſt! — Uns aber bedünkt jeder körperlich kräftige Mann, welcher zu Hauſe bleibt, wenn ſein Volk gegen den fremden Eroberer, mit oder ohne Hoffnung des Sieges ſich erhebt, eine verächtliche Memme; und ſo wohl jedem Mann von Ehre, auf dem Thron, wie in der Sennhütte.

Gleichwohl iſt das patriotiſche Heldenthum des Helden Florian noch bei weitem nicht die ſchlechteſte Partie, ſondern eben das, worauf es bei Liebesgeſchichten vorzüglich anzukommen ſcheint, nämlich die Liebe. — Wie gefällt Euch z. B. ein Liebhaber, der fortlaufen will, weil ihn die Angſt plagt, die wachſende Leidenſchaft werde ihn um Vernunft und Selbſtbeherrſchung

---

*) In dieſen Geſprächen bringt Verfaſſer auch ſeine Strafpredigten über die Schweiz und namentlich über Bündten vor, gewiß am unſchicklichſten Ort, der nur zu finden war; — man denke, dieſe Romane fahren in allen Leihbibliotheken des Auslandes herum. — Ueberhaupt hat Niemand das Recht, ſo, wie hier geſchieht, über ein noch lebendes, im ganzen kräftiges Volk abzuſprechen, ohne zugleich Worte des Lebens und der Erhebung zu beſitzen, die bei einem ſo oberflächlichen Skribenten, wie Verfaſſer, nicht zu ſuchen ſind. — Florian erzählt hier unter andern: er habe Aloys Reding ſelbſt vor dem letzten Heldenkampf der Waldſtätte geſprochen, und Verfaſſer läßt den Schweizerhelden zum Bündtner ſagen: „Ich würde mir die Haare ausraufen vor Schaam,“ und legte die Hand an ſeinen blonden Kopf, „wenn ein einziger Schweizer anders dächte, als ich.“ — Wir zweifeln, daß Aloys Reding ſich jemals ſo renomiſtiſch ausgedrückt; dagegen iſt uns bei dieſer Stelle der Ausſpruch eines geiſtreichen Griechen eingefallen, welcher dem breiten Euripides vorwarf, er dichte den Heroen ſchlechte Streiche an.

bringen? beſſer als des hochkomiſchen Jean Pauls Marquis, welcher das Bekenntniß ablegt, daß er ſich vor nichts ſo ſehr fürchte, als vor Schäferſtunden? — Hermione ihrerſeits fürchtet ſich entſetzlich, erſtens, weil ihr Geliebter gar zu impoſant iſt, und ſie ſich vor ihm wie eine Sklavin fühlt; zweitens, weil ſie, man begreift nicht warum, der feſten Ueberzeugung iſt, Florian werde, kraft Allerhöchſtunmittelbarer Schickung, durch ſie, und ſie durch ihn, in den Abgrund des Verderbens geſtürzt, — nach der Manier der Werner=, Müllner=, Grillparzeriſchen Schickſals= und Verbrechertragödien, wo die Ahndungen und Träume, gleichſam wie aus [illegible] Sand geborne Irrwiſche, naturwidrig und unmotivirt in die Geſchichtsfabel eingreifen. Vollends unausſtehlich wäre uns dieſe Hermione, wenn ſie ſeitenlange philoſophiſche Belehrungen und halb myſtiſch ſeyn ſollende Offenbahrungen ihrem Geliebten ertheilt, wo man unſchwer die Quellen des hier ausgeſchenkten Abſudes entdeckt. Allein Florians gründliche Unpoeſie weiß meiſtens doch die Offenbahrungen in Nikolaiſche Aufklärungen zu löſen, wenigſtens ſo weit, daß Verſtand und Gemüth — beide Recht behalten, d. h. anfangs einander etwas anzapfen, dann gegenſeitig, wenn nichts mehr fließen will, Komplimente machen, und neben einander auf dem breiten Ruhbette Platz nehmen.

Wie tief Amors Pfeil durch die Haut des handfeſten Bündtners eingedrungen, und welch erhabene Anſicht er von ſeiner Liebe habe, läßt ſich auch aus folgendem ermeſſen, wo der Verfaſſer Florian im Geſpräch aufführt, mit ſeinem Herzensfreund, dem einfältigen Enthuſiaſten Georg, der ihn ausforſcht, ob er verliebt ſey. S. 159. „Du biſt ein Mann, wie Du ſeyn ſollſt, Florian. Ein edler Menſch biſt Du, aber, läugne nicht, ein unglücklicher.“ — „Wer nichts will (antwortet der beſcheidene Normalverliebte), als das, was gut und gerecht iſt, kann nicht unglücklich ſeyn, Georg.“ — „Aber Du liebſt?“ — Nun denn ja, aber ſo wie der Mann lieben ſoll. Ich liebe Hermione, wie ſie geliebt werden ſoll, mit der Heiligkeit und Seelengröße, die ſie einflößt. Ich haſſe und verabſcheue die Liebe, die zum wilden, wüſten Wahnſinn wird, und ſtatt die Kraft des Gemüthes zu erheben, ſie zerſtört und Pinſler und Narren ſchafft, wie die ehmaligen Werther und Siegwart ekelhaften Andenkens. Es giebt wohl höhere Dinge im Leben (!) als Liebſchaft (—) zwiſchen einem Paar junger Leute: Gott, Tugend, Vaterland, Freiheit.“ —

Auf dergleichen Gemeinplätzen treiben ſich Verfaſſers Dialogen, wie ungekämmte Studenten in plumpen Kanonenſtiefeln, ſtolpernd herum. Ueberhaupt bricht überall durch den Firniß, Verfaſſers natürliche Holzfarbe hervor, zumal da, wo er zart ſeyn will, weil dann der Firniß die ſtärkſte Reibung erleidet. — Wie Gott, Tugend u. ſ. w. in Widerſpruch mit der Liebe gerathen können, iſt nur dann abzuſehen, wenn die Liebe — eben eine Liebſchaft iſt, die mit Heiligkeit und Seelengröße ſpottwenig zu ſchaffen hat.

Den Haupteffekt ſcheint Verfaſſer dadurch erzielt zu haben, daß er von beiden Liebenden behauptet, ſie hätten eine große Scheu vor einander gehabt, eine geheime Furcht, ſich ſelbſt, andern, einander ihre Liebe zu geſtehen. Dieß kommt ſonſt in Romanen des gewöhnlichen Schlags, wie unſer Flüchtling, nicht vor, obwohl dieſe geheime Scheu der Geliebten in jeder wahren Liebe mit tieferſchütternder Gewalt ſich kundgeben muß. Denn das Ideal des geliebten Weſens iſt jeder edlen Seele eingeboren. Wenn dann die ſehnende Neigung des Menſchen ſich bemeiſtert und zur Geliebten ihn hinzieht, ſie, die als eine völlig unwillkürliche, unerforſchliche Gewalt ihn überzeugt, daß dieſes Weſen es iſt, welches bisher nur in ſeinem Innern gewohnt, und nun, durch ein größeres Wunder, als wodurch ſchon Pygmalions in Elfenbein gebildete Geliebte Lebensathem erhielt, plötzlich in lebendiger Wirklichkeit vor ihn tritt; — ſo kann es nicht anders ſich ergeben, als daß ein nie gefühlter, geiſterartiger Schauer ihn durchdringt. Dieſe äſthetiſche Idee hat ſchon Platon im Gaſtmahl mit hochpoetiſcher Wahrheit dargeſtellt, am glänzendſten fuhrte die nordgermaniſche Dichtung in den Walkyrien dieſen Gedanken aus, und ſo findet er ſich bei jedem ächten Dichter, der Liebe nur auf eigenthümliche Weiſe dargeſtellt. Ein altes Volksliedchen ſingt:

Sie hatten einander von Herzen lieb,
Daß ſie vor großer Hut
Zuſammenkamen nie.

Was wird aus dieſer Nachtigall in der ungeſchickten Hand unſeres Verfaſſers? er zupſt ihr die Federn aus, bis der Vogel Fliegen und Singen vergißt. Denn wie löst er ſeine oft und breit ausgeſprochene Aufgabe, eine ſcheue, hohe und zarte Liebe darzuſtellen? — Es iſt faſt ſo unglaublich albern als — wahr: durch Dialoge zwiſchen den Verliebten, die gerade von dem wimmeln, was der Natur eines ſolchen Gefühls am unmittelbarſten widerſtrebt, — galante Schmeicheleien, ſüße Komplimente. —

Dieſe äſthetiſche Lüge wird uns gleich beim Erſten Liebesabenteuer — dem bei der Kette — aufgedeckt. Hermione ſtarrt den Fremdling, der die Kette ſpannt, erröthend an; und „auch Florian (heißt es) ſtand wie verſteinert vor dem wunderſchönen Götterbilde, welches da in holder Verwirrung vor ſeinem Auge ſchwebte. Er wußte nicht, ob es ihm irgend ſchon einmal erſchienen, oder aus ſeinen Träumen ins Leben getreten war.“ (Platen u. a. m.)

„Du haſt geſiegt, Mädchen, ſagte Hermione, mit leiſer anmuthvoller Stimme, aber nicht durch eigne Stärke.“

„Ich bin ſtolz, Fräulein, zu ſolchem Siege geholfen zu haben, ſagte Florian, denn Beſſeres hat dieſe Kette ſeit Jahrhunderten noch nicht an dieſes glückliche Land gebunden.“ —

Alſo das erſte Wort, welches der ſcheue, verzauberte Liebende zu ſeinem wunderſchönen Götterbild ſpricht, iſt — eine Galanterie, und zwar eine der albernſten, die aufzutreiben waren. Was mochte dieſe — Kette denn ſeit Jahrhunderten Gutes an dieß Land gebunden haben? Kontrebandierer, in ältern Zeiten vielleicht den Feind mochte ſie abgehalten haben, aber ans Land gebunden, was denn? — Jedes vernünftige Frauenzimmer würde einen ſolchen Florian zwar für einen brauchbaren Packknecht, aber im übrigen für einen albernen Gecken und ihn ſofort mit dem Rücken angeſehen haben.

Allein dieß iſt nur die Einleitung, gewiſſermaßen die erſte Welle der nachfolgenden Springfluth von Süſſigkeiten, die ſich in Hermiones geräumigen Meerbuſen ergießt. Z. B. Als Florian mit der ſchüchternen Hermione — allein in den unterirdiſchen Feentempel kriecht, heißt es: „Er ſtand ſchweigend und beobachtete ſie mit einem zärtlichen Blicke, nahm ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen: „Ja, wär' ich Pluto, und könnte Ihnen in der Unterwelt den ewigen Thron anbieten, Sie würden Proſerpina!“

Verfaſſer ſcheint in der alten Götterlehre nicht ſonderlich unterrichtet; denn dieſe ſeine Göttertochter brauchte gar nicht erſt mit Gewalt unter die Erde entführt zu werden, ſondern kroch dem jungen Bündtner nach, gab ihm ſelbſt die Zündlaterne in die Hand, und fürchtete ſich keineswegs vor der ihr gedrohten Entführung. — Wollten wir unſere Beiſpielſammlung vollſtändig machen, ſo müßten wir eben ſämmtliche Dialogen abſchreiben, womit wir uns und die Leſer billig verſchonen.

Von den übrigen Perſonen wiſſen die Leſer ſattſam aus dem Auszug. Klaudine zeichnet ſich durch ihr unbändiges Gelächter vortheilhaft unter dem ſchönen Geſchlecht aus. — Vater Staffard iſt da, weil Florian doch bei Jemanden wohnen muß, und Frau Bell, damit ſie Hermione beherberge. — Die Morne, welche uns Verfaſſer, mit ſeinem entſchiedenen Talent zum Ekelhaften, als eine betagte Frau mit dürrer Rechte, gebräuntem, welkem Antlitz ſchildert, „das durch eine gewiſſe Gutmüthigkeit des Ausdrucks (!) nicht unangenehm geweſen wäre, wenn nicht um Kinn und Lippen ein weiches, falbes Barthaar, wie ein grauer Schatten (wieder einmal) geweht hätte“ — kann, wegen des inneren Widerſpruches, ſo wenig als eine der übrigen Perſonen des Romans als wirklich vorhanden gedacht werden. Sie beſitzt das ausgezeichnetſte Gedächtniß, und ſoll ſich ſelbſt gutmüthig täuſchen, ohne täuſchen zu wollen, daß das, was ſie wenige Tage vorher umſtändlich hat erzählen gehört, ihr nicht erzählt, ſondern aus dem Verkehr mit Geiſtern und durch Prophetengabe mitgetheilt worden ſey! — Eine ſolche pſychologiſche Windbeutelei glaubt Verfaſſern kein Menſch, und wenn er die Richtigkeit ſeiner Angabe bei Ehre und Seligkeit verbürgte. — Ja Verfaſſer iſt nicht einmal im Stande, ſeine eigenen Räthſel, die er Mutter Mornen in den Mund giebt, zu löſen, ſondern das prophetiſche der Sibylle bleibt eben ungelöſt, ſo wie die Aufgabe des Verfaſſers ſelbſt, durch dieſe Morne den Aberglauben an Hexerei und Wahrſagung zu verlachen.

Eine bedeutende Rolle hat der, durch ſeine langweilig plumre Abſurdität intereſſante Profeſſor Onyx, die nämlich, daß er Florian immer verrathen muß, und zwar durch den ſeltſamen Umſtand, der uns aus dem Auszuge bekannt iſt, daß er den Namen Florian nicht behalten kann. So fein weiß Verfaſſer zu motiviren; ſonſt wird der Lauf der Geſchichte zweckmäßig, durch die Füße der Ankommenden und Abgehenden, unterhalten.

Jeder Romanſchreiber muß einen Knoten ſchürzen und ihn löſen obendrein; das iſt eine hinlänglich bekannte Sache. Unſer Verfaſſer ſcheint den großen Alexander, der mit Schwertgewalt den gordiſchen Knoten löste, originell umgekehrt kopirt zu haben, indem er ſeinen Knoten gewaltſam ſchürzt. — Hermione erhält einen Brief, wonach ihr Stief-Vater todt oder todtkrank darniederliegt. Sie überzeugt ſich, daß dieſer Stiefvater derſelbe Obriſt iſt, welcher in Bündten Florian zur Handhabung der Ordnung ordonanzmäßig zugegeben wurde; der pflichtwidrig und unmenſchlich niederträchtig ſeinen Soldaten, welche Mord und Nothzucht in einem Hauſe verübten, nicht nur nicht geſteuert, ſondern den Florian, der ihn vergeblich ſeiner Pflicht gemahnt, niederſtechen wollte, weil Florian ſich der Unglücklichen anzunehmen, und der nun, in Folge der Verwundung, die er durch Florian bei dieſem Auftritt erhalten, todt oder dem Tode nah ſeyn ſollte.

Jeder Leſer hätte wohl billig, mit uns, erwartet, daß ein reines Mädchen von einem ſolchen Scheuſal, und wäre es auch ihr leiblicher Vater geweſen, ſich mit unvertilgbarem Ekel abgewandt hätte. — Anders unſer wunderſchönes Götterbild: es erklärt, daß es Florian nun unmöglich die Hand geben könne; dieſer findet, obgleich er ſelbſt ſagt, daß er gänzlich unſchuldig ſey, wie ſich freilich von ſelbſt verſteht, ſeine ewige Verdammung höchſt natürlich und nothwendig, und rennt, indem die Thüre zu zärtlichem Abſchiede ſchmetternd *) hinter ihm zufährt, von dannen.

So iſt der Knoten geſchürzt; aus einander muß er jetzt! Hiezu und zum Fortgang der Geſchichte ſcheinen die bisher gangbaren Menſchenfüße nicht zureichend; der todte Obriſt kommt zu Pferd in den Roman. — Unter Androhung, Florian wie einen Strauchmörder niederzuſchießen, zwingt ihn der Obriſt zum Duell,

---

*) In Nro. 27 iſt aus Verſehn ſchnatternd ſtehn geblieben, aber der Korrektor glaubte, wo der Widerhall ſchnarchte, könnten auch Thüren ſchnattern.

und der — vortreffliche Bündtner anerbietet dem Schurken, lieber eine Kugel von ihm ſich durch den Kopf jagen zu laſſen, als auf ihn zu ſchießen, weil er — Hermiones Stief-Vater ſey! Um das Maas der Niederträchtigkeiten zu füllen, macht der Obriſt alles Ernſtes Gebrauch von der Erlaubniß; Florian ſchießt abſichtlich fehl, der Obriſt ſchießt ihm zweimal nach dem Kopf, durch den Hut; alsbald liegen die verſöhnten Feinde einander am Buſen; — bald darauf die holde Hermione ihrem geliebten, edeln Stiefvater; — die Hochzeit iſt ſchon in der Speiſekammer mit geſchürzten Aermeln; — allein ſo treffliche, ätheriſche Weſen können es in der, durch Parteiwuth, Käſekrämerei und Spiesbürgerei unheilbar verlorenen Schweiz (wie ſie Verfaſſer mit ſeiner nie verſiegenden Wörterfülle in den Staffard-Florianſchen Geſchwätzen höchſt unberufen und albern charakteriſirt) ihrem geliebten Vaterlande nämlich, nicht aushalten, ſie ziehen (Staffards und Florian nebſt Zubehör — nach Frankreich, und wir wünſchen glückliche Reiſe; und wenn baldiges Wiederſehen zu hoffen wäre, ſo wolle Gott es verhüten.

Merkwürdige Höhle in Amerika.

In der Nähe von Watertown in Amerika hat man eine merkwürdige Höhle entdeckt und zwar auf dem Eigenthum eines gewiſſen Herrn Rayz. Ein Reiſender, der hinabgeſtiegen, erzählt folgendes davon:

Man gelangt durch einen ſehr gewundenen Pfad in die Höhle, der ſich 5 Schuh unter der Oberfläche des Bodens findet, welcher darum liegt. Wenn man 16 1/2 Schuh hinabgeſtiegen iſt, ſo befindet man ſich im erſten Zimmer, das 20 Schuh lang und 16 breit iſt; dem Eingang gegenüber iſt ein großer Felsblock, der einen platten Tiſch bildet von 12 bis 14 Quadratſchuh im Umfang, 2 dick und 4 hoch. Ungeheure Tropfſteine hängen an der Wölbung dieſer Höhle; zur Linken iſt ein gewölbter Durchgang von 150 Schuh Länge, zur Rechten iſt ein anderer Durchgang, gleichfalls gewölbt, 6 Schuh in der Höhe und Breite, der zu einem geräumigen Zimmer führt. Wenn man nun durch dieſen Eingang dringt, ſo kommt man zu einer Gallerie, 100 Schuh lang und 10 breit, deren Höhe ſich verſchiedentlich auf 5 — 8 Schuh beläuft. Die höhere Wölbung wird durch Säulen, Bögen, und die Seitenwände von Tropfſtein gehalten, der ſo weiß wie Schnee iſt, und verſchiedene Falten bildet, reichen Silberſtoffen ähnlich, die auf das eleganteſte drapirt ſind. Gegen die Mitte der Gallerie, dem Eingang gegenüber, iſt eine Oeffnung in einer Arkade, durch welche man zu einem andern geräumigen Zimmer kommt, welches, wie das vorhergehende, mit Kryſtalliſationen verziert iſt.

Wenn man durch denſelben Weg in die große Gallerie zurückkehrt, ſo kommt man durch einen andern gewölbten Durchgang oder Arkade, in eine große Menge von Sälen, die miteinander in Verbindung ſtehn und mit Tropfſteinen angefüllt ſind. Nach dieſer Reihe von Sälen, die Kunſt und Natur gebildet, gelangt man, etwa 10 Schuh abwärts ſteigend, in ein Zimmer von ungefähr 20 Quadratſchuh im Umfang und 22 in der Höhe. In einem Winkel dieſes Zimmers iſt eine kleine Erhöhung, etwa 12 Schuh breit und 3 hoch; der Obertheil iſt ausgehöhlt und mit Waſſer angefüllt, das von den Tropfſteinen herabträufelt. Verläßt man dies Zimmer, ſo kommt man in eine große Gallerie, in welcher ein anderes Becken hellen Waſſers iſt. Die Menge und Größe der Zimmer, die Schönheit der Tropfſteine, welche die Wände ſchmücken, die Waſſertropfen, welche an den zahlloſen Kryſtalliſationen oben hängen, die Säulen von Spath, die ſich auf Fußgeſtellen erheben, die hingepflanzt ſcheinen, um ſie zu unterſtutzen, die Brechung der Lichtſtrahlen, die mannigfaltigen Wirkungen, welche die Kryſtalliſationen hervorbringen, geben dieſer erſtaunenswürdigen Höhle einen magiſchen Anſchein, und bilden eines der ſchönſten Schauſpiele, das man ſehn kann.

Die Entdeckung dieſer Höhle zog eine Menge Menſchen herbei; da ſie aber die Tropfſteine zerbrachen und davon mitnahmen, hat der Eigenthümer eine Thüre vor die Höhle machen laſſen, die er zuſchließt. Uebrigens hat man die Höhle noch nicht genau unterſucht; viele haben nur einen Theil davon geſehen, und einige verſichern, daß ſich die unterirdiſchen Zimmer über 100 Acres (Morgen Landes) weit erſtrecken.

Literatur.

1) Deutſche.

a. Franz der Erſte, König von Frankreich. Ein Sittengemälde aus dem ſechszehnten Jahrhundert von **Auguſt Leberecht Herrmann**, Profeſſor am Königl. Sächſiſchen adeligen Kadettenkorps in Dresden. Leipzig bei Gerhard Fleiſcher 1824

Es iſt höchſt erfreulich, die mannichfache Thätigkeit zu ſehen, die ſich überall auf dem Gebiete der Geſchichte zeigt, möge ſie nun in mühſam gelehrter Forſchung oder in beſonnener Charakteriſtik von Zeiten und Männern nach den vorhandenen Forſchungen, oder auch nur in intereſſanter Auffaſſung und Darſtellung der Begebenheiten und Charaktere beſtehn. Wenn die erſte der Wiſſenſchaft Grund und Boden gewinnt, ſo giebt die zweite Geſtalt und die dritte weckt hiſtoriſchen Sinn und Intereſſe, und iſt die eigentliche Brücke, welche immer zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben beſtehn ſoll. Hiſtoriſch orientirt kann jeder gebildete Mann ſeyn, ohne daß er gerade gelehrt zu ſeyn braucht; er ſoll aber auch orientirt ſeyn, weil er ſonſt weder ſich, noch die Welt und das Leben begreift. Der Hr. Verfaſſer vorliegender Schrift dient offenbar dem Intereſſe des größeren Publikums. Man hat daher keine pragmatiſche Geſchichtſchreibung zu erwarten, die es ſich hauptſächlich zum Zweck geſetzt hätte, die Grundſätze der Politik zu entwickeln, nach welchen Franz der erſte und ſein Kabinet gehandelt, oder die er, ſeinem großen Gegner Karl dem V. gegenüber, verſäumt habe. Freilich konnte die Entwickelung der Intereſſen Franzens beſonders und dann auch Karl's nicht übergangen werden; aber es geſchieht immer mehr in der Abſicht zu zeigen, in wie fern Franz als Perſon affizirt wurde, in wie fern andere perſönliche Intereſſen damit verknüpft waren oder ihm entgegenarbeiteten, und wie die Stimmung der Völker, gleichfalls dienlich oder hinderlich, zu Erreichung der Zwecke war. Da der Hr. Verfaſſer ein Sittengemälde beabſichtigte, ſo iſt dieß der rechte Weg, den er für ſeine Darſtellung eingeſchlagen hat, welcher überhaupt nie zu ſehr, in Darſtellung hiſtoriſcher Ereigniſſe, als Nebenweg betrachtet werden ſollte. Der Leſer findet daher hier eine Menge Einzelnheiten aufgeführt, woraus Franzens eiteler und ritterlicher, großmüthiger und neidiſcher, übermüthiger und ſchwacher, wohlwollender und verfolgungsſüchtiger ꝛc. Charakter erkannt werden mag. Eben ſo wird deſſen Mutter die Herzogin Louiſe von Angouleme, ſo wird der berühmte Connetable von Bourbon, ſo der Ritter Bayard, ſo werden die Päbſte Leo X., Klemens VII. und Paul III. charakteriſirt. Viele Anekdoten und Beiſpiele geben ein vollſtändiges Bild von dem abergläubiſchen und proteſtantiſchen, grauſamen, gewinnſüchtigen und doch wieder für blos äußeren Ruhm alles aufopfernden Zeitalter, welches eben als gänzliche Auflöſungsperiode aller ehemaligen, ſtabilen Verhältniſſe, die geſundeſten und kräftigſten Keime zu einer geiſtigen Wiedergeburt erwecken mußte, die noch lange nicht, ſelbſt in unſerm aufgeklärten Jahrhundert nicht, ihren Gipfelpunkt erreicht hat. Wenn es zu rühmen iſt, daß der Hr. Verfaſſer in einigen Umriſſen die Vervollkommnung des Kriegsweſens unter Franz I., nach Waffen- und Truppengattungen, die entweder gebildet oder mehr ausgebildet wurden, geſchildert, und den Zuſtand der von Franz ſehr begünſtigten Wiſſenſchaften beſchrieben hat, ſo haben wir deſto unlieber ausführlichere Nachrichten über den Fortgang des Proteſtantismus in Frankreich, unter dieſem Könige, vermißt; denn nur daraus kann ein richtiges Urtheil über die zweimaligen Verbrennungen von Ketzern, welche Franz I. zuließ, gewonnen werden. Uebrigens bleibt dieſes Buch wegen ſo vieler, intereſſanter Einzelnheiten immer höchſt leſenswerth. Die Darſtellung und der Vortrag hat zwar nichts ausgezeichnetes und nicht einmal ausgebildetes; aber einer Geſchichtserzählung, welcher neben anderer, auch die Lektüre vieler franzöſiſcher Bücher vorangehen mußte, kann es doch nicht an einer gewiſſen, äußeren Gewandheit und an bequemem, leicht faßlichem Ausdruck fehlen.

b. Zwei Predigten von Dr. Schleiermacher. Magdeburg W. Heinrichshofen 1823

Bei der Fluth von Predigtſammlungen, Andachtsübungen und Erbauungsſchriften aller Art, womit Deutſchland überſchwemmt und wahre Andacht erſäuft wird, iſt kräftige Nahrung für das Gemüth, wie ſie Schleiermacher, wie immer, ſo auch hier, darzubieten weiß, um ſo empfehlenswerther. Keine Redeblumchen, keine verſifizirte Vaterunſer und Ewaldſche Gebete, keinen geleckten Styl, der das in ungeſalzenem Waſſer gekochte Holz breiter Reflexionen ſchmackhaft machen ſoll, findet man hier, ſondern Gedanken, die wieder welche erwecken, und jeden anziehen müſſen, der nicht von der Denkſcheu angefallen iſt, der nicht das Wort Gottes aus dem lauwarmen, ſeichten Teich von Andachtſtunden, ſondern aus dem friſchſprudelnden Quell des Evangeliums ſelber ſchöpfen will. Wir zeigen daher dieſe beiden Predigten Schleiermacher's mehr deswegen an, um überhaupt an die Predigten dieſes eben ſo als Gelehrten, wie als Kanzelredner geſchätzten Mannes, namentlich auf ſeine Predigten über den chriſtlichen Hausſtand zu erinnern. Jene nun ſind ihrem Gegenſtand nach verſchieden; die eine entwickelt des Erlöſers Lehre vom Aergerniß, die andere iſt gehalten am „Todtenfeſte," einer Gedächtnißfeier an alle in einem Jahre in einer Gemeinde Verſtorbenen. In beiden wird aufgefordert zum Sicherwecken zu klarem Bewußtſeyn um die Geſetze Gottes, und daraus folgendem Streben, ſie zu erfüllen; darum aber auch zu Unzufriedenheit mit ſich und der Welt, zu ſteter Bekämpfung beider, ſo lange ſie nicht ablaſſen wollen, den ewigen Geboten geiſtiger, über den endlichen Bedingungen des Lebens erhabener Freiheit, zu widerſtreben. In dieſem Sinne ſagt Schleiermacher in der erſten dieſer Predigten: Wo nun keine Freude iſt an der Freiheit, da iſt offenbar Furcht, und ſo iſt es demnach mit allem knechtiſchen und nur geſetzlichen Weſen. Diejenigen aber, welche der Herr ſeine Freunde nennt, von denen ſagt er, daß ſie nicht Knechte ſind. Alles knechtiſche Weſen alſo in dem Menſchen gehört nicht zu dem Freunde Chriſti in ihm ꝛc.

2) Italieniſche.

Gesta Caroli Magni ad Carcassonam et Narbonam, et de aedificatione monasterii Crassensis, edita ex codice Laurentiano, et observationibus criticis-philologicis illustrata a Sebastiano Ciampi. Florentiae ex typographia Magheri. 1823.

Der Leſer ſoll keineswegs irre an uns werden, wenn er auf einmal einen ſo großen und gelehrten Titel unter der Literatur dieſer Blätter ſieht; auch verbitten wir uns von vorne herein die ſcheelſüchtigen Blicke der heidniſchen Alter thümler von Profeſſion, da wir nicht geſonnen ſind, weder in ihr Handwerk zu greifen, noch ihren blinden Glauben zu erſchüttern. Vorſtehendes Werk, das die Thaten Karls des Großen bei Carcaſſonne und Narbonne und die Erbauung des Kloſters della Graſſa beſchreibt, iſt ein Roman, ſo gut, wie der des berüchtigten Turpin. Er iſt die ſpätere Bearbeitung eines frühern Originals, wie der Herausgeber vermuthet, und ſie dürfte in das 12te oder 13te Jahrhundert zu ſetzen ſeyn. Merkwürdig iſt es, wie hier Karl der Große zur Eroberung von Carcaſſonne und Narbonne kommt, da alle hiſtoriſchen Zeugniſſe, ſelbſt die weniger beglaubigten, davon ſchweigen. Die Niederlage der Sarazenen und die Eroberung dieſer Pläze ſchreibt die Geſchichte einem Ahnherrn Karls M., Karl dem Hammer, zu, in den Jahren 737 und und 739 nach Chriſti, fünf Jahre nach dem großen Siege bei Poitiers. Die Sache iſt, daß der glorreiche und große Karl alle chriſtlichen Helden vor ihm verdunkelte und daß ſich die zerſtreuten Großthaten um ſein ragendes Haupt, wie ein Brennpunkt, ſammelten. Uebrigens hat ſich der Zug Karls des Großen gegen die Sarazenen und ſeine Thaten bei Carcaſſonne und Narbonne in der Sage des Volkes in jenen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten. Eine Quelle im Süden von Carcaſſonne, neben der alten Straße nach Katalonien, trägt den Namen Karls des Großen. Noch ziert das koloſſale Haupt einer Frau, durch deren Liſt, wie Wilhelm Beſſe erzählt, die Stadt gerettet worden, eines der Thore von Carcaſſonne. — Dieſer Roman, oder wie man ſonſt das Werk nennen will, gewährt viel hiſtoriſches Intereſſe! Ciampi, der ſchon das Leben Karls des Großen und Rolands, welches man dem Turpin zuſchreibt, herausgegeben, macht es auch den ungelehrteren Leſern durch ſeine Bemerkungen und Erläuterungen zugänglicher. Im erſten Kapitel wird als der eigentliche Verfaſſer des Werkes ein gewiſſer Philomena, Hiſtoriograph Karls des Großen angegeben. Auch der 12 Paladine geſchieht Meldung und dem Baumeiſter des Kloſters della Graſſa läßt Karl der Große 7000 Paar Handſchuhe reichen. — Das Buch verdient große Aufmerkſamkeit, und eine Zuſammenſtellung mit andern Sagen und Erzählungen über denſelben Helden müßte ein ſehr intereſſantes Gemälde geben.

Mißzellen.

Nachtrag zu den Zauberformeln eines Diebs ꝛc.

Es iſt vielleicht manchem unſerer geneigten Leſer intereſſant, wenn wir ihm ein altes deutſches Volksbuch nachweiſen, worin Segen und Zauberformeln ganz in derſelben Weiſe und für denſelben Zweck vorgezeichnet ſind, als die von uns neuerdings angeführten. Unſre Vermuthung, daß die alterthümliche Form derſelben auf einen ins Chriſtenthum übergegangenen heidniſchen Gebrauch hindeutet, wird dadurch beſtätigt. Jenes Volksbuch bildet ein Mittelglied zwiſchen den alten Beſchwörungen und der neueſten, die wir aufgefunden und mitgetheilt. Das Buch führt den Tittel:

Romanusbüchlein, Gott der Herr bewahre meine Seele, meinen Aus- und Eingang, von nun an bis in alle Ewigkeit, Amen, Halleluja. Gedruckt zu Venedig.

Es heißt darin unter anderm: Gottes Gnad und Barmherzigkeit, die gehe über mich N. N., jetzo will ich ausreiten oder ausgehen, ich will mich umgürten, ich will mich umbinden mit einem ſichern Ring, wills Gott der himmliſche Vater, der wolle mich bewahren, mein Fleiſch und Blut, alle meine Aederlein und Glieder auf dem heutigen Tag und Nacht, wie ichs vor mir hab, und wie viel Feind meiner warten, ſollen ſie verſtummen, und alle werden wie ein ſchneeweißer, todter Mann, daß mich keiner ſchießen, hauen noch werfen kann, noch überwinden mag, er habe gleich Büchſen oder Stahl in ſeiner Hand, von allerlei Metall, wie alle böſe Wehr und Waffen ſeyn genannt, meine Büchſe ſoll abgehen wie der Blitz vom Himmel, und mein Säbel ſoll hauen wie ein Scheermeſſer. Da ging unſere liebe Frau auf einen ſehr hohen Berg; ſie ſah hinab in ein ſehr finſteres Thal, und ihr liebes Kind unter den Juden ſtehen, ſo herb, ſo herb, daß er gefangen, ſo herb, daß er gebunden, ſo hart, das behüte mich der liebe Herr Jeſus Chriſt, vor Allem, was mir ſchädlich iſt, Amen.

Ein Wort von Herder.

„Vor einigen Jahren ſchwärmte man von Winkelmanns, Hagedorns, Lipperts Ideen, redete von Sachen, die man nie geſehen, von Abſtraktionen des Gefühls, die man nie empfunden; man lebte von nichts als Gemmen und Paſten; wo ſind die Schreier jetzt? wo ſind ſie blieben? — Zwei oder drei Liedermännern, weiß man jetzt nichts als trunkene Ideen nachzulallen; unſerer werthen Mutterſprache, die ohnedem hart genug iſt, die noch übrigen Vokale, ſammt Bindewörtern, Schwanz und Ohren abzuſchneiden, ſich, ſtatt ernſter Gefühle, durch Keckheit, Taumel, Grobheit zu unterſcheiden — in weniger Zeit, wo werden die Schwärmer der Art ſeyn? Gegentheils die alten Herren, die da ſitzen und jammern, wiſſen nicht, woran es liegt? gegen ihren alten, weiland klaſſiſchen, Styl ſo gedankenlos, wie der alte Swift im erſten Anfall ſeiner Thorheit den armen alten Herrn bejammerte, den er im Spiegel da vor ſich ſah; ſchlafen unſanft auf ihren Lorbeern, regen ſich, und wiſſen nicht weiter — welche arme Wortſchwärmer ſind die? Stimmen der Tage vor Alters! Apotheken alter, abgefallener Herbſtblätter, und ſehen nicht, was da im Walde knoſpt und grünt.

Der Strom der Literatur rennt wie ein Strom im Weltmeer in aus- und eingekehrten Winkeln; jetzt heißt Philoſophie, was bald Schwärmerei heißt, und ſo im Gegentheile. Wohl, wer im Strome fleußt, und nicht auf dem alten Schlamm eines Winkels thronet! Wer kümmert ſich jetzt um Bodmer und Gottſched, als in dem, was beide für deutſche Sprache und Kritik wirklich thaten? Und was ſie gethan haben, kann ihnen kein T.. nehmen. Kepler und Leibnitz, Leſſing und Kleiſt werden ſich mit dem letzten Biedermann Deutſchlands begegnen, was auch das Schickſal noch für Windſtürme mit ihren Wiſſenſchaften und Künſten im Sinne habe. Freilich aber braucht eine große Statue einen Markt von Steinen zu ihrem Peſtamente.

Alles, was Taumel iſt, geht vorüber, die Schlacken gehen zu nicht, und nichts, als Gold, goldſchwerer Werth kann bleiben. Es geht hier, wie bei jenem fatalen Traum vom Schatz in der Fabel: einer ſtellt dem andern Gift, und der Schatz kam in fremde Hände, in die Hände der Welt und Nachwelt.“

— Protagoras, als er einſt gefragt wurde, warum er ſeine Tochter ſeinem ärgſten Feinde gegeben hatte? antwortete: „weil ich ihm nichts Aergeres geben könnte;“ vielleicht hatte er aber eine böſe Tochter! Demokritus nahm ſich eine kleine Frau, obgleich er ſelbſt groß war: Ich habe, ſagte er, unden Uebeln das kleinſte gewählt. Salomo ſpricht: wer eine Ehefrau findet, der findet was gutes, und ſchöpfet Segen vom Herrn. Wer hat nun Recht? Protagoras, Demokritus, oder Salomo der Weiſeſte?

— Wenn Männer von Geiſt ſich einander herabſetzen, freuen ſich die Dummköpfe. Sie lernen ſodann ihren Haß gegen jene unter eine Gebehrde der Verachtung zu verbergen, die eigentlich doch nur ihnen gehörte. Einſt ließ man Thiere kämpfen, Menſchen zur Kurzweil ſich morden; jetzt geſchieht oft das Gegentheil; Menſchen gehen auf einander los, um Thieren ein Schauſpiel zu geben. Unwürdige Kämpfe!

— Ludwig XIV. gieng eines Sonntags in die Kirche, da der Erzbiſchof Fenelon ſein Aumonier war, und erſtaunte nicht wenig, als er ſtatt der gewöhnlichen zahlreichen Verſammlung nur ſich und ſeine Begleiter, die Prieſter und Kirchendiener in der Kapelle fand. „Was iſt das?“ rief der König. „Nichts weiter, antwortete der Erzbiſchof, als daß Eure Majeſtät nun die kennen, welche um Gott zu verehren, und die, welche um dem König zu ſchmeicheln, die Kapelle beſuchen; denn ich habe ausbreiten laſſen, daß Eure Majeſtät heute den Gottesdienſt nicht beſuchen würden.“

— Die perſiſchen Könige genieſſen unter andern Machtvollkommenheiten auch des Vorzugs, daß ſie, wenn es ihnen einfällt, auch den Harem ihrer Unterthanen beſuchen dürfen. Die Morgenländer vergeſſen dann ihre gewöhnliche Eiferſucht, und derjenige, deſſen Haus ſolches Heil widerfahren, preiſet ſich glücklich, daß ihm königliche Hörner aufgeſetzt worden. Man erzählt eine artige Geſchichte vom Schach Abbas über dieſen Punkt. Als er einmal bei einem ſeiner Günſtlinge zur Tafel war und ſich berauſcht hatte, wollte er in den Harem, wo deſſen Weiber waren, dringen. Aber der Thürhüter wies ihn kecklich zurück, mit der Bemerkung, daß, ſo lange er Thürhüter ſey, niemand als ſein Herr, da eingehn dürfe. „Wie? rief der König, weißt du nicht, wer ich bin?“ Wohl, antwortete der Diener, ich weiß, daß du König über Männer, aber nicht über Weiber biſt.“ Dem Schach Abbas gefiel die Antwort und die Treue des Dieners und er begab ſich in ſeinen Pallaſt. Der Günſtling, in deſſen Hauſe die Geſchichte begegnet war, begab ſich alſogleich zum Könige, als er davon gehört hatte, und fiel zu ſeinen Füßen, flehend, daß er das begangene Verbrechen nicht ihm anrechnen möge, ſondern ſeinem Diener und fügte bei, daß er ihn bereits wegen ſolcher Anmaßlichkeit aus dem Dienſt gejagt. „Es freut mich, antwortete der König, daß du deinen Diener entlaſſen; denn jetzo will ich ihn in meine Dienſte nehmen wegen ſeiner Treue.“

— La Guilletiere erzählt die Geſchichte zweier mainotiſcher Piraten, die oftmals miteinander auf Raub ausgezogen waren, einſt aber über die Theilung der Beute einer venetianiſchen Barke ſich entzweiten. Von Groll erfüllt, dachten ſie gegenſeitig auf nichts als Rache. Theodor hob die Frau des Anapliotes, ſeines Nachbars und vormaligen Raubgenoſſen, heimlich auf und brachte ſie zum Verkauf an Bord eines Korſaren von Malta, der auf der Rhede zwiſchen Maina und Vitulo vor Anker lag. Der Maltheſer, nachdem er die Sklavin genau betrachtet hatte, weigerte ſich, dem Entführer den verlangten Preis zu zahlen, und beantwortete die Zudringlichkeiten des Mainoten mit der Aeußerung, er habe vor nicht länger als zwei Stunden um den halben Preis eine weit ſchönere Weibsperſon gekauft, die er ihm, um ſelbſt urtheilen zu können, vorführen laſſen wolle. In welches Erſtaunen und in welche Wuth gerieth Theodoro, als er ſeine eigene Frau eintreten ſah, mit deren Raub und Verkauf ihm ſein Nachbar zuvorgekommen war. Es war ihm jetzt weniger darum zu thun, wieder in Beſitz ſeines Weibes zu gelangen, als das ſeines Feindes zu verkaufen, um, einmal betrogen, wenigſtens die Genugthuung zu haben, daß die Rache der erlittenen Schmach gleich komme. Er ſtand daher von allem weitern Handeln ab und überließ dem Maltheſer die Beute zu dem angebotenen Preiſe. Mittlerweile hatte Anaplietis erfahren, daß auch ihm ſeine Frau geraubt worden, um an den Korſaren verkauft zu werden; er eilte mit einer bewaffneten Schaluppe herbei. Theodoro, ſtatt über den Gegner herzufallen, ſchloß ſich auf der Stelle an ihn an, um den Maltheſer zur Rückgabe beider Weiber zu nöthigen. Die beiden Schurken, die nach dem wechſelſeitigen Betruge keiner dem andern etwas mehr vorzuwerfen hatten, verſöhnten ſich jetzt, und begannen von der Stund an wieder von neuem ihre gemeinſchaftlichen Räubereien.

— In Romanen beweinen wir den Schmetterling, dem der Regen die Flügel netzt; in Geſprächen kochen wir von großen Geſinnungen über; und für jene moraliſche Verfallenheit unſeres Geſchlechts, aus der alles Uebel entſpringt, haben wir kein Auge. Dem Geiz, dem Stolz, unſerer trägen Langenweile ſchlachten wir tauſend Opfer, die uns keine Thränen koſten. Man hört von dreißigtauſend um nichts auf dem Platz gebliebenen Menſchen, wie man von herabgeſchüttelten Maikäfern, von einem verhagelten Fruchtfelde hört, und wird den letzten Unfall vielleicht mehr als jene bedauern. Oder man tadelt, was in Peru, Ismail, Warſchau, geſchah, indem man, ſobald unſer Vorurtheil, unſre Habſucht dabei ins Spiel kommt, ein Gleiches und ein Aergeres, mit verbiſſenem Zorn wünſchet.

So iſts freilich. Es iſt ein bekannter und trauriger Spruch, daß das menſchliche Geſchlecht nie weniger liebenswerth erſcheine, als wenn es Nationenweiſe auf einander wirket.

— Spiel und Liebe, hat man geſagt, ſetze alle Stände gleich. Wäre das Sprichwort ſeitdem ausgeſprochen, ſeit es zur Leidenſchaft geworden iſt, Geiſt zu haben, ſo hätte man geſagt: „Geiſt, Spiel und Liebe.“ Das Spiel macht Stände gleich, indem es den Höheren herabſetzt; die Liebe, indem ſie den Niedrigen hinaufhebt; der Geiſt — die wahre Gleichheit iſt Gleichheit der Seelen.

— Als Bräutigam iſt man gemeiniglich wie Sophokles, als Ehemann Euripides; jener ſtellte die Frauenzimmer in ſeinen Stücken fromm und ehrbar vor, dieſer aber boshaft; und oft iſt man gedrungen, dem Sophokles als Ehemann Beifall zuzuwinken. „Ich ſtelle, ſagt er, die Weiber ſo vor, wie ſie ſeyn ſollten; Euripides aber, wie ſie ſind.“

Druckfehler.

Statt Lamargne muß es (immer) heißen Larmagne.
Statt unvermeidlich — unermüdlich S. 29 Z. 8 von oben.
Statt worden — werden S. 29 Zeile 7 von unten.

Erinnerungen aus Aegypten.

(Beſchluß.)

4) Einzug in Kairo.

Am vierten Morgen landete ich mit Michelle und wir wanderten lange am Ufer hin, bis wir zu einem arabiſchen Dorfe kamen, das einige Dattelbäume umgaben. Es war, wie alle ägyptiſchen Dörfer, von ungebranntem Ziegelſtein erbaut; die Häuſer beſtehen nur aus einem Stockwerk, die Erdflur iſt zum Theil mit Binſenmatten bedeckt, die Bänke von Erde erheben ſich zunächſt an der Wand, und ſind mit Matten, wie ein Divan, überzogen. Wir nahten einer dieſer Hütten, um uns einen Napf von köſtlicher, friſcher Milch, und einige ungeſäuerte Kuchen, die auf dem Herde gebacken werden, zu verſchaffen. Michelle, der bei einer andern Hütte einiges Geflügel gekauft hatte, machte ein Stück davon zum Kochen zurecht. Ein arabiſches Weib erbot ſich, das Huhn zu kochen, und nahm es in das innere Heiligthum ihres Hauſes, welches wir durch unſere Gegenwart nicht beflecken durften. Der Sultan konnte nicht wachſamer auf ſein Serail ſeyn, als dieſe Weiber; obwohl ſie keiner andern Wache, ihre Ehre zu ſchützen, bedurften, als ihre Geſichter vor den Eingang zu ſtellen; denn ſie waren außerordentlich platt. Die Leute hier ſind von einer dunkeln Hautfarbe; ſie ritzen ihre Namen auf arabiſch in ihre Handgelenke; die Weiber haben ein ähnliches, unauslöſchliches

Merkmal, das mit einer grünen Farbe bemalt iſt und vom Mund zum Kinn reicht. Endlich, nachdem wir uns unter dem Schatten einer Mauer niedergeſetzt hatten, mitten unter einem Haufen von Arabern, die theils nackt, theils gekleidet gingen, kam das Geflügel zum Vorſchein, das gleich einem mächtigen Froſche in einem breiten Geſchirr voll heißen Waſſers ſchwamm, und wir mußten es mit unſern Fingern in Stücke zerreißen. Das Volk hier iſt ſehr träge; ſelten ſieht man es bei der Arbeit auf dem Felde. Obwohl der Nil einen Ueberfluß an Fiſchen hat, ſo mag ſich doch niemand die Mühe geben, ſie zu fangen.

Am Montag Morgen zogen wir in Boulak, dem Hafen von Kairo, ein. Unſer Gepäcke war auf Kamele geladen, und wir ritten auf Eſeln zum Hauſe des Konſuls, und kamen, ehe wir noch die Stadt erreichten, durch große unbewohnte Strecken, die mit Sand und ungeheuern Schutthaufen bedeckt ſind; es waren die Ruinen der alten Stadt. Den Tag vorher waren wir nahe an dem Dorfe vorbeigekommen, wo die Familie und Verwandten des unglücklichen, alten Reis lebten. Sein Sohn landete dort; die Freunde waren zuſammengeſtrömt, um ihn zu bewillkommen; als ſie aber den unglücklichen Tod des alten Vaters vernahmen, fingen ſie an mit lauter Stimme zu jammern, ſtunden eine gute Weile unter Thränen und Wehklagen, ſchlugen ſich die Brüſte und rangen die Hände. Die Morgenländer drücken, wie ich bei verſchiedenen Gelegenheiten bemerkte, die ſtärkeren Bewegungen der Seele, als: Kummer, Freude, oder das Wiederſehen nach langer Trennung, mit großer Kraft und Einfachheit aus.

Der Abſchied einer türkiſchen Familie in Griechenland, als der Tod über jeglichem Gliede derſelben ſchwebte, das Wiederſehen zweier befreundeten Araberhorden in der Wüſte, waren Szenen, die nie aus meiner Erinnerung werden ausgelöſcht werden. Herr Salt, Generalkonſul, der ſich bei unſerer Ankunft in Alexandrien gerade auch da befand, hatte uns eingeladen, wenn wir nach Kairo kämen, bei ihm Quartier zu nehmen; zu ihm verfügten wir uns alſo. Seine Wohnung liegt in einer abgeſchiedenen Gegend; man gelangt durch enge Straßen und Wege zu derſelben. Wir waren bereits ſchon im Monat Auguſt, und obwohl das Wetter ſehr ſchwül war, fand ich doch im allgemeinen die Hitze nicht zu drückend, außer wenn man des Mittags ausging. Wundervoll iſt die Reinheit und der liebliche Reiz der Morgen und Abende in dieſem glänzenden Klima; kaum kannſt Du ein Wölkchen am Himmel entdecken, und wenn Du eines entdeckſt, ſo iſt es von der durchſichtigſten Weiße.

5) Kairo.

Umſonſt ſuchſt Du in Kairo die prächtigen Beſchreibungen morgenländiſcher Schriftſteller in der Wirklichkeit anzutreffen; aber es iſt nicht billig, ſeine alte Glorie nach ſeinem gegenwärtigen Zuſtande zu meſſen. Die unermeßlichen Trümmerhügel auf allen Seiten der Stadt, die ſeit Jahrhunderten ſich aufgehäuft haben und noch täglich aufgehäuft werden, beweiſen die ehemals überwiegende Größe der alten Stadt. Nimmſt Du aber blos auf die Häuſermaſſe im allgemeinen Rückſicht, ſo möchte vielleicht die gegenwärtige Hauptſtadt ſo glänzend ſeyn, als das berühmte Masr alter Zeiten. Die Palläſte der Kaliphen und andere öffentliche Gebäude möchten Kairo zwar verſchönert haben, aber die meiſten Straßen haben ein ſehr alterthümliches Ausſehn, und bieten in Abſicht auf Bauart und Material zweifelsohne ein Bild dar von dem, was es ehemals war. An Umfang ſteht es unter Konſtantinopel und zählt gegen 250,000 Einwohner; in den Umfang des letztern gehören freilich auch die vielen Gärten, deren Schmuck Kairo entbehrt. Die Häuſer ſind aus Ziegelſtein von ſchmuziger Farbe gebaut; ſie ſind höher, und die Straßen breiter, als die der Hauptſtadt der Türkei. Die Gitterfenſter oder das Holzgeflecht ragen oft mehrere Schuh weit über die Mauer hinaus, ſo daß man alles ſehen kann, was draußen vorgeht, und zugleich vor allen neugierigen Blicken geſchützt iſt; hier ſitzen die Einwohner gerne. Das Innere der Häuſer hat bei der beſondern Bauart, und der Lage der Fenſter, faſt gar keine Sonne; denn nach Kühle und Schatten ſtrebt man ſo viel möglich. Die

Straßen ſind ungepflaſtert, aber dennoch feſt; um den Staub zu löſchen und ſie kühl zu halten, werden ſie mit Waſſer geſprengt. Kamele, mit Waſſerſchläuchen beladen, werden faſt beſtändig durch die Gaſſen getrieben, und, wie ſie vorwärts gehn, ſtrömt das Waſſer auf den Weg. Ein Reiſender überzeugt ſich bald, daß die Morgenländer recht thun, wenn ſie ihre Hauptſtädte mit ſo engen Straßen anlegen; es iſt eine Wolluſt, in dieſem Klima in eine ſolche Gaſſe zu treten. Die Höhe der Häuſer, der Vorſprung der obern Stockwerke, halten die Straßen immer kühl und ſchattig, und die brennende Sonne iſt ausgeſchloſſen. Der Nil verſieht die Stadt mit Waſſer, zu deſſen Herbeiſchaffung täglich eine große Zahl Kamele gebraucht werden. Die Häuſer haben Dächer mit Teraſſen, und das Dach des konſulariſchen Hauſes beherrſcht den Anblick der Stadt. Es iſt wonnevoll, bei Nacht aufzuſtehen und dort im glänzenden Mondlicht zu wandeln, welches den Anſchein eines ruhigen, ſchönen Tages gewährt; Du kannſt in ſeinem Schimmer geruhig leſen. Von da haſt Du die Ausſicht ringsum auf die Teraſſen anderer Wohnungen, wo viele der Bewohner begraben im Schlummer liegen. Einen großen Theil der Nacht hindurch hörſt Du nicht das leiſeſte Geräuſch in dieſer weitläuftigen Hauptſtadt, ja nicht einmal den Tritt eines vorübergehenden Wanderers oder eines heimathloſen Arabers; nichts ſtört den gebieteriſchen Eindruck der Ruhe, der die Einbildungskraft ergreift. Einſame Palmbäume, die hie und da zerſtreut ſich über die Häuſer erheben, ſind die einzigen Gegenſtände, welche die Ausſicht unterbrechen.

Das Leben der Europäer, welche in Kairo wohnen, iſt ſehr regelmäßig. Du findeſt da Deutſche, Franzoſen, Spanier, Italiener u. a.; viele derſelben leben auf gutem Fuße und geben gelegenheitlich hübſche Geſellſchaften. Die Annehmlichkeiten eines engliſchen Frühſtücks mußt Du freilich in Kairo entbehren; aber eine Taſſe Kaffee und ein Stück Brod iſt ſchon in aller Früh bereit. Zu Mittag erſcheint ein üppiges Mal von fremder Kocherei, mit Weinen aus Europa und Früchten des Morgenlandes; das Abendeſſen, die andere Hauptmahlzeit, obwohl nicht ſo verſchwenderiſch, wie das Mittagsmal, wird um ſieben Uhr aufgetragen und um zehn Uhr begeben ſich die meiſten Familien zur

Ruhe. Dieſe Lebensweiſe ſcheint nicht die dem Klima angemeſſenſte zu ſeyn, welches nur eine leichte Erfriſchung während der Tagesſchwüle erfordert, da dann die ſolidere Mahlzeit auf die kühleren Stunden des Nachmittags verſchoben bliebe. Der Markt in Kairo iſt nicht beſonders beſtellt; treffliches Hammelfleiſch kann man immer haben, andere Fleiſchſorten ſind ſchwer zu bekommen. Wein triffſt Du nur ſolchen, der eingeführt iſt; er iſt dazu ſehr theuer und nicht gut. Die Orangen und Bananas von Roſette, die friſchen Feigen, Mandeln und andere Nüſſe, und Granatäpfel liefern einen vortrefflichen Nachtiſch. Ein beſonderer Leckerbiſſen iſt in dieſer Stadt, wie faſt überall im Morgenlande, der Kaimak oder die geronnene Sahne. Alle Morgen hörſt Du Schreier in den Straßen, die ſie friſch auf kleinen Tellern verkaufen; an Orten, wo Du nie Butter ſiehſt, iſt dies ein reicher und willkommener Erſatz dafür. Viele Europäiſche Frauenzimmer von verſchiedenen Nationen wohnen in Kairo, die an fränkiſche Kaufleute verheirathet ſind; die meiſten ſind gar artige Weiber und ſcheinen zufrieden und glücklich in ihrer Lage zu ſeyn. Auffallend iſt es, daß, während Weiber aus allen gebildeten Ländern Europa's ſich im Morgenlande niederlaſſen, Du nie oder ſelten eine Engländerin ſiehſt. Daher die engliſchen Kaufleute im Orient meiſt unverheirathet ſind. Die engliſchen Frauenzimmer verlaſſen ungern ihre heimiſchen Annehmlichkeiten; ich kannte zwei, die ihren Männern ins Morgenland gefolgt waren, aber ſie klagten und trauerten immer nach England.

6) Die Ueberſchwemmung des Nils.

Der 16. Auguſt war der feſtliche Tag, wo der Nil in Kanäle ausgelaſſen ward; das iſt eine Zeit großer Luſtbarkeit bei den Aegyptern; die Ueberſchwemmung iſt nun auf ihrer Höhe. Eine ungeheure Menge Volkes von verſchiedenen Nationen verſammelt ſich an dem bezeichneten Platze nach alter Sitte und bringt da die Nacht hin. Wir beſchloſſen, auch hinzugehn, und uns unter den Haufen zu mengen, und waren auf die intereſſanteſten Szenen geſpannt. Etwa um 10 Uhr Abends kamen wir bei der bezeichneten Stelle an, ein Paar Stunden von der Stadt entfernt; da feuerte man Kanonen ab, die Wege waren beleuchtet und Feuerwerke ergötzten die Augen der Zuſchauer. Die Ufer des Nils, von Boulak an bis weit hinab, waren mit Volksgruppen bedeckt; einige ſaßen unter breit ſich ausdehnenden wilden Feigenbäumen und rauchten; andere verſammelten ſich um einzelne Parthien von Arabern, welche mit unendlicher Munterkeit und Wonne tanzten, und, indem ſie in laute Ergießungen der Freude ausbrachen, boten ſie einen unterhaltenden Kontraſt gegen die leidenſchaftsloſe Haltung und ruhigen Geſichter ihrer muſelmänniſchen Unterdrücker dar. Nach einiger Zeit gelangten wir an das jenſeitige Ufer; hier war die Szene bei weitem intereſſanter, in Reihen ſaß das Volk auf dem abſchüſſigen Ufer, dicht gedrängt; hinter demſelben befand ſich wieder eine lange Reihe ſolcher Leute, die Früchte und allerlei Eßwaren feil boten. Ein wenig zur Linken, unter weit zerſtreuten Baumgruppen, ſtunden verſchiedene Zelte und temporäre Kaffeebuden mit großen Decken drüber und mit Lichtern verſehen. Dieſe ganze Szene, Ufer, Fluß, Palmgruppen, alles war erleuchtet von dem glänzendſten Mondlichte; da ſahſt Du Albaneſen in ihrer Nationaltracht, Nubier, Mameluken, Araber und Türken. Da waren eine Menge kleiner Hütten, deren jede ihr Licht hatte, wo Du Fleiſch, Fiſche u. dgl. ſchon zubereitet vorfandeſt. Wir gingen in eine der Kaffeebuden oder großen Zelte, wo in der Tiefe eine Reihe Lampen brannte. Wir nahmen unſern Platz am offenen Eingange, wo wir unſer erfriſchendes Getränk hinunter ſchlürften und doch das belebte Schauſpiel rings im Auge hatten. Da ich ſehr müde war, ſchlug ich meinen Mantel um mich, und ſchlief ein Paar Stunden auf einer Binſenmatte an der Flur ſo feſt, daß ich von dem lauten und heftigen Streite zwiſchen einigen Arabern und Albaneſen in demſelben Zelte nichts hörte. Ich durfte nie im geringſten unruhig ſeyn, wo nur mein treuer Michelle um mich war, denn er kennt dies Volk genau und beſitzt Geiſtesgegenwart. Die Nacht ſchwand nach und nach hin; wir verließen das Zelt und beſuchten die verſchiedenen Parthien am Ufer oder im Schatten wieder; einige jubelten und tanzten, andere waren im Schlaf begraben. Die andere Seite des ſchönen Stromes, welcher, wie Glas, in dem ſchimmernden Licht glänzte, bot immer noch einen heitern Anblick dar; Lichter bewegten ſich hin und her unter den Bäumen; Böte ſtießen ab mit neuen Ankömmlingen; da hörteſt Du überall Töne der Freude, untermiſcht mit Flintenſchüſſen.

Endlich brach der Tag an und nicht lange darauf verkündigte der Knall einer Kanone, daß der Augenblick, wornach man ſo begierig verlangte, nahe ſey. Wir eilten auf den Platz, um welchen ſich unermeßliche Haufen geſammelt hatten. Die hohen und abſchüſſigen Ufer des Kanals, in welchen der Nil geleitet werden ſollte, waren mit Zuſchauern bedeckt. Wir bekamen einen vortrefflichen Poſten, um die Zeremonie zu beobachten, da wir glücklicher Weiſe den Oëmin trafen, einen Schottiſchen Renegaten, aber achtbaren Mann, der ein vertrauter Diener des Herrn Salt war. Der Kiaya Bey, der Hauptminiſter des Baſchah, langte bald mit ſeinen Garden an und nahm ſeinen Sitz auf einer Anhöhe am jenſeitigen Ufer. Eine große Menge Araber fingen nun an, den Damm abzugraben, der den Nil einſchloß. Viele Freudenſchiffe harrten, mit Menſchen angefüllt, um alsbald in den Kanal und die Stadt zu ſegeln. Bereits war der Damm ſchon zum Theil abgebrochen, als der zunehmende Dunſt und das Schütteln der Erde die Arbeiter nöthigte, das Werk zu verlaſſen. Da ſtürzten dann verſchiedene Araber in den Strom, ſtrengten alle Kräfte an, um den Theil, der ſtehn geblieben, nieder zu reißen, und alsbald waren einige Oeffnungen gemacht; jetzo brach der Strom durch mit unwiderſtehlicher Gewalt. Anfangs glich es dem Rauſchen eines Waſſerfalls. Dem Herkommen gemäß theilte der Kiaya Bey eine große Summe Geldes aus, indem er es in das Bette des Kanals hinabwarf, wo viele Menſchen, Männer und Knaben, begierig darnach drängten. Einige von ihnen hatten eine Art Netz, das am Ende einer Stange befeſtigt war, um das Geld im Fallen zu haſchen. Es war wirklich unterhaltend, zuzuſehn, wie ſie mitten unter den Wellen ſich um das Geld riſſen und darnach fiſchten. Allein die Gewalt des Stromes trieb ſie bald hinweg; einige hielten aus bis zuletzt, ſuchten ſich nun durch Schwimmen zu retten, arbeiteten mit den Händen gegen die Wellen, langten nach dem Gelde, wie es herab regnete, und tauchten unter, wenn es verſchwand. Unglücklicher Weiſe koſtet dies Spiel jedes Jahr ein Paar Menſchenleben; ein junger Menſch ertrank dabei denſelben Morgen. Die verſchiedenen Böte rauſchten, noch bevor der Nilfall aufhörte, in den Kanal und fuhren in die Stadt; die Verdecke waren mit Menſchen aus allen Klaſſen angefüllt; lauter Freudenruf erſcholl allenthalben. Die Ueberſchwemmung des Nils iſt der reichſte Himmelsſegen für die Aegypter; ſo wie er nach und nach in die verſchiedenen Theile der Stadt eindringt und in ihre Nachbarſchaft, ſammeln ſich die Bewohner haufenweiſe um denſelben, trinken von ſeinem Waſſer, waſchen ſich darin, und freuen ſich, je weiter es um ſich greift. Der große und viereckige Platz Birket, welcher bei unſerer Ankunft eine traurige, öde Sandfläche darbot, hatte nun eine angenehme Umwandlung erlitten, da er ganz mit Waſſer überdeckt war, aus dem ſchöne Maulberbäume emporragten. Auf einer Seite dieſes Platzes iſt der Pallaſt des Baſchah; auf der gegenüber ſtehenden iſt das Quartier der Kopten; noch trifft man auf dieſem Platze den Pallaſt des Häuptlings der Mameluken, und einige andere Häuſer, Feſtungswerke und Ruinen. Wanderſt Du um die Stadt und ſiehſt die vielen flachen, nackten und aller Grüne entblößten Gegenden, welche in Trümmerhaufen eingeſchloſſen ſind, ſo begreifſt Du kaum, wie das Waſſer ſie jemals erreichen mag; aber täglich, ſobald das Nilufer durchbrochen iſt, verwandelt er leiſe und Schritt für Schritt die ſchaurigen Oeden und Wüſten in ein lachendes Waſſerbett, das Ueberfluß und Geſundheit mit ſich bringt. Der Ruf der Freude und Luſt, die Töne der Muſik und Geſänge hallen durch die ganze Stadt; darein klingt der Ruf: Allah, Allah! und Dankgebete ſteigen zum Himmel empor für ſolch einen unſchätzbaren Segen.

Die alten Kortes der Portugieſen.

Es dürfte wohl von einigem Intereſſe ſeyn, die Bedeutung und Gerechtſame der alten portugieſiſchen Kortes zu erfahren, da der König von Portugal ſich entſchloſſen hat, dieſelben wieder ins Leben zu rufen.

Der Urſprung der portugieſiſchen Kortes hängt mit dem der ſpaniſchen zuſammen. Verſammlungen der Geiſtlichkeit, des Adels und der Bevollmächtigten des Volkes (Procuradores) waren in Spanien in uralter Zeit gebräuchlich und reichen über unſere Kenntniß der Geſchichte hinaus. Die portugieſiſche Monarchie ruhte auf dieſen drei Klaſſen von Individuen, welche man os tres estados (die drei Stände) nannte.

Alfonſo VI. König von Leon hatte gegen Ende des eilften Jahrhunderts verſchiedene fremde Herren in ſeinen Dienſten, die aus der Ferne herkamen, um gegen die Mauren zu kriegen, denen damals ein großer Theil der Halbinſel unterworfen war. Unter denſelben befand ſich auch einer, Namens Henrico, aus einer altadeligen Familie. Jedoch ſind die Geſchichtſchreiber über ſeine Herkunft nicht einig; einige behaupten, daß er der Sohn eines Königs von Ungarn geweſen, andere machen ihn zu einem Franzoſen und laſſen ihn mit dem Haus Burgund verbündet ſeyn. Um die Dienſte dieſes Herrn zu belohnen, gab ihm König Alfonſo ſeine Nichte Thereſa zur Gemahlin, und als Brautſchatz das Land, welches in Portugal den Mauren abgenommen worden, mit dem Titel eines Grafen, und dem Rechte, daſſelbe durch neue Eroberungen gegen die Mauren zu erweitern. Sonach wurde er des Königs Vaſall.

Dem Grafen Henrico wurde 1094 ein Sohn geboren, welcher den Namen Alfonſo Henriques bekam und ſeinem Vater 1112 in der Regierung folgte. Als ein muthiger und kriegeriſcher Herr vergrößerte er ſeines Vaters Erbtheil beträchtlich; er hatte auch die heftigſten Streitigkeiten mit dem Könige von Leon, ſeinem Großvater, wegen ſeiner Mutter, welche zu einer zweiten Vermählung geſchritten war und ihn vom väterlichen Erbe auszuſchließen wünſchte. Der junge Alfonſo war in mehreren Treffen ſiegreich, und dachte von dieſer Zeit an darauf, ſich unabhängig zu machen.

In derſelben Zeit gab es in Portugal viele Männer hochadeligen Stammes. Die Armee des Grafen Alfonſo Henriques beſtand aus Leuten, die unmittelbar von ihm abhingen, nämlich: aus dem Kontingent des Adels und der Geiſtlichkeit, und aus den Fähnlein der Städte und Flecken. Die Nationalarmee verblieb in dieſer Einrichtung bis nach der Reſtauration von 1640.

Aus jenen drei Klaſſen bildete ſich die Verſammlung der Kortes; die beiden erſten Stände erſchienen in Perſon, der letzte ſandte ſeinen Bevollmächtigten.

Nach einem großen Siege, welchen Alfonſo von Portugal auf dem Campo d'Ourique 1139 über die Mauern errang, rief ihn die Armee zum König aus. Da er aber in beſtändige Kriege mit dem Könige von Leon verwickelt war, ſuchte er, ſobald er nur ein wenig Luft bekam, durch die Einberufung der Kortes jenen Titel und die Unabhängigkeit ſich zu verſichern. Er berief demnach die erſte Verſammlung der Kortes nach Lamego 1143, wo er feierlich zum König ausgerufen und vom Erzbiſchof von Braganza gekrönt worden; eben ſo ward die Unabhängigkeit erklärt. Auf dieſer Nationalverſammlung wurden die Grundgeſetze des Staates entworfen, welche die Thronfolge, die Rechte des Adels und die Verwaltung der Gerechtigkeit betrafen. Dies blieben fortan die Gegenſtände, über welche die Kortes ſo häufig beriethen; auch erließen ſie Verordnungen, welche die Regulirung der Fiskal- und Handlungsintereſſen betrafen.

Beim Könige jedoch war allein die ausübende Gewalt und kein Beſchluß der Kortes hatte Gültigkeit ohne die Sanktion deſſelben; nur die Geiſtlichkeit und die Konſelhos (Korporationen) konnten beſondere Reglements erlaſſen, die im Umfang ihrer Privilegien und Jurisdiktion waren und dazu gehörten. Indeſſen war die königliche Macht, obwohl beſchränkt, doch anfangs keinen Statuten unterworfen, die ihre Ausübung unter Kontrolle ſetzten. Daher denn die Geſchichte eine Menge Misbräuche und Gewaltſtreiche aufzählt, welche die Könige Portugals aus der erſten Linie ſich zu Schulden kommen ließen. Zur Abſtellung derſelben wurden die Kortes nicht eher zuſammengerufen, als bis es zu ſpät war.

Ferdinand, der 1385 ſtarb, war der letzte König, welcher in gerader Linie von Alfonſo Henriques abſtammte. Nach ſeinem Tode erhoben die drei Stände des Königreichs Johann I., den Baſtard, durch Wahl auf den Thron, wobei als Reichsgrundſatz feſtgeſetzt wurde, daß der König, ohne die Kortes zu Rathe zu ziehen, weder Krieg führen noch Frieden ſchließen, keine Abgaben erheben und ſonſt keine wichtige Entſchließung faſſen ſolle.

Dieſe Bedingungen wurden mehr oder weniger treulich gehalten, bis das Haus Braganza auf den Thron kam. Der große König Emanuel (1495 — 1521) konnte keine temporäre Abgabe erheben, wie er verſuchte, ohne die Bewilligung der Kortes einzuhohlen. Als nach dem Tode des Königs Heinrichs, des Kardinals, die Spanier Portugal mit Gewalt in Beſitz nahmen (1580), ſchworen ſie, die Geſetze und Freiheiten des Königreichs aufrecht zu erhalten, verletzten aber treulos ihr Verſprechen. Dies trug ihnen nimmer Gewinn. Denn da König Philipp IV. von Spanien, ohne die Bewilligung der Kortes, eine Abgabe feſtſetzen wollte, veranlaßte dieß einen Aufſtand zu Evora 1637, welcher zu einer allgemeinen Empörung und zur Wiederherſtellung des Reichs führte (1640).

König Johann V. (1707 — 1750), Ahnherr des gegenwärtigen Monarchen, und der vierte aus dem Hauſe Braganza, war der erſte portugieſiſche König, welcher die Einberufung der Kortes unterließ; ſeine Nachfolger ahmten ſein Beiſpiel nach.

Die Kortes von 1641 ernannten, kurz vor ihrer Trennung, einen Ausſchuß von ſieben Mitgliedern (Junta dos tres estados — jeder Stand gab nämlich zwei Mitglieder und eines kam von Seiten des Königs hinzu), um über die Herbeiſchaffung und Verwaltung der Subſidien zu wachen, die man dem Könige zur Führung des Unabhängigkeitskrieges mit Spanien bewilliget hatte. Dieſe Junta wurde nachmals erneuert; aber ſie war weder von den drei Ständen ernannt, noch aus Mitgliedern derſelben zuſammengeſetzt. Die Könige gebrauchten die Junta nur, um den Berathungen über gewiſſe Gegenſtände, welche in die Befugniſſe der Kortes einſchlugen oder einſchlagen mochten, das Anſehen rechtlicher Form zu geben.

Der General Jünot, der 1808 Portugal eroberte, benützte eifrigſt das Schein-Anſehen dieſer Junta, um durch ſie einen König von Napoleon erflehen zu laſſen. Der gegenwärtige König löſte dieſelbe auf zu Rio de Janeiro am 8. April 1813. Wenn auch die portugieſiſchen Kortes längſt in Vergeſſenheit ſanken, ſind doch ihre Vorrechte und Befugniſſe nie und nirgend für erloſchen erklärt worden; vielmehr ſchwören die Könige noch immer: *daß ſie die Privilegien und Freiheiten der Nation aufrecht erhalten wollen.*

Es war auch nie ein beſtimmter Termin zur Einberufung der Kortes feſtgeſetzt geweſen; zwar ſind mehrmals Verfügungen getroffen worden, da dieſer Punkt zur Sprache kam, aber die Könige ſchoben die Klauſel ein: *Wenn es nothwendig iſt.* Da nun die Könige allein das Recht hatten, die Kortes zu verſammeln, ſo glaubten die, welche auf Peter II. folgten, *daß es nicht nothwendig ſey*, und ſo unterblieb die Einberufung der Kortes ſeit dem Jahr 1698.

Die Einberufung geſchah durch Einladungsbriefe, welche der König oder Regent an alle Titularen, Prälaten und andere Großen der Geiſtlichkeit und des Adels ergehen ließ, denen das Recht zuſtand, perſönlich zu erſcheinen. Auch die Städte erhielten ſolche Schreiben, meiſt aber nur eine oder zwei, welche dann den übrigen Schweſterſtädten, die das Recht der Stellvertretung hatten, die erhaltene Einladung kund thaten. Aus dem Adel erſchienen die Herzöge, Grafen, die Donatarios, des Königs Räthe, die Statthalter der Städte und Burgen und einige andere des niedern Adels; von der Geiſtlichkeit die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, die Prälaten der mönchiſchen und militäriſchen Orden. Was die Städte und Flecken betraf, erhielten die nur Einladungsſchreiben, welche das Recht der Stellvertretung wirklich beſaßen, oder denen der König es einräumte; im Ganzen erſchienen die Bevollmächtigten von 21 Städten und 71 Flecken. Die Einladungsſchreiben bezeichneten Zeit und Ort der Verſammlung, die Anzahl der Bevollmächtigten, und den Umfang der Vollmachten, mit welchen ſie verſehn ſeyn mußten. Zuweilen waren die Gegenſtände der Verhandlungen ſchon im Einladungsſchreiben näher aus einander geſetzt.

Die Wahl der Abgeordneten geſchah in den Cameras, oder Munizipalverſammlungen, nach einem ſehr vernünftigen Plane, und die Gemeinen oder Munizipalitäten trugen die Koſten ihrer Bevollmächtigten.

Die Eröffnung der Kortes geſchah in einem Saale, einer Kirche, oder einem andern öffentlichen Hauſe, das zu dieſer Zeremonie bereitet war. Der König verfügte ſich im ganzen Pomne ſeines königlichen Ornates dahin, umgeben von den hohen Dienern des Staates und ſeines Hauſes, den Magiſtraten und Richtern der Obertribunale. Einer der hohen Geiſtlichen hielt die Eröffnungsrede. Er nahm ſeine Stelle im Angeſicht des Thrones, etwas zur Rechten, und nachdem er geendiget, verfügte er ſich an ſeinen alten Platz. Gewöhnlich beantwortete der Abgeordnete von Liſſabon die Rede im Namen der drei Stände; zuweilen antwortete auch ein Mitglied von jedem der drei Stände; jedes zum Behufe des Standes, dem es angehörte.

Es iſt nicht ausgemacht, ob früher die drei Stände zuſammen rathſchlagten, wenn auch die Eröffnung in Gegenwart Aller geſchah. Die Bevollmächtigten der Städte und Flecken nahmen ihre Stellung in der Mitte des Saales ein, der Adel und die Geiſtlichkeit zu beiden Seiten. Von ihrer innern Taktik iſt nur ſchwache Kenntniß zu uns gelangt. Gewiß iſt es, daß die Kortes im Jahr 1579 abgeſondert, in verſchiedenen Häuſern rathſchlagten, welches auch zur Zeit Johann's IV., Alfonſo's VI. und Peter's II. gebräuchlich war.

Das Ziel der Berathungen, wenn es nicht die Thronfolge, die Vermählung des königlichen Hauſes, Krieg oder Subſidien betraf, war die Abhülfe der Volksbeſchwerden. Dieſe Beſchwerden, die man dem Könige vorlegte, hießen bis zum Jahr 1352 Agravamentos, nachwärts und bis zum Jahr 1439 waren ſie unter dem Namen Artigos (Artikel) bekannt; endlich gab man ihnen den Namen Capitulos (Kapitel.) Ueber dieſe Beſchwerden, Artikel und Kapitel entſchieden die Könige nach der Meynung des Rathes; dann hatten dieſe Entſcheidungen (und ſie wurden gewöhnlich unter die eingereichten Beſchwerden geſchrieben) Geſetzeskraft. Zuweilen erließen die Könige auch Ordenacoes (Verordnungen) und Geſetze, welche einfach auf die Gegenſtände der eingereichten Beſchwerden gegründet waren.

Dieſe Art legislativer Verfügungen, wie ſie von den Kortes ausgingen, galt oft für das ganze Königreich; es gab freilich auch wieder einige, die nur für gewiſſe Diſtrikte galten, oder für ſolche, die ſich derſelben bedienen wollten.

Nach Willkühr konnte der König die Sitzungen der Kortes verlängern oder aufheben; wenn der König ſtarb während der Sitzungen, betrachteten ſich die Kortes für aufgelöst, nach den Grundſätzen, welche die Regentſchaft nach dem Tode des Kardinals Heinrich geltend machte.

Dieſen blos allgemeinen Bemerkungen, in Betreff der alten portugieſiſchen Kortes, mag noch beigefügt werden, daß faſt alle Städte und Flecken des Königreichs urſprünglich das Recht hatten, ihre Magiſtrate, Friedensrichter und Munizipalbeamte ſelber zu wählen. Nach und nach ſind ſie aber des Rechts, ihre Richter zu erwählen, von den Königen beraubt worden, indem man vom Könige Ernannte an ihre Stelle ſetzte. Dieſe, weil ſie von außenher zugeſendet wurden, bekamen den Namen: Juizes de fora (Richter von außen), und dieſe Einrichtung war vor allen andern für die Verwaltung der Gerechtigkeit, die Wohlfahrt und Freiheiten des Königreiches die nachtheiligſte und gefährdendſte. Heut zu Tage ernennen nur noch einige unbeträchtliche Dörfer in Portugal ihre Friedensrichter und ſie haben faſt gar kein Anſehen mehr.

Die Kameras (Munizipal-Körperſchaften), die Städte und Flecken hatten zur Zeit der Kortes auch das Recht, Berathſchlagungen, Staatsgeſchäfte betreffend, zu halten, und vorzüglich über ſolche Gegenſtände, die ſie insbeſondere berührten. Den Beſchlüſſen zufolge, welche hier gefaßt wurden, richteten ſie die Inſtruktionen ihrer Bevollmächtigten zur Kortesverſammlang ein, oder ſie ließen ihre Vorſtellungen in Form eines Geſuches an die Könige ſelbſt gelangen.

Die 24 Körperſchaften der Handelsleute (Mesteres) hatten ebenfalls das Recht, ihre Vorſtellungen und Geſuche an die Könige und Kortes vermittelſt ihrer Bevollmächtigten gelangen zu laſſen.

Was die andern Munizipal-Beamten betrifft, ſo haben die Kameras und Konſelhos immer noch das Wahlrecht derſelben ſich bewahrt, ſo wie auch einen Ueberreſt der Gerichtsbarkeit und Verwaltung, wobei aber die Juizes de fora den Vorſitz haben.

Ehemals gab es in Portugal auch Alçadas oder Kommiſſionen von Richtern, welche die Könige häufig in die Provinzen ſandten, um die Gerechtigkeit auf dem Platze zu verwalten. Dieſe Alçadas hatten einige Aehnlichkeit mit den engliſchen Richtern, die jährlich die Grafſchaften beſuchten, um Recht zu ſprechen. Auch dieſe Einrichtung iſt abgekommen, und nur ſelten wurde Gebrauch davon gemacht, und höchſtens nur, wenn ein Aufſtand ausgebrochen war, oder ein Ereigniß von ähnlicher Wichtigkeit für die Krone begegnete, um die Unterſuchung an Ort und Stelle durch königliche Richter zu leiten.

Man hat heraus gebracht, daß die Kortes ſeit ihrer erſten Verſammlung 1143 bis zu ihrer letzten 1698, alſo während eines Zeitraums von 555 Jahren, nur 123 Mal zuſammen berufen worden; alſo im Durchſchnitt alle 4 1/2 Jahr ein Mal.

Ueber die Menſchenfreſſerei der Neuſeeländer.

Schon die Griechen und Römer erzählen uns von menſchenfreſſenden Völkerſtämmen, die ſie aber entweder in die weiteſte Entfernung von ſich unter barbariſche Völkerſchaften ſetzen, oder ſo beſchreiben, daß ſie einem anderen, als dem menſchlichen Geſchlecht anzugehören ſcheinen. So weiß der ältere Plinius von Anthropophagen oder Menſchenfreſſern unter den Aethiopen, die in dem heutigen Nubien, Abyſſinien und an der ſüdlichen Meeresküſte von Arabien wohnten. Herodotos kennt Menſchenfreſſer unter den Skythen, welche von den Ufern des Kaspiſchen Meeres bis an die Donau hin ihre Wohnſitze hatten; und Ptolemäus erzählt von Menſchenfreſſern unter den Seren, einem Volke, welches an den nordweſtlichen Grenzen des heutigen China ſeine Wohnung gehabt haben mag. Allbekannt ſind die menſchenfreſſenden Läſtrygonen in Italien, deren Appetit ſich der göttliche Dulder Odyſſeus nur durch ſchnelle Flucht entziehen konnte; und wer weiß es nicht, wie kannibaliſch wohl ſich der Kyklope Polyphem die Gefährten des Odyſſeus ſchmecken ließ, und wie übel es ihm bekam, daß er zum Dank für den guten Wein, den ihm Odyſſeus einſchenkte, dieſen ſich als letzten, fetteſten Biſſen aufbewahren wollte? — Aber indem uns Homer die Läſtrygonen als Rieſen und die Kyklopen noch dazu als einäugige ſchildert, deutet er eine gänzliche Verſchiedenheit derſelben von dem übrigen menſchlichen Geſchlecht an, oder vielmehr, wie er und die damaligen Griechen ſich's nicht vorſtellen konnten, daß menſchenfreſſende Menſchen eines und deſſelben Geſchlechts mit den übrigen Menſchen ſeyn ſollten. Eben ſo wiſſen wir Deutſche in Volksmährchen, wie z. B. im Däumchen, von Rieſen zu erzählen, denen Menſchenfleiſch der allergrößte Leckerbiſſen geweſen. Ganz erfunden ſind aber jene Menſchenfreſſer wohl ſchwerlich, wenn auch das Unmenſchliche dieſer Erſcheinung Veranlaſſung gegeben hat, ſie zu Rieſen zu machen. Dieſe Ausflucht war den Alten wohl möglich, ſo lange dergleichen Anthropophagen in ein, den übrigen Menſchen unbekanntes Land einer fernen oder einer Mährchenwelt geſetzt werden konnten. Wir aber können gegen die einſtimmigen Berichte über Menſchenfreſſerei der Wilden nichts einwenden, nicht auch ſie zu einem nichtmenſchlichen Geſchlecht umdichten, und doch wären ſie aller vernünftigen Muthmaßung nach Nichtmenſchen, wenn man darthun könnte, daß jene Wilden, ohne weitere äußere Veranlaſſung, nur einem inneren, angebornen Triebe folgend, ſich am Menſchenfleiſch ergötzten, und daß dieß eins ihrer gewöhnlichen Nahrungsmittel wäre. Was anderes iſt es, wenn Menſchen, von Kriegs- und Kampfwuth ſich ſelbſt entriſſen, nach dem Blut der Feinde lechzen. Das iſt ein Zuſtand der Exaltation, eines momentanen Wahnſinns, der als ſolcher wohl erſcheinen kann, ohne die Grundnatur des Menſchen ſo zu vernichten, daß man berechtigt wäre, die Menſchen in zwei total verſchiedene Gattungen, in die menſchenfreſſende oder unmenſchliche, und in die nichtmenſchenfreſſende oder menſchliche, zu ſondern. Die neueſte Epoche machende Wiſſenſchaft der Logik ließe es zwar zu unter dem Begriff Menſch auch deſſen Negation Nichtmenſch zu faſſen, gleich wie unter den Begriff Recht auch den von Unrecht; auch könnten wir eine ſo eingewurzelte Menſchenfreſſernatur, die nur dann, wann die Menſchenfreſſer exaltirte, oder vielmehr wahnſinnige, unbewußte Momente hätten, ſich in eine menſchliche verwandeln könnte, auf eine eben ſo philoſophiſch- als hiſtoriſch-myſtiſche Weiſe erklären, wenn wir z. B. annähmen, dieſe Menſchenfreſſernatur ſey in die Neuſeeländer und andere Wilde daher gefahren, daß ſie ſich zu früh und zu weit von der paradieſiſchen Geburtsſtätte des Menſchengeſchlechts, von den Hochgebirgen Aſiens entfernt hätten. Es giebt bekanntlich in der That einige Philoſophen, die einer ſolchen Entfernung eine phyſiſche und moraliſche Degeneration zuſchreiben. Wir verſchmähen dergleichen Myſtifikationen um ſo entſchiedener, da ein gemeinſamer Urſprung des Menſchengeſchlechts eben ſo ungewiß iſt, als es ſogar wahrſcheinlich iſt, daß die Amerikaner einen eignen und ſpätern Urſprung haben, als die Bewohner der alten Welt. Aber wie wollen wir's anders erklären, wenn Berichte ſeit beinahe 200 Jahren (1642, als Abel Tasman Neuſeeland entdeckte, wurde die Schiffsmannſchaft eines engliſchen Schiffs total verſchlungen) einſtimmig den Neuſeeländern die Menſchenfreſſerei als eine unausrottbare, kannibaliſche Sitte andichten? Wir halten uns nach obigem überzeugt, daß die Neuſeeländer ſo wenig eine beſtändige Luſt, Menſchenfleiſch zu eſſen, haben, als wir gebildeten Europäer beſtändig dazu aufgelegt ſind, Krieg zu führen und zu morden. Wenn wir uns aber zu Zeiten immer noch nicht enthalten können, die blutigſten Kriege zu führen, ohne recht zu wiſſen, zu welchem Zweck, ſo mögen die Neuſeeländer wohl manchmal gewiſſe Veranlaſſungen haben zur Gier nach Menſchenfleiſch. Daß dieſe Gier ihnen wirklich nicht gewöhnlich beiwohne, davon wird die Zuſammenſtellung folgender Ereigniſſe einen bündigeren Beweis, als alles Räſonnement, geben.

Ein Engländer Namens **Georg Brüce** kam als zehnjähriger Knabe an Bord des Schiffs Admiral royal, welches der Indiſchen Kompagnie zugehörte, und wurde Aufwärter des Kapitain Bond. Er kam im Jahre 1790 zu Port-Jackſon auf Neuholland an, und verließ mit Erlaubniß des Kapitain Bond das Schiff und blieb in dieſem Lande. Nachdem Brüce mehrere Jahre auf den Schiffen der Kolonie zu Port-Jackſon und namentlich zu hydrographiſchem Planaufnehmen und Zeichnen gebraucht worden war, wurde er auf die **Lady Nelſon** verſetzt, welches Schiff vom Kapitän **Simmonds** befehligt, dazu beſtimmt war, den **Tippahée** zurückzuführen, einen König von Neuſeeland, welcher dem Engliſchen Gouvernement zu Port-Jackſon einen Beſuch abgeſtattet hatte.*) Der König ſchiffte ſich auf dieſem Fahrzeug ein und Lady Nelſon richtete ihren Lauf auf dieſe Inſeln. Während der Ueberfahrt wurde Tippahée gefährlich krank; Brüce ward zu ſeiner Pflege beſtimmt. Er beſorgte dieſe dergeſtalt und zu ſo großer Zufriedenheit des Königs, daß dieſer ihn ſeiner ganz beſondern Gunſt würdigte. Bei ihrer Ankunft auf Neuſeeland wünſchte der König, daß man dem Brüce erlauben möchte bei ihm zu bleiben. Da der Kapitän darein gewilliget hatte, wurde Brüce wie ein Freund in Tippahée's Familie aufgenommen.

Georg Brüce verwandte die erſten Monate ſeines Aufenthalts in Neuſeeland darauf, das Land zu beſichtigen, die Sprache zu erlernen, und ſich in Kenntniß von den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten des Volkes zu ſetzen. Er fand das Land geſund und anmuthig, voll von romantiſchen Sagen, gar reizend von reichbewaldeten Hügeln und Thälern durchzogen. Hundert Fuß hohe Zedern und vierzig Fuß hohe Myrthen hauchen dort würzigen Duft über ſchattige Fluren aus. Das ſehr gaſtfreundliche, freie und offne, obgleich ungebildete und unwiſſende Volk glaubt, während es weder Bilder, noch Götzen, noch irgend ein Menſchenwerk verehrt, an ein höchſtes, allmächtiges Weſen.

Da der König Tippahée die Abſicht hatte, den jungen Engländer an die Spitze ſeiner Armee zu ſtellen, war es vorher durchaus nothwendig, daß derſelbe ſich tatuiren ließ; denn ohne dieſe Operation ausgehalten zu haben, konnte er unmöglich als Kriegsmann betrachtet werden. Die Sache war nothwendig und entſcheidend, duldete keinen Aufſchub; darum unterwarf ſich Brüce muthig und entſchloſſen dieſer ſchmerzhaften Operation; in kurzer Zeit ſtellte ſeine ganze Figur ein wahres Meiſterſtück der Tatuirkunſt dar.

Alſo in gehöriger Form tatuirt, wurde Brüce als Kriegsmann erſten Ranges anerkannt, ſo wie als naturaliſirter Neuſeeländer. Er wurde in den Schooß der königlichen Familie aufgenommen und mit der Hand der Prinzeſſin Aetockee beehrt,

---

*) Es ſcheint alſo damals die Menſchenfreſſerei auf Neuſeeland eben nicht ſehr im Schwange geweſen zu ſeyn.

Tippahées jüngſter Tochter. Sie war ein Kind von 15 — 16 Jahren, deren Schönheit gewiß ſehr groß geweſen, die aber nach der Mode dergeſtalt noch durch die Kunſt verſchönert worden war, daß alle Reize der Natur und alle Lieblichkeiten der urſprünglichen Bildung vor den kunſtgebornen und weit ſprechenderen Zierden der Tatuirung verſchwanden. Dadurch ward Brüce Hauptglied der Familie des Landesherrn und mit der Regentſchaft der Inſel bekleidet.

Sechs oder acht Monate nach der Heirath Brüce's legten das Engliſche Schiff Le Ferret, Wallfiſchfänger des Südmeers und mehrere andere Engliſche Fahrzeuge vor Anker, um ſich einige Erfriſchungen zu verſchaffen. Alle verſpürten den günſtigen Einfluß ihres Landsmannes und Freundes, der an der Spitze der Angelegenheiten auf der Inſel ſtand; ſie wurden alle mit großer Freigebigkeit, mit Fiſchen, Gemüſen und Früchten, und allem, was dieſes Land darbieten konnte, verproviantirt. Brüce und ſeine Frau führten ein ſehr glückliches Leben, indem ſie ſich einer vollkommenen Geſundheit, einer uneingeſchränkten Freiheit erfreuten, und im Ueberfluß alles deſſen lebten, was ſie nur wünſchen konnten. Nach nichts anderm trug Brüce Verlangen und hatte keine andere Abſicht, als Ziviliſation unter dieſem Volke einzuführen, in deſſen Mitte ſein Geſchick ihn geführt hatte und mit welchem er den Reſt ſeiner Tage zubringen wollte.

Voll dieſer menſchenfreundlichen Entwürfe, mit der ſüßen Hoffnung, daß es ihm glücken werde, war Brüce nur mit den Mitteln, wie er dazu gelangen möchte, beſchäftiget. Zwölf oder vierzehn Monate nach ſeiner Verheirathung landete das Schiff General Wellesley an einem Punkt der Inſel, in einiger Entfernung von der Reſidenz des Königs, wo grade Brüce und ſeine Gemahlin ſich befanden.

Der Kapitän Dalrymple, Befehlshaber des Wellesley, wandte ſich an Brüce, und bat ihn, er möge ihm doch Bauholz und andere Artikel der Inſel verſchaffen; was gern und willig zugeſtanden wurde. Dalrymple machte in der Folge dem Bruce den Vorſchlag, ihn bis zum Nordkap zu begleiten, das ungefähr 25 — 30 Stunden von dem Platz, wo er geankert hatte, entfernt war. Man hatte ihm geſagt, daß man dort Goldſtaub fände, und er hoffte, Brüce könne ihm wohl bei Aufſuchung des Goldſtaubes behülflich ſeyn. Brüce ſchlug es anfangs ab, dieſe Reiſe zu machen, aber Dalrymple lag ihm ſo an und drang ſo lange in ihn, daß er endlich mit ihm eins wurde, ihn bis zu dieſem Kap zu begleiten, unter der Bedingung, daß Dalrymple ihn zurückführen und in der Bey der Inſeln ans Land ſetzen wollte, was derſelbe auch zu thun feierlich verſprach. Brüce ſchiffte ſich demnach mit ſeiner Frau auf dem General Wellesley ein, indem er auf's neue dem Kapitän Dalrymple alle die Gefahren vorſtellte, welche er liefe, indem er die Inſel mit der Tochter des Königs, ohne deſſen Erlaubniß verließe. Der Kapitän verſicherte ihn durch ſeine wiederhohlten Verſprechungen, daß er ihn und ſeine Frau unfehlbar in die Bay, wo ſie ſich eingeſchifft hätten, zurückführen werde. Bald kam der Wellesley zum Kap Nord; aber da ſich's zeigte, daß Dalrymple in Bezug auf den vermeyntlichen Goldſtaub ſehr ſchlecht unterrichtet war, ſo ſchickte man ſich alsbald an, zurückzukehren; aber da der Wind 48 Stunden lang nicht günſtig war, ſo kam das Schiff von der Inſel ab. Am dritten Tage wurde der Wind günſtig, aber der Kapitain Dalrymple wollte nicht wieder auf die Inſel zurück, ſondern richtete ſeinen Lauf auf Indien. Brüce machte ſogleich beſcheidene Gegenvorſtellungen und rief ihm ſeine ſo feierlich gegebenen Verſprechungen ins Gedächtniß zurück, aber ſtatt aller Antwort ſagte Dalrymple zu ihm: daß er wohl andere Dinge zu bedenken hätte, als ſich mit ſeiner reichen Schiffsladung aufzuhalten und mit ſeiner Zurückführung Zeit zu verlieren, und daß er überdies eine andere, viel beſſere Inſel für ihn im Auge habe. Mit einem Wort, der Engliſche Herr Schiffskapitän ſah ſich auf den Wogen des Meeres als gebietender Herr an, und hielt, weil er, von ſeinem Schiffsvolk unterſtützt, nicht gezwungen werden konnte, nicht Wort. Als man auf Malakka gelandet hatte und Brüce ſich auf den Weg zum Gouverneur machte, um Klage zu führen, fuhr Dalrymple mit Brüce's Frau weiter nach Penang. Brüce erhielt durch die Güte des Kommandanten von Malakka mehrere Wochen darauf ein Fahrzeug nach Penang, wo ihm nur mit Mühe ſeine Frau wieder zurückgeſtellt wurde. Nach mannichfachen Mühen und Schickſalen kam Brüce endlich mit ſeiner

Frau zu des alten Tippahée und aller Einwohner Freude nach Neuſeeland zurück. Welche Geſinnungen aber die Inſulaner gegen die Engländer und Europäer überhaupt hegen mochten, nachdem ſie erfahren hatten, mit welcher Treuloſigkeit und Verächtlichkeit Dalrymple die ihm von Brüce erwieſenen Gefälligkeiten erwiedert hatte, kann keinem Zweifel unterliegen. Es liegt aber im Charakter jedes ungebildeten Menſchen und Volkes, daß ſie von dem Einzelnen auf die Gattung ſchließen, und es iſt noch die Frage, ob ſie ſo ganz Unrecht haben, wenn dieſer Einzelne Hauptmann von vielen iſt.

Wenn wir in der ſo eben mitgetheilten Geſchichte auch keine Spur von abſcheulicher Sitte unter den Neuſeeländern gefunden, ſo beut die folgende deſto mehr Stoff dar, die alte Beſchuldigung aufs neue zu erhärten; aber ſie beſtätigt auch die Anſicht, daß die Neuſeeländer Menſchen freſſen, wenn ſie dazu gereizt werden.

Der Kapitän Thompſon, welcher im Jahre 1809 einen Transport Kriminalverbrecher nach Port-Jackſon in Neuholland gebracht hatte, legte auf ſeiner Rückkehr bei Neuſeeland vor Anker, um dort eine Ladung Bauholz aufzunehmen. Unter andern Paſſagieren hatte er auch einen Neuſeeländer eingeſchifft, Namens Georges, welcher Haupt des Stammes Wangaroa war. Um ſich von den Koſten ſeiner Ueberfahrt frei zu machen, war er mit dem Kapitän übereingekommen, daß er während der Reiſe am Takelwerk des Schiffs arbeiten wolle. Bald konnte Georges, von einer Krankheit, die ihm alle ſeine Kräfte raubte, befallen, dieſe Verbindlichkeit nicht erfüllen. Der Kapitän Thompſon mochte aber durchaus ſeinem Schwachſeyn keinen Glauben ſchenken, ſchimpfte und kränkte ihn fortwährend, ja trieb ſeine Mißhandlungen ſo weit, daß er ihn an den großen Maſt binden und ihn unmenſchlich peitſchen ließ. Das Schiffsvolk und die Paſſagiere vergaßen alle Rückſicht für den Häuptling von Wangaroa, der vergeblich wiederhohlte, daß er kein gemeiner Menſch, ſondern ein ausgezeichnetes Haupt ſey. Kaum hatte das Schiff in der Bucht von Wangaroa Anker geworfen, in welche noch kein europäiſches Schiff eingelaufen war, und die in Mitten des Gebietes lag, welches der mißhandelte Häuptling befehligte, als auch

Thompſon Georges vom Bord ſeines Schiffes jagte, nachdem er ihn alles deſſen, was er von engliſcher Bekleidung beſaß, beraubt hatte, dergeſtalt, daß er unter ſeinen Landsleuten im Zuſtande völliger Nacktheit wieder erſchien. Sogleich erzählte er ihnen die Unbilden und die unwürdige Behandlungsweiſe, die er geduldet hatte. Die Wilden, durch dieſe Erzählung aufgebracht, beſchloſſen einſtimmig, Rache an den Engländern zu nehmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Deutſche Literatur.

Erinnerungen an die Schlacht bei Wimpfen und den Tod der vierhundert Pforzheimer, enthaltend die Geſchichte der Schlacht von Ernſt Münch und die 2 Gedächtnißreden auf die Gefallenen von Poſſelt, herausgegeben von Sommerlatt. Freiburg bei Wangler 1824.

Jedes Land ehre ſeine Helden, ja jede Stadt die ihrigen. Es iſt im Allgemeinen ein ſehr rühmliches Zeichen der Zeit, daß man nicht aufhört, ſich an den bekannten Thaten der Vorzeit zu ſpiegeln und die minder bekannten an das Licht zu ziehn. So haben wir neuerdings im Würtembergiſchen das Andenken der Weiber von Weinsberg erneuern ſehn. So wird im Badiſchen durch eine kleine Broſchüre die heldenmüthige Aufopferung der vierhundert Pforzheimer deutlicher ins Gedächtniß gerufen. Die Geſchichte iſt kürzlich folgende:

Im 30jährigen Kriege 1622 zog Markgraf Georg Friedrich von Baden mit einem Heere der proteſtantiſchen Union gegen den berüchtigten Tilly, der die Armee der katholiſchen Ligue befehligte. Bei Wimpfen kam es zur Schlacht. Tillys Uebermacht und Gewandtheit trug den Sieg davon. Der Markgraf kam in die äußerſte Gefahr; aber vierhundert Bürger von Pforzheim, welche die Leibwache des Markgrafen gebildet, umſchloſſen die gefährdete Perſon des geliebten Fürſten eng und feſt, wie mit einer Mauer, bis er in Sicherheit ſich befand; darauf ſtarben ſie alle, Tilly's Gnade verſchmähend, nach blutiger Gegenwehr den ehrenvollen Tod der Helden.

Wir finden, daß dieſer ſchöne Zug von Heldenmuth und Treue, dergleichen die deutſche Geſchichte übrigens mehrere aufzuweiſen hat, ſchon für ſich ſelber ſpricht, und daß es des Schmucks der Rede nicht bedarf, ihn zu verherrlichen. Aber leider iſt, was in frühern Zeiten eine natürliche, gleichſam angeborne Gabe war, einfach, treu und wahr zu erzählen, in der unſerigen zu einer ſchwer zu erwerbenden und darum ſeltſamen Fertigkeit geworden. Man will überall ausſchmücken. Man vergißt, daß der Gegenſtand an ſich den Leſer rühren wird, und macht ihm den übeln Eindruck, alle die rührenden Empfindungen, die er lieber ſelbſt empfunden hätte, bereits mit abgedruckt zu ſehn. Aber wenn die Empfindung, die der Autor äußert, gar nicht einmal diejenige iſt, die der Gegenſtand bei jedem andern vernünftigen Weſen erwecken würde, wenn ſie eine Verſchrobenheit ausdrückt, die nicht im Gegenſtand, ſondern nur in der Seele des Autors liegt, dem Gegenſtand ſogar widerſpricht, dem Eindruck, den er machen ſoll, im Wege ſteht, und da Ekel macht, wo wir bewundern ſollten, oder uns zu lachen macht, wo wir uns zu erhabenen Gefühlen geſtimmt finden ſollten, ſo iſt das ungefähr das Schlimmſte, was einem ehrlichen Autor paſſiren kann. Jenes überflüſſige Schildern der natürlilichen Empfindungen läßt ſich mit der fehlerhaften Manier alter Maler vergleichen, die aus dem Munde ihrer Figuren breite weiße Streifen mit Inſchriften gehen laſſen; der letztere noch ſchlimmere Fehler gleicht aber gar der ganz unſinnigen Manier einer gewiſſen Zeit, die heilige Mutter Gottes im Reifrock darzuſtellen.

Das vorliegende Büchlein nun hat ſich mit dieſem letzten und ſchlimmſten Fehler garſtig befleckt. Es bläht ſich in Schwulſt. Wir begannen bereits gerührt zu werden, als uns ein grotesker Ausdruck des E. Münch: das furchtbare Heldengebrüder! ſchon ein kleines Lächeln abnöthigte; aber die Verſe eines gewiſſen E. Dietrich, die dem Büchlein angehängt ſind, ließen uns in einem unauslöſchlichen Gelächter jeden andern Eindruck bei Seite ſtellen. Hier ſind einige zur Probe:

Nein, das warſt Du mit Deinen kühnen Helden
— in lautem Ton ſoll es mein Loblied melden —
Du meines Vaterlands Leonidas.
Dein Bürger war's mit Deinen Bürgern,
o Sparta-Pforzheim, der ſich mit den Würgern
der Flüchtigen in blutgem Kampfe maß.
Doch wie, Du Erſter in dem Heldenreigen,
wie könnt' ich Deinen Namen wohl verſchweigen,
Deimling-Leonidas, der Du voran
mit feſtem Schritte walleſt an der Spitze
des kühnen Haufens mit des Schwertes Blitze
des Heldentodes blutbeſprengte Bahn ꝛc.

Eine natürliche Ideenaſſociation führt uns hier zu der höchſt komiſchen Zuſammenſtellung des bekannten kleinen Däumlings mit Leonidas, und man könnte den wackern Deimling nicht tölpiſcher loben, nicht feiner verſpotten. Aber davon abgeſehn, iſt ſchon die ganze Vergleichung dieſer deutſchen Helden mit jenen ſpartaniſchen ſehr ungeſchickt. Nur der phyſiſche Kampf und Tod beider gewährt ein tertium comparationis; der Geiſt ihrer That, dort mit der Grundidee der Republik, hier mit der Grundidee der Monarchie innig verſchmolzen, iſt grade dadurch am hervorſtechendſten ausgezeichnet, daß er das tertium nicht leidet.

Wir erinnern uns hierbei lebhaft an die Ehre, die man neuerdings den wackern Weibern von Weinsberg geſpendet. Man hat den geiſtreichen Einfall gehabt und ſofort ausgeführt, von einem alten Stein bei Weinsberg, die Weibertreu genannt, Steinchen zu brechen, ſelbige in Ringe zu faſſen und als Talisman der weiblichen Tugend allen Schönen anzubieten. Die Ehre bleibt jenen biedern Weibern; aber dieſe Art, ſie auszudrücken, erinnert wieder ganz an den Reifrock der Jungfrau Maria. Die That der Weinsbergerinnen iſt ihrer Natur nach ſehr zart, und man kann ihr Andenken nicht plumper ſchänden, als durch die Verſchleuderung des alten Steins. Man kann aber auch wohl unſerer Damenwelt keine größere Sottiſe machen, als indem man ihr dieſe Steinchen anbietet. Sollen ſie ein bloßes Zeichen deſſen ſeyn, was die Dame ſchon beſitzt, Keuſchheit und Treue, ſo ſcheint man ganz zu vergeſſen, daß ſchon der Schatten eines Zeichens, der Hauch des bloßen Namens dieſe zarten Weſen beleidigt, daß nichts in der Welt weniger ſich ſelbſt zur Schau tragen darf, als die weibliche Tugend. Sollen ſie aber ein Talisman gegen den böſen Feind ſeyn, und verhüten, was geſchehen könnte, ſo glauben wir mit Leſſing: Die Tugend, die einer Schildwacht bedarf, iſt keiner Schildwacht werth.

Miszellen.

Ein Reiſender ſaß einſt in einem Wirthshauſe unter Bauern und unterhielt ſich mit dem Kaplan des Ortes. Da erhob ſich ein alter Mann, ſchlecht, faſt zerlumpt gekleidet, lüpfte ſeinen Hut und ſchlich zur Thüre hinaus. Würden Sie's wohl glauben, flüſterte der Kaplan dem Fremden zu, daß der zerlumpte Kerl, der ſo eben hinausgieng, über 10 — 15,000 Gulden zu gebieten hat? Keineswegs, erwiederte dieſer, ich hielt ihn für einen Bettler. Ein Filz iſt er, rief der Kaplan, und ſeine krummknollige Bardolfsnaſe fing an, nicht übel zu leuchten. Denken Sie, als ihm ſeine Frau geſtorben war, wollte er wirklich ſechs Meſſen für ſie leſen laſſen; frug mich aber zuvor, wie viel ſie koſteten, und als ich ihm den gewiß mäßigen Preis, unter dem ich's nicht thun könnte, geſagt, war's ihm zu theuer und er ließ nur drei leſen — der Filz der! Der Fremde fand es zwar auch filzig, fragte aber den Kaplan, ob denn dergleichen Seelenmeſſen immer nur für Geld geleſen würden? Der antwortete mit großer Zuverſicht: verſteht ſich, darauf ſind wir angewieſen. Wie aber iſts mit armen Leuten, die nichts haben, und dennoch für's Seelenheil ihrer verſtorbenen Verwandten beſorgt, getröſtet ſeyn möchten? Für die, erwiederte Kaplanus mit einer Voltäriſchen Aufgeklartheitsmiene, für die überlaſſen wir den Troſt dem Lieben Herr Gott ſelbſt.

— Die Griechinnen verfehlen nicht, ehe ſie heirathen, und ſelbſt noch nachher, das Glück zu Rathe zu ziehen und ſich mit ihren Wahrſagerinnen darüber zu verſtändigen. Unendliche Wichtigkeit legen ſie auf die Träume. — Um dieſe Schickſalsprophezeihungen feierlicher zu machen, gibt es junge Mädchen, die vor dem Schlafengehen nach Vorſchrift einer Wahrſagerin gewiſſe Kräuterkuchen genießen, und ſich an den Hals ein Säckchen hängen, worin drei Blumen, eine weiße, eine rothe, eine gelbe, eingebunden ſind; die Blume, welche die Erwachende am Morgen zuerſt aus dem Säckchen zieht, zeigt ihr den Gatten an, den ſie bekommen wird: iſt es die weiße, ſo heirathet ſie einen jungen Mann, die rothe verrath ihr einen Gatten von reiferem Alter, die gelbe einen Wittwer. Der Traum, den das Mädchen während derſelben Nacht gehabt hat, gibt zu erkennen, ob der Zukünftige reich, liebenswürdig ſey, mit Einem Worte, ob er alle die Eigenſchaften haben werde, die den Wünſchen und Erwartungen der Sehnſucht entſprechen.

Gyſulafluh,

eine Juraſpitze.

Hier ſteh ich frei auf dem Felſengrat
hoch oben auf Gyſulafluh;
wer ſelbige Warte noch nicht betrat,
dem rath ich, daß er es thu.

Wie wogt um Städtchen und Dörfchen im Thal
der Hügelchen grünendes Meer!
ſtill wandelt die Aar im Abendſtrahl,
die funkelnde Schlange daher.

Gethürmt und gezinnt iſt die Jurawand
hinunter zum Weißenſtein: —
was blickſt du trüb, o deutſches Land,
durch Lücken und Ritzen herein?

Hinüber wol, wo die Gemſe wohnt
in purpurner Alpenwelt?
— ſteigt, Alpen, himmelan gethront,
und ſpiegelt euch in dem Belt!

Horſa.

Die Poeſie in der Schweiz.

Andeutungen bei Gelegenheit von: König Albrecht der Erſte, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Karl Kopp. Bern, bei Chr. Albr. Jenni 1824.

Woher kommt es, daß in der Schweiz kein großer Dichter aufgeſtanden? — Hat die Natur des Landes, wo das Erhabene mit dem Anmuthigen ſo reizend gepaart iſt, ſich mit den Bewohnern abgefunden, erſtere die Poeſie für ſich, letztere die Proſa behalten! — Oder iſt etwa der alemanniſche Volksſtamm, zu welchem die deutſchen Schweizer größtentheils gehören, vor anderen ohne poetiſche Anlage?

Umgekehrt. Die Bergvölker waren überall von jeher die, welchen der höhere, mannigfaltigere Aufſchwung der Erde, die ſie bewohnten, zugleich Vorbild und Anregung zu erhöhtem Fluge der Phantaſie ward; vom nebelumhüllten Hochlande Kaledoniens, von Islands und Norwegens Felshöhen, ſtrömten die Harfen und Lieder Oſſians und der zahlloſen nordiſchen Skalden ihre Wogen zu Thal, wie vom Parnaß und Helikon und Perſiens hohem Iran.

Umgekehrt auch, war der alemanniſche vor andern deutſchen Stämmen geſangreich, von Walther von der Vogelweide oder früher, bis zu Schiller und Uhland. Mit Recht heißt jene Zeit der deutſchen Literatur, wo mit Auftritt des gewaltigen Hohenſtaufen, Friedrich Barbaroſſa, die deutſche Poeſie gleichfalls den Thron beſtieg und ihre Geſetze in alemanniſcher Sprache über Deutſchland verbreitete; dann in der Blüthe Friedrichs des Zweiten, des Großen, zu früher und ſpäter nie geſehener Pracht und überſchwänglicher Fülle ſich entfaltete; endlich, faſt gleichzeitig mit dem tragiſchen Tode des letzten Hohenſtaufen verhallte — die ſchwäbiſche Zeit.

Während dieſer Zeit gab es freilich noch keine politiſche Schweiz, allein die meiſten Länder deutſcher Zunge, welche ſpäter dieſer Name umfaßte, blühten, und einige mit am reichſten, an Geſang. Von den Burghalden des Thunerſees, auch aus Deutſch-Wallis, ertönte der Minnegeſang, wie von den zierlichen Bergſchlöſſern des Aargaus; vor allen aber im Sankt-Gallerland und Thurgau, um den heiteren Bodenſee. Der Abt von St. Gallen, welches ſeit uralten Zeiten in Wiſſenſchaften vorleuchtete, muß mit ſeinen Dienſtmannen eine reiche poetiſche Hofhaltung gehabt haben, nicht geringer als die berühmte der Babenberge in Oeſterreich, und als die der Thüringiſchen Landgrafen auf der Wartburg. — Das größte Gedicht, welches dieſe ſchwäbiſche Zeit uns hinterlaſſen, das Lied der Nibelungen,*) welches ſchicklich mit einem Schweizerberge verglichen wird, der aus der Ferne geſehen, wie eine Wolke am Horizont ſteht, allein immer höher, mannigfaltiger und intereſſanter ſich emporrichtet, je näher man ihm tritt, und dann zumal, wenn man einen Vorberg zu erſteigen vermag, von da man ſeine Höhe und Tiefe bemeſſen, die Sturzbäche, Gletſcher und blumigen Alpen überſchauen kann — ſcheint, nach manchen deutlichen Spuren, die zu jenen anmuthigen Gegenden um Rhein und Bodenſee hinweiſen, daſelbſt, und gleichſam als Vollakkord, als eine Geſammtharmonie aller ritterlichen Geſangkunſt, urſprünglich erklungen. — Einen weiten Strahlenſammler gab das freundliche, gaſtliche Zürich; und die Maneg auf dem Albis, Burg des Helden- und Sängergeſchlechts der Maneſſe, vereinigte alles, was hohe, feine und liebliche Bildung und Kunſt auszeichnete, zu geſelliger Freude. — So ward es möglich, daß ein Privatmann, der Rathsherr Ritter Rüger Maneſſe in Zürich, jene berühmte, mit ritterlichen Pergamentgemälden reichgeſchmückte Sammlung veranſtalten konnte, die Gedichte von mehr als hundert vierzig ausgezeichneten Minneſängern enthält; nun, durch den Unglimpf der Zeiten, in der königlichen Bibliothek in Paris zu liegen, das Unglück hat. Wahrſcheinlich ward ſie unter Mitwirkung Hadloubs, zugleich des letzten, der älteren groſſen vollwürdigen, Minneſingers, und den alle geiſtlichen und weltlichen Großen wie die Bürger, um ſeines Geſanges willen in hohen Ehren hatten, gefertiget.

---

*) Die äſthetiſche Würdigung dieſes Gedichtes, welchem faſt mehr, als die Anfeindung der Kritiker von geſtern, die unverſtändigen Lobhudeleien der ſogenannten Deutſchthümler wehgethan, behalten wir einer beſondern Ausführung vor.

Auch nicht ſo plötzlich, wiewohl anderwärts, verſcholl dieſer edle Geſang in hieſigen Landen, wie ſchon Hadloubs Erſcheinung zum Theile beweiſt; denn er blühte noch im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wo die Meiſterſänger ſchon in Deutſchland ihren handwerksmäßigen, poetiſchen Unfug zu treiben begonnen. Ein Siegslied der Berner, auf ihre Waffenthat bei Fraubrunnen gegen die Scharen des Coucy, athmet noch den Geiſt der ritterlichen Poeſie; deßgleichen die Siegslieder von Sempach und Näfels aus dem letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts; merkwürdige Beweiſe, wie weit und tief dieſer edle Geſang in den Gemüthern des ganzen Volkes, nicht allein der Ritterſchaft, Wurzel geſchlagen. Das Sempacher Siegslied, gedichtet vom Mitkämpfer der Schlacht, Halb-Suter von Luzern, war ein Volkslied, das von Geſchlecht zu Geſchlecht ging, ſo daß gegen zweihundert Jahre ſpäter der Glarner Gilg Tſchudi daſſelbe, und zwar in der Sprache ſeiner Zeit, wahrſcheinlich aus dem Munde des Volkes, in ſein noch unübertroffenes Geſchichtsbuch aufnehmen konnte. — Mit ruhiger epiſchen Kraft und Würde ſingt der Dichter vom Winkelried:

Hiemit ſo thät er faſſen ein'n Arm voll Speer' behend,
Den Seinen macht er ein' Gaſſe — ſein Leben hat ein End.
Hei! er hatt' ein's Löwen Muth;
Sein mannlich tapfer Sterben war den vier Waltſtetten gut. *)“

Anderwärts heißt es:

„Die Beſten von Luzerne ſtärkten ſich veſtiglich,
An Mannheit gar ein Kerne; Keiner ſah je hinter ſich.“

---

*) Zur Schonung zarter Ohren haben wir die Stellen etwas verneudeutſcht; für dieſe bemerken wir noch: Mure, Mauer; das grimme Thier iſt der Löwe von Habsburg; wunderbalde, wunderkühn. — Der treuſte Abdruck dieſer Schweizerlieder nach der Handſchrift (der von Iſelin im Tſchudi iſt ſehr entſtellt) findet ſich in den Harfengrüſſen von A. L. Follen. Zürich 1823 bei Geßner.

An einem andern Orte:

„Und auch die Veſten von Uri mit ihrem ſchwarzen Stier,
Viel veſter dann ein' Mure beſtritten das grimme Thier;
Hei! in ihrem grimmen Zorn
Schlugen ſie durch die Helme die Herren Hochgeborn.

Und auch von Unterwalde die Veſten auserkorn,
Die Helden wunderbalde in ihrem rauchen Zorn,
Hei! ſie ſchlugen tapfer drein,
Und hieſen die fremden Herren mit Spieſen gottwillkomm ſein'"

Der Kriegsmuth ſpricht wie unmittelbar aus dieſen Geſängen ſo kräftig und ſchön, als im Nibelungenliede.

Allein, von Hadloub und dem Angeführten bis zu Bodmer, Haller, Geßner, welche Dürre! Denn Veit Webers Kriegslieder ſtehen zu der Größe der beſungenen Thaten ungefähr im Verhältniſſe, wie die Zahl der Schweizerkrieger zu der Karls des Kühnen, und deren innere Kraft, umgekehrt. — Und doch hätte man hoffen mögen, die beiſpielloſen Heldenthaten der alten Schweizer, welche an ſich ſchon ſo hochpoetiſch ſind, hätten nothwendig einen Kamoens oder einen ſhakſpeariſchen Dichter entzünden mögen, oder mindeſtens, in der Weiſe der ſpaniſchen und ſchottiſchen zahlloſen Romanzen und Balladen, nur volksthümlich, im Geiſte des oben Angeführten, eine reiche Volkspoeſie. — Allein ſtatt deſſen ward die nüchternſte Verſtandesproſa im Lande gäng und gebe, und mit Noth rettete ſich der Kuhreigen und einige Volksſagen und Lieder in die Region des ewigen Schnees.

Weder die Reformation, die allerdings, als den Verſtand zunächſt in Anſpruch nehmend, und ſomit alle ſchönen Geiſtes- thätigkeiten zurück-, wenn auch nicht unterdrückend, hier wie in Deutſchland bei und einige Zeit nach ihrem Auftreten, der Poeſie unhold wirkte, bis ihr poſitiver Kern die harte Schale der Negation und Abſtraktion zu ſprengen vermochte — noch auch die politiſche Trennung der Schweiz von Deutſchland, reichen zu, um dieſe unerfreuliche Erſcheinung genügend zu erklären Letztere ſchien vielmehr, umgekehrt, günſtig für eine poetiſche Erhebung wirken zu können, denn was iſt begeiſternder, als der kühne, glückliche Kampf um Unabhängigkeit? — Auch war der literariſche Verkehr mit Deutſchland viel weniger ſchwierig, als der der Deutſchen mit den Franzoſen, von denen ſie Mittheilungen im Uebermaaß erhalten haben. — Wir unſers Orts begnügen uns für jetzt mit Aufſtellung der unerklärten Thatſache.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Menſchenfreſſerei der Neuſeeländer.

(Beſchluß.)

Die Unvorſichtigkeit und Verwegenheit Thompſons verliehen ihren Entwürfen eine ziemlich leichte Ausführung. Indem derſelbe die gerechten Aufreizungen zur Rache, welche er in Georges erregt hatte, nicht bedachte, ließ ſich Thompſon ſamt einer geringen Anzahl Matroſen auf ſeiner Schalupe ans Land ſetzen; aber er hatte nicht ſobald den Boden dieſer unheimlichen Inſel betreten, als er von einer Horde Wilder angefallen, zu den Füßen des Tipponie, Georges Bruder, tod niederſtürzte. Die Matroſen in der Schalupe hatten alle das nämliche Loos; ihre Leichname waren auf der Stelle durch die Wilden entkleidet, welche die Kleider der Engländer anzogen und ſo verkleidet in der Schalupe des Kapitäns zum Schiffe zurückkehrten. Dort wurden ſie von ihren Landsleuten noch unterſtützt und die Mordſzene wurde mit neuer Wuth wieder begonnen. Die ganze Schiffsmannſchaft und alle Paſſagiere, mit Ausnahme von vier Perſonen, wurden ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht niedergemetzelt; weder Mann, noch Weib, noch Kind, kehrte von dieſer unſeligen Expedition nach Port-Jackſon zurück.

Ein alter Häuptling, Namens Tippahée, welcher grade von einer andern Bucht der Inſel anlangte, nahm einige davon unter ſeinen Schutz, und gab ſich lange Zeit die größte Mühe, ihnen das Leben zu retten; aber die Wuth von Georges Genoſſen war mächtiger, als ſein Anſehen, und ſie wurden alle unter des ehrwürdigen Tippahée Augen geſchlachtet.

Das Gemetzel war zu Ende, eine neue Schreckensſzene begann. Die Wilden, durch dieſe Rache nur wenig befriedigt und ihren Kannibalenſitten getreu, lagerten ſich auf dem Schiffe, und verſchlangen mit unmenſchlicher Eßgier die bluttriefenden Leiber ihrer Schlachtopfer, bis ſie von dieſer greulichen Nahrung ganz vollgeſtopft waren.

Die vier Perſonen, welche dieſem entſetzlichen Schickſal entgingen, waren ein Weib, zwei Kinder und der Stubenjunge des Kapitäns. Die drei erſteren, welchen es gelungen war, ſich im Schiff zu verbergen und den erſten Nachforſchungen der Wilden aus dem Wege zu gehen, wurden erſt entdeckt, als der Blutdurſt eben geſtillt war, und mit wahrer Freundlichkeit und Milde behandelt. Der Schiffsjunge hatte früher dem Georges einige Dienſte geleiſtet, deren derſelbe ſich in der Stunde des Gemetzels erinnerte. Dieſer junge Menſch warf ſich vor dem Wilden nieder, indem er ihm zurief: Georges, Du wirſt mich nicht tödten wollen! Der antwortete ihm: Nein, mein Kind, Du biſt gut; ich will Dir das Leben erhalten. Und er nahm ihn in der That in ſeinen Schutz.

Das war das beklagenswerthe Geſchick der Schiffsmannſchaft des Boyd. (So hieß Thompſons Fahrzeug.) Mehr als ſiebenzig Perſonen kamen in der Blüthe ihrer Jahre um, Schlachtopfer der brutalen Gewaltthätigkeit eines einzigen grauſamen Menſchen, der weder ein Neuſeeländer, noch ein Menſchenfreſſer, noch ein Kannibal war!

Ehe wir aber zur Betrachtung der muthmaßlichen Urſachen der durch alles dieſes nicht geleugneten Thatſache des Menſchenfreſſens übergehn, müſſen wir nothwendig von ein Paar Berichten reden, welche daſſelbe ſtillſchweigend einer angebornen Neigung der Neuſeeländer zuſchreiben.

Einer davon wird gegeben in Pürdy's tables of the positions etc. London 1816 S. 90, und iſt, wie es ſcheint, einem öffentlichen Rundſchreiben entlehnt, welches vom Bord der City of Edinburg am 6. Januar 1810, zur Warnung für alle Neuholländiſche und Engliſche Schiffe, erlaſſen, und von drei Offizieren auf der City unterzeichnet iſt. Aus der Vergleichung beider Dokumente ergeben ſich folgende weſentliche Abweichungen von unſerer Erzählung der Maſſacre, in welcher Thompſon und ſeine Gefährten umgekommen. Thompſon lag in der uns bekannten Bay vor Anker und unterhandelte mit den Einwohnern wegen Bauholzes, welches ſie nicht abſchlugen, aber auszuliefern zögerten. Inzwiſchen beſuchten die Wilden den Bord des Boyd, hielten ſich aber ganz ſtill, bis endlich auch der alte Tippahee anlangte, und, als er ſich den rechten Augenblick auserſehen, (da gerade Thompſon das Bauholz zu beſichtigen auf dem Lande war), das Zeichen zum Niedermetzeln gab. Ja dieſer alte, ehrwürdige Mann, der ſo viel Gutes in Sidney erfahren und dankbarlich in George Brüce anerkannt hatte, wird hier ſo grauſam geſchildert, daß er fünf oder ſechs Perſonen, die auf Segelſtangen und Maſtkorb geflüchtet waren, durch das Verſprechen, ihrer zu ſchonen, herbeigelockt, und dann ſoll haben maſſakriren und freſſen laſſen. Ferner wird auch berichtet, daß vier Perſonen, worunter Thompſon's Schiffsjunge, der Daviſon hieß, dem Verderben entgangen; letzterer, weil er einen Klumpfuß gehabt und darum von den Neuſeeländern für einen Teufel angeſehen worden wäre. Aber ein Paar Stämme der Inſel, die doch gleichwohl an der Küſte der Bay wohnten, waren nicht dabei und höchſt betroffen über den Zufall. Sie wünſchten, weil ſie den Zorn und die Strafe des König Georg (Brüce) fürchteten, frei von der Theilnahme zu erſcheinen, wie ſie's auch waren. Metangangoa, ein Häuptling von Neuſeeland, welcher auf die Nachricht (wer brachte ſie?) mit der City of Edinburg von Neuholland aus die drei engliſchen Offiziere begleitete, vermittelte die Auslieferung der vier Uebriggebliebenen (bei wem?). Tarra, ein anderer Häuptling, des Spardiſtrikts (Balkendiſtrikt) lieferte das gewünſchte Bauholz (vermuthlich für den Boyd, der verbrannt worden war), und erhielt dafür von den Engländern ein Kanot geſchenkt. Zugleich wurde ihm eine Abſchrift jenes Rundſchreibens eingehändigt, in welchem zwar ſeine Unſchuld und ſein und ſeiner Stammgenoſſen humanes Betragen gelobt, aber doch auch vor dem Verkehr mit jedem Neuſeeländer gewarnt wurde. Einem jeden unſerer Leſer müſſen die Widerſprüche und der Unzuſammenhang des Berichts in die Augen ſpringen. Wir machen nur auf folgende aufmerkſam. Tippahée iſt der Hauptanſtifter des Gemetzels, und doch fürchten die Neuſeeländer Georgs (Brüce's) Rache, der Tippahée's Schwiegerſohn iſt. Wozu lockt der alte Herr die auf Segelſtangen und in den Maſtkorb Geflüchteten herunter, da er ſie ja durch Anzündung des Schiffs, die wirklich ſpäter erfolgt, herunter zwingen konnte? — Das humane Betragen der Anwohner der Bay wird geprieſen; aber grade ſie warten auch mit Ueberlieferung des Bauholzes, bis Tippahée angelangt iſt und die alſo lang beabſichtigte Metzelung ihren Anfang nehmen kann. Daviſon wird nicht angetaſtet, weil man ihn für einen Teufel hält; die übrigen drei auch; aber ſie haben ja keine Klumpfüſſe ꝛc. Wenn alles dieſes zuſammengeſtellt das Reſultat liefert, daß man höchſt ungeſchickt auf der einen Seite die Menſchen ganz verdammt, deren nächſte Genoſſen und Verwandte gelobt werden, und daß alſo auf dieſe Weiſe unſere oben gelieferte Erzählung unangefochten bleibt, beſonders da ſie in ſich und mit der andern von Brüce durchaus harmonirt, ſo fällt um ſo mehr eine zufällige Namenähnlichkeit auf. Wir meynen die von Tipponie, dem Bruder George's, und von Tippahée, dem Schwiegervater Georg's. Hieraus ergiebt ſich wenigſtens die Unzuverläſſigkeit der Nachrichten, welche die drei engliſchen Offiziere über den Vorfall einzogen. Tipponie und ſeine Genoſſen konnten von Georg, der ſich die Sittenkultur Neuſeelands angelegen ſeyn ließ, Rache fürchten; Tippahée brauchte es in keinem Fall. Höchſt natürlich ergiebt ſich aus unſerer Erzählung die Veranlaſſung zu ſo blutiger That, und eben ſo die zur Schonung der vier Geflüchteten, wegen Georges Verhältniß zu Daviſon und wegen der ſonſtigen Milde der Neuſeeländer, die nach vollkommener Sättigung des Nachgefuhls wieder eintreten mußte. Die aus unſerer Geſchichte Brüce's bekannte, gewöhnliche Milde, Offenheit, Freundlichkeit der Neuſeeländer wird außerdem noch beſtätigt durch die Nachrichten in einem Werke, welches im Jahre 1812 erſchienen iſt; *) hierin werden die Neuſeeländer als gute, kräftige, heitere und gelehrige Leute

---

*) Geographical, commercial and political Essay's. By Samuel Marsden.

geſchildert. Selbſt Richard Cruiſe, welcher ſich zehn Monate am Bord eines engliſchen Schiffes an der Neuſeeländiſchen Küſte aufgehalten hat, leugnet, bei den horribelſten Anklagen angeborner Blutgier, nicht, daß dieſelben Menſchenfreſſer oft Gutherzigkeit, ja Edelmuth bewieſen. Wenn man bedenkt, daß, wie es ausgemacht iſt, Thompſon früher Kriminalverbrecher an Bord gehabt und eben ſo der Dromedar, das Schiff, auf welchem Cruiſe ſich befand, und ferner, daß Dalrymple auch ohnedieß ſchmähliges Unrecht gegen Brüce, ſeinen Landsmann, beging, ſo muß man um ſo mehr zweifeln, daß irgend einen Europäer, ohne daß die Neuſeeländer von ihnen gereizt worden wären, das Schickſal, gefreſſen zu werden, betroffen habe. So wird ſelbſt kaum zu glauben ſeyn, daß ohne zu Rache entzündende Verletzungen im Jahr 1807 fünf Engländer verſchlungen worden ſind. Dieſe hatten ſich von Neuholland aus auf die Meerkalbjagd begeben und ſollen bei erſter Landung getödtet und verzehrt worden ſeyn. Ein ſechster aber, welcher mit dieſen fünf Unglücklichen auf der nämlichen Schalupe war, wurde errettet. Es gelang ihm, gleich im Anfange des Gemetzels, ſich dem neuſeeländiſchen Häuptling zu Füßen zu werfen und ſein Gewand zu berühren, wodurch er ſo unverletzlich, wie der Häuptling ſelbſt, wurde. Dieſer ſechste war ein Schiffsjunge, Namens James Cadel, und wurde, wie Brüce, in die Familie und endlich zum Eidam jenes Häuptlings auf- und angenommen. Als ihn vor wenigen Jahren der Kapitän Edwardſon auf Neuſeeland traf und mit nach Sidney nehmen wollte, hatte er Mühe, ihn dazu zu überreden, und erſt, als ihm erlaubt war, ſeine Frau mitzunehmen, entſchloß er ſich, mit nach Sidney zu folgen. Wir haben dieſes Hiſtörchen hier nachträglich eingeſchaltet, weil es einige wichtige Momente zur Beurtheilung der Neuſeeländer enthält. Es iſt nämlich nicht wohl denkbar, daß Europäer, die wie Brüce und Cadel keine Urſache haben, ihr Vaterland zu meiden, ſo mit ganzer Seele an ein fremdes Land, an ihre neuſeeländiſchen Weiber und Verwandten gefeſſelt werden könnten, wenn die Menſchenfreſſerei und überhaupt gänzliche Sittenloſigkeit auf jenen Inſeln etwas gewöhnliches wäre. Nur in der höchſten Gereiztheit daher gegen jeden Feind und ſomit gegen die Europäer, welche ſie ohne Unterſchied für tiranniſche, grauſame, verrätheriſche, untreue Menſchen zu halten, nach ſo manchen Erfahrungen berechtigt ſind, überſchreiten ſie alle Schranken *unſerer* Begriffe von Menſchlichkeit. Und ſelbſt dieſe höchſte Wuth findet ihr Maaß und ihre völlige Beſchwichtigung durch ſittliche und religiöſe Begriffe. Oder was iſt es ſonſt, wenn Georges mitten im Blutbad ſich der Dienſte erinnert, die der Schiffsjunge Thompſons ihm geleiſtet, und ihm das Leben erhält, was, wenn Cadel durch die Berührung des alten Häuptlings nicht blos unverletzt bleibt, ſondern wenn er ſogar von ihm gepflegt und hoch geehrt wird? — Edler haben die Griechen ſelbſt diejenigen nicht behandelt, welche ihnen und ihrem Heerd als Schützlinge nahten! — Die Natur jener Inſelbewohner ſcheint vielmehr urſprünglich durchaus *die* großer Kinder zu ſeyn, welche *jedes* Affekts bis zur höchſten Steigerung fähig ſind. Zu lieben ganz und ohne Rückhalt, wo ſie ſich angezogen fühlen, zu haſſen bis aufs Blut, wo ſich die Gelegenheit darbietet. Iſt denn irgend unter den ziviliſirten Völkern eine ſolche uneigennützige Werthſchätzung eines Fremden erhört, als grade unter jenen Völkern? — Und nicht blos bei den Neuſeeländern, faſt bei allen ſogenannt wilden Völkern findet ſich dieſe Sitte; faſt überall werden Verſchlagene in die Familie der Könige aufgenommen und von ihnen geehrt. Ueberhaupt ſcheint es bei Beurtheilung dieſer Völkerſchaften darauf vorzüglich anzukommen, daß man vorher erkunde, ob zu ihnen ſchon Europäer gekommen ſeyen, oder ob ſie ſonſt ſchon Kenntniß von ihnen gehabt. Ferner glauben wir, müſſe man ſich möglichſt genaue Kenntniß von den Religionsbegriffen oder Meynungen, Ahnungen ꝛc. dieſer Völker verſchaffen; denn ſo gut bei denſelben Menſchenopfer, gleich wie einſt bei allen alten Völkern, ſtatt finden, ſo gut kann ſelbſt das Auffreſſen der Feinde irgendwie religiöſe Weihe haben. Es iſt ſogar wahrſcheinlich. Wir ſchöpfen dieſe unſere Vermuthung aus einem höchſt intereſſanten Bericht, deſſen Verfaſſer freilich daraus ganz andere, unſere philanthropiſchen Bedenken gänzlich vernichtende Folgerungen zieht. Wir haben hier den Bericht im Sinn, welchen der kaiſerlich ruſſiſche Admiral von Kruſenſtern, in ſeiner Reiſe um die Welt, von dem Sittenzuſtand der Einwohner von *Nukahiva* gegeben.

Er erklärt ohne Erbarmen, gegen Cook's und Forſter's Berichte, alle Bewohner der Südſeeinſeln, ſelbſt die der Geſellſchafts- und Freundſchaftsinſeln nicht ausgenommen, fur Kannibalen, deren ſittliche Entartung ſie unter das Thier ſtelle. Obgleich wir dieſe Folgerung aus den gewiſſenhaft von Herrn v. Kruſenſtern berichteten Thatſachen widerlegen könnten, ſo müſſen wir das auf eine andere Gelegenheit verſparen, um nur, was hieher gehört, herauszuheben. Es wird uns erzählt, daß die Nukahiver Menſchenopfer hätten, die jedesmal beim Tode eines Prieſters gebracht werden müßten; ferner, daß man dazu nur Menſchen einer fremden oder feindlichen Nation raube. Eben ſo glauben die Nukahiver, daß, wenn jemand ein ausgeſprochenes „Tahbu," wodurch Menſchen, Dinge und Oerter für geweiht und unverletzlich erklärt werden, nicht achte, derſelbe beim nächſten Kriege dem Feinde zur Speiſe beſtimmt ſey. Wie leicht iſt bei der Willkuhrlichkeit der menſchlichen Ideenverknüpfung hier nicht die Folgerung, daß jeder im Kampf Erliegende, wegen irgend einer begangenen Sunde, als von den Prieſtern und Göttern beſtimmte Speiſe zu betrachten ſey? — Die beim Tode eines Prieſters Ermordeten ſind als den Göttern Geopferte zu betrachten; denn die Neubatavier hoffen dadurch den Geiſt (Etua) des Prieſters mit den Göttern zu verſöhnen. Wo aber die Götter durch Menſchenopfer verſöhnt werden können, da iſt ſelbſt das Schlachten der Feinde nicht ſchwer als die höchſte Suhne des Streites zu betrachten. Ja könnte die ungebildete Phantaſie einen ſolchen Wilden nicht zu dem Wahnglauben fuhren, er müſſe, je mehr Feinde er im Leibe habe, deſto mehr von ihrer Kraft und Natur für jeden kommenden Kampf geſtählt, unüberwindlich oder gegen deſſen Stammgenoſſen unverletzlich gemacht ſeyn? Das Uebergehn fremder, geiſtiger Kraft in die eigne, durch den ſymboliſchen Genuß des fremden Leibes wird ja ſogar von Chriſten geglaubt und bedingt deſſen Glauben an die Erlöſung! — Dieß genüge, um darzuthun, daß der religiöſe Geſichtspunkt, bei Beurtheilung der Sitten oder Unſitten, ſelbſt beim Menſchenfreſſen jener Wilden, nicht überſehn werden dürfe. Daß Kinder und Weiber in der Hungersnoth von jenen Wilden geſchlachtet, gebraten und gegeſſen werden, iſt ihnen als ſolchen nicht zur Laſt zu legen. Vor Eintritt dieſes ſchrecklichen Nothfalles ſind die Feſtungsbewohner unſers chriſtlichen Europa heute noch nicht ſicher; wenn ſie nämlich Willens ſeyn ſollten, ſelbſt dann, wann ſie kein Leder und dergleichen Nahrungsmittel mehr haben, den Widerſtand nicht aufzugeben. So nährten Mütter ihre Kinder mit ihrem Blut, ſo waren Weiber bereit, ihren Männern zur Nahrung zu dienen, damit dieſe den Kampf gegen die Feinde fortzuſetzen Kraft hätten, als Ankona im Jahre 1174 von einem deutſchitalieniſchen Heere und von einer venetianiſchen Flotte belagert wurde. Und wenn nun nicht baldiger Entſatz gekommen und die Männer das Anerbieten ihrer großherzigen Weiber genutzt hätten, wer wollte ſie verunglimpfen? Hier galt es ein geiſtiges Geſetz, das der Freiheit und Unabhängigkeit, das der Unbeſieglichkeit gegen jede Uebermacht der Natur und der Umſtände zu verfechten. Es blieb nur die Wahl, ein moraliſches oder ein phyſiſches Geſetz mit Füßen zu treten. — Der Genuß des Menſchenfleiſches ſelbſt von Weib und Kind iſt an ſich nicht zu verwerfen; auf die Veranlaſſung und Abſicht und Sinn oder Wahn kommt alles an, und ehe wir darüber nicht im Klaren ſind, ſollen wir über unſere wilden Mitmenſchen in Europäiſchem Kulturdünkel nicht den Stab brechen! —

Die Wiedertäufer in St. Gallen.

Was die Geſchichte der Wiedertäufer, ſo wie aller derjenigen, welche als Schwärmer, Fanatiker, Ketzer oder Heilige, berüchtigt oder berühmt ſind, vor andern auszeichnet, iſt das Seelenfeuer der Religion, welches bald erwärmend, bald zerſtörend, bald in hellen, alles erleuchtenden Flammen, bald in dicken, alles verfinſternden Rauchwolken, ſich offenbart. Wer die Geſchichte der Wiedertäufer, die mit Luther und Zwingli zugleich auftraten, und, wie dieſe, auf alte, als Ketzereien verſchrieene, chriſtliche Lehren ſich ſtützten, mit Wahrheitsſinn und Gerechtigkeit prüft und würdigt, der wird jene zwei Seiten des religiöſen Strebens auch hier nicht verkennen. Zwar haben uns die gleichzeitigen und ſpäteren Schriftſteller meiſtens nur die ſchwarze Seite des Anabaptiſmus hervorgehoben; allein dieß iſt das gewöhnliche Schickſal der unterdrückten Parthei — um ſo mehr alſo das Schickſal der Wiedertäufer, da ſie von den beiden ſich bekämpfenden Hauptpartheien, der katholiſchen und evangeliſchen, zugleich verfolgt und unterdrückt wurden. Auch Bullinger und Zwingli, Melanchton und Luther, haben ſich von leidenſchaftlicher Beurtheilung dieſer Sekte und Sektirer nicht frei erhalten, ſondern ſich durch die Leidenſchaft ihrer Gegner zu ähnlichen Uebertreibungen hinreißen laſſen. — So wenig wir aber dieſen wahrhaft großen Männern, welche mitten in dieſem ganzen Treiben ſtanden und wirkten, ſolche Einſeitigkeit zum Verbrechen machen: eben ſo wenig dürfen wir, die wir außer dieſer Zeit ſtehen, und *über* ihr ſtehen *ſollten*, mit leidenſchaftlicher Befangenheit die Ereigniſſe betrachten, oder gar — wie ſo viele kirchengeſchichtliche Schriften — mit der Zunftelle der Dogmatik meſſen.

Die Geſchichte der Wiedertäufer kann in mehr als einer Hinſicht der franzöſiſchen Revolution zur Seite geſtellt werden. Die Katholiken verfechten das ganze beſtehende Syſtem der Hierarchie; Luther und Zwingli, einerſeits dem Zeitgeiſte, dem Geiſt der Freiheit huldigend, bekämpfen das beſtehende Kirchenthum, während ſie anderſeits auf das geſchriebene Wort Gottes und die beſtehende Obrigkeit ſich ſtützen; die Wiedertäufer (die entſchiedenſten wenigſtens) wollen auf Vernichtung alles Beſtehenden, der Bibel ſowohl als jeder Obrigkeit, ein freies Reich des heiligen Geiſtes gründen. Aufhebung aller Abgaben und Frohnen, ſo wie aller bürgerlichen Auszeichnung, Gemeinſchaft der Güter und ewiger Friede, lagen in dieſem Zwecke. Manche freilich gingen nicht ſo weit, ſondern beſchränkten ſich auf Verwerfung der Kindertaufe, des Eidſchwures, der Heiligenbilder, des Kirchengehens, ſtatt deſſen ſie ſich im Freien verſammelten, ohne verordnete und beſoldete Prediger (ſie nannten ſolche Beſoldung Simonie): indem Jeder predigte, der ſich vom heil. Geiſt getrieben fühlte. Andere hingegen überſchritten alles Maaß und Ziel, wollten nicht blos Gemeinſchaft der Güter, ſondern auch Gemeinſchaft der Weiber, betrachteten, da ſie ſich für völlig rein hielten, alle Antriebe der Sinnlichkeit für Antriebe des heiligen

Geiſtes und überließen ſich ungeſcheut den unſinnigſten und abſcheulichſten Ausſchweifungen. So treten uns auf das Entſchiedenſte in der Geſchichte der Wiedertäufer jene zwei Seiten des religiöſen Strebens entgegen; während wir durch begeiſterte Aufopferungen von Gut und Blut, durch die hellſten Geiſtesblitze, auf die Sonnenhöhen der Menſchheit geführt werden — deckt ſcheußliche Sinnlichkeit und heiliger Wahnſinn uns den Abgrund auf. — Innere Partheiungen mehr als die Verfolgungen aller evangeliſchen und katholiſchen Obrigkeiten brachen die Macht dieſer Sekte, die damals in alle Beſtrebungen der Zeit, in das teutſche und ſchweizeriſche Volksleben, ſo mächtig eingriff.

Eine gründliche und umfaſſende Geſchichte der Wiedertäufer iſt eine noch ungelöſte, aber zur Erkenntniß des menſchlichen Weſens, des Weſens der Menſchheit, hochwichtige Aufgabe. — Daher müſſen uns Beiträge dazu aus der Spezialgeſchichte Deutſchlands und der Schweiz willkommen ſeyn. Einen ſolchen Beitrag liefert folgende kleine Schrift: „Die ſchwärmeriſchen Greuelſzenen der St. Galler Wiedertäufer zu Anfang der Reformation ꝛc.“ von Joh. Fr. Franz, evangeliſchem Pfarrer im Toggenburg (Ebnat 1824). Die Schrift iſt durch die neuerlichen Ausbrüche religiöſer Schwärmerei in Wildenſpuch (einem Dorfe des Kantons Zürich) veranlaßt worden. Verfaſſer will durch eine blos hiſtoriſche Schilderung der zu Anfang der Reformation durch die Wiedertäufer zu St. Gallen verübten Greuelthaten zeigen, daß den Auftritten in Wildenſpuch andere voraufgegangen ſind, welche mit jenen, wenn gleich durch einen Zeitraum von 300 Jahren davon entfernt, doch die auffallendſte Aehnlichkeit haben und auf eine enge Geiſtesverwandtſchaft aller dieſer Schwärmer hinweiſen. Verfaſſer ſchöpft die Geſchichte dieſer in die Jahre 1525 und 1526 fallenden Begebenheiten größtentheils aus den Werken des gleichzeitigen Reformators der Stadt St. Gallen, Johannes Keßler, von deſſen Leben, Studien und Schilderungen mehrerer berühmten Reformationsmänner, einiges Merkwürdige vorausgeſchickt iſt.

Das Büchlein iſt von dogmatiſcher Befangenheit nicht frei, und oft ſcheint der beſondre Zweck des Verfaſſers, die Greuel der Schwärmerei zu ſchildern, die hiſtoriſche Auffaſſung getrübt zu haben. Allein es enthält einzelne ſehr intereſſante Züge, aus welchen jene große Volksbewegung uns recht lebendig anſpricht. Wir theilen dieſe, mit einigen allgemeinen Bemerkungen verbunden, unſern Leſern mit.

Joh. Keßler ſtammt aus einer alten angeſehenen Bürgerfamilie von St. Gallen, wo er im Jahre 1502 geboren wurde. Nachdem er in der dortigen Stadt- und Kloſterſchule ſich Vorkenntniſſe geſammelt hatte, ging er, um Theologie zu ſtudiren, nach Baſel, welches damals, durch ſeine Preßfreiheit und einen Verein der ausgezeichneteſten Gelehrten, die auf dieſer Hochſchule ihren Lehrſtuhl aufſchlugen, eine Pflanzſtätte höherer Geiſtesentwicklung und insbeſondere freier religiöſer Bildung war. Hier erwarb ſich Keßler unter der Leitung von **Oekolampad** und **Erasmus von Rotterdam** gelehrte Kenntniſſe und helle Anſichten in der Theologie. Von Erasmus erzählt Keßler, er habe dieſen bei Joh. Froben, der ihm zu Lieb nach ſeines Landes Brauch einen beſondern Saal erbauet habe, geſehen. „Erasmus iſt von Perſon ein Taubengrauer, ehrſamer Alter, und ein kleiner und zarter Menſch, in einem langen, blauen, zuſammengegurteten Rock, mit weiten Ermeln, und eine Leiſten (Verbrämung) von Sammet um den Hals vornen zu beiden Seiten herabhangend, nach des Rockes Länge.“ — Von Oekolampad, welcher als einer der beſten Exegeten ſeiner Zeit und muthvollſten Beſtreiter des beſtehenden Aberglaubens angeſehen war, ſchreibt Keßler: „er könne auch von ſeinen allermißgünſtigſten und widerwärtigſten Gegnern in keinerlei Laſter angetaſtet, ſondern müſſe allezeit geprieſen werden, ſo ſie ſprechen: es bekümmere ſie nur, daß er, ein ſo gelehrter und gottesfürchtiger Mann, in ſo großem Irrthum (wie ſie achten) abgetreten ſey.“

Von Baſel ging Keßler 1522 nach Wittenberg, wohin gerade damals Martin Luther von der Wartburg unerwartet zurückkam. Mit dieſem traf Keßler im Gaſthofe zum Bären zuſammen und machte Bekanntſchaft mit ihm. Er ſchreibt: „Martinus Luther, zu Isleben in der Grafſchaft Mansfeld erboren, von ſeinem Vater Hanßen Luther, Meiſtern einer Hütte, allda man das Kupfer lütheret, und ſeiner Mutter Margaretha, beyde klaine und kurze Perſonen, die Martinus und ſeine Geſchwiſterig mit Länge und

Liebliche, baide übertreffend; ein brunlacht Volk. Und wir ich Martinum, ſeines Alters 41 Jahr, 1522 geſehen, war er einer natürlichen ziemlichen Feiſte, eines ufrechten Gangs, alſo daß er ſich mehr hinder ſich dann fürder ſich naiget, mit uffgehebtem Angeſicht gegen den Himmel, mit tiefen ſchwarzen Augen und brunen, blizend und zwitzerend wie ein Stern, daß ſie nit wohl mögend angeſehen werden.“

Von Melanchton, der ſich mit beſonderer Liebe der Studirenden annahm, ſagt Keßler: „Melanchton, nach Leibesform eine kleine, unachtbare Perſon, vermeineſt, er wäre ein Knab nit über 18 Jahren, ſo er neben dem Martino Luther geht: wenn ſie aus inniger Liebe, ohne Unterlaß, bey einander wohnen, ſtehen und gehen, übertrift ihn Martinus nach der Länge mit ganzen Achſeln. Nach Verſtand aber, Gelehrte und Kunſt, ein großer Ries und Held, daß einen verwundern möcht, in einem ſo kleinen Lib ſo einen großen unüberſehlichen Berg Kunſt und Weisheit verſchloſſen liegen.“

Durch die Lehren Luthers, Melanchtons und Anderer, deren Vorleſungen er beſucht hatte, gebildet, begab ſich Keßler zu Ende des Jahres 1523 nach ſeiner Vaterſtadt zurück, mit dem Vorſatze, hier das Reformationswerk anzutreten. Zuerſt aber erlernte er, als Broderwerb, das Sattlerhandwerk, wobei er jedoch ſeine Schriftforſchungen und ſonſtige gelehrte Studien nicht hintanſetzte, ſondern im Umgange mit dem gelehrten D. Joachim v. Watt fortſetzte. Im Jahre 1524 wurde er durch eine Geſellſchaft von Bürgern, mit Einwilligung der Stadtgeiſtlichen, beſtimmt, Vorleſungen über die heil. Schrift zu halten. Man kam zuerſt bei einem Dreher zuſammen; die Vorleſungen fanden aber, wiewohl ſie mehrmals verboten und wieder erlaubt wurden, ſolchen Beifall, daß man ſich bald in einem Zunftſaale, und zuletzt, mit Bewilligung der Obrigkeit, in der Lorenzkirche verſammelte.

In einer dieſer kirchlichen Verſammlungen, als Keßler von der Kraft und Bedeutung der chriſtlichen Taufe redete, fiel ihm Lorenz Hochreutner, ein Schüler Grebels, des Angeſehenſten unter den Wiedertäufern der Schweiz, ins Wort, indem er ſagte: „ich merke, Du meyneſt, man ſolle die Kinder taufen.“

Keßler erwiedert: es befremde ihn, daß Jemand daran nur zweifeln könne. Der Gegner hält ihm das Wort Chriſti: wer glaubet und getauft wird, der wird ſelig, vor; Kinder könnten ja noch keinen Glauben haben, alſo auch nicht getauft werden. Und nun erhob ſich ein theologiſcher Streit zwiſchen beiden, der damit endete, daß jeder bei ſeiner Meynung blieb — der aber in der evangeliſchen Kirche zu St. Gallen die erſte Spaltung veranlaßte, die im folgenden Jahre (1525) völlig ausbrach.

Als nehmlich Keßler, der kein Freund ſolcher Streithändel war, ſich von dem Lehrgeſchäfte zurückgezogen hatte, wurde Wolfgang **Ulmann**, ein ehemaliger Konventual des Kloſters St. Luzien in Chur, der ſich ſeit dem Anfange der Reformation in ſeine Vaterſtadt St. Gallen zurückgezogen hatte, dazu erbeten, die bibliſchen Erbauungsſtunden in der Lorenzkirche zu übernehmen, was er auch anfangs that, dann aber, um zuvor ein Handwerk vollkommen zu erlernen, einem andern Lehrer überließ. Durch Hochreutner für die Lehre der Wiedertäufer gewonnen, ſuchte Ulmann Grebeln zu Schaffhauſen auf, und wurde von dieſem ſo ſehr in der neuen Lehre beſtärkt, daß er ihn bat, ihn nicht blos aus einer Schüſſel mit Waſſer zu taufen, ſondern ſich nackt im Rheinſtrome mit Waſſer ganz bedecken zu dürfen.

Hierauf, nach empfangener Wiedertaufe, kehrte Hochreutner nach St. Gallen zurück, ſprach viel von göttlichen Offenbarungen, die ihm auf der Reiſe zu Theil geworden, und welche er für den Grund der Gerechtigkeit und des Heils ausgab. Die heilsbegierigen Bürger verſammeln ſich auf der Weberzunft, um ihn zu bitten, daß er die Vorleſung in der Lorenzkirche halte, um den Grund der Seligkeit zu erfahren. Da tritt Ulmann mitten unter ſie und ruft mit heller Stimme: der himmliſche Vater habe ihm eingegeben, er ſolle ſein Werk nicht in der Kirche (wo ſich damals noch die Heiligenbilder befanden) von der Kanzel verkünden: weil in dem ſteinernen Gebäude noch keine Wahrheit ſey geſagt worden und auch noch keine geſagt würde; wünſche man aber ſeine bibliſchen Erklärungen anzuhören, ſo ſey er bereit, am Markt, auf dem Brül oder irgendwo das ihnen zu offenbaren, was ihm der himmliſche Vater eingeben werde.

Man hält Umfrage in der Gemeinde; die einen wollten den

Tempel, den ihnen die Obrigkeit zum Behuf der Vorleſungen geſtattet, nicht verlaſſen, die andern aber entſchlugen ſich des Gotteshauſes als einer Lügenſtätte, und kamen fortan in Häuſern, auf Bergen und in Wieſen, zuſammen, hielten die übrigen, die ihnen dieß nicht nachthaten, für Heiden, ſich aber für die chriſtliche Kirche.

Der Hauptgegenſtand ihrer Predigten (an welchem ſie alle übrigen Zwecke anknüpften) war: die Verwerflichkeit der Kindertaufe, welche von den Päpſten gegen Schrift und Vernunft *) erdichtet ſey. — Man ſolle, ſagten ſie, mit der Taufe ſo lange anſtehn, bis ein Chriſt aus eigenem Antrieb die Taufe, oder, wenn er als Kind ſchon getauft worden, die Wiedertaufe verlange. — Bald konnte das Taufhaus die Taufluſtigen nicht mehr faſſen, weshalb das Volk zu den Bächen, und namentlich an Sonntägen, in großen Prozeſſionen an die Sitter hinauszog.

Schon beſtand der größte Theil der Bürgerſchaft aus Wiedergetauften, welche im Freien ſich verſammelten: daher die Kirchgemeinde zu St. Laurenzen täglich abnahm und kaum noch Jemand daſelbſt den öffentlichen Gottesdienſt beſuchen wollte. Deßwegen gebot die Obrigkeit: wenn einer zu lehren und zu predigen wünſche, wie ſie das Niemanden verwehren wolle, damit ſie nicht tirannisch in den Augen Anderer erſcheinen möchte: ſo ſolle derſelbe, der Ordnung gemäß, in der Stadtkirche predigen, damit nicht die Gemeinde getrennt, und das allgemeine Allmoſen für die Dürftigen, welches alle Sonntage nach dem Gottesdienſt eingeſammelt wurde, ſo ſehr geſchwächt würde. Predige einer Gottes Wort, ſo ſey es recht, wo nicht, ſo könne man ja denſelben vor den verordneten vier Schiedsrichtern zur Rede ſtellen, und Rechnung von ſeiner Lehre fodern, damit auf dieſe Weiſe dem Irrthum vorgebeugt würde.

Die Wiedertäufer aber erklärten laut: ſie würden dieſem Gebot nicht nachkommen, ſondern lieber ſterben als in die Kirche gehen. Sie trieben ihr Weſen fort, und die Obrigkeit vermochte

---

*) „Hier iſt der Urſprung alles Greuels,“ ſagt Th. Münzer, „daß man unmündige Kinder zu Chriſten machet; das iſt „die Suppe, die Cerberus nicht kann auffreſſen.“

nicht, ihr Gebot zu handhaben. Vergebens ſchrieben Zwingli und D. Watt gegen ſie. Denn wenn auch einige dadurch bekehrt wurden, ſo blieb doch der größte Theil bei ſeiner Art, das Wort Gottes zu verſtehen. Auch kamen, von andern Staaten verjagt, immer mehr der ausgezeichnetſten Köpfe und Redner der Wiedertäufer nach St. Gallen. Allein innerer Zwieſpalt, wodurch Sekten in der Sekte entſtanden, und die immer ſtrengeren Maaßregeln aller, nicht blos katholiſchen, ſondern auch evangeliſchen Obrigkeiten, brach die Macht der Sekte. (Beſonders wichtig war der Abſchied der Stände Zürich, Bern und St. Gallen vom Jahr 1527, welchen Verfaſſer ſeinem Büchlein angehängt hat.) Wir heben aus den Lebensgeſchichten einzelner Wiedertäufer, welche Verfaſſer uns mitgetheilt hat, folgende als beſonders merkwürdig hervor.

Ein Beyſpiel, wie einfache Menſchen jener Zeit, vom Geiſte der neuen Lehre ergriffen, handelten, liefert uns die Geſchichte von Hippolitus Eberlin, genannt Bolt. Er war Schiffer in Lachen, einem Dorfe des C. Schwyz, am Zürcherſee und wird uns als ein gutherziger Mann geſchildert. Mehrere Wiedertäufer aus Zollikon, welche dem Gefängniſſe zu Zürich, in das ſie ihrer Schwärmerei wegen gebracht worden, entflohen waren, kamen nach Lachen zu Bolt und eröffneten ihm, ſie wollten nach St. Gallen, er ſolle mit ihnen, um die dortigen Brüder kennen zu lernen. Er that es in dieſer Abſicht. Aufgefordert zu predigen, verſprach er, in der Bibel wohl beleſen und beredt, es zu thun, wo man wolle; ihn kümmerte der Partheieifer und Wahn nicht, welcher die Kirchen St. Gallens für Heidentempel erklärt hatte. Eben ſo harmlos trug er wirklich auf dem Bärlisberg bey Goßau Zwingli's Lehre vom Abendmahl vor, weil ſie ihm einleuchtete, während bey den Wiedertäufern Carlſtadts Meinung galt. Dann predigte er eben daſelbſt die Oſterfeyertage immer über die Vorzüge der Wiedertaufe. Als er darauf in ſeine Heimath zurückgekehrt war, ward er mit einem andern als Ketzer zum Feuertode verurtheilt. Er ſtarb dieſen mit Ruhe und heiterm Muthe; denn er war von der Wahrheit ſeines Glaubens und von der Unſträflichkeit ſeines Wandels und ſeiner Abſichten überzeugt.

Beyſpiele von Unſinn und Verbrechen finden wir in folgenden Geſchichten.

Verena Baumann aus Appenzell vermeinte, ſie ſey Chriſtus, ſuchte ſich daher auch Jünger unter ihren Freundinnen auf und zog mit ihnen umher und wußte wirklich viele glauben zu machen, ſie ſey Chriſtus, die denn auch gläubig thaten, was ſie ihnen befahl. Eine andere Wiedertäuferin vermeinte, der Herr werde Manna und Kuchen auf ihren Tiſch regnen laſſen und lud zu dieſem Himmelsmahl die Nachbarſchaft zuſammen, welche aber trotz ihres Glaubens hungrig nach Hauſe gehen mußte. Eine andere rühmte ſich, Gott werde ſie ohne Speiſe erhalten und faſtete ſich zu Tode. Man ſieht, wohin ein Chriſtenthum, welches auf die Wunderlehren ſich gar zu feſt ſtützet, und mit dem Heiligen-Geiſt-Weſen zu viel Spuk treibt, am Ende fuhrt! — Schon Verena Baumann hatte als Chriſtus befohlen, Judas ſolle erhenkt werden und auf ihren Befehl ſtürzte ein im Zimmer Anweſender zur Thür, um draußen an ſich ſelbſt den Befehl zu vollziehen. Aber in ſeiner heiligen Haſt rannte er mit dem Kopf gegen die Thüre, fiel um und kam zur Beſinnung. Dergleichen ernſthaft werdende, ſymboliſche Handlungen wurden aber mehr unternommen. Wir berichten nur folgende als eine der ſcheußlichſten. Die Familie Schugger, an ihrer Spitze ein achtzigjähriger Greis, war ganz und gar von wiedertäuferiſcher Schwärmerey ergriffen. Die Hauptrolle ſpielten aber die Brüder Leonhard und Thomas Schugger. Thomas gab ſich für einen Propheten aus und lehrte unter anderm, die Wiedertäufer ſeyen durch den Tod ſo in die himmliſche Freiheit hindurchgedrungen, daß ſie fürder keine Sünde mehr, ſie möchten deren ſo viel als ſie wollten, begehn, jener himmliſchen Freiheit und Vollkommenheit untheilhaftig machen könnte; denn all ihr Thun, Handlungen und Werke ſeyen Werke des Vaters. So nahm er ſich denn auch allerley Freiheiten heraus, während ſein Bruder in der Duldung der allerärgſten Qualen die völlige Ergebung in den Willen des Vaters an den Tag zu legen ſchien. Ruhig ließ er ſich von ſeinem Bruder mit einem Stock ſchlagen, an den Füßen binden und in der Stube herumzerren, ein bloßes Schwert mit der Spitze auf den Augſtern halten und hielt ganz ſtill, als derſelbe das ſo geſtellte Schwert nur mit drei Fingern haltend dreimal herumſchwenkte. Endlich erlitt er von ſeinem Bruder den Tod, nachdem er demſelben erklärt hatte, daß es der Wille des Herren ſey, daß ihm derſelbe den Kopf abſchlage. Wer von unſern Leſern Luſt hat, die mannigfachſten Sünden, welche aus ſolchen Vorſtellungen der Wiedertäufer von der ewigen Freiheit und von dem Wirken Gottes in ihnen floſſen, zu leſen, verweiſen wir auf das angeführte Buch, in welchem eine reiche Beiſpielſammlung zu finden iſt.

Es wäre jedoch ungerecht, dieſe von Wiedergetauften verübten Tollheiten dem Glauben und Streben der Wiedertäufer im Allgemeinen zuzuſchreiben. Auch der Verfaſſer des Schriftchens, woraus wir dieſe Begebenheiten entnommen haben, iſt häufig in dieſen Fehler verfallen, indem er vom „Gift der Wiedertaufe“ im Allgemeinen redet, auch ohne Grund den Wiedertäufern ſchlechte Triebfedern unterlegt, wie z. B. wenn er Bullingern nachſchreibt: daß Grebel (und Manz) „aus Verdruß über die „vereitelte Hoffnung auf eine Anſtellung in Zurich“ Wiedertäufer geworden. Auch hebt er meiſtens nur die gehäſſigen Erſcheinungen des Wiedertäuferweſens hervor — die einzigen, mit welchen die neuerlichen Ereigniſſe in Wildenſpuch ſich vergleichen laſſen.

Aber ſelbſt in den verkehrteſten Ausbrüchen der Schwärmerei offenbart ſich oft eine Seelengröße, deren falſche Richtung uns um ſo tiefer ſchmerzt, je weniger ſie dem handelnden Menſchen zuzurechnen iſt. Nur zu oft entſpringen dieſe Verkehrtheiten aus dem Mangel oder der Mangelhaftigkeit der Volkserziehung, und aus einer Verknöcherung des ganzen geſellſchaftlichen Zuſtandes, in welchem keine ungewöhnliche Kraft friedlich und ſegenreich ſich entfalten kann.

Was die Maaßregeln der Regierungen gegen dieſe Sekte betrifft, ſo vermiſſen wir darin häufig den richtigen Geſichtspunkt und namentlich eine ſtrenge Scheidung bloßer Meinungsſachen von Handlungen aus Geiſtesabweſenheit und eigentlichen Verbrechen. Man verfolgte (auf Anrathen der Reformatoren ſelbſt), die Wiedertaufe an ſich, und andre bloße Meinungsſachen, als Verbrechen, während Ausſchweifungen aller Art ungeahndet blieben. — Der wahre Geſichtspunkt aber ſcheint uns in dieſen und allen ähnlichen Fällen folgender: wer durch ſeine Handlungen beweiſt, daß er geiſteskrank, d.h. ſeiner Vernunft und ſeines Willens nicht mächtig iſt, der gehört ins Irrenhaus; die Apoſtel der Unzucht und Anarchie aber, wenn ſie nicht gleichfalls aus Wahnſinn fehlen, gehören ins Zuchthaus; — verſchiedene Glaubensanſichten hingegen, welche vor dem Rechtsgeſetze beſtehen können, ſollen frei neben einander geäußert und geübt werden können.

Italieniſche Literatur.

Storia del lago di Como e principalmente della parte superiore di esso, detta le Tre Pievi. Libri dodici di Gaspare Rebuschini. Milano, 1829. 2 Vol.

Am äußerſten Ende des Komerſee's liegt ein kleines Ländchen, le Tre Pievi genannt, das einſt eine Republik geweſen. Es hat auswärts nie einen ausgezeichneten Ruhm erlangt, und ſeine Thaten waren ſeit langem vergeſſen, oder lebten nur in der Erinnerung des tapfern Völkleins; da erwachte in dem Verfaſſer der Gedanke, das Andenken der Thaten und Schickſale ſeines Vaterlandes zu erhalten und in die größere Welt zu bringen, auf daß man ſehe, wie auch ein kleines Völkchen ſeine Freiheit zu wahren im Stande ſey, ſo lange es von ihrem Geiſte ergriffen iſt.

Der Verfaſſer beginnt ſeine Geſchichte von den älteſten Zeiten, da das Land von den Etruskern an die Gallier und Römer gekommen, ſchildert den Wechſel unter den Gothen und Longobarden, die nach den Römern im obern Italien ſich feſtſetzten, den Umſturz des Longobardenreichs durch Karl M. Unter den ſchwächlichen Nachfolgern Karls M. erhoben ſich eigene Könige und Kaiſer in Italien und der alte Glanz ſchien wieder aufzuleben. Die Hoffnungen ſchwanden dahin, beſonders da die deutſchen Könige aus dem ſächſiſchen Hauſe ihr Augenmerk auf Italien richteten und Kaiſer Otto dort die ſchöne Adelheid zum Weibe holte. Sie ſaß anfangs in dem Thurm Mellia in der Pieve di Dongo gefangen. Die Partheiwuth der Guelfen und Gibellinen, die zur Zeit der Hohenſtaufen überall in Italien hervorbrach, drang auch in die Flecken und Burgen dieſes Ländchens. Zum berühmten Reichstag, welchen Friedrich Barbaroſſa auf den Roncaliſchen Feldern hielt, kamen auch Abgeordnete aus den Tre Pievi. Sie traten dem Lombardiſchen Städtebund bei. Aus dieſem Verhältniß entſtand eine Reihe von Fehden und Händeln, wobei die Tre Pievi jedoch ihre Unabhängigkeit behaupteten. Erſt zur Zeit Karl's V. und Philipp's II. wurde ihre Freiheit erſchüttert und endlich gänzlich vernichtet, denn das 16te Jahrhundert iſt der Freiheit ſo wenig hold geweſen, als das unſrige.

Der Verfaſſer erzählt die Thaten und das Unglück des kleinen Volkes, dem er angehört, mit Anmuth und Wahrheit, und ſein Buch wird in Italien gewiß große Theilnahme erwecken.

Miszellen.

Der gute Plutarch wirft bekanntlich dem Themiſtokles unmäßige Ruhmbegierde vor, weil er nach dem Marathoniſchen Siege des Miltiades, den Schmauſereien ſich entzog, tiefſinnig umherging, ja ſogar nicht ſchlafen konnte, und als ihn ſeine Freunde nach der Urſache fragten, dieſen die Antwort gab, „das Siegeszeichen des Miltiades laſſe ihn nicht ſchlafen.“ Ich bitte, ſagt Fichte in ſeiner Staatslehre, war denn (das Siegeszeichen oder) die Thaten des Miltiades an der Schlafloſigkeit des Themiſtokles Schuld, oder etwas im Themiſtokles ſelbſt? Wenigſtens tauſend Philiſter zu Athen wußten ſie eben ſo gut; tauſend Philologen nicht minder. Warum denn dieſe nicht? Ei, dabei könnte man um ſeine geſunden Glieder kommen; ich lobe mir meine Ruhe und Bequemlichkeit, und mein Ordinäres an Speiſe, Trank und — Schlaf. Was will der Menſch mehr?! — Nein, ihm ſtanden ſolche Thaten (für des Vaterlandes Freiheit und Ruhm) da als das, was ſchlechthin ſeyn ſolle, und außer ihm nichts, als Beſtimmung des Menſchen, als das Einzige, was ihm Werth giebt: und was iſt denn dies nun, als das Göttliche im Menſchen? —

— Herr Duperrey, Führer einer franzöſiſchen Weltumſeglungsexpedition, hat in dem gefährlichen Archipelagus vier neue Inſeln entdeckt. Was aber das Merkwürdigſte iſt, die Einwohner dieſer Inſeln, welche noch nie Europäer geſehn hatten, waren ſo mißtrauiſch, daß Herr Duperrey nicht die mindeſte Gemeinſchaft mit ihnen haben konnte. Woher dieß? Haben die Inſulaner dieſes unermeßlich weiten Meeres einander ihre Befürchtungen und ihren Widerwillen gegen die neuen Ankömmlinge mitgetheilt? Oder leitet ſie ein Inſtinkt? Wenn man auf wüſten, von Menſchen noch nie beſuchten Inſeln landet, ſo ſind, wie alle Seemänner bemerkt haben, die Vögel darauf ſo zahm, freundlich und zutraulich, daß ſie ſich nahe kommen, anrühren, in die Hand nehmen laſſen, aber ſo wie man einige getödtet hat, ſo verſchwindet alles Vertrauen auf immer und für alle kommenden Generationen.

— Wenn Napoleon außerordentlichen Heldenmuth beſaß, ſo hat ihn doch in der Gefahr das Glück außerordentlich begünſtigt. In ſeinem erſten italieniſchen Feldzuge ließ er die Brücke von Arcol ſtürmen. Der Oeſtreicher mörderiſches Feuer warf aber jedesmal die Kolonnen der Franzoſen zurück. Da es von der höchſten Wichtigkeit war, die Brücke zu forciren, ſo ſprang Napoleon, nachdem er lange den vergeblichen Kampf betrachtet, ungeduldig herzu, ergriff eine Fahne und pflanzte ſie mitten auf die Brücke. Der öſtreichiſche General aber befahl mit dem Schießen inne zu halten, weil er den Mann mit der Fahne für einen Parlamentär hielt. Ohne dieſen ſonderbaren Zufall wäre Napoleon verloren geweſen.

— Louis der XII. pflegte von dem franzöſiſchen Adel ſeiner Zeit zu ſagen: Die meiſten Edelleute meines Reichs werden, wie Aktäon und Diomedes, von ihren Hunden und Pferden verſchlungen.

Einige Notizen über den gegenwärtigen Sittenzuſtand von Otaheiti (Taiti).

Seit der Entdeckung dieſer berühmteſten unter den Geſellſchafts- und andern Inſeln auf dem Südmeer iſt ſchon unendlich viel über dieſelbe berichtet worden und ſie wurde lange Zeit für denjenigen Platz auf Erden gehalten, wo in der milden, unſchuldigen Lebensweiſe der Einwohner jede idylliſche Träumerei ihre Verwirklichung fände. Man behauptete, daß Rouſſeau Recht habe, wenn er meyne, die Kultur bringe Unſittlichkeit und Unglück über die Menſchen. Selbſt der ſpätere Erfolg des Verkehrs der Europäer mit Otaheiti, in welchem deſſen Einwohner plötzlich durchaus verwilderten, ſchien dieſe Behauptung zu beſtätigen, da doch höchſtens daraus zu folgern geweſen wäre, daß ein raffinirter Kulturzuſtand, wenn er auf ein natürliches, unbefangenes Daſein gepfropft wird, dieſes vergiftet, weil die plötzlich angeregte Verſtandesthätigkeit überwiegend ausgebildet, leichter der Advokat aller Neigungen und Begierden wird, als er die moraliſchen Anlagen und Kräfte des Menſchen zum Selbſtbewußtſeyn und hiedurch zu erhöhter, edler Thätigkeit zu bringen im Stande iſt. Kehrt nicht in jedem Kinde dieſe gefährliche Epoche, da der Verſtand erwacht, wieder, welche gewöhnlich für den Charakter des künftigen Mannes entſcheidend iſt? — Genug, nachdem die Europäer den Otaheitern ihre Sünden gebracht, für welche ſie denn auch viel Gelehrigkeit zeigten, fingen auch engliſche Miſſionäre, ſowohl der Brüdergemeinde als der Methodiſten ihr Bekehrungsgeſchäft an. Aber obwohl ihre Vorgänger ihnen eben ſo leicht, als gründlich vorgearbeitet und nicht unterlaſſen hatten, wodurch den Otaheitern das Bewußtſeyn der Sündhaftigkeit eingepflanzt werden konnte, ſo gelang ihnen dennoch ihr Geſchäft bis faſt auf unſere Tage ſo ſchlecht, daß Pomary, der gegenwärtige Anführer der Otaheiter, welcher mit einigen ſeiner Verwandten zum Chriſtenthum übergegangen war; von den übrigen Nichtchriſten von der Inſel vertrieben worden. Nach neueren Nachrichten ſoll er zurückgekehrt und wieder Herr der ganzen Inſel ſeyn, eine Kirche erbaut und alle Einwohner durch folgende Anrede zum Chriſtenthum bekehrt haben:

„Wenn ich noch meine alte Religion hätte, ſo müßte ich euch entweder tödten oder von der Inſel verjagen, aber die chriſtliche Religion, welche ich jetzt bekenne, lehrt mich meine Feinde lieben und ihnen verzeihen, weßhalb ich denn auch Euch liebe und verzeihe.“

Dieß klingt freilich etwas fabelhaft; aber der Bericht des Herren Profeſſor Simonoff über die im Jahre 1820 und 1821 ſtatt gehabte ruſſiſche Expedition um die Welt fügt auf das ernſthafteſte hinzu, daß die Miſſionäre ſich gleichfalls wiederum auf Otaheiti eingefunden und ein otaheitiſches Alphabet erfunden hätten, mit welchem jetzt die Evangelien gedruckt würden. Sie unterrichteten ferner die jungen Otaheiter im Leſen, Schreiben und Pſalmenſingen zur Ehre des Herrn.

Ehe wir in dieſer Rückſicht die neueſten Berichte des Herren **Duperrey** vom May 1823 mittheilen, wollen wir einiges nachholen, welches den vorherigen und ſomit auch den jetzigen Zuſtand des Lebens auf Otaheiti bezeichnen mag.

Man ſpricht zwar immer von Königen auf den Inſeln des ſtillen Oceans; aber wie man z. B. nicht recht begreifen kann, worin denn eigentlich die Würde des Königs der Nukahiver beſtehen mag, da man über ſeine Befehle lacht, und wenn er jemanden ſtrafen wollte, ihn wieder züchtigen würde, aber dennoch ihn und ſeine Familie für Etua's oder göttliche Weſen hält — ſo iſt der jedesmalige König der Otaheiter nie ſelbſt König, ſondern jedesmal deſſen Sohn. So wie dem Könige ein Sohn geboren iſt, ſo wird dieſer als König und der Vater nur als deſſen Stellvertreter angeſehn. Und ſo iſt der oben genannte

Häuptling Pomary nicht eigentlich König, ſondern blos Stellvertreter ſeines Sohnes, welcher Otoo heißt.

Dieſe eigentliche Majeſtät von Otaheiti, die gerade, weil ſie das iſt, die Regentſchaft dem Vater überlaſſen muß, war aber in ihrer Jugend wenigſtens (ob ſie es noch iſt, wiſſen wir nicht), ein großer Trunkenbold. Als z. B. im Jahre 1802 der Kapitain Turnbull, auf ſeiner Reiſe um die Welt, kaum vor Otaheiti Anker geworfen hatte, fand ſich der König Otoo bei ihm ein und forderte ſogleich Ara (Branntwein) von ihm. Turnbull ließ ihm ſogleich etwas in einer Kokosnußſchale zu dem Kahn, in welchem Se. Majeſtät gekommen waren, hinunter reichen. Dieſer rief, als er es empfangen: My ty te tata, my ty te pahin (ſehr gute Leute, ſehr gutes Schiff); aber kaum hatte er's ausgeſprochen, ſo ruderte er auch ſchon wieder auf ein anderes Schiff los und that dieſelbe Forderung.

Aber wir dürfen Sr. Maj. nicht zu große Vorwürfe darüber machen, da Sie in dieſer Tugend von der Königin Mutter, Edeah, angewieſen zu ſeyn ſcheinen. Auch ſie kam nämlich mit ihrem Liebling (ſie lebt von Pomary geſchieden) Huahein, einem ſonſt ziemlich ungeſchlachten Geſellen, der aber ein Häuptling der Inſel iſt, zu Turnbull. Dieſer hatte erfahren, daß die Königin Edeah, obwohl von ihrem Gemahl getrennt, großen Einfluß auf der Inſel habe und nahm daher beide Perſonen mit allen nur möglichen Beweiſen von Werthſchätzung auf. Sie wurden in ein großes Gemach geführt und daſelbſt mit Grog, Tabak ꝛc. bewirthet. Der Kapitän machte der Königin mehrere Geſchenke, welche ſie mit Gleichgültigkeit annahm; aber ſie verlangte mit großem Eifer ein Pouzpuey (Flinte). Inzwiſchen trank und rauchte die Königin mit ihrem Liebhaber ſo lange, bis ſie alle beyde ganz trunken und außer Stande waren, das Schiff zu verlaſſen.

Solche und ähnliche Untugenden haben ſie in dem Verkehr mit den Europäern, ſeit Kapitain Wallis im Jahre 1767 die Inſel entdeckte, angenommen. Seitdem werden ſie aber auch von allen möglichen Krankheiten heimgeſucht, welche die anfängliche Einwohnerzahl von 200,000 Seelen auf 7000 zuſammengeſchmolzen haben. Auch fühlen ſie es ſelbſt ſehr wohl, wenn ſie das zu verdanken haben. So behaupten ſie, Taptän Tut (Kapitän Kook), habe ihnen das Wechſelfieber, Höcker und krumme Beine gebracht; der Kapitän Wankuver, rothe Ruhr und Hämorrhoiden; der Kapitän Bligh, Kröpfe, Flechten und Drüſen; der Kapitän Bougainville liederliche Krankheiten und allerley Brüche. Eben ſo ſind ſie von den Europäern mit der fallenden Sucht und mit der Krätze beſchenkt worden. Früher kannte man ſo wenig Unförmlichkeit und Kränklichkeit des Leibes als Ausgelaſſenheit der Sitten. Vor jenen hatten ſie einen ſolchen Abſcheu, daß ſie Kinder, welche mit körperlichen Fehlern geboren wurden, ſogleich tödteten. Während des Aufenthalts des Kapitän Wankuver auf Otaheiti ging einer ſeiner Matroſen auf der Inſel ſpazieren und wurde, wie gewöhnlich, von der neugierigen Menge begleitet. Als er über einen Bach mußte, ſtreifte er ſeine Beinkleider in die Höh', um durch eine Furth des Baches zu waten. Als die Inſulaner bey dieſer Gelegenheit wahrnahmen, daß der Matroſe krummbeinigt war, entflohen ſie, ſo ſchnell ſie konnten, und wollten fortan nicht mehr durch dieſe Furth jenes Waſſers, aus Furcht, ſich die nämliche Mißgeſtaltung zuzuziehn.

Wenn nun für alle dieſe Uebel die Europäer ihnen endlich die troſtreichen Lehren des Chriſtenthums bringen, ſo erſcheint dieß jetzt als nothwendige Schuldigkeit, um ſie vielleicht von innen heraus wieder einem erträglichen Zuſtande zuzuführen, der dem verſcherzten unſchuldiger Harmloſigkeit und Natürlichkeit einigermaßen ähnlich wäre.

Aber, wie wir ſchon oben bemerkt, es ſtanden dieſer Einführung des Chriſtenthums viele Hinderniſſe im Wege, welche es wahrſcheinlich machten, dieſelbe werde eben ſo unmöglich ſeyn als in Indien *).

Die Einwohner ſind nämlich, wie zum Bewußtſeyn des bloſſen Verſtandes erwachte Kinder, gegen alles ungläubig, was ſie nicht mit Händen greifen können und hiezu mag ſich noch

---

*) Man ſehe darüber den Aufſatz: „Das Chriſtenthum in Indien“ in Nro. 8. dieſer Blätter.

ein Mißtrauen gegen alles, was von den Europäern kommt, die ſie vielfach hintergangen haben, geſellen. So erzählte ihnen der Kapitän Turnbull, freilich ohne ihnen den Grund begreiflich zu machen, oder begreiflich machen zu können, wie man in England auf der Oberfläche des Waſſers ſpaziere, laufe, ſpringe, wie auf einer Wieſe zu Otaheiti; wie man ferner das Waſſer in tauſend Stücke zerſtoße und wie z. B. in Holland zehntauſend Menſchen trocknen Fußes übers Waſſer gehn könnten. Freilich konnten ſie das nicht glauben, weil ſie noch nie gefrornes Waſſer geſehn. Eben ſo wenig konnte er ihnen begreiflich und alſo glaublich machen (und ſo würde es ihm ohne andere Vorbereitungen bey den Meiſten unſerer Bauern gleicherweiſe ergangen ſeyn) daß es Gegenden gebe, wo es immer Tag, und andere, wo es immer Nacht wäre. Wenn auch auf dieſe Weiſe Herr Turnbull ein unſchuldiges Spiel trieb, ſo machte er ſie doch, indem er es ihnen gar nicht begreiflich, oder irgendwie wahrſcheinlich zu machen ſuchte, noch ungläubiger, als ſie vermuthlich von Natur ſchon waren. Aber einen noch größeren Fehler begingen die methodiſtiſchen Miſſionäre, die, wie Herr Turnbull verſichert, ſich nicht die geringſte Mühe gaben oder es nicht verſtanden, die tiefſinnigen Lehren des Chriſtenthums von der Sünde, der Erlöſung u. ſ. w., der Faſſungsgabe ihrer Schüler anzupaſſen. Daher ſchickte einſt Otoo zu Turnbull und wünſchte ihn zu ſprechen. Er kam an und traf ihn in einer Verſammlung von fünfhundert Perſonen, in welcher eben gepredigt wurde. Als die Predigt aus war und die Miſſionäre ſich entfernt hatten, fragte ihn Otoo, ob das, was dieſe Leute gepredigt hätten, wohl wahr wäre. Turnbull betheuerte es und fügte hinzu, daß die Weiſeſten ſeiner Landsleute es glaubten und darnach handelten. Darauf fragte Otoo, wo denn Jehovah wohne? Turnbull deutete mit der Hand, daß er im Himmel ſey. Er glaubte es nicht, noch weniger ſein Bruder und am allerwenigſten ſeine Mutter Edeah, welche dem Geſpräche zuhörten. Sie ſagte geradezu, das ſeyen alles Alfanzereien und Lügen, ſie werde nicht eher daran glauben, als bis ſie Gott und alles mit Augen ſähe; die Engländer verſtünden ja ſo gut, Mond und Sonne den Augen näher zu bringen und deutlicher erſcheinen zu laſſen; wasrum ſie denn nicht auch den Herren und Erlöſer könnten vom Himmel herabſteigen laſſen. — So wollen von jeher die Menſchen, ſo lange ihre Vernunft in bloßer Sinnlichkeit und Begreiflichkeit befangen iſt, auf eine ſinnliche ſchlagende Weiſe überzeugt werden. Darum iſt es gar ſo unwahrſcheinlich nicht, was wir eben aus einem Berichte des Profeſſor Simonoff mitgetheilt, daß Pomary's wohlthuende Anwendung des Gebotes der chriſtlichen Liebe, indem er, nach vollkommen errungenem Siege, des hergebrachten grauſamen Siegerrechts ſich nicht bediente, alle Seelen der Inſulaner ſchneller dem Chriſtenthume zuwandte, als alle Predigten der Methodiſten. Und daß es mit Herren Simonoff's Bericht ſeine Richtigkeit habe, davon gibt ein Brief, welchen Herr Düperrey aus der Bay Matavin an Herren von Freycinet unterm 20 May des Jahres 1823 geſchrieben hat, das erfreulichſte Zeugniß. Es heißt darin: Das Chriſtenthum iſt allgemein angenommen. Die Weiber zeigen gegenwärtig eine ausgezeichnete Zurückhaltung; ſie kommen nicht mehr an Bord der Fahrzeuge, und auf dem Lande iſt es unmöglich, ihnen im mindeſten zu nahe zu treten. Die Ehen finden ſtatt, wie in Europa, ja ſogar der König darf nur eine einzige Frau haben. Die Weiber haben jetzt Zutritt zur Tafel ihrer Männer, und jene abſcheuliche Gemeinſchaft, welche die Kinder ermorden zu dürfen zum Ziel hatte, iſt eben ſo wenig mehr im Gebrauch als Menſchenopfer. Die Otaheiter können leſen, ſchreiben, rechnen. Sie ſtehn ganz unter dem Einfluß der in ihrer Sprache geſchriebenen und gedruckten Religionsbücher. Sechs und ſechzig Kirchen ſind in allen Diſtrikten erbaut, und zweimal in der Woche vereinigt ſich darin das Volk mit großer Andacht, um die Predigt zu vernehmen. Man ſieht hier oft mehrere Perſonen ſich auf einem Blatt Papier die Hauptſtellen der Predigt aufzeichnen. Alljährlich rufen die Miſſionäre das geſammte Volk, welches aus 7000 Individuen beſteht, in der Kirche von Paparo zuſammen. Sie iſt zu dem Zwecke, ſolche Menſchenmaſſe in ſich zu faſſen, erbaut. Man diskutirt darin in dieſem Augenblick ein neues Geſetzbuch und die ausgezeichnetſten Häuptlinge beſteigen die Rednerbühne, und ſprechen ſtundenlang mit einer bewundernswerthen Nachdrücklichkeit ꝛc.

Seit zwei Monaten, fügt ein Poſtſcriptum hinzu, hat die Inſel Otaheiti ihre Unabhängigkeit von England erklärt. Sie erkennt nur ihre Miſſionäre an. Eine rothe Flagge mit weißem Stern flattert jetzt im obern Theil der Inſel auf der Venusſpitze. Wenn dieſes alles gegründet iſt, ſo wird die Zeit lehren, ob die frommen Methodiſten es nicht verſtehn oder verſchmähn, ſich auf Otaheiti ein Reich zu gründen, wie einſt die Jeſuiten in Paraguay. Nach dieſem Briefe ſcheint man dieß nicht fürchten zu dürfen, weil aus ihm hervorgeht, daß das Direktorium aus Laien und Prieſtern beſteht, und die otaheitiſchen Methodiſten alſo neue ſind, welche Methodiſtenſekte bekanntlich im Jahre 1796 nach Wesley's Tode entſtand.

Die Poeſie in der Schweiz.

(Beſchluß.)

Faſt wie ein Mirakel iſt Bodmers Auftritt zu betrachten. Nicht etwa, weil er mit dem ſeichten Gottſched, der jeden Menſchen von Geſchmack anekeln mußte, Händel anfing, die ohne poſitives Reſultat bleiben mußten, weil beide des ächtkritiſchen und äſthetiſchen Prinzips ermangelten; eben ſo wenig wegen ſeiner poetiſchen Arbeiten, die größtentheils, wie ſein Noah, nur in der Sündfluth ſchwimmen, ſondern wegen ſeiner, man weiß nicht, ob man ſagen ſoll, mehr glücklichen, oder mehr bewundernswürdig überlegenen Zaubergriffe in den verborgenen Schatz der altdeutſchen Literatur, wodurch er ſich ein Verdienſt, zumal um die neuere und neueſte erwarb, deſſen Werth bis jetzt noch gar nicht ermeſſen werden kann, weil es, wie ein im entſchiedenen Augenblick angebrachtes Heilmittel, ſich dem Organismus einverleibt und für die Dauer des ganzen Lebens wirkt. Wir können uns ſchwerlich einen gehörig lebhaften Begriff machen von jenem ſich attiſch dünkenden Vandalismus, da Gottſched, der äſthetiſche Profos oder vielmehr Prokruſtes, ſein hölzernes Normalbett in Leipzig aufgeſchlagen hatte, und es war eine Alzidenthat, mit einer ſo barbariſchen Literatur, wie die altdeutſche dazumal erſcheinen mußte, als die durchaus nichts gemein hatte mit dem Exerzierreglement des Parnaſſes in Paris, hervorzutreten; — war doch die Exiſtenz einer altdeutſchen, ſchönen, romantiſchen Poeſie dem Geſchlechte ſo unbekannt, als die oſſianiſche vor Makpherſon. Daß ſie mindeſtens kalt aufgenommen wurde, verſteht ſich. Es iſt eine von der neueren ganz verſchiedene Anſchauungs-, Gefühls- und Denkensweiſe, die in den Gedichten der ſchwäbiſchen Zeit uns geboten wird, und dazu in einer uns entfremdeten und eben wegen ihrer Aehnlichkeit um ſo ſeltſamer befremdenden Sprache; wie denn Leute, die an Abſatzpantoffeln gewöhnt ſind, nicht baarfuß, wie ſie erſchaffen ſind, zu gehen vermögen, oder wie Schaafe, plötzlich aus der Winterſtallung ans Tageslicht gebracht, eine Weile ſtallblind herumtaumeln. Die Muſe des romantiſchen Mittelalters, die Tiek in Oktavian auf ſtolzem Zelter eingeführt, die mit fliegenden Locken wandelt und ihre Blumen auf der Aue pflückt, war himmelweit verſchieden von jenem Apoll, der vom Hofe Louis XIV. einen Abſtecher zu den hyperboriſchen Deutſchen machte, um das Muſter ſeiner Allonge daſelbſt zu hinterlaſſen: und heutzutage ſehen wir, — einige Turnmenſchen abgerechnet, welche die altdeutſche Zeit repräſentiren, wie Don Quixotte das Ritterthum, — zwar wie Titusköpfe aus, allein wir haben die Perücke, die zu Bodmers Zeit ſich noch offen im Pudernimbus zeigte, nur unter den Kragen geſtrichen, und täuſchen uns und andre. Alſo, daß Bodmer keine aufgeräumten Ohren zur Aufnahme ſeiner Glockentöne aus der verlornen wieder ausgegrabenen Kirche fand, darf uns am wenigſten befremden; — verfehlte doch ſelbſt Klopſtock, deſſen patriotiſches Gefühl für die Poeſie ihm ein Heiligthum war, dem er lebenslang opferte, gänzlich den wahren Gegenſtand! ſonſt hätte er uns wahrlich keine abſtrakten, heidniſchen Götter gemacht und Helden aus dem Tazitus ins achtzehnte Jahrhundert überſetzt.

Bodmers Zeitgenoſſen, Hallern und Geßnern, erlaubte es ihre Individualität und Richtung viel weniger, als Klopſtock, ihres Landsmanns Fund ſich auf eigenthümliche Weiſe anzueignen und ihn ſchöpferiſch fort zu geſtalten. — Haller dichtete, ſo oft ihm das Gemüth durch eine ſtarke Empfindung oder durch einen großen Gedanken bewegt und erſchüttert wurde; er wollte ſich, wie ein Muſiker Akkorde anſchlägt, um ſich in harmoniſche

Stimmung zum folgenden Spiel zu verſetzen, durch lyriſchen Erguß den Weg öffnen und ebenen, der ihm zu ſeiner tiefen, ruhigen Forſchung in der Wiſſenſchaft zum Gleichgewichte ſeiner Seelenkräfte nöthig war. Das Lyriſche geht bei ihm daher ins Didaktiſche über; dieß iſt der Gang ſeiner Poeſien; ſie ſind alſo ächt didaktiſch und von hohem Werth durch ihre Stärke und Wahrheit. Daß Haller kein großer Dichter, oder beſſer, kein Dichter im eigentlichen Sinn des Worts, ſeyn konnte noch wollte, wird hienach eben ſo klar ſeyn.

Geßner malte in Waſſerfarbe mit Worten, was er mit ſeinem Pinſel nicht darſtellen wollte oder konnte und doch ausgedrückt wünſchte; ſeine Gedichte ſind Supplementblätter zu ſeinen Landſchaftsgemälden; Situationen, keine Handlungen, geſchweige denn Karaktere. Umgekehrt könnte auch wieder ein Maler ſeine Hirtenidyllen in Landſchaften verwandeln, durch ſinnreiche Zuſammenſtellung und Gruppirung von Naturgegenſtänden. Wo er in ſeiner Sphäre bleibt, wie z. B. in der Idylle vom Gras, iſt er ganz originell, und äußerſt anziehend durch ſeine naive, zärtliche Hingebung.

Ohne die angedeuteten Vorzüge zu gewähren, und viel nachtheiliger wirkten und wirken Lavaters Poeſien auf den poetiſchen Geſchmack in der Schweiz. Im Religiöſen ſind ſie durch Gellerts, gewiß nicht allzutiefe, ſondern phantaſieloſe, in der Schweiz zur Ungebühr verbreitete, Lieder übertroffen; und ſeine patriotiſchen Geſänge, abgeſehen von ihrer unlyriſchen Vielbeinigkeit, ſind faſt ohne alle poetiſche Erhebung. — Es war der unglücklichſte Mißgriff des ewig unvergeßlichen Lavater, ſich in die Poeſie, zumal in die populäre, hereinzuarbeiten. Die verdiente Verehrung des frommen, geiſtreichen Mannes, ſein Name, die gute Abſicht, auch einige Gedankenkerne in der Spreu, endlich der Hunger des Mangels, mögen dieſen Gedichten die ſonſt unverdiente Verbreitung verſchafft haben. Der Wunſch des Schlußgedichtes dieſer Liederſammlung, und in dem das edle Gefühl des Verfaſſers ſich zur Poeſie ſteigert, — daß nämlich ſpätere gelungene Lieder dieſe Verſuche der Vergeſſenheit übergeben möchten, hat ſich leider bis jetzt noch nicht zur Prophezeiung erhoben.

Allein mag auch viel von den erwähnten Schriftſtellern dem

Tadel der Kritik anheim fallen, ſo bleibt ihnen doch der Ruhm der Originalität, ja der Trefflichkeit in ihrem Bereiche. Wenn wir nun noch Salis anführen, deſſen kindlichheiter, liebenswürdiges Gemüth mit einer allerdings auch eigenthümlichen Friſche der Natur aus einigen Liedchen ſpricht, — und in neueſter Zeit Hegner, der Humor, Darſtellungsgabe in hohem Grade, mitunter ſelbſt eigentlich poetiſchen Aufſchwung beſitzt, — ſo iſt der kurze Katalog des Schweizerparnaſſes ſo ziemlich vollſtändig; einiges tragen wir unten ſchicklicher nach.

Wir muthen uns nicht zu, in der Schweizeriſchen Almanachspoeſie, in den Alpenroſen z. B., die nur in ſo fern dieſen Namen bezeichnend tragen, weil dieſe — Roſen ohne Dorn und Geruch ſind, gleichſam eine Goldwaſche anzulegen, weil einige geprägte Dukaten, wir meynen artige Erzählungen und Lieder, wie das treffliche von Martin Uſteri, der armen Frau Zwingli Klage, oder einige von poetiſcher Anlage zeugende von Rudolf Tanner u. ſ. w., in dieſem Strom origineller Albernheiten und geſchmackloſen Abſudes gefunden werden ſind.

Den poetiſchen Markt der Leſewelt hat, hier in der Schweiz wie in Deutſchland, Schiller gemacht.

Schiller repräſentirt eine von jeher urkundlich und geſchichtlich hervorgetretene Nationalanlage der deutſchen Völker, die Sehnſucht nach dem Idealen. Dieſe iſt in ſeinen Werken beſtimmter, mächtiger, darum auch ſubjektiver, einſeitiger, hervorgebildet, als bei irgend einem Schriftſteller. Weil er damit eine Saite anſchlug, die faſt in jeder Bruſt einen Reſonanzboden hatte, ſo begab es ſich, durch eine ſehr erklärbare Verwechslung von Urſach und Wirkung, daß die lebendigen Reſonanzböden ſich ſelbſt zu ſpielen vermeynten, und zugleich, daß man lange Zeit nicht einmal aufmerkſam ward, wie dieſer glänzende Schiller mit ſeinen Reflexen der Literatur eine Art Uniform übergezogen, welche den Individualitäten einzwängende und entſtellende Feſſeln drohte. Der prophetiſche Tiefblick dieſes ausgezeichneten Genius, der wie aus einer höhern Welt in nie gehörten und doch dem innerſten jedes Gemüthes ſo klarverſtändlichen Zungen redete, wir meynen jene edle Sprache Schillers, welche ſein begeiſtertes Ringen zum Idealen ſich ſchöpferiſch gebildet hat; ſein mehr reflektirender als individualiſirender, aber höchſt brillanter Witz, der vorzüglich gegen das unedle und gemeine gerichtet, wie ein Brennglas auf ſchwarzem Stoff, raſch verzehrend wirkt; die unergründliche deutſche Redlichkeit und Offenheit ſeines feingebildeten Gemüthes neben ſeiner Kühnheit, Gedankenfülle und Schwere, und (Mannigfaltigkeit der Karakterſchöpfungen abgerechnet!), die große Fruchtbarkeit der Erfindung und Kompoſition, waren ganz geeignet, den gebiethenden Stab über die Gemüther der Nation zu gewinnen.

In der Schweiz fand man noch einen beſonderen Anknüpfungspunkt an Schiller, in ſeinem Wilhelm Tell; — ein Beweis, daß die lebendige Volksthümlichkeit bereits den literariſch-Gebildeten großentheils entwichen. Denn ſonſt hätte nirgends gerade das, was in dem Stücke der Hauptmangel iſt, leichter in die Augen fallen können, als in der Schweiz. Ein Hirt und Alpenjäger, der in gelehrten Metaphern redet; der ein Träumer ſeyn und nur aus innerem Drang des Gefühls ohne Vorbedacht und Selbſtbewußtſeyn das thun ſoll, was er nicht laſſen kann, daneben aber jedesmal, und vorzüglich zuletzt bei der Unterredung mit Paricida, faſt philoſophiſch reflektirend, die moraliſchen Motive ſeiner Handlungen anzugeben weiß; dann doch wieder ſo unüberlegt bei Geßler; die ſeynſollende Hauptperſon, in Wahrheit aber die Karikatur ſeiner ſelbſt, welche ſich aus Reflexion über ſeine Nichtreflexion, den der That nach bedeutendſten Perſonen und der Sache des Vaterlandes entzieht; — der Bombaſt in manchen ſeiner Reden, wie z. B. im bekannten Monolog:

— — — in gährend Drachengift haſt Du
die Milch der frommen Denkart mit verwandelt.

wo durfte dergleichen unmittelbarer Anſtoß finden, als in dem Lande, wo das im Landvolk noch lebende Original der alten Zeit die Verzeichnung und Unvolksthümlichkeit ſo augenfällig iſt? — Gleichviel, man verwechſelte die Namen mit den Sachen, und nahm, wie geſchmeichelt, das Stück für ein Nationalſtück an.

Wir wünſchen, nicht mißverſtanden zu werden. Wir ſpielen nicht mit verdecktem Schach, d. h. wir ſprechen Lob und Tadel ehrlich aus, wie einem Geliebten. Es thät' uns innig leid, durch unſern Tadel die Schaar der äſthetiſchen Hektiker zu vermehren, deren Engbruſt den Tockaier verſchmäht, und über den Bocksbeutel räſonnirt, in welchen er gefaßt iſt. — Auch den ſchilleriſchen Wilhelm Tell anlangend, iſt der Eindruck des Ganzen, worauf es vor allem andern bei ächten poetiſchen Schöpfungen ankommt, ſchön, groß, erhebend. Desgleichen iſt im einzelnen viel ſchönes; ſo z. B. das Verhältniß zwiſchen Rudenz und Bertha, wo Schiller im eigenen, bekannten Weinberge ſchaffte, durch ſeine poetiſche Wahrheit und Originalität von ſolcher Wirkung, wie weniges in der dramatiſchen Literatur. Der alte Attinghauſen vermittelt ſchön das im Bürgerthum aufgehende Ritterthum, iſt alſo Repräſentant einer großen Idee der Geſchichte. Auch hat die Szene, wo Paricida mit Tell zuſammengeſtellt wird, und welche die Kritiker vom Fach, eben weil ſie im Fach ſtecken und deshalb den Bau im Ganzen ſo wenig, als die Nebengebäude, überſchauen können, verurtheilt haben, als einzelne Szene und, abgeſehen von dem beabſichtigten Träumerkarakter des Tell, durch den poetiſch dargeſtellten Gegenſatz der inneren Motive zur That beider, bei ſcheinbarer Aehnlichkeit derſelben, ächt dramatiſchen Gehalt. — Der Zweck unſeres Tadels hier iſt der, aufmerkſamer zu machen, daß Schiller ſeinen Kreis, die Sehnſucht des Menſchen nach dem Ideal, zum Kern aller ſeiner Poeſie zu machen, ſo vollſtändig ausgefüllt hat, wie ein Körper jeden andern aus dem Raume, den er einnimmt, abſolut ausſchließt; daß demnach alle Nachahmung ſeiner, wie freilich alle Nachahmung des Subjektiven, Manier, und daß dieſelbe deshalb um ſo widerlicher auffällt, weil Schillers Individualität, wie eine antike, tragiſche Maske, keine Modifikation der Züge durch Mienenſpiel zuläßt.

Den Stempeldruck ſchilleriſcher Individualität in Konverſationsweiſe und Redebildung erblicken wir in Chriſt's Winkelried wieder. Scharfſinn, dialektiſche Fertigkeit, ſind dem Verfaſſer nicht abzuſprechen, allein damit macht man noch keine Dramen. Wie aus dieſem chriſtiſchen Winkelried die heroiſche Opferthat des hiſtoriſchen hervorgehen könne, iſt keineswegs abzuſehen; eher erwartet man, was Uhland von einem Rezenſenten ſingt:

Statt des Schwerts, die ſcharfe Feder
Zieht er, kampfbereit, vom Ohr;
Rückt, ſtatt des Viſirs, die Brille
Den entbrannten Augen vor.

Das ganze Stück lebt einem poetiſchen marasmus juvenilis; kein Bild, welches aus dem Modellirthon ſich erhebt; keine Szene, von Wirkung, außer jene, wo Winkelrieds Frau die Todesbotſchaft empfängt; letztere iſt anmuthig, rührend, wahr.

Eine ſonderbare Erſcheinung ſind Keller's (Bürger von Zürich, Bildhauer zu Rom, nennt er ſich auf dem Titelblatt) vaterländiſche Schauſpiele. Dieſer Dichter tritt mit einer naiven Unkunde ſchriftdeutſcher Sprache, des Versbaues und der dramatiſchen Kompoſition ſo gänzlich ungenirt auf, daß man anfangs kaum recht klar wird, ob er uns damit zu foppen oder zu rühren bemüht iſt. Bei alle dem weiß der Verfaſſer, wie manche Koſaken durch Pantominen, in ſeinem Kauderwelſch manchmal ſeine lebendige, derbgutmüthige Natur, ſeine Liebe zum Vaterland, den Sitten und dem häuslichen Leben des Landvolkes mit Lokalfarben recht treffend auszudrücken, ſo daß man bedauert, daß er nicht im angebornen Schweizerdialekt geſchrieben; die ſchriftdeutſche Sprache iſt ihm ſicher ſo unangemeſſen geweſen, als einem Sennen ſeidene Beinkleider wären beim Hoſenlüpfen. — Rezenſent wäre faſt geneigt, das Geſtändniß abzulegen, daß er Herrn Kellers Schauſpiele mit weit mehr geheim äſthetiſchem Genuſſe geleſen, als manches Dutzend moraliſcher, heroiſcher oder Schickſalstragödien; exempla sunt — nota.

Ungleich ärmer noch an Lebendigkeit, ängſtlicher angeſchmiegt an die ſchilleriſche Weiſe, als Chriſt's Winkelried, iſt Kopp's Trauerſpiel, König Albrecht der Erſte. Gerade da, wo die hohe, pathetiſche Sprache Schillers in widerlichen Bombaſt ausartet, ſcheint Verfaſſer ſeine Stylkopie angehoben zu haben, und treibt ſie von da an originell weitermalend, bisweilen zur Fadheit der Affektation, die im Sinnloſen zerrinnt. Um den vollſtändigen Beweis des Geſagten zu liefern, müßten wir faſt das halbe Buch abſchreiben, was nicht der Raum allein uns verbietet. Hier einige kleine Stellen, und nicht von den ärgſten:

— — — Wir verlangten
Gewährung nicht, den Kargen nur zu mahnen,
Nicht Fürſt des Herzogthums, er ſey Verwalter.

oder:

Doch zürnet nicht, wenn Ausdruck und Gefühl
Der Lüge mich zu zeihn, mißtönend, ſcheinen.

oder:

So lang des Königs Noth den Grimm bewältigt,
Der uns bezahlen ſoll, was Ihr geworden,
Und Ihr den Schutz der jungen Königin
Zu ſuchen ſcheint, iſt nichts zu fürchten.

oder (Agnes ſpricht nach Anleitung der ſchilleriſchen Würde der Frauen):

Im Augenblick des Grimmes ſchweigt das Weib,
Erſt wenn die Stunde ſchlägt der Ueberlegung,
Und mit ſich ſelbſt der Mann zu Rathe geht,
Verſöhnen wir des Lebens Widerſprüche.

oder (Albrecht ſetzt den Monolog des ſchilleriſchen Wallenſteins, hier ſteh' ich ein entlaubter Baum, doch innen u. ſ. w., in Variation):

Du haſt den Preis verloren, falſches Glück!
Ich ſteh' auch ohne Dich, und Deine Launen
Vermogten nichts, als feſter mich zu ſtellen;
Der Schimmer wich, die innre Hoheit blieb u. ſ. w.

Dieſer König Albrecht iſt eine langweilige Perſon, welche in pomphaften, auch mitunter ſehr unköniglichen Phraſen viel von ihren Plänen ſpricht, die Welt öſterreichiſch zu machen. Sein Untergang (Herzog Johann, indem er ihm den Speer in die Gurgel ſticht, ruft: Verruchtes Aas! nimm hier den Lohn des Unrechts) läßt uns demnach völlig kalt. — Mit der Königin Agnes hat ſich Verfaſſer einen ſonderbaren Spaß erlaubt: er läßt ſie verliebt ſeyn in Herzog Johann; wobei uns Shakspeares Wort einfiel: Sey keuſch wie Eis und rein wie Schnee, Du wirſt doch der Verläumdung nicht entgehn; — denn wahrlich dieſe Eisblume Agnes hätte nicht erwärmen können, ohne zu zerrinnen. — Den Herzog Johann führt Herr Kopp nach Schwyz, wo er ſich mit den Männern vom Rütli verbünden will. In einem Geſpräche mit dem Tell wird er ſo gerührt, daß er, nach einigem Pathos, den herzoglichen Mantel fallen läßt; hierauf rezitirt er wieder vier Verſe, und nimmt ſeinen Federbuſch ab; dann ſagt er abermals vier Verſe auf, und wirft ſofort den Hut von ſich; nach Herſagung von vier weitern Jambenzeilen will er auch ſein Schwert abgeben: da ertönt Glockenſchall, die drei Länder gehen zum Schwur, der Tell verläßt den Herzog, als er eben in beſtem Zug war, ein Urner Bauer zu werden. Jetzt beſinnt er ſich, macht wieder ſeine fürſtliche Toilette und geht ab. Durch die Abweiſung ſeiner bei den Eidsgenoſſen, will Verfaſſer Johanns letzten Entſchluß zum Mord näher motiviren und mildern, eben ſo unhiſtoriſch als unglücklich.— Der Tell ſpielt eine Jammerfigur, der ſich ſeiner That faſt ſchämt, und durch beſcheidenſtille Zurückgezogenheit den Greuel zu decken wünſcht. Er ſagt zu Johann:

> Wer zweifelt wie die Nachwelt richten wird! —
> Der Enkel Schlechteſter, dem Freiheit nie
> Die Bruſt durchglüht, in deſſen eitles Hirn
> Von Menſchenwerth ſich ſelbſt die Ahnung nicht
> Verirrt; mit ihm der Edle: Beide rühmen
> Dereinſt der Abkunft ſich von Rütlis Männern;
> Doch meine That iſt ſchnell vergeſſen: ja
> Tell's Namen wird zum Abſcheu oder Mährchen.

Ferner meynt Kopps Tell, wenn er auch, wie man ſage, gerecht und nothgedrungen den Mann erſchlagen, ſo bleibe es doch ein Mord; er müſſe das Blut durch des Sinnes Umkehr aus dem Gedächtniß waſchen; und kann ich's beſſer (fährt er fort) als vor aller Welt das Leben ſo zu wandeln, daß du fühlſt, die Handlung, die ich nicht bereue, ſtreb' ich zum Vorwurf, nicht zum Ruhm, mir anzurechnen!

Hat Verfaſſer Herrn Heinrich Zſchokke's Ueberlieferungen hier kopirt, laut welchen der Genius der beſſeren Menſchheit Tell's That verwirft, oder deſſelben gründlichen Hiſtorikers Schweizerlandsgeſchichten um Rath gefragt? — Beſſer hätte er den Geiſt des Mittelalters befragt, um die einfache Antwort zu erhalten: daß dazumal Selbſthülfe und Rache die Stelle unſerer Kriminalgerichte vertrat; daß Tells That neben vielen ähnlichen in gleicher Reihe ſteht; — er hätte ſich vielleicht auch weiter abſtrahirt, daß es albern ſey, wenn die Heuerleute Thaten des Alterthums *aus deren hiſtoriſchem Zuſammenhange, in welchem allein ſie vernünftig und würdig aufgefaßt werden können, herausreißen*, um ſie unter ihrer moraliſchen Brille von geſtern mit ihren unfernſichtigen Augen zu muſtern.

Durch den Mangel an Handlung, bis auf den Mord Albrechts, bliebe das Stück, begreiflich, bis zur Ungebühr langweilig, auch wenn die Geſpräche, die als Surrogate daſtehen, inhaltreicher ausgefallen wären. Beſſer hätte Verfaſſer die fünf Aufzüge in Einen zuſammengezogen und dieſen kaſſirt. — Verfaſſer ſcheint nach dem, was ſich im Stück ausſpricht, ein verſtändiger und wohlwollender Mann zu ſeyn; — nicht aber wird aus demſelben erſichtlich, wie er auf den Einfall gekommen, Dramen zu verfertigen. Um des lobenswerthen Fleißes willen, den er ſeiner Arbeit gewidmet, möchten wir gern wenigſtens Eine ächtpoetiſche Stelle den Leſern mittheilen können, die wir aber nicht zu entdecken vermocht haben.

Hier noch einige Winke für angehende Schweizerpoeten.

Die Schweiz genießt eines unſchätzbaren Vorzuges vor andern germaniſchen Stämmen; ihre großartige Geſchichte, meynen wir, die von den Tagen des Rütli an bis jetzt ein eigenthümliches Volksleben aus ſich entwickelt hat. Die Eichel iſt frei geworden und ſelbſt zur Eiche gewachſen. So gewiß aber niemand zur Vorſtellung eines lebendigen Eichbaumes gelangen würde, wenn er nur verarbeitetes Eichenholz betrachtete, ſo wenig kann ein Dichter die Thaten, das Leben der alten Schweizer aus unſerem heutigen Kulturſtandpunkt irgend richtig auffaſſen und darſtellen. Vor allen Dingen merke man, daß die ſogenannte Vaterlandsliebe, wie ſolche in Kompendien der Geſchichte und in jedes Munde gäng und gebe, ein Abſtraktum iſt, von dem keiner der alten Helden nur eine Ahnung empfunden. Ein Abſtraktum hat noch nie eine Seele zur That oder zum Dichten begeiſtert und wird es nie, eben ſo wenig als die Moral oder die Klugheit. — Der Quell aller großen Thaten und Dichtungen iſt die Phantaſie, der poetiſche Geiſt, und aus dieſem allein ſind die Heldenthaten der alten Schweizer geboren, durch ihn allein in ihrer Wahrheit und Schönheit zu begreifen. Hätten die alten Schweizer die Wahrſcheinlichkeiten berechnet, bevor die Nothwendigkeit der That in ihrer Seele geſtanden, ſo wäre es ihnen ergangen wie dem David im alten Teſtament, da er ſeine Armee zählte; allein der Hirtenknabe legte den Stein fröhlich in die Schleuder wider den Goliath: dann erſt zielte er wohlbedacht und traf.

Paläophron und Neoterpe.

Eine Schrift in zwangloſen Heften äſthetiſch-kritiſchen Inhalts, bezüglich auf Kunſt und Sitte, Religion und Wiſſenſchaft. Herausgegeben von K. E. Schubarth. (Nicht wir alle zugleich ſind Könige hier, wir —) Zweites Stück. Erſtes Heft. Berlin, Dunker und Humblot. 1824.

Seit die Titelblätter nicht mehr, wie im achtzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert, Inhaltsanzeigen des nachfolgenden Werkes ſind, pflegt man ſie zu überſchlagen. Wir nicht, denn wir glauben immer, daß ein Geiſtesvater, der keinen Namenkalender nachzuſchlagen, und ſich weder an bibliſche, noch deutſche, engliſche und andere hergebrachte oder Modenamen zu halten braucht, in dieſer durchaus freien Namengebung ſeines Kindes, deſſen Weſen, entweder wie es iſt, oder wie er es wünſcht, charakteriſire. Danach zu urtheilen, flößt uns der Herr Herausgeber kein großes Vertrauen zu ſeinem, und ſeiner Freunde Kind ein. Denn bei einiger Vergleichung des Produktes mit dem Namen ergiebt ſich, daß jenes nicht eben einen einigen, beſtimmten Charakter habe. Des Alten alſo ſoll gedacht und das Neue berückſichtigt werden. Dieß oder ähnliches iſt der Sinn der erſten Aufſchrift. Dagegen iſt nichts einzuwenden. Aber die Erklärung taugt wenig. Aeſthetiſch-kritiſchen Inhalts heißt nun und nimmermehr äſthetiſchen und kritiſchen Inhalts. Und doch ſollte es das heißen; denn was hat die Ueberſetzungsprobe mit dem kritiſchen zu thun? Eine jede wahre Ueberſetzung eines Kunſtwerks iſt rein äſthetiſchen Geſetzen unterworfen. Freilich, in ſo fern ſie wieder kritiſirt werden kann, könnte man ihr ſo gut kritiſchen Inhalt beilegen, als Falſtaffen Witz, in ſo fern er dazu veranlaßt. Sonſt iſt der Gedanke, Kunſt (ohnehin) und Sitte, Religion und Wiſſenſchaft, unter äſthetiſch-kritiſchen Geſichtspunkt zu ſtellen, nicht eben gemein und unzeitig. Wir würden uns aber gar nicht an ſo etwas ſcheinbar äußerliches geſtoßen haben, wenn nicht dieſe Nachläſſigkeit im Ausdruck, Charakter dieſer Schrift wäre, die ſogar keine Zeitſchrift ſeyn mag und es dennoch iſt. Es iſt ſchon widerwärtig, wenn Göthe in ſeinem Leben und in Kunſt und Alterthum äſthetiſch-kritiſche und andere Urtheile ausſpricht, und dabei ſich nicht im geringſten um Genauigkeit des Ausdrucks oder gar des Gedankenganges bekümmert. Aber, wenn ſo junge Leute, wie Herr Schubarth und ſeine Mitarbeiter ſeyn mögen, ſich die Freiheit herausnehmen, ſich gehn zu laſſen und zu ſchwätzen, was höchſtens einem alten, verdienten Mann überſehn werden darf, ſo müſſen ſie daran erinnert werden, daß ſie eine gewiſſe Schülerhaftigkeit verrathen. Herr Schubarth ſelbſt hat in dieſem Hefte, freilich, ohne ſich zu dem oder jenem Aufſatze zu bekennen, gewiß das Meiſte geliefert, oder doch in ſeine höchſt uneigenthümliche Sprache überſetzt. Er iſt, wie in dem, was er über Göthe und über Homer von ſich gegeben hat, ſo auch hier an ſeiner Schreibart, die er Göthen aufs ungeſchickteſte abgeſehen hat, zu erkennen. Indeſſen mag er ſich wohl ſelbſt aller Anſprüche auf Eigenthümlichkeit begeben haben, denn, wenn einer ſich ſo freiwillig, wie er, zu einem Famulus Göthe's macht, der einem immer vorkommt, wie Wagner im Fauſt, ſo mag der eigenthümliche Kern in ihm eben nicht groß ſeyn. Vielleicht aber beſteht ſeine Eigenthümlichkeit eben in der Treue, mit welcher er ſich zum geiſtigen Leibeigenen Göthe's emporgeſchwungen hat. Und wäre das ſo etwas verwerfliches? der geniale Steffens hat es ja in ſeinen Karikaturen des Heiligſten ſchon vor beinah sechs Jahren ausgeſprochen, daß jene Treue der Charakter eines ganzen Standes, der Bauern, und wohl auch die Idee ſey, welche der Leibeigenſchaft zu Grunde liegt und ſie alſo ſpekulativ rechtfertigt. Da es nach eben dieſem geiſt- und phantaſiereichen Stefſens eine geiſtige Vornehmigkeit giebt, ſo muß es auch eine ihr entſprechende geiſtige Niedrigkeit geben, welche für die Geiſtesvornehmen die Bedientenrolle übernimmt. Wer will dagegen etwas haben, wenn jemand im Bewußtſeyn geiſtiger Niedrigkeit und Dienſtbarkeit, mit chriſtlicher Demuth und Reſignation, nach geiſtiger Selbſtändigkeit zu ſtreben aufgiebt, und ſeinen Beruf darin findet, ſein eignes Daſeyn in dem eines andern aufgehn zu laſſen? — So gönnen wir dem Herren Schubarth auch ſeinen Famuluscharakter. Aber wie es ſchon zu gehn pflegt, daß die Dienerſchaft eines vornehmen Hauſes nicht blos über die Dienerſchaft eines Fremden zu urtheilen wagt, ſondern auch im Geiſte ſeiner Herrſchaft über die fremde, oder überhaupt über alles worüber ſeine Herrſchaft ſpricht oder geſprochen hat, ſpricht, ſo, kommt es einem guten Famulus, der ſich's ſauer hat werden laſſen, auch an, ſelbſtändig urtheilend auf fremdem Gebiete zu erſcheinen. So finden wir denn in „Paläophron und Neoterpe" auch Dinger wie Rezenſionen über äſthetiſche, philoſophiſche, hiſtoriſche, religiöſe Werke. Wir haben nicht bald ſo durchaus geiſtloſes und oberflächliches Geſchwätz geleſen, wie dieſe ſogenannten literariſchen Mittheilungen. In der erſten „über die Poeſieen von Karl Immermann" leſen wir, nachdem die mannigfaltigen poetiſchen Beſtrebungen Herrn Immermanns als nicht ganz verfehlt dargeſtellt worden: „Doch giebt es für das Gelingen ſchon mehrere ſehr gute Zeichen bei ihm. Wir führen hievon nur das Eine an, daß Herr Immermann durchaus allem Politiſchen abgeneigt iſt." Hier hätte denn doch der Herr Schubarth etwas weiter ausführen ſollen, was er unter Politik verſtehe. Verſteht er darunter diplomatiſche Verhandlungen und Muthmaßungen über den Erfolg von Finanzoperationen, Verhandlungen der Deputirtenkammern ꝛc., ſo geben wir ihm freilich Recht. Aber wer hat dieſe und jene Dinge mit ernſthafter Miene jemals zum Gegenſtande der Poeſie gemacht, oder wo iſt dieſe Art von Politik auf dem Gebiete der ſchönen Literatur ſchon zum Loſungswort geworden? Die Politik im allgemeinen, in ſo fern ſie an große Staatsaktionen, an große Beſtrebungen einzelner politiſcher Charaktere, deren eignes und ganzer Völker Geſchick geknüpft iſt, wird und ſoll immer wie bisher das Intereſſe großer Geiſter und

Männer erregen und iſt gleichfalls poetiſcher Darſtellung fähig. Den beſten Beweis liefert für uns Deutſche Schiller, wenn er gleich noch nicht das Höchſte geleiſtet hat. Daß freilich Göthe'n es faſt nirgend, ſelbſt im Egmont, der ihm ſo viel Stoff darbot, nicht gelungen iſt, einen großen Charakter, der für ſeines Volkes Freiheit und Glück ſich ſelbſt zu opfern bereit iſt, und ein Volk, das, bei aller Verwirrung und Leidenſchaftlichkeit, dennoch im Ganzen dem Einen Gedanken gehorſam zu handeln vermag, darzuſtellen, iſt ſo wenig Beweis dagegen, als daß der Patriotismus in ſich etwas unpoetiſches und darum poetiſch nicht darzuſtellendes ſey, weil wir in der That eine Fluth ſchlechter ſogenannt-patriotiſcher Lieder erlebt haben. Es bietet die Politik wie alles in der Welt Stoff zur Poeſie dar, ſo gut wie, was auch Göthe dagegen ſage, das ſittliche Beſtreben des Menſchen. Freilich muß einer Sinn und Geiſt dafür haben, es aufzufaſſen, und es in den Mittelpunkt aller Lebenserſcheinungen und Beſtrebungen zu ſtellen wiſſen. Wo in aller Welt iſt denn etwas in dem Leben und in der Natur, was nicht als ein ſolcher lebendiger Mittelpunkt zu betrachten wäre? wo aber auch etwas, was in ſeiner Einſeitigkeit und Iſolirtheit nicht höchſt dürftig, erbärmlich und lächerlich erſchiene, ſogar das einſeitige Bemühen um Univerſalität. Aber Herr Schubarth, der dieſem mittelpunktloſen Streben nach Univerſalität ergeben ſeyn muß, findet bei Gelegenheit der Geſchichte unſerer Zeit von K. A. Menzel ſelbſt die franzöſiſche Revolution poetiſcher Behandlung ſehr günſtig. Wir fragen jetzt den Leſer, ob hier wohl Einheit und Tiefe der Anſicht zu finden ſeyn kann, wo die grellſten Gegenſätze mit gleicher Flüchtigkeit nur ſo hergeſagt werden, als ob ſich alles von ſelbſt verſtünde? Nur noch ein Beiſpiel. — Ueberhaupt iſt von Herrn Schubarth nur in ſo fern zu reden, als in ihm, greller als in andern, eine ganze Gattung von kritiſirenden, äſthetiſirenden und räſonnirend-abſprechenden Skribenten repräſentirt iſt, welchen zwar eine gewiſſe Emſigkeit und Art von Kombinationsvermögen nicht abzuſprechen iſt, die aber, ſtatt des Sonnenfeuers eigner Ideen, blos fremde in ſich konzentrirt haben, welche zwar auch ein Licht auf die Gegenſtände ihrer Betrachtung werfen, aber nur ein ſie ſelbſt blendendes und meiſt ſchillerndes.

Das blitzt und blinkt bald hierhin bald dorthin, wie Irrlichter und Sternſchnuppen, und effektuirt, wenns hoch kommt, wie Gaslampenbeleuchtung, aber nirgends zeigt es die Welt im Tageslicht oder im magiſchen Schein mondheller Nacht. — Nun das eine, dieſes unſer über Herrn Schubarth und ſeine Genoſſen gefällte Urtheil rechtfertigende Beiſpiel. Dieſen Heft, von dem wir überhaupt Gelegenheit genommen, zu reden, eröffnet ein Aufſatz über die antike und moderne Tragödie. Nachdem der bekannte Satz von der Eigenthümlichkeit der Individuen und der Nationen zuerſt auf ihre geiſtigen und dann insbeſondere auf ihre äſthetiſchen Anlagen angewandt werden, dergeſtalt, daß den Griechen als hervorſtechendſte Qualität das Reinkünſtleriſche, den Italienern das *Poetiſche* (!), den Deutſchen das Wiſſenſchaftliche, den Britten das Praktiſche ꝛc. zugewandt wird, erfährt man S. 2: „Beinahe allen Völkern jedoch verlieh die Natur eine *größere oder geringere Anlage zur Poeſie*." Im Gefühl der Halbheit und Unzulänglichkeit dieſer Erklärung und ihres Widerſpruchs mit den an die Spitze des Ganzen geſtellten Definitionen ſchließt ſich ein Räſonniren an, welches am Ende zu folgendem Satz S. 3 führt: „Daher differiren Spanier, Britten, Deutſche allerdings nicht durch *höhere* oder *geringere* (ſoll heißen „tiefere") *Stufe ihrer poetiſchen Kraft*, wohl aber durch die Objekte ihrer Darſtellung." Doch an dergleichen kleine Widerſprüche gewöhnt uns blos der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, um größere mit origineller Verwirrungskunſt vorzutragen. Um alles auf den großen, aber längſt bekannten Unterſchied hinauszuſpielen, wonach dem Antiken das Plaſtiſche, dem Modernen das Romantiſche, als charakteriſtiſches Merkmal zukommt, räuſpert ſich Herr Schubarth, und unternimmt, einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen *Kunſt* und *Poeſie* feſtzuſtellen. Er behauptet zuvörderſt S. 3: „Alles, was *Poeſie heiße*, werde dadurch wieder zu einer Einheit verſammelt, daß daſſelbe auf einem gemeinſchaftlichen Boden ruhe und aus demſelben entſpringe. Hierunter ſey die innere Welt des menſchlichen Gemüthes zu verſtehn. Dieſer Grund und Boden aber werde in der Kunſt verrückt, ja es trete ein völlig anderer an ſeine Stelle." Demnach ſchließt jeder, giebt es für die Kunſt einen andern Grund und Boden, aus dem ſie entſpringt, als die innere Welt des Gemüths. Und es hat den Anſchein, als ſolle das durchgeführt werden. S. 4 wird geſagt: der Künſtler ſey weit mehr (gleich relativer Ausdruck) dem Geſetze einer ſtrengen Nothwendigkeit unterworfen, als der Künſtler. Welches iſt dieß horrible Geſetz einer ſtrengen Nothwendigkeit, welches der Kunſt einen ganz andern Urſprungsboden als das menſchliche Gemüth giebt? Es iſt die Materie, Stein und Farbe, es iſt überhaupt die Körper- und Außenwelt, deren Geſetze berückſichtigt und gehandhabt, überwältigt werden müſſen, damit ſie der Künſtler für ſeine Darſtellungen benutzen könne. Längſt bekannte Dinge. Aber ſind denn die Steine, iſt denn die Farbe oder irgend eine Materie der Grund und Boden, aus dem die Kunſt entſpringt? Iſt denn der Stein, die Farbe, Gegenſtand und Zweck der Darſtellung? Sie ſind ja weiter nichts wie Mittel der Darſtellung. Aber um dieſer Darſtellungsmittel willen nennt Herr Schubarth S. 5 die Kunſt rein objektiv in ihren Beſtrebungen, weil die Produktivität des Künſtlers nicht die inneren Geſetze des Individuums als Richtſchnur anerkennt, ſondern die der Natur, theils in ihrer Allgemeinheit, theils wie ſie in der Bildung der Geſtalt des Menſchen hervortreten. Denn die ſchaffende Kraft des Menſchen, die Produktivität des Geiſtes, wandte ſich von dem Innern, als ihrem Objekt, auf das Aeußere menſchlicher Bildung, und ſo (?) ward das Wunder möglich, daß der Menſch aus rohen Naturmaſſen durch eigene Kraft ein Ebenbild ſeiner (?) ſchöpferiſch hervorzurufen vermochte, nicht blos gleich vollkommen, wie die Natur in ihren Bildungen, ſondern ſogar weit über alle Bildungsfähigkeit der Natur hinaus.“ Dieſe eigenſten Worte Herren Schubarths reichen hin, das Schielende, Halbwahre, die durcheinander Würfeln von hundert Wahrheiten und Falſchheiten in allen ſeinen Darſtellungen an den Tag zu legen. Während man anfangs der Kunſt das Ziel geſteckt glaubt, Steine, Farben, Menſchen, Glieder und Gruppen ꝛc. abzumodelliren, ſo leiſtet ſie am Ende mehr, als alle Natur vermag, indem ſie gleichwohl nur die Natur als Richtſchnur anzuerkennen hat. Freilich kommt nun mit einemmal eine ſchaffende Kraft herbei, die noch nebenbei thätig iſt; wo ſie aber Herr Schubarth hernimmt, wiſſen wir nicht. Allerdings iſt es dieſe ſchaffende Kraft, das Genie, welche die Mutter oder vielmehr der Vater aller Künſte, ſowohl der Dichtkunſt als der Tonkunſt, Malerei, Bildhauerei und Baukunſt iſt. Auch die Gegenſtände ihrer Darſtellung unterſcheiden ſie nicht. Allen iſt die Aufgabe geſtellt, Natur und Leben und ihren Geiſt objektiv und ſubjektiv darzuſtellen, das Geiſtesleben der Menſchen und der Menſchheit, der Pflanze des Baumes und der ganzen Natur. Eine Gegend kann ſo gut lachen und weinen, wie ein Menſchenangeſicht und ein Engel blühen, die Muſik malen, die Malerei ſprechen, ein Gedicht Seelenmuſik ſeyn ꝛc. — Alle dieſe Künſte haben aber ihren eigenen Boden und ihre Wurzel in der Innenwelt des Menſchen, und daher war es möglich, daß Michael Angelo Maler, Bildhauer, Baumeiſter und Dichter in einer Perſon war. Wenn wir doch einen Unterſchied zwiſchen den Künſten feſtſtellen ſollen, ſo findet ſich kein anderer, als in der Aeußerlichkeit ihrer Erſcheinung, die entweder in den Raum oder die Zeit fällt. Doch hier iſt zu weiteren Ausführungen nicht der Ort. Herr Schubarth und ſeinen Mitarbeitern iſt aber zu rathen, daß ſie das Collegium logicum nachholen mögen, um die Welt nicht mit gar zu geſtalt- und haltloſem Zeuge zu beläſtigen. Es iſt wirklich kaum zu begreifen, wie man jetzt ſich mit ſo geiſtloſem, breitem und ſeichtem Kunſtgeſchwätz hervorwagen darf, worin eben Alles und Nichts anzutreffen iſt. Dieſer Herr Schubarth nun iſt es, welcher vor einigen Jahren ſich an die Beurtheilung Göthe's gewagt und dadurch große Anerkennung, von Göthe ſogar ſelbſt, errungen hat, und derſelbige verſteht, wie wir ſo eben geſehen, nicht einmal zwei oder drei Sätze in vernünftiger Ideenverknüpfung an einander zu reihen. Sollte der Aufſatz nicht von ihm ſelbſt ſeyn, ſo trifft ihn doch unſer Vorwurf, weil er ihn als Herausgeber zum Druck befördert und alſo ſelbſt gut geheißen hat. Er müßte denn als bloße Herausgebmaſchine ſeinen Namen genannt haben. —

Literariſche Nachrichten aus Aegypten.

Mechmed Ali, der Vizekönig von Aegypten, bekannt durch ſeinen Eifer für die Kultur ſeines Volkes, hat einen jungen Aegypter, Georg Gerue, bisher Dolmetſcher und Ueberſetzer der italieniſchen und arabiſchen Sprache an der Schule zu Boulak in Kairo, aufgefodert, ein neues geographiſches Wörterbuch in italieniſcher und arabiſcher Sprache aus franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Quellen zu kompiliren. Der junge Mann hofft nicht nur dieſes Werk zur Zufriedenheit ſeines Herrn zu Stande zu bringen, ſondern auch durch anderweitige Arbeiten den Liebhabern der arabiſchen Sprache nützlich zu werden. Die Schule zu Boulak, eine Stiftung Mechmed Ali's, ſoll bereits ſchon ſchöne Früchte tragen, ſo daß für Aegypten ein neues Zeitalter aufzugehen ſcheint. Es wäre in der That für das Morgenland ein unerſetzlicher Verluſt, wenn mit Ali's Tode auch ſeine Schöpfungen untergehen ſollten.

Miszellen.

In England hieß der Oberrichter, bei Verhandlung einer nicht reinen Eheſache, die Zuhörerinnen abtreten. Der Gerichtsdiener öffnete der Gewohnheit gemäß die Thür, und rief mit lauter Stimme: „Die Damen von keuſchen Ohren treten ab!“ Bei einer ſolchen Melodie von Aufforderung würde Lukretia ſelbſt nicht abgetreten ſeyn, wenn ſie ſich nicht den Vorwurf von Scheinheiligkeit hätte zuziehen, und durch ihre Entfernung mehr verlieren, als gewinnen wollen. Die Zuhörerinnen konnten keinen beſſeren Entſchluß faſſen, als zu bleiben. Da keine ging, ſo ſchlug der Gerichtsdiener die Thür mit den Worten zu: Die Damen von keuſchen Ohren ſind abgetreten.

— Jean Paul bemerkt im erſten Bande des Kometen, daß Geburt und Tod der Fürſten mit dem Donner der Kanonen, der blut- und mordſüchtigſten Inſtrumente auf dieſer Welt, bezeichnet würden. Was will aber ein ſo unſchuldiges und nur ſymboliſches Tonſpiel ſagen, wenn man ſich erinnert, daß Franz der erſte die Geburt ſeines Dauphin's zu Amboiſe, daſelbſt nicht blos mit Tänzen, Turniren, 6 Wochen lang feiern ließ, ſondern auch mit der Belagerung einer hölzernen Stadt, die er ſelbſt vertheidigte, und wobei aus hölzernen Kanonen Luftbälle, die, den ſie trafen, doch umwarfen, abgeſchoſſen, und dann Ausfälle ſo ernſthaft gemacht wurden, daß es an Todten, Verwundeten ꝛc. nicht fehlte! — (1517.)

— Sey hungrig, und finde bei Tafel von ungefähr eine beſondere Schönheit — du biſt völlig geſättigt. Die Liebe ſättiget, ſie macht alles; nur den Durſt löſcht ſie nicht, und es ſcheint, als ob Liebe und Wein zwei gleich ſtarke Dinge wären, die nichts gegen einander ausrichten können.

Gemälde aus dem Kriege zwiſchen Nordamerika und England in den Jahren 1812 — 1815.

Wir haben in Europa den großen Kampf geſehen, welchen das Volk der Franzoſen mit Begeiſterung für die Sache der Freiheit erhob, mächtig entflammt, wie man ſagt, durch das Vorbild und die Großthaten der Nordamerikaner, die damals ſiegreich und ruhmvoll die Menſchenrechte und Grundſätze der demokratiſchen Freiheit gegen den Druck und die Uebermacht eines unnatürlichen Mutterlandes behauptet hatten und in den Rang eines ſelbſtändigen Staates eingetreten waren. Aber Frankreich war nicht ſo edel und großſinnig, als die Staaten der Nordamerikaner; dieſe wollten nie erobern, ſie erhoben das Schwert nur in der äußerſten Verzweiflung zur Rettung der Freiheit; ihre Politik huldigte nie andern Geſetzen, als denen des Völkerrechts; dadurch wurden ſie unerſchütterlich feſt in ſich ſelber und groß in der Achtung der Welt. Die Franzoſen ſandten ihre Heere aus in die Länder von Europa: Reiche ſtürzten, gekrönte Häupter ſtiegen von ihren uralten Thronen, und mit ihnen ſchwanden langverjährte Vorurtheile, Privilegien und die Anmaßungen aller bevorrechteten Kaſten; da machte nur Unglück und Elend (nicht Grundſätze) alle gleich; denn der Geringſte, wie der Größte fühlte ſich an Gut und Ehre gekränkt, und ſo umſchloß nach und nach ein unſichtbares Band alle, welche dulden mußten, zu gemeinſchaftlicher Rache und That. Mit der erſten Eroberung, welche die franzöſiſche Republik auswärts machte, zeigte ſie den erſtaunten Völkern, daß ſie die Idee, für welche ſie ſich erhoben, aufgegeben, weil ſie den Namen der Freiheit zu ihrem

Eroberungszwecken mißbrauchte. Die Strafe folgte. — Die franzöſiſche Demokratie ſchmolz in eine deſpotiſche Monarchie um. Aus dem Plan der Republikaniſirung Europa's ward nun der der Univerſalmonarchie gebildet. Die erſten Thaten der Revolution hatten die Völker betäubt, niedergeworfen oder berauſcht; das Streben der Univerſalmonarchie gab ihnen das Selbſtbewußtſeyn und den ehrenvollen Gebrauch der Waffen wieder. Die Wirkungen dieſer beiden Kämpfe, der Demokratie und Univerſalmonarchie, trafen nicht nur Europa, ſondern auch die neue Welt.

Nordamerika, aus einem Kampfe hervorgegangen, deſſen Wunden noch nicht vernarbt waren, fühlte zunächſt die entfernteren Folgen der Erſchütterungen in Europa; ſo büßte es unſchuldig und unverdient für den moraliſchen Einfluß, den ſeine Revolution auf die franzöſiſche geübt. Da ward man den engen Zuſammenhang zwiſchen der neuen und alten Welt erſt recht klar inne. Die Nordamerikaniſchen Staaten bedurften, um eine tüchtige Marine zu erſchaffen, eines ausgebreiteten Handels; ſo nur konnten ſie ihre alten Wunden heilen, und ihre Unabhängigkeit gegen die lauernde und ungroßmüthige Politik Englands behaupten. Der Haß, welcher durch den langen Kampf in den Gemüthern beider Nationen gewurzelt war, bekam nun in der Handelsrivalität neue Nahrung. Doch blieb Nordamerika mit England, trotz vielen gegründeten Klagen gegen daſſelbe, auf leidlichem Fuße, bis die Gewaltſtreiche Napoleons geſchahen, der ſich auf dem franzöſiſchen Kaiſerthron feſtgeſetzt hatte. Die Kontinentalſperre trat ein; ſo weit der franzöſiſche Szepter oder ſein Einfluß reichte, waren alle engliſchen Handelsartikel verboten. Nordamerika behauptete ſeine Neutralität; gerieth aber zwiſchen den beiden Mächten in eine gefährliche Kolliſion. Da erklärte das Brittiſche Kabinett alle Häfen in Blokadezuſtand, von denen die engliſche Flagge ausgeſchloſſen ſey; alle Schiffe, welche in einen ſolchen Hafen gingen, ohne vorher in einen engliſchen eingelaufen zu ſeyn und eine Abgabe bezahlt zu haben, wurden für gute Priſe erklärt. Darauf erließ Napoleon ſein Dekret von Mailand (17. Dez. 1807), wornach jedes Schiff, das ſich den engliſchen Blokadegeſetzen unterwerfe, für denationaliſirt, alſo ebenfalls für gute Priſe erklärt wurde. Nicht England war's, das durch die Kontinentalſperre und ihre Folgen litt, ſondern Nordamerika; denn England ahnte und fand ſeinen Rächer in dem wachſenden Unmuthe der Völker Europa's; aber die vereinigten Staaten (damals die einzige neutrale Macht) ſahen ihren ganzen Handel ruinirt, welches ihrer jugendlichen Kraft die ſo nothwendigen Hülfsquellen zur männlichen Erſtarkung entzog. Die Abſichten beider Mächte, Englands und Frankreichs, bei ihren ſtrengen Maaßregeln, waren klar: ſie ſollten Nordamerika zu einem entſcheidenden Entſchluſſe zwingen. Nimmermehr aber konnten die vereinigten Staaten ſich für England erklären, das ſie durch ſeine Hartnäckigkeit, mit der es auf den beſchloßnen Maaßregeln beſtand, und durch das ſchändliche Matroſenpreſſen auf das äußerſte erbittert hatte; *) noch vielweniger jedoch konnte Napoleon durch ſein Dekret die Nordamerikaner für ſein Intereſſe ſtimmen, denn er griff ſie an ihrem empfindlichſten Theile: der Nationalehre, an. In dieſer gefährlichen Kriſis dachten die Freiſtaaten Nordamerika's, weit entfernt von allen Vortheilen einer ränkevollen Politik, blos daran, ihre Ehre und den Charakter ihrer großſinnigen Inſtitutionen zu behaupten; ſie machten die berühmte Embargo Act (den 22. Dezember 1807) bekannt, nach welcher ſie ihre eigene Schifffahrt ſperrten, eine öffentliche That, die in den Annalen der Geſchichte darum immer bewundernswürdig daſtehn wird, weil eine ganze, freie Nation alle irdiſchen Vortheile und Güter hinwarf, blos um den

---

*) Mitten im Frieden hielten die Engländer jedes Amerikaniſche Schiff an, das ſie trafen, unter dem Vorwand, daß ſich engliſche Matroſen und Ausreißer auf demſelben befänden. Alle von der Schiffsmannſchaft, welche nicht ausweiſen konnten, daß ſie geborne Amerikaner ſeyen, wurden gewaltſam hinweggeſchleppt, wenn ſie auch das Amerikaniſche Bürgerrecht hatten. Die Zahl ſolcher Unglücklichen belief ſich auf 7000. Die Engländer trieben ihre Kühnheit ſo weit, daß ſie ſelbſt in die Cheſapeake-Bai einliefen und im Angeſicht des Volks die Matroſen von den Amerikaniſchen Schiffen wegriſſen. Bei dieſer Schmach rief die ganze Nation: Krieg! und nur mit Mühe ward der Friede damals erhalten.

Grundſatz und die Ehre im Angeſicht der Welt zu behaupten. Die ungeheuern Verluſte, welche die Nordamerikaner dadurch erlitten, verſchmerzten ſie, und begegneten den ungerechten Anmaaßungen der beiden Mächte durch die Non Intercourse Act (den 1. März 1809), wodurch aller Verkehr mit Frankreich und England, und den Kolonien der beiden Staaten, und alle Einfuhr aus denſelben, unterſagt ward. Bis auf dieſe Höhe war die Spannung zwiſchen den betheiligten Mächten geſtiegen und alle friedlichen Ausgleichungen ſcheiterten. Die alten Partheien der Demokraten (im ſüdlichen und innern Theil) und der Föderaliſten (im nördlichen Theil) verfochten unter andern Namen nun auch andere Intereſſen, indem jene auf die franzöſiſche und dieſe auf die engliſche Seite ſich neigten. Der Kampf dieſer Partheien wurde im Innern der Freiſtaaten um ſo heißer, je näher die Entſcheidung rückte. Da ging Napoleon mit Planen gegen Rußland ſchwanger, er ward ſeines Mißgriffes gegen die Nordamerikaner gewahr und nahm ſeine Dekrete bedingungsweiſe zurück, wenn auch England ſeinen Blokadengeſetzen und Kabinettsbeſchlüſſen entſage, oder die Nordamerikaner ihren Rechten Achtung verſchaffen wollten (den 28. April 1811). Allein England blieb hartnäckig bei ſeinen Beſchlüſſen; es plünderte durch ſeine Korſaren die Küſten der Freiſtaaten, erhielt die engliſche Parthei in den nördlichen Theilen und den großen Handelsſtädten beſtändig in Athem, hetzte die Stämme der Wilden an den Grenzen gegen die Amerikaner auf (gegen Ende des Jahres 1811) und ſetzte das Matroſenpreſſen fort. Am 5. Juni 1812 legte der Präſident, Maddiſon, die Akten der Verhandlungen mit England dem Kongreß vor und am 19. Juni ward der Krieg gegen daſſelbe feierlich erklärt.

Zu ſpät (den 25. Juni) hatten die engliſchen Miniſter in die Zurücknahme der Kabinettsdekrete eingewilliget, ſie wußten noch nichts von einer Kriegserklärung. Aber Amerika mußte ſich in den Kampf ſtürzen, ſo ungünſtig auch die Lage ſeiner Verhältniſſe war. Ungleich war die Stimmung, womit die verſchiedenen Staaten der Föderation die Kriegserklärung aufnahmen; die nördlichen (vorzüglich in Neuengland, wo die engliſche Parthei am mächtigſten war) und die an den Küſten erklärten ſich heftig dagegen, und ſo weit ging ihre Hitze, daß ſie ſich von der

Föderation losſagen wollten; ſie ließen ihrer Wuth nicht nur gegen die Mitglieder des Kongreſſes und vorzüglich gegen den Präſidenten Maddiſon, ſondern auch gegen die ſüdlichen Staaten freien Lauf, welche den Krieg aufs eifrigſte gewünſcht und betrieben hatten. Von dieſer gefährlichen Stimmung im Innern der Staaten war alles zu fürchten: die Exiſtenz der Freiſtaaten ſelber war bedroht. Dabei waren die Mittel zum Kampfe in keinem Verhältniß zu ſeiner Größe und Wichtigkeit. Die Finanzen waren erſchöpft; die Seemacht beſtand aus 3 Linienſchiffen und 19 Fregatten; die Landmacht belief ſich zur Zeit der Kriegserklärung kaum auf 5,000 Mann, die überdies noch über das unermeßliche Gebiet der Staaten zerſtreut waren. Freilich erhoben ſich auf den Ruf des Präſidenten 50,000 Freiwillige, und eben ſo bald ſollten 100,000 Milizen in den Waffen ſtehn. Aber der lange Friede und Wohlſtand hatte ſie der Waffen entwöhnt; die erſte der kriegeriſchen Tugenden, der Gehorſam fehlte; ganze Schaaren verließen ihre Feldherrn im Angeſicht des Feindes. Den meiſten Anführern fehlte es an Talent und Kenntniß, und noch öfter, weil die Wuth der Partheien mit jedem Jahre ſtieg, an gutem Willen. Die Feldherrn der Revolution lebten nicht mehr; kein Washington leitete mehr den Kampf der Freiheit. Mißtrauen, Zwietracht, ja ſogar Verrath, hatten ſich in das Innerſte der Staaten eingeſchlichen.

Unter ſolchen Vorbedeutungen begann Nordamerika ſeinen Kampf gegen England, eine Macht, welche den Amerikanern zur See zehn Mal überlegen war, deren Landtruppen ſich in den Kriegen gegen Napoleon erprobt und allezeit den Ruhm der größten Tapferkeit behauptet hatten. Dazu ſtunden an der Spitze ihrer Flotten und Landmacht die geſchickteſten und erfahrenſten Anführer. Ferner hatten die Engländer an den nördlichen und ſüdlichen Grenzen der Freiſtaaten die wilden Indianer in den Kampf gehetzt, die mit barbariſcher Grauſamkeit alles niedermetzelten, die blühendſten Pflanzungen, Dörfer, Häuſer, Städte zerſtörten, verbrannten, und weit hin das Schrecken ihrer Waffen und Verwüſtungen trugen. Die weitläufigen Küſten waren beſtändig den kühnen Räubereien geſchickter Kaper ausgeſetzt. Durch die Dekrete Napoleons und Englands hatten die Freiſtaaten einen unermeßlichen Schaden erlitten, ohne Ausſicht ihn zu vergüten. Jetzt ſtockte aller Handel und Verkehr vollends, die reichſten Familien kamen an den Bettelſtab; die einheimiſchen Produkte hatten keinen Abſatz; die Klagen der tauſend und tauſend Unzufriedenen ſchollen lauter, zudringlicher. Die Staatsſchuld war auf eine ſolche Höhe geſtiegen, daß es dem Staatenkongreß an Kredit fehlte, neue Anleihen zu machen. In ähnlicher Noth rang damals Europa gegen die Herrſcherplane Napoleons, und die Begeiſterung, welche jener Kampf, namentlich in **Deutſchland**, entzündet hatte, ließ Niemand Zeit, die Blicke auf die unermeßlichen Fluren und Meere Amerika's zu richten, welche der Schauplatz denkwürdiger Thaten wurden. Daher dürfte ein Verſuch jetzo nicht zur Unzeit kommen, die Ereigniſſe des amerikaniſchen Krieges in einzelnen Gemälden wieder vor die Seele der Leſer zu bringen.

Der Kampf im Norden an den Grenzen von Kanada.

Beim Ausbruch des Krieges waren die Augen der Amerikaner vorzüglich auf **Kanada** gerichtet, weil ſich nun eine ſchickliche Gelegenheit darbot, dies Land den Britten zu entreißen und ſo ihre Grenze gegen Norden ſicher zu ſtellen. Dies war um ſo nothwendiger, weil gerade die Staaten, die demſelben am nächſten lagen, mit dem Kriege am unzufriedenſten waren, und von denen ſich alſo, wenn die Engländer in das Land fielen, kein großer Widerſtand erwarten ließ. Auf jeden Fall war der Beſitz von Kanada von der größten Wichtigkeit; denn er gab ihnen die Mittel in die Hand, bei künftigen Friedensunterhandlungen dem Brittiſchen Trotz und Uebermuth gehörig zu begegnen. Man hielt auch die Einnahme von Kanada nicht für ſehr ſchwierig, wenn man **überraſche**, da ſich die Engländer noch nicht hatten in gehörige Verfaſſung ſetzen können. Auch betrachtete man es für eine gute Vorbedeutung, daß ſich bereits ein Armeekorps in jenen Gegenden befinde und jedermann ſah den Lieblingswunſch der Nation im Geiſte ſchon erfüllt.

Im April des Jahrs 1812 nämlich, noch vor der Kriegserklärung an England, war der General **Hull** mit 1200 Freiwilligen aus dem Staate Ohio und dem 4. Infanterieregiment der V. St. gegen den Erie-See aufgebrochen, um einige Indianiſche Stämme zu züchtigen. Als die Kriegserklärung erfolgt war, hatte er unumſchränkte Vollmacht erhalten, die Offenſive zu ergreifen. Dem zufolge erließ er eine Proklamation an die Kanadier und rückte am 12. Juli bei dem Fort Detroit in das Land derſelben ein. Alles Land um den Thamesfluß fiel ihm zu. Aber er verſtand die erhaltenen Vortheile nicht zu benutzen, und als die Engländer mit ihren wilden Kampfgenoſſen, den Indianern, heranrückten, verließ er das feindliche Land wieder, und kehrte am 8. Auguſt in das Fort Detroit zurück. Am 13. Auguſt faßten die Engländer Poſto, demſelben gegenüber. Da ſie Miene machten, das Fort zu ſtürmen, ſteckte General Hull, ohne einen Schuß zu thun, die weiße Fahne aus zur allgemeinen Beſtürzung der Truppen, und ergab ſich mit denſelben zu Kriegsgefangenen. Auch das Fort Michilimackinac, das Amerikaniſche Gibraltar (es beherrſcht den ganzen nordweſtlichen Handel) war gefallen. General Hull, der ſpäter wieder eingelöſt wurde, ward vor ein Kriegsgericht geſtellt, des Verraths und der Feigheit angeklagt und zum Tode verurtheilt. Der Präſident (er allein hat das Begnadigungsrecht) ſchenkte ihm, in Anbetracht ſeines hohen Alters und der Verdienſte zur Zeit der Revolution, das Leben, befahl aber, ſeinen Namen auf ewig aus der Liſte der Vaterlandsvertheidiger auszuſtreichen.

Es wäre unnöthig, die Beſtürzung, den Schmerz und den Unwillen der Staaten zu beſchreiben bei der Nachricht von dem ſchimpflichen Ausgange dieſer erſten Waffenthat, auf die man ſo große Hoffnungen gebaut hatte. Indeſſen hatte man ſich bald erholt; im Süden und Weſten herrſchte große Thätigkeit und Begeiſterung, in Virginien, Penſilvanien, vorzüglich aber in den Staaten Kentucky, Ohio und Teneſſee ſtand die freie Jugend auf. Frauen und Jungfrauen, voll edler Vaterlandsliebe, gürteten ihren Männern und Geliebten das Schwert ſelbſt um und ſchickten ſie in den Kampf. Nicht ſo war's in Maſſachuſſets, Newhampſhire und Connectitut; ſie ließen ihre Milizen, die zu den disziplinirteſten in den V. St. gehörten, trotz den Befehlen des Präſidenten, nicht ausmarſchiren.

Es ward ein neuer Angriffsplan auf Oberkanada entworfen. Dem gemäß ſollten drei Armeekorps, jedes von 4 — 5,000 M. theils Linientruppen theils Milizen, an den Grenzen aufgeſtellt werden. Das erſte, das Nordweſtarmeekorps genannt, unter dem Oberbefehl des General-Major Harriſon, ſollte ſich bei Rapids verſammeln, dieſes Fort, ſo wie Detroit den Engländern entreißen, dann von der Weſtſeite, nördlich vom Erie-See, in Kanada einbrechen. Ein zweites Korps, zum Unterſchied des Nordweſtlichen und Nördlichen, mit welchem letztern es aber in Verbindung ſtand, Zentralarmeekorps genannt, nahm ſeine Stellung unter dem Befehl des General Van Renſſlaer bei Lewistown, zwiſchen dem Erie- und Ontario-See. Das dritte Korps, Nordarmeekorps genannt, ſollte ſich um Plattsburg und Grenbuſh, am rechten Ufer des Lorenzoſtroms, verſammeln, unter dem Oberbefehl des General Dearborn, welcher noch in der Revolution gedient hatte. Um die Bewegungen der verſchiedenen Korps zu unterſtützen und zu erleichtern, wurden auf dem Erie-, Ontario- und Champlain-See Flotillen ausgerüſtet unter dem Kommodore Chauncey und dem Lieutenant Olivier Perry, dem Helden des Erie-Sees. Das Nordweſt- und Zentralarmeekorps ſollten nach ihrem Einbruch in Oberkanada ſich vereinigen und dann an das Nordarmeekorps anſchließen, um mit vereinten Kräften auf Montreal loszugehn. Wir wollen nun erzählen, in wie fern dieſer Plan geglückt oder mißlungen iſt.

Der Obergeneral Harriſon hatte zum Sammelplatz der zerſtreuten Truppenkorp[illegible]apids beſtimmt, und den General Tupper mit 1000 Mann beordert, dies Fort den Engländern zu entreißen. Als dieſer ſich dahin in Marſch ſetzen wollte, erhielt er unerwartet vom General Wincheſter Befehl, ihn bei Verfolgung einiger Indianiſcher Streifhorden zu unterſtützen. Tupper machte Vorſtellungen; Wincheſter hörte ſie nicht, und, als der ältere im Kommando, bediente er ſich dieſes Vorrechts zur Abſetzung ſeines Kollegen. Aber die Milizen und Freiwilligen von Ohio wollten nur ihrem General gehorchen; ſie traten alle einmüthig den Rückzug an. General Tupper erhielt ſpäter ſein Kommando wieder. Rapids und Detroit blieben in den Händen der Engländer; das Nordweſtarmeekorps hatte bei dem Zwiſt der Generale nicht einmal vollſtändig zuſammengebracht werden können. Von einem Einbruch in Kanada und der Vereinigung mit dem Zentralarmeekorps konnte vor der Hand keine Rede ſeyn. Die ſchöne Zeit war verſtrichen. So ſehr es im Ganzen bei den Feldherrn und Truppen an Einigkeit und Energie fehlte, ſo ſehr haben ſich auf der andern Seite einzelne Anführer und Truppenkorps ausgezeichnet. So haben die Milizen von Indiana, Miſſouri und Illinois durch ihren rühmlichen Kampf gegen die wilden Indianer den Dank ihres Vaterlandes verdient. So hat der tapfere Kapitän Taylor das Fort Harriſon mit 17 Mann gegen eine weit überlegene Schaar Indianer vertheidigt. Sie nahten unter dem Schein der Freundſchaft; Taylor, der ihre gewohnten Liſten kannte, ermunterte ſeine Waffengefährten und blieb wachſam. An einem äußerſt dunkeln September-Abend kamen die Indianer, ohne geſehen zu werden, ſo nahe ans Fort, daß ſie an einer der Batterien Feuer anlegen konnten. Da das Fort ganz aus Holz gebaut war, ſchlugen die Flammen plötzlich durch die ſchaurliche Dunkelheit empor. In dieſer Gefahr verlor Kapitain Taylor ſeine Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart keinen Augenblick; er traf Anſtalten zum Löſchen, ließ, wo der Brand eine Breſche gemacht hatte, ſchnell eine Bruſtwehr aufwerfen, und vertheilte die wenigen, aber tapfern Gefährten an die geeigneten Poſten. Mitten unter dem Kugelregen der Indianer, bei ihrem wilden Geheul, bei dem Praſſeln der Flammen und dem Jammerruf der Weiber und Kinder ſah man ihn unerſchrocken der Gefahr begegnen, wo ſie am nächſten war, und dieſen Geiſt allen andern einflößen. So rettete er das Fort; zur Anerkennung ſeiner That ward er zum Major befördert.

Da das Nordweſtarmeekorps ſo ſeine eigentliche Beſtimmung verfehlt hatte, iſt leicht vorauszuſehen, daß der ganze Operationsplan mißlingen mußte, wenn auch die übrigen Korps glücklicher geweſen wären, weil derſelbe auf die Geſammtwirkung aller Kräfte berechnet war. Das Zentralarmeekorps konnte ſeine Beſtimmung eben ſo wenig erreichen, als das Nordweſtliche. Lewistown gegenüber, in deſſen Nähe der General Van Renſſlaer ſtand, liegt Queenston mit ſeinen befeſtigten Anhöhen; dieſe wollte er gewinnen, um daſelbſt ſeinen Truppen einen bequemen Aufenthalt gegen die Ungunſt der Jahreszeit zu verſchaffen, die ſich näherte, auch war die Beſetzung dieſes Poſtens wichtig für die Operationen des Nordweſtlichen Armeekorps. Am 13. Oktober früh Morgens ward der Uebergang über den Fluß bewerkſtelligt. Die Diviſion, welche die Anhöhen um Queenston beſtürmte, formirte zwei Kolonnen, jede zu 300 Mann; die erſte beſtand aus Milizen unter dem Oberſten Van Renſſlaer, die andern aus Linientruppen unter dem Oberſten Chriſtie. Die Artillerie und der Reſt des Korps ſollte nachfolgen. Ungeachtet eines mörderiſchen Feuers wurden die Anhöhen von den Milizen erſtürmt und die Engländer herabgeworfen. Da eilte dieſen der General Brock mit 600 Mann zu Hulfe. Die Amerikaner ſtürzten abermals mit wüthendem Ungeſtüm gegen dieſe überlegene Anzahl der Engländer in den Kampf und warfen ſie in die Flucht: der engliſche General Brock ſelber blieb. Von den Indianern, den Chippewas, unterſtützt, erſchienen die Engländer zum dritten Mal und wurden zurückgetrieben. Die Amerikaner waren bereits erſchöpft und ohne Munition, als ſie zum vierten Mal vom Feind angegriffen wurden. Am jenſeitigen Ufer ſtanden 1200 Mann und ſahen dem Blutbad ihrer Brüder ruhig zu, taub gegen die Befehle und Bitten des General Van Renſſlaer, indem ſie ſich auf die Freiheiten ihrer Verfaſſung beriefen. Jene Tapfern aber wurden zuletzt eingeſchloſſen und mußten ſich zu Kriegsgefangenen ergeben. Der Verluſt der Amerikaner an Todten, Verwundeten und Gefangenen belief ſich auf 1000 Mann. Der General Van Renſſlaer legte ſein Kommando nieder; der Brigadegeneral Smyth übernahm es an ſeiner Stelle, und zeigte die größte Thätigkeit, die erlittene Schmach von Queenstown zu rächen. Er erließ einen friſchen Aufruf an die Amerikaner und es erſchienen alsbald 4,500 Mann aus Penſilvanien, Neu-York und Baltimore; ſie nahmen ihre Stellung bei Buffaloe, um von da in Kanada einzudringen und konnten den Befehl zum Aufbruch kaum erwarten. Aber der vorher ſo eifrige General Smyth änderte plötzlich ſeinen Entſchluß und bezog die Winterquartiere. Laut brach der Unwillen aus; der größte Theil der Milizen warf die Waffen weg und verließ das Heer.

Das Nordarmeekorps am Lorenzoſtrom unter General Dearborn hatte ſich nicht einmal vollſtändig formiren können, weshalb man nichts wichtiges gegen den Feind unternehmen konnte. Der Kommodore Chauncey hatte indeſſen eine kleine Flotille mit erſtaunlicher Schnelligkeit auf dem Otario-See zuſammengebracht, konnte aber auch gegen die dreifach überlegene Macht der Engländer nichts bedeutendes leiſten; doch ärntete er noch den meiſten Ruhm.

Bei der ſteigenden Hitze der Partheien im Innern der Staaten und dem lauten und allgemeinen Ausbruch des Unwillens der Nation über die Feigheit und Ungeſchicklichkeit der Feldherrn beſchloß man, den Frühling des Jahres 1813 zu erwarten, um die Ausführung des vereitelten, aber keineswegs aufgegebenen Planes gegen Kanada neuerdings zu verſuchen, obwohl man von der Gunſt der Gelegenheit nichts mehr, ſondern alles nur von der Tapferkeit und geiſtigen Ueberlegenheit im Felde zu hoffen hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Auserleſene Dichtungen von Louiſe Brachmann.

Herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteriſtik der Dichterin begleitet vom Profeſſor Schütz zu Halle. Erſter Band. Leipzig in der Weigandſchen Buchhandlung. 1824.

Louiſe Brachmann wurde 1777 zu Rochlitz in Sachſen geboren. Ihr Vater war Kreisſekretair und wurde bald darauf nach Weißenfels verſetzt, welche Stadt auch in der Folge Louiſens beſtändiger Aufenthalt geblieben iſt. Sie zeigte ſchon ſehr frühe Talent für die Poeſie, und die Bekanntſchaft mit Novalis (von Hardenberg), durch welche ſie auch die von Schiller erhielt, trug vorzüglich zur Ausbildung dieſes Talentes bei. Durch die Sorgfalt zärtlicher Eltern und Geſchwiſter, durch den Umgang mit der Familie von Hardenberg, und durch die ſchönen Hoffnungen, die ihr Talent erweckte, ward ihr eine heitere Jugend, deren Reiz ihr aber bald verſchwand. Novalis, ihre Schweſter und beide Eltern ſtarben bis 1803 kurz nach einander. Nur ein Bruder blieb ihr, der aber fern von ihr lebte. Verwaiſet, weder ſchön noch reich, fand ſie in dem kleinen Städtchen keinen ihrer würdigen Gatten und ſuchte nur in der Kunſt Troſt für ihr Herz und kümmerlichen Lebensunterhalt. Man bediente ſich ihrer Muſe für die Almanache und ſie wurde nur ſehr mäßig bezahlt. Sie hatte keinen Rath und keine Wahl, und mußte viel ſchreiben, um nur leben zu können. Das hinderte ſie natürlich an einer höhern Ausbildung. Unter ſo drückenden äußeren Verhältniſſen trug ſie in ſich verſchloſſen ein Herz voll der glühendſten Liebe, die ſie nur in den Geſängen ausſtrömte, die davon Zeugniß geben. Daß ſie keinen würdigen Gegenſtand, keine Erwiederung derſelben fand, diente nur, dieſe Gluth höher anzufachen, und ſie mit einer Sehnſucht zu durchflammen, die ihre kalten Freunde und Kommentatoren ihr um ſo nachdrücklicher zum Vorwurf machen, als ſie dieſelbe aus Mitleid zu beſchönigen ſuchen. Wir fühlen uns berufen, die Unglückliche zu rechtfertigen, indem wir mit Jean Paul und der Erfahrung behaupten, daß ein Weib, zumal ein ſolches, ſo wenig, ja gar keine Waffen gegen die Liebe beſitzt. Als 1806 Napoleons Heere ſiegreich durch Deutſchland zogen, fand Louiſe in einem franzöſiſchen Wundarzt das Ideal, das ihr längſt in dichteriſcher Begeiſterung vorgeſchwebt. Konnte die glühende Dichterin ihn gleichgültiger betrachten, da ſie vernahm, er ſey in ſeiner Heimath ſchon verheirathet? Ihre troſtloſe Liebe machte ſie unendlich unglücklich, aber ſie liebte doch. Erſt die Zeit, der proſaiſche Zuſpruch, den ſie von allen Seiten erhielt, und die einförmige Einſamkeit ihres Lebens, ließ ſie in einen dumpfen Zuſtand verfallen, in welchem ſie ſich zwang, die Vergangenheit zu vergeſſen, aber auch für jeden neuen Eindruck deſto empfänglicher wurde. Wir geſtehn, daß der Wechſel des geliebten Gegenſtandes den poetiſchen Eindruck ſtört, den die Unglückliche auf uns machen ſoll. Wenn ſie unverbrüchlich an der einen Liebe gehangen hätte, ſo würden wir ſie in ihrem Unglück zugleich haben bewundern können. Dies Gefühl hat auch das Mitleiden für ſie geſchwächt, das ſie uns aber grade um ſo mehr zu verdienen ſcheint. In gleichem Maaße, als die Mißbilligung ihrer

Freunde ihr den poetiſchen Blüthenſtaub von jener erſten Liebe hinwegſtrich, und alle Gewalt, welche Männer, Verwandte, Freunde und Gönner über ein ſchwaches Weib haben, ſich anſtrengte, ihr dieſe Liebe als Thorheit darzuſtellen, mußte ihre Sehnſucht, ſofern ſie in ihrem nie alternden Herzen noch friſch ſich regte, von der einen Seite gehemmt nothwendig eine andere Richtung nehmen. In dem großen Kriege von 1813 ward Louiſe von einer neuen, von der heftigſten Liebe zu einem Spanier ergriffen, der als franzöſiſcher Offizier eine Zeitlang in Weißenfels lag. Er blieb in der Schlacht bei Leipzig. Die Nachricht ſeines Todes warf das verzweifelnde Mädchen auf's Krankenlager und brachte ſie dem Tode nahe. Sieben Jahre lang trauerte ſie um den Gefallenen. Sie war 43 Jahr alt und ihrem verzagenden Herzen ſtand ein neuer Sturm bevor. Ein 25jähriger Preußiſcher Offizier, der im Kriege verwundet worden, und wenig Ausſichten hatte, daher Schauſpieler werden wollte, machte 1820 mit Louiſen Bekanntſchaft, gewann ſie wirklich lieb und trug ihr ſeine Hand an. Sie fand ihn liebenswürdig, um ſo mehr, da er ſie liebte, und der Gedanke an eine glückliche Ehe übte alle ſeine natürliche Gewalt über ſie. Eine heitre, faſt übermüthig frohe Laune verdrängte den vieljährigen Kummer. An der Seite ihres Geliebten fuhr ſie im Triumph nach Wien, wo derſelbe an einem Theater angeſtellt zu werden hoffte. Dies mißlang. Louiſe kehrte traurig nach Weißenfels zurück, ihr Geliebter in ſeine Heimath, um eine andere Bedienung zu ſuchen. In einem Anfall von Verzweiflung, aus Mangel an wahrer Liebe gerade für dieſen jungen Mann, oder um ihn auf die Probe zu ſtellen, ſchrieb ihm Louiſe einen Brief, worin ſie ihm abſagte, ſofern er ſie nicht ernähren könne. Die Antwort auf dieſen proſaiſchen Brief war durchaus edel und männlich. Louiſe ſah ihre Thorheit ein; ſie wüthete gegen ſich ſelbſt, ließ ſich aber doch durch nichts bewegen, ſich ihrem Geliebten wieder zu nähern, ihn gleichſam zu bitten, was ihr Stolz verſchmähte. Sie fiel, in eine dumpfe theilnahmloſe Verzweiflung und lehnte jeden Zuſpruch ab. Ihre Phantaſien führten ſie, ſtatt ſie zu erheitern, in immer dunklere Qualen. Im Herbſt 1822 ſah ſie einem großen militairiſchen Manövre bei Weißenfels zu und ſoll bei dieſer

Gelegenheit eine neue Leidenſchaft „für eine ihrer unwürdige Perſon“ gefaßt haben. Das gab ihrem gebrochenen Herzen den letzten Stoß. Sie ward als eine halb Wahnſinnige von theilnehmenden Freunden aufgenommen; aber nichts konnte ſie tröſten. Der Quell ihrer Geſänge war erſtickt. Sie verachtete ſich ſelbſt und ihre Lieder. Einſt ward ſie händeringend am Ufer der Saale geſehen, im Begriff, ſich in den Fluß zu ſtürzen. Mit Gewalt brachte man ſie zurück. Nach wenig Tagen aber, den 17. September 1822, verſchwand ſie wieder. Später ward ihre Leiche in der Saale gefunden. Wer mag noch einen Stein auf die Unglückliche werfen, die ihr Schickſal ſelbſt ſo hart geſteinigt?

Ihr Leben erklärt ihre Schriften. Ihre Poeſie war durchaus lyriſch. Sie dichtete immer nur ſich und ihren Empfindungen, daher immer Liebe und größtentheils unglückliche Liebe. Auch wenn ſie ſich über das Lied und die Elegie, die ihr ſonach am meiſten zuſagten, in den Romanen und ſogar ins Drama verſtieg, erſchien ſie doch auch hier wieder vorwaltend lyriſch und verletzte die epiſchen und dramatiſchen Regeln nur allzu oft durch die Beſchreibung ihrer Empfindungen. In dieſem erſten Bande ihrer Schriften ſind ihre reinen lyriſchen Dichtungen zuſammengeſtellt. Sie ſind ohne Zweifel ihr Vorzüglichſtes, der reinſte Abglanz ihres Weſens, ſie ſelbſt, ſo weit ſie nicht vor uns verſchwunden iſt. Der Grundton aller dieſer Lieder iſt das Gefühl unglücklicher Liebe. Wie dies Gefühl in verſchiedenen Zeiten und Lagen anders und doch immer wieder daſſelbe angeregt wurde, entſtand dieſer Zypreſſenkranz von Liedern, den ſie ſtatt des Brautkranzes ſich ſelbſt aufs Haupt geſetzt. In ihnen finden wir die Sehnſucht der Liebe am Morgen und Abend, im Frühling und Winter, die Wehmuth und die Stärke der Entſagung, alle bittern Schmerzen der Verzweiflung und wieder ermuthigendes Selbſtgefühl, Theilnahme an glücklich Liebenden, Erinnerungen an die eigenen Geliebten, Reue, Verſöhnung, Abſchied, Klage um den Todten, endlich Hoffnung auf den eignen Tod. In der Form beſitzen alle dieſe Lieder den Zauber weiblicher Lieblichkeit und Herzlichkeit. Sie ſind poetiſcher durch den Ton, in welchem ſie die Sängerin vorträgt, als durch den Inhalt, den ſie immer mit allzu großer Redſeligkeit und etwas matt ausſpinnt.

Folgendem Liedchen ſehn die meiſten andern ähnlich, wie ein Haideblümchen dem andern:

Altdeutſches Volkslied.

Wo treff ich denn mein Liebchen an?
Dort unter jenen Linden,
Dort auf dem grünen Wieſenplan,
Werd' ich mein Liebchen finden. —

Ach! aber kaum hab' ich's erblickt,
Seh' ich's bereit zum Scheiden!
Mit Allem, was mein Herz entzückt,
Mit allen meinen Freuden!

So willſt Du denn ſchon von mir gehn?
Und willſt Dich von mir trennen?
Und werd' ich je Dich wiederſehn?
Wirſt Du mich wieder kennen?

Der Frühling blickt ſo grün herein,
Als wollt' er Troſt mir geben;
Ach; mich kann nicht ſein Morgenſchein
Und nicht ſein Blühn beleben.

Was hilft mir nun Gefild und Wald,
An dem ich ſonſt mich freute?
Durch Eure Fluren zieht ja bald
Mein ſüßes Lieb, in's Weite.

Ach, zieh nur, mein geliebtes Glück!
Mein Leid iſt noch vergebens,
Die Wonn' iſt nur ein Sternenblick
Im dunkeln Traum des Lebens!

Doch, — ziehſt Du auch in fremdes Land
Mit allen meinen Freuden,
Uns bleibt wohl noch ein liebes Band,
Der Treue ſehnend Leiden!

Zuweilen blickt auch ein wildes Röschen ſcheu hervor, z. B.

An die Roſe.

Röslein, Röslein, Röslein hold
Aus des Morgens Schoße,
Du, mir mehr, als Perl' und Gold,
Theure ſüße Roſe!

Giebſt Du nicht das Bildniß mir
Meines holden Treuen?
Deiner heil'gen Unſchuld Zier
Dürft' auch er ſich freuen!

Glühte nicht wie Du ſein Mund
Hold wie Purpurröthe,
Gab er ſüßen Laut mir kund,
Gleich dem Hauch der Flöte?

Dein Erröthen, ſanft und rein,
Schmückte ſeine Wangen,
Mit der dunkeln Augen Schein
Sehnend aufgegangen.

Ach! und wie die tiefe Glut
Die im Kelch Dir ſtrahlet,
Hat mit meines Lieblings Blut
Sich der Grund gemalet.

Fern nun ſchläft im Schlachtgefild
Er in Hügels Schooße;
Bleibe Du mir, liebſtes Bild!
Theure, ſüße Roſe.

In dieſen beiden Liedern, wie in vielen andern, gedenkt ſie des Franzoſen und Spaniers, und des Preußen z. B. in folgendem Verſe:

Es ſchwand die liebliche Geſtalt,
Von Kummer ſtill verbleicht;
Still, wie der Mond vorüberwallt
Und in Gewölk entweicht.
Und ſprach noch, ſanft zurück gewandt,
Wehmüthig Stimm' und Blick:
„Wie haſt Du mich ſo hart verkannt?
Ich war ja Lieb' und Glück! —"

So erhaben, aber auch ſo ſelten, als die Augenblicke in ihrem Leben, da ihr Flügel an die Seele wuchſen und die Sängerin verklärt zum Himmel trugen, ſind folgende Dichtungen:

Geſichertes Loos.

Wie darfſt Du klagen über Dein Geſchick,
Daß Liebe Dir, daß Freudenglanz Dir fehle?
Wer darf gebieten ſeinem flücht'gen Glück,
Der liebenswerth ſich fühlt in edler Seele.

Die Außenwelt bürgt nicht des Glückes Quelle;
Die Lichter wechſeln über dem Gefild,
Jetzt düſtres Schwarz, jetzt heitre Sonnenhelle;
Doch bleibt die Gegend, die das Aug entzückt,
Doch bleibt ſie ſchön die zauberiſche Stelle,
Ob Schwarz ſie deckt, ob goldnes Licht ſie ſchmückt.

Geliebte Feſſeln.

Tauſendmal wünſcht' ich ſchon ihn nimmer geſehen zu haben,
Wünſchte die Ruhe zurück, die ich durch ihn nur verlor;
Ach und doch, böte mir einer der Götter ein ruhiges Leben
Und Vergeſſen: mein Herz wählte ſein Bild und den Tod!

Die Hütte des Feldmarſchalls, Grafen von Münnich, in Sibirien.

Das Journal der Reiſen theilt einige intereſſante Umſtände aus dem Leben des berühmten Feldmarſchalls und Staatsminiſters, Grafen von Münnich, während ſeiner Verbannung in Sibirien, mit. Sie ſind aus einer noch ungedruckten Reiſe entlehnt.

Die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth, die den Grafen von Münnich verwieſen hatte, ließ für ihn, ſeine Frau und den Stabsoffizier, der ihn bewachte, zu Vererof eine Hütte erbauen. Auch in ſeiner Verbannung behielt der Graf noch das Vertrauen der Kaiſerin, die einen regelmäßigen Briefwechſel mit ihm unterhielt und in wichtigen Fällen ſeinen Rath begehrte. Sein Verbannungs-Aufenthalt wurde jedoch beſonders für Sibirien ſegensreich, indem er der Kaiſerin über den Zuſtand dieſes Landes ausführliche Nachricht ertheilte, und Vorſchläge zu Verbeſſerungen einreichte, die meiſtens angenommen und ins Werk geſetzt wurden. Die Statthalter und Beamten in Sibirien mußten den Grafen Münnich in ſeiner Ungnade eben ſo ſehr fürchten, als ſie einſt den allbegünſtigten Miniſter in ihm gefürchtet hatten. Sein rechtlicher Charakter, ſeine unbeſcholtenen Sitten und ſein menſchliches Herz erwarben ihm das Zutrauen und die Neigung der armen Landesbewohner. Oft ſah man ihn, wie den ehrwürdigen Fenelon, unter einem Haufen Kinder aus der Nachbarſchaft ſeines Aufenthalts, die ſich von ihm unterrichten laſſen wollten. Sein Beiſpiel war wohl die beſte Lehre, die er ihnen ertheilte. Ich habe, erzählt der Verfaſſer der ungedruckten Reiſe, im Jahre 1799 noch mehrere ſeiner Schüler geſehen. Das Andenken an den Grafen Münnich lebte noch ſo tief in ihrer Seele, daß ſie nur mit Thränen in den Augen von ihm ſprechen konnten. Er ſchien nur zu uns gekommen zu ſeyn, ſagten ſie, um eine beſtändige Sehnſucht nach ihm in uns zurück zu laſſen.

Der einzige Fehler, den man ihm vorwerfen konnte, war ſein unverſöhnlicher Haß gegen Biren, den Urheber ſeiner Verweiſung. Dieſen traf ſpäter daſſelbe Loos, da er den Grafen Münnich in ſeiner Verbannung ablöſte, der wieder an den Hof zurückkehrte. Peter III. wollte die beiden Feinde verſöhnen, als er Kaiſer geworden, und lud ſie eines Tags zu einem Frühſtück ein. Schon hatte er das Glas aufgehoben, um einen Toaſt auf ihre Verſöhnung auszubringen, als er durch einen eintretenden Offizier unterbrochen wurde, der dem Kaiſer etwas ins Ohr ſagte, worauf dieſer ſich entfernte und nicht wiederkam. Biren und Münnich blieben allein, ſahen ſich einige Minuten an, ſtellten die Gläſer wieder auf den Tiſch und kehrten einander den Rücken zu, ohne ein Wort zu reden.

Der Tag der Abreiſe des Feldmarſchalls Münnich aus Sibirien war ein Tag der Trauer. Man klagte und weinte, als ob man das Theuerſte verlieren müßte und dieſe Stimmung war in Sibirien allgemein. Man bewahrte die Hütte Münnichs mit allen Meubeln, die dazu gehörten, mit einer Art von religiöſer Ehrfurcht; ſie galt für einen der Gerechtigkeit geweihten Tempel.

Sie hat ſich in dieſer Achtung bis auf unſere Tage erhalten; der Geiſt ihres ehemaligen Bewohners ſcheint noch in der Hütte fort zu leben. Man betritt ſie nur mit Gefühlen der Achtung gegen den trefflichen Mann, und betrachtet voll heiliger Scheu die Stätte, wo er zu ruhen pflegte. Bei kritiſchen Lagen beſucht man dieſe Hütte, als ob man ſich hier Raths erholen wollte; man kommt dahin, um Streitigkeiten zu ſchlichten, und man hat den Glauben, daß auch das verhärtetſte Gemüth ſich hier dem Frieden, der Verſöhnung öffnen müſſe.

In dieſer Hütte legen die Kaufleute auch die Waaren nieder, welche für die Meſſen in dieſen Gegenden beſtimmt ſind, und ſie liegen hier ſo ſicher, wie in einer geheiligten Freiſtätte. Geht in der Stadt Jemanden etwas verloren, ſo ſagen die Einwohner: man hätte es in Münnich's Hütte legen ſollen. Solche Erinnerungen hat ein Staatsminiſter in ſeiner Verbannung hinterlaſſen!

Ludwig der Geſtrenge,

ein reicher Stoff zu einem reinhiſtoriſchen und nazionalen Drama,
und:
Maria von Brabant; ein hiſtoriſch=romantiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Dresden 1824 in der Arnoldiſchen Buchhandlung.

Selten bietet die Geſchichte ſolche Karaktere und Handlungen, die ein Dichter, ohne weſentliche Aenderung und Zuſätze, rein hiſtoriſch aufgefaßt, und nur die verborgene, innere Seite, gleichſam die Hallen und Säle des Gebäudes, deſſen Außenſeite die Geſchichte zeigt, durch den Schlüſſel der Poeſie eröffnend, zu einem in allen Theilen übereinſtimmenden Ganzen, zu einem Kunſtwerke zu erheben vermag. — Schon im epiſchen Strom ſind dieſe Gold= und Wetterfiſche, die ein poetiſcher Mann in ſeiner Glasglocke mit Zuckerwaſſer füttert, eine Seltenheit; vollends aber im abgerundeten Landſee der dramatiſchen Stoffe. — Wir nun haben einen ſolchen Fang, proviſoriſch im Fiſchkaſten, und bieten denſelben, nur gegen das Verſprechen ſtandesmäßigen Unterhaltes, ſonſt gratis an; denn Verfaſſer obverzeichneten Trauer=

ſpieles hat nur die Goldſchleie in den weiten Maſchen des Hymens behalten. — Der Inhalt ſeines Dramas iſt, kurz, der folgende.

Herzog Ludwig von Baiern, Pfalzgraf bei Rhein, der Geſtrenge, kehrt, nachdem er ſich mit ſeinem Bruder Heinrich, dem Niederbaiern zufiel, friedlich vertragen, nach München zurück. Dieſe Verſöhnung iſt ohne Mitwiſſen und gegen die Wünſche und Pläne des Kanzlers, dem der Verfaſſer die Mephiſtofelesrolle ertheilt hat, zu Stande gebracht; durch die friedfertigen, ſchönen Gemahlinnen der feindſeligen Brüder, und durch die entſcheidende Stimme des Grafen Hirſchau, berühmten Feldhauptmanns von Ludwig dem Geſtrengen. Da faßt der Kanzler den (freilich etwas kräftigen) Entſchluß, dem gekränkten Kanzleramte die Herzogin Maria, den Grafen Hirſchau, ſeinen Fürſten und das Herzogthum durch Verrath an Ottokar von Böhmen zum Opfer zu bringen. — Hirſchau iſt insgeheim verliebt in Helika von Brennberg, eine Waiſe, die bei der Herzogin an Tochterſtatt lebt; um des Mädchens Herz zu erforſchen, geſteht er ihr, daß er verliebt ſey in — die Herzogin; ja er fällt dieſer, beim Schachſpiel, zu Füßen, bittet ſie ihm zu erlauben, ſie (ihn) zu dutzen, ihre Farbe bei Tag und Nacht zu tragen; und als ſie erwiedert, darüber müſſe ſie erſt den Gemahl berathen, fleht er um ein anderes Zeichen ihrer Gunſt. Helika, aus Eiferſucht, ſtürzt hinaus, und der Kanzler, unangemeldet, tritt ein, in dem Augenblick, da Maria dem Knienden eine goldene Kette umhängt, mit den Worten, die ihr Ahnherr, als er ihr dieſelbe geſchenkt, geſprochen, und die der Kanzler noch mit anhört: „da nimm ſie hin und trage ſie mit Liebe u. ſ. w. — Plötzlich muß der Herzog zu Felde, in die Pfalz, ehe Maria vom Vorgefallenen ihn unterrichten kann; dieſes verrichtet, ungebeten, unterwegs der Kanzler, und verſetzt den Gemahl dadurch in wüthende Eiferſucht. Hirſchau hatte noch vor dem Aufbruch Zeit gefunden, Helika zu enttäuſchen. — In der Veſte Mangoldſtein, welche der Herzog ihr zur Sicherheit angewieſen, erfährt Maria, Ludwig ſey fieberkrank: in zarter Beſorgtheit ſchreibt ſie einen Brief an den Gemahl, ihn beſchwörend, eiligſt heimzukehren, da ſie ihrer Angſt um ihn keinen Rath wiſſe; und einen andern Brief an Hirſchau, worin ſie demſelben aufträgt, den Herzog dahin zu bewegen, daß er den Winter zur Pflege ſeiner Geſundheit ruhig verbringe: dafür wolle ſie dem Grafen gewähren, um was er ſie einſt dringend und vergeblich gebeten. — Beide Briefe übergiebt Maria einem ſtummen Pagen, demſelben, den, wie ſie erzählt, Ludwig einſt umbringen wollte, weil der dem Knaben anvertraute Lieblingsfalke geſtorben, und wie ſich ſpäter erwies, ohne des Wärters Schuld. Dazumal rettete ihn Maria, indem ſie dem Verlobten in den Arm, und dann in betäubender Ohnmacht zu Boden fiel; der Knabe aber hatte in der Todesangſt ſeine Sprache für immer verloren. — Durch Verwechslung, die der Stamme nicht auszugleichen vermag, fällt dem eiferſüchtigen Ludwig der Brief an Hirſchau zuerſt in die Hände: in der erſten Aufwallung erſticht er ſogleich den Pagen, bricht auf, dringt in die Burg Mangoldſtein, ermordet den Burgvogt als pflichtvergeßnen Hüter ſeiner Frau; dann Helika, die er als Kupplerin begrüßt; ſeine Schweſter Eliſabeth, Mutter Konradins von Schwaben, ſturzt herein, verkündet Maria das Geſchehene und ſinkt dann in todtähnlicher Ohnmacht nieder. Der Herzog folgt ihr auf dem Fuß, überlädt dann die Gattin mit Flüchen, fragt dann, ob ſie den Brief an Hirſchau geſchrieben; auf ihr Bekenntniß, und daß er nur ſeine Schweſter Eliſabeth, die Augenzeuge geweſen, des Nähern befragen möge (dieſe aber liegt ſcheintodt darnieder), gebietet er, was ſogleich vollſtreckt wird, die Edelfrauen von der Zinne zu ſtürzen. Vergeblich betheuert Maria ihre Unſchuld; Ludwig verzeiht ihr — was der Gemahl verzeihen kann, aber der Geſtrenge beleidigte Herzog verurtheilt ſie zur Enthauptung. — Zu ſpät bringt die erwachte Eliſabeth den eingeholten andern Brief Maria's an den Herzog. Der beſchließt, zur Sühne des Mordes, einen Kreuzzug nach Paläſtina: allein neue Gefahren drohen dem Lande; ein Bote Ottokars erſcheint mit dem Fehdebrief; der Kanzler eilt ihm entgegen, ſtürzt über die Hellebarte des Leibwächters Veit, dem er Strafe für eine Beleidigung gelobt hatte, und bricht den Hals, nachdem er vorher den Grafen Hirſchau des Verrathes, den er ſelbſt, wie ſich erweiſet, mit dem Böhmenkönig angeſponnen, beim Herzog angeklagt. Hirſchau wird zu Gnaden angenommen; der Herzog entſchließt ſich, ſeinem Gram und der Reue über ſeine Mordthaten zu gebieten, und, nachdem ihm Maria bei der Beerdigung verſöhnt und ſiegverkündend, nebſt dem Schlachtfelde von Mühldorf (welches alles ſonſt niemanden von den Anweſenden ſichtbar iſt, daher, bei etwaiger Aufführung des Stückes, wohl auch keiner der Zuſchauer ſehen darf) in Viſion erſchienen, im Sturm das Steuer wieder zu ergreifen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Literatur.

L'art de se faire aimer de son mari, par Eugène de Pradel, Paris, Bailleul ainé, 1823, (überſ. Leipzig bei Zirges 1824).

Wem die Liebe gelehrt werden muß, der wird ſie ſchwerlich lernen. Wir bemeiſtern die Liebe nicht, ſie bemeiſtert uns. Der Jude Philidor konnte ziemlich gut das Schach lehren und ſpielen, aber weder Horaz, noch Manſo, noch die ſalbungsreichen Ewalde und Eberharde, noch unſer Herr von Pradel haben je den muthwilligen Eros geſchulmeiſtert. Das vorliegende Werk, ein ächt franzöſiſches Produkt, lehrt in der That am allerwenigſten Liebe, nur Anſtand, feines Betragen, und wenn es wirklich auf Liebe zu reden kommt, ſo geſchieht es nur, um vor den Gefahren zu warnen, die dem Anſtand, dem feinen Betragen und der daraus fließenden Selbſtzufriedenheit von der Leidenſchaft der Liebe droht, iſt alſo, recht beſehn, eine Kunſt, nicht zu lieben. Hat man ſich aber erſt über die Liebe vertröſtet, ſo kann man übrigens das Buch recht geiſtreich, belehrend und unterhaltend finden. Treffende und feine Bemerkungen über die geſelligen Verhältniſſe, über den Charakter der Geſchlechter zeugen von dem Scharfblick des Verfaſſers. In ſeinem Tadel erhebt er ſich nicht ſelten zu wahrem Witz. Die Haltung ſeiner Anſicht und ſeines Styls iſt durchaus anſtändig, als eines geiſtreichen und humanen Franzoſen, der in den geſitteten Zirkeln eine Bürgerkrone wohl verdient. Sein Werk iſt ganz moraliſch. Sein Eifer dafür läßt ſich nicht verkennen. Er ſcheint mit dem ganzen Arſenal alter und neuer Schriftſteller über Weiber und Ehe ziemlich vertraut zu ſeyn, zitirt ſie häufig und bringt außerdem eine Menge ſehr intereſſanter Anekdoten herbei, um damit ſeine Urtheile zu bekräftigen. Dem gemäß können wir ſein Werk der Leſewelt mit vollem Recht empfehlen.

Zur Probe ein Zitat aus Moliere's Miſantropen:

Von Liebenden wird ſtets, was ſie gewählt, geprieſen;
Statt Fehlern ſehn ſie nur Vollkommenheiten.
Der Mann, der liebt, liebt immer eine Göttin.
Die Blaſſ' iſt ſchöner, als die Lilie,
Die Schwarz' iſt eine reizende Brunette;
Wie eine Tanne iſt die Magre ſchlank,
Die Dicke voller Würd' und Majeſtät;

Die Schmuzige, ſie ſey auch noch ſo häßlich,
Iſt eine ſchöne, wenn auch rohe Perle.
Die Allzugroße iſt ihm eine Juno,
Die Zwergin eine niedliche Sylphide.
Die Stolze dünkt ihm würdig einer Kron;
Die Liſtige hat Geiſt; die Dumm' iſt herzlich;
Die Schwätzerin hat herrlichen Humor;
Die Stumme nennt er ſittſam und verſchämt
So weiß der Liebende voll ſüßen Wahns
Den ſchönſten Namen für des Liebchens Mängel.

Auch folgende Anekdote ſcheint uns trefflich; Zur Zeit der Königin Maria von Medicis, wo Glaubenswuth und Aberglaube in Frankreich herrſchten, bediente ſich die Mehrzahl der Frauen, ſelbſt derer von hoher Geburt, der Talismane und magiſchen Liebestränke zur Befriedigung ihrer Leidenſchaften. Ein pfiffiger Charlatan, der ſeine Wohnung in einer Höhle des Kalvarisbergs aufgeſchlagen hatte, gründete ſein Glück auf die Leichtgläubigkeit der Frauen, und hatte für die, welche einen ſchlechten Haushalt führten, Geheimmittel, die, wie er ſagte, ihnen unfehlbar die Liebe ihrer Männer zu Wege bringen mußten. Seine Klugheit und die ſinnreichen Hülfsmittel, die er angab, hatten ihm ſo großen Ruf verſchafft, daß ſeine Einſiedelei ſtets von Preſthaften umringt war. Eines Tages verlangte eine Hofdame, deren Mann ſich, zur Vermeidung ihrer ihm läſtigen Geſellſchaft, großen Ausſchweifungen überließ, von ihm einen Zaubertrank, der die Kraft hätte, den Gatten wieder zurückzuführen. Der ſchlaue Wundermann fragte, ſeiner Gewohnheit nach, die bekümmerte Schöne aus, und wurde bald überzeugt, daß ihre Heftigkeit die wahre Urſache ihrer Leiden war. „Hier, gnädige Frau, haben Sie ein magiſches Waſſer, wodurch Sie die Liebe Ihres Gemahls und Ihr Glück wieder gewinnen werden; allein der gute Erfolg hängt davon ab, daß Sie meine Vorſchrift über den Gebrauch genau befolgen. So oft Sie eine Aufwallung von Zorn bei ſich ſpüren, tauchen Sie einen Strohhalm in dieſe köſtliche Flüſſigkeit, und ziehen ſo dreißig Tropfen, wohlgezählt heraus, die Sie alsbald, mit einem Glaſe Seinewaſſer vermiſcht, trinken müſſen. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß Sie in Jahresfriſt die ganze Liebe Ihres Gemahls wieder erhalten.“ Die Chronik ſchreibt, anfänglich habe es der Dame viel Mühe gekoſtet, ſich zu mäßigen; nach und nach aber ſey es ihr gelungen, und der Trank habe die von Chroniken verkündete wunderſame Annäherung bewirkt. — Wohlan, meine Damen, gebrauchen Sie daſſelbe Zaubermittel, wenn Sie den Bewegungen der übeln Laune und des Zorns unterworfen ſind! Wohl zu merken: dreißig Tropfen ein jedesmal! Sie verſtehen mich. Was den Zaubertrank anbelangt, ſo hat das Waſſer jedes erſten beſten Brunnens die erforderliche Wirkung, Sie ſanft wie Lämmer zu machen und Ihnen Verehrung zu gewinnen.

Miszellen.

In einer Reſidenzſtadt wurde einſt in der Schloßkirche das Miſerere von Sarti aufgeführt. Unten ſtanden eine Menge Offiziere in Parade. Oben über dieſen hatte der alte Staatsminiſter ſeinen Stand, welcher, indem er dazu eine ziemlich komiſche Figur machte, beim Gottesdienſt in einem pohlniſchen Gebetbuch beinahe laut zu leſen pflegte. Tags vorher war ein ſchlafender, ſchwarzer Pudel in die Loge eingeſperrt worden. Als der Miniſter die Thür aufſchloß, hineintrat und ſie wieder zumachte, bemerkte er mit ſeinem kurzen Geſicht dieſen nicht, öffnete das Fenſter, und fing, als man mit der Muſik in der Mitte war, und die feierlichſte Stille herrſchte, an zu leſen. Kaum hörte der Pudel die pohlniſchen Zauberformeln, ſo that er vor Angſt einen Satz zum Fenſter hinaus, und ſprang, ſchwarz wie der exerciſirte Satanas den Offizieren auf die Kopfe! Dem Miniſter fiel vor Schrecken die Brille von der Naſe, der Hof erſtaunte, die Helden fluchten und die ganze fromme Geſellſchaft brach in ein allgemeines Gelächter aus.

— Vor einigen Tagen ſah man in der Nähe von Alnwick ein ſeltſames Schauſpiel, das immer mit der Erlangung des Bürgerrechts dieſer Stadt verbunden zu ſeyn pflegt. Ungefähr vier Meilen von dieſer Stadt befindet ſich ein Teich, der Bürgerrechtsbronnen genannt, durch welchen von alten Zeiten her diejenigen hindurchgehen müſſen, die das Bürgerrecht dieſer Stadt erlangen wollen. Hievon wird durchaus nicht diſpenſirt. Der Teich iſt durch eigene Beamte dergeſtalt eingerichtet, daß dem Kandidaten ſein Gang möglichſt ſauer gemacht wird. Es befinden ſich viele Locher darin, ſo daß ihm das Eine Mal das Waſſer nur bis an die Knie reicht, während er das andere Mal ganz unterſinkt. Auch wird das Waſſer mit allem Fleiß zuvor trübe gemacht, damit der Kandidat ja nicht zuvor gewahr werde, an welchen Stellen ihm die Gruben gegraben ſind. Um dieſem Schauſpiel etwas Pikantes zu geben, muß das Koſtüm des Bürgerrechtskandidaten ganz weiß ſeyn. Nach dieſer Waſſerprobe legt derſelbe ſeine gewöhnlichen Kleider an und bereitet, in feierlicher Prozeſſion ſeine Beſitzungen. Würde er irgend einen Acker zu beſuchen vergeſſen, ſo wäre derſelbige dem Herzog von Northumberland verfallen, deſſen Haushofmeiſter den neuen Burger begleitet, um eine ſolche Unterlaſſung zu notiren. Die geſchichtliche Entſtehung dieſes ſeltſamen Gebrauchs iſt folgende. Als einſt König Johann durch dieſe Gegend zog, verſank er in dem Teich, und rettete ſich mit genauer Noth, indem er eine Stechpalme ergriff. Zur Strafe der Burger von Alnwick und zum ewigen Gedächtniß verordnete er hierauf, daß jeder, der das Burgerrecht dieſer Stadt erlangen wolle, zuvor durch dieſen Teich waten und eine Stechpalme vor ſeinem Hauſe pflanzen müſſe. Und dieſe Anordnung wird aufs gewiſſenhafteſte befolgt bis auf den heutigen Tag. Bei der letzten Feierlichkeit marſchirten, um dem König Johann gehorſam zu ſeyn, 14 Bürger durch den Moraſt.

— Die Einwohner der Inſel St. Johann haben unter andern ſeltſamen Gebräuchen auch den, von den Seeleuten, die bei ihnen landen, Namen zu begehren und Scherzes halber geben ſie ihnen gewöhnlich engliſche Namen vom erſten Rang. Als das letzte Schiff auf dieſe Inſel kam, bat der Herzog von Richemond demüthigſt, man möchte ihm doch Leinwand zu waſchen geben; Lord Eldon brachte Gemüße zum Verkauf; Lord Liverpool ſtahl ein Bret und der Herz. v. Bedford bettelte einen Nagel.

Gemälde aus dem Kriege zwiſchen Nordamerika und England in den Jahren 1812 — 1815.

(Fortſetzung.)

Die verſuchten Angriffe der Amerikaner auf Kanada hatten die Engländer über ihre eigentliche Gefahr belehrt, und ſie trafen Anſtalten, derſelben nicht nur zu begegnen, ſondern den ihnen gedrohten Streich den Amerikanern ſelbſt zu verſetzen. Sir Georg Prevoſt, der Statthalter in Oberkanada, hatte Verſtärkungen aus Europa erhalten; die Indianer waren zum größten Theil von den V. St. abgefallen und ſtritten in Gemeinſchaft und für das Intereſſe der Engländer. Auch hatten die Amerikaner keineswegs noch die Oberhand auf den Seen, namentlich dem Erieſee nicht, welches doch ſo wichtig für die Operationen des General Harriſon war.

Indeſſen that dieſer unermüdete Feldherr alles, um das Vordringen der Engländer und die Raub- und Verwüſtungszüge der Indianer zu hindern. Er beſetzte und befeſtigte die alten Forts, und legte neue an, wo es nothwendig war. Sein Hauptaugenmerk war immer auf die Ausführung des zwar mißlungenen, aber an ſich trefflichen und nur ſchwieriger gewordenen Planes gerichtet. Der General Wincheſter, welcher die Vorhut des Nordweſtarmeekorps befehligte, ſtand noch immer bei dem Fort Defiance mit 800 Mann, meiſt Kentuckiern aus den beſten Familien. Da erſchienen die Einwohner von Frenchtown, einem Dorfe am Fluße Raiſin, und baten den General dringend um Hülfe gegen den anrückenden Feind. Er gewährte dieſelbe, ſchickte zuerſt die Oberſten Lewis und Allen ab mit einem kleinen Korps und folgte mit dem Reſt der Truppen ſelbſt. Die Oberſten Lewis und Allen vertrieben den Feind aus Frenchtown, noch ehe er ſich daſelbſt befeſtigen konnte. Als der General ſelbſt gekommen war, wurde eine Verſchanzung aufgeworfen und in dieſelbe 600 Mann gelegt; ein Beobachtungskorps von 150 Mann ſtand außerhalb der Paliſaden. Der engliſche General Proctor, welcher ſeinen Vortheil erſah, that einen ungeſtümen Angriff mit 1500 Mann, meiſt Indianern. Eine Batterie von 6 Kanonen richtete er gegen die Verſchanzungen; das kleine Detaſchement außerhalb derſelben konnte nicht widerſtehn, es mußte weichen und ſuchte ſich auf das andere Ufer des Fluſſes (er war zugefroren) zu retten. Aber die Engländer bedrängten es zu hart; es mußte ſich ergeben. Noch ehe dies geſchehen, raffte der General Wincheſter 100 Mann zuſammen, um dem hart bedrängten Korps zu Hülfe zu eilen; es war zu ſpät: auch er theilte deren Schickſal. Die innerhalb den Paliſaden wehrten ſich verzweifelt und ſchlugen drei Mal den weit überlegenen Feind zurück. Sie ergaben ſich erſt, als ihr gefangener General ſie ſelbſt dazu ermahnte, und unter der Bedingung, daß ſie nicht den wilden Indianern zur Bewachung übergeben würden. Dennoch geſchah es nicht nur gegen die heiligſten Verſprechungen der Engländer, ſondern auch gegen die Menſchlichkeit. Wir übergehen die ſchrecklichen Szenen, welche nun erfolgten, und ſagen blos, daß faſt alle Gefangenen eines ſchrecklichen Todes ſtarben. Ganz Kentucky war in Trauer; denn ſeine beſten und tapferſten Söhne waren gefallen.

Harriſon hatte mit Schmerz die Bewegungen des General Wincheſter wahrgenommen, und, ſein Unglück ahnend, ihm Hülfe zugeſchickt, welche aber zu ſpät kam. Durch dies Unglück war die Ausführung ſeines Planes wieder auf lange hinaus verzögert. Er hatte nun nichts angelegentlicheres zu thun, als die allenthalben bedrohten Forts zu ſchützen. So eilte er zum Schutze des Forts Meigs, das er erſt angelegt und zu Ehren des Statthalters von Ohio alſo genannt hatte, mit 1200 Mann herbei, und vertheidigte es ſo lange, bis der General Clay Verſtärkung brachte. Dieſer fuhr mit 1200 Kentuckiern den Fluß Miami hinunter, und erhielt Befehl, 800 Mann am rechten Ufer ans Land zu ſetzen, damit ſie alſogleich die engliſchen Batterien daſelbſt angriffen. Der Oberſt Dudley, einer der geachtetſten Männer in ganz Kentucky, führte die tapfere Schaar, welche den ſchmachvollen Tod ihrer Brüder an den Engländern rächen wollte. Sie erſtürmten die Batterien, dem Fort gegenüber, von wo ſie durch einen wohlberechneten Ausfall unterſtützt wurden, und warfen alles in die Flucht; bald war kein Feind mehr auf dieſer Seite zu ſehn. Dudley ließ zum Rückzug blaſen; aber die Hitze der Seinigen war nicht zu bändigen, ſo ſehr er bat und drohte. Der rieſenmäßige Tecumſeh, ein Haupt der Indianer, hatte den Verfolgern einen Hinterhalt gelegt. Alsbald ſahen ſie ſich von tauſend Tomahawks rings bedroht. Ein mörderiſcher Kampf begann. Kaum 50 Amerikaner entkamen; die übrigen waren gefallen, verwundet oder gefangen. Der tapfere Dudley hatte ſich neben dem Indianer gebettet, der ihm den Todesſtreich gegeben; er erlegte ſeinen Mörder noch mit eigner Hand und fiel neben ihm nieder. Der Tod Dudleys und ſo vieler Tapfern verſetzte Kentucky abermals in große Trauer. Indeß war das Fort gerettet, und die Engländer genöthiget, die Belagerung aufzuheben,

Sobald der Frühling des Jahrs 1813 gekommen war, zeigte ſich bei dem Nordarmeekorps unter dem Oberbefehl des General Dearborn große Thätigkeit. Es war der Entſchluß gefaßt worden, York, die Hauptſtadt von Oberkanada, zu nehmen. Die Ausführung dieſes wichtigen Unternehmens ward dem General Pike übertragen, der ſich dieſe Ehre vom Oberfeldherrn ausdrücklich erbeten hatte. Der Kommodore Chauncey nahm die Truppen an Bord ſeiner Schiffe, und legte ſich bei den Ruinen von Torento, zwei Meilen von York, vor Anker.

Der engliſche General Schnaffe ſuchte mit der ganzen Garniſon von York, die aus 750 Weißen und 500 Indianern beſtand, zu denen noch ein Korps Grenadiere und Tirailleurs ſtieß, die Landung der Amerikaner zu hindern. Nichts deſto weniger gewannen der Major Forſythe mit ſeinen Jägern das Ufer und gerieth mit dem Feinde in ein hitziges Treffen. Nun landete der General Pike ſelbſt und der Major King folgte mit dem Reſt der Truppen. Auf allen Seiten wurden die Engländer zurückgeworſen, und mußten ſich nach hartem Kampfe zum Rückzug bequemen. General Pike formirte aus ſeinen Truppen eine einzige Kolonne, deren Flügel die Jäger des Major Forſythe deckten und trat ſeinen Marſch gegen York an. Alle Schwierigkeiten wurden glücklich überwunden, bis das kleine Heer in die Nähe eines eingehegten Platzes kam, wo die Kaſernen und Magazine ſtanden. Der General machte Halt, und ſchickte den Lieutenant Riddle ab, den Ort zu rekognoſziren, weil er hinter dem ſchnellen Rückzuge der Engländer eine Schlinge gewahrte. Indeſſen hob der edle Pike einen verwundeten Engländer mit eignen Armen auf, der ſich in einer gefährlichen Lage befand, und ſetzte ſich dann auf einen Baumſtamm, um einen gefangenen Sergeanten auszuforſchen, als man auf einmal eine ſchreckliche Exploſion vernahm. Die Magazine, welche in der Nähe der Kaſernen und über 100 Schritte von den Amerikanern entfernt waren, ſprangen in die Luft; 500 Pulverfäſſer hatten ſich auf einmal entzündet und erfüllten die Luft mit Steinen und Trümmern und feurigen Maſſen, die von allen Enden her auf die Truppen herabfielen und mehr als 200 Mann tödteten oder verwundeten. Der tapfere und unglückliche General Pike war unter den tödtlich Verwundeten. Die ganze Kolonne ward in dem ſchrecklichen Moment auseinander geriſſen, doch ſammelte ſie ſich bald wieder, und das Nationallied: Yanked doodle anſtimmend, marſchirte ſie muthig vorwärts in geſchloſſenen Reihen: rings ertönte der Wiederhall von dem lauten Rufe der Wuth und Rache. Mitten unter ſchrecklichen Qualen, die ihm ſeine Wunden verurſachten, behielt der General Pike ſeinen Heldeneifer noch bei: „Vorwärts, meine braven Freunde, rief er, rächt euern General!“ Dies waren ſeine letzten Worte; ſie übten eine unwiderſtehliche Gewalt auf die Herzen ſeiner Krieger aus. Einige Soldaten trugen ihn ans Ufer; unterwegs vernahm er den Siegesruf ſeiner Tapfern; das war Labſal für ſeine letzten Augenblicke. Als er auf ein Schiff gebracht worden, brachte man ihm ein feindliches Panier: Da erglänzten ſeine Augen zum letzten Mal in ihrem alten Feuer, und er winkte, daß man daſſelbe unter ſein Haupt lege und ſtarb ruhmvoll auf den Trophäen des Siegs.

Der Oberſt Pearce, als der älteſte Offizier, übernahm nun das Kommando der Truppen. Er rückte vor die Stadt York, welche kapitulirte, und die Amerikaner nahmen von derſelben Beſitz. Muſterhaft war ihr Betragen und ihre Mannszucht in der feindlichen Stadt; alles Privateigenthum ward auf das ſorgfältigſte geſchont, nur vom Staatsgut nahm man Beſitz. Die Obrigkeiten der Stadt ſahen ſich veranlaßt, wegen der trefflichen Aufführung der Amerikaniſchen Truppen dem Obergeneral Dearborn öffentlichen Dank abzuſtatten. Dies war die Rache der Amerikaner an den Engländern, welche unter den Ruinen der Magazine die Truppen hatten begraben wollen, die ſie im offenen Felde nicht überwinden konnten!

Dies war die erſte glänzende Waffenthat der Amerikaner in dieſem Kriege geweſen; doch verließen ſie York ſchon am 1. Mai; nur die Flotte blieb bis zum 8. Das nächſte Augenmerk war nun auf die Einnahme der Forts George und Erie gerichtet und erſteres ward durch die Tapferkeit der Amerikaner genommen; dagegen verloren ſie in einem nächtlichen Treffen, das in der Nähe der Bai von Burlington vorfiel, zwei Generale, Chandler und Winder, die in feindliche Gefangenſchaft geriethen. Während die Amerikaner ihre Aufmerkſamkeit auf York und das Fort George gerichtet hatten, drohte ihrem wichtigſten Platze am Ontario-See, nämlich Sackets-Harbour, große Gefahr. Dort waren alle ihre Vorräthe für den Land- und Seekrieg aufgehäuft, der Verluſt dieſes Platzes wäre von unberechenbarem Schaden geweſen. Schon verſuchte Sir James Yeo, der 1000 Mann an Bord hatte, eine Landung; aber die Batterien der Amerikaner hinderten ihn daran, bis auf einmal die Milizen, welche die Landung wehren ſollten, wie von paniſchem Schrecken ergriffen, ſich auf die Flucht wandten. Sir George Prevoſt, der dieſen Plan entworfen hatte, eilte nun, ihn auszuführen, landete, und rückte eilig gegen die Kaſernen vor: Sackets-Harbour ſchien verloren. Aber einzelne Korps der Amerikaner wehrten ſich verzweifelt und machten dem Feinde jeden Fußbreit Landes ſtreitig, obwohl derſelbe ihnen an Zahl ſo ſehr überlegen war. Der General Brown hielt ihn durch eine wohlangebrachte Kriegsliſt auf, er belebte die Milizen mit friſchem Muthe und rettete den wichtigen Platz. Sir George Prevoſt mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Glücklicher waren die Engländer in ihren Unternehmungen gegen Plattsburg und Swanton am Champlain-See, wo ſie ſich faſt ohne Widerſtand dieſer Plätze bemeiſterten, aber ihr Daſeyn auch mit den grauſamſten Exzeſſen bezeichneten; ſie plünderten und zerſtörten nicht blos das Staatsgut, auch Häuſer und Werkſtätten der Privaten gaben ſie den Flammen preis. Dieſe unnütze Grauſamkeit diente nur dazu, die Gemüther noch mehr zu erbittern. Die Amerikaner übten jedoch kein Vergeltungsrecht, ſelbſt als ſie York zum zweiten Male eingenommen.

Im Nordweſten hatten die Waffen der Engländer noch immer das Uebergewicht; ſie hatten ſich auf dem feindlichen Gebiete feſtgeſetzt, und um ſich deſſelben zu verſichern, dachten ſie daran, ſich aller Forts an den Mündungen der Flüſſe, die ſich in den Erie-See ergießen, zu bemeiſtern. Sie wandten ſich, bald nach dem mißlungenen Angriff auf das Fort Meigs, gegen das, welches an der Mündung des Sandusky erbaut iſt. Die Garniſon dieſes Forts beſtand aus 160 Mann, und ihre Artillerie aus einem einzigen Sechspfünder. Da der Platz nicht haltbar ſchien, hatte der Obergeneral Harriſon dem Kommandanten die Weiſung ertheilt, bei der Annäherung des Feindes das Fort zu räumen. Aber der Major Croghan, ein Jüngling von 21 Jahren, der die Beſatzung befehligte, dachte, daß es ehrenvoll ſey, die Vertheidigung des Platzes zu verſuchen und wußte dieſen Geiſt auch ſeinen Kriegsgefährten einzuflößen. Zuerſt ließ er einen Graben, 6 Schuh tief und 9 breit, um die Feſtungswerke ziehen, die nur aus einer Paliſadenwand beſtanden und keinen Schutz gegen ein wohlgerichtetes Feuer gewähren konnten.

Am 1. Auguſt kam General Proctor heran mit 500 Weißen, 700 Indianern und Fahrzeugen mit Kanonen. Er beſetzte alle Poſten, wo ein Rückzug möglich geweſen wäre, und forderte den Platz auf, ſich zu ergeben. Die Antwort war: daß die Amerikaner einen Platz zu vertheidigen wüßten, der ihrer Hut ſey anvertraut worden. Sogleich ließ General Proctor ſeine Artillerie von der Flottille und die Haubitzen vom feſten Lande ſpielen; das Feuer dauerte die ganze Nacht und begann mit Anbruch des Tages mit neuer Wuth, ohne jedoch bedeutenden Schaden anzurichten. Nachmittags richteten die Engländer ihr Feuer gegen den nordweſtlichen Winkel des Forts, um dort eine Breſche zu machen. Aber Croghan, der dieſe Abſicht bemerkte, bedeckte die Paliſaden mit Sand- und Mehlſäcken und ließ ſeine einzige Kanone, die noch keinen Schuß gethan, in dieſe Gegend bringen, und ſtark mit Kartätſchen laden. Während des ſchrecklichen Feuers that der engliſche General auf verſchiedenen Seiten des Forts falſche Angriffe, um die kleine Garniſon zu theilen und zu ſchwächen. Indeſſen war der Oberſt Short mit einer Kolonne Engländer bis auf 20 Schritte gegen den nordweſtlichen Winkel des Forts vorgerückt, wo man eine Breſche geſchoſſen zu haben glaubte; der dichte Pulverdampf hatte den Amerikanern dieſe Gefahr bisher verborgen. Ein mörderiſcher Angriff geſchah; das trefflich unterhaltene Gewehrfeuer der Amerikaner brachte Unordnung in die Kolonne. Der Oberſt Short ſammelte ſie alsbald wieder; „Folgt mir, rief er, kein Pardon den verdammten Amerikanern!“ So drang er wüthend vorwärts. Da ließen die Amerikaner ihre Kanone ſpielen: die Engländer ſtoben auseinander, da ihr Anführer, Short, in den vorderſten Reihen gefallen. Doch ſammelten ſie ſich noch einmal, voll Scham, von einer Handvoll Amerikaner zurückgeſchlagen zu werden. Vergeblich war ihr zweiter Angriff; das Musketenfeuer der Amerikaner und ihre Kanone verbreiteten abermal Tod und Flucht. Der wilde und ſtolze Proctor zog am folgenden Tage ab, nachdem er über 200 Mann verloren; die Amerikaner hatten nur einen Todten und 7 Verwundete. Die Sieger waren eben ſo menſchlich als tapfer; ſie holten die verwundeten Engländer vom Kampfplatze, die Proctor zurückließ, und pflegten ſie, als ob es ihre Brüder geweſen. So hat Croghan ſeine Verantwortlichkeit gelöſt, daß er auf der Vertheidigung des Forts gegen den Willen des Obergenerals beſtanden. Er wurde zum Oberſtlieutenant befördert und die Frauen von Chilicotte verehrten ihm einen prächtigen Degen.

Die Engländer gaben nun die Bezwingung der Forts auf, bis ſie Meiſter des Erie-Sees wären. Hier entſtund noch ein ſchwerer Kampf. Die Amerikaner hatten eine Flotille von 9 Fahrzeugen und 54 Kanonen auf dem See, worunter ſich nur 2 Briggs, jede von 20 Kanonen, befanden; die engliſche dagegen zählte nur 6 Fahrzeuge, aber 65 Kanonen und 2 Haubitzen; die Engländer hatten alſo den Vortheil; denn ihre Schiffe waren beſſer bemannt und ſtärker. Dennoch ſuchte der Kommodore Perry den Feind auf, der nicht lange zögerte und ſich zum Kampf bereitete. Der Kommodore Barclai führte die engliſche Flottille an; mit 2 Schiffen und 38 Feuerſchlünden griff er die Brigg an, worauf ſich Perry befand. Das Feuer war mörderiſch während zwei Stunden; die Amerikaner hatten den härteſten Stand, ihre Kanonen waren demontirt, und die Schiffsmannſchaft bis auf 4 oder 5 Mann lag todt oder verwundet. In dieſer Noth ſtürzte der Kommodore Perry in ein Kanot, um ſeine andere Brigg zu erreichen. Er ſah es noch, wie das Schiff, das er ſo eben verlaſſen, die Flagge ſtrich; jetzt führte er ſeine übrigen Schiffe gegen die feindliche Linie. Er durchbrach ſie mit außerordentlicher Kühnheit; er hatte ſich mit ſeiner Brigg mitten unter die feindlichen Schiffe gewagt, indem er ein mörderiſches Feuer zu beiden Seiten machte, und griff eine Goelette von 13 Kanonen und 2 Haubitzen mit ſolchem Ungeſtüm an, daß ſie alsbald die Flagge ſtrich. Die Engländer wehrten ſich verzweifelt, beſonders die Offiziere, und vor allen der Kommodore Barclai, der bei Trafalgar einen Arm verloren hatte. Aber nach einem heißen Kampfe von 3 Stunden war die ganze engliſche Flottille in der Gewalt der Amerikaner mit 600 Gefangenen, eine Truppenzahl, welche die auf den amerikaniſchen Schiffen bei weitem überſtieg. Der Bericht, welchen Kommodore Perry über die Seetreffen abſtattete, war im altrömiſchen Sinn: Wir habe den Feind begegnet, ſchrieb er, und er iſt unſer.“ Ueber di ächt menſchliche, einem Helden gezienende Behandlung der Gefangenen gab der feindliche Anführer (Barclai) ſelbſt das rühmlichſte Zeugniß. Das Betragen des Kommodore Perry, ſchreibt er, gegen die Gefangenen wäre allein ſchon hinreichend, ihm bleibenden Ruhm zu verſchaffen.

Dieſer Sieg, den die Nation mit Freudenfeſten feierte, mache die Amerikaner zu Herren des Erie-Sees. Es handelte ſich jet nur darum, den Feind aus dem Gebiete der V. St. ganz z verjagen und den Krieg in ſein Land zu ſpielen. In den Staten Ohio und Kentucky, die dem Kriegsſchauplatz am nächſt waren, herrſchte auch der größte patriotiſche Eifer. Dort hätte ſich alles in Maſſe erhoben, wenn es erforderlich geweſen wäre. Auf den Ruf des Statthalters von Ohio erſchienen 15,000 Freiwillige, vollſtändig gerüſtet und bewaffnet. Kaum hatte der ehrwürdige Schelby, einer der Helden der Revolution, der Neſtor der amerikaniſchen Heere und Statthalter in Kentucky, verkündiget, daß er ſich ſelber an die Spitze ſeiner Mitbürger ſtellen wolle, um die Angriffe des übermüthigen und grauſamen Feindes zurück zu ſchlagen, als eine ſolche Menge Freiwilliger ſich zu ihm drängte, daß er ſich zu der Erklärung genöthiget ſah: 4000 Mann ſeyen ihm genug.

Dieſe Verſtärkungen ſetzten den General Harriſon in den Stand, die ſo oft unterbrochenen Operationen gegen Oberkanada zu beginnen. Er ſchickte ein Korps Kentuckier unter dem Oberſten Johnſon gegen Detroit; er ſelbſt ſchiffte ſich mit Schelby und den übrigen Truppen ein, und landete bei dem engliſchen Fort Malden, welches die Engländer räumten und zerſtörten, da ſie ihren Ruckzug längs den Ufern des Thames antraten. Harriſon und Schelby verfolgten ſie nur mit 3,500 Mann. Perry, der den Seeſieg erfochten hatte, und neue Lorbern zu Lande ärnten wollte, ſchloß ſich in der Eigenſchaft eines bloßen Freiwilligen an den Zug an, ähnlich der Sitte römiſcher Generale, welche oftmal, ohne öffentlichen Charakter, als bloße Privatperſonen in den Heeren der Republik dienten. Nach einigen Tagen ward der Feind ereilt, der ſich zur Schlacht rüſtete. Procter lehnte den linken Flügel ſeiner Truppen an den Fluß Thames, der überdieß noch durch eine zahlreiche Artillerie geſchützt war; der rechte Flügel, wo die Indianer unter dem gewaltigen Tecumſeh ſtanden, lehnte ſich an einen Moraſt und undurchdringliches Buſchwerk. Zuerſt durchbrach die Reiterei der Amerikaner die Reihen der Engländer und formirte ſich am Rücken derſelben, ſo daß dieſe zwiſchen zwei Feuer geriethen. Da ſich die Engländer in dieſer gefährlichen Stellung unmöglich halten konnten, ergaben ſie ſich auf Diskretion. Am linken Flügel aber ſtürzte Tecumſeh mit ſolchem Ungeſtüm auf die braven Kentuckier, die Schelby befehligte, daß ſie zu wanken begannen. Sie ſammelten ſich bald wieder, und ein heißer Kampf begann, da die Indianer entſchloſſen ſchienen, zu ſiegen oder zu ſterben. Tecumſeh durchflog mit ſeiner ermuthigenden Stimme die Reihen; um ihn hatten ſich die Tapferſten gedrängt. Da drang der Oberſt Johnſon auf ihn ein; er war zu Pferd und an ſeiner Uniform kenntlich. Alle Schüſſe zielten nur auf ihn. Sein Helm und Mantel waren von Kugeln durchlöchert; er und ſein Pferd mit Wunden bedeckt. Da nahte Tecumſeh, um ihm den Todesſtoß zu geben; aber Johnſon ſtrengte alle Kräfte an, und alsbald lag Tecumſeh unter den Todten. Der Fall des Führers ſchreckte und entmuthigte die Indianer, ſie flohen; den Amerikanern blieb der Sieg. Die Indianer haben darauf um Frieden angeſucht und ihn erhalten; ihre Kriegsdienſte, die ſie anboten, nahm man nur unter der Bedingung an, daß ſie ihrer barbariſchen Kriegsgewohnheit entſagten und ſich in allem an das Beiſpiel der Amerikaner hielten. Harriſon bewirkte nun glücklich ſeine Verbindung mit dem Zentralarmeekorps zu Buffaloe.

(Fortſetzung folgt.)

Schauſpiele von Auguſt Graf von Platen Hallermünde.

Erſtes Bändchen. Erlangen, Verlag von Karl Heyder 1824.

Wie? unter dieſer kupfernen erbärmlichen Scheidemünze von neueſten Originalwerken, unter dieſen meſſingenen Rechenpfennigen von Konkokt- und Plagiatwerken, wie ſie auf den großen Wechslertiſchen der Leipziger Meſſe zirkuliren, auch wieder einmal ein Goldſtück? Und dürfen wir erſt kopfſchüttelnd fragen, wie wenig ein Karat, wie viel darin Beiſatz, wenn da nur wirklich Gold iſt? Dies geſtehn wir gern, gefunden zu haben. Im Allgemeinen gehört Graf Platen zur romantiſchen Schule. Hier hat er in einem dramatiſirten Mährchen: Der gläſerne Pantoffel, und in einer dramatiſirten Novelle: Berengar, verſucht, hinter Shakespeare, Gozzi und Tieck Platz zu nehmen. Schon dieſe Richtung ſeines Geſchmacks iſt ſelten und erfreulich. Ein ſchönes Talent berechtigt ihn dazu. Die Mängel ſeiner Poeſie ſcheinen wenigſtens nicht aus Ohnmacht, ſondern nur aus Irrthum zu fließen.

Das erſte Schauſpiel, der gläſerne Pantoffel, ſchmilzt das bekannte Mährchen von der Aſchenbrödel mit einem andern eben ſo bekannten von der durch einen Spindelſtich verzauberten Prinzeſſin in ein gefälliges Ganze zuſammen. Ein König erſcheint mit ſeinen zwei Söhnen. Der eine, Diodat, iſt ſterblich in ein Bild verliebt, das er von ungefähr gefunden, und das eine Jungfrau darſtellt, die laut der Inſchrift — ſchon vor hundert Jahren geſtorben iſt. Mit ſeiner hoffnungsloſen Liebe irrt er ſchwermuthsvoll durch Felder und Wälder. Der andere, Aſtolf, iſt noch freien Herzens. Der Vater beſchließt, beiden Gemahlinnen zu geben, und ſein Auge fällt auf zwei ſchöne Fräulein, Cephiſe und Urſula, die Töchter des Carmoſines, eines ſeiner Edelleute. Die jüngere Schweſter dieſer beiden iſt die berühmte Aſchenbrödel, an Geiſt und Schönheit beiden überlegen, aber verachtet und zur Dienſtbarkeit herabgewürdiget, weil ihr natürliches Weſen, ihre demuthsvolle Weiblichkeit, ſich niemals zu der Koketterie, Vornehmigkeit und Ueberbildung der andern Schweſtern erheben kann. Am Hofe ſpielt der Narr Pernullo und bei den drei Schweſtern der Schauſpieler Hegeſippus den humoriſtiſchen Kontraſt des Scherzes gegen den Ernſt, und wenn ſie beide zuſammenkommen, ſucht wieder Scherz den Scherz zu vertreiben. Der König eröffnet einen großen Ball, auf dem die beiden ältern Schweſtern ihr Licht leuchten laſſen ſollen. Pernullo erſcheint als Juwelier, ihnen Schmuck anzubieten. Aſchenbrödel, durch einen joſephiniſchen Traum entzückt, möchte gern von der Herrlichkeit des Hofes koſten, muß aber daheim bleiben. Da ruft ſie ihre Pathe, die ſchöne und mächtige Fee Chryſolide, zum Beiſtand, die ihr auch ſogleich Gewänder, Schmuck und Equipage der reichſten Königin verſchafft. Indem kommt aber Diodat auf ſeiner Wanderung verirrt und hält Aſchenbrödel auf, doch gelingt es ihr durch die Erzählung eines Mährchens, den müden Wanderer in Träume und Schlaf zu wiegen. Dieſes Mährchen iſt die Geſchichte der Prinzeſſin, die durch einen Spindelſtich verwundet, ſo lange im todtenähnlichen Zauberſchlafe begraben liegen muß, bis ein Prinz ſich findet, der ſich in ſie verliebt, obgleich er ſie als eine Todte nie zu beſitzen hoffen darf. So bald Diodat entſchlummert iſt, eilt Aſchenbrödel auf den Ball, wo ihre Schönheit urplötzlich Alles überſtrahlet. Neid und Verwunderung kämpfen in Carmoſines und den Schweſtern. Der Prinz Aſtolf verliebt ſich auf der Stelle und auch das kleine Aſchenbrödel fühlt ſich von dem bewußten elektriſchen Strahle getroffen. Darüber verſäumt ſie faſt die Mitternachtsſtunde, in welcher ihre Herrlichkeit verſchwinden ſoll. Kaum hat ſie Zeit zu entfliehen, und einer ihrer kleinen gläſernen Pantoffel bleibt auf der Flucht zurück. Aſtolf ſchwört, die Verſchwundene zu ſeiner Gemahlin zu wählen, und ſendet Pernullo mit dem gläſernen Pantoffel aus, den Fuß dafür zu ſuchen. Er kommt auch zu Carmoſines, und Aſchenbrödel giebt ſich zum allgemeinen Erſtaunen als die Beſitzerin des Pantoffels zu erkennen. Sie wird im Triumphe dem Königsſohne zugeführt. Zugleich ſteht die weiſe Fee auch dem Diodat bei, in ein verzaubertes Schloß zu dringen, worin er das Original ſeines geliebten Bildes, das niemand anders iſt, als jene verwünſchte Prinzeſſin, in ihrem Schlummer findet, den Zauber löst und durch ihre Liebe ebenfalls glücklich wird.

Man weiß, daß das alte bekannte Mährchen von der Aſchenbrödel ungleich reichhaltiger iſt, als es erſcheint. Hier iſt es offenbar ſo zuſammengedrängt, um auf einer Bühne wirklich dargeſtellt zu werden. Die Poeſie für dieſen Nebenzweck zu beſchränken, finden wir etwas bizarr. Indeß erſcheint das Ganze des Dramas doch in dieſer Geſtalt angenehm gerundet, und wer die reichere Sage nicht kennen ſollte, wird nichts vermiſſen. In dieſer Einheit des Stückes ſelbſt aber erſcheint die Ballsſzene zu kurz und leer gegen minder bedeutende Auftritte. Auch das Herumreiſen Pernullos mit dem Pantoffel mißfällt. Mag es die Zartheit und den Stolz unſerer heutigen Damen beleidigen, wenn das alte Mährchen berichtet, der König habe den Pantoffel am Hofe behalten, und die jungen Mädchen aller Stände ſeyen ſchaarenweiſe ſelbſt herbeigeſtrömt, um ihn zu probiren, ſo bleibt es doch immer eine ergötzliche poetiſche Szene, und wir begreifen nicht, wie das ſchuſtermäßige Herumreiſen des Pernullo, das ganz unpoetiſch iſt, irgend anſtändiger ſeyn ſollte. Ueberhaupt iſt die ganze Sache ja ein Mährchen, und wenn unſere Damen uns verſichern, daß, eben ſo wenig, als je ein ſo liebenswürdiger Prinz exiſtirt habe oder exiſtiren werde, das ſchöne Geſchlecht einer ſolchen Verſuchung jemals unterlegen ſey oder unterliegen könne, ſo hat wenigſtens der Vorderſatz ſeine Richtigkeit.

Der Dichter ſpricht ungebunden in Verſen und Proſa. Ein Beiſpiel von dem Ernſt in Verſen und von dem Scherz in Proſa mag von dem Styl des Ganzen Zeugniß geben. Traum der Aſchenbrödel:

Ich ſtand im Traum in einem Roſengarten
Beſchützt von Linden, hohen, grandioſen,
Sie neigten ſich wie rieſige Standarten
Und Heſper ſchien mir von des Himmels Warten
In ſeiner Locken Glanz herabzukoſen,
Doch ſtand er hoch, in ungeheurer Ferne,
Der lieblichſte, der goldenſte der Sterne.
Doch als ich lange mich an den gelinden,
Den ſüßen Spielen der Natur erfreute,
Da ſchien das Ganze plötzlich zu verſchwinden
Als ob es mir verwandelt ſich erneute:
Wie Glockenſpiele rankten alle Linden
Die Blüthen hin und her, der Lüfte Beute,
Und alle Zweige ſchienen, von den Schwingen
Des Winds bewegt, melodiſch nur zu klingen.
Da ſchienen ſich die Roſen zu entfalten,
Sie wuchſen hoch empor, wie ſtolze Bäume,
Bis ſie am Ende ſich in Frau'ngeſtalten
Verwandelten, und füllten alle Räume,
Sie ſchienen Tänze rings um mich zu halten,
Und küßten dienend meines Kleides Säume,
Ja, Heſper ſenkte ſich von ſeinem Throne
Mir auf das Haupt, als eine goldne Krone.

Geſpräch zwiſchen Pernullo und Hegeſippus. Pernullo: Sie ſind Schauſpieler, mein Herr? Hegeſippus: Zu dienen, mein Herr! Pern.: Welche Rollen ſpielen ſie gewöhnlich? Heg.: Ich ſpiele den Romeo, den Othello. Pern.: Ihr Geſicht iſt — breit genug für einen Mohren. Heg.: Schon wieder Anzüglichkeiten, Herr Juwelier? Pern.: Sie fühlen ſich alſo von mir angezogen? Heg.: Ich würde es fühlen, wenn Sie mein Schneider wären. Pern.: Ich würde mich dazu brauchen laſſen, aber ich fürchte, Ihnen Manches zu verſchneiden Heg.: Sie ſcheinen ſelbſt ein Verſchnittener, mein Herr! Pern.: Woraus ſchließen Sie das, mein Herr? Heg.: Aus Ihrer Stimme, mein Herr, aus Ihrer Stimme! Pern.: Ich glaube wohl, daß ich zu ſein für Sie geſtimmt bin. Heg.: Es würde Ihrem Witz zu Gute kommen, wenn Sie einen Ton tiefer geſetzt wären. Pern.: Mein Witz ſcheint Ihnen zu ſeicht, mein Herr? Heg.: Allerdings, mein Herr, er iſt eine Sandbank. Pern.: Eine Sandbank, an der Sie noch ſcheitern werden. Leben Sie wohl, und Glück auf die Seereiſe! Heg.: Ebenfalls! An Wind wird es Ihnen nicht fehlen. Pern.: (indem er gehen will) Es iſt doch ſchön, Einen zu finden, der Einem Stand hält! Heg.: der Stand eines Juweliers, mein Herr — Pern.: Der Stand eines Schauſpielers — Heg.: Getrauten Sie ſich einen Schauſpieler zu machen? Pern.: O ja, wenn ich verheirathet wäre. Heg.: Ich meine, ob Sie wagen würden, einen Schauſpieler vorzuſtellen? Pern.: Vorzuſtellen? O ja, ſogar dem Könige, mein Herr!

Die zu öftere Wiederholung dieſes Wortſpielwitzes, das ſich immer auf das Vorhergeſagte bezieht, und der faſt allein den Witz Pernullos ausmacht, der durch das ganze Stück und ſogar in die benachbarte Komödie hinüberläuft, mag dem Dichter billig als ein einſeitiges Ueberſchreiten des Maaßes angerechnet werden. Seine witzigen Perſonen werfen ſich immer nur den einen gleichen Ball des Witzes zu; bei Shakeſpeare zirkuliren ſo viel Bälle, als Perſonen den witzigen Kampf führen. Das macht, es iſt jede ein Charakter mit einem charakteriſtiſchen Witz, während Pernullo und Hegeſippus zuſammen nur der eine und einſeitige Witz des Dichters ſind.

Die zweite Komödie, Berengar, iſt im Geſchmack der italieniſchen Novelle. Loredano, ein Lombardiſcher Ritter, ſieht ſich genöthigt, ſeine ſchöne Tochter Flordelis dem Birbante, Sohn des Pandolf, ſeines Gläubigers, zu verleben, um nicht ins äußerſte Elend geſtürzt zu werden. Flordelis liebt aber Guido, einen wackern jungen Diener ihres Vaters, und haßt den Birbante wegen ſeiner unmännlichen Feigheit und Prahlſucht. Derine, die Zofe, ſpielt hier die Rolle des Pernullo. Wirbante erſcheint, rückkehrend von einem Turniere, als gemeiner Bramarbas. Flordelis erſinnt eine Liſt, ihn los zu werden, indem ſie ihm eine goldene Spange giebt, die er als Zeichen von ihr auf dem Helme tragen und ſich nicht entreißen laſſen ſollte, bei Verluſt ihrer Liebe. Darauf hüllt ſie ſich ſelbſt in Stahl und Waffen, und eilt ihm nach in den Wald, wo er eben beſchäftigt iſt, ſich Scharten in das Schwerdt zu wetzen, und den Schild zu durchhauen, um nachher mit den Spuren des Kampfes zu prahlen. Flordelis überraſcht ihn, giebt ſich für den Ritter Berengar und Herrn des Waldes aus und fordert ihn trotzig zum Kampfe. Er zittert, fleht um ſein Leben und giebt zum Preis deſſelben die Spange her. Indem kommt Guido, beſorgt für Flordelis, die er vermißt hat. Auch er erkennt ſie nicht, auch ihm bietet ſie Kampf an. Aber ſogleich entreißt er ihr das Schwert. Sie giebt ſich zu erkennen. Ihre Herzen feiern den Bund der Liebe, und der arme Guido geſteht, daß er — der Sohn eines reichen und mächtigen Herzogs ſey, und nur aus Liebe zu dem ſchönen Mädchen, und um ſeiner Perſon, nicht ſeines Ranges wegen, Gegenliebe zu finden, zum niederen Dienſte ſich entſchloſſen habe.

Ludwig der Geſtrenge,

ein reicher Stoff zu einem reinhiſtoriſchen und nazionalen Drama,
und:
Maria von Brabant; ein hiſtoriſch-romantiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Dresden 1824 in der Arnoldiſchen Buchhandlung.

(Beſchluß.)

Der nächſte Eindruck, den Herrn Bruckbräu's Trauerſpiel hinterläßt, iſt Abſcheu vor einem ſo verwilderten und zugleich ſo flachen Gemüth, als mit welchem Verfaſſer ſeinen Ludwig, den er rein zu waſchen und zu heben eifrigſt bemüht war, alſo wider Willen bekleidet hat; wie es oft ſchlechten Malern ergeht, die gerade dann die häßlichſten Karikaturen hervorbringen, wenn ſie Engel darſtellen wollen. Es war die Aufgabe, vorerſt von der Gluth und Tiefe leidenſchaftlicher Liebe das Gemälde zu vollenden, ehe wir das Umſchlagen derſelben in leidenſchaftliche Grauſamkeit, den Lavaſturz nach der vulkaniſchen Feuerſäule, als naturgemäß, als motivirt, erachten konnten. Allein, ſo motivirt, könnte dieſe Wuth ihre tragiſche Wirkung nicht verfehlen, weil ſie mehr ſcheinbar nur gegen außen ſich entlädt, weſentlich aber gegen den Thäter ſelbſt gerichtet iſt, der im unſeligen Wahn gegen ſein Liebſtes raſet. — Eine ſolche Aufgabe zu löſen, dieſes Geheimniſſes ſich zu bemächtigen, auf dem die ächte Rührung zumeiſt beruht, hätte es aber nicht weniger, als eines großen Dichters bedurft; eines Shakspeare z. B., oder eines Tiek, deſſen Golo, gerade da, wo er die ſchwangere Genofeva in den Thurm ſperrt, die Theilnahme unſeres Gemüthes nicht minder für ſich in Anſpruch nimmt, als die Mißhandelte ſelbſt, die in ihrer Reinheit und Frömmigkeit über die Mißhandlung ſich erhoben hat. — Allein wir rechnen es dem Verfaſſer nicht hoch an, wenn er ſich nach einem Muſter, wie das angeführte, nicht umgeſehen oder daſſelbe nicht verſtanden hat. Iſt doch jener Geiſt, der ohne Vergleich den reichhaltigſten, mannigfaltigſten Lenz und Herbſt vor den Augen der Nation ausgebreitet hat, denſelben faſt ſo fremd geblieben, als die altſchwäbiſche Poeſie Bodmer's Zeitgenoſſen! — Ja, der genialſte Aeſthetiker, in deſſen Vorſchule unſere berühmteſten Kunſtmänner eine recht anſtändige Figur auf der Bank machen würden, und die auch wir mit großem Nutzen und Vergnügen frequentiren, ſah zwar mit klaren Augen, daß die fernen Spitzen dieſes romantiſchen Hochlandes in dem Himmelblau aufgehen, allein ohne zu wiſſen, wo er den Höhenmeſſer anzulegen habe; vielmehr ſteht er ſelbſt hier, wie im Berner Oberlande der Mönch vor der Jungfrau, nur von Einer Seite anſchauend, eine überſchauend, nie ſich nähernd; die gleiche Sonne eigenthümlich reflektirend, oft auch von denſelben Orkanen und Wettern erſchüttert und Lavinen wälzend.

Nichts entblößt, bekanntlich, widerlicher die poetiſche Armuth eines Romanen- oder Dramenſchreibers, als wenn er Motive von außenher holt, wo im bereits vorliegenden Stoffe die innern angezeigt ſind. Unſer Verfaſſer aber erfindet eine Menge Zufälle, ja einen individualiſirten Zufall in der Perſon ſeines Kanzlers; und wäre dieſes malapropos nicht geweſen, ſo hätte ſein Ludwig in vergnügter Ehe mit ſeiner Hausfrau die Tage ſeines Lebens verbracht. Dieſem Sündenbock alſo wird Maria von Brabant eigentlichſt geopfert, und Ludwig erhält die Schlächterrolle. Daß ſein Held hiedurch als ein matter, und deshalb in der Grauſamkeit ekelhafter Mörder erſcheine, iſt Herrn Bruckbräu nicht eingefallen. — Dieſer Flicklappen ſollte den Riß decken, den das Stück durch die mißlungene Darſtellung der, die Grauſamkeit Ludwigs bedingenden, heißen Liebe zu Maria, davon getragen. In welchem Grade jene Darſtellung ſchief ausgefallen, mag jeder, der ein Urtheil hat, aus folgender Stelle (S. 49) im Abſchiedsdialog Ludwigs und Maria's erſehen:

Maria:

Wie innig fühl' ich nun
Mein Glück! An Allem, was dein Auge ſchaut,
Mag deine Seele zweifeln, an der Liebe
Marias nie. Wohl können ſelbſt die Sterne
Verderbenbringend ihre Bahn verlaſſen,
Die Quellen auf den Bergen, Ströme, Meere
Austrocknen, Tieger mit den Lämmern koſen,
Ja alle Bande der Natur zerreißen,
Womit der Schöpfer ihren Gang gebunden, —
Doch meiner Liebe goldne Blüthenzeit
Kann nicht der Tod, kann nicht die Ewigkeit,
Kann ſelbſt — mag der Gedanke auch empören —
Kann ſelbſt des Himmels Allmacht nicht zerſtören!

(Stürzt an ſeine Bruſt.)

Ludwig:

So warſt du nie, ſo liebeglühend nie!
Aus welcher Tiefe ſchlug die Götterflamme
Der Liebe, jedes Maaß des Ueblichen
Durchbrechend, und beflügelnd deine Pulſe,
Mich ſelbſt zum Gott verherrlichend, herauf?

Wir brauchen wohl nur für wenige Leſer zu erinnern, daß

Marias Rede eine zum lächerlichen fortgeſetzte Steigerung jenes ſchon hinreichend afterbombaſtiſchen Verſes iſt:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der ewgen Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht!

Nicht gründlicher brauchen wir auszuführen, daß eine ſolche affektirte Perſon wie Bruckbräu's Maria, wenig Intereſſe fur uns haben kann, auch wenn der Dichter ſie vor unſeren Ohren hinrichtet; und daß wir dieſem Drama überhaupt nur die Aufmerkſamkeit ſchenken, welche einer Folie zukommt. Einem Dichter aber wäre Maria eine edle, weiße Lilie, welche der Sturm in die Dornen geworfen, die der Strauch früher, als die Roſenblumen, ausbildet.

Am kahlſten aber kommt Ludwig gegen Ende des Stückes weg, ungefähr wie der Fuchs ſchweiflos und wohlgemuth aus der Falle. Unmittelbar nach den Greuelthaten und der Entdeckung von Marias Unſchuld, wo wir uns ihn in der tiefſten, zerknirſchenden Reue denken, führt ihn Bruckbräu in eine Unterredung mit dem Kanzler. Dieſem wirft er ſeine Verbrechen und Schändlichkeiten vor; der Kanzler, um ſich heraus'zu winden, denunzirt den Grafen Hirſchau des Hochverrathes, den der Kanzler insgeheim mit dem Böhmenkönig angezettelt. Hier eine Stelle, wonach niemand zweifeln kann, daß Bruckbräu's Ludwig auch im ſchrecklichſten Affekt ſeine Kurialien nicht vergißt:

Kanzler:

Maria's Reinheit wird der Himmel krönen,
Doch Hirſchaus Unſchuld möcht' ich noch bezweifeln.

Ludwig:

Wie, Kanzler, iſt des Blutes nicht genug
Gefloſſen, um in Eurer Henkerſeele
Die Brut der Leidenſchaften zu erſäufen?
Noch hat das Grab die Leichen nicht umfangen,
Und Euch erfaßt ſchon wieder das Verlangen
Nach einer Unthat? Wer denn kann es wagen
Den Grafen Hirſchau *gründlich* anzuklagen?

Die Geſchichte ſagt: Nachdem Ludwig der Geſtrenge von der Unſchuld Maria's ſich überzeugt, ſey vor Gram und Reue ſein Haar in Einer Nacht bleich geworden. Hinreichende Beiſpiele ähnlicher Art, aus ärztlicher Erfahrung geſchöpft, erheben dieſe rührende Kunde über die Sphäre hyperboliſcher Redenkarten. — Und nur aus einer ſolchen, ins Innerſte der Seele einſchneidenden Reue, würdig eines Charakters wie Ludwig, kann der Troſt der Vergebung, mit ihm die Thatkraft wieder entſpringen, welche, bei ächter chriſtlicher Demuth, doch nicht gnadebettelnde Thränen, ſondern ein gerecht und würdevoll durchgeführtes Leben dem Himmel zur Milderung oder Sühne der Schuld darzubringen wagt. In ſolcher thatkräftigen Buße lebend, ſchauen wir den geſtrengen Ludwig, nach der That, mit der er die Wildheit ſeines Gemüthes abſtreifte, wie er als chriſtlicher Held auf der Bühne der Weltgeſchichte wieder auftritt; der **Gerechte**, in deſſen Arm der ritterliche Rudolf geſtorben iſt.

Der Graf Hirſchau kommt nicht beſſer weg bei Herrn Bruckbräu. Die Unanſtändigkeit des Mittels, daß Hirſchau der Herzogin, indem er ſich verliebt in ſie ſtellt, ſich bedient, um ſo an ihr, wie eine Mütze am Haubenſtock, das Herz ſeiner Geliebten Helika zu probiren, hätte einem Schulknaben einleuchten mögen. — Und in welchem Lichte erſcheint Maria ſelbſt, die einem ſolchen anmaaßlichen Gecken, ſtatt der Thür in die Hand, zum Andenken eine goldne Kette um den Hals giebt! Die ganze Liebesgeſchichte des Grafen mit Helika iſt zwecklos erfunden. Die Trefflichkeit dieſes berühmten Ritters lenkte die Augen Leopold des Schönen von Oeſterreich auf ihn; er gab ihm ſeine Tochter zur Gemahlin und ſchenkte ihm eine Grafſchaft. Seine Verehrung Maria's von Brabant aber, welche gemeine Seelen nicht zu faſſen vermochten, und die der Neid, der Probſtein aller Schwäche und Gemeinheit, beim Herzog lange fruchtlos zu verdächtigen bemüht geweſen, zeigt die Herzogin auf jener Stufe hoher Weiblichkeit, welche der Dichter des Nibelungenliedes bei der Schilderung Chriemhildens ſo umfaſſend mit den wenigen Worten bezeichnet: „Der Jungfraun Tugenden zierten die anderen Fraun.“ Des Grafen ritterliche Tugenden, Tapferkeit und

Anmuth, ſind hochgeprieſen, er iſt ſeiner Zeit Spiegel aller Ritterſchaft. — Vollends verläumdet wird der hiſtoriſche Karakter des Helden durch unſern Bruckbräu in der Szene, wo er, noch gefangen und in Banden vor den Herzog geführt wird: dieſer nimmt ihm die Ketten ſelbſt ab, da ſtürzt er ihm zu Füßen, ſie umarmen einander und erneuern Freundſchaft und Waffenbrüderſchaft. — Hiſtoriſch aber erſcheint der Graf vor der Verſammlung der Reichsfürſten, und ſodert laut Rache für das Blut der ermordeten Seinen.

So glücklich Rezenſent ſich preiſen würde, um des eben ſo leichterworbenen als unſterblichen Verdienſtes willen, wenn er durch vorſtehende Bemerkungen die Augen eines dramatiſchen Dichters auf dieſen trefflichen Stoff zu einem ächtchriſtlichen und nationalen Drama, — einem Fach unſerer deutſchen Bibliothek, welches ausgezeichnet reich an leerem Raum iſt, den man durch Wegräumen der Lückenbüßer, z. B. ſo vieler Ritter-, Familien-, Moralitäts- und Fatalitätsſtücke, bleihölzerner Luſtſpiele ꝛc. noch beträchtlich erweitern könnte, — lenken ſollte: ſo verdrießlich würde es ihm anderſeits kommen, wenn man darin ein Rezept zu einem Reflexionentaig fände, nach deſſen Knätung ein Hymnus vor dem Backofen ſich dürfte hören laſſen, wie in Schlegel's Wettgeſang dreier Poeten:

„Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Dieſe nützlich häusliche Verrichtung!

Denn verhielte ſich die abſtrakte Grundidee eines Dramas zu deſſen Ausführung nur ſo, wie ein Schlüſſel zum Schloß, ſo würde Rezenſent ſein ausgebotenes Drama ſelber ſchreiben; er aber hat vor Hunderten dieſer und vergangner Zeit den Verſtand, einzuſehen, daß er kein dramatiſcher Dichter iſt.

Literatur.

1) Deutſche.

Freimüthige Darlegung der Gründe, warum die evangeliſche Kirche, insbeſondere die Lutheraner und Reformirten der weſtlichen Provinzen des Preußiſchen Staates, die neue Militair-Kirchen-Agende nicht annehmen können ꝛc. von C. F. Simons, evangeliſchen Pfarrer zu Puderbach bei Dierdorf. — Wachet, ſtehet im Glauben, ſeyd männlich und ſeyd ſtark. 1 Kor. 16 V. 13. Wer wahrhaftig iſt, der ſagt frei, was recht iſt. Spr. Sal. 12. V. 17. Wiesbaden, bei L. Schellenberg. 1824.

Inhalt und Geiſt dieſes Büchleins iſt auf dem Titel vollſtändig ausgedrückt. Aber es iſt auch erfreulich, daß der Verfaſſer noch mehr leiſtet, als der Titel verſpricht, indem er mit Freimüthigkeit, Mäßigung und Beobachtung des Anſtandes zu verbinden gewußt hat.

Obgleich er ſich kritiſirend an die in der Herrmanniſchen Buchhandlung zu Frankfurt a. M. erſchienene Kritik der Agende hält, ſo wird doch in folgerechtem Gedankengang zuerſt über das Verhältniß von Staat und Kirche überhaupt geſprochen, und aus der Bibel, wie aus der Kirchengeſchichte, erwieſen, daß dem Staat als ſolchem nicht zuſtehe, konſtituirend in inneren, kirchlichen Angelegenheiten zu verfahren; er habe vielmehr negativ und poſitiv einzutreten, wo Eingriffe oder Gefahr der von ihm wahrzunehmenden, geſellſchaftlichen Ordnung von Seiten kirchlicher Einrichtungen bevorſtünden. In ſo fern jedoch das Oberhaupt Biſchof des Aeußeren (ἐπισκοπος τῶν ἐκτος) ſey, könnten ihm wohl Vorſchläge zu Abänderungen und Verbeſſerungen des äußeren Kultus, ſo wie überhaupt jedem Gliede der chriſtlichen Gemeinde zugeſtanden werden, ja es ſey ſelbſt die ſtaatliche Sanktion kirchlicher Inſtitutionen ein Recht des Staatsoberhaupts, ſo fern er Biſchof des Aeußeren ſey; aber im Majeſtätsrechte liege nicht einmal dieſes Recht, geſchweige denn das, im Kultus Anordnungen zu treffen und Abänderungen einzuführen. Alles dieſes iſt, wie geſagt, nur auf die Bibel und auf die Kirchengeſchichte gegründet und nichts bloß flach räſonnirend behauptet. Es iſt aber keineswegs gegen die Maaßregeln der Königl. Preuß. Regierung gerichtet, welche die Annahme der Kirchenagende nur vorſchlägt und dringend anempfiehlt. Dieß ergiebt ſich auch aus dem Umſtande, daß, außer der Dom- oder Hofkirche, und außer der Garniſonkirche, die Annahme der Agende in keiner der Berliniſchen Gemeinden entſchieden iſt und daß nur wenige Kirchen auf dem Lande und in kleinen Städten im Brandenburgiſchen ſie angenommen haben. — Vielmehr bekämpft Herr Simons die obenerwähnte Kritik der Agende und andere Schriften, welche dem Staat und deſſen Oberhaupt, als ſolchem, das jus sacrorum, vindiziren wollen.

Hierauf weiſet Herr Simons nach, daß die evangeliſche Kirche aufhöre, dieſe zu ſeyn, wenn ſie die Kirchenagende annähme, weil dieſelbe jene der Reformation und nach dem Evangelium aufgegebene Dogmen der katholiſchen Kirche von der Kraft des Taufwaſſers, von der Urſündhaftigkeit des Menſchen, von der Genugthuung Chriſti ꝛc. wieder predigt. Doch der Gegenſtand iſt für jeden, auch für katholiſche Chriſten, von großer Wichtigkeit, und wir empfehlen daher unſeren Leſern die Lektüre dieſes Büchleins, welches in der Kürze die Grundunterſchiede katholiſcher und evangeliſcher Religionslehre und Uebung wieder ins Gedächtniß und Bewußtſeyn ruft; zu gleicher Zeit aber zeigt, daß bei aller Verſchiedenheit der Konfeſſionen dieſe dennoch in Chriſti Lehre ihren Vereinigungspunkt haben.

2) Spaniſche.

1) Museo universal de ciencias y artes.
2) Variedades o mensagero de Londres.

Dieſe beiden Zeitſchriften kommen bei **Ackermann** in London heraus, und ſcheinen vorzüglich auch für Südamerika berechnet zu ſeyn, obwohl das Intereſſe für Spanien näher liegt. — Die erſte Zeitſchrift, „das Muſeum der Wiſſenſchaften und Künſte," beſchäftigt ſich zunächſt mit den Zweigen der Wiſſenſchaften und Künſte, die unmittelbar ins thätige Leben eingreifen, als: Mechanik, Chemie, Ackerbau und Handel. Ein Blatt der Art kann ſich wirklich große Verdienſte um die Spanier in der alten und neuen Welt erwerben. Bereits iſt die erſte Nummer davon erſchienen, die mit Sorgfalt gearbeitet iſt.

Die zweite Zeitſchrift, „die Mannigfaltigkeiten oder der Bote von London," iſt älter (es ſind ſchon 6 Nummern davon erſchienen) und hat einen allgemeinen Zweck. Vorzüglich intereſſant und wichtig wird ſie dadurch, daß ſie Nachrichten und Auszüge aus ſeltenen Werken der ältern ſpaniſchen Literatur mittheilt. In einem frühern Heft befand ſich ein Aufſatz über Don **Juan Manuel's** Werk: El conde Lucanor. Don Juan Manuel, ein kaſtilianiſcher Prinz, eben ſo ausgezeichnet durch ſeine ritterlichen Thaten gegen die Mauren (er focht während 20 Jahren in beſtändigen Fehden gegen dieſelben), als durch ſeine literariſchen Arbeiten, faßte in dieſem Werke die Summe ſeiner moraliſchen und politiſchen Anſichten und Erfahrungen zuſammen, die er in die Form von Erzählungen und Fabeln einkleidete, deren im Ganzen 49 ſind. Der Graf Lucanor nämlich, der in der Welt unerfahren iſt, bedarf der Belehrung; er erhält ſie dadurch, daß ſein Freund und Rathgeber, an den er ſich wendet, ihm in einer paſſenden Geſchichte politiſche und moraliſche Maximen veranſchaulichet. Don Juan Manuel ſtarb 1362. Die Nachricht von einem andern eben ſo ſeltenen und merkwürdigen Werke iſt nicht weniger intereſſant. Es enthält den ausführlichen Reiſebericht einer Geſandtſchaft, welche Heinrich III. von Kaſtilien an **Tamerlan** ſchickte. Das Buch erſchien zuerſt in Sevilla unter dem Titel: El Itinerario y Enarracion del Viage, y Relacion de la Embaxada que Ruy Gonzales de Clavijo le Hizo por mandado del Muy Poderoso Senor Rey Henrique el Tercero de Castilla: y un Breve Discurso Fecho por Gonzalo. argote de Molina para mayor intelligencia deste libro, und iſt äußerſt ſelten. Aus der Vorrede erſieht man, daß dies nicht die erſte Geſandtſchaft war, wodurch König Heinrich den Tartarenfürſten ehrte.

Ruy Gonſalez de Clavijo, des Königs Kämmerer, ſtand an der Spitze der Geſandtſchaft und verfaßte den Reiſebericht. Am 23. Mai 1403 ſegelte ſie aus dem Hafen **las Muelas**, nahe bei Kadiz, ab, und kehrte am 24. März 1406 wieder zurück. Man lernt aus dem Bericht den engen Geſichtskreis der Menſchen jener Zeit kennen, und die Leichtgläubigkeit, womit ſie Traditionen aller Art aufnahmen und fortpflanzten; doch herrſcht im Ganzen eine rührende Einfalt und Offenheit, die mit der Großthuerei und Großſprecherei unſerer aufgeklärten Zeit gar grell kontraſtirt.

In Konſtantinopel, wo damals noch die griechiſchen Kaiſer herrſchten, hatten die reiſenden Geſandten nichts angelegentlicheres zu thun, als die Kirchen und Reliquien zu beſuchen. In einer Kirche ſahen ſie den linken Arm von Johannes dem Täufer, in einer andern den rechten von eben dieſem Heiligen. Der letztere war ganz friſch und vom Ellbogen an ganz vollkommen, über welchen Umſtand die Reiſenden ſich nicht wenig wunderten, da ja, ſo viel ihnen bekannt war, der Leib des Heiligen verbrannt worden bis auf die Finger an der rechten Hand, mit denen er auf das Lamm Gottes hinwies. Im übrigen ſchien der Arm ganz unverletzt und nur der Daumen fehlte. Das Wundervollſte an der Sache jedoch iſt die Art, wie der Heilige um den Daumen kam. In Antiochien war einſt ein ſchrecklicher Drache, welchem die Einwohner jährlich eine Jungfrau zum Fraße bringen mußten. Das Loos fiel auf ein frommes Mädchen, welches vorzüglich inbrünſtig den Arm des Heiligen verehrte. Indem ſie denſelben recht andächtig küßte, biß ſie den Daumen ab, ohne daß es die wachſamen Mönche bemerkten. Darauf ging ſie hinaus zu dem Drachen, der mit offenem Rachen ſchon auf ſeinen Tribut harrte. Sie aber warf den Daumen des Heiligen in ſeinen offenen Schlund, worauf das Ungeheuer borſt und auf der Stelle todt blieb.

Viele Thatſachen, die Clavijo in ſeinem Reiſe- und Geſandtſchaftsbericht erzählt, beſtätigt ein poetiſcher Geſchichtſchreiber, Mulla Scheffreddin aly Yezdi, auf deſſen Autorität ſich auch Gibbon in ſeinem großen Geſchichtswerk beruft. Eben ſo wenig fehlt es den Beſchreibungen des Landes und der Gegenden von Konſtantinopel nach Samarkand an Genauigkeit, nur daß die Ortsnamen etwas entſtellt ſind, weil ſie Clavijo gerade ſo niederſchrieb, wie ſie ihm nach der Ausſprache der Eingebornen klangen.

Nach der Vorrede des Buches, die von demſelben Manne herrührt (Gonzalo de Molino y de Argote), der den Conde Lucanor des Don Juan Manuel herausgegeben, zeigt ſich's, daß König Heinrich ſchon früher zwei ausgezeichnete Spanier an Tamerlan geſchickt hat, die gerade am Abend nach der Niederlage des Sultans Bajazed im Lager des Tartariſchen Helden eintrafen und bei der berühmten Schlacht von Angora zugegen waren. Tamerlan machte dem kaſtilianiſchen Könige ein Geſchenk mit zwei Chriſten-Sklavinnen aus Bajazeds Beute, welche Schweſtern und aus vornehmem, ungariſchem Geblüt waren (ſie waren mit dem Könige Sigismund von Ungarn verwandt und geriethen nach der Niederlage dieſes Königs bei Nikopolis 1396 in türkiſche Gefangenſchaft). Sie zeichneten ſich durch ihre körperliche Schönheit aus und fanden nach ſo manchen Abentheuern in Spanien eine bleibende Stätte. Die eine, welche von den Spaniſchen Dichtern jener Zeit ſo ſehr geprieſen ward, hieß Dona Angelina de Grecia und war an Don Diego Gonzalez, Regidor von Segovia, vermählt, wo man in der Kathedralkirche noch lange ihr Grabmal ſah. In die andere verliebte ſich auf dem Heimwege Payo Gomez, einer der Geſandten, der zu Hauſe ſchon vermählt war, und fand Gegenliebe. Payo's Gemahlin, die bei Hofe viel vermochte, wirkte vom Könige einen

Verhaftbefehl aus gegen den ungetreuen Gatten; aber Payo floh mit ſeiner Geliebten nach Galizien und ſpäter nach Frankreich. Nach dem Tode ſeiner Frau vermählte er ſich mit der ungariſchen Schönen und kehrte unter der Regierung Jouans II. nach Kaſtilien zurück.

Miszellen.

— Als Franz I. von Frankreich nach dem Damenfrieden zu Cambray vom 5. Aug. 1529, durch Karl's V. Konſequenz und durch ſelbſt verſchuldetes Unglück gedemüthigt, ein Beſchützer der Gelehrſamkeit und der Gelehrten zu werden anfing, hatte er, von dem berühmten Humaniſten Budäus veranlaßt, auch den Plan gefaßt, ein Collège royale zu errichten, worin 600 Zöglingen in einem 1½jährigen Kurſus eine durchaus wiſſenſchaftliche Bildung gegeben werden ſollte. Die Ausführung wurde aber durch Geldmangel erſchwert, noch mehr aber von dem Adel und der Geiſtlichkeit hintertrieben. Dieſe beiden Stände reichten ſich nämlich damals in dem Haß gegen Gelehrſamkeit und Gelehrte die Hand. Der Adel verachtete die Gelehrten, weil er ſelbſt unwiſſend war und ſich ärgerte, daß dieſen vor ihm vom Könige der Vorzug gegeben werde; die Geiſtlichkeit roch überall Ketzerei und fand es unbehaglich ſich durch eigne Anſtrengung mit den Gelehrten auf eine Stufe zu ſchwingen. Sie verfolgten daher redlich alle zu Paris angeſtellten neuen gelehrten Profeſſoren. Vergebens, was auch Noël Beda, der Syndikus der theologiſchen Fakultät gegen das griechiſche und hebräiſche dem Parlament vorſtellte und wie ſehr auch ein Kapuziner folgendermaßen von der Kanzel ſchrie: „Man hat eine neue Sprache erfunden, welche die griechiſche heißt, vor der man ſich ſorgfältig hüten muß, denn ſie erzeugt alle Arten Ketzerei; auch ſieht man oft ein Buch, welches das neue Teſtament genannt wird, in jener Sprache geſchrieben, das voll Dornen und Ottern iſt. In Betreff des Hebräiſchen, ſo werden alle, die es lernen, Juden.“ Man würde dergleichen nicht glauben, wenn's nicht vor drei Jahrhunderten geſchehen wäre.

— Nach der alten Sitte, bei Frauen mit Witzſpielen über Gegenſtände, von welchen dieſe nicht reden dürfen, ſich zu ergötzen, brachte ein Herr an Table d'hote es neulich ſo weit, daß ſeine Nachbarin ihn erſuchte, damit abzubrechen, wenn er nicht die Abſicht habe, ſie vom Tiſche zu entfernen. Das entrüſtete point d'honneur antwortete: Ich bin hier für mein Geld; übrigens ſollen Sie wiſſen, daß Sie zu einem Adlichen und Stabsoffizier ſprechen! — „Sicher,“ erwiederte die Dame, „Gemeiner (gemeiner) könnten Sie nicht ſeyn.“

— Man rühmt die Pietiſten, daß ſie Leute von der beſten, auf freier Ueberzeugung gegründeten Geſinnung auch in Bezug auf weltliche Angelegenheiten ſeyen. Schade nur, daß ſie alles aufs Jenſeits verſparen, und zu bewundern iſt, daß ſie nicht auch für den Zuſtand nach der Ewigkeit Kirche und Staat in die rechte Verfaſſung gebracht; — während jener Kaufmann ſchon ſeine Waare mit den Worten anpries: Madame, dieß iſt ein Zeug für die Ewigkeit, und hernach — können Sie es noch als Unterrock gebrauchen.

Gemälde aus Torquato Taſſo's befreitem Jeruſalem. *)

I. Die göttliche Botſchaft.

Den heilgen Krieg, den Feldherrn will ich ſingen,
der Jeſu großes Grab hat frei geſtritten.
Viel konnte der mit Geiſt und Arm vollbringen,
viel hat er um den hehren Preis gelitten.
Umſonſt bekämpft die Höll' ihn; fruchtlos ringen
Heerzüg', aus Aſien, Libyen hergeſchritten:
Gott gnadet Ihm! die irren Freunde kann er
aufs neu verſammeln zum geweihten Banner.

---

*) 1. Geſang. 1. Strofe u. ſ. f. — Für Kenner (nicht Dilettanten) des Originals und der poetiſchen Sprache mögen hier einige Stellen aus der Ueberſetzung von Gries, die ein Rezenſent der Allg. Lit. Zeit. als einen Kanon deutſcher Ueberſetzungen angeprieſen, zur bequemeren Vergleichung ſtehen:

Den Feldherrn ſing' ich und die frommen Waffen,
ſo des Erlöſers hohes Grab befreit.
Viel wirkt er durch des Geiſt's und Armes Schaffen,
viel duldet' er im glorreich kühnen Streit.
Und fruchtlos droht' die Hölle, fruchtlos raffen
ſich Aſien auf Libyen, kampfbereit;
denn Gott vergönnt ihm, die verirrten Seinen
bei dem Panier des Heiles zu vereinen.

O Muſe, Du, die nie zum Lockenkranze
hinfälligen Lorbeer flicht am Helikone,
nein, hoch im Himmel, bei dem ſel'gen Tanze,
von ewgen Sternen trägt die goldne Krone:
hauch' Himmelsgluth in's Herz! mit Deinem Glanze
durchleuchte meinen Sang! ach, aber ſchone,
wird Wahrheit manchmal auch mit Schmuck durchſponnen,
füll' ich das Blatt nicht blos mit Deinen Wonnen.

Du weißt, daß dort gedrängt die Welt ſich finde,
wo Süßes ſtrömt vom ſchmeichlenden Parnaſſe;
daß Wahrheit, lieblich eingehüllt in linde
Reimtöne, leicht die Sprödeſten erfaſſe;
ſo reicht man Arzenein dem kranken Kinde;
man netzt des Glaſes Rand mit ſüſſem Naſſe;
getäuſchet ſaugt es ſo den bittern Saft,
und in der Täuſchung neue Lebenskraft. —

Schon rollt, ſeitdem das Kreuz gen Morgenland
aufbrach, das ſechste Jahr dem Heer der Chriſten;
es nahm im Sturm Nizäa; überwand
Antiochiens mächtig Reich mit Kriegesliſten;
hielt dann dem Volk zahlloſer Perſer Stand
in offner Schlacht, die Beute ſich zu friſten,
Tortoſa ſank; worauf man der Erbittrung
des Winters wich, und harrt' auf Frühlingswitterung.

O Muſe, die mit welken Lorbeerkronen
nie auf dem Helikon die Stirn umflicht,
doch die im Himmel, wo die Seel'gen wohnen,
ſtrahlt mit des Sternenkranzes ewgem Licht:
hauch' in die Bruſt mir Glut aus Himmelszonen!
erleuchte du mein Lied; und zürne nicht,
füll' ich das Blatt, vermählend Schmuck und Wahrheit,
zum Theil mit anderm Reiz, als deiner Klarheit.

Und dieſer Regenwinter, der ſie ſchonen
der Waffen hieß, war ſchon dem Ziel nicht ferne:
da ſchaut hernieder von erhabnen Thronen
— im klarſten Himmel dort, in gleicher Ferne
zum Thierkreis, als vom Ort wo Teufel wohnen,
aufwärts die Höhe mißt zur Bahn der Sterne —
der Ewge Vater: und Ein Blick enthüllt,
Ein Nu, was all die weite Welt erfüllt.

Im Syrerland, belehrt von allen Dingen,
auf Jeſu Feldherrn dann die Blicke ruhten;
und mit dem Auge, welches zu durchdringen
vermag der Menſchenbruſt geheimſte Gluthen:
ſieht Er den Gottfried, eifrig, zu entringen
die heilge Stadt gottloſen Heidenbruten;
voll Glaubensfeuers, allen Erdenruhmes
nicht achtend, allen Guts und Herrſcherthumes.

Dagegen ward der Balduin erfunden
auf irdſche Größe voll Begier gerichtet;
Der Tankred dann von eitler Liebe Wunden
zerquälet, der ſein Leben wünſcht vernichtet;
in Antjochjen ſieht er Boemunden,
der feſt ſein neues Reich zu bauen tichtet,
auf neuer Rechte, Künſt' und Sitten Gründung
bedacht, und wahrer Gotteslehre Kündung;

Sieht, wie in dieß verſenkt, ſein Geiſt ſich müht,
der, was ihn ſonſt erfüllte, ſcheint's, verbannt;
im Reinold dann ein kriegeriſch Gemüth,
und Geiſter, welchen Ruh ein drückend Band;
wohl nicht nach Gold und Herrſchermacht entglüht,
nach Ruhm jedoch ganz ohne Maaß entbrannt;
ſieht hangend ihn am Munde Welf's des Fürſten,
nach alter Heldenmuſter Sage dürſten.

Doch als er die durchſchaut, und alle Geiſter —
nun aus der Engel ſchimmerhellem Rothe
entbot den Gabriel der Weltenmeiſter,
ihn der da trägt der drei Erzwürden zwote.
Ein Mittler Gottes und der Frommen heißt er,
der treugeſinnte, freudenreiche Bote;
er bringt den Menſchen Himmelsſchlüß' hernieder,
Inbrunſt und ihr Gebet zum Himmel wieder.

Gott ſprach zum Engel: Hin zu Gottfried fliege,
ſag ihm von mir: weshalb die lange Feier?
weshalb ſo lang der Kriegsmann müßig liege?
weshalb er ſäumt, Jeruſalems Befreier?
Er rufe Fürſtenrath! zum hehren Kriege,
mahn' er die Läſſigen; Feldhauptmann ſey er!
Ich wähl' ihn hier, ſo wird auch dort beſchloſſen,
von ſeinen Kriegsbedienten, einſt Genoſſen. —

Gott ſprachs. Da wallt der Gabriel von hinnen,
raſch zu der anbefohlnen Mühewaltung.
Sein geiſtig Weſen nahm für Menſchenſinnen,
in Luft gekleidet, ſichtbare Geſtaltung;
er läßt es Menſchenleibes Schein gewinnen,
jedoch mit einer göttlichhehren Haltung,
im Alter halb vom Jüngling, halb vom Kinde,
die blonden Locken ſchmückt ein Strahlgebinde.

Weiß war ſein Flügelpaar mit goldnem Saum,
lenkſam und unermüdlich raſchen Fluges;
die Winde ſchneidend und der Wolke Flaum,
hochſchwebend über Land und Meere trug es.
Alſo bekleidet läßt zum untern Raum
Der Engel ſich herab, geraden Zuges,
und hält zum erſten ob des Libans Hügeln
und wiegt ſich auf den wohlgemeſſnen Flügeln.

Und hin zu dem Gefild Tortoſa's fleugt
der Engel, jähen Schwungs hinabgeſunken;
das Oſtmeer hat die junge Sonn' erzeugt,
die aus den Wogen ſprüht die erſten Funken;
und Gottfried ſtunde, vor dem Herrn gebeugt,
in Morgenandacht, wie er pflag, verſunken:
Da, mit der Sonn aus Oſten, aber heller
erſchien des göttlichen Befehls Beſteller.

Horſa.

Gemälde aus dem Kriege zwiſchen Nordamerika und England in den Jahren 1812 — 1815.

(Fortſetzung.)

Der glückliche Erfolg, den die Waffen Harriſon's gehabt, und verſchiedene Verbeſſerungen, die im Syſtem des Kriegsweſens ſtatt gefunden, lieſen die Nation nunmehr hoffen, daß Kanada alsbald in ihrem Beſitze ſeyn werde. Die Armee an den Grenzen hatte bedeutende Verſtärkungen erhalten, daß ſie noch nie ſo zahlreich geweſen. Der General Armſtrong, der ſo eben aus Europa zurückgekommen, leitete nun das Departement des Krieges, und verfügte ſich ſelbſt an die Grenzen, um den Plan, den er in der Stille des Kabinetts entworfen, unter ſeinen Augen ausführen zu ſehen. An die Stelle Dearborns, den ſeine Geſundheitsumſtände nöthigten, die Entlaſſung zu nehmen, wurde der General Wilkinſon, der bisher im Süden der V. St. befehligt hatte, berufen, und ihm das Oberkommando über alle Truppen an den Grenzen von Kanada anvertraut.

Obwohl die Jahreszeit ſchon weit vorgerückt war, beſchloß man doch, Montreal zu nehmen. Der Plan dazu war ſehr kühn angelegt. Die Hauptmacht, beſtehend aus mehr als 7000 Mann, zog unter dem Oberbefehlshaber Wilkinſon den Lorenzoſtrom hinab, bald zu Waſſer, bald längs den Ufern des Stromes, wie es die Umſtände geboten, unter dem Schutz einer Flottille und zahlreichen Artillerie, und ließ alle weſtlich liegenden Plätze der Engländer unbeſetzt hinter ſich, ja ohne ein Beobachtungskorps, welches die Engländer im Schach halten konnte, wenn ſie den Marſch des Heeres beunruhigen wollten. Der General Hampton, welcher mit 4000 Mann bei Plattsburg ſtand, hatte die Weiſung bekommen, ſich an die Hauptmacht anzuſchließen und vorzüglich die Zufuhr offen zu erhalten. „Sind wir einmal auf der Inſel, auf welcher Montreal erbaut iſt, ſagte Wilkinſon, ſo müſſen wir ſiegen oder umkommen.“

Am 25. Oktober war die Hauptmacht aufgebrochen, und es zeigten ſich bald eine Menge Schwierigkeiten, welche keinen glücklichen Ausgang des Unternehmens ahnen ließen. Die vielen engliſchen Forts an den Ufern des Lorenzoſtroms, die zum Theil den Fluß beherrſchen, verzögerten den Marſch der Armee. Zugleich fingen die Engländer, als ſie von ihrem Irrthume, daß dieſe Ausrüſtung einem ihrer Hauptplätze: Kingſton, gelte, zuruckgekommen waren, an, die Nachhut der Amerikaner beſtändig zu beunruhigen. Nichts aber iſt verdrießlicher und hemmender auf dem Marſche, als ein beträchtliches, feindliches Korps im Rücken zu haben. Ueberdies war das Vorrücken des kleinen Heeres und der Flottille mit den Transportſchiffen durch die vielen engen Paſſagen, welche der Fluß oberhalb Preſcott bildet, noch gehindert, und der Oberfeldherr mußte die Leitung der zur Wegräumung dieſer Schwierigkeiten erforderlichen Operationen, wegen Kränklichkeit, ſeinen Untergeneralen überlaſſen. Durch alles dieſes gewann der engliſche General Zeit, ſobald er die wahre Abſicht des Feindes bemerkt hatte, dieſelbe zu vereiteln. Sein Vortrab hatte bereits die Amerikaner erreicht, ſo daß dieſen nichts anderes übrig blieb, als ſich zum Treffen zu rüſten. Auf einer weiten Ebene, Chryſtler'sfield genannt, geriethen die Truppen der Amerikaner und Engländer auch alsbald an einander. Das Treffen dauerte zwei Stunden, ohne ein entſcheidendes Reſultat zu geben, da ſich beide Theile den Sieg zuſchrieben.

Indeſſen hatte ſich auch General Hampton mit den Truppen, die unmittelbar unter ſeinen Befehlen ſtanden, in Bewegung geſetzt. Allein, ſobald er die Grenzen der V. St. überſchritten, fand er die Vertheidigungsanſtalten der Engländer, die Sir George Prevoſt leitete, in ſo trefflichem Zuſtande, daß er nirgends vorrucken konnte, und erreichte nur den Zweck, daß er die Aufmerkſamkeit der Engländer auf dieſer Seite von dem

Bewegungen des Obergeneral Wilkinſon ablenkte. Er zog ſich alſo zurück, und nahm bei einem Platze, der Four Corners heißt, eine feſte Stellung. Von hier ſollte er ſich, auf eine Ordre des Obergenerals, gen St. Regis wenden und Lebensmittel für die Hauptmacht herbeiſchaffen, ohne welches kein weiteres Vorrücken in Feindes Land möglich war. Allein General Hampton verfügte ſich nicht nach St. Regis, ſondern ſchickte ſtatt deſſen dem Oberfeldherrn eine Erklärung, daß bei der Schlechtigkeit der Wege der Transport der erforderlichen Lebensmittel eine Unmöglichkeit ſey. Auf dieſe Nachricht ward im Kriegsrath, den Wilkinſon zuſammenberief, beſchloſſen, — die Winterquartiere zu beziehen. So ward der ganze ſchöne Plan aufgegeben, welches für die Amerikaner eben ſo ſchlimme Folgen hatte, als die Vortheile groß geweſen wären, wenn ſie Montreal genommen und ſomit feſten Fuß am Lorenzoſtrom gefaßt hätten; denn von Montreal aus hätten ſie alle Verbindung zwiſchen Ober- und Niederkanada abſchneiden können. Da auch der General Harriſon, welcher, wie erzählt worden, endlich bis Buffaloe vorgedrungen war, zur Hauptmacht abgerufen wurde, blieb der Nordweſten ohne Vertheidigung. Um das Mißgeſchick zu vollenden, hatte dieſer, trotz aller ſeiner Mühe, ſich erſt im November einſchiffen können, zu einer Zeit, wo die Truppen, an die er ſich anſchließen ſollte, bereits in den Winterquartieren lagen. So war nicht nur nichts rühmliches gethan worden, ſondern es blieb auch immerfort ein zahlreicher Feind im Rücken.

Nach dem Abzug der größern Heere griffen die Engländer ſogleich die ſchwach beſetzten Plätze an. So mußte der General M'Clure das Fort Georg zerſtören, das er nicht vertheidigen konnte, und gab überdies noch das reizende engliſche Dorf Newark den Flammen preis, eine That, welche der Kongreß und die ganze Nation höchlich misbilligte und die die Engländer zu ſchrecklichen Repreſſalien benützten. Das Fort Niagara kam durch Verrath des Kommandanten in ihre Hände; von der 300 Mann ſtarken Beſatzung entkamen etwa 20: die übrigen fielen als Schlachtopfer der Rache. Darauf verbreiteten ſie ſich über die Ufer des Niagara; Lewistown, Mancheſter, Youngstown gingen in Flammen auf und die Einwohner wurden größtentheils niedergemacht. Eben ſo wurde auch Buffaloe ein Aſchenhaufen, weil die Milizen beim Einrücken der Engländer flohen. Die Gewaltthätigkeiten der letztern nahmen von Tag zu Tag einen empörendern Charakter an. Drei und zwanzig Soldaten, welche in engliſche Gefangenſchaft gerathen waren, wurden, weil ſie Engländer von Geburt ſeyen, nach Europa geſchleppt, um als Hochverräther gerichtet zu werden, obwohl ſie ſchon ſeit 20 Jahren ſich in den V. St. aufgehalten und das Bürgerrecht erlangt hatten. Als die Amerikaner dies erfuhren, hielten ſie eine gleiche Anzahl Engländer feſt, die ihnen als Geißeln dienen mußten, und gaben dem Statthalter von Kanada Nachricht von dieſem Schritte. Sir Georg Prevoſt entgegnete hierauf, daß er für jeden Engländer, dem ein Haar gekrümmt werde, die doppelte Zahl von Amerikanern zu opfern entſchloſſen ſey. Es kam ſo weit, daß der Kongreß (als er ſich den 6. Dez. 1813 verſammelte) eine eigene Kommiſſion ernannte, welche die wiederholten Klagen über das grauſame und gewaltthätige Verfahren der Engländer im Kriege unterſuchen mußte. Der Bericht derſelben enthielt das ſchreckliche Gemälde von dem Blutbade am Raiſinfluſſe, von ihren Räubereien, von der Verwüſtung und Zerſtörung ſo vieler Flecken und Dörfer, und vor allem über die grauſame Behandlung der Gefangenen, die zu Hunderten im Schiffsraum zuſammengepackt, ohne Luft und Nahrung, härter daran ſeyen, als Negerſklaven. Die Kommiſſion trug darauf an: der Kongreß möge ſich verwenden, daß die Engländer ihrerſeits den Krieg menſchlicher führten. Die Amerikaner ſtellten einen ſonſt braven Offizier, Namens Campbell, der bei einem Angriff auf Dover am Kanadiſchen Ufer des Erieſees, ohne Noth ein Paar Privathäuſer abgebrannt hatte, vor ein Kriegsgericht, und verurtheilten ihn einmüthig, indem „eine edle und gerechte Nation, nur wenn keine andere Mittel ausreichten, Repreſſalien gebrauche!“

Indeſſen war die Nation über das abermalige Mißlingen der Expedition gegen Kanada in großer Beſtürzung; das Elend war aufs höchſte geſtiegen, da man die Folgen des Krieges, der auch im Süden und an den Küſten begonnen, zu fühlen anfing. Alles verſank in dumpfe Muthloſigkeit. Unter ſolchen Umſtänden befahl das Kriegsminiſterium dem Obergeneral Wilkinſon, ſich auf Plattsburg zurückzuziehen und den General Brown mit 2000 Mann nach Sackettsharbour zu beordern. Die Unzufriedenheit über Wilkinſon ſtieg aufs höchſte, als er nicht einmal eine Batterie zu errichten vermochte, um der engliſchen Flottille, welche zu St. John vor Anker lag, den Eingang in den Champlainſee zu wehren. So groß die Meynung von ſeinen Talenten geweſen, ſo tief ſank er jetzt in der Achtung der Nation. Er wurde vor ein Kriegsgericht geſtellt. Dabei muß man auch das traurige Zeugniß ablegen, daß die Bewohner der nordöſtlichen Staaten an den Grenzen von Kanada den Feind nicht nur mit Lebensmitteln verſahen, ſondern ihm auch alle Bewegungen der vaterländiſchen Truppen verriethen! Dies mag für die Generale der Nordarmee ein Entſchuldigungsgrund ſeyn, wenn ihre Unternehmungen nicht den gewünſchten Erfolg hatten.

Indeſſen hielten die Engländer auch die Häfen von New-York, New-London und Boſton an der Küſte blokirt, unternahmen häufige Landungen und verwüſteten alles mit Feuer und Schwert. Sir Thomas Hardy ſetzte ſich in den Beſitz von Faſtport, und erklärte alles Land, das öſtlich von der Bai Paſſamaquoddy liegt, für das Eigenthum ſeiner Majeſtät, des Königs von England. Zwei Drittheile der Bevölkerung leiſteten ruhig den Eid der Treue; die übrigen flüchteten. Doch hielt ſich Stonington würdig des Bundes. Als der Kommodore Hardy mit ſeiner Eskadre vor der Stadt erſchien, und die Aufforderung an dieſelbe ergehen ließ, Weib und Kind zu entfernen, weil von ihr kein Stein auf dem andern bleiben dürfe, faßten die Bürger, obwohl aller Vertheidigungsmittel entblößt, den Muth der Verzweiflung und trieben den überlegenen Feind mit all ſeinen Zerſtörungsmaſchinen von ihren Mauern ab. Dafür aber nahmen die Engländer die Stadt Caſtine weg, und erklärten abermals in einer Proklamation den ganzen Diſtrikt Maine zwiſchen dem Fluß Peneboſcot und der Bai Paſſamaquoddy mit 30,000 Einwohnern für brittiſches Eigenthum, und ließen denſelben bis zum Frieden, wie eine ihrer Kolonien, verwalten. Nicht genug. Sie ſprachen von Züchtigung der Amerikaner und Rekoloniſation. Um den Ernſt dieſer Drohung zu zeigen, erſchien der General Drummond mit mehreren friſchen Regimentern aus Europa, als dem geſtürzten Napoleon auf der Inſel **Elba** Muße gelaſſen ward, über neuen Planen der Herrſchſucht zu brüten; und ein Theil der Nation feierte jenes denkwürdige Ereigniß, da Ludwig XVIII. den Thron ſeiner Väter beſtieg, mit öffentlichen Freudenfeſten. Der Unwillen und die Unzufriedenheit über den Krieg ging in den nordöſtlichen Staaten (im ehemaligen Neu-England) ſo weit, daß man bereits **Hartford** zum Verſammlungsort der Deputirten aus den unzufriedenen Staaten beſtimmte, welche über eine **Trennung** und **förmliche Losſagung** von der **Föderation** berathſchlagen mußten! So war in den V. St. die Konſtitution, ſonſt ein Bollwerk der Freiheit in Zeiten der Gefahr und Noth, ein Gegenſtand der Unzufriedenheit, des lauten, öffentlichen Tadels geworden; jenes bewunderte Verfaſſungswerk, welches die Nation mit ſo großer Begeiſterung aufgenommen, blieb im entſcheidenden Moment ohne Wirkung auf die Gemüther Aller, ohne Kraft, die zerſtreuten Theile und vereinzelten Intereſſen unter einem Brennpunkt zu ſammeln.

So kam die Nation allmälig von dem ſehnlichen Wunſche zurück, Kanada zu beſitzen, und am Anfang des dritten Kriegsjahres (1814) war man zufrieden, nur die Grenzen zu ſchützen. Niemand wollte ſich für den Dienſt in der Linie anwerben laſſen; der Kongreß verſprach erhöhten Sold und andere Vortheile. Dies wirkte. Die Milizen und Freiwilligen, oft ſchlecht disziplinirt, an die Strapazen des Krieges nicht gewöhnt, durften überdies nur kurze Zeit im Felde bleiben, worauf ſie wieder heimkehrten, ja oftmal in einem entſcheidenden Moment, wo ihre Gegenwart von den größten Folgen geweſen wäre. Nur die Linientruppen mußten ſich auf eine beſtimmte Anzahl Jahre zum Kriegsdienſte verpflichten. Dieſer Umſtand, der Verrath und vor allem der böſe Wille der nordöſtlichen Staaten, die dem Kriegstheater ſo nahe waren, haben das meiſte zu dem ſchlechten Waffenerfolg der Amerikaner in dieſen Gegenden beigetragen.

Die Ufer des **Niagara** wurden noch einmal der Schauplatz verzweifelter Kämpfe, der letzten Anſtrengungen der Amerikaner an den Grenzen von Kanada. Der General Brown nahm das Fort Erie wieder und ſchlug in den Ebenen der **Chippewa** die Engländer in einem ordentlichen Treffen. Dadurch ermuthiget beſchloß er die Höhen von **Burlington** zu nehmen; der Kampf hatte ohne Entſcheidung bis an den Abend gedauert. Auf den Lärmen und das Getümmel des Tages folgte die Stille der Nacht, welche nur durch den Wehruf der Verwundeten und das betäubende und eintönende Rauſchen des Waſſerfalls von Niagara unterbrochen ward. Mit Anbruch des Tages erneuerte ſich der Kampf. Die Amerikaner erſtürmten endlich nach heißer Anſtrengung mit dem Bajonet die Anhöhen, bemächtigten ſich der Kanonen, welche Tod und Verderben unter ihre Reihen gebracht hatten und richteten ſie nun gegen den Feind. Mit theurem Blut erkauften ſie dieſen Sieg. Viermal rückten die Engländer mit immer friſchen Truppen heran, um die verlorne wichtige Poſition auf den Hügeln wieder zu gewinnen. Viermal wurden ſie mit Verluſt zurückgetrieben. Die Amerikaner blieben Sieger.

Nicht minder glorreich für die Waffen der Amerikaner war die Vertheidigung des Forts Erie, welches weder durch Natur noch Kunſt befeſtiget war. Die Engländer griffen auf der linken und rechten Seite mit allem Ungeſtüm an, wo die Amerikaner am ſchwächſten waren, und ſtürmten zugleich eine Redoute, die vor dem Fort erbaut und mit 6 Feldſtücken beſetzt war. Sie pflanzten Leitern in dem Graben und ſtiegen zur Bruſtwehr hinan, wurden aber mit blutigen Köpfen zurückgewieſen. Eben ſo mörderiſch war der Kampf in der Fronte, bis der Abend hereinbrach. Da legten die Engländer noch einmal die Leitern an, erſtiegen eine Schanze, und mit dem Rufe: „Kein Pardon den verfluchten Yankeys!“ (ſo nennen ſie verächtlich die Amerikaner) ſtürzten ſie auf den Feind. Ein wüthendes Gefecht begann. Die Amerikaner ſtritten wie verzweifelt; der Lieutenant M'Donough war ſchwer verwundet, daß er ſich nicht mehr halten konnte. Er bat die Engländer um Quartier. „Keine Gefangenen!“ rief der Oberſt Drummond. Da raffte M'Donough alle Kräfte zuſammen und wehrte ſich mit einer Pike, bis Drummond ſelbſt ihn mit einem Piſtolenſchuß darnieder ſtreckte. Doch freute er ſich nicht lange dieſer That; eine feindliche Kugel bettete ihn neben ſein Schlachtopfer. Die Engländer mußten die Schanze wieder verlaſſen. Ein wohlberechneter Ausfall nöthigte ſie bald, die Belagerung gänzlich aufzuheben.

Doch ſtiegen mit jedem Tage die Gefahren der nordöſtlichen Provinzen. Die geringe Truppenzahl der Amerikaner vermochte die weitläufigen Grenzen nicht zu ſchützen; um den Feind von einer Seite zurückzudrängen, mußte man eine andere blos geben; ſo erneuerten ſich die Kämpfe, gleich den Köpfen der Hydra, und dieſer Umſtand, außer den ſchon berührten, war eine Haupturſache, warum die Waffen der Amerikaner, trotz den Großthaten einiger Truppenkorps und Anführer, im Ganzen keinen glücklichen Erfolg hatten. Sir George Prevoſt brach mit 14,000 Mann und einer pomphaften Proklamation in den Staat New-York ein, um den unzufriedenen Provinzen den Abfall vom Bunde zu erleichtern. Plattsburg kam in den Beſitz der Engländer und ihre Flottille beherrſchte den Camplain-See. M'Donough, der die amerikaniſchen Schiffe befehligte, beſchloß den Angriff, obwohl ihm die Engländer an Schiffen und Mannſchaft überlegen waren. Aber Perry's Siegestrophäen leuchteten ihm vor. Die Landtruppen waren Zeuge des glorreichen Kampfes. Er war lang und hart. Endlich verſtummte der Donner der Kanonen, die engliſchen Schiffe ſtrichen die Flaggen, faſt ihre ganze Flottille mit 856 Gefangenen gerieth in die Hände der Sieger. Aehnliche Thaten hatte auf dem Ontario-See der Kommodore Chauncey gegen Sir James Yeo ausgeführt. Auf dem Erie-, Ontario- und Camplain-See herrſchte fortan nur das mit ſeinen Sternen prangende Pavillon der Amerikaner. *) Dies hinderte Sir George Prevoſt an größern Fortſchritten.

Die Geſinnungen der vier nordöſtlichen Staaten (Newhampſhire, Maſſachuſetts, Konnektikut und Rhode-Island) hatten ſich nach den ſchrecklichen Thaten der Engländer in der Cheaſapeake-Bai und dem Untergang von Waſhington geändert. Sie blieben nicht mehr ruhige Zuſchauer des Krieges, wie bisher; jener harte Schlag und die Gefahr des ganzen Bundes hatte mächtig auf ihre Gemüther gewirkt, ſie rüſteten ſich mit der ihnen eige-

---

*) Die amerikaniſche Flagge trägt ſo viele Sterne, als die Föderation Staaten umfaßt.

nen Energie. Die Verſammlung der Deputirten zu **Hartford**, welche über die Losſagung vom Bunde berathen ſollte, beſchäftigte ſich nun damit, blos eine deklamatoriſche Adreſſe abzufaſſen, worin alle Gebrechen der Föderativ-Verfaſſung mit geſuchter Ausführlichkeit dargeſtellt wurden. Dieſe Schrift wurde, in Form einer Petition, den verſchiedenen Staaten zugeſtellt und mit Verachtung zurückgewieſen. Der Senat von Penſylvanien hatte die Unterſuchung derſelben einer beſondern Kommiſſion übertragen. Sie widerlegte die Schrift, bewies die Vortrefflichkeit der amerikaniſchen Konſtitution und tadelte das Verfahren der Deputirten zu Hartford in den bitterſten Ausdrücken, wie ſie das Gefühl gekränkten Vaterlandsſtolzes eingab. Voll Schmach und von der Verachtung der Nation begleitet kehrten die Urheber ſo treuloſer Plane und Beſtrebungen in ihre Dunkelheit zurück. Der Brand von Waſhington hatte allen Zunder der Zwietracht und Partheiung aufgezehrt.

So ſtanden die Sachen an den nördlichen Grenzen. Von nun an ruht hier der Kampf. Deſto dringender ſprechen die Thaten auf den Meeren, in der Cheaſapeake-Bai, im Süden und um Neuorleans unſere Theilnahme und Aufmerkſamkeit an.

(Beſchluß folgt.)

Champollion's Auffindung des hieroglyphiſchen Syſtems der alten Aegypter.

Aus einem Schreiben von Turin.

Folgende Mittheilungen ſind, wenn ſie auch eigentlich dem Gebiet antiquariſcher Gelehrſamkeit enthoben ſind, dennoch von hohem Intereſſe für jeden Gebildeten, dem ein ſo namhafter Fortſchritt zu genauerer Kenntniß eines der berühmteſten Völker der Vorwelt nicht gleichgültig ſeyn kann. Unendlich viele Nebel, welche bis jetzt über Aegypten, deſſen Volk, Religion, Sitten und Geſchichte geruht und in die ſich die Myſtiker unſerer Zeit nur zu gern verloren haben, werden verſchwinden; mit ihnen manche Phantaſieſtücke, welche ihr wenig ergötzliches Blindekuhſpiel ſchon zu lange im Reiche der Wahrheit geſpielt haben. Wir geben dieſe Mittheilungen in unveränderter Geſtalt, wie ſie uns überſendet worden, weil wir uns, an einer fremden Arbeit zu ändern, nicht erlaubten.

— — — Aber mehr noch als alles dieß zog mich die unlängſt hier eingetroffene Sammlung ägyptiſcher Alterthümer und der Mann an, der aus Auftrag des Königs ſie aufſtellt und ordnet; es iſt kein anderer als Herr Champollion der jüngere, deſſen Name von nun an zuerſt genannt werden wird unter denjenigen, die ſich Verdienſte um alte Geſchichte und Kunſt erworben und das Gebiet der Wiſſenſchaften erweitert haben. Ich ſehe ihn ſehr oft, und er ſelber war ſo gut, uns die Sammlung zu weiſen und die merkwürdigſten Gegenſtände derſelben zu erklären. Erlauben Sie daher, daß ich Sie durch gegenwärtiges Schreiben mit dem Reſultate ſeiner 20jährigen Studien — mit der Entdeckung des graphiſchen Syſtemes der Aegypter bekannt mache, ſo wie ich ſie theils aus ſeinen Werken, theils aus ſeinen mündlichen Mittheilungen aufgefaßt habe.

Die Griechen und Römer, die einige Kenntniſſe im Schriftweſen der Aegypter ſich zu erwerben Gelegenheit hatten, mußten erſtaunen über das Figürliche und ſymboliſche Weſen deſſelben — ſie, die an eine ganz alphabetiſche Schrift gewöhnt waren, welche nur Wörter und nicht Ideen bezeichnete. Sie bemerkten alſo ganz beſonders an der ägyptiſchen Hieroglyphik das, wodurch ſich dieſe Schriftart von der ihrigen ſo ſehr unterſchied, d. h. das Symboliſche und Figürliche, und übergehen mit Stillſchweigen den dritten Punkt, wodurch ſich die ägyptiſche Schrift wieder der ihrigen näherte, nämlich durch ihre phonetiſchen Zeichen, wodurch die Aegypter, wie die Römer durch Buchſtaben, *Laute ausdrückten*. Der Kirchenvater Clemens von Alexandrien, der am ausführlichſten und gründlichſten über die ägyptiſche Graphik ſchrieb, thut der phonetiſchen Elemente derſelben zwar Erwähnung, gleitet aber ſchnell darüber hinweg, als über eine Sache, die nichts beſonderes und entſcheidendes hat. Hätte er das phonetiſche Weſen der Hieroglyphik in ſeiner Bedeutung und als den Grund und den Anfangspunkt derſelben dargeſtellt und aufmerkſam darauf gemacht, wahrlich ſchon frühere Jahrhunderte hätten die Entdeckung gemacht, deren ſich jetzt das unſrige erfreut. Allein auf jenes Kirchenlehrers und aus aller frühern Schriftſteller Darſtellung wurde man auf den Grundſatz getrieben, jede Hieroglyphe ſey das Symbol und Bild einer Idee; die Hieroglyphe alſo nichts anders als eine Symbolik und Bilderſchrift, welche Ideen ausdrücke. Einige dieſer Zeichen mit ihren Bedeutungen gaben Diodor, Plutarch, Euſeb ꝛc. an, und man fand ſie wirklich häufig auf den Denkmälern. Allein dieſer von den Alten angegebenen Zeichen mit ihren Bedeutungen kannte man nur wenige; dagegen ſind der Hieroglyphen eine ſo große Anzahl! man wußte ſich zu helfen, und fing an, dieſe unbekannten Zeichen errathen zu wollen; der Einbildungskraft ward freier Spielraum gelaſſen; wer mit derſelben von Mutter Natur am meiſten begünſtigt worden, kam am weiteſten, und am Ende hatte man wohl gar vielen Witz und Scharfſinn, aber nicht die Wahrheit zum Reſultate. Das iſt der Weg, den beſonders der Jeſuite Kircher einſchlug, der ſeine Witz- und Geiſtesfunken in großen Bänden abdrucken ließ. Ein Beiſpiel ſeiner tiefen Erklärungskunde genüge; auf der Spitzſäule Pamphili ſteht in phonetiſchen Hieroglyphen das griechiſche Wort: Autocrator (Selbſtherrſcher-Kaiſer). In der falſchen Verausſetzung nun, jede Hieroglyphe drücke an und für ſich eine Idee aus, lieſt er die Inſchrift ſo: „Urheber des Befruchtens und alles Pflanzenlebens iſt Oſiris, deſſen Zeugungskraft vom Himmel herab ſich auf ſein Reich ſenkte, durch Mophta's Vermittlung.“ Noch abentheuerlicher erklärte er auf derſelben Säule die andere hieroglyphiſche Inſchrift, die nichts anders heißt, als: Cäſar Domitianus Auguſtus.

Andere Gelehrte hingegen, denen des Jeſuiten Weg zu willkührlich und phantaſtiſch vorkam, ſchlugen einen andern ein, in der Beglaubigung, jene Embleme könnten einzig nur auf Sternkunde, auf das Kalenderweſen und auf den Ackerbau ſich beziehen. Pluche und Dupuis waren die Don Quixote, die ſich mit ſolchen Windmühlen herumſchlugen, während hingegen ein andrer Franzoſe in ſeiner Etude des hieroglyphes die Welt belehren wollte, es ſtände am großen Tempel zu Dendera eine hieroglyphiſche Ueberſetzung des 100ſten Pſalmen Davids, worin die Völker aufgefordert werden, in den Tempel Gottes einzutreten!!

Endlich wurde in einer neuerlichen Schrift: Essai sur les hieroglyphes, behauptet, die Hieroglyphen drückten nichts weniger und nichts mehr aus, als — — hebräiſche Worte.

Während aber ſo viele am Gängelbande der Phantaſie dahin wandelten, ſtudirten andre deſto fleißiger die vorhandenen Denkmäler, beſonders nach der für altägyptiſche Monumente merkwürdigſten Epoche — nach dem franzöſiſchen Feldzuge in dieſes Wunderland. Die Neugierde ward mächtig angeregt, und Gelehrte aus allen gebildeten Ländern rüſteten ſich zu genauern Unterſuchungen, die durch den in Aegypten erfolgten Umſchwung der Dinge beſtens begünſtigt wurden; ein neuer Herrſcher trat auf, führte eine beſſere Verwaltung ein, und ſchien barbariſcher Sitte entſagen und europäiſchen Gebräuchen und Kultur ſich annähern zu wollen. Große und wichtige Sammlungen von Alterthümern, die der Paſcha nicht achtete und nicht kennt, wanderten nach den Hauptſtädten Europas herüber; wichtige Entdeckungen wurden täglich gemacht. Die größern Verdienſte hierin erwarben ſich Burkhardt, Belzoni, Gau und jüngſthin der thätige kühne Cailliaud, der nach Nubien hinaufdrang, und die lang bekannten Ueberbleibſel von Meroë und Aethiopien unterſuchte, die jetzt, nach näherer Bekanntſchaft mit der ägyptiſchen Hieroglyphik mehr als je die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf ſich lenken werden. Durch dieſe Reiſende iſt Europas Schatz an ägyptiſchen Alterthümern unglaublich vermehrt worden; unzählbare hieroglyphiſche Inſchriften wurden nachgezeichnet; zahlreiche Papyrusrollen aus allen Epochen, Grabſtätten und andere Denkmäler zu uns gebracht; beſonders geſchah vieles ſeit 1814. Gleichſam als hätte Champollion das Reſultat dieſes Eifers für Aegyptens Alterthümer geahnet, ſchrieb er ſchon damals in ſeinem Werke: L'Egypte sous les Pharaons. 2 Vol. Paris 1814, die Worte nieder, die ſich indeß erwahret haben: „man würde endlich auf jenen Flächen, auf welchen Aegypten nur ſinnliche Gegenſtände gezeichnet, die Sprachtöne und Gedankenausdrücke wiederfinden."

Dieſen neuen Schatz ſichteten und ſtudirten nebſt Herrn Champollion die großen Alterthumsforſcher: Sacy, Ackerblad, Hammer, Yung und Quatremère de Quinci, welchem letztern man den wichtigen Erweis verdankt, daß die koptiſche Sprache die — — altägyptiſche Sprache ſelber iſt, mündlich überliefert und in griechiſchen Charakteren geſchrieben. Ackerblad war der erſte, der den demotiſchen Text von Roſette als vollkommen alphabetiſch betrachtete, während es dem Dr. Yung gelang, ſogar mehrere Hieroglyphen dieſes Textes zu leſen, ohne jedoch auf das Grundweſen aller Hieroglyphik, auf die Phonetik, zu verfallen. Die geſammte Ausbeute der damaligen Forſchungen zur Kenntniß des graphiſchen Syſtemes Aegyptens beſchränkte ſich auf die Leſung einiger griechiſchen Eigennamen in demotiſchen Charakteren, in der Werthbeſtimmung von 77 hieroglyphiſchen Zeichen, und endlich auf einen unvollkommenen Leſeverſuch zweier griechiſcher Namen, die in Hieroglyphen geſchrieben waren: Ptolemäus, Berenice. Das Ganze blieb ohne Einfluß auf Wiſſenſchaft und auf Erkenntniß der ägyptiſchen Graphik.

Es ſchien Champollion vorbehalten zu ſeyn, der gelehrten Welt das ſeit Jahrhunderten erforſchte, aber nie errathene Räthſel zu löſen und die 3—5,000jährigen hieroglyphiſchen Inſchriften zu entziffern. Seinem unermüdeten Fleiße gelang endlich der Vorwurf ſeiner langjährigen Studien; er entdeckte das Alphabet der phonetiſchen Hieroglyphen und wandte es vorerſt nur auf die ägyptiſchen Monumente aus der griechiſchen und römiſchen Epoche an — der Erfolg war zum Erſtaunen und über alle Angriffe erhaben, indem er durch die bekannte Geſchichte jener Epochen ſattſam beſtätigt iſt; ſiehe deſſen lettre à Mr. Dacier, sécrétaire de l'académie, relative à l'alphabet des hieroglyphes phonétiques. Paris 1822.

Dieſer Brief an Dacier zerſchnitt und beendigte auf einmal den heftigen Federkrieg unter den Gelehrten Europa's über das Alter mehrerer ägyptiſchen Denkmäler, und ſtimmt vollkommen mit den von Herrn Letronne in ſeinen Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte. Paris 1823, entwickelten Anſichten überein. So war über kein Denkmal die Meynung der Archäologen getheilter, als über die Thierkreiſe von Eſne und Dendera, denen einige ein Alter von 15 — 20,000 Jahren ertheilen zu müſſen glaubten. Champollion las vermittelſt ſeines Alphabets die Hieroglyphen dieſer Denkmäler; ſie bezeichnen — — römiſche Kaiſernamen, z. B. des Tiberius, Klaudius, Nero ꝛc.

Die Thierkreiſe fallen in das erſte Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, und ſind wohl nicht aſtronomiſche, ſondern aſtrologiſche — nicht Denkmäler der Wiſſenſchaft und Weisheit, ſondern des wiſſenſchaftlichen Verfalles und des Aberglaubens.

Mit dieſem Verſuche aber, der, wie geſagt, vorerſt nur auf die griechiſch- und römiſch-ägyptiſchen Monumente gemacht worden, ruhte indeß der thätige Mann nicht, ſondern wandte die Entdeckung auch auf die älteſten oder pharaoniſchen Denkmäler an, und er genoß bald der hohen Freude, in dieſer ſeiner Entdeckung den ſogenannten Schlüſſel der altägyptiſchen Hieroglyphik endlich gefunden zu haben, d. h. er entdeckte die erſten Elemente, aus denen die hieroglyphiſche Schrift hervorgetreten war, und die Grundſätze, nach denen ſie ſich in ihrem Gange entwickelt hatte.

Dies wichtige Ergebniß ſeiner Forſchungen legte er nun in ſeinem jüngſten Werke: Précis du système hieroglyphique des anciens Egyptiens, Paris 1824, dem Publikum vor Augen; es befaßt das graphiſche Syſtem der Aegypter im Allgemeinen, handelt insbeſondere von den erſten Elementen der hieroglyphiſchen Schrift, und zeigt unwiderleglich

1) daß die Graphik der Aegypter in 3 Schriftarten beſtand:
   a. in der hieroglyphiſchen oder heiligen,
   b. in der hieratiſchen oder prieſterlichen,
   c. in der demotiſchen oder volksthümlichen.
2) die hieroglyphiſche Schrift befaßt dreierlei Charaktere:
   a. figurative, die den Gegenſtand ſelber, den man ausdrücken wollte, darſtellen,
   b. ſymboliſche, die eine Idee durch das Bild eines phyſiſchen Körpers ausdrücken,
   c. phonetiſche, die die Laute vermittelſt Abbildung phyſiſcher Gegenſtände bezeichnen.

3) Die phonetiſchen Charaktere ſind wahrhafte alphabetiſche Zeichen, die die Laute der ägyptiſchen Wörter ausdrücken, und jede phonetiſche Hieroglyphe iſt das Bild eines phyſiſchen Gegenſtandes, deſſen ägyptiſcher Name mit dem Laute anfängt, den das Zeichen ſelber ausdrücken ſoll. Mehre phonetiſche Hierogly-

phen zuſammen, wie bei uns mehrere Buchſtaben, geben ein Wort.

4) Der ſymboliſchen und figurativen Hieroglyphen ſind weit weniger als der phonetiſchen.

5) Die Hieroglyphik war eine Geheimſchrift. Eine Geheimſchrift der Prieſterſchaft war die Malerei auf Basreliefs, die man Anaglyphik nennt, und die nicht zur Hieroglyphik gehört. Auch die hieratiſche Schrift iſt nichts anders als eine Tachygraphie der hieroglyphiſchen und aus dieſer entſtanden.

Die Anwendung dieſer Entdeckungen auf die Texte der drei Schriftarten hat ſchon die belohnendſten Ergebniſſe gebracht, und verſpricht in der Folge täglich zahlreichere und wichtigere, je mehr Monumente Champollion vor Augen bekommen, vergleichen und enträthſeln kann. Schon die Reſultate der bisherigen Anwendung auf ſo wenige Monumente ſind geeignet, die Aufmerkſamkeit der geſammten gelehrten Welt in Anſpruch zu nehmen, beſonders aber die der Geſchichts- und Naturforſcher, der Weltweiſen und Gottesgelehrten; ein geſammtes Volk ſteigt aus ſeinen uralten Gräbern, und redet von nun an, von Tag zu Tag, vernehmlicher zu uns von ſeinem Denken und Seyn, von ſeinem Wiſſen und Können, von ſeiner hohen Bildung und tiefen religiöſen Anſichten, von ſeinem Glanze und hehren Thaten — eines der älteſten, gebildetſten Völker der Erde, verſchieden von allen andern Völkern in Sprache, Religion, Politik und Sitten. Die Pharaonen erſcheinen vor unſern Augen auf ihrem ruhmwürdigen Throne, auf welchem die hebräiſchen Hirten Abraham, Jakob und Joſeph ſie erblickten, und von dem herab ſie, ſchon lange Jahrhunderte vor den Stammeltern des hebräiſchen Volkes, Bildung, Glück und Segen verbreiteten. Gleichzeitige Zeugen, d. h. ihre Denkmäler, nennen uns die alten Herrſcher, und verkünden jetzt laut wieder ihre Thaten und ihren Ruhm. Dieſe Denkmäler gehen ohne Unterbrechung in ehrwürdiger Reihenfolge der Könige, bis über das 2000ſte Jahr vor Chriſtus zurück, und beſtätigen vollkommen die vom ſebennytiſchen Prieſter Manethon vor 2 Jahrtauſenden aufgezeichnete, aber bis dahin mit Verachtung angeſehene Folge der Pharaonen. Champollion zweifelt auch keineswegs an Hermapions treuer Ueberſetzung einer hieroglyphiſchen Inſchrift, die man im Amm. Marcellinus lieſt, und worüber Kircher und Paw einſt geſpottet; er iſt ferner innigſt überzeugt, daß die ſogenannten hermetiſchen Schriften die reinſten Traditionen der altägyptiſchen Gottesgelahrtheit enthalten, die ſich vollkommen an den Monumenten erwahren und nachweiſen laſſen.

Entſchieden iſt jetzt das Urtheil über das Alter der wichtigſten Denkmäle: der Tempel und Palläſte, der Gräber und Spitzſäulen, mehrerer Monolithen und Stellen; ja, entſchieden das Urtheil über das Alter einzelner Theile mehrerer Gebäude, die als unverwerfliche Zeugen der uralten ägyptiſchen Bildung daſtehen; uralt und pharaoniſch ſind die Trümmer von San oder Tanis, die Spitzſäule von Heliopolis, die großen Spitzſäulen zu Theben und in den Palläſten zu Karnak und Lukſor; ferner die größten Spitzſäulen zu Rom: die vor der Laterankirche und die an der Porta del Popolo. Den Obeliſk, den Auguſt aus Aegypten wegführen, und auf dem Marsfelde als Gnomon aufſtellen ließ, den ſchon Plinius und Zoega als pharaoniſch anerkannten, fand Champollion nach Durchleſung der Hieroglyphen als ein Werk Pſammetich II., der ein Sohn Nechao's und Kleinſohn des großen Pſammetich I. war, welcher letztere 120 Jahre vor Cambyſes geherrſcht. Pharaoniſch ſind: der Pallaſt von Abydos, die kleinen Tempel zu Dendera, Karnak, Lukſor, Kurna, das Memnonium, der Pallaſt mit dem Grabmal des Oſymandias, die Höhlen von Biban-el Meluk, die Hypogäen im libyſchen Berge bei Theben, und endlich die Tempel von Elephantine; dann muß man die Pyramiden als die älteſten ägyptiſchen Monumente anſehen. In Nubien aber ſind uralt: die Tempel zu Girke, Wadi-eſſebua, die Koloſſen und Höhlen von Ibſambul, die Tempel zu Amada, zu Derry und Moharraka, und endlich der zu Soleb unfern der äthiopiſchen Grenzen ꝛc. In die griechiſche Epoche gehören die Tempel von Ombos und Edfu, die Spitzſäule von Philä und die roſettiſche Inſchrift ꝛc.; in die römiſche aber die Spitzſäulen Albani, Borgia, Pamphili, Barberini und die von Benevent, und endlich die Tempel von Eſne und Dendera ꝛc.

Die einheimiſche Geſchichte gewinnt an Umfang und ſicherm

Boden. Champollion las die Namen der größern ägyptiſchen Pharaonen auf den von ihm errichteten Denkmälern, und erhielt Sicherheit in Betreff der Großthaten eines Miphrathutmoſis, Thutmoſis, Amenophis II., Ramſes-Maiamun, Ramſes des Großen oder Seſoſtris, eines Seſonchis oder Seſak ꝛc., die die neuere verdächtigende Kritik aus dem Buche der wahren Geſchichte ausſtoſſend, in das Reich der Mythen verweiſen wollte; laut ſprechen für ſie die unverwerflichen, weil gleichzeitigen Zeugen: die uralten Bas-reliefs und unzählbaren Aufſchriften an den Pylonen und langen Mauern um Thebens Palläſte. Gegen 30 Regentendynaſtien werden aufgezählt, von denen bis dahin bis zur 17ten hinauf ununterbrochene Denkmäler aufgefunden wurden.

Die Blüthezeit des ägyptiſchen Staates und deſſen höchſte Bildung ſetzt Champollion zur Zeit der 18ten Dynaſtie, deren erſte Könige die Hikſchos oder Hirtenſtämme aus Unterägypten jagten; lange ſeufzte dieſer Theil des Landes, Jahrhunderte lang, unter dieſem barbariſchen verhaßten Hirtengeſchlechte. Die Pharaonen dieſer 18ten Dynaſtie waren es auch, die Theben ſo hoch erhoben und königlich auszierten; die die unermeßlichen Palläſte von Karnak, Lukſor, Medinetabu, Kurna, im Memnonium und zu Medamud erbauen ließen. Welch eine Bildung! Welch erſtaunenswürdige Kunſtepoche, zwei volle Jahrtauſende vor dem goldenen Zeitalter Roms! Der große Pallaſt zu Karnak zeigt durch ſeine Hieroglyphen, daß von Amenophis I. bis auf Nechao II., d. h. während eilf Jahrhunderten, an ihm iſt gebaut worden. Amenophis I. war der dritte, Amenophis II., der bei den Griechen Memnon hieß, war der achte, und Amenophis III. war der ſechzehnte König dieſer glorwürdigen Dynaſtie. Der größte Held aber unter Aegyptens Pharaonen und größte Eroberer war Ramſes der Große, welchen Manethon Sethos, Herodot aber Seſoſtris nennt; er iſt der erſte Pharao der 19ten Dynaſtie und regierte 1500 vor Chriſtus.

Die Beſtimmung der meiſten Denkmäler, ihr Alter und ihre Urheber ſind ſomit erkannt; die ägyptiſchen Gottheiten und ihre Genealogie, kurz die geſammte Götterhierarchie haben ſich entſchleiert; die Regentenfamilien in ihrer Aufeinanderfolge, ja die

Verzweigungen mehrerer liegen zu Tage, wie etwa die des habsburgiſchen Kaiſerhauſes. Da es außer dem Zwecke dieſes Schreibens liegt, ins Einzelne einzugehen, ſo werde ich nächſtens bei geeigneterm Anlaſſe ausführlicher hievon zu ſprechen Gelegenheit nehmen.

Der Gewinn dieſer ergebnißreichen Forſchungen iſt aber nicht nur auf ägyptiſche Alterthümer allein beſchränkt, er erſtreckt ſich weit ſüdlicher hinauf, und es wird ein hiſtoriſcher Blick in Länder eröffnet, die bis dahin noch nicht auf die ewigen Tafeln der Menſchheitsgeſchichte eingetragen waren. In Nubien und Aethiopien ſprechen wichtige zahlreiche uralte Monumente für die mit Aegypten gleichzeitige, ja frühere Bildung, daß mit größter Wahrſcheinlichkeit zu vermuthen iſt: von Nubien her zunächſt ſey dem tiefern Lande Mizraim Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion gekommen; die Bildung ſey längs dem Nil hinabgeſtiegen; es habe eine weiſe Völkerſchaft zuerſt ſich in der Thebais angeſiedelt und das Land urbar gemacht, ſey dann nach Mittelägypten in Kolonien hinabgeſtiegen, habe Memphis erbaut, und endlich ſpäter, gleichfalls durch Anſiedelungen, das Delta über das Meer gewonnen und angebaut. Von Axum an durch Aethiopien, Meroë und den Nil hinab bis ans Mittelmeer erhoben ſich gebildete, mächtige, von einander unabhängige, aber von einander abſtammende Staaten mit einer und derſelben Sprache, Schrift und Religion, wie es ſchon Diodor bezeugte.

Champollion iſt endlich zur Gewißheit gekommen, die er mir mündlich oft bekräftigte, und die ſich ihm aus der Vergleichung ägyptiſcher Sitten, Staatseinrichtungen und phyſiſcher Konſtitution mit denen andrer Völker ergeben: daß die Aegypter ächtafrikaniſcher Abſtammung ſind, unbezweifelte Autochthonen dieſes Erdtheils; daß ſie ſehr wenige und unbedeutende Analogien mit den weſtaſiatiſchen Völkern, ihren Nachbarn, darbieten. Ihre Sprache hat mit den oſt- und weſtaſiatiſchen Sprachen, mit dem Sanſcrit und dem Zend, mit dem chineſiſchen und arabiſchen ſo wenig Aehnlichkeit, als ihre Schrift mit der irgend eines andern Volkes. Alles weißt auf eine große, in ſich gebildete und abgeſchloſſene Völkerfamilie hin, die den Nordoſten Afrika's: Aethiopien, Nubien, die Oaſen und Aegypten in Beſitz genommen.

Dieſem wichtigen Probleme wird der genügendſte Aufſchluß werden, ſo bald mehrere kühne Reiſende nach dem Vorgange des Herrn Cailliaud, jene Ueberbleibſel dunkler Zeiten, oberhalb den Katarakten, genau unterſucht, abgezeichnet oder mitgebracht haben. Champollion ſelber, der ſich ſeit 3 Monaten in Turin aufhält, um Drouettis reiche ägyptiſche Sammlung, die der ſardiniſche König um 400,000 Fr. an ſich gebracht, zu ordnen, wird in Jahresfriſt nach Aegypten und von da nach Nubien und Aethiopien reiſen, um alle jene alten Monumente mit ihren Hieroglyphen zu unterſuchen, die entweder nicht genau oder gar nicht unterſucht und abgezeichnet worden, um ſeine gelehrten Entdeckungen zu vermehren, die nicht zu berechnen ſind, und den Wiſſenſchaften den größten Gewinn bringen werden. Indeſſen legt er in zwei Werken ſeine bisherigen und täglichen Forſchungen dem geſpannten Publikum vor Augen; das erſte, von dem ſchon mehrere Hefte erſchienen ſind, heißt: Pantheon égyptien, und das zweite wird: Chronologie des monumens de l'Egypte et de la Nubie, betitelt und ſofort zum Drucke befördert werden.

Turin den 1. Auguſt 1824.

B — i.

Deutſche Literatur.

Paulus und Luther. Ein Gruß an ſeine evangeliſchen Brüder zum Gedankenfeſte an das Reformationswerk durch Luthern von einem Freien. Darmſtadt, 1824. Verlag von J. W. Heyer.

Mit innigem Bedauern vermiſſen wir den Namen und Wohnort des Verfaſſers dieſes Büchleins. Die goldnen aus glühender Begeiſterung gebornen Worte, welche derſelbe aus ſeinem einſamen Dorfe zu uns hinausgeſendet hat in die Welt, verkünden eine für Chriſti **geiſtige** Lehre warme Seele und einen mit Kraft und Schönheit begabten Geiſt, von dem jeder denkende und fühlende angezogen werden muß, und darum wünſcht, ſeiner Sehnſucht nach dem Unbekannten wenigſtens im Namen und Wohnort ein beſtimmteres Ziel zu gewinnen. Wir haben in der That nicht bald ein Buch geleſen, in welchem ſo hochbegeiſtert dem freien Chriſtenthum des Evangeliums das Wort geredet wäre, in welchem die den proteſtantiſchen Theologen und Geiſtlichen, wenn ſie nicht pietiſtiſch ſüßeln, ſonſt eigene Trockenheit, Sprödigkeit und Herbigkeit, in einem ſo kräftigen, Geiſt ſprudelnden und erweckenden Quell aufgelöst ſich gefunden hätte. Wir können dieſes Buch allen unſeren Leſern mit der Verſicherung empfehlen, daß ſie, wenn ihnen nicht Blindheit der Partheiſucht Geiſt und Herz verunſtalten, an beiden geſtärkt, gehoben, erwärmt, ſich ungern von demſelben trennen werden. Nachdem der Verfaſſer gezeigt, wie Paulus durch eine feurige Erſcheinung mitten in phariſäiſcher Verfolgung der Chriſtusjünger dem Chriſtenthum gewonnen, Luther durch einen Bliz, der ſeinen Freund Alexius an ſeiner Seite tödtete, dem geiſtlichen und Kloſterleben zugewendet worden, — wie Paulus früher mitten unter den Phariſäern nach ſeiner Erleuchtung um ſo nachdrücklicher (weil er ihn genau kennen gelernt) den Phariſäismus bekämpfte, Luther das Pfaffenthum, je mehr er als Mönch die Hohlheit, Dummheit und Schlechtigkeit ſeiner Genoſſen und in Rom die blos gleiſende Schale der innerlich erfaulten Hierarchie wahrgenommen hatte, — wie Paulus zu Lyſtra die Vergötterung des Volkes verſchmähte, und Luther ſelbſt nicht lutheriſch ſeyn wollte, weil beide ſich für bloße Werkzeuge des Herrn erkannten, und nicht ſich, ſondern den allein wahren Gott wollten; — ꝛc., ſo ſtellt er auch beide Männer in ihrem Charakter als Lehrer und Menſchen, in ihrem Geiſt und ihrer Sprache als innigſt verwandt und zwar auf die treffendſte Weiſe dar, ſo daß Paulus als der Vorläufer des echten, unvergänglichen Proteſtantismus, als der eigentlich Evangeliſche über den Apoſteln ſelbſt erſcheint. Um Sinn und Geiſt des unbekannten Verfaſſers zu erkennen, genügt die Hervorhebung folgender Stelle: Soll die Wahrheit beſehligen, ſo muß ſie ein Eigenthum meines Geiſtes durch klares Bewußtſeyn und durch innigſtes Gefühl meiner Perſönlichkeit ſeyn. Auch was eine Gottheit mir ſchenkt aus mildem Erbarmen, kann mich nur dann erfreuen, wenn das Himmelsgeſchenk die Saiten zur harmoniſchen Bebung weckt, — die in mir lagen, als ein angebornes Echo für die höhere Stimme, fähig ihre Laute zu vernehmen und zu erwiedern. Uns allen liegt ein Traum in der Seele; der Geiſt, die Vernunft ſoll ihn deuten — ſein Gott ihn beſtätigen ꝛc.“ —

Miszellen.

Wenn Schweizer- oder ſonſtige empfindſame Reiſende bei ſchlechtem Wetter nicht blos die ſchändlich-treuloſe Unzuverläſſigkeit des Rigi, des Blocksberg's, der Schneekoppe und andrer Hochpunkte verklagen, ſondern den Himmel ſelbſt verdammen, weil er ihrem augenblicklichen Vergnügen nicht günſtig iſt, und dann in einem Lande und in einer Zeit zu leben wünſchen, wo ewige Frühlingsheiterkeit herrſcht, ſo mögen ſie ſich in etwas durch die Bemerkung tröſten, daß, als in den Jahren 1528 bis 1533 ein ewiger Sommer in Frankreich herrſchte, die Früchte nicht gediehen und Hungersnoth entſtand, und außer Krankheiten, welche der Genuß von Eicheln, Wurzeln, Farrenkräutern hervorrief, die Menſchen eben ſo durch Millionen ſchädlicher Inſekten als von Diebs- und Räuberbanden geplagt wurden.

— Georg Stephanus, ein berühmter Buchdrucker und Linguiſt des 16ten Jahrhunderts, ließ ſeine Probebogen vor der Werkſtatt aushängen, und wer ihm einen Druckfehler zeigte, bekam einen Sol. Ein ſolcher Eifer für Korrektheit iſt eben ſo ſelten als wünſchenswerth.

Etwas über Tombuktu und ſeine Literatur.

Je öfter wir die Wiederholung des alten Liedes hören müſſen, daß wir ſo wenig vom innern Afrika wiſſen, deſto mehr wächſt unſere Neugierde und Sehnſucht danach, und deſto begieriger greifen wir jede Notiz auf, welche uns einiges Licht über dieſen ſeltſamſten und wundervollſten aller Welttheile gibt. Seine Küſten kennen wir wohl, aber das Herz des Landes zu erforſchen, das vielleicht Wunder und Menſchen nährt, die uns in Erſtaunen ſetzen würden, iſt noch keinem Europäer gelungen, und die Menſchen, die darin wohnen mögen, fühlen keinen Beruf, uns Kunde von ihnen zu bringen und vielleicht vermöchten ſie's auch nicht.

Sonderbar klingt aus jenen glühenden Regionen Afrika's der Name **Tombuktu** uns entgegen, an den ſo manche Erinnerungen des Alterthums geknüpft ſind. Dorthin ſollen ſich die Karthager, nach dem Untergang ihrer Stadt, geflüchtet haben und ſo möchten wir denn hier noch nach zweitauſend Jahren Nachkömmlinge Hamilkar's und Hannibals antreffen. So mancher Reiſende in dieſen Ländern ſah in Tombuktu das Ziel ſeiner Sehnſucht; aber nach unendlichen Gefahren und Drangſalen, von denen wir uns kaum einen rechten Begriff machen können, wurden ihre kühnſten Erwartungen getäuſcht, und troſt- und hoffnungslos blickten ſie — im Geiſte nur — nach dem gelobten Lande, das keiner ſah. Der Zufall aber hat das bewirkt, was der berechneten Kraft des Geiſtes, dem Muthe und der Kühnheit bisher nicht gelingen wollte. Er brachte einen Mann nach Tombuktu, der Hauptſtadt eines bisher noch unerforſchten Landes, wo er mehrere Monate verweilte: es iſt der Kapitain **Jonathan Waſhington**

Muggs, Bürger von Georgien in den Vereinigſten Staaten. Sein Schickſal iſt folgendes:

Er iſt der Sohn einer Sklavin aus Tombuktu und eines Amerikaners, der am Taubenfluſſe in Georgien wohnte. Da ſein Vater faſt immer auf der See war, unterrichtete ihn die Mutter in ihrer Mutterſprache, ein Umſtand, der ihm nachwärts das Leben erhielt. Wie ſein Vater, widmete er ſich dem Seedienſte. Ein heftiger Sturm von Südweſten, der mehrere Tage anhielt, trieb ſein Schiff, das von Charleston nach Liverpool mit einer Kottonladung ſegelte, an die Küſte von Afrika, nicht weit von der Inſel Gori, wo es ſcheiterte. Sogleich machten ſich die wilden Mandingos über die Schiffsmannſchaft her. Die zur Arbeit Tüchtigen wurden als Sklaven verkauft; zwei kranke Matroſen, und ein alter Amerikaniſcher Schriftſteller, der ſich als Reiſender an Bord des Schiffes befand, wurden als unbrauchbar eingeſperrt und mit der äußerſten Artigkeit behandelt bis zum Feſte des großen Gottes Mumbo-Jumbo, da ihnen dann bedeutet ward, daß ſie, zur Erwiederung der empfangenen Gaſtfreundſchaft ſich den uralten Gebräuchen des Landes fugen, und dulden müßten, ruhig geſchlachtet und aufgeſpeiſt zu werden. Was den Kapitain Muggs betrifft, ſo ſchwur er bei dem Zauberer Obi, daß er zu Tombuktu geboren, in ſeiner Jugend weggeſchleppt und zu der gegenwärtigen Mulattenfarbe durch einen langen Aufenthalt in fremden Landen herabgewürdiget worden. Die Beweiſe hiezu lieferten ſein wolliges Haar und ein Geſang in der Sprache ſeines Mutterlandes. So entließen ihn die Mandingos mit einer Art von Paß, und es blieb ihm nun überlaſſen, den Weg in ſein vorgebliches Geburtsland zu ſuchen, ſo gut es gehn mochte. Die Schickſale, welche ihn auf dieſer gefahrvollen Reiſe betroffen, hat er ſelber auf Blätter vom Chickachoobaum niedergeſchrieben und will ſie in vier Quartbänden dem Publikum mittheilen. Was hier folgt, ſind nur einige vorläufige Notizen, wie ſie ein engliſches Blatt mitgetheilt hat, aber immerhin merkwürdig genug, die Aufmerkſamkeit auf das angekündigte Werk aufs höchſte zu ſpannen.

Die Briefe der Alten, der Griechen und Römer, über Afrika ſind vielfältig angefochten worden, haben aber auch wieder ihre

Vertheidiger gefunden. Namentlich hat man dem Herodot Recht wiederfahren laſſen. Die geographiſchen Werke der Phönizier und Karthager, dieſer ſeefahrenden, dem Handel ergebenen Völker, ſind verloren; nur von den letztern beſitzen wir den berühmten Bericht Hanno's über ſeine Entdeckungsreiſe an der Weſtküſte Afrika's. Dieſer Bericht, über den ſo viel geſchrieben worden, ward lange im Tempel des Saturnus zu Karthago aufbewahrt und ins Griechiſche überſetzt, in welcher Sprache er auf uns gekommen, als ein ſprechender Beweis von dem kühnen Entdeckungseifer der Karthager. Vieles in demſelben hat man fur Fabeln ausgegeben, und jetzo, nach mehr denn zweitauſend Jahren, beſtätigen die Unterſuchungen des Kapitain Muggs an derſelben Küſte die vollkommene Wahrheit der Angaben Hanno's. So erzählt jener, daß er zwei Weiber gefangen, ganz mit Haaren bedeckt, deren Häute er nach Karthago gebracht. Dieſe hielt man gemeiniglich fur Orangutangs. Allein Kapitain Muggs ſtieß, indem er den Senegal bis zu ſeinen Quellen verfolgte, auf einen ganzen Stamm von ſolchem Volke, das er anfangs fur eine ungeheure Herde von Pavians hielt, bis einige ſich ihm mit aller Freundſchaft näherten und ihn durch ihre Rede überraſchten; es ſchien ihm ein Dialekt der Tombuktuſprache, ähnlich dem ſeiner Mutter. Er beſchreibt dieſen Stamm als einen ſehr ziviliſirten und reinlichen, der ſich regelmäßig alle Morgen von Haupt zu Fuß ſtriegelt.

Hanno ſagt ferner, daß er ein ganzes Land angetroffen, welches wie ganz in Glut geweſen, mit feurigen ins Meer ſich ergießenden Strömen. Kapitain Muggs zweifelt gar nicht, daß zu gewiſſen Zeiten des Jahres die Oberfläche des Landes in einem feurigen Zuſtande ſeyn könne, wie ihn der Kathager beſchreibt, da er ſelbſt, in der Nachbarſchaft von Baromaya, in ein tiefes Thal gekommen, das rings von Bleierz-Bergen umgeben war. Die Gewalt der Hitze in dieſem eingeſchloſſenen Orte war ſo groß, daß die Sonnenſtrahlen, indem ſie beſtändig das Erz ſchmolzen, einen Metallſee von beträchtlicher Ausdehnung im Thale bildeten, der durch immer neue Zuſtrömungen in ſtetem Fluß erhalten ward. (?) Wenn ſeine Oberfläche vom Winde ſanft bewegt wurde, warf das Rieſeln der Wogen einen faſt blendenden Strahlenſchimmer drüber hin; aber wie unbegreiflich ſchön und zauberiſch war erſt dieſer Strahlenſchimmer, wenn der Mond ſein ſanfteres Licht drüber goß! Da die Eingebornen vermittelſt Gläſer die Hitze von ihren Häuſern abhalten, haben ſich eine Menge Glaſer auf dem Platze angeſiedelt, um ein ſo unentbehrliches Material für ihren Handel zu erhalten. Der See iſt von einer Unzahl Salamandern heimgeſucht, und die Einwohner zeigen eine beſondere Geſchicklichkeit, ſie zu fangen. Man verſieht ſich mit einer Platte voll gluhendrother Kohlen; einige davon werden als Köder ans Ufer gelegt, die der Salamander begierig verſchlingt, und indem man ihm von Zeit zu Zeit immer friſche Kohlen vorwirft, wird er aus ſeinem metallnen Element weggelockt zu einem Netze, das in einiger Entfernung in Bereitſchaft ſteht, wo er feſt gehalten wird. Die große Kunſt jedoch beſteht darin, die Kohlen ſo zu werfen, daß ſie das Netz nicht verbrennen. Iſt er einmal gefangen, ſo wird er in einen Backofen geſchoben, wo er gut fortkommt, ſo lange das Feuer brennt, aber in der Nacht erſtarrt und ſtirbt, wenn es erliſcht. Kapitain Muggs wollte die Temperatur dieſes ſonderbaren Thales beſtimmen; allein das Queckſilber ſprengte oben, bei der Gewalt der Hitze, die Röhre des Thermometers und ſchoß beträchtlich hoch in die Luft.

Nachdem unſer Reiſender dieſe intereſſante Gegend verlaſſen, wanderte er weiter gegen Oſten durch Wüſten und unbewohnte Strecken, bis er an die Ufer eines Fluſſes kam, der von Weſten nach Oſten floß. Viele Tage lang folgte er ſeinem Laufe, um eine Furt zu finden. Da gewahrte er einen pyramidenförmigen Stein, der faſt unter dem Sande begraben war; er räumte allen Unrath weg bis zu einer Tiefe von fünf Schuh, und eine rohe Inſchrift kam zum Vorſchein, welche getreulich alſo lautet:

HIC. NIGER. EST. HUNC. TU. ROMANE. CAVETO.

Sie rührt vielleicht von den Naſamonen her, welche, nach Herodot, von Cyrene ins Herz von Afrika drangen, aber von Menſchen winziger Statur zu Gefangenen gemacht, und in eine Stadt geführt wurden, die ein großer Fluß, reich an Krokodilen und von Weſten nach Oſten fließend, beſpült. Plinius ſagt ausdrücklich, daß dieſer Fluß der Niger war; die Inſchrift wurde, ohne Zweifel, zum Andenken an jene That und zur Warnung für die Römer ausgeſetzt, ſich in demſelben, wegen der Krokodile, nicht zu baden. *)

Kapitain Muggs, nunmehr entſchloſſen, den ſo lange beſtrittenen Punkt, das Ende dieſes Fluſſes, feſtzuſtellen, folgte ſeinem Ufer ſtwärts wohl viele hundert Meilen, ſich von Fiſchen nährend, bis er eine unermeßliche, flache Wüſte im Herzen Afrika's erreichte, über deren brennenden Oberfläche die Waſſer in dünne Lagen ſich ergoſſen, und (wie Salzwaſſer in den Gradirpfannen) entweder vom Sande verſchlungen wurden oder bei der ſchrecklichen Sonnenhitze bald verdünſteten. Dies wird um ſo weniger wunderbar ſcheinen, wenn man ſich erinnert, daß es keinen andern Weg gibt, die Waſſerkonſumtion im mittelländiſchen Meer, welches durch die Engen bei Gibraltar beſtändigen Zufluß erhält, zu erklären, als eben durch einen ähnlichen Verdünſtungsprozeß. Auf demſelben Wege zurückkehrend, fand unſer Reiſender den Stein mit der Inſchrift wieder, und war überzeugt, daß die Stadt, in welche die Naſamonen geſchleppt worden, keine andere ſeyn könne, als Tombuktu, und daß er dieſelbe in der Nähe des Denkmals, welches ſie hinterlaſſen, finden müſſe.

Auf einem Floße, das er ſich von Blättern des Chickachoo-Baums machte, ſetzte er über den Fluß und den Windungen des entgegengeſetzten Ufers folgend, genoß er, nach viel Tagereiſen, das unausſprechliche Vergnügen, von einer kleinen Erhöhung herab die berühmte, lang geſuchte Stadt zu ſchauen, damals gerade in all dem Strahlenglanz der untergehenden Sonne prangend. Kapitain Muggs bemerkt, daß derſelbe Enthuſiasmus, welcher Bruce faſt berauſchte, als er über die Quellen des Nils ſchritt, ihn verleitet haben mag, der Hauptſtadt, welche er entdeckte, eine ungebührliche Größe beizumeſſen. Allein auch nachdem ſeine Sinne im Verlauf mehrerer Monate nüchtern geworden, behauptet er doch, daß der Anblick von Tombuktu den ſchönſten Kraal der Hottentoten übertrifft. Der Lehm, aus welchem die Hütten

---

*) Das Unklare und anſcheinend Widerſprechende in dieſer Angabe bieten wir dem Scharfſinn der Philologen zur Aufhellung oder Berichtigung aus.

gebaut ſind, iſt von einer feinern Zuſammenſetzung, und die Architektur (wenn man dieſen Ausdruck für Gebäude brauchen darf, die ſelten über 8 Schuh hoch ſind) iſt kunſtvoller, und hat in manchen Stücken etwas ähnliches mit dem Neſterbau der Vögel. Nicht nur ſind die Miſthaufen vor den Thüren kleiner und weniger widrig, die Zivilisation hat ſolche Fortſchritte gemacht, daß der Adel im Strohdach eine Oeffnung läßt, damit der Rauch ſeinen Abzug hat, ein Luxus, der den Hottentoten ganz unbekannt iſt. Der königliche Pallaſt ſtund ſtolz in Mitte der Stadt, alle andern Häuſer um drei Schuh überragend. Zu jeder Seite des Eingangs, wo halbnackte Soldaten mit Bogen und vergifteten Pfeilen Wache halten, erhebt ſich eine Pyramide von Menſchenſchädeln.

Es war bei Hofe gerade große Aufwartung, als unſer Reiſender in der Stadt ankam, und er wurde ſogleich dem Könige vorgeſtellt, welches ihm Gelegenheit gab, die Hofetiquette zu beobachten. Seine wollige Majeſtät ſaßen auf einem Thron von Schädeln, und behielten, troz ihrer winzigen Statur, verzerrten Geſichtszügen und übermäßigem Schielen, ihr würdevolles Anſehen bei. Ein rothes Tuch war um ihre Lenden gegürtet, in ihrer rechten Hand hielten ſie den Kinnbacken eines Krokodils als Szepter, in ihrer linken ein Bund Federn als Fächer. Zwei Diener waren beſtändig beſchäftiget, ihr geheiligtes und wolliges Haupt mit Fett, Schmeer und Ruß einzuſalben. Zu beiden Seiten paradirten die Garden, eine lange Lanze, mit einem Schädel auf der Spitze, ſchwingend. Auf ein Zeichen, das der Hofpoet gab, ſtürzte alles auf die Knie, und ſtimmte einen Chorgeſang an, zu Ehren des Königs **Quashiboo**, der alſo lautet:

Hoo! Tamarama bow-wow:
Slamarambo-jug!

Hurrah dem Sohne der Sonne! Hurrah dem Bruder des Mondes! In der ganzen Welt iſt keiner gleich dem Quashiboo, dem einig-einen, vom großen Baboon, Baboon Entſproſſenen, dem Entſproſſenen vom großen Baboon! (Oberſter Gott, deſſen Tempel an den königlichen Pallaſt ſtößt.)

Büffel der Büffel und Stier der Stiere! Er ſitzt auf einem Throne von ſeines Feindes Schädeln; und wenn er andere bedarf, an Baſſon zu ſpielen, ſind die unſrigen zu ſeinem Dienſte — alle! alle! alle!

Hugaboo-ſah! Hugaboo-ſoo!
Heil dem königlichen Quaſhiboo,
Kaiſer und Herrn von Tombuktu!

Kap'tain Muggs verſichert, daß er ſo treu überſetzt, als es immer die Verſchiedenheit der beiden Sprachen erlaubte. Die Tombuktu-Sprache iſt äußerſt hart und hat außerordentlich viel Gurgeltöne. Dennoch beſitzt die Literatur von Tombuktu Geſänge, welche die verfeinertſten und zarteſten Empfindungen ausdrücken, wie z. B. die folgende Elegie:

Funke rumbo vava, blubdub mum v fungvvaa.
An Tambooſhie.

In Ehrfurcht gehalten, wie ich bin, und in Deiner Gegenwart ſtumm, verſage mir nicht die einſame Wonne, Deine Lippen zu ſingen, deren jede dicker, als mein Daumen iſt, Lippen, die, wie ein Kiſſen, zum Kuſſe gebildet ſcheinen.

Deine geplattete Naſe ſucht mich immerdar in meinem Schlummer heim, die aufgeworfenen Naſenlöcher ſind die Lauben der Liebe, wo der Liebesgott ſcherzend weilt, um angeblickt zu werden, oder die Bogen ſtehlend aus den Augen oben.

Mit Goorooſaft ſind Deine gelben Zähne gefärbt, Spangen aus Eingeweiden umſchnallen Deine Schenkel und Arme, der Tobak verleiht Deinem Athem ſeinen Wohlgeruch und Fett ſeinen Glanz Deinen ſchwarzen Reizen.

O wäreſt Du mein, Tambooſhie! Ich würde Talg- und Rußpomade für Dein Haupt machen, dann es pudern mit Bucku-Staub und Kuhdünger-Schönheitswaſſer nehmen, es über Dein Geſicht zu breiten.

Ach! wenn die Mütter ihre Brüſte über die Schultern werfen, um ihr Junges auf dem Rücken zu füttern, ſeufze ich, auch die Gatten — Vater Freuden zu kennen, und getäuſchte Hoffnungen foltern meinen Buſen.

Vermeſſener Gedanke! Tambooſhie zu meinem Weibe! Sie, die gebildet ward, daß ſie Monarchen anbeten! Ich fühl' es, daß ich ſie lieben muß mein ganzes Leben; aber hoffe, Leben und Liebe werde bald vorüber ſeyn.

Nicht minder anziehend durch ſeine nackte Natürlichkeit iſt auch das folgende Liebeslied:

Schneick-bee Dſirka cha-cha ben.

Ich weiß, was meine Dſirka liebt, und ich will beim Schimmer des Mondes zu den Tamariskenwäldchen ſchleichen, einen jungen ſchreienden Pavian zu ſtehlen.

Meine Liebſte ſoll ihm einen Käficht machen und ihn mit Eidechſen und Fröſchen füttern, und wenn er ſein volles Alter erreicht hat, ſoll ſie ihn mit Hunden hetzen und quälen.

Ich will ihr eine fette gelbe Schlange fangen, damit ſie dieſelbe mit Krokodilseiern verzehre, und von Büffel-Eingeweiden einen Kuchen bilden und ein eingemachtes Gericht von Tarantelbeinen.

Von den Ufern des Niger will ich Fiſchbeine bringen, um ſie durch ihre Naſe zu ziehen, und lebendige Würmer will ich in einen Ring zuſammennähen, um ihre Finger und Zehen einzufaſſen.

Ich erzählte ihr meinen Plan, aber ihr Herz iſt ſo zart, daß ſie vor den Würmern zurückfuhr, und mir vorſchlug, ich ſolle jenen Artikel ändern, bevor ſie meinen Plan annehmen könne.

„Ich hätte lieber, rief ſie, ſo ſchnell als gedacht, einen Hochzeitring an meinem Finger.“ Und ich liebte ſie nur um ſo mehr, da ich ſolch einen zarten Wink aus ihrem Munde auffing.

Die Tombukter beſitzen unter ihrer lyriſchen Poeſie auch einen würdigen, feurig-kühnen Schlachtgeſang, der noch darum merkwürdig iſt, weil er ihre Kriegsart beſchreibt und ihre bewährteſten Vorſchriften enthält, wie ſie die gefangenen Feinde zubereiten und aufſpeiſen.

Außerordentlich reich an Epigrammen iſt ihre Literatur, worüber man ſich in der That verwundern muß. Ihre Spitze dreht ſich meiſt um einige allgemeine Sprichwörter, welche eine überraſchende Verwandtſchaft mit den unſrigen haben. Solche Spruchgedichte finden wir bei allen Völkern in einer gewiſſen Epoche der Bildung: So die Sprüche der ſieben Weiſen bei den Griechen (die Gnomen), die altdeutſchen Spruchgedichte bei uns, die Salomoniſchen Sprüche bei den Juden u. ſ. w.; ſie fallen meiſt in die Zeit, wo ſich unter einem Volke ein bürgerlich-geſelliges Leben entwickelt. Sonach gibt uns dies einen vortheilhaften Begriff von der Bildung der Tombukter. Das Merkwürdigſte aber iſt, daß man in ihren Sinn- und Spruchſtücken öfters Bruchſtücke aus dem Latein antrifft. Wie dieſe Ueberbleibſel aus der ſtolzen Welteroberer-Sprache nach Tombuktu kamen oder hängen blieben, iſt etwas ſchwerer abzuſehn. Von den Naſomanen erzählt Herodot ausdrücklich (B. II. Kap. 32), daß ſie fünf Jünglinge ausgeſandt, wie wir oben gemeldet, die in eine Stadt gekommen, wo Menſchen wohnten, die noch kleiner ſeyen als mittelmäßige. Es muß ihnen alſo ein Weg nach Tombuktu bekannt geweſen ſeyn, und auch, als die Römer Afrika beſaßen, mag ein Verkehr mit den Völkern des innern Landes ſtatt gefunden haben, ſo daß wohl Handels- und Reiſe-Karavanen ſo weit landeinwärts drangen. So wäre es denn allerdings möglich, daß die Römiſche Sprache nach Tombuktu kommen konnte, vorausgeſetzt, daß die Stadt, welche die Naſamonen geſehn, wirklich Tombuktu ſey, woran man bei Vergleichung der Nachrichten faſt nicht zweifeln kann.

Wir theilen nun einige Proben ſolcher Sinngedichte mit. Gleich im folgenden iſt eine lateiniſche Zeile: „Da Slugſloo dem fett beſchmierten Boojeer den Hof machte an den ſchlangenbedeckten Ufern des Niger, ging ihr Schatz vorbei und rief mit höhniſcher Miene: Optat ephippia bos piger.“

Wu dripscotoe ſwitchcoo turpen.

„Mit Talg-triefendem Haupt und verdunkeltem Rattan (einer Art Rohr), parfümirt mit Theer, ein Närrlein im Putze, ſcheint Phopfoo mehr ein Weib, als ein Mann zu ſeyn. Die Urſach iſt leicht — die gebrannten Kinder fürchten das Feuer.“

Am artigſten iſt folgendes an Gourla, eine berühmte Schönheit, welche die Backenbeine eines geopferten Gefangenen an ihren Ohren trug:

Avah ſlatsnoutah tam bu dirah.

„Halt ein, ſtolze Schönheit, mit ſolch grauſamer Kunſt durch todte Helden ihre Ueberleber zu tödten. Zu viele Köche, wir wiſſen's, verderben nur die Suppe — So ſchneid Dein Kleid nach Deinem Zeug.“

Folgendes bezieht ſich auf Squoſh, einen Großen, der das Volk drückte, um ſeine eigene bauſüchtige Grille zu befriedigen:

Wüſerbo pickpok Squoſh.

„Squoſh raubt und plündert Häuſer und Dörfer, um ſeinen eigenen Lehmpallaſt auf Squoſh-dungi Boden zu bauen. Aber, freilich, iſt's kein Wunder, daß der Schelm verliebt ins Rauben iſt. Denn zwei Liebhaber zu Einer Sache ſchicken ſich nie zuſammen.

Hier ſchließt der Bericht und wir müſſen ſeine Wahrheit dem Autor anheimſtellen. Das Werk ſelbſt, welches wir zu erwarten haben, dürfte bei ſeiner Ausführlichkeit, und, wie es ſcheint, aufrichtigen Forſchergründlichkeit, Epoche in der Literatur über Afrika machen.

Schickſale deutſcher Nationalliteratur im Auslande.

I. Göthe's Wilhelm Meiſter, ins Engliſche überſetzt. (Wilhelm Meister, à Novel. Edinburgh 1824.)

Es erweckt uns faſt immer ein hochmüthig wohlthuendes Nationalgefühl, wenn wir Kritiken von Franzoſen und Engländern über deutſche Literatur zu Geſicht bekommen. Nicht etwa, daß uns ihr Lob ſchmeichle, ſondern die feierlich triumphante Sicherheit, mit der ſie über Dinge abſprechen, die ſie nicht begreifen, oder auf einem Standpunkte beurtheilen, der ſchon ſo weit hinter uns liegt, als die Wiege dem Doktordiplom, iſt es, was uns ergötzt; daher ihr Lob und Tadel die gleiche Wirkung in uns hervorbringt. Zwar fehlt es den engliſchen Kritikern nicht an Scharfſinn im Einzelnen und an charakteriſtiſchem Auffaſſen von Spezialitäten, vielmehr ſind ſie uns, dem kritiſchen Kosmopoliten-Volk, hierin häufig überlegen. Allein eine ſolche Kleinhändlertugend iſt ohne die Baſis eines Großhandels völlig nutzlos. Der freie umfaſſende Blick in die Literatur, die poetiſche Weltanſchauung, geht den Engländern ſo ſehr ab, als ihrem Boden der Weinſtock, und als die Beweglichkeit einem eingeroſteten

Wetterhahn, der beim Nordwind immer gravitätiſch nach Oſten ſchaut.

Der Göthiſche Wilhelm Meiſter, nachdem er unter uns in ganzen Büchern und von Kathedern herab eigens iſt bewundert worden, wo man ſeine großen Ideen zu zerſetzen und breit zu kneten ſuchte, daß man zuletzt doch nicht recht wußte, woran man war, doch aber immer mehr in das Buch hinein und heraus bewunderte, produzirt ſich erſt nach drei Jahrzehnden im engliſchen Koſtüm auf der ſtolzen Inſel, und wir wollen nun ſehn, welche Figur er dort ſpielt.

Der engliſche Rezenſent, wie es ſich gegen einen Fremden ſchickt, beginnt mit tiefen Ehrfurchtsbücklingen vor Göthe's Geiſt; dann fährt er über die deutſchen Schriftſteller her, welche Göthe, als poetiſchen Genius, in eine Linie mit Homer und Shakeſpear ſtellten. Allein weder Originalität der Erfindung, noch Trefflichkeit der Ausführung, oder Einfluß auf Menſchen und Literatur berechtigten ihn, neben dem Mäoniſchen Barden und dem von Avon zu thronen. Milton und Dante ſtünden meilenhoch über Göthe; und ſein größtes Werk, Fauſt, ſey doch nur ein Wiederſchein und eine Moderniſirung des Prometheus von Aeſchylus. — Nachdem der Rezenſent Göthe von dem Throne der großen Dichter aus der Vergangenheit herabgeſtürzt, geht er zur Frage über, welchen Platz er unter ſeinen Zeitgenoſſen behaupte. Lord Byron habe Göthen kühn den erſten Platz eingeräumt. Allein das Recht des edeln Lord, ſo zu urtheilen, wird durch den Grund beſeitigt, daß er ihn nicht im Deutſchen geleſen, folglich nur Ueberſetzungen zu Rath gezogen habe. Der Rezenſent gibt zu, daß Göthen ein hoher Poſten eingeräumt werden müſſe und — ſetzt ihn neben Lord Byron. Dann fährt er mit der alten Leier fort, daß Göthe einen größern Einfluß auf die Literatur ſeiner Zeit geübt, als jeder andere Schriftſteller. Zuvörderſt was die deutſche Literatur betrifft, wird Schiller für den förmlichen Zögling Göthe's ausgegeben. Es wird ihm zwar ein größeres praktiſch-dramatiſches Talent gelaſſen; doch könne zwiſchen beiden keine Vergleichung ſtatt finden, eben ſo wenig, als zwiſchen einem Meiſter und Schüler. — Von Kotzebue wird geſagt, daß er auch ein Schüler Göthe's geweſen, aber ſeinem Meiſter mehr als Karikaturiſt, denn als Nachahmer folgte, und das Gute, das an ihm ſey, habe er allein Göthen zu verdanken. — Von allen übrigen deutſchen Dichtern, meynt Rezenſent, ſey es augenfällig, daß ſie Kinder Göthe's ſeyen. — So hätten wir denn eine vollſtändige Sippſchaft und Fraubaſerei in unſerer poetiſchen Literatur, die, von dem Hofe, wo der Nährvater Göthe wohnt, ausgehend, ſich über ganz Deutſchland verzweigte und alle ſpeisten ſomit an der Tafel eines großen Herrn. Göthe wird die ganze Gewalt dieſes Kompliments gewiß recht tief fühlen, und ſeine Bewunderer, ganz beſchämt, werden ſich einige Zeit von ſeiner äſthetiſchen Tafel fern halten, um ſich zu einer neuen Präſentation zu ſammeln.

Von der deutſchen Literatur kommt der Rezenſent auf deutſche Kritik, auf welche Göthe's Einfluß noch mächtiger geweſen. Doch wird hier Leſſing, als der kritiſche Erzvater angeführt, von dem auch Göthe und Herder gelernt. Seit Ariſtoteles ſeyen keine ſo kritiſchen Werke, wie die Herder's, verfaßt worden. Aber Herder war Göthe's früher Freund und Bundesgenoſſe, folglich hat auch hier durch Wort und That Göthe auf Herder großen Einfluß geübt. Auch die Schlegel, obwohl ſonſt arge Spötter über manche ihrer Landsleute, ſeyen als Kritiker Göthen und Herder gefolgt und im Ganzen doch auch die geiſtigen Kinder des Verfaſſers von Fauſt.

Allein nicht blos in der deutſchen Sprache und Literatur war Göthe Revolutionär (meynt der Rezenſent), ſein Einfluß erſtreckte ſich über Europa. Dieſen ungeheuern (prodigious) Einfluß hätten wenige gewürdiget, da er noch von keinem ſey ausgeſprochen worden, und Rezenſent thut ſich etwas zu gute, daß er darauf (auf Göthe's europäiſchen Einfluß) zuerſt aufmerkſam gemacht. (Hier mögen Göthe's deutſche Bewunderer und Lobpreiſer abermals beſchämt erröthen, während Göthe ſelbſt ſchon ſich nicht mehr auf Europa beſchränkt, und in einem Diſtichon ſich bewundert, daß die äſthetiſchen Chineſen das Bild Werthers und Lottens auf ihr Porzellan zu malen würdigten.) Nun der Beweis. In Frankreich hat die Frau von Stael am meiſten auf die Literatur ihrer Zeit gewirkt. Sie war aber durch Schlegel in die Göthiſche Schule eingeführt (die Schlegel waren nach dem Rezenſenten Göthe's unmittelbare Schüler), folglich — iſt auch die Frau von Stael ein Kind von Göthe; hätte er Rom nicht beſucht, ſo wäre keine Corinna entſtanden. — In England haben Walter Scott und Lord Byron den größten Einfluß. Aber Byron iſt auch Göthe's Schuldner und eben ſo Sir Walter Scott. Dieſer hat die romantiſche Idee im Götz von Berlichingen aufgefaßt, und was die Entwicklung und Ausarbeitung des Stoffs betrifft, Göthen unermeßlich weit hinter ſich gelaſſen.

Göthe war reicher in der Empfängniß von Ideen, als in ihrer Ausführung. Er öffnete nicht eine, ſondern mehrere neue Adern, deren jede zur Erſchöpfung ein Menſchenleben erforderte. Das Mittelalter war eine dieſer Ideen; da warf er ſich auf andere Gegenſtände. Er hat mehr ſeine überſchwengliche Kraft gezeigt, als treffliche Werke geſchaffen.

Göthe's Wilhelm Meiſter iſt dem Rezenſenten eine von den Polterkammern, die man ſonſt nirgends als in dem Pallaſte eines Krösus finden könnte. Der Gegenſatz zwiſchen Jarno und Meiſter zieht ihn zwar an, doch iſt ihm das Intereſſanteſte im ganzen Roman Mignon's Geſchichte (obwohl andern engliſchen Kritikern gerade dieſer Charakter der unnatürlichſte und unpoetiſcheſte iſt); daher er bei ihr am längſten verweilt und reichliche Auszüge davon gibt. Die Ueberſetzung, ſo viel wir aus den mitgetheil. Proben entnehmen können, iſt gelungen, und auch der Rezenſent meynt, daß ſich Göthe ſeines engliſchen Gewandes keineswegs zu ſchämen habe. Zum Schluſſe wünſcht er, daß ſich derſelbe Ueberſetzer an Werther's Leiden machen möge; denn die vorhandene engliſche Ueberſetzung derſelben ſey ungenießbar. Uebrigens zieht er den Werther dem Meiſter weit vor, und glaubt, daß erſterer mehr Glück beim engliſchen Publikum machen werde.

Da die Mignon nach dem engliſchen Rezenſenten die wahre Quinteſſenz der Lehrjahre iſt, was würde er von Göthe's Wanderjahren zu bemerken wiſſen, in denen zufällig die Quinteſſenz fehlt?

Damit wir nun unſererſeits auch im Fache der Moralität und Einſeitigkeit etwas thun, ſo wollen wir noch ein ſarkaſtiſches Kunſturtheil von einem deutſchen Anonymus mittheilen, das, wenn wir nicht irren, auf denſelben Gegenſtand ſich bezieht, und bitten höflich ab, wenn es gegen das neueſte Hofzeremoniel des deutſchen Parnaſſes verſtoßen ſollte:

Wenn ſchon die winzige Gurke gewürzt ſeyn will und ſich einmacht
prall in des Meiſters Bett; oder der Sänger ſein Brod
wäſſert mit Thränen und ſalzt und die Gurgel zuletzt abſäbelt;
Wilhelm's, Philinen's ſogar ſich die Nobleſſe erbarmt:
ſagt, iſt das der Romane Roman nicht? Alles in Allem,
kitzelnd, betthulich, naiv, tragiſch, moraliſch, ſublim.

Das Geheimniß des Grabes.

Ein Trauerſpiel in fünf Akten von Dr. Georg Döring. Frankfurt am Main, in der Herrmannſchen Buchhandlung 1824.

Unter der Menge von Trauerſpielen, welche dieſes Jahr wieder in allen Ecken Deutſchlands zu Tage gefördert werden, zog Vorſtehendes nicht blos darum unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, weil der Herr Dr. Döring ſchon durch die Herausgabe der Trauerſpiele: „der treue Eckart" und „Zenobia," ſo wie anderer Poeſieen ſich Anſprüche an die Expektanz auf ein Tonhalteramt im großen deutſchen Sängerchor erworben, ſondern weil uns beim erſten Durchblättern dieſes Grabgeheimniſſes allerlei Verſe auffielen, die gebildete Sprache und bildlichen Ausdruck verriethen. Wir laſen die ganze Tragödie durch, und noch einmal und wieder, und ſahen uns dadurch zu folgender Relation veranlaßt.

Die Fabel oder zu Grunde gelegte Geſchichte des Stückes iſt kürzlich dieſe: Ein Graf Alban von Tarascona, welcher zur Zeit der Troubadours lebte, hatte auf einem Zuge gegen die Mauren einen von ihnen, den Abdallah, nach Siegerrecht, ſeiner Familie entriſſen, ja denſelben von verſuchter Flucht in die Gefangenſchaft zurückgeführt und mit Geißelhieben gezüchtigt. Von nun an war Abdallah nur von dem Gedanken, ſich an Alban gräßlich zu rächen, beſeelt. Mord iſt ihm zu gering; die tödtlichſten Gewiſſensqualen will er dem Grafen bereiten und dadurch ihn in ſich ſelbſt vernichten. Es konnte daher dem Abdallah nichts erwünſchter ſeyn, als daß Emma, die Gemahlin

Alban's, einſt einen Brief im Namen einer Freundin an Robert von Guyenne ſchrieb. Alban, der ſeit lange den Robert von Guyenne tödtlich haßte, weil er von ihm beſiegt und gedemüthigt worden war, entbrannte nun nicht blos in Eiferſucht, ſondern dieſe ſteigerte ſich in ihm zu ſo glühender Rachbegierde, daß er ſeiner ehemals heißgeliebten Gattin Tod beſchloß. Er gab dem Abdallah, den er inzwiſchen zu ſeinem Leibarzt gemacht, den Befehl, ſeiner Gemahlin Emma, die grade krank war, Gift ſtatt heilender Arzenei zu reichen.

Abdallah, dem es natürlich genügte, wenn der Graf in dem Glauben ſey, er habe ſeine Gemahlin vergiften laſſen, giebt derſelben blos einen Trank, der ſie in einen dem Tode ſo ähnlichen Starrkrampf verſetzt. Dieß geſchieht aber von Abdallah, der ihr einen gewöhnlichen Schlaftrunk hätte geben können, nicht unabſichtlich, denn er mußte ſie bewegen können, nie mehr unter den Lebenden erſcheinen zu wollen. Weil Emma aber nun während des Starrkrampfes bei vollem Bewußtſeyn durch alle Zeremonien der Beerdigung die Qualen der Todesangſt zehnfach erfahren hatte, ſo war, als Abdallah ſie wieder erweckte, ihre Seele ſo ermattet und doch voll Liebe zum Leben, daß ſie gern den ihr abgeforderten Eid, tod ſcheinen zu wollen, leiſtete, zumal da Abdallah ſie im Weigerungsfalle wirklich zu ermorden drohte. Alſo lebte Emma im Verborgenen und von Abdallah erhalten, während Alban, in der Meynung, ſie getödtet zu haben, oft auf das furchtbarſte, zu Abdallah's höchſter Luſt, von Gewiſſensbiſſen gepeinigt wurde, welche er nur durch die nicht minder quälenden Gefühle der noch immer nicht ruhenden Eiferſucht und durch die doch auch mehr aufreizende als beruhigende Vorſtellung, daß er ſeine Rachſucht völlig gekühlt habe, zu übertäuben im Stande war. Den ſo zwiſchen den Qualen der Eiferſucht, des Haſſes und der Gewiſſensangſt hin und her geworfenen Grafen ſucht aber der Maure Abdallah für das Gefühl völliger Selbſtvernichtung aufzuſparen, und unterhält und zerſtreut ihn daher mit aſtrologiſchen Grübeleien und mit der Goldmacherkunſt, wobei er inzwiſchen auch die Gelegenheit, ſich ſelbſt zu bereichern, nicht verabſäumt zu haben ſcheint. Aber der Graf durch alles dieſes nur wenig zerſtreut, faßt den Entſchluß, ſich mit Margariche von Toulouſe zu vermählen und in ihren Armen jede quälende Erinnerung an Emma aufzugeben. Für Blanka, Alban's und Emma's Tochter, welche nach Emmas vermeyntlichem Tode der Sorge einer entfernt wohnenden Verwandtin übergeben worden, und ſo eben als liebenswürdiges Fräulein zurückgekehrt iſt, hat der Graf den Guido von Montfleur, einen zwar albernen, aber gutmüthigen und dazu reichen Ritter aus guter provenzaliſcher Familie beſtimmt, wie es ſcheint, um aus ſeinem neuen Eheſtande jede Erinnerung an den frühern zu entfernen. Dieſe Pläne muß Abdallah zu durchkreuzen ſtreben, weil bei ihrer Ausführung der Graf zu viel ruhige Stunden gewinnen könnte. Zwar kann Emma alle Augenblicke zum Aerger des Grafen ins Leben gerufen werden, aber dieſe Wiedererweckung Emma's von den Todten könnte am Ende gar von entgegengeſetzter Wirkung ſeyn und Abdallah muß den Grafen einſtweilen noch auf andere Weiſe zu kränken und mürbe zu machen ſuchen. Das „Wie“ zeigt der Verlauf des Stückes. Vor der Zeit aber, in welcher dieſes beginnt, und welche in den zweiten Monat nach Blanka's Heimkehr fällt, hat ſich noch ein Verhältniß zwiſchen Lovin dem Sohne Roberts von Guyenne und Blanka angeſponnen. Er hat ſie und ſie ihn bei einem Turnier zu Pierrefeu geſehn und beide haben einen mächtigen Eindruck auf einander gemacht.

Alles bisher Geſagte erfährt man blos aus den Erzählungen, die theils in Zwiegeſprächen, theils in Monologen mitgetheilt werden. Was nun im Trauerſpiel ſelbſt vorgeht, iſt etwa folgendes.

Lovin erſcheint als Troubadour, wird von Alban's Gärtner Bertrand in den Schloßgarten geführt und erhält durch dieſen gleich Bericht über die Unfreundlichkeit Alban's, über den Heiden Abdallah, dem Bertrand den beßten Theil des Gartens zur Anpflanzung von allerlei Heil- und Giftpflanzen habe einräumen müſſen, — ferner über die Vortrefflichkeit Blanka's, die ein wahrer Engel ſey, welche indeß der Graf dem Guido von Montfleur, der alle Roſen und Lilien mit dem Schwert köpfe, zur Ehe beſtimmt haben ſolle. Dieſes letzte alterirt den Lovin natürlich ein wenig; doch will er erſt erfahren, ob Blanka Guido'n oder ihn liebe. Guido ſtößt auf ihn im Garten, und ſchließt, als er erfahren, Lovin ſey ein Troubadour, augenblicklich Freundſchaft mit ihm, um durch ihn zu Gedichten zu kommen, womit er ſich ſeiner Braut Blanka beliebt machen könne. Lovin verſpricht ihm darin behülflich zu ſeyn, da Guido ihm die Zuſicherung gegeben, er wolle ihn dem Grafen empfehlend vorſtellen, und daß er das bevorſtehende Hochzeitfeſt Alban's durch Geſänge verherrlichen könne. Als ſie eben ins Schloß gehn wollen, kommt Blanka; es werden zwiſchen ihr und Lovin Blicke gewechſelt; letzterer muß ſich aber auf Guido's Geheiß entfernen, und dieſer ſucht ſich in einem Geſpräch mit Blanka derſelben durch die Andeutung, daß er ein Dichter ſey, intereſſant zu machen. Als ſie ihn aber beim Wort nimmt, ſo hat er nichts; als den Anfang eines Gedichts: „die Veilchen blühn, die Roſen glühn" (das ihm Lovin fertig machen ſoll) im Gedächtniß, und ſkiſirt ſich mit dem Verſprechen, am Abend das ganze Gedicht zu überreichen. Kaum hat Blanka in einem Selbſtgeſpräch verrathen, daß Lovin, ohne daß ſie ihn weiter kenne, ihr theuer ſey, ſo erſcheint Abdallah, der mit ſich ſelbſt redend uns ſeinen ganzen Haß gegen Alban und deſſen Grund, ſo wie die Abſicht blicken läßt, zunächſt demſelben die Liebe ſeiner Tochter Blanka zu entreißen. Er ſtiehlt ſich vorerſt in ihr Vertrauen, indem er das Geſpräch auf Blanka's Mutter Emma lenkt, und, als er aus Blanka's Antwort die liebende Sehnſucht derſelben erkannt, ſich als ihrer Mutter innigen Verehrer darſtellt, der von ihr des Vertrauens, die Almoſen den Armen auszutheilen, gewürdigt worden. Blanka macht ihn ſogleich zu ihrem Almoſenier. Vorher hatte er aber auch eingeſtreut, wie er von Alban ſeiner Heimath, und Weib und Kindern, die jetzt tod ſeyen, ſchmählich entriſſen worden. Während aber Blanka ſich ganz der ſehnſüchtigen Erinnerung an ihre Mutter hingiebt, erſcheint eine Unbekannte ſchwarz und verſchleiert im Hintergrunde, und begleitet Blanka's Rede, in welcher ſie ihre Liebe und Sehnſucht nach der Mutter ausſpricht, mit Armausbreitungen und Affekt verrathenden Bewegungen. Da wirft Abdallah hin, wie anders vieles wäre, wenn die Mutter noch lebte, und ſogleich entſteht der Wunſch in Blanka, ihre Mutter einmal zu ſehn, wie ſie ihr im Traum erſchienen, und dieſer Wunſch wird ſo lebendig, daß ſie die Mächte des Todes und Lebens anſieht, ihr die Mutter zu dieſer Vergleichung mit dem Traumbild ins Daſeyn zurückzuſenden. Alſogleich tritt die Unbekannte zwiſchen Blanka und Abdallah, und heißt den letzteren ſich entfernen; er gehorcht, nachdem die Unbekannte ihm verheißen, einer Stunde nicht zu vergeſſen, obwohl die Sehnſucht ſie hieher getrieben. Die Freundlichkeit, mit welcher hierauf die Unbekannte Blanka'n bittet, ſie als Freundin zu betrachten, führt ſogleich Gewähr der Bitte herbei. Im Fortgang des Geſprächs lobt die Unbekannte die Milde des Todes, der allen Erdenkummer löſe, gegen die Böſartigkeit der Menſchen, welche ungezählte Flüche auf ihr Haupt lüden und ärger als Tiger „die Mutter von ihrem Kinde“ grauſam riſſen. Das hieraus leicht zu ahnende Schickſal rührt Blankan, die ſo mutterlos, wie die Fremde kinderlos, iſt, dergeſtalt, daß ſie ſich derſelben als Freundin und Tochter anträgt. Hierauf erinnert die Unbekannte Blanka'n an ihren Wunſch, ihre Mutter zu ſehen, und hebt darauf den bis dahin ſie verhüllenden Schleier und nennt ſie mit zärtlicher Stimme bei Namen. Blanka eilt ihr mit dem Ausruf: o Mutter, Mutter! in die Arme. Nach langer Umarmung erklärt aber die Unbekannte, daß ſie nicht ihre Mutter ſey, denn ſie, die Unbekannte, ſey todt, und — ſtürzt in dem heftigſten Affekt ab. Dennoch breitet Blanka nach der Entſchwundenen ihre Arme mit dem Ruf aus: „O, meine Mutter!“ Hier endigt der erſte Akt auf eine gewiß eben ſo rührende als erſtaunenswürdige Weiſe, und ein geſpanntes Publikum läßt ſich vor dem fallenden Vorhang nur mit aufgeſperrtem Munde ſtehend denken. —

Den zweiten Akt eröffnet eine Szene zwiſchen Alban und Abdallah in ihrem aſtrologiſchen Goldmacherlaboratorio. Abdallah prophezeit aus dem Lauf der Sterne, daß einſt Alban's einzige Tochter dem Sohne ſeines ärgſten Feindes werde vermählt werden. Alban ſchnaubt Wuth gegen des Schickſals Tücke, und ſchwört, es zu Schanden zu machen, wie er des Gewiſſens allgegenwärtige Qualen nicht geachtet habe, um ſeine Rache zu kühlen; denn er kenne nichts höheres als ſeine Zwecke. Jetzt erzählen beide einander abwechſelnd die Umſtände, unter welchen ſie die Vergiftung Emma's beſorgt, und obwohl dem Alban die

Erinnerung daran, „das innerſte Gebein verzehrt,“ ſo möchte er die That doch wiederholen, — da, die ſchändliche Untreue der Gattin durch Mord zu rächen, ſüße Luſt ſey. Den Gedanken an ihre etwaige Unſchuld, einen ihm gräßlichen, verſcheucht er durch den Gedanken an die Vermählung mit Margarithe von Toulouſe. Indeſſen peinigt ihn doch wieder die Vorſtellung, daß ſeine Tochter ſeines ärgſten Feindes Sohne zu Theil werden könnte. Er zweifelt an der Wahrheit von Abdallah's Prophezeihung und will ſie erproben. Wie? — Abdallah, der es zu können ſich gerühmt, ſoll ihm einen Geiſt beſchwören; den will er fragen. Abdallah ſcheint verlegen und deutet darauf hin, es müſſe in dieſem Fall die vergiftete Gattin zitirt werden. Alban, welcher glaubt, Abdallah habe dieſe nur genannt, um der Geiſterbeſchwörung überhoben zu ſeyn, beſteht gerade aus Uebermuth und wie ſehr ihm auch bange auf ihre Beſchwörung. Abdallah ſagt's zu; baldigſt werde der günſtige Augenblick da ſeyn. Da kommt Guido hereingeſtürmt und bringt die Nachricht, Margarithe nahe heran. Während Alban überraſcht iſt, ſchnopert Guido überall im Gemach umher und findet endlich ein Bildniß Emma's, das er trotz des Grafen Drohen mit ſich nimmt. Während dieſer ihm nacheilt, ſagt Abdallah „du willſt Geſpenſter ſehen, du ſollſt lebend'ge ſchauen.“ Jetzt ungefähr ahndet man, wer die Unbekannte ſey. Im Stück aber ahndet's niemand. Hierauf wird uns Lovin wieder vorgeführt und in einem Selbſtgeſpräch offenbart er uns ſein liebebewegtes Herz; er ſieht Blanka'n von ferne im Garten, — aber wagt nicht, ihr zu nahen. Bertrand kommt und nun zeigt ſich's in einem Zweigeſpräch, daß Lovin im Schloß eingeführt und wohl gelitten iſt. Bertrand warnt den Lovin, der ihm ſein Wohlbehagen im Schloß dunkel geſchildert, er möge auf ſeiner Huth ſeyn. Da erblickt plötzlich Bertrand Blanka'n, die ein geſtern gefangener Wolf, der ſich losgeriſſen, verfolgt. Lovin ſtürzt hin; Bertrand ſieht Blanka'n ſtraucheln, und wie Lovin den Wolf ergreift und in einen Brunnen ſchleudert. Jetzt kommen beide mit einander, Blanka von Lovin geführt, nachdem ihnen vorher Bertrand wohlweislich das Feld geräumt. Blanka erzählt, wie ſie eigentlich nur um Lovin bange geweſen. Das ermuthigt den Lovin zu einer feurigen Liebeserklärung, die Blanka aber ſelbſt dann noch nicht verſteht, als Lovin zu ihren Füßen gerufen, „ich liebe, liebe Euch.“ Da ſie ſchweigt, will Lovin ſich entfernen; ſie ruft ihn zurück und erklärt ihm leiſe, daß ſie ihn nicht haſſe. Jetzt folgert Lovin mit Scharfſinn, daß auf ſeine Liebeserklärung ihre Nichthaßerklärung mehr als Nichthaß verrathe und fordert ſie auf, grad’ und ehrlich zu ſagen, ob ſie ihn liebe oder nicht. Das könne ſie nicht, entgegnet „die ſüße Unſchuld,“ denn noch habe ſie niemand über die Liebe, die Lovin heiſche, aufgeklärt, und daher wiſſe ſie nicht ob das was ſie für ihn fühle jene Liebe ſey. Indem ſie es aber ſeiner Entſcheidung überläßt, ſchildert ſie nun ihren Herzenszuſtand, ſeit ſie ihn das erſtemal geſehen, mit ſo glühenden, ſprechenden Farben, daß Lovin keinen Augenblick zweifeln kann, ja daß es ihr ſelbſt am Ende bis zur höchſten Gewißheit klar wird, ſie liebe ihn ganz und gar. Es erfolgt nun eine erſte Umarmung aus wahrhaft klarer Ueberzeugung gegenſeitiger Liebe. Jetzt eilt die Unbekannte herbei, welche von Blanka’s Gefahr gehört hat. Blanka hat ſich längſt nach ihrem Wiederſehn geſehnt, ſie umarmen ſich gerührt; Lovin bewundert die Unbekannte welcher Blanka den Lovin als ihren Retter darſtellt; die aber begrüßt ihn als Sohn des Robert von Guyenne! (Woher kennt oder erkennt ſie ihn?) Blanka’s kurze Angſt darüber, daß Lovin der Sohn des ärgſten Feindes ihres Vaters ſey, dämpft die Unbekannte, welche in dieſer Liebe einen Verſöhnungsſtern erblickt, und etwas myſtiſch für beide (ohne daß dieſe jedoch im mindeſten ſtutzen) im Namen der verſtorbenen Mutter Blanka’s, beider Liebenden Hände vereinigt, als wäre ſie eine Abgeſandtin des Himmels; und ſomit ſchließt ſich der zweite Akt ſo ſchön, wie der erſte.

Im dritten erſcheint die auf einer Jagd begriffene Margarithe von Toulouſe, ſie weiß ſelber nicht wie, im Schloßgarten von Taraſcona. Sie verräth ſich der im Hintergrunde ſchleichenden Unbekannten in einem Selbſtgeſpräch als Braut Alban’s und die Unbekannte verräth ihre Anweſenheit durch einen Weheruf. „Ahnungsſchauer ziehen beim Anblick der Unbekannten durch Margarithens Seele.“ Die Unbekannte wiederholt das über Margarithen ausgerufene Wehe, prophezeiht ihr in dunkeln Worten Unglück und verſchwindet in einen Pavillon. Alban kommt und bewillkommnet Margarithen auf das freudigſte und mit allem Anſtande, ordnet ein feierliches Empfangfeſt an und führt ſie ins Schloß. Die Unbekannte tritt jetzt hervor und entdeckt dem Leſer oder Zuſchauer in einem Selbſtgeſpräch, wie ſie den Alban einſt geliebt, wie er ihr einſt, ſo wie jetzt Margarithen geſchmeichelt, dann kalt ſie unter die Todten gewieſen habe; wie ſie wohl zwiſchen ihn und Margarithen zu treten, und ihn dadurch zu vernichten wünſche, daran aber durch eine unzerreißbare Feſſel gehindert ſey. Bei dieſer Rede überraſcht ſie Abdallah, und es wird ihm leicht, ſie in einem Zwiegeſpräch, worin ſie einander die obenerwähnte Geſchichte von ihrer Beerdigung, Wiedererweckung und Eidesleiſtung erzählen, zu der beabſichtigten Geiſtererſcheinung zu bewegen. Sie zeigt ſich dazu bereitwillig, beſonders durch die von Abdallah erregte Vorſtellung bewegt, daß Margarithe, wenn ſie den Alban heirathe, Blanka'n tyranniſiren werde, und daß ſie ihm alſo von der Heirath abrathen ſolle. Als beide fort ſind, kommt Guido und Blanka, und obwohl dieſe ihn etwas ſtark, ſie nicht zu beläſtigen, bittet, ſo entfernt er ſich doch erſt, nachdem er ihr mit dem geſtohlnen Bild ihrer Mutter ein Geſchenk gemacht. Bei der Betrachtung dieſes Bildes phantaſiephiloſophirt ſie ſich erſt vor, daß die unbekannte Freundin mit ihrer Mutter wohl eins ſeyn müſſe. Da ihr das aber wiederum unmöglich erſcheint, ſo weiß ſie gar nicht, woran ſie iſt und geräth in große Angſt. Da kommt Lovin und fordert ſie auf, vor einem herannahenden Gewitter ſich mit ihm in ihres Vaters Schloß zurückzuziehen. Zunächſt beruhigt des Geliebten Nähe des beklommenen Mädchens Seele, und dann erfolgen unter Blitz und Donner wechſelſeitige Schwüre, weder unter Anrufung des Blitzes, Donners, des Himmels oder Gottes, ſondern bei der gegenſeitigen Leibes- und Geiſtesſchönheit, bei der künftigen *eigenen* Seligkeit und auch bei dem Herzen der verſtorbenen Mutter ꝛc. — Sie gehn ins Schloß. Nun iſt das Gewitter nahe genug gerückt, daß man mit gehörigem Effekt der Geiſterbeſchwörung obliegen kann. Der Ort iſt ſchaurig. Abdallah macht ſeine Beſchwörungen, und Alban, ob er gleich anfangs Furchtſamkeit blicken ließ, geräth jetzt, da die Erſcheinung nicht gleich kommtin Uebermuth und Wuth, und will den Abdallah als einen gemeinen Betrüger durchbohren; — da ruft die hervortretende Unbekannte Alban mit Namen. Der läßt ſogleich das gezückte Schwert ſinken, fängt an zu beben und zu lallen, und ohne es gewagt zu haben, nach der Unbekannten zu ſehen, birgt er vielmehr ſein Antlitz an Abdallah's Bruſt. Endlich ermannt er ſich, und läßt ſich ein Zeichen geben, daß die Unbekannte wirklich der Geiſt ſeiner Gattin ſey und kein böſer Dämon. Darauf muß er von ihr erfahren, daß er kein Glück mehr genießen werde, daß Gott den Mord ſtrafe, den Meineid räche. Dieſe Worte werden durch einen Blitz, der in einen alten Schloßthurm, des Grafen und Abdallah's Laboratorium, ſchlägt, bewahrheitet. Nun fügt ſie Abdallah's Prophezeiung hinzu, daß Robert's Sohn Blanka's Gemahlin werden würde; Alban flucht ihr, ſinkt aber, wie der brennende Thurm zuſammenſtürzt, zu Boden, und ruft: Die Welt geht unter! Aber die Unbekannte entgegnet im Abgehen: „Dein Gewiſſen lebt!“ Auch dieſer Schluß des dritten Aktes iſt von ſo hoch theatraliſchem Effekt, daß ihn gewiß Bühnenvorſteher beſſer, als wir, anzuerkennen wiſſen werden.

Der vierte Akt beginnt mit einer großen Feierlichkeit zu Ehren Margarithens. Es fehlt nicht an Dienerſchaft, Bauern, Blumenguirlanden und in Brillantfeuer brennenden Namenszügen, Jubelgeſchrei, Paukenwirbel und Trompetenſchmettern. Margarithe wünſcht vor allen den Sänger kennen zu lernen, deſſen zart empfundnes Lied Blanka ihr geſagt hat. Guido will ihn holen. Blanka, in dem Bewußtſeyn, daß kein andrer als Lovin der Dichter ſey, und in der Furcht, daß er nun entdeckt werden würde, bekommt eine Anwandelung von Ohnmacht, und ſoll eben auf ihr Zimmer geleitet werden, als Lovin wirklich von Guido hereingebracht, ſogleich von Margarithe erkannt und als Sohn Robert's von Guyenne begrüßt wird. Alban's erſter Ruf iſt Rache; da ihn aber Margarithe willkommen heißt, ſo mäßigt er ſich, und heißt nun gleichfalls den Lovin auf eine ſo auffallende Weiſe willkommen, daß keinem ſeine verſteckte, verrätheriſche Abſicht entgehen kann; nur freilich merkt ſie von den Anweſenden weiter niemand, als Abdallah; — Lovin am allerwenigſten. Er iſt vielmehr ſo durchaus beſchämt und überzeugt von der freundſchaftlichen Geſinnung des Grafen, daß er in einem Selbſtgeſpräch, zu welchem alle durch ihr plötzliches Abgehn ihm Platz gemacht, den glänzendſten Hoffnungen, die er darauf baut, ſich überläßt. Da kommt die Unbekannte, und reißt, in der Meinung, es ſey hier die Hochzeit gefeiert worden, voll Eiferſucht die um Margarithens Namenszug geſchlungenen Blumenkränze herunter. Sie ſpricht dieſe Eiferſucht laut aus, und die Abſicht, die Freude der Neuvermählten zu vergiſten. Lovin verſteht das gar nicht, ſondern entdeckt ihr als Blanka's Freundin und Begünſtigerin ſeiner Liebe die frohen Hoffnungen, welche er auf den freundlichen Empfang Alban's gründe. Sie warnt ihn, denn Alban könne ihn als Robert's Sohn zu haſſen nie aufhören, und habe gewiß ſeinen Tod beſchloſſen! Sogleich nennt er das eine Lüge; dann aber, als ihm dieſe Lüge von ihr wahrſcheinlicher gemacht worden, will er doch lieber ſterben, als ohne Blanka fliehen. Als darauf der alte Bertrand kommt, und berichtet, er habe ſo eben den Grafen ſagen hören, er wolle den Lovin noch in dieſer Nacht ermorden, ſo wird der Entſchluß gefaßt, Lovin und Blanka ſollen mit der Unbekannten entfliehen. — Abdallah, mit dem Alban alles abgeredet, fordert inzwiſchen, wohl merkend, wie lieb Blanka den Lovin hat, dieſe auf, den Lovin vor Gefahr zu warnen, denn, obgleich der Graf freundlich ſich gezeigt, ſo lebe dem Sänger doch ein Feind im Schloſſe, der ihm den Tod geſchworen. Die geängſtete Blanka erhält hierauf durch die immer noch Unbekannte eine Aufforderung, mit Lovin, dem der Tod gewiß ſey, zu fliehen. Blanka weigert ſich, denn ſie dürfe den Vater nicht verlaſſen; aber Lovin will ja nicht ohne ſie fliehen; da im heftigſten Kampf zwiſchen Liebe und Kindespflicht, verflucht die ſüße Unſchuld den, der ſie zu dieſem Kampfe gezwungen. Nun entdeckt die Unbekannte, daß Blanka ihrem Vater geflucht habe, denn der wolle den Lovin morden. Blanka kann keinen Zweifel in die Rede des Ebenbildes ihrer Mutter ſetzen, und iſt nun entſchloſſen, mit der Unbekannten und Lovin zu fliehen. Ehe ſie zu gehn ſich anſchickt, betet ſie zu Gott, er möge den unabſichtlich auf ihres Vaters Haupt geſprochenen Fluch von demſelben abwenden, es ſey ja nur ein eitles Wort geweſen. — Lovin holt ſie ab. Unterwegs aber wird ſie, wie „feſt auch ihr

Geiſt ſteht, doch im Körper wankend;“ ſie kann nicht weiter; und muß ſich auf eine Bank ſetzen, auf der ſie ſamt ihrem Geliebten, von dem tödtlichen Gifthauch der nahe ſtehenden Blumen betäubt, einſchläft. Die Unbekannte, welche mit Bertrand am Gartenthor bei bereit ſtehenden Roſſen gewartet, kommt ſie zu holen und findet ſie entſchlummert. Die Unbekannte macht ſich Vorwürfe, daß ſie nicht zurückgeblieben, um ihre geliebten Kinder zu warnen und klagt ſich als Mörderin derſelben an. Auf ihren Ausruf: „Ich habe ſelbſt die Kinder mir gemordet,“ kommt Abdallah. Ihn ruft und fleht ſie an, er möge doch die in Todesſchlaf Verſunkenen mit ſeiner Kunſt ins Leben zurück rufen. —

(Schluß und Kritik folgt.)

Miszellen.

Ein Vertrag, welcher in der Direktorial-Raths-Verſammlung der ſeit wenigen Jahren beſtehenden rheiniſch-weſtindiſchen Kompagnie gehalten worden, giebt uns die erfreulichſten Nachrichten über das Fortſchreiten eines Unternehmens, welches der Gemeinſinn erzeugt hat und zu Deutſchlands großem Vortheil und Ruhm fernerhin erhalten wird. Ein Etabliſſement der Geſellſchaft zu Port-au-Prince hat einen ununterbrochenen Verkehr mit Haiti begründet. Desgleichen ſind Geſchäfte mit Mexiko eröffnet. Eben ſo hat ſich die Agentſchaft der Kompagnie in Buenos-Ayres des beſondern Schutzes von Seiten des dortigen Gouvernements zu erfreuen. Hier und überhaupt am Plataſtrom findet ſich ein allen Deutſchen Waaren höchſt günſtiger Markt. Namentlich iſt dort das deutſche Mehl ſo geſucht, wie das Nordamerikaniſche. Antwerpen, Hamburg, Danzig ſchickt Ladungen der rheiniſch-weſtindiſchen Kompagnie in See, und es läßt ſich inſonderheit auch hoffen, daß ein bedeutender Zweig des deutſchen Ausfuhrhandels, die Leinwand, durch die Bemühungen und angeknüpften Verbindungen dieſer Kompagnie zu beſonderem Gedeihen gelangen wird. — Sonach ſcheint der deutſche Handel mit dieſem wahrhaft nationalen Inſtitut, das ſich allein durch ſeine Thätigkeit und deren Erfolg angekündigt, endlich wieder einen würdigeren Charakter gewinnen zu wollen.

Druckfehler!

Da nicht mehr das S 224 geprieſene Korrektheitsmittel angewandt werden kann, ſo haben wir hier folgende, ſinnentſtellende Druckfehler zu verzeichnen.

Nr. 34 S. 195 Z. 9 v. u. iſt zu leſen Meine ſtatt Seine.
— 35 S. 223 Z. 14 v. u. — — — Gedenkfeſte ſt. Gedankenfeſte
— — 224 Z. 5 v. o. — — — umnachtet ſt. verunſtaltet
— — — 26 v. o. — — — verfaulten ſt. erfaulten
— — — 10 v. u. — — — unter ſt. über
— — — 6 v. u. — — — beſeligen ſt. befehligen
— — — 11. v. o. — — — ein ſt. ſein.

Erinnerungen aus Aegypten.

Wir wünſchen, daß den Leſern die Fortſetzung dieſes Artikels ſo willkommen ſey, als uns. Nicht die Neuheit der Gegenſtände, ſondern der charakteriſtiſchen Auffaſſung iſt es, was dieſen Berichten einen ſo ausgezeichneten Reiz verleiht, insbeſondere, daß es dem Verfaſſer gelungen iſt, auch die ſchöne Seite, die poetiſche Bedeutung des Angeſchauten uns in ſchmuckloſen, aber graziöſen Gemälden vor die Seele zu ſtellen. Wahrſcheinlich iſt das auch der Talisman, der die Engländer, welche dieſe Berichte mit Enthuſiasmus aufgenommen, gefeſſelt hat.

7) Merkwürdigkeiten von Kairo.

Nicht weit von der Stadt, auf dem Weg in die Wüſte, iſt der Begräbnißplatz der Mameluken, wohl der herrlichſte Friedhof in Aegypten. Hier ruhen die Bey's und ihre Nachfolger ſeit vielen Menſchenaltern. Die Geſtalt ihrer Grabmäler iſt verſchieden, phantaſtiſch und oft prachtvoll. Ueber denſelben erheben ſich Kuppeln von dünnen Marmorſäulen getragen, die oft artig ausgeſchnitzt ſind. In einer andern Richtung, anderthalb Meilen von der Stadt, mitten im Sande, ſind die Grabmäler der Kaliphen; es ſind ſchöne, wohlerhaltene Denkmale im zierlichen und phantaſtiſchen Stil der arabiſchen Baukunſt. Es ſind ſtolze, viereckige Gebäude von Kalkſtein mit Kuppeln und ſpitzen Thürmchen; letztere oft von ausgeſuchter Kunſtarbeit.

Eines Tags begegnete ich einer Hochzeit in den Straßen, da eine junge, ägyptiſche Braut ihrem Bräutigam zugeführt wurde. Ein viereckiger, ſeidener Thronhimmel wurde daher getragen, mehrere Freundinnen und Sklavinnen gingen voraus und drei Männer mit Tamburinen und Pfeifen folgten. Zwei weibliche Verwandten, neben der Braut, hielten den Thronhimmel über ihr; ſie ſelbſt war von Kopf bis zu Fuß ſo ſtreng und ohne Grazie eingemummt, daß nicht das Geringſte von der Schönheit ihrer Geſtalt durchſchimmern konnte; ein dichter, weißer Schleier verbarg ihre Geſichtszüge, darin nur zwei Oeffnungen gelaſſen waren, daß ihre ſchwarzen Augen herausſchauen konnten. Abgeſehen von dieſem ſchwerfälligen Aeußern tragen die Bräute oft die reichſten Kleider. Aber alles iſt geheiliget, Geſtalt und Geſicht, und der ſchimmernde Putz, bis die Braut in den Harem ihres Bräutigams tritt; dann wird die Vermummung weggeworfen, und ſein ungeduldiger Blick hängt mit Freude oder Schmerz an der Unbekannten. Der Zug bewegte ſich langſamen Schrittes bei dem Schalle der Muſik und dem lebhaften Freuderuf der Weiber.

Kairo iſt mit einer Mauer eingefaßt, von hohem Alterthum und etwa zehn Meilen (engliſche) im Umfang. Nahe bei der Stadt liegt der Berg Mokatam, von dem man dieſelbe und das ganze Land überſchauen kann; er hat eine gelbe Farbe und iſt ganz öde und dürr. Unten am Berge auf einer Anhöhe iſt die ſehr geräumige, aber an manchen Stellen verfallene Zitadelle. Jetzt hat ſie wieder durch das Blutbad der Mameluken-Bey's eine Art Berühmtheit erlangt. Die Mamelukenmacht in Kairo beſteht aus 5 — 10,000 Mann auserleſener Truppen, die von ihren verſchiedenen Bey's befehliget werden. Es war ein ſeltenes und prächtiges Schauſpiel für den Fremden, alle Tage auf dem großen Platze in der Stadt die Uebungen, den reichen Staat und die Reiterkünſte der Mameluken zu ſehen. Ihre Häuptlinge und Mechmud waren beſtändig eiferſüchtig auf einander; ihn verlangte heftig, ihre Macht zu ſchmälern oder zu zerſtören, ſie fürchteten ſeinen ſchrankenloſen Ehrgeiz. Dieſer Zuſtand hatte eine ziemliche Weile angehalten; nicht ſelten ging die Spannung und das Mißtrauen in offene Feindſeligkeiten über. Da bot der Paſcha endlich eine gänzliche und herzliche Verſöhnung an; ſeine Worte der Freundſchaft fanden Eingang und er lud die Bey's zu einem prächtigen Gelage in der Zitadelle. Befremdend iſt's, wie dieſe unglücklichen Männer durch die Betheurungen eines Mannes ſich verlocken ließen, deſſen treuloſen Charakter ſie ſo wohl kannten. Es war ein ſchöner Tag, als die dreihundert Häuptlinge auf ihren ſtolzeſten Rennern und im köſtlichſten Schmucke den langen, gewundenen Paß hinanritten, der zur Zitadelle führt. Derſelbe war ſo enge, daß ein Reiter hinter dem andern reiten mußte, und gebrochene, abſtürzige Felſen erhoben ſich zu beiden Seiten. Das ſchwere Thor am Eingang des Paſſes ſchloß ſich hinter dem letzten Mameluken, und die lange, durch die Windungen des Pfades keineswegs zerriſſene Reihe der Häuptlinge in ihrem Glanz und Stolze bewegte ſich langſam gegen das Thor der Zitadelle, welches feſt verſchloſſen war. Hinter den Felſen hervor brach auf einmal ein ſo geſchloſſenes und mörderiſches Gewehrfeuer, daß die unglücklichen Häuptlinge in Verzweiflung rings umher ſtarrten: ſie zogen ihre Säbel, aber wild bäumten ſich ihre verwundeten Renner, die Bey's ſtürzten und ſchrieen wild auf; bald war alles ſtill. Mechmud hörte aus ſeinem Zimmer in der Zitadelle den Tumult und das Geſtöhne und nie vernahm ſein Ohr willkommnere Laute. Dies Blutbad brach die Macht der Mameluken ganz und gar; ſie flohen nach dem Fall ihrer Häuptlinge aus Kairo. Einen zweiten, ähnlichen Verrätherſtreich führte Ibrahim aus, des Paſcha's älteſter Sohn. Durch die feierlichſten Verſprechungen bewog er die Häuptlinge, von einem Berge in Oberägypten, wo ſie ſich gelagert hatten, zu ihm in die Ebene herabzuſteigen. Ein ungemein ſchöner Mamelukenjüngling, der nachmals Statthalter von Ramla in Paläſtina ward, erzählte uns die grauenvolle Szene des Mordes und Verraths. Auf allen Seiten waren ſie von Ibrahim's zahlreichen Truppen umringt; ſchon lagen die meiſten erſchlagen, er und einige wenige bahnten ſich einen Weg durch die Türken mit dem Säbel in der Fauſt und entkamen. Der Tod der Mameluken-Bey's, obwohl auf das grauſamſte bewerkſtelligt, war doch das einzige Mittel, Mechmud's Herrſchaft zu befeſtigen, die durch ihre Anſchläge und Eiferſucht beſtändig untergraben ward.

In einer der Straßen von Kairo ſtehn täglich eine große Menge Eſel zur Miethe. Sobald Du dieſelbe betrittſt, fallen Dich ihre Eigenthümer an und jeder dringt Dir ſein Thier auf.

Es ſind hübſche, kleine Geſchöpfe, von einer ganz verſchiedenen Zucht als die, welche Du in Europa ſiehſt, mit niedlichen Sätteln und Zügeln; einige ſind ganz weiß, andere ſchwarz. Sie laufen ſchnell und Menſchen aus allen Ständen bedienen ſich derſelben. Du zahlſt etwas gewiſſes fur die Stunde, und der Araber läuft, mit einem langen Stock in der Hand, hinter oder neben dir her. Es iſt wirklich unterhaltend, ſo durch die volkreichen Straßen von Kairo zu galoppiren, indem Du durch die Geſchicklichkeit des Arabers bald einem hochbeinigen Kamel ausweichſt, bald einem Soldaten auf ſeinem Streitroß, bald drängenden Fußgängern; bald triffſt Du eine Menge ähnlicher Reiter an, und Dein arabiſcher Diener zeigt unendliche Gewandtheit, Dir alle Hinderniſſe aus dem Weg zu räumen, indem er immerfort laut ruft, daß man Platz mache.

In der Zitadelle iſt ein berühmter Brunnen, der Joſeph's Brunnen heißt. Er iſt gegen 300 Schuh tief und hat 30 oder 40 im Umfang. Ein langer Schneckengang führt zu demſelben hinab, und bei jeder Windung begegneſt Du Menſchen und Thieren, die Waſſer heraufbringen. Das Waſſer wird vermittelſt großer Räder heraufgezogen, die von Büffeln getrieben werden. Das Werk muß erſtaunliche Arbeit gekoſtet haben, da alles, der Gang und der Brunnen, aus Felſen gehauen iſt. Man zeigt auch die Joſeph's-Halle in der Zitadelle; aber die Pfeiler, welche ſie tragen, ſind offenbar von arabiſcher Bauart. Die Kornböden des Patriarchen, wo er das ägyptiſche Getreide aufhäufte, konnten wir nicht ſehen, da der Paſcha eine Rüſtkammer daraus gemacht hat.

8) Beſuch bei den Pyramiden.

Der Generalkonſul gab mir einen Brief an Herrn Caviglia, einen Franzoſen, der ſich ſeit einiger Zeit bei den Pyramiden aufhielt, auf das eifrigſte beſchäftiget, Entdeckungen zumachen. Herr Caviglia kam eines Tages ſelbſt nach Kairo aus ſeinem öden Wohnort und lud mich freundſchaftlich ein, mit ihm zu gehn. Um zwei Uhr Nachmittags bei der drückendſten Hitze brachen wir auf. Bei dem Dorfe Gizeh gingen wir über den Nil. Der gerade Weg zu den Pyramiden beträgt ſonſt nur 10 Meilen, aber die Ueberſchwemmung nöthigte uns, einen doppelt ſo langen Umweg zu machen; doch war er nicht unangenehm; er führte uns durch Dattel- und Palmhaine, aber auch über öde Sandſtrecken ohne Spur von Bevölkerung. Von Hitze und Durſt ermüdet gelangten wir zu einigen Hütten in einem Palmwäldchen, und verweilten daſelbſt, um aus einer Quelle köſtliches Waſſer zu trinken. Ein Nordländer kann ſich keine Vorſtellung von der Wonne machen; welche ein Trunk in Aegypten gewährt, wenn Du, aus dem brennenden Sande hervortauchend, in eine friſche Gegend kommſt. Dann verſtehſt Du die Schönheit und Kraft jener Gleichniſſe in der Schrift, wo die ſüßeſten Bewegungen der Seele mit der Linderung des Durſtes in einem glühenden Lande verglichen werden.

Der Nil hatte bei ſeiner Ueberſchwemmung viele Dörfer mit ihren Baumgruppen eingefaßt, und er ſetzte ſich allmälig rings um die Hütte, den Hain und die einſame Palme. Schön war ſein phantaſtiſcher Lauf; denn grüne Inſelchen von allen möglichen Geſtalten bedeckten ſeinen Schooß; hier ſchien ein Dörflein auf einer Welle zu ſchwimmen, über welche das Laubwerk und die Frucht von mancherlei Bäumen hing, deren Stämme verborgen waren; dort kämpfte er mit der Wüſte, deren Sandhügel, Felſen und Tempeltrümmer, wie traurige Wachtſignale aus der Waſſeröde ſchauten. Wir wanderten über verſchiedene Dämme hin, die im flachen Land aufgerichtet ſind, um einen Weg mitten durch die Ueberſchwemmung zu bahnen. Eben ging die Sonne unter, als wir die weiche Sandfläche betraten, in deren Mitte die Pyramiden erbaut ſind. Das röthliche Licht, welches eine Zeit lang an ihren ungeheuern Wänden weilte, brachte eine ſchöne Wirkung hervor; wir glaubten anfangs, ſchon in ihrer Nähe zu ſeyn, aber ihre Geſtalt auf der ebenen Sandfläche täuſchte uns, und es wurde dunkel, ehe wir ſie erreichten. Sobald wir näher kamen, ſcholl uns der laute Willkomm der Araber entgegen, die aus den Gemächern des Felſens traten, auf welchem die Pyramiden ſtehn, und umringten uns. Wir ſtiegen einen gedehnten Wendelpfad hinan zu einem langen und niedrigen Zimmer im Felſen, das ehemals ein Grab geweſen. Hier ſetzten wir uns auf den Fußboden, Herr Caviglia, ſein Gehülfe, Herr Spinette, ein Deutſcher und ich, und verzehrten unſer Abendmahl. Da ich ſehr müde war, überließen ſie mich bald meiner Ruhe. Einer der Araber ſtellte ein Licht in die Mauer dieſer alterthümlichen Behauſung; ich aber warf mich auf mein hartes Bett von Rohr und ſuchte einzuſchlafen. Allein die Neuheit meiner Lage, der Gedanke, daß ich endlich auf dem Flecke angelangt ſey, um welchen meine Einbildungskraft ſo lange voll glühender Sehnſucht gewandert, ließ erſt ſpät den Schlaf in meine Augen kommen.

Am folgenden Tage beſuchten wir mehrere von Herrn Caviglia's Ausgrabungen. Eine zeigte einen engen, ſchönen Thorweg von einem artigen weißen Stein, der mit Hieroglyphen bedeckt iſt, von ſo friſchem Anſehn, daß man glaubte, er ſey erſt kürzlich errichtet. Als wir etwa 50 Schuh hinabgeſtiegen, kamen wir in drei unterirdiſche Zimmer, deren eines zwei große Särge enthielt, die neben einander aus Felſen gehauen waren. Nur einige kleine Götterbilder wurden in denſelben gefunden. Auch befand ſich da ein höchſt merkwürdiges Zimmer in's Gevierte, deſſen Wände mit Figuren bedeckt waren. Herr Caviglia iſt gegenwärtig mit einem Unternehmen beſchäftiget, das wohl die meiſten für erfolglos erklären werden. Er meynt nämlich, daß es eine unterirdiſche Verbindung zwiſchen den Pyramiden von Gizeh und Saccara und den Ruinen von Memphis gebe, und er hat ſchon viele hundert Ellen weit den Sand aufgegraben, in der lebhafteſten Hoffnung, daß er dieſen unterirdiſchen Gang entdecken werde. Allein ein Werk von Jahren ſteht vor ihm, wenn er ſeinen Gedanken ausführen will; doch kann er immer ſchätzbare Entdeckungen auf dieſem Wege machen. Wer indeß in dieſer Wüſtenei leben kann, aller Freuden eines geſelligen Lebens entbehrend, und ſich abmühend von Sonnenaufgang bis zu ihrem Untergang, unter Felſen und Sand bei der brennenden Hitze mit 40 oder 50 Arabern, der muß von keinem geringen Enthuſiasmus beſeelt ſeyn. Einige hundert Schritte von der großen Pyramide iſt die Sphinx mit den Geſichtszügen und Brüſten eines Weibes und dem Leibe eines Thieres; doch iſt das Geſicht ſehr verſtümmelt und ſein Ausdruck nubiſch. Dieſe ungeheure Figur iſt ganz aus Felſen gehauen und etwa 25 — 30

Schuh hoch; 16 Schuh beträgt die Entfernung von Ohr zu Kinn. Sechs Wochen lang beſchäftigte ihn und die Araber das Werk. Die Arbeit war außerordentlich; denn der Wind blies ihnen den Sand, welchen ſie weggeſchafft hatten, meiſt wieder zu. Jetzt iſt er daran, die ganze Figur zu enthüllen.

Der Abend kam nun heran. Rings überall war Einöde und ununterbrochene Stille; die Araber waren alle in ihre fernen Dörfer heimgegangen; der *Santon*, welcher nahe bei uns in einem hohen Grabmal wohnte, war nächſt uns der einzige Bewohner der Wüſte und ſeine Gebete verſtummten allmälig: *eine Stunde in ſolcher Umgebung verlebt, wiegt Jahre in der Heimath auf.* Es läßt Erinnerungen zurück, welche kein Wechſel, keine Entfernung ſchwächen oder verwiſchen kann. Den nächſten Morgen beſtieg ich die große Pyramide. Rauhe Steine von lichtgelber Farbe bilden ihre Außenſeite und dienen als Stufen zum Hinanſteigen; ſie ſind von ungleicher Höhe zwiſchen 2 — bis 4 Schuh. Das Steigen iſt zwar mühſam, aber durchaus ohne Gefahr. Welch grenzenloſe, außerordentliche Ausſicht thut ſich auf von der Höhe herab! Auf der einen Seite die fürchterliche, traurige Wüſte, entweder flach oder aufgeworfen in wilde phantaſtiſche Sand- und Felſenhügel; auf der andern bezeichneten Szenen der höchſten Fruchtbarkeit und Schönheit den Lauf des Nils, der, ſo weit das Auge reichen mochte, hinab ſich wand ins obere Aegypten; daneben ſchauten, mitten in der Ueberſchwemmung der Waſſer, zahlreiche Dörfer und Haine empor, rings umſchloſſen, als wären es ſo viele ſchöne Inſelchen, und weit in der Ferne ſahſt Du Kairo und ſeine hohen Thürme, ſammt dem ſchaurigen Berge Mokatam, der ſich darüber erhebt. Wer, der bei ſolch' einer Szene ſinnend weilte, muß nicht fühlen, daß, ſo weit er immer wandern mag, er hoffnungslos ſich nach einer ähnlichen umſieht!

Die Höhe der großen Pyramide beträgt 600 Schuh, ihre Grundlage 778 in der Länge an jeder Geviertſeite, was einen Umfang von mehr als 3,000 Schuh ausmacht. Vollkommen wahr iſt die Bemerkung eines berühmten Reiſenden, daß Du Dich beim erſten Anblick der Pyramiden getäuſcht fühlſt, da ſie mitten in einer flachen, grenzenloſen Einöde liegen, wo kein Hügel in der Nähe iſt, um einen Kontraſt zu bewirken. Von ihrer wirklichen Größe kann man ſich erſt nach wiederholten Beſuchen und Beobachtungen einen Begriff machen: ihre ungeheure Geſtalt erfüllt die Seele mit Erſtaunen. In der dritten Nacht ſtiegen wir mit Lichtern einen faſt 100 Schuh langen Stufengang hinab, und dann einen 150 Schuh langen, äußerſt ſteilen Marmorgang hinan, der uns zu einem geräumigen Zimmer führte. An der Decke dieſes hohen Gemaches waren Granitſteine, wohl 18 Schuh in der Länge, und es iſt nicht leicht abzuſehn, wie dieſe Maſſen in ſolche Lage gebracht wurden, noch weniger aber, wozu dieſe unermeßlichen Bauten beſtimmt waren, da der größte Theil ihres Innern mit Steinmaſſen und Marmor ausgefüllt iſt. Die wenigen, bisher entdeckten Zimmer ſtehen in keinem Verhältniß zu der ungeheuern Ausdehnung des Innern. So unermeßlich feſt iſt ihr Bau und ſo wenig ſcheinen ſie im Verlauf von 3,000 Jahren gelitten zu haben, daß Du nicht umhin kannſt zu glauben, wenn Du ſie anſiehſt, ſie müßten dauern bis an's Ende der Welt.

Der berühmte Sarkophag, welcher nach Herrn Caviglia's wunderlichem Vorgeben die Gebeine Joſeph's enthalten ſoll, ſteht im großen Zimmer und iſt durch das Abbrechen verſchiedener Stücke ſehr beſchädiget. Die Pyramide des Cephrenes, in welche Belzoni einen Gang geöffnet, ſteht nahe bei der von Cheops und kann nicht erſtiegen werden. Die Pyramiden ruhen auf einer Felſenlage einige 150 Schuh über der Wüſte, und dieſe Erhebung macht es, daß Du ſie ſchon in ſo weiter Ferne ſehen kannſt. Eines Tags, während meines Aufenthalts hier, blies der Wind ſo heftig vom Morgen bis in die Nacht, daß der Sand aufgetrieben ward, zwar nicht in Wolken, doch in hinreichender Maſſe, um alles zu durchdringen, und es war ſchwer, demſelben zu widerſtehn. Mein Zelt, das in der Ebene aufgeſchlagen war, wurde umgeriſſen, und ich mußte meine Wohnung in den Gräbern nehmen. Das geräumige, in Felſen gehauene Zimmer, welches Belzoni während ſeines ſechsmonatlichen Aufenthalts hier bewohnte, iſt dicht an der Pyramide des Cephrenes; es iſt ſehr bequem und hoch, aber außerordentlich warm. Als wir in die Thüre traten, die einzige Oeffnung, durch welche Licht hineinkommt, ſchwirrten uns eine zahlloſe Menge Fledermäuſe entgegen. Alle verfallnen Gemächer und Tempel in dieſem Lande ſind mit dergleichen Thierchen bevölkert; um ihrer los zu werden, machte Belzoni ein großes Feuer an, deſſen Rauch ſie bald vertrieb. Eines Abends beſuchten wir den arabiſchen Santon oder Derwiſch, welcher in einem hübſchen, geräumigen Zimmer wohnte, nicht weit von der großen Pyramide, das ehemals vielleicht ein Grab geweſen. Er war ein ältlicher Mann mit einem ſchwarzen Barte, von mildem hübſchen Ausſehn; er ſaß, mit den Beinen kreuzweis über einander, da, und ſchien im Nachdenken vertieft zu ſeyn. Er erhob ſich ſogleich, als wir kamen, und bat, daß wir ihm erlauben möchten, Kaffee für uns zu machen. Kaffee, von einem heiligen Santon gemacht, in einem Grabmal, das die Reſte von Königen mochte enthalten haben, und dicht an den Pyramiden! Nie wird mir wieder, ſo lange ich in dieſer ſterblichen Hülle bin, ein ſolches Vorrecht zu Theil. Der heilige Mann hatte wenige Genüſſe für ſeine Sinne um ſich; doch ſah er keineswegs mager aus und ſein ſchwarzes Auge war ſehr ausdrucksvoll. Da wir wenig Zutrauen zu ſeiner Liebe für's Alterthum hegten, konnten wir nicht recht begreifen, wie er in dieſe Einſamkeit kam. Mit der Religion muß er es aufrichtig gemeynt haben, da es hier keine Leute gab, unter denen er die Künſte zu Heucheleien der Derwiſch=Zunft hätte treiben können. Die Araber aus den entfernten Dorfſchaften beſuchten ihn gelegentlich und brachten ihm Brod und Früchte zum Unterhalt.

In der Nähe der Pyramiden iſt eine kleine und ſeltſame Baumgruppe; die Araber nennen ſie die geweihten Bäume und keiner wagt ein Blatt davon abzupflücken. Es ſind zwei wilde Feigenbäume und zwei oder drei Palmen, die ganz einſam in der Sandwüſte ſtehn. Die Blätter ſind nicht welk, ſondern haben ein lebhaftes Grün, welches dem Auge ſehr wohl thut.

(Fortſetzung folgt.)

Die Sulioten.

Das ausgezeichnetſte Werk, das über das neuere Griechenland geſchrieben worden, Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands 1740 bis 1824 von Pouqueville, teutſch herausgegeben von Dr. J. P. von Hornthal. Vier Bände mit Kupfern und Abbildungen. Heidelberg bei C. F. Winter 1824, verläßt ſo eben die Preſſe. Der geiſtreiche Verfaſſer war geraume Zeit franzöſiſcher Konſul in Janina, und fand am Hofe Ali Paſcha's die günſtigſte Gelegenheit, ſich genau von allem zu unterrichten, was neuerdings den Blick des gebildeten Europa auf den Orient gezogen hat. Seine Beobachtungen ſind eben ſo klar und umfaſſend, als ſeine Darſtellungsweiſe, wenn man ſich über einige überrheiniſche Redſeligkeit hinwegſetzt, das lebendigſte Intereſſe in jedem Leſer erwecken muß. Politiſche Verhältniſſe, über die wir bisher aus Unkunde des Terrains im Unklaren geſchwebt, werden hier mit dem ſchärfſten Meſſer anatomirt. Das ausführlichſte Detail des Augenſcheins läßt uns einen reinen und tiefen Blick in das orientaliſche Leben thun, bei deſſen Beurtheilung wir bisher immer noch zu ſehr durch die europäiſche Brille geſehen. Die Ereigniſſe, die wir aus den Zeitungen und einzelnen Flugſchriften nur ſehr unvollkommen, iſolirt und oft verunſtaltet kennen gelernt, werden hier im bündigſten Zuſammenhange vorgetragen, und geſtalten ſich zu einer ungeheuern Tragödie, deren furchtbare Wahrheit nicht minder das Herz beben macht, als ihr großartiger Glanz und Charakter uns mit der Gewalt der poetiſchen Schönheit ergreift. Es iſt keine Tugend ſo erhaben, die in dem Freiheitskampfe der Griechen nicht in die Erſcheinung getreten, und keine ſchwärzeſte Tiefe der Menſchenſeele, da die Begierden wie Schlangen ſich durchwühlen und ſich ſelber freſſen und wieder gebähren, iſt unaufgedeckt geblieben.

Wir beſchränken uns darauf, an Pouqueville's trefflichem Werke gerade dieſe hiſtoriſche, ethiſche und poetiſche Seite hervorzuheben, da wir dem Charakter unſerer Blätter gemäß auf das politiſche und rein wiſſenſchaftliche Intereſſe deſſelben, wie ſtark daſſelbe auch jeden Leſer ergreifen muß, hier keine Rückſicht nehmen.

In dieſem Sinne wählen wir aus dem Reichthum der intereſſanteſten Szenen, welche das Werk durchgängig darbietet; eine der vorzüglichſten aus, den Freiheitskampf der Sulioten gegen Ali Paſcha, darin der Heroismus der Griechen in's hellſte Licht tritt, und liefern vielleicht ſpäter als korreſpondirendes Gegenbild ein ächt-türkiſches Nacht- und Schlachtſtück.

Als der finſtere Pluto jenes Nachtreichs, das den neuen glänzenden Tag des wiedergebornen Griechenlands in ſeiner Geburt erſticken will, von allen Teufeln bedient, in unmittelbarer Berührung mit allem, was in dem großen Kampfe als ſataniſch ſich offenbart, ſtets furchterlicher als Freund, denn als Feind, ſieht Ali Paſcha von Janina am Eingange der Tragödie und weiht ſie dem entſetzlichſten Ernſt. Ihm gegenüber tritt die Unſchuld und der Heroismus. An ſeinen Satanskünſten verblutet die Unſchuld, aber aus dem Blute ſproßt die Lilie auf, vor deren lichtweißem Glanze ſeine dunkle Seele beben und die Höllenqualen der Reue fühlen muß. „Ich mag nicht hinter mir ſehen, ruft er verzweiflungsvoll aus, denn die Wellen des Blutes wälzen ſich hinter mir her.“ Seinem Gelde, ſeinen Verführungskunſten, ſeinen Meineiden, ſeinen Söldnern und Henkern, dem Fanatismus und der phyſiſchen Uebermacht ſeiner Glaubensgenoſſen, endlich der Ueberlegenheit ſeines Genies tritt der Heroismus der Griechen wie dem Drachen des Abgrunds der lichte Ritter Sct. Georg entgegen, den Arm gewaffnet mit Vaterlandsliebe, Glauben, Treue und Todesverachtung.

Ali war durch jede Art von Schandthat, Räuberei, Meuchelmord, Ueberfall, Meineid, Verrath, Beſtechung zu der Würde eines Paſcha's von Janina gelangt, und verfolgte unabläſſig das Ziel, ſich im Weſten des ottomaniſchen Reichs eine Autokratie zu gründen. Seine Mittel waren ſchlaue Hofkünſte im Serail des Sultans, diplomatiſche Verbindungen mit den europäiſchen Mächten, Beſtechung und Verführung der benachbarten Paſcha's und griechiſchen Häuptlinge, endlich aller Muhamedaner und Chriſten, die ſich innerhalb ſeines Paſchaliks oder in der Nachbarſchaft ſeiner Deſpotie widerſetzten, oder ihm der Kraft und des Willens dazu verdächtig ſchienen.

Unfern von Janina lebten in den angeſtammten Sitzen der

Väter und in uralter Freiheit die Sulioten, ächte Nachkommen der alten Griechen, ſeit Jahrhunderten unvermiſcht. Sie waren als die kühnſten Räuber und Helden berühmt. Die Rauhigkeit ihres faſt unzugänglichen Gebirges hatte ſie abgehärtet, ihren Herzen die Freiheitsluſt eingepflanzt, und als eine natürliche Feſtung dem Volk die Freiheit bewahren helfen. Sie lebten faſt in beſtändigem Kriege mit den Türken, ohne jemals von ihnen bezwungen werden zu ſeyn. Sie waren in einige dreißig Stämme getheilt, deren jeder ein Oberhaupt hatte, doch wählten ſie im Kriege einen gemeinſamen Feldherrn oder Polemarchen. Mit Feuereifer waren ſie dem Chriſtenthum ergeben, wie es ihr beſtändiger Kampf wider die Ungläubigen mit ſich brachte. Ihre Sitten waren einfach und edel; die Weiber ſtanden in hoher Achtung.

Dieſes Volk zu gewinnen oder zu unterwerfen war für Ali durchaus nothwendig, wenn er ſeine Herrſchaft behaupten wollte. Ein ſo mächtiger Feind in ſeiner Nähe würde alle ſeine übrigen Pläne in der Ausführung vereitelt oder wenigſtens gehemmt haben. Bevor er die Kräfte ſich errungen, um nur einen Angriff auf ſie zu wagen, machte ſie ihm eben das Gefühl ſeiner Ohnmacht ſchon in tiefſter Seele verhaßt, und er begann den Kampf auf Leben und Tod gegen ſie in dem Augenblick, als er ſich ſtark genug dazu fühlte.

Im Jahre 1790 ſandte Ali den erſten Heerhaufen gegen ſie aus. Sie verließen nach alter Gewohnheit die Dörfer, die ſie in der Ebene beſaßen, und zogen ſich in das Gebirge zurück. Von da überfielen ſie die plündernden Türken und hieben ſie nieder. Im folgenden Jahre thaten ſie ſelbſt einen verheerenden Ausfall in Ali's Gebiet, der damals anderwärts beſchäftigt war. Im dritten Jahre aber brachte der Paſcha ein großes Heer zuſammen, und ließ es auf den Koran ſchwören, alle Chriſten in Suli zu vertilgen.

Die Sulioten hatten eben die Eroſantine gefeiert, ein altes, in Thesprotien beibehaltenes Feſt, aus den Zeiten der Pelasger, die nur den Himmel und die Elemente zu Göttern hatten, denen ſie auf den Bergen opferten. Sie hatten bei Annäherung des Feindes nach ihrer Gewohnheit die Dörfer der Ebenen verlaſſen, und ihre Truppen, die ſich auf 1300 Leute belieſen, in den Engpäſſen vereinigt, wo ſie die Türken feſten Fußes erwarteten. Ali behielt die Armatolis als Leibwache bei ſich, und gab den muhamedaniſchen Schypetars am 20. Julius das Zeichen zum Kampfe. Dieſe, durch einige Vorpoſtengefechte, in denen ſie die Oberhand behalten, und dann durch Rückzug der Chriſten ſtolz gemacht, bildeten einen allgemeinen Angriff gegen die Sulioten. Den Säbel in der Fauſt drangen ſie vorwärts, und trieben die Chriſten bis in die Engpäſſe von Trypa und St. Veneranda zurück, in welche ſie nun einrückten. Nie hatten die Muhamedaner ihre Waffen hieher geführt, und die Sulioten erhoben bei dieſem Anblick ein Geſchrei, das — ein Zeichen der öffentlichen Gefahr — in den entfernteſten Theilen ihrer Gebirge wiedertönte. Schnell liefen unter Anführung der Moscho, der Frau des Kapitains Tzavellas, und Kaido, einer eben ſo berühmten Kriegerin als Penthesilea, die ſuliotiſchen Weiber herbei und nahmen kräftigen Antheil an dem Kampfe, indem ſie Felſenſtücke loswälzten, deren Sturz Steinlawinen bildete, und die ſtürmenden Feinde in ihrem Mittelpunkte durchbrach. In dieſer Stellung wurde der in den Engpäſſen feſtgehaltene Vortrab der türkiſchen Banden ohne Gnade niedergemacht, und der Nachtrab konnte ſich nur mit einem Verluſt von 740 Todten retten, denen man zum Siegeszeichen die Köpfe abſchnitt.

Indeß gelang es dem ſchlauen Paſcha, einige Häupter der Sulioten zu gewinnen, und dadurch Zwieſpalt unter das Volk zu bringen. Er wagte noch mehr. Um ſie aus ihren Bergen zu locken, lud er ſie ein, gleich als ob er ihrer Tapferkeit huldigte, gegen einen bedeutenden Sold ſich als Hülfstruppen an ſeine Armee anzuſchließen.

Weniger begierig nach Ruhm als nach Geld nahmen ſie ſeinen Vorſchlag an, begnügten ſich aber nichts deſto weniger, ihm nur eine von dem Kapitain Tzavellas befehligte Abtheilung zu ſenden. Dies war nicht, was der Satrape wünſchte; er ſah wohl, daß man Mißtrauen in ihn ſetzte. Inzwiſchen empfing er dieſe Leute mit großer Auszeichnung, und gebot wenige Tage darauf den Abgang ſeiner Truppen nach Argyro Kaſtro. Man begab ſich auf den Marſch, aber kaum hatte man in Dzidza Halt gemacht, als die albaneſiſchen Mahomedaner die Sulioten in dem Augenblick überfielen und gefangen nahmen, wo ſie, um auszuruhen, die Waffen abgelegt hatten. Die Richtung wurde ſogleich verändert, und man wendete ſich nach Suli, in der Abſicht, ſeine Vertheidiger, die man ſorglos glaubte, zu uberraſchen. Schon war man abwärts von den Hügeln von Valchiſias am Ufer der Thyamis angelangt, als plötzlich einer der Gefangenen ſich in den Fluß ſtürzte, ihn mitten unter einem Hagel von Kugeln durchſchwamm, und glücklich in Suli ankam, um daſelbſt Lärmen zu machen.

Von Schweiß und Staub bedeckt erzählt er die Verrätherei, die Tzavellas und die Seinigen dem Tyrannen in die Hände geliefert, und kündigt das Herannahen der Banden des Ali an. Man greift zu den Waffen, man beſetzt die Päſſe, und ein Schrei der Wuth ſpricht die Rache aus, die man zu nehmen hofft; aber als der Paſcha, der ſich ſelbſt in die Nähe von Variadas begeben, ſeine Plane geſcheitert und die drohende Stellung ſah, rief er ſeine Truppen zurück, und dachte auf eine neue Liſt.

Nur jener einzige Mann von der Abtheilung des Tzavellas war entkommen, und ſo ließ der Satrape nach ſeiner Ankunft in Janina die ſämmtlichen gefangenen Sulioten in Kerker werfen. Sie erwarteten den Tod, und als ſie endlich nach einigen Monaten den Augenblick deſſelben nahe glaubten, ergriff man den Kapitain, um ihn vor den Paſcha zu bringen. „Dein Leben iſt in meiner Hand, elender Chriſt,“ ſagte er ihm, „und die grauſamſte Hinrichtung wartet Deiner, wenn Du Dich weigerſt, mir Suli zu überliefern; willigeſt Du aber ein, ſo nehme ich die unwiderrufliche Verbindlichkeit auf mich, Dich zum mächtigſten Großen von Albanien zu machen. Dies iſt mein feſter Entſchluß; Du haſt ihn gehört — wähle und entſcheide.“

Auf dieſen unerwarteten Vorſchlag entgegnete Tzavellas, daß er als einfacher Anführer nicht allein über die Uebergabe von Suli unterhandeln könne; wenn man ihm aber die Freiheit gebe, ſo wolle er ſich anheiſchig machen, ſeine Landsleute für jene Forderung zu ſtimmen. Zum Beweis — fügte er hinzu — der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen werde ich meinen Sohn als Geiſel in Deinen Händen laſſen; er befindet ſich unter unſern Gefangenen, und Du weißt, ob mir ſein Leben lieber iſt, als das meinige.

Dieſem Begehren wurde entſprochen und Tzavellas entlaſſen. Sobald er in die Berge zurückgekehrt und die Seinigen von der übernommenen Verbindlichkeit unterrichtet hatte, ſchrieb er, ohne ihren Entſchluß abzuwarten, dem Paſcha folgendes:

„Ich wünſche mir Glück, Ali Paſcha Tebalen, einen Lügner betrogen zu haben, und ich bin bereit, mein Vaterland bis auf den letzten Blutstropfen gegen einen Räuber, wie Du, zu vertheidigen. Mein Sohn mag umkommen — aber ich werde ihn, ehe ich in's Grab ſteige, noch zu rächen wiſſen. Einige Türken Deines gleichen werden ſagen: ich ſey ein unbarmherziger Vater, der ſeinen Sohn der eigenen Befreiung aufgeopfert. Aber antworte mir: wenn Du Dich zum Herrn unſerer Berge machteſt, — würdeſt Du nicht dieſen meinen Sohn mit der ganzen Bevölkerung vertilgen? Wer würde ihn alsdann rächen? Noch frei bis jetzt, können wir Sieger ſeyn; meine Frau, die noch jung iſt, läßt mir die Hoffnung, noch mehrere Kinder zu bekommen. Wenn mein Sohn ſich nicht für das Vaterland opfern wollte, ſo wäre er eben ſo unwürdig, zu leben, als meinen Namen zu tragen. Vollbringe alſo Dein Verbrechen, Treuloſer, und zähle auf meine Rache. Ich, Dein geſchworner Feind,

Tzavellas

(„Ἐγὼ ὁ ὠμοσμένος ἐχθρός σου,
Τζαβέλλας.")

Dieſer Brief ſchreckte den Satrapen. Tzavellas und ſeine Frau, Moſcho, ergriffen die Waffen, wüthend, wie Löwen, oder wie Sulioten; ihr Muth und ihre Kühnheit nöthigten Ali Paſcha nach einem dreijährigen Kampfe, ihren Sohn und die andern durch Verrath gefangenen Männer herauszugeben. Nach dieſer ruhmvollen Genugthuung ſtarb Tzavellas, erſchöpft von den Beſchwerlichkeiten des Krieges, und vermachte in ſeinem letzten Willen der Sorge ſeines Sohnes Photos die tapfere Mutter und ſeine Rache.

Eine Zeitlang ward Ali vielfach anderwärts beſchäftigt. Sobald er aber wieder freie Hand gewonnen, zog er auch ſogleich ein neues Heer zuſammen und erſchien damit unerwartet vor

Suli. Die Griechen hatten keine Vertheidigungs-Anſtalten getroffen, und zu dieſem für ſie höchſt gefährlichen Umſtand geſellte ſich noch der Abfall des Gregorio Botzaris, der während des erſten Krieges Polemarch der Republik geweſen, aber die Verlängerung ſeines Amtes nicht erhalten konnte, und im höchſten Zorn darüber zu den Türken überlief. Inzwiſchen faßten die Sulioten in der Nähe der Gefahr mannhaften Muth. Man ſchritt ſogleich zu einer genauen Aufnahme der Munition und Lebensmittel, und zu der Zählung der Truppen, die ſich auf 1500 Mann beliefen; befehligt von 31 Kapitainen, als Anführer von eben ſo viel Phares oder Stämmen.

Es war mitten im Sommer, die Ströme und Bäche waren ſeicht oder ausgetrocknet und die Zugänge in die Gebirge bequem, als Ali's Truppen ſich ſchnell in Bewegung ſetzten, und durch ein mit wildem Geſchrei vermiſchtes Musketenfeuer, das ſchon außer der Schußweite begann, den Angriff eröffneten. Die Sulioten, befehligt von Photos, dem Sohne des Tzavellas, Meſcho und Chriſtos Botzaris, die vortheilhaft verſchanzt und an dergleichen Erſcheinungen gewöhnt waren, erwarteten die Ungläubigen feſten Fußes und lichteten ihre Reihen durch einige wohlgerichtete Salven. Ungeachtet des erlittenen Verluſtes leiſteten die Soldaten des Satrapen lebhaften Widerſtand, löſten ſich erſt nach einem ſiebenſtündigen Kampfe auf, und verließen die Ufer des Acheron, die mit 370 Todten, zwei Bergkanonen, Flinten und einer großen Anzahl Verwundeter bedeckt waren, die Alle in die Gewalt der Chriſten fielen, während ſie ſelbſt nur eine kleine Anzahl Tapferer verloren hatten.

Dieſes Reſultat bewies dem Vezier, daß er es noch mit den alten Kindern Suli's zu thun habe, und ſo ließ er einen Waffenſtillſtand mit ihnen unterhandeln, um die Todten auszulöſen, die begraben wurden, und die Verwundeten auszuwechſeln, gegen die er aus gewohnter Verachtung Ziegen, Schaafe und Eſel gab. So endigte die Expedition des Ali Paſcha und ſeiner verbundenen Aga's, die geſchworen hatten, ſich entweder unter den Felſen Suli's zu begraben, oder die Fahne des Halbmonds daſelbſt aufzupflanzen. Indeß ließ er ſeinen Sohn Mukar mit einer Armee zurück, das Gebirge zu blockiren und den Sulioten die

Zufuhr abzuſchneiden. Zugleich that er ihnen hinterliſtige Friedensvorſchläge. Bald bot er ihnen anſehnliche Geldſummen und im Tauſch gegen ihre magern Berge den Beſitz fruchtbarer Landſtriche an: bald ſchilderte er ihnen ihren unvermeidlichen Untergang, und endlich wollte er ihr Gebiet kaufen, und ihnen freien Abzug auf die joniſchen Inſeln gewähren. Aber dieſe treuloſen Vorſchläge wurden alle von den Sulioten verworfen, die ihm antworteten: daß Epirus ihr Vaterland und die Freiheit eine göttliche Macht ſey, der ſie ihr Leben geweiht hätten!

Unterdeß ſtieg die Noth in Suli. Die Lebensmittel gingen aus. Man mußte 200 Weiber, Kinder und Greiſe auf die joniſchen Inſeln bringen, wo ſie von den Ruſſen menſchlich aufgenommen wurden. Ungeachtet dieſer weiſen Vorſchrift waren kaum drei Monate vorüber, als die Sulioten ſich genöthigt ſahen, Kräuter und die zerſtoßenen Wurzeln der Geſträuche zu eſſen, die zwiſchen ihren Felſen wachſen. Sie kochten dieſe rohe Nahrung mit etwas Mehl vermiſcht, und ſuchten ſo ihre abnehmenden Kräfte zu erhalten, ohne weder Muth noch Hoffnung zu verlieren. Aber bald gingen dieſe dürftigen Hülfsmittel zu Ende, und man mußte zu einem Ausfall ſeine Zuflucht nehmen, um ſich, wo möglich, aus Parga wieder zu verproviantiren. Man benützte daher eine dunkle Nacht, um 400 Männer und 70 Weiber abzuſenden, denen es auch glückte, mit reichen Vorräthen beladen zurückzukehren, und ſo wurde in den Mateoren von Suli der Ueberfluß wieder hergeſtellt.

Da Ali Paſcha bei dieſer Nachricht ſeine Hoffnungen abermals hinausgerückt ſah, ſchrie er über Verrätherei, ließ einige ſeiner Offiziere aufknüpfen, verweigerte den Hülfstruppen ihren Sold, und brachte dadurch die Bey's in einem ſolchen Grade auf, daß ſie beſchloſſen, ihn zu verlaſſen.

Eine allgemeine Empörung der Sulioten in Verbindung mit andern Griechen und Muhamedanern, denen Ali's Herrſchaft unerträglich geworden, ſcheiterte an der Liſt des Paſcha's, der die Pfeile, die gegen ihn gerichtet waren, einzeln zu knicken wußte.

Das Geheimniß des Grabes.

Ein Trauerſpiel in fünf Akten von Dr. Georg Döring. Frankfurt am Main, in der Herrmanſchen Buchhandlung 1824.

(Fortſetzung.)

Den fünften Akt eröffnet Alban, der von den Furien ſeines Gewiſſens gejagt, ihnen in einem kerzenerhellten Gemach entronnen zu ſeyn hofft. Da aber entſetzt ihn die Erinnerung an ſeiner vergifteten Gemahlin Erſcheinung, die ihm ein unbegreifliches Wunder iſt. Der Morgen naht, er öffnet ein Fenſter, aber ſeine kühlende Friſche erinnert den Grafen nur daran, daß er verſäumt, den Mord an Lovin zu vollziehen. Er ſtürzt wüthend von dannen, als er von einem ausgeſandten Diener erfährt, daß weder Lovin noch Blanka in ihren Gemächern zu finden wären. Seine Tochter, das einzige Weſen, das er liebte, und von dem er geliebt zu ſeyn gern wähnte, ihm entflohen! Der Gedanke macht ihn zuerſt weich und reumüthig, dann entflammt er ihn zur Rache. — Unterdeſſen war es dem Abdallah gelungen, Blanka und Lovin ins Leben zurückzurufen. Aber Blanka, welche ſüße Träume von Lovin und der Unbekannten gehabt, namentlich, daß dieſe ihre Mutter ſey, will nun nicht von der Stelle, als bis ſie Gewißheit habe, daß die Unbekannte wirklich ihre Mutter ſey; denn nur mit der Mutter, nicht mit einer Fremden könne ſie dem Vater entweichen, ohne ſich Vorwürfe zu machen. Die Unbekannte wird dadurch auf die Folter geſpannt, denn ſie iſt durch einen, ſelbſt von Abdallah nicht zu löſenden Eid zum Schweigen verdammt. Endlich iſt ſie doch bereit, den Eid zu brechen; denn, da es aus Mutterangſt und für die Erhaltung des Kindes geſchehe, werde Gott verzeihen; — da ſtürmt Alban herein auf Lovin los; aber vor der dazwiſchentretenden Unbekannten taumelt er vernichtet zurück. Er richtet ſich in etwas wieder durch die Vorſtellung auf, daß er nur einen wahnwitzigen Traum habe oder daß die Unbekannte wirklich nur ein Geſpenſt ſey. Er verlangt von Abdallah, es in die Gruft zurückzubannen. Abdallah erklärt, die einmal zurückgerufene lebe jetzt fort. Endlich kommt noch Margarithe entſetzt herbei; im Wahnwitz ſtellt Alban ihr die Unbekannte als den Schatten ſeiner von ihm vergifteten Gemahlin Emma vor. Da erklärt endlich Abdallah, daß Emma nie geſtorben, daß er ſie am Leben erhalten und geht mit den Worten:

Mein Tagwerk iſt vollendet. Ich geh heim
Auf meiner Kinder, meiner Gattin Grab,
Wohin mich's ruft, zu weinen und zu ſterben.

Jetzt, da die Gemahlin wieder auflebt, fühlt Alban ſich in ſeiner ganzen Sündhaftigkeit, und meynt, die Schuld nicht anders abbüßen zu können, als durch Selbſtmord. Alle übrigen ſind über das Wiederaufleben Emma's theils erfreut, theils erſtaunt genug, um Alban nicht zu merken und zu hindern. Als er ſich den Dolch in die Bruſt geſtoßen, ſtrebt er, ſo wie alle, nach Ausſöhnung. Emma fühlt wieder Liebe für ihn, Blanka heiſcht Verzeihung; Alban fleht darum; Emma eilt in ſeine Arme und Alban ſtirbt an ihrer Bruſt, nachdem der Stein auf ſeinem Herzen in einen Engel verwandelt zum Himmel emporgeflogen. Ueber der Leiche werden Blanka und Lovin zuſammengegeben und Emma macht mit Margarithen Schweſterſchaft. — Welcher Leſer oder Zuſchauer kann ungerührt ſeyn? Der Moralität iſt ihr Recht widerfahren und die ſanften Regungen des Herzens finden gleichfalls Erhörung oder Beruhigung oder Genugthuung.

Kritik.

Keinem von unſern Leſern kann, wenn er vorſtehende Skizze des Trauerſpieles mit einiger Aufmerkſamkeit durchlaufen hat, entgangen ſeyn, daß ſie an ſich ſchon als Kritik auftritt. Was den Plan des Stückes, die Verflechtung der Scenen, die Einführung der Perſonen, einzelne Situationen, ja ſelbſt was die Hauptcharaktere angeht, ſo muß alles dieſes um ſo eher dem Einſichtigen in ſeiner wahren Geſtalt erſchienen ſeyn, als in dieſer Skizze alle verzierenden oder auch verunzierenden Blumen und Bänder abgeſtreift worden ſind. Dennoch ſey es uns erlaubt, auf dieß oder jenes noch insbeſondere aufmerkſam zu machen und hie und da mit Anführung von Stellen nachzuweiſen, daß unſere Skizze keine Karikatur, ſondern die wahre Phyſiognomie des Stückes darſtellt.

Es läßt ſich wohl kaum zweifeln, daß der Autor es ſich zur Aufgabe gemacht hat, ein Drama zu komponiren, in welchem alles theils von inneren Motiven des Geiſtes und Gemüthes ausginge, theils nur um innerer, geiſtiger und gemüthlicher Zwecke willen unternommen würde. Alban ſtrebt nach keinem äußeren Gut und Beſitz. Sein ganzes Handeln geht aus von Eiferſucht, gekränktem Stolz, Haß und Selbſtſucht; er kennt daher kein andres Vergnügen, als ſeine Rache zu kühlen, andre zu tyranniſiren, ja ſelbſt den Geboten des Gewiſſens und wo möglich der ganzen Weltordnung zu trotzen. Abdallah will die erlittene Schmach nicht durch Mord rächen, ſondern, indem er, ſo viel er vermag, dem Grafen Seelenqualen bereitet. Die Unbekannte wird gleichfalls nur von Sehnſucht nach der Tochter, von Mutterliebe und Eiferſucht bewegt; Blanka nur von Liebe zu der, ihr entriſſenen Mutter und zu Lorin von Guyenne. Dieſer wiederum will alles lieber, ſelbſt gewiſſen Tod leiden, als ſeine Geliebte aufgeben. In Margarithen's Charakter iſt ſelbſtgefälliger Stolz mit einer Beimiſchung von gnädiger Geſinnung ausgeſprochen. Bertrand iſt ein poetiſcher Gärtner, deſſen einziges Glück ſeine geliebten Kinder, d. i. Bäume, Pflanzen und Blumen ſind. Selbſt der flache Guido quält ſich ab, geiſtreich zu ſeyn. Das Stück ſpielt zu Zeiten der Troubadour's, alſo des blühendſten Ritterthumes und wir erwarten deshalb trotz aller geiſtigen und gemüthlichen Motive doch ein kräftiges, muthiges, friſches Handeln. Es wird aber blos beiläufig von einem Kriegszuge Alban's gegen die Mauren und von einem Zweikampf deſſelben mit Robert von Guyenne, in welchem letzterer obgeſiegt, erzählt. Seine Thatkraft äußert ſich nach dieſen ihm angedichteten Thaten im Auspeitſchen- und Vergiften-laſſen, in Goldmacherei, Sterndeuterei und Geiſterbannerei, die er übrigens nur treiben läßt, im vergeblichen Schwertziehn gegen Unbewaffnete. Keine Fehde unternimmt er gegen ſeinen Todfeind Robert von Guyenne, um die doppelte Schmach der Beſiegung im Zweikampf und der vermeintlichen Liebſchaft mit Emma zu rächen. Er vergiftet lieber ſein wehrloſes, nur halb ſchuldig befundenes Weib und wartet, bis das von ihm verachtete Schickſal ihm ſeines Feindes Sohn Lorin in's Haus ſchickt, um ihn meuchelmorden zu können; was indeſſen verabſäumt wird. Aber freilich ein Held wie Alban verſchmähte eine gemeine Fehde und forderte lieber ſtolz und folgender Geſtalt das *Schickſal* ſelbſt zum Kampf heraus:

> Ha! ich will dieſen Wahn zu Schanden machen,
> Das ſtolze Haupt des Schickſals will ich beugen,
> Das höhniſch auf den Willen niederblickt,
> Will meinen Fuß auf ſeinen Nacken ſtellen,
> Im Staub' es ſeh'n und triumphirend dann
> Der Sterne Droh'n, geheimer Mächte Spruch,
> In dem Bewußtſeyn *meiner* Kraft verlachen.

Dieſer Grimm gegen das Schickſal äußert ſich jedoch blos, weil von ihm beſchloſſen ſey, daß Alban's Tochter Blanka dem Lovin von Guyenne vermählt werden ſollte. Die auch deßwegen beabſichtigte Meuchelmordung Lovin's, konnte auf's ſicherſte dem Alban den Triumpf über das Schickſal verſchaffen; aber er verträumt die rechte Zeit. Mag das nun auch Herr Dr. Döring um höherer Zwecke willen, nämlich Sterndeuterei und Schickſalsmacht in Ehren zu halten, ſo gefügt haben, ſo bleibt doch wahr, daß er ſeinen tragiſchen Helden durchaus ohne alle Thatkraft hingeſtellt hat. Aber ſo iſt's im ganzen Stück, wenn wir den einzigen hinter der Scene vorgehenden Kampf des übrigens ganz that-unkräftigen Lovin mit dem Wolf abrechnen. Man weiß wirklich nicht, wie Lovin dazu kommt, ſich mit einem Wolf zu meſſen, er, welcher lieber in langen Monologen ſchmachtet, als eine Liebeserklärung wagt (fünfte Scene des 2ten Aktes), der ſich vor Alban's Nachſtellungen in ein ſtilles Thal, zur ſanftrieſelnden Quelle retten will, ſtatt ihnen auf ſeines Vater's Burg zu trotzen und als ob er in einem Lafontain'ſchen Roman lebte, — der, ſtatt die Geliebte in der Stunde der Entſcheidung auf ſeine Arme zu nehmen und dem Wagen und der Flucht zuzutragen, mit ihr auf eine Bank ſich niederläßt und einſchläft. Was thut denn ferner Abdallah für ſeinen Zweck, den Grafen mit Seelenqualen zu ſtrafen? — Er führt eine erfolgloſe Unterredung mit Blanka und die Unbekannte kommt ihm zur Geiſtererſcheinung, zu welcher er noch dazu, ohne es herbeigeführt zu haben, vom Grafen aufgefordert wird, von ſelbſt, ja gegen ſeine Abſicht, in den Wurf; und ſelbſt die Entdeckung, daß Emma lebe, wird ihm von den Umſtänden geboten, da die Unbekannte es länger zu verſchweigen ſelbſt ſchon aufgegeben hatte. Auf ſolche Weiſe iſt ein bisheriges, nicht eben verwerfliches, dramatiſches Geſetz, daß der Held und die Hauptfiguren eines Drama's in der thätigen Bekämpfung widriger Umſtände, in dem gelingenden oder mißlingenden Streben nach Erreichung gewiſſer Ziele, ihren Charakter entwickeln mußten, glücklich auf den Kopf geſtellt worden; denn obgleich die Umſtände ſich alle ſo wohl fugen, daß ſie zum Handeln auffordern, ſo bleiben dennoch die Hauptfiguren in gegenwärtigem Trauerſpiel unthätig, ſtets halb- und unentſchloſſen. Stark im Wunſchen, Wollen, Reflektiren, Spintiſiren, wie unſere Zeit, kommen ſie zu keinem Entſchluß. So will Blanka zuerſt ihren Vater nicht verlaſſen, dann will ſie's wieder und zuletzt grade im entſcheidenden Momente will ſie's wieder nicht. Mit dieſem Tadel über die gänzliche Umkehrung jenes dramatiſchen Geſetzes, da alle Thaten in Redensarten, Reflexionen, Deklamationen untergehen, ſtatt daß dieſe nur als Anfangs- und Endpunkte der Thaten erſcheinen ſollten, — iſt zu gleicher Zeit der Stab über die in dieſem Trauerſpiel figurirenden Charaktere gebrochen. Es kommt einem immer vor, als lägen die Meiſten in beängſtigenden Träumen, wo ſie vorwärts eilen oder fliehen möchten, ſich aber in demſelben Augenblick an allen Gliedmaßen gelähmt fuhlen, oder wo, wenn man rufen will, einem die Stimme verſagt. Eine ſich in ewiger Traumduſelei herumdrehende Perſon iſt namentlich der Engel, die weiße Blume (S. 6) und die ſüße Unſchuld (S. 72) Blanka. Ander's iſt's nicht zu erklären, daß ſie, eben bey ihrer großen, innigen Liebe zu ihrer vermeintlich todten Mutter, der Unbekannten, ehe dieſelbe ſich noch entſchleiert hat, auf ein Paar, Theilnahme erregende Worte hin, ſagt:

— — Bleib bei mir,
Sey Freundin, Mutter mir.

Nur ſo iſt's begreiflich, daß Blanka, nachdem ſie die Unbekannte als Mutter umarmt, dieſe aber mit der ausdrücklichen Erklärung, ſie ſey nicht ihre Mutter, ſich entfernt hat, das zweite Mal die Unbekannte ohne alle Ueberlegung und Frage als Freundin, ja als Mutter begrußt, ſie zur Vertrautin ihres Herzens macht, ſich mit ihrem Segen begnügt, da ſie wegen ihrer Liebe zu Lovin des Vaters Zorn zu furchten hat. Träumerei iſt's ferner, daß ſie viel ſpäter erſt, alß ſie von Guido ihrer Mutter Bild geſchenkt bekommen hat, anfängt ſich zu verwundern über die ſonderbare Uebereinſtimmung der Züge ihrer Mutter und ihres Traumbildes mit denen der Unbekannten. Zwar erklärt ſie, Traumbild, Mutter und Unbekannte für eines, aber ohne es ſelbſt zu glauben, wie folgende Stelle beweiſt.

Welches Licht! — Ja, dieſe Augen blickten
Schon im Leben freundlich zu mir hin,
Dieſe liebumwebten Lippen drückten
Auf die meinen ſüße Küſſe hin!
Und bewegt vom Nachtigallenlaut
Waren ſie (?) zur Sprache aufgethaut!
Gibt es Wunder? Kann ſich ſo in Zügen
Gleiche Form und gleiche Seele fügen?
Wohl kann ſo ſich bilden die Geſtalt,
Doch der Laut, der von den Lippen hallt,
Dem ich ſo im Innern ſtets gelauſcht,
Der wird nicht auf Menſchen umgetauſcht!
In der Rede dringt der Geiſt zum Leben,
Geiſt iſt ein's, kann ſich nicht zwiefach geben. —
Meine Mutter — und die unbekannte
Freundin, die ſich liebend zu mir wandte —
Sind dieſelben — Seele! zittre nicht
Bei der Ahnung, die in Räthſeln ſpricht.
Jene ruht im Grabe, dieſe lebt —
Und doch ein's! Ein Geiſt, der ſie durchſchwebt?
Dieſe lebt, wie jene leben würde,
Müde von der höhern Jahre Bürde!
Ein Sturm erhebt ſich! Aus dem Innern dringt
Das Meer der wilden Zweifel auf mich ein! u. ſ. w.

Der Traumcharakter wird durchgeführt; denn ohne daß ihr jene Zweifel irgendwie gelöst worden, (was in einer wachen Seele Mißtrauen oder doch Schüchternheit gegen die Unbekannte veranlaßt hätte), eilt ſie derſelben vielmehr mit offnen Armen entgegen und ſucht bei ihr Troſt im Unglück, als ſie eben vernommen hat, daß ihrem Geliebten Lovin der Tod geſchworen ſey. Von wem? hatte ihr Abdallah räthſelhaft gelaſſen. Um ſo mehr mußte ſie vernünftiger Weiſe Scheu gegen die Unbekannte hegen. Aber ſie träumt und entſchließt ſich, im Schutz der Unbekannten mit Lovin zu entfliehn. Aber daß ihr das wieder leid wird, wiſſen wir ſchon und ſowohl dieſer Umſtand, als daß ſie trotz eines gehabten Traumes, der ihr die Unbekannte als die Mutter gezeigt hatte (S. 184) dieſelbe zuletzt grade für eine Fremde erklärt, befreit unſere Behauptung, daß Blanka's Benehmen nur zu erklären, wenn ſie eine Träumerin ſey, von jedem Zweifel. Daß ſie's aber dennoch mit ſelbſtbewußtem Thun und Handeln hält, geht theils aus dem angeführten Bruchſtück ihres Monolog's hervor, theils aus der Art und Weiſe, wie ſie dem Lovin ihre Liebe geſteht. Wir verweiſen auf die Skizze, und wer ſich vom Gipfel der Unnatur, die in dieſem Zwiegeſpräche herrſcht, überzeugen will, der leſe die achte Scene des zweiten Aktes nach.

Was man zu dem Charakter Alban's ſagen kann, iſt theils ſchon in der Skizze, theils auch in der oben beſtimmten Aufgabe des Stück's angedeutet. Wollen wir ihn gelind beurtheilen, ſo müſſen wir den Grafen für einen Wahnwitzigen erklären, der erſt, nachdem er ſich in der letzten Scene des fünften Aktes den Todesſtoß gegeben, wieder zum Bewußtſeyn erwacht. Sein ganzes Auftreten bis dahin iſt ein fortgeſetztes Wüthen, Aufbrauſen, Prahlen, Zuſammenbeben und Uebermüthigwerden. Wenn ein ſolcher Menſch nicht wahnwitzig iſt, ſo gehört er zu den ganz gemeinen und ſchlechten, welche, weil ſie ſchlecht und kraftlos, ja nicht einmal beſonnen ſind, die Poeſie als Schlamm- und Modergeburten verſchmäht. In jedem Fall iſt er ein Uncharakter. Er iſt immerwährend in einem ſo nichts durchbohrenden Gefühle, daß er ſich nur ſeinem Sklaven Abdallah, ſeiner Dienerſchaft und dem flachen Guido gegenüber fühlt. In dieſem hohen Selbſtgefühle ſagt er zu Abdallah:

Dein Inneres iſt ein ausgebranntes Erz
Die weggeworf'ne Schlacke einer Seele,
Von jedem edeln Korne längſt geſondert.
Ich haſſe dich und doch biſt du mir werth!
Wenn ich dich ſehe, wie du jeder Regung
Des beſſern Selbſtes abgeſtorben biſt,

Dann fühl ich ich etwas höh'res doch in mir:
Daß ich der Reue fähig bin. —

Eben ſo ſpricht er, als Guido im Laboratorium beim Anblick eines Weltſyſtem's geſagt hat: „Der Menſch bleibt ſtets der Mittelpunkt von Allem," — verächtlich

Wie doch der Wurm ſein Haupt zum Himmel reckt!

Es hätte uns leid gethan, gegen den Hauptcharakter im Stück und ſomit gegen deſſen Erzeuger, ohne ihn jedoch mit ſeinen Produkten zu verwechſeln, Unrecht geübt zu haben. Wir haben uns aber vergebens nach Winken umgeſehn nach welchen eine Rettung möglich wäre. Zwar wurde recht begierig folgende Stelle aufgegriffen, welche der Graf in der Ahnung, ſeine Tochter könne ihn verlaſſen haben, ſpricht:

Sie war ja ſtets ein folgſam gutes Kind,
Wie konnte ſie dem Vaterhaus entflieh'n,
Um einem fremden Thoren (?) anzuhängen!
Sie liebt mich auch! — Sie muß mich lieben! Ha!
Wer hat die Macht, daß er mit ſeiner Rede,
Mit ſeines Anblick's flüchtiger Berührung,
Das Band zertrennen kann, das gute Kinder
An gute Eltern feſſelt! — Gute Eltern?
Das iſt der Punkt! die Güte feſſelt immer,
Von wannen ihre Kraft ſich auch ergießt —
(faſt weich)
Ich aber — bin nicht gut! Ich bin ein Sünder.

Augenblicklich und für ſich betrachtet kann dieſe Stelle allerdings gewinnen, und wir ſind überzeugt, daß ſie auf dem Theater wohl deklamirt ſelbſt eines rührenden Eindrucks nicht verfehlen wird. Aber einerſeits iſt dieſes Reuegefühl ſo vorübergehend als jenes, deſſen Alban ſich gegen Abdallah gerühmt hat, andrerſeits iſt das hier angedeutete Gefühl väterlicher Liebe ſehr zu bezweifeln. Oder iſt das väterliche Liebe, die, wie wir wiſſen, die Tochter einem Menſchen zur Ehe beſtimmt, den er ſelbſt verachtet? Hat ſich dieſe Liebe irgendwie thätig bewieſen, wenn die Tochter über ihr Verhältniß zum Vater in der ſechsten Scene des erſten Aktes ſagen kann:

Ach es ſcheint

Wie überhaupt, als wollten unſre Herzen
Sich nicht recht verſtehn. — ? —

Kommt der gleich nach dieſer Gerührtheit, auf die Nachricht von der Flucht der Tochter, gegebene Befehl:

„Wer mir den Fremden und die Tochter bringt,
Todt oder lebend — das Erbarmen ſchweigt,
Dem wird mein halbes Eigenthum zum Lohne!“

aus einem Vaterherzen? Es geht vielmehr aus dem ganzen Stück hervor, daß ihm mehr daran gelegen war, an Levin ſich zu rächen und die Weiſſagung Abdallah's zu Schanden zu machen, als die Tochter, die er ohnedieß nach ſeiner neuen Vermählung nicht im Hauſe behalten mochte, wieder zu bekommen. Bei dieſen Betrachtungen muß der Ausdruck:

„So iſt es doch — doch! Meine ſüße Taube
Stahl mir der Habicht unterm Fittich weg“

kalt laſſen. Wir leugnen nicht, daß Herr Döring mit dieſen Worten ein liebendes Verhältniß hat andeuten wollen, welches zwiſchen Vater und Tochter beſtanden; aber ſollte es über den dunkeln Grund des Albaniſchen Charakters einen mildernden Schein werfen, ſo mußte es weniger zweifelhaft gelaſſen und mehr bethätiget werden. So aber erſcheinen dieſe vereinzelten Redensarten Alban's wie ein Paar unächte Flittern auf einem garſtigen Lumpen, der vielleicht einmal ein ſchöner Mantel geweſen.

Eben ſo vereinzelt und wirkungslos verwehen die ſchwachen Spuren von Reue. Das erſte Mal zeigt ſie ſich nur, da ihm vor der Erſcheinung des Geiſtes ſeiner vergifteten Gemahlin bange iſt (S. 113, 114). Das zweite Mal endigt ſie mit dem Vorſatz, den Levin zu ermorden. —

Das unſern Leſern ſchon bekannte Ende iſt nach allem dieſen für einen ſo ſchuftigen, wenn nicht wahnwitzigen Geſellen, wie Alban, viel zu gut. Warum er aber Hand an ſich legt, begreift man ſo eigentlich nicht. War er wahnwitzig, ſeit der vermeyntlichen Ermordung ſeiner Gemahlin, ſo konnte ihm die Entdeckung, daß dieſe lebe, den Verſtand wiedergeben. War er wirklich von Gewiſſensbiſſen eben deshalb gequält, ſo mußte die Entdeckung ſein Gewiſſen von einer ungeheuern Laſt befreien. Daß er daſſelbe noch mit einem Selbſtmorde beſchwert, iſt zwar der Mode der Schickſalstragödien entſprechend und von der Nothwendigkeit des fünften Aktes geboten, aber gegen alle innere Nothwendigkeit. Nicht Bußgefühl, nein die eitle Schwachheit, die verdiente Verachtung nicht ertragen zu können (S. 195), — die Scham, vom Schickſal (dem er mit ſeiner Kraft ſo wenig, wie ſeinem Gewiſſen, die Stirne zu bieten im Stande geweſen) beſiegt worden zu ſeyn, und der Aerger, daß ſeine Rache nicht gekühlt worden, treibt ihm den Dolch in die Bruſt. Wie nahe lag nicht ein Untergang, der wenigſtens in der Regung des beſſern Selbſt die Wurzel und leidenſchaftliche Raſchheit zur Entſchuldigung hatte? Wir meynen eine wahre Selbſtvernichtung durch die Entdeckung, daß Emma frei von allen Vorwürfen ſey. Hiermit ſtünde Alban vor ſich ſelbſt als ein Mörder da, der nicht einmal ſich vorſpiegeln kann, die Untreue beſtraft zu haben, — der ſein höchſtes Liebesglück ſelbſt vernichtet hat. Selbſt die Vorſtellung, gerechte Rache geübt zu haben, fällt weg, und, da ſie es iſt, welche allein ſeine Gewiſſensbiſſe zu übertäuben im Stande war, ſo müſſen dieſe nach der Vernichtung jener Vorſtellung überhand gewinnen. So wäre es möglich, daß er in einem Anfall von edler Leidenſchaft gegen ſich ſelbſt ſeinem Leben ein Ende machte. Als Strafe für dieſe letzte That und doch ſein Gewiſſen erleichternd würde dann das Auftreten Emma's unter den Lebendigen erſcheinen und ihre Verzeihung könnte auch ſo ſeinen Tod ihm erleichtern. Freilich wäre auch noch dieſes Ende zu gut für Alban, aber doch natürlich und verſtändig motivirt. Und wenn wir auch zugeben, daß dieſes Ende weniger originell iſt, ſo hätten wir in Herrn Dörings Stelle dennoch die Anſprüche auf Originalität fahren laſſen, wenn wir ſie nur auf Koſten pſychologiſcher Wahrſcheinlichkeit und verſtändiger Anordnung hätten behaupten können.

Uebrigens iſt Herr Dr. Döring ſonſt eben nicht ſehr ängſtlich in Vermeidung ſogenannter Plagiate geweſen. Hierhin rechne ich die Idee, die Feindſchaft der Väter durch die Liebe der Kinder aufzulöſen. Echttragiſch hat dieſe bekanntlich Shakespeare in ſeinem Romeo und Julia durchgeführt; die Kinder eben geopfert und den Haß der Familien über deren Grabe gebrochen.

Untragiſch heirathen ſich hier die Kinder und der eine Vater geht unverſöhnt mit dem andern aus dem Leben. Dieſes Un hat Herr Döring ex propriis zu dem Tragiſchen des Shakesſpeare hinzugefügt. Wir wollen dieſe Reminiſzenz an Romeo und Julia feſthalten; ſie iſt fruchtbar und zeigt Herrn Döring in vortheilhaftem Licht, da er wenigſtens als fleißiger Leſer dieſes herrlichen Trauerſpieles von Shakeſpeare erſcheint. Einem jeden unſerer Leſer iſt die zweite Szene des zweiten Aktes aus jenem Stücke bekannt, welche wie ſie unter dem ſternfunkelnden Himmel einer italieniſchen Nacht ſpielt, unter ihm gedichtet zu ſeyn ſcheint. Wir meynen die, da Romeo nach dem Maskenballe unter Julia's Fenſtern mit ihr redet. Wie lebendig, natürlich, innig ſpricht ſich hier die Beſorgniß Julia's um Romeo aus. Man fürchtet mit ihr für Romeo. Die Idee einer ſolchen Beſorgniß iſt ſchön und ewig und darum immer neu. Herr Döring faßte ſie auf, aber wie hölzern, ja widerlich iſt es, wenn in der achten Szene des zweiten Aktes Blanka es dem Lovin zweimal erzählt, wie ſie blos aus Beſorgniß um ihn die Beſinnung verloren, als er ſich zwiſchen ſie und den Wolf geworfen. Die Worte ſind

1) S. 68. Doch als Ihr Euch in die Gefahr geſtürzt,
Als ich Euch ringen mit dem Thiere ſah,
Da legt' ein Nebel ſich auf meine Blicke
Und drängte ſich betäubend in den Geiſt.
2) S. 74. (Als) Ihr herbeigeſtürzt in die Gefahr
Da dacht ich nicht der eignen Rettung mehr
Nur Euer Leben ſah ich da bedroht.

Ferner weiß ein jeder, wie offen und natürlich Julia dem Romeo ihre Liebe geſteht, ſo daß man ihr die Verletzung jungfräulicher Zurückgehaltenheit ſelbſt dann verzeihen würde, wenn ihr nicht Romeo das blos dem nächtlichen Himmel anvertraute Geheimniß ihres Herzens abgelauſcht hätte. Blanka, wiſſen wir, thut mit Bewußtſeyn unſchuldig, und in dieſer bewußt thuenden, alſo ſchuldigen Unſchuld erklärt ſie dem Lovin auf's Umſtändlichſte und Ausfuhrlichſte ihre Liebe, ſo daß es ihr zuletzt ſelbſt auffällt, und daß ſie ohne Lovin's Urtheil, wie ſie doch gewollt, abzuwarten, folgendergeſtalt ſchließt:

Doch wunderſam! Was ich vor Augenblicken
Noch nicht erkannt, wird plötzlich offenbar.

Wie Morgenſtrahlen durch die Düfte (?) blicken,
So zeigt ſich auch mein Inn'res mir jetzt klar.
Es iſt der Uebertritt in's neue Leben,
Ich fühl's: mit Liebe bin ich Euch ergeben.

Endlich erinnert ſich jeder der unbeſchreiblich ſchönen Stelle, da Julia den Romeo bittet, nicht beim Mond, dem Wandelbaren, am liebſten gar nicht, oder, wenn es doch ſeyn ſollte, bei ſeinem edlen Selbſt zu ſchwören. Lovin will daher (8. Szene 3. Akt) weder beim Blitz, noch bei des Donners Rollen, noch bei der Nachtigall ſchwören, ſondern ſchwört:

Bei meinem Himmel, Deinen holden Blicken,
Bei dieſer Wangen morgenrothem Glühn,
Bei Deinem Mund — o ſeliges Entzücken!
Bei allen Reizen, die Dich reich umblüh'n,
Bei Deiner Seele, die der armen Erde
Zum Schmucke nur vom Himmel iſt gelieh'n,
Bei aller Seligkeit, die mir einſt werde,
Ich ſchwör' es, Lieb' und Treue nie zu flieh'n!! —

Nicht minder wortreich und mit einigen Variationen liefert hinterdrein auch Blanka noch Beiträge zur Erklärung deſſen, was man unter dem edeln Selbſt des oder der Geliebten, bei dem man ſchwört, zu verſtehn habe.

Wenn ſonach dieſe Verhältniſſe und Wechſelreden wenig variirte Reminiſzenzen verrathen, ſo giebt es noch viel mehr einzelne Stellen, die an Schiller und dann wieder einmal an Göthe erinnern. Zu den letztern rechnen wir die ganze erſte Rede Lovin's in der erſten Szene des erſten Aktes bis auf die Worte:

Du dichteſt weiſe
Manch lieblich Bild noch in die Schöpfung ein;" —

Zu den erſtern rechnet ein jeder folgende Stellen:

Doch hat er ſelbſt den Freibrief jetzt zerriſſen
Den das Vertraun, des Herzens milde Sonne,
Vom Menſchen auf den Menſchen ausgeſtellt. —

(Dieſe kommt noch einmal, obwohl ein wenig variirt vor):

Ein finſtrer Geiſt
Schleicht durch die Marmorhallen jenes Schloſſes.

Wir könnten eine ganz artige Beiſpielſammlung aus dem

Stück gewinnen; aber wir haben noch Zeit und Raum für anderes zu ſparen.

(Beſchluß der Kritik folgt.)

Literatur.

1) Deutſche.

Momus und Komus, oder Spott- und Scherzreden in gebundener und ungebundener Geſtalt. Vom Profeſſor Krug in Leipzig. — Quid faciam? sed sum petulanti splene cachinno. — Leipzig bei C. H. F. Hartmann. 1821.

Die Neckarzeitung ärgert ſich, daß die Erlanger Zeitung ſich über „Momus und Komus“ ärgere, und namentlich behaupte, „die Welt wäre nicht untergangen, wenn dieſe Schrift ungedruckt geblieben wäre,“ was ſich ja von ſelbſt verſtehe. Dagegen bemerken wir blos, daß die Erlanger Zeitung dieſes Bonmot aus Profeſſor Krug's ſich ſelbſt rezenſirender Inhaltsanzeige zu Momus und Komus entlehnt habe, ſo wie auch das Urtheil, daß der Herr Profeſſor durch die Hinzufügung ernſthafter Schlußworte aus der Rolle gefallen. Selbſt den Vorwurf, das Ganze ſey ein Quodlibet von unbeſtimmter Tendenz, hat Profeſſor Krug in vorbeſagter Anzeige ſich ſelbſt gemacht. Hätte aber die Neckarzeitung ſelbſt Momus und Komus geleſen, ſo würde ſie wahrſcheinlich gefunden haben, daß die Erlanger Zeitung Krug's ſelbſt rezenſirendes Inhaltsverzeichniß, wie er denn auch dazu die Erlaubniß jeder Literaturzeitung ertheilt hat, verbotenus habe abdrucken laſſen. So ſehr dieſes beim Wort nehmen gefällt, ſo wollen wir doch lieber noch manches Uebergangene für das Inhaltsverzeichniß der zweiten Auflage dieſes Büchleins hinzufügen. Es iſt durchaus komiſch, und wenn das Herr Profeſſor Krug gewollt hat, erbaulich, wie ſehr er ſich über ſich ſelbſt verwundert, ein Mal die Schellenkappe aufgeſetzt zu haben, um in dieſer Kleidung bequemer die Wahrheit zu ſagen. Er reflektirt darüber in der Vorrede, in obbemeldeter Inhaltsanzeige und in dem Dramolet Hokus und Pokus, welches das Ganze eröffnet. Hat er es nicht gewollt, ſo macht eben der, dieſer Verwunderung zu Grunde liegende Zweifel an der Möglichkeit, närriſch thun zu können, einen um ſo komiſcheren Effekt, weil das eben unabſichtliche Narrheit wäre. Uebrigens ſoll gar nicht geläugnet werden, daß der Herr Profeſſor Krug wirklich mit vieler Leichtigkeit und oft mit Feinheit zu ſcherzen verſteht. Das Dramolet, Hokus und Pokus iſt eben eine Kleinigkeit, in der über Romanenlektüre und ſchlechte Romane, ſo wie über literariſche Schlucker geſcherzt wird. Mit vieler Laune, die ſelbſt die Phantaſie in Bewegung geſetzt hat, iſt der Vortrag über das Luftſchiffen verfaßt, und der Verfaſſer giebt, um es kurz zu ſagen, den Rath, in den erſten, beſten, unſerer Erde nahenden Kometenſchweif zu ſpringen, um mit ihm durch alle Weltmeere zu ſegeln und dieſem Jammerthale von Erde auf immer Lebewohl zu ſagen. Mit weniger glänzendem und lebhaften Humor iſt der Vortrag über das Tabakrauchen gehalten. Es wird als eine der männlichen Haupttugenden geſchildert, welche die Wurzel von ſieben andern: der Frugalität, Offenherzigkeit, Geduld, Gefälligkeit, Treue und Ehrwürdigkeit ſey. Viel mehr Witz ſprudelt der dritte

Aufſatz über Steckenpferde überhaupt und über eine beſondere Raſſe derſelben. Die beſondere Raſſe, welche Herr Krug karakteriſirt, iſt ſeine eigne, die Luſt nämlich, mißrathene Definitionen zu ſammeln. Er hat dieſe Sammlung nicht definirender Definitionen, um ihnen doch ſyſtematiſche Anordnung zu geben, nach den vier Temperamenten rubrizirt. Indem er willkührlich eine komiſche Definition: „der **Mann iſt eine ernſthafte Beſtie,**“ herausgreift, folgert er am Ende auf eine ſehr luſtige Kombinirmanier daraus, daß der Sitz der menſchlichen Seele die Thränendrüſe ſey ꝛc. Artig iſt das folgende Mährchen: „die ſchwere Wahl.“ Man nehme dieſe Sachen überhaupt alle, ſo wie die folgenden Epigramme, Trinkſprüche und Räthſel nur für das, was ſie ſind, für Kinder der Laune und des Augenblicks, und man wird ſich dann allerdings freuen, daß ſich ein Profeſſor der Philoſophie einmal als frohes Menſchenkind, nicht mit Runzeln auf der Stirne, ſondern mit Lächeln im Angeſicht, der Welt darſtellt. Dieſe Kehrſeite Krug's iſt gewiß nicht ſeine Schattenſeite. Auch die „ernſthafteren Schlußworte“ ſind mehr aus einem durch Verſtand erleuchteten Herzen, als aus einem durch den Doktorhut beſchwerten Kopfe gekommen. Es iſt Zeit, daß man einmal anfange, mit klarer Beſonnenheit das Gemüth ſprechen zu laſſen, damit die ohne Noth verachteten Gefühle wieder zu Ehren kommen. —

2) Engliſche.

Memoir of the life and character of the right hon. Edmund Burke; with specimens of his poetry and letters, and an estimate of his genius and talents, compared with those of his great contemporaries. By James Prior, Esq. London 1824.

Eine umfaſſende Lebensbeſchreibung von einem ſo ausgezeichneten Politiker und Redner, wie Edmund **Burke**, mit vergleichenden Seitenblicken auf ſeine großen Zeitgenoſſen, **Fox**, **Pitt**, **Sheridan** u. a. muß als ein äußerſt ſchätzbarer Beitrag zur Geſchichte ſeiner Zeit betrachtet werden. Es handelt ſich hier nicht darum, bloß ein Gemälde der Ereigniſſe und Schickſale eines Mannes aufzuſtellen, wie wir ſie im Laufe des Lebens und der Geſchichte ſo oft antreffen; wir wollen hier die Thaten und den Kampf des **Geiſtes** und ſeiner Ueberlegenheit gegen das herrſchende Intereſſe, und die herrſchende Ueberzeugung einer Nation, und die Leidenſchaft der Partheien erfahren, und dieß oft gerade an der Schwelle des Entſchluſſes, wo, weil der Erfolg ungewiß iſt, auch der Einſichtsvollſte und Redlichſte ſchwankt. Als er ſeine öffentliche Laufbahn, als Staatsmann und Mitglied des Hauſes der Gemeinen und der Oppoſition betrat, war man in den politiſchen Anſichten über die wichtigſten Intereſſen der Nation getheilt, herrſchte unter dem Volke ſelbſt große Unzufriedenheit, ſtunden ſelten ſo viele und große Talente mit ſolcher Kraft der Rede, ſolchem Reichthum und ſolcher Tiefe politiſcher Ideen und Wahrheiten neben einander oder einander gegenüber. Darauf entwickelte ſich ein Kampf der Geiſter und Partheien, in welchem Burke eine Hauptrolle ſpielte, und ſeine Nebenbuhler oder Gegner an Kenntniß der menſchlichen Natur, auf die er ſeine Rathſchläge und Maaßregeln baute, und politiſchem Seherblick übertraf.

Der Verfaſſer gegenwärtiger Lebensbeſchreibung erleichtert dem Leſer ſein Urtheil über den in politiſcher Hinſicht ſo wichtigen Mann dadurch, daß er ihm denſelben nicht bloß als Staatsmann, ſondern in allen Lebensverhältniſſen von früheſter Jugend an bis an ſein Ende vor die Augen ſtellt. So gewinnen wir eine vollſtändige Anſchauung von dem Leben und Wirken des Mannes. Sein Betragen im häuslichen Kreiſe der Seinen, ſeine Neigungen, Studien und Beſchäftigungen geben uns die wichtigſten Aufſchlüſſe und klären manchen Punkt in ſeinem öffentlichen Leben auf. Vorzüglich merkwürdig und intereſſant ſind die brieflichen Mittheilungen. „Eine Beſchreibung von London und ſeinen Einwohnern, ſchreibt Burke an einen alten Schulfreund, nach ſeiner Ankunft in dieſer Stadt 1753, würde einen Band füllen. Die Häuſer ſind ſehr ſchön; doch kann man es den Abgrund des Laſters nennen. Seine Hoſpitäler und milden Stiftungen, deren Thürme zu den Wolken dringen, lenken, gleich ſo vielen Blitzableitern, den Zorn des Himmels ab. Man kann die Einwohner in zwei Klaſſen theilen, in Verderber und Verderbte. Doch gilt das nur im allgemeinen; denn ich bin überzeugt, daß es in jeder Straße tugendhafte Männer und Frauen gibt. Ein Engländer*) iſt anfangs kalt und abſtoßend; er iſt ſehr vorſichtig, wenn er neue Bekanntſchaften anknüpft; er muß einen wohl kennen, ehe er mit ihm in Freundſchaft tritt. Thut er es aber, ſo iſt er nicht der erſte, der dies heilige Band auflöst; kurz, ein rechter Engländer thut mehr, als er verſpricht. In Geſellſchaft iſt er eher ſchweigſam, äußerſt klug in ſeinen Ausdrücken, ſogar in der Politik, ſeinem Lieblingskapitel. Die Frauen ſind nicht ſo zurückhaltend, ſie ziehen ihre Spiegel aufs beſte zu Rath, und da die Natur freigebig gegen ihren Körper iſt und auch der Geiſt nicht zurückbleibt, wird's einem jungen Mann ſchwer, ihren Blicken auszuweichen, oder den ſanft hinſtrömenden Tönen ſein Ohr zu verſchließen u. ſ. f.“

In der Literatur liebte Burke mehr ein freies, allgemeines Umherſchauen, als daß er ſich einem Zweige derſelben ausſchließlich gewidmet hätte. Er blickte aber um ſich, nicht wie einer, der ſich von den Gegenſtänden beherrſchen läßt, ſondern wie einer, der ſie beherrſcht. In den frühern Jahren warf er ſich auf äſthetiſche Gegenſtände, die er mit Scharfſinn behandelte. Auf gleiche Weiſe liebte er die Geſchichte, aber nicht ſo ſehr die Thatſachen, als den Geiſt derſelben; nicht die Thaten zunächſt, die Individualitäten der Völker ſprachen ihn an, wie ſie ſich in Sitte, Religion, Staatseinrichtungen u. ſ. w. zeigen. Die Geſchichte, außer ſeiner eigenen Beobachtung, war ihm die Vorübung und Wegweiſerin zur Kenntniß der menſchlichen Natur im Großen, wie im Kleinen; durch ſie lernte er dieſelbe auch anerkennen und verehren. Durch ſie ſah er einen geiſtigen Zuſammenhang im Leben der Völker; aber weit entfernt, ſeine politiſchen Grundſätze und Maaßregeln auf eine vorgefaßte Theorie zu ſtützen, die, wie alle Theorie, immer einſeitig bleiben muß, ſchöpfte er ſie aus der Erfahrung, der Kenntniß der Völker und der menſchlichen Natur. Darin lag das Siegende ſeiner bewunderten Beredſamkeit. Eben jene Menſchenkenntniß und literariſche Vielſeitigkeit, ohne Seichtigkeit (davor bewahrte ihn ſein durchdringender Geiſt), ſetzte ihn in Stand, in periodiſchen Blättern und Flugſchriften, wie in ſeinen Parlamentsreden, der Wortführer der Nation zu ſeyn.

---

*) Burke nämlich war ein Irländer, aus Dublin gebürtig.

Grablied eines zarten Jünglings.

1. Stimme.

Fürchte nicht mehr Sonnenqual
noch des grimmen Winters Drohn;
that'ſt Dein weltlich Werk zumal,
gingſt nun heim und haſt den Lohn.
Die goldne Maid, der goldne Knab,
wie Todtengräber, gehn zu Grab.

2. Stimme.

Fürchte nicht die Stirn der Herrn,
Dich langt keines Zwingherrn Streich;
Sorg' um Kleid und Brod iſt fern;
Halm und Eiche ſind Dir gleich.
Gelahrtheit, Arzt, und Kron und Stab
muß all Dir nach, geht all zu Grab.

1. Stimme.

Fürchte nicht mehr hellen Blitz,

2. Stimme.

noch des Donnerkeiles Krach;

1. Stimme.

Läſtertadel, raſch und ſpitz;

2. Stimme.

hinter Dir iſt Freud und Ach.

1. und 2. Stimme.

Ein Buhle jung, manch Buhle gab,
und giebt's Dir zu, 's muß all zu Grab.

1. Chor.

Kein Zaubrer ſtöre Dich!

2. Chor.

Kein Bann bethöre Dich!

1. Chor.

Kein Plaggeiſt ſchwärm' um Dich!

2. Chor.

Kein Unhold lärm' um Dich!

Alle.

Ruhig ſchlummre Dein Gebein,
und berühmt Dein Grab ſoll ſeyn.

Morgenſtändchen.

Horch, horch! die Lerch' in'n Himmel ſingt;
und Phöbus, ſchon im Lauf,
die Roſſe tränkt, wo Brünnlein ſpringt
aus Blumenkelchen auf.
Und Ringelblümchen blinzt und thut
die goldnen Aeuglein auf;
— mit allem Ding ſein hübſch und gut,
mein ſüßes Lieb, wach' auf!
Wach' auf! Wach' auf.

Horſa.

„Wie der letzte, dumpfe Wurf der Erde auf den eingeſenkten Sarg“ — ſagt **Herder** über das vorſtehende Grablied, von welchem er, wie vom Morgenſtändchen (die beide aus **Shakspeare's Cymbeline**, dieſem Lenztag in des Meiſters Winter, entnommen ſind) in ſeinen **Stimmen der Völker** die erſte poetiſche Ueberſetzung geliefert hatte, und welche noch viel beſſer das Gefühl des Ganzen ausdrückt, als des jüngeren Voß worttreue und geiſtuntreue. *)

Sollten, wider Verhoffen, unter der Maſſe unſrer verehrungswürdigen Leſer ſich einige vornehme Geiſter finden, deren durch orthodoxe Abſtraktionen geläutertem Geſchmack dieſe Poeſieen gleichwohl nicht munden möchten, ſo verabſäumen wir nicht, uns bei dieſen mit den Worten des Prinzen Clothen zu entſchuldi-

---

*) Wir können uns nicht enthalten, auf eine Sitte aufmerkſam zu machen, welche beweiſt, daß Herder mit vollem Recht jenes Grablied unter die Stimmen der Völker aufgenommen hat. In einigen Gegenden Deutſchlands, namentlich in Weſtphalen und am Niederrhein, lebt die Jugend jedes Dorfes in geſelliger Verbindung zu Freud und Leid. Die jungen Burſche und Mädchen, von denen jeder ſein Theil gewählt haben muß, üben gebrauch- und alſo geſetzmäßig alte Lieder und auch neue, die gefallen, ein, indem ſie ſich an Sommerabenden zu gemeinſchaftlichem Geſang vereinigen. Wird nicht geſungen, ſo wird getanzt. Dieß geſchieht gewöhnlich Sonnabends, wenn es das Wetter erlaubt; denn die Tänze werden mitten im Dorf und durch das ganze Dorf hin reigenartig aufgeführt. Stirbt einer aus der Jugend, ſo wird bei dem Verſtorbenen von den übrigen Leichenwacht gehalten, bei einem Jünglinge von den Jungfraun, bei einer Jungfrau von den Jünglingen. Bei der Leiche werden dann Trauerlieder geſungen. Dieſe Notiz iſt aus dem Leben, und Referent erfuhr von dieſer ganzen Sitte, als mitten in freundlicher Unterhaltung mit einem Dorfmädchen jener Gegenden dieſes anfing, Worte zu ſingen, die dem Schluß des obſtehenden Grabliedes, wenigſtens dem Sinne nach, glichen. Da er um ſo verwunderter fragte, warum ſie ſo etwas ſinge, da ſie das in einer ſo herzergreifenden, weil ins Wildluſtige überſchlagenden, Melodie that, ſo erzählte ſie ihm, ſie müſſe heut zur Leichenwacht bei einem Jungen, und ſo erfuhr Referent die eben beſchriebene Sitte. Sollte es zu kühn geſchloſſen ſeyn, daß Shakspeare jenes Grablied wohl nicht ohne Beziehung auf eine ähnliche Volksſitte in England in ſein Drama hineingedichtet habe? —

Anm. d. Red.

gen, welcher der ſchönen Imogen jenes Ständchen gebracht, und dann die Muſikanten verabſchiedet, wie folgt:

„So, geht Eurer Wege; wenn dieß Eindruck bei der Schönen macht, will ich Euch um ſo böß bedenken; wenn es das nicht thut, ſo liegt der Fehler in ihren Ohren, den Roßhaar und Schafdarm, und die Stimme des ausgekernten Verſchnittenen obendrein, nie zu heilen vermag.

Gemälde aus dem Kriege zwiſchen Nordamerika und England in den Jahren 1812 — 1815.

(Fortſetzung.)

Der Kampf auf den Meeren. Brand von Waſhington und Angriff auf Baltimore.

Die See war das Feld, wo die Amerikaner den meiſten Ruhm in dieſem Kriege geärntet, welches ihrer Tapferkeit und Geſchicklichkeit um ſo mehr Ehre macht, da ſie mit ihrer jungen Marine den von einer langen Reihe ruhmvoller Vorfahren her ererbten, und in der Meynung der Welt feſtbegründeten Seeſtolz der Britten gedemüthiget, wie einſt das jugendliche Rom den von Karthago. Zwar ſind keine großen Schlachten auf den Meeren vorgefallen, da die Amerikaner die ſicherere Taktik befolgten, ihre kleine Seemacht nicht einem Hauptſchlage auszuſetzen; ſondern es waren mehr Zweikämpfe einzelner Schiffe, die ſich oft um der Ehre willen herausforderten, und wo mehr die Geſchicklichkeit und Tapferkeit der einzelnen hervorleuchten konnte. Und hier haben ſie bewährt, daß ſie würdig ſeyen, eine freie und unabhängige Nation zu ſeyn, denn nie floh ein amerikaniſches Schiff, oft vor dem weit überlegenen Feind nicht, und keines ergab ſich, als nach einem mörderiſchen Kampfe, wenn alle menſchlichen Hülfsmittel erſchöpft waren; ſterbend riefen dann noch die Kapitaine ihrer Mannſchaft zu: „Ergebt euch nicht!“ Das Vaterland erkannte auch die Thaten ſeiner Seehelden an; die Namen der Kommodore Porter, Rodgers, Decatur, des alten Barney und des Kapitains Hull werden vor andern mit Auszeichnung genannt. Wenn die Sieger heimkehrten mit der Beute ſeindlicher Schiffe, ſtrömte ihnen alles entgegen, und der Preis ihrer Thaten verbreitete ſich ſchnell über das unermeßliche Gebiet der Provinzen, damit ſich die Herzen der Jugend an denſelben entzündeten und der Kongreß dankte ihnen im Namen des Vaterlandes. Die Nation fuhlte auch, daß es hier ihre Ehre gelte, und ihre Freiheit für die Zukunft, und dies Gefühl lebte in aller Herzen. Schon im erſten Jahre des Krieges waren 250 Schiffe, 3000 Gefangene und 675 Kanonen der Preis ihrer glorreichen Anſtrengungen zur See. Die amerikaniſchen Kaper kreuzten auf allen Meeren; ſie wagten ſich bis nach Europa an die engliſchen und norwegiſchen Küſten und fügten dem engliſchen Handel unermeßlichen Schaden zu. Einige dieſer kühnen Seefahrer ſind nie mehr heimgekehrt und Niemand hat von ihren Thaten und Schickſalen auf unbekannten Meeren Kunde gegeben. Durch Zerſtörungsmaſchinen, auf deren Erfindung der Kongreß einen Preiß geſetzt hatte, ſetzten ſie die Engländer in ſolchen Schrecken, daß ſie kaum mehr den amerikaniſchen Schiffen zu nahen wagten. Doch unterließen ſie bald den Gebrauch dieſer Maſchinen, da Ehre und Muth ihnen ſchönere Lorbern gewannen.

Aber trotz den vielen glänzenden Thaten zur See waren die Küſten der größten Gefahr ausgeſetzt. England hatte ſich im Dezember 1812 in Blokadezuſtand erklärt und rüſtete mehrere Eskadren aus. Da man nicht wußte, wo der Feind zuerſt angreifen werde, wurden längs den Küſten, in gewiſſen Entfernungen, einzelne Korps Linientruppen aufgeſtellt. Auf das erſte Signal der Gefahr mußten dann die Milizen aus der Umgegend ſich an ſie anſchließen. Am 4. Februar 1813 erſchien eine engliſche Eskadre von zwei Linienſchiffen, drei Fregatten und andern kleinen Fahrzeugen in der Cheaſapeake-Bai und eine andere in der Mündung des Delaware. Der Admiral Cockburn, welcher die erſte Eskadre befehligte, bezeichnete ſeine Ankunft durch die grauſamſten Erzeſſe. Havre-de-Grace, ein ſchöner Flecken am Susquehanna ging bis auf das Haus des tapfern Kommodore Rodgers in Flammen auf. Dorthin flüchteten die Jungfrauen und Frauen, als in eine heilige Freiſtätte der Unſchuld, vor der wilden Luſt der zügelloſen Soldaten. Eben ſo wurden Fredericktown und Georgetown verbrannt.

Bald darauf erſchien der Admiral Warren in der Cheaſapeake-Bai mit ſieben Linienſchiffen, zwölf Fregatten und einer Menge kleinerer Fahrzeuge. Er hatte Landungstruppen unter dem General Sir Sydney Beckwith an Bord. Baltimore, Annapolis und Norfolk waren zugleich bedroht. Doch galt es zuerſt Norfolk. Der Hauptpoſten, welcher den Zugang zu dieſer Stadt vertheidiget, iſt die Inſel Crany an der Mündung des Jamesfluſſes. Hier ſchlug eine Handvoll Amerikaner den Angriff der Engländer ab. Darauf wandten ſich dieſe gegen Hampton, eine kleine, unbefeſtigte Stadt, welche ſie einnahmen. Sie ward geplündert, und die Einwohner, welche nicht hatten fliehen können, erfuhren die ſchrecklichſten Mißhandlungen. Weder Alter, noch Geſchlecht, wurde geſchont; Weiber und Jungfrauen wurden geſchändet. Viele von den letztern wollten ſich ins Waſſer ſtürzen, um der Entehrung zu entgehn; die Soldaten hielten ſie gewaltſam zurück zur Befriedigung ihrer Luſt. Ein alter Mann, Namens Kirby, der Krankheits halber das Bett nicht verlaſſen konnte, ward kalten Blutes in den Armen ſeiner Gattin ermordet, und ſie ſelber, die das Leben ihres Mannes hatte erflehen wollen, empfing eine Kugel durch den Leib. Wir übergehn die andern Gewaltthaten, die Szenen des Mords und Raubes.

Cockburn ſuchte nun auch die Küſten von Karolina und Georgien heim, wo er ſich einiger Flecken und Städte bemächtigte, die daſſelbe Loos, wie Havre-de-Grace und Hampton, hatten. Indeſſen ſchreckte der Admiral Warren bald Waſhington, bald Annapolis, bald Baltimore, welches den Milizen nicht wenig zu ſchaffen machte, die immer auf den Beinen ſeyn mußten. Auch die nördlichen Küſten litten; Newyork war blokirt.

Während die Engländer an den Küſten alſo wütheten, haben die Amerikaner auf den Meeren ihr Leben nicht blos für die Sache des Vaterlandes in die Schanze geſchlagen, um den Feind zu beſiegen, ſondern auch für die Sache der Menſchlichkeit, um den beſiegten Feind zu retten. Wir wollen von den zahlreichen Beiſpielen ſolchen Edelmuthes, der uns an die Griechen und Römer in ihren ſchönern Zeiten erinnert, nur eines anführen. Der

Kapitain Lawrence griff eine engliſche Brigg an, die weit ſtärker als die ſeinige war. In weniger als fünfzehn Minuten war ſie durch das Feuer der Amerikaner ſo zugerichtet, daß ſie ſich ergeben mußte. Schon ſtand das Waſſer ſechs Schuh hoch in derſelben; der Kapitain lag erſchlagen, die Matroſen waren todt oder am Sterben, wenige blieben am Leben. Dieſe galt's zu retten. Die Amerikaner gaben ſich alle erforderliche Mühe, um ihren Sieg durch einen noch ſchönern zu krönen; deſſen ungeachtet aber ſank die Brigg mit neun Engländern und drei Amerikanern unter; die übrigen wurden gerettet. Mit dieſen, die all das Ihrige verloren, theilten die Amerikaner wie Brüder ihre Habe. Die Engländer, nicht unempfindlich für ſolchen Edelmuth, dankten dem Kapitain Lawrence öffentlich.

Der Kapitain Burrows griff eine engliſche Korvette mit ſolchem Ungeſtüm an, daß ſie ſich noch einem kaum halbſtündigen Kampfe ergeben mußte. Zu Anfang des Treffens ward er tödtlich verwundet; doch konnte ihn nichts bewegen, ſeinen Poſten zu verlaſſen. Als ihm der Degen des feindlichen Kapitains gebracht ward, drückte er ihn an ſein Herz und rief mit funkelndem Auge: „Ich ſterbe zufrieden!" So ſtritten und ſtarben alle. Darum können wir die Thaten der Kommodore Porter und Decatur übergehn, weil wir überdies noch fürchten müßten, zu weitläuftig zu werden. „Gott, Vaterland, Freiheit; der Anblick der Tyrannen iſt uns verhaßt!" ſtund mit großen Schriftzügen als Wahlſpruch auf dem Pavillon des Kommodore Porter, und wo er war, da war der Sieg.

Immer näher rücken wir einem traurigen Ereigniß, der Einnahme und dem Brande von Waſhington, der Hauptſtadt der Vereinigten Staaten. Die Engländer hatten ſich in der Cheaſapeake-Bai feſtgeſetzt; an den Flüſſen Patuxent und Potomac dauerte immerfort der Kampf. Der Kommodore Barney, einer der Veteranen aus der Revolution, führte ſeine kleine Flotille nochmals mit Glück gegen den Feind. Doch ſtieg gegen Ende Juni 1814 mit jedem Tage die Gefahr. Es war nun gewiß, daß der nächſte feindliche Angriff Waſhington oder Baltimore gelte. Voll Beſorgniß bei den immer drohenderen Anzeigen des hereinbrechenden Sturmes berief der Präſident einen außerordentlichen Staatsrath, um über die gehörigen Maaßregeln der Vertheidigung ſich zu berathen. Da ward beſchloſſen, daß wenigſtens 3000 Mann zwiſchen dem öſtlichen Arm des Potomac und dem Paturent ein Lager beziehen, 10,000 Milizen aber nach Waſhington verlegt werden ſollten. Dem gemäß rief der Präſident die Kontingente aus den Staaten Maryland, Penſylvanien, Virginien, aus dem Diſtrikt Columbia und Nordkarolina zu den Waffen auf. Das Kommando über alle Truppen ward dem General Winder übergeben, der ſo eben aus der feindlichen Gefangenſchaft eingelöſt worden. Dies geſchah zu Anfang Juli. Im Auguſt zählte die Armee Winders, ſtatt der 13 oder 15000 Mann blos 1000 Mann Linientruppen und 4000 Milizen, letztere nicht einmal ganz organiſirt.

Die Engländer hatten ihre längſt erwarteten Verſtärkungen aus Europa in den erſten Tagen des Auguſts erhalten. Der Admiral Cochrane übernahm nun das Kommando über die zahlreiche Flotte in der Cheaſapeake-Bai. Um die Ungewißheit der Amerikaner noch zu vergrößern, wo der Hauptſchlag geſchehn werde, ob auf Waſhington oder Baltimore, theilte er ſeine Flotte in drei Diviſionen: die eine unter dem Kapitain Gordon fuhr den Potomac hinauf, um das Fort Warburton zu bombardiren und dann bis Waſhington vorzudringen; die andere, unter Sir Peter Parker, bedrohte Baltimore; die dritte, welche den Kern der Landungstruppen unter dem General Roß an Bord hatte, ſegelte den Paturent hinauf. Sie ſetzte wirklich am 20. Auguſt 6000 Mann in der Nähe von Benedict ans Land, die bis Nottingham und Malborough längs den Ufern des Fluſſes vorrückten, immer von einer beträchtlichen Flottile unter dem Admiral Cockburn begleitet. Schon ſtand der Feind 20 Meilen von der Hauptſtadt.

Waſhington war unhaltbar, wenn man nicht die Poſten und Zugänge zur Stadt vertheidigen konnte. Alle vortheilhaften Poſten hätten im voraus beſetzt werden müſſen; beſtändige Angriffe auf die Flanken des Feindes und am Rücken hätten ihn zurückſchrecken mögen. Aber dazu gehörten zahlreiche leichte und wohlgeübte Truppen. Und das gerade fehlte den Amerikanern. Der General Winder ſchlug ſein Hauptquartier zu Oldfields auf, um Bladensburgh, die Brücken über den Potomac und das Fort Warburton zu decken. Der Staatsſekretair Monroe befand ſich bei ihm und rekognoszirte ſelbſt die Bewegungen des Feindes. Am 22. Auguſt kamen der Präſident und die Mitglieder der höchſten Staatsbehörden ins Hauptquartier, um durch ihre Gegenwart den Geiſt der Truppen zu beleben. Aber ſchon am 23. zeigten ſich die Engländer in der Nähe von Oldfields und drohten am Abend noch mit einem allgemeinen Angriff. Die Gefahr wurde immer dringender. Der General Winder zog ſich hinter Bladensburgh zurück, um zwiſchen dieſer Stadt und Waſhington eine feſte Stellung zu nehmen, wo er den Feind empfangen könne.

An demſelben Abend (den 23,) rückte der General Stansbury mit 2000 Mann in Bladensburgh ein. Um Mitternacht erſchien der Staatsſekretair Monroe bei ihm und zeigte ihm die rückgängige Bewegung der Hauptarmee an, und wie vortheilhaft es wäre, wenn er den Feind im Rücken faßte. Allein Stansbury entſchuldigte ſich mit der erhaltenen Ordre, in Bladensburgh zu bleiben. Die Nacht ward ſehr unruhig hingebracht; alle Augenblicke trieb falſcher Allarm die Truppen unter Waffen. Schon wollte Stansbury gen Waſhington aufbrechen, als er vom General Winder die Ordre bekam, ein Treffen zu wagen. Dem zu Folge ſtellte er am folgenden Tage ſeine Truppen in Schlachtordnung an der Straße, welche von Bladensburgh nach Waſhington führt. Der Staatsſekretair und Oberſt Monroe unterſtützte ihn, und übernahm es, die Brücke bei Bladensburgh zu vertheidigen. Die kleine Armee des General Winder bildete hinter der Diviſion des General Stansbury die zweite Schlachtlinie.

Um Mittag zeigte ſich der Feind auf dem Hügel, welcher den Fluß beherrſcht. Schon ſpielten ſeine Kongreviſchen Raketen, und er ſchickte ſich an, den Uebergang über die Brücke zu forciren. Ungeachtet des ſchrecklichen Artilleriefeuers der Amerikaner rückten die Engländer in geſchloſſenen Kolonnen an, und ſtellten ſich auf der Straße, die nach Waſhington führt, in Schlachtordnung auf. Immer friſche Kolonnen rückten nach. Da floh eine Kompagnie Amerikaner, die der Kapitain Dongherty befehligte. Die Artillerie blieb bald ohne Wirkung auf den Feind und zog ſich zurück. Immer mehr drangen die Engländer vor. Nun erhielt der Oberſt Sterret Befehl, das Vorrücken des Feindes zu hindern. Er marſchirte voll Muth gegen die engliſche Kolonne; aber die Congreviſchen Raketen hatten ſolche Verwirrung und ſolches Schrecken unter die zwei Regimenter gebracht, welche die Brigade des General Stansbury bildeten, daß ſie flohen, ohne auf die mahnenden und flehenden Stimmen des Generals und der Offiziere zu hören. So mußten auch die wenigen Truppen, welche noch Stand hielten, auf den Rückzug denken. Er geſchah in der größten Unordnung. So war die erſte Linie durchbrochen.

Die Engländer drangen auf der Straße nach Waſhington vorwärts. Hier empfing ſie die Artillerie des Kommodore Barney, der ihren Marſch aufhielt. Sie umgingen die Poſition der Amerikaner, ſtießen aber auf allen Seiten auf neue Kolonnen, die jedoch nicht lange Stand hielten. Nun war Barney in der größten Gefahr; die Munitionswagen waren in der Verwirrung davon gefahren, alſo kein Widerſtand möglich und der Feind bereits im Rücken. Barney ſelbſt war ſchwer verwundet; er befahl ſeinen Leuten, ihn zu verlaſſen, und ſich zurückzuziehen, ſo gut es gehn möge. Jetzt waren ſeine Kräfte erſchöpft; er und ſeine Artillerie geriethen in die Hände der Engländer. So war die zweite Linie geworfen. Die meiſten Milizen hatten keinen Schuß gethan oder waren nie ins Feuer gekommen, wie die von Georgetown und Waſhington. Schon war alles auf der Flucht, als ein Regiment Virginier in Eilmärſchen, aber zu ſpät, anrückte. Der General Winder hoffte noch, die Flüchtigen zu ſammeln, um noch einmal das Waffenglück zu verſuchen. Aber auch dieſe Hoffnung ſchwand.

Da eilte er nach Waſhington und beſprach ſich dort noch mit dem Staatsſekretär und Kriegsminiſter über die fernern Maaßregeln der Vertheidigung. Allein mit einer Handvoll Truppen war Waſhington nicht zu retten und ſo zog er ſich zurück nach Montgomery.

Waſhington, ſeit 1800 der Sitz des Kongreſſes, liegt am Fluß Potomac auf der Seite des Staates Maryland, 295

Meilen vom atlantiſchen Ozean, nach dem Laufe des Flußes und der Bai gerechnet. Die Stadt hat eine angenehme und geſunde Lage und herrliche Gebäude zieren ſie. Das Kapitol liegt auf einer Anhöhe, von wo aus man eine prächtige Ausſicht über den Potomac, einen Theil der Stadt und das umliegende Land genießt. Der Pallaſt des Präſidenten iſt ebenfalls auf einer Anhöhe gegen Abend vom Kapitol erbaut. Jetzt war Waſhington öde und leer; das Staatsarchiv, und was ſonſt von Wichtigkeit war, wurde in der Eile gerettet.

Am 24. Auguſt um 8 Uhr Abends ſtund der General Roß anderthalb Meilen von der Hauptſtadt der Vereinigten Staaten. Die Hauptmacht ließ er im Lager zurück und zog nur mit 800 Mann in dieſelbe ein. Alsbald ſah man das Kapitol und den Pallaſt des Präſidenten, die Meiſterſtücke der Baukunſt in der neuen Welt waren, in Flammen aufgehn. Die reiche Bibliothek des Kapitols, die Koſtbarkeiten alle, die der Pallaſt des Präſidenten enthielt, alle Denkmäler, welche die Fortſchritte der Amerikaner in Künſten und Wiſſenſchaften bezeugen konnten, gingen in dem Brande unter, und nur ſchwarze Mauern und rauchende Trümmer zeigten die Stätte, wo alle die Herrlichkeiten geſtanden. Die große, koſtbare Brücke über den Potomac, das Schiffsarſenal, das Poſtgebäude, kurz alle öffentlichen und die meiſten Privathäuſer hatten daſſelbe Schickſal. Selbſt das Denkmal, welches zum Gedächtniß der Seeleute, die vor Tripolis gefallen, errichtet ward, wurde nicht verſchont.*) Die Bürger in Baltimore ſahen den ungeheuern Brand, welcher den Horizont röthete, und in ihm das Schickſal, das ihrer harrte, wenn ihr Muth nicht den eben ſo barbariſchen als unverſöhnlichen Feind von ihren Mauern abhalte.

Alles war in der tiefſten Beſtürzung zu Baltimore. Der düſtre Schrecken, welcher auf allen Geſichtern ſtand, ward durch die Ankunft der Flüchtlinge aus dem Treffen bei Bladensburgh noch vermehrt. In Eilmärſchen rückte der General Winder mit den traurigen Reſten ſeiner geſchlagenen Armee in die Stadt, um ſie zu decken. Doch ging für diesmal die Gefahr vorüber. Die Engländer ſchifften ſich wieder ein; ſie verließen die rauchenden Trümmer von Waſhington.

---

*) Die V. St. führten mit Tripolis Krieg in den Jahren 1801 — 1805. Die Seeleute hatten ſich beſonders am 3. und 6. Auguſt 1804 ausgezeichnet.

Der engliſche Kapitain Gorden, der den Potomac hinaufgeſchifft war, nahm das Fort Warburton, das die Amerikaner im Schrecken verlaſſen hatten; ſo war der Fluß in Feindes Gewalt. Alexandrien ergab ſich; alle Schiffe, alle Waaren, die ſich in dieſem Hafen befanden, kamen in die Hände der Engländer. Die Einwohner mußten die Waaren noch auf ihre Koſten auf die engliſchen Schiffe laden. Die Beute war groß.

Das Unglück von Waſhington verbreitete ſich ſchnell über alle Provinzen. Unbeſchreiblich iſt der Eindruck, den es im erſten Moment überall hervorbrachte. Alle Nationalgefühle waren aufgeregt und der amerikaniſche Stolz aufs empfindlichſte beleidiget. Der allgemeine Tadel fiel auf den General Winder und den Kriegsminiſter; das Geſchrei gegen den letztern erſcholl ſo laut von allen Seiten, daß er ſich genöthiget ſah, ſeinen Abſchied zu nehmen. Auch gegen den Präſidenten brach der Unwille der Nation los; man tadelte ihn aufs heftigſte, daß er die Hauptſtadt verlaſſen. Doch hatte er alles gethan, was bei der kritiſchen Lage der Dinge möglich geweſen. Der durch ſein Alter, und das Unglück, das er ſtandhaft trug, ehrwürdige Präſident war auch der erſte, der in die noch rauchenden Trümmer der Hauptſtadt zurückkehrte. Hier ſprach er in edeln, aber männlichen und feſten Ausdrücken zur Nation und ſeine Rede fand den Weg zum Herzen derſelben. Der General Winder verlangte vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden. Man gewährte es ihm. Seine Sache ward aufs ſtrengſte unterſucht und er ehrenvoll entlaſſen.

Wie Rom, wenn es am Abgrund des Verderbens ſtand, ſeinen Feinden am furchtbarſten war, ſo Amerika. Der Schlag, welcher Waſhington betroffen, hatte die Nation tief erſchüttert; aber brachte ganz andere Wirkungen hervor, als die Feinde erwartet hatten. Der Kampf der Partheien verſtummte, es gab fortan nur ein Intereſſe, das des gemeinſamen Vaterlandes, und eine wundervolle Eintracht herrſchte in allen Staaten, die ſich bisher angefeindet, oder unthätige Zuſchauer bei dem Unglück ihrer Mitbürger geweſen. Die vor dem Feinde geflohen oder geſchlagen worden, die ſich unedler Säumniß anzuklagen hatten, alle brannten vor Begierde, die verlorne Waffenehre wieder zu gewinnen oder den Brand von Waſhington am Feinde zu rächen. Jedes Dorf wurde ein Lager, die größern Städte wurden Arſenale, alle Geſchäfte ruhten, keiner ſchloß ſich von der Arbeit aus, wo Schanzen oder Feſtungswerke aufgerichtet werden mußten. Frauen und Jungfrauen ließen ihre Gatten, Brüder, Geliebten nicht daheim, wo es galt, den heiligen Boden des Vaterlandes zu vertheidigen.

Philadelphia und Newyork ſahen bekümmert auf Baltimore, welches zunächſt dem Angriff des Feindes ausgeſetzt war. Aber die größte Thätigkeit herrſchte hier, ohne Unterſchied des Alters, Geſchlechts und Ranges arbeiteten alle in den Gräben und Schanzen. Alle Anſtalten wurden getroffen, um den Feind zu Waſſer und zu Land von der Stadt abzuhalten. Die Ankunft der Milizen aus Virginien und Penſylvanien, und noch mehr die des Kommodore Rodgers und ſeiner tapfern Seeleute verdoppelte den Eifer der Einwohner.

Am Morgen des 11. Septembers erſchien der Admiral Cochrane mit 50 Segeln in der Mündung des Patapsco 14 Meilen von Baltimore. Am folgenden Tage landeten 6000 Mann, die unter Wellington in Spanien gedient, vom General Roß angeführt und ſchlugen die Straße von Baltimore ein. Der General Stricker, welcher eine Brigade, die aus lauter Milizen dieſer Stadt beſtand, unter ſeinem Befehl hatte, erbat ſich die Ehre, zuerſt mit dem Feinde ins Handgemenge zu kommen. Etwa ſieben Meilen von der Stadt, bei den Quellen des Bearcreek, traf er denſelben. In einem Vorpoſtengefecht fiel der General Roß, der Waſhington verbrannt. Darauf begann ein ſehr hitziges Treffen, wo die Milizen mit einem Muthe ſtritten, den ſelbſt der Feind bewundern mußte. Die Congreviſchen Raketen thaten diesmal keine Wirkung, und der Ueberlegenheit der Feinde ungeachtet behaupteten die Amerikaner das Feld. Vor allen hatte ſich der Kapitain Montgomery ausgezeichnet. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, welcher Enthuſiasmus die Bürger von Baltimore beſeelte, geben wir unſern Leſern folgende Thatſache. Der ehrwürdige, ſiebzigjährige Greis M'Culloſh, einen der geachtetſten Bürger, der die höchſten Stellen im Staate bekleidete, ließ es ſich, ſeiner ſchwächlichen Geſundheit ungeachtet, nicht nehmen, in der Kompagnie zu fechten, die er vor zwanzig Jahren angeführt hatte. Als gemeiner Soldat ſtritt er, und fiel ſchwer verwundet in die Hände der Engländer, die anfangs über ihn ſpotteten, daß er, ſchon mit einem Fuß im Grabe, noch Soldat ſeyn wolle. Ihr Spott verwandelte ſich bald in die höchſte Achtung, als ſie erfuhren, wer er ſey. So fiel auch Williams, Senator von Maryland, in den vorderſten Reihen kämpfend, ſo Donaldſon, einer der ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten.

Indeſſen griffen die Engländer auch zu Waſſer an, wo das Fort M'Henry den Zugang zur Stadt wehrte. Drei Tage hinter einander machten ſie ein mörderiſches Feuer auf daſſelbe. Mehrere Bomben platzten und tödteten Hauptleute und Gemeine. Das Fort glich einem Feuermeer, als die feindlichen Schiffe nahten. Zwiſchen der Stadt und dem Fort wollten die Engländer landen, und wäre dies gelungen, ſo hätte Baltimore das Schickſal von Waſhington erlebt. Vorzüglich heftig war das Bombardement in der Nacht des 13. und 14. Septembers. Düſtere Stille herrſchte in der Stadt, in der nur die Weiber und Kranken geblieben; kein Auge ſchloß ſich. Draußen waren alle, die Waffen tragen konnten; 10,000 Mann allein ſtanden in den Verſchanzungen, bereit den Feind zu empfangen, wenn er ſie anzugreifen wagte. Wo die Engländer ſich zeigten, wurden ſie zurückgeſchlagen; 1500 Bomben hatten die Tapferkeit derer nicht erſchüttert, welche das Fort M'Henry vertheidigten; ſeine meiſten Gebäude waren beſchädiget oder gingen in Flammen auf; viele wurden bei ihren Batterien niedergeriſſen und die Kanonen demontirt. Doch wich keiner von ſeinem angewieſenen Poſten. Alle Anſtrengungen der Engländer zu Waſſer und zu Lande wurden vereitelt; da zogen ſie in einer ſtockfinſtern Nacht und bei ſtürmiſchem Regen ab.

Ueberraſchend war in der bedrohten Stadt der Uebergang von dumpfen Beſorgniſſen zum höchſten Jubel, und zum vollen Bewußtſeyn und Gefühl der Kraft, die man erſt inne ward, nachdem man ſie erprobt. Schweſterlich theilten die Nachbarſtädte die Freude, welche in Baltimore herrſchte, da ihnen, wenn dieſe Vormauer fiel, ein gleich hartes Loos bevorſtand. Wie die Gefallenen bei Marathon erhielten auch die von Baltimore einen Denkſtein, auf daß noch die ſpäteſte Nachwelt die Namen derer wiſſen möchte, welche fürs Vaterland geſtorben.

(Beſchluß folgt.)

Etwas über Kunſtkritik,

bei Gelegenheit einiger neu aufgefundener, herrlichen Gemälde von Titian und Albr. Dürer.

(Eingeſandt.)

Während der letzten Oſtermeſſe ſah man in Leipzig das Bild einer italieniſchen Schönen von Titian und vier Evangeliſten von Albrecht Dürer ausgeſtellt. Dieſe Gemälde waren nicht nur bisher völlig unbekannt, das erſtere in Frankreich, die letztern in England, in völliger Obſkurität herumgeſchleppt, ſondern ſie ſind auch in ihrer Art ſo unübertrefflich meiſterhaft und von ſo bezaubernder Schönheit, daß Deutſchland ſich glücklich ſchätzen mag, ſie zu beſitzen, daß jeder deutſche Kunſtfreund wünſchen ſoll, ſie zu kennen, daß jedes fade Urtheil darüber, ſofern es diejenigen täuſcht und entfernt, die es durch den Augenſchein nicht zu entkräften vermögen, einer ernſten Rüge verfallen iſt.

In den Evangeliſten ſcheint Dürer ſich ſelbſt übertroffen zu haben. Schon die Idee, in ihnen zugleich die vier Temperamente zu verſinnlichen, iſt bewundernswürdig. Der Apoſtel Matthäus ſtellt die Melancholie dar, die Vermählung des tiefſten Gedanken mit dem tiefſten Gefühl, den eben ſo erhabnen als herzzerſchneidenden Akkord, den der Sturm des Lebens den tiefſten Saiten der Menſchenbruſt entlockt, und die Ausführung dieſer Idee in dem Haupte des Apoſtels läßt uns das vollendetſte erkennen, was je aus dem Pinſel des großen Dürer hervorgegangen. *)

---

*) Mehr über dieſe Evangeliſten iſt im Kunſtblatt vom März Nro. 24 unter dem Artikel: Gemälde von Albrecht Dürer, von H. Dorow, geſagt werden.

Bei dem himmliſchen Bilde von Titian vergißt man die techniſche Vollendung über ihrem Produkt, dem Geiſt der Schönheit, ſo wie man beim Anblick der göttlichen Aphrodite den Meerſchaum vergißt aus dem ſie entſprungen.

Die Art und Weiſe, wie das Kunſtblatt Nro. 60 unter dem Artikel: Nachrichten von der Leipziger Oſtermeſſe 1824, dieſe Bilder beurtheilt, und die eben ſeine Art und Weiſe iſt, hat einen Künſtler und Kenner zu nachfolgendem Schreiben veranlaßt, welches das Kunſtblatt ſelbſt aufzunehmen ſich geweigert hat. Wir zweifeln aber nicht, daß die Europäiſchen Blätter, die ſich, um die Sache mit einem richtigen Ausdruck zu bezeichnen, durch einen Kampf gegen das Gemeine in der Poeſie und Kunſt zur Freude des nicht mehr unmündigen Publikums rühmlich hervorthun, dieſes Schreiben aufnehmen werden, damit es mit dem Geiſt nicht auch das Schickſal ſo mancher edlen Beſtrebung theile, die, weil ſie vereinzelt erſcheint, von dem herrſchenden Unkraut der Mode-, Spekulations- und Fabrikkritik erſtickt wird.

„Ich kann Ihnen über das ſchöne Gemälde, vorſtellend die Prinzeſſin Iſabelle von Medicis, Herzogin von Bracciano, welche 1578 von ihrem Gemal aus Eiferſucht iſt ſtrangulirt worden, folgende Notizen geben. Dieſes Bild iſt aus der Gallerie der Familiengemälde der Medicis. Als der franzöſiſche General Lecourbe mit ſeiner Armee in Italien war, leuchtete ihm dieſes Bild vor allen andern in die Augen, und er hatte ein ſo großes Wohlgefallen daran, daß er beſchloß, es ſich zuzueignen. Es war aber groß und ſchwer zum Transporte. Um es leichter fortzubringen, ließ er den untern Theil des Bildes, das in Lebensgröße gemalt war, abſchneiden, und ſandte es nach Frankreich. Nach ſeinem Tode wurde es in Lyon verkauft. Anfänglich hielt man dafür, es wäre von Angiolo Bronzino, weil dieſer ſämmtliche Familienportraits der Medicis gemalt hatte; allein bei Vergleichung mit andern Bildern dieſes Meiſters, der ſchon im Jahr 1565 ſtarb (und auf dem Bilde ſteht von der Hand des Malers 1576), und nach genauer Unterſuchung der Zeichnung des Pinſels und der Karnation fanden mit mir alle Kenner, daß es von keiner andern Hand, als der des großen Titian ſeyn könne, und daß es eins der letztern Werke dieſes Meiſters ſey. Mit mir haben, wie geſagt, mehrere Kenner übereingeſtimmt, unter denen ich bewährte Italiener zähle, mit welchen ich das Bild eine ſcharfe Kritik paſſiren ließ.

„In doppelter Hinſicht freue ich mich, Ihnen dieſe Nachrichten geben zu können. Einmal, weil ſie mit Ihrer und der mir bemerkten Künſtler und Kenner Anſicht übereinſtimmen; anderntheils, weil auch deren Urtheil über dieſes Bild mein Zutrauen in mich ſelbſt wieder verſtärkt.

„Glauben Sie mir, viele würden gewiß mit mehr Feſtigkeit und Unbefangenheit Kunſtwerke beurtheilen, und viel richtiger, wenn ſie ſich nicht durch das Geſchrei der ſogenannten Kritiker und deren geiſtloſes Räſonnement irre machen ließen, das in unſerer Zeit ſo viel Uebels ſtiftet. Zu verzeihen wäre jenen noch, welche aus einigem Intereſſe für ächte Kunſt, doch ohne genugſame Kenntniß, beſcheiden auftreten, und zugleich die Autorität tüchtiger Künſtler anerkennen. Weniger aber denen, welche ſich ohne Kenntniß, und mit Hintanſetzung der Urtheile von Künſtlern und Sachkennern in blaſſer Eitelkeit doch eine Kompetenz zu öffentlichen Urtheilen anmaaßen, und damit über jedes alte oder neue Produkt in Lob und Tadel herfallen, und in nichts ſagenden Redenkarten von Styl, Behandlung und Färbung in der That täglich mehr dem Publikum und beſonders uns Künſtlern zum Ekel werden. Sie ſind für das Publikum und junge Künſtler wahre Irrlichter, hemmen und verwirren beide, und machen die Exiſtenz und Fortbildung talentvoller Menſchen von ihrem ſeichten Geſchwätz abhängig. Ihre Lobhudelei iſt für dieſe oft noch ſchlimmer, als ihr Tadel. Ein tüchtiger, der Darſtellung der Sache gewachſener, mit den älteren teutſchen und italieniſchen klaſſiſchen Kunſtwerken wohl vertrauter teutſcher Künſtler ſollte gegen dieſes Unweſen öffentlich auftreten, mit aller Kraft, damit man wieder einmal auf einen feſten Boden im Fache der Kunſtſchätzung käme, und hiebei die Autorität der Künſtler vor andern gelten ließe. Es iſt nicht genug zu ſagen: die Feder ſey nicht die würdige Waffe des Künſtlers, oder wie ein alter Maler erwiederte: wer nichts machen kann, dem kommt auch kein Urtheil zu. Zeigen ſollte man, wie wenig oder gar kein Werth in jenen öffentlichen Anzeigen und Beſchreibungen, und noch weniger in ſolchen Urtheilen liege, die nicht aus der ernſt prüfenden Beſchauung und aus dem richtigen Verſtändniß fließen.

Unſere Zeit hat aber das eigene, daß ſie in allem gleich fertig iſt, ſo auch mit dem Urtheil über das bedeutendſte Kunſtwerk.

Hiebei kann man aber nicht ſagen, die Kunſt übe eine unwiderſtehliche Gewalt auf ſolche Menſchen, die in unſerer Zeit leben, ſondern es iſt nur die Leichtfertigkeit und der Dünkel. Mag zuweilen der Enthuſiasmus von der Gewalt des Eindrucks dem ungeübteren Auge vorauseilen, dem geübteren Blick muß noch ein anderer Maaßſtab bleiben über Schönheit, Kunſtwerth und Meiſterſchaft. Stelle man jenen Kritikaſtern Bilder vor die Augen wie dieſe Iſabelle von Titian und dieſen Evangeliſten Mathäus von Dürer, ſie werden doch nur ſogleich nach Zeichnungsmängeln haſchen und Retouchen aufſuchen, um dann ihre Gelehrſamkeit in öffentlichen Blättern mit kluglichen Phraſen abzuhaſpeln. Kein Bild, das ein ächtes Kunſtwerk iſt, kann mit dem Verſtande allein, der ſich den Gemüthsregungen entſchlagen hat, erfaßt, und wie man ſagt, verſtanden werden, ſo wie auch alle jene Produkte nichts taugen, die der ledige Verſtand allein geſchaffen hat. Muß nicht jeder Künſtler und Kenner mir zugeben, daß eine Stunde mit Ernſt vor dieſer Iſabelle und dieſem Mathäus beſchauend zugebracht, mehr Aufſchluß über Titian und Dürer, und über Kunſt und Wiſſenſchaft gibt, als alle Beſchreibungen und Abhandlungen über dieſe großen Künſtler im Künſtlerlexikon je vermögen? Warum?

Wenn ihr's nicht fühlt.
ihr werdet's nicht erjagen.

X.

Nachtrag zu dem Aufſatz
über
die Menſchenfreſſerei der Neuſeeländer.

Wir ſchloſſen jenen Aufſatz, zu welchem uns der Freiherr von Zach durch die, von ihm in ſeiner „Correspondance astronomique etc.“ gemachten Mittheilungen veranlaßt hatte, folgender Maaßen: „Der Genuß des Menſchenfleiſches, ſelbſt von Weib und Kind, iſt an ſich nicht zu verwerfen; auf die Veranlaſſung und Abſicht, auf den Sinn oder Wahn kommt alles an, und ehe wir darüber nicht im Klaren ſind, ſollen wir über unſere wilden Mitmenſchen in Europäiſchem Kulturdünkel nicht den Stab brechen.“ Dieſer Satz war das Reſultat, welches ſich aus den zuſammengeſtellten Beiſpielen ergab, die zuſammen erwieſen, daß ſich das Menſchenfreſſen nirgends als eine, der Menſchennatur allerdings widerſtrebende, Sitte oder Gewohnheit vorfinde, ſondern als Ausnahme bei drohender Hungersnoth, wild aufgeregter Leidenſchaft oder auch mit dem Aberglauben, der dem Wahne, Menſchenopfer könnten den Göttern angenehm ſeyn, in Verbindung erſcheine. Der Freiherr von Zach, der jede Notiz aufgreift, um über dieſe, der menſchlichen Natur widerſtreitende Erſcheinung ins Klare zu kommen und zu bringen, wo möglich aber den uns ſehr einleuchtenden Gedanken durchzuführen, daß ſie nicht aus der menſchlichen Natur, ſelbſt der wildeſten Völker ohne weiteres hervorgehe, gibt uns in dem ſechsten Heft des zehnten Bandes ſeiner aſtronomiſchen Korreſpondenz eine beſtimmte Nachricht über die relative Wahrheit des Vorwurfs, den er den Chineſen auf der 150ſten Seite des genannten Bandes ſeiner Korreſpondenz gemacht. Da hatte er behauptet, die Chineſen ſeyen allerdings wahre Menſchenfreſſer, denn zu Kanton würde Kinderfleiſch auf offenem Markt verkauft. Wie? in einem Staat, deſſen Vortrefflichkeit ſich durch ſein vieltauſendjähriges, unwandelbares Beſtehen jedem europäiſchen Staatskünſtler um ſo mehr empfiehlt, als uns Europäern weder in Republiken, noch in Monarchieen, eine ſo gänzliche Unwandelbarkeit hat gelingen wollen? — Hier eine Sitte, welche aller Ruhe, dem Wohlbeſtehen, ja jeder Vorſtellung der menſchlichen Geſellſchaft widerſtreitet? Dennoch iſt das Faktum, daß auf den chineſiſchen Märkten Menſchenfleiſch verkauft worden, ausgemacht, ſeit im Jahre 1718 der Abbé Euſeb Renaudot die Reiſeberichte zweier Mahomedaner herausgegeben hat. Jeſuiten beſtritten die Echtheit dieſer Nachrichten. Man ſah ſich verſucht, ihnen beizutreten, weil ſich die arabiſche Originalhandſchrift nirgends finden wollte. Endlich gelang es den wiederholten Bemühungen des Herrn de Guignes (des Vaters), das geſuchte arabiſche Manuſkript zu finden. Es wurde ein Auszug im erſten Bande der Auszüge aus den Manuſkripten der königlichen Bibliothek zu Paris im Jahr 1787 bekannt gemacht. Die Nachrichten jener Mahomedaner betrafen das neunte Jahrhundert, in welchem ſie ihre Reiſe gemacht hatten und Herr de Guignes konnte ihre Nachricht wegen des Menſchenfleiſchverkaufs aus den Chineſiſchen Annalen ſelbſt beſtätigen. Dieſe geben zu öfteren Malen davon Kunde, aber fügt er hinzu, es fand immer nur ſtatt bei großer Hungersnoth, die freilich in China etwas häufiges iſt. In jenen Chineſiſchen Annalen heißt es zum Jahre 1240: „Man tödtete Menſchen, deren Fleiſch man auf den Märkten verkaufte, ſo daß man Abends nicht auszugehn wagte, aus Furcht, man möchte zu dergleichen Verkauf ergriffen und getödtet werden." So alſo iſt es gewiß, daß die Chineſen Menſchenfleiſch genoſſen haben, vielleicht noch genießen, nicht aus freiem Willen, Luſt und Gewohnheit, ſondern von den Qualen des Hungers getrieben.

Deutſche Literatur.

Teutſches Muſeum. Herausausgegeben von Ernſt Münch. 1. Bd. 2. Heft. Freiburg im Breisgau bei Friedr. Wagner 1824.

Dieſer zweite Heft wird wieder, von uns im zweiten Quartalbande der Europaiſchen Blatter angezeigte, erſte, mit den philoſophiſchen Anſichten des Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim eröffnet. Hier ereifert er ſich uber den ſchädlichen Einfluß der Grammatiker auf alle Wiſſenſchaften, Theologie, Medizin, Jurisprudenz, weil ſie ihre willkuhrlichen prinziploſen grammatiſchen Regeln nicht blos der Rede, ſondern der Auslegung jeglicher Schrift aufdringen wollten, nie auf den Geiſt, ſondern nur auf den Buchſtaben ſahen. Es wird gezeigt, wie dieſer Geiſt geiſtloſer Wortklauberei in allen Wiſſenſchaften Zank, Streit und Verwirrung und mit perſonlichen Verketzerungen auch uber die Sachen Verdächtigungen gebracht habe. Wir fragen, ob alles dieſes nicht nach dreihundert Jahren heutzutage noch eben ſo iſt, und wie's alſo mit der vorgeruckten, ſich ſelbſt genugenden Aufklarung des neunzehnten Jahrhunderts ſtehe? —

Mit vielem Intereſſe haben wir das folgende Stuck, das Leben Hakon Jarl's, des thatenreichen Herrſchers von Norwegen geleſen. Aber grade wegen der Fulle dieſes Lebens, welches im Kampf wider unrechte Unterdrückung beginnt, in der völligen Beſiegung der Unterdrücker und in der Erringung der Königsgewalt ſeinen Gipfelpunkt erreicht, und mit einem durch Gewaltthätigkeiten verſchuldeten Tode endigt, hätten wir gewünſcht, daß der Verfaſſer deſſelben, Herr Profeſſor Münch in Freiburg im Breisgau, mehr Sorgfalt auf die Darſtellung gewendet hätte. Unangenehm iſt es, im Anfang zu merken, wie dem Herrn Verfaſſer bei der Kompoſition der lateiniſche Text noch vor Augen gelegen und daß er hernach ſich höchſt ſtörende Anſpielungen und Reflexionen erlaubt hat, die der Geſchichte nicht angehören. Wäre nur die Darſtellung, nachdem die Thatſachen nach ſorgfältiger Vergleichung der wenigen Quellen berichtigt worden, treu und in einem Guß und Fluß, ſo würden in jedem Leſer die nöthigen Reflexionen ſich von ſelbſt erzeugen. Die hierauf folgende Beſchreibung der Schlacht von Kappel, und des Todes, den Zwingli darin erſtritten, macht auf eine paſſende Weiſe auf den dritten Band von Vögelin's Schweizerhiſtorie, der jetzt unter der Preſſe iſt, aufmerkſam. Dieſer Schlachtbeſchreibung folgt ein Traumgeſicht Philander's von Sittewald, welcher unter dem Titel: Visiones de Don Quevedo etc. im ſiebzehnten Jahrhundert ein ſatiriſches Sittengemälde ſeiner Zeit herausgegeben hat. Gegenwärtiges, im Auszug von Herrn Profeſſor Münch mitgetheilte Traumgeſicht ſchildert die Modenarrheit und Ausländereiſucht der damaligen Deutſchen, und iſt, wie jene philoſophiſchen Anſichten Agrippa's wohlgeeignet, auch den heutigen Deutſchen ihre noch nicht abgelegten Thorheiten vorzuhalten. Die dieſem Aufſatz folgenden biographiſchen Notizen über den General San Martin von Friedrich von Kausler zeigen uns denſelben zwar als einen, in dem ſpaniſch-amerikaniſchen Unabhängigkeitskampf unermüdlich thätigen, entſchloſſenen, tapfern Mann, aber ſie ſind zu kurz, um uns einen deutlichen Begriff von den gleichzeitigen Begebenheiten zu geben, was doch ſelbſt für Beurtheilung San Martin's von großer Wichtigkeit wäre. Nach dieſen Notizen iſt eine, mit erklärender Einleitung und mit philologiſchen Anmerkungen verſehene, Ueberſetzung der eilften Theokritiſchen Idylle vom Herrn Profeſſor Weißgerber zu Freiburg, abgedruckt. Wir ſehen von philologiſcher Genauigkeit ab und blos auf den poetiſchen Eindruck, der allein zu erzielen iſt bei Ueberſetzungen poetiſcher Stücke; ſonſt ſollen ſie unterbleiben. Aber philologiſche Treue widerſpricht meiſtens der poetiſchen, und ſo können wir nicht läugnen, daß dieſe Ueberſetzung den poetiſchen Geſichtspunkt oft vernachläßigt hat. Wie ſehr ſind dem Tone des Lieblichen, Wehmüthigen, Rührenden Naiven, der durch dieſe Klage des einäugigen Polyphem über die ſpröde Galatea das ganze Gedicht durchwehen ſollte, ſo holprige Verſe, wie folgende, zuwider:

V. 70. Will nun auch | ſagen es | thue der | Kopf und die |
Füße die | Beiden
oder V. 80. Alſo ſteu'rte vordem
Polyphemos der Lieb'
im Geſange.

Muß ferner nicht V. 19 der Ausdruck „Milchichte Galate" ſtatt eine liebliche Vorſtellung der Milde und Zartheit oder Weiße Galatea's zu erregen, wegen der im Deutſchen damit verbundenen Nebenbedeutung des Wortes niedrigkomiſch werden? Daß dem deutſchen Sprachgebrauch öfters Gewalt angethan worden, des Verſes wegen, iſt ſchon hieraus zu ſchließen. So z. B. V. 20:

Du, zarter als Lämmlein und
loſer

Noch als das Kalb, doch herber als Trauben noch ferne der Reife;
oder N. 65. Und zu ſtocken den Käſ' eingießend die ſäuernde Rinne.

Wir laßen uns hier weder durch Klopſtockiſche, noch Voſſiſche, noch Anderer Hexameter eines andern belehren. Finden ſich bei jenen ähnliche, wie nicht zu zweifeln, ſo trifft ſie der nämliche Tadel.

Der noch in dieſem Hefte enthaltene Aufſatz über Snorre Sturlaſons Heimskringla vom Herausgeber, ſo wie das mitgetheilte Schreiben Saladdin's an Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, haben nur für Gelehrte vom Fach Intereſſe. Möchten in den folgenden Heften immer mehr ſelbſtändige Arbeiten die aus älteren und neueren Werken entlehnten verdrängen.

Notizen zur ſchönen Literatur Amerika's.

Bei Herr Miller in London ſind ſo eben die Gedichte des Dr. Percival nachgedruckt erſchienen. Percival gehört unter die ausgezeichneten Dichter in den Vereinigten Staaten. Wir werden eines ſeiner kleinern Gedichte: „Das verlaſſene Weib“ unſern Leſern in der Ueberſetzung mittheilen.

Miszellen.

Etwas über den Sittenzuſtand zu Wien. Merkwürdig iſt folgende Stelle in der Reiſe eines Engländers durch Deutſchland und einen Theil Oeſtreichs, die vor kurzem erſchienen iſt: „Es giebt, ſagt er, keine ausgelaſſenere Stadt als Wien, keine, wo weibliche Tugend weniger geſchätzt würde, folglich ſeltener wäre. Ein gänzlicher Mangel an feſten, ſittlichen Grundſätzen, Liebe zum Vergnügen und Putzſucht haben ſo allgemein um ſich gegriffen, daß Frauen und Töchter, die nicht blos in behaglichen (comfortable) Umſtänden, ſondern im Ueberfluſſe leben, keine Scheu tragen, durch Pflichtvergeſſenheit die Mittel zu ihrem Aufwande zu vergrößern. Sie opfern ſich ſelbſt, nicht ſo ſehr aus Neigung, als aus Intereſſe! Du findeſt in Neapel und Rom ſo viele untreue Weiber, als in Wien, die, weil ſie Gelegenheit oder Abwechslung reizt, alſo ſind; aber Du wirſt nicht ſo viele finden, welche ihre Ehre aus Liebe zum Gewinn wegwerfen. Der Vortheil ſcheint auf Seite der Italienerinnen zu ſeyn; ſo unwürdig beide ſind, ſo iſt doch, ſogar eine vorübergehende Luſt, nicht ſo entehrend, als die infame Berechnung des Geldgewinnſtes, wo nicht einmal die Armuth entſchuldiget. Die Mädchen aus den untern Klaſſen wachſen auf zur Ausſchweifung; die Wuth zum Kleiderſtaat und zur Ueppigkeit iſt bei ihnen eben ſo ſtark, als bei den höhern Ständen, und, ſo hart das Urtheil ſcheinen mag, iſt es doch eine allgemeine Wahrheit, daß, ſobald ſie fähig ſind, dieſe Liebe zum Putz und üppigen Leben zu fühlen, ſie ihre Perſonen als das Kapital betrachten, von deſſen Zinſen ſie die Mittel dazu beſtreiten können. Es iſt keine Verführung, es iſt ein Handel, ein Verkauf, und die Mütter ſind ſchamlos genug, die Mäklerinnen zu ſpielen. — An Käufern hats keinen Mangel.“ — „Ein Fürſt — — fährt der ungenannte Verfaſſer fort, hatte eine ganze Gallerie ſolcher gekauften Schönheiten, die einem orientaliſchen Serail gleichen mochte. Weil aber Mädchen noch im zarten Alter die Opfer ſeiner Luſt wurden, gab es ſchreckliche Anklagen gegen ihn.

Man verſuhr kriminell gegen ihn, und er war bereits über 2 Monate im Gefängniß, als ich Wien verließ, und die Unterſuchung war nicht zu Ende. Die Geſchichte machte einiges Aufſehen, weil ein Adelicher, wegen nicht politiſcher Vergehen, eingeſperret worden.“ — Auch von München ſagt der Engländer in ſittlicher Hinſicht nicht viel Gutes; „denn es ſey wenigſtens nicht ſchlechter als Wien, weil es nichts ſchlechteres mehr geben könne.“ —

— Nachtrag zu der Nro. 37 angezeigten Lebensbeſchreibung Burkes. Burke hatte ſeinen einzigen Sohn verloren, der bereits ſeine Stelle im Parlament eingenommen hatte. Das Lieblingspferd von ihm (dem Sohne), einſt ſein beſtändiger Begleiter auf allen Spazierritten, als beide noch geſund und kräftig waren, war alt und ſchwach geworden, und konnte ſich frei im Park herumtummeln, ohne daß es jemand reiten oder ſonſt beläſtigen durfte; denn es ſollte den Reſt des Alters in Ruhe hinbringen. Eines Tags wandelte Burke, in einſames Nachdenken vertieft, im Parke, als er dieſen alten abgenutzten Diener nahe an ihn heran kommen ſah. Das gute Thier ſah ihn einige Augenblicke an, und dann, als ob es ſich erinnerte und Zutrauen faßte, lehnte es langſam den Kopf an ſeine Bruſt. Das Seltſame dieſes Aktes, die Erinnerung an den verſtorbenen Sohn, den ehemaligen Herrn des Pferdes, der nie aus ſeinen Gedanken kam, und die ſcheinbare Zuneigung, ja Einſicht faſt des armen Thieres, als ob es mit ſeinem innern Leiden ſympathiſiren könnte: dies alles drängte ſich auf einmal vor ſeine Seele und übermannte ſeine Feſtigkeit. Er ſchlang ſeine Arme um ſeinen Hals und weinte lang und laut.

— Wenn man die Fortſchritte der Kultur oft zu läugnen ſich leider veranlaßt ſieht, ſo beruhigen einiger Maaßen Thatſachen wie folgende. Im Kriege Auguſt's des zweiten gegen Karl den zwölften ſahe der Graf von der Schulenburg zwölf Bataillone Moskoviter bei Warſchau vor jedem ſchwediſchen Kanonenſchuß regelmäßig auf die Erde fallen. Dieſem dumpfen Reſpekt vor den Kanonen ganz verwandt erſcheint folgendes Ereigniß. Einen, jenen Bataillonen angehörigen, moskovitiſchen Grenadier hatte man wegen Räubereien zum Strange verurtheilt. Da aber Niemand da war, welcher die Strafe an ihm vollziehen wollte, erbot er ſich zu ſelbſteigenem Aufknüpfen. Schwerlich wird man dieß einſichtige und reumüthige Unterwerfung unter das Geſetz nennen wollen.

— Ganz anders und weil ſie von Einſicht begleitet war, wahrhaftig groß zu nennen iſt folgende, faſt derſelben Zeit angehörige That. Als der Graf Lippe-Schaumburg im ſiebenjährigen Kriege die Belagerung von Münſter leitete, ſetzte er ſich, indem er alles ſelbſt in den Laufgräben anordnete, unbedacht dem ſtärkſten Kugelregen aus. Als das einer ſeiner Schaumburger Kriegsleute ſah, riß derſelbe ihn unter dem Zurufe, daß er hier nichts tauge, mit Gewalt von dem gefährlichen Platze weg und fand auf demſelben augenblicklich den Tod.

— Ausſprüche des Paracelſus. „Wo ein Ding in den Eigennutz gerichtet iſt, da fälſchen ſich die Künſte, auch das Werk. Denn Kunſt und Wiſſenſchaft müſſen aus der Liebe entſpringen; ſonſt iſt nichts Vollkommnes da.“

Gegen diejenigen, welche einen Altersrang in den Wiſſenſchaften behaupten, ſagt er:

„Was iſt höheres und löblicheres an einem auditore und discipulo. als daß er in einer weichen Schale liege, die da nicht erharte, bis er ſeiner Disziplin gewachſene Flügel erlangt habe und dann den Ruthen entrinne? Ehrlich und löblich iſt es dann ſolchen, daß ſie die Alten aus den Neſtern ſtoßen: denn Kunſt und Weisheit, Zucht und Liebe ſollen alle Stund erhoben werden über ihre Meiſter, und aufwachſen wie eine junge Buche, die durch ihr Aufwachſen den alten Buchen ihr Lob nimmt.“

Von denjenigen Gelehrten, namentlich Aerzten, welche mehr aus Büchern, als aus der Erfahrung ihre Weisheit ſchöpfen, ſagt Paracelſus:

„So wenig als das Bild im Spiegel leben mag und den Grund darlegen, ſo wenig mag aus der Feder der vollkommene Grund geſetzt werden. Ehrlicher und ſtattlicher iſt meine Seele gegründet, dann ihr, die ihr nichts wiſſet denn auf das Papier zu zeichnen, was im nächſten Waſſer zerſchwimmt. Sowie es daraus beſteht, ſo iſt es auch von Stückwerk und Lumpen. Das Papier iſt der Acker, in dem die Trespe geſäet wird, und ihr ſeyd die Trespenärzte. Denn ihr klaubet allein aus, was nichts ſoll, was da ſoll, das zertretet ihr darum, weil die Trespe dicker ſteht, und ſcheinbarlicher in ſeinem Anſehn, als der Weizen. „Wer wollte gelehrt werden in Erkenntniß der Erfahrenheit vom Papyr? Darum iſt es das Gründlichſte, der Erfahrenheit zuzueilen.“

— Im ſechszehnten Jahrhundert ſtanden die Juden in ſo ausgezeichnetem Ruf, gute Aerzte zu ſeyn, daß jeder nur von Juden kurirt ſeyn wollte. Als ſich daher Franz I. von Karl V. einen jüdiſchen Arzt aus Spanien hatte ſchicken laſſen, ſo entließ er denſelben auf der Stelle wieder, als er in Erfahrung gebracht, der von Karl ihm empfohlene Arzt ſey zum Chriſtenthum übergegangen. Sogleich ließ er aber einen neuen Juden kommen. Dieſem machte er's zur Pflicht, Jude zu bleiben, und drohte ihm mit dem Beiſpiel des früheren, wegen ſeiner Chriſtlichkeit, entlaſſenen Arztes. Der Jude verſprach, Jude zu bleiben, und verordnete dem König einſtweilen Eſelsmilch. —

— Petrus Ramus wurde, weil er gegen die Ariſtoteliker auftrat, von Franz dem I. exilirt, denn der meynte, in dieſem Kampfe gegen die Ariſtoteliker ſpreche ſich Feindſchaft gegen die klaſſiſche Literatur und Zurückführung in alte Barbarei aus. So was begegnete einem Könige vor 30· Jahren, heute dürfte ein Antiariſtoteliker eher reüſſiren.

Druckfehler.

Nro. 36.

S. 234 Z. 10 v. u. lies hinter dem Doktordiplom,
S. 237 Z. 26 v. u. — mitgetheilten,

Nro. 37.

S. 250. Z. 1 v. u. lies in die Zitadelle,
S. 258 Z. 11 v. o. — die, wenn ꝛc.,
S. 270 Z. 2 v. u. — dennoch nach „zweite Mal.“
S. 274 Z. 2 v. u. — „ „ nicht,
S. 273 Z. 1 v. o. ſtreich einmal ich.

Europäiſche Blätter

oder

das Intereſſanteſte aus Literatur und Leben

für

die gebildete Leſewelt.

Erſter Jahrgang 1824.

Vierter Band
enthält das vierte Quartal N. 39 — 52.

Zürich,
in der Geßnerſchen Buchhandlung.

Inhalt

des

vierten Quartalbandes der europäiſchen Blätter.

I. Reiſeſchilderungen.

Seite
1) Erinnerungen aus Aegypten . . . 35, 80
2) Berichte über die Mauſoleengruppen bey Kurgos . 131
3) Alt- und Neurom 140
4) Liſſabon und ſeine Bewohner . . . 269
5) Gemälde aus Indien 296
6) Bildchen aus der Normandie . . . 354

II. Hiſtoriſche Mittheilungen.

7) Gemälde aus dem Kriege zwiſchen Nordamerika und England 1812 — 1815 7
8) Lord Byron in Griechenland . . 22, 59, 126
9) Die Sulioten 48, 105, 115
10) Hiſtoriſche Erinnerungen und Ueberſichten. I. Arnold von Breſcia 89, 210, 217
11) Bonaparte in der Revolution vom 18 und 19 Brumaire 1799 . . . . 165, 187
12) Ueber den Urſprung der ſtehenden Heere in Europa 242
13) Etwas über Sclaventhum und Sclavenhandel . 279
14) Canova's Unterhaltung mit Napoleon . 289, 318
15) Schlacht bey Pavia (aus Hottinger's Fortſetzung der Johann Müllerſchen Geſchichte der ſchweiz. Eidgenoſſenſchaft) . 346

III. Gedichte.

Seite

16) Geiſterbeſuch aus Shakeſpeare's Cymbeline (Ueberſetzung) 1

17) Gemälde aus Torquato Taſſo's befreitem Jeruſalem. (Ueberſetzung)
  - II. Gottfried und Argant der Heide . . 33, 57
  - III. Ankunft und Schlacht vor Jeruſalem. . . 313

18) Neue Fabeln von Demokrit Schmerzenreich.
  - 1. Die Sanften 113
  - 2. Die Kritikſchuſter 113
  - 3. Die Leute 137
  - 4. Guter Ton 137
  - 5. Die Unterirdiſchen 161
  - 6. Landſchaden 289

19) Die beyden Schmiede (epiſches Nachſpiel zur Laupenſchlacht) 183

20) Verdeutſchungen aus jenem Cancionero general.
  - Die Lilje? 217

21) Morgengang 241

22) Der Wein. (Variazion zu Novalis Allegorie) . 265

23) Die beyden Schwimmer (3 Romanzen) . . 340

24) Der Dechant von St. Jago . . . 195

IV. Schöne Kunſt und Literatur.

25) Bemerkungen über Volkspoeſie . . . 1

26) Das Geheimniß des Grabes, Trauerſpiel von D. Georg Döring 13

27) Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen für das Jahr 1825.
  - 1) Einleitung und Penelope . . . 41
  - 2) Orphea 69
  - 3) Rheinblüthen 74
  - 4) Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft . . 77
  - 5) Frauentaſchenbuch 149
  - 6) Minerva 162
  - 7) Eidora 250
  - 8) Beckers Taſchenbuch 254
  - 9) Cornelia 266
  - 10) Vergißmeinnicht von Clauren . . . 327
  - 11) Huldigung der Frauen 329
  - 12) Taſchenbuch von der Donau . . . 332
  - 13) Schleſiſches Taſchenbuch . . . 339
  - 14) Philomele, mähriſches Taſchenbuch . . 360
  - 15) Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen . . 363

Seite
28) Geſchichten, Sagen und Mährchen, von Steffens, Hoffmann, v. d. Hagen 97
29) Die Macht des Wahnes (Tragödie von Schier) 203
30) Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter in der neueren Zeit. V. Göthe 233
31) Unbekannt gebliebenes Gemälde von Giulio Romano 177
32) Ein Ausſpruch von Leibnitz über Macht und Anwendung der Muſik 277
33) Ueber den ſittlichen Einfluß der Schaubühne (von v. Weſſenberg) 258
34) Ein Brief Johann von Müller's an Sal. Geßner 138
35) Etwas über den Charakter der nordiſchen Poeſie 337

V. Rezenſirende Anzeigen der neueſten Literatur.

a. Deutſche Literatur.

1) Encyklopädie der Freimaurerei von C. Lenning 53
2) Der Himmelsgarten, eine Weihnachtsgabe von D. W. Harniſch 110
3) Beyträge zur deutſchen Schaubühne von Klingemann 143
4) Ehrentempel für Griechenfeinde 158
5) Wahrheit aus Morgenträumen von Friedrike Brun 180
6) Mediciniſches Taſchenbuch 184
7) Europa in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande von Meizel 215
8) Beyträge zur Kenntniß des Kaiſerthums Braſilien, von Georg Wilhelm Freyreiß 263
9) Leitfaden zum Vortrage der Naturgeſchichte auf Mittelſchulen, von D. St. W. Nenning 309
10) Phantaſiegemälde von D. Georg Döring 334
11) Novellen von L. Tieck 365

b) Ausländiſche Literatur.

1) Engliſche.

13) The European Review 30
14) Verſchnittene Ausgabe des Shakeſpeare 32
15) Neuer Roman von Walter Scott 32
16) Tales of a Traveller (von Waſhington Irving) 87
17) The character of the Russians 286

2) Italieniſche.

18) Real museo borbonico. Napoli 1824 86
19) Poesie di Angelica Palli. Livorno 1824 311

Seite

3) Spaniſche.

20) Cornelia Boroquis 159

4) Franzöſiſche.

21) Apologie de l'école romantique . . . 158
22) Instructions sur les paratonnerres . . . 240
23) Vie de Louis IX par M. le comte de Ségur . 366

5) Rußiſche.

24) Notizen über dieſelbe 86
25) Karamſin's Geſchichte Rußlands . . . 239
26) Der Polarſtern (Rußiſche Zeitſchrift) . . 240

VI. Notizen zu Kunſt, Wiſſenſchaft und Kultur; und Miſzellen.

27) Mollien's Mittheilungen über Kolumbia . . 86
28) Societät der Wiſſenſchaften zu Calcutta . . 87
29) Accademia Gioennia de scienze naturali in Catania . 160
30) Chemical society in London . . . 219
31) Dramatiſche Literatur in Haiti . . . 32
32) Geſalzene Hochzeit 56
33) Beauregard's Verſtummen aus Liebe . . 88
34) Leere Räume an der chineſiſchen und ruſſiſchen Grenze . 88
35) Paracelſus über Armuth und Frommheit . . 112
36) Tragbare Eisbrücken in Rußland . . . 136
37) Das Heer und der Troß der franzöſiſchen Theater . 160
38) Napoleon, Pius VII. und die römiſchen Kardinäle . 160
39) Roll- und Springſchlange 216
40) Epigramm auf Canova's Italia an Alfieri's Grab . 216
41) Paracelſus über Grobheit und Feinheit . . 240
42) Carnot und Napoleon 240
43) Neue Darſtellung alter Wahrheiten . . . 264
44) Göthe's Philoſophie 287
45) Rettung eines Wiegenkindes aus der Waſſersnoth . 288
46) Das Cölibat trägt zur Erhöhung der Bevölkerung bey . 288
47) Carnot verwirſt den Krieg der Republik gegen die Schweiz 288
48) Canova's Meiſterſtück, die Prinzeſſin Borgheſe . 312
49) Streckvers 312
50) Toleranz und Intoleranz, Selbſtſucht und Gerechtigkeit 336
51) Streckverſe 336

Geiſterbeſuch.

Ballade aus Shakspeare's Cymbeline.

Vorbemerkung.

Wenn man tauſend alte und neue Poeten geleſen, Shakspeare aber und einige deutſche Dichter nicht, ſo kann man noch immer verſucht werden, der Behauptung eines geiſtreichen Kritikers beizupflichten, daß es einem kunſtgebildeten Dichter unmöglich ſey, eigentliche Volkslieder zu erfinden; — ungefähr wie ein Kunſtgärtner die ſchönſten Schneckenberge, aber keine Schneckenhäuſer, zu bilden verſteht.

Es wird uns niemand ſo mißverſtehen, als ob wir das Weſentliche des Volksliedes, wie viele Dichter und Kritikaſter, in jener geſchmackloſen Außenſeite fänden, welche Bürger z. B. einigen ſeiner Balladen und Lieder, wie Lehmtaig, mit der Kelle angeworfen; durch jene Hurre hurre, Piff paff, hopp hopp hopp u. ſ. w.; — oder durch die Deutſchmichelei, wie ſie bei ihm und in einigen Voſſiſchen Liedern ſich breit macht; oder durch die abſichtliche Plumpheit, wie in Bürgers Weibern von Weinsberg; — oder gar in der eigentlichen popularen Pöbelhaftigkeit, womit einige Poeten, namentlich in Volksdialekten, und etwa wie die Hottentotten ſich mit Rußtalg und Dünger ſalben, ihre Muſe zu ſchmücken und zu allgemeinem Gebrauch zu empfehlen vermeynten. — Es giebt Poeten, welchen die Natur dieſe verſchiedenen Qualitäten nicht, wie der Ente, in den Mund gelegt, ſondern die ſich dieſelben aus Grundſatz angelernt, wie die engliſchen Offiziere, nach Shakspeare, das Anſtoßen im Reden nach dem Muſter des tapfern Heißſporn. Allerdings drückt ſich das Volkslied ſehr oft unbehülflich oder derb aus, allein gerade der Gegenſatz der zarten und tiefen Empfindung mit dem Ausdrucke derſelben hat etwas naiv-rührendes; wie wenn ein Kind einen Biſſen aus dem Mund nimmt, und ihn einem Menſchen, zum Zeichen ſeiner

Neigung, darreicht, welche Gaſtfreundſchaft, unter Erwachſenen nachgeahmt, ekelhaft wäre.

Eben ſo wenig iſt das Weſentliche des Volksliedes in dem Gegenſtande zu ſuchen. Das Ernſte, das Scherzende, das Traurige, nimmt ſich ſo gut im Volkston aus, als Dur und Moll, Allegro und Andante, auf der Flöte. Das Dies irae, Luthers Ein' veſte Burg, Novalis Wenn ich Ihn nur habe, ſind ächte religiöſe Volkslieder; Tiecks Blaubart verdient in höherem Grade das Prädikat eines Volksdrama's, als Hans Sachſens ergötzlichſte Faſtnachtspoſſe. Während bei Schiller, Göthe, Klopſtock, Wieland ſelten ein Anklang davon ſich findet, ſchenkt uns Uhland wohl ein halbes Dutzend Volkslieder, wie: Der gute Kamerad, Der Wirthin Töchterlein ꝛc.

Das Charakteriſtiſche des Volksgedichtes liegt zumeiſt im Ton deſſelben, welcher, eben ſo unmittelbar verſtändlich, von andrer Dichtung es unterſcheidet, als der Ton die Flöte vom Horn und allen andern Inſtrumenten; und welches Etwas faſt eben ſo ſchwer in Worten klar zu machen iſt, als man den eigenthümlichen Ton der Flöte genügend beſchreiben kann. Alſo muß man mit negativen Beſtimmungen, mit Merkmalen ſich behelfen; und unter letzteren ſind insbeſondere die Gefühls- und Gedankengänge und Sprünge des Volksgedichtes zu beachten, gleichſam die individuelle Taſtatur des Inſtrumentes, die den Ton hervorlockt. — In dieſer Beziehung vorzüglich finden wir auch die nachſtehende Ballade von Shakspeare ächt-volksthümlich, trotz dem, daß die römiſche Mythologie dem Meiſter nicht geringere Schwierigkeiten darbot, als Stein und Eiſen der Verdauungskraft eines Straußenmagens. — Vor den Sprüngen des Volksgedichtes ſoll ſich billig jeder nur an Kunſtpoeſie Gewöhnte, wie der Stubengelehrte vorm Eulenſpiegel, in Acht nehmen; es täuſcht ihn nicht ſelten in der Maske der Sinnloſigkeit, während es ſeine Logik oft in eine Partikel zuſammendrängt. Das Volksliedchen:

Da droben im Teich da ſchwimmt ein Fiſch —
— ja, luſtig, wer noch ledig iſch! (iſt)
Zu meinem Schatz da muß ich gehn,
und ſollt' er auch — am Fenſter ſtehn.

hab' ich zwei gründliche Geiſtesphiloſophen einſt einen ganzen Abend durchſeppen gehört. Das Ja ſchien ihnen äußerſt poſſierlich; die Auslaſſung der Vergleichungen eines Fiſches im Teich, im gefangnen Waſſer, mit einem Ehmann, und eines Ledigen mit einem Fiſch im Fluß — wäre ihnen nicht im Traum eingefallen: denn der gründliche Gelehrte hält es unter ſeiner Würde, zu träumen. Vollends abgeſchmackt ſchien ihnen die letzte Zeile, die doch, durch die überraſchende Wendung, den ſchalkiſchen Uebermuth erwiederter Liebe ſo lebendig als möglich ausdrückt. — Aus der bewußten oder der Kunſtpoeſie kann die Volkspoeſie nie begriffen werden, ſo wenig als das Ei aus dem Huhn; ſie verhält ſich zu ihr, wie Naturlaute zur Muſik, wie ein Novemberſturm zur Trompete; beide erhöhen oft einander, ohne harmoniſch einzuſtimmen.

Das Volkslied iſt das allerobjektivſte Gedicht, in ſo fern es als der Abdruck der Gefühls- und Denkweiſe des Volkes ſelbſt daſteht, demnach keinem Individuum des Volkes als Urheber ausſchließend anzugehören ſcheint; — es iſt in ſo fern aber auch das allerſubjektivſte, weil es als Ausfluß der Natur eines beſtimmten Volkes gänzlich in den Schranken dieſer Natur ſich hält, ohne irgend einen Anſpruch auf Allgemeingültigkeit im Verhältniß zu andern Völkerindividuen. — Herder, in ſeiner prophetiſchen Tiefe der Empfindung, hat ſeiner Sammlung von Volksliedern die Aufſchrift gegeben: Stimmen der Völker; — und damit mehr angedeutet, als in der gehaltreichen Vorrede zum Werke ſelbſt, uns demonſtrirend klar gemacht. —

Denen, welche mit dem Inhalt des Cymbeline nicht bekannt ſind, bemerken wir zum Verſtändniß des folgenden: Poſthumus iſt durch Hofintriguen von ſeiner Gemahlin Imogen, Tochter des altbrittiſchen Königs Cymbeline, getrennt; er kehrt, im Wahne noch, daß die edle Imogen ihm Treu gebrochen, von Rom heimlich nach Britannien zurück, ficht unerkannt im Heer der Britten, entſcheidet den Sieg gegen die Römer und das Schickſal iſt verſöhnt. — In der Zeit kurz vor dieſer glücklichen Wendung ſpielt die nachſtehende Szene.

(Feierliche Muſik. Es erſcheinen als Geiſter: Sizilius Leonatus, Vater, ein alter Mann, in kriegeriſchem Anzug; er führt an der Hand eine bejahrte Matrone, die Mutter des Poſthumus; Muſik voraus. Sofort, mit einer zweiten Muſik, folgen die beiden jungen Leonate, Brüder des Poſthumus, mit Wunden, wie ſie geſtorben im Kriege. Sie ſtellen ſich im Ring um den Poſthumus, welcher ſchlafend daliegt.)

Sizilius.

Laſſ' ab, du Donnermeiſter! gram
dem Erdenwurm zu ſeyn;
auf Mars ergrimm, auf Juno ſchilt,
die deine Buhlerein
nach Würden ahndet.

That je ein Arg mein armer Sohn,
deſſ' Aug' ich nie geſeh'n?
Ich ſtarb, eh' ihn dem Mutterſchooß
entwand die Kraft der Weh'n;

Deſſ' Vater — nennt man Vater doch
der Waiſen dich zumal —,
Du mußteſt ſeyn, ihm Schutz verleih'n
vor dieſer Erdenqual.

Mutter.

Mir half Luzina nicht, die hin
in meinen Wehn mich nahm,
daß, mir entriſſen, Poſthumus
noch ſchrei'nd, zum Feinde kam;
Ding' zum Erbarmen!

Sizilius.

Natur ſo fein gebildet hat,
gleich ſeinen Ahnen, ihn:
daß ihm, Sizilius würdgem Sohn,
die Welt den Preis verlieh'n.

1. Bruder.

Nun er zu Mannes Reife kam:
wer war da der Britann,
der ihm zur Seite ſtehen kunnt?
wer war ſo würdig dann

in Augen Imogen's, die ihn
am beſten ſchätzen kann?

Mutter.

Was äffte man durch Heirath ihn,
was bannte man, was trieb
vom Leonatus-Erb man ihn,
von ſeinem Herzenslieb
hold Imogen?

Sizilius.

Was litteſt Du, daß Jachimo
Italiens Lotterzucht,
entflammt ſein edles Herz und Hirn
mit eitler Eiferſucht?
geneußt, in unſres Sohnes Schmach,
des Bubenſtückes Frucht?

2. Bruder.

Drum, von dem Haus der Ruhe nahn
die Eltern und wir zween:
die, ſtreitend für das Vaterland,
man tapfer fallen ſeh'n,
in Treuen, für Tenanzius Recht,
mit Ehren zu beſtehn.

1. Bruder.

Gleich tapfer hat ſich Poſthumus
bewährt dem Cymbelin.
Was hältſt du, Götterkönig, denn
ſo lang' den Lohn ihm hin,
daß ihm verdienter Ruhm und Dank
zu lauter Leid gedieh'n?

Sizilius.

Auf dein kriſtallen Fenſter! ſchau'!
wie lang willſt du dich ſchlimm
erweiſen ſolchem Heldenſtamm
mit deinem mächt'gen Grimm?

Mutter.

Nun unſer Sohn ſo wacker, Zeus:
ihn ſeiner Noth entnimm!

Sizilius.

Lug' durch dein Marmelhaus, und hilf!
wir armen Geiſter ſchrein
ſonſt gegen deine Gottheit auf
zum lichten Götterreihn.

Beide Brüder.

Hilf, Zeus! wir fleh'n zu Andern ſonſt,
daß Sie uns Schutz verleih'n.

Jupiter

ſteigt nieder in Donner und Bliz, ſitzend auf einem Adler; er ſchwingt einen Donnerkeil. Die Geiſter fallen auf die Kniee.

Jupiter.

Nicht mehr, der niedern Kreiſe ſchwache Geiſter!
härmt unſer Ohr. Wie habt ihr euch erkeckt
den Donnrer anzuklagen, den als Meiſter
des Strals ihr kennt, der alle Meuter ſtreckt?
Fort, arme Schatten aus Elyſium! raſtet
auf eurer Blumenauen Immergrün,
von Sorg' um Menſchenlooſe nicht belaſtet,
die Unſer iſt, ihr wißt, nicht Euer Mühn.
Mit Unheil plag' ich, dem ich Heil will geben;
jemehr gekürzt, jemehr gewürzt. Getroſt!
den ſchwergebeugten Sohn will Ich erheben,
ſchon keimt ſein Glück, der Prüfung Sturm vertoſt.
Mein Stern war ſein Geburtslicht. Er vermählte
in meinem Tempel ſich. — Auf und davon! —
Bald geb' ich ganz ihm heim die Auserwählte,
und höher Heil iſt ſeiner Leiden Lohn.
Dieß Täfelein legt auf die Bruſt ihm nieder,
das Unſren Willen, ſein Geſchick, umfaßt;
dann weg! und fürder hemmt die Klagelieder,

eh eures Eifers Gluth den meinen faßt. —
Steig, Adel-Aar! auf, zum Kriſtallpallaſt!

Horſa.

Gemälde aus dem Kriege zwiſchen Nordamerika und England in den Jahren 1812 — 1815.

(Beſchluß.)

Der Krieg im Süden. Vertheidigung von Neuorleans. Frieden.

Mit Beſorgniß hatte der Kongreß gleich zu Anfang des Krieges auf den Süden der V. St. geblickt, weil zu erwarten ſtand, daß die Indianer, der erhaltenen Wohlthaten uneingedenk, auch hier, wie im Norden, durch die Engländer aufgehetzt, zu den Waffen greifen würden. Sie theilten auch wirklich in der Stadt **Penſacola** an die **Seminolen** und **Creeks** in **Florida** Geſchenke und Waffen aus. Der gewaltige **Tecumſeh**, der im Norden ſo furchtbar geweſen, war eigens zu den ſüdlichen Indianern gekommen, um ſie, gleich einem Demoſthenes durch donnernde Reden, zum Krieg gegen die V. St, aufzufordern. In **Georgien**, **Teneſſee** und am **Miſſiſſippi** rüſtete man ſich, da das Gebiet dieſer Provinzen zunächſt bedroht war.

Die Ueberrumpelung des Forts **Mims** und Niedermetzelung der amerikaniſchen Beſatzung daſelbſt (1813) war das Signal, welches die wilden Indianer zu ihrem ſchrecklichen Krieg erhoben. Darauf flüchtete alles in das Fort **Mobile** an der gleichnamigen Bai; die blühendſten Pflanzungen waren in einem Augenblick zerſtört. Die Generale **Jackſon** und **Coke** marſchirten mit den Milizen von Teneſſee gegen die Creeks. Bei **Talledega** wurden ſie in einem mörderiſchen Gefecht geſchlagen. Der General **Floyd** rückte mit den Milizen von Georgien von einer andern Seite in das Gebiet der Creeks ein; ihnen hatte ihr Prophet verheißen, daß kein Weißer ſie beſiegen könne. Sie ſtunden am Fluß **Tallapooſe**, wo ſie von den Amerikanern angegriffen und geſchlagen wurden; unter den Todten lagen auch die Könige der Stämme **Antoſſis** und **Talaſſis**. Eben ſo wurden ſie am Fluſſe **Alabama** vom General Clairborne überwunden.

Ungeachtet dieſer verſchiedenen Niederlagen ſetzten die Indianer den Krieg mit einer Wuth und Wildheit fort, wovon ſich nur derjenige einen rechten Begriff machen kann, der ihre Art zu ſtreiten aus eigner Erfahrung kennt. Keinen Augenblick, weder Tag noch Nacht, waren die Amerikaner ſicher, und wehe denen, welche, von den Wilden überraſcht, in ihre Hände fielen. Der Sieg der Amerikaner am Fluſſe Cooſe, da wo er eine Krümmung, ähnlich einem Hufeiſen, macht, entſchied den Krieg im Süden gegen die Wilden. Die Propheten hatten den Indianern verkündigt, daß ſie hier ſiegen oder fallen müßten. Die Stämme der Oakfuskis, Oakshaga, Hillebis, Fiſchponds und Eupanta hatten ſich hier verſammelt. Der General Jackſon griff ſie auf allen Seiten an; ſeine Artillerie machte ein ſchreckliches Feuer auf ſie und bald war alles mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Unter den Todten war auch der große Prophet Manahoe. Die Creeks flohen zu den Spaniern nach Penſacola oder flehten durch ihre Propheten das Mitleid der Amerikaner an. Sie erhielten den Frieden auf gerechte Bedingungen; ſie mußten einen Theil ihres Gebietes abtreten, Straßen durch ihr Land machen laſſen, die Schifffahrt der Ströme frei geben und alle Verbindung mit den Spaniern und Engländern abſchneiden.

Der General Jackſon verlegte nach dieſem Siege ſein Hauptquartier nach Mobile; denn die Beſorgniſſe im Süden waren keineswegs verſchwunden. Drei engliſche Kriegsſchiffe kamen im Auguſt 1814 nach Penſacola, wo ſie abermals Waffen und Munition unter die Indianer austheilten und eine Beſatzung von 300 Mann in das Fort warfen. Vergeblich beſchwerte ſich Jackſon bei dem ſpaniſchen Statthalter über ſeine feindſelige Stellung, die er gegen die V. St. annehme. Der Oberſt Nichols kreuzte mit ſeinen drei Kriegsſchiffen vor dem Fort Bowyer, das den Eingang in die Bai Mobile vertheidiget, und erließ eine Proklamation an die Bewohner von Kentucky, Teneſſee und vorzüglich Louiſiana, „um ihr Gebiet von der Uſurpation und Unterdrückung der Amerikaner loszureißen.“ Darauf verſuchte er einen Angriff auf das Fort, ward aber mit großem Verluſt zurückgetrieben.

Da die Spanier keiner Vorſtellung Gehör gaben, marſchirte

Jackſon gegen Penſacola: er ſetzte der Stadt ſo gewaltig zu, daß ſie ſich ergeben mußte. In der beſten Ordnung zogen die Amerikaner in dieſelbe ein und rüſteten ſich zum Angriff des Forts; allein die Englärder ließen es nicht ſo weit kommen, ſondern räumten es wieder und ſchifften ſich ein.

Mittlerweile wurde die Lage der Dinge immer beunruhigender für Louiſiana, eine der jüngern Provinzen der V. St., wohin der Kriegslärm bisher noch nicht gedrungen. Die Pflanzer, meiſt franzöſiſcher Abkunft, von ſanftem, geſelligem und ruhigem Charakter, würden kaum bemerkt haben, daß Krieg ſey, wenn ſie nicht das Stocken des Handels daran erinnert hätte. Da erließ der Statthalter Clairborne auf einmal einen Aufruf an das Volk, ſich in Maſſe zu erheben, und ertheilte den zwei Diviſionen Milizen unter den Generalen Villère und Thomas den Befehl, auf das erſte Zeichen marſchfertig zu ſeyn. Jetzt ſey die Zeit da, hieß es, das verläumderiſche Gerücht Lügen zu ſtrafen, als ob die Bewohner der Provinz Louiſiana der Föderation längſt abhold wären. Vorzüglich große Thätigkeit zeigte ſich in Neuorleans; keiner, der Waffen tragen konnte, blieb zurück. Zu Anfang des Dezembers (1814) erſchien der General Jackſon in der Stadt, um die Vertheidigungsanſtalten zu leiten.

Neuorleans liegt am Miſſiſſippi, deſſen Mündung mit gefährlichen Sandbänken und Klippen bedeckt iſt; darauf verengt ſich der Strom, iſt reißend und hat viele Krümmungen, welches die Vertheidigung nicht wenig erleichtert. Die vielen Durchfahrten oder kleinen Buchten, die er bildet, wurden ungangbar gemacht, ſeine Ufer befeſtiget, um jedes Schiff vom Strom abzuhalten; eine ſtarke Batterie auf einer kleinen Inſel, genannt Cheſmenteur, verſchloß den Engländern den Zugang zur Stadt auf dieſer Seite. Auf gleiche Weiſe wurde der Zugang zum See Pontchartrain beſetzt, und die Erdzunge, die zwiſchen den Seen und dem Miſſiſſippi iſt, unwegſam gemacht.

Am 5. Dezember zeigte ſich die engliſche Flotte, etwa 60 Segel ſtark, auf der öſtlichen Küſte des Miſſiſſippi. Aller Vertheidigungsanſtalten ungeachtet war der engliſche General Keane mit 3000 Mann durch Verrätherei bis in die Nähe des Kanals

Rodrigue vorgedrungen. Auf die erſte Nachricht von dieſem Unfall rückte Jackſon dem Feinde entgegen, den er ſogleich angriff; aber ein dichter Nebel, der ſich erhob und alles einhüllte, hinderte ihn, etwas entſcheidendes auszuführen. Er verſchanzte ſich, ſo gut es die Eile zuließ, auf dem Poſten, den er eingenommen. Indeß landete Sir Edward Packenham, der Oberbefehlshaber der engliſchen Truppen, den Reſt ſeiner Armee und all ſein grobes Geſchütz. Er verſuchte es nun, den General Jackſon aus ſeiner Stellung zu vertreiben; aber nach einem ſiebenſtündigen, blutigen Gefecht mußte er unverrichteter Dinge abziehen.

In Neuorleans, von welchem der Feind nur 6 Meilen entfernt war, wurde indeſſen das Kriegsgeſetz verkündet, das heißt, alle Friedensgeſchäfte mußten ruhen und jeder nur für den Dienſt und die Vertheidigung des Vaterlandes wachſam ſeyn. Unbeſchreiblich iſt der Eifer, der alle Herzen zu einem ſo edeln Unternehmen beſeelte. Alles war nur Leben und Bewegung, nirgends Bangigkeit oder Furcht, und die Frauen, wie wir dieß ſchon oftmals von den Amerikanerinnen gerühmt, wetteiferten auch hier mit den Männern, und waren ihnen, nächſt dem Vaterlande, der ſüßeſte Antrieb zu Thaten.

Mit dem erſten Morgenſchimmer des Neujahrs 1815 begrüßte der Donner des engliſchen Geſchützes die Amerikaner, welche alsbald eben ſo feurig antworteten. Darauf geſchah ein wüthender Angriff auf ihre linke Flanke; aber mit großem Verluſt wurden die Engländer zurückgetrieben. Die Kanonade dauerte von beiden Seiten den ganzen Tag fort und am Abend zog ſich Packenham in ſeine alte Stellung zurück.

Nach einigen Tagen verſtärkten 2000 Kentuckier, unter ihrem General Adair, Jackſon's kleines Heer. Auch den Engländern brachte der General Lambert 6000 Mann, ſo daß ihre Geſammtmacht ſich auf 15,000 Mann belief, wogegen die Amerikaner im Ganzen nur 6000 Mann (darunter 1000 Mann Linientruppen) zählten.

Packenham rüſtete zu einem entſcheidenden Angriff auf die Amerikaniſche Poſition. Zu dem Ende grub er mit erſtaunlicher Anſtrengung einen Kanal von den Sümpfen an, die mit dem See

Pontchartrain in Verbindung ſtehn, bis zum Miſſiſſippi und brachte eine Menge Schiffe auf dieſen Fluß. Der Sturm ſollte zu gleicher Zeit über das Hauptkorps der Amerikaner am linken Ufer, und über die Batterien, welche das rechte Ufer vertheidigten, losbrechen.

Aber auch Jackſon war nicht müßig. Er vollendete ſeine Verſchanzungen, die eine gerade, 500 Klafter lange Linie bildeten; acht verſchiedene Batterien vertheidigten dieſelbe. Der Graben, welcher den Zugang wehrte, war mit Waſſer angefüllt; 3000 Mann, bei denen der Oberkommandant ſich in Perſon befand, bewachten dieſen Poſten. Am rechten Ufer hatte man eine Batterie von fünfzehn Kanonen errichtet; hier ſtand der General **Morgan** mit den Milizen von Louiſiana und einem ſtarken Detachement Kentuckier. Um ferner dem Feinde jeden andern Angriff, als auf der Seite, wo man zu ſeinem Empfang vorbereitet war, zu wehren, bekam der Oberſt **Reubin Kemper** den Auftrag, alle Durchgänge oder kleine Buchten aufs ſtrengſte zu bewachen. Die verſuchteſten Leute aus dem Heere wurden ihm zu dieſer wichtigen Sendung mitgegeben.

So rückte der, in der jungen Geſchichte der amerikaniſchen Freiſtaaten ewig denkwürdige Tag heran (es war der 8. Jänner 1815), welcher über das Schickſal von Neuorleans und Louiſiana entſchied und das Ende dieſes gefahrvollen Kriegs durch die glorreichſte Waffenthat krönte. Auf dieſen Tag nämlich hatte der engliſche Oberfeldherr den allgemeinen Angriff feſtgeſetzt. Zuerſt ward der Oberſt **Thornton** mit beträchtlichen Streitkräften befehliget, den General Morgan von ſeinem Poſten am rechten Ufer zu verdrängen; dann rückte Packenham ſelbſt gegen die Vertheidigungslinien Jackſon's. Seine Armee, beſtehend aus 12,000 Mann, hatte er in drei Diviſionen abgetheilt, unter dem Befehl der Generale **Gibbs**, **Keane** und **Lambert**; letzterer führte die Reſerven an.

In geſchloſſenen Kolonnen zogen die Engländer die Ebene daher, welche ſich vor den Verſchanzungen der Amerikaner ausbreitete; jeder Soldat trug, außer ſeinen Waffen, noch Faſchinen und Leitern. Eine feierliche Stille herrſchte, bis ſie in die Schußweite einer Kanone kamen; darauf folgte eine ſchreckliche

Kanonade. Immer vorwärts rückten die Engländer in guter Ordnung, ſchnell ſich anſchließend, wo die Artillerie ihre Reihen gelichtet hatte. Jetzo konnte ſie das kleine Gewehr erreichen, welches, in Verbindung mit dem groben Geſchütz, eine ſolche Verwüſtung unter ihnen anrichtete, daß alle ihre Kolonnen in die größte Unordnung geriethen. Nie war ein Feuer lebhafter und mörderiſcher, als das der Amerikaner. Die, welche in der zweiten und dritten Linie ſtunden, luden blos die Flinten und überreichten ſie den Vordermännern, alſo daß von einem Ende der Verſchanzungen bis zum andern das Feuer keinen Augenblick unterbrochen war und den ſichern Tod in die Reihen der Feinde trug.

Da hatten die engliſchen Generale große Mühe, ihre Truppen zuſammenzuhalten, welche nach allen Richtungen flohen. In dieſer Bemühung fiel der Oberfeldherr Sir Edward Packenham, tödtlich verwundet. Die Generale Gibbs und Keane ſammelten indeß die zerſtreuten Truppen wieder und rückten zum zweiten Male vor. Vergeblich. Das Feuer der Amerikaner war zu mörderiſch; wer konnte, floh. Einige Pelotons jedoch drangen, voll verzweifelten Muthes, bis zum Graben vor, wo ſie alle ihren Tod fanden. Noch gaben die engliſchen Generale die Hoffnung nicht auf; ſie verſuchten es, den Muth ihrer Truppen friſcherdings zu beleben und führten ſie nochmals gegen den Feind. Alle Offiziere theilten redlich ihren Eifer, und zeigten einen Muth, der würdig eines beſſern Schickſals geweſen wäre. Alle Anſtrengungen waren vergeblich, und die Soldaten flohen lieber, als daß ſie dem gewiſſen Tod entgegengingen. Die Generale Gibbs und Keane, erſterer tödtlich, letzterer ſchwer verwundet, wurden ab der Wahlſtatt getragen. Der General Lambert war noch der einzige Unbeſchädigte, der nun den Oberbefehl übernehmen konnte. Er ſah die Unmöglichkeit, die Truppen zu ſammeln und zu einem neuen Angriff zu ordnen, und kehrte in aller Eile in die Poſition zurück, welche er dieſen Morgen verlaſſen. Ueber 2000 Engländer lagen todt auf dem Schlachtfeld, ohne die ſchwer Verwundeten, welche nicht fliehen konnten. Die Amerikaner zählten 7 Todte und 6 Verwundete. Selten oder nie ſah man, wenn man die kurze Dauer des Kampfes und die Zahl der Streitenden betrachtet, einen ſo ungeheuern Verluſt, wie der engliſche war, durch ſo geringe Kräfte herbeigeführt.

Indeß hatte der Kampf auch am rechten Ufer gewüthet; der Oberſt Thornton griff die Poſition des General Morgan muthig an, als er gefährlich verwundet niederſank. Da übernahm der Oberſt Gobbins an ſeiner Stelle das Kommando. Zwar erkämpften hier die Engländer einige Vortheile; aber ſie konnten ſie nicht benutzen. weil der General Lambert die Ordre zum Rückzug gab, der, bald nach dieſen Vorgängen, eine Unterredung mit dem Admiral Cochrane hatte, welche da hinaus lief, daß man das Unternehmen aufgeben müſſe. So zogen die Engländer in der Nacht vom 17. zum 18. Jänner ab und ſchifften ſich wieder ein.

Zum Beſchluß machte der Admiral Cochrane noch eine ſchreckliche und fruchtloſe Kanonade auf das Fort St. Philipps am Miſſiſſippi.

Die Nachricht des glorreichen Sieges bei Neuorleans war mit der Bothſchaft des Friedens begleitet; unbeſchreiblich war die Freude in allen Staaten über die doppelt frohe Kunde: überall leuchteten Freudenfeuer.

Schon im erſten Jahr des Kriegs hatten Friedensunterhandlungen begonnen. Der Kaiſer von Rußland trug den ſtreitenden Mächten ſeine Vermittlung an; Amerika zögerte nicht, ſie anzunehmen; es ſandte ſeine Abgeordneten zum Kongreß nach Gothenburg. Man konnte über die Friedenspunkte nicht einig werden; England ließ es mit Willen zu keinem Reſultat kommen, weil die vorgehaltenen Friedenshoffnungen ein bequemes Mittel waren, die Zwietracht und den Partheikampf in den Staaten zu nähren und ſo eine Vereinigung aller Kräfte zu hindern. Englands treuloſe Abſichten waren klar: es verlangte ſogar Abtretung eines großen Landſtriches. Dieſe Zumuthung wies der Kongreß mit gerechtem Unwillen von ſich; einmüthig riefen alle, daß kein Fußbreit Landes vom heiligen Boden des Vaterlandes abgetreten werden dürfe.

Aber der Verluſt von 2000 Schiffen, die meiſt dem Handel beſtimmt waren, die glorreichen Kämpfe der Amerikaner zur See, und die Eintracht und Begeiſterung, welche in den Staaten nach dem Brand von Waſhington herrſchte, dies alles ſtimmte den Uebermuth der Engländer herab. Im Frieden erhielt Amerika das, wofür es die Waffen ergriffen hatte, Freiheit des Handels und ſtillſchweigende Aufhebung des Matroſenpreſſens; dagegen willigte es in die Aufhebung des Sklavenhandels und in Grenzberichtigungen gegen Kanada; verlor aber keinen Fußbreit Landes.

So endete dieſer Krieg, nachdem er 2 1/2 Jahr gedauert hatte. Mit Ehren trat die Nation aus demſelben; aber er enthüllte auch manche Gebrechen in der Verfaſſung der Staaten, namentlich in Bezug auf das Militairweſen. Es war eine heilſame Lektion, die ſie dadurch erhielten, und ſie zeigte der Föderation den Weg, welchen ſie in einem ähnlichen Fall für die Zukunft einzuſchlagen habe. Die Marine nahm von dieſer Zeit an die ganze Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der Nation in Anſpruch, ſie muß das Bollwerk für die Freiheit der Staaten und für die Freiheit der Meere werden. Der Patriotismus ward neu belebt und das Band der Eintracht feſter um alle Staaten der Föderation geſchlungen. Seitdem blickt die alte Welt mit Wohlgefallen oder Neid auf das unermeßliche Gebiet jenſeits der Meere, das einen herrlichen Verein jugendlicher Freiſtaaten umſchließt; die Heimath und das heilige Aſyl aller freien und großartigen Ideen. Was auch Leidenſchaft oder böſer Wille ſo mancher Schriftſteller und Reiſenden ſchlimmes melden mag, es lebt ein großartiger Geiſt in der Verfaſſung der Staaten, wie wir ihn nirgends ſonſt in der Geſchichte finden, und dieſer Geiſt — es kann nicht fehlen — muß dereinſt alle Staaten mit ſeinem Leben durchdringen. Franklin ſagte: „Der Krieg der Revolution ſey da geweſen; jetzt müſſe noch der der Unabhängigkeit kommen.“ Er kam und Amerika beſtand ihn glorreich. —

Das Geheimniß des Grabes.

Ein Trauerſpiel in fünf Akten von Dr. Georg Döring. Frankfurt am Main, in der Herrmannſchen Buchhandlung 1824.

(Beſchluß der Kritik.)

Wenn wir oben geſehen haben, wie ſchön Herr Dr. Döring nicht ohne ihm eigenthümliche Nüancen ſich zum Repetenten früherer Dichter beſtimmt hat, ſo daß ſich erwarten läßt, man werde in ſeinen ſämmtlichen Werken einen Extrakt der geſammten neueren Literatur antreffen, und ſich alſo künftig die Mühe erſparen können, dieſes weite Gebiet ſelbſt zu durchwandern, ſo iſt man gewiß begierig, des Herrn Doktors eigentliche Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Denn was uns bisher davon gleichſam blos beiläufig bekannt geworden iſt, das offenbart ſich ganz in ſeiner Szenik, Dialogik, Verſifikation und Diktion.

Was die Szenik angeht, ſo fragen wir, ob es eine künſtlichere, manche werden vielleicht ſagen, gekünſteltere, giebt, als ſeine? Man erinnere ſich z. B. nur an die Art und Weiſe, wie die Unbekannte mit ihrer Tochter in Verbindung geſetzt wird. Sie tritt, wie wir wiſſen, grade auf, als Blanka die Mächte des Lebens und des Todes angerufen hat um die Erſcheinung ihrer Mutter. Wir brauchen hier keine Zufälligkeit anzunehmen, und die Unbekannte iſt aller Verlegenheit enthoben, ſich ſelbſt bei Blanka unter fremder Geſtalt einzuführen, denn ſie iſt ja ſchon bei ihr in deren Geiſte eingeführt. Und daß die Unbekannte einen ſo günſtigen Augenblick nicht verpaſſe, hat ſie Bertrand vorher in einen Pavillon des Gartens, wo Abdallah mit Blanka ſpricht, eingelaſſen, wie uns derſelbe ganz heimlich verſichert, als er am Schluß der erſten Szene des erſten Aktes den Lovin allein läßt. Aber daß Blanka auch grade an ihre Mutter denken mußte, zu ſo gelegener Zeit, an ſo gelegenem Ort! ruft Skeptikus. Weißt Du nicht, entgegnen wir, daß wir grade dann an Leute denken, wenn ſie im Begriff ſind, um die Ecke und uns entgegen zu kommen? Und daß das ſo und nicht anders ſeyn muß, hat längſt der thieriſche Magnetismus bewieſen; alſo beruhige Dich. Meinetwegen, entgegnet Skeptikus, aber dann müßte Blanka von ſelbſt darauf gekommen ſeyn, ſo aber bringt ſie ja Abdallah erſt auf die Mutter, da ſie vorher dieſelbe über Lovin, den ſie ſo eben erblickt, gänzlich aus dem Gedächtniß verloren; und erinnert ſie nicht obendrein Abdallah blos an ihre Mutter, um ihr Haß gegen den Vater beizubringen? — Vertrefflich entgegnen wir, das iſt eben die Kunſt des Dramatikers, daß jede Szene nicht blos ſich ſelbſt, ſondern auch zur Herbeiführung jeder folgenden diene. Skeptikus muß dieſes zugeben, ſchweigt aber doch nicht, ſondern fährt fort: Richtig; aber dieſe Szene iſt für ſich ganz unnütz, denn weder erreicht in ihr ſelbſt Abdallah ſelbſt ſeinen Zweck, der Tochter Herz vom gräflichen Vater abzulenken, noch begründet dieſelbe ſonſt ein für die Handlung des ganzen Stück's fruchtbares Verhältniß. Daher ſchließt Skeptikus, indem er ſich in einen Kritikus verwandelt, iſt dieſe ganze Szene bloß fur die folgende erfunden, und iſt eben deßhalb ein bloß aufgeſetzter Flicklumpen, der ſo die Harmonie des Ganzen ſtört, als wenn bey Verwandlung der Dekorationen zur folgenden Szene, die Maſchiniſten auf dem Theater herumlaufen und ziehen und ſchreien. Um nicht ja zu ſagen, antworten wir etwas höflicher als zuvor: Sie nehmen es auch gar zu genau! Bedenken Sie nur, wo bliebe bey ſolchem Kritiſiren die poetiſche Freyheit und wie viel deutſche Dramatiker könnten eine ſolche Probe aushalten? Außerdem rechnet ſich Herr Dr. Döring zu den Romantikern, wenigſtens hat er ſeinen „treuen Eckart“ ein romantiſches Trauerſpiel genannt, und da darf man nach der Herbeyführung der Szenen ſo genau nicht fragen. Ich will, ſagt Kritikus, ſchweigen, wenn Sie in Tiecks Stücken, wo's bunt genug her geht, eine einzige ſo durchaus an ſich überflüſſige Szene, wie dieſe, die im Ganzen fehlen könnte, aufzuweiſen im Stande ſind. Wir können's leider nicht und müſſen jenem das letzte Wort laſſen, da noch dazu bey dramatiſchen Mährchen ein ganz anderes Geſetz gilt, als bey ſolchen Stücken, die altclaſſiſche Form wie gegenwärtiges affektiren. Und ſomit iſt klar, daß dieſe Szene höchſt ungeſchickt bloß um die Unbekannte einzuführen, erfunden iſt, welche Einfuhrung noch dazu das wahnwitzige Verhältniß zwiſchen ihr und Blanka begründet.

Aber die Dialogen? Einige ſind, z. B. der zwiſchen Bertrand und Lovin, nicht mißlungen. Aber Erſtaunen erregt in dieſer Rückſicht die ſechste Szene des vierten Aktes. Da verſteht Lovin die Unbekannte nie, ja er hört gar nicht auf ſie. Als dieſe nämlich nach dem feierlichen Empfange Margarithen's in den noch erleuchteten Saal getreten, die Kränze von Margarithens Namenszug geriſſen, ihre Eiferſucht und Luſt ſich zu rächen laut geäußert, und ſo ihre die Abſicht ausſprechende Rede geſchloſſen:

„Ein Wort von mir, die Schlang iſt losgelaſſen,
Ihr Gift ſtrömt in den Jubel der Vermählten“

da entgegnet Levin:

Ihr ſeyd im Irrthum! Margarithens Ankunft
Ward froh begangen.

und gleich darauf eröffnet er der ſo empörten Unbekannten, von deren Benehmen er anfangs ſelbſt geſagt: „Welch ſonderbar Beginnen!“ — wie ſüße Hoffnungen er jetzt auf des Grafen Alban freundlichen Empfang baue. Aber die Erklärung zu ſolchem, noch ſonderbareren Beginnen Levin's liefert die leicht zu erweiſende Bemerkung, daß er nicht minder träumeriſch als ſeine Geliebte iſt. Weniger zu verwundern iſt es, wenn wenigſtens vier Zwiegeſpräche dazu verwendet werden, um dasjenige zu berichten, was der Handlung im Stücke vorausgegangen iſt; denn ſeit Müllner's langweiligem Geſpräche, welches ſeinen König Yngurd eröffnet, ſcheint dieſe Manier von deutſchen Dramatikern bequem gefunden und alſo angenommen worden zu ſeyn. Aber auch hierbey iſt Herr Dr. Döring originell, was zu erkennen wir ja eben bemüht ſind. Denn wenn wir das erſte Geſpräch zwiſchen Bertrand und Levin ausnehmen, ſo erzählen Alban und Abdallah und die Unbekannte und Abdallah einander wechſelſeitig, was ſie mit einander gethan und erlebt haben, ohnerachtet ein großer Theil davon ſchon in andern Geſprächen berührt worden. Man vergleiche hierüber die erſte, zweyte und dritte Szene des zweyten Aktes und die fünfte Szene des dritten Aktes.

Was die Verſe nun angeht, ſo ſind viele Jamben tadellos, wie denn auch die deutſche Sprache faſt von ſelbſt in die Jamben fällt. Daß Herr Dr. Döring in Monologen da, wo das Gefühl lebhafter angeregt wird, nicht blos den Reim eintreten, ſondern auch den jambiſchen Rythmus in trochäiſchen ſich verwandeln läßt, macht dann einen guten Eindruck, wann es ſo eingeführt wird, wie in der 5 Szene des 2 Aktes, wo Lorin, als er ſeinen Liebesgedanken nachhängt, plötzlich Blanka'n vorübergehen ſieht. Weniger geſchickt ſind ſie für das philoſophiſche Träumen Blanka's über das Eins ihrer Mutter, deren Bild und Traumbild angewandt. Vergleiche die in unſrer Kritik, auf Seite 271 dieſer Blätter, angeführte Stelle. Dieſe, ſo wie die andern angeführten Stellen werden dem Auge des Kenners manche zu ängſtlich abgezählte Verszeilen darſtellen. Viele werden durchaus hart, wie z. B. S. 22.

Blanka.
Den Namen meiner Mutter
Abdallah.
Ich bin's, Gnäd'ge.

S. 75. O Himmel, ſag'! wo's höh're Wonnen gibt?
— 72. Euch will | ich mich | vertrau'n | ihr ſollt | entſcheiden

Dieſe genügen um zu zeigen, daß es dem Herrn Döring eben nicht beſſer gegangen als ſeinem Guido (S. 11), daß er ſich aber nicht zu viel Mühe mit dem Abwägen der Sylben gegeben hat.

Schwerer als alles übrige wird uns zur Prüfung der Diktion *) die Auswahl der lobenswürdigen wie der tadelnswürdigen Stellen. Denn die Meiſten der erſteren Gattung ſtreifen zum Mindeſten an die Klaſſe der Reminiszenzen und unter der Menge der letztern fürchten wir meiſt auf ſolche zu ſtoßen, auf welche Herr Dr. Döring ſich vielleicht etwas zu Gute thut. Wir müſſen auf die Gefahr hin es wagen.

Zu den beſſern Stellen rechnen wir folgende, welche das Geſetz für geſchmackvolle Anordnung eines Gartens ausſpricht:

S. 3. Gern weilt das Auge auf dem lichten Punkt (?)
Wenn wir den dunkeln Schattengang verlaſſen,
Und freudig ſchweift es in die weite Ferne,
Nachdem's im grünen Dickicht ausgeruht ꝛc.

S. 4. wo der Gärtner ſeine Freude ſchildert, die er an ſeinen Pflanzen und Blumen bey jedem wiederkehrenden Frühling hat.

— Wenn mit lebend'gem Gruße nun
Der Frühling aus dem Winterſchlaf ſie weckt,

---

*) Hierunter verſtehn wir allemal mit den Worten zugleich die Gedanken.

So ſcheint mir's, alte Freunde kehren wieder
Und rufen meinen Namen liebevoll. —

S. 12. ſagt Guido luſtig genug:

Gott Lob, in der Provence blüht die Kunſt
Jetzt ſo gewaltig, daß kein Braten mehr
Verſpeiſ't wird ſonder einigen Geſang.

Hierbey ſey nachträglich bemerkt, daß der allgemein verachtete Guido ohne Widerrede die beſte Figur im ganzen Stück iſt, wie ſehr ihn auch Alban, Lovin, und Blanka dazu, verächtlich traktiren. Er hat bey aller ſeiner Geckenhaftigkeit doch Rührigkeit, ſelbſt Muth, der ſich bey dem Entwenden des Bildes vom Grafen gar nicht ſchrecken läßt, (denn er will's nun einmal der Blanka ſchenken) deſſen Böſethun ſogar ironiſirt, der ſich ehrlich und offen gegen Lovin benimmt, der endlich, obwohl er kein Dichter iſt, doch ſo viel Witz und Humor hat, eben über dieſen Mangel der Naturgabe ſich ſelbſt zu beſcherzen. —

S. 56 ſagt Abdallah zu Guido, da ihm die ſchönfarbigen Giftviolen wie ein Regenbogen vorkommen und ihn faſt zum Koſten verleiten, recht gut:

Laſt ab von dieſem Regenbogen, Herr
Er dürfte Euch zu bald zum Himmel heben. —

Die beſte Stelle im ganzen Stuck ſcheint uns folgende, wo Lovin, der ſchon, in der Meinung, Blanka liebe ihn nicht, abzutreten im Begriff ſtand, auf ihren Ruf zurückkehrt und ſpricht:

— — — — Die Sonne klingt
Zu Schwänen wandeln ſich die Wölkchen
Von Bäumen regnen Melodien herab
Und Alles wird zu einem ſüßen Ton.

Aber hier ſind wir auch bey der Grenze angelangt. Wir könnten Seiten mit Stellen füllen, wo bey Bildern und Gleichniſſen mit jenen unpaſſende Vorſtellungen in Verbindung geſetzt, oder das Gleichniß nicht feſtgehalten werden, z. B.

S. 22. Wenn mich des Lebens rauher Hauch berührt,
Dann wehrte keine zarte Hand dem Sturme.

S. 32. Ja könnten Thränen mit des Druckes Schwere,
Die Scheidewand durchbohren —

S. 40. Ein wilder Sturm durchzitterte die Luſt

S. 49. Vor deinem geiſtigen Auge ſind die Falten
Der Zukunft und Vergangenheit enthüllt. —

Daß, wenn die einmal angeregte Vorſtellung in einer und derſelben Verszeile nicht feſtgehalten wird, die entgegengeſetzte nach einigen Unterbrechungen zur Bezeichnung deſſelben Gedankens, deſſelben Zuſtandes gewählt wird, kann nicht befremden. So ſagt Blanka, um ihren Seelenzuſtand bey Lovin's Kampfe mit dem Wolfe zu bezeichnen,

S. 67. — — — — — Die Gedanken
Noch eben wild empörten Wogen gleich
Ziehn — ſtille Wellen — in ihr Bett zurück
S. 68. Da legt ein Nebel ſich auf meine Blicke
Und drängte ſich betäubend in den Geiſt.

Hier iſt das gänzliche Stillſtehn der Gedanken, dort ihre wildeſte Bewegung beſchrieben.

Solche Stellen führen uns zu völlig ungehörigen, bey denen man kaum etwas vorſtellen, geſchweige denken kann. Wir führen ſtatt aller, um der nur ſchon zu oft vernachläßigten Kürze willen, nur ſolche an, wo das Beſtreben nach Kraft Hyperbeln geboren hat. Daß bey dem lieben Lowin die Sonnenſtrahlen ſich vor dem Glanz von Blanka's Blicken ſchämen müſſen, verſteht ſich von ſelbſt, obgleich die ganze Blanka hinterdrein bloß das Bild der Liebesſonne genannt wird. Eben ſo freut die Flur ſich, daß ſie bald die Hufe von den Roſſen Margarithens, auf dem beblümten Nacken gewahren ſoll. (S. 55) (Dieſe Stelle dürfte der Herr Baron de la Motte Fouquée in Anſpruch nehmen.) Noch beſſer werden S. 111, die Blitze Unterthanen Lovin's genannt. S. 76, vergießen der Unbekannten Augen nicht bloß ein Meer von Thränen, auch ſchwimmen ſie nicht in einem Meer von Thränen, nein umgekehrt:

Ein Meer
Von Thränen ſchwimmt in dieſem ſchönen (?) Auge

Was müſſen doch der ochſenäugigen Juno Augen für kalmückenhafte Schlitzchen gegen dieſe Augen mit felſigen, ſandigen, waldigen Ufern, diverſen Meerbuſen, Landzungen ꝛc. geweſen ſeyn! Dieſer ſchrankenloſen Phantaſie entſpricht die S. 271 des dritten Quartalbandes angeführte Stelle.

— — — Aus dem Innern dringt
Ein Meer der wilden Zweifel auf mich ein

Dem ähnlich ſagt Alban S. 87

Die Gluth des Herzens ſoll das All' durchdringen
Das Herz dem All dem Himmel ſelbſt entringen
Und untergehn in ſüßer Wonne ganz

und die Unbekannte, in dem Wahn, Alban's Vermählung ſey gefeyert worden:

Ha! wäre das! die Flamme die mich quält,
Ich riß ſie aus dem Buſen mir heraus
Und ſchleudert ſie in ihren Feudentempel,
Und würf' mich triumphirend in die Gluth
Und ſaugt' im Tode Luſt aus ihrem Jammer!

Abgeſehn davon, daß die Unbekannte, oder was daſſelbe iſt; Alban's Gattinn', Emma, auch ein ziemliches Eiferſuchts- und Rachſuchtsteufelchen im Leibe hat, ſo hat ſich Herr Dr. Döring hier ſo wie in allen ſo eben angeführten Stellen ſelbſt überboten, ſo daß uns ſogleich jene Verſe einfielen, die man als Gipfel alles Schwulſtes anzuführen gewohnt iſt:

Ihr Thränen fließet, fließet fort,
Daß draus ein Strom entſteh'
Auf dem ich ſchwimme an den Ort
Wo ich dich wieder ſeh'.

Genau betrachtet, laſſen die Döringiſchen Verſe dieſe weit hinter ſich zurück. Denn eigentlich hat der Dichter der letzteren nichts gethan, als den gewöhnlichen Ausdruck „Thränenfluth, Thränenſtrom“ beym Wort genommen und auf eine allerdings luſtige Weiſe durch die Vorſtellung auf ſeinen eignen Thränen zu ſchwimmen, allen ungemeſſenen Sehnſuchtsſchmerz aufgelöſt. Denn ob einer einen ungeheuren Anlauf zum Sprunge nimmt und am Ende unten durch kriecht, oder ob er das Ziel überſpringt und hinterdrein zu ſitzen ſtatt zu ſtehen kommt, das iſt für den augenblicklichen Eindruck gleich lächerlich. Und es ſey hiemit ausgeſprochen, ſo frey auch der Flügelſchlag der Phantaſie ſeyn mag und ſeyn ſollte, über ſich ſelbſt kann ſie nun einmal ſo wenig hinaus fliegen als ein Vogel in der Luft, und die Intention, ſich ſelbſt zu überfliegen, iſt nur um ſo lächerlicher, ein wie ernſthafteres Geſicht der Intendirende dazu macht. Darum macht ein jedes Uebertreiben und ſomit auch das in Herrn Dörings Gleichniſſen und Bildern. aus denen er noch dazu immer herausfällt, einen lächerlichen Eindruck, grade wo ein tragiſcher, erhabener, beabſichtiget wird. Raſen iſt freilich leichter, als ſtark, erhaben und gewaltig ſeyn, denn jenes begegnet am erſten nervenſchwachen und kranken Perſonen, dieſes iſt nur kräftigen und geſunden möglich. Wahl und Richtigkeit der Bilder und Gleichniſſe erfordert Bildung der Phantaſie und des Verſtandes, ein täppiſches, ſelten treffendes Zuſammenraffen derſelben iſt auch dem Phantaſiearmen und Unausgebildeten möglich. Um Charaktere zu bilden, muß man vor allem ſelbſt Charakter haben, und dazu Welt- und Menſchenkenntniß. Und ſo trifft Herrn Döring der Vorwurf, an die Kompoſition ſeines Drama's ohne gehörige Selbſtprüfung, ob er ſeiner Aufgabe auch gewachſen ſey, gegangen zu ſeyn; ein Fehler, der um ſo ſtrenger und nachdrücklicher gerügt werden muß, je häufiger er in unſern Tagen wiederkehrt. Wir glauben, daß Herr Dr. Döring wohl einiges im Lyriſchen zu leiſten im Stande wäre, auch in kleinen Luſtſpielen, wie einige Szenen, worin Guido auftritt, hoffen laſſen; aber dem Tragiſchen iſt er trotz aller Beleſenheit ſchwerlich gewachſen. Vielleicht wäre dieſes Trauerſpiel beſſer gerathen, wenn nicht ſeine ältern Brüder erſchienen und ihm die gehörige Kraft genommen hätten, obgleich ſie ſelbſt keine Rieſen- und Heldenkinder ſind.

Lord Byron in Griechenland.

Byron's Leben iſt der Schlüſſel zu ſeinen Werken, die bei keinem Dichter ſo rein ſubjektiv und individuell hervortreten; es kann deswegen nur Halbes oder Falſches, oder zu Allgemeines über beides geſagt werden, bis nicht die verſprochenen Biographien von der Hand ſeiner Freunde Moore und Hobhouſe erſchienen ſind. *) Sein Briefwechſel, darin auch die Briefe an

---

*) Wie ſchwer es wird, ohne die genannten und andere Hülfsmittel über dieſen außerordentlichen Mann etwas treffendes

ſeine Mutter enthalten ſind, iſt bereits von einem ſeiner vertrauteſten und älteſten Freunde herausgegeben worden. Wir wollen von allem dem unſern Leſern zu ſeiner Zeit gehörige Nachricht ertheilen, und beſchäftigen uns vor der Hand damit, die letzte und gewiß nicht unintereſſanteſte Periode in des Dichters Leben zu ſchildern. Die Notizen dazu liefert uns ein ſchöner Aufſatz im Weſtminſter-Review.

Mit einem unwiderſtehlichen Drang blickte Lord Byron von Italien, wo er ſich damals aufhielt, nach dem geliebten Hellas, das ſchon manchen blutigen Kampf gegen ſeine barbariſchen Unterdrücker glorreich beſtanden. Es erwachte in ihm ein edler Ehrgeiz, zum Lorbeer des Dichters noch den des Helden zu gewinnen. Nicht unüberlegt oder unbeſonnen trat er auf dieſen neuen Schauplatz der Ehre und des Ruhmes. Als er den feſten Entſchluß gefaßt hatte, Italien mit Griechenland zu vertauſchen, ſchrieb er von Genua an einen ſeiner intimſten Freunde zu Rom: „Du mußt gehört haben, daß ich nach Griechenland gehe. Warum kommſt Du nicht zu mir? Ich bin entſchieden; Griechenland iſt das einzige Land, darin ich am glücklichſten gelebt. Es iſt mein Ernſt, und ich ſchrieb Dir nicht früher, weil ich Dich nicht zu einer Reiſe um nichts veranlaßt haben möchte: alle ſagen, ich ſey von keinem großen Nutzen in Griechenland. Ich weiß nicht wie, und auch ſie wiſſen's nicht; aber auf jeden Fall will ich's verſuchen.“

Byron hielt Wort. Früh im Auguſt langte er bei der Inſel Kefalonien an, von ſechs oder ſieben Freunden begleitet. Er hätte ſo gern die vulkaniſchen Berge auf der Inſel Stromboli geſehn. Aber er wartete vergebens die ganze Nacht; der Vulkan ſpie kein Feuer, ein ſeltener Fall ſeit Menſchengedenken. Byron war ein großer Freund der Natur, und er brachte gemeiniglich einen großen Theil der Nacht hin, um die Gegenſtände

---

und durchaus wahres zu ſagen, beweiſt das Buch (Letters on the character and poetical genius of Lord Byron. By Sir Egerton Brydges. (Briefe über den Charakter und poetiſchen Geiſt Lord Byrons), das vor kurzem erſchienen und viel Vortreffliches enthält.

zu betrachten, welche ſich von ſelbſt auf einer Seereiſe darbieten. Daher die häufigen Seegemälde in ſeinen Dichtungen, wozu ihm beſonders das Mittelmeer ſo reichen Stoff bot.

Sein Zug nach Griechenland fiel gerade in die Zeit der heftigſten Spaltungen unter den Häuptern der unglücklichen Griechen. Wollte er ihnen in Wahrheit nützlich ſeyn, ſo mußte er ſich von allen Faktionen frei halten. Es war daher ſchwierig, den rechten Landungspunkt zu treffen, weil die verſchiedenen Partheien überall gegen einander thätig waren, und die Wahl des Aufenthalts konnte, wenn nicht in der That, doch dem Schein nach für einen Vorzug genommen werden, den er einer der Partheien gab. Er wählte alſo vorerſt Kefalonien, wo ihn die engliſchen Civil- und Militärbehörden mit aller Auszeichnung empfingen. Doch ſtieg er nicht ans Land, ſondern blieb am Bord des Schiffes.

Damals war Griechenland gegen außen zwar glücklich, ſo daß kein Zweifel über den glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens obwalten konnte, aber im Innern ſah es deſto trauriger aus. Odyſſeus und Niketas hatten die beyden Armeen des Juſſuf Paſcha und Muſtapha Paſcha, welche ins öſtliche Griechenland durch die Thermopylen eingedrungen waren, zerſtreut. Korinth, aufs äußerſte gebracht, ergab ſich im Laufe des Herbſtes. Morea war frey. Patras, Modon, Koron und das Kaſtell von Morea hielten gegen die vereinigte Gewalt des Hungers und der Belagerer noch immer aus. Aber die Uneinigkeit der Anführer zerriß den alten Peloponnes, und nahm faſt den Charakter eines bürgerlichen Krieges an. Die Anführer, welche in verſchiedenen Gegenden befehligten, hatten kein Geld mehr, ihre Truppen zu unterhalten. Große Verwirrung entſtand, und in den Straßen von Tripoliza floß Bürgerblut. An der Spitze der Kriegshäuptlinge ſtund der geſchickte aber geizige Kolokotroni, damals Vize-Präſident der exekutiven Gewalt. Dieſe haßte die Gegenparthei oder die bürgerliche aus Eiferſucht; an der Spitze dieſer ſtund Maurokordato, ein Konſtantinopolitaner, der als ein Fremdling, guter Briefſchreiber, Diplomat und Intrigant von den rohen Kriegshäuptern mit Mißtrauen und Scheelſucht angeſehen ward. Er war Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten, und wurde eines verrätheriſchen Briefwechſels mit fremden Höfen und ehrgeiziger Abſichten, ſich zum Präſidenten des legislativen Körpers aufzuſchwingen, angeklagt. Die Sache hatte einigen Anſchein, da der wirkliche Präſident vom Sitz der Regierung geflohen war, und Maurokerdato an ſeine Stelle kam. Aber er mußte bald ſein Amt niederlegen und zog ſich nach Hydra zurück, wo die bürgerliche und kaufmänniſche Parthei ſtark und er in Anſehen war.

Das weſtliche Griechenland war ebenfalls in einer kritiſchen Lage. Der Paſcha von Scutari rückte in Akarnanien ein; ſelbſt der Opfertod des Marko Botzaris, eines Helden würdig des alten Hellas an den Tagen bey Thermopylä, Salamis und Marathon, hielt ihn nicht auf beym nächtlichen Angriff am 9. Auguſt. Der Paſcha erholte ſich von dem erlittenen Schlage, drang vorwärts und belagerte Miſſolungi im October. Schon im Juni war die türkiſche Flotte in den Gewäſſern von Patras erſchienen, und blokirte Miſſolungi und alle Häfen im Weſten Griechenlands.

Wir können nicht unterlaſſen, zu bemerken, daß es vor dem Türkenangriff eine der letzten Handlungen des ritterlichen Helden Botzaris war, den Lord Byron dringend einzuladen, daß er nach Miſſolungi kommen möge. Hier folgt ein Auszug des intereſſanten Briefes:

„Ich freue mich, ſchreibt Botzaris an einen Freund zu Kefalonien aus dem kleinen Dorf Karpeniſſi *) am 8. Auguſt, über Ihre Nachricht in Bezug auf Lord Byron's gute Stimmung für unſer Vaterland. Die Weiſung, welche Sie Lord Byron gegeben, ſeine Aufmerkſamkeit auf das weſtliche Griechenland zu richten, hat uns große Zufriedenheit gewährt, und ich fühle mich zu Dank verpflichtet für Ihre fortgeſetzten Bemuhungen zum Dienſte unſeres Vaterlandes. Nicht wenig

---

*) Karpeniſſi hat in der Befreiungsgeſchichte des neuen Griechenlands durch des Botzaris heldenkühnen Angriff in der Nacht, ſeinen Sieg und Tod den Ruhm der alten Thermopylen erlangt.

freut mich die beſondere Aufmerkſamkeit ſeiner Herrlichkeit gegen meine Landsleute, die Sulioten, denen er die Ehre erwieſen, ſie zu ſeiner Bewachung auszuwählen. Benutzen Sie dies Wohlwollen ſeiner Herrlichkeit, und überreden Sie ihn, ſo bald als möglich nach Miſſolungi zu kommen, wo wir nicht ermangeln werden, ihn mit allen Zeichen der Ehre zu empfangen, welche ſeiner Perſon gebührt. Und ſobald ich von ſeiner Ankunft höre, verlaſſe ich mein Heer hier und komme nur mit wenigen Begleitern zu ſeinem Empfange. Bald wird alles recht werden; die Unruhen in Rumelien ſind nur vorübergehend und werden bald beygelegt werden. Sie werden wohl von allem unterrichtet ſeyn, was hier begegnete, nämlich daß der Paſcha von Scutari bis Aſpropotamos, Agrapha und Karpeniſſi vorgedrungen. Wir wollen ihm entgegen; alle ſtarken Poſten haben wir beſetzt und leben im Vertrauen, daß dem Feind ein rechter Widerſtand werden ſoll."

Lord Byron hatte nach ſeiner Ankunft bei den Joniſchen Inſeln 40 Sulioten zur Vertheidigung von Miſſolungi vollſtändig ausgerüſtet, worauf Botzaris in ſeinem Briefe anſpielt, und einen reichen Vorrath an Bandagen und Medizinen aus Italien mitgebracht, zum Behufe der Verwundeten, denen er überdies noch Geldhülfe zukommen ließ. Dies that er alles von ſeinem Schiffe aus, das er für ſich beſonders gemiethet hatte. (Es war ein engliſches, der Herkules, unter dem Kapitän Scott.)

„Ich bot, ſchreibt der Lord, der Regierung monatlich 1000 Dollar an zur Unterſtützung von Miſſolungi und der Sulioten unter Botzaris (ſeitdem gefallen); aber die Regierung ließ mir ſagen, daß ſie mit mir vorläufig zu konferiren wünſchte, welches ſo viel geſagt iſt, als ſie wünſche mein Geld auf einem andern Wege zu verwenden. Ich werde dafür ſorgen, daß es nur für die öffentliche Sache verwendet wird, ſonſt ſchieße ich keinen Para (kleine Geldmünze) her. Die Oppoſition ſagt, ſie müßten mir ſchmeicheln und die Parthei, welche die Oberhand hat, ſagt, die andern ſuchen mich zu verführen. So ſtehe ich zwiſchen zwei Feuern und habe eine ſchwere Rolle zu ſpielen. Indeß will ich nichts mit den Faktionen zu thun haben, außer ſie mit einander ausſöhnen, wenn es möglich iſt."

Trotz den ſchmeichelnden und dringenden Einladungen des Grafen Metara, Exarchen von Miſſolungi und andrer, ſich zu ihnen zu begeben, that Byron keinen entſcheidenden Schritt, bevor er ihn nicht mit der Sicherheit thun konnte, daß er keiner der Partheien in die Hände falle. Entſchloſſen nur mit der beſtehenden Regierung zu verkehren, ſandte er zwei ſeiner Freunde, die Herrn Trelawny und Hamilton Browne, mit Brieſen von ſeiner Hand an dieſelbe; ſie ſollten zugleich alle nöthigen Erkundigungen über den Zuſtand der Sachen einziehen.

Byron wartete volle ſechs Wochen auf einen entſcheidenden Bericht in ſeinem Schiffe. Endlich ſchlug er ſeine Wohnung in dem kleinen Dorfe Metarata auf, fünf oder ſechs Meilen von Argoſtoli *); hier blieb er während der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts auf dieſer Inſel, deren Hauptſtadt er ſorgfältig mied. Es iſt unglaublich, welche Senſation Byrons Ankunft in Griechenland erregte. Nur der beſondere Charakter der Griechen, der allgemeine Geldmangel und das vorausgegangene Gerücht, daß er mit großen Summen für die Sache ihres Vaterlandes komme, laſſen dieſe Erſcheinung erklären. Von allen Seiten kamen ihm Briefe, Einladungen und Segnungen zu, die man nicht ohne Erſchütterung leſen kann, wenn man bedenkt, wie nothwendig er ihnen jetzt wäre, und daß er mit ſeinem Durſt nach Ruhm ſo früh von ſeinem unvollendeten Werke abgerufen wurde.

Wo Byron ſich immer aufhielt, ließ er Spuren ſeiner Wohlthätigkeit zurück; das fühlte man in Metarata und der Nachbarſchaft, und ſein Arzt ſagt, daß er den Tag für traurig und düſter gehalten, an dem er nicht irgend eine edle Handlung vollbracht. Wie vielen Familien half er, die in Noth und Elend waren! In der Nähe von Metarata waren einige Menſchen verſchüttet worden. Sogleich eilte er an den Ort des Unglücks. Die Arbeiter, welche mit Ausgrabung ihrer Mitbrüder beſchäftiget waren, weigerten ſich, ihre Bemühungen fortzuſetzen, weil ſie ein ähnliches Schickſal befürchteten. Da nahm Byron ſelbſt

---

*) So heißt die Hauptſtadt der Inſel; hat aber auch den Namen Kefalonia.

einen Spaten und grub ſehr eifrig. Dies Beyſpiel wirkte, bald unterſtützten ihn die widerſpenſtigen Bauern. So wurden zwey Perſonen mehr vom gewiſſen Tod gerettet. Dies hätte den Methodiſtiſchen Doktor Kennedy, welcher in der Abſicht aus der Hauptſtadt der Inſel zu Byron kam um ihn zu bekehren, und ihm Ehrfurcht gegen die Bibelwahrheiten einzuflößen, welche er verachte, belehren können, daß der Lord zwar die Religion nicht immer im Munde führe, ſie aber täglich durch ſeine Werke übe.

Die beyden Freunde, welche Lord Byron an die Regierung geſchickt, langten in Tripoliza an, fanden ſie aber nicht mehr, weil ſie ſich nach Salamis zurückgezogen; doch hatten ſie Gelegenheit, dort noch einige der vorzüglichſten Männer kennen zu lernen, wie Kolokotroni und andre Anführer, auch einige vertraute Männer aus Maurokordato's Gefolge, die er auf ſeiner eilfertigen Flucht zurück gelaſſen. Die Lage war äußerſt günſtig für ſie, die nöthige Erkundigungen und Antworten auf Lord Byrons Fragen einzuholen. Die Fragen ſelbſt verrathen des Dichters forſchenden und eindringenden Geiſt, ſo wie die Redlichkeit ſeiner Abſichten. Die Antworten auf dieſelben ſind vollſtändig genug, um uns einen Begriff von dem Zuſtande, den Hülfsquellen und den Abſichten Griechenlands zu geben. Byron's Korreſpondenz klärt uns den Streit der Partheien und den Charakter ihrer Häupter hinlänglich auf. Es zeigt ſich aus derſelben, daß Kolokotroni große Macht beſaß, daß ſein Palaſt mit Bewaffneten angefüllt war, gleich der Burg eines alten Ritters in den Tagen des Fauſtrechts, und welche Sprache er führte. Er erklärte, daß er dem Maurokordato geſagt, daß, wofern er ſeine Intriguen nicht laſſe, er ihn auf einen Eſel ſetzen und aus Morea wegpeitſchen laſſen wolle, und daß er hierin nur den Vorſtellungen ſeiner Freunde nachgegeben, welche ihn erinnerten, daß dies der gemeinſamen Sache Eintrag thun könnte. Er erklärte ſeine Bereitwilligkeit für eine demokratiſche Regierungsform, ſobald ſie regelmäßig eingerichtet werde; aber ſchwur zugleich, daß er und die andern Anführer und ihre Freunde lieber den letzten Blutstropfen hingeben, als den Intriguen eines Fremdlings ſich unterwerfen wollten. Er ſelbſt ſtund damals im Begriff, zum Congreß nach Salamis abzugehn, wohin ſich die Abgeſandten Byron's verfügten, und er lud dieſen ſelbſt und alle engliſchen Philhellenen ein, nur mit der Centralregierung zu verkehren und derſelben allein ihre Hülfe zu ſchicken. Alle andern Kriegshäuptlinge theilten ſeine Geſinnungen; niemand ſprach mit Achtung von Maurokordato in Morea, wo er allen Einfluß verloren zu haben ſchien*). Aber ſein Einfluß regierte in einem andern Theil; daher ſeine Anhänger in Byron's Freunde drangen, ſtatt nach Salamis, nach Hydra zu gehn, indem ſie die Hoffnung blicken ließen, daß Lord Byron entſcheidend zwiſchen Maurokordato und Kolokotroni treten kenne, nicht als bloßer Vermittler, nein mit dem Schwerdt in der Hand (avec une main de fer), weil erſteres fruchtlos ſey.

Der Kongreß zu Salamis berieth die wichtigſten Angelegenheiten: die Regierungsform und die Maßregeln des künftigen Feldzugs. Im geſetzgebenden Rath ſaßen 50, im vollſtreckenden 6 Mitglieder. Lord Byron's Agenten wurden mit aller Freundſchaft aufgenommen und es wurde ihnen alles ohne Rückhalt eröffnet, ſo daß ſie ihm über den Zuſtand der Dinge mit aller Ausführlichkeit und Wahrheit berichten konnten.

Trelawny begleitete den Odyſſeus, einen tapfern Anführer von ausgezeichneter militäriſcher Geſchicklichkeit auf ſeinem Zuge nach Negropont, wohin er 5,000 Albaneſer führen mußte. Kolokotroni und ſein Sohn, ein ſchöner, geiſtvoller Jüngling, unternahmen mit allen ihren Kräften die Belagerung von Patras. Tombaſi, der Admiral von Hydra, war zu Kandia, wo man eine Landung fürchtete. Staikos blieb in Korinth, welches ſich im Oktober, gleich nach dem Kongreß, ergeben hatte. Marko Botzari's Bruder mit ſeinen Sulioten und Maurokordato mußten Miſſolungi entſetzen, welches damals (Octob. 1823) in einer ſchlimmen Lage war, indem es die Türken zu Waſſer und zu Lande blokirt hielten. „In dreyßig Schlachten, ſagt Trelawny, haben Marko Botzaris und ſeine wackern Sulioten, die nun in

---

*) In den neueſten Zeiten ſcheint das Verhältniß umgekehrt zu ſeyn. Der Fremdling (wie er hier genannt wird) Maurokordato zeigt ſich als braven Mann in jeder Hinſicht, aber Kolokotroni ſteht nicht rein da. —

Miſſolunzi eingeſchloſſen ſind, geſchlagen und gewonnen. Fällt es, ſo iſt Athen in Gefahr und tauſend Köpfe werden ſpringen. Mit einem Paar tauſend Dollar könnte man Schiffe zu ſeinem Entſatze aufbringen; ein Theil dieſer Summe iſt erhoben. Ich möchte mein Herz in die Münze geben, um dieſen Schlüſſel Griechenlands zu retten.!"

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

1) Engliſche.

The European Review; or the mind and its productions in Britain, France, Italy, Germany etc. By an spociation of their literary men. Edinburg 1824. (Preis 5 Schilling.)

Dieſe neue Zeitſchrift, von der wir das Juniheft vor uns haben, hat im Plane viel ähnliches mit unſern Blättern, nur daß letztere die ſtrengern Wiſſenſchaften und die Politik ausſchließen. Es ſcheint ſonach, daß das Bedürfniß einer Zeitſchrift, im Geiſte der europäiſchen Blätter, nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in dem an Journalen ſo reichen England und in andern gebildeten Staaten Europa's gefühlt wurde. — Für alle Zeitſchriften, welche einen freien und unabhängigen Geiſt und Charakter behaupten und dieſem gemäß (mit einer jedesmaligen eigenthümlichen Anſicht) das Feld der Literatur, vorzüglich in Beziehung auf Staat und Leben durchmuſtern wollen, iſt die Politik eine gefährliche Klippe. Hier ſtehn die Partheien lauernd einander gegenüber; bei dem leiſeſten Verdacht wird ein Zetergeſchrei erhoben. So verſtummen allmälig die Stimmen der Freiſinnigen, Selbſtdenkenden, und ſelbſt die Gemäßigten, indem ſie ängſtlich umherblicken, wagen nicht mehr zu reden. — Es iſt daher eine erfreuliche Erſcheinung, wenn im Staat, in der Wiſſenſchaft und Kunſt, ausgezeichnete Männer aus den gebildetſten Ländern Europa's ſich vereinigen, um den Geiſt der Zeit, wie er ſich in der Literatur, im Leben, in der Kunſt und Politik ausſpricht, in ein Journal zu bannen, und ſomit den Leſer mit dem Fort- oder Rückſchreiten der Europäiſchen Geſellſchaft bekannt zu machen. Das Journal enthält Originalaufſätze, die zunächſt eine hiſtoriſch-politiſche Monatsgeſchichte in Beziehung auf die Urſachen, und Folgen der bedeutendern Ereigniſſe und Erſcheinungen in demſelben bezwecken; — dann kritiſche Analyſen bedeutender Werke, größerer und kleinerer mit angemeſſenen Auszügen; ferner intereſſante Auszüge aus andern Zeitſchriften, und endlich literariſche Neuigkeiten aller Art. Es ſoll alle Monate engliſch in London, franzöſiſch in Paris, italieniſch in Florenz und deutſch in Stuttgardt erſcheinen. Unter den deutſchen Mitarbeitern leſen wir die Namen Müllner's, und Schloſſer's zu Heidelberg. Die Reihe der Originalaufſätze eröffnet eine allgemein einleitende Abhandlung über den gegenwärtigen Zuſtand der geſchichtlichen Literatur Frankreichs. Sie ſoll den Standpunkt feſtſtellen, von welchem bei Beurtheilung der hiſtoriſchen Werke ausgegangen werden ſoll. Einen ähnlichen Aufſatz leſen wir auch über den gegenwärtigen Zuſtand der geſchichtlichen Literatur Deutſchlands. Hier ſteht es freilich ſchlimmer, als ſo manche glauben, und der Verfaſſer jenes Aufſatzes hat Recht, wenn er ſagt, wie folgt: „So wie der Zuſtand der Erziehung und Geſellſchaft in Deutſchland gegenwärtig iſt, kann ein Geſchichtſchreiber kaum anders, als ſteif und pedantiſch für Gelehrte, oder affektirt für die große Welt, oder deklamatoriſch und oberflächlich für die Jugend und das Publikum im allgemeinen ſchreiben. Die höhern Stände, und namentlich der hohe Adel, hegen immer große Furcht, daß ihre Kinder allzu gelehrt und pedantiſch werden möchten. Sie ſchicken dieſelben ſelten in öffentliche Schulen, ſondern halten ihnen Hofmeiſter, oder thun ſie in Privatanſtalten; ſo bekommen ſie einen oberflächlichen Unterricht, daß ſie von allem reden können, aber nichts recht wiſſen. Wo ſollen aber Leute der Art ſpäter Muth zum Denken und Studiren hernehmen? — Der Bürgerſtand und die niedern Volksklaſſen denken an ihren Erwerb, oder ſuchen höchſtens Unterhaltung für ihre Phantaſie. Daher kommt's, daß der deutſche Geſchichtſchreiber entwede[illegible]ſteif und pedantiſch, im Kompe[illegible]nſtil für Männer vom Fach ſchreibt, oder bloße Notizen für Geſchäftsleute und Beamtete gibt, oder blos lächerlichen Kram für das Publikum, oder im affektirten Schwulſt für die große Welt ſchreibt."

Was uns jedoch ſonderbar vorkommt, iſt, daß wir italieniſche und franzöſiſche Aufſätze in ihrer Originalſprache, mit beigefügter, engliſcher Ueberſetzung, im vorliegenden Heft antreffen. Wenn dieß in Zukunft ſo fortgeht, ſo kann man dieß Journal noch in einer andern Beziehung ein europäiſches nennen. Nur der deutſchen Sprache hat man, wie es ſcheint, dieſe Ehre nicht gönnen mögen, neben den andern europäiſchen Sprachen zu figuriren.

Ein zweiter Punkt, der billig Bedenken erregen muß, iſt ferner das wechſelſeitige Ueberſetzen der verſchiedenen Aufſätze in die 4 betreffenden Sprachen, in denen das Journal erſcheinen ſoll. So hat keine Nation ein Ganzes, das in ihrem Geiſt und Sinn wäre; denn unmöglich können die Anſichten der Gelehrten aus ſo verſchiedenen Ländern, wenn ſie noch ſo ſehr im Plane des Journals arbeiten, übereinkommen. Zwar iſt keiner für die Anſicht des andern verantwortlich, und die Art, wie ſich die Gelehrten der verſchiedenen Nationen äußern, zeigt gerade das, was man will, den verſchiedenen Kulturzuſtand und Geiſt ihrer Nationen; — aber immer vermißt man die Einheit, und ſo leicht man ſich eine ſolche Zeitſchrift, wie eine Landkarte, wo die Reiche in ihren beſtimmten Umriſſen ruhig neben einander liegen, denken kann, ſo ſchwer, ja unmöglich ſcheint die Ausführung auf dem beabſichtigten Wege. —

Nach einem ähnlichen Plan iſt auch das Bulletin univerſel, welches dieſen Sommer in Paris herausgekommen, gearbeitet. Es gibt von der Literatur aller Völker Nachricht, welche zur beſſern Ueberſicht in ihre verſchiedenen Fächer, als Medizin, Geſchichte, Mathematik u. ſ. w. abgetheilt iſt, ſo daß das Werk 8 Sektionen umfaßt, die man auch einzeln haben kann. Man findet hier die in den verſchiedenen Sprachen über denſelben Gegenſtand erſchienenen Werke angezeigt, kritiſirt und oft in einem kurzen Auszuge den Hauptinhalt derſelben dargelegt.

Immerhin haben die Journale, welche mehrere Zweige der Wiſſenſchaften (oder gar alle) umfaſſen, einen ſchweren Standpunkt, gerade weil unſer Wiſſen — Stückwerk iſt und die heterogenen Theile ſich nie unter einen Hut bringen laſſen, ſo ſehr ſich auch das European Review Mühe giebt, „ein natürliches Syſtem der Wiſſenſchaft" aufzuſtellen.

Verſchnittene Ausgabe des Shakspeare. Wie es den alten Werken ergangen, welche von Schulperücken zuweilen aufs gräßlichſte purgirt wurden, ſo erging es auch Shakspeare in England. Ein Herr **Bowdler** hat eine Ausgabe von dieſes Dichters Werken veranſtaltet, worin, wie der Titel beſagt, „alle Wörter und Ausdrücke ausgelaſſen worden, die nicht wohl laut in einer Familie geleſen werden könnten." Dieſe Ausgabe beſteht aus acht Bänden und hat ſchon die dritte Auflage erlebt. Einer, der den Shakeſpeare purgirt, gleicht jenem Schaafe, das, wie Jean Paul ſagt, den Geiſt mit den Zähnen aus den Werken zieht.

Neuer Roman von Walter Scott. Von Walter Scott iſt ein neuer Roman erſchienen, unter dem Titel: Redgauntlet, eine Erzählung aus dem achtzehnten Jahrhundert. Die Handlung dreht ſich um die vergebliche Erſcheinung des Prätendenten (des jungen Stuart) noch nach der Schlacht bei Culloden. — Dieſer Roman iſt etwas beſſer, als der Ronan's Brunnen; bleibt aber weit hinter den vorzüglichern Arbeiten dieſes Dichters zurück. Wir enthalten uns einer weitläufigern Anzeige, und verweiſen den Leſer auf das, was wir bei Gelegenheit des Ronan's Brunnen geſagt haben. Auch iſt bereits eine deutſche Ueberſetzung dieſes Romans von Sophie May erſchienen.

2) Ruſſiſche.

Reiſe nach Peking von Tunbowski. Die Ruſſiſche Regierung hält beſtändige Miſſionäre zu **Peking** in China, welche alle zehn Jahre abgelöſt werden. Die Rückkehrenden werden als Dollmetſcher bei Verhandlungen mit China oder als Lehrer der Chineſiſchen und Mantſchu-Sprache gebraucht. Im Jahr 182 begaben ſich neue Prieſter dahin, um die alten abzulöſen, in Begleitung des Herrn **Tunbowski**, der im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt iſt. Er gibt nun ſeine Reiſe nach Peking und zurück im Druck. Der erſte Band, der die Hinreiſe von Kiachta nach Peking enthält, iſt bereits herausgekommen. Der zweite Band enthält ſeinen Aufenthalt zu Peking und einen Plan dieſer Stadt; der dritte enthält die Rückreiſe nach Rußland mit einer kurzen Geſchichte des Gründers der Thibetaniſchen Religion und des Propheten **Budda**, und gibt überdies noch Nachricht von der Chineſiſchen Mauer und der Stadt **Urga** in der Wüſte.

Miszell[illegible]

Dramatiſche Literatur in Haiti. Die dramatiſche Literatur macht auch in Haiti Fortſchritte. Eine Negerin von 16 Jahren hat ein Trauerſpiel verfertiget unter dem Titel: Chriſtoph's Tod. Daſſelbe wird auf dem Nationaltheater der Republik auf Befehl des Präſidenten **Boyer** vorgeſtellt werden. Wir ſind begierig, daſſelbige bald auf den Theatern von Europa zu ſehn.

Gemälde aus Torquato Taſſo's befreitem Jeruſalem.

II. Gottfried und Argant der Heide.

(Angefeuert durch die göttliche Botſchaft, beruft Gottfried das Heer nach Tortoſa; einmüthig zum Feldherrn erwählt und ausgerufen, hält er Heerſchau und bricht auf gen Jeruſalem. — Aladin, Beherrſcher der heiligen Stadt, verſtärkt die Feſtungswerke, raubt auf den Rath des Zauberers Ismen das heilige Muttergottesbild aus der Kirche in Jeruſalem, und ſtellt es als Talisman in die Hauptmoſchee: allein andern Tags iſt es verſchwunden. Sein Verdacht fällt auf die Chriſten in der Stadt, und er gibt Befehl, ſie alle zu vertilgen. Sofronia, ein Chriſtenmädchen, gibt ſich als Thäterin an und rettet ihr Volk, während ſie zum Feuertod verurtheilt wird, von welchem ſie die Erſcheinung der Heldenjungfrau Clorinde befreit. [Die berühmte Epiſode von Olind und Sofronia theilen wir, als ein für ſich beſtehendes Ganze, ſpäter mit.] — In Emaus, Abends vor der Ankunft bei Jeruſalem, kommen ins Lager der Chriſten zwei Geſandten des Königs von Egypten, der beredte Alet, und der Held Argant, derſelbe, welcher nachmals mit Clorinde die Heiden gegen die Chriſten anführt. Der Zweck der Geſandtſchaft iſt, Gottfried von der Eroberung Jeruſalems abwendig zu machen.)

Hier ſchwieg Alet; und bei den Heldenſchaaren
Ward tiefes Murren laut, als er geſchloſſen;
die unmuthvollen Mienen offenbaren
wie ſolch ein Antrag Jeglichen verdroſſen.
Der Feldherr ſchaut, die Wünſche zu gewahren,
drei= viermal an im Kreiſe die Genoſſen,
worauf er mit dem Blick auf Jenem ruht,
der Antwort heiſcht, und ſo Beſcheid ihm thut:

„Geſandter! wohlberedt trugt Ihr die Sache
bald drohend vor, bald freundlich und beſcheiden.
Sind unſre Werk' und ich genehm dem Schache,
ſo mag ich wohl die Gunſt und Liebe leiden;
jedoch auf jenes: gegen uns erwache
zu Einem Krieg das ganze Volk der Heiden,
geb' ich, wie ich gewöhnt bin aller Orten,
euch meinen freien Sinn in ſchlichten Worten.

So wiſſet: daß wir drum ſo vieles dulden
durch Land und Meer, bei Tag und nächt'gem Schauer,
daß ungehemmt man löſen mag die Schulden
bey jener heilgen, gnadenreichen Mauer;
um zu erlangen Gottes Gnad' und Hulden,
wenn wir ſie retten aus der Knechtestrauer.
Kein Opfer iſt um ſolch ein Heil uns Bürde,
nicht Ehr der Welt, nicht Leben, Herrſcherwürde.

Denn nicht Begier nach Ruhm, nach Aſiens Erze,
hat uns zur Fahrt geſpornt und hergeleitet,
(der Vater in dem Himmel droben, merze
die Peſt uns aus, hat ſie ſich wo verbreitet;
er gönn' ihr nie zu tränken unſer Herze
mit ſüßem Gift, das ſchmeichlend Tod bereitet!)
nein, Deß Arm, der ein Felſenherz mit Demuth
wonnig durchdringt und ſchmelzt in linder Wehmuth:

Der wars, der uns geleiten mogt' und locken,
Der ließ den Weg aus Fahr und Noth uns finden;
Der legt die Berge gleich, die Ströme trocken,
macht Winters Eis und Sommers Hitze ſchwinden;
Der heißt des Meers empörte Woge ſtocken,
Der iſts, der Stürme löſen kann und binden;
Der brach und brannte Burgen hochgethürmt;
Der hat eur Volk gemordet und verſtürmt.

Daher dieß Wagen, daher dieß Vertrauen,
nicht unſrer ſchwachen, müden Kraft zu danken;
auch nicht der Flott', und was in Gräcia's Auen
an Volk iſt, noch der Waffenmacht der Franken.
Darf ich auf Gottes Gnad' und Huld nur bauen,
was gilt's uns, mag auch all das andre wanken?
was Ihn erkannt, als Streiter, als Beſchützer,
fragt nie in Noth nach andrem Unterſtützer.

Wenn aber jemals unſer ſündhaft Streben,
wenn Sein geheimer Rath die Hülf' uns raubet:
wer mag nicht gern den Leib der Erde geben,
wird, wo ein Gott ruht, ihm zu ruhn erlaubet?
Wir ſtürben, nicht beneidend die da leben;
wir ſtürben, ungerochen nicht, das glaubet!
kein Lachen wird für Aſien ſolch Verhängniß,
noch ſcheint uns, ſolch ein Niedergang Bedrängniß.

O glaubt doch nicht, uns dünke Frieden gräulich,
wie andern Krieg und Mord, die bang man fliehet;
noch, daß uns eures Königs Huld erfreulich
nicht ſei, daß man nicht gern ſolch Bündniß ſiehet.
Doch, iſt denn Er Judäas Fürſt? Sprecht treulich,
was ſo beſorgt um es zu ſeyn ihn ziehet?
was kümmert's Ihn, ob Fremdes Ich erobre?
Er herrſche ſtill und froh, wo Er der Obre!"

Horſa.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus Aegypten.

(Fortſetzung.)

Der letzte Abend, den ich hier zubrachte, war mir einer der liebſten. Ich ſaß mit Caviglia nahe an der Thür ſeiner Felſenwohnung, als die Sonne ſich allmälig zum Untergang neigte, und den Schauplatz, der ſich vor uns ausdehnte, verließ; ihre röthlichen Strahlen weilten noch zum Abſchied an den Pyramiden, an den ſchaurigen Abſtürzen und Einöden der Wüſte. Nirgends fand ich den Sonnenuntergang ſo ſchön, als in Aegypten; die wilde Röthe, faſt ähnlich der Farbe des Bluts, mit welcher der Horizont überzogen iſt, und die allmälig in das zarteſte Gelb, Grün und Azur übergeht, bildet ein ſeltenes und ſeltſames Schauſpiel. Etwa eine Meile zur Rechten hatte eine kleine Horde wandernder Beduinen, die ſo eben anlangte, ihre Gezelte aufgeſchlagen; die Kamele ſtanden ſeitwärts, das Feuer ward angemacht, und die Araber, in ihrer wilden, pittoresken Tracht, bewegten ſich hin und her: die einzige Lebensſzene in der ungeheuren Einöde!

Am folgenden Morgen wollten wir wieder nach Kairo aufbrechen. Ich nahm Abſchied von dem Franzoſen und ſeinem Begleiter, und legte mich zum letzten Mal auf mein Bett von Rohr in dem Grabmal nieder. Aber alle Bemühungen, endlich einzuſchlafen, waren vergeblich; tauſend beunruhigende Gedanken drängten ſich vor meine Seele; Szenen des vergangenen Lebens kehrten wieder, aber in dunkeln und verzerrten Bildern, und meine künftige Reiſe ſchien voll abſchreckender Schwierigkeiten und Gefahren. Die übermäßige Hitze und Mühe des Tages das Gefühl der Einſamkeit auf meiner wilden Ruheſtätte, und die warmen Ausdünſtungen, welche die Mauern verbreiteten, bewirkten dies. Ich verließ meinen düſtern Aufenthalt und wanderte hinaus unter freien Himmel; die weite Oede rings und die übergetretnen Waſſer des Nils waren vom ſchönſten Mondſchein beſtrahlt. Welch tiefen Eindruck machte auf die gerührte Seele dieſer Gang! Die gewaltigen Formen der Pyramiden erhoben ſich klar und deutlich und ſchauten aus der Sandfläche empor, als ob ſie mit ihren Spitzen den blauen, mitternächtlichen Himmel berühren wollten: ihr Anblick war über allen Zweifel prachtvoll; die von Saccara konnteſt du auf zwölf Meilen in dem glänzenden Lichte ſehen, und die Stille war ſo ununterbrochen, ſo tief! Immerdar wird die Erinnerung dieſe Bilder aus Aegypten feſthalten, ſie werden bleiben, ſollte auch alles andre ſchwinden. —

9. Rückkehr nach Kairo.

Am andern Morgen traten wir den Rückweg nach Kairo an. Nachdem wir die unfruchtbaren Strecken hinter uns gelaſſen, wurde die Reiſe angenehm; überall trafen wir Dattelbäume, reichlich mit Frucht beladen. Die Datteln ſind das Manna der Aegypter, ſie ſind ihre Hauptnahrung. Wenn ſie reif ſind, haben ſie einen ſüßlichen, ſchalen Geſchmack; ſobald aber die Steine herausgenommen, und ſie gedörrt und in Maſſa aufbewahrt werden, ſind ſie vorzüglich gut.

Ein beſonderes Intereſſe gewähret es, all die Mittel zu beobachten, welche das Volk anwendet, um das Land zu bewäſſern. Da ſiehſt du einen Büffel, welcher ein großes Rad dreht, das rundum mit Eimern bedeckt iſt, in welche das Waſſer von unten auf gezogen, und dann, wie das Rad umrollt, in kleine, in die Erde gehauene Kanäle, geleitet wird, die es weiter über das Land verbreiten. Oder es ſteht dort ein halbnackter Aegypter, den ganzen Tag lang in der brennenden Sonne, am Ufer des Fluſſes, bei einer einfachen Maſchine aus Holz, an der ein Paar Eimer hangen; dieſe taucht er beſtändig in den Strom und gießt dann das Waſſer in kleine Kanäle, womit er ſeinen Boden durchſchnitten hat. Die Ueberſchwemmung erſtreckt ſich nicht über das ganze, flache, angebaute Land, ſo daß das Waſſer durch Schleuſen und andere Bewäſſerungsanſtalten allenthalben hingeleitet werden muß. Sobald die Ueberſchwemmung aufgehört hat, und das Waſſer in die Erde eingedrungen iſt, bleibt ein ſtarker, ſchwarzer Schlamm zurück, welcher wenig Arbeit mehr erfordert. Der Pflug iſt hier eine unbekannte Sache; man macht bloß mit einem Stocke kleine Furchen, in welche das Korn gelegt wird, und alsbald ſchießen, wie durch Zauberkraft, die herrlichſten Aehren empor. Es gibt zwei Ernten, eine im März und die andre im Oktober.

Unterwegs begegneten wir einem arabiſchen Leichenzug. Etwa zwanzig Menſchen, Freunde des Verſtorbenen, bewegten ſich unter einer Reihe von Pappelbäumen vorwärts mit der Leiche, ein Todtenlied ſingend. Sie gingen zu Zweien oder Dreien mit dem Prieſter an der Spitze, und als ſie einen Fluß, der vor ihnen lag, durchwatet, kamen ſie nahe an uns vorüber. Es war die Leiche einer Frau, die ſchön weiß gekleidet, auf einer offenen Bahre getragen wurde, über welche eine kleine rothſeidene Decke hing.

Der Markt zu Kairo, oder der Platz, wo die Cirkaſſierinnen verkauft werden, hat viel Anziehendes, obgleich er unſern Gefühlen widerſteht. Dieſe unglücklichen Mädchen (wie wir ſie nennen, obgleich ſie ſich ſelbſt nicht dafür halten mögen) werden von Armeniern und andern Kaufleuten, die durch Georgien und Cirkaſſien reiſen, ihren Aeltern abgekauft, welches gemeiniglich Bauern ſind. Ihre Herren geben ihnen eine Erziehung, das heißt, ſie laſſen ſie in Muſik und Geſang unterrichten, kleiden ſie ſehr ſchön, und verkaufen ſie dann unter der

Hand reichen Türken, oder bringen ſie auf den Markt zu Kairo, wo dieſe Geſchäfte mit ziemlichem Dekorum abgethan werden. Der Kaufmann bewacht das Frauenzimmer, das ſein Eigenthum iſt, und das er auf das ſchönſte, wie es ihre Geſtalt erfordert, gekleidet hat; jeder Käufer, der Luſt nach einer ſolchen Schönen hat, läßt ſich dieſelbe zeigen, worauf ſie dann den Schleier von ihrem Geſichte weghebt, und die Schönheit ſteht mit allen Reizen vor ihm. Das iſt lockender als ein türkiſches Weib, welches der Bräutigam erſt am Brautabend zu ſehen bekommt, wo, wenn der Schleier weggehoben iſt, er oft mit Schrecken zurückfährt von dem häßlichen Bilde, welches ihm ſeine Phantaſie ſo lieblich und reizend vorgemalt. Aber die Schönheit, welche die Georgierinnen beſitzen, wie herrlich, wie reizend iſt ſie nicht! Und ihre ſchwarzen Augen! Es gibt keine ſolchen in der Welt mehr. Der Käufer wirft ſeine Blicke nun auf die Geſtalt, die Hand, den Fuß. Eine kleine, delikate Hand wird bei den Orientalen ſehr geſchätzt, und ſogar die Männer ſind ſtolz darauf, wenn ſie eine ſolche haben. Darauf erkundigt er ſich nach des Mädchens anderwärtigen Vorzügen; wenn ſie ſingt und ein Inſtrument ſpielt, wird der Preis bedeutend erhöht. Für eine ſolche Schönheit werden oft 1000 bis 1500 Louisd'ors bezahlt.

Eines Tags beſuchte ich mit einem andern Reiſenden einen reichen Juden, der unter die reichſten Kaufleute in Kairo gehörte. Er führte uns in ſein Zimmer; der Boden war mit einem reichen Teppich bedeckt und über den Divan, welcher einige Schuh erhöht war, waren die weichſten Kiſſen gebreitet. Wir lieſſen uns mit dem Hausherrn auf demſelben nieder. Ein Paar Schritte von uns ſpeiſten ſechs Morgenländerinnen zu Mittag: ſie ſaßen alle ohne Schleier und reich gekleidet auf weichen Polſtern um einen runden Tiſch, der ſich etwa einen Schuh vom Boden erhob. Sobald die Frauenzimmer geſpeiſt hatten, wurden ihnen ihre fünf Schuh langen türkiſchen Pfeifen gebracht, und ſo rauchten und plauderten ſie und nippten Kaffee. Der Tabak iſt ſehr mild und ſüß, ſchadet weder den Zähnen noch dem Athem, und dient den Morgenländerinnen zu einer Art Luxus. Die Bernſteinſpitze am Pfeifenrohr entſtellt ihre Lippen nicht, und die Art, wie ſie daſſelbe halten, zeigt ihren Arm von der vortheilhafteſten Seite.

Die Strafe für die Untreue, welche eine Morgenländerin mit einem Chriſten begeht, iſt ſehr grauſam. Der Chriſt mag derſelben noch entrinnen, wenn er ein Mahomedaner wird; aber das Frauenzimmer wird in einen Sack geſchnürt und erſäuft, oder hoch von einer Mauer herabgeſtürzt, und das traurige Geräuſch ihres Falles, in der Stille der Nacht, verkündet, daß alle ihre Leiden vorüber ſind.

10. Reiſe nach Theben.

Wir hatten ein Kangia (eine Art Schiff) für unſere Reiſe nach Oberägypten gemiethet, und verließen Bulak an einem ſchönen Auguſtabend. Die erſten drei Tage gewährten die Ufer und das innere Land einen ödern und unfruchtbarern Anblick, als unterhalb Kairo. Hinter Beneſuef, einer Barakenſtadt, wo Albaneſen liegen, wurde die Fahrt angenehmer. Im Morgenlande hat der Reiſende den unſchätzbaren Vortheil, daß er, indem ihm die Sonne bei Tag und der Mond bei Nacht den Pfad erhellt, ſeine Fortſchritte mit Sicherheit meſſen kann; Regen, Nebel, Wolken trüben ihm nie ſeine Reiſeluſt; der Himmel iſt faſt immer rein, und er kann alle Gegenſtände deutlich ſehn, auch die entfernteſten.

In der alterthümlichen Stadt Monſalut ſahn wir den berüchtigten Tanz der Almek-Mädchen, deren es in den Städten Oberägyptens eine Menge gibt, und die von Kindheit an zu dieſem Stande von den Aeltern beſtimmt werden. Ihre Kleidung iſt voll phantaſtiſchen Flitterſtaates; ſie tragen lange Reihen Goldmünzen auf jeder Seite des Kopfes, welche vermittelſt einer Oeffnung, die in der Mitte der Münze iſt, in die Haarlocken eingeflochten ſind. Sie tanzten zu fünf, oder ſechs zum Tamburin und zur Guitarre, und ihre Bewegungen waren ſo wollüſtig, als man ſich nur immer denken mag. In der Art und der Abwechslung von derlei Gebährden ſchien die ganze Kunſt des Tanzes zu beſtehn; es war im Ganzen ein ſehr eitles Schauſpiel.

In Girge, das daſſelbe düſtere Ausſehn, wie alle ägyptiſchen Städte, hat, beſuchten wir einige Moſcheen. Es war gerade der erſte Tag des zweiten Bairamfeſtes, und alle Türken und Aegypter nahmen ſich bei der Hand auf den Straßen, und nachdem ſie ſich wechſelſeitig die Wangen geküßt, als Brüder in demſelben Glauben, legten ſie die rechte Hand aufs Herz mit einem äußerſt freundlichen und zufriedenen Geſicht, und drückten ihre Freude aus über die Ankunft des glücklichen Tages. Es war ein allgemeiner Feſttag, und die Araber ſtrömten ſchaarenweiſe auf den öffentlichen Plätzen zuſammen, und tanzten und ſangen aus vollen Kräften. Wir beſuchten auch das Koptiſche Kloſter, ein großes, düſteres Gebäude, darin nur ein Pater wohnt. Er war ein Mann von vierzig Jahren, hübſchem Ausſehen, und voll freundlichen Weſens. Ein kleiner Pflanzengarten, den er beſorgte, ſchien ſein Hauptvergnügen auszumachen; ſonſt lebte er von den milden Beiträgen ſeiner Glaubensgenoſſen, deren es hier etwa 300 gibt. Wohl durch Feuer und Schwert, aber nie durch den Mund der Imans, Santons und Derwiſche hätte der Prophet ſeinen Glauben verbreiten können, wenn er ſeinen Dienern ein eheloſes Leben geboten hätte. Selbſt die Gewißheit des Paradieſes vermöchte keinen Gläubigen im Cölibat zu leben.

(Fortſetzung folgt.)

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen für das Jahr 1825.

Einleitung.

Hungersnoth zwang den Parnaß und Apoll zieht aus mit den Dichtern
Mit den Verlegern nimmt Plutus vom Berge Beſitz.

Um die Herbſtzeit, da die Seidenſchwänze dutzendweis in die Dohnenſtriche fallen, kommen auch alljährlich die Taſchenbücher wieder und laſſen ſich gern von den journaliſtiſchen Jägern fangen, wie verabredet, um ſofort als zierliche kleine Braten in ſchmackhafter Butterbrüh wohl präparirt dem feinen Gaumen der hohen Zirkel zu goutiren. Wir unſererſeits wollen wie die Kinder thun, und den beſagten Vögeln vorher die wenigen Schwanz-

und Schwungfedern ausziehn, um derentwillen uns der Vogel in der Hand lieber iſt, als im Magen, und den nackten Bürzel dann ohne Neid in die Küche liefern.

Die ſchöne Literatur in Deutſchland bewährt in Gehalt und Maſſe, daß ſie mehr auf einen ausgeweideten Magen, als auf das kleine Herz berechnet iſt. Man ſollte leſen, nämlich Blumen, aber man frißt, nämlich Gras.' Das Syſtem, nach welchem für das deutſche Publikum von den ſpekulativen Buchhändlern, denen die Dichter nur im Schweiß ihres Angeſichts dienen, die Poeſie präparirt wird, läuft auf eine allgemeine Stallfütterung hinaus. Ich habe ein ſchönes Kapital, ſpricht der kluge Bauer, von deſſen Zinſen ich gar reich werde, einen kapitalen, fetten, wampigen und überaus hungrigen Ochſen auf der Maſtung daheim; für den ſind Blumen eine zarte ſchwache Speiſe, er muß ein derbes Fuder Heu haben. Unſchuldige Kinder, die ihr feiner Sinn mit den wenigen bunten Kelchen und Sternen, die noch auf der fetten Wieſe gedeihen, ein heitres Spiel treiben läßt, werden billig ausgelacht. Ein Büſchel Heu wiegt ja die Blumen auf im Zentner wie im Bauche. So ſteht das geduldige Vieh angekettet, vor ihm ein friſcher Heuberg von der Leipziger Meſſe, hinter ihm ein Miſt- und Makulaturberg, und es frißt und wiederkäuet in einem fort.

Armes mißbrauchtes Publikum, und dennoch biſt Du weniger zu bedauern, als die leibeigenen Poeten, denen in einem ſo verarmten Zeitalter auch das zarte Geſchlecht der Weiber bei der rohen Arbeit beiſtehen muß, zur thieriſchen Stumpfheit oder zur Ohnmacht, oder zur Verrücktheit, abgeſchwächt von dem heißen Sonnenſtich des ſchattenlos herrſchenden Phöbus. Da der lebendige Organismus aller Lebensverhältniſſe ſich allmählig in ein mechaniſches Rechnenexempel aufgelöst hat, und der gemeine Geldwucher ſelbſt in der Politik, dem Brennpunkt des thätigen Lebens, herrſchend geworden, ſo darf man ſich kaum wundern, daß auch das ſinnige, poetiſche Leben jenem Wuchergeiſt dienſtbar wird. Gleichwie die Holländiſche Kompagnie das uralte mythiſche Land Oſtindien in Beſitz genommen, um von dort aus, ſtatt des alten Käſe- und Spitzenhandels, ſeine Gewürzkrämerei zu treiben, ſo hat eine andere Kompagnie den alten deutſchen Dichterwald an ſich gebracht, ſofort niedergeſchlagen und eine ungeheure Fabrik daraus zuſammengezimmert. Wie nun in einer Tabaksfabrik die Herren kaſſiren, während die Arbeiter ſäen, pflanzen, ſchneiden, beizen, trocknen und Pakete füllen, und das Publikum Millionen leichte und leere Meerſchaumköpfe hinhält, um ſie zu ſtopfen und mit Genuß und Lob zu rauchen, ſo ſitzen in der großen belletriſtiſchen Fabrik die Verleger zwiſchen ihren Goldſäcken, deren Glanz eben der Sonnenglanz des Phöbus iſt, und die unglücklichen Poeten müſſen nach Vorſchrift arbeiten, ſo lange nur noch der Blaſebalg ihres leeren Magens den rechten Ton in die untergehaltene große Flöte, auf der ſie ſämmtlich zu Tagelohn ſitzen, ſtreichen läßt. Der eine bläst fortissimo, und der andere pianissimo, und in der ganzen Skala hat jeder ſeinen Ton, wie die ruſſiſchen Seelen, die ſtatt zur Kanone zur Kapelle kommen.

Ein praktikabler Buchhändler hat Hof und Stall, einen kleinen kaſtaliſchen Brunnen, und eine kleine Menagerie von Poeten, wie der Kaiſer von Oeſtreich zu Schönbrunn. Er giebt einen Almanach heraus. Das muß eine geſchmackvolle und reiche Symphonie werden. Er komponirt das Stück und vertheilt die Stimmen. Die Beſtien werden herausgelaſſen. Fuchs, der romantiſche, hat bereits zu ſtumpfe Zähne, um zarten Damen im Publikum noch den erforderlichen geheimnißvollen Schauder mit der Gänſehaut über den Rücken zu gießen, und er bekommt nur noch eine von den letzten Stimmen. Der urdeutſche Bär, bald in der germaniſchen Bärenhaut, bald im Nürnbergiſchen Schurzfell, bald in Doktor Luthers Chorrock, darf noch ſo laut brummen, als es ſeine mit dem politiſchen Thauwetter eingetretene Heiſerkeit erlaubt. Der Pfauhahn, adligen Geſchlechts, kourfähig, darf ſich auf den höchſten Hahnenbalken der Fabrik mit ſo gellender Stimme vernehmen laſſen, als er es irgend bei der Veränderung des Wetters zu thun pflegt. Er wird in ſeinem Schlangenhalſe die ganze Brillanz und Falſchheit des Hofes, in ſeiner Krone die Krone, in ſeinem Schrei den Hochmuth, in ſeinen ſteifen Schwungfedern die Etikette, in ſeinen wolligen Pflaumfedern am Steiß die ſuperfeinen, ſchmachtenden und ſterbenden Prinzeſſinnen und Hoffräuleins, im Schweife das tauſendäugige Volk, das doch nicht ſieht, endlich in ſeinen nackten Beinen die Armuth des emigrirten Markis oder Don Ranudo de Colibrados, der eben der Autor ſelber iſt, anſchaulich verſinnlichen. Ein gereiſter Ibis wird uns von Italien, und Frankreich und Spanien und England und Amerika, und wohl gar von den Südſeeinſeln, die rührendſten Sachen zu erzählen wiſſen, und ſich, wenn er fertig iſt, nach ſeiner Gewohnheit immer wieder an demjenigen ſtärken, was er verſchluckt oder verdaut. Ein ganzes Rabenchor wird mit ſeinem Gekrächz zugleich die Brocken ausſpeien, die ihm noch vom Aſe vergangener Zeiten und Bücher im Halſe ſtecken. Ein alter Hauskater wird mit ſeinem häuslichen Miau uns bürgerliche Mädchen, arme Liebhaber, alte Polterer, reiche Oheime, Tanten und Zubehör vorgauben. Ein Schaf wird von ſentimentaler ländlicher Liebe blöken, und eine alte Puterhenne aus eigener Erfahrung über zarte Familienverhältniſſe, Wahlverwandſchaften und alle Nüancirungen des Ehebruchs und der Hahnreiſchaft unſäglich viel gagaken. Einer glotzenden Eule wird es ſodann vergönnt ſeyn, uns mit kreiſchendem Geheul an Nacht und Tod, und Traum und Ahnung, und Erſcheinung nach dem Tode und Geſpenſter zu erinnern. Eine arme erfrorne Lerche, die mit einem lahmen Beine im Winter zurückgeblieben, wird von jungfräulicher Sehnſucht zarte Liederchen zirpen. Ein ganzes Spatzenchor wird die uralte bekannte Melodie in eben ſo alten Variationen abzwitſchern und die Unzucht ſelbſt mit den Flügelchen decken. Und wie der Kapellmeiſter das Konzert mit dem zuſammengerollten Notenbuch oder dem Fidelbogen regiert, ſo wird der Buchhändler das Geheul der Beſtien mit der Goldrolle oder der goldenen Wünſchelruthe leiten, womit er die Sänger ſanft beſtreicht und elektriſirt.

Indeß hat der Seidenſchwanz doch auch ſeine ſchönen Federn, ſind im Heu doch auch Blumen, und mit jenen Beſtien wird auch wohl eine Nachtigall in den verhangenen Käfig geſperrt. Correggio ward in ſeiner Jugend aus Armuth und Liebe Töpfer, und machte Schüſſeln und Teller und Töpfe, aber ſelbſt in dieſen erwies er ſein göttliches Genie, und was ſein unübertrefflicher Pinſel erreichte, was unter dem elenden Geſchirr verkauft ward, wovon man geiſtlos trank und aß, ward in der Folge mit dem edelſten Metall nicht mehr aufgewogen, und den Meiſterwerken in den Tempeln der Kunſt beigeſellt. So wünſchen wir alſo den Töpfern und Köchen guten Abſatz, dem Publikum geſegnete Mahlzeit, und wollen verſuchen, ob wir einige Correggios finden,

Penelope,

herausgegeben von Th. Hell. Leipzig in der Hinrichsſchen Buchhandlung.

An der Pforte der kleinen Welt, die wir hier zum zweitenmal betreten, kommt uns ein liebliches Frauengeſicht entgegen. Das Titelkupfer der Penelope ſtellt Maria Joſepha von Sachſen Dauphine von Frankreich dar; gezeichnet von Schnorr, geſtochen von Fleiſchmann. Wir geſtehen, daß wir durch den Blick dieſes ſchönen weiblichen Kopfes, der um ſo reizender iſt, weil er einem Bürgermädchen anzugehören ſcheint, in diejenige Wärme des Herzens verſetzt worden ſind, die das Bild mehr lobt, als es der kritiſche Griffel vermöchte, den wir dabei gern weglegen. An den übrigen Kupfern, welche Darſtellungen zu Schiller's Bürgſchaft, nach Rambergs Zeichnungen enthalten, finden wir dagegen nichts ausgezeichnetes zu bewundern. Ueberhaupt wird Rambergs Talent in den Almanachsbildern verſchleudert, und wenn er in Wiederholungen und Nachläſſigkeiten beweiſet, daß er dieſe Arbeiten als Fabrikarbeit behandelt, ſo wäre freilich zu wünſchen, daß er con amore Größeres vollbrächte.

Der Inhalt beſteht gänzlich aus proſaiſchen Erzählungen, ein Paar Schlußſeiten ausgenommen, worin ſehr unbedeutende Gedichte enthalten ſind.

Schloß Kaltenbach oder der Bruderzwiſt von W. Blumenhagen gehört zu den von kanibaliſcher Dichterfauſt zuſammengewürgten Schickſals- und Zufallsſtücken, die uns bald dramatiſch in Verſen, bald epiſch in Romänchen, immer neu aufgetiſcht werden. Man höre. Auf dem Schloß Kaltenbach leben zwei Brüder, Franz und Cäſar, nebſt der Jungfrau Helene, in welche ſich beide verlieben. Cäſar iſt der Glückliche, verführt das Mädchen, hält einen mörderiſchen Zweikampf mit ſeinem Bruder — und läuft davon. Auch Helene flieht aus Verzweiflung, nachdem ſie eines geſunden Knäbleins entbunden worden, das der Windmüller zu ſich genommen. Franz heirathet in der Folge, und bekommt ein artiges Töchterlein Franziska, in die ſich ein junger Tugendheld, Doktor Beſt, verliebt. Mittlerweile ſind ſeit jener Unglücksgeſchichte über zwanzig Jahre verſtrichen. Die Franzoſen ſtehen im Lande, gedrängt von den Alliirten. Da kommt plötzlich Helene wieder, vom Autor höchſt elend und ſtiefmütterlich bedacht. Sie ſoll eine Wahnſinnige darſtellen; aber es iſt ein allgemeines Kennzeichen der heutigen ſchlechten Poeten, daß ſie keinen Wahnſinnigen und keinen guten Hanswurſt oder Narren darſtellen können, aus dem einfachen Grunde, weil ſie ſelbſt dergleichen ſind. Wie gerufen kommt auch Cäſar wieder und ſchleicht als engliſcher Unterhändler umher. Er findet Helenen auf dem Siechbette, ſchaudert und läßt ſie liegen. Er findet auch den Bruder, wird aber von der franzöſiſchen Einquartirung entdeckt und ſoll erſchoſſen werden. Auch Franz als Hehler hat den Tod zu fürchten; der franzöſiſche Obriſt verſpricht ihm aber Sicherheit, wenn er ihn auf der Stelle ſeine Tochter Franziska heirathen ließe. Die Tochter opfert ſich, läßt den Doktor laufen, und putzt ſich ganz artig zum Hochzeitfeſt, während ihr Oheim den Tod erwartet. Ein junger franzöſiſcher Offizier, du Bent, des Windmüllers oder vielmehr Cäſars und Helenens entlaufener Sohn, wird vom Autor auf unverantwortliche Weiſe brutal und gemein dargeſtellt. Am Hochzeitmorgen erſcheint plötzlich der Doktor mit einem Pulk Koſacken, rettet ſeine Braut und nimmt den Franzoſen gefangen. Eben ſo wird Cäſar in dem Augenblick befreit, da ſein eigener Sohn auf ihn feuern laſſen will. Helene, die ſich dazwiſchen gedrängt hat, ſtirbt auf der Leiche ihres von Lanzenſtichen durchbohrten Sohnes, indem ſie, wie der Dichter höchſt ekelhaft erzählt, ihr Blut im Blutſturz auf ihn ausſpeit. Die Uebriggebliebenen halten dann fröhliche Hochzeit.

Der Geheime Oberfinanz-Rath, Luſtſpiel in zwei Akten von van der Velde, gehört zu dem Geſchlecht jener gemeinen Kotzebueſchen Farçen, von denen Schiller trefflich ſpricht:

Nichts! man ſieht bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretairs und Huſarenmajors.
„Aber ich bitte Dich, Freund, was kann denn dieſer Miſere
Großes begegnen, was kann Großes durch ſie geſchehn?“

Was? Sie machen Kabale, ſie leihen auf Pfänder, ſie ſtecken
 Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantiſche Schickſal,
 Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?“
Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſre guten Bekannten,
 Unſern Jammer und Noth ſuchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe;
 Warum entfliehet ihr auch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?“ —
Nimm's nicht übel, mein Heros! Das iſt ein verſchiedener Caſus:
 Das Geſchick, das iſt blind, und der Poet iſt gerecht.
„Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
 Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
Der Poet iſt der Wirth und der letzte Aktus die Zeche;
 Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch. —

Die Reiſe zum Aetna von Friedrich von Heyden führt eine glückliche Idee aus, die Oppoſition idealer Liebe gegen vornehme Heirathen und verſetzt uns dabei in das herrliche Sizilien; aber als ob der Autor für dieſe kühne Idee der vornehmen Leſewelt durchaus ein Opfer ſchuldig geweſen wäre, läßt er am Schluß, wie durch einen Zauberſchlag, die ideale Liebe wieder an die vornehme Heirath ſich verkaufen, etwa ſo, wie man Schillers Wilhelm Tell in irgend einer großen Stadt vollſtändig dargeſtellt, bis auf die kleine Abweichung am Schluß, nach welcher Tell fehlſchießt, um Gnade bittet, ſie erhält und die alten Schweizer ihrem Landvogt Geßler ein ſchallendes Vivat bringen. Zwei junge Leute in England ſollen ſich heirathen, obwohl ſie einander nie geſehen. Der Jüngling, edel von Natur und durch ausgezeichnete Bildung, ſchreibt an die Braut im Tone eines rohen Landjunkers, um ſie auf immer abzuſchrecken, oder ſie zu prüfen. Sie, eben ſo vollkommen gebildet, antwortet in derſelben Abſicht im Tone einer verſchwenderiſchen Putzdocke. Sie ſchreibt von Sizilien aus, wo ſie mit ihren Eltern ſich aufhält. Bald nach jener Korreſpondenz unternimmt ſie mit ihrem Vater in männlicher Kleidung eine Reiſe auf den Aetna. Unterwegs findet die kleine Karavane einen jungen Mönch Diodor, der ſich an ſie anſchließt und ihr Führer wird. Die Reiſe zum Berge iſt nicht ohne romantiſche Wärme geſchildert, obwohl uns die erſte berühmte Beſchreibung, die der Engländer Bryden ſchon vor mehr als einem halben Jahrhundert von dieſem Berge gemacht, noch immer unübertroffen ſcheint. Reizend iſt das Verhältniß angelegt, in das Diodor zur Betty tritt, wiewohl wir an der Ausführung noch manches auszuſetzen hätten. Diodor iſt der ſchönſte, geiſtvollſte Mann, den die ſtolze Brittin jemals erblickt und ſein Adlerblick durchdringt ſie bis ins innerſte Herz. Aber er iſt ein Sizilianiſcher Mönch und ſie die Erbin des edelſten Geſchlechts, die Braut eines andern, ja für dieſe Reiſe gilt ſie nur als ein Jüngling, und eine Scheidewand über die andere ſtellt ſich zwiſchen die Herzen, die ſich entgegenſchlagen. Etwas theatraliſch iſt der erhabene Moment des Sonnenaufgangs auf dem Aetna zur Folie und Dekoration erwählt, um die Erkennungsſzene der liebenden Herzen hervorzuheben. Das junge Paar vergißt alles in dieſem Augenblicke. Unter Kuß und Umarmung geſteht Betty, daß ſie ein Weib ſey. Die Ankunft der Gefährten trennt ſie. Sie ſind auf immer für einander verloren. Der Jüngling ſcheidet, nachdem er ein unvollendetes Gedicht in ihre Schreibtafel geſchrieben. Die Braut kehrt nach England zurück. Der Bräutigam wird erwartet und die Hochzeit bereitet. An dem Tage, da er ankommen ſoll, findet Betty jenes Gedicht in der Schreibtafel mit einer glückverheißenden Wendung und unverkennbar von Diodors eigener Hand vollendet. Staunend, wie im Traum, im Herzen den ganzen Sturm der Gefühle, irrt ſie durch die Säle. Plötzlich geräth ſie in ein Zimmer, aus dem ſie den Ausgang nicht mehr findet. Sie zieht an einer Klingel, die Wand fährt aus einander, und ſie ſieht ſich an den Aetna und in dieſelbe Gegend verſetzt, wo ſie Diodor gefunden. Noch ſtarrt ſie, wie von einem Wunder geblendet, in das verlorne Paradies, als auch Diodor in ſeinem Mönchsgewand hervortritt und zu ihren Füßen ſinkt. Ihr Gedächtniß verwirrt ſich, und ſie glaubt wirklich in Italien zu ſeyn, da er ganz der alte ſcheint. Er dringt in ſie, ob ſie ihn noch liebe? Sie bekennt es und heißt in raſender Angſt ihn von ſich gehen, indem ſie ihm auf ewig Lebewohl ſagt. Die Täuſchung iſt etwas übertrieben, hört aber bald auf; denn wie das Mädchen einer Ohnmacht nahe iſt, treten die beiderſeitigen Eltern herzu. Die Kutte fällt, und der romantiſche Diodor wird plötzlich — der rundſchenkliche Dragoneroberſt William, der ſich als der verheißene Bräutigam zu erkennen giebt. Elender, theatraliſcher, modiſcher Ausgang!

Der **Roſenſtock** von G. **Schilling** iſt in Seitenzahl und Werth gleich geringfügig; der **Vertrag mit dem Todten** von Fr. **Laun** eine höchſt abgeſchmackte Hofgeſchichte. Der **Nautilus**, ein Nachtſtück von C. **Weisflock**, ſchildert die Liebesgeſchichte eines Engländers mit einer Otaheiterin. Er empört ſich mit der Mannſchaft eines Schiffes, lebt in Otaheiti mit einer Königstochter des Landes in glücklicher Ehe, muß aber in der Verzweiflung ſein eigenes Kind ermorden, um es den blutdürſtigen Prieſtern, deren mörderiſchen Keulen es nach einem Religionsgeſetz anheimfällt, nicht zu überlaſſen. Zuletzt kommt noch ein engliſches Schiff, das ihn hinwegführt und von der Gattin trennt. Sie ſtirbt und er wird wahnſinnig. Wir vermiſſen die ächte, warme und phantaſievolle Darſtellung, zu welche die Szene dieſer Tragödie auffordert. **Das Leben eines Veilchens** vom Herausgeber iſt über die Gebühr langweilig, und verräth die lahmſte Einbildungskraft, die ſich je an einen ſo poetiſchen Stoff gewagt hat. Man iſt verſucht, dieſe Erzählung für ein Kunſtſtück zu halten, die Poeſie, die ſich von ſelber darbietet, zu umgehen. Zwei Biographien, die eine zum Titelkupfer, die andere Georg Wilhelms, des letzten Herzogs von Lüneburg-Celle, können uns hier nicht intereſſiren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Sulioten.

(Fortſetzung.)

Dieſe Ereigniſſe, die ſich mit reißender Schnelligkeit folgten, zertrümmerten die Entwürfe der Sulioten und ließen die ganze Laſt des Krieges auf ſie zurückfallen. Zugleich hatten ſie den Schmerz, zu vernehmen, daß acht und zwanzig ihrer aus Dellvin geraubten Geißeln in Janina enthauptet worden ſeyen. Sie ſahen ein, daß weder Friede noch Waffenſtillſtand zu hoffen war, und bereiteten ſich zu neuen Kämpfen vor, die der Tyrann ihnen zu liefern drohte. Sie hatten Proviantmagazine, und rafften noch außerdem die wenigen Lebensmittel zuſammen, die ihnen ein verwüſtetes Land übriggelaſſen. Sie vertheilten die Poſten, die jeder beſetzen ſollte, und wählten durch einmüthigen Beſchluß einen unbekannten Mönch zum Polemarchen, Namens Samuel, der ſich ſelbſt das Jüngſte Gericht hieß, und dem ſie die Aufſicht über das öffentliche Weſen ohne Vorbehalt anvertrauten. Man kannte weder ſein Land, noch ſeine Herkunft; denn er war gleich einem glücklichen Geſtirn und unter dem Namen Jüngſtes Gericht (ἡ τελευταία Κρίσις), dem gewöhnlichen Inhalt ſeiner Reden, in der Mitte der Kinder von Selleida erſchienen. Das Volk, ſtets zum Wunderbaren geneigt, hatte ihn wie einen Geſandten Gottes aufgenommen; einige Anführer glaubten in ihm einen unter dem härenen Gewand eines Mönchs verſteckten ausgezeichneten Offizier zu erkennen, und der Divan, der bereits von dieſer Erſcheinung gehört, meynte in ſeiner Weisheit, er ſey der Antichriſt, den die Türken mit einer eben ſo feſten Zuverſicht als die Juden die nahe Ankunft des Meſſias erwarten, während endlich das diplomatiſche Orakel in Pera, der Baron von Herbert, behauptete, Samuel ſey ein Jakobiner. Der beſſer unterrichtete Ali aber wußte, daß er ein Sohn von St. Baſil war, und dies iſt auch alles, was je über dieſes Individuum entdeckt werden konnte.

Beſeelt von dem Geiſte einer Johanne d'Arc, Catelineau und anderer ähnlichen Weſen, die ihre Hoffnung für das Wohl des Vaterlandes auf Gott ſetzen, wiederholte Samuel den Griechen, daß die Zeit erfüllt ſey, und ſelbſt unter den harteſten Drangſalen, voll heiligen Eifers, rief er unaufhörlich: „die Tage der Gnade ſind gekommen, und die Städte des gottloſen Aſſyriens werden fallen, gleich den Lagerzelten der Nacht, die man bei Sonnenaufgang wieder niederreißt.“ Jede Felſenſpitze war der Rednerſtuhl, von welchem er dem Volk das göttliche Wort verkündigte, und der Altar, auf dem er dem Gott des Kreuzes für die Seligkeit der Gläubigen opferte. Seine Worte und ſein Glauben würden Berge verſetzt haben; die Polikaren von Suli ſprangen wie Böcke, wenn er ſeine Stimme ertönen ließ; Männer und Weiber wurden die Kämpfer des Jüngſten Gerichts, und alle erblickten in dem Verluſt des Lebens nur den Weg, der in eine Zukunft führe, wo, wie er ſagte, der Tod und die Natur mit Erſtaunen die Kreatur in unvergänglichem Ruhme wiederſehen würden. Oberſter des Raths der Fünf und zwanzig, Helfer der Unglücklichen, Redner und Soldat, ließ der eben ſo kluge als thätige Samuel zu gleicher Zeit Schanzen graben und Thürme aufführen, und bediente oft in eigner Perſon zwei kleine Kanonen, aus welchen die ganze Artillerie der Sulioten beſtand. Zuweilen verſchwand er, um ſich auf die benachbarten Märkte zu begeben, und der Republik Lebensmittel zu ſchaffen, die er gegen Roſenkränze, Reliquien und Bilder eintauſchte, und man ſah ihn nach ſeiner Rückkehr in die Berge ſtets auf dem gefährlichſten Poſten und von den tapferſten Chriſten begleitet. Ein ſolcher Mann würde das Schickſal Griechenlands umgewendet haben, wenn der Wille des Himmels jene Epoche zu ſeiner Befreiung bezeichnet hätte.

Er war bereits mit dem Bau der zwiſchen Kako-Suli und Kunghi gelegenen Feſtung St. Veneranda zu Ende gekommen, als Photos Tzavellas und Kaïdos, ſeine Schweſter, an der Spitze von vierzig Polikaren den Schneelawinen, deren in den Acheron gefallene Maſſen die Engpäſſe von Selleida geöffnet, nachſtürzten und plötzlich in Thesprotien erſchienen, um die dort in Kantonnirung liegenden Soldaten des Ali Paſcha zu vertreiben. Erſtaunt über die Wunderthaten dieſer neuen Dioskuren — denn Bruder und Schweſter wußten den Feind zu ſchlagen und ihre Siege auf der antiken Lyra der Helden zu beſingen — ſchwuren die Sulioten bald nicht mehr anders, als bei dem Schwerdt des Photos, das mit Recht eben ſo berühmt geworden war, als der Degen Rolands unter unſern alten Rittern. Der Ruhm, den ſie jede Nacht bei Ueberrumpelung der türkiſchen Poſten ernteten, entdeckte nach Anbruch des Tages ihren Landsleuten die reiche Beute, die ſich ihren lüſternen Augen in den zahlreichen Heerden und den Kriegskleidern der Barbaren bei dem Einzug der Tapfern in die Dörfer darbot. Ein ſolches Glück konnte nicht von Dauer ſeyn, und der Neid, der dem Verdienſte ſo oft entgegentritt, ſollte den feſten Stützen Selleida's bald die empfindlichſten Stöße beibringen.

Bei der Nachricht von dieſen Unfällen gebot Ali Paſcha ſeinem Sohne Muktar, ſich nach Thesprotien zu begeben, und zwar keinen allgemeinen Angriff auf die Chriſten zu wagen, aber ſie zu umzingeln und in ihre Berge einzuſchließen. Er wußte aus Erfahrung, daß dieß das einzige Mittel war, zu Reſultaten zu gelangen, wenn man anders noch Liſt und die verderbliche Gewalt des Goldes damit zu verbinden verſtand, jene mächtigen Hebel, durch die der Erfolg ſo häufig als das Ergebniß militäriſcher Taktik erſcheint. Muktar, ſtatt den Kampf zu übereilen, begnügte ſich anfänglich, Schritt vor Schritt Boden zu gewinnen, und erreichte, nachdem er ſich in wenigen Wochen der Engpäſſe bemeiſtert, auf dieſe Weiſe mehr, als durch die heftigſten Stürme. Die Sulioten fanden ſich zum erſtenmal förmlich belagert, und da ſie kein Ende ihrer ermüdenden Anſtrengungen erſahen, zeigte der Ueberdruß, den ſie nun an den Tag legten, bald, daß ſie dieſelben Menſchen nicht mehr waren, die ein gemeinſchaftliches Intereſſe ſonſt ſo feſt an ihre gerechte Sache band. Einige reich gewordene Anführer murrten über die lange Dauer des Kriegs, und über die Reden Samuels, der von der Feſtung St. Veneranda herab umſonſt zu den Waffen rief — ſeine Stimme verklang in der Wüſte. Durch geheimnißvolle Bearbeitungen brachen ſogar in den Phares Zwiſtigkeiten aus. Ali, deſſen Werk ſie waren, knüpfte unter ihrer Mithülfe Unterhandlungen an, die weit gefährlicher als ſeine Waffen wurden, und das Jahr 1802 begann für die Sulioten unter den traurigſten Auſpizien.

Die Folge war, daß die unwilligen Hauptleute einen Waffenſtillſtand eingingen, und ſelbſt die ſchimpfliche Bedingung, den tapfern Photos aus dem Lande zu weiſen, ſich gefallen ließen. Bei dieſer unerwarteten Erklärung war Photos außer ſich vor Erſtaunen, und ſeine Augen ſuchten ſich zu überzeugen, ob er auch wirklich ſeine alten Freunde noch um ſich habe. Mit Sanftmuth nahm er dann das Wort, ſtellte ihnen die Gefahren vor, die ſie durch Unterzeichnung einer ſo hinterliſtig abgefaßten Uebereinkunft laufen müßten, entwickelte ihnen genau die daraus entſpringenden Nachtheile, und ſagte endlich, nachdem er die Verſammlung unerſchütterlich gefunden, mit tiefer Bewegung: „Ich gehorche euern Befehlen und entferne mich; aber im Namen des Himmels beſchwöre ich euch: wachet über das Vaterland und entehret das Andenken an eure Vorfahren nicht!“

Nach dieſen Worten verläßt er ſie, ſucht mit naſſen Augen die väterliche Wohnung auf und zündet ſie an: „das Haus des Tzavellas ſoll nicht vom Feinde entweiht werden,“ ruft er, und bald verkündigen Selleida die auflodernden Flammen den Oſtrazismus eines ſeiner Kinder. Begleitet von fünfundzwanzig ſeiner tapferſten Soldaten begiebt er ſich in das zwei Meilen entfernte Dorf Chorta (Waide), während ſich ſeine Schweſter Kaido in das Kloſter St. Veneranda einſchließt, wohin ſich auch Samuel mit dreihundert Sulioten zurückgezogen, ohne irgend einem der Vorſchläge des Ali Paſcha Gehör gegeben zu haben.

Ali ſäumte nicht, zu Photos zu ſenden und ihn aufs Schmeichelhafteſte zu ſich einzuladen. Der edle Held hoffte dem Vaterlande, das ihn verſtoßen, einen Dienſt leiſten zu können, und ging nach Janina. Ali that ihm Vorſchläge zu einem dauernden Friedensſchluß, und ließ ihn dieſelben den Sulioten überbringen. Bei ſeiner Ankunft in Suli ſetzte der großherzige Photos ſeinen Mitbürgern die verſchiedenen Forderungen des Ali Paſcha auseinander, und da ſie nicht mehr in jenen Schleier der Mäßigung gehüllt waren, die er früher gezeigt, ſo wurden ſie einſtimmig verworfen. Ueberzeugt nun von dem, was der Sohn des Tzavellas ihnen im Augenblick ſeiner Verbannung geſagt, drangen ſie in ihn, auf ſeine Rückkehr nach Janina zu verzichten, bekannten die gegen ihn begangene Ungerechtigkeit, baten ihn um Verzeihung, und beſchworen ihn, ſie nicht mehr zu verlaſſen, mit dem Verſprechen, ſein Haus wieder aufzubauen, und die oberſte Gewalt ſeinen Händen zu übergeben. Photos aber verlangte die Beſtrafung der feigen Häuptlinge. Das Familienintereſſe überwog das allgemeine. Sein Geſuch ward verweigert. Da ging er, aller Bitten ungeachtet, in ſeine Verbannung zurück, und ward von Ali ſogleich in den tiefſten Kerker geworfen.

Dieſe offenbare Verletzung der Geſetze der Gaſtfreundſchaft verdroß die Suliotiſchen Stämme tiefer, als ihre Kapitaine; aber Photos fand ſelbſt aus dem Innern ſeines Kerkers noch Mittel, ihren Muth wieder aufzurichten. Er ließ ihnen ſagen, daß der Vezier nie nach ſeinem Leben trachten werde und ſie durch die gegen ihn ausgeübte Gewaltthätigkeit nur ſchrecken wolle; ſie ſollten in keinen ſeiner Vorſchläge willigen, und Gott, der über den Phares von Selleida wache, werde ſie aus ihrer mißlichen Lage befreien; er befahl ſie endlich noch dem Gebet Samuels.

Unterdeß bot Ali mit unerhörter Liſt jedes Mittel auf, die Sulioten dem Untergange näher zu bringen. Es ſchien ihm nothwendig, ſein Unternehmen zu einem allgemeinen muſelmänniſchen zu machen, und es durch einen Firman des Sultans ſanktioniren zu laſſen. Dadurch gewann er in der Meynung und an Macht. Die zufällige Ankunft einer franzöſiſchen Korvette gab ihm Gelegenheit, dem Divan ein Verſtändniß der Sulioten mit den Franzoſen vorzuſpiegeln, und er erhielt den Firman. Um auch die Chriſten den Sulioten abgeneigt zu machen, beſtach er die Prälaten der orthodoxen Kirche. Der Erzbiſchof von Arta, Ignatz, ſchrieb ſomit auf ſeinen Befehl den Gläubigen von Kaſſiopien, und verbot bei Strafe der Ausſchließung, den Sulioten beizuſtehen.

Die Sulioten erwiederten dieſe Umtriebe mit Stolz und Verachtung. Umſonſt wurde ein Sizilianiſcher Prieſter des Archimandriten von Janina zu den Sulioten geſandt, um ſie zur Niederlegung ihrer Waffen zu überreden; ſie befahlen ihm, ſich zurückzuziehen, mit der Drohung, ihn im andern Falle als einen Verderber der Jugend niederzuſchießen. Eben ſo vergeblich ermahnte ſie Jerotheos, Erzbiſchof von Janina, und ihr Prälat, Chryſanthus von Glychys, der ſich kaum noch nach Parga flüchten konnte, und da das Volk, die Pepen und die Ordensbrüder den geiſtlichen Drohungen kräftig widerſtanden, ſo nahmen die Feindſeligkeiten, wirkſamer als der kirchliche Bannfluch, ihren Anfang.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

1) Deutſche.

Encyclopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen in alphabetischer Ordnung von C. Lenning. I. und II. Band. A bis M. Leipzig bei Brockhaus 1824.

Dieſes verdienſtvolle Werk umfaßt alle im Gebiete der Freimaurerei vorkommenden Sach- und Perſonalnamen. In der Form alphabetiſch geordneter Artikel gewährt es einen groſſen Ueberblick über die innere Idee, über die äußern Formen und über die Geſchichte der Freimaurerei, und dient, ſo manches Vorurtheil der Laien für und wider die Sache zu zerſtreuen. Ein ſo umfaſſendes Werk über dieſen intereſſanten Gegenſtand iſt bisher noch nirgends ans Licht getreten. Die beſten Quellen ſind dazu benutzt worden, die ausgezeichnetſten Schriftſteller über die Maçonnerie ſind für die wichtigſten Artikel excerpirt und colligirt. Insonderheit gereicht es dem Sammler zur Ehre, daß er die Anſichten des aufgeklärteſten und geiſtreichſten Hiſtorikers und Publiziſten der königlichen Kunſt, des Bruder Krauſe, durchgängig hat vorwalten laſſen. Auch bedient er ſich der Waffen dieſes Mannes, um ſich gegen die deutſche Geheimnißkrämerei vor dem Vorwurf des Verraths zu ſchützen. Engländer und Franzoſen haben die Bahn der Publizität gebrochen und es wird auf derſelben Bahn auch in Deutſchland für die ächte Maurerei mehr Heil gewonnen werden, als in dem ſo oft mißbrauchten Dunkel.

Wir erkennen in der Geſchichte ein großes Ziel, die Entwickelung und Veredelung der Menſchheit. Wir unterſcheiden aber einen doppelten Weg, der dahin führt. Den erſten verfolgen die Menſchen unbewußt. Er wird ihnen geboten durch die Naturnothwendigkeit. In der Abhängigkeit von Geſchlecht, Familie, Stand, Volk, Sprache, Sitte, Kultur, Staat, Kirche, befolgt der Menſch inſtinktartig den geheimen Willen der Vorſehung, die über der Geſchichte waltet, und in dem Reichthum und dem Wechſel der Erſcheinungen die Menſchheit auf dem längſten Wege zur Entwickelung bringt. Iſt der Menſch aber einmal auf einer gewiſſen Stufe angelangt, ſo erkennt er den großen Plan der Vorſehung, und ſeine eigene Kraft, denſelben mit Bewußtſeyn auf kürzerem Wege zu vollſtrecken. Er ſieht in jenen Unterſchieden, welche die Menſchen von einander und von dem Gleichartigen rein Menſchlichen in Allen entfremdet, nur eine Hemmung jener Entwickelung, und ſobald in Vielen zugleich dieſe Anſicht herrſchend geworden, ſo müſſen dieſelben um ſo eher in ein geſelliges Band treten, als dieſes Band auch das Symbol deſſen iſt, was ſie erſtreben, da, ſobald jeder Menſch vollkommen iſt, brüderliche Gleichheit und Vereinigung Aller Statt finden muß. Sie werfen die Unterſchiede des Standes, Volkes, Staates und Glaubens von ſich; ſie laſſen ſie unter ſich nicht gelten, unterwerfen ſich ihnen aber außerhalb ihres Tempels, indem ſie die blinde Naturgewalt, die in denſelben vorherrſcht, nicht aufzureizen, ſondern allmählig zu zähmen, und den hohen und allgemeinen Zweck der Menſchheit zu vermitteln ſtreben. Dieſer Bund iſt derjenige der Freimaurer oder Maſonen (Meßner, Meßkünſtler). Sie wollen frei, mit Selbſtbewußtſeyn, den Bau der Menſchheit vollenden. Sie ſetzen dem Inſtinkt die Freiheit, der Natur die Kunſt entgegen. Dieſer Bund entſpringt mit Nothwendigkeit aus einer Weltanſicht, die auf einer gewiſſen Stufe der Entwickelung in den Menſchen erwachen mußte. So unabweislich die Idee einer allgemein vollkommenen Menſchheit, die alle Menſchen als Brüder umfaßt, darin ſie alle von den Schlacken der Ungleichheit, der Feindſchaft, der Verfolgung, des Laſters, der Armuth, der Dummheit und der Barbarei geläutert ſeyn ſollen, unter den paſſenden Namen Optimismus andern Ideen vom Weſen und Ziele der Welt und der Menſchheit, z. B., daß ſie beim Alten bleiben oder daß ſie gar zurückſchreiten müſſe, entgegentritt; ſo unabweislich ferner mit dieſer Idee in den Menſchen das Gefühl ihrer Kraft und das Streben geweckt wird, ſelbſtthätig der langſam keimenden Naturkraft in der Geſchichte mit menſchlicher Kunſt nachzuhelfen, oder ihre Erkenntniß und ihren Willen ganz an die Stelle jener alten Naturkraft zu ſetzen, da dieſelbe dem thieriſchen Inſtinkt gleicht, der nur ſo lange dem Kinde aushilft, bis es zur Vernunft gekommen; ſo feſt gegründet dieſe Idee und dieſes Streben in den Menſchen iſt, ſobald ſie mündig geworden, eben ſo feſt gegründet iſt auch in der äußern Erſcheinung der Bund der Maſonei, darin dieſe Idee fortgepflanzt wird, darin dieſes Streben als die höchſte Aufgabe der freigewordenen Menſchheit bethätigt wird.

Wie übrigens mit andern Elementen vermiſcht dieſe Idee erſt allmählig im Maurerthum gekeimt, nachher reiner entwickelt worden, wozu ferner beinahe zu allen Zeiten ſeit ſeiner Entſtehung die allgemeine Form des Maurerbundes gemißbraucht worden, geht uns dabei nichts an. Ob jeder ſogenannte Maurer die wahre Stellung der maureriſchen Weltanſicht zu dem Gange der Weltgeſchichte kennt, iſt zweifelhaft. Ob der Bau der Maſonei mehr dem des babiloniſchen Thurmes, als des Salomoniſchen Tempels gleichen werde, überlaſſen wir der Geſchichte zu entſcheiden. Sprachverwirrung iſt ohne Zweifel ſchon eingetreten. Zwiſchen der Idee und ihrer Verwirklichung iſt eine unermeßliche Kluft befeſtigt, und wer in den Schwierigkeiten der Ausführung und in der Entartung und Verfälſchung der Idee im innern des Bundes ſelbſt, demſelben nicht den Untergang oder wenigſtens nur ein mumienhaftes Fortdauern vorgeſchrieben findet, der muß den Ideen eine göttliche, unerſchütterliche Macht zuerkennen, kann und ſoll es aber auch. Zum Beleg unſerer Anſicht entheben wir dem angezeigten Werke folgende Stellen, die man unter dem Artikel Maçonnerie S. 363 und 366 im zweiten Bande findet.

(Aus der Schrift: Beleuchtung maureriſcher Gegenſtände, die jedem denkenden Freimaurer zu wiſſen nöthig ſind, von F. C. Petraſch, zweitem Vorſteher der Loge zum Verein der Menſchenfreunde in Trier. 1823 auf S. 15 f.)

Wer mit mir, weder allein, noch vorzüglich, in der äußern Form, in den Allegorieen und Emblemen noch in deren Auslegung und ſtrengängſtlicher Beachtung das wahre Weſen der Freimaurerei geſucht hat, der wird es auch nur in jenem Begriffe gefunden haben, der wird in der Weihe zum höhern Lichte dann auch erkannt haben, daß der Freimaurerbund, als eine nach ihrem Urſprunge und nach ihrer weitern Entwickelung die höhere Ausbildung und Vervollkommnung bezweckende Geſellſchaft, und als der bis jetzt einzige Bund, welcher ſich dem Reinmenſchlichen ausſchließend widmet, in ſo fern er ſeinem innern erhabenen Weſen treu iſt, den Weg künftiger höherer Beſtrebungen im geſelligen Leben thätig bezeichnet. — Werden die Keime ächtmenſchlichen Sinnes, die in den Grundgeſetzen und Grundgebräuchen der Bruderſchaft unverkennbar ſchlummern, in lichte Wiſſenſchaft, in reine, allumfaſſende Lehre und allumfaſſende Ausübung entfaltet, wird das Gemüth aller Brüder durch geſellige Kunſtübung das heißt, geiſtreichen Unterricht, wie es unabläſſig geſchehen ſollte, erwärmt, und ihre Thatkraft vernunftgemäß gerichtet, wie auch durch Beiſpiele der edleren Glieder zu immer höherer Stufe erhoben, wo ſie mit reiner Liebe die ganze Menſchheit umfaßt: — dann wird und muß aus der Freimaurerbrüderſchaft ein vollendeter die Menſchheit im höchſten Maaße beglückender Bund hervorgehen.

(Aus der Schrift: Höhere Vergeiſtigung der ächt überlieferten Grundſymbole der Freimaurerei in 12 Logenvorträgen, vom Bruder Krauſe. Dresden 1811.)

Das Weſen der Freimaurerei, die Beſtimmung der Freimaurerbrüderſchaft, ja ſelbſt ihre Gebräuche in ihrer urſprünglichen Einfachheit, ſind ſo beſchaffen, daß ſie, unabhängig von Klima, Jahreszeit, Landesſitten, von eigenthümlichen Beſtimmungen der Staaten und der religiöſen Gemeinen, überall geübt werden, und, zum Heil der Menſchen, überall gedeihen können, wo nur Menſchen noch zu athmen im Stande ſind. Nur das Allgemeinmenſchliche was, obgleich in unendlichem Reichthume der individuellen Geſtaltung, dennoch bei allen Völkern, unter allen Zonen, daſſelbe iſt, — nur dies allein iſt der Grund und das Gebiet der Freimaurerei.

So beſteht die Freimaurerei allein in der harmoniſchen Ausbildung des ganzen Menſchen, und die Freimaurerbrüderſchaft vereinigt ihre Mitbrüder rein als Menſchen, um in ihnen das Allgemeinmenſchliche zur Reife zu bringen, und um einſt alle Menſchen in reiner Liebe zu Einer Menſchheit zu verſammeln. Sie erwählt ſich dieſe Sphäre der geſelligen Wirkſamkeit, weil ſie der erſte und höchſte Theil der ganzen menſchlichen Beſtimmung iſt; — weil nur in der Geſundheit des ganzen Menſchen, nur in der in Liebe vereinigten Menſchheit, Wiſſenſchaft und Kunſt und jede einzelne Vortrefflichkeit gedeihen; — weil nur dann auch die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Menſchen, ſo wie Familien, Freundſchaften, Völker, und Staat und Kirche, aufblühn, und wahre Vollendung, Ebenmaaß und wechſelſeitige Harmonie gewinnen können; — weil nur auf dieſem harmoniſchen Grunde alle menſchlichen Dinge zuſammenſtimmen können in ein in allen ſeinen Theilen und Gliedern geſundes, wohlgeordnetes und ſchönes Leben der ganzen Menſchheit. Aber eben deshalb iſt die Freimaurerei Freundin und Pflegerin alles Guten und Schönen; ſie empfängt mit Dank jede Blüthe der Wiſſenſchaft und der Kunſt, welche, in den Kranz ihrer Geſelligkeit gewunden, ihre Würde durch Schönheit und Anmuth erhöht.

Wäre das Logenweſen blos ein Ausüben und Fortpflanzen der Gebräuche, ſo wäre es zwar immer noch Etwas werth, aber unendlich wenig gegen ein Logenweſen im wahren Sinne, welches Menſchen als Menſchen vereinigte, um in geſelligem Fleiße ſich zu wahrer Menſchlichkeit zu bilden, und für alles Reinmenſchliche planmäßig, gleichförmig und ſtetig zu arbeiten. In dieſem Sinne ſind die Logen und ihre Thätigkeit als lebendes geſelliges Inſtitut, ehrwürdig und weſentlich, ſo weſentlich, als überhaupt Geſelligkeit für jeden Theil menſchlicher Beſtimmung und für alles Gute und Schöne es iſt.

Miszelle.

Zur Beſtreitung der Unkoſten für die Vermählungsfeier Wilhelms von Cleve und Johanna's d'Albret von Navarra ſchrieb Franz I. eine Salzſteuer aus. Das damit geplagte Volk rächte ſich mit einem Witz und nannte dieſe Hochzeit die geſalzene.

Gemälde aus Torquato Taſſo's befreitem Jeruſalem.

III. Argant der Heide.

So ſprach der Feldherr; und die Worte ſpalten
das Herz mit wüthgem Stachel dem Argante;
vor Gottfried hin, er kann ſich nicht verhalten,
tritt er und ſpricht (die Lippe ſchwoll und brannte):
„Wer keinen Frieden will, mag Krieg erhalten,
dieweil man nie des Haders Mangel kannte;
wohl zeigt Ihr, daß Euch Frieden nicht behagt,
wenn Euch nicht friedigt, was man jetzt Euch ſagt.“

Den Mantel drauf, gefaßt am Saume, bracht' er
in einen Schooß gewunden, ihm entgegen;
und alſo noch zu unterhandlen dacht' er,
nur daß weit wilder Stolz und Hohn ſich regen:
„O Ihr, der allerhöchſten Fahr Verachter!
in dieſem Schooß iſt Fried und Krieg gelegen;
Euch ſey die Wahl, berathet unverzüglich,
und kühret, wie Euch es dünkt genehm und klüglich!“

Durch ſolche ſtolze Red' und That bewogen,
Ein Schreien, Krieg! hört man die Schaar erheben,
nicht bis zur Antwort ſelber wird verzogen,
die der erlauchte Feldherr würde geben. —
Den Mantel läßt der Stolze niederwogen
und ſchreit: „Wohlauf denn, Krieg auf Tod und Leben!“
ſchreits' mit ſo furchtbar gottlos wilden Mienen,
die Janus Tempelthor zu ſprengen ſchienen.

Da ſcheint es, daß aus ſeinem Schooß er ſtreue
die wilde Zwietracht und das tolle Raſen,
ihm Höllenfeuer aus den Augen dräue
das ihm der Furien Odem eingeblaſen.
Dem glich er wohl, der jene Rieſenbäue
des Wahns gen Himmel thürmte, ſolchermaßen
ſah gegen die Geſtirne, ſtolz und höhnig,
Babel die Stirn' aufrecken ſeinen König.

Und Gottfried ſchloß: „Auf bringt dem König dieſe
Verkündung: daß er keine Zeit verliere,
daß zum gedrohten Krieg ich mich entſchließe:
kömmt Er nicht, ſieht am Nil er Kreuzpaniere.“ —
drauf, daß er fein und freundlich ſie entließe,
Geſchenke bot er, auserwählter Ziere;
Aleten ward ein Helm, vorzüglich prächtig,
den Gottfried überkam, Nicäa's mächtig.

Ein Schwert, beſteint, mit Golde figuriert,
von edler Meiſterhand, erhielt Argante,
ſo trefflich, daß der Stoff den Preis verliert,
daß man beſiegt vom Werth der Kunſt ihn nannte.
Nachdem den Reichthum, der die Waffe ziert,
und ihren Stahl er prüft' und wohl erkannte,
zum Gottfried ſprach Argant: „bald mögt Ihr merken,
wie ich mit Eurer Gabe weiß zu werken!“

Sie gehn Drauf wandt Argant ſich mit den Worten
zu dem Alet: „Auf, daß wir weiter kommen!
Ihr gen Egypten, Ich zur Feſte dorten,
beim Mondſchein Ich, Ihr, wenn der Tag entglommen;
nicht meine Gegenwart kann jener Orten,
wo Ihr hingeht, noch mein Bericht was frommen;
bringt Ihr die Antwort hin: Ich kann nicht weiter
an einem Ort wo Schwerter ſind und Streiter.“

Zum Feind iſt der Geſandte raſch verwandelt;
ſei löblich oder tadelnswerth ſein Sputen,
was kümmerts Ihn? ob er zuwider handelt
dem Völkerrecht und Brauch, dem alten, guten.
Ohn' Antwort iſt der Burg er zugewandelt
bei der verſchwiegnen Sternlein milden Gluthen,
des Säumens müd; indeß die Zeit dem Andern,
der bleibt, nicht minder träge ſcheint zu wandern.

Nacht waltet nun; es ſanken Wind und Wellen,
von hohem Schweigen lag die Welt umzogen;
die müden Thier', und was da wohnt in hellen
Landſeen und geſtillten Meereswogen,
und die in Hürd' und Höhle ſich geſellen,
und bunte Vöglein, ſüß von Wahn betrogen,
die Leiden all beim Schweigen nächt'ger Schauer
einlullend, löſen lind des Herzens Trauer.

Kein Schlaf jedoch, ja keine Raſt erlöst
den Feldherren und die Frommen allzumal,
ſolche Begier iſt ihnen eingeflößt
nach dem erſehnten, luſt'gen Morgenſtral
der hin ſie führt, den Weg dem Aug' entblößt
zur Stadt, dem Ziel der langen Müheſal;
ſie ſpähn und ſpähn, ob nicht des Lichts Erfunklung
hervorbricht und verſcheucht die nächt'ge Dunklung.

Horſa.

Lord Byron in Griechenland.

(Fortſetzung.)

Eine Nachricht wie dieſe, zeigte Lord Byron die Art Hülfe, welche in jenem Augenblick Noth that. Daß er dazu entſchloſſen war, erſieht man aus einem Briefe, welchen er von Maurokordato aus Hydra den 21 Oktober empfangen, als Antwort auf ein Schreiben, das er (Lord Byron) wegen der Spaltungen in der Regierung an jenen erlaſſen. Wenn auch die Regierung getheilt ſey, ſagt Maurokordato, die *Nation* ſey es *nicht*; wie auch die Verſchiedenheit der Anſichten unter den Partheien beſchaffen ſeyn möge, alle hätten Hand und Herz vereiniget zum Kampf auf Leben und Tod gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Die herrſchenden Uneinigkeiten ſchreibt er dem Geldmangel zu, und ſagt ihr Verſchwinden voraus, ſobald man Mittel gefunden, Flotten und Heere zu bezahlen. In Bezug auf Lord Byron's Abſichten ſagte er:

„Ich würde eine Ungerechtigkeit gegen mich ſelbſt begehen, Mylord, wenn ich nicht mit der Freimüthigkeit zu Ihnen redete, die Sie von mir erwarten. Ich kann Ihnen nicht beiſtimmen, wenn Sie ſagen, daß es Ihr beſter Plan ſey, ruhig abzuwarten. Ich möchte Ihnen nimmer rathen, Gefahr zu laufen, Ihre Neutralität zwiſchen den ſtreitenden Partheien aufgeben zu müſſen; aber alle Welt weiß (und niemand beſſer als ich), daß Sie in der feſten Abſicht hieher kommen, Griechenland zu helfen; und dies Griechenland iſt nun vor Ihnen, unter Ihren Augen. Sie mögen auf den erſten Blick ſehn, welcher Theil in

Gefahr iſt; daß Miſſolungi zu Waſſer und zu Lande blokirt, aller Vorräthe entblößt iſt, und auf dem Punkt ſteht, in die Hände der Türken zu fallen, welche alsdann keine Schwierigkeit mehr haben, in Morea einzudringen, und in ſeinen fruchtbarſten Provinzen ſich feſt zu ſetzen, woraus es ſchwer, ja unmöglich ſeyn wird, ſie wieder zu vertreiben. Dieſem Platze Hülfe bringen, ihn retten, iſt ſo viel, als Griechenland ſelbſt retten. Heißt das ſich für eine Partei erklären? Iſt's nicht vielmehr das, was die Gefühle der Ehre und Menſchlichkeit uns allen zu thun gebieten? Aus dieſen und andern Gründen kann ich's nimmer unterlaſſen, Sie einzuladen, zu kommen und Miſſolungi Zu retten."

Damals bemühte ſich Maurokordato, eine Flotte zu ſammeln, um Miſſolungi Luft zu machen. Was Byron's Abſicht betrifft, auf die im obigen Briefe angeſpielt wird, hören wir ihn lieber ſelbſt:

„Korinth iſt gewonnen, ſagt er in einem Briefe vom 29 Oktober 1823, und ein türkiſches Geſchwader ſoll im Archipel geſchlagen worden ſeyn; die Fortſchritte der Griechen ſind beträchtlich, aber ihre Spaltungen dauern fort. Sobald ich im Sitz der Regierung angelangt bin, will ich's verſuchen ſie zu mildern oder wegzuräumen, obwohl beides kein leichtes Geſchäft iſt. Ich blieb hier, theils in Erwartung des Geſchwaders, welches zum Erſatz von Miſſolungi kommen ſoll, theils wegen des Detachement von Herrn Parry, und theils, um die Summe von 400,000 Piaſter von Malta oder Zante zu empfangen, welche ich auf Verlangen der Regierung zur Bezahlung des erwarteten Geſchwaders hergeſchoſſen. Das Geld wird negozirt, aber die elenden Joniſchen Kaufleute haben keins und ſind überdies politiſch ſcheu, obwohl ich Briefe an die beſten Häuſer hatte. Die engliſchen Kaufleute ſind darin die beſten, die ich willig und ehrlich, wie gewöhnlich, gefunden habe. Meine Abſicht iſt's, zur See nach Napoli di Romania zu gehn, ſobald ich das Geſchäft im Reinen habe, ich meine die 400,000 Piaſter für die Flotte. Meine Zeit hier war ganz verloren; aber aus meinen frühern Dokumenten können Sie erſehn, daß, wäre ich damals nach Morea gegangen, der Nutzen zweifelhaft geweſen wäre. Ich habe eine ſtarke Erklärung an Maurokordato wegen der Spaltungen eingegeben, die er, wie ich höre, an den geſetzgebenden Körper gelangen laſſen will.“

Indeſſen konnte Byron nicht zu der Zeit, in der er hoffte, zur Regierung abgehn, und hielt es für nothwendig wegen der herrſchenden Uneinigkeiten noch einmal an dieſelbe zu ſchreiben.

„Das Geſchäft der Anleihe, (ſchreibt er in einem Briefe vom 30. November 1823, deſſen Schlußworte wir hier bloß geben), die ſo lange und vergeblich erwartete Ankunft der griechiſchen Flotte, und die Gefahren, denen Miſſolungi noch immer ausgeſetzt iſt, halten mich immer noch hier, bis einige dieſer Beſorgniſſe entfernt ſind. Sobald das Geld für die Flotte da iſt, will ich nach Morea aufbrechen, obwohl ich nicht weiß, von welchem Nutzen meine Gegenwart in der jetzigen Lage der Dinge ſeyn kann. Wir haben Gerüchte von neuen Uneinigkeiten, ja vom Vorhandenſeyn eines bürgerlichen Krieges vernommen. Ich wünſche herzlich, daß alle dergleichen Nachrichten falſch oder übertrieben ſeyn mögen; denn ich kann mir kein ſchrecklicheres Unglück, als dieſes, denken, und ich muß frey bekennen, daß, wofern nicht Ordnung und Eintracht hergeſtellt werden, alle Hoffnungen eines Anlehens vergeblich ſind, und aller Beiſtand, den die Griechen von außen erwarten könnten, — ein Beiſtand, der gewiß nicht zu verachten iſt — wird aufgeſchoben oder geht gänzlich verloren, und was noch ſchlimmer iſt, die großen Mächte Europa's, die Griechenland bisher nicht feindlich waren, ſondern geneigt ſchienen, daſſelbe in die Reihe unabhängiger Staaten eintreten zu laſſen, werden ſich überzeugen, daß die Griechen unfähig ſind, ſich ſelber zu regieren, und vielleicht es dann ſelbſt unternehmen, die Sachen auf eine Weiſe in Ordnung zu bringen, welche die ſo herrlichen Hoffnungen, die ihr und eure Freunde hegt, zerknicken könnte.

Und erlaubt mir, ein für alle Mal hinzuzuſetzen: Ich wünſche die Wohlfahrt Griechenlands und ſonſt nichts; ich werde alles thun, was ich vermag, um ſie zu ſichern; aber ich kann nicht zugeben, daß das engliſche Publikum oder engliſche Individuen über den wirklichen Zuſtand der griechiſchen Angelegenheiten getäuſcht werden ſollen. Das übrige, ihr Herren, hängt von euch ab, ihr habt ruhmvoll geſtritten; handelt edel gegen euere Mitbürger und die Welt, und dann wird man nicht mehr ſagen, wie man es ſeit 2000 Jahren dem römiſchen Geſchichtſchreiber nachgeſagt, daß Philopömen der letzte der Griechen geweſen. Laſſet es der Verläumdung ſelbſt nicht zu, (und es iſt ſchwer, ſich gegen dieſelbe in einem ſo hartnäckigen Kampfe zu wahren) daß ſie den türkiſchen Paſcha mit dem griechiſchen Patrioten im Frieden zuſammenhalten, nachdem ihr ihn im Kriege ausgerottet." —

Mehrere Umſtände kamen zuſammen, welche Lord Byron von ſeinem Vorhaben, nach Morea zu gehn, abbrachten, und ſeine Blicke auf das weſtliche Griechenland richteten. Was den Punkt der Faktionen betrift, denen er in die Hände zu fallen fürchtete, war er zu ängſtlich, und legte den Zwiſtigkeiten unter den Häuptern der Griechen allzu große Wichtigkeit bei. Alles dies erſieht man aus einem Briefe vom 7 Dez. 1823.

„Die Sulioten wünſchten ängſtlich, daß ich ſie unter meine Leitung nehmen möge, um die Sachen in Morea ins Gleis zu bringen, welches ohne Gewalt unthunlich ſcheint, und obwohl ich allen ſolchen Maßregeln ſehr abgeneigt bin, wie Ihnen meine Briefe beweiſen, ſo gibts doch ſchwerlich ein gelinderes Mittel. Ich will indeſſen nichts raſch beſchlieſſen, und bin nur in der Hoffnung ſo lange hier geblieben, daß alles in guten Gang und Vernehmen gebracht werde, wofür ich alles, was in meiner Macht ſteht, gethan habe. Wäre ich früher von hier weggegangen, ſo hätten ſie mich genöthiget, die eine oder die andere Parthei zu ergreifen, was ich jetzt noch befürchte. Doch wir wollen unſer Beſtes thun."

In einem andern Brief vom 10. Dezember ſagt er:
„Die Griechen ſind wieder glücklich geweſen durch eine beſondere Dazwiſchenkunft der Götter, wie Sie hören werden. Es ſcheint, ſie brauchen keinen andern Feind im Himmel und auf Erden zu fürchten, als ihre Neigung zur Zwietracht unter ſich ſelber. Aber auch dieſe Uneinigkeiten werden geſtillt werden, wie ich hoffe, und dann können wir die Offenſive ergreifen, ſtatt auf den kleinen Krieg eingeſchränkt zu ſeyn, dieſelben Feſtungen ein Jahr nach dem andern zu vertheidigen, ein Paar Schiffe weg-

zunehmen, und ein Schloß auszuhungern, und mehr Aufhebens davon zu machen, als Alexander bei ſeinen Trinkgelagen oder Napoleon in einem Bülletin. Unſere Freunde (die Griechen) haben etwas Spartaniſches vollbracht, aber nicht ihren Styl geerbt."

Endlich erſchien das lang erſehnte Geſchwader in den Gewäſſern von Miſſolungi. Am 13 December 1823 ſchrieb Byron in Folge dieſes Ereigniſſes: „Jeden Augenblick erwarte ich Nachricht von Maurokordato, der, wie ich höre, Depeſchen von der Regierung an mich hat. In Folge derſelben werde ich das Geſchwader bezahlen, und wahrſcheinlich zu Waſſer oder zu Lande zu ihm ſtoßen."

Lord Byron beſorgte die Geſchäfte des Londner Griechenvereins; auch hierüber finden ſich Briefe in der leichten und gefälligen Manier, mit der er ſich über die andern Gegenſtände ausließ. Der Verein hatte mathematiſche, mediciniſche und muſikaliſche Inſtrumente überſendet, und ſogar eine Preſſe. „Das ſind alles vortreffliche Dinge, ſchreibt Byron; aber ſo lange wir keinen Ingenieur und keine Trompetenbläſer haben, ſo ſind das Perlen für die Schweine, da die Griechen von Mathematik nichts verſtehen, und ſchlechte Ohren für unſere Muſik haben."

Indeſſen waren dieſe Sachen, und beſonders die Trompeten, den Griechen doch von Nutzen. Denn die Türken fürchten die Disciplin und Tapferkeit der Franken, ſo daß oft ſchon die Einbildung, es ſeyen Franken da, ihnen paniſchen Schrecken eingejagt. Die Griechen, die dies wohl wiſſen, haben zuweilen durch ein Paar Trompetenſtöße den Feind in Unordnung gebracht; ja eine Sammlung von alten europäiſchen Hüten thut ihnen oft den Dienſt groben Geſchützes. Ein Hut, den die Türken unter den griechiſchen Truppen ſehn, iſt ihnen eben ſo furchtbar als ein Trompetenſtoß.

„Ich werde bei der Griechen Sache verharren, ſagt Byron in einem Schreiben, ſo lange nur noch ein Fetzen übrig bleibt, an dem ich mich mit Ehren halten kann. Wenn ich die Griechen verlaſſe, ſo geſchieht es wegen ihres Betragens, aber nicht wegen der Allirten und der heiligen Muſelmänner." — Dieſen Erſchluß äußert der edle Lord oft in ſeinen Briefen. Er war zu einſichtsvoll, um ſich bloß blindem Enthuſiasmus hinzugeben, und, weil er die romantiſchen Träume ſeiner Einbildungskraft nicht verwirklichet ſah, ſich zurück zu ziehen. Vollkommenheit war eben ſo wenig in ſeiner Natur, als bei den Griechen, aber darum verdienten ſie nicht minder den Beiſtand und das Mitgefühl eines jeden, der die Freiheit liebt und die Veredlung der Menſchheit. „Man muß, ſagt er, die Sache der Griechen in ihrer Wahrheit ins Auge faſſen mit ihren Mängeln und Schönheiten; der Erfolg wird die erſtern ſchon allmälig entfernen.“ In der That verdient der Eifer und die Energie, womit er die Sache der Griechen ergriff, die höchſte Anerkennung, weil der Muth und die Aufopferung fur das Große in unſern Tagen ohnehin ſo ſelten geworden.

Maurokordato lag Lord Byron immer an, nach Miſſolungi zu kommen, und ſandte Schiffe über Schiffe, um ihn abzuholen. Die Geldangelegenheiten verzögerten aber immer noch ſeinen Ausbruch. In einem Briefe vom 13 Oktober drang er aufs dringendſte in ſeinen Korreſpondenten, ihm ja die geforderte Baarſchaft zu übermachen. „Mögen Sie tauſend Jahr leben, ſagt er am Schluß, welches 999 Mal länger iſt, als die Konſtitution der ſpaniſchen Kortes.“ —

Als er endlich ſeine Angelegenheiten in Richtigkeit gebracht hatte, ſegelte er am 29 Dezember mit zwei Joniſchen Schiffen von Argoſtoli ab. Während ſeiner Ueberfahrt begegneten einige Vorfälle, die von ernſthaften Folgen hätten ſeyn können. Auf einem Schiffe waren Byron's Pferde und ein Theil ſeines Geldes; darüber hatte der Graf **Gamba**, ein vertrauter Freund von ihm, die Aufſicht. Unverſehens fand ſich dieſer unter den Kanonen einer türkiſchen Fregatte, und ward gefangen mit ſeinen Begleitern vor den Juſſuf Paſcha gebracht. Byron verdankte ſein Entrinnen nur der größern Schnelligkeit des Schiffes, worauf er ſich befand. Der Graf Gamba beklagte ſich beim Paſcha, daß man die Neutralität der engliſchen Flagge verletzt, und drohte, daß die brittiſche Regierung einen ſolchen Schimpf räche werde. Der Uebermuth und Stolz, ja die Unverſchämthe kann man ſagen, mit welcher Graf Gamba vor den Paſch trat, retteten ihm allein das Leben; denn er kannte die Art, we man mit den Türken verfahren müſſe. Er und ſeine Leute erfuhren die freundlichſte Behandlung; das Schiff ward wieder frei gegeben, und noch vor der Ankunft Byron's war Gamba in Miſſolungi.

Durch widrige Winde aufgehalten und nicht ohne Gefahr langte Byron einige Tage ſpäter in Miſſolungi an. Mit den lauteſten Ausbrüchen der Freude und allen erdenklichen Ehrenbezeugungen ward er von den Griechen empfangen. Die Artillerie in der Feſtung gab eine Salve; Maurokordato mit allen Truppen und Behörden kam ihm entgegen, als er landete, und begleitete ihn in das für ihn beſtimmte Haus unter dem lauten Zuruf der Menge und dem Donner der Kanonen. Dem heißen Verlangen, womit man ihn erwartete, entſprach der Jubel, der ihn bei ſeiner Ankunft begrüßte.

Seine erſte Sorgfalt wandte Lord Byron auf die Milderung der barbariſchen Sitte, womit man den Krieg führte. Denſelben Tag, als er ankam, erkaufte er einen Türken, der in die Hände griechiſcher Schiffer gefallen war, kleidete ihn, und ſchickte ihn bey günſtiger Gelegenheit nach Patras zurück. Zur Erwiederung der gütigen Behandlung, welche der Paſcha dem Grafen Gamba angedeihen ließ, ſchickte er demſelben vier türkiſche Gefangene, die er ſich von Maurokordato eigens erbeten hatte, mit einem Schreiben zu, deſſen Schluß wir her ſetzen wollen: „Dieſe Gefangenen ſind ohne Bedingung frei gegeben worden; ſollte dieſer Umſtand Raum in Ihrem Gedächtniſſe finden, ſo erſuche ich Sie, die Griechen auch fortan mit Menſchlichkeit zu behandeln, welche in ihre Hände fallen, insbeſondere da die Greuel des Krieges an ſich groß genug ſind, ohne daß man ſie durch unnütze Grauſamkeiten noch zu erhöhen braucht."

Ein anderer großer Gegenſtand beſchäftigte nächſtdem noch die ganze Seele Byron's, und dies war die Schlichtung der Händel unter den Anführern, und die Verſöhnung der Parteien. Wie er dabei zu Werke ging, mit welch einer weiſen und heilenden Hand er dabei verfuhr, lernen wir aus einem Briefe, den er in Abſicht auf die Behandlung des Siſenni ſchrieb, eines unruhigen Häuptlings von Gaſtuni.

„Wenn Siſenni es aufrichtig meint, ſo gebührt ihm eine gute Behandlung; iſt er es nicht, ſo liegt Sünde und Schande vor ſeiner Thür. Das Hauptaugenmerk geht dahin, die innere Zwietracht für die Zukunft zu heilen, ohne zu ſtreng über das Vergangene zu richten. Maurokordato iſt derſelben Meinung. Ich habe viel von Siſenni gehört, aber wenig Gutes. Ich urtheile jedoch nie nach dem Hörenſagen, beſonders in einer Revolution; für meine Perſon bin ich ihm eher verpflichtet, weil er gegen alle meine Freunde, die durch ſeinen Diſtrikt paſſirten, gaſtfreundlich geweſen. Wenn er zur Herſtellung der Eintracht etwas thun will, ſo möge er ſeine Vorſchläge durch Sie an mich gelangen laſſen, und ich glaube nicht, daß er mich hintergehn wird. Auf jeden Fall iſt die Heilung der innern Uneinigkeiten ein wichtiger Punkt, daß ſich ſchon zur Erlangung deſſelben etwas wagen läßt."

Siſenni war, gleich den Rittern des Mittelalters, der Capitano über die reiche und fruchtbare Ebene von Gaſtuni (ſolcher Kleinherren gibt es viele in Morea), der der Regierung wenig Gehorſam leiſtete, und erſt ſpäter, als er ihre wachſende Macht ſah, derſelben Anträge der Unterwerfung und des Gehorſams machte.

Hierbey blieb Byron nicht ſtehn. Auch das Schwert wollte er für die helleniſche Sache führen. Maurokordato hatte ſeine Seele mit den Bildern des ſchönſten Ruhms erfüllt. „Seyn Sie überzeugt, Milord, ſagt er, daß es nur von Ihnen abhängt, das Loos Griechenlands ſicher zu ſtellen. Lepanto und Patras zu Waſſer und zu Lande bedrängt, werden ſich ergeben, und einmal Meiſter dieſer Plätze, können wir an eine Beſetzung Theſſaliens denken." Wirklich hatte Byron, wie er ſich in einem Briefe an einen Freund ausdrückt, die Soldatenwuth. Nachdem er die Flotte bezahlt hatte, nahm er vom 1 Jänner 1824 an 500 Sulioten in ſeinen Sold. Das Schloß Lepanto, welches den Golf gleiches Namens beherrſcht, war die einzige Feſtung, welche die Türken im weſtlichen Griechenland inne hatten. Sein Beſitz war von den größten Vortheilen für die Griechen. Byron bereitete ſich zu dieſem Unternehmen vor; die Regierung ertheilte ihm das Kommando über die 3000 Mann, die dazu gebraucht werden ſollten. „Aus zwey Hauptgründen, ſchreibt der edle Lord, übertrug mir die Regierung den Oberbefehl, einmal weil die griechiſchen Hauptleute lieber unter einem Fremden ſtehn, als unter einem aus ihrer Mitte, und dann weil, wenn es zu einer Kapitulation kommt, die Türken lieber mit einem Franken, als einem Griechen kapituliren. Auch würde unter den gegenwärtigen Umſtänden kein Grieche, ſelbſt Maurokordato nicht, eine ſolche Ernennung annehmen. Uebrigens bin ich müde, nur immer ſchwatzen zu hören.“

Allein das Unternehmen auf Lepanto fand nicht ſtatt. Seine Sulioten, auf die er ſo große Hoffnungen baute, überließen ſich ganz ihrem unruhigen und ſorgloſen Temperament, da ſie einen Herrn gefunden zu haben glaubten, deſſen Geld eben ſo unerſchöpflich, als ſein Edelmuth grenzenlos ſey. Sie trieben ihre Forderungen aufs höchſte, und verlangten unter allerlei Vorwänden alle ihre Rückſtände. So unbezwinglich ihr Muth im Felde war, ſo ſtarrſinnig, meutriſch und unlenkſam waren ſie jetzt in der Stadt. Maurokordato hatte keine eigenen Truppen, und fand ſich nicht bewogen, mit Härte gegen die Sulioten zu verfahren, welche er nicht bezahlte; auch würde er nichts gegen ſie ausgerichtet haben. Kaum vierzehn Tage nach Byron's Ankunft in Miſſolungi hatten ſie einen Bürger, in deſſen Haus ſie gewaltſam dringen wollten, erſchlagen, worauf ein blutiger Auftritt erfolgte, der mehreren Menſchen das Leben koſtete. Byron, dem immer die Trophäen von Lepanto vorſchwebten, ſah mit dem tiefſten Verdruſſe den ſchlimmen Zuſtand ſeiner Lieblingstruppen, und die Unmöglichkeit, ſie jetzt gegen den Feind zu führen. Darüber bekam er einen Anfall von Epilepſie am 15 Februar. Er verſiel in ſchreckliche Convulſionen, und die Anſtrengungen, womit er ſein Uebel zu bemeiſtern trachtete, waren rieſenhaft, ſagen die Freunde, die ihn in dieſem Zuſtand ſahen. Vier Mal kehrte dieſer Anfall im Laufe des Monats wieder. Die ärztliche Hülfe, der er ſich unterwarf, brachte ihm Linderung, und er genas allmälig. Kaum hatte ſich Byron von ſeinem erſten Anfall erhohlt, ſo begegnete eine traurige Geſchichte. Ein Suliote wollte in ein Haus gehn, das zu einem öffentlichen Zweck beſtimmt war. Die Wache (es war ein Deutſcher) ſchlug ihn zurück, als er keine Antwort gab. Der Suliote ſchlägt ebenfalls drein; der Deutſche entwindet ihm die Piſtole und bläst das Pulver von der Zündpfanne. In dieſem Augenblick kommt der Kapitain Saß, ein Schwede, dazu; er befahl, den Sulioten auf die Wachtſtube zu führen. Nicht zufrieden damit, verſetzte er ihm noch einige Hiebe mit dem blanken Säbel. Der Suliote, außer ſich vor Wuth über dieſen Schimpf, zieht mit der einen Hand den Säbel, mit der andern die Piſtole, haut dem Kapitän zuerſt den Arm ab, und ſchießt ihm dann eine Kugel durch den Kopf. Die Sulioten lieferten den Mann der Gerechtigkeit nicht aus, weil, wer nach Suliotiſchem Geſetz einen prügle, ſich alle Folgen ſelbſt zuzuſchreiben habe. — Dieſer Vorfall, ſo beklagenswerth er ſonſt iſt, und für Lord Byron es insbeſondere ſeyn mußte, zeigt doch den Geiſt der Ehre mitten in dem wilden Treiben der Sulioten.

Bald nach ſeinem erſten Anfall ſchrieb Byron an einen Freund in Zante über ſeine ſchnelle Beſſerung, wie folgt: „Ich bin einen guten Theil beſſer, obwohl noch ſchwach. Die Blutigel haben den Tag nachher ſo viel Blut aus meinen Schläfen geſogen, daß es Schwierigkeit hatte, es wieder zu hemmen; doch bin ich ſeitdem täglich auf, und bin bald auf dem Waſſer in einem Boote, bald zu Pferd in der Umgegend. Heute nahm ich ein warmes Bad und lebe ſo mäßig als möglich, ohne anderes Getränke als Waſſer und ohne Fleiſchſpeiſen.“ Dann ſetzt er bei: „Außer den vier Türken, die ich nach Patras geſandt, habe ich noch vier und zwanzig Weiber und Kinder befreit, und ſie nach Preveſa geſchickt, wohin ſie verlangten, damit der engliſche Konſul ſie ihren Angehörigen zurück geben möge.“ Dann ſchließt er: „Die Sachen ſind hier etwas verwirrt in Abſicht auf die Sulioten und die Fremden. Doch hoffe ich immer das Beſſere, und ſtehe bei der Sache, ſo lange meine Geſundheit und Umſtände mir es erlauben, ihr nützlich zu ſeyn.“

Obwohl ſich ſeine Geſundheit beſſerte, meinten ſeine Freunde doch, daß eine Luftveränderung ihm ſehr gut thun würde; denn Miſſolungi liegt in einer flachen, moorigen und ungeſunden Gegend. Auch würde er dieſen Ort nie zu ſeinem Aufenthalt gewählt haben, wenn ihn nicht der Gedanke dazu vermocht hätte, daß er hier den Griechen am nützlichſten ſeyn könne. Ein Freund aus Zante ſchrieb ihm, zu Anfang des Monats März, er möge doch für einige Zeit auf dieſe Inſel kommen. Darauf ſchrieb Byron:

„Ich bin Ihnen ſehr verbunden für Ihr Anerbieten, womit Sie mich in Ihr Haus aufnehmen wollen; allein ich kann Griechenland nicht verlaſſen, ſo lange ich ihm (ſogar nur von vermeyntlichem) Nutzen ſeyn kann. Es handelt ſich um etwas, das Millionen ſolcher Menſchen, wie ich bin, werth iſt; ſo lange ich's nur immer kann, muß ich für die Sache ſtehn. Indem ich dieß ſage, ſind mir die Schwierigkeiten, Uneinigkeiten und Mängel der Griechen ſelbſt nicht unbekannt; allein jeder Vernünftige muß Nachſicht damit haben."

Die Sulioten zeigten indeß einige Reue über ihr Betragen, das ſo großen Einfluß auf Byrons Krankheit gehabt hatte, und waren bereit, ſeinen Befehlen zu gehorchen. Nur marſchirten ſie nicht gerne gegen Lepanto, „weil ſie nicht gewohnt ſeyen, gegen Mauern und Steine zu fechten." Auch war der Geſundheitszuſtand Byron's noch nicht von der Art, daß er die Mühſeligkeiten eines Feldzugs in Griechenland ertragen konnte. Das Lieblingsunternehmen, wovon er ſich ſchon ſo ſchöne Lorbern verſprochen hatte, blieb alſo vor der Hand liegen. Eine andere Ausſicht that ſich auf.

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen für das Jahr 1826.

(Fortſetzung.)

Orphea,

Leipzig bei Ernſt Fleiſcher.

Die Kupfer enthalten Darſtellungen zum Don Juan, gez. von Ramberg, geſt. von Schwertgeburt, und ſind beſſer ausgeführt, als die übrigen dießjährigen Zeichnungen deſſelben Meiſters.

Unter den proſaiſchen Erzählungen finden wir den Vertrauten von W. Blumenhagen, eine fatale Hofgeſchichte. Ein übrigens ganz vortrefflicher Fürſt hat neben ſeiner Gemahlin, die ein weiblicher Tugendſpiegel iſt, eine franzöſiſche Buhlerin. Die letztere ſucht aber auch den Günſtling des Fürſten, einen männlichen Tugendſpiegel, in ihr Netz zu locken, wird verſchmäht und rächt ſich, indem ſie alle Umſtände zu benutzen weiß, um den Günſtling und die Fürſtin in den Verdacht eines verbotenen Umgangs zu bringen. Der Fürſt wird eiferſüchtig, ermordet den treuen Günſtling meuchlings, läßt ihn in eine Grube werfen, erfährt ſeine Unſchuld, bereut und bleibt ein ganz vortrefflicher Fürſt.

Der Puppenſegen von G. Schilling gibt ſich anfangs als eine freundliche Idylle zu erkennen, endet aber auf eine gemeine Weiſe mit einem Goldſegen, welcher der Armuth beſcheert wird.

Die Jungfrau von Pernſtein von Ernſt Morhardt ſoll eine Art Volksſage ſeyn, iſt aber höchſt fade. Die Jungfrau, als arme Verwandte zurückgeſetzt, flieht aus dem Schloß und verſchmachtet im Walde. Ihr Geiſt erſcheint dem harten Verwandten und befiehlt ihm die Beerdigung. Er findet im Walde ihre Leiche und läßt ſie im Schloß begraben. Nachher ſoll ſie umgehn. Damit iſt die Geſchichte zu Ende, während man glauben ſollte, daß ſie erſt anfinge.

Juliette oder die heimliche Ehe von Fr. Kind, Fortſetzung der im vorjährigen Almanach erſchienenen Erzählung, iſt in den erſten Nummern der Europäiſchen Blätter bereits wegen ihrer Fadheit gerügt worden.

Der Diener des Augenblicks von Praetzel ſchildert die Nahrungsſorgen eines armen Schreibers, der ſtets zerſtreut in ſeiner Gutmüthigkeit allen Leuten hilft und beiſpringt, während er ſelber hungern muß. Ein gefundener Schatz übt dann zuletzt wieder die poetiſche Gerechtigkeit.

Die Gedichte, die uns Orphea dießmal ſingt, unterſcheiden ſich vortheilhaft von jenen geiſtloſen Erzählungen. Der Keuſchheitsmantel von W. Gerhard iſt zwar ſchon von manchem Dutzend Poeten abgetragen, deſto beſſer aber ſind die übrigen Gedichte. Das Rieſenkind von Carl Streckfuß iſt eine ſehr artige Allegorie. Das Töchterchen eines Rieſen findet einen

Bauer beim Pfluge, nimmt ihn in ihre Schürze und bringt ihn mit kindiſcher Freude zu ihrem Vater. Dieſer aber tadelt ſie und giebt ihr folgende Erklärung:

Wir haben hungrige Magen,
Und können beinah noch mehr,
Als hundert Menſchen vertragen
Wo aber nimmt man's her?
Das müſſen die Bauern ſchaffen
In unſer großes Schloß.
Drum ſchone den armen Laſſen
Und achte wie ihn ſein Roß.

Drum bringe ſie beide lebendig
Auf jenes Feld zurück! —
Das Mädchen, ſehr verſtändig
Gehorcht im Augenblick.

Der Bauer etwas hinkend,
Faßt gern ſich in Geduld,
Gar ſehr geehrt ſich dünkend
Von des Herrn erhabner Huld,
Und rühmt ſich: Ich kam zum Rieſen,
Durch die Güte ſeines Kind's!
Da ward mir viel Ehr' erwieſen.
'S iſt gar ein gnädiger Prinz.

Raupach, der ſich durch ächt dichteriſches Talent und tiefe Blicke in das Menſchenherz vor den Almanachspoeten würdig ausgezeichnet, hat die Orphea mit drei Romanzen beſchenkt, die im Weſentlichen ein und dieſelbe Idee, die Strafe, welche den Frevler an der Gottheit trifft, ſehr glücklich ausführen.

1) **Die Hoſtie.** Ludmila trägt geheime Neigung zu einem Jäger, aber:

Der Jäger hegte gar wilden Sinn,
Blieb immer ſtumm und kalt:
er achtete Liebe nicht für Gewinn,
ſeine Heimath war der Wald.

Sie verzehrt ſich in Sehnſucht:

„Ach! ruht' ich nur einen Augenblick
an ſeiner männlichen Bruſt!

Des flüchtigſten Händedruckes Glück
gewährete mir ewige Luſt.
Ach! athmet' ich ſeines Hauches Weh'n!
ach! wäre ſein Schatten nur mein,
Ich wollte nicht um den Himmel flehn,
und wollte ſo ſelig ſeyn."

Ein altes Zauberweib tritt zu ihr, berückt ſie mit hölliſcher Argliſt, und verſpricht ihr des Jägers Liebe, wenn ſie aus der Kirche die Hoſtie rauben würde. Die Liebe treibt ſie in Nacht und Verbrechen. Die Wolken ziehen ſchwarz, Ottern ziſchen, Unken ächzen, Eulen rufen wehe! ein Dorn hält ſie auf:

ſie brach ihn zürnend, mit blutiger Hand,
denn Lieb' iſt mächtig und kühn.

Ein Wolf liegt vor der Thür, ſie achtet ihn nicht. Ein böſer Geiſt ſteht vor dem Altar und droht ihr, nicht der Bräutigam nur, ſondern auch der Schatten, den ſie begehrt, werde bei der Hochzeit ſeyn:

„Mag kommen die ganze Schattenwelt!
wird nur der Geliebte mein!
in der Hölle viel lieber ihm zugeſellt
als in dem Himmel allein!"

Sie raubt das Heilige und bringt es der Hexe. Dieſe kocht es in einem Liebestrank. Der Jäger trinkt davon unbewußt und wird von Stund an zu dem Mädchen in Liebe entbrannt. Die Hochzeit wird bereitet:

Da wuchs mit der Tage, der Stunden Flucht
Ludmila's Bangigkeit;
denn Jeglicher ſoll doch ernten die Frucht
wozu er den Saamen geſtreut.

Am Feſte ſitzt ihr zur Rechten der Bräutigam, der im Glanz aller Lichter doch keinen Schatten gab, ihr zur Linken aber ſitzt das Schattenbild. Sie muß mit dem Bräutigam tanzen, und der Schatten tanzt zur Seite mit. Sie gehn in die Brautkammer:

Der Jüngling umſchlang mit ſanfter Gewalt,
als er die Bebende fand;
der Schatten die Arme leichenkalt
um ihren Nacken wand:

ſie fühlte rechts den glühenden Kuß,
dem Leben des Frühlings gleich,
ſie fühlte links den Todesgruß
aus der Verweſung Reich.

Da fällt ſie in Wahnſinn, aus dem nur der Tod ſie befreit.

2) Das Ave-Maria. Eine Mutter vermißt ihren Knaben am Ufer, fleht ihn inbrünſtig vom Himmel zurück, und da er nicht wiederkehrt, glaubt ſie von Gott ſich verlaſſen und flucht ihm in der Wuth der mütterlichen Angſt. In der Nacht pocht es an ihre Thüre und der Knabe eilt in ihre Arme. Sie ſtärkt ihn und heißt ihn dann zu ihr hinknieen, ein Ave-Maria zu beten. Trotzig verweigert es das Kind, ſeine Züge verzerren ſich zur Teufelsgeſtalt und es verſchwindet:

„Leb' wohl, leb' wohl, meine Mutter ſchön,
bis wir in der Höll' uns wiederſehn.“

Die Mutter betet die ganze Nacht. Da kommt das Kind wirklich zurück, aber ſie fliehet vor ihm:

Die Mutterliebe verſtummt in der Bruſt,
und Grauen tritt an die Stelle der Luſt;
ſie kann den Knaben nicht wiederſehn,
ſoll nicht die Hölle vor Augen ihr ſtehn.

Sie übergiebt ihn den Verwandten und pilgert nach dem heiligen Lande.

3) Der Renegat. Euphenius liebt Zoe, die Tochter des Exarchen von Sizilien. Ihre Eltern haben ſie aber der Kirche gelobt. Er entführt ſie aus dem Kloſter am Meere, ein Sturm zwingt ihn wieder ans Land zu gehen, und ein Erdbeben verſcheucht ihn wiederum aus ſeinem Zufluchtsort. Die Geliebte droht auf der Flucht zu verſchmachten. Indem er die Menſchen um Hülfe für ſie anruft, wird ſie erkannt und ins Kloſter zurückgeführt. Da flucht er dem Gott der Chriſten, der ein ſo grauſames Opfer verlangt, flieht zu den Arabern, wird Renegat und fährt mit einer Flotte zur Vertilgung der Chriſten aus. Er kommt nach Sizilien, zerſtört die Kirchen und Klöſter und erobert auch den Kerker ſeiner Zoe. Die alte Pförtnerin tritt ihm entgegen. Er fragt nach der Geliebten:

„Todt, verſetzt die Alte hämiſch.
ſchon drei Monden; denn ſie hegte
alte Liebe noch im Herzen,
und ertrug's nicht, daß der Jüngling,
den ſie liebte, den Erlöſer
abgeſchworen, und, verbunden
mit den Feinden unſers Glaubens,
wider Kirch' und Prieſter wüthe:
ſie verging in dieſem Grame.

Er will ihr Grab ſehen, und wie er ſich in die Gruft bückt, durchſtößt ihn die Alte mit einem Dolche. Seine Gefährten machen die Trümmer des Kloſters zu einem großen Todtenhugel der Liebenden.

Rheinblüthen,

Karlsruhe bei G. Braun.

Das Format dieſes Taſchenbuchs hat ſich in dieſem Jahre etwas vergrößert. Unter den unbedeutenden Kupfern ſind vier Darſtellungen zu Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud von Lips gezeichnet und geſtochen. Widerlichere Figuren und Gruppen ſind uns nicht bald vorgekommen. Herr Lips hat ſeine Urbilder unter den abgeſchwächteſten und verhungertſten aller Fabrikarbeiter geſucht, da ihm das kräftige Zürcher Landvolk wenigſtens eben ſo gut hätte bekannt ſeyn können. Vom jämmerlichen Ton des Ganzen zu geſchweigen, ſo ſollte überhaupt ein Künſtler, der einen Hals, wie ihn die Alte in Nro. 2, und Beine, wie ſie das abſcheuliche Kind zur Rechten Nro. 2 und Nro. 4, eine Bruſt, wie ihn der Hausvater Nro. 4 beſitzt, nicht beſſer zeichnen kann, des eignen Komponirens ſich billig enthalten.

Vier Fünftel des ganzen Buchs nimmt *der hohe Ausſpruch oder Chares und Fatime*, eine alt perſiſche Novelle vom *Maler Müller* ein. Wir bemerken mit Vergnügen, was auch die vorjährigen Rheinblüthen bewährt haben, daß Herr Braun in der würdigen Auswahl der Autoren, die er für ſein Taſchenbuch anſpricht, auffallend beſſeren Geſchmack zeigt, als ſeine Nebenbuhler. Im vorigen Jahre hat er eine treffliche Novelle von Tiek geliefert, und im gegenwärtigen erfriſcht er das Intereſſe für den genialen Müller. Wir können aus der langen und äußerſt verwickelten Erzählung nur die Tendenz und die Hauptmomente der Geſchichte hervorheben. Die Szene iſt im alten Perſien, deſſen Großkönig in Schiras mehr zurücktritt, während der Hof des Vizekönigs in Babylon den ganzen Vordergrund des Gemäldes einnimmt. Der Dichter hält ſich keineswegs genau an die Sitten der Perſer, ſondern ſpielt keck jenes vergangene Leben in das Europäiſche Hofleben hinüber. Aber das thut er mit Bewußtſeyn, der ſittlichen Tendenz zu Liebe. Seine Abſicht iſt, die geheimen Frevel, die an verderbten Deſpotenhöfen vorgehen, in ihrer ganzen Gräßlichkeit zu enthüllen, und er vollendet ſein Gemälde, indem er darin zugleich den Gegenſatz vornehmer Gemeinheit gegen jedes Hohe der Tugend und des Talentes auf das Anſchaulichſte hervorhebt. Es iſt nicht nur die Unſchuld und das Recht, die er in dem Kampf gegen Laſter und Willkühr führt, er hat auch jenen höhern Kampf des mißhandel-Genies gegen die herrſchende Brutalität dargeſtellt. Uhland's herrliche Romanze: des Sängers Fluch, hat dieſelbe Idee, nur in anderer Form ausgeführt. Wie würdig ſteht durch ſie der wackre Müller jenen faden Poeten und Poetinnen gegenüber, die in ihren zahlloſen, an Gemeinheit unübertrefflichen Hofgeſchichten vor einer Idee in Ohnmacht fallen würden, als ob ſie jene Fledermaus wäre, die weiland Gianozzo an der großen Tafel des Fürſten von Bierreiter aus der Taſche fliegen ließ. (Man ſehe Jean Pauls komiſche Anhänge zum Titan.)

Chares und Fatime, der edelſte Sänger und die edelſte Sängerin Perſiens, in hoher idealer Liebe verbunden, erliegen dem traurigſten Geſchick. Sapores, der Vizekönig von Babylon, wird durch die Schönheit Fatimens zu unkeuſcher Luſt entzündet, trennt ſie von ihrem Gatten, und hält ſie auf einem ſeiner Schlöſſer gefangen. Vergebens braucht er Liſt und Gewalt gegen ſie. Sie zuckt den Dolch auf ihn und in dieſem Augenblick überraſcht ſie die Königin. Schnell entſchloſſen wie Phädra und Golo, wälzt Sapores die Schuld auf das Haupt Fatimens, und gibt vor, ſie habe ihn verlockt, und mit dem Dolche zwingen wollen, ſeine Gemahlin zu verſtoßen und ſie ſelbſt auf den Thron zu heben. Die Königin bemächtigt ſich der Unglücklichen, um ſie grauſam zu beſtrafen. Sie iſt das ſtrenge Gegenbild Fatimens, die entartetſte, brutalſte ihres Geſchlechts. Weniger als beleidigte Gattin in gerechter Eiferſucht, mehr als gemeine niedrige Seele, voll des Haſſes, der aus ohnmächtigem Neide, voll der Schamloſigkeit, die aus dem Bewußtſeyn der Macht entſpringt, tritt ſie dem reinen Weſen gegenüber, das in ihre rohe Hand gegeben iſt. Sie kann nicht eiferſüchtig ſeyn, denn ſie ſelbſt iſt ungetreu, und lebt mit einem ekelhaften Mohren im ſchmuzigſten Verhältniß. Hier malt der Dichter zu grell, und zieht äußere Motive herbei, da es an innern nicht gefehlt hätte. Die Königin läßt Fatimen im Kerker die Zunge, die göttliche Lieder geſungen, mit kaltem Eiſen herausſchneiden, und die Unglückliche ſtirbt in den Armen ihres Gatten, der ſie auf geheimen Wegen aus dem Kerker gerettet hat. In dieſe Geſchichte ſind die zweier andern jungen Leute, Freunde des Chares, Achmet und Zamor und ihrer Geliebten verwebt. Auch dieſe werden von Saporks entführt; bevor es ihm aber gelingt, ſie zu entehren, haben die drei Freunde an den Großkönig von Schieras ſich gewendet, der nach Babylon zieht und über den verbrecheriſchen Hof das Blutgericht hält. Die einfache Geſchichte iſt vom Dichter durch unzählige Verwickelungen im orientaliſchen Geſchmack äußerſt kunſtvoll durchgeführt, und auch in den vielen weiblichen und männlichen Charakteren, die darin auftreten, iſt eine reiche Fülle von Welt- und Menſchenkenntniß offenbart.

Die Gaben der flüchtigen Muſe von **Ludwig Robert** enthalten manches Artige, z. B.:

Germania.

Gott- und red- und ſchreibeſelig
Sitzt ſie an dem Quell des Lichts;
Alles kommt bei ihr zur Sprache,
Aber ach zur Sache nichts.

Zeitklage.

Wie leicht hatten's doch die Aufklärer!
Das Dumm-Machen iſt bei weitem ſchwerer —!

Meynung.

Der Menſch mag wie er will ſich ſtellen
Doch iſt er gedrungen ein Urtheil zu fällen,

Und wenn er nicht Kraft zum Urtheil hat,
So braucht er die Meynung als Surrogat;
Juſt wie die Armen ſich Rüben brennen,
Wenn ſie den Kaffee nicht zahlen können.

Den Gedichten, größtentheils von Juſtinus Kerner, haben wir keinen Geſchmack abgewinnen können, mit Ausnahme einer ſchäferlichen Klage des Simon von Bürken vom Jahr 1673, und einer ſinnvollen und fließenden Romanze von Guſtav Schwab, die Böhmenkönigin in Schwaben. Dieſe Königin ward des Glaubens wegen aus Böhmen vertrieben, ließ in der ſchwäbiſchen Alp ſich nieder, bewahrte treu dem Gatten ihre Liebe und ſtarb bei der Nachricht ſeines Todes ſelber den Klariſſentod liebender Sehnſucht.

Die Parodie eines Fauſtiſchen Himmels- und Höllendialogs zur Feier von Göthe's 75. Geburtstag von Ludwig Robert hat uns nicht gefallen, wenn wir etwa folgenden Vers ausnehmen, S. 364:

Es preiſet Dich, o großer Meiſter Göthe,
Der Jünger unvollkommenes Gedicht.

Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft,

herausgegeben von St. Schütze. Frankfurt a. M. bei F. Wilmans.

Auch in der Form dieſes Taſchenbuchs iſt eine Aenderung eingetreten, indem die beliebten 1/64 Küpferchen ſich in größere verwandelt haben. Es ſind wie im vorigen Jahre verkleinerte und zierlich ausgeführte Kopien berühmter Oelgemälde, diesmal nach G. Lundens, J. van Steen, Caspar Netſcher, Klomp, R. Brakenburg, Morgenſtern, W. du Poorter, Ludolph Bakhuyſen. Die übrigen den Erzählungen beigegebenen Kupfer nach Ramberg ſind wie gewöhnlich pro rata.

Unter den Erzählungen tritt uns zuerſt Tamina von Friederike Lohmann entgegen. Wir werden ins Mittelalter und an die Ufer der brauſenden Tamina in Graubünden verſetzt. Dort finden wir den jungen Kaiſer Friedrich II, der nur von zwei Freunden begleitet und als Pilger verkleidet aus Italien flieht. In Konſtanz erwartet ihn ſeine Parthei, aber ſein Gegner Otto IV. hat alle Alpenpäſſe mit Wächtern beſetzt, ihn zu fangen. Seine

Rettung aus dringender Gefahr iſt die Aufgabe der poetiſchen Erzählung. Ganz dieſelbe Situation hat uns Heyden in der vorjährigen Penelope vorgeführt, und die gleiche Aufgabe auf eine andere Weiſe gelöſet. Wir müſſen aber der Dichterin vor dem Dichter den Kranz zuerkennen. Es thut uns wohl, eine Dichterin kennen zu lernen, die ſich nicht damit begnügt, wie die viel berühmte Schopenhauerin, die bekannte von Chezy, die Dame Fouqué ꝛc. ꝛc. ihre Schwatzhaftigkeit für Poeſie zu halten, die, wenn jene einen beſſern Styl beſitzen, aber einen Stiel ohne die Blume, vielmehr mit der Sprache noch ringen muß, eben weil ſie ſich mehr mit Ideen als mit Worten befaßt zu haben ſcheint. Sie führt die Pilger zu einer Fiſcherhütte am Wallenſtadter See. Dort lebt Tamina, die Pflegetochter des alten Fiſchers, die er einſt als ein verlornes Kind aus den Wellen der Tamina gerettet und von dieſem Bergwaſſer benannt hat. Wie natürlich und ſchön wird uns das Mädchen geſchildert — ſo ganz unähnlich jener berüchtigten, ekelhaft affektirten Mimili des Berliner Federhelden, wo von ſelbſt in der Schweiz ein ſo thörichtes Weſen gemacht wird — und ſo ganz der idealen Natur abgelauſcht, die in jenen verſtändigen, keuſchen, feurigen Mädchen von Oberhaſli in Bergdörfern, die der Strom der Fremden nicht berührt, dem ſinnvollen Wanderer wie in einer Geiſtererſcheinung aus romantiſcher Vorzeit entgegentritt. Tamina wird durch den Anblick des kaiſerlichen Pilgers von jenem Sturme der Liebe gefaßt, der die ſpröden Metallſaiten ihrer Bruſt in einem göttlichen Akkord erklingen und zugleich zerſtören läßt. Sie entdeckt den Verrath, der auf den Pilger lauert, aber zugleich das Geheimniß ſeines Standes und ſeiner Vermählung. Sie rettet ihn mit Gefahr ihres Lebens über den See, und verläßt ihn. Ihre Liebe ſteigert ſich würdig zur Religion und die Kloſtermauern von E[illegible]walden nehmen die hochherzige Dulderin auf. Höchſt poetiſch hat die Dichterin mit dieſer Erzählung ein Mährchen verflochten, das in der Fiſcherhütte erzählt wird. Ein Bewohner des Monds ſehnt ſich zur Erde und ſchwebt nieder zu den Alpen. Dort entſchlummert er. Die Nymphe der Tamina entdeckt ihn und entführt ihn in ihr unterirdiſches Waſſerſchloß. Dort bleiben ſie lange im ſüßen Taumel wie verzaubert. Da geſchieht ein Bergfall, und Heilquellen kommen zu Tage, die von der Göttin Schutz verlangen. Aufgeſchreckt aus der geheimen Luſt in der Tiefe ſchweben die Liebenden empor. Da erſt erkannte der Mondbewohner, daß ſeine Geliebte ein ihm völlig fremdes Weſen ſey und er flieht vor ihr von ihren Wellen getragen und verfolgt, bis zu einem hohen Eisgipfel. Da kann ihm Tamina nicht weiter folgen und ewig rauſcht ſie nun vom Gletſcher nieder, und hat verzweifelnd tief unter die Felſen ſich begraben, wo kein Mondesſtrahl ſie mehr berührt. Auf die ſinnvollſte Weiſe ſind hier alle poetiſchen Ideen, die uns theils in der tragiſchen Geſchichte ſelbſt, theils in der Szene, darin ſie ſich ereignet, irgend anſprechen, zu einem Ganzen verbunden. Die Göttin Tamina und der Mondbewohner ſind wieder die irdiſche Tamina und der Kaiſer, und jenes Mährchen iſt die Allegorie der wirklichen Begebenheit. Fremd wie das Waſſer dem Monde iſt der Stand eines Landmädchens dem des Kaiſers, aber wie das Waſſer der Erde vom Monde magnetiſch angezogen wird, ſo wieder dieſes Mädchen von dem fremden hohen Jünglinge. Auch die Sage, daß die weißen Alpen die Geburtsſtätte des Mondes ſeyen, der aus ihnen ſich losgeriſſen, findet hier den poetiſchen Anklang. Endlich wird der Schauplatz der Begebenheit, Graubünden, die wunderbare Tamina, und die Heilquellen von Pfeffers durch jenes Märchen in einer Lebendigkeit uns vorgezaubert, die alle pittoresken Reiſebeſchreibungen um ſo vieles überbietet, als Poeſie überhaupt die Proſa.

Die armen Liebesleutchen, eine Erzählung von Fr. Laun, ſchildert die Liebesnoth eines von Armuth und ſtrengen Verhältniſſen verſchüchterten Liebespärchen, und endet damit, daß ehrliche und wohlhabende Spießbürger ihre Tugend prüfen, ſie dann unterſtützen und fröhlich Hochzeit machen laſſen. Der Denkzettel von Weisflog iſt ein ſehr mittelmäßiger moderner Rübezahlſchwank. Der berühmte Berggeiſt hilft ebenfalls einem armen Liebespärchen zur Ehe, indem er ſich in einen reichen General verkleidet, und die antiken weiblichen Verwandten auf das junge Mädchen ſo lange eiferſüchtig macht, bis ſie daſſelbe ihrem armen Liebhaber gewähren, um ſelbſt den General angeln zu können. Das Geheimniß aus dem wirklichen Leben v. C. A. läßt ein unſchuldiges Mädchen verführen, dann den Entſchluß faſſen, niemals zu heirathen, es aber am Ende doch thun, und iſt folglich hinlänglich matt und unbedeutend.

Unter den verſificirten Erzählungen von Prezel und Langbein, die in albernen Schwänken beſtehen, und den vielen Gedichten von verſchiedenen Verfaſſern, hat uns gar nichts intereſſirt. Alle ſind ſchon im Druck als Makulatur zu ſchätzen geweſen, und verhalten ſich zu jener Tamina, wie der Ballaſt einer Gold führenden Galliotte.

Erinnerungen aus Aegypten.

(Beſchluß.)

In der Nähe der Stadt Keneh iſt der Tempel von Tentyra, den wir eines Nachmittags beſuchten. Er liegt am Ende einer ſchönen Ebene, über welche Palmgruppen zerſtreut ſind, etwa zwei Meilen von den Ufern des Nils. Dieſer ſchöne Tempel iſt beſſer erhalten, als irgend einer in Aegypten; jeder Reiſende beſucht ihn zuerſt, und ſeine ungeheure Größe und Eleganz erregen ein Staunen und eine Bewunderung, welche du bei keiner andern Ruine empfindeſt. Der Portiko oder die gewölbte Säulenhalle, beſteht aus 18 Pfeilern, deren Kapitäler, mit dem Iſiskopf auf jeder Geviertſeite, einen edeln und majeſtätiſchen Effekt machen. Dieſe Art Kapitäler ſieht man ſonſt nur noch an einem kleinen Tempel, und ſie ſcheinen der ägyptiſchen Bauart eigenthümlich geweſen zu ſeyn. Die Wände und Decken ſind voll Hieroglyphen in Basrelief, die hiſtoriſche und landwirthſchaftliche Gegenſtände verſinnbildern; da ſind Figuren, die Erdfrüchte tragen und allen Zubehör zur Hauswirthſchaft; verſchiedene andre groteske Figuren von menſchlicher Bildung ſind darunter mit allerlei Thierköpfen.

Die Hieroglyphen an der Decke ſind mit allerlei Farben bemalt, die zum Theil noch nicht erloſchen ſind; die Zeichen des Thierkreiſes ſind hier der hervorſtechendſte Schmuck. Vom Portiko trittſt du in ein inneres Gemach, das von einer Säulenreihe getragen wird; am Ende deſſelben befindet ſich die Thüre zum Heiligthum, über welchem du die in allen Tempeln gewöhnliche Deviſe ſiehſt, nämlich: ausgebreitete Schwingen und herabfallende Lichtſtrahlen, als kämen ſie von der Glorie der Gottheit. Haſt du eine Fackel angezündet, ſo gehſt du vom Heiligthum weg durch verſchiedene Zimmer und Gänge im Innern des Tempels, überall findeſt du die Wände mit Hieroglyphen bedeckt von ausgeſuchter Kunſtarbeit. Aber der Boden des Tempels iſt im Schutt vergraben; im großen Portiko iſt viel Trümmerwerk, und der untere Theil einiger Säulen iſt Ellen tief verdeckt. Die Lage des Tempels war prächtig: in der Fronte eine weite Ebene, jetzo mit hohem, üppigem Grün überſtreut; gerade dahinter die ewigen Feſtungsſchranken der Lybiſchen Berge; der Nil anderthalb Meilen zur Rechten; die grenzenloſe Wüſte endlich zur Linken. Oftmal iſt der Reiſende in dieſem Lande überraſcht von den prächtigen Lagen, welche die Aegypter zu ihren Tempeln wählten. Nahe am Tempel iſt ein kleines, pyramidenartiges Gebäude, welches ein Begräbnißplatz geweſen zu ſeyn ſcheint. Du mußt dich beugen, um durch die niedre, enge Thüre einzugehn; das Licht kommt von einer rohen, kleinen Kuppel oben herab. Viele Leichen müſſen hier geruht haben; denn immer herrſcht hier noch ein todtenähnlicher Geruch. Etwas über hundert Schritte zur Linken des großen Tempels ſind die Ueberreſte eines kleinern. Die Figuren, welche hier in die Mauern geſchnitten ſind, übertreffen die im großen Tempel; das Laubwerk der Kapitäler iſt mit ausgeſuchter Schönheit ausgeſchnitzt. Die menſchliche Figur, welche das Auge am häufigſten begegnete, war eine Art Bacchus oder Priape, und nicht von der delikateſten Gattung; wahrſcheinlich Gegenſtände ägyptiſcher Gottesverehrung.

Den Abend ſahen wir eine Schaar arabiſcher Knaben am Nilufer, die eine Art Chorgeſang anſtimmten, welcher melodiſcher, als ihre gewöhnlichen Singweiſen, war; darauf kam ein Mann zu Roß ganz phantaſtiſch angezogen, um einen Narren vorzuſtellen; eine Anzahl Araber folgten ihm zu Fuß, die er durch eine Menge ſpaßhafter Gebehrden und andre ergötzliche Streiche unterhielt. Dieſe Prozeſſion dauerte eine gute Weile unter lautem Gelächter und Händeklatſchen der Anweſenden. Wir erfuhren, daß dieß ein uralter Brauch ſey, um ſich die Waſſer des Nils geneigt zu machen, daß ſie zur gewöhnlichen Höhe ſteigen möchten. Denn dies Jahr war die Ueberſchwemmung weit hinter ihren gewöhnlichen Grenzen zurückgeblieben, und ängſtlich lauerten die armen Aegypter auf das Steigen des Waſſers.

Wir konnten nicht umhin, auch das angebliche Koptos zu beſuchen, wo du noch weit zerſtreute Trümmern ſiehſt. Unter dem weitrankenden, verworrenen Gebüſche entdeckſt du noch Ueberbleibſel von Mauern, und Bruchſtücke von feinen Granitſäulen. Auf der Rückkehr wanderten wir durch ein Dorf am Abhange eines Hügels. Gerade hatte die Stunde des Abendgebets begonnen, und wir gingen in die große Moſchee. Alle Bauern aus dem Dorf und Nachbarſchaft hatten ſich verſammelt. Neben der Gallerie, die zur Moſchee führt, waren die Waſſerbehältniſſe, in einem kleinen Gebäude, wo der Muſelmann ſorgfältig und andächtig ſeine Füße wäſcht, ehe er in den Tempel des Propheten tritt. Die Art der Gottesverehrung hat in dieſem Lande etwas Pittoreskes und in die Seele Eindringendes. Gerade nach Sonnenuntergang, wenn der letzte und lieblichſte Farbenſchmelz über den ägyptiſchen Landſchaften weilt, oder noch öfter, wenn der Mond ſeine Strahlen über den Fluß und das Ufer ausgegoſſen, kommen Türken und Araber an des Waſſers Saum, und achtlos des Wanderers neben ihnen, breiten ſie den Mantel aufs Ufer, und ihr Antlitz gen Mecca gekehrt, und bald knieend, bald ſtehend, ſcheinen ſie ganz in ihrer Andacht vertieft zu ſeyn, und kein anderes Gefühl, als das ihrer Pflicht gegen den höchſten Gott und ſeinen Propheten zu haben.

Obwohl der Charakter der ägyptiſchen Landſchaften faſt immer gleichförmig iſt, hat doch dieſe Gleichförmigkeit, ja Eintönigkeit, ſo etwas Eigenes, das du ſonſt nirgends wieder ſiehſt. Die Lybiſchen und Arabiſchen Bergketten mit ihren nackten Gipfeln, begleiten zu beiden Seiten die Ufer des Nils faſt bis zum erſten Waſſerfall; gewöhnlich nur einige Meilen vom Strom entfernt, oft nahe an demſelben, oft bilden ſie ſein Ufer. Am Fuß dieſer nackten, lichtfarbigen Maſſen, erſcheinen oft Flecke von einem äußerſt lebhaften und ſchönen Grün; der wilde Feigenbaum und die Palme breiten ſich über eine einſame Hütte aus; Ziegen- und Büffelheerden winden ſich die abſtufigen Pfade hinan, oder ein Kamel grast dort einſam. Oede, unfruchtbare Strecken umgeben oft Szenen und Thälchen von der herrlichſten Fruchtbarkeit und Schönheit; das Grab des Santons unter dem engen Schatten, und der weiße Minaret (Thurm der Moſchee) mit ſeiner Palme und Cypreſſe, ſtehen oft am Rande einer grenzenloſen Wüſte, oder nahe an einer brennenden Sandfläche. Dann kommſt du von den reichen, mit Orangen bedeckten Ufern des Nils, wo Gruppen Morgenländer vergnüglich im Schatten ſitzen, in die wilde und dumpfe Wüſte, wo alles, ſelbſt die zerbrochenen Denkmale der Vergangenheit, in dir nur die Gefühle der Traurigkeit und Sehnſucht hervorrufen.

Schon wurde es Abend, ehe wir Luxor, ein armes, doch volkreiches Dorf, erreichten, das zum Theil mitten unter den Trümmern des großen Tempels erbaut iſt. Dieſes Gebäude iſt nahe am Saume des Waſſers, und ſeine hohen, gelben Säulen, deren jede 30 Schuh im Umfang hat, und die in langen Kolonaden an einander gereiht ſind, feſſeln ſogleich die Aufmerkſamkeit. Bei'm Landen erblickten wir ein Dutzend ägyptiſcher Statuen in Lebensgröße und in einer ſitzenden Stellung, in rohen Granit gehauen, nach der Manier des großen Memnon; ſie waren ſo nahe am Waſſer, daß es ihre Füße beſpülte. Die Schwere dieſer Statuen iſt ungeheuer, und würde ihr Wegbringen ſchwierig machen. Dem Thorweg gegenüber ſind zwei ſehr ſchöne mehr als 70 Fuß hohe Obelisken, da ein Theil derſelben in Schutt vergraben iſt. Ihre Hieroglyphen ſind tiefer und mit größerer Zartheit eingehauen, als bey den andern ägyptiſchen Obelisken.

11. Theben.

Es iſt ſchwer, die erſtaunlichen und prachtvollen Ruinen von Theben zu beſchreiben. Vor allen andern geben ſie dir die Vorſtellung einer in Trümmern geſunkenen, aber dennoch unvergänglichen Stadt; ihr Umfang iſt ſo ungeheuer, daß du lange voll Verwirrung umher wanderſt, und bei jedem Fußtritt einen neuen Gegenſtand des Intereſſes entdeckſt. Die Entfernung vom Tempel zu Luxor zu dem von Karnak beträgt anderthalb

Meilen, und ſie waren ehemals durch eine lange Allee von Sphinxen mit einander verbunden, deren zerſtümmelte Ueberreſte (den meiſten ſind die Köpfe abgebrochen) du noch auf dem ganzen Wege antriffſt. Am Ende dieſer Allee angelangt, gehſt du zuerſt durch einen ziemlich gebogenen, 70 Schuh hohen Thorweg, der ganz iſolirt ſteht. Etwas über 50 Schritte weiter kommſt du in einen Tempel von geringerm Umfang, mit deſſen Ausgrabung Drouetti *) beſchäftigt geweſen; darauf gelangſt du in einen geräumigen Hof, der mit zerbrochenen Säulen bedeckt und ungeheuern, hohen Ruinenmaſſen umgeben iſt: alles Stücke des großen Tempels. Etwas zur Rechten iſt der prächtige Portiko von Karnak, von welchem die lebendigſte Erinnerung dem immer bleiben wird, der ihn einmal betrachtet. Seine zahlreichen Säulen-Kolonaden, von gigantiſcher Form und Höhe, ſind vortrefflich erhalten, aber ohne Zierrath. Die Decke und die Wände des Portiko ſind dahin; der Deckſtein verbindet immer noch eine Säulenreihe, und iſt verziert; ſiehſt du ihn von unten mit dem ſchwachen Ueberreſt des Gebäudes, der noch daran hängt, ſo kommt es dir vor, als ob er am Himmel hange. Gehſt du von hier weiter, ſo wanderſt du in Mitte von Obelisken, Portikos, Statuen; letztere ſind ohne Grazie und Schönheit, aber im koloſſalſten Stil. Beſteigſt du einen der Trümmerhügel und blickſt umher, ſo ſiehſt du fern einen Thorweg, welcher nur in die Einöde führt; abgetrennte, dachloſe Säulen, während andre zertrümmert zu ihren Füßen liegen; Büſten gigantiſcher Statuen, die über dem Boden zum Vorſchein kommen, während der Reſt des Körpers noch vergraben liegt, oder der Kopf abzetrennt iſt, während andre wieder umgeworfen, oder in nutzloſe Bruchſtücke zerbröckelt da liegen. Zur Linken breiten ſich die ſchaurigen Einöden von Thebais aus, bis an deren

---

*) Die Bemühungen des Conſuls Druetti um die Aufklärung der ägyptiſchen Alterthümer ſind bekannt. Aber daß er einen der Obelisken am Eingang des Tempels von Karnak zerbrochen, um den obern Theil wegzuſchleppen, iſt ein wahrer Gottesraub. —

Saum die Stadt ſich erſtreckt. In der Fronte iſt eine Reihe ſpitziger, ganz nackter Berge; der Nil fließt am Fuß des Tempels von Luxor hin; aber die Ruinen dehnen ſich noch weit über das andere Ufer aus bis zum Fuße jener ſchrecklichen Abſtürze und in die brennende Sandwüſte; die Natur-Szenen um Theben ſind ſo ſchön, als du dir immer nur vorſtellen magſt.

Der zweyte Beſuch, welchen wir den Ruinen von Karnak machten, war noch intereſſanter. Der Mond war aufgegangen, und wir wanderten durch zwey arabiſche Dörfer, die am Wege ſind, wo die Bewohner unter freiem Himmel Feuer angemacht hatten, um welches die Männer rings in Gruppen ſaßen, nach den Mühſeligkeiten des Tages, und ſchmauchten und fröhlich mit einander plauderten. Es iſt auffallend, daß die Morgenländer bei ihrem brennenden Klima, in der Nacht immer ein gutes Feuer lieben, und auch der Reiſende nimmt bald dieſe Gewohnheit an; doch war die Luft noch immer ſehr warm. Wir hatten bei der Durchforſchung der Ruinen keine Unterbrechung zu befürchten, nachdem die Nacht hereingebrochen war; denn die Araber wagen es nicht nach Sonnenuntergang dahin zu kommen, indem ſie ſagen, daß dieſe Dinge vom Afrit (dem Teufel) ſeyen aufgebaut worden, und der Glaube an Geiſter iſt vorherrſchend unter den Morgenländern.

Mit Freuden traten wir wieder durch den großen Portiko ein. Die Nacht war ungemein ſchön; nicht der leiſeſte Windhauch regte ſich rings unter der majeſtätiſchen Trümmerwelt; ſo ſtill iſt der Tod und die Zeit, wenn ſie das Herrlichſte und die unwiederbringlichen Blüten des Geiſtes zerknickt. Der Mondenſchimmer ruhte auf einer Seite der Kolonaden, während die andere mit Schatten bedeckt war, einige Säulen ſchienen ſich im Wechſel von Licht und Schatten höher aufzurichten, gleich eingeſchlummerten Rieſen, wenn ſie erwachen. Die Obelisken, die Statuen, die einſamen Säulen auf der Ebne draußen, warfen ihre länglichten Schatten auf die umliegenden Trümmermaſſen. Der Anblick dieſer Szenen war, über allen Ausdruck, ſchön und voll wehmüthiger Erinnerungen.

Reiſe nach Kolumbia. Hr. Mollien, der Afrika bereiſet, gibt nun auch ſeine Reiſe nach Kolumbia heraus. Da dieſe Republik jetzt ſo große Aufmerkſamkeit erregt, kommt ein Werk der Art wirklich à propos. Er theilt ſeine neuen Beobachtungen über die gemiſchten Racen, welche Amerika bewohnen, mit, nämlich: uber den kräftigen Mulatten, den fürchterlichen Zambo, den milden Metis u. ſ. w. Nicht weniger intereſſant ſind ſeine Nachrichten über die Thäler der Cordilleren, in denen ein ewiger Frühling herrſchen ſoll, und über den Waſſerfall des Tequendama, von welchem er eine prächtige Beſchreibung gibt. Wir erhalten in dieſem Werke auch ausführliche Nachricht über die politiſchen Ereigniſſe, welche die Freiheit dieſer herrlichen Länder in der neuen Welt herbeigeführt haben, ſo wie über ſeine vorzüglichſten Männer, wie: Bolivar, Narino, Montilla, Paës und andere.

Am ſchätzbarſten ſind die neuen Aufſchlüſſe, welche er über die Geſetzgebung, Verfaſſung, Finanzen und Bevölkerung von Kolumbia gibt. Er ſchätzt die Bevölkerung von Kolumbia mit Einſchluß von Quito und Panama auf 2,600,000 Seelen; Bogota, der Sitz der Regierung, zählt 30,000 und die Stadt Quito eben ſo viel. Caracas iſt noch immer in Ruinen; Carthagena, die feſteſte Stadt, enthält 18,000 Seelen; Quayaquil iſt die reichſte Stadt.

Am ſchwächſten iſt die Regierung an militäriſchen Hülfsquellen; man findet kaum 50,000 Flinten und nur wenige Artillerie; doch die Hirten Bolivar's und des Paës ſchwarze Lanzenmänner ſind zwar nicht unüberwindlich, aber unangreifbar. Es ſind neue Parther. Herr Mollien hat das Land in verſchiedenen Richtungen durchzogen, was, außer der Treue und Wahrheit ſeiner Berichte und Schilderungen dem Werke noch den Vorzug der Ausführlichkeit und Vollſtändigkeit gibt.

Italieniſche Kunſtliteratur. Real museo borbonico. Fascicolo 4. Napoli della stamperia reale 1824. Schon lange hat die Kunſtwelt das Muſeum von Neapel erwartet; jetzt beginnt es mit dem 4. Heft des erſten Bandes. Jeden Monat oder aufs wenigſte alle zwei Monate ſoll ein Heft erſcheinen, jedes koſtet zwei Neapolitaniſche Piaſter. Vier Hefte machen einen Band mit 66 Kupferſtichen und das ganze Werk wird mit 16 Bänden vollendet ſeyn. Die drei erſten Hefte erſcheinen nachher, weil ſie das Reſultat der Ausgrabungen von Pompeji enthalten ſollen, woran immer gearbeitet wird.

So öffnet das Muſeum von Neapel auf einmal ſeine Schätze; es theilt ſie in Abbildungen und Zeichnungen mit; ſo die Gebäude von Pompeji und auch ſolcher aus dem Mittelalter, Statuen, Basreliefs, Gemälde alter und neuer Zeit bis auf die Schule des Caracci, Bronzen, Moſaiken, Geräthſchaften aus der alten Zeit, Vaſen, Waffen, morgenländiſche und ägyptiſche Denkmäler, vieles aus dem Mittelalter u. ſ. w. Jeder Artikel erhält eine kurze Erläuterung. In der That ein ſchönes Unternehmen! Das ganze Werk wird 1056 Kupferſtiche enthalten.

Chineſiſche Geſchichtſchreibung. Der Archimandrit Hyazinth, welcher ſich 13 Jahre in Peking aufgehalten, hat dort viele gelehrte Werke verfertiget, unter andern eine Geſchichte China's vom Jahr 2357 vor Chriſti Geburt bis 1643 unſerer Zeitrechnung in 9 Foliobänden; ferner eine geographiſche und ſtatiſtiſche Beſchreibung des Kaiſerthums China in den fünf Hauptmundarten dieſes Landes; ferner eine Ruſſiſche Ueberſetzung der Werke des Confucius mit einem Kommentar und kritiſchen Erläuterungen; ferner ein chineſiſches und ruſſiſches Wörterbuch in 2 Bänden; ferner 4 verſchiedene Werke in Bezug auf die Geographie und Geſchichte von Thibet und der Bulgarei; ferner eine Geſchichte der Mongoliſchen Stämme; ferner eine umſtändliche Beſchreibung der Stadt Peking, und ſonſt verſchiedenes über Lebensart, Sitten, Kunſt und Wiſſenſchaft der Chineſen.

Ruſſiſche Literatur. Vor dem Jahr 1817 ſind in Rußland nur 4000 Werke gedruckt worden. Im Jahr 1820 waren in der Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg 3000 ruſſiſche Werke, worunter 150 Romane. Gegenwärtig beträgt die Anzahl der Nationalwerke 8000. Zu Moskau ſind 9 Leſegeſellſchaften und 10 Druckereien, zu Petersburg ſind 5 Leſegeſellſchaften und 5 Druckereien. So haben Dorpat, Reval, Charcow, jedes ſeine Leſegeſellſchaft und Druckerei.

Nordamerikaniſche Romanliteratur. Von dem berühmten Amerikaner Waſhington Irving, der durch die Spiekerſchen Ueberſetzungen bereits auch unter uns bekannt geworden, iſt ein neues Werk erſchienen, die Tales of a Traveller (Erzählungen eines Reiſenden). Es ſcheint aber, daß Waſhington Irving mehrere Nebenbuhler im Fache der Romane unter ſeinen Landsleuten habe denn ein neuer Roman iſt von einem andern Amerikaner erſchienen unter dem Titel: Redwood. Der ungenannte Verfaſſer deſſelben hatte ſich ſchon früher durch einen Roman: a Wew England Tale (eine Erzählung aus Neuengland) einigen Ruf erworben. So erhalten wir Zufuhr an Romanen über das Atlantiſche Meer, und wirklich hat, was ſich ſo weit verirrt, wenigſtens die äſthetiſche Quarantaine paſſirt. Es fehlt den Amerikanern nicht an Genie, Natur und Schönheitsſinn; Erforderniſſe, die man bei den Kontinentalromanen des alten Europa ziemlich oft vermißt.

Künſte und Wiſſenſchaften.

Sozietät der Wiſſenſchaften zu Calcutta. Einige ausgezeichnete Indianer haben zu Calcutta eine literariſche Sozietät gegründet, deren Zweck iſt, ſich mit allen Gegenſtänden zu beſchäftigen, welche ſich auf die Fortſchritte in der Ziviliſation und Literatur beziehen. Sie läßt gelehrte und nützliche Werke ins Bengaliſche überſetzen, und bekämpft vorzüglich die Immoralität gewiſſer Sitten, welche noch in Indien herrſchen. Sie ſchafft alle nöthigen mechaniſchen und mathematiſchen Werkzeuge für den Unterricht an, und gründet ein Kollegium, worin die Gegenſtände der Kunſt und Wiſſenſchaft gelehrt werden ſollen. Vielleicht vermag dieſe Geſellſchaft den traurigen Zuſtand, in welchem ſich die Indianer befinden, in etwas zu verbeſſern. Aber der Handelsgeiſt der engliſchen Kompagnie wirkt zu mächtig, und man möchte ſagen, ſchrecklich — auf das unglückliche Land, das ſie in ihren Klauen hat.

Feierliche Eröffnung der Univerſität zu Korfu. Am 29. Mai wurde die Univerſität der Joniſchen Inſeln mit großer Feierlichkeit eröffnet. Der Kanzler, Earl von Guilford, hielt eine treffliche Rede in Gegenwart des Senats, der Behörden und einer großen Zahl anderer Perſonen von Stand und theilte Lorbeerkränze aus. In der Kathedralkirche war feierlicher Gottesdienſt und es wurde das Te deum abgeſungen. Der Kanzler und die Profeſſoren erſchienen im Koſtüm der alten griechiſchen Philoſophen. Der Kanzler gab ein prächtiges Mal, zu welchem über 100 Perſonen geladen waren.

Miszellen.

Unter die tapferſten Ritter, welche Franz I. von Frankreich in der Schlacht bei Pavia, wo er gefangen wurde, durch ihren Heldenmuth unterſtützten, gehörte der Chevalier Beauregard. Dieſer war ſterblich in ein italieniſches Frauenzimmer von Rang, Namens Aurelia, verliebt. Da ihm aber die Schöne wegen des franzöſiſchen Leichtſinnes nicht recht traute, ſo ſchlug er ihr vor, ſeine Beſtändigkeit auf jede beliebige Probe zu ſetzen. Aurelia, die ihm heimlich doch ſehr gewogen war, nahm den Vorſchlag an, und ertheilte ihm die Aufgabe, ſechs Monate ſtumm zu ſeyn, wenn er ihre Hand haben wolle. Von dieſer Zeit an ſchloß der Ritter ſeine Lippen. Er kehrte nach Paris zurück, wo ihm Freunde und Verwandte große Theilnahme zeigten, wegen des Unglücks, das ihm begegnet. Man bot alle ärztliche Hülfe auf, ihn zu kuriren; ſelbſt der König, als er aus der Gefangenſchaft zurückgekehrt war, ſandte ſeine Leibärzte zum geliebten Beauregard. Alles war fruchtlos; der Ritter blieb ſtumm. Der König nahm ſelbſt zu Scharlatanen und Wahrſagern ſeine Zuflucht, um dem Lieblinge zu helfen; aber vergeblich. Da erſchien eine ſchöne Wahrſagerin, die dem König verſprach, dem Ritter den Gebrauch der Rede wiederzugeben. Sie ward zu Beauregard geführt und ſagte blos das eine Wort zu ihm: Sprich! Der Ritter erkannte in der Fremden alſogleich ſeine geliebte Aurelia, welche nun von ſeiner Standhaftigkeit und Ergebenheit überzeugt war. König Franz hörte gerührt die Geſchichte des liebenden Paars und machte ihm ein anſehnliches Brautgeſchenk. O bontà dei cavalieri antichi! (O Edelmuth der alten Ritter!)

— Zwiſchen den Grenzen von Rußland und China, die ſich vom Fluß Bukthorma bis zum See Okotzk ausdehnen, iſt ein 270 Klafter langer Landſtrich, welcher Niemand gehört. Gerade ſo gibt es zwiſchen der preußiſchen und niederländiſchen Grenze ein Dorf, Moresnet, welches bei der Theilung vergeſſen worden und nun eine kleine Republik bildet. Anders iſt es an den ruſſiſchen und chineſiſchen Grenzen, die durch zwei Berge unterſchieden werden, zwiſchen denen der neutrale Boden liegt. An der ruſſiſchen Grenze ſind Wachen ausgeſtellt, 5, 10, 20 Werſte auseinander, die aber vermöge der Lage des Landes immer einander im Geſicht behalten. Sie patrouilliren alle Tage, um verdächtige Einverſtändniſſe zwiſchen den Bewohnern beider Reiche und Grenzverletzungen zu hindern. Die Mongolen haben ein ſo durchdringendes Geſicht, daß ſie, ſogar zu Roß, die geringſte Spur eines Menſchen oder Thieres entdecken. Um die Grenzen beſſer zu verbinden, haben ſie Erd- und Steinhaufen in den dichteſten Wäldern und auf erhöhten Plätzen aufgeworfen. Da, wo Bäche die Grenzen trennen, haben ſie zu beiden Seiten Pfähle eingeſchlagen, zwiſchen welche ſie Roßhaare ausſpannen.

Hiſtoriſche Erinnerungen und Ueberſichten.

I. Arnold von Brescia.

Vorbemerkung.

Schon in den frühern Quartalbänden haben wir hier und da unſeren Mittheilungen hiſtoriſche einverleibt, welche theils Begebenheiten, Sitten, Menſchen einzelner Zeiten ſchilderten, theils eine Reihenfolge von Begebenheiten in überſichtlicher Darſtellung lieferten. Da dieſe Mittheilungen einem von jedem Gebildeten gefühlten Bedürfniß begegnen, herausgetreten aus dem verworrenen und an ſich verwirrenden, leidenſchaftlichen Getreibe des Tages, eine freie Anſicht über hiſtoriſche Ereigniſſe zu gewinnen, und an der leitenden Hand der Hiſtorie ſelbſt, in der verworrenen Gegenwart zur Beſinnung und Beſonnenheit zu kommen, ſo glauben wir nur die gutheißende Anerkennung unſerer Leſer zu verdienen, wenn wir ſolche hiſtoriſche Mittheilungen eher häufiger einfließen als ſie ausgehen laſſen. Wir ergreifen daher mit Freuden die Gelegenheit, mit nachfolgendem Aufſatze eine Reihe von hiſtoriſchen Erinnerungen und Ueberſichten zu eröffnen, welche bald aus der alten, bald aus der mittlern, bald aus der neueren Geſchichte entlehnt ſeyn ſollen. Zugleich bemerken wir, daß dieſer Aufſatz, welcher uns von Herrn **Heinrich Franke**, Lehrer der Geſchichte an dem Erziehungsinſtitut auf dem Schloß Lenzburg im Aargau eingeſendet worden, nur eine Skizze iſt, die derſelbe aus einem größeren von ihm beabſichtigten Werke für uns auszuziehen die Güte gehabt hat. Dieſes Werk, deſſen erſter Band im Laufe des Jahres 1825 erſcheinen ſoll, wird den Titel führen: „**Geſchichte der vornehmſten Reformatoren vor dem Jahre 1500.**“ Arnold von Brescia, deſſen Leben hier kurz mitgetheilt wird, ſoll als Mittelpunkt der Reformationsbeſtrebungen ſeiner Zeit dargeſtellt werden, ſo daß auch die Thätigkeit und das Leben Abälard's und ſeiner Jünger, wie auch der Antireformatoren, Bernhard's von Clairveaux und ſeiner Freunde in dem Maße ausführliche Behandlung erfahren werden, in welchem es das Verſtändniß der Beſtrebungen jener Zeit überhaupt, und Arnolds insbeſondere erfordert. Das wird der Inhalt des erſten Bandes ſeyn; in einem zweiten Bande wird dagegen Johann Huß als Mittelpunkt erſcheinen, in deſſen Umkreis dann natürlich Wiklef und ſeine Anhänger, ſo wie die vornehmſten Huſſiten treten.

Arnold von Brescia.

Einleitung.

Die chriſtliche Religion hat von jeher ihre Bekenner zum Heldenthum begeiſtert, welches ſich in den verſchiedenen Perioden ihrer Geſchichte nur verſchieden geſtaltete, ſonſt aber im Grunde immer daſſelbige blieb, weil die Quelle der Begeiſterung dieſelbe war. Man kann einem ſehr natürlichen Eintheilungsgrunde zufolge, dieſes chriſtliche Heldenthum nach den Hauptepochen der politiſchen und allgemeinen geiſtigen Entwickelung der abendländiſchen Welt, in drei Perioden darſtellen, welche die der Stiftung und erſten Ausbreitung, die des Wachsthums und der Blüthe und endlich die des Verfalls der Kirche oder der chriſtlichen Religionsverfaſſung ſind.

Helden der erſten Periode waren die Apoſtel und die vorzugsweiſe ſogenannten Märtyrer. Die Lehre von chriſtlicher Demuth, Duldung, Feindesliebe; vom Aufopferungstode und durch dieſes Alles zu erwerbender Vergebung der Sünden und ewigem Leben, flößte denjenigen, welche ſich, troſtlos bey der zu bloßer Form gewordenen Mythologie der Griechen und Römer, mühſelig und beladen durch die Leiden der durch Deſpotie entmuthigten, erſchlafften und zerrütteten Zeit, in den Schooß der ſeligmachenden Kirche geflüchtet hatten, eine bei den unendlichen Drangſalen der Verfolgung, allein auf Glauben und Hoffnung gegründete, ſchwärmeriſche Begeiſterung ein, in welcher ſie voll Verachtung der Welt, die ſie als ein prüfungsvolles Jammerthal hinter ſich ließen, mit Siegestrunkenheit den Scheiterhaufen beſtiegen, und unter Lobgeſängen ihren Heldengeiſt in den Flammen aushauchten. Sie betrachteten ſich nicht als unglückliche Schlachtopfer, ſondern mit Recht als Helden und Sieger in der Liebe und im Glauben, als Ueberwinder welchen die Krone des Lebens gebühre. Die Stellung jedoch, welche ihre Geſellſchaft bisher im Staate einnahm, und die Grundſätze, durch welche ſie entſtanden war und zuſammengehalten wurde, brachten es nothwendig mit ſich, daß ſie ihr chriſtliches Heldenthum durch *Leiden* bewährten, während ſie nach dem Maßſtab ihrer Begeiſterung und Kraft unter günſtigern Umſtänden eine Unſterblichkeit durch *Thaten* errungen hätten.

Die *zweite Periode* beginnt mit dem, durch Conſtantin den Großen herbeigeführten Siege des Chriſtenthums über das Heidenthum. Die zu Thaten begeiſternde, durch das Gefühl des errungenen Sieges erweckte und beförderte, heroiſche Stimmung dieſer Zeit allein, würde jedoch der Religion ihre Herrſchaft nicht geſichert haben, wenn nicht faſt zu gleicher Zeit *jene innere Stimmung der Gemüther* durch *das äußere Band der Kirche befeſtigt* und für die Dauer begründet worden wäre. Dieſe nach dem Vorbilde der conſtantiniſchen Reichsverfaſſung entworfene Verfaſſung der Kirche, machte Rom bald zum zweiten Mal zum Mittelpunkte der Welt; der Papſt ward bald durch die Schenkung des Exarchats ein weltlicher Monarch, und die Kirche ſtrebte nun wie jede Macht nicht bloß nach Erhaltung, ſondern auch nach Erweiterung derſelben, und gewährte durch dieſes Streben Stoff zur Entwicklung jenes Heldenthums, welches dieſe zweite Periode beſonders charakteriſirt. Dieſes Heldenthum würde aber nimmer jene außerordentlichen Erſcheinungen hervorgebracht haben, welche das Mittelalter verherrlichen, wenn die neue Lehre nicht das Glück gehabt hätte, mit einem andern Elemente vereint zu werden, um mit ihm verſchmolzen auf die Menſchheit wirken zu können.

Die *Germanen*, beſtimmt, die alte Welt phyſiſch, und, durch Annahme der chriſtlichen Religion, moraliſch zu verjüngen, waren dazu ihrer urſprünglichen Natur nach fähiger, als irgend ein anderer Menſchenſtamm, welcher bisher in der Weltgeſchichte bekannt geworden iſt; denn ſie brachten ſchon manche Grundüberzeugungen mit, die mit denen des Chriſtenthums übereinſtimmten, und nur mit dieſen zuſammenfallen durften, um den myſtiſchen Glauben zu erzeugen, welcher die Triebfeder der größten Thaten des Mittelalters geworden iſt. Eine jener Grundüberzeugungen der alten Germanen, welche mit der Chriſtuslehre übereinſtimmten, und mit derſelben einen geraden Gegenſatz gegen das griechiſche und römiſche Alterthum bildeten, war die von der Freiheit der Individuen. Bey Griechen und Römern galt des Individuums Freiheit an ſich Nichts, ſondern nur in ſo fern ſie der Freiheit des Staates diente. — Bey den Germanen und in der chriſtlichen Lehre galt des Individuums höchſte Vollendung durch und in Freiheit Alles, der Staat Nichts; bey Griechen und Römern galt eben deshalb das Weib Nichts, denn es konnte die Freiheit des Staates weder mit den Waffen in der Hand gegen den Feind, noch durch Beredſamkeit in der Volksverſammlung vertheidigen, ſondern ward als unperſönlicher Beſitz des Mannes von ihm theils zum Prunk, theils zu Sclavendienſten und als Werkzeug zur Fortpflanzung der Bürgerſchaft gebraucht. — Bey den Germanen ſchrieb man ihm eine ahnungsvolle prophetiſche Natur zu, und durch den Hinzutritt des Chriſtenthums ward es dem tiefen Gemüthe der Nation möglich, jenes wundervolle Idol der reinen Jungfrau zu dichten, in deſſen andächtigem Anſchauen ſich alle Strahlen jener phantaſiereichen Jahrhunderte, und die ſeligſten Hoffnungen für dieſe und jene Welt vereinigten, in welches ſich der fromme Verehrer vertiefte, wie man ſehnſuchtsvoll in einen goldenen Kelch ſchauet um in ſeiner myſtiſchen Tiefe das zurückgeſtrahlte eigene Bild verklärt zu erblicken *); bey Griechen und Römern, welchen Vollendung der Form, die Idee des Staats, alſo das höchſte Irdiſche Alles galt, mußte deshalb der Gedanke der Unſterblich-

---

*) In einigen Gegenden des nördlichen Deutſchlands herrſcht der Glaube unter dem Volke: man könne in dem Gefühl, daß Gott die Sünden vergeben habe, bei dem Hineinſchauen in den goldenen Abendmahlskelch ſein eignes Antlitz verklärt im Chor der Seligen erblicken.

keit fehlen, oder höchſtens als die farbloſe Kehrſeite des ſchönen genoſſenen Lebens erſcheinen, — in den Germanen, welchen Vollendung des ſubjectiven Weſens, die höchſte perſönliche Freiheit, und die aus derſelben entſpringende Vollendung des Individuums, alſo die nie befriedigte Sehnſucht nach einem idealen Daſein Alles galt, mußte eben deshalb ſchon der Gedanke der Unſterblichkeit wohnen. Die Unſterblichkeit der Helden in Walhalla wurde mit der chriſtlichen Vorſtellung verſchmolzen und durch dieſelbe veredelt, zur Unſterblichkeit der verklärten Geiſter des Himmels. Der Gedanke an die durch Thaten erworbene Unſterblichkeit der Helden Walhalla's hatte jeden Germanen ſchon von ſeiner Geburt an zum Helden prädeſtinirt; denn nur durch Heldenthum konnten ſie ihr Ideal ſubjectiver Freyheit verwirklichen.

Dieſes Element der urſprünglichen Natur der Germanen, mußte mit dem Streben der Kirche zuſammentreffen, um die erhabenen Erſcheinungen chriſtlichen Heldenthums zu erzeugen, welche das Mittelalter verherrlichen; das germaniſche Heldenthum mußte die Welt erobern, um das Chriſtenthum zur Weltreligion des Occidents zu machen, und um das chriſtliche Heldenthum des Mittelalters, oder jene oben bezeichnete zweite Periode, die des Wachsthums und der Blüthe der Kirche zu bilden; die Helden Wodans mußten zu Helden der Kirche Gottes und der heiligen Jungfrau werden, damit die Menſchheit einem höhern Ziel entgegengeführt würde; denn nur durch germaniſch-chriſtliches Geblüt und Gemüth iſt die Menſchheit bisher in wahrer Humanität fortgeſchritten.

Dies den Germanen von jeher eigenthümliche Streben nach ſubjectiver Freiheit, erloſch auch nach dem Untergange ihrer Verfaſſung nicht; denn das Lehenweſen änderte den Volkscharakter nicht weſentlich, ſondern gab der Thatkraft der Individuen und ihrem Streben nach Unabhängigkeit bloß eine veränderte Richtung. Saß der alte Freie ſonſt auf ſeinem Wehrgut, ſo ſaß der Lehnsritter jetzt auf ſeiner Burg; that der freie Mann ſonſt ſeine Pflicht im Heerbann nur wenn die Noth zwang, ſo leiſtete der Lehnsmann im Gefolge ſeines Herrn ſeine Lehnspflicht auch nur in ſo weit ihn die Schuldigkeit trieb; gelüſtete es ſonſt den Freien nach Kriegsthaten und Beute, ſo ſchloß er ſich an ein Gefolge an, nicht anders als ſpäter der kriegsluſtige Lehnsritter auf ſeine eigene Fauſt zur Fehde auszog, wegelagerte und aus dem Stegreif lebte. Dieſer Geiſt des Individualiſirens dauerte von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten in Deutſchland fort. Beſtand Deutſchland vor dem Feudalſyſtem aus einer unendlichen Menge in ſich abgeſchloſſener und auf ihren Haag beſchränkter freier Männer, ſo beſtand es jetzt aus einer eben ſo unendlichen Menge kleinerer und größerer, in und durch einander verwickelter und verpflichteter Lehnsherren und Lehnsträger, welche ſämmtlich den König als höchſten Lehnsherrn anerkannten. Dieſer Geiſt verkörperte ſich im Ritterthum in ſo fern daſſelbe Orden bildete, in der Handwerks- und Handelsklaſſe, die ſich in Zünfte und Hanſen abſchloſſen, in dem republikaniſchen Streben der Städte, und ſpäter in der Gelehrtenklaſſe, welche ſich zu Landsmannſchaften verband. Selbſt als aus dem individualiſirenden Lehnsnexus die deutſche Reichsverfaſſung hervorgegangen war, verdrängte die Idee der Allgemeinheit, die der Perſönlichkeit nicht; denn die Idee des Reiches iſt von der des Staates zu unterſcheiden. Den Staat kannte und achtete der Deutſche eben ſo wenig als ehemals, und die Idee des Reichs war ein Ideal, nach deſſen Verwirklichung ſtets vergebens geſtrebt ward. Dieſes Streben ſpricht aber auch wieder den idealen Sinn des Germanen aus, denn die Idee des Reichs war gewiſſermaßen die Sehnſucht nach dem Unendlichen. Sie glich darin der durch die Religion erzeugten Idee der Kirche, deren endliches Ziel auch ein unendliches war: die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden. In dieſer Sehnſucht nach dem Unendlichen treffen die heterogenſten bis ins Kleinſte vereinzelten Kräfte jener Zeit zuſammen; treffen ſelbſt trotz ihres wilden Kampfes die beiden Hauptgewalten, die des Papſtthums und Kaiſerthums zuſammen. Hier iſt chriſtliches und germaniſches Heldenthum eins. Jene Zeit iſt einem gothiſchen oder deutſchen Dom zu vergleichen; ſie wollte, wie dieſer, in der unendlichen Mannigfaltigkeit ſeiner Thürmchen, Bogen, Zacken, Blumen, eine organiſche Unendlichkeit in endlicher Einheit darſtellen. Das Endliche, Maſſenhafte, ſollte wie vom Himmel die Erde, von einer Unendlichkeit umfangen, umhüllt, geſchmückt, beſiegt, in den Himmel ſelbſt erhoben werden; aber weder der Dom wurde zur vollendeten Erſcheinung ſeiner Idee gebracht, noch iſt die Idee von Kirche und Reich jemals vollkommen verwirklicht worden. Dennoch war im Glauben und im Streben nach Verwirklichung der Idee einer unendlichen Einheit die ganze chriſtlich-germaniſche Welt eins; es erzeugte die Helden dieſer Periode. Sie fanden ſich auf Petri Stuhl wie auf Thronen, im Harniſch wie in der Kutte, in der Curie wie im Cabinet der Großen. Chriſtliche Helden dieſer Periode waren die Stifter germaniſcher Staaten auf den Trümmern des Römerreichs, waren Karl der Große, die Ottonen und Hohenſtaufen ſo gut wie die Gregore und Innocenze; jeder Ordensritter war, ächt germaniſch, durch ſeine Regel zur höchſten Vollendung ſeiner Subjektivität angewieſen, ſein Stand war als das höchſte Ziel der Thatkraft anerkannt, und daher mußte jeder ein Held für den Glauben werden, und ſtritt und litt für dieſelbe Idee wie der fromme Bekehrer, der ſein Leben unter Keulenſchlägen der Heiden aushauchte: für die Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Dieſer Glaube begeiſterte die Pilger, daß ſie unter den größten freiwilligen Qualen voll Sehnſucht zum heiligen Grabe walleten, dieſer unnennbar ſeligen Stätte, wo des Erlöſers Füße gewandelt und ſeine Gebeine ſchlummerten, begeiſterte die Helden dieſes verlorne Palladium wieder zu erobern, und ſo dem Chriſtenthum ſeinen endlichen Sieg über das Heidenthum zu erkämpfen.

Dies waren die Urſachen und ſo die Beſchaffenheit des chriſtlichen Heldenthums der zweiten Periode.

Die dritte Periode, die des Verfalles der Kirche, mußte naturgemäß erfolgen, ſobald die Blüthe des Glaubens ihre Frucht getragen hatte; aber nur das Menſchenwerk der Verfaſſung zerfiel, nachdem es ſeine Beſtimmung erfüllt hatte, der heldenzeugende Geiſt der Religion blieb, obgleich er jetzt in ganz anderer Geſtalt auftrat. Aehnliche Gründe veranlaßten faſt zur nämlichen Zeit den Verfall des Reichs, obgleich auch hier der volksthümliche Geiſt derſelbe blieb, und keineswegs — wie ſcheinbar es auch ſey — ein politiſcher Rückſchritt eintrat, ſondern wie in der religiöſen Entwicklung ein großer Fortſchritt gemacht ward. Der Geiſt der germaniſchen Völker ward religiös und politiſch mündig, und zerriß ſein früheres Gängelband; das Gerüſte der Hierarchie, ſo wie das der Reichsverfaſſung, welche freilich durch die goldene Bulle erſt ausgebildet erſchien, aber dennoch nur ein hohles Gehäuſe war, aus welchem der Geiſt entfloh, der es erbauete, die Krücke auf welcher der kranke nicht ſterben könnende Rieſenkörper langſam zu Grabe hinkte, war die ihm zu enge gewordene Wohnung ſeiner Kindheit und Jugend, welche er zum Manne gereift verließ, um prüfend in dem neuen Lichte umherzuſchauen und ein neues Recht zu gründen. So trat er denn hier als Proteſtantismus, dort als Republikanismus auf, und nicht ſelten unter beyden Geſtalten zugleich, wie in der Perſon Arnolds von Brescia. Die alten dogmatiſchen Formen — religiöſe wie politiſche — wurden zerbrochen, und mußten gleich unnützen Schlacken fallen, als der junge Geiſt des Kriticismus aus dem Schoße des Glaubens die Frucht der Erkenntniß entband.

Der Trieb zu herrſchen, ſauer erworbenen Beſitz zu wahren und zu mehren, iſt dem Menſchen angeboren, deshalb ſucht ſich jede politiſche Macht nicht nur zu erhalten, ſondern auch zu erweitern, und greift in dieſem leidenſchaftlichen Ringen nicht ſelten zu Mitteln, welche vor dem Richterſtuhle der Nachwelt verdammt werden müſſen. Dies war auch der Fall mit der Hierarchie. Gerade die durch die Kirche und ihre Vorſteher beförderte höchſte Blüthe des chriſtlichen Heldenthums zweiter Periode, die Kreuzzüge, entwickelten Folgen, welche nicht im Plane des Conclave lagen; ſie weckten den bisher unter dem Glauben gefangenen Funken der Vernunft aus ſeiner Aſche, welche nun die Religion und ihre äußere Form, die Kirche, zum Gegenſtande rechtlicher Unterſuchung machte, und eine Reformation des Aeußern und Innern, des Hauptes und der Glieder verſuchte. Dieſe erſten Verſuche der erwachten Vernunft, welche ſich nothwendig als religiöſe Skepſis erweiſen mußten, fielen in die Zeit der höchſten Wunderwirkung des Glaubens, und mußten ſchon wegen des grellen Gegenſatzes, zumal wenn ſich der Geiſt des Proteſtantismus, wie bei Arnold von Brescia, in der Form des Republikanismus ausſprechen wollte, ungemeſſenes Aufſehen erregen, den verzweifeltſten Widerſpruch erwecken, und einen Vertilgungskampf veranlaſſen, deſſen krampfhafte Zuckungen erſt im weſtphäliſchen Frieden endeten. Das *Heldenthum des Glaubens* verwandelte ſich bald in dasjenige des *neuen Lichts der Erkenntniß*, weil ein großer Geiſt ſich ſtets ſeine eigene Form ſchafft; das Heldenſchwerdt, welches mit gläubiger Begeiſterung gegen Saracenen gefochten hatte, erlahmte als es gegen Waldenſer und Albigenſer gezückt, nur Henkershänden anvertraut ward, wie denen Conrads von Marburg. Die jetzt begonnene *Reformationszeit*, die zwar ihren Triumph in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts feierte, aber durch ſtete Oppoſition gegen jeden dogmatiſchen Obſcurantismus fortdauert bis auf den heutigen Tag und, weil der Glaube ſelbſt durch die Vernunft die letzte unerſchütterliche Stütze ererhält, nie aufhören kann, erzeugte nun in der dritten Periode Helden und Märtyrer wie in der erſten und zweiten; das Heldenthum blieb daſſelbe, weil die Quelle der Begeiſterung dieſelbe blieb, und war bloß darin von dem frühern verſchieden, daß jenes ſich mehr durch die *That*, dieſes mehr durch innere *Ueberzeugung, Schrift und Wort* ausſprach.

(Arnolds Leben folgt im nächſten Heft.)

Geſchichten, Sagen und Mährchen

von Fr. H. v. d. Hagen. E. T. A. Hoffmann und Henrich Steffens. Breslau. Joſeph Max und Comp. 1824

Schon lange war das Publikum auf dieſes Büchlein aufmerkſam gemacht und man erwartete mit Recht, wo Namen wie Hoffmann's und Steffens genannt waren, etwas Ausgezeichnetes und ſelbſt v. d. Hagen's Beyträge ließen Intereſſantes aus dem Gebiete deutſcher Sagenwelt vermuthen. In der That iſt im Ganzen die Erwartung nicht getäuſcht worden. Wie aber die Geſchichte *Anton von Bologna* und *die Herzogin von Amalfi* aus von d. Hagen's Feder gefloſſen und in dieſe Sammlung ſonſt ſo gewandt und lebendig erzählter, fein und zart gehaltener Sagen und Mährchen gerathen ſeyn mag, läßt ſich nicht wohl begreifen. Der Inhalt dieſer Geſchichte iſt kürzlich folgender. Johanna Herzogin von Amalfi wird früh Wittwe. Jung und ſchön und im Wohlleben, fühlt ſie das Bedürfniß nach Liebesgenuß, ohne ſich jedoch ihres Sohnes wegen auf's Neue vermählen zu wollen. Sie ſieht ſich daher nach einem Geliebten um und ihre Wahl trifft einen Edelmann ihres Hofes Anton von Bologna. Sie liebt ihn aber ſo ſehr daß ſie nicht ohne ihn ſeyn zu können glaubt und ſich entſchließt, um auch Gottes Gebot nicht zu übertreten, ihn zu heyrathen. Jedoch geſchieht es heimlich. So leben beyde mehrere Jahre miteinander bis die Brüder von Johanna, der Kardinal von Arragonien und der Markgraf von Terace, bey einer ſchlecht verheimlichten Geburt, ihnen auf die Spur kommen. Anton von Bologna zieht ſich nach Ankona zurück. Johanna kann nicht ohne ihn leben, giebt ihr Herzogthum auf und folgt ihm bald nach. Aber die Brüder verfolgen nun das Ehepaar, bewirken, daß es Ankona und dann wieder Siena verlaſſen muß. Auf der Flucht von Siena nach Florenz werden ihnen Reuter nachgeſchickt. Bologna entflieht auf Bitten Johanna's, die blos für ihn Lebensgefahr ſieht, mit ſeinem älteſten Sohne Friedrich zu Roß. Johanna mit ihrer Kammerfrau und beyden andern Kindern in Sänften getragen, werden eingeholt, gefangen, nach Amalfi geſchleppt und erdroſſelt. Bologna ſelbſt wird ſpäter in Mailand von gedungenen Mördern erdolcht. Blos Friederich entkommt.

Die Thatſachen, gehörig behandelt, hätten eine höchſt intereſſante Erzählung geben können und dieſe gehörige Behandlung hätte ſich Hr. v. d. Hagen nicht verdrießen laſſen ſollen, da er die Erzählung in den Kranz andrer Erzählungen zu flechten hatte, welche Schönheit d. i. poetiſche Wahrheit zum Ziele haben. Wie er ſie behandelt hat, wird's einem nicht nur nicht wohl, ſondern trivial zu Muthe oder gar ärgerlich, wegen der trivialen Behandlung. Wie ſchlecht hat er die ſchönen Momente des anfänglich mehr ſinnlichen Liebesbedürfniſſes Johanna's und ſeiner Verwandlung in edlere, geiſtige Liebe zu benutzen gewußt! Denn das ſcheint in Johanna vorgegangen zu ſeyn. Hr. v. d. Hagen hat es vermuthlich der hiſtoriſchen Wahrheit zu Liebe überſehn. Aber welches poetiſche Intereſſe gewährt denn Johanna, wann ſie aus blos thieriſchem Triebe, der freilich für ſich auch ſeine Rechte hat, dem Anton von Bologna ſo anhängt, daß ſie Herzogthum und alles für ſeinen Beſitz dahin giebt. Oder ſind etwa der Vorſtellung einer edlern Liebe die Schilderungen angemeſſen, die v. der Hagen uns macht. Er läßt z. B. Johanna, da ſie dem Bologna ihren Entſchluß, ihn zu heyrathen, entdeckt, ſagen: „Ich bin, wie du täglich ſiehſt, in ſolchem Wohlleben, daß ich wider meinen Willen manchem verliebten Gedanken Raum geben muß. Um einen Gemahl von gleichem Range, wie der erſte zu nehmen, ſo findet ſich gegenwärtig kein Fürſt, der ſich vermählen möchte. Daher habe ich nach reiflicher Ueberlegung, den Entſchluß gefaßt, dich zum Gemahle zu nehmen.“ Wer jetzt nicht blind und taub iſt, der ſieht und hört, daß die verehrte Herzogin ein gemeines Frauenzimmer iſt, dem die religiöſe Einſegnung zur Ehe nur beſchönigende Hülle zu weriger beunruhigender Befriedigung ſinnlichen Verlangens iſt. Wer wollte eine ſolche Regung der bloßen Natur als ſolche verdammen? Aber verdammungswürdig wird es, wenn ſie das erweckte, höhere Bewußtſeyn, wie hier, beherrſcht, ja dienſtbar macht. Konventionelle Formen als Machwerk von Menſchenwitz mögen von der, aus der Ewigen, ſtrömenden Kraft der Natur gebrochen werden. Aber religiöſes Bewußtſeyn iſt ſelbſt die ewige Kraft und darf ihrem Ausfluß nicht dienſtbar gemacht werden. Die ſich ihrer, den Geiſt beſiegenden Kraft bewußte Sinnlichkeit iſt aber der Krebsſchaden unſerer ganzen neueren Literatur und namentlich ſo vieler göthiſchen Produktionen ſo wie freylich auch unſeres ganzen Lebens. Aus ihm ſtammt alle falſche, Siegwartiſche, Wertherſche und Andrer Sentimentalität. Man verkauft dieſen Krebsſchaden freilich gern als Wiedergeburt der verloren gegangenen Natur und Natürlichkeit. Dieſe aber ſind blos groß und anzuerkennen in ihrer Naivität, in ihrer Bewußtloſigkeit und Unſchuld. Unſchuld jedoch iſt nach vorhergegangener Reflexion ſo unmöglich, als Rückkehr aus dem Mannesalter zum Kindesalter. Wer als Mann ein Kind ſeyn will, wird kindiſch, wie all' unſre modernen Kindlichkeitsprediger. Sonach erſcheint dieſe Natürlichkeitsſucht unſerer Zeit zum Mindeſten als Affektation, wenn ſich nicht hinter dieſer Maske die Gemeinheit verbirgt. Wenn dieſe Gemeinheit nun auch wirklich beſteht, ſo ſollen doch Autoren nicht noch durch beſchönigende Darſtellungen zu ihrer Verherrlichung beytragen. Mag das bewußt oder unbewußt geſchehen, wir werden es allemal aufdecken und in ſeiner Widerlichkeit zu zeigen ſtreben, weil wir es eben als Krebsſchaden betrachten müſſen, der ausgeſchnitten werden muß, wenn nicht der ganze edle Organismus verfaulen ſoll. Freilich dürfen bey ſolchen Operationen auch die noch geſund ſcheinenden Theile, welche daran gränzen, nicht geſchont werden. Wie unzart nun, um von der Abſchweifung zurückzukommen, Herr v. d. Hagen in Behandlung des Hauptverhältniſſes ſeiner Erzählung geweſen, ſo iſt ſeine Darſtellung auch im Einzelnen gar nicht lobenswerth. In dem Streben nähmlich nach einem freyen, ungekünſtelten, ungezwungenen Styl iſt derſelbe oft ungehobelt, ungewandt lüderlich, ſelbſt ſprachwidrig. Zum Beleg mögen folgende Stellen dienen. S. 6 ſteht: Wenn ich mit jemand anders als mit dir, Anton ſpräche, ſo würde ich ſehr zweifelhaft ſein, das zu ſagen was ich im Sinne habe, dir kund zu thun.“ S. 9 „zum Gedächtniſſe des unglücklichen König’s Friedrich, welchem er mit großer Zuneigung bis zu ſeinem Tode in Frankreich gedient hatte.“ Hier iſt die Wortſtellung ſo übel gewählt, daß man nicht weiß, ob der Tod König Friedrich’s in Frankreich erfolgt ſey oder ob Bologna blos in Frankreich dem Könige ſo lange gedient habe bis deſſen Tod erfolgte. Ferner: „im Verfolge dieſes Liebesverſtändniſſes ward die Herzogin abermals ſchwanger. Hier hat Herr v. d. Hagen ſich ſelbſt vergeſſend Liebesverſtändniß“ als ſynonym mit „Ehe“ gebraucht ferner: „bey dieſer zweiten Geburt hatte ſie aber die Sachen (?) nicht ſo heimlich einrichten können, daß nicht mehren vom Hofe bekannt wurde, daß ꝛc.“ Daß einem Sprachforſcher, wie Herren von d. Hagen, dergleichen entſchlüpft, iſt nicht zu verzeihen, wie ſehr wir auch mit ihm der Pedanterey in Befolgung Adelungiſcher, oft nur zu willkührlicher Sprachgeſetzgebung abhold ſind. Doch zu Erfreulicherem.

Schon an und für ſich iſt es wohlthuend, wie unverhofft von einem verehrten Autor, den man nur zu früh und ungern unter die Todten zu zählen ſich hat gewöhnen müſſen, noch einmal die deutſche Literatur beſchenkt zu ſehn. Ein liebes Geſchenk iſt aber E. T. A. Hoffmann’s Erzählung „Meiſter

Johannes Wacht“ in mehrfacher Hinſicht zu nennen. Gleich im Eingange finden wir den Grundtext zu jeder künftigen Beurtheilung der meiſten von Hoffmann's literariſchen Produktionen. Er iſt folgender: „die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schickſal erwägend und beſtimmend, ihren eignen dunkeln, unerforſchlichen Weg, und das, was Konvenienz, was im beengten Leben geltende Meinungen und Rückſichten als wahre Tendenz des Seins feſtſtellen wollen, iſt ihr nur das vorwitzige Spiel ſich weiſe dünkender bethörter Kinder. Aber der kurzſichtige Menſch findet oft in dem Widerſpruch der Ueberzeugung ſeines Geiſtes mit jenem dunkeln Walten der unerforſchlichen Macht, die ihn erſt an ihrem mütterlichen Buſen gehegt und gepflegt und ihn dann verlaſſen, eine heilloſe Ironie; und dieſe Ironie erfüllt ihn mit Grauſen und Entſetzen, weil ſie ſein eignes Ich zu vernichten droht.“ Ohne hier gleich dieſes Hoffmanniſchen Ausſpruchs Beziehung auf ſeine Werke in ihrer ganzen Bedeutung entwickeln zu wollen, bemerken wir blos, daß jenes aus der heillos erſcheinenden Ironie der höheren Macht hervorgehende Grauſen und Entſetzen, welches viele ſeiner früheren Produktionen erzeugt zu haben ſcheint, da ſie es ſelbſt erzeugen, in dieſer Erzählung gänzlich beſiegt erſcheint, ohne geſtorben zu ſeyn, wie es denn auch auf dieſer Erde nicht ſterben kann und ſoll, damit es beſiegt werde. Wodurch? durch die feſte, der menſchlichen Seele einwohnende Ueberzeugung von einer ewigen, unwandelbaren Einheit aller ſcheinbaren Widerſprüche des Daſeyn's und von der daraus folgenden Nichtigkeit aller Einzelnheiten des Lebens, ſo fern ſie von dem ewigen Walten abgewandt ſind. In dieſer Ueberzeugung löſen ſich alle immer neu hervorbrechenden Diſſonanzen auf und ſie iſt alſo die Schöpferin aller Harmonie, die für Menſchengemüther nur eine Vernichtung des Disharmoniſchen ſeyn kann.

Was nun die Geſchichte ſelbſt angeht, ſo iſt ſie, wie jeder erwartet, mit allem Glanz und Reichthum des Hoffmanniſchen Geiſtes ausgeſtattet. Auf dem engen Raum von etwa hundert Seiten, entwickelt ſich ein an Begebenheiten, Situationen, Scenen, Charakteren volles, dichtes Leben, eine ganze Welt, wie es ſeyn muß, wenn dieſe auch nur um einen unſcheinbaren Mittelpunct des Charakters, der Werkſtatt, des Hauſes eines Bamberger Zimmermeiſter's Johannes Wacht ihre Strahlen verſammelt.

Johannes Wacht iſt eine von der Natur begünſtigte Waiſe. Er wächst im Hauſe ſeines Pflegvater's heran und bildet ſich in ihm zu einem tüchtigen Menſchen und Zimmergeſellen. Nach des Pflegevater's Tode und einer langen Wanderung kehrt er heim; zeichnet ſich aus in jeglicher Weiſe und führt ein ehrſames Meiſterleben, von ſeinen Mitbürgern geachtet, von ſeinen Freunden, Frau und Kindern geliebt. Da verliert er mit einem Schlage ſeine geliebte Frau und den einzigen, ſchon achtzehnjährigen Sohn, durch jähen ſchaudervollen Tod. Acht Tage ringt er mit ſich in Verzweiflung, bis er ſich durch Thätigkeit und Glauben wieder aufrichtet. Aber ihm ſind noch peinigendere Qualen vorbehalten. Bey aller Einſicht und Bildung für ſeinen Stand, iſt er von faſt unbeſieglichem Vorurtheil gegen Katholicismus und Juriſprudenz durch und durch erfüllt. Ihm gelten aber dieſe Vorurtheile als unumſtößliche Ueberzeugung, für die er ſein Leben gelaſſen haben würde. Da begegnet ihm das Unglück, daß ein ſeiner Vormundſchaft übergebener Freundesſohn Advokat wird, um ſeine Tochter wirbt und von ihr geliebt wird. Tragiſch iſt der Kampf der Liebe Wacht's zu ſeiner Tochter mit ſeiner Ueberzeugung, die nicht anders, als durch eine durchaus ſich ſelbſt verläugnende Aufopferung des Advokaten gebrochen werden kann. Dieß in wenig Zügen der Hauptcharakter, der ſich übrigens an einer Menge von Begebenheiten, in den intereſſanteſten Nüancirungen vor unſeren Augen entwickelt. Da iſt nichts gekünſteltes und unnatürliches, obwohl ungemeines und außerordentliches. So iſt jede andere Figur in der Geſchichte freilich nicht ſo bedeutend, doch jede von großer Eigenthümlichkeit und wahr gezeichnet. Wie die Geſchichte in ihrer ganzen Anlage, ſo iſt ſie in einzelnen Scenen, ſo in der Sprache durchaus geiſtreich gehalten. Kein fader Witz, der alles begeifert, keine knöcherne Moral, die kalt läßt. — Kräftiger Humor, der ſelbſt ein Kind tiefen Ernſtes iſt, feine Satire, die Verkündigerin eines gebildeten Geiſtes, ſind hier anzutreffen. Erfreut und befriedigt in Geiſt und Gemüth ſieht der Leſer nur ungern das Ende herannahen.

Von nicht geringerer Bedeutung ſind die Mährchen und Sagen von Henrich Steffens. Wie ſollte auch ihre Behandlung einem ſo geiſt- und phantaſiereichen Manne, wie Steffens iſt, nicht gelungen ſeyn? Wir müſſen indeſſen bekennen, daß uns die Behandlung ſolcher Gegenſtände von den übrigen Arbeiten dieſes ausgezeichneten Mannes keineswegs ſo fern zu liegen ſcheinen, als er ſelbſt behauptet. Denn erſtlich iſt das geiſtige Medium, durch welches bey Steffens ſelbſt die Wiſſenſchaft geht, die Phantaſie, hier recht auf ihrem eigentlichen Gebiete; dann aber hat dieſe ihm auch wirklich, die Mährchenwelt mit der Naturphiloſophie auf's innigſte zu verknüpfen, geholfen. Wir erfahren ja gleich S. 131 in dem Aufſatz über die Sagen und Mährchen in Dänemark, daß es Granit- Schiefer- und Kalkgebirgsmährchen gebe und daß z. B. das Mährchen von Hans Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs ſey. Wer wiſſen will, was das heißt, ein Granitmährchen, der leſe z. B. das von Hans Heiling nach, in Theodor Körner's Aufſätzen in ungebundener Rede.

So kurios dieß auch Manchem klingen mag, ſo iſt wenigſtens ſo viel Wahrheit darin, daß eine jede Gegend mit ihrer eigenthümlichen Stein- Pflanzen- Waſſer- und Luft-Welt das phyſiſche und pſychiſche Leben der in ihr wohnenden Menſchen und alſo auch deren Vorſtellungsweiſe zwar nicht ſchafft, aber doch modifizirt. Wie allgemein aber und übereinſtimmend bey alle dem dennoch die, in verſchiedenen Vorſtellungsweiſen ausgeſprochenen, Ideen des Volks ſind, davon liefert gerade ein von Steffens erzähltes, däniſches Mährchen, (das doch, wie derſelbe von allen däniſchen Mährchen behauptet, ſein ganz eigenthümliches Gepräge haben ſollte) König Waldemar's Jagd, den Beweis. Dieß iſt nämlich das blos lokaliſirte, in Deutſchland ſonſt allgemeine Mährchen vom wilden Jäger. Viel mehr aus der Natur des Rieſengebirges hervorgewachſen erſcheinen die Mährchen vom Rübezahl, dem Herrn des Gebirges. Wie Regen, Wind, Sonnenſchein, Ungewitter und freundlicher Himmel in jenen Gegenden raſch auf einander folgen und ſich jagen, ſo iſt Rübezahl mehr ein neckiſcher als furchtbarer Geiſt, der meiſt die Leute nach kurzer, ihnen bereiteter Angſt wieder davon befreit, ſelten als verheerender Sturm und Wolkenbruch Verderben bringend auftritt. Ungemein ſchön, launig, lebendig, fein und lieblich hat Herr Steffens das dritte Mährchen vom Rübezahl erzählt, deſſen kurzer Inhalt iſt, daß Rubezahl in Geſtalt eines Edelmann's einer Geſellſchaft vornehmer, Warmbrunner Badegäſte erſcheint, ſie auf einen Abweg leitet und nachdem er ſie mit Unwegen, Pferdebäumen, Achſenbrechen, Geiſtererſcheinungen, Betäuben der Kutſcher geplagt und geängſtigt, dieſelben in ſein prachtvoll erleuchtetes Feenſchloß aufnimmt, bewirthet, mit Muſik und Tanz unterhält, ſie endlich betäubt und dann auf einer blumigen Wieſe wie aus einem Traum erwachen läßt. Auch fehlt dieſem Mährchen wie den Meiſten vom Rübezahl nicht die humoriſtiſch moraliſche Nutzanwendung. In der Geſellſchaft befindet ſich ein unausſtehliches Ehepaar, wovon der Mann jede fröhliche Laune der Geſellſchaft ſtets durch hypochondriſche Grillen und Aerger über die Fröhlichkeit ſtört und die Frau immer nur die Vortrefflichkeit ihres mürriſchen Mannes des Umſtändlichſten aus einander zu ſetzen hat. Dieſe beyden Unglücklichen werden in Rübezahl's Schloß mit Ziegenköpfen verſehen und zum Meckern verdammt ꝛc. Merkwürdig iſt außer all' dieſem noch eine Sage, die hiſtoriſchen Grund hat und in die erſte Hälfte des vorigen Jahrhundert's fällt. Sie iſt überſchrieben „die Trauung“ und ſpielt auf dem däniſchen Seeland. Sehr ſchön iſt die, dieſer Erzählung vorgeſetzte, Schilderung eines Gewitterſturmes, welchen Herr Steffens auf der nördlichſten Spitze Seelands erlebte und welche zugleich ſehr paſſend einen lebendigen Begriff von der Lokalität giebt, darin die nachfolgende Schauer erregende, räthſelhafte Geſchichte ſpielt. Wir ſind überzeugt, daß die Leſer dieſe Geſchichten Sagen und Mährchen nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden; ſie müßten denn zu den Ueberaufgeklärten gehören, die ſich, an Mährchen Freude zu haben, ſchämten. Wir müſſen unſrer Seits geſtehn, daß wir recht innige Freude daran haben. Denn nicht blos das in ihnen ganz frei gegebene Spiel der Phantaſie ergötzt, auch der darin, wie ſchief immer, ausgeſprochene Glaube an, Alles in der Natur belebende, Geiſter und Mächte, iſt tröſtlicher ja wahrer, als die blos begreifliche Weisheit, die ſelbſt den grünenden und blühenden Baum für etwas Todtes nimmt, weil ſie den ihn belebenden Geiſt nicht mit allen zehn Fingern betaſten kann.

Die Sulioten.

(Fortſetzung.)

Die Sulioten, obſchon ihrer unerſchrockenſten Anführer beraubt, eröffneten den Feldzug durch die Zerſtörung des Poſtens von Vilia, den der Vezier an dem Eingang des großen Engpaſſes hatte erbauen laſſen. Alles mangelte ihnen, um ein von vier Thürmen umgebenes, durch Kanonen und eine gut verproviantirte Garniſon von hundert und achtzig Mann vertheidigtes Kaſtell anzugreifen; aber was vermögen nicht Menſchen, die, wie jetzt die Griechen, für ihre Exiſtenz zu kämpfen haben! Samuel, der die Freiheit nach langen Wechſeln wiederkehren ſah, erſchien bei den allgemeinen Verſammlungen. Im prophetiſchen Tone kündigte er dem Volke an, daß Mitokokalis, einer ſeiner Stellvertreter, der Mann des jüngſten Gerichts ſey, den die Vorſehung erweckt habe, um das Kaſtell von Villa umzuſtürzen. Noch in dieſer Nacht, rief er, wird es, gleich den Mauern von Jericho, fallen. Ich verlange für den Auserwählten Gottes nur zweihundert Mann, einige Fäßchen Pulver und den Beiſtand der tapfern Frauen von Suli, um die Magazine der Ungläubigen in unſere Berge zu führen. Die Verheißung ward erfüllt, das Kaſtell mit unerhörter Tapferkeit genommen. Ali gerieth in eine Wuth, die an Wahnſinn grenzte.

Samuel rieth den Sulioten, ſich nicht aus ihren Bergen zu entfernen, um ſich bei ihren Ausfällen nicht allzuſehr auszudehnen. Er fürchtete Verrath und der geheime Verräther kam ihm noch zuvor. Pillos Guſis war der Name dieſes treuloſen Sohnes von Suli, der ſich den Blicken der Seinigen entzogen, ſeit er ſich in einem Treffen bloßgeſtellt und bei Annäherung der Türken die Flucht ergriffen hätte. Das Wort Feiger (διλδι) hatte ſein Ohr verletzt; ſeine Frau durfte an dem gemeinſchaftlichen Brunnen erſt nach den andern Weibern Waſſer ſchöpfen, und dieſe tägliche Schande, die ſie bei der jedesmaligen Rückkehr zu dem Heerde auf Seine Schultern zurückwälzte, vergiftete ſeine Wunde. Umſonſt hatte man ihm angeboten, ſeinen Fehler durch irgend eine glänzende That wieder gut zu machen — ſtandhaft verweigerte er ſtets, an der Spitze ſeiner Abtheilung zu erſcheinen. Er brütete Rache, und das erſte Vergeſſen ſeiner Pflicht führte ihn zu dem ſchändlichſten Verbrechen, zum Verrath am Vaterland. Seine Familie hatte er in der letzten Zeit entfernt, um ſeine ſtrafwürdige Abſicht um ſo ſicherer zu erreichen. Mehrere Male war es ihm gelungen, ſich insgeheim in das Hauptquartier Velis zu begeben, den die Pforte zum Baſcha von Chamuri ernannt hatte, und von dem er mit Geſchenken überhäuft wurde. Verführt durch dieſe grobe Lockſpeiſe, kam der Verräther mit dem Feinde ſeines Landes überein, in der Nacht vom 22. auf den 23. September zweihundert Türken in das Gebirge zu führen und in ſeinem Hauſe zu verbergen, das, gleich den Wohnungen der Großen dieſes Landes, umgraben und an einem Ende des Dorfes von Suli beſonders vortheilhaft gelegen war.

Nachdem Veli in dieſen Vorſchlag eingewilligt, wurde zur That geſchritten, ehe das wachſame Auge Samuel's ihr zuvorkommen konnte, und das finſtere Werk eben ſo ſchnell vollendet, als der verbrecheriſche Gedanke, von dem es ausgegangen. Suli wurde genommen, wie ein von Schlangen überfallenes Adlerneſt, die von Fels zu Fels ſich bis zu dem Aufenthalt des königlichen Vogels fortgewickelt, und ſeine überraſchten Vertheidiger konnten in ihrem heldenmäßigen Kampfe nur noch ſo viel Zeit gewinnen, um die Kirche Ai-Donat zu erreichen, einen im Alterthum der ſchrecklichen Gottheit der Unterwelt geweihten Ort, welche die Sellen unter dem Namen Aidoneus oder Pluto verehrten.

An demſelben Tage fiel auch Avarikos in die Gewalt des über den doppelten Erfolg erſtaunten Veli, von dem er ſchnell ſeinen Vater unterrichtete, der ihm ſodann Muktar mit Verſtärkungen zuſandte und zugleich befahl, den Feind von Dorf zu Dorf zu verfolgen; aber die Sulioten hatten ſich von ihrem Schrecken erholt. Die Stimme Samuels, die von der Feſtung St. Veneranda herabdonnerte, hatte die Flüchtlinge aufgehalten, gleichwie das Geſchrei Achills die Anſtrengungen der kriegeriſchen

Trojaner, als ſie das Lager der tapferen Griechen zu erobern kamen. Die Söhne des Tyrannen weichen bei dem Anblick der Kreuzesfahne zurück, eine Maſſe herabrollender Felſenſtücke und Baumſtämme zerſtreut ihre Horden und ſie eilen, ſich auf den Poſten zu befeſtigen, die ihnen die Treuloſigkeit eingeräumt.

Theilweiſe Gefechte bezeichneten jeden Schritt, den ſie machten; ſchon vierzig Tage waren in dem Kampfe verfloſſen, und der Schnee begann die Gipfel der ſelleidiſchen Berge zu bleichen, als Ali Baſcha (etwa um den eilften November) den allzu vertrauensvollen Photos aus der Tiefe ſeines Kerkers herausholen ließ. Ihre Unterredungen hatten zur Folge, daß der Gefangene, der auch jetzt durch ſeine Leiden noch zu nützen beſtimmt war, ſeine Frau und ſeine ganze Familie dem Satrapen als Geißeln überließ, unter der Bedingung, ſeinen Stamm aus Suli zu entfernen und mit demſelben zu leben, wo es ihm gutdünke. Dieſer Plan Alis hatte den Zweck, die Anzahl ſeiner Feinde zu ſchwächen und ſie durch Verdacht und Mißtrauen zu theilen und zu entmuthigen, ſo wie man die Kräfte eines Athleten durch Aderläſſe herabſtimmt. Photos, der nur die Nothwendigkeit einer klugen Verſtellung vor ſich ſah, willigte daher ein, und begab ſich, mit einem Geleitsbrief verſehen, in das Hauptquartier des Veli Baſcha, um die Mittel zur Vollziehung der mit ſeinem Vater getroffenen Uebereinkunft zu berathen. Es wurde endlich beſchloſſen, daß ſich Photos nach Parga begebe, wo der Woiwode Abdullah Bey von Preveſa einen Stellvertreter hatte, und man händigte ihm zu dieſem Behuf einen unbeſchränkten Paß ein, mit dem er insgeheim nach Kiapha abreiſte.

Er kommt in dem Orte an, wo er, mit der den Arnauten genommenen Beute beladen, ſo oft unter dem Freudengeſchrei ſeiner Landsleute empfangen wurde, und ſieht die traurende Kaido und ſeine Mitbürger wieder, die in ihrem getäuſchten Muthe mißtrauiſch, gerade über die Art und Weiſe berathſchlagten, den Türken Widerſtand zu leiſten. Sie kannten das Opfer, das Photos dem Vaterland gebracht, und er entdeckt ihnen bewegt die Geheimniſſe ſeiner Gedanken: „Ich habe dem Tyrannen verſprochen, meinen ganzen Stamm aus unſern Bergen zu entfernen, und ſchlage euch nun ſtatt deſſen vor, ſeine Treuloſigkeit dadurch zu beſtrafen, daß wir unſere Greiſe, unſere junge Mädchen und Kinder fortbringen, die unſere Vorräthe nutzlos verzehren. Sobald wir im Stande ſeyn werden, dieſen Entwurf ins Werk zu ſetzen, wird man mir einige der Hauptanfuhrer der feindlichen Armee als Geißel überliefern, und ſo können wir dann, befreit von den unnützen Mäulern, durch Zuruckhaltung jener Krieger Mißvergnügen in dem turkiſchen Lager verbreiten, und einen ſchrecklichen Krieg beginnen." —

Man erkennt in dieſem Rathe die hohe Weisheit des Photos, der beinahe immer nur mit dem Degen in der Fauſt unterhandelt hatte, und erſucht ihn, ſich nach Parga zu begeben, um die Einwilligung zur Aufnahme der Kinder von Selleida, beſtimmt vielleicht zu einem von den Gräbern ihrer Väter fernen Tode, auszuwirken. Eine ſolche Maaßregel trug die Farbe der Intrigue, und die Parganioten empfingen den Sohn des Tzavellas gleich jenen Kriegern, die, nach fruher vollbrachtem Ruhme feige Ueberläufer geworden, ihre Schande mit der Ruckkehr zu Grundſätzen, die ſie doch ſelbſt ſo lange bekämpft, zu bedecken, und auf dieſem Wege unter dem Panier der Tyrannei Schutz zu finden ſuchen. Er wurde mit kaltem Argwohn aufgenommen und zu der Bitte genöthigt, ihn in einem aus drei Parganioten beſtehenden Ausſchuß, wo man ſeinen Eröffnungen zuvor den Eid der Verſchwiegenheit geleiſtet, anzuhören: „Meine ſchon ſeit den Zeiten, wo Glück und Ruhm Suli noch umgab, getreuen Freunde und Waffengenoſſen," ſagt der Tapfere, „wäre euch das zahlloſe Ungemach nicht ſchon bekannt, dem dieſe Berge, ſtets das Bollwerk eurer Freiheit, gegenwärtig preis gegeben ſind, ſo wollte ich verſuchen, euch das traurige Gemälde unſerer Leiden zu entwerfen, und eure Herzen zu erweichen; aber hinlänglich wiſſet ihr, was bisher geſchehen, um mir dieſe traurige Nothwendigkeit zu erſparen." — Er erzählte ihnen ſomit nur, was in Janina zwiſchen ihm und Ali Baſcha vorgefallen, ſeine Zuſammenkunft mit Veli, und den von ſeinen Mitbürgern in Kiapha gefaßten Beſchluß. „Ich verlange jetzt einzig von euch," fuhr er fort, „freien Durchzug und Barken, um unſere Greiſe, Töchter und Kinder nach Paros und Corfu zu fuhren. Ruhig können wir alsdann unſere Vertheidigung verlängern, und vielleicht gelingt es uns, die Barbaren aus unſerem Gebiet zu vertreiben."

Die Parganioten fanden ſich endlich gezwungen, in Photos einen ihres Vertrauens würdigen Mann zu verehren, und ſeinem Verlangen dadurch entgegen zu kommen, daß ſie ihn einluden bei ihnen zu bleiben, um die Antwort der ruſſiſchen Regierung von Corfu abzuwarten, die auch bald bejahend eintraf. Aber durch einen jener unglücklichen Zufälle, die nur allzuoft eintreten, wenn eine gute Handlung im Werke iſt, mußte die zu Rettung ſo vieler Schlachtopfer beſtimmte Fahrt, wegen widriger Winde, aufgeſchoben werden, und Photos, um bei Veli keinen Verdacht zu erregen, hielt für nothwendig, auf türkiſchen Boden zurückzukehren, und ſeine Freunde zu bitten, ihm ihre Mittheilungen nach Margariti zu machen. Kaum war er hier angekommen, als ihn ſeine Landsleute benachrichtigen, daß Veli Baſcha, beunruhigt durch ſeine Zuſammenkünfte mit den Parganioten, und weit entfernt, die eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, erklärt habe, ihn, wo er ſich ſeiner bemächtigen könne, enthaupten zu laſſen. Auf dieſe Drohung begiebt ſich der Sohn des Tzavellas, ſtatt die Flucht zu ergreifen, zu Veli, rechtfertigt ſich freimüthig, ſtellt ihn zufrieden, und erhält die Erlaubniß, bei Eintritt der Nacht, nach Kiapha zurückzukehren, und die mit dem Vezier geſchloſſene Uebereinkunft zu vollziehen, als ſchnell ein unerwartetes Ereigniß ſeine Hoffnungen vereitelte.

Durch eine bei Tyrannen ſo übliche Gegenpolizei hatte Ali Baſcha, der ſeine Agenten ſtets durch Emiſſaire belauſchen ließ, unter der Hand an der Vollendung jenes Plans gearbeitet, der die Sulioten theilen und ſchwächen ſollte. Georg Botzaris und Kutzonikas war es gelungen, den Stamm Zervates zu Räumung der Gebirge zu überreden, und Photos fand ſich bei ſeiner Ankunft in Kiapha in ſeinen Entwürfen getäuſcht, von Verräthern umgeben und in Gefahr, mit ſeiner Familie einem Feinde überliefert zu werden, deſſen Rache durch die von ihm verfolgten heimlichen Schritte gewachſen war. Der Augenblick war mißlich, und da ihn der mindeſte Aufſchub verderben konnte, entſchloß er ſich, mit den Trümmern ſeiner Phara zu Samuel zurückzukehren, der, ſeit er die Hoffnung aufgegeben, ſeine Völkerſchaften zu vereinigen, allen Intriguen des bewegten Suli fremd geblieben war. So machte Photos die Maaßregeln des Ali Baſcha ſcheitern, der die Griechen ſo gewiß getäuſcht zu haben glaubte, daß man ihn ſchon am folgenden Tage herbeikommen ſah, um bei dem allgemeinen Niedermetzeln der Chriſten gegenwärtig zu ſeyn. Er fragt nach Photos; man ſucht ihn und vernimmt, daß er ſich in die Feſtung Veneranda gezogen. Der Tyrann wüthet gegen ſeinen Sohn, klagt ihn an, er habe den Stamm Zervates, ſtatt ihn niederzumachen, entfliehen laſſen, und ſchreit über Feigheit und Verrätherei. Veli, entrüſtet über die Bitterkeit dieſer Vorwürfe, ſcheut ſich nicht, ſeinem Vater zu entgegnen, daß man bewaffnete Sulioten nicht wie Lämmer abſchlachten könne, ſondern bekämpfen müſſe. Zweifelſt du daran, ſetzte er ſpöttiſch hinzu, ſo verſuche einmal, Photos zu greifen, der ſich da oben in dem Kaſtell mit Samuel eingeſchloſſen — du haſt es nur mit einer Handvoll Männer und Weiber zu thun; der Triumph wird leicht ſeyn!

Auf dieſe Worte richtet der Tyrann, außer ſich vor Grimm, eine fürchterliche Aufforderung an Photos, in der er ihm droht, ihn in Stücke zerreißen zu laſſen, wenn er ihm ſeine Waffen nicht übergebe. — Hole ſie, war die lakoniſche Antwort, und ſo befiehlt der Vezier brüllend, neun tauſend Mann um ihn zu verſammeln, um ſie die Felſen erklimmen zu laſſen; er wirft Händevoll Goldes unter ſie, verſpricht ihnen unermeßliche Belohnungen, entflammt ihren Muth durch tauſend andere Kunſtgriffe, und gibt endlich das Zeichen zum Sturm.

(Beſchluß folgt.)

Deutſche Literatur.

Der Himmelsgarten, eine Weihnachtsgabe für Kinder und kindliche Gemüther, von Wilhelm Harniſch. Breslau, J. Max u. Komp. 1824.

Was ſoll die Anzeige von Kinderſchriften in den Europäiſchen Blättern, die für Erwachſene geſchrieben werden? Wir antworten: theils haben die Erwachſenen für welche wir ſchreiben, ſelbſt Kinder, theils iſt die Kinderſchriftenliteratur ſo eng mit der Literatur verbunden, daß in ihr die ganze literariſche und geiſtige Stimmung der Zeit eben ſo gut daraus erkannt werden mag, vielleicht beſſer, als aus etwas anderm. Die Aufklärungsperiode iſt nirgend ſo deutlich zu erkennen geweſen, als in der Pädagogik und in den Kinderſchriften. Ueberall wollte man ſich unmittelbar an die Vernunft der Kinder wenden, und als gegen die Unſtandhaftigkeit der Menſchen zwiſchen Theologen gekämpft wurde, und man den Menſchen im Gegenſatz der Meinungen für urgut erklärte, ſo glaubten Pädagogen bei den Kindern in die Schule gehn, daher ihnen folgen, ſtatt ſie zum Folgen zwingen zu müſſen. Welche Verkehrtheiten, welcher Schaden daraus erwachſen, weiß jedermann. Nicht minder weiß jedermann, wie die ſogenannt moraliſchen Kinderſchriften vom guten Fritz oder vom böſen Adolph gerade aller Moralität entgegen arbeiteten, weil ſie von einem falſchen teleologiſchen Geſichtspunkt ausgingen, und das Gute anempfohlen, weil es vortheilhafte Folgen habe, vor dem Böſen warnten, weil es Strafe nach ſich ziehe, da doch die kurze Erfahrung jedes Kindes ſchon Ausnahmen von der Regel kannte, und ſeine Klugheit ihm ſagte, ſey nur ſchlau, ſo entgehſt du der Strafe. Eben ſo unzweckmäßig war es und iſt, ſo wie alles dieß, zur Zeit noch, wenn den Kindern in hohler Abſtraktion Tugend gepredigt und geſagt wird, ſie ſollten das Gute um des Guten ſelbſt willen thun. Eine Abwendung von dieſer abſtrakten Behandlung der Kinder überhaupt und von dürrer Moralpredigerei, zeigte ſich ſchon dadurch, daß man wieder anfing, mit Auswahl Mährchen zu erzählen, (obwohl manchmal auch wieder taktlos, ohne Auswahl,) und ihnen faßlich erzählte Thaten aus der Geſchichte, oder, was gewiß ſehr gut iſt, Reiſebeſchreibungen vorzulegen. Im Religiöſen glaubte man, namentlich in proteſtantiſchen Ländern, die Jugend vor jeder ſinnlichen Vorſtellung bewahren zu müſſen, da es doch Gott ſelbſt nicht verſchmäht hat, ſich ſelbſt in ſeiner großen Natur ſinnlich darzuſtellen, ſo wie den in ſeinem Ebenbilde geſchaffenen Menſchen auch mit Sinnlichkeit zu begaben. Wenn daher eine ſinnliche Vorſtellung Gottes, wenn ſie nur die Beziehung auf das Ewige und Unwandelbare nicht aufgibt, an ſich ſo wenig unwürdig und verwerflich iſt, daß ſogar das Walten Gottes durch alle ſinnliche Erſcheinungen hin dieſe recht eigentlich heiligt, und ſomit auch des Menſchen in dieſer Erſcheinung zum Bewußtſeyn kommende Leben, ſo kann die Erſcheinung obigen für Kinder beſtimmten Büchleins nur erfreulich und empfehlenswerth ſeyn, um ſo mehr, da es eigentlich wohl hauptſächlich dazu beſtimmt iſt, von Müttern und Eltern für ihre Kinder benutzt zu werden, und den Ton anzugeben, in welchem Eltern etwa mit ihren Kindern über religiöſe Dinge ſich unterhalten möchten. Es kann der Erfolg bei einer vernünftigen Benutzung dieſes Buches nur ſeyn, daß den Kindern Liebe und Sehnſucht nach einem himmliſchen, dem Edlen und Guten geweiheten Daſeyn erweckt werde. Indem man ſich aber an Gemüth und Phantaſie der Kinder wendet, greift man der ſpätern Vernunftthätigkeit derſelben ſo wenig vor, daß man derſelben vielmehr gerade vorarbeitet. Hiermit glauben wir die Anſicht und Abſicht des Herrn Verfaſſer's, der ſich durch viele Schulbücher und pädagogiſche Schriften dem Publikum ſchon auf eine ausgezeichnete Weiſe bekannt gemacht hat, hinlänglich bezeichnet zu haben. Indeß müſſen wir doch geſtehen, daß der Herr Verfaſſer lieber noch nicht ſobald dem Förſter des Bücherwaldes hätte nachgeben ſollen, wie er uns in der

Vorrede geſiebt. Denn nicht blos der Schlüſſel zum Himmelsgarten, wie er die Vorrede nennt, iſt nur für große Kinder brauchbar, ſondern wenigſtens die Hälfte des ganzen Büchleins. So z. B. außer den vom Verfaſſer ſelbſt bezeichneten Nummern, gleich der Schluß von Nummer zwei, die ganze Nummer drei und andere. Nicht bloß die tiefe und ſchwierige Vorſtellbarkeit der hier und da berührten Lehren des Chriſtenthums ſcheint über der Faſſungsgabe und außer dem Vorſtellungskreiſe der Kinder zu liegen, ſondern es iſt die noch nicht gänzlich überwundene Reflexion über religiöſe Lehren oder gemüthliches Leben überhaupt, welche ſich faſt überall, gewiſſermaßen ungerufen eingeſchlichen hat, und die nur als Lehre Erwachſenen den rechten Weg weiſen kann, Kindern aber entweder ganz todt und unverſtändlich ſeyn, oder ſie gerade aus ihrem noch intuitiven Daſeyn zu fruh heraus reißen muß. Wenn der Herr Verfaſſer alle ſolche Stellen, aus der Reiſe in den Himmelsgarten, in die, von ihm für große Kinder allein beſtimmte, Vorrede verpflanzen möchte, ſo würde jene ungemein gewinnen. Jetzt iſt zu rathen, daß nur verſtändige Eltern den Himmelsgarten zur Hand nehmen, und bei Vorzeigung der ziemlich bunten Küpferchen ihren Kindern die nöthigen Erzählungen daraus mittheilen. Wie denn überhaupt für Kinder es beſſer iſt, ſie hören Geſchichten als daß ſie dieſelben leſen. Was wir übrigens in dieſem Himmelsgarten als Fehler gerügt haben, iſt ein allgemeiner Fehler unſerer Zeit, in welcher man noch keineswegs die Reflexion und das Theoretiſche, denen ſich nun einmal keiner mehr entſchlagen kann, überwunden hat, um ſie als das, was ſie ſind, zu gebrauchen, als feſte Form nämlich und Skelet, welche vom organiſchen, lebendigen, dem ſie nur als Halt dienen ſollen, umſchlungen und verdeckt werden.

Miszellen.

Ein alter Offizier hatte im Kriege ein Auge verloren, wofür er ein gläſernes einſetzen ließ, das er herausnahm, wenn er ſchlafen ging. Da er einmal in einem Gaſthauſe übernachtete, ſo nahm er ſein Auge heraus, und übergab es einer einfältigen Magd, die ihn bediente, damit ſie's auf den Tiſch lege. Sie aber rührete ſich nicht von der Stelle, wartete und ſtierte immer vor ſich hin. „Auf was warteſt du?“ rief der Offizier. „Auf das andere Auge, Herr!“

Ausſpruch des Paracelſus. In einer Vorrede ſchreibt der Verfolgte: „Habe keine Acht meines Elendes, du Leſer! laß mich mein Uebel ſelbſt tragen. Ich habe zwei Gebrechen an mir, meine Armuth und meine Frommheit. Die **Armuth** ward mir vorgeworfen durch einen Burgermeiſter, der etwa zu Inſpruck die Doktores hatte geſehen in ſeidenen Kleidern an den Fürſtenhöfen, nicht in zerriſſenen Lumpen an der Sonne braten. Jetzt wurde die Sentenz gefällt, daß ich kein Doktor ſey. — Der **Frommheit** halben richtet mich der Prediger und der Pfarrherr aus, dieweil ich kein Zutütler der Venus bin, auch mit nichten diejenigen liebe, die da lehren was ſie ſelbſt nicht thun.“

Neue Fabeln

von Demokrit Schmerzenreich.

1. Die Sanften.

Des Morgennebels Wölkchen ſprach
zu dem im Sturz ergrimmten Bach:
„Du biſt ja nicht derſelbe mehr!
dort oben gingſt du ſo gemach
und ſtill durch's Blumenfeld einher.
Du ſollteſt deine Kraft bezwingen,
nicht ſo in Zorn dich laſſen bringen."

Doch als am Abend blitzeſchwer
die Wolke ſchwebte wieder her,
und über die erlittne Glut
laut donnernd ausſprach ihre Wuth,
da ſagt der Bach: „Ei, ei, wie mild
begrüßeſt du dein Lenzgefild!
Nun ſieh, wie auch ein ſanft Gemüth,
durch Unbill, tief in Zorn erglüht."

2. Die Kritik-Schuſter.

Der Vogel preist mit Schweigen
den Nachtigallen-Reigen:
da quackt aus nahem Weiher
der Chor der Ueberſchreier.
„Was ſoll das?" ſprach der Vogel
zu jenen Waſſerthieren.
Es hieß: „Wir kritiſiren."

Die Sulioten.

(Beſchluß.)

Als Samuel die allgemeine Bewegung des Feindes ſieht, pflanzt er das Labarum auf den Thurm der Kapelle von St. Veneranda, und kündigt Selleida dadurch den feierlichen Tag des Kampfes an. Photos macht an der Spitze von hundert und fünfzig Mann einen Ausfall, und Kaido, mit einem Geſchrei, gleich dem des bedrohten Adlers, wenn er ſein Felſenneſt vertheidigt, beginnt das Treffen und ihre Kugel durchbohrt ſogleich Bim Baſchi, den Anführer der ſtürmenden Truppen. Jeder Suliote tödtet oder verwundet einen Türken, und die Wogen der Feinde, die ſich ſieben Stunden hindurch folgen, geſtatten den Chriſten nicht mehr, von ihren Gewehren Gebrauch zu machen, weil ſie durch unaufhörliches Schießen ſo heiß geworden ſind, daß die Tapfern zu Steinen ihre Zuflucht nehmen müſſen. Die Garniſon kommt ihnen zu Hülfe, und Maſſen von Felsſtücken und Baumſtämmen nöthigen die Ungläubigen, ſich in großer Unordnung zurückzuziehen. Ali, Zeuge von der Niederlage der Seinigen, erlaubt ihnen nach einem Verluſt von ſiebenhundert ihrer tapferſten Soldaten, ſich auf eine beſſere Gelegenheit aufzuſparen, begiebt ſich eilig nach Janina zurück, und läßt Veli Baſcha unbedingte Vollmacht, den Krieg, ſo gut er könne und verſtehe, fortzuſetzen. Die Sulioten, die durch ihre vortheilhafte Stellung nur vierzehn Verwundete, und zehen durch Haubitzen getroffene Todte (worunter zwei Weiber) hatten, verſchanzten ſich wieder in ihr Kaſtell, von der ungeheuern Anſtrengung abgemattet, und nur zu ſehr überzeugt, daß ein Sieg in dem Zuſtande, in dem ſie ſich befanden, nichts als ein Aufſchub ihres unvermeidlichen Untergangs ſey.

Emine, beängſtigt von den Gräueln, die ihr Gemahl begonnen, und noch mehr von denen, über die er nach ſeiner Zuſammenkunft brütete, voll Bangigkeit endlich, was über ihren Sohn in dem letzten Kampfe gegen Menſchen beſchloſſen ſeyn möge, die man zur Verzweiflung getrieben, nahm allen ihren Muth zuſammen, um durch eben ſo edle als ehrerbietige Vorſtellungen den Satrapen umzuſtimmen: „Warum,“ ſagte ſie in einem der wenigen Augenblicke, wo ihr zu ſprechen vergönnt war, indem ſie ſeine mörderiſche Hand mit ihren Thränen benetzte, „warum, mein Gebieter, willſt du deine Magd ſo tief betrüben? Du raubſt ihr zu einem Mal zwei Söhne, die Gegenſtände unſerer gemeinſchaftlichen Zärtlichkeit. Geruhe, deinen Blick auf den Gang unſerer Laufbahn zu werfen; der Himmel — vergieb mir dieſen kleinen Vorwurf — ſcheint er uns nicht ſchon auf den höchſten Gipfel der Macht und Größe erhoben zu haben? Und unter welchen Ausſichten haben wir begonnen? Gott allein und mein Gemahl verſtehen mich. Möge die Wahrheit einmal dein Ohr erreichen — du kennſt deine Emine und weißt, ob ſie dich liebt! Sie würde dich — tugendhaft und menſchlich — bis in die letzten Tage deines Lebens verehren. Ach! warum haſt du dieſes Leben durch Ausſchweifungen beſudelt, die deine Politik entſchuldigt und deine Vernunft verdammt? Haſt du des Blutes noch nicht genug vergoſſen? Dein Gewiſſen . . . . ." Bei dieſen Worten ſtößt der ungeduldige Satrape Eminen zurück, und will losbrechen . . . . „Halte, fuhr ſie fort, „halte, o mein hoher Gebieter, deinen Zorn zurück . . . . . Wenn ich dich verlieren müßte, wenn du mir geraubt würdeſt, wenn ich allein bliebe mitten unter unverſöhnlichen Feinden, die dein Ehrgeiz geſchaffen — was würde mein und deiner Familie Loos ſeyn? Glaube meinen Ahnungen — ſie ſind vielleicht nur allzu wahr. Im Traume mein Gebieter — zweifle nicht — bin ich gewarnt worden, gewarnt durch den Schutzengel deines Wohls, du ſollſt die Sulioten ſchonen. . . ." — „Die Sulioten!" ſchrie mit donnernder Stimme der Vezier — „die Sulioten! Du wagſt es, meine bitterſten Feinde zu nennen! zittre für dich ſelbſt." — „Ja ich nenne ſie," erwiederte Emine mit Erhebung; „bedenke, daß ich die Tochter eines Baſcha bin, gleich dir; ich nenne ſie, und ihr Blut und das Blut Kapelan's, meines unglücklichen Vaters, das du in den Tagen meiner Kindheit vergoſſen, wird auf dein Haupt zurückfallen!" — „Und du, du wirſt ſterben!" Bei dieſen Worten ſchießt der Vezier, außer ſich vor Wuth, ein Piſtol ab; Beſtürzung verbreitet ſich in dem Pallaſt. Man findet Emine beſinnungslos auf der Erde liegen, und ihre Frauen bringen ſie in ihre Gemächer, wo ſie ſich mit ihr verſchließen.

Der Schrecken, den der Knall des Pulvers verurſachte, konnte nicht größer ſeyn, als die Bewegung, in die das Serail durch dieſe erſchütternde Nachricht gebracht wurde. Man hatte im Harem einen Schuß gehört, und Niemand wagte zu fragen, welches Opfer der Tod erreicht habe. Die Furcht feſſelte alle Gemüther; ein entſetzlicher Ausdruck der Angſt lag in den Zügen des Tyrannen, als er das Geheimniß ſeines Verbrechens einem Arzte, dem verworfenen Gehülfen ſeiner Uebelthaten entdeckte, ungeachtet ihn dieſer wiederholt verſicherte, daß ſeine Gemahlin nicht einmal verwundet ſey.

Bald aber gab dieſe Nachricht dem Satrapen die Beſinnung wieder — er vergoß Thränen, und war es nun Rückkehr zu ſich ſelbſt, oder war es Unruhe — er wollte in der auf dieſes Ereigniß folgenden Nacht ſich in das Zimmer Eminens begeben. Er klopft, ruft, und als ihm nicht geöffnet wird, ſtößt er zornig die Thüre ein, und nähert ſich dem mißhandelten Weibe. Erſchrocken bei dem Anblick ihres Tyrannen und über das Geräuſch, das ihm vorausgegangen, glaubte Emine ihre letzte Stunde herannahen zu ſehen. Ein lethargiſcher Krampf betäubte ihre Sinne, das Wort erſtarb auf ihren Lippen, und die Zuckungen, die ſich nun folgten, machten ihrem Leben noch vor Tagesanbruch ein Ende. So ſtarb die Tochter des Kapelan Paſcha, Gemahlin Ali's und Mutter ſeiner beiden Söhne, Muktar und Ali — eine Frau, die ihrer Tugend wegen eines beſſeren Looſes werth geweſen wäre.

Verbreitete der Tod Eminens eine allgemeine Trauer in Epirus, ſo machte er auch auf ihren Mörder großen Eindruck. Mehr als zehen Jahre hindurch verfolgte ihn das Schreckbild ihres Hinſcheidens, und in ſeinen Vergnügungen, wie bei ſeinen Geſchäften, ja in ſeinen Träumen glaubte er ihren warnenden Genius vor ſich zu ſehen. Gleich Nero, nachdem er ſeinen Vatermord vollbracht, wagte er nicht allein in ſeinem Zimmer zu ſchlafen, und fürchtete ſich, ſeinen Arm aus dem Bette zu ſtrecken. Immer ſah und hörte er ſie, und häufig erwachte er mit dem Geſchrei: Meine Frau! meine Frau — rettet mich von ihr! .... Noch jetzt habe ich ihn oft zittern ſehen, wenn er ihre Züge in denen ſeiner Söhne und Enkel erkannte, und die gerechte Vorſehung, welche dieſes Fantom an ſein ſtrafwürdiges Daſeyn knüpft, bereitet durch ſolche ſtets wiederkehrende Erinnerungen die ſeinen Verbrechen aufbehaltene Strafe.

Suli, in ſeinen letzten Zügen, lebt nur noch durch den Heldenmuth einer kleinen Anzahl großherziger Vertheidiger, denen der Tod Eminen's Thränen abgedrungen. Seit mehreren Wochen mangelte ihnen Waſſer, und die Regengüſſe, die ihnen der Himmel wohlthätig zuführte, waren ihr einziges Getränk. Zuweilen ließen ſie von der Höhe ihrer Felſen einige mit Blei belaſtete Schwämme in den Acheron herab, und ſchlürften ſie gleich hungrigen Säuglingen aus, die an ihrer erſchöpften Mutter ſaugen. Gedrängt von den mannigfaltigen Bedürfniſſen des Lebens, wie von dem Trotz ihrer Feinde, lieferten ſie ihnen dennoch die blutigſten Treffen, den letzten Kampf des Lebens gegen den Tod. In Wahrheit, auf welche Seite ſie auch ihre Blicke hefteten, ſtellten ſich ihnen Feinde entgegen. Parga, unter der Herrſchaft eines ottomanniſchen Woiwoden, konnte ihnen keine Hülfe mehr leiſten; ihre unfruchtbaren Felſen boten ihnen nur nackte Flächen dar, und nichts blieb den Abkömmlingen der Sellen mehr übrig, als der Troſt der Tapfern: ſiegend und mit den Waffen in der Hand zu ſterben. Umſonſt flehte der Polemarch Samuel, der Diener ihrer Altäre, den Himmel, den Beſchützer der Unſchuld, in ſeinem heißen Gebete um Rettung an; umſonſt erhoben ſeine muthentflammenden Ermahnungen ſterbliche Menſchen über ihre Sphäre — das Schickſal Suli's ſchien erfüllt zu ſeyn. Von einem verwirrten Geräuſch begleitete Stimmen ſprechen von Kapitulationen, und die Menge willigt ein. Mögen alle, die als Sklaven leben wollen, auf ihre Sicherheit denken, ruft Samuel aus; die aber, welche als freie Männer zu ſterben entſchloſſen ſind, ſich unter die Fahne des jüngſten Gerichts verſammeln, das ihre Augen am Himmel glänzen ſehn ſollen, wenn der auf den Wolken ſitzende Sohn des Menſchen den Auserwählten die ewigen Hallen ſeines Ruhms öffnen, und die Ungläubigen mit ihrem falſchen Propheten in die rächenden Flammen ſtürzen wird.

Dieſe Worte Samuels verlieren ſich in den Lüften; man umringt Photos, man bittet, man beſchwört ihn, an Veli Baſcha zu ſchreiben, und ihm Unterhandlungen anzubieten. Der

Sohn Ali's läßt ſich bereitwillig finden, und — werde ich es ſagen .... (der Muth hat auch ſeine Schattenſeiten) räumt ihnen eine Amneſtie ein, den gewöhnlichen Antheil der Rebellen, welche die Gewalt nicht auszurotten wagt.

Der ſtolze Sieger fügt dieſem Dokument noch einen an die Primaten von Parga gerichteten Brief bei, in welchem er ſie der Erlaubniß würdigt, den Sulioten Durchzug und Aufenthalt zu geſtatten. Dieſes Denkmal des Wahnſinns eines Menſchen, der ſeine Erfolge nur der Treuloſigkeit zu verdanken hatte, trug das Datum des 15. Dezembers, alten Styls, 1803.

Nach dieſen Erniedrigungen reiſen ſie ab, die alten Bergbewohner von Selleida! Sie ſagen den von ihrem Blut beſprengten Felſen, den durch ihren Schweiß befruchteten Thälern, und den Gotteshäuſern ihres theuren Vaterlands noch ein letztes Lebewohl, und entfernen ſich dann unter der Anführung von Photos, Dimo-Drakos und Tzima-Zerras; Kaido, die Flinte in der Hand, iſt an der Spitze der Weiber und Kinder; ſie grüſſen, mit zerriſſenen Herzen, im Vorbeigehen die Gräber der Vorfahren, und die Prieſter, mit vorausgetragenem Kreuze, gehen dem traurigen Zuge voran, der den Weg nach Parga einſchlägt. Die andern Dörfer der Republik werden auf gleiche Weiſe geräumt; Kutzonikas, Georg Botzaris und Palaskas führen ihre Stämme nach Zalongos, einem ſieben Meilen mittäglich von den Ufern des Acheron entfernten Kloſter und Flecken, an der Grenze des Kantons von Rogus, dem alten Gebiet der Kaſſiopier. Die Wittwen einiger im Kampf für das Vaterland gefallenen Krieger ziehen ſich auf die Erlaubniß des Veli Baſcha, in den Weiler von Regniaſſa, während andere Phares ſich nach dem Berge Djumerka wenden, in der Abſicht, von hier in die Gebirge Aetoliens zu wandern, um ſich dort mit den kriegeriſchen Banden der von Paleopulo befehligten Armotolis zu vereinigen.

Während die Sulioten von allen Seiten ihr Gebiet verließen, zog Samuel, der allein in die Kapitulation nicht eingewilligt, die Aufmerkſamkeit der Ungläubigen noch auf ſich, die nur auf ſeinen Sturz warteten, um über die Chriſten herzufallen, denen ſie eine ſo lügneriſche Uebereinkunft zugeſtanden. Er hielt acht und vierzig Stunden hindurch den Strom der Barbaren auf, der in ſeinen durch die Bomben halbzertrümmerten Poſten hereinbrach, und that Wunder der Tapferkeit. So gewann er, Schritt vor Schritt auf einem Boden weichend, den er nicht mehr vertheidigen konnte, endlich die letzte Verſchanzung, die das Pulvermagazin einſchloß. Hier voll von dem Geiſt Gottes, den er verehrte, forderte er die letzten Kinder Suli's auf, auf den Feind loszubrechen, in deren Reihen ſie denn auch den ſchönen Tod fürs Vaterland ſtarben. Allein noch unter deſſen Trümmern übrig, ſieht er mit heiterer Stirne die Mahomedaner herankommen, wartet den Augenblick ab, wo ſie in das Arſenal dringen, und endet dann, größer als Brutus und ohne die Tugend zu läſtern, ſein Leben durch einen Feuerbrand, den er in das Pulver ſchleudert; — mit ihm fliegen ſechshundert Mahomedaner in die Luft.

Veli Baſcha, Zeuge dieſer Erſcheinung, mit welcher der heldenmüthige Widerſtand der Sulioten ſchloß, ſchrie alsbald über Verletzung der Uebereinkunft, die er ihnen bewilligt, und die geheimen Befehle benutzend, die ihm ſein Vater gelaſſen, um die Chriſten, nachdem ſie außerhalb ihrer Berge ſeyn würden, niederzumachen, ließ er ſie ſogleich von allen Seiten verfolgen. Zwölfhundert Mann werfen ſich auf die Fußſtapfen von Photos und erreichen ihn in dem Augenblick, wo ſeine Karavane das Gebiet von Parga betrat. Der Sohn des Tzavellas, der mit ſieben ſeiner Soldaten im Nachtrab marſchirte, entdeckt ſchon von ferne die Barbaren, ruft den Seinigen zu, ihre Schritte zu beſchleunigen, legt ſich in einen Hinterhalt, hält den Vortrab der Feinde auf, und opfert kaum einiges Gepäck auf, um ſich mit ſeiner kleinen Anzahl zu retten. Bald langen alle in dem befreundeten Lande an.

Wüthend, ihre Beute verfehlt zu haben, erſchöpfen ſich die Türken in Drohungen und Verwünſchungen gegen die Parganioten, brechen plötzlich auf, und begeben ſich in Eilmärſchen nach Zabngos. Kaum hatten ſich die Sulioten dort einige Tage verweilt, als ſie die Truppen des Baſcha auf den Höhen die Hirten vrfolgen und den Krieg ankündigen ſahen. Bei dieſem Anblick ekannten Georg Botzaris, Kutzonikas und der Verräther Palasks den Fehler, den ſie durch ihre Verbindung mit einem treuloſen Tyrannen begangen. Sie wollen unterhandeln — man antwortet ihnen mit Flintenſchüſſen; die Täuſchung war vorüber und ihr Untergang beſchloſſen. Schon ſieht ſich ein Theil ihrer Stämme auf einem Hügel umgeben, wohin er ſich bei Annäherung der Türken geflüchtet, und bald laſſen ſich Klaggeſänge vernehmen. Sechzig ihrer Vertheidiger beraubte Frauen, die ihre Zuflucht nur noch zu Gebet und Thränen nehmen können, empfehlen ſich dem, der ſeine großen Abſichten unter einem undurchdringlichen Schleier verbirgt. In Verzweiflung, nur die ſchreckliche Ausſicht auf Sklaverei und Schande zu haben, wenn ſie in die Hände der Mahomedaner fielen, werfen ſie ihre Kinder gleich Steinen auf die Belagerer, und ſtürzen ſich dann, Todeshymmen anſtimmend, Hand in Hand in die Abgründe, wo die aufgehäuften Leichname ihrer Kinder noch Hinderniſſe für ſie werden, durch einen ſchnellen Tod zu enden.

Zeugen dieſes Aktes der Verzweiflung, entſchloſſen ſich die Sulioten aus dem Stamm Zervates, dreihundert an der Zahl und in dem Kloſter von Zalongos verſchanzt, das Ende des Tages abzuwarten, um ſich in den feindlichen Linien einen Durchzug zu bahnen. Die Zeit war kurz, und ſo verließen ſie, indem die Weiber ihre Kinder an der Bruſt trugen und die Greiſe den Jünglingen die Hand boten, den Platz, die Palikaren an der Spitze, die das Schwert in der Fauſt zum Kampf bereit waren. Aber ungeachtet des tiefſten Stillſchweigens wurden ſie entdeckt; und nachdem man Körper an Körper geſtritten, gelang es hundert und fünfzig Individuen, ſich in die Gehölze zu verbergen. Mütter, außer ſich vor Angſt, verrathen zu werden, preſſen den Hals ihrer Kinder erſtickend zuſammen, um ihr Schreien zu verhindern, als die Morgendämmerung ſie ſich endlich gegenſeitig wieder erkennen und das Zeichen zur Vereinigung geben läßt. So gewinnen die Trümmer der Unglücklichen durch Schleichwege das Gebiet von Parga, ihrem rettenden Zufluchtsort; denn alle, die in die Gewalt der Türken fielen, wurden in das Hauptquartier von Veli Baſcha geſandt, wo man ſchon eine Menge Schlachtopfer, beſtimmt, ſeinen Triumph zu ſchmücken, zuſammengeſchleppt hatte.

Nach Beendigung des Zuges gegen Zalongos übernahm der

Araber Juſſuf den Oberbefehl der Truppen, um ſich nach Regniaſſa zu begeben, wohin ſich, wie ich ſchon oben erwähnt, die Wittwen und Kinder von zwanzig ſuliotiſchen Familien geflüchtet hatten. Man fiel über die Wehrloſen her, unbekümmert um das Gebiet, das ſie aufgenommen. Schon ertönte das Dorf von ihrem Geſchrei, als Desvo, die Wittwe des Kapitains Georg Botzi, welche den großen Thurm, Dimula genannt, bewohnte, deſſen Ruinen noch vorhanden ſind, das Gemetzel wahrnahm, und Feuer auf die Mörder gab. Schnell wendet ſich die Aufmerkſamkeit auf dieſe Seite und das kühne Weib wird mit Wuth angegriffen. Bald überzeugt ſie ſich, daß ſie nicht lange Widerſtand leiſten kann, und ſo wendet ſie ſich an die mit ihr eingeſchloſſenen Suliotinnen, und fragt ſie, ob ſie frei ſterben oder als Sklaven geſchändet werden wollten. Einſtimmig wählen ſie das Erſtere — Desvo läßt ſie um ſich her treten, ſetzt einen mit Patronen gefüllten Kaſten in die Mitte, wirft Feuer hinein, und Alle werden ſammt dem Thurm zerſchmettert, der bald ein Raub der Flammen iſt, welche auch ihre ehrwürdigen Ueberreſte verzehren, und ihren Henkern nicht mehr das Vergnügen laſſen, ſich an dem Anblick ihrer Gebeine zu weiden.

Nach der Räumung von Suli, hatten ſich Kitzos und Nothi Botzaris, zwei durch ihre Tapferkeit bekannte Kapitaine, mit ihren Stämmen nach Burgarelli gezogen, einem Dorf des Gebirges Djumerka. Nachdem ſie vernommen, was ſich in Kaſſiopien zugetragen, beeilten ſie ſich, Lebensmittel und Munition zuſammenzuraffen, und begaben ſich unmittelbar darauf insgeheim nach Selzo, in Agraida. Muthig hatten ſie Poſten von Derwendſchis über den Haufen geworfen, bahnten ſich einen Weg durch Athamanien und rückten aus dem Engpaß von Theudoria in das Thal des Achelous, als ſie benachrichtigt wurden, daß ein von Hago Muhardar und Bekir Dſchiokador zu ihrer Vertilgung verſammeltes Truppenkorps ſich in ihrem Rücken zeige.

Sogleich machten ſie Halt, um ihren Weibern und Kindern Zeit zu laſſen, ſammt dem Gepäcke vorwärts zu eilen; dann aber ſtürzten ſie ſich auf die Türken und zerſtreuten ſie. Aber bei jedem Engpaß erſchienen dieſe wieder, und zwei Tage hindurch wiederholten ſich die Scharmützel; denn ſobald die Nacht mit ihren Schatten die Thäler umhüllt hatte, bereiteten die auf den Höhen verſchanzten Barbaren neue Angriffe. Endlich ſahen die Sulioten am dritten Morgen die Gebirge von Agrapha vor ſich, wo die Banden von Theſſalien ihnen Verſtärkungen zuſenden konnten. Schon glaubten ſie das Ziel ihrer Beſchwerlichkeiten und die Brücke von Korakos erreicht zu haben, als ein Gewehrfeuer ſie überzeugte, daß dieſer Poſten von den Truppen des Veziers beſetzt ſey, die ſich auf dem Berge Plykias zu verſchanzen gewußt, deſſen Horden ihnen jeden Rückzug abſchnitten. Bei den Schüſſen, die ſie gehört, verdoppeln dieſe ihre Schritte, und die Sulioten, bereits umringt, finden zu ihrer Vertheidigung keinen andern Zufluchtsort mehr, als den Felſen und das Kloſter von Veternitza. Sie befeſtigen ſich dort mitten unter einem Hagel von Kugeln, und es gelingt ihnen, indem ſie ihren Feinden den Tod mit Wucher heimgeben, die Mahomedaner zurückzutreiben, die alsdann einen weiten Kreis bildeten, feſt entſchloſſen, die Chriſten ihrer Wuth aufzuopfern. So waren die Sulioten auf allen Seiten von den blutdürſtigen Tigern umringt; die benachbarten Dörfer hatten ſich in Maſſe gegen ſie erhoben und alle Ausgänge waren verrammelt.

Sechs Wochen verfloſſen auf dieſe Weiſe, ohne daß einer der Soldaten des Satrapen gewagt hätte, näher zu kommen; ſie hielten ſich außer der Schußweite, und rechneten auf die Hülfe eines Feindes, der auch die feſteſten Zitadellen bezwingt. Sie wußten, daß die Chriſten beinahe keine Lebensmittel mehr hatten, und hofften, die Noth werde ſie in Kurzem zwingen, ſich ihrer Willkuhr zu überlaſſen. Mit welcher barbariſchen Freude ſie Stunden und Minuten zählten! Gleich jenen wilden Thieren, die das römiſche Volk an ſeinen Feſten gegen die muthigen Märtyrer des Glaubens losließ, lechzten die Mahomedaner nach ihrer Beute. Die Sulioten ihrerſeits täuſchten ſich nicht über das Schickſal, das ihrer wartete. Bereits fühlten ſie den ganzen Umfang ihrer Uebel; ihre Munition war erſchöpft; die Vorräthe waren zu Ende, und ehe ſie ſich einer langſamen Entkräftung preisgeben wollten, faßten ſie lieber den Entſchluß, ſich entweder einen Ausweg durch ihre Feinde zu bahnen oder den Tod der Tapfern zu ſterben.

Auf ein gegebenes Zeichen ſtürzen dreihundert der Ihrigen ohne den Schutz der Feuerwaffen, aber den ſichern Säbel in der ſtreitgewohnten Fauſt und mit dem Muth der Verzweiflung, gegen die zahlreichen Reihen der mahomedaniſchen Schypetars. Umſonſt fallen ihre Krieger — ſie kennen keine Gefahr mehr, und reinigen weit hinein das Feld von den feindlichen Horden; doch vergebens ſuchen ſie die verhängnißvolle Brücke zu gewinnen — ihre einfachen Waffen vermögen nichts gegen die Barrikaden. Nothi Botzaris ſinkt zuerſt, mit fünf rühmlichen Wunden geſchmückt, und beinahe alle ſeine Soldaten finden mit ihm den Tod und das Ende ihrer Leiden. Aber was ſoll aus ihren Weibern und Kindern werden? .... kaum wird man der Wahrheit der Geſchichte glauben, daß — nachdem ſie nach der heftigſten, durch Steinwürfe und Meſſerſtiche bewerkſtelligten Gegenwehr, ſich ihrer Gatten und Brüder beraubt ſahen — der einſtimmige Ruf unter ihnen ertönte: „Laßt uns ſterben! ....“ Und ſo ſtürzen ſich in einer plötzlichen Bewegung mehr als zweihundert Mütter, ihre Kinder feſt an die Bruſt drückend und die jungen Mädchen an der Hand, in den Achelous und verſchwinden in ſeinen reißenden Wellen. Dem einzigen Kitzos Botzaris nebſt zehn der Seinigen gelang es, trotz ihren Wunden, ſich zu retten; ſein Bruder Nothi aber wurde gefangen und in die Gefängniſſe von Janina gebracht.

Ich habe dieſe zwei Anführer der Sulioten gekannt, als ſie noch unter den Fahnen Frankreichs dienten, ſtets die Beſchützerin der Unglücklichen, und aus dem Munde Kitzos die Erzählung ſeiner Leiden und den Schmerz über ſein Vaterland vernommen, während er mit beſcheidenem Selbſtvergeſſen nie von dem ſprach, was er für deſſen Vertheidigung gethan; nur ſeine Feinde haben mir ſeinen Muth gerühmt. Es herrſchte etwas Ungewöhnliches in ſeinem Ausdruck; und eine geheime Ahnung, über die er ſich öfters gegen mich äußerte, ſagte ihm, er würde früher oder ſpäter noch in die Hände des Ali Paſcha fallen. Sie rechtfertigte ſich nur allzubald ... Nach einer Reihe nicht vorauszuſehender Widerwärtigkeiten empfing Kitzos Botzaris, der Gewalt ſeines Feindes durch die Agenten Englands, den eben ſo gefälligen als feigen Dienern der Tyrannei, unter der trügeriſchen Bürgſchaft eines Treuſchwurs wieder überlaſſen, den Todesſtoß von der Hand eines gewiſſen Gogos in Arta, wo dieſes Verbrechen im Monat Januar 1813 auf den Befehl Ali's vollbracht wurde.

Da der Satrape ſeine Abſichten nun erreicht ſah, ſo reiſte er zu Anfang des Monats März nach Suli ab, ſowohl um die dortigen Hauptpunkte befeſtigen zu laſſen, als zugleich auch den Hinrichtungen beizuwohnen, mit welchen er die Beſitznahme dieſes von ſeinen Frevelthaten befleckten Gebiets zu feiern beſchloß. Ungeachtet das Blut unter dem Schwert ſeines Sohnes und deſſen Helfershelfer ſchon in Strömen gefloſſen war, blieben ſeiner Rache in der Perſon der Gefangenen doch der Schlachtopfer noch genug übrig. Acht ganze Tage hindurch dauerte das Gemetzel, und bei dem Schein der Flammen, welche die Dörfer Selleida's verzehrten, ſah man von allen Seiten nur Galgen, Pfähle und Schaffote. Mehreren Chriſten goß man Pulver in die Ohren und zündete es unter hölliſchem Jubel an. Weiber wurden von Felſen herab in den Acheron geſtürzt, die Kinder an die Meiſtbietenden verkauft, und da immer der Zehnte der Verurtheilten den Henkern ſelbſt gehörte, ſo mußte man ſich, als ihr Sklave, um dieſes Loos noch beneiden laſſen .... Nach dieſen erſten Ausſchweifungen der Grauſamkeit und des Verbrechens kehrte der Vezier, noch lange nicht geſättigt, nach Janina zurück, hinter ſich her die letzte Bevölkerung von Suli ſchleppend, um ſeinen Sieg mit ihr zu beendigen. Ihre Qualen während der barbariſchen Feſte, die bei dieſer Gelegenheit ſtatt fanden, waren eben ſo mannigfaltig, als die wilden Launen der Soldateska, denen die Unglücklichen zum Spiel dienen mußten, ohne daß deshalb irgend einer der Sulioten, die ſich durch Abſchwörung ihres Glaubens noch retten konnten, im Kampfe mit den Todesſchmerzen ſeinen erhabenen Muth verläugnet hätte. Geſpießte Soldaten ſah man unter Anrufung des Allmächtigen langſam dahinſterben; ein Jüngling, dem man die Haut vom Hirnſchädel gezogen, wurde mit Peitſchenhieben gezwungen, unter den Fenſtern des Veziers auf und nieder zu gehen, der mit Wolluſt das Blut aus ſeinen Adern rinnen ſah. Die Stadt war in einen Cirkus verwandelt, der von dem wilden, mit den Seufzern und dem Geſchrei der Schlachtopfer vermiſchten Beifallsjauchzen der Barbaren wiedertönte.

Aber die gerechte Vorſehung hatte den Chriſten einen glänzenden Triumph vorbehalten, und das Schauſpiel, mit dem das gräuliche Feſt beſchloſſen wurde, heiligte noch der glorwürdige Märtyrertod dreier jungen Kinder von hinreißender Schönheit. Jch habe, um ſie dem Andenken der Welt zu überliefern, ihre Namen leider nicht erfahren können. Der Aelteſte dieſer Auserwählten zählte vierzehn, und ſeine Schweſter, die auf dem Todeswege noch einen jüngeren Bruder an der Hand führte, eilf Jahre, die Kleider hatte man ihnen weggeriſſen!.... Eine ſanfte Heiterkeit herrſchte in ihren Geſichtszügen, als ſie von einer Truppe fanatiſcher Derwiſche umgeben, vorüberzogen. Angekommen unter den traurigen Schatten von Kalo-Tſchesme, dem Ort ihrer Hinrichtung, knieet das jungfräuliche Kind mit zum Himmel aufgehobenen Händen nieder. Schon lag der Kopf ihres jüngeren Geſchwiſters vor ihren Füßen, und während das ältere gegen einen Bären kämpfte, dem man es vorgeworfen, hörte man aus ihrem zarten Munde nur die tiefbewegenden Worte: *Vater der Barmherzigkeit, Gott! der du die Schwachen erhörſt, heilige ſchmerzgekrönte Königin*, habet Mitleiden mit meinen Brüdern; helfe, Jeſus Chriſtus, uns armen Kindern!... Bei dieſen Worten fällt ihr Kopf unter dem Beil des Henkers, die Roſe Selleida's ſinkt auf den Schoos der Erde, und Engel tragen die Seelen dieſer lieblichen Geſchöpfe empor in die Arme der Gottheit.

Der Anblick dieſer Szene gießt Schrecken in die Adern der Mahomedaner und des Satrapen, und ſchnell läßt er den Ueberreſt der ſuliotiſchen Familien auf das Land bringen, wo noch jetzt einige der Hoffnung leben, ihr Vaterland wieder aus ſeiner Aſche erſtehen zu ſehen.—"

Lord Byron in Griechenland.

(Schluß.)

Odyſſeus hatte den Plan zu einer Verſammlung aller Kriegshäuptlinge des öſtlichen und weſtlichen Griechenlands entworfen, die in Salona gehalten werden ſollte. Der Zweck derſelben war, die Intereſſen Weſt- und Oſtgriechenlands mit einander zu verknüpfen, und einen gemeinſamen Operationsplan gegen die Türken zu berathen und ins Werk zu ſetzen. Dieß ſchien um ſo nothwendiger, weil beide Theile, Oſt- und Weſtgriechenland, unter beſondern Regierungen ſtanden, die wenn ſie vereint handelten, nicht nur die Türken leichter zurücktrieben, ſondern auch einer ſchnellern Civiliſation entgegen gehn konnten, deren Wirkung die Unterwerfung unter die Autorität der Centralregierung und Conſtitution ſeyn mußte. Odyſſeus, der in Oſten den größten Einfluß hatte, ſuchte auch Lord Byron und Maurokordato, die Allgewaltigen in Weſten, für dieſe Idee zu gewinnen. Byron faßte ſie mit Wärme auf; nicht Maurokordato, der mancherlei Gründe gegen die projektirte Zuſammenkunft mit Odyſſeus einzuwenden hatte. Dennoch zeigt ein Brief Byrons vom 22 März, daß auch Maurokordato nachgegeben.

„In wenigen Tagen werden Maurokordato und ich, mit zahlreicher Begleitung, nach Salona gehn, auf die Einladung des Odyſſeus und anderer Häuptlinge Weſtgriechenlands, um die Maßregeln für den künftigen Feldzug zu berathen. Maurokordato wird von der neuen Regierung nach Morea zurückgerufen, und man hat mir vorgeſchlagen, ihm dahin zu folgen, oder die Hauptleitung der Geſchäfte mit dem General Londos hier zu übernehmen. Andreas Londos iſt mein alter Freund und Bekannter in Griechenland, ſeit meinen frühſten Jünglingsjahren. Es iſt ſchwer eine beſtimmte Antwort zu geben, bis der Congreß in Salona vorüber iſt. Indeß bin ich geneigt in jeder Eigenſchaft den Griechen zu dienen, entweder als Befehlender, oder als Gehorchender; mir iſt das gleich, wenn ich ihnen nur nützlich ſeyn kann.„

Sie brachen jedoch nicht „in wenigen Tagen“ auf, wie es ihre Abſicht geweſen zu ſeyn ſcheint. Seit Byron's Ankunft in

Miſſolungi waren Veränderungen in der Regierung vorgefallen; es trat eine neue an die Stelle der alten, bei welcher das bürgerliche Intereſſe, ſo wie das der Inſeln die Oberhand gewann; daher ein Congreß von Kriegshäuptlingen für eine Verfaſſungswidrige Handlung gewonnen werden konnte. Maurokordato's Anſichten ſtimmten jetzt mit denen der Regierung überein; es bewog ihn alſo das Staatsintereſſe, den Lord Byron vom Congreß abzuhalten.

Allerlei Vorwände wurden zur Verzögerung der Abreiſe gebraucht. Zuletzt kam Byron's gefährliche Krankheit dazwiſchen; in der Beſorgniß, in welcher man um ſein Leben ſtand, wurden alle Projekte zu Feldzügen und Congreſſen eine Zeit lang vergeſſen, und bald darauf noch mehr bei den friſchen Wunden, die ſein Tod der Nation ſchlug. Doch fand der Congreß zu Salona am 16 April ſtatt; Maurokordato erſchien nicht und Byron war nahe am Tode.

Die letzten Momente großer Geiſter, von denen jeder Umſtand und jede Notiz, auch die kleinſte, während ihres Lebens und Wirkens unſere Neugierde und Aufmerkſamkeit erregte, haben ein beſonderes Intereſſe. Es iſt, als ob unſere Seele den letzten Anflug nehmen wolle, um in den Thränen der Rührung und Erſchütterung den Tribut für all das Große abzulegen, was das Leben derſelben in ihr angefacht. Darum leſen wir in engliſchen Zeitſchriften einen ausführlichen Brief, welchen Byron's vertrauter treuer Diener Fletcher, der zwanzig Jahre um ihn geweſen, über ſeine letzten Tage und Augenblicke geſchrieben. Der weſentliche Inhalt iſt etwa folgender. Ein fieberhafter Zuſtand, der ſich ſeit der Abreiſe von Kefalonien angekündigt hatte, nahm ſeit dem 9. April, wo Byron auf einem Spazierritt ganz durchnäßt wurde, überhand. In Kopfweh, Schmerzen in allen Gliedern und ſteter Schlafloſigkeit äußerte er ſich. Auf des für ſeinen Herren beſorgt werdenden Fletcher Befragen, meinten die Aerzte Bruno und Millingen am 13. es ſey dieſer Zuſtand ungefährlich und auch, als derſelbe am 14. den Doktor Thomas von Zante noch zu Hülfe rufen wollte, erklärten ſie, es ſey unnöthig. Obgleich Byron ſelbſt einſah, daß die obgenannten Aerzte ſeine Krankheit nicht verſtünden, ſo ließ er dennoch nicht auf ſeines

Dieners Anſuchen den Doktor Thomas von Zante rufen. Vergebens ließen die endlich in Angſt gerathenden Aerzte ihm am 16. einmal und dann am 17. dreymal zur Ader, wobei ſie in dem Blut eine große Entzündung wahrnahmen, — vergebens willigte am 18. der Lord darein, daß nach Doktor Thomas geſchickt wurde; denn kaum war der Bote dahin abgeordnet, als Byron ſeinen Tod herannahen fühlte und nur noch ſeinem treuen Fletcher Gruß und Segen für ſeine Tochter, für ſeine Schweſter und deren Kinder und für Lady Byron auftragen konnte. Als er ihm auch ſeinen letzten Willen für die Hinterlaſſenen mittheilen wollte, fing er ſchon an zu deliriren und zu nicht geringer Angſt ſeines Dieners ſagte er zu demſelben, nachdem er nur etwas zwiſchen den Zähnen gemurmelt hatte: Fletcher, wenn du nun meine Aufträge nicht genau ausrichteſt, die ich dir ſo eben gegeben, ſo will ich dich im Grabe noch quälen, wenn ichs kann.“ Aber Fletcher konnte von ihm nichts mehr herausbringen, als: Mein Weib! Mein Kind! meine Schweſter! Zuletzt wünſchte er ſeinen Freund Parry, der mit ihm den Zug nach Lepanto hatte unternehmen wollen, zu ſehn. Als der zu ſeinem Lager trat, und ihm zuſprach, entquoll, wohl in dem Gefühl gänzlicher Vereitelung ſeines beſten, edelſten Strebens, ſeinen Augen ein Strom von Thränen, welcher kaum verſiegt war, als ihm die Augenlieder zu einem 9 Tage lang entbehrten Schlaf niederſanken, aus dem er nicht mehr erwachte. Vier und zwanzig Stunden, von Abends ſechs Uhr des 18. bis Abends 6 Uhr des 19. ſchlief er, öffnete dann die Augen, ſchloß ſie, und mit einem leiſen Hauch war das Leben entflohen.

Byron entbehrte des Troſtes und Beyſtandes ſeiner Freunde während ſeiner Krankheit, indem alle in verſchiedenen Gegenden zerſtreut waren. Der Oberſt Stanhope war in Salona und Trelawny langte kurz nach ſeinem Tode erſt in Miſſolungi an. „Bei all meiner Angſt, ſagt er in einem Brief, den er gleich nach ſeiner Ankunft ſchrieb, konnte ich vor dem dritten Tag nicht hier eintreffen. Erſt am zweiten Tag, nachdem ich den erſten großen Strom paſſirt, begegnete ich einigen Soldaten aus Miſſolungi. Ich wandte mich dann etwas zurück und fragte, was es Neues in Miſſolungi gebe. Ich hörte nichts, als: Lord

Byron iſt todt, und ritt, in düſteres Schweigen verſenkt, weiter.“ *)

Dumpfe Beſorgniſſe erfüllten die Stadt während Byron's Krankheit; mit Schrecken erwartete man ſeinen Ausgang, als in den letzten Tagen ſich ſein Uebel verſchlimmerte: die Furcht gewann immer mehr über die Hoffnung die Oberhand und niemand wagte es, an die Fröhlichkeit des nahenden Oſterfeſtes zu denken. Da geſchah der harte Schlag, auf den die Seele voll Bangen hingeblickt hatte, den ſie als unvermeidlich bald erwartete, bald weiter hinaus rückte. Die Stadt ward in die tiefſte Trauer verſetzt. Ein öffentlicher Anſchlag der proviſoriſchen Regierung verkündigte am 19. April den Hintritt des Sängers und Freundes der Hellenen, wodurch ſie zu erkennen gab, daß das Vaterland um den Todten traure. „Morgen, ſo hieß es in jenem Anſchlag, ſollen 37 kleinere Stücke von der großen Batterie gelöſt werden, weil dieſe Zahl den Lebensjahren des hochberühmten Verſtorbenen entſpricht. Alle öffentlichen Geſchäfte, ſogar die Gerichtsſtühle ſollen auf drei Tage geſchloſſen bleiben; eben ſo alle Kaufläden, außer wo Lebensmittel und Medizinen feil geboten werden. Jede Art öffentlicher Luſtbarkeit, und alle äußern Zeichen der Feſtlichkeit der Oſtern ſollen unterſagt ſeyn. Es ſoll 21 Tage allgemeine Trauer beobachtet, Gebete und Leichenfeierlichkeiten ſollen in allen Kirchen gehalten werden.“

Rührend iſt die kriegeriſche und rohe Weiſe, womit Miſſolungi und andere Plätze den Todten ehrten und betrauerten, weil ſie aus der Einfalt und Wahrheit des Gefühls entſprang, und ſie bildet einen überraſchenden Kontraſt gegen die Gleißnerei und den Leichenpomp gebildeter Staaten.

---

*) Trelawny war es, der den Doktor Bruno vermochte, nachdem Byron's Körper zergliedert worden, einen umſtändlichen Bericht darüber abzuſtatten. Byron ſtarb in Folge einer Gehirnentzündung und hätte, wenn er auch durch eine geſchicktere Behandlung diesmal gerettet worden wäre, doch nicht viele Jahre mehr leben können, wie die Aerzte nach der Unterſuchung ſeines Körpers verſicherten.

Ueberall in Griechenland wiederhallte der dumpfe Ruf: Byron iſt todt! und ſein frühes Ende wurde für ein öffentliches Unglück und eine böſe Vorbedeutung für die Zukunft gehalten. Was die Trauer vermehrt, iſt, daß er dahin gegangen, ohne ſeine Sendung durch eine wichtige That bezeichnet zu haben; denn Griechenland begrüßte ihn, als den Meſſias, als den Retter ſeiner Freyheit.

Doch hängt Griechenland's Loos nicht mehr von einer einzelnen Perſon ab. Seine Freyheit iſt gewiß, ſeine Unabhängigkeit ſicher. Solche Thaten, wie die Griechen vollbringen, veredeln mehr als unſere europäiſche Papier-Cultur. Das iſt die wahre Schule großer Geſinnungen, die nicht mehr ins Leben über zu gehn brauchen durch das Medium todter Bucher, da ſie aus demſelben ſind. Der Genius des alten Hellas, welchen die Geißel der Tiranney und des Deſpotismus aus den herrlichen Auen und Thälern und Inſeln verjagt, er kehrt wieder; die Thaten, deren Ruhm der jedesmalige Erfolg am beſten preiſt, verkündet ſein Herannahen.

Byron wird im Andenken der Hellenen ewig leben. Die Stätte, da er ſtarb, zaubert alle Erinnerungen feſt und ſein Geiſt, der unter ihnen gelebt und immerdar leben wird in ihrem Herzen, ſchafft ihnen jezt und für die Zukunft vielleicht mehr Gutes, als die Thaten ſeines längern Lebens vermocht hätten. Seine Todesſtätte iſt ſein ſchönſter Ruhm, den keine Zeit und keine Leidenſchaft zu trüben vermag.

„O Griechenland! O Freyheit! viel verdankt ihr Ihm der voll großen Muths neben euch ſtand, und euere Helden ſang in ſeinem Schwanenlied, und dann auf euern lorbervollen Boden niederſank, und unterging in ſeiner größten Macht, (bevor die Arbeit er ganz gethan), gleich dem Aar, der erdwärts ſtürzt in ſeinen höchſten Flügen.“

„O ihr Männer von Sparta und von Salamis, und ihr auch vom hügeligen Athen und von den blaſſen Thermopylen, und ihr von Korinth, das die Doppelſee küßt, und von Marathon ihr auch, die ihr aufſtundet, wie die Freyheit, frey — wehklagt alle! Er, deß Herz der Freyheit aller Länder ſchlug, im ewigen Schlummer raſtet Er nun aus! *)

Drei Mauſoleengruppen zu Kurgos.

Der unermüdlich thätige Reiſende in Aegypten, Herr Eduard Rüppell, den man wegen lang ausgebliebener Briefe aufgeben zu müſſen fürchtete, gibt wieder Kunde von ſich in einem Briefe vom 24. Februar 1824, den er im Lager bei Kurgos geſchrieben. Er berichtet, daß nach vielen revolutionären Bewegungen und Reaktionen endlich die Truppen des Mehemet (Mechmed, Mechmud, Machmud) Ali Paſcha von Aegypten gänzlich geſchlagen worden durch die Eingebornen, die ſich wieder erhoben hätten. Bei ſo bewandten Umſtänden bleibt Herrn Rüppell nichts übrig, als immer im Schutze einer beſtimmten Macht zu bleiben, wenn er ſich nicht den größten Gefahren ausſetzen will. Aber eben dadurch iſt ihm auch benommen, frei ſeinen Reiſeplan zu verfolgen. So kam es, daß Herr Rüppell lange Zeit die Ruinen von Kurgos immer vor Augen hatte, ohne ſie jedoch näher betrachten zu können, weil ſie am andern, von den Feinden unſicher gemachten Ufer des Nils lagen. Endlich erhielt er von dem ägyptiſchen Befehlshaber eine Kavallerieeskorte, unter deren Bedeckung er kurze Zeit die Ruinen näher betrachten konnte. Jenſeits des Nils durchwanderte Herr Rüppell eine 57 Minuten lange Ebene von Nilſchlamm, welche mit Geſtäuden und ſehr hohen Kräutern bedeckt war.

„An mehreren Orten, fährt Hr. Rüppell in ſeinem Schreiben an Hrn. Baron Zach fort, ſieht man die Spuren der alten, verſchütteten Kanäle, welche mit der Richtung des Nilbettes parallel laufen. Dieß iſt ein Beweis, wie äußerſt angebaut die nun wüſt liegenden Gegenden vordem geweſen! Am Rande dieſer Ebene dicht an der Wüſte liegt ein verlaſſenes Dorf, welches vor kurzem von Arabern bewohnt geweſen ſeyn ſoll. Nach einem Wege von zehn Minuten in dieſer Wüſte von gelbem Sande ſtößt man auf einen großen, ausgedehnten Haufen ſowohl viereckt zugehauener als gebackener Steine.

---

*) Die zwei hier in Proſa gegebenen Strophen ſind aus einer Elegie auf Byron's Tod entlehnt.

Der nagende Zahn der Zeit hat alles zermalmt; was ihm widerſtanden, war mit Flugſand bedeckt. Kaum konnte ich einige Säulenſchäfte entdecken, die einen Durchmeſſer von zwei und einem halben Fuße hatten und deren Kapitäler mit Iſisköpfen geziert waren, ein Anzeichen von dem Vorhandenſeyn einiger anſehnlichen Tempel."

„Zwölf Minuten weiter vorwärts erhebt ſich öſtlich von dieſen Trümmern eine andre Gruppe von pyramidalen Mauſoleen aus dieſer Sandebne. Ich habe deren dreizehn gezählt, alle waren von gehauenen Steinen und vierzig Fuß hoch, hatten ſpitze Winkel und geſtufte äußere Oberflächen; die Ränder waren von geglätteten Steinen, die Gipfel abgeſtumpft. Man ſah daran nirgends einen Eingang. Ganz nahe dabei ſieht man einen Kopf von einem verſtümmelten Löwen aus ſchwarzem Granit auf der Erde liegen, der augenſcheinlich ein Stück geweſen iſt von einem ſitzenden Sphinx, dem ähnlich, welchen ich bei den Tempeln von Meroe und Scheckſelim geſehen habe."

„Etwa ein und dreißig Minuten von da, immer öſtlich ziehend, trifft man eine Gräbergruppe an, die viel beträchtlicher als die erſte iſt. An dem Abhang eines Sandhügels ſieht man in einer nicht eben regelmäßigen Ordnung ein und zwanzig dieſer Grabdenkmäler von verſchiedener Bauart, die in der Richtung von Norden nach Süden ſich an einander anſchließen. Einige haben die Pyramidalform mit geſtuften Rändern, andere haben ſpitze Winkel und mit glatter Einfaſſung beſetzte Ränder. Bei allen dieſen Pyramiden iſt die Spitze abgeſtumpft. Ein einziges von allen dieſen Monumenten, das ſüdlichſte, unterſcheidet ſich von den übrigen durch eine ganz eigenthümliche Bauart. Es hat ſogleich zum Grunde einen Sockel von 20 Fuß im Geviert und ſechs Fuß Höhe. Zwei Reihen hervorſpringender Steine bilden eine Grundlage, auf welcher ein prismatiſcher Thurm von 15 Fuß Höhe ruht. Dieß Mauſoleum hat, ſo wie alle die andern, einen Eingang von Oſten her, welcher zur Halle oder Gallerie dient, wie in den Gräbern zu Meroe. Die Mauern ſind ringsum mit Bildhauerarbeit von einem ausgezeichneten Geſchmack angefüllt. Die Basreliefs ſind faſt wie die von Meroe, aber von größerer Vollkommenheit; ſie ſtellen jedesmal die Apotheoſe des Verſtorbenen dar. Unter dieſen Pyramiden befindet ſich wie unter denen von Meroe immer eine, welche ſich von den übrigen durch ihren Eingang unterſcheidet, deſſen Decke von ſehr wohl in Form eines Gewölbes zuſammengefügten Steinen gebildet iſt; dieſe hier iſt die fünfzehnte, wenn man von Süden kommt; ſie unterſcheidet ſich noch dadurch, daß ihre äußere Façade ganz und gar mit Basreliefs bedeckt iſt. Zu beiden Seiten des Eingangs ſieht man zwei weibliche Figuren, die eine Lanze in der Hand halten, und im Begriff ſind eine Schaar Gefangener damit zu durchbohren. Bekleidung, Stellung und Haltung dieſer Viktorien ſind von einem Charakter, einer Vollendung, die alles übertrifft, was ich der Art in Aegypten oder Nubien geſehen habe; dieſe Arbeiten nähern ſich durchaus den geſchmackvollſten, griechiſchen Formen der beſſern Zeit; ich nehme davon ſelbſt den Tempel von Tentyris nicht aus; dieſe Viktorien, von denen ich ſpreche, haben nichts von der Steifheit, welche man in dieſem Tempel an den Gruppen des Briareus bemerkt. Kurzum, ich kann mich nicht überwinden zu glauben, daß der größte Theil dieſer Monumente unſtreitig von jüngerem Datum und Urſprung ſind, als die zu Meroe, was inzwiſchen der gewöhnlichen Meynung entgegen iſt. Sollten ſie vielleicht von derſelben Zeit ſeyn, wie die Inſchriften und Obelisken von Arum? In dieſen Zeiten waren die Handelsverbindungen zwiſchen Alexandrien und den inneren, ſüdlichſten Gegenden häufiger und lebhafter. Die Urſache, warum ich den Monumenten zu Meroe ein höheres Alter geben möchte, als denen bei Kurgos, iſt zum Theil auf den Zuſtand ihrer Erhaltung gegründet, wobei ich nicht einmal anſchlagen will, daß die ſüdlichere Lage, der häufige Regen, die brennendere Sonne zum Verfall der letzteren beigetragen haben müſſen.“

„Noch muß ich von einer dritten Grabmälergruppe reden, die von der letzteren ſüdöſtlich in einer Entfernung von fünf Minuten gelegen iſt. Man findet hier neun Pyramiden, die insgeſamt ſpitzwinklicht und deren Kanten mit glatten Steinen eingefaßt ſind. Jede Pyramide hat wieder ihren Eingang auf der Morgenſeite, deſſen innere Mauern mit Bildwerken bekleidet ſind. Die Monumente dieſer beiden letzteren Gruppen unterſcheiden ſich beſonders dadurch, daß ihre Basreliefs nur Apotheoſen von weiblichen Figuren darſtellen, während ſie in allen andern Heroen darſtellen, denen Opfer dargebracht werden. Auch ſind die ſüdlichſten Mauſoleen die kleinſten; die höchſten erheben ſich kaum bis auf vierzig Fuß. In der Gruppe von ein und zwanzig Pyramiden gibt es welche, die wenigſtens 90 Fuß hoch ſind. Alle dieſe Monumente ſind ohne Mörtel und aus gehauenen Steinen gebaut.“

Deutſche Literatur.

Beiträge zur deutſchen Schaubühne. Herausgegeben von Auguſt Klingemann. Braunſchweig bei G. C. E. Meyer. 1824.

Dieſe Beiträge werden in einer Art Almanach geliefert, und dieſer Almanach, der ſich auf dem Titel auch nicht als ſolcher ankündigt, gehört in der That der Almanachsliteratur nur ſo weit an, als er kein Ganzes, ſondern verſchiedene kürzere Stücke liefert. Dieſe vereinzelten Mittheilungen jedoch erſcheinen faſt durchgängig als Theile eines größeren Ganzen, welches nämlich nichts anderes als eine tiefe, in ſich geſchloſſene Anſicht über das deutſche Schauſpiel und die deutſche Schauſpielkunſt iſt. Theils ſind es poetiſche, theils kunſtkritiſche Beiträge. Unter den zu der letztern Gattung gehörigen zeichnen ſich indeß die von des Herren Herausgebers Hand ganz beſonders vortheilhaft aus. Wir geſtehen mit Freude, nicht ſobald über Kunſt überhaupt und über Schauſpielkunſt insbeſondere etwas eben ſo tief und fein Gedachtes, als mit ſo ächter Künſtlerwärme Geſchriebenes geleſen zu haben. Meiſterhaft iſt und nicht weniger weit ausgebreitete Bekanntſchaft mit Kunſt und Kunſtliteratur, als geniale Auffaſſung derſelben verräth z. B. der Aufſatz „Ueber den verſchiedenen Styl in den theatraliſchen Darſtellungen.“ In der Gegenüberſtellung des franzöſiſchen Drama's und Theaters gegen das deutſche macht uns der Herr Verfaſſer klar, warum jenes zu der ihm möglichen Vollendung gelangt ſey, das unſere aber ſchwerlich zur Vollendung kommen könne; — weil nämlich das Drama der Franzoſen eine vollendete Formalität, ihre ganze Kunſt eine veredelte Mechanik ſey, welche der Berechnung unterliege und erlernbar ſey. während bei uns Deutſchen die, aus der unergründlichen Tiefe wahrer Individualität entſpringende Univerſalität ein unendliches und darum nur vom Genius näher zu bringendes Ziel, ſowohl der dramatiſchen Dicht- als Spielkunſt ſtecke. Obwohl dieſe aus dem Ewigen zum Ewigen quellende deutſche Kunſt eben unſer Ruhm iſt und in ſich die Gewißheit ihrer Unvergänglichkeit und immer neuer, junger Blüthe durch alle Zukunſt trägt, ſo iſt dieſe ihre Natur dennoch wiederum die Urſache zu ſo vielem Fratzenhaften in der Kunſt, ſo bald ſich an dieſelbe ſtatt des Genie's das manierirende Talent wagt, weil es dann noch als Affe des Genie's in dem Streben nach Individualität und Univerſalität, zufälliger Weiſe die rechten Geſichtspunkte verfehlt, lächerlich wird, wo's auf Rührung ankommt, raſet, ſtatt erhaben zu ſeyn, in feierlichen Pathos überſchlägt, wo blos ruhige Haltung erfordert wird ꝛc.

Das ſind etwa die in dieſem Aufſatze zur Sprache gebrachten, und beſſer, als es hier in der Kürze geſchehen konnte, ausgeführten Hauptgedanken. Nicht minder aus den höchſten Ideen der Schönheit abgeleitet und auf ſie zurückgeführt ſind die übrigen, für Schauſpieler und Freunde des Schauſpiels und der Schauſpielkunſt höchſt intereſſanten Aufſätze über das Repertoire, über das Beifallklatſchen, über die Theatermalerei und ein Bruchſtück aus noch ungedruckten Vorleſungen für Schauſpieler. In dem erſten Aufſatz ſtellt Herr Klingemann das Ideal eines ächten Nationaltheaters auf, wo er nur das ausgezeichnetſte, was Schiller, Göthe, Shakespeare, Calderon ꝛc. in jeder Gattung des Drama's geleiſtet haben, aufgeführt wiſſen will. Mit Recht vermißt er hier ächte Luſtſpiele, worin nicht blos niedrigkomiſches, (was er natürlich nicht in dem Gegenſtande, ſondern in der Art des Lachens ſucht,) worin vielmehr nach Tieks Andeutungen das Geniale vorherrſchte, neben bloßem Witz, Humor, aufträte und die Satirslarve nur vor einem edeln Angeſichte getragen würde.

Was in dem folgenden Aufſatz über das übermäßige und zu wenige Beifallklatſchen von Herren Böttiger, ſo wie in einem Nachtrage zu dieſem Aufſatze, vom Herausgeber geſagt iſt, verdient die Berückſichtigung jedes Theaterfreundes.

Der Aufſatz über Theatermalerei von Herrn Fr. Beuther ſtellt feſt, daß dieſelbe keineswegs als Nebenſache, ſondern weſentlich zu theatraliſchen Darſtellungen gehöre, daß Dekorationen nicht blos der goldene Rahmen um das Gemälde ſeyen, ſondern die Umgegend zu Thal und Berg der Handlung, ohne welche ſelbſt das Thal und der Berg ihre Bedeutung verloren.

In dem Bruchſtück aus den Vorleſungen für Schauſpieler wird die Nothwendigkeit des Studiums der Antiken für ideale Darſtellung nicht blos antiker, ſondern überhaupt idealer Stücke und Rollen dargethan. Dieſes Bruchſtück hat uns begierig auf die Vorleſungen ſelbſt gemacht, von denen zu wünſchen iſt, daß ſie bald erſcheinen. Eben ſo ſpannen zwei dramatiſche Fragmente die Erwartung auf die Erſcheinung ihrer Ganzen. Das erſte iſt aus einer Tragödie: Ugolino. Es iſt alſo eine hiſtoriſche aus dem funfzehnten Jahrhundert. Ugolino's gräßlicher Hungertod fällt zuſammen mit dem, trotz dem Aufbieten aller moraliſchen Kräfte erfolgenden Untergang Piſaniſcher Freiheit. Das zweite Fragment iſt aus einem grotesk-komiſchen Zauberſpiel: Roland's Knappen, nach dem von Muſäus erzählten Volksmährchen. Es iſt glänzender Humor in den gegebenen drei Szenen des zweiten Aktes entwickelt. Ein ganzer Hof iſt in Aufruhr wegen des Grimms des Monarchen über ſeinen Oberkoch und Oberſchmecker; dem letzteren hat der König mit dem Tode gedroht, wenn er nicht in ſieben Stunden ihm mundende Speiſen beſorge. Aber es iſt kein Koch aufzutreiben. Die Verlegenheit Don Asdrubal's, des Oberſchmeckers, der an den vortrefflichen Sir John in jeder Zeile erinnert, iſt hochkomiſch dargeſtellt

Weniger Wohlgefallen haben wir dem kleinen Drama vom Herausgeber, „der Falkenſtein," abzugewinnen vermocht. Und daran iſt nur der, einer Novelle des Herrn Baron de la Motte Fouqué entlehnte Inhalt Schuld. Es bleibt das Hauptverhältniß zwiſchen Herzog Chriſtian von Braunſchweig und ſeinem Freunde, Grafen Albrecht von Falkenſtein, ein Mißverhältniß. Wie? Albrecht von dem Herzog auf das ungerechteſte, übermüthigſte ſeiner Ritterehre beraubt, muß, um zu dieſer Ehre wieder zu gelangen, für ihn ſich opfern? für den Herzog? Wenn's noch für den Freund geweſen wäre, der früher der Herzog ihm geweſen, und der er ſpäter auch geblieben, ſo würde man ſich beruhigen und verſöhnt ſeyn. Aber ſo verſöhnt uns nicht die bitterſte, Jahre lange Reue Chriſtian's, ſelbſt der Verluſt ſeiner linken Hand, die dem Freund frevelhaft in's Angeſicht geſchlagen, verſöhnt uns nicht mit einem Herzog, der das Leben eines Freundes, eines edlen Ritters, in deſſen Ehre, vernichtet hat. Das hat Herr Klingemann wohl gefühlt und er ſucht daher auch dadurch die poetiſche Gerechtigkeit zu üben, daß er den Herzog Chriſtian ſelbſt dann noch nicht Beruhigung finden läßt, als er dem ſterbenden und verſöhnten Falkenſtein, in dem, mit dem eignen Leben erkämpften, Ritterſchlag die gemordete Ehre wiedergegeben zu haben ſcheint. Und ſo muß das ganze Drama mit einem unauflösbaren Mißklang endigen.

Dankenswerth iſt die ſkizzirte Lebensbeſchreibung des berühmten Eßlair, worin wir zugleich manchen Aufſchluß über die Rolle eines Theſeus, Tell, Lear finden, und zwar ſo, daß man einſieht, wie ein genialer Schauſpieler oft da Vollſtrecker des Willens des Dichters wird, wo es dem Dichter ſelbſt in Einzelnheiten der Ausführung nicht ganz gelungen iſt.

Miszelle.

In nördlichen Gegenden bedient man ſich eines ſehr ſinnreichen Mittels, um auch bei geringem Froſte natürliche und hinlänglich tragbare Eisbrücken über die Flüſſe zu ſchlagen. Wenn nämlich das Eis anfängt, an den Ufern einzelne Menſchen zu tragen, beſtreut man es enge mit Stroh, ſo daß die Halme ſo viel wie möglich ſenkrecht über den Stromſtrich oder der Länge der Brücke nach liegen, und breitet eine zweite Lage darüber, deren Halme quer die vorigen durchſchneiden. Beide begießt man nun mit Waſſer. Die Verdunſtung des Waſſers erzeugt, vorzüglich wenn ein friſcher Wind wehet, eine Kälte, welche nicht allein die Halme an einander bindet, ſondern auch die untere Eislage beträchtlich verſtärkt. Erheiſchen es die Umſtände, ſo wiederholt man die Operation einigemal. Hat man aber gleich die beiden Lagen Stroh ſo ſtark gemacht, daß die ganze Schichte ungefähr einen Fuß dick iſt, ſo bedarf es blos einer fleißigen Begießung, um am andern Morgen, wenn die Arbeit am Abend angefangen war, mit Geſchütz und Laſtwagen auch ohne Bretterlage darüber weggehen zu können. Ein Bretterbelag und noch beſſer ein zweifacher, wo die Bretter ſich ebenfalls über einander kreuzen, erleichtert die Sache noch mehr. Solche mit leichter Mühe auch bei gelindem Froſte in kurzer Zeit herzuſtellende Brücken haben den Vortheil, wenn gleich Thauwetter eintritt, ſogar über ziemlich ſtark ſtrömende Flüſſe, einige Zeit brauchbar zu bleiben, ſo daß ſie noch für ſchweres Fuhrwerk zu paſſiren ſind, wenn ſchon auf beiden Seiten das Waſſer vom Eiſe befreit iſt.

Auf dieſe Weiſe ging der ruſſiſche General Lewis in der Nacht vom 17. zum 18. November 1812 unterhalb Linden über die Düna. Hätte Napoleon dieſes Kunſtſtück gekannt, ſo müßte der Uebergang über die Bereſina ihm ungleich leichter geworden ſeyn.

Neue Fabeln

von Demokrit Schmerzenreich.

3. Die Leute.

Zu dem Winde ſprach die Welle:
„Unbeſtändiger Geſelle!
jede Stunde hat dein Sinn
ſich gewendet andershin.“
Und der Wind ſagt Ihr dawider:
„Dich hingegen muß man loben,
Sinnbild der Beſtändigkeit!
Will ich abwärts, gehſt du nieder;
kehr' ich um in kurzer Zeit,
ziehſt du wieder mit nach oben;
bin ich zornig, zankſt du weiter;
ſchweig' ich, biſt du ſtill und heiter.“

4. Guter Ton.

„Mops, ſprach der Schäferhund:
ich kann es mir nicht deuten:
aus was für einem Grund
du wedelſt allen Leuten?
Ich bin nur Einem treu;
es komme, wer es ſei,
und ſelber große Herren
halt' ich der Hürde fern.“
„Du biſt drob ab dem Lande;
erwiederte der Kleine;
wir aber ſind von Stande,
und haben äußerſt feine
und angenehme Sitten.
So iſt man wohlgelitten,

und ſelber bei den Feinden
wie unter guten Freunden;
und wird auch eins gebiſſen,
ſo iſt man doch befliſſen
mit Tänzeln und mit Schwänzeln
es zart zu verſcharrwenzeln.“

Ein Brief Johann Müller’s an Sal. Geßner.

Schafhauſen den 10. April 1772.

Unſer Gleim hat an mich geſchrieben. Sie, Mein Hochgeehrteſter Herr! (oder lieber, verehrungswürdigſter Freund) können aus der Beylage den Inhalt ſeines Briefs und die Urſache finden, warum ich Ihnen denſelben zuſchicke. Diesmal begnüge ich mich, Noten zu machen.

Alſo ſag’ ich Ihnen fürs erſte, daß dieſer Auszug mir mit liebenswürdiger Gewaltthätigkeit von einem Freunde abgedrungen worden iſt, dem ich nichts abſchlagen kann und dem alle Kleinigkeiten in Gleims Briefe intereſſant ſchienen. Die Urſache warum ich auch Stellen Ihnen zuſchicke, wo nur von meiner eigenen unwichtigen Perſon die Rede iſt! Zum andern ſollen Sie ja Gleims Bitte wegen ihren Idyllen mich erfüllen laſſen. Ich werde herzlich gern, immer thun was Sie wollen. Aber das Vergnügen einem Freunde zu dienen, tret’ ich niemand, ſelbſt Geßnern (und dieſer Nahme iſt von der Freundſchaft tief in mein Herz eingegraben worden) nicht ab.

Das Urtheil über Voltaire und Rouſſeau war eine köſtliche Seelenſpeiſe für mich. Ich ſchätze den erſten beſonders, als einen Mann, dem die Welt, die Dichtkunſt, die Philoſophie, die Geſchichte und die Religion in verſchiedener Rückſicht unendlich viel zu danken haben, den ich mit dem gleichen Vergnügen wie Montesquieu und Helvetius ſtudiere. In Schafhauſen wird er nach hergebrachter Gewohnheit von den Pedanten verkätzert. Konnte es ihm aber beſſer gehen, da im 18 Säc.

noch, ſelbſt unſchuldige Idyllen von orthodoxen Repetenten dem menſchlichen Unverſtande zum Opfer dargebracht werden. Die letztern haben doch die Bundeslade nicht angegriffen.

Von der Klage über Lavater kein Wort! Betreffend dieſen Mann appellire ich getroſt an alle denkenden Theologen, an alle die der Geiſt des Fanatismus nicht für vernünftige Ueberlegungen, für Philoſophie und Menſchenverſtand getödtet hat. Der liebe Gott hat neben großen Männern, neben Patrioten, Denkern und Epochemachern in verſchiedenen Theilen der Wiſſenſchaften doch wirklich ſeltſame Koſtgänger in Zürich. Recht nächſtens will ich beide Arten von Angeſicht zu Angeſicht betrachten und Geßnern umarmen und ihm mündlich ewige Freundſchaft ſchwören.

Bin ich nicht ein Verfaſſer von bewundernswürdiger Langmuth und Geduld, daß ich noch nicht gefragt habe, wenn ehe doch mein cimbriſcher Krieg zum Vorſcheine kömmt? Auch hoff' ich, Ihnen recht ſehr lieb zu werden, weil ich Sie mit keinem langen Briefe ennuyire! Hören Sie mit Zwey Worten: ich bin, beim Tell!

Ihr wahrer Freund
Jo. Müller.

Und hiemit dem Apoll befohlen!

Dieſer trotz der vielen Briefmittheilungen bisher ungedruckte Brief Müllers gehört zwiſchen den Brief an Nicolai und den an Felix Balthaſar, in Joh. von Müllers Briefen an Freunde. Er bietet nicht Unwichtiges dar, wie z. B. das Urtheil über Voltaire, welches einer richtigen Würdigung Müllers ſelbſt nicht wenig dient. Noch iſt kein gültiges Urtheil über ihn ausgeſprochen. Weder Wöltmann's Angriffe auf ihn, noch Wachler's mit edler Indignation über Woltmann verfaßte, Lob ſprechende Charakteriſtik ſind ganz zu unterſchreiben. Was die Beziehungen auf einen Brief Gleim's an Müller angeht, welchen Müller ſeinem Briefe an Geßner beigeſchloſſen, ſo iſt dieß derſelbe Brief, welcher von Wilhelm Körte in den „Briefen Gleims, Heinſes und Müllers" S. 66 des erſten Bandes mitgetheilt worden. Das Manuſcript liegt vor uns, und wir erſehen daraus, daß Körte die zweite Hälfte des Gleimiſchen Briefes ganz ungedruckt gelaſſen hat. Gleim beklagt ſich darin in ſehr harten Ausdrücken über einen hämiſchen Streich, den ihm ſeiner Meynung nach Lavater geſpielt habe. Was Körten mag bewogen haben, dieſe Stelle des Briefes, ſo wie eine andere über Boyſen, nicht drucken zu laſſen, die Unerweislichkeit des Vorwurfs, hält auch uns zurück, dieſe zweite Hälfte des Briefes mitzutheilen. Es giebt genug gegründete Vorwürfe gegen ausgezeichnete Männer, die uns den Wahn, ſie für Götter zu halten, benehmen, ſo daß wir unerweisliche entbehren können.

Sonſt erinnert uns dieſer Brief auf eine erfreuliche Weiſe an eine Zeit, wo die ausgezeichneten Geiſter deutſcher Nation einander aufſuchten, unterſtützten und in dem Streben nach dem Edelſten in Wiſſenſchaft und Kunſt ſich vereint fühlten. Da wurden in Briefen ſchon Freundſchaften geſchloſſen, die freilich eben deswegen, weil man im Kunſt- und Wiſſenſchaftsenthuſiasmus die Perſönlichkeiten überſprang, nur zu häufig in lauter Unnatur ausarteten. Dennoch haben Wiſſenſchaft und Kunſt jener Zeit und ihrem Streben unendlich viel zu danken, weil man jeden Genius, jedes eminentere Talent zu pflegen bemüht war. Endlich ward aus jener Zeit Klopſtocks Idee einer Gelehrten-Republik geboren. Auch warum er für dieſelbe ſtrenge Ariſtokratie als Form ſchuf, geht aus den Briefen hervor, was weitläufiger zu erörtern hier nicht der Ort iſt. —

Alt- und Neurom.

Wir entlehnen dieſen Aufſatz aus Jouy's eben ſo geiſtreichen als unterhaltendem Werke: L'Hermite en Italie, das vor kurzem in Paris erſchienen.

Die Zeit und die neuern Römer haben Karthago vollſtändig gerächt: Du ſuchſt Rom in Rom und findeſt blos eitel Trümmer. Wie oftmal, wenn ich zweck- und planlos durch die Straßen wanderte, kehrte ich traurig von dem Anblick tiefer Verſunkenheit zurück, wo ehemals ſolche Gröſſe gethront! In Rom, mehr denn irgend ſonſt, wirſt Du von dem Nichts menſchlicher Eitelkeiten ergriffen. Wann ich, durch die Triumphatorſtraße wandernd, der Herrlichkeit gedachte, welche die Konſuln, die Retter des Freiſtaats, umgab, ſtörte mich eine Prozeſſion bußfertiger Sünder aus meinen Träumereien auf; dachte ich **Cato's**, ſo erblickten meine Augen einen Abate, der einer jungen Schönen den Hof machte; rief ich **Mucius Scävola** mir ins Gedächtniß zurück, wie er ſeine Hand, zur Strafe, daß ſie das Schlachtopfer verfehlt, in die Flammen ſtreckte, ſo gewahrte ich einen päpſtlichen Soldaten, wie er den Sonnenſchirm ausbreitete, um gegen ihre Gluthen geſchützt zu ſeyn. Ein Marktſchreier treibt ſeine elenden Künſte da, wo die Rednerbühne ſich erhob; in **Lukretiens** Haus handelt eine alte Kokette um Liebhaber; ehrloſe Mütter ziehen ihre Töchter, voll Sorge für deren Liebreiz auf, um ſie da zu verkaufen, wo des **Virginius** tugendhafte Großthat die Tochter der brutalen Geilheit des Decemvir **Appius** gewaltſam entriß; das „**Königsvolk**“ bietet nur das ſchmachvolle Schauſpiel eines **Bettlervolks** dar, und ſchamloſe Wegwerfung herrſchet bis an die Ruinen des **Veſtatempels**. All' jene todten Reichthümer, all' jene Erzeugniſſe der Künſte und des Genius, all' jene Palläſte und ihre ſtolzprunkende Verlaſſenheit höhnen mehr das gegenwärtige Elend, als ſie von ehemaliger Größe zeugen.

O nimmermehr geh nach Rom, willſt Du die heilige Ehrfurcht Dir bewahren, die ſein zauberiſcher Name noch immerdar einflößt! Suchſt Du dort die Römer, ſo öffne die Gräber; ruf ſie hervor, die gewaltigen Schatten der Weltherrſcher; ſie werden Dir künden, was Rom geweſen, und Du wirſt jenen unnennbaren Reiz empfinden, der auch an die geringſte Erinnerung ſeiner Geſchichte geknüpft iſt. Hüte dich vor allem, ihm die Wahrheit jener ſinnvollen Dichtungen und Sagen abzuſtreiten, die ſeinen Urſprung mit den Geheimniſſen ſeiner künftigen Beſtimmung umhüllen. Stammte dies Volk, ſo groß im Krieg, nicht vom Gott **Mars** ab, ſo müßte es daher ſtammen, und wenn ein kalter Grübler in den Zeiten des Freiſtaats der Wölfin, welche **Romulus** und **Remus** ſäugte, eine Amme untergeſchoben, ſo wäre er wohl ſchlimm vom römiſchen Volk empfangen worden. Das heißt nicht den Aberglauben der Völker nähren, wenn Du den, der unter ihnen herrſchet, zu ihrem Vortheil wendeſt, und ich konnte Numa nicht von ſeiner Nymphe Egeria trennen, ohne den Zauber, welcher auf der Weisheit dieſes erſten Geſetzgebers von Rom ruht, zu verlieren. Im Dunkel der Haine, bei der Friſche durchſichtiger Quellen brütete er über jenem Geiſt des Raubes, der des Romulus Krieger zum Siege führte, und Du kannſt in jenen Anfängen Roms das Geſchick nicht genug bewundern, welches immer auf einen kriegeriſchen einen friedlichen König folgen ließ: daher jener Samen der Größe, welcher in den römiſchen Einrichtungen emporkeimen und weit hin ſich durch die Gewalt der Waffen ausdehnen ſollte. Unerſchöpflicher Gegenſtand zu Betrachtungen! — Jenes Rom, deſſen Jugend wuchs und erſtarkte unter der Obhut ſeiner erſten Könige, wandelt allein, frei und gewaltig, während der fünf Jahrhunderte ſeiner Mannheit, fort; da das Alter ſeiner Hinfälligkeit naht, ſinkt es zurück unter das Joch der Imperatoren, die eine ungeheure Gruft graben. Und dieſe Betrachtungen erhalten durch Deine Anweſenheit an Ort und Stelle ſelbſt Nahrung, greifen um ſo tiefer in Dein Herz!

Umſonſt ſuchſt Du nach Denkmälern aus der Republik, die Geſchichte allein hat ihr Gedächtniß geheiliget; Du findeſt in Rom nur die Kloaken des Tarquinius und die Zeugen von dem ſtolzen Prunk der Imperatoren. Alle Werke der Republik gingen unter in dem Brande Roms, dem Schauſpiel, das ſo würdig war des Herzens von Nero. Welch' Bedauern fühlſt Du nicht, wenn Du die erhaltenen Bruchſtücke über das Leben dieſes Ungeheuers im Tacitus lieſeſt, daß das Gemälde ſeines Todes verloren gegangen? Mit welchen Farben hätte Tacitus den Muttermörder gemalt, der nicht mehr leben konnte und nicht den Muth zu ſterben hatte, indem er den Untergang des Zitherſpielers und Sängers in ſich beklagte und ſein ſcheußliches Leben durch ſchändliche Feigheit krönte!

Rom iſt noch mit Nero's Denkmalen bedeckt; niemand weiß, wo Numa's, wo der Aemilier Aſche ruht. Nero's Grabmal ſtand noch unter Pascal II. auf dem Platze, wo jetzt die Kirche Santa Maria del Popolo ſteht. Es war dieß der alte Begräbnißplatz der Domitier: die Aſche des Muttermörders Nero ward dort, heißt es, von ſeiner Amme beigeſetzt. Nicht fern von dieser Ruine erhob ſich ein mächtiger Nußbaum, worauf zahlloſe Krähen ſich niederließen und krächzten. Im Traume ſah Paskal den Satan, wie er ſeinen Legionen gebot, eine Wache um Nero's Grabſtätte aufzuſtellen, und es ward ihm offenbart, daß dieſe Wache ſich in die Geſtalt von Krähen gehüllet. Seine nächtlichen Geſichte, als ſie ruchtbar wurden, verbreiteten Beſtürzung durch ganz Rom; der Nußbaum ward den Flammen beſtimmt, ſeine Aſche verdammt, in die Tiber geworfen zu werden, und die Krähen wurden vom Papſt in Bann gethan, ohne daß jemand wüßte, was ihnen geſchehen. Doch ging ihr Geſchlecht nicht unter in Rom; denn ganze Schwärme ſiehſt Du auf Gebäuden und Kirchen, ohne Furcht vor einem neuen Bannſtrahl.

Dieſe Thatſache bringt Alt- und Neurom einander um etwas näher; denn es iſt bekannt, welchen Einfluß die alten Vogeldeuter (haruspices) dem Flug der Raben beimaßen, die ſie doch nimmermehr für verwandelte Dämonen hielten. Dieſe Annäherung iſt nicht die einzige, die Du aufſtellen könnteſt; eine Menge Gegenſtände profanen Urſprungs erblickſt Du zu Rom, welche durch die Sitte geheiliget worden. Mehr denn ein Bildniß der heiligen Jungfrau iſt aus einem Marmorblock der Venus hervorgegangen, und mehr denn ein Jeſuskind iſt ein bloßer Amor, dem die Schwingen abgeſchnitten worden. Die Säulen zumeiſt, welche die Wölbungen der Kirchen tragen oder ſchmücken, haben die Hallen der Tempel von falſchen Göttern geſtützt, und die Kirchen ſelbſt ſind oftmal auf den Grundlagen altrömiſcher Gebäude erbaut. Welcher Unterſchied aber zwiſchen den Menſchen von Ehemals und Jetzt! Horaz würde ſicherlich die nicht als „laudatores temporis acti“ (Lobredner der Vergangenheit) hinſtellen, welche dieſe Verſchiedenheit, ſo wie mich, ergriff. Um ſich davon eine Vorſtellung zu machen, wär' es hinreichend, ſich an die Bevölkerung des alten und neuen Roms zu erinnern. Bei der letzten Zählung unter Kaiſer Claudius zählte Rom fünf Millionen Einwohner; jetzt hat es kaum hundert dreißig tauſend, und zur Zeit, wo die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt am bevölkertſten war, unter den Barberini, zählte ſie nicht ganz dreimal hundert tauſend.*) Der Umfang des alten Roms betrug fünfzig Meilen, während der des heutigen dreizehn oder vierzehn beträgt; die Alten zählten dreißig Thore, welche zu eben ſo viel Straßen führten; jetzt gibt's noch ſechzehn. Die Geſchichte verſichert uns, daß die Zenſoren den Gärtnern um ſechzig tauſend Thaler Miſt verkauft; jetzt könnten die Verwalter der Stadt das Gras und die Dornen verkaufen, welche darin wachſen.

Nur acht Obeliſken ſtehn noch von den fünf und vierzig, welche einſt nach Aegyptens Eroberung aufgerichtet worden; und obgleich das Vermögen und die Reichthümer in einer kleinen Zahl päpſtlicher Familien zuſammenſtrömen, was ſind dieſe ärmlichen Reichthümer in der Stadt, wo zwanzig tauſend Bürger ſonſt — Einkünfte beſaßen, womit ſie Armeen unterhalten konnten? Ein ſolcher Bürger war jener Lucullus, dem Europa den Kirſchbaum verdankt, den er aus Kleinaſien gebracht; ein ſolcher war auch jener Apicius, der lieber ſterben als leben wollte, da er nur noch zweimal hundert tauſend Seſterzien für ſeine Tafel verwenden konnte. Das neue Rom, wie das alte, nährt Juden in ſeinem Schooße; denn überall, wie Usbeck in ſeinen perſiſchen Briefen ſagt, finden ſich die Juden ein, wo Geld iſt. Ihr Zuſtand hat ſehr gewonnen, und ſogar noch bevor die franzöſiſche Regierung eine gleiche Freiheit des Kultus in Rom eingeführt, lebten die Juden und proteſtantiſchen Sekten hier unter einem duldſamern Regiment, als in den meiſten katholiſchen Staaten anderwärts. Die Juden zum Beiſpiel, deren Zahl ſich auf achttauſend belief, waren keiner andern Verpflichtung unterworfen, als alle Sonnabend die Predigt eines katholiſchen Prieſters anzuhören. Um dieſe Zeit wurden ſie in Spanien noch verbrannt, und waren in Frankreich des Rechts beraubt, in Städten zu wohnen, ad majorem gloriam Domini (zu höherem Ruhm des Herrn).

Außerhalb Rom iſt ſein Verfall vielleicht noch hervorſtechender, als auf den Ruinen des Coliſeums; jene Gefilde, deren

---

*) Vor dem Jahr 1337, als Gregor XI. ſeinen Sitz von Avignon nach Rom verlegte, zählte es blos 30,000 Einwohner.

Anbau **Varro** ſo ſehr erhebt, bieten, auf vier oder fünf Meilen in der Runde, den Anblick einer wüſten, brachliegenden Oede dar. **Dionys** von **Halikarnaß** meldet, daß die Stadt zu ſeiner Zeit dergeſtalt angewachſen, daß man nicht wußte, wo das Land beginne. Wie ſehr hat ſich das alles durch die Länge der Zeit geändert! Was gibt es elenderes, als die Felder **Latiums**? Wie ſollt' es auch anders ſeyn? Nichts in der Welt vermöchte das Volk Roms aus der Trägheit zu reißen, in die es verſunken iſt; den Müßiggang zieht es allem vor, woſern es nur Brod und Feſtaufzüge hat; es rennt in die Kirchen ohne Andacht, wie das Volk des alten Roms zu den Spielen des Cirkus lief. Hörſt Du die Bewohner von **Transtevere**, das heißt vom jenſeitigen Ufer der Tiber, gegen das **Janikulum**, ſo wären ſie die ächten Abkömmlinge der alten Römer; aber welche Römer! Immerhin bemerkſt Du unter ihnen eine gewiſſe Energie, oder um es beſſer zu ſagen, eine Abweſenheit der Trägheit, welche ſie, nicht zu großen Unternehmungen, wohl aber zum Anbau ihrer Gärten und Weinreben tüchtig macht, und auch, wie ſie es öfters gethan, in Volksaufruhren zu glänzen. Sie ſind empfänglicher fürs Gold als für Gleichnißreden, und wenn ein neuer **Menenius** vermittelſt der Fabel von den Gliedern und vom Magen ſie wieder zur Ordnung zurückzuführen ſuchen würde, gäben ſie ihm zur Antwort: ein hungriger Bauch habe keine Ohren. Mehrmal ſchwatzte ich mit den Transteverinern, und ich würde mich nicht wundern, wenn ein neuer **Rienzi** aus ihnen hervorginge. Im allgemeinen ſind ſie ſtärker, ja ſchöner, als die Römer der Stadt; die jungen Mädchen tragen, die Füße blos, voll Anmuth ihre Waſſerkrüge auf den Köpfen, und erinnern durch die Regelmäßigkeit ihrer Züge und den Adel ihrer Bewegungen an die ſchönen Campanierinnen in **Pouſſin's** Gemälden.

Die alten Römer waren von einer ganz andern Natur, als wir; und unaufhörlich halten wir bei der Erzählung ihrer Großthaten inne, verlegen, ob wir das, was ihnen als die erhabenſte Anſtrengung der Tugend galt, nicht mit dem Ausdruck: Verbrechen ſtempeln ſollen. Zu Virgils Zeiten ſelbſt ſchon hatten die römiſchen Sitten ſo große Veränderung erfahren, daß dieſer Dichter meynt, die ſtoiſche Seele des erſten **Brutus** ſey zwiſchen einer ungeheuern Sehnſucht nach Ruhm und der Vaterlandsliebe getheilt geweſen. Machiavelli, deſſen Urtheile über die römiſche Republik und das Regiment der Könige Roms ſo tief ſind, bewundert das Prinzip der Stärke und Erhaltung, welches Rom in ſeinem Buſen trug. Das Bewunderungswürdigſte, was mir Rom darzubieten ſcheint, iſt nicht die Raſchheit ſeiner Siege und ſtufenweiſe Ausdehnung ſeiner Eroberungen, auch nicht die Weisheit ſeiner meiſten Geſetze: es iſt, was Du ſo ſelten unter Menſchen findeſt, die Ergebung im Unglück und eine edle Kühnheit bei Niederlagen; nie beſchloß Rom einen ſeiner Größe würdigern Triumph, und der fähiger geweſen wäre, die Kraft des Volkes wieder aufzurichten, als den, welchen es jenem beſiegten Konſul bot, daß er am Heil der Republik nicht verzweifelte. Die Regierungen, gleich den einzelnen Menſchen, erliegen unter eingebildeten Drangſalen, und triumphiren nur dadurch über die ungeheuerſten Gefahren, daß ſie den Muth haben, ihrer nicht zu achten. —

Was wollte Rom? — Ruhm; und es wußte, daß der Ruhm nicht immer im Erfolg liegt: Zeuge deß iſt Regulus, der nach Karthago zurückkehrte, weil er den Ruhm auf einem Richtplatz ſah; Zeuge deß iſt Cato von Utica, der ſich durchbohrte, weil er die Knechtſchaft ſeines Vaterlands nicht überleben wollte; Zeuge deß iſt Cäſar, der die Warnungen der Freunde verſchmähte, nicht in den Senat zu gehen. Was war nicht von einem Volk zu erwarten, von dem jeder Bürger ſich erhaben über all die Könige der Erde dünkte, und das Jahrhunderte lang nach keinem andern Metall, als Eiſen geizte, theils um den Feind zu beſiegen, theils um die Furchen aufzuwühlen und das Land zu veredeln! Derſelbe Grund, welcher die alten Römer zum erſten der Völker machte, macht die gegenwärtigen zum letzten der neuern Völker: dort dünkte ſich jeder viel, hier weiß er, daß er nichts iſt, und ich ſehe nicht, warum die Menſchen um mehr als den Unterhalt ſich abmühen ſollten, da das Klima ſie vor Froſt ſchützt, und ſie der Freiheit verluſtig gehen.

Einen andern ungeheuern Unterſchied bemerkſt Du noch zwiſchen Alt- und Neurom. Nie ehrten der Senat und die Bürger, ungeachtet der Geſchmack für Künſte nach der Einnahme von

Syrakus durch Marcellus Eingang fand und durch Athens Eroberung neue Stärke bekam, die Künſtler, zumeiſt Sklaven, und eben ſo wenig den Stand der Kaufleute, die ebenfalls Sklaven waren, während Du der päpſtlichen Regierung und den Großen Roms die Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußt, daß ſie jederzeit große Künſtler mit einer Auszeichnung behandelt, welche Männern, die faſt den einzigen Glanz des heutigen Roms ausmachen, auch mit Recht gebührt. Plautus blieb Sklave; Leo X. ſuchte Michel Angelo's und Rafaels Freundſchaft; allein dies Wohlwollen, das man den Künſtlern zollte, erſtreckte ſich, zum Unglück der Bewohner Roms, nicht auf die Kaufleute: daher das Elend, welches Rom zernagt. Die ganze bekannte Welt war dem alten Rom tributbar, das jedoch damals nicht ſo reich war, da es in Ueppigkeit und Ueberfluß ſchwamm, als da es dieſer Dinge entbehrte; das neue Rom hat nur ſchwache Einkünfte, ſeine fruchtbarſte Domaine iſt das Fegfeuer und ſein beſter Induſtriezweig der Ablaßkram, und wenn es gegen die Philoſophie donnert, thut es wohl; denn die Philoſophie iſt ein neues, gefährlicheres Karthago, als es die Dido-Stadt für die des Romulus geweſen. Aſien's und Afrika's Gold und Silber ſtrömte ſonſt nach Rom: in den letzten Jahrhunderten beſaß es noch einen Spottſchatz, welcher der Schatz von Sixtus V. hieß. Nichts verkündet ſo ſehr das Elend eines Landes, als wenn die Regierung einen Schatz beſitzt. Einroſtende Reichthümer ſind der Geſellſchaft von keinem Nutzen; es wäre eben ſo gut, ſie, vergraben im Schooß der Erde, liegen zu laſſen. Oft ward die Politik von Sixtus V. der Tiber's verglichen, eine Politik, die nur zu ſehr eine Napoleoniſche war. Gleich Tiber wollte auch Sixtus V., daß die Römer in der Abhängigkeit vom Oberhaupt des Staats leben ſollten; er bot daher den reichſten Bürgern Roms einen Köder aus, der ihn zum Meiſter über das Gold und Silber machen mußte: er richtete unter dem Namen „Bergplätze" (luoghi di monte) eine Art Renten ein, deren Intereſſen er nach und nach ſchmälerte, bis er endlich damit endigte, daß er blos in Papier bezahlte. Allein, was er auch thun mochte, jener Schatz belief ſich nie höher als auf ſieben und zwanzig Millionen Franken; er ward in der Engelsburg verwahrt. Lange blieb er unberührt und folglich nutzlos. Endlich ſchöpfte man in den Zeiten der Noth daraus; und die Päpſte legten einen Theil von dem, was ſie daraus nahmen, wieder zurück; aber nie wurde die Summe wieder ganz, ſo daß im Jahr 1765 nur noch zehn Millionen ſich im Schatz befanden: jetzt iſt blos noch der Name von dem Schatze Sixtus V. vorhanden. Roms Reichthum beſteht einzig in ſeinen Kunſtſchätzen, in ſeinen Gemälden, ſeinen Bildſäulen und ſogar in ſeinen Ruinen, welche die Fremden zum Beſuch herbeilocken: auch iſt alles in Rom verkäuflich, und käme Jugurtha wieder, ſo könnte er es mit mehr Grund jetzt ſo anreden, wie er ehemals gethan. *) Aber wozu auch dienen ihm all dieſe Schätze, womit es prunkt?

Ich ſtelle mir das alte Rom auf einem Triumphwagen vor, der rings von gekrönten Sklaven umgeben iſt und von vier präch-

---

*) Als Jugurtha ſeinen Mitkönig Numidiens, den Hiempſal ermördet und deſſen Bruder Adherbal über die Grenzen ſeines Reichs hinausgetrieben hatte, beſtach er die Einflußreichſten des Römiſchen Adels, und dieſe hintertrieben es, daß von Seiten des Römiſchen Volks, deſſen Schutzverwandte Hiempſal und Adherbal waren, Rache an Jugurtha genommen wurde. Adherbal mußte mit demſelben Numidien theilen, und durch Beſtechung wußte ſich Jugurtha von den zur Theilung beſtellten Römiſchen Geſandten, den volkreichſten Theil Numidiens zu verſchaffen. Als er darauf den Adherbal ſogleich angriff und ermordete, ſchickten die Römer vergebens den Calpurnius gegen Jugurtha, an ihm Rache zu nehmen. Calpurnius ließ ſich beſtechen, und ſchloß einen Frieden, in dem Jugurtha ſich ſcheinbar unterwarf. Selbſt als Jugurtha nach Rom zur Verantwortung gezogen wurde, hintertrieb die von ihm beſtochene Parthei jede Entſcheidung, und Jugurtha erhielt erſt dann den bloßen Befehl, Italien zu verlaſſen als er durch gedungene Römer ſeinen Nebenbuhler Maſſiva hatte ermorden laſſen. Dafür waren aber auch unterm Adel, ſelbſt im Senat von ihm Beſtochene, und mit Recht rief er daher bei ſeiner Abreiſe, ſich das letzte Mal nach Rom zurückwendend: O käufliche Stadt, bald wirſt Du zu Grunde gehn, ſo wie ſich ein Käufer gefunden hat!

tigen Rennern gezogen wird. Vom neuen Rom könnteſt Du die beſte Vorſtellung geben, wenn Du es als eine Matrone abmalteſt, die in die zerriſſenen Lumpen eines reich brodirten Stoffes eingehüllt iſt, dabei aber ſehen läßt, daß ſie kein Hemd hat.

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen für das Jahr 1825.

(Fortſetzung.)

Frauentaſchenbuch,

Nürnberg, bei Leonhard Schrag.

Die Kupfer zu einigen Trauerſpielen von Calderon ſind ſämmtlich durch recht eigentliche Häßlichkeit widerlich, und um nichts beſſer, als die vorjährigen. Nicht ihr einziger, aber ein Fehler, den ſie mit den Kupfern aller frühern Jahrgänge gemein haben, iſt die, für das zwar an ſich große Format, doch immer noch übertriebene Länge der Figuren, die beinahe oben und unten anſtoßen.

Unter den Erzählungen beginnt die **Kryſtallkönigin** von **Georg Döring**. Werni, ein junger Walliſer iſt im Begriff, ein ehrliches Mädchen zu heirathen. Da verlockt ihn Herni, ein älterer Hirt, zu den Vieſchergletſchern hinaufzuſteigen, um die Schätze der Kryſtallkönigin zu heben, die dort oben in dunkler Eiskluft hauſen ſollte. Er kommt in die Höhle und bleibt darin 25 Jahre lang verzaubert. Mittlerweile hat ſeine Braut einen andern geheirathet, und lebt in glücklicher Ehe. Am Hochzeittage ihrer Tochter erſcheint Werni wieder, weiß nichts von ſeinem langen Schlafe, und hält die junge Braut für die Seinige. Da entdeckt er ſchaudernd ſeinen Irrthum und geht in ein Kloſter. An ſich iſt dieſe Erzählung ganz artig, aber ſie iſt durchweg Plagiat. So alt die deutſche Sagenwelt überhaupt iſt, ſo alt ſind auch die Sagen von Unglücklichen, die durch böſen Zauber verlockt, ein ſicheres Glück dem ungewiſſen aufgeopfert, und wieder die Sagen von verloren gezangenen Verlobten, die auf oder in einem Berg, Schloß oder Garten in einem langen Zauverſchlafe gelegen, und erſt nach vielen Jahren zu den Ihrigen zurückgekehrt ſeyen. Neuere Dichter haben dieſe Sagen vielfältig ausgebildet, ſo Tiek in mehreren Novellen, Hoffmann in den Bergwerken von Falun. Wer die Werke dieſer beiden Meiſter kennt, wird die ganze Idee und jeden einzelnen Zug in der Erzählung des Herrn Döring, ſofern er echt poetiſch genannt zu werden verdient, bereits als Original finden, und die ſteife Copie wie billig wegwerfen.

Die ehrlichen Leute, Novelle von **Willibald Alexis**, nach dem Spaniſchen. Unter dieſem letzten Zuſatz iſt zu verſtehen: nach Cervantes, denn auf den erſten Blick wird hier eine Nachahmung der berühmten Spitzbuben-Novelle jenes größten aller Humoriſten erkannt. Wie dort Cervantes uns in alle Winkel der großen Städte Spaniens führt, um uns die ſeltſame kleine Welt der Diebe zu zeigen, deren Genialität und Verruchtheit, Stolz und Bettelhaftigkeit, Jubel und Leiden, einen unübertrefflich komiſchen Eindruck machen, ſo gibt uns obiger Alexis Diebsſcenen aus den Winkeln Berlins zum Beſten. Seine Nachahmung erſtreckt ſich überhaupt nur auf die Auffaſſungsweiſe, den Geiſt und Humor des Cervantes, während er uns ganz und gar Berliniſche Luft athmen läßt, und durch das Letztere unterſcheidet er ſich eben ſo originell von Cervantes, deſſen Geiſt ſein Vorbild iſt, als durch das erſtere von dem ſchmutzigen Julius von Voß, der über denſelben Gegenſtand, aber über das Gemeine, auch nur mit Gemeinheit geſchrieben. Er führt einen jungen Berliner, der in England zum Taſchendieb erzogen worden, nach ſeiner Vaterſtadt zurück, läßt ihn nacheinander mit verſchiedenen einheimiſchen Rittern derſelben Kunſt, endlich mit einer ganzen Diebszunft collidiren, die ihm den Meiſter zeigt. Unter den Spitzbuben iſt beſonders ein Pietiſt und eine alte Diebsmutter trefflich gezeichnet. Auf das loſe Verfahren der Gerichte, und die Untreue der Polizey-Diener ſind ſatiriſche Blicke geworfen. Nach mancherlei Abentheuern wird die ganze Bande gefangen, der junge Engländer entkommt aber mit Hülfe eines zärtlichen Dienſtmädchens, und wird ein ehrlicher Mann. Der ganze Gegenſtand hätte jedoch noch ein reicheres Spiel von Witz und Phantaſie zugelaſſen.

Die Sage vom Hummelfürſten von Wilhelm von Studnitz. Herzog Sobieslaus läßt das Schloß zu Glatz neu erbauen. Der Werkmeiſter iſt Walter von Grundeck, vorgeblich ein junger Deutſcher, der des Herzogs Tochter Maria vom Tode rettet und ihre Liebe gewinnt. Unfern von Glatz liegt die Hummelburg, der Sitz von Räubern, die einem geheimnißvollen Mann, dem Hummelfürſten, gehorchen. Dieſer Fürſt iſt aber niemand anders als Brzetislaus, der rechtmäßige Erbe Böhmens, den Sobieslaus verdrängt und für todt gehalten, und er iſt auch wieder jener verkappte Walter von Grundeck. Sein Zweck iſt, den Nebenbuhler zu ſtürzen. Er entführt ihm die Kinder; doch der junge Prinz entkommt und nur Maria wird auf das Raubſchloß gebracht. Sie hat die Wahl, den Todfeind ihres Vaters zu heirathen, oder zu ſterben. In dieſem Augenblick aber ſtürmen die Diener ihres Vaters das Schloß. Brzetislaus wird gefangen und geblendet. Da läßt er ſich auf die Zinne des Schloſſes führen, und ſtürzt ſich in den Abgrund.

Das getheilte Herz von Fanny Tarnow. Keine erdichtete Perſon, ſondern Julie de l'Eſpinaſſe wird hier mit dem Wahlſpruch: J'aime pour vivre, et je vis pour aimer, als ein Ideal vollkommener Weiblichkeit dargeſtellt. Sie glänzt in den geiſtreichſten Zirkeln von Paris, während ihr weiches Herz noch allen Wonnen und Qualen der Liebe verſchloſſen iſt. Da kommt Mora, der Sohn des ſpaniſchen Geſandten Graf von Fuentes, nach Paris, und eine grenzenloſe Leidenſchaft bemächtigt ſich ſeiner und Juliens dergeſtalt, daß die Macht der Gefühle ſogar ihren Körper zu zerſtören droht. Mora ſcheidet, und aus der Troſtloſigkeit bis zum Tode wird Julie erſt durch den berühmten Guibert gerettet, der mit der ganzen Herrſchgewalt der Männlichkeit ſie zur Beruhigung, ſogar zur Treuloſigkeit an Mora, der bald darauf ſtirbt, und zu einer Liebe zwingt und darin bannt, die ſie ſelbſt zuletzt aufreibt, da der ſtolze kalte Held ſie verläßt, und eine andere heirathet. Wir geſtehen, daß die Verfaſſerin mit unübertrefflicher Wahrheit die Macht der Liebe geſchildert, und den heiligen Triumph, den ſie dieſer in unſern Taſchenbüchern ſo oft gemein gemachten Leidenſchaft bereitet, zugleich zu dem ihrigen gemacht hat. Auch konnte der

Gegenſatz jenes Mora, des faſt weiblich liebenden Jünglings, der uns ganz an Werther mahnt, und jenes Guibert, des eiſernen Mannes, von dem Jean Paul ſagt, daß er wie andere Eroberer deſto leichter Mörder werden könnte, nicht ſchicklicher ſich darbieten, um das größte Herz im größten Kampfe zu zeigen, und uns den Triumph der Kunſt in dem Zweifel finden zu laſſen, ob Juliens Herz größer geweſen oder ſein Schickſal. Nur eins tadeln wir an der Geſchichte ſelbſt, jene unnatürliche gemeine Angſt vor den Verhältniſſen der großen Welt, da durchaus kein hinreichender Grund vorhanden ſeyn konnte, warum Mora ſeine Geliebte nicht zum Altar führte. Man begreift am Ende gar nicht, wo der viele Jammer herkommt. An der Darſtellung wäre auszuſetzen, daß die Verfaſſerin ſich ſo oft des fatalen Wortes unbeſchreiblich bedient, während ſie doch alles ſehr ausführlich beſchreibt.

Schickſalswege von Friedrich Moſengeil. Wir finden einen kleinen Knaben, der, während ſeine armen Eltern auf dem Todbette liegen, in einem Wagenkorb entſchlummert iſt, und darin ohne Wiſſen des Kutſchers viele Meilen weit über Land gefahren wird. Er erwacht, wird entdeckt, und da man ſeine Heimath nahe glaubt, auf das nächſte Dorf gewieſen. Dort wird er von einer reichen Offiziers-Wittwe, die ſeine Züge mit denen ihres verſtorbenen Sohnes überraſchend ähnlich findet, aufgenommen und erzogen, indem ſie an ſeinem Anblick ihren Gram lindert, und ihn liebt, wie ihren Sohn. Alle Nachforſchungen nach ſeinen wahren Eltern bleiben fruchtlos. Er wird nachher ein Geiſtlicher und ſoll zugleich das reiche Landgut ſeiner Pflegemutter erben. Die Sehnſucht treibt ihn an, ſeine wahre Heimath zu ſuchen. Er macht verſchiedene Wanderungen, und kommt endlich in ein Dorf, darin ihm die früheſten Erinnerungen ſeiner Kindheit plötzlich vor die Seele treten. Er ſieht ſeines Vaters Haus, ſtürzt hinein und findet ein liebliches Mädchen, die er um den Namen fragt. Sie heißt Marie, wie ſeine Schweſter. Er umarmt ſie feurig, fragt nach dem Vater, der wie der ſeinige Martin heißt, und eilt ihm entgegen; aber dieſer Vater iſt ein anderer. Er erfährt, daß ſeine Familie hier gewohnt, aber längſt geſtorben iſt. Die neuen

Beſitzer ſind treffliche Leute, und Marie wird des Pfarrers Braut.

Das ſtille Julchen von **Helmina** (der bekannten von Chezy). Die Verfaſſerin ſteigt bei einem Kirchhof aus dem Reiſewagen, und findet das ſtille Julchen, das aus Liebe wahnſinnig geworden, zwar ſeit Jahren mit keinem vernünftigen Menſchen geſprochen hat, der Verfaſſerin aber ſogleich Herz und Mund erſchließt, und ihr ſogar ihre alten Liebesbriefe zum Druck im Taſchenbuch verabfolgen läßt. Das arme Julchen wird uns mit etwas verwäſſerten Farben als eine Art von Ophelia geſchildert. Ganz vollkommen aber ſieht man in ihr eine Reminiſcenz jenes Mädchens von Moulin in Yoriks empfindſamen Reiſen, zu welcher der ſentimentale Britte gleichfalls aus dem Reiſewagen ſteigt. Die Liebesbriefe ſelbſt ſind ſehr fade, wie alles, was Madam ſchreibt, obgleich ſie dieſelben gern für Originalien fremder Hand ausgeben möchte. Julchens Liebhaber Allwil erſcheint höchſt ſchwach und einfältig, wieder als eine Deſcendenz vom jungen Werther, und man begreift durchaus nicht, welches ſchreckliche Schickſal ihn abgehalten, das arme Kind beim Flügel zu nehmen und zu heirathen.

Gertrude, Volksſage vom Heſſelberg, von Albert Grafen **Pappenheim**, iſt recht ſinnig. Ein unſchuldiges Mädchen wird hier zwiſchen einen guten und böſen Geiſt geſtellt. Der eine erſcheint ihr unter der Geſtalt einer mütterlichen Fee, die ihr einen Talisman gibt, um ihre Tugend zu wahren; der andere als ein feuriger Jüngling, der ihre Liebe ſtürmiſch gewinnt, ihr die Fee vergeſſen macht, den Talisman raubt, und ſie darauf in ſeiner natürlichen Geſtalt in den Schlund des Berges begräbt.

Unter den vielen Gedichten iſt die Mehrzahl leſenswerth, eine ſeltene Erſcheinung in Almanachen. Trefflich iſt z. B. unter den **Proben** von F. H. v. O., der auffallend an Uhland erinnert, folgende Romanze:

Der weiße Helmbuſch.

1.

Längs dem Thale von Guevara
Iſt ein Lager aufgeſchlagen,
Nicht zum Streit, zu Luſt und Freude
In des Maien holden Tagen.

König Juan mit der Infantin,
Mit den Damen und Vaſallen,
Wohnt in luftigen Gezelten,
Statt in hohen Marmorhallen.

Helle blickt der Vollmond nieder,
Schmelzend klagen Nachtigallen,
Während von Jasmin und Roſe
Weit die ſüßen Düfte wallen.

In dem Schatten der Olive
Steht die Königstochter Blanca,
Ihr zu Füßen liegt der kühne
Don Beltran von Salamanca;

Schwört ihr ewig treue Dienſte,
Beut das Flammenherz zum Pfande. —
Blanca lohnt mit heißen Küſſen
Des geliebten Dieners Bande;

Reichet ihm drei weiße Federn
Aus den dunkel ſeidnen Haaren,
Auf dem Helme ſoll der Ritter
Ihre Farbe treu bewahren,

Hoch, im ſtillen Feld ertönet
Schwertgeklirre, Roßgeſtampfe,
Schmetternde Trompeten wecken
Schnell die Ritterſchaar zum Kampfe!

Haſtig rafft der kühne Beltran
Sich aus dem geliebten Arme,
Eilt, den Rappen hinzuſpornen
Nach dem dichten Feindesſchwarme.

2.

Aus den düſtern Felſengründen
Nahte ſchon der Mohren Zug,
Der, im Dunkel ſich zu finden,
Weiße Federbüſche trug.

„Ritter Beltram, Ritter Beltram,
Nehmt den Buſch vom Eiſenhut!
Seht, wie auf den Helm der Mohre
Weiße Federbüſche thut.“

„Laßt ihn wehen, laßt ihn wehen,
Meine Freude, meine Luſt!“
Und im ſel'gen Glück der Liebe
glüht die treue Heldenbruſt.

In's Getümmel ſprang er wüthend,
Jeder Hieb iſt Tod und Blut;
Da gewahrt der König ſeine
Weißen Federn auf dem Hut.

„Fluch dem Meineid des Vaſallen,
Fluch dem hölliſchen Betrug!“
Und das treue Haupt des Ritters
Spellt ein einz'ger Schwerteszug.

Allah! ſchrei'n die Mohrenritter,
Wenden ſich zu wilder Flucht,
Jagen, wie von Sturm getrieben,
durch die dunkle Felſenſchlucht.

3.

In dem Glanz der Morgenſonne
Tönt Guevara's grüne Heide
Von Geſängen, nicht zur Freude,
Nein, zum allertiefſten Leide.

In dem Schatten der Olive
Wird ein kühles Grab bereitet,
Dann in langem Trauerzuge
Beltran hin zur Ruh geleitet.

Blutgefärbt das Schneegefieder,
Legt man ihm den Helm zur Seite,
Ihm zur Seite Schwert und Wappen,
Hochberühmt in manchem Streite.

Einen Kranz von weißen Roſen
Will ihm die Infantin reichen;
Aber ihre Sinne ſchwinden,
Ihre Wangen ſich verbleichen.

Helle blickt der Vollmond nieder,
Aus dem Hügel ſproſſen Keime;
Aber ſchon in ſel'gern Räumen
Iſt das Liebespaar daheime.

Auguſt Graf von Platen gibt mehrere ſchöne Gedichte, z. B.

Liebeswarnungen.

Den Körper, den zu bilden
Natur hat aufgewendet all' ihr Lieben,
Den ihre Hand mit milden
Begränzungen umſchrieben,
Den aus dem reinſten Golde ſie getrieben:
O woll' ihn rein bewahren,
Und laß dich nicht zum eitlen Spiel verlocken,
Zum Spiele voll Gefahren,
Und weiche weg erſchrocken,
Wenn eine Hand ſich naht den goldnen Locken!
Wiewohl dein ganzes Weſen
Von leicht entzündbarn Stoffen ſcheint zu flammen,
Zur Liebe ſcheint erleſen,
Laß doch dich nicht entflammen,
Sonſt ſchlägt die Gluth dir überm Haupt zuſammen!
Und wenn auf weichen Gräſern
Allein du ruheſt unter alten Bäumen,
Und blau vor dir und gläſern
Des Fluſſes Wellen ſchäumen,
Die mit Nymphäen ſich und Schilf beſäumen:
Wenn du ſo ruhſt, ſo habe
Zugleich nur acht, auf daß du nicht betrogen,
Wie jener ſchöne Knabe,
Dich ſpiegelſt in den Wogen,
Und zu dir ſelbſt dich fühleſt hingezogen.

Auch was Friedrich Rückert geliefert, ſo wie viele einzelne Gedichte, Romanzen und Sinnſprüche von andern Verfaſſern verdienen eine rühmliche Erwähnung, z. B.

Blumen und Blätter.

1.

Blüthe der Mandeln!
Du fliegſt dem Lenz voraus, und ſtreuſt im Winde
Dich auf die Pfade, wo ſein Fuß ſoll wandeln.

2.

Zierliches Glöckchen!
Der Schnee iſt von den Fluren weggegangen,
Du biſt zurückgeblieben als ein Flöckchen.

3.

Beſcheidenes Veilchen!
Du ſageſt: „Wann ich gehe, kommt die Roſe,“
Schön, daß ſie kommt; doch weile noch ein Weilchen.

4.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienſt im Garten;
Du biſt der Prieſter unter der Familie.

5.

Lilienſtengel!
Zu einem Strauße biſt du nicht geſchaffen,
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

6.

Blüthe der Roſe!
Du lageſt noch in deiner Knoſpenwiege,
Da koſ'te Zephyr ſchon mit dir, der loſe.

7.

Roſe im Dorne!
Du denkeſt, daß der Dorn dich ſolle ſchützen;
Allein der Dorn dient der Begier zum Sporne.

8.

Roſ', hundertblättrige!
Der Sänger, der allein um dich zu werben
Verdient, iſt Nachtigall, die tauſendſchmettrige.

11.

Blüthe der Nachtviolen!
Am Tage läßt ſie keinen Kuß ſich ſtehlen,
Doch Abends giebt ſie einen mir verſtohlen.

13.

O Myrthenkrone!
Dein Loos iſt ſchön; du dienſt der Lieb' im Leben,
Der Unſchuld dieneſt du im Sarg zum Lohne.

14.

O Lorberzweige!
Ihr wachſt auf einem himmelnahen Gipfel,
Zu dem ich nun mehr als zehn Jahre ſteige.

Literatur.

1) Deutſche.

Ehrentempel für Griechenfeinde im lieben Baierlande. Gar ſeltſam ausſtaffirt von Jocosus Veremundus. München 1824.

Wir würden von dieſem ſatiriſchen Flugſchriftlein, welches nur gegen die pädagogiſchen Griechenfeinde gerichtet iſt, gar nicht Meldung thun, wenn damit nicht überhaupt ein Kampf der deutſchthümelnden und alterthümelnden Pädagogik bezeichnet wäre. Wir glauben, mit Spötteln, Witzeln und gegenſeitigem Beſchimpfen wird für die ſo wichtige Sache mehr verdorben, als genutzt. Unſer Veremundus iſt offenbar den Alterthümlern zugethan, und indem er über die Verzärtlichung, Verweichlichung, Materialiſirung loszieht, welche von ſeinen Widerſachern der Jugend und ſomit der Nation und dem ganzen Leben drohn, ſpricht er freilich auch den Glauben aus, als wäre das Gegentheil, Kräftigung und Erhebung zum Idealen nur aus dem Studium des klaſſiſchen Alterthums zu gewinnen. Wie halb und ſchief es mit dieſem „nur“ ausſieht, lehrt der Untergang des Alterthums in ſeiner eignen Verweichlichung, ſittlichen Entartung und Verſunkenheit in Materialismus. Auch bekämpft Jocoſus ſehr ſchlecht den, von den deutſch- oder volksthümelnden, den Alterthümlern, namentlich aber den Helleniſten gemachten Einwand, daß die Griechen ja, eben nur auf ſich ſelbſt fußend, die claſſiſchen und ewigen Muſter in Kunſt und ſchöner Literatur wenigſtens, geworden ſeyen, und daß dieſes die große zu befolgende Lehre derſelben ſey. Wir müſſen geſtehn, daß, wenn von der Bildung wahrer National-Literatur die Rede iſt, wir dieſe auch nur aus dem Schooße vaterländiſcher Natur, Geſellſchaft und Art, hervorgehn zu ſehn vermögen. Wenn dieſe unſere Literatur nun abwechſelnd an Gallomanie, Anglomanie, Gräcomanie gelitten hat und leidet, ſo gehört das freilich zu ihrer Eigenthümlichkeit, und beweiſet daß dieſe ſich's mit keiner einſeitigen, fremden, wie eignen Volksthümlichkeit genügen laſſen mag. Was in dem literariſchen Streben gilt, iſt blos Blüthe oder Wiederſpiel jedes andern, und was dort gilt, gilt auch im Erziehungs- und Unterrichtsweſen Alles Fremde, Gute, Edle, diene demſelben als Mittel allſeitiger Entwicklung, nicht aber als Zweck. Zweck kann und ſoll das Fremde, Alte wie Neue nur dem ſeyn, deſſen beſonderer Beruf als Lehrer deſſelben, es mit ſich bringt. Selbſt dem gelehrt und wiſſenſchaftlich Gebildeten kann es nur als Mittel dienen; jedem anderen noch viel mehr blos in dieſer Weiſe. Hier tritt aber das klaſſiſche, nur als eins von den vielen Bildungsmitteln, obgleich als eines der vorzüglichen auf. Jedoch kann es ſelbſt nur dadurch zu einem wahren Bildungsmittel werden, daß es auf eine bildende Weiſe gelehrt werde. Nicht auf bloß mechaniſche, Verſtand, Gedächtniß, Phantaſie und Gefühl, wenn nicht mehr abſtumpfende als belebende, doch ſicher vereinſeitigende Weiſe. Auf die Methode kommt es an, nicht auf den Gegenſtand der Lehre. Dieſe zu vervollkommnen, ſey edler Wetteifer beider ſich beſtreitenden, pädagogiſchen Partheien; in ihm werden ſie ſich einigen; ſein Reſultat wird die richtige Einſicht in die Stellung ſeyn, welches jedes edle Geiſtesbildungsmittel, (mög' es das claſſiſche Alterthum darbieten oder die Heimath und die Natur aus ihrem unendlichen Reichthum) neben dem andern zu behaupten hat.

2) Franzöſiſche.

Apologie de l'école romantique. Paris. 1824. Dentu.

Schon einmal haben wir das Vergnügen gehabt, von dem in Frankreich florirenden Wahnſinn neufranzöſiſcher Romantik und ihrer dortigen Anfeindung Bericht zu erſtatten. Aus einer wörterreichen Rezenſion obigen Werks, welche Herr Hereau im Septemberheft der Revue encyclopédique geliefert, ergibt ſich, daß weder die ſogenannten Klaſſiſchen noch Romantiſchen Franzoſen wiſſen was ſie wollen. Der Rezenſent der Apologie iſt wüthend darüber, daß die ſogenannt Romantiſchen ſich unterſtehn, den Franzoſen, der großen Nation, Ausländer, Engländer und Deutſche, als nachahmungswürdige Muſter vorzuſtellen, da ja dieſe benachbarten Nationen ſelbſt viel ſpäter zur Civiliſation gelangt wären, als die franzöſiſche. Dieſe könne nur ihre Literatur auf dem von den Schriftſtellern des großen Jahrhunderts bezeichneten Wege zu neuen Erfolgen weiter führen. Ueberhaupt ſey bis jezt der ganze Streit zwiſchen Romantikern und Klaſſikern ein bloßer Wortſtreit, um ſpizfündiger Definitionen willen, die kein Reſultat zur Folge hätten, und höchſtens der franzöſiſchen Literatur verderbliche Spaltungen veranlaſſen könnten. Wenn Herr Hereau hierin Recht hat, ſo können wir ihm die erfreuliche Nachricht geben, daß eins der Nachbarvölker der Franzoſen, das deutſche nämlich, dem franzöſiſchen in richtiger Einſicht des weſentlichen Unterſchiedes zwiſchen Klaſſiſchem und Romantiſchem wenigſtens um zwanzig Jahre vorausgeeilt ſey. Wir beziehen uns hier auf J. P. Fr. Richters Vorſchule der Aeſthetik; deren Lektüre wir auch dem Apologeten der franzöſiſchen Romantiker empfehlen, damit er dieſe fernerhin nicht mehr der Seichtigkeit und Faſelei verdächtig mache, wie er durch vage, hinkende Definitionen folgender Art gethan. „Die Romantiſche Muſe, ſagt er, liebe es, eine wirkliche Welt zu verlaſſen, um ſich idealer Begeiſterung (à des inspirations idéales) hinzugeben; alles was der Einbildungskraft eigen erſcheine, reiße ſie hin und fort; (la ravit et l'entraine) ſie faſſe alles, was beſteht, um ſich nur mit dem, was beſtehen ſollte (pourrait) zu beſchäftigen." Beſonders wenn man die franzöſiſchen Ausdrücke bedenkt, ſo ſieht man ſich mit Herrn Hereau veranlaßt, die anonyme Vertheidigung der franzöſiſchen Romantiker für eine Ironie gegen dieſe Schule zu halten. Gewiß iſt, daß, wenn es im Gegentheil dem Apologeten Ernſt iſt, die franzöſiſchen Romantiker es mit ziemlich weſenloſen, von ihnen ſelbſt ſchwerlich begriffenen Abſtraktionen zu thun haben, höchſtens mit einer Sehnſucht nach einem, ihnen bis dato, noch Fernen und Fremden.

3) Spaniſche.

Auch in Spanien macht die Romanliteratur Fortſchritte. Der Roman: Cornelia Boroquia, iſt in Madrid neu aufgelegt worden, mit dem Motto: Guerra sin tregua! servidumbre, muerte este es nuestro deber. Las alianzas, la amistad de un contrario es un opprobrio. O yo perezca, o mi enemigo cayga. (Krieg ohne Waffenſtillſtand! Knechtſchaft, Tod iſt unſer Loos. Bündniſſe, Freundſchaft mit einem Gegner ſind eine Schmach. Entweder geh' ich zu Grunde, oder mein Feind fällt).

Die Heldin des Romans iſt die Tochter des Marquis von Borquin, Gouverneurs von Valencia, die auf dem Platz von Sevilla öffentlich verbrannt worden, weil ſie ſich der ſchändlichen Luſt eines Erzbiſchofs nicht hingeben wollte. Nicht die Erfindung (denn die Sache ſoll wahr ſeyn) und Durchführung, aber der Ton in dem der Roman gehalten iſt, verſchafft ihm einen ungeheuern Beifall; denn er trifft die Herzen der Spanier, indem er ihre jetzt vorherrſchenden Leidenſchaften auf das ſtärkſte ausmalt.

Künſte und Wiſſenſchaften.

Accademia Gioenia di scienze naturali in Catania.

Dieſe neue gelehrte Geſellſchaft hat ſich am 16. Mai d. J. zu Catania in Sicilien gebildet, auf welcher Inſel jetzt überhaupt ein großer wiſſenſchaftlicher Wetteifer mit dem übrigen Italien erwacht iſt. Ihr Zweck iſt die Naturwiſſenſchaften zunächſt in ihrem Vaterlande zu fördern, und ein Naturalien-Kabinet anzulegen. Die Akademie theilt ſich in zwei Sektionen, in eine für die Naturgeſchichte, und in eine andere für die Phyſik, und beſteht aus 30 wirklichen Mitgliedern, die in Catania ſind, und einer gewiſſen Zahl Ehrenmitgliedern und Korreſpondenten, nicht nur aus Sicilien ſelbſt, ſondern auch aus Italien und andern Ländern. Sie hat ferner noch eine gewiſſe Zahl von Collaboratoren und Zöglingen. Die Akademie hält regelmäßig am zweiten Donnerstag jeden Monaths ihre Sitzungen, und macht alle Halbjahre ihre wichtigſten Verhandlungen durch den Druck bekannt.

Miszellen.

In Paris gibt es zwölf regelmäßige Theater; in den Hauptſtädten der Provinzen, wie Bourdeaux, Rouen, Marſeilles, Toulon u. ſ. w. ſind beſtändig funfzehn derſelben offen; außerdem gibt es noch ſiebenzig andere, die keine ſtehende Schauſpielergeſellſchaft haben. Die Geſammtſumme der Theater in Frankreich beläuft ſich etwa auf hundert; 3000 Schauſpieler und Schauſpielerinnen werden dazu gebraucht. Vierhundert ſolcher ſind gegenwärtig in Paris, die auf das Glück einer Anſtellung harren. Zählt man zu der Summe der 3000 Schauſpieler noch die Theaterdichter, Componiſten, Muſikanten, Maler, Maſchiniſten u. ſ. w. ſo ergibt ſich, daß wenigſtens 15000 Menſchen vom Theater leben. Dazu ſind die Kranken in den Hoſpitälern und die Armen nicht gerechnet, welchen ein Zehntheil der Theatereinnahmen zufließt. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn die Regierung dieſen Zweig der Induſtrie in Schutz nimmt, welcher nicht nur zum Ruhm der franzöſiſchen Literatur beiträgt, und den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft eine vernünftige Unterhaltung gewährt, ſondern auch ſo vielen Familien Unterhalt verſchafft.

Pius VII. hatte einige Kardinäle entfernt, welche ſich zu Gunſten Napoleons ausgeſprochen. Darauf ward folgendes Epigramm gemacht:

Padre santo, in che mai abbiam peccato?
L'hai onto, e l'abbiamo leccato.
Heiliger Vater, was haben wir gefehlt?
Du haſt ihn geſalbet und wir ihn geleckt.

Neue Fabeln

von Demokrit Schmerzenreich.

5. Die Unterirdiſchen.

Stiere pflügten und die Pferde,
daß die dornbewachſ'ne Haide
ihnen werde gute Weide.
Sieh, da ſtürzten aus der Erde
Horniſſe mit Hummeln her,
und es ſummt und brummt das Heer:
„Kirchenſchänder! Gottvergeßne!
von dem Satanas Beſeßne!
was zerſtört ihr unſre Zellen,
Hochaltäre mit Kapellen?
Davon ſollt ihr plötzlich laſſen!“
Und mit einem Hui, ſo ſaßen
ſie den Pflügern in dem Rücken,
gift'ge Lanzen einzudrücken.
Nichts verfing die Kraft des Zorns,
nichts der Stoß des ſtarken Horns,
nichts der Hufe wüthig Schlagen,
bis die Pflüger matt erlagen.
Und die Schwärme ſtiegen wieder
in die Finſterniß hernieder,
und in den verjüngten Hallen
laſſen ſie Te Deum ſchallen.

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen für das Jahr 1825.

(Fortſetzung.)

Minerva.

Leipzig bei Gerhard Fleiſcher.

Die gute Minerva wird allmählig alt und ſchwach und wechſelt zwiſchen Kapricen und Schlafſucht, das eine in den Kupfern, das andere im Inhalt. Ramberg hat hier wieder Darſtellungen zu Göthe's Egmont geliefert, die aber bis auf die dritte wirklich ſchöne, da Oranien von Egmont ſcheidet, auf eine widerliche Weiſe verzerrt ſind.

An den Erzählungen hat Berichterſtatter dieſes ein Paar ſchöne Stunden verloren; wie viel erſt ſonſtige Leſer, Drucker, Setzer und die Autoren ſelber!

Liota, von Blumenhagen, führt uns in die altdeutſchen Wälder. Mit den urkräftigen Knochen- und Fleiſchgebirgen der wilden Männer im Thierfell verbinden ſich die Beſtien ſelbſt, der Auerochſe und Bär, und ein faſt immerwährendes Ungewitter, damit ja des Rumorens, Brummens, Brüllens, Schlachtrufs und Donners kein Ende werde, und die Erzählung kommt keinen Augenblick aus dem geſpannteſten Pathos, ſo daß einem ſchon beim Leſen die Backen voll werden und Schauer über den Rücken laufen. Dagur, Sohn des Oſtphalenfürſten, rettet im Wald den Engernherzog Brun, den ſein Sohn Rolf vertrieben hat. Darauf ziehn die Oſtphalen gegen Rolf zur Rache. Bruns junger Sohn, Elgin, mit dem Dagur den Blutbund getrunken, offenbart ſich als ein Mädchen Liota und wird Dagurs Braut. Ein Pröbchen, wie Herr Blumenhagen zu mahlen verſteht, gibt folgende Beſchreibung des Mädchens, wie ſie vor dem Jüngling reitet: „Das lange Goldhaar wiegte ſich auf dem Winde, die üppigen Glieder umſchloſſen das blanke Pferdchen wie ſchwellender Moosteppich die harte Baumwurzel.“ Mit Rolf aber iſt Dagurs Bruder, Kattwald, eng verbunden und ſpielt den Verräther. Er ſelbſt entführt Liota bei Nacht zu dem heiligen Hain der Hertha, um ſie mit Gewalt ſich zu vermählen. Dort aber wird ſie von dem berühmten Wittekind gerettet, den der Oberprieſter der Hertha ſo eben zum allgemeinen König der Sachſen ausgerufen. Unterdeß ſind Dagur und Brun durch Verrath gefangen worden und erwarten in Rolfs Burg den Tod. Im entſcheidenden Augenblick kommt der König und rettet auch ſie. Jeder Kenner weiß übrigens, daß mit der ſächſiſchen Königskrone aller Wahrheit der Geſchichte und aller Treue in der Darſtellung der alten Verfaſſung und Sitte geradezu ins Geſicht geſchlagen wird. Manches im Tone des Ganzen hat uns gemahnt, als hätte Herr Blumenhagen wohl gar den Oſſian ſich zum Vorbild genommen. So ſteht am Eingang Dagur, wie bei Oſſian Cuhullin. Einige Bilder, aber nicht vom Nebel entlehnt, ſondern ſelbſt neblicht, und die pathetiſche Sprache geben zu dieſer troſtreichen Vermuthung Raum.

Donnerſtag und Freitag von L. M. Fouqué iſt gar nicht der Rede werth, eine elende Nachgeburt.

Der Fündling von Fr. Jakobs ſchildert die Noth eines jungen Kaufmannsdieners, der ohne ſein Wiſſen in die Hände von Schleichhändlern gefallen iſt, für einen Dieb gehalten und eingeſperrt, zuletzt aber von einem vornehmen Engländer als verlorner Sohn anerkannt wird. Die Blicke, die darin auf den Schleichhandel geworfen werden, ſind zeitgemäß. Das Ganze macht indeß Langeweile.

Fr. Köppen ſagt einiges Unbedeutende über Jungbleiben und Altwerden der Weiber und Männer.

Der Nachſpruch von Prätzel iſt eine widerliche Kriminalgeſchichte, die eher in einen Kalender gehört. Ein Liebhaber mordet den Gatten ſeiner Geliebten, der zugleich ſein Freund iſt. Es iſt gar nichts Edles darin, gemeine Gemeinheit.

Wenige freundſchaftliche Briefe von Caroline Pichler handeln von Muſik und haben einiges Anziehende, doch nur aphoriſtiſch.

Herr von Matthiſſon, weiland großer Poet, gibt ein Bruchſtück: Gegenwart und Vergangenheit, das man als einen Nachtrag zu ſeinen Erinnerungen betrachten kann, und es iſt, wie ein flaches ſeichtes Geſchwätz eines Mannes, der immer nur ein patenter Kammerdiener in der Antichambre der Muſe geweſen, nie in ihr Heiligthum als Liebling eingeweiht worden, daher er wohl vieles von Worten und gnädigen Blicken erzählt, die ihm von den aus- und eingehenden Poeten im Vorbeigehn abgefallen, von der Göttin ſelbſt aber mit jener halboffiziellen Bedientenmiene wie billig ſchweigt. Es iſt in der That gar luſtig, mit welchen Vorzügen man ſich jetzt das Bürgerrecht auf dem Parnaß zu gewinnen trachtet. Einer mit ſeinem ellenlangen Titel, z. B. Karl Borromäus Freiherr von Miltitz; ein anderer mit dem halben oder Viertel-Sekulum ſeiner Autorſchaft, indem er an der Dauer derſelben die ſeiner Unſterblichkeit nach geometriſcher Progreſſion abmißt, in der Vielheit Fülle, in der ſtarken Quantität eine gute Qualität findet, und dummdreiſt, wie ein Schulknabe, Dichtung mit densatio und densatio mit Poeſie überſetzt. Wieder ein anderer, z. B. Herr von Matthiſſon, hofft daſſelbe Ziel durch Schmarotzerei und Nepotismus zu erklimmen, wie ein ſchlechter Kandidat ſein Amt, oder wie ein Knabe ſich ohne Billet ins Theater ſtiehlt, indem er ſich einer ehrlichen Familie anzuſchließen weiß, oder wie ein Bedienter Italien ſieht, weil er hinten auf dem Wagen ſeines Herrn ſteht oder wie die alten Sklaven in den Himmel zu kommen hofften, wenn ſie ſich mit ihren Herrn todtſchlagen ließen. Er reiſt, überfällt jeden großen Dichter oder Gelehrten im Negligé, pouſſirt, dedizirt, drängt ſich mit Briefwechſel auf, und wenn man ihn nicht gerade zur Thüre herauswirft, ſo kann er in ſeinen Erinnerungen ſich den Anſchein geben, als habe jeder gute Kopf mit und ohne Puder den ſeinigen als ſeinesgleichen anerkannt. Aber eine Sternſchnuppe, die unter den Sternen herumfährt, wird darum ewig noch kein Stern. Herr von Matthiſſon hätte beſſer gethan, ſein einmal verwelktes Andenken nicht aufzufriſchen. Wie er ganz und gar ins alte Regiſter gehört, beweiſt ſchon, daß er hier von Kotzebue's Menſchenhaß und Reue rühmlich ſpricht und die Aufführung dieſes Machwerks zu Stuttgart und Weimar vergleichen zu müſſen glaubt. Er hätte um ſo ſchicklicher gänzlich geſchwiegen, als ſein berüchtigtes Dianenfeſt oder die Jagd von Bebenhauſen noch keineswegs vergeſſen iſt. In dieſem Konkokt hat er dem ſeligen König von Würtemberg auf eine ſo ekelhaft niedrige Weiſe nicht geſchmeichelt, ſondern wahrhaft ſpeichelgeleckt, daß er nicht nur die Indignation des Publikums, ſondern, wie jeder Unterrichtete bezeugen kann, ſeines Fürſten ſelbſt, der ohne Zweifel ein ſehr geiſtreicher Mann war, in hohem Grade auf ſich gezogen, und wenn er nicht wie Heraz bei der Ungnade ſeines Monarchen hat ſterben wollen, oder wie Racine wirklich geſtorben iſt, ſo wäre doch die Warnung kräftig genug geweſen, um ihm das unberufene Anſchmiegen der Schmarotzerpflanze an große Namen zu verleiden und ſeine Zunge fur immer zu lähmen. Intereſſant erſcheint uns unter ſeinen diesmaligen Reminiszenzen nur folgende Anekdote: „Wenn Sie mich nicht mehr ſo aufrecht umherſchreiten ſehen, wie bei Ihrer vorigen Erſcheinung, ſagte Göthe ſcherzend zu mir, ſo müſſen Sie das ganz in der Ordnung finden; denn es ging ſoviel ſeitdem über unſern Köpfen weg, daß wir uns natürlich haben bücken müſſen.“

(Fortſetzung folgt.)

Bonaparte in der Revolution vom 18. und 19. Brumaire. (8. und 9. Nov. 1799.)

Vorbemerkung.

Wie viele Schriften über dieſe denkwürdige Begebenheit erſchienen ſeyn mögen, ſo behält ſie dennoch immer neues Intereſſe, weil noch ſo manches Dunkel über derſelben ſchwebt. Dieſes ſo viel möglich zu verſcheuchen iſt man nur im Stande, wenn man die verſchiedenartigſten Zeugen darüber vernimmt. Der letzte darüber zu vernehmende Zeuge iſt Napoleon ſelbſt, in den Memoiren von St. Helena, geweſen. Da aber der 19. Brumaire der Tag war, an welchem Napoleon ſich den Weg zum Kaiſerthron, durch den Sturz des Vollziehungs-Direktoriums, und durch Errichtung des Konſulats eröffnete, ſo lag es eben nicht in ſeinem Intereſſe, ſich dabei in ungünſtigem Lichte darzuſtellen. Gerade dieſes Intereſſe ſcheinen aus entgegengeſetztem Grunde die **Mémoires de Louis Jérome Gohier** zu haben weil Gohier damals Präſident des Direktoriums und Gegner von Napoleon's Beſtrebungen war. Aus dieſen Memoires, die unlängſt in Paris *) erſchienen ſind, iſt nachſtehende Darſtellung entlehnt, und wir überlaſſen dem Urtheil der Leſer, die wahrſcheinlich wieder in der Mitte liegende Wahrheit zu beſtimmen. Wir brauchen wohl kaum hinzuzuſetzen, daß es hier weniger auf Bewahrheitung der Thatſachen, als auf die der Motive und Mittel zu den Handlungen ankommt.

1. Bonapartes Rückkehr aus Aegypten.

Unbekümmert um das Schickſal der tapfern Armee, die er halb nackt und ohne einen Kreuzer in der Kaſſe unter Kleber in Aegypten zurückließ, langte Bonaparte am 9. October 1799 auf franzöſiſchem Boden an. Er ſelbſt geſteht in den Memoiren von St. Helena, was ohnehin offenkundig da liegt, „daß er in keiner andern Abſicht gekommen, als das auszuführen, was er nach ſeiner Rückkehr aus Italien noch nicht gewagt hatte, nämlich ſich der höchſten Gewalt zu bemächtigen." Obwohl er im eigentlichen Sinne des Worts ein Deſerteur war, und die geſetzliche Strafe dafür verdiente, empfing ihn doch das franzöſiſche Volk mit großem Enthuſiasmus; „es war, als ob ein Souverain in ſeinen Staaten empfangen würde," ſagen die Memoiren von St. Helena. Sobald er in Paris angekommen war, verfügte er ſich zum Präſidenten des Vollziehungs-Direktoriums Gohier, und am andern Tag erſchien er im Sitzungsſaal der Direktoren. Hier zählte er ſeine Siege in Aegypten auf, gab Bericht von dem Zuſtand der Truppen und rühmte den General Kleber, dem er das Kommando in ſeiner Abweſenheit übertragen. Doch lag ihm nichts ſo ſehr am Herzen, als ſich über den allerdings bedenklichen Umſtand zu rechtfertigen, daß er die Armee verlaſſen. „Er habe, ſprach er, ſeinen Unwillen

---

*) Mémoires des contemporains, pour servir à l'histoire de France, et principalement à celle de la république et de l'empire. Troisième livraison. T. I. Paris 1824.

nicht länger unterdrücken können, da er gehört, daß die franzöſiſchen Grenzen von fremden Mächten allenthalben bedroht ſeyen; am allertiefſten aber habe er es empfunden, daß man ſeiner Abweſenheit die Uebel Frankreichs zuſchreibe. Mehr habe es nicht gebraucht, um ihn alſogleich zum Aufbruch zu beſtimmen, damit er die Gefahren mit den übrigen Franzoſen theile. Bürger Direktoren, rief er zuletzt, indem er ſeine Hand auf den Degenknopf legte, ich ſchwöre, ihn nie anders als zur Vertheidigung der Republik und ihrer Regierung zu ziehen!“

Bonaparte's Gemahlin hatte in ſeiner Abweſenheit häufigen Zutritt im Hauſe des Präſidenten Gohier gehabt, wo ſie gerne geſehen war. Auch Bonaparte erhielt dieſe Verbindung und erſchien mehrmals an der Tafel des Präſidenten. Nicht weniger bewarb er ſich um die Freundſchaft Moulins, eines der Direktoren. Er ließ dieſen Männern ſeinen Haß gegen Sieyes und die Abſicht merken, ihn aus dem Direktorium zu verdrängen, und ſeine Stelle einzunehmen. Sie ſtellten ihm vor, daß er das verfaſſungsmäßige Alter hierzu nicht habe, und gaben ihm zu verſtehen, daß dieſe ſeine Bemühungen ſo lange fruchtlos ſeyen. „Wie? ſprach er zu Gohier, Sie halten ſich an den todten Buchſtaben?“ —

Dennoch that Bonaparte wiederhohlte Schritte, um Sieyes zu ſtürzen. Jetzt war ſeine Abſicht vielen klar, warum er Aegypten verlaſſen. Doch ſcheiterten ſeine Hoffnungen auf dieſem Wege.

Alsbald ſammelte ſich eine Schaar Unzufriedener um ihn. Talleyrand, Bruix, Röderer und Regnault de Saint-Jean-d'Angely wurden ſeine vorzüglichſten Vertrauten und thätigſten Werkzeuge am 18. Brumaire.

2. Bonaparte mit Sieyes.

Die Republik war ruhig von außen; denn ſie war ſiegreich geweſen. „Darum, ſagten Bonaparte's Freunde zu ihm, können nur innere Bewegungen einen impoſanten Vorwand zu einem neuen Umſchwung der Dinge geben. Sieyes ſchreit immer gegen die Jakobiner und Direktoren; bedienen Sie ſich der Projekte, die man ihm zutraut.“

Sieyes, der unter der Maske der Beſcheidenheit einen ungezügelten Stolz verbarg, ein ausgelernter Heuchler voll Eigenliebe und ſchmutziger Habſucht, hatte ſchon eine Parthei gebildet. An ihn ſchloß ſich Bonaparte an, obwohl er ihn herzlich verachtete, um die Revolution vom 18. Brumaire herbei zu führen; nie war er, weder in der Wahl ſeiner Agenten, noch der Mittel, zum Ziel zu gelangen, beſonders delikat geweſen.

Bonaparte zeigte ſich nie als eifrigern Freund der Republikaner, als da er der Republik den Todesſtoß verſetzen wollte. Man ſah ihn häufiger als ſonſt in ihrer Mitte, er lud ſie zu ſich ein und gab ihnen die größten Beweiſe ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit. Er brüſtete ſich mit Gohiers und Moulins Freundſchaft.

Das Direktorium wollte ihm eine neue Stelle in der Armee übertragen. Sieyes allein widerſetzte ſich. „Freuen wir uns lieber über die Unthätigkeit eines Mannes, ſagte er, deſſen Abſichten zweydeutig ſind; ſuchen wir ihn bei den Franzoſen in Vergeſſenheit zu bringen,“ — Dennoch wurde Bonaparte ins Direktorium gerufen, das ihm die Wahl ließ, über welche Armee er das Kommando übernehmen wolle. Er antwortete kalt und bat um Aufſchub, ſeine Geſundheit herzuſtellen. Das war das letzte Mal, daß er im Direktorium erſchien.

Wie bei Gohier und Moulins that Bonaparte noch einen Verſuch bei Barras, ob er auf dieſen zählen könne. Da er einſt bei ihm zur Tafel war, überzeugte er ſich aber, daß dies unmöglich ſei. Jetzt erſt ſchloß er ſich enger an Sieyes an, und die Verſchwörung ging raſch vorwärts. Bonaparte beſchuldigt den Barras in ſeinen Memoiren von St. Helena fälſchlich einer geheimen Theilnahme an den Umtrieben, die am 18. Brumaire zum Ausbruch kamen.

3. Das Bankett.

Lucian Bonaparte, obwohl der jüngſte im Rath der Fünfhundert, wurde ſeinem Bruder zu Ehren zum Präſidenten gewählt, als ob alles dazu beitragen ſollte, Bonaparte's Plane zu fördern. Der Rath der Alten hatte beſchloſſen, dem General zu Ehren ein Bankett auf Subſcription zu geben. Lucian brachte es dahin, daß auch die Majorität im Rath der Fünfhundert daran Theil nahm, ungeachtet ſich hier die eifrigſten Republikaner widerſetzten.

Das Bankett ging ohne Herzlichkeit, ohne Wärme vor ſich. Man brachte nur gezwungne Toaſts aus. Die beliebten Nationalgeſänge blieben ohne Wirkung, weil ſie nicht aus der Seele kamen. Nie war ein Feſt unnationaler. Bonaparte erhob ſich mit Berthier früh von der Tafel, machte die Runde um dieſelbe, und ſagte den Deputirten die ſchmeichelhafteſten Dinge, wie es ein jeder gern hören mochte, und verſchwand bald. In den Memoiren von St. Helena ſagt er, daß er hier Moreau zum erſten Mal geſehen, welches wahrſcheinlich ein abſichtlicher Irrthum iſt; denn er ſah und ſprach ihn früher im Hauſe des Präſidenten Gohier.

Indeſſen hatte die Verſchwörung reißende Fortſchritte gemacht. Unter den Direktoren ſelbſt waren Verſchworne, Sieyes und ſeine Kreatur, Roger-Dücos; im Rath der Fünfhundert und im Rath der Alten. Die Säle der Inſpektoren dienten ihnen zu ihren Zuſammenkünften, und um die Sache noch heimlicher zu treiben, traf man bei den Mitgliedern der Commiſſion zuſammen. Fouché, dem das Direktorium die Stelle des Polizeiminiſters übertragen, bearbeitete mit ſeinen Kreaturen, worunter vorzüglich Real thätig war, die zwölf Munizipalitäten von Paris, und verſicherte ſich der Kommiſſaire bei denſelben.

Bonaparte wollte die Direktoren in die blindeſte Sicherheit einwiegen. Er lud ſich ſelbſt mit ſeiner Familie auf den 18. Brumaire beim Präſidenten Gohier zur Tafel ein! „Ich hätte an alles eher als an eine Verſchwörung geglaubt, ſagt Gohier, da ich Bonaparte's Selbſteinladung erhielt. Daß er ehrgeizig war, das wußte ich aus vielen Proben; aber durfte ich von ihm eine ſo ſchwarze Treuloſigkeit vermuthen?“ Den wenigſten hatte er das Geheimniß ſeiner Plane offenbahrt. In dem engern Kreis der Verſchwornen ward die Verſetzung des geſetzgebenden Körpers nach St. Cloud beſchloſſen; hier wurde auch das Dekret darüber geſchmiedet, und die Sorge für ſeine Vollſtreckung Bonaparten übertragen. Unter dieſem Vorwand erhielt er das Kommando über alle Truppen in Paris und ſeine Umgebungen.

Der Rath der Alten, wo die meiſten Verſchwornen und Anhänger Bonapartes ſaßen, konnte wohl das Dekret abfaſſen; aber ſeine Vollziehung kam dem Direktorium zu; nur dies konnte Bonaparten das Kommando übertragen. Hier mußte die Konſtitution den erſten Stoß erleiden, wenn die Verſchwörung gelingen ſollte; Liſt und Gewalt mußten angewendet werden, um dieſe Behörde zu umgehen.

4. Der 18. Brumaire.

Um Mitternacht, am 17. Brumaire, ſchickte Madame Bonaparte durch ihren Sohn Eugen Beauharnais dem Präſidenten Gohier folgende Einladung zu:

„Kommen Sie, mein lieber Gohier, mit Ihrer Frau Morgen um 8 Uhr zum Frühſtück zu uns. Fehlen Sie ja nicht; ich habe Intereſſantes mit Ihnen zu plaudern.

Adieu mein lieber Gohier, rechnen Sie immer auf meine aufrichtige Freundſchaft.“

Gohier witterte Unrath hinter dem Brief und blieb zu Hauſe; ſchickte aber doch ſeine Frau. Als Bonaparte ſie allein kommen ſah, runzelte er die Stirne und rief: „Wie? der Präſident kommt nicht?“ — „Nein, General, entgegnete Gohiers Frau, es war ihm unmöglich.“ „Er muß durchaus kommen, nahm Bonaparte wieder das Wort, ſchreiben Sie ihm das ſogleich, ich will den Brief beſorgen laſſen.“

Madame Gohier ſchrieb: „du thatſt wohl, mein Freund, daß du nicht kamſt; alles, was hier vorgeht, weiſſagt mir, daß die Einladung eine Schlinge war.“ —

Als der Brief weggetragen wurde, näherte ſich ihr Madame Bonaparte, und begann: „Es ſchmerzt mich, Madame Gohier, daß Ihr Gemahl auf meine Einladung nicht erſchienen, da Bonaparte wünſchte, daß der Präſident des Direktoriums ein Mitglied der Regierung werden möchte, die er einzurichten gedenkt.“ — Sie eröffnete im Verlauf des Geſprächs: „daß Talleyrand und Bruix ſich in dieſem Augenblick bei Barras befänden, um ſeine Entlaſſung vom Direktorium zu fordern, die er nicht verweigern dürfe, weil ſonſt alle Mittel angewendet würden, ja ſelbſt Gewalt.“

Bald nachdem Gohiers Frau fort war, kam der Polizeyminiſter Fouché zu ihm, theilte ihm von dem Dekret mit, welches die Sitzungen des geſetzgebenden Körpers nach St. Cloud verlegte und erbat ſich Verhaltungsbefehle. Gohier bedeutete ihm ganz kurz: „Es ſey ſeine Sache, als Polizeiminiſter, geweſen, darüber zu wachen, daß in den *geheimen* Klubs keine ſolche Dekrete abgefaßt würden. Uebrigens ertheile das Direktorium nur denen Befehle, die ſeines Vertrauens würdig ſeyen. Er möge zu denen zurückkehren, die ihn geſendet.“ Mit dieſen Worten drehte er ihm den Rücken.

Zu gleicher Zeit erhielt Gohier von den Inſpektoren des Raths der Alten folgende offizielle Mittheilung:

„Bürger Präſident!“

„Die Commiſſion beeilt ſich, Sie von dem Dekret zu unterrichten, welches die Sitzungen des geſetzgebenden Körpers „nach St. Cloud verlegt.“

„Das Dekret wird Ihnen alsbald ausgefertiget; doch erheiſchen die zu ergreifenden Sicherheitsmaßregeln ein ausführlicheres Detail, womit wir uns beſchäftigen.“

„Wir laden Sie ein, vor die Commiſſion der Inſpektoren „des Raths der Alten zu kommen, Sie finden dort Ihre Collegen Sieyes und Ducos.“

„Brüderlicher Gruß.“

Barailon. Fargues. Cornet.

Jetzt durchblickte Gohier das Gewebe der dunkeln Verſchwörung, ohne jedoch alle Fäden genau zu kennen. Er berief zunächſt die Direktoren zu einer Sitzung zuſammen.

Sieyes, der wohl wußte, was ſie zu bedeuten habe, ſtieg früh zu Pferde, obwohl es das erſte Mal in ſeinem Leben war. Roger-Ducos, ſeine Kreatur, folgte ihm. Darauf verfügten ſie ſich in die Kommiſſion der Inſpektoren des Raths der Alten. Barras war in ſeinem Bade; man unterrichtete ihn von der Gefahr, die der Konſtitution drohe, und von der Flucht der Direktoren Sieyes und Ducos. Barras ſicherte ſeinen kräftigſten Beiſtand zu. Somit erſchienen Gohier und Moulins im Sitzungsſaal des Direktoriums; ſie harrten lange auf Barras, weil verfaſſungsmäßig wenigſtens drei Direktoren gegenwärtig ſeyn mußten, um die Berathungen zu beginnen. Im Rath der Fünfhundert und in dem der Alten beſtand die Mehrzahl aus entſchiedenen Republikanern. Die Verfaſſung wäre noch zu retten geweſen und die Verſchwörung hätte nie triumphiren mögen.

Gohier eilte in dieſer dringenden Noth zu Barras, um ihn an ſein Wort und ſeinen Eid zu mahnen; aber Talleyrand und Bruix hatten ihn ſo umſtrickt, daß er keinen Zutritt zu ihm haben konnte. Die Erzählungen ſeiner Frau, welche den Morgen bei Bonaparte geweſen, klärten ihm dieſen Umſtand hinlänglich auf. Aber was konnte das Direktorium beginnen, in dem nur zwei Mitglieder ſaßen?

Gohier und Moulins widerſetzten ſich allein dem verfaſſungswidrigen Verfahren des Raths der Alten; ſie forderten den General Lefebvre auf, er möge dem Direktorium ſeinen Bericht über die Maaßregeln ertheilen, die er in dieſer Gefahr für die Sicherheit von Paris ergriffen. Er aber erklärte, er habe, ſobald ihm das Dekret des Raths der Alten mitgetheilt worden, ſeine Entlaſſung genommen. Kurz vorher hatte er den Präſidenten Gohier noch verſichert, daß er mit ſeinem Herzblut das Direktorium und die Konſtitution ſchützen werde!

Das Vollziehungsdirektorium war durch die Verfaſſung ſelber gelähmt und in die Unmöglichkeit verſetzt, dieſelbe zu vertheidigen, weil wenigſtens drei Mitglieder zu gültigen Beſchlüſſen erforderlich waren.

Um das Dekret wegen Verſetzung der Nationalverſammlungen nach St. Cloud durchzutreiben, wurden die ſchändlichſten Mittel gebraucht. Nie war die Verläumdung und die Intrigue thätiger. Die Köpfe wurden mit erdichteten Gefahren erhitzt, die in Paris der Verfaſſung und der Republik drohten. „Hier ſey der Sitz einer großen Verſchwörung, hieß es, die Tage des Schreckens und Blutvergießens würden wiederkehren. Ueberall laure der Verrath. Nur energiſche Maaßregeln könnten die Republik retten.“ Eine Anzahl Verſchworner, rief Cornet (jetzt Graf von Cornet und Pair von Frankreich, damals ein Mitverſchworner Bonaparte's) im Rath der Alten, iſt in Paris, wir ſind keinen

Augenblick mehr ſicher.“ So wurde der Rath der Alten übertäubt und hintergangen; das Dekret ging hier durch. Bonaparte wurde mit ſeiner Vollſtreckung beauftragt. Indeß wurde es nicht eher ausgefertiget, als bis der Rath der Fünfhundert durch die Gewandtheit des Lucian Bonaparte zu ſeiner Annahme beſtimmt worden. Er vertagte die Sitzungen, bis der Rath ſich wieder in St. Cloud verſammeln würde.

Das Dekret verlangte aber, daß ſchon am 19. Brumaire die Sitzungen der beiden Räthe in St. Cloud beginnen ſollten. Man muß bekennen, es war ein Meiſterſtück des Verraths, das am 18. und 19. Brumaire aufgeführt wurde.

Bonaparte hatte um 8 Uhr Morgens alle Generale, auf die er zählen konnte, und die Adjutanten der Nationalgarde in ſein Haus eingeladen. Mit Berthier und Lefebvre harrte er in einem Seitenzimmer auf den Beſchluß des Raths der Alten. Cornet erſchien und brachte ihm das heißerſehnte Dekret. Sogleich trat Bonaparte in ſeiner Uniform vor die Generale, und lud ſie ein, ihm in den Pallaſt der Tuillerien zu folgen. Alle, außer Bernadotte, folgten ihm.

Bonaparte erſchien vor den Schranken des Raths der Alten. Das Dekret, welches in den geheimen Klubbs zum Theil ſchon geſchmiedet worden, ward abgeleſen, und ihm die Ehrenſtelle übertragen, wie die Verſchwornen übereingekommen waren. Jetzt ſollte er beeidiget werden; aber ſtatt den Eid nach den Formen der Verfaſſung zu ſchwören, verlor er ſich in Deklamationen und leeren Drohungen gegen die, die ſich der Ordnung der Dinge widerſetzen würden, die er einzurichten gedenke, entwarf das Gemälde einer Verfaſſung, wie er ſie im Sinne hatte, und rief: „wir wollen ſie ſo, wir werden ſie ſo haben, ich ſchwöre es in meinem Namen und dem meiner Waffengefährten.“

Die Generale nach einander wiederholten: „Ich ſchwöre.“ „General, der Rath der Alten nimmt Ihren Schwur an, erwiederte der Präſident, er ſetzt keinen Zweifel in Ihre Aufrichtigkeit und in Ihren Eifer, womit Sie ihn erfüllen werden.“

Im Hof der Tuillerien muſterte Bonaparte die Truppen, die für St. Cloud beſtimmt waren. Durch eine kunſtreiche Rede, wie er ſie in dieſen Umſtänden nöthig hatte, entflammte er die Soldaten und ſuchte ſie an ſeine Perſon zu feſſeln.

Allmälig ließen die Verſchwornen die Minen ſpringen, die ſie vorbereitet hatten. Die Journale waren in ihrem Sold oder unter ihrem Einfluſſe. In allen Straßen von Paris erſchienen Anſchlagzettel, die Schmähungen gegen die beſtehende Regierung enthielten; desgleichen waren alle Zeitungen und Pamphlets mit den lügenhafteſten Anſchuldigungen erfüllt; dabei unterließ man nicht, Verſprechungen zu geben und goldene Ausſichten zu eröffnen. Nicht nur der Waffen, der Preſſen bemächtigten ſich die Verſchwornen, damit nur ihre Meynung in das Publikum komme. Alle Privatkorreſpondenzen, welche die Sachen hätten anders darſtellen können, wurden zurückgehalten. Die Nation wurde auf das ſchändlichſte getäuſcht. Fouché, der ſeine Gewalt vom Direktorium hatte, ſchimpfte gegen daſſelbe, ſuſpendirte eigenmächtig die zwölf Munizipalitäten von Paris und machte die Kommiſſäre bei denſelben für alle Bewegungen, die hier zu Gunſten der Verfaſſung geſchehen konnten, verantwortlich.

Gohier und Moulins verfügten ſich in den Pallaſt der Tuilerien, um auch ihre Unterſchrift zu dem Dekret zu geben, welches die Sitzungen des geſetzgebenden Körpers nach St. Cloud verlegte; auch konnte es ohne ihre Unterſchrift nicht verfaſſungsmäßig proklamirt werden. Sie thaten dieſen Schritt auch noch aus dem Grunde, damit man ihnen aus der Unterlaſſung kein Verbrechen machen könne. Sie erſchienen mit der Verfaſſungsurkunde in der Hand und trafen dort Sieyes, Roger-Ducos und andere.

Das Dekret iſt proklamirt, begann Sieyes. Haben Sie den General geſehen? Gohier. Welchen General? S. den General Bonaparte. G. Nein. Man melde, daß der Präſident des Direktoriums da ſey. Bonaparte kam.

B. Ich ſehe mit Vergnügen, daß Sie ſich unſern Wünſchen und denen Ihrer Kollegen ergeben. G. Wir ergeben uns nur den Wünſchen des Geſetzes, General; es will, daß das Dekret wegen Verſetzung der Nationalverſammlungen ohne Verzug proklamirt werde. Wir müſſen die Pflichten erfüllen, die uns das Geſetz auferlegt, und ſind entſchloſſen, daſſelbe gegen alle

Angriffe zu vertheidigen. B. Ihr Eifer, Präſident, überraſcht mich nicht; Sie lieben Ihr Vaterland, und darum ſchließen Sie ſich an uns an, um die Republik zu retten. G. Die Republik retten! Es gab eine Zeit, General, wo Sie ihre Stütze waren; heute aber ſteht der Ruhm bei Ihnen, ſie zu retten. B. Mit den Mitteln, welche die Konſtitution gibt? Sehen Sie doch, wie ſie von allen Seiten zuſammenbricht. Die Konſtitution kann nicht mehr gehen. G. Wer hat Ihnen das geſagt, General? Verräther, die weder den Muth noch den Willen haben, bei ihr zu ſtehen. Es iſt noch nicht lange her, ſo haben alle, die hier anweſend ſind, die Vortrefflichkeit unſerer Konſtitution geprieſen, und gegen die Gefahren ihrer Verletzung geeifert. Ganz Frankreich vernahm den Eid, der ihr geleiſtet wurde. Lernen Sie Ihre Stellung beſſer kennen, General. Kaum ſind Sie ſeit einigen Tagen in Frankreich; Sie ſind unter dem Siegesdonner der Republik ausgeſchifft. Ueberall triumphirte die Republik; ſie that's ohne Sie und Sie kommen und bieten ſich ihr zum Retter an? Würden Sie eine andere Sprache führen, wenn ſie beſiegt und unter das Joch einer fremden Macht gebeugt wäre?

Bonaparte äußerte zuletzt: „Es iſt kein Vollziehungsdirektorium mehr. Die Republik iſt in Gefahr; man muß ſie retten; ich will's. Nur energiſche Maaßregeln können helfen. Sieyes und Roger-Ducos gaben ihre Entlaſſung, Barras hat die ſeinige geſendet. Sie beide ſtehen allein, Sie können die ihrige nicht verweigern."

Gohier und Moulins proteſtirten gegen alles verfaſſungswidrige Verfahren und verfügten ſich in den Pallaſt Luxemburg, wo das Direktorium ſeine Sitzungen hielt. Hier wurden ihnen die Wachen genommen, und Jubé, der ſie befehligte, führte ſie in den Pallaſt der Tuillerien auf eine Ordre Bonaparte's. Da riefen Gohier und Moulins ein Bataillon Nationalgarde zu ihrer Bewachung herbei. Allein der Direktorialpallaſt war ſchon bewaffneter Macht überliefert, umringt und in ein Staatsgefängniß verwandelt. Der General Moreau verſchmähte das Amt eines Kerkermeiſters darüber nicht. Bonaparte übertrug ihm den Poſten, um den Nebenbuhler ſeines Ruhms zum Werkzeug ſeiner Größe zu machen, und Moreau war ſchwach genug, ihn anzunehmen. Und er that auf demſelben wahrlich ſeine Pflicht.

Während Gohier in der Kommiſſion des Raths der Alten war, geſchah im Namen der Madame Bonaparte ein Schritt, der ſo ziemlich das Reſultat der Ereigniſſe ahnen ließ, die man vorbereitete. Man verſprach Gohier die Stelle eines Miniſters der Juſtiz bei der neu zu organiſirenden Regierung, wenn er ſeine Entlaſſung vom Direktorium gebe!

Gohier und Moulins hatten in ihrer Gefangenſchaft nichts Dringenderes, als dem Rath der Fünfhundert und dem der Alten ihre Lage zu melden. Sie thaten dies in einem Schreiben, das alſo lautet:

„Bürger Repräſentanten, ein großer Gewaltſtreich iſt geſchehen und er iſt ohne Zweifel nur das Vorſpiel von noch größern Gewaltthaten. Der Direktorialpallaſt iſt in den Händen bewaffneter Macht; die Obrigkeiten des Volks, denen Ihr die vollziehende Gewalt anvertraut, werden von denen aufs ſtrengſte bewacht, die allein kein Recht zu befehlen haben.

Ihr Verbrechen iſt, daß ſie ſtandhaft auf dem unerſchütterlichen Entſchluſſe beharrten, die geheiligten Pflichten zu erfüllen; die ihnen euer Vertrauen auflegt; daß ſie den Vorſchlag mit Unwillen zurückwieſen, die Zügel des Staates nicht aus den Händen ließen, die man ihnen entreißen möchte; daß ſie ihre Entlaſſung nicht gaben.

Heute, Repräſentanten des franzöſiſchen Volks, iſt die Republik wirklich in Gefahr, heute muß man ſie vertheidigen. Was auch das Loos ſey, das uns ihre Feinde aufbehalten, wir ſchwören ihr Treue, Treue der Konſtitution und Nationalrepräſentation in ihrer Integrität. Möchten unſere Schwüre nicht der letzte Ruf der ſterbenden Freiheit ſeyn!

Die beiden Direktoren, Gefangene in ihrem Pallaſt.

Moulins. Gohier, Präſident.“

Allein weder der Rath der Fünfhundert, noch der Rath der Alten, bekam dies Schreiben zu Geſicht; es ward unterſchlagen. Gohier und Moulins wurden abgeſondert bewacht, und alle Verbindung zwiſchen ihnen aufgehoben. Nie verließ ſie die Wache, ſie ſtund am Fuß des Bettes, wo ſie ſchliefen.

Viele, welche die bisherigen Schritte zum Theil noch begünſtigten, die Unentſchiedenen und Schwachen alle glaubten, daß es ſich nur um eine Modifikation in der Verfaſſung handle und wollten das Direktorium ergänzen. Bonaparte rief: „Es iſt kein Direktorium mehr. Man muß eine proviſoriſche Regierung ernennen und einen Mann an ihre Spitze ſtellen, der das Vertrauen aller Franzoſen hat. Eine vorübergehende Diktatur wäre wohl das beſte.“

Am 18. Brumaire Abends ward noch eine Verſammlung gehalten, um die Gemüther auf das vorzubereiten, was man in St. Cloud vorhatte. Die Verſchwornen beriethen alles in ihren geheimen Zuſammenkünften. Große Thätigkeit herrſchte unter ihnen. Der Schlag, welcher am 19. geſchah, lag in ſeiner ganzen berechneten Kraft und Wirkung da: die Rollen der verſchiedenen Theilnehmer waren aufs genaueſte einſtudirt.

Bei weitem die Mehrzahl der Mitglieder im Rath der Fünfhundert und im Rath der Alten waren für die Konſtitution; nur ihre Präſidenten gehörten zu den Verſchwornen; eben ſo die Inſpektoren des Raths der Fünfhundert und des Raths der Alten, die ſich mit einander vereinigten, ſo daß die treugeſinnten Repräſentanten keinen Vereinigungspunkt mehr hatten, wo ſie die Maaßregeln gegen die drohenden Angriffe bereden konnten. Die Republikaner hatten nur das Gefühl des Rechts und der Tugend, und hielten ſich an die Verfaſſung, die ſie ſelbſt nicht verletzen durften und wollten, weil ſie dieſelbe ſo nur ſchützen konnten. Bonaparte achtete nichts und hatte das Militair unter ſeinen Befehlen. Er kam zum Ziel, die Republikaner unterlagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Unbekannt gebliebenes Gemälde von Giulio Romano.

Die Antologia di Firenze gibt in ihrem Septemberheft eine intereſſante Nachricht über ein Gemälde des Giulio Romano, welches ſeit langem im Dunkel vergraben lag und ſich gegenwärtig in den Händen eines Florentiner-Malers, Domenico Bicoli, befindet.

Das Gemälde ſtellt die göttliche Verehrung dar, welche Pſychen gezollt wird (wie ſie uns Apulejus ſchildert), und zählt mehr als neunzig kleine Figuren, die auf einem großen, offenen Felde zerſtreut ſind, wo ſich auf einer Seite ein prächtiger Tempel erhebt, der der neuen Göttin geweiht iſt; nicht weit davon iſt ein anderer, zum Theil verfallener und vernachläſſigter Tempel, der wahrſcheinlich dem Kultus der Venus beſtimmt war. Jene zahlreichen Figuren erſcheinen wie in drei Gruppen vertheilt, ſind aber ſo ſinnreich mit einander in Verbindung gebracht, daß ſie ein Ganzes bilden.

In der mitlern Gruppe zieht die Geſtalt der Pſyche, welche durch einen breiten Lichtſchimmer, den ſie auf ihrem, zu dieſem Behuf kunſtreich gefalteten, Mantel empfängt, vor allem den Blick des Beobachters auf ſich. Ein ſüßes Lächeln, der Ausdruck innern Wohlgefallens, ſchwebt auf dem ſchönen Angeſicht; man weiß nicht, iſt es frohes Staunen oder Ungewißheit über die Huldigungen, die ihr dargebracht werden. Zwei Schweſtern, von nicht geringerm Liebreiz, begleiten ſie; eine wunderſame Miſchung von Freude und Neid offenbart ſich auf ihren Geſichtern. Rings um Pſyche ſteht eine Gruppe reizender Mädchen, ohne Verwirrung; einige reichen ihren niedlichen Schmuck dar, Blumenguirlanden, luſtige Palmzweige oder auserleſene Gefäſſe, gleich einer neuen Liebesgöttin, auf daß ſie ihrer Liebe hold zulächeln möge; andere wiederum ſtehen da mit dem Ausdruck der Bewunderung, noch andere mit dem der ſtillen herzinnigen Zufriedenheit, als wohnten ſie einem Triumph ihres Geſchlechtes bei. Mit den Mädchen wetteifert höchſt anmuthig eine Schaar blühender Junglinge; einige ſind in ſüßes Entzucken eingewiegt durch die Betrachtung einer ſo ſeltenen Schönheit, andere, vom Taumel der Wonne hingeriſſen, ſpielen auf ihren Inſtrumenten; da ſind vom Alter gebeugte Greiſe, deren einige zu ihren Füßen hinſtürzen, um ſie zu küſſen, während andere, von ſüßer Bewunderung ergriffen, unbeweglich daſtehen; zarte Kindlein bilden mit ihren kindlichen Gebehrden und ihrem unſchuldigen Liebreiz einen lieblichen Kontraſt mit den andern Geſtalten, oder erhöhen die überraſchende Mannigfaltigkeit.

Nicht weniger anmuthig und edel gehalten iſt die Gruppe zur Rechten, wo die Figuren, ohne ſich von dem Hauptgegenſtand zu verlieren, eine höchſt geſchickte Epiſode bilden. Einige Geſtalten drängen ſich herzu, um die Huldigung in der Nähe zu ſchauen, welche Pſychen gezollt wird, und ſturzen eine Statue der Venus um, welche zerbricht; andere kommen auf feurigen Zeltern vorwärts, denen Diener mit reichen Geſchenken folgen; andere zufrieden mit dem, was ſie geſehen, kehren zurück, woher ſie gekommen.

Eben ſo glücklich iſt die dritte Gruppe gedacht, wo man unter der Menge Figuren junge Frauen erblickt, welche eilig herzuſtrömen, um der verehrten Göttin ihre theuerſten Gaben zu bringen; außer zwei Matronen, deren Kleider vortrefflich gemalt ſind und die mit einander im Geſpräche zu ſeyn ſcheinen, ſtehen zwei reizende Mädchen neben einem Mann von ſtolzem Charakter, der ein großes Gefäß auf den Schultern trägt, darauf kommen zwei andere Frauen, zwiſchen denen ein Krieger ſteht. Dieſe Figuren, die vom Hauptgegenſtand etwas weggerückt ſind, werden durch gewiſſe Opfer mit demſelben in Verbindung gebracht, die in einiger Entfernung ſtatt finden, wo man jenen halbzerſtörten Tempel der Venus gewahrt.

In einem Winkel des Gemäldes ſieht man die Venus hoch in Wolken ſchwebend, wie ſie erzürnt dem Amor ihre neue Nebenbuhlerin, den Gegenſtand ihres Haſſes weiſet; ſie beſchwört ihn, daß er ihre Rache übernehmen und der Pſyche Herz verwunden möge, damit ſie für den niedrigſten und häßlichſten der Männer erglühen möge, welchen der Maler mit in ſeiner reichen Gruppe aufgeführt. Cupido gehorcht ſeiner Mutter Befehl und ſchon iſt er im Begriff, den Pfeil abzudrücken; allein ſehr kunſtreich hat ihm der Maler den Ausdruck und die Haltung der Ungewißheit und Zögerung gegeben, ſo daß man leicht ahnet, was nachwärts erfolgte.

Dies Gemälde befand ſich früher in einer Privatgallerie, wo es durch die Sorgloſigkeit des Eigenthümers ſehr gelitten, nun aber durch den Maler Vicoli ziemlich wieder in ſeinem urſprünglichen Glanze hergeſtellt iſt. Es wird daſſelbe in Abſicht auf Erfindung, Anordnung und kunſtreiche Durchführung den Werken der größten Meiſter an die Seite geſetzt. Wir begnügen uns, die Beſchreibung des Gemäldes gegeben zu haben, und überlaſſen die Beurtheilung ſeines Werthes denen, die es geſehen.

Deutſche Literatur.

1) Wahrheit aus Morgenträumen und Ida's äſthetiſche Entwicklung; von Friederike Brun geb. Münter.

Süße Wehmuth, Gefährtin Erinn'rung,
Wenn jene die Wimper ſinnend ſenkt
Hebſt du deinen Schleier und lächelſt
Mit rückwärts gewandtem Geſicht.
Salis.

Ohne alle Widerrede gewährt dieſes neueſte Produkt der rühmlich bekannten Verfaſſerin, welches unlängſt bey H. R. Sauerländer in Aarau erſchienen iſt, vielfaches Intereſſe. In der „Wahrheit aus Morgenträumen" ſtellt uns die Verfaſſerin die wichtigſten Momente aus ihrem eignen Leben bis zur Vollendung ihres fünfzehnten Jahres dar. Als Parallele folgt die Geſchichte ihrer Tochter Adelaide, wie dieſelbe, früh ſich offenbarendem Genie zufolge, zur Mime, Sängerin und Zeichnerin entwickelt worden. Zu der Mittheilung ihres eignen Jugendlebens wurde die Verfaſſerin wirklich durch Morgenträume bewogen. Dieſe quälten ſie nämlich während einer Krankheit ſo lange mit Bildern aus ihrem Kinder- und Mädchenleben, bis ſie dieſe Bilder zu Papiere gebracht hatte. Der Kraft der Träume ſcheint es beyzumeſſen zu ſeyn, wenn die Verfaſſerin, der Genialität unbeſchadet, einige hiſtoriſche Schnitzer begeht, ſelbſt wo ſie nicht von ihrem eignen Leben bloß redet. So wird z. B. der Anfang des ſiebenjährigen Krieges auf das Jahr 1741 zurückverſetzt. Eine Kleinigkeit von 15 Jahren; und eroberte nicht in der That Friedrich der Große 1741, was er 1756 — 63 für ewige Zeiten gegen ganz Europa behauptet? Oder wäre vielleicht gar, nicht bloß Gedächtnißſchwäche, ſondern etwas andres Urſache zum chronologiſchen Bock? Die Verfaſſerin berichtet ihres Großvaters Tod, und da nach idealer Anſicht das Schickſal der Individuen mit dem der Menſchheit, einzelne Vorfälle mit dem Gang der Weltbegebenheiten zuſammenhängen, ſo iſt es am Ende bloß eine durch dieſe Anſicht gerechtfertigte poetiſche Kühnheit, daß die Verfaſſerin ihres Großvaters Tod, der in der That 1741 erfolgte, mit dem Beginn des weltberühmten ſiebenjährigen Krieges zuſammenfallen ließ!

Wir ſetzen jedoch dieſe Hypotheſe bloß her, um zu zeigen, welche invidioſe Auslegung eine, in ſolcher Verbindung entſchlüpfte, chronologiſche Ungenauigkeit zuläßt. Obgleich wir daher glauben, daß bloße Vergeßlichkeit der Grund dazu ſey, ſo können wir dennoch eben darum ein gewiſſes Mißtrauen gegen die Gegründetheit mancher hiſtoriſcher Anſpielungen nicht unterdrücken, ohne jedoch hiemit der Verfaſſerin abſichtlich Unwahrhaftigkeit vorwerfen zu wollen. Wir ſind weit entfernt von einer ſolchen, unter poetiſchem Geſichtspunkte dargeſtellten Autobiographie, ausführliche Erwähnung des zufällig an ihren Umkreis ſtoßenden Hiſtoriſchen zu verlangen. Aber Beſtimmtheit und Genauigkeit dürfen wir, bei aller einer Dame gebührenden Artigkeit, derſelben nicht erlaſſen, ſobald ſie öffentlich ſprechen will. So hätte der Vorwurf gegen Struenſee's Regierung in Dänemark, ſie habe geradezu aller Religion und Sitte getrotzt, einiger Begründung bedurft. Des Mannes Charakter iſt ſchon ſchwankend genug, und dieſer Vorwurf fehlte noch, dieſen Charakter ganz zu vernichten. Es fragt ſich, wenn unter ſeiner Regierung Religion und Sitte angetaſtet wurden, ob es mit ſeinem Willen geſchah. So leidenſchaftlich, oft gewaltthätig dieſes Struenſee's Regierung in der That war, eben ſo gewiß iſt es doch bis jetzt geweſen, daß er das wahre Wohl des Landes wollte. Eben ſo wenig möchten wir ein Urtheil unterſchreiben, wodurch S. 14 Baſedov zum allgemeinen Grundleger des ganzen, neuen Erziehungsſyſtemes gemacht wird, obgleich wir ſeine erfolgreiche Thätigkeit und den Anſtoß, den er zum Fortſchreiten in der Pädagogik gegeben, keineswegs in Abrede ſtellen. Wir würden nicht fertig in Aufzählung der Maſſe von flüchtig hingeworfener, halbwahrer Urtheile, die ſich zwar hinter'm Theetiſch ganz wohl ausnehmen, ſogar zur ſogenannten geiſtreichen Unterhaltung gerechnet werden dürften, aber bey ihrem öffentlichen Hervortreten gerügt werden müſſen. Tröſtlich iſt bei dieſer liebenswürdigen Oberflächlichkeit im Urtheilen, daß die Verfaſſerin den gutherzigen Grundſatz befolgt, faſt jedermann zu loben. Da dieſes Lob immer ein ſuperlativiſches und eben dadurch alle Komparirität ausſchließendes iſt, ſo ſehen ſich die meiſten ausgezeichneten Männer darin, wenige ausgenommen, ſo ähnlich wie ein Baſchkir dem andern, und wir dachten dabey immer an einen Profeſſor der Geſchichte, der ein allgemeines Schema für die Charakteriſtik der verſchiedenartigſten hiſtoriſchen Perſonen anzunehmen pflegte. Karl Martel, Karl der Große, die Ottonen, die Hohenſtaufen, alle führte er ein mit den Worten: ein Mann von Geiſt und Kraft, und damit Punktum. Auf ähnlich-beſtimmte Art werden hier Klopſtock und Matthiſſon, die Stolberge und Voß, Auguſt Wilhelm von Schlegel und die Stael, und unzählige Andere geprieſen. Es verſteht ſich, daß alle Perſonen, mit denen die Frau Verfaſſerin in Verbindung kommt, die vortrefflichſten an Geiſt, Herz und Leib ſind, und ſie hat hierin ihren Charakter, der in Aufſuchung alles Edlen und Schönen geſetzt wird, aufs neue bewährt. Auch findet ſich der Geiſt des Lieblichen, Freundlichen, Heitern, Idealiſirenden, Süßſchwärmenden, welcher ſich in ihren Gedichten und Epiſoden ausſpricht, auch in dieſer Wahrheit aus Morgenträumen ꝛc., die eigentlich eine Fortſetzung ihrer Epiſoden zu nennen iſt. Mit innigem Wohlbehagen verweilt ſie ſelbſt bei geringfügigen ſie betreffenden Begebenheiten, wie ſie wohl in jedem nicht ganz geiſtloſen Kinderleben vorkommen, die gleichwohl ihren weit verbreiteten Freunden und Bekannten willkommen ſeyn werden, und nebenbei freilich auch dazu dienen, auf den Entwickelungsgang ihres Geiſtes einiges Licht zu werfen. Außerdem finden ſich manche Begebenheiten erwähnt, die für jeden Leſer, der zu gleicher Zeit zum Rückblick auf ſein eigenes Leben Aufforderung findet, Intereſſe haben und Gelegenheit zum Nachdenken über manches pſychologiſche Problem geben.

Dankenswerth ſind in dieſer letztern Rückſicht die Mittheilungen über Ida's äſthetiſche Entwicklung. Dieſe Tochter der Frau Verfaſſerin (von deren Talent dieſelbige dem Publikum ſchon in ihren 1818 durch Böttiger edirten Landſchafts- und Sittengemählden Neapels Bericht erſtattet hat) zeigte ſchon in ihrem zweiten Jahre Sinn für das Schöne, indem ſie in einer Krankheit nur von einer Magd beruhigt werden konnte, die ein ſehr ſchönes Geſicht und eine ſehr ſchöne Stimme hatte. Der Sinn für Muſik und Mimik entfaltete ſich mit ihrem dritten Jahre, wo ſie anfing jegliche Muſik mit taktmäßigen Bewegungen des Leibes auszudrücken. Sie entfaltete ſich ſpäter wirklich zu einer ſo vortrefflichen Sängerin und Mime, daß ganz Rom ſie bewunderte, und ſelbſt die bekannte Händel-Schütz über ſie außer ſich gerieth, als ſie ſah, wie Ida rein und allein von ihrem Genius darzuſtellen gelernt hatte, was ſie ſelbſt nur mit ihrem, durch eifriges Studium gebildeten Talent zu erreichen vermochte. Wenn es die höchſte Kunſt eines Bildhauers und Malers iſt, Ideen und Gefühle in ihren Werken unverkennbar darzuſtellen, und wenn dieſe Kunſtwerke um ſo vollendeter ſind, je höhere, ſchönere Ideen und Gefühle ſie ſchon ausſprechen, ſo iſt es ſicherlich ein hoher Triumph menſchlicher Ideen- und Gefühlskraft, den eignen Leib zum ächten Kunſtwerk umzuſchaffen, dadurch, daß ſie denſelben zum reinen Ausdruck der Ideen und Gefühle macht. — Das iſt denn wirklich das Intereſſante in Ida's Erſcheinung, welches noch dadurch ungemein erhöht wird, daß der Hauch, der ihren, der Darſtellung jedes Kunſtſchönen, beſonders des Tragiſchen geweihten Leib, beſeelt, eben ſo vollkommen und ſchön im Geſang ausſtrömt und dieſer die edle Haltung ihres Körpers eben ſo hervorruft, wie dieſe jenen.

Obgleich die begeiſterte Schilderung, welche die Mutter von den mimiſchen und pantomimiſchen Darſtellungen der Tochter gibt, uns oft den Wunſch entlockt hat, denſelben beigewohnt zu haben, ſo iſt uns doch manchmal auch etwas unheimlich bei der Lektüre geworden, weil wir den Gedanken nicht immer unterdrücken konnten, als habe die Mutter nur zu treu Wielands Mahnung „Hauchen ſie allein dieſe Knoſpe auf" (p. 227) befolgt. Wir glauben, ſie hätte nie, ſelbſt der feurigdringenden Bitte einer Anne Germaine von Staël nicht nachgegeben, nie ihre Tochter zu eigentlich theatraliſchen Darſtellungen veranlaſſen ſollen. Eben ſo hat ſie das „allein" Wielands nicht genug verſtanden. Sage ſie, was ſie wolle, mit Aufführungen von Scenen, auch bloß vor Freunden, iſt kindliche Unbefangenheit dahin. Daß ſie die Tochter nicht mit Gewalt in ihrer rein kindlichen Sphäre zurückgehalten hat, iſt weniger ihr, und einer noch dazu kranken Frau zuzurechnen, als vielmehr falſchen äſthetiſchen und Erziehungs-Anſichten der Zeit, die weniger die Harmonie des ganzen Menſchen, als die Entwicklung des Schönheitsſinnes oder einer andern Anlage einſeitig verfolgt wiſſen wollen. Zwar ſpricht Friederike Brun ſelbſt den richtigen Grundſatz aus; ſie hat ihn aber nicht befolgt, weil ſie in ihrer

Tochter Genie — verliebt war. Kaum hatte das dreijährige Kind ein Klavierſpiel mit taktmäßigem Geſängel begleitet, und wiederholt Anlage zu pantomimiſchem Tanze gezeigt, als veranſtaltet wird, daß das fünf oder ſechsjährige Mädchen „Weiſe's“ Phantaſieren auf dem Fortepiano mit Tanzgebährden in der Stube begleitet. Bald darauf wird auf des Kindes unbefangenes (?) Fragen: „Mutter, ſag mir doch was ich tanzen ſoll? ich tanze, und weiß nicht was?“ ſtatt der Antwort: Tanze, was du willſt, die Fabel von Orpheus und Euridice erzählt, und Ida iſt Orpheus und ſucht, natürlich mit der Sehnſucht des feurig-liebenden Gemahls, ſeine Eurydice. (Mit Anmuth und Wahrheit ſagt Fr. Brun) So geht's in unberechenbarer Progreſſion weiter. Es werden kleine Ballete improviſirt, obwohl ohne Tanzmeiſter. Die ſiebenjährige Ida ſpielt am Geburtstag der Mutter als Genius die Hauptfigur, wie immer, unter den übrigen tanzenden Kindern. Die Mutter denkt gar nicht daran, daß die Unbefangenheit ihres Kindes geſtört werden könnte, ſelbſt nicht, als ſie zu bemerken glaubte, daß ſich Ida mit dem hohen, ernſtblickenden Landgrafen von Heſſenhomburg beſſer verſtand, als mit den Kindern ihres Alters. Die kaum neunjährige wird nebenbei gebührend als Lieder- und Ariensängerin bewundert, ſtellt Pallas Athene mit plaſtiſcher Korrektion in Stellung und Gebährde dar. Kurz, es befremdet am Ende freilich nicht mehr, daß die neun und zehnjährige in Rom eine bewunderte Sängerin und Kunſtkennerin wird, den erhabenen Schmerz der um den todtgeglaubten Oreſtes tiefbetrübten Electra meiſterhaft in Gebährden ausſpricht, und daß endlich die eilfjährige ſchon im Stande iſt, eine Pſyche in ihren verſchiedenen Situationen, in ſich ſelbſt zu bilden und zu malen, wie ſie Apulejus in ſeiner Fabel von Amor und Pſyche gedichtet hat. — Wer dieſe höchſt ſinnreiche, alle Leidenſchaften des Herzens, vom feinſten Liebesſehnen bis zur verzweifelten Todesangſt, in ſich faſſende Fabel kennt, wird uns zugeben, daß hier Ueberzeitigung ſtatt gefunden, die um ſo unſtatthafter erſcheint, als Frau Brun ihre Tochter weder zur Sängerin noch zur Tänzerin oder Mime und Pantomime hat erziehen, ſondern die Talente dazu nur als lebenverſchönernde hat ausbilden wollen. Unendlich vieles hätte überdieß dargeſtellt und geübt werden können, ohne dem phyſiſchen und moraliſchen Entwickelungsgange vorzugreifen. Wo das geſchieht, da wird nicht die höhere Natur, da wird Uebernatur oder vielmehr Unnatur entwickelt. Wie's wohl mit der Harmonie des ganzen innern Seyn's der, wenn wir nicht irren, noch als Marquiſe von Bombelles in Florenz lebenden, Ida Brun ſtehen mag? Wir wiſſen's nicht. Das wiſſen wir aber, daß ihre Geſundheit ſchon um das Jahr 1816, da ſie alſo erſt vier oder fünf und zwanzig Jahre zählte, ſchon ſehr geſchwächt war. — Wenn wir alſo mit dem Erziehungsverfahren der Friederike Brun keineswegs übereinſtimmen, weil wir Ausbildung wahrer Harmonie des geiſtigen Lebens mit Ueberzeitigung unvereinbarlich halten müſſen, und ſie und ihre Tochter zu einer idealeren Mignonsnatur entwickelt zu haben ſcheint, ſo ſoll deswegen dem blühenden, manchmal blümelnden Styl derſelben, den vielen oft vortrefflichen Andeutungen über Kunſt und Künſtler ſo wenig unſere Anerkennung verſagt werden, als den, mit ſchätzenswerther Liebe zur Sache der Griechen, von ihr geſungenen, und dieſen „Träumen ꝛc.“ beigefügten, Griechenliedern.

2) Mediciniſches Taſchenbuch für Hypochondriſten und Solche, die es zu werden befürchten dürfen.

(Zur Mäßigkeit ruft die Natur; wahr ſind alle ihre Verhältniſſe und ruhig alle ihre Wirkungen.
Göthe.

Breslau, Reinhard Schöne's Buchhandlung 1824.

Nicht bloß weil wir unter unſeren Leſern eine Menge Stadt- und Zimmermenſchen mit Recht vermuthen, machen wir ſie auf vorſtehendes Taſchenbuch aufmerkſam, ſondern auch deswegen, weil es mit einer mediziniſchen Schrift, die wir S. 218 des zweiten Quartalbandes angezeigt haben, in eine nicht unintereſſante Beziehung zu ſetzen iſt. Während beide Verfaſſer es mit dem leiblichen und geiſtigen Wohlſeyn ihrer Mitmenſchen redlich meinen, wenden ſie ſich an verſchiedene Klaſſen von Menſchen in ganz verſchiedenem Ton. Wir geben der ſo eben genannten Schrift unbedingt den Vorzug vor jener früher angezeigten des Herrn Windiſchmann. Denn, wenn der letztere auch vom idealphiloſophiſchen Standpunkte aus, tiefe Blicke in den allgemein krankhaften Zuſtand der jetzigen Welt gethan hat, und darum den Aerzten wie den Kranken ins Gewiſſen redet, ſo thut er's doch auf eine ſo myſtiſche, phantaſtiſch-exorciſirende Manier, daß er dem geſunden Menſchenverſtand lächerlich wird, und dem zum Glauben aufgelegten, aber krankhaften Gemüth Scheu und Verzweiflung an ſich ſelbſt einjagt. Ganz anders ſpricht Herr C. L. Kloſe zu ſeinen Leſern; er wendet ſich an die Kranken ſelbſt, deckt ihnen die Veranlaſſungen zu einem ſo allgemein verbreiteten Uebel, wie die Hypochondrie, beſſer „Nervenleiden des Unterleibes“ genannt, auf, bezeichnet ſein Weſen, ſeine Merkmale, ſeine Folgen, und leitet daraus die Nothwendigkeit, die Möglichkeit und die Art ihm vorzubeugen und abzuhelfen, ab. Uebrigens ſind es nicht etwa die neuen oder vervielfältigten Medicamente, durch deren Empfehlung ſich dieſes Taſchenbuch auszeichnet. Vielmehr beſteht ſein Vorzug darin, daß es nicht aufhört, an die Vernunft zu appelliren, deren Stimme ein hypochondriſcher Kranker vor allem allein zu hören und zu befolgen hat, in Beobachtung einer, in Abſicht auf die Geſundheitserhaltung und Wiedererlangung derſelben nothwendige Lebensordnung. Vielleicht findet darum dieß Büchlein gerade weniger Beifall als es verdient. Dem Referenten hat ſich aber bei Leſung deſſelben das erfreuliche Reſultat ergeben, daß man doch nach und nach immer mehr und in allen Beziehungen zu der Einſicht wenigſtens kommt, phyſiſches wie pſychiſches Wohlſeyn ſey nur durch Befolgung des Vernunftgeſetzes zu erlangen. Wir können auch außerdem die Leſung deſſelben noch empfehlen, weil es hier und da mit ſatyriſchen, erheiternden Seitenblicken und Anekdoten durchwebt iſt, ohne jedoch im geringſten den Hypochondriakern in ihrem, immer bedauernswerthen Zuſtande, zu nahe zu treten.

Die beiden Schmiede.

Das war der falſche Jordan, der Herr von Burgiſtein,
der ſprach zu ſeinem Knechte: „Du ſollſt mein Späher ſein;
„ſchleich' hin zum Rand des Forſtes, lug nieder in die Schlacht,
„und wer den Rücken kehre, das meld' uns gleich vor Nacht.“

Dort vor dem Forſt, am Bromberg, erſteigt der Knecht den Bühl:
wie wogt, wie rauſcht es drunten, wie blitzt das Heergewühl!
von Laupen zeucht der Feldſtreit; voran der Ritter Flug;
Roßbanner, Fahnen, Fußvolk, ſo weit das Auge trug.

Des Kaiſers Vogt zum erſten, Graf Aarberg Valengin,
ſchaut mit dem Hauptbanire den Herrn zu Sturme ziehn!
Welſchneuenburg, vom Elſaß, von Schwaben manchen Held
führt Nidau, Vogt von Oeſtreich, der tapfre Graf, zu Feld.

Kronhelme ſiebenhundert, zwölfhundert Ritterroß,
ſind wider Bern gezogen, viertauſend mit dem Troß;
drei Biſchöfe, von Sitten, von Baſel, von Lauſann,
ſind in Perſon geritten bei Laupen auf den Plan.

Das Fryburg-Banner ſchreitet dem Fußvolk ſtolz voraus:
hier ſteht der Kern des Heeres, hier wohnt der härtſte Straus;
das Uechtland und das Aargau, der Wälſchen Ueberſchwall,
bei ſechszehntauſend Streiter ziehn auf mit Hörnerſchall.

Drei Pfeilſchüß' ab dem Feinde, wird ſtracks in Schlacht geſchwenkt,
Viſier herabgelaſſen, der Ritterſpeer geſenkt;
Sturmhauben aufgebunden, erhöht die Hallebart,
ſchlagfertig, ſiegbegierig, Trommetenſtoß erharrt. —

Am Raine, langs dem Forſte, da ſteht die Kraft von Bern,
von Schwyz, von Stanz, von Uri, von Solothurn ein Kern,
mit freudig feſtem Stolze, je Einer gegen Vier;
hell klingt des Hauptmanns Feldruf: „Hier Banner! Erlach hier!“

„Wo ſind nun die Geſellen, die Tag und Nacht ſo gern
„in Federn und in Kränzen hinſchreiten dort zu Bern,
„Hofmacher bei den Tänzen? Die treten jetzt zum Tanz,
„und ſtehn zu mir am Banner, als feſte Mauerſchanz!“

Als nun zur Schlacht gerufen Harſthorn, Trommetenklang,
im Streitlauf, übermächtig, Fußvolk zu Sturme drang;
als über Feind' und Freunde der Staub die Wolken hebt,
und von vieltauſend Huffen die Erde dröhnt und bebt:

Da mag der Berner Nachhuth die Vorderſchaar nicht ſchaun,
als unverſuchte Krieger, kam über ſie das Graun:
da half kein Dräun, kein Bitten, die Reihe ſchwankt' und borſt,
und ſturzt das Hintertreffen in wilder Flucht zum Forſt. —

Jetzt, meint des Jordans Späher, er hab' genug geſehn,
er ſoll ja raſch vor Abend dem Herren Rede ſtehn.
Er meldt die Macht der Grafen, der Berner jähe Flucht,
wie ſie zum Forſt geſtoben, und kaum den Feind verſucht.

Herr Jordan hört mit Wonnen, weſſ' ihn der Knecht beſchied;
er ſpricht, und ſtreicht den Fuchsbart: „Das war ein guter Schmied,
„der dieſes Schwert geſchmiedet, wol über die von Bern!“
Er hatte ſelbſt geſchüret am Zorn der fremden Herrn.

Dann ruft er rings zuſammen die ganze Dienerſchaft;
bei Kerzenſchein und Schmauſen fließt edler Rebenſaft:
die Nacht hindurch in Kurzweil, bei Tanzmuſik und Lied
wird Bern zu Grab getrunken, und Heil dem guten Schmied. —

Da kömmt zu Burg geflogen ein kühler Morgenwind:
wie daß die ſtolzen Ritter in Schmach erlegen ſind;
wie daß allein die Spreue geſtoben ab dem Kern,
wie daß in hohen Ehren geſiegt das kühne Bern,

Noch beſſer kam die Meldung; horch, was der Venner ſchreit:
„Herr Jordan, wir verzählen Euch eins vom Laupenſtreit!“
Da kommen die Biderben, mit friſchem Sieg bekrönt;
es mag der Bär nicht dulden, daß ihn der Fuchs gehöhnt.

Und wie zu Spiel und Reigen, mit Kränzen und Schallmei,
ſo zieht die Bernerjugend zum Mauerſturm herbei,
in Rotten wohlgeſcharet, nach Barten und Geſchoß,
und rollen mit Gepraſſel die Katzen an das Schloß.

Es blinzt aus einer Lucke der alte Fuchs herab,
wie nahe man die Katze zum Thurm geſchoben hab';
ihn ſchaut ein Schütz, Herr Wyſſi, *) ſein Blick iſt Wetterſtrahl
und Aug' und Hirn dem Schleicher durchbort der Bolzenſtahl.

Da ſang ein junger Berner dem Herrn das Todtenlied:
„Der dieſen Pfeil geſchmiedet, das war ein guter Schmied!“
Und ſtracks erging das Harſthorn, es weckt den Schweizerſturm:
die Mauer liegt in Trümmern, gebrochen iſt der Thurm.

Heimlob.

Bonaparte in der Revolution vom 18. und 19. Brumaire (8. und 9. Nov. 1799.)

(Schluß.)

5. Der 19. Brumaire.

Um 1 Uhr eröffnete der Rath der Fünfhundert ſeine Sitzungen zu St. Cloud unter dem Präſidium des Lucian Bonaparte.

Sogleich traten Godin und Cornet, zwei Verſchworne, auf, und ſprachen von den Gefahren, die der Republik drohten. Godin trug darauf an, eine Commiſſion von 6 Mitgliedern zu ernennen, die einen Bericht über die Lage der Dinge abfaſſen ſollte. Alle Berathungen ſollten indeſſen aufgehoben ſeyn.

---

*) Tſchudi, nach deſſen Bericht von dieſem Nachſpiel zur Laupenſchlacht, 1339, daſſelbe gedichtet iſt, nennt den Mann Ryſſli, Johann Müller Wyſſi.

„Es lebe die Konſtitution! Keine Diktatur!“ erſcholl es von allen Seiten. Delbrel ſchlug vor, den Eid für die Konſtitution zu erneuern. Allein Lucian ließ es nicht zum Abſtimmen kommen. Grand-maiſon trug an, den Rath der Alten aufzufordern, daß er Bericht über die Verſchwörung abſtatte, welche die Republik ſtürzen wolle. Indeſſen ſolle der Eid für die Konſtitution erneuert werden. Der Antrag ging durch.

Stürmiſch ging's im Rath der Alten her. Man wollte die Beweiſe von der Verſchwörung haben, welche ſo große Unruhe in die Verſammlungen der geſetzgebenden Räthe bringe.

Cornudet trug an, eine Commiſſion zu ernennen, die unterſuchen ſolle, ob das Vollziehungs-Direktorium an ſeinem Poſten ſey. Dieſe Commiſſion beſtand aus Verſchwornen. Lagarde, der Sekretair des Direktoriums, las den Commiſſions-Bericht ab. Es hieß darin, vier Direktoren hätten die Entlaſſung gegeben, und der fünfte ſey auf Bonaparte's Befehl unter Aufſicht geſtellt.

Der Bericht enthielt offenbare Lügen; Moulins hatte nie ſeine Entlaſſung gegeben, und die von Barras ward nur vorausgeſetzt.

Der Rath der Alten beſchloß nun, den Bericht Lagarde's dem Rath der Fünfhundert zu überſenden, und zur Wahl neuer Direktoren zu ſchreiten. Kaum war dies genehmiget, ſo trat Bonaparte mit ſeinem Generalſtab in den Sitzungsſaal.

„Repräſentanten des Volks, ſprach er, ihr befindet euch nicht in gewöhnlicher Lage, ihr ſteht auf einem Vulkan. — Erlaubt, daß ich mit der Freimüthigkeit eines Soldaten und eines Bürgers rede, der für das Wohl ſeines Vaterlandes beeifert iſt, und ſchiebt euer Urtheil auf, bis ihr mich zu Ende gehört.

Ich war ruhig zu Paris, bis ich das Dekret des Raths der Alten erhielt, das mir von ſeinen Gefahren und denen der Republik ſprach. Sogleich rief ich meine Kriegsgefährten auf; wir kamen, euch unſern Schutz zu geben, euch den Arm der Nation anzubieten, deren Haupt ihr ſeyd. —

Man ſpricht von einem neuen Cäſar, von einem neuen Cromwell! Repräſentanten des Volks, wenn ich die Freiheit meines Vaterlandes hätte unterdrücken, und die oberſte Gewalt an mich reißen wollen, ſo hätte ich mehr als ein Mal, in günſtigen Verhältniſſen, Aufforderung dazu gehabt. Nach den Siegen in Italien war ich durch die Wünſche der Nation, durch die Wünſche meiner Kriegsgefährten dazu aufgefordert.

Auf euch, Repräſentanten des Volks, ruht das Wohl der Republik allein; es iſt kein Direktorium mehr. Vier Mitglieder deſſelben haben ihre Entlaſſung gegeben, das fünfte mußte ich unter Aufſicht ſtellen, vermöge der Gewalt, mit der ihr mich bekleidet habt. Halten wir die zwei Dinge feſt, für die wir ſo viel Opfer gebracht, die Freiheit und Gleichheit!" —

„Sie vergeſſen die Konſtitution!" rief ihm Linglet zu. Da gerieth Bonaparte in Wuth. „Die Konſtitution! verſetzte er heftig, die ſo oft verletzt worden, auf die ſich alle Faktionen berufen, und die alle mit Füßen getreten haben. Die Konſtitution kann uns nicht halten; ſie hat alle Achtung verloren. Ich bin kein Heuchler und kein Intrigant, ich habe Beweiſe meiner Hingebung an die Republik geliefert. Seit meiner Rückkehr bin ich mit Intriguen umſponnen; alle Faktionen drängten ſich um mich. Ja, diejenigen, die ſich für die alleinigen Patrioten ausgaben, baten mich, um die Räthe zu reinigen, die aufrichtigſten Freunde des Vaterlandes daraus zu entfernen. Das iſt die Anhänglichkeit an die Konſtitution! — Im Namen der Konſtitution verſchwört man ſich heute noch; ich kenne die Gefahren, die euch umgeben. Sobald dieſe Gefahren verſchwunden ſind, werde ich meine Gewalt niederlegen."

Cornudet nahm das Wort: „Ich ſehe die Gefahren; der Mann, den Europa bewundert, kann kein Betrüger ſeyn. Darum habe ich zur Maßregel geſtimmt, die Sitzungen hieher zu verlegen." —

Bonaparte, noch kühner gemacht, fuhr fort: „Barras und Moulins haben mir den Antrag gemacht, mich an die Spitze einer Partei zu ſtellen, die dahin ſtrebt, alle liberalen Ideen auszurotten." —

Bonaparte's lügenhafte Rede, voll falſcher Anſchuldigungen, wurde gedruckt und in alle Departemente geſendet.

Sie veranlaßte große Gährung in der Verſammlung. Cornudet machte den Antrag, daß der Rath der Alten die Initiative ergreifen müſſe, die ſonſt der Rath der Fünfhundert hatte; wenn es ſich um Rettung der Republik handle, habe Jeder Theil an der Magiſtratur.“

Die Beſſern in der Verſammlung drangen auf Beweiſe. Allein Bonaparte, der das Haupt der Verſchwörung ſelber war, ließ ſich darauf nicht ein, ſondern häufte Beſchuldigungen auf Beſchuldigungen, auch gegen den Rath der Fünfhundert, und deklamirte im Allgemeinen. Dem Rath der Alten ſchmeichelte er, und forderte ihn auf, in der dringenden Noth die Zügel der Regierung zu ergreifen. Er allein könne helfen, nicht die Konſtitution.

Dann wandte er ſich wieder gegen die Soldaten: „Euern Muth ruf' ich zum Schutz der Republik auf, tapfere Kameraden, in deren Augen man mich als Feind der Freiheit darſtellen möchte. Wenn es ein vom Ausland beſoldeter Redner wagen ſollte, die Acht über euren General auszuſprechen, ſo ſoll ihn augenblicklich der Blitzſtrahl des Krieges zerſchmettern. Erinnert euch, daß ich vom Gott des Krieges und Glücks begleitet einherſchreite.“ —

Bonapartes prahleriſche und verläumderiſche Rede überzeugte die feſten Republikaner nicht. D'Alphonſe ſchlug die Erneuerung des Eides für die Konſtitution vor. Mit Murren nahm der Rath der Alten dieſen Antrag auf. Cornudet nahm das Wort. Er trug auf Vernichtung der Konſtitution an. „Ich will eine vollziehende Gewalt, ſagte er, aber eine beſſer organiſirte.“

Draußen ſcholl's: „Es lebe Bonaparte!“ Dieſer Ruf unterbrach die Diskuſſion.

Während Bonaparte's Anhänger die Konſtitution im Rath der Alten angriffen, traf er Anſtalt, den Rath der Fünfhundert zu belagern. Hier hatten die Mitglieder des Raths die Konſtitution einmüthig aufs neue beſchworen, und die Hoffnungen der Republikaner lebten wieder auf. Man beſchloß die Inſtallation des Raths der Fünfhundert dem Direktorium zu melden, und vom Rath der Alten Aufklärung über die Beweggründe zu verlangen, warum man ſich in außerordentlicher Sitzung in St. Cloud verſammle.

In demſelben Augenblick verlas der Sekretär den Brief des Barras, worin er ſeine Entlaſſung vom Direktorium nahm. Sein Inhalt erregte ein allgemeines Staunen, ſo daß man ſeine Leſung zum zweiten Mal begehrte. Die meiſten erkannten in dieſem Schritt des Barras Bonaparte's Einfluß, und fragten einander, was das zu bedeuten habe. Lagarde's Bericht ward dieſem Brief nicht beigefügt. Wenn ſchon die Entlaſſung des Barras ſolchen Eindruck machte, was würde der Rath der Fünfhundert zur Entlaſſung von vier Direktoren geſagt haben? Er hätte die Beweiſe verlangt, und welche hätte man geben können?

Des Barras Brief, den man allgemein für das Ergebniß einer tiefen Intrigue hielt, hätte folgenreiche Debatten im Rath der Fünfhundert veranlaßt, wenn ſie nicht unterbrochen worden wären. [*]) Bonaparte trat keck in den Saal mit ſeinen Grenadieren, die er am Eingang deſſelben aufſtellte.

Eine allgemeine Gährung entſtand in der Verſammlung bei dem Anblick der Bajonette im Heiligthum der Geſetze. Alle Mitglieder ſprangen von ihren Sitzen auf. „Darum alſo, General, haſt du geſiegt?“ rief ihm Deſtrem zu. „Was thun Sie, Verwegner?“ ſchrie Bigonnet. „Zurück mit Ihnen, Sie entweihen das Heiligthum der Geſetze!“ Von allen Seiten ſchrien verworrene Stimmen: „Es lebe die Republik!“ „Herunter mit dem Tyrannen!“ „Es lebe die Konſtitution!“ „Nieder mit dem Diktator!“

Die Repräſentanten des Volks ſtürzen auf Bonaparte und drängen ihn zurück. Da nahen die Grenadiere: „Laßt uns den General retten!“ riefen ſie. Bonaparte ſtürzt bleich vor Schrecken den Soldaten in die Arme, die ihn begleiteten. Sie tragen ihn fort.

---

[*]) Auf Barras zählten alle Republikaner. Sein Abfall im Augenblick, wo er die Konſtitution zu ſchützen verſprach, iſt bis jetzt noch ein Räthſel. „Er erkläre ſich, ſagt Gohier (B. II. S. 332), über die Beweggründe, die ihn vermochten, ſeinen Entſchluß zu ändern und ſein Wort zu brechen. Bonapartes kühnes Unternehmen hing nur an einem Faden, der an den Abfall des Barras vom Direktorium geknüpft war. Warum brach Barras dieſen Faden nicht, und ſchloß ſich an die Direktoren an? — Das Schickſal Frankreichs wäre ein anderes.“

Um ſeine Schwäche zu verbergen, behauptete Bonaparte: ſie Deputirten ſeyen mit Dolchen bewaffnet geweſen, und hätten ihn morden wollen. Die Deputirten hatten keine andern Waffen, als das Geſetz und das Recht. Bonaparte's Ausſage iſt ſchwarze Verläumdung, obwohl er ſie in den Memoiren von St. Helena wiederhohlt, und ſie ihm die ganze Welt nachgeſagt hat.

Lucian Bonaparte ſuchte den Tumult zu ſtillen und die Ruhe herzuſtellen, die er allein nicht verloren hatte. Er ſuchte ſeinen Bruder zu entſchuldigen, ward aber unterbrochen; der aufgeregte Unwillen brauste fort, wie ein Sturm. „Bonaparte hat ſeinen Ruhm geſchändet; Schmach treffe ihn und der Abſcheu aller Republikaner, aller Franzoſen!“ ertönt's im ganzen Saal.

Lucian erſucht den Rath aufs neue, ſich zu beruhigen, und die nöthigen Aufſchlüſſe über das Betragen des Generals ſich geben zu laſſen.

Es geſchahen verſchiedene Vorſchläge und Anträge; denn alle ſahen, wie gefährlich Bonaparte's Kommando ſey, das ihm der Rath der Alten verfaſſungswidrig übertragen. Talot machte den Antrag, daß alle Truppen in St. Cloud zur Garde des Raths der Fünfhundert geſchlagen werden ſollten. Dieſe Maßregel hätte alles retten können, wenn man ſie bei Zeiten angewendet hätte.

Es war unmöglich zu einem Beſchluſſe zu kommen; die Gemüther waren zu aufgereizt. Alle riefen: „Bonaparte müſſe außer Geſetz erklärt werden.“ Lucian ſelbſt ſollte die Stimmen ſammeln.

Darüber entrüſtet, verläßt er den Präſidentenſtuhl, beſteigt die Tribune, und legt ſeine Stelle nieder und alle Zeichen ſeiner Würde. Kaum hat er die Tribune verlaſſen, ſo faſſen ihn die Grenadiere und führen ihn fort. Das thaten ſie auf Bonaparte's Befehl, der ſeinen Bruder zu Hülfe rief, weil er wohl wußte, daß ſeine Grenadiere ſchwer zu vermögen ſeyen, gegen die Repräſentanten der Nation zu ziehen, wenn nicht der Präſident derſelben mit an ihrer Spitze ſtehe.

Lucian nahm ſogleich den Titel eines Präſidenten wieder an, dem er entſagt, und deſſen Ehrenzeichen er abgelegt hatte. Er erſchien mit ſeinem Bruder zu Pferde, und ſchmähte auf die Repräſentanten der Nation, die er nicht hatte verführen können.

Um die Armee zum ſchändlichſten Attentat zu beſtimmen, lügt ihr Lucian vor, daß die Repräſentanten der Nation in der dringendſten Gefahr ſeyen; er ſtellt ihr vor, daß einige tollkühne, mit Dolchen bewaffnete Schreckensmänner, den Rath der Fünfhundert beherrſchten.

„Bürger, Soldaten, rief er, indem er den Degen zückte, mit dem ihn die Verſchwornen umgürtet, der Präſident des Raths der Fünfhundert erklärt euch, daß bei weitem der größte Theil ſeiner Mitglieder unter der Herrſchaft einiger Wüthenden ſteht, die Stilette tragen, die Tribune umlagern, ihren Collegen den Tod drohen und die ſchrecklichſten Dinge berathen.

Ich ſage euch, daß dieſe kühnen Räuber. die ohne Zweifel von England beſoldet werden, gegen den Rath der Alten in offener Rebellion ſind; daß ſie es wagten, euern General für vogelfrei erklären zu wollen, weil er ſeine Pflicht thun will. —

Dieſe Wüthenden haben ſich ſelbſt für vogelfrei erklärt, durch ihre Attentate gegen die Freiheit des Raths der Fünfhundert. Im Vertrauen auf euch will ich den Rath von dieſen Elenden ſäubern, damit er, ohne Furcht vor Stiletten und Bajonetten, über das Loos der Republik berathen kann.

General, und ihr Soldaten, und ihr Bürger alle, ihr **werdet keine andern als Geſetzgeber von Frankreich anerkennen, außer denen, die ſich zu mir ſtellen werden**, die übrigen verjage die Gewalt! Jene Räuber ſind nicht mehr Repräſentanten des Volks, ſondern Repräſentanten des Dolchs. Der Name bleibe ihnen, und begleite ſie allenthalben! Und wenn ſie es wagen, ſich vor dem Volke zu zeigen, ſollen alle Finger auf ſie weiſen, ſeht: die Repräſentanten des Dolchs! Es lebe die Republik!“

Nach dieſer fürchterlichen Rede riefen die Soldaten und Verſchwornen: „Es lebe Bonaparte,“ Aber die Grenadiere rührten ſich nicht von der Stelle; ſie, die allezeit voran waren, wenn es auf den Feind ging, marſchirten nicht ſo leicht gegen die Repräſentanten des Volks.

Lucian ſah ihre Zögerung; er verſuchte das letzte Mittel, um ſie zu übertäuben. Er eilt zu Bonaparte, ſeinem Bruder, mit geſchwungenem Degen, ſchwört, denſelben in des Bruders Herz zu ſtoßen, wenn er je die Hoffnung der Republikaner täuſche, wenn er die Freiheit der Franzoſen je umzuſtürzen wage. Die Scene erſchütterte die Soldaten; alle Rückſichten wichen. Murat ergreift den Augenblick, ſtellt ſich an die Spitze einer Kolonne, und im Sturmſchritt eilt er vorwärts. Sie dringen ins Heiligthum der Geſetze. Die Repräſentanten des Volks, entſchloſſen auf ihren Stühlen zu ſterben, weigern ſich der Gewalt zu weichen. Ihr Geſchrei: „Es lebe die Republik! Es lebe die Konſtitution!“ durchhallt den Saal, mitten unter dem Geklirr der Bajonette und dem Toben der Verſchwornen.

Doch ſiegt die Gewalt über den Muth. Die Bajonette zerſtreuen die Repräſentanten der Nation; die Republik, die Konſtitution iſt nicht mehr!

In hundert Proklamationen hatte man verkündet, daß die Verlegung des geſetzgebenden Körpers nach St. Cloud nur eine Maßregel ſei, um die Konſtitution vor Gefahr zu ſichern. Jetzt ſtürzte man ſie um.

Die unverſchämteſten Lügen, die gräßlichſten Verläumdungen gingen dem Werke von St. Cloud voran. Die ſchamloſe Rede Lucians wurde gedruckt, überall angeſchlagen und in alle Departemente verſchickt. Um Bonaparte der Nation, die er unterjochte, recht intereſſant zu machen, band man ihr die Lüge auf, daß er nur dadurch dem Dolche eines von England gemietheten Meuchelmörders entgangen, daß einer ſeiner Satelliten ihn mit ſeinem Leibe gedeckt. Die aber, welche das Bajonett wirklich mit dem Tode bedrohte, die Repräſentanten der Nation, wurden als Meuchelmörder dargeſtellt.

Eine Unzahl von Proklamationen, Tauſende von Emiſſären, hundert Journale, die im Solde der Verſchwornen waren, erfüllten ganz Frankreich mit falſchen Berichten. Der Triumph der Uſurpation wurde als ein Triumph der Freiheit dargeſtellt und gefeiert.

Der Rath der Fünfhundert war nicht mehr; nur etwa zwanzig Mitglieder, die für das Gelingen der Plane Bonaparte's intereſſirt waren, ſtanden zu ſeinen Dienſten.

Einer der Verſchwornen rieth: „daß Lucian ſich an die Spitze derſelben ſtellen ſolle, die ihm blindlings ergeben ſeyen. Hier würde alles durchgehen, was man wolle, und der Rath der Alten werde nicht zögern, es anzunehmen. Morgen laſſen wir dann in den Moniteur ſetzen, daß der Rath der Fünfhundert, in Anweſenheit der geſetzlichen Zahl der Mitglieder, beſchloſſen hat — was wir für gut finden, ihn beſchließen zu laſſen. Das Journal von Paris wird über den Enthuſiasmus der Votirenden ausführliches Detail enthalten, wie es ſein Redakter, Röderer, für nöthig hält, um auch den des Publikums zu erwecken.“ —

Der Rath fand Beifall, und ward auch wirklich ausgeführt in der nächtlichen Sitzung vom 19. Brumaire. Das Direktorium ward aufgehoben, und eben ſo die National-Repräſentation. Ein und ſechzig Repräſentanten, weil ſie entſchiedene Republikaner waren, wurden proſcribirt.

Die Regierung kam in die Hände dreier Conſuln, des Bonaparte, Sieyes und Roger-Dücos. Die beiden Räthe, der der Fünfhundert und der Alten (er beſtand aus 250 Mitgliedern) wurden in Commiſſionen, jede von 25 Mitgliedern verwandelt, und waren von den Conſuln abhängig.

Um vier Uhr des Morgens wurde das Schloß zu St. Cloud geräumt. Die Sieger kehrten nach Paris zurück, um die Segnungen der Nation für ihr nächtliches Werk zu empfangen! *)

---

*) Gohier ſagt am Schluß ſeiner Memoiren über die Republik und das Kaiſerthum: „Diejenigen, welche ſich ſelbſt nicht täuſchen können, und die ihr Gewiſſen lauter anklagt, als ich, ſollen nicht glauben, daß ein bloßes Läugnen mir den Mund ſchließe. Ich habe nur einen Theil des Schleiers gelüftet, man zwinge mich nicht, ihn zu zerreißen.“ — Ueberhaupt fordert Gohier, der noch lebt, an vielen Stellen ſeiner Memoiren, die noch lebenden Genoſſen jener Zeiten und Begebenheiten auf, ihm etwaige Unwahrheiten in ſeinen Berichten nachzuweiſen, wenn ſie es mit gutem Gewiſſen können.

Der Dechant von Santjago und Don Illan von Toledo.

(Aus Don Manuels: El conde Lucanor.)

Kurz ehe die Glocke Mittag ſchlug, ſtieg der Dechant von Santjago vor der Thüre Don Illan's, des berühmten Zauberkünſtlers von Toledo, von ſeinem Maulthier ab. Wie eine alte Sage meldet, ſtund ſein Haus am Rande eines ſenkrechten Felſens, den jetzt der Alcazar krönt, und der bis zu einer ſchauerlichen Höhe über dem Tajo emporragt. Eine mauriſche Magd führte den Dechant in ein abgelegnes Gemach, wo Don Illan gerade in ſeine Studien vertieſt war. Man bemerkte nichts an dem Weiſen von Toledo, weder an ſeiner Kleidung noch an ſeiner Perſon, das ſeine Bekanntſchaft mit den geheimnißvollen Mächten der Finſterniß verrathen hätte; ſeine Studien hatten jener, den Kaſtilianern eigenthümlichen, feinen Sitte, bei ihm keinen Abbruch gethan, ſondern dieſelbe vielmehr veredelt. „Seyd herzlich gegrüßt, ehrwürdiger Dechant," hub Don Illan an, euer Beſuch macht mir fürwahr viel Ehre. Was auch immer ſeine Urſache ſeyn mag, ſo bitte ich euch, ſo lange zu verweilen, bis ihr bey mir heimiſch geworden. So eben bereitet man das Mittagsmahl; ich hoffe, ihr werdet vorlieb nehmen. Das Mädchen wird euch das Zimmer weiſen, das euch zu Dienſten ſteht; und wenn ihr den Reiſeſtaub abgeſchüttelt habt, ſo ſollt ihr einen heißdampfenden, domherrlichen Kapaun bereit finden."

Das Mahl wurde bald aufgetragen, es war reichlich, nahrhaft und delikat, gerade wie es einem verwöhnten, ſpaniſchen Dompfaffen-Magen einleuchten mochte. „Stille! Stille!" ſprach Don Illan, als eine kräftige Fleiſchſuppe und ein Glas Tintowein die Lebensgeiſter des Dechanten wieder angefriſcht hatten, und er bemerkte, wie derſelbe mehrmals einen Anlauf nahm, um auf den Grund ſeines Beſuchs zu kommen, „nichts von Geſchäften bei Tiſche, Herr Dechant! Laßt uns jetzt des Mahles uns erfreuen; wenn wir den Kapaunen und eine Flaſche Yeper beſeitiget haben, iſt's Zeit, auf die Sorgen des Lebens zu kommen."

Nie glänzte des Pfaffen feiſtes Geſicht vor größerem Behagen, ſelbſt beim Spätmal am Chriſtmeß-Abend nicht, wenn die Faſten durch beſondere Milde der Kirche, ſchon nach Sonnenuntergang aufhören, ſtatt daß ſie noch die Nacht durch dauerten, als jetzt unter dem Einfluß von Don Illan's guter Laune und herzerfriſchendem Wein. Indeß ſah mans dem Dechant deutlich an, daß irgend ein heftiger, unbezähmbarer Wunſch ſich ſeiner Seele bemeiſtert, der hie und da in einer ungeſtüm auffahrenden Bewegung hervorbrach, oder in dem hurtigen Hinunterſtürzen eines Glaſes, ohne anzuhalten, um ſich an dem Geſchmack des Weines recht behaglich zu erlaben, oder auch in manchen andern Symptomen von Geiſtesabweſenheit und Ungeduld, welches man bei einer ſo großen Entfernung von der Domkirche keineswegs der Nachmittagsglocke zuſchreiben konnte. Die Zeit kam endlich, wo die Tafel aufgehoben wurde, und ungeachtet Don Illan in den Dechanten drang, noch eine Flaſche zu leeren, ſchien er nicht darauf zu achten, ſondern führte ſeinen gutmüthigen Wirth in den Winkel eines Fenſters, und ſeine Blicke auf den Strom geheftet, fing er an: „Erlaubt mir, mein theurer Don Illan, daß ich euch mein Herz öffne; denn eure Gaſtfreundſchaft ſelbſt kann mich nicht vollkommen zufrieden ſtellen, wenn ihr mir die Wohlthat nicht obendrein gewähret, um welche ich euch erſuche, und um derentwillen ich zu euch gekommen. Ich weiß, daß kein Menſch jemals ſo große Gewalt über die unſichtbaren Geiſter des Univerſums beſeſſen, als ihr; ich ſterbe vor Verlangen, in eure wundervolle Wiſſenſchaft eingeweiht zu werden; wenn ihr mich zu euerem Schüler aufnehmet, ſo wüßte ich nichts in der Welt, womit ich euch dieſe Freundſchaft wieder bezahlen könnte.“ „Guter Dechant,“ erwiederte Don Illan, „es ſollte mir wahrlich leid thun, wenn ich euch kränken müßte. Erlaubt mir aber zu bemerken, daß trotz aller meiner Kenntniß von Urſachen und Wirkungen, die ich erlangt habe, alles, was mich die Erfahrung über das menſchliche Herz lehrt, nicht bloß unbeſtimmt und ſchwankend, ſondern auch zumeiſt ungünſtig iſt. Ich vermuthe, rathe nur; ich kann die Gedanken der Menſchen nicht leſen, und auch nicht in die geheimſten Winkel und Falten ihres Geiſtes dringen. Was nun euch betrifft, ſo ſeyd ihr ein Mann, der hoch ſteigen und die erſten Würden der Kirche bekleiden wird. Ob ihr aber, wenn ihr ſo hoch geſtiegen ſeyd, euch noch der niedrigen Perſon erinnern werdet, von der ihr jetzt dieſen gefährlichen und wichtigen Dienſt verlanget, das kann ich unmöglich mit Gewißheit beſtimmen.“ „Da ſei Gott vor!“ rief der Dechant aus, „ich kenne mich, wenn ihr mich nicht kennet, Don Illan. Edelmuth und Freundſchaft waren die Wonne meiner Seele von Kindheit an, da ihr mich nun einmal zwinget, zu meinem eignen Lobe zu ſprechen. Zweifelt nicht mein theurer Freund, (denn ſo möchte ich euch nennen), zweifelt an meiner Bereitwilligkeit nicht, euch von Stund an zu dienen, wie ihr’s begehret. Was ich auch immer haben und an welcher Stelle ich auch immer ſeyn mag, es wird meine höchſte Luſt ſeyn, über euch und eures Gleichen die Fülle von meinen irdiſchen Gütern und Ehren auszuſtrömen.“ — „Herzlichen Dank für alles, würdiger Dechant,“ erwiederte Don Illan. „Laßt uns jetzt ans Werk gehen; die Sonne iſt untergegangen, folgt mir in mein geheimes Studierzimmer.“

Nachdem Lichter gebracht worden, führte Don Illan ſeinen Gaſt in den untern Theil des Hauſes; bei einer engen Thüre, zu der er den Schlüſſel in der Hand hatte, entließ er ſeine mauriſche Magd, indem er ihr befahl, zwei Rebhühner für den Abend zu hohlen, ſie aber nicht zuzubereiten, bis er es ſage; dann ſchloß er die Thüre auf und ſtieg eine lange Wendeltreppe hinab. Der Dechant folgte ihm, jedoch nicht ohne Anwandlung einer geheimen Angſt, die bey der Länge des Wegs immer zunahm; denn allem Anſchein nach, waren ſie bis faſt unter das Bett des Tajo hinabgeſtiegen. In dieſer Tiefe befand ſich ein niedliches, behagliches Zimmer, deſſen Wände mit Geſimſen ganz bedeckt waren, worauf Don Illan’s Werke über die Magie ſtunden; über den Büchern waren Himmels-Globen, Erdkugeln und ſeltſame Zeichnungen aufgeſtellt. Auch friſche Luft kam ins Zimmer, obwohl es etwas ſchwer zu errathen war, wie das zuging; denn das Plätſchern des hinrieſelnden Waſſers, gerade wie mans in dem Kiel eines Schiffes auch hört, wenn man mit einem ſanften Windhauche ſegelt, ließ vermuthen, daß nur eine dünne Scheidewand zwiſchen dem unterirdiſchen Gemach und dem Fluſſe ſeyn müſſe. „Hier alſo,“ fing Don Illan an, indem er dem Dechanten einen Stuhl anbot, und einen für ſich zu einem kleinen runden Tiſch hinrückte, „hier müſſen wir zuerſt die Elementarwerke über die Wiſſenſchaft vornehmen, nach der ihr verlanget. Seht dieſes kleine Buch hier, wir wollen damit anfangen, es zu leſen.“

Das Buch ward auf den Tiſch gelegt, und das erſte Blatt aufgeſchlagen. Es enthielt Zirkel von allerlei Arten, mit gleichen und abweichenden Mittelpunkten, Dreiecken mit unverſtändlichen Zügen, und die wohlbekannten Zeichen der Planeten. „Das, ſprach Don Illan, iſt das Alphabet der ganzen Wiſſenſchaft, Hermes, genannt Trismegiſtus.“ Der Klang eines Glöckleins im Zimmer hob den Dechanten faſt aus ſeinem Stuhl vor Schrecken. „Fürchtet euch nicht, ſprach Don Illan, es iſt nur das Glöcklein, womit mir meine Diener kund thun, daß ſie mir etwas zu melden haben.“ Indem er dies ſagte, zog er an einer ſeidenen Schnur, und bald darauf erſchien ein Diener mit einem Päckchen Briefe. Es war an den Dechanten addreſſirt. Ein Eilbote war ihm auf dem Fuße nachgefolgt, und ſo eben in Toledo eingetroffen. „Gütiger Himmel!“ rief der Dechant, nachdem er die Briefe geleſen, „mein Großoheim, der Erzbiſchof von Santjago iſt gefährlich krank! das diktirte er noch ſelbſt ſeinem Sekretär, wie dieſer ſchreibt. Allein hier iſt ein anderer Brief vom Erzdechanten des Sprengels, der mich verſichert, daß man an des alten Mannes Aufkommen zweifle. Das Kapitel ſcheint ſeine Blicke auf mich gerichtet zu haben, und — ach, es iſt nicht möglich — und die Wähler, wie der Erzdechant ſagt, ſind entſchieden auf meiner Seite.“ „Ich gratulire,“ ſagte Don Illan; „was ich dabei bedaure, iſt nur die Unterbrechung unſerer Studien. Ich zweifle nicht, ihr werdet bald die Biſchofsmütze tragen. Indeſſen rathe ich euch, ſolchen Beſcheid zu geben, daß es euch nicht möglich ſey, um jener Krankheit willen geradeswegs wieder nach Hauſe zu kommen. In wenigen Tagen werdet ihr ſicherlich gewiſſen Bericht über die Sache haben, und auf jeden Fall iſt euere Abweſenheit bei der Wahl kein Schaden; man wirds vielmehr für Beſcheidenheit nehmen. Macht alſo, mein theurer Dechant, eure Antworten zurecht; wir wollen unſre Studien zu einer andern Zeit fortſetzen."

Zwei Tage waren ſeit der Ankunft des obigen Eilboten vergangen, als der Stabträger der Kirche von Santjago mit vielen Bedienten in prächtigen Livreen vor Don Illan's Thüre abſtieg. Er brachte Briefe für den Dechanten. Der alte Erzbiſchof war todt und ſein Neffe wurde einmüthig vom Kapitel auf den biſchöflichen Stuhl erhoben. Der mit dieſer Würde Neubekleidete ſchien im Kampf mit mancherlei Gefühlen zu unterliegen; als er aber ein Paar anſtändige Thränen aus dem Auge gewiſcht hatte, nahm er ein ſo gravitätiſches Weſen an, daß es faſt die Grenzlinie des gebieteriſchen Hochmuthes berührte. Don Illan ſtattete ſeine Glückwünſche ab, und war der erſte, der die Hand des neuen Erzbiſchofs küßte. „Ich hoffe," ſprach er, „daß ich meinen Sohn auch beglückwünſchen darf, der gegenwärtig auf der Univerſität zu Paris iſt; denn ich ſchmeichle mir, daß eure erzbiſchöflichen Gnaden ihm die Dekanei verleihen werden, welche durch eure Erhebung ledig geworden." „Mein würdiger Freund Don Illan," entgegnete der erwählte Erzbiſchof, „ich kann euch meine Verbindlichkeiten nie ſattſam abtragen. Ihr habt gehört, wie mein Charakter iſt; ich halte einen Freund wie ein zweites Selbſt. Warum wollt ihr denn den Jungen von ſeinen Studien wegnehmen? Einem Erzbiſchof von Santjago fehlt's nie an Gelegenheit, Stellen zu vergeben. Folgt mir in meinen Sprengel; ich möchte um alle Biſchofsmützen in der Chriſtenheit die Wohlthat eueres Unterrichts nicht entbehren. Die Dekanei muß ich meinem Onkel, meines Vaters leiblichem Bruder, verleihen, der ſeit vielen Jahren nur ſehr ſchmal gelebt hat; er iſt in Santjago ſehr beliebt, und ich müßte meinen Charakter verlieren, wenn ich einen ſo muſterhaften Prieſter, und nahen Verwandten von mir, hintan ſetzte, um einen ſo jungen Menſchen, wie euer Sohn iſt, an die Spitze des Kapitels zu ſtellen." „Wie's euch eben recht iſt, Herr Erzbiſchof," war Don Illan's Antwort, der ſich nun zur Abreiſe rüſtete.

Allgemeiner Jubel begrüßte den neuen Erzbiſchof, als er in der Hauptſtadt Galiziens anlangte, auf den bald wieder allgemeine Betrübniß folgte, da er auf dem Biſchofsſtuhl der friſch eroberten Stadt Sevilla abberufen wurde. „Ich will euch nicht dahinten laſſen," ſagte der Erzbiſchof zu Don Illan, der mit größerer Schüchternheit, als zu Toledo, ſich ihm nahte, um den geweihten Ring an der rechten Hand des Erzbiſchofs zu küſſen und ſeine demüthigen Glückwünſche darzubringen; „aber laßt's euch wegen eueres Sohnes nicht zu nahe gehen. Er iſt zu jung. Ich muß noch für die Verwandten meiner Mutter ſorgen; doch iſt Sevilla ein reicher Sprengel. Der gebenedeite König **Ferdinand**, welcher die Stadt den Mauren abgewann, hat die Kirche daſelbſt ſo gut bedacht, daß ſie es mit den erſten Biſthümern in der Chriſtenheit aufnehmen kann. Folgt mir nur und alles wird am Ende recht werden." Don Illan verneigte ſich mit einem unterdrückten Seufzer und befand ſich bald, im Gefolge des Erzbiſchofs, an den Ufern des Guadalquivir.

Kaum war Don Illan's Lehrling ein Jahr in Sevilla, als ſein weit verbreiteter Ruf den Papſt bewog, ihm den Kardinalshut zu ſchicken, mit dem Wunſche, daß man ihn gerne an dem Hof zu Rom ſähe. Das Gedränge der Glückwünſchenden hatte Don Illan einige Tage von dem neuen Kardinal fern gehalten. Er erhielt endlich eine Privataudienz und bat mit Thränen in den Augen, daß ihn ſeine Eminenz doch in Spanien laſſen möchte. „Ich werde alt," ſagte er, „ich verließ mein Haus zu Toledo nur um euerer Eminenz willen und in der Hoffnung, daß mein Sohn zu Ehren und Vortheilen im Dienſt der Kirche gelangen möchte; ich gab ſogar meine Lieblingsſtudien auf, ausgenommen was ich zum Dienſte euerer Eminenz brauchte. Mein Sohn —" „Nichts weiter davon, Don Illan," unterbrach ihn der Kardinal. „Ihr müßt mir nach Rom folgen; wer weiß, was in Rom geſchieht. Der Papſt iſt alt, ihr wißt's. Eine öffentliche Perſon hat Obliegenheiten, die von einer Art ſind, daß die von einem untergeordneten Rang dieſelben weder ermeſſen noch begreifen können. Ich geſtehe es, ich bin euch Verbindlichkeiten ſchuldig, und bin auch gewillet, euere Dienſte zu belohnen. Doch, ihr begreift, daß ich es nicht gerne ſehe, wenn meine Kreditoren mir alle Tage an meine Thüre pochen. In einer Woche verreiſen wir nach Rom.“

Bisher haben die mächtigen Fluten des Glücks Don Illan's Lehrling ſo raſch nacheinander und ſo hoch emporgetragen, daß der Leſer nicht erſtaunen wird, wenn er findet, daß er in kurzer Zeit die päpſtliche Krone trägt. Er hatte nun die höchſte Ehrenſtufe auf Erden erklommen; das Geräuſchvolle der Wahl und die darauf folgende Krönung hatte den Mann, deſſen wundervoller Wiſſenſchaft er das ſchnelle Glück verdankte, ganz aus ſeinem Gedächtniß verwiſcht. Ermüdet von den Feſtlichkeiten und den feierlichen Prozeſſionen, bei denen er ſich in den Straßen Roms dem Volke hatte zeigen müſſen, ſaß der neue Papſt allein in einem Zimmer des Vatikan. Es war noch nicht ſpät in der Nacht. Seine Heiligkeit überließ ſich bei dem Schimmer zweier Wachsleuchter, die kaum das äußerſte Ende des großen Saales erhellten, all den ſchmerzlichen und wonnevollen Träumereien, welche uns nach der Erreichung unſerer glühendſten Wünſche in der Einſamkeit überraſchen, als Don Illan mit ſichtbarer Verwirrung vor ihn hintrat, weil er ſich ſeiner gewagten Zudringlichkeit bewußt war. „Heiliger Vater!“ rief der alte Mann, und warf ſich zu ſeines Lehrlings Füßen, „heiliger Vater! habt Erbarmen mit dieſen grauen Haaren, und gebt einen alten Diener — o dürft' ich nicht ſagen, alten Freund? — doch nicht ſo ganz der Verachtung und Vergeſſenheit preis. Mein Sohn“ — „Bei Sankt Peter!“ fuhr der Pabſt von ſeinem Stuhle auf, „euere Inſolenz ſoll euch vertrieben werden. Ihr mein Freund? Ein Zauberer der Freund vom Stellvertreter des Himmels? — Fort, Elender! Als ich deine Wiſſenſchaft zu lernen verlangte, geſchah es bloß, um den Abgrund der Verbrechen zu ergründen, in den du dich geſtürzt haſt; ich that es, um dich zur gehörigen Strafe ziehen zu können. Aus Mitleid für dein Alter jedoch, will ich an dir kein ſolches Beiſpiel aufſtellen, wofern du mein Antlitz meideſt. Verbirg dein Verbrechen und deine Schande wo du kannſt. Dieſen Augenblick verläßſt du meinen Palaſt, oder der nächſte ſieht dich in den Händen der Inquiſition.“

Zitternd und das runzlichte Geſicht in Thränen gebadet, flehte Don Illan, nur noch zwei Worte reden zu dürfen. „Ich bin ſehr arm, heiliger Vater," ſagte er, „im Vertrauen auf eueren Schutz und Beiſtand verließ ich mein Alles, und es blieb mir nichts mehr, woron ich meine Reiſe beſtreiten kann." „Fort, ſag' ich," rief der Papſt, „wenn meine übermäßige Güte euch zur Vernachläßigung eueres Vermögens verleitete, ſo will ich euch zu eurer thörichten Verſchwendung und zu eurem Leichtſinn nicht ferner noch ermuthigen. Armuth iſt nur eine geringe Strafe für euere Verbrechen." — „Aber, Vater, flehte Don Illan, „meine Noth iſt dringend. Ich bin hungrig; gebt mir nur eine Kleinigkeit, daß ich mir etwas für dieſen Abend verſchaffen kann. Morgen will ich mich von Rom wegbetteln. „Der Himmel verhüte," ſagte der Papſt, „daß ich mich des Verbrechens ſchuldig machen ſollte, den Verbündeten des Fürſten der Finſterniß zu futtern. Fort, fort aus meinem Antlitz, oder ich rufe augenblicklich die Wache." „Wohlan dann!" entgegnete Don Illan, indem er vom Boden aufſtand und den Papſt mit einem ſo kühnen Blick durchbohrte, daß er vor Wuth ſchier vergehen wollte, „weil ich in Rom verhungern ſoll, ſo iſt's wohl beſſer, ich kehre zum Abendimbiß zurück, welchen ich mir in Toledo zu bereiten befahl." Indem er dies ſagte, klingelte er mit dem goldenen Glöcklein, welches auf einem Tiſche neben dem Papſte ſtand.

Die Thüre ging ſogleich auf und die mauriſche Magd trat herein. Der Papſt blickte rings umher und ſah ſich wieder in das unterirdiſche Studierzimmer unter dem Tajo verſetzt. „Ich befehle dem Koch," ſagte Don Illan zur Magd, „nur ein Rebhuhn auf den Röſter zu legen; denn ich will das andere nicht unnütz an den Dechanten von Santjago verſchleudern."

Die Macht des Wahnes, Tragödie von C. S. Schier.

Trier bei F. A. Gall 1824.

Politiſch betrachtet enthält dieſe obwohl ſehr unbedeutende Tragödie eine Richtung gegen den Katholicismus, was wir kaum erwähnen würden, wäre ſie nicht grade in Trier herausgekommen. Uebrigens gehört ſie, wie der geneigte Leſer ſich aus nachſtehenden Proben, welche zugleich die beſte Kritik ſind, überzeugen wird, zu denjenigen tragiſchen Tragödien, welche Müllners berüchtigte Schuld verſchuldet.

Das Stück ſpielt 1546. Die Scene iſt im Landhauſe eines proteſtantiſchen Predigers bey Neuburg. Es iſt Morgen. Der Prediger ſitzt mit ſeinen gelehrten Freunden Claudius und Martin hinter Büchern, und beginnt gleich in den erſten vier Seiten in dem geſchraubten Tone, der durch alle 166 hindurch geht:

Alſo bis hieher für heut!
— Golden iſt die Morgenſtunde,
Was *ſie* lehrt mit holdem Munde
Hat der Klarheit ſie geweiht.

Der Alte gedenkt ſein Haus zu beſtellen, denn:

Abwärts eilt der Lauf der Zeit
Wie das Sandkorn in der Uhr,

was wir freilich noch nicht gewußt haben, und:

Wenn es kommt, was kommen muß,
Iſt fürwahr nicht mehr die Zeit,
Daß man wünſchet und bereut,
Drum zur *rechten Zeit* gethan
Ziemet den beſonn'nen Mann.

In dieſer originellen Manier geht es fort. Der Alte hat nichts mehr auf Erden zu beſorgen, als das Glück ſeiner Tochter. Wir gewinnen ein ſehr anſchauliches Bild von ihr, indem es heißt:

Himmliſch paarten
Huld und Weisheit *alles Schöne*
In dem *ſeltnen* Engelbild.
Und in ihrem Buſen wiegen
Sich Gefühle ernſt und mild
Und ihr inn'res Geiſterleben
Strahlt, wie *magiſch* Frühlingsweben
Auf den *jungen Roſenwald*,
Um die *herrliche Geſtalt*.

Wir haben blos einige Wörter angeſtrichen. Man erkennt daraus, wie der Dichter ſelbſt gar keine klare Vorſtellung von dem Mädchen gehabt und eigentlich nur verſichert hat, ſie ſey überaus ſchön. Was iſt z. B. unter „ſelten" vorzuſtellen und was für ein Bild unter dem abgenutzten „Engelsbild, wenn's gleich himmliſch" iſt. Das einzige was wie ein Bild geben ſollend ausſieht, iſt der *Roſenwald*, denn die *herrliche* Geſtalt iſt wieder irgend eine abſtrakte, undenkbare, namenloſe, farbenloſe, lebloſe. Aber Roſenwald und Mädchengeſtalt reimt trotz des Reimes nicht.

Don Juan, ein der Ketzerei wegen verdächtiger Spanier, iſt ihr Liebhaber. Von dem Werthe dieſes jungen Mannes und von ſeiner Liebe, ſo wie von des Mädchens Gegenliebe iſt der Vater bereits überzeugt. Doch hält er es für gut, ſeine Freunde noch um Rath zu fragen. Sie ſtimmen ihm völlig bey, und die Hochzeit wird beſchloſſen. Der alte Mann rührt ſich ſehr rührend mit dem Gedanken an ſeine zukünftigen Enkelchen.

Mathilde, die geprieſene Tochter tritt ſelbſt auf. Sie klagt, ihr Liebhaber ſey ſchwermüthig. Die Alten ſuchen die Urſache im Geiſte des jungen Mannes. Mathilde weiß es beſſer:

Wenn vom Geiſt ihr ſprecht — ein Mann,
Schweigt des Mädchens ſcheuer Mund;
Doch iſt vom Gemüth die Rede,
Daß es offen werd' und kund
Wie in ſeinen tiefen Räumen
Alles lebt und ſchwebt in Träumen,
Wie ſie auf und nieder ſteigen
Jetzt mit Klingen, jetzt mit Schweigen,
Wie die Ahnung dunkel wallt,
Und wie ohne Aufenthalt
Die Gefühle ſich entfalten —
Müßt Ihr's mit dem Mädchen halten;
Denn was das Gemüth enthält
Iſt ihr Leben, ihre Welt.

Darum wag ich zu verneinen,
Was Ihr denkt von Euerm Freund.
— Dunkel ſteigts in ihm empor,
Wie ein Berg aus weitem Meere,
Wie der Wolken finſtre Heere,
Die des Donners ehrnen Wagen
Murmelnd in dem Schooße tragen,
Welch ein mächtiger Gedanke
Auf in ſeiner Seele ſanke
Weiß ich nicht, nur iſt mir klar:
Daß es fremd und ſonderbar
Durch des Herzens öde Halle
Auf und ab geſpenſtig walle —
Kurz, daß eine Ahnung — ja!
Männer ſteht nur lächelnd da —
Ihn durchwehe lang und ſchwühl —
Eines Unglücks Vorgefühl!

Hierin treffen wir auf einen Fehler, den unſer Poet mit unzähligen andern gemein hat. Schon Shakeſpeare rügt ihn. Er iſt ein Probierſtein der Unpoeſie. Wenn Schiller die Freude namentlich anruft, ſo iſt es unpoetiſch; er ſoll ſo dichten, daß man ſich freuen muß. Wenn Tiedge kläglich von der Wehmuth winſelt, ſo iſt es unpoetiſch; er ſoll ſo dichten, daß man von ſelber wehmüthig wird. Wenn Voltaire die Wahrheit und Klarheit in Perſon vom Himmel herabſteigen läßt, um ſie über ſein

Henriade regieren zu laſſen, ſo iſt es unpoetiſch; er ſoll nur wahr und klar dichten. In gleicher Weiſe iſt es vollkommen unpoetiſch, wenn Herr Schier über Gemüth und Ahndungen philoſophirt; er ſoll nur ihre poetiſche Wirkung zeigen. Noch ſchlimmer wird der Fehler aber, indem er gerade das Mädchen ſelbſt ſo philoſophiren läßt. Hier iſt die Wirkung auf den Leſer gerade die entgegengeſetzte, die ſie ſeyn ſollte, nämlich die komiſche, etwa wie wenn der alte König in *Tiek's* unübertrefflich komiſchem *Zerbino* über ſein Weſen als dramatiſche Puppe raiſonnirt. Genug davon, wenn nur ein angehender Dichter, der dieſes lieſet, den Wink verſteht. Mathilde fährt in dem intereſſanten Thema fort, und es kann nicht fehlen daß ſie, die ſich ſo gut auf Ahnungen verſteht, ſelber von dem großen Unglück, das, wie auch jeder Leſer ahnet, hinten im Stück kommen muß, Ahnungen verſpürt hat. Nach beliebter Manier hat ſie einen Traum gehabt, in welchem der tragiſche Ausgang des Stücks ſymboliſch angedeutet iſt. So abgedroſchen dieſer ganze Kunſtgriff iſt, ſo nicht minder das Symbol ſelbſt. Ihr hat geträumt, ſie und Don Juan ſchnäbelten ſich als zwei Täubchen, da führe plötzlich eine Natter aus dem Gebüſche hervor, und erſteche den zärtlichen Tauber. Nattern und Habichte haben wir in dieſem Verhältniſſe mit Täubchen ſchon unzähligemal gruppirt geſehen.

Don Juan erſcheint, liebenswürdig, melancholiſch, heldenkräftig. Er ſpricht in unſinnigen Sentenzen z. B.

Wenn ſich Traum und Wirklichkeit
Wie zwei Ranken feſt verſchlingen,

Wird zur Wirklichkeit der Traum,
Und zum finſtern Traum die Zeit.

und in Bildern, von denen nur ein einziges originell iſt:

Seht, es prangt der Blüthenbaum,
Seht! wie ſich die Zweige ſchwingen!
Ueber Nacht erfriert das Reis,
Morgen könnt ihr nicht beſtimmen
Sind es Blüthen oder Eis.

Eben ſo kann ich's nicht deuten,
Was mein volles Herz bewegt,
Ob in Schmerzen oder Freuden
Dieſe Bruſt — die heiße — ſchlägt.

Er erzählt auch von ſich einen ſymboliſchen Traum: Ein Schwan ſey auf ihn zugeflogen, und wie er ihn *liebend* umfahn gewollt, habe der Vogel ſich in ein ſchreckliches Ungeheuer verwandelt. Als er darauf erwacht, ſey durch das Gebüſche ein fremder Mann in ſpaniſcher Tracht geſchlichen, der ohne Zweifel ihn zu ſuchen, ihm Verderben zu bringen, gekommen ſey. Die erſchreckte Verſammlung faßt wieder Muth, indem ſie ſich in Gottes Schutz befiehlt, und Don Juans: edles Selbſt erwacht

Lebensſtark und blühendjung   Durch die edle Mittheilung —

Er erinnert ſich der Vergangenheit, wie er auf der hohen Schule den alten Aberglauben abgeworfen, und in das Labyrinth der Philoſophie ſich geſtürzt, und endlich auf folgende Weiſe das Heil gewonnen:

Aller Schulen Sätz' und Lehren
Eignete mein Geiſt ſich an,
Bis es endlich klar mir wurde
Daß die Schul-Philoſophie
Mehr nicht ſey als eitler Wahn
Daß nur das lebendig wirke
Was fürs Leben ſey gedacht,
Und daß außer dem Bezirke
Alles Nebel ſey und Nacht;
Daß des Menſchen Zweck auf Erden
Sey, ſein inn'res Selbſt zu bilden,
Und ein Mittel zu der ganzen
Menſchheit großen Zweck zu werden.

Eigentlich aber hat ihn erſt die andre Hälfte, die weibliche, die ſchöne Proteſtantin. zum Menſchen, d. h. zum Proteſtanten gemacht. Es iſt erſchrecklich, wie er ſie liebt:

Vögelein gibts, man nennet ſie
Sinnig nach der Sympathie —
Wenn das eine ſingt, ſo ſingt
Auch das andre, daß es klingt,
Flieget das, ſo flieget dies,
Will das küſſen lieb und ſüß
Kommt das andre ihm entgegen;
Und zu gleicher Weiſe regen
Sie ſich, eſſen, ſchlafen ſie,
Und es trennt die Sympathie
Selbſt der Tod nicht, ſtirbt das eine,
Stirbt auch mit das andre Kleine.
Und ſo iſt es mit uns beiden,
Wenn ſie zittert, zittre ich,
Zwar für ſie und drum für mich.

Es iſt freilich leichter, eine epiſche Beſchreibung von der Liebe zu machen, als die Liebenden wirklich dramatiſch handeln zu laſſen. Dieſe eben ſo ſchöne als ſchwere Kunſt iſt Göthen von allen ſeinen Anbetern noch nicht abgelernt worden; ſie können ſie aber noch beſſer von der Natur lernen, wenn ſie überhaupt lieben könnten und Dichter wären. Sonach beſchließt die Geſellſchaft, die Spur des fremden ſpaniſchen Mannes zu verfolgen. Martin ſpricht:

Blendend halt ich die Laterne
Ihm in beide Augenſterne
Und mit meines Schwertes Schlüſſel
Oeffne ich den Mund zur Rede.

Viel ſchöner würde ſich hier Rüſſel gereimt haben. Indem ſie die Hochzeit bereiten wollen, erſcheint Pietro, Gefährte eines vornehmen Spaniers. Juan erkennt ſogleich in ihm das böſe Princip, und fährt ihn rauh an.

Im zweiten Act ſtattet jener Pietro ſeinem Herrn Don Alphonſo Bericht ab. Man erfährt, daß der erſte ein Diener der Inquiſition und Alphonſo Juans Bruder iſt. Beide ſind aus Spanien gekommen, um Juan dem alten Glauben wieder zu gewinnen, oder ihn zu opfern, damit ſein adeliches Geſchlecht nicht durch ketzeriſchen Gräuel befleckt werde.

Die Hochzeit wird nun wirklich gefeiert. An einem ſentimentalen naiven Haſenbraten mit feinen Scherzen beſpickt, kann ſich die Leſewelt mit der Geſellſchaft ergötzen. Wir geben folgende Schnittchen:

Juan (im Küſſen fortfahrend)
Seht wie hold mein Weibchen glüht,
Wie der Roſe duft'ger Rand,
Und wie ſanft aus dem Gemüth,
Ihr noch ſelber unbekannt
Auf die ſüße Ahnung blüht!
Fühlſt du, was ich ſagen kann;
Holdes Weib, ich bin dein Mann —
Bin dein Freund!

Mathilde:
Mein theurer Herr!

Juan:
Bin der Deine, biſt die Meine —
Fühlſt du, was mein Mund dir ſagt?

Mathilde:
Ich bin deine treue Magd!

Juan:
Ich will dieſen meinen Arm
Stark um deine Hüfte ſchlingen,
Nicht der Hölle wilden Schwarm
Soll mein Eh'weib mir entringen!

Wir fürchten unſern Leſern auf immer den Appetit zu verderben, und das wahrhaft Poetiſche, was die Phantaſie uns in der Liebe von Mann und Frau finden läßt, und was in der That im häuslichen Leben liegt, verdächtig zu machen, wenn wir ihnen aus Herrn Schier's Tragödie fortführen Proben zu geben von der kaum zu ahndenden Breite, Gemeinheit und Widerlichkeit, mit der er jene Gefühle von ſeinen dramatiſchen Perſonen in langweiligen Verſen erſt würgen und dann rädern läßt. Namentlich warnen wir jeden vor den, bald auf die ſo eben angeführten, folgenden Verſen, darin ſie eine ekelhafte Analyſe des Küſſens antreffen werden. Wir hoffen unſern Leſern den ſtärkſten horror einzujagen, wenn wir ſie verſichern, daß die philiſterhafte Art, auf welche dieſelben Materien ſchon in Voſſen's Luiſe und zwar nicht ohne Frivolität vorgetragen worden, ſich zu der des Herrn Schier, wie der Kothurn zum Sokkus verhält.

Die Gäſte erſcheinen. Der Prediger ſagt es wieder, daß er ſie herzlich und bieder empfange, ſtatt es blos zu thun:

Herzlich nach der deutſchen Weiſe
Reich ich Euch die deutſche Hand —
Wenig Worte — aber gute,
Und ein Herz, das eitlen Tand
Streng verſchmäht, ein offner Sinn;
Das iſt alles — nehmt es hin!

Die Natur wirkt ſympathetiſch. Die Brüder nähern ſich. Sie werden allein gelaſſen, erkennen ſich, ſtürzen ſich liebend in die Arme. Aber Alphonſo bezwingt das überwallende Herz. Der Glaube ſcheidet ihn auf ewig von dem Bruder. Er muß ihn haſſen und eilt plötzlich davon.

Im dritten Akt ſuchen ſich beide Brüder zu bekehren. Es gelingt mit nichten. Da greifen ſie zu dem Degen. Peter ſtürzt herbey, und will Juan durchboren, den aber Alphonſo, dem ſtärkeren Naturtriebe folgend, nun ſelbſt vertheidigt. Sie ſtecken den Degen wieder ein. Alphonſo kämpft noch einen ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt, bis ihn Pietro an ſeinen Schwur erinnert den Bruder zu bekehren oder zu opfern. Da entſchließt er ſich zum Brudermorde.

Vierter Akt. Alphonſo hat Juan auf ewig Abſchied ſagen laſſen, hält ſich aber mit Pietro im Walde verſteckt, um in nächtlicher Stille in das Pfarrhaus zu brechen. — Die Nacht beginnt, der Prediger erſcheint im Garten und ſegnet das junge Ehepaar, das vor ihm kniet. Schöne Gruppe. Da naht ſich aus dem Hintergrunde der böſe Feind. Man glaubt, jetzt werde der Mord geſchehen; aber Alphonſo tritt wieder ganz freundlich unter die Leute, und nimmt noch einmal rührenden Abſchied von allen. Die Liebenden gehn zu Bette. Da kommen die Böſen wieder, ganz in ſchwarze Mäntel gehüllt. Pietro dringt in das Brautgemach und ermordet Don Juan, und Alphonſo — im heftigſten Kampfe zwiſchen Glaubenspflicht und Bruderliebe verzweifelnd, erſticht ſich ſelbſt. Pietro entflieht.

Mathilde ſtürzt ſchreiend zuſammen, der Prediger Hände ringend ab. Claudius ſpricht das feierliche Amen:

Nun — ein friedlich Grab vereine
Beide, wo in ſeiner Nacht
Sie nicht trennt des Wahnes Macht.

Hiſtoriſche Erinnerungen und Ueberſichten.

I. Arnold von Brescia.[*]

In der Vorhalle des Pantheons der Reformation ſteht Arnolds von Brescia Bild, vielfach verſtümmelt durch den Vandalismus verfolgeriſcher Partheiſucht. Wie dem Torſo des Herkules im vatikaniſchen Belvedere, fehlt ihm das Haupt; denn Arnolds Schriften wurden, vermuthlich ſchon nach dem 1139 zu Rom gehaltenen Concilium, vernichtet. Aber der übrige nur an den Extremitäten verletzte Leib ſpricht deutlich genug den kräftigen Charakter des Ganzen, die ruhige gen Himmel gerichtete Haltung des Hauptes aus.[**] Wir wollen verſuchen beides unſern Leſern in nachfolgender Darſtellung aus den fragmentariſchen Nachrichten über Arnold zu verdeutlichen; und zwar ſo kurz und überſichtlich, wie es der Zweck dieſer Blätter verlangt.

Arnold, ſeiner Abkunft nach urſprünglich ein Deutſcher, ward im Anfange des zwölften Jahrhunderts zu Brescia in Oberitalien geboren, in welcher Stadt damals ein reicher Adel und ein vor anderen ausgezeichnet kriegeriſches Volk blühte. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß Arnold bis zum Jünglingsalter in ſeiner Vaterſtadt lebte und daſelbſt auch den erſten Unterricht genoß. Seine Bildungsjahre fallen in die Zeit des leidenſchaftlichſten republikaniſchen Strebens der Städte ſeines Vaterlandes. Aus dieſem Streben ging zum Theil die Bemühung hervor, die Verwirrung des Lehnrechts, dadurch daß man das römiſche Recht wieder auf den gegenwärtigen Zuſtand anwende, zu heben und überhaupt das deutſche Reich nach dem Syſtem des römiſchen Kaiſerthums zu beherrſchen. Darum ſtand eben zu dieſer Zeit das Studium des römiſchen Rechts in Blüthe. Die zu dieſem Zweck errichtete Rechtsſchule zu Bologna und der Ruf eines Irnerius, Bulgarus, Goſias, Gratianus verſammelte daſelbſt Tauſende wißbegieriger, junger Männer aus dem Abendlande. Welche Aufforderung für einen geiſtvollen Jüngling zum eifrigſten Studium! Aber das Studium des römiſchen Rechts belebte auch mehr, denn je zuvor das der klaſſiſchen Schriftſteller. Sie führten des jungen Arnolds feurigen Geiſt in die Zeiten zurück, da die römiſche Republik, da Italien, reich an Ruhm wie an Thatkraft, der Welt Geſetze ſchrieb; ſie zeigten ihm den Untergang der Republik nicht allein als Reſultat der römiſchen Entartung, ſondern auch als Anfang zu jeder Schmach, welche Italien nicht minder von den eigenen römiſchen Kaiſern, als in und ſeit der Zertrümmerung des Reichs durch deutſche Völker und Herren erlitten hatte.

---

[*] Dieß iſt die Fortſetzung des im Oktoberheft 1824 erſchienenen Aufſatzes. Dort wurde von Herrn H. Francke eine allgemeine Ueberſicht der drei Hauptepochen chriſtlich-religiöſen Heldenthums gegeben. Hier folgt der erſte Held des dritten oder Reformationszeitalters.

[**] Winkelmann fand an dem Torſo des Herkules, daß er einem Bilde angehöre, welches ideale Körperſchönheit eines gereiften Mannes dargeſtellt habe und deſſen Haupt geſtützt und aufwärts gerichtet geweſen ſeyn müſſe.

War es alſo ein Wunder, daß ſich Arnold für den Ruhm, die Macht und die Selbſtändigkeit Italiens entſchied, — daß er das Streben nach ihnen in den italieniſchen Stadtrepubliken erkannte, — daß er endlich bei der Gefahr, welche denſelben in einer Abhängigkeit von dem deutſchen, dem römiſchen gewaltſam ſich nachbildenden Kaiſerreich drohte, den Gedanken einer allgemeinen Eidgenoſſenſchaft Oberitaliens faßte? — Von dem Studium des klaſſiſchen Alterthums, das Arnolden zu ſolchen patriotiſchen Gedanken entflammte, ward ſein immer weiter ſtrebender Geiſt über die Grenzen ſeiner Heimath hinaus nach Frankreich getragen, wo in dieſer Zeit gerade Peter Abälard in Philoſophie und Theologie ſeinen gelehrten Zeitgenoſſen um Jahrhunderte vorausgeeilt war. Er hatte, wie es der Geiſt des Mittelalters war, ein gelehrtes Kämpferleben geführt. Kaum der Schüler des Kanonikus **Wilhelm von Champeaux**, hatte er denſelben durch Tiefe und Reichthum ſeines eignen philoſophiſchen

Genie's nicht minder als mit größerer dialektiſcher Gewandheit bekämpft und beſiegt. Ebenſo war ihm ſpäter ſein zweiter Lehrer, der berühmte Scholaſtiker Anſelm von Laon, erlegen. Da war er ſelbſt auf der Höhe ſeines weit verbreiteten theologiſchen und philoſophiſchen Ruhmes von der Liebe zu Heloiſe überwunden worden. Ihr war namenloſer Jammer gefolgt und dieſem hatte ſich mannichfache kirchliche Verfolgung angeſchloſſen. Aus dem Kloſter St. Denis, wohin Abälard der Welt entflohen war, hatte ihn deſſen Abt, Adam, vertrieben, weil er es zu reformiren getrachtet hatte. Von dem Lehrſtuhl, den er darnach unter dem Schutz und auf den Gütern des Grafen Theobald von Champagne aufgeſchlagen hatte, war er abgerufen, vor das Concilium zu Soiſſons 1121 geladen und daſelbſt gezwungen und überredet worden, ſein Buch „introductio in theologiam“ mit eigner Hand in's Feuer zu werfen, weil er darin ketzeriſche Anſichten über das Weſen der Ideen und über die Dreieinigkeit ausgeſprochen hatte. Gleich darauf in's Kloſter St. Medardus geſperrt und dann nach St. Denis zurückgeſchickt, hatte er von hier auf's Neue flüchtig werden müſſen, weil das Kapitel ihn wegen der Behauptung, der Kloſterheilige von St. Denis ſey nicht der wahre Dionysius Areopagita, als Erzketzer und Staatsverbrecher der königl. Gerichtsbarkeit zu überantworten im Begriff geſtanden hatte. Endlich hatte der Flüchtige nach des Abtes Adam Tode die Erlaubniß erhalten als Eremit zu leben wo er wollte. Nicht lange hatte Abälard in einer Einöde unfern Troyes gelebt, als ſeine ehemaligen Schüler und Freunde ihn auskundſchafteten, neben ſeiner Einſiedlerhütte ſich ähnliche bauten, gleich ihm ſich körperlich abhärteten, nur von Wurzeln und Kräutern ſich nährten und alle Mühſal über den Lehren göttlicher Weisheit vergaßen, die von ſeinen beredten Lippen in leuchtendem, glühendem Strom ſich ergoſſen.

Hierhin in die Einöde bei Troyes war auch Arnold von Breſcia geeilt, ſeine Alterthumsſtudien wie die Heimath freudig verlaſſend, um Abälard's vielgeprieſene, angefochtene und durch innere Beſiegung des Schickſals erprobte Weisheit aus des Meiſters eignem Munde zu empfangen. Arnolds dem Abälard verwandter Geiſt durfte nur die Bahn, die er bisher gewandelt, verlaſſen und die ſeines neuen Lehrers betreten, um ihr Ziel zu erfaſſen und feſtzuhalten, wenn er auch demſelben auf eigene Weiſe zueilte.

Abälard aber, welchen man den Scholaſtikern beizuzählen gewohnt iſt, unterſchied ſich von ſeinen Vorgängern dadurch bedeutend, daß er die Spekulation von der Herrſchaft der Theologie befreite. Er führte nämlich neben der bisher nur zu begriffsgemäßer Erkenntniß der theologiſchen Wahrheiten benutzten Logik des Ariſtoteles auch deſſen Phyſika ein, und ſomit kam zu der logiſchen Begründung des theologiſchen, namentlich Auguſtiniſchen Lehrbegriffs, noch diejenige, welche die freie Betrachtung der Natur der Dinge mit ſich brachte. Wenn nun auch Abälard nicht wagte die chriſtlichen Dogmen zu verändern, ſo gewannen ſie doch eine ganz andere Auslegung und Bedeutung. So stellte Abälard den Grundſatz auf: daß der Glaube eine Furcht der Erkenntniß ſeyn müſſe. Um aber durch Erkenntniß zum Glauben und zur philoſophiſchen Begründung deſſelben zu gelangen, empfahl er das gründlichſte Studium der Wiſſenſchaften und die freieſte Spekulation, wodurch er dem Köhlerglauben ſeiner Zeit eine tödtliche Wunde ſchlug. Nicht minder folgereich war ſeine Anſicht von der Buße. Wie er die That ohne vorausgegangenen guten oder böſen Willen für etwas Gleichgültiges hielt und dadurch den durch Phariſäismus der Geiſtlichkeit zu bloßer Form herabgeſunkenen Cultus angriff, ſo hielt er auch eine aus Furcht vor Strafe vom Prieſter mit Geld erkaufte Abſolution nicht für Buße, ſondern ebenfalls für gleichgültig wie die Beichte, indem die Sinnesänderung etwas Inneres bleiben müſſe, und erſchütterte durch dieſe Anſicht vom Amte der Schlüſſel des Himmelreichs den Grundpfeiler der Hierarchie, wie feſt derſelbe auch ſtehen mochte.

Der Papſt war, wie einſt das alte Rom, durch die unveränderlichen Grundſätze ſeines Conclave zu dem Coloß herangewachſen, deß einer Fuß den Niedergang, deß anderer den Aufgang drückte; ſein Haupt ſollte das unter ihm wogende Meer chriſtlicher Völker und ihr weltliches Richterſchwerdt, den Kaiſer, erleuchten, wie die Sonne den Mond und die Planeten; er gebot und die Menſchheit des Abendlandes verließ die theuerſten Kleinode wodurch ſie an die heimatliche Erde gefeſſelt war, um in fremden Welttheilen für die Kirche Gottes ein noch theureres zu erkämpfen; er drohte Kaiſern und Königen mit ewiger Verſchließung der Himmelsthür, und ſie zerriſſen das geliebte Band ihrer Ehen, traten ihm Länder und Völker ab und empfingen ſie aus ſeiner verſöhnten Hand als Lehen zurück. Zu dieſer Allmacht war der römiſche Biſchof nicht bloß durch Verbreitung des poſitiven chriſtlichen Glaubens und die dadurch erreichte Ueberwältigung der öffentlichen Meinung, ſondern auch durch manche äußere Mittel gelangt. Die Uebertragung der Lehnsgrundſätze auf die Kirche, die Inveſtitur, das Cölibat, das Legatenweſen, welches die Freiheit der Concilien vernichtete, Diſpenſationen und Ablaß, willkührliche Verfügung über Kirchenpfründen, Weihbiſchöfe waren die Stufen ſeines Throns, welcher aber ſchwankte, als die Freiheit entfloh, auf die er von Gregor gegründet war. Seit den Biſchöfen durch die Unterjochung der Concilien ihre Macht genommen war, verloren ſie ihre Ehre und ſonneten ſich behaglich in den Strahlen des heiligen Throns; großentheils Staatsmänner und Krieger ſahen ſie ſorglos dem Verfall der Kirchenzucht zu: wie ſich durch päpſtliche Exemtionsprivilegien Klöſter und Stifter ihrer Gewalt und Aufſicht entzogen und nicht ſelten in Trinkhäuſer und Buhlwinkel ausarteten; wie ſich zahlloſe Schaaren hauptloſer Mönche als Hofkaplane und Burgpfaffen an den Höfen der Fürſten und auf den Burgen der Ritter futtern ließen, oder heimathlos ganz ohne Geſchäft und Wohnort umherirrten. Je größer aber die Verderbtheit dieſer Menſchenklaſſe ward, deſto weniger konnte ſie der troſtloſen verlaſſenen Heerde den Frieden geben, nach welchem ſich die Gemüther in jener wildbewegten Zeit ſehnten. Darum wimmelte es ſchon zu Abälards und Arnolds Zeit im ſüdlichen Frankreich, in der Schweiz und andern Gegenden von myſtiſchen Sekten, welche das beſeligende Leben des Urchriſtenthums zum Vorbild nehmen und durch Bußübungen und Ertödtung des Fleiſches ſich die Gnade und Huld des Herrn zu erringen hofften. Im Urſprung und Grund verwandt waren Abälards Lehren von der Buße, da ihm die kirchliche als bloß formelle nichts galt, und von der Sündenvergebung, der er nur wahre Tugendübung zur Bedingung ſetzte. In der Form verſchieden, verlangte er klare Einſicht in die religiöſen Wahrheiten und Zweckmäßigkeit im Handeln. Was aber Abälard wiſſenſchaftlich zu begründen und in ſeinem perſonlichen Leben darzuſtellen ſich begnügte, dem wünſchte Arnold, durch den praktiſchen Geiſt des Alterthums beſeelt, ausgedehntere Anwendung für das Leben der Geſellſchaft zu geben.

(Beſchluß folgt.)

Deutſche Literatur.

Europa in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande. Von J. Weitzel. Wiesbaden. H. W. Ritterſche Buchhandlung 1824.

In unermeßner Fülle drängen ſich in der Gegenwart die Ereigniſſe. Das eine vernichtet oder verjagt das andere, und unſre jetzige Zeit ließe ſich in mancher Beziehung wohl mit jener Urbildungsepoche der Erde vergleichen, da die Elemente durcheinander flutheten, Waſſer und Land ungeregelt, ungeſondert in einander verſchwammen, bis der ordnende Weltgeiſt Elemente ſonderte, die Erdmaſſen geſtaltete, und den Waſſern ihr Fluß- und Meergebiet anwies. Wiewohl ſich eben nach jenem Gleichniſſe hoffen läßt, daß aus dem jetzigen Chaos der Weltbegebenheiten endlich eine wohlgeſtaltete Ordnung der Dinge hervorgehn wird, ſo liegt doch eben in der Natur des Menſchen das Beſtreben, den Schleier der Zukunft ſo viel er kann zu lüpfen, und ſeine Neugierde wenigſtens durch Ahnungen über wahrſcheinliche Erfolge zu befriedigen. Da aber dieſe Ahnungen nur aus einem ordnenden Ueberblick der verworrenen und verſchiedenartigſten Ereigniſſe zu gewinnen ſind, ſo wird manchem von unſern Leſern die Anzeige obgenannten Werkes, deſſen Verfaſſer einen ſolchen Ueberblick zu gewähren beabſichtigt, nicht unangenehm ſeyn.

Wir empfehlen dieſes Buch unſern Leſern beſonders deßhalb, weil in der Einleitung einfach und klar die Grundſätze ausgeſprochen ſind, nach welchen jeder hiſtoriſche Schriftſteller, vor allem aus aber derjenige, welcher über die Gegenwart ſchreiben will, bei der Darſtellung derſelben verfahren ſoll, — die Grundſätze nämlich völliger Partheiloſigkeit. Nach ihnen charakteriſirt denn auch der Herr Verfaſſer die feindlich ſich gegenübertretenden Partheien unſerer Zeit, und deutet treffend das Wahre wie das Falſche in ihren beiderſeitigen Beſtrebungen an. Weniger genügend ſcheint derſelbe uns jedoch bei der Löſung ſeiner eigentlichen Aufgabe zu verfahren. Denn, ob er gleich die Geſtalt der verſchiedenen, beim Gang der Begebenheiten intereſſirten Reiche und Mächte Europa's in aufeinander folgenden Bildern uns vor Augen geſtellt hat, ſo ſind dieſe Bilder doch zu ſkizzenhaft, um immer ganz deutlich und ganz wahr zu erſcheinen. Ohne Zweifel iſt dieſer Fehler aus des Herrn Verfaſſers vorherrſchender Neigung, ſeine Reflexionen dem eigentlich hiſtoriſchen Text einzuflechten, hervorgegangen; und ſo kommt es uns denn vor, als ſeyen einige, aus nicht gemeiner hiſtoriſcher Weltanſicht erzeugte, politiſche Grundſätze das Thema, welches immer nur wenig variirt, bey Betrachtung Rußlands wie Italiens, Englands wie der Türſey ꝛc. vortönt. Wenn nun eine ſolche Behandlungsweiſe des gegenwärtigen Zuſtandes Europa's uns denſelben auf eine nicht unintereſſante Weiſe ſchildert, ſo iſt ſie doch keine hinreichend befriedigende, weil ſie nur eine von den vielen iſt, welche man anwenden kann. So muſſen wir geſtehn, um in wenig Worten unſer Urtheil über Herrn Weizels Buch auszuſprechen, daß dieſes eine bedeutende Vorarbeit zu nennen iſt, welche fur kunftige, genugendere Darſtellungen unſerer an Begebenheiten uberreichen Zeit, nicht unbenutzt gelaſſen werden darf.

Künſte und Wiſſenſchaften.

Chemical society in London. Der Aſſociationsgeiſt der Britten ſteigt zu einem unglaublichen Grad. Alles hat ſeine Geſellſchaft oder ſeinen Klubb in England und vorzüglich in London. Sogar die Schachſpieler haben eine beſondere Geſellſchaft, wo ſie zur Veredlung dieſes ſinnreichen Spiels zuſammentreten. Ohne Geſellſchaft wird nichts von Bedeutung unternommen und eben ſo wenig ohne Subſkription. Dieſe beliebten Wege werden überall eingeſchlagen; ſo thun die Privaten alles, welches nicht wenig Einfluß auf das Selbſtgefuhl der Engländer und die Förderung des Nationalwohlſtandes und der Wiſſenſchaft hat.

Der Zweck dieſer Geſellſchaft für Chemie iſt, das Studium dieſer Wiſſenſchaft in allen ihren Zweigen zu fordern; alle 14 Tage hält ſie ihre regelmäßigen Zuſammenkunfte, wo Aufſätze vorgeleſen, diskutirt, und Experimente gemacht werden. Sie hält ein beſonderes Leſezimmer und eine Bibliothek, welche fünf Tage in der Woche für die Mitglieder offen iſt.

Miszellen.

Außerordentliche Schlange. Die Calcutter-Zeitung meldet von einer ungeheuern Schlange, die ſich bei Brominetulhab nördlich von Santlpoure aufhält; ſie wurde, wie man vermuthet, durch ein reißendes Bergwaſſer in die Ebenen herabgeſchwemmt. Die Schlange iſt nicht ſonderlich dick, aber 22 bis 24 Ellbogen lang. Einige Perſonen, die ſie am Wege getroffen, melden, daß ſie zuweilen gleich einem Rad fortrolle; beim geringſten Geräuſch aber entringelt ſie ſich und ſchießt 25 bis 30 Ellbogen weit in einem Satze. Sie hat bisher noch niemand gebiſſen, allein wo ſie hinkommt, verbreitet ſie ungeheuern Schrecken. Einige reiche Bewohner aus der Nachbarſchaft ſchickten Männer, die mit Flinten und Stöcken bewaffnet waren, ab, um das Unthier zu tödten; das Geziſch der Schlange jedoch und ihre enorme Lange jagte ihnen ein ſolches Schrecken ein, daß ſie es nicht wagten, ſie anzugreifen. Vielleicht hat ſich indeſſen ein neuer St. Georgsritter, der ſein Land von dem Ungethüm befreit, gefunden. —

— Canova ſtellte auf Alfieri's Grab Italien als Matrone dar, antik gekleidet und in Thränen. Darauf wurde folgendes Epigramm gemacht:

Questa volta, Canova l'ha svagliata:
Tu l'hai fatta vestita, ed è spogliata.
Du haſt dich, Canova, betrogen;
Du ſtellteſt ſie in Kleidern dar,
Und ſie iſt ausgezogen.

Verdeutſchungen
aus jenem Cancionero general.

1. Lilie?

Ich habe Dich zum Lieb erkoren,
Du, ſchlanker als das junge Reh:
im ſchwarzen, harten Land geboren,
doch weißer, weicher als der Schnee.

Du ſchließeſt in der Silberkammer
wohl ſeltnen Schmuck und Waffen ein,
manch feinen Pfeil und goldnen Hammer,
bei unſichtbaren Spezerei'n.

Sey mir gegrüßt, im Abendſtrahle,
in deinem grünen Sommerkleid!
gieb aus der Alabaſterſchale
mir ſüßen Meth, du ſtolze Maid!

Dich hab' ich ſchon als Kind geſehen,
Du ſeelenvollſtes Frauenbild,
wo Engel und Madonnen gehen
in goldumzäumtem Luſtgefild.

Blondel.

Hiſtoriſche Erinnerungen und Ueberſichten.
I. Arnold von Brescia.
(Beſchluß.)

Als nun Arnold ſeine früher ſchon gefaßten Anſichten mit den religiöſen und kirchlichen in Einklang gebracht hatte, welche Abälard und die Betrachtung des kirchlichen Zuſtandes in ihm erweckt, ging er, wie Einige vermuthen laſſen, erſt ins ſüdliche Frankreich, um hier die Grundſätze und geſellſchaftlichen Einrichtungen der ſchwärmeriſchen Secten kennen zu lernen; hörte Peter von Bruis der großes Aufſehn machte, und lernte auf ſeiner Heimreiſe nach Brescia in den Gebirgen des Hochſtifts Lauſanne die Schüler der Myſtiker Hanrich und Gerhardt und vielleicht den erſtern ſelbſt kennen, welcher ſchon 1116 dort lebte. Jetzt betrat er den heimiſchen Boden ſeines Vaterlandes wieder; aber welche Veränderung war hier während ſeiner langen Abweſenheit in Frankreich vorgefallen! Es iſt bekannt wie die Städte der Lombardei auf den Trümmern altrömiſcher Municipalverfaſſung, durch Freibriefe der Ottonen, durch Benutzung der Wirren unter Heinrich IV., durch die lange Abweſenheit und Sorgloſigkeit anderer Kaiſer, und endlich durch aufblühenden Handel und Gewerbsfleiß begünſtigt, ihre neue Freiheit gründeten. Jede Stadt war frei, aber den übrigen meiſt ungleich an Macht. Mailand und Pavia erhoben ihre Häupter bald über alle. Selbſt einander bis auf den Tod verhaßt, verbreiteten ſie dieſe Stimmung über das ganze Land; jede Stadt trat auf die eine oder die andere Seite, und Arnolds Vaterſtadt hielt es zuerſt mit Mailand. Die Kriege waren Anfangs nach ritterlichem Brauch meiſt nur abentheuerliche Fehden, deren Zweck mehr die Ehre des Siegs als Vernichtung des Gegners war. Ritterlich ſagte man einander die Fehde an; das Volk verſammelte ſich auf dem Markte; die Glocken läuteten zum Hochamt und der Biſchof ſegnete die zuſtrömende Menge zum Kampf ein. War Tag und Ort an der Gränze ausgemacht, da wurden die dumpfen Werkſtätten verlaſſen, jede Bürgerſchaft ſchaarte ſich um ihren Caroccio und unter Feldmuſik, welche von dieſem erſchallte, gings mit fliegendem Banner zu luſtiger Fehde hinaus. Dann begnügte man ſich nicht ſelten damit, einander die Aerndte zu verderben, Gefangene zu machen und dieſe zu verhöhnen. Die Mailänder fuhrten nach einem über die Paveſaner erfochtenen Siege, die zahlreichen Gefangenen auf den Markt, banden ihnen die Hände auf den Rücken, mit einer brennenden Fackel zwiſchen den Fingern, öffneten dann die Thore und erlaubten ihnen, ſich ſelbſt nach Hauſe zu leuchten. Dieſer tolle Humor artete aber oft in Grauſamkeit und Vertilgungswuth aus. Die Mailänder zerſtörten im Anfange des zwölften Jahrhunderts mit Hülfe der Brescianer und anderer Bundesgenoſſen Lodi von Grund aus, verpflanzten die Einwohner auf Dörfer und hielten ſie wie Sclaven; etwaß ſpäter unterwarfen ſie Como nach verzweifelter Gegenwehr der tapfern Bürgerſchaft, und legten durch Eroberung dieſer beiden Städte den Grund zu jener Größe, welche Friedrich dem Erſten ſo furchtbar ward. Mailands Stolz empörte aber die Brescianer, deßhalb ergriffen ſie ſpäter in dem Kriege der Welfen und Gibellinen, welcher ſich von Deutſchland nach Italien verpflanzt und die ganze Lombardei in zwei Parteien getheilt hatte, Lothars Sache und halfen ihm den Sieg über den Hohenſtaufen Conrad erringen, der ſich Mailand in die Arme geworfen hatte.

Arnold, in die Mitte ſeiner kriegeriſchen Mitbürger zurückgekehrt, war bald von dem jetzigen Zuſtande ihrer Verfaſſung unterrichtet, ſo wie von dem der übrigen lombardiſchen Städte, welche er durchreiſt und kennen gelernt hatte. Er überzeugte ſich, daß wahre Freiheit in dieſem wilden republikaniſchen Getriebe nicht gedeihen könne, zumal wenn das Volk nicht zuvor von dem geiſtigen Druck des Papſtthums befreit und über das aufgeklärt würde, welche Rechte der Menſch anzuſprechen und welche Pflichten er nach demſelben Grundgeſetze ſeiner Natur zu erfüllen habe. Muthig beſchloß er deßhalb: zur Verbeſſerung des geiſtlichen Standes, und dazu beizutragen, daß die Herrſchaft der weltlichen Obrigkeit zurückgegeben werde. Und wenn einer, ſo war er der Mann zu ſolchem Rieſenwerk. Im kraftvollſten Alter erhöhte er ſeinen ſtarken Muth durch die ſtrengſte Mäßigkeit, nur den Sinn auf das Höchſte gerichtet was der Menſch erſtreben mag; ſo daß ihn ſeine erbittertſten Feinde darum anſtaunen, und ſelbſt der heilige Bernhardt im heftigſten Zorn ihn dennoch mit Johannes in der Wüſte vergleicht, der weder aß noch trank, ſondern nur auf die Erlöſung der armen Menſchheit ſann. Wenn er aber als Volkslehrer auftreten wollte, ſo mußte er nach der Sitte der Zeit, um Eingang zu finden, das geiſtliche Gewand anlegen. Er ward deßhalb einzelner Mönch und begnügte ſich als ſolcher mit dem unterſten geiſtlichen Amte: mit dem eines Lector *) an der Kirche zu Brescia. So trat er auf

---

*) Wenn Herr Dr. Beck in der Baſeler wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift II. 2. S. 68 ihn vor der Zeit ſeiner Studien unter Abälard zum Lector in Brescia macht, ſo verſtößt er gegen das ſehr beſtimmte Zeugniß des Otto Fris. L. II. c. XX.

vor dem Volke, mit einer Beredtſamkeit, welche die Bewunderung aller Zuhörer erregte, und aller Herzen entzückte. Seine Zunge war ein zweiſchneidiges Schwerdt, ſeine Reden glatt wie Oel und ſüß wie Honig, aber treffend wie Pfeile. Der Strom ſeiner Worte riß Alt und Jung, Reich und Arm, Vornehm und Gering gleich mächtig dahin. Beſonders lieblich klang ſein neues Evangelium dem unterſten Stande, dem Laſtträger der Zeit, ſo daß ſeine Feinde klagten: er verſchlingt das Volk, betrügt den Haufen durch Schmeichelei und freut ſich ſeiner Gunſt. Er ließ nach Abälards Beiſpiel den poſitiven Glauben des Volks unangefochten, und begnügte ſich mit hiſtoriſcher und ethiſcher Erklärung der Evangelien und übrigen Theile des neuen Teſtaments. Wenn er jedoch die Lehre vom Abendmahl abweichend vom kirchlichen Dogma darſtellte, ſo war es nur, um dem Papſte und der Prieſterſchaft das Amt der Schlüſſel und die Macht ſtreitig zu machen, die Hoſtie in Gott verwandeln, ſich dadurch zum Schöpfer der Gottheit erheben und ſomit für ſich ſelbſt göttliche Verehrung erzwingen zu können; ferner um das Volk von der Inquiſition der Ohrenbeichte zu befreien. Wenn er die Kindertaufe angriff, ſo ging das gleichfalls aus Abälards Lehre von der Zurechnung hervor; aber wie ſehr auch das geſchmälerte Anſehn beider Dogmen die Hierarchie untergrub, ſo ward der gefürchtete Lehrer dennoch furchtbarer durch ſein Syſtem einer neuen chriſtlichen Geſellſchaftsverfaſſung, welche er nach dem Vorbilde der durch die Apoſtel gegründeten urchriſtlichen einrichten wollte. Er lehrte: der Papſt müſſe, um im urſprünglichen Sinne des Worts ein wahrer Seelenhirt und Nachfolger Chriſti zu werden, welcher in Knechtsgeſtalt auf Erden gewandelt und eine Dornenkrone getragen, von ſeinem Thron herabſteigen; die Geiſtlichkeit dürfe keine Herzogthümer, Markgrafſchaften, Grafſchaften, Städte, Burgen, Kriegsmannſchaft, Zölle, Münzen, Gerichtsbarkeiten und andere Regalien beſitzen, ſondern müſſe ſich mit Erſtlingen, welche die Andacht des Volks opfert, und mit Zehnten begnügen zum keuſchen Gebrauch des Leibes. Er ſtrafte Schwelgerei und Fleiſchesluſt, üppige Gaſtmähler, prunkende Kleidung, freche Scherze und muthwillige Vergnügungen des ſtolzen Klerus, und forderte, daß derſelbe alle weltliche Macht und Habe den weltlichen Herren und Regierungen zurückgäbe, denen ſie entwandt ſey. So predigte der unerhörte Ketzer von Kanzeln, auf Marktplätzen und im freien Felde der ihn umgebenden Menge der Breſcianer und vieler umliegenden Städte und Gegenden. Tumultuariſche Begeiſterung und Freiheitstrunkenheit verbreitete ſich ſchnell durchs ganze Land, über das Alpengebirge und zu den entgegengeſetzten Meeresküſten; überall fand nach dem Zeugniß der Schriftſteller dieſe Ketzerei, welche jedem als ſchlagende Wahrheit erſchien, Beifall, und beſonders dem Volke in Deutſchland, Italien und Frankreich in ſeiner damaligen knechtiſchen Erniedrigung ſagte ſie zu. Wie mußte es ſchon damals jenſeits der Alpen um das Anſehn des Papſtes ſtehn, wenn Wetzel, ein Deutſcher und Arnolds Freund, es wenige Jahre ſpäter wagen durfte, an Friedrich den Erſten zu ſchreiben: er möge doch das lügenhafte verächtliche Ammenmährchen vergeſſen, „daß Conſtantin bei ſeiner Taufe dem Papſte die weltliche Herrſchaft verliehen habe,“ und daher den heiligen Vater abſetzen und ſeine Herrſchaft dem Senat und römiſchen Volke übertragen. Wie mußten ſich Arnolds Grundſätze in Deutſchland verbreitet haben, wenn die heldenmüthigen aber päpſtiſch geſinnten Bürger von Crema das deutſche Heer mit dem Schimpfnamen „Arnoldiſten“ begrüßten! Welche Allgemeinheit der Wetzelſchen Anſicht läßt ſich im Mittelpunkte des Reichs annehmen, wenn auf einem Ulmer-Reichstage vom ſchwäbiſchen, baieriſchen und helvetiſchen Adel der Grundſatz aufgeſtellt ward: „der Bann habe keine weltliche Wirkung, ſondern Verbrechen gegen den heiligen Stuhl müßten vor das weltliche Gericht geſtellt werden, um ihr Urtheil zu empfangen!?“ Aber nicht nur in Deutſchland, ſondern eben ſo ſehr hatte der Arnoldismus in Italien um ſich gegriffen. Wir kennen die Stimmung in der Lombardei, wo es bis zur äußerſten Verſpottung der Geiſtlichkeit gekommen war, ſo daß es als größter Schimpf galt, zu ihr zu gehören; eine gleiche Geſinnung herrſchte unter dem römiſchen Volk; ja in der Curie ſelbſt wurden Abälards Werke geleſen und hatte Arnold ſeine Anhänger. Der heilige Bernhard klagt: das Gift der Ketzerei ſchleiche von Volk zu Volk durch Städte und Burgen; Arnold hinterlaſſe, wohin er ſeinen Fuß ſetze, die grauſamſten Spuren, denn er ſey gleich dem Satan welcher das Land durchziehe und ſuche wen er verſchlinge. In Frankreich's Norden rüttelte die Scholaſtik, und im Süden die Myſtik an St. Peters Stuhl, ſo daß der heilige Vater auf demſelben erſchrack und rettendes Gegengift kochte, damit tauſendjähriger Schweiß nicht fruchtlos vergeſſen werden wäre.

Arnold begriff, daß mit der bloßen Einſicht, es könne der geiſtliche Stand und mit ihm das religiöſe und dadurch das ganze Leben nur von Grund aus verbeſſert werden, wenn die weltliche Macht des Papſtes und der Geiſtlichkeit den weltlichen Herren und Regierungen zurückgegeben würde, nichts gewonnen ſey. Darum ſah er ſich nach den Mitteln um, durch welche das, was ihm jene Verbeſſerung zu bedingen ſchien, realiſirt werden möchte. So gern die weltlichen Fürſten und Herren, und namentlich der deutſche Kaiſer, ſich am Ende dazu verſtanden hätten, die weltliche Macht des Papſtes und der Kirche zu brechen, die ihnen vielfach die Hände band, ſo brauchten ſie doch auf der andern Seite noch mehr die Autorität des Papſtes um ihrer eignen weltlichen Nachdruck zu geben. In dieſem Fall war ſowohl der deutſche Kaiſer, der die alte Reichsidee immer nicht aufgeben wollte, als auch zum großen Theil die italieniſchen Fürſten und Großen, die nicht gänzlich zu Knechten des deutſchen Kaiſers werden mochten. Beide fanden Hülfe beim Papſt, der um den Kaiſer nicht zu mächtig werden zu laſſen, mit den italieniſchen Fürſten gegen den Kaiſer und mit dieſem gegen jene es hielt, ſo oft er von ihrer Uebermacht für ſeine eigne in Italien fürchten zu müſſen glaubte. An dieſe konnte ſich Arnold alſo nicht wenden, wohl aber an die freien Städte, die von den italieniſchen Fürſten wie von dem Kaiſer und auch vom Papſte, deſſen Autorität beide ihnen feindſelige Mächte aufrecht erhielt, zu fürchten hatten. Wenn die Betrachtung dieſer politiſchen Konſtellationen Arnolden auf die italieniſchen Republiken wieß, ſo folgte er ſicherlich dieſer Weiſung um ſo lieber, als mit ihr ſeine ſchon früh an dem Studium des klaſſiſchen Alterthums entzündete Liebe zum Republikanismus vollkommen übereinſtimmte. Aber wie er ſchon längſt erkannt hatte, daß die italieniſchen Republiken ihre Selbſtändigkeit nur in einer allgemeinen Eidgenoſſenſchaft zu behaupten im Stande ſeyn würden, ſo ſchienen ſie ihm auch nur als ſolche dem vereinten Sturme, der ihnen bei nicht längerer Anerkennung der weltlichen Macht des Papſtes und der Geiſtlichkeit von Fürſten und Geiſtlichkeit, vom Kaiſer und Papſte bevorſtand, die Stirn bieten zu können. Daher fing Arnold an, ſo viel er bei der vorhandenen gegenſeitigen Anfeindung der Republiken vermochte, an Bildung einer allgemeinen Föderativrepublik ſeines Vaterlandes zu arbeiten. Damit [illegible], als Sitz des Papſtes und gewiſſermaßen auch des römiſchen Kaiſers, keine Inkonſequenz in dieſem Syſtem ſey, trat er auf dieſelbe Weiſe wie mit den oberitaliſchen Communen auch mit ihr ſchon früher in Verbindung, ließ durch ſeine Freunde, welche er unter dem Adel hatte, das Volk zur Abſchüttelung der Hierarchie und zur Conſtituirung einer Republik ſtimmen, und war auf dem Wege die ungeheure Mine zur Exploſion zu zeitigen, als auch ſeine Gegner noch zu rechter Zeit die offene Gegenwehr begannen. Der Biſchof Meinfred von Brescia, eine Kreatur Innocenz des Zweiten, trat mit der Geiſtlichkeit ſeines Sprengels auf dem von dieſem Papſte 1139 zur Unterdrückung der Partei des Gegenpapſtes Anaklet nach Rom berufenen zweiten Lateraniſchen Concilium gegen den verhaßten Ketzer auf. Arnold ward nebſt ſeinem Lehrer Abälard und allen ſeinen Anhängern durch den drei und zwanzigſten Canon als ein Erzketzer verdammt, mußte ſchwören Italien zu meiden und nie ohne Bewilligung des Papſtes zurückzukehren. Er verließ den Schauplatz ſeiner bisherigen Thätigkeit, gewiß mit der Hoffnung, ihn bald in beſſerer Verfaſſung wieder zu betreten, und ging nach Frankreich, wo man ſeiner ſehr bedurfte.

Auf das Gerücht der durch Arnold veranlaßten revolutionären Bewegung in Italien, und ſeiner ſo wie Abälards Verdammung durch das Concilium, war die Verfolgung gegen den letztern mit erneueter Wuth in Frankreich begonnen. An der Spitze der Eiferer gegen die Ketzer ſtand Bernhard, Abt von Clairvaux. Dieſer außerordentliche Menſch war ein Held im Glauben, wie Arnold und Abälard für die Begründung der Erkenntniß. Von Jugend auf Gott und die Verbreitung ſeines Reichs im Herzen, verachtete er die Welt und ihre Luſt bis zum Unglaublichen. Tag und Nacht in ſtiller beſchaulicher Einſamkeit ſeine Seele mit glühender Andacht auf das gerichtet, was er für das Höchſte hielt, verließ er ſein Studierzimmer meiſt nur, um in öder Dunkelheit der Wälder das Wehen des göttlichen Geiſtes deſto vernehmlicher zu hören. Er widerſtand der Wolluſt in ſolchem Grade, daß er einſt, als ein wunderſchönes Mädchen zu ihm ins Bett kam, ſich ruhig umkehrte und fortſchlief. Oft ſprang er zur Abkühlung des Fleiſches in eiskaltes Waſſer, und befreiete ſeinen Körper durch jedwede Beherrſchung in einem ſo hohen Grade von den Banden der Sinnlichkeit, daß er durch erhöhte Gemüthskraft Kranke, Lahme, Blinde und Taube heilte, daß er weiſſagte, Todte erweckte, durch das Zeichen des heiligen Kreuzes Haſen von Hunden und Vögel von Falken rettete, daß durch ſein Gebet die Königin Eleonore ſchwanger ward, und beim Schreiben der Regen ſeitwärts fiel ohne das Blatt zu berühren. Jedoch würdigte ihn Gott bei zu großem Andrange des Volks dieſer Wunderkraft nicht, ſondern nur wenn ein enger Kreis gläubiger Seelen ihn umgab; aber öffentlich vor dem Volke war er ein noch Größerer. Er lenkte Päpſte, Könige und Kaiſer nach dem Willen der Kirche; er riß ſie und ihre Völker durch die Kraft ſeiner Beredtſamkeit zu einem 1147 unternommenen, unglücksvollen Kreuzzuge hin; auf ſeinen Schultern ruhte das Heil der Kirche. Freilich war er dabei immer ein Mann ohne philoſophiſche Klarheit, und ohne eine eigenthümliche theologiſche Anſicht; ein blinder Zionseifer riß ihn zu ſo barbariſcher Unduldſamkeit hin, daß er Ketzerverfolgung dem Volke als etwas Gottesdienſtliches empfahl und ſelbſt manchen Andersdenkenden zum Feuertode brachte. Dieſer Mann war gegen Abälard aufgetreten, der ſich erbot, auf der eigens dazu berufenen Synode zu Sens 1140 mit ihm zu diſputiren. Allein dem fuhlte ſich Bernhard nicht gewachſen, und griff deßhalb zu Mitteln, welche ſeinen Ruhm auf eine weniger gefährliche Probe ſtellten, indem er den verſammelten Vätern einen vorhergemachten Auszug von Abälards Ketzereien vorlegte, worauf dieſer ſogleich zum Widerruf und zu ewigem Stillſchweigen verdammt ward. Eine Appellation Abälards an den Papſt ward gleichfalls durch ihn vereitelt, weil Ketzern keine Gerechtigkeit gebühre. In dieſem unglücklichen Kampfe war des großen Peripatetikers*) treuer

---

*) So ward Abälard ſeines vielfachen Umherwanderns halber genannt.

Schüler und Freund Arnold ihm ein mächtiger Beiſtand geweſen. Der Papſt ſchrieb in einem Breve an die franzöſiſchen Biſchöfe: ſie ſollten die beiden verfluchten Schismatiker in Klöſter einſperren und ihre Schriften, wo ſie ſich fänden, verbrennen. Abälard, gebeugt durch Leiden, ward als reuiger Sünder zu Clügny aufgenommen, und bei ſeinem Tode von den ihn verehrenden Mönchen aufrichtig beweint. Arnold dagegen entging ſeinen Verfolgern durch eilige Flucht. Die Energie ſeines Geiſtes wurde durch jede Widerwärtigkeit eher erhöht als gebeugt. Man verſichert, daß er mit dem kälteſten Gleichmuth Italien verlaſſen habe, und jetzt war es ihm vielleicht noch gleichgültiger, Frankreich verlaſſen zu müſſen, wo er ſeine Plane nicht fördern konnte. Den Bann verachtete er. Eine Zeit lang verweilte er noch bei ſeinem Freunde und Mitſchüler unter Abälard, dem Legaten Guido von Caſtello, der nachher als Cöleſtin II. Papſt ward. Kaum aber hatte ihn der heil. Bernhard in dieſem Aſyl ausgeſpürt, als er dem Legaten zuſetzte: dieſes Ungeheuer mit Taubenkopf und Skorpionsſchwanz von ſich zu ſtoßen; dieſen Stein, aus welchem nie ein Sohn Abrahams zu erwecken ſey. Guido kannte die Wuth des heil. Mannes, der die Legaten überhaupt mit dem Teufel Hiobs verglich, welcher ausgehe von dem Herrn um ein Land zu verwüſten, und ſah die Gefahr, in welcher er ſchwebte. Deßhalb zog er ſeine Hand von Arnold ab. Der aber rettete ſich nach Deutſchland und zwar in die Schweiz zu dem Biſchof Herrmann von Conſtanz, einem gemäßigten, aufgeklärten Mann, bei dem er Schutz zu finden hoffte. Durch ſeine tapfere Vertheidigung Abälards hatte er aber den unauslöſchlichen Haß des heil. Bernhard auf ſich gezogen. Dieſer hatte nicht ſobald Arnolds Aufenthalt in Conſtanz vernommen, als er dem Biſchofe im leidenſchaftlichſten Tone ſchrieb: wie ſich der von Gott Verfluchte jüngſt in Frankreich gegen die Kirche und ihre Streiter aufgelehnt, und gewiß noch größern Frevel verüben werde, als er ſchon begangen, weßhalb ein Freund der Kirche wünſchen müſſe, ihn nach dem Befehl des Papſtes lieber gebunden dem Gefängniſſe zu übergeben, als zu verjagen. Leider habe ſich zu dieſem gottesdienſtlichen Werke bisher noch Niemand gefunden, und er empfehle es ihm daher zur Ausführung. Allein

Herrmann von Arbonn war zu aufgeklärt und menſchlich. Er durfte den Flüchtling zwar nicht länger unmittelbar bei ſich hegen, geſtattete ihm aber in ſeinem Sprengel zu bleiben und ſich zu Zürich aufzuhalten.

Die Handelskaravanen der freien lombardiſchen Städte brachten ſeit dem durch die Kreuzzüge wieder eröffneten Verkehr mit dem Morgenlande die Waaren der ſüdlichen und öſtlichen Gegenden über den Rücken des Bernhard und Mont Cenis nach Burgund und Frankreich, ſo wie über der Gotthard in die öſtliche Schweiz, wo Zürich ein Hauptort war. Hier vertauſchte man Heringe und Eiſen des äußerſten Nordens ſo wie Wein und Salz aus Deutſchland, gegen Früchte und Kunſtgewebe Italiens und Weihrauch und Myrrhen des Orients. Unter dieſen Kaufleuten gab es viele Arnoldiſten, welche die Bibel laſen und auswendig wußten, manche Kirchengebräuche als Menſchenſatzung verwarfen und den Bilderdienſt verabſcheuten, die Reliquien verachteten, nur Gemüſe und ſelten Fleiſch aßen. Sie ſtreuten den Saamen des Arnoldismus beſonders unter den Zürchern und Schwyzern aus, welche ihn mit Freuden empfingen, weil er ihrer freien Denkungsart und bedrängten Lage gefiel. Die Zürcher Bürgerſchaft wählte nämlich früher in allgemeiner Volksverſammlung unter feierlichem Geläut der Glocken ihren Rath ſelbſt, der aus 12 Perſonen beſtand, und alle Monat wechſelte. Jetzt aber erkor der alte Rath den neuen, der von der Bürgerſchaft nur beſtätigt ward und den Eid der Treue von ihr empfing. Die Chorherren hatten noch keinen Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten, nahmen nicht an den Rathswahlen Theil, und empfingen keinen Huldigungseid, als den ihrer zum Stift gehörigen Dienſtleute, welches Bauern und ſpäter erſt Bürger waren. Dieſe armen Leute, deren Anzahl ſich immer mehrte, geriethen ſeit einem Freibriefe Heinrichs IV. in die größte Abhängigkeit von dem Stifte, und in Verzweiflung, als Lothar die Urkunde beſtätigte und die Chorherren ihnen den drückendſten Heirathszwang auflegten, wodurch zugleich die übrigen Bürger und Bauern beeinträchtigt und aufrühreriſch gemacht wurden. Während dieſer Stimmung trat Arnold unter ihnen auf, deſſen Evangelium ſchon im Seethal Wurzel geſchlagen hatte. Die Stadt bewilligte ihm ſogleich ein öffentliches Lehramt, und er nahm den Namen Lemann an, um ſo vor ſeinen nachſpürenden Verfolgern verborgen zu ſeyn. Heiligenſchein und Wunder, wie bei Bernhard, waren ihm zu klein, aber unerhörte, natürliche Wunder that auch hier die Kraft der Wahrheit in ſeinem Munde. Die Schriftſteller erſchöpfen ſich in Erſtaunen. In kurzer Zeit, ja in wenigen Tagen erweckten ſeine Lehren die Bewohner der Alpen zu eifriger Beſſerung ihres Zuſtandes. Ein großer Theil der hörigen Leute machte ſich frei, und der dreifache Unterſchied von Dienſtleuten des Kaiſers, der Chorherren und des Frauenſtifts hörte auf. Das Volk ward ſo empört gegen die Geiſtlichkeit, daß die Schwyzer, ſchon lange wegen einer Alpengegend mit den vom Reich unterſtützten Aebten zu Einſiedeln im Streit, durch die langwierigen blutigen Händel aufs Aeußerſte gebracht, einhällig in der Landsgemeinde beſchloſſen: ihr Recht bis aufs Blut gegen Pfaffen und Kaiſer zu ſchirmen. Sie hatten ſich einſt als freie, Niemand hörige Leute, Kaiſer und Reich mit der Bedingung angeſchloſſen, daß ſie in ihren alten Marken und Gewohnheiten als freie Glieder des Reichs geachtet würden, und ſollten nun vertragwidrig verlaſſen und unterdrückt werden; deßhalb ergriffen ſie die Waffen, um ſich mit Gottes Hülfe ſelbſt zu ſchützen und ſchimpflicher Abhängigkeit zu entſchlagen. Sie wurden in die Acht erklärt; baten in dieſer Noth den Rath zu Zürich, den Unterdrückern doch keinen Vorſchub zu leiſten, und erhielten zur Antwort, das würde ſicher nie geſchehen, da Zürich wohl einſt daſſelbe Unglück zu befürchten habe. Es gelang der Tapferkeit und Beharrlichkeit der Schwyzer, ſich unabhängig zu machen, ſo daß ſie 90 Jahre lang dem Reiche unverpflichtet blieben *).

---

*) Ueber Arnolds Einfluß in Zürich und auf die Schweiz vergl. a) Gunth. Ligur. VIII, 306. b) Otto Frisingensis II, 20. c) St. Bernardus epist. CXCV. d) Hottingeri hist. eccl. Tom. VIII. p. 1138 (Urkunde.) Idem VIII, 1165. Id. IV, 634. e) Muratorii antiquitt. ital. med. aevi Tom. IV. f) Sigonius de regno Ital. VIII. Idem X. g) Idem VII. h) Helvetiſche Bibliothek St. II. (Richtbrief der Bürger

So hat Arnold von Brescia nicht wenig dazu beigetragen, daß ſchon damals in der Schweiz eine auf Freiheit gegründete Eidgenoſſenſchaft zu keimen begann, welche um ſo feſtere Dauer verhieß, da ihm hier, wie auch in Schwaben und Baiern, ein großer Theil des Adels anhing. Nicht ſein erborgter Name, ſondern nur die Verehrung des Volks und vielleicht auch die Nachſicht des Biſchofs erklären es, wie er ſich faſt fünf Jahre in Zürich halten konnte. Da ſprang jenſeits der Alpen eine längſt gegrabene Mine und der Thron des heil. Vaters war in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. Arnold begeiſterte das Volk: die Entſcheidung durch ein kühnes Wagniß zu erzwingen. Er ſammelte einige tauſend herzhafte Männer unter ſeine Fahne, zog an ihrer Spitze über die Alpen, verſtärkte ſich wahrſcheinlich noch in der befreundeten Lombardei, und marſchirte mit dieſem Heer gerade auf Rom zu, um den geängſteten Löwen in ſeinem Lager anzugreifen.

Die Trümmer großer Vergangenheit hatten das nachgeborne, ſchwächere Geſchlecht der Römer ſchon lange vor Arnolds Zeit zu Verſuchen gereizt, ihre alte Republik wieder herzuſtellen. Schon im achten Jahrhunderte kündigten ſie in dieſer Abſicht dem Kaiſer Leo Iſaurikus den Gehorſam auf, fielen aber in die Hände des Papſtes Gregor II. und ſeiner Nachfolger. Zu Karls des Großen Zeit wiederholten ſie den Verſuch gegen Leo III. und veranlaßten zum Theil dadurch die Erneuerung des Kaiſerthums. Unter Otto I. und mehr noch unter ſeinem Enkel Otto III. wurde dieſer republikaniſche Geiſt gefährlicher, als je. Der heil. Vater galt ſchon damals wie heute in ſeinem eignen Hauſe am wenigſten, und den Kaiſern unterwarf ſich das Volk ſtets gezwungen. Arnold kannte den Zuſtand und Charakter der Römer, und ſuchte ihn zur Gründung einer ähnlichen Eidgenoſſenſchaft im mittlern Italien zu benutzen, wie er ſchon in der Lombardei und in Süddeutſchland veranlaßt oder wenigſtens verſucht hatte.

---

von Zürich) Idem VI, 2. [i] Richtbrief p. 1. 68. 30. 35. [k] Bullinger Geſchichte der Tiguriner V, 10. [l] Füßlin Kirchen= und Ketzerhiſtorie I, 282. [m] Tschudy I, 345. Idem ad ann. 1144. Id. ad ann. 1149.

Von der Befeſtigung dieſer Republiken hoffte er alles für Realiſirung ſeiner reformatoriſchen Plane. Deßhalb war er ſchon früher mit der Stadt in Verbindung getreten. Die Spaltung zwiſchen Volk und Papſt ward durch den Ehrgeiz der beiden mächtigſten Ariſtokratenfamilien Roms: der Frangepani und Pietro Leone vermehrt. Die Leone's ſetzten 1130 ihren Vetter Anaklet II. auf den heil. Stuhl, und die Frangepani Innocenz II. Beide Nebenbuhler vertheidigten ihr Recht mit den Waffen. Innocenz floh anfangs nach Frankreich und Deutſchland, behauptete ſich aber nach Anaklets Tode als einziger Papſt. Der Ausbruch des Vulkans, auf deſſen trüglichem Grunde der päpſtliche Thron ſtand, wurde dadurch beſchleunigt, daß Innocenz den ungeſtümen Römern die Zerſtörung der feindlichen Nachbarſtadt Tibur verweigerte, welche dem Anaklet anhing, und derſelben ohne Willen der Römer, gegen Unterwerfung unter den heil. Stuhl, einen großmüthigen Frieden ſchenkte. Dieſer Friede erregte allgemeinen Unwillen in Rom. Der Adel verſammelte ſich auf den öffentlichen Plätzen, ſchilderte dem Volke ſeine Knechtſchaft im Contraſt mit der Freiheit ſeiner Vorfahren, riß den entflammten Haufen zum Capitol und ſtellte den Senat wieder her als Fundament der beabſichtigten Republik. Innocenz ſtarb nach einigen Tagen an der heftigen Seelenerſchütterung, in die er durch dieſen Vorgang verſetzt worden war 1143. Sein Nachfolger, Cöleſtin II., Abälards Schüler und Arnolds Freund, regierte nur ſechs Monate. Eine längere Regierung deſſelben würde natürlich die bedeutendſten Folgen ſowohl für die kirchlichen als ſtaatlichen Angelegenheiten Italiens gehabt haben. Selbſt unter ſeinem Nachfolger, Lucius II., legten die Römer abermals Hand an ihre Verfaſſung; ſetzten an die Stelle des bisherigen vom Papſt ernannten Stadtpräfekten einen Patricius Giordano, welcher den Vorſitz im Senat führen und die Majeſtät der Republik repräſentiren ſollte. Von jetzt an (1144) datirten ſie die Republik, und unterſchrieben alle Urkunden mit: senatus populusque romanus. Den Papſt hatten ſie nach Arnolds Syſtem zum bloßen römiſchen Biſchof gemacht; aber den Kaiſer taſteten ſie keineswegs an. Vielmehr ſchrieben ſie an Conrad, welcher ſchon mehrere Briefe unbeantwortet gelaſſen hatte, „daß ſie ihre Republik nur zur Herſtellung der alten Würde des Reichs geſtiftet hätten, und leider immer noch durch zahlreiche Widerſacher gehindert würden, dem Könige, wie ſie wünſchten, die Krone des Reichs aufſetzen zu können. Er möge kommen, ſeinen Sitz in Rom nehmen, und ſich an die Spitze der Republik ſtellen.“ Aber für Conrad war Rom die Höhle des Löwen, in welche viele Spuren hinein, wenige wieder heraus führen. Er erſchien nicht in Italien. Darauf gründete Lucius II. die Hoffnung, die Römer ſeyen muthlos geworden, und würden ſich, durch einen kräftigen Angriff geſchreckt, wieder unter den Krummſtab beugen. So brach er denn eines Morgens 1145 im höchſten päpſtlichen Glanze, von allen Kardinälen umgeben, feierlich an der Spitze ſeiner bewaffneten Anhänger gegen das Capitol auf, welches der Senat unter Jordans Vorſitz beſetzt hielt. Als das Volk den heiligen Zug ſich dem Capitol nähern ſahe, ſtutzte es einen Augenblick, ließ aber bald einen ſolchen Steinhagel auf die päpſtliche Schaar regnen, daß ſie zerſtreut ward und der heil. Vater ſelbſt ſchwer verwundet wenige Tage darauf ſtarb. Sein Nachfolger, Eugen III., Bernhards Schüler, beſtätigte 1145 den Senat, wogegen die Römer anſtatt ihres Patricius den Präfekt wieder gelten ließen. Dennoch wandte Eugen dem erſchütterten Sitze ſeiner Vorgänger mißmuthig den Rücken und bereiſte Italien und Frankreich.

Das waren die Begebenheiten, welche Arnolden aus der Schweiz aufgerufen hatten und grade als Eugen ſich entfernt hatte, zog er auf die Einladung ſeiner Republik, mit dem kleinen Heer triumphirend in Rom ein. Er vollendete ſeine Schöpfung jetzt mit eigner Hand, ſetzte einen Ritterſtand als Mittelſtand zwiſchen Senat und Volk, zwei Conſuln als Vorſitzer des Senats, und Tribunen als Anwalde des Volks. *) Im Kirchenſtaate ward eine Eidgenoſſenſchaft wie in der Lombardei und in Deutſchland vorbereitet, und ſchon waren ihr

---

*) Eine gründliche Auseinanderſetzung der Verfaſſung würde die Schranken dieſer Skizze überſchreiten. Wie Arnold dieſe Verfaſſung aber der alten römiſchen nachgebildet habe und wie ſeine Anſichten über den Staat in der That aus dem Studium des Alterthums hervorgegangen ſeyen, wovon wir oben geredet haben, — darüber läßt die Vergleichung folgender Stellen

mehrere Städte, namentlich Otriculi und Aquapendente beigetreten. Die weltliche Macht des heil. Stuhls war aufgehoben, aber der Papſt zugleich dadurch der größte Feind der jungen Republik geworden. Eugen führte die ganze Zeit ſeines Pontifikats Krieg mit ihr. Er ſchrieb nach einem abermaligen Aufſtande des Volks gegen die Gegenparthei einen rührenden Hirtenbrief an die Römer: „ſie möchten doch Arnold, das Werkzeug des Teufels, fahren laſſen und in den Schooß der Kirche zurückkehren;“ zugleich bedrohte er die ihm anhängenden Kleriker mit Exkommunikation; doch fiel dieſer Saame in die Dornen und trug keine Frucht. Das Volk, froh des zerbrochenen Jochs, dachte nur an die Befeſtigung der Freiheit, rief aber den Kaiſer ſtets vergebens an, bis Arnold auf den Gedanken kam: ſeiner Republik einen eignen Kaiſer zu erwählen. Dieſer ſonderbare Gedanke hing dennoch konſequent mit ſeinem Syſtem zuſammen, weil ihm die Majeſtät des Kaiſers unentbehrlich ſchien, kam aber nicht zur Ausführung, da Conrad 1152 ſtarb und ein neuer Kaiſer an ſeine Stelle trat, deſſen eherner Fußtritt ſchon an den Mauern der freien Städte Oberitaliens wiederhallte. Friedrich I., dieſer heldenmüthigſte Kaiſer der mittlern Zeit, welcher er mit ſeinem Glauben und Aberglauben ganz angehörte, begriff den religiöſen und politiſchen Unglauben nicht, der das Alte umzuſtürzen drohte, und fing in dem Grundſatze, daß dem Volke nur Eine, durch die Religion ſanktionirte politiſche Ueberzeugung fromme, ſeine Regierung mit der Ausrottung des Republikanismus in Italien an. Als er mit ſeinem ſiegreichen Heere gegen Rom anrückte, um die Reichskrone aus den Händen des heil. Vaters zu empfangen, verſprach dieſer ihm unter der Bedingung zu willfahren, daß er den republikaniſchen Stolz der Römer breche und Arnold, den Urheber alles Unglücks, ſeinen Händen zur Rache auslieſere. Arnold war, um die Stadt von dem, ihr zur Strafe des Ungehorſams auferlegten, päpſtlichen

---

keinen Zweifel übrig: a) Günth. Lig. III, 330. b) Otto Fris. VII, 27. III, 27. 34. 28. II, 20. I, 27. c) Martine et Durand ampl. coll. epist. 383. d) Sigon. de regno Ital. XI. ad a. 1141. e) Wibaldi abbatis Corbei. epist. II. T. f) Fastus Corbei. a. h. l.

Interdikt, das allerdings die noch keineswegs religiös aufgeklärten Römer drückte, zu befreien, den 23. März 1155 aus derſelben geflüchtet und irrte rathlos und unentſchloſſen umher, bis er in die Hände eines an Friedrich nach St. Quiricus geſchickten päpſtlichen Legaten fiel; ward aber glücklicher Weiſe durch ſeine Gönner, die Landgrafen Campaniens befreit, welche ihn als einen theuern Mann Gottes in ihre Heimat nahmen und ihm Schutz und Pflege angedeihen ließen. Doch die Zeit des Mannes war erfüllt. Einer der Grafen ward auf kaiſerlichen Befehl verhaftet und die übrigen dadurch ſo geſchreckt, daß ſie, um der Rache Friedrichs zu entgehn, Arnold auslieferten. Nun ward er in Banden fortgeſchleppt, um in Rom vor des Kaiſers Richterſtuhl geſtellt zu werden. Hier vertraute man ihn den Händen ſeines erbittertſten Feindes, des Stadtpräfekten, an. Dieſer, eine Kreatur Hadrians IV., glaubte ſeinem Herrn und Meiſter keinen größern Dienſt leiſten zu können, als wenn er den verhaßten Ketzer noch vor Friedrichs Ankunft der verletzten Macht des Papſtthums opfere. Deßhalb ließ er ihn eines Morgens frühe durch ſeine Knechte aus der Engelsburg, wo er gefangen gehalten war, vor die porta del popolo ſchleppen und an einen Pfahl binden, welcher aus der Mitte eines Scheiterhaufens emporragte. Vor dieſem, der dem Corſo gegenüber erbaut war, liefen drei lange Hauptſtraßen zuſammen und Arnold ſtand auf ihm und wandte dem Tode geweiht das brechende Auge noch einmal auf Rom, deſſen eine ganze Hälfte vor ihm ausgebreitet und in tiefem Schlummer lag. Ob Hoffnungen, ob Befürchtungen für das fernere Gedeihen oder die Vernichtung ſeines unermüdlich verfolgten noch lange nicht realiſirten kirchlichen und ſtaatlichen Reformationsplanes Arnolden an der Grenze des irdiſchen Daſeyns erfüllten, wer weiß es zu ſagen? Das ungewöhnlich frühe, durch die Hinrichtungsanſtalten veranlaßte Getümmel ſchreckte die ſorgloſe Bürgerſchaft aus dem Schlaf auf. Plötzlich von verzweifelnder Ahndung gefoltert, ſtürzen die Römer aus den Wohnungen hervor und eilen bewaffnet zur Rettung herbei — zu ſpät! Schon war die Flamme über Arnolds Haupt zuſammengeſchlagen, ſchon war ſeine Seele zu den Purpurwolken des Morgenhimmels entrückt. Vergebens ſtritt man ſogar mit den päpſtlichen Schaaren, um die Aſche des nun in aller Augen zum Märtyrer Verklärten zu gewinnen. Sie wurde grade, damit dem Volke keine theure Reliquie bleibe, auf Befehl, in die Tiber geſchüttet.

Aber die größte Reliquie, die Arnold den Völkern hinterließ, war die Republik Rom, welche Friedrich dem Rothbart mit Verzweiflung widerſtand und noch ein halbes Jahrhundert nach dem Tode ihres Stifters fortdauerte; war die lombardiſche Eidgenoſſenſchaft, welche durch Alexander III. über ihren großen Gegner triumphirte; war die öſtliche Schweiz, wo, was er gewollt, durch die Männer des Grütli und nicht minder durch Ulrich Zwingli, neues Leben gewann. Doch wer vermag die letzten Schwingungen ſolcher Rieſenharfe zu verfolgen, deren Donnerſturm gleich anfangs gewaltſam erſchütterte, und Jahrhunderte lang in den ergriffenen Herzen der Menſchen wiederhallte, um, — wer ſagt es, in wie vielen Reformations- und dreißigjähri- Kriegen mit erneuerter Wuth wieder aufzubrauſen, bevor er, wenn überhaupt, in ſüßem Wohllaut höherer Humanität beruhigter, aus- und forttönt? —

Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter in der neueren Zeit.

V. Göthe.

Wahre Größe blendet immer. Dem reichen Manne kreditirt man alles; dem geſchickten Arzt traut man Unfehlbarkeit zu. Wer öfters geſiegt hat, wird öfters für unbeſieglich gehalten. Darüber darf ſich niemand wundern, wer die Natur des Menſchen, zumal der Maſſe kennt, und ſo erſcheint es uns auch ganz natürlich, daß man einen Dichter wie Göthe, für den Dichter aller Dichter, für den rechtmäßigen Gemahl der Poeſie ſelber gehalten, daß man die Aufgabe, das Problem ſeiner Erſcheinung zu leſen, mit der, das Problem aller Poeſie, wohl gar aller Philoſophie zu leſen, ohne Weiteres identificirt hat. Der Inſtinkt der Maſſe, der als Weihrauch aufdunſtet, bläht zu einem rieſenhaften Nebelbild ſich auf, und dann wird erſt wieder vor dem ſelbſtgeſchaffnen Phantom der Drang der Andacht ausgetobt. Aehnliche Erſcheinungen haben wir ſchon öfters die wilde Windsbraut der deutſchen Literatur vorüberjagen ſehn. Friedrich der Große und Napoleon ſind in ihrem Kreiſe gleichermaßen zum Ideale verklärt worden.

Göthe ließ wie der homeriſche Gott den lieblichen Fettgeruch von allen Altären behaglich ſich gefallen, und verzieh dem Volke gern die Sünde des Opfers. Gleich einer angebeteten Schönen war er ſo angenehm capriciös, nachdem er im höchſten Schmuck aller Herzen gewonnen, durch die Reize des Negligées noch vollends alle Köpfe zu verwirren. Gleich allen Virtuoſen gefiel er ſich in Nachläßigkeiten und war des unbändigen Geklatſches und ſeines Triumphes immer gewiſſer. Aber wehe dem Nebenbuhler, wehe dem Zweifler! Ein mitleidiges Lächeln, eine myſtiſche Phraſe, eine kleine Doſis Gift im Bonbon eines Bonmots, ein Wink für die Schule hieß ihn aus allen Thüren werfen.

Es iſt aber dennoch dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Fauſt wird ſeines Pudels Knecht, die Himmelsleiter bricht unter dem Titanen, Ikarus verbrennt die Flügel und Phaeton die papierene Welt dazu. Ein Extrem erzeugt nothwendig das andre. Eine Kraft wird Ohnmacht, wenn ſie die natürlichen Grenzen zu überſchreiten verſucht. Vor Weihrauch ſieht man das Feuer nicht mehr, vor den Orden das Herz nicht mehr, das ſie bedecken. Uebermuth macht die Kraft, Eitelkeit die Schönheit widerlich. Uebertriebenes Lob trägt den Tadel im Schooße. Nur um ein Kleines darf der Ruhm höher ſteigen, als der Werth, ſo wird die Rüge, wenn auch ſpät, in demſelben Verhältniß den Werth herabſetzen. Der Klaren und Unbeſtechlichen, die das Gleichgewicht halten, und den Werth nicht überſchätzen noch miskennen, gibt es wenige. Zahlreich aber iſt der Pöbel, der ſich bald in der Götzendienerei gefällt, bald den gedemüthigten Löwen mit Eſelsfüßen tritt. Dieſelbe Erbärmlichkeit, die nichts iſt und alles ſeyn will, hat etwas von der Größe Göthes auf ſich überzutragen gewähnt, wenn ſie dieſelbe übertrieben, und wieder nur darauf gelauert, ſie zur mikroſcopiſchen Kleinheit herabzuwürdigen, um neben derſelben ſelbſt deſto größer zu ſcheinen.

Göthes Tendenz aufzufaſſen iſt ſchwierig. Er hat dafür geſorgt, daß das Labyrinth ſeiner Poeſie uns verlockt, verwirrt, ſtets mit neuen Wundern überraſcht, den Grundriß verbirgt und den Ausgang verſagt. Grade daß er uns den Schlüſſel ſeiner Kunſt zu verbergen weiß, iſt dieſer Schlüſſel ſelbſt. Aber nicht er verbirgt ſeine Kunſt, ſie verbirgt ſich ſelbſt. Er iſt dabey willenlos. Die Kunſt hat ſich ſeiner bemeiſtert und zwingt ihn, ſich ſo und nicht anders zu äußern. Es liegt in dem Weſen, in der Qualität ſeiner Poeſie, ſich ſo zu geben. Dieſe Qualität zu bezeichnen, ſofern ſie ihn von andern Dichtern unterſcheidet, gelingt nicht ſo leicht, als die Beſtimmung des Grades, den er in der Anerkennung des Publikums auf dem hergebrachten Höhenmeſſer der Geiſter behauptet. Wie ängſtlich haben ſich die Kritiker bemüht, das Wort zu haſchen, das den Charakter ſeiner Poeſie ſcharf und hell bezeichnen ſoll; aber die einen ſahen von dem Regenbogen, den er über den grauen deutſchen Himmel geſpannt, nur die rothe Farbe, die andern nur die blaue u. ſ. f., und die Ueberklugen, die hinter das Geheimniß ſeiner Allſeitigkeit gekommen zu ſeyn glaubten, ſprangen mit einem dreiſten salto mortale aus der faktiſchen Erſcheinung Göthes in das geträumte Ideal eines vollkommnen Poeten, eines Poeten, wie er ſeyn ſoll, eines Typus von Poeten über, und flickten, was zu dieſem gehört, höchſt kunſtreich aus jener zuſammen, und wo es ſich nicht fügen wollte, mußte Weihrauchnebel und leeres Wortgepränge techniſcher Ausdrücke die Lücken verhüllen. Dennoch müſſen wir gerade dieſe Wirkung ſeiner Poeſie feſt halten. Mag die Uebertreibung auf ſich beruhen, der Grund, warum gerade auf dieſe Weiſe übertrieben werden konnte, iſt deſto wichtiger.

Wir wollen auch bey Göthe die Richtſchnur verfolgen, welche die Natur der Sache vorſchreibt, und die wir bey der Charakteriſtik der frühern Dichter befolgt haben. Die Poeſie eines jeden Dichters hat einen eigenthümlichen Charakter; dieſer aber entſpricht allemal einer innern Eigenſchaft oder Richtung der Poeſie überhaupt. Die ſynthetiſche Einheit aller Dichter iſt nur die analytiſche der Poeſie ſelbſt. Wenn man mit Recht dieſe aus jener ſich erklärt, die Regeln des Schönen aus den

Beiſpielen deſſelben abgezogen, den Metallkönig der Aeſthetik aus den Goldmünzen, denen jeder Autokrat im unſichtbaren Reich der Poeſie ſein königliches Bildniß aufgeprägt, in die philoſophiſche Retorte gebannt hat, ſo darf unbedingt das Umgekehrte auf die Charakteriſtik der Dichter angewandt werden.

Das Wort, darin wir Göthes dichteriſchen Charakter, dasjenige Element der Poeſie, das in ihm vorzugsweiſe vorwaltet, und dieſes Vorwalten ihn von andern Dichtern unterſcheidet, bezeichnet finden, iſt das Talent. In Göthe hat das poetiſche Talent, die Virtuoſität der Darſtellung ſich Bahn gebrochen und dadurch der modernen deutſchen Poeſie überhaupt die Zunge gelöſt, während ſie in Klopſtock nur glaubte, in Leſſing nur dachte, in Wieland nur lachte, in Herder nur liebte. Unter Talent verſtehn wir aber die Gabe der Darſtellung an ſich, ohne Bezug auf eine Poeſie im Dichter ſelbſt, denn es kann ganz empfindungslos mahlen oder das Gegentheil von dem was er empfindet, und ohne Bezug auf eine Poeſie im Gegenſtande, denn es kann das, was an ſich kein poetiſches Intereſſe darbietet, ja was aller Poeſie widerſtrebt, in ein poetiſches Gewand hüllen. Hierdurch unterſcheidet ſich das poetiſche Talent vom poetiſchen Genie, das keinen Widerſtreit der Poeſie oder Unpoeſie in der Empfindung oder im Gegenſtande mit der Darſtellung, mit einem Wort keine Täuſchung, keine Lüge, kein Kunſtſtück, keine Taſchenſpielerei zuläßt, dem es eben ſo unmöglich iſt, das Gemeine poetiſch verklären, als das Poetiſche in den Staub ziehn zu wollen, weil es ſelbſt nichts iſt als Poeſie und aus ſeinem Weſen nicht heraustreten kann. Dem Genie kann das Talent der Darſtellung mangeln, während es jedes Schöne und nur das Schöne empfindet. Wenn es aber ſchöpferiſch iſt, ſo ſtellt es auch nur das Schöne dar, und das Talent kann ihm nur dienen.

Aus dem Weſen des Talentes erklärt ſich alles Große und Niedrige, alles Gute und Schlechte bey Göthe, und jede Wahrheit und jeder Mißgriff in der Beurtheilung ſeines poetiſchen Charakters.

Das Talent iſt weſentlich allſeitig. Es dient überall dem Genie in allen ſeinen Richtungen. Es geht aber noch weiter, denn es gibt nichts in der Welt, dem nicht das Talent einen poetiſchen Anſtrich geben könnte. Wie jener Tonkünſtler mit Recht behauptete, es ließe ſich alles in Muſik ſetzen, ſelbſt ein Thorzettel, und es würde immer noch artige Töne dabey geben; ſo kann ein talentvoller Dichter mit ſeiner Sprache noch das Größere zu unternehmen wagen. Das Talent reicht über die ganze Welt nach den äußerſten und ſich ſelbſt ganz fremden Polen, obwohl das Schöne nur in der gemäßigten Zone heimiſch iſt. Darum war auch Göthe, als Repräſentant des Talentes, ſo allſeitig, daher die Verirrung ſeiner Anbeter. Wo aber das Talent nicht dem Genie dient, ſondern allein vorwaltet, muß es ſich nothwendig im Gegenſatz gegen das Genie gefallen; ſeine Stärke an Täuſchungen der Empfindung und an Idealiſirungen des abſolut Unpoetiſchen zeigen. Indem es der Beſchränkung durch das Genie entbehrt, muß es gerade die Schrankenloſigkeit, als ſein innerſtes Weſen geltend machen. Wodurch anders ſollte es als ein ſelbſtſtändiges dem Genie entgegentreten? Darum hat Göthe grade das Größte ſeiner Art nur in dieſem Gegenſatz geleiſtet und in zwei Epochen ſeines Lebens, die wir bald näher unterſcheiden werden, einmal das abſolute Böſe, das andere Mal die abſolute Gemeinheit, jene beiden Gegenſätze gegen das Gute und gegen das heilige Edle, welches die Wendezirkel alles Schönen ſind, poetiſch zu idealiſiren getrachtet.

Nicht minder wird ein ſtark und ausſchließlich vorwaltendes Talent ſich in der Mannigfaltigkeit gefallen, und in ihr ſeine Stärke ſuchen. Es kann weder durch eine vorwaltende Richtung der Empfindung, noch durch einen beſondern Gegenſtand für immer gefeſſelt werden, und lebt luſtig außer der Ehe, während das Genie ſtets mit einer Muſe heiligen und ewigen Bund geſchloſſen. Indem ihm ein innerer Haltpunkt, ein inneres Motiv ſeiner Aeußerung mangelt, das es nur in jenem Gegenſatz gegen das Genie findet, iſt es jedem äußern Eindruck hingegeben, und wird von einem zum andern gezogen, ſelbſt zum widerſprechendſten, worauf es ihm gar nicht ankommt. Unfähig, ſelbſtändig zu ſeyn, hängt es ſich an alles an, und ſucht wie jede Hetäre den Genuß in der Mannigfaltigkeit. So ſehn wir Göthes Talent wie das Chamäleon in allen Farben wechſeln.

Wie alle ſeine Widerſprüche, die ſich hier leicht aus dem Weſen des Talents erklären, von andern anders erklärt werden ſollten, ſind wir begierig zu erfahren. Man hat eine Philoſophie, eine Politik, eine Moral, wohl gar eine Religion aus Göthes Schriften extrahiren wollen. Auf einem ſolchen Wechſelbalge müßten ſich z. B. die Parallelſtellen über Politik in Götz, Egmont, Taſſo, Wilhelm Meiſter, dem Bürgergeneral, Epimenides Erwachen u. ſ. w., zu einer artigen Hanswurſtjacke zuſammenfügen. An dem platoniſchen Gaſtmahl, da ſeine moraliſchen Anſichten zu Lutherſchen Tiſchreden contrahirt würden, müßte ohne Zweifel zwiſchen den Engeln alle Teufel als chapeaux d'honneur figuriren. Von Religion kann aber bey Göthe nie und nirgend die Rede ſeyn. Sie iſt wie das Genie und eben darum ſein reiner Gegenſatz. Dies alles wird ſich aus der ſpeciellen Betrachtung ſeiner einzelnen Hauptwerke zur Genüge darthun.

Sofern das Talent jedem äußern Eindruck ſich hingibt, und dieſer ſtets in der Gegenwart ihm geboten wird, wirkt es im Sinn der Mode. Auch wohnt jeder Virtuoſität, wo ſie ausſchließlich vorwaltet, beym Mangel innrer Befriedigung eine große Sucht nach äußerer Anerkennung, nach Glanz und Ruhm bey, und dieſer findet ſich am ſicherſten im Anſchmiegen an die modiſchen Intereſſen. Darum hat Göthe allen Moden ſeiner Zeit gehuldigt, und jeden Widerſpruch derſelben zu dem ſeinigen gemacht. Er ſchwamm immer mit dem Strom und immer oben. Wenn er einem guten Geiſt, großen Ideen, der Tugend, ſelbſt der Religion gehuldigt, ſo that er es doch nur, wenn ſie an der Tagesordnung geweſen, denn umgekehrt hat er auch wieder jeder Gemeinheit als Opferprieſter Weihrauch geſtreut, wenn ſie in der Zeit ihr Glück gemacht, kurz, wie ein guter Schauſpieler alle Rollen durchgemacht. Eben darum aber muß ihm die wahre Religion, Moral, Liebe abgeſprochen werden, die ſich niemals gemein macht. Wir gehören weder zu den Orthodoxen, noch zu den Stillen im Lande, und maßen uns nicht an, an Göthe als Menſchen eine Irreligioſität nur zu ſuchen, geſchweige zu verketzern, aber als öffentlicher Dichter gibt er jene Mängel auch der öffentlichen Kritik Preis, und je mehr er durch ſeine Schriften verführend und vergiftend auf die Herzen im Volk wirkt, deſto ſtrenger rufen ſie die Indignation der Beſſern auf. Sein Mangel an wahrer, tiefer Liebe des Gemüths, die nothwendig immer in die zwei ſchönen Blüthen der Tugend und Religion ausblüht, tritt beſonders charakteriſtiſch in den Schilderungen ſeiner Helden hervor. Alle werden nur geliebt, und ihre Gegenliebe erſcheint nur als ein wohlgefälliges Spiel mit dem Genuß. Werther wird zwar von einer Leidenſchaft verzehrt, aber ſie gehört nicht jenen reinen zu, die von Gott und der Tugend die höchſte Weihe erhalten, daher auch ihr Ausgang ſo ganz erbärmlich iſt.

Während dieſe Gebrechen ſich ſämmtlich aus dem ausſchließlichen Vorwalten des Talentes erklären laſſen, darf dieſem an ſich eine hohe Bewunderung nicht vorenthalten werden. Göthe war der größte Meiſter der poetiſchen Sprache, ein Virtuoſe in jeder Hinſicht, und ihm verdankt die moderne deutſche Poeſie im Techniſchen alles. In Folgendem ſtellen ſich uns die Hauptmomente ſeiner Kunſt heraus.

(Fortſetzung folgt.)

Notizen zur ausländiſchen Literatur.

1) Geſchichte Rußland's von N. Karamſin. Bd. X. und XI. Petersburg 1824.

Man lobt in dieſen Bänden beſonders die kunſtreiche Darſtellung von dem rußiſchen Cromwell Boris Goudonnoff. Ferner wird die Ermordung des Prinzen Dmitri, des Sohnes des Zcar Ivan Waſiliewitſch des Schrecklichen, außer Zweifel geſetzt. Widerſtritten wird aber der Behauptung mehrerer Pohlniſchen und anderer ausländiſchen Schriftſteller, und erwieſen, daß der ſpäter von einer Bojaren-Faktion als Abentheurer und Uſurpator entthronte und ermordete Dmitri ein ſolcher und nicht der wahre, Boris Goudonoff's Mördern entronnene Sohn Ivan's geweſen ſey. Nicht unintereſſant iſt die Auseinanderſetzung, wie in den älteſten Zeiten den rußiſchen Bauern es frei geſtanden, ihre Herren zu wechſeln, wodurch unumſchränkte Willkühr der letzteren über jene unmöglich war; wie darauf von Boris den Bauern dieſe Freiheit genommen, dann von Zcar Baſilius Schuisky wieder ertheilt, von deſſen Nachfolger endlich aber wiederum entriſſen worden.

2) Eine rußiſche literariſche Zeitſchrift, der Polarſtern, für das Jahr 1824 bezeichnet die Beſtrebungen der Ruſſen auf dem Gebiete der ſchönen Literatur. Theils werden Originalpoeſieen geliefert, theils Ueberſetzungen ausländiſcher. In gegenwärtigem Jahrgang compariren Epiſoden aus Schiller's Jungfrau von Orleans

neben Scenen aus Ariſtophanes und einem Briefe über die Rafaeliſche Madonna zu Dresden.

3) Instruction sur les paratonnerres. Paris 1824. Levrault.

Dieſes Schriftlein verdankt ſein Entſtehen der phyſikaliſchen Sektion der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Es iſt darin in einer, jedem Leſer verſtändlichen Sprache und auf überzeugende Weiſe, Unterricht ertheilt, über die Art, wie dergleichen Gewitterableiter ohne allen Schaden für die Gebäude anzubringen ſeyen. Der praktiſchen Anweiſung geht die Darſtellung der Theorie der Blitzableiter voran.

Miszellen.

Wegen des Vorwurfs der Grobheit ſagt Paracelſus: „Von Natur bin ich nicht fein geſponnen; es iſt auch nicht meine Landsart *) daß man etwas mit Seidenſpinnen erlange. Wir werden auch nicht mit Seiden erzogen, noch mit Meth, noch mit Weizenbrot: aber mit Käs, Milch und Haberbrot. Es kann nicht ſubtile Geſellen machen. Zu dem, daß einem all ſein Tag anhängt, was er in der Jugend empfangen hat, derſelbige iſt ſehr grob gegen jene Subtile, Katzreine, Superfeine. Denn die in weichen Kleidern und Frauen-Zimmern erzogen werden, und die wie in Tannzapfen erwachſen, verſtehen einander nicht wohl. Darum muß der Grobe grob zu ſeyn geurtheilt werden, ob derſelbige ſchon gar ſubtil und holdſelig zu ſeyn vermeinet. Alſo geſchieht mir auch: was ich für Seiden achte, heißen die Andern Zwilch und Trillich."

— Es iſt nicht wahr, was ſo oft wiederholt worden, daß Barras dem Bonaparte den Oberbefehl über die italieniſche Armee übertragen. Carnot that es. „Ich ſchlug Bonaparte zum Oberfeldherrn über die Armee in Italien vor, ſagt Carnot; wäre Bonaparte geſcheitert, ſo trüge ich die Schuld; denn ich hatte einen jungen Mann ohne Erfahrung, einen Intriganten, vorgeſchlagen, und hätte offenbar das Vaterland verrathen. Die andern miſchten ſich nicht in den Krieg, auf mir hätte allein die Verantwortlichkeit gelegen. Bonaparte iſt ſiegreich; jetzt iſt es Barras, der ihm zum Oberbefehl geholfen; ihm iſt man dafür verpflichtet, er iſt ſein Beſchützer, ſein Vertheidiger gegen meine Angriffe; ich bin auf Bonaparte eiferſüchtig, ich durchkreuze ihm alle ſeine Plane, ich verfolge ihn; ich ſchwärze ihn an, verweigere ihm allen Beiſtand, ich will ihn durchaus verderben. Solche Sprache führten die Journale jener Zeit, welche in Barras Sold waren." —

Napoleon ſetzte ſeine Abdankungsurkunde auf und übertrug dem Carnot das Geſchäft, ſie in der Kammer der Pairs abzuleſen. „Sire, ſagte er bei ſeiner Rückkehr, ich habe ſo eben ein trauriges Geſchäft vollendet." Napoleon ſah ihm gerührt ins Auge und ſeine Hand faſſend, verſetzte er: „Carnot, ich habe Sie zu ſpät erkannt." —

Mémoires historiques et militaires sur Carnot. Paris. 1824.

---

*) Paracelſus war geboren zu Einſiedeln, einem 4 Meilen von Zürich entlegnen Flecken, im Jahr 1493.

Morgengang.

Iſt droben heut geheime Feier,
wol gar des Frühlings Wiegenfeſt?
daß man die golddurchbrochnen Schleier
frühmorgens ſchon herunterläßt.

Mag hinter dieſen Duftgardinen
wol gar die Fee der Zukunft ſtehn?
Wer leſen dürfte dieſe Mienen!
Auf, banges Herz! vielleicht, wir ſehn.

Den Hügel hab' ich raſch erflogen,
erſt auf dem Gipfel ſchau' ich um:
— ach, Neider! ſeid ihr mitgezogen!
Sie ſtehn im Kreiſe, fahl und ſtumm.

Was reckt aus Nebelnacht, ihr Eichen,
die nackten Aerm' und Hände breit?
Hier iſt es ſtill, wie über Leichen,
hier ſiedelt wol die Einſamkeit.

Du trüber Flor wann wirſt du reißen?
— Und liebt ſie auch, wer ſagt mir was? —
Ich ſang's in freudeloſen Weiſen
und ſchaut' ins tiefbetrübte Gras.

Doch tauſend Blumen ſah' ich lachen.
Ein Veilchen hat mich angeſchaut,
und ſeine ſüßen Lippen ſprachen:
Wir grüßen deine treue Braut.

O Blümchen! euer ſtarkes Hoffen
hielt gut im kargen Winter Haus;
der reiche Lenz iſt eingetroffen,
und meiner blieb und bleibt mir aus.

Auf flammt der Wald voll grüner Lichter,
es weitet ſich mein Zauberkreis.
es ſingen plötzlich tauſend Dichter
in edlen Weiſen laut und leis.

So löſcht' es Euch kein Sturm aus Norden,
ihr Sänger, was im Buſen glimmt?
nur Einer ſchied aus eurem Orden,
dem hat er Herz und Mund verſtimmt.

Ich hub den Blick gen Himmel bange,
da theilte ſich der Nebelflor:
es trat mit jugendlicher Wange
die Alpenkönigin hervor.

Horſa.

Urſprung der ſtehenden Heere in Europa.

Wenn wir die neuen ruſſiſchen Kriegskolonien betrachten, oder die jetzigen Nationalheere der Preuſſen und Anderer Völker, ſo erkennen wir, daß weder die einen noch die andern, den ehemahligen ſtehenden Heeren nochgleichen. Es iſt damit eine neue, der abgelaufenen entgegengeſetzte Epoche der Kriegsführung ausgeſprochen. Da es aber am Tage liegt, daß dieſe Umwandlung der franzöſiſchen Revolution ihren Urſprung zuzuſchreiben hat, weil man dem franzöſiſchen Nationalheere nicht eher gehörig die Stirn zu bieten und es endlich zu beſiegen im Stande war, als bis man ihm auch Nationalheere entgegenſtellte, ſo wird man hiebey unwillkührlich daran erinnert, daß auch die *Kriegsführung* durch *ſtehende Heere* ſich von Frankreich aus über Europa verbreitet hat. Darum glauben wir, dürfte es von einigem Intereſſe ſeyn, auf den Urſprung jenes Kriegs- und Heerſyſtems, welches mehr als drey Jahrhunderte beſtanden hat, aufmerkſam zu machen. Wir entlehnen übrigens folgenden Aufſatz aus A. E. Hermann's Geſchichte Franz I, die wir ſchon S. 75 des dritten Quartalbandes der Europäiſchen Blätter unſern Leſern angezeigt und empfohlen haben.

Das Kriegsweſen, in einem immer ſchlagfertigen Staate eine weſentliche Sache, war früher in Frankreich ſo eingerichtet, wie in Deutſchland. Bey einem ausbrechenden Kriege boten die Monarchen ihre Vaſallen auf; dieſe beriefen ihre Lehnsleute und Unterthanen und zogen ihrem Könige zu Hülfe. Den dabey nöthigen Aufwand mußte jeder Vaſall ſelbſt beſtreiten; die gemachte Beute, oder das Löſegeld für vornehme und reiche Kriegsgefangene war der Gewinn des einzelnen Kriegers. Nach beendigtem Kampfe legte dieſer gewöhnlich die Waffen aus der Hand, kehrte zur Werkſtatt oder zum Pfluge zurück, und zog wohl auch für Lohn als Miethſoldat dem rauhen Kriegshandwerke nach. Der Ritterſtand allein machte die Waffenkunſt zu einer fortwährenden Beſchäftigung. Dieſe Einrichtung beſtand in Frankreich bis auf Karl VII. Allein das Drückende und Mangelhafte derſelben wurde den Königen von Frankreich nur allzu oft fühlbar. Die Vaſallen waren nicht ſelten mächtiger und reicher, als der König ſelbſt, darum verweigerten ſie die verlangte Hülfe oft gänzlich, oder wendeten die zuſammengebrachten Truppen zu eigenen beliebigen Zwecken an. Daher benutzte Karl VII einen mit den Engländern 1444 geſchloſſenen Waffenſtillſtand, um eine Veränderung des Kriegsweſens vorzunehmen.

Zwey Schwierigkeiten waren dabey zu überwinden; erſtlich zu verhindern, daß die zu entlaſſenden Soldaten, welche den Sinn für friedliche Gewerbe verloren hatten, ſich nicht zuſammen rotteten und dem Lande als Räuber und Freybeuter zur Laſt fallen möchten; dann für die zurückbleibenden Truppen einen regelmäßigen und beſtimmten Sold auszumitteln, ohne welchen eine ſtrenge Diſciplin nicht denkbar war. Um dem erſtern Uebel vorzubeugen, ward allen Obrigkeiten und Behörden der Städte und dem Adel anbefohlen, die Heerſtraßen zu durchziehen, das Zuſammenrottiren, ſo wie alle Unordnungen der verabſchiedeten Soldaten zu verhindern, und jeden Widerſpenſtigen ſofort niederzumachen.

Die Beſoldung der Truppen betreffend, wozu die Finanzen des Königs nicht hinreichten, wurden die Städte und Landleute vermocht, dieſelbe zu übernehmen, indem man ihnen die daraus erwachſende Sicherheit für Eigenthum und Gewerbe eindringlich vorſtellte.

Alles ging nach Wunſch; die entlaſſenen Krieger kehrten entweder in ihre Heimath zurück, oder ſuchten andere Kriegsdienſte; mit den zurückbleibenden Truppen aber begann der König die neuen Einrichtungen, und zwar zuerſt mit der Reiterei.

Es wurden 15 Compagnien Gensd'armen errichtet, (compagnies d'ordonnance) jede unter einem Hauptmanne ſtehend, hundert Lanzen ſtark. Zu einer Lanze aber gehörte ein Gensdarme, unter welchem 3 Bogenſchützen, ein Waffentrager, coutillier genannt, und ein Page ſtanden, ſo daß eine Compagnie 600 Mann wohlberittener Leute, die ſämmtliche Reiterei aber 9000 Mann betrug. Hiezu kam noch eine große Menge Freiwilliger, die ohne Sold dienten, um dereinſt als Gensdarmen einzurücken, ſo daß in der Folge oft eine Compagnie von 100 Gensdarmen wohl 1200 Pferde begriff. Außer dem Hauptmann ſtand bey jeder Compagnie ein Lieutenant, ein Fähndrich, ein Fahnträger, guidon genannt, und ein Quartiermeiſter, maréchal des logis, welche Stellen immer von Leuten aus den angeſehenſten Familien geſucht und bekleidet wurden, oder der Preis ausgezeichneter Verdienſte waren. Jeder Gensdarme hatte vier Pferde; ein Schlachtroß, einen Klepper zu ſeinen Reiſen oder ſonſtigen Angelegenheiten, ein Packpferd, und eines für ſeinen Bedienten. Die Pagen traten oft ſehr jung in Dienſt, ſollten aber, nach einem Befehl Franz I von 1526 wenigſtens ſiebzehn Jahr alt ſeyn. Sämmtliche Gensdarmen mußten vom Adel ſeyn, wovon man jedoch unter der Regierung Franz I abwich, da die vielen Kriege keine ſo ſtrenge Auswahl mehr erlaubten.

In Friedenszeiten waren die Gensdarmen in den Grenzſtädten zu zwanzig bis dreißig Mann vertheilt und wurden von den Einwohnern verpflegt. An Sold bekam ein Gensdarme für ſich und ſeine Lanze, d. i. für 5 Mann monathlich dreißig Livres, oder 7 Thaler 12 Groſchen, welches hinreichend war zu einer Zeit, wo man für einen Hammel 5 Sols oder 1 Groſchen 8 Pfenninge bezahlte, wenn Fell und Talg zurückgegeben wurde. Die Beſoldung eines Hauptmanns betrug monatlich 300 Livres oder 75 Thaler, jährlich demnach 900 Thaler, für dieſe Zeit eine ſo ausgezeichnete Beſoldung, daß ſich Prinzen darum bewarben. Als Zulage wurde außerdem noch die monathliche Beſoldung eines Gensdarmen gegeben. Der Sold wurde monathlich ausgezahlt, und durch beſondere Beamte in den Städten und Dörfern erhoben unter dem Namen taille de gensdarmes. Commiſſaire oder Inſpecteurs beſuchten von Zeit zu Zeit die Garniſonen der Gensdarmen, unterſuchten, ob Pferde, Waffen und Zeug in gehörigem Stande ſeyen, und beſtraften oder verabſchiedeten, nach Beſchaffenheit der Umſtände die Saumſeligen.

Vier Muſterungen wurden jährlich gehalten; zwey allgemeine, wo das ganze Corps verſammelt war, und jeder Gensdarme in voller Rüſtung, vom Kopf bis zum Fuße gewappnet, und überhaupt marſchfertig erſcheinen mußte; dieſe Muſterungen wurden gewöhnlich in Gegenwart eines Marſchalls von Frankreich gehalten; die zwey andern aber fanden nur Compagnienweiſe ſtatt, unter Aufſicht eines Commiſſairs, wo die Gensdarmen ohne Rüſtung in der Livree ihrer Compagnien erſchienen. Denn jeder Hauptmann hatte ſeine Livree, wie man es zu nennen pflegte, deren Farben er ſelbſt beſtimmte; ſie beſtand gewöhnlich aus mehreren Farben, und Gensdarmen, Bogenſchützen, Waffenträger, Pagen, ja ſogar die Bedienten der Gensdarmen waren verpflichtet, einen kurzen Mantel (hoqueton) von der Farbe ihrer Compagnie zu tragen. Dieſe Abzeichen einer jeden Compagnie wurden den Amtleuten in den Provinzen zugeſchickt, damit man, bey vorkommenden Unordnungen, den Thäter leichter entdecken und beſtrafen könnte. Nach einem Befehl von 1533 war es den Bogenſchützen nachgelaſſen, nur einen Aermel von der Farbe ihrer Livree zu tragen.

Die Gensdarmen waren vom Kopfe bis zum Fuß gewappnet, ſie führten eine Lanze, ein Schwerdt, einen Dolch, la miséricorde genannt, und eine Streitart. Das Schlachtroß war am Kopfe und an der Bruſt gepanzert.

In der Schlacht bildeten ſie das erſte Glied, eine eiſerne Mauer beym Angriff oder der Vertheidigung. Die Bogenſchützen, Pagen, ſo wie auch die Bedienten waren hinter ihnen, oder auf den Flügeln, wo ſie als leichte Reiterei gebraucht wurden, da ihre Bewaffung leichter war.

Die innere Einrichtung dieſer Truppen erfuhr in der Folge manche Veränderung. Franz I vermehrte z. B. die Lanze bis auf acht Mann. Uebrigens galt die Gensdarmerie für die beſte Reiterei, und hatte den Ruf einer ſtrengen Diſciplin unter der Regierung Karls VII bis auf Ludwig XII. Unter Franz I verfiel dieſelbe in etwas, indem Ueppigkeit und Sittenloſigkeit unter ihnen einriß.

Außer dieſer ſchweren Reiterei kommt ſeit der Regierung Karls VIII 1483 — 1498 eine leichte Reiterei in den franzöſiſchen Heeren vor, welche Eſtradioten oder Stradioten genannt werden. Sie waren urſprünglich Griechen und traten zuerſt in den Dienſt der Republik Venedig, von wo ſie ſodann in den des Königs von Frankreich kamen. Ihr Name wurde von dem griechiſchen Wort στρατιώτης Krieger, nach andern von dem italiäniſchen Wort strada der Weg, abgeleitet, weil ſie ſehr oft zu Unterſuchung der Wege gebraucht wurden; die erſtere Ableitung iſt ohne Zweifel die richtigere und natürlichere. Dieſe Stradioten waren eine treffliche leichte Reiterei, voll Muth und Behendigkeit. Sie trugen Pickelhauben, Panzerhemder und Panzerhandſchuhe; ein kurzes Oberkleid, ohne Aermel, reichte bis auf die Kniee. Ihre Waffen waren eine, an beyden Enden mit einer Spitze verſehene, Lanze, ein breites Schwert und ein Streitkolben. Ihre Art zu fechten, war die der alten Parther, nämlich mit Ungeſtüm anzugreifen, zurückzuprallen, und wieder zum Angriff zurückzukehren. Dieſe Truppen kamen unter dem Namen albaneſiſche Reiterei in den franzöſiſchen Armeen bis unter Heinrich III 1574 — 1589 vor.

Durch ſie ſoll zuerſt das Syſtem der leichten Reiterei aufgekommen ſeyn.

Die Infanterie wurde vor den Zeiten Karls VII als etwas ſehr unbedeutendes angeſehn, und beſtand nur aus dem Auswurfe des Volks. Drey Jahre nach der Organiſirung der Reiterei unternahm Karl VII auch die Bildung einer regelmäßigen Infanterie 1448. Um von dieſer Truppengattung ebenfalls ſtets marſchfertige Leute zu haben, verordnete er, daß jedes Kirchſpiel den beſten Mann aus ſeiner Mitte wähle, welcher zu jeder Stunde bereit ſey, mit Pfeil und Bogen in den Krieg zu ziehen. Dieſer war von allen Abgaben frei, die Salzſteuer ausgenommen, weshalb man ihm den Namen Freiſchütz (Francarcher) gab.

Dieſe Freiſchützen waren mit einem Helm, einem Dolch und Degen, einem Armbruſt und einem Köcher verſehen, worin wenigſtens 18 Pfeile ſeyn mußten. Sie trugen ein Oberkleid, das bis an die Kniee reichte, von Wildshaut gemacht, mit Baumwolle, Werg oder Pferdehaaren gefüttert, außerdem waren ſie noch mit einem Bruſtharniſch verſehen.

An Sonn- und Feſttagen ſollten ſie in dieſer ihrer Kleidung erſcheinen, und ſich im Schießen üben. Der Mann erhielt monathlich 4 Franken oder 1 Thaler Beſoldung. Ueber die Namen, den Geburts- und Aufenthaltsort dieſer Schützen wurden Liſten verfertigt und bey Hofe niedergelegt.

Von dieſen Truppen wurden zuerſt 16,000 Mann errichtet, über welche vier Haupleute (capitaines généraux) den Oberbefehl hatten, denen wieder ſieben Hauptleute untergeordnet waren; ſämmtliche Freiſchützen aber wurden von einem beſondern Commandanten angeführt. Ein jeder der vier erſten Hauptleute erhielt jährlich 800 Franken oder 200 Thaler, nebſt der Zulage einer vollſtändigen Lanze, welche aus einem Freiſchütz und zwei Bogenſchützen beſtand. Unter jedem Hauptmann ſtand ein Lieutenant, welcher monathlich 10 Livres d. i. zwei Thaler zwölf Groſchen bekam. Kein Freiſchütz durfte ein Pferd halten, doch konnten 8 bis zu 20 Mann auf eigene Koſten einen Wagen unterhalten zur Fortſchaffung ihrer Sachen. Ludwig XI hob gegen das Ende ſeiner Regierung um 1480, dieſe Einrichtung wieder auf, und errichtete auf eine, dem ganzen Lande aufgelegte Abgabe, 10,000 Mann Infanterie, und nahm außerdem 6000 Schweizer in ſeinen Sold.

Sein Nachfolger Karl VIII behielt dieſe Einrichtung ebenfalls bei, vermehrte aber ſein Fußvolk durch deutſche Lanzenknechte. Dieſe und die Schweizer wurden für die beſte Infanterie gehalten. So unbändig und zügellos ſie auch gewöhnlich waren, ſo ſtanden ſie doch über dem franzöſiſchen Fußvolke, von welchem es heißt: die meiſten dieſer Soldaten wären Mordbrenner und Lumpengeſindel (gens de sac et de corde) geweſen, auf deren Schultern und Ohren man häufig die Spuren der Juſtiz gefunden. Unter Ludwig XII kam etwas mehr Disciplin in dieſe Truppen; um dem Dienſt in derſelben mehr Anſehn zu verſchaffen, vermochte dieſer König Leute von Anſehn in der Infanterie zu dienen, oder doch den Oberbefehl zu übernehmen. So wurde z. B. dem Ritter Bayard eine Abtheilung Infanterie zugetheilt. Der Titel Oberſt (colonel) wurde in der franzöſiſchen Armee erſt unter Franz I gewöhnlich.

Um das Jahr 1534 nahm gedachter König wieder eine Hauptveränderung mit der Infanterie vor, indem er, nach dem Beiſpiele der Römer, Legionen einführte, wovon jede 6000 Mann war. Nach dem erſten Entwurfe, ſollten Soldaten und Officiere jedesmal aus einer und derſelben Provinz gebürtig ſeyn, alſo eine Legion der Normandie, der Picardie u. ſ. w. bilden, um die Krieger durch gemeinſchaftliche Jugenderrinnerungen unter ſich zu verbinden; allein in der Ausführung wurde dieſes unthunlich befunden.

Die Soldaten waren theils mit Büchſen (arquebuses) theils mit Piken, theils mit Hellebarden bewaffnet: auch hatten ſie Cuiraſſe und Panzerhemden. Büchſenſchützen gab es 12,000 in der Armee. Alle trugen Degen um den Leib geſchnallt. In jeder Legion waren ſechs Hauptleute, und der König behielt ſich das Recht vor, einen Oberſten zu ernennen; unter jedem Hauptmann ſtanden 2 Lieutenants und 2 Fähndrichs. Oberſten und Hauptleute ernannte der König, vom Lieutenant an abwärts beſetzte der Oberſte die Stellen.

Invalide Soldaten waren von Abgaben frei, behielten lebenslänglich ihren Sold, und wurden zum Garniſondienſt gebraucht, wenn ſie dazu fähig waren. Zeichnete ſich ein Soldat aus, ſo erhielt er von ſeinem Oberſten einen goldnen Ring am Finger zu tragen; rückte er zum Grade eines Lieutenants hinauf, ward er als vom Adel betrachtet.

Außer den regelmäßigen Truppen gab es im Kriege noch Freikorps (avanturiers).

Wer da wollte, ſammelte auf eigene Hand Menſchen aller Art, und nahm den Titel Hauptmann an, ohne ein beſonderes Patent zu haben. Dieſe Soldaten bekamen keinen Sold, marſchirten im Lande etappenweiſe und in Feindes Lande lebten ſie vom Rauben und Plündern. Man kann denken, welch ein Geſindel dieſes ſeyn mußte! Franz I ſagt daher in einer Ordre im Jahr 1523: „er glaube, der Zorn des Himmels ruhe auf Frankreich, wegen der Ruchloſigkeit dieſer Banden. Er befiehlt ſie aufzulöſen und erklärt ſie vogelfrei.“

Die Büchſenſchützen dünkten ſich am vornehmſten, ihnen zunächſt ſtanden die Armbruſtſchützen (denn lange noch ward neben dem Feuergewehr der Pfeil geführt); am geringſten wurden die Pickenträger geachtet, weßhalb man ihren Sold erhöhete, um ſie williger zu machen. Ludwig XI ſchaffte eine zahlreichere Artillerie an, und ließ zuerſt 12 Kanonen von Bronze gießen, ſtatt der eiſernen, die bis dahin einzig üblich waren. Franz I vermehrte dieſelben bedeutend. Die beſten Feuerröhren wurden in Mailand verfertigt; die Piſtole ſoll ihren Namen von Pistoja, einer Stadt in Toscana haben, allwo ſie erfunden ward. Die Deutſchen machten zuerſt Gebrauch davon.

Auch auf äußere Schönheit der Bewaffnung ward geſehen. Der Helmbuſch ward ſehr zeitig gebräuchlich. Der Wappenrock (cotte d'armes) war ein kurzer Mantel ohne Aermel, der bis auf die Kniee herabreichte. Anfangs diente derſelbe nur als Auszeichnung der Fürſten, dann der Ritter, und zuletzt auch der Adeligen, ſelbſt wenn ſie nicht Ritter waren. Es war dieſes ein Gegenſtand des höchſten Luxus, zu deſſen Beſchränkung von Zeit zu Zeit Befehle erlaſſen wurden. Sie waren gewöhnlich von koſtbarem Zeuge, von Gold- oder Silberſtoff, von Scharlach oder köſtlichem Pelzwerk. Häufig hatten ſie die Ritter mit ihrem Wappen geziert. So trug Franz I den ſeinigen mit Lilien beſäet. Die Wappenröcke kamen in der Folge ab und die Officiere und Soldaten trugen ſtatt deſſen weiße Schärpen um den Leib. Die goldnen Sporen waren zu allen Zeiten die Auszeichnung der Ritter, die ſilbernen die der Knappen.

Unter Franz I hatte jede Legion 14 Fahnen, deren Farbe anfangs willkührlich, gewöhnlich aber die der Livree des Hauptmanns war. Ein weißes Kreuz ſtand in der Mitte abgebildet.

Mit der Errichtung ſtehender Heere ging das Ritterweſen in Frankreich zu Ende. Der Adel drängte ſich nun zu den Stellen in der Armee; es blieben zwar noch die Benennungen und Ceremonien des Ritterthums, die Sache aber hörte allmälig auf.

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen auf das Jahr 1825.

Eidora, herausgegeben von Gardthauſen. In Commiſſion Leipzig bei Knobloch.

An Kupfern fehlt es diesmal gänzlich, woran auch wenig verloren iſt, wenn wir uns die vorjährigen ins Gedächtniß rufen. Außer drei kleinen Erzählungen treten uns überall Verſe entgegen.

Proſaiſche Aufſätze. Der Fiſchfang, Mährchen von Agathe S . . . führt uns in eine Fiſcherhütte, darin Andrea die Fiſchertochter, um den entfernten Geliebten trauert. Zu ihr kommt Idalia, die ſtolze Herrentochter, die am Ufer Hochzeit halten will, und gebiethet, die beſten Fiſche zum Mahle zu fangen, denn Himmel, Erde und Meer müſſen ihrer Schönheit opfern. Da fängt ſich im Netz ein ſeltſamer Fiſch, dem die Worte: für Idalia, der Himmel, Erd und Meer opfern müſſen, eingegraben ſind. Das Hochzeitmahl wird bereitet. Mit Entſetzen erblickt Andrea in dem ritterlichen Bräutigam ihren entflohenen Geliebten Benno. Idalia ißt aber von dem Fiſch und ſtirbt auf der Stelle. Die Nixe Unda zeigt ſich in ihrer Pracht und führt Andrea ihrem Benno zu. Die Erfindung iſt, wie man ſieht, nicht ſonderlich, der Styl ahmt die Süßlichkeit Fouqués ein wenig nach. — Fragmente aus Cäciliens Briefen an Edmund von Helene. Die pſeudonyme Dichterin dürfte ihren wahren Namen nicht verſchweigen, denn wie ihre Briefe das beſte an der ganzen Eidora ſind, das freilich nicht viel ſagen will, ſo verrathen ſie überhaupt eine Wahrheit und Tiefe des Gefühls, die eben ſo lobenswürdig als ſeltſam iſt. Es ſind Briefe eines liebenden Mädchens, die in der Entfernung vom Geliebten langſam hinwelkt und ihr Seelenfrieden, durch den die Stärke der Leidenſchaft nicht eingeſchläfert, nur verklärt wird, bildet einen ſchönen Gegenſatz gegen das Toben und Jammern ſo vieler ähnlichen Briefe. Wenn Cäcilie überall als die reinſte ihres Geſchlechts erſcheint, ſo wird folgende Apotheoſe der Liebe in ihrem Munde um ſo ſchöner und wahrhaftiger: In ††burg hörte ich oft von einer Frau reden, die ſehr jung an einen alten Wüſtling verheirathet, in ſtadtkundigem Verhältniß mit einem jungen Edelmann lebte. Die Welt ſchrie über ſie wie gewöhnlich; ich mochte ſie nicht verdammen. So wie Könige nur von Königen, ſo kann die Liebe nur von der Liebe gerichtet werden; iſt ſie rein und wahr, ſo iſt ſie ſelbſt ihre Entſchuldigung. Sogar in ihren grauſeſten Verirrungen, im blutigen Gewand des Verbrechens fühle ich ſie mir verwandt, und es erbarmte mich oft zu Thränen, wenn ſie dem lebloſen Geſetz, dem verſteinerten Richter anheim fällt, der ein Gefühl nicht kennt, das er verurtheilt." — Fr. Brun geb. Münter richtet an die Gräfin Adelaide Bombelles geb. Brun Reminiſcenzen von Familienangelegenheiten und einer italiäniſchen Reiſe, deren Kürze über den leeren Inhalt leicht hinwegſehen läßt.

Ein großes dramatiſches Gedicht: Julianus Apoſtata von Karl von Schirach iſt dennoch weniger ein Drama als eine bloße Scene, da es eigentlich nur auf folgendes hinausläuft. Julian verfolgt die Chriſten, rettet aber einen Jüngling, den er durch Einweihung in die eleuſiniſchen Geheimniſſe, verſteht ſich hinter der Scene, vom Chriſtenthum abtrünnig zu machen ſtrebt. Der Jüngling wankt, ſein alter Vater diſputirt aber ihn und den Kaiſer nieder, erhält den Sohn dem Chriſtenthum und der großmüthige Kaiſer zieht ohne weitere Verfolgung davon. Der Dichter hat zwar die drei großen Gegenſätze, die alte Poeſie des Heidenthums, die Großherzigkeit des Kaiſers und den Sieg des Chriſtenthums ſtets vor Augen ſchweben, führt ſie aber nicht ſonderlich durch. Folgende Stelle, da die heidniſche Poeſie wie in den Göttern Griechenlands von Schiller die chriſtliche Strenge offenbar in den dunkelſten Schatten ſtellt, paßt durchaus nicht zu dem Reſultat des Ganzen, nehmlich zur Verherrlichung des Chriſtenthums.

(Das Bild der Venus wird einhergetragen.)

Mehrere Jünglinge und Jungfrauen.

Heil der goldnen Aphrodite!

Chriſtlicher Prieſter.

Aſtaroth,
Der Teufel wilder Luſt und des Verderbens.

Ein Bürger.

Ha, welch ein Wunder, dem Pygmalion
Belebte Aphrodite ſeine Stirn,
Doch höher ward der Meiſter noch begnadet,
Für den ſie ſelbſt verſteint ihr Götterleben.
Wer ſchuf ſolch Bild?

Ein Andrer.

Er hieß Praxiteles,
Und weit im lieblichen Jonien
Las man die ſieben ſchönſten Mädchen aus
Und ſtellte hüllenlos ſie um ihn her,
Daß aller Reiz in einem Bild verſchmelze.

Ein junger chriſtlicher Bürger (halblaut).

Welch ſchönes Wunderbild!

Chriſtlicher Prieſter.

Abtriunniger,
Willſt du ein eitel Götzenbild erheben?

Jüngling.

Verzeih, es iſt ein Bild, ein todter Stein,
Und nicht bedacht' ich, weſſen die Bedeutung.

Prieſter.

Ein Bild des Teufels! Eher reiße dir
Das Aug aus, eh' es Gott und Chriſten ärgert.

In dem Gedanken liegt der Frevel ſchon.
Denn der Gedanke iſt die innere That,
Und That und Wort nur äußern Gedanken.
Drum bann' ich dich vier Wochen aus der Kirche,
Daß du mit Buß und Faſten ihn verſöhnſt.

L. **Paulſen** ſchildert in einem komiſchen Heldengedicht: **die entwendete Monſtranz** die Verbannung der Schnabelſchuh und Kleiderſchleppen aus Bern im Jahr 1465. Aus dem Berner Dom ward die Monſtranz entwendet, die chriſtliche Gemeinde iſt in großer Noth. Ein alter Rathsherr gab die monſtröſe Kleidertracht der Patricier als Urſache des göttlichen Zornes an und der hohe Rath verbot ſie. Da erregten die Damen und Stutzer großen Aufſtand und zogen in der alten Tracht öffentlich in die Kirche. Der Rath bannte ſie auf einen Monat aus der Stadt. Der Einfluß der Weiber aber und des ariſtokratiſchen Stolzes zeigte ſich ſo wirkſam, daß nach Monatsfriſt der Rath ſeinen Beſchluß widerrufen mußte. Die Verſe ſind gut, der komiſche Ton des Ganzen nicht übel gehalten.

Der Herausgeber giebt ein längeres Fragment von Ingemanns Trauerſpiel: **Taſſo's Befreiung** in deutſcher Ueberſetzung. Es iſt wie eine Fortſetzung ſo eine Nachahmung von Göthes Taſſo.

Außerdem liefert Eidora noch gegen achtzig kleinere Gedichte und eine Menge Räthſel und Charaden, alles höchſt unbedeutend, zum Theil ganz ſchlechte Waare. Zur Probe der Anfang einer Ode an Klopſtok von Klauſen.

Der den Heros im Chor teutiſcher Dichter du
in der Sterblichkeit Land hobſt mit der Weihe Strahl
daß unſterblich er lebe
hier, in edlern Herzen, auch,
Tag, zum Huldigungsgruß kehreteſt du feſtlich oft,
kehr im Wechſel der Zeit; feſtlicher, denn zuvor,
hehrer, als Säkulartag,
kehrend, ſchwellſt du der Edlern Bruſt ꝛc.

So geht es noch bis zum 28ſten Verſe fort. So finden ſich hier noch viele, auch zur Feyer Göthes. Einige däniſche Lieder ſind reine Nachäffereien der deutſchen Almanachspoeſie und ein eben ſolches Geklingel wie die neueſten alemanniſchen und Schweizerpoeſien.

Nur ein Gedicht hat durch ſeinen Inhalt wahren Werth, der Trompeter von Aſchenfeldt. Es beſingt folgende wahre Geſchichte. Ein Trompeter eilt in ſein Quartier zurück über das Eis eines Fluſſes. Da bricht das Eis und er wird fortgeriſſen; aber unerſchüttert ſteht er auf der wankenden Stelle und bläst auf der Trompete das ſchöne Kirchenlied: Wer nur den lieben Gott läßt walten! bis ihn die Wellen hinunter zieht. Der Dichter ein geborner Holſteiner, läßt dieſe Scene zu Kiel ſich ereignen. Sie hat ſich aber, wie Rez. von einem Augenzeugen weiß, vor vielen Jahren zu Magdeburg zugetragen. Die Dänen lieben ſeit einiger Zeit, in der deutſchen Poeſie zu kapern, wie weiland ihre ſeeräuberiſchen Väter in Proſa.

Beckers Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen,

herausgegeben von Fr. Kind, Leipzig bei Göſchen.

Unter den hiſtoriſchen Kupfern nach Rambergs Zeichnungen haben nur die beiden erſten nach dem Titelblatt ihren Werth. Beſonders das letztere iſt von Langer in Wien meiſterhaft geſtochen. Es ſind noch zwei landſchaftliche Kupfer nach Claude le Lorrain, und eins nach Ruysdael beigegeben, worunter das letztere als Kupferſtich den beſten Effekt macht. Dann findet man noch ein elendes Kupfer von Albrecht Dürers Grabſtätte in Nürnberg, aber man ſollte meinen, dieſer Heros der Kunſt müſſe den Grabſtein zerbrechen und aus dem unwürdigen Bilde zornig herausfahren. Der Herausgeber gibt einige Data über dieſes Grab und fordert zu einer Säkularfeier des berühmten Meiſters auf. Wir würden aber den Intereſſenten vorerſt rathen, von dem diesfälligen Geldaufwand die jetzt lebenden Künſtler zu unterſtützen, damit ſie nicht nöthig haben, ſolche Kupfer für Tagelohn zu ſudeln.

Des Herausgebers Erzählung: die Moſelſchaar ſchildert den gezwungenen Aufenthalt eines fahrenden Schülers unter einer Räuberbande des 17ten Jahrhunderts. Es kommen nichts als die unbedeutendſten Gemeinheiten dabei vor. Ein bucklicher Doktor, den zahlloſen nachgebildet, die ſonſt in Zaubergeſchichten auftreten, ſoll als Karrikatur die übrigen matten Figuren etwas heben, iſt aber ein gar zu fades Plagium. Nachdem noch nicht das mindeſte geſchehen iſt, wodurch die Erzählung zu einer Geſchichte erhoben würde, oder eine Kataſtrophe bekäme, indem der Jüngling und der Doktor immer nur von dem räuberiſchen Haufen ohne Ziel umhergeſchleppt werden, tritt eine Räuberkönigin auf, um die armen Leute zu befreien. Sie gehn nach Hauſe und die Geſchichte hat ein Ende. Wir würden dieſe Lappalien gar nicht erwähnen, wenn nicht grade an ſolchen Kompoſitionen gezeigt werden müßte, wie unſern alten Almanachspoeten alle Erfindungskraft und Phantaſie abhanden gekommen iſt. Zu Kind in Dresden wird aber wohl niemals vom Parnaß der Spruch ergehn: laſſet die Kindlein zu mir kommen! Er ſtand wohl zu allen Zeiten ſehr jenſeits der Poeſie.

Beſſer iſt die rothe Schleife von St. Nelly, und dem Zuſatz: nach einer wahren Begebenheit, entſpricht wenigſtens die Haltung der Charaktere. In einer kleinen franzöſiſchen Stadt lebt Lucie, die Tochter eines reichen Tapezierers, und zwiſchen ihr und Duval, einem Geſellen ihres Vaters, entſpinnt ſich eine Liebe, welche die Stiefmutter verfolgt. Der Liebende weiß das Mädchen zu entfernen und zu ſeinen Verwandten nach Paris zu bringen, während er ſeine Lehrzeit ausdient. In Paris wird Lucie mit einer deutſchen Fürſtin bekannt, erndtet als glänzende Schönheit überall Beyfall und Liebe, gewinnt an den rauſchenden Freuden des Hofes Geſchmak und iſt eitel genug, der Fürſtin nach Deutſchland zu folgen und ihren Liebhaber im Stich zu laſſen, indem ſie ihre Jugend zum Verwand nimmt, um die Heirath noch zu verſchieben. Der treue Duval vertraut ihr; da er aber zufällig bald darauf ſelbſt als Tapezierer an den Hof der Fürſtin gerufen wird, ſo dringt er Lucien das Verſprechen ab, ihm zu folgen, ſobald er ſeine Arbeit an dieſem Hofe vollendet haben würde. Unterdeß macht ſich ein junger Graf viel mit Lucien zu thun und bethört ſie gänzlich, ſo daß ſie Duvals ſich zu ſchämen anfängt und trügeriſchen Hoffnungen vertrauend ihm die Treue bricht. Er merket nichts davon, aber ſchreckliche Angſt bemächtigt ſich des Mädchens, als er ihr ankündigt, ſeine Arbeit ſey vollendet. Von ſeiner grenzenloſen Liebe überzeugt muß ſie alles von ſeiner Eiferſucht fürchten. Von Verzweiflung angetrieben ſtürzt ſie ſich zu den Füßen der Fürſtin, und bittet dieſe, ſie vor dem Tapezierer zu ſchützen, der wahnſinnig ſey und ſie für ſeine Braut halte. In Gegenwart des ganzen Hofes wird Duval zur Rede geſtellt, Lucia verläugnet ihn in der Angſt ihres Herzens, als ob ſie ihn niemals gekannt habe. Der Graf entdeckt die Wahrheit und wendet ſich höhniſch von dem gefallenen Mädchen. Duval wird von dieſer ihm ſo ganz unerwarteten Scene, die ihn aus allen ſeinen Himmeln ſtürzt, zum fürchterlichſten Ausbruch franzöſiſcher Wuth gereizt und muß in Ketten gelegt werden. Lucin, von allen Menſchen, Gott und ſich ſelbſt verlaſſen, ſticht ſich den Dolch ins Herz. Eine rothe Schleiſe bedeckt im Sarge die Wunde! —

Das Elfenkind, Mährchen von Willibald Alexis iſt gar zu nebelhaft gehalten. Ein träumeriſcher alter König hat zwei ſchöne Kinder. Der Knabe wird ihm durch Elfen entführt und ein Wechſelbalg dagegen untergeſchoben. Dieſer küßt das zweite Kind, ein Mädchen, die davon zu eben ſo einem Zerrbild zuſammenſchrumpft. Der Vater ſucht in der Wildniß den Sohn, wird durch die Elfen geäfft und findet endlich einen ſchönen Knaben, den er für ein Elfenkind hält und ermorden will. Es iſt aber ſein Sohn; er küßt die Schweſter und beyde ſind wieder ſchön und geſund. Das ganze ſieht eher einem phantaſtiſchen Angſttraum einer Schwangern ähnlich als einem Mährchen und die Dichtung beruht eben deshalb wohl auf einem pſychologiſchen Grunde, iſt aber gar zu blaß und verſchwommen. Der Verfaſſer liebt überhaupt, die Leſer zu myſtificiren, womit er ganz gewiß erſtaunlich Glück machen wird. An Talent fehlt es ihm durchaus nicht und ſchon daß er Göthen eins ſeiner größten Geheimniſſe, das Helldunkel oder die Myſtification abgelauert, beweiſt es. Wir geſtehn aber, daß wir dieſem Geſchmack entgegentreten müſſen, wo er irgend ſich blicken läßt. Das Wunder darf uns in der Poeſie nie wie eine unaufgelöſte Diſſonanz ängſtigen. So erſcheinen hier die traumhaften Elſen. Wie ſchön hingegen iſt dieſe Diſſonanz in den Elfen von Tiek aufgelöst. Wie der Ungeſchmak früherer Zeit durch Rührung, ſo ſucht der heutige durch Angſt, Schauder, Zweifel und Ahnen die poetiſche Wirkung zu erſetzen. Der klare Spiegel der Seele aber, darin wir jedes Schöne betrachten ſollen, wird durch jede Welle getrübt.

Die Gedichte beginnen mit der Dämoneninſel von Tiedge. Hier iſt wieder eine Variation auf einen uralten Text. Miron wird durch Sturm auf eine dämoniſche Inſel verſchlagen, fällt einen Baum daſelbſt zum Nachen, erzürnt dadurch die Dämonen und muß ihnen geloben, in der Heimath einen Baum, von der Liebe geweiht, bevor er ſein häusliches Glück gegründet, zur Sühne zurückzugeben. Miron kommt in ſeine Heimath, gewinnt Lyda's Liebe und erfüllt ſein Gelübde, indem er den Baum, den Zeugen ihrer Liebe, den Träger ihrer Namen, umhaut, zum Nachen zimmert und damit der Dämoneninſel zuſteuert. Dort halten ihn die Dämonen in wollüſtigem Taumel zurück. Endlich nehmen ihn fremde Schiffer hinweg. Ein Sturm zerſchmettert das Schiff und ſeine Leiche ſchwimmt zu Lydas Füßen hin, die den Tod der Liebe ſtirbt. Wir können uns nicht enthalten, den ächt Tiedgeſchen Schluß herzuſetzen:

Wenn der letzte Strahl entflieht,
Wandelt dort in leiſes Beben,
Das durch Laub und Blumen zieht,
Gleich der Luft, in der das Leben
Eines Harfentons verſchied.

Wenn es auch artig iſt, den Tod der Liebenden mit dem Verklingen eines Harfentons zu vergleichen (neu und originell iſt es nicht) ſo kann doch nur ein ſo luftiger Poet wie Tiedge den ſchönen Gedanken durch die Form der Einkleidung verderben, indem er Luft mit Luft vergleicht.

Die Gräber des Foscolo, überſetzt von Ernſt Freyherrn von der Malsburg ſind im neuen italiäniſchen Geſchmack etwas horaziſch, und das antike Element zeigt ſich dabey ſo wenig annehmlich, als in ähnlichen Elegien von Tiedge und Mathiſſon.

Krug von Nidda beſingt den Tod ſeiner Schweſter wie ein Liebhaber, was unſchicklich iſt.

Erdbeeren und Küſſe, ländliches Spiel in einem Aufzuge von **Coſtenoble** iſt ſehr artig. Die an ſich unbedeutend ſcheinende Scene, da ein Jäger in ſeinem Revier ein Mädchen Erdbeern pflücken und ihren Bruder die Vögel ausnehmen findet und gegen einen Kuß freiläßt, wird mit aller möglichen Zartheit und wahrhaft dichteriſcher Schöpferkraft höchſt anziehend gemacht und muß eben ſo auf dem Theater erheitern, als ſie in leichten fließenden Verſen gern geleſen wird. Solche Kleinigkeiten ſind ein Probierſtein der zarten Dichterſeele wie der poetiſchen Darſtellung. Schlechte Dichter wagen ſich nur an imponirende Stoffe, um dahinter ihre Nichtigkeit ein wenig zu verſtecken. Hier aber kann nur der Dichter mit ſeiner Kunſt ſelbſt ſich ſchützen und erheben.

Die Rettung aus Herkulanum von L. M. **Fouqué** in ſchlechten Oktaverimen iſt wiederum nur eine ſchlechte Nachahmung einer ſchon oft behandelten Novelle. Ein Liebespaar wird durch das Erdbeben verſchüttet und wieder gerettet.

Die übrigen kleinern Gedichte ſind ſämmtlich wenig werth; die Lieder leiern ſo fort vom Frühling, Liebe u. ſ. w. und die Romanzen biethen nichts Neues dar. Eben ſo unbedeutend ſind am Schluß die Fragmente aus dem Nachlaß von Bürger Werner, Luiſe Brachmann.

Ueber den ſittlichen Einfluß der Schaubühne

von J. H. von Weſſenberg. Conſtanz bey W. Wallis. 1825. (S. 30).

Der nicht blos dem Tittel nach hochwürdige Verfaſſer erläßt dieſe kleine Schrift keinesweges als eine Bannbulle gegen ein profanes Volksvergnügen, vielmehr als einen redlich und väterlich warnenden Hirtenbrief gegen die Verderbniß, die ſich der Schaubühne bemeiſtert, und es iſt eines ſo geiſtreichen und gelehrten Verfaſſers eben ſo würdig als der Cultur der Zeit angemeſſen, daß er nicht weniger auf den Geſchmack als auf die Sittlichkeit Rückſicht nimmt. Eine Predigt gegen die

Unſittlichkeit der dramatiſchen Literatur und der Theaterwelt würde wenig fruchten, wenn ſie den Gegnern eine Stüze an dem äſthetiſchen Werthe der Kunſt überließe; ſie muß aber tief eindringlich werden, ſobald ſie im Unſittlichen zugleich das Unäſthetiſche darthut. Weſſenberg erweist ſich als einen geprüften Kenner des Schönen, als einen warmen Freund der dramatiſchen Kunſt und ſucht die Ehre derſelben nur zu retten, indem er ihr Verſinken in tiefe Schande mit lebhaften Farben warnend darſtellt.

Wir geben einige Proben: „die Schaubühne entwickelt vor unſern Augen die Anfänge, die Beweggründe, das Wachsthum der menſchlichen Verirrungen; ſie ſtimmt uns dadurch zur Billigkeit, Schonung und Nachſicht in Beurtheilung des Nächſten; ſie zähmt den Leichtſinn im Richten und Verdammen, und, thut ſie gleich hierin weiter nichts, als der göttlichen Moral des Evangeliums in die Hände zu erbieten, ſo wäre dies ſchon ein großes Verdienſt. Wie aber, wenn das Schauſpiel darauf ausgeht, das Laſter zu entſchuldigen, den Abſcheu vor ihm abzuſtumpfen, den Haß des Böſen abzukühlen, Duldſamkeit gegen Verbrechen einzuflößen; wenn es in die Geheimniſſe des Laſters einweiht, um das Herz mit ihm vertraut zu machen, um das Gewiſſen zu betäuben, um für den Verbrecher durch Herausſtellung einer liebenswürdigen Seite das Gemüth zu beſtechen? — Gibt es dann eine gefährlichere Giftmiſcherin als die Bühne?“

Wie H. v. Weſſenberg ſeine Leute kennt, mag folgendes darthun: „Wir ſehn auf unſern Bühnen die ſentimentalen gutmüthigen, meiſtens ſehr moraliſchen Scenen eines Iffland, mehrentheils aus dem gemeinen Leben entlehnt, mit den obſcönen und ſchlüpfrigen aber gefällig wizigen Dialogen, und den das Verbrechen zur idealen Liebenswürdigkeit emporſteigernden Empfindungsſtücken eines Kotzebue, und mit Göthe's und andern naiven Vermengungen des heroiſchen mit dem Gemein-Natürlichen brüderlich abwechſeln. Ifflands Darſtellungen haben größtentheils die langweilig-peinliche Wahrheit der Alltags-Welt, ſie rühren auch zuweilen gleich dieſer bis zu Thränen, aber nur ſelten erheben ſie über dieſen engen und beengenden Kreis, es ſind meiſtens wohlgetroffene Familien- und theils ländliche theils ſtädtiſche

Sittengemälde, und die Tendenz iſt unzweideutig der Unſchuld und Tugend zugeneigt. Kotzebue's Dichtungen hingegen hauchen mehrentheils von der Eulalia, der einnehmendſten Gefühlszauberin in Menſchenhaß und Reue, bis zu dem ſchmutzigen Rehbock herab ein ſublimirtes feines Gift, das in die tiefſten verborgenſten Winkel des Herzens dringt und die edelſten Keime der Sittlichkeit verdirbt, indem ihr Zauber Phantaſie und Empfindung für die Apotheoſe, oder doch die Entſchuldigung und Beſchönigung des Laſters, des Verbrechens beſticht. Schmerzlicher iſt es für den biedern Deutſchen, wenn ſein genialer Lieblings-Dichter, wenn Göthe ſeinem Helden für Recht, und Wahrheit und Tugend, unvermerkt mit einer ſeltſam holden Natürlichkeit die Lorbeeren vom Haupte pflückt, und ſie gegen Roſen von Paphos austauſcht. Wie erbärmlich figurirt ſein Egmont mit der Liebe zu dem Bürgermädchen Klara, die noch dazu neben ihm einen andern Liebhaber hat, in dem Augenblicke, wo ſein Volk ihn zur Befreiung von einer unerträglich gewordenen Knechtſchaft aufruft! Dieſe Darſtellung iſt in einem hiſtoriſchen Stück um ſo auffallender, als ſie in der Geſchichte keinen Fuß hat, ſondern eine Erfindung des Dichters iſt. Wozu die Erniedrigung dieſes Helden der aufrichtig die Freiheiten ſeines Vaterlandes zu erhalten wünſchte? der Dichter möchte zwar durch den Kontraſt zwiſchen der unerſchrockenen und unbedingten Hingebung des Mädchens für den von ihr geliebten Helden im Moment wo ſeine Hinrichtung beſchloſſen ſcheint, mit dem zaghaften, unthätigen Kaltſinn der durch Alba eingeſchüchterten Bürger von Brüſſel, die ihn ſonſt und noch kurz zuvor als ihren Abgott feierten, das Intereſſe für Egmont erhöhen. Aber dient die Liebeständelei mit dem Bürgermädchen, die in Göthe's Drama den glücklich verehlichten Egmont, den Vater vieler Kinder, in dem Zeitpunct der höchſten Kriſe des belgiſchen Freiheitskampfes ſo unheldenmäßig beſchäftigt, dem Kaltſinn der Bürgerſchaft von Brüſſel nach ſeiner Feſtnehmung durch Alba nicht vielmehr zu einiger Entſchuldigung? Der Dichter nimmt ſeinem Helden Gemahlin und Kinder und dem Zuſchauer das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, das ſo trefflich hätte benutzt werden können, um ſeinen Charakter zu heben, und Theilnahme für ihn zu erregen. Dafür legt er ihn in den Schooß der Geliebten eines braven Bürgerſohns, deſſen Glück dadurch zerſtört wird. Und macht verbotene Geſchlechtsneigung als Triebfeder des Edelſten und Beſten dargeſtellt, nicht dieſes verdächtig, indem es darauf ein zweideutiges Licht wirft? Noch ungeziemender iſt, daß der Dichter das inzwiſchen am freiwillig genommenen Gift geſtorbene Klärchen dem Egmont in der letzten Nacht vor ſeiner Hinrichtung im Traum erſcheinen läßt, um ihm den künftigen Triumph der Sache der Freiheit, für die er ſterben ſoll, zu verkünden. Oder ſoll etwa Klärchens verklärte Erſcheinung in der Geſtalt der Freiheit das Publicum dafür entſchädigen, daß die Scene, wo der Held der Freiheit in Klärchens Schooß ruhete und tändelte, den Enthuſiasmus für ihn ſo unſchicklich abgekühlt hat? — Dann wäre die Entſchädigung beinahe noch ärger als der Schaden. — Warum legt denn der Dichter Schwäche über Schwäche ſeinem Helden bei, ſowohl in ſeinem Benehmen als in ſeinen Reden. Warum läßt er ihm nicht einmal ſo viel Größe und Ernſt als nöthig wäre, um den vielen Menſchlichkeiten das Intereſſe zu verſchaffen das die ſogenannte Humanität an hochſtehenden Perſonen einzuflößen pflegt? durch welche ſtrahlende That, durch welches große Verdienſt erwirbt ſich der Göthe'ſche Egmont ein Recht auf Nachſicht? Von ſeinen Verdienſten wird auf der Bühne nichts kund, als blos vom Hörenſagen; ſeine Schwachheiten hingegen ſehen wir mit unſern Augen. Alles weiſet auf dieſen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Großes um ein ſo ehrenvolles Vertrauen zu rechtfertigen? Auch die ſo ernſte Aufforderung Wilhelms von Oranien weckt bei ihm keinen anderen Gedanken, als nach Zerſtreuung beim Liebchen um die ſinnenden Runzeln von ſeiner Stirn wegzubannen. —

O wie wäre doch dieſer Egmont mit ſeinem Klärchen, dieſer Held ohne Größe, Würde und Anſtand zu Athen ausziſcht worden! Bei den Griechen fand es ſcharfe Rüge wenn der Character ſelbſt nur einer untergeordneten Perſon auf der Bühne befleckt wurde, ohne daß der Dichter durchaus dazu genöthigt war. Am wenigſten war es aber erlaubt die Denkart und Sitten der Helden ſelbſt herabzuſetzen. Wie ſehr ward es dem Euripides nicht verargt, als er die von ſchändlicher Liebe zu ihrem Stiefſohn Hippolytus entbrannte Phädra aufs Theater brachte! Man hielt es für gefährlich, dem Laſter die Unterſtützung großer Beiſpiele zu leihen. Der rauſchende Beifall, den Dramen im Geiſte von Göthe's Egmont bei uns erhielten, bezeugt nur eine gewiſſe Sympathie in der Denk- und Empfindungsweiſe der Zeitgenoſſen und des Dichters, oder vielmehr ſeiner Helden.

Wenn Müllner die Einführung des Schickſals auf die Bühne in ſofern zu rechtfertigen ſucht, als ſie zugleich die überſinnliche Nothwendigkeit und die ſittliche Freiheit in ihrem wechſelnden oder gleichzeitigen Einfluß auf die menſchlichen Handlungen darſtellt, ſo iſt es, abgeſehen davon, daß er ſelbſt in ſeiner Schuld nicht dabei ſtehen geblieben, auffallend, daß dadurch das wahre Verhältniß zwiſchen der menſchlichen Freiheit und der ewigen Weltordnung nicht mit Klarheit ausgeſprochen ſey. Zwiſchen dem freien Willen des Einzelnen und der unwandelbaren Ordnung des Weltalls findet kein ſolcher Widerſtreit ſtatt, daß erſterer jemahls durch dieſe unterdrückt werde. Die Weltordnung folgt allerdings unverrückt dem Geſetze der Gerechtigkeit. Sie umfaßt aber ſtets das Ganze, ohne die freiwilligen Abirrungen der Einzelnen vom Recht durch Zwang zu hindern.

Eine Folge der falſchen Empfindelei und der wieder aufgeweckten Schickſalidee, die unſer Theater in neueſten Zeiten beherrſchten, war der öftere Gebrauch, den die tragiſchen Dichter vom Selbſtmord machten, um den Knoten der tragiſchen Verwickelung zu löſen. Wie ſehr dadurch die Moralität in ihrem Grund erſchüttert werde, bedarf wohl keines Beweiſes.

Literatur.

Beiträge zur nähern Kenntniß des Kaiſerthums Braſilien ꝛc. von Georg Wilhelm Freireiß, Naturforſcher Sr. Majeſtät des Kaiſers von Braſilien ꝛc. Erſter Theil. Frankfurt a M. bei Johann David Sauerländer 1824.

Vorſtehendes Werk iſt eigentlich geſchrieben um ſolchen Leuten, die ſich durch Trieb oder Noth zu Auswanderungen veranlaßt finden, zum Wegweiſer aber auch zur Warnungstafel gegen zu hochgeſpannte Erwartungen zu dienen. Der Herr Verfaſſer, welcher zehn Jahre lang Braſilien durchreiſet hat und ſich noch daſelbſt aufhalt, ertheilt auf das bündigſte Unterricht uber Braſiliens Geographie, Klima, Mineralien, Pflanzen, Thiere und Menſchen. Seinem Zweck gemäß ſtellt er all' dieſe Gegenſtände ſeiner Berichterſtattung unter den praktiſchen Geſichtspunkt des Nutzens oder Nachtheiles, den ſie auf den politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtand haben. Er gibt den (oft ubertrieben) geprieſenen Reichthum an Gold und Diamanten zu, weiſet aber nach, wie derſelbe dem Staat und der Geſellſchaft nur dann von wahrem Nutzen ſeyn könne, wenn der Bergbau von Staatswegen oder durch Geſellſchaften unter ſtaatlicher Autorität gehörig getrieben würde; dann werde auch, ſagt er, Eiſen, Kupfer, Zinn ꝛc. woran Braſilien reich ſey, in ſo vieler Menge gewonnen werden, daß ſie den bisherigen unvortheilhaften Eintauſch dieſer Metalle entbehrlich machte. Die Vegetation iſt reich, oft üppig, aber in ihrer Wildheit nicht ausreichend für den Bedarf. Bey regelmäßig eingerichtetem Ackerbau und eben ſolcher Viehzucht verſpricht gleicherweiſe die Natur vielfältigen Segen für das Land. Für den Ackerbau ſind beſonders die gewächsreichen Meeresküſten, See- und Flußufer ſehr geeignet, wie die vielen Wieſen in den Hochgebirgen des innern Landes für die Viehzucht. Wie das Mineral- und Pflanzenreich, ſo wird auch das Thierreich unter demſelben Geſichtspunkt durchgangen. Auch hier wird nachgewieſen, daß die Nachrichten von dem Uebermaaß an Thieren, namentlich an Amphibien, ubertrieben ſeyen, obgleich die Zahl derſelben immerhin bedeutend iſt. Was die Phantaſie Europäiſcher Furcht von den giftigen Schlangen und wilden Katzen (Unzen) gefabelt hat, reduzirt ſich darauf, daß 1) das Verhaltniß der giftigen Schlangen zu den nichtgiftigen wie 1 zu 5 ſey. Zu den erſtern oder Vipernarten gehören die Klapperſchlange, der Urutu, die Caiſaca, der Surucucu, die Tararaca und eine Art Korallenſchlange. Menſchen greifen dieſelben nie ungereizt an. Was 2) die Unzen angeht, ſo fliehen auch ſie ſo lange ſcheu vor den Menſchen, als ſie von ihnen nicht angegriffen werden. Die Farbenpracht und die damit verbundene Geſangloſigkeit der braſilianiſchen Vögel beſtätigt auch Herr Freireiß. Als einen herrlichen Anblick ſchildert er es, wenn Züge roſenrother Löffelreyer an dem tiefblauen Himmel im Glanz der Sonne ſchweben. Strauſe, viele Hühner- Sumpf- und Waſſervögelarten dienen zur Nahrung. Vorzüglich wohlſchmeckend iſt das Fleiſch der zahlreichen Fiſche in den braſilianiſchen Gewaſſern. Der ausgezeichnetſte braſilianiſche Fiſch iſt der Garopa, welcher eine Länge von 12 — 20 Fuß hat. Als die ſchönſten und meiſten der organiſchen Geſchöpfe Braſiliens nennt Herr Freireiß die Inſekten. Unter ihnen ſind die für den Menſchen merkwürdigſten die Moskitos, Stechfliegen und Sandflöhe, außer den vielen Ameiſenarten. Jenes Ungeziefer hat eine unerklärliche Liebſchaft auf alle Ankömmlinge geworfen und plagt ſie bey weitem mehr als die Eingebornen. Von den Ameiſen ſind die Cubins (Termiten) die, welche ſich am auffälligſten machen. Ein Haufe von ihnen iſt im Stande, in wenigen Tagen alles nicht metallene Geräthe in einem Stockwerk eines Hauſes zu zernichten. Bemerkenswerther ſcheint uns noch, daß diejenigen Cubinshaufen, welche im mittleren Hochlande auf freiem Felde leben, ſich zur Wohnung kegelförmige Thonhaufen errichten, welche eine Höhe von 6, ja 10 — 12 Fuß haben und auf einer Baſis ruhen, deren Durchmeſſer dritthalb bis drei Fuß beträgt. Die Bewohner des Landes benutzen dieſelben zu Backofen indem ſie auf der einen Seite dieſer Thonkegel eine plan-convexe Höhle machen. Zuweilen findet man ganze Termitendörfer oder Städte, welche von mehreren Hunderten ſolcher dicht nebeneinander errichteter Thonkegel gebildet werden.

Am längſten verweilet, wie billig, der Verfaſſer bey den menſchlichen Bewohnern Braſiliens. Die Einwohnerzahl wird auf 7 — 8 Millionen geſchätzt. Herr Freireiß erſtattet Bericht 1) über die Freien und unabhängigen Urbewohner 2) über die Europäer und ihre Abkömmlinge 3) über die Sklaven und freien Neger.

Durch die Vermiſchung dieſer drei Arten von Einwohnern gibt es 1) Mulaten oder von Europäern und Negern Erzeugte 2) Mameluken oder von Europäern und Braſilianern Erzeugte 3) Cariboken oder von Braſilianern und Negern Erzeugte 4) Cubras oder von Mulaten und Negern Erzeugte 5) Helle Mulaten oder von Mulaten und Weiſſen Erzeugte.

Höchſt intereſſant und belehrend ſind die Notizen, welche über den Sittenzuſtand dieſer gemiſchten Einwohnerſchaft gegeben werden, namentlich die über die noch in wildem Nomadenzuſtand lebenden Urbewohner Braſiliens. Ueber die Lebensweiſe der letzteren, über ihre Religion, Waffen und Kriegsführung wird Bericht erſtattet. Aus alle dem, was ferner über Sklavenhandel und Sklaventhum überhaupt mit vieler Beſonnenheit und Klarheit mehr in Aufzählung von Thatſachen als in leerem Räſonnement mitgetheilt wird, geht mit unabweisbarer Evidenz hervor, daß beide, wie überall, ſo auch in Braſilien, von höchſtem moraliſchen und politiſchen Nachtheil für die menſchliche Geſellſchaft ſind. Wir begnügen uns mit dieſen wenigen Andeutungen auf dieſes Werk aufmerkſam gemacht zu haben und ſehen mit Verlangen dem zweiten Theil deſſelben entgegen, in welchem der Herr Verfaſſer den Culturzuſtand, die Erwerbzweige, Sitten und Gebräuche in Braſilien, die bey gegenwärtiger allgemeiner Charakteriſtik deſſelben nur nebenbey berückſichtigt werden konnten, ganz ins Beſondere zu ſchildern geſonnen iſt.

Miszelle.

— Friedrich Schlegel ſchreibt im Athenäum (Berlin 1800) zur Vertheidigung einer angefochtenen Stelle ſeiner Fragmente: Alle höchſten Wahrheiten jeder Art ſind durchaus trivial und eben darum iſt nichts nothwendiger, als ſie immer neu, und wo *möglich immer paradoxer auszudrücken*, damit es nicht vergeſſen werde, daß ſie noch da ſind, und daß ſie *nie eigentlich ganz ausgeſprochen* werden *können*. —

Der Wein.

Variazion zu Novalis' Allegorie.

Aus Thränen war der zarte Knab entſproſſen,
doch hat er bald ſein ſchlafend Aug' erſchloſſen,
mit Blumen ſich bekränzt das junge Haupt;
auf Bergeshöhn, in Hütten kühl belaubt,
im Maienthau, im Feuerbad der Sonnen,
ſich Ueberfluß an Freud' und Kraft gewonnen.

Da haben ſie den Reichen eingefangen,
den edlen Jüngling mit den Purpurwangen,
in Feſſel ihn gelegt, in Kerkernacht:
dort hat er lang mit angeſtrengter Macht
nach frühgewohnter Freiheitsluſt gerungen,
von Bitterkeit und Brauſewuth durchdrungen.

Als er ſich nicht erwehren mogt' der Schlingen,
trat er zurück, ſich ſelber zu bezwingen,
und auch in Banden frei und froh zu ſein.
Vom trüben Aufruhr ward er ſtill und rein,
ward des Gemüthes reicher Gaben inne,
ein weiſer Mann von tiefem, klaren Sinne.

Und was er ſo, gepreßt in enger Hülle,
gewonnen hat an ſchöner Geiſtesfülle,
giebt er den edlen Freunden gaſtlich hin;
noch ſpiegelt ſich der Kindheit Traum darin,
die kühne Flamme thatenfroher Jugend,
die Zuverſicht der ſchwergeprüften Tugend.

Florens. *)

---

*) Mit dieſer Unterſchrift (wahrſcheinlich nicht der Geſchlechtsname) hat der uns unbekannte, den Schriftzügen und dem Poſtzeichen

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen auf das Jahr 1825.

(Fortſetzung.)

Cornelia, herausgegeben von Aloys Schreiber, Heidelberg bey Engelmann.

Das Aeußere dieſes Taſchenbuchs iſt ſehr ſolid. Auch das Tittelkupfer, eine Madonna mit dem Kinde von Luigi, gezeichnet von Keller, geſtochen von Eßlinger, weckt durch ſeinen Wohllaut und Liebreiz ein ſo angenehmes Gefühl, daß wir dabey gern der übrigen hiſtoriſchen Kupfern zu den Rheiniſchen Sagen von Karl Geib zu vergeſſen ſuchen. Wenn man dieſe ſteifen geiſtloſen Geſtalten Gebährden und Gruppen in den Zeichnungen von Opitz, wie ſie uns hier entgegen treten, oder jene zwar lebendig bewegten aber immer manirirten und meiſt lüderlichen Bilder von Ramberg in andern Taſchenbüchern alljährlich wiederkehren und wo möglich ſich verſchlechtern ſieht, ſo ſollte man billig wünſchen, daß uns ſtatt deſſen nur Copien von alten Meiſterwerken gegeben würden, wie es die Aglaja und das Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft bereits mit Glück verſucht. Auch wenn einmal eine hiſtoriſche Darſtellung zu den Almanachserzählungen gelingt, ſo iſt doch wieder der Gegenſtand ſo vieles Kunſtaufwandes nicht werth. Es iſt eine Schande, daß auch die bildenden Künſtler ſich herabwürdigen, mit elenden Poeten für die Makulatur zu arbeiten. Welche von den Almanachskupfern werden die Nachwelt erreichen, und welcher Künſtler ſollte nicht nach dem Kranze der Unſterblichkeit ringen, der wenn

---

nach, ſchweizeriſche Dichter, fünf lyriſche Gedichte eingeſchickt, für deren Mittheilung wir ihm unſern Dank ausſprechen. Obgleich wir den Werth von nur ſo viel guten, lyriſchen Gedichten (zumal das „Himmelblau,“ welches wir, wie die Uebrigen, in der Folge mittheilen werden, halten wir für eine Bereicherung der lyriſchen Poeſie) vollkommen zu würdigen wiſſen, ſo ſteht doch zu vermuthen, daß Verfaſſer dieſe fünf Perlen aus einem Geſchmukkäſtchen geſpendet, zu deſſen Erſchöpfung zwar keineswegs, wol aber zu einiger weitern Freigebigkeit wir ihn zu vermögen wünſchten.

Red. d. C. Bl.

er dies nicht thut, Feder, Pinſel und Grabſtichel lieber ganz wegwerfen, und Kartoffeln bauen, denn wer nur des Leibes augenblickliche Nahrung ſucht, der diene der Ceres, nicht der Pallas!

Der Herausgeber liefert wieder eine Erzählung: **Ruthelm und Frida**, oder der Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum. Sie ſieht jener Blumenhagenſchen Erzählung „Liota“ ähnlich wie ein Ei dem andern. Wie dort Dagur, der verwäſſerte Cuchullin, ſo ſteht hier Ruthelm, ein junger Franke, an einem Baum gelehnt, und neben ihm liegen ſeine Waffen. Wie dort Liota, ſo wird hier Frida, eine gefangene Chriſtin, der Zankapfel zwiſchen zwey deutſchen Recken. Wie dort Liota, ſo wird hier Frida durch den Nebenbuhler dem Geliebten entriſſen und ſoll im Hain der Hertha geopfert werden, und wie ſie dort durch Wittekind gerettet wird, ſo hier durch einen heiligen Prieſter, der heimlich Chriſt geworden. Wie dort der Geſchichte Hohn geſprochen iſt, ſo wieder hier. Man findet ſogar den berühmten Herthaſee ganz in der Nähe der Stadt Mainz. Dieſe Geiſtesverwandtſchaft der Herrn Blumenhagen und Schreiber iſt allerdings auffallend, aber gewiß aus keinem Plagium zu erklären, ſondern nur daraus, daß alles Niedrige leicht in Doubletten, nur das Hohe in einem Exemplar vorhanden iſt, daß Blätter ſich ähnlicher ſehn, als Blüthen, gemeine Soldaten ähnlicher, als Feldherrn.

Mathilde, Gemahlin Heinrichs des Voglers, von Dr. **Engelmann** iſt eine biographiſche Skizze von nicht geringem Intereſſe, weil ſie das Bild eines reinen Weibes auf dem Throne darſtellt, ihre Frömmigkeit, ihre Gottergebenheit im Leiden, ihre häusliche Tugend, ihre Gatten- und Kinderliebe in ſo vollkommnem Wohllaut und ruhigem Tone ſchildert, daß der Seele davon der Eindruck eines heiligen Friedens zurückbleibt, wie ihn nur echte, natürliche Schönheit gleichſam unbewußt hervorbringt. Dies Gemälde iſt aber ſo weit entfernt von jener verzückten andächtelnden, augendrehenden Manier, in der man ſo häufig die edeln Frauen des Mittelalters noch im Grabe durch neumodiſche Alterthümler ſchänden ſieht, als von jenem noch weit unanſtändigeren Cultus und Bilderdienſt mondſüchtiger Prinzeſſinnen und Hofdamen, wie ihn die Schopenhauerin als Oberprieſterin verſieht.

Eben dieſe Schöne ſetzt wieder gegen hundert Seiten der Cornelia unter Waſſer. Sie nennt ihre Erzählung Natalie. Eine Hofdame wird vom Prinzen des Hauſes geliebt, deshalb aber von der Fürſtin Mutter verfolgt, weil ihre gräfliche Geburt nicht an die prinzliche Vermählung reichen kann. Dann giebt ſie dem Prinzen Anlaß zur Eiferſucht und verſöhnt ſich wieder; da aber der Prinz zur Regierung gelangt, ſieht ſie ſelber ein, daß er eine Prinzeſſin haben müſſe, und opfert ſich deshalb auf. Er läßt es geſchehen und heirathet eine Fürſtentochter. Madam weiß überall mit ſicherem Inſtinkt die Gemeinheit zum Gegenſtand ihrer Muſe zu machen.

Das Verhängniß von Kruſe ſchildert den Selbſtmord eines Scharfrichterſohns, der ſeines Vaters Amt übernehmen ſoll, aber einen unüberwindlichen Widerwillen davor hat und zwiſchen Kindespflicht und Neigung kämpfend keinen andern Ausweg weiß, als den freiwilligen Tod.

Unter den vielen Gedichten intereſſiren zwar die rheiniſchen Sagen von Karl Geib durch ihren Inhalt, dieſer aber iſt allgemein bekannt, und gerade der Werth der poetiſchen Darſtellung, der hier noch allein gelten könnte, wird vermißt. Hoffmann aus Fallersleben giebt Lieder in allemanniſcher Mundart die er aber nur aus Büchern kennt, da er niemals aus dem deutſchen Norden nur jenſeits des Mains gekommen. Sie ſind denn auch unnatürlich gekünſteltes, geleimtes, geſteiftes und aufgebändeltes Machwerk, gleich Tyrolerinnen auf einer Berliner Redoute, und die friſche Natur eines echten Volksliedes wird darin eben ſo vermißt, wie der Duft an einer falſchen Blume. Möchte man doch, um den genialen Hebel nachzuahmen, auch um Gotteswillen Pfarrer im Schwarzwalde ſeyn.

Liſſabon und ſeine Bewohner.

O campo! o monte! o rio!
O secreto seguro deleytoso!
Roto casi el navio
A vuestro almo reposo!
Huyo, de aquesta mar tempestuoso.

Louis de Leon.

Nie hat mich der Anblick einer Stadt ſo angenehm überraſcht, als der Liſſabon's. Eine ziemlich lange, ſtürmiſche Fahrt hatte meine Sinne ganz abgeſtumpft, und wie ich fürchtete, für alle edlere und höhere Eindrücke unbrauchbar gemacht; allein ſobald ich mich unter dem Einfluß des portugieſiſchen Himmels befand, erwachte ich wie zu neuem Leben. Ich kann die Veränderung, welche mit mir vorging, als ich mich aus dem dumpfen, ſchlechten Schiffe plötzlich in die Herrlichkeiten der portugieſiſchen Natur verſetzt ſah, nur mit jenem freudigen Erſtaunen vergleichen, das der gute Muſelmann fühlen muß, wenn er aus dem elenden und mühſalvollen Erdeleben in das Paradies Mahomed's eintritt. Hatten die Ausdünſtungen der verſchiedenen Artikel, als Seiſe, Käſe, Talglichter, Oehl u. ſ. w. womit das Schiff beladen war, meinem Geruchsſinn ein eben ſo angenehmes Conzert von Wohlgerüchen gegeben, als es eine Trompete, eine Baßgeige und ein Dudelſack für das Ohr thun würden, (wozu ich den Tabaks- und Brantwein-Dampf nicht einmal rechne), ſo erlabte ich mich jetzt zum Erſatz an dem bloßen Anblick und Duft der Trauben, Melonen, Feigen, Orangen, Oliven und anderer Früchte. Ich kenne den vielgeprieſenen, italieniſchen Himmel nicht; aber die Gegend um Liſſabon iſt ein Paradies, das ich nicht ſo leicht gegen ein anderes auf Erden vertauſchen möchte, ohne vorher einen gehörigen Augenſchein aufgenommen zu haben; denn hier wirkt der Zauber romantiſcher Erinnerungen mit. Das Herz thaut auf unter dem warmen ſonnigen Himmel, den oft mondenlang kein Wölkchen trübt, und die Phantaſie trägt dich unwillkührlich in jene goldenen Zeiten zurück, wo die Ufer des Tejo von ſüßen Geſängen wiederhallten und der Ruhm der Portugieſen über alle Meere und in alle Welttheile getragen ward. So vermag man ſelbſt die Traurigkeit der Gegenwart zurück zu drängen; weil die ſchönen Bilder der Vergangenheit ein ſtarkes Gegengewicht üben und in neblichter Ferne einen Hoffnungsſtrahl durchblicken laſſen, der, wie die Feuerſäule der Iſraeliten, uns durch die dunkeln Irrgänge der Zeiten geleitet.

Da fließt der klare Strom mit ſeinen Hügeln und Hainen, Thälern und weißen Dörfern zur Seite, und hinter denſelben erſcheint die Stadt, amphitheatraliſch, wie in der Luft hängend, eine Zauberſtadt, die man mit einem Blick faſt ganz überſchauen kann, ſo groß auch der Raum iſt, den ſie einnimmt. Dann folgen die Vorſtädte, Villen, Gärten, Palläſte, Waſſerleitungen, Olivenpflanzungen, ſo weit das Auge reichen mag. Betrachte dies alles, den Fluß, die Stadt, die Vorſtädte, das ferne Ufer der Alentejo, den weißen Hafen von Caſildeas, das mauriſche Fort St. Julio, das entlegene Dorf Belem, den Hafen mit ſeinen zweihundert Schiffen, worin noch einmal ſo viel Platz hätten, überſchaue dies alles mit einem Blick in der rothen Purpurgluth eines Sommerabends! Ich war verſucht auf die mächtigen Hanſeaten, durch deren Mitwirkung vorzüglich Liſſabon den Mauren entriſſen worden, eine Lobrede zu halten, wobei ich Gelegenheit gehabt hätte, auch den Ruhm der Deutſchen und ihren Unternehmungsgeiſt zu verherrlichen; allein der Anblick überraſchte mich zu ſehr und eine wehmüthige Erinnerung, die plötzlich in mir aufſtieg, hemmte den Strom meiner Begeiſterung.

Den erſten Abend nach meiner Ankunft wanderte ich allein durch die Straßen; man hatte mich gewarnt, daß ich keinen Vorübergehenden um den Weg fragen und mich mit niemand näher einlaſſen ſollte, den ich nicht kennte; vorzüglich aber ſollte ich mich hüten, die Frauenzimmer freundlich anzublicken, um die Eiferſucht der Eingebornen nicht zu wecken. Ich verachtete dieſe Warnungen und ging meinen Weg; ganz ungegründet ſind ſie jedoch nicht. Denn die Straßen ſind ganz dunkel, wenn ſie nicht etwa von einer Kerze, die vor einem Heiligenbilde brennt, ein ſchwaches Licht bekommen; überdieß ſind alle Straßen vor neun Uhr ganz menſchenleer und die Nachtpolizei iſt ſehr ſchlecht beſtellt. In manchen Theilen der Stadt laufen die Straßen parallel und die hohen Häuſer werden hinten durch ein enges Gäßchen geſchieden, das kein anderes Licht als von Sonne und Mond bekommt und ganz unwegſam iſt, weil aller Unrath dort als ruhiger und nichts deſto weniger energiſcher Gränzwächter und Thürhüter ſtationirt iſt. Die Portugieſen ſind aber ein höchſt artiges und friedliches Volk. Die Frauenzimmer gehen allein aus von ihren Dienerinnen begleitet, und nie hört man von der geringſten Unart, welche dem ſchönen Geſchlecht begegnete. Jedermann grüßt ſie freundlich und zieht ſeinen Hut, wo ſie vorbei gehen. Die Frauen allein haben noch die alte Tracht beibehalten. Ein Schleier verbirgt ihre Reize und ihre ſchwarzen Augen; ſie tragen noch ihre Roſenkränze, ihre weiten Mäntel, und die reichen Locken. Auch die Fiſcher von Caſildeas mit ihren Salvatorbärten und ſchwarzbraunen Geſichtern, und die Schweinhirten von Aldea Galega in ihren Strohmänteln und braunrothen Schuhen, und die Maulthiertreiber von Beira mit ihren Scharlachbinden, kurzen Hoſen, Sombrerohüthen und ſtattlichen Weſten verſetzen einen leibhaftig in die glorreichen Zeiten des edeln Ritters Don Quixote. Und vollends noch die Mönche, an denen die Mutter Kirche geſegnet iſt, wie ſelten eine Mutter! An ſolchen „wandelnden Ruinen“ iſt Liſſabon ſehr reich und ſie haben großen Einfluß.

Der Abend iſt hier die beſte Zeit zum Spazierengehen, doch darf es nicht zu ſpät ſeyn, denn man hat hier die beſchwerliche Sitte, gegen zehen oder eilf Uhr, wo ſelten ein Portugieſe noch außer Hauſe iſt, mancherlei Unrath aus Töpfen und anderen Geſchirren aus den Fenſtern zu leeren. Am beſten iſt's, wenn die Veſperglocke geläutet hat, und die Sterne am hellrothen Horizont aufgehen, und ſchwarzäugige Frauen neugierig aus den Fenſtern blicken. Dann pflanzt man ſich an einen der Plätze, hart am Tejo, wo einem einerſeits ein friſches, kühles Seelüftchen zugefächelt wird, während auf dem andern die ganze Stadt, Terraſſe über Terraſſe aufgethürmt, vor dem Auge liegt, als ob es nur ein einziges, ungeheures Gebäude wäre. Einen ſolchen Poſten hatte ich gerade eingenommen, als die Stadt eines Abends beleuchtet war. Nie hatte ich eine ſolche Scene geſehen; ich glaubte nicht anders, als ich ſtehe vor einem Feenſchloß. Ich konnte den Fortgang der Beleuchtung auf eine Stunde weit beobachten, wie die Lichter nach und nach an den fünf bis ſechs Stockwerck hohen Paläſten aufflackerten in den verſchiedenen Theilen der Stadt, ſo bald die Dämmerung eingebrochen war. Obwohl die Beleuchtung nicht mit gefärbten Lampen geſchah, ſondern bloß mit Kerzen, ſo gewann doch der breite Lichtſtrom eine beſondere Färbung, die von der weißgelben Farbe der Häuſer, den grünen Fenſterläden und den Bäumen, welche in den Höfen und Gärten der Stadt ſtehen, bey jedem Windhauch die mannigfaltigſten Schattirungen bekam. Nun denke dir wie mitten über dieſen langen Reihen von Kerzen, Lampen und Fackeln plötzlich der Mond hervorbricht, ſein weißlichtes, kaltes Licht durch den gelben Lampenſchimmer wirft, an an den Fenſterſcheiben ſpielt und an den Felſen, Kloſtermauern und Kirchen gebrochen wird und die ſeltſamſten Schatten bildet; denke dir ferner, daß dieſe herrliche Scene voll Zauberglanz und ſeltſamer Verwirrung, daß die erleuchteten Palläſte, Gärten, Statuen und Springbrunnen, kurz daß dieſer ganze Strahlen- und Glanzteppich von einer Höhe, wo ſich das Lampenlicht mit den Sternen zu vermählen ſcheint, abwärts bis zum Ufer des Fluſſes reicht, und in den Fluten des Tejo wiederſtrahlt!

Wandelt man am Ufer des Tejo hin, ſo tönt einem allenthalben der Klang der Guitarren entgegen, oder der Geſang der Schiffer und Waſſerträger. Die Melodien ſind äußerſt einfach und klingen lieblich ins Ohr, obwohl ſie wenig Abwechslung haben. Auf dieſen offenen Plätzen am Tejo finden ſich auch die Bewohner Liſſabons aus allen Ständen Abends ein. Ein Philanthrop hat hier auch Gelegenheit, ſeine ſchönen Geſinnungen durch die That zu bewähren und Sterne's Herz würde bei dem Anblick von ſolchen Bettlerſchwärmen vor Mitleid brechen Die Bettler haben ſo gut ihre Beſonderheiten, als reiche Leute und verdienen nicht weniger die Aufmerkſamkeit der Reiſenden, vorzüglich wenn ſie ſo ſyſtematiſch zu Werke gehen, wie es hier der Fall iſt. Sie zerfallen nämlich in zwei Klaſſen, in Tagbettler und Nachtbettler, und es beſteht ein ſo feſter Staatsverband unter ihnen, daß keiner in das Gebiet des andern hinüber ſtreift, daher Alle ruhig neben einander leben und nie ein Krieg zwiſchen ihnen entſteht.

Zur Zunft der Tagbettler gehören alle Krüppel, Auswürflinge, Verunſtaltete und Altershalben Gebrechliche, ſowohl Männer als Weiber; ihre Politik, die ſie befolgen, beſteht darin, daß ſie ein äußerſt klägliches Geſchrei erheben, worin ſie es auch wirklich bei dem Zuſtande unſerer Kultur ziemlich weit gebracht haben, und dasſelbe durch die ſchrecklichſten Grimaſſen und dem elendeſten und erbärmlichſten Aufzug unterſtützen. Die Abendbettler ſind durchweg weiblichen Geſchlechts, meiſt blinde Mädchen, die nett und reinlich ausſehen, und Kinder von vier bis acht Jahren, die ebenfalls gut gekleidet ſind, ſo daß ihr Aeußeres keinen Mangel verräth. Dieſe wollen den Vorübergehenden nicht durch Eckelhaftigkeit, wie es bei den Tagbettlern herkommend iſt, abſtoßen, ſondern für ihre Perſon intereſſiren, indem ſie ſich in ihrem vortheilhafteſten Lichte zeigen, und dies Syſtem hat meines Erachtens ſeine Vorzüge. Selten iſt wohl einer ſo verſtockten Herzens, daß er einer reizenden Blinden, oder einem netten Kinde nicht eine Gabe verabfolgen ließ. Ueberhaupt ſind ſchöne, junge Mädchen und alte Männer im Betteln glücklicher, als junge Burſche und alte Weiber.

Zwiſchen ſieben und neun Abends werden die Cazas de Caffé bevölkert. Die beſte Geſellſchaft verſammelt ſich hier. Beim Eintritt in ein ſolches Caffehaus wird man oft nicht unangenehm überraſcht, indem man ſich in eine ländliche Gegend verſetzt glaubt. Die Wände ſind nämlich mit Landſchaften bemalt, an den Decken hängen die Wolken und die Einfaſſungen und Geſimſe an den Fenſtern ſind mit Blättern bekränzt. Doch verſcheuchen die Marmortiſche, das elegante Silbergeſchirr und die noch elegantere vornehme Welt jeden Gedanken an ländliche Einfalt und der Eindruck davon gleicht jenem abgenutzten Theatercoup, wo durch eine plötzliche Metamorphoſe, aus einem Bauernkittel eine prinzliche Geſtalt in allem Prunk hervorſchreitet. Die Cazas de Paſto, die eigentlichen ſubſtantiellen Wirthshäuſer, ſpielen dagegen eine deſto ſchlechtere Figur und wer ſeinen Geſchmack blos nach den unter Regionen hin gebildet hat, der muß es hier, in der Entſagang ſehr weit gebracht haben. Es iſt hier nicht Sitte, auswärts zu ſpeiſen, und ein Portugieſe, wie die Südländer überhaupt, nährt ſich von einem Drittheil, deſſen Ganzes erſt ein Vorgeſchmack für den nordiſchen Magen iſt. Man ſpeiſ't ſelten in Geſellſchaft und nie in öffentlichen Häuſern.

Wenn man den Fluß und die Kaffehäuſer hinter ſich läßt, ſo kommt man über die Caiz de Seudré in gerader Richtung nach dem Mittelpunkt der Stadt. Zur Rechten hat man dann die Neuſtadt, welche ſeit dem Erdbeben von 1756 wieder aufgebaut worden. Hier iſt eine mathematiſche Gleichheit des Grundes, wo ſelbſt das Queckſilber unbeweglich liegen würde. In manchen Straßen der Neuſtadt ſind die Häuſer ſo gleichförmig, daß man keines vom andern unterſcheiden kann. Dazu kommt noch, daß die verſchiedenen Handwerke und Gewerbe ihre beſondern Straßen haben; ſo wohnen in einer blos Goldſchmiede, in einer andern lauter Krämer u. ſ. w. Hier iſt auch für die Fußgänger ein beſonderer Weg, der ſich drei Schuh über die Fahrſtraße erhebt. Es ſcheint, daß dieſer Theil der Stadt in der Ultrawuth architektoniſcher Vervollkommnung aufgebaut worden iſt, daher er dem Auge einen höchſt ermüdenden Anblick gewährt. Anders iſt es in der Altſtadt, die zur Linken liegt; ſie hat mit ihren hohen Gebäuden und Terraſſen ein höchſt pittoreskes Anſehen. Zuerſt kommt man in das Quartier von St. Francisco de Cidade; und über demſelben ſind die Straßen von Boaviſta und Bellaviſta und noch höher die Calcada und das Kloſter de Eſtrella, und auf der höchſten Spitze von allen Bairro oder das Kirchſpiel von Buenos Ayres. Man kann die Spuren der Verwüſtung, welche das Erdbeben anrichtete, genau verfolgen, wenn man blos auf die Ordnung und Regelmäßigkeit der Gebäude und Straßen aufmerkſam iſt; denn alle neuen Anlagen und Bauten unterſcheiden ſich merklich von den alten. Am ſtärkſten war das Unglück auf der Ebene; daher ziehen die Portugieſen die Anhöhen vor, wann ſie nur immer die Wahl haben. Darum ſind die Unregelmäßigkeiten in Bezug auf die Lage der Häuſer und Straßen in dieſem Theil der Stadt ſo groß. Kaum fünfzehn Häuſer ſtehen in einer geraden Linie, und ſind oft ſo hinter einander aufgethürmt, daß man von der Thüre des einen auf den Kamin des andern hinabſieht.

Indeſſen haben die Anhöhen in der Altſtadt ihre Vorzüge. Hier geſchehen an den Feſttagen die geiſtlichen Prozeſſionen nach allen Richtungen hin. Die ganze Pracht des katholiſchen Cultus entfaltet ſich hier, und beſonders ehe die Franzoſen die Kirchen ihrer Koſtbarkeiten beraubten. Eine ſolche Abendprozeſſion iſt etwas Majeſtätiſches. Die antiken Geſtalten der Mönche, ihr dumpfer Geſang, der durch das einfallende Gebetsgemurmel, gleich dem fernen Rollen des Gewitters, unterbrochen wird; das Glockengeläut, die Crucifixe und Heiligenbilder, die untergehende Sonne, welche von den Kirchthurmſpitzen Abſchied nimmt, die einbrechende Dämmerung und der Fackelſchein, das ferne Meer, die andächtige Stadt, die religiöſen Geſichter, kurz alles iſt auf einen mächtigen Eindruck auf Sinne und Phantaſie berechnet, deſſen Wirkung um ſo größer iſt, je mehr er uns von den irdiſchen Banden löst, und die goldenen Pforten des Himmels offen zeigt, damit der Gebethauch zum Thron des Allmächtigen empor ſteige. Das iſt die wahre Himmelsſtürmerei! Jene kühnen Heiden in der alten Fabelwelt, welche vermittelſt aufgethürmter Berge zum Himmel ſteigen wollten, verſtanden wenig von Religion; aber an der unſichtbaren, endloſen Kette der Seligen, Heiligen und Engel hebt ſich auch der niedrigſte Sterbliche mit den Thränen der Sehnſucht und des Gebets zum Anſchauen des Ewigen empor.

Die Portugieſen ſind äußerlich ein ſehr religiöſes Volk. In jedem Winkel, in jeder Ecke ſtößt man auf Gegenſtände des Cultus. Die Kirchen ſind ſehr häufig beſucht, niemand unterläßt ſeine Morgen- und Abendandacht. Man kann kaum einen Schritt thun, ohne an ſeine Pflicht gegen die Religion erinnert zu werden. Wo eine Prozeſſion vorbei geht, oder ein heiliges Bild ſteht, oder eine Leiche zu ihrer Ruheſtätte getragen wird, zieht der Portugieſe ſeinen Hut, kniet nieder und macht ein Kreuz oder ſtammelt ein Vaterunſer. Eben ſo heilig ſind ihnen die Kirchen und Klöſter; alle Claſſen von Einwohnern zeigen ihre Ehrfurcht und Bewunderung gegen ſolche Gebäude. Die dunkelgrauen Thürme und die maſſive Bauart der Klöſter, und ihre Umgebungen und Bewohner verſetzen dich ein Paar Jahrhunderte rückwärts in eine Zeit, auf welche man gewöhnlich eben ſo mitleidig oder verächtlich herabblickt, wie der Mann auf die Thorheiten ſeiner früheſten Jugendjahre. Ein anderer Umſtand, der nicht wenig darzu beiträgt, dieſe romantiſchen Träumereien zu unterhalten, ſind die Freihunde, mit denen die Stadt angefüllt iſt. Sie ſind höchſt harmloſe Geſchöpfe, und da ſie die Stelle öffentlicher Gaſſenmeiſter vertreten, ſo ſind ſie obendrein noch ſehr nützlich. In ganzen Rudeln ziehen ſie in der Nacht auf und ſuchen ihren Unterhalt. Die Franzoſen haben eine große Menge todt geſchlagen, als ſie Liſſabon beſetzt hielten; jetzt iſt aber wieder ein ſtarker Nachwuchs da. Außer einer einſamen Bettlerin etwa ſind ſie die einzigen Weſen, die dir Nachts in den Straßen begegnen. Liſſabon hat in ſeinem Aeußern noch Manches aus den mittlern Zeiten, und das gibt ihm ein doppeltes Intereſſe. Portugal lebt ohnehin in zwei Welttheilen; ſeine Helden haben auf allen Meeren die Wege vorgebahnt, und ſich als die glorreichſten Glaubensſtreiter bewährt. Den Lohn ihrer ſauern Arbeiten haben ihnen andere entriſſen; jetzt leben die Portugieſen von dem reichen Kapital ihres frühern Ruhmes, an dem ſie vielleicht noch lang zehren werden. Ihr Stolz hat eine ſolidere Baſis, als der der Engländer, der nur auf ihrem Gelde und der daraus fließenden Macht beruht. Der Portugieſe denkt nie daran, wie viel Geld er erwerben wolle oder könne, ſondern nur mit wie wenig er ſich durchbringen mag.

Liſſabon hat drei Theater, eine italiäniſche Oper, ein Comödienhaus, und eine Art Circus für gymnaſtiſche Unterhaltungen. Mit der Größe der Nation iſt auch ihr poetiſcher Geiſt gewichen und da Portugal ohnehin nur ein Theil von dem Haupte der alten Matrone Europa bildet, mußten ſie ihren dichteriſchen Ruhm mit dem nachbarlichen Spanien theilen.

Ein Ausſpruch von Leibnitz über Macht und Anwendung der Muſik.

(Werke VI. S. 306.)

„Bekannt iſt's, daß Martyrer die grauſamſten Qualen nur darum überſtanden, daß eine ſtarke Vorſtellung zukünftiger Freuden ihren gegenwärtigen Schmerz beſiegte. Der Weiſe alſo, wenn er ſich auf einmal und auf immer die Schönheit des zukünftigen Lebens, d. i. Gottes und der Harmonie der Dinge ſtark eingeprägt hat, und daraus fortwährende Freude ſchöpft, wird, darauf immer zurückkommend, dies Ende ſtets vor Augen haben, ſo daß ihn nichts von dieſer Liebe zu ſcheiden vermag.

Von Jugend auf ſollte den Menſchen, Weiſen ſowohl als dem Volk, durch alle Mittel der Künſte dieſer Eindruck eingepflanzt werden. Und da ein ſtarker Eindruck entweder durch Gemälde oder durch Töne erweckt wird (die Eindrücke der übrigen Sinne ſind gröber und nicht ſo bedeutend:) ſo iſt der Eindruck durch Gemälde zwar entwickelter, weil das Gemälde vor uns bleibet; der Eindruck durch Töne aber iſt ſtärker: denn er enthält **Bewegung**; überdem bringen auch Worte, die die Töne begleiten, das Andenken jener Gemälde von ſelbſt hervor. **Geſänge** alſo, die ſowohl Bilder erwecken, als durch Töne bewegen, haben eine unglaubliche Gewalt; durch Töne kann ein Menſch in alle Affekten, in jeden Zuſtand verſetzt werden.

Die Reformatoren haben ſich dieſes Mittels ſehr bedient: Deutſchland und Frankreich ſind durch Geſänge reformirt worden. Ja noch jetzt iſt kein Handwerker, keine Nähterin, die nicht durch Geſänge ſich die Stunden kürzen, und den Ueberdruß der Arbeit mit inniggefühltem Vergnügen wegſingen ſollte.

Ich glaube daher, daß Dichter ſich um den Staat nicht beſſer verdient machen können, als wenn ſie edle Freuden des Gemüths durch Geſänge dem Volk einſingen und einprägen. Denn auch ſchlechte Geſinnungen und Affekte, auch Laſter prägen ſich durch Drama's und Lieder ein; und da es einmal Vorurtheil des Volkes iſt, „Liebeslieder ſeien die ſchönſten Lieder;" ſo, wenn jede edlere Liebe, wenn alle Freuden der Unſchuld und Tugend, wie Harmonien einer andern Welt in Geſänge gebracht und mit aller Anmuth der Muſik Menſchen von Kindheit auf eingeſungen würden, ſo ſtünde es vielleicht beſſer um die menſchliche Geſellſchaft.

Sind Geſänge vermögend, das Gemüth in die höchſte Freude zu ſetzen, können Krieger durch Trommeten und Kriegslieder den Tod zu verachten belebt und angefeuert werden, kann überhaupt die Muſik alle Affekten erregen, ſo kann auch jeder ſodann durch eine lebhafte Erinnerung und Wiederhohlung dieſer Geſänge ſich ſelbſt Affekten erregen, ſich ſelbſt die Freude dieſer Affekten gewähren. Die Sybariten ſetzten Preiſe für den aus, der ein neues Vergnügen erfände; ein Chriſtenſtaat, glaube ich, wäre dem am meiſten verbunden, der, daß Tugend und Pietät (nicht Pietismus!) den Menſchen das Angenehmſte, das Entzückendſte würde, durch jedes Mittel bewirkte."

Daß ein Mann wie Leibnitz, bey ſeinem vielumfaſſenden, tiefeindringenden Geiſte, der die höchſten Aufgaben der Wiſſenſchaft zu den ſeinigen gemacht und viele derſelben ſo gelöſt hat, daß er uns ewige Grundfeſten zu weiterem Anbau jener zurückgelaſſen, auch auf die Kunſt und deren heilſamen und leicht heilloſen Einfluß auf das Leben und Glück der Menſchen ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet hat, kann nicht befremden. Sein Geiſt war ein wahrhaft allſeitiger; er trug das Haupt hoch über Wolken im Aether und ſenkte den dort geklärten, ſonnegetränkten Blick ſegensreich auf die Erde nieder, auf welcher er ſtets feſt und ſicher einherſchritt. Schon Herder hat, wie er auf alles Ausgezeichnete aufmerkte und die Aufmerkſamkeit lenkte, obigem Ausſpruch Leibnitzens eine Stelle in der Kalliope oder von Kunſt und Kunſtrichterey eingeräumt. Wir hielten es nicht überflüſſig noch einmal daran zu erinnern. Eine Grundanſicht, welche uns bei Erwähnung und Kritik verſchiedener poetiſcher Produktionen leitet, iſt auch in den obenſtehenden Worten Leibnitzens ausgeſprochen. Es iſt dieſe, daß, wie alle Kunſt, ſo vor allen die Dichtkunſt, auf das menſchliche Gemüth, aus dem ſie entſpringt, einen allmächtigen Einfluß übe. Da aber eben dieſes Gemüth als Inbegriff aller Gefühle, nicht blos die Mutter idealer Thaten auf dem Gebiete jeglicher Kunſt, ſondern auch der Väter aller menſchlichen Thatkraft überhaupt iſt, auf welchen die Kunſt zurückwirkt, ſo betrachten wir dasſelbe als das Allerheiligſte des Menſchen. Kann es daher noch irgend wem gleichgültig ſeyn, wie auf dieſes Heiligthum von Seiten der Poeſie eingewirkt werde, ob ſie es wahre, verherrliche oder antaſte und ſchände? Soll man es alſo nicht zu ſeiner Pflicht machen auf das erſte wie auf das zweite aufzumerken und aufmerkſam zu machen, den Weg zu jeder Produktion jener Art, wie zu einer reinen, heiligen, kräftigenden Quelle zu wandeln und zu weiſen, vor jeder Produktion letzterer Art dagegen, wie vor vergifteten Brunnen ſich zu hüten und zu warnen? Wir halten es aus all dieſen Gründen für unſre Pflicht, wie es uns unſere beſte Ueberzeugung lehrt, nach wie vor, jeden poetiſchen Prieſter des höchſten menſchlichen Heiligthums, als ſolchen zu bezeichnen und anzuerkennen, jeden aber, der durch heidniſchen Götzen- und Fetiſchdienſt es zu verunheiligen droht, um ſo eher an den Pranger zu ſtellen, je mehr er es verſtehen ſollte, durch falſches, ächtſcheinendes Gepränge zu blenden und ſich einzuſchmeicheln. Aber ſelbſt ausgezeichnete, ächte Dichter ſind von vielfachen Mängeln und Irrthümern, die in der Geſellſchaft des Vortefflichen mit dieſem gar leicht verwechſelt werden und um ſo nachtheiligeren Einfluß üben, nicht frey, und wenn darum auch dieß zu bemerken unſere Pflicht iſt, ſo dürfte die dabei angewandte Strenge nur aus demſelben Grunde zu erklären ſeyn, aus welchem Freunde und geliebte Perſonen jeden an dem anderen bemerkten Fehler, heftiger, ja bitterer rügen, als an Menſchen, die ihnen gleichgültig ſind.

Etwas über Sclaventhum und Sclavenhandel und die Verſuche zu deren Abſtellung.

Daß beydes, Sclaventhum und Sclavenhandel, im Alterthum etwas ſo Gewöhnliches war, daß ſelbſt der ſo geprieſene Platon in ſeiner Politeia oder in ſeiner Lehre vom Staat dieſen nicht ohne Sclaven denken konnte, iſt allgemein bekannt. Weder die damalige religiöſe, noch irgend eine Anſicht des Lebens widerſtritt dieſem durch den Lauf der Zeit geheiligten Mißbrauch des Rechtes des Stärkeren; vielmehr galt dieſes Recht (welches ein Unrecht iſt und bleibt, ob es auch der paradoxiſtiſche Wahnſinn neueſter Philoſophie für ein vollgültiges Recht auszugeben im Stande ſeyn dürfte) ſelbſt in den geprieſenſten Zeiten griechiſcher und römiſcher Bildung. Vor dem Chriſtenthum, welches zuerſt dieſe höchſte Sünde wider den heiligen Geiſt, die Niedertretung der freien Perſönlichkeit unſeres Mitmenſchen in ſeinem Gebot der Liebe verdammt hat, finden wir im Alterthum eine einzige Abweichung von dieſer ſteinharten Selbſtſuchtigkeitslehre im Ariſtoteles ausgeſprochen. Obgleich auch er den Sclaven, wie es denn auch nicht anders iſt, in ſeiner Politik, ein lebendiges Werkzeug nennt und in ſofern er dieß ſey, behauptet, daß mit einem ſolchen Werkzeuge kein freundſchaftliches Verhältniß möglich ſey, ſo erkennt er doch auch an, daß ein Sclave außerdem noch als Menſch zu betrachten und in ſofern der Freundſchaft werth ſey. Wenn ſich außerdem im Alterthume vielfache Beyſpiele von milder, ja freundſchaftlicher Behandlung der Sclaven auffinden laſſen, ſo finden ſich jedoch dieſe als ſeltene, nur von der Willkühr und zufällig=freundſchaftlicherer Gemüthsſtimmung gebotene Ausnahmen von der Regel. Dieſelbe ſelbſtſüchtige Anſicht, welche am Sclaventhum keinen Anſtoß fand, lag einer andern nicht minder ſelbſtſüchtigen zu Grunde, nach welcher man jeden Nichtgriechen und Nichtrömer wie den Nichtbürger außer alles Recht erklärte, daher man alle barbariſchen Völker und ſelbſt Völker gleichen Stammes zu unterjochen, auszurotten, in die Sclaverey zu führen, ſich berechtigt hielt. Für die Uebung dieſes doppelten, abſoluten Unrechts haben die Staaten des Alterthum's mit ihrem Untergang gebüßt. Es wäre nicht eben ſchwer, aber höchſt intereſſant den Untergang der alten Staaten aus dieſem Unrechtsprincip zu deduziren. Wir verſparen die Ausführung dieſer Aufgabe auf ein anderes Mal, und begnügen uns hier blos anzudeuten, wie z. B. das Helotenthum der Spartaner dieſelben hauptſächlich, nicht blos an Ausführung ihrer Herrſcherplane gegen Griechenland, ſondern auch endlich an kräftiger Vertheidigung gegen die Macedonier und Römer gehindert hat; wie das Sclaventhum in Athen, da man ſich im Drange der Zeit genöthigt ſah, immer mehr den an Unfreiheit gewöhnten und zu niedriger Geſinnung hinabgedrückten Sclaven die Freiheit zu geben, eben dadurch alle republikaniſche Sitte und Tugend und hiemit die politiſche Freiheit untergraben hat. Ferner erinnern wir blos an den Sclavenaufſtand, welchen der Thrakier Spartacus erregte und der ſo bedeutend war, daß er dem römiſchen Staat fünf hundert und fünfzig Jahr vor ſeinem Untergang mit Vernichtung drohte. Daß auch in Rom die am Ende nothwendig gewordene Freilaſſung einer großen Menge von Sclaven die alte Sitte nicht minder untergrub als der Umſtand, daß die durch ihr Sclavenhalten jeder Arbeit und Anſtrengung entwöhnten Römer ſelbſt alle Energie verloren, iſt gleichfalls bekannt. — Wir wollen mit den Alten darum nicht rechten, weil man immer ſagen kann, daß ſie es nicht beſſer wußten.

Aber ein Frevel iſt es, ein Schandfleck bleibt es für die Europäiſche Menſchheit, daß ſie trotz den Geboten des Chriſtenthums, drei Jahrhunderte lang und bis auf den heutigen Tag Sclaventhum und Sclavenhandel eingeführt, getrieben oder doch geduldet hat. Mit dem Goldhunger, den die Entdeckung Amerika's erweckte, fällt die Wiedererſtehung des Sclavenweſens faſt zuſammen. Die chriſtlichen Portugieſen luden zuerſt dieſe Schmach auf ſich. Sie führten ſchon im Jahre 1503 Negerſclaven nach Amerika hinüber. Spanien, Frankreich, England folgten bald dem Beiſpiel. Ueberall wußte man dieſen abſcheulichen Menſchenhandel durch die ausgeſuchteſten Sophismen zu beſchönigen und anzuempfehlen. Es hieß, man entreiße die Neger dem grauſamſten Tode, der ihrer ſonſt nach Gefangennehmung in den Kriegen mit ihren wilden Landsleuten wartete, ja man entblödete ſich nicht als Motiv anzugeben, daß die zu Sclaven gemachten Neger für die Annahme des Chriſtenthums empfänglicher wären. Im Grunde war aber die gemeinſte Gewinnſucht ſowohl von Seiten der Verkäufer als der Käufer Triebfeder dazu. Wir übergehn die bekannten Greuel, welche dabei verübt wurden, die Demoraliſirung der Neger ſelbſt, durch welche man ſich an der Menſchheit verſündigte, einzig in der

Abſicht, den Sclavenmarkt in Guinea und an andern Plätzen der Sclavenküſte, mit recht reichlicher und deſto billigerer Waare verſorgt zu ſehn. Den von vielen ihrer Duldſamkeit wegen beſpöttelten Quäkern gebührt der Ruhm, zuerſt den Sclavenhandel aufgegeben zu haben, ſeit ihrem Entſtehen 1721 bis 1751. Es folgten in Frankreich und England Ermäßigungen deſſelben dadurch, daß ein Geſetz gegeben wurde, wonach der Sclave, ſo wie er franzöſiſches oder engliſches Gebiet betrete, ipso facto frei wäre. Zwar verboten die neun nördlichen Provinzen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, gleich nach Erringung ihrer Freiheit 1784 die Sclaveneinfuhr, die ſüdlichen jedoch nicht. Man weiß, daß es den Bemühungen des edlen Wilberforce und ſeinen Freunden, welche ſchon ſeit 1783 an Aufhebung des Sclavenhandels arbeiteten, dieſe durchzuſetzen erſt im Jahre 1807 gelang, als ſchon durch ein Dekret des franzöſiſchen Nationalconvents vom 4ten Februar 1794 alle Sclaven der franzöſiſchen Colonieen in Freiheit geſetzt werden waren. Die vereinigten Staaten von Nordamerika folgten dieſem Beiſpiele Englands erſt 1815. Eben ſo Frankreich; Spanien und Portugal bequemten ſich nur dazu, dieſſeit der Linie keinen Sclavenhandel zu treiben. Vielleicht verſtehen ſich die Barbaresken dazu, jenſeit der Linie keinen Chriſten zum Sclaven zu machen. Aber mit Aufhebung des Sclavenhandels glaubten Wilberforce und ſeine Freunde noch nicht genug gethan zu haben; ſie machten hierauf Anträge für die Abſchaffung des Sclaventhums. Dagegen erhoben ſich auf's Neue laute Stimmen; und die Rückſicht, daß mit Aufhebung des Sclaventhums allerdings das Eigenthum der brittiſchen Coloniſten angetaſtet werde, hat bis jetzt alle Bemühungen, dieſe Aufhebung durchzuſetzen, ſcheitern gemacht. Selbſt in den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten, in den ſüdlichen nämlich, darf aus demſelben Grunde von Aufhebung der Sclaverey nicht die Rede ſeyn. So weiß der lange Gebrauch eines wohl von keinem Vernünftigen geleugneten Unrechts dasſelbe zum Recht zu ſtempeln, ſo, daß ein ſo offenbares, den Geboten des Chriſtenthum's geradezu ſpottendes Unrecht abzuſtellen rechtswidrig genannt wird. Aber es unterſtehe ſich kein nordamerikaniſcher Philoſoph zu behaupten, daß es anders ſeyn ſollte da wie wir jetzt wiſſen, ein echter Philoſoph es nur dadurch iſt, daß er das, was nun einmal iſt, in concreten Begriff zu erkennen und zu rechtfertigen bemüht iſt. Man ſchreibt jetzt in Nordamerika und in England für und wider das Sclaventhum. Freilich iſt auf Seiten der Freunde desſelben, deren Chorführer ein Sir G. W. Bridges iſt, nichts geltend gemacht als gemeines Intereſſe, welches ſich ſchlau hinter den Grundſätzen der Staatsökonomie und ſelbſt hinter den Buchſtaben des Rechtes zu verbergen weiß. Man iſt bemüht den Zuſtand der Negerſclaven in ſo milden ſelbſt gefälligen Farben als möglich darzuſtellen, daß man nicht wohl begreift, warum nicht lieber alle freien Britten ſelbſt Sclaven werden. Dann wird die vortheilhaftere Arbeit, welche die Sclaven liefern, auf dem einen Blatt geſchildert, während man auf dem andern auf ihre Trägheit ſchilt, um die gegen ſie verübten Grauſamkeiten zu entſchuldigen. Man erklärt ferner die Sclaven der Freiheit unwerth und unfähig und beklagt ſich doch auch wiederum darüber, daß man die Frage über die Freilaſſung der Sclaven zu öffentlicher Sprache bringe, da dadurch Sclavenaufſtände leicht erregt werden können. Das Gegentheil von alle dem wird in anderen Broſchüren dargethan und der in jedem Fall unglückſelige Zuſtand der Sclaven faktiſch nachgewieſen. Eilf Broſchüren letzteren Inhalts ſind dieſes Jahr geſammelt und unter dem Titel, Negro Slavery, bey Ellerton und Henderſon in London herausgekommen. Inzwiſchen ſind wahre und warme Menſchenfreunde bemüht der Ausführung ihrer menſchenfreundlichen Abſichten auch thätlich vorzuarbeiten, vor allem aus aber einem immer noch nicht ganz unmöglichen Rückfall zum Sclavenhandel ſelbſt vorzuarbeiten. Denn per Kontrebande wird er noch immer da fortgeſetzt, wo er öffentlich unterſagt iſt. Zu jenem doppelten Zwecke dient die engliſche Negercolonie zu Sierra Leone, welche von einer im Jahre 1788 in England conſtituirten afrikaniſchen Geſellſchaft gegründet worden. Hier wird alles für Civiliſation der Neger gethan; hier iſt eine Escadre gegen die Sclavenſchiffe ſtazionirt. — Zu nämlichem Zwecke wurde ſeit dem Jahre 1817 eine freie Negercolonie von Nordamerika aus in Afrika wirklich gegründet. Hiemit verhält es ſich aber alſo.

Viele wahrhaft menſchenfreundlich und patriotiſchgeſinnte Nordamerikaner bemerkten, daß ein Grund, warum die ſüdlichen der vereinigten Staaten fortwährend gegen die nördlichen an Bevölkerung, Kraft und Induſtrie zurückſtünden, gerade in der Sclaverei welche in jenen herrſche, liege. Eben ſo ſahen ſie, durch den Augenſchein nicht minder als durch hiſtoriſche Erfahrung belehrt, daß die Sclaverei, in ihrem grellen Gegenſatz gegen eine freie Verfaſſung, am Ende nur verderblich auf dieſelbe zurückwirken müſſe. Endlich entging ihrer Beobachtung nicht, daß, und zwar zum großen Theil eben der noch beſtehenden Sclaverei wegen, ſelbſt die freien, ſchwarzen und farbigen Menſchen überhaupt nur ſehr ſelten zum vollen Genuß ihrer bürgerlichen Rechte kommen könnten. Denn obwohl ihnen dieſelben von der Verfaſſung durchaus eingeräumt ſind, ſo iſt doch die Verfaſſung nicht im Stande die zu grelle ſich aufdringende Erinnerung an ihren Urſprung und den Eigendünkel der Weißen zu unterdrücken, welche ſich immer um ein gutes Theil beſſer achten, als die farbigen Menſchen. Von Jugend auf, ſchon als Schulknaben haben dieſe von jenen viel zu dulden, wie es bey uns etwa mit den Juden der Fall iſt.

Dieß bewog die genannten Männer zu Washington eine Geſellſchaft zu bilden, deren Zweck es ſey, an der afrikaniſchen Küſte freie Colonieen von ſchwarzen und farbigen Menſchen zu gründen. Zum Muſter für eine ſolche erſte Colonie nahm man ſich die engliſche zu Sierra Leone. Die Regierung begünſtigte den Plan der Geſellſchaft und beſtimmte zunächſt diejenigen Neger für die Colonie, welche als Contrebande entdeckt und confiſcirt werden würden. Eben ſo ſollte von der auf der afrikaniſchen Küſte zu errichtenden Colonie aus gegen die Sclavenſchiffe gekreuzt werden. Es wurde zuerſt ein Fahrzeug mit 80 farbigen Coloniſten und drey Commiſſaren ausgeſandt. Da dieſe Colonie aber an keiner Küſte aufgenommen wurde, ſondern ſich auf einer ungeſunden Inſel niederlaſſen mußte; ſo ſtarben nebſt den drey Commiſſaren zwanzig derſelben. Als im Jahre 1821 neue Comiſſare mit 28 Coloniſten nachgeſandt wurden, fand man alles in Unordnung und in traurigem Zuſtande. Da man wiederum zu keinem Preiſe Land erhalten konnte, ſo ſah man ſich genöthigt, nach Sierra Leone ſeine Zuflucht zu nehmen. Von da aus gelang es für 300 Piaſter einen Wohnplatz an den Ufern eines Fluſſes mit wohlgelegenem Hafen in geſunder, fruchtbarer Gegend, unfern des Vorgebirges Montſerado zu erkaufen. Aber hier wurden die nun glücklich untergebrachten Coloniſten unaufhörlich von den ſie umwohnenden Negerfürſten angegriffen. Dieſen hatten nämlich Sclavenhändler leicht begreiflich gemacht, wie eine republikaniſche Colonie ihrem Anſehen, ja noch mehr endlich auch dem Gewinn, den ſie bisher aus dem Menſchenhandel gezogen, gefährlich werden könnte. Zu dieſen abzuwehrenden Angriffen kam noch, daß das Magazin der Colonie in Flammen aufging, und ſie wäre verloren geweſen, wenn nicht eine neue Brigg von Amerika mit neuem Mundvorrath und 35 neuen Coloniſten angelangt wäre. Der Befehlshaber dieſer Brigg Herr Ashmun übernahm aus Auftrag den Oberbefehl über die Colonie, ließ einige Verſchanzungen anlegen und ſchlug zu Ende des Jahres 1821 einmal 800, und das andere Mal 500 Neger zurück. Durch Vermittelung eines engliſchen Kapitain's Laing, welcher bey der Colonie landete und beſtimmt war, eine Reiſe in's Innere von Afrika zu machen, kam ein Friedensvertrag mit den Negerfürſten zu Stande. Im Jahre 1823 und 1824 ſind wieder neue Coloniſten angekommen. Die Eingebornen haben wie es ſcheint, ihre feindſeligen Geſinnungen aufgegeben, ja ſie unterhalten ſogar mit den Coloniſten einen für beide Theile vortheilhaften Tauſchhandel. Alles ſpricht für das fernere Gedeihen der Colonie, die einmal für Nordamerika's Handel bedeutendes Intereſſe gewinnen dürfte. Jedem farbigen Menſchen in Nordamerika, der ſich trotz erlangter Freiheit und Bürgergerechtſame nicht wohl fühlt, wird ſie eine Zufluchtsſtätte ſeyn, die ihm volles Selbſtgefühl gewährt. Der Boden und deſſen Fruchtbarkeit wie das Klima, wetteifern mit den vortrefflichſten. In Baltimore hat ſich eine Handelsgeſellſchaft gebildet, die mit der Colonie in regelmäßiger Handelsverbindung ſteht. Von Montſerado, dieſer nordamerikaniſchen Colonie in Afrika, werden häufige Kreuzer gegen die Sclavenſchiffe ausgeſchickt, und ſchon mancher Neger iſt aus Verzweiflung und Banden, zur Freiheit und zu freudigem Wiederſehn ſeiner Eltern und Geſchwiſter, ſeiner Weiber und Kinder zurückgeführt worden.

Engliſche Literatur.

The character of the Russians, and a detailed history of Moscow etc. By Robert Lyall, M. D. London 1823.

Doctor Lyall hat acht Jahre in Rußland gelebt, welches ihn in Stand ſetzte (da er ſich auch der Sprache bemächtigte) ſich genaue Kenntniß von dem Charakter der Ruſſen, ihrer Lebensart, Einrichtungen und Sitten u. ſ. w. zu verſchaffen. Den geſammelten Schatz ſeiner Erfahrungen und Anſichten hierüber legt er denn auch in vorſtehendem Werke nieder, aus dem wir nur einiges Merkwürdige mittheilen wollen, woraus man des Verfaſſers Art und Capacität beurtheilen mag.

Sein Werk, das dem Kaiſer Alexander gewidmet iſt, zerfällt in zwei ungleiche Hälften; in der erſten handelt er von dem Charakter der Ruſſen im allgemeinen, in der zweiten ungleich größern beſchreibt er Moskau mit der langweiligſten Ausführlichkeit.

Rußland dürfe nicht als ein civiſirtes Land betrachtet werden, ſagt uns der Verfaſſer im Eingang ſeines Werkes, und wir wollen es ihm glauben. Den Adel ſchildert er im allgemeinen folgender Geſtalt:

„Die Ruſſen ſind einſchmeichelnd, verſchlagen, betrugeriſch, treulos, ſinnlich und unſittlich; ſie ſind dem Leichtſinn ergeben, lieben das Neue. Haben ſie wenig Geld, ſo ſind ſie geizig und gemein; iſt aber ihre Börſe voll, ſo ſind ſie edelmüthig, prunkend und verſchwenderiſch. Sie ſind luſtig, guter Laune und geſellig; ſie lieben leichte Beſchäftigungen und Unterhaltungen, aber vor allem das Kartenſpiel, dem ſie ganze Tage, Wochen, Monate, Jahre weihen. Ihre Neugierde, in fremde Angelegenheiten zu blicken, iſt ſehr groß; ſie faſſen ſchnell, haben ein großes Talent zur Nachahmung und lernen mehrere Sprachen ſchnell und geläufig; aber mit der Literatur beſchäftigen ſie ſich wenig; ſie ſind ans gute Leben gewöhnt, träge und ſchlafen viel.

Der höhere Adel, der ſich durch Reiſen gebildet, hat leichte, gefällige Sitten, mit denen er Eindruck macht u. ſ. w.“

Der Verfaſſer wird hie und da polemiſch und nimmt die Ruſſen manchmal gegen die Angaben anderer Reiſenden in Schutz, namentlich gegen Dr. Clarke, welcher behauptete, daß die vornehmſten Ruſſen mit gewiſſem Ungeziefer gar ſehr beläſtigt ſeyen; doch geſteht er ſelbſt, daß der Fürſt Potemkin nicht nur ſelbſt bei Tiſche ſich zu l . . . . . pflegte, ſondern daß er ſeine Nichte anſtellte, die ihm dies Geſchäft der Hauptentvölkerung verrichten mußte, wenn er des Morgens Beſuche empfing, und einer von des Verfaſſers glaubwürdigen Freunden ſah dergleichen unglückliche Geſchöpfe in der Suppe.

Die Ruſſen ſind dem Trunke ſehr ergeben, die Weiber ſelbſt nicht ausgenommen, und der Verf. führt viele luſtige Scenen der Art an. Außer der Gaſtfreundſchaft und Neigung zur Wohlthätigkeit geſteht er dem Adel faſt keine Tugenden zu. Wenn die Ruſſen einander beſuchen, ſo nehmen ſie ihre Betten gewöhnlich mit ſich und lagern ſich da, wo ſie gegeſſen und getrunken. Was das Kapitel der ehelichen Treue betrifft, ſo wären die Ruſſen nach dem Verf. ziemlich eines Glaubens mit den Franzoſen. Auch kann er von der Betrügerei, der Falſchheit und Unehrlichkeit der Ruſſen, und ſogar des hohen Adels nicht genug erzählen.

Mit der Literatur ſteht's in Rußland eben ſo ſchlecht; wenn von einem einheimiſchen Werke 200 bis 300 Exemplare abgeſetzt werden, erzählt uns Dr. Lyall, ſo iſt das beiſpiellos. Karamſin's Geſchichte, eines der beliebteſten Werke, ſetzte anfangs nur 406 Exemplare ab und bei der zweiten Auflage wagte es der Verleger, dieſelbe 1000 Exemplare ſtark zu machen, eine unerhörte Zahl!

Die niedere Geiſtlichkeit befindet ſich in einer traurigen Lage; grobe Unwiſſenheit, ſtupide Bigotterie und ein ausgelaſſener Lebenswandel zeichnet die Lehrer und Muſter des Volkes aus. Sie haben es blos mit dem äußern Ceremoniel des Kultus zu thun; „ſie können weder ſonſt vernünftig reden, noch predigen, und wenn die Heerde das Kreuz machen kann, halten ſie alles andere für überflüſſig.“

Der Bauernſtand kommt im Verhältniß zu den übrigen noch ziemlich gut bei dem Verf. weg. Die Bauern ſind unwiſſend, roh, ſinnlich und knechtiſch, ihr Zuſtand iſt erträglich; ſie haben zu eſſen genug und auch noch Muße genug zur Andacht und zum Trunke und zu andern Zerſtreuungen; ſie ſind munter, ſorglos und zu dumm, um ihre Herabwürdigung zu fühlen. „Indem ich dies im allgemeinen von dem Bauernſtande ſage,“ fährt der Verf. fort, „will ich den Leſer nicht irre führen; denn wenn ſie es auch im allgemeinen gut haben, ſo kenne ich eine große Menge, welche auf das unmenſchlichſte behandelt werden. Wenn ein Adelicher Schulden halber im Gedränge iſt, müſſen die Bauern herhalten, und werden bis aufs Blut geſchunden u. ſ. w.“

Merkwürdig iſt die Skizze, die der Verf. von der Staatsverwaltung entwirft. Nach derſelben würde die Beſtechung von den höchſten bis zu den kleinſten Behörden ſyſtematiſch betrieben. Doch wir wollen uns weiter in kein Detail einlaſſen, und bemerken blos, daß bei Schilderungen von ſolcher Natur die Wahrheit meiſt in der Mitte liegt, auch wenn man dem Verf. das sine ira et studio und hinlängliche Beobachtungsgabe und Kenntniß zutrauen dürfte.

Miszellen.

Der Prof. Schütz in Halle hat neuerdings eine „Philoſophie Göthe's“ angekündigt. Gut, dacht' ich, Univerſaldichter iſt er ſchon, mit dem alle Poeſie beſchloſſen iſt, man muß ihn auch noch zum Univerſalphiloſophen machen, damit wir vollends alle Weisheit nur noch von ihm und zwar auswendig zu lernen haben. Aber ich erinnerte mich dabei eines Spruches, den Herr Schütz ſo wie manchen andern wohl erſt an die rechte Stelle wird ſetzen müſſen, um den Philoſophen Göthe darin zu zeigen. Es iſt folgender: Zur Mäßigkeit ruft die Natur, wahr ſind alle ihre Verhältniſſe und ruhig alle ihre Wirkungen. Mit Nummer eins und zwei verſtand ich mich leicht, aber ſo ſehr ich mich mit Nummer drei bemühte, zu gleichem Reſultat zu kommen, ſo hinderte mich daran das Brauſen des Windes und geſchwollener Ströme, das Krachen einſtürzender Berge, der dumpfe Donner feuerſpeiender Berge und das Toben unzähliger Gewitterſtürme mit ihren zuckenden, zündenden Blitzen und alles vernichtenden Hagelergießungen und Wolkenbrüchen. Freilich kann man heute nicht nur, man ſoll ſogar alle Empirie als abſolute (?) Seichtigkeit über Bord werfen, um gehörig philoſophiren zu können. O über das ewige, beſinnungsloſe Taumeln aus einem Extrem in das andere.

— Aus ganz Oberdeutſchland kam die Kunde von verheerenden Ueberſchwemmungen, wodurch der Lauf der Poſten einige Tage unterbrochen worden Am 30. Okt. ſtand auch ein großer Theil von Heidelberg unter Waſſer. Der Neckar wälzte ungeheure Maſſen von Holz, Hausgeräth, Weinfäſſer, Vieh, ganze Zäune und Fragmente von Häuſern mit ſich fort. Unter andern ſah man von der Heidelberger Brücke aus eine Wiege heranſchwimmen, worin ein noch lebendes Kind eingewickelt war. Die gewaltige Strömung ließ keine Rettung zu und das Kind ward durch die Brücke und in's Weite fortgeriſſen. Doch lief nach einigen Tagen die Nachricht ein, daß dasſelbe Kind zu Sandhofen, zwei Stunden unterhalb Mannheim in ſeiner Wiege ans Land geſpült und noch lebendig und munter zum Pfarrer des Orts gebracht worden ſey. Wie weit es hergekommen, weiß man noch nicht.

— In einem Aufſatz über Spanien wird nachgewieſen, daß mit Verminderung der Geiſtlichkeit daſelbſt auch die Geburtsliſten immer geringere Zahlen angegeben hätten, — ein Beweis, daß das geiſtliche Cölibat die Bevölkerung mehr zu befördern als zu vermindern geeignet ſey! —

— So lange Carnot im Direktorium war, widerſetzte er ſich aus allen Kräften einem Bruche mit den Schweizern, die er, vermöge ihrer Verfaſſung, als natürliche Alliirte der franzöſiſchen Republik betrachtete, beſonders die demokratiſchen Kantone. Ueberdies garantirte ihre alte Allianz mit Frankreich, deſſen Grenzen in einer Ausdehnung von 40 Stunden, ſo daß es daſelbſt weder einer Armee, noch feſter Plätze bedurfte. Alle ſeine Vorſtellungen blieben in den Augen der Triumvirn, die durch Leidenſchaft geblendet waren, fruchtlos. „O verruchter Krieg, rief Carnot, bei dem das Direktorium keine andere Abſicht zu haben ſcheint, als zu wiſſen, wie viel Schlachtopfer es unter den freieſten, ärmſten und tugendhafteſten Menſchen auswählen und ſeiner Laune hinwürgen könne, als die Freiheit in ihrer Wiege zu erwürgen, und die Schweizerfelſen zu beſtrafen, daß ſie ihr den Urſprung gegeben. Die Triumvirn haben, als würdige Nacheiferer Geßlers, auch das Geſchlecht Wilhelm Tells ausrotten wollen. Der Tod des Tyrannen iſt durch ſie gerächt worden; die Häupter der demokratiſchen Familien ſind ihm zur Sühne dargebracht worden; ſie ſind gefallen, da ſie den Eingang in ihr kleines Gebiet, und ihren Herd vor Entweihung ſchützten; ihre verſchüchterten Heerden ſind in die Einöden geflohen; ihre Eisberge widerhallten von dem Jammerruf der Waiſen, welche der Hunger verzehrt; und die Quellen des Rheins, der Rhone und Adda haben in alle Meere die Thränen vereinſamter Wittwen getragen.“

„Glücklich bin ich, daß der bloße Verdacht von mir abfällt, als habe ich an dieſen entehrenden Handel einigen Antheil gehabt; wäre ich im Direktorium geweſen, ſo würde man mich dereinſt deshalb angeklagt haben. Möchten die politiſchen Folgen dieſer Ereigniſſe Frankreich nie nachtheilig werden!“

(Mémoires historiques et militaires sur Carnot. Paris 1824.)

Neue Fabeln

von Demokrit Schmerzenreich.

6. Landſchaden.

Die Wolke zerſchlug das Aehrengefild,
den Vogel der Luft und des Waldes Gewild;
da blickte die Blume verwundet hinan
und klagte: Was haben wir Uebles gethan?“
„Nichts! ſagte die Wolke mit thränendem Blick:
ich wollt' euch ja ſegnen mit neuem Glück;
dich Aehrengefild, und dich Blume der Au,
ich wollt' euch ja ſegnen mit neuem Thau:
da hat mir des tückiſchen Froſtes Gewalt,
im Sturme die Tropfen zu Schloſſen geballt.“ —

Canova's Unterhaltung mit Napoleon.

Rückerinnerung an den Künſtler.

Wir haben das Leben dieſes, mit Thorwaldſen, berühmteſten Bildners unſrer Zeit, nach der Beſchreibung von Miſſirini, *) vor Augen.

Das Leben eines Künſtlers hat für den philoſophiſchen Freund der Kunſt ein hohes Intereſſe. Wie die Naturkraft den Saamen zur Blume, zum Baum entwickelt und geſtaltet, ſo

---

*) Della vita di Antonio Canova, libri quattro, compilati de Melchior Missirini Prato, 1824.

bemächtigt ſich auch der Künſtler des endlichen Stoffes, der Farbe, des Metalls, des Steines, um in dieſen ſeine unendlichen Ideen darſtellend zu verwirklichen. Es iſt dieſelbe Kraft, welche in der Natur waltet, und in dem Künſtler; auch ſeine erſte Kunſtthätigkeit iſt unwillkuhrlich, unbewußt. Wie die Natur aus der am Fenſterglas beſchlagenen Feuchtigkeit Eisblumen bildet, wie die Schnecke der paſſenden Erde ſich bemächtigt, um ihr buntiges Haus zu bauen, ebenſo inſtinktgemäß greift der geborne Maler nach einer Kohle, der Bildner nach dem Modelirthon.

Es war ein mächtiger Mißverſtand, als man die Kunſt für eine ſchöne Nachahmung der Natur hielt: was ſie ſicher ſo wenig iſt, als unſere Häuſer eine Nachahmung der Bieber-Häuſer, oder als die Schnecke die Arbeit eines anderen Geſchöpfes kopirt. Der Fehlſchluß entſprang aus der Bemerkung, daß die Bildungen der Natur und die der Kunſt im Aeußeren übereinſtimmen, daß der Maler z. B. keine ſchwarzen Blätter, keine Menſchen mit drei Beinen erfindet, ſondern dieſe Gegenſtände nicht anders bildet, als die Natur ſie vor ihm gebildet hat. Daß es aber eine und dieſelbe Kraft ſey, die ſeine eigene Hand mit fünf Fingern geſtaltet hat, und die welche in ſeiner Hand waltet, wenn er mit derſelben Hände und Figuren aus Thon bildet: dieſe Wahrheit liegt dem unbefangenen Betrachter doch viel näher, als jener kurzſichtige Schluß auf eine bloße Nachahmung. — Worin beſteht nun die Verſchiedenheit der Schöpferkraft der Natur von jener des Künſtlers? die ſehr einfache Antwort iſt: in der Natur wirkt ſie ohne Bewußtſeyn, im Künſtler aber mit Bewußtſeyn; oder, in jener mit Nothwendigkeit, in dieſem mit Freiheit. Die Schnecke kann nichts anderes bilden, als Schneckenhäuſer, während der Künſtler die Idee der Freude oder der Trauer, und beide eben ſo wohl in einer Naturſcene als in einer Menſchengruppe, darzuſtellen vermag. Er faßt die Werke der Natur in ihrer Bedeutung für ihn auf, er ſchafft denkend ſeine eigenen Kunſtwerke, wohlbewußt, daß ſeine ihm inwohnende Schöpferkraft gleiches Weſens iſt, wie die der Natur; er lenkt aber ſeine eigene mit Freiheit auf die Gegenſtände hin, welche er darſtellen will: wie der Reiter ein Roß abrichtet, nicht zum Fluge, weil die Naturkraft ihm keine Flügel verliehen hat, wohl aber zum Traben oder Galloppiren, zu künſtlichen Wendungen nach der freien Führung ſeiner Hand.

Allein dieſes künſtleriſche Bewußtſeyn iſt nicht unmittelbar urſprünglich, noch in gleichem Maaße vorhanden, ſondern es ſelbſt hat ſeine Entwicklungsſtufen, wie die Pflanze vom lebloſen Saamen zur Blume. — Es iſt die Aufgabe eines Künſtlers-Biographen dieſe Entwicklungsſtufen ſeines Künſtlers, von deſſen erſter noch völlig inſtinktartigen Kunſtthätigkeit bis hinauf zu ſeiner Meiſterſchaft, wo das Bewußtſeyn ſich zur anderen höheren Natur geſtaltet hat, ſo daß der Meiſter mit gleicher Sicherheit bildet, als der Inſtinkt, — in klarer Anſchaulichkeit aufzuſtellen.

Eine ſolche Aufgabe hat unſer Biograph Canova's keineswegs gelöſt; gleichwohl findet ſich im Buche manches brauchbare Material für einen Nachfolger. — Die Umgebungen und Schickſale eines Künſtlers wirken auf ſeine Schöpferkraft in ähnlicher Weiſe ein, wie Klima und Erdarten auf eine Pflanze. Beſonders intereſſant in dem Buche des Herrn Miſſirini waren uns die Unterhaltungen Canova's mit Napoleon; ſie ſind dem Tagebuche des Künſtlers enthoben, und wir theilen ſie am Schluße unſers Artikels in Ueberſetzung mit. Von dem übrigen geben wir das uns neu oder minder bekannt ſcheinende in gedrängtem Auszuge. —

Der Wechſel ſeltſamer Schickſale, romantiſcher Abenteuer, hervorſtechende Individualität, und dergleichen, wodurch das Leben älterer Künſtler, — eines Leonardo da Vinci, eines Raphael, Cellini, unter den Deutſchen Dürers, Holbeins, vor allem Johann von Schoreel's ſo großen Reiz gewinnt: das alles geht der Biographie Canova's faſt gänzlich ab. Um ſo mehr iſt der Akkord bildneriſcher und ſittlicher Schönheit hervorzuheben, der bei dieſem liebenswürdigen Künſtler ſich nie in Diſſonanz auflöſte.

Es iſt bekannt daß Antonio Canova, Sohn eines geſchickten Steinmetzen, im kleinen, treviſaniſchen Dorfe Poſſagno, 1757 geboren iſt. Schlegel und Meiſel waren die Spielzeuge, wonach der Knabe griff: tändelnd erwarb er ſich eine Fertigkeit im Technischen seiner Kunſt, die allein es ihm hernach möglich machte, Werke in ſolcher bewundernswürdigen Menge zugleich mit ſolcher zarten Vollendung zu ſchaffen. — Allein ſchon früh empfand er jenen unergründlich tiefen Schmerz, der nur genialen Gemüthern innewohnen kann und ihre Natur zugleich offenbart. Sein Vater ſtarb; der Großvater wollte den jungen Antonio dem Handelsſtande widmen: was den Knaben in ſolche Betrübniß verſenkte, daß er ſich von einem Balken herabgeſtürzt hätte, wenn man ihn nicht noch zu rechter Zeit mit Gewalt zurückgehalten.

Vierzehn Jahr alt, erwarb er ſich die Gunſt des Falier, eines kunſtliebenden Venezianiſchen Edlen, der auf ſeiner Villa bei Poſſagno ſich dazumal aufhielt. Dieſer empfahl den beſcheidenen, von allen Einwohnern ſeines Geburtsortes geſchätzten Jüngling dem Bildhauer Toretti, welcher ſich in Pagnano niedergelaſſen hatte. Hier war es, wo Antonio zum erſtenmale das Gefühl der Liebe empfand, die ein ſchönes Landmädchen ihm einflößte, und es iſt erfreulich, wie er noch in den letzten Jahren ſeines Lebens mit heiterer Rührung dieſer Liebe ſich erinnerte.

Von Venedig, wohin Canova ſeinem Meiſter Toretti gefolgt, berief ihn ſein Gönner Falier nach Poſſagno; er ſollte ihm Orpheus und Euridice darſtellen. Als Modelle wählte der Künſtler den ſchönſten Jüngling und das ſchönſte Mädchen des Dorfes. Bey der Modellirung der weiblichen Figur entſtand ein Kampf in der jungen Bruſt des Künſtlers zwiſchen den Forderungen der Kunſt und denen ſeines hohen, natürlichen Schamgefühls: um jedes unreinen Gedankens um ſo leichter Meiſter zu werden, bezeichnete er den Modellirthon mit einem Memento mori. — Als er die Statuen ausgeführt, erregten ſie allgemeine Bewunderung, und von da an datirt ſich ſein Ruhm und ſein Künſtlerglück.

Ein und zwanzig Jahr alt, zog ihn unwiderſtehliche Sehnſucht nach der ewigen Stadt, dem Grab und Monument der Weltherrlichkeit. — Es liegt nicht in unſerer Abſicht, ſeine daſige Künſtlerthätigkeit und den entſprechenden Wachsthum ſeines Künſtlerruhmes, der ſich bald von Italien über die Erde verbreitete, weiter zu verfolgen. — Neu war uns folgendes, was der italiäniſche Biograph erzählt. Canova gewann Volpato's, ſeines Freundes ſchöne Tochter lieb, ſie ward ſeine Braut. Allein durch eine unerklärte Sinnesänderung des Mädchens, ward er um ſein Glück betrogen; ſie reichte dem berühmten Kupferſtecher Raphael Morghen ihre Hand. Fortan liebte er die Kunſt allein, und all die Reize, mit denen ſie ſein Gemüth entzündete, ſpiegelten ſich in ſeinen zart vollendeten Gebilden.

Bevor wir zur verſprochenen Unterhaltung Canova's mit Napoleon übergehen, ſtehe hier noch einiges von dem, was der italieniſche Biograph von Canova's Ausſehen, Sitten und Lebensweiſe meldet.

Canova war nicht von beſonders hoher, aber von ſchöner Geſtalt. Er war eher mager als fett zu nennen. Er hatte einen Adlerblick lebendiger Augen. Die Naſe ſtand in Ebenmaaß zum Geſichte, die Stirne war mächtig und heiter, der Mund hatte ein mildes Lächeln. Der Ausdruck ſeines Geſichtes war Beſcheidenheit und Sanftmuth, die Geſichtsfarbe ein Blaß, aus welchem ein Roth, wie der Verſchämtheit, hervorblickte. Seine Conſtitution war lange etwas ſchwächlich, zärtlich: aber er wußte ſie zu kräftigen, zu ſtählen. Bis in ſein hohes Alter bewahrte er die friſche Fülle ſeiner Liebe für alles Schöne und Große, daß die bekannte Herzogin von Albany, Alfieri's Geliebte, welche deſſen berühmtes Grabmahl von Canova bilden ließ, zu ihm ſagen durfte: Sie ſind ein Greis, aber Sie beſitzen ein jugendliches Herz. Auch geringe Eindrücke wirkten ſtark auf ſeine Seele, eine kleine Freude ſchon ſetzte ſie in Gluth. — Sein Geiſt war ſchnell, ſeine Umſicht unglaublich. Auf das anmuthigſte wußte er, ohne ſeiner Eigenthümlichkeit zu vergeben, ſich in die Weiſe Anderer zu finden, und ſpielte mit den Kindern, als ob er ſelbſt noch ihr unſchuldvolles Traumleben theile. Einfach, fröhlich, traulich im Kreiſe der Freunde, war er etwas ſchüchtern mit Unbekannten; herablaſſend, ja demüthig gegen ſolche, die unter ihm ſtanden, ſagte er den Gewaltigen die Wahrheit mit eben ſo viel Kühnheit als Anſtand.

Hievon giebt folgende Unterhaltung, die er mit Napoleon gehabt und in ſeinem Tagebuch aufgezeichnet hat, das beſte Zeugniß.

„Der Marſchall Düroc (ſchreibt Canova) führte mich gegen Mittag zu Napoleon, der mit der Kaiſerin gerade am Frühſtück war; ſie waren allein. Sobald mich Napoleon ſah, ſagte er, daß ich etwas gemagert, worauf ich ihm erwiederte, daß das von meinem ununterbrochenen Arbeiten herrühre, und dankte ihm, daß er ſich zu Werken der ſchönen Kunſt meiner Hand und meiner Einſicht bedienen wollte, ſetzte ihm aber auch mit aller Freimüthigkeit die Gründe auseinander, warum ich Rom nie verlaſſen konnte.

Paris iſt die Hauptſtadt, ſagte er, Sie müſſen hier bleiben und werden ſich gewiß wohl befinden. Sire, Sie ſind Herr über mein Leben; allein wenn Euere Majeſtät wollen, daß ich es zu Ihrem Dienſte verwende, ſo erlauben Sie mir, nach Rom zurück zu kehren, ſobald ich die Arbeiten fertig habe, um derentwillen ich gekommen bin.

Er lächelte bei dieſen Worten und entgegnete: dies iſt Ihr Mittelpunkt, hier ſind die Meiſterſtücke der antiken Kunſt; nur der farneſiſche Herkules fehlt, allein wir werden ihn ſchon auch bekommen.

Laſſen Euere Majeſtät Italien doch wenigſtens etwas. Dieſe alten Denkmäler bilden ſeinen Ruhm und ſtehen im Zuſammenhang unter einander, ſo daß man ſie nicht von Rom und Neapel wegſchaffen darf.

Italien kann ſich durch Ausgrabungen ſchadlos halten, ſagte er; ich will zu Rom ausgraben laſſen. Wie viel verwendete der Papſt dafür?

Ich gab ihm Rechenſchaft darüber, und ſagte, daß er, obwohl ſein Herz edel und für das Große empfänglich, wenig darauf verwenden könne, weil ſeine Mittel gering ſeyen; indeß habe er immer bei ſeiner grenzenloſen Liebe für die Künſte und mit weiſer Sparſamkeit ein neues Muſeum gründen können.

Er fragte mich auch über die Ausgrabungen, welche die Familie Borgheſe veranſtaltete, und über den Koſtenaufwand derſelben. Ich ſagte, daß derſelbe nicht ſo bedeutend ſey, und bewies ihm bei dieſer Gelegenheit, welch ein heiliges Anrecht das römiſche Volk auf alle Denkmale des Alterthums und der Kunſt habe, welche in ſeinem Gebiet ausgegraben oder entdeckt würden. Ich zahlte vierzehn Millionen für die Borghesiſchen Statuen, verſetzte er. Wie viel verwendet der Papſt jährlich auf die Künſte, hunderttauſend Scudi? — Er kann nicht ſo viel verwenden, ſagte ich, weil er arm iſt.

Nachher lenkte er das Geſpräch auf die koloſſale Statue, die ich von ihm verfertigt hatte, und ließ den Wunſch durchblicken daß ſie nicht nackt ſeyn möchte. — Gott ſelbſt erwiederte ich, hätte nichts Schönes bilden können, wenn er Euere Majeſtät ſo in Beinkleidern und Stiefeln nach franzöſiſcher Mode hätte darſtellen wollen. Wie alle andern Künſte, haben auch wir unſere Sprache des Erhabenen, und die Sprache des Bildhauers iſt das Nackte und eine gewiſſe, unſerer Kunſt eigenthümliche, Drapperie. Hiebei führte ich dann eine Menge Beiſpiele aus der Poeſie und den alten Denkmälern zur Beleuchtung an, und der Kaiſer ſchien vollkommen mit meiner Anſicht zufrieden. Da ich aber noch eine andere Statue für ihn machte wo er zu Pferd war, fragte er mich, warum ich denn dieſe nicht auch nackt bildete? — Die muß im heroiſchen Coſtüm ausgeführt ſeyn, erwiederte ich, wo es denn nicht ſchicklich ſeyn würde, wenn der Held im Augenblick, da er zu Pferd eine Armee kommandirt, nackt erſchiene. Ich hatte, wie auch die andern neuen Künſtler den Brauch der Alten dabei vor Augen. — Haben Sie die Statue des General Deſſaix geſehen? Sie ſcheint mir nicht gelungen. Ich wollte gerade antworten, als er fortfuhr: man gießt meine Statue? — Sie iſt ſchon gegoſſen, Euere Majeſtät, antwortete ich, und ſehr wohl gelungen. Auch hat man davon ſchon einen Kupferſtich, und der Künſtler wünſchte ihn Euerer Majeſtät zuzueignen; es iſt ein vortrefflicher junger Mann und würdig Ihrer Großmuth, damit ſein Talent Aufmunterung erhalte. Die Zeiten ſind ohnehin ungünſtig für die Künſtler. Ich will nach Rom kommen, ſagte er. — Das Land verdient's, daß es Euere Majeſtät einmal betrachten; da finden Sie Stoff genug ihre Phantaſie zu entzünden, wenn Sie das Capitol, das Forum Trajanum, die Via ſacra, die Säulen und Bögen ſehen. Ich beſchrieb ihm nun einige Ueberreſte altrömiſcher Pracht, und beſonders die Appiſche Straße von Rom nach Brunduſium, und die Grabmäler, welche ſie zu beiden Seiten einfaßten, und einige Conſular-Straßen. Was Wunder? rief er, die Römer waren die Herren der Welt. Nicht die Macht allein war's, ſondern der italieniſche Genius und die Liebe zum Großen, Ungeheueren, verſetzte ich. Betrachten Euere Majeſtät doch nur, was die kleine Republik Florenz gethan, und die Venetianer. Die Florentiner richteten jenen wundervollen Dom auf, indem ſie blos eine kleine Abgabe auf die Wolle legten, und damit brachten ſie einen Bau zu Stande, den jetzt keine neuere Macht zu unternehmen vermöchte. Mit vierzig tauſend Zechinen ließen ſie die Thüren von St. Giovanni durch Ghiberti *) in Bronze aufführen, und jetzt könnte man es mit mehreren Millionen Franken nicht thun. Euere Majeſtät ſehen alſo, wie erfinderiſch und betriebſam, und wie hochgeſinnt zu gleicher Zeit die Italiäner geweſen.

Das war die erſte Unterredung, die ich mit ihm hatte, während ich den Auftrag zu einer Statue der Kaiſerin erhielt.

(Fortſetzung folgt.)

Gemälde aus Indien.

Das Indien von Ehemahls bildet mit dem jetzigen, wie es unter der engliſchen Compagnie geworden, einen ſchneidenden Contraſt. Beſonders iſt die Veränderung in Bezug auf den ſittlichen Charakter jener Länder ſeit den letzten dreißig Jahren bedeutend geworden, wo ſich der Einfluß der Europäer ohne Widerſtreit behauptete und mit jedem Jahre zunahm. Nicht ohne ein geheimes Grauen kann der Menſchenfreund auf die ſittliche Entartung und den Verfall einer Nation hinblicken, die einſt den Europäern ſo furchtbar geweſen.

Von jeher war Indien durch den Welthandel in der Geſchichte merkwürdig, und die portugieſiſchen Helden zeigten zu-

---

*) Lorenzo Ghiberti, ein berühmter Meiſter, goß die Thüren am Battiſterio in Erz, die Buonarotti für würdig hielt, am Eingang des Paradieſes zu ſtehen. Ghiberti ſtarb 1455.

erſt ſeine Bedeutung und Wichtigkeit. Nach dem Verfall ihrer Größe haben Holländer, Dänen, Schweden, Franzoſen und Engländer Jahrhunderte lang um Indiens Schätze gebuhlt und ſeinen Handel an ſich zu reißen geſucht. Bald aber erhob ſich über alle die engliſche Compagnie und gelangte zum Beſitz ungeheurer Länder, deren Reichthum ſie ſich durch ihr Handelsmonopol ſicherte; ſie vertilgte in blutigen Kriegen die einheimiſchen Könige und führte ein anderes hartes Regiment ein, das auf die Unterdrückung der Eingebornen abgeſehen war, damit ſie ihr nie mehr gefährlich werden könnte.

Vormals hing ein wundervoller Zauber, wie der Romantik, über dieſem Lande der Verheißung; ein magiſcher Schimmer der Neuheit und Pracht umfing jeden Abentheurer, der das erſte Mal die Küſten Indiens ſah, und bereitete ſeiner Seele den Vorgenuß von allen den Wundern und Reichthümern, die ihm ſeine Phantaſie ſo freigebig vorſpiegelte, und die er dann auch in Wirklichkeit antraf. Seine kühnſten Erwartungen wurden übertroffen, wenn er ans Land gekommen war, und ſich all die Pracht und Herrlichkeit vor ſeinen Blicken entfaltete; jene Wunder, die in den Mährchen und Erzählungen der Araber ſeine Phantaſie ergötzt und erhitzt hatten, ſchienen hier faſt verwirklicht vor ſeinen Augen zu leben und ſeine Gefühle zu übermannen.

Noch jetzt iſt der Contraſt, den das Land, welches der Europäer verlaſſen, zu demjenigen bildet, welches er betritt, ſo groß, daß er ſich in eine ganz andere Welt verſetzt glaubt. Wie groß muß erſt die Ueberraſchung in früherer Zeit geweſen ſeyn, da noch nichts von europäiſchem Geſchmack in Indien zu ſehen war! . Nicht blos die Geſtalt und Körperbildung der Eingebornen, ihre Kleidung, Sprache, Sitten, ihr Charakter und Boden, auch ihr Klima, Himmel, Vegetation, ja die Düfte und Wohlgerüche, welche in den lindern Lüften ſchwimmen, wie verſchieden, wie ganz das Widerſpiel ſind ſie nicht von allem, was wir in Europa ſehen? — Schaaren von Eingebornen umdrängen den Neuankommenden; ihre dunkeln, faſt ganz nackten Leiber bilden einen ſtarken und ſeltſamen Contraſt mit dem rein weißen Zeuge, womit ſie faſt wie die Weiber leicht umhüllt ſind; dazu kommen die höflichen Anerbietungen ihrer Dienſte und die ehrfurchtsvollen Bewegungen, womit ſie den Europäer begrüßen; der fremde Anblick der Straßen, durch die der Reiſende geht; die verſchwenderiſche Fülle von Früchten, die ihm geboten werden, und ihn um ſo einladender anlachen, je drückender die Hitze des Klima's iſt; die geräumigen Zimmer, in welche er geführt wird, wenn er ein gaſtliches Haus findet, mit all den Erfindungen des Luxus und der Noth um die Hitze erträglich zu machen; die Palanquins, die Pferde und Wagen, welche zu ſeinem Gebot ſtehen; all dies, das ſo verſchieden von allem iſt, was erfrüher geſehen, verfehlt ſelten ſeine mächtige Wirkung auf die Phantaſie des neuen Ankömmlings.

Aber noch größer wird dieſe Wirkung ſeyn, wenn er in das Innere des Landes kommt, an den Hof eines eingebornen Fürſten, wo die Europäiſchen Sitten noch keinen Einfluß geübt. Hier herrſchen blos orientaliſche Sitten und orientaliſcher Prunk, ohne Beimiſchung europäiſcher Cultur; hier entfalten die Eingebornen, von dem ſchweren Joch der Eroberer noch nicht niedergedrückt, den ihnen eigenthümlichen Geſchmack im Luxus und Schaugepränge. Da weidet ſich das Auge an den mannigfaltigen, ſchimmernden Aufzügen, an dem reichen Kleiderſchmuck, an den Elephanten, Kamelen und Pferden, die auf das ſtattlichſte ausſtaffirt ſind, an dem zahlreichen Gefolge, das in ſeinem ganzen Staate mit all den äußern Zeichen des Rangunterſchieds, als Silberſtöcken, Speeren, Waffen aller Gattungen prangt; ferner an volkreichen, mit den mannigfaltigſten Koſtbarkeiten ausgeſtatteten Bazars, und all den Scenen, welche der Prunk, das Lärmen und Gewirre in den Straßen darbieten. Ueberall aber herrſcht in ſolchen Plätzen ein ſo eigenthümlicher Ton, daß es ſchwer iſt, ihn zu beſchreiben. Ihre Lebensweiſe, ihre Sitten, Charakter, ja die gewöhnlichſten und gemeinſten Handlungen und Verrichtungen des Lebens tragen ein ſo eigenthümliches Gepräge, wie man es faſt nirgends findet; alles, was einen umgibt, iſt neu und überraſchend, die Kleidung, der Hausrath, die Bauart; alle ihre Geſpräche und Unterhaltungen drehen ſich nur um die Begegniſſe und Sitten ihres Landes, um ihre Beſchäftigungen, Feſte und Spektakel, ja die Natur ſelbſt, die Wohlgerüche der Blumen und tauſend andere Kleinigkeiten, die man kaum wahrnimmt, geben dem Leben ſeine beſondere Würze und einen eigenthümlichen Anſtrich. Dieſer milde Einfluß und die berauſchenden Genüſſe, die ihm das Land darbietet, feſſeln den Europäer an Indien und bezaubern ihn dergeſtalt, daß er ſich nimmermehr ohne tiefen Schmerz, ohne nagende Sehnſucht von demſelben trennen kann. Solch eine Zauberkraft lag ſonſt in dem Charakter des Landes und ſeiner Bewohner; jetzt iſt dieſer eigenthümliche Geiſt verſchwunden, ſo weit die brittiſchen Beſitzungen reichen. Der Hofſtaat indianiſcher Fürſten, alle alte Pracht und Erinnerung ſind wie ausgetilgt. An die Stelle des alten Hofſtaats tritt ein eintönig bürgerliches Leben, das die eigenthümliche Landesſitte verwiſchen und an europäiſche Gebräuche und Lebensweiſen gewöhnen ſoll. Schrecklicher Deſpotismus, tiefe Unwiſſenheit und Aberglauben ruhen nächtlich über das herrliche Land.

Vielleicht wäre die gewaltſame Vertilgung der Nationalität, als eine nothwendige, politiſche Maßregel, noch zu verſchmerzen, wenn die Regierung der Compagnie die Ketten der Unterjochten überhaupt löſte, und aus dieſen zufriedene und friedliche Unterthanen zu bilden trachtete; aber dieſe menſchliche Politik iſt ihr fremd. Sie geht vielmehr auf die Vernichtung und das Verderben aller bedeutenden Familien aus, die innerhalb ihres Gebietes ſind. Es iſt das Intereſſe der Compagnie, die armen Hindus in der Unwiſſenheit und im Aberglauben ſchmachten zu laſſen; Schulen gibt es nur für die Kinder, für die Erwachſenen und Vornehmern geſchieht in Abſicht auf Bildung gar nichts; von der Freiheit der Preſſe iſt gar keine Rede und ſelbſt die Miſſionäre finden nur ſchwer Zutritt, und wenn es geſchieht, ſo iſt es der Regierung nicht Ernſt; ſie wird ſtets das Umſichgreifen der chriſtlichen Religion in ihrem Gebiete hindern, wobei ihr die Abneigung der Eingebornen gegen eine Religion, welche ihre Unterdrücker bekennen, ohnehin ſehr zu Statten kommt. Aus demſelben Grunde iſt der Zutritt in die Provinzen der Compagnie ſelbſt den Engländern erſchwert. „Ihre Herrſchaft, heißt es, ſey blos eine Herrſchaft der Meinung; daher die Unterdrückten nie über ihren eigentlichen Zuſtand aufgeklärt werden dürften, zudem ſeyen ſie von einem höchſt entzündbaren Stoff, und ein bloßer Funke könnte ein verzehrendes Feuer anblaſen.“ Die Politik der Compagnie wird aus folgender Thatſache, die wir erzählen wollen, noch klarer. Hier erſcheinen der engliſche Kosmopolitismus und die Univerſalfreiheit, womit ſie allen Ländern drohen, im ſchönſten Lichte.

Um die reichen und vornehmen Hindusfamilien recht ſyſtematiſch zu Grunde zu richten (phyſiſch und moraliſch), beſtärken die Engländer ſie in ihrem Hange zu Vergnügungen und ausſchweifenden Feſten, und lehren ſie brav Burgunder und Champagner trinken; in einem beſtändigen Sinnenrauſch ſollen ſie alle edlern Gefühle abſtumpfen und ſelbſt die Erinnerung an ihr gegenwärtiges Elend verlieren. Nur bey ſolchen Gelegenheiten ſieht man die Engländer frei und freundſchaftlich mit den Hindus verkehren; ja ſie gehen ihnen in jedem Beiſpiel der Ausgelaſſenheit vor und thun es um ſo gewiſſenloſer, weil es auf Koſten der Hindus geſchieht. Dergleichen Feſte koſten oft mehr denn 10,000 Pfund, und der indiſche Wirth, der ſie bezahlt, freut ſich über den Harlequin und die Columbine, welche die Engländer unter die tanzenden Reihen einführen, und ſetzt ſie in die Klaſſe ſeiner Hausgötter. „Nichts glich dem Feſte, welches Reupland Mullick in Calcutta gab, ſagt ein Augenzeuge. Einige Tage vor demſelben waren Einladungskarten ausgetheilt worden, und die Erwartung aufs höchſte geſpannt. Kurz nach neun Uhr am beſtimmten Tage verſammelten ſich die zahlreichen Gäſte. Um eilf Uhr war die lange Reihe glänzender Zimmer mit der ganzen vornehmen Welt von Calcutta angefüllt. In einigen Sälen ergötzten tanzende Mädchen die Geſellſchaft, in andern ward eine Art Pantomime aufgeführt, und die Eingebornen ſtaunten vornehmlich die ſeltſamen Abentheuer des Harlequin und der Columbine an. Vier große, lange Tiſche brachen faſt unter der Laſt der köſtlichen Speiſen, die den Gaumen der Gäſte beim Abendſchmauſe kitzeln ſollten, und während die Gaumenluſt befriedigt wurde, hatte das Ohr einen nicht weniger angenehmen Schmaus, da eine Bande von Muſikanten die beliebteſten Arien ſpielte. Reichlich kreiste der Becher und der Champagner floß in Strömen. Einige Tage darauf gab derſelbe Neupland Mullick ein noch prächtigeres Nautch (Feſt). Der Hof war ganz beleuchtet, und die Gäſte wurden in eine reichverzierte Halle geführt. Lange Säulenreihen umgaben ſie, und am Ende der Halle, dem Eingang gegenüber ſtunden die Penaten oder Hausgötter. In der Mitte waren Chöre tanzender Mädchen und die Muſik; ringsum an den Seiten waren Kiſſen ausgebreitet, wo vornehme Hindus und Engländer behaglich ruhten und zuſahen. Auch dieſes Feſt war prachtvoll, aber koſtete ungeheure Summen.“ —

Dies Regierungsſyſtem der Compagnie ſtürzt die Eingebornen ins tiefſte Elend; ſie thut nicht das Geringſte zu ihrer ſittlichen oder geiſtigen Bildung, die ihnen ein Erſatz für die verlorne Unabhängigkeit geben könnte. Bey keinem gebildeten erobernden Volke findet man ein ſolches Syſtem, wonach die Unterjochten darum ins tiefſte Elend geſtürzt werden, damit ihre angeborne Thatkraft in ſittliche und phyſiſche Verderbniß und Entwürdigung auf Jahrhunderte verloren gehe. Tief ſind die Hindus geſunken; ſie ſind erſchlafft durch das lange Unglück, daß ſie kaum mehr eine Erinnerung von ihrer ehemahligen Herrlichkeit haben, und ihre Deſpoten ſind ſo vorſichtig, daß ſie alles ſorgfältig aus dem Wege räumen, was zu einer traurigen Vergleichung Gelegenheit geben könnte. Die ſtupideſte Dummheit und Sinnengenuß iſt das leichte und bequeme Mittel hinzu.

Die meiſten vornehmen, mahomedaniſchen, Familien ſind zu Grunde gerichtet. Kein Eingeborner, weß Standes und Ranges er auch ſey, kann eine Bedienung oder ein Amt erhalten, das drei oder vierhundert Rupis monatlich einträgt. Damit kann keine Familie erhalten werden. Die Vornehmen haben daher keine Ausſicht für ihre Kinder. Der ältere Zweig einer Familie muß die jüngere nähren, aber womit, da er ſelbſt kaum zu leben hat? So wird das Vermögen getheilt und wieder getheilt, bis die Nachkommen nichts mehr haben. Es iſt in der That traurig, die Abkömmlinge des alten Mogul und der Hoffamilien, deren Altvordern mit den Ghauris, Lodis und Timurs nach Indien kamen, jetzt in der tiefſten Armuth und Dunkelheit zu erblicken; zu ſehen, daß ſie Stück für Stück von dem Eigenthum, das ſie aus dem Schiffbruch noch gerettet, verkaufen müſſen, um für Weib und Kind doch wenigſtens noch Brod anſchaffen zu können.

Ich habe ſchon bemerkt, daß die Compagnie nichts thut, um die Leiden und Wunden der Eingebornen zu lindern, welche ſie ſelber ſchlägt. Kein Europäer läßt ſich mit einem Eingebornen in Handelsverbindung ein; keine Gemeinſchaft, kein Verkehr herrſcht zwiſchen beiden; die Europäer zeigen keine Neigung, die Eingebornen weiter zu bringen. Selten und nur etwa aus Ceremoniel, oder bei Feſtgelagen kommen ſie zu einander. Die Römer hatten Aufwandsgeſetze, womit ſie den Luxus und die Verſchwendung beſchränkten; aber die Compagnie weit entfernt von einer ſolchen Maßregel, begünſtigt den verderblichen Aufwand vielmehr, und ihre Polizei wacht blos, daß keine Unordnungen bei dergleichen Feſten vorfallen. — Sie thut keinen Schritt die Unterjochten in ein menſchlicheres Verhältniß zu den Ueberwindern zu ſetzen. Dieſelbe Politik, die wir an den Türken verabſcheuen, übt hier noch in grellerem Maße eine chriſtliche Macht. Die kleineren Hindusſtaaten alle, welche eine Zeitlang noch ihre alte Würde und den alten Glanz aufrecht erhalten wollten, mußten unter der eiſernen Hand ihrer Deſpoten zerfallen; nur die Maraten behielten noch ihre alten Rechte und ihren urſprünglichen Charakter, und dies darum, weil ſie ſich ſorgfältig vor jedem europäiſchen Einfluß durch Verbindungen oder Verkehr bewahrten. Am längſten erhielten ſich ſonſt noch die Höfe mahomedaniſcher Fürſten, unter denen ſich vorzüglich der zu Lucnow und Delhi auszeichnete.

Delhi war der alte Sitz des Großmogul; jetzt zeugen ſeine Palläſte und Denkmäler, ſeine gigantiſchen Ruinen von der ehemaligen Größe, die hier gethront; die ehrwürdigen Spuren des Alterthums, und die Erinnerungen, welche an jeden Fleck dieſer Stadt geknüpft ſind, geben ihr ein Intereſſe, das Lucnow, ihre Nebenbuhlerin, mit allem Pomp und Reichthum keineswegs in uns zu erregen vermag. Delhi ſank zu einer Provinzialſtadt herab, wo die Beamten der Compagnie ihren Sitz genommen. Von den alten edeln Familien, die immer noch eine dankbare Anhänglichkeit an die Ruinen des Thrones bewahrten, unter deſſen Schatten ihre Vorfahren Schutz und Ehre genoſſen, ſind keine mehr übrig; der alte König ſitzt in dem Palaſt ſeiner Vorfahren gefangen, und wenige Diener, die ihm treu geblieben, erhalten noch das Andenken an die verſchwundene Pracht und die Würde ſeiner Krone in denſelben Hallen, wo vor einem Jahrhundert kein Europäer erſcheinen durfte.

Von Lucnow ward durch einen glücklichen Vergleich ſeines Beherrſchers ein ähnliches Schickſal abgewandt; er iſt noch im Beſitz ſeines Staats, ſeiner Freiheit und ſeiner Reichthümer. Obwohl ſich hier auch der brittiſche Einfluß in ſeiner ganzen Uebergewalt zeigte, hat ſich doch die alte Pracht mahomedaniſcher Höfe mit ihren Gebräuchen erhalten. Lucnow iſt eine moderne Stadt, die ſich nach dem Verfall Oude's erhob, der Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz. Vorzüglich trugen Siejah und Doulah und ſeine Nachfolger, die Herrn über dieſe Provinz, viel zu Lucnow's Aufnahme bei. Es liegt an den Ufern des Gumti, in einer flachen, ſandigen Ebene. Der angenehmſte Zutritt zur Stadt iſt der über die Brücke, welche gerade in den Theil derſelben führt, den der Nabob und ſein Hof bewohnt. Ich langte gerade am Abend eines Feſtes in der Stadt an, da die Palläſte des Nabob und des brittiſchen Reſidenten durch ein prachtvolles Feuerwerk erleuchtet waren.

Das merkwürdigſte an der ganzen Stadt ſind jedoch die Palläſte und Gebäude, welche dem Nabob oder König, wie er ſich nennt, gehören; denn der übrige Theil der Stadt iſt eine unförmliche, durch einander geworfene Moſſe von Bauten aus Lehm oder Ziegeln ohne Spur von Architektur. Die Gebäude des Königes ſind am Ufer des Gumti und ſtehen ganz abgeſondert und mit einer Mauer umſchloſſen. Darin wohnt nicht nur ſeine Familie und der ganze Hofſtaat ſammt den nöthigen Truppen zur Bewachung, ſondern es finden ſich dort auch die Stallungen für die Pferde, Elephanten und Kamele; Menagerien und beſondere Vogelhecken fehlen ebenfalls nicht. Die vornehmſten Palläſte ſind der Teeukh-Bukſh, Mirza Coti Wallah, und Mubaik Munzil.

Der Teeukh-Bukſh, zu dem noch eine lange Reihe anderer Gebäude gehört, wird vom König und ſeiner Familie bewohnt, und ſteht hart am Ufer des Fluſſes. Eine Menge von Höfen, Ciſternen, Springbrunnen und Blumenanlagen wechſeln mit großen, reichverzierten Sälen ab. Nicht alle Zimmer jedoch ſtehen dem Auge des Neugierigen offen; die aber, zu denen ihm der Zutritt geſtattet iſt, enthalten eine ſeltſame Miſchung von europäiſcher Zierrath mit aſiatiſcher Pracht. Spiegel von der mannigfaltigſten Form, bemalte Kupferſtiche in vergoldeten Rahmen, chirurgiſche Zeichnungen, Statuen und mancherlei anderen Schmuck ſieht man in dieſen Zimmern in vollkommner Unordnung durch einander. Der Anblick der innerſten Gemächer dieſes Palaſtes iſt dem Fremden nicht vergönnt.

Mirza Coti Wallah oder Haſſein Bukſh, wie es jetzt genannt wird, befindet ſich nicht weit vom vorigen Pallaſte, am Ufer des Fluſſes, iſt etwas kleiner, und gewährt eine ſchöne Ausſicht auf die übrigen Paliäſte und einen Theil der Stadt. Er iſt ganz in europäiſchem Geſchmack gebaut; aber auch dieſelbe Miſchung von Pracht und ſeltenen, koſtbaren Dingen mit Unbedeutendem und Geringfügigem herrſcht hier, wie im vorigen Gebäude. Unter andern ſchmückt hier eine mediceiſche Venus von Marmor, die der König gekauft hatte, den Eingang des Pallaſtes. Ihre vollkommene Nacktheit ſchien ihm jedoch beleidigend für die Frauen zu ſeyn, welche ihn zu beſuchen kämen; er befahl alſo die Statue zu bekleiden, und ſo erhielt ſie ein europäiſches Gewand, ſo daß die mediceiſche Venus einer modernen, europäiſchen Schönen gleicht.

Munbaik Munzil iſt im engliſchen Geſchmack erbaut, und beſizt dieſelben Vorzüge und Mängel, wie die andern Gebäude. Eine Brücke von Bonten verbindet, den Teeukh-Bukſh-Pallaſt mit dem jenſeitigen Ufer, wo der Laternen-Pallaſt, wie ihn die Europäer nach ſeiner Geſtalt getauft haben, ſich befindet. Seine Zimmer haben den gleichen Zierrath wie die der übrigen Palläſte; doch iſt die Ausſicht auf den Fluß, die Stadt und die pittoresken Bauten am gegenüber ſtehenden Ufer ſehr überraſchend. Noch verdient ein anderes Gebäude, Baruh Duri, das hart am Ufer am neuen Bazar im mahomedaniſchen Styl erbaut iſt, Aufmerkſamkeit. Der untere Stock iſt mit allen Annehmlichkeiten zur Bewohnung eingerichtet; das Ganze iſt mit indianiſchen Tapeten geſchmückt und weißem Zeug bedeckt; die Mauern ſind in ſchön glänzendem Stuck ausgearbeitet, der wie Marmor ausſieht. Die vielen Bögen, welche ſich nach allen Seiten hin öffnen, ſind mit rothen und gelben Decken behangen, die nach Gefallen auf- und abgerollt werden können, und theils für Thüren theils für Fenſter gelten. Die Gemächer im obern Stockwerk ſind auf ähnliche Weiſe ausſtaffirt, mit Bögen rings um und Teppichen und Vorhängen. Außerdem breiten ſich von den Bögen oben noch rothe Decken aus, zum Schutz gegen die Sonnenſtrahlen. Dieſe Zimmer werden nur bei Staatsaktionen gebraucht; der gegenwärtige König wurde hier gekrönt, und die Krone, der Thron, die Staats-Palanquins und andere äuß're Zeichen und Inſignien der Majeſtät werden hier verwahrt.

Die Menagerie, welche ſich hart an dieſem Pallaſte befindet, iſt ein weites Gebäude, das vor einigen Jahren eine Menge Tiger, Leoparden, Hyänen, Affen u. ſ. w. beherbergte. Man ſah auch drei zahme Rhinozeros dort und ein Paar zahme Löwen. Große Aufmerkſamkeit verdienen die prächtigen Sammlungen von den ſeltenſten Vögeln, darunter Faſane von Nepaul waren, welche durch ihr ſchimmerndes, mit den reichſten Farben geſchmücktes Gefieder alle andern verdunkelten. Nicht weit davon iſt die Falknerei, wo mehr denn hundert Falken von den verſchiedenſten Gattungen gehalten werden deren jede ihren beſondern Aufſeher hat, die übrigen Diener nicht gerechnet, deren Geſchäft es iſt, Vögel zum Futter für die Falken zu tödten.

Die Stallungen welche in Form eines Kreuzes gebaut ſind, können zwölf bis fünfzehn hundert Pferde faſſen. Nicht geringer iſt die Zahl der Elephanten, welche ſeine Majeſtät hält, die aber wegen des Futters aufs Land hinaus getrieben werden. Ihre Stallungen nehmen einen ungeheuern Raum ein, und nicht minder geräumig ſind die für die königlichen Kamele. Unter die Sehenswürdigkeiten von Lucnow gehören auch die Elephantenwagen. Dieſe Wagen ſind ſehr groß, und es befinden ſich zwei beſondere Zimmer auf denſelben, davon eins zwei Stock hoch iſt. Das eine war mit grünem Tuch und Sammet überzogen, der reich mit Silber brodirt war. Das Innere war mit rother Seide überzogen, darein Blumen von Gold gewirkt waren, und die weichſten und üppigſten Polſter lagen darin ausgebreitet. Der Wagen wurde von vier prächtig aufgeputzten Elephanten gezogen, die mit rothen, grünen und übergoldeten Decken angethan waren, und die Mohouts oder Treiber erſchienen alle in gleichen Livreen. Indeß giebt's noch eine andere Art ſolcher Wagen. Ich ſah einen ähnlichen, wie den vorigen, der aber noch prächtiger hergeſtellt war. Er glänzte von dem Hochroth und Gold, womit er überzogen war; zwei ungeheure Elephanten zogen ihn. Der untere Theil und das Holzwerk des Wagens war reich mit Malereien und Gold verziert. Das Ganze bot ein glänzendes Schauſpiel dar und zeugte von dem Charakter morgenländiſcher Pracht. Man ließ uns, um unſere Neugierde zu befriedigen, einen ſolchen majeſtätiſchen Wagen beſteigen, und wir fuhren eine ziemliche Strecke; die Elephanten ziehen gut und ſind ſehr lenkſam.

Ein anderes Ueberbleibſel von altindiſcher Herrlichkeit, das man zu Lucnow ſehen kann, ſind die Elephantengefechte, dergleichen hier zuweilen gegeben werden. Man unterhält zu dieſem Behufe eine beträchtliche Anzahl ſolcher Thiere von ungewöhnlicher Wildheit. Man weiß, daß die Männchen der Elephanten zu gewiſſen Zeiten ganz wild, unbezähmbar, oder toll werden. Alsdann vernichten ſie alles, was ihnen in den Wurf kommt, und kämpfen gegeneinander, wenn ſie einander gegenüber geſtellt werden. In einem ſolchen Zuſtande nun werden ſie in einem eingefaßten zu dieſem Zweck eingerichteten Platz getrieben, wo man ſie mit gehöriger Vorſicht gegen einander läßt. Der Kampf zweier ſolchen Thiere bildet ein ſchreckbares Schauſpiel und muß ein großes Intereſſe in den Herzen der zahlreichen Zuſchauer erwecken. Wer ſich aber zu hohe Erwartungen bildet, möchte leicht getäuſcht werden; denn die Thiere ſelbſt, ihres eigenen unwiderſtehlichen Gewichts ſich bewußt, gehen nur behutſam auf einander los. Auch gebraucht man gewiſſe Vorſichtsmaßregeln, um ernſtlichem Schaden vorzubeugen. Wenn ſie nämlich ſehr wild ſind, ſo bringt man ſie zwiſchen zwei Mauern, welche etwa zwei bis drei Schuh hoch ſind, wo ſie dann auf dem engen Kampfplatz zwiſchen den Mauerſchranken mit Zahn und Rüſſel gegeneinander agiren können. Werden ſie auf offenen Plätzen gegen einander gelaſſen, ſo ſtehen immer Männer mit Feuerwerken bereit, die dann, weil die Elephanten große Scheu vor dem Feuer tragen, zwiſchen ſie hineinſtürzen und ſie trennen, wenn's zu grauſam hergeht. Der Leſer wird gewiß erſtaunen, wenn er hört, daß die Mahouts oder Treiber auf ihrem Rücken ſitzen, ſie lenken und ſpornen, wenn es zu ſolchen Kämpfen geht. Indeſſen thut auch der wildeſte und tolleſte Elephant ſeinem Führer nichts zu Leid, den er immer noch erkennt. So gefährlich auch dieſer Dienſt ſeyn mag, ſo ſitzt doch der Mohout mit wundervoller Faſſung auf ſeinem Thiere, trotz dem gewaltigen Andrang des Elephanten-Gegners und dem Kampf mit Zahn und Rüſſel.

Zuweilen läßt man die Elephanten los ohne den mindeſten Rückhalt; und wenn dann zwei von gleicher Größe und Stärke aneinander gerathen, iſt der Kampf ſchrecklich, doch weniger für das Auge, als man erwarten möchte. Denn ihre Bewegungen ſind verhältnißmäßig langſam und abgemeſſen. Sie berühren und ſtoßen einander mit dem Kopf, ſchlingen und hauen mit den Zähnen, ſchütteln und ſchlagen die Rüſſel gegeneinander, indem ſie von Zeit zu Zeit einen kurzen und gellenden Schrei von ſich geben. Das ſchwächere Thier wird auf ſein Hintertheil niedergedrückt, oder übergeworfen, wenn es der Sieger mit ſeinen Zähnen packt; er würde jetzt den beſiegten Gegner beſchädigen oder tödten, wenn man ihn ließe. Allein in dieſem Augenblick, wo der Kampf ein End hat, ſtürzen die Reiter, auf wohl dreſſirten Rennern, mit Feuerbränden an den Speeren, gegen die Beſtien, und indem ſie den Sieger anhetzen, nöthigen ſie ihn, den gefallenen Gegner zu verlaſſen, und ſich gegen die Angreifer zu wenden. Dieſe entfliehen und locken den Elephanten nach. Häufig geſchehen Unglücksfälle bey ſolchen Spektakeln; wenn ein Pferd ſtürzt, oder mit einem Fuß glitſcht, hat es die höchſte Gefahr. Der Elephant, welcher ganz in Wuth iſt, packt alles an, was ihm aufſtößt und zermalmt es in die kleinſten Stücke, nachdem er noch eine Weile, wie die Katze mit der Maus, damit geſpielt hat. Ich war einſt, obwohl nicht in Loucnow, Zeuge von einem ſolchen traurigen Auftritt. Ein unbändig wilder, gewaltiger Elephant wurde losgelaſſen, verjagte ſeinen Gegner und machte ſich nun in voller Haſt auf. Die Reiter folgten ihm und es gelang ihnen, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Eine zahlloſe Menge Volkes war auf dem Marktplatz verſammelt, wo die Scene vorging; der Elephant nahm ſeinen Weg mitten durch den Markt, zur Linken und zur Rechten ſich wendend. Alles lief nun davon und die Weiber vergaßen faſt bey dem plötzlichen Schrecken, ihre Kinder an ſich zu ziehen. Ein Mann war ſo unglucklich, daß er ſtrauchelte und fiel, gerade in dem Weg, den das wuthende Thier daher kam. Wir ſahen, wie es ſich bückte und dann über ihn wegeilte, und dies geſchah ſo ſchnell, daß einige glaubten, es ſey dem Mann nichts geſchehen. Aber bald verſchwand dieſe Täuſchung: denn einige näherten ſich ihm, als die Gefahr vorbey war und hoben ihn auf; er war todt. Man wußte nicht, woher der Schlag gekommen, ob vom Fuß, vom Rüſſel, oder Zahn des Elephanten; indeß iſt eine bloße Berührung durch eine dieſer drei Gliedmaßen hinreichend, den Tod herbeyzufuhren.

Der verſtorbene Nabob hatte große Neigung für dergleichen Unterhaltungen; auch war er ein großer Pferde Liebhaber und ergötzte ſich an der Jagd. Der gegenwärtige König hat eine unglückliche Neigung fur Schiffe und Schiffahrt gefaßt die er aber nicht ganz befriedigen kann, da der Fluß Gumti ihm keinesweges günſtigen Spielraum dazu darbietet.

Dies ſind noch Beiſpiele und Erinnerungen an ehemahlige Herrlichkeiten. Aber wie lange werden ſie beſtehen? Wie eiferſüchtig werden nicht die Höfe ſolcher Fürſten von den Agenten der Compagnie bewacht? Der klägliche Zuſtand der Hindus und die ſchweren Bedrückungen, die man ſich gegen ſie erlaubt, fanden manchen beredten Anwald in England, damit Abhülfe und Linderung geſchehe. Betrachtet man aber die Geſtalt des Landes, ſeinen Himmel, ſein Klima, die Eigenthümlichkeit ſeiner Bewohner, ihren Charakter, ihre Vorurtheile, ihre Religion und Mythen, ihre Kaſten und heiligen Bücher, wie ſich dies alles ſeit Jahrtauſenden gebildet, feſtgeſtellt und dem Volke ein eigenthümliches, unauslöſchliches Gepräge gegeben, ſo ſieht man klar, daß die Kluft zwiſchen Indiſchem und Europäiſchem unermeßlich iſt, und daß ſie nur Gewalt, oder was eines iſt, die Macht der Meinung, der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Europäer, niederhalten kann, daß eine Annäherung an europäiſche Sitten und Cultur und die Einführung des Chriſtenthums ſelbſt eine Unmöglichkeit iſt. *) Bevor nicht alles Alte vertilgt iſt, muß der Riß nur größer werden, und in demſelben Maße, als das Fremde ſich gewaltſam oder liſtig eindrängt, wächſt die Anhänglichkeit an das Einheimiſche. Die Compagnie beginnt ihr Werk daher nur theilweiſe, um nicht Alles in Flammen zu ſetzen; aber ſie verfährt konſequent und unerbittlich. Sie kennt andere Mittel, als Gewalt, Feuer und Schwert, die freilich nicht weniger empörend und grauſam ſind. Sie wurden oben zum Theil angedeutet.

---

*) Ueber die Einführung des Chriſtenthums in Indien ſehe man den beſondern Aufſatz hierüber im 1ſten Quartal der Europ. Blätter S. 173 u. ſ. f.

Literatur.

1) Deutſche.

Leitfaden zum Vortrage der Naturgeſchichte auf Mittelſchulen, von Dr. St. W. Nenning, Prof. der Naturlehre u. Naturgeſchichte in Conſtanz. Erſtes Bändchen. Mineralogie und Botanik. Conſtanz bei Wallis. 1825. 8. VIII. 210.

Nichts gewährt wohl ſo reinen Genuß, als ein ungetrübter Anblick der Natur, — und doch geſchieht nichts gewöhnlicher, als daß wir von Jugend auf ſie, die majeſtätiſche, nur zerſtückelt und verzerrt zu Geſichte bekommen. Dazu trägt vorzüglich das geiſtloſe Lehren der Naturwiſſenſchaften an unſern Schulen bei. Um ſo willkommner wird es den Leſern dieſer Blätter ſeyn, wenn ſie darin, zwar mit einem Schulbuche — aber zugleich mit einem Werke bekannt gemacht werden, das, indem es die einzelnen Bildungen der Natur vorweiſet, die Verbindung derſelben mit dem Ganzen feſthält, und dieſes beſtändig unſerem Blicke vorführt. Die Naturphiloſophie, dieſe auf deutſchem Grund und Boden entſprungene Wiſſenſchaft, hat nicht nur dem Studium der Naturwiſſenſchaften, welche ſonſt nur als Hülfswiſſenſchaften, und daher als Nebenſache, meiſtens aber nur aus Liebhaberei, erlernt und getrieben wurden, den ihm gebührenden Rang unter andern Wiſſenſchaften verſchafft, ſondern auch die Naturlehre in allen ihren Zweigen mit einem neuen, wahrhaft bildenden Geiſte beſeelt. Hiezu hat unter andern Oken durch ſeine Arbeiten ſehr viel beigetragen, zumal durch ſeine Naturgeſchichte. Es iſt dieſes Werk ein wahrhaftes Meiſterſtück in Behandlung der ſogenannten empiriſchen Wiſſenſchaften. Durch daſſelbe iſt der Beweis praktiſch geführt, daß alle Wiſſenſchaften, die exacten wie die empiriſchen, ein und daſſelbe Prinzip haben, und daß jede Wiſſenſchaft nicht etwas objektiv Vorhandenes, welches portionenweis eingenommen werden kann, ſondern ein wahres, lebendiges Erzeugniß des Menſchen, und nur in ihm und für ihn vorhanden iſt. — Welchen Einfluß dieſe Behandlung der Naturgeſchichte nicht nur auf die mit ihr verwandten, realen oder empiriſchen Wiſſenſchaften, ſondern auf den Unterricht überhaupt haben müſſe, wird jedem bei genauerer Erwägung des Geſagten von ſelbſt einleuchten; und ebenſo, daß die Lehrer, welche gewöhnt ſind, ein Heft zuſammenzuſchreiben und vorzuleſen, oder gar zu diktiren, um dann das ſo Gegebene treu und unverändert, wenn auch nicht den Worten, doch der Sache und Anſicht nach, wieder zurückzuerhalten, in die Länge nicht beſtehen können, am allerwenigſten die, welche Lehrſätze aus exacten Wiſſenſchaften, ihren Zuſchauern ſo auftiſchen, wie man z. B. in der Mineralogie den Stinkſtein, in der Botanik die Nießwurz, in der Zoologie den Affen u. ſ. w. vorzeiget, d. h. als außer dem Menſchen vorhandene, nur aus ſich und für ſich beſtehende Dinge.

Das Prinzip aller Wiſſenſchaften und Künſte iſt der Menſch ſelbſt. Daher ſoll er durch den Unterricht nur angeregt und zur Selbſtentwicklung gebracht werden, ſo daß die Wiſſenſchaft, anſtatt in ihn hineinzugehen, vielmehr aus ihm hervorgeht. Nur dort iſt wahre Wiſſenſchaft, wo der Menſch die Dinge ſelbſt und unmittelbar, nicht aber indirekt, nur durchs Wiſſen eines andern zur Erkenntniß bringt. Was anders konnte und kann aus dieſer verkehrten Unterrichtsweiſe hervorgehen, als der alles verſteinernde Dogmatismus, oder der, auch den Keim zum Leben zerſtörende Skeptizismus. Und doch iſt dieſe Impfmethode noch ſo allgemein verbreitet und beliebt, als es die hochgeprieſene Jennerſche, welcher doch die armen Menſchenkinder auch, freilich nur eine leibliche Krankheitsform mehr zu verdanken haben, bei aller dringenden Empfehlung geiſtlicher und weltlicher Obern, noch nicht iſt.

Recht erfreulich iſt es daher zu ſehen, daß die wahre Unterrichtsweiſe auch auf Mittelſchulen Eingang zu finden anfängt. Das vorliegende Werk iſt ein um ſo merkwürdigerer Beweis hievon, da es von einer Lehranſtalt herkommt, welche ſich bisher durch literäriſche Produkte wenig bekannt gemacht hat. — Das ganze Buch iſt von einem durchaus praktiſchen Geiſte beſeelt. Anſtatt eine trockne Aufzählung, oder ein Räſonnement über noch nicht zur klaren Anſchauung gebrachte Naturobjekte dem Gedächtniß zu übergeben, verſetzt der Verf. die Studierenden ſogleich in ein geiſtiges Anſchauen der Natur ſelbſt. Die Mineralogie macht den Anfang. Die Einleitung hiezu zeigt die Erde als ein Ganzes im Umriſſe. Hierauf erſcheinen ihre Haupttheile, die Elemente und im Hintergrund das Feſtland. Dieſes iſt nach den vier Hauptformationen geordnet, ſo daß ſich vor unſern Augen eine Fels- und Erdart aus und nach der andern entwickelt.

Unvermerkt auf die höchſten Gipfel der Berge geſtellt, genießen wir die mannigfaltigſte Ausſicht, theils in die reizendſten nahen und entfernten Umgegenden, theils in die ſchauerlichen Schluchten und Abgründe hinab. Geſättigt vom Anblick des Aeußern ſteigen wir an der Hand des Bergmanns in die geheimen, unterirdiſchen Werkſtätten der Natur, da ſehen wir ihr Wirken und Schaffen, lernen ihre köſtlichſten Schätze zu Tage fördern, und in Hütten und Schmelzen zu mannigfachem Gebrauche verarbeiten. Dabei enthüllen ſich uns der Mineralien wunderſame Eigenſchaften, ihr künſtlicher Kriſtallbau, und die mannigfachſten Stoffe, welche, als die wahren Berggeiſter, nach den verſchiedenen Graden ihrer Verwandtſchaft zu faſt unzählbar vielen Geſchlechtern und Familien verbunden, Jahrtauſende hindurch daſſelbe ſtille, in ſich gekehrte Leben feiern, von dem uns im Schlafe eine leiſe Ahnung gegönnt iſt.

Hat der Jüngling ſo die Erde in ihrem Umfange und in ihrem Innern kennen gelernt, ſo wird er mit den Männern bekannt gemacht, welche ſich um das Studium der Mineralogie vorzüglich verdient gemacht haben. Ihre Werke werden ihm vorgewieſen, und ihre Beobachtungen und Entdeckungen, und die verſchiedenen Syſteme die Mineralien zur Ueberſicht zu bringen, und ihr Entſtehen zu erklären, genauer auseinandergeſetzt. So werden ihm das nach den äußern Kennzeichen verfaßte Syſtem von Werner und das genetiſche von Oken vor Augen geſtellt; was vor Einſeitigkeit verwahrt und ein mächtiger Reiz für die Jugend iſt, in die Fußtapfen dieſer ausgezeichneten Männer zu treten, und nach Kräften zur Vervollkommnung der Naturwiſſenſchaften beizutragen.

Den Beſchluß der Mineralogie macht eine praktiſche Anleitung zum Mineralogiſiren, und eine geognoſtiſche Beſchreibung des Schwarzwaldes, was beſonders zu rühmen iſt, da es auf das Naheliegende, was leicht beſehen werden kann, aufmerkſam macht.

Im zweiten Kurs wird uns die Pflanzenwelt vorgeführt. Das Verfahren iſt im Ganzen daſſelbe wie im erſten. Am Ende ergiebt ſich dem Studirenden die Einſicht, die Pflanzen ſeyen eben ſo im Feſten gewurzelt, und enthüllen daſſelbe in den herrlichſten Geſtalten, Farben und Gerüchen, wie die Mineralien ihre Baſis im Flüſſigen, in den Elementen haben, und dieſelben Kräfte zu verbergen und einzuhüllen ſtreben, ſo daß Pflanzen und Erden als entgegengeſetzte Pole eines und deſſelben Ganzen erſcheinen. Dieſes wird vorzüglich durch das genetiſche Syſtem von Oken, dem Linnés Geſchlechtsſyſtem und Juſſieu's natürliches vorangehen, anſchaulich gemacht.

Den Schluß machen eine Anleitung zum Botaniſiren und eine allgemeine Beſchreibung der Kryptogamen. Schade, daß dieſen nicht ein beſchreibendes Verzeichniß der übrigen in Deutſchland wildwachſenden Pflanzen und der merkwürdigſten Gartengewächſe beigefügt iſt. Es würde die Brauchbarkeit des Buches um vieles erhöhen. Da das zweite Bändchen wahrſcheinlich erſt gedruckt wird, ſo ließ es ſich vielleicht noch nachtragen.

2) Italieniſche.

Poesie di Angelica Palli. Livorno 1824.

Die Geſänge dieſer Dichterin athmen eine gewiſſe Schwermuth, eine Sehnſucht des Gefühls und der Liebe, welche gleich geſtimmte Herzen in hohem Grade anſprechen. Sie iſt von griechiſcher Abkunft, aber in Italien geboren und erzogen, und ſo iſt ihre Seele zwiſchen das doppelte Vaterland getheilt. Parga, woher ſie ſtammt, und die Sulioten, ihre unerhörten Leiden und Großthaten, das Ungewiſſe des Schickſals der Griechen überhaupt, und dann die Nothwendigkeit, welche ſie an Italien feſſelt, dies alles regt in ihr ſchmerzhafte Gefühle an, ſie achtet ſich gleich einer Verbannten und lebt nur mit ihrer Sehnſucht in ihrem Vaterlande. Allein der Schmerz drückt ſie nicht nieder, verhärtet ſie nicht zum Unmuth und Ingrimm; ſie bewahrt ihr jungfräuliches Gefühl, das ihr nur ſüße, beſcheidene Klagen erlaubt, die von ihrem ſchönen Innern Zeugniß geben, wie der Sonnenſtrahl durch ein feuchtes Gewölke dringt.

Vor allen Sängern Italiens iſt der Dichterin Taſſo theuer, deſſen

Andenken ſie in mehreren Liedern feiert. Gott, Liebe, Natur, Vaterland ſind die Grundakkorde, die überall wiedertönen. Gerne verweilt ſie bei den Leiden und Schmerzen der Verbannung, und wenn es ihr auch an Eleganz und Bündigkeit im Ausdruck fehlt, ſo erſetzt ſie dieſen Mangel durch ein reines, natürliches Gefühl, durch glückliche Ideen und Bilder und ein lebendiges Colorit, das ſie allem zu geben weiß. So ſang auch einſt Gaſpara Stampa, die der Tod im Frühling des Lebens knickte. Sie hatte eine unglückliche Liebe zu einem Jüngling aus der berühmten Familie Colalto gefaßt, und ſie ward ihr erwiedert. An der Schwelle des Glückes, da ſie ſich ſchon als glückliche Braut träumte, verließ ſie der Jüngling. Da entſagte ſie der Welt, zog ſich in die Einſamkeit an die Ufer der Piave zurück, wo ſie in ſüßen, ſchmelzenden Geſängen, die ſie mit der Laute begleitete, all die folternden Schmerzen ausſtrömte, von denen ſie verzehrt wurde. Doch überlebte ſie den Treubruch ihres Geliebten nicht lange.

Auf ihre lyriſchen Dichtungen läßt Angelika Palli ein Drama in zwei Akten folgen: der Verbannte von Venedig. Roderigo, ein junger Edelmann, wird zum Tode verurtheilt; er entflieht aus Venedig, um der Strafe zu entrinnen. Allein er hält es nicht lange in fremdem Lande aus. Die Sehnſucht nach dem Vaterlande treibt ihn nach Venedig zurück, wo er ſogleich verhaftet wird. Vor ſeinem Tode wünſcht er nur noch ſeinen theuern Freund Eberardo zu ſehen. Dieſer iſt erſtaunt daß ſein Freund, den er gerettet glaubt, wieder in Venedig iſt. Er faßt ſich aber, begiebt ſich zum Doge, dem Roderigo im Zweikampfe den Sohn erſchlagen, fleht für ſeines Freundes Leben, aber vergebens, und ſucht dieſen endlich im Kerker heim. Bald erſcheint auch der Doge im Kerker. Alles fleht nun neuerdings für Roderigo. Endlich verzeiht der ſchwergekränkte Vater.

Die Dichterin hat ſich ſchon durch andere dramatiſche Arbeiten bekannt gemacht, die aber nicht ihre gelungenſten ſind. Zum Schluß müſſen wir noch bemerken, daß Angelika Palli eine vorzügliche Improviſatrice iſt, und daß ſie es iſt, die auf Byron's Tod rührende Elegien in griechiſcher Sprache verfaßt, welche im Vaterlande des Dichters mit der gebührenden Theilnahme aufgenommen worden ſind.

Miszellen.

Willſt du wiſſen, welches Canova's Meiſterſtück iſt? Die Statue der Prinzeſſin Borgheſe, die ich in der geheimen Gallerie im Pallaſt zu Turin geſehen. Sie verdient den Beinamen Venus, der ruhenden. — Wohl! Ich ſah ſie in Canova's Werkſtätte, da er daran arbeitete. — Apropos, weißt du auch die naive Antwort, die die Prinzeſſin einer römiſchen Dame gab, die ſich über die Nacktheit der Statue wunderte, und die Prinzeſſin fragte, wie ſie wohl ſo habe ruhen können: „Ach, antwortete ſie, Canova machte Feuer in der Werkſtätte.“ Sie verlor zu Rom den Sohn, welchen ſie vom General Leclerc hatte; iſt's Fühlloſigkeit oder Seelenſtärke? aber man war erſtaunt eine junge, ſchöne, dem Anſcheine nach ſo zarte Dame ſelbſt ihr Kind begraben zu ſehen, ohne eine Thräne zu vergießen. —

— Der hochgebildete Menſch liebt mehr die Menſchheit der niedre mehr Individuen.

Gemälde aus Torquato Taſſo's befreitem Jeruſalem.

IV. Ankunft vor Jeruſalem.

Schon meldet an des Morgenwindes Roſen:
alsbalde wird hervor Aurora treten.
Sie ſchmückt ſich noch; ihr goldig Haupt mit Roſen
bekränzt ſie nun, in Edens Blumenbeeten:
als ſchon empor in kriegeriſchem Toſen
das Lager rauſcht, noch eh die Schlachtdrommeten
den Aufbruch blaſen; aber drauf erſcholl er
bei weitem tönereicher, jubelvoller.

Der weiſe Feldherr lenkt zum Ziele hin
mit lindem Zügel nur der Wünſche Brennen:
denn leichter wär's die Wogen rückwärts ziehn,
die in den Strudel der Charybde rennen;
den Felſenſchüttler Nord im Apennin,
den Schiffverſenker, darfſt du zahmer nennen.
Er ſchaart, bewegt den Zug, laut unterweiſend,
ſo bleibt er reißend, doch mit Ordnung reißend.

Und Flügel hat das Volk an Herz' und Beinen,
und Keiner merkt, wie raſcher Gang ihm eigen.
Die Schollen ſprengt mit immer heißerm Scheinen
die Sonn', und wie ſie hoch begann zu ſteigen:
Sieh da, ſieh da, Jeruſalem erſcheinen!
ſieh da, Jeruſalem will Jeder zeigen!
ſieh, aus viel tauſend Kehlen wird vernommen
der Eine Ruf: Jeruſalem willkommen!

— Wie kecke Segler, die nach fremdem Strand
ein unbekanntes Meergebiet durchwallen,
die oft erprobt der Waſſer Unbeſtand,
Oft von des Windes Tücken angefallen:

erſchaun ſie endlich das erſehnte Land,
fernher ihm laſſen Jubelgrüß' erſchallen;
der zeigt es dem, den Harm mit einem Mal
wegathmend und der Fahrten Müheſaal. —

Der großen Wonne, die ein jeglich Leben,
beim erſten Anblick, alſo ſüß durchdrungen,
folgte Zerknirſchung untermiſcht mit Beben,
zuſammt den demuthvollſten Huldigungen;
kaum wagte wer, das Haupt zur Stadt zu heben,
die, Jeſu Herberg einſt, den Preis errungen;
woſelbſt er ſtarb, zu Grabe fuhr hernieder,
und dann aufs neu ſich angethan die Glieder.

Demüthge Kläng', halblaute Wort' im Weinen,
gebrochne Seufzer; brünſtiglich Erſtöhnen
des Volks, bei welchem Freud und Leid ſich einen,
macht, daß der Himmel hallt in Murmeltönen;
wie man mitunter hört in dichten Hainen
die laubgen Kronen leis im Winde ſtöhnen;
oder wie wenn am Strand in Felſenhallen
in dumpfem Saus zerkrachte Wogen ſchallen.

Barfüßig wandert ſeines Wegs Jedweder
um ſich der Feldherrn Beiſpiel anzuſchließen;
nicht Seidenzier noch Goldgeſpäng und Feder,
hochmüthgen Schmuck an Helm und Haupt ſie ließen;
ſo nimmt ſein ſtolzes Kleid vom Herzen Jeder,
läßt nur die heiß andächtge Zähre fließen;
wobei ſich dennoch Mancher ſo verklagt,
als ſei der Weg zum Thränenquell verſagt:

„Wo alſo Du, o Herre! thätſt die Au
mit deines Bluts viel tauſend Bächlein tränken:
gieß' Ich nicht von lebendgem Schmerzensthau
zwei Quellen aus ſo bittrem Angedenken!
o Herz von Eis, willt nun nicht, thränenlau,
durch meine Augen, dich zur Erde ſenken?
was ſpalteſt, brichſt du nicht, du hartes Herz?
ſchreiſt nun du nicht, verdienſt du ewgen Schmerz!

V. Schlacht vor Jeruſalem.

Derweil gewahrt der Wächter, der von oben,
vom Wartthurm, überlugt die Höhn und Anger,
wie ſich der Heerſtaub in dem Thal erhoben;
hoch in die Luft, ein groß Gewölke, drang er,
das wetterleuchtend ſchien, draus Funken ſtoben,
als ob es ſei von Blitz und Flammen ſchwanger;
drauf nimmt er wahr der blanken Waffen Strahl,
die Zelter und die Männer allzumahl.

Da ſchreit er: „Welch ein Staub von drüben her!
wie zuckt's, wie wirbelt's durch die Luft mit Glanze!
wohlauf, wohlauf, ihr Bürger in's Gewehr!
raſch zur Vertheidgung! auf, zum Mauerkranze!
der Feind!“ — drauf, nach des Odems Wiederkehr:
„Auf! greif' ein Jeder raſch zu Schwert und Lanze!
der Feind iſt da! herauf, den Staub zu ſchauen,
der weit den Himmel hüllt in Nebelgrauen.“

Da ſieht man Kindlein, da die ſchwachen Greiſen,
da das beſtürzte Volk der Frauen fliehn,
und was nicht kundig iſt der Kämpferweiſen,
in die Moſkheen, leidvoll, betend, ziehn;
flugs aber kleiden ſich in Wehr und Eiſen
Die, welchen Muth und Senen ſind verliehn;
Der rennt zum Schirm des Thores, Der des Walles:
der Schach geht Runde, ſpähet, ſorgt um Alles.

Er giebt Befehl, und eilt, wie dieß geſchehn,
zu einem Thurm in Mitten zweier Pforten;
hier iſt er nah bei Noth; und überſehn
wird Berg und Thal zugleich von dieſen Orten.
Herminien hieß er ihm zur Seite ſtehn,
denn an dem Hofe war die Schöne dorten,
ſeit Antiochien ſank dem Heer der Frommen,
der König auch, ihr Vater, umgekommen. —

Klorinde *) naht derweil dem Chriſtenheere,
die vor dem großen Schwarm der Heiden raumte:
doch auf der andern Seite, wenn ſie kehre,
ſchlagfertig harrt im Hinterhalt **Argante**.

---

*) Das Heldenfräulein, welches, mit Argante, die Heiden anführt.

Es ſpornt ihr Volk mit kriegeriſcher Lehre,
Blick und Gebehrde, die kein Bangen kannte;
„Heut, ruft ſie, muß ein mächtiglich Beginnen
der Hoffnung Aſias tüchtgen Grund gewinnen!“

So ſpricht die Heldin noch zu ihren Leuten:
da ziehen Franken her mit Plünderungen,
die, wie der Brauch, vorausgeſchwärmt nach Beuten,
und ſetzt, an Heerden reich, zum Hauptheer drungen.
Gleich ſprengt ſie an den Führer der Zerſtreuten,
der hat ſich auch entgegen Ihr geſchwungen;
Herr **Gardo** war's; viel mit dem Schwert vermocht' er,
nur nicht gemeſſen mit der Heldentochter.

Zu Boden kömmt beim wilden Widerprall
vor Freund= und Feindesaugen er geflogen.
Die Heiden ſchreien auf mit Jubelſchall,
ein Glückswahrzeichen ſchien's, das doch betrogen.
Sie aber wirft ſich auf die Andern all,
hier iſt ihr Arm für hunderte gewogen;
Ihr nach das Heer auf den durch Lanz' und Degen
gebahnten, in den Feind gehau'nen Wegen.

Die Beute nimmt ſie gleich den Beutern wieder;
es weichen Schritt vor Schritt die Frankenſchaaren;
auf einem Hügel ſammeln ſich die Glieder,
wo von dem Ort ſie mehr begünſtigt waren.
Jetzt, wie da bricht ein Wirbelwind hernieder,
und aus Gewölk des Himmels Blitze fahren:
ſo führt der **Tankred** ſein Geſchwader her,
Da **Gottfried** winkt, und ſenkt zu Kampf den Speer.

Der Jüngling führt ſo groß und ſtark die Lanze,
kömmt mit ſo kriegriſch adeliger Sitte:
dem Heidenkönig auf des Thurmes Kranze
dünkt Er ein Großer aus der Höchſten Mitte.
Drum wandt er ſich zu Jener *), die das ganze
Gemüth ſchon beben fühlt, mit dieſer Bitte:
„Ihr mögt, als Vielerfahrne, mir die Helden
der Chriſten, trotz dem Panzerkleid, vermelden.

---

*) Herminia, die, ſeit ihrer Gefangenſchaft beim großmüthigen Tankred, in ihn verliebt war.

Wer jagt denn da ſo ſtreitbar durch die Fläche,
und beut dem Anblick ſolch ein kriegriſch Grauen?“
Doch Seufzen, ſtatt der Antwort, ſchier durchbräche
die Lippen Ihr; die Aeuglein wollten thauen;
kaum hemmt das Schluchzen ſie, die Thränenbäche,
doch kann man leicht die Qual im Blicke ſchauen;
ein Purpurkränzlein that das Auge röthen
und einen Seufzer kann nur halb ſie tödten.

Dann ſpricht ſie (kunſtreich weiß ſie zu verſchließen
gar andre Wünſche in des Haſſes Kleide):
„Weh mir! in Tauſenden erkenn' ich Dieſen;
kein Wunder auch, daß ich ſo leicht ihn ſcheide:
oft mit der Unſern Blut ihn übergießen
die tiefen Gräben, ſah ich, und die Haide;
ach, wie er grauſam ſchlägt! kein Balſam heilt,
kein Zauber, Wunden, welche Der ertheilt!

Prinz Tankred; — möge Der zu guter Stunde,
nicht todt, lebendig, mein Gefangner, kommen!
nur alſo kann der mörderiſchen Wunde
zu ſüßer Rach' und Linderung er frommen.“ —
So ſpricht ſie; von dem König wird die Kunde
in einem höchſt verſchiednen Sinn genommen;
doch Seufzer, die umſonſt ſie tödten wollen,
ſind ihrem Mund beim letzten Wort entquollen. —

Dem Sturm des Tankred ſtellt ſich jetzt Klorinde,
die in den Ort auch ihre Lanze ſtößt.
Sie treffen im Viſier, daß in die Winde
der Schaft zerſtob: Sie aber ward entblößt;
denn losgeſprengt iſt ihres Helms Gebinde,
der, wunderbarer Stoß! vom Haupt ſich löſt,
daß goldne Locken frei zu Felde flogen:
ein Fräulein mitten in des Kampfes Wogen.

(Fortſetzung folgt.)

Canova's Unterhaltung mit Napoleon.

(Aus Canova's Tagebuch)

(Schluß.)

„Am 15ten October begann ich meine Arbeiten, und während ich den Entwurf zu einer Statue der Kaiſerin ausführte, hatte ich Gelegenheit, über mancherlei Gegenſtände mit dem Kaiſer zu reden, welcher dieſe Zeit dem Frühſtück widmete, und von Geſchäften frei war. Ich will das Hauptſächlichſte von dieſen Unterhaltungen andeuten.

Wie iſt das Klima Roms? fragte er mich; war es vielleicht auch im Alterthum ſchon ſchädlich und ungeſund? Es ſcheint, ſo antwortete ich, nach den Berichten der Geſchichtſchreiber und wie die Vorſichtsmaßregeln beweiſen, welche die Alten dagegen erfanden, als geheiligte Haine und Wälder, und eine unermeßliche Bevölkerung, welche das Land bedeckte. Ich erinnere mich einer Stelle im Tacitus, wo er bei Gelegenheit der Rückkehr der Vitelliſchen Truppen aus Deutſchland ſagt, ſie ſeyen erkrankt, weil ſie im Vatikan geſchlafen. — Er klingelte, daß ihm der Bibliothekar den Tacitus bringe; doch konnte die Stelle nicht aufgefunden werden, und ich ſchickte ſie ihm nachwärts. Er erzählte mir dann, daß die Soldaten, wenn ſie aus fernen Gegenden verſetzt werden, das erſte Jahr immer erkranken, nachher ſich aber wohl befinden. Indem ich dann von Rom weiter ſprach, entwarf ich ihm das Gemälde von der Verödung und traurigen Lage jener Hauptſtadt. Ohne Rom's Größe könne jenes Land nicht aufkommen, ſagte ich, weil es aller andern Hülfsmittel beraubt ſey. Nachdem es den Papſt verloren, ſeyen die Miniſter, vierzig Kardinäle, mehr als zwei hundert Prälaten und eine große Menge geiſtlicher Herrn weggezogen. Bereits finde eine große Auswanderung ſtatt und das Gras wachſe in den Straßen. Der Ruhm dieſer Hauptſtadt gebe mir ein Recht, frei zum Kaiſer zu reden, und ihn zu bitten, daß er der gegenwärtigen Noth abhelfen möge, weil ſie keinen Geldzufluß mehr habe.

Dieſer Geldzufluß, ſagte er, war in den letzten Zeiten ſehr gering. Allein die Fabriken ſollten doch einigen Gewinn bringen.

Das iſt unbedeutend, entgegnete ich. Nur Lucian hat einen Verſuch gemacht. Uebrigens fehlt Rom alles, außer dem Schutz euerer Majeſtät. Er lächelte und ſagte: Wir wollen Rom zur Hauptſtadt Italiens machen und noch Neapel hinzufügen. Was ſagen Sie dazu? Werden Sie zufrieden ſeyn?

Die Künſte, verſetzte ich, könnten für Rom auch eine ergiebige Quelle der Wohlfahrt ſeyn; aber ſie werden niedergehalten, vernachläßigt, und euere Majeſtät und die kaiſerliche Familie ausgenommen, gibt der Kunſt niemand ſonſt etwas zu verdienen. Das rührt auch von der Lauigkeit in der Religion her, welche die Künſte nährt. Und hier ſetzte ich dann aus den Beyſpielen der Aegypter, Griechen und Römer auseinander, wie nur die Religion den Künſten zu ihrer Blüte verholfen. Nur aus religiöſer Begeiſterung ſeyen ſo unermeßliche Summen auf das Parthenon, auf die Statue des Olympiſchen Jupiters und der Minerva verwendet worden. Eben ſo haben die Römer allen ihren Handlungen und Werken das Siegel der Religion aufgedrückt, und dieſer wohlthätige Einfluß der Religion habe die Künſte ſelbſt und ihre Denkmale vor den Barbaren gerettet. Hier führte ich denn die Meiſterſtücke der neuen Kunſt an, welche aus religiöſem Eifer entſtanden, wie die St. Markuskirche zu Venedig, den Dom von Piſa und Orvieto, das Campo ſanto zu Piſa und unzählige andere Wunderwerke, die mit Marmor und köſtlichen Gemälden ausgeſchmückt ſind. Alle Religionen wirkten wohlthätig auf die Künſte, ſchloß ich endlich, aber mehr, als die übrigen, unſere römiſch-katholiſche. Die Proteſtanten begnügen ſich mit einer einfachen Kapelle, mit einem Kreuze und bieten der Kunſt keinen Stoff.

Der Kaiſer warf einen Blick auf Maria Louiſe, und ſagte: er hat recht, die Religion hat die Künſte genährt und die Proteſtanten haben nichts Schönes.

Eines andern Tags fiel das Geſpräch auf einen noch zartern Gegenſtand, auf die Päpſte und ihre Regierung, und hier nahm ich mir denn die Kühnheit, dem Kaiſer die ſtärkſten Dinge zu ſagen, und ich wunderte mich, daß er mich ſo geduldig anhörte, woraus ich ſchloß, daß ſein Herz nicht ſo tyranniſch ſeyn müſſe, ſondern nur von Schmeichlern verdorben ſey, die ihm die Wahrheit verhehlten.

Als das Geſpräch auf Pius VII, meinen Wohlthäter kam, hielt ich's für Pflicht, ihm zu ſagen: Aber warum ſöhnen ſich denn euere Majeſtät nicht irgend auf eine Weiſe mit dem Papſte aus? — Weil die Herrn Prieſter überall befehlen wollen, war ſeine Antwort; ſie wollen ſich in Alles miſchen und die Herren uber Alles ſeyn, wie Gregor VII. — Dies iſt jetzt nicht mehr zu fürchten, ſagte ich, da euere Majeſtät Herr über alles iſt. — Die Päpſte fuhr er fort, haben die Italiäner niedergehalten, da ſie ſelber nicht einmal in vollkommnem Beſitz Roms waren wegen der Faktionen der Colonna und Orſini.

Gewiß, ſagte ich, hätten die Päpſte ſchöne Gelegenheit gehabt, ſich zu Herrn ganz Italiens zu machen, wenn ſie ſo kühn, wie euere Majeſtät, geweſen wären. — Ja, Kühnheit erheiſcht es, verſetzte er, indem er die Hand ans Schwert legte, Kühnheit erheiſcht es. — Es iſt wahr, nahm ich wieder das Wort wenn Alexander VI länger gelebt hätte, würde er ſchon etwas zu Stande gebracht haben, Julius II und Leo X machten glückliche Verſuche. Aber meiſt ſind die Päpſte alt, wenn ſie gewählt werden, und nicht alle haben den gleichen Unternehmungsgeiſt, wie ihre Vorfahren. Das Schwert iſt das beſte, rief Napoleon, ich wiederhohl's. Nicht das Schwert allein, verſetzte ich, auch der Krummſtab gehört dazu. Macchiavelli ſelbſt zweifelt noch, ob die Waffen des Romulus, oder die Religion des Numa mehr zur Größe Roms beygetragen; ſo wahr iſt es, daß dieſe beyden Mittel mit einander vereinigt werden müſſen. Sind die Päpſte auch nicht groß in Waffen geweſen, ſo haben ſie doch ſo viel anderes Schönes begründet und gethan, daß es billig das Erſtaunen Aller zu jeder Zeit erregen muß.

Ein großes Volk waren die Römer, rief Napoleon aus. — Ja groß waren ſie bis zum zweiten puniſchen Krieg, verſetzte ich. — Cäſar, ja Cäſar war ein großer Mann, fuhr er fort. — Nicht Cäſar allein, fiel ich ein, es gab noch andere große Kaiſer, wie Titus, Trajan, Mark Aurel. — Immer, immer waren die Römer groß bis auf Conſtantin, ſagte er weiter. Die Päpſte handelten ſchlecht an Italien, daß ſie immer die Zwietracht darin unterhielten, und ſtets die erſten waren, die Deutſchen und Franzoſen herbei zu rufen; ſie waren unfähig, ſelber Soldaten zu ſeyn und ſo haben ſie viel verloren. — Weil es dann einmal ſo gegangen iſt, fuhr ich fort, ſo laſſen euere Majeſtät nicht zu, daß ſich unſere Uebel vergrößern, und dies ſage ich darum, weil, wenn euere Majeſtät Rom nicht zu Hülfe kommt, es gerade das werden wird, was es zu jener Zeit war, da die Päpſte ihren Sitz nach Avignon verlegten. Ungeachtet der ungeheuern Waſſermenge und der vielen Brunnen, welche Rom vor jener Epoche hatte, zerfielen die Waſſerleitungen, und man verkaufte das Tiberwaſſer in den Straßen; die Stadt war verödet.

Napoleon ſchien bey dieſen Worten etwas bewegt zu ſeyn; dann erwiederte er mit Nachdruck: warum widerſteht man mir? Wie? Bin ich denn nicht Herr von Frankreich, Italien und von mehr als der Hälfte Deutſchlands? — Ich bin der Nachfolger Karls des Großen; wären die Päpſte, wie ſie damals waren, alles würde ausgeglichen ſeyn. Auch Ihre Venezianer brachen mit dem Papſt? — Nicht ſo, antwortete ich, wie euere Majeſtät. Sie ſind ſchon ſo groß, daß Sie dem Papſte wohl ein Plätzchen gönnen dürfen, wo er unabhängig und frei ſeinem Amt obliegen kann.

Wie? verſetzte er, laſſe ich ihm nicht freies Spiel, wenn er nur innerhalb der Schranken der Kirche und Religion bleibt? Und doch, ſagte ich, handeln die kaiſerlichen Beamten nicht in dieſem Sinne; denn nicht ſobald macht der Papſt etwas bekannt, das der franzöſiſchen Regierung mißfällt, ſo reißen ſie die Anſchlagzettel herunter. Laſſe ich den Biſchöfen hier denn nicht freie Gewalt? entgegnete er. Iſt hier vielleicht keine Religion? Wer hat die Altäre wieder aufgerichtet? Wer den Klerus beſchützt? — Wenn euere Majeſtät religiöſe Unterthanen haben, ſagte ich, ſo werden ſie Ihrer Perſon nur um ſo ergebener und getreuer ſeyn. Ich will wohl eine Ausſöhnung, entgegnete er, aber der Papſt iſt ganz deutſch; indem er dies ſagte, blickte er die Kaiſerin an, und ſie erwiederte: Ich kann Sie verſichern, als ich in Deuſchland war, hörte ich, der Papſt ſey ganz franzöſiſch. Er hat die Ruſſen und Engländer nicht aus ſeinem

Staate wegjagen wollen, fuhr Napoleon fort, und darum haben wir mit ihm gebrochen.

Nun nahm ich mir die Kühnheit und ſagte, ich hätte die Rechtfertigung des Papſtes und alle offiziellen Aktenſtücke im Druck geleſen, und wie es mir ſcheine, ſo habe der Papſt ſtarke Gründe auf ſeiner Seite. Mittlerweile trat der Marſchall Düroc herein. Napoleon aber fuhr immer fort: Er hat mir ſogar mit dem Bann gedroht? Weiß er denn nicht, daß wir zuletzt werden könnten, was die Ruſſen und Engländer? — Ich bitte euere Majeſtät um Vergebung, ſagte ich; aber der Eifer, den ich für euere Majeſtät ſeit ſo vielen Jahren hege, flößt mir die Zuverſicht ein, mit Freimüthigkeit zu Ihnen reden zu dürfen. Mir ſcheint, daß dieß nicht nach dem Intereſſe euerer Majeſtät gehandelt wäre. Gott ſchenke Ihnen noch viele Jahre, aber wenn jemals ein Unglück begegnete, ſo ſteht zu fürchten, daß ſich irgend einer erhebe, der, ſeinen eigenen Vortheil wahrnehmend, die Parthei des Papſtes ergreifen und Ihnen große Unruhen veranlaſſen könnte. Bald werden euere Majeſtät Vater ſeyn, und müſſen auf etwas Feſtes ſehen. Mit Ihrer Gunſt, Sire, vertragen Sie ſich irgendwie mit dem Papſte. — Sie wünſchten alſo, verſetzte er, daß wir uns vertrügen? Auch ich wünſche es; aber denken Sie nur, was die Römer ohne Papſt waren. — Erwägen euere Majeſtät aber auch, ſagte ich, was für eine Religion ſie hatten, da ſie groß waren. Jener Cäſar, aus dem man ſo viel Weſens macht, rutſchte auf den Knien die Stufen des Capitols zum Tempel des Jupiters hinan; man lieferte keine Schlacht, außer bey günſtigen Auſpizien, und wurden auch ohne Auſpizien Schlachten geliefert und gewonnen, ſo ſtrafte man den Feldherrn. Es iſt bekannt, was Marcellus für die religiöſen Gebräuche that, und wie jener Conſul verurtheilt ward, weil er die Ziegel von einem Tempel des Jupiter in Großgriechenland herabnahm. Beſchützen euere Majeſtät doch um Gotteswillen die Religion und ihr Oberhaupt; erhalten Sie die ſchönen Kirchen Italiens und Roms; es iſt ſüß, mehr angebetet, als gefürchtet zu ſeyn. — Wir wollen das, ſagte er, und brach die Unterredung ab.

Eines andern Tags kam das Geſpräch auf Venedig, auf ſeine Künſtler und Denkmäler, und er ſagte, er habe in Italien gute Karten gefunden. Da er mich über die Architekten befragte, ſo nannte ich ihm die vorzüglichſten mit dem gebührenden Lob, und ſprach auch vom Architekten Soli, der die neuen Werke zu Venedig leitete und vergaß dabei den Paladio nicht und ſeine Erläuterungen zu Cäſars Commentarien; gleichfalls berührte ich die übrigen Kunſtwerke, welche im Gebiet der Venezianer zerſtreut ſich finden. Und ich ſprach ſo eifrig für und von Venedig, daß mir vor Rührung die Thränen über die Backen liefen; ich ſchwör's euerer Majeſtät, ſagte ich zuletzt, die Venezianer ſind Herzensgute Leute. Wohl, ſagte er, es ſind gute Leute. — Aber es geht ihnen ſchlimm, euere Majeſtät, fuhr ich fort; der Handel iſt gehemmt, die Auflagen ſind groß, einige Diſtrikte haben keinen Lebensunterhalt mehr, wie der von Paſſeriano, über den eine berüchtigte Schrift zirkulirt, von der ich nicht weiß, ob ſie in euerer Majeſtät Hände gekommen. Nein, ſagte er. Ich bekam Muth und verſetzte: ich habe eine Abſchrift davon, wenn euere Majeſtät ſie ſehen wollen. Und ſomit öffnete ich meine Brieftaſche und reichte ſie ihm dar.

Als Napoleon das Blatt ſah, ſagte er: es iſt kurz. Er ließ ſein Eſſen ſtehen, las es und ſagte: Ich will mit Aldini darüber ſprechen, und legte es neben ſich.

Im Geſpräch über Venedig fortfahrend, verbreitete ich mich dann ein wenig über die Verfaſſung und den Geiſt der Venezianer, und bemerkte, daß es ſeit Erſcheinung der Werke Macchiavelli's eine Unmöglichkeit ſchien, jene Republik werde jemals fallen. Dieſer große Politiker ſchrieb an Vettor Vettori, da er ſich als Abgeſandter von Florenz zum Kaiſer nach Deutſchland begab: „Mein Freund, die Venezianer, wie es ſcheint, fangen an die Sachen recht aufs Korn zu nehmen, ſintemal ſie den heiligen Markus mit dem Schwert abmalen laſſen, da ihm das Buch allein nicht genügt.“ Ich bemerkte ferner, daß die Venezianer, aus Furcht, es möchte ein Cäſar unter ihnen aufſtehen, keinen eigenen General in ihrem Feſtlande aufſtellten, und wenn ſie es auch thaten, ſo geſtatteten ſie nie Verlängerung des Oberbefehls.

Gewiß, erwiederte der Kaiſer, die Verlängerung des Oberbefehls iſt eine gefahrvolle Sache. Ich ſelber ſagte dem Direktorium, wenn es immer Krieg wolle, ſo werde einer kommen, der ihm befehle.

Ein ander Mahl fiel das Geſpräch auf die Florentiner, bei Gelegenheit, da er mich fragte, wo ich Alfieri's Denkmal aufgeſtellt habe. In der Kirche Santa Croce, ſagte ich, wo auch Michael Angelo's und Macchiavelli's Denkmal iſt. Wer hat's bezahlt? fragte er weiter. Die Gräfin Albany, war die Antwort. Und Macchiavellis Denkmal? Eine patriotiſche Geſellſchaft, wie ich glaube. Und das von Gallilei? Seine Verwandten, wenn ich nicht irre. Die Kirche von St. Croce, begann ich weiter, iſt in ſchlechtem Zuſtande; der Regen dringt durchs Dach und ſie bedarf überall eine Ausbeſſerung. Es iſt ruhmvoll für euere Majeſtät jene ſchönen Denkmale zu erhalten, und wenn die Regierung im Beſitz der Einkünfte, iſt es wohl gerecht, daß ſie einen Fond für die Erhaltung der öffentlichen Gebäude zurück laſſe. Auch der Dom von Florenz fängt an zu verfallen, weil es an Mitteln zu ſeiner Erneuerung gebricht. Und gerade in Bezug auf die Kirchen, die mit den ſchönſten Kunſtwerken angefüllt ſind, habe ich eine inſtändige Bitte an euere Majeſtät, Sie wollen es nimmer geſtatten, daß die ſchönſten Denkmäler der Kunſt an die Juden verkauft werden. — Wie, verkauft? entgegnete er etwas betroffen. Wir wollen alle ſchönen Sachen hieher bringen laſſen.

Laſſen ſie euere Majeſtät doch zu Florenz, ſagte ich, wo ſie mit den Freſcogemälden ein Ganzes bilden, und nicht anders wohin gebracht werden können. Es wäre gut, wenn der Präſident der florentiniſchen Akademie freiere Hand über die Kunſtſchätze daſelbſt hätte. Das iſt mein Wille: ſagte er. Dies bringt euerer Majeſtät um ſo mehr Ruhm fuhr ich fort, da Ihre Familie urſprünglich eine Florentiniſche war. Bei dieſen Worten wandte ſich die Kaiſerin zu ihm und ſagte: Sind Sie nicht ein Korſikaner? Ja, ſagte er, aber von Florentiniſchem Urſprung. Nun fuhr ich fort: daß der Senator Aleſſandri, der Präſident der florentiniſchen Akademie, welcher ſich ſo groſſe Mühe um die Erhaltung der Kunſtwerke gegeben, aus einem der erlauchteſten Häuſer von Florenz ſey, das in älteren Zeiten durch Heirathsverbindungen an die Familie Ihrer Majeſtät geknüpft geweſen. Sie ſind alſo ein Italiäner, ſchloß ich, und wir rühmen uns deſſen. Das bin ich ſicher, antwortete er. Und ſo empfahl ich ihm denn aufs dringendſte die florentiniſche Akademie.

Eines andern Tages ſprach ich auch lange zu Gunſten der römiſchen Akademie von St. Luca; ſie ſei ohne Schulen, ohne Einrichtungen, ohne Einkünfte; es ſei daher nothwendig, ſie auf denſelben Fuß, wie die Mailändiſche zu ſetzen. Ein anderes Mal kam ich wieder auf dieſen Gegenſtand und ſagte: Entſchlagen ſich euere Majeſtät eines Sängers und einer Sängerin und dotiren Sie die Akademie von St. Luca, und dies ſagte ich mit Vorbedacht, weil ich wußte, daß er dem Creſcentini allein 36,000 Franken jährlich auswarf. Ich fand ihn dazu ſehr geneigt, weßhalb ich einen Brief an Manneval, den Privatſekretär des Kaiſers ſchrieb, worin ich ihn unterrichtete, wie ſeine Majeſtät geſonnen ſey, die Künſte in Rom zu unterſtützen, und ein Dekret verſprochen habe, das ich mit mir nach Rom zu nehmen wünſchte. Am 8ten November erhielt ich denn auch wirklich das gewünſchte Dekret.

Da das Geſpräch wieder auf die römiſche Akademie und Künſtler kam, ſagte Napoleon: Italien iſt ſchlecht beſtellt mit Malern, wir haben treffliche
re in Frankreich. Seit vielen Jahren, erwiederte ich, habe ich keine Werke von franzöſiſchen Malern geſehen, und kann daher keine Vergleichung anſtellen; indeß hat Italien immerhin noch treffliche Künſtler, den Camuccini und Landi zu Rom, den Benvenuti zu Florenz, den Appiani und Boſſi zu Mailand. Er ſagte dann: die Franzoſen fehlten ein wenig im Colorit, aber in der Zeichnung ſeyen ſie den Italienern überlegen. Ich bemerkte dagegen, daß auch unſere Künſtler gut zeichneten; den Camuccini nicht zu erwähnen, deſſen Trefflichkeit anerkannt ſey, habe Boſſi göttliche Contouren gefertigt, und Appiani die Säle des kaiſerlichen Pallaſtes zu Mailand in Freſco ausgemalt, wie ich's nirgend beſſer finden könnte. In Fresco wohl, ſagte er, aber nicht in Oehl. Ich übernahm nun die Vertheidigung unſerer Künſtler, und bemerkte unter andern, welche Ermunterungen den franzöſiſchen Künſtlern würden, die alles überträfen, was je Künſtlern wiederfahren.

Er fragte mich dann über den Kunſtſal und die architektoniſchen Werke, welche man in Paris errichtete; und ich ertheilte den franzöſiſchen Künſtlern und ihren Werken gebührendes Lob.

Haben ſie die Säule von Bronze geſehen? ſagte er. Ja ſagte ich, ſie iſt herrlich. Aber die Adler an den Winkeln gefallen mir nicht, verſetzte er. Und doch hat auch die Trajansſäule, von der die Pariſer nur eine Nachahmung iſt, jenen Schmuck, bemerkte ich. Jener Bogen am Bois de Boulogne wird ſchön werden? — Vortrefflich! war meine Antwort. Die vielen Werke, die euere Majeſtät ausführen, ſind der alten Römer würdig, und vorzüglich die prächtigen Straßen. —

Am 4ten November begab ich mich mit der Büſte, die ich ſchon in Gips ausgeführt hatte, zur Kaiſerin, die ſie dann den Damen zeigte, mit welchen ſie ſpielte, und alle fanden die ſprechendſte Aehnlichkeit. Napoleon war nicht zugegen, daher ſie zu mir ſagte, ich möchte ihm die Büſte morgen beim Frühſtück zeigen. Wollen Sie denn wirklich nicht hier bleiben? fragte ſie mich dann. Ich will ſobald als möglich wieder nach Rom zurückkehren, entgegnete ich, um die Statue in ihrer Größe auszuarbeiten. Die Kaiſerin unterhielt ſich noch lange über das Techniſche meiner Kunſt mit mir und ſprach auch von der Statue der Fürſtin Leopoldine von Lichtenſtein. Sie iſt wirklich ein Ideal von Schönheit, ſagte ſie.

Am folgenden Tag begab ich mich ins Kabinett, wo die Majeſtäten beim Frühſtück waren. Ich durfte die Büſte nicht aufdecken, da Napoleon ſagte, er wolle zuerſt noch ſich erfriſchen, denn er ſey müde, und habe bis jetzt geſchrieben. Ich drückte meine Verwunderung aus, daß er unter ſo vielen Beſchäftigungen nicht erliege. Ich habe, ſagte er, ſiebzig Millionen Unterthanen, und acht bis neun Mal hundert tauſend Soldaten; ſo viele Streitkräfte hatten nicht einmal die Römer. Ich habe vierzig Schlachten geliefert, und in der Schlacht bei Wagram hundert tauſend Kanonenſchüſſe gethan. Und dieſe Frau hier (indem er ſich zur Kaiſerin wandte,) die damals noch Erzherzogin war, wollte mich todt haben. Es iſt wahr, ſagte Maria Louiſe. Und ich verſetzte: Danken wir Gott, daß jetzt die Sachen, wie mir ſcheint, anders gehen.

Erſt nach einigen Tagen jedoch ſah er die Büſte und war ſehr zufrieden mit derſelben. Die Kaiſerin mußte ſich in die gehörige Stellung verſetzen, und er nöthigte ihr manches Lächeln ab.

Die Kaiſerin hatte ſich etwas erkältet, und ich bemerkte, daß es gefährlich ſey in offenem Wagen ſo in voller Haſt zu fahren, zumal da ſie ſchwanger ſey. Da haben wir's, ſagte Napoleon, Alles wundert ſich, aber die Frauen wollen einmal alles nach ihrem Kopfe thun. Nun hören Sie; jetzt möchte ſie gar nach Cherbourg fahren, das ſo weit iſt, und ich ſage, ſie ſoll Geduld haben. Sind Sie verheirathet? Nein, Sire, antwortete ich; ich war zwar mehrmals daran, aber verſchiedene Umſtände erhielten mich in meiner Freiheit. Auch fürchte ich keine Frau zu finden, die mich liebte, wie ich ſie lieben würde, und ſo lebe ich meiner Kunſt. Ach die Weiber, die Weiber! ſagte Napoleon lächelnd, während er fortfuhr zu eſſen.

Ich wiederhohlte mein Geſuch, daß er mir die Erlaubniß geben mögte, nach Rom zurück zu kehren, und er entließ mich endlich, indem er ſagte, ich dürfe hingehen, wo es mir beliebe."

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen auf das Jahr 1825.

(Fortſetzung)

Vergißmeinnicht von Clauren, Leipzig bey Leo.

Die Form iſt die alte. Unter den Kupfern ſind die mit ganzen Figuren wie gewöhnlich nichts werth, und ſtellen bloß Coſtume dar, die mit weiblichen halben Figuren ſind dießmal wenigſtens nicht unanſtändig, wenn auch ohne Geiſt und Charakter, und das Weiche der Behandlung mag wie immer gelobt werden. Alle Kupfer ſind nach der Regel dieſes Taſchenbuchs in die Erzählungen eingeſtreut, zu denen ſie gehören, und die mit Ausſchluß von Gedichten und fremder Hände, allemal in Proſa und vom Herausgeber ſelbſt componirt ſind.

Diesmal finden wir drey Romänchen. Das erſte führt den unpaſſenden Titel: Der Gram der Liebe hat ſie getödtet. Der Anfang iſt einnehmend. Ein junger Oberlandesgerichts-Aſſeſſor wird uns in einigen komiſchen Situationen ſeines Amtes vorgeführt. Dann begleiten wir ihn in das Haus eines ſo eben verſtorbenen Kaſſenbeamten, bey dem er verſiegeln ſoll. Die arme Tochter deſſelben ſtellt ſich dem jungen Herrn in der Unruhe des Leichenhauſes und im Gram ihres Herzens, da ihr mit dem Vater alles geraubt iſt, ziemlich unvortheilhaft dar, und durch dieſe dunkle Folie wird das edle Benehmen dieſes Kindes und die daraus keimende Neigung des Jünglings uns überraſchend, warm und wahr in ein gar poetiſches Licht geſetzt. Wir ſehen mit Vergnügen, wie eine alte und ſehr ſtrenge Muhme des Aſſeſſors die Waiſe zu ſich nimmt, wie die ſtille Liebe zwiſchen den jungen Hausgenoſſen ſich mit der Blüthe der Jungfrau ſelbſt natürlich und ſchön entfaltet. Dann aber iſt auch die Poeſie zu Ende. Der Verfaſſer hätte die freundliche Idylle billig hier mit einer kurzen Hochzeit ſchließen können. Er führt aber mit einer höchſt plumpen Erfindung die Geſchichte ins wüſte märkiſche Sandland der Fadheit oder currenten Almanachspoeſie hinüber. That uns bisher die Zartheit wohl, mit welcher der Verfaſſer, was er ſonſt ſelten thut, die junge Liebe ausführt, ſo bringt er nun plötzlich einen Aſſeſſor vor das Bett ſeiner Molly, worin er ſie überraſchen will. Wie dieſer ſich aber im Dunkeln zu ihr neigt, fühlt er einen Schnurbart und eine rauhe Mannsſtimme fährt ihn an. Sogleich denkt er, es ſey ein Lieutenant, ſein bisher unglücklicher Nebenbuhler, flieht davon und forſcht weiter nicht nach, indem ihm Mollys Treuloſigkeit evident erwieſen ſcheint. Er kommt in die Reſidenz in ein höheres Amt, wird aber todſterbenskrank. Auch Molly will an ihrem Liebesgram verſcheiden, da ſie ſich ſein Betragen nicht erklären kann, und ſich ungerecht verſtoßen glaubt. Wie ſie aber hört, daß er krank ſey, eilt ſie zu ihm, pflegt ihn und der Irrthum klärt ſich auf. Es war nur ein

Grenadier geweſen, ein Bruder der Magd, der an jenem Abend im Hauſe des Aſſeſſors übernachtet, während Molly in einem andern Zimmer ſich gebettet. Wie einfältig!

Von der zweyten Erzählung: Vielliebchen, ſteht hier nur der Anfang, und die Fortſetzung wird im folgenden Jahrgang verſprochen. Wir ſehen, durch eine Menge widriger Verhältniſſe gedrängt, einen talentvollen Jüngling nach Griechenland ziehn, wo wir ihn dann erwarten wollen.

Makk, das dritte Romänchen, hat wieder manches Anziehende. Anfangs befinden wir uns zwar in immer höchſt matter Hofluft, kommen aber doch bald aufs Land und in die grüne Poeſie hinein. Ein junger Graf, Ulmenhorſt, ſoll heirathen. Der Vater will ihn einem ſchönen Hoffräulein Aurora geben, die er aber wegen eines Verſtändniſſes mit dem Erbprinzen verſchmäht. Auf der andern Seite ſucht ihn eine Landdame mit vier mannbaren Töchtern, Papchen, Pipchen, Popchen und Pupchen, in ihr Netz zu ziehn. Er entflieht der doppelten Kabale auf eines ſeiner Landgüter und findet dort die ſchöne Julie, Tochter eines Beamten, die er in der Jugend einſt vom Waſſertode gerettet. Dieſes reizende und ſeelenvolle Landmädchen zieht ihn unwiderſtehlich an, und wir ſehen wieder unter idylliſchen Scenen eine anmuthige Liebe ſich entfalten. Die Entſcheidung wird gewaltſam herbeygezogen. Ein Nachbar bringt einen Hund mit, Makk genannt, der für toll gehalten wird, und den Grafen beißt. Da keine andre Hülfe möglich, ſaugt ihm das ſchöne Julchen das Blut aus der Wunde. Es klärt ſich auf, daß keine Gefahr iſt; der Graf aber, durch des Mädchens That von ihrer Liebe unumſtößlich überzeugt, läßt ſich ſogleich mit ihr trauen, obwohl ihn der Vater enterbt. Jene Aurora nimmt das Fürſtenhaus großmüthig für ihren verlornen Bräutigam ein, und auch der alte Graf verſöhnt ſich.

Huldigung der Frauen, von Caſtelli.

Leipzig, im Induſtrie-Comptoir.

Die hiſtoriſchen Kupfer ſind ohne allen Werth. Uebrigens präſentiren ſich in dieſem kleinen Taſchenbuche 38 Dichter und fünf Dichterinnen. Unter den Gedichten verdienen die Kinder des Jahres, von Samuel Saphir, darin jeder Monath in einem Sonnett den Frauen ſeine Huldigung darbringt, ſchon der Idee wegen Lob, und ſie ſind paſſend, wenn auch nicht gerade genial ausgeführt. Sodann finden wir einiges trefflich Orientaliſche von v. Hammer und Rückert. Ein gewiſſer Seidl verſificirt die Sage vom verſteinerten Mönch, dem bekannten Schweizerberge. Es heißt darin S. 228:

Die Füße ſchwollen zum Pfeilerrand;
Zum Steinbruch wurde die Falt' im Gewand;
Die arge Bruſt ward breit und weit,
Stark, um zu ſaugen die Ewigkeit.

Man denke ſich irgend einen Kapuziner, der an ſeiner ſchmutzigen Bruſt die Ewigkeit ſaugt. Wie werden die zarten Frauen, denen dieß Lied zu huldigen ſich bemüht, die Näschen rümpfen!

Krug von Nidda liefert eine poetiſche Erzählung, die eine artige, unſern Leſern vielleicht noch unbekannte Anekdote enthält. Am Congreß zu Aachen zeigte einer der geſchickteſten engliſchen Seiltänzer mit vielem Uebermuth den erſtaunten Deutſchen ſeine Kunſt, indem er als Ritter mit Harniſch und Schwerdt belaſtet auf einem Seile den hohen Münſterthurm emporſtieg. Der berühmte deutſche Seiltänzer Kolter, der ſich ebenfalls in Aachen befand, beſchloß den Engländer zu demüthigen, verkleidete ſich in einen Zauberer, und ſtieg unverſehens oben vom Thurme herab, als der Engländer ſchon unterwegs war. Dieſer erſchrack heftig, hielt aber Stand. Kolter kam ihm entgegen und befahl ihm, als beyde auf dem Seile nahe an einander waren, zurückzugehn. Dieß war mit der äußerſten Gefahr verbunden, darum erkannte der Britte ſich für beſiegt und flehte den Deutſchen, ihn vollends hinaufſteigen zu laſſen. Da hieß ihn Kolter ſich bücken, ſprang gewandt über ihn hinweg, und ſtieg ſichern Fußes vollends hinab. Der Verfaſſer verſichert, daß dieſe Anekdote ein Faktum ſey. Wir ſind nicht dabey geweſen.

Unter den proſaiſchen Erzählungen erſcheint zuerſt das arme Kind von Clauren. Ein kleiner hübſcher Knabe hat ſich verlaufen, und wird von der Polizey aufgefangen. Ein Liebespaar kommt dazu und die Braut nimmt ſich zärtlich des Kindes an. Dieſer Umſtand und einige Merkmale, welche den Urſprung des Kindes nach einem Badeort verſetzen, an welchem zu derſelben Zeit die Braut ſich aufgehalten, geben dem Bräutigam einen böſen Verdacht. Dieſer wird in einer Geſellſchaft von alten Libertins vermehrt, wobey überhaupt dergleichen Skandale vom Verfaſſer mit aller Routine eines alten Berliners durchgezogen werden. Da ſich aber die wahren Eltern des Kindes bald einfinden, ſo fallen alle die ſaubern Vermuthungen zuſammen, und die Braut verzeiht dem Argwöhniſchen.

Die Macht der Muſik, Novelle von Lambert, gibt eine öſterreichiſche Sage, deren echt poetiſcher Werth eine weit ſchönere Behandlung zugelaſſen und erfordert hätte. Ein Herr von Reichenſtein wird auf einem Kreuzzuge gefangen. Seine treue Gemahlin erfährt es, verkleidet ſich als Jüngling, zieht nach dem Morgenlande und entdeckt den Aufenthalt des geliebten Mannes in einem Garten des Sultans. Es gelingt ihr, durch die zauberiſchen Töne ihres Geſanges und Saitenſpiels die verkannte Favoritin des Sultans zu heilen, und ſie fordert und erhält zum Dank den Sklaven des Gartens. Eine ähnliche Sage, mit noch reichern Nebenumſtänden ausgeſtattet, nennt dieſe Heldin eine Frau von Seidliz.

Die Regimentsmütze von St. H. iſt, wenn man ſich über die Gemeinheit der Charaktere hinwegſetzt, ein recht jovialer Schwank. Ein unbärtiger Lieutenant hat ſich in einer benachbarten Stadt eine koſtbare Mütze beſtellt, eilt ſie abzuholen und zugleich ſeine Geliebte zu beſuchen, verſpricht aber zum Exerziren wieder da zu ſeyn. Er borgt Geld für die Mütze, verliert es aber unterwegs, kommt zum Schneider und erfährt, daß ein anderer Lieutenant die Mütze fortgenommen, geht zum Lieutenant, ſchlägt ſich mit ihm, bekommt einen kleinen Hieb und die Mütze, hat aber ſchon zu viel Zeit verloren, um die Geliebte zu beſuchen, und fährt zurück. Unterwegs verliert er die Mütze, weil er einſchläft, erwacht, findet die Mütze nicht, erfährt, daß ſie in einen andern Wagen aufgenommen worden, jagt dieſem nach und holt ihn in einem Wirthshauſe ein. Ein ſchönes Mädchen überliefert ihm die Mütze, ſein Herz iſt gleich entflammt. Er denkt weder an die Geliebte noch an das Exerziren, koſet und tändelt, ſcheidet ſpät, nimmt noch einen Braten und eine Flaſche Wein mit und fährt nach Hauſe. Die

Compagnie hat eine Stunde auf ihn gewartet. Der Hauptmann ſchilt ihn derb aus und gibt ihm Stubenarreſt. Wie er ins Zimmer tritt, hat der Hund den Braten verzehrt, die Flaſche zerſchlagen, das Licht umgeſtoßen, und die ſchöne Mütze in lichte Flammen geſetzt. Der Lieutenant ergreift ſein Bambusrohr und zerſchlägt es, ohne den Hund zu treffen. Zugleich bekommt er von ſeiner Geliebten, die zufällig dem Wirthshauſe gegenüber ſeinen treuloſen Zärtlichkeiten zugeſehn, einen Abſagebrief auf immer.

Die bekannte von **Chezy** ſchildert **Luiſe Brachmann**, eine Erinnerung aus ihrem Leben. Geld wird nicht, was dieſe Frau angreift, ſo ſehr ſie ſich auch darnach gebährdet. Dieſes eitle weibiſche Gewäſch iſt kein Epitaphium für die Unglückliche, von der ja wohl die fatalen Leichenweiber längſt abgelaſſen haben ſollten.

Siegmar, Erzählung von **Iſidore Grönau**, iſt etwas langweilig. Der Held verliebt ſich in die Braut eines Barons, entſagt ihr, gelobt ihr aber Treue. Er zieht mit dem Herzog von Braunſchweig in den Krieg, handelt für den Tugendbund, und wird von einem alten Feinde Oldenſtirn arretirt. Die Gemahlin dieſes Mannes verliebt ſich in Siegmar und will ihn retten, wenn er mit ihr fliehen will. Er bleibt aber ſeinem Gelübde und Helenen treu und im Gefängniß. Seine Freunde retten ihn. Er kämpft noch einmal gegen Napoleon, kommt im Kriege auf Helenens Landgut und findet es von den Feinden beſetzt. Er rettet Helenen aus Oldenſtirns Armen und heirathet ſie, da der Baron geſtorben iſt.

Taſchenbuch von der Donau, von Ludwig Neuffer.

Ulm, in der Stettinſchen Buchhandlung.

Auf dem Titelkupfer iſt Rudolf von Habsburg dargeſtellt, wie Ottokar, der Böhmenkönig, vor ihm niederfällt. Da dieſe Scene ihren Werth gerade dadurch erhalten hat, daß der Kaiſer in der ſchlechteſten Kleidung, der König im höchſten Schmuck erſchienen, ſo finden wir es ſehr verfehlt, daß auf dieſem Bilde Rudolf ſo prächtig gekleidet iſt. Die Erklärung dieſes Kupfers iſt vom Herausgeber in Verſe gebracht worden. Andre hiſtoriſche Kupfer mit modiſchen Herren und Damen ohne allen Geiſt und Ausdruck ſind der Erzählung eingeſtreut.

Von den Gedichten iſt außer einigen ſchwäbiſchen Romanzen von Rudolf Magenau, nichts zu rühmen. Sehr überflüſſig ſcheinen uns die fortgeſetzten Ueberſetzungen aus Horaz vom Herausgeber.

In Proſa finden wir zuerſt Eduard Friedlieb, eine Familiengeſchichte von Hugo Thomaſius, die kaum proſaiſcher erlebt, geſchweige geſchrieben werden konnte. Der Held lernt die Handlung, wird unſchuldig verdächtig, weil man ihm die Erbſchaft einer reichen alten Gönnerin entreißen will, wird wieder gerechtfertigt, kommt zu einem andern Kaufmann, findet dort einen Freund, bringt dieſen in ſein Vaterhaus, läßt ihn in ſeine Schweſter ſich verlieben, tröſtet ihn beym Abſchied, kommt zu einem dritten Kaufmann, verliebt ſich in deſſen Tochter, kann ſie aus Armuth nicht heirathen, macht Reiſen, gewinnt das Vermögen der alten Gönnerin und heirathet ſeine Geliebte, item ſein Freund ſeine Schweſter. Das iſt alles.

Die drey Feſte von K. Weichſelbaumer ſind eben ſo unbefriedigend. Ein Alter will ſeinen Sohn ein gewiſſes Mädchen nicht heirathen laſſen, kommt aber dahinter, daß es die Tochter ſeiner alten Geliebten iſt, von der er ſich hat trennen müſſen, und er wird dadurch ſo gerührt, die Heirath zuzugeben.

Iphigenie Deſilles von Theodor Falk, iſt eine Revolutionsgeſchichte, die zum Theil allgemein bekannt iſt. Dem heldenmüthigen Deſilles, der ſich vor den Thoren von Nancy opferte, tritt hier ſeine eben ſo großmüthige Schweſter zur Seite, um durch freywilligen Opfertod ihre zweyte Schweſter zu retten. Dieſe hat an einen Offizier im feindlichen Heer einen unſchuldigen Zettel geſchrieben, der ſie aber bey dem Revolutionstribunal des Todes ſchuldig macht. Sie iſt Mutter; ihre Schweſter, noch eine Jungfrau, gibt ſich an ihrer Statt als Schuldige an und wird hingerichtet.

Bürlen gibt Mancherley für Manche, Aphorismen, darin unter vielen Gemeinplätzen und Unbedeutenheiten doch einiges Bemerkenswerthe ſich verbirgt, z. B. „den Mädchen ſchmeichelt die Huldigung der Gewandten, Vielgereißten; es kitzelt ihre Eitelkeit, denjenigen noch erregen zu können, der ſo viel Herrliches geſehen, dem das Meiſte ſchon gleichgültig geworden. So ſtreben Schriftſteller und Künſtler nach dem Beyfall der Vornehmen, als welche nur Virtuoſität noch reizen kann. Dem gereiften Manne iſt es dagegen in ſeinem Gemüth um die Zuneigung der Unerfahrnen, der Nieüberreizten, der Unſchuld und Jugend zu thun! Wenn die Eitelkeit gern für eine ſeltne Pflanze gelten möchte, ſo will das Gefühl nur ein friſches Gewächs ſeyn." — „Wir dürfen keine Bibliſche, Homeriſche oder Heſiodiſche Denkſprüche mehr ſagen, z. B. das Leben iſt kurz, der Menſch ein fallend Laub, Geſundheit das Beſte; überall trifft man Gute und Böſe u. ſ. w. Das ſind nun die ausgedroſchenſten Gemeinplätze. Unſere Sentiments müſſen ſchärfer, ſpitziger, witziger ſeyn, wo möglich auf ein frappantes Gleichniß gepfropft. Nicht etwa, als dächten und fühlten wir tiefer, als die alten Weiſen und Dichter. Nein! wir haben die Grundanſchauung, die urſprüngliche Erfahrung ihrer Denkſprüche verloren; wir ſagen ſie gedankenlos als bloße Worte; es ſind aber ewige Wahrheiten und nie ganz zu erſchöpfen. Wir ſind nicht weiſer geworden, nur abgeführter. Die Alten behandelten das Leben wie Großhändler, wir wie Krämer."

Literatur.

Phantaſiegemälde von Dr. Georg Döring für 1825. Frankfurt am Main. Hermannſche Buchhandlung 1824.

Ein ſchöngelecktes, regelmäßiges ja mit feinen Konturen geziertes Mädchengeſicht frägt uns gleich neben dem Titelblatt aus dem fleißigen Fleiſchmanneſchen Kupferſtich hervor, ob ſie nicht hinlänglich ſinnig, ſittig, madonniſch ausſehe, um zu einer — deutſchen Hausfrau gemacht zu werden. Augen und Mund verſprechen überdieß, daß ſie im Ehebett leicht die modiſche Maske wegzuwerfen im Stande ſeyn könnte. Daß ſie nichts deſto weniger ein Engel ſey, ſcheint der unters Porträt geſetzte Name Angela unzweifelhaft zu machen. Gegen alles dieſes wäre gar nichts zu ſagen, wenn dieſer Engel auf einem neu-altdeutſchen Thee oder Ball figurirte; ſo aber ſoll es ein ehrliches, ſchmuckes Nürnberger Bürgermädchen aus Hans Sachſens Zeit ſeyn, wie die nachfolgenden Phantaſiegemälde bezeugen. Freilich, wenn der Künſtler nach der Angela im Buch das Porträt hat entwerfen und ausführen müßen, ſo iſt ihm keine Schuld beyzumeſſen, weil die Gute darin in ſo unbeſtimmten Zugen charakteriſirt wird, daß jedwede Modepuppe damit verwechſelt werden konnte. Inzwiſchen erſcheint dieſe ſittige, ſinnige ꝛc. Jungfrau nur in einer Epiſode der Phantaſiegemälde, oder vielmehr in einer ihnen, man weiß nicht recht wozu, eingeſchachtelten Geſchichte. Der eigentliche Inhalt beſteht in Schilderung einiger romanhafter Begebenheiten an Franz I Hof zu Paris kurz nach der Vermahlung deſſelben mit Eleonoren, der Schweſter Kaiſer Karl des V. Man ſieht ſchon, Herr Dr. Döring hat Notiz genommen vom Walter Skottiſchen Zeitgeſchmack. Es fehlt der Aſtrolog nicht, nicht der Narr, nicht ein ſonderbarer Zwerg, nicht Ritter und Zitterſpieler und ähnliche Mebel und Dekorationen zu nöthigem Aufputz des romanhiſtoriſchen Theaters. In der That iſt eine Verflechtung zweier Geſchichten, deren eine am Hofe, deren andere im niederen burgerlichen Lebenskreiſe ſpielt, auch nicht übel ausgeſonnen und der beabſichtigten lebendigen Mannichfaltigkeit dienen allerdings die Gegenſatze, welche in der Berührung des deutſch-ſpaniſchen und des franzöſiſchen Charakters hervortreten müſſen. Eleonore und Karl der fünfte repräſentiren jenen, Franz I mit ſeiner petite bande dieſen. Ernſt, Sitte, großartige Politik ſteher auf jener, Zugelloſigkeit und liebenswurdig-charakterloſe Ritterlichkeit auf dieſer Seite. Der berühmte Montmorency verſöhnt' den Kontraſt der letzteren gegen jene durch ſein Herüberneigen zu dieſer. In der That der Stoff iſt von dem höchſten Intereſſe und der Dichter braucht wenig hinzuzuthun. Das hat denn auch Herr Döring ſo wenig gethan, daß er ſogar den Reichthum der gegebenen geſchichtlichen Momente gehorig zu benutzen gar ſehr verabſäumt hat. Er laſſt Franzen ſein luſtiges Leben treiben, Eleonoren darüber hintanſetzen, Montmorency'n dagegen in die Königin ſich verlieben. Dieſe Liebe iſt dann Urſach, warum Montmorency hauptſächlich das kaiſerliche Heer in der Provence nicht mit dem Schwert in der Hand vernichtet, ſondern durch Mangel und Hunger ſich ſchwächen läßt und zum Rückzuge zwingt; dieſe Liebe iſt es, durch welche Karls V, bey ſeiner Durchreiſe nach den Niederlanden in Paris beabſichtigte Gefangennehmung hintertrieben wird; — die Folge endlich von dieſer Liebe iſt, daß Montmorency von Eleonoren mit einer Schärpe beſchenkt, von Franz I aber auf ſeine Güter verbannt wird.

Genau betrachtet, rächt ſich aber eigentlich mit Montmorency's Entfernung vom Hofe die Gräfin von Chateaubriant an der Königin Eleonore, welche jener einſt verächtlich den Rücken gekehrt hatte. Es giebt keine ſonderbarere Rache, da es durchaus zweifelhaft bleibt, ob die von der Königin Montmorency'n geſtickte Schärpe eine Gabe ihrer perſönlichen Huld oder vielmehr ein Dank für die ihrem Bruder Karl geleiſteten Dienſte ſey. Was den Walterſkottismus anlangt, ſo iſt er eben verfehlt. Nichts findet man bei Herren Döring von jener individualiſirenden Perſonenmalerei Scott's, die uns ein lebendiges Bild geben, das uns die handelnden Perſonen ſchauen läßt. Ueberhaupt iſt Mangel der Veranſchaulichung ein Fehler aller Schilderungen des Herrn Döring. Dagegen bemüht er ſich die ethiſchen Mißtone zu vermeiden; weil aber die beſſeren Charaktere mit zu wenig Energie, eigentlich nur als Negation der ſchlechteren auftreten, ſo erreicht er bei der beſten Abſicht ſeinen Zweck nur halb. Um noch etwas über die ſprachliche Form der Darſtellung zu ſagen, ſo iſt nicht zu verkennen, daß Herrn Döring eine Menge Redensarten und Wendungen zu Gebote ſtehen, die hie und da, obwohl ſelten, einen gewiſſen Grad von Leichtigkeit und Beweglichkeit erreichen; aber der faſt auf jeder Seite anzutreffende Gebrauch ſolcher Anwendungen, die an der Stelle, wo ſie ſtehn, nichts ſagen oder gar die zu bezeichnende Sache ſchief ausdrücken, liefert den Beweis zu unſerm ſchon früher über Herrn Döring ausgeſprochenen und auch durch gegenwärtige Phantaſiegemälde beſtätigten Urtheil, daß es demſelben grade an dem eigentlichen Beruf zum Dichter, an kräftiger, freiſchaffender Genialität gebricht. Guter Wille, die lauterſte Liebe zur Dichtkunſt, die rührendſte Sehnſucht nach ihr, ſind noch nicht der Beruf dazu und es iſt ein wahrer Jammer für die Literatur, daß jene heutzutage nur zu oft mit dieſem verwechſelt und identifizirt werden.

Miszellen.

Der gewöhnliche Menſch iſt nur tolerant, entweder wenn er Intoleranz zu üben nicht die Kraft hat, oder wenn er ſelbſt der Toleranz bedarf. Eben ſo beſteht die ganze Tugend der meiſten Leute blos darin, nicht zu ſündigen, ſtatt wirklich Tugend zu üben, Unrecht zu vermeiden, ſtatt recht zu handeln. Alle Geſetzgebung hat deshalb bis auf den heutigen Tag nur negativ ſeyn können, Unrecht, Intoleranz ꝛc. verboten, nie aber Recht und Toleranz geboten, oder wenn ſie in einzelnen Fällen das letztere gethan, es nie durchgeſetzt. Erſt wenn Verbote des Unrechts ꝛc. überflüſſig werden, weil jeder von ſelbſt Recht thut, für ſich ſelbſt nicht mehr und nicht weniger in Anſpruch nimmt, als ihm zukommt und als er eben darum jedem Anderen zugeſteht und ungekränkt bewahrt, erſt dann iſt eine wahre Republik vorhanden, *die* nämlich, welche, wie Leſſing ſich ausdrückt, gar kein Staat iſt. Alle Geſchichte aber leugnet, zwar nicht die Möglichkeit, aber die Wahrſcheinlichkeit eines ſolchen Zuſtandes; das aber prophezeiht ſie und mit ihr das tägliche Leben, daß *wahrſcheinlich*, wenn überhaupt, dieſer Zuſtand noch Jahrtauſende weit liegt, weil die Menſchheit bisher in ſechstauſend Jahren, zwar hier und da etwas klüger, nirgends aber beſſer, d. i. weniger ſelbſtſüchtig geworden iſt. Dennoch ſpukt fort und fort die Vorſtellung von jenem idylliſchen Staat oder Unſtaat in den Köpfen der Menſchen. Liegt es etwa in der Sentimentalität unſerer Zeit? Schwerlich! Selbſt die unſentimentalen Alten und unter ihnen ſogar Tacitus geben dieſer Vorſtellung Raum, nur mit dem Unterſchiede, daß, was wir in ferner Zukunft ſuchen, ſie in die fernſte Vergangenheit ſetzen; ein Beweis, daß wir ſo wenig, als ſie, uns in der Gegenwart irren.

— Der Menſch gleicht mit den ihm angebornen Talenten der Weinrebe, die im Frühling eine unzählige Menge Beeren anſetzt, die meiſten aber abwirft, damit die wenigen gedeihen können.

— In alten Sagen erhält ſich die Geſchichte, wie morſche Ruinen nur noch vom wuchernden Epheu getragen werden.

— Witz und Wein werden am beſten kalt aufgetragen.

Drei nordiſche Romanzen

von Horſa.

Vorbemerkung.

Dänemark, Schweden, vornehmlich Norwegen, das was man früher unter dem Namen Skandinavien begriff, war von jeher ſo reich an Sagen und Geſängen, als ſeine Völker, die man ſpäter im Allgemeinen Normannen hieß, an romantiſchen Kriegsfahrten zu Waſſer und zu Land, an Abenteuern, deren Wirklichkeit die heutige Welt bezweiflen möchte, hätte nicht jenes wagherzige Geſchlecht die Spuren ſeines Sturmfluges und Lawinenſchrittes der Geſchichte von Deutſchland, England, Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, Aſien und Afrika eingedrückt!

Minder *allgemein* bekannt *) iſt das *innere*, geiſtige Leben dieſer nordiſchen Germanen; denn Germanen ſind ſie, ihrer Sprache, ihrer Leibesbeſchaffenheit, kurz ihrem ganzen Thun und Weſen nach. — Und doch ſteht dies ihr inneres Leben zu ihrem äußeren, geſchichtlichen, in ſo übergeordnetem Verhältniß, wie Barbaroſſa's Haupt zu ſeinem Federhelm. — Die faſt unergründlich tiefſinnige,

---

*) Zwar haben neuerdings verſchiedene Dichterlinge auf dieſen reichen Nibelungenſchatz einige Diebsgriffe verſucht, unter uns nahmentlich der Herr von Fouqué mit Romanen, Dramen, u. ſ. w. allein es iſt weniger parador als wahr, wenn man behauptet, daß dieſe ſeine Flachmalereien und Karrikaturen uns mit dem nordiſchen Alterthume bedeutend ſchlechter bekannt machen, als gänzliche Unkunde desſelben, und ſehr treffend ſind die fouquéſchen Ritter, ja aufs Haar genau kopirt, wenn Wolfgang *Menzel* in ſeinen *Streckverſen*, von ihnen ſagt, daß ihnen ſtets der Zopf unter dem Helm vorgucke.

weltumfaſſende Götterlehre der alten Normannen, ihre reiche, ebenſo großartige als wunderſchöne Heldenſage: dieſe vorzüglich ſind der Kern, aus dem ihre Thaten hervorwuchſen, und ſind zugleich für uns der Schlüſſel, ohne den uns das Zauberſchloß verriegelt und räthſelhaft bleibt. Ihr Dichten war ihr inneres Thun, wie ihre Thaten ihr äußerlich gewordenes Dichten.

Die Dichtung, ſowohl die heilige der heidniſchen Religion, als die weltliche der Heldenſage, ſtammt nach der Lehre der Normannen vom Othin ab, dem oberſten der dreizehn Aſen oder Götter, die in Aſgard wohnen. Dieſe ſchufen Quaſir, den Allweiſen. Ihn erſchlugen die Zwerge, das iſt, die irdiſchen Elementargeiſter, und miſchten ſein Blut mit ſüßem Seim: daher heißt die Dichtung Quaſir-Blut. Dieſen Meth gewannen von den Zwergen die Rieſen, welche das thieriſche Leben, die Jugend als ſolche (welche nicht zur Reife gelangt, wie wir in ſolchem fortdauerndem Zuſtande der Kindheit und der Altersſchwäche die Völker Aſiens erſtarrt und verknöchert ſehen) zu bedeuten ſcheinen. Von den Rieſen gewann Othin den Trank, durch Liſt bei gewaltiger Anſtrengung, er drang durch den durchborten Felſen als Schlange, leerte das Methgefäß in drei Zügen, und ſchwang ſich als Adler, verfolgt aber nicht erreicht vom Rieſen Suttung, gen Aſgard, und ſprudelte dort den Trank in goldne Gefäſſe, welche die Aſen ſeinem Munde vorhielten. Von dieſem Meth wird den Skalden geſpendet, den guten Dichtern. *)

Ein Neuerling würde dieſe Räthſel nach ſeiner Manier in Proſa vielleicht ſo ausdrücken: Die Poeſie kommt von oben herab; ſie blüht empor in den Schöpfungen der Natur, in der ſchönen Jugend. Aber ſie ſelbſt weilt nicht auf der Erde, ſie durchdringt und belebt die kalte Tiefe, und ſchwingt ſich im Adlerfluge der Begeiſterung in den Himmel.

---

*) Siehe Mone, Geſchichte des Heidenthums; ein Buch welches, bei manchen wunderlichen Grillen, doch bei weitem das Gründlichſte, Geiſtreichſte und Schönſte enthält, was bis jetzt über nordiſches Alterthum iſt ausgeſagt worden.

Othin und die Aſen redeten ſtets Gedichte, daher heißen ſie Liederſchmiede. Die Herolde ſeines Weſens und aller göttlichen Weisheit ſind die Skalden, die Dichter. Sie kündeten den Urſprung der Götter und der Welt. Wie die Götter das Geſchlecht der Helden gepflanzt, dann die Thaten dieſer göttlichen Sippſchaft, bewahrte und lehrte gleichfalls der Skalde, und er deutete aus beidem die Zukunft. Sonach iſt dieſe nordiſche Dichtkunſt weſentlich Offenbarung, Heldenkunde, Prophezeiung. *)

Es iſt leicht abzuſehen, daß dieſe tiefen Lehren, und reichen Ueberlieferungen eine eigentliche Dichterſchule vorausſetzen, von der die nordiſchen Schriftſteller auch umſtändlich Meldung thun. Der Skalde ſteht dem *Könige* zur Seite, als Haupt aller volksthümlichen Bildung. Als die heidniſche Religion in Skandinavien dem Chriſtenthum längſt gewichen, beſteht daher die Skaldenſchule noch und behält ſelbſt ihre unendlich reiche Bilderſprache, die in der heidniſchen Götterlehre größtentheils wurzelt, ungeſchmälert bei. **) — So war z. B. *Hallfred*, der verwegne Skalde genannt, nach der Geſchichte, von der unſre folgenden Romanzen reden, bei König *Olaf Tryggwaſon*, jenem feurigſten Schwertapoſtel des Chriſtenthumes, in hohen Ehren.

---

*) Wenn dieſe nordiſche Dichtkunſt uns alſo auf Adlerſchwingen zur Sonne, zu den ſternfunkelnden Tempelhallen des Himmels emporträgt, ſo liegt dieß in ihrer gewaltigen Natur, die in Meereswogen brauſet, in Bächen rieſelt, auf Stürmen daherfährt, wie ſie auf Purpurwölkchen ſchwebt und in Sonnenfeuer ausſtrahlet. Nicht kommt uns alſo blos, wie Göthe in Kunſt und Alterthum V. 1. S. 143 meint, „jene alte, kräftige, gigantiſch barbariſche Dichtart, *ohne daß wir wiſſen, wie es zugeht*, auf eine neue, ſinnig-zarte Weiſe, höchſt angenehm entgegen.“

Anm. d. Red.

*) So heißt die Dichtkunſt Othins Fang, Othins Fund, das Geld Ottur's Buße, Feuers Lohn, der Krieg Othins Zwiſt, das Schwerdt Othins Blutzunge, Othins Schlange u. ſ. w.

Aus den Geſängen dieſer Skalden bekanntlich, iſt die ältere und jüngere Edda zuſammengetragen, mit häufiger wörtlichen Anfuhrung der Quellen; ſie enthalten die Skandinaviſche Götterlehre und älteſte Sage. Desgleichen ſchöpft aus ihnen, Snorro des Iſländers in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts geſchriebene Geſchichte Norwegens. Letztere hat den treulich benutzten, Geſchichtlichen Stoff zu unſern Romanzen gegeben; ihre Heimath iſt der Meerbuſen der Thrönder, jener tapferſten Normannen, und ihre Zeit zwiſchen 996, wo Hakon Jarl durch Olaf, und 1000, wo er durch Hakons Sohn Eirik in der Blutrache unterging.

Für die, welche die ſkandinaviſche Poeſie auch nur etwas kennen, braucht nicht bemerkt zu werden, daß in ihr die Schönheit der Männer und Frauen mehr als irgendwo hervorgehoben iſt und eine tiefe Bedeutung hat. — Von Kiartan ſagt unſer Geſchichtſchreiber, es ſey bekannt, daß er der ſchönſte und kühnſte Iſländer geweſen, und von Olaf Tryggwaſon, daß er, im Schiffsgewand als ſchweifender Seeheld noch, durch ſeine vorleuchtende Schönheit eine Königinn und damit zwei Reiche, in Engelland und Ireland, erobert habe.

Die beiden Schwimmer.

1.

Sonne wärmt des Meeres Buſen
welcher ſchwillt um Nidaros:
alwo Norwegs Heldenwunder,
Olaf hauſt im hohen Schloß.

Iſland-Schiffe, ferngeladen,
ſind im Hafen aufgeſtellt:
o wie harrn die kühnen Segler,
ob ein Oſt die Segel ſchwellt!

„Schau, Kiartan!“ ſprach der Hallfred,
jener Skalde kühngemuth:
„ſpielet edler Schwanennacken
Silber dort in blauer Fluth?

Oder iſt's der Aſa-Reigen,
dort im feuchten Himmelblau?
wie ſie tragen ihrer Brüſte
ſtolzgewölbten Marmelbau!

Solch ein wundervolles Schwimmen:
ſolche Leiber ſah ich nie!
Einer trägt den Preis der Schönheit,
dem die Kunſt den Kranz verlieh;

Gleich der Abendſonne, taucht er
mit dem Roſen-Angeſicht:
taucht empor in blonden Locken,
gleich dem goldnen Mondenlicht.“

„Auf! verſuch ihn!“ ſprach Kiartan;
„Jenen, dem das Lob gebührt;
auf, o Hallfred, der die Goldharf'
und das Schwert und Steuer führt!“

„Du verſuch ihn! ſprach der Skalde;
„Kampf gebührt mir nimmerdar
vor dem Schönſten, vor dem Kühnſten
welchen Iſland je gebar.“

2.

Aus Kiartans Wange ſprühet,
aus dem Aug die kühne Gluth:
Schärp' und Mantel abgeworfen
ſpringt der Jüngling in die Fluth.

Wie ein Schiff mit vollem Winde.
ſchwimmt er zu den Thröndern an:
faßt am weißen Fuß den Beſten,
wie der Wirbel faßt den Kahn.

Lange weilen ſie begraben
in der ringsgeſchloßnen Gruft:
bis die Bruſt der edlern Schwimmer
dürſtet nach der ſüßen Luft.

Auf getaucht, und wieder unter,
lange länger als zuvor,
endlich tauchen beid' ermattet,
beide ſiegeslos, empor.

Wie ſich aus dem Kelch des Meeres
hub der goldne Lockenſtrauß:
von beklemmter Bruſt der Freunde
brach ein hoher Jubel aus;

Doch als ſie zum dritten Kampfe
ſich umſchlingen, Beuſt an Bruſt:
da verſtummt der Freunde Jubel
und in Angſt erſtirbt die Luſt.

„Hat ein Fels ihr Haupt zerſchmettert?
riß ein Hai ſie niederwärts?“
Hülf- und rathlos ſpähn die Tapfren,
bang und bänger pocht das Herz.

Ganz enthüllt die edlen Glieder,
ſchleicht der Skalde längs dem Strand:
„O Kiartan! um mein Leben
böt' ich rettend Dir die Hand!

Weh dem Tag, da Ich dich reizte
nach dem frevelkühnen Ziel!
immer muß ihn Island klagen
in der Heldenharfe Spiel!“ —

Aber drunten, ſiegesdurſtig
hält das Paar, mit feſtem Griff,
in dem Arm die Bruſt des Andren,
mit der Fauſt ein Felſenriff.

Endlich, denkt der Islands-Kämpfer,
ſei, emporzutauchen, Zeit,
läßt das Riff, und reckt ſich mächtig,
daß er ſich der Haft befreit:

Doch der Thrönder drückt und hält ihn,
wie den Grund ein Anker faßt:
bis, mit ſeiner Kraft, der Odem
ſchier verſagt dem kühnen Gaſt.

Plötzlich mit gewaltgem Fuße
ſchlägt der Thrönder dann die Fluth,
aufwärts ſchießt er und begrüßet
ſiegesfroh des Tages Gluth.

O des Jubels, da die Theuren
Fuß gefaßt am feſten Strand!
ſie verruhn die kalten Glieder
in dem warmen, weichen Sand.

3.

Lang einander gegenüber
  ſaß das Paar, und Keiner ſprach;
  bis der Normann, freundlich blickend,
  hingewandt, die Stille brach:

Deinen Namen, deine Heimath,
  wüßt' ich gern, o Heldenſohn! —
  „In der Heldenheimath Iſland,
  wohnt Kiartan Olaſſon.“

Biſt wol auch in andren Künſten,
  o Kiartan, alſo werth?
  kannſt du ſchirmen, kannſt du ſchlagen
  ritterlich mit Schild und Schwert? —

„Waſſerſpiele, Knabenkünſte
  halt' ich keiner Frage werth:
  Männern ziemet Frag und Antwort
  mit der Lanze, mit dem Schwert.“ —

Haſt du nichts an Mich zu fragen?
  ob du Kämpfer-Sitte weißt?
  Ormar fragt' Hialmars Namen,
  deren Bund der Skalde preist. —

„Mich gelüſtet, ſtatt der Kunde
  wie der Fiſche-König heißt:
  wen in grauer Speere Wetter
  Othin's rothe Zunge preist..“ —

Wohl, Kiartan, Iſlands-Perle!
  Wahres rühmt der Skalden Mund:
  denn an Heldenkraft und Schönheit
  ward, wie Du, mir Keiner kund.

Deß' zum Pfand, o Freund Kiartan!
  Deß' zu minniglichem Lohn,
  beut Dir ſeinen Purpurmantel
  König Olaf Trygguaſon.

Geſchichte der Eidsgenoſſen während den Zeiten der Kirchentrennung

von Joh. Jakob Hottinger. Erſte Abtheilung. Ut claro sub exemplo falsas auditiones depellam. Tacitus. Zürich bei Orell, Füßli und Compagnie 1825. S. XVI. 504.

Ein jeder weiß, mit welchem Enthuſiaſmus Müller's Schweizergeſchichte bey ihrem erſten Erſcheinen in Deutſchland aufgenommen worden. Während ſie in der Schweiz ſelbſt gleichſam nur als Kontrebande kurſiren konnte, war ſie in den Kabinetten deutſcher Fürſten und Miniſter anzutreffen und Gegenſtand der Unterhaltung. Gelehrte glaubten nicht eher zu ihren eignen Studien zurückkehren zu dürfen, als bis ſie Müller'n durchſtudirt hätten, gebildete Geſchäftsleute benutzten die ihnen einzig übrig bleibenden Mußeſtunden der Nacht zu ihrer Leſung. Indem wir dieß erwägen, glauben wir ſelbſt unſerer ſchweizeriſchen Leſer Mißbilligung nicht befürchten zu dürfen, wenn wir auf dieſe lang erhoffte, höchſt wichtige Fortſetzung der Johann Müllerſchen Schweizerhiſtorie aufmerkſam machen.

Es kann Niemandem entgehen, daß der Geſchichtſchreiber der Zeiten der Kirchentrennung mit bei weitem mehreren Schwierigkeiten, ſo wohl der Forſchung, als auch der Darſtellung zu kämpfen hat, als der aller frühern Perioden. Denn was iſt Sparſamkeit und Dunkelheit der Quellen gegen vielfache Abweichungen, die ſich bey Zeitſchriftſtellern verwickelterer Begebenheiten von ſelbſt und unabſichtlich einſtellen müſſen? Wie viel ſchwieriger iſt es nicht, die Behauptung von Meinungen dieſer oder jener Partey, die oft in ſich ſelbſt ſchwankend ſind, zu erkennen und feſtzuhalten, als die politiſchen Intereſſen nachzuweiſen, die immer an gegebene Verhältniſſe, an handgreifliche Gegenſtände mehr oder weniger ſich anlehnen? — Und nun gar die Darſtellung von Verhältniſſen, denen Bürgerkriege und politiſches Unheil aller Art zugeſchrieben werden, zu welchem Allem keine der betheiligten Partheien Veranlaſſung gegeben haben möchte! Herr Hottinger hat zur Beſiegung dieſer letzteren Schwierigkeit, ſo viel ſich bis jetzt erkennen läßt (denn die gegenwärtige, erſte Abtheilung geht nur bis zu der mit der zweiten Disputation zu Zürich ausgeſprochenen Trennung in der Lehre) den einzig richtigen Weg eingeſchlagen, den nämlich treuer Auf- und Gegenüberſtellung der wechſelſeitigen Behauptungen und Handlungen. Daß hiebey nicht zu verkennen iſt, für welche Partey er ſich entſcheide, kann Niemanden befremden; denn die Bemühung, dies verheimlichen zu wollen, um es mit Niemandem zu verderben, wäre die erſte hiſtoriſche Unwahrheit gegen ſich ſelbſt, wäre erbärmliche Charakterloſigkeit, die weniger Zutrauen verdient, als offenbare Feindſeligkeit. Letztere dichten wir aber keineswegesHerrn Hottinger an, ſondern wollen mit dem Obigen nur grade das geſagt haben, was die Worte im allerengſten Sinn bedeuten. Auch ſprechen wir mit alle dem nichts anders aus, als was der Herr Verfaſſer ſelbſt in der Vorrede (S. VI) über die „ſcheinbare Partheiloſigkeit“ gewiſſer Geſchichtſudler äußert, welche die edle Haltung eines in ſeiner Ueberzeugung feſten und Gerechtigkeit mit allem Ernſte wollenden Mannes, nachäffen, indem ſie willkührlich, obwohl nach dem Takt, abwechſelnd Lob und Tadel zumeſſen und dabey eine eben ſo geiſtreiche Rolle ſpielen, als etwa ſchlechte Deklamatoren, die in nöthigen Geſtikulationen genug gethan zu haben meinen, wenn ſie nur den linken und rechten Arm tapfer haben hin und her ſchlenkern laſſen.

Aber nicht allein die Begebenheiten und Zuſtände, welche geradeweg's die Kirchentrennung herbeyführten, ja nothwendig machten, konnten in dieſer erſten Abtheilung der Geſchichte ſchweizeriſcher Reformationszeit zur Sprache gebracht werden; es mußte auch von den, jenen zur Seite ſtehenden Kriegsbegebenheiten und äußeren politiſchen Verhältniſſen die Rede ſeyn. Dieſe umfaſſen den Zeitraum von dem ewigen Frieden mit Frankreich bis zur Schlacht bey Pavia. Es ſey uns erlaubt, durch wörtlichen Abdruck der Beſchreibung letzterer Schlacht, daran zu erinnern, in wie weit Herr Hottinger die einmal von Johann Müller gewählte Darſtellung zu der ſeinigen zu machen gewußt oder gut befunden hat. *)

---

*) Indem wir gegenwärtige Beſchreibung der Schlacht, mit derjenigen, die Sismondi davon gegeben und mit einer zweiten

Die Schlacht von Pavia.

„Stürmiſch und unfreundlich begann die Nacht vor Matthias des Apoſtels Tag über die weite Gegend ſich zu verbreiten, als geräuſchvolle Unruhe, Rollen der Trommeln, Trompetenklang und ſtarkes Schießen am Ufer des Teſſin, bey San-Lazzaro, überall an der ſüdöſtlichen Seite des franzöſiſchen Lagers, deſſen mißmuthige Bevölkerung abermahls aus dem ſparſam vergönnten Schlafe und nach jener Gegend rief, während gleichzeitig in völlig entgegengeſetzter Richtung nahe bey der großen Karthauſe die mühſame Zerſtörung einer Mauer begann, deren Feſtigkeit ſo lange den ununterbrochenen Stößen der ſtärkſten Sturmgeräthe widerſtand, daß erſt gegen Morgen eine Lücke von ſechzig Ellen geöffnet war. Um Mitternacht hatte das Heer der Verbündeten ſich in Bewegung geſetzt. Die Scharen, welche den falſchen Angriff gebildet, eilten, von dieſem ablaſſend, ſich hinten anzuſchließen, und zwey Stunden vor Tagesanbruch nahm der Einmarſch in den Park ſeinen Anfang. Zwey raſch auf einander folgende Stückſchüſſe verkündeten denſelben der Beſatzung von Pavia, welche ſogleich auf nähmliche Weiſe Antwort gab. Die erſte Schar, aus zweytauſend Spaniern, eben ſo vielen Italiänern und einer gleichen Zahl Teutſcher beſtehend, führte Alphons Guaſto, dem Pescara, obwohl er früher den Jüngling, ſeinen nächſten Anverwandten, Erben ſeiner Verdienſte und Stütze ſeiner Hoffnungen, von ernſten Auftritten eher ängſtlich zurückgehalten, an dem heutigen Tage, für deſſen Glanz ihm kein Opfer zu theuer war, dieſe gefährliche Stelle

---

aus Auguſt Lebrecht Hermann's Franz I vergleichen, müſſen wir ihr durchaus den Preis zuerkennen. Sie iſt reicher, genauer, perſonifizirender, geſchmückter, als beide genannten, obgleich die letztere von dieſen mehr militäriſchen Blick in Darſtellung des Ganges der Schlacht verräth. Sismondi behandelt ſie durchaus flüchtig. So bezüchtigt er die Schweizer ohne weiteres feiger Flucht, da doch über dieſelben erſt da Schrecken kam, als ſie ſich ihrer meiſten Anführer beraubt ſahen und durch die Flucht des Herzogs von Alençon verkauft und verrathen wähnten.

ſelbſt übertrug. „Muthig mein Sohn," ſprach er zu ihm, „und wenn Gott das Mißlingen beſchloſſen hat, ſo ſollſt du lieber fallen, als die Schmach überleben." Freudig zuſagend zog jener vorwärts. Ihm folgte ſein väterlicher Freund mit tauſend der gewandteſten Schützen und zweytauſend Mann auserleſenen Fußvolks an der Spitze des Hauptcorps. Es gehörten nebſt dieſen zu demſelben unter Lanoy und Bourbon die Reiter, dann die Teutſchen Landsknechte in zwey großen Scharen, von Markus Sittich die erſte, die zweyte von Frundsberg geführt. Das ſchwere Geſchütz ward durch Pferde und Ochſen ihnen mühſam nachgeſchleppt, und durch zehn Fahnen Italiäniſchen und Spaniſchen Fußvolks die Nachhuth gebildet. Hemden, über die Rüſtung geworfen, oder Papier auf die Bruſt geheftet, dienten als Erkennungszeichen und verbreiteten durch die Dämmerung ein ſchreckendes Anſehn. Die Loſungsſchüſſe hatten auf's Neue das franzöſiſche Heer in Bewegung gebracht, und an der Spitze einer Schar, auf Kundſchaft ausgeſendeter, Genueſer kam eilig Johann Giuſtiniani daher. Er ward durch Guaſto geworfen, ſprengte fort, den König zu berichten, während der Spanier ferner nicht aufgehalten, über die Vernacula ging, und in Mirabello Verwirrung, wehrloſe Gefangene und große Beute fand, ſeine Truppen aber kräftig zuſammenhielt, die fernere Entwicklung ruhig erwartend. Unterdeſſen hatte der König ohne Schrecken die unerwartete Kunde vernommen, und ſah bald von einer Anhöhe bey angebrochenem Tage und weichendem Nebel den Marſch des feindlichen Heeres. Sumpfige Stellen und Mauertrümmer hatten, das Fortbringen des Geſchützes hindernd, zwiſchen dieſen und den Vorhergezogenen eine bedeutende Lücke verurſacht. Voll froher Hoffnungen, die er den Umſtehenden mittheilte, ordnete Franz auf folgende Weiſe ſeine ſchnell geſammelten Scharen. Montmorency mit tauſend Franzoſen und zweytauſend Schweizern ſollte das verſchanzte Lager behaupten; Italiäniſches Fußvolk die Beſatzung von Pavia beobachten und vom Ausfalle abhalten; mit dem übrigen Heere drang der König in das Innere des Parkes vor. Zur Rechten den Schlachthaufen der Schweizer, zur Linken denjenigen der Teutſchen Landsknechte, einige Reiterey auf die Flügel ordnend, führte er ſelbſt in der Mitte die Gensdarmen; das ſchwere Geſchütz unter Gaillot, Seneſchall von Armignac, ward von der Linie hergezogen bis in eine vortheilhafte Stellung nahe am Feinde, von welcher die, durch dieſen eingeſchlagene, Straße nach Mirabello in ihrer ganzen Länge bedroht war. Sofort begann auch hier dasſelbe, zu feuern, während gleichzeitig zur äußerſten Rechten unter Bozzollo und Brion die Reiter ſich auf die Nachhuth der Verbündeten ſtürzten, einen ihrer Führer, Squarcia, nebſt mehreren hundert Mann niederhieben, dann dem unvertheidigten Geſchütz zueilten, deſſen Fortbringen durch Tödtung und Verwundung der Zugthiere alſobald unmöglich gemacht ward. Dieſer günſtige Anfang erfüllte die Franzoſen mit aller Zuverſicht des Sieges. Sie ſahen die Trümmer der feindlichen Nachhuth, vom Ausgange des Parkes abgeſchnitten, in Verwirrung den frühern Scharen nacheilen; ſahen auch dieſe, durch Gaillots Geſchütz ſtark geängſtigt, nach einer ſichernden Vertiefung am Ufer der Vernacula den Marſch beſchleunigen, die Schweizer zugleich, vordringend, an den Feind gerathen, und, was von Reitern und Fußvolk gegenüber ſtand, unaufhaltſam vor ſich hertreiben. Jetzt vermochte auch der König nicht länger, die eigene Streitluſt zu bändigen, und ſtürzte vor ſeinen Gensdarmen her auf Lanoy's Schwadronen los. Mit eigner Hand tödtet er Ferdinand von Caſtro, der einer erlauchten Herkunft von den Mazedoniſchen Königen ſich rühmte, und verwundet nach langem und heftigem Zweykampf Johann d'Andelot. Es fällt Hugo von Cerdona, dem Pescara ſein beſonderes Vertrauen geſchenkt, zwey Fahnen werden genommen, und die Vorderöſtreichiſchen Reiter fangen, zu wanken, an; als der Augenblick eintritt, wo glänzend die Ueberlegenheit der Kriegskunſt über bloße Rittereigenſchaften, ſich zu entwickeln, beginnt. Während durch des Königs unkluges Hervorbrechen und die Verbreitung der Truppen vor dem eigenen Geſchütze dieſes in ſeiner, Anfangs ſo kräftigen, Wirkung völlig gehemmt wird, ſtellt Pescara, auf leichtem Pferde im Kleid eines gemeinen Fußgängers überall wachſam, ſchnell durch Wendung des Heeres gegen den Feind die Schlachtordnung her. Auf ſeinen linken Flügel der am meiſten bedroht ſcheint, wirſt er den Kern der

Spaniſchen Schützen, gemiſcht mit ſtarken Zügen von Reitern, einander gegenſeitig in raſcher, für unbeholfene Maſſen furchtbarer, Beweglichkeit zu unterſtützen beſtimmt und gewöhnt. Die Scharen Sittichs und Frundsbergs nebſt Allem, was Guaſto von Mirabello her eilig zurückgeführt, dringen, durch ihre Ueberzahl ſie zu erdrücken, gegen die Teutſchen vor, die, unter dem Nahmen der ſchwarzen Banden, den linken Flügel des königlichen Heeres bilden, als Ueberläufer, auf denen der Vorwurf mancher Unthat und ſchwer die Reichsacht laſtete, ein Gegenſtand des Abſcheus für ihre Landsleute bey den Verbündeten. Dieſe Letztern ſinken auf ihre Knie nieder; den freudigen Gedanken an Gott erlaubt und heiligt der Kampf unter den Fahnen des Vaterlands. Da tritt, als ſie, ſich erhebend, den Angriff beginnen wollen, aus den Reihen der Schwarzen Georg Langmantel hervor, der auf weniger geradem Pfade als ſein, in dem Rathsſale von Augsburg ſo hochgefeyerter, Vater zwar Ruf und Schimmer, aber nicht, wie jener, die allgemeine Achtung gefunden hatte, und fordert mit lauter Stimme Sittich oder Frundsberg zum Zweykampfe auf. Von allen Seiten antwortet das Gemurmel des Unwillens; er wird durch die andringenden Landsknechte zu Boden geriſſen, und durch eine Menge von Streichen getödtet, worauf in wildem Jubel einer der Krieger die abgehauene Rechte desſelben, von Ringen an jedem Finger erglänzend, als ſchreckendes Siegeszeichen ſeinen beſtürzten Waffengenoſſen zuſchleudert. Die Wuth der Verzweiflung treibt dieſe zur kräftigſten Gegenwehr, aber eingezwängt immer enger durch die, rings um ſie verbreitete, Uebermacht, finden ſie keinen Ausweg mehr als den durch die Pforten des Todes. Mit ihnen fiel Richard Herzog von Suffolk, der gegen die Nachſtellungen ſeines vaterländiſchen Fürſten und für die letzten Anſprüche der weißen Roſe in Frankreichs Heeren Schutz geſucht hatte, und der Bruder des Beherrſchers von Lothringen, mit jugendlichem Blute die reiche Rüſtung röthend. Es ſanken die Grafen von Orthenburg, von Naſſau und Dietrich von Schomberg, in dem Kampfe dieſes Feldzuges ſo wenig glücklich, als ſein geiſtlicher Bruder in den Unterhandlungen zu deſſen Beendung. Zu ſpät kam aus dem verſchanzten Lager Montmorency zu Hülfe. Guaſto wendet von der Seite ſich gegen ihn, während zugleich die Beſatzung Pavia's, die Italiäniſchen Scharen auseinander ſprengend, herandringt. Franzoſen und Schweizer können nicht langen Widerſtand leiſten. Ihr Führer geräth mit Guaſto in perſönlichen Streit, ſein Pferd wird verwundet, er ſtürzt; ein Spaniſcher Hauptmann nimmt ihn gefangen. Die kleine Schar erliegt der Menge, ihre Ueberbleibſel werden nebſt denjenigen der Italiäner in's verſchanzte Lager und gegen den Teſſin getrieben, deſſen ſüdliche Brücke auf Leyva's Befehl durch eine vorausgeeilte Schar der Beſatzung bereits abgeworfen iſt. Sie finden ihren Tod unter den Streichen unverſöhnlicher Feinde und in den Fluthen des Stroms. Während dieſer entſcheidenden Niederlage des franzöſiſchen linken Flügels litt der rechte nicht minder Noth. Allzu raſch war er dem, ſchlau zurückweichenden, Gegner an eine Stelle gefolgt, wo Bäume und Buſchwerk jede Bewegung geſchloſſener Maſſen erſchwerten, und ſah ſich plötzlich durch die, in aufgelöster Ordnung verbreiteten, Schützen Pescara's von allen Seiten umſchwärmt. Ein furchtbares Gemetzel entſteht. Umſonſt ſprengen die Franzöſiſchen Reiter gegen die behenden Spanier an. Dieſe weichen raſch aus, durch die eigene Reiterey gedeckt, und zeigen ſich ſogleich wieder von der Seite, im Rücken mit friſch geladener Waffe. Sie ſcheinen die Trefflichſten der Führer zu beſonderm Augenmerk gewählt zu haben. Von zwey Kugeln getroffen, endet der greiſe La Tremouille ſein ruhmvolles Kriegerleben. Galeazzo Sanſeverino ſtürzt nebſt ſeinem Pferde zuſammen. Wilhelm Dü Bellay ſteigt ab, ihm beyzuſtehen. „Laß mich ſterben, mein Sohn," ſpricht der edle Krieger, „und eile den König zu retten!" Der Graf von Tonnerre wird, von Wunden bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, unter einem Leichenhaufen begraben. La Palice, unter ſeinem Pferde ſich hervorwindend, geräth in die Gewalt der Gegner. Im Streite um den Gefangenen ſetzt ein unmenſchlicher Spanier ihm kaltblütig ſeine Büchſe an die Bruſt, und der von den Bravſten auch der Feinde bewunderte, Held entgeht durch die Kugel eines Meuchelmörders dem Jammer, das traurige Schickſal ſeines Monarchen zu ſehn, und zu theilen. Bey ſo edelmüthigem Ausgange mancher Zierde des Heeres iſt es der nächſte Unverwandte des Königes ſelbſt, der dem gemeinen Krieger zu ſchimpflicherm Benehmen das Beyſpiel gibt. Der Herzog von Alençon, bey wiederhohlter Gelegenheit ſchon früher den Charakter ſchläfriger Feigheit entwickelnd, ergreift die Flucht, indem er einen Theil der Gensdarmen mit hinwegreißt. In wilder Unordnung, und gemiſcht mit den nachfolgenden feindlichen Reitern, ſtürzen ſich dieſelben mitten unter den Schlachthaufen der, neben ihnen kämpfenden, Schweizer, die, bereits hart gedrängt, und durch den Verluſt ihrer kräftigſten Führer erſchüttert, um ſo eher zu wanken beginnen, als im nähmlichen Augenblick auch die Teutſchen unter Sittich und Frundsberg, voll Jubels über die Niederlage der ſchwarzen Banden, auf ſie eindringen. Zwar empfängt in dem allgemeinen Getümmel Peſcara bey offenem Viſir den Stoß einer Lanze in's Angeſicht, und in den Fuß einen zweyten, während, getödtet, ſein Pferd unter ihm einſinkt; aber ſchnell von herzueilenden Waffengenoſſen ergriffen, wird er dem Kampfe entzogen, und wüthender nur und unwiderſtehlich brechen in keilförmiger Schlachtordnung die Teutſchen ein. Umſonſt bittet und verheißt Fleuranges, während dieſes Feldzuges an der Spitze der Schweizer und bey ihnen beſonders beliebt; umſonſt befiehlt und droht ihr eigner Anführer, Johann von Dießbach. Schrecken, Verdacht, Verzweiflung ergreifen die düſtern Gemüther, und das unedle Beyſpiel derjenigen, für deren Sache ſie kämpften, reißt ſie hin, der unbefleckten Kriegerehre der Nation zu vergeſſen, und ein dürres Grab auf fremder Erde zu fliehen, das an der heimiſchen Grenze, durch Mit- und Nachwelt bethränt und bekränzt, des Grauenvollen für den Krieger weit weniger hat. Trauernd über die allgemeine Flucht ſucht Fleuranges, wenigſtens den König noch zu erreichen, während Dießbach, die Schmach nicht zu überleben, ſich in die Speere der Feinde ſtürzt. Hier fand auch Ulrich Harder von Schaffhauſen den Tod des braven Kriegers, wie er als ſolcher gelebt; es ſtarben Engelhardt, Hauptmann der Glarner, und Friedrich und Jakob Landolt, welche die Mannſchaft von Näfels geführt. An ſchweren Wunden erlag nach wenigen Tagen Jakob von Erlach, Sohn des Schultheißen von Bern, aber Rudolf, der jüngere Bruder, ward wieder hergeſtellt, ſo wie der Sohn und ſpäterhin Nachfolger des Alt-Schultheißen von Wattenwyl. Hingegen büßten Florian Tack und Johann Szecco, Hauptleute der Graubündner, mit dem Leben, daß bey der Heimkehr ihrer Landsleute Liebe des Gewinnes, oder Gefühl der Ehre ſie im Lager des Königs zurückgehalten. Aus dieſen Trümmern des hinſtürzenden und fliehenden Heeres ragte, gleich dem kräftig widerſtehenden Pfeiler aus fluthender Ueberſchwemmung, nur um den kämpfenden König noch ein kleiner und unerſchütterter Heldenhaufe hervor. Dahin drängt ſich, was von großherzigen Freunden und treuen Dienern noch nicht gefallen; da vermehrt ſich aber auch fortdauernd die feindliche Uebermacht. Jetzt ſinkt, ſchwer verwundet, der Baſtard von Savoy zu Boden, daß er verſchied, ehe ſein reiches Löſegeld eintraf. Ohnmächtig fällt unter die Leichen hin der Graf von Saint Pol, als ein raubſüchtiger Spanier, ſeinen Ring ſchneller zu erhalten, ihm den Finger wegſchneidet, und ihn dadurch zum Leben und zur Gefangenſchaft weckt. Dem Marſchall von Foix werden Schulter und Arm zerſchmettert, daß ihn ſterbend in Pavia die Gräfinn Scarſafiore empfängt, der er früher ſchon ſeine Neigung zugewendet; aber, wenig der letzten Sorge der Geliebten ſich freuend, geht unter wilden Verwünſchungen der thörichten Rathgeber des Königs ſein ungeſtümer Geiſt in die Gefilde der Ausſöhnung und des Friedens hinüber. Bonnivet ſelbſt zerriſſenen Herzens über den ſchlechten Ausgang ſeiner Verheißungen, kämpfte; bemühte ſich, die Flüchtigen zu ſammeln; erſchien hier und da mit dem Blick der Verzweiflung, und ſuchte am Ende unter dem Ausruf: „Solches Elend kann ich nicht überleben!“ in den feindlichen Reihen den Tod. Der König hervorleuchtend durch den Glanz ſeiner Rüſtung, den Adel ſeiner Geſtalt und die ausdauernde Vertheidigung, kämpfte, obwohl verwundet, an einer kleinen Brücke, als durch den Grafen von Solms ſein Pferd einen Lanzenſtich empfängt. Getroffen zugleich noch durch einen Schuß ſinkt das ſterbende Thier nieder, und Viele eilen herzu, den, mühſam ſich emporarbeitenden, Monarchen zu fangen. Ein Spanier ergreift ihn beym Helmbuſch, empfängt aber einen ſo kräftigen Stoß, daß er, rückwärts taumelnd, die Federn in der Hand behält. Da drängt ſich Pomperant, ein franzöſiſcher Edelmann, durch die Menge, der, obwohl des Connetable, ſeines Wohlthäters, treuer Begleiter, die Liebe zu Vaterland und König im Herzen bewahrt hatte. Zu ſeinem Schutze ſich neben dieſen herſtellend, bittet er ihn, ſich an den Herzog von Bourbon zu ergeben. Erzürnt lehnt der König dieß ab, und verlangt den Vizekönig von Neapel, an den als Stellvertreter des Kaiſers, er allein ſein Schwert abgeben könne. Lanoy erſcheint, und empfängt ehrerbietig dasſelbe, indem er ihm ſogleich ein andres zurückgibt, und auf jegliche Weiſe für Sicherheit und Bequemlichkeit des Gefangenen Sorge trägt, der mit ruhiger Würde das unabänderliche Geſchick hinnimmt. Auf dem Schlachtfelde hörte unterdeſſen der Tod, nachdem er bey der geſchlagenen Partey mehr als zehntauſend Opfer, aus den Reihen der Schweizer die Hälfte derſelben, gefunden, allmählig zu wüthen auf. Was übrig blieb gerieth in Gefangenſchaft, da der fliehende Alençon durch Abwerfen auch der nördlichen Teſſinbrücke ſeinen Waffengenoſſen unmöglich gemacht, ihm auf der einzigen noch freyen Straße zu folgen. Auch Heinrich, König von Novarra, der Fürſt von Talmont, der Herzog von Nevers, der Markgraf von Saluzzo, Fleuranges und ganze Scharen Franzöſiſchen Adels, ſo wie von Eidgenöſſiſchen Führern Ludwig und Meinrad Tſchudy, Jakob von Roverea fielen, nebſt unermeßlicher Beute, in die Gewalt der Sieger, die ihrerſeits kaum tauſend Mann auf der Wahlſtatt verloren. Das Glück des Tages ſchien ſie milder zu machen; mancher Gefangene ward beſſer behandelt, als er erwartet hatte; der gemeine Krieger am folgenden Tage entlaſſen. Doch ward verſäumt, für Unterhalt der Heimkehrenden zu ſorgen, ſo daß der bitterſte Mangel, ja Hungertod, das Loos von Hunderten ward. In den letzten Tagen des Februar ſahen die Bewohner von Como den traurigen Zug der rückkehrenden Schweizer, fünftauſend an der Zahl. Waffenlos, zerlumpt, durch die Bewohner des Landes noch völlig ausgeplündert, und härter als durch die Krieger behandelt, von Krankheit und Jammer erſchöpft und entmuthigt, wankten die, welche nicht ſterbend erlagen, dahin; dem Vaterlande ein ſchreckender und dieß Mahl auch warnender Anblick. Weit durch das Land erſcholl der Jammer der Wittwen und Waiſen; die fürſtlichen Jahrgelder wurden verflucht, und Niemand war, der ſie zu vertheidigen, gewagt hätte. Luzern, alles ſonſt obwaltenden Grolles vergeſſend, meldete in beweglichem Tone an Zürich die Nachricht des Unfalls. Mit aufrichtiger Verſicherung eidgenöſſiſcher Theilnahme, antwortete dieſes. Am Sonntage nach Fridelin betrat Zwingli die Kanzel, und predigte von dem alten Zuſtande der Eidgenoſſen, wie bey Armuth und Einfalt der Sitten vor Zeiten Gottesfurcht, Bruderliebe und Mannhaftigkeit regiert, wie die Menſchen glücklich, das Land frey und geachtet geweſen; wie auch der Adel damahls nicht im Dienſte fremder Herrn, in Uebermuth und verſchwenderiſcher Pracht ſeine Ehre geſucht, ſondern unter ſeinen Mitbürgern gelebt, in Gerechtigkeit, einfacher Lebensart und bürgerlichen Tugenden ihnen vorgeleuchtet, nicht auf ferne Schlachtfelder ſie geliefert, ſondern auf die heimiſchen geführt, und an ihrer Spitze geblutet habe: wie damahls über Bergen und Thälern der Segen des Himmels gewaltet, und kein Feind, den Schweizernahmen ungeſtraft zu verhöhnen, gewagt hätte. Solche Worte, in Verbindung freylich mit der immer ernſtern Wendung der innern Angelegenheiten hemmten für mehrere Jahre die lebhaftere Theilnahme der Eidsgenoſſen an auswärtigen Kriegen, bis ſpäter die lockende Stimme in dem Reize der Gewohnheit und der Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur wieder Entſchuldigung, und, hier nach kürzerm, dort nach längerm Widerſtande, auch wieder Gehör fand.“

Ein Bildchen aus der Normandie.

An einem herrlichen Frühlingsmorgen brach ich aus der Hauptſtadt der Normandie (Rouen) auf und nahm meinen Weg den reizenden Ufern der Seine entlang. Zur Linken hatte ich den Berg St. Catherine, und wie ich weiter kam, war die linke Seite meines Pfads von hohen Hügeln begränzt, die an einigen Stellen, voll üppigen Grüns, abwärts zur Straße ſich neigten, an andern aber ſteil, wie eine Felſenwand, plötzlich ſich abſchloſſen und ſtolz hernieder ſchauten.

Dem guten Glück mich vertrauend, wanderte ich vorwärts „ohne Wahl und Führung;“ ich muthete der guten Natur nicht zu, daß ſie mein Arzt ſeyn und mich von tauſend Leiden der Seele und des Leibes heilen ſollte; ich war ſo unbefangen und heiter, wie die Vögel, welche in den Gebüſchen rings nicht müde wurden, ihr Morgenlied zu zwitſchern; ich kam der Natur entgegen, wie der Jüngling der Braut, voll Hoffnung und Sehnſucht. Die Liebe, wie das Schöne, liebt die Ueberraſchung, und die Ahnung beider iſt in der Seele immer wach.

Der ſchöne Strom war mit bunten Inſelchen überdeckt; aus den Fruchtbäumen blickte oft einſam ein freundliches Sommerhaus und die ſchwellenden Blüten erſchienen in dem mannigfaltigſten Farbenſchmuck von Ferne, wie aus Kryſtall emporſchimmernd; andere waren in reizendes Grün gekleidet, dem der ſie umgebende Strom eine ſtets erneuerte Friſche lieh. Ich fühlte mich ſo entzückt in der reinen Luft, unter dem klaren Himmel, bey dem Hauche des Frühlings, daß ich kaum eine Kapelle, mir gegenüber, hoch auf einer Felſenwand, in einer höchſt romantiſchen Lage gewahrte. Die Veranlaſſung muß merkwürdig geweſen ſeyn, dachte ich, die einen kühnen Geiſt vermochte, dort hinauf eine Stätte der Andacht zu pflanzen. So hat auch die heilige Colomba, (die Schutzpatronin, glaub' ich, von Portugal) ihre Felſenwohnung. Sie war eine ſchöne, reizende Hirtin, und die Stimme der Echo trug ihre frommen Geſänge fernhin. Da erſah ſie einmal ein ſtattlicher mauriſcher Ritter und entbrannte für die zarte Jungfrau. In voller Haſt ſprengte er daher, daß die Lämmer verſchüchtert flohen. Die Jungfrau, voll Angſt bey dem Anblick der Heiden, rafft ſich auf, flieht, da verſperrt ihr ein Fels den Weg. Der mauriſche Ritter iſt hinter ihren Ferſen. Sie wendet ihre Blicke, darin die ganze Sehnſucht ihrer Seele lag, zum Himmel, und auf ihr inbrünſtiges Gebet, ſiehe da, öffnet ſich die Felswand, und nimmt die Jungfrau auf. Der Ritter, voll Wuth, ſtößt den Speer gegen den Felſen, daß er in Stücken zerſplittert; da ſprudelt ein nie verſiegender Quell ſüß murmelnd hervor. “

Hinter dem Felſen, darauf die Kapelle ruht, liegt ein kleines Dörflein, ſo nahe am Ufer, daß ſich ſeine Häuſer in der

Seine ſpiegeln. Ich trat in das niedliche Wirthshaus, um mich ein wenig zu erfriſchen. Nachdem ich gegen meinen Körper ſo menſchlich geweſen, durfte er mir ſeine Gegendienſte um ſo weniger verſagen, und ich fing an einen ziemlich ſteilen und langgedehnten Hügel zu erſteigen, auf deſſen Gipfel, in einer ſchönen Lage, wo die Seine einen ſpitzen Winkel bildet, eine alte Burg ruht. Dieſe ausgenommenen Adlerneſter gewähren allenthalben die reizendſten Ausſichten. Mit dem Auge durchwanderte ich noch einmal den zurückgelegten Weg an den Ufern der Seine hin bis Rouen und zu den fernen Hügeln hinter demſelben. Unter mir glitt der mäandriſche Strom, beſetzt mit zahlloſen Eiländern, die in den Strahlen der Sonne, wie bunte Edelſteine am Diamant, über den Waſſern funkelten. An der andern Seite des Stroms dehnte ſich der Forſt von Rouvray mit anſtoßenden grünen Wieſen und Angern; doch hinderten ſeine Höhen die fernere Ausſicht. Dazwiſchen aber, ſo weit das Auge dem ſchlängelnden Strome folgen mochte, ruhten reizende Thale, in reicher Abwechslung von Hainen, grünenden Feldern und Dörfern. Die Ausſicht war nicht zu weit und nicht zu beſchränkt, ſo daß das Auge gleich gebieteriſch über den mannigfaltigen Landſchaften in der Nähe und Ferne verweilen und ſich an allen gleich befriedigend weiden konnte. Nur ungern verließ ich die herrliche, mir theuer gewordene Stätte.

Ich ſtieg auf der andern Seite des Hügels hinab und gelangte wieder in das Thal der Seine. Zu meiner Rechten war ein großes Schloß, Ipouville genannt; nahe an demſelben vorbey geht die Straße nach Pont l'Arche, das ſo berühmt durch ſeine heroiſchen Kämpfe in der mittlern Geſchichte Frankreichs und Englands iſt. Im Angeſicht der Brücke und Stadt gleiches Namens, ſchlug ich den Weg zur Linken ein, der durch eine Ebene führt. Die fernen Anhöhen dienten mir zu Wegweiſern durch dieſelbe, und ihrer Richtung folgend gewahrte ich eine ſteile Felſenhöhe, die ſich über den Grund majeſtätiſch emporhob und ſtolz dem Wanderer ihr felſiges Antlitz wies. Dort oben war einſt „die Abtei der beiden Liebenden" flüſterte mir ein Mann zu, der ins nächſte Dorf wollte, und die Neugierde bemerkt haben mochte, mit der ich in jene Gegend blickte. Es iſt ein großes Feſt im Dorfe, fuhr er fort, und Muſik und Tanz erſchallt aller Orten. Der Frühling hat ſchön begonnen und der Landmann überzählt ſchon mit Luſt ſeine künftige, reiche Ernte. Wir haben lange Kriegsjahre gehabt; freilich hatten wir viel Ruhm davon, aber die Ruhe iſt doch etwas Köſtliches. Unter ſolchen und ähnlichen Reden kamen wir ins Dorf, das kaum eine Viertelſtunde vom Fuß des Felſenhügels lag, deſſen Abgebrochenheit in dem Thalgrunde noch überraſchender war. Die Landleute hatten ſich in Gruppen verſammelt und überließen ſich den Freuden des Tanzes. Der prächtige Sonnenſchein und der glänzende Himmel erhöhten den Zauber der Scene.

Ich ließ dieſe luſtigen Gruppen hinter mir und erreichte bald das Ufer des Flüßchens Andelle, gerade oberhalb ſeines Zuſammenfluſſes mit der Seine. Im Winkel, den die beiden Flüſſe hier bilden, erhebt ſich thürmend die Anhöhe, auf deren Gipfel die Abtei ſteht. Noch vor der Revolution hauſten die Mönche oben, und mancher Höfling, der in Ungnade verfallen, ward hierher verbannt. Nach der Revolution verſchwanden alle, einige fielen unter der Guillotine; das Schickſal anderer ward nie bekannt. Damals wurde das Gebäude verkauft, und der gegenwärtige Beſitzer, ein vormaliger Schulmeiſter, erhielt es um einen Spottpreis.

Ein enger beſchwerlicher Pfad führt zum Kloſter hinauf. Nie werde ich den Anblick vergeſſen, der ſich mir aufthat, als ich den Gipfel des Hügels erſtiegen hatte. Das lange Thal, welches in der Richtung gegen Rouen hin lag, war zu beiden Seiten von Waldungen begränzt; hier und da waren bunte Streifen von bebauten Feldern, einſame Höfen und Dörfern in den weiten grünen Teppich gewirkt, durch den die blauen Fluten der ſchlängelnden Seine ruhig hinglitten und das Thal belebten; in der Ferne ſchimmerten die Thürme von Pont l'Arche mit ſeiner Brücke über dem Strom. Dieß größere Thal ward durch den Felſen, worauf ich ſtand, getrennt, und verzweigte ſich in zwei Seitenthäler von ausnehmender Schönheit. Durch das eine floß wiederum die Seine, deren Ufer einerſeits hohe Hügel bekränzten, anderſeits lachende Gefilde ſchmückten, die in der ganzen verſchwenderiſchen Fülle einer üppigen Vegetation prangten.

Durch das andere Thal ſtrömte die kleine Andelle, die ſchimmernden Fluten hervorrollend aus dem Dickicht eines Waldes, der mit ſeinen Höhen die fernere Ausſicht verhüllte.

Die Nebengebäude der Abtei ſind zerſtört; nur das Hauptgebäude ſteht noch, das dem äußern Anſchein nach kurz vor der Revolution muß erneuert worden ſeyn. Es iſt ein länglichtes, weitläufiges Gebäude mit vielen geräumigen und hohen Gemächern. Sein Beſitzer befriedigte meine Neugierde mit zuvorkommender Freundlichkeit, indem er mich durch die langen Gallerien und Zimmer führte. Doch nicht durch ſeinen gegenwärtigen Zuſtand iſt mir das Kloſter theuer geworden, ſondern durch die alte Sage, welche an ſeine Gründung geknüpft iſt und daſſelbe überlebt hat.

Nicht fern von dem reizenden Thale, das die Andelle beſpült, oberhalb des Dorfes Fleury, liegt das alte Schloß Pont St. Pierre, deſſen Beſitzern zu Karls des Großen Zeiten das umliegende Land gehörte. Das Schloß iſt an der Straße von Rouen nach Andelys, die durch den Wald Longboil geht.

Der alte Ritter hatte eine Tochter, die er über alles theuer hielt; denn ſie war ſein einziges Kind. Ein ländlicher Jüngling, der auf des Vaters Gütern wohnte, fühlte insgeheim eine mächtige Neigung für die ſchöne, aufblühende Jungfrau, die er doch nicht verbergen konnte, ohne daß ſie es gewahrte. Sie erwiederte ihm dieſelbe, und die innigſte Liebe keimte faſt unbewußt in ihren Herzen auf. So verging ihnen manche ſüße Stunde, und ſie wußten es kaum, daß Wochen und Monde vergangen waren. Der Vater erfuhr die Liebe ſeines einzigen Kindes und erklärte ſich nicht dagegen. Doch knüpfte er das Glück der Liebenden an eine einzige unerläßliche Bedingung. Der Jüngling ſollte ſeine Braut, ohne auszuraſten, auf den Gipfel des Hügels tragen, auf welchem die Abtei ſteht, eine ſchwer zu erfüllende, faſt unmögliche Bedingung! Doch beſann ſich der Jüngling nicht lange; er lud die theure Bürde auf, trug ſie den langen, rauhen, gewundenen Felſenpfad hinan, und legte ſie auf der Höhe nieder. Aber jetzt verließen ihn ſeine Kräfte, die Natur erlag der Anſtrengung; noch einen Blick, daß er geſiegt, warf er der Geliebten zu, und ſchloß dann ſeine Augen auf immer. Auch ihr Herz brach bald vor Gram und ſie folgte dem Jüngling nach. Des alten, kinderloſen Vaters Herz nagten Reue und Gram; jene verſöhnte er, indem er die Abtei der beiden Liebenden ſtiftete, dieſer brachte ihn bald ins Grab.

Ich ſah noch im Abendſchimmer die Ruinen, traurige Ueberreſte von dem Denkmal, welches treue Liebe ſich im Tod errungen!

Die poetiſchen Taſchenbücher der Deutſchen auf das Jahr 1825.

(Fortſetzung)

Schleſiſches Taſchenbuch, herausgegeben von W. L. Schmid.

Hirſchberg bey Krahn.

Die berühmte altſchleſiſche Schule will hier ein junges Reis treiben, das aber leider ſehr krüppelhaft iſt. Wir finden einige landſchaftliche Kupfer, worin einige Theile des Rieſengebirges höchſt trocken und ſteif dargeſtellt werden, während jeder Augenzeuge weiß, daß der Mangel an impoſanter Erhabenheit bei dieſem Gebirge grade durch eine wohlgefällige Anmuth und Reinheit ſchöner Formen und ſanfter Eindrücke erſetzt wird. Die ſteifen Ecken jener Kupfer ſind in der Wirklichkeit zur ſanften Schönheitslinie gerundet.

Drey Erzählungen ſind ohne allen Werth. **Das heimliche Thal** von **Conteſſa** ſchildert uns den bekannten Berggeiſt Rübezahl, wie er im Huſſitenkriege einen jungen Jäger, deſſen Vater, deſſen Geliebte und Schwiegereltern auf verſchiedenen Wegen und mit ſehr natürlicher Zauberei in ein einſames Thal des Gebirges rettet. **Ein Tag auf den Sudeten** von Caroline **Leſſing**, wahrſcheinlich einer Erbin des großen Leſſing, iſt eine ziemlich einfältige Badegeſchichte. Ein junger Aſſeſſor verliebt ſich im Bade in Anna, die Tochter eines Amtsrathes, wagt es aber nicht, mit ihr anzubinden, da ſie von einem zudringlichen Rittmeiſter umflattert wird, benimmt ſich ſehr tölpiſch, läuft der Geliebten aber aufs Rieſengebirge nach, findet ſie dort allein, entdeckt ihr ſein Herz und erhält das ihrige.

Des Herrn von Lachmann, Reiſe nach Schildburg, ein ſeyn ſollender Schwank von Weißflog, iſt die erbärmlichſte und leerſte Witzelei, die uns je vorgekommen.

Von den Gedichten iſt eben ſo wenig zu rühmen. Der Glückwunſch, ein kleines Drama in drey Theilen, für Familientheater beſtimmt, hat eine perſönliche Beziehung und kann uns ſchon des Zweckes wegen nicht gefallen. Wozu die Familientheater, da die Natur ſelbſt in unſern Wirthſchaften genug Comödie ſpielt. In einem größern Gedicht, der Harfner oder das Leben und ſein Kranz, bringt der Herausgeber ſich und ſeine poetiſchen Freunde in eine allegoriſche Beziehung mit der alten Sängerſchule auf der Wartburg und mit der altſchleſiſchen Schule. Erwünſchter wäre uns, dieſe Verwandtſchaft der neuſchleſiſchen Dichterſchule mit der alten an beſſern Früchten zu erkennen. Auch ein zweiter Opitz gibt ſich in Liedern kund, welche die natürliche Vergleichung mit dem alten noch um vieles erbärmlicher macht, als ſie es ohnehin ſind. Alle andern kleinen Gedichte ſind des Papiers nicht werth, eins vielleicht ausgenommen, darin Weißflog uns einen Dichter ſchildert, deſſen Verſe niemand leſen mag, der in der Verzweiflung dem Teufel ſeine Seele verſchreibt, wenn er ihm zuhören will, den Blutbrief aber zurück erhält, weil der Teufel ſelbſt bey ſeinen Verſen nicht aushalten kann. Aber auch dieſer Schwank iſt längſt bekannt.

Philomele

Herausgegeben von Franz Gräffer, Brünn bey Traßler.

Unter dieſem anmuthigen Titel erſcheint zum erſtenmal ein mähriſches Taſchenbuch. Die Kupfer ſind gräßlich, die Zueignung an die bekannte von Chezy erſtaunenswürdig, das Lied, worin dieſe Bekannte in dieſem Taſchenbuch ſich ſelbſt als eine Nachtigall beſingt, über alles menſchliche und dichteriſche Dekorum hinaus. Wenn ihr euern Purpur den Bettlern überhängt, was ſoll den Königen bleiben, und ſelbſt die Bettler müſſen ſich ſchämen. Die Chezy? Muſenkönigin der Mähren? das klingt wie ein Mährchen, wenn eine Mähre nicht eben zu Mähren gehörte.

Dennoch entſprechen dem artigen Titel manche erfreuliche Beyträge im Taſchenbuch ſelbſt, nur unter vielem Sand wie Gold verborgen. In Proſa gibt zuerſt der auf eine fatale Weiſe Liebenswürdigkeit affektirende Pedant Jeitteles eine Apologie des Taſchenbuchs. Eryſi die Spinnerin, von Joh. Grafen von Mailath iſt ziemlich unbedeutend. Ein Normann verliebt ſich in das ſchöne Ungarmädchen Eryſi, wird durch die Fee des Neuſiedlerſee's, der er ein Lieblingsfiſchgen vom Tode gerettet, begünſtigt, hilft dem Ungarkönig ſiegen, und erhält ſeine Geliebte zur Braut. Der Herausgeber gibt eine ſehr trockne Geſchichte des Goldes, wobey neben der bekannten profanen jener wahrhaft poetiſchen Wirkung dieſes edlen Metalls gar nicht gedacht wird.

Ergebung, eine Novelle von M. Enk, iſt wieder eine Variante auf den bekannten Text, da ein zärtliches Weib ihren zärtlichen Liebhaber mit einem böſen Gatten vertauſchen muß, nach deſſen Tod jenen aber heirathet. Es folgt eine humoriſtiſche Erzählung von Emil: Daß trotz der ſchönen Augen die Mädchen wenig taugen. Sie ſtellt uns den Aſtronomen Newton dar, wie er auf ſeinem Obſervatorium Unterſuchungen anſtellt. Seine Blicke werden aber vom Himmel auf ein Fenſter gelenkt, hinter welchem ein ſchönes Mädchen ſitzt. Darüber verſinkt er in Träumereien, endlich in Schlaf, erwacht und findet ſich eingeſchloſſen. Er klettert glücklich auf die Dächer hinab und durch einen Schornſtein. Da gelangt er unerwartet in das Zimmer des ſchönen Mädchens, ſieht aber zugleich einen jungen Liebhaber hereintreten und ſchleicht ſich davon. Er fährt in einen andern Schornſtein, und gelangt in die Kammer eines Dienſtmädchens, die ebenfalls von einem tapfern Lakayen Beſuch hat. Dieſer fällt über ihn her, weil er ihn für einen Nebenbuhler hält. Newton ſucht ihn mittelſt eines mit Silber beſchlagenen Bandes des Dante, den er grade ſtatt des Geldes, in der Taſche hat, zu beſtechen. Der Lakay erkennt in dieſem Buche aber eines, das ſeinem Herrn kürzlich geſtohlen worden, knebelt den Naturforſcher, und führt ihn vor die Polizei, wo er denn nach einigen andern Abenteuern gerechtfertigt wird. Das Ganze iſt ſehr launig dargeſtellt. Die Fidibuſe, von Freih. von Pöck, ſind des Erzählens kaum werth. Theils bekannt, theils geringen Gehalts ſind die kleinen Denkwürdigkeiten und Anecdoten vom Herausgeber. Etwas Weniges von den Geheimniſſen der alten Egypter von Freih. von Pöck iſt gar nichts als ein matter Witz. Der junge Nachbar und die ſchöne Nachbarin, von Haslirſch, iſt ein luſtig erzählter, aber ſehr gemeiner Schwank. Ein Legationsſekretair glaubt ſeine Geliebte in einen Offizier verliebt, der gegenüber am Fenſter ſteht, wird toll und ſucht ſich zu rächen, indem er mit einem Mädchen gegenüber gleichfalls coquettirt. Zuletzt kommt es aber heraus, daß beide Nachbarn nur — Wachspuppen ſind. Der Brautſchmuck von H. von der Schubert, iſt in ſehr pretiöſem proſaiſchen Style einer trefflichen Romanze von Uhland nachgebildet. Ein reicher Jüngling bittet ein armes Mädchen, ihm einen Brautſchmuck auszuſuchen, den er ihr hernach ſelber gibt. Ein Diskurs über die Geſchichte der Spielkarten vom Herausgeber, mag Spielern intereſſant ſeyn. Meine Göttin, Phantaſiegemälde von Enk, ſoll eine Apotheoſe der Phantaſie ſelbſt ſeyn. Weit beſſer ſind einige Aphorismen von Georg von Gaal, z. B.: „Junge Reben bringen zuweilen mehr Wein als die alten, aber dieſe erzeugen beſſern. — Wie der Magnet nur das Eiſen anzieht und andre leichte Körper ungerührt läßt, eben ſo bewegt ein erhabner Geiſt auch nur ſolche Gemüther, die des Hohen und Großen empfänglich ſind. — Je gerader die Sonne über unſerm Haupte ſteht, deſto kürzer iſt unſer Schatten; je mehr man ſich erleuchtet fühlt, deſto geringer iſt unſer Dünkel. — So wie Bienen zuweilen aus Blumen, die der Hundertſte kaum des Anſehens werth hält, Honig ſaugen, eben ſo weiß ein Verſtändiger aus Dingen, die ganz unerheblich ſcheinen, hohen Nutzen und Genuß zu ſchöpfen. — So wie der, welcher einen Brunnen vergiftet, ein größerer Mörder iſt, als ein anderer, der nur einen einzelnen Menſchen tödtet; eben ſo iſt ein Höfling, welcher ſeines Fürſten Herz durch böſe Grundſätze verdirbt, einer der größten Miſſethäter.

Jn Verſen finden wir vor allen ein 122 Seiten langes Drama: **Attala**, nach Chateaubriands gleichnamiger Novelle von Franz Maria Freiherrn von der **Nell**. Das Original iſt allgemein bekannt, die Nachahmung entlehnt von ihm allen Werth. Unter den kleinern Gedichten zeichnen ſich einige Oberöſtreichiſche Volkslieder in der bekannten Naivetät aus, z. B.:

Hod oan'r a schen's dearndal,
Hod ar dron a Fraid,
Und hod hold oan'r a schiachi —
Soda hod ar's oani Naid.

S'Hiarschal im Wold
Schteht an viar Fiassa;
Siach i a schen's dearndal,
Wiar — i's liaben miassa.

Wos nust mi mai Gros'n
Hod d'Sichal ka Schnaid,
Und wos nust mi mai liab'n
Wonn 's'n Biabal nöd g'fraid.

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Leipzig bey Gleditſch.

Das Titelkupfer iſt eine artige Copie von Raphaels la belle jardinière. Die übrigen Kupfer ſind ſchön geſtochen, aber die Zeichnungen widerlich, beſonders in den drey Darſtellungen zu Walter Scotts Romanen. Unter andern ſieht man auf dem erſten derſelben nur drey Figuren und kein Geſicht.

Der neue Pygmalion, Novelle von **Immermann**, iſt klar und artig erzählt. Ein Baron erzieht ſich ein Förſtermädchen zur künftigen Braut; die Abſichtlichkeit dabey verwirrt das edle Mädchen, und ſie weigert ſich, grade als der rechte Zeitpunkt gekommen iſt, die Seinige zu werden. Seine entſagende Liebe gewinnt aber ihr Herz und ſie geſteht ihm endlich ſelbſt ihre Leidenſchaft. Der rechten Liebe wird dabey gar ſchön ihr Rang über die Modeheyrathen ins Licht geſtellt. Treffend iſt die Schilderung, womit der Baron einen andern vornehmen Heyrathsantrag abweiſt. Seine Tante ſpricht, ſie möchte wiſſen, was er an Fräulein Lucianen auszuſetzen habe. Gar nichts erwiedert der Neffe, wenn ich ihr ein Conduiten-Atteſt ſchreiben, und Alles, wenn ich ſie zu meiner Frau nehmen ſoll. Sie hat viel gelernt, ſie muſicirt, zeichnet, tanzt ſehr gut und wird gewiß nie von dem Gleiſe der Tugend weichen. Es iſt nur Schade, daß ſich alle ihre Eigenſchaften beſchreiben laſſen, und daß ihr die Natur den kleinen Rückhalt von Unbeſchreiblichkeit verſagt hat, welcher Männer und Frauen erſt zu anziehenden Erſcheinungen macht. Der Menſch ſoll nicht ſeyn, wie eine ſchlechtverhullte Charade, deren Auflöſung im nächſten Stücke erfolgt, ſondern wie ein ewiges und unergründliches Räthſel.

Die Deportirten, Novelle von Leopold Schefer, ſtellt uns einen jungen engliſchen Schulmeiſter dar, der, durch Zufall vom Adelhof ſeines Herrn entfernt, einen Bekannten auf einem Schiff beſucht, dort einſchläft und erſt erwacht, als das Schiff ſchon in hoher See iſt. Er muß nun in Geſellſchaft von Deportirten nach dem fünften Welttheile fahren, gewinnt durch ſeine liebenswürdige Treuherzigkeit allgemeine Achtung, rettet ſogar das Schiff durch ſeinen Muth, und gewinnt bey ſeiner Ankunft auf van Diemensland die Liebe eines edlen Mädchens. Dieſe iſt die Tochter ſeines ehemaligen Herrn in England, die als Kind entführt worden. Sie kehren zurück und alles endet in Jubel. Die Erfindung iſt zu ſehr gemacht, doch hat der treuherzige Charakter des Jünglings, der ſich nirgends verleugnet, viel eigenthümlich anziehendes, und auch die Seefahrt wird ſehr lebendig geſchildert.

Ohne Werth iſt der Apollo von Belvedere von Freyherrn von Gaudy. Ein Landfräulein erhält von dem ihr beſtimmten Bräutigam ſtatt ſeines Porträts das Bild des Apollo, womit er ſie verſpotten will. Sie kennt weder den Bräutigam noch den Apoll, verliebt ſich aber in das Bild und es giebt dann bey einer Reiſe in die Stadt in einem Antikenkabinet eine lächerliche Scene, die den Irrthum aufklärt. Der Bräutigam iſt aber bey der Hand, findet das Mädchen ſchön, bereut und heirathet ſie.

Unter den Gedichten zeichnen ſich einige von Wilhelm Müller und Rückert aus.

Literatur.

1) Deutſche.

Novellen von Ludwig Tieck. III. u. IV. Bändchen. Enthaltend „die Reiſenden“ und „muſikaliſche Leiden und Freuden.“ Dresden in der Arnold'ſchen Buchhandlung.

Auch dieſe Novellen ſind nun vor dem Untergang in der Fluth der Almanachsliteratur, in welcher ſie wie blühende Inſeln der Seligen einſam ſchwammen, gerettet. Wenn ſie auch ſchon dem größten Theil unſerer Leſer bekannt ſind, ſo glauben wir doch darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß man nun dieſelben ſich aneignen könne, ohne die übrige mittelmäßige Geſellſchaft mit bei ſich aufnehmen zu müſſen. Die wiederholte Leſung dieſer Novellen kann überdieß nur den hehen Genuß, welchen eine erſte gewährt. immer mehr ſteigern. Mit welcher tiefen Seelenkenntniß ſind nicht in beiden Novellen z. B. die Zuſtände wahnwitziger Perſonen geſchildert, wie das Zurückſchlagen aus dieſen wieder in die Vernunft; wie ſcharf und wahr dagegen iſt ebenſo die ſchmale, ſchmale Grenze bezeichnet, auf der ſich Vernunft und Wahnſinn berühren! Das erſtere wird vorzugsweiſe in den Reiſenden, das zweite in den muſikaliſchen Leiden und Freuden geſchildert. Man wird ſagen: da ſeht ihr die Romantiker, tummeln ſie ſich nicht recht luſtig auf der Grenze des Wahnſinn's herum und mit ihnen die Kritiker, die es loben? Das ſind die längſt prophezeihten Früchte dieſer in's Chaos, zur Unform zurückführenden Schule! Nicht alſo meine Herren. Grade darin iſt Tieck Meiſter, daß er jede extreme, haltung- und charakterloſe Richtung des Verſtandes, wie des Gemüthes als einen dem Wahnſinn nahverwandten Zuſtand zum Erſchrecken wahr zu bezeichnen weiß, und ſo eindringlicher und nachdrücklicher, als mancher Profeſſor der Moral oder Lebensweisheit, zur Beſonnenheit auffordert. Hiermit iſt aber nicht etwa jene äußerliche Beſinnlichkeit gemeint, die eben weil ſie jede Zufälligkeit wahrnimmt, berückſichtigt und von ihr ſich beſtimmen läßt, eigentlich abſoluter Wahnwitz iſt; wenn nämlich dieſer darin beſteht, daß der davon *beſeſſene* Menſch eben nie im Beſitz ſeines ganzen Selbſt, der allſeitigeinigen Thätigkeit ſeiner Vernunft, ſondern einzelner fixer Ideen, oder aufs Relative gerichteter Neigungen iſt. Die innere Beſonnenheit des Geiſtes iſt vielmehr darunter zu verſtehen, die deſſen Beziehung auf das Ewige nie aus dem Auge verliert und mit ihr alle einzelnen Verhältniſſe des Lebens durchdringt und wahrhaft erleuchtet. Ueberall ſtellt Tieck die Repräſentanten dieſer gottähnlichen Beſonnenheit auf, die grade darum nicht etwa in größerer Breite, umgekehrt vielmehr, unſcheinbarer als andere, faſt wie Nebenfiguren auftreten, dennoch aber die das Ganze bindenden Mittelpunkte ſind, von denen der, alle Mißklänge in Wohllaut wieder auflöſende, Grundton ausſtrahlet. Jene Repräſentanten ſind ohne Widerrede in den Reiſenden der Juſtizrath und der Arzt, in den muſikaliſchen Leiden und Freuden der Laye. Wir haben mit dieſem Wenigen natürlich nur *eine* Haupttendenz andeuten wollen; um dieſe Tieck'ſchen Novellen in ihrer ganzen Tiefe, Höhe und Breite zu würdigen, müßte man Kritiken ſchreiben, die länger wären als jene ſelbſt ſind. Wie wollten wir anders das viele ausgezeichnet Vortreffliche, was z. B. über Muſik, namentlich über italieniſchen und deutſchen Geſang in den muſikaliſchen Leiden und Freuden geſagt iſt, würdigen? — Nur noch ein Wort fügen wir über Tieck's Styl hinzu. Er iſt. wie jeder echte, die ſprachliche Form ſeines inwendigen Dichtens und Denkens, und es iſt ohne Widerrede wahr, in ihm iſt Tieck Muſter für alle lebenden Autoren. Wie die Töne unter dem Fingertanz eines Virtuoſen hervor, ſo perlen, rieſeln und rinnen Tieck's Worte und Sätze ſingend und klingend daher. Aber ihr leichtes, heiteres Scherzen gewinnt Takt und Halt und Ernſt durch begleitende Akkorde, in die und von denen es ausläuft, ſo daß in der Melodie Harmonie, und in dieſer jene iſt.

2) Franzöſiſche.

Vie de Louis IX. par M. le comte de Ségur, de l'Academie française. Paris 1824. 1 vol. Eymery. Prix 3 Fr. et 3 Fr. 75 c.

Die Darſtellung des Lebens eines ſolchen Fürſten, der bei allen vortrefflichen Eigenſchaften dennoch von dem Geiſte ſeiner Zeit beherrſcht zu Grauſamkeiten ſogar getrieben wurde, iſt immer neu und neubelehrend, weil in ihm uns nothwendig ein lebendiges konzentrirtes Bild deſſen was dazumal die Zeit bewegte, vor die Seele tritt. Um ſo erfreulicher iſt die Darſtellung eines ſolchen Lebens von der Hand eines Mannes, der, wie Herr de Ségur, wegen ſeiner hiſtoriſchen Gewiſſenhaftigkeit eben ſo ſehr, als wegen ſeiner hiſtoriſchen Manier ausgezeichnet wird, in welcher er die Thatſachen durch lichtvolle Anordnung ſo viel möglich durch ſich ſelbſt zu uns ſprechen und den Leſer ſein Urtheil darüber ſelbſt fällen läßt. Im Allgemeinen ſind die Reſultate der vielſeitigen Thätigkeit Ludwig IX. längſt bekannt und dürften wenige Berichtigung in Herrn de Ségur's Arbeit finden. Man weiß, wie Ludwig im Jahre 1226 unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Blanka von Kaſtilien die Regierung angetreten und dann, mündig geworden, im Geiſte ſeiner Mutter zu regieren fortgefahren hat. Er ſteuerte bei aller Frömmigkeit den Mißbräuchen der geiſtlichen Jurisdiktion, indem er gleichwohl in der pragmatiſchen Sanktion von 1269 die Rechte der Haupt- und Domkirchen ſicherte. Er führte nicht ohne Glück den Unterdrückungskampf gegen die übermüthigen kleinen Fürſten und Baronen des Reichs, indem er den mit dieſen im Bunde ſtehenden König Heinrich III. von England durch die Siege bei Taillebourg und Poitou 1241 zu einem vortheilhaften Frieden zwang. Es iſt anerkannt, daß Ludwig der Heilige ganz beſonders die ſtädtiſchen Freiheiten ehrte und erweiterte, und hiedurch, wie durch Geſetze den Bürgerſtand ſehr begünſtigte, zum Theil freilich, um den hohen Adel zu demüthigen. Wie höchſt nothwendig und wohlthätig war aber nicht die Errichtung von vier Tribunalen (nach ſeiner Rückkehr aus ſeinem erſten Kreuzzuge 1254) an welche die Unterthanen gegen die Ungerechtigkeiten ihrer adeligen Herren appelliren konnten. Wie letztere verfuhren, davon giebt eine von Herrn de Ségur mitgetheilte Anekdote einen Begriff: Der Graf Heinrich von Champagne fand, als er einſt in die Meſſe gieng, einen armen Edelmann auf den Stufen der Kirche knieend. „Herr Graf, ſagte dieſer zu ihm, ich flehe Euch, um Gottes Willen, an, daß Ihr geruhen möget, mir etwas zu ſchenken, womit ich meine beiden Töchter hier ausſtatten kann, denn ich habe nichts dazu.“ Artaud de Nogent, ein reicher Kaufmann, ſtand hinter dem Grafen und ſagte zum Edelmann: „Ihr thut nicht wohl, den edeln Herrn anzugehn, daß er euch Etwas gebe; er h ſchon ſo viel gegeben, daß er ſelbſt nichts mehr hat." So wie der Graf dieß vernahm, wendete er ſich zu Artaud und ſprach: „Ihr irrt Euch ſehr, Elender, wenn ihr meint, ich hätte nichts zu geben; ſo hab ich z. B. Euch ſelbſt zu geben. Da, Herr Ritter, nehmt den Menſchen, ich übernehme die Verantwortung." Der Edelmann keineswegs erſtaunt, packte vielmehr den Artaud und erklärte, ihn nicht loszulaſſen, wenn er ſich nicht mit ihm abfände. Artaud mußte ein Löſegeld von 500 Livres zahlen. Indem er ſolchen Willkührlichkeiten zu ſteuern bemüht war, war Ludwig ein wahrer Wohlthäter der Nation. Seine Gerechtigkeitsliebe verſchaffte ihm ſolches Anſehen, daß ihn ſein Feind Heinrich III. und deſſen Adel zum Schiedsrichter ihrer Zwiſte ernannte (1264). Aber nicht das war es, was ihm nach ſeinem Tode den Namen des Heiligen erwarb, ſondern der religiöſe Fanatismus, in welchem er Heldenthaten, aber eben ſo auch Grauſamkeiten übte. Wunder der Tapferkeit auf ſeinem erſten Kreuzzuge verrichtete er bei der Eroberung von Damiette, 1249, in der Schlacht bei Maſſure gegen den Sultan von Aegypten 1250. Auf ſeinem zweiten Kreuzzuge, in dem er die Citadelle von Tunis eroberte, ward er 1270 von der dort ausbrechenden Seuche hinweggerafft. Eben dieſer heilige Eifer jedoch, mit welchem der heilige Ludwig die Sarazenen bekriegte und in welchem er den Tod fand, war es, der in ihm zu Fanatismus ausartete, wozu nicht das Chriſtenthum, wohl aber Katholicismus führt, wenn er in das Beſtreben ausartet, die eignen religieſen Anſichten als allein wahre allen und jedem aufzuzwingen. In ihm verfolgte er nicht blos die Juden, auch die Albigenſer, die nichts als die Kirche auf die erſten einfachen Verhältniſſe der chriſtlichen Urgemeinden zurückgeführt wiſſen wollten. (Sie ſahen ſich dazu aufgefordert und berechtigt durch die ſchon im zwölften Jahrhundert immer zunehmende üppige, ungeiſtliche Ausartung des Klerus.) Nicht allein um dem Papſt gehorſam zu ſeyn, ſondern aus religiöſem Partheihaß gab er die grauſamſten Geſetze gegen Ketzer, z. B. daß dem, welcher gegen irgend eine katholiſche Kirchenſatzung geſprochen hatte, die Lippen mit einem glühenden Eiſen durchbort werden ſollten. Daß Ludwig dieſes, ſo wie die Ausdehnung der Gewalt jener ſeit 1229 gegen die Albigenſer errichteten Inquiſitions-Commiſſionen auf alle Ketzer aus voller Seele guthieß, dafür ſpricht folgende mitgetheilte Anekdote. Als man ihm berichtete, daß ein Abt in Folge einer lebhaften Diſputation einen Juden furchtbar gemißhandelt hätte, ſagte er: „Es ſoll kein Geiſtlicher, wenn er nicht ein hoher iſt, oder ein vollkommener Gottesgelehrter, mit Juden diſputiren, aber jeder ſoll, wenn er den chriſtlichen Glauben ſchmähen hört, die Sache nicht blos mit Worten, ſondern mit ſeinem guten Schwert vertheidigen und mit dieſem den Schmäher und Falſchgläubigen in den Leib rennen, ſo weit das Eiſen eindringen mag." Dergleichen Anekdoten charakteriſiren oft beſſer, als es mühſeliger Pragmatismus vermag, beſonders wenn er ſich auf übelangewendete Myſtik zu ſtützen beliebt, den Mann und ſeine Zeit. Jeder Vernünftige, welcher Religionsmeinung er auch angehöre, wird weder dieſer noch jenem in dieſer Rückſicht das Verdienſt der Heiligkeit und himmliſcher Weihe zuerkennen, ſondern nur bedauern, zu welchem Wahnſinn, zu welcher Unmenſchlichkeit mißverſtandene Religioſität ſelbſt die Edelſten dahinzureißen im Stande iſt. Erklärlich wird dieß uns aber auch, wenn wir neben den Beiſpielen rückſichtsloſer Selbſtaufopferung für den Glauben, wie ſie jene Zeit in reichlichem Maaße darbietet, andere in Herrn de Ségur's Buch finden, welche die gänzliche Sittenloſigkeit des hohen Adels, wie des Klerus und des Volkes, in damaliger Zeit, bezeichnen.

Miszellen.

Als Paracelſus wegen ſeines vielen Wanderns von Land zu Land, von ſeinen Gegnern als ein Landfahrer verſchrieen wurde, ſagte er: „Mein Wandern, welches ich bisher verbracht habe, hat mir wohl erſchoſſen: weil keinem der Meiſter im Hauſe wächſt, oder einer ſeinen Lehrer hinter dem Ofen hat. So ſind die Künſte nicht verſchloſſen in Eines Vaterland, ſondern ſind ausgetheilt durch die ganze Welt. Die Kunſt geht keinem nach, ihr muß nachgegangen werden; wo Gott die Kunſt hingelegt, da muß ſie geſucht werden.

Es iſt wahr, die es nicht thun (nehmlich wandern), haben mehr denn die es thun. Die hinter dem Ofen bleiben, eſſen Rebhühner; die den Künſten nachziehen, eſſen eine Milchſuppe. Die Winkelſitzer tragen Ketten von Seiden; die da wandern, vermögen kaum den Zwilch zu bezahlen. Die in den Ringmauern eſſen Warmes und Kaltes; die den Künſten nachziehen, hätten keinen Schatten, wenn der Baum nicht wäre. Der nun dem Bauch dienen will, der folget mir nicht, er folget denen, die in weichen Kleidern gehen.

Alſo glaub, daß ich bisher mein Wandern billig verbracht, und mir dieſes ein Lob und keine Schande ſey, denn das will ich bezeugen mit der Natur; wer ſie durchforſchen will, der muß mit den Füßen ihre Bücher treten. Die Schrift wird erforſcht durch ihre Buchſtaben, die Natur aber durch Land zu Land: ſo oft ein Land, ſo oft ein Blatt. Alſo iſt codex naturae, alſo muß man ihre Blätter umkehren.“

Von ſeinen Zuhörern aus verſchiedenen Landen, ſchreibt er, ſeyen nur wenige gerathen, — wiewohl in jeglichem Geſchlecht große Zahlen geweſen ſind. Ein jeglicher hat meine Lehre nach ſeinem Kopf geſattelt. Einer führt mirs in einem Mißbrauch zu ſeinem Seckel, ein anderer zeuchts in ſeinen Hoffahrt, ein andrer gloſſirts und emendirts: und im Fürlegen für mich warens erſtunkne Lugen. Mancher ſchätzt ſich ſelbſt für wichtiger als in ihm war; mancher konnt es eh ers verſtunde; mancher verſtund es und es mangelte wo es am nöthigſten war.“ — Hinter dem Statthalter St. Peters mit ſeinen drei Kronen, hat ſich oft Cerberus mit ſeinen drei Köpfen verſteckt, und ſtatt des Himmels die Hölle aufgeſchloſſen.

Druckfehler.

S. 314 iſt Z. 13 v. u. ein , zu ſetzen.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.

Vend. ex
Bibl. Univ.

Europäiſche Blätter

oder

das Intereſſanteſte aus Literatur
und Leben

für

die gebildete Leſewelt.

Zweiter Jahrgang 1825.

Erſter Band.
enthält das erſte Quartal N. 1 — 12.

Zürich,
in der Geßnerſchen Buchhandlung.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Cend. ex Bibl. Univ. Berolin.

Ex Biblioth. Regia Berolinensi.

Ad 1023 - 2, 1.2
1825

Inhalt

des erſten

Quartalbandes des zweiten Jahrganges

der

Europäiſchen Blätter von 1825.

I. Gedichte.

Seite
1) Höhenruf 1
2) Königsfelden (Romanze) 33
3) Der Wald 65
4) Gemälde aus Torquato Taſſo's befreitem Jeruſalem.
V. Schlacht vor Jeruſalem 89, 145
5) Neue Fabeln von Demokrit Schmerzenreich.
7. Der Kanzelredner 121
8. Der Zionswächter 175
9. Die Liebesmäntler 199
10. Der Studirte 255
11. Scharfe Barmherzigkeit 393

II. Geſchichtliche Aufſätze.

1) Hiſtoriſche Erinnerungen und Ueberſichten II. Peter Abälard 13
2) Die Fanarioten zu Konſtantinopel . . . 131, 149

Seite
3) Alterthümer bey Boitin 186, 199
4) Rückblicke auf Bonapartes Feldzug in Aegypten 219, 238, 267
5) Griechenland im Jahre 1824 311

III. Reiſen.

1) Wanderung zum Berg Sinai 106
2) Aus der Reiſe eines engliſchen Cavallerieoffiziers durch Südindien, Aegypten und Syrien 279, 319

IV. Vermiſchte Aufſätze.

1) Aus einem Spaziergange in der Schweiz 40
2) Die Liebe im Bann (Hiſtoriſchromantiſche Erzählung) . 66
3) Ueber Sectenduldung 79
4) Seltſame Gerichtshändel . . . 114, 168, 193, 249

V. Charakteriſtiken und Kritiken.

2) Ueber Ludwig Tieks Stellung zur deutſchen Literatur . 2
2) Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter in der neueren Zeit V. Göthe (Fortſetzung) 92
3) Bilder aus der Schweiz von Heinrich Zſchokke II. Freihof von Aarau . . . 35, 157, 175, 206, 255, 281
4) Ueberblick der engliſchen Literatur von 1824 . . 25, 122
5) Gedichte von Raphael Hanno 170
6) Erzählungen und Mährchen von v. d. Hagen . . 231
7) Stapelia Mixta von Dr. Miſes 291
8) Neue Lyriſche Gedichte in der Schweiz I. Nägelis Liederkränze 324

VI. Kürzere rezenſirende Anzeigen.

a. Deutſche Literatur.

1) Erläuterung der jüdiſchen Geſchichte 29
2) Friedrich Heinrich Jakobi's auserleſener Briefwechſel . 61
3) Geſchichte des Aufſtandes der helleniſchen Nation . 117

Seite
4) Selam oder die Sprache der Blumen 120
5) Hertha Zeitſchrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde 174
6) Klopſtocks dichteriſches Weſen und Wirken . . . 232
7) Die großen Stürme und Ueberſchwemmungen . . 253
8) Geſchichte der Stadt Pfullendorf 275
9) Pius VII. von Dr. Jäger 323
10) Cultur und Barbarei von Reinwald 335

b) Ausländiſche.

11) Voyage autour du monde par Freycinet 30
12) Voyage d'un jeune Français en Angleterre et en Ecosse 86
13) Résumé de l'histoire de l'empire Germanique . . 196
14) Résumé de l'histoire des états-unis d'Amerique . 227
15) Résumé de l'histoire du Danemark 229
16) Blick auf die Italieniſche Literatur im verfloſſenen Jahr 140
17) A General Description of Nova Scotia . . . 175
18) An exposition of the dangers of the interment etc. . 325

VI. Miszellen.

1) Granada, eine Fundgrube für Almanachspoeten . . 31
2) Jahn Hagel, John Bull, Jean Caſa Parda . . 32
3) Leo X. herbeygewünſchter Tod 32
4) Woran erkennt man die Menſchen? 32
5) Feile Leute oder Igel und Blutigel 32
6) Naturwiſſenſchaft lehren heißt die Natur ſchaffen (!) . 64
7) Vorſchlag zum Blau- oder Grüntrauern . . . 64
8) Verſtand ohne Gehirn 88
9) Verachteter Handel und Kaufmannſtand im 16ten Jahrhundert 120
10) Okens Ausſprüche über Muſik 120
11) Indiſche Trägheit 144
12) Indiſcher Chriſtenſinn 144
13) Der Mönch und das Crucifix 175
14) Geſetzliche Beſtrafung böſer Weiber im Mittelalter . 175

Seite

15) Verachtung der Editoren im 16ten Jahrhundert . . 176
16) Gehörnte Menſchen 197
17) Moſes Zauberkraft von ſeinen ſpäteſten Nachkommen geehrt 198
18) Die erobernden und die zu Hauſe bleibenden Germanen 198
19) Von Weibern, die ſich zanken 230
20) Indiſche Thierverehrung 229
21) Indiſche Todesverachtung 230
22) Fünf Streckverſe 230
23) Bärtige Schriftſtellinnen 254
24) Natürliche und affektirte Sentimentalität 254
25) Kaiſer Wenzel's witzige Grauſamkeit 301
26) Deutſche Treue 302
27) Der Doktorand lebe ewig wohl 302
28) Streckverſe 302
29) Hiſtoriſche Zahlen und Namensmyſtification 278
30) Inquiſitoriſche Cenſurweisheit 278
31) Italiäniſche Bettlerfrechheit 278
32) Reiſen des Zuckerrohrs 278

Und viele andere.

Höhenruf.

Der iſt höher, der iſt freier
der die Berge ſich erzielet,
und die ewge Himmelsleier
ſo der Chor der Sonnen ſpielet!
Zu den hohen, heißen Tiefen
mogten nimmer Sehnſucht faſſen
die im Waſſertod entſchliefen,
lau wie Sumpf und Mittelſtraßen.

Darum winkt der blaue Firne,
daß du kühn dein Haubt erhebeſt;
blinken dir ins Herz Geſtirne,
daß du nie, wie Zwitter, bebeſt.
Ströme hin und ſtröme wieder,
lebend Waſſer nur hat Wellen;
oben ſtets, wie Bergeslieder,
über Meeres Wonneſchwellen!

Horche ſtets dem Fernenklange,
fühle dich in fernen Wonnen;
ſchafft der öde Raum dir Bange,
knüpfe Sonnen dir an Sonnen?
Himmelsleitern, Himmelsſtufen,
immer reichbeſuchte Stege,
daß du auf und nieder rufen
magſt die Engel deiner Wege!

Kannſt ja nicht zu Hohes wollen
und zu Tiefes nimmer wagen:
alles hat im liebevollen
Herzen ſchon der HErr getragen.
Offen iſt die Tiefe drunten,
Jede Höhe dir entſiegelt —
Himmel oben, Himmel unten
von der Fluth zuruckgeſpiegelt!

R. W — l.

Ueber Ludwig Tieck's Stellung zur deutſchen Literatur.

Bey Gelegenheit von: **Pietro von Abano**, Zaubergeſchichte von Ludwig Tieck. Breslau, bey Joſ. Max und Komp. 1825.

Vorſtehende Ueberſchrift ſcheint vielleicht Manchem eine allzu breite Vorrede zu verkunden zu einer rezenſirenden Nachrede über 90 Blättchen Text einer Zaubernovelle. Allein es fragt ſich noch: ob es nicht die geſammte Jugend für ein ſehr intereſſantes Ereigniß und Schauſpiel hielte, wenn eine ſchöne Jungfrau, auch ohne zu reden, nur lächelnd den Mund öffnete und damit unwillkürlich die Perlenbänke über der purpurnen Korallentiefe, dem Aug' und der Phantaſie darböte? — Ja am willkommenſten wäre wahrſcheinlich ganze Figur, bis zum Boden, auch wenn dieſer nicht zum artigſten abſtäche zu den tanzfertigen Füßchen.

Anderſeits aber erwarte man doch nicht einen Abſchnitt aus der deutſchen Literaturgeſchichte. — Eben ſo wenig ſuche man hier eine ausführlichere Charakteriſtik Tieck's, in der Weiſe, wie wir in unſerer **Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter**, der wir nicht vorgreifen wollen, dergleichen bisher zu geben pflegten; — ſondern juſt ſo viel, als die Ueberſchrift beſagt.

In jener Zeit, da die attiſchen und die böotiſchen Herolde nichts geringeres uns ausriefen, als dieß:

„Mit nächſtkommender Meſſe des Michels (Hör' es, o Barbar!)
„Wird alt Hellas und Rom landen am Leipziger Strand;
„Wird dein ſkythiſch Geländ mit Olympiſchem Staube bedecken
„Und mit kaſtaliſchem Naſſ rhythmiſch begießen die Au.“

Da war Ludwig Tieck das Vergebirg unſrer guten Hoffnung, an dem die Expedition zu ſcheitern kam. Seitdem hauſen die Zerſtreuten als Korſaren in den Bugden, oder ſind als nutzbare philologiſche Kauffahrteiſchiffe untergekommen, ohne je wieder Front zu machen.

Klopſtock hatte dieſe ſeltſame Liebhaberei, bonis zu cediren, um der Alimentenfreude zu genießen, vorbereitet und angehends herbeigeführt. — Die romantiſche Myſtik, das reiche zaubernde Farbenſpiel der phantaſtiſchen Schwärmerei, wie ſie den germaniſchen Völkern urſprünglich eingeboren ſind; die unendliche Mannigfaltigkeit der relativen Längen und Kürzen unſerer Sylben; zumal die ſehnſuchtvolle Melodie des — Reimes: das alles waren ihm barbariſche Gräuel. Dagegen die faßliche, wohlgeordnete Compoſition ſogenannt allegoriſcher Perſonen, d. h. perſonifizirter Abſtrakten, wie z. B. der Tapferkeit, oder des Mars (auf deutſch Wodan, wie man meinte) u. ſ. w.; ſeltſame, im gewöhnlichen Leben nicht bräuchliche Redensarten und Conſtruktionen, wie ſie bey Pindar und Horaz bewundert werden: dazu erſchwang ſich ſeine Phantaſie, deren Urbilder er bey den Antiken zu finden meinte. — Auch leuchtete ihm die einfache Faßlichkeit der gewöhnlichen epiſchen und lyriſchen Versmaaße der Alten leicht ein, und beſonders die Eintheilung der Sylben in lange, kurze und mittelzeitige; denn aller guten Dinge ſind drei.

Dieſe antike Claſſicität, wie Er ſich ſie conſtruirt, bei uns einzuführen, hielt er für ein unſterbliches Verdienſt, und, wie er denn von begeiſterter Vaterlandsliebe ganz durchglüht war, für ſeine heilige Pflicht. Nur in dieſer Gluth auch konnte es gelingen, den buntſpielenden Diamant — unſre Sprache — auf eine Kohle zu reduziren.

Es war kein Wunder, daß Klopſtock, der Einzige, welcher dazumal das Waſſertreten verſtand, über die Waſſer emporragte, und daß man bald die Künſte des Pleiſſe-Froſches, des ſchwammigen Gotſcheds nebſt Chorus, vergaß. — Inſofern war ſein Wirken von großem Gewinn für die Zeit. Aber weder ſeine, noch der übrigen Schriftſteller, die wir im Verlaufe der Darſtellung zu nennen haben, literariſche Verdienſte — ſeinen Adel der Geſinnung, jenen religiöſen Ernſt, jene Erhabenheit ſeines frommen Gefühls, mit denen er die Nation im ächten Sinne des Worts auferbaute, — an dieſer Stelle allſeitig zu entwickeln, kann unſer Zweck ſeyn. Wir haben hier es mit einer Geſchmacks-Verirrung zu thun, die Er veranlaßte, und die bis heute noch vielfach, wenn auch nicht ſo oft mehr für den einzig wahren Weg, doch für einen empfehlenswerthen, reizenden Abſtecher unſerer ſchönen Literatur, angeſehen wird.

Da der Lorbeer auf unſern Feldern nicht wild wächſt, ſo meinte Klopſtock: man dürfe ihn ja nur auf unſere kraftvolle, nothfeſte, hochſtämmige Eiche pfropfen, um ein Gewächs zu erzielen, das Vater und Mutter ums Doppelte überbiete. — Ramler, der horaziſche Garderobemeiſter, half das Pfropfreis knebeln und verpichen. Und ſo ſteht es, zwar leblos, aber von den Voſſiden allmeßlich, in wahrhaft hebräiſchem Meſſiasglauben, mit Hyppokrene und Arethuſa begoſſen, noch im Garten deutſcher Poeſie, die ſteifen Reiſer gen Himmel ſtreckend, nackt da, nachdem die poëtiſchen Köche die dürren Lorbeerblätter in ihrer ſatyriſchen Küche verbraucht haben.

Sobald man nämlich das (von Klopſtock ſo oft verletzte) Geſetz gefunden: daß die deutſchen Stammſylben der Subſtantive, Adjektive und Zeitwörter lang, die Flexionsſylben kurz, das Mittelgut mittelzeitig, und daß jedes mehrſylbige Wort mindeſtens Eine Länge habe: ſo glaubte man nicht allein den Schlüſſel zu aller Art eignen Tonſtucken und Bravour-Geſängen, ſondern auch eine Wünſchelruthe zu beſitzen, kraft welcher man alle Schätze der antiken Poeſie ohne Weiteres (denn griechiſch und lateiniſch verſtand man ja längſt beſſer in Deutſchland, als deutſch) heben, und in Leipziger Curs ſetzen könne. — Schon waren Burger, Stolberg angeregt, den Homer und die Tragiker metriſch zu verdeutſchen: allein Voß und die Voſſiden, in ihrer Art die metriſch und proſodiſch taktfeſteren, ſtachen alle Vorgänger und Beiläufer aus, — und nicht lange, ſo ſprachen griechiſche und römiſche Epiker, Lyriker, Tragiker, Komiker, unter uns, das reinſte — Voſſdeutſch.

Wie vermogte die Nation mit ihren abgeflachten Ufern, dieſer Springfluth des Allervortrefflichſten ſich zu erwehren? Eine nied- und nagelfertige Literatur, die von je her der Stolz und die gränzenloſe Bewunderung der gebildeten Welt geweſen, dieſe ward dem deutſchen Volke, um den geringen Preis ſeiner Originalität, als nutzbares Eigenthum angeboten; oder vielmehr wollte man dieſelbe, wie eine gepanzerte Pallas, ihm mit Einem Hiebe aus dem Ammonskopf entbinden, ſo daß es nur zu ſagen brauchte: dieſe da iſt meine liebe Tochter, an der ich Wohlgefallen habe!

Es konnte nicht fehlen, daß dieſe neue Mode, ſo unnatürlich und unbequem ſie war, doch bald zu einer gewiſſen Popularität gelangte. Denn es hat ſicher einen unwiderſtehlichen Reiz für jeden gebildeten Nachfahr von Hans Sachs und Jakob Böhme, zumal aber für einen äſthetiſchen Landſchulmeiſter, ſich der perſönlichen Bekanntſchaft eines Homer, Sophokles oder gar Horazens zu berühmen. Nun denke man gar an die empfindſamen Juden und an die gelehrten Damen! — Allein auch bey dem wirklich, nur gerade nicht philologiſch, gebildeten Theil der Nation, machten dieſe Ueberſetzungen der Alten ihr Glück, keineswegs der baroquen, antikmodernen Form, in der ſie erſchienen, ſondern des inneren Gehaltes der Kunſtwerke wegen. Denn Gold bleibt einmal Gold, auch in der Form, in welcher es weiland die Philiſter den Hebräern als Tribut brachten.

Zufällig war gerade keiner der großen Zeitgenoſſen dazu angethan, das Prinzip jener Einpfropfungstheorie zu beſtreiten. — Leſſing hatte bis Sonntag Abends zu ſchaffen mit ſeinen ſeichten und erzböſen Philologen, Kritikern und Orthodoxen; zudem fehlte ihm das feine Gehör für die poetiſche deutſche Sprache, ſo daß er in den Jammer der Proſa bey ſeinen freilich ſelbſt nicht hochpoetiſchen, bürgerlichen Dramen herunter kam, den er zum Glücke noch am Ende ſeiner Laufbahn durch Nathan den Weiſen zu beſchwichtigen wußte. — Auch war ſein eiskalter, ins Mark ſchneidender Zweifel (freilich nur eine latente Wärme,) wenig zum Gärtner der Blumen romantiſcher Poeſie geeignet.

Wieland aber trat mit romantiſchen Heldengedichten auf. — Für den erſten Blick hätte man meinen mögen, er werde praktiſch mindeſtens eine Oppoſition gegen die moderne antike Schule bilden: allein genauer beſehen, verhielt ſich ſeine Romantik zur ächten, wie ein heuriger Maltheſer zu einem alten. Er benutzte zwar die anziehenden Erfindungen der romantiſchen Poeſie, wie unſre Maltheſer den Feſtſchmuck und die Einkünfte ihres Ordens, um ſie nach ſeiner eignen Manier zu modeln: vor dem tiefer liegenden, idealen Gehalte der Romantik aber, hatte er billig eine Geſpenſterfurcht, die er unumwunden öffentlich bekannte und zu rechtfertigen ſuchte. Er beſorgte einen dädaliſchen oder gar phaetoniſchen Flug ſeiner Phantaſie, und befragte in ſeiner Angſt das Orakel der Antiken, von dem er den vielbelobten Spruch der Maaßhaltung einzog. Dieſe glaubte er zu gewinnen, durch eine verhältnißmäßige Miſchung von Sinnenreiz, Phantaſiekitzel, und den Neutralſalzen Witz und heitere Satyre über alle ſtoiſche Parforcejagden und romantiſche Schwitzbäder; ſo daß die Wirkung eine nachhaltig genießende Ergötzung ſey. — Sein von Natur nobles, ja rigoroſes Gefühl ſicherte ihn vor der Umarmung des Gemeinen, das ihn wie eine Meduſe anblickte; anderſeits erſchien ihm das Hochphantaſtiſche als ein Cherub, deſſen dämoniſcher Blick ihn abſchreckte, das Paradies, vor dem er wachhielt, zu beſuchen; in der goldenen Mitte erblickte er ſeinen Saal, in dem er ſeinen Tanz der bekleideten und der nackten Grazien aufzuführen hätte.

Allein die ächte Romantik will ein Anderes. Geiſtiges und Körperliches, alles Irdiſche und irdiſch Erſcheinende bezieht ſie auf ein Ewiges Jenſeits. Deßhalb kennt die Romantik kein maaßhaltendes Geſetz in ſich ſelbſt, ſondern ihr Maaß und Ziel iſt das Unermeßliche ſelbſt. Sie iſt daher die chriſtliche Kunſt, und ihre Faktoren Tapferkeit, Scherz, Glaube, Liebe. Der Scherz trennt nur ſcheinbar, in der That ſpielt er mit den Gebilden der drei übrigen, um, wie der Wind mit dem jungen Baum, die Feſtigkeit prüfend, ſie zu erhöhen und ſie in Wechſelwirkung zu bringen, und feiert ihren Triumph in ſeinem Selbſtverlachen, wie der Wind in den Waldhallen. — Die Aufgabe der Romantik iſt, das entſprechende Symbol des Himmliſchen irdiſch darzuſtellen; — ein unerſchöpfliches Werk, ein ewig in ſich ſelbſt kreiſender Arabeskenkranz um einen unwandelbaren idealen Punkt.

Die antike Kunſt kennt kein Jenſeits. Ihre Schönheit hat demnach ihr Prinzip nur in ſich zu ſuchen, ihre Vollendung im Dießſeits. Sie iſt daher keine ideale, ſtrebende, ſondern eine formale, ruhende Schönheit, weſentlich Plaſtik, mag ſie in der Dichtung oder in der bildenden Kunſt ſich darſtellen. — Dieſe Schönheit iſt aber ſonach der Mittelpunkt und Zielpunkt des Antiken ſelbſt, weil ſich alles Verſchiedene deſſelben auf ihn bezieht, und dieſes hinwiederum muß, an jenen ruhenden Mittelpunkt gelehnt, ſelbſt maaßhalten und ruhen. Daher ruht Apoll, ruht ſelbſt die Mutter der heftigſten Leidenſchaft, die aus Meerſchaum entſtanden iſt, und Zeus, als Maaßhalter der Lebenskraft, erſchüttert den Olymp mit der Augenwimper.

Es liegt nicht in unſrer Aufgabe, dieſe Ideen hier weiter zu entwickeln; auch ſind ſie ſchon vielfach, wiewohl nirgends mit rechter Klarheit, ausgeſprochen, noch folgerecht in allen Beziehungen durchgeführt worden. Wir deuteten ſie an in der Abſicht, um ausſprechen zu dürfen: daß es zwar unſäglich kurzſichtig wäre, die Antiken darum zu tadeln, daß ihren Gebilden jenes chriſtlich-romantiſche Prinzip abgehe, noch unſtatthafter aber, die Romantik zu tadeln, weil ſie dem antiken Schönheitsprinzip nicht huldige. Es kann nicht mehr verlangt werden, als daß Jegliches in ſeinem Standpunkt aufgefaßt und anerkannt werde; die Standpunkte ſelbſt zu vergleichen, iſt eine andre Sache. Und da erſcheint uns die Romantik ſo viel höher, denn die Antike, als das Chriſtenthum über dem Heidenthum, als der lebendige, kühngeſchwungne Strom uns mehr befriedigt, denn die ruhige Quelle, obgleich ſie lauterer iſt als er, und wir muthen ihm nicht zu, in ſie zurückzukehren — was ohnehin einige Schwierigkeit haben dürfte. —

Und doch, und doch — nun, man leſe z. B. nur Bouterweck's Literaturgeſchichte, ob alle ſo glänzenden Einzelnheiten derſelben vermögend ſind, einen ſolchen Mißgriff nur zum Kunſtgriff zu wenden! — Denn was iſt das Facit auf das ſich Bouterwecks Tadel am Ende reduzirt? kein anderes als: dieß iſt nicht ſchön, inſofern es nicht klaſſiſch, d. h. antik ſchön, iſt.

Es wird klar ſeyn, daß Wieland kein Romantiker in unſerem Sinn des Wortes war, noch ſeyn wollte. Zu bedauern aber war, daß Er, ſo wie Klopſtock, obgleich beide ſo eng verbunden mit Bodmer, dem unvergeßlichen Wiedererwecker der vaterländiſchen Literatur des Mittelalters, ſeine Sprachſtudien nicht lieber auf die Quellen führte, als auf den armſeligen Heuerling Adelung, über deſſen Grammatik Wieland das Mitleid erregende Bekenntniß ablegt, daß er ſie ſtets bei ſeinen belletriſtiſchen Arbeiten auf dem Schreibtiſche liegen habe. — Gleichwohl hatten Wielands Poeſieen das große Verdienſt, daß ſie den Glauben unter den Deutſchen erhielten, man könne doch auch ohne die äußere Form der Antiken — dichten. Ja er brachte den Reim wieder etwas zu Ehren, den Klopſtock in die Barbarei geſchickt. In ſo weit ſtand er der Klopſtock-Voſſiſchen Schule entgegen, die innere Form aber anlangend, ſo glaubte er nicht attiſch und klaſſiſch genug ſeyn zu können. — Daher läßt er ſich im Oberon die Muſen den Hyppogriphen ſatteln zum Ritt in's alte — romantiſche Land; wodurch es begreiflich wird, da das göttliche Thier der Wege dahin nicht kundig ſeyn mogte, daß er nicht an Ort und Stelle gelangte.

Herder war, wie für alles Schöne aller Zeiten und Zonen, ſo auch für das der Romantik und der mittelalterlich deutſchen Dichtkunſt in hohem Grad empfänglich. Allein ſeine Natur hatte die Aufgabe zu löſen, univerſal, ein Weltecho alles Herrlichen zu werden. Er faßte die Individualitäten zuſammen, jenem raphaeliſchen Chriſtuskinde auf dem Arme der ſixtiniſchen Madonna vergleichbar, deſſen Seele das Univerſum aus Kindesaugen hervorzuſtrahlen ſcheint. — Herders wiſſenſchaftliche Grundanſicht, die der fortſchreitenden Entwickelung der Völkerindividualität und wechſelſeitigen Erlöſung, an der Hand Gottes, — war ſo hoch romantiſch, daß er in ſo fern ſelbſt ein Symbol der Romantik genannt werden durfte. Allein jener Gräkomanie eigens entgegen zu treten, lag ihm außer dem Wege, und ſchwerlich hatte er in ſeiner allumfaſſenden Univerſalität nur einen Begriff von jener Beſchränktheit und Unnatur. So mogte es kommen, daß er, neben ſeinem ächtromantiſchen Gedichte vom Cid, auch antike Gedichte, die ihm in ſeine großartig angelegte Verſammlung von „Stimmen der Völker“ einſchlugen, ſo gut er konnte in metriſcher Form der Originale überſetzte. Dieſe Ueberſetzungen ſind freilich, was die Verstechnik anlangt, ſo unantik und in der Zeitmeſſung unrichtig, daß dermal ein Voſſiſch gebildeter Tertianer ſie korrigiren könnte; allein es iſt auch gar nicht abzuſehen, warum die Lavine eine Dornhecke vermeiden ſolle, obgleich dieſe Taktik jedem Schulmeiſter im Examenſtaate anzurathen iſt.

Ueber Göthe's Verhalt zur deutſchen Literatur namentlich über ſeine bewunderte Antiquität, unſer motivirtes Votum abzugeben, vermeiden wir hier; — Romantiker iſt er ſo wenig, als — Wieland, und ſo viel als Buffon. — Und wenn er im 2ten Bande ſeiner Schrift Kunſt und Alterthum nebſt einem Seitenblick auf die Romantiker, der nicht minder verachtend iſt, als jener des glänzenden Kapauns auf den Waldfink — dem Ludwig Tieck alles Kunſtſtudium und alle Kunſtkenntniß aborakelt, — ſo überläßt man billig die Selbſtgenügſamkeit ihrem eignen Appetit. Ein Freund des Geſchmähten aber dürfte mit weniger Ungerechtigkeit ſagen, daß ſich leicht Blätter bei Tieck, oder Jean Paul ausfinden ließen, auf denen mehr Phantaſie, Witz, Gemüth, Ideen anzutreffen, als Göthe in eben ſo viel Bänden zu publiziren geruht hat; — freilich gewinnt dieſer Schriftſteller ſeinen Hauptreichthum durch Oekonomie und Pachtwirthſchaft.

Schiller vermißte in der romantiſchen, namentlich in der mittelalterlich deutſchen Poeſie, etwas, das ſein ganzes Leben und Dichten mit tragiſchem Ernſte geſucht hat: die ſittlichen Ideale, welche den Himmel auf der Erde durchkämpfen wollen, und im Untergang ihren Triumph finden. Durch eine wunderliche, aber gangbare Verirrung, glaubte er das Geſuchte in der griechiſchen Tragödie realiſirt; deren Helden doch im Ruhme des Volkes, und dann auf dem Kothurn fortleben, allein nicht im Himmel. Die Individualität des antiken tragiſchen Helden will ihre Unabhängigkeit im Kampfe gegen die Univerſalität des Volkes behaupten, allein durch dieſes Beſtreben wird das ganze Ebenmaaß der Verhältniſſe geſtört, und damit der innerſte Kern des antiken Volkslebens, die maaßhaltende Schönheit. So ſchreitet das Schickſal, nicht zunächſt als Rächer, ſondern als Wiederherſteller des Gleichgewichts, gegen den Verletzer ein; es iſt die Kraft der Peripherie, welche, indem ſie gegen den feſten Mittelpunkt drückt, den neuen Punkt, der ſich als Mittelpunkt zu ſetzen bemüht, erdrückt. — Gerade das umgekehrte Prinzip iſt das urſprünglich germaniſche und das chriſtliche; da gilt die Individualität alles, die Perſon hat Recht und allein Recht, und ihr Schickſal iſt ihr eignes Gemüth — wie der tiefe Novalis es herrlich ausſpricht. — So iſt in der großen Tragödie des Niebelungenliedes das Schickſal ein perſönliches; wie die Perſon unendlich, iſt die Verletzung ihres Rechtes, mit ihr die Rache, eine unendliche. (Doch hierüber ein anderes Mal mehr.)

Wie wenig es Schillern überhaupt gegeben war, die Antiken objektiv zu betrachten, zeugen ſeine Götter Griechenlands, der Schatten des Herakles u. ſ. w. Sein Kantianismus, der den Himmel mit Vernunftſchlüſſen erſchlieſſen und erſtürmen will, konnte freilich an der naiven Poeſie der altſchwäbiſchen Minnelieder ſich nicht erbauen, die er als tändelnd verwarf; aber ſeinem Lehrer Kant entſchlüpfte in unbewachter Stunde einmal der Ausſpruch: die Blumen hätten was wunderbares, ſie ſchienen faſt etwas zu bedeuten.

Was es aber mit der Romantik recht eigentlich zu ſagen habe, die rechte Würdigung und Einführung ihrer großen, ſchöpferiſchen Meiſter, ihre Wiedergeburt durch neuere, deutſcher Dichter und ihr Einfluß auf die Nation: dieſe beginnen mit dem Auftritte Ludwig Tiecks und der Gebrüder Schlegel.

Die Verdienſte der Schlegel um deutſche Literatur, werden ſtets im Danke der Nation fortleben — oder doch in den Geiſteswerken jener Periode, zu deren Herbeiführung ſie ſo entſcheidend mitwirkten. Mit ſolcher überlegenen Kraft des glühenden Gefühles für das Schöne, des kritiſchen mit Witz gewaffneten Verſtandes, mit ſolcher Fülle lebendiger Gelehrſamkeit, zugleich mit ſolcher Gewalt, Gewandtheit und Wohllaut der Sprache, — waren unter uns noch nie Kritiker und Aeſthetiker aufgetreten; und wo ſonſt? —

Wir ſind zwar ſehr weit entfernt, allen Urtheilen und Ausſprüchen dieſer Kritiker und Aeſthetiker zu huldigen — z. B. erinnern wir an die über Oſſian, — oder die über Bouterweck, welche von dieſem freilich leider mit gleicher Ungerechtigkeit zurückgegeben ſind; — eben ſo wenig erfreut uns ihre ungebührliche Vergöttlichung Anderer, ſo wie wir auch überhaupt die nobelen Schlegel von den baroniſirten genau zu ſcheiden wiſſen. Allein bei der Frage, wem unter den Theoretikern (doch bezeichnet dieß Wort nicht erſchöpfend), welche das neue Leben unſerer ſchönen Literatur hervorgerufen, der beſte Kranz gebühre, ſtehen wir nicht im Zweifel. — So hätte es, um nur Eines zu gedenken, unter den ſprachkundigen Männern vom Fach längſt feſtſtehen können, daß Shakspeare, Calderon, Camoëns, die großen Italiener, — Wunder der Poeſie gethan: die begeiſterte Liebe für dieſelben ward erſt durch der Schlegel überzeugende und begeiſternde Empfehlungen, ins beſondere auch durch ihre, und zum Theil Tiecks, Ueberſetzungen der geprieſenen Meiſterwerke, bei uns einheimiſch. Dieſe Ueberſetzungen waren freilich, den ihnen eigenen poetiſchen Gehalt anlangend, ſo verſchieden von jenen undeutſchen — oder wie ein Romantiker ſie klaſſiſch getauft hat, ſteifleinenen Verdeutſchungen der Voſſiden, als die Antiken generiſch von den Romantiſch-Modernen.

Vornehmlich auch durch Anregung der Schlegel geſchah es, daß das Auge der Nation auf ihre, ſeit Bodmer wiederum faſt ignorirten, Schätze mittelalterlicher Poeſie gewendet ward. Unſer Nationalepos, von dem auch Johannes Müller ausgeſagt, daß es die deutſche Ilias werden könne, das Lied der Nibelungen trat durch A. W. Schlegels Einwirkung auf einen jungen Gelehrten, zum erſtenmal vollſtändig gedruckt, ans Licht. Die Herausgabe vieler andern Werke des Mittelalters folgte. —

Ihre hiſtoriſche ſtrengwiſſenſchaftliche Grundlage erhielten zwar dieſe Studien erſt neuerdings, vornehmlich durch Jakob Grimms deutſche Sprachlehre. Allein ſchwerlich hätte dieſes Buchs, deſſen erſter Theil, kaum erſchienen, ſchon vergriffen war, ein beſſeres Schickſal im Buchhandel gewartet, als Bodmers Maneſſiſcher Liederſammlung, wäre der Sinn und Geſchmack für unſere ältere Literatur nicht ſchon der Nation eingelebt geweſen. Ja der Befaſſer dieſes in ſeiner Art einzigen Werkes, hatte ſeine tiefe Liebe zur Sprache unzweifelhaft an dem Geiſt der Werke ſelbſt erſt entzündet. In dieſer Begeiſterung war es ihm möglich ſeine große Entdeckung des organiſch ſich entwickelnden, verſtändig und ſchöpferiſch fortwaltenden, germaniſchen Sprachgeiſtes, zur lichtvollſten Darſtellung zu erheben, ſo daß die Grammatik, jene trockenſte Oſteologie und Pathologie, ſich uns zur Lebensgeſchichte einer Geliebten verwandelt.

Eine literariſche Alzidenthat der Schlegel bleibt es, daß ſie ſich herablieſſen, jenem Galleriekönig und Geſchmackverderber den kritiſch ſatyriſchen Peneus in deſſen dramatiſche Stallungen zu leiten. Sie ſahen klar genug, was Mancher heutzutag kurzſichtig überſieht, daß, wo die Grundrichtung des Nationalgeſchmacks verkehrt zu werden beginnt, alles vornehme Ignoriren der aufgeblähten, ſeichten Gemeinheit ſehr unzweckmäßig iſt, wie ein wackerer Jäger der edlen Beute verzichtet, um das gefährliche, wenn ſchon ungenießbare, Raubthier zu erlegen. Nicht glimpflicher, d. h. nicht minder gerecht, verfuhr A. W. Schlegel mit Matthiſſons romantiſirender, weichlichen Mattherzigkeit; ſo wie mit Voß als Poeten, deſſen klaſſiſche Antikheit, wie die alter Jungfern, in pedantiſcher Gliederſteifheit und allerhand capriciöſen Eigenheiten beſteht. — Dagegen billigte er laut das Ueberſetzen der Alten im Sylbenmaaße des Originals; er übte es ſelbſt, und beide Schlegel dichteten mitunter in antiken Versmaaßen. Sie billigten mithin die Nationaliſirung des antiken Elements bei uns, der äußeren und inneren Geſtalt deſſelben, ſo gut als die Wiedererweckung des Romantiſchen. — Ja A. W. Schlegel ſpricht in der Elegie an Göthe, verfaßt in Diſtichen, von unſerem „kunſthegenden Land, Hellas geliebterem Kind“ — nennt Göthe „der helleniſchen Muſe Geweihten“ — und weiter: „Lehre denn dichtend, und führ’ uns den Weg (—) *zum alten Parnaſſos*;“ was alles Voß ſo gut könnte geſagt haben, als A. W. Schlegel und in welcher Beziehung er ſich ſelbſt in ſeinem Wettgeſang dreier Poeten hätte miteinflechten dürfen, um vierſtimmig zu konzertiren. — Dieß in demſelben Hefte des Athenäums, in welchem er mit der Ueberſetzung des 11ten Geſanges von Arioſto uns eine neue Bahn eröffnet, und in der Zuſchrift *Ludwig Tieck*’, als poetiſchen Ueberſetzer des Don Quixote, mit Jubel begrüßt.

Allein in dieſer Halbheit iſt kein Segen. Des Deutſchen Kritikers Aufgabe wäre die, darzuthun: daß die antike Dichtkunſt, aus der Natur des Volkes, mit Nothwendigkeit ſo und nicht anders ſich entwickeln mußte; daß aus der gleichen Quelle die antike Sprache ſich adäquat entwickelte, und daß die Dichtkunſt ihrem eigenthümlichen Bedürfniſſe ſo wie dem Geiſte der Sprache gemäß, auch eine adäquate Verskunſt ſich gebildet hat; daß aber die deutſche Dichtkunſt und die deutſche Sprache *anderer*, *grundverſchiedener* Natur ſey, als die antike, mithin weder die antike Dichtkunſt noch die antike Verskunſt in das deutſche Element eingebürgert werden können.

Von dieſer Aufgabe, — zu deren Löſung der Untergang der antiken Welt ſelbſt, zumal die Auflöſung der alten Sprachen in moderne, den deutlichſten Fingerzeig giebt, behandeln wir ſo viel, als unſerm Zwecke entſpricht, und es wird ſich ein fruchtbares und weitgreifendes Reſultat klarſtellen.

(Schluß folgt.)

Hiſtoriſche Erinnerungen und Ueberſichten.

II. Peter Abälard.

(Nach ſeiner historia calamitatum und andern hiſtoriſchen Fragmenten.*)

Peter Abälard war im Jahr 1079 zu *Palais* einer Stadt unweit Nantes in Bretagne geboren. Sein Vater Beren-

---

*) Dieß iſt wiederum eine Skizze, welche uns Herr *Heinrich Francke* aus ſeiner bald zu erwartenden „Geſchichte der vornehmſten Reformatoren vor dem Jahre 1500“ mitgetheilt hat. Vergl. S. 89 des vierten Quartalbandes der Europ. Blätter von 1824.

gar, ein Kriegsmann, hatte in frühern Jahren die Wiſſenſchaften geliebt, und immer eine ſolche Vorliebe für dieſelben behalten, daß er ſeinen Söhnen, obgleich auch für den Kriegerſtand beſtimmt, dennoch vorher eine wiſſenſchaftliche Bildung zu geben beſchloß. Je lieber ihm Peter, ſein Erſtgeborner, war, deſto ſorgfältiger erzog er ihn, und der Jüngling, ein äußerſt glücklicher Kopf, gewann bald eine ſolche Vorliebe für die Studien, daß er Erſtgeburts- und Erbſchaftsrechte ſeinen jüngern Brüdern überließ und ſich ganz den Wiſſenſchaften widmete. Das Studium der Logik unter Roscellin gewährte ſeinem ſcharfen Verſtande am meiſten Befriedigung, und bedeutende Fortſchritte in demſelben machten ihn bald ſo kühn, daß er den Wanderſtab ergriff, um als fahrender Scholaſtikus dialektiſche Wettkämpfe zu ſuchen. So durchzog er verſchiedene Provinzen Frankreichs, und kam endlich nach Paris, wo ſeit einiger Zeit eine berühmte Schule der Scholaſtik blühte, um Wilhelm von Champeaux zu hören, der ſich durch das gegen Roscellin aufgeſtellte Syſtem des Realismus einen großen Namen gemacht hatte. Roscellin, ein Cleriker von Compiegne, behauptete nämlich um das Jahr 1089, daß die Ideen — von ihm Univerſalien genannt — bloße Abſtraktionsbegriffe und Namen ohne Lebendigkeit ſeyen, weßhalb ſeine Schüler ſich Nominaliſten nannten. Dagegen lehrte Wilhelm von Champeaux: das Weſen der Dinge beſtehe allein in den Ideen; es gäbe nur Ein Seyn und Leben in allen Individuen, und dieſe ſeyen nicht weſentlich, ſondern nur durch die Mannigfaltigkeit ihrer Accidentien verſchieden. Darum hießen ſeine Schüler Realiſten, und waren die bitterſten Feinde der Nominaliſten, bis beide in Abälard ihren Verſöhner und Mittelpunkt fanden. Obgleich nun Abälard wegen ſeiner ausgezeichneten Talente dieſem Manne anfänglich gefiel, ward er ihm dennoch dadurch bald verhaßt, daß er hin und wieder gegen ihn auftrat, ſeine Grundſätze zu bekämpfen und ſogar öfters den Sieg in ſolchen dialektiſchen Wettkämpfen davon trug. Das ward ihm wegen ſeiner Jugend und kurzen Studienzeit von den Mitſchülern als große Anmaßung ausgelegt; er aber faßte den kurzen Entſchluß: einen eignen Lehrſtuhl zu gründen und zwar zu Melün, wo damals der franzöſiſche Hof reſidirte. Kaum vernahm Wilhelm von Champeaux dieſen Plan, als er auch insgeheim Alles aufbot, denſelben zu vernichten; aber er hatte Feinde unter den Hofleuten zu Melün, welche des geiſtreichen Jünglings Unternehmen förderten. Abälards Schule zu Melün untergrub den Ruhm ſeines Lehrers, verdunkelte die Talente aller Nebenbuhler, und erwarb ihm durch ganz Frankreich bald einen ſolchen Namen, daß er es wagte, ſie von Melün nach Corbeil zu verlegen, um Paris näher zu ſeyn und ſeinen Widerſacher durch häufigere Herausforderungen zu Diſputationen noch mehr in die Enge zu treiben. Leider zog er ſich jedoch durch zu angeſtrengtes Studiren eine körperliche Schwäche zu, welche ihn nöthigte auf einige Jahre Ferien zu machen und ſich in ſeine Heimat, die Bretagne, zu begeben. Mit Sehnſucht vermißten ſeine Schüler ihren Meiſter, bis derſelbe endlich geneſen wieder in ihrer Mitte erſchien, aber den Kriegsſchauplatz etwas verändert antraf, indem ſein Feind, um ſich durch den Nimbus der Heiligkeit eine höhere Prälatur zu verdienen, in ein Pariſer Kloſter gegangen war, wo er jedoch wie ſonſt ſein öffentliches Lehramt fortſetzte. Abälard hörte Rhetorik bei ihm, benutzte die erſte Gelegenheit ihn öffentlich wegen ſeiner Lehre von der Realität der Univerſalien anzugreifen, und zwang ihn einzugeſtehn, „daß jedem einzelnen Individuum dieſelbe Natur immer nur auf eine individuelle beſtimmte endliche, nicht aber unendliche Weiſe inwohne,“ wodurch er die Realiſten und Nominaliſten gewiſſermaßen in einen Mittelpunkt vereinte, indem er auch Roscellin ableugnete, daß die Univerſalien bloße Namen ſeyen. Champeaux ward gezwungen, die Lehre welche ihn allein berühmt gemacht hatte, öffentlich als Irrthum zu wiederrufen, und verlor dadurch auf Einmal alles Zutrauen in einem ſolchen Grade, daß ihm die Studenten nicht einmal geſtatten wollten, ſeine Dialektik weiter zu leſen, ſondern vielmehr ſchaarenweiſe Abälard zuſtrömten, deſſen Ruhm jetzt Alles überflügelte, was bisher in der Scholaſtik groß geheißen hatte. Der höchſte Triumph jedoch ward dieſem dadurch bereitet, daß ihm der Profeſſer, welchem Champeaux beim Eintritt ins Kloſter ſeinen bisherigen Lehrſtuhl abgetreten hatte, denſelben ehrfurchtsvoll einräumte, um ſelbſt als Hörer zu deſſen Füßen zu ſitzen, der ſich als Meiſter ſeines

Lehrers und aller Verehrer deſſelben geltend gemacht hatte. Das war für Champeaux eine zu große Demüthigung. Hatte er ſeinem ſiegreichen Feinde öffentlich entgegengearbeitet, ſo that er es um ſo mehr jetzt heimlich, und brachte es wirklich dahin, daß derjenige welcher Abälard ſeinen Katheder abgetreten, förmlich kaſſirt und durch einen Erzfeind deſſelben erſetzt ward. Konnte oder wollte Abälard dieſem Gewaltſtreich nicht trotzen, kurz er brach mit ſeiner Studentenſchaft auf und lehrte wieder zu Melün wie vorher; aber Champeaux hatte auch nichts durch die Veränderung gewonnen, denn es entſtand allgemeiner Unwille über ſein Betragen, und zumal darüber, daß er als Mönch noch immer einen öffentlichen Lehrſtuhl in Paris hielt, und ſich nicht vielmehr in aſcetiſche Einſamkeit zurückzog. Deßhalb bezog er mit der ihm anhängenden Kloſterbrüderſchaft und der ganzen Schule ein von der Stadt entferntes Dorf. Sogleich kehrte Abälard, in der Hoffnung jetzt Ruhe vor ihm zu haben, nach Paris zurück und ſchlug ſein Lager auf dem Berge der heiligen Genovefa auf, um von hier aus den Feind zu belagern, welcher ſeinen ehemaligen Lehrſtuhl beſetzt hielt. Champeaux vernahm nicht ſobald das Gerücht von der Belagerung ſeines Jüngers, als er zum Entſatz deſſelben mit ſeiner ganzen Schaar von dem Dorfe aufbrach und an der Spitze derſelben wieder ins Kloſter marſchirte. Aber vergebens! Sein unglücklicher Freund mußte das Feld räumen und von allen Zuhörern verlaſſen ſich in ein Kloſter begeben. Jetzt da der Bundesgenoß aus dem Felde geſchlagen war, ſtand er der Kampfluſt des ſtolzen Siegers wieder allein bloßgeſtellt. Mit glänzendem Erfolge forderten Abälards Schüler den Gegner ihres großen Meiſters nebſt ſeinen Genoſſen zum Zweikampf heraus; man zog nach löblichem Ritterbrauch der Zeit auf den Plan; hier ward manche Lanze zur Ehre Gottes und der Wahrheit gebrochen, mancher Kampellenſer im heißen Streit aus dem Sattel gehoben, und ſtets ſiegten Abälards Kämpen, ſo daß der Ruhm des großen Peripatetikers von Munde zu Munde der erſtaunten Menge flog. Jedoch ward Champeaux das Daſeyn etwas erleichtert, als Abälard wieder eine Reiſe in die Heimat unternehmen mußte und zwar ſeiner Mutter Lucia wegen, welche, wie der Vater ſchon früher gethan, in ein Kloſter ging. Bei der Rückkehr nach Paris fand er den Kanonikus nicht mehr, denn dieſer hatte ſeinen mühſam behaupteten Lehrſtuhl mit dem biſchöflichen zu Chalens vertauſcht, worauf er längſt aſpirirt. Um dem Feinde aber auch nicht den kleinſten Theil des Schlachtfeldes zu überlaſſen, beſchloß er, mehr als bisher geſchehn, Theologie zu ſtudiren, und begab ſich nach Laon, um hier den Scholaſtikus Anſelm zu hören.

Er ſchildert den berühmten Anſelm zwar als einen beredten von der Menge angeſtaunten, aber ungründlichen Mann, und vergleicht ihn mit einem Feuer, welches das Haus mit Dampf und Rauch erfüllt, aber nicht erleuchtet; mit dem verfluchten Feigenbaum des Evangeliums, welcher durch ſchönes Gezweige anlockte, aber keine Frucht trug. In dieſer bald gewonnenen Ueberzeugung vernachläſſigte er die Vorleſungen, und behauptete eines Tages in gelehrter Unterhaltung vor ſeinen Mitſchülern, daß er es ſich beſſer zu machen getraue. Lautes Gelächter der Verehrer des Greiſes ſollte den Uebermuth des Jünglings ſtrafen, der zudem ein Neuling in der Theologie war; doch ließ ſich derſelbe nicht irren, und kündigte, als man ihm ironiſch vorſchlug: Vorleſungen über die ſchwierigen Weiſſagungen des Propheten Ezechiel zu halten, dieſelben gleich auf den folgenden Tag an. Auf den Rath, ſich doch wenigſtens einige Zeit zu Vorbereitungen zu nehmen, antwortete er mit ſtolzem Unwillen: Ich pflege durch Genie zu ſiegen und nicht durch den Schlendrian! Man hielt dies für Prahlerei und es nicht der Mühe werth, ſein Kollegium zu beſuchen. Deßhalb wohnten nur Wenige der erſten Vorleſung bei, wurden aber durch dieſelbe ſo entzückt, daß ſie des neuen Lehrers Lob mit vollen Backen poſaunten, ihn dringend baten, in der Erklärung fortzufahren, und den größten Theil der Zuhörer Anſelms bewogen, zu Abälard überzugehn. Die erhabene Poeſie des Propheten gab ſeinem reichen Geiſte volle Gelegenheit zu glänzen und den greiſen Anſelm in den Hintergrund zu drängen; darum aber wiederholte ſich auch hier, was ihm früher ſchon wiederfuhr und gewiß jedem Genius begegnet, der mit natürlichem Selbſtgefühl auftritt: von der dummen boshaften Menge mißverſtanden, beneidet und verfolgt zu werden, bis er durch tapfere Beharrlichkeit ſeine höhere

Abſtammung geltend macht. Zwei dünkelhafte Schüler Anſelms, Alberich von Rheims und Lotulph aus der Lombardei reizten den Zorn des aufgebrachten Alten ſo ſehr, daß derſelbe dem gefährlichen Manne die Vorleſungen in ſeinem Hörſaal — welchen Abälard auch benutzte — unter dem Vorwande verbot, es möchten ihm deſſen Irrthümer angerechnet werden. Ungeachtet des allgemeinen Unwillens, welcher ſich gegen Anſelm erhob, gab Abälard dennoch nach und verließ den Kreis ſeiner begeiſterten Schüler um ſeinen Ezechiel mit mehr Ruhe und Vortheil in Paris weiter zu erklären. Hier verlebte er nun einige Jahre im ungeſtörten Beſitze des ſo oft erwähnten Lehrſtuhls, erwarb ſich einen eben ſo glänzenden Ruhm in der Theologie als früher in der Philoſophie und zugleich bedeutendes Vermögen.

Bisher hatte ſein glühendes Herz nur nach Ruhm gedürſtet, aber bald ſollte es, um ihn zur höchſten Blüthe des ſcholaſtiſchen Ritterthums zu erheben und zum Repräſentanten deſſelben zu machen, auch von der Liebe beſiegt werden. Die auf dem Felde der Liebe erkämpften Lorbeern brachten ihm jedoch nicht ſolche Wonne, als die mit den Waffen der Dialektik erſtrittenen, ſondern unſägliches, unnennbares Weh. Die oft beſchriebene, aber faſt immer ins Romanhafte verzerrte Geſchichte der Freuden und Leiden ſeiner Liebe, wird, ſeinen eigenen fragmentariſchen Berichten getreu nacherzählt, immer noch einmal intereſſiren. Weil aber Abälards Leiden nicht Werthers Leiden ſind, ſo mußten für die Liebhaber der Letztern, wie billig, einige Ellipſen in der Erzählung entſtehn.

Heloiſe war die Nichte eines Kanonikus Fulbert, welcher mit ihr in Paris ganz nahe bei Abälards Schule wohnte. Sie war an Schönheit nicht die Letzte, aber an Geiſt die erſte ihres Geſchlechts, und gelangte durch die ſorgfältige Erziehung, welche ihr der zärtliche Oheim in der Abtei Argenteul geben ließ, zu einer ſo hohen wiſſenſchaftlichen Bildung, daß ſie als Frauenzimmer, zumal zu jener Zeit, dadurch allgemeines Aufſehn erregte. Abälard ſehnte ſich nach einer liebenden Freundin, und entbrannte alſobald für die geiſtreiche Jungfrau, in der Hoffnung, auch abweſend durch Briefwechſel mit ihr in traulicher Verbindung leben zu können. Er getrauete ſich, durch ſeinen Ruhm, ſeine Jugend nd außerordentliche Schönheit, jedes Weib zu beſiegen, und rchtete auch bei Heloiſen nicht vergebens zu flehn; deßhalb uchte er die Gegenliebe des Mädchens zu gewinnen, und wußte s mittelſt einiger Freunde des Oheims dahin zu bringen, daß erſelbe ihn in ſein Haus aufnahm. Er gab die Nähe ſeiner Schule und ökonomiſche Bequemlichkeiten vor, und die Beweggründe des Kanonikus waren Geldgeiz und die Hoffnung, den berühmten Lehrer für die Bildung ſeiner Nichte zu benutzen. Darum vertrauete er ſie den Händen deſſelben mit dem Wunſche an, ſie jederzeit außer den Vorleſungen, ſey es bei Tage oder bei Nacht, zu unterweiſen, und ſie immerhin ſcharf zu züchtigen, wenn ſie ſich nachläſſig zeige. Das feurige Mädchen war leicht gewonnen. Die Liebenden ſuchten unter dem Vorwande des Unterrichts die einſamſten Oerter; die Unterweiſungen verwandelten ſich in trauliches Liebesgeſchwätz, Sprüche der Weisheit in berauſchende Küſſe und Umarmungen; die empfohlnen Züchtigungen fanden zur Verheimlichung der verſtohlenen Genüſſe wirklich ſtatt, waren aber — nach eigner Verſicherung — lieblicher als die Düfte köſtlichen Balſams. „Grau war nun alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum.“ In die Schule der Weisheit ging der Meiſter jetzt mit größtem Widerwillen; die dialektiſche Schärfe des ſtolzen Verſtandes war, durch eine mächtigere Gottheit gedemüthigt, in die höchſte Poeſie des Lebens dahingeſchmolzen; das ſtachlichte unnahbare Treibgewächs war, im rechten Moment aus der künſtlichen Wärme der dumpfen Zelle und dem trüben Dämmerlicht der Studirlampe das erſte Mal plötzlich hinaus in die Strahlen der Sonne getragen, durch den ſchöpferiſchen Frühlingshauch der Liebe zu der kurzen Blüthe geſteigert, mit der ſein langes Leben nur Einmal prangt und nicht wieder. Der finſtere Scholaſtikus ward ein fröhlicher Troubadour und beſang ſeine Geliebte in Minneliedern, welche noch lange nach dieſen Geſchichten im Munde der Verliebten aller Gauen Frankreichs wiederhallten. Das Verhältniß war bald ruchtbar geworden; die Scholaren beklagten die Verwandlung ihres ſonſt angebeteten Lehrers; überall ſprach man von Abälard und Heloiſe, und nur der ehrliche Oheim, in deſſen Hauſe die Intrigue geſpielt war, hatte von dem Allen nichts gemerkt. Endlich als man ihm das öffentliche Geheimniß entdeckt hatte — welche Verzweiflung des Betrogenen! Welcher Harm der Liebenden, die nun von einander geriſſen wurden! Abälard mußte das Haus meiden. Aber die Trennung entflammte die Leidenſchaft nur mehr, als nach einiger Zeit das Mädchen ihrem Geliebten mit jubelndem Entzücken ſchrieb: ſie fühle ſich Mutter und frage, was nun zu thun? Schnell war ein Entführungsplan verabredet. Abälard ſchlich ſich einſt in Abweſenheit des Oheims bei ſtiller Nacht in das Haus ſeiner Lieben, entführte ſie unterm Schirm der Dunkelheit und ſchaffte ſie in die Heimat zu ſeiner Schweſter, wo ſie eines Knäbleins genas, den ſie Aſtrolabius nannte. Auf die Nachricht von der Entführung und Entbindung ſeiner Nichte ging des Oheims Verzweiflung in Wuth über gegen den Räuber ihrer Ehre, und er war unſchlüſſig, ob er ihn tödten oder verſtümmeln, oder lebendig gefangen nehmen ſollte. Das Letzte hätte er als das Glimpflichſte vorgezogen, um der geliebten Nichte in der Fremde keine Mißhandlungen zuzuziehn, wenn Abälard nicht auf jeden Angriff gefaßt und deßhalb auf ſeiner Hut geweſen wäre. Endlich aber ging dieſem der Jammer des Beleidigten zu Herzen, ſo daß er beſchloß, ihn unter jeder Bedingung zu verſöhnen. Er kam zu ihm, ſtellte ihm vor, wie die größten Männer der Geſchichte ſeit Eva's Tücke ein Opfer der Weiber geworden, bat ihn bei der Allmacht der Liebe um Nachſicht, und überraſchte ihn endlich mit dem Verſprechen: das Mädchen zu heirathen, aber heimlich, um ſeinem Rufe keinen Abbruch zu thun. Jetzt war der alte Harpax, der zwar in ſeinem eignen Hauſe nicht Beſcheid wußte, klug genug ſich zu verſtellen, um ſeine Beute deſto ſicherer zu faſſen. Er that zufrieden, verſprach in ſeinem und der Familie Namen Verſchwiegenheit, und beſiegelte die Verſöhnung mit Küſſen. Gleich reiſte Abälard in die Heimat, um ſeine Freundin zur Hochzeit abzuholen; aber wie erſtaunte er, als ſie ſich ernſthaft vor der Ehe ſträubte. Sie mahnte ihn an das Beiſpiel der altteſtamentlichen Sekten der Naſiräer, Sadducäer, Phariſäer, Eſſäer, an die Schüler des Elias und Eliſa, an den Rath Paulus, Hieronymus und anderer Heiligen, welche das eheloſe Leben der Geiſtlichen empfohlen und veranlaßt hätten, an Sokrates und den

Platzregen der argen Xantippe, an die Würde des Philoſophen überhaupt, welche Kindergeſchrei und Wiegengetändel fliehe, an ſein (eines Geiſtlichen und Kanonikus) Anſehn, welches dahin ſey, wenn er ſich in die Charybdis der Ehe tauche. Sie finde es ſicherer für ihn, ſeine Freundin als ſeine Frau zu ſeyn; ſchöner, durch das himmliſche Band der Liebe als durch das irdiſche der Ehe gefeſſelt zu ſeyn. Doch gab ſie endlich weinend nach als ſie nichts ausrichtete; der Kleine ward der Schweſter zur Pflege übergeben; die Beiden kehrten heimlich nach Paris zurück und empfingen hier nach einigen Tagen, bei Gelegenheit einer nächtlichen Kirchenfeier, ſehr früh morgens im Beiſeyn des Oheims und einiger von demſelben mitgebrachten Zeugen, den ehelichen Segen, trennten ſich aber ſogleich wieder, ſahen ſich von jetzt an aus Vorſicht ſelten und verheimlichten ihre Verbindung. Dagegen gaben ſich der Oheim und die Verwandten, um die Ehre des Hauſes zu retten, alle Mühe, die Heirath bekannt zu machen; Heloiſe leugnete dieſelbe hartnäckig und erfuhr manche Mißhandlung von dem Oheim, bis Abälard ſich ihrer annahm und ſie in die Abtei Argenteul brachte, wo ſie erzogen war. Er ließ ihr, den Schleier ausgenommen, das Ordensgewand machen und kleidete ſie ſelbſt ein. Wohlmeinende Freunde baten ſie noch am Tage der Aufnahme: ihre zarte Jugend dem harten Kloſterleben nicht zu opfern; aber die Schwärmerin weihte ſich unter Thränen und Schluchzen büßend dem Herrn, ſprach begeiſtert eine rührende Stelle aus einem alten Dichter, eilte zum Altar und empfing den geweihten Schleier aus der Hand des Biſchofs. Der Oheim und die Verwandten glaubten, Abälard wolle ſich durch dieſen Schritt ſeiner Gattin entledigen und faßten den ſchrecklichſten Racheplan. Ein Knecht Abälards ward beſtochen, drang nachts in das entlegene Kämmerlein, wo ſein Herr ſchlief und entmannte denſelben. Der Böſewicht ward jedoch auf der Flucht ergriffen und nebſt einem Gehülfen der ſchwarzen That der Augen beraubt und gleichfalls entmannt. Kaum war es Tag geworden, ſo verſammelte ſich die ganze Stadt um das ſchmerzenreiche Lager; beſonders betäubten die Geiſtlichen und Scholaren den Dulder mit Heulen und Wehklagen, welches ihm peinlicher war als ſein Schmerz. Jetzt ſtellte er ernſthafte Betrachtungen an über die gerechten Gerichte Gottes, welche ihn gerade ſo getroffen, wie es ſeine Schuld mit ſich brachte; aber keine Troſtgründe der Religion verſchafften ihm Linderung, denn ſchwer belaſtete die qualvolle Vorſtellung ſein Herz, daß er jetzt nach Moſis Satzung unrein ſey und Jehova's Heiligthum fürder nicht betreten dürfe. Endlich ſiegte die Schaam über alle Betrachtungen; der geſchlagene Mann beſchloß, nach dem Vorgange der Geliebten, auch ſein Leben in heiliger Stille einſamer Kloſtermauern dem Herrn zu weihen; und ward Mönch zu St. Denis.

Aber ſeinem raſtlos ſtrebenden Geiſte ward die Ruhe dieſes Grabes bald unerträglich, zumal da der Abt Adam und die übrigen Mönche dieſelbe keinesweges in heiligen Uebungen, ſondern in Unzucht und Völlerei verlebten; deßhalb verſuchte er dieſen Augiasſtall zu ſäubern, zog ſich aber dadurch Entfernung von der Bruderſchaft zu. Mit Ungeſtüm hatten ihn ſchon zu wiederholten Malen ſeine alten Schüler aufgefordert, wieder Vorleſungen zu halten, und der Abt ergriff dieſe Gelegenheit, ihm eine entlegene Wohnung zum Schullokale anzuweiſen. Kaum war der Lehrſtuhl wieder aufgeſchlagen, als der Ruf durchs ganze Abendland lief: der große peripatcticus palatinus iſt auferſtanden! Kein Hörſaal faßte die Menge, und das Land war zu arm ſie zu nähren. Ein Freund ſchrieb ihm darüber: „Roma ſandte dir ihre Zöglinge zur Unterweiſung, und dadurch erklärte die ehemalige Lehrerin aller Wiſſenſchaften und Künſte dich für ihren Meiſter in der Weisheit. Nicht Entfernung der Länder, nicht Gipfel der Gebirge noch Schluchten der Thäler, nicht die gefährliche räubervolle Straße hielt die Jugend von dir zurück. Weder das länderſcheidende Meer, noch die ſtürmiſche Wuth der Wogen ſchreckte Englands Jünglinge als ſie deinen Namen gehört. Das ferne Bretagne und Anjou überließ deiner Leier die Entwilderung ſeiner Beſtien; die Völker von Poitou, Basques, Spanien, Normandie, Flandern, Deutſchland, Schwaben prieſen deinen Geiſt. Die Stadt Paris, nebſt den Orten, welche ſie nah und fern umgeben, dürſtete nach dem Lichte deines Verſtandes, wie nach der lieblichen Beredſamkeit deiner Zunge, und eilten zu dir als dem lauterſten Quell der Weisheit." Er las philoſophiſche und theologiſche Kollegien, und legte nach

Origines Beiſpiel die Philoſophie der Theologie unter, um ſo den Glauben durch die Erkenntniß zu begründen. Seine Neider Alberich und Lotulph, welche nach dem Abſterben Wilhelms und Anſelms eigne Lehrſtühle zu Rheims aufgeſchlagen hatten, brachten es jedoch bei dem Erzbiſchof Radulph von Rheims und dem päpſtlichen Legaten Conon dahin, daß er wegen ſeiner Anſichten über das Weſen der Ideen und wegen eines Traktats über die Trinität vor das eigens dazu anberaumte Concilium nach Soiſſons geladen wurde. Er wollte ſich vertheidigen, aber ſowohl der Legat, ein unwiſſender Menſch, als auch der Erzbiſchof und die übrigen Herren ließen ſich nicht darauf ein, ſondern verurtheilten ihn ohne Unterſuchung: ſein Buch, die theologia, vor der verſammelten Menge eigenhändig ins Feuer zu werfen, und darauf lebenslänglich in ein Kloſter geſperrt zu werden. Unter Thränen des Mitleids bewog der Biſchof Gottfried von Chartres ſeinen Freund, um größeres Unglück zu verhüten, zur Nachgiebigkeit, und verſicherte, daß der Legat das Urtheil wider Willen unterſchrieben habe, und ihn ſeiner Haft ſogleich wieder entlaſſen würde. Bittere Thränen im Auge folgte der Verurtheilte, verbrannte ſein Buch, und wellte darauf ſein verlangtes Glaubensbekenntniß mit eignen Worten ablegen, aber die Pfaffheit fürchtete ſich wieder vor unverſtändlicher Gelehrſamkeit und meinte, das Symbolum Athanaſii wiſſe jedes Kind und ſey hinreichend. Ihm waren die Worte nicht gegenwärtig, darum las er ſie unter Seufzern und Thränen ab, ſo gut er konnte, ward dann dem anweſenden Abte zum Kloſter des heiligen Medardus überantwortet und von demſelben in die Gefangenſchaft abgeführt. Mit Entzücken nahmen die Mönche den berühmten Mann auf, in der Hoffnung, daß er bei ihnen bleiben würde. Sein Zuſtand gränzte an Verzweiflung; er klagte die Gottheit an und hielt alles Unglück ſeines frühern Lebens für ein Spiel gegen den Verluſt des unerſetzlichen Buchs. Die Pfaffen ſchämten ſich ihrer Unthat, lehnten die Schuld von ſich ab, und der Legat voll Reue ſuchte ſeine Schwachheit dadurch wieder gut zu machen, daß er Abälard von St. Medard wieder nach St. Denis zurückſchickte. Doch hier waren ihm alle gram wegen ſeiner Reformationsverſuche und warteten nur auf eine Gelegenheit, ſich des beſchwerlichen

Menſchen zu entledigen, welche ſich auch bald fand. Er hatte nämlich zufällig eine Behauptung Beda's geleſen, daß Dionyſius Areopagita Biſchof der Corinther und nicht der Athener geweſen ſey, äußerte dieſelbe in Geſellſchaft mehrerer Mönche, und fügte gleichſam ſcherzend hinzu: ihr Kloſterheiliger ſey alſo wohl nicht der ächte Areopagita von Athen. Gleich eilten die Späher zu dem Biſchof Adam, der ein Kapitel berief und den Ketzer verhaften ließ, um ihn dem Richterſtuhl der beleidigten Majeſtät zu überliefern. Vergebens erbot ſich Abälard gern zu der üblichen Kloſterſtrafe, und war in Verzweiflung als man ihm dieſelbe abſchlug, um ihn zu einer glänzendern Rache aufzuſparen. Da erbarmten ſich ſeiner einige Brüder und Schüler und verſchafften ihm Gelegenheit, heimlich bei Nacht auf die Güter des Grafen Theobald von Champagne zu flüchten, wo er ſich in dem Kloſter St. Aigulph verbarg. Der Prior, ſein Freund, nahm ihn mit Freuden auf und pflegte ſein mit Sorgfalt, bis der Graf eines Tages Beſuch vom Abt Adam aus St. Denis empfing. Abälard glaubte dieſen Zufall benutzen zu müſſen und ſuchte durch den Grafen bei Adam um die Erlaubniß an: als Mönch leben zu können, wo er wolle. Der Abt, weit entfernt die Beleidigungen vergeſſen zu haben, ſchlug die Bitte ab, befahl dem Flüchtling, bei Strafe der Exkommunikation in ſein Kloſter zurückzukehren, und verbot dem gaſtfreien Prior unter Androhung derſelben Strafe, ihn länger zu behauſen. In dieſer heiligen Verſtocktheit reißte der Gottesmann nach St. Denis zurück und ſtarb nach einigen Tagen. Ihm folgte der große Suger als Abt 1123. Bei dieſem erneuerte Abälard ſein Geſuch, richtete anfangs nichts aus, wandte ſich darauf an den König ſelbſt, und erhielt durch Verwendung des Truchſeß Stephanus, unter der Bedingung, in kein anderes Kloſter zu gehn, endlich die Erlaubniß in einer Einöde als Waldbruder leben zu dürfen. Dieſes Urtheil ward in Gegenwart des Königs und ſeiner Räthe gefällt.

Der von der Welt Verſtoßene begab ſich in eine einſame Gegend der Diöceſe von Troyes, welche er ſchon kannte, erhielt dort einiges Land geſchenkt und von dem Biſchof die Erlaubniß, ein Bethaus zu erbauen. Daſſelbe ward im Namen der heiligen Dreieinigkeit von Schilf und Rohr errichtet und ſodann von

Abälard, und einem treuen Freunde bezogen. Bald aber war auch dieſes Friedensaſyl entdeckt, und nun verließen die zahlloſen Schaaren ſeiner Freunde, Städte, Burgen und Palläſte, um ſich Strohhütten in der Wüſte zu erbauen, verließen die köſtlichen Düfte reich beſetzter Tafeln, um, auf Tiſchen von Schollen und Raſen, Wurzeln und Kräuter des Feldes und Kleienbrod zu eſſen, verſchmähten üppige Lager, um auf Stroh und Schilf zu ſchlafen, um Gottes Willen und des Propheten deſſen Evangelium ihre Herzen entflammt hatte; welchen ſie jetzt als einen Heiligen verehrten, deſſen Stimme wie Johannis in der Wüſte Buße predige und der wie der Heiland ſelbſt mit Feuer taufe. Die Begeiſterten gaben ihm Kleidung, Nahrung, bauten das Feld und errichteten ein größeres Bethaus von Stein und Holz, welches den Namen Paraklet (in Chriſti Sinne: Tröſter) empfing. Die tröſtende Verborgenheit dieſes ſtillen Thales war bald in einen Schauplatz der Welt umgewandelt, und die Hyder der Hierarchie ſtreckte abermals zwei Häupter empor gegen den ſchon ſo ſehr Gebeugten. Das eine war Norbert, ein niederrheiniſcher Ritter. Dieſer zog als Bußprediger umher und errichtete zu Premontre bei Laon 1122 eine Sittenſchule, welche wegen des Ruhms und der großen Bekanntſchaften ihres Stifters, wegen der geſchmackvollen Kleidung, welche er ſeinen Zöglingen gab, viel Beifall und Zulauf fand, und der Urſprung des Ordens der Prämonſtratenſer iſt. Das andere war der bekannte Abt Bernhard von Clairveaux. Beide verſuchten das Aeußerſte, ihren Gegner zu vernichten, ſo daß Abälard ſelbſt ſagt: „Gott iſt mein Zeuge, daß ich damals von jedem Konvent der Geiſtlichen fürchtete, er ſey zu meiner Verurtheilung zuſammenberufen. Scheu wie vor dem zuckenden Strahl des Blitzes, wartete ich angſtvoll, ob man mich nicht als Ketzer vor Concilien und Synagogen ſchleppen würde, und, um einen Floh mit dem Löwen, eine Ameiſe mit dem Elephanten zu vergleichen: meine Feinde verfolgten mich mit gleicher Wuth, wie einſt die Ketzer den heiligen Athanaſius. Oft gerieth ich, weiß Gott! in ſolche Verzweiflung, daß ich beſchloß, die chriſtliche Welt zu verlaſſen, um bei den Heiden einen ruhigen Zufluchtsort zu ſuchen.“

Zu ſeinem Glück, oder noch größerm Unglück, fand ſich bald eine Gelegenheit, den ſo wüthenden Verfolgungen zu entfliehen. Der Abt des Benedictiner Kloſters St. Gildas auf der Halbinſel Ruys unweit Nantes in Bretagne war geſtorben, und die Brüderſchaft wählte mit Zuſtimmung des Landesfürſten einhällig Abälard zu ihrem Nachfolger. Dieſer nahm in ſeiner jetzigen Lage den Ruf mit Freuden an, erhielt 1128 von Suger ohne Schwierigkeit die Entlaſſung von St. Denis und wanderte nun zwar nicht zu Heiden, aber zu Chriſten ärger als Heiden. Das Land war wild, das Volk unmenſchlich und roh, und er der Sprache und Sitten desſelben unkundig. Das uralte Kloſter wurde von einem Herrſcherling der Gegend unter dem Vorwande ſeiner Zuchtloſigkeit mit harten Abgaben gedrückt, die Mönche mußten ſich nebſt ihren Beyſchläferinnen und Kindern ſelbſt erhalten, und quälten ihren neuen Abbt um Unterhalt. Dieſer hatte nicht ſobald ſein Amt übernommen und zu reformiren begonnen, als er auch zwiſchen zwey gefährlichen Feuern ſchwebte ohne einen Ausweg zu haben. Der Tyrann und ſeine Trabanten drückten ihn hart, weil er Miene gemacht hatte die Unabhängigkeit des Kloſters herzuſtellen; die Mönche, welche keinen Kloſterſchatz hatten, plagten ihn ums tägliche Brodt und haßten ihn, weil er ihre thieriſche Lebensart züchtigte; entfliehen konnte er nicht, denn das Land war unwirthlich, die Mönche ſchlau, der Fürſt grauſam. Vor ſich das Weltmeer und hinter ſich die ganze Welt, die ihn ausſtieß und verfolgte, ſehnte er ſich nach einem ſtillen Plätzchen wohin er ſein Haupt legen könnte um zu ſterben; ſehnte ſich nach ſeiner nun verlaſſenen Schöpfung, dem Paraklet zurück. Da begab es ſich, daß der ſtaatskluge Suger das Kloſter Argenteul einzog, welchem Heloiſe jetzt als Priorin vorſtand. Die armen Nonnen wurden in alle Welt zerſtreut, und Abälard kam auf den Gedanken, ſeiner Freundin den verlaſſenen Paraklet als Wohnort anzubieten, um dort eine Frauenabtey zu gründen. Es gelang. Innocenz II. beſtätigte das Kloſter und Abälard hatte die Freude, daſſelbe unter der weiſen Leitung Heloiſens emporblühn zu ſehn. Er ſagt: „die umwohnenden Völkerſchaften bewieſen ſich barmherzig und gnädig. Die Schweſterſchaft war in

Einem Jahr mehr mit irdiſchen Gütern geſegnet, als ich es dort in Hundert geworden wäre. Denn je ſchwächer das weibliche Geſchlecht iſt, deſto leichter rührt ſeine Hülfloſigkeit das menſchliche Herz und ſeine Tugend iſt Gott und Menſchen angenehmer. Meiner Schweſter Heloiſe aber ſchenkte der Herr in Aller Augen ſo hohe Gnade, daß die Biſchöfe ſie wie ihre Tochter, die Aebte wie ihre Schweſter, die Laien ſie wie ihre Mutter liebten; daß Alle einmüthig ihre Andacht und Weisheit, wie ihr ſanftes duldendes Gemüth bewunderten. Je ſeltener ſie, durch ſtetes Gebet die Seele läuternd, ihre heilige Zelle verließ, deſto heißer ſehnten ſich die Schweſtern nach ihrer Gegenwart und geiſtreichen Unterhaltung.“ Von jetzt an war der Paraklet der einzige Troſt ſeines freudloſen Daſeins; er beſuchte ihn ſo oft er ſein grauenvolles Kloſter verlaſſen durfte und ſchärfte dadurch abermals den giftigen Zahn der Verläumdung: als ob er noch jetzt in fleiſchlichem Umgange mit Heloiſe lebe, welches er mit großer Gelehrſamkeit aus geiſtlichen und Profanſcribenten als unmöglich widerlegt. Je weniger er ſich nun um ſie bekümmerte, deſto mehr verfolgten ihn ſeine rohen Mönche; Tag und Nacht umlagerten ſie ſeine Schwelle mit Nachſtellungen, und legten ihm Schlingen des Todes, ſobald er das Kloſter verließ. Eines Tages mußte er zu dem Grafen von Nantes, welcher auf dem Sterbbette lag, und übernachtete bey ſeinem leiblichen Bruder. Dem Kloſter fern argwöhnte er keine Hinterliſt, als plötzlich bei Tiſche ein Mönch ſeines Gefolges nach einer genoſſenen Speiſe todt zu Boden ſtürzte, und es ſich ergiebt, daß ſein geflohener Diener ihm ſelbſt dieſes Gift kochte, welches nur zufällig an den Mönch gerieth, da Abälard jene Speiſen nicht liebte. Auf einer zweiten Geſchäftsreiſe entkam er nur durch Liſt und Tapferkeit gedungenen Mördern, welche ihm in einem Hohlwege auflauerten, ſo wie ein ander Mal Räubern, welche ein ihm feindlicher Ritter in Hinterhalt gelegt hatte. Selbſt im geweihten Brode und Wein des Abendmahls ſuchten ſie ihn zu vergiften. Um das Maaß ſeiner Leiden voll zu machen, ſtürzte er um eben dieſe Zeit von dem Wagen worauf er fuhr und brach das Bruſtbein. Sein Körper ſchwand unter ſolchen Umſtänden wie ein Schatten dahin und das müde Herz ſehnte ſich unbeſchreiblich nach Ruhe. In dieſem Zuſtande traf ihn Arnold von Brescia, ſein Schüler und Freund, welcher 1139 aus Italien vertrieben war. Dieſer richtete ſeinen geſunkenen Muth wieder auf und bewog ihn ein Concilium zu verlangen, um durch eine öffentliche Diſputation mit Bernhard die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Das Concilium ward 1140 zu Sens gehalten, doch Bernhard weigerte ſich, unter dem Vorwande, die heilige Glaubenslehre nicht durch weltliche Weisheit zu beflecken, mit dem ſo ſehr gefürchteten zu diſputiren, brachte es aber dahin, daß Abälards Schriften zum zweiten Mal verdammt wurden. Der Unglückliche hoffte durch ſeine Freunde unter den Cardinälen, welche er bei Innocenz Anweſenheit in Frankreich gewonnen hatte, bei dem letztern Schutz zu finden, und beſchloß nach Rom zu reiſen, um perſönlich an den heiligen Stuhl zu appelliren. Doch das hatte Bernhard durch ſeinen Einfluß im Conclave hintertrieben und von Innocenz jenes Breve an die franzöſiſchen Biſchöfe ausgewirkt, nach welchem Abälards und Arnolds Schriften verbrannt, ſie ſelbſt aber lebenslänglich eingeſperrt werden ſollten. Arnold entging der Gefahr durch die Flucht, und Abälard, welcher auf ſeiner Reiſe ſchon bis Clugny gekommen war, blieb dort, weil er das päpſtliche Urtheil erfahren hatte. Der daſige Abt Petrus Mauritius wirkte ſich vom Papſte die Erlaubniß aus, Abälard bey ſich behalten zu dürfen, machte ihn zum Prior und benutzte ihn für den Unterricht ſeiner Mönche. Ein Freund, Berengar von Poitiers ſchrieb eine Apologie für ſeinen ehemahligen Lehrer, welche voll der beißendſten Ausfälle gegen Bernhard iſt. Aber der fromme Abt Peter veranſtaltete eine Art von Verſöhnung des Letztern mit Abälard, welche um ſo leichter bewirkt ward, da Abälard durch das Uebermaaß ſeiner Leiden abgeſtumpft und gleichgültig geworden war gegen Alles, was ſeine Leidenſchaft ſonſt erregte. Seine Geſundheit war ſehr geſchwächt und ward es noch mehr durch die ſtrengen Büßungen, welche er ſich auflegte, ſo daß ihn der Abt der geſundern Luft wegen in das Kloſter St. Marcellinus bey Chalon an der Saone ſchickte, wo die endliche Auflöſung des großen Dulders am 21ſten April

1142 im 63ſten Jahre ſeines Alters erfolgte. Heloiſe erhielt eine rührende Todesanzeige von dem Abte, welcher ihren Freund in ſeinem ganzen Werth erkannte, und die Erlaubniß, denſelben im Paraklet zu begraben. Nach einem frommen ſegensreichen Leben ſchied auch ſie im Jahr 1164, und ward nach ihrem Wunſche in demſelben Grabe mit Abälard vereint. Eine Chronik erzählt, daß der Geliebte bey Annäherung des Leichenzuges ſich in der Gruft emporgerichtet, mit ſeligem, überirrdiſchem Entzücken der Vielgetreuen die Arme entgegengeſtreckt und dieſelbe noch Einmal wie ſonſt an ſeine Bruſt gedrückt habe.

Literatur.

1) Deutſche.

Erläuterung der jüdiſchen Geſchichte bis zur Zerſtörung Jeruſalems durch die Römer in kurzen Sätzen für Studirende und denkende Leſer. Tübingen 1824, bei Chr. Fr. Oſiander.

Seit Männer wie Herder, Jacobi, Schelling und andere die welthiſtoriſche Bedeutung der jüdiſchen Geſchichte begreiflich gemacht haben, wagen es wohl nur noch hie und da nicht von Claſſicität wahrhaft begeiſterte, ſondern beſeſſene Philologen und mit ihnen ungare Rationaliſten aller Art, mit Naſerümpfen und Achſelzucken jene Geſchichte auf die Seite zu ſchieben und als ſo geringfügig zu bezeichnen, als etwa, obwohl mit gleichem Unrecht, Alexanders Heerzüge nach Aſien. Jeder nicht ganz ſeicht Denkende aber, der inzwiſchen noch ſehr vom myſtifizirenden Theoſophikohiſtorikus zu unterſcheiden iſt, ſieht leicht ein, daß es ein dankenswerthes Unternehmen iſt, die Geſchichte der Juden, die unter andern unter hundert und aber hundert Wehen den Heiland geboren hat, immer aufs neue zu beleuchten. Gegenwärtige Erläuterung, die wegen der nicht eben erſchöpften Aufgabe beſſer „Erläuterungen“ zu nennen wäre, hat vieles durchaus Schätzenswerthe. Der Verfaſſer betrachtet, wovon man faſt bei keiner andern Geſchichte ſo leicht abgeführt wird, alle Hauptbegebenheiten mit eben ſo wenig Aberglauben als Unglauben. Freilich ſetzen ſeine Reflexionen, was in unſerer chriſtlichen Welt eine verzeihliche Hypotheſe iſt, die Bekanntſchaft mit den kurrenteſten Thatſachen voraus, ſonſt aber ſind ſie grade durch ihre Unbefangenheit ſehr geeignet, eignes Nachdenken anzuregen. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir all das Eigenthümliche, was er neben anderen Anſichten über den Charakter Abrahams, Jacobs, Joſephs, Moſis, über Samuel, Saul, David, Salomon, die mit Nothwendigkeit erfolgende Theilung des Reichs ꝛc. vorträgt, erwähnen wollten. Wir begnügen uns, nur noch anzuführen: daß man, obwohl der (warum doch?) ungenannte Herr Verfaſſer dieſen Zweck ſeiner Unterſuchungen und Betrachtungen nicht ausdrücklich bezeichnet, dennoch durch dieſelben auf's befriedigendſte daran erinnert wird, daß zu jener Zeit nicht wohl anderswo der Erlöſer erſcheinen konnte, als grade unter den Juden. Warum? Weil in dem urſprünglich monotheiſtiſchen Volke durch deſſen vielfache Schickſale alle Radien der mehr oder weniger ſonſt polytheiſtiſchen alten Welt konzentrirt worden waren. Aegyptiſche Weisheit und Religion, philiſtäiſcher und überhaupt ſyriſcher Gottesdienſt, perſiſche, griechiſche, römiſche Religionslehre hatten ſich hier vereinigt, bis ſie in die fanatiſchen Religionskriege der Makkabäer ausbrachen und zum Theil grade durch dieſe Kriege die Seelen mehr, denn anderswo zur **Erkenntniß** des ureinigen, ewigen Gottes empfänglich machten, der in allen übrigen nur wie in gebrochenen, oft glänzenden, funkelnden, oft gänzlich getrübten Strahlen erſchienen war. Und konnte dieſelbe Erkenntniß etwa eher in Griechenland und Rom Wurzel faſſen, als bis der Kreislauf des Polytheismus auch dort in ſich beendigt war? —

2) Franzöſiſche.

Voyage autour du Monde, fait par ordre du Roi sur les corvettes l'Uranie et la Physicienne pendant les années 1817—20 par M. Louis de Freycinet. Paris 1824; Pillé aîné, rue Christine. 8 vol. en 4. avec 4 atlas.

Nicht blos geographiſche Entdeckungen und Berichtigungen waren das Ziel der Reiſe, auch die Natur-Geſchichte und Wiſſenſchaft verdanken beſonders den Herren Quoy und Gaimard viele ſchätzbare Notizen und Erläuterungen. Außer der eigentlichen Reiſebeſchreibung die in 24 Lieferungen mitgetheilt worden, ſind 16 Lieferungen der Zoologie, 12 der Botanik, 2 magnetiſchen und Pendelbeobachtungen, 2 der Meteorologie und Hydrographie gewidmet. Auf den Inſeln (des Oceans) Rawack und Wäſchiu beobachteten die Reiſenden die Papu's, eine gemiſchte Menſchenrace, deren eigentlicher Urſprung ſchwer zu erkennen iſt. Die meiſten ähneln ſehr den afrikaniſchen Negern, andre unter ihnen erinnern durch die Weiße der Haut, durch ihre blonden ſchlichten Haare, an chineſiſchen, ja an europäiſchen Urſprung. Wer weiß welche Durcheinanderkreuzung von Seevölkerwanderungen dergleichen Miſchung hervorgebracht hat? Obgleich dieſe Papu's viel Verſtand und Fähigkeiten zu der höchſten Entwicklung beſitzen, ſo ſollen ſie doch auch, wie viele Völkerſchaften des Oceans, Neigung zum Genuß des Menſchenfleiſches verrathen. Das iſt weder Natur noch Unnatur, ſondern Widernatur, und muß alſo, wenn wir's auch nicht wiſſen, eine hiſtoriſche Veranlaſſung haben.

Bei Rio-Janeiro hatten die Reiſenden ein Aï zu beobachten Gelegenheit, und ſie befreien es unter anderm von dem moraliſchen Vorwurf der Faulheit. Das gute Thier erreichte doch in zwanzig Minuten den Gipfel eines 120 Fuß hohen Maſtbaumes; auch verſtand es ſich ſehr gut aufs Schwimmen, was ihm ſchneller als das Klettern von Statten ging. Man nenne es fortan nicht Faul- ſondern blos Schleichthier (tardigrade)!

Die über Braſilien überhaupt gegebenen Nachrichten ſind weniger neu, als ſie mit Genauigkeit, Ueberſicht und Klarheit vorgetragen ſind. Die Inſeln der obererwähnten Papu's ſind mit gigantiſchen Bäumen beſetzt, die von

Schmarokerpflanzen ſtrotzen und mit Lianen durch und durch umflochten ſind. Die Gewalt und Fülle der Vegetation iſt ſo groß, daß Wälder ſich weit in's Meer hinein erſtrecken. Die Reiſenden verſichern daß genauere Unterſuchungen des Innern dieſer Inſeln reiche Ausbeute für Botanik und Zoologie geben würden.

Die meiſten Gegenſtände der Beobachtung boten ſich den Reiſenden auf Neuholland dar. Die unendlich große Inſel wird im allgemeinen beſchrieben, beſonders die Gegend um die Stadt Sidney, die Vegetation und die Thierwelt. Unter andern fanden ſie hier, wie auch am Vorgebirge der guten Hoffnung die Suimanga's und Promeropen. Natürlich; denn dieſe Saugevögel finden nur rechte Nahrung in gewiſſen Gegenden, wo ſie ſüſſen Saft, den ſie wie Bienen aus Blumen und Kräutern ſaugen, in Ueberfluß finden. Einige Kuſten Neuhollands gleichen aber ganz denen vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie haben hie und da ganze Waldloſe Strecken, die nur mit Geſtrüpp und Kräutern beſetzt ſind, die harte und ſtachlichte Blätter haben, aber in allen Jahreszeiten voll ſüßen Saftes ſind.

Wenig Erbauliches melden uns die Reiſenden von den Maluiniſchen Inſeln, die ihrer Meinung nach nur für Krautfreſſer und amphibiſche Phoken (Seelöwen) geeignet ſeyen; aber freilich ein Sturm warf ihr Schiff an dieſe Küſten, wobey ſie einen großen Theil ihrer Sammlungen einbüßten. Von den eigentlich wiſſenſchaftlichen Lieferungen über Zoologie ꝛc. ſind erſt einige der erſten Art erſchienen, welche inzwiſchen das Intereſſe für die folgenden zu erregen geeignet ſind.

Künſte und Wiſſenſchaften.

Oeuvres de Canova. Unter dieſem Titel iſt erſchienen und erſcheint ſo eben in Paris eine Sammlung von Kupferſtichen nach Canova'ſchen Statuen und Basreliefs. Der Kupferſtecher iſt Herr Reveil. Jedes Kunſtwerk iſt mit Erklärungen nach dem Urtheil der Gräfin Albrizzi und anderer ausgezeichneter Kritiker begleitet; die Einleitung zum Ganzen macht eine Abhandlung über ſein Leben und ſeine Werke. Davon iſt Herr Delatouche der Verfaſſer. Das Werk erſcheint in zwanzig Lieferungen, deren jede 5 Platten enthält und 4 Franken koſtet. Der Herausgeber iſt Hr. Audot zu Paris.

Es war wohl kaum möglich, daß Canova bey ſo mancher beſtellten Arbeit, zu welcher ihn alſo ſein Genius nicht aufrief, ſo vortreffliches geleiſtet habe, als man wünſchen mögte. Indeſſen ſichern ihm eine büſſende Magdalena und ähnliche Compoſitionen dennoch unvergänglichen Ruhm zu. Was die hier angezeigte Sammlung anbetrifft, ſo wird ſie, ſo weit im Kupferſtich plaſtiſche Kunſtwerke dargeſtellt werden können, am beſten geeignet ſeyn, das größere, kunſtliebende Publikum mit dem Sinn und Geiſt, in welchem Canova gearbeitet, bekannt zu machen.

Miszellen.

Graf Pecchio ſagt in ſeinem Tagebuch der Ereigniſſe in Spanien folgendes über Granada: „Wenn Lord Byron Granada beſucht hätte, ſo würde er noch viel ſchönere Gedichte als Lara oder den Korſaren verfertigt haben. Hier iſt alles Poeſie; Rückerinnerungen, Ruinen, Luft, Erde und Himmel.. Der Dichter würde in der Geſchichte der bürgerlichen Kriege von Granada neue Helden, neue Liebſchaften, neue Sitten und Ereigniſſe finden, während, wie man ſagt, in dem übrigen Theil Europas durch zu häufigen Gebrauch die Dichtung erſchöpft und die Farben verwiſcht ſind.“ Wir dürfen erwarten, daß auch deutſche Almanachspoëten ſich dieß zu Nutze machen werden. Wie wohl würde dieſer Heerde die friſche Waide thun! Von dem ſchwediſchen General Torſtenſon iſt bekannt, daß er am Ende des 30 jährigen Krieges, als er in dem verheerten Deutſchland keine einzige Provinz mehr fand, um ſein Heer im Winterlager zu ernähren, zuerſt nach dem entlegenen Mähren, dann nach Dänemark ſich zurückziehn mußte. Der mehr als dreißig jährige poetiſche Krieg der Neuern hat aber bereits alle Welttheile ſelbſt die Südinſeln rein ausgeplündert, und jedes noch jungfräuliche Ländchen muß der ausgehungerten Soldateska des Parnaß willkommen ſeyn.

— Was man in Deutſchland den Jan Hagel oder deutſchen Michel, in England den John Bull nennt, heißt in Spanien der Juan Caſa Parda (Hans Haushammel), alſo überall der Hans und dieſer ſelbſt bedeutet einen großen geſunden Burſchen mit wenig Verſtand.

— Leo X. konnte den Verluſt von Parma und Piacenza ſo wenig verſchmerzen, daß er öfters äußerte er wolle gern ſterben, wenn er jene Städte nicht mehr in Händen der Franzoſen ſähe. Am erſten December 1521 erhielt er die Nachricht, daß die päpſtlich-kaiſerlichen Truppen Parma und Piacenza beſetzt hätten. Seine Freude war ungemein und er ſtarb noch am ſelbigen Tage.

— Pescara, dem ſpaniſchen Heerführer im erſten italiäniſchen Feldzuge Karls V. gegen Franz I. machte der Kardinal von Medicis immer und immer Vorſtellungen wegen des unchriſtlichen Fluchens der Soldaten. Herr Legat, antwortete ihm einſt Pescara, ihr ſeyd ſelbſt im Feldlager und habt vergeſſen, daß Mars und Jeſus Chriſtus in ewiger Feindſchaft ſtehn und daß wo jener herrſcht, dieſer nicht gehört werden kann? —

— Warum ſagt man immer: „nenne mir deinen Freund, damit ich wiſſe, wer du ſeyſt?“ Man konnte auch nach den Feinden eines Menſchen fragen, um zu erkennen, wer er ſey. Nicht immer dürfte man aus den Freunden wie aus den Feinden eines Menſchen, kaum aus beyden zugleich, denſelben richtig erkennen; ſchon darum nicht, weil ſich nur zu oft Freunde in Feinde und Feinde in Freunde verwandeln. Ueberall miſchen ſich zu leicht perſönliche Intereſſen oder Irrthümer ein und eben deshalb iſt noch eine dritte Frage nach den längſt verblichenen Lieblingen unter den hiſtoriſchen Charakteren nicht zuverläßig. Man betrachte eine Reihe von Handlungen eines Menſchen; ſie ſprechen am lauteſten für oder wider, für und wider ihn. —

Feiler Leute giebt es zwey Geſchlechter; als da ſind: 1) die Igel, welche man in Gärten hält, um die Mäuſe zu fangen, wobey ſie fett werden: will der Herr ihnen liebkoſen, ſo ſtechen ſie ihm in die Finger.

2) Die Blutigel; man füttert ſie mit Zuckerwaſſer, läßt ſie ſaugen und wirft ſie bey Seite.

Königsfelden.

(Drei Romanzen, von Veit Klingsohr.)

1. Der Königsmord.

Wo die alte Windoniſſa
unter grünem Anger ſchlummert;
wo, wie hohle Schädel, ragen
Habsburg ob dem Grab, und Brunek;

Wo, im räumig heitren Becken
Limmat, Reuß und Aar verbunden,
raſch und kühn zur Gränze ſchreiten,
Eins, wie einſt die Drei in Uri:

Dort erhebt, in finſtrer Pracht
aus den Kloſtermauern lugend,
ſich der Dom von Königsfelden,
wo der König ausgeblutet.

Ab dem Stein zu Baden ritten,
durch die Reuß bei Windiſch fuhren
König Albrecht und Gefolg,
gegen Baſel, über Brugg hin.

Einzig mit vier Edlen ritt er,
und Johann dem Sohn des Bruders,
der, um Vorenthalt des Erbes,
dürſtet nach des Königs Blute.

In der Habsburg Angeſichte,
draus dein hoher Vater Rudolf
niederſtieg ins Herz des Reichs,
Böheim niederwarf in Sturmſchritt:

Albrecht! hat dir da vom Söller
König Adolfs Bild gewunken,
der in mörderiſcher Schlacht
unter deinem Schwert geſunken? —

„Hier der Lohn!“ ruft Fürſt Johann;
ſtößt den Sperr ihm durch die Gurgel;
theilt ihm Eſchenbach das Haupt,
birgt ihm Balm das Schwert im Buſen.

Als nun unter die drei Mörder,
ziſchend, rauchend ſprüzt der Blutſtrahl:
auseinander ſtieben ſie,
wie der Pulverthurm vom Gluthſtrahl!

Den Altbühren Balm, er duckt ſich
tief im wohlbemannten Thurme:
wo Verzweiflung brach ſein Herz,
eh die Rache ſeinen Thurm bricht.

Fern in Schwaben wohnt ein Schäfer,
einſam, arm, in tiefſtem Dunkel;
fünf und dreißig lange Jahre,
weidet' er auf dieſen Fluren;

Sterbend nannt' er einen Namen,
welchem Schwert und Harf' erklungen:
Eſchenbach! deß hehren Namen
ſeines Mordes Fluch verſchlungen.

Als des Königs Kind, die Agnes,
die vollzogen ſeine Blutrach,
in dem Dom zu Königsfelden
lange ſchon in hoher Gruft lag:

Ein' erhabne Mönchsgeſtalt,
(ſechzig Jahr in Piſa Bruder)
kam, und baut ſich eine Hütte
an dem Habsburg-Hügel unten.

Solcher wußt' aus Albrechts Tagen,
von dem Mord genaue Kunden:
daß ein ahndungsvolles Graun,
die es hörten, oft empfunden.

Der noch lebend, wie ein Geiſt
um ſein Erb und Grab geſpukt,
ſterbend nannt' er ſeinen Namen:
Herzog Hans, der Enkel Rudolfs.

Alſo hat die Schuldbeladnen
Eine That hinabgeſchlungen:
wie am Giftbiß ſtirbt der Tiger,
der die Schlange hat bezwungen.

Bilder aus der Schweiz von Heinrich Zſchokke.

Zweiter Theil. *) Erſtes und Zweites Bändchen: der Freihof von Aarau. (S. 752:) Aarau, 1824. Bei H. R. Sauerländer.

Die zügelloſe Verdorbenheit des aargauiſchen Adels im fünfzehnten Jahrhundert iſt es, was der Verfaſſer dem angezeigten Roman als allgemeines Faulbett zu Grunde gelegt; aus dem er nicht etwa geſunde Pflanzen hervorſchießen, ſondern in dem er allerhand Käfer und Ungeziefer entſtehen, ſpeiſen und hecken läßt.

Mancher könnte uns einwerfend fragen: warum befaßt man ſich aber mit Gegenſtänden, deren Natur nun einmal die des Stinkſteines iſt, welche er nur um ſo energiſcher kund gibt, je mehr man ihn reibt? — Allein die antwortenden Gleichniſſe liegen auch auf ebener Hand: es iſt dem Richter ſo wenig erlaubt, Klagen, ſofern ſie nicht Bagatell ſind, willkührlich von der Hand zu weiſen, und der Unterſuchung ſowohl obszöner als anderweitig widerlicher Umſtände ſich zu entziehen, als der Arzt, der heilen will, der Sondirung gewiſ-

---

*) S. die Rezenſion des Erſten Theils (Flüchtling im Jura) Nro. 26. u. ff. der Europ. Blätter. Jahrg. 1824.

ſer Offenheiten ſich entſchlagen darf. Alſo an die ſchwere Pflichterfüllung, die ſich allein dadurch belohnt ſehen kann, wenn es gelingen ſollte, bey Gelegenheit gegenwärtigen Freihofs, dieſem oder jenem Leſer deſſelben zu ſich ſelbſt und ſomit zu der Einſicht zu verhelfen, daß etwas von Grund aus Unſchönes um ſo häßlicher wird, je mehr es ſchön thut.

Verfaſſer beginnt ſeinen Roman mit einer hiſtoriſch einleitenden Vorrede; dießmal kann den Leſern, ſagt er „ſelbſt „Rom keine Dispenſation vom Leſen der meinigen geben, „wenn ſie anders als Ehrenleute in den Freihof treten wollen, „nämlich durch die zu öffnende Pforte des Burggrabens. „Die Vorrede iſt der Schlüſſel. Wer auf die Ringmauer ſteigt, „wird freilich auch ſehen was im Freihof vorgeht; aber nur „das Dach, nicht das Haus; nur die Kappe, nicht das „menſchliche Antlitz.“

Rezenſent geſteht, daß die Worte: ſelbſt Rom keine Dispenſation geben, — einen orthodoxeren Schauder in ihm erregt haben. Rom kann, wie niemand bezweifeln wird, vom Fegefeuer Dispens geben; es bleibt alſo nichts übrig, als, mit dem freimüthigen Verfaſſer ſeine Vorrede für die leibhaftige Hölle zu erklären. — „Welche Todſünde haſt denn du begangen, ſeufzte Rezenſent, die dich zur Bekanntſchaft des dreiköpfigen Orkuswächters verdammte?“ — Allein, wie es den Vögeln ergeht, die ſich vor Schrecken in den geöffneten Rachen der Anakonta ſtürzen, war Rezenſent allbereits in den Tartarus eingelaufen, als die Scene changirte oder vielmehr Verfaſſer ſeine Vorrede plötzlich zu einem Schlüſſel in die Pforte des Burggrabens verwandelte, d. h. in eine Pforte, durch die man geht, um — in den Burggraben zu plumpen. „Himmel! gleich auf die Höllengluth ein abkühlendes Bad im moraſtigen Burggraben!“ — „Aber faſſen Sie ſich doch, ſprach mein Freund, der v. Hartleber, welcher, als Vorleſer, Zeuge von Rezenſents Feuers- und Waſſersnoth war,“ merken Sie doch, daß dies alles nur ſogenannte hyperboliſche oder hyperboriſche Redensarten ſind, die Verfaſſer liebt, wie muntere Knaben die Stelzen, obgleich ich ſolche ſtets für eine unbequeme Tracht gehalten habe. Genau beſehen iſt ja nicht einmal ein Burggraben vorhanden; der Verfaſſer giebt zu, daß man auch auf die Ringmauer ſteigen könne, welche wie jeder weiß, der einen Begriff von der Struktur einer Burg hat, doch am innern Rande des Burggrabens liegen müßte, wo ſich etwas der Art vorfände. — Bemerken Sie doch, daß Verfaſſer ſich gänzlich im Chaos der Schöpfung ſeines Romans verſenkt hat, und noch nicht aus den Urwaſſern aufgetaucht iſt. *) — Laſſen Sie ſich doch nicht elektriſiren vom Zitteraal in der Urtiefe, wie die ſympathetiſche Spitalgeſellſchaft in Antwerpen von jenem Einen convulſiviſchen Quaker! Heda hören Sie doch! ich will Ihnen ja aus den geleſenen vier folgenden Zeilen deutlichſt beweiſen, daß Verfaſſer im poetiſchen Delirium, im phantaſtiſchen Quadrupelſchlaf ſich befindet, und nicht beſonnener thut, als einer, der, weil er auf der Flucht über ſeine Beine ſtolperte, ſie abſchneidet, um ſchneller davon zu kommen!"

Rezenſent beruhigt ſich in ſo weit, daß er mit einigem Faſſungsvermögen zuhören konnte, und der Regiſtrator v. Hartleber dozirte: Verfaſſer ſagt „wer auf die Ringmauer ſteigt, wird freilich auch ſehn, was im Freihof vorgeht." Alſo wenn man auf der Ringmauer (gleichſam auf dem fünften oder Mouſquetirplatz) auch ſieht was vorgeht, was bleibt denn überall noch zu ſchauen übrig? — Allein Verfaſſer widerruft ſich in demſelben Perioden, indem er fortfährt: „aber nur das Dach." — Alſo mit andern Worten: man ſieht alles,

---

*) Wie anders? Eine rechte Romanſchöpfung gleicht einer Weltſchöpfung und muß eine chaotiſche, vorhiſtoriſche Zeit haben; und wie iſt dieſe beſſer als chaotiſch zu ſchildern? Schon Jean Paul freut ſich darüber, wie einige Autoren die Verwirrung übereinander geſtürzter, verwickelter Gegenſtände und Verhältniſſe durch die eigne am beſten zu ſchildern wiſſen. Es iſt freylich fatal, daß der Geiſt Gottes bey der Schöpfung über den Waſſern ſchwebte und man daher vom Romanſchöpfer, des angenommenen Gleichniſſes wegen, dasſelbe fordern könnte. Wir beruhigen uns inzwiſchen mit dem bekannten Hinken der Gleichniſſe.

Anm. d. Red.

was vergeht, nähmlich nicht alles. — Ferner: man ſieht, was vergeht, aber nur das Dach; folglich geht im Freihofe — nur das Dach vor; und Sie werden hienach unſchwer ahnden, mein umſonſt geängſtigter Freund, was für eine **Kappe** es ſeyn dürfte, welche, außer jenem allein vorgehenden Dache, noch nebenbei vorgehen möge in gegenwärtigem Freihof. —

Rezenſent war jetzt völlig abgekühlt; ſein Schrecken verwandelte ſich in ein ſanftes Erröthen, und ging von da in einem dumpfen Erſtaunen über den babyloniſchen Thurm-Climax von Widerſprüchen und Unſinn auf, den der Verfaſſer, wie einen Nürenberger Erdball in eine Haſelnuß, in den Zwölffingerdarm von zwölf Zeilen einzuſacken vermogte!

Rezenſent nahm hierauf ſeine kritiſche Haltung an, bat den v. Hartleber weiter zu leſen, und ſieht ſich dermal im Stande, nachſtehende Relation und Rezenſion ergebenſt abzuſtatten, unter dem Verſprechen, ſich, wie Gaſtbitter zum Leichenſchmauſe, möglichſt kurz zu faſſen.

Der Freihof von Arau, en miniature.

Nachdem Herzog Friederich von Oeſterreich durch Papſt und Kaiſer in Bann und Acht gelegt worden, bemächtigen ſich die Schweizer, angefeuert durch erſtere, der öſterreichiſchen vorderen Erblande, die fortan der Schweiz einverleibt bleiben; ſo bringt Bern den Aargau an ſich. — Allein der Adel der eroberten Länder gehorcht unwillig dem neuen Stadtbürger- oder Bauern-Regiment, und hälts insgeheim mit Oeſterreich. — Der reiche Graf von Toggenburg war, ohne nahe Verwandte zu hinterlaſſen, geſtorben; allein wie (nach Verfaſſers tiefſinniger Bemerkung) zu einer ſtattlichen Erbſchaft ſich die Erben bekanntlich leicht finden, — ſo fanden ſich zu dieſer, Zürich und Schwyz mit Anſprüchen aufs Ganze ein. — Im Kriege beſiegt, ſchließt Zürich den Separat-Vertrag mit Oeſterreich, nachdem der geächtete Friederich zur Kaiſerwürde gelangt. Abermals überwunden, unterhandelt es einen Waffenſtillſtand, der, weil er nur zur Erhöhung der Oeſterreichiſch-Zürchiſchen Partei diente, vom Volke der elende oder faule Frieden genannt ward. Vor Ablauf deſſelben kam es zur fruchtloſen, letzten Unterhandlung zu Baden; der öſterreichiſche Statthalter, Markgraf Wilhelm, der, zu Zürich reſidirend, die ganze öſterreichiſch-zürchiſche Partei leitete, ſandte, nachdem der deutſche Kaiſer vom Könige von Frankreich die Armagnaken als Hülfscorps zugeſagt erhalten, — um den Reſt des faulen Friedens zu nützen, Unterhändler aus, welche den Adel und die Städte der verlornen Erblande auskundſchaften und aufwigeln ſollten. [Ausführlicher und beſſer als hier und beim Verfaſſer, ſind dieſe Geſchichten bei Johannes Müller zu leſen, und die graunvolle Vorrede von 25 Seiten wäre ſomit überſtanden.]

Einer jener Aufwiegler war Herr Marquart von Baldegg auf Schenkenberg im Aargau. Dieſer ſollte, nach des Markgrafen Weiſung, die im Jura mächtigen Gebrüder Falkenſtein in Bewegung ſetzen, durch dieſe, mit Güte oder Gewalt, Brugg, durch den jungen Ritter Gangolf Trüllerey, dem der Markgraf perſönlich hold, und, obwohl Gangolf ein armer Ritter war, die reiche Erbtochter Urſula v. Falkenſtein gefreit, Aarau gewinnen.

Marquart ſteigt zu Roß, die Fahrſtraße vor Baden hinan. „Die rauhen Wege waren von anhaltenden Regengüſſen „noch ungangbarer geworden.“ — Wir bewundern hier gleich den unwiderſtehlichen Ritter, der auf nicht allein ungangbaren, ſondern noch ungangbareren als ungangbaren Wegen dahintrabt, allein man muß die Natur deſſelben nur kennen, um ſolches ganz natürlich zu finden; zu welcher Kenntniß das gleich folgende verhilft: — „Willkommen Herr Marquart!“ ruft ihm ein Reiter zu. „Straf mich Gott, Ihr kommt „mir zur rechten Stunde! ſchrie der Herr von Baldegg fröhlich, wohin ſo eilends, Herr Gangolf Trüllerey?“ — „Nach „Baden, zum Margrafen.“ — „Ihr könnt euch den Weg „ſparen, wenn Euch nichts dringendes treibt. Alles iſt auseinander ſeit geſtern. In drei Wochen hebt der Tanz von „neuem an; und ſo uns die Armagnaken nicht im Stich laſſen, „machen wir, wills Gott, mit dem Bauergeſindel dieſen „Sommer den Kehraus. Darauf fegen wir die Städte. „Straf mich Gott, ich wills meiner lieben Vetterſchaft zu „Bern einſalzen, daß ſie mich bis auf die Haut geſchoren hat.

„Mit ihrem beſten Rathswein ſollen mir die Schelmen die „Fäſſer im Keller von Schenkenberg wieder füllen, die ſie leer „geſoffen haben. Und meine rothen Schinken, breiten Speckſeiten und Würſte ſollen ſie mir zehnfach erſtatten, oder, ſtraf „mich Gott, ich viertheile die Kerle und hänge ſie ſelbſt in „die Rauchkammern. (S. 30 u. 31.)"

Soviel iſt wenigſtens aus Vorſtehendem erſichtlich, daß unſer Reiter auf Ungangbarerem nichts Einſeitiges an ſich hatte, vielmehr breite Speckſeiten benebſt rothen Schinken beſeſſen, demnach allerdings richtig von ihm behauptet wird, daß ſeine liebe Vetterſchaft, eingeſalzen und geviertheilt in die Rauchkammern gehört.

(Fortſetzung folgt.)

Aus einem Spaziergange in der Schweiz.

Vorwort oder Gehorſamer-Diener des Beſchreibers.

Indem ich Dir, geneigter Leſer! (aber ich begreiſe unter der Einzahl des maſculiniſchen „Leſer," auch die „Leſerinnen" und Alle, die Gegenwärtiges leſen; wie ja ſchon gemeiner Sprachgebrauch in „dem Deutſchen, dem Huronen" ꝛc. die dran hängenden Nationen, und in „dem Menſchen" als Reſt die ganze Menſchheit, vom Menſchenfreſſer an ;bis zu mir und Dir einwickelt;) — alſo: indem ich Dir, geneigter Leiſer! (wenn ich Dich anders, nach vorſtehender Fußangelperiode, noch ſo begrüßen darf) — hiermit anbiete, mein Begleiter auf einer längſt gemachten Reiſe zu werden: ſo bedenke Dir allerdings vorher, was Du thuſt; denn am Ende wär's eben zu ſpät, gewiſſermaßen eine Feuerſprützen-Parade nach dem Brande. Aber erſchrick mir nicht über mein Gleichniß! Ich hege keineswegs die ſchadenfrohe Abſicht, Dich in einen Mord- und Hirnbrand einer exaltirten Phantaſie zu verwickeln; eben ſo wenig als Du Dich vor'm Glatteis verführeriſcher Sentiments, oder gar vor nebelbedeckten Waſſerroſen der Empfindſamkeit, in meinem Geleite zu fürchten haſt. Wofür ich Dich warnen muß, das iſt folgendes. Ich bin mit einer gewiſſen Sonderbarkeit behaftet, und es iſt wieder recht ſonderbar, daß ich Dir dieſelbe ſelbſt aufdecke, weil einmal an dem Namen, den ich Dir unverweilt zu nennen verſpreche, und ſomit verſprochen habe, ein ungünſtiges Vorurtheil, nahmentlich der vornehmen, und darum, verſteht ſich, gebildeten Welt, zu der Du Dich, geneigter Leſer, ohne Zweifel zu zählen Urſache haſt, zu kleben ſcheint. Allein es wird Deiner allgemeinen Menſchenliebe nicht entgehen, daß, wenn ich auf Koſten meiner Aufklärung d. h. meines Verſtandes und ſchönen Geiſtes Einiges zu verlieren ſcheinen dürfte, ich anderſeits im Kapitel des Herzens und der Moral ein Nahmhaftes gewinnen zu ſollen hoffen möchte; — nämlich von wegen meiner Aufrichtigkeit, was mich und Dich anlangt; und die Ehrlichkeit währt doch am längſten, ſo lang es Stich- und Sprüchwörter gibt.

Daß ich es Dir alſo, wie ich verſprochen, und hiemit ohne weiteres halte, (obgleich ich Dir nicht zugleich verſprochen, daß ich das Verſprochene auch halten wolle, welche Generoſität ebenfalls meinem moraliſchem Werthe zu Gut kommt), ſo wiſſe: daß ich — aber erſchrick mir nicht, es iſt nicht ſo arg, als der erſte Holzſchnittumriß der Schreckgeſtalt, die ich gleich zu mildern und zu vertuſchen, ihr Edles aber zu verdoppeln bemüht ſeyn werde, — daß, ſage ich, — nun, warum ſollt' ich es denn nicht ſagen, da es doch wahr iſt, — daß ich eben — ein Eulenſpiegel bin! Allein höre mich weiter: erſtlich bin ich nur ein halber; zweitens freilich, allein mit Vernunft und Selbſtbeherrſchung, ein Eulen-Doppelſpiegel.

Der ſelige Herr, mein entfernter Vetter alſo, hatte ja bekanntlich im Brauch, ſich zu freuen, wenns bergauf ging, weils dann, nach aller Vernunft, hinterdrein bergab gehen müſſe; umgekehrt aber, recht troſtlos zu thun, wenns bergab ging, weil dann das mühſelige Bergauf ſeinem prophetiſchen Auge mit ſchweißtriefender Stirne entgegenblickte. Gerade ſo freue ich mich über vor mir liegende Berge und Hochländer weit mehr, als wenn ich mitten unter ihnen und drauf bin. Was aber das Bergunter mit ſeinem daran haftenden Jammer betrifft, ſo macht es zwar auf mich den gleichen Eindruck, wie auf den Seligen: allein, und darin beſteht die Subtrakzion von ſeiner ganzen

Summe, meine Freude wie meine Traurigkeit entſpringen aus andern Gründen, als bei dem würdigen alten Eulenſpiegel. Ich nämlich, freue mich beim Bergauf am Steigen ſelbſt, und genieße froh meiner Anſtrengung, während mir beim Abſteigen immer eine ſchadenfrohe Stimme nachrufe: mit Dem geht's bergunter! Dazu kommt, was ich beym Shakespeare geleſen, wo Julia's alte Amme dem Merkutio behauptet, es ſey noch früh am Tag, dieſer aber erwiedert: ihr Buſentuch deute auf Sonnenuntergang; und daß ein ſolcher Untergang einem ſonſt herzhaften Manne, wenn er noch jung iſt, bange machen darf, wird kein Billiger in Zweifel ziehen.

Worin ich mir aber ſchmeichle, dem Seligen es zuvor zu thun (der Gedanke ſchließt Wonne in ſich!) das iſt: daß ich keine Freude ſo ganz ungemiſcht und recht genieße, wenn ich ſie habe, ſondern erſt, wenn ich ſie nicht habe, und doch feſthalte, obgleich ſie längſt vorüber iſt; nämlich mit und in der Erinnerung. So kann es mir paſſiren, daß ich auf der Lüneburger Haide laut aufjauchze über Naturſchönheiten, die empfindſamſten Naturbegeiſterungen in Lobhymnen ausſtröme, während ein verſtändiger Begleiter vor Aerger ſummt und brummt, wie eine im ſandgefüllten Schanzenkorbe verfangene Haubitzenkugel.

Kannſt Du Dich nun, theurer Leſer und geliebte — Sappho (geborne v. (Grillparzer)! mit dieſer meiner reſpektive halben und Quadrupel-Eulenſpiegelei in ein ſittlich-vernünftiges Verhältniß ſetzen, ſo wüßte ich nicht, was eigentlich Unanſtändiges bey Deiner Reiſebegleitung meiner, oder was Unbequemes für Dich daran wäre. Bedenke auch, was Dich vielleicht am erſten verſöhnen dürfte, daß Du ohne dieſe meine Eigenheit an gegenwärtigem längſt gemachten Spaziergang keinen Antheil nehmen, ja überhaupt nichts von demſelben erfahren könnteſt. Und ſo wünſche ich Dir denn, um Dich in gleiche Gemüths- und Reiſeſtimmung verſetzt zu ſehen, daß Dich meine Einladung zum Mitgehen in gleichen Verumſtändungen antreffe, als in welchen ich mich ſo eben in befiederten Gang ſetze. Naß und kalt peitſcht der Herbſtwind mir Regen und Schnee gegen die Fenſter. Ich hör' ihn hohnlachend durch Feld und Wald pfeifen, und wie er das letzte Laub der Bäume auf verweſendes Gras niederſichelt, daß die gute Erde ſich darnach ſehnt, ſich endlich ins Leichenhemde des Winters zu hüllen. — Wenn Du dergleichen Dir recht zu Gemüth führſt, ſo wirſt Du Dich in dieſer Betrübniß um ſo beſſer ſonnen an einigen goldnen Sommertagen, die ich hiemit, wie Karfunkelſteine im Ofenloch, Dir zur Schau zu bieten, verſuchen will.

I.

Gang zum Rigi.

Es war im Anfang des Auguſts, als ich mich, und zwar zum dritten Male, auf dem Wege zum vielbeſuchten, in ganz Europa geprieſenen Rigi befand. Dießmal führt' er mich zuerſt durch eine fruchtbare, luſtige Ebene des Aargaus, aus der ſich, neben andern Hügeln, ein ziemlich ſteiler, ringsum freier Rebberg erhebt. Die Krone deſſelben bildete ein aus Felſen hervorwachſendes, noch wohl erhaltenes, mächtiges Schloß. Ein vorübergehender Landmann ſagte mir, das ſey das Schloß Lenzburg, und auf ihm hätten einſt gewaltige Grafen und ſpäter die Berner Landvögte geſeſſen; jetzt ſey es aber wieder bewohnt von vielen Leuten; denn eine Schule oder, wie ſie's hießen, ein Inſtitut, ſey da oben errichtet worden. Kein übler Gedanke, dachte ich, die Jugend in ein Adlerneſt zu ſetzen. Lehrt ſie da oben nur auch, wenn ihr könnt, edelen Schwungflug und kein Spatzen- und Schwalbengeflatter! — Ich ließ das Schloß links liegen und ging ſüdwärts waldigen Hügeln zu, ſchaute noch einmal um, als eben ein Aar hoch über dem Haupte des Schloſſes, im Blau des Himmels, ſeine Kreiſe zog. Nach ſchnellem Wechſel häufigen Thalauf- und Thalabgehens erblickte ich den Hallwyler See. Bald war ich an ſeinem Ufer, in einem von Süden nach Norden ſtreichenden Thal. Nicht weit von den Seeufern laufen mäßige, waldige, hie und da mit Wein bepflanzte Höhen hin. Das Thal, in deſſen ſüdlicher Hälfte noch der Baldegger See liegt, iſt mehrere Stunden lang. Ich ging am linken Ufer des Sees, faſt immer im Schatten von Obſt- und duftigen Wallnußbäumen. Ich freute mich eben über die bunten Felder und Wieſen zu meiner Linken, als ich eine Frau einhohlte, die der Erwiederung meines Grußes, ſogleich Klagen über das furchtbare Hagelwetter beyfügte, das, wie viele Gegenden Deutſchlands und der Schweiz, auch dieſe, ſeit Menſchengedenken verſchont gebliebenen Gefilde, getroffen hatte. Behüt' üs, Behüt üs, ſagte ſie, ſolch Wetter möcht ich nicht wieder erleben; das war ein Hagel; Stücke, wie Hühnereier groß, ſind gefallen, recht wüſte; wenn man ſie betrachtete, ſo hatten ſie in der Mitte ſo weiße Ringel, wie blinde Augen. Und der Sturm erſt; dort unten bey Seon hat er Bäume ausgeriſſen, bey Hunderten, und mannsdicke Stämme zerknickt; die älteſten Männer konnten ſich an kein ſo böſes Wetter erinnern. Das iſt doch ſonderbar, erwiederte ich, hier, wo wir gehen iſt auch keine Spur zu finden, daß auch nur ein Halm beſchädigt wäre. Freilich, ſagte die Frau und ſchüttelte mit dem Kopf, es iſt ordentlich, als hätte ſolch Wetter ſeinen Zug und Grimm wider das eine Feld und wider das andre nicht. Wie mit dem Meſſer abgeſchnitten ſind dort oben alle Aehren auf dem großen Felde links, und auf dem kleinen dicht daneben fehlt auch nicht eine. Ja und grade manches armen Mannes Acker hat es getroffen und des reicheren, der es eher hätte erleiden mögen, hat's verſchont. Es iſt wohl ſchlimm und mir ſteht der Verſtand ſtill; aber es wird am Ende alles doch wohl recht ſeyn, denn die Leute ſagen wieder, das ſeyen die fruchtbarſten Jahre, wo's recht donnere und wettere, und wenn das Erdreich nicht durch und durch manchmal erſchüttert würde, ſo wüchſe zuletzt gar nichts mehr. Da mögen die Leute wohl recht haben, ſagte ich zu der Frau, die einen Seitenweg einſchlug und mir ein „Behüt Euch Gott“ mit auf den Weg gab. Dieſer tröſtliche Bauernglaube an nothwendige Ungewitter, die im Allgemeinen heilſam ſeyen, wenn auch Einzelne darunter litten, gab mir Veranlaſſung zu vielem Hin- und Herſinnen, und ich mußte mir zuletzt die Frage, ob nicht die Ausſprüche der höchſten, menſchlichen Weisheit hier wiederum mit der Einfalt unbefangenen Glaubens zuſammenträfe, mit Ja beantworten. Unterdeſſen war ich im Geſpräch mit der Frau und in dem Nachdenken darüber ganz am Hallwyler See vorbey, beynah bis an's Ende des Baldegger gekommen. Die freundlichen Gelände mit ihren grünenden Feldern, und in Bäume und Gebüſche traulich gehüllten Häuſer und Dörfer zu meiner Linken, der klare See, der rechtsher ſtill zu mir herüberſah, waren wie im Traum vor meinen Augen vorübergeflogen. Nicht blos die hochgeſtiegene Sonne, auch der ſeltnere oder mundfaulere Gruß, der mir von den Vorübergehenden zu Theil ward, erinnerten mich nicht minder, als eigne Erhitzung und Müdigkeit, daß Mittag nahe ſey. Ich gelangte nach Hochdorf, ruhte und erfriſchte mich kurze Zeit, und brach trotz aller Hitze auf; denn ich hatte mir nun einmal in den Kopf geſetzt, an ſelbigem Abend noch, koſt' es was es wolle, auf dem Rigi zu ſeyn. Bald führte mich der Weg in ein Gehölz, das mich in ſeine kaum kühlenden Schatten aufnahm. Inſtinktmäßig folgte ich den ſchattigſten Wegen, bis ich mit einem Male mich zwar mitten im Walde, aber auch alle Wege und Stege verſchwunden fand. Seltenes Hüpfen von Vögeln, Kniſtern herabfallender dürrer Zweige, meine eigenen Tritte, von Zeit zu Zeit, in weiter Ferne, kaum hörbare Taktſchläge von Holzhauern, das waren die einzigen Laute hier, welche die rings herrſchende Stille mehr bemerklich machten als unterbrachen. Indeß drang die Mittagsgluth von allen Seiten durch die Zweige, und drückte mit bleiſchwerem Fittig auf alles nieder. Wenn hier die Kräfte ausgingen und die Stimme verſagte, ſo nah dem Leben und ſo ferne! Der Gedanke kam einen Augenblick über mich und ich blieb ſtehen. Da gedacht ich eines Freundes, der einſt in der Oſtſee der aufgehenden Sonne entgegen geſchwommen, bis er nichts mehr als über ſich den weiten Himmel, um ſich das Meer ſah, unter ſich aber das ſtumme Reich der Waſſerthiere wußte. Beynahe hätte ſeine Phantaſie ihm einen unberufenen Dienſt gethan; allein er bemeiſterte den ſchwarzen Traum, in dem Augenblicke, da die ſteigende Sonne Gluthen über den Himmel ſtrömte, und dieſer ſie als Purpurwogen ins Meer und Kraft in die Seele goß, ſo daß mein Freund auf roſigen Wellen das Geſtade erreichte.

Rüſtig auf und durch das Dickicht, mit luftmachenden Armen! Nicht gar lange, ſo ward es heller, die Vögel redſeliger, und mit einmal geſellte ſich ihnen das Jodlen zweier Buben, womit ſie, wie es ſchien, ſich Lebenszeichen gaben in dieſer Einſamkeit. Als ich mich in der Mitte beider Buben, die ich jedoch nicht ſah, befand, ſchien mir's in Jauchzen ausbrechende übermüthige Luſt, worin einer den andern zu überbieten trachtete; je weiter ich aber mich entfernte, ſchien der Laut mir wehmüthiger, klagender zu werden, in der Art, wie in Volksliedern Luſt in Schmerz und Wehmuth in Jauchzen wechſelt und aufgeht, deren Mittelpunkt die nimmerraſtende Sehnſucht iſt. Noch lange tönte in mir dieſe Waldmuſik nach, als ich ſchon lange aus ihren äußerſten Wellenkreiſen herausgetreten war, aber noch lange nicht aus dem Walde. Endlich erglänzte durch auseinander rückende Bäume das ſich ſonnende Grün einer Wieſe. Hervorgetreten ſah ich vor mir eine weite, hügelige, mit Gehölzen und Fruchtfeldern wechſelnde Gegend, nur hie und da ein einzelnes Haus. Rechts war ſie bekränzt von der gewaltigen Felſenfeſtung des Pilatus bey Luzern, der ſeine finſtern Zinnen in Wolkenbarg; linkshin ſtand, noch ziemlich fern, der freundlichere Rigi, bis zur Mitte gleichfalls im Wolkenſchleier. In der Richtung nach ihm ſteuert' ich nun an einen Waldrand hin, bis ich einem Mann begegnete, der mich mit vieler Freundlichkeit, ohne den geringſten Lohn für den Dienſt anzunehmen, lange führte, und erſt dann verließ, als er mich zu einem Pfad gebracht, auf dem ich nicht mehr irrgehen könne. Solche unbezahlte Freundlichkeit, welche freilich die einzig unbezahlbare iſt, als die den Lohn in ihrer Freude über ſich ſelbſt in ſich trägt, findet man in der Schweiz, wie überall, nicht ſelten, wenn man die allgemeinen Reiſeſtraßen meidet. Hier noch dazu eben ſo oft Zutraulichkeit, offnen Sinn und eine phyſiſche und moraliſche Schnellkraft, die konzentrirt und zur rechten Stelle geleitet, jeden Augenblick fähig wäre, alter Schweizertugend ſich würdig zu erweiſen.

Mit phantaſtiſchen Variazionen dieſes feſtſtehenden Thema's beſchäftigt, kam ich hinunter an die Gislickerbrugg. Hier wälzt von Luzern her die Reuß ihre ſmaragdgrünen Wogen; ich überſchritt ſie und die Landſtraße, welche von Zürich nach Luzern führt, und wandte mich, meines freundlichen Wegweiſers Anleitung folgend, gleich zu dem Pfad hinan, der über den Rothenberg nach St. Michael aufſteigt, und von da nach Küßnacht ſich hinunterwindet.

Das nun folgende, dreiviertelſtündige Bergauf, erleichterte mir nicht allein der jetzt äußerſt erquicklich kühlende Schatten, den der Wald, wie zum Laubengang gewölbt, herabgoß, ſondern insbeſondere meine obgemeldte doppelte Eulenſpiegelei. Dieſe ſpiegelte mir einerſeits die ſchöne Ausſicht vor, die meiner bey St. Michael da droben harre, anderſeits führte ſie meiner eine Scene vor das Auge der Erinnerung, die ich, meiner Natur gemäß, in ihrer vollen Bedeutung, erſt in dieſem Nachgenuſſe würdigte, welcher mich zu dem Ausruf bewog: Gottlob, daß du kein Mann von Gewicht biſt, wie das wackelnde Saumfaß auf den Bierkannenbeinen da unten! Mit dieſem aber hat es folgende Bewandtniß.

Nicht lange, nachdem ich jenen gefälligen Landmann, der mir den Weg gewieſen, verlaſſen, ſo trieb Hitze und Durſt mich einem Wirthshauſe zu. Ich trat in ein Zimmer, deſſen Läden gegen die Sonnenſtrahlen geſchloſſen waren; niemanden ſah ich, hörte aber neben mir ſchnarchen. Indem ich mich dahin umkehre, gewahre ich eine Tonne und ein Paar große Kannen vor ihr. Eben wollte ich über die Tonne hingucken, in der Meinung, mein Bacchus ſchnarche daſelbſt hinter ſeinem Faß eingeſchlafen. Aber indem ich näher zuſchaue, bemerke ich, daß auf dem Faſſe zehen zuſammengefaltete Wurſtfinger liegen, und daß es ſelbſt eigentlich ein Menſchenbauch und die Kannen zwei Beine ſind. Gleichzeitig fiel eine graue Filzkappe zu Boden, und enthüllte damit ein ſpeckiges Menſchenantlitz, wofür es anzuſehn, weniger die ſtruppigen Augenbrauen, als die zwiſchen ſanftgewölbten Seitenwällen in etwas kühnem Aufſchwung ſich erhebende Naſenbaſtei mit ihren zwei geräumigen unterirdiſchen Caſematten, mich beſtimmte. Es thaten ſich Augenlieder von einander, und nach nicht geringem Schnaufen, Pruſten, Nieſen, Augenreiben, Armaufſtemmen, begann die Maſchine einen ſonderbaren Mechanismus zu praktiziren. Zu wiederholten Malen nämlich ſtieß ſie mit dem Rücken, wie ein Sturmbock, wider die Wand, bis ſie, gleich der großen Glocke in Erfurt, nur nach und nach in Schwung geſetzt, plötzlich vor mir ſtand, mit freundlichem Blinzeln eine, um des lieben Gleichgewichts willen keineswegs allzutiefe Reverenz vollbrachte, dann ſich zum

Fenſter hinſchob, und durch einen gebietenden Pfiff hinaus, ſich mir als den Wirth und Hausherrn manifeſtirte. Es verſteht ſich, daß ich, da er mich zum Niederſetzen einlud, den Mann, den ich aus einer ſolchen beneidenswerthen Ruhe geſtört, aufrichtigſt dafür um Verzeihung bat. Er ſelbſt hatte, noch bevor ſich die Magd ſeinem Pfiffe geſtellt, wieder bedeutend Platz genommen, ließ ſich dann mit mir zugleich von ihr bedienen, und leuchtete mir vor mit gutem Beiſpiel in Trinken und Eſſen. Hier erfuhr ich, was Methodik iſt und vermag in der Ernährungskunſt. Erſtlich nämlich wurde von dem Manne eine Flaſche Wein ausgenippt, dann zwei Kannen Bier darauf gegoſſen; ſo daß ich zu meiner früheren Hypotheſe vom Bierſäumer ohne Zweifel zurückgekehrt wäre, hätt' er nicht das Küfergeſchäft durch reichlichen Genuß mit Kümmel und Salz beſtreuter Brotſtücke häufig unterbrochen. Ich vermuthe aber, er wollte meiner unwillkürlich ſchlechtverhehlten Verwunderung über ſeine ſchaubarliche Reproduktionskraft dadurch abhelfen, daß er mir ein Pröbchen vorführe, wie er ſolche ſich ſelbſt verdanke und zu erhalten wiſſe. Nicht minder heilte er mich vom etwaigen Wahn, als könne in ſolchem Sir-Johnſchen Fleiſchthurm nicht ſo gut, als in einem thurmtragenden Elephanten, eine adäquate Beweglichkeit ſtatthaben, dadurch, daß er mit dem Bauche, und konſequent mit der Zugabe des Körpers, beſtändig, wie ein Bär in dem Eiſenkäfig, hin und her wackelte und oſzillirte. Das iſt ja wohl die ruhige Bewegung und bewegliche Ruhe der Seligkeit, wovon einige Idealphiloſophen uns erzählen; — wirklich hatte ich, bis hieher, keine deutliche Anſchauung der Lehre erſchwingen können.

So lächerlich der erſte Eindruck des Mannes war, und ſo nahe die Vergleichung mit einem ſehr nützlichen aber doch nur erſt nach dem Tode tafelfähigen Geſchöpfe lag, — ſo unterdrückte ich dieſelbe doch bald, da der Mann in kurzem Geſpräche viel Verſtand, Gutherzigkeit, ſogar Humor verrieth, was auch, bey näherem Betrachten, aus allen, nicht ganz ſchlaff gewordenen und mit Fett ausgeſpritzten Zügen hervor trat. Auch ſprachen die zwar ſchneeweißen, aber noch reichen Haare, und Stirn und Augen, ſo viel von letzteren zum Tageslicht gelangen mogte, von einer gut und rüſtig durchlebten Jugend. Armen Schnittern aus dem Entlibuch, die bei ihm einkehrten, und wegen der diesjährigen Ueberfülle an Arbeitern nicht ankommen konnten, ließ er nicht nur umſonſt Speiſe und Trank reichen, ſondern ſchickte auch ſeine Diener- und Hausgenoſſenſchaft, die er immer noch durch ſein Pfeifen herbei zu rufen und in Bewegung zu ſetzen vermogte, im ganzen Dorf herum, um nach Arbeit für jene fragen zu laſſen. Was der Erfolg geweſen, weiß ich nicht, wohl aber, daß, als ich den Mann und ſein Haus verließ, ich an ſein unförmliches Aeußere nicht mehr dachte. Allein jetzt, bei dem tröſtlichen Gedanken, um wie viel leichter ich mein verhältnißmäßiges Taſchenformat bergauf zu tragen vermöge, als wenn ich einen Folianten, wie jenen da drunten, in Bewegung zu ſetzen hätte, trat mir die Erſcheinung wieder ganz lebhaft und leibhaft vor die Seele; und indem ich, ungeſtört von den moraliſchen Qualitäten der Perſon, ihr Komiſches rein objectiv betrachten konnte, verſetzte mich die Vorſtellung davon in ein heimliches und lautes Lachen, daß ich oft ſtill zu ſtehen und die Perpendikel-Schwingungen jenes Bären-Bauches mit meinem eignen geringen Anſatz dazu, nicht ohne einigen Erfolg, nachzuahmen genöthigt war.

Aber wie denn die Extreme ſich berühren, ſo war mir, eh ich noch auf dem Wege nach Küßnacht zum kulminiren kam, ohne Zweifel vom ausgleichenden, rächenden Schickſal, zugemeſſen, Dir, Göttin Empfindſamkeit! ein wehmüthiges Opfer zu bringen.

Dieſe hatten mir nämlich ein, wie es ſchien, kaum geſtorbenes Rebhuhn in den Weg geſtreut; ſchon erſtarrt, aber noch nicht leichenkalt, ſchien ſein gebrochener Blick Wehmuth über das allzufrühe Ende ſeines harmloſen Luſt- und Buſchlebens ſchweigend auszuſprechen. Als ich es aufnahm, bemerkte ich, daß es unter dem Halſe geſchwollen und blau war, und ich wagte die Vermuthung, daß eine Schloße jenes großen Hagelwetters es daſelbſt getroffen, und nach einem ſchmerzhaften Krankenlager, dem Tode zugeführt habe. Sofort begrub ich es unter grünem Moos, legte Steine darauf, und richtete Einen derſelben pyramidaliſch empor, damit ich nach hundert Jahren die Stelle wieder finden könnte. Dann wandte ich mich, zu gehen: aber indem ich die ſchönen bläulich geſtreiſten Bauchfederchen, meinen Obolus oder Todtengräberlohn, betrachtete, dachte ich, ſie ſind doch zu ſchön, und verlangen offenbar von mir, daß ich die ſtille Leichenfeier ganz vollende. Deßhalb kehrte ich mich wieder zu dem Grabſtein, und hielt folgende Leichenrede in dem einſamen Walde, deſſen Bäume ſich, wie ein leiſeathmendes Auditorium, um das Grab zu drängen ſchienen.

O du, salvo titulo, geliebtes, todtes Reb- oder Feldhuhn, gallus campestris fem. Linnaei! oder wie du ſonſt da heißen magſt, denn ich habe das Buch nicht bey mir. Was nunmehr aus deiner Seele wird oder anhero geworden iſt, das weiß ich armer Sterblicher freilich mit eben ſo wenig oder ſo viel Gewißheit zu ſagen, als womit unſere Weltweiſen und Gottesgelehrten von dem Zuſtande der unſterblichen Menſchen-Seele nach dem Sterben, zu reden pflegen!

Allein von dieſem ſtrahiren wir jetzt ab. — Vielmehr werde ich meine Rede in drei Theile zerlegen, wie ein gebratenes Feldhuhn; nachdem ſchon der Heide Julius Cäſar ſein berühmtes Buch vom Galliſchen Kriege mit dieſem Anfang angefangen: Omnis Gallina tribus dividitur partibus; oder zu deutſch: Jede Gückelhenne wird in drei Theile zerlegt.

In dem erſten Theile meiner Rede werde ich darthun: daß du, s. t. geliebtes, entſchlafenes Reb- und Feldhuhn! zu keiner Zeit zur Welt kommen konnteſt. In dem zweiten Theile aber werde ich beweiſen, daß, nachdem du zur Welt gekommen, du nicht im Stande wareſt, zu ſterben. In dem dritten Theile endlich, ſo zu ſagen des Vogels oberem Bruſtſtück, aus deſſen halbmondförmigem Knochen ſinnreiche Schuſter, vermittelſt präparirtem Kolophonium oder Pech, Darmſaite und Schwefelholz, jene ſogenannten Purzelmännchen oder Springer verfertigen; — in dieſem dritten und letzten Theile alſo, werde ich, ungebornes, ungeſtorbenes Reb- und Feldhuhn! auf deinen rührenden Tod eine lebhafte Beleuchtung mit Ombres-Chinoises veranſtalten, d. h. auf die verbrecheriſche Tragödie, welche das allgerechte

Schickſal mit deiner verehrungswürdigen Perſon zu ſpielen ſich erlaubt hat.

Verehrtes, zu deinen Vätern verſammeltes Reb- und Feldhuhn! Es kann Dir nicht entgehen, daß ein Sprüchwort ſagt: Aller Anfang iſt ſchwer. So zum Exempel frage ich Dich in dieſem meinem Erſten Theile der Leichenrede auf Dich: Was biſt Du geweſen, eh und bevor Du ein Reb- und Feldhuhn geworden? Antworte mir nicht etwa: ein Feldküchlein. Denn was biſt Du, könnt' ich weiter fragen, vor Deinem Feldküchlein-Stand geweſen? Ei, ein Ei, könnteſt Du ſagen. Allein, um mit deutſcher Gründlichkeit in die Materie uns zu verſenken, würd' ich fortfahren; was warſt Du vor dem Ei? ferner, was warſt Du, eh Dein Vater und Mutter ſelig, nein, eh die verehrungswürdige Reihe Deiner urältſten Ahnen, kurz, eh die ganze Reb- und Feld-Gückel-Hühnerſchaft in dieſe Welt gekräht haben? Wie benennſt Du die Periode vor Erſchaffung der Feldhühner, oder, weil die Fragen wie die Schaufeln eines Muhlrades, immer einander nachlaufen, wie heißt die Periode vor Erſchaffung der Erſchaffung? Es nimmt immer und immer keinen Anfang, und ſomit iſt es deutlich, daß in jenen unaufgeklärten und barbariſchen Perioden ſchon die Ewigkeit allerdings Mode geweſen.

Was nun Dich insbeſondere anlangt, ſüßes Reb-Feldhuhn! ſo würd' es Dein beſcheidener Karakter ſchon nicht zugeben, Dir ausſchließlich einen Anfang anzumaßen, da alle übrigen Dinge, als da ſind Feuer, Waſſer, Luft und Erde, Bäume (mit Ausnahme der Stammbäume) und andere vernünftige und unvernünftige Geſchöpfe, wie geſagt, keines ſolchen ſich berühmen können, und der Anfang ſelbſt, dieſer adeligen Zierde entbehrt; und außerdem würde Dir eine ſolche Arreganz doch zu nichts helfen. Sintemal du aber doch in dieſer Welt Dich faktiſch vorgefunden, wie Dein dermal ehrlich begrabener Leib ausweiſt, ſo folgt unzweideutig, daß, da dieſe Deine Exiſtenz keinen Anfang genommen haben kann, Du Dich von Ewigkeit an hier in der Welt befunden haben mußt, und ſo alt biſt als die Ewigkeit ſelber.

Wir gehen zum zweiten Theil unſerer Betrachtung über. — Ungebärliches, ungebornes Feld-Rebhuhn! Um Deine Ungeſtorbenheit zu beweiſen, könnte ich ganz kurzweg mich auf den Erſten Theil meiner Rede beziehen, worin ich darthat, daß Du nicht geboren werden konnteſt; denn was keinen Anfang hat, kann auch kein Ende haben, weil der Anfang ſelbſt das Ende des Nichtanfangs iſt, demnach das Ende vor dem Anfang zu ſuchen wäre, und nicht hinter ihm. Allein die Wichtigkeit des Ereigniſſes, welches wir feyern, fordert, daß ich weitläufiger zu Werke gehe.

Feld- und Rebhuhn meiner ſanfteren Wehmuthsthräne, und übrige hochſtämmige, taubſtumme Waldzuhörerſchaft! Es iſt den Leuten, welchen es vergönnt iſt, in die Kirche zu gehen, bekannt, daß man nur zu ſterben braucht, um der Unſterblichkeit theilhaftig zu werden, und daß der erſte Akt der Unſterblichkeit ſogleich anfängt, ſobald das Orcheſter des Athems aufgehört und der letzte Athemzug, gewiſſermaßen der Aufzug des großen, ſchwarzen Theatervorhanges, ſtatt geſunden hat. Euch aber, Verehrte, die Ihr ohne Widerſpruch mir zuhört, will ich in die tiefſten Eleuſinien der unvernünftigen Vernunft einweihen. Sterben alſo — hört, hört! — das kann man eigentlich gar nicht. Denn entweder iſt man todt, und dann, verſteht Ihr mich, ſtirbt man nicht mehr. Oder, man lebt, und dann (kapirt Ihr?), ſtirbt man doch nicht, unter andern deshalb, weil man lebt. Wo bleibt nun da, frage ich, das Sterben? — Es muß entweder im Leben oder im Tod-ſeyn ſtecken geblieben ſeyn, und kann ſo wenig heraus, als die Katze aus ihrem Pelz. Aber da eben ſo wenig zwei Katzen in ein und denſelben Pelz Platz haben, ſo iſt zu ermeſſen, daß ein Gegenſtand nicht zugleich ein anderer ſeyn kann; ſofern man gegen dieſen Schluß neuerdings gefochten und den ſcharfſinnigen Flegel der Philoſophie gegen das hartnäckige Spreuſtroh in Bewegung geſetzt hat. Da alſo Leben Leben, Todſeyn Todſeyn iſt, und kein Drittes herausſpringen will, ſo iſt doch unwiderleglich dargethan, daß es kein Sterben gibt.

Indem ich Euch hiemit den Iſisſchleier gelüpft, ihr erhabnen Holz- und Wurzelſeelen oder Wald-Radikale! verlaß ich mich darauf, daß Ihr reinen Mund haltet; insbeſondere deßhalb, weil Ihr nicht diſputiren könnt. Es ſoll mir zwar nichts verſchlagen, wenn Ihr die neue Weisheit mit Windmelodien in euere Windharfen ſingen wollt, aber, hört Ihr, nur in ſolchen dodoniſchen Orakelgeſängen, die blos den Geweihten des neunundzwanzigſten Don-Quixotten-Grades verſtändlich ſind. Vorzüglich deßhalb muß ich auf Nichtprofanirung halten, weil, wenn mein ſonnenklarer Beweis von der Unſterblichkeit unter das gemeine Volk käme, dem Domdechant Schwarztauber, dem Probſt Strauſendeckel, dem Paſtor Harnbläſer und dem General-Vikar Dunkelmann, niemand mehr in ihre Unſterblichkeitspredigten, und ſomit dieſe Trefflichen ihres Ruhmes beſſeren Theiles verluſtig gehen würden. Jeder hätte ja die Quinteſſenz der Arznei, den Solawechſel oder Creditbrief auf unbeſtimmte Summen, ſchon in der Taſche, und würde ſich wenig ums Einſammeln der Scheidemünze bekümmern. — Ja noch mehr, der Stolz deutſcher Literatur, die Andachtsbücher meine ich, die Stunden der Andacht, dieß längſt gefühlte Bedürfniß, ſelbſt eines Schmolke gottſelige Gedanken, ſogar das systême de la nature würden in Unordnung gerathen, und über kurz dem verruchten Molochsdienſt der berüchtigten Lichtenberg'ſchen Makulaturgäule anheim fallen.

Und nun gar der Schaden den der mediziniſche Stand nehmen müßte, wenn nicht geſtorben wird! — Man denke ſich das ganze Aeſkulaps-Linienregiment, vom unterſten rohen Anfang des Henkers, durch den parziellen Mörder, den Barbier nämlich, hindurch, und ſo weiter, bis hinauf zum vollendeten Praktikus, in deſſen Einer Hand Leben und Tod liegen, während die andere durch Goldballaſt in der Schwebe gehalten werden muß! brodlos wären ſie Alle, die Edlen, wenn die Möglichkeit des Sterbens wegfiele. Ein ſolches ginge aber einerſeits meiner Moralität und Menſchenliebe zu nahe, und anderſeits dürft' es mir ſchwerlich gelingen, gegen den vereinten Haß und Sturm ſämmtlicher Seel- und Leibſorger auf die Länge mich zu behaupten.

Alſo, verehrtes Auditorium, reinen Mund, reinen Mund!

Wir wenden uns zum dritten und letzten Theil unſerer Betrachtung, wo ich, in Bezug auf das rührende Schickſal des Beerdigten, vom tragiſchen Schickſal überhaupt reden werde, und von deſſen Nutzen für die Kunſt und Moralität.

Schweſter der Ewigkeit! Geſchwiſterkindsbaſe der Unſterblichkeit! ungebärbar⸗unſterbliches Reb⸗Feldhuhn! Mitten im Genuſſe ſchuldloſer Freuden, indem Du nämlich dem Bauer ſeine Erbſen ſtahlſt, marſchirte das kalte Schickſal, nämlich das Hagelwetter, ohne Vernunft und Gerechtigkeit, ohne Kriegserklärung aus dem Himmel, und faßte Dich mit eiskaltem Arm, indem es Dir eine Hagelſchloſſe an den erbſenvollen zarten Kropf ſchleuderte! O Thalia, welch ein Stück Rindsleder für den tragiſchen Kothurn! O, welch ein Danaidenfaß⸗Stoff für die ſcheußlichholdeſte Schickſals⸗Trag ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ !

Hier vernahm ich aus Zweigen und Wipfeln plötzlich ein heimliches Wiſpern und Flüſtern, ein ahndungsvolles Raunen, mit Echotönen hört ich die obigen Worte meiner Rede wiederholen: „partieller Mörder, Barbier, Barbier. Mit Beben erinnerte ich mich jenes Barbiers, der ſeines Herrn Geheimniß von den Ohren in die Erde gemurmelt, welches das tückiſche Schilfrohr dann weiter ausgeplaudert; — konnten die Bäume da, meine Zuhörer, nicht eine ähnliche Tücke gegen mich im Schild führen? — Horch, wieder raunt und maunt es: „Schickſals⸗Drach ⸗ ⸗.“ Mein unterer Ideenlauf, nach Fries, gerieth mir, wie eine unterſchlächtige Mühle, in Bewegung, die Mühlräder der Phantaſie klapperten und ſausten im Umſchwung, da ſah ich ſchwarze Männer zum Auto, die Medizin zum vollſtändigſten Conſilium zuſammentreten, in der Ferne aber Tragöden Gift, Dolch, Blutgerüſt in Bereitſchaft ſetzen. Jetzt übermannte mich, was man Angſt nennt, und wie gejagt rannte ich der Höhe bey St. Michael entgegen, um bey dieſem Patron irrender Ritterſchaft Troſt und Schutz zu ſuchen.

Dieſer Rannt bergauf kam mir ungemein gut zu Statten, er führte mich nämlich gerade zu derjenigen Zeit auf den Höhenpunkt, wo die Abendbeleuchtung die ſchönſte Wirkung thut; ich weiß nicht, ob ich dieſen Zufall für eine Belohnung meiner Pietät, oder fur eine Fügung ſpezieller Gunſt des angerufenen

Patrons zu danken hatte. Gegen den Gipfel des Rothenbergs bey St. Michael öffnete ſich der Wald in eine weite, grüne Trift, und als ich den Grad erſtiegen, da ſtand plötzlich vor mir der Rigi, ein wahrhaft königlicher Berg! Wie vorn übergebeugt ſtämmt er, faſt in ſenkrechtem Niederſturz, ſeinen rechten Fuß in den Zuger-See, und wurzelt in ihm, während er den linken aus dem Vierwaldſtätter, wie zum Vorwärtsſchreiten hervor- und dem rechten nachhebt. Frei war jetzt ſein edler Leib von jedem Gewölk, das ein friſches Wehen von Norden, über ſein Haupt erhoben. Wie ein Prieſter und Held der Natur, deren erhabenes Heiligthum hier er öffnet und bewacht, ſo erſchien er mir; die wolkige zu Feld fliegende Purpurbinde ob der Stirne. Von der rechten Schulter herab und über die nordwärts gewendete Bruſt, fiel ein dunkler, faltenreicher Mantel, aus Wald und Buſch gewoben; unter dieſen hervor, ein wieſengrün-ſammtenes Gewand bis auf die Füße, wo es in einem breiten Arabeskenkranz endigte, von Kaſtanien- und Wallnußbäumen geflochten. — Nun aber ſank die Sonne, und in ihrem Strahl erglühten Felſenwange und Stirn des Gewaltigen. Sie waren unbeweglich gen Nordoſten gewandt, als feiere er den Untergang der Allbelebenden durch ſein zuverſichtliches Harren auf ihre Wiederkehr.

Aber während ich vielleicht zu vieles in das Angeſicht meines Helden und Prieſters hineinſah, ſtieg die Gluth deſſelben ſo, daß dieſelbe ſich in eine Opferflamme zu verwandeln ſchien, die auf einem rieſengroßen Altar lodre. Statt des Prieſtermantels ſah ich jetzt ein wogendes Altartuch und der Arabeskenkranz ſchmückte als Maienkranz die unterſte Stufe des Opferheerdes.

Wer weiß, wozu noch alles der unſchuldige, ruhige Rigiberg mit ſeinen Wäldern, Wieſen und Gärten, mit ſeinen ſchroff abſtürzenden und ſanfter ſich hebenden Felſen und Schluchten, von der Willkühr meiner Phantaſie wäre umgeſchaffen worden; ob zum Bräutigam im hohen Liede etwa, deſſen Naſe blos als Thurm auf Libanon nach Damaskus ſchaut? oder wozu ſonſt?! Aber ich hatte nicht Zeit dazu; denn die Nacht brach hervor aus dem Schooße der Erde, wohin ſie die Königin des Tages zurückgebannt, und regte die dunkeln Glieder in allen Thälern und in den Tiefen der Seen. Schnell wuchs ſie in die Höhe und Breite, eine unermeßliche Rieſin, unerbittlich alles verſchlingend. Schon lag das vordere Schwyz und Unterwalden, ſchon lag Luzern in ihrem Schooße, der Rigi ſelbſt und der mächtige Pilatus ſanken nach. Endlich reckte die Unerſättliche ihre ſtets wachſenden Arme auch nach den tauſend Goldblüthen aus, welche die letzten Strahlen der Sonne auf den Schnee der himmelan gethürmten Hochalpen geſäet hatten. Aber noch waren ſie nicht gepflückt, nur erblichen, um ſchöner im Roſengewölk aufzublühen, als, wie auf den Ruf des eben ringsum ertönenden Abendgeläutes, der Mond zwiſchen den Felſenpyramiden des Schwyzerhaken und Mythenſtein, die im Hintergrunde links vom Rigi ſtanden, hervorſtieg. Glühend wie vor Verlangen und Sehnſucht nach der ihm entflohenen Geliebten, rief er noch einmal einen röthlichen Schimmer aus den ſchon erblichenen Schneeblumen hervor, bis auch dieſer ſich auflößte in den Silberduft, den bald darauf der Mond ſelber und der ganze Himmel aus Millionen funkelnden Augen über die Erde ergoß. Ueberall hin wallten leiſe und ſanft ſeine mildglänzenden Wellen, umſpülten Berge und Thäler, Hügel, Gebüſche und Bäume, daß ſie aus der alles umfangenden Düſterniß, wie verklärte Leiber aus dem Grabe wiedererſtanden, — vermählten ſich dann mit den ruhigen Wogen der Seen in leichter Umarmung, und als nun auch der Klang der letzten Abendglocke auf ihnen in immer weiteren ſchwächern Ringen ſich verloren, da ſchien es, als wäre die Feindin des Tages zur ſtillen ſchöneren Schweſter desſelben verwandelt. Die dämmernde Ruhe, die jetzt alles liebend umſchlungen hielt, durchdrang auch mich, und war nicht zu beſiegen durch ſtundenlanges Hinabirren nach Küßnacht; denn freilich hatte mein phantaſtiſches Schauen mich den rechten Weg verfehlen laſſen. Aber was that es, überall wo ich ging ſchimmerten Thauperlen auf Matten und Gebüſch, und freundliche Hirten wieſen und geleiteten mich von Hütte zu Hütte und am Ende gelangte ich unter frohem Geſang, den von allen Seiten, fern und nah, die Landleute in den Abend hinaus tönen ließen, zu Küßnacht an.

Kurzer Ueberblick der engliſchen Literatur im Jahr 1824.

Wir gedenken hier blos eine kleine Nachleſe deſſen zu halten, was wir bei den kurzen Anzeigen und Auszügen engliſcher Werke übergingen. Wir machen keine Anſprüche auf Vollſtändigkeit, theils weil es die Grenzen dieſer Blätter überſteigen würde, theils auch, weil es unnöthig iſt, all den Plunder anzuführen, der heute erſcheint und morgen vergeſſen wird; auch möchten wir nicht gerne mit überflüſſigem Flitterſtaat prunken, der den Leuten nur Sand in die Augen ſtreut, wir möchten lieber mit ächter, ſtatt mit blos eingebildeter Münze bezahlen. Wir werden uns deshalb an die Haupterſcheinungen halten, wie ſie uns auf der breiten Heerſtraße der belletriſtiſchen, hiſtoriſchen und etwa der Reiſeliteratur aufſtoßen.

Die engliſche Literatur iſt uns Deutſchen faſt ſo geläufig, als unſere eigene, oder manchem vielleicht noch geläufiger. Woher kommt das? Gewährt unſre Literatur nicht Befriedigung genug, oder herrſcht Winterdürre in derſelben, oder bekommt die Leſewelt ſonſt nicht Futter genug? Manche Bewunderer des engliſchen Parnaſſes möchten uns aufbürden, daß auf ihm allein unſer Heil zu ſuchen ſey. Sie werden auch von einer Schaar von Ueberſetzern ſo nachdrücklich unterſtützt, daß die alte deutſche Eiche mit überſeeiſchen Gewächſen voll gepfropft, kaum Säfte zur Erhaltung und Geſundheit ihrer eigenen Früchte hat. Daher iſt es kein Wunder, wenn ſie immer krüppeliger und elender wird und ihre Produkte auf der Leipziger Meſſe ein ſieches und welkes Leben in ſich tragen. Trotz daß uns dieſer Zuſtand einiges Mitleid abnöthiget, ſind wir doch nicht der Anſicht derer, die unter engliſcher Flagge auf den deutſchen Parnaß ſegeln wollen. Cuique suum, iſt der Wahlſpruch der Juriſten und Welteroberer. Wir befolgen lieber das „nil admirari“ und drängen, was wir ſonſt noch in petto hätten, zurück ſo wie manche halblaute Klage, die mit gewaltſamem Ausbruch droht, damit wir den zu unſerer Arbeit nöthigen, philoſophiſchen Gleichmuth nicht verlieren, und überlaſſen es dem geneigten Leſer (wofern er unſerer Anſicht und Geſinnung ſeyn ſollte) zu ergänzen, wo er nach ſeinem Urtheil und Gefühl eine merkbare Lücke finden möchte. —

Wir wollen gleich bei den Hauptanführern des poetiſchen Chorreigens auf der meerherrſchenden Inſel beginnen, da ſie, wie die Dioskuren den Schiffern, dem geſammten Poetenvolk ihrer Nation mit ſchimmerndem Licht vorleuchten, auf jenen Bahnen nämlich, die zu den Höhen des Parnaſſes führen. Ein Stern iſt zwar in der engliſchen Poeſie zu Anfang des verfloſſenen Lenzes, wo gerade der Geſang erwacht, erloſchen; aber der andre ſtrahlt jetzt um ſo herrlicher, da er einſam, wie Nordlichtſchein, die Nebel und Nächte erhellte. Byron hat zu dichten und zu ſchreiben aufgehört, und ſein letztes Gedicht „The deformed transformed“ iſt unvollendet geblieben, ſo wie ſein „Don Jouan,“ den er fortſetzen wollte; allein er hat über ſich ſchreiben gemacht. Die vielen Artikel in den Zeitblättern abgerechnet, iſt ein ganzes Werk über ſeinen Charakter und poetiſchen Genius von Egnerton Brydges (Letters on the character and poetical Genius of Lord Byron) der manches über die italieniſche Literatur ſchon geſchrieben, in London erſchienen. Der Verfaſſer hat die Briefform gewählt, weil er ſo ſeine Anſichten und Behauptungen ungekünſtelter vortragen kann; ſie zeugen von einem gebildeten Geſchmack und reifen Urtheil. Er ſpricht Byron's Dichtungen die Wahrheit ab; „ſeine Angriffe auf unſere Religion, ſagt er, ſind zu poſitiv und empörend, als daß ſie bemäntelt werden könnten.“ Unter jener Wahrheit iſt die ſittliche und geiſtige, alſo die poetiſche Schönheit überhaupt zu verſtehen. An einem andern Orte ſagt er: „Seine (Byron's) poetiſchen Geſtalten tragen alle die Mängel ſeiner eigenen geiſtigen und moraliſchen Natur; es ſind Weſen der Gewalt; ſie ſind parteiiſch und mit excentriſchen Gaben ausgeſtattet; ſie haſſen die moraliſchen Bande, verachten den Zuſtand und das Daſeyn, in dem ſie ſich bewegen müſſen; ſie tragen glänzende Laſter an ſich und machen geheimnißvolle Anſprüche auf Vorzüglichkeit, die über ihre Beſtimmung hinaus gehen, ſie von den gemeinen Banden des Lebens losreißen und ihnen ein Anrecht geben, die kühnſten und ſonderbarſten Streiche zu begehen, wie es Leidenſchaft oder Laune ihnen eingibt, ohne aber dadurch die Achtung und Bewunderung zu verlieren, gleichſam zur Rache, daß ſie unter Geſchöpfe, die weit unter ihnen ſtehen, herabgewürdiget worden.“

Byron's Grundnatur war nicht unedel; allein er war ein an irdiſchen und geiſtigen Gütern reicher Lord, bei dem die Einbildungskraft über alle andern geiſtigen Fähigkeiten ein entſchiedenes Uebergewicht erlangt hatte. Er war frei, offen und wahr; die Lüge haßte er über alles. In ſeinem Betragen konnte er ſehr einnehmend und anziehend ſeyn. Vorherrſchend war bei ihm die Eitelkeit, oder die Sucht nach ausſchließlicher Berühmtheit; er duldete keinen Nebenbuhler neben ſich, darum haßte er den Bonaparte und Wellington, weil ſie der Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit eine Zeit lang faſt ausſchließlich wurden; darum fürchtete er den öffentlichen Tadel, obwohl er that, als ſetze er ſich darüber, ſo wie über die Meinung der Welt und der Menſchen überhaupt hinweg. In ſeinem Aeußern wollte er durchaus etwas Auffallendes haben. Allen Leidenſchaften gab er ſich bis zur Sättigung und zum Ueberdruſſe hin, ſo dem Trunke, obwohl er ſonſt kein Trinker war, der ſinnlichen Ausſchweifung und ſogar dem Geize, wie ihn eben ſein Temperament und die Laune trieb. Indem er ſich von der Welt zu iſoliren ſchien, bedurfte niemand mehr derſelben, als Lord Byron; denn wo wäre ſonſt das Theater für ſeine widerſtreitenden Leidenſchaften geblieben? Zuletzt erfüllte ihn die Leidenſchaft nach Thaten, und er wollte die Feder mit dem Schwerte vertauſchen, um ſeinem Ehrgeize eine neue Bahn zu brechen. Er hatte durchaus keine feſten, moraliſchen Prinzipien. Mit einem Worte, er war äußerſt reizbar, ungeſtüm und heftig, launiſch, zuweilen ſogar kindiſch, eigenwillig, ausſchweifend, untreu und ſinnlich; aber auch edel und furchtlos, ein leidenſchaftlicher aber unbeſtändiger Freund, und der höchſten Begeiſterung und Opfer fähig.

Dies iſt der Charakter eines Dichters, welchen die öffentliche Meinung und die Kritiken eben ſo ſehr erhoben, als herabgeſetzt haben, je nachdem man ſich an die eine oder die andere Seite ſeiner Doppelnatur blos anſchließt und daraus ſein Urtheil ſchöpft. Byron's Charakter hängt mit dem ſeiner Dichtungen unzertrennlich zuſammen, nicht daß er ſich darin dargeſtellt hätte, ſondern weil ſie die

Momente ſeines innern Lebens enthalten. So wie ihn die Leidenſchaft erfaßte, ſo gab er ſich, kühn in Gedanken und Ausdruck, voll Enthuſiasmus für das Schöne und Große, voll edler Begeiſterung für die Freiheit und voll edler, herzergreifender Klage über hingeſchwundene Größe und vergangenes Glück, aber auch voll Bitterkeit und Hohn über die Welt und das Hohe, das wir verehren, gemein, matt und ſchwach. Seine Poeſie gleicht einem ungeſtümen Bergbach, der von dem Sonnenlichte beſtrahlt, ſeine funkelnden Waſſer herabrollt; aber vom Regen getrübt und angeſchwollen die ſchlammgelben Waſſer mit Koth, Steinen und Gehölz wild in die Ebenen wälzt und die ſchönſten Fluren vernichtet. Seine Phantaſie faßte nur die äußern Erſcheinungen in der Natur und im Leben auf; ſie ſpielte regellos, wie eine rohe Naturkraft, weil nichts ſie zügelte, und weil ſie den Dichter, der nur der Leidenſchaft Gehör gab, gewaltſam fortriß. Darum hatte Byron *kein dramatiſches Talent; er konnte nicht in das innere* Weſen der Charaktere dringen und ſie unterſcheiden. Man muß ſein Talent bewundern; aber zum wahrhaft großen Dichter fehlt ihm die ſittliche Baſis; man möchte ſagen, daß die Eigenliebe und Selbſtſucht ſich bei ihm zur Poeſie geſtaltet und von ſeinem Talent begünſtigt, die Form und den Reiz einer gewiſſen äußern Schönheit angenommen. Er iſt der perſönlichſte Dichter und als ſolcher unnachahmbar, weil man durchaus er ſelbſt ſeyn müßte; daher er auch nie als Muſter gelten kann und kein Dichter aller Zeiten und Völker iſt. Er iſt, weil er die Stimme keines andern Gottes, als der Eigenliebe in ſich trug, recht eigentlich der reifſte Sohn und ein Zeichen der Zeit, die voll Anſprüche auf außerordentliche Vorzüge und Belohnungen, voll Stärke und Schwäche, voll Ringen und Verzweiflung nur in der Ohnmacht ihren Charakter und Beſtand hat. — Der Eindruck von Byron's Dichtungen iſt wie die Wirkung einer zermalmenden Naturerſcheinung. Wir ſtaunen, bewundern auch im erſten Augenblick; aber wir werden nicht erhoben, es fehlt der Zuſammenhang mit der ſittlichen Welt. Nichts löst die ſchneidende Diſſonanz in unſerem Gemüthe auf; Byron der Dichter iſt eben ſo unverſöhnbar, als Byron der Menſch.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche Literatur.

Friedrich Heinrich Jacobi's auserleſener Briefwechſel, in zwei Bänden. I. Band. Leipzig bei Gerhard Fleiſcher 1825. S. XXX. 516.

Zweierlei Intereſſen ſind es, welche dieſer Briefwechſel anregt und befriedigt. Erſtens erſcheint uns darin Jacobi in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit als Menſch, in ſeiner ganzen Tiefe und Eigenthümlichkeit als Philoſoph und Schriftſteller. Die Baſis ſeiner ganzen Philoſophie deutet er ſelbſt an S. 310, 330, 422, 436 u. ſ. w. Zweitens aber zeigt derſelbige Briefwechſel das Verhältniß deutſcher Gelehrten und Literatoren ſeit den *ſiebziger Jahren in neuem*, höchſt intereſſantem Lichte. Statt uns hier auf Charakteriſtik der Jacobi'ſchen Philoſophie als der Verſöhnung zwiſchen Dogmatismus und Kriticismus einzulaſſen und in Aufführung merkwürdiger Aeuſſerungen und Winke über Leſſing, Klopſtock, Hamann, Herder, Göthe, Lavater, Heinſe ꝛc. ꝛc. zu verweitläuftigen, glauben wir unſeren Leſern den ſchlagendſten Beweis von dem Intereſſe, welches dieſer Briefwechſel gewähret, dadurch zu liefern, daß wir ein in demſelben beſonders hervortretendes Verhältniß kürzlich und sine ira et studio entwickeln. Wir meinen das Verhältniß zwiſchen Wieland und Jacobi.

Beide Männer fühlten ſich bei ihrem erſten Zuſammentreffen mächtig zu einander hingezogen; jeder glaubte in dem andern ſeinen längſt geſuchten Geiſtesbruder gefunden zu haben, von welchem Glauben ſie viele und bittere perſönliche Mißverſtändniſſe ſo wenig abbringen konnten, daß dieſe vielmehr ihre Freundſchaft immer zu neuer, größerer Gluth anfachten, bis endlich ein Aufſatz Wieland's Veranlaſſung zu einem Bruche gab, der trotz allen ſpäteren Einrichtungen und lindernden Heilmitteln beſtändige Lähmung zurückließ. In der, dieſer Briefſammlung vorangeſchickten, nur zu kurzen Lebensbeſchreibung, iſt es vermieden worden, die Grundurſache herauszuheben, warum dieſes wunderſame Freundſchaftsverhältniß entſtehn und auch wieder ſich löſen mußte. Eine genügende Darſtellung könnte nur die ſorgfältigſte Vergleichung des Charakters und der Bildung beider um deutſche Wiſſenſchaft und Literatur hochverdienten Männer vorbereiten. Die Grundzüge zu einer ſolchen Darſtellung verſuchen wir hier bloß aus dem gegenwärtigen Briefwechſel ſelbſt zu geben.

Offen, wahr, zutraulich, natürlich in ihrem ganzen Weſen waren beide; das wahre Wohl, Erkenntniß des Wahren, das Gute, das Schöne erſtrebten beide; daher liebten beide Beſonnenheit und haßten alle Ueberſpanntheit, alle Phantaſterei und Affektation. Schnell erkannten ſie ſich und wurden Freunde. Hatte nicht jeder ſein zweites Ich, nachdem er ſich längſt geſehnt, gefunden? Mit Nichten. Was beide waren, als ſie ſich fanden, waren ſie auf ganz verſchiedenen Wegen geworden, welche ihnen viel weniger die verſchiedene Zeit, verſchiedene Lebensverhältniſſe, in denen ſie zu verſchiedenem Lebensberuf ſich bildeten, als vielmehr eine urſprünglich verſchiedene Qualität ihrer Geiſter vorgezeichnet hatte. Wie viel daran der phyſiſche Organismus, in welchem ſie zum Leben erwachten, Theil hatte, iſt eben ſo ſchwer, als für unſern Zweck überflüſſig, zu beſtimmen; — genug, der qualitative Unterſchied beider Geiſter zeigte ſich gleich in der Kindheit beider Männer. Während Wieland, ſchon von ſeinem dritten Jahre an, von Lernbegierde zu allem getrieben, alles was ihm dargeboten wurde, mit gleichem Intereſſe ſich anzueignen eifrigſt bemüht war, zeigte Jacobi ziemliche Gleichgültigkeit faſt gegen allen Unterricht, *nur* dem Religionsunterrichte wandte er ſeine ganze Seele zu. und wenn auch ſpäterhin Wieland namentlich auf der Schule zu Kloſterbergen ſelbſt zu pietiſtiſchen Schwärmereien, ja ſpäter ſelbſt zu religiösdüſterer, moraliſchſelbſtpeinigender Lebensanſicht hingeriſſen wurde, ſo war das immer nur etwas Angenommenes, ſeiner eigenſten Natur fremdes, da hingegen der religiöſe Tiefſinn Jacobi's denſelben zu dem urewigen Lichtquell des geiſtigen wie jedes Lebens führte, ihn in ſich ſelbſt und dadurch alles außer ihm mit heiterem Glanze durchleuchtete. Iſt es nun ein Wunder, daß Jacobi, der durch nichts, ſelbſt durch das ſeinem innerſten Weſen widerſtreitende Kaufmannsgeſchäft, nie von dem hellen Mittelpunkte ſeines Geiſtes entfernt werden konnte, feſt hielt an jenem wahren Enthuſiasmus, den er in einem 1772 an die eben ſo geiſtvolle als edle Sophie von La Roche gerichteten Briefe, „das *Auge* des Genius nennt, welches für ſich und andere die Urquellen entdecke und ſichtbar mache, von denen alles Wahre, ſo wie die, von denen aller Irrthum herfließe?“ — Iſt es anderſeits ein Wunder, daß Wieland, der jedes ihm Dargebotene mit Liebe und Phantaſie, und, weil er aus ſich ſelbſt zu früh herausgetreten war, auch das Falſche mit ſammt dem Wahren in ſich aufgenommen und mit Eifer gehegt und vertheidigt hatte, als er ſpäter durch Reflexion und andere äußerliche Anregungen zu der Einſicht gelangt war, wie ſehr er eben durch zu großen Eifer in totalem Irrthum gelebt habe, allen Enthuſiasmus für einen Erzverführer hielt, und dem gemäß in einem Briefe an Jacobi vom Jahre 1774 ſchrieb, resistite diabolo, d. i. widerſtehet dem Enthusiasmo, ſo ſehr er die Geſtalt eines Engels des Lichtes annimmt?“ — Weil nun aber Jacobi dieſem verführeriſchen, blos durch ein willkührliches, außenher angeregtes Phantaſie*ſpiel* erzeugten Enthuſiasmus, den er Phantaſterei nannte, ebenfalls für ein dem Himmel *entwandtes*, prometheiſches, nicht blos leicht, ſondern immer verderbliches *Feuer* hielt, und als ſolches haßte, ſo fand er natürlich lange Zeit in Wielands Anſicht nur ſeine eigne, und fühlte ſich durch ſie ihm verwandt, — weil aber anderſeits Wielanden (damals wenigſtens) der Glaube an jenes heilige vom Himmel *empfangene* Feuer eines Jacobi'ſchen Enthuſiasmus, gänzlich getrübt war, ſo mußten unendlich viele Mißverſtändniſſe zwiſchen beiden Männern ſich mit Nothwendigkeit ergeben. Daher ſtellt ſich Wieland ſchon in einem Briefe von 1771 als einen alten Knaben, der den beiden Enthuſiaſten Jacobi nicht nachkäme, ihnen gegenüber, und erklärt, er habe ſich bei Gelegenheit einer von Jacobi zu Gunſten der Wieland'ſchen Grazien geſchriebenen Vertheidigung, vor deſſen Genie gefürchtet. Er hatte für dieſes Seelenfeuer, von welchem allein die von Schleiermacher in ſeinen Monologen verheißene *ewige* Jugend des Geiſtes ausſtrömt, keinen anderen Namen als: feuriges Temperament, erhitzte Einbildungskraft (S. 54), die doch Jacobi ſo wenig, als eiskalt reflektirenden Verſtand kannte. Aus dieſem Grundunterſchiede ihrer verwandt ſcheinenden Geiſter ergibt ſich, daß Jacobi Wielanden 1772 vorwarf, er habe im Agathon die Tugend gegen den Hippias ſo ſchlecht vertheidigen laſſen, daß man faſt geneigt ſeyn könnte, folgendem Urtheil des (doch gewiß noch von Keinem für einen erhitzten Enthuſiaſten erklärten) Leſſing beizuſtimmen: „Wieland hat das Reſultat (des Agathon) in einen einzigen Vers gebracht: die Tugend iſt, wenn wir die Weiſen fragen, ich weiß nicht was. Warum will er den Menſchen die Meinung in den Kopf und in das Herz ſchmeicheln, die Begriffe von Tugend und Schönheit haben nichts Weſentliches in ſich, es ſey damit eine bloße affaire de caprice?“ Derſelbe Grundunterſchied erklärt es, warum Wieland folgende, jetzt gemilderte, Stelle im Agathon ohne Bedenken hatte niederſchreiben können: Danaë wußte ſehr wohl — — —, daß die Tugend ſelbſt, wenn ſie, wie Plato ſagt, in ſichtbarer Geſtalt unausſprechliche Liebe einflößen würde, die Wirkung mehr der blendenden Weiße und dem reizenden Contour ihres ſchönen Buſens, als der Unſchuld, die aus demſelben hervorſchimmerte, zu verdanken haben würde.“ Jacobi konnte dieß nicht leſen, ohne daß ſein innerſtes, äſthetiſches Gefühl, wie von einem Schlage in's Geſicht, getroffen wurde. Erſt von Jacobi aufmerkſam gemacht, erinnerte Wieland ſich des Eindrucks einer Madonna von Guido Reni, und fand, daß doch eine unausſprechliche Liebe von einer ſinnlichen Erſcheinung der Tugend ſelbſt, ohne daß dieſe Erſcheinung den Sinnen kitzele, erweckt werden könnte. Während Jacobi ſtets jedes außer ihm erſcheinende Schöne und Edle oder deſſen Gegentheil in ſich bejaht oder verneint fand, und dann erſt jenes in ſich aufnahm, ſo wurde Wieland ſich ſeiner ſelbſt erſt durch Aufnahme alles Aeußeren und durch hinterdrein angeſtellte Vergleichung und Reflexion bewußt. So war es möglich, daß er Jacobi'n in einem Briefe vom 12ten März 1773 Genie und Phantaſie zuſprach, aber den Geſchmack abdisputirte. Er hatte Recht, denn er meinte den Geſchmack der gebildeten Cirkel in Paris. Daher ſchreiben ſich unzählige Mißverſtändniſſe, wegen aufzunehmender Aufſätze und Rezenſionen im deutſchen Merkur, in welchem Jacobi lieber den vom Genius, als den von den Pariſer Cirkeln gebilligten Geſchmack gelten zu laſſen wünſchte. So wenig Jacobi partheiſüchtig war, ſo wollte er doch auch nicht, daß Bücher im Merkur gerühmt würden, die eher das Gegentheil verdienten. Mit Verdruß fand er daher die mit bloßem Verſtand jeden Genius todtſchlagende allgemeine deutſche Bibliothek im Merkur gelobt, und als Wieland dem Nikolaiſchen Sebaldus Nothanker ſogar, nachdem ihm gemeldet worden, daß der darin vorkommende „Säugling“ eine Perſonalſatyre auf Georg Jacobi ſey, aus vollen Backen Lob poſaunt hatte, ſo konnte ſich Jacobi nicht enthalten, Wielanden das Charakterloſe ſeines Verfahrens vorzuhalten. Wieland, obgleich er einſehen mußte, daß er zu ſehr aus Politik, um's mit dem damals geltenden Nikolai, der ihm noch dazu acht Tage lang in Weimar aufgewartet hatte, nicht zu verderben, gehandelt habe, fand ſich dennoch, als Jacobi ihm das ſagte, beleidigt und erklärte in einem Antwortſchreiben, „Jacobi könne, wenn er wolle, immerhin mit vollen Segeln fahren, ihm ſey deſſen Genius zu ſtark, und es ſey beſſer, ſie ſchieden in Frieden 1774.“ Jacobi reichte, obwohl er kaum in dem Fall war, wieder die Hand zur Verſöhnung. Die Freundſchaft gewann neues, und weil man einander Unrecht gethan zu haben glaubte, wärmeres Leben als je zuvor. Dieſe Wärme glich viele, neu eintretende Mißverſtändniſſe der nächſt folgenden

Jahre immer wieder aus. Selbſt eine freundſchaftliche Eiferſucht darüber, daß Jacobi Göthe's und Klopſtock's Freund ſeyn könne, während er (Wieland) Klopſtocken ſo wenig begreiſe, wie den Mann im Monde oder im Hundsſtern (S. 207) ſchwieg wieder, als Wieland ſelbſt Göthe's Freund geworden war. Auch verſchlug es nichts, obwohl es empfunden und vorgehalten wurde, daß Wieland zu wiederholten Malen 1776 ganze Aufſätze nicht drucken ließ, oder mit mildernden Anmerkungen begleitete, ſelbſt Stellen in Jacobi's Allwills Papieren ſtrich, — alles aus Aengſtlichkeit, während ihm doch Jacobi in einem Briefe (S. 202) folgendes Selbſtbekenntniß mitgetheilt hatte: „Für alles in der Welt, liebſter Wieland, wollte ich das innige Gefühl, von eigner Kraft zu leben, zu dauern, zu wirken, das ich in mir habe, nicht miſſen; es lehrt mich glauben und trauen meinem eignen Herzen, macht mich frei.“ Endlich leſen wir folgende Stelle in einem Briefe Jacobi's an Wieland vom 29. Okt. 1777, welche Bezug auf die Redaktion des deutſchen Merkurs hat: „Leider, um einem ſolchen Weſen würdig vorzuſtehn, muß man ſelber nichts Rechtes hervorzubringen im Stande ſeyn. Man muß triviales Zeug mit Enthuſiasmus ſchreiben, oder wenigſtens mit allerhand trivialen Leuten von Herzen gut Freund ſeyn können, überhaupt nicht wiſſen, wo man eigentlich zu Hauſe, oder wie alt man iſt.“ Mit dieſem Briefe bricht die Korreſpondenz ab. Es trat ein Bruch ein, der niemals wieder ganz heilte. Die Urſach davon liegt wieder in Nichts, als dem Grundunterſchiede beider Geiſter, den jetzt Jacobi erſt völlig erkannte, als Wieland einen Aufſatz über das „Recht des Stärkern“ ſchrieb. In dieſem Aufſatze fand Jacobi, wie er uns in einem Briefe an Eliſe Reimarus vom Jahre 1781 verſichert, dieſelben Grundſätze, welche einem anderen Aufſatze, der die Frage „ob man das Volk hintergehen müſſe?“ mit „ja“ beantwortet hatte, das Daſeyn gegeben hatten. An dieſer Stelle ſagt er auch, daß dieß der Grund zum Bruche mit Wieland geweſen ſey, und in der, dieſen Briefen vorangeſtellten Biographie ſteht, daß damals 1777, Jacobi Wielanden erklärt habe, zwiſchen dem Geiſte dieſes Aufſatzes und dem ſeinen ſey die entſchiedenſte Feindſchaft.“

Miszellen.

„Naturwiſſenſchaft lehren, heißt die Natur ſchaffen“ — ſagt Steffens. Er meint wohl nur ſo viel, daß der Menſch nichts von außen in ſich hereinführen könne, wofür der eigne Geiſt, gleichſam der Quartiermacher der Erfahrungen, nicht ſchon Dach und Fach beſtellt habe. — Viele halten ſich in der That für die Natur- und Gottmacher ſogar. Sie ſind den Dachhähnen zu vergleichen, welche, im Winde krähend, den Anſchein ſich geben, als krähten ſie auf eignem Hof und aus eignem Schnabel, obwohl ſie, genauer beſehen, nicht einmal — Wind machen. —

— Man weiß, daß bei dem Tode der liebenswürdigen Anna von Bretagne, Louis XII. Gemahlin, zum erſte Mal ſchwarz, bis dahin aber gelb getrauert wurde. Da ſeitdem drei Jahrhunderte verſtrichen, ſo könnte man einmal wieder anfangen, grün oder blau zu trauern; man könnte dann wenigſtens die, welche zu Grabe gehn, von denen, welche als Raben zu Schmaus und Tanz gehn, unterſcheiden. —

Der Wald.

Heilger Tempel iſt der Wald!
Schlanke Thürm' im Abendſtrahl
winken goldig in das Thal;
Opfer-Wohlgerüche wallen
aus der Thore Säulenhallen:
und der ernſte Dämmerſchein
ruft zur Andacht uns herein.

Heilger Tempel iſt der Wald!
Säulenreihen, Hundertfach,
heben ſein lebendges Dach;
Blumenteppich, Kranzgehänge
weben ſich durch alle Gänge,
und in ſeine Fenſter bricht
Himmelblau und Roſenlicht.

Heilger Tempel iſt der Wald!
wo der Odem Gottes webt,
wann kein Odem ſich erhebt;
wann ſich leis die Lüfte ſchwingen,
Lieder mannigfach erklingen:
oder wann das Heiligthum
Sturm erfüllt mit Preis und Ruhm.

Florens.

Die Liebe im Bann.

Romantiſche Züge aus dem Leben Robert des Frommen und Bertha's von Burgund.

Zwey hundert und dreyßig Jahre nach Karl dem Großen war ſein gewaltiges Reich unter ſeinen Nachfolgern ſo zerfallen, daß ſie nur noch die Städte Laon und Rheims beſaßen. Deutſchland hatte ſeine eigenen Könige und Italien rang ebenfalls nach Unabhängigkeit; aber Otto der Große erneuerte das Kaiſerthum und die Verbindung mit Italien. In Frankreich war der herrſchende Stamm Karls des Großen erloſchen; Karl von Niederlothringen, Bruder des Königs Lothar, und Oheim des verſtorbenen Königs Ludwigs V, der letzte Karolinger, hatte ſeine Anſprüche auf die Krone zu behaupten geſucht, aber die Großen des Reiches waren ihm abhold, weil er die Deutſchen mehr liebe, als die Franzoſen, und Vaſall eines fremden Königs ſey. Sie gaben alſo die Krone Hugo Kapet, einem der mächtigſten Barone in Frankreich, der unter ſeinen Vorfahren ſchon zwey Könige, Odo und Robert zählte, deſſen Bruder Heinrich Herzog von Burgund war, und der auch den mächtigen Herzog von der Normandie, durch die Vermahlung ſeiner Schweſter an denſelben, für ſich gewonnen hatte. Als nun Karl ſein Recht mit den Waffen geltend machen wollte, ward er gefangen, und mußte ſeine Tage im Kerker beſchließen. So endeten die Nachkommen Karls des Großen!

Hugo Kapet, der Gründer einer neuen Dynaſtie in Frankreich, die in ihren Nebenzweigen bis auf unſere Tage fortbeſteht, empfieng 987 zu Rheims die königliche Salbung und Krone. Bald darauf, als eine Verſammlung der Großen zu Orleans gehalten ward, erklärte er mit ihrer Zuſtimmung ſeinen Sohn Robert, einen Jüngling von ſechzehn Jahren, zum Mitregenten und Nachfolger im Königreiche (988.) Durch Weisheit, Mäßigung und Gottesfurcht behauptete und befeſtigte Hugo Kapet ſeine Herrſchaft über Frankreich; er gewann die Geiſtlichkeit indem er ſeine Gerechtſame über die Güter der Klöſter und Abteien ihr überließ und ſich auch in die Wahlen ihrer geiſtlichen Vorgeſetzten nicht weiter miſchte. Unter den glücklichſten

Ausſichten begann darauf Robert nach ſeines Vaters Tod, der zu Paris am 29 Auguſt 996 erfolgte, ſeine Alleinherrſchaft, und ſelten war wohl je ein Fürſt mit ſo trefflichen Gaben der Seele und des Leibes ausgeſtattet.

Da er noch ein zarter Knabe war, ſtreute ſeine edle, fromme Mutter Adelheid den Samen von Chriſti Lehre in ſein empfängliches Gemüth, wo er Wurzel ſchlug, die kein Sturm des irdiſchen Lebens zu erſchüttern vermochte, der vielmehr zum Baum des ewigen Lebens erſtarkte. Seinen Geiſt aber bildete Gerbert, ein Mann von geringem Herkommen, den jedoch ſeine Talente zu hohen Dingen beſtimmten, denn er wurde auch der Lehrer Kaiſer Otto's III, der ihn zum Erzbiſchof von Ravenna und ſpäter ſogar zum Papſt erhob. Robert war in allen geiſtlichen und weltlichen Dingen wohl unterrichtet, und ein Freund der Dichtkunſt; er verfaßte mehrere Hymnen, die er mit den Prieſtern zur Ehre Gottes in der Kirche ſang. Seine Leibesgeſtalt war ſchön und groß; ſeine Haare floſſen ſanft über den Nacken und die ſtarken, hohen Schultern; in ſeinen Augen lag fromme Demuth; ſein Mund war ſüß und lieblich zum heiligen Friedenskuß; ſaß er unter den Großen des Reichs mit der Krone auf dem Haupt, ſo erkannte man, daß er würdig ſey, den Ruhm edler Vorfahren zu überglänzen; war er zu Roß, ſo gab es weit und breit keinen ſtattlicheren Ritter. Süß klang allen ſeine Rede; dem Gebet und frommen Handlungen widmete er einen großen Theil des Tages, weil er glaubte, ohne eine ſolche Stärkung ſey der Geiſt und Wille träg und unnütz zu den hohen Geſchäften eines Königs. Empfangene Dienſte vergaß er nie, wohl aber Unbilden und Beleidigungen; die Rache vertrage ſich nicht mit der Würde eines Königs, ſagte er, ſüß hingegen ſey jederzeit die Erinnerung an vergoltene Wohlthaten.

In den Jahren ſeiner Jugend war er oft am Burgundiſchen Hof geweſen, wo er die glücklichſten Tage verlebte; denn hier lernte er Bertha, die Tochter des Königs Konrad von Burgund kennen und faßte die innigſte Liebe für ſie, die ihm von ihr erwiedert ward; hier war es auch, wo ſie auf ihren romantiſchen Wanderungen einſt eine arme Bauersfrau trafen, die ſie hat, ihr Kind aus der Taufe zu heben. Dieſe heilige Handlung verlieh in den Augen der Liebenden dem Bunde ihrer Herzen eine höhere Weihe und ſie betrachteten dieſen Zufall für einen Wink des Himmels, der ihre Verbindung mit Wohlgefallen ſehe. Auch in der Ferne weilte Roberts Sehnſucht an den Ufern der Saone, wo ſeine Bertha ihm zuerſt begegnet war und ein langer Zwang, während ſein Vater noch lebte, hatte mit den Schmerzen der Trennung die Glut ſeiner Liebe nur noch ſtärker angefacht.

Als jener daher die Augen geſchloſſen und Robert die Pflichten eines Sohns und Regenten in den erſten Tagen ſeiner Alleinherrſchaft erfüllt hatte, beſchäftigte ihn ſeine Liebe und die Sorge für ſein eigenes Glück. Zum erſten Mal kam ſeine Frömmigkeit und ſein Gehorſam gegen die Kirche mit ſeinem Herzen in Zwieſpalt; er erſchrack vor dem, was er beginnen wollte, er fuhlte aber auch, daß ſein Herz unmöglich das Opfer bringen könne, das die Kirche verlangte. Bertha war ihm verwandt; alle Ehen zwiſchen Verwandten ſogar im ſiebenten Grade und ſelbſt zwiſchen Pathen waren ſtrenge verboten. Da verſammelte Robert die Biſchöfe und Prälaten ſeines Königreichs und überließ ſeine Angelegenheit ihrer Entſcheidung. So ungewiß ihm auch der Erfolg dieſes Schrittes war, ſo nothwendig war er doch zur Beruhigung ſeiner Seele. — Aber ſie entſchieden in feierlicher Verſammlung zu ſeinen Gunſten und widerriefen für dieſen Fall jenes kanoniſche Geſetz. Nur der heilige Abbon, Abt von Fleury, ein heftiger Mann, widerſprach und trübte die Eintracht der Verſammlung. Sein Anſehen galt viel, da er im Rufe der Heiligkeit ſtand und durch ſeine öfteren Wallfahrten nach Rom den Päpſten bekannt und theuer geworden war. —

Wie eine Botſchaft des Himmels klang dem ängſtlich harrenden Robert der Beſchluß der Biſchöfe. Bertha ward nun alsbald die ſeine; die Vermählung wurde mit aller Pracht und Feierlichkeit begangen, wie es damals unter den Großen Sitte war, und die Gebete und Segnungen des Volks miſchten ſich in den Jubel der Feſte. Robert zog ſich bald in die Stille zurück; denn er liebte den Prunk nicht, und genoß ſeines Glücks um ſo reiner und voller, je näher die Gefahr geweſen, die ihn auf immer deſſelben zu berauben drohte.

Er hatte gleich nach ſeiner Vermählung Boten gen Rom geſchickt, die dies dem Papſte melden und demüthig um ſeinen Segen flehen ſollten. Aber Gregor V erzürnte, als er vernahm, daß die franzöſiſchen Biſchöfe ohne ſein Wiſſen einen ſolchen Eingriff in ſeine Hoheitsrechte gethan, und berief ein außerordentliches Concilium, da Kaiſer Otto III, ſein Freund und Gönner, zugegen war. Ein Dekret zur Scheidung ward ſogleich an König Robert erlaſſen und ihm und Bertha eine ſiebenjährige Buße auferlegt. Sein bekannter frommer Sinn und ſeine ſanfte und friedfertige Gemüthsart ließ eine ſchnelle Unterwerfung erwarten. Das Dekret wurde in Frankreich feierlich verleſen, das Volk vernahm es mit Beſtürzung, der König mit Erſtaunen, er konnte kaum an ſeine Wirklichkeit glauben. Aber die erſchreckten Biſchöfe beſtätigten ihm nur allzubald die erſchütternde Wahrheit. Er war zu allen Opfern entſchloſſen, zu jeder Sühnung für die Kirche bereit, wofern man nur nicht das Unmögliche verlange. Die Liebe gab Robert eine Stärke der Seele, die ſelbſt die düſtere Ausſicht auf die ſchrecklichen Strafen der Kirche nicht erſchütterte. Neue Boten gingen nach Rom um den Zorn des Papſtes zu beſänftigen, das geſammte Volk ſtimmte in ihr Flehen ein; der heilige Vater blieb unverſöhnlich, er gebot die Scheidung zum zweiten Mal, und als dies nicht geſchah, ſchleuderte er den Bannſtrahl auf den König und die ſämmtlichen Biſchöfe und Prälaten, welche der unglücklichen Verſammlung beigewohnt. „Verflucht ſoll er ſeyn, hieß es, möge er wandeln durch die Straßen volkreicher Städte, oder durch öde, einſame Gefilde; verflucht ſeyen mit ihm ſeine Kinder, Herden und Güter; kein Chriſt ſoll ihn Bruder nennen, keiner ihm den Gruß des Friedens gönnen; kein Prieſter ſoll für ihn beten, keiner ihn zum Altar zulaſſen, oder die Tröſtungen der Religion gewähren; Freundſchaft, Troſt und Hoffnung ſollen ihn am Sterbebett nicht heimſuchen, keine geliebte Hand ihm die Augen zudrücken; unbegraben ſoll ſeine Leiche liegen, ein Raub wilder Thiere und Vögel, und in den Winden der Einöde ſollen ſeine Gebeine bleichen, und kein Pilgrim eine Handvoll Erde darüber ſtreuen; ſein Name ſoll künftigen Geſchlechtern ein Abſcheu, oder ſein Andenken unter den Menſchen völlig vertilgt ſeyn; keine Hoffnung eines beſſern Lebens jenſeits ſoll in die Nacht ſeines Jammers ſtrahlen.“ —

In allen Kirchen des Königreichs war der Bannfluch bekannt gemacht. Es wäre unnütz den Eindruck zu beſchreiben, welchen er im Volke hervorbrachte, das in jenen Zeiten die Befehle des Stellvertreters Jeſu Chriſti, wie die eines höhern Weſens, empfing. Man floh die Gebannten, wie eine Peſt, und eilte entſetzt von ihrem Antlitz, um nicht die Rache des Himmels und die Schrecken einer ewigen Verdammniß auf ſich zu laden. Alle Bande der Natur, der Treue oder des Gehorſams zerfielen ohnmächtig vor den Bannſtrahlen von St. Petri Stuhl.

Der fromme Robert ſank in die tiefſte Verzweiflung, als er die Flüche vernahm, die ſeine irdiſche und himmliſche Seligkeit vernichten ſollten. Sein Zuſtand war ſchrecklich. Das Schloß Valvert, welches er mit ſeiner Bertha in Paris bewohnte, und das ein friſches Leben um ſeinen jungen Thron bevölkert hatte, wiederhallte einſam von ſeinen und ſeiner Bertha Fußtritten, und die Mauern gaben nur die Seufzer und Klagetöne zurück, die ihnen zuweilen bey der Größe ihres Jammers entfuhren. In ſeiner Verlaſſenheit klagte Robert nicht um den verſchwundenen Prunk der Könige, aber in ſeiner innerſten Seele ward er tief erſchüttert, als er die Scharen der Armen und Dürftigen in den Vorhallen ſeines Schloſſes nicht mehr erblickte, denen er täglich nach den Geboten des Evangeliums das Brod auszutheilen und nach der frommen Sitte der erſten Chriſten die Füße zu waſchen pflegte. Er weinte, daß ſie vor ihm, wie vor einem Ungeheuer, deſſen Anblick Tod ſey, geflohen.

Von all ſeinen Dienern und Freunden war keine Spur mehr zu ſehen; nur zwey elende Sklaven blieben, und dieſe gezwungen; man hielt ſie der ewigen Verdammniß anheim gefallen. Sie ſchauderten, ſo oft ſie vor dem gebannten Paar erſchienen, und reichten ihm mit abgewandten Blicken die Speiſen dar; die Ueberbleibſel derſelben wurden, als ob ſie vergiftet wären, in die dunkelſten Winkel geworfen, die Gefäſſe aber, die die Hände der Verfluchten berührt, in den Flammen wieder gereiniget.

Die Liebe, die Quelle ihres gegenwärtigen Elends, verſüßte ihnen zuweilen mit ihrem lindernden Balſam die Wunden, welche ihnen die Tyrannei der Menſchen ſchlug, und gewährte ihnen jene Augenblicke der Ruhe und Vergeſſenheit alles Irdiſchen, die mit ihren Hoffnungen und ihrem Vertrauen ganz allein an den Himmel wieſen und ihrer Seele neue Kraft zur Ausharrung verliehen. Auf ſich allein beſchränkt, öffnete ſich ihnen in ihrem Herzen eine neue, ſchönere Welt, als die, welche ſie früher genoſſen, und die ſie jetzt umgab. Geſtärkt durch den Glauben an die Güte und Barmherzigkeit des Himmels, hofften ſie von Gott allein Vergebung. Da die Tempel der Gottheit ihren Gebeten verſchloſſen waren, ſtürzten ſie vor einem Altar nieder, den ſie ſelbſt in dem Garten ihres Schloſſes aus Erde aufgerichtet hatten. Hier ſah man ſie oft Morgens und Abends knieen; hier war es auch, wo Robert ſeine Hymnen verfaßte, und zu Ehren der Gottheit an der Seite ſeiner Bertha mit rührender Begeiſterung ſang.

Bertha horchte oft dieſen Geſängen und ein Strahl der Freude, der Hoffnung ſchimmerte in ihrem thränenden Auge, den bald wieder die Wolke des Kummers, die aus ihrem Herzen emporſtieg, verdüſterte. Oft wie aus einem Schreckenstraum ſtarrte ſie an Roberts Seite auf, und eilte hinaus in die friſche Sonnenluft, um ihrem Herzen mitten in der prächtigen Verödung Luft zu machen. Tauſend Gedanken und Entwürfe kämpften in ihrer Seele; ſie ſendete voll Hoffnung Gebete zum Himmel, und nahm ſie verzweifelnd wieder zurück. Bisweilen trat der Entſchluß vor ihre Seele, allein und zu Fuß eine Pilgrimfahrt nach Rom zu unternehmen, ſich zu den Füßen des Papſtes zu werfen und ihn zu erweichen, daß er den ſchrecklichen Bannfluch zurücknehme; bisweilen wollte ſie unerkannt den Gemahl und ein Land verlaſſen und auf immer meiden, über die ſie ſolches Elend gebracht; dann wollte ſie ſich wieder in ein dunkles Kloſter begraben, oder ferne in ſchauerlicher Einöde als Einſiedleein leben. Aber der Gedanke wieder, ohne ein Lebewohl, ohne den Schmerz und die Wonne eines letzten Abſchieds ihren Robert zu verlaſſen, erfüllte ſie mit unbeſieglichem Schrecken. Oft fand ſie der Morgen in ſolchen trübſeligen Träumereien verſunken. Wenn die Sonne dann am Himmel aufging und ihre tauſendfältigen Schimmer über die Gefilde rings ſich ergoßen, wenn die Blumen mit ihren bethauten Augen ſehnſüchtig zu ihrem Glanze ſich huben, wenn die Geſänge der Vögel aus tauſend Kehlen emporwirbelten, um das neue Leben zu begrüßen, dann ſenkten ſich die Bilder von all dieſer Glückſeligkeit tief in Bertha's Seele, und all die bangen Ahnungen, der Zwieſpalt der Gefühle und die Kämpfe wichen aus dem dunkeln Hintergrunde und machten den Strahlen der Hoffnung Platz. Noch beſaß ſie ihren Robert, ſie fühlte ſich rein, keine Reue trübte ihre Ausſicht, und eine geheime Ahnung ſchien ihr zu liſpeln, ihre Tage der Seligkeit ſeyen nicht für immer dahin, Friede und Troſt harre ihrer noch im Leben. Mit ſolchem Gemüth eilte ſie dann zu Robert; ihre Stimme, ihre Blicke, ihr ganzes Weſen, das wie einer Verklärten ſchien, übten eine unwiderſtehliche Gewalt auf ſein Herz; die Gegenwart mit all ihren Schmerzen und Kämpfen verſchwand, und jene Stunden und Tage, da ſie zuerſt das Glück der Liebe empfunden, wurden mit der ganzen überſchwenglichen Fülle der Seligkeit, die die erſte Liebe begleitet, aus der Erinnerung hervorgezaubert. Sie bemerkten, achteten es nicht, daß die königliche Pracht und alle Herrlichkeit um ſie zerfallen und verſchwunden; da die Erde und die Menſchen ſie grauſam von ſich geſtoßen, retteten ſie allein ihren koſtbarſten Schatz und Reichthum, den ſie mit ihren ſüßeſten und bitterſten Thränen erkauft, ihre Liebe, und ſuchten mit ihr eine Zufluchtsſtätte im Himmel, deſſen Pforten ihr inbrünſtiges Gebet ihnen erſchloß.

Nicht die eignen Leiden waren es, die Bertha ſo ſehr fühlte; aber Robert's ſtillen Kummer, ſein oftmal abgewandter, naſſer Blick, ſein plötzliches Verſtummen, wenn er etwas auf der Lippe zu haben ſchien, ſein Starkmuth und ſelbſt ſeine Ergebung, wenn er die Armen, denen er Gutes gethan, nicht mehr zu den gewohnten Stunden ſah, das drückte und heftete ſich tief, wie eine Dornenkrone, in ihre Seele. Dieſe ihre innern Kämpfe und das unaufhörliche Arbeiten ihrer durch Leiden in Thätigkeit geſetzten Phantaſie, der ſelbſt die wechſelnden Sonnenblicke der Freude und des Entzückens nur darum Troſt und Stärkung zu verleihen ſchienen, um ſie deſto tiefer in die freudenloſen, düſtern Bilder der Gegenwart und einer unheilvollen Zukunft zu verſenken, zerrütteten ihre ſonſt jugendblühende Geſundheit dergeſtalt, daß ſie vor der Zeit einer Frucht genas, von der die Sage unter dem Volke ging, es ſey eine ſchauerliche, halb den Menſchen, halb den Thieren angehörende Mißgeſtalt geweſen. Hier zeige ſich der Finger Gottes, riefen tauſend Stimmen, der Robert's Ungehorſam gegen die Kirche alſo beſtrafe; und dieſer Ruf ſchien in den öden Schloßmauern, wie eine dumpfe Poſaune des nahgeglaubten Gerichtes zu wiederhallen; er brachte den frommen König um den letzten Troſt und Ankergrund in den Stürmen ſeiner Leiden, um den Glauben an das Mitgefühl und die Liebe ſeines Vols.

Da der heilige Vater ſah, daß das Maaß des Jammers noch nicht voll ſey, welches die Treue der Liebe erſchüttern ſollte, die das jugendliche Paar, noch ehe der Prieſter am Altar zum ewigen Bunde den Segen ausſprach, in früheren Zeiten an den glücklichen Ufern der Saone ſich zugeſchworen, wo in der Ferne als unerſchütterliche Zeugen die hohen Alpen ihre Stirne gen Himmel heben, ſo beſchloß er, den letzten, bitterſten Kelch, den die zürnende Kirche nach dem Stufengang ihrer Strafen aufbehält, hinzuzugießen; er legte das Interdikt auf ganz Frankreich! Ein großes Königreich ſollte für die eingebildete Schuld eines einzigen Paares büßen! Eine ſolche Strafe war damals in der ganzen Chriſtenheit noch unerhört.

Jetzt erreichte der Jammer ſeinen Gipfel. Kein Stand und kein Alter war von den ſchrecklichen Folgen des Interdikts ausgenommen. Als ob der Fuß des Todesengels über Frankreich geſchritten wäre, verödete der Fluch der Kirche das unglückliche Land. Der Landmann beſtellte ſein Feld nicht mehr, damit der Same nicht zu Gift werde, oder ein Feuer vom Himmel die Erndte verzehre. Kein Schiffer wagte ſich aufs Meer, voll Seelenangſt, die heilige Jungfrau, welche ſeine Gebete bisher gnädig aufgenommen, werde ihn nicht mehr gegen Sturm und Wogen vertheidigen; der Krieger warf ſeine Waffen hin, weil der Gott der Schlachten ſeine Banner verlaſſen und keine Tapferkeit gegen den Himmel zu ſtreiten vermöge. Alle Kirchen im ganzen Königreiche waren verſchloſſen; keine Weihrauchwolke, kein Gebethauch drang zum Himmel empor; kein Geläute rief die Gläubigen zur Andacht; kein Wort der Linderung aus Prieſters Mund im Todeskampf, nicht der Leib des Herrn ward den Sterbenden zum Troſt, zur Wegezehrung auf den letzten dunkeln Gang gereicht; die Verſtorbenen entbehrten eines ehrlichen Begräbniſſes, oder lagen ganz unbeerdigt; kein Prieſter ging dem Trauerzug voran, keine Geſänge, keine Gebete ſtiegen für ihre Seelen empor; die neugebornen Kindlein blieben ungetauft, ungereinigt durch Chriſti Blut von der erſten Sünde; umſonſt harrten die Brautleute auf den prieſterlichen Segen; vergebens ſehnten ſich fromme Kinder, oder einſam trauernde Jungfrauen, denen ein Vater, ein Bräutigam ferne war, bey dem Bilde des Schutzheiligen eine Lampe anzuzünden, und für glückliche Wiederkehr zu flehen. Der Himmel mit all ſeiner Gnadenfülle, mit all ſeinen Heiligen war verſchloſſen, und ſchien mit einer dichten, zürnenden Wolke überzogen, an welcher der Sehnſuchtsruf der Gläubigen eben ſo dumpf und kraftlos abprallte, wie an den geſchloſſenen Pforten der Kirchen und den ſtummen Kloſtermauern. So ward das vielbewegte, geräuſchvolle Leben Frankreichs mitten in ſeinem raſchen Laufe durch den Fluch der Kirche urplötzlich angehalten, und in eine düſtere, ahnungsvolle Stille verſenkt, gerade wie die Natur vor einem Erdbeben bis in ihre geheimſten Werkſtätten ins Stocken geräth, und die Elemente, im beſtändigen Kampf, gegen einander bewegt, dann wie in ſchwerer Traumfeſſel ruhen, um furchtbar loszubrechen; während die Vögel unſichern Flugs endlich ſich erdwärts ſenken, als ob ſie Unglück ahnend, entrinnen wollten und es doch nicht vermöchten. — Viele ſagten, auf ſolches und anderes Unglück deute jener große ſchauerliche Komet, welcher am mittäglichen Himmel aufgegangen, und ſeine Strahlen, gleich glühenden Todespfeilen, ausgeſendet. Drey Monate ſtand er drohend am Himmel, bald wie verlöſchend, dann in erhöhtem Glanze ſtrahlend, als ob er wieder angezündet worden, bis ſein Licht, wie die Brände eines Scheiterhauſens, allmählig verglommen. Andere ſchauderten, daß ſie unverſöhnt mit der Kirche, ohne Gebet, ohne Abendmahl dem Weltende entgegen gehen ſollten, das, wie es damals der allgemeine Glaube in Europa unter den Chriſten war, im tauſendſten Jahr nach Chriſto (und das war nicht mehr ferne) hereinbreche. Ungeheure Beſtürzung ging durch das ganze Reich, in Scharen ſammelte ſich das Volk vor den Kirchen, den Prieſtern drohend, wenn ſie das Heiligthum nicht öffneten. „Zum Urheber dieſes Jammers gehet hin, riefen die Prieſter; dort ſind euere Klagen, Flüche und Drohungen an der rechten Stelle!“ —

Robert betete in ſtiller Mitternacht. Härenes Gewand umgab ſeine Glieder, wie einen Büßenden; langes Faſten hatte ihn ermattet. Sein Leben war in frühern Zeiten dem Herrn wohlgefällig geweſen; denn mit Gottes Hülfe hatte er Blinde und Kranke geheilt; er hatte eine Pilgerfahrt nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apoſtel unternommen, war zu Gnadenorten aller Märtyrer und Heiligen gewallfahrtet, und dennoch ſuchte jetzt ihn der Himmel ſo ſchrecklich heim! Er klagte nicht, ruhig blickte er auf das zurückgelegte Leben, er fühlte keine Schuld in ſich. „Thue mir deinen Willen kund, o Herr, in dieſer Angſt meiner Zweifel!“ ſeufzte er aus beklommener Bruſt. „Darf und muß ich das Eine Gebot brechen, um das andere zu halten? Die Kirche befiehlt mir, mein Weib zu verſtoßen, und du gebieteſt mir ſie, die mir vor deinem Angeſicht auf ewig angetraut worden, nur mit meinem Leben zu verlaſſen. Meine Krone liegt im Staub, aller Glanz irdiſcher Hoheit liegt im Staub. Zeige mir den Weg, o Herr in der Nacht meines Jammers!“ —

Die Scharen des Volks ſtrömten zuſammen vor ſeinem Schloſſe; tauſend verworrene Stimmen Jammernder, Flehender, Drohender ſchollen in die öden Hallen. Robert ward in ſeiner innerſten Seele erſchüttert, ſeine Lippen erblaßten, ein Strom langverhaltener Thränen brach aus ſeinen Augen. „War das dein Wille, o Herr,“ ſchluchzte er, und ſeine Knie trugen ihn nicht mehr, „wohlan denn es ſey!“ — Er richtete ſich, wie aus einem langen Gebete, wieder empor, und ein Gedanke, der ſein ganzes Weſen verklärte, fuhr durch ſeine Seele: „Du willſt die Standhaftigkeit meines Herzens verſuchen, o Herr; ich habe dich um Liebe gefleht, und du gabſt mir ſie ohne Maaß, unerſchütterlich; ich bringe ſie, wie du ſie gegeben, zu deinem Thron zurück.“

Bertha kämpfte einen langen, ſchrecklichen Kampf; Liebe, Religion und Verzweiflung behielten abwechſelnd die Oberhand. Sie ſah den langen Zug aus den Hallen des Schloſſes. Dort hoben Mütter ihre Kindlein empor, klagend, daß ſie ungeſühnt durch den heiligen Quell ein namenloſes Leben außer der Gemeinſchaft der Gläubigen führen müßten; dort ſtanden Brautleute, denen das Leben und die Zukunft roſig zugelächelt hatte, mit geſenkten, verzweifelnden Blicken; dort umſtanden die Kinder, Mädchen und Knaben, die Bahre ihrer Mutter, händeringend, weinend, betend, daß nachdem ihr theuerſtes Leben geflohen, die irdiſche Hülle nicht an des Vaters Seite in der Erde Schooß ruhen dürfe. Bertha hielt den Anblick nicht aus, überraſchte Robert und zu ſeinen Füßen ſtürzend, brach ihre Angſt hervor: „Lebe wohl, Robert! Lebe wohl mein Geliebter! So lange der Jammer uns allein traf, vermochte unſere gegenſeitige Stärke die gegenſeitigen Leiden auch zu ertragen. Aber ach! was vermag die Zärtlichkeit und Treue zweier Liebenden, die Himmel und Erde verlaſſen, wenn Tauſende von Unſchuldigen um ihretwillen im tiefſten Elend ſchmachten? Dein ſüßer Blick kann meine Thränen trocknen; mein Lächeln kann die Wolken deines Kummers zerſtreuen. Aber dieſer Balſam der Liebe, welcher die Wunden wieder heilt, die die Liebe ſchlug, welche Linderung gewährt er den tauſend und tauſend jammergebeugten, verödeten, verzweifelnden Herzen, welche um der Stärke unſerer Liebe willen leiden, fluchen, brechen, deren Wonne wir allein genießen. Lebe wohl, Robert! Lege dein härenes Bußgewand ab, hülle dich wieder in den Purpur, beſteige deinen Thron, größer, herrlicher, als du je geweſen. O du, Licht aus meiner Jugend Tagen, du, den die Wolken meines Schickſals zu lange umdunkelt, ſtröme deinen Glanz über das entzückte Frankreich wieder aus, laß die Dunkelheit, die es nun bedeckt, auf mir allein laſten. Lebe wohl, Robert, mein König, mein Gatte, mein Freund! Muß ich in dieſem Augenblick alles, alles auf immer verlieren, weil ich dich bey ſo vielen Namen rufe? — Lindere deinen Gram, du, deſſen Stimme ſo oft durch meine Seele gezittert. Dies Wort des Scheidens, ſo verhängnißvoll es klingt, früher oder ſpäter muß es doch ausgeſprochen ſeyn. Der Tod, der ſo grauſam iſt als die Tyrannei, die uns jetzt von einander reißt, er hätte in wenig Jahren, ohne Erbarmen, eines von uns hinweg genommen. Ich fühle ſeine Kraft in dieſem Augenblick, und meine Seele vermag das Gefühl kaum zu faſſen, und ich habe keine Worte es auszuſprechen; grenzenlos aber iſt die unſterbliche Liebe, in der ganzen weiten Erde iſt keine Stätte, darauf ſie ihre Hoffnungen bauen könnte. Jenſeits — doch wehe! welche ſchreckliche Erinnerungen ſteigen aus der Angſt meiner Seele empor. Ich Unglückliche! ich wag's von einem Jenſeits, von einem andern Leben in einer ſchönern Welt zu reden, und ihre Hoffnungen ſind uns verſchloſſen! O Gott! O heilige Jungfrau! Laſtet denn der Fluch der Kirche in alle Ewigkeit auf uns!" —

Angſtgepreßte Seufzer und Thränen unterbrachen ihre Stimme. Sie mußte inne halten. Es war ein erſchütternder mächtiger Augenblick für ſie.

Robert ſchien, in ſtarres Staunen verſunken, nicht zu ſehen und nicht zu hören. Wie unwillkührlich, ohne Laut, faßte er heftig Bertha's Hand. Sie rang, um zum letzten Mal zu ihm zu reden; vergeblich, das volle Herz hielt, wie zur Feier, den ganzen Strom der Gefühle in ſich, und die Zunge mußte verſtummen. Noch einen Blick warf ſie auf Robert, einen ſandte ſie drauf zum Himmel und ſtürzte fort aus dem Schloſſe.

Das Volk, das ſich bis an die Stufen des Schloſſes und zum Eingang der Hallen gedrängt hatte, wich in gemiſchtem Gefühl des Mitleids, der Bewunderung und geheimen hohen Wohlgefallens auseinander, um ihr Platz zu machen.

Durch ganz Paris und bald durch das ganze Königreich ſcholl die Kunde von der Scheidung. Der Fluch, das Interdikt ward augenblicklich von der Kirche zurückgenommen. Es war gerade ein hoher Sonntag; ungeheuer war der Zulauf des Volks zu den wieder geöffneten Heiligthümern; Scharen weißgekleideter Mädchen, die Locken mit Roſen umflochten, trugen friſch gewundene Kränze zum Bildniß der heiligen Jungfrau. Alle Heiligenbilder, alle Altäre wurden friſch bekränzt und geſchmückt. Die Sonne ging prachtvoller über dem ſchönen Lande auf, ohne Wölkchen lachte der Aether, die Natur und die Blumen des Feldes, vom Fluch darnieder gedrückt, ſchimmerten tauſendfarbig, freudig empor, von dem Friedenskuß der Sonnenſtrahlen berührt. Roberts Hymnen klangen aufs neu in allen Tempeln; und jene Armen und Nothleidenden, die der Fluch von ihm vertrieben, auch ſie klopften wieder an den Pforten ſeines Schloſſes: „Heil, dem frommen Robert, Heil! riefen ſie, er gab uns den Himmel wieder.“ Der Ruf weckte Robert aus ſeiner langen Betäubung; er klang wie eines guten Engels Stimme in ſeine Ohren, ſüße Freude durchzitterte ſeine Seele; ſolche Freude durchzittert den Pilgrim in der Wüſte, wenn ihm, den der Durſt verzehrt, nach manch heißem Gebet, ein friſcher Quell entgegen ſprudelt. „Bertha!“ rief er, „ſieh, die Armen ſind wiedergekehrt,“ und blickte um ſich; eine Thräne ſtand in ſeinen Augen und er ſah verſtummend zum Himmel.

Bertha war auf dem Weg in ihr Burgundiſches Heimathland; ſie verließ das ſchöne Frankreich, das ſie mit dem Himmel wieder verſöhnt hatte und wo ihre Liebe blieb. Sie begegnete einem Leichenzuge; ein reicher Kranz lag auf dem Sarg; das ganze Dorf folgte; denn lange hatten die Todten auf ein chriſtliches Begräbniß gewartet. Eine Braut ward zu Grabe getragen. „Im Grabe wird bald auch meine Ruhe ſeyn“ ſeufzte Bertha. Fernhin tönte ihr noch der Klang der Glocken nach, bald voll ſchmelzender, leiſe ausathmender Klage über den Opfertod der irdiſchen Liebe, bald freudigern Schwungs, wie im Triumph, zum Himmel ſchwellend, als lockten ſie, wie mit Engelſtimmen, die treue, wiedergeborne *ewige* Liebe zum Himmel empor.

Reflexion.

Dieſe romantiſche Erzählung iſt ihren Hauptdaten nach aus Du Chesne Historia Francica T. VI. genommen. Wie viel auch daran poetiſirt ſeyn mag, ſo iſt ſie gleichwohl hiſtoriſch wichtig. Sie zeichnet uns *eine* Geiſtesrichtung jener Zeiten, deren äußere politiſche Verhältniſſe Kompendien der Geſchichte, ohne jene zu berückſichtigen, vorzuführen pflegen. Aber wie mögen dieſe den Einfluß der Kirche damaliger Zeit verdeutlichen, da derſelbe nur aus dem Glauben des Volkes an des Papſtes und der Kirche Macht, aus der öffentlichen Meinung von derſelben erklärlich wird? — Würde ſpäter Heinrich IV zu der Demüthigung vor Gregor VII in Canoſſa zu bewegen geweſen ſeyn, hätte in ihm und dem Volke nicht noch dieſelbe Meinung von der Gewalt des Papſtes gelebt? Indem vorſtehende auf hiſtoriſchen Thatſachen beruhende Erzählung ein ſchlagendes Zeugniß über das religiöſe Denken und Thun jener Zeit uns vor Augen ſtellt, vergönnt ſie uns einen tiefen Blick in jenes ganze, uns oft wunderbar erſcheinende Leben und Streben des Mittelalters. Glauben, Meinungen, Einſichten und Anſichten haben immer das Leben bewegt und getragen. Von ihnen ſind Sitten und Staatseinrichtungen abhängig. Wie dieß Alles zuſammengenommen in einer beſtimmten Epoche ſich geäußert habe darzuſtellen, iſt Aufgabe jedes rechten hiſtoriſchen Roman's, während eine auf Geſchichte gegründete romantiſche Erzählung nur dieß oder jenes davon darzuſtellen ſich begnügt.

Welcher Anſpruch auf Duldung iſt Sekten zuzugeſtehen?

Ein Verſuch der Beantwortung dieſer Frage aus dem Geſichtspunkte der Politik. Zürich, Geßnerſche Buchhandlung 1825.

Wir freuen uns unſern Leſern dieſe kleine Schrift anzeigen zu können, die obwohl für Schweizer von ganz beſonderem Intereſſe, doch nicht minder die Aufmerkſamkeit jedes Gebildeten verdient. Nicht bald iſt über die ſo ſchwierige Frage, mit ſo vieler Mäßigung, Beſonnenheit, Umſicht, Kenntniß, Kürze und Faßlichkeit geſchrieben worden; ſo daß es billig Verwunderung erregt, wie dieſer Schrift in einem und dem anderen Canton der Schweiz das imprimatur verſagt werden konnte. Freilich iſt der Gegenſtand ſo in der Kürze nicht erſchöpft, der Sache nicht ganz auf den Grund gegangen worden. Der Verfaſſer wendet ſich mehr an das Gefühl, an die Humanität und den geſunden Sinn der Leſer als an den Gedanken derſelben, der philoſophiſche Begründung verlangt. Daher geht Er blos von dem proteſtantiſchen Geſichtspunkt, von dem gegebenen Verhältniß aus und bleibt blos bey chriſtlichen Secten ſtehen. Seine Politik iſt mehr die des wohldenkenden Bürgers, als des Staatsmanns. Seine Rathſchläge fließen mehr aus Billigkeitsgefühl und der Berückſichtigung vorſichtiger Klugheit, als aus ſtrengen Rechtsgrundſätzen. Inzwiſchen wollen wir dem Urtheil unſerer Leſer nicht vorgreifen. Unſere Relation wird wenigſtens hinreichen, darzuthun, daß die Schrift in jedem Fall geeignet ſey, das Nachdenken über ihren hochwichtigen Gegenſtand lebhaft anzuregen. Wenn im Folgenden manches greller, manches matter erſcheint, als es in Sinn und Abſicht der Schrift liegt, ſo trägt die Zuſammendrängung, zu der wir uns genöthigt ſahen, die Schuld. Der Verfaſſer nimmt Veranlaſſung zu reden von einem in der Waadt erſchienenen Sectenedickt. Hierauf bringt er in fortlaufendem, häufig durch hiſtoriſche Beyſpiele unterſtütztem Räſonnement etwa Folgendes zur Sprache:

1) Ein jedes Sectenedict ſey ein Product religiöſer Intoleranz, möge ſich dieſe Intoleranz nun Sorge für das Seelenheil der Irrgläubigen nennen, die ſie zum Theil wirklich bey katholiſchen Sectenverfolgungen z. B. Ludwig des VIII und des Heiligen gegen Waldenſer und Albigenſer, geweſen ſey, oder möge ſie ſich auch Behauptung religiöſer Wahrheit nennen, wie Calvin gethan, oder endlich Schutzwehr eigner Rechtgläubigkeit. Dieſe Intoleranz ſey dem wahren Geiſte des Proteſtantismus zuwider, welcher in religiöſen Dingen keine, noch ſo ausgedehnte und mächtige, menſchliche Autorität anerkenne und darum auch ſelbſt nicht geltend machen dürfe.

2) Keine proteſtantiſche Kirche habe alſo in ſich Berechtigung zu einem Secten= oder Intoleranzedict. Eben ſo wenig berechtigten Frevel, welche einzelne Sectirer begangen, zu einem Edict gegen die ganze Secte, nicht blos weil ſchon die Logik verbiete vom Einzelnen aufs Ganze zu ſchließen, ſondern weil man dann auch das Chriſtenthum verdammen müſſe, weil es in einzelnen Chriſten zu verderblichen Thaten Veranlaßung geweſen. Noch weniger könne dazu berechtigen, daß geiſtliche Functionen etwa, z. B. die Ertheilung des Abendmahls, von nicht geiſtlichen Perſonen verrichtet würden. Dieß könne unter andern durch nöthigende Verhältniſſe, durch Mangel einer geiſtlichen Perſon veranlaßt werden, es ſtreite überhaupt nur gegen eine von der beſtehenden Kirche angenommene Regel. Am Allerwenigſten könne aber zu intoleranten Maaßregeln berechtigen die Furcht, es möchte am Ende die beſtehende Kirche von Seiten einer Secte Unbill und Beeinträchtigung erfahren. Repreſſalien ergreife man nur nach angethanen Verletzungen.

3) Sectenedicte, die demnach durch den Geiſt des Proteſtantismus weder geboten, vielmehr verboten würden, noch in den angegebenen äußern Veranlaßungen eine Rechtfertigung hätten, ſeyen, indem ſie einen nicht geglaubten Glauben geböten, Zwangsgeſetze, und hätten, wie jedes Zwangsmittel, vielfaches Unrecht und Unheil in ihrem Gefolge. Zuerſt könnten ſie nur durch Gewalt geltend gemacht werden, alſo nur gegen den Schwachen. Daher ſey ihre erſte Folge offenbare, ſtets zu meidende Parteilichkeit. Das Recht welches man z. B. Herrnhuthern und Wiedertäufern zugeſtehe, verletze man an äußerlich minder mächtigen Secten. Ferner laufe man dabey Gefahr die edelſten Männer, die jede Secte habe, in ihrer Wirkſamkeit, wenn nicht zu unterdrücken doch zu beſchränken. Wäre man gegen Socrates gleich bey ſeinem erſten Auftreten eingeſchritten, ſo hätte man vermuthlich keine platoniſche Philoſophie. Hätte man B. Franklin gewaltſam an ſeinem ſchwärmeriſchen Glauben vom verbotenen Genuß von Fleiſchſpeiſen gekränkt, ſo wäre er leicht bey Behauptung und beſchränkter Verbreitung dieſes ſeines Glaubens ſtehn geblieben. Jung Stilling hohlte ſich zu ſeinem augenärztlichem Geſchäfte, das er beſonders an Armen

unentgeldlich übte, Muth und Begeiſterung aus ſeiner religiöſen Schwärmerey. Howard wäre, ohne ſeine *quäckeriſche* Liebe zu ſeinen Nebenmenſchen, nicht ein Wohlthäter der Gefangenen Armen und Kranken faſt in der ganzen Welt geworden.

Ferner, ſagt der Verfaſſer, laufe man mit Sectenedicten Gefahr die Betheiligten in zwiefache Gewiſſensangſt zu verſetzen. Entweder nähmen dieſe, die mit Strafdrohung anempfohlene Belehrung eines Beſſeren an und könnten dann mit ihrem Gewiſſen nicht einig werden. oder ſie thäten es nicht und dann hätten ſie ſich Vorwürfe über Ungehorſam gegen ein Staatsgeſetz zu machen. Starken Gemüthern werde ein religiöſes Zwangsgeſetz Aufforderung zur Widerſetzlichkeit ſeyn. Die Secte werde dann, wie Geſchichte und Weltlauf bezeugten, auch unter Nichtbetheiligten Anerkennung, ja Theilnahme gewinnen und die endliche Folge ſey dann offener Parteykampf. Es ſey freilich auch möglich, daß ein Sectenedict Anerkennung zu erzwingen wiſſe. Aber ſchwerlich ſeyen hiemit *andere Ueberzeugungen* den Sectirern eingepflanzt. Joſeph II Toleranzedict habe mit einem Schlage eine kaum geahndete Menge Proteſtanten aus dem Dunkeln hervorgerufen. Ein doppelter Nachtheil erwachſe dem Staat aus *unterdrückter* Sectirerey. Leute, die einmal ihre heiligſten Ueberzeugungen vor der Gewalt zu verleugnen im Stande geweſen, würden auch leichter bey dringender oder einladender Aufforderung ihre bürgerlichen Pflichten zu verſäumen bereit ſeyn, wenn ſie nicht gar auf die Gelegenheit warteten, den, Glaubensfreiheit verheißenden, Feind, wie einſt die proteſtantiſchen Schleſier Friedrich II, mit offenen Armen zu empfangen. Das religiös bedrückte Irland ſey für England eine ewige Geißel. Noch mehr; in glücklich durchgeſetzten Sectenedicten liege auch Gefahr für die Glaubensfreiheit der beſtehenden Kirche. Denn, ſo wie einmal durch ſie nur die beſtehende Glaubens=Lehre und Uebung geſtattet ſey, ſo genieße die Kirche ſelbſt nur einer gefeſſelten Glaubensfreiheit. Selbſt wenn man in ſolchen Edicten nur gegen Pietiſmus und Myſticiſmus zu wirken beabſichtige, wer ſage, wo Pietiſmus und Myſticiſmus anfange, wo aufhöre? Würde nicht oft ſchon der chriſtliche Offenbarungsglaube für pietiſtiſch und myſtiſch erklärt! —

4) Schon aus dem letzten Satze ergebe ſich, wie unbeſtimmlich der angegebene Zweck der Sectenedicte: „Einigkeit der Kirche in Wahrheit“ ſeyn dürfte. Es laſſe ſich nämlich religiöſe Wahrheit nicht unter ein Grenadier- oder Musquetiermaaß nach rheiniſchen Füßen und Zollen beſtimmen. Sie ſey ſo allgemein, daß ſie die allerſubjectiveſte Auffaſſung zulaſſe und von wem unter den Menſchen und mit wie lauterem Beſtreben, dieſe Wahrheit allgemein darzuſtellen, ſie auch gelehrt werde, immer hafte an der gegebenen Lehre Subjectivität, welche einer zweyten Subjectivität ſchon nicht mehr ganz zuſage. Mit der, ſelbſt im Wort, ſinnlichwerdenden Religionsübung ſey nun vollends die Bahn zu den größeſten Verſchiedenheiten geöffnet und die allein gültige Form der Kirche laſſe ſich ſo wenig beſtimmen als es Karl V gelungen ſey, zwey lebloſe Pendel in ganz gleiche Schwingungen zu bringen. Jeder Menſch brauche, nach Organismus und Gewohnheit verſchiedene Art, verſchiedenes Maaß, verſchiedene Zeit der Nahrung. Dem Geſunden könne des Kranken, dem Kranken des Geſunden Nahrung Gift ſeyn. Was im phyſiſchen Leben, gelte noch mehr im geiſtigen, viel unbeſtimmbareren. (Dieß iſt ein Sprungſchluß, der zu ſeiner Begründung der ganzen Pſychologie bedürfte.)

5) Wenn nun alle bisher angeſtellten Betrachtungen dazu riethen, Religionslehre und Uebung durchaus frey zu geben und alſo Secten zu dulden, wohl gar, wie die franzöſiſche Charte, zu ſchützen, ſo frage ſich, was daraus folgen werde? Familienzwiſt, Zerſpaltung der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, antworte die Geſchichte. Aber noch mehr haben, gebe dieſelbe Geſchichte die Gegenantwort, Intoleranz, Glauben- und Sectenverfolgung zu Freveln und Greueln Veranlaßung gegeben. Gebe es einen raffinirteren Brudermord auf Seiten der Sectirer als den, welchen der katholiſche Spanier Alphons Diaz an ſeinem proteſtantiſchen Bruder Juan verübt? Dieſem ſey jener ſo lange unter dem Schein brüderlicher Zärtlichkeit, des Uebertrittes ſelbſt zum proteſtantiſchen Bekenntniſſe nachgeſchlichen, bis er die günſtige Gelegenheit erſehen, den Bruder tod zu ſchlagen (dieſe wahre Geſchichte liegt der von uns angezeigten ſchlechten Tragödie „die Macht des Wahns“ zu Grunde). Alle Inquiſitionsgreuel und

eine Pariſer Bluthochzeit ſeyen gleichfalls Ausgeburten der Sectenverfolgung. Genau betrachtet würde ſich ergeben, daß Unglück für Familien und Staat meiſtens dann von Secten ausgehe, wenn Intoleranz gegen ſie ihr Toleranzbegehren zu Intoleranzübung umzukehren veranlaße, ſo wie die meiſten Greuel dadurch, daß Secten im Dunkeln ſich verbergen müßten, hervorgerufen würden.

Dieß mache es dem Staat zur Pflicht, Toleranz- aber nicht Sectenedicte zu geben, mache es jedem Bürger zur Pflicht, jeden einer Secte angehörigen Mitbürger gleichfalls zu toleriren und ſelbſt Achſelzucken über den ſogenannten Irrgläubigen zu vermeiden. Wenn aber dennoch wirkliche Verbrechen von Mitgliedern einer Secte begangen würden, ſo habe der Staat nicht blos das Recht, ſogar die Pflicht, ſie zu beſtrafen, nicht aber es der Secte, als ſolcher entgelten zu laſſen. Doch ſey auch in dieſem Falle anzurathen, daß man, wie Zürich bey Gelegenheit der Wildenſpucher Greuel durch die That bewieſen, wohl darauf achte, in wie weit das Verbrechen wirklich Folge ſchwärmeriſcher Verirrung oder wahrer Bosheit ſey. Auf den animus werde ja bey jedem Criminalverbrecher geſehen, warum nicht beym Sectirer? Hier ſey immer möglichſte Milde anzurathen. Als einem Zürcherſchen Landvogt Salomon Landolt eine Sectengemeinde die Huldigung verweigert, habe ſie derſelbe nicht dazu gezwungen; als aber einige derſelben Schutz bey ihm gegen zu duldenden Unfug geſucht, ſo habe er ihnen leicht gezeigt, daß ſie durch die Nichthuldigung ſich ſelbſt außer ſeinen Schutz geſtellt hätten, und nun ſey die Huldigung von ſelbſt erfolgt. So wird dargethan, daß Toleranz dem Staat eher Vortheil als Nachtheil bringe.

Wenn aber endlich die Staatskirche für ſich ſelbſt von dem Beyſpiel der Sekten fürchte und der Staat deshalb ihre Sicherheit durch Sectenedicte feſtzuſtellen ſich verpflichtet halte, ſo zeige dieß nur wenig Vertrauen in den guten Grund der kirchlichen Glaubenslehre und Uebung. Es liefere im Gegentheil das Beyſpiel öffentlicher Duldung der Momiers in Genf den Beweis, wie dadurch ein edler Wetteifer erzeugt werden könne, der für die beſtehende Kirche und ihre Glaubenslehre und

Uebung von den erſprießlichſten Folgen ſey. So ſeyen ja auch die freyſinnigen katholiſchen Geiſtlichen eingeſtändig, daß die Reformation auch für die Erfriſchung und Neukräftigung der katholiſchen Religion die wohlthätigſten Wirkungen geäußert habe.

Nachdem der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand auf dieſe Weiſe von ſo vielen Seiten betrachtet hat, ſo überläßt er ſich in den Schlußworten den ſchönſten Hoffnungen für das Wohl der in Freiheit immer mehr zu läuternden Religionslehre und Religionsübung, ja für das Wohl des Staates ſelbſt, wozu die Behauptung vollkommener religiöſer Toleranz berechtige. Paſſend ruft er am Schluß der ganzen Schrift den Eidgenoſſen folgende Worte zu, die Guſtav Adolf einſt in einem Schreiben an die Eidgenoſſenſchaft ausgeſprochen: „Liebe Herrn! So habe ich Euch nun hoch und theuer bitten und vermahnen wollen, Ihr möchtet doch ja recht eingedenk bleiben, wie die Republik Schweiz bis hieher in höchſtem Ruhm geſtanden, auch gegen alle Anfälle ihre Freyheiten glorreich behauptet, ohneracht oftmahliger Anſchläge, Euch ſolch unſchätzbaren Segen zu rauben; inſonderheit jene Freiheit, die da alle andern übertrifft, nämlich die Gewiſſensfreiheit.“

Hiemit glauben wir des Verfaſſers Anſicht ziemlich klar angedeutet zu haben. Es ergiebt ſich daraus, daß er ohne alle Einſchränkung ſich der ſchwächeren, leicht zu unterdrückenden Parthei angenommen, und, weil er einmal eine Schutzrede zu halten hatte, manche Seiten der Betrachtung, wenn auch unabſichtlich unberührt gelaſſen hat. Wenn er z. B. die Frage von dem politiſchen Standpunkte aus durchgreifend behandeln wollte, ſo mußte er das wirkliche Verhältniß der Staaten in ſich und gegen einander, wie es eben iſt, mehr der Betrachtung unterwerfen, als er gethan hat. Man kann ſich ja unmöglich darüber täuſchen, daß, wie wahr und redlich gemeint die friedlichen, ja freundſchaftlichen Verhältniſſe der Staaten zu einander ſeyn mögen, unvorhergeſehene Begebenheiten jene Verhältniſſe leicht in die entgegengeſetzten verwandeln können. Dieſe Möglichkeit verlangt beſtändige Waffenrüſtung, und wenn alſo Secten dieſem nothwendigen Staats=

gebot ſich entziehen wollen, ſo haben ſie ſich eben ſo gut außer Schutz des Staates erklärt, als jene Gemeinde, welche Salomon Landolt die Huldigung verweigerte. Dieß blos ein Beyſpiel des Ueberſehenen. Nicht minder verſah es der Verfaſſer z. B. darin, daß er durch Beyſpiele der Vortrefflichkeit und Nützlichkeit einzelner, den Sectirern verwandtgeſinnter Männer, Duldung ganzer Secten empfehlen wollte, da er im umgekehrten Fall doch klar ſah, wie die Fehler, ja Verbrechen einzelner Sectirer nicht den Secten anzurechnen ſeyen. — So dürfte durch vorliegende Schrift keineswegs die Frage allſeitig, auch nicht politiſchallſeitig beantwortet ſeyn, wenn ſie auch wie oben bemerkt worden, jedes Vernünftigen Nachdenken über dieſen Gegenſtand in Anſpruch nimmt.

Franzöſiſche Literatur.

Voyage d'un jeune Français en Angleterre et en Ecosse, pendant l'automne de 1823. par Adolphe Blanqui. Paris. 1824. 400 p. Dondey-Dupré père et fils. Pr. 6 Fr.

Wenn es überhaupt bey einer Reiſebeſchreibung nicht gleichgültig iſt, wer die Reiſe gemacht und beſchrieben hat, ſo iſt es gewiß höchſt merkwürdig, wenn uns ein Engländer Frankreich, wenn ein Franzoſe England beſchreibt. Hier mißkennt nicht blos die verſchiedene, oft feindſelige Nationalität des Reiſenden manches in Sitten und Art der ihm fremden Nation, ſie deckt auch vieles auf, was einer verwandteren Eigenthümlichkeit nicht aufgefallen wäre, da wir immer leichter das erkennen, was uns fehlt, als, was wir beſitzen. So bietet denn auch die gegenwärtige Reiſe manches Intereſſante dar und das um ſo mehr, als Herr Blanqui mehr darauf aus war, den Eindruck, die Empfindung, welche brittiſches Land und Volk in ihm veranlaßt haben, zu bezeichnen, als genaue thatſächliche Berichte zu liefern. Wir heben einiges hervor, was geeignet ſeyn dürfte, einen Begriff von dem Buch zu geben.

Aus den Beſchreibungen, die der Verfaſſer von Bath, Briſtol, Liverpool, Glasgow giebt, geht hervor, daß die Handels- und Gewerbsthätigkeit, die Regſamkeit in dieſen Städten keineswegs an innerer Energie der von London nachſteht, und richtig iſt die Bemerkung, daß die Wohlfahrt eines Staates nicht darin beſtehe, daß eine Hauptſtadt alles Leben in ſich vereinige und jede Thätigkeit, die nicht auf ſie directe Beziehung hat, neutraliſire, ſondern daß vielmehr nur in möglichſt gleich hoher Lebensregung, Friſche und Geſundheit aller Theile des Staatskörpers er wahrhaft wohl, geſund, kräftig ſeyn könne.

Mit beſonderer Liebe verweilt Herr Blanqui bey Betrachtung ſchottländiſcher Gegenden, Orte und Sitten, obgleich ihn das erſte ſchottiſche Dorf Gretna-Green wegen ſeines Heirathhauſes degoutirte. Hier werden nämlich Ehen geſchloſſen, die gegen die Geſetze der Kirche und einmal geſchloſſen eben ſo legal und unauflöslich ſind als kirchlich eingeſegnete Ehen. Die einzige Bedingung, welche hier zur Vollſtreckung der Trauung erfüllt werden muß, beſteht in der Nachweiſung, daß die Geliebte den Geliebten entführt habe. — Darauf durchwandert Herr Blanqui mit großer Aufmerkſamkeit alle die Gegenden, in welchen Walter Scott's Romane ſpielen. Die Stadt und Univerſität Edinburg war ihm jedoch einer der merkwürdigſten, bizarreſten Plätze der Welt. Sie wurde nämlich zu vier oder fünf verſchiedenen Zeiten und an einem Ort erbaut, welcher nichts weniger als zu einer Stadt geeignet iſt. Die Krone eines eben nicht geräumigen Hügel's, der aus einer tiefliegenden Wieſe aufſteigt, bildet ein ſteiler Felſen. Auf dieſem ward das alte feſte Schloß erbaut, unter deſſen Schutz, auf des Hügels Rücken die alte Stadt nach und nach entſtand. Die Hauptſtraße derſelben windet ſich krumm genug bis zum Schloß Holyrood, der alten Schottiſchen Könige, hinab. Als ſpäterhin die Stadt ſich immer mehr erweiterte und die Einwohner dennoch im Schutz der Zitadelle zu bleiben wünſchten, ſo wurde ihre Fortſetzung in eine auf der Südſeite des Hügels gelegene enge Schlucht eingeklemmt und endlich ſtieg die Stadt an der entgegengeſetzten Seite der Schlucht wieder hinan. Da aber die Fahrſtraßen nicht eben ſo verwegen auf und nieder ſteigen konnten und doch eine Verbindung mit der gegenüberliegenden Stadt nöthig wurde, ſo entſchloß man ſich, Brücken über den in der Schlucht gelegenen Theil der Stadt hin, von einer Anhöhe, zur andern, zu ziehen. In ſpäteren, unſerer Zeit noch näher liegenden Tagen ward eine zweite Erweiterung der Stadt nöthig. Ein, an der Nordſeite des Stadthügels, gelegenes Thal war zu tief, um zum Stadtbau benutzt werden zu können. Da erbaute man auf einer, jenſeit des Thals gelegenen, Bergebene eine ganz neue Stadt, die durchaus den Gegenſatz mit der alten bildete. Alle Häuſer wurden hier aus Backſteinen errichtet, die Straßen breit und ſo angelegt, daß ſie einander rechtwinklicht durchkreuzen. Von dieſer neuen Stadt aus ziehen ſich Landhäuſer auf einer ſanften Abdachung bis zu der Meeresbucht von Forth hinab. Von dort trifft der Blick auf die fernen Hochgebirge Schottlands. Endlich vermißte die große Stadt einen Hafen und man dehnte ſie bis zum Hafen Leith aus, der jetzt einen Theil der Stadt ausmacht. Indeſſen mußte die Altſtadt mit der Neuſtadt verbunden werden. Durch den oberen, minder tiefen Theil des Thal's wurde ein Erddamm mit einer Chauſſee, geführt; durch den niederen Theil aber eine auf gewaltigen Bogen ruhende Brücke. Beide Wege aus einer Stadt in die andere ſind beſtändig mit Fußgängern, Reutern, Wagen aller Art bedeckt. Nimmt man nun hinzu, daß die ganze alſo zuſammengeſetzte Stadt, von einem Bergkranz umgeben iſt, welcher dem Auge die ſonderbarſten, Berg- und Hügelformen darbietet, ſo begreift es ſich, warum dieſe Stadt einen eben ſo mahleriſchen als ſonderbaren Anblick gewähren muß. — Dergleichen, gewiß nicht unintereſſante, Schilderungen von Gegenden und

Ortſchaften liefert Herr Blanqui mehrere. Eben ſo ſpricht er von den Sitten des Landes, wie ſie ihm ſich dargeſtellt. Er bemerkte z. B. von den Geſellſchaften und Klubbs, daß ihnen, obzwar Leichtfertigkeit und Uebermuth, dennoch keineswegs launige Heiterkeit fehle. Der Thee gehört durchaus dazu, wenn eine Unterhaltung zu Stande kommen ſoll. Da ſpricht dann jeder, wie ihn die Reihe trifft, der eine über Politik, der andere über Kunſt und Literatur, noch ein anderer von Reiſen, Schauſpielen ꝛc. Aber es wird niemand der einmal das Wort hat, unterbrochen; man hört ihm ruhig zu, weil man weiß, und wünſcht, daß einem folgenden auch nicht ins Wort gefallen werde. — So werden viele engliſche Eigenthümlichkeiten, liebenswürdige und unliebenswürdige geſchildert und beſonders die höchſt zurückſtoßenden Seiten des Nationalſtolzes konnten einem Franzoſen am allerwenigſten entgehen.

Dieß wenige mag hinreichen, unſeren Leſern Herren Blanquis Reiſe, als ein unterhaltendes Leſebuch zu empfehlen.

Miszellen.

Folgendes, der mediziniſchen und naturwiſſenſchaftlichen Welt ſchon bekanntes Factum, iſt zu intereſſant, daß wir es nicht dem größern Publikum, wenn auch ſpät mittheilen ſollten. Im Jahre 1817 ſtarb ein Knabe, der von ſeinem 18ten Lebensmonate an, bis zu ſeinem 10ten oder Todesjahre, an vielfachen von den Eltern geerbten, ſiphylitiſchen Uebeln litt. Von ſeinem achten Jahre an begann, trotz aller dagegen angewandten Mittel, eine immer mehr überhand nehmende Auflöſung ſeines Organismus, die mit Lähmung aller Gliedmaaßen begleitet war. Ja, ihm gingen ſogar alle Sinne, Geruch Geſchmack, Geſicht, Getaſt verloren. Nur das Gehör blieb ihm und Sprache und Geiſteskraft. Noch einen Tag vor ſeinem Tode, am Charfreitage, wies er ſeine Schweſter zurecht. Dieſe ſagte zu ihm, ſie wolle in die Meſſe gehn und er antwortete darauf: Sage doch vielmehr, ich gehe zum Amte, heute iſt ja keine Meſſe. Als er Tags darauf, nach einem heftigen Anfall von Kopfſchmerz geſtorben war, wurde ihm ſogleich der Schädel geöffnet und der Arzt fand kein Gehirn in demſelben; nur auf dem Boden des Schädels befand ſich über dem Sensorium commune ein Wenig blutiger Flüſſigkeit. Hiemit iſt Gall's Schädellehre, inſofern ſie ſich auf eigentliche Geiſtesthätigkeiten bezieht, umgeſtoßen; in vorliegendem Fall waren dieſe, bey aller Abſchwächung der Sinnenwerkzeuge und bey vollkommener Abweſenheit des Gehirns, ungeſchwächt geblieben. Und ſo iſt klar, daß der Geiſt wenigſtens Etwas vom Gehirn Verſchiedenes iſt, wenn auch das Gehirn das nothwendige Medium bleibt, durch welches dem Geiſte die ſinnlichen Wahrnehmungen in ihrer gehörigen Friſche und Lebendigkeit zugeführt werden. Weitere Schlußfolgerungen überlaſſen wir unſern Leſern, die wir auf C. W. Hufeland's Journal der practiſchen Heilkunde. October 1823 verweiſen.

— Was in mir iſt, iſt größer, als was in der Welt iſt — wenn das kein theion iſt — ſo giebts überall nichts Göttliches, das heißt, nichts Ewiges, oder, welches Eins iſt, nichts wahrhaft Exiſtirendes. (Lavater in einem Briefe an Jakobi.)

Gemälde aus Torquato Taſſo's befreitem Jeruſalem.

V. Schlacht vor Jeruſalem.

(Fortſetzung.)

Gluth ſchießt ihr Aug, ihr Blick ſprüht Wetterfunken,
ſüß auch im Zorn: wie, wenn er lacht' in Minne? —
Tankred, wohin mit Geiſt und Blick verſunken?
erkennſt du nicht die hehre Kriegerinne?
iſt's doch die Huldinn, drob du feuertrunken!
frage dein Herz, ihr Bildniß lebt darinne;
Die iſt's, die am einſamen Bronnenrande
Das Haupt du kühlen ſahſt im Sonnenbrande.

Er, den Sturmhaub' und Wappenſchild nicht ſchreckte,
verſteint, Sie ſehend, jetzt. Sie, die vor Streichen,
ſo gut es geht, das nackte Haupt ſich deckte,
ſprengt auf ihn ein: Er ſucht ihr auszuweichen;
nach Andern hin ſein furchtbar Schwert er ſtreckte:
auch ſo gelingts ihm nicht, Sie zu erweichen.
„Kehrt um!“ ruft ſie, und folgt mit Drohn und Schrein,
zwiefachen Tod aufeinmal zu verleihn.

Gehauen will der Prinz nicht gegenhaun,
nicht ſo bemüht, daß wohlgedeckt er bliebe,
als jener Augen, Wangen Reiz zu ſchaun,
wo unaufhaltſam Pfeile ſchießt die Liebe.
Er ſpricht bei ſich: „der Eiſenarm der Frauen
thut doch mitunter auch vergebne Hiebe:
vom nackten, holden Angeſicht geht nimmer
ein Streich vorbei, der trifft das Herz mir immer!“

Zuletzt, verzweifelnd an Erhörung zwar,
um nicht in ſtummer Liebe zu vergehen,
beſchließt er, wie er längſt entwaffnet war,
gefangen, bebend, flehnd, ihr zu geſtehen,
und ſpricht: „O Ihr, die aus ſo großer Schaar
mich einzig, wie es ſcheint, zum Feind erſehen:
laßt uns beiſeite gehn, fern dieſem Toben
könnt Ihr mit mir, ich mich mit Euch, erproben;

Wer dann der größren Stärke weiß zu pflegen,
erweiſt ſich baß.“ — Die Forderung ihr gefällt;
kühn geht ſie, um ein Helmdach nicht verlegen,
vorauf; es folgt, beſtürzten Sinns, der Held.
Schon ausgelegt nach Fechterart, den Degen
hat ſchon auf ihn die Kriegerinn gefällt,
da ruft er: „Halt! laß vor der Schwerterſchwingung
zuerſt uns ordnen eine Kampfbedingung.“

Sie hält; und zum Beherzten ſchafft den Zagen
verzweiflungsvolle Liebe zu dem Weibe:
„Bedingung ſey, wollt Frieden Ihr verſagen,
das Ihr das Herze brecht aus dieſem Leibe!
Mein Herz, nicht mein, will gerne Tod ertragen,
mißfällt es Euch, daß es am Leben bleibe,
und Zeit iſt's, das, was Euer lange Zeit,
zu nehmen heim, ich geb' es ſonder Streit.

Die Arme ſenk' ich! unvertheidigt, ſieh!
biet' ich die Bruſt: durchbohrt Ihr nicht das Herz?
Ihr wollt es leichter, ſchau, ich folg', ich zieh'
den Panzer ab, wollt Ihr's entblößt von Erz!“ —
Noch herbre Klagetöne wohl verlieh
der arme Tankred jetzo ſeinem Schmerz:
doch grad zur Unzeit naht, um ſie zu ſcheiden,
ein Heergewühl von Chriſten und von Heiden.

Der Chriſt verfolgt, das Heidenheer, zerſtoben,
fleucht zaghaft, oder lockt den Feind in Fallen.
Ein Menſch, ein Unmenſch, mitgerafft im Toben,
ſieht los im Wind des Fräuleins Locken wallen,
und läßt, von hinten iſt die Fauſt erhoben,
den Streich, nach ihrer Blöße zielend, fallen:
doch Tankred ſieht, ſchreit auf, ſchon eingeſprungen,
hat mit dem Schwert des Hiebes Wucht bezwungen!

Doch fehlt der Hieb nicht ganz, er rühret die Grenzen
des holden Haupts an Nackens Lilienleuchtung;
die kleinſte Wunde; leicht geröthet, glänzen
die goldnen Locken ſo von Blutbefeuchtung,
wie Gold, die Faſſung von Rubinenkränzen,
aus Meiſterhand, in roſiger Beleuchtung. —
Doch wüthig eilt der Prinz ſein Schwert zu packen,
und macht ſich ſo dem Schlechten auf den Nacken.

Der flieht davon, Der folgt in wildem Zoren,
dahin, wie durch die Luft gejagte Pfeile.
Sie ſteht, ſieht Beiden nach, in ſich verloren,
doch war ihr, nachzujagen, keine Eile;
nein, rückwärts zieht ſie mit den fliehnden Mohren,
beut Stirn dem Feind, angreifend eine Weile,
ſchwenkt an, ſchwenkt ab; flieht, jagt: nie iſt zu ſagen,
ob, was ſie thut, ein Fliehen oder Jagen.

Dem groſſen Stier gleich, den die Hund umkreiſen,
beut er das Horn den Kläffern, die ihn hetzen,
feſt ſtehn ſie da: doch ſucht er, auszureißen,
kehrt Jeder raſch, beherzt, ihm nachzuſetzen.
Vom Rücken hebt im Fliehn das Schildeseiſen
Klorinde, deckt den Nacken vor Verletzen.
So geht, bedeckt, bei jenem Mohrenſpiel,
ein Springer, der geworfnen Kugeln Ziel.

Verfolgend waren Die, und Die im Fliehn
der hohen Mauer nahe ſchon gekommen:
als gräßlich auf die Heidenvölker ſchrien,
urplötzlich umgewandt zum Heer der Frommen,
worauf ſie einen weiten Bogen ziehn;
in Flank' und Rücken wird der Feind genommen,
indeß zugleich vom Berg ſein Volk Argante
herführt, und in der Bruſtung ihn berannte.

Vor ſprengt dem Heer Cirkaſſias wilder Ritter,
Er muß der Allererſte ſeyn zum Schlagen;
ein Chriſt, auf den er traf, zu Boden glitt er
kopfüber, ſammt dem Thier das ihn getragen;
und eh der Speer dem Heiden ging in Splitter,
Viele beim Erſten zur Geſellſchaft lagen;
ſein Schwert dann zückt er, das, wo voll es ſetzt,
ſtets mordet, abwirft, allermindſtens ſetzt.

Mit ihm wetteifernd, nimmt Ardelio's Leben
Klorinde, jenem Helden, grau von Jahren,
doch ungezähmten Alters, und umgeben
von ſtarken Söhnen, die kein Schirm ihm waren.
Von Vaters Seite deſſen Hülf zu heben,
läßt auf Alkandern ſchwer den Stahl ſie fahren,
und auch dem jüngern Bruder, Polyxenen,
half kaum von dannen noch ein raſch Entfernen.

Doch Tankred, dem, den Schlechten zu erjagen
— deſſelben Roß war ſchneller, — nicht gelungen,
blickt um, ſieht viel zu weit ſein Volk ſich wagen
und ſchon von Heidenſchwärmen rings umrungen;
er ſchwenkt, und ſpornt, und läßt dahin ſich tragen,
und kömmt den Seinen plötzlich beigeſprungen:
doch nicht blos Er erſcheint als Unterſtützer,
auch Die, ſo ſtets in Fährden nahn als Schützer.

(Schluß folgt.)

Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter in der neuern Zeit.

V. Göthe.

(Fortſetzung.)

Ueber das wahre Geheimniß des Götheſchen Talentes ſind die Kritiker noch immer um ſo weniger im Klaren geweſen, als ſie überhaupt im Talente ſelbſt die Sphäre ſeines Wirkens verkannt haben. Es wurde daher nur als Accidenz betrachtet, als Leichnam ſecirt, während man die Seele ſeiner Erſcheinung abſonderlich als Geſpenſt einer höchſten Philoſophie mit der laterna magica an die leere Wand malte. Man war bemüht aus ſeinen Blumen einen koſtbaren Spiritus zu preſſen, und riß, was ſeine in ſich conſequente Natur ſo völlig aus einem Ganzen geſchaffen, gewaltſam von einander, um ein mühſames Syſtem daraus zuzurüſten. Die Einheit, die vorhanden war, überſah man gänzlich über der andern, die man ſuchte und die gar nicht da war. Deßhalb konnte man ſein Talent nicht einmal als Mittel recht würdigen, geſchweige als Urgrund, Weſen und Ziel ſeines ganzen Wirkens. Sobald man bei Göthe wie etwa bei Klopſtock, Herder, Schiller, irgend einen Grundgedanken annimmt, der alle Aeußerungen ſeines Geiſtes in eine beſtimmte Richtung gebracht und ſein Talent nur als Mittel gebraucht und überall geleitet hätte, ſo iſt man gänzlich irre. Umgekehrt ward Göthe gänzlich vom Talent beherrſcht, und was für Ideen er auszuſprechen ſcheint, ſo dienen ſie alle nur dieſem Talente, ſind Mittel für daſſelbe, das ſelbſt Zweck iſt. Grade das unterſcheidet ihn von andern großen Dichtern. Ihre Ideen ſind die geſammte und einige Triebkraft, die in ihren Dichtungen einen geraden vollen Baum erwachſen läßt. Göthe's Ideen ſind dagegen nur dürre Stäbe, daran ſeine Weinreben und Blumen ſich aufrichten.

Die größere Maſſe, die in jene ſchwindelnden Spekulationen der neuern Kritiker ſich nicht eingelaſſen, hat von früher her wie gewöhnlich mit ſicherm Takt für Göthe's Talent das Stichwort der objektiven Darſtellung gefunden. Der Strom ſeiner Poeſie ward, wie früher der Homeriſchen, mit dem kriſtallhellen Bach verglichen, darin das Leben ſich ſpiegelt. Dieſe Vergleichung führt uns darum auf den ſichern Weg, weil wir vom poetiſchen Talent überhaupt und überall zunächſt die Eigenſchaft des Spiegels fordern, ſie aber da, wo das Talent ausſchließlich herrſcht, vorzugsweiſe vorausſetzen müſſen, alſo grade bei Göthe. Im Spiegel des poetiſchen Talentes erſcheint das Bild der Welt und dieſer Spiegel iſt bei jedem Dichter, wie ſein Geiſt, anders geſchliffen. Je größer das Genie des Dichters iſt, deſto mehr iſt ſeine Welt eine ideale und trägt ſein Gepräge, je kleiner es iſt, deſto näher ſteht ſeine Welt der wirklichen, und wo es gänzlich fehlt, iſt ſie die wirkliche ſelbſt und der Spiegel, wagrecht geſchliffen, das abſolute Talent. So iſt Göthe. Die Wahrheit ſeiner Schilderungen iſt ſein Vorzug vor allen andern Dichtern, ſo wie der Vorzug jener das Ideal iſt. Dieſe Wahrheit drängt ſich zwar zunächſt bei ſeinen Schilderungen der ſichtbaren Welt auf, daher auch jenes Gleichniß von ihr entlehnt wird, doch iſt ſie noch ungleich überraſchender in der Schilderung der Gefühle und zugleich weit ungebundener und reicher ausgeſprochen. Göthe kennt und ſchildert die menſchlichen Gefühle um ſo richtiger und umfaſſender, als er ſelbſt keinem Höchſten mit ganzer Innigkeit der Seele huldigt. Es iſt eine blendende allerdings höchſt be wundernswürdige Erſcheinung, hier aus einer Bruſt die Gefühle und Leidenſchaften einer ganzen Welt ſtrömen zu ſehn. Grade hier aber zeigt ſich am augenfälligſten ſein Mangel an Genie. Wie die ſichtbare Welt, ſo iſt die der Empfindungen einem äſthetiſchen Geſetz unterworfen, das nur das Genie erkennt und befolgt. In jener Welt ſpricht das Talent in der Phantaſie ſchrankenlos, in dieſer in den Gefühlen; aber beide erheben ſich zur Poeſie erſt in der gemäßigten Zone unter der Herrſchaft des Genies. Die Begrenzung der poetiſchen Gefühle wird durch den Charakter des Genies bedingt. Hier ſcheidet ſich das Erhabene vom Niedrigen, das Edle vom Gemeinen, das Göttliche vom Thieriſchen. Darum wird aber auch das Genie und mit ihm die Poeſie nur von gleichgeſtimmten Charakteren erkannt, und es kann nicht allen gefallen. Bei Göthe finden wir davon nichts. Er erkennt keine äſthetiſche Begrenzung der Gefühle an und vertieft ſich in das gemeinſte ganz ſo con amore wie in viele edle, nur nicht in die edelſten der Andacht, Ehre, Freiheit, Freundſchaft und höheren Liebe, weil dieſe wie gute Eheweiber keine Buhlerinnen neben ſich dulden. Wir tadeln ihn darum nicht, ſondern charakteriſiren nur ſeine öffentliche Erſcheinung. Sie war die Wirkung einer von ſeinem Willen unabhängigen Urſache. Göthe ſelbſt konnte ſeine Natur nicht ändern, nur ausbilden. Sie gab ihm mit dem ganzen Reichthum der menſchlichen Gefühle und mit der Kraft, ſie unnachahmlich wahr zu ſchildern, zugleich den Mangel des Genies, das ſie hätte läutern können. Doch mußten dieſe Schilderungen jedem ſchmeicheln, weil ſie ſo natürlich und jedem aus der Seele geſchrieben waren. Wirklich ſchlummern ja alle dieſe Gefühle, edle und niedrige, in der menſchlichen Bruſt bei einander, wie Göthe ſie geſchildert, und auch der ſtrengſte Charakter, der ihre Läuterung fordert, muß ſie als pſychologiſche Phänomene anerkennen und in dieſer treuen Schilderung auch die niedrigſten noch bewundern. Am meiſten aber ſind von jeher gutmüthige Menſchen von wenig Charakter und unklaren Begriffen von Göthe hingeriſſen worden, die große Maſſe ſchwacher Männer und Knaben dieſer Zeit und die Weiber. Sie hatten der Allmacht ſeines Talentes nichts entgegenzuſetzen, als Herzen von Wachs, die jeden Eindruck aufnahmen, und grade je chaotiſcher, wechſelnder, niedriger und gemeiner er ihnen vorempfand, deſto leichter empfanden ſie nach, deſto näher ſtand er ihnen und ward leicht der Abgott einer Maſſe, zu der er ſich niederzulaſſen wußte, während ein Genie wie Schiller ſie nicht in ſeine Höhe hinaufzuziehen vermochte. Wie aber die Maſſe wieder aus Einzelnen beſteht, ſo bezeichnete Göthe ſelbſt auch hierin ſeine Macht mit dem richtigen Ausſpruch: wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Wenn dieſes glänzende Talent ein Verdienſt genannt werden kann, ſo hat Göthe den Dank dafür reichlich in ſeinem Ruhme gefunden. Da ein Verdienſt aber eine Abſicht und Mühe vorausſetzt, was hier von ſelbſt wegfällt, ſo erkennen wir nur eine große Naturerſcheinung in Göthe, und auch dieſer hat die Bewunderung gebührt, die ihr geworden, und wenn wir noch in heidniſchen Zeiten lebten, würde Verfaſſer dieſes nicht anſtehn, ihn als eine Gottheit zu betrachten, wenn auch mehr als eine, deren ungezügelte Kraft Furcht einflößt.

Kraft ſeines Talentes ſteht Göthe ohne Frage über allen andern deutſchen Dichtern, und ſeine Gewalt über die Seelen iſt in demſelben Maaße nachdrücklicher, als das Talent überhaupt die ausübende Macht in der Poeſie bezeichnet. Schiller, Klopſtock, ſelbſt Herder und manche ſpätere gelten nur als wohlwollende Könige, denen es an Macht gebricht, der Welt ſo viel Segen zu gewähren, als ſie gern möchten. Göthe ſtellt ſich als ein gewaltiger Uſurpator dar, der mit ſeinem Talent eben ſo und in derſelben Epoche die Gemüther beherrſcht hat, wie Napoleon die Körper. Der beſte Wille bezaubert weniger, als die glänzende That, wenn ſie auch eine ſchlechte wäre. Zumal in unſrer Zeit gilt der Augenblick und ſeine That weit mehr, als ein auf die Ewigkeit berechnetes Streben. Ein Schauſpiel, des Mimen wechſelnde Kunſt, nimmt unſern Sinn gefangen, den wir nicht mehr ſammeln können, um einen mittelalterlichen Dom auszudenken und durch Jahrhunderte als ein Werk der Ewigkeit fortzuführen. Von ſchimmernder Rede geblendet achten wir den Gegner nicht, der ſtammelnd die beſſere, darum immer verlaſſene und ſchwieriger zu vertheidigende Parthei ergriffen. In der That iſt es leichter, das Gemeine, wofür jeder Anklang hat, als das Erhabene, das ſich ſelber nur der Ahnung der edelſten und tiefſten Geiſter offenbart und nur mit ſtammelnder Zunge als dunkler Götterſpruch verkündet wird, bei der Maſſe zu vertreten, und wenn erhabne Ideen überdem das gemeine Geſchlecht ſtrafen ſollen, ſo werden ſie am allerleichteſten durch einen Gegner beſiegt, der dem Haufen ſchmeichelt. Auch kann das Talent, von keiner höheren Idee gefeſſelt, deſto freier ſeine ganze Kraft entwickeln.

Hierin aber erkennen wir zugleich die ganze Schattenſeite des Götheſchen Talentes. Die bloße Aeußerung dieſer Kraft, ſobald ſie vom Genie nicht geleitet wird, iſt ſchon ihr Mißbrauch. Da Göthe's Werke keineswegs blos auf den äſthetiſchen, ſondern auch auf den ſittlichen Geiſt des Jahrhunderts eingewirkt, und die Poeſie überhaupt der ſittlichen Beziehung nie entrathen kann, ſo ſcheint es uns nothwendig, hier beide Richtungen zu verfolgen.

Billig enthält ſich jeder edle Menſch, die unreinen Triebe, die in der Tiefe ſchlafen und ihm vom Thier ankleben, die beſtialiſchen Leidenſchaften, die ſeine göttliche Natur entehren, in ihrer wollüſtigen Lockung anzuhören, ſich in Gefühle zu verſenken, gegen die ſein Gewiſſen ſpricht, und Genüſſe zu ſuchen, die tief unter den erlaubten, geheiligten, ja gebotenen ſtehn. Jeder für ſich wehrt ſich gegen dieſen Teufel. Wenn einzelne unterliegen, ſo geben ſie ſich ſelbſt als Unglückliche oder Verworfene zu erkennen. Wenn aber das Thier zum Gott, die unterirdiſche Stimme zum Orakel, der dumpfe Sinn zur Lehre geſtempelt und der ſchwankenden Maſſe zum Kanon gegeben wird, ſo iſt dies bisher nur in den verderbteſten Jahrhunderten, bei den verſunkenſten Nationen geſchehn, und ob unſre Zeit und unſer Volk zu einem ſolchen Schlamm vergohren, wird mit Recht erſt gefragt. Hoffentlich iſt die durch Göthe fixirte Stimmung nur ein großer Augenblick, der wieder verſchwindet, wie ein edler Menſch nur in Augenblicken des Traumes oder bei trübem Wetter oder bei überladnen Sinnen die niedern Triebe und Leidenſchaften nicht zu beſchwören vermag. Was damit gewonnen iſt, die blödſinnige Verwirrung der Gefühle und Leidenſchaften bis zur Entehrung des Mannes, wie in den Mitſchuldigen, — bis zur Entheiligung des Weibes, wie in der Stella, — bis zur Entheiligung des geſchwiſterlichen Verhältniſſes in den Geſchwiſtern, — bis zur Entheiligung der Ehe in den Wahlverwandtſchaften u. ſ. w. mit der Treue der Naturwahrheit zu ſchildern, wird ſich auf ein pſychologiſches Experiment beſchränken laſſen. Was aber damit verloren iſt, wenn dieſer Bleizucker ohne Beiſchrift in allen Krämerläden verkauft wird, läßt ſich kaum berechnen. Der alte Glauben und die Gewohnheit reiner Sitte haben ohnehin bei der Maſſe des Volkes ihr Anſehn verloren. Gemeinheit, Ueppigkeit, thieriſcher Sinn iſt von ſelbſt wie der Dieb in der Nacht über dies Geſchlecht gekommen und hat ihm den Talisman der alten guten Zeit geſtohlen. Nun bedarf es nur noch, die Sünde als Wechſelbalg der Tugend im Gewande der Wahrheit und Schönheit einzuſchwärzen und ihm in allen Herzen einen Altar aufzubauen, als müßte das ſo ſeyn. Wahr ſind jene Leidenſchaften allerdings, wie Göthe ſie ſchildert, und ſie haben ihre lockende wollüſtige Seite, wie jede Sünde, ſonſt würde der Menſch keine begehen. Aber ſie ſind der reine Gegenſatz der edlen Leidenſchaften, die Ausgeburten des Thieres im Menſchen. Je zudringlicher ſie ſich geltend machen, deſto lauter erhebe ſich die Stimme der Vernunft und Tugend. Sind ſie einmal zu Tage gekommen, ſo hilft freilich kein Warnen mehr, aber der ſcharfe Blick der Wahrheit brenne ſie durch und durch in ihrer Nichtigkeit und mache mit dem ſtärkſten aller Zauber den ihrigen zu Schanden, daß die übertünchten Gräber ſich offenbaren und Schlangen und Mäuſe aus dem zertrümmerten Götzenbilde fahren.

Und in gleicher Weiſe, wie die Moral, weiſet die Poeſie ſelber dieſe Herrſchaft niedriger Gefühle zurück. Die Farben, womit ein ſtehender Sumpf ſich allmählig beſchlägt, geben keinen Regenbogen der Poeſie, der nur im reinen Element aufſteigt und immer die Brücke von der Erde zum Himmel baut. Jede Tugend iſt zugleich ein äſthetiſches Weſen, durch deſſen Verletzung die Poeſie nicht minder als die Moral gekränkt wird. Wenn es den Dichtern vergönnt iſt, den Untergang edler Naturen zu ſchildern, ſo ſoll dieſer Untergang doch etwas Erhabenes ſeyn, keine eckelhafte Krankheit, am wenigſten jene moraliſche Luſtſeuche, an welcher ſo viele Blüthen bei Göthe verwelken. Wenn es ihnen vergönnt iſt, Verbrechen zu ſchildern, ſo ſollen ſie doch wie

Sophokles und Shakespeare thun, uns die Verirrung und Zerrüttung des menſchlichen Herzens gleich jenen großen Revolutionen der Natur nur in der Erhabenheit ihrer Erſcheinung bewundern laſſen, nicht gemeine Schurken, noch feiges ſchmutziges Laſter mahlen, am wenigſten aber beſchönigend. Dadurch wird neben der Moral noch jener feinere Adel der menſchlichen Natur verletzt, worüber ſich weder moraliſche, noch politiſche Geſetze jemals aufſtellen laſſen, äſthetiſche aber in jedem Menſchen urſprünglich vorhanden ſind und vom Genie inſtinktartig befolgt werden. Es giebt eine geheime Achtung des Menſchen vor ſich ſelbſt, von dem ihm keine Norm Rechenſchaft giebt, die er ſelbſt verletzen kann, deren Verletzung er aber nicht ſehen will. Darum ſucht jede ſchimpfliche Handlung das Dunkel, nicht immer aus Furcht, immer aber aus Scham, und nur die allerroheſten Völker haben Oſtentation damit getrieben. Mancher, der die Schande ſelbſt begieng, die Göthe ſchildert, frage ſich, ob ihn dieſe Gemählde nicht dennoch empören. In der That iſt die offene Darſtellung und Beſchönigung des geheimen Laſters ein Zeichen der roheſten Barbarei, und völlig unbegreiflich, wie man ſo viele hieher gehörigen Werke als Höhenpunkte der Kultur hat bewundern mögen. Wird aber der klargeſchliffene Spiegel der Poeſie gemißbraucht, die Schandflecken der menſchlichen Seele abzuſpiegeln, ſo iſt das Maaß der Verkehrtheit voll. Grade die Poeſie begreift jene Welt der Ahnung und Sehnſucht in ſich, die uns der unſichtbaren Gottheit zuwendet, und jene Welt der Schönheit, darin das Göttliche ſichtbar verkündet iſt. Jeder Dichter iſt ein geborner Prieſter und Prophet des unbekannten Gottes und ein Vermittler zwiſchen ihm und den Herzen der Menſchen. Wem aber die Macht über die Herzen gegeben iſt, daß er ſie dem Himmel vermähle, und er verwirrt ſie mit falſchen Götzen und erſtickt ihre Sehnſucht im Schlamme thieriſcher Leidenſchaften, ein ſolcher gleicht den gefallnen Engeln, deren Reich mit nichten von Dauer iſt.

Nachdem wir den höchſten Zauber des Götheſchen Talentes in der Wahrheit und Natürlichkeit ſeiner Schilderungen erkannt, muß die Mannigfaltigkeit derſelben nicht minder geprieſen werden. Göthe, kann geſagt werden, war Meiſter in allen Gattungen und Formen der Poeſie, beherrſchte mit dem Zauberſtabe ſeines Talentes die ganze Natur und die Welt des Gemüthes und die Gedanken und alle praktiſchen Lebensverhältniſſe und umfaßte mit ſeiner rieſenhaften Phantaſie und mit der Gabe, ſich in alles hineinzudenken, den Geiſt aller Zeiten. Man kann ſagen, daß er die ganze Welt mit allem, was da lebt und webt, am Zügel ſeines unüberwindlichen Talentes vor ſeinem Triumphwagen gelenkt. Nur Herder ſcheint noch umfaſſender, aber nur als Aeſthetiker, Göthe als praktiſcher Dichter. — Wie der Mangel einer genialen Richtung ihm dies möglich gemacht, iſt angedeutet worden. Immerhin aber iſt die wirkliche Erſcheinung eines Geiſtes, der, wie es längſt die alte Sage vom ewigen Juden geahndet, in allen Zeiten und unter allen Völkern zu Hauſe iſt, alles ſo ſchildert, wie wenn er es mit eignen Augen geſehn und kühn von allen Weltenden die Blumen ſich zum Kranz des Ruhmes flicht, einzig und bewundernswürdig, ſo wie auch grade dieſe Mannigfaltigkeit den größten Reiz gewährt. Eine andre Anſicht drängt ſich uns aber auf, wenn wir dieſelbe Mannigfaltigkeit in der Schilderung moraliſcher Verhältniſſe vom Standpunkt der Moral aus würdigen. Welch ein Chaos von Widerſprüchen! welch ein Gemüth, das ſich gleich ſtark für Götz, Egmont, und wieder für den Bürgergeneral und Großkophta, — für die Schweſtern im Götz und in der Iphigenia und wieder in den Geſchwiſtern, — für Gattinnen, wie im Götz und wieder in der Stella, in Wilhelm Meiſter, den Wahlverwandtſchaften, — für Männer wie im Götz und wieder wie im Werther, Klavigo, den Mitſchuldigen, Meiſter und dem Mann von ſechzig Jahren intereſſiren konnte. Es iſt eben ſo natürlich als ein gutes Zeichen unſers edlern Weſens, daß wir die Dichter nach dem meſſen wollen, was ihnen heilig geweſen, daß wir ein ſolches Heiliges von ihnen verlangen und bei ihnen ſuchen. Bei Göthe ſucht man aber ganz vergebens, denn er hat jedem ſeiner Dogmen eine Proteſtation zugegeben und macht hier zum Spott, was er dort zum Gott gemacht. Die Möglichkeit dieſer Charakterloſigkeit iſt an und für ſich in dem Weſen eines Dichters begründet, dem mit dem Genie das Ideal und die eine feſte und ewige Richtung mangelt; die Art und Weiſe ihrer Erſcheinung ſelbſt aber wird durch den Geiſt der Zeit bedingt. Von ihm würde Göthe immer beherrſcht geweſen ſeyn, da er ihn nicht beherrſchen konnte. Die Eindrücke von außen würden ihm allezeit die Form gegeben haben, da er der Welt ſelbſt kein eignes Gepräge aufzudrücken wußte. Da aber der Geiſt ſeiner Zeit jener ewig wechſelnde, ſchaffende und zerſtörende, ſtets gegen ſich ſelbſt revolutionirende und proteſtirende geweſen, ſo hat er in Göthe ſich ganz ſo wiedergeſpiegelt, und dort wie hier iſt der Charakter Charakterloſigkeit. Göthe gilt ganz ſo als Univerſalerbe der moraliſchen Revolutionen unſrer Zeit, als Napoleon Erbe der politiſchen geweſen. Auch der Gewinn dieſer Concentration iſt für die moraliſche und politiſche Welt ziemlich derſelbe. Wie im Leben des großen Corſen das ganze politiſche Leben des Jahrhunderts, in praktiſcher Ausführung aller ſeiner Theorien, von der Anarchie bis zu den beiden Extremen der Republik und des Deſpotiſmus und wieder in der verſöhnenden Mitte der konſtitutionellen Monarchie ſich gleichſam perſonificirt hat, ſo in Göthes Werken die Bewegungen der ſittlichen Welt, die eben ſo ein ſchilderndes poetiſches Talent in Anſpruch nahmen, als jene politiſchen ein praktiſches, handelndes, die einen Dichter verlangten, wie jene einen Helden. So wird die Erſcheinung Göthes lediglich aus den Erſcheinungen der Zeit erklärt und alle ſeine Werke laſſen ſich folgerecht mit den verſchiedenen Moden, in denen der ſittliche Geiſt ſeiner Zeit gewechſelt, paralleliſiren, wie dies in Nr. 5. des erſten Jahrgangs dieſer Blätter geſchehen iſt. Daß ihn dabei das Glück begünſtigt, wie den Napoleon, iſt unverkennbar. Er fand ſeine Zeit grade ſo, wie ſie ihn und er ſie brauchte und hatte keinen ſtarken Gegner zu bekämpfen. Alle jene Richtungen der Zeit huldigten dem Spiele des Talentes und waren dem Ernſt tiefer Ideen entfremdet. Die Sentimentalität, der im leeren Harniſch fortſpuckende Rittergeiſt, die Theaterwuth, die Geheimnißkrämerei, der Myſticiſmus, die Gräkomanie, Anglomanie, Gallomanie, die italieniſchen Reiſen, der erſte republikaniſche Rauſch von Nordamerika her, das Familienweſen, die Sinnlichkeit halbnackt in der Gallomanie und aller Scham entblößt in der Gräkomanie, alle dieſe Richtungen erzeugten ſich im tiefen und langen Frieden ſeit dem ſiebenjährigen Kriege nur wie Spiele, um die Langeweile zu tödten, regten nirgends die innerſte Tiefe des

Nationalgeiſtes auf, brachten nirgends welthiſtoriſche Reſultate zum Vorſchein, konnten darum weder haften noch dauern und verdrängten ſich unter einander, wie ſie gekommen waren. Das war grade die rechte Zeit für Göthe, und ſein Talent bemeiſterte ſich leicht aller dieſer Richtungen und er ward der große Spielmeiſter dieſer tändelnden Zeit. Als aber der Ernſt zurückkehrte zunächſt in jener großen philoſophiſchen Richtung der Deutſchen, dann mit Blut und Flammen im politiſchen Leben und zuletzt mit der Religion, deren Troſt die Noth der Zeit nicht länger entbehren mochte, da war Göthe glücklich genug, ſeine Erndten ſchon geſammelt zu haben, denn ſeine ſpäten Saaten fanden kein Gedeihen mehr. Er verſuchte zwar ſein Talent auch an dem Ernſt der neuern Zeit, aber es beſtand die Probe nicht. Wie ſehr er bemüht war, auch der philoſophiſchen Richtung ſich zu bemeiſtern, indem er ſie von der Seite der Natur angriff, die ihm die natürlichſte war, ſo hat er ſich hier doch immer mit der dritten und vierten Rolle abfinden laſſen müſſen. Noch weniger haben ſeine äſthetiſchen Urtheile durchdringen können, weil ſie gänzlich des Princips entbehrten. Am allerwenigſten aber mochte ſich das wilde Roß der Politik vor ſeinen Triumphwagen ſpannen laſſen, und ſeine diesfälligen Verſuche haben ihn nur darum nicht blamirt, weil man bei der alten Achtung ſeines Namens nichts Aergerliches daran finden wollte. Es entſpricht ſeinem ganzen Weſen, daß er immer nur die herrſchende Parthei ergriff. Darum beſang er den Napoleon, aber ſein Lied war der Welt lange nicht mehr ſo wichtig, als eine bloße Zeitung. Später wieder, als die Zeiten gewechſelt, ſollte ſein Siegslied Epimenides ein Kanon der deutſchen Begeiſterung werden. Aber der kleine Umſtand, daß der Barde hinter und nicht vor dem Heer zog, daß er geſchwiegen, wo ſein Wort ein Schwert geweſen wäre, und erſt zu reden anfieng, als die Schwerter ſchon laut genug geſprochen hatten, ließ wie billig die Herzen kalt, und die erbärmliche Steifigkeit und Ungelenkſamkeit jenes Drama's zeigte ohnehin, daß es mechaniſches Machwerk des Talentes, nicht organiſches Leben der Begeiſterung ſelbſt war. In dieſem Verſuch, der über den Kreis des Talentes hinaus lag, mußte dieſes ſelbſt ſich fremd werden. So vermißt man im Epimenides auch das bekannte

Talent des Dichters. Nach ſolchem Mißgeſchick konnte Göthe dennoch der Luſt nicht entſagen, auch den zuletzt eingetretenen religiöſen Sinn der Zeit bemeiſtern zu wollen. Wie fremd ihm aber dieſe Sphäre bleibe, davon geben die ſchwachen Verſuche, z. B. in den Wanderjahren, Zeugniß.

Wir haben noch das Techniſche der Götheſchen Poeſie und vorzüglich ſeine Sprache zu betrachten. Göthe war vorzugsweiſe Dramaturge und ſelbſt ſein Epos und Roman laſſen dramatiſches Leben überall hervorblicken, ſo wie Herder überall epiſch und Schiller überall lyriſch erſcheint. Dieſe dramatiſche Richtung iſt von Göthes ganzem Weſen ſo unzertrennlich, daß man nach Gründen nicht zu ſuchen braucht. Der ſchnelle Wechſel des Drama's und der Vollgenuß und Triumph des Augenblicks, den es gewährt, empfahl es von ſelbſt ſeinem Bedürfniß, und wieder waren es ja grade nur Rollen, in denen der Geſchmack ſeiner Zeit wechſelte, und die nur dem dramatiſchen Talent etwas Haltbares darboten. So beurkundet auch vorzüglich dieſe Wahl, wie folgerecht und inſtinktartig Göthe dem herrſchenden Zeitgeiſt huldigte. Daß hier ſein Talent den geeignetſten Wirkungskreis fand und das höchſte leiſtete, hat der Erfolg bewieſen. Die blos negative Definition, daß die Architektur in Göthes Werken ſich verbirgt, lobt ſie mehr und richtiger, als jede poſitive Entwicklung ſeiner Kunſt. Das Leben, das er uns vorüberführt, iſt ſo natürlich, als könnte es nicht anders ſeyn, als wäre es wirklich. Mit Recht konnte Göthe von ſich den Ausſpruch thun: ich ſchneide gern aus ganzem Holze. Alle ſeine Werke ſind architektoniſch vollendet, rein und wohllautend wie griechiſche Tempel und die Mathematik der Formen iſt ganz in der ſchönen Wirkung ihres Geiſtes verborgen. Nur ein ſolches Talent konnte das poetiſche Geheimniß enträthſeln und bemeiſtern, das in der Verbindung handelnder Gegenſätze zum großen Ganzen eines dramatiſchen Lebens liegt. Was Göthen, dem reinen Dramatiker, völlig natürlich war, hat auch den größten Dramaturgen neben ihm, Schiller und Tieck, nicht gelingen können, weil der erſtere das Drama der Lyra in den Charakteren, der andre dem Epos in großartigen Allegorien dienen ließ. Bei Schiller ſprach der Menſch, bei Tieck die Idee, nur bei Göthe das Leben ſelber.

Daß die Sprache Göthes als Baumaterial ſich dem ordnenden Geiſte geſchmeidig fügte, brauchte nicht erſt gerühmt zu werden, wenn wir daran nicht noch andre Bemerkungen anzuknüpfen hätten. Allerdings iſt es wieder ein poetiſches Geheimniß, die Sprache, die ſo leicht davonrennt, mit ſicherm Takt zu mäßigen, und die gern überall dieſelbe ſeyn möchte, im Dienſt verſchiedener Zwecke zu verwandeln. Nur das entſchiedenſte Talent vermag es und Göthe hat hierin das Höchſte geleiſtet. Um dies hervorzuheben, kann Voß, desfalls ſein reiner Gegenſatz, zur Folie dienen. Ob Voß ſich ſelbſt oder den Homer, Horaz, Virgil, Shakespeare oder ein altes Minnelied giebt, überall hören wir nur das bockſteife Roß ſeiner Proſa traben, und ſelbſt der ſtarke Genius eines Shakespeare vermag es nicht um ein kleines aus dem Takt zu bringen. In andrer Weiſe ſteht die Sprache Schillers der Götheſchen entgegen. So edel und ſchön ſie an ſich überall iſt, ſo dient ſie doch nicht harmoniſch dem Geiſt des Ganzen in jedem ſeiner Werke. Sie reißt ihn in einem lyriſchen Erguß fort, wohl gar in didaktiſche Sentenzen, die den dramatiſchen Effekt durchaus ſtören, ſo gehaltreich ſie als Epiſoden ſeyn mögen. In dieſe Fehler iſt Göthe nie verfallen, und ſeine Sprache ſteht in der bewundernswürdigſten Harmonie mit dem Totaleindruck ſeiner Werke, und ſelbſt die verſchiedenſten Geiſter finden eben ſo viele Zungen. Nie ſpricht der Dichter, immer ſeine Welt. Der größte Vorzug der Götheſchen Sprache iſt aber ein allgemeiner, denn ſie hat eben in jener Geſchmeidigkeit überall den rhetoriſchen Zwang abgeworfen und die Poeſie von dem läſtigen Geſetzgeber der Wiſſenſchaft befreit. Seit die Minneſänger untergegangen und das klaſſiſche Studium in Deutſchland aufgekommen, beſtrebten ſich die Dichter, überall dem Verſtande Genüge zu leiſten und ſchämten ſich ſelbſt im Erguß des Gefühles dieſes allein reden zu laſſen. Klopſtock gab noch immer ſeinen echtlyriſchen Empfindungen in ſeinen Gedichten ſelbſt eine proſaiſche Ueberſetzung bei, als ſein eigner Scholiaſt. Leſſing berechnete alles mit dem Verſtande, ſelbſt ſeine Schilderungen des Wahnſinns. Wielands Witz und Grazie entſprang immer aus dem Kopf, nicht aus dem Herzen. Herder war wirklich mehr Philoſoph als Dichter. An die übrigen, die nur im Horaz dichten und empfinden gelernt, an jenen ganzen Troß ſapphiſcher und alcäiſcher Poeten darf gar nicht gedacht werden. Göthe wagte zuerſt wieder, ähnlich jenen mittelalterlichen Sängern, allein zum Gefühl zu reden, und von ſeinem überwiegenden Talent unterſtützt, gewann er über das alte Anſehn der wiſſenſchaftlichen Poeſie, die man die klaſſiſche nannte, einen unerhörten, überraſchenden und durchaus verdienten Sieg. Daß ſofort die Gefühlsſprache in klingelnde Spielerei und dumpfe Sinnlichkeit, wohl gar in Myſtik ausartete, war zwar eine Folge dieſes Siegs, kann aber Göthen keinen Eintrag thun. Göthes größte Meiſterſchaft beſtand wie in der Schilderung der Gefühle, ſo in der Erweckung derſelben. Wenn ihm auch desfalls Plagiate nachgewieſen werden können, indem er theils ganze Volkslieder als ſein Produkt uſurpirt (den König in Thule, den Erlkönig, den Fiſcher und eine Menge andre) theils ihren Ton und Geiſt überall nachgeahmt, ſo iſt dies doch grade zu loben, denn wir ſollen mit Recht auf dem alten guten Grunde fortbauen und ſtatt uns in fremde Gefühle zu verirren, nur immer wieder zum deutſchen Herzen zurückkehren. Dies Lob trifft indeß nur die beſſern Werke Göthes, namentlich einige Lieder und Romanzen und ſeinen Götz, worin er den Geiſt der noch vorhandenen Selbſtbiographie des Ritters treu aufgefaßt. Die originellen Gefühle des Dichters ſind großentheils nur niederer Art, oder vom Edlen verirrt und abgewandt, und auch das Edelſte ſelbſt leidet durch die Gleichſtellung mit dem Gemeinen, ſo wie in dieſem die Wahrheit durch den Unwerth. Die Sprache des Gefühls, wie ſie in Göthes neudeutſchen Liebesgeſchichten, Werther, Stella, Meiſter und den Wahlverwandtſchaften vorherrſcht, offenbart nur eine Verirrung des Gefühls, die weder im ältern Deutſchland, wo das Gefühl noch friſcher war, noch in irgend einem andern Lande heimiſch iſt, wo das Gefühl nie dieſe Stärke erreichte. Sie iſt daher leider originell genug, um unſrer Zeit zum Vorwurf zu gereichen. Andre Völker ſind roher, wir gemeiner. Der Unterſchied zwiſchen Rohheit und Gemeinheit beruht auf der Kultur. Die erſtere geht dieſer vorher, die andre folgt ihr. Wir ſcheinen die Kultur des Herzens und Gefühls mit dem Mittelalter überlebt zu haben. Wir finden die Geſchlechts- und Eheverhältniſſe auch in der neuen Poeſie andrer Völker entheiligt, den Sinn für ſie verirrt, aber nirgends widerlicher als in Deutſchland, grade weil man hier die größte Reinheit des Herzens zu fordern gedrungen wird. Bei den Spaniern hat von jeher die flammende Leidenſchaft, bei den Italienern Phantaſie und Sinnlichkeit, bei den Franzoſen Leichtſinn und Feinheit, der Geiſt der reine Margrithe, bei den Engländern das Gewiſſen den eckeln Eindruck der Wahlverwandtſchafts- und Ehebruchsgeſchichten gemildert. Die Deutſchen aber haben ſie ſeit Göthe wie ein Handwerk mit ehrbarer Miene, oder wohl gar wie eine Religion mit Andacht getrieben und aus dem Laſter eine Tugend, aus der Ausnahme eine Regel gemacht. Wenn Sinnlichkeit und niedre Leidenſchaften bei andern Völkern vielleicht noch ſtärker vorwalten, ſo ſind ſie doch dort in ihrer Unterordnung unter dem allein Edlen und Heiligen anerkannt geblieben. In Deutſchland aber hat man ſie ganz aus ihrer Stellung gerückt. Was in Frankreich eine Luſtdirne iſt und bleibt, hat man in Deutſchland zu einer Göttin erhoben. Voltaires Candide und Göthes Wahlverwandtſchaften bezeichnen am augenfälligſten die Gipfelpunkte dieſer Richtungen.

Uebrigens verläugnet ſich die natürliche Anmuth der Götheſchen Sprache in ſeinen ſpätern Hof- und gelehrten Werken. Sie ſind ſteife Paradewerke, über das Kreuz gefeſſelt durch die Rückſichten, die er zu nehmen hatte, und durch ſeine eigne Selbſtſchätzung, die ſich nur noch auf dem hochtrabenden Pferde oder in ſpaniſcher Grandezza ſehn ließ und noch auffallender wurde, wenn ſie ſich etwa väterlich deutſch den Schlafrock überhieng. Seit Wahrheit und Dichtung iſt alles, was man von Göthe hört, bis auf das letzte Heft von Kunſt und Alterthum in einem gewiſſen vornehmen officiellen Kabinetſtyl geſchrieben. Man denkt unwillkührlich an einen Muſenkönig oder infallibeln Papſt im Reich der Kunſt. Die Erſcheinung wird erklärbar, wenn man bedenkt, daß Göthe früher ein Schmetterling auf allen Blumen des Sinnen- und Herzensgenuſſes geweſen, ſpäter aber lebendig unter die Götter verſetzt worden, worin die Aufforderung lag, alle ſeine Gefühle in das einzige der Ehrfurcht vor ſich ſelbſt zu koncentriren.

Das bisher geſagte wird durch die nachfolgende Charakteriſtik der einzelnen Hauptwerke Göthes eben ſo beſtätigt werden, als es ſelbſt für dieſe ein Schlüſſel iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Wanderung zum Berg Sinai.

Nicht lange verweilten wir in Suez, einer elenden Stadt, ſondern wandten uns, nachdem wir um das äußerſte Ende des rothen Meers gegangen, gegen die Wüſtenei von Sinai. Bergreihen bilden die Ufer des rothen Meeres zur Rechten, die gegenüberſtehenden, arabiſchen Küſten ſind flach und ſandig. Wir ſtießen unterwegs auf den ſogenannten Moſesbrunnen, welches vier oder fünf Waſſerpfützen ſind; es iſt aber nicht wahrſcheinlich, daß Moſes jemals hier geweſen.

Das Wetter war fortdaurend ſchön; kaum ſah man ein Wölkchen am Himmel, oder ein lebendiges Weſen auf der Erde; die tiefe Oede und Stille und der ungemein reine, heitere Horizont wirkten mächtig auf die Einbildungskraft. Man dünkt ſich wie ein Herrſcher in der ungeheuern, unbelebten Oede, es iſt einem leicht und freudig um die Seele, mitten unter dem wilden Sand und den wilden Felſen; unbeſchreiblich iſt das Wonnegefühl, das einen zuweilen mitten in der Wüſte überfällt.

Am Morgen des dritten Tages waren unſere Waſſerſchläuche leer und wir hatten noch ſechs Stunden bis zur nächſten Quelle, welche an der Grenze der Wüſte von Paran liegt. Einer der Araber eilte dahin voraus, und da es ſehr heiß war, ſtiegen wir von unſern Kamelen. Die Wüſte nahm nun einen kühnern Charakter an. Bisher ging unſer Weg meiſt über Sandflächen, die hie und da durch Hügel und Felſen unterbrochen waren. Die Felſen geſtalteten ſich nun zu Gebirgen, welche zu beiden Seiten unſern Pfad einſchloſſen und der Wanderung einen romantiſchen Anſtrich gaben.

Nachdem wir das Thal von Paran verlaſſen, führte unſer Weg durch eine felſige Wildniß, deren Anblick noch düſterer wurde, da ſich der Himmel alsbald in Wolken hüllte und ein Regenſchauer fiel. Wir ſtiegen beim Mondſchein die Hügel hinan und nahmen nach einigen Stunden Wegs unſer Nachtlager auf dem Sande. Seit einigen Nächten war ſtarker Thau gefallen, und die Kleider, womit wir uns bedeckten, waren am Morgen ganz naß; je weiter wir aber vorrückten, deſtomehr ließ auch der Thau allmälig nach. Unſere Lebensweiſe auf dieſer Wanderung war, wenn auch unregelmäßig, doch ohne Zwang, ganz nach dem Geſchmack der Wanderer eingerichtet; wir ruhten zuweilen Mittags eine Stunde, oder nahmen ein Stück Brod und einen Schluck Waſſer auf unſern Kamelen; immer wurden wir aber für die Mühſeligkeiten des Tags entſchädigt, wenn wir Abends hielten, und die Sonne in der Wüſte untergehen ſahen, oder wenn wir nach dem Abendimbiß in der Einöde herumſtreiften, oder auch die Zeit in Geſprächen und Unterhaltungen hinbrachten, bis es dunkel wurde. Einen überraſchenden Anblick gewährte unſer Bivouac, wenn wir ermüdet, lange nach eingebrochener Dunkelheit, unſere Lager aufſchlugen und die zwey Feuer aufloderten. Ich blickte oft, in einiger Entfernung, auf die Gruppen der Araber bey ihrem Feuer, wie ſie den Kaffee nippten und mit ausdrucksvollen Gebährden und unendlicher Lebhaftigkeit ſprachen; ſie neigten ſich dann im Zwiegeſpräch über die Flamme hin, welche ihre Turbane und dunkeln Geſichter erleuchtete; hinter ihnen ſtanden die Kamele und ſtreckten die langen Hälſe über ihre Herren. Wir hüllten uns dann, nach unſerer Abendmahlzeit, in unſere Mäntel und lagerten uns um das Feuer. Es möge niemand einen mitleidigen Blick auf unſere Lagerſtätten werfen, denn es war wonnig und romantiſch, unter dem ruhigen, prachtvollen Himmel, über den die Sterne einen Glanz goſſen, wie man ihn in unſerm Himmelsſtrich nicht ſieht, in Schlummer zu ſinken. Am Morgen erſcholl der Ruf zum Aufbruch, die Kamele wurden beladen und wir machten uns auf den Weg. Juma, der Häuptling der Araber, ſang oft ſeinen melancholiſchen Morgengeſang; in der Frühe waren wir ſelten zu Geſprächen aufgelegt, und wir mußten uns oft ſtrenger in unſere Mäntel hüllen und einige Stunden zu Fuß gehen, wegen der ſchneidenden Kälte der Morgenluft. Wunderherrlich iſt der Sonnenaufgang in der Wüſte; nichts verdunkelt oder verbirgt ihn. Schweigend und ſchauernd wandelſt du und deine Blicke ſind gegen Oſten gerichtet; zahllos ſchimmernde, glühende Farben erſcheinen und ſchwinden hinweg; eine Zeitlang iſt der Himmel blau und hell; wenn dann die Sonne urplötzlich am Horizont hervorbricht, und einen unermeßlichen Schimmer über die ungeheuern Sandflächen und Felſen ausgießt, ſo möchteſt du gleich dem Iman vom Minaret (Thurm der Moſchee), in Preis und Dank ausbrechen.

Der Weg wurde nun immer anziehender und wechſelte mit engen, tiefen Thälern, wo einige verkümmerte Palmen aufſchoſſen. Am nächſten Morgen kamen wir in eine prächtige Wüſtenei, die zu beiden Seiten von hohen Felsbergen begränzt war; einige Berge waren ganz ſchwarz und ragten mit ihren ſcharfen ausgezackten Spitzen empor. Mitten in der Ebene, die beſtändig, doch ſanft anſtieg, erhoben ſich abgeriſſene Felſen von verſchiedenen Geſtalten und Farben, und die Oberfläche derſelben war mit Buſchwerk von lebhaftem Grün bedeckt. Während des ganzen Wegs trafen wir nur wenige Reiſende; nur hie und da begegnete uns eine kleine Caravane, oder ein einſamer Wanderer mit ſeinem Kamel, der uns den gewöhnlichen Gruß gab: „Friede ſey mit euch.“ Wir kamen den Abend bey einem engen Begräbnißplatz am Fuß eines hohen Felſenhangs vorbey; es waren hier die Gräber der Araber, die auf dem Weg durch dieſe Wildniß geſtorben. Ihre Gefährten haben ſie aufgerichtet und ſie beſtanden aus rohen Felsſtücken, die in den Sand gepflanzt wurden. Mehrere ſolcher Begräbnißplätze ſieht man zerſtreut in dieſer Wüſte und ſie liegen meiſt an einem abgelegenen Orte, oder unter dem Schatten und Schutze eines Berges. Die Araber obwohl Mahomedaner, ſcheinen doch höchſt unvollkommene Begriffe von ihrer Religion zu haben. Unſere Begleitung wenigſtens lag ſelten dem Gebete ob; und was einer meiner Freunde auch that, um den Juma und ſeine Kameraden aufzuklären, es blieb doch alles fruchtlos. Von einer ganz andern Natur war Franco, der Diener meines Freundes; wenn der Abend kam, ſchlich er ſich bey Seite und betete zur Jungfrau Maria. — Dieſe Nacht mußten wir in einem äußerſt wilden

Thale verbleiben, das von nackten ſich anthürmenden Bergen umſchloſſen war, an deren Wänden der Schimmer des Mondes ſein Spiel trieb. Dabey bildeten dann die Araber mitten in dem Thale unten zuſammt ihren Kamelen, wie gewöhnlich, eine höchſt belebte Gruppe; ſchon ihre Kleidung, beſtehend aus einem Turban, einer Tunica mit einer Binde, weiten Pantalons, die gerade bis unter die Knie reichen, und Sandalen, hat etwas pittoreskes. Wir ſandten den Juma und Michel zum Kloſter am Sinai voraus, damit ſie unſere Ankunft meldeten, und brachen den folgenden Tag lange vor der Sonne auf. Der Morgen war ſehr kalt, und wir hielten in einem romantiſchen Thal, wo wir Reiſig zu einem Feuer ſammelten und unſer Frühſtück bereiteten.

Die Iſraeliten müſſen, während ihrer vierzigjährigen Wanderung in dieſer Wüſte, auch bey Manna und Wachteln äuſerſt kümmerlich gelebt haben, da ſie nach einem kalten Nachtlager, oder bey brennender Hitze des Tages nur Waſſer zum Trunke hatten. Es iſt einem in dieſen Gegenden wenig daran gelegen, was man ißt; aber ohne Kaffee, Thee, oder hie und da ein wenig Zitronenſaft, würde das Leben ein Jammer ſeyn. Ich bin gewiß, daß die Araber ohne Kaffee ihr Daſeyn nicht ertragen könnten; ſie ſind zufrieden, wenn ſie zwey Mal des Tags ein wenig rauhes Brod oder ungeſäuerten Kuchen haben, aber Kaffee iſt ihnen mehr als Manna.

Nach einigen Stunden Wegs bekamen wir die Berge um den Sinai zu Geſicht. Ihre Erſcheinung war prachtvoll; als wir näher rückten und aus dem tiefen Paß herauftauchten, wurde die Ausſicht unendlich überraſchend, und zur Rechten dehnte ſich eine ungeheure Reihe Berge von der Nachbarſchaft des Sinai bis herab zum Tor, ſo weit das Auge reichen mochte. Sie waren ganz kahl, aber von großartiger, ſeltſamer Bildung. Wir hatten das Kloſter noch bey Tage zu erreichen gehofft; allein es hatte ſich der Mond ſchon erhoben, als wir in die Mündung eines engen Paſſes kamen, wo uns unſere Führer abſteigen hießen. Ein ſanfter, doch immer anſteigender Pfad führte durch dies düſtere Thal, das, obgleich ſtets abwechſelnd, doch immer einen fürchterlichen Anblick bot; es betrug über hundert Klafter in die Weite und die Berge erhoben ſich zu beiden Seiten zu einer unermeßlichen Höhe. Der Weg wand ſich zu ihren Füßen am Rand von Abgründen oder zwiſchen Felſenmaſſen hin, die von oben herabgeſtürzt waren; er war ſehr mühſam und ging meiſt über Steine, die, wie Stufen, wahrſcheinlich von den Arabern, übereinander gelegt waren, und das Mondlicht leiſtete uns durch dies tiefe Thal geringe Dienſte, indem es an den Felſenſtirnen oben weilte. Wo iſt der Berg Sinai? riefen wir alle voll neugieriger Sehnſucht. Die Araber deuteten auf den Gabel Mouſa, den Berg Moſes, wie er genannt wird, aber wir konnten ihn nicht unterſcheiden. Immer und immer wand ſich der Pfad und bot uns immer denſelben finſtern ernſten Anblick. Aber was hat die Milde und Schönheit der Natur hier zu thun? — Nur durch einen ſolchen Pfad durfte man dem Berg Sinai nahen, wo alles ein Land der Wunder verkünden muß, das der Herr mit Schrecken heimgeſucht. Wo du nur rings hinblickteſt, hatte alles einen nicht irdiſchen Charakter, wie er zum Klang der ſchauerlichen Poſaune paßte, die man einſt hier vernommen. Endlich gelangten wir in ein offeneres, etwa eine halbe Meile weites Thal, und nahten dem berühmten Berge. Der Sinai iſt nicht ſo hoch als einige von den Bergen, die ihn umgeben; auch in ſeiner Form hat er nichts Anziehendes oder Ausgezeichnetes, das ihn von den andern unterſchiede. Gegen Mitternacht erreichten wir das Kloſter St. Katharina am Fuße des Berges, das mit einer hohen Mauer zum Schutz gegen die Araber umgeben iſt. Juma lag nahe an der Mauer im Schlafe, neben dem ausgebrannten Feuer; ſobald wir ankamen, erhob er ſich ſogleich und bewillkommte uns. Michel hatte ſich behaglich im Kloſter eingehauſt. Nachdem wir einige Zeit ſo laut als möglich gerufen hatten, öffnete ſich ein Fenſter auf der Zinne der Mauer und ein Seil ward herabgelaſſen. Einer nach dem andern indem er ſich um den Leib befeſtigte und ſich mit vollen Kräften daran hielt, ward ſo von den Mönchen hinaufgezogen und durch das Fenſter eingelaſſen, welches der einzige Eingang iſt. Unſer Gepäcke ward nachwärts hinaufgeſchafft und wir wurden durch viele Stiegen und Gänge in unſere Zimmer geführt. Michel, der neugriechiſch, wie ein Eingeborner ſprach, diente uns zum Dollmetſcher bey den Mönchen. Die Zimmer waren klein, mit hübſchen Teppichen und Kiſſen ausſtaffirt, alles in morgenländiſchem Styl, und von der Decke hing eine ſchon angezündete Lampe. Wir fühlten wirklich ein wonniges Behagen, als wir uns nach dem langen und mühſamen Zuge durch die Wüſte ſo freundlich eingehaust ſahen.

Die Mönche gehören zur griechiſchen Kirche; es ſind ihrer etwa zwanzig, meiſt ältliche Männer. Das Kloſter wurde vom Kaiſer Juſtinian, vor vierzehn hundert Jahren, geſtiftet. Es iſt geräumig und äußerſt reinlich gehalten. Man brachte uns ein frugales Mahl und Dattelbrantwein; darauf wanderten wir in dem Corridor draußen, der auf dem höchſten Theil des Kloſters ſich befindet. Die ſteilen Felsabhänge des Sinai umſchloſſen und überhingen zum Theil das Gebäude und der Mondenſchimmer ruhte auf demſelben. Am folgenden Morgen vernahmen wir die Stimmen der Mönche, die ſich früh zum Gebete verſammelt hatten; ſie luden uns zum Frühſtück im Refectorium ein, das ſie um neun Uhr verzehrten. Dies iſt die einzige Mahlzeit, die ſie den Tag über halten; wer das Bedürfniß fühlt, ſpäter noch etwas zu genießen erhält ein wenig Brod und Käſe nach Sonnenuntergang in ſeine Zelle. Das Frühſtück beſtand aus einem Gericht Erbſen oder Gerſtenſuppe, einigen Rettigen, wozu noch auf die Perſon ein Glas Brantwein kam; ſie genießen niemals Fleiſchſpeiſen. Im Refectorium befindet ſich ein großes Gemälde, worauf Himmel und Hölle vorgeſtellt ſind, um die Mönche an die Nichtigkeit irdiſcher Genüſſe zu erinnern. Nahe bey der Thüre iſt eine kleine Kanzel, wo ein Mönch ſtand, der den andern während des Frühſtücks aus der Bibel vorlas; vielmahl hielten die guten Väter während des Eſſens inne und bekreuzten ſich, wenn gewiſſe Stellen kamen. Nach dem Mahle erhoben ſich alle, wandten ſich unter ſonderbaren Gebährden gegen einen Altar, worauf man ſich auf den Coridor verfügte, wo Kaffee herum gereicht wurde, für jeden Vater zwey Schalen. Dieſe Mönche ſind äußerſt harmloſe Geſchöpfe und im allgemeinen ſehr unwiſſend. Viele von ihnen hatten ſchon ſeit langen Jahren hier gelebt, und das blühende und kräftige Ausſehen der Meiſten gab den ſtärkſten Beweis von der ungemein geſunden Lage ihres Aufenthalts. Nicht ohne ehrfurchtvolles Staunen tritt man am Fuß des Sinai in die große und ſchöne Kirche, deren Boden mit Marmor ausgelegt iſt, und wo ſich eine mit Gold verſchwenderiſch geſchmückte Kanzel befindet; ſie zählt drey hohe Gänge. Von einem dieſer Gänge kommt man in ein kleines Gemach, wo man in einer mit Goldwerk verzierten und von drei Lampen matt erleuchteten Niſche die Stätte zeigt, wo einſt der brennende Dornbuſch geſtanden; die Bildniſſe der heiligen Jungfrau und ihres Sohnes und vieler Heiligen ſtehen rings um die geheiligte Stätte. In einem andern Theil der Kirche, an einer abgelegenen Stelle weiſt man das Grab der heiligen Katharina, der Schutzpatronin des Kloſters. Das Grabmal iſt von weißem Marmor und entſendet die lieblichſten Wohlgerüche; es iſt mit Seide reich behangen, und befindet ſich unter einem Thronhimmel, der von Säulen getragen wird. Die Mönche ſagten: nicht der wirkliche Leib der heiligen Katharina ſey im Grabmahl eingeſchloſſen, ſondern blos ein Abbild von Wachs das ihr vollkommen gleiche. Am Verluſt des Leibes dieſer Heiligen ſind die Katholiſchen Schuld; denn dieſe, vor Neid berſtend, daß ein ſolcher Schatz, welcher zweifelsohne die größten Wunder wirken würde, in die Hände der Griechen kommen ſollte, ſtahlen bey Nacht die Leiche der Jungfrau, einige Tage nachdem ſie geſtorben, und trugen ſie auf ihren Schultern über Berge und Abgründe, bis ſie die Höhe erreichten, wo jetzt der Heiligen Grabmahl ſteht. Sie jubelten ſchon vor Freuden, daß der heilige Schatz auf immer der ihre ſeyn würde, als die Engel, welche vom Himmel herab dieſem Schauſpiel mit Wohlgefallen zugeſehen hatten, urplötzlich niederſtiegen und die Jungfrau mit ſich hinauf in ihre himmliſchen Wohnungen trugen.

Eine von den Kirchenmauern beſteht aus mancherley ausgeſuchten Marmorarten, die, als ein Geſchenk aus der Sophien-Kirche zu Konſtantinopel zum Sinai geſendet wurden. Der Hochaltar iſt ſehr ſchön, da er ſowohl, als die Pfeiler, die ihn ſtützen, mit Perlenmutter und Schildkröten-Schalen eingelegt iſt. Der Superior des Kloſters iſt ein würdiger Mann, voll Anſtand, der die Welt zu kennen ſcheint; er haſchte mit großer Begierde nach Neuigkeiten aus Griechenland, an deſſen Kämpfen und Schickſalen er großen Antheil nimmt. Nach dem Frühſtück lud er uns auf ſein Zimmer, und bewirthete uns mit Früchten und vortrefflichem weißen Wein. Er erzählte uns, daß vor hundert Jahren ein ſeltſames Manuſcript in der Kloſterbibliothek geweſen, welches ſeit undenklichen Zeiten daſelbſt ſich befunden, bis der Großherr von Konſtantinopel ſeine Ablieferung verlangte. Mahomed fand von Zeit zu Zeit bey ſeinen Wirren und Wanderungen Obdach in dem Kloſter am Sinai; aus Dankbarkeit gab er demſelben die Zuſicherung von ſeinem und ſeiner Nachfolger Schutze, da er es aber ſelbſt nicht niederſchreiben konnte, tauchte er ſeine Hand in die Dinte und drückte ſie aufs Pergament. Das iſt gewiß, die Türken behandeln die Mönche vom Berge Sinai mit beſonderer Achtung; die Mönche anderer griechiſcher Klöſter, wenn ſie in den Ländern des Orients reiſen, geben ſich bey Gefahren oder ſchwierigen Lagen für Angehörige des Kloſters vom Berge Sinai aus. Die Väter dieſes Kloſters führen ein düſteres, eintöniges Leben; ſie wagen ſich nie in die Wüſte aus Furcht vor den Arabern, die einen tödtlichen Haß gegen ſie tragen, und ſie mit der gleichen Freude, wie ſo manches Gewild, aus der Welt ſchaffen würden. Vor etwa ſechs Jahren klommen einige dieſer Kühnen die Felswand hinan, welche über das Kloſter vorragt, und erſchoſſen zwey Mönche, die zufällig vor den Thüren ihrer Zellen waren. Durch einen unterirdiſchen Gang, der am Ausgang durch eine ſtarke Thüre vermacht iſt, gehen die Mönche in ihren Garten, den eine hohe Mauer umgibt; er iſt ſchön und reichlich ausgeſtattet und einzig das Werk dieſer frommen Väter. Man ſieht Palmen, Zypreſſen, Pappeln und eine Menge Gemüſearten in demſelben; auch der Weinſtock fehlt nicht und die Reben biegen ſich unter den mächtigen Trauben, die hier ſogar ſchneller reifen, als in Cairo. Als Bonaparte in der genannten Stadt ſich aufhielt, befahl er, daß man die Kloſtermauern höher baue und ſandte zwey Kanonen zu ſeiner Vertheidigung; allein dieſe Männer des Friedens machen nie Gebrauch davon, obwohl eine

Ladung hinreichend wäre, die Araber in die Wüſte zurückzuſcheuchen. Dieſe wiſſen indeß wohl, daß man im Kloſter vortreffliches weißes Brod hat, und kommen und feuern ihre Flinten unter lauten Drohungen gegen die Mauern, bis die Väter das Fenſter auf der Zinne öffnen und eine Menge Brodkuchen hinabwerfen, welche die Araber begierig aufleſen und dann verſchwinden. Die Väter werden mit Reis und Mehl von dem griechiſchen Kloſter zu Cairo verſehen, und die Beduinen laſſen dieſe Vorräthe ruhig paſſiren, weil ſie wohl wiſſen, daß dies das beſte Mitel iſt, ihre Beiſteuern nachwärts einzutreiben.

Die einzige Zerſtreuung und Unterhaltung dieſer frommen Väter iſt ihre Gartenarbeit, und ich konnte nie ohne geheime Bewunderung ihr ſtilles Glück und ihre Zufriedenheit betrachten. Wer mag aber an dieſe ehrfurchtgebietende Stätte treten, an dieſe Wiege des Chriſtenthums, welche ſo voll heiliger Erinnerungen iſt, mitten in den Schauern der Wüſte, wie abgeſchieden von der Welt, wo von ſo kleinem Anfang ſo Großes über die Welt ausging, ohne von tiefer Andacht durchdrungen zu ſeyn, und in Demuth Herz und Auge empor zu richten! —

Seltsame Gerichtshändel.

Im ſiebzehnten Jahrhundert war bekanntlich in ganz Deutſchland der Hanswurſt an der Tagesordnung. Die Zeiten der Reformation hatten zu viel Blut und Thränen geſehn, als daß ſich die folgende Zeit nicht einmal wieder hätte recht ſatt lachen ſollen. Da regierten die Hofnarren in den Reſidenzen, die Faſtnachtsnarren in den Städten, die Quackſalber und ihre Hanswürſte auf allen Märkten, und kein Stand und keine Zunft entbehrte des Narren. Es gab Narrenorden und eine ganze Literatur von Narrenbüchern, deutſch und lateiniſch. Die meiſten davon ſind vergeſſen, ſo auch eins, das zu ſeiner Zeit ſehr geſchätzt geweſen, da es in Nürnberg 1712 die achte Auflage erlebte. Es führt den Titel: Metamorphosis telae juridiciariae das iſt: Seltſame Gerichtshändel, durch Mathiam Abeln von Lilienberg. Wir entlehnen daraus einige treffliche Schwänke.

I Casus.

Es iſt ein Uebelthäter in Sicilia zu Meſſina in Verhaftung gezogen und unter anderen begangenen Laſtern auch, daß er fünf Eheweiber noch im Leben zugleich haben ſoll, bezüchtiget und endlich deſſen überzeuget worden.

Frag.

Wird derewegen von der Obrigkeit gefragt, warum er ſich dieſer Ungebühr unterfangen? Ob er die türkiſche Ueppigkeit einführen und hierdurch den heiligen von Gott eingeſetzten Eheſtand violiren und überſpannen wolle?

Antwort.

Er habe ſolches aus keinem Vorſatz oder Muthwillen, ſondern nur aus lauter wohlmeinendem Fürwitz gethan, zu ſehen, ob er nicht unter ſo vielen Weibern eine fromme Frau überkommen möchte; wie dann er deßwegen, da und dort, mit koſtbarer Mühe umgewandert, aber biß dato die desiderirende Vergnügung nit erlangen können. Dann die erſte wäre ganz maulhenkoliſch und murriſch. Die andere ganz leichtfertig und hätte gern aus ihm einen Cornelium gemacht, wenn er des Taciti Perſon hätte vertreten wollen (Cornelius heißt der Gehörnte, Tacitus der Schweigende, Corn. Tacitus aber iſt ein berühmter Schriftſteller). Die dritte wäre ſonſten eine gute Hauswirthin, aber ſo bös als der leidige Teufel. Die vierte wäre des Weins Erzfeindinn, indem ſie denſelben, wo er nur anzutreffen, mit Haut und Haar aufreibet, verſchluket und darnach, aus lauter Barmherzigkeit ihren Leib zur Begräbniß darleihe. Die fünfte hätte er länger nicht als nur 6 Wochen, wiſſe daher ihre Qualitäten nicht, zweifle doch aus etlichen Muthmaſſungen ſehr, ob ſie fromm ſeye.

Beſcheid.

Man hat, ſeiner mühſamen Um- und Herwanderung und darbey emſig-vorgekehrten Nachforſchung halber ein billiches Mitleiden. Weilen aber zu beſorgen, er möchte ſich in Nachdenk- und Nachfragung eines frommen Weibes auf dieſer unruhigen Welt noch ferners und umſonſten bemühen und abmatten;

Als kan man ihme nicht beſſer einrathen, dann er ſolches frommes Weib im Himmel ſuche. Wie dann er alſobald dem Scharfrichter überantwortet werden ſolle.

II. Casus.

Es hat bey einem Gaſtgeb oder Wirth ein armer Tropf ſein Einkehr genommen und allda zu ſeinem Glück befunden, daß man ein hochzeitliches Mahl zurichtete. Verfügte ſich derohalben in die Kuchen, daſelbſt ſeinen leeren Magen, wo nicht mit Speiſen, wenigſt mit dem annehmlichen davon entſtehenden Geruch zu laben. Der Wirth kommt auch bald hernach mit Befragen, was er da mache und umſonſt bey dem Feuer ſitze, ob ihme zu eſſen nicht beliebe? Der antwortete aber hierauf, daß ihme wieder Verhoffen der liebreiche ſo vieler Speiſen aufgehende Geruch den ganzen Appetit des Eſſens genommen, und ihme nicht anderſt ſeye, als wann er würklich hiedurch geſpeist worden wäre. Wann nun dem alſo, replicirt der Wirth, ſo muſt du auch deswegen die würkliche Bezahlung leiſten, wie denn der Wirth auf beſchehene Weigrung ſich alſobalden mit deſſen Mantel gepfändet.

Klage.

Worüber der Gaſt gedrungen worden, um alſo baldiger Restituirung ſeines eigenthätig hinweggenommenen Mantels zu bitten.

Antwort.

Wie der Kläger ſich unterfangen den Geruch oder Rauch der Speiſen aufzufangen und hierdurch die Zehrung betrüglicher Weis abzuſpannen und reverendo abzuſtehlen.

Replic.

Es ſeye unerhört, daß man wegen des bloßen und ſonſten im Luft vergehenden Geruchs allererſt anjetzo einen Zoll, Mauth oder Aufſchlag geben ſolle.

Duplic.

Weil man anjetzo die Rauchfäng-Gebür und den neuen auf das Holz indifferenter gemachten Aufſchlag abſonderlich entrichten muß, als könne man ihme Beklagten vice versa nicht verdenken, wenn er auch abſonderlich von dem Accessorio, nemlich von dem daſelbſt herkommenden Rauch oder Geruch gegen den Fremdlingen die ſchuldige Gebühr oder Aufſchlag praetendir.

Frage des Richters.

Ob er dann gar kein Geld im Beutel hab?

Antwort.

Mit ja, aber nicht viel, ſondern nur etliche wenige Kreuzer und Pfennig.

Beſcheid.

Weiln aus der beederſeits gepflogenen Red und Gegenred erſcheint, daß der Kläger den Speiſengeruch anſtatt der ſonſten etwa bedürftigen Mahlzeit genoſſen; als iſt es auch billig, daß der beklagte, anſtatt der würklich verhofften Bezahlung eben mit der gleichen Maß und Manier, nemlich mit dem Klang der noch übrighabenden Kreuzer und Pfennig befriedigt werde; wie dann ihme Kläger hiemit auferlegt wird, daß er alſobald das Geld herausgebe und auf dem Tiſch im Beyſeyn des Beklagten auszehle, doch wiederum zu ſich nehme.

(Fernere Casus folgen).

Deutſche Literatur.

Geſchichte des Aufſtandes der Helleniſchen Nation von der Ermordung des Patriarchen und Erklärung des Congreſſes von Kalamata bis auf unſere Tage. Nach den zuverläßigſten Berichten geſchildert von Dr. Ernſt Münch. Erſter Theil. Die Begebenheiten des Jahres 1821. Baſel in der Schweighauſer'ſchen Buchhandlung 1825. Auch unter dem Titel: „Die Heerzüge des chriſtlichen Europa's wider die Osmanen" u. ſ. w. Vierter Theil.

Unſtreitig hat Griechenland durch ſeinen Freiheitskampf das Andenken ſeiner großen, ruhmvollen Vorfahren glorreich erneuert und durch eine unerwartete plötzliche Anſtrengung, mit der es ſich aus ſeiner Knechtſchaft hervorarbeitete, die Aufmerkſamkeit und Bewunderung von ganz Europa verdient. Was allen unglaublich ſchien, hat ſich vor unſern Augen zugetragen, die Griechen ſind ohne andere Hülfe, als ihre eigene, gegen ihre Unterdrücker unverhältnißmäßige Kraft, Sieger und frei und werden es bleiben. Ein ſolches, unter den kultivirten Völkern Europa's unerhörtes Ereigniß, durfte allerdings dem Geſchichtsforſcher nicht entgehen; es mußte ihn anreizen, die Urſachen desſelben aus der Gegenwart und Vergangenheit aufzuſpüren. Man hat (und gewiß mit Unrecht) die Erhebung der Griechen für ihre Freiheit mit ähnlichen Bewegungen in vielen Ländern Europa's in Verbindung geſetzt und einen Einfluß vermuthet, der bey der beſondern Lage Griechenlands und dem Charakter des Volks und des Unternehmens ſelbſt in keiner Hinſicht bedeutend ſeyn konnte. Es wäre intereſſant und lehrreich, die Schickſale der Griechen, ihr inneres Leben, ihre Poeſie, ihre Entwicklung bis zu der Kraft, welche ſie jetzt äuſſern, ſeit dem Fall Conſtantinopels zu verfolgen. Ihre Geſänge und ihr Leben auf den Bergen und in den Thälern, und auf mehreren Inſeln beweiſen, daß Freiheitsſinn und Muth nie von ihnen gewichen. In der Sammlung „Neugriechiſcher Volksgeſänge," die Fauriel in Paris herausgegeben, treffen wir auf Geſinnungen und Thaten, die, eben weil ſie ſich im Geſange des Volkes erhalten haben, auf eine Tiefe und Ausbildung des Gefühls für das Hohe und Große bey der Nation ſchlieſſen laſſen, wie ſie manchen, die im Uebermuth ihres Weisheitsdünkels die Griechen Barbaren ſchelten, fremd ſind. Eben ſo dürfte es manchem europäiſchen Culturmenſchen mit ſeinen überfeinerten Laſtern übel anſtehen, den Vorwurf der Rohheit und Unmoralität gegen die Griechen auszuſtoßen. Auch denen können wir nicht beyſtimmen, welche blos durch eine ſchwülſtige, deklamirende Darſtellung von den unerhörten Leiden und Drangſalen der Griechen uns für deren Sache interreſſiren wollen. Nur zu leicht nimmt das Gefühl die Parthei der Unterdrückten, aber das Mitleid wird ſo kein thätiges, hohes; keine Begeiſterung wird ſo geweckt. Es iſt derſelbe Eindruck, den jeder Schauderroman hervorbringt. Wir meinen, man habe dem Charakter der Griechen nie Gerechtigkeit widerfahren laſſen, man habe die Nation nie auf ihrem geiſtigen und ſittlichen Standpunkt gewürdiget. Wir glauben, es liege in dem Charakter der Griechen etwas Hohes, Großartiges, das unter dem beſtändigen fremden Druck, wo ſich die Nation nie als ein Ganzes kennen lernte, freilich nicht zu allſeitiger Durchbildung und Entwicklung gelangen konnte, das aber nie in ihr erloſch, wie die vielſeitigen Verſuche, ihre Ketten zu zerbrechen, klar beweiſen. — Die[illegible] adelt ihre Leiden und verlei[illegible]hrem Kampf ein höheres Intereſſe, als des Tags.

Unſer Verfaſſer hat bey ſeinem Werke einen andern Plan befolgt, als wie oben angedeutet und auch dies hat ſeine Gründe für ſich. Um der Lichtſeite des Hellenenaufſtandes die gehörige Nachtſeite gegenüber zu ſtellen, verfolgt er die Osmangeſchichte bis in ihre Wiege zurück und ſtellt uns ein Gemälde der Türkenthaten auf. Die drei erſten Bände ſeines Werkes enthalten alle Unternehmungen und Kriege der Türken gegen die Chriſten und die Thaten und Unternehmungen dieſer gegen jene. So iſt die faſt vergeſſene Geſchichte der Muſelmänner in unſern Tagen durch den Gegenſatz gegen Chriſtliches für Europa wieder bedeutend geworden. — Die Reſultate dieſer letztern Kämpfe, oder der „Heerzüge des chriſtlichen Europa's gegen die Osmanen," wie ſie der Verfaſſer nennt, ſind: die Türken blieben in Europa und die Griechen ihre Sklaven, deren Ketten immer enger angezogen und immer härter geſchmiedet wurden. Was blieb ihnen alſo übrig? Sie mußten allein den

Kampf wagen, um ihre Stelle unter den europäiſchen Nationen wieder einzunehmen, zu der ihnen die Erinnerungen und Denkmäler ihrer Altvordern und das Bewußtſeyn der eigenen Würdigkeit mehr als ein heiliges Anrecht geben. Dieſen Kampf beſchreibt der Verfaſſer, vornehmlich nach den Berichten Pouqueville's, Raffenel's und Boutier's lebendig und anſchaulich; nur hätte er tiefer in das griechiſche Weſen eindringen und uns auf einen höhern Standpunkt ſetzen ſollen, wo wir mit einer richtigen Anſchauung des Volkes, deſſen Thaten er uns erzählt, dieſe auch beſſer begriffen und richtiger gewürdiget hätten. Darin zeigt ſich vorzüglich der hiſtoriſche Treffer, daß das äußere Leben eines Volkes, wie es ſich in Geſinnungen und Thaten kund thut, im Sinn und Geiſte deſſelben aufgefaßt und dargeſtellt werde. Dies bedingt die Darſtellung ſelber und aller unnütze Zierrath, aller Wortballaſt fällt dann von ſelber weg, weil das Maaß und die Richtung gegeben iſt. Es leuchtet von ſelber ein, daß eine Geſchichte des Griechenkampfes nur ein Verſuch, eine Vorarbeit ſeyn kann, ſo lange die Akten des Streites ſelber nicht vollſtändig und geſchloſſen vor uns liegen und alle Zeugen, ihrer Kenntniß und Glaubwürdigkeit nach, abgehört ſind. Indeß iſt es immer verdienſtlich, wenn uns das, was wir blos zerſtückelt oder nach dem Partheigetriebe des Tages entſtellt vernommen, in unbefangener, zuſammenhängender Darſtellung vor die Seele gebracht wird. Es enthüllt ſich uns ſo auf einmal die ganze Gefahr und Größe des Kampfes; mit jedem Schritte, den die Griechen vorwärts thun, wächſt unſer Intereſſe und unſere Beſorgniß, unſere Begeiſterung, als ob wir mit Theil am Kampfe nähmen. Der erſte Band der „Geſchichte des Aufſtandes der helleniſchen Nation“ erzählt in 14 Kapiteln die Ereigniſſe des Jahres 1821. Noch iſt allen die ſchreckliche Ermordung des griechiſchen Patriarchen zu Konſtantinopel, womit das erſte Kapitel anhebt, erinnerlich, eben ſo die Kämpfe in der Moldau und Wallachei, der Opfertod der heiligen Schaar, Ypſilanti's Gefangennehmung, der Aufſtand in Attika, Morea, auf den Inſeln u. ſ. w. Das letzte Kapitel enthält die Organiſirung einer Regierung unter den Hellenen und ihr Verhältniß zu den auswärtigen Machten. Wir wünſchen, es möge der Inhalt dieſes Buches die Leſewelt ſo feſſeln, daß ſie ein Paar Dutzend ſchwammiger Romane darüber vergeſſe und ihnen das Schickſal bereite, welches ſie verdienen.

Wir wollen hier gelegentlich noch eines andern Werkes über einen nicht minder intereſſanten Gegenſtand, nämlich über „die Schickſale der alten und neuen Kortes von Spanien (Stuttgart bei Metzler 1824)“ von demſelben Verfaſſer gedenken. Leider müſſen wir bekennen, daß die endloſen Druckfehler von denen faſt keine Seite verſchont iſt, die Lektüre desſelben, ſo einladend auch ſein Inhalt (beſonders des Kapitel des 3ten und 4ten Buches) iſt, höchſt unangenehm machen. Indeß würde man dem Verfaſſer Unrecht thun, wenn man ſeine Arbeiten unter die ephemeren Erſcheinungen des Tages über dieſelben oder ähnliche Gegenſtände zählen wollte; ſie zeichnen ſich durch größere Gründlichkeit, Fleiß und Liebe in der Darſtellung und vornehmlich durch eine ſelbſtändige, unbeſtechliche Anſicht und Geſinnung vor allen andern zu ihrem Vortheil aus.

Selam, oder die Sprache der Blumen. Berlin bei Chriſtiani (ohne Jahrzahl). Zweite vermehrte Auflage. S. 659.

Es iſt ein ſehr ſinnreicher und glücklicher Gedanke, die ganze reiche Welt der Poeſie, die ſich von jeher an die Blumen angeſchloſſen, die ſymboliſchen Deutungen, welche die Dichter aller Länder und Zeiten den Blumen beigelegt, in einem abgeſchloſſenen Werke, wie aus allen tauſend Blumen den Honig in einem Bienenhauſe, zu vereinigen. Schon dieſer Gedanke giebt dem vorliegenden Werke, großen Werth. Die Ausführung iſt unleugbar fleißig, doch immer theils nicht genügend, indem bei weitem nicht alle hiefür wichtigen Dichter, beſonders nicht die Mittelalterlichen, benutzt worden, theils etwas zu weitläuftig und ſchwülſtig, indem eine Menge dem Sinne nach matte, falſche oder ſich wiederholende Dichtungen aufgenommen ſind, beſonders der angehängte Blumenkorb von Blumenliedern mit vielen Klatſchroſen und Stinkblumen geſchmacklos überfüllt und verunſtaltet iſt.

In alphabetiſcher Ordnung folgen die Blumen auf einander, jede mit ihrer ſtetigen oder wechſelnden Deutung, die wieder durch namentliche dichteriſche Stellen belegt wird. Blumenfreunden muß dies ſehr erfreulich ſeyn, und jedem, der Sinn für Poeſie hat. Unſern jungen Dichtern aber kann das Schöne, wie das Gemeine, das ſchon anderwärts über Blumen geſagt iſt, zur Warnung dienen, jenes nicht ewig neu zu wiederholen und abzuſchleifen, dieſes aber überhaupt ganz zu vermeiden. So könnte namentlich, was über die Roſe beigebracht iſt, den elenden Tändeleien mit dieſer Blumenkonigin endlich ſteuern; denn der Sammler hat in der That nichts triviales ausgelaſſen, was ſich irgend darüber ſagen läßt und bereits hundertmal geſagt worden, während wir nur ungern grade die ſchönſten Symbole, die das Mittelalter in Dicht- und Baukunſt, in Legenden, Romanzen, Minneliedern und großen Allegorien an die Roſe geknüpft, ganz übergangen finden.

Miszellen.

Der Handel wurde noch im 16ten Jahrhundert von den Regierungen nicht beachtet, und den Kaufmannſtand betrachtete man bei dem noch ſehr regen ritterlichen Geiſte faſt mit Verachtung. Als daher Guſtav Waſa, König von Schweden, im Jahr 1541 Franz I. dem König von Frankreich vorſchlug, mit ihm einen Handelstraktat zu ſchließen ohne Dazwiſchenkunft der Holländer, die im Beſitz des Speditionshandels waren und die Waaren häufig verfälſchten, ſo that er es nur mit Schüchternheit, als trüge er dem König ein ſeiner Aufmerkſamkeit unwürdiges Geſchäft vor.

— Das Tönen iſt ein Rückgang der Materie in Aether, ein Rückgang der Welt in Gott. Durch den Ton giebt ſich der Geiſt Gottes kund.

Der Ton iſt die erſte Loswindung des Thiers von aller irdiſchen Materie. Durch das Ohr wird das Thier erſt geiſtig.

(Okens N. Phil.)

Druckfehler. S. 35 Z. 6 v. O. muß es heißen: geſpuckt hat.
— 40 Z. 16 v. U. — — — den Deutſchen ꝛc.
— 52 Z. 8 v. U. — — — ſo ſehr ſt. ſofern.
— 58 Z. 17 v. O. — — — Egerton.

Neue Fabeln

von Demokrit Schmerzenreich.

7. Der Kanzelredner.

Unter den Menſchenkünſten allen
hatte einem gereiſten Affen
unſer Predigen wohl gefallen:
wie nach dem Einen ſich Alle kehren
und mit Schweigen ihn tief verehren.

Aehnlichen Ruhm ſich anzuſchaffen,
hatte der Aff die Kanzelkunſt
abſtudieret mit ganzer Brunſt,
daß viel Menſchen bei ihm verweilten
und ihm lachend ihr Lob ertheilten.

Alſo gedacht' er heimzureiſen,
ſeine Brüder zu unterweiſen;
kam mit dunkelem Kleid und Blick
gut beſchult in ſein Land zurück.

Hier beſtieg er, nach kurzer Raſt,
ſeine Kanzel auf einem Aſt.
Zu der verſammelten Meng' hinunter
blinzelt' er weiſe, ſanft und munter;
drauf begann er in hohlen Tönen
gleichſam Gedanken auszuſtöhnen;

blickte zum Himmel und zur Erden,
wechſelte rechts und links Gebehrden,
und die Gemeinde zeugte laut:
daß er ſie herrlich auferbaut.

Aber ein Freigeiſt unter den Affen
wetzte den Mund zur geiſtlichen Fehde,
und hub an: „O eitler Dunſt!
ganz gleicht Dieſer da einem Pfaffen,
denn es mangelt zur Redekunſt
nichts ihm, außer die Kunſt der Rede.“

Kurzer Ueberblick über die engliſche Literatur im Jahr 1824.

(Fortſetzung)

Walter Scott iſt, als Dichter, Byron nicht ſo unähnlich, als es auf den erſten Blick ſcheinen möchte. Sie waren übrigens ſtets in gutem Vernehmen; Byron war ſtolz auf ſeine ſchottiſche Herkunft und Walter Scott ſpitzte mehrmals ſeine Feder zum Lobe ſeines hohen Freundes. Scott iſt in dieſem Jahr auch beſonders fruchtbar geweſen, indem er mit zwey Romanen auftrat, dem Ronansbrunnen, von dem wir bey einer andern Gelegenheit geredet haben, und Redgauntlet. In Bezug auf den letzten Roman enthält ein angeſehenes engliſches Journal folgende Stelle: „Die große Popularität Walter Scott's iſt ein Zeichen der Zeit, und das Intereſſe, welches die gegenwärtige Generation an blos beſchreibenden Werken nimmt, welche eine Reihe, alles ſittlichen Intereſſes entblößter Gemälde enthüllen und Charaktere darſtellen, deren politiſches Treiben eben ſo verworfen, als ihr Privatwandel entwürdiget iſt, iſt ein unzweideutiges Zeichen von ſchuldvoller Gleichgültigkeit für Recht und Unrecht, und von einer Geiſtesentmannung, welche die Vorläufer einer allgemeinen Entwürdigung ſind. Wie viel von dieſer Wirkung den Talenten des Verfaſſers, oder den Beſonderheiten des Zeitalters anzurechnen iſt, verdient eine reifliche und ernſte Erwägung." — Wir haben von dieſem Roman zwey deutſche Ueberſetzungen, die gewiß in den Händen aller Leſer ſind, daher wir uns enthalten, des Breiteren darüber zu reden; nur bemerken wir, daß hier Walter Scott, ſo wie in vielen andern Romanen das ſittliche Intereſſe dem irdiſchen der Unterhaltung, wie etwa bey einer ſchönen reichbeſetzten Tafel, unterwirft. Man könnte freilich einwenden, daß dergleichen Gemälde, wie eine Welt ſeyen, wo jeder nach den Bedürfniſſen ſeiner Natur und Erziehung das Gute hineinlegen, oder herausfinden könne. Allein wir wollen in der Dichtung keine alltägliche Welt, ſondern eben eine poetiſche, deren Wahrheit und Schönheit ohne Unverletztheit des ſittlichen Ideals nicht beſtehen kann.

Lord Byron und Walter Scott ſind eigentlich in einem gewiſſen Verſtande mehr dichteriſche Maler, als geniale Dichter. Beide bewegen ſich in einem beſtimmten Kreiſe, über den ſie nie hinaus ſchreiten dürfen, ohne aus der Rolle zu fallen. Sie ſpielen nur auf einem Inſtrument, das jeder für ſich beſonders geſtimmt hat, ohne den ganzen Umfang und die Tiefe der Muſik zu ahnen oder zu verſtehen; der eine, wie ihn ſein Gott oder Dämon treibt, unbekümmert um den Ton der Saiten und die Harmonie, wenn er nur ſein Herz einer Bürde entladet; der andere kennt ſein Inſtrument beſſer, er hat durch lange Uebung dasſelbe kunſtreicher ſpielen gelernt. Beide verfallen in eine gewiſſe Monotonie; es fehlt ihnen innere Mannigfaltigkeit. Byron dramatiſirt die äußere Natur, Scott beſchreibt ſie. Byron's Dichtungen haben ihn ſelbſt und ſein abentheuerliches Leben und alles, was darin vorging, Gutes und Böſes, Hohes und Gemeines zum Mittelpunkt, die von Walter Scott das ſchottiſche Leben und die ſchottiſche Natur. Die Grundlage beider iſt hiſtoriſch, bey dem erſten jedoch autobiographiſch.

Die Gemälde aus dem Leben und dem Lande eines eigenthümlichen, kräftigen, heldenkühnen Volkes haben ſchon an ſich und als bloße Geſchichte etwas ſehr anziehendes, wenn ſie auch nicht mit dem Reichthum eines Talents ausgeſtattet und dargeſtellt wären, wie es Walter Scott beſitzt. Daß er an dieſe Fundgrube zu poetiſchen Darſtellungen gerieth, war wirklich ein wahrer Fund für ſein Talent und die Poeſie; er mußte ein nationaler, wenn auch nicht origineller Dichter werden und konnte des Beifalls ſicher ſeyn. Aber die ſchottiſche Heldenwelt hat, wie die Berge, Thale, Seen und die eintönigen Brandungen des Meers an die Felsklippen, die ſie umgeben, etwas abgeſchloſſenes und laſſen nur einen, zwar reichen aber doch in höchſt ähnliche, faſt gleiche Gleiſe zurückführenden, Kreislauf zu. Darum kommen in Scotts Romanen dieſelben Charaktere und Erſcheinungen nur in andern Geſtalten und Beziehungen immer wieder vor. Der Reichthum der Geſchichte und die Thatenfülle iſt mehr ſcheinbar, denn dieſelben Grundſätze, daſſelbe Streben, dieſelbe Richtung und Beſchäftigung der Kraft und des Lebens erben ſich in ununterbrochener Folge von den Vätern auf die Söhne und Enkel fort. Dieſelbe Erſcheinung erblicken wir überall, wo ſich neben der Eigenthümlichkeit des Landes eine derſelben entſprechende Eigenthümlichkeit des Volks gebildet und in einander eingelebt hat. Ohne Schottland gibt es keine ſchottiſchen Helden und umgekehrt. Daher iſt dem Walter Scott die Schilderung des Landes, des äußerlichen Lebens überhaupt eben ſo wichtig, als die Perſonen und die Erzählung; daher treten bey ihm auch oft die Haupthelden und Hauptheldinnen in Hintergrund zurück und ſcheinen ihm blos zur Folie ſeiner Gemälde zu dienen. Dies Talent zu ſchildern, womit er eine terra incognita, mit allen Reizen ſeines maleriſchen Pinſels ausgeſchmückt, auf einmal leibhaftig vor unſere Seele zaubert, iſt es auch vorzüglich, das einen ſolchen Furore, ſo weit Romane geleſen werden, hervorbrachte. Er zeichnet ſeine Perſonen und das äußere Leben bis ins kleinſte Detail, bis in die kleinſte Falte, und führt mit der Feder aus, was der Landſchafts- und Hiſtorienmaler mit dem Pinſel thut.

Aber Scott's Gemälde ſind von dem innern großen Leben losgeriſſen, ſie ſtehen iſolirt und außer Zuſammenhang da. Die Geſchichte ſeines Volkes iſt ein Heldenepos, darin nur ein Geiſt lebt. Er hat ſie zerbröckelt und zerſtückelt, wir ſehen keinen innern Zuſammenhang mehr und der innere Genius verſtummt in dem Tumult der äußern Erſcheinungen und gewaltſamer Leidenſchaften. Darum haben engliſche Kritiker ſeine Dichtungen

„eine reizende Aeußerlichkeit“ (a pleasing superficiality) genannt. Seine Charaktere leben nur ein äußeres Leben; er ſchildert nur die Wirkungen und Erſcheinungen, wie ſie ſein maleriſches Talent auffaßt, aber nicht die Thatſachen und Urſachen; er individualiſirt das innere Leben nicht; er zeichnet, aber charakteriſirt nicht immer. Zum Romantiker fehlt ihm die Höhe und Tiefe der Phantaſie und des Gemüths, zum wahrhaft großen Dichter die poetiſche Weltanſchauung. Es gibt etwas, das unmittelbar den Genius der Menſchennatur erfaßt und erhebt; das aber, weil es unbeſchreiblich iſt, Walter Scott nicht hat. Man könnte ſeine Dichtungen dem äußern, kunſtreichen Schmuck und Zierrath eines gothiſchen Domes vergleichen; jener Schmuck hat an ſich etwas Schönes; dieſe Schönheit wird jedoch nur durch das, was im innern Heiligthum iſt, zur höchſten Schönheit und Harmonie, weil ſie das Göttliche ſinn- und bedeutungsvoll in einen heiligen Leib zaubern will und das Irdiſche durch die Kunſt mit dem Himmel zu vermählen ſtrebt. Jenes innere Heiligthum blieb dem Genius Walter Scotts verſchloſſen. Er wußte aber das Aeußere ſo reich und kunſtvoll zu geſtalten, daß die gläubige Welt meint des inneren Heiligthums entbehren zu können.

Wir wollen bey dieſer Gelegenheit ein Werk anführen, das Walter Scotts Romane hiſtoriſch erläutern ſoll. (Illustrations, critical, historical, biographical and miscellaneous of novels by the author of Waverley. By the Rev. Richard Warner. London 1824. 3 vols.) Der Verfaſſer desſelben miſcht viele Perſönlichkeiten in ſeine übrigens geiſtreichen Erläuterungen und meint unter anderm, Walter Scott ſey ein Tory, welches aus des Dichters Werken ſchwer zu beweiſen ſeyn möchte; denn er misbraucht die Geſchichte nie zu Partheizwecken, ſondern verknüpft die hiſtoriſchen Thatſachen ſo in ſeine Romane, wie ſie überliefert worden ſind. Warner's Werk enthält in jeder Hinſicht ſehr viel belehrendes und wichtige Dokumente, die uns zeigen, wie wahr und gewiſſenhaft Walter Scott in hiſtoriſchen Dingen iſt, ein Ruhm, der vielen ſeiner Nachahmer und beſonders dem Verfaſſer „der Bilder aus der Schweiz“ abgeſprochen werden muß. Wir glauben nicht ſehr irre zu gehn, wenn wir Scott's Dichtervorzüge dem Talent vergleichen, welches er in ſeinem Knabenalter vor allen übrigen gezeigt und geübt hat. Es war das Talent der Landſchaftsmalerey nach der Natur.

Wie die Planeten ſich um die Sonne drehen, und von ihr das Licht borgen, ſammelten ſich eine Menge untergeordneter Geiſter um Walter Scott, und zupften ihm um die Wette, die Federn aus. Man hat bemerkt, daß die Miſſes und Miſtreſſes Edgeworth, Auſſen, Benger, Owenſon, Porter, Weſt, Brunton, Opie u. ſ. w., deren Namen ſonſt auf den Romantiteln glänzten, den Gentlemen's das Feld räumen mußten. Dieſe Revolution hat Walter Scott bewirkt. Ihm ſekundiren in Schottland Wilſon, Lockhart, Galt, Hogg, in Irland Maturin und Moore, und in Amerika Brown, Cooper und Waſhington Irving, und außerdem noch viele Ungenannte. Wo ſo viele Federn thätig ſind, darf man ein reiches Erntefeſt erwarten, und dennoch iſt alles ſo ephemer, daß wenn es ein Tag auf dem Putztiſch gelegen und mit zierlichen Fingern durchblättert iſt, die Dame den folgenden Morgen gähnend nach neuem Unterhaltungsſtoff fragt. Ehe ein engliſcher Roman ins Deutſche überſetzt iſt, hat man ihn in ſeiner Heimath, von einem andern verdrängt, längſt vergeſſen. Dieſer Leſewuth iſt nur die Schreibwuth zu vergleichen; man liest und ſchreibt heutzutage ſo in einem Athem weg, daß man nicht davon reden, ſondern mit Hamann zu ſprechen, nur davon keuchen kann.

Indeß wollen wir ſehen, welche Blumen in dem engliſchen Kunſtpark zu pflücken ſind. Vor allen andern ziehen durch ihren Gewürz- und Salzreichen Geſchmack „die Erzählungen eines Reiſenden“ (Tales of a traveller) unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie ſind von dem berühmten Waſhington Irving, dem es beliebte, ſich in den beſcheidenen Namen eines Geoffrey Crayon zu verhüllen. Der arme Geoffrey liegt unpäßlich in Mainz darnieder. Was ſoll er thun, die lange Weile zu vertreiben? Leſen mag er einmal kein Buch, was iſt alſo natürlicher, als der Gedanke, eines zu ſchreiben? Gedacht, gethan. So liegen zwey nette Bände geiſtreicher Erzählungen vor uns. An Manigfaltigkeit fehlt es ihnen nicht. Sie zerfallen in 4 Abſchnitte;

der erſte enthält Geiſtergeſchichten, oder wie ſie der Verfaſſer nennt: „Seltſame Geſchichten von einem nervöſen Gentleman;“ der zweite Geſchichten aus der Literatur und dem gemeinen Leben mit der Aufſchrift: „Buckthorne und ſeine Freunde;“ der dritte „italieniſche Banditengeſchichten“ und der vierte „Geſchichten Amerikaniſcher Geldgräber.“

Wir wollen eine von den Geiſtergeſchichten zum Beſten geben, ſie iſt überſchrieben: „Das Abentheuer eines deutſchen Studenten.“

Gottfried Wolfgang, ſo heißt der deutſche Student, hatte in Göttingen ſtudirt. Er führte ein einſames Leben und war eine jener Naturen, die ihre Phantaſie ſo gern mit Geſchichten und Träumen erfüllen. Sein Körper litt unter den Anſtrengungen des Geiſtes, der von der Erde weg nur mit Geiſtern verkehren wollte. Seine Freunde meinten, daß ihm eine Ortsveränderung wohlthun würde, und riethen ihm zu reiſen. Wolfgang ging nach Paris, wo gerade die Revolution ausgebrochen war Mit Begeiſternng faßte er die neuen Grundſätze auf, die ein goldenes Zeitalter der Menſchheit herbeyführen ſollten. Er ſtöberte die alten Bücher in der Bibliothek zu Paris auf, mit deren Koſt er ſich nährte, allein ſein glühendes Temperament ſehnte ſich nach einem Weſen, das ſeine Gefühle theilte; ſeine Phantaſie zauberte ihm die ſchönſten Geſtalten vor, mit denen ſich ſein Herz in der Einſamkeit nährte. Da erſchien ihm im Traume mehrmals hinter einander eine übernatürliche Schönheit, deren Bild ihn ſtets verfolgte und zur heftigſten Leidenſchaft entflammte.

Eines Abends führte ihn bey einem ſchrecklichen Ungewitter der Weg gerade an der Guillotine vorbey, wo täglich ſo viele Opfer fielen. Bey dem Schimmer des Blitzes ſah er eine weibliche ſchwarz eingehüllte Geſtalt am Fuß der Guillotine ſitzen. Es war dieſelbe, die er im Traum geſehen. Die Liebe erwachte in ihm mit ihrer ganzen Stärke. Er redete ſie an. „Ich habe keinen Freund auf Erden“ antwortete ſie. „Aber eine Heimath haben Sie?“ „Meine Heimath iſt im Grab.“ Dieſe dumpfe Antwort hatte Wolfgang's Theilnahme auf's höchſte geſteigert. Sie folgte ihm in ſeine Wohnung. Hier erklärte er ihr ſeine Liebe, auf ewig bin ich der Ihrige, rief er. „Auf ewig?“

entgegnete die Geſtalt feierlich; „ja dann bin ich auch die Ihrige." Früh am folgenden Tag ging Wolfgang aus, um eine geräumigere Wohnung zu ſuchen. Bey ſeiner Rückkehr hoffte er ſeine Geliebte heiter und erfriſcht zu finden. Wie erſtaunte er, als ſie noch nicht aufgeſtanden, ſondern eine Leiche im Bette lag! Das Haus gerieth in Beſtürzung, da es Wolfgang mit dem wilden Ausbruch ſeiner Klagen erfüllte. Man rief die Polizey. „Großer Gott! iſt's möglich?" rief voll Schrecken der Polizeioffizier. Die da wurde geſtern guillotinirt. Er nahm die ſchwarze Binde von ihrem Hals, und der Kopf rollte auf den Boden. Der Student kam von Verſtand. Er glaubte, daß der Teufel die Todte beſeelt habe, um ihn in ſeine Schlingen zu locken. Wolfgang endete ſeine Tage in einem Irrenhauſe.

Dieſe Geiſtergeſchichten ſind jedoch bey weitem nicht ſo bedeutend, als die von unſerm Hoffmann; ihr größter Vorzug beſteht in der Darſtellung. Auch die Erzählungen der übrigen Abſchnitte bieten nichts ſo ausgezeichnetes dar; wir haben in unſerer Literatur Trefflicheres. —

„Die Lebensgeſchichte des Mathew Wald" (The history of Mathew Wald. Edinburgh 1824) von dem Verfaſſer des Valerius, Reginald Dalton u. ſ. w. wird ſehr gerühmt, und wir zweifeln nicht, daß ſie dem deutſchen Publikum in einer Ueberſetzung aufgetiſcht wird. Sie kommt gerade aus der Nähe des „großen Unbekannten." Bekanntlich gibt's in Edinburg, dieſer windigſten aller Städte, eine große Zahl junger Advokaten, deren Rechtsbegriffen es keineswegs widerſtreitet, „ihren Nächſten" zu plündern. Die Phrenologiſche (Gehirnforſchende) Geſellſchaft, die ſich in Edinburg befindet und ein Journal (phrenological Journal) herausgibt, ſcheint dieſen Induſtriezweig wirklich zu befördern, und vielleicht iſt es ihrem Einfluſſe zuzuſchreiben, wenn die Köpfe von Romanen, wie bey Waſſerſüchtigen, anſchwellen, und ihre Abzapfung mit Hülfe des Lumpenpapiers geſchieht.

Mathäus Wald, der Held des Romans, erzählt ſeine eigene Geſchichte, wodurch er ſchon keinen geringen Grad von Selbſtliebe verräth, indem er meint, ſein Selbſt müſſe auch das Publikum intereſſiren. Viele Selbſtbiographien hätten ungeſchrieben bleiben können, weil die Originale nichts taugten; anders nimmt ſich der Menſch auf dem Papier und anders im Leben aus. Allein hier haben wir's mit einem Roman zu thun und der Held desſelben beſitzt wirklich eine bedeutende Eigenthümlichkeit, die auch in der Art ſeiner Erzählung, und der Auffaſſung der Lebensverhältniſſe beſonders hervortritt.

Mathäus Wald, der einzige Sohn des Kapitain John Wald, wird nach dem Tode des Vaters von ſeiner Tante auferzogen. Der Vater hatte dieſe nämlich als die Wittwe ſeines Bruders in Schutz genommen und ihre Tochter zur Erbin ſeines Vermögens eingeſetzt; aus welchen Gründen, braucht hier nicht erzählt zu werden. Mathäus erhielt alſo nur ein ſchmales Vermögen, doch ſollte er zu ſeiner Zeit ſeine Nichte, Katharina Wald, zur Frau bekommen. So verfloß ſeine Jugend und es erwachte in ihm die ſtärkſte Liebe zu Katharina, die neben ihm heranwuchs.

Katharina's Mutter ſchreitet zu einer zweiten Ehe mit dem Pfarrer des Orts. Dies führt mancherlei Veränderungen und neue Bekanntſchaften und Verbindungen herbei. Mathäus Wald hat ſich von den Träumen ſeiner Jugend und Katharina losgeriſſen und iſt auf die Schule gegangen. In ſeiner Abweſenheit wird nun Katharina an einen Gentleman verkuppelt, den ſie in der Folge heirathet.

Mathäus kehrt nach drei Jahren zurück und ſieht ſeine Katharine als blühende Jungfrau herangewachſen. Aber wie bald ſtürzt er aus ſeinem Himmel, als er die Entdeckung macht Katharine liebe einen anderen. Er verläßt ſeine Heimath, geht nach Edinburg mit allerlei Anſchlägen, die aber nicht gelingen wollen. Endlich wird er Hofmeiſter bey einem Edelmann, und verliebt ſich in die natürliche Tochter desſelben. Nach dem Tod des Edelmanns, der bald erfolgt, ſtudirt er Medicin, wird Landdoktor und heirathet ſeine Johanna, die natürliche Tochter jenes Edelmanns. Indeß entdeckt ſich's nach einiger Zeit, daß Johanna die rechtmäßige Tochter des verſtorbenen Baronets war, wodurch denn Mathäus Wald auf einmal zu großen Reichthümern und Ehren gelangt.

Indeß hatte Mathäus Wald ſeine Katharine doch nicht ganz aus dem Herzen verdrängen können. Immer brannte ſeine Liebe für dieſelbe unter der Aſche fort. Er ſieht ſie wieder. Dies Wiederſehen wird die Quelle vielfältigen Unglücks; denn Johanna erfährt dabei, daß ſie eigentlich nie Wald's Liebe beſeſſen. Katharine befindet ſich im tiefſten Jammer; denn ihr ſchlechter Gemahl hat ſie verrathen und verlaſſen. Von jetzt an nimmt alles eine traurige Wendung. Wald ſieht den Jammer und das Unglück Katharinens, er macht ſich ſelbſt die größten Vorwürfe. Der Zufall entdeckt ihm den Gemahl Katharinens; er fällt von ſeiner Hand.

In einem Anhang erfahren wir noch, daß er in der Verzweiflung ſeine Heimath verlaſſen; ſpäter nachdem die Qualen der Reue etwas gemildert worden, hat ihn eine unbezwingliche Sehnſucht auf die alte Stätte ſeiner Freuden und Leiden zurück geführt, wo er ſtarb.

Dieß iſt nur das magere Skelet des Romans; man ſieht aus demſelben ſo viel, daß das Ganze nichts Neues, Originelles iſt. Es iſt eine gewöhnliche Geſchichte. Allein die Kunſt, mit welcher der Verfaſſer dies Skelet mit Fleiſch und Blut und Leidenſchaften bekleidete, das Intereſſe ſteigerte, und die Charaktere mit aller Treue feſthielt, erhebt ihn über viele Romandichter auch vom beſſeren Schlage.

Den Vorzug haben die engliſchen Romane vor den gewöhnlichen deutſchen, daß ſie eine gute Geſchichte enthalten, worin der Knoten auf eine intereſſante Weiſe geſchürzt iſt, worin ferner Situationen vorkommen, die Gemälde der Leidenſchaften liefern, wie ſie die menſchliche Natur darbietet, und daß endlich die ſtyliſtiſche Ausführung und Gewandtheit ihnen ein gewiſſes Anſehen der Klaſſizität gibt. Dies ſtimmt mit dem Charakter der Engländer zuſammen, die poſitives, faktiſches wollen, wovon ſie irgend eine Anwendung im Leben und aufs Leben abſehen können. Alles muß ihnen in Verbindung mit der Cultur, wie ſie iſt, und dem Leben, worin ſie ſich bewegen, erſcheinen, mit einem Worte, ſie denken, thun, ſchreiben alles in Bezug auf ſich und nur auf ſich. Sie wollen auch darum blos allein frei ſeyn, damit *ſie allein* die Vortheile der Freiheit genießen können. Dieß iſt ihnen der einzige Maßſtab für die Beurtheilung alles Thuns, und das einzige Richtmaß für alle Beſtrebungen.

Die Fanarioten zu Constantinopel.

Die *Fanarioten* ſpielten ſeit langem bey der hohen Pforte eine wichtige Rolle; ſie verwalteten das Hoſpodariat in den Fürſtenthümern der *Moldau* und *Wallachei*, wo die Wiege des gegenwärtigen Griechenkampfes war. Seitdem ſie ſich aber hier für die Sache der Freiheit zuerſt erhoben, verloren ſie alle Privilegien und Gerechtſame in dieſen Fürſtenthümern, und nach *Ypſilanti's* Niederlage hat der Divan die alten Geſetze und Privilegien dieſer Länder wieder hergeſtellt, und den eingebornen Bojaren die Beherrſchung derſelben im Namen der hohen Pforte wieder aufgetragen. Es iſt unſere Abſicht hier nicht, die Urſachen und den Verfolg des Aufſtandes in den beiden Fürſtenthümern zu ſchildern; wir wollen nur einige weniger bekannte äußerſt merkwürdige Umſtände und Thatſachen aus der frühern Geſchichte der Fanarioten nachholen, welche allerdings geeignet ſind, das Intereſſe der Leſewelt zu erwecken, und zugleich über die Art und Weiſe, wie die Fanarioten zu ſo großem Anſehen in den Fürſtenthümern gelangt ſind, gehöriges Licht verbreiten können. Wir verdanken das Detail dieſes Aufſatzes dem Werke eines griechiſchen Arztes, das im April vorigen Jahrs zu Marſeille herausgekommen. *)

Die Fanarioten bilden eine Klaſſe von Griechen, welche das Quartier *Fanar* zu Conſtantinopel bewohnen, hart an den Ufern des Boſporus, dem Arſenal gegenüber, wo früher auch die europäiſchen Geſandten zu reſidiren pflegten, die jetzt aber Pera zu ihrem Aufenthalt gewählt haben.

---

*) Essai sur les Fanariotes, où l'on voit les causes primitives de leur élévation aux Hospodoriats de la Valachie et de la Moldavie, leur mode d'administration et les causes principales de leur chûte etc. Par Marc-Philippe Zallony, Docteur en médecine, ancien médecin de Jussuff-Bacha etc. Marseille 1824.

Da die Türkiſchen Geſetze allen Mahomedanern verbieten, die Sprache einer ungläubigen Nation zu erlernen, bedurfte die hohe Pforte immerdar der Dollmetſcher zu ihren diplomatiſchen Verhandlungen. Anfangs wurden Juden, oder chriſtliche Renegaten zu dieſem Geſchäft gebraucht, dann kam es in die Hände der Fanarioten. Dies Amt war zuerſt ſehr unbedeutend, und der, welcher es bekleidete, hieß ſchlechtweg Grammatikos. Unter Mahomed IV brachte es Panayotaki, der damalige Grammatikos dahin, daß man den Dollmetſcher auf einen regelmäßigen Fuß ſetzte, ihm amtlichen Rang gab und größeres Vertrauen ſchenkte. (1669) Der Divan wies dem Panayotaki wirklich Zimmer im Pallaſte an und verlieh ihm den Titel eines Terziman oder Drogman, dem er noch nach einer ernſtlichen Berathung die ehrenvolle Erlaubniß beifügte: er dürfe den Bart wachſen laſſen. Panayotaki's Nachfolger genoſſen derſelben Vortheile und ſogar noch eines Zuwachſes an Ehren; ſie erhielten das Vorrecht, ſich gleich Türkiſchen Edelleuten zu kleiden mit der alleinigen Ausnahme des Turbans, an deſſen Statt ſie eine mit Hermelin aufgeſtutzte Mütze trugen; ſie durften zu Pferde aufziehen von drey oder vier Dienern begleitet, die Kalpaks (ungeheure Pelzmützen) trugen, ein Privilegium, das bey einem Griechen unerhört war. Dieſe Auszeichnungen erweckten den Ehrgeiz der Fanarioten, deren angelegentlichſtes Geſchäft es nun wurde, ihre Kinder türkiſch, italieniſch und ſpäter franzöſiſch lernen zu laſſen, damit ſie bey Zeiten zur Ehre gelangen möchten, einen Bart zu tragen und zu Pferde aufzuziehen. Später wurde zum Drogman des Divans noch ein Drogman der Flotte beygefügt, der den Kapudan Paſcha begleiten mußte, wenn er auf dem Mittelmeer die jährlichen Steuern einſammelte. Da dieſe Dollmetſcher die einzigen Mittelsperſonen bey den Verhandlungen zwiſchen den unwiſſenden Miniſtern der Pforte und dem übrigen Europa waren, erlangten ſie bald einen wichtigen Einfluß auf die Rathſchläge der Muſelmänner, und die verſchlagenen und gewandten Griechen wußten dieſen Einfluß zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen. Sie waren bald mit dem mäßigen Einkommen ihrer Stelle und den erhaltenen Auszeichnungen nicht mehr zufrieden; ſie fingen an, ſehnſüchtige Blicke auf die Fürſtenthümer der Moldau und Wallachei zu werfen, welche bisher von eingebornen Prinzen unter der Oberherrlichkeit der hohen Pforte regiert worden. Die Fanarioten boten alle Mittel der Intrigue und ihre ganze Schlauheit auf, um dies Ziel ihres Ehrgeizes zu erringen. Der letzte eingeborne Hoſpodar, der unglückliche Baſſaraba Brankovano, wurde des Hochverraths angeklagt, abgeſetzt und elendiglich ums Leben gebracht. Durch die trügeriſchen Verheißungen ſeiner Drogman verleitet, übertrug der Divan ihnen die Verwaltung jener ſchönen Provinzen, und Maurokordato war der erſte griechiſche Fanariot, welcher die Ufer des Boſporus verließ, um das Regiment über die Fürſtenthümer der Moldau und Wallachei anzutreten. (1731). Indeß war es doch nicht die Abſicht des Divans, während er die einheimiſchen Fürſten ihrer Würde entſetzte und die Fanarioten damit bekleidete, die Eingebornen alles Einfluſſes auf die Verwaltung zu berauben. Verſchiedene hohe Poſten blieben fortwährend ihren Händen anvertraut, ſo die Juſtizpflege, das Sekretariat in den Diſtrikten und Kantonen, und das Großſchatzmeiſteramt. Allein das Miniſterium der innern und äußern Angelegenheiten, der Polizei, der Juſtiz und vielen andern höhern und geringern Poſten in Civil- und Militärſachen, wurden den Fanarioten im Gefolge des Hoſpodars verliehen, welche von dem Augenblick ihrer Ernennung an den Titel Bojaren führten. Die Muſelmänner behielten ſich nur vier Stellen vor: die des Divan Effendi, oder Wächters über die Vollſtreckung der mahomedaniſchen Geſetze, die des Becheli Aga, der die Polizei in Bezug auf die reiſenden Muſelmänner verwaltet, da das Geſetz des Propheten allen Verkehr mit den Ungläubigen unterſagt; die des Mechter-Baſchi, oder Chefs der Muſik; und die des Bayracter's, oder Standartträgers.

Sobald der Divan einen Drogman zur hohen Würde eines Hoſpodars der Moldau oder Wallachei ernannt hat, nimmt er den Titel Hoheit an, und umgibt ſich mit Moldauern und Wallachen, die durch Vermögen oder Rang den meiſten Einfluß auf die Bojaren und das Volk derjenigen Provinz haben, der er zum Herrſcher beſtimmt worden. Er verheißt ihnen die glänzendſten Ausſichten, die höchſten Würden, und wohl auch die Hand ſeiner Töchter, die nur an die erſten Beamten vermählt werden. Dieſe Verſprechungen werden ſo lange wiederhohlt, bis der Fürſt feſt ſitzt in ſeiner Provinz, worauf er es dann nicht mehr für nöthig hält, dieſelben zu halten, oder neue zu machen.

Gleich am Morgen ſeiner Ernennung ſchickt der Fürſt mit aller nur möglichen Eilfertigkeit einen Fanariotiſchen Agenten, unter dem Titel *Kaimakam* in ſeine Provinz, der bis zu ſeiner Ankunft ſeine Perſon vertritt. Die erſte Sorge des Kaimakams iſt, alle Großen des Landes zu verſammeln, und von ihnen zu verlangen, daß der Pallaſt ſeiner Hoheit aufs neue vollſtändig mit allen Annehmlichkeiten und Koſtbarkeiten ausgeſchmückt, und eine zahlloſe Menge Wagen unverzüglich nach Conſtantinopel geſendet werden, um alle beweglichen Güter und Koſtbarkeiten des Fürſten und ſeines Gefolges herbey zu ſchaffen. Jeder Forderung wird auf der Stelle gewillfahret, und der Kaimakam verwendet die Zwiſchenzeit ſeiner Agentſchaft, theils die verſchiedenen Bedienten des vorigen Hoſpodar's abzuſetzen, theils neue auf unbeſtimmte Zeit zu ernennen. Mittlerweile mühen ſich die eingebornen Bojaren in allerlei Kunſtgriffen ab, um die Gunſt des neuen Fürſten zu gewinnen. Die augenfälligſten und mächtigſten Mittel hierzu ſind prächtige Geſchenke, welche im ganzen Orient eine unwiderſtehliche Zauberkraft auf die Gemüther der Großen üben. Die reichſten Bojaren ſenden ihre ſchönſten Equipagen nach Conſtantinopel, welche jedoch nur während der Reiſe gebraucht werden dürfen, weil die türkiſchen Geſetze ihren Gebrauch in der Hauptſtadt verbieten; andere ſenden beträchtliche Summen zur Ausſtattung. Die Bojaren gebrauchen dabey ſo große Vorſichtsmaßregeln, daß ſie gewöhnlich eine Summe Geldes bey ihren Bankiers in Conſtantinopel niederlegen, um ſie jedem Fanarioten, der zum Hoſpodariat erhoben würde, gleich am Tage ſeiner Ernennung zu überreichen. Dreißig Tage ſind dem neuen Hoſpodar zu den Vorbereitungen ſeiner Abreiſe geſtattet; iſt er nach Verfluß derſelben noch nicht reiſefertig, ſo muß er dem Janitſcharen Aga täglich eine Geldbuße von ſechszehn bis ſiebzehn Louisd'or bezahlen; zuweilen zögern die Hoſpodars mit Vorbedacht etwas länger, um bey dem Aga einen angenehmen Eindruck zu hinterlaſſen.

Der Hoſpodar zieht aus Conſtantinopel mit allen Ehren eines Paſcha und läßt beym Divan einen Stellvertreter ſeiner Perſon, den Baſche-Capi-Kaihaya, welcher der einzige Kanal der Mittheilung zwiſchen ihm und dem Groß-Weſſir iſt. Die erſte Station iſt bey dem Dorfe Avaskioy, drei Meilen von der Hauptſtadt, wo er für einige Tage ſein Zelt aufſchlägt um die Ceremonien ſeines Marſches anzuordnen. Sein Gefolge beſteht aus 200 bewaffneten Albaneſen, und 300 andern Perſonen, welche zum Haushalt des Fürſten und ſeiner Fanarioten gehören, denen er denn auch gleich nach ſeiner Ankunft die erſten Ehrenpoſten überträgt.

Die Equipagen ſind gewöhnlich prachtvoll und machen nur kurze Tagereiſen. Der Fürſt ſchickt einen von ſeinen drei Schweifen voraus, mit einem Bojaren, der den Titel Conakzi führt, und der eigentliche, förmliche Staatscourier iſt. Den Unterhalt des Fürſten und ſeines Gefolges müſſen die Griechen beſtreiten, durch deren Bezirk der Zug ein jedes Mal geht. Hundert und zwanzig Tage nach ſeiner Abreiſe von Conſtantinopel oder oft noch ſpäter bekommt er erſt den Schauplatz ſeiner künftigen Herrlichkeit zu Geſicht, wo dann einige Stunden davon Halt gemacht wird, um die Vorbereitungen zum feierlichen Einzug am folgenden Tag zu treffen.

Seltſam iſt das Betragen eines ſolchen Hoſpodars. Wenn er öffentlich erſcheint oder in ſeinem Pallaſte wandelt, läßt er den Kopf über die Bruſt herabhangen und hält die Augen halb geſchloſſen; er ſtellt ſich taub und thut, als ob er nichts hören könnte, wenn eine Frage an ihn gerichtet wird. Er blickt nie ſeitwärts, ſondern ſtarrt gerade vor ſich hin, indem er beſtändig ſeinen Roſenkranz mit der einen Hand abrollt, und mit der andern Hand in den neugeprägten Goldmünzen (Roubies) klimpert, die er zu dieſem Ende in ſeiner Taſche hat. Wenn er ſpricht, thut er es mit einer ſehr ſanften, zarten Stimme, und in einem ſingenden Ton, daß es wie ein Recitativ klingt.

Nichts gleicht der zarten Aufmerkſamkeit, die ihm die Bojaren und vorzüglich die Fanariotiſchen Bojaren, beweiſen. Die letztern drängen ſich mit einem merkwürdigen Dienſteifer um die Perſon des Hoſpodar; zwei oder drei von ihnen faſſen ihn bey den Armen und heben oder tragen ihn dergeſtalt, daß er beym Gehen kaum mit den Zehenſpitzen den Boden berührt, indeß zwei oder drei andere beſchäftigt ſind, die Schleppen ſeines Kleides zu halten. Wenn er ſo in ſeine Zimmer gebracht iſt, und ſich niedergelaſſen hat, legt er den Roſenkranz weg, ſteckt die Goldmünzen wieder in die Taſche und greift mit ziemlicher Gewandtheit nach ſeiner Pfeiſe. In dem Augenblick wo dies geſchieht, erſchallt eine mächtige Stimme durch die Halle; dies iſt der Ruf des Tſchaouſche, eines ſeiner Diener, nach Kaffee und dem Kaffeewärter. Sobald der Ruf erklungen, erſcheint der Cafezi-Baſchi, der Kaffeewärter ſeiner Hoheit, und präſentirt in einer mit Diamanten reich beſetzten Taſſe den Kaffee. Dieſelben Ceremonien wiederhohlen ſich, wenn der Fürſt ſeine Mahlzeit verlangt. Wenn es Mittag iſt, ſo hält der Tſchaouſche eine Art Rede ſo laut als möglich, an den Aufſeher über die Vorräthe, den Kellermeiſter und den Mundſchenken, und ſchließt mit dieſen Worten: „Und ihr alle, die ihr zum Tafeldienſt ſeiner Hoheit beſtimmt ſind, bereitet euch." Sobald der Fürſt bey Tafel ſitzt, laſſen ſich dreißig oder vierzig unſichtbare Muſikanten mit ihren Geigen und vierzehnröhrigen Pan-Pfeifen, in der Landesſprache Miskals genannt, hören. Dieſe Muſikanten ſind Zigeuner, deren es eine Unzahl in der Moldau und Wallachei giebt, wo ſie Tringans genannt werden; einige derſelben führen ein ruhiges bürgerliches Leben, andere aber wandern von Ort zu Ort. Sie ſollen ein wunderbares Geſchick zur Muſik haben und unſere reichſten Compoſitionen mit einer ſeltenen Genauigkeit ausführen, obwohl ſie blos nach dem Gehör ſpielen, indem ſie keine einzige Note kennen.

Der Fürſt darf bey Tafel nie etwas begehren oder befehlen; alles iſt für ihn zubereitet und ſogar ſein Brod iſt in die kleinſten Biſſen zerſchnitten; alles wird ihm dargereicht und er hat blos das zurück zu weiſen, was ihm nicht behagt. Der Mundſchenk, der jedes Mal einer ſeiner nächſten Anverwandten iſt, ſteht mit dem Wein immer hinter ihm und hält ihm ein halbgefülltes Glas hin. Iſt das Mahl zu Ende, ſo ruft der Tſchavouſche nach Kaffee; dies geſchieht um ein Uhr, und ein anderer Tſchavouſche öffnet ein Fenſter, um der Stadt das wichtige Ereigniß zu melden, daß ſeine Hoheit zu Mittag geſpeiſt, und jetzt ihren Kaffee nehmen werde, um hernach ſich zur Ruhe zu begeben. Von dieſem Augenblick an iſt alles in die tiefſte Stille begraben und eine allgemeine Ruhe herrſcht im ganzen Pallaſt, da alle Geſchäfte aufhören müſſen.

Man darf jedoch nicht ſchließen, daß der Fürſt dieſe Zwiſchenzeit von etwa drei Stunden ganz dem Schlafe widme, vielmehr verwendet er einen Theil davon auf das Wohl ſeiner Unterthanen. Denn dieß ſind die Stunden ſeines Nachdenkens, ſeiner Freiheit und Muße. Um vier Uhr verkündet das Geläute von faſt zweihundert Glocken zu Buchareſt, daß der Fürſt nicht mehr die Ruhe genießt; auch die „heiligen Platten" geben dann ihren Klang von ſich. Dies ſind gewiſſe Kupferſtücke, welche an zwei Seilen hängen, an die die Prieſter, vor Einführung der Glocken, mit Schlägeln ſchlugen, um die Gläubigen zuſammen zurufen. Die Moldauer behalten die Sitte immer noch bey und nennen die heiligen Platten Symandra, welchen Namen ſie ſonſt zu Conſtantinopel trugen, wo man ſie zu demſelben Zwecke brauchte.

Es wurde ſchon gemeldet, daß die Kleidung des Hoſpodars ſich von der eines vornehmen Türken nur durch den Kopfſchmuck unterſcheidet. Anſtatt des Turbans nämlich trägt er eine, gleich einem Zylinder geſtaltete, Mütze von gelbem Stoff, die unten rings mit Zobelpelz beſetzt iſt, ganz ähnlich derjenigen, welche der Chan der Krimm einſt auch trug. Der Fürſt und die Bojaren unterſcheiden ſich gleicherweiſe von ihren Untergebenen durch die Länge ihrer Bärte; doch iſt es keinem Unterthan erlaubt, er mag Bojar ſeyn oder nicht, rothbeſetzte Pantoffeln zu tragen, welches allein ein ausſchließliches Vorrecht des Hoſpodars iſt. Ein Bojar iſt übrigens leicht von den gemeinen Einwohnern im Fürſtenthum durch die enorme Höhe ſeines Kalpak zu unterſcheiden. Dieſer Kopfſchmuck beſteht aus ſieben oder acht ſchwarzen Lämmerfellen, die den Lämmern zu dieſem Zweck, noch ehe ſie zur

Welt gekommen, abgezogen werden. Er hat die Geſtalt eines Ballons und auf der Spitze befindet ſich eine rothe Bandrolle, die das Kennzeichen iſt, zu welcher Klaſſe der Bojaren er gehöre. Auch der Sohn des Hoſpodars trägt einen Kalpak, mit dem Unterſchied jedoch, daß ſeine Bandrolle weiß ſtatt roth iſt. Der gewöhnliche Umfang von ſolchen Kalpaks, jedoch nur in den Fürſtenthümern, beträgt fünf Schuh, oder auch fünf und einen halben. Da die Größe der Bojaren ſelbſt nur nach dem Maaß ihrer Kalpaks geſchätzt wird, ſo mag es wohl ſchwer ſein, die Grenzen ihres Umfangs zu beſtimmen. Ihre Weite iſt oft ſo enorm, daß ein Bojar, wenn er von hoher Statur iſt, keinen Freund zu ſich in den Wagen nehmen kann.

Ueppigkeit und eine unſinnige Prachtliebe ſind die vorherrſchenden Schwächen der Bojaren. Ihre Kleidung iſt im allgemeinen ſehr koſtbar; einige beſitzen Garderoben, welche ſechs bis ſieben tauſend Pfund oder noch mehr, werth ſind. Nimmt man dazu noch die Equipagen, die Edelſteine, und den übrigen Hausſchmuck, ſo mag man ſich einen Begriff von ihrer ausſchweifenden Prachtliebe bilden. Die Fanariotiſchen Bojaren ſuchen es den Eingebornen ebenfalls im Aufwand gleich zu thun, und da ſie höchſt elend und ärmlich anfangen müſſen, erſchöpfen ſie alle Mittel um Geld zu bekommen und erlauben ſich dabey alle Arten von Erpreſſungen.

Die hohe Pforte räumt dem Hoſpodar ein ſehr beſchränktes Einkommen von ſieben bis acht hundert Pfund jährlich ein; allein er weiß binnen Kurzem unermeßliche Schätze aufzuhäufen und die Mittel, deren er ſich hiezu bedient, ſind wohlbekannt. Seitdem die hohe Pforte die Krimm an Rußland hat überlaſſen müſſen (1783), zieht ſie ihre meiſten Vorräthe als: Weizen, Schaafe, Butter, Käſe, Honig, Wachs, Holz u. ſ. w. aus der Moldau und Wallachei. Nach türkiſcher Verfahrungsweiſe ſendet ſie einen Firman zum Ankauf der benöthigten Artikel und beſtimmt zu gleicher Zeit die erforderliche Quantität und das Maximum des Preiſes, um den ſie die Sachen haben will. Dieſer Preis erhebt ſich nie zu einem Drittel des wirklichen Werthes der anzukaufenden Gegenſtände. Die Ankunft eines ſol- Firmans iſt ein wahrer Freudentag für den Hoſpodar, er beruft unverzüglich die Bojaren, ſeine treuen Werkzeuge, zuſammen und theilt ihnen mit der Miene des höchſten Dienſteifers den Befehl des Sultans mit. Die Bojaren berathſchlagen nun, dem Herkommen gemäß, ob die Tſcharans, Landbauern, im Stande ſind, dem Befehl Genüge zu leiſten; ſie ſind aber dabey ſelber ſo ſehr intereſſirt, daß ſie ohne weitere Unterſuchung, ob das Land die Forderungen befriedigen könne, dieſelben bewilligen. Darauf begiebt ſich ſeine Hoheit, der Hoſpodar, in ſein Kabinet, und entwirft eigenhändig die Vertheilung der Auflagen. Wenn nun die Pforte z. B. hundert tauſend Muth Weizen verlangt, erhöht der Hoſpodar dieſe Summe um das Fünffache und preßt dem Lande fünf mal hundert tauſend Muth Weizen ab, welche denn auch von den Gouverneurs mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit eingetrieben werden, und den Ueberfluß verwandelt er in Geld zu ſeinem eigenen Gebrauch. Wenn die Pforte eine Feſtung ausbeſſern oder eine neue anlegen will, ſchickt ſie einen Agenten ins Land der z. B. zehntauſend Arbeiter und eine gewiſſe Zahl Karren und Wagen von den Einwohnern verlangt; ſie beſtimmt in beiden Fällen den Tagelohn für die Arbeiter und die Miethe für die Wagen. Der Hoſpodar unterhandelt aber mit dem Agenten der Pforte, und nur fünfzehn hundert Arbeiter werden verwendet, während das Land für zehn tauſend bezahlen muß nach dem Inhalt des Firmans. Der Verbrauch des Branntweins, welcher unter dem Namen Rack aus Siebenbürgen eingeführt wird, iſt in den Fürſtenthümern ſehr groß. Der Hoſpodar legt alſo einen hohen Einfuhrzoll auf dies Getränke, indem er ſich mit gewiſſen Spekulanten, die früher große Vorräthe aufgekauft, in Einverſtändniß ſetzt; eine nothwendige Folge davon iſt die Vertheuerung des Branntweins, welches zum Schmuggeln verleitet. Nicht nur theilt er den Gewinn mit jenen Spekulanten, er bekommt auch häufig Gelegenheit zu Gütereinziehungen und ſchmuggelt ſelbſt. Bey allem dem nehmen aber die Vorräthe allmälig ab, und das Bedürfniß wird dringender gefühlt. Es gelangen alſo häufige Bittſchriften an den Hoſpodar wegen Aufhebung des hohen Einfuhrzolls, und, um allen ſeinen Räubereien die Krone aufzuſetzen, läßt er ſich dieſelbe von den Bittſtellern um eine große Geldſumme abkaufen. Ein anderer Finanzkniff des Hoſpodar beſteht darin, daß er zur Zeit, wo die Abgaben bezahlt werden, den Nominalwerth des fremden Geldes vermindert, und gerade das Umgekehrte thut, wenn die Zahlungen geleiſtet werden müſſen. Nur mit dem Geld des Großherrn darf er ſich dieſe Freiheiten nicht erlauben; doch iſt dies ſehr rar in den Fürſtenthümern. Wir würden den Leſer ermüden, wenn wir all die tauſend Kunſtgriffe aufzählen wollten, womit dieſe Fürſten das ungluckliche Land ausziehen; es ſey an den obigen Beiſpielen genug.

Die Frau des Hoſpodar hat ihre eigenen, von dem Gemahl unabhängigen Einkünfte, ſteht ihm aber tapfer zur Seite, um das Maaß des Elends voll zu machen. Sie zieht eine Kopfſteuer von den Zigeunern im Lande, deren Anzahl ſich auf dreißig bis vierzig tauſend beläuft; ſie werden als ihr Eigenthum angeſehen und ſie hat das Recht ſie zu verkaufen, wann und wo ſie will. Zwiſchen der Gemahlin des Hoſpodar und den Frauen der Bojaren herrſcht ein beſtändiger Wettſtreit der Eitelkeit in Abſicht auf Putz und Pomp. Sollte es je der Fall ſeyn, daß die Fürſtin von einer Bojarin ausgeſtochen würde, ſo verfällt die Nebenbuhlerin in die allerhöchſte Ungnade und wird auf der Stelle vom Hof verwieſen. Die Verweiſung dauert jedoch nur ſo lange, bis es der Fürſtin gelungen iſt, aus Wien oder Holland einen koſtbaren Schmuck zu bekommen, der ihr die Superiorität zuſichert. Alsdann wird die unvorſichtige Rivalin wieder herbeigerufen, wo dann ihre zu hoch ſtrebende Eitelkeit durch den Alles verdunkelnden Glanz der Fürſtin erſt recht beſchämt wird.

(Schluß folgt.)

Blick auf die Literatur Italiens im verfloſſenen Jahr.

Italien darf weder wegen der Maſſe noch Güte ſeiner literariſchen Erzeugniſſe mit Deutſchland, England oder Frankreich in die Schranken treten; die ehrwürdige Stellung, welche es indeß immer noch behauptet, verdankt es ſeinen frühern Verdienſten und den Erinnerungen an ſeinen Boden und ſeine Denkmäler. Die literariſche Thätigkeit der Italiener hat einen ziemlich beſchränkten Kreis; ſie dreht ſich meiſt um das Wiederaufwärmen des Alten, um Ueberſetzungen und Gelegenheitsſchriften. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir hier die ſtrengen Wiſſenſchaften, als die Naturwiſſenſchaften, die Medizin u. ſ. w., worin Italien immer noch tüchtige Köpfe hat, als außerhalb unſerer Bahn, unberührt laſſen.

Einer ihrer größten literariſchen Genüſſe beſteht darin, ihre klaſſiſchen Dichter und Schriftſteller immerdar in allen möglichen Formen von Ausgaben wieder aufzulegen, daher ſie denn auch ſo verbreitet ſind, daß man ſie (zumal die Dichter) auswendig weiß. Sie ſind ihr geiſtiges Kapital, das gerade in ſeiner unaufhörlichen Zerſplitterung ſeine hundertfältigen Zinſen trägt. Außerdem machen die Ueberſetzungen von den alten griechiſchen und lateiniſchen Dichtern und Schriftſtellern die Beſchäftigung der beſſern Köpfe aus; weshalb Italien reicher an Ueberſetzungen der Klaſſiker iſt, als irgend ein anderes Land. Von Virgils Landbau erſchienen in einem kurzen Zeitraum, theils mit, theils bald nach einander nicht mehr als ſieben Ueberſetzungen, die frühern nicht einmal gerechnet. Unbeſchreiblich iſt die Sorgfalt, welche auf den Versbau bey dergleichen Verdollmetſchungen gewandt wird. Dieſer Rückſicht muß oft alles andere weichen, und die Ueberſetzungen werden dadurch eben ſo unantaſtbar klaſſiſch, als es die Werke eines Petrarca, Arioſto u. ſ. w. ſind. Trotz der geprieſenen Ueberſetzung Homer's von Monti in ungereimten Verſen (versi sciolti) hat Lorenzo Mancini eine epiſche, d. h. eine Ueberſetzung in Stanzen (ottava rima) herausgegeben (L'Iliade d'Omero, traduzione epica di Lorenzo Mancini. Firenze 1824), worin man freilich den guten alten Homer ſchwer wieder erkennt. Wir übergehen die vielen andern Ueberſetzungen älterer und neuerer Werke, ſo des Anakreon (Le odi d'Anacreonte, tradotte, da Gio. Marchetti e Paolo Costa' Bologna 1824), der Fiſcheridyllen des Sannazzar (Le egloghe pescatorie del Sannazzaro tradotte dal cav. L. Biondi) eines Briefes und einiger Kapitel aus Zimmermanns Einſamkeit (Volgarizzamento di una lettera e due capitoli della Solitudine di Zimmermann. Piacenza 1824) u. ſ. w.

An poetiſchen Erzeugniſſen iſt die Nation der Maſſe nach freilich reich, und wohl reicher als manche andere; allein dem Gehalt nach arm. Viele glaubten die Urſachen dieſer Armuth in der geiſtloſen Nachahmerei und dem ſteifen Feſthalten des Alten zu finden, und ſo kam es, daß die Aeſthetiker wegen ihrer verſchiedenen Anſichten auch in Italien aneinander geriethen: je mehr nämlich die Anſichten der neuen deutſchen Schule, vorzüglich durch die Werke der Schlegel, Eingang gefunden, um ſo heißer verfochten die Anhänger des Alten den ſo genannten klaſſiſchen Geſchmack. Die Apologia de' secoli barbari wurde zum Spott und Stichwort gegen die Romantiker. Allein Schiller's Werke hatten früher ſchon mächtig auf die Gebildeten in der Nation und vorzüglich auf die Jugend gewirkt, und ſomit den neuen Anſichten der Theoretiker durch ſein Beiſpiel Gewicht und Einfluß verſchafft. Eine ſolche Fülle von Ideen, ſolche Erhabenheit der Gedanken und Empfindungen, und eine ſolche Beredſamkeit, wie man ſie bey Schiller traf, riß alle hin. Sein Genius ſagte der Nation mehr zu, als Schakeſpeare's. Natürlich galt Alfieri jetzt nicht als alleiniges Muſter mehr; den drei Einheiten und der ſteifen ariſtoteliſchen Regelmäßigkeit wurde der Krieg erklärt. Indeß gab es freilich viele, die das Alte vertheidigten, und die Gegner ſuchten durch eigne Produktionen der neuen Art die Stimmen zu gewinnen. Als ein Verſuch hiezu mag das folgende Trauerſpiel gelten: Buondelmonte, tragedia di Carlo Tedaldi-Fores. Cremona 1824. Der Stoff zu dieſer Tragödie iſt aus Machiavelli's florentiniſchen Geſchichten entlehnt und gewiß nicht unglücklich gewählt. Der Dichter verläßt ganz Alfieri's Beiſpiel, hält ſich nicht an die Einheit des Orts und der Zeit und ſchafft ſich einen andern tragiſchen Styl, dem ſelbſt gutgeſinnte Kritiker ſeine „Nördlichkeit“ (lo stile di colore assai boreale) vorwerfen. Wenn übrigens auch dieſer Verſuch und ähnliche keineswegs noch befriedigen, ſo iſt es doch erfreulich zu ſehen, wie die freiern Geiſter die Ketten der Vorurtheile zerbrechen, und wie der poetiſche Geſichtskreis allmälig erweitert wird.

Sind jedoch freiere äſthetiſche Anſichten im Umlauf und finden ſie ſogar, namentlich in Bezug auf das Theater, Anwendung, ſo bleibt es hinſichtlich der andern Dichtarten ſo ziemlich beym Alten. Das Sonetten- und Canzonengeklingel ſchallt in alter Weiſe fort, und die Poeſie wird zum gemeinſten Götzendienſt herabgewürdigt. Noch immer iſt es Mode, Geburten, Hochzeiten, Sterbefälle, und hundert andere Ereigniſſe des gewöhnlichen Lebens zu beſingen. Dieſe Gelegenheitsdichtungen machen einen großen Theil der jedesmaligen poetiſchen Jahresliteratur aus. So ſind auf den Tod Ferdinands III. Großherzogs von Toscana, eine Menge von Oktaven, Canzonen und Elegien erſchienen, desgleichen zur Erhebung Leo's XII. zum päpſtlichen Stuhl zur Vermählung eines Herrn Riva-Sanſeverino u. ſ. w.

Unter den übrigen Poeſien ſind die Versi di Teresa Albarelli Vordoni, Padova 1824; die Canzoni del conte Giacomo Leopardi, Bologna 1824; die Odi Italiane di Anton Maria Canella, Roma 1824; die Versi d'Antonio Nuti. Firenze 1824, u. ſ. w. anzuführen, die freilich nicht viel von jener dichteriſchen Glut mehr verrathen, welche die Lieder des Südens ſo ſüß und lockend machte. Nur die Canzonen des Grafen Leopardi athmen patriotiſches Feuer, welches ihnen fur die Zeit eine höhere Bedeutung gibt. —

Einen eben ſo reichhaltigen Beſtandtheil der Jahresliteratur, als die Gelegenheitsgedichte, machen die ſogenannten Elogj (Lobreden, panegyriſtiſche Biographien) auf verſtorbene Fürſten, Künſtler, Gelehrte, Prieſter, Beamtete u. ſ. w. Jeder nur etwas bedeutende Mann findet ſeinen Elogista. Unter den diesjährigen elogj erwähnen wir nur die auf den verſtorbenen Großherzog von Toscana, Ferdinand III, (Elogio scritto da Giuseppe Gonnelli); auf den Cardinal Conſalvi (Elogio del cardinale Ercole Consalvi scritto da Luigi Cardinali. Pesaro 1824); auf den Improviſatore Lorenzi (Elogio dell' abate Lorenzi scritto dal conte Montanari. Verona 1824); auf den Bildhauer und Architekten Gagini von Palermo Elogio storico di Antonio Gagini, scultore ed architetto palermitano, scritto da Agostino Gallo. Palermo 1824). Gagini war ein Zeitgenoſſe Raffael's, auf den Ritter [illegible]eni, der ſich um die Beförderung der Naturwiſſenſchaften in Sizilien ſo verdient machte (Elogio del cav. Giuseppe Gioeni scritto dal can. Giuseppe Alessi. Palermo 1824) u. ſ. w.

An Romanen, die anderswo die Lektüre aller ſo genannten gebildeten Klaſſen ausmachen, und zum bonton eben ſo nöthig ſind als die Thee- und Kaffeegeſellſchaften, — iſt Italien ſehr arm und wir haben, wenn wir die Arbeiten des Grafen Giovio ausnehmen, nur einen einzigen zu erwähnen: „der Jüngling, oder die Geheimniſſe des Herzens und die Sympathie“ Il giovinetto, o i misteri del cuore e la simpatia. Milano 1824) Er ſoll von einer Frauenhand herrühren, welches auch dem Styl, der ganzen Behandlung und Durchführung der Charaktere nach nicht unwahrſcheinlich iſt. Die Italiener ſcheinen für den Roman noch nicht den rechten Styl gefunden zu haben; der alte Novellenſtyl des Boccaccio iſt viel zu weitſchweifig und oratoriſch, um als Muſter zu gelten; der Styl in den römiſchen Nächten“ (Le notti romane al sepolcro de' Scipioni) iſt viel zu üppig und zu überladen mit poetiſchen Kunſteleien, und der in den „Ultime lettere von Jacopo Ortis“ iſt hinwiderum zu abgeriſſen, kurz, gewaltſam und oft dunkel, obwohl er ſonſt der keckſte von allen iſt. — Die feierliche Toskaniſche Sprache iſt zu ſtolz, um ſich in die bürgerliche Sphäre des Romans herab zu laſſen, und der niedrige Styl zu niedrig, um Gefallen zu erregen. — Wir dürfen bey dieſer Gelegenheit nicht verſchweigen, wie grauſame Kritiker die ganze ſchöne Welt um die rührende Geſchichte von Romeo und Julie (wer kennt nicht Shakeſpeare's Trauerſpiel dieſes Namens?) bringen wollten, indem ſie dieſelbe für eine Lüge und einen Unſinn erklärten. Allein die edle Liebe und das tragiſche Misgeſchick jenes unglücklichen Paares fand einen tüchtigen Anwald, welcher die Wahrheit ſeiner Geſchichte klar beweißt. (Della morte di Giulietta e Romeo, lettera critica di Filippo Scolari. Venezia 1824). Man hat nämlich eingewandt, Dante der die Zwietracht der Häuſer Montecchi und Cappelletti berührte (im Fegfeuer im bekannten Aufruf an Kaiſer Albrecht: o Alberto Tedesco-vieni a veder Montecchi e Cappelletti etc.) und die Geſchichte der Franceſca da Rimini (in der Hölle im fünften Geſang) erzählte, hätte gewiß auch die von Romeo und Julie nicht übergangen, wenn ſie wirklich vorgefallen wäre, und daß ferner die Chroniſten und Geſchichtſchreiber erſt zwei hundert Jahre ſpäter von derſelben Meldung thun. Allein Scolari beweißt, troß aller Einwürfe, wie geſagt, die Aechtheit der Geſchichte, und gewiß haben ſie alle beſſern Seelen, ohne den hiſtoriſchen Beweis, ſchon längſt für unbezweifelt wahr angenommen.

Wir kommen jetzt auf das Gebiet der hiſtoriſchen Literatur, wo, wenigſtens ehemals, die Italiener mehr zu Hauſe waren als auf dem der Romane. Einen großen Theil ihres Fleißes wenden ſie auf alterthümliche Unterſuchungen. Von dieſer Art ſind die Unterſuchungen über das alte und neue Telamon, welche die Geſchichte der etruriſchen Seeküſte enthalten. (Memorie istoriche dell' antico e moderno Telamone, raccolte ed illustrate da Ferdinando Carchidio. Firenze 1824). Wichtiger iſt für uns jedoch die Fortſetzung der Muratoriſchen Annalen (Annali d'Italia, compilati da A. Coppi. T. II. Roma 1824). Coppi beginnt ſeine Fortſetzung da, wo Muratori aufhörte. Der erſte Band umfaßt die Begebenheiten vom Jahr 1750 bis 1796 und der zweite die vom Jahr 1796 bis 1800. Die beſchriebene Periode iſt freilich eine der denkwürdigſten unſerer Tage, wie jeder weiß; aber auch eine der ſchwierigſten, ſie zu erzählen, zumal für Italien. Neben dem genannten erſchien ein anderes Werk über die neueſte Geſchichte Italiens (Storia d'Italia dal 1789 al 1814 scritta da Carlo Botta. Italia 1824);

ſie umfaßt, wie der Titel beſagt, die Begebenheiten von 1789 bis 1814. Carlo Botta hat ſich durch ſeine Geſchichte des Unabhängigkeitskrieges der Amerikaner einen angeſehenen Namen unter den neuen Hiſtorikern Italiens erworben; um ſo geſpannter war die Erwartung, mit der man ſeiner neuen Arbeit entgegenblickte, die einen vaterländiſchen Gegenſtand behandelte. Die Erwartung wurde zwar nicht getäuſcht; aber es erheben ſich nicht ungegründete Klagen gegen den Verfaſſer und ſein Werk. Es iſt freilich unmöglich, in einer Geſchichte der Zeitgenoſſen alle Anforderungen und Leidenſchaften der Partheien zu befriedigen, wenn man keine andere Stimme als die Wahrheit reden laſſen will, und ſie auch reden laſſen darf.

Das wäre ungefähr die Ausbeute, welche wir auf der kurzen Wanderung durch die italieniſche Bücherwelt erlangen konnten. Man ſieht wenigſtens ſo viel, daß die beſſern Köpfe einen neuen Blüthenſommer in den zu Eis erſtarrten Garten der Poeſie einzuführen bemüht ſind, und wenn es, nach Lichtenberg, ein Glück für eine Nation iſt, wenn nur alle zehn Jahre eine geſunde Idee unter ihr verbreitet wird, ſo dürfte ſich Italien zufrieden geben.

Miszellen.

Bey der uns bevorſtehenden Indomanie durften einige charakteriſirende Notizen über Geiſt und Art dieſes Volkes nicht unwillkommen ſeyn.

1) Trägheit der Indier: „Es iſt beſſer,“ ſagen ſie zu ſitzen, als zu ſtehen, und beſſer zu liegen als zu ſitzen und beſſer zu ſchlafen, als alles beydes,“ daher verlieren ſie aber auch alle Geiſtesgegenwart und laufen heulend umher wenn ein unvermuthetes Unglück ſie heimſucht.

2) Zu Bagulpur hatten chriſtliche Miſſionare lange auf dem Bazar (Markt) einer großen Menge verſammelter Indier gepredigt. Einer der Miſſionare glaubte bey einem ſeiner Zuhörer beſondere Andacht zu bemerken, ging daher auf ihn zu und fragte ihn, ob er von dem überzeugt ſey, was er ſo eben gehört habe. Nach einigem Nachdenken entgegnete der Indier „was willſt du mir geben, wenn ich ein Chriſt werde? „Aller Segen unſerer heiligen Religion wird mit dir ſeyn,“ war des Miſſionars Antwort. Das wird nicht hinreichen, erwiederte der Indier, aber wenn du mir viele Rupis (Goldmünzen) und zwei engliſche Damen zu Weibern giebſt, ſo will ich mir die Sache überlegen.“ —

— Bey dem furchtbaren Sturm, welchen am 19ten Aug. 1716 dreiſſigtauſend Türken auf Korfu machten, ſah der Venetianiſche Feldmarſchall Graf von der Schulenburg einen griechiſchen Mönch den Türkenſcharen entgegenſtürzen. Was beginnt ihr, rief Schulenburg dem Mönch zu. Der aber ſchrie, indem er ein eiſernes Crucifix ſchwang, die vor lauter Türkenhaß unchriſtlich gewordene Antwort zurück: Laßt mich! Laßt mich! Dieſer verfluchte Chriſtus ſoll ſie auf die Köpfe treffen. —

— Was hab ich denn zu verlieren, das beſſer wäre, als der Muth, die Sache der Wahrheit und der Tugend in mir und außer mir zu ſchützen? — (Jacobi an Sophie von la Roche.)

Gemälde aus Torquato Taſſo's befreitem Jeruſalem.

V. Schlacht vor Jeruſalem.

(Schluß.)

Den freien Dudo-Banner ſeh' ich wallen,
den Heldenflor, des Heers Nerv und Vertrauen!
Der Kühnſte, Schönſte, Reinold jagt vor Allen,
ein Wetterſtrahl iſt minder raſch zu ſchauen. —
Nicht iſt Herminien die Geſtalt entfallen,
zuſammt dem weißen Aar im Himmelblauen;
ſie ſpricht (nach Ihm ſieht ſie den König lugend):
„Sieh da! der Bändger jeder Waffentugend!

Nur Wenge, Keiner ſchier, die Dem nicht weichen
im Preis des Schwerts! und Er iſt Kind an Jahren.
Wenn Gottfried ſechs nur hätte ſeinesgleichen,
ganz Syrien müßte ſchon das Joch erfahren;
es würde, nebſt dem Oſte nächſten Reichen,
der fernſte Süd ſein Siegerſchwert gewahren,
der Nil vielleicht ſein Haupt, ſo fern geborgen,
umſonſt dem Joche zu entziehen ſorgen.

Der Reinold iſt's. Vor keinem Rennbock beben
die Mauern, wie vor dieſes Arms Verwüſtung.
Nach Jenem wollet nun den Blick erheben,
er geht in grün' und goldner Wappenrüſtung:
Graf Dudo; ihm iſt dieſe Schaar ergeben,
ſie dienet nur geſpornt durch Ruhmgelüſtung.
Hochadlig iſt er, vielerfahrener Krieger,
weicht Keinem an Verdienſt, an Jahren Sieger.

Den Groſen dort, ganz braun gewehrt, Gernanden,
ſollt Ihr als Norwegs Königsſohn erkunden;
kein ſtolzer Haupt in allen Erdenlanden!
nur hiedurch wird des Ruhmes Glanz umwunden.
Und die dort, ſchlicht in weißen Schlachtgewanden,
ganz weißem Schmuck, und immerdar verbunden:
Gildippe, Odoard, in Lieb erprobt,
um Gattentreu und Waffenpreis belobt.“ —

Doch ſchon gewahren ſie, bei dieſen Reden,
wie ſich gemehrt im Thal die Niederlagen;
der Heiden Kreis hat Reinold mit Tankreden,
wie dicht durch Volk und Stahl er ſtund, zerſchlagen;
und Dudo's Ritter nahn, ihn zu befehden,
die furchtbar kämpfend in die Feinde jagen;
Argant, Argant ſogar, von mächtgem Prall
Reinolds geſturzt, erhub ſich kaum vom Fall;

Und nie vielleicht: wenn nicht ſein Renner glitt
dem Bertholdsſohn, ſo daß, zu Fall gekommen,
er ſich ein kleines ſäumen mußt im Ritt,
bis den geklemmten Fuß er vorgenommen.
Durchbrochen und zerſprengt, in flüchtgem Schritt
ſucht jetzt das Heidenheer ins Thor zu kommen;
Argant, Klorinde nur ſind Wehr und Dämmung
Der Wuth die hinten ſchwillt zur Ueberſchwämmung.

Die Letzten ſind ſie; oft noch wird erneuert
der Widerſtand, gehemmt durch ſie der Sieger,
um vieles den Gefahren ſo geſteuert
der aus der Schlacht vorangeflohnen Krieger.
Der Dudo folgt, von Siegesgluth befeuert;
Tigran, den wilden Heiden, überſtieg er,
anrennend mit dem Gaul, und nieder ſtürzt
zugleich ſein Schwert den Mann, des Haupts verkürzt.

Algazzar nicht, in feſten Panzerſtücken,
noch Korban floh, im Helme ſonder Fehle:
den traf ſein Schwert im Gnick, und den im Rücken
und drang hervor im Antlitz, durch die Kehle.
Der ſußen Wohnung wußt' er zu entrücken
auch Amuraths und Mehemettens Seele;
Almanſors wilde dann; Cirkaſſiens Ritter,
der groſe ſelbſt, nicht unbefehdet ſchritt er.

Und in ſich knirſcht' Argant, und hemmt' und rannte
noch oft ihn an, und mußte ſelbſt dann weichen;
doch endlich faßt er, als er jach ſich wandte
den Feind mit ſolchem Querhieb in den Weichen:
tief ſtürmt hinein das Eiſen des Argante,
und plötzlich muß der Bannerfürſt erbleichen;
er ſinkt; die Augenlieder, ſchwer gehoben,
hält harte Raſt, erzfeſter Schlaf umwoben.

Er hub, auf Einem Arm, die Augenlieder,
und ſuchte ſüßes Licht am Himmelsbogen,
ſank dreimal hin; auf ewig fällt hernieder
die Wimper dann, von düſtrem Flor umflogen;
des Todes Schauer rieſeln durch die Glieder,
ſie löſend, die der Angſtſchweis überzogen. —
Nicht Einen Blick verſäumt Argant der wilde
beim Todten, ſprengt entlang dem Schlachtgefilde.

Doch ruft in vollem Ritt er unterwegen
den Franken zu, indem er hin ſich kehrt:
„Ha, Ritter! dieſer iſt's, der blutge Degen,
den euer Herr mir geſtern erſt verehrt;
ſagt ihm, wie heut ich den gelehrt ſich regen!
die Kunde kömmt ihm ſicher lieb und werth:
denn daß ſein ſchön Geſchenk ſo gut die Proben
beſtanden hat, mich däucht, das muß er loben.

Sagt ihm, daß Er ſofort erwarten ſoll
die beßre Prob' in ſeinen Eingeweiden!
wenn Er nicht alſobald angreifen woll',
Ich werd' ihm kommen, ohne ſein Beſcheiden.“
der Chriſten Schaar, gereizt zu bittrem Groll,
jagt um die Wette nach dem ſtolzen Heiden:
doch nebſt den Andern iſt er; durch die Pforte
der guten Mauer, ſchon an ſichrem Orte.

Die Städter ſenden Stein' herab in Eile
vom hohen Mauerkranz in Hagelwogen,
und ſchier unzähl'ge Köcher geben Pfeile
in ſolchem Uebermaß zugleich den Bogen:
das Chriſtenheer muß halten eine Weile,
bis in die Stadt das Heidenvolk gezogen;
doch ſchon, da er dem Roſſ' den Fuß entwunden,
hat ſich allhier der Reinold eingefunden.

Er ſagt, durch Dudos Mord von Schmerz durchdrungen,
rachathmend nach dem grimmen Heidenſohn:
„Ha, was erharrt ihr? welche Zögerungen!"
ruft er den Seinen zu in ſtolzem Ton;
„Ihr ſeht vom Tod den Bannerherrn bezwungen,
und ſäumet noch mit ſchnellſtem Rachelohn?
wie, hätte gar ſo ſchweren Unmuths Pochen
ſchon an der morſchen Mauer ſich gebrochen?

Nie, ſtünd' in dopplem Stahl und Adamant
ganz undurchdringlich dieſe Mauerwehre,
müßt' ungeſtraft der grimme Fürſt Argant
ſich ſchirmen da vor eurer Waffen Schwere;
auf, auf nur, Sturm gelaufen!" — Vorgerannt
iſt er, mit dieſem Schrei, dem ganzen Heere;
nicht bebt ſein Haupt, ſo feſt emporgethürmt,
ob Pfeile regnen, Steinjanhagel ſtürmt.

Er ſchüttelt ſein gewaltig Haupt und hebt
die Stirn mit kühnen, grauſigen Gebehrden:
daß in der Stadt das Heidenvolk erbebt,
zu Eis die Herzen der Vertheidger werden.
Wie dem er dräut und den durch Muth belebt,
hemmt Jener ihn, der es vermag auf Erden:
den Sidiger ſchickt Gottfried zu den Helden,
den ernſten Mann, ſein ſtreng Gebot zu melden.

Der will, daß augenblicks man Rückzug mache,
und ſchmählt, ermächtigt, dieß tollkühne Weſen.
„Kehrt um! (ſo ruft er) denn für eure Rache
iſt weder Ort noch Stunde wohl erleſen;
Gottfried gebeut!" — Bei ſo geſtalter Sache
hemmt Reinold ſich, der Andern Sporn geweſen,
doch knirſcht er innerlich, und zeigt auch außen
vielfach des ſchlecht verhehlten Zorns Erbrauſen.

Um kehrten die Geſchwader, und mitnichten
ward ihre Wiederkehr vom Feind erſchweret,
weßhalb auch ſeiner letzten Liebespflichten
Dudo's entſeelter Leib in nichts entbehret.
Mitleidge Arme treuer Freunde lichten
die Laſt, ſo vielgeliebt und vielgeehret. —
Fürſt Gottfried ſteigt zum höchſten Ort der Aue,
daß er der Feſtung Kunſt und Lage ſchaue.

Horſa.

Die
Fanarioten zu Constantinopel.

(Schluß)

Ein jeder hohe Staatsbeamte, der außerhalb Conſtantinopel reſidirt, läßt nach dem unveränderlichen Grundſatz der türkiſchen Regierung, einen akkredidirten Agenten beym Divan zurück; er empfängt die Aufträge ſeines Patrons, ſendet ihm die Befehle des Sultans zu; von ihm verlangt man die Aufſchlüſſe über das Betragen und Verhalten ſeines abweſenden Schutzherrn. Wir haben bereits erwähnt, daß der Hoſpodar ebenfalls einen ſolchen Agenten oder Vertreter unter dem Namen Baſche-Capi-Kiahaya beym Divan hat. Die Wahl eines ſolchen Agenten iſt für den Hoſpodar von der größten Wichtigkeit, denn ſein Schickſal ruht in ſeiner Hand; er wählt daher gewöhnlich nur ſeinen nächſten Anverwandten zu dieſem Poſten. Ein zahlreiches Gefolge, das im Sold des Hoſpodars iſt, umgibt ihn und der Agent ſelbſt genießt beträchtlicher Vortheile. Indeß können auch die ſorgfältigſten Sicherheitsmaßregeln und Vorkehrungen den Fürſten nicht ganz beruhigen, er hält noch einen geheimen Spion, der das Betragen des Baſche-Capi-Kiahaya ſtets belauern muß; denn wo Intriguen und Treuloſigkeit an der Tagesordnung ſind, hat das Vertrauen ſelbſt unter Verwandten allen Grund verloren.

Das Amt eines Baſche-Capi-Kiahaya erfordert unausgeſetzte Wachſamkeit, Thätigkeit und Kunſt der Intriguen. Er vollzieht die Aufträge ſeines Fürſten, übermacht ihm die Befehle des Divans, vertheilt mit der vorſichtigſten Klugheit die Geſchenke an die Mitglieder und Großen der Regierung; er muß ihren Charakter ſtudieren und ſie allzeit den Intereſſen ſeines Herrn geneigt erhalten. Ferner muß er den Intriguen der abgeſetzten Hoſpodars, die nicht unter dem Säbel des Capidſchi-Baſchi gefallen ſind, und der neuen Aſpiranten zum Hoſpodariat — der ehrgeizigen Fanarioten, die alle Arten von Verläumdungen gegen den wirklichen Hoſpodar aufgreifen und erfinden, aus allen Kräften entgegen arbeiten und Gegenminen anlegen. Die drohende Ungnade, oder der plötzliche Tod eines Hoſpodars bilden die gewöhnlichen Tagesneuigkeiten. Vielleicht haben auch dergleichen Gerüchte nicht immer Grund, oder die Gefahr kann durch eine wohlangebrachte Beſtechung abgewendet werden; denn der Hoſpodar iſt, wie wir geſehen haben, ſchon in der Lage, pekuniäre Opfer für ſeinen Kopf oder ſeine Stelle zu bringen. Die türkiſche Regierung iſt durchaus beſtechlich und kennt keine Grundſätze des Rechts oder der Gerechtigkeit. Wenn der Fürſt durch beträchtliche Summen ſich ſeine Beſchützer warm erhalten hat, ſo erlangt ſein Baſche-Capi-Kiahaya alles, was er begehrt und gewöhnlich begehrt er die Verbannung oder den Tod des Rivalen, der ſich zur Stelle ſeines Herrn drängt. Die Türken willfahren gerne, da ſie eines Bewerbers los werden, und wieder einen andern anlocken, dem es eben ſo ergeht, wobey nur ſie gewinnen. Indeß dämpft dies die Glut der Aſpiranten nicht, nie verzweifelt der Fanariot, wenn Intriguen zum Ziele führen, denn er kennt das Feld, auf dem er ſpielen will, nur zu genau; er weiß zu ſchmeicheln, ſich in Gunſt zu ſetzen, läßt allerlei verdächtige Winke fallen, iſt überall gewandt und bringt ſeine Beſtechungen im rechten Augenblicke an. In der Türkei dreht ſich alles um die unbedeutendſten Umſtände, oder wird durch die ſchändlichſten Mittel erreicht. Eine demüthige Reverenz, oder ein geſchickter Wink über dies und jenes, und noch mehr, Beſtechung, zur rechten Zeit angebracht, ſind die Schwungfedern, welche die politiſche Maſchine in Conſtantinopel in Bewegung ſetzen. Kein Grundſatz leitet die ottomanniſche Regierung; Paſcha's werden enthauptet und Hoſpodars abgeſetzt oder verbannt, um der armſeligſten Gründe willen, die oft nicht einmal ihre Vertreter beym Divan ahnen.

Kein Türke verachtet die Freundſchaft der Fanarioten, indem er wohl weiß, daß ſie ihm bey tauſend Gelegenheiten nützlich ſeyn können; ſein Stolz und ſeine Religion halten ihn zwar zurück, irgend etwas ängſtlich zu ſuchen, aber ſeine Politik weiſt nichts zurück, das ihm entgegen kommt. Die Türken wiſſen, daß man eine große Menge Stellen durch die Fanarioten erhalten kann, und da das Geſetz keinen Muſelmann von irgend einem Poſten ausſchließt, iſt ihm die Protektion eines Fanarioten immer die ſicherſte Gewähr zur Erhaltung desſelben. Der geheime Einfluß der Fanarioten iſt unberechenbar; ſie ſelber können keine Aemter beſitzen, aber verſchaffen, und ſo ſind ſie die Patrone von allen und üben beſtändig ihren Einfluß. Darin beſteht das Geheimniß ihres großen Uebergewichts, das Geſetz ſchließt ſie von den Würden des Reiches aus, aber der Koran macht ſie nothwendig. Es würde hier zu weit führen, wenn wir all die tauſend Wege und Intriguen aufzählen wollten, wodurch ſie ſich bey den Miniſtern der hohen Pforte ſo unentbehrlich machen.

Wir kehren alſo zu den Baſche-Capi-Kiahaya's zurück. Es wurde früher gemeldet, daß den Drogmans des Divans die Hoſpodariate zur Belohnung ihrer Dienſte als Dollmetſcher gegeben werden. Wenn alſo ein Fanariot eine ziemliche Zeit Drogman geweſen iſt, ſo fängt er an über die lange Dauer, in der ein Hoſpodar in ſeiner Herrſchaft bleibt, unruhig zu werden; demzufolge wendet er ſich an den Baſche-Capi-Kiahaya von einem der Hoſpodare und marktet mit ihm, daß, wenn er ſich ſeinen Abſichten, zum andern Hoſpodariat zu gelangen, nicht widerſetze, er auch, der nächſte nach ihm, in ſeinem Amt als Drogman des Divans ſeyn werde. Sagt er zu, ſo gelangen ſie meiſt mit ihren vereinten Kräften zum Ziel: der andere Hoſpodar wird ausgeſtochen, der Baſche-Capi-Kiahaya wird Drogman, behält gewöhnlich auch ſeinen Poſten als Vertreter des Fürſten beym Divan, und wartet ſo lange, bis die Reihe an ihn kommt, daſſelbe Spiel zu ſpielen. Beſonders iſt er im Vortheil, wenn er ſeine Stelle als Baſche-Capi-Kiahaya behält. Nach Verfluß einiger Zeit ſchreibt er dann an ſeinen Patron, daß er mit tiefer Beſorgniß bemerke, wie ſein Kredit beym Divan abnehme, daß ſeine Feinde gar zu übermächtig und furchtbar würden, und daß es in der That am klügſten gethan ſeyn würde, wenn er um der endlichen Kataſtrophe auszuweichen, lieber freiwillig abdankte. Gelingt dieſer Kunſtgriff, ſo kommt der Baſche-Capi-Kiahaya an die Stelle ſeines Prinzipals, der das Hoſpodariat niedergelegt; gelingt er nicht, ſo nimmt der Drogman zu Gewaltmitteln ſeine Zuflucht. Er tritt in den Divan, legt ſeine Stelle als Baſche-Capi-Kiahaya auf das feierlichſte nieder, und erklärt mit der Miene der tiefſten Niedergeſchlagenheit: er habe Gründe, anzunehmen, daß Seine Hoheit, der Hoſpodar, ſich in gefährliche Verbindungen mit Europäiſchen Mächten eingelaſſen, und daß nach ſeinem Ermeſſen die Flucht und Wegführung der Schätze der nächſte Schritt ſey, den derſelbe nehmen werde. Die hohe Pforte, jedem Argwohn und dem leiſeſten Verdachte offen, ſetzt den angeſchuldigten Hoſpodar ab und ſchickt einen Kapidſchi-Baſchi, um ſeinen Kopf zu holen. Die meiſten Fürſten jedoch erhalten vorläufige Kenntniß von dem Schickſal, das ihnen droht, und entfliehen, noch ehe der Kapidſchi-Baſchi ankommt. Aus ſolchen Veranlaſſungen entſprangen die Auswanderungen der ehemahligen Hoſpodaren Ghika, Manol-Woda, Suzzo, Ypſilanti und anderer. Wenn der Fürſt entflohen iſt, ſo erhält der Drogman für ſeine Treue vom Divan deſſen Platz.

Nicht immer jedoch dringt der Drogman mit ſeinem gewagten Spiel durch, andere Fanarioten drängen ſich herzu und entreißen ihm die Beute. Unter den vielen Mitteln, die ſie dazu anwenden, verdient eines wegen ſeiner Seltſamkeit aufgezeichnet zu werden. Ein Fanariotiſcher Prinz, der ſich um ein Hoſpodariat durch Intriguen hervorthut, ſammelt einen Haufen Gläubiger, gleichviel ob wirkliche oder verſtellte, die ihn verfolgen und wenn er öffentlich erſcheint, mit lautem Geſchrei um Befriedigung ihrer Anſprüche angehen müſſen; vorzüglich muß dieſe Szene am Freitag, wo der Sultan in die Moſchee geht, mit ſolcher Lebendigkeit und Wahrheit geſpielt und erneuert werden, bis der Sultan zuletzt, durch die Lage des Prinzen gerührt, ihm ein Hoſpodariat verleiht, daß er aus den Klauen ſeiner Gläubiger entrinnen möge.

Wenn die hohe Pforte daran iſt, einen Hoſpodar abzuſetzen, ſo mißtraut ſie dem Baſche-Capi-Kiahaya, auch wo ſie keinen Grund zur Klage gegen ihn hat; hat ſie aber Verdacht gegen ihn, ſo fällt ſein Haupt mit dem ſeines Prinzipals. Ein geheimer Agent überbringt den Firman der Abſetzung dem Metropolitan der Provinz, der alſogleich die eingebornen Bojaren verſammelt und ihnen anbefiehlt zu wachen, daß der abgeſetzte Prinz die Kaſſen des Großſchatzmeiſters nicht leere und in ein fremdes Land entfliehe. Indeß hat der Fürſt, wie wir bereits bemerkt haben, gewöhnlich ſchon einen Wink bekommen und ſeine Maßregeln getroffen. Sobald er nämlich einen geheimen Wink erhalten, ruft er den Großſchatzmeiſter und verlangt Auskunft über den Stand der Kaſſa. Iſt ſie wohl verſehen, ſo läßt er ſich ſo viel daraus geben, daß kaum mehr etwas für die Beſoldung der Schreiber darin bleibt. Um beym Großſchatzmeiſter jedoch keinen Verdacht zu erregen, gibt er ihm zu gleicher Zeit unverſiegelte Ordren an alle Gouverneurs und Steuereinnehmer der verſchiedenen Diſtrikte, alles in ihren Kaſſen befindliche Geld einzuliefern. Der Schatzmeiſter empfängt die Schreiben mit dem größten Dienſteifer und verſendet ſie augenblicklich an die betreffenden Behörden. Dieſe Schreiben, obwohl ſie in der üblichen Form abgefaßt ſind, enthalten ein geheimes Zeichen, das dem Schatzmeiſter unbekannt iſt, aber allen Fanariotiſchen Agenten im Lande verkündet, daß der Fürſt abgeſetzt worden. So wie ſie jenes Zeichen ſehen, nehmen auch ſie ihre Maßregeln und räumen ſo ſchnell als möglich ihren Nachfolgern das Feld.

Zumeiſt erhält der Hoſpodar jenen geheimen Wink von dem Baſche-Capi-Kiahaya aus Conſtantinopel; wenn es ſich aber trifft, daß er zum Nachfolger ſeines Prinzipals beſtimmt iſt, oder aus andern Gründen dem Fürſten keine Warnung zukommen kann, ſo gewinnt die Sache ein anderes Anſehen. Nichts gleicht dann der tiefen Beſtürzung des Hofes; die Fanariotiſchen Bojaren heulen und rennen verzweifelnd umher; der Fürſt, von jedermann verlaſſen, muß nun auf ſeinen eigenen Füßen wandeln, wenn es ihm der Capidſchi-Baſchi vergönnt, und er nimmt dann ſeine Zuflucht in ein Privathaus in der Stadt, bis ſich alle Fanarioten aus der Provinz verſammeln, und jeder auf ſeine Gefahr hin den Weg nach Conſtantinopel antritt.

Die eingebornen Bojaren haben weniger Urſache, niedergeſchlagen zu ſeyn, und bereiten ſich zum Empfang des Kaimakams des neuen Hoſpodars vor. Auch die Muſelmänner, welche in Dienſten des vorigen Fürſten waren, verlieren ihre Plätze, ſie ertragen aber den Wechſel ruhig. Bey Gelegenheit eines ſolchen traurigen Ereigniſſes hielt der Divan Effendi in Gegenwart Zallony's, des Arztes beym abgeſetzten Fürſten und anderer, eine kleine Anrede: „Meine Freunde, ſprach er mit einem fröhlichen Geſicht, verzweifelt nicht, Gott läßt alle Dinge geſchehen, alles iſt oben geſchrieben; ſeht mich an, obgleich ich alles verliere, bin ich doch nicht betrübt, weil es das Schickſal ſo will und der Prophet ſelbſt könnte das nicht ändern. Ueberdieß ſind die Wahrzeichen dieſer Kataſtrophe nicht ſo ſchlimm; vor acht Tagen aß ich ein Schulterſtück von einem gebratenen Lamm, es war wohl häufig mit blaſſen Stellen bezeichnet, aber mit keinen rothen, welches bedeutet, daß das Blut unſeres Fürſten nicht wird vergoſſen werden. Kommt und ſeyd getroſt.“ —

Wenn der abgeſetzte Fürſt in Conſtantinopel ankommt, darf er nicht länger mehr im Fanar wohnen; denn kein Großwürdenträger mit drei Schweifen, der Groß-Veſſir ausgenommen, kann ſeine Wohnung in Conſtantinopel nehmen; und vor ſeiner Abreiſe hatte der Hoſpodar alle Ehren eines Paſcha empfangen. Er verfügt ſich alſo auf ſeinen Landſitz an den Ufern des Kanals, wo er anfangs in der tiefſten Einſamkeit lebt; Stille herrſcht allenthalben in und um ſeine Wohnung; die Fenſter ſeines Hauſes ſind verſchloſſen, und wenn einige offen ſind, ſo werden die Vorhänge herabgelaſſen; nur wenige Lichter ſieht man bey Nacht, mit einem Worte, alles verräth äußerlich irgend ein ſchweres Unglück und tiefe Trauer. Zuweilen bedient ſich der Fürſt irgend einer chemiſchen Mixtur, um ſeinem Barte ein *weißes* Ausſehen zu geben. Zu dieſen und andern Hülfsmitteln nimmt man die Zuflucht, bis der Verdacht der Türken verſchwunden und ihr Mitleid erregt iſt. Endlich wagt es der Fürſt ein Paar Freunde zu ſich zu laſſen; und ſobald er nur einiger Maßen hoffen darf, daß weiter keine Nachfrage über ſeine frühere Verwaltung geſchehe, erſcheint er wieder öffentlich, kehrt nach Conſtantinopel zurück, und beginnt ſeine Intriguen von neuem, um wieder in ſein Fürſtenthum eingeſetzt zu werden. Da ein Hoſpodar ſelten ſeinen Poſten über zwei oder drei Jahre behält, wird die Zahl ſolcher Erhoſpodarn beträchtlich. Der Kampf ihrer widerſtreitenden Intereſſen, und ihre Intriguen brechen oft mit ſolcher Heftigkeit hervor, daß der Divan ungeduldig wird, und durch Hinrichtungen und Verbannungen ihre Zahl ziemlich herabſetzt.

Die Erhoſpodare haben immer noch eine Art von Hof um ſich, da die Bojaren nur von ihrem Fürſten Titel und Würde empfangen; auch können ſie allein bey ſeiner Wiedereinſetzung auf eine Erneuerung ihrer Stellen und Einkünfte hoffen; er allein hat die Macht, ſie ihres Ranges zu berauben, und durch eine bloße Anzeige beym Drogman des Divans kann er ſie wieder zu ſimpeln Rayas herabſetzen. Außer den Bojaren ſind noch eine Menge Fanarioten um ihn, welche, in Erwartung ſeiner Wiedereinſetzung in die vorige Würde, ihre Zeit bey ihm hinbringen, um den großen Kalpak zu erlangen. Auch hat der Fürſt noch andere Mittel, womit er ihre Treue feſthalten kann; ohne ſeine Erlaubniß dürfen die Kinder der erſten Bojaren und ſeine eigenen Verwandten nicht türkiſch lernen. Da die Kenntniß dieſer Sprache der einzige Weg zum Emporkommen iſt, (denn ohne ſie kann man nicht Drogman werden), ſo iſt dieſelbe von der größten Wichtigkeit. Die Erlaubniß des Fürſten dazu verbreitet die lauteſte Freude in einer Familie und der Hotſchia, türkiſche Sprachmeiſter, wird mit Enthuſiasmus aufgenommen; alle andern Lehrmeiſter werden entlaſſen, damit der junge Fanariote ſeinem Unterricht die ungetheilteſte Aufmerkſamkeit ſchenke; keine Geſchenke werden geſpart und man bezahlt ihm zehn Mal mehr, als jedem andern Sprachmeiſter, es wird ihm die zärtlichſte Aufmerkſamkeit erwieſen und die Familie betrachtet ihn mit einer Art Verehrung. Um ſeinen Eifer noch mehr zu ſteigern, verſpricht man ihm, daß wenn ſein Schüler Hoſpodar wird, er ſein Divan-Effendi werden ſoll; welches Verſprechen zuweilen auch gehalten, aber noch öfter gebrochen wird. Indeß gäbe es noch andere Gründe, den Hotſchia ſo hoch zu ſchätzen, indem er nur durch eine Sünde gegen ſeinen Glauben dies Geſchäft treiben kann; das Geſetz unterſagt den Muſelmännern nicht nur die Erlernung fremder Sprachen, ſondern verbietet ihnen auch, die Sprache des Propheten Ungläubigen zu lehren. Der Fürſt iſt jedoch ſehr ſparſam mit dieſem Privilegium gegen die Bojaren; denn er verſchafft ſich nicht gerne unnöthige Rivalen; und wenn er dasſelbe auch ertheilt, ſo weiß er den Weg zum Fortkommen andern zu verrammeln; denn er ſetzt feſt, daß der Bojarenſohn erſt Türkiſch lernen ſolle, wenn er im Griechiſchen und Franzöſiſchen unterrichtet iſt. Dies bringt oft die Folge mit ſich, daß der Knabe der Sprachſchwierigkeiten überdrüſſig wird und nur langſame Fortſchritte macht. Was aber die eigenen Söhne betrifft, ſo ſorgt der Fürſt dafür, daß ſie das Türkiſche mit der Muttermilch einſaugen, und jeder andere Unterricht verſchoben wird, bis ſie jene Sprache vollkommen inne haben.

Die Erziehung der Fanarioten erſtreckt ſich ſelten weiter, als auf die Erlernung jener drei nothwendigen Sprachen; auch ſucht man ſie mit den Sitten und der Kenntniß der Welt vertraut zu machen. Was den letztern Punkt betrifft, ſo iſt die Hauptſache davon in folgendem Bruchſtück einer Anrede enthalten, die ein Fürſt an ſeine Söhne hielt: „Gedenkt, meine Kinder, daß ihr in den Augen eines vornehmen Türken immer unterwürfig, mildthätig, edelſinnig und beredt erſcheinen müßt; ja es iſt wichtig, daß ihr ſogar gegen ſein Gefolge aufmerkſam und demüthig ſeyd. Tretet ihr in das Zimmer eines großen Herrn, ſo macht ihr eine tiefe Verbeugung beym Eintritt; ſeyd ihr in die Mitte des Zimmers gekommen, ſo macht noch eine, indem ihr einen Halbzirkel beſchreibet, ſo daß man die Thüre immer noch ſehen mag. Wenn ihr euch dem Großen nähert, ſo fallet zu ſeinen Füßen nieder, ergreifet den Saum ſeines Kleides, hebt ihn gegen die Stirn empor und küßt ihn. Es kann ſich zuweilen geben, daß der Hochſinn eines ſolchen Herrn dies zu hindern ſucht; in dieſem Fall nehmt ihr die Franzen ſeines Sopha und küßt ſie, ehe ihr ſie zu euerer Stirne empor hebt, dann ſteht ihr auf und zieht euch in einige Entfernung zurück, ohne jedoch dem Großen jemals den Rücken zu weiſen. Gibt er euch ein Zeichen zum Niederſitzen, ſo werft euch ſchnell auf euere Kniee in einem Ende des Zimmers, indem ihr Sorge tragt, daß kein Türke hinter euch zu ſtehen kommt. Hat er gar die Güte, nach euerer Geſundheit zu fragen, ſo antwortet:“ „Mein Herr, ich küſſe den Staub Ihrer Füße,“ „und bey all euern Antworten tragt Sorge, nur die dritte Perſon in der Mehrzahl zu gebrauchen.“ —

Während die Söhne ſolchen Unterricht empfangen, wird gewiß auch die Erziehung der Töchter nicht vernachläßigt; die Intriguen ſind ihnen eben ſo natürlich, als ihren Vätern und Brüdern und ſie übertreffen dieſe noch an Unwiſſenheit und

Stolz. Die jungen Mädchen ſind ſehr ſchön, und ihre Manieren äußerſt leicht und lebhaft. Unter die Artigkeiten gehört beſonders das äußerſt ſchnelle Reden; nicht minder halten ſie es für ſehr einnehmend, wenn man während des Geſpräches die Mienen mit unendlicher Gewandtheit ſpielen läßt. Die wohlerzogenen Frauenzimmer betheuern ihre Gedanken mit dem Schwur, Na-zi o-Afthendis (bey dem Leben unſeres Fürſten). Für das höchſte Unterſcheidungsmerkmal eines hohen Ranges hält man es jedoch, wenn man gelegentlich einige Moldauiſche und Wallachiſche Ausdrücke in die Rede miſcht; denn dies iſt ein Beweis, daß man dieſelben früher aufgeleſen, da man den Hoſpodar in eines dieſer Fürſtenthümer begleitete. Dies iſt eine eben ſo entſchiedene Auszeichnung als der große Kalpak. Die Fanarioten ſind ſehr geſellig und verbringen ihre Zeit, gleich andern müßigen Leuten, mit Kartenſpiel, Tanz, Eſſen und Spazierengehen und vorzüglich mit Geſprächen über ihren Aufenthalt in den Fürſtenthümern.

Bilder aus der Schweiz

von Heinrich Tschokke.

Zweiter Theil. Erſtes und zweites Bändchen. Der Freihof von Aarau. Aarau. H. R. Sauerländer 1824.

(Fortſetzung.)

Die guten Geſellen ritten fürbaß, der Aar zu, nachdem Marquart dem Gangolf die Kriegspläne, ſo wie ſeine Aufträge vom Markgrafen an ihn, vonwegen Aaraues, und weiter berichtet hatte, daß Gangolfs Braut in Brugg ſey. Ungeduldig wartete man auf die Fähre; „Herr Marquart fluchte mörderlich. — „Heda! Ho! Hopp! ſtraf mich Gott, ich breche jedem Kerl eine Rippe zum Andenken" u. ſ. w. — Allein wir müſſen, wenn wir dergleichen anführen, mit dem Verfaſſer zugleich, „den Leſer „bitten, Herren Marquarten nicht nach ſeinen Worten zu richten. „Er pflegte in aller Fröhlichkeit zu fluchen. Seine gute Laune „blieb ſich auch in den gefährlichſten Augenblicken eines Gefechts „gleich, wenn er Wunden austheilte oder empfing. Darum

„hatte ihn Jedermann gern. Er war ein luſtiger Geſell, weil er kein trauriger ſeyn konnte.“ — Auch werden wir alsbald ſowohl von der allgemein ſchätzbaren Liebenswürdigkeit, als unverwüſtlichen Heiterkeit dieſes wohlgeſitteten Ritters, die unzweideutigſten Proben mitzutheilen die Ehre haben.

Der Regen zwang die Ritter, in einem Gewölbe der zertrümmerten Burg Freudenau, hart an der Aar, bis zur Ankunft der Fähre Schutz zu ſuchen; „ein geringes Ueberbleibſel „des Schloßgemäuers, von dürrem Geſträuch und bleichen Gras„halmen umweht — — (S. 39.)

[Sicher liegt unter dieſem geringen Ueberbleibſel (unterbrach ſich der Regiſtrator im Leſen) der Kinnbacken der alten Mutter Morne aus Verfaſſers Juraflüchtling, um die auch ein weiches, falbes Barthaar, wie ein grauer „Schatten geweht“— begraben. — Aber berückſichtigen Sie doch die Chronologie (erwiederte Rezenſent, froh, ſeine obige Beſchämung durch den v. Hartleber, demſelben hier einzutränken); ſind wir doch im beſten Safte des 15ten Jahrhunderts, und der Juraflüchtling ſteckt im Winterholz des 18ten! — Allein der v. Hartleber entgegnete: Pah, Kleinigkeit! einem Müller-Tacitus, wie Verfaſſer, der mehr Jahrhunderte im hiſtoriſchen Felleiſen hat, als der Schnurrpfeifer von Hameln Lieder im Dudelſack, kann es auf ein Paar Jahrhunderte nicht ankommen. Hat er doch, wie bekannt, in ſeiner jüngſtgebornen unſterblichen Schweizerlandsgeſchichte, die Bündtner unter anderm Bajonette aufpflanzen laſſen, in einer Zeit, wo die Bajonette noch gar nicht erfunden waren, was iſt einem ſolchen Künſtler noch unmöglich? — Zudem iſt der Juraflüchtling früher erſchienen als der Freihof, und es iſt zwiſchen den beiden Compoſitionen gewiß ſo viel Zeit verfloſſen, daß der Verweſungsprozeß von Mutter Morne's bartumwehtem Kinnbacken mit allem Anſtand vor ſich gehen konnte.]

„Als ſie dem Gewölbe nahten, ſahen ſie in der Dämmrung „desſelben ſich Geſtalten bewegen. Vorn nagte ein Eſel u. ſ. „w.“ Außer dieſer nagenden Geſtalt befanden ſich ein alter Lollbard und eine junge Begutte in dem Gewölbe. Dieſe war in grobes, halbwollenes Zeug ſo ſtrenge gemummt, daß man „von dem verhüllten Geſichte [wie niemand bezweifeln

„wird] nichts erblickte.“ — Der Lollhard war ein magerer ſtarkknochiger Menſch, gegen die Sechziger.„ Aus ſeinem Geſichte, „in welchem ein düſterer, klaghafter Zug der Gebehrden „(S. 41!) erſchien, ragte zwiſchen den hohen Backenknochen „eine Naſe hervor, die man für ſich ſelbſt — wohlgeformt „genannt haben würde, wenn ſie nicht für das ſchmale Hungergeſicht eine ganz unverhältnißmäßige Größe gehabt „hätte. Wenn man dieß ſeltſame Geſicht, dazu die langen eisgrauen Haupthaare und überhangenden Augenbraunen, ſo wie „den grauen, in zwei Spitzen auf die Bruſt auseinander fallenden Bart ſah, und daneben denn wieder den lebhaften, ſeelenvollen, durchdringenden Blick der hellen, großen Augen: man „hätte ſchwören ſollen, es ſchaue ein feuervoller Jüngling „aus der vorgehaltenen Larve eines Greiſes.“ —

„Nun, Gevatter Graubart, redete ihn Marquart an; wohin geht deine Reiſe?“ — Mit einer ſeltſam harten, faſt „knarrenden Stimme erwiderte der Alte: „Zum gleichen „Ziel, wie die Eure.“ — „Alſo friſche Geſellſchaft! Und weißt „du denn ſo genau, wohin mein Weg geht?“ — „Allerdings, „Herr; zum Grab und zur Ewigkeit.“ — In dieſem Ton ſich ſteigernd, fährt die Unterredung fort, bis Marquart den Lollhard, als einen Spion und Aufwiegler, als Abgeſandten der Schwyzerbauern begrüßt, und ihm, unter andern kräftigen Witzreden, einen Schmuck um den dürren Hals drehen zu laſſen, verſpricht. Da geräth der Bußprediger ſo in Eifer, daß er mit flammenden Augen und raſſelnder Stimme (wie Herr Marquart ſie nennt) denſelben anknarrt und ſich gegen ihn erhebt: allein die Begutte zieht ihn ſanft zum Sitze zurück, wobei „aus „dem weiten Aermel ihres Gewandes eine ſo weiße, zarte Hand „hervorgeſchlichen, daß der Herr von Baldegg plötzlich den „geſpenſtiſchen Greis vergaß u. ſ. w.“ Spottweiſe wendet er ſich ſofort an den (vergeſſenen) Greis, ob die hübſche Begutte eine Schweſter im Herrn ſey, aus welchem Kloſter er ſie weggelockt? — Sie werde ſein Seelenweib ſeyn, er ſey aber alt genug, um bey ihr heilig zu bleiben. Auch des Alten Beſcheid, ſie ſey ſeine Tochter, brachte ihn keineswegs aus — ſeiner guten Laune, ſondern er erklärte die Tochter für geſtohlne Waare, und machte Anſtalt zu einer Viſitazion; „er warf kräftig den Arm des Greiſes auf die Seite, riß den groben Tuchmantel vom Geſichte der Verhüllten und ſtaunte ſie verblüfft an, weil er nicht wußte, wie ihm geſchah.“ — „Im rauhen Gewande ein Engelköpfchen voll göttlichen Ernſtes; zwiſchen Felſengrau eine ſanft glühende Alpenroſe.“ — [v. Hartleber ſtutzte bey dieſem Gleichniſſe, wie wenn man unvermuthet einen guten, alten Bekannten im beſten Wohlſeyn wiederfindet.] „Der Herr von Baldegg war freilich über die Jahre hinweg, wo der *goldbraune* Glanz ſolcher Locken und der ſchöne Blitz ſolcher Blauaugen gefährlich wirken kann:“ — aber er fühlte ſich doch betroffen und erſtaunt, und ſo angenehm zwar, daß er einen zweiten Verſuch nicht unterlaſſen mogte. „Hebet Euch von mir! ſagte die Begutte, aber mit einem ſolchen *Wohllaut* der *Stimme*, daß Marquart nur den ſüßen Klang, nicht den *Zorn* darin *hörte*.“ — Um ſich des *luſtigen Geſellen* zu erwehren, riß ſie den Vater mit ſich fort: allein Marquart legte Hand an. „Der Lollhard aber warf ſich ihm mit *Macht* entgegen, ſtellte ſich zwiſchen ihm und der Jungfrau und faßte mit ſeiner *dürren* Hand einen *keulenförmigen* langen Knotenſtock: doch Herr Marquart ließ ſich das nicht irren, ſchleuderte den *unkräftigen* [keuletragenden] Greis ſeitwärts und ſchloß die zitternde Verhüllte lachend in ſeinen Arm, die ein klägliches Geſchrei erhob. — In dieſem Augenblick kam Herr Gangolf Trüllerey zurück; er hörte das Hülferufen der weiblichen Stimme im Gewölbe, ſprang hinein, ſah Marquarts Ringen mit der Vermummten, und befreite dieſe, indem er den Ritter *mit einem Wurf zum Gewölbe hinausfliegen ließ*.“ —

[Bravo! Vivat, mein ehren- und handveſter Herr — *Florian aus Graubündten*! rief der v. Hartleber; ich hatte gleich geahndet, daß ihre Großmuth hier, wie bey jener Nothzucht in Bündten, nicht länger in der Scheide könne ſtecken bleiben, vielmehr ſah ich ſchon auf eine Stunde Weges Ihre rächenden *Rieſenkrallen* daherwüthen. Zweifeln ſie nun noch ſagte er dann (indem er ſich, wie mich dünkte, ſarkaſtiſch gegen mich wandte), an der Urſtände des ſeeligen Kinnbackens aus obigem geringen Ueberbleibſel? — Schon ja haben wir auch eine weiße Hand hervorſchleichen ſehen, und bald wird auch der Begutten-Puppe Papilio *Hermione* mit ihren goldigbraunen, ſpielend hervorſchleichenden Locken, Nachmittags, im neblichten Morgenhäubchen zu neuem Leben entſchlüpfen. Wie freue ich mich auf den Wohllaut der leiſen anmuthvollen Stimme, wie ſie ihren Gangolf-Florian mit religiöſen, myſtiſchphiloſophiſchen Predigten beſchult; und alles, mag es wollen oder nicht, geht am Ende noch zu den beſten Häuſern aus! — Aber wie bringen Sie denn den dürren, raſpelſtimmigen Naſenkönig unter, verſetzte Rezenſent; iſt es etwa der Obriſt Despars, dem mittlerweile, wie Krebſen die Schere, der rechte Arm nachgewachſen? — Behüte! erwiderte der Regiſtrator (keineswegs aus der Regiſtratur gebracht); ich weiß zwar noch nicht ganz gewiß, was für ein feuriger Jüngling hinter der vorgehaltnen Maske ſtecken mag; aber eben die Maske mit dieſer ungeheuern Naſe, deutet mir, wie ein Meilenzeiger, auf — Abällino den großen Banditen, — den Verfaſſer in ſeiner Jugendkraft verfertigt hat. Mittlerweile könnte die Maske ihm ins Fleiſch gewachſen und er aus Biederſinn unter die Lollharden gegangen ſeyn. — Meinethalben, erwiderte Rezenſent etwas empfindlich; aber ſparen wir, da wir nun den Hauptperſonen auf der Spur ſind, den kritiſchen Schuß bis nach Leſung des Ganzen!]

Herr Marquart erhub ſich von ſeinem Trümmerpolſter, rieb ſich die Schenkel, fand es aber unter ſeiner Ritterwürde, mit einer ſolchen Wurfmaſchine ſich in Kampf einzulaſſen. Er ſchimpfte zwar, Herr Gangolf ſey ein grober Geſelle, der beſſer zum Dreſcher als zum Ritter tauge, brauchte dazu einige verbrauchte Witze vom Flegel, die Gangolf nachbraucht; drauf aber ſprengt er, nachdem er im Zorn (ſeiner unverwüſtlich guten Laune wahrſcheinlich) Gangolfen mit Verluſt der Vetterſchaft bedroht, die dieſer durch die Heirath mit Urſula von Falkenſtein, welches Geſchlecht dem Baldegger nah verwandt war, zu hoffen hatte, — in allen Ehren von dannen; und Gangolf, der Lollhard, die Begutte und der Eſel, zogen miteinander gen Brugg.

Anfangs ritt Gangolf ſehr verdrießlich neben dem Eſel her, auf dem die Begutte ſaß. Denn durch den nahen Ausbruch der Feindſeligkeiten ward ſeine Heirath, die erſt nach geſchloſſenem Frieden ſtatt haben ſollte, aufs Unbeſtimmte hinausgerückt, und die Drohung des Baldeggers machte ihm die Sache noch bedenklicher. Aus langer Weile, oder aus Sehnſucht nach der nicht anweſenden Braut vielleicht, begnügte er ſich, die unbekannten Schönheiten der Begleiterin zu erkundſchaften. Wirklich gelang es ihm, erſt ihren artigen Fuß, dann ihr zartes Kinn mit dem Schneegrübchen, in dem ſeine Augen Platz nahmen, dann die „kleine weiße Mädchenhand, deren anmuthig gebogene Finger die äußeren Spitzen in Morgenroth getaucht zu „haben ſchienen;“ endlich, nachdem er, durch eine Galanterie gegen den Vater, ſeine Stelle gewechſelt, und die Begutte, um die ſchöne Gegend zu betrachten, ihr Geſicht enthüllt, „unbekümmert um dies Bild [die Landſchaft nämlich], mit angenehmem Erſtaunen die Herrlichkeit des Schöpfers, in einem „ſeiner ſchönſten Geſchöpfe aufgegangen“ — zu bewundern. Er hatte den Alten auf ſein Pferd genöthigt, und ging ſo zwiſchen ihm und der Tochter; „das kurzgeſtiefelte Bein in den „langen Reiterhoſen bewegte ſich mit leichtem Schritt über „die unebene Landſtraße hin, wie zum Tanz.“ — Aber auch die fromme Begutte ſchenkte Gangolfen ihre Aufmerkſamkeit, als er ihr die Geſchichten der Umgegend erzählte; „ſie ſenkte „von Zeit zu Zeit einen Blick auf deſſen edle Geſtalt.“ — „So „oft aber Gangolf im Geſpräch das Auge zu der ſtillen Hörerin „aufſchlug, ſenkte ſie die Wimpern ſittig und ernſt nieder.“ — In Brugg nachts angelangt, hub er, vor der Herberge, die Begutte ritterlich vom Eſel, und ſchied von Seegenswünſchen begleitet im Gefühl ſeiner allgemeinen Menſchenliebe.

„Später, als er ſelber gewollt, erwachte der junge Rittersmann am andern Morgen, alsbald kleidete er ſich mit größerer Sorgfalt, um vor den Augen der Braut nicht ganz „mißfällig zu erſcheinen.“ — Von den Wirthsleuten erfuhr er, daß die Begharden in der Frühe abgereiſt. „Da gedacht’ er, „nicht ohne ſtille Bewunderung der ſchönen Reiſegefährtin. „Doch ward dieſe bald vergeſſen, als er nach wenigen

„Schritten das Haus des Schultheißen Effinger erreichte, wo „er Urſula von Falkenſtein, ſeine Braut, zu finden erwartete.“ — Allein der Schultheiß berichtete ihn, daß ſie in einem andern Hauſe abgeſtiegen, und zwei junge Cavaliere, Herrn Bentelin und Herrn Iſenhofer, bey ſich habe. — Hierauf erzählt er ihm, daß ſein Vater Herr Rüdiger Trüllerey, in betrübten Geſundheitsumſtänden ſich befinde. — Dann geht das Geſpräch zur Politik über, und mit Vergnügen bemerken wir, daß Herr Gangolf Trüllerey im 15ten Jahrhundert ſchon mit dem Plan ſchwanger gegangen, den Aargau als ſelbſtändigen Kanton aufzuſtellen; der alte Schultheiß aber, hält dieſe tiefſinnige Idee des jungen diplomatiſchen Mannes für Schwindelei und Traum. *)

Der edle Gangolf ſchlich ſich fort, zur Braut; ein anderer Ritter, Herr Bentelin verabſchiedete ſich eben bey ihr. — Der Empfang der Braut, nachdem ſie ſich von der erſten Hitze der Ueberraſchung erholt, war ſo froſtig, als Gangolfs Umarmung kraftvoll. — Nachdem Gangolf der Braut Bericht abgeſtattet über die dermaligen Moden in Paris, fand ſie es gelegen, ihn mit Vorwürfen der Treuloſigkeit anzufahren; der brave Gangolf aber „betrachtete während des regſamen Spieles „ihres Jüngleins mit Wohlgefallen die Jungfrau, die „ſelbſt der Zorn nur weiblicher und reizender machte.“ — Allein dieſes entzückte Phlegma taubſtummer Anbetung erregte ihren Hochmuth, ſie erhob ſich ſchnell „und rief mit einem Blick der „Verachtung: So iſt denn ſelbſt meine Gegenwart nicht „vermögend, Eure Gedanken für einen Augenblick von jener „feilen Dirne zu befreien, die Ihr Euch zulegtet. (S. 97!)

---

*) Allerdings fuhr (Müller Schw. Geſch. Bd. 3. S. 52) im Jahre 1415 dieſer Gedanke, wie ein Blitz durch die Seelen der Aargauer; zufällig waren es aber gerade die Städte, welche den Aargau als ſelbſtändige Republik der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft zuzuwenden wünſchten und weil der Adel es nicht wollte, kam auch der Entſchluß der Städte, ſich unter eidgenöſſiſchen Schutz zu begeben, zu ſpät zur Reife.

Anm. d. Red.

„Und weiter:“ Eilet doch lieber zur Begutte, weit kann ſie „nicht ſeyn; ich halte Euch nicht. Die Bettlerin mag allerdings „beſſer zum Ritter ohne Land, und zum verfallenen Thurm Rore „taugen [paſſen], als die Erbtochter des Hauſes Falkenſtein, „die Urenkelin alter Grafen.“ — Das erzürnt natürlich den armen Ritter; wir ſind *auf ewig* geſchieden, ſagt er. — „Wäre ich ein Königsſohn, ich würde Kronen zu Euern Füßen „gelegt haben, und wenn ich Euch in *Lumpen*, unter dem „Dache einer *Zigeunerhütte* gefunden hätte.“ — Die edle Dame erſchrickt, will Entſchuldigungen vom Ritter; er erzählt den Handel mit der Begutte; er bezaubert und erſchreckt zugleich die Braut, erſcheint ihr liebenswürdiger als je; ſie bemerkt daß ſie ſich ſelbſt haſſe, weil ſie zu ſehr liebe; „ſie ſchlang ihre beyden Arme um ſeinen Nacken, ſchluchzte laut an ſeiner Bruſt „und rief. *O du göttlicher Böſewicht!* was haſt du aus „mir geſchaffen?“ — „Lange ſchien er gefühllos ihre Liebkoſungen nur zu *dulden*. Der warme Hauch ihres Odems, „der ihn *wohlluſtvoll* umwehte, das Brennen ihrer Lippen an „den ſeinen“ u. ſ. w. „äußerten bald aber ihre unbeſiegbare, „Seel' und Sinnen überwältigende Macht. Er zog ſie an ſein „Herz [wahrſcheinlich zur Bekräftigung des ewigen Geſchiedenſeyns; denn ſo was geht billig als Zugabe zur Ewigkeit nebendrein] und ſprach mit einem Seufzer: O warum biſt du nicht „ſo arm, als ſchön!“ Dann verflucht er aber jeden Heller, den er von ihrer Mitgabe berühre; Fräulein aber meint, im Freihofe von Aarau ſeyen die Verfluchten ſicher, er möge ihre Rede hübſch vergeſſen; und ſie ſpazieren zuſammen zum Schultheiſſen Eſſinger.

Die Unterhaltung daſelbſt iſt anfangs ſo mager, als die Mahlzeit fett; Gangolf iſt einſylbig, Urſula koquettirt fruchtlos mit Ritter Bentelin, um den Bräutigam eiferſüchtig zu machen. Endlich kommt man auf die Tagspolitik zu ſprechen. Schultheiß und Rathsherren zu Brugg hieltens, ihrem Eid gemäß, mit der neuen Regierung zu Bern; die Ritter mit Oeſterreich, dem Schutzherrn des Adels. Ritter Bentelin führte das Wort; Junker *Iſenhofer*, der Dichter, deklamirte, von erſterm aufgefordert, zwey Verſe aus ſeinem bekannten Spottlied auf die

Schweizer, den Bauern nnd gleichfalls den übermüthigen Bürgern zum Hohn. Der politiſche Charakter dieſes junkernden Junkers iſt geſchichtlich bekannt genug; unter den genialiſch umbildenden Händen Zſchokkes aber wird er zum vollendeten Witzbold, wohlbeſchlagen in den aufgeklärten religiöſen Anſichten der Stunden der Andacht; dazu zum ſarkaſtiſch verkappten Jakobiner von beſter Geſinnung. Nachdem er Bauern und Burger getrumpft, deployirt auch er ſeine diplomatiſchen Grundſätze wegen Selbſtändigkeit des Aargaus; mit feinem Scherz „ſchrie „Bentelin: Gott's Blut, und biſt du nicht das faulſte von „allen (Gliedern von Oeſterreich)?“ -- Gott'swetter ſchlag „drein; ſchrie Bentelin; macht dich der Wein ſo fruh verkehrt, „Iſenhofer? Ein Herr wie der Andre? willſt kaiſerl. May. „in Reih und Glied ſtellen mit dem Kuhmelker von Schwyz, „oder dem Metzgermeiſter von Bern?“ — Hei! rief der Dichter „von Waldshut lachend; Thron oder Melkſtuhl, iſt beides „Wurmfraß: der Mann darauf gilt, der Herr iſt!“ — „Die „Menſchen haben dem Zufall und Scharwenzel in die Karten „geſehen. Sie halten den Thron für einen vergoldeten Melkſtuhl, und wollen nicht des Herrn Kühe ſeyn. Ihr Aargauer „aber was wollet Ihr? für die Ehre Eurer Kuhſchaft die „Hörner abſtoßen?“ — „Verdammter Frevler! Sagte der Herr „von Hemmenhofen, indem er aus vollem Halſe lachte; „ſäß' ich neben dir, ich würde dir die Ohren zupfen!“ — „Und ich, fiel Gangolf ein, drücke dir dafür die Hand Biedermann!“ u. ſ. w. in dieſem feinen Cavalierton. Fräulein Urſi ſtimmt ein, und meint, Gangolf werde ſie vielleicht zwingen, auf der Hochzeit in — Holzſchuhen der Schwyzer zu tanzen. Bentelin erklärt, er werde ihm lieber geſtatten, zuvor auf ſeinem Nacken zu tanzen. Gangolf bezeugt Luſt dazu, Bentelin aber wiſſe ſo gut zu ſchweigen als zu pralen. Dieſer betheuert hinwieder, daß Gangolf es nur dieſer achtbaren Geſellſchaft zu danken habe: „daß ihr nicht ſchon zum Fenſter „hinausgeflogen und den Gaſſenbuben ein Gelächter „ſeyd.“ — Der Schultheiß beſchwichtigt; trotz den Bitten desſelben und der Braut reitet Gangolf, in Begleit ſeines ſortanigen Mantors Iſenhofer, zum kranken Vater nach Arau.

Unterwegs macht Gangolf ſeinem Herzen Luft. Es ſey ihm gar nicht wohl bey ſeiner Braut, ein böſer Stern walte über dieſer Liebe; mit unüberwindlicher Gewalt ziehe es ihn aus der Ferne zu ihr hin, in ihrer Nähe werde er alsbald elend: „die arme Mücke muß und muß zum feurigen Licht, „und dann jämmerlich in der Flamme vergehen." Iſenhofer meint, weiſe treffend: „Ihr macht aus Euch ſelber allzuwohlfeile Waare." — „Gebt Allem, was Euch freundlich anſpricht im Leben, den Finger oder die Hand, aber Keinem „Euch ganz." — Dann nimmt die Unterredung die Wendung nach dem beliebten Thema der Selbſtändigkeit des Cantons Aargau, und ſchließlich den Anlauf auf religiöſe Gegenſtände, nachdem Iſenhofer ſeine Menſchen- und Todesverachtung trefflich deutlich auseinandergeſetzt. Er meint, Herr Gangolf und der andern Menſchen ungeheurer Mehrtheil, beſtehend „aus „Narren und Beſtien, die mit Seifenblaſen ſpielen, oder „im Koth wühlen" — wüßten ſchwerlich etwas von Gott; Pfaffen und Schulmeiſter plapperten es, wie der Staar dem andern, nach; „ſo iſt Alles todtes Geplapper." Er aber habe, neben einer geſchriebenen Bibel, noch eine ungeſchriebene, die Schöpfung Gottes. „Alles andere iſt Traum, Geckerei, Pfaffendunſt. „Glaubt mir's!" — Dieſe Erbauungsreden unterbrach der Geiſtreiche mit Gaſſenhauern, (S. 137). Gangolf aber brachte ihn mit Mühe auf das vorige Thema; er ſelbſt habe im Stillen ſchon viel ähnliches gedacht. Verfaſſer verſchweigt uns großmüthig die Fortſetzung, indem er bemerkt: „Meine „Leſer hingegen werden mit mir zufrieden ſeyn, wenn ich die „Unterredung der beyden Reiſenden übergehe."

Eingeritten in die väterliche Burg, wird Gangolf von zwei Dienern empfangen. Der jüngere iſt wieder ſo nützlich durch ſeine Schwatzhaftigkeit, als Profeſſor Onyr im Juraflüchtling. Er erzählt, beſtändig ausgeſcholten vom ältern Diener, den er übrigens mit zierlichen Redensarten, als da ſind: „Du Narr! „Keinem wächſet der Schnabel Hirten aus", abzutreiben weiß: daß der alte Herr Rüdiger ſeit Lichtmeß, dem Tage, da eine alte Zigeunerin ihm in die Hand geſehen, finſter ſey und niemanden vorlaſſe. Die „ausgeſuchteſte Diebin" ſey dann in der

Nacht, niemand wiſſe wie, aus dem Freihofe entkommen. — Wohlunterrichtet ſchreiten die Angekommnen den Wendelſteig hinan, „wo ſie im Winkel der Mauerblende Etwas erblickten, „das durch Bewegungen ſich als lebendiges andeutete.“ Das Angedeutete war Herr Rüdiger. Er führte ſie ein; aber ohne daß man Zeichen von Ueberraſchung, Freude, Neugier oder verhehlten Unzufriedenheit entdeckte, „ſondern die eiskalte Gleich- „gültigkeit eines Leichnams (S. 141!) gegen das, was „ihn umgibt.“ — Nach ſeiner gewohnten Weiſe beſchreibt Verfaſſer uns die leibliche Erſcheinung auch dieſes eiskalt gleichgültigen intereſſanten Leichnams ins Detail, der den „Spitzbart „über der Oberlippe“ trägt. — Der Sohn ſucht vergebens den alten Leichnam zum Antheilnehmen zu bewegen; er verſichert nur, nicht unwohl zu ſeyn, und geht dann ſtumm im Zimmer auf und nieder. Gangolf geht ihm nach, ſo ſpazieren ſie, mit einander in der Stube herum, wie in einem Taubſtummen-Inſtitute. Iſenhofer ſah zu, aber er ſcheint gleichwohl nicht gelacht zu haben. — Plötzlich ſteht der Alte, ſagt, er werde den Sohn morgen rufen laſſen, und geht raſch ab; der Sohn ihm nach.

Nach einigen Stunden kommt Gangolf zurück, fragt Iſenhofern, ob er lange Weile gehabt; worauf dieſer tiefſinnig erklärt: „ich bin nie in ſchlechterer Geſellſchaft, als in großer, nie in beſſerer als in keiner.“ — Man hätte vermuthen dürfen, Herr Gangolf hätte den Freund in ſeiner beſten Geſellſchaft, welche keine war, belaſſen, aber Herr Gangolf war nicht ſo empfindlich; vielmehr knüpft ſich ein langes, freundſchaftliches Geſpräch an. Der Junker meint, Thomann von Falkenſtein, Oheim ſeiner Braut, der alte Feind ſeines Hauſes, ſtecke hinter der Erſcheinung der Hexe. Er ſchwört: wenn ihn nicht (1.) „die Hoffnung großen Gewinns, (2) die Huld des „Markgrafen, (3) die Liebe der ſchönen Urſula“ feſſelte, er würde ſchon längſt unter dem Freiheits-Panier der Eidsgenoſſen gefochten, den verdorbnen Adel und Thomann zuerſt, auszurotten geholfen haben; Iſenhofer aber meint, er ſolle den Grimmigen nicht angreifen, da er ſelbſt ſo zart ſey, daß ihn „ein „Regenbogen, eine Seifenblaſe todtſchlagen [ſage todtſchlagen,

„S. 162!] und ein Spinnenfaden erdroſſeln“ könne, worunter er die trügliche Hoffnung fernern Gewinns, ein Fürſtenwort, und die Mädchenliebe verſtanden wiſſen will. — Er räth ihm, dieſe Dinge aufzugeben, und die Stadt Aarau, zum Trotz dem umgebenden Adel, ſo hoch wie Zürich und Bern zu heben, wobey dann freilich die gleichzeitige Aeußerung „Sind die „Dörfer den Städten gleich, Kommt auf Erden das Himmel„reich“ etwas wunderlich ſich ausnimmt. — Dann kommt Gangolf auf die ſchöne Begutte zu ſprechen, und meint, der Lollhard habe ihm „Zeugs gepredigt,“ wie Iſenhofer; und er würde mehr gelernt haben, wenn der Alte nicht „einen Engel „vom Himmel bey ſich gehabt.“ — Aha den Engel, den Ihr „zu Brugg vom Eſel lüpftet und ein weilchen über Gebühr „an Eure Bruſt drücktet?“ fragte Iſenhofer, und behauptete, er habe es ſelbſt mit ſeinen beiden Augen, in Beiſein Urſula's und Bentelins, geſehen. Dann facht er die Eiferſucht Gangolfs wegen Bentelins an, und Gangolf ruft ihm wiederholt zu: Blaſe, Iſenhofer! — Sie trennten ſich ſpät in der Nacht.

(Fortſetzung folgt.)

Seltſame Gerichtshändel.

(Fortſetzung.)

III. Casus.

Man hat mich für gewiß berichtet, daß einmal ein guter Freund ſeinen Nachbar den letzten Faſtnachtstag zu Gaſt geladen und als endlich beede bis in die lange Nacht das Spielen Eſſen und Trinken continuirt, ſeynd ihnen letzlichen zu gebräuchigem Valete des Fleiſcheſſens Bratwurſt aufgeſetzt worden. Welche bald hernach angefangen zu zanken, einer dem andern ſeinen gehabten Rechtshandel vorzurupfen, bis endlich der Wirth den eingeladenen gedrohet, wenn er mit dergleichen hitzigen Anzügen nicht aufhören werde, daß er ihme das nächſte auf ſeinem Tiſch liegende Meſſer in Leib reiben wolle. Dictum Factum, dann er alſobalden, zwar ohne Merkung des andern, eine Bratwurſt aus der Schüſſel genommen und ſolche dem Nachbarn in den Buſen geſtoßen. Welcher dermaßen darüber erſchrocken, daß ihm die Seele in einem Huy ausgegangen, und er dieſelbe nicht mehr erſchnappen können, allermaßen er dann alſobalden tod hinum gefallen und kein Lebenszeichen weiter hinterlaſſen.

Klag.

Die hinterlaſſene betrübte Wittib und Erben klagen bey der Obrigkeit und bitten um Ertheilung der Gott- und Weltliebenden Gerechtigkeit.

Antwort.

Der Beklagte entſchuldigt ſich, es wäre dieſe Bedrohung aus keiner Argliſt, ſondern aus lauter Fopperei wohlmeinend geſchehen, er habe nichts anderſt hiezu als eine Bratwurſt gebraucht.

Replic.

Es hätte der Beklagte operam rei illicitae in dem geübt, daß er den Entleibten durch die tödliche Bedrohungen und gleich in momento darauf gefolgtes Zuſtoßen mehr als zu viel geängſtigt. Und weil hierauf der tödliche Hintritt in continenti erfolgt, ſo ſeye niemand als der Beklagte daran ſchuldig.

Duplic.

So viel die ſcheinbare Bedrohungen anbelangt, wären ſelbe zu keinem böſen Ende, ſondern nur zu Verhütung fernern Grimmes und Zankens entſtanden. Allermaßen eben die Bratwurſt gezukt, damit der Entleibte habe können abnehmen, daß kein Ernſt, ſondern nur Scherz, kein Zorn, ſondern nur Vexation oder Fröhlichkeit dabey geweſt ſeye.

Beſcheid.

Weil der Beklagte zu dem Todesfall immediate die Urſach gegeben, als ſoll auch gegen denſelben, dem göttlichen Geſetze nach unverſchont verfahren werden.

Die klagende Wittib und Erben bedanken ſich des gerecht gegebenen Urtheils. Des Beklagten Advokat proteſtirt und excipirt darwider zierlichſt, mit Vor- und Einwenden, daß zwar in dem H. Evangelio Math. 26 geſchrieben: qui gladium accipit, gladio peribit. Wer das Schwert nimmt, der ſoll durchs Schwert umkommen. Allein findet man nirgends, wer die Bratwurſt ergreift, daß er deßwegen mit dem Schwert gerichtet werden ſolle. Ungehindert deſſen aber iſt der Beklagte mit dem H. Sakrament verſehen an die gewöhnliche Richtſtatt geführt, der Meiſter Hemmerlin an die Seite geſtellt, und ihm das Hemmet bis auf den Rucken entblößt worden. Siehe, da ziehet der Scharfrichter mit völliger Furi ſein Schwert aus, darinen anſtatt der Kopfabſchneidenden Klingen eine lange Bratwurſt geſteckt worden, und ſchmeißt dieſelbe dem Beklagten um den Hals herum, daß ſie zu etlichen Stucken geſprungen. Es iſt aber der Beklagte nicht gleich, wie ſein kleinmüthiger Nachbar, vor Schrecken Tods erblichen, ſondern friſch und geſund aufgeſtanden, Gott dem Allmächtigen herzlich dankend, daß er ihn an dieſer Bratwurſt nicht habe erſticken laſſen.

Gedichte von Raphael Nanno,

der Philoſophie Doktor und außerordentlicher Profeſſor (der Theologie) an der Univerſität zu Heidelberg. Erſte Sammlung. Heidelberg in Commiſſion bey L. F. Winter 1825. (S. 122.)

Seit die Pietiſterei in Deutſchland aufgekommen, iſt unmerklich auch in die orthodoxe Geiſtlichkeit ein lämmelnder Ton eingeſchlichen. Kraftäußerungen junger Geiſtlichen würden wider den Anſtand laufen. Man verlangt faſt allgemein mädchenhafte Milchgeſichter, pappeweich an Herz und Händen. Die Landgeiſtlichen ſind desfalls in der Theater- und Romanwelt zu einer ſtehenden Rolle geworden, und junge Theologen müſſen dieſe ſo gut ſtudiren, als ihre collegia. Ein tiefer Zuſammenhang dieſer Erſcheinung mit dem Zuſtand der Religion überhaupt, läßt ſich nicht leugnen. Die Richtung nach dem göttlichen iſt ſentimental geworden, weil man es verloren hat. Auf den Ruinen der alten Tempel wächſt wieder grünes Gras und Lämmchen weiden drauf.

Poſitiv ſchaden dieſe Stillen im Lande nichts, wenn ſie nicht die Schliche der Tartüffe gehn, doch iſt der Mangel an männlicher Kraft überall hemmend und beklagenswerth. Während einige das Schaaffell zwar nicht mehr als Wölfe, doch als Füchſe überhängen, ſind andere wirklich, wenn nicht Lämmer Gottes, doch der Menſchen. Eben die wunderliche Forderung der Zeit an die Geiſtlichen, die Pappelei der Alten mit der zum geiſtlichen Stande beſtimmten Kindern, der ſteife Schulzwang und die Kraft und Geiſt tödtende philologelnde Theologie macht unſelbſtändige Charaktere leicht zu Heuchlern oder zu Simpeln.

Zu den beſten unter den Schwachen gehören immer noch die lyriſch-idylliſchen Theologen, die im hölzernen Kirchſtuhl einſchlafen und plötzlich Flügel bekommen und ins benachbarte Blumenfeld der Poeſie hinüberſchwärmen. Da zeigt ſich denn freilich, wie furchtbar entfremdet die Theologie aller Poeſie geworden, mit der ſie wohl ehemals innig verbunden geweſen, aber das bloße gute Streben zur Poeſie tröſtet uns theils über dieſe grauenhafte Erſcheinung im Allgemeinen, theils über die Lächerlichkeit des Verſuchs im Einzelnen. So laſſen wir gern den Wechſelbalg von Poeſie, den der Feldprediger Schmidt zuerſt auf dem Hausaltar ſeiner Pfarre angebetet, ſo wie was ſpäter Koſegarten ſchon mit der Zuverſicht, Poeſie ſey im Pfarrerleben, obwohl wieder mit dem Irrthum, Pfarrerleben ſey nothwendig Poeſie, und nach ihm andre in ähnlicher Weiſe gedichtet, als gutes Zeichen der Zeit gelten. So wollen wir auch dem inſtinktartigen Triebe, der in Hanno's Gedichten jüngſt zu Tage gekommen, alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

In der That reihen ſich die vorliegenden Gedichte nahe an die des Feldprediger Schmidt, die in Göthes Muſen und Grazien in der Mark und in Schlegels Wettgeſang dreyer Poeten faſt eben ſo gut verſpottet worden ſind, als ſie ſelbſt ſchlecht ſind. Wie dort, ſo iſt auch hier die Freude über die Natur, wie ſie eben vor dem Stadtthor oder auf dem Lande zu haben iſt, über den eben ſo alltäglichen Brautſtand und über einen oder den andern guten Freund der Gegenſtand der Poeſie. Wie ſie dort bis zum Unſinn kindiſch und albern werden, ſo wieder hier. Der Verfaſſer bezeichnet ſich (S. 115) ſelbſt als einen herzguten Mann, deſſen Zuckerſüßigkeit aber wirklich in eine Säure umſchlägt. Er geſteht ein, daß er durch die größte Kleinigkeit bis zu Thränen gerührt, und was noch ſchlimmer iſt, zu einem reichen Worterguß getrieben werde, worüber ihn das proſaiſche Volk dann auslache, was er wieder für billig halte. Er beweint alſo wieder ſein Weinen und wir müſſen in der That dieſe gute Seele, die überall nur unſchuldige, nicht ſelten feine und zärtliche Gefühle ausſpricht, in einer ſo kindiſchen Schwäche bedauern. Wenn der geneigte Leſer weiß, daß ein mit Zucker wohl durchgerührtes Ei Hoppelpoppel heißt, ſo wird er begreifen, warum Jean Paul gewiſſe Herzen Hoppelpoppel nennt, und hier hat er eines von der beſten Sorte. Wie der Verfaſſer eben deshalb mit jedem Worte, ja man könnte ſagen mit jeder Miene ſeiner Verſe das Zwerchfell jedes minder Rührhaften erſchüttert, mag der Leſer an folgenden Proben ſelbſt erproben:

Vor der Staffelei. S. 59.

Mein lieb, geliebtes Bräutchen, ſprich,
Wie viel, viel Lieb hat Herzchen mich? —
„Es liebt dich mehr, als Malerei,
Und ihre Meiſter auch dabei.
Es liebt dich mehr als Harf und Flöte,
Und ſamt, ja ſamt, noch ſamt dem Göthe!
Die Kunſt iſt ſchön, die Herrn ſind groß;
Doch Mädchenherz, mein Herz hat bloß
Der mich wie du, wie du ſo liebt.
Dich lieben mehr, als Malerei,
Und Göthe, Göthe auch dabei!
Wie viel nun, ſprich, biſt du geliebt?“

Der Pfingſtſpaziergang. S. 60.

Wünſcheſt du die Häuſer
Mit den Raſenhöhn?
Ich meine nicht die Häuſer
Nur die Raſenhöhn.
Wünſcheſt du die Gärten
Mit den Lindenalleen?

Ich meine nicht die Gärten
Nur die Lindenalleen.
Du ſchweigſt und drückſt ſo ſelig mir die Hand?
Auch meines, mein Herz iſt voll bis übern Rand.

Einkehr. S. 62.

Iſt Liebchen nicht fröhlich?
Wie ſchmeckt Liebchen die Limonade?
Die köſtliche Limonade!
Wie wirbelt hier Philomele,
Die ſüße Triade!
Wie ſchaut ſichs ins Grün!
Was leſ' ich in deiner Seele?

Du liebſt mich mehr als das Grün,
Die ſüße Triade,
Die köſtliche Limonade — —
O Liebe, wie bin ich ſo ſelig!

Auf dem Wege nach Blankenſee. S. 66.

„Wie duftet die Akazie!
Wie kühlig iſt es drunter!
Wie flötet es darüber!
O, daß ich hier mich ruhte,
Wenn ich aus Morpheus Schale
Den ewgen Schlummer trinke!“

Nicht ſchlummern ſoll die Milde
Nicht ruhn die Seel' im feuchten Thale!
Wann deine Freuden tagen,
Dann bringet Venus Muſchelwagen
Dich in Elyſiums Gefilde:
Dort tanzeſt du den Reihen
Mit allen Liebestreuen,
Dort tanzen alle Grazien,
Dort blühen ſchön're Akazien.

Dergleichen Aeußerungen und der Umſtand, daß der Verf. gegen 40 Jahre alt und Profeſſor der Theologie zu Heidelberg iſt, haben natürlich alle Satyrn und Faunen gegen ihn angehetzt. Wenn wir uns indeß über die myſtiſche, anziehende und abſtoßende Gewalt der Poeſie nicht allzuproſaiſch täuſchen wollen, ſo mögen die Behauptungen Wahrheit enthalten, daß eine Nachtigall auf der Stelle krepirt ſey, als Hanno's Gedichte in das Zimmer gebracht worden, und daß einem Dichter der Reſonanzboden ſeiner Bruſt vor Lachen zerſprungen, als er obigen Vers von den Grazien geleſen. Wir warnen daher die Inhaber der Gedichte, vorſichtig damit umzugehn und ähnlichen verderblichen Folgen vorzubeugen.

Literatur.

1) Deutſche.

Hertha. Zeitſchrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde, beſorgt von Heinrich Berghaus in Berlin und Karl Friedrich Vollrath Hoffmann in Stuttgart. In der Cotta'ſchen Buchhandlung 1825.

Dieſe neue Zeitſchrift, von welcher des erſten Bandes erſtes Heft ſo eben erſchienen iſt, wird von Männern beſorgt, die ſich in der Vorrede ſo wie in der Ausführung dieſes erſten Heftes in der That als Bekenner der umfaſſenden und geiſtvollen, geographiſch-wiſſenſchaftlichen Methode eines Humboldt, Karl Ritter u. a. kund geben. Der Plan des Ganzen zeugt von Einſicht und davon, daß die Herausgeber in klarem Bewußtſeyn ihres vorgeſetzten Zweckes ſtehn. Die Hauptrubriken, nach welchen die Mittheilungen gewählt werden, ſind: 1) mathematiſche Geographie mit dahin gehöriger Aſtronomie. 2) Phyſikaliſche Geographie (Geognoſie, Hydrographie ꝛc.) 3) Geographiſche Pflanzen- und Thierkunde. 4) Menſchen-, Völker- und Staatenkunde. 5) Chorographie und Topographie in Beziehung auf Kriegswiſſenſchaft, Handel und Induſtrie. 6) Geographiſche Hülfswiſſenſchaften (Kartenzeichnen- und Stechkunſt ꝛc.) 7) Hiſtoriſche Geographie. Alle dieſe Gegenſtände werden theils in Originalaufſätzen zur Sprache gebracht, theils wird darüber nach fremden Werken und Zeitſchriften Bericht erſtattet. Es verſteht ſich, daß hier die merkwürdigſten Reiſeberichte mitgetheilt werden, ſo wie Nachrichten über den politiſchen, induſtriellen, commerziellen ꝛc Zuſtand der Völker und Staaten. In einer, jedem Bande beigefügten geographiſchen Zeitung werden kürzere, allen Rubriken angehörige Notizen gegeben, ſo wie allerlei neue und neueſte Correſpondenznachrichten. Was in dem Heere von Zeitſchriften und Zeitungen, hier und da über Geographie, Statiſtik ꝛc., ohne Plan und nur wenn es der Raum erlaubt, zerſtreut ſich findet, wird in dieſer beigegebenen geographiſchen Zeitung vereiniget. Die Vollſtändigkeit, nach welcher die Herausgeber ſtreben und die Genauigkeit, mit welcher ſie die Quellen ihrer Nachrichten angeben, ſichert ihnen einen namhaften Vorzug vor allen ähnlichen Zeitſchriften zu. Dieſer würde noch weniger relativ eingeräumt werden, wenn die HH. Herausgeber ihre Mittheilungen überſichtlich ordneten, ſo daß ein Jeder das ihn beſonders Intereſſirende ſchnell heraus finden könnte. Das beigefügte Inhaltsverzeichniß genügt nicht ganz, weil die 185 verſchiedenen, durcheinander geworfenen Notizen der geographiſchen Zeitung nicht angeführt ſind. Dieſem erſten Bande ſind drei Karten beigegeben, die ſich durch Reinheit und Klarheit des Stichs auszeichnen. Die Herausgeber verſprechen, es an Karten, die für ein geographiſches Journal freilich unentbehrlich ſind, nicht fehlen zu laſſen.

2) Nordamerikaniſche.

A General Description of Nova Scotia. Halifax (Hauptſtadt Neuſchottlands) 1823.

Das im brittiſchen Nordamerika, ſüdöſtlich von Kanada gelegene Neuſchottland iſt in mehr als einer Hinſicht von Bedeutung. Die neue Beſchreibung davon hat unter andern den Vorzug, daß ihr Verfaſſer derſelben eine Geſchichte dieſer Gegend, ſeit ihrer Entdeckung bis auf unſere Tage, vorgeſetzt hat. Bis zu dem Jahr 1763, wo dieſe alte franzöſiſche Kolonie an England abgetreten wurde, ſah ſich der Verf. genöthigt, franzöſiſchen Nachrichten zu folgen. Was das Land und die Gegend ſelbſt betrifft, ſo ſind ſie wegen ihrer Lage und Beſchaffenheit geeignet, für Induſtrie und Handel von großer Bedeutung zu werden. Das Klima iſt bei weitem milder wie in Kanada und Neufundland und die Menge von Häfen an ihren ausgedehnten Küſten, ſo wie die Mittel für innere Schiffahrt können nicht günſtiger ſeyn. Dieſe Vorzüge des Landes und ſeiner Lage werden bald mehr, denn je zuvor durch den Erfolg ans Licht treten, da unter Aufmunterung einer ſehr liberalen Regierung ſeit einiger Zeit ſehr viel zu Hebung, Verallgemeinerung und Steigerung des Ackerbaues geleiſtet wird. Von nicht minderer Bedeutung iſt in dieſer Rückſicht die Aufmerkſamkeit, welche man dem Unterricht und der Bildung ſchenkt. Für niedere Unterrichtsanſtalten wird eben ſo eifrig geſorgt als für höhere, welche erſt, wenn ihnen von jenen vorgearbeitet wird, eine wahrhaft ſegensreiche Stellung ſowohl für Förderung der Wiſſenſchaft als für die Verbreitung immer größerer Bildung und Entwicklung der Geſellſchaft gewinnen kann. Das königliche Kollegium zu Windſor tritt in mancher Rückſicht europäiſchen Univerſitäten an die Seite. Es wird daſelbſt Theologie und Moral, Metaphyſik und Logik, Mathematik, Aſtronomie und Naturwiſſenſchaft gelehrt. Auch das Studium der Sprachen, ſelbſt das Hebräiſche nicht ausgenommen, wird eifrig betrieben. — Als eine Merkwürdigkeit der Küſtenbeſchaffenheit des Landes verdient übrigens bezeichnet zu werden, daß an den weſtlichen Küſten Neuſchottlands die Fluth oft eine Höhe von 60—70 Fuß erreicht und der niedrigſte Stand derſelben wenigſtens 21 Fuß beträgt.

Miszellen.

Geſetzliche Beſtrafung böſer Weiber im Mittelalter.

Die guten Sitten des Mittelalters beruhten vorzüglich mit auf der Wachſamkeit der Gemeinden und auf der öffentlichen Enthüllung und Beſtrafung jeder Sünde gegen den ſittlichen Anſtand; ſo wie in unſern Tagen der Mangel dieſer öffentlichen Rüge ſicher vieles zur heimlichen Sittenverderbniß mitwirkt. Unter den zahlloſen Beiſpielen, die uns beſonders die ältern Stadtrechte des Mittelalters darbieten, wählen wir hier einige wahrhaft exemplariſche aus, die zwar für unſre Zeit höchſt barbariſch erſcheinen, recht beſehn aber doch lange nicht ſo barbariſch ſind, als das Uebel, gegen das ſie zu ihrer Zeit gewirkt haben, und das ſeitdem keineswegs immer durch den Geiſt höherer Aufklärung beſchwichtigt worden iſt.

1.

Von Weibern, die ihre Männer ſchlagen.

Schläge waren im Mittelalter nicht nur für den Geſchlagnen, ſondern auch für den Schläger ſchimpflich, da jeder Freygeborne ſeine Streitſachen mit dem Schwert allein ausfechten mußte, und nur Knechte des Stockes oder der Fauſt als unehelicher gemeiner Waffen ſich bedienen durften. Schläge von Weibern aber mußten einem ſo kriegeriſchen Volk, wie den Deutſchen, ganz und gar ſchimpflich ſeyn, ſo ſehr, daß es den Männern einer freien Gemeinde keineswegs gleichgültig ſeyn konnte, ob einer ihrer Genoſſen dieſen Schimpf auf ſich geladen, der in den Augen der Nachbarn nothwendig auf ſie ſelbſt zurückfiel. Von den Mitteln, wie dieſer Schande vorgebeugt, oder wie ſie wenn ſie eingetreten, beſtraft wurde, finden wir unter andern in dem Stadtrecht von Darmſtadt einen merkwürdigen Beleg. Die Bürger dieſer Stadt gaben den benachbarten Herrn von Falkenſtein den Ertrag eines Ackers zu Lehn, wofür dieſelben ſtets einen Eſel und einen Mann in Bereitſchaft halten mußten, um dieſelben ſogleich nach der Stadt zu ſchicken, wenn ſie begehrt würden. Dies geſchah allemal, wenn eine Bürgerfrau ihren Mann geſchlagen hatte, und dann mußte ſie auf dem beſagten Eſel durch die ganze Stadt reiten. Hatte ihr Gatte ſich nicht gewehrt, ſo mußte dieſer, hatte er ſich aber gewehret, der Bauer von Falkenſtein ſie geleiten. Das Lehn ſelbſt hieß das Eſelslehn. Nachdem ſein Gebrauch lange nicht mehr nöthig geweſen, mußte man im 16ten Jahrhundert plötzlich wieder einmal dazu flüchten. Der Rath von Darmſtadt ſchrieb deshalb an die Herren von Falkenſtein 1536: „Unſern willigen Dienſt mit Fleiß zuvor. Erbaren und veſtigen lieben Junker. Es hat ſich by unſern Nachbauren zu Darmſtat Zweidracht, Zank, Unnigkeit zwuſchen etlichen übermütigen, piſtigen und boſſen Weibern erhaben, die ſich haben uffgeworffen gegen yren Männern, und haben ſich underſtanden yre Männer zu ſchlagen, undt deren auch etlich das vollbracht haben. Sollicher Gewalt, Frebel und Uebermut iſt wider ein ganze Samlung einer Gemein. und diweil es dann in unſer Straff ſo hart vervallen iſt, und unß in keinen Wegk wil geburen nachzulaſſen — ſo iſt es unſer ernſtlicher Furſatz dieſelben zu ſtraffen, bit und anſinnen Ewer Veſte, uns zu Hilff zu kommen nach altem Herkomen, wegen als mit dem Eſel und den Mann daruff zu ſchicken, und wolt uns nit ſäumen oder verhindern, ſunderlich den Eſel uff neſte Dinſtage mit dem Mann zu ſchicken, ſo wollen wir uff genanten Dinſtag Morgen fru unſern Statboten zu euch ſchicken, der ſol den Eſel und den Mann geleiten gein Darmſtat.

— Im 16ten Jahrhundert war der Gelehrtenſtand verächtlich. Pater Danés (Danesius) veranſtaltete 1533 eine Ausgabe des Plinius unter dem Namen eines ſeiner Bedienten, weil man in dieſem Jahrhundert erröthete, als Schriftſteller aufzutreten.

Neue Fabeln
von Demokrit Schmerzenreich.

8. Der Zionswächter.

Der Adler zeugte von der Wonne
zu ſchauen in das Aug' der Sonne,
zu ſchweben ob den finſtren Klüften,
zu baden jung in Alpenlüften.

Der Uhu, welcher ſolches hört,
fühlt hart im Glauben ſich geſtört,
und predigt ſeiner Eulgemein:
„Der Adler muß ein Ketzer ſein;
er würde ſonſt, nach Unſern Weiſen,
der Wälder heilig Dunkel preiſen,
der Frommen Wohnung bei der Gruſt.“

Der Adler ſprach: „Das heißt beweiſen!
Ich laß' dir deinen Uhuglauben;
den meinen kannſt du mir nicht rauben.“
und ſchwang ſich auf in Adlerluſt.

Bilder aus der Schweiz
von Heinrich Zſchokke.

Zweiter Theil. Erſtes und zweites Bändchen. Der Freihof von Aarau. Aarau. H. R. Sauerländer 1824.

(Fortſetzung.)

Kaum hatte Gangolf wenige Stunden geſchlafen, als ſein Vater hereintrat, ihm befahl, ſchweigend ihm zu folgen und zu gehorchen, ihn dann in ein unterirdiſches Gemach führte, wo eine alte Zigeunerin in Lumpen lag, die ihre ſchwarzen Haupthaare, welche „in einzelnen, geraden naßglänzenden Zotteln „[ſage geraden Zotteln!] um den Kopf hingen, zurückſtrich." Der Alte befahl dem Sohn, die Bettel, ohne ein Wort zu wechſeln, ins Freie zu begleiten. — Der Sohn gehorcht, kann ſich aber doch nicht überwinden, ſie zu fragen, wer ſie geſendet? ſie giebt ihm kauderwelſchen Beſcheid; ſie gehn, dem Vater „Balſam vom End" zu holen.

Als Gangolf zurück kam, führte der Vater ihn in den Saal, fragte ihn unter andern auch, ob er nicht von einem Ritter Jörg von Ende gehört; was der ſcharfſinnige Sohn nicht, wie jeder Leſer, auf jene Rede der alten Zigeunerin zu beziehen weiß; fragte ihn nach den politiſchen Neuigkeiten, und, als Gangolf ihm berichtet, daß er den Auftrag habe, Aarau öſterreichiſch zu ſtimmen, beſchwört ihn der Greis, um alles keinen Meineid an Bern zu begehen. Gleichwohl ſolle er auch des Königs Dienſt, der ihn reich und mächtig machen könne, nicht verlaſſen, ſondern für ihn leben und ſterben. [Wie dieß miteinander ſich vertrage, verſteht freilich Niemand.] Dann macht er dem Sohne bekannt, wie er dieſer Tage auf eine große Reiſe ſich begeben werde, über deren Zweck er ihn nichts Näheres fragen ſolle. Vorher werde er ihm alles übergeben; nur Eines bleibe verſchloſſen: die große Eiſenkiſte, worin ſein letzter Wille. Erſt bey gewiſſer Bottſchaft ſeines Todes, dürfe er dieſelbe eröffnen. Er habe ein großes Werk vor, er müße ſich vor dem Tode noch entſündigen.

Morgens erhält Gangolf eine Einladung von der Braut, ſie in Frick zu treffen, da ſie auf der Reiſe zum Vater in Sekingen, begriffen. Er ſendet Iſenhofern dahin, daß er ihn entſchuldige und melde, er werde nachkommen, ſo bald Herr Rüdiger abgereiſt ſey.

Als Iſenhofer dem glänzenden Zug begegnete, ritten Bentelin und der wunderſchöne Hinz von Sax neben Urſula, unter luſtigen Scherzen. „Ah, ſo allein, Iſenhofer! rief das Fräu„lein mit ſeligem Lächlen ihm entgegen." Iſenhofer entſchuldigt, ſieht aber bald, daß ſeine Berichte wenig Antheil finden, worüber ihm die Augenſprache zwiſchen Urſula und dem ſchönen Hinz gleich die nöthige Erläuterung gewährte. — Vor Seckingen empfing Urſula's Vater mit Gefolge die Ankommenden.

Bevor wir aber fortfahren in unſerer Relation, ſehen wir uns gemüßigt, uns der Formel des engliſchen Gerichtsweibels bey obſzönen Prozeſſen, zu bedienen: „Die Damen von keuſchen Ohren ſollen abtreten." — Es giebt eine geſunde Sinnlichkeit, welche ſich unter unverdorbenen Landleuten z. B., oft derb genug ausſpricht, und auch eine die, wie bey Heinſe, mit aller Farbenpracht geſchmückt, offen mänadiſche Tänze aufzuführen, ſich nicht entblödet. Beide Darſtellungsarten beleidigen ein geſundes, ja zartes Gemüth ſo wenig, als ein Tauber etwa mit ſeinem unverheelten Geſchlechtstriebe. Aber es giebt auch eine andere, welche, wie der Sumpf, ſeine Eckelhaftigkeit mit grünem Raſen, lockend bekleidet, oder, wie eine gewiſſe Klaſſe mattherziger Schwärmer, ihre krankhafte Lüſternheit in das Gewand religiöſer Herzenszerknirſchung und Auferbauung hüllt, wodurch die rührhaften Seelen angezogen und, nach einem Geſetze pſychiſch-phyſiſcher Wechſelwirkung, dem ungezügelten Sinnengenuß eröffnet werden. — Dieſe letztern kann der gereifte Mann, aber auch nur er, betrachten, um ſie zu bekämpfen und zu verachten. Sie iſt in unſerer züchtigeren Sprache bekannt unter dem ausländiſchen Namen: Frivolität. —

Unſer brave Iſenhofer übernimmt es, nachdem er die geheimen Wünſche der ſchönen Urſula für den ſchönen Hinz, mit Kenneraugen errathen, ihr den Gelegenheitsmacher zu ſpielen Er bringt die Schöne zum Geſtändniß, und nachdem ſo die jungfräuliche Scheu abgeſtreift iſt, verſpricht er, den Bräutigam noch ſo lange entfernt zu halten, bis der ſchöne Hinz abgereiſt wäre. Dieſer iſt zwar auch verlobt mit einer jungen Gräfin, aber auf einen Bruch mehr kömmts nicht an, wenn das ſpröde Eis einmal im Trieb iſt. — Der aufgeklärte Iſenhofer kann bey dieſem Kuppelgeſchäfte nichts an ſeiner Achtbarkeit einbüßen — denn, er thut es ja aus reiner Liebe für ſeinen Freund Gangolf, den er von der koquetten Urſula losbinden will.

Allein, nachdem dieß Hinderniß gehoben, legte ſich ein anderes Urſula's Wünſchen in die Quere, — das Fräulein Hagenbach. Verfaſſer hat viel liebende Sorgfalt aufgehen laſſen, das Bild dieſer berüchtigten Metze von Urſula's Vater delikat auszumahlen und in grazioſes Licht zu ſtellen. — Eben als Urſula mit Iſenhofer wegen Gangolfs übereingekommen, ſah ſie den geliebten Hinz voll unausſprechlicher Anmuth mit der Hagenbach den Reigen aufführen; „ſie tanzte wie eine blöde „Grazie.“ Urſula entbrannte in ſchwermüthigſter Eiferſucht; ihre Buſenfreundin bemerkt es, bricht den Tanz ab, führt das Fräulein in ein Nebenzimmer, beſchwört ſie dem heiligen Zuge ihres Herzens zu folgen, und den göttlichen Hinz, den die Liebe zu ihr verzehre, nicht vergehen zu laſſen. Unter Schluchzen geſteht Urſula ihre Liebe. Die Hagenbach ſucht ſie zu beruhigen, bittet, ſie möge noch einige Augenblicke allein im Zimmer bleiben, um durch ihr verweintes Auge nicht aufzufallen. — Allein zurückgekommen, fordert Hinz ſie wieder zum Tanz auf. Wie zürnend ſtieß ſie ſeine Hand zurück und ſagte: „Leichtfertiger! wenn die liebenswürdige Urſula weint, möget „Ihr noch tanzen?“ — — „Er fragte dringend, flehend, wie„derholt, wo das Fräulein ſich befinde? Er erfuhr's und „verſchwand.“

„Als nach langer Zeit das Paar, welches man in dem „bunten Getümmel kaum vermißt hatte, zurückkehrte, leuchtete „aus des jungen Freiherrn Geſicht das Entzücken. Urſula „ſchien heiter, doch verlegen.“ — „Wie ſiehſt du mir ſo wun„derbar drein? flüſterte ihr das Fräulein Hagenbach zu. Urſula „lächelte und ſagte: Was ſieht man mir an?“ —

In den letzten Tagen des Waffenſtillſtandes wird geſammte Ritterſchaft durch Hans von Falkenſtein zu einem Tage nach Seckingen eingeladen. Alles ſtrömte zu, unſer werthe Baldegger mit dem Zuſagen des Adels vom Schwarzwald; Thomann von Falkenſtein, der Landgraf vom Siß- und Buchsgau, und ganz wider Erwarten auch Gangolf Trüllerey. Die Braut gerieth in Verlegenheit beym feierlichen Empfang. „Willkommen, Herr „Gangolf! rief Marquart von Baldegg, ihm mit drolligem La„chen die Hand bietend. Wir wollen wieder gute Freunde ſeyn!

Straf mich Gott! u. ſ. w. — Gangolf ſchüttelte ihm treuherzig die Hand und erwiderte: Einem Biedermanne zürnt „man nicht lange.“ — Eben ſo leicht verſöhnt er ſich mit dem lieblichen Ventelin, und der ſchöne Hinz bewirbt ſich um ſeine Freundſchaft.

Gangolf führt die Braut zum Nachtſchmauſe. Sie verwundert ſich unterwegs darüber; ſie treten in ein Nebenzimmer, ſich zu erklären. Gangolf reicht ihr den Verlobungsring zurück. Urſula erſchrickt, weil ſie den Bräutigam hatte verabſchieden wollen. Er ſpielt auf ihre Untreue an, ſie möge den Ring dem geben, dem die Jungfrau mehr erlaubt, als ſie durfte. Urſula empört ſich in Uebermuth: Gangolf überzeugt ſie, daß er ſelbſt lauſchender Zuſchauer von dem geweſen, was ſie mit dem ſchönen Hinz getrieben. Sie iſt vernichtet. Großmüthiger noch, als da er [wie ein Klotz unbeweglich] das Skandal ſeiner Braut mit angeſehen, verſpricht er ihr, kein Aufhebens zu machen, will leiden, daß ſie zuerſt breche, offerirt ihr den ritterlichen Arm in den Speiſeſaal. Sie kann nicht. Die Hagenbach tritt ein, der Ritter geht zum Eſſen, und „fand ſich in dieſem „Paradieſe der Gaumſeligen bald heimiſch und wohlgemuth.“ — Auch Urſula und die Hagenbach erſchienen nach einer Weile, brechen dann wieder auf, und letztere flüſterte Gangolf, nachdem ſie bisher ſo traulich mit ihm gethan, als ob ſie das „in ſeinem „Herzen leergewordne Plätzchen einnehmen“ wollte, noch zu: ſie müſſe ihn noch heute auf ihrem Zimmer wegen Urſula's ſprechen. —

In der Stunde der Geſpenſter beſucht der unſchuldige Gangolf die keuſche Hagenbach. „Heiliger Himmel rief halblaut „das Fräulein, welches im Nachtgewand, halb entkleidet, „ſchamhaft in ſich ſelbſt zu verſinken ſchien: ſeyd Ihr's noch!“— Gleichwohl knüpft ſie gleich das Geſpräch an, der Ritter will zwar fortgehen, läßt ſich aber doch von der Halbentkleideten bewegen, da zu bleiben; ſie ſetzte ihn dicht vor ſich und „die Spitze ihres kleinen Fußes ſtieß zuweilen an den ſeinigen. — Als Fuß und Hände nicht recht verſangen wollten, um des Ritters Flamme — verſteht ſich, für Urſula —, wieder zu entzünden, verſucht es das Fräulein mit den Händen, die ſie ihm, an ihn gelehnt, auf Bruſt „und Achſel legte, und“ ſah ſo zärtlich ſchmeichelnd zu ihm empor, daß er — mit tiefſtem Abſcheu erfüllt gegen die heuchleriſche Metze, ihr einen Backenſtreich verſetzte, woron ſie todt — nein wollte Referent mit Verfaſſer ſagen: „daß er den Blick kaum ertragen konnte. — O, wie „dieß Herz ſchlägt, ſagte ſie leiſe und lehnte ihr Haupt an „ſeine Bruſt; ſchlägt es in Erbarmung. Laßt mich doch horchen. Was ſpricht es?“ — Es kann mit ſich ſelbſt in Noth gefallen, nichts ſprechen, ſchaut verlegen im Zimmer umher während ſie ſchmeichelnd ihn lange umſchlungen hält. Endlich meint ſie: wenn Urſula jetzt käme, ob der Schein ſie beide nicht anklagen würde? — Der Ritter ermannt ſich, ſagt gute Nacht, verfehlt die rechte Thür, reißt eine Seitenthür auf und findet lauſchend Urſula. Der Jüngling donnert zweimal. Urſula läßt ſich auf ein Knie vor ihm nieder; ſie öffnet ihm dann die Thür, er geht, ſchläft mit Ekel wider ſämmtliches Frauengeſchlecht ein und träumt göttlich von der ſchönen Begutte. Dann ruft man ihn zur letzten Verſammlung des Adels.

Hier erklärt Thomas von Falkenſtein, er werde ſich nicht eher zum Kriege rühren, als bis ſie der Aargauiſchen Städte verſichert ſeyen, wie Aarau’s durch den anweſenden Gangolf Trüllerey. Dieſer aber erwidert: er werde Bern ſeinen Eid halten. Hans von Falkenſtein droht, die Hand ſeiner Tochter ihm zu entziehen. Gangolf entſagt. Tomann, der Oheim, weißt ihm, mit einem Strom pöbelhafter Reden die Thür: Gangolf giebt Beſcheid, der Landgraf ſpringt mit dem Satze eines Tigers gegen ihn, ſie raufen, Gangolf hebt ihn in die Höhe; der Landgraf „fuhr, gleich einem wilden Thiere, mit den Zähnen ſchnappend, rechts und links,“ aber Gangolf ſchleudert ihn „zur „Erde, daß das Haus erdröhnte.“ — Als er ſich vom Fall erhoben, zieht er das Schwerd, aber man reißt die Wüthenden von einander. — Gangolf reitet, auf den Rath von Freunden, eilends davon. Die Verſammlung trennt ſich, und der Landgraf ſchwört zehnmahl, Aarau und die Trüllerey zu vernichten.

Bevor der ſchöne Hinz verreiste, ſchwur er Urſula ewige Treue um, ſobald er die Verlobung mit ſeiner Braut aufgelöst, ſich öffentlich um die Falkenſteinerin zu bewerben.

Aber kaum war er weg, ſo kommen ſeine gleichzeitigen Liebſchaften mit einem Kloſterfräulein in Seckingen und einer Bürgerstochter aus, worüber letzterer in Wahnſinn, und Urſula in Krankheit, dann in tiefſte Schwermuth verfiel; auch die Buſenfreundin Hagenbach verſtieß ſie, wegen wohlbegründeten Verdachtes der Buhlſchaft mit Hinzen. Dieſer aber reiſte mit Iſenhofer, der zum Kanzler der Ritterſchaft erkoren war, zum Markgrafen nach Zürich. Der Markgraf ſandte ihn nach Greifenſee, Wildhans Befehle zu bringen; Iſenhofer begleitet ihn. Die Eidgenoſſen umringen Stadt und Schloß; der ſchöne Hinz, nachdem die Veſte ſich ergeben, fällt unter den Neunundneunzig Enthaupteten; zuvor hatte er Iſenhofern ſeine Liebe zur himmliſchen Hagenbach geſtanden. Iſenhofer wird durch einen eidsgenöſſiſchen Ritter, der ihn zu hinterſt in die Reihe der Schlachtopfer ſtellt, gerettet und in eine Hütte am Katzenſee geflüchtet. — Als der weiland ſchöne Hinz zum Scharfrichter geführt ward, „ſchien ſein Antlitz erdgrau,“ ſein Mund „bleifarben.“

Wir haben dem Verfaſſer die Ehre angethan, ſeine verwunderlichen Siebenſachen anhero mit diplomatiſcher Genauigkeit, in Miniatur-Copie wieder zugeben. Jetzt, da die Hauptperſonen aus dem Dotter-Chaos hervorgetreten ſind und ihre graziöſe Stimme und Bewegung offenbart haben, ſo iſt das merkwürdigſte ihrer Naturgeſchichte kein Geheimniß mehr, und wir dürfen, die Nudelmaſt übergehend, den großen Kataſtrophen ihres Erdenwandels mit biographiſchen Meilenſtiefeln zueilen. Schon auch iſt der ſchöne Hinz geſchlachtet; nur der Neſtpürzel, die zarte Veronika, ſchleppt ſich noch mit der Begutten-Schale; aber bereits iſt der Große aus dem Trüller-Ey, mit liebendem Schnabel an ihr, und es iſt vorauszuſehen, daß es ihrer frommen Beredſamkeit gelingen wird, das Capitol zu retten und ſich einen Panisbrief auf den Tempel der keuſchen Veſta zu verſchaffen.

Alſo der ſchöne Hinz mit dem wachsgelben, erdgrauen Antlitz und den bleifarbenen Lippen, war vom guten Meiſter Peter enthauptet, der Meiſter Iſenhofer durch einen eidsgenöſſiſchen Ritter an den Katzenſee gerettet. Jener Ritter war —

Herr Rüdiger Trüllerey, der mit ſeinem alten Knechte, welchem er auf ſeiner räthſelhaften Entſündigungsreiſe mitgenommen, bey Letzteres Schweſter ſich einquartirt hatte. Der alte Herr war jetzt wie verwandelt, rüſtig, aufgeräumt, — kurz, liebenswürdig; auch der gerettete Iſenhofer thaute auf bey Wein und Fiſch wie Münchhauſens eingefrorenes Poſthorn, und hatte ſeine genialen Späſſe und aufgeklärten Redensarten ſchon ausgepackt. Er meint, er habe wol ein ernſtes Geſicht gewieſen in der Nähe des Meiſters Peter, aber ſeine Seele habe gen Himmel gelacht; da walte der liebende König des Lebens. — „Der eifrige, ſtarke „Gott, der die Sünden der Väter heimſucht“ — fiel Rüdiger ein, finſter blickend und eintönig, und verwandelte ſich plötzlich wieder in die uns wohlbekannte, intereſſant-gleichgültige Leiche ſeines Thurms, welche taubſtumm hin und her ſchreitet. — Iſenhofer bietet, zum Dank für ſeine Rettung, ihm an, ihn ſo lange hülfreich zu begleiten, bis der Alte ſeine Ruhe wieder gefunden, und dieſer verſpricht, Iſenhofern das ſchwarze Geheimniß, das ihn drücke, morgen zu beichten.

Nachdem Iſenhofer dem alten Rüdiger Verſchwiegenheit zugeſchworen, beginnt dieſer ſeine Erzählung. — In Zerwürfniß mit ſeinem Vater, der ihn knapp gehalten, ſey er als junger Burſche auf Abenteuer ausgezogen. Eben auf der Neige, und im Begriff dem ehrſamen Räuberhandwerke ſich alles Ernſtes zu widmen, machte er die Bekanntſchaft eines ſtattlichen, reichen Ritters, Jörg vom Ende auf Grimmenſtein, bey dem er, unter dem Namen Günther von der Weide, Dienſte nahm. Dieſer Jörg vom Ende lebte in Hader mit ſeinem verbuhlten Weibe, der Verwandtſchaft und Nachbarſchaft; Günther von der Weide aber gewann ſeine innigſte Freundſchaft. Jörg ward in Konſtanz gefangen und nur gegen Auslieferung ſeiner Burg Grimmenſtein, die verbrannt werden ſolle, verſprach man ihn loszugeben. Tags vor dem Brand ſchickte Jörg ſeinen Vertrauten, Günther, nachdem dieſer dem Freunde eidlich auf den Knieen gelobt, ihm gehorſam und verſchwiegen zu ſeyn, — nach Grimmenſtein, daſelbſt eine unermeßlich reiche Truhe ins Geheim zu heben und zum gefangenen Herren nach Konſtanz zu bringen, ſie dann ihm, oder dem zu übergeben, der ihm den

Ring, welchen er, dieß ſagend, von Günthers Finger zog, vorweiſen werde. Als Günther, nach vollbrachtem Auftrag, mit der Truhe wieder nach Konſtanz kam, war Jörg entlaſſen, und man wußte nicht, wo er hingezogen. Da verſuchte und überwältigte der Teufel den guten Günther von der Weide, daß er ſich mit der Truhe heimlich auf und davon machte, dann in Straßburg erſchien, und ſeinen rechten Namen Rüdiger Trüllerey ſofort wieder annehmend, ein pompöſes Leben anfing, nach Aarau zum Vater heimkehrte, deſſen verſchuldete Güter löste, ſich ein Weib nahm und den braven Gangolf erzielte. Die Gattin war auch eine ganz vortreffliche Perſon, aber ſie ſtarb frühzeitig.

Erſt zwanzig Jahre nach der Zerſtörung Grimmenſteins machte Rüdiger ſich auf, ins Geheim nach dem Schickſal des Jörg vom Ende zu forſchen, und erfuhr, daß, nachdem derſelbe zwei Jahre am Bodenſee auf ſeinen Gütern gelebt, er ſpurlos verſchwunden ſey. Jetzt aber, ſagte Rüdiger, ſey er auf, den betrogenen Freund zu ſuchen; noch könne er alles Geſtohlene erſtatten, und finde er den Jörg nicht, ſo vergabe er alle ſeine Habe der Kirche, und lebe als Bettler. Allein er wiſſe, Jörg lebe noch, das ſey ihm vom Himmel ſelber offenbart. —

Der aufgeklärte Iſenhofer tröſtet und abſolvirt zwar ohne weiteres den alten Herrn, meint aber, den himmliſchen Offenbarungen ſey in dieſer Zeit nur halb zu trauen, und wittert Pfaffenbetrug. — Da erzählt Rüdiger: vor zwölf Wochen ſey ihm Jörg von Ende ſelbſt im Thurm Rore erſchienen. Er habe nehmlich dazumal nachts ſeine Truhe geöffnet, wieder ein Gelüſten nach den Schätzen empfunden und den Falkenſteinen zeigen wollen, daß ſein Sohn Gangolf nicht benöthigt ſey, ſich von ihnen füttern zu laſſen. Doch habe er den ſchwerſten Perlenſchmuck der Mutter-Gottes von Aarau gelobt und ſchon die Urkunde darüber niedergeſchrieben. Aber nachdem er wieder zu Bette gegangen, ſey er durch ein Geräuſch erſchreckt worden, habe ſich bey ſeinem falſchen Namen, Günther von der Weide, rufen gehört, ein Mann ſey ihm genaht und habe ihm die eiskalte Hand in die Bruſt gekrallt, um ihm das Herz auszureißen. Er zeigte Iſenhofern die fünf Fingerſpuren. Dann aber habe er den Jörg ſelbſt auf der Truhe ſitzen geſehen, der ihm einen Ring vorgewieſen, welchen er ihm einſt als Treupfand in Konſtanz vom Finger gezogen, und ihm, bey Verluſt der Seele verboten, irgend etwas vom Schatze wegzugeben. Da ſey er vor dem betrogenen Freunde niedergekniet: dieſer aber habe ihn Kraft eines Fußtrittes an die Wand fliegen laſſen, daß er die Beſinnung verloren und Morgens am Erdboden [des Zimmers] der mit Blut überzogen geweſen, erwacht ſey.

Iſenhofer iſt gleich bey der Hand mit natürlichen Erklärungen. Er meint: es könne „Traum, fieberhaftes Delirium „mit halbdunklem Bewußtſeyn verbunden, geweſen ſeyn.“ Er habe vielleicht ſelbſt die Verwüſtungen, an ſich und um ſich, angerichtet; denn Krankheitszuſtände dieſer Gattung „gehören „nicht zu den unerhörten.“ —

(Iſenhofer, der aufgeklärte, ſpielt ohne Zweifel hier auf die gedruckten Geſpenſterriſionen des Friedrich Nikolai an, und wir verwundern uns billig, daß er dem alten Ritter nicht auch den empfohlenen nikolaiſchen Blitzableiter entzündeter Phantaſien angerathen; er hätte es ja mit Göthe's Vers thun können:

„Wenn ſich Blutigel dir am Steis ergötzen,
Wirſt du an Köeper und an Geiſt kurirt.“)

Aber Herr Rüdiger blieb abergläubiſch. Er zeigte vielmehr den Ring vor, einen „Smaragd mit der Trüllereyen Wappen,“ und ſprach: „Da iſt der Verheißene wieder an meiner Hand!“— Weiter erzählt er: Abends nach der Schreckensnacht habe das wegen Diebſtahls verfolgte Zigeunerweib ihn, mit dem Namen Günther von der Weide, angeredet, ihm dann, als er ſie in den Thurm geſperrt, den Ring gegeben, und verſprochen, wenn man ſie frei laſſe, den Jörg von Ende ſelbſt herbeizuſchaffen. — Iſenhofer überredet den Alten, drei Tage zu verziehen, er wolle nach Aarau, mit Gangolf ſich zu bereden, und dann mit Rüdiger ins Rheinthal nach Grimmenſtein und nach Schwaben, um den Jörg von Ende aufzuſuchen. Iſenhofer verrichtete ſeine Geſchäfte bey Gangolf, und ritt dann nach Waldshut zu, ſein Haus zu beſtellen. Gangolf gab ihm zu Fuße das Geleit, und klimmte drauf, um der Morgenfriſche zu genießen, den Königsſtein an. Bey der Schloßmauer legte er ſich in Schatten. Da erſchien ein ſchneeweißes Hündchen, leckte ihn ins Gebüſch, über einen Bergrücken in eine Oede, über einen Bach und wieder bergan. Gangolf lief immer dem Hündchen nach. Wieder ſprang der Schneeweiße in einen Wald und verlor ſich; beſcheiden, denn er hatte Verfaſſers Abſicht ſchön realiſirt. Gangolf nämlich, vorgetreten, ſah — eine Bauernhütte; aber noch mehr, ſah —: ruhend und ſchlafend im duftigen Schatten, ein wunderſchönes Mädchen, über ihm eine züngelnde Juraviper. „Er „erſtarrte.“ — Nach der Erſtarrung“ fuhr er jach zur Seite, ergriff einen dürren „Baumaſt,“ der mit wahrer Humanität und geſundem Menſchenverſtand ſich ihm entgegenſtreckte, und erlegte das Ungeheuer. Die Schlummernde erwachte, wer war es? die *Begutte Veronika*. Unter anderem recht paſſenden bemerkt ſie: „Es muß wol immer eine Gefahr ſeyn, derentwillen Euch Gott zu mir ſendet.“ — Uebrigens ging es ſehr keuſch zu; „die Begutte, bey der leiſeſten Bewegung des Jünglings, zog ſich ſcheu in ſich ſelbſt zuſammen, *wie die ſchamhafte Mimoſa*, wenn ſie von einer Hand berührt wird,“ und muß, man kann ſich’s vorſtellen, nach dieſem Bilde, eine recht artige Taſchenmeſſerfigur gemacht haben, ſo auf und zuklappend. — Sie führt ihn zur Wohnung. Da reicht ihm ein langer, hagerer, eisgrauer Mann „die *knöcherne, dürre Hand*“ zum Willkomm, und ſprach, oder ſchnarrte ihn wahrſcheinlich an: Tretet geſegnet in meine Hütte. Es war der bekannte raſpelſtimmige Naſenkönig, das Schnabelthier von der Freudenau.

Nachdem die Begutte dem Schlangentödter eine Schale Waſſer gereicht, wobey er vor Entzücken beynahe in Ohnmacht, desgleichen die Begutte, der er die Fingerſpitzen küßte, die Schale aber wirklich zu Boden fiel, fing der Alte gleich an, dem Gangolf mit Bekehrung vom Weltdünkel und Pfaffenreligion zum Gott des geſunden Menſchenverſtandes, zu Leibe zu gehn. Die Predigt dauerte über eine Stunde, der Alte gab, immer fortbekehrend ſeinem Gaſte das Geleit. Gangolf ſchüttelte ihm dankbar „*die dürre Hand*,“ und gelangte über den Hungerberg nach Aarau.

(Fortſetzung folgt.)

Alterthümer bei Boitin in Mecklenburg-Schwerin.

Von

Heinrich Franke.

1) Beſchaffenheit und erſte Bewohner des Landes.

Der Höhenzug, welcher das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin von Südoſt gegen Nordweſt durchſchneidet, theilt das Land in zwei, nach der Natur des Bodens und ſeiner Erzeugniſſe, ziemlich heterogene Theile, deren ſüdlicher eine Abdachung gegen die Elbe zu bildet und die rechte Seite dieſes Flußgebietes ausmacht. Er hat die Natur der Marken und Lüneburgs. Der nördliche dagegen bildet die Abdachung gegen die Meeresküſte zu, iſt großentheils Lehm- und Mergelboden, daher fruchtbares Korn- und Weideland, und die eigentliche Heimat jener berühmten Roſſe. Das Land nährt ſich von Ackerbau, Pferde-, Rindvieh- und Schaafzucht und könnte deshalb mit Recht das Böotien Norddeutſchlands heißen. *) Der Höhenzug beſteht aus einer Kette von Hügeln, deren höchſte Spitzen, wie die bei Marnitz und Schlemmin etwa 700 Fuß über der Meeresfläche liegen. Sie tragen die ſchönſten Eich- und Buchwälder, die man in Deutſchland ſehen kann, und ſind wie das ganze Küſtenland durch eine unzählbare Menge größerer und kleinerer Landſeen unterbrochen, die der Gegend einen eigenthümlichen Reiz verleihen, welchen das ſüdliche Deutſchland, ſelbſt die Schweiz mit ihren großen aber wenigen Seen, ganz entbehren. Eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit dieſer Küſtengegend ſind auch die Granitblöcke, mit welchen das ganze Land wie überſäet iſt, da es ſonſt keinen einzigen Felſen hat.

Hier ſaßen vor der Einwanderung der Wenden die Variner; geſichert — wie Tacitus ſagt — durch ihre Flüſſe und Wälder. Mancher Ort erinnert durch ſeinen Namen noch jetzt an dieſe germaniſche Vorzeit. Hinter großen Waſſern liegt an der nörd-

---

*) So hat es wenigſtens ein berühmter Mecklenburger in Breslau genannt; ſehr paſſend, weil es der Nation mehr als einen Pindar und Epaminondas gegeben hat, aber weniger wegen ſeiner vortrefflichen Ochſen und Schöpſe, welche auch in andern Gegenden gedeihen.

lichſten Spitze des Müritzſee's die alte Stadt Waren; hinter Sternberg entſpringt das Flüßchen Warnow, welches ſich bei Warnemünde in die Oſtſee ergießt. Die ſlaviſche Endung iſt den germaniſchen Namen ſpäter angehängt. Dies iſt derſelbe Fall mit dem Dorfe Warnow auf der Straße von Bützow nach Sternberg, ſo wie auch mit der Stadt Warin, welche etwas mehr weſtlich zwiſchen zwei kleinen Seen liegt.

2) Dingſtätten.

Die Variner gehörten nach Tacitus mit den Reudignern, Avionen, Angeln, Eudoſen, Suardonen, Nuithonen zu Einem Völkerbunde, deſſen Bundesheiligthum auf der Inſel Rügen war. Aber außerdem hatte jeder dieſer, durch gemeinſame Gottesverehrung, Mundart, Geſetze und Sitten mehr, als durch ein politiſches Band vereinigten Stämme, wieder ſein beſonderes Heiligthum im eignen Gau: eine Dingſtatt oder einen Malberg für Gottesdienſt und Volksverſammlungen zugleich. Ein ſolches Stammheiligthum der Variner findet ſich in der Mitte jener vorhin genannten Orte, zwiſchen Bützow und Sternberg auf dem Wege von Boitin nach Warnow, im Tarnower Forſt. Es liegt auf der Höhe eines ſchönen Buchwaldes, zur Seite des abgelaſſenen Sees an dem im dreißigjährigen Kriege zerſtörten Dorfe Dreez, und einer zur Boitinſchen Pfarre gehörigen Wieſe, welche in ihrer Mitte einen Fiſchteich hat. Drey Kreiſe aufgerichteter, etwa ſechs Fuß hoher Granitblöcke ſtehen neben einander, einer nach Süden, der andere nach Nordoſt und der dritte nach Nordweſt ſehend. Der ſüdliche hat einen zwei bis drei Fuß hohen, etwa ſechs Fuß langen und wieder etwa drei Fuß breiten, oben ganz platten aber nach einer Seite geſenkten Granitblock in ſeiner Mitte, in welchen der Länge nach dreizehn viereckichte, zwei Zoll weite und vier bis fünf Zoll tiefe Löcher gehauen ſind. Um dieſen mittlern Stein liegen in einer Entfernung von ungefähr neun Fuß, neun bis elf andere im Kreiſe umher. Der höchſte dieſer letztern hat in der Mitte einen Abſatz, auf welchem man bequem ſtehen kann.

Selten laſſen die dichten Wipfel der alten Buchen, auch am helleſten Mittag nicht, einen erleuchtenden Strahl auf dieſes bemooſte

Denkmal der Vorzeit fallen, welches ſchon urſprünglich in ſtiller Einſamkeit des heiligen Hains erbaut, ſeit Jahrtauſenden in derſelben ruht. Selten wird die feierliche Stille des Ortes durch den Fußtritt eines vorübergehenden Wanderers unterbrochen, denn die Landſtraße liegt weit ab, und nur wenige, kaum fahrbare Holzwege durchſchneiden ſich dort in einiger Entfernung; wenn nicht die hallende Axt des Holzhauers, ſo iſt es höchſtens ein vorüberſchlüpfendes Wild, das die Betrachtung hier ſtört. Wer ſollte an dieſem Orte nicht unwillkührlich an die Orgien des Herthadienſtes denken, welcher nicht bloß in dem Bundesheiligthum auf der benachbarten Inſel Rügen, ſondern auch auf den Malbergen der einzelnen Gaue von jedem Stamme eben ſo wie dort gefeiert wurden? Tacitus ſagt etwa darüber: „dieſe Völkerſchaften verehren die mütterliche Erde in dem Idol der Hertha, welche für die Angelegenheiten der Sterblichen ſorgt und ihnen zuweilen ihre beglückende Gegenwart ſchenkt. Auf einer Inſel des Oceans ſteht ein heiliger Hain und in demſelben ein der Gottheit geweihter Wagen, der von herabwallenden Teppichen umhüllt wird. Dieſem zu nahen ziemt nur dem Prieſter. Er weiß den Augenblick, da Hertha in dem geheimnißvollen Gemach gegenwärtig iſt, und folgt in tiefer Andacht, wenn der Wagen mit weiblichen Rindern beſpannt, die Gottheit von dem Hügel der Dingſtatt herab zu den Wohnungen ihres Volkes fährt. Dann ſind Tage der Freude; dann ſchallet der Jubel fröhlicher Feſte an allen Orten, welche ſie mit ſegnender Gegenwart begrüßt; dann zieht man nicht in den Krieg, die Waffen ruhn und das Eiſen ſteckt friedlich in der Scheide. Dieſe Zeit der Segensfahrt iſt der einzige Augenblick, wo das Volk Frieden und Ruhe kennt, der einzige, wo es beide liebt, bis derſelbe Prieſter die durch freundlichen Umgang unter den Sterblichen erlabte Gottheit wieder auf ihren heiligen Hügel zurückführt. Dann wird der Wagen mit ſeinen Schleiern, und die Göttin ſelbſt in dem naheliegenden, einſamen See gebadet. Sclaven reichen ihr dabei die Hand und werden ſogleich von den Wellen verſchlungen. Daher dies Zittern der Andacht, dieſes unerforſchliche Geheimniß, in deſſen Dunkel kein Sterblicher ſchauet ohne zu ſterben.“

Mit geringer Einbildungskraft verſetzt man ſich auf dieſem Malberge in die Zeit des Herthadienſtes zurück. Hier war der See, in welchem die jungfräuliche Mutter der wiedererwachten Natur badete, um nach der Berührung ſterblicher Menſchen und Dinge wiederum geläutert in ihren Pallaſt zu Aſaburg einzugehn, jener hohen Himmelsburg in der Mitte der Welt, wo die Aſen wohnten. Die Alles verflachende, ausdörrende Hand der Cultur hat das Waſſer abgelaſſen und den Ort in eine nützliche Wieſe verwandelt. Hier hielt der hohe verſchleierte Wagen und harrte der Erſcheinung; das Volk ſtand anbetend außer den Kreiſen, denn in denſelben war nur der Prieſter oder Blotmader und der Verſteher der Volksverſammlung oder das Thinghaupt. — Doch ſey mir erlaubt, hier den neueſten Geſchichtſchreiber der Deutſchen*) ſelbſt reden zu laſſen: „Bei den Feſten opferte man Vieh und Früchte, beſonders aber wilde Pferde. Das Fleiſch aß man gemeinſchaftlich und trank dazu tapfer aus den Hörnern der Auerſtiere zu Ehren der Götter und der Vorfahren. Zu gewiſſen Zeiten und zumal in großen Kriegsgefahren oder Hungersnöthen opferte man auch Menſchen und je größer die Gefahr war, deſto anſehnlicher mußten auch die Opfer ſeyn, daher man ſehr oft die Könige dazu auswählte. Durch die Opferung ward aber die höchſte Ehre in Walhalla gewonnen, und jeder ſchätzte ſich glücklich, für das Volk geopfert zu werden. Außer den gemeinſamen Heiligthümern ganzer Hauptvölker hatte noch jede kleine Völkerſchaft ihr beſonderes Heiligthum, und ihren beſondern Schutzgott oder Landespatron in einem kleinen Tempel, in einem Bilde, in einer Fahne oder auch nur in einem heiligen Baume. An der heiligen Stätte ward die Volksverſammlung gehalten und Opfer und Gelag erſchienen ſtets mit dieſer verbunden. Es gab keine beſondern Prieſter, ſondern die Volksgemeinde verrichtete den Gottesdienſt ſelbſt und wählte aus ihrer Mitte einen Vorſteher und zwölf Gehülfen zur Beſorgung der Opfer. Sie hießen Blut- oder Opfermänner (Blotmen) und jeder Hausvater konnte dazu gewählt werden. Im Norden war der Vorſteher der Gemeinde bei der Volksverſammlung, das Thinghaupt oder der König, immer zugleich der erſte König oder Blutmann. Von den Süddeutſchen berichten aber die Römer, daß das Thinghaupt und der Blutmann immer zwei verſchiedene Perſonen geweſen. Vielleicht haben ſich indeß die Römer hierin nur geirrt.“

---

*) Wolfgang Menzel, Geſchichte der Deutſchen für die reifere Jugend und zum Selbſtunterricht faßlich beſchrieben. Erſter Band. Zeit des heidniſchen Alterthums bis auf Karl den Großen. Zürich, Geßner'ſche Buchhandlung 1825. Die Charakteriſtik des heidniſchen Alterthums iſt das Gründlichſte, was bisher über dieſen Gegenſtand erforſcht, und das Geiſtreichſte, was darüber geſagt iſt. Der Verfaſſer wird jedoch ſeine umfaſſenden Forſchungen über dieſen Gegenſtand beſonders herausgeben, und hat unſere Erwartung ſchon aufs Höchſte durch einen Aufſatz in dem „Teutſchen Muſeum, herausgegeben von Ernſt Münch, Bd. I. Heft I." geſpannt, welcher einen Abriß jenes Werkes enthält. Die Charakteriſtik des germaniſchen Alterthums in der Geſchichte der Deutſchen iſt gleichfalls jenem Werke enthoben und für das Bedürfniß dieſes Schulbuchs bearbeitet.

Der beſchriebene mittlere Stein unſeres variniſchen Malbergs war ohne Zweifel der Opferaltar, und die dreizehn Löcher desſelben zum Auffangen des Blutes beſtimmt, aus welchem die Zukunft erforſcht ward. Der große Stein mit dem Abſatze war vielleicht eine Rednerbühne bei Volksverſammlungen, welche, wie geſagt, immer an demſelben Orte gehalten wurden.

Dieſe Vermuthung findet ihre volle Beſtätigung in folgender aus W. Menzel's Geſchichte der Deutſchen entlehnten Beſchreibung der alten Volksverſammlungen. „Die Volksverſammlungen fanden an heiligen Stätten, gewöhnlich auf Bergen und Hügeln ſtatt, oder in Hainen, und wenigſtens unter einem alten heiligen Baume. Die Verſammlung hieß das Thing oder Ding, der Ort die Thingſtatt, das Mal, der Malberg. In der Mitte war gewöhnlich ein großer Stein- oder Erdhügel aufgerichtet, auf welchem der Vorſteher der Gemeinde ſaß. Daneben befanden ſich Opferſtätten, wo man opferte und ſchmauste, und die Fahne oder das Bild des Landesgottes. Man verſammelte ſich in ruhigen Zeiten alle vierzehn Nächte, in gefährlichen aber alle ſieben Nächte. Die Verſammlung begann in der Nacht zwiſchen Montag und Dienſtag. Die Mondgöttin Mana war die Beſchützerin des Thinges. Von ihr hieß auch jedes Mitglied der Volksverſammlung ein Mann. Erſt opferte man, ſchmauste und trank, und bei vollen Hörnern ward des Gaues Wohl berathen. Da ſprach jeder ſich von Herzen aus ohne Trug und Verſtellung, und der feurige Meth belebte ſeine Zunge. Aber erſt am andern Morgen bei nüchternem Sinne hielt man das eigentliche Thing und faßte die Beſchlüſſe. Auf die Mondnacht folgte der Thingtag und darum ſagen wir noch jetzt Montag und Dienſtag. Die Mondnacht fiel allemal in die Zeit des Mondwechſels, die man für geweiht und heilig hielt. In der Volksverſammlung wurde alles, was den Gau angieng, gemeinſam berathen und beſchloſſen. Bei jedem Beſchluſſe entſchied die Stimmenmehrheit. Hier gab man Geſetze, hier hielt man Gericht, hier beſchloß man Krieg und Frieden, hier feierte man den gemeinſamen Gottesdienſt. Bei den Verſammlungen galt kein Befehl, jeder durfte frei reden, und man folgte nur dem, der am beredteſten und weiſeſten zu rathen verſtand. Daher war Beredtſamkeit bei den alten Deutſchen in hoher Blüthe und das vorzüglichſte Mittel, ſich Anſehen zu verſchaffen."

Dies iſt die hiſtoriſche Bedeutung des beſchriebenen Malberges der Wariner; das Volk der Gegend aber nennt ihn den Steintanz, ſo wie ſeinen Opferaltar die Brautlade und erzählt ſich davon folgendes Mährchen:

Es war einmal eine Zeit großen Ueberfluſſes an Korn, Vieh und jeglicher Art von Lebensmitteln, ſo daß die Bauern des Dorfes Dreez in Schwelgerei verſanken und Gottes Gaben mit frechem Uebermuthe vergeudeten. Als ſie nun eines Tages die Hochzeit eines reichen Brautpaares feierten, und Bier und Branntwein ſie zu wilder Freude geſtimmt hatte, ergriff ſich das junge Volk bei den Händen und reihte ſich in drei Kreiſen zum ausgelaſſenſten Tanze. Die einen tanzten um die mit Schätzen ſchwer belaſtete Brautlade, welche in der Mitte ſtand. Die nicht Tanzenden und die Alten ſammelten ſich zum Kegelſpiel, nahmen aber ſtatt der Kegel ellenlange armdicke Mettwürſte und ſtatt der Kugeln feine Weizenbrodte. Da beſchloß der Herr in ſeinem Zorn, ſie zu verderben, und verwandelte ſie alle in Steine.

Aber der Teufel, der ſchon lange ſeinen boshaften Spaß an dem tollen Volke gehabt, war eben auch nicht weit, als das Strafgericht ergieng, und ſuchte für ſich wenigſtens Vortheil aus dem Vorfall zu ziehn. Augenblicks rannte er Einigen nach, welche, ſchuldloſer als die Uebrigen, dem Verderben entflohen, um ihnen das Geld abzunehmen, womit ſie die Taſchen reichlich gefüllt hatten. Gott hatte dieſe zwar geſchont, jedoch zugleich hart bedroht, ſich nie wieder vor ihm zu Dreez blicken zu laſſen, ja ſich nicht einmal umzuſehn, wenn ihnen nicht ein Gleiches begegnen ſolle. Aber ein Schäferknecht, hinter welchem der Teufel zuerſt herkeuchte und ihn ſchon über Feld bis Boitin verfolgt hatte, ohne den von Gott Begnadigten erreichen zu können, ward von Neugierde geplagt, ſeinen Verfolger näher kennen zu lernen, und bei der Gelegenheit zu ſehen oder doch zu hören, wie es ſeinen Cameraden ergangen ſey, und ſah ſich, Gottes Befehl pünktlich gehorſam, zwar nicht über die Schulter um, wohl aber durch die Beine, weil er dies für unverboten hielt. In dieſem Augenblick des Verzugs erhaſchte der Satan den Sophiſten ſchon bei der Geldtaſche, als ihm der Herr das Spiel verdarb und den Uebertreter auch verſteinerte. Der liegt ſeitdem mit ſeinem ihm nachgelaufenen und zugleich verwandelten Hunde in ſtummer Eintracht am Ende des Dorfes, wo der Fußpfad am Ufer des Sees über den Waſſerſteeg nach Grünenhagen führt. — Ein anderer Flüchtling ſoll verſteinert auf dem Grunde des Fiſchteiches der Predigerwieſe liegen; alte Leute aus Boitin haben in ihrer Jugend, als der Dreezer-See noch nicht abgelaſſen — und der Teich noch trockne Wieſe war, beim Pferdehüten auf demſelben geſeſſen. — Des fruchtloſen Verfolgens müde, kehrte der Böſe darauf zu dem Wahlplatze zurück, um hier Nachleſe zu halten; aber das Getümmel des fröhlichſten Lebensgenuſſes hatte ſich in traurige Grabesſtille verkehrt; die lachenden erhitzten Burſche und Mägdlein waren in grinzende kalte Steine verwandelt. Deſto ungeſtörter machte er ſich an die auch verſteinerte Brautlade und bohrte, da ſie ſich nicht mehr öffnen ließ, die verhängnißvolle Zahl von dreizehn Löchern nach einander durch den Deckel, bei jedem voll Erwartung, auf den innen verborgenen Schatz zu ſtoßen. Doch Gott vereitelte auch hier ſein böſes geiziges Tichten, denn Gold und Silber und Geſchmeide — alles war Stein. *)

Nicht weit von dieſer Dingſtätte, am Ausfluſſe des ehemaligen See's, findet ſich noch ein Steinkreis derſelben Art, und nördlich vom Kipſchenberge am Boitiner Pfarracker ein dritter, deſſen Steine aber faſt verſunken ſind und eher einem Hünengrabe gleichen.

(Schluß folgt.)

Seltſame Gerichtshändel.

(Fortſetzung.)

IV. Casus.

Ehe dann ein Uebelthäter zum Tode verurtheilt wird iſt im Bayr- und Salzburger-Land der Gebrauch, daß man vorhero den armen Sünder entweder auf ſein bittliches Anhalten oder ex officio einen Advocaten zuſteller, deme anbefohlen wird, den Beklagten aufs beſte zu vertheidigen. Dieſes aufgetragne Officium hat auf eine Zeit ein Advocat auch wider ſein Willen verrichten müſſen. Dann wiewol derſelbe gleich Anfangs gebetten, man wolle ihn dieſer häſſigen Sach entlaſſen, ſo iſt es doch bey vorriger Verordnung verblieben. Als nun der Advocat geſehn, daß die Sach ſeyn müße, hebt er an, nachfolgendermaßen zu reden:

---

*) Durch dergleichen Teufels- und Spukgeſchichten, an deren Erfindung die chriſtliche Geiſtlichkeit, gewiß nicht eben den geringſten, Antheil haben mochte, ſuchte die ſpätere chriſtliche Zeit die ehemals heiligen Orte als ſolche in Vergeſſenheit zu bringen, ja vielmehr Schauder vor ihnen zu erregen, als ſeyen ſie Stätten unheimlichen, hölliſchen Zaubers. Fehlt ja auch dem **Blocksberg** bis auf den heutigen Tag nicht die Teufelskanzel, der Teufelstanzplatz und die Mainacht, in welcher Hexen und dämoniſche Geiſter dort ihre gottloſen Feſte feiern ſollen. Es läßt ſich aber vermuthen, daß er, ſo wie mancher Punkt auf dem Rieſengebirge und ſonſt, ein Platz geweſen, an welchem heidniſcher Gottesdienſt in den erſten Zeiten des Chriſtenthums fortdauernd gefeiert worden.

Anm. d. Red.

Weil ich gegenwärtigen Thäter wider meinen Willen defendiren muß, ſo iſt auch billig. daß ich in allweg dahin ſehe und mich befleiße, wie ich vorhero von demſelben die umbſtändige Information einnehme. Nun erfordert ſolche wichtige Conferenz ein abſonderliches Ort und Gelegenheit, allwo wir uns beide allein, der nothdurft nach unterreden.

Als nun daſſelbige verwilligt und beyde Theile ausgelaſſen werden, hat der Advocat dem Thäter alſobald zugeſprochen, daß er ſich auf ſeine Füß und mit Haut und Haar ſich davon mache. Deſſen hat ſich der Thäter nicht lang bedacht, ſondern ſich alſobalden auf den Weg per ripes, rapes unſäumig gemacht, hierzu die Sporn der obliegenden Gefahr gebraucht und gleichſam vor Augen ſeines Rathgebers verſchwunden. Wie nun das beſetzte Gericht und Menge des Volkes die Wiedererſcheinung mit Verlangen erwartet, kommt der Advocat allein, ſo auf Befragen, wo er ſeinen ihme anvertrauten principalen gelaſſen? geantwortet: Weil mir die liebe Obrigkeit zugelaſſen, daß ich dem Thäter etwas Guts rathen ſoll, ſo habe ich demſelben keinen andern Rath geben können, dann daß er ſich bey Zeiten darvon mache und das ungewiſſe Urtheil nicht erwarte, deme er auch treuherzig gefolgt und Zweifelsohne ſich auf dem Weg ſeithero befördert. Worüber bey dem in offentlicher Authoritæt ſitzenden Gerichte eine große Confusion und bey den Umſtehenden ein großes Gelächter entſtanden.

V. Casus.

In einem Ort in Oeſterreich (will nicht ſagen in Ober- oder Unteröſterreich) hat eines Drummelſchlagers Hund einen Rathsherrn in den Fuß gebiſſen. Der beleidigte Theil anklagte den Drummelſchlager, dieſer ſtellet aber den Thäter, nemlich den Hund. Hierauf wird der Drummelſchlager loß geſprochen, der Hund aber auf Jahr und Tag in das Norrnketterlein (iſt eine offentliche, auf dem Markt ſtehende mit eiſernen Gittern umgebene Gefängniß) verdammt.

(Fernere Casus folgen).

Résumés de l'histoire de tous les peuples, anciens et modernes, par une société de publicistes-litterateurs. Paris, Lecointe et Durey. Libraires, quai des Augustins No. 49.

Die Franzoſen ſind bis heute von dem Grundcharakter ihrer Vorfahren, der Gallier und Franken, welcher Raſchheit, Umſicht, Kühnheit war, nicht abgewichen. Sie ſitzen immer noch, wie Göthe einſt zwiſchen Baſedow und Lavater, als wahre Weltkinder, zwiſchen den Deutſchen und Spaniern. Immer wiſſen ſie mit ſicherm Lebensblick und Takt, den Genuß des Gegebenen zu erhaſchen, den rechten Augenblick wahrzunehmen und zu benutzen und überlaſſen ihren weſtlichen Nachbaren religiöſe, ihren öſtlichen theoretiſche und ideale Vertiefung in Vergangenheit und Zukunft. — Es kann kein Unternehmen mehr an der Zeit ſeyn, als welches durch den obſtehenden Titel zum Theil ſich ausſpricht. In der ſpecielleren Anzeige dieſer überſichtlichen Geſchichten erfahren wir, daß jede einzelne Geſchichte eines jeden beſonderen Volkes und Staates grade den Gelehrten aus der zuſammengetretenen Geſellſchaft zu ihrem Verfaſſer erhält, der aus der betreffenden Geſchichte ſein ſpecielles Studium gemacht hat. Auch dieſe Einrichtung zeigt von Verſtand. — Weil wir es aber mit deutſchen, d. h. ſehr ernſthaften Leſern zu thun haben, die im Gefühl ihres Ernſtes ſich ſeit dem letzten Decennium gemerkt haben, daß hinter franzöſiſchen Unternehmungen nur zu oft Leichtfertigkeit ſtecke, und daß, da es alſo wohl überhaupt mit einer ſolchen Pariſer Hiſtorienfabrik, wenig oder nichts ſey, man gewißlich am deutſcheſten bleibe, wenn man's nicht nachahme, — aus dieſem Grunde ſehen wir uns veranlaßt, unſer beſcheidenes Votum über das Gute, Zweckmäßige und Nützliche was obgemeldete Fabrik und Fabrikation allerdings habe und haben könne, vor unſern geneigten Leſern abzugeben. Wir ſind nun einmal auch in Deutſchland ſo weit in der Kultur vorgeſchritten, daß wir, freilich zum Theil aus Eitelkeit, zum Theil aber auch aus innerem Bedürfniß darnach ſtreben, uns ſelbſt in der Gegenwart zu begreifen, uns zu unterrichten, wie wir Deutſche z. B. zu einem ſo bunten Staatenbund, wie zu den widerſtreitenden Intereſſen, welche uns bewegen, gekommen ſind. Wir fragen alſo vernünftiger Weiſe nach unſerer Geſchichte und begnügen uns nicht mehr mit abgeriſſenen Anekdoten aus der Reformationszeit, aus dem dreißigjährigen, ſiebenjährigen und neueſten Kriege, wie ſie aus unſerer Großväter, Väter und anderer unterrichteten Freunde Munde nebſt den nöthigen Tabackdampfwolken hervorgepafft werden. Die Weisheit gelehrter Schulmänner hat uns, meiſtens nur mit dem fleiſchloſen Zahlenſkelett der Chronologie verſehen, in die Welt hinaus zu ſchicken beliebt; und hat man uns beſſer bedenken wollen, ſo hat man uns höchſtens mit dem Leben Griechenlands und Roms vertrauter gemacht. Von uns ſelbſt und gar von dem Auslande theilte man uns gewöhnlich ſo viel als nichts mit. Die wenigſten von uns hatten Gelegenheit, auf Univerſitäten Fleiſch zum chronologiſchen Skelett zu ſuchen und ſelbſt das dort Verabreichte iſt wenig mehr als wiſſenſchaftliche Methode, alſo eine Form für den immer noch fraglichen Stoff. All dieſe Gaben, die nur den Begünſtigſten unter uns, den Studierenden nämlich, geſchenkt werden, erregen bei guten Naturen wenigſtens den Hunger nach Mehrerem. Aber wer hat ſelbſt in dieſem glücklichen Fall, beim Drange der eintretenden Geſchäfte, Muße genug, durch eigentliches Studium den Hunger zu ſtillen. Und doch iſt er nun einmal da und wie wir oben geſehen haben aus guten Gründen. Hiezu kommt noch die gleichfalls durch unſer gegenwärtiges Leben, durch unſere Erziehung und Bildung ſelbſt, erregte Leſewuth. Wäre es nun ſo nutzlos und unwohlthätig jenem Hunger Nahrung, dieſer Wuth eine beſſere Richtung durch Geſchichtsbücher zu geben, die nicht bloß Anekdotchen, ſondern welche vielmehr die Geſchichte unſeres eignen und jedes andern Volkes und Staates in zuſammenhängender, kurzer und verſtändiger Erzählung lieferten? — Auch iſt ſolches von Schröckh, Becker, Pölitz und Rotteck verſucht worden. Aber Schrockh und Pölitz ſind zu kurz, Becker in zu verſchiedenem Sinn und Ton geſchrieben, und ſelbſt Rotteck konnte als einzelner Mann nicht auf allen Theilen ſich ſelbſt genügen, auch nicht überall den Ton verläugnen, der bloß für Wiſſenſchaftlichgebildete verſtändlich iſt. Wir könnten noch Johann Müller's allgemeine, H. Ludens und Friedrich Chriſtoph Schloſſers Weltgeſchichten anführen. Aber die beiden erſten geben faſt nur Anſichten und Ueberſichten, welche Stoffkenntniß vorausſetzen und Schloſſer verachtet es gradezu mit vornehmer Gelehrtenmiene, ſich an andere, als an wiſſenſchaftlich gebildete oder gar hiſtoriſch-gelehrte Leſer zu wenden. Wir geben ihm darin vollkommen Recht, ſo fern er es ſich allein zum Zweck geſetzt hat, die Wiſſenſchaft als ſolche zu fördern; es iſt ein höchſt würdiger Zweck, den anzuerkennen, ſelbſt nichtgelehrte und nichtwiſſenſchaftliche Männer in unſeren Tagen hinreichend gebildet ſind. Aber wenn er eine populare Behandlung der Geſchichte als ein eben ſo unwürdiges, als unnützes, ja ſchädliches Unternehmen zu erklären, in langer, etwas dunkeler, obſchon von ihm ſelbſt verachteter, Phraſeologie nicht übel Luſt zeigt, ſo iſt das eine den Gelehrten und Weiſen eben nicht zierende Einſeitigkeit. Wir geben die eitele Sucht, über alles ſchwatzen zu wollen, die unſerer Zeit anklebt, gern zu, und haſſen ſie ſo gründlich, wie Schloſſer nur immer kann, aber wir dürfen uns auch über unſere Zeit ſo wenig, als über die Menſchen überhaupt täuſchen, als ſey durchaus nur Eiteles und Nichtiges an und in ihnen. Wo bliebe ſonſt ſelbſt Herr Schloſſer und ſeine Geſchichte? Es iſt auch bei nichtgelehrten und doch gebildeten Leuten das aufrichtige Beſtreben da, ſo viel ihnen in ihrem Lebenskreiſe möglich iſt, ſich von ihres eigner und andrer Völker Schickſalen zu unterrichten. Dieſem Beſtreben kommen ſolche Unternehmungen wie das der Résumés entgegen und darum ſind ſie zu loben. Wie die Résumés inzwiſchen ihre Aufgabe löſen, das iſt eine andere Frage und wir haben deshalb die Abſicht, das eine oder das andere durchzumuſtern. Am nächſten liegt uns natürlich vor allen das

Résumé de l'histoire de l'empire germanique par Arnold Scheffer.

Es iſt 1824 in der oben angegebenen Buchhandlung erſchienen. Es iſt damit auf die Erklärung der Entwickelung des politiſchen Zuſtandes abgeſehen, und darum ſind ſehr zweckmäßig nach Hauptepochen beſondere Abſchnitte über die Geſetze ꝛc. der alten, mittleren und neueren Zeit, in ſo fern dadurch der politiſche Zuſtand bedingt war, eingefügt worden; und wenn man nicht einſeitig ſeyn will, ſo muß man geſtehen, daß was darüber auf das kürzeſte mitgetheilt werden kann, wirklich geſchehen iſt. Man vergleiche nur zum Beiſpiel, was, ganz am ſchicklichen Ort, vor Rudolph von Habsburg über Kaiſer, Reichsfürſten ꝛc., eingeſchaltet iſt. Ferner iſt lobenswerth, daß der Verf. bemüht geweſen iſt, die deutſche Nationalität als ſolche anzuerkennen, ſo wie der, freilich ſelten geglückte Verſuch, von der Gegenwart zu abſtrahiren und jede Zeit in ihrer Art und Weiſe anzuerkennen. So erkennt der Verfaſſer die Energie in den Charakteren und Handlungen der mittelalterlichen Zeit zwar an, aber indem er auf derſelbigen Aberglauben lächelnde Blicke wirft, vergißt er die neben dieſem gleichfalls anzutreffende echte Religioſität, ohne welche ſittliche Kraft grund- und bodenlos iſt. Oft iſt auch durch unnöthiges, allgemeines Räſonnement Platz eingenommen worden, der beſſer mit Aufzählung mehrerer Thatſachen auszufüllen geweſen wäre. Ueberhaupt hätte die Sorgfalt in Aufſtellung und Aneinanderreihung der einzelnen Begebenheiten, um Schiefheiten, ja Falſchheiten zu vermeiden, größer ſeyn können. Beiſpiele, dieſe Rüge zu begründen gibt es mehr als eines. So vermißten wir bei Karl dem Großen, daß mit ihm zuerſt die Idee der Wiederherſtellung des römiſchen Reichs ins Leben getreten ſey, welche Idee doch die Mutter aller Großthaten und Mißgriffe der auf Karln folgenden Kaiſer geweſen, ja ohne welche das Mittelalter ſelbſt nicht zu verſtehen iſt. Warum der Verfaſſer die Königs- und Kaiſerreihe ſeit Konrad dem Salier „Schwäbiſche Kaiſer" genannt habe, iſt ebenfalls nicht wohl zu begreifen, da man unter dieſem Namen blos die Hohenſtaufen zu verſtehen ſeine guten Gründe hat. Trotz dieſen Mängeln gewährt dieſes Résumé eine angenehme Lektüre durch die Lebendigkeit des Vortrags, durch klare Anordnung des Ganzen, ja ſelbſt durch treffende Bemerkungen, die freilich hiſtoriſch zu beweiſen, dem Verf. manchmal ſchwer werden dürfte. Nur ein Beiſpiel führen wir an. S. 60 heißt es: „Hildebrand (Gregor VII.) errichtete, um die Papſtwahl unabhängig zu machen, das Kardinalkollegium, und *weil* die Regentin (Agnes) dieſer Gewaltsaneignung ihre Genehmigung verweigerte, ſo wiegelte der italieniſche Prieſter gegen ſie den deutſchen Klerus auf. Ihr Sohn wurde ihr durch den Biſchof von Köln entführt ꝛc." So geiſtreich die Vermuthung iſt, ſo unerwieſen iſt ſie bis jetzt. Wir brechen hier ab, um andere Résumés zu betrachten.

(Fortſetzung folgt.)

Miszellen.

Gehörnte Menſchen.

Unter die vielen Scherzſpiele, welche ſich die Natur mit den Menſchenkindern erlaubt, ſind die Hörner am Kopfe, auf der Naſe u. ſ. w. gewiß die ſeltſamſten (wenn auch nicht die ſeltenſten). Wir wollen einige Pröbchen davon anführen.

Paolo Rodriguez von Mexiko, ſeiner Profeſſion ein Laſtträger und ein Mann von rieſenhafter Natur und Kraft, trug immer ein Tuch um den Kopf, womit er, wie man meinte, irgend ein Geſchwür oder einen andern häßlichen Auswuchs der Art bedecken wollte. Eines Tags arbeitete er in einem Magazin, nahe bei einem großen aufgeſchichteten Haufen von Zuckerfäſſern. Zufällig rollte eines, das am höchſten lag, herab, und traf ihn an den Kopf, daß er ohne Beſinnung niederſtürzte; unter dem Tuche hervor ſtrömte das Blut, wie in Bächen. Man trug ihn ſogleich ins Hoſpital und entdeckte auf der rechten Seite ſeines Kopfes einen harten Körper, der 14 Zoll im Umfang hatte, und ſich nicht weit von ſeiner Baſis in zwei Aeſte theilte, welche zwei dicke, einwärts gebogene Hörner bildeten und viele Zoll weit unter das Ohr herabreichten. Der Mann hatte drei große Hörner, die grade ſo wie Widderhörner ausſahen. Die Gewalt, mit der das Faß an ſeinen Kopf ſchlug, zerbrach ihm ein Horn und erſchütterte die übrigen dergeſtalt, daß ſie ihm tiefe Wunden verurſachten. Bei näherer Unterſuchung fand man, daß der Hornauswuchs nicht mit den Knochen zuſammenhing, ſondern blos die Haut ringsum hatte ſich ſehr verdichtet, und die ganze Seite des Kopfes, wo das Horn ſich befand, war ſehr aufgeſchwollen, ſo daß der Mann am rechten Auge nichts ſehen konnte.

Vor zehn Jahren wurde ein Kind in das Hoſpital zu Bologna gebracht, welches ein Horn von der Größe eines Zolls auf dem Kopf hatte.

Im Jahr 1599 ließ ſich ein Franzoſe, Namens Trouillon zu Paris ſehen, der ein großes Widderhorn auf der Stirne trug.

Zu Baltimore war vor nicht langer Zeit ein altes Weib, das ein Horn, wie ein Rhinozeros auf der Naſe hatte.

Eine andere Frau zu New-York hatte ein Horn am Kopfe, das ſieben Zoll lang war.

Aus dieſen Beiſpielen geht hervor, daß auch die Menſchen (und unter andern auch die Weiber) mit Hörnern beehrt werden können; aber ein dreizackiges Horn, und von dem Umfang, wie bei dem Mexikaner Rodriquez, hat man nirgends noch gefunden.

— Moſes ſuchte den Pharao durch Wunderwirkungen von der auch über Aegyptens Gott erhabenen Allmacht ſeines Gottes zu überzeugen. Er färbte das Nilwaſſer; aber die ägyptiſchen Weiſen konnten das auch; er ließ Mosquiten und Fröſche in ungeheurer Menge entſtehen; auch das machten die ägyptiſchen Weiſen nach. Aber als er (2 B. Moſ. 8, 16 f.) Läuſe ins Leben rief, da bekannten die Weiſen, Moſes Gott ſey mächtiger als der ihrige. Wir fragen, ob es nun nicht gewiſſermaßen Pflicht und erklärlich ſey, daß des Moſes ſpäte Nachkommen auch heute noch mit jenen Sechsfüßlern in ſo gutem, traulichem Vernehmen ſtehen?

— Wer ſich die Welt dienſtbar machen will, geht, auch wenn es gelingt, in ihr unter und verliert ſich ſelbſt. Wer ſich ſelbſt zu bebeſiegen weiß, bleibt er ſelbſt und gewinnt zugleich die Welt. So gingen die auf Eroberung ziehenden Deutſchen ganz, oder in den Beſiegten unter. Die Angeln und Sachſen wurden Engelländer, die Vandalen und Gothen verſchwanden, Normannen und Longobarden wurden Italiener; die zu Hauſe bleibenden Sachſen und Schwaben und Bayern und Thüringer blieben was ſie waren, und ſind als Deutſche, Träger, Nährer und Förderer aller Wiſſenſchaften und Künſte, die vereinzelt bey den andern Miſchvölkern blühen.

Neue Fabeln
von Demokrit Schmerzenreich.

9. Die Liebesmäntler.

Es ward ein Lamm entwandt
auf unbewachter Flur:
nur ungewiſſe Spur
vom Diebe blieb im Sand.

Drum ward zum Augenſchein
von ſeiner Landsgemein
der Fuchs dahin geſchickt;
doch in der Spur erblickt
er ſeines Vaters Fuß,
der ihm auch hehlen muß:
drum mit gewandtem Schwanz
verwedelt er ſie ganz.

Alterthümer bey Boitin in Mecklenburg-Schwerin
von Heinrich Franke.

(Schluß.)

3) Hünengräber.

„Alle Todten wurden auf einem Scheiterhaufen verbrannt; reiche und angeſehene Männer mit dem Holze des Wachholder. Man glaubte, in den Flammen ſteige die Seele aufwärts, und der Menſch erwache zu neuem Leben in Walhalla. Daher hat auch jenes Holz ſeinen Namen. Die Thiere, die dem Todten am liebſten geweſen, vorzüglich ſein Pferd und ſein Hund, wurden mit ihm verbrannt. Seine Aſche ſammelte man in Krügen und ſetzte dieſelbe, nebſt Waffen, Ringen und andrem Geräthe des Todten in einen großen Todtenhügel bey. Solche Hügel gibt es noch viele im nördlichen Deutſchland und ſie heißen Hünengräber und Rieſenbetten.“ *)

Die Gegend von Boitin iſt reich an ſolchen Hünengräbern oder Rieſenbetten. Sie liegen faſt immer auf, oder doch wenigſtens an Hügeln, und viele derſelben ſind ſchon zerſtört, die Steine geſprengt um zu Bauten zu dienen, und die Orte, wo ſie lagen, überackert, ſo daß keine Spur mehr von ihnen zu finden iſt. Das Landvolk nennt dieſe Rieſenbetten: Steinkiſten, weil ſie die Geſtalt von Kiſten oder Laden haben. Sie ſind von verſchiedener Größe, oblong, und die Granitblöcke welche die Seiten bilden wohl zuſammengefügt, ohne behauen zu ſeyn. Alle waren urſprünglich mit ſchweren Steinen zugedeckt, ſo daß die Kiſte inwendig, zwiſchen dem Erdboden unter welchem der Rieſe liegt und dem Deckel einen hohlen unzugänglichen Raum bildet. Oft fehlen die Deckel oder wenigſtens Stücke derſelben, weil ſie zu Bauten gebraucht oder in frühern Zeiten durch unwiſſende Habſucht weggeriſſen wurden, welche nach Schätzen wühlte. Solche darum leichter zugängliche Betten ſind in neuern Zeiten häufig von Alterthumsforſchern unterſucht werden. **) Man fand in einer Tiefe von zehn bis vierzehn Fuß einen mit wohl zuſammengefügten Steinplatten ausgeſetzten hohlen Raum, in deſſen Mitte ein Aſchenkrug ſtand, roh geformt und aus Thon gebrannt. Er enthielt die oben genannten Kleinodien.

Ein ſolches Hünengrab befindet ſich auf dem Boitiner Pfarracker am Fuß des Preensberges. Es erſtreckt ſich von

---

*) Wolfgang Menzel's deutſche Geſchichte cap. XVII.

**) Der um finniſche Poeſie und nordiſche Sprach- und Geſchichtsforſchung ſehr verdiente Dr. und Prof. Hans von Schröter in Roſtock hat mehrere Rieſenbetten aufgraben laſſen. Das Ergebniß ſeiner Nachforſchungen iſt uns unbekannt geblieben.

Oſten nach Weſten und iſt etwa zwanzig Schuh lang. Seine Seitenſteine ſind beſonders am weſtlichen Ende gut gefugt, aber der Deckel fehlt ihm. Im Frühlinge 1821 ward es geöffnet; die Arbeiter hatten Mühe durch die Maſſe von kleinen Feldſteinen zu dringen, mit welchen es faſt drei Schuh tief angefüllt war; dann grub man in der lockern Erde etwa zehn Schuh tief, fand aber nichts als die zerſchlagenen Platten welche den Urnenbehälter ſonſt umſtellten, denn das Grab war ſchon früher unterſucht, wie ſich auch aus dem fehlenden Deckel ſchließen ließ.

Ein zweites Rieſenbett liegt auf dem Hügel hinter der Boitiner-Hollunderey, einer ſehr ſchönen Anhöhe, von welcher man bey hellem Wetter mit 'bloßen Augen bey zwanzig Städte und Dörfer und ſelbſt den Petrithurm der am Meere liegenden Stadt Roſtock erblickt. Dieſe Steinkiſte iſt größer als die vorige, ohne Deckel, ziemlich zerſtört und möchte wohl ſchwierig zu öffnen ſeyn, da ſich mehrere Granitblöcke in die Mitte gewälzt haben.

Ein ähnliches Hünengrab lag noch vor etwa zwanzig Jahren einige hundert Schritte nördlich von dem vorigen, zwiſchen der Hollunderey und der Tarnower-Ziegeley, iſt aber jetzt verſchwunden, wie ſehr viele andere. Der Hübenberg, welcher durch einen See von Boitin getrennt iſt, muß in früherer Zeit mehrere gehabt haben, wie eine Menge koloſſaler Steine vermuthen laſſen, die vom ſteilen Bergrücken herab ins Waſſer gerollt zu ſeyn ſcheinen.

Bey Weitem das ſchönſte Denkmal dieſer Art findet ſich aber bey Katelbagen, zwey Stunden von Boitin hinter Bützow. Es liegt auf einem iſolirten kegelförmigen mit hohen Buchen bewachſenen Hügel, iſt größer als alle früheren und ſicher noch nie unterſucht, denn es hat einen Deckel von mehreren großen Steinen, welche, einmal weggeräumt, man ſich gewiß nicht die Mühe gegeben hätte, wieder hinaufzuheben. Der hohle Raum unter dem Deckel iſt ſo groß, daß man bequem hineinkriechen kann, und zwar durch eine Lücke, die durch den weggenommenen Schlußſtein des ſüdlichen Endes entſteht. Wer ſich überhaupt einen Begriff von Hünengräbern machen will, muß dieſes ſehn; andere durchaus weniger gut erhaltene giebt es noch an verſchiedenen Orten derſelben Gegend.

Daß die Hünengräber nicht ſlaviſchen ſondern germaniſchen Urſprungs ſind, geht, anderer Gründe zu geſchweigen, wohl ſchon aus der Natur des germaniſchen Heldenthums hervor, welches, durch die Idee der Unſterblichkeit erzeugt und getragen, dieſelbe in ſolchen Denkmalen ſymboliſch darſtellte, und den Wenden in dem Sinne ſtets fremd war. Ob aber die Wenden dieſe germaniſche Begräbnißart nachgeahmt, iſt eine andere Frage. Das Volk begruben ſie auf Sandhügeln, wo man oft nur einige Schuh tief zu ſcharren braucht, um Aſchenkrüge in Menge zu finden. Daß nach Einwanderung der Wenden und während ihrer längern Nachbarſchaft mit den Germanen ſich manche Gebräuche beyder Nationen verſchmolzen, läßt ſich aus der Vergleichung der älteſten Nachrichten über beyde ſchließen. — *)

---

*) Die Inſel Rügen, welche, wie oben bemerkt, das bedeutendſte Heiligthum der Hertha bewahrt, deren im düſterem Buchwalde gelegene Burg noch heute von einem ſchwarzen, im höchſten Sommer eiskalten See beſpült wird, iſt auch beſonders reich an Hünengräbern, welche für ein germaniſches Antikenkabinet dem Paſtor Franke zu Bobbin die reichſte Ausbeute gewährte, Urnen, Gefaße, Waffen aller Art, namentlich aus Feuerſtein gemeiſelte Streitäxte ꝛc. Dieſe Hünengräber oder Rieſenbetten ſtehen bey den Einwohnern noch in einem gewiſſen heiligen Anſehen. Vorſichtig ackert man hie und da um dieſe herum, weil man durch die Zerſtörung derſelben die Rache der beunruhigten, tauſendjährigen Schläfer zu erwecken, und von ihr Unfruchtbarkeit der Aecker befürchtet. Ueberhaupt ſind dieſe unſchuldigen Hünen auf dem Eilande im Rufe, gern Rache zu nehmen. Ein Reiſender fand, etwa zwey Stunden nordweſtwärts von der Stadt Bergen, ſieben Hünengräber neben einander und erhielt, als er einen Landmann fragte, was wohl jene 7 grünen Hügel zu bedeuten hätten, folgende Antwort: Es hätte vor langen Zeiten ein Fährmann von Gingſt auf die Hünen oder Rieſen geſchmäht und dieſe hätten, um ſich an ihm zu rächen, ihm den See, über welchen man nach Hiddenſee müſſe, verſchütten und ſo um ſeinen Fährmannsver-

4) Volksglauben germaniſchen Urſprungs. *)

„Das Vorwalten und die höchſte Blüthe der Körperkräfte erzeugte bey den Germanen ein wunderbares Ahndungsvermögen, einen Prophetenſinn, wie er noch heut zu Tage im Magnetismus erſcheint. Da aber die Männer alle ihre Kräfte vorzugsweiſe nur mechaniſch auf Turnen und Waffenübungen, Zweykampf und Schlacht verwandten, ſo zeigte ſich jene höhere prophetiſche Kraft inſonderheit bey den Weibern, die ohnehin der Natur näher ſtanden, und ſich vorzugsweiſe mit den Geheimniſſen derſelben beſchäftigten. Daher waren faſt alle germaniſche Weiber Heilkundige, Seherinnen, Wahrſagerinnen, Zauberinnen. — — — Die Weiber **) beſchäftigten ſich faſt ohne Ausnahme mit dieſen Dingen und wurden daher von den Männern ſelber für höhere Weſen gehalten. Die Seherinnen und Zauberinnen hießen Wolen“ — und **Hagaſen** (Hägſen oder Hären) fügt Referent hinzu, denn der Göttername Aſen ging im allgemeineren Sinne auf alle mit übernatürlichen Kräften begabte Weſen und ſomit auch auf die Prophetin und Fro (Herrin) des **Haag** oder Wehrguts über. — — —

„Das ganze Volk ***) belebte ein dichteriſcher Geiſt. Vermöge desſelben dachten ſie ſich jeden einzelnen Gegenſtand in der Natur von einem göttlichen Geiſte beſeelt. Da gab es keine Blume, kein Kraut, kein Thier, das nicht beſondere Bedeutung hatte. Von dieſem dichteriſchen Glauben iſt noch jetzt Vieles im ſogenannten Aberglauben des Volks übrig, denn daß wir

---

dienſt bringen wollen. Sie hätten ſich alſo um Mitternacht aufgemacht und in ihren großen Schürzen Steine und Erde in den See getragen. Schon ſey er zur Hälfte verſchüttet geweſen, als einem von den Hünen 7 Erdklöße aus der Schürze entfallen, weil er wegen Ablauf der Geiſterſtunde zu ſehr geeilt habe. Aber mit dem Verluſt der Erdklöße hätten die Hünen alle ihre Macht verloren und ſeyen da, wo die 7 Hügel (die verlornen Erdklöße) liegen, unter die Erde gefahren.

*) Wolfgang Menzel deutſche Geſchichte cap. VI.

**) Ibid. cap. IX.

***) Ibid. cap. VII.

der Eule, der Katze, dem Raben, dem Storche, dem Kukuk und ſo vielen Blumen, Kräutern, Wurzeln und Steinen eine ſo wunderbare Bedeutung beylegen, hat bloß in dem Glauben der älteſten Heidenzeit ſeinen Grund. Umgekehrt aber ſtellten ſich die Germanen auch ihre eigenen Ideen als verkörperte Weſen vor.“

Das Volk der Gegend jener beſchriebenen Alterthümer iſt noch jetzt beſonders reich an dergleichen Vorſtellungen, und erzählt etwa Folgendes:

In Boitin hatten ſich einſt ſo viele Kobolde in die Häuſer eingeſchlichen, daß man ſich nicht mehr von ihnen bergen konnte und auf ein Mittel ſinnen mußte ſich, ihrer zu entledigen. Da fand eine kluge Frau eine Art Wurzel oder Kraut, welches auf glühenden Kohlen verbrannt durch ſeinen Dampf die Geiſter ſo in die Enge trieb, daß ſie flohen. Bald aber kamen ſie wieder und trieben ihren Schabernack ärger denn zuvor, bis man ein originelles Mittel erfand ſie zu fangen. Man buck zähe Pfannkuchen, mit denen ſich Jemand vor das Röhrloch ſtellen mußte, welches aus dem Stubenofen in die Küche oder (was dort einerley iſt) Hausflur führte, um ſie, heiß wie ſie aus der Pfanne gekommen, über den durch das Räuchern von innen geängſteten und einen Ausweg ſuchenden Geiſt zu ſchlagen und ihn zu umwickeln. Das gelang trefflich. In jedem Hauſe wurden die Geiſter alſo gefangen, dann in Säcke gethan und in eine Tiefe des Waldes geſchleppt, welche deßhalb noch jetzt die Bannenkul heißt.

Die große Sandgrube am Kipſchenberge bey Boitin war früher der Eingang zwerghafter Unterirdiſcher, zu ihren Wohnungen unter dem Berge. Abends in der Dämmerung kamen ſie ins Dorf, um ſich Brodt, Speck, Mehl und Eier von den Bauern zu erbitten; traten ganz demüthig an die Thüren der Katen, kuckten juſt mit der Naſe über den untern Flügel, denn ſie waren nicht größer als etwa zwey bis drey Fuß, und ſprachen die am Heerde kochende Nachbarin an. Gab ihnen dieſe etwas, ſo gingen ſie dankbar weiter; ſchalt ſie aber oder weigerte ſich zu geben, ſo ſuchten die kleinen boshaften Zwerge die auf dem Miſt vor der Thür ſpielenden Kinder zu kneifen, daß ſie ſchrieen und blaue Flecke davon trugen. Auch ſtahlen ſie nicht ſelten neugeborne Säuglinge und legten dagegen ihre häßlichen Wechſelbälge in die Wiegen.

Hären giebt es noch jetzt hin und wieder in jener Gegend, beſonders ſolche, die man ihrer Zaubereien wegen eben nicht ſo behandeln möchte, als die vielen Hären, von denen ehemals das Land voll war. Dieſe letzteren plagten die Leute mit allerley Teufelszeug, ließen ſich aber nie auf der That ertappen, ſondern verwandelten ſich ſtets im Augenblick der Gefahr entweder in dreibeinige Haaſen oder gar in Wehrwölfe. Sie ſind noch in ſehr ſpäten Zeiten dort verbrannt worden, denn der Großvater des jetzt lebenden Dorfſchulzen zu Boitin hat noch mit eignen Augen ein ſolches Auto-da-Fe auf dem Edelhofe des benachbarten Dorfes Lübzin geſehn, und ein ſich auf dieſen abſcheulichen Gebrauch beziehendes Witzwort lebt noch jetzt im Munde des Volks: Hüt wart'e heter dag, ſär jen oll Hex, as ſe upt Für bröcht würr. Eben ſo iſt das bekannte Säcken dort noch ſpät üblich geweſen, welches darin beſtand, daß man die Unglücklichen mit einem ſchwarzen Hahn, einer Katze und einer Schlange zugleich in einen Sack that und ſo erſäufte. Hieran mahnt das Sprichwort welches dort gleichfalls noch gehört wird: Dat di de Hahn hack in'n Strohſack.

So hat ſich der den Heidniſchen Vorfahren heilige Glaube an unergründliche Kräfte in der Natur und einzelnen Menſchen als Aberglaube bis in die jüngſten Tage chriſtlicher Zeit fortergſtreckt. Und daß dieß nicht etwa blos im Norden Deutſchlands oder blos in katholiſchen Ländern (Mecklenburg iſt keins) der Fall ſey, weiß jeder, der nicht in ſeinen nächſten Umgebungen fremd iſt. Der Grund zu jenem Heidenglauben und zu dieſem chriſtlichen Aberglauben iſt derſelbe, es iſt der Glaube an unergründliche zum Heil oder Unheil der Menſchen wirkende Kräfte in der Natur, und daß es ein Frevel ſey, wenn Menſchen ihre genauere Kenntniß jener Kräfte nicht zum Nutzen ſondern zum Schaden ihrer Mitmenſchen, zu Zauber und Spuck mißbrauchen. Dieß iſt aber auch das Wahre ſelbſt im Aberglauben.

Bilder aus der Schweiz
von Heinrich Zſchokke.

Zweiter Theil. Erſtes und zweites Bändchen. Der Freihof von Aarau. Aarau. H. R. Sauerländer 1824.

(Fortſetzung.)

Den ſchüchternen Gangolf koſtete es große Mühe, von ſeiner Liebesſehnſucht ſeine Schüchternheit beſiegen zu laſſen; denn er malte ſich die Begutte wie ein höheres Weſen aus, das nur mit Engeln verkehren könne, (den Eſel und das Schnabelthier, verſteht ſich, abgerechnet). Endlich drang die Sehnſucht durch. Er kleidete ſich ſorgfältiger, aber einfacher, und trat „o des irdiſchen Menſchen!“ vor den Spiegel —: zu ſeinem Entſetzen, denn er fand ſich „kaum erträglich, ſondern weit eher häßlich zu nennen.“

Vor der Beguttenhütte angelangt, mußte er erſt Kraft und Odem auf der Bank ſchöpfen; eine alte gebrechliche Pilgerin trat heraus, am Mantel trug ſie „nach Pilgerweiſe, Auſterſchalen und andre Meermuſcheln,“ ein blutbeſprengtes Tuch über ein verlornes Auge gebunden —; funkelte Gangolfen mit dem Andern an, ging erſt ſachte, und dann in der Entfernung flink von dannen. Sie hatte Almoſen geſucht, das Lollhard ihr gegeben, aber ſie unſanft fortgeſchickt; Gangolf verwunderte ſich ſehr über die Perſon.

Gangolf traf die heilige Familie beym Mittageſſen an; aber wie ſehr erſtaunte er, da er „ſtatt der himmliſchen Licht- und „Glanzgeſtalt ſeiner Träume, nur ein ſchönes, zartgebautes, „irdiſches Mädchen“ erblickte, ſo daß er ſie erſt mehrmals ſeitwärts anſehen muß, ob es die Traumgöttin wirklich ſey? — Gleich drauf aber, da ſie erröthet und traulich ſchüchtern koſet, findet er ſie noch liebenswürdiger, als in der Vergötterung ſeiner Träume, und hält es faſt für Verſündigung neben ihr zu eſſen, wie es ihm auch „beinahe unglaublich vorkam, daß die „zarte Heilige eſſen könne.“ — Nach dem Eſſen wird gebetet, Gangolf lehnt ſeinen Kopf an die Wand und weint vor Rührung. Der Alte ſieht ihn als einen Halbbekehrten an und will gleich den ganzen Kehraus mit ihm machen. Wir werden uns aber hüten, mit ausführlicher Relation der Unterhaltung unſre Leſer in Verſuchung zu bringen, denn das alte Schnabelthier ſprach außerordentlich verſtändlich, bündig, anmuthig und vorzüglich lange. Der Hauptinhalt aber war, Gangolf ſolle die „Knechtſchaft in der Gewalt der Sitten des Lebens“,.und die „Baalslehren der Pfaffen“ abwerfen, die Herrlichkeiten des Weltſchöpfers betrachten und anbeten; „Alles andere iſt Prieſtertrug von Anfang bis zum Ende.“ — — „Der innere Menſch „muß rein flammen, als ein heiliges Feuer; alles Aeußere iſt Todtenwerk.“'— „Ein neues Weltalter iſt nahe, das letzte „vor dem Untergang der Dinge;“ — das erſte iſt das der Propheten, das andere das des Sohnes durch die Apoſtel, das jetzt kommt, iſt das des heiligen Geiſtes; denn Gott kann nicht unvollendet laſſen, was er zweimal begonnen. — Von ausbündiger Schönheit und Klarheit iſt aber folgender Raſpelpaſſus des Schnabelthieres, welcher „mit Hoheit“ von ihm vorgeknarrt wurde: „Ihr habt keinen Gottesdienſt, ſondern Kirchen- „und Prieſterdienſt. Ich habe Gott, Gott hat mich. Er iſt „der Kern; alles Andere iſt Schale. Gott iſt das Eine, iſt „Alles, in allen Geſtaltungen, im Seraph, im Baum, in der „verachteten Laus“; — und Verfaſſer bemerkt mit pſychologiſcher Wahrſcheinlichkeit, daß die Leſer über die „frevelvolle Frömmigkeit des Alten“ — erſtaunt ſeyn werden, wie der Herr Gangolf. Denn obgleich dieſer früher, bey Iſenhofers Predigt gegen Pfaffentrug und Pfaffenreligion, geſtanden hatte, daß er ſelbſt im Stillen oft dem Aehnliches gedacht, ſo erfahren wir hier doch vom Verfaſſer, daß Gangolf, „mit ſeinem Kirchen- „glauben ganz wohl zufrieden, den er weder zu verfechten noch „zu zergliedern Neigung fühlte, dies Geſchäft gern Andern über- „ließ;“ muß alſo mittlerweile an geſundem Menſchenverſtande oder Aufklärung bedeutend Schaden genommen haben. So war's ihm auch jetzt nicht darum zu thun, das Räthſel von Gott in der Laus (gleichſam dem Deus *in* machina) vollends zu ergründen, ſondern nur um zu erfahren, wie die Begutte über die väterliche Theologie denke, weshalb er ſich an ſie um Erläuterungen wandte. Allein ſie meint, man könne dergleichen nicht klar machen; aber „bleiben wir nur Eins mit der Gottheit, iſt's „genug zu unſerm Heil; Alles andre iſt Staub, oder ein Ge-

„bilde menſchlicher Vorſtellungen." — „Ja, wir ſind göttlichen „Geſchlechts! *Alles Uebrige* bleibt nicht in uns, aber im „All." — „Ihr ſelbſt *ſeyd* nicht die Vernunft, ſondern Ihr „*habet* ſie nur, wie alle (?) Menſchen. Wäret Ihr ſelber die „Vernunft, ſo wäret Ihr nicht Ihr, ſondern ein ſich unbewußtes, willenloſes Geſetz, u. ſ. w." — und Gangolf empfand ein außerordentliches Entzücken über dieſe Reden, die ihm „wie aus fernen Himmeln" klangen. Er erklärt ſich bereit, ohne weiteres zu ſterben, wenn ſie es befehle, was ſie jedoch beſcheiden ablehnt. Sie meint, er müſſe das Liebſte und Theuerſte im Leben von ſich ſtoßen; er aber: „Nein, Veronika, Euch kann ich nicht „verſtoßen, nicht verlaſſen, nicht vergeſſen." — „Ich rede nicht „von mir, ſagte Veronika unbefangen." — „Ich aber von Euch, „verſetzte Gangolf treuherzig." Er weinte mit *unverzogenem* Geſicht; die Begutte ward blaß, faltete die Hände und ließ ſie wieder auseinanderfallen, und fragte, warum er von Dingen rede, die ſie nicht meine? Er antwortete galant bedeutſam: „Ihr „ſprachet von dem, was ich das Theuerſte auf Erden nenne." „Sie erblaßte abermals und ſagte: Ritter, — geht!" — Er ging; es gereute ſie, ſie rief ihn zurück. „Wohin wollet Ihr?" — „In die Verweiſung, wie Ihr mir geboten." — Verſöhnung; hierauf Kontrakt, daß der Ritter *nie* mehr zu ihr rede, wie er gethan. Er gibt ihr die Hand darauf, zu ſchweigen und zu gehorchen, „doch brach er das eben abgelegte Gelübde durch den „Ausdruck ſeiner Gefühle in allen Zügen und Bewegungen. Auch „die Begutte, von einer *geheimen* Verwirrung überwältigt, „vergaß die Hand zurückzuziehen. Sie that es *endlich*, faſt „zu ſpät." Drauf gibts harmloſe Geſpräche in der Hütte und Gangolf geht nach Hauſe.

Eines Tags war Veronika mit der jungen Bäuerin, welche in ihrer Hütte die Hauswirthſchaft beſorgen half, nach dem nahe gelegenen Bethauſe gegangen. Da erſchien eine ſchwarz gekleidete Dame auf dem Zelter, in Begleit zweier Knappen. Die Dame trat in das Bethaus, und reichte im Herausgehen der Begutte ein Stück Geld. Die Begutte dankte, es ablehnend, und ſchlug das grobe Manteltuch über die Stirne zurück. Die Fremde war überraſcht und beobachtete ſcharf ſpähend die Begutte, der ſie ſich als Urſula von Falkenſtein nannte, und ihr anbot, mit ihr nach ihres Oheims Schloſſe Gösgen zu reiſen, was die Begutte abſchlägt. Im Geſpräch entkeimte Urſula's ſchwermüthigem Herzen eine herablaſſende, mitleidige Zuneigung zur Begutte; ſie räth ihr, vor dem Männergeſchlecht ſich zu wahren, und hält eine furchtbare Standrede über die gänzliche Teufelsnatur dieſer Unmenſchen. „Glaube mir, der Mann iſt „Schale, bloße Schale; drinnen fault der Sodomsapfel „ſchwarz und giftig.“ Sie möge alſo ums Himmels willen bald in ein ſchützendes Kloſter gehen, vor deſſen Mauern die Teufel noch Scheu hätten. — Veronika, (die wahrſcheinlich nicht verſtand, wie, wenn der Mann bloße Schale ſey, noch ein Apfel in der bloßen Schale faulen könne) iſt unerſchütterlichen Glaubens an den Schutz der Vorſehung, und ſucht die blaſſe Freifrau zum friſchbackigen Beguttenleben zu bekehren. Beim zärtlichen Abſchied äußerte Urſula den Wunſch, die Begutte wieder zu ſehen und fragte, ob ſie denn niemanden außer ihr, als den Vater und die Bäuerin finde? Veronika erwiederte, zuweilen auch einen gütigen, edlen Herrn von Aarau. Plötzlich verwandelt ſich die ſanfte Leidende in eine keifende Eiferſüchtige: „Alſo doch, nicht ſo, eine alte Bekanntſchaft. — Du hatteſt „mit ihm in Brugg zu thun, vielleicht auch früher.“ — Die Begutte nannte den Namen Gangolf Trüllerey. Urſula überbietet ſich; man habe wohl nicht von ungefähr ganz in der Nähe von Aarau ſich eingeklausnert; ob man ſchon in Brugg das „Finde-Plätzchen auf der Hard“ ausgemacht? Wenn ſie alles geſtehe, was die Wirthſchaft mit dem „ſcheinheiligen Duckmäuſer“ anlange, ſo habe ſie nichts zu fürchten. — Veronika erwiedert, daß ſie das gnädige Fräulein nicht fürchte. — Jene verweist ihr's mit adeligem Hochmuth und gebietet Antwort: „Wo fand dich jener Gangolf auf? Auf welchem Scheideweg, „in welchem Stall? ich meine das erſtemal, eh der meineidige Böſewicht mit dir nach Brugg zog?“ — Oder, nachdem ſie damit herausgeplatzt, daß Gangolf ihr Bräutigam geweſen, noch kräftiger: „Seit wann treibt er den ehrloſen Umgang mit dir?“ — Veronika meint, die Freiin ſey nicht in der Stimmung, ſie zu hören und verneigt ſich, um zu gehen.

Urſula ihr nach und rief: „Bleib', oder ich winke meinen Knechten, „laſſe dich, zwiſchen ihre Roſſe gebunden, nach Gösgen ſchleppen „und in den Thurm werfen!“ Das Fräulein wandte ſich, den Knappen zu winken und ward — todtenbleich, denn vor ihr ſtand, Bravo! der Große mit der Rieſenkralle, die Wurfmaſchine von der Freudenau, der ſentimentale Schlangentödter, Gangolf Trüllerey! — Nach Berichtigung eines Gränzenſtreites, wonach gegenwärtiges Feld wirklich zum Aarauer Bann gehörte, ging das Gezänk zu ernſten Dingen über; Urſula, mit herbem Gelächter über Gangolfs Verlangen, ſeinen tugendhaften Engel nicht zu beleidigen, rief: „Wir dulden auf unſerm Gebiet oder „an den Gränzen keinen Strolchen, als im Gefängniß oder am „Galgen,“ und winkte den Edelknechten; „ſie flogen auf den „Roſſen über die Wieſen donnernd heran.“ Gangolf drohte mit dem Tod, „und man ſah wie ſeine Muskeln ſchwollen, „ſeine Stirnadern blau anliefen, ſeine Augen furchtbar „blitzten.“ Urſula gebietet aber, die Landſtreicherin zu ergreifen. Da die Reiter Hand anlegten, bäumte ſich plötzlich des Einen Roß hoch in die Luft, „auf den Hinterfüßen rückwärts gehend; „das andre ſtürzte morſchtodt zu Boden.“ Bald fiel auch das andre Roß, und die gequetſchten Knechte zappelten auf der Wieſe. Das hatte Gangolf nämlich mit ſeinem blitzſchnellen Dolche vermogt; dann zerbrach er, (wie ehmals als Flüchtling im Jura den Gensdarmen) den Edelknechten ihre Waffen, ſchickte die Urſula nach Hauſe und begleitete die Begutte zur Hütte.

Nachdem Urſula ihrer Betäubung Meiſter geworden, „ballten ſich ihre ſchönen Hände krampfhaft,“ ſie ſchwur bey allen Heiligen, die Leichname des verhaßten Paars mit Füßen zu treten, dann fuhr das Edelfräulein mit zarter Fiſchweiblichkeit die Edelknechte an, unter andern ſo: „Erbärmliche Geſellen, feige Schufte „Ihr! — Schleichet fortan wie räudige Hunde durch die Welt! „— den laß ich vom Büttel peitſchen, den von Schloßhunden „hetzen, der einer der Burgen von Falkenſtein Schwelle berührt! „Fort, fort ihr ſchäbigen Buben und laſſet Euch in den Dörfern mit Koth werfen und von Kindern mit Ruthen ſtreichen!“ — Sie jagt im Galopp davon, Gösgen zu. Sie verſank in Nachdenken; ließ dem Zelter die Zügel, er marſchirte zu einer

Kapelle, wohin er die Gattin des Thomas von Falkenſtein oft gebracht, Urſula ſah darin ein Zeichen des Himmels, kniete nieder, ſchlief vor Andacht ein in der Kapelle, erwachte, den ſchönſten Gottesfrieden in der vortrefflichen Bruſt; hält dann eine gottſelige Unterhaltung mit der hinzugekommenen Freifrau, der ſie ihren Entſchluß offenbart, eine Nonne zu werden, erfährt von ihr, daß ihr Gatte dermal ein heimliches, gewaltiges Treiben mit den Zigeunern habe, und auf Aarau ſeine Plane geſtellt; und belauert drauf, mit der frommen, ſittſamen Gattin des Oheims, von einer Anhöhe herab den Tanz des halbnackten Zigeunervolks. — Hier überraſcht ſie der Landgraf und ſchickt ſie, nachdem er die Unanſtändigkeit ihnen verwieſen, ins Schloß. Er ſelbſt begab ſich dann zum Zigeunervolk, ertheilte Befehl, daß alle der Mutter Ilſe, (derſelben, welche der alte Trüllerey im Freihofe bewirthet hatte), gehorſam ſeyn ſollen, und erhielt aus dem Munde eines beredten Zigeuners die Verſicherung, Aarau werde mit leichter Mühe angezündet werden. Dann ging er beiſeit mit der Alten, und wir erfahren, daß der Landgraf zugleich Jagd macht auf die Begutte. Dieſe Nacht ſoll ſie, nebſt dem Vater, von den Zigeunern geraubt und dem Landgrafen auf ſein Schloß Farnsburg zur Diſpoſition geſtellt werden.

Ilſe, mit dem Auſterſchalen = Mantel und dem verbundenen Auge, begab ſich in Begleit zweier handfeſten „Kerls“ (oder Kerle) nachts zur Hard. Sie poſtirte die beiden vor'm Wald, und umſchlich das Haus; der Löllhard predigte noch von der einzig wahren Seelenliebe, und gegen den „Naturgang des Menſchthiers.“ Ilſe ſchlich zur Magd, Kathri genannt, und befahl ihr, dem Lollhard zu ſagen: ſie bringe Grüße von Günther von der Weide an den Jörg von Ende. Der Alte ließ ihr zurückſagen: ſie ſolle plötzlich ſich aufmachen, ſonſt rufe er die Nachbarſchaft. Aber Ilſe trug ein edles Herz im häßlichſten Leibe; ſie befahl der Magd, wenn ſie vorn Lärm höre, ſolle ſie mit der Begutte eiligſt entfliehen durch die Hinterpforte. — Fenſter klirren; Gepolter und Geſchrey; die berußten Kerls ſteigen ein; Kathri eilt mit der Begutte aus der Hinterthür davon; Ilſel erſcheint, ſchilt die Freunde, daß ſie die Weiber entwiſchen laſſen; der Lollhard wird geknebelt abgeführt; Ilſel voran,. die halbmißlungene Unternehmung dem Landgrafen zu melden; leiſe flog ſie fort, „vom kurzen Pilgermantel umwedelt, „wie von Fledermausflügeln.“

In Gösgen aber ging's mittlerweile luſtig zu. Landgraf Thomas hatte die Ritterſchaft zu einem noch verſchwiegenen Unternehmen geladen. Der traute Ritter Marquart mit ſeiner luſtigen Laune, war auch eben gekommen, und ſollte vom Stande der Dinge Bericht erſtatten; aber „es beluſtigte ihn, während er „das gebratene Geflügel mit den Händen zerriß und Biſſen um „Biſſen in den Mund (?) ſtopfte,“ die Neugier der Edlen zu quälen. Endlich referirt er: daß fünfhundert Mann zum Ueberfall von Brugg bereit ſtünden; „fragt mich nicht weiter; ſtraf mich Gott, keine Sylbe lockt ihr mir ab, bis ich dieſe Ente noch verzehrt habe.“ Allein der Landgraf erklärt, er wolle Morgen erſt „ſein Müthchen an Aarau kühlen“ und „den Trüllerey in der Aare ſäcken.“ Marquart vergleicht, einredend, Aarau mit ſeinen beiden Thürmen mit einem Wildſchweinskopf, der Landgraf aber meint, der Eber ſey ſchon angeſpießt, man müſſe ihm jetzt die Borſten ſengen und ihn braten. — Jetzt trat der Wächter mit der Meldung der Zigeunerin herein; Landgraf Thomas eilte hinaus. Voll Ingrimms kam er zurück und ſchrie noch donnernd hinaus: „Vermaledeite Hexe! findeſt du ſie nicht, ſo wird dich „der Henker finden!“ — Ihm folgten zween Bewaffnete, die den Lollhard führten, die Hände auf den Rücken gebunden. „Schurken, in's Loch mit ihm unterm Thurm! warum ziehet „Ihr mir nach?“ ſchrie der Landgraf; und der Lollhard drauf: „Ich und dein böſes Gewiſſen ziehen dir gern nach, Junker von „Falkenſtein!“ — „Wetter, was knarrt mir in's Ohr da?“ rief Herr Marquart; „ſtraf' mich Gott! das iſt mein Klapper„ſtorch wieder leibhaftig von der Freudenau!“ Unter zierlichen Witzen der Ritterſchaft, wo der Alte die Begutte gelaſſen, entwickelt der Klapperſtorch, freilich, wegen Entbehrung der gebundenen Arme, ohne Geſtikulation, ſeine glänzende, fromme Strafberedtſamkeit gegen die Ritterſchaft, das Otterngezücht, „welches „von Raub und Aas ſich mäſtet, und gleich dem Vieh unter'm „Himmel, ohne Himmel umherkriecht.“ — „Schlage dir der „Donner in den Hirnkaſten, Lump! ſchnarchte ihn Freiherr

„Thomas an!“ — Es iſt noch viel ſchönes in der Unterhaltung, was wir verſchweigen müſſen; ſie endete damit, daß der Landgraf den Alten zur Thür hinaus ſchob; „noch hörte man aus der „Ferne des Lollhards Stimme durch die Schloßgänge knarren.“

Andern Morgens machte ſich der Landgraf auf, die Begutte zu ſuchen; mit leeren Händen, finſter kam er zu Mittag nach Hauſe. Dann eröffnet er den Edlen den Plan: Rechberg ſoll von der rechten Aarſeite, er ſelbſt will von der Linken vom Hungerberg herab, ſobald die Flamme der Mordbrenner in Aarau ſteigt, einbrechen. Während er ſprach, glich er einem „miltonſchen Höllenfürſten.“ Das bewirkten zwey farbige Fenſterſcheiben vorzüglich; die eine, veilchenblaue, ſpielte auf das linke Auge und die Stirne, „daß das Fleiſch da in gräberhafter Verweſung „zu liegen ſchien,“ die andre, dunkelrothe, zeigte das untere, ſchwärzlichbraune Geſicht „wie geſchmolzenes Erz.“ — (Wir vermiſſen ſchmerzlich eine illuminirte Abbildung.) Man theilt vorläufig die Aarauer Beute; der Landgraf bedingt ſich nur Gangolfen; „wenn ich meinen Dolch ihm im Leibe umkehre, will „ich jauchzen, daß man's eine Stunde weit hören ſoll. Der „Thurm Rore ſoll, ſo wahr ich ſelig zu werden hoffe, gegen „die Wolken ſpringen, daß es Steine bis Bern und Zürich „regnet!“ —

Die Nacht ward immer finſtrer, Gewitter nahten. Eine gute Strecke hatten die Herren zurückgelegt, als eine heiſere Stimme rief: „Wahre dich, Falkenſtein! meide den Freihof von Aarau!“ — Wieder, als ſie an einem Bach Halt machten, ließ ſich die heiſere Stimme in denſelben Worten hören. Der Landgraf hielt es für einen unzeitigen Scherz. — In der Nähe der Stadt ſchon, unter den Tannen des Hungerbergs ſuchten die Ritter Schutz vor dem Regen. „Wahre dich, Falkenſtein! „ſchone den Freihof von Aarau! rief plötzlich die wohlbekannte „Stimme wieder“ —; im Glanz eines Blitzes „ſahen einige „Ritter eine finſtre, unerklärliche Geſtalt, deren Gewand, wie „Fittige [oder Fledermausflügel, wie jeder Leſer ſich erinnern „wird], im Sturm flatterte, über Falkenſteins Haupt wegſchweben.“ — Am Ausgang des Waldes, wo man die Stadt überſieht, machten die Ritter Halt. Plötzlich gewahrt Falkenſtein, daß es in der Stadt lebendig wird, in der Herberge zum Löwen. Alle Ritter ſpringen auf und lauſchen. Jach fährt ein Blitz herunter, ein furchtbarer Donnerſchlag folgt, „man hört einen „ſchweren Fall gegen die Erde. — Jeſus, Maria Joſeph! wir „ſind verloren! Hilfe, Verrath, Mordio!“ ſchrie der Junker von Knöringen. Er ſchien am Boden mit einem Fremden zu ringen. „Rette ſich, wer kann! ſchrie Einer von den Knechten; im Hui ſtäubte Alles auseinander und davon.“ — Der von Knöringen rang, verlaſſen, mit dem unbekannten Weſen; aber die „wohlbekannte heiſere Kehle ſagte: Goldſöhnchen, laß „ab von mir; ich fiel im Schrecken vom Eichenaſt.“ — Er ſchleuderte die widerliche Alte, die ihm ein Blitzſtrahl gezeigt, von ſich und lief nach Gösgen. „Erſchöpft warf er ſich auf „den erſten, beſten der Lehnſeſſel, ſtreckte die kothigen Füße „[er war demnach wahrſcheinlich vom Barfüßerorden] von ſich „und ſagte: nun iſt's mit mir aus!“ —

Auch Rechberg war zurückgekehrt. Er hatte dem Einen der Mordbrenner unterwegs begegnet und erfahren, daß deſſen Kamerad in Aarau ertappt und eingeſperrt worden; dann, als er ihn zwingen wollte, es nochmals in Aarau zu verſuchen, entſprang der Zigeuner in den Wald. — Der Junker von Knöringen erzählte jetzt ſein Abenteuer mit der alten Hexe der Breite nach. Allein obgleich der Falkenſtein mit der alten Zigeunerin Ilſel ſo genauen Umgangs pflog, ſo war doch weder ſein noch der andern Ritter Witz hinreichend, das Räthſel zu entwirren. Man wußte ſich Troſt, vornehmlich beim Wein, die Ritter wurden wieder jovial. Nur der Falkenſtein brütete furchtbare Rache. Nachdem er gebrüllt: „kein ehrlicher Tropfen Bluts „in irgend einem Trüllerey,“ erzählte er das Abenteuer Gangolfs mit Urſula. „Aber, aber . . . Hier unterbrach ſich der Freiherr „mit einem innigen, geheimnißvollen Lächeln des Grimms, „indem ſich ſeine Fäuſte wieder krampfhaft ballten und ſeine Augen „ſinnig emporſtarrten; „aber er wird gezüchtigt! Eine Rache, wie ich für ihn aus„brüte . . . ja, daß ich ſein Schlangenneſt ausbrenne, Spaß „iſt's! aber — ſein Herz ſoll langſam unter Höllenleiden ver„bluten, wenn ich . . . ja, vor ſeinen Augen will ich, wenn . .“

— Mit dieſem „will ich,“ meint der Freiherr, will ich ein Beilager mit der Begutte halten, wenn ich ſie kapern kann. Denn wir werden gleich erfahren, daß der liebenswürdige Falkenſtein ſein ſinnig emporſtarrendes Auge in ſentimental-glühender, romantiſcher Miene auf Gangolfs fromme Mimoſa geworfen hatte.

Der verliebte Landgraf mit den artigen Rittern, brach auf, um die bekannte Mordnacht von Brugg vorzubereiten. Eh er in's jenſeitige Thal gelangte, wandte er noch einmal die Augen nach den Einſamkeiten der Hard zurück, der Herberge ſeiner Liebe; „das Harte ſeiner Geſichtszüge ſchwand und ſowohl ſein „Blick, als halbunterdrückter [italieniſcher] Seufzer verkündeten „eine Art ſchwermüthiger Sehnſucht.“ —

In Laufenburg verläßt der Landgraf die Kriegshelden, um in Begleit der Brüder Baldegger nach Brugg zu reiten und die Wachſamkeit von Rath und Bürgerſchaft durch Vorſpiegelung nahen Friedens einzuſchläfern, zu deſſen Abſchluß er gerade jetzt den Biſchof von Baſel nach Zürich einzuholen im Begriff ſtehe.

Unterwegs ließ ſich Thomas von Falkenſtein vom Baldegger nach der Ruine der Freudenau führen, verwies aufs nachdrücklichſte dem Marquart ſein unzüchtiges Benehmen und ſprach: „danke deinem Schöpfer, du biſt mein Vetter, aber ich hätte „dich zu den Füßen der Begutte todt niedergeſtreckt.“ Die Baldegger brachen in helles Gelächter aus, und „beſchauten auf „allen Seiten den Freiherrn, ob er oder ein Anderer es ſey, der „mit ihnen redete? — Er aber gebot den Fährleuten gebieteriſch, anzulegen an's Land.“ Im Gewölbe ließ er ſich alle Plätze zeigen, wo ſich die Perſonen befunden, „und ſetzte ſich „einige Minuten auf die Bank, wo die Begutte geruht hatte.“ — Marquart meinte, Gangolf ſey nicht halb ſo züchtig, als Vetter Thomas; die Begutte bete jetzt andere Gebete bey ihm im Thurm Rore, als beim Lollhard. „Tröſte Gott ſeine arme „Seele! rief Thomas mit gedämpfter und doch löwenartig „brüllender Stimme.“ — Sofort reitet der ſimſonartige Siegwart gen Brugg, betrügt aufs niederträchtigſte ſeine Mitbürger und Wohlthäter mit der Friedenshoffnung, und langt Abends bey der edlen Brüderſchaft in Laufenburg an.

Falkenſteins Mordbrand zu Brugg iſt geſchichtlich bekannt; Verfaſſer ſchildert dieſe Begebenheit ausführlich, und vermehrt dadurch, wie durch die Darſtellung des Mordes von Greifenſee, ſpäter auch durch ſalbungsvolle Erzählung Iſenhofers von der Schlacht bey St. Jakob, ſein Buch augenſcheinlich an Gewicht. Wir unſers Orts begnügen uns, aus ſeinen Schilderungen Einiges von dem hervorzuheben, was unſer gründlich-populare Hiſtoriker aus bisher unbekannten Quellen, vielleicht auch aus nicht minder vollgültigen Schätzen ſeines poetiſchen Geſunden-Menſchenverſtandes, aufkläreriſch geſchöpft hat.

So erfahren wir hier, daß es die böſen Zigeuner der edlen alten Ilſel waren, welche, während der Raub auf die Schiffe gepackt, die Vornehmen im öſterreichiſchen Hauſe daſelbſt eingeſperrt waren, die Gebäude mit Feuer anſtießen; und Thomas von Falkenſtein und ſein ganzes Gefolge ſind in dieſer Beziehung ſomit wieder zu Ehren gebracht. „Jählings that er einen gewaltigen Sprung ſeitwärts, und mit der Wuth eines Raubthiers fuhr er einem jungen Kerl ins Genick. Es war einer der Zigeuner, die er jüngſt gegen Aarau ausgeſchickt hatte. — In die Hölle, du Aas, in die Hölle mit dir!“ — Er übergab ihn dem Henker, der ſogleich exequirte, und ſo realiſirt ſich, was ein Dichter ſingt:

Ja, ein Biedermann wird hoch geehrt,
wenn der Schelm zuletzt am Galgen bammelt.

Die alte Ilſel ſieht's, erklimmt gegenüber eine Mauer und flucht die gräulichſten Verwünſchungen gegen den Mörder ihres armen Jungen. „In dunkeln, ſcharfen Umriſſen zeichnete ſich auf dem blendenden Hintergrunde der Feuerflammen ihre abenteuerliche Geſtalt mit den hin und her flatternden Lumpen. Wie lebendige Schlangen um ein Meduſenhaupt, ſtiegen, gaukelnd im Winde, die zottigen Haare um ihren Kopf auf.“ — [Welcher Kunſtfreund ſeufzt hier nicht abermals nach einer bildlichen Darſtellung in unentgeldlicher Beilage?] Zwar „der Freiherr rannte, gleich einem Unſinnigen, erſt im Ring umher, dann gegen die Mauer, als wollt' er ſie erklettern oder niederwerfen“ — (wahrſcheinlich mit ſeinen ehernen Geſichtszügen); allein die Zigeunerin, nachdem ſie die Mauerpredigt vollendet, „ſchien ſich in den Abgrund der Flammen zu ſtürzen“ und verſchwand.

Aargau bricht auf im Landſturm; Gangolf, wie natürlich, als allgemeine Rachmaſchine der Unſchuldigen, voran. Die Ritter entfernten ſich mit Raub und Gefangenen. Beinahe wär’ es dem berühmten General Trüllerey gelungen, die Fliehenden einzuholen und man weiß nicht, was er denn für Heldenthaten zur Welt gebracht hätte; er hält ſelbſt eine Unterredung mit Rechberg; allein nur ſo weit fließen Verfaſſers unbekannte Quellen, juſt wo unſer Durſt am brennendſten iſt, und Rechberg kommt mit heiler Haut davon. Die Vorſehung ließ wahrſcheinlich deshalb den Gangolf nicht zum Gefecht kommen, weil ſie ſeiner Rieſenkralle jetzt zum Schutze andrer Unſchulden benöthigt war; man riß nämlich eben drey Reiter von den Pferden, unter entſetzlichem Geſchrey: „nieder mit den Falkenſteinern! nieder mit den Mordbrennern!“ — Gangolf drängte ſich durch den wüthenden Schwarm und erkannte: — ſeinen Vater, Iſenhofer und den alten Knecht Hemman. — Befreiung der Bedrohten. — Gangolf führt die Geretteten in ein Dorf; dann begiebt er ſich wieder zu dem Landſturm des Aargaus, der immer noch wüthet, in wirrer Bewegung ſtreitend, was für eine Waffenthat zunächſt zu unternehmen ſey. Der Held beruhigt mit großer Anſtrengung das Volk, und verabredet mit den Männern der Grafſchaften Lenzburg und Baden, zur Rache für Brugg den Falkenſteinern die Burg Gösgen zu zerſtören; andern Tags am Abend wollen ſie ſich unter ſeinem Banner in Aarau verſammeln. Dann reitet der Held, in der Eigenſchaft als zärtlicher Sohn und ſchätzbarer Freund, mit dem Vater und Iſenhofer, die eben von der myſteriöſen Reiſe zurückkehren, nach dem Freihofe zurück, wo Herr Rüdiger einen geheimnißvollen Gaſt erwartet.

Man hat bisher die ſchweizeriſchen Schulknaben gelehrt, daß die Falkenſteiniſche Burg Gösgen von den Soloturnern zerſtört worden. Wie wird ſich der heurige Soloturner-Quartaner ärgern, und der Aarauer ſtolziren, wenn ſie durch Lektüre unſeres Freihofs erfahren, daß es Aargauer waren und einige tapfere Stadtbürger von Aarau, die unter ihrem tapferen General Ganzolf Trullerey „die erſten vor dieſem Platz erſchienen!“ die Soloturner kamen ſpäter, und da ſie ſahen, welche ſtrategiſchen und taktiſchen Feldherrntalente der Held von Aarau bereits vor der Feſte entwickelt, auch wahrſcheinlich durch Leſung des erſten Bandes vom Freihofe von deſſen moraliſchen Qualitäten ſchon gute Kundſchaft eingezogen hatten: ſo übertrugen ſie freiwillig dem Stolz von Aarau das Kommando. (Ob die Aargauer unter den Bernern begriffen ſind, die, laut Verfaſſer, auch vor Gösgen erſchienen ſeyn ſollen, oder ob, nach der ſchönen Idee Gangolfs und Iſenhofers, ſie ſchon damals eine Art geheime Selbſtſtändigkeit behaupteten, — hat Verfaſſer in der Worte reizendem Helldunkel verborgen.)

Nachdem Gangolf mehrmals, unter Trommetenſchall, die Uebergabe verlangt, läßt er Leitern, Reiswellen und Pechkränze fertigen. Sein Meiſterſtück aber waren drey große Löcher, welche er in die äußere Ringmauer brechen ließ, und ſo geſchickt, daß der Burgvogt „obwohl von allem genau unterrichtet“ und mit Kanonen und allem Gewehr wohlverſehen, durchaus nichts zur Abtreibung dieſer Tag und Nacht arbeitenden Mauerbrecher zu unternehmen wußte. Es iſt ein unerſetzlicher Verluſt, daß die Kunſt, welche der Feldherr hier, ohne Sturmdach und Kanonen, zum Beſten gab, den ſpätern Geſchlechtern verloren gegangen.

Der Burgvogt ſieht, daß mit ſolchen Leuten nicht zu ſpaßen. Auf die Bedingung, daß des Lebens der Gefangenen geſchont werde, verkündet er vor Sonnenaufgang mit der Burgtrompete die Uebergabe. — Die Gefangenen, im innern Hofe, fielen bey Gangolfs Anblick auf die Kniee; — ſeine Augen ſuchten die Freifrau von Falkenſtein und die vormalige Braut, blieben aber „an einer aufrechtſtehenden langen Geſtalt behangen.“ Das war, verſteht ſich, der Lollhard. Gangolf fragt ſtürmiſch nach der wohllauttönenden Tochter des raſpelſtimmigen Klapperſtorchs; der kann aber keine Auskunft darüber geben, ſondern meint, ſie ſey, als in Gottes Hand, immer gut aufgehoben. — In äußerſte, billige Wuth geräth der General aber, als der Burgvogt vermeldet, die Freifrau und das Fräulein ſeyen mittelſt Strickleitern entwichen und flüchteten zu Fuße der Farnsburg zu. Gangolf auf, mit ſeinem Knechte, ihnen nach. Den Lollhard aber empfahl er vorher zu guter Pflege ſeinen Leuten und verhieß ihm, alle Schlöſſer des Räubers niederzuwerfen, bis er die Begutte und Tochter dem Vater zurückgegeben. Dieſer aber erzürnt ſich: „Geht und traget Sorge für Euch ſelber, nicht für „mein und meines Kindes Leben. Und ſähe ich mein frommes „Kind in den Armen des Falkenſteiners, oder des hölli„ſchen Drachen, meinet Ihr, ich könnte einen Augenblick zagen?“ —

Gangolf, den die unmenſchlich ekelhafte Aeußerung des widerlichen Betbruders mit unſäglichem Unwillen erfüllte, ſtieß denſelben mittelſt eines Fußtritts — nicht doch: „betrachtete „den Lollhard mit verwundrungsvollen Augen; denn eine ſolche „Höhe von Frömmigkeit und Zuverſicht ſchien ihm faſt „an wirklichen Wahnwitz zu grenzen.“ — Er ſagt: „Eure „Tugend iſt wahrlich übermenſchlich“ —, empfängt das Wort vom Uebermenſchlichen, daß er hier zur Stelle ſeine Rückkehr erwarten wolle, und rennt den entlaufenen Damen nach.

(Schluß und Kritik folgt.)

Rückblicke auf Bonaparte's Feldzug in Aegypten und Syrien von 1798 und 1799.

Wenn Oken in ſeiner Naturphiloſophie die Kriegskunſt die höchſte aller Künſte darum nennt, weil in ihr alle Wiſſenſchaften und Künſte und Kräfte ſich zur That vereinen, ſo ſcheint das Werk, welches uns zu gegenwärtigen Rückblicken Veranlaſſung und Stoff giebt, ſich nicht mit Unrecht Poeſie der Kriegskunſt *) betitelt zu haben. Denn der ägyptiſche Feldzug, wel-

---

*) Poeſie der Kriegskunſt oder Feldzug der Franzoſen in Aegypten in den Jahren 1798, 99 und 1800. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von Prof. Dr. Lebret, mit ſtrategiſchen Bemerkungen bereichert von dem K. Würtemberg. General Grafen von Bismark. Mit vier Plänen und einer Karte von Aegypten. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1824.

cher in dem Buche beſchrieben wird, iſt in ſeiner Abſicht, wie in der Art ſeiner Führung ganz dem hochpoetiſchen Welteroberungszuge Alexander's des Großen zu vergleichen. Nicht blos Unterjochung oder Vernichtung bezweckte er, ſondern Aufbau eines neuen ſtattlichen Reiches im Mittelpunkt der alten Welt; nicht ſteinerne ſtarre Pyramiden ſollten errichtet werden, ſondern lebendige in alle Folgezeit fortwachſende, das Leben immer friſch befruchtende, nicht als Gegenſatz, ſondern als Gleichniß des heiligen Nilſtromes. War auch der endliche Erfolg des großen Unternehmens nicht ſiegreich für die Franzoſen, ſo gingen ſie doch aus dem Kampfe, obſchon beſiegt, als Helden hervor. Und nicht allein die unermeßliche Ausbeute für geographiſche, Natur- und hiſtoriſche Wiſſenſchaften, welche in dem prachtvollen, von Bonaparte veranlaßten Werke über Aegypten niedergelegt iſt, bleibt der einzige Gewinn dieſes großen Unternehmens; — die durch daſſelbe einmal ins Leben gerufene Idee höherer Kultivirung Aegyptens, als der Bedingung zur Umgeſtaltung und Steigerung des Welthandels und der Weltkultur hat ſchon angefangen Wurzel zu ſchlagen und wird je länger je mehr Kraft und Feſtigkeit gewinnen und ſich vielleicht in ihren Folgen noch bedeutender, umfaſſender erweiſen, als ſelbſt Bonaparte vorausſah.

Es iſt bekanntlich höchſt wahrſcheinlich, daß Bonaparte der erſte war, welcher den Gedanken, eine franzöſiſche Kolonie in Aegypten zu gründen, ausbildete. Er hatte einen Entwurf dazu geleſen, welchen der Herzog von Choiſeul *) ſchon unter Ludwig XIV. Regierung verfaßt hatte. Während der Zeit, da der, den 17ten Oktober 1797 abgeſchloſſene, Friede von Campo-

---

*) Eigentlich war es ein Deutſcher und zwar der große Leibnitz, welcher ſchon Ludwig XIV. darauf aufmerkſam machte, Aegypten zu erobern und den Handelsweg nach Indien wieder über Aegypten zu eröffnen. Die dieſen Gegenſtand betreffenden Briefe Leibnitzens an Ludwig XIV. finden ſich auf der Bibliothek zu Hanover und Archenholz hat in ſeiner Minerva 1804 aus ihnen Auszüge mitgetheilt. Auch unter Ludwig des XVI. Regierung war der Plan nicht vergeſſen worden, wie ein mit Moradbey geſchloſſener Schiffahrtsvertrag (1786) ausweiſet.

Formio, vorbereitet wurde, ſtudirte Bonaparte eifrig alle den Orient betreffenden Bücher der Ambroſianiſchen Bibliothek, bey deren Zurückgabe man beſonders die auf Aegypten bezüglichen Stellen angeſtrichen fand. — Wenn man auch ſchwer zu läugnen vermöchte, daß bey allen Unternehmungen und Entſchließungen Bonaparte's ſein gewaltiger Egoismus eine bedeutende Rolle geſpielt habe, ſo möchte doch eben ſo ſchwer zu beweiſen ſeyn, daß Egoismus *alleinige* Triebfeder ſeiner Handlungen geweſen, wie ſelbſt deutſche Geſchichtsforſcher *nach* ſeinem Sturz eben ſo kühn behauptet haben, als ſie früher bereit waren, ihm *nur* Menſchheitbeglückende Ideen zu unterſchieben. Dagegen, daß ihn abſoluter Egoismus, der immer klein und gemein iſt, geleitet habe, ſpricht die nicht zu läugnende Großartigkeit ſeiner Unternehmungen. Man hat mit beſonderer Freude hervorgehoben, daß Bonaparte auf der Militärſchule zu Brienne Schwachköpfe zu ſeinem näheren Umgange gewählt habe, als ob er das Bedürfniß gehabt hätte, in der Geringfügigkeit ſeine Ausgezeichnetheit zu ſpiegeln. Sein ganzes übriges Leben ſtellt eine größere Regel dar. Hat er nicht faſt ſtets die überlegene Kraft, die drohendſte Gefahr zum Kampf herausgefordert? Begann er etwa den italieniſchen Feldzug unter Ausſichten, die nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit einen glücklichen Erfolg verhießen? — Er hatte keine andere Gewähr, als ſeine Kraft und ſeine Einſicht. Dieß Bewußtſeyn ſeines eminenten Talentes, ſeiner zu Rieſenthaten gebornen Energie war ſicher der Grund und Boden ſeines ihm oft beſpöttelten Glaubens an ſein Glück und ſeines eben ſo wichtigen und nicht ſelten hervortretenden Glaubens, daß er zu Großem *berufen* ſey. Alle großen Männer haben einen ſolchen Glauben an ihr Glück und große Beſtimmung gehabt; aber durch Irrthum, am ofteſten allerdings durch ein in Egoismus hinüberwucherndes Selbſtgefühl und *endliche* Fixirung jener geglaubten Beſtimmung, verkannten ſie dieſe und erreichten kaum was ſie ſelbſt als Ziel ihres Beſtrebens ſich ſetzten. Wir erinnern blos an die hier zunächſt aus unſerm Gedächtniß vor die Anſchauung tretenden Männer, an Alexander und Cäſar. Beſonders an den erſteren werden wir gar oft durch dieſen Aegyptiſchen Feldzug erinnert werden.

Es kann hiernach nicht zweifelhaft ſeyn, welche Beweggründe wir als diejenigen bezeichnen werden, die Bonaparten das ägyptiſche Unternehmen empfahlen. Weder die ſehr richtige Politik, England durch Gründung einer ägyptiſchen Kolonie anzugreifen, noch das Beſtreben ſich mächtig zu machen, noch dasjenige, die ſchon in den italieniſchen Feldzügen gekoſtete Süßigkeit, allein die Armee zu führen und Staaten zu organiſiren, unverbittert zu genießen, noch auch der Durſt nach fortwährenden Kämpfen und Thaten, und nach Erlangung unerhörten Ruhmes für ſich und die franzöſiſche Nation erſchienen uns an und für ſich als, eines Bonaparte würdige, Beſtimmungsgründe, ſondern vielmehr alle zuſammengenommen. Herrſch- und Ruhmſucht und Thatendurſt leiteten Bonaparten wie immer ſo hier, aber im Dienſte großer Dinge, die entſcheidende Erfolge für die politiſche Welt und die daran geknüpfte Entwickelung der menſchlichen Geſellſchaft verſprachen.

In ſolchem Tichten und Trachten faßte er den Plan, arbeitete ihn aus und übergab ihn im Anfang des Jahres 1798 dem Directorium zur Genehmigung, welche auch nicht blos des Wunſches wegen, einen ſo einflußreichen General zu entfernte, erfolgte. Während ganz Europa wähnte, der ſeit dem Frieden von Campo-Formio nicht mehr zweifelhafte Angriff auf England, das Haupt der Verbündung gegen Frankreich, werde von Breſt aus geſchehen, — während Bonapartes Ernennung zum Obergeneral der engliſchen Armee, die ſich im Norden Frankreich's zuſammenzog, dieſe Vermuthung beſtätigte, — ward Bonaparte vom Directorium bevollmächtigt, an den Küſten des Mittelmeeres auf das ſchnellſte alle Anſtalten zu einer Land- und Seeexpedition zu treffen. In 6 bis 8 Wochen waren alle Zurüſtungen vollendet; denn die Miniſter des Krieges, der Marine und der Finanzen hatten den Auftrag, allen Befehlen und Forderungen Bonapartes Folge zu leiſten.

Jedoch reiſete Bonaparte erſt, als der Friede mit dem deutſchen Reich und mit Oeſterreich ſicher war, nach Toulon, dem Sammelplatze der Flotte und des Heeres ab. Dort am 8ten May 1798 angelangt, erließ er an die verſammelte Macht eine Proklamation, in welcher die Vergleichung des zu beginnenden Kampfes mit denen Kämpfen, die Rom gegen Karthago bis zu endlichem Siege geführt, zwar zu edeler Nacheiferung jener Herren der alten Welt entflammte, aber das Heer keineswegs über die Richtung des Unternehmens in Kenntniß ſetzte. Das Geheimniß blieb zwiſchen den Direktoren, Bonaparten und den wenigen Mittelsperſonen. Alle, auch die reichſten Beſtechungen, welche die Engländer zu Erforſchung des Geheimniſſes anwandten, blieben fruchtlos und dieſe ſcharfſinnigſten Politiker der damahligen Zeit ſahen ſogar in einzelnen Anſpielungen, mit welchen öffentliche Blätter auf Aegypten hinwieſen, blos Demonſtrationen, die das wahre Ziel der Touloner-Expedition aus den Augen rücken ſollten. Ganz Europa theilte der Engländer Meinung und billigte, daß in deren Berückſichtigung die engliſche Belagerungsflotte vor Kadir verſtärkt wurde. Denn die franzöſiſche Flotte zu Toulon beſtand aus hundert Kriegsſchiffen, worunter 13 Linienſchiffe zu 74 — 120 Kanonen, 14 Fregatten zu 36 — 64 Kanonen ſich befanden, und aus mehreren hundert großen und kleinen Transportſchiffen. Die für die Schiffe nothwendige Mannſchaft belief ſich auf 10,000 Mann und das theils auf Transportſchiffe theils auf Kriegsſchiffe vertheilte Landheer war 36,000 Mann ſtark. (3 Halbbrigaden leichter, 10 Halbbrigaden Linieninfanterie; ein Huſaren- und ein Jäger- aber 5 Dragonerregimenter; eine Schwadron und ein Bataillon Guiden, mehrere Kompagnien Artillerie, 2 Komp. Mineur's und ein Bataillon Sapeurs).

Von den vielen Generalen, welche meiſtens auch ſpäter Bonapartes Ruhm und Schickſal getheilt haben, nennen wir nur, Berthier, Caffarelli-Deſalga, Kleber, Deſair, Regnier, Menou, Dümas, Lannes, Mürat, Davouſt, Leclerc. Andere z. B. Bertrand waren damals erſt Offiziere niedern Ranges. — Am Morgen des 19ten May lichtete die Flotte unter dem Donner all' ihrer und der Feſtungs-Kanonen die Anker und den ungeheueren Pulverdampf durchglühten die erſten Strahlen der Morgenſonne. Zuerſt ſteuert die Flotte an der franzöſiſchen Küſte hin gen Genua, um dort auch ein Geſchwader an ſich zu ziehn und dann ſüdwärts nach Malta zu ſteuern, deren Beſitz fur etwaige Seeoperationen im Mittelmeer den Franzoſen höchſt wichtig ſeyn mußte. — Wir deuten die bekannten Begebenheiten bis zur Ankunft vor Alexandria nur an, wie wir überhaupt im Sinne haben, den allgemeinen Gang dieſes Feldzuges nur in ſo weit zu erwähnen, als er uns zu dieſem oder jenem beſonders intereſſanten oder weniger genau gekannten Ereigniß führt, oder auch einen Platz zur Einſchaltung dieſer oder jener Betrachtung gewährt. —

Am 19ten Juni war Malta erobert und republikaniſirt, nachdem die erſte Landung am 10ten Juni geſchehen war. Die durchaus unkriegeriſch gewordenen Maltheſer leiſteten den erbärmlichſten Widerſtand, wozu übrigens die revolutionäre Parthei unter ihnen ſelbſt und den übrigen Einwohnern nicht wenig beytrug. Mit reicher Beute an Geld, Pulver und Waffen ſegelte Bonaparte am 19ten Juni nach Kandia ab. Den erſten Juli Morgens halb neun Uhr erblickte man auf der franzöſiſchen Flotte die Moſcheen von Alexandrien. Vor dieſer Stadt erfuhr Bonaparte, daß der engliſche Contreadmiral Nelſon vor ein Paar Tagen mit einer mächtigen Flotte vor Alexandrien erſchienen, dort aber nicht aufgenommen worden und alſo weiter geſegelt ſey. — In der That war Nelſon ſchon in der letzten Woche des May nur durch die Inſel Sardinien von der franzöſiſchen Flotte getrennt geweſen, und dann bis zum 12ten Juni vergeblich im Golf vor Lyon herumgekreuzt. Am 21. hatte er zu Meſſina von Malta's Eroberung vernommen, war dann auf geradem Wege, ſchon am 28ſten Juni vor Alexandrien angelangt und hatte ſich endlich von da nach Syrien gewandt weil er dort eine franzöſiſche Flotte zu finden meinte. — Bonaparte jeden Tag, ja jede Stunde die Rückkunft der engliſchen Flotte beſorgend, erließ eine Proklamation vom Admiralſchiff, L'Orient, und befahl noch am ſelbigen Tage die Ausſchiffung. Bey Marabou weſtlich von Alexandrien wurden Anker geworfen und die Ausſchiffung begann trotz des ſich erhebenden Windes, der die Landung an dem klippenreichen Geſtade äußerſt gefährlich machte. Als Bonaparte eben eine Halbgaleere beſtieg, um ſich ans Land bringen zu laſſen, ward ein feindliches Schiff auf der Höhe des Meeres ſignaliſirt. Da brach er die Worte aus: „Glück willſt du mich verlaſſen? Ach nur noch fünf Tage!"

Es mußte allerdings Bonaparten viel daran liegen, daß, ſo lange bis er feſten Fuß in Aegypten gefaßt hatte, eine Seeſchlacht vermieden würde. Denn ſelbſt bey einem wahrſcheinlich glücklichen Ausgang derſelben, war immer Schwächung der Armee und was noch mehr gilt, Schwächung ihrer Zuverſicht und der zu gewinnenden und zu benutzenden erſten Stimmung der Landeseinwohner zu beſorgen. Aber es zeigte ſich beym Herannahen kein engliſches Schiff, ſondern die franzöſiſche Fregatte la Justice. Mit vieler Noth und Mühe wurde die Landung bewerkſtelligt. Sie ging ſo langſam vor ſich, daß, als Bonaparte den 2ten Juli um 1 Uhr Morgens Heerſchau über die ans Land geſetzten Truppen hielt, erſt 6000 Mann vorhanden waren. Dennoch brach Bonaparte ſchon um halb drey Morgens an der Spitze dieſer Truppen gegen Alexandrien auf. Es iſt bekannt, wie ſchnell Alexandrien ohne allen Gebrauch der Artillerie erſtürmt wurde. Der feige kriegsunkundige Sherif Koraün glaubte Bonaparten nur zu gern, daß er, ſeiner Erklärung gemäß, blos gegen die Mameluckenbeys, nicht gegen die Türken den Krieg führe und ſchwur demſelben den Eid der Treue. Bonaparte entflammte den Eifer ſeiner Truppen durch die feyerliche Beſtattung der vierzig Franzoſen, die bey dieſem erſten Kampfe geblieben waren. Sie wurden am Fuß der Pompejusſäule beerdigt und ihre Namen in den Schaft dieſer Säule eingegraben. Nachdem er neben Koraün einen franzöſiſchen Kommandanten (Kleber) und eine Beſatzung zurückgelaſſen, auch Roſette an der weſtlichen Nilmündung hatte beſetzen laſſen, gab Bonaparte der Armee Befehl zum Aufbruch gen Kairo. Sie ſetzten ſich ſchon in der Nacht vom 3ten auf den 4ten Juli dahin in Marſch. Kairo ſo ſchnell als möglich zu gewinnen durfte nicht verſäumt werden, denn dieſe Stadt wird, ſo wie Roſette, von den Landeseinwohnern für eine heilige Stadt gehalten, an deren Beſitz, einer alten, durch vielfache Erfahrungen bewährten Sage zufolge, die Herrſchaft über ganz Aegypten geknüpft ſey. — Darum wählte auch Bonaparte den kürzeſten Weg durch die Wüſte. Gleich dieſer erſte Marſch war für die Franzoſen ein Vorſpiel zu den unſäglichen Mühen, welche ſie in dieſem Lande zu dulden haben ſollten. Zu Damanhur trafen die verſchiedenen Kolonnen, die theils über Roſette unter Begleit einer Nilflottille gekommen waren, zuſammen und Bonaparte traf daſelbſt am 10ten ein. Zwey Tage darauf ſetzte das vereinigte Heer ſeinen Marſch fort unter ſteter Beunruhigung von Seiten der Mamelucken, die immer von der weſtlichen Wüſte her angriffen. Auf dieſem Marſche ritt einmal Bonaparte, nur von wenigen Guiden begleitet, ziemlich entfernt von dem ſowohl vor als hinter ihm marſchierenden Heerhaufen. Dicht neben ihm marſchierten gegen 600 Mamelucken, bemerkten ihn aber eines kleinen Hügels wegen nicht, bis er ſchon wieder im Schutz der nachfolgenden Kolonne war. Da erſt die Gefahr, in der er geſchwebt hatte, erkennend, rief Bonaparte aus: „Es ſteht da oben nicht geſchrieben, daß ich von den Arabern gefangen werden ſoll.“ Ein erſtes ernſthaftes Treffen wurde zu Land und auf dem Nil bey dem Dorfe Chebreis gegen 4000 Mamelucken und 12 Kanonierbarken geliefert, am 15ten Juli. Schon hier ſiegte Bonaparte durch ſein geſchicktes Manövriren gegen die überlegene und äußerſt tapfere, feindliche Cavallerie, wodurch die berühmte Schlacht bey den Pyramiden, ja alle künftigen auf offenem Felde gelieferten Schlachten, in Aegypten wie in Syrien, gewonnen wurden. Nähmlich grade die Haupttaktik der feindlichen Cavallerie, durch Umzinglung den Feind in einen Knäul zuſammen zu wickeln und die auf dieſe Weiſe verwirrten, ſich drängenden und hindernden Schaaren niederzumetzlen, wandte er zu deren Verderben an, indem er ſeine Marſchſäulen ſich ſchnell in verſchiedene, ihre Flanken gegenſeitig deckende aufgeſtaffelte (en echélons) Gevierthaufen (Bataillonsquarrés) bilden ließ. Der mächtigſte unter den Mamelucken-Bey's in Aegypten, Mourad, ſchäumte vor Wuth bey der Nachricht von der Seinigen bey Chebreis erlittenen Niederlage. Er rief alle von ihm abhangenden Bey's und Kaſchef's auf, ihm mit ihren Mamelucken zuzuziehen. Schon am 21ten Juli waren 6000 Mamelucken zu Giſeh, einem Dorfe am linken Nilufer Kairo gegenüber, verſammelt. Am 22ten Juli Morgens traf Bonaparte mit 5 Diviſionen unter den Pyramiden ein, als eben deren Spitzen vom erſten Strahl der Morgenſonne geröthet wurden. Wie auf ein gegebenes Zeichen machte die von dem Anblick überraſchte Armee von ſelber halt. Bonaparte, ſelbſt ergriffen, rief hier ſeinen Soldaten zu: Nehmt's Euch zu Sinn und Herzen, Franzoſen, vierzig Jahrhunderte betrachten euch von jenen Spitzen herab mit feurigen Blicken! — Der Marſch wurde fortgeſetzt, bis man beym Dorfe Fecbabeh den Feind in Verſchanzungen aufgeſtellt erblickte. Kaum hatte Bonaparte ſeine Diviſionen in Gevierthaufen (Bataillonsquarrés) geſtellt, als die Mamelucken aus ihren Verſchanzungen hervorſtürzten. — Wir übergehen den Gang der Schlacht, die bekannter und doch nicht intereſſanter als andere Schlachten iſt, auf die wir noch kommen müſſen.

Jeder weiß, daß die Mamelucken gänzlich geſchlagen wurden, daß Mourad nach Oberägypten floh und Bonaparte ſchon am andern Tage in Kairo ſeinen Einzug hielt, nachdem noch in der Nacht des 22ten Juli General Düpüy mit einer geringen Schaar Franzoſen eingerückt war. Die Einwohner ſtrömten ſtaunend dem ſtillen feierlichen Einzuge Bonapartes entgegen und das ruhige, diſciplinariſche Betragen der Franzoſen verwandelte ihre anfängliche Furcht in Hoffnung auf ein gelinderes Regiment, als ſie unter den Mameluckenbey's erfahren hatten. Welches das Verhältniß dieſer Mameluckenbeys in Aegypten bisher geweſen ſey und wie es Bonaparte vortrefflich für ſeine Zwecke zu benutzen gewußt habe, das ſcheint näherer Betrachtung nicht unwerth.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Literatur.

Résumés de l'histoire de tous les peuples etc.

2) Résumé de l'histoire des états unis d'Amérique, par C. O. *Barbaroux*, Avocat etc. Ense petit placidam sub libertate quietem. Paris, Lecointe et Durey, Libraires 1824.

Die Geſchichte der Nordamerikaniſchen Freiſtaaten zu beſchreiben iſt eben ſo intereſſant als es leichter erſcheint, den Ton, in welcher ſie zu ſchreiben iſt, nicht zu verfehlen. Der Verfaſſer braucht dabey gegenwärtig geläufige Anſichten über Völkerfreiheit und Unabhängigkeit nicht zu verläugnen, überhaupt keine moderne Denkweiſe, in welcher ſich ja jene Geſchichte ſelbſt bewegt.

Nicht unpaſſend eröffnet der Verfaſſer ſeine Geſchichte mit einem kurzen Ueberblick der Begebenheiten, welche ſich als Folge des menſchlichen Entdeckungstriebes des Handels- und Induſtriegeiſtes ereignet haben. Die Entdeckungsreiſen, wie ſie ſich ſeit der Zeit der alten Aegyptier bis zur Entdeckung Amerika's in immer weitern Kreiſen bewegt haben, werden angeführt und billig verweilt der Verfaſſer bey der Entdeckung Amerika's durch Chriſtoph Colombo am längſten. Wir hätten gewünſcht, daß noch mehr hervorgehoben worden wäre, wie mit der Erweiterung der Entdeckungskreiſe auch jedesmal eine Erweiterung der Ideenkreiſe verknüpft geweſen wäre. Vor allem aber hätte darauf aufmerkſam gemacht werden ſollen, wie durch die ſeefahrenden Völker, nicht allein der Geiſt der Kühnheit immer mehr geweckt, ſondern auch der der Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit genährt worden wäre. Leicht wäre dieß zum Beyſpiel an der phöniciſchen Kolonie Karthago zu zeigen geweſen, ſo wie an den griechiſchen Kolonien auf Sicilien ꝛc. Ja ſelbſt für die freieren Verfaſſungsformen, welche ſeefahrende und Handelsvölker lieben, hätte die Geſchichte Beyſpiele genug aufweiſen können. Hieraus wäre ein hiſtoriſches Geſetz zu deduziren geweſen, nach welchem die neueſten Weltereigniſſe in Amerika nothwendig hätten erfolgen müſſen, auch wenn ſich die Kolonieen nicht zum Theil auf ihre Freiheitsbriefe hätten berufen können. Denn das Streben der Mutterſtaaten, ihre Kolonieen immer als zu bevormundende Kinder, die ihnen kindlichen Gehorſam ſchuldig wären, zu behandeln, iſt eben ſo alt als faſt immer vergebens geweſen. Wir erinnern blos an den Streit Korinth's und Korzyra's, woran ſich der gewaltige Peloponneſiſche Krieg unter den Griechen entzündet hat. — Was ſonſt die Behandlung der Nordamerikaniſchen Geſchichte ſelbſt betrifft, ſo iſt der Plan und die Ueberſichtlichkeit höchſt lobenswürdig und in dieſer Rückſicht das Résumé befriedigend. Weil es z. B. die Natur eines Résumé nicht zuließ, wie Eichhorn in ſeiner Geſchichte der drey letzten Jahrhunderte gethan, die einzelnen Staaten, nach der allgemeinen Geſchichte derſelben, noch beſonders zu behandeln, ſo läßt Herr Barbaroux die einzelnen Staaten vor unſeren Augen entſtehen, in ihren verſchiedenen Intereſſen ſich aneinander reiben und endlich in dem gemeinſamen Intereſſe gegen England in ein Ganzes aufgehen und als ſolches handeln. Wegen der Wichtigkeit dieſer Geſchichte für die Gegenwart hätte man ihr wohl eine etwas größere Ausführlichkeit ſchenken können, und auch hier nur zu oft wäre der Platz, der mit bloßem Raſonnement, welches beym denkenden Leſer durch die Thatſachen ſelbſt ſattſam erregt wird, gefüllt worden, gar wohl zu benutzen geweſen. Namentlich erfahren wir von den eigentlichen Sitten der Nordamerikaner, in ihrer gewiß ſehr mannichfaltigen Nuancirung nur ſehr wenig; über die ſich allmählig immer weiter verbreitende Einſicht und Bildung, durch Schulen, Schriften, Bibliotheken ꝛc. ſo viel wie nichts. Auch treten die großen Verdienſte eines Benjamin Franklin gegen die Waffenthaten eines Waſhington zu wenig hervor. Dagegen ſind wiederum die Hauptmomente zur Charakteriſirung der politiſchen Lebensgeſtaltung der N. A. Freiſtaaten mit ſehr glücklichem Erfolg hervorgehoben, ein Vorzug, welcher faſt allen engliſchen und franzöſiſchen Hiſtorikern vor den meiſten deutſchen, einzuräumen iſt. —

3) Résumé de l'histoire du Danemark par M. P. Lami. Paris, etc. etc. 1824.

Dieſes Résumé zeichnet ſich durch ſorgfältige Benutzung aller über Dänemarks Geſchichte vorhandenen, nahmhafteren Geſchichten aus, ohne daß hier ſelbſtändiges Quellenſtudium, was wohl bey den wenigſten résumés der Fall ſeyn dürfte und kann, vorangegangen zu ſeyn ſcheint. — Wenn Herr Lami in ſeiner Geſchichte die im Jahr 1660 geſchehene Verfaſſungsveränderung Dänemarks, wodurch das Volk aller bisherigen Rechte ſich begab, ſie ganz in die Hände des Königs legte und dieſen, der ſonſt wählbar war, in einen erblichen verwandelte, nicht als eine durchaus freie Handlung des Volkes ſchildert, ſo thut er Recht; nicht blos darum, weil es ſich nicht wohl denken laſſe, daß ein Volk ohne Weiteres ſeiner Rechte ſich begebe, ſondern auch, weil es ja bekannt iſt daß der ganze däniſche Adel nicht von ſeinen alten Wahlverträgen (Handsaestning) laſſen wollte, bis er mußte. Sehr wahrſcheinlich bleibt es aber, daß die Oppoſition, in welcher Bürgerſtand und Geiſtlichkeit gegen den Adel waren, dazu beytrug, daß die beyden erſten Stände gegen den dritten gern für die Unumſchränktheit und Erblichkeit des Königs ſtimmten. In der Leidenſchaft gegen die Adelsariſtokratie gingen jene beyden vom Biſchof Svane und Bürgermeiſter Nanſen geleiteten Stände zu weit und thaten mehr, als ſelbſt der König gewünſcht hatte. Daß übrigens bey dieſem wichtigen Vorgange der Einfluß des franzöſiſchen Kabinets bedeutend geweſen ſey, wie Herr Lami zu bezweifeln ſcheint, wird ſchon aus der beſonders freundſchaftlichen Verbindung, die damals zwiſchen däniſchem und franzöſiſchem Hofe beſtanden, klar. Außerdem iſt ja bekannt, wie ſeit dem dreißigjährigem Kriege, franzöſiſche Staatskunſt und franzöſiſches Hofleben die Norm für alle europäiſchen Höfe und Regierungen wurden. In dieſer Rückſicht iſt alſo die Idee zur Verfaſſungsveränderung, aus einem ausländiſchen, wenn auch in den däniſchen Boden eingeſtreuten Samen aufgegangen. Es ließen ſich manche Ungenauigkeiten auch in dieſem résumé nachweiſen, die inzwiſchen minderweſentliche Dinge betreffen. Wir aber ſchließen einſtweilen unſere Relation über die résumés, weil aus ihr hinreichend hervorgeht, wie ſie beſchaffen ſind, was alſo an ihnen gut und nachahmenswerth, was dieſes nicht ſey. So viel iſt gewiß, daß wohl keines dieſer résumés, den Gebildeten des Volkes, deſſen Geſchichte es enthält, genügen kann, wenn man ſich auch in Frankreich einbildet, daß wir Deutſche etwa von dem Résumé der deutſchen Geſchichte wohl ſo entzückt werden dürften, daß wir nichts eiligeres thun konnten, als es überſetzen und für claſſiſch erklären. Dergleichen giebt man ſogar nicht undeutlich in der ſehr geſchätzten Revue encyclopédique zu verſtehen. Übrigens ſind unſers Wiſſens bis jetzt, außer den von uns angezeigten, noch die Résumés der Franzöſiſchen, Spaniſchen, Engliſchen, Portugieſiſchen Geſchichte erſchienen, und zwar zu einem äußerſt wohlfeilen Preis. Ein jedes résumé koſtet, je nach dem Umfang, 2, 3, höchſtens 4 Franken.

Miszellen.

Zur Charakteriſtik der Indier.

3) Als eine engliſche Dame auf ihrem Landſitz in Indien ſaß

und las, kam plötzlich eine große Brillenſchlange gegen ſie heran. Sie rief einen ihrer Palankinträger zu ſich heran und befahl ihm, die Schlange zu tödten. Nachdem dieſer ſich erſt verſichert, daß es wirklich ſeiner Dame Befehl ſey, trat er zu der Schlange, die ſich unterdeſſen in die Höhe gerichtet und zornig umherblinzelte und züngelte, murmelte unter tiefen Verbeugungen vor der Schlange Maaf kurro (Vergieb mir) und tödtete ſie im Augenblick mit einem Schlage auf den Kopf. —

4) Ein verbrecheriſcher Indier ward zum Tode verurtheilt und hörte ſein Todesurtheil mit ſolcher Kälte an, daß der Richter glaubte, er habe ihn nicht verſtanden und ihm zurief: „Du ſollſt Morgen gehängt werden „Sahib ko kusi“ (wie's dem Herrn gefällt) antwortete der Verurtheilte. Als derſelbe einige Tage darauf wirklich zum Tode abgeführt werden ſollte, fand ſich an ſeiner Stelle ein ganz andrer Menſch, der gegen drey Rupis ſich anheiſchig gemacht hatte, ſtatt des Entwiſchten zu ſterben. Der Stellvertreter bezeugte nun nur Angſt davor, daß er nicht gehängt werden würde, weil er dann dem Entlaufenen, wenn er wieder käme die drey Rupis wiedergeben müßte und es doch nicht im Stande ſey; denn er habe ſich dafür Metais (Zuckerkuchen) gekauft und dieſen ſchon verſpeiſet.

Geſetzliche Beſtrafung böſer Weiber im Mittelalter.

2.

Von Weibern, die ſich zanken.

Auch der widerliche Zank unter Weibern ſelbſt ward als etwas höchſt Unſittliches und Verächtliches exemplariſch beſtraft. Wir finden darüber in dem Stadtrecht von Dortmund, das ſich aus dem 11ten Jahrhundert herſchreibt, folgende ſehr charakteriſtiſche Beſtimmung. „Wenn zwei Weiber mit einander ſtreiten, einander ſchlagen oder angreifen mit ſchimpflichen (verkorenen) Worten, ſo ſollen ſie zwei Steine, welche durch eine Kette an einander hängen und zuſammen einen Centner wiegen, durch die Länge der Stadt auf dem gemeinen Wege tragen. Die Eine ſoll zuerſt ſie tragen vom öſtlichen Thor nach dem weſtlichen, und die andre mit einem eiſernen Stachel, welcher an einem Stock befeſtigt iſt, ſie treiben, wobei beide in ihren Jacken (in ihrer Haustracht, worin ſie ſonſt niemals öffentlich ausgehn) gehn müſſen. Alsdann ſoll die andre die Steine auf ihre Schultern nehmen und ſie zum andern öſtlichen Thore zurücktragen, die erſte aber ſie hinwiederum mit dem Stachel treiben.“

— Man kann ſich viele Schönheiten denken, aber nur eine Liebe, das iſt der geheime Vortheil des liebenden Weibes vor dem ſchönen.

— Den Knaben und Jünglingen, deren Lieblingsſpiele nicht Kämpfe ſind, wird als Männern nie, wie es ſeyn ſoll, jeder Kampf ein Spiel ſeyn.

— Jeder ſieht die Dinge, die außer ihm ſind, auch in ſich; aber nur der Dichter ſieht die Dinge, die in ihm ſind, auch außer ſich.

— Das Schöne will gelten, wie das Gute; aber wer glaubt wohl, daß er auch äſthetiſche Pflichten habe?

— Wer iſt wohl je an reinem Entzücken über die Schönheit der Welt geſtorben? Aber aus Ekel vor derſelben haben ſich ſchon tauſende gemordet.

Erzählungen und Mährchen,

herausgegeben

von Friedrich Heinrich von der Hagen.

Erſter Band. Prenzlau Ragoczy 1825. 8.

Ueber Sagen und Mährchen haben wir ſchon einmal Bericht erſtattet und was wir von ſolcher Lectüre halten, bey jener Gelegenheit kürzlich erklärt. Wir mußten ihnen ſchon darum einen Werth zugeſtehen, weil ſie uns in ergötzlichem und immer ſinnreichem Spiel der Phantaſie auf eine höchſt anmuthige Weiſe unterhalten. Wir möchten noch hinzuſetzen, daß ſie neben der ihnen eigenthümlichen Beſeelung und Belebung ſcheinbar todter Gegenſtände, auch die Tiefen des Gemüthes auf eine Weiſe erſchließen und erleuchten, wie es der tiefſinnigſten Philoſophie wenigſtens in ſofern unmöglich iſt, als ihr die Lebendigkeit der Darſtellung fehlen muß. Das Intereſſe aber, welches alſo jedes Mährchen und jede Sage an ſich gewährt, wird noch erhöht, wenn Mährchen verſchiedener Völker und Zeiten uns vorgeführt werden, weil ſie uns dann außerdem noch einen Blick gewähren auf den Charakter jener Völker und Zeiten, wie er wenigſtens in dieſer beſonderen Richtung des Gemüths und der Phantaſie ans Licht getreten iſt. Dieſem doppelten Intereſſe dienet von der Hagens obgenanntes Buch. In buntem Gemiſch werden uns darin wälſche (italiſche und franzöſiſche) deutſche und arabiſche Mährchen und Erzählungen mitgetheilt. Dieſes Durcheinander kann als Symbol der vielfachen, ſchwer zu entwirrenden Verſchlungenheit betrachtet werden, in welcher ſchon das Mittelalter dieſe drey Mährchenwelten zu einer vierten zu verflechten gewußt hat.

Wenn man dieſe vierte blos als die künſtliche Einheit jener natürlichen Dreiheit gelten laſſen darf, ſo findet ſich dieſe Einheit, als eine, zu einem echten Naturprodukt verſchmolzene in den ſpaniſchen Erzählungen vor. Dieſen letzteren wird der Verfaſſer vermuthlich den zweiten Theil ſeines Werkes widmen. Gegenwärtigen erſten Theil eröffnen arabiſche Mährchen aus Couſſin's und Goutier's Ergänzungen zu dem bekannten Tauſend und eine Nacht. Ihnen folgen italiſche Novellen aus Boccaccio's Decamerone. Hierauf kommen Sagen aus dem Altfranzöſiſchen z. B. „Ritter Graland" aus den altfranzöſiſchen Gedichten des Mavie de France, welche Sage übrigens ſchon in deutſchen Gedichten des 13ten und 14ten Jahrhunderts zu finden iſt; danach zwey Erzählungen aus mündlicher Ueberlieferung, denen ſich Altdeutſche Erzählungen aus einer Dresdner Handſchrift und aus einem altniederländiſchen Volksbuche anſchließen; danach wieder Mährchen aus Neapel, die dem *Ploutamerone* des Baſile enthoben ſind. Den Schluß dieſes erſten Theiles machen endlich heimiſche Mährchen aus mündlicher Ueberlieferung.

Wir wollen zu genauerer Bezeichnung der Natur dieſer Mährchen den Inhalt des einen und des anderen angeben. Indem wir aber Heerſchau halten über das bunte Gewühl, wird uns ſchwer ein allgemein gültiges Wahlgeſetz aufzufinden und zu befolgen. Inzwiſchen fürchten wir nicht Mißbilligung oder den Vorwurf blinder oder gar affektirter Vaterlandsliebe zu verdienen, wenn wir dem Zuge unſeres Herzens folgend zuerſt die einheimiſchen Mährchen und altdeutſchen Sagen betrachten und dann erſt, wenn es der Raum noch geſtattet, die ausheimiſchen vornehmen.

Unter den erſteren zeichnet ſich durch ein freies, ja keckes Walten einer ganz entfeſſelten Phantaſie die Geſchichte des Zauberers Virgilius aus. Es iſt in der That merkwürdig, wie im Mittelalter durchgehends *) der gute belorbeerte Sänger der Aeneide zum Zauberer promovirt worden iſt. Alle Vorſtellungen, die man von dem Zauberthum der alten Welt hegte, wurden auf Virgilius *) zuſammen gedrängt und dabey auf's Verwegenſte aller Geſchichte Hohn geſprochen; in ſo fern Zeiten und Perſonen und Orte wenig berückſichtigt wurden. Wenn man inzwiſchen bemerkt, wie er überall als luſtiger Geſell und Liebhaber ſchöner Frauen erſcheint, der den Kaiſern und Herren zauberkräftige Bilder, und ſich ihnen unentbehrlich zu machen verſteht, ſo ſieht man wohl, wie bloß der Zauberſpiegel der Poeſie den wahren Poeten aufgefangen und rückgeſtrahlt hat, um mit demſelben ſein allegoriſches Spiel zu treiben.

---

*) So die Gesta Romanorum; Vincentius Bellovacensis in speculo historiae; luſtige Weltchronik von Johannes Enekel (13ten Jahrhunderts); aus dieſer entlehnt hat ſeine Geſchichte die

Der alſo metamorphoſirte Virgilius ſtudieret nicht zu Neapel, ſondern zu Toledo auf der hohen Schule. Da findet er einſt in einer Höhle einen, von einem Juden eingebannten, Teufel; der verhieß ihm viel ſo er ihn erlöſete. Virgilius that ihm auf und er ſtand als großer Mann neben ihm. Aber durch Liſt bannte er ihn wieder ein in das Loch. Virgilius aber ward ſeitdem ſehr gewaltig in der ſchwarzen Kunſt. Drauf kam er gen Rom und forderte ſein Erbe, klagte beym Kaiſer, aber ſeine gegneriſchen Verwandten belagerten ihn in ſeinem Schloſſe, und auch der Kaiſer zog davor, denn er hatte ihn kühnlich geſchmähet. Da zauberte Virgilius den Kaiſer und ſein Heer zwiſchen Waſſer ein, neckte ſie und zeigte ſeine Gewalt. Aber dem Kaiſer half ein anderer Schwarzkünſtler nahe zum Schloß. Virgilius in Noth bannte endlich Kaiſer und Heer feſt, als wenn ſie ſchliefen oder todt wären auf Leitern und im Lager. Da machte der Kaiſer Frieden mit Virgilius. —

Weltchronik des Rudolf von Hohen-Ems, davon unter vielen Abſchriften ſich eine zu Dresden befindet, die v. d. Hagen benutzt hat.

*) Könnte nicht auch der Umſtand dazu beygetragen haben, daß, in der Mitte des achten Jahrhunderts, ein Biſchof zu Salzburg, Namens Virgilius, zum großen Aerger des H. Bonifacius und des Papſtes Zacharias, lehrte, die Erde ſey kugelrund und es gäbe Leute, die ihre Füße gegen uns kehrten? (Maskou Geſchichte der Deutſchen XVI., 26.) Anm. d. Red.

Danach verliebte ſich Virgilius in eine ſchöne Jungfrau, aber — bekam nicht nur einen Korb, ſondern die Jungfrau überliſtete ihn auch, wand ihn zur Beſtellſtunde in einem Korbe hoch und ließ ihn in der Luft ſchweben, daß bey Tage alle Römer ſeiner ſpotteten. Virgilius aber rächte ſich ſchwer und machte, daß alles Feuer in Rom erloſch. Die Jungfrau aber mußt es hart büßen und beſſern. — Darauf bauet Virgilius dem Kaiſer eine prächtige Pfalz, darin der Kaiſer Alles hörte, das in Rom geſprochen ward; und ein ſchön Kunſtwerk, mit den Abgöttern der unterworfenen Länder; und hatten Schellen in der Hand. Und wer ſich fern oder nah empörte, deſſen Glöcklein ſchellte. Da wußtens die Römer, waffneten ſich, zogen hin und bezwangen die Widerſacher. Die Karthager aber neideten's und zerſtörten's durch Liſt. Drauf wirckt Virgilius ein ehrnes Roß wider Diebe und Kuppler, ſchafft eine immerbrennende Lampe in Rom von Glas, die herrlich glänzte und einen ehernen Mann, der darnach zielte und dreihundert Jahre nach Virgilius Tode die Lampe zerſchoß. Auch wird Virgilius Zaubergarten und Schatzhaus beſchrieben und wie er ein Luftbild zaubert in Rom, mit des Soldanstochter in Babilon buhlt, ohne daß ſie ihn geſah (welches auch in Liedern des 16ten Jahrhunderts von Albertus Magnus und der Königstochter in Paris erzählt wird). Er führet ſie mit ſich undbauet für ſie Neapel auf einem Ei (noch iſt ein Castel dell' uovo auf einem Eilande an der Spitze von Neapel); vertheidigt die Stadt gegen den Kaiſer, ſtiftet die hohe Schule zu Neapel, baute ein Gemeindbad, und die ſchönſte Brücke; machet eine Wahrheitsſchlange zu Rom, und wollte noch viel wunderbare Dinge vollbringen, wollte ſich verjüngen und blieb todt, weil man ihn ſtörte in der Stille der Wiedergeburt.

Noch that — übrigens — Virgilius viele andere wunderbare Dinge, die in dieſem Buche nicht geſchrieben ſtehen." Wer aber Mehres leſen will von ihm, der ſchlage den 3ten und 4ten Band von Hagen's Briefen in die Heimat auf.

Zu den altdeutſchen Erzählungen gehören noch folgende:

1) Erkenne dich ſelbſt, ſo erkennen dich die Andern. Kaiſer Damianus, ſtolz auf ſich, als ſey er Gott gleich, jagt im Walde und badet. Da nimmt ein ihm gleichgeſtalteter Mann ſeine Kleider und Roß. Die Ritter halten fortan ihn für den Kaiſer, Damian aber wird verſpottet und verhöhnt über ſeine Rede, daß er Kaiſer ſey; und der neue König ſchlug ihn. Nicht Ritter, nicht Pförtener, nicht die Königin wollten ihn erkennen, und ſelbſt ſein Beichtiger, ein Einſiedler nicht. Erſt da er demüthig wird, wird er von einem Ritter erkannt. Das war aber ein Engel. *)

2) Die drey Lehren der Nachtigall. Dieſes Stücklein müſſen wir ganz mittheilen, um ein vollſtändiges Beyſpiel ſchlichter, ſinnreicher Einfalt, die in ſo vielen dieſer Geſchichtchen herrſcht, zu geben:

„Ein Vogler fing eine Nachtigall; als er ſie erwürgen wollte, da ſprach ſie zu ihm:“ Was hilft dichs, daß du mich tödteſt? Du kannſt deinen Bauch mit mir nicht voll machen. Läßt du mich ledig, ich will dir drey Räthe geben; behältſt du die mit Fleiße, ſie kommen dir zu großem Nutze.“ Der Waidmann erſchrak der Stimme und gelobte, ſie ledig zu laſſen um die drey Räthe. Da ſprach die Nachtigall:“ der erſte Rath iſt, was dir nicht werden kann, darnach ſollt du dich nicht ſehnen; der andere, wenn du ein Ding verleureſt, da dir nicht wieder werden mag, darnach ſollt du nicht trauren oder dich beleidigen; der dritte: unglaubliche Dinge ſollt du nicht glauben. Behüteſt du die drey und folgeſt meinem Rathe, ſo geſchieht dir's wohl.“

Er ließ hierauf die Nachtigall fliegen. Da ſang die Nachtigall ſüße und wohl; und als ſie ausgeſungen hatte, da ſprach ſie zu dem Vogler: „Dir iſt übel geſchehen, und haſt ſchädlichen

---

*) Dieſelbe Sage wird in Wiener, Dresdner und andern Handſchriften vom König Nabuchodonoſar erzählt, und Schottky hat dieſelbe in den Wiener Jahrbüchern der L. 1819. abdrucken laſſen. Auch Enekel hat dieſelbe erzählt, und von König Alexander, nachdem er auf dem Meeresgrund geweſen, iſt Aehnliches gedichtet worden.

Rath gehabt, daß du mich ledig haſt gelaſſen. Du haſt mit mir einen großen Schatz verloren." Er ſprach: „Was iſt das?" Sie ſprach: „Ich habe in meinem Magen eine feine Perle, die iſt größer denn ein Straußen-Ei." Da ward er betrübt, und ſprach: „Komm wieder zu mir, ich will dir gütlich thun," und hätte ſie gerne wieder gefangen, und glaubte, daß es wahr wäre, was ſie ihm geſagt hatte. Da ſprach die Nachtigall: „Nun erkenne ich, daß du thörig biſt, da du dich ſehneſt nach einem Dinge, das du verloren haſt und nicht wieder gewinnen kannſt, und verſucheſt es doch mit deinem Netze. Du biſt ein Thor und bleibeſt ewiglich in der Thorheit, glaubeſt du, daß ich eine feine Perle habe in meinem Magen, alſo groß wie ein Straußen-Ei, da ich doch ſelber nicht alſo groß bin mit einander an meinem Leibe. Als ſie das geſprochen hatte, da flog ſie hinweg, und der Vogler blieb ein Narr."

Von den heimiſchen Mährchen wählen wir folgende, welche, weil ſie aus mündlicher Ueberlieferung erzählt, den Zeitſtiel über ſich haben ergehen laſſen müßen, vielleicht mehr beliebt werden möchten.

1) Der Popanz: Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter." Die war ſehr ſchön und ſchon als Kind mit einem ſehr häßlichen, buckligen Königsſohn verſprochen, deſſen Mutter eine große Zauberinn war. Da war aber beym Schloß ein Paſtetenbäcker, der buck ſchön und war ſchön. Und den gewann die Prinzeſſin lieb, (das giebt eine Mésalliance, und gewiß Gottes Zorn!), und konnten ohne einander nicht leben. (Wer wird helfen?) Die Amme — verſtand Feerei und geheime Wiſſenſchaft. Aber eines Tags wollte der Vater in Ohnmacht, der Prinz in Wuth fallen, als ſie die ſchöne Königtochter in den Armen des Paſtetenbäckers erblickten. Und wurden verwünſcht zu Standbildern, die Amme aber blieb frei, konnte den Zauber aber allein nicht vernichten. Drum mußte der Paſtetenbäcker zum Popanz eine weite Reiſe thun, von dem er ſieben Federn rupfen ſollte u. ſ. w. Mancher wird ſich etwas Aehnlichen aus Grimms Hausmährchen erinnern: eine feine Geſchichte, lieblich zu leſen und zu hören. Wie es aber weiter geht, das erfahren geneigte Leſer und Leſegeneigte im Buche

ſelbſt. Nur das will ich noch verrathen, daß ſie ſich kriegen und ihre Vermählung feiern.

2) Der heilige Drei-Königs-Abend. In einer frohen Geſellſchaft werden an dem Abende mancherlei bedenkliche und ſchauerliche Geſchichten erzählt; wie einer einem Gehängten auf dem Rabenſtein ein Stück vom Sterbekittel abſchneidet, und ihm Eins aufhokkt, wie er davon wahnſinnig wird; Jener aber war auch ein Wahnſinniger, der ſich dort umtrieb; — ferner, wie zwey bey einer Leiche wachen in kalter Winternacht. Der Eine geht Punſch machen, der Andere ſetzt die Leiche zu Tiſch und Buch, und legt ſich in's Sarg. Der erſte ſtößt die Leiche an, ſie wird lebendig, aber der im Sarge ſtirbt vor Schreck. — Die Geſchichten ſteigern ſich immer wunderſamer und ſchauerlicher, bis endlich einer aus der Geſellſchaft, des Schulzen Sohn, ſelber aus dem Beinhaus Nachts den größten Todtenkopf auf den Punſchtiſch holt. Inzwiſchen will den Herzhaften Einer erſchrecken und ſchaut als Teufel zur Thür hinein. Da beginnt der Todtenkopf zu rollen in der Stube, der Teufelsſpieler ſtürzt zur Erde ſtarr und ſtumm und bleibt ſprachlos u. ſ. w. Im Todtenkopf hauste ein Rattenkönig, deſſen Genealogie und Geſchichte der Dr. Wellermann geſchrieben hat. — Die einzelnen Geſchichten in dieſer Geſchichte ſind recht artig an einander gereiht, zu einer lebendigen Steigerung der Stimmung, bis der unheimliche Spuk ſich in die Wirklichkeit der frohen Geſellſchaft, welche ihn hereinbeſchworen, mitten hineinſtellt.

Alle dieſe Erzählungen wie ihre ganz mittelalteriſche Genoſſenſchaft, ſind nicht erzeugt von einer ausgebrannten, überwachten, durch Opium oder kalten Mitternachtskaffé aufgeſtutzten Einbildungskraft unſrer Dichternächte und Nachtdichter, ſondern ſind eine luſtige geſunde Kernkinderſchaft, in deren fröhlichen Spielen Niemand den Ernſt und ſelbſt ſittliche Tiefe verkennen kann.

Die bisher angeführten Mährchen und Hiſtörchen reichen hin um unſern Leſern einen Begriff vom Buch, darin ſie ſich finden zu geben. Es iſt nur die Nothwendigkeit, nicht zu lang zu werden der Grund, warum wir von den ausländiſchen keinen beſonderen Bericht erſtatten. Dem Nachdenkenden kann es nicht entgehen, warum wir ſolchen Mährchen einen unbedingten Vorzug vor hundert und aber hundert heurigen Ritter-Räuber-Hof- und Familiengeſchichten einräumen. Nicht etwa, weil in jenen des Unglaublichen, Wunderbaren, Seltſamen, Horrenden unendlich mehr, als in dieſen enthalten iſt, ſondern weil jene die Phantaſie beflügeln, dieſe ſie lähmen, weil jenen eine ethiſche Tendenz einwohnt, dieſen mangelt, wenn gleich oft auf eine bizarre Weiſe, jene die Materie dem Geiſt unterthänig machen, dieſe den Geiſt der Materie, jene die Freiheit des menſchlichen Willens von höheren Mächten, dieſe von gemeinen Intereſſen abhangen laſſen. Wir kommen ein andermal weitläufig auf dieſes Thema zu reden.

Rückblicke auf Bonaparte's Feldzug in Aegypten und Syrien von 1798 und 1799.

(Fortſetzung)

Aegypten war ſeit Kleopatra's Tode und des Octavius Sieg bey Actium 30 Jahr v. Chr. römiſche Provinz geworden und blieb es 670 Jahre lang. Während dieſer Zeit hatten ſich alle Landeseinwohner zum Chriſtenthum bekannt, dasſelbe aber in jener düſtern und myſteriöſen Weiſe aufgefaßt, wie ihre Vorfahren die heidniſche Religion. Aber dieſe chriſtlichen Landeseinwohner Aegyptens ſind ihrer Abſtammung nach ſchwer auf die alten Aegyptier zurückzuführen; namentlich ſind die Kopten ein aus Perſern, Griechen, Römern und andern Völkerſchaften gemiſchter Völkerſtamm. Sie wurden im Jahre 640 unſerer Zeitrechnung Unterthanen der Saracenen. Damals nämlich entriß Amru, der Feldherr Omars I, des zweiten Kalifen nach Mahomed, das Land dem griechiſchen Kaiſer Heraclius, deſſen Truppen er ſchon 638 bey Antiochien völlig geſchlagen hatte. Seitdem war Aegypten Provinz des großen Kalifats und hatte als ſolche alle die Unruhen, Schrecken und Drangſale zu erfahren, welche die Streitigkeiten der Nachkommen Mahomed's über das Reich der Saracenen brachten. So war Aegypten zum Beyſpiel im Jahre 969 unter die Fatimiden von Tunis gekommen, während die Kaliſen in Bagdad ſelbſt immer mehr von ihrem Anſehen eingebüßt hatten. Durch innere Partheiungen und auswärtige Kämpfe ſahen ſie ſich nämlich veranlaßt eine Leibwache und ein Soldheer um ſich zu verſammeln. Dieß waren Türken und um ſich ihrer um ſo nachdrücklicher bedienen zu können, mußten die Kaliſen dem Emir al Omara (dem Befehlshaber der Befehlshaber,) faſt unbegrenzte Vollmacht verleihen. Dieß war 934 geſchehen. Hundert Jahr ſpäter hatte der Seldſchukiſche Türke Togrulbek ſich zum Emir in Bagdad aufzuſchwingen gewußt und mit ihm war die Herrſchaft der Türken über alle Muſelmänner im Orient entſchieden; die türkiſchen Emire wurden fortan Sultane von Bagdad genannt. Auch in anderen Provinzen z. B. in Syrien machten ſich türkiſche Statthalter zu ſelbſtändigen Fürſten oder Sultanen, welche den Kaliſen in Bagdad nur noch als geiſtliches Oberhaupt der Muſelmänner anerkannten. Nureddin einer dieſer türkiſchen Sultane in Syrien, ſchickte den Salaheddin (Saladin), jenen furchtbaren Chriſtenfeind, nach Aegypten, um die dort reſidirenden, tuneſiſchen Fatimiden zu ſtürzen. Es gelang, Saladin machte ſich zum Sultan von Aegypten 1170 und wie er der furchtbarſte Gegner, den bis dahin die Kreuzfahrer gehabt hatten, war, ſo hatten auch die Chriſten in Aegypten unter ihm und ſeiner Dynaſtie ein ſchweres Loos. Dieſe Dynaſtie, nach Saladins Vater Ajub, die der Ajubiden genannt, beherrſchte Aegypten bis zu dem Jahre 1250. Wie nämlich die Kaliſen ſich mit türkiſchen Soldtruppen hatten umgeben müſſen zu eigner Sicherheit und zu Führung des Krieges, ſo fanden ſich auch bald die Sultane von Aegypten in dem nämlichen Fall. Schon lang war es Sitte unter den Kaliſen und Sultanen geworden, ſich Sclaven (Memalik) zu halten, und dieſen, wenn ſie ſich tüchtig und des Vertrauens würdig zeigten, Hausämter, endlich ſelbſt die wichtigſten Staatswürden zu verleihen. Beſonders wurden dazu Sclaven vom Caucaſus beliebt. Als nun der gewaltige Tartarenfürſt Dſchingiſchan (1220) die meiſten Sultaneien des Orients niederwarf und eine

Menge Einwohner zu Sclaven machte, da kaufte demſelben der Sultan von Aegypten Nodſchmaddin, 12000 Sclaven (Memalik) ab, die faſt alle Türken aus Kaptſchak aber auch Tſcherkaſſen und Mingrelier waren. Dieſe ließ Nodſchmaddin zu einem wohlgeübten Kriegercorps bilden. Wie aber auch früher die Seldſchukiſchen Türken aus Leibwächtern und Söldnern des Kalifen zu Bagdad ſich zu deſſen Schutzherren aufgeworfen hatten, ſo fingen auch dieſe Mamelukiſchen (Memalik) Krieger an, ihre Wichtigkeit zu fühlen, ſtürzten endlich die Dynaſtie der Abujiden und ſetzten ſich ihre eignen Sultane. Dieſe Mameluken kamen, als der 56. Kalif von Bagdad, Motazem, ermordet und Bagdad von dem Mongolenfürſten Hulagu erobert worden, Motazems Neffen bey ſich auf und erkannten ihn und ſeine Nachkommen als rechtmäßige, geiſtliche, Oberhäupter aller Muſelmänner an. Dieß trug nicht wenig dazu bey, der Mamelukenherrſchaft in Aegypten Achtung zu verſchaffen und ſo kam es, daß die furchtbarſte Despotie, welche die Mameluken in Aegypten übten, ſich bis 1517 erhielt.

Es waren zwar alle Sultaneien der Seldſchukiſchen Türken um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vernichtet worden, aber aus ihren Trümmern wahrſcheinlich bildete Osman I. eine neue türkiſche Sultanei in den Gebirgen des Tauros. Er iſt der Stammvater der noch regierenden türkiſchen Sultane und der Stifter des osmaniſchen Reichs, welches in unzähligen, gewaltigen Kämpfen mit den Völkern, ſowohl des Morgenlandes als des Abendlandes, ſich zu der Macht erhob, die das griechiſche Kaiſerthum 1455 ſtürzte und ganz Europa in Schrecken ſetzte. Selim I beſtieg nun 1515 den osmaniſchen Thron. Er wandte die türkiſchen Waffen wieder gegen das Morgenland, ſchlug die Perſer, eroberte Syrien und Paläſtina, vernichtete das Reich der Mameluken in Aegypten und führte den letzten von Bagdad ſtammenden Kalifen als Gefangenen nach Konſtantinopel. Seit dieſer Zeit vereinigten die türkiſchen Kaiſer auch die Kalifenwürde mit ihrer weltlichen Macht uud behaupten ſomit auch die geiſtliche Oberherrſchaft über alle Muſelmänner, welche ihnen inzwiſchen ſehr von den Nichttürken, namentlich von den Perſern beſtritten wird. Genug, ſeit Selim I. iſt Aegypten türkiſche Provinz geworden. Der letzte Mamelukenſultan war am Thor von Kairo (Cahira *) aufgeknüpft worden. Es wurde darauf ein türkiſcher Paſcha zum Statthalter über Aegypten ernannt. Damit dieſer aber das Anſehen der Pforte in Aegypten aufrecht zu erhalten im Stande ſey, wurden türkiſche Militärcorps errichtet, deren 7 Oberhäupter einen Divan bildeten und in Verbindung mit dem Paſcha die Regierungsgeſchäfte zu leiten hatten. Der Paſcha erhielt den Vorſitz im Divan, ſollte die Befehle des Sultans demſelben mittheilen, den Tribut der Provinz empfangen und dem Großherren überliefern, nöthige Kriege gegen auswärtige Feinde führen und der Unabhängigkeitsluſt der Machthaber im Lande Schranken ſetzen. Weil aber das von Deſpotieen unzertrennliche Mißtrauen fürchten ließ, der ſo entfernte Paſcha könne leicht bey gänzlicher Machtvollkommenheit dieſelbe zu eigenem Vortheil gebrauchen und ſich von der Pforte losreißend derſelben gegenüber treten, ſo ward der Divan befugt, nicht blos, mit Anführung von Gründen ſich den Anordnungen und Befehlen des Paſcha's zu widerſetzen, ſondern auch, im Fall letzterer gegen das Intereſſe der Pforte, oder über die Grenzen ſeiner Macht hinaus, zu handeln ſchiene, denſelben zu entſetzen. Aber auch dem Divan wurde aus demſelben Grunde nicht die direkte Vollziehung ſeiner Befehle überlaſſen. Vielmehr wurden demſelben aus den Mamelukenanführern 24 Bey's untergeordnet, welche, als Unterſtatthalter der Provinzen und als militäriſche Macht, des Divans Decrete zu vollziehen, der Provinzen innere Polizey zu verwalten und den Tribut einzutreiben hatten. So war der Paſcha durch den Divan beaufſichtigt, dieſer von den Mamelukenbey's, die ein ganz anderes Intereſſe als beyde übergeordnete Autoritäten hatten; gleichwohl waren ſie ſelbſt wieder durch die Janitſcharen oder türkiſchen Milizen, deren oberſte Anführer im Divan ſaßen, gebunden. So lange der Paſcha und Divan dem Sultan gehorſam und die Milizen getreu waren, mußte dieſe militäriſche Verfaſſung halten, und ſelbſt für das Land nicht drückender

---

*) Es war von den Tuneſiſchen Fatimiden erbaut und ſeitdem iſt es immer als die Hauptſtadt Aegyptens betrachtet worden.

werden, als die Befehle des Sultan's es zuließen. So lange die Energie der Sultane Gehorſam und Treue dem Paſcha, dem Divan und den Truppen gebot, fand dieß auch ſtatt. Aber nach Solymans II. Tode 1566 fingen die Paſchen ſchon allerley Erpreſſungen zu üben an, die ſich immer mehr ſteigerten. Dieſe waren anfangs blos gegen die Bey's und die Einwohner gerichtet und daher mußten die Mitglieder des Divans und die türkiſchen Truppen durch Theilnahme am ungerechten Gewinn in günſtiger Stimmung für den Paſcha erhalten werden, um ſo mehr, als derſelbe ſich ſelbſt gegen die Pforte ungehorſam betrug, wie z. B. der Paſcha Muſa des Sultan Amurad IV. Kriegsaufgebot nicht achtete. Aber bald fühlten eben deswegen die Truppen ihre Wichtigkeit. Als Paſcha Avis ihre unbändigen Ausſchweifungen zügeln wollte, empörten ſie ſich 1585. Im Jahre 1607 wählten ſie ſich ihren eignen Anführer und Sultan dem Paſcha gegenüber. Wollte ſich nun ein Paſcha ihrer erwehren, ſo mußte er ſich wieder auf die Bey's und Landeseinwohner ſtützen und auf dieſe Weiſe brachte der Paſcha Mohammed die türkiſchen Milizen zum Gehorſam. Darum widerſetzten ſie ſich aber auch 1622 ſogar der Einſetzung eines von der Pforte ernannten Paſcha, der ihnen nicht genehm war, und die Pforte gab nach. So war das Verhältniß rein umgekehrt worden. Die Truppen und deren Anführer im Divan, welche dazu beſtimmt geweſen waren, den Paſcha zu verhindern ſich unabhängig von der Pforte zu machen, hatten es jetzt ſelbſt gethan und ſie mußten darauf aus ſeyn, jedes Band mit der Pforte zu zerreißen. Auch dieß geſchah. Statt der unter oberſtem Schutz des Sultans ſtehenden Caſſen und Magazine für die Truppen, brachten es deren Oberhäupter dahin, daß ihnen Dörfer und Ländereien zum Eigenthum gegeben und aus ihnen die Truppen erhalten würden. Weil aber, wie wir oben geſehen, die ſpezielle, polizeiliche Aufſicht des Landes und die Eintreibung des Tributs in den einzelnen Diſtrikten den Bey's mit militäriſcher Gewalt übertragen war, ſo folgte daraus, daß die nun zu Dorf- und Gutsbeſitzern gewordenen Oberhäupter der türkiſchen Truppen, obgleich ſie als Mitglieder des Divan's den Bey's übergeordnet waren, von ihnen abhängig wurden. Dieſen mußten ſie ſich nun auf alle Weiſe gefällig beweiſen, wenn ſie von denſelben bey Eintreibung der Tribute ſchonender, als andere, behandelt ſeyn wollten. Eben ſo wie früher Divan und Truppen dem Paſcha gegenüber ihren Vortheil zu erſehen gewußt, ſo jetzt die Bey's. Sie wußten ſich in immer wichtigere Aemter zu bringen, bis endlich der Divan faſt mit lauter Mamelukenbey's beſetzt war. So wie dieß geglückt war, beherrſchten die Bey's wie der frühere Divan den türkiſchen Paſcha, der in ſeinem Pallaſt zu Kairo die Freiheit eines Staatsgefangenen genoß, gar keine entſcheidende Stimme mehr im Divan hatte und ſomit blos dem Namen nach den Sultan noch repräſentirte. Die Bey's organiſirten übrigens ihre Mameluken nach Art der Janitſcharen und waren nur durch ſie die eigentlichen Beherrſcher Aegyptens. Den Sultan in Conſtantinopel betrachteten ſie eigentlich nur als Lehnsherren, dem ſie einen Tribut zahlten. Das Verhältniß der Bey's zu einander wurde ein republikaniſches und dieſe Mamelukenrepublik, obgleich ganz gering an Zahl übte fortan die eigentliche Souverainetät über die Einwohner Aegyptens, die theils aus Arabern, theils aus Nachkommen der Kopten, und aus Juden, Griechen, Syrern und Armeniern beſtehn. Die türkiſchen Milizen wußten ſie durch Beſtechungen und Vergünſtigungen aller Art von ſich abhängig zu machen, da ſie ja ohnehin als Glieder des Divans oberſte Anführer derſelben geworden waren. Aber mit dem republikaniſchen Verhältniß der Bey's zu einander blieb es auch nicht, wie es anfangs ihr gemeinſames Intereſſe geſtaltet hatte. Einzelne von ihnen wußten ſich mächtiger als andere zu machen, ja dadurch, daß ſie ihre eigenen früheren Sclaven zu Beyen und Mitgliedern des Divan's erhoben, ſich Alleingewalt zu verſchaffen, die ſie nur mit einem oder dem andern, auf gleiche Weiſe mächtiger gewordenen Bey theilten. Dieſe Geſtalt gewann das Verhältniß der Bey's mit Ibrahim-Bey, ſeit 1746. Der Nachfolger in Ibrahims Uebergewalt war 1757 deſſen ehemahliger Sclave Ali, und dieſer faßte ſogar den Gedanken, ſich zum Sultan von Aegypten aufzuwerfen. Der Krieg, in welchen damals die Pforte mit Rußland verwickelt war, machte ihm die Erreichung ſeines Zweckes wahrſcheinlich. Wohl auch wäre es ihm geglückt, wenn nicht ſein eigner Feldherr, Mohammed=Bey, der für ihn einen glücklichen Feldzug gegen Osman, den Paſcha von Damaskus, geführt hatte, ſich gegen ihn empört, ihn geſchlagen und ermordet hätte 1773. Mohammed unterwarf ſich freiwillig wieder der Oberhoheit der Pforte und erlangte von ihr ſogar den Titel eines Paſcha's. Aus den Verwirrungen, welche nach Mohammeds Tode 1776 ausbrachen, gingen Murad und Ibrahim als die mächtigſten Bey's hervor. Ibrahim war inzwiſchen dem Murad in ſo fern noch untergeordnet, als dieſer die höchſte Militärgewalt ausübte, während jener blos die innern Adminiſtrationsſachen verwaltete. Beyde überboten ſich aber in Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten. Den Tribut, den ſie im Namen der Pforte auf das drückendſte von den Einwohnern erpreßten, behielten ſie für ſich, ja ſie gingen ſo weit, die Karavanen, welche von Kairo nach Mecca zu gehen pflegten, für ſicheres Geleit durch die ſtreifenden Araber unmäßig zu brandſchatzen und hinterdrein von ihren eigenen Mameluken überfallen und ausplündern zu laſſen. — Auch die in Kairo anſäßigen Frankenkaufleute drückten und beſteuerten ſie hart. Dieſe, beſonders die Franzoſen führten Klage bey ihrer Regierung und dieſe vermochte die Pforte wirklich zu einer Strafexpedition gegen die Bey's 1786. Der Paſcha Haſſan ſchlug zwar die Bey's, daß ſie nach Oberägypten flohen und er wieder im Namen des Großherren zu Kairo die türkiſche Herrſchaft über Aegypten geltend zu machen im Stande war, aber es dauerte nicht lange, ſo wurden die Bey's auf's Neue übermächtig und übten ihre Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten nach wie vor, auch gegen die Franken, aus.

Dieß gab der franzöſiſchen Republik den Vorwand zu der Aegyptiſchen Expedition und dieſen, ſo wie die im Ganzen gegen die Bey's herrſchende Unzufriedenheit in Aegypten wußte Bonaparte auf's trefflichſte für ſeine Zwecke zu benutzen. Nicht ohne Beziehung auf den 1786 von den Türken ſelbſt zur Strafe für die den Franken angethanen Beleidigungen, gegen die Bey's unternommenen Feldzug wiederhohlte er faſt in allen Proclamationen, daß er nur gekommen ſey, die Mameluken zu züchtigen und Aegypten aus ihren Händen in die des Großherren zurückzuführen. Er nehme daher nur im Namen der Pforte, bis dieſe ſelbſt die gehörige Macht herbeyſchaffen könne, vom Lande Beſitz. Aus der eben gegebenen überſichtlichen Darſtellung der Lage und der Verhältniſſe Aegyptens geht hervor, daß dieſe Aeußerungen den Einwohnern nicht ganz leer erſcheinen, vielmehr Bonaparten bey denſelben Eingang und Vertrauen verſchaffen mußten. Dieſes Vertrauen mußte gleicher Weiſe ſo lange dauern, als der Glaube beſtand, Bonaparte handle nur mit Zuſtimmung, ja im Namen der Pforte. Wie richtig derſelbe auch dieß, ſo wie jedes zu beobachtende Verhältniß erkannt habe, werden wir weiter unten ſehen. —

Zunächſt mußte er den Beſitz Kairo's, wo möglich, durch völlige Beſiegung der Mameluken zu ſichern bedacht ſeyn. Er machte ſich daher ſchon am Tage nach ſeinem Einzuge auf die Verfolgung. Nachdem die Mameluken am 11ten Auguſt in einem Haupttreffen bey Salahieh auf's Neue geſchlagen und darauf in die Wüſte geflohen waren, ließ Bonaparte zu Salahieh den General Regnier, den er zum Gouverneur der Provinz Charkieh gemacht hatte, und kehrte ſelbſt nach Kairo zurück, um daſelbſt die nothwendigſten Anordnungen für die Verwaltung des Landes zu treffen. Kaum hatte er aber am 14ten Auguſt Salahieh verlaſſen, als ihm ein Adjutant des General Kleber mit dem Bericht von der Seeſchlacht bey Abukir entgegen kam. Bey Durchleſung des Berichts blieben Bonaparte's Geſichtszüge ſo unverändert, daß Niemand errathen konnte, ob günſtige oder ungünſtige Nachrichten darin enthalten ſeyen. Erſt aus den Fragen, welche Bonaparte an den Adjutanten mit, lauter unbewegter Stimme that, ſchloß man letzteres, bis dieſes gewiß wurde durch des Generals Worte, mit welchen derſelbe die mündlichen Erzählungen des Adjutanten ſchloß. „Wir haben keine Flotte mehr; — ſo müſſen wir denn in dieſen Landen bleiben, oder groß wie die Alten aus ihnen hervorgehen.“ Die Ruhe und Kälte, die Feſtigkeit der Stimme und der prophetiſche Geiſt, mit welchen Bonaparte dieſes laut vor den umſtehenden Soldaten und Offizieren ausſprach, vernichtete vorweg alle Zaghaftigkeit, welche ſich ſonſt nur zu leicht des Heeres bey einer ſolchen Nachricht hätte bemeiſtern können. —

Obgleich die Seeſchlacht bey Abukir eben ſo bekannt iſt, als die Schlacht bey den Pyramiden, ſo ſcheinen doch einige Mittheilungen darüber nöthig, um darzuthun, daß, gegen die gewöhnliche Meinung, die Franzoſen wenigſtens eben ſo tapfere Seeſoldaten, als die Engländer, ſind. Die Hauptſchuld, daß die Schlacht und die Flotte den Franzoſen verloren gegangen, iſt, ohne daß man dem Manne Unrecht thut, dem franzöſiſchen Admiral Brüeys beyzumeſſen. Er führte die Flotte, wie es doch Bonaparte verlangt hatte und wie es auch die Sondirungen, welche der Fregatten-Capitän Barré über die Einfahrtsmöglichkeit angeſtellt hatte, riethen, keineswegs in den alten Hafen von Alexandrien hinein, welcher durch ſeine Geſtalt wie durch eine vor ihm ausgeſpannte Klippenkette, außerordentlich wohl zu einem ſicheren Ankerplatz für eine Flotte geeignet war. Statt deſſen blieb er auf der Rhede öſtlich von Abukir vor Anker liegen, einem durchaus offnen Platze, der weder gegen Stürme, noch auch gegen eine feindliche Flotte Sicherheit gewährte.

Nach vielen Kreuzungen und Schickſalen, die hier zu berichten nicht der Ort iſt, kam Nelſon, der die franzöſiſche Flotte vergebens an den Küſten von Karamanien, Morea, Kandia ꝛc. geſucht hatte, gegen Mittag des 1ten Auguſt auf der Höhe von Alexandrien an. Kaum erfuhr er die Anweſenheit der franzöſiſchen Flotte, als er Anſtalten zum Angriff traf. Der franzöſiſche Admiral Brüeys beſtand, als die feindliche Flotte ſignaliſirt war, darauf, den Feind vor Anker liegend zu erwarten, mit wie triftigen Gründen auch der Contre-Admiral Blanquet-Düchayla bewies, daß dieſe Maaßregel in der gegenwärtigen Lage der Flotte darum falſch ſey, weil ſie nur unter dem Schutz mächtiger, Kreuzfeuer unterhaltender, Küſtenbatterieen von günſtigem Erfolg ſeyn könne. Um das Maaß wahnwitziger Anordnungen voll zu machen, ließ Brüeys die Flotte ganz ſo liegen, wie ſie der Winde und Strömungen wegen aufgeſtellt war, ſo nämlich, daß das Centrum, wo das Admiralſchiff ſtand, die äußere Ecke eines ſtumpfen Winkels bildete, deſſen Schenkel nach dem feſten Lande zurückliefen. Trotz dem, daß auch noch die Schiffe ſo weit aus einander geſtellt waren, daß fünf feindliche in Front durchſegeln konnten, ſo hielt Brüeys dennoch ſeine

Poſition für ſo feſt, daß er glaubte, der Feind werde ſich in ehrerbietiger Ferne halten und mit einer Blokade begnügen. Als aber Nelſon um 5 Uhr Nachmittags nah genug war, um die Poſition der Franzoſen beſtimmt zu erkennen, ließ er ſeine Schiffe, die bisher ohne Ordnung geſegelt waren, im Nu in Schlachtordnung aufſegeln. Es würde uns zu weit führen alle einzelnen Umſtände der Schlacht anzuführen; wir bezeichnen blos ihren Gang und heben einige merkwürdige Ereigniſſe heraus. In einer Stunde hatten ſich 11 Engliſche Schiffe ſo in die Avantgarde und das Centrum der franzöſiſchen Schiffe hineinmanövrirt, daß ſie dieſelben umgaben und viele zu gleicher Zeit von zwey Seiten angriffen. Mit Erbitterung wurde der mit Untergang der Sonne begonnene Kampf bis mitten in die Nacht fortgeſetzt. Manches franzöſiſche Schiff wurde entmaſtet, in Grund gebohrt oder zur Uebergabe genöthigt, während aus den engliſchen Schiffen der einzige Bellerophon zur Flucht gezwungen ward. Der Admiral Brüeys war ſchon in der erſten Stunde der Schlacht an Geſicht und Hand leicht verwundet worden. Nach acht Uhr Abends traf ihn eine Kugel, die ihn faſt auseinander riß. Man wollte ihn auf den Platz der Verwundeten bringen; er verbot es, indem er mit feſter Stimme ſagte: **Ein franzöſiſcher Admiral muß auf ſeinem Poſten ſterben!** Eine Viertelſtunde darauf verſchied er. Bald darauf fiel auch der Flaggenkapitain des Orient, **Caſabianca.** Aber die Mannſchaft dieſes 120 Kanonenſchiff's ſetzte nach wie vor den Kampf fort. Doch um neun Uhr Abends brach auf der Kampanie und dem Rathszimmer des Orients Feuer aus, nachdem man ſchon die dritte Batterie hatte verlaſſen müſſen, um die anderen gehörig bedienen zu können. Da ließen die Engländer, wahrſcheinlich aus Furcht, ſelbſt eine Beute der Flammen zu werden, vom Orient ab und vereinigten ihre Schiffe gegen die beyden franzöſiſchen, den **Franklin** und den **Tonnant**, die ſich verzweifelt vertheidigten. Du Petit Thouars, Capitain des Tonnant, ließ, ſonſt ſchon mit Wunden überdeckt, als er nach dem Verluſt von zwei Armen und einem Bein den Tod herannahen fühlte, ſeine Mannſchaft ſchwören, ſich niemals zu ergeben und befahl, ſeinen Körper ins Meer zu werfen, damit er nicht in die Gewalt der Engländer fiele, wenn es dieſen, trotz aller Anſtrengung der franzöſiſchen Mannſchaft, etwa doch gelingen ſollte, den Tonnant durch Entern zu nehmen. Während ſich der Tonnant und der Franklin, deſſen Capitain gleichfalls fiel und auf dem zum öfteren Feuer auskam, ohne Wanken vertheidigten, verzehrten die Flammen das Maſtwerk und die höheren Theile vom Rumpfe des Orient. Das Feuer verbreitete durch die Nacht eine ſolche Helle, daß man genau die Poſition der beyden Flotten und die Farben ihrer Flaggen unterſcheiden konnte. Schon waren alle Bemühungen, das Feuer zu dämpfen, vergebens; aber die Mannſchaft fuhr nichts deſto weniger fort, die feindlichen Schiffe zu beſchießen. Die Matroſen verließen nur dann einen Poſten, wenn ſie durchs Feuer vertrieben wurden. Als ſie die Batterie der 24 Pfünder verlaſſen mußten, fuhren ſie fort, die der 36 Pfünder zu bedienen, und da endlich das Feuer ſie auch dort zu erreichen drohte, ſo ſtürzten ſie ſich durch die Stückpforten ins Meer, wo denn einige durch Schwimmen das Land oder eines der nächſten Schiffe zu erreichen ſuchten. Durch ein ſeltenes Glück fand der Chef des Generalſtabes, Ganteaume, einen Kahn, mit dem er zu der Brigg Salamine gelangte und auf dieſer ſich nach Alexandrien retten konnte. Der Generaladjutant Motard erreichte, obwohl am Fuß ſchwer verwundet, durch Schwimmen ein Engliſches Schiff, den Alexander. Caſabianca ſchwer verwundet, wie er war, mußte auf dem Poſten der Verwundeten bleiben und fand in den Armen ſeines Sohnes, der ihn durchaus nicht verlaſſen wollte, ſeinen Tod, als der Orient ganz in Flammen ſtehend aufflog. Die furchtbare Exploſion, welche zwiſchen 10 und 11 Uhr erfolgte, wird in dem von uns zitirten Werke alſo beſchrieben: „Die unermeßliche, aus den Seiten des Schiffs, mit hundertmal ſchrecklicherem Getöſe, als dem des Donners, ſich aufſchwingende Feuergarbe, ſchien bis zum Himmel ſich erheben zu wollen, und beleuchtete den ganzen Horizont. Auf dieſe blendende Klarheit und dieſes furchtbare Zerplatzen und Krachen folgte tiefe Dunkelheit und noch ſchauerlichere Stille. Dieſe unterbrach erſt das endlich erfolgende Herniederfallen der Maſten, Rahs, Kanonen und zu einer unſäglichen Höhe hinaufgeſchleuderter Trümmer aller Art. Die nahen Schiffe liefen Gefahr von dieſem Trümmerhagel getroffen, angezündet, wohl gar in Grund geſenkt zu werden. Das glühende Eiſen und brennende Holzklötze und Taue, welche auf den Franklin fielen, ſetzten ihn wirklich in Brand, der aber gelöſcht wurde. Eine Viertelſtunde dauerte die Betäubung, in welche die Exploſion beyde Flotten verſetzt hatte; dann begann der Kampf auf's Neue. Er wurde die ganze Nacht hindurch bis tief in den Vormittag des zweiten Auguſts und mit ſolcher Tapferkeit von Seiten der Franzoſen fortgeſetzt, daß, als um zwölf Uhr der Contre-Admiral Villeneuve mit vier franzöſiſchen Schiffen von der Arrieregarde offene See gewann, Nelſon, der ſelbſt am Kopf verwundet war, nicht zwey Schiffe von ſeiner Flotte auftreiben konnte, welche die Verfolgung der Franzoſen zu unternehmen im Stande geweſen wären.

(Fortſetzung folgt.)

Seltſame Gerichtshändel.

(Fortſetzung.)

VI. Casus.

Es wurde ein Bauer überwieſen, daß er an einem Faſttage geſottene Eier, welche der Orten zur ſelbigen Zeit verbotten geſſen hatte, und weil ſeine vorgeſetzte Obrigkeit, der Herr Dorfrichter geſehn, daß gedachter Bauer unlängſter Tagen ſeinen Acker mit Erbes ausgeſäet, als hat er ihme auch Obrigkeitlich auferlegt, daß er gleichfalls deſſen, des Dorfrichters, nahe anrainenden Grund mit Erbes anbauen und die Erbes ſelbſten zu wohlverdienter Straf ohne Entgelt des Richters hergeben und zutragen ſollte.

Wiewolen es den Bauern verdroß, daß er wegen etlich wenig geſottener Eier gleich ſo viel Erbes hergeben und noch darüber den Grund auch anbauen und alſo umſonſt fröhnen ſollte, ſo kunte er doch weniger nicht, dann zu Verhütung weiterer Ungelegenheit und Ungunſt, den gehorſamen Vollzug zu leiſten; allermaßen er dann auch deme wirklich, obzwar wider Willen, nachkommen; vorhero aber die Erbes geſotten.

Als nun des Bauern Erbes fruchtbarlich, hingegen des Richtingers ganz nicht aufgiengen, verwundert ſich hierüber

Ihre Weisheit, und fragte den Bauern um die Urſach. Der Bauer antwortete hierauf: Meine Erbes, ſo ich auf meinen Acker geſät, seynd ungeſotten geweſt; die übrigen Erbes aber, womit ich Euer Veſt eigenthümlicher Grund angebaut, habe ich vorher geſotten. — Warum dies? — Antwort: Ich hab wegen etlich geſottner Eier die Straf verwirkt und alsdann, damit die Abfindung mit der Uebertretung gleichſtimme, ſolche Straf wiederum mit geſottenen Erbes bezahlt und abgelegt.

VII. Casus.

Es hatten ihrer Zween eine Jungfrau lieb, unter welchen der erſte ſie geehlicht, nach vollzogener Verlöbniß und Verflieſſung etlicher Monath aber gelanget ſelbe in ſo ſchwere Leibesſchwachheit, daß ſie für todt zur Erde beſtattet worden. Was begiebt ſich? Ihr andrer Liebhaber erkühnt ſich mit ſeinem Diener den Sarg zu öffnen, in Meinung, ſie noch einmal im Tod zu küſſen; befindet aber, daß noch Wärme und etliche Lebenszeichen an ihr zu ſpüren, trägt ſie derowegen bald in ſeine Behauſung und pflegt alſo der vermeinten Todten, daß ſie wiederum zu Kräften gelanget. Der hinterlaſſne Ehemann bekommt glaubwürdige Nachricht, daß ſeine ausgeloſchne Herzensfreude wiederum angezündet, und daß ſeine Ehefrau wiederum von Todten lebendig auferſtanden ſeye.

Klage.

Begehrt dahero von ſeinem Nebenbuhler dieſelbe wiederum zurück.

Antwort.

Der ander aber entſchuldigt ſich mit Vermelden, weil der Kläger ſeine Ehefrau allbereit unter die Schaar und Zahl der Todten gerechnet, und alſo ſie pro derelicto verlaſſen, daß ſie nunmehr niemand anderm, als dem erſten Betretter nehmlich ihme Beklagten eigenthümlich zuſtändig ſey.

Wie aber der Beklagte der Frauen unaufhörliche nach ihrem Eheherrn abſchießende Seufzer, auch beynebens wieder Verhoffen von ihr vernommen, daß ſie ſich von bemeldetem ihrem Eheherrn ſchwanger befinde, als hat er ſie noch vor Eröffnung des Sentenz heimgeſchickt und dem Kläger die Kuh ſammt dem Kalb überantworten laſſen.

VIII. Casus.

Titius klagt in höchſter Geheim ſeiner vertrauten Obrigkeit, was geſtalt er allbereit lange Zeit gegen Sejum ſeinen Nachbar aus gewiſſen Urſachen einen ſonderbaren Grollen, Zoren oder Unwillen habe. Nun vermeint er, daß er Sejo keinen größern Poſſen reißen könnte, als wenn er demſelben ein Schwein ſtehlen thäte; allein beförchte er ſich, es möchte Sejus auf die Feir und Spur kommen. Nun förchte er zwar die Klag nicht, wenn er ſich nur vorhero der Obrigkeit Gunſt verſichert wiſſe. In welchem Ende er entſchloſſen, der Obrigkeit von ſolcher aus billigem Zorn hinweggenommenen Sau ſelbſten den halben Theil zu verehren.

Was thut der ehrbare und hungrige Dorfrichter? Er nimmt mit Dank das Anerbieten an. Worauf Titius abgetreten und hat nicht lange darauf dem Sejo ſeine Sau entfremdet und davon die Hälft dem Richter geſchickt.

Klag.

Sejus merkte den Verluſt bald, kommt endlich auf die Spur, daß ſein ſauberer Nachbar den Diebſtahl begangen habe; weswegen er gerichtlich um alſobaldige Reſtituirung auch abſonderliche Beſtrafung gebeten.

Antwort.

Mit Widerſprechung der Klag.

Replic.

Er könne die Entfremdung zwar nicht eigentlich beweiſen, doch ſoll der Beklagte ſich von dieſer Inzicht mit einem Eidſchwur purgiren.

Duplic.

Er ſey urbietig, offentlich und dem Kläger in ſein Angeſicht ſo viel zu ſchwören, daß er, Beklagter, von dieſer Sau ſo wenig empfangen und genoſſen, als wenig Euer Weisheit (auf den Richter zeigend) davon genoſſen und empfangen.

Beſcheid.

Bey welchem Eventual-Erbieten Titius gelaſſen und hingegen Sejus abgewieſen worden.

Hiemit ſchließen wir die Caſus, indem wir noch mit Zurückbeziehung auf unſere einleitenden Worte bemerken, daß es uns hiemit hauptſächlich darauf ankam, durch Beyſpiele zu zeigen, in welcher Art und Weiſe deutſcher Witz in jener Zeit, welcher die Caſus angehören, ſich laut machte. Grade die Ungewandtheit und Plumpheit, die Extreme der Derbheit, welche zuweilen vorherrſchen, zwingen dem heutigen Leſer ein Lächeln ab.

Deutſche Literatur.

1) Ueber Klopſtocks dichteriſches Weſen und Wirken. Von C. T. L. Lukas, Dr. ꝛc. Königsberg, Gebrüder Bornträger. 1824.

Zwar iſt obſtehendes Schriftlein, wenn man will, eine Rede zu nennen, welche, da ſie zur Gedächtnißfeyer Klopſtocks in der deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg gehalten worden, den Zweck hatte zu loben; inzwiſchen iſt gegen das Loben überhaupt, wenn es nur ein rechtes iſt, nichts einzuwenden, und es iſt kein Hauptzug und Werth Klopſtocks von Hr. Dr. Lukas angedeutet worden, der nicht aus ſeinem Leben oder aus ſeinen Werken ſich nachweiſen ließe. Alle dahin bezüglichen Stellen ſind in einem der Rede beygegebenen Anhang angeführt worden und dieſer Umſtand ſchon gibt dem Schriftlein einen eigenthümlichen Werth. Wir könnten zwar nicht ſagen, daß uns die Rhetorik in der Darſtellung ſehr angemuthet hätte, deſto mehr aber der Ausdruck wahrer Liebe und Verehrung für den großen Mann. Ferner erfreute uns ſehr, darauf hingedeutet zu finden, wie die großen Ideen, Vaterland, Liebe, Religion, welche durch Klopſtocks Werke gehen, auch ſein ganzes Leben in Wahrheit erfüllt haben. Aber eine von Herren Lukas auch nicht ausgeführte, aber äußerſt intereſſante und zur leitenden Idee bey Klopſtock's Beurtheilung zu erhebende Bemerkung iſt es, daß gerade, weil die höchſten Ideen für alle Poeſie in Klopſtock und er für ſie und in ihnen lebte und glühte, derſelbe weder in die einzelnen Richtungen, welche die deutſche Literatur noch bey ſeinen Lebzeiten nahm, eingegangen, noch von den nach und neben ihm in dieſem oder jenem Streben auflebenden Dichtern ganz erkannt worden ſey. obgleich er zu Allem ſelbſt die erſte Anregung gegeben habe In wie fern Klopſtock für deutſche Dichtkunſt ewigen Ruhm ſich errungen habe, iſt im zweiten Quartal der Europäiſchen Blätter von 1824 S. 180 entwickelt worden.

2) Die großen Stürme und Ueberſchwemmungen in Deutſchland, Rußland, England, Frankreich und andern Ländern Europas im Jahre 1824. Leipzig, Friedrich Fleiſcher 1825.

Der Gedanke daran, daß in jeder guten, wie viel mehr alſo in einer geiſtreichen Geſellſchaft die Unterhaltung vom Wetter als die fadeſte gebrandmarkt iſt, erfüllte uns einen Augenblick mit Scheu und Zagen, unſern Leſern eine Schrift anzuzeigen, in welcher von nichts als vom Wetter die Rede iſt. Aber ein anderer Gedanke hinwieder, daß die Unterhaltung vom Wetter, wenn ſie nur recht geführt wird, höchſt intereſſant werden kann, erhob unſern Muth wieder in Etwas. Als uns nun gar einfiel, von wie großem Einfluß beſagtes Wetter auf die Stimmung unſerer Seele ſey, um von ſeinem phyſiſchen zu ſchweigen, ja daß es eigentlich als der Lebensathem der ganzen Natur betrachtet werden könne, da ſchwand aller Zweifel und wir ſind jetzt wirklich im Stande ohne Erröthen von obgenannter Schrift Bericht zu erſtatten. Faſt jedem Menſchen ſind ſeine nächſten Umgebungen die wichtigſten und es iſt daher weniger befremdend als erklärlich, warum wir uns in unſerem aufgeklärten Jahrhundert und alles, was darin lebt und die Ehre hat vor unſern Augen zu geſchehen, für unendlich bedeutender und wichtiger halten, als die Völker, Menſchen und Begebenheiten vergangener Zeiten. Solche Hagelſchäden und Stürme, ſolche Ueberſchwemmungen, wie ſie das Jahr 1824 geſehen hat, gehören offenbar zu den Zeichen der Zeit! — Es iſt nicht zu läugnen, außerordentlich ſind dieſe Wetterbegebenheiten und wohl werth, daß ſie zuſammengeſtellt werden, wenn auch andere Zeiten allerdings ſchon ausgezeichnetere erlebt haben. Der Statiſtiker kann Schadenberechnungen dabey anſtellen, der Empfindſame ein und das andere Thränchen ſchieben laſſen, der Pietiſt den Zorn Gottes darin erkennen u. ſ. w. Inzwiſchen hat der ungenannte Herr Verfaſſer gegenwärtiger Schrift nicht blos für die genannten Intereſſenten geſchrieben, ſondern auch für ſolche, die in wunderbaren Naturereignißen, wenn nicht ihren Urgrund, doch wenigſtens einen Zuſammenhang, eine Regel angedeutet zu finden wünſchen. Von beſonderm Intreſſe ſind daher die, obwohl nur kurzen, Notizen über frühere, den diesjährigen ähnliche, Naturereigniße, wie ſie ſeit der cimbriſchen Fluth 340 v. Ch. hiſtoriſch nachzuweiſen ſind. Der Verfaſſer beſchränkt ſich, wie überhaupt, auch hierin auf Europa. Es ergibt ſich im allgemeinen das bekannte Reſultat, daß mit heftigen Regen, Stürmen, Gewittern, Ueberſchwemmungen beſtändig Erdbeben, nahe und entfernte, entweder gleichzeitig oder bald hinterdrein erfolgt ſeyen. Auf das furchtbarſte Ereigniß des verfloſſenen Jahres, die vom Sturm veranlaßte Ueberfluthung St. Petersburgs, werfen die Notizen über ähnliche Ereigniſſe Licht. So erfahren wir, daß im Jahre 1691, alſo zwölf Jahre vor Erbauung der Stadt, eine ſo ungeheuere Ueberfluthung aus dem finniſchen Meerbuſen, das Nevaufer aufwärts, ſtatt gefunden hat, daß die dießmal unüberſchwemmt gebliebenen Theile Petersburgs, damals unter Waſſer geſtanden haben müſſen. Denn dießmal ſtand das Waſſer nur 13 Fuß 4 Zoll über ſeiner gewöhnlichen Höhe, damals ſoll es 24 Fuß über dieſelbe hinaus geſtiegen ſeyn. Seit Petersburg ſteht, iſt die diesjährige Ueberſchwemmung die größte geweſen, die es erlebt hat. Im vorigen Jahrhundert fanden 13 Fluthen ſtatt, durch welche mehrere Theile der ruſſiſchen Reſidenz unter Waſſer geſetzt wurden. Die Fluth vom Jahre 1777 kommt der diesjährigen am nächſten; ſie erreichte die Höhe von 9 Fuß 11 Zoll. Sie wird immer durch ſüdweſtliche Sturmwinde veranlaßt und namentlich ſind die Umſtände, welche die diesjährige Fluth und die von 1777 begleiteten, faſt die nämlichen. Barometer und Thermometerſtand waren faſt dieſelben; wie 1777, ſo fing das Waſſer auch diesmal langſam an, zu ſteigen, nach einer Stunde aber unglaublich ſchnell. Vor der Fluth von 1777 hatten erſt Weſtwinde dann Nordwinde in der Nordſee geweht und die Fluthen der Letzteren in die Oſtſee durch den Kattegat und Sund getrieben, Aehnliches ſcheint vor dem 19ten November ſtatt gefunden zu haben; wenigſtens wurde am 15ten November die Elbe bey Hamburg durch die hineintretende Nordſee um 19 Fuß über die gewöhnliche Höhe erhoben. ꝛc. — Wie aber ſo gewaltige Naturereigniſſe einen inneren Zuſammenhang haben, wenn wir denſelben auch nicht zu erkennen, ſondern nur wahrzunehmen vermögen, lehrt die kurze Zuſammenſtellung der Begebenheiten, die das allbekannte Erdbeben welches 1755 Liſſabon zerſtörte, begleiteten. Wir theilen dieſelbe zum Beſchluß unſerer Anzeige mit, wie es in der vorliegenden Schrift geſchehen iſt, in der Erwartung, daß eine Erinnerung daran, auch denen, die ſie ſonſt ſchon kennen, nicht unangenehm ſeyn wird.

Vor dem Erdbeben herrſchten große Stürme, Regen und Ueberſchwemmungen in Europa. In der Lombardei traten alle Flüße, die aus den Alpen kommen, über ihre Ufer; eben ſo die Rhone; überall wütheten Stürme. Als am 1ten Nov. 9 Uhr 50 Minuten das Erdbeben erfolgte, wurden weit und breit die Gewäſſer in Erſchütterung verſetzt; dieſe wurde von Abo in Finland bis in den Archipelagus von Weſtindien verſpürt. Die meiſten Seen in der Schweiz, ſelbſt der See bey Templin in der Mark, einige Seen in Norwegen und Schweden, die außer aller Verbindung mit dem Meere zu ſtehen ſcheinen, geriethen in ein Wallen und Fluthen, das zum Theil ungeſtümer war als bey Stürmen, während doch die Luft ganz ſtill war. Die Seen bey Neufchatel und Meiningen verliefen in verborgene Klüfte, kehrten aber bald wieder. Das Mineralwaſſer bey Töplitz blieb plötzlich aus und kam blutroth wieder; ſo wurde eine Quelle bey Gemenor in der Provence ſchlammig und ergoß ſich darauf roth gefarbt Bey Angouleme in Frankreich hörte man ein unterirdiſches Getöſe, worauf ſich eine Gruft auf der Ebene eröffnete, welche mit unergründlich tiefem Waſſer angefüllt war. In Irland verſpürte man Bebungen ꝛc.

Miszellen.

Wenn den Damen, die das männliche Handwerk der Schriftſtellerei treiben, auch ein männlicher — Bart wüchſe, wie ſchnell würden alle geſchäftigen Federſpulen wieder in den Kehrwiſch zurückkehren.

— So wahr iſt es, ſagt Jacobi, daß ächte Natur wohl niemals, Affektation überall lächerlich iſt; curirt die Leute von der Empfindſamkeit, ſo werden Sie euch mit der Unempfindſamkeit ſpuken. Ich begreife die geſcheidten Leute nicht, die das nicht ſehen können und immer glauben, es läge beym Narren nur in der Kappe.

Druckfehler.

S. 201 muß es zweymal heißen Holländerey. S. 215 Z. 5. v. O. lies Minne. S. 222 in der Mitte lies zu entfernen. S. 223 Z. v. U. lies Dufalga. S. 223 Z. 3 v. U. lies noch. S. 224. Z. 2 v. U. lies in die Worte. S. 225 lies ſtatt Koralin, Koralm. S. 227 Z. 5 v. O. lies Embabeh.

Neue Fabeln
von Demokrit Schmerzenreich.
10. Der Studierte.

Eſel auf den Knieen bat
ſeinen Schöpfer früh und ſpat:
Wolle mich von den Beſchwerden
meines Eſelthums befrei'n!

Als es ſo nicht mogte ſeyn,
ließen zu Araberpferden
auf die beſte Pferdeweide
ihn die braven Eltern führen,
ſich zum Roſſe zu ſtudieren.

Doch er fand auch hier nur Freude
an der Diſtel und dem Dorne,
und ihm blieb das Angeborne.

Drauf, bey der Nachhauſefahrt,
Tröſtet er ſich mit den Seinen:
Er könn' doch als Pferd erſcheinen,
nur von einer eignen Art.

Bilder aus der Schweiz
von Heinrich Zschokke.

Zweiter Theil. Erſtes und zweites Bändchen. Der Freihof von Aarau. Aarau. H. R. Sauerländer 1824.

(Fortſetzung.)

Er ereilt ſie, da ſie ſich über den Anblick des Brandes der Burg Gösgen verſäumten. Urſula verſichert den Ritter, daß ſie ihn eigentlich noch von ganzem Herzen lieb habe. „Ich habe „geſchworen, dich haſſen zu wollen, und konnte mein ungehorſames Herz nicht zähmen, das immer nur Liebe, nie Haß, „für dich kannte.“ — Gangolf bemerkt ſehr richtig, (unverführt von der Zärtlichkeit, mit der ſie an ſeinen Augen hing, unverlockt von dem Spiel des Föhnwinds, der mit den „verſtörten „Locken ihres Hauptes und dem leichten Nachtgewande „gaukelte, in welchem ſie entſprungen war:“) daß es nun einmal ſeine Pflicht ſey, ſie beide, als Geiſeln für die Geraubten von Brugg, an Bern als Gefangne abzuliefern. „O du Hartherziger, rief ſie, ſelbſt der kalte Marmelſtein dieſer Felſen erweicht und zerfällt unter den Thränen des Himmels, und „Du Gangolf, Du. . .“ — „Ich habe dich geliebt, ich liebe „dich noch! Tödte mich dafür!“ — Der Ritter, nach abgehörten Liebeserklärungen, führt die Damen gen Gösgen und ſchickt ſie dann, auf zwey Roſſe gepackt, gen Bern, den Lollhard aber in den Freihof zu Aarau; er ſelbſt, vermöge ſeiner Feldherrnnatur, will ſogleich gegen Farnsburg aufbrechen.

Der Lollhard reitet in den Freihof von Aarau ein. Er fragt Rüdigern, der dem lang erwarteten, geheimnißvollen Gaſt entgegenkommt, ob nicht ſein Kind, die Begutte, im Freihofe ſey? Rudiger verneint es, und fuhrt den Lollhard hinauf in ſein Gemach. Der Lollhard, erſchöpft, ſetzt ſich auf — die Eiſenkiſte, worin die Truhe von Grimmenſtein iſt. So hatte der Alte den Jörg von Ende, in der Fiebernacht, auf dem Kaſten ſitzen ſehen; er ſchaudert; wirft ſich dann vor dem freiherrlichen Lollhard nieder, bekennt ſeinen Diebſtahl und Betrug am Freunde, den er als Günther von der Weide verübt, bittet um Verzeihung, erhält ſie und die Edlen werden „wie ſtürmiſche Jünglinge,“ ſo heftig embraſſiren ſie einander. — Rüdiger will die Truhe zurückerſtatten und ſein ganzes Vermögen als Zugabe, aber der Lollhard meint, er ſolle die Truhe „der gefräßigen Aar in den Rachen ſtürzen,“ die Güter zum Beſten der Erweckten verwalten, und fängt ſogleich an, den verſöhnten Freund zum Lollen zu bekehren. Dieſer aber, ſobald er ſeiner Sündenſchuld ledig geſprochen, wird ein außerordentlich luſtiger Mann, und ſpekulirt alsbald, mit dem geſchenkten Diebſtahl ſeinen alten dorrenden Stammbaum zu düngen. Je weniger die Alten einander verſtanden, waren ſie „um „ſo erpichter, Einer den Andern zu bekehren, denn ſie liebten „einander. Ihre Herzen blieben im zärteſten Verſtändniß.“

Mittlerweile verbreiteten ſich widerſprechende Gerüchte über die Schlacht bey St. Jakob und die Pläne des Dauphins, der mit den Armagnaken noch vor Baſel ſtand. Die Belagerung der Farnsburg war aufgehoben, man wußte nicht, wo Gangolf hingekommen. Aber eines Tags ſprang er, mit Iſenhofer, vom Sattel, und die luſtiggewordene alte Leiche rüſtete in ihrem Freihofe ein Freudenfeſt bey unverſchloßnen Thoren. — Meiſter Iſenhofer ſtattet Bericht ab von Natur und Gang der Schlacht bey St. Jakob an der Birs, wobey der weiſe Refrain, „ein „dummer Streich! aus dem ſich Eure Landsleute am Ende, „wie Ehrenmänner, zogen!“ oder mit genialer Variation: „das war Toll-Manns-Werk, das Raſerei!“ — wahrhafter „Narrenſtreich.“ — „Sagt’ ich’s nicht, es war zu einem Thorenſtück ein weiſer Schluß?“ —

Nach dieſem gewiß ſehr weiſen und paſſenden Schluß dieſes Schlachtberichts, ging’s an’s luſtigſte Zechen und zu ſüßen Poſſen — als plötzlich von unten ein weibliches Wehgeſchrei ſich hören ließ, worauf Todtenſtille folgte; erſchütterndes Gebrüll einer Mannsſtimme. — Jetzt trat der Haushofmeiſter ein und erſtattete Bericht: Sie hätten, traulich zechend und ſingend, bey einander geſeſſen, als ein „altes Stück, ſcheußlich anzuſchaun, „Geierkrallen an den Händen“ zwiſchen ſie getreten und viel unverſtändliches geſchwätzt. Das ſey des Teufels Großmutter. Dann ſeyen zwey junge Bauermädel eingetreten, die jüngſte ſey die Muttergottes von Aarau in Landestracht; drauf ein raſender Schwarzwälder-Bauer, der nach der Muttergottes geſchnappt, daß die Töchter das Freihofen-Recht angerufen. Des Teufels Großmutter ſey mit einem langen Meſſer gegen den Schwarzwälder auf den Tiſch geſprungen, der habe den Dolch gezuckt, ſey aber von ihnen Allen übermannt und gebunden worden. „Der gelbe Schwarzkittel brüllte wie ein Stier, der den „Fehlſchlag empfangen; jetzt aber iſt er wohlgeſchnürt, knirſcht „mit den Zähnen, verdreht die Augen und ſchäumt, als hab’ „er fallendes Weh.“ — Der alte Rüdiger gebot, bey Bierſchrötigen und des Teufels Großmutter wohl zu verwahren, hingegen die heilige Jungfrau nebſt der Begleiterin, zur Würze des Weins, zu den Herren heraufzuführen.

Gangolf hatte wahrſcheinlich eine Viſion gehabt; wie hätte ſonſt der Zarte ſich dem Taumel feſtlicher Freude hingeben mögen, während ſeine heilige Geliebte, allem Frevel preisgegeben, umherirrte? — wirklich trat Veronika in Bauerntracht nebſt einer Bäuerin ein. Rührende Gruppen. — Dann erzählt Veronika ihre Abenteuer: Sie ſey, nachdem der erſte Schreck beſiegt geweſen, zur Hütte auf der Hard zurückgekehrt, um des Vaters Schickſal zu theilen, habe ihn aber nicht gefunden, ſey von der Mutter, ihrer Begleiterin da, freundlichſt aufgenommen und vor dem Falkenſteiner, der ſie, als Bauer verkleidet, zu fangen geſucht, verborgen gehalten worden. Die alte Zigeunerin, habe Nachricht gebracht, wie ihr Vater, der Lollhard, erſt vom Falkenſteiner gefangen, dann in den Freihof gebracht worden; Falkenſtein durchſtreiche, in Viehhändler-Geſtalt, die Nähe, ſie müſſe nach Aarau. Da ſey ſie mit der Zigeunerin und der anweſenden Tochter hieher gewandert; an der Brücke ſey ein unbekannter Bauer zu ihnen getreten, der ihnen bis in den Freihof nachgeſetzt habe und jetzt gefangen und gebunden liege. — Der alte Rudiger gebot, die Zigeunerin, die dem Freunde die Tochter, ihm den Ring gebracht und ſeine ganze Erkenntlichkeit verdiene, vorzuführen. — Der Lollhard dagegen meint, die alte Ilſel möge wol eher ihn und ſein Kind dem Falkenſtein verrathen, den Ring geſtohlen haben; man möge ſie jedoch in Frieden ziehen laſſen. — Der zarte Gangolf räth: dem Gefangnen, der ſicher einer von Falkenſteins „Spür- und Mordhunden“ ſey, müſſe man „das Geſtändniß in der Märterkammer unterm Thurmdach „aus der Seele haſpeln laſſen.“ — Die edle Ilſel erſcheint, „mit einer Freundlichkeit, die ſie durch widerliches Grinſen be„zeichnete.“ Sie freut ſich geſchwätzig, wie ſie alles ſo ſchön zuſammen geführt habe. — Rüdiger fährt ſie möglichſt barſch an; ob ſie den Lollhard an Falkenſtein verrathen? Sie dagegen erzählt ihre edlen Thaten, auch wie ſie beym Mordanſchlag auf Aarau den Falkenſtein durch Spuck erſchreckt und ſo die gute Stadt gerettet. — Anſtatt einer Motion, das nobele Bild der alten Zigeunerin in das Banner der Stadt zu malen, fährt ſie Gangolf an: „verdammte Vettel! und du konnteſt ſchweigen? u. ſ. w. — Sie rechtfertigt ſich abermals. „Schweig! ſprach „Herr Rüdiger; gib andre Beweiſe für des Falkenſteiners Mord„anſchläge, als die ſind, die aus deinem Lügenrachen ſtinkend „durch die Luft fahren!“ (Gut ausgedrückt!) Die Alte lachte über dieſe Liebkoſung und erklärt: der gefangne Schwarzwälder ſey ja der Falkenſtein ſelbſt, der, blind wie der Auerhahn zur Balzzeit, der Begutte nach, in den Freihof gelaufen. — Verwunderung. — Des Teufels Großmutter wird abgeführt, der Auerhahn vor. — Man berathet vorläufig, was mit Falkenſtein zu thun? „den ruchloſen Böſewicht vor Euern Augen „niederſtoßen, ohn Erbarmen,“ ſprach Gangolf der Held mit Donnerſtimme. — Der Lollhard erklärt, dann werde er ſogleich das Haus des Gräuels räumen. Die Begutte beſänftigt den edlen Donner-Löwen. — Gebunden tritt der Freiherr, als Schwarzwälder ein, „in weiten Pluder- oder Pumphoſen;“ — er verbirgt ſein Antlitz unterm Strohhut, der kühne Gangolf reißt ihm ihn herunter und überhäuft ihn mit Schimpfnahmen. Eine anziehende Unterhaltung beider Helden von hoher, pöbelhafter Schönheit erfolgt. Der Gefangne erklärt: er habe Gangolf ermorden oder vielmehr: einen Molch zertreten wollen, deshalb ſey er hereingeſchlichen, der Lohn ſolle ihm aber ſchon noch werden, ihm und ſeiner Hure. Wen er meyne? fuhr Gangolf ihn an. „Dich, dich und deine Hure, die du nun „von der Hard in dieſen Thurm gezogen haſt.“ — „Das ſoll „dein letztes Läſterwort ſeyn! donnerte Gangolf“, — zückt einen Degen und will den Gebundenen todtſtechen. Allein die Begutte „warf ſich an die Bruſt des Jünglings und hinderte „ihn, gegen den Freiherrn zu gehen.“ — Der alte Rüdiger gebietet dem feurigen Sohne, die Tochter ins obere Gemach zu führen. — Hier geſtaltet ſich eine verliebt-religiöſe Unterhaltung. Gangolf wird ein klein wenig argwöhniſch, da die Fromme ſo lebhaft für Falkenſtein bittet. — Er meint, wie ſie denn hätte fliehen wollen, wenn der Landgraf ſie entführt und in einer ſeiner Burgen eingeſteckt hätte? Da zückte die Heldin ein niedliches Meſſerchen, und ſprach mildlächelnd: „ich war auf jeden Fall

„mit dieſem Schlüſſel verſehen, die Pforten des Lebens aufzuſchließen“ — „und drückte bedeutſam mit dem Zeigefinger gegen die Bruſt.“ — Gangolf „ſchauderte und nahm ihr die „Hand von der gefährlichen Stelle.“ — Er bittet, ſie möge ihr Leben dem ſeinigen verloben. — „Er zog ſie an ſich „und küßte zitternd ihre Stirn. — Seine Lippen berührten die „unentweihten der Jungfrau: meine Verlobte, meine Braut! „flüſterte er im reinſten Entzücken.“ Allein ſie will nur „die „Braut ſeiner Seele“ werden; „andre Gedanken entferne „ewig!“ — Gangolf aber will ſie zur eigentlichen, leibhaftigen Gemahlin; ſie jedoch: „nichts von Vermählung! in weltlichen „Verhältniſſen, gehen die göttlichen unter,“ und dabey blieb ſie. — Iſenhofer trat jetzt ein und bat herunter zu kommen, alles ſey in Ordnung.

Eingetreten, fanden ſie den Landgrafen entfeſſelt. Er hatte Urfehde geſchworen, fürder nie das Gebiet derer von Bern feindſelig zu betreten. Er macht der Begutte in ihrer Qualität als Edelfräulein von Ende, wahr- und lebhafte Ehrenerklärung; „mag ſie ihrer Schönheit verzeihen, daß ich zum Narren „worden;“ — welches auch durch das gleichfolgende, ſeine vollkommne Beſtätigung erhält: „Vermittelſt meiner Verkleidung „traut’ ich mir zu, unerkannt, Euch allen zum Trotz, die Zigeunerin mitten im Freihofe zu züchtigen und die ſchöne Begutte zu entführen.“

Hierauf wird der Auerhahn friedlich entlaſſen, Iſenhofer der Weiſe, welcher bey dem Jagdgericht präſidirt und den Frieden vermittelt hatte, giebt ihm das Geleit. — Auch die edelmüthige und ſcheußliche Ilſel wird, wahrſcheinlich wegen der Ueberfülle ihrer Verdienſte, „zum Stadtthor hinausgebracht,“ erhält aber ein anſtändiges Viatikum.

Die Leſer, welche das Original nicht kennen, demnach nicht wiſſen, daß wir bereits über 743 Seiten Text referirt haben, werden der Meinung ſeyn, daß wir dermahlen ungefähr in der Mitte der Hiſtorie uns befänden. Ein ſo gewiſſenhaft büßender Leichnam, wie Herr Rüdiger, kann ſeinen Diebſtahl ſich nicht ſchenken laſſen; der Schatz iſt alſo noch zu vergeben, da auch Gangolf, die Begutte, und der Lollhard ihn nicht nehmen dürfen. Letztere müſſen ſich noch weltlich umkehren, wie ein Handſchuh, oder Gangolf ſich einpuppen in den Lollhardenkittel. — Wer aber ſo räſonnirt, hat keine Erfahrung, was im Kapitel der genialen Schlüſſe der geſunde Menſchenverſtand zu leiſten vermag, und tröſte ſich an unſrer Verſicherung: daß es mit dem Freihofe demnächſt zu Ende iſt, wie gleich deutlich werden wird. Der geſcheidte alte Herr macht mit dem einen wie mit dem andern Schatz kurzen Prozeß; er bittet die Begutte, die letzten Blumen in das Paradies zu pflanzen, in welches die *großmüthige Freundſchaft* ihres Vaters ihn geführt. Sie blickt gen Himmel „als wollte ſie ſagen:“ o wie gern, o daß ich könnte!“ Er bittet ſie, ihm das trauliche Du zu erlauben, das ſie ſeinem Gangolf gönne. „Wollet ihr auch *meine Tochter* „ſeyn?“ — Sie kommt, kniet vor ihm nieder, küßt ihm die Hand, er ihr die Stirne; er legt Gangolfs Hand in ihre, der ſinkt neben der Begutte gleichfalls aufs Knie, umarmt ſie und zieht ſie an's Herz. „Der Lollhard erhob ſich ernſt vom Sitze. „Die Thür öffnete ſich; *Morne*, das alte Weib, ſteckte den grauen Kopf — (ei, nicht doch, ſo ſchließt ja der Flüchtling im Jura!) „*Iſenhofer* trat herein. Die *Ueberraſchung* „des Anblicks hemmte ſeinen Schritt. Das iſt mir der rechte „Feierabend zu dieſem feierlichen Abend! rief er.“

Referent hat nichts mehr zuzufügen, als den unmittelbar folgenden Satz, den Verfaſſer in einem „Nachwort“ zum beſten giebt, und welcher wörtlich lautet, wie folgt:

„Hier bricht die Geſchichte *plötzlich* ab. Ich weiß *bey„nahe* ſelber nicht, ob am gehörigen oder ungehörigen Ort.“ —

Auch Referent hat noch ein Nachwort, zu ſeiner Relation nehmlich als Einleitung beynahe zu ſeiner *nächſtfolgenden Kritik*; hier iſt es!

Referent geſteht, daß, neben dem Beſtreben nach gerechter Gründlichkeit, welche, wenn ſie ein Urtheil fällt, ſtets zugleich die Gründe angiebt, warum ſo und nicht anders geurtheilt werden muß —, ihn noch ein *beſonderes äſthetiſches Intereſſe* bey dieſer literariſchen Taglöhnerarbeit hat ſpeiſen und tränken müſſen, ohne welches er im Schweiße erlegen wäre. Es iſt dieß kein anderes, als: aus einem langweiligen Roman einen kurzweiligen, aus einem albernen Amadis einen Don=Quixote zu machen. Unſere Manipulation hiebey verſtößt keineswegs gegen die Treue, ſondern ſie iſt dieſelbe, als wenn man durch Verkürzung eines langgeſponnenen, einförmigen Fadens die ſparſam aufgereihten Perlchen in Berührung bringt; oder beſſer, wenn man aus den zerſtreuten Lappen einer Plunderkammer, ſonſt ohne weitere Zuthat, eine buntige und erbauliche Jacke und Kappe zuſammenfügt. — Um Stoff dazu waren wir nicht verlegen, vielmehr haben wir noch viele grelle oder verwaſchene Stücke in die heimliche Schneiderhölle fallen laſſen.

Kritik.

Wir ſind hier nicht Willens, wider den Verfaſſer des Freihofs einen Gantprozeß mit Vorladung der Gläubiger zu eröffnen, obgleich uns viele, namentlich der Haupt=Krediter, nämlich „der große Unbekannte“ aus *Scotland*, — ſo wohl bekannt ſind, als unſerm Verfaſſer. — Was hölf’, es auch den Geplünderten, gegen einen Kürſchner Konkurs zu eröffnen, der koſtbare Pelzwaare von ihnen geborgt, dieſelbe in ſchlechtem Geſchmack verarbeitet, und dann, aus Furcht vor gerichtlichem Einſchreiten, an einem Orte verſteckt hat, wo die Motten ſeine Kunſtwerke vollendet haben?

Vielmehr treten wir auf als Anwald des Verfaſſers vom *Flüchtling im Jura*, gegen den des *Freihofes von Aarau* und wollen beweiſen: daß beſagter Flüchtling, Namens *Florian*, keineswegs, wie doch am Schluſſe jenes Romans fälſchlich ausgeſprengt worden, nach Frankreich, ſondern vielmehr in den Freihof von Aarau ſich geflüchtet, daſelbſt, nebſt Familie, unter dem falſchen Namen *Gangolf* ſich eingeſchwärzt, folglich mit Ungebühr das Freihofen=Recht angeſprochen, ſonach dem rechtmäßigen Verfaſſer ohne Weiteres zu extradiren ſeye; v. R. w!

Allein in Anbetracht deſſen, daß die *Themis* hie und da in verſchiedenen Geſtalten ihr Weſen treibt, maßen ſie mitunter ſtatt des Schwertes ein lederſchneidendes Meſſer, ſtatt der Binde um die Augen einen bequemen Liebesmantel mit Zwerg= und

Schnappſäcken, ſtatt der geöffneten Ariſtideslippe einen ſpiralförmigen Sauger, nach der Mode der Herbſtſchnacken, zu führen pflegt: ſo ſind wir auf den ſcharfſinnigen und gewiß unter uns Rechtsfreunden unerhörten Gedanken gekommen, in obſchwebendem Prozeſſe ganz und gar die Wahrheit zu ſagen; — d. h. unumſtößlich darzuthun: daß die quäſtionirlich Geflüchteten ein armſeliges Geſindel ſind, an deſſen Beſitze niemanden etwas kann gelegen ſeyn, welcher nicht etwa ein kurioſer Liebhaber der höheren Schafkultur und modernſten Bocksgärtnerei iſt.

Wie Florian, der Held des erſten Romans, die Aufmerkſamkeit Aller zuerſt auf ſeinen Körper, auf Schenkel und Fäuſte zieht, ſo ragt Gangolf hier ſimſonhaft unter den Philiſtern, und ſchlägt deshalb, lieber als mit dem Schwert des Mundes oder dem ritterlichen, mit Eſelskinnbacken um ſich, bis die Hand der Liebe auch ihm, wie dem Vorfahren, die Kraft vom freilich unbeſchorenen Haupte nimmt.

Es ſcheint dem Verfaſſer Herzensſache, uns von vorn herein den Glauben an die Wahrheit ſeiner Dichtung, die ſich ſonſt ängſtlich im Kreiſe heuriger Aufgeklärtheit dreht, zu benehmen; gleich beym erſten Abenteuer, der Befreiung der keuſchen Begutte. Denn da läßt Gangolf jenen als ſo wohl beleibt geſchilderten, ritterlich angethanen Marquard, mittels eines Wurfs aus der Tiefe des Gewölbes über den Schutthügel der Freudenau hinausfliegen! — Und gleich als hätte man den Aufſchnitt nicht recht beachtet, verdoppelt ihn Verfaſſer durch die Rodomontade: Gangolf habe Centnerſteine geworfen wie leichte Ballen.

Auf dieſem Stiefel rennt Verfaſſers Muſe bis zum Ende des Romans. Das Schickſal iſt ſo galant, allerhand Feuersbrünſte bey Keuſchheiten und Unſchulden anzulegen, damit der Held mit dem waſſergefüllten Elephantenrüſſel ſie löſche. So beſchickt es ihn durch einen weißen Hund zur zweiten Rettung der Begutte gegen die Juraviper; zur dritten allerhöchſt unmittelbar, da die Begutte eben von Urſula's Knechten mißhandelt werden ſoll; ferner zur Rettung Iſenhofers und ſeines Vaters Rüdiger nebſt Knecht Hemmann; endlich gar, aller Geſchichte zum Gelächter, zum Mauerbruche des Schloſſes Gösgen mit den Burgern von Aarau, um den gefangenen Lollhard zu befreien.

Nicht minder ſcheint Verfaſſer darauf auszugehen, uns immer gleich Anfangs gegen ſeine Helden zu degoutiren. Die Verlobung Gangolfs mit der reichen Urſula von Falkenſtein, erzählt er uns, war mehr ein Werk der Diplomatik und perſönlichen Zuneigung des Markgrafen von Hochberg; doch hatten die Herzen es nachmals gerne gebilligt; Gangolf habe mit aller Zärtlichkeit und warmem Blute die ſchöne Braut geliebt. Gleichwohl geſteht der Held, wie aus der Relation bekannt, mehrmals ſelbſt, daß nutzbare Intereſſen dabey ſeine Haupttriebfedern geweſen. Wie zärtlich-warm er übrigens geliebt, läßt ſich aus ſeinem erſten Handel mit der Begutte ſchließen. Während der Fahrt mit ihr nach Brugg, wo er nach mondenlanger Reiſe die Braut zu finden hofft, beſchäftigt ihn nichts, als die verhüllten Reize der Begutte auszuſpekuliren; er drückt ſie, wie Iſenhofer, der es mitangeſehn, ihm, ohne Widerſpruch, in's Geſicht behauptet, beym Abheben vom Eſel ein Weilchen über Gebühr an die Bruſt; ja bis zu dem Hauſe, wo er die Braut erwartet, gedenkt er der ſchönen Reiterin auf dem Eſel. Hienach finden wir, ſo ſkandalös unweiblich es iſt, wenn die Braut ihn anfährt: er habe ſich eine feile Dirne zugelegt, — ihren Vorwurf doch nur zu ſaftig ausgedrückt. — Vor allem aber widert uns der Held an, der von ſeiner Braut ſich ſeine Bettelarmuth vorwerfen läßt, ohne ſolcher ausbündigſten Gemeinheit auf ewig den Rücken zu kehren! Zwar ſagt unſer Siebenlederſchild: Wir ſind geſchieden auf ewig; allein das brünſtige Urſi hängt ſich an ihn, umweht ihn wohlluſtvoll mit ſeinem warmen Athem, erregt ſeine keuſchen Triebe aufs neu, er ſagt ihr eine Galanterie, wie ſie leider nicht ſo arm als ſchön ſey, und — es bleibt im Uebrigen bey der diplomatiſch-warmzärtlichen Brautſchaft.

Die Abſurdität des Verhältniſſes findet ihren Scheitelpunkt in Gangolfs mitternächtlichem Beſuche bey der notoriſchen Metze des Vaters ſeiner Braut, die aber ihre Buſenfreundin iſt; gleich nachdem Gangolf ſeine Geliebte bey dem tête à tête mit dem ſchönen Hinz belauſcht und daraufhin ihr den Trauring zurückgegeben. — Schon empört's unſer ſittliches, geſchweige gar äſthetiſches, Gefühl, wie Gangolf da, den Wilden ähnlich die in einen Winkel gedrückt der Affenſchande ihrer Weiber zuſchauen, — bey der Entjungferung ſeiner Braut ritterlich den ſtummen Lauſcher abgiebt; wie er drauf dem unflätigen Marquard, der ihm Verſöhnung anbietet, treuherzig die Hand ſchüttelt, mit der Bemerkung, einem Biedermanne zürne man nicht lange (eine gelungne Kopie der Verſöhnung Florian's mit dem gar zu fürtrefflichen Obriſt Desvars); — wie er endlich gar mit dem Ehrendiebe ſelbſt, am Abend desſelben Tages, umgeht und ſich unterhält, als ob nichts vorgefallen, und mit klugem Kaſtratenphlegma es ſich gefallen läßt, daß der ſchöne Befriedigte ſich um des gekrönten Gimpels Freundſchaft bewirbt! Aber, wie geſagt, die Summa bleibt jener Beſuch bey der Hagenbach, wo der keuſche Ritter ſich zur Geſpenſterſtunde einfindet, und ſich, während nun ihrerſeits Urſi an der Seitenthüre lauſcht, von der halbentkleideten Metze liebkoſen läßt. — Es genügt, daran leicht zu erinnern; Verfaſſer hat das Abenteuer wahrſcheinlich recht geſchmackreich gefunden und wohl deshalb es uns ſo anſchaulich vor und wiedergekäut.

So würdig vorbereitet, ſchickt Verfaſſer ſeinen Gangolf, wie einen Fleiſcherhund auf die Faſanenjagd, in das Land der idealiſchen romantiſchen Minne. Wir fragen: welcher mit einigem Schicklichkeitsgefühl und äſthetiſchem Vorſchmack begabte wird hienach Eine Sylbe glauben von Verfaſſers Schilderungen der hohen Liebesgefühle ſeines Helden? — In Anbetracht dieſes, finden wir Gangolfs zweite Einführung bey der Begutte vermittelſt des Hundes (die erſte geſchah unter leitendem Einfluſſe des Eſels) recht paſſend motivirt und bedeutſam erfunden.

Damit Gangolf aber als identiſche Perſon mit Florian ganz unzweydeutig daſtehe, ſtrengt ſich Verfaſſer an, noch eine Scene mit den Haaren herbeyzuſchleifen, in der er ſeine weſentliche Niederträchtigkeit ſo zur Schau trage, wie der Flüchtling im Jura durch die beſtialiſche Mißhandlung jener pflichttreuen und höchſt humanen Gensdarmen. Behuf deß, muß der Erzfeind Gangolfs, der wüſte Landgraf Thomas von Falkenſtein, eine idealiſch-viehiſche Liebe zur Begutte bewerkſtelligen, und, wie Verfaſſer es mit Naturwahrheit ausdrückt, blind wie ein Auerhahn in der Balzzeit, unbewaffnet und unbegleitet in den Freihof von Aarau hereinwüthen! — Hier mißhandelt der Cavalier Gangolf nicht allein den Gefangnen mit den energiſcheſten Schimpfreden, ſondern reißt ſogar ein Schwert aus der Scheide, und würde den *gebundenen Gefangenen* abgewürgt haben, hätte nicht die Begutte (die *perſönlich anweſende Geliebte!*) ſich dem Liebling an die Bruſt geworfen und ihn zu beſänftigen gewußt! — Wem fällt nicht hiebey Taſſo's nobeler Vers ein:

„Gemeine Seel'! im *Sieg* noch niederträchtig!“ *)

Es verlohnt ſich kaum der Mühe, über die Heldin des Romans noch zu reden, nachdem der Held, der ihr Geliebter iſt, uns den Maaßſtab ihrer eignen Anforderungen abgegeben hat. — Jene *Hermione* im Jura, die den Geliebten in religiös-myſtiſch-philoſophiſchen Haranguen *ſeitenlang* beſchult, ſpricht nur hier, als Begutte *Veronika*, *bogenlang*. Hermione's *goldigbraune* Locken verfeinern ſich bey Veronika zum goldbraunen *Glanz* der Locken; ſtatt der *Locken* erſterer, ſchleicht die *Hand* letzterer hervor; die weiche, anmuthvolle Stimme hat ſich unverändert zu konſerviren gewußt. Die myſteriöſe Mädchenſcheu Hermione's iſt in Veronika bereits der Sinnenwelt entrückt und zum religiöſen Abſcheu vor weltlicher Liebe und Verehlichung geſteigert: wobey die Fromme, unbeſchadet dem Syſtem, und trotz den feierlichſten Abweiſungen aller Liebes- und Heirathsanträge, ſich tapferlich herzen, drücken und abſchmatzen läßt; was auch, an und für ſich betrachtet, ziemlich in der natürlichen Ordnung wäre, ſo geſtellt aber ſich ausnimmt wie eine monogamiſtiſche Keuſchheitspredigt des Paſcha's in ſeinem Harem. — Wir vernehmen mit Beifall, daß dieſe Veronika gegenwärtig in Verfaſſers neuſtem, bruchſtückweiſe geboren werdendem Roman aus dem Bauernkriege, die dritte Auflage erlebt.

---

*) Anima vile, che ancor nelle vittorie infame sei!

Wie Hermione in der Begutte zur widernatürlichen Albernheit, die quakige Ente zur beredten kanoniſirten kapitoliniſchen Gans —, ſo iſt Hermione's Gegenbild, die ſinnlich verliebte lautlachende **Claudine** in unſerer **Urſula** (beſſer Lupa) von Falkenſtein zum ſcham- und zügelloſen, pöbelhaſt-heſtigen Weibsbild herangewachſen. Wir bedauern den lendenfeſten Gangolf deshalb innig, daß er ſein bethuliches warmathmendes Urſi nicht erwiſcht und vor der Kinn-Schneegrube der Begutte ledigen Standes hat erfrieren müſſen. Ach, womit hat er denn ſo was verdient?! —

(Schluß folgt.)

Rückblicke auf Bonaparte's Feldzug in Aegypten und Syrien von 1798 und 1799.

(Fortſetzung)

So war alſo die mächtige franzöſiſche Flotte bey Abukir vernichtet; aber auch die Flotte der Sieger hatte gewaltig gelitten und die franzöſiſchen Schiffe, welche Nelſon erobert hatte, neun an der Zahl, waren in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß drey davon verbrannt werden mußten. Brueys hatte mit dem Tode ſeine Schuld an der Niederlage gebüßt, die inzwiſchen eben ſo leicht die engliſche Flotte hätte treffen können, wenn der Contreadmiral Villeneuve, ſtatt ſich damit zu begnügen, einige Schiffe unverſehrt aus der Schlacht zu führen, zur rechten Zeit mit der Arrieregarde, die er befehligte, einen Angriff auf die Engliſchen Schiffe gemacht hätte. Dadurch wären dieſelben nämlich in ein doppeltes Feuer gerathen, das ſie ſchwerlich ausgehalten haben würden. Welche durchaus andere Wendung in dieſem Fall der ganze Feldzug genommen hätte, iſt nicht zu **berechnen**. Abgeſehen davon, daß ſpäter vielleicht gar keine Schlacht bey **Trafalgar** geliefert worden wäre, ſo iſt gewiß, daß der kaum zu erwartende Bund Rußlands mit der Pforte und deſſen Beytritt zur Koalition, die gleich nach der Schlacht bey Abukir erfolgten, ſich ohne der Engländer Sieg wohl niemals hätte ereignen können. Mit welcher Haltung Bonaparte die Nachricht von dieſer Niederlage, deren politiſche Folgen ſeinem Blick am wenigſten entgehen konnten, aufnahm, haben wir oben geſehn. *) Wie bey der auf dem Marſche empfangenen Nachricht, ſo beugte

---

*) Wir können uns nicht enthalten bey dieſer Gelegenheit einen Brief mitzutheilen, welchen der damals offenbar noch in der erſten Blüthe ſeines Heldenlebens ſtehende franzöſiſche Feldherr an des gebliebenen Admirals Gemahlin ſchrieb. Sein Inhalt iſt von der Art, daß Bonapartes Freunde nichts hinzu-, ſeine Feinde aber wenig daran auszuſetzen finden werden.

„Ihr Gemahl wurde im Kampfe am Bord ſeines Schiffs durch eine Kanonenkugel getödtet. Er ſtarb ohne Leiden den ſüßeſten Tod, den Tod, welcher von jedem Vaterlands-Vertheidiger beneidet wird.

Ich fühle aufs lebhafteſte Ihren Schmerz. Der Augenblick, der uns von dem geliebten Gegenſtand trennt, iſt fürchterlich; er iſolirt uns von der Erde; er überläßt den Körper den Convulſionen des Todeskampfs. Die Vermögen der Seele ſind vernichtet; ſie ſteht mit der Welt in keiner weitern Verbindung, als durch das bedrängteſte Herz, dem Alles verändert vorkommt. Die Menſchen erſcheinen kälter, egoiſtiſcher, als ſie es in der That ſind. In dieſer Lage fühlt man, daß, wenn uns nichts an das Leben knüpfte, der Tod viel erwünſchter ſeyn würde. Wenn man aber, nach dieſem erſten Gedanken, ſeine Kinder an ſein Herz drückt, ſo wird die Natur durch Thränen und zarte Empfindungen erfriſcht, und man lebt für ſeine Kinder: ja, Madame, vor dieſem erſten Augenblick an öffnen Sie ihr Herz der Melancholie; Sie werden mit ihnen weinen, Sie werden ihre Kindheit leiten, ihre Jugend bilden; Sie werden ihnen von ihrem Vater erzählen, von Ihrem Schmerz, von dem Verluſt, den ſie und die Republik erlitten haben. Hat ſich Ihre Seele durch Kinder- und Mutterliebe wieder an die Welt geknüpft, dann möge Ihnen auch die Freundſchaft, und die lebhafte Theilnahme, die ich jederzeit der Gattin meines Freundes widmen werde, von einigem Werthe erſcheinen. Seyen Sie verſichert, daß es Menſchen, wiewohl in kleiner Anzahl, giebt, die werth ſind, die Hoffnung des Schmerzens zu ſeyn, weil ſie die Leiden der Seele mit Wärme empfinden."

(Cairo, d. 19. Auguſt 1799.)

Bonaparte.

Bonapartes bloßes Erſcheinen in Kairo allem bey der dortigen Beſatzung ſchon beginnenden Mißmuth vor. Aber dabey ließ er es um ſo weniger bewenden, als er gleichfalls erfahren hatte, wie die umherſchweifenden Horden der Beduinenaraber verſchiedentliche Angriffe auf franzöſiſche Kolonnen, zwiſchen Alexandrien, Roſette und Damanhur, wenn auch ohne Erfolg, verſucht, wie ferner der General Vial bey Manſura gegen die Fellah's (ackerbauenden Araber) Kämpfe zu beſtehen gehabt hatte. Dem letzteren ſchickte er den General Dümas zu Hulfe und dieſe, ſo wie die außerdem dahin abgeordneten Generale Fügières und Zayonſchek nahmen die Deltaprovinzen in Beſitz. Dem, den Feinden entronnenen Chef des Generalſtabs der Marine, Ganteaume, ſchickte er den Befehl, die noch im Hafen von Alexandrien vorhandenen 4 Fregatten und 2 Linienſchiffe in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Nelſon hatte ſich, bald nach der Schlacht, und des ſchlechten Zuſtandes ſeiner Flotte wegen, von Aegyptens Küſten zurückziehen müſſen; aber noch vor Ende Auguſts erſchienen ſchon wieder Engliſche und Portugieſiſche Schiffe auf der Höhe von Alexandrien. Bonaparte ſchickte dem Kleber die Generale Marmont und Dommartin zum Beyſtand und mit Verſtärkung für die Küſtenvertheidigung zu. Es ergab ſich, daß Koraim mit dem Feinde im Briefwechſel geſtanden. Zum abſchreckenden Beyſpiel wurde er, nach Kairo gebracht, als Verräther enthauptet. Bey alle dem vergaß Bonaparte nicht, wie viel von der guten Laune der Menge abhängt und er war deßhalb bedacht, dieſelbe nicht minder bey ſeiner Armee, als bey den Einwohnern Kairo's aufrecht zu erhalten. Unſere Leſer erinnern ſich noch, *) daß um die Mitte des Auguſtus das Feſt der Wiederkehr des Niles zu Kairo gefeiert wird. Bonaparte verſäumte nicht, von dem Kiaya des Paſcha, dem Divan, den Iman's, Mollah's und anderen Chef's begleitet, ſich an den Eingang des Kanals zu begeben und der von uns a. a. O. beſchriebenen Cermonie beyzuwohnen. Wie ſonſt der Kiaya des Paſcha's, ſo theilte Er diesmal Geld unter das Volk aus, bekleidete den Mollah, welcher den Nilmeſſer zu

---

*) Europäiſche Blätter von 1825, III. Band, S. 85.

beaufſichtigen hatte, eigenhändig mit einem ſchwarzen, den Narib-Medja aber mit einem weißen Pelz. Hiedurch gewann er die Einwohnerſchaft Kairo's ſo, daß ſie des Propheten und der franzöſiſchen Armee Ruhm beſangen und äußerten: „Ihr ſeyd wahrlich auf den Befehl des barmherzigen Gottes gekommen uns zu befreien; das bezeugen euer Sieg und der ſchönſte Nil ſeit einem Jahrhundert, die nur von Gott kommen.“ Am zwanzigſten Auguſt war das Feſt Mahomet's des Propheten und Bonaparte feierte es mit Paraden, Illuminationen ꝛc.; auch ſtattete er nach Landesſitte dem Scheik El-Bekri, dem Haupt der erſten Familie unter den dortigen Nachkommen Mahomets einen Beſuch ab und brachte ihm ſeine Glückswünſche dar. Den Tag nach dem Feſte des Propheten ſtiftete er das berühmte ägyptiſche Inſtitut, deſſen Arbeiten wir ſo viele genauere und intereſſante Nachrichten über Aegyptiſche Wiſſenſchaft, Kunſt und Kultur verdanken. Er machte ſich zum Vicepräſidenten desſelbigen und auch zum Mitgliede der mathematiſchen Klaſſe. Die Errichtung dieſes Inſtituts ſichert ſchon dem ägyptiſchen Feldzug und Bonaparten ewigen Ruhm zu, um ſo mehr, als derſelbe es vorbedacht und zu dem Ende ſchon in Toulon ausgezeichnete Gelehrte und Künſtler für die Expedition verſammelt hatte. Um aber die Armee bey gutem Muth zu erhalten, ordnete er am erſten Vendemiaire (22ſten September) eine ausgezeichnet feſtliche Jahresfeier der Republik an. Auf dem Platz Esbekieh war eine ſiebenſeitige (7tes Jahr der Republik) Pyramide errichtet und auf ihnen waren die Namen der gefallenen Krieger und Offiziere aller Corps der Land- und Seearmee verzeichnet. Um dieſe Pyramide ſtanden ſo viele Säulen, als damals die Republik Departements zählte. An dem Eingange des Säulenkreiſes ſtand ein Triumphbogen, auf welchem die Schlacht bey den Pyramiden abgebildet war. Um 7 Uhr Morgens erſchien vor demſelben Bonaparte unter dem Donner der Kanonen und von Generalen, Adjutanten, Scheiks des Divan's, dem Kiawa und den Aga's umgeben, trat an den Fuß der Pyramide und erinnerte in einer kurzen, kräftigen Rede das Heer an die ruhmwürdigſten Thaten, welche dasſelbe ſeit der Eroberung Toulon's unter ſeiner Führung vollbracht hatte und forderte es auf, ſich ſtets ſeines wohlerworbenen Ruhms würdig zu beweiſen. Während dieſer Zeit wurde auf der höchſten Pyramide bey Giſeh die dreifarbige Fahne aufgeſteckt. Ein Saal des Pallaſtes, in welchem ein feierliches Mahl gehalten wurde, war mit franzöſiſchen und türkiſchen Fahnen geſchmückt. Siegeszeichen hingen über dem Halbmond und der Freiheitsmütze und neben dem Koran lagen die Tafeln der Erklärung der Menſchenrechte. Nachmittags wurde ein Pferderennen gehalten, mit Einbruch der Nacht der Platz Esbekieh, ſo wie die Pyramide, der Säulenring und Triumphbogen auf demſelben erleuchtet. Nachdem um acht Uhr Abends ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt worden, ſchloſſen Tänze und Geſänge, endlich eine Artillerieſalve das Feſt. Aehnlich wurde dasſelbe zu Alexandrien begangen. Inzwiſchen waren, als hätte man darauf gewartet, mit dem Steigen des Nils neue Kämpfe in Nieder- wie in Oberägypten ausgebrochen. Die Einwohner des Delta, lauter Fellah-araber, von Agenten der Mameluken aufgeſtiftet und von ihrem Glauben, keines, auch des gütigſten Ungläubigen Regiment nicht, zu dulden, aufgefordert, erhoben ſich gegen die Franzoſen, welche von Roſette und Damiette aus dieſe Provinzen und andere des Delta occupiren wollten, immer aufs Neue wieder, wie oft ſie auch beſiegt werden mochten. Die Generale Menou, Marmont, Mürat, Andreoſſy, Vial und andere, welche hier befehligten, hatten mit ihren Truppen gegen jene Araber, während der Ueberſchwemmungszeit, den Auguſt, September und Oktober hindurch viele, mühſelige und wenig erfolgreiche Kriegszüge zu unternehmen. Der einzige Vortheil, welcher errungen wurde, beſchränkte ſich auf Beſetzung einiger feſten Plätze am See Menzaleh und auf genauere Kenntniß des Landes und Volkes. Bedeutender in ihrem Erfolg waren die Kämpfe, welche Deſaix mit ſeiner Diviſion gegen Murad, um den Beſitz der fruchtbaren Provinz Fajum, ausfocht. Nach vielen, mühevollen Scharmützeln gelang es dem franzöſiſchen General, mit 2000 Mann Murad's 12000 Mann ſtarke Macht, bey Sediman am 8ten Oktober, zu ſchlagen und auf's Neue zum Rückzug nach Oberägypten zu zwingen. Die Schlacht wurde durch eine, der bey den Pyramiden ähnliche Taktik, gewonnen, erforderte aber noch weit mehr Ausdauer und ruhig-kalten Muth der Truppen gegen den weit überlegenen, verzweifelttapferen Feind. Die Franzoſen ſind nur noch durch ſich ſelbſt in den ſpäteren ägyptiſchen Kämpfen, wenn nicht übertroffen, doch erreicht worden. Ein Vortheil dieſes Sieges war außer der Flucht Murad's die Beſatzung Fajums, die Trennung der Arabiſchen Krieger von den Mameluken und die erhöhte Achtung und Furcht vor den franzöſiſchen Waffen, der Nachtheil aber, daß nach dieſer Schlacht **Murad** ſich entſchloß, fortan den kleinen Krieg gegen ſie zu führen, der, wenn er von Ausdauer begleitet und zum Volkskrieg erweitert wird, jeder feindlichen Armee, immer und überall, ſey es früher oder ſpäter, den Untergang bringt. In der Vorausſicht ſolcher Gefahr hatte Bonaparte Alles aufgeboten, dem Ausbruch eines allgemeinen Volkskrieges vorzubeugen; nicht blos durch die oben beſchriebenen Feſtlichkeiten, in denen er der Sitte und Religion der Landeseinwohner Heiligachtung bewies —, er hatte auch einen Divan ganz nach türkiſchem Zuſchnitt neben einer Municipalverſammlung eingerichtet, denſelben, wo immer möglich, um die geringſten Intereſſen befragt, deſſelben Rath und Beſchwerden, wo es das Wohl des Landes betraf, angehört und befolgt. In der That fand er angeſehener Männer und durch ſie, bey einem großen Theil der Einwohner Kairo's wenigſtens, ſolche Anerkennung, daß man ihn mit dem Namen des Tochtermannes des Propheten, **Ali**, belegte und ehrte. Aber es hatten die Ulema's und Iman's und andere Diener des Mahomedanismus deshalb nicht aufgehört, im Geheim das Volk gegen dieſe wie gegen jede noch ſo weiſe und milde Regierung der Ungläubigen zu fanatiſiren. Doch wußte man dieſen religiöſen Umtrieben immer zu begegnen. Da machten die Bedürfniſſe der Armee eine Art Konfiscation nöthig. Man war in Aegypten an die ungerechteſten Forderungen der Mamelukenbey's gewöhnt ſo wie ſogar daran, daß öfters das Eigenthum reicher Leute, als eigentlich nur vom Sultan auf unbeſtimmte Zeit verliehen, eingezogen wurde. Weder dieß that Bonaparte, noch wollte er durch eine willkührlich auferlegte Steuer an das ungerechte Verfahren der Mameluken erinnern; vielmehr ordnete er auf den Rath des Generaladminiſtrators der Finanzen, Pouſſielgue, eine Einregiſtrirung alles Eigenthums an, wofür nach Beſtätigung und Zuſicherung desſelben, verhältnißmäßige Gebühren entrichtet werden ſollten. Weil aber dieſe indirekte Steuer vorzüglich die Reichen und Vornehmen traf, ſo geſellten ſich dieſe, früher meiſt Verehrer der Franzoſen, zu den Religionsunzufriedenen des niederen Volks, nannten dieſe Maßregel eine Neuerung und ſtellten ſie in viel gehäſſigerem Lichte, als die ungerechteſten Bedruckungen der Mamelukenbey's, dar. Dieſer Umſtand war es, welcher am 21ten Auguſt, als Bonaparte grade mit einigen Generalen abweſend war, um auf der Nilinſel Rudah militäriſche Anordnungen zu treffen, der längſt genährten Mißmuth der muſelmänniſchen Einwohner Kairo's in offene Empörung ausbrechen ließ. Mit Anbruch des Tages rotteten ſich zu gleicher Zeit in verſchiedenen Theilen der Stadt Haufen Volks zuſammen, ſtürmten zuerſt den Pallaſt des Divans, von letzterem Zurücknahme des Einregiſtrirungsdekrets verlangend. Dann wurde das Haus des mit Bonaparte abweſenden General Caffarelli erſtürmt, geplündert und alle darin befindliche Mannſchaft niedergemacht. Zu gleicher Zeit wurde ein Angriff auf das dem Inſtitut eingeräumte Haus des Caſſin-Bey gemacht. Die dort verſammelten Gelehrten vertheidigten ſich aber auf's beſonnenſte und tapferſte den ganzen Tag lang, bis ſie am Abend endlich von zu ihrem Beyſtand abgeſandten Truppen entſetzt wurden. General Düpüy, Commandant von Kairo hielt anfangs den Aufſtand für zu gering und kam unter einem Haufen Volkes, in den er ſich mit wenigen Dragonern ſtürzte, durch einen Lanzenſtich ums Leben. Darauf übernahm General Bon das Kommando, brachte die ganze Beſatzung unter Waffen, ließ auf allen Hauptſtraßen Infanteriecolonnen gegen die Empörer, die zu einem Heer von 15000 Mann angeſchwollen waren, anrücken und drängte dieſelben in die groſe Moſchee, El-Heazar, zuſammen, während die Mollah's und Iman's von den Geländern der Minarets herab fortdauernd das Volk zu den Waffen riefen. Einen Beweis, daß dieſer Aufſtand lange vorbereitet und auf den Tag beſtimmt war, liefert der Umſtand, daß auch die Araber der Wüſte und Umgegend herbeyrückten und in die Stadt zu dringen ſuchten. So wie Benaparte Nachricht von dem Aufſtande erhalten hatte, war er nach Kairo zurückgekehrt. Er ließ gegen Abend beym Eingang aller Hauptſtraßen Batterien auffahren. Den Abend und die Nacht ruhte der Kampf; am andern Morgen ward er von den Aufrührern, die ſich mehrerer Thore bemeiſtert und dadurch ſich in Verbindung mit den Arabern der Wüſte und des Landes geſetzt hatten, mit erneuerter Wuth wieder begonnen. In allen Theilen der Stadt fielen Metzeleien vor, während die Generale Lannes, Dümas und Vaux die Araber außerhalb der Stadt zerſtreuten. Vergebens ließ Bonaparte den, bald nur auf die ſchon am vorigen Tage beſetzte Moſchee beſchränkten, Aufrührern Gnade anbieten, wenn ſie ſich ergeben wollten; ſie ſchienen ſich in der Moſchee bis auf den letzten Blutstropfen wehren zu wollen. Von allen Seiten war dieſelbe indeſſen mit Infanteriecolonnen und Batterien umſtellt worden. Jene hielten alle Wege, auf denen Flucht möglich war, beſetzt, dieſe fingen an zu feuern; auch von der Zitadelle aus wurden Bomben und Haubitzen gegen die Moſchee geſchleudert. Da zog, eine große Seltenheit in dieſer Jahreszeit, ein furchtbares Gewitter herauf, welches die abergläubiſchen Muſelmänner mit ſolchem Schrecken erfullte, daß ſie in keinem Theile der Stadt mehr verſuchten, ihren bedrängten Brüdern zu Hülfe zu kommen, unter denen die franzöſiſche Artillerie eine gräßliche Niederlage anrichtete. Vergebens bat auch nun die aus aller Faſſung gekommene Menge der Moſchee um Gnade. Bonaparte glaubte jetzt ein Beyſpiel ſtrenger Züchtigung geben zu müſſen und antwortete ihren Abgeſandten: „Ihr habt meine Gnade verſchmäht, als ich ſie euch anbot; die Stunde der Rache hat geſchlagen: ihr habt begonnen, an mir iſt's zu endigen." Nach einem letzten verzweifelten Ausfall, den hierauf die in der Moſchee Eingeſchloſſenen verſuchten und der zurückgeſchlagen wurde, warfen ſie ihre Waffen weg und kamen mit den kläglichſten Gebehrden und unter dem beſtändigen Ausruf „Amman" (Barmherzigkeit) auf die franzöſiſchen Soldaten zu. Jetzt, es war acht Uhr Abends, gewährte Bonaparte ihre Bitte.

Das Beyſpiel eines Aufſtandes in der Hauptſtadt Aegyptens mußte auch bey deren Dämpfung von gefährlichen Folgen im ganzen Lande ſeyn. Dieſen zu begegnen benutzte Bonaparte die glückliche Beendigung desſelben ſo gut, als möglich. Die Rechtskundigen der Stadt Kairo mußten an die Bewohner der Provinzen, die Scheiks der Stadt an das Volk von Aegypten, mit ihrer Namensunterſchrift beglaubigte Proclamationen erlaſſen, *) worin das blutige Ende der Empörung als gerechte Strafe des Himmels, die Empörung ſelbſt als das ruchloſe Werk der ſchändlichen Mamelukenbey's und ihrer Agenten, welche das Volk verblendet hätten, Bonaparte als der gerechteſte, mildeſte Statthalter der Pforte, die Franzoſen überhaupt als die innigſten Freunde der Muſelmänner und als aufrichtige Verehrer Mahomets dargeſtellt wurden. Aber von vierzehn Scheiks und Rechtskundigen, die ſelbſt als Hauptſtifter des Aufſtandes bezeichnet wurden, verurtheilte Bonaparte 11 zum Tode; jedoch nur 6 wurden hingerichtet, die andern entflohen. Der Divan, in welchem gleichfalls Verräther geweſen waren, wurde aufgelöst. Um dieſe Zeit geſellten ſich die erſten türkiſchen und ruſſiſchen Schiffe zu der engliſchen Kreuzungsflotte vor Abukir und Alexandrien.

---

*) Bonaparte hatte Druckerpreſſen und arabiſche Lettern aus Frankreich mitgebracht.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche Literatur.

Geſchichte der Stadt Pfullendorf vom Jahre 916 bis 1811. Mit einem Anhange und einer Zugabe von Urkunden. Herausgegeben von K. Walchner. Conſtanz. 1825. W. Wallis. Mit dem Motto:

> Wo ſind die nun, der (=ren) Rom einſt was?
> Auf ihrem Pallaſt wächſet Gras.
> Die Windsbeckin.

Grade weil man die Geſchichte einer eben nicht großen, ehemahligen freien Reichsſtadt für zu unbedeutend halten dürfte, um davon dem größeren Publicum Kenntniß zu geben, thun wir es. Schon der Zweck, den ſich der Verfaſſer dieſer Geſchichte ſetzte, iſt lobenswerth und allgemein nachahmungswürdig. Er wollte nämlich den Bürgern der Stadt ſelbſt ein Buch in die Hand geben, welches ſie über die Schickſale derſelben ſeit ihrem Urſprung belehren ſollte. Er hat dabey vorzüglich den Geſichtspunkt im Auge behalten, den Einfluß, den die innere Verwaltung wie die Berührung mit Nachbarorten und das Verhältniß zum deutſchen

Reich, in Gutem und Böſem, geübt haben, nachzuweiſen. In dieſer Rückſicht hat der Herr Verfaſſer ſeinen Zweck erreicht. Der früheſte Zuſtand des Orts, wie er dann freye Reichsſtadt geworden, ihre Verfaſſung bekommen, dieſe nach Umſtänden, freiwillig oder genöthigt, gebeſſert und geändert hat, wie ſie zu dieſem oder jenem Beſitz, zu dieſer oder jener Gerechtſame gelangt iſt, findet ſich alles verzeichnet; aber nicht minder, wie die großen Schickſale, welche das teutſche Reich und Volk getroffen, auch in dem kleinen Gebiet und Lebenskreiſe der Stadt oft nur zu hart, härter, als ſich's ein bloßer Weltgeſchichtsfreund träumen läßt, empfunden und redlich mitgetragen worden ſind. Es iſt zu wünſchen, daß jede Stadt, jeder Ort, wo immer möglich, mit ihren eignen Geſchichten verſehen würden. Dieß würde ſie beſſer, als bloße ſententiöſe Weisheit belehren, wie ſie nie in der Vereinzelung etwas geweſen ſind und ſeyn konnten und wie ſie gleichwohl ſelbſt, ſo unbedeutend ſie erſcheinen möchten, nothwendige und darum beachtenswerthe Glieder des großen Ganzen, dem ſie angehören ſind und bleiben müßen. Eine ſolche Geſchichte wäre die beßte Lehre gegen engherzigen Particularismus, wie gegen Selbſterniedrigung. Darum ſollten aber auch alle Menſchen zunächſt mit der Geſchichte ihres eignen Ortes und Landes bekannt gemacht werden. Dieß war eigentlich der Zweck, welchem Herr Walchner dienen wollte und der ihm Veranlaßung zur Schreibung ſeiner Geſchichte gegeben hat. — Abgeſehen inzwiſchen von dieſem, allgemeiner Nachahmung würdigen Zweck, ſo liefert uns gegenwärtige Geſchichte mancherley Beyträge, welche auf Ereigniſſe der allgemeinen, politiſchen und Culturgeſchichte Deutſchlandes Licht zu werfen geeignet ſind. Wir heben nur beyſpielsweiſe Einiges heraus. Die Verfaſſung, wie ſie ſeit 1383 hervortritt, war auf das demokratiſche Element der Zunfteinrichtung baſirt. Wichtige innere Angelegenheiten waren daher vom kleinen Rath an den großen zur Entſcheidung zu bringen; betraf aber die Sache Gerechtſame der Stadt, als eines Staates, ſo kam ſie an die Gemeinde. Die Gerichtsbarkeit wurde unabhängig vom Rathe ausgeübt. ꝛc. Wie die Bürgerſchaft, oder was dasſelbe, die ſechs Zünfte dem Bürgermeiſter und den Zunftmeiſtern den Eid der Treue und des Gehorſams ſchwören mußten, ſo mußten auch der Bürgermeiſter, Rath und Zunftmeiſter nach ihrer alljährlichen Wahl ſchwören, treu an der Stadt zu handeln, Gerechtigkeit zu üben gegen Reich und Arm und vor allem aus ſelbſt dem Geſetz und den Rathsbeſchlüſſen gehorſam zu ſeyn. Aber wohl wiſſend, daß, wenn Leidenſchaft regiert, leicht überſehen wird, was die Vernunft für Recht erkannt und zu üben ſich ſelbſt auferlegt hat, ſchloß man die Reihe aller dieſer Anordnungen mit folgender Selbſtbedrohung: Vnnd wer dem Ayd nit tut, An dem frävelt Niemand, Vnnd frävelt er an menniglich.

Obgleich der Verfaſſer kein blinder Verehrer der Reformation zu ſeyn ſcheint und die Stadt Pfullendorf ſelbſt nicht zur evangeliſchen Lehre übertrat, ſo werden doch gewiſſenhaft aus der Geſchichte dieſer Stadt Beyſpiele angeführt, die zeigen, wie nothwendig und wohlthätig eine Reformation war, woher ſie auch kommen mochte. So mußte eine Pfullendorfiſche Rathsverordnung vom Jahr 1528 1) das unnöthige Prozeſſiren des

Klerus überhaupt ſo wie einzelner Geiſtlicher auf Unkoſten des Gemeinguts verbieten, 2) gebieten, daß die Geiſtlichen (ſage die Geiſtlichen) die Kirche ordentlich beſuchten und darin ſängen, auch wenn hiebey nichts zu verdienen ſey, vor allem aus aber in der Kirche ſich ehrbar betrügen, 3) ermahnen, daß die Prieſter nicht durch Herumlaufen und Schwätzen bey wirklichen Zeitläufen den gemeinen Mann ärgern, ſich nicht unanſtändig kleiden, auch nicht wie Soldaten Waffen tragen und Nachts auf den Gaſſen herumſchwärmen und Unfug treiben ſollten.

Ueber die Gründe des ſchwäbiſchen Bauernkrieges und über die Erbitterung und Grauſamkeit, mit welcher er von beyden Seiten geführt wurde, erhalten wir ſchätzbare Notizen. Namentlich wird uns der öſterreichiſche Oberſt Georg Truchſeß von Waldsburg, deſſen Urahn zu Karl Martels Zeiten von den Baiern war erſchlagen worden, als ein durchaus harter Kriegsmann, geſchildert, der das Sengen und Brennen con amore trieb. Bey Gelegenheit des zweiten mißglückenden Verſuch's, den Herzog Ulrich von Wirtemberg 1525 machte, ſein Land wieder zu gewinnen, wird aus der Chronik der Truchſeße von Waldsburg erwähnt, daß von ſchweizeſchen Reiſeläufern 5000, nicht etwa blos wegen vorenthaltenen Soldes oder bey der Nachricht von der verlorenen Schlacht von Pavia, ſondern vielmehr, weil ſie eine Schlappe erhalten hätten, Ulrichs Heer verließen. Hottinger, welcher blos Stockars und Collin's Nachrichten folgt, hat davon nichts in ſeiner Fortſetzung der Müllerſchen Schweizergeſchichte erwähnt. — Aber Soldaten, die blos um Lohn und Sold und Beute dienen, iſt Alles möglich. Karl des V. Sucht, alles ſeinem einzigen Willen unterzuordnen, wodurch er bekanntlich nicht wenig die teutſchen Fürſten ſich widerwärtig geſinnt machte, traf wie alle Reichsſtädte, auch Pfullendorf, woſelbſt 1553 die alte Zunftverfaſſung aufgehoben und das ſogenannte Haaſenregiment eingeführt wurde. Haaſenregiment hieß es nach dem Kaiſerlichen Hofrath Haas, welcher die Organiſation der neuen Regierung zu beſorgen hatte. Doch erhielt die Stadt durch Kaiſer Ferdinand ihre alte Zunftverfaſſung mit einigen Veränderungen wieder. — Die Beſchreibung der Drangſale, welche Pfullendorf im dreißigjährigen Kriege zu erleiden hatte, würde hinreichen, wenn wir ſonſt keine Nachrichten darüber hätten, uns zu überzeugen, wie dieſer Glaubens- und Bruderkrieg der Deutſchen, ſie bis aufs innerſte Mark ausgeſogen und entkräftet haben muß, ſo daß es erklärlich wird, warum von ihnen bey dem äußerſten Bedürfniß der Ruhe der ſchmähliche Weſtphäliſche Frieden als die höchſte Wohlthat gutgeheißen und angenommen worden iſt. Welche Sittenverwilderung, welche Gewöhnung an fremde Gebräuche und Genüße dieſem Kriege gefolgt, wird gleichfalls durch Thatſachen beſtätigt, was uns nicht minder wichtig wo nicht wichtiger erſcheint, als der Einfluß den fremde Kabinette ſeit jener Zeit rückſichtsloſer, denn je zuvor, auf die inneren Angelegenheiten des Reichs zu üben begonnen. — Auch über einzelne Helden des dreißigjährigen Krieges werden intereſſante Notizen mitgetheilt, die ſie, wie die Art der Kriegführung überhaupt, charakteriſiren.

Wir brechen hier ab, da aus dem Angeführten genugſam erhellt, wie der Herr Verfaſſer in die

Geſchichte einer einzigen Stadt die damit in genauer Verbindung ſtehende Geſchichte des geſammten deutſchen Landes und Reiches zu verflechten, nicht ſowohl gewußt, als vielmehr ſich genöthigt geſehen hat. —

Miszellen.

Den Buchſtaben-Wort- und Zahlen-Myſtificatoren unter Geſchichtsfreunden und Geſchichtsforſchern durfte die Bemerkung nicht ganz ungelegen kommen, daß das Konſtanzer Concilium dadurch grade ſeinen wichtigen Zweck, eine organiſche Reform der Kirche zu begründen verfehlte, daß es vor der Beſtimmung päpſtlicher Rechte und Pflichten am Martinstage 1417 Papſt Martinus den V. erwählte, — da denn nothwendig wurde, daß Martinus Luther (der Schwan nach der hundert Jahr vorher verbrannten Gans (Huß) am 31 Oktober 1517 ſeine 95 Theſes anſchlug. Wir bemerken noch das wichtige Ergebniß, daß 1517 addirt der Zuſammenſtellung der Zahl 95 dient und daß wir, wenn wir 3 und 1 zu V addiren und V dann noch einmal gelten laſſen noch einmal 9V erhalten und ebenſo wenn 31 addirt gleich 4 von V ſubtrahirt und der Reſt 1 zu 1417 gehörig addirt wieder mit demſelben zuſammengenommen ein Additionsreſultat von 95 giebt. Wir hoffen bewieſen zu haben, daß Luther grade am 31 Oktober 1517 thun mußte, was er that.

— Die Inquiſitoren zu St. Crux auf Teneriffa fuhrten unter den Büchern, welche ſie als langweilende verwarfen Voltaire's, Montesqieu's, Condillac's und anderer an. Dieſelben geiſtreichen Herren verdammten ein Werk, welches den Titel führte: Des surfaces de revolution. Es geſchah dieß zur Zeit der franzöſiſchen Revolution und ſie hielten das Buch für ein politiſch-gefährliches. Hätten ſie aber mehr als den Titel angeſehen, ſo würden ſie gefunden haben, daß in dieſem Buch nichts von Politik vorkam, denn es handelte blos von den Umwälzungsebenen ſich um eine Axe bewegender, geometriſcher Figuren. Man weiß, daß in unſeren Zeiten Leute einen ſolchen Haß gegen das Wort Conſtitution empfunden, daß ſie auch von der Konſtitution eines menſchlichen Leibes nichts haben hören wollen.

— Von den mannichfaltigen Formen, unter welchen Bettler die Mildthätigkeit der Vorübergehenden anſprechen, iſt ein gewiſſermaßen trotziges, auf die Armuth als einen Freibrief zum Betteln pochendes Heiſchen bekannt. Nirgends ſpricht ſich dieſes aber origineller als bey Italieniſchen Bettlern aus. Sie pflegen auf den Himmel, als auf den allgemeinen Vergelter deutend, ihr Begehren ſo auszudrücken: Fate mi ben per voi. thut mir Gutes um euer Selbſt willen.

— Schon im zwölften Jahrhundert wurde das Zuckerrohr aus Aſien oder Africa nach Sicilien gebracht. Von da kam es nach Spanien; von da nach den kanariſchen Inſeln und auf Madeira und von dieſen Inſeln endlich in die neue Welt.

— Der erſte Fehler des Menſchen iſt, daß er Theorien für Erfahrungen nimmt, der zweite, daß er ſeine Erfahrungen für alle hält.

Aus der Reiſe eines engliſchen Cavallerieoffiziers durch Südindien, Aegypten und Syrien.

I. Diebeskünſte der Indier.

Gewandtheit im Stehlen findet man bey den untern Kaſten der Hindus allgemein, ohne daß mit derſelben die Tapferkeit der gleichfalls auf Diebſtahl abgerichteten Spartaner verbunden wäre. Es iſt dieſe Dieberey eben ſo ſehr Nationalhang der Indier, als das Lügen Charakterzug der Araber iſt. Wie in dem letzteren die Araber (daher ihre Mährchen) ſo ſuchen jene im Stehlen es zu einer Virtuoſität zu bringen und wie viel ſie ſich darauf einbilden, davon giebt folgende Anekdote ein Beyſpiel, die der Oberſt Blackburne von den diebiſchberühmten Einwohnern des Dorfes Siringapettah, an der Grenze des ehemahligen Königreiches Tanjore, (Präſidentſchaft Madras) erzählt. „Vor einigen Jahren übernachtete hier ein Detaſchement von der königlichen Artillerie. Der Anführer lachte, als man ihn vor den hieſigen Dieben warnte, ſtellte aber doch vor jedes Zelt eine Schildwache, und vor die Hauptwache eine doppelte. Die hieſigen Einwohner verdroß es, daß man mit ſolchen Maßregeln gegen ihre Liſt ſich geſichert glaube. Kaum waren folgenden Morgens die Officiere aufgeſtanden, ſo berichtete einer der Sergeanten, daß alle Waffen der Hauptwache vermißt würden, und daß zugleich alle Einwohner im Dorfe verſchwunden wären. Die Hausſuchungen waren vergebens und das Commando mußte ohne Waffen weiter ziehen. Als einige

Jahre nachher die Sache längſt vergeſſen war, übergaben die Einwohner die geſtohlnen Waffen und erklärten, daß der Diebſtahl blos von ihnen begangen wäre um zu zeigen: daß ſie auch bey der größten Vorſicht ſtehlen könnten, wenn ſie es wollten: Den Vorgang ſelbſt erzählten ſie folgendergeſtalt: Einige Einwohner zogen ſich nackend aus, und ſalbten ſich mit Oel, damit man ſie nicht leicht feſthalten könnte. Alsdann näherten ſie ſich dem Gezelt der Hauptwache, wo die hintere Schildwache in einer Länge von 20 Schritten auf- und niederging. Die Nacht war ſehr dunkel. Der gewandteſte unter den Dieben kroch in einer ſchiefen Linie auf dem Bauche nach dem Gezelte; er lag ſtill, wenn die Schildwache auf ihn zuging, und bewegte ſich nur langſam und vorſichtig, wenn ſie ihm den Rücken zugekehrt hatte. Dann hob er ein Seitenſtück des Gezelts in die Höhe, und ſah, daß die ganze Wache ſchlief. Indeſſen krochen andere Diebe ihrem Führer auf gleiche Art nach, ſo daß der Fuß des Einen den Kopf des Andern berührte. Auf dieſe Art wurden ohne alles Geräuſch die Waffen aus dem Gezelte weggeſchafft, und die Diebe begaben ſich eben ſo geräuſchlos zurück, als ſie gekommen waren.“

II. Antelopenjagd.

Auf der Reiſe von Myſore nach Bombay wohnte der brittiſche Offizier einer Antelopenjagd bey, die er alſo beſchreibt: Man führte auf einem bedeckten Landwagen angebundene gezähmte Tigerkatzen, für dießmal drei an der Zahl, und näherte ſich mit dem Wagen der Heerde der Antelopen auf etwa 300 Fuß; dann nahm der Wagenführer den Tigerkatzen ihre Bedeckung ab, löſete den Strick, womit ſie auf dem Wagen befeſtigt waren, und wenn nicht ein naher Buſch die Tigerkatze verſtecken konnte, ſprang ſie gerade auf die Antelopenheerde los, und ſuchte einen alten Bock zu erhaſchen. Kann die Katze nahe genug kommen, um mit einem Sprung den Bock zu erreichen, ſo erwürgt ſie ihn auf der Stelle. Wird aber die Antelope die Katze etwas zu früh gewahr, ſo flieht ſie ſo ſchnell als möglich, und die Katze rennt hinter ihr her. Erreicht ſie aber in den erſten 2 oder 300 Yards die Antelope nicht, ſo verſteckt ſich die Tigerkatze mit ſolchem Aerger über den mißlungenen Raub, in einem nahen Gebüſch, daß der Wärter, der zugleich Wagenführer iſt, Mühe hat, ſie wieder in den Wagen zu locken. Wenn der Sprung der Tigerkatze gelungen iſt, ſo umſchlingt ſie mit den Vordertatzen die Antelope und ſaugt ihr das Blut aus, bis der Wärter erſcheint, um die Beute ſelbſt zu erhaſchen. Er taucht nämlich ein Stück rohen Fleiſches in das friſche Blut des erwürgten Thieres, und ſetzt auf einer hölzernen Schüſſel das Stück Fleiſch der Tigerkatze vor. Indeß wird ein Strick um ihren Hals geſchlungen, und ihr die getödtete Antelope aus dem Geſichte gebracht, aber die Tigerkatze wieder auf dem Wagen gefeſſelt.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus der Schweiz

von Heinrich Zschokke.

Zweiter Theil. Erſtes und Zweites Bändchen. Der Freihof von Aarau. Aarau. H. R. Sauerländer 1824.

(Schluß der Kritik.)

Die religiöſe Aufklärung, die patriotiſch-ſpießbürgerliche Weisheit, kraft welcher Florian, faſt ſo ſehr, als durch ſeine Rieſenkrallen, Effekt macht, die haben, erſtere in unſerm Lollhard, letztere im Meiſter Iſenhofer ihre Senker eingelegt und ſind zu ſelbſtändigen Auswüchſen gediehen: während Gangolf ſich mit der Erbſchaft von Florians Klopffechtergaben und Niederträchtigkeit begnügen muß, zu jenen höheren Qualitäten aber vorläufig nur das ſchlafende Samenkorn im wohlgedüngten Buſen trägt, welches freilich zu nicht geringen Hoffnungen berechtigt.

Jener Lollhard iſt vornehmlich dazu im Roman, gegen den Kirchenglauben oder den hiſtoriſchen, oder wie Verfaſſer ihn nennt, gegen den Pfaffentrug, den Pfaffengott zu eifern, ein allgemeines Amalgama durch Aufhebung, nicht Ausgleichung, der Stände als göttliches Geſetz und drittes Weltalter zu verkündigen, kurz die Welt in Einen Brei zu verkochen, der als wohlgefällige Speiſe dem lieben Gott zu ſerviren ſey. — Wenn er in der Weiſe, wie aus dem Auszuge bekannt, hinlänglich geraſet hat, ſo nennt Verfaſſer das hintennach „eine frevelhafte Frömmigkeit des Alten;“ wir wiſſen nicht, ob aus ſchalkiſcher Ueberzeugung oder aus Heroismus beym Verſteckenſpiel. — Und wir muthen auch gar keinem „geſunden Menſchenverſtande“ zu, daß er Ideen begreiſe, ſo wenig als einem ABC-Schützen, daß er Hieroglyphen leſe. Wer die Geſchichte in ihren Entwicklungen nicht als einen Organismus des göttlichen Menſchengeiſtes aufzufaſſen vermag, iſt eben ein weiſer Heuerling, der, wenn er einmal auf den ökonomiſchen Einfall geräth, ein Schriftſteller zu werden, ſicher ſeine Zeit am nützlichſten anwendete, indem er Supplemente zur franzöſiſchen Encyklopädie lieferte. — Nur die Manier, wie unſer grobzwilchene Prediger inſtallirt wird, iſt ſonderbar, nämlich als mit ſeltſam knarrender Stimme begabt, deren jedesmal, (nach Verfaſſers bekannter Vorliebe zum Widerlichen) ſo oft der Lollhard redet, aufsneu gedacht wird, und die auch einem Prediger recht gut laſſen muß. So hört man denn, im unlauten Leſen ſelbſt, von A bis Z die Stimme fortknarren oder raſpeln. Hiezu nun nehme man die „ungeheure Naſe im ſchmalen Hungergeſicht,“ und die „dürre, knöcherne Hand,“ deren jedesmal gleichfalls gedacht ſeyn muß, ſo oft ſie der Alte jemandem darreicht (wie Apotheker, die eine ſcheußliche Mißgeburt, ein Monſtrum beſitzen, es jedem der ſie beſucht ſogleich vorweiſen;) ferner die widerlichen und unflätigen Reden des Alten, wie vom Gott in der Laus, oder in der Unterhaltung mit der zarten Tochter: „ſelbſt der Leib, den du vor einem Jahrzehend trugſt, iſt längſt von dir verdünſtet, abgegangen, abgefallen,“ — oder u. ſ. w. ſo muß man geſtehen, daß Verfaſſer es nicht zweckmäßiger hätte anſtellen können, um dasjenige, was er mit den Predigten des Lollhard erzielt, uns in's degoutirend-lächerliche zu verkehren. Dabey bleibt freilich der Uebelſtand, daß dieſer Lollhard als Gegenſtand der höchſten Liebe und Ehrfurcht für Verfaſſers Hauptfiguren, die Begutte, Gangolf und Rüdiger geſchildert iſt! —

Wie in geiſtlichen der Lollhard, iſt in weltlichen Dingen Iſenhofer das Orakel. Keiner beſitzt ſolche Kraft und Fülle an Gemeinplätzen, keiner kann ſo aufgeklärt ſcherzen über Pfafſen, Adel, Spiesbürger und Bauern; dazu iſt er noch im Fach der Poeſie nicht übel beſchlagen, ja hat ſogar mitunter ſeine auſerbaulichen Stunden der Andacht und iſt ordentlich ein bischen fromm, aber Alledas aus purem „Geſunden-Menſchenverſtand.“ — Wie gewandt weiß er's ferner einzufädeln, daß das begehrliche Urſi ſich kann entjungfern laſſen vom ſchönen Hinz! und welchen edlen Kuppelpelz erzweckt er nicht durch dieſe ſcheinbare Niederträchtigkeit, indem er dadurch ſeinen Buſenfreund Gangolf von der hochmüthigen Perſon losreißt! — Ueberhaupt, kann es eine ehrenwerthere Profeſſion geben, als das Bläſer-Handwerk, deſſen ſich Iſenhofer ſelbſt berühmt? Feuer anblaſen, ſagt er, „das iſt mein wahres Handwerk.“ — „Ich blaſe immer an, freilich das verſengt manchen grauen Bart, Hermelin und Stammbaum, und die Leute ſind mir übel an;“ — und als Gangolf meint, er hetze aber auch den Adel gegen die Stätte, antwortet er: „Natürlich man legt Holz zu, wenn das Feuer nicht ausgehen ſoll.“ — Mit gutem Recht beklagt er ſich deshalb: „Ich dank' es wahrlich meinem Vater ſchlecht, daß ich zu voreilig, id est, um ein Paar Jahrhunderte zu früh in die Welt mußte. Was hab ich jetzt in dieſem Narrenkaſten zu ſchauen, wo die Leute noch auf allen Vieren kriechen [ſage vierfüßige Leute, S. 156], zur Narrheit in die Schule gehen und den ehrlichen [aufrichtigen und wohlerfahrnen] geſunden Menſchenverſtand für den leibhaftigen Satan halten?“ —

Edler Iſenhofer! Du biſt deines Wunſches gewährt. Wenn du nicht, ſo gut als Pythagoras im Vorleben ein Achaier vor Troja war, in dem ſeligen Nikolai deine Urſtände genommen, ſo giebt es keine Seelenwanderung, keinen ewigen Juden mehr! Ja, wenn wir zu deinen übrigen Geiſtesqualitäten noch dein hiſtoriſches Talent, das du in Beſchreibung der Schlacht von St. Jakob offenbarſt, auf deren Preis wir unten zu ſprechen kommen, hinzunehmen, ſo mögte Einer drauf wetten, daß du heuer wieder mit verändertem Namen unter uns wandelſt, oder doch, vielleicht durch eine bienenartige Generalgeburt des Muſenchors unter Einfluß des Apollo-Skaramuz, demnächſt aus dem mütterlichen Schafwaſſer emportauchend das Licht der Welt begrüßen wirſt!

Wie im Juraflüchtling Mutter Morne, hat im Freihofe die Zigeunerin Ilſe unter Allen das edelmüthigſte Herz. Am Aeußeren hat Morne etwas gelitten; zwar ſind die Grundzüge der hageren Geſtalt noch kenntlich genug, die Widerlichkeit des Anblicks iſt im Ganzen dieſelbe geblieben, allein ihre Verkleidung in eine Zigeunerin erforderte doch etwas veränderte Sitte. Wäre das Wahrſagetalent ihr nicht treu geblieben, welches jedoch auch hier ins Gebiet des Geſunden-Menſchenverſtandes und Gedächtniſſes eingeſtallt wird; desgleichen die natürlich-geſpenſtiſche Behendigkeit, womit der Alten ſo vieles Gute und Schöne zu Gunſten der zarten Liebe gelingt; ſo könnte man an der Identität beyder Perſonen faſt einen ganzen Augenblick zweifeln. Aber, nebſt dem Geſagten, bedenke man; wie im Juraflüchtling, trotz der redlichſten Abſicht des Verfaſſers, die Künſte der alten Morne aufzuklären, doch gerade das Wunderbare unerklärt bleibt; ſo bleibt auch hier der nächtliche Flug „der unerklärbarlichen Geſtalt, die über Falkenſteins Haupte wegſchwebt,“ ganz im Hexenbeſen ſtecken, wenn man auch unſerer Ilſel, da ſie aus dem Bache quackt, die Fähigkeit der Unken, benebſt den Eichhornkünſten, von Aſt zu Aſt zu ſpringen, gerne zugeſteht. — Freilich ſind die Räthſel, ſo man ſich ſelber aufgiebt, meiſtens am ſchwerſten zu löſen, und hiemit iſt Verfaſſers Scharfſinn in ſo fern ſeiner Ehren beſtens verwahrt. — Aber auch einiges von der bekannten Salamander-Natur muß Ilſeln zuerkannt werden. In der Blüthe, wie jene ſeltene Nelke, die man den ſchmutzigen Koch heißt, ſtellt ſie Verfaſſer dar, wo ſie ihrem erhängten Jungen von der Stadtmauer zu Brugg eine Leichenpredigt ſammt Flüchen und Verwünſchungen des tyranniſchen Mörders, herabwüthet. Man ſtelle ſich das edelherzige Scheuſal vor, wie es im glühenden Goldſchein des Mordbrandes, mit den graden im Winde gaukelnden Zotteln und den Fledermauſig wedelnden Lumpen in den Flammen einherſalamandert: und man wird geſtehen, daß wenn die ſonſt nur heiterlächelnden Muſen ſchon damals, als der raſpelſtimmige Nero ſich öffentlich zur Guitarre hören ließ, nach der Bemerkung Sachkundiger ihr Ambroſia beſonders leicht verdauten, — Apollo, wenn er ihnen unſere Zigeuner-Stelle aus dem Freihofe vorleſen will, gewiß ſehr weiſe thut, vorher den Vulkan zu requiriren, daß er ihm neun Bruchbänder verfertige! —

Wol ein Drittel des Romans füllt die Schilderung des wüſten Treibens der Ritterſchaft. Es iſt darüber nicht viel zu kritiſiren, das iſt Geſchmacksſache, chacun a son gout, etc. Herrn Zſchokke's Ritterſchaft ißt weder, noch trinkt, ficht oder ſingt ſie: ſie frißt, ſauft, rauft, mordbrennt, h . . . ., flucht mörderlich, kurz iſt allweg luſtig und guter Laune. Der von den rothen Schinken hat ohnehin ſich ſelbſt trefflich charakteriſirt; Verfaſſers Falkenſteine ſcheinen Variationen zu dem jovialen Text jenes alten, burſchikoſen Liedes zu ſeyn.

Das muß man Verfaſſer gelten laſſen, er hat hiebey im Kapitel des niedrigen und unflätigen Kernſpaſſes eine iſraelitiſche Fruchtbarkeit aufgethan. Zum Salz freilich erſchwingt ſeine Kunſt ſich niemals, wohl aber zu dem Salmiak, der ſeinem Grundbeſtandtheil nach aus verbrannten Kamelexkrementen zu gewinnen und rheumatiſchen Leſern allerdings zu empfehlen iſt.

Eine Figur aber müſſen wir noch hervorheben; weil ſie mit den Hauptperſonen tief verwachſen iſt, wie der Dünger mit der Artiſchocke, ja ſogar die Geſchichtsfabel des ganzen Romans an Einen infamen Streich derſelben ſich anhängt, wie Holzböcke an den Rehbock. Wir meinen Gangolfs verehrten Vater, Rüdiger Trüllerey. Wir kennen ihn ſchon aus ſeinem Vorleben im Juraflüchtling, welches durch einen chronologiſchen Schnitzer des Weltgeiſtes in's 18te Jahrhundert verſetzt worden, und wo er der Zeit als Obriſt Despars Repreſentant der ehrloſen Gemeinheit war, welche Charge er im 15ten Jahrhundert unſers Freihofs mit erhöhter Würde noch immer bekleidet. Durch den gerügten Anachroniſmus iſt es wahrſcheinlich gekommen, daß er im Freihofe als Rüdiger Trüllerey „den Spitzbart über der Oberlippe trägt,“ folglich auch die Naſe unter der Unterlippe [ſ. S. 141. Wir ſähen ihn gerne ſo eine Priſe Tabak nehmen.] Wir verließen ihn, wo er als todter Obriſt in den Roman reitet: hier marſchiert er taubſtumm als gleichgültiger Leichnam einher. Jener ſchlechte Streich aber, welcher der Hebel des Romans abgiebt, iſt Rüdigers

Eid- und Treubruch am Freunde, der ihn, als er von aller Welt verlaſſen eben im Begriff war ein Buſchklöpper zu werden, an ſeinen Buſen legt, und welchem er, zum Dank, den anvertrauten Schatz ſtielt. Er entflieht damit nach Straßburg, läßt ſich aus dem Diebſtahl hübſche Kleider machen, geht nach Hauſe, nimmt ein Weib, löst aus dem Gelde der reichen Truhe die verſchuldeten väterlichen Güter, die Kleinodien derſelben aber bewahrt er heimlich, um ſie dereinſt kriſpiniſch der Muttergottes von Aarau zu vergaben. Nach zwanzig Jahren ſpürt er etwas Angſt und Reue, eines Tags betrachtet er die Koſtbarkeiten wieder und — ſpürt ein noch lebhafteres Gelüſten ſelbſt die Muttergottes von Aarau vorzuſtellen, damit der eingeborne Sohn Gangolf nicht als ein armer Schlucker vor den reichen Falkenſteinern daſtehen müſſe. Da ſpielt ihm aber ſeine Phantaſie unberufene Streiche; er hat Geiſterviſionen; zerkratzt und mißhandelt ſich im Delirium; er wird aus Reue zum Leichnam, und macht ſich als ſolcher auf den Weg, den alten beſtohlenen und betrogenen Freund Jörg von Ende aufzuſuchen. Hiedurch geſchieht's, daß die guten Leute des Romans nach und nach, endlich Alle in dem Freihofe zu Aarau ſich einfinden. Der alte Sünder erhält in der tiefſten Zerknirſchung Ablaß vom Betrogenen, ja dieſer, der mittlerweile unter die Lollharden gegangen, giebt den dargebotenen Diebſtahl großmüthig zurück, und der Dieb, mit noch größerer Selbſtüberwindung und noch großmüthiger — nimmt ihn an zu eigenen Handen. — — Sogleich, als ob ſich die Milben und Würmer in ihm regten, wird der Leichnam lebendig, ſcherzluſtig, liebenswürdig, macht Pläne, ſeinen halbvergeſſenen uralten Stammbaum aus dem Burgverließ in die Mailuft zu verſetzen; es geht hoch und flott her im Freihofe mit Trinkgelagen und mancherley Kurzweil; Alle zerſchmelzen in wechſelſeitiger Liebe und freudigſter Zärtlichkeit, und Rüdiger wirbt unter herzzerſprengender Rührung, für den Sohn Gangolf um Veronika, welche aus der Beguttenkutte als Fräulein von Ende hervorſchlüpft. — Dieß Ende abgerechnet, hätte man Vorſtehendes für einen Protokollextrakt aus einem Zuchthausverhöre halten ſollen: aber was vermag nicht die Liebe, der Geſunde-Menſchen-Verſtand und ein beliebter Schriftſteller? —

Gleichwohl ſind etwelche Zweifel an der Treue des Protokollführers oder an der Wahrheit der Ausſagen zu erheben. So lebt, S. 29 des zweiten Bändchens Jörg von Ende „in unglücklicher Ehe und täglichem Streite mit ſeinem Weibe;“ ſie iſt „ein Ausbund des Schlechteſten, verlogen, verbuhlt, rachſüchtig und verſchmitzt;“ lebt „mit einem Edelknechte Konrad in heimlicher Unzucht.“ — Schon S. 86 läßt ſich aber der Jörg Lollhard ſelbſt zu Gangolfen alſo über dieſe Gattin vernehmen, nachdem er von ſeinem ehemaligen Glückszuſtande geredet: „ich ward durch die zärtliche Liebe einer Gattin getröſtet, und er (der Geiſt Gottes nämlich, der den Lollhard erweckt hat) brach auch dieſe Naturbande, und ich weinte mit meinem Kinde über dem Leichnam einer Heiligen.“ — Daß ein aufklärender Schriftſteller dergleichen Abſurditäten in ſeinem Buche ſelbſt verſchuldet habe, darf nicht präſumirt werden; nur unſer Scharfſinn iſt leider nicht kräftig genug, ihn aus dem Sumpfe, in welchem er ein geniales Bad genommen, herauszufiſchen, wir können nichts thun, als ihm Münchhauſens Beyſpiel zu empfehlen, der ſich bekanntlich ſelbſt am eignen Zopfe aus der Lebensgefahr zu ziehen wußte.

Bedeutend unwahrſcheinlich ſteht ferner das Verbrechen des alten Rüdigers überhaupt da, wenn man erwägt, erſtlich, daß er den falſchen Namen Günther von der Weide angenommen und dabey doch den verrätheriſchen, entſcheidenden Ring mit der Trüllereyen Wappen ſoll am Finger behalten haben; dann, daß er den Diebſtahl gewagt, obgleich der Freund dieſen Ring als Treupfand und Wahrzeichen vor der Entführung des Schatzes von Grimmenſtein zurückbehalten hatte; endlich daß Inkulpat angeblich ſtehenden Fußes ſich nach dem unfernen Straßburg begeben, ſich daſelbſt ſtattlich equipirt und allſobald ſeinen rechten Namen Rüdiger Trüllerey wieder annehmend zu ſeinem Vater nach dem Freihofe von Aarau zurückgekehrt. — Jörg hätte ja nur jenen Ring einem Wappenherolde vorzuzeigen gebraucht, um den Dieb, der im dreißig Stunden entfernten Aarau öffentlich haushielt, ſogleich zu ertappen. — Allein auch noch ſo plumpe, unwahrſcheinliche Ungereimtheiten ſind darum noch keine Lügen; ſo könnte man auch hier z. B. damit aushelfen, wenn man annähme, Rüdiger Trüllerey ſey mit eines Leichtſinns beyſpielloſer Dummheit ausgeſtattet geweſen; und wir befänden uns ſomit, ohne Wunder, plötzlich wieder im Gebiet des Geſunden-Menſchenverſtandes.

Daß bey ſo ſublimer Manier von jener Grille der Kritiker, vom Motiviren nämlich, nicht mehr die Rede ſeyn kann, verſteht ſich. Das zufällige Schickſal motivirt, indem es die Perſonen, wie Schaafe, bald einem ſündigen Wehrwolf ähnlich, auseinander ſprengt, bald wie ein weiſes Leithündchen ſie zur Weide führt, bald als löwenhaft brüllender Auerhahn ſie in die Ställe jagt. Was den Klauen entwiſcht und ſonſt verunglückt, dafür iſt Gangolf als allgemeiner Rettungshund angeſtellt, der mit dem Brodkorb umherlauft. —

Wie im Juraflüchtling der Gang der Geſchichtsfabel durch die Füße der Zu- und Abgehenden, durch Pferde- und lebendige und todte Menſchenfüße unterhalten wird, ſo auch hier, nur daß noch Hunde- und Eſelfüße ſchicklich hinzukommen, und daß der todte Obriſt, der dort nur gegen Ende zu Pferd in den Roman eingeritten, hier faſt beſtändig als Leichnam umgeht, ja zuletzt als jovialer Herbergsvater und Pläſirrath, der luſtige Töchter kommen läßt, fungirt.

Auch im Knoten-Schürzen und Löſen hat Verfaſſer ſich dießmal überboten. In der Rezenſion des Juraflüchtlings war es uns noch vergönnt, ihn als umgekehrten Alexander, der den Knoten gewaltſam ſchürze, zu bezeichnen; hier aber ſchwebt er ſo unerreichbar über allen Vergleichungen, als Schneegänſe über der Armbruſt. Schon anfangs des erſten Theils, wo der todte Rüdiger auftritt, häuft Verfaſſer ſein Werg zum Strick; im 2ten, wo der alte Sünder auf die Entſündigung ausreißt, wird der Strick gedreht und um den Roman gelegt. Von da an wo es immer graſſer hervortritt, daß der Schatz von Grimmenſtein vernünftigerweiſe gar nicht an Mann kommen kann, wenn die Helden bey einiger Reputation bleiben ſollen, Gangolf aber und die Begutte, wie Waſſer und Feuer, wenn ſich's miſcht, ſchlechterdings untergehen müſſen, weil der Fuchs, wenn er moraliſch werden will, nothwendig den Balg abſtreifen muß, wobey er ſich erkälten könnte: — von da an alſo, wird die Schlinge immer ſtraffer und galgenmäßiger angezogen, und wie ſie zum Knoten ſich ſchürzt, zappeln die Perſonen, wie erdroſſelte Droſſeln, in freier Luft! — Und hier ſieht Jeder ein, daß mit Knoten-Löſen gar nicht mehr zu helfen iſt; alſo wozu das? die todten Droſſeln müſſen eben in die Pfanne, wenn ſie nicht wie Veronikas holder Leib verdünſten, abgehen, abfallen ſollen. — Immerhin aber bleibt die ſchalkiſche Erfindung, den Leſer dadurch angenehm hinter's Licht zu führen, daß man den Roman in keiner Weiſe innerlich, ſondern lediglich durch das Ende des Drucks beendigt, ſehr originell und von ſchätzbarer Abgeſchmackheit. — Wenn man nun noch die unnachahmliche Offenherzigkeit nimmt, mit der der Verfaſſer in unmittelbar folgendem Nachwort erklärt: „hier bricht die Geſchichte plötzlich ab; ich weiß beynahe ſelber nicht, ob am gehörigen oder ungehörigen Ort;“ — daß Verfaſſer ferner gar nicht wiſſe, ob die Begutte „ihrer reinen Seelenliebe je einen irdiſchen Beiſatz [natürlich den beym Abſchmatzen entwickelten nicht mitgerechnet] geſtattet habe;“ daß aber urkundlich Gangolf „keine unmittelbaren Erben hinterlaſſen;“ endlich er in dieſem Nachworte überhaupt uns zum Troſte deutlichſt zu merken giebt, daß ja die erzählte Geſchichte gar nicht wahr ſey: — ſo mögten wir hienach wiſſen, was am Verfaſſer von Seiten des Genies wie des Herzens noch irgend zu deſideriren wäre? — Selbſt auch die Erzählung vom Falkenſtein, wie er als Auerhahn in den Freihof gewüthet, bezeichnet er, der Wahrheit getreu, als eine Unwahrheit; „es ſcheint [ſagt er] daß Falkenſtein ſeine beſchworene Urphede treulich gehalten, von der, weil ſie ein Geheimniß blieb, die Muſe wohl mehr weiß, als jede Chronik.“ — Ohne Zweifel meint der Schalk hier jene Muſe aus Tieck's verkehrter Welt, welche daſigem Apollo das Geſtändniß ablegt, ſie ſey aus Verzweiflung unter die Muſen gegangen.“ —

Wir haben uns verpflichtet, über Verfaſſers Schildederung der Schlacht bey St. Jakob an der Birs, noch etwas nachzutragen. Iſenhofer, der weiſe Spaß- und Gelegenheits- auch Verſemacher, erzählt dieſe Mähr den Leuten im Freihofe, und leitet dazu ein mit den mattherzigſten und abſurdeſten Gemeinplätzen, wie man dergleichen überall in Verfaſſers Geiſteswerken, auch täglich wo der Spießbürger zu Wein und Bier geht, genießen kann. Als da ſind: Ich [für mein Part] bin einmal des Glaubens, der Menſch thue ſelten große Dinge, ſondern das Schickſal [thue ſie ſelten]. — Was wir klein, was groß heißen, hängt von Farbe und Anſtrich ab, die wir ihm ſelbſt geben wollen [mithin vom Pinſel]. — Der Menſch iſt ein thörigweiſes Thier, daher in Allem ſein Thun Thorheit und Weisheit [eben des Thiers nämlich]" —. In der That läßt ſich auch aus dieſer letzten Offenbarung des Beſchreibers ſeine Schlachtbeſchreibung und der ganze Roman am beſten begreifen.

Johannes Müller ſtellt dieſe Schlacht, welche die ganze Welt in Erſtaunen ſetzte und den königlichen Feldherren der Feinde, den Dauphin zur Bewunderung hinriß, und die unſer Verfaſſer Iſenhofern in der Zeit erzählen läßt, wo der unmittelbar friſche Eindruck derſelben das geſammte Schweizervolk zur höchſten Bewunderung, zum Enthuſiasmus des Nationalgefühls muß erhoben haben, — über 300 Jahre nach derſelben mit der freudigen Wärme eines Zeitgenoſſen und mit der, nobelen Seelen eingebornen, hohen Ehrfurcht vor großen Thaten und Heldencharakteren dar. Ausländiſche Geſchichtſchreiber, ſagt Müller, zogen den Tag an der Birs der Thermopylenſchlacht vor. „In der That (fährt er fort) fing er mit Fehlern an, die nur dieſer Ausgang gut machen konnte." Dann von den Helden: „Sie warfen ihre Leichname wie zu einem Bollwerk auf, welches mehr abſchreckte, als die ſtärkſte Mauer." — Alles was Müller in dieſer Nachrede über die Schlacht körnig und würdig ſagt, wird hier Iſenhofern in die Zähne gegeben, damit er es verknätend und wiederkauend karikire. Was Müller Fehler nennt, daß die Schaar mit den beyden erſten Siegen noch nicht zufrieden, durch die Birs rannte und den Rain erkletternd ſich in die zahlloſe Uebermacht ſtürzte — mithin ſtrategiſche Fehler aus übermächtiger Schlachtbegier: das heißt bey Iſenhofern: „die Vaterlandsſchlacht iſt ein dummer Streich geweſen" — „das war Toll-Manns-Werk" — „das war Toll-Manns-Werk, das Raſerei" — darum war's Toll-Manns-Werk und die Schlacht als wahrhafter

Narrenſtreich, wider alle Mannszucht angehoben" — „da ſahen ſie ihren Thorenſtreich ein, aber ſie beſchloſſen, ihn [den Thorenſtreich] glänzend auszumachen." — Sagt' ich's nicht, es war zu einem Thorenſtück ein weiſer Schluß." — Ihre Leichen mußten die blutige Schwelle des Vaterlandes [über die man alſo einpaſſiren ſoll,] werden, ſonſt wär' ihr Tagewerk ein Thorenſtreich geblieben, wie es mancher andere geblieben iſt." — So könnten wir Satz für Satz die Karikaturparallele durchführen, wenn es nicht höchſt widerlich wäre, Philiſterkritiken über Heldenthaten zu hören. Denn, wahrlich, wir wüßten ſchlechterdings nicht, wie Michel und Spießer ſich ſalbungsvoller auslaſſen wollten über den Tag bey St. Jakob, als unſer Junker Iſenhofer, und etwa ein Vellejus Paterculus. Wir haben nichts zu wünſchen, als daß dem Junker zum Dank für ſeine Erzählung ein Ableger von jener Roſe verehrt worden wäre, die Arnold Schick, Feldhauptmann von Uri, ſterbend dem höhnenden Burkhard Mönch zu riechen gab.

Stapelia Mixta von Dr. Miſes.

Leipzig. 1824. 8. S. 205.

Unter dieſem ſonderbaren Titel, der eigentlich eine Stinkblume bedeutet, hat der geiſtreiche Verfaſſer 16 Aufſätze geliefert, theils ſentimental-humoriſtiſch-ſatyriſchen, theils philoſophiſchen Inhalts. Von letzterer Art iſt eine Symbolik der Kegelſchnitte, die höchſt ſinnreich ausgedacht iſt. Unter den Aufſätzen der erſteren Art ſind die meiſten vortrefflich, und es charakteriſirt ſie, daß ſie bey allen Ausſchweifnngen des Witzes doch äußerſt verſtändlich ſind, und gleichſam den Humor Jean Pauls fürs größere Publikum überſetzen. Es ſcheint uns am paſſendſten, den Verfaſſer in folgendem kleinen Aufſatz über den Tanz ſich ſelbſt empfehlen zu laſſen.

Ueber den Tanz.

Der Tanz iſt die erſte Kunſt, nicht blos auf der Erde, ſondern überhaupt auf der Welt. Iſt es doch als wenn dem ganzen Univerſum bey der Schöpfung auf einem Oberonshorn wäre geblaſen worden, ſo daß es ſich drehen muß in ewigen Kreiſen. Macht nicht jede Erde ihre Pas nach Kräften und Vermögen, und ſelbſt die Sonne, der wegen ihrer Corpulenz zu viel Bewegung nicht zuzumuthen iſt, dreht ſich um ſich ſelbſt, von der allgemeinen Tanzluſt hingeriſſen. Was unſere eigene Erde betrifft, ſo hat die Art Zweitritt, die ſie mit dem Monde im ovalen Lampenhellen Tanzſaale macht, ohnſtreitig die erſte Veranlaſſung, zur Erfindung des Walzers gegeben. Den man daher mit vollem Rechte, einen himmliſchen Tanz nennen kann. An dieſe großen Beyſpiele halte man ſich, und laſſe Moraliſten und Aerzte ſchwatzen, welche den Tanz verdammen, Erſtere, weil ſie guter Sittenregeln ſich gewöhnlich zwar im Kopfe, deſto ſchlechter aber meiſt in den verdorrten Füßen bewußt ſind, Letztere, weil ſie nur zu wohl einſehen, daß der Tanz das einzige Mittel iſt, uns, indem wir den Winken der Natur folgen, geſund an Leib und Seele zu erhalten, und ſie daher durch denſelben um ihr ganzes Verdienſt kommen würden. Denn lehrt ihnen nicht ihre Anatomie, wie unſer ganzer Fuß durchaus zu nichts weiter, als zum Tanzen eingerichtet iſt, wie ein Muſkel daran für das pas glissé, ein anderer für das pas floré gebaut erſcheint u. ſ. f., ſo daß es auf jeden Fall, eben ſo viel Arten Pas als Beinmuskeln geben muß; wie der Menſch blos darum Zehenſpitzen, und ein Gelenk am Fuße hat, damit er auf den Spitzen ſich heben, und den Fuß gebührend ſtrecken könne; wie ihm auch polſtriche Wadenmuskeln, oder wenigſtens, Stellen, künſtliche daran anzubringen, mit gegeben ſind, das Entrechat daran zu effectuiren, und wie in allen jenen Muſkeln Nerven laufen, blos damit ſie, ſo wie ein Geigenſtrich ertönt, in die zum Tanzen gehörigen Convulſionen gerathen können. Der Arzt weiß es, daß er bey einem Tanzenden nichts zu ſuchen hat, der ein Glas Punſch oder Limonade auf einmal hinunter zu ſtürzen jeder Flaſche: „alle zwei Stunde ein Eßlöffel“ vorzieht, darum geht er in die Stuben, wo Leute matt umherſchleichen oder träge im Bette liegen; an dieſen rächt ſich die Natur für die Vernachläßigung ihres Willens; warum tanzen die Narren nicht? dann wären ſie ſicher nicht krank oder todt. Es giebt doch gewiß auf der Welt keine beſſere Motion, als einen recht raſchen Walzer nach einer gut geſtrichenen Geige. Wer ſonſt gegen dieſen Tanz eingenommen iſt, braucht ſich ja auch nur vorzuſtellen, wenn er einem Balle mit zuſieht, die Leute darauf, die ſich die Woche hindurch krank geſeſſen, trieben ſich blos des Schwitzens, und um den Säfteumlauf zu befördern, im Kreiſe herum, weßhalb auch mancher noch mit Armen und Füßen, dabey rechts und links nach Vermögen ausſchlägt, und er muß die Sache ganz zweckmäßig finden.

Ich für mein Theil wollte lieber ein hölzerner Kreyſel ſeyn, den der Knabe mit der Peitſche, wie uns der Muſikant mit dem Fiedelbogen zum Tanze encouragirt, als ein grundgelehrter Mann, deſſen Beine weiter nichts verrichten, als zu bewirken, daß der Stuhl auf dem er ſitzt, ſtatt vier, dann ſechs hölzerne Füße hat. Nur darum iſt ja die Kugel die vollkommenſte Geſtalt, weil ſie unendlich viel Beine zum Tanzen hat, ja rundum blos aus ſolchen beſteht; denn jeder Punkt an ihr iſt eine Zehenſpitze, auf der ſie ſich drehen kann und wirklich dreht, bey der leiſeſten Anregung. Wir unvollkommene Weſen haben nur erſt zwei Punkte mit dieſer Geſtalt, die ein alter Weiſer die göttliche nannte, gemein, mittelſt derer wir die kreisförmigen himmliſchen Bahnen nachahmen ſollen; aber dieſe beyden Organe ſind auch die edelſten unſeres ganzen Körpers; wie zwei Konſule einſt die ganze Laſt des Staates, ſo haben ſie die ganze Laſt unſeres Organismus zu tragen, zu lenken und zu regieren, der ihrer Willkühr unbedingt gehorchen muß; und wie an einer Nadel der plumpe Kopf blos der Spitze halber vorhanden iſt, ſo hat auch im Menſchen der Kopf nur in Bezug auf ſeine Füße Werth, in wie fern er mittelbar oder unmittelbar der Kunſt der Füße Vorſchub leiſtet.

Es bedarf gar keiner tief eingehenden Vergleichung, um den Werth den die Tanzkunſt vor allen übrigen Künſten behauptet, einleuchtend zu erkennen. Wer bleibt vor einem ſchönen Gemälde länger, als fünf Minuten ſtehn; dann ſpricht er: o! wunderſchön und geht weiter, und erzählt, er habe eine Stunde bewundernd davor geſtanden; wer aber geht willig vom Ball, bevor nicht das Abendroth vom Morgenroth abgelöst iſt, und ſagt dann, die Zeit habe ihm nur fünf Minuten gewährt? — Warum wird die Muſik mit einem ſo lebendigen Eifer betrieben, als damit ſchöne Hände zeigen können, daß ſie ſo gut auf den Taſten tanzen können, als die Füße auf dem Boden? Warum haben ſich ſo große Harmoniekünſtler bilden müſſen? als damit ſie Opern ſchreiben, aus denen ſich Wiener und Hopſer machen laſſen; ja man kann es als das Kriterium einer guten Muſik anſehen, daß ſie hiezu tauglich iſt. Wer von den ſchönen Herrn beſucht in L. aus einer andern Urſache das Konzert, als ſich zum nächſten Balle dort zu engagiren; oder wenn er wirklich Geſchmack daran findet, iſt es doch nur, weil er weiß, oder vielmehr mit dem lauſchenden Ohre unbewußt ahnet, daß die Töne ſelbſt nur in einem Tanze der kleinſten Körpertheilchen beſtehn, die dabey ſo zierliche Touren (Klangfiguren) bilden, als unſere größten Tanzkünſtler nur immer herauszubringen vermögen, ſo daß ein Tonkünſtler eigentlich nur für einen Tanzmeiſter der Körpertheile zu achten, der in ihr ſonſt ungeordnetes Hüpfen Regel und harmoniſche Ordnung bringt. Wer von den übrigen hat nicht in der dritten Stunde, wenn nicht ſchon in der zweiten oder erſten, die Uhr mehrmals herausgezogen, wer ſich nicht herzlich nach der Pauſe geſehnt, gleichſam einer Oaſe in langer trockener Wüſte, wo er Thee und Eis zur Erfriſchung findet, wo das Sturmgebrauſe des Geigens und Flötens endlich verſtummt, ſo daß er auch zu einem vernünftigen Worte kommen kann; weſſen Ohren haben nicht ihre Einlaßkarte an die Augen abgegeben und wer von allen denen hat ſich nicht dann bitter gelangweilt, wenn er auf dem großen bunten Beete, voll nach warmen Strahlen lechzender Blumen, die Seine nicht hingepflanzt fand. Wer aber hat je während des raſchen Walzers ſeine Hand hinter der ſchlanken Taille weggezogen, ſie gähnend vor den Mund gehalten, wer von jenen, die nur die Füße auf dem rechten Flecke haben, wählt wohl lange, wenn dort eine Bethovenſche Symphonie geſpielt wird, und hier ein Ipſilanti, ob er dort in Harmonien ſich wiegen, oder hier die Füße zierlich ſchlenkern ſoll? Wer ſchwitzte nicht willig, daß ihm der Schweiß zu allen Poren herausdringt, als wäre er ein Faß der Danaiden, und keucht und ſtöhnt und zerarbeitet ſich, und läßt ſichs unendlich ſauer werden, daß der Zuſchauer, der keine Ahnung von der Kunſt hätte, inniges Mitleid mit ihm fühlen müßte; und das alles thut er, ohne bezahlt zu werden; er läßt ſich die Kleider voll Staub dabey werden, den Frack mit Wachs beträufeln, zerkratzt ſich die Schuhe am Boden, macht einen ganzen Waſch-Anzug auf einmal ſchwarz, ſpuckt wenn der Schweiß nicht mehr zureicht, Blut aus Naſe und Mund, hat nichts, gar nichts davon; nur alſo der hohe innere Werth des Tanzes kann Urſache ſeyn, daß er ſich allem dieſem Ungemach ſo willig unterzieht. Mit Recht läßt ſich aber auch in der That der Tanz, als ein Aufflug nach dem Himmliſchen, Göttlichen betrachten, als ein Streben zur Engelsnatur; wir glauben Flügel zu haben, wollen uns in die Höhe ſchwingen; aber es wird nur ein Hopſen, weil uns die Laſt unſeres irdiſchen Körpers wieder zurück drückt. Doch wir laſſen es nicht an einem Verſuch bewenden, und erſt, wenn wir matt ſind vom vergeblichen Mühen, laſſen wir ab, und mancher fand ſeinen Himmel ſchon in dem Aufſtreben nach demſelben.

Mit der Dichtkunſt würde ſich die Tanzkunſt wirklich ſchämen, heut zu Tage in Vergleich zu treten; abgerechnet, daß dieſe doch wenigſtens auf zwey gleichen, jene aber überall auf einem langen und kurzen Fuß einherſchreitet, ſo iſt auch die Tanzkunſt eine freie Kunſt, die Dichtkunſt aber im Grunde ja jetzt ein zünftiges Handwerk zum Behuf des Broderwerbes, wobey ich mich, nur beiläufig geſagt, wundre, daß die Dichter nicht auch mit den übrigen Gewerken in gleichem Maße in Cultur und Selbſtgefühl vorgeſchritten ſind, um, wie der Schneider ſich jetzt Kleidermacher genannt wiſſen will, ſo das ſchlechte „Dichter“ in Verſemacher umzuändern, und dabey paſſende Schilder auszuhängen, damit man wiſſe, bey wem man in vorkommenden Fällen etwas nach Maß und Zuſchnitt zu beſtellen habe; auf welchen Schildern dann etwa Apoll, der Patron der Dichter zu mahlen ſeyn würde als Schemen aus Haut und Knochen beſtehend, wie er mit ſeiner Lyra nach einer fetten Speckſeite wirft, oder wie er damit zu einer Hochzeit, um ein Stück Hochzeit-Kuchen aufſpielt, oder wie er ſich mit den Blättern ſeines Lorbeerkranzes eine warme Suppe würzt. Man malt ja auch den Bacchus und Silen auf ähnliche Weiſe an die Schenken, und man könnte ſelbſt das Bild dieſer heut zu Tage für Apollo's ausgeben, um es als Emblem vor des Dichters Thüre zu hängen; denn allerdings ſcheint es, als ob Apoll vom Pegaſus, dem Pferde ganz abgeſeſſen wäre, und Bacchus wird ja auch häufig gemalt, auf einem Faß edlen Weins ſitzend, und ſich ſo ungeberdig benehmend, als ob ers auf einen Schluck leer getrunken hätte, und dem ungeachtet einen Strahl des klarſten Waſſers von ſich laſſend. —

Gar wohl erkannten auch die alten Griechen, daß die Tage, die der Gottheit heilig ſind, nicht würdiger gefeiert werden können, als durch ſchön geſchlungene, ſeelenvolle Tänze, die um den prangenden Altar kreisten. Im Grunde iſts auch heut zu Tage noch nicht anders, Feſttag und Balltag ſind eins, und die Woche — beſonders je höher wir in den gebildeten Ständen hinaufſteigen — blos Vorbereitung zu ſolchem; nur trennt man die Sache jetzt mehr, und ſtatt um den Altar wie ehemals zu tanzen, ſetzt man ſich, wenn für das Weſentlichere, den Ball ſelbſt, nicht noch nöthige Vorkehrungen zu treffen ſind, des Morgens eine Weile neben den Altar, und denkt dabey wenigſtens andächtig an den Abend, und dann Abends wird der Tanz ohne Altar executirt; denn zum Unterſatz von Weihrauch und Myrrhen-Gefäßen braucht er nicht mehr zu dienen, da jeder an der Feier Theilnehmende ſein Parfüm bey ſich führen muß, auch hat man ja an vielen Orten noch einen Platz für das Büret im Tanzſale zu erſparen. Der Griechen Tänze möchten wohl auch einen ganz andern Charakter tragen, als unſere jetzigen. Den Walzer kannten jene antiken Leute gar nicht, wie ſie denn überhaupt ſich mehr um eine Objectenwelt außer ſich drehten, als um ihr eignes Ich, wie wir thun, weil ſich jeder jetzt ſelbſt als Centralpunkt kennt und achtet, der als ſolcher ſich nur um ſich ſelbſt zu bewegen hat, wie's denn im Walzen nicht anders geſchieht. Mir geht's freilich, wenn ich höre, daß die Griechen und beſonders die Griechinnen keinen Walzer hatten, wie jenem Indianer, der ſich wunderte, daß man in England leben könnte, da man ihm ſagte, das Land habe keine Cocosnüſſe.

Es iſt nicht zu leugnen, wie überhaupt das ſchöne Geſchlecht uns häufig an feinem Gefühl für das Schöne — mithin auch für die eigene Schönheit — übertrifft, daß wir auch in der Schätzung der Tanzkunſt die Segel vor ihnen ſtreichen müſſen. Es iſt wahr, wir drehen uns gern auch einmal herum, aber wir jagen, wir reiten, wir fechten auch gern; dem Mädchen aber geht nichts über den Walzer, ſelbſt nicht das neue Kleid, das ſie dabey anhat, und ich bin überzeugt, daß jedes Mädchen gern den einen Fuß hergeben würde, ſobald ſie ſich dadurch die Erlaubniß erkaufen könnte, mit dem andern noch zu walzen, da ja manche um einen Walzer übers Maß, mehr noch willig hingibt, das ganze Leben, und ſo im eigentlichſten Sinne des Worts für ihr Leben gern walzt. Erinnere ich mich doch in Paſſavants Lebensmagnetismus geleſen zu haben, daß Mädchen, die ſo gelähmt waren, daß ſie für gewöhnlich ſich beynah nicht rühren konnten, ſich faſt, ohne müd zu werden, drehten, wenn es zum Tanze kam.

Wie ſo züchtiglich ſitzt jenes Mädchen da, und ſcheint kaum etwas mehr zu ſeyn, als ein kunſtreicher Hebel, angebracht an den Stricknadeln, ſie in Bewegung zu ſetzen; ihr Auge kriecht vor jedem, es treffenden, kühnern Blick furchtſam in ſein Gehäus zurück, und ſtreckt erſt nach langer Zeit einen Blick, wie ein prüfendes Fühlhorn darunter hervor, ob kein Stein des Anſtoßes mehr im Wege liege; tippe mit dem kleinen Finger an ſie, und ſie läuft davon, als ob eine Spinne vorn d'rauf ſäße; ſieh ſie draußen; trippelt ſie nicht, als wenn ſie mit einem Ameischen ſpaziren ginge und St. Andreas gelobt hätte, der Spitze des einen Füßchens nimmer den Hacken des andern ſehen zu laſſen; ſieh dieſes mechaniſche Kunſtwerk auf dem Ball wieder; nur der Tanz iſts, der ihm Leben, der ihm Seele einzuflößen vermag; ihr Fuß reißt ſie jetzt von ſelbſt mit fort, und fängt ſchon beym erſten Ton an, ungeduldig nach dem Takt den Boden zu ſchlagen, dem muthigen Schlachtroſſe gleich, das beym Ertönen der Kriegs-Muſik die Erde ſtampft, unwillig über den Zügel, der es noch zurück hält. Fügſam ſchmiegt ſie ſich jetzt in den kühnſten umſchlingenden Arm; alle Muskelwellen wogen ſtürmiſch an ihr; ihr Auge glüht zündend und entzündet durch die Gluth der fremden Blicke, in Wort und Blick und jeder Bewegung ſpricht ſichs aus, daß ſie ſich einer höhern adlichern Sphäre angehörig fühlt. Und iſt der Ball nicht eine ſolche? ſind nicht die Titel Göttin und Engel ſo gemein auf dem Balle, als der Titel einer Citoyenne in jeder Republik, ſind wir nicht alle ſonſt duftloſe Blumen, und fangen dort an trotz Moſchus und kölniſchem Waſſer Wohlgerüche zu verbreiten; zieht nicht jeder und jede den alten Adam ganz und gar aus, und wandelt in einem neuen Leben mit einem neuen und verklärten Leibe im Himmel des Ballſaals? Werden nicht alternde hier wieder jung und gleichſam aufgekocht, werden nicht mancher Runzeln zu Ackerfurchen, für Roſen des ſchönſten Carmins, ſchlagen nicht an jeder Dame ſelbſt Haare und Kleider in Blumen aus, wachſen nicht der Haar- oder Lockenloſen die herrlichſten Touren und Locken, dem Wadenloſen die ſchönſten vollkommenen Waden an; ja, wird nicht das unmöglich ſcheinende möglich? Ein Fuß, wie ein Kamel, kriecht, er wolle oder nicht, durch die Nadelöhr-Mündung eines Puppenſchuhs, eine Hummeltaille ſtreift einen Weſpenbalg über, der keifendſte Mund ſchminkt ſich mit einem Engels-Lächeln; ſteinharte Herzen, durch Thränengüſſe nicht erweichbar, ſchmelzen ſentimental von der Brühe zuckerſüßer Worte gewältigt, die ſchwärzeſte Aſchenbrödel brüſtet ſich, eine weißgewaſchene Prinzeſſin; kleidermachende Jünglinge entwickeln die ſonſt ewig zuſammen gefalteten Beine; der Pharmaceut bietet ſtatt Lattwergen neben ſüßen Worten und Blicken noch ſüßere Zuckerplätzchen, wer hält das für unſer gewöhnliches irdiſches Leben!

Es iſt hiernach gar nicht zu verwundern, warum für viele Schönen der Sommer die traurigſte Jahreszeit iſt, die es gibt, weil er den Bällen gewöhnlich ein Ende macht; zwar hat man die Freuden der Natur; allein wie wenig Erſatz vermögen dieſe zu gewähren. Der Sonnen-Aufgang, ja er mag ganz herrlich ſeyn, aber die Sonne paßt es allemal ab, daß ſie früher aufſteht als wir ſelbſt, ſo daß ſie zwar bey der Toilette unſerer Damen, durchs Fenſter zuſieht, umgekehrt aber ſich nicht von dieſen bey ihrer Toilette zuſehen läßt; eben ſo maliziös verfährt ſie beym Untergange, ſie nimmt gewiß jedesmal die Zeit dazu wahr, wo die ſpazierengehenden Damen grade in einem eifrigen Geſpräche über einen Hut, Schuh, oder ein anderes Stück der menſchlichen Hülſe begriffen ſind; ſo daß dieſelben nichts davon gewahr werden. So wachſen zwar auch recht ſchöne Blumen im Sommer, allein grade auf ſolchen Stellen, wo meiſt nur Schaafe und Kühe hinkommen. Dagegen auf den Spaziergängen der Menſchen Wegſtaub den Blüthenſtaub reichlich erſetzt. Was hat man alſo am Ende im ganzen Sommer, das uns das Wintervergnügen des Tanzes erſetzen könnte; der Sommer iſt höchſtens als ein Verſuch der Natur zu betrachten, und für die Entbehrung des Tanzes in einer gewiſſen Zeit, in der wir neue Kräfte zum Wintertanze ſammeln ſollen, etwas zu entſchädigen, und als ſolcher verdient er unſere dankbare Anerkennung; und blos deßhalb mag auch die Sonne ſo heiß im Sommer ſcheinen, weil die menſchliche Natur eigentlich auf eine tägliche Schweißausleerung durch den Tanz angewieſen iſt — der hier einſeitig, phyſiſch betrachtet, gewiſſermaßen das bewirken ſoll, was das Preſſen und Huſten bey andern Ausleerungen — dieſe aber im Sommer wo der Menſch auszuruhen hat, unterbrochen werden würde, wenn nicht die Sonne ſich hier als Diaphoreticum ins Mittel ſchlüge. Gewiß iſt auch die eigentliche Bedeutung des Spruchs: „Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen,“ keine andere: als du ſollſt nicht eher eſſen, als bis du dich in Schweiß getanzt haſt.

Wollte man ſelbſt gegen alle Vortheile der Bälle ſtockblind ſeyn, ſo würde man doch nothwendig zugeben müſſen, daß Bälle die Arbeitſamkeit der jungen Mädchen auf das vortheilhafteſte befördern. Manche, die ſonſt keine Nadel anrühren, und die Hände müſſig in den Schooß legen würde, wird durch den Ball zum angeſtrengteſten Kunſtfleiße aufgeregt, und ihre Finger fliegen vor dem Balle eben ſo geſchwind, als ihre Füße auf demſelben. Jedem Mädchen gibt ein Ball acht Tage vorher, und dann geiſtig noch acht Tage nachher zu thun, ſo daß die ganze Zwiſchenzeit von einem Ball zum andern, entweder nur ein Düngen, Ausſaat für die Erndte des Ballabends, oder ein Nacheſſen von den Früchten desſelben iſt, die ſie in der Nacherinnerung und noch mehr in der Nachrede genießt.

Man denke ſich einen Maler, der ſich ſchon Wochenlang mit der Idee zur Ausführung eines Gemäldes herum getragen hat, man denke ihn, wie er die beſte Leinwand, die glänzendſten Farben in allen Läden aufzutreiben ſucht, wie er faſt eſſen und trinken vergeſſen, von ſeiner Staffeley nicht weicht noch wankt, einzig und allein mit der Ausführung ſeines Gemäldes beſchäftigt, das ihm am Tage der Ausſtellung Ruhm erwerben ſoll, wie er hundertmal übermalt und retouchirt, indem er das Bild, das er im Geiſte trägt, nicht ſo ganz wie er möchte anſchaulich darzuſtellen vermag, wie er weiß, daß ſeine Idee göttlich iſt, und wie er, wenn er nun zuletzt alles geendigt hat, das feſte Vertrauen hegt, jeder werde bey den übrigen Gemälden vorübergehn, nur bey dem ſeinen ſtehen bleiben, — kann man ſich einen ſolchen Maler lebhaft vorſtellen, nun ſo ſetze man ſtatt des Malers ein junges Mädchen, ſtatt der Staffelei den Spiegel, ſtatt des Pinſels Nadel und Scheere, ſtatt Leinwand und Farben, Seidenzeug und Bänder, ſtatt des Gedankens zum Gemälde die beſte Idee, die ein Mädchen von ihren Reizen nur immer haben kann, und man braucht nichts mehr zum Bilde eines Mädchens, das ſich auf einen Weihnachts- oder andern großen Ball zurichtet. —

Der Himmel verzeihe den tyranniſchen Vätern und Müttern, die ihren Töchtern einen Ball verſagen können; gewiß ſind mehr Mädchen am Gram über verſagte Bälle geſtorben, als am Ball ſelbſt; und wenn ſich ſelbſt eine oder die andere die Schwindſucht auf dem Ball holte, iſt es denn nicht ſchöner flott aus dem Leben zu tanzen, als krumm und grämlich am Stabe daraus fortſchleichen, und den einen Fuß ein paar Jahre eher ins Grab ſetzen, als den andern? Wenn ein Mann im Felde fällt, ſo heißt es, er iſt auf dem Bett der Ehre geſtorben; nun für ein Mädchen iſt ein Ball ein ſolches Bett der Ehre, und ein wackeres Mädchen wird dem Tode durch den Tanz, und ſäh ſie ihn leibhaftig vor ſich, mit eben ſolchem Muth in die Augen ſehen, als ein Tapferer dem auf dem Schlachtfelde, höchſtens wird ſie noch um Friſt zu einem einzigen Walzer bitten.

Grauſam auch nenne ich die Mutter, welche die Tochter, die widerſtrebende, die ſchmeichleriſch koſende, hinwegzieht, mit

Gewalt vom Balle, ehe noch der Hahn den Nachtwächter ſchlafen gehen heißt. Barbarin, rührt dich nicht der flehende Blick der Holden, wenn bat ſie je ſo ſüß? — Du ſchadeſt dir, mein Kind, es iſt genug für Heute, — du wollteſt wirklich fort, kaum bin ich warm geworden — ja, ja, mich ſchläfert längſt, und ſieh, der Vater ſchilt — nur noch den Cotillon, dann will ich gerne dir folgen, — nicht einen Walzer mehr, du haſt dich noch zu kühlen, du mäßigſt dich auch nicht, du wirſt die Folgen fühlen. Und ſiehe jetzt rufen die Flöten und Geigen, von neuem die Paare zum munteren Reigen; ihr wackelt von ſelber der Fuß, der ſüßeſte Herr der ganzen Schaar kommt zephyrgleich auf den Zehen gegangen; mein ſchönes Fräulein darf ich's wagen? — Die Arme ſie muß es ihm abſchlagen; und ſieht ihn jammernd in ihrem Innern, mit einer andern durch die Reihen ſchimmern; ſie wickelt den Schawl voll Unmuth um, und ſchmollt nun mit der Mutter nach Hauſe; es kommen es kommen die Paare all, ſie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder, das Mädchen ſieht keines wieder.

Miszellen.

Kaiſer Wenzel war einer der luſtigſten Tyrannen von der Welt. Er pflegte nicht leicht witzig zu ſeyn, ohne damit eine Grauſamkeit zu verbinden, und war nie grauſam ohne Witz. So ließ er einſt den Scharfrichter von Prag zu ſich kommen, warf ihm vor, ſo viele Menſchen geköpft zu haben und wollte ihm nun ſelber einmal zeigen, wie es thäte, befahl ihm hin zu knien und ſchlug ihm mit eignen Händen kunſtgerecht das Haupt ab. Ein andermal warf er ſeinem Koch vor, warum er ſo viel unſchuldige Thiere an dem Spieße gebraten, und ließ ihn gleich darauf ſelber an den Spieß ſtecken. — Der Adel von Böhmen hatte ſich in den Beſitz der meiſten königlichen Kammergüter geſetzt, obwohl auf rechtlichem Wege. Wenzel wollte ſie durch einen Machtſpruch ohne weiters wieder an ſich bringen. Die Stände weigerten ſich. Da ließ er auf freiem Felde drey große Zelte aufſchlagen, ein ſchwarzes, ein rothes und ein weißes und lud die vornehmſten Beſitzer der Kammergüter zu ſich ein. Der Kaiſer ſaß mit ſeinen Räthen im ſchwarzen Zelt und ließ die Geladenen, einen nach dem andern, eintreten. Sie wurden befragt, wie lange ſie die Güter beſäßen, wie viel ſie eintrügen u. ſ. w. Als ſie ſich weigerten, dieß zu ſagen, wurden ſie in das rothe Zelt geführt und augenblicklich geköpft. Einer vom Adel merkte indeß, daß ſeine Vorgänger nicht wieder kämen und ſprach demüthig: Gnädiger König, ich habe zwar meine Rechnungen nicht mitgebracht, aber ich überantworte die alle meine Güter, die ich bisher von deiner Gnade genoſſen. Der König erwiederte: Lieber, da haſt du gut und vernünftig geſprochen. Gehe nur hin in das weiße Zelt. Die noch übrigen thaten ein gleiches und ſie erhielten im weißen Zelt den Beſitz der Kammergüter beſtätigt; nur die Widerſpenſtigen verloren ihn mit dem Leben. — Einer der ſeltſamſten Gewaltſtreiche dieſes Kaiſers, worüber ganz Deutſchland jubelte, war der Befehl, daß alle Schulden, welche die Juden des Reichs von den Chriſten zu fodern hätten, null und nichtig ſeyn ſollten. So ſehr Iſrael jammerte, der Befehl ward pünktlich vollzogen. Wie mancher gute Chriſt wird wohl heute nach dem Kaiſer Wenzel ſeufzen!

— Unter den jetzt faſt vergeſſenen Zügen deutſcher Treue, hat uns die Geſchichte auch folgenden bewahrt. Zu der Zeit, da Ludwig der Baier den Gegenkaiſer Friedrich von Oeſtreich bekämpfte, gerieth einer ſeiner tapferſten Vaſallen, Stephan von Gumpenbach, mit einer Streifparthey der Gegner zuſammen. Indem er aber auf ſchnellem Roß den Seinigen voraus in den Streit ſtürzte, traf ihn einer von den Feinden, Heinrich Swimkreiſt, mit dem Beynamen Ungeheuer, mit einem Pfeile, ſo daß jener die Wunde für tödtlich hielt. Doch raffte Stephan ſich auf und nahm ſeinen Gegner gefangen. Da er aber befürchtete, ſeine Leute möchten, wenn ſie herbeykämen und ihn verwundet erblickten, den Gefangnen umbringen, ſo gab er ihm ſein Pferd und hieß ihn mit Hülfe deſſelben entfliehen, doch unter der Bedingung, daß er ſich wieder in die Gefangenſchaft ſtellen ſolle, falls er, der Sieger, von der tödtlichen Wunde geheilt würde. Heinrich nahm das Pferd und floh. Als er aber nach einiger Zeit erfuhr, Stephan ſey vom Tode gerettet worden, kam er, ſeinem Worte treu, mit dem Pferde zurück und ſtellte ſich wieder in die Gefangenſchaft.

— Auf einer berühmten deutſchen Univerſität machte ein abgehender Muſenſohn ſein juriſtiſches Doktorexamen. Man legte ihm eine Konſtitution des Kodex vor; der Doktorand überſetzte die gewöhnlichen Eingangsworte folgender Geſtalt: Sancimus — Allerheiligſter — hac lege — wenn du dieſes lieſeſt — in perpetuum valitura — leb' ewig wohl.

„Meine Herren!“ unterbrach ein Profeſſor die lachende Fakultät: „Ich mache den Vorſchlag, dem Herrn Doktoranden ein Diplom auszufertigen mit den Worten: in perpetuum valitura.“ —

Wie viele dergleichen Diplome hätte ein deutſcher Geſchmacks-Areopag alljährlich nach Oſtern und Michaelis auszufertigen?

— Schlechte ernſthafte Lektüre wirkt wie der Salpeter: in Waſſer gethan erkältet er es eine Weile, mit vollendeter Auflöſung aber hat es auch ſeine vorige Temperatur wieder. — Schlechte komiſche Lektüre, iſt Salpeter auf Kohlen geſtreut: er verpufft mit einigem Knalleffekt und löst ſich in Laugenſalz auf.

— Man hat oft den Menſchen mit dem Strom verglichen: es iſt noch zu bemerken, daß nur die Ströme durchaus nicht rauſchen und brauſen, welche im Moraſt ſchleichen.

Neue Fabeln

von Demokrit Schmerzenreich.

11. Scharfe Barmherzigkeit.

Das Thal ſchrie auf zum Föhn:
„Was wirft dein wild Geſtöhn
Lauwinen ab den Höhn,
die Bäche zu empören,
die Matten zu zerſtören?
Kannſt du denn nicht gelind
den Winterſchnee zerthauen?“

„Nein! rief der Frühlingswind;
hoch liegen noch die grauen
Schneewolken auf dem Land;
groß iſt der Widerſtand
den Oſt' und Norde kämpfen;
wollt' ich ſie gütlich dämpfen,
und ſollte, nur gemach,
tropfweiſe nach und nach
der Froſt geſchmolzen werden:
nie würd' es Mai auf Erden!
Des Siegertrittes Spuren
deck' ich mit grünen Fluren.

Neue, lyriſche Gedichte in der Schweiz.

1.

Liederkränze von Hans Georg Nägeli.

(Zürich, bey H. Georg Nägeli. Frankfurt a. M. bey J. D. Sauerländer, Leipzig Fr. Fleiſcher ꝛc.)

Unter den Sängern der Schweiz, welche dieſes neue Jahr mit ihren Liedern begrüßt haben, war Herr H. G. Nägeli der erſte, dem — zuzuhören wir uns gedrungen fühlten. Ein Mann von ſo entſchiedenem Verdienſt um deutſchen Geſang und um Liedercompoſition läßt auch Ungemeines in Liederdichtung erwarten. Denn wenn, ſo iſt's uns immer vorgekommen, ein ſchönes Lied die Blüthe aus dem Gemüth aufſprießender Empfindungen und Gefühle iſt, ſo löſet die paſſende Melodie es vom Stengel, verleiht ihm Flügel, auf denen es frei in Himmelslüften zwiſchen Blumenduft und Sonnenſtrahlen ſchwebt und ſich wieget. In wie weit nun aber unſere Vermuthung bey Herren Nägeli's Poeſieen zutreffe, wird ſich aus Folgendem ergeben.

Zuerſt darf nicht überſehen werden, daß Herr Nägeli ſeine Liederkränze keineswegs in die Luft, vielmehr an das Spalier einer Theorie der lyriſchen Poeſie gehängt hat, welches in der Vorrede aufgerichtet ſteht. Nicht, daß dieſes geſchehen iſt, ſondern wie es geſchehen iſt, nicht, daß eine Theorie, ſondern was für eine aufgeſtellt iſt, erſcheint uns bedeutend. Denn mit dem Minnegeſange oder überhaupt mit der mittelalterlichen Poeſie iſt ja für uns Deutſche die Unſchuld, mit Schiller zu reden, die Naivetät der Poeſie untergegangen. Jeder neuere, ausgezeichnete Dichter iſt es daher nur durch ſeine poetiſche Tugend, und dieſer gemeinſame Charakter unſerer modernen claſſiſchen Literatur iſt zuerſt am kräftigſten in Leſſing ausgeſprochen. Seit ihm iſt dem allgemeinen Geſetz zufolge jeder große Dichter zugleich Aeſthetiker geweſen, Klopſtock, Wieland, Schiller (Göthe weniger) Jean Paul und nicht blos die Schlegel, auch Tieck. Indeſſen gilt auch bey ihnen als charakteriſtiſches Merkmal nicht, daß, ſondern wie ſie Aeſthetiker waren und es wäre eine intereſſame Arbeit, die Wechſelbeziehungen, in welcher dieſer Männer Aeſthetik und Poeſie ſtehen, nachzuweiſen. Es würde ſich ergeben, daß der Charakter ihrer Aeſthetik genau dem ihrer Poeſie entſpreche. Bedenken wir nur, wie Leſſings Muſe immer freiere Flüge that und reinere Kreiſe am poetiſchen Himmel zog, je mehr Wolken und Dunſt ſeine äſthetiſche Kritik verſcheucht hatte, wie Schiller erſt mit jedem poetiſchen Stoff und ſeiner paſſenden Form bey ſich im Klaren ſeyn mußte, eh er an's Werk oder an die Vollendung ſeiner Dichtungen ging; — wie Leſſing hauptſächlich in Kritik und Poeſie auf Plan, Ordnung und Zweckmäßigkeit, Schiller auf den äſthetiſch-ethiſchen Charakter drang. Und iſt denn Jean Paul mit ſeinem ſcharfen Blick, mit ſeiner aus der Tiefe der Individualität quellenden Allſeitigkeit, mit ſeinem feinen Gefühl, Witz und Humor nicht eben ſo in ſeiner Aeſthetik, als in ſeinen Biographieen zu treffen? Hat nicht der durch und durch poetiſche Tiek ſogar der Kritik die ihm eigenthümliche poetiſche Form zu geben gewußt? — Dieſe Anſicht nun iſt es, welche uns hoffen läßt, daß ein ſcharfer Blick auf Nägeli's Theorie uns zur leichteren Erkenntniß des Weſens ſeiner Poeſieen verhelfen werde.

Anfangs waren wir geſonnen Schritt vor Schritt Herren Nägeli zu folgen, um, was wahr und falſch an ſeiner Theorie ſey, zu beweiſen. Aber dieß würde einen unendlich großen Aufſatz erfordert haben, da wir, unter anderem, unſere eigne Anſicht über Lyrik vollſtändig hätten entwickeln müßen. Wir ſehen uns überdieß durch die Flüchtigkeit und pythiſche Abgebrochenheit der Nägeliſchen Theorie der Pflicht, ausführlicher zu ſeyn, überhoben und begnügen uns das Hauptſächlichſte herauszuheben.

Zuerſt erklärt Herr Nägeli (S. XIX), daß es mit ſeiner Theorie der lyriſchen Poeſie nicht ſowohl auf den Inhalt der Dichtung, ſondern vielmehr auf die äußere Form abgeſehen ſey. Dieſe ſey das Weſentliche, worauf es bey aller lyriſchen Poeſie ankomme. Darum ſetzt er das Hauptverdienſt des Lyrikers nicht in deſſen poetiſche Ideen, ſondern in Erfindung eines poetiſchen Thema's für Darſtellung einer Idee (p. XXII); ja er geht ſo weit, daß er behauptet (XXV), im höheren Kunſtgedicht dürfe nie der Ausdruck dem Gedanken geopfert werden. Hier wird die Theorie etwas zu originell und öffnet einer leeren Phraſeologie, einem Bilderkram ohne Bedeutung und Sinn, einem bloßen Klingklang Thür und Thor. Die Empfindung, das Gefühl, die Idee, der Gedanke ſind freilich nur in ihrer beſtimten Form und Geſtalt Etwas; aber was Form und Geſtalt an ſich, ohne ihren Inhalt ſeyn mögen, iſt eben ſo wenig zu begreifen. Daß die Form, die Geſtalt, ihrem Inhalt vollkommen entſpreche, ihn ausſpreche, iſt das allein, aber auch nothwendig erforderliche. Will die Form noch etwas für ſich ſeyn, ſo iſt ſie eben nicht mehr der Ausdruck des beſtimmten, ihr zukommenden Gefühls, Gedankens ꝛc., ſondern eines andern, und dann iſt zu rathen, die Form ſammt ihrem halben nicht ausgeſprochenen Gedanken zu vernichten und wegzuwerfen. *) Es entbehrt dieſes Urtheil des Herren Nägeli, genau betrachtet, ſelbſt des Inhalts, denn es kann gar nicht von Aufopferung zwiſchen dem Gedanken und deſſen Form die Rede ſeyn. So lange die Form dem Gedanken nicht vollkommen entſpricht, iſt nur ein Ungedanke vorhanden und umgekehrt. Darum durfte aber auch von der Form der lyriſchen Poeſie gar nicht die Rede ſeyn, ohne daß zugleich von deren Inhalt geſprochen wurde. Wie nothwendig dieſe Anforderung ſey, beweiſet ſchon der Umſtand, daß Herr Nägeli ſelbſt, ohne es zu wollen, freilich nur negativ und abweiſend auf den Inhalt der lyriſchen Poeſie zu reden kommt. So vernehmen wir (S. XX), daß die Lyrik jeden Augenblick auf Vernichtung der Geſchichte ausgehe. Man erſchrecke nicht; hier iſt nur die Kraft des Ausdruck's mit dem Gedanken davon gerannt und hat eigentlich ganz etwas anders ausgedrückt, als ſie wollte. Es ſollte nur geſagt werden, daß dem Lyriker es nicht darauf ankomme, trockenen gewiſſenhaften Bericht von Geſchehenem zu liefern, ſondern nur, die durch

---

*) Beyleib, aber nicht für die Proſa aufzuſparen, wie Herr Nägeli will; denn ſo ein halbpoetiſch ausgedrückter Gedanke kommt uns immer vor, wie ein Engel mit einem Bein und einem Flügel, damit er weder auf Erden wandeln, noch im Himmel fliegen kann.

daſſelbe erregten Anſchauungen und Empfindungen zu ſchildern. Freilich läßt ſich auch dieß nur aus den Umgebungen des auf den Tod der guten Hiſtorie ausgehenden Urtheiles ſchließen; denn der Ausſpruch z. B., daß „Geſchichtliches nur in ſo fern vorgebracht werden dürfe, wie fern es augenblicklich ſchaubar und fühlbar gemacht werden könne,“ paßt als Regulativ für alle poetiſche Darſtellung der Geſchichte. Doch um nicht ungerecht zu ſeyn, dürfen wir hier ein kleines Adverb nicht überſehen; wir meinen das „augenblicklich.“ Dieß führt uns nämlich auf die erſte, an die Spitze der ganzen Theorie geſtellte Grunderklärung zurück. Sie heißt: „die Lyrik iſt die Poetik des Moments.“ Ohne uns bey dem falſchen Ausdruck „Poetik,“ worüber Herren Nägeli die eigene Erinnerung an Horazens (ars) poëtica aufklären wird, aufzuhalten, bemerken wir zuvörderſt, daß in dieſer Erklärung ein Ausſpruch auf die Spitze geſtellt iſt, der ſich zufälliger Weiſe in Jean Paul's Vorſchule der Aeſthetik findet. Da wird S. 591 geſagt: „die Lyra ſtellt die Empfindung dar, welche ſich in die Gegenwart einſchließt.“ Aber Herren Nägeli führt dieſes von ihm faſt auf den Kopf geſtellte Urtheil zu gar wunderlichen Folgerungen. So ſtellt er gleich hinterdrein als Merkmal der Vollkommenheit eines lyriſchen Gedichts die Kürze auf und nennt als vollkommenſtes, lyriſches Gedicht dasjenige, welches nur aus einem Perioden beſteht. Warum hat er nicht lieber die Empfindelaute, das ach und oh ꝛc., oder bloße Hauche und, wie Jean Paul am angeführten Orte ſcherzweiſe gethan, Ausruf- und Fragezeichen oder endlich gar Gedankenſtriche als vollkommenſte, lyriſche Gedichte bezeichnet? Sie entſprächen ja doch offenbar am vollſtändigſten dem blos momentanen Weſen der Lyrik. Gleichwohl zweifeln wir, daß unſer Vorſchlag Beyfall finden werde. Der Grund iſt leicht einzuſehen. Nicht die leiſeſte Andeutung des lyriſchen Elementes iſt ſchon vollendete Darſtellung deſſelben. Wo der Nichtdichter aufhört, da fängt der Dichter erſt an. Es kommt überhaupt gar nicht auf Zeitlänge und Zeitkürze an und für ſich an, ſondern auf den Inhalt der Poeſie und der Inhalt der lyriſchen iſt eben die Empfindung. Wie einfach die Empfindung und auf einen wie ſpeziellen Gegenſtand dieſelbe gerichtet ſey, ſo ſchließt ſie dennoch eine unendliche Mannichfaltigkeit ein. Kommt aber einmal dieſe Mannichfaltigkeit im Gemüth des Dichters zum Bewußtſeyn, ſo will ſie auch dargeſtellt ſeyn. Wenn nun wohl zugegeben werden dürfte, daß eine Empfindung um ſo tiefer und vollkommener ſey, eine wie größere Mannichfaltigkeit ſie in ſich ſchließe, ſo wird auch dieſe größere zum Bewußtſeyn gekommene Mannichfaltigkeit eine vollkommenere Darſtellung erfordern. Gelingt aber die Darſtellung einer vollkommener entfalteten Empfindung, ſo wird ſie der gleich wohl gelungenen Darſtellung einer beſchränkteren Empfindung vorzuziehen ſeyn. So wird jeder dem Flöten und Schmettern einer Nachtigal unbedenklich den Vorzug vor den Schwalbengezwitſcher und Spatzengepip einräumen, die Centifolie über das Veilchen oder die Monathsroſe ſetzen. Herr Nägeli ſcheint durch das Bewußtſeyn, daß jedes, auch das reichſte Gefühl in ſeiner Totalität wie ein Lichtfunke, wie ein Blitz in uns aufleuchte, ſich haben irren zu laſſen; aber die Darſtellung dieſes momentanen Gefühles iſt zu vergleichen mit den Regenbogenfarben, die jener Funke auf Wieſenthau mahlet, mit dem nachhallenden Donner in welchem der Blitz ſich ſelbſt verherrlicht. Ueberhaupt gehört zu dem Licht Luft und Erde, durch die und auf welche es ſcheint, zum Blitz die ganze Wolkennacht; *) der Blick auf eine Landſchaft iſt gleichfalls momentan, aber See und Berg und Wald und Himmel ſind poetiſch nur nach einander darzuſtellen, und die Kunſt des Dichters beſteht eben darin, die Einzelnheiten der reichſten Mannichfaltigkeit nicht etwa zu verſchweigen, ſondern vielmehr zu einem einigen Ganzen zu verknüpfen.

Wir können demnach das Merkmal des Momentanen, höchſtens für die einfachſte lyriſche Gedichtgattung, welche nur ein

---

*) Hiemit iſt zugleich angedeutet, daß ein Gefühl an ſich, wie es nicht exiſtirt, ſo auch nicht dargeſtellt werden kann, ſondern nur in Beziehung auf ſeinen Gegenſtand und Gegenſatz. In einem Lichterfüllten Himmel iſt die Sonne nichts. Daß ſie die Nacht vertreibt, in tauſend Farben bricht und das dunkle Kleid der Erde leuchten läßt, iſt das Erhabene, das Erfreuende bey ihrem Aufgang.

Gefühl, eine Idee und zwar in der ſpeziellſten Beziehung ausſpricht, gelten laſſen. Nur das Epigramm, ſo fern es Sinngedicht iſt, wird dadurch charakteriſirt. Herr Nägeli macht aber, in der Conſequenz ſeines Princips, die ganze lyriſche Poeſie zu einer wenig zu erweiternden, epigrammatiſchen. Er ſchließt daher Ideenreichthum *) aus (S. XXII), will, daß der lyriſche Dichter nur einen ſpeziellen Stoff behandle, die Ideen in vielen Gedichten aus einander lege! Aber wir fragen, iſt darum ein lyriſches Gedicht weniger vollkommen, wenn es den Reichthum an Ideen, Gefühlen, die aus einer Idee, aus einem Gefühl ſich entfalten, wirklich ausſpricht? Iſt ein Wald ein weniger idealer Stoff für den lyriſchen Dichter, als ein einziger Baum? Nur Einheit, Individualiſirung, nicht Einzelnheit, Spezialiſirung, iſt vom lyriſchen Dichter zu verlangen, und die gelungene Darſtellung einer einigen, ihrer höchſten Idee untergeordneten, Ideenwelt, iſt zwar die ſchwierigere Aufgabe, aber ihre Löſung iſt eben deswegen um ſo vortrefflicher und vollkommener. Nicht das Epigramm, eine Theodicee iſt das höchſte lyriſche Gedicht, wenn es eben eine Welt der höchſten Gefühle und Ideen in ihrer Einheit möglichſt vollkommen ausſpricht. Selbſt das kleinſte Gedicht iſt aber auch eben deswegen um ſo vollkommener zu nennen, je mehr es ein Gleichniß eines ſolchen Univerſums iſt. Das iſt eben die Aufgabe und der Zauber des kleinſten romantiſchen Gedichtes, daß es, troß aller innern Abgeſchloſſenheit, noch uneröffnete Tiefen und Höhen ahnden läßt.

Wenn dieß Herr Nägeli gehörig beachtet hätte, ſo würde er uns eine umfaſſendere Theorie der Lyrik gegeben, nicht aber

---

*) Wir überſehen und verkennen nicht das Beſtreben, in welchem Nägeli gegen Ueberhäufung, Ueberfülle, Verwirrung und Unbeſtimmtheit ankämpft, aber dieſe ſind bey allem Reichthum durch einigende Anordnung zu erzielen und wir dürfen mit dem Fehler nicht die Sache verdammen. Dagegen iſt durchaus lobenswerth ſein Kämpfen gegen rhetoriſche Floskeln, gegen dialektiſch erkünſtelten Periodenbau, weil alle Rhetorik unpoetiſch und alle Künſtelei nicht Kunſt iſt. Aber auch hier est modus in rebus.

nur von einer Unterart derſelben geredet haben; ja manches Vortreffliche, was er uns über Rythmus und Wohllaut geſagt hat (p. XX und XXIII), hätte auch dann erſt ſeine rechte Bedeutung und Stelle gewonnen. So nennt er ſchön den Reim das Vereinigungsband des Rythmus und des Wohllautes, aber er verliert, ſeiner einſeitigen Vorſtellung vom momentanen Charakter der Lyrik halber, ſogleich wieder die Haltung und ſo iſt ihm ſchöngeregelte Form gleichbedeutend mit der geregelt ſpielenden. Wenn nun aber die Empfindung, die Idee, keine leichte, vorüberrauſchende wäre, ſo würde ja die blos geregeltſpielende Form eine Spielerei ſeyn! Ueberhaupt geräth er bey der Flüchtigkeit ſeines Räſonnements oft in Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Wo er vom Strophenbau ſpricht, ſagt er: „der Dichter darf keine Lieblingsform haben;“ — wenn er nun aber Lieblingsideen hat? — ferner: ſtehende Formen ſind nicht zu rechtfertigen; freilich nicht, ſobald die Idee, die Empfindung andere Formen heiſcht; aber auch blos dann nicht; — ferner „ſelbſt nicht nationale, vielweniger Fremde, wie die Stanze und das Sonett;“ ſo fern es eine Manie *) wird alles in Stanzen und Sonette zu zwängen, geben wir ihm vollkommen Recht. Aber wenn es nicht zu läugnen iſt, daß jene Formen beſtimmten Empfindungsweiſen entſprechen, warum ſoll der Dichter, ſo oft dieſe Empfindungsweiſe in ihm lebendig wird, zu ſeinen Gedichten nicht die entſprechende Form wählen? Nun gar die Verwerfung der nationalen Form! dieſer wiederſpricht grade das, was weiter unten über religiöſe und moraliſche Dichtungen (S. XXVI und XXVII) geſagt worden iſt. Hier wird nämlich eben ſo einſeitig nicht nur Beachtung, ſondern gradezu unumgängliche Annahme der volksthümlichen Denk= und Auffaſſungsweiſe verlangt,

---

*) Wir wiſſen gar wohl, welcher Mißbrauch damit getrieben wird; wie man z. B. alles in Sonette zu zwingen geſucht und für jedes ſchlechte Gelegenheitsgedicht Stanzen gewählt hat. Noch ärger iſt es faſt, wenn Lieder zu bekannten Melodieen gedichtet werden. So gewährte uns einſt ungemeine Freude nach der Weiſe des Liedes: „Genießt den Reiz des Lebens,“ ein hochtrabendes Lied zur Feyer des 18ten Oktobers ſingen zu hören. —

welches dem Charakter der Lyrik, als der, mehr als jede andere, dem Individuum angehörigen Dichtart widerſpricht. Iſt die Empfindungsweiſe des Individuums der nationalen identiſch oder verwandt, ſo ſchließt es ſich dieſer immerhin auch in der Form an. Aber Nägeli's einſeitiges Verwerfen gegebener Strophenformen iſt aus ſeiner irrthümlichen Anſicht von Specialiſirung und Thematiſirung des poetiſchen Stoffs gefloſſen.

Aehnlicher Widerſprüche giebt es mehrere. So ſollen „mehr als vierfüßige Verſe die Wirkung des Reims ſchwächen“ und auf derſelben Seite (S. XXI) werden noch für vielfüßige Verſe zufällige Aſſonanzen gefordert, damit die, eher in wenigfüßigen zu befürchtende, Monotonie gehoben werde. Gleichwohl werden gepaarte Reime den verſchränkten vorgezogen. Alles dieſes, was nur in dieſem oder jenem Fall Wahrheit hat, wird als allgemeine Regel ausgeſprochen. Daher der häufige Widerſpruch. Nur noch einen grellen erwähnen wir. Nach S. XX ſoll der Reim Vereinigungsband ſeyn, und S. XXI werden die falſchen Reime, ei auf äu, e auf ö, i auf ü in Schutz genommen, als den Wohllaut erhöhend. Grade ſie thun dem Ohre weh, weil ſie das Element der Trennung, nicht der Bindung in ſich tragen und eine wahre Ironie auf den durch den Reim erſtrebten Wohl- und Gleichklang ſind. — Wir verſparen die Entwickelung der Bedeutung und Zuläßigkeit dieſer oder jener Reime dieſer oder jener Verszeilen und Strophen auf eine andere Gelegenheit und ſuchen vielmehr zu beſtimmen, was ſich als Totaleindruck der Theorie Nägeli's ergiebt und was dieſer für die Charakteriſtik der Liederkränze ſelbſt darbietet.

(Fortſetzung folgt.)

Moraliſch-politiſche Schilderung Griechenlands im Jahre 1824.

Das Februarheft der Revue encyclopedique wird mit einem Aufſatze dieſer Ueberſchrift eröffnet, welcher aus der Feder eines jungen Griechen gefloſſen iſt. Wenn ſich eben daraus auch das günſtige Licht, welches auf die meiſten Thaten der Griechen fällt, erklären läßt, ſo iſt denn doch bey dem vielfachen

Wechſel von Glück und Unglück, von Sieg und Gefahr, welchem das griechiſche Volk während ſeines vierjährigen Unabhängigkeitskampfes erlebt hat, eine gedrängteſte Ueberſicht aller, beſonders der letztjährigen Begebenheiten, wünſchenswerth. Wir ſtehen daher nicht an, den Aufſatz des jungen Griechen unſeren Leſern in freier Ueberſetzung mitzutheilen.

Die Griechen, von jenen abſtammend, welchen Europa ſeine Aufklärung und Bildung (zum großen Theil) verdankt, und unterjocht von den Bekennern eines unduldſamen, barbariſchen Glaubens, ergriffen die Waffen, um ihr Joch zu zerbrechen und pro aris et focis kämpfend, mit Befreiung oder Untergang zu endigen. Durch die täglich wachſenden Gräuel einer unverſöhnlichen Gewaltherrſchaft an Kraft und Volksmenge erſchöpft, hofften ſie zur Wiedererringung ihrer Rechte zu ihren Bundesgenoſſen rechnen zu können: die Anarchie, welche verſchiedene Theile des ottomaniſchen Reiches zerriß, wie überhaupt die augenfälligen Wahrzeichen ſeines Verfalls; den Krieg der Türken wider die Perſer und ihren Zwieſpalt mit einer großen nordiſchen Macht; die Nachbarſchaft der bulgariſch-ſerviſchen und wallachiſch-moldauiſchen Völkerſchaften, welche als Chriſten mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen mußten; wohlverſtandene Intereſſen des Handels und einer höheren Staatsweisheit; die Hülfe des chriſtlichen Europa und namentlich jener ausgezeichneten Macht des Nordens, für deren Abſichten Griechenland ſo häufige Opfer dargebracht hatte; — auf dieſes Alles gründeten die Griechen ihre Hoffnungen. Aber die Erfahrung lehrte ſie bald, wie falſch ihre, von der Einbildungskraft eingegebenen Berechnungen waren. Die Paſcha's können ſich über ihren Sultan und deſſen Miniſter zu beklagen haben, ja die Fahne des Aufruhrs erheben; aber dieſe Fahne iſt die des Propheten und wird nie hülfreich Ungläubigen wehen, welche ſich von dem geheiligten Gerichtsbarkeit des Kalifen befreien wollen. Die Anwohner der Save und Niederdonau, die eine zwey Millionen ſtarke Menſchenzahl ausmachen, blieben unthätig. Die Ungeſchicklichkeit derer, welche die Angelegenheiten in der Wallachei leiteten, unterſtützte auf eine bewunderungswürdige Weiſe die Manöver fremder Agenten, welche an ihren Plätzen für die Aufrechthaltung des alten Zuſtandes thätig waren. Die Monarchen Europens endlich, beſonders ihre Miniſter, in ihrer Beſorgniß vor der Gefahr plötzlicher und unvorgeſehener, politiſcher Neuerungen, ließen die Schwere einer feierlichen Mißbilligung auf das Unternehmen der Griechen fallen. Sie glaubten es in Verbindung ſetzen zu müſſen mit den Bewegungen im Occident, während es doch nichts als eine rechtmäßige Vertheidigung der Rechte war, die dem Menſchen im geſellſchaftlichen Zuſtande zukommen; und dieſer beklagenswerthe Mißverſtand verhinderte ſie, einer edelen Nation beyzuſtehen, welche ſie vielmehr ihrem Schickſal überließen.

Unter dieſen Umſtänden brach im Frühjahr 1821 der Aufſtand in Morea aus. Ihn im Keim zu erſticken, wäre das Werk energiſcher und weiſer Maaßregeln geweſen. Aber Wuth ergriff die Seele des Sultans und er brütete auf ein Schlachten, dem vergleichbar, deſſen die Römiſchen Schriftſteller den Mithridates beſchuldigen. Das Racheſchwert, in die Hände eines wilden Pöbels gegeben, ſchwirrt rückſichtslos über den Häuptern aller Griechen. Den zehnten Theil der Orientaliſchen Geiſtlichkeit trifft der Tod; die Tempel werden zerſtört oder entweiht. Die Familien beweinen ihre Erhalter; umher irrend und zerſtreut ſeufzen ſie in Elend und Verbannung. Konſtantinopel, Smyrna, Cydonia, Salonichi, Cypern bieten den Nationen Europens, die vor Entſetzen ſtarren, den Anblick vieler Tauſend waffenloſer, griechiſcher Schlachtopfer dar. Von da iſt jedes Band zerriſſen, jeder Vertrag gebrochen. Der Brand greift um ſich: Kandia, der größte Theil der Inſeln, Livadien, ein Theil von Epirus laſſen den Jubelruf der Freiheit ertönen. Die Verzweiflung ſchafft Hülfsmittel; alles wird zur Waffe; mit Keulen zieht man auf Belagerungen aus und die Noth ruft die Heldenzeit zurück. Privatleute geben Geld her als Beytrag zu den Kriegskoſten; die Handelsflotte der Inſelgriechen ſetzt ſich dem Feuer ſtolzer, türkiſcher Armaden aus und beginnt unter Tumbaſi's Oberbefehl, ſie übel zuzurichten. Jeder Mann von Einfluß wird Führer, jeder Grieche Kriegsmann: erſtaunt, ſich in Waffen und frei zu fühlen, hebt das Volk in Scharmützeln und Einzelkämpfen an, ſich für den Krieg zu bilden.

Seine Unternehmungen ſind noch unſicher: oftmals durch das Trugbild der Tyranney, deren Knuten und Ketten ihm immer gegenwärtig ſind, in Schrecken geſetzt, iſt es auf dem Punkt, die Waffen zu ſtrecken; aber unerwartete Erfolge beleben ſeinen Muth, geben ihm Vertrauen und ſeine Lehrzeit geht unter dieſer ſegensreichen Kampfübung hin. Bald darauf nehmen die Inſurgenten von Malvaſia und Navarino Beſitz und bemächtigen ſich Tripolizza's. O ließe ſich doch die Erinnerung an ihre furchtbaren Wiedervergeltungen vertilgen! Aber welche Nation hat ſich dergleichen nicht vorzuwerfen? Und welche menſchliche Autorität wäre im Stande, die Ueberwuth eines Volkes zu bändigen, wenn es im Namen aller und jedes gerechte Rache zu üben meint? — Korinth kapitulirte gegen des Jahres Ende. Da verſammelten ſich die Vertreter der Nation unter dem Vorſitz Alexanders Maurokordatos und verkündeten auf den Ruinen des alten Epidauros die Unabhängigkeit Griechenlands. Es waren Geſetze nöthig: ſie entwerfen eine einſtweilige Verfaſſung und bilden eine Centralregierung, welche ſie zu vertheidigen ſchwören. Ein Senat, aus den Deputirten der Provinzen gebildet, ſoll im Verein mit einem Vollziehungsrath von fünf Gliedern, die Angelegenheiten führen. Ein oberſter Gerichtshof ſoll über die Verwaltung der niederen Gerichtshöfe wachen. Die Regierung ſoll ſtets national bleiben, d. h. ſtets das Wohl der Mehrzahl zum Ziel haben; aber mit dem Frieden kann ſie Modificationen empfangen, welche die Erfahrung empfehlen wird. Monate verfließen. Griechenland, kaum von einem unzeitigen Aufſtand auf der Inſel Chios unterrichtet, erfährt auch ſchon die Kataſtrophe dieſes blühenden Landes. Die Hülfstruppen des Nationalgouvernements kommen zu ſpät an. Alles war zu Grunde gegangen: fremde Agenten trugen dazu bey, die ganze Bevölkerung zu opfern, indem ſie den Flüchtigen den Köder tückiſcher Barmherzigkeit darboten. Aber Kanaris kommt von Pſara herbey, eine Fackel in der Hand, greift die Barbaren zu Chios an und der Kapudan-Paſcha findet ſein Grab im angezündeten Schiffe. Der Held von Pſara greift ſpäter die feindliche Flotte im Hafen von Tenedos an und zwingt ſie bis nach den Dardanellen zu fliehen. Inzwiſchen hatten Ali

Paſcha's Sturz und die erſten, welche mit ſeinen Schätzen verſehen wurden, die albaneſiſchen Horden gegen die Felſen von Suli getrieben. Die Manoten capituliren, nach einem faſt übernatürlichen Widerſtand, weil es ihnen an Hülfe gebrach; verlaſſen ihr Land mit den Waffen in der Hand. Die Schlacht von Peta wird verloren, Akarnanien und Aetolien entriſſen; aber die Tapferkeit und Beharrlichkeit des unſterblichen Bozzaris und des Maurokordatos retten das von den Türken belagerte Miſſolongi, den Peloponnes und vereiteln alle Plane der Feinde. Die Citadelle von Athen hatte ſich an die Griechen ergeben; während Zwietracht Livadien beunruhigte. Unter Begünſtigung der Uneinigkeiten zwiſchen Odyſſeus und mehrern Gliedern der Regierung dringt ein Heer von 30,000 Türken in den Norden Morea's ein, überrumpelt Korinth, zerſtreut die Regierung, welche ſich erſt wieder am Bord einer nationalen, im Argoliſchen Meerbuſen kreuzenden Flottille ſammelt. Hypſilantis, Kollokotronis und Nikitas ſtemmen ſich muthvoll mit einer Handvoll Tapferer dem einbrechenden Strom entgegen, und Morea iſt gerettet. Der Feind kommt mit Mann und Maus um, Napoli di Romania öffnet die Thore und Korinth folgt dieſem Beyſpiel. Mit Beginn des Jahres 1823 vereinigt ſich eine Generalverſammlung zu Aſtros an der Grenze von Laconien und Argolis, und das Perſonal der Regierung wird der Verfaſſung gemäß erneuert. Peter Mauromichalis wird zum Präſidenten ernannt: Theodor Kolokotronis, Sotiris Charalampis, Andreas Zaimis und Andreas Metaxas machen den Vollziehungsrath vollzählig. Nichts deſto weniger brachen ſogleich Mißhelligkeiten zwiſchen dem Senat und dieſem Rath aus, welcher ſich den geſetzlichen Schranken entziehen und eigenmächtig handeln wollte. Während die Sachen alſo ſtanden, bricht der Paſcha von Scodra an der Spitze von 20,000 Mann gegen das weſtliche Griechenland auf. Bozzaris ſtellt ſich ihm bey Karpeniſſi entgegen, ſchlägt ihn zurück und findet einen ruhmvollen Tod. Der Paſcha dringt mit neuen Verſtärkungen in Aetolien ein und belagert Anatolikon; aber der Heldenmuth einer ſchwachen Beſatzung zwingt ihn zur Rückkehr und, dieſes ganze Griechiſche Gebiet zu räumen. Ein ganz anderes Schauſpiel bietet uns Morea dar. Zwietracht bricht unter den eingeſetzten Autoritäten aus: der Senat trennt ſich vom Vollziehungsrath, verläßt Tripolizza und zieht ſich nach Kranidi zurück, einem an dem äußerſten Ende der öſtlichen Mündung des Argoliſchen Meerbuſens gelegenen Flecken. Nach den Beſtimmungen des Geſetzes wird eine Commiſſion von 9 Senatoren ernannt, um eine Unterſuchung gegen die diſſidirenden Glieder einzuleiten. Dieſe Commiſſion klagt in einem amtlichen Bericht die Mehrzahl des Vollziehungsrathes an, daß ſie die Geſetze mit Füßen trete, zu ſelbſtſüchtigen Zwecken despotiſch verfahren wolle, ſich der Staatseinkünfte bemächtige und überhaupt jede Art von Geſetzloſigkeit erlaube. In Folge deſſen erklärt der Senat die Diſſidenten ihrer Würden entſetzt. Das war für ſie das Zeichen zur Empörung. Neue Wahlen finden ſtatt und Georg Kunduriotis von Hydra wird zum Präſidenten ernannt; Panakotis Botaſſis von Spezzia zum Vicepräſidenten. J. Kolettis, Anagnoſtes Spiliotakis und Nikolas Londos zu ihren Kollegen. Theodoret, Biſchof von Briſthene, präſidirt den Senat, der ungefähr aus 50 Mitgliedern zuſammengeſetzt iſt. Dieß ſind die erſten Ereigniſſe des Jahres 1824.

Zeit und nothwendige Mittel für Eröffnung des Feldzuges gehen in den Unruhen eines inneren Kampfes verloren. Darum müſſen die Griechen, weit entfernt die Offenſive zu ergreifen, froh ſeyn, wenn ſie möglichſt geringe Verluſte von Seiten eines Feindes leiden, der ſich ihnen in höchſt drohender Geſtalt zeigen dürfte. Tripolizza, Korinth und Napoli ſind in den Händen der Diſſidenten. Die Regierung, müde ihrer zu ſchonen und der Beyſtimmung des Volkes gewiß, beſchließt, eine ehrfurchtgebietende Stellung gegen ſie anzunehmen. Sie ſetzt ſich zu Mulin feſt, zwei Stunden von Napoli, erklärt die Aufwiegler für Feinde des Vaterlandes und nimmt Maaßregeln ſie zum Gehorſam zu zwingen. Es war ein ergreifendes Schauſpiel, die oberſten Gewalten bald auf dem Lande und unter freiem Himmel, bald am Bord der Nationalbrigg, des Kimon, ſtets die Liebe und Ehrfurcht des Volkes erwerben zu ſehen. Dieſes kräftige Benehmen, dieſes muthvolle Beharren und dieſer vollkommne Einklang zwiſchen den errichteten Behörden, zog den größten Theil der Kriegshauptleute nach dem Sitz der Regierung. Die Aufwiegler werden belagert, geſchlagen in den Gegenden von Argos, von Tripolizza, von Kalamata und auf allen Punkten, wo ſie ſich nur zeigen. Ueberall ſpricht ſich das Volk für die Geſetze aus. Bald darauf unterwirſt ſich die Beſatzung von Korinth und Th. Kolokotronis räumt Tripolizza. Napoli öffnet die Thore nach dreimonathlicher Belagerung und die Regierung hält ihren feierlichen Einzug gegen das Ende des Juni. Mit Mäßigung Feſtigkeit, wie alle weiſen und nationalen Gewalten, paarend, legt ſie Balſam auf die dem Vaterland geſchlagenen Wunden, indem ſie eine allgemeine Amneſtie verkündet. Nachdem ſie das Innere beruhigt und den ſcheußlichen Abgrund des Bürgerkrieges verſchüttet hat, richtet ſie ihre Aufmerkſamkeit auf die gemeinſame Vertheidigung. Der Feind hatte in der That ſchon an verſchiedenen Punkten ſeine Zerſtörungswuth geübt. Im Süden war Kandia erobert und ein Theil ſeiner Bevölkerung in die Sclaverei geſchleppt worden. Die muthvollen Anſtrengungen der Inſel Kaſſos ſchützen ſie nicht gegen die blutigen Angriffe eines Feindes, der ſie zu Grunde richtet. Im Norden gelang es dem Kapudan-Paſcha, nachdem er auf einer gegen die theſſaliſche Inſel Skiathos gerichteten Fahrt geſtrandet war, die Plätze von Negroponte zu verproviantiren. Seine nach Mitylene zurückgekehrte Flotte ſpeit Tauſende von Mördern über Pſara aus und dieſes kleine Inſelchen, der ſtrahlende Brennpunkt der höchſten Aufopferung für's Vaterland, wird das Grab der Sieger, wie der Beſiegten. Dieſer furchtbare Schlag rüttelte Alles auf. Weit entfernt die Griechen zu Boden zu ſchlagen, regte er gewaltig ihren Muth an. Des Volkes und der Behörden Geſinnung war der Größe der Ereigniſſe gewachſen, und ſie wußten der Wichtigkeit und dem Umfang der Gefahr mit dem Kaltblut edeler Entſchlüſſe zu begegnen. Es handelte ſich um Beſtehen oder Untergehen. Die Seeoperationen waren es, auf die, nach dem Plane des Feindes, die Entſcheidung dieſes Feldzuges, ja des ganzen Krieges geſetzt zu ſeyn ſchien. Man wollte daher der Griechiſchen Seemacht zu Leibe; und dieſe an Maſſe ſehr ſchwach, aber ausgezeichnet durch Gewandtheit und Verwegenheit, wurde ſogleich auf einen gehörigen Fuß geſetzt. Hydra und Spezzia ſind voller Thäthigkeit. Landtruppen werden herbeygerufen, um die Wohnungen der Seeleute zu bewachen; dieſe trennen ſich von ihren Familien und gehen mit Enthuſiasmus unter Segel. Pſara wird wieder erobert, ſeine Seemacht iſt gerettet, und man verläßt die Klippe. Man ſchlägt den Feind vor Samos, Kos, Chios, immer mit weit geringeren Kräften. Nicht mehr in den Häfen noch in der Nacht ſteckt man ſeine Flotten in Brand, nein unter vollen Segeln und am hellen Tage. Endlich erleidet er neue Verluſte in den offenen Gegenden Kandias. Dieſer letzte Sieg läßt hoffen, daß die Griechen dieſer bedeutenden Inſel, welche ſich noch in den Stellungen von St. Rumeli, Trypiti, Mirabello und Laſſidi vertheidigten, ſich beeilen werden, daraus hervorzudringen, um die Offenſive zu ergreifen und ihre Mitbrüder von dem Joche des Aegyptiſchen Statthalters zu befreyen. Wenn wir unſere Blicke auf den Kontinent Griechenlands richten, ſo erblicken wir überall gleiche Beharrlichkeit, gleichen Erfolg. In Oſten ſchlägt der unbeſiegbare Mura die Barbaren aus dem Marathoniſchen Gefilde zurück. Derwiſch-Paſcha, oberſter Feldherr, ergreift, bey Gravia und Amplani gänzlich geſchlagen, die Flucht und läßt all' ſein Gepäck im Stich. Im weſtlichen Griechenland ſtört Maurokordatos, als dirigirender General, indem er zu rechter Zeit wirkſame Maßregeln ergreift, die Plane Omer-Paſcha's, welcher ſich ſchmeichelte, das dritte Mal Akarnanien und Aetolien erobern zu können. Ja noch mehr, die Griechen ergreifen die Offenſive und dringen bis unter die Mauern von Arta vor.

Dieſes ſind die Kriegsergebniſſe des Jahres 1824. Unter Schwierigkeiten aller Art, welche ein bejammernswerthes Geſchick zum Nachtheil des Schwächſten zu vervielfältigen ſcheint, erheben die Griechen Klagen gegen die Agenten, die von mehreren chriſtlichen Mächten im Archipel beſtellt ſind. Wir ſchweigen hier davon, weil die Zeit nur zu bald darthun wird, in wie fern ſie gegründet ſind. Vielmehr wollen wir jetzt den innern Zuſtand des Landes näher ins Auge faſſen.

(Schluß folgt.)

Aus der Reiſe eines engliſchen Cavallerieoffizers durch Südindien, Aegypten und Syrien.

(Fortſetzung.)

III. Hoffeſt beym Rajah zu Myſore und Brand der Zenana.

Am 24. Merz Morgens nahm ich die drei Meilen von hier entlegene im Gebirge angelegte Stuterei des Reſidenten in Augenſchein, und wohnte Abends einem Hoffeſte beim Rajah bei, das er wegen der Geburt eines Sohnes gab. Um acht Uhr Abends zeigte ein Oheim des Rajah dem Reſidenten an, daß das Feſt ihn erwarte, und der Zug des Gefolges der Reſidentſchaft begann in Begleitung von Fackeln, von Fußvolk, Reitern und Hellebardirern mit langen Speeren und Federn an der Spitze des Schafts, welchen ein ſpiralförmiger Silberſtreif von der Spitze bis zum Fuße ſchmückte *). Im Fort des Rajah vor deſſen Pallaſt empfing uns eine Artillerie-Salve, und dann eine Doppelreihe von Militär und Hofbeamten, die bis in den innern Hof reichte, indem zugleich zwei Chöre Militärmuſicanten die Muſik des „God save the King“ mit den unharmoniſch-lärmenden Oſtindiſchen Inſtrumenten anſtimmten. Wir ſtiegen eine ſchmale Treppe hinauf. In einer langen Gallerie bildeten ſtumme Hofdiener, ſteif wie die Figuren einer Tapetenwand, eine Hecke bis zu einer Verandah, die ſich aus der Mitte der Gallerie in einen Hof erſtreckte, woſelbſt wir, nach der Präſentation vor den Rajah, nach Brittiſcher und an den Indiſchen Höfen aufgenommener Etiquette ihm die Hände ſchüttelten. Der Reſident, ein Oberſter und ich erhielten Stühle unter dem Baldachin des Rajah, und die übrigen Offiziere den Ehrenſitz auf einer nahen Bank. Beim hellen Kerzenlicht nahm

---

*) Die Reſidenten ahmen im Coſtume ihres Hofes den Hof nach, bey dem ſie angeſtellt ſind, und die reicheren Herren machen einen ſelbſt in England auffallenden Aufwand von wenigſtens 2000 L. monatlich.

ſich die Malerei und Vergoldung trefflich aus. Die Decorationen ſollen dem Schmuck im Palaſt des Großmoguls zu Delhi gleichen. Der Rajah ſaß auf einem prächtigen Sopha von ſchwarzem Sammet mit Gold verziert. Um den Hals trug er eine dreifache Kette von großen Perlen und Smaragden, übrigens ein Kleid von weißem Mouſſelin. Alle Höflinge bis auf den Oheim des Rajahs waren ſehr einfach gekleidet, und ſaſſen in ziemlicher Entfernung von ihm. Ein oder zwei feine junge Herren, Jugendgeſpielen des Rajahs, näherten ſich bisweilen ſeinem Ohr, ſprachen aber nur leiſe. Mit mir unterhielt er ſich viel über den Herzog von Wellington, unter dem ich gedient hatte und den er ſeinen frühen und erſten Freund nannte. Dann wollte er meine Waterloo-Medaille in der Nähe unterſuchen, die aber zufällig an meiner Uniform befeſtigt war, weßhalb der Reſident verſprach, ſie ihm morgen zuzuſenden. Wir unterhielten uns in Hindoſtaniſcher Sprache. Nach einer ſtündigen Unterhaltung kamen des Reſidenten Geſchenke für den jungen Prinzen an. Bald nachher ſandte uns der Rajah Betel und Roſeneſſenz mit Blumen in Sträußen und Kränzen. Dann nahmen wir von ihm Abſchied, drückten ihm nach Brittiſcher Weiſe die Hand, und beurlaubten uns. Wir gingen durch manche Gallerien und kleine Zimmer, und wurden auf Europäiſche Art mit einem Gaſtmahl bewirthet, das, wie ich vermuthe, beim Reſidenten zubereitet worden war. Beim Mahle tanzten vor uns Indianiſche Mädchen ſchlecht genug. Incognito erſchien dann der Rajah wieder bey uns, und rauchte mitten unter ſeinem Hofe Incognito mit uns Taback. Der höfliche Reſident verfehlte aber doch nicht, die Geſundheit des Neugebornen zur Freude des Vaters auszubringen, worauf der Rajah uns bitten ließ, den Wein nicht zu ſchonen. Als wir aufbrachen ſchlich er ſich in der Stille davon. Als wir heimkehrten, paſſirten wir durch ein Gemach mit dem Götzenbilde, dem die Familie des Rajahs beſondere Verehrung erwies, auch wurden bey der Rückkehr des Reſidenten die Kanonen abermals gelöſet.

Am 26. März erhielten wir Kunde, daß die Zenana (Frauengemächer des Palaſtes) des Rajahs im Feuer ſtänden. Wir eilten zu Pferde dahin und boten unſre Hülfe zum Löſchen an. Viel Rauch wirbelte aus dem Pallaſt in die Höhe, aber der Rajah meldete uns perſönlich, daß der Brand zwar faſt gelöſcht ſey, ihm aber doch 1 Lack Rupien (11,000 L.) gekoſtet habe. Die ärgſte Verwirrung herrſchte im Innern des Palaſtes. Wir ſahen keine Schöne der Zenana. Gewiß ſähe ein Hindu lieber das Verbrennen ſeiner Gattin, als ihre Entehrung durch den Anblick eines Europäers.

IV. Brütöfen in Damiette.

Heute Morgen beſuchten wir in Begleitung eines Janitſcharen ein halbzerſtörtes Arabiſches Haus in der Vorſtadt, in welchem ein alter blinder Araber Vorſteher einer Brütanſtalt für junge Hühner war. Erſt wollte der alte Mann uns nicht zulaſſen, beſonders wenn wir Gold bey uns trügen, weil dieß die Eier faul machen würde. Doch erhielten wir hernach die gnädige Erlaubniß, durch zwey kleine Oeffnungen, die erſte von zwei, die innere von drei Quadratfuß in den Brütofen zu kriechen, und ferner durch einen ſchmutzigen engen Weg, der an jeder Seite kleine mit Stroh ausgefüllte Höhlen hatte, unſere Unterſuchung fortzuſetzen. Als wir eine dieſer Höhlen öffneten, ſahen wir einen cirkelrunden Raum, der einem großen Ofen glich. Auf dem Boden lagen einige 1000 Eier rund um eine kleine runde Höhlung, welche ungefähr dem Brennplatze eines Ofens glich. Ein unterirdiſcher Ofen theilte dieſem Wärmeplatz die nöthige Hitze mit. Da unglücklicherweiſe mein Thermometer zerbrochen war, ſo konnte ich mich von der Höhe der Temperatur des Brütplatzes nicht unterrichten. Doch kann ich mit Sicherheit behaupten, daß die Temperatur nur lauwarm war, und mehrere Grade unter der Blutwärme. Wir blieben einige Zeit an dieſer Stelle ſtehen und fanden nicht, daß uns die Temperatur im mindeſten beläſtigte. Der Araber verſicherte uns, daß die Ausbrütung zwei und zwanzig Tage Zeit bedürfe, und wir ſahen einige Küchlein, die eben aus dem Eie gekrochen waren. Alle junge Hühner bis auf ein einziges ſchienen ſtark und geſund. Dieß Ausbrüten der Eier ohne Henne kann in jedem Clima mit Erfolg ausgeübt werden, wenn man den Verſuch machen will; nur muß man die ſolchergeſtalt ausgebrüteten Küchlein nicht zu bald der äußeren rauheren Luft ausſetzen.

V. Hiſtörchen.

Uns wurde hier eine lächerliche Geſchichte erzählt, welche ich wegen ihres charakteriſtiſchen Intereſſe mittheilen will; denn der Erzähler, der geläufig Italieniſch ſprach, beſaß in hohem Grade das Talent eines Orientaliſchen Mährchenerzählers, und war ein arabiſcher Beduine, der mit Laune den Geiz der Türken lächerlich machen wollte: „Es habe, ſagte er, vor einiger Zeit der Teufel einem armen Türken in Cairo den Vorſchlag gemacht, ihm ſeine Seele zu verkaufen, wenn er ihn dafür zu einem reichen Mann machen werde. Der Türke war dazu bereit. Der Teufel ſagte dann, daß er an jedem Morgen in der Geſtalt eines ſchönen Camels vor ſeiner Thüre liegen würde, wodurch er ſchnell reich werden könne, wenn er ihn täglich verkaufe. Der Teufel hielt am folgenden Morgen Wort. Da das Camel wenigſtens 900 Piaſter werth war, und der Türke auf dem Bazar nur 300 forderte, ſo kaufte ihn ein reicher, alter, Türkiſcher Prieſter, freute ſich des gemachten Gewinnes, und band ihn in ſeinem Stalle an; dann trug er kurz vor dem Gebete einen Waſſerkrug in den Stall, um ſich nach Vorſchrift zu waſchen, wandte ſein Geſicht nach Mecca, fiel auf die Knie, und rief Allah und Mohamed an. Mit Erſtaunen ſah der Prieſter, daß das Camel erſt den Kopf in den Waſſerkrug ſteckte, dann den Hals, die Schultern und zuletzt den ganzen Körper. Erſchrocken ſah er dieß an und hinderte es nicht, da kein Rechtgläubiger und am wenigſten ein Prieſter ſein angefangenes Gebet unterbrechen darf. Als er ſich vom erſten Schrecken ein wenig erholt hatte, ſchrie er ſo laut, daß Diener und Kinder herbeykamen. Nachdem er den Vorgang erzählt hatte, glaubten die Kinder, daß ihr armer Vater den Verſtand verloren hätte, und fingen an, darüber zu jammern; nun kamen auch die Nachbarn herbey, denen der Prieſter im Aerger über den Unglauben ſeiner Kinder die nämliche Geſchichte vortrug. Der Fall kam den Nachbarn ſo ſonderbar vor, daß ſie den Prieſter zum Cadi brachten, um ſich von dieſem belehren zu laſſen. Der Prieſter erneuerte ſeine Erzählung zum drittenmale, worauf der Cadi den Prieſter wegen des öffentlichen Scandals ſeiner Lüge zur Baſtonade verurtheilte, über welche barbariſche Behandlung der arme Prieſter noch raſender ward. Der Cadi befahl nun, daß der Prieſter täglich eben ſo behandelt und bis zur hergeſtellten Vernunft als Wahnſinniger eingeſperrt werden ſolle. Der Prieſter überlegte nun in der Nacht, daß ſeine Rede ihren Glauben verloren habe, und als am nächſten Morgen die Wachen und der Executant wieder erſchienen, ſo fragte er mit anſcheinender Seelenruhe, warum er ſo behandelt und eingeſperrt worden ſey? Sie erzählten ihm was er ſelbſt wußte, und nun erwiderte der Prieſter: vermuthlich müßte er wohl wahnſinnig geweſen ſeyn, um eine ſo närriſche Geſchichte zu erzählen; da er aber jetzt wieder zur Vernunft gekommen ſey, ſo hoffe er freigelaſſen zu werden. Nach der Berichtserſtattung rief der Cadi aus: „Ich wußte wohl, daß ich ihm die Narrheit austreiben würde.“ Das anweſende Volk ſchrie nun: Gott ſegne den Cadi! Weiſe iſt der Cadi von Cairo! Groß iſt der Cadi von Cairo! Der Prieſter erhielt darauf ſeine Freiheit und kehrte in ſein Haus zurück, ging in den Stall und ſchaute in den Krug, der noch auf der alten Stelle ſtand. Sogleich brüllte ihm das Camel aus dem Waſſerkrug entgegen, und wiederum wollte der Prieſter Familie und Geſinde zu Zeugen herbeyrufen; aber nach neuer Ueberlegung hielt er inne und rief: „brüll du Unglücksthier, bis du den Krug ſprengſt, ich will nicht noch einmal deinethalben Stockſchläge an den Fußſohlen empfangen.“

(Fortſetzung folgt.)

1) Deutſche Literatur.

Lebensbeſchreibung des Papſtes Pius VII, mit Urkunden von Dr. Jäger. Frankfurth a. M. In der Jägerſchen Buch- Papier- und Landkarten-Handlung. 1824.

Wenn nicht die Urkunden, beſtehend in päpſtlichen Breve's, Hirtenbriefen, Proteſtationen ꝛc., dieſer Lebensbeſchreibung beygegeben wären, ſo würden wir keinen Augenblick daran zweifeln, daß dießmal die Papierhandlung der Buchhandlung ins Handwerk gegriffen habe. So durchaus leeres Geſchwätz iſt uns ſobald nicht zu Geſicht gekommen. Man weiß, daß ſich encyclopädiſche Wörterbücher nicht ſehr beeifern, durch Gründlichkeit und Ausführlichkeit zu glänzen, aber ohne alle Widerrede ſind die im Brockhauſiſchen Conversationslexikon zu findenden Notizen vielmehr geeignet, ein deutliches Bild von dem verſtorbenen Papſt zu geben, als Herrn Jägers Biographie. Der gute

Mann ſagt bloß nach, Verehrung und Anbetung ausſprechenden, Redensarten. Neue Data finden ſich in der Biographie gar nicht; außer was gelegentlich erwähnt wird und den Geographen ſo wichtig, als eine neuentdeckte Inſel iſt, die Nachricht nämlich, welche gleich auf der erſten Seite mitgetheilt wird, daß Italien zur Inſel geworden ſey. Hinter dem Verfaſſer iſt gewiß ein geheimer Romantiker verborgen, dem es darauf ankam, den Seeligen der gläubigen Menge auf einer ſtillen, glücklichen Inſel zu zeigen und, wie derſelbe ſelbſt in ſeiner gänzlichen Abgeſchiedenheit vor dem allgemeinen Weltfriedenſtörer, Napoleon, nicht ſicher geweſen. Uebrigens hat ſich der Verfaſſer vorgenommen, den Papſt als einen heldenmüthigen Märtyrer für den katholiſchen Glauben und deſſen Kirche darzuſtellen. Daß er mit Geduld ertragen, was beſonders in den Jahren 1808 u. 1809 über ihn von Napoleon verhängt worden, ſoll nicht verkannt werden, ja wir geben ſogar gern zu, daß er als Papſt in ſteter Abweiſung aller, Papſt und Kirche verletzenden, Zumuthungen den ihm gebührenden Charakter behauptet habe, daß er aber immer den eines katholiſchen Geiſtlichen würdigen Charakter durchgeführt habe, muß geläugnet werden. Oder war es mit dieſem Charakter vielleicht vereinbarlich, daß Pius VII, noch als Biſchof von Imola und Bürger der ciſalpiniſchen Republik das Chriſtenthum gar wohl mit der Demokratie und Rouſſeau's Emil zu vereinbaren wußte, ſo wie er aber Papſt geworden war, alles Verderben der Religion dem ſchädlichen Einfluſſe der modernen Philoſophie zuſchrieb? — War es nicht eben ſo eine Inconſequenz, Napoleon zum Kaiſer, aber nicht zum König von Italien zu krönen? — Dieſe Umſtände werden aber auch wohlweislich von unſerm Biographen umgangen. So ſtellt er ſich denn ſelbſt in die Reihe der geiſt- und charakterloſeſten Panegyriker. Ueberhaupt ſcheint es ihm auf nichts weniger als auf geſchichtliche Treue, vielmehr darauf anzukommen, bey Gelegenheit dem Papſtthum und dem davon, freilich politiſch, unzertrennlichen Cölibat das Wort zu reden. Darüber braucht man ſich um ſo weniger zu ereifern, da es auf eine höchſt plumpe Weiſe geſchieht, wohl aber darüber daß man ohne alle Scheu in totaler Kenntniß- und Verſtandes-blöße vor dem Publikum aufzutreten wagt.

Wie der Herr Verfaſſer Italien zu einer Inſel macht, ſo behauptet er das Primatrecht des Papſtes ſey ſo alt als die chriſtliche Kirche. Jeder Schulknabe kann ihn darüber zurecht weiſen, da, wenn jemand zum Schiedsrichter zwiſchen ſtreitenden Partheyen erwählt wird, wie dieſe Ehre frühzeitig Römiſchen Biſchöfen zu Theil geworden, dieß zu einem Vorrecht nur durch Mißbrauch Veranlaſſung, nie Begründung geben kann. Eben ſo hören wir vom Herrn Verfaſſer folgendes: „Man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, Gregor VII habe erſt den Cölibat eingeführt.“ Er findet in Math. 19, 12 einen Rath Chriſti zum ehelosen Leben; es iſt aber dort gar von Verſchneidung um des Himmelreiches willen die Rede, und ſo bös war es doch auf keinen Fall mit Gregor's Cölibatsgeſetz gemeint. Wir wiſſen aus dem Cölibatsdecret z. B., welches auf Gregor's Betreiben um das Jahr 1049 von Papſt Leo IX ausging, daß nur den Prieſtern die Meſſe zu ſingen unterſagt wurde, welche eine öffentlich anerkannte Frau hatten (qui concubinam duxerunt *palam*) Gregor kannte ſeine Zeit zu gut und ſeine Leute; darum verlangte er dieſe Eheloſigkeit, die mit Johanneiſcher Keuſchheit nichts gemein zu haben braucht, anfangs nur von oberen Geiſtlichen, endlich von allen und erweiterte auf die Art ein Nebengebäude der chriſtlichen Kirche, das Kloſter meinen wir, zur Kirche ſelbſt.

Kultur und Barbarey oder Andeutungen aus und zu der Geſchichte der Menſchheit mit ſteter Beziehung auf unſere Zeit, von Joh. Georg Reinwald. Mainz 1825, bey Florian Kupferberg.

Wie der Titel der Schrift beſagt, gehört ſie zu denen, die immer häufiger werden und wie Steffens „Gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden“ Arndts „Geiſt der Zeit,“ Görres, Tzſchirners und Andrer Schriften, darauf aus iſt, die Beſtrebungen und Bedürfniſſe der Zeit auf hiſtoriſch-philoſophiſche Weiſe begreiflich zu machen. Wir können dem in ſeiner „Nacherinnerung“ gemachten, Geſtändniß des Verfaſſers, daß in ſeinem Buche eben nicht Neues zur Sprache gebracht worden, nicht widerſprechen. Es iſt aber alles auf eine verſtändige, nur oft zu ſehr in's Breite gehende Manier dargeſtellt. In einer Einleitung führt er einen Satz Seneca's (ep. 22): „Was geſchehen ſoll, kann wohl im Allgemeinen gelehrt und geſchrieben werden; das aber, wann und wie es geſchehen müſſe, mag niemand leicht ſchlechthin beſtimmen; dabei ſind die Umſtände ſelbſt zu berathen.“, weiter aus und bemerkt bey dieſer Gelegenheit „daß es auf beyden Seiten große Beſchränktheit verrathe, wenn Theoretiker die Praktiſchen Menſchen, und wenn dieſe jene verachten; denn Theorie und Praxis könnten nur in Wechſelwirkung gedeihen.“ Dieſer Satz iſt zwar auch nicht neu, aber nicht oft genug zu beherzigen.

Die Gegenſtände, welche im Buche ſelbſt ſpecieller Betrachtung unterworfen werden, ſind, 1) Religion, 2) die Reformation mit ihren Folgen, 3) Volksbildung, 4) der Staat und die Staatslehre, 5) Wiſſenſchaft, 6) Kunſt. An der Wahl der Gegenſtände erkennt man allerdings, daß der Verfaſſer wohl wiſſe worauf es ankommt. Aber die Ausführung bleibt oft weit hinter der Abſicht zurück. So erfreulich es uns z. B. war, eine freie Würdigung (der Verfaſſer iſt Katholik) der Reformation, ja eine aufrichtige, warme Verehrung Luthers anzutreffen, ſo ſcheint es doch, als habe er ſich zu lange bey ſpeciellen Thatſachen der Reformationsgeſchichte aufgehalten. Beſſer wäre der dazu benutzte Raum einer ausführlicheren Erwähnung der Hauptereigniſſe gewidmet worden, welche Deutſchland und Europa nach dem weſtphäliſchen Frieden bewegt haben. In der Weiſe fänden wir Manches auszuſetzen, ohne einzelnes Gute in dem Buch zu verkennen, welches Beleſenheit in hiſtoriſcher, philoſophiſcher ja ſelbſt in äſthetiſcher Literatur verräth.

2) Engliſche.

An exposition of the dangers of interment in cities, by Felix Pascalis, D. M. New-York. (über die Gefahren der Beerdigung innerhalb der Städte.)

Abgeſehn von der Unnatur und Widerlichkeit, die Verweſung mitten ins Leben hineinzuſtellen, die man an vielen Orten, beſonders im Mittelalter, aus falſcher Religioſität ſo weit getrieben hat, daß man an heiliger Stätte den Hauch der Grüfte in ſich ſaugen mußte und oft noch muß, ſo iſt dieß leicht ermeßlich der Geſundheit ſelbſt höchſt nachtheilig. Dennoch hat man, wo man es einſah, ſich doch meiſt begnügt, die Grabſtätten von den Kirchen zu entfernen, ja aber nicht aus dem Umfang der Städte. Von Dörfern, wo die Kirchen gewöhnlich auf iſolirten freien Plätzen liegen, braucht hier nicht ſo die Rede zu ſeyn. Gegenwärtiges Werk eines nordamerikaniſchen Arztes, ſtellt die Sache von ihrer Gefährlichkeit für die Geſundheit dar und thut es auf eine ſo wiſſenſchaftliche Weiſe, wie man nur immer verlangen kann. Er geht von der Geſchichte der Begräbnißarten aus und wir erfahren, daß es im Alterthum überall verboten war, innerhalb der Städte zu beerdigen. Zu Delos, dem heiligen Mittelpunkt griechiſcher Religionsübung, bey den Perſern, Aegyptern, auch noch nach Einführung des Chriſtenthums war es bey Juden, Griechen und Römern verboten, innerhalb der Städte zu beerdigen. Bey den Römern durfte ſchon nach den Zwölftafelgeſetzen in der Stadt kein Körper weder beerdigt noch verbrannt werden. Wir erfahren, daß erſt gegen das Ende des vierten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, trotz dem, daß es im Theodoſiſchen Geſetzbuch verboten war, die Unſitte, unter Kirchen und in Städten zu beerdigen, aufkam. So lange das erſtere beſonders ſtatt fand, waren die Räucherungen in katholiſchen Kirchen gewiß nicht bloß ein ſinnenumnebelndes, ſondern auch ein nothwendiges Geſundheitsmittel. Dieſer hiſtoriſche Theil iſt mit vieler Sorgfalt und Gelehrſamkeit abgefaßt, welcher auch neuere Verordnungen und Maßregeln gegen die Sache in ſich ſchließt; dann kommen die mediciniſchen Gründe dagegen ausführlich und wiſſenſchaftlich auseinandergeſetzt und das Ganze ſchließt mit einem Plan zur Anlegung von mindeſtgefährlichen Begräbnißplätzen.

Miszellen.

Als ſich Napoleon daran erinnerte, wie es ihm gelungen ſey, von einer Scheiksſynode in Kairo eine Urkunde zu erhalten, in welcher den Muſelmännern Gehorſam gegen ihn geboten wurde, (das einzige Beyſpiel der Art, ſeit Einführung des Corans, der jede Unterwerfung unter Ungläubige verbietet), machte er auf St. Helena, im Bewußtſeyn ſeiner politiſchen Geſchicklichkeit, die Bemerkung, daß er in demſelben Jahre Briefe von Mekka und Rom erhalten habe und in dieſen des Papſtes lieber Sohn, in jenen der Beſchützer der heiligen Kaaba (für die Muſelmänner, was der Felſen Petri) genannt worden ſey.

— Der Menſch iſt die ganze Natur perſonifizirt, der einfachſte Zuſammenfluß aller Extreme von Poſitivem und Negativem, Gott — geoffenbart im Fleiſch — ich möchte ſagen ein tauſendfacher Spiegel, wodurch Gott ſich ſelbſt ſieht und wodurch er ſein Werk, die Natur, genießen kann.

Lavater.

Europäiſche Blätter

oder

das Intereſſanteſte aus Literatur und Leben

für

die gebildete Leſewelt.

Zweiter Jahrgang 1825.

Zweiter Band.

enthält das zweite Quartal N. 13 — 26.

Zürich,
in der Geßnerſchen Buchhandlung.

⁂

Inhalt

des zweiten

Quartalbandes des zweiten Jahrganges

der

Europäiſchen Blätter von 1825.

I. Gedichte.

Seite

1) Neue Xenien das iſt Brombeeren gepflückt vom Bettler Heidenreich.
    1) Rechtfertigung der Diſtichen 1
    2) Archäologiſcher Fund . . . . . .
    3) Spleſers Nächſtenliebe . . . . .
    4) Dreierley Rechte ꝛc. ꝛc. 57
2) Frühlingsgeſang 177
3) Der Nix, eine Volksſage 233
4) Himmelblau 329

II. Hiſtoriſche Aufſätze.

5) Mehemed Ali Paſcha 2
6) Rückblicke auf Bonaparte's Feldzug in Aegypten und Syrien 10, 92, 187
7) Moraliſchpolitiſche Schilderung Griechenlands . . 74
8) Le Sette Communi 87
9) Die Schlacht bey Haſtings und die Eroberung Englands durch die Normannen 210, 241

Seite
10) Hiſtoriſche Notizen über das Tabackrauchen . . . 309
11) Der Feldzug im Epirus bis nach der Schlacht bey Peta 329
12) Denkwürdigkeiten des Grafen von Segur . . . 337

III. Reiſen.

13) Aus der Reiſe eines engliſchen Cavallerieoffiziers durch Südindien, Aegypten und Syrien 20, 47
14) Aus einer Reiſe nach Cochinchina 25
15) Aus dem Tagebuch des Miſſionärs Wolf . . . 106
16) Reiſen ins Innere von Africa . . . 200, 222
17) Aus einer Beſchreibung der Umgegend von Paris . 268

IV. Vermiſchte Aufſätze.

18) Ueber Fabrikweſen 67
19) James Scurry 118
20) Die Religion Zoroaſters 142, 153, 180
21) Etwas für die elegante Welt 171
22) Peſtalozzi in der helvetiſchen Geſellſchaft . . . 178
23) Ein Wort über Volksfreunde 293
24) Die Kunſtausſtellung in Zürich 1825 319

V. Charakteriſtiken und Kritiken.

25) Neue, lyriſche Gedichte in der Schweiz. (Liederkränze von Hans Georg Nägeli) 36, 87
26) Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter V. Göthe. (Werther. Laune des Verliebten. Mitſchuldige. Clavigo. Stella. Die Geſchwiſter. Lieder) 58, 114
27) Sagen und romantiſche Erzählungen von Ludwig Rellſtab 130
28) Zwey neue deutſche Trauerſpiele 164
29) Ueber Ludwig Tieks Stellung zur deutſchen Literatur 235, 312
30) Ueber die Kunſt im Mittelalter (aus Wolfgang Menzels deutſcher Geſchichte) 257, 281

Seite

VI. Kürzere rezenſirende Anzeigen.

a. Deutſche Literatur.

1) Ueber Dante von C. F. Schloſſer 22
2) Allgemeines Hülfsbuch für alle Stände von Ludwig Schuhkraft 53
3) Ueber das Weſen und den organiſchen Charakter der Geſchichte von Dr. Thorbecke 55
4) Kurze Geſchichte des päpſtlichen Jubeljahrs von Dr. Hoche 77
5) Zſchokke's ſämmtliche ausgewählte Schriften . . 126
6) Ueber die Entbehrlichkeit des Lateinlernens von C. Bernoulli 149
7) Meine Lebensreiſe in ſechs Stationen von Urceus (Krug) 253
8) Voß und die Symbolik von W. Menzel . . . 201
9) Ueber Reinheit der Tonkunſt 348
10) Mein Lebenslauf und Wirken im Fache der Sprache und Kunſt von Kolbe 349
11) Betrachtungen über die Baumwollenfabrikation von Bernoulli 350

b) Ausländiſche.

12) Memoirs of the affairs of Europe from the peace of Utrecht 23
13) The With-Finder 23
14) Moments Romains et Gothiques de Vienne en France par Rey 78
15) The Nordamerican-Reviev 102
16) The life of Andrew Jackson 126
17) Notizen über die neueſte franzöſiſche Literatur . . 174
18) L'honnête homme ou le Niais par Ricard . . . 205
19) The Highlands and western isles of Scotland by John Macculloch 208
20) Mittheilungen über die franzöſiſche Literatur (räſonnirender Bericht über die neueſten Erſcheinungen) . . 229, 275
21) Principes du droit politique mis en opposition avec le contrat social de J. J. Rousseau par Honoré Torombert 254
22) A Visit to Greece in 1823 and 1824. By George Waddington, Esq. 278

Seite

VII. Miszellen.

1) Dezember-May in Georgien 24
2) Wilhelm I. von Preußen will das Feld bauen . . 24
3) Vereine für Lehranſtalten in Nevyork 24
4) Theemagnete 56
5) Erdbeben 79, 104
6) Neuentdeckte Inſel 80
7) Zweck der Erziehung 80
8) Neue Purpurwürmer ꝛc. ꝛc. 80
9) Bringt mir mein Bein wieder 104
10) Kriegsübungen im Frieden 104
11) Einige Anſtalten Mehemed Ali Paſcha's . . . 128
12) Wirkung bildlicher Darſtellungen 152
13) Friedrich des zweiten frohe Erwartungen von der deutſchen Literatur 152
14) Ueber die Urſachen des Klingens der Memnonsſäule . 175
15) Der Schauſpieler Molé und der Herzog von Franſac . 176
16) Napoleons Fehler nach der Schlacht an der Moſkwa . 176
17) Kirchneſchisma und Reformation 176
18) Ausgrabungen bey Valenciennes 232
19) Kaiſer Wenzel macht ſeinen Küchenmeiſter zum Rektor der Univerſität Prag 232
20) Ziſka's Strenge 232
21) Muſik heilt von Melancholie 232
22) Horazens Justum et tenacem propositi virum etc. . 256
23) Der Lagoa d'orado in Peru 256
24) Winkelmanns Ausſpruch über das Weſen der Kunſt . 256
25) Gold, Diamanten; Genie, Talente 280
26) Klima vor der Sündfluth 303
27) Jean Pauls Schriften und Emmethaler Bauer nebſt Käſe 304
28) Aus dem Anekdoten Tagebuch der Frau von Kampan 304

Neue Xenien
das iſt
Brombeeren
gepflückt vom Bettler Heidenreich.

1. Rechtfertigung der Diſtichen.

Aber was taugt ihr bei uns, deutſch-undeutſch-griechiſche Verslein?
„Blos um die Karrikatur ſchaubar nach außen zu drehn."

2. Archäologiſcher Fund.

Lichtenbergs Meſſer, der Klinge beraubt und des Stieles bedürftig,
Freut Euch! fand ich vorlängſt: **Schilda's gebietenden Spies.**

3. Spieſers Nächſtenliebe.

Mich treibt die reinſte Nächſtenpflicht;
— bin ich mir ſelbſt der Nächſte nicht?

4. Dreierlei Rechte. (Alte Tradition.)

Einen Bauer befragt' ein reiſender Juſtinianer:
„Wie viel Rechte, mein Freund, gelten in euerem Land?"
Jener verſetzt: „Zum Erſten: „das Recht; zum Andern: das Unrecht;
Drittens: wie man es macht; ſelb' iſt das fürnehmſte Recht.

[Fortſetzung folgt.]

Mehemed Ali Pascha.

Wir ſind ſchon einige Mal *) beyläufig auf dieſen in unſern Tagen die meiſte Aufmerkſamkeit auf ſich ziehenden Muſelmann zu ſprechen gekommen. In folgender Darſtellung gewinnen wir eine kurze Ueberſicht deſſen, was über ſeine Perſon und ſeine Thätigkeit in Aegypten zu wiſſen, Intereſſe hat. Wir entlehnen dieſe Ueberſicht aus des „Freiherrn Heinrich von Minutoli Reiſe zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten, in den Jahren 1820 und 1821;" welche nach deſſen Tagebüchern von Herrn Dr. E. H. Tölken bearbeitet und mit Beylagen verſehen, 1824 in gr. 4. in Berlin erſchienen iſt. Wir erhalten in dieſer Reiſe ſonſt noch gar manche, um ſo wichtigere Aufſchlüſſe uber Aegypten, deſſen Landes- und Einwohnerbeſchaffenheit, ſo wie über deſſen, immer in neuer Wichtigkeit erſcheinenden, alten Denkmale, als der Reiſende ſelbſt überall eine ſcharfe, mit ausgezeichneten Kenntniſſen verbundene Beobachtungsgabe entwickelt.

„Die Audienz bey dem jetzigen Beherrſcher Aegyptens hatte nicht wenig Ueberraſchendes; der Mann entſprach faſt in keinem Zuge dem Bilde, das man ſich in Europa von einem türkiſchen Paſcha zu machen pflegt. In der Begleitung des Herrn von Roſetti, Königl. preußiſchen Conſularagenten, und des übrigen Perſonals der Conſulſchaft, ſo wie des Herrn Drovetti, fuhr der Hr. Verf. in einem Boot, von dem die preußiſche Flagge wehte, nach dem ſchon erwähnten Pallaſt zwiſchen den beiden Häfen. Eine zahlreiche Dienerſchaft fullte die Zugänge und unteren Räume deſſelben. Herr Boghos empfing den Reiſenden und führte ihn die Treppe hinauf in das, gleichfalls mit Hofbedienten angefüllte Audienzzimmer des Paſcha, der ſich erhob, um denſelben zu empfangen, und ihn neben ſich ſitzen hieß.

Die größte Ungezwungenheit und Feinheit des Betragens, verbunden mit einer zutraulichen Heiterkeit, die gleichwohl nie die gemeſſenſte Würde verletzte, ſchien nicht einen Mann, der

---

*) Siehe Erinnerungen aus Aegypten III u. IV Bd. der Europ. Blätter von 1824.

ſelbſt der Schöpfer ſeines Glückes war, anzukündigen, ſondern einen geborenen Fürſten. Der Paſcha äußerte ſich gleich anfangs auf das gütigſte, erkundigte ſich nach den Zwecken der Reiſe, verſprach ſie durch alle in ſeinen Kräften ſtehende Mittel zu befördern, und, wo es nöthig ſeyn ſollte, den Reiſenden durch einen Offizier ſeines Hauſes begleiten zu laſſen. In Verwunderung aber ſetzte dieſen der in ſeiner Gegenwart ſogleich ertheilte Befehl, ihm alle Verpflegungsgegenſtände und ſelbſt die nöthigen Fahrzeuge zu ſeinen Reiſen Nilaufwärts unentgeltlich verabfolgen zu laſſen. Eine Begünſtigung, von der derſelbe indeß ſpäterhin, aus guten Gründen, keinen Gebrauch machte.

Der Hr. Verf. ergreift dieſe Gelegenheit, zu der Schilderung dieſes außerordentlichen Mannes, der nicht immer eine gerechte Würdigung gefunden hat, einige Züge hinzuzuſetzen, die er theils aus perſönlicher Bekanntſchaft und aus ſeinem eigenen Munde, theils aus den Erzählungen glaubwürdiger Zeugen geſchöpft hat.

Mehemed-Ali Paſcha iſt zu Cavalla, einer Ortſchaft des ehemaligen Macedoniens, geboren und gegenwärtig (1821) vier und funfzig Jahr alt. Er iſt wohl gebaut, von mittlerer Größe, und hat ſchwarze, feurige Augen, die ſtets in Bewegung ſind. Eine Bruſtaffection, die ſich zuweilen äußert, iſt nicht die Folge der verfehlten Wirkung eines beigebrachten Giftes, wie man wohl erzählt, ſondern ſoll von der großen Anſtrengung herrühren, womit er gegen vierzigtauſend Araber mit nur neunhundert der Seinigen einen ſiegreichen Kampf beſtand. Er ſpricht arabiſch und turkiſch; abendländiſche Sprachen ſind ihm fremd.

Seine früheſte Erziehung war ſehr vernachläßigt; erſt als Paſcha lernte er leſen und ſchreiben. Blos ſich ſelbſt und ſeinem angeborenen, überwiegenden Talent verdankt er ſein außerordentliches Glück. Seine Laufbahn wurde indeß erſt verſprechend, als er im Jahre 1800 Bim-Baſchi bei der Armee des Großveziers wurde. Bei der Einnahme von El-Ariſch wurde er zum Buluk-Baſchi ernannt; und darauf unter Mehemed-Paſcha-Khoſru, der von der Pforte zum Paſcha von Aegypten erhoben war, Ser Tſchismé. Im Jahre 1804 belagerte er den Nachfolger Khoſru's, Kurſchid-Paſcha, in der Citadelle von

Kairo, und trat im folgenden Jahre an die Stelle deſſelben, nachdem er, von den getreuen Albaneſen unterſtützt, die Mameluken aus jener Hauptſtadt verjagt hatte. Völlig geſichert wurde aber ſeine Herrſchaft erſt im Jahre 1811, wo er den größten Theil der noch übrigen Mameluken, die immer neue Ränke ſchmiedeten, und es nicht verhehlten, daß ſie ſich für die rechtmäßigen Herren des von ihnen ſo lange widerrechtlich uſurpirten und mißhandelten Aegyptens betrachteten, am erſten Mai faſt gänzlich vernichtete. Man hat dieſe That als eine blutgierige Treuloſigkeit dargeſtellt; aber es galt die Sicherheit der Provinz, und die Ausſagen glaubwürdiger und rechtlicher Männer ſprechen Mehemed-Ali von dem Vorwurf der Grauſamkeit gänzlich frei.

Von dieſer Zeit an war der Flor und die Sicherſtellung Aegyptens gegen innere und äußere Feinde das unausgeſetzte Ziel ſeiner Bemühungen. Es iſt faſt unglaublich, wie vieles er unternommen und faſt auch immer glücklich vollendet hat.

Er hat eine Armee von etwa 50,000 Mann beſoldeter Truppen organiſirt, unter welchen ſich mehrere Tauſend gut abgerichteter Artilleriſten befinden ſollen, und gegen 26,000 Mann vortrefflicher Kavallerie. Seine vertraute Leibwache bildet ein beſonderes Corps von 600 jungen Mameluken, die er ſehr begünſtigt und gut erziehen läßt.

Von ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen ſind die wichtigſten und für Aegypten ſegensreichſten diejenigen, wodurch es ihm gelang, theils mit Waffengewalt, theils durch die folgerechteſte, ſchlauſte Politik, die zahlreichen, räuberiſchen Araberſtämme zu unterjochen, die von jeher die Zuchtruthe Aegyptens waren. Alle ſind jetzt durch Geißeln für jeden Fehltritt verantwortlich gemacht. Viele haben feſte Wohnſitze nehmen und ſich zum Ackerbau entſchließen müſſen. Indem er einige ihrer Scheiks ſehr auszeichnete und ſich ihrer bei ſeinen militairiſchen Unternehmungen bediente, machte er ſich unvermerkt zu ihrem Oberherrn. Die fanatiſchen Wechabiten, die ihre vertilgende Herrſchaft ſchon außer den Grenzen Arabiens auszubreiten anfingen, wurden von ihm mit ſo gewaltiger Hand zu Boden geſchlagen, daß ſie ſchwerlich, ſo lange er lebt, ſich wieder erheden werden. Seine Eroberungen in den oberen Ländern des Nil's, die eine nothwendige Folge des Krieges gegen die Mameluken waren, eröffnen für die Civiliſation des inneren Afrika unerwartete, hoffnungsvolle Ausſichten.

Zum Beweiſe der überlegenen Gewandtheit ſeiner Politik mögen folgende Beiſpiele dienen, die unter vielen ähnlichen ihn am ſprechendſten zu charakteriſiren ſcheinen.

Die vielgeltenden Ulema's, das Collegium der Richter und Rechtsgelehrten, bildeten ſonſt einen von dem Paſcha faſt unabhängigen Stand, indem ihre Einkünfte von Alters her auf liegende Gründe angewieſen waren. Mehemed-Ali fand es rathſam, ſie dieſer Selbſtſtändigkeit zu berauben. Er forderte zu dem Ende von ihnen eine Angabe ihres ſämmtlichen Einkommens. Die Ulema's glaubten dies nicht gering genug angeben zu können, indem ſie nach dieſer Angabe beſteuert zu werden fürchteten. Der Paſcha ließ ihnen aber erklären, er habe, um ſie der mit ihrem Amt unverträglichen Verwaltungsſorgen zu überheben, die Einrichtung getroffen, ihnen die bisher bezogene Einnahme baar entrichten zu laſſen, wogegen er die Verwaltung der Güter für eigene Rechnung übernehme.

Einer ſeiner Untergebenen, der ſein volles Vertrauen genoß und mit Wohlthaten von ihm überhäuft war, hatte eine Empörung unter den Truppen eingeleitet, die dahin abzielte, den Paſcha zu ſtürzen und ſich an deſſen Stelle zu ſetzen. Der Aufruhr brach aus und die Gefahr war groß. Mehemed-Ali ergriff, um ſie zu beſchwören, ein eben ſo außerordentliches, als ſicheres Mittel. Er gab einem Theil der treugebliebenen Truppen ſogleich Befehl, die Bazars von Kairo zu plündern. Die Empörer fürchteten, ihre beſte Beute werde ihnen entriſſen, und folgten dem Beiſpiel, den eigentlichen Zweck ihres Aufſtandes vergeſſend, oder ihn ſchon für vollbracht haltend. Mehemed-Ali fiel dann mit dem übrigen Theil ſeiner Getreuen über ſie her, von den wüthenden Einwohnern unterſtützt. Verwirrt und in Unordnung wurden nun die Aufrührer mit leichter Mühe bezwungen, die Empörung geſtillt, und die Urheber bezahlten ihr ſchlecht ausgeführtes Unternehmen mit dem Leben. Der Paſcha erſtattete darauf den durch die Plünderung eines Theils der Stadt veranlaßten Schaden, der ſehr bedeutend war.

In der Verwaltung des Innern wandte Mehemed-Ali ſeine Aufmerkſamkeit zunächſt auf die Verbeſſerung des Ackerbaues, der durch ihn ſehr gehoben worden iſt, indem er den Bauern Land zutheilen ließ und ſie verpflichtete, es anzubauen. Selbſt bis in Nubien erſtreckt ſich ſchon dieſe Sorgfalt. Außer dem Getreidebau iſt auch der Reisbau ſehr vermehrt. Die Baumwollenpflanzungen haben außerordentlich zugenommen und mit dem Seidenbau iſt ein Anfang gemacht. Zahlreiche Manufakturen und Fabriken, zur Verarbeitung der rohen Producte im Lande ſelbſt, ſind von ihm angelegt. Der in Aegypten gewonnene Zucker, der von guter Qualität iſt, wird in den eigenen Raffinerieen des Paſcha gereinigt und der Abgang zu Branntwein benutzt. Der Salpeter, dieſes in Ueberfluß und von guter Qualität vorhandene Product, wird nach der Angabe eines italiäniſchen Chemikers, Nahmens Baffi, jetzt auf eine minder koſtſpielige Art, durch Abdampfung an der Sonne, gewonnen, und dann erſt durch Feuer gereinigt. Eine Verbeſſerung, die um ſo wichtiger iſt, da es in Aegypten beynahe gänzlich an Brennmaterial gebricht.

Die Pferdezucht war in neueren Zeiten vernachläſſigt und nicht nur hierauf hat der Paſcha ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet und Beſchäler zur Veredlung der Landespferde vertheilen, ſondern auch edle Schaafe in großer Zahl verſchreiben laſſen, um die einheimiſche Wolle zu verbeſſern. Unter den wünſchenswerthen Producten ſcheinen nur Wein und Oel dem Lande noch zu fehlen. Ließe der Anbau auch dieſer in der nöthigen Ausdehnung ſich einfuhren, ſo würde Aegypten dem Auslande nichts mehr zu verdanken brauchen. Der mareotiſche Wein war im Alterthum ſehr berühmt und der heracleotiſche Nomus in Mittelägypten gab Oel in Ueberfluß, obgleich von ſchlechter Beſchaffenheit.

Zur Beförderung des Handels zwiſchen Damiette und Kairo, der von Jahr zu Jahr ſchwieriger wurde, da die vor den Nilmundungen bei Damiette und Roſette ſich häufenden Sandbänke die Schiffahrt hinderten, ließ Mehemed-Ali durch 300,000

Fellahs den alten Kanal zwiſchen Alexandrien und Ramanieh wieder aufgraben und in ſeinem Laufe etwas ändern. Die Mängel dieſes Unternehmens ſind oft aufgeſtellt worden: das Bett des Kanals iſt nicht genug ausgetieft und die Uferböſchungen deſſelben zu nachläſſig aufgeſchüttet, ſo daß ſie in kurzer Zeit nachzuſinken drohen. Der Hauptfehler iſt aber, daß ſein Einfall in den Nil perpendiculär auf den Strom trifft, ſo daß er in den Monaten der Nilüberſchwemmung, aus Furcht, daß das hohe Waſſer ihn vernichten könnte, geſchloſſen werden muß. Der Nachtheil wird dadurch verringert, daß zu eben dieſer Zeit die Nilmündungen fahrbar ſind. Aller Mängel ungeachtet iſt dieſer Kanal ein Werk im Geiſte der alten Pharaonen, Ptolemäer und Römer. Nicht weniger als 10,000 Menſchen ſollen indeß bei der ſchnellen, ungeſunden Arbeit ihr Leben eingebüßt haben. Die urſprüngliche Abſicht des Paſcha's bei Anlegung dieſes Kanals war übrigens, einen Arm des Nils hinein zu leiten und ſowohl Alexandrien als deſſen Werke mit ſolchem zu umgeben. Aus Beſorgniß, daß dadurch der Handel von Roſette vernichtet werden könne, wurde jedoch der Paſcha veranlaßt von ſeinem Vorhaben abzuſtehen.

Alexandrien gewinnt außerordentlich durch dieſe neue Anlage und wird künftig noch mehr ſich heben; indeß Roſette und Damiette, die ehemaligen Stapelplätze des ägyptiſchen Handels, ihre Wichtigkeit mehr und mehr verlieren.

Die innere Sicherheit wird von dem Paſcha aufs kräftigſte gehandhabt. Bei vielen, oft den weiſeſten Unternehmungen, kämpft er jedoch umſonſt gegen das Vorurtheil und die Landesſitte. Die Peſt thut der Bevölkerung Aegyptens, wie verſichert wird, einen ſo bedeutenden Abbruch, daß ohne dieſe Landplage die Einwohnerzahl in einigen Jahrhunderten ſich verdreifachen würde. Die Maaßregeln Mehemed-Ali's zur Hemmung derſelben haben auf Befehl der hohen Pforte wieder eingeſtellt werden müſſen. Er läßt ſich indeß durch den Vorwurf der Gottloſigkeit nicht abhalten, dieſe Maßregeln wenigſtens für ſich und ſeinen Hof zu befolgen. — Nicht weniger unberückſichtigt verwüſten in Aegypten die Blattern die heranwachſenden Generationen. Doch betheuerte der Paſcha, daß er kein Jahr vergehen laſſen wolle, ohne wenigſtens dieſem Uebel durch Einführung der Impfung zu ſteuern. Wenn er lebe, ſollten auch, ſobald es in ſeiner Macht ſtehe, die Maaßregeln gegen die Peſt wieder in Kraft geſetzt werden.

Bedenkt man die Hinderniſſe, gegen welche der Paſcha bei einem ganz verſunkenen Volke zu kämpfen hat, daß er ſelbſt von ſeinen Untergebenen nicht immer ſo willfährig unterſtützt wird, als er es verdient, indem meiſt nur Gewalt ihm das Gelingen ſichert: ſo kann man die Laufbahn dieſes ſeltenen Mannes nicht ohne Bewunderung verfolgen. Beſonders muß jeder, dem die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts am Herzen liegt, ſeinen Unternehmungen zur Erweiterung der Landesgrenzen den glücklichſten Erfolg wünſchen. Es knüpft ſich an ſie die Hoffnung einer Erneuerung der Civiliſation in den früheſten Sitzen menſchlicher Cultur. Vielleicht werden, wenn ſie Beſtand haben, Dinge möglich, die man jetzt für unausführbar und unglaublich hält. Wie die Ptolomäer, wendet Mehemed-Ali ſeine Blicke nach Indien. Und über Aegypten ging der älteſte und führt für einen großen Theil von Europa noch jetzt der natürlichſte Weg des indiſchen Handels.

Ueber die engherzigen Vorurtheile des Islam iſt dieſer Befreier der heiligen Orte deſſelben weit erhaben. Er ſieht Europäer gern um ſich und begünſtigt ſie, ohne ſich um ihren Glauben zu bekümmern, oder ihnen durch Proſelitenmacherei läſtig zu werden. Er deutet es ſelbſt den Chriſten übel, wenn ſie zum Moslemism übertreten. Neuerlich hat er ſogar einer Kolonie ſyriſcher Chriſten, die er nach Aegypten einlud, in Kairo eine Kirche erbaut. Die Chriſten ſind nicht mehr jenen Demüthigungen ausgeſetzt, die ſie ſonſt ſich mußten gefallen laſſen. Sie dürfen den weißen Turban tragen, innerhalb der Hauptſtadt Pferde reiten und brauchen nicht mehr abzuſteigen, wenn ſie dem Paſcha oder einem andern hohen Beamten begegnen, oder vor einer Moſchee vorbeireiten.

Ein eigenthümlicher Charakterzug Mehemed-Ali's iſt ſeine große Freude am Handel und er gleicht auch hierin den Ptolemäern, mit denen er auch daſſelbe Vaterland gemein hat. Es iſt nicht zu leugnen, daß viele ſeiner Unternehmungen mit ſeinen

Handelsſpeculationen in genaueſter Verbindung ſtehen. Mit dem ihm als Monopol untergeordneten Producten, zu denen in der Türkei die zum Leben unentbehrlichſten faſt alle gehören, treibt er ihn ſelbſt und iſt als Hauptintereſſent mit mehreren Handelshäuſern, unter andern mit dem Hauſe von Brix in Alexandrien, durch welches er ſogar den indiſchen Handel betrieb, in Verbindung.

Es ſcheinen jedoch nicht alle Handelsunternehmungen des Paſcha dem wahren Vortheil ſeines Landes angemeſſen. Daß die inländiſche Verarbeitung aller Producte die vortheilhafteſte Benutzung gewähre, iſt als Schulprinzip vollkommen richtig, und mag, was den Salpeter, den Zucker und das daraus Gewonnene betrifft, auch für Aegypten gültig ſeyn. Allein im Allgemeinen iſt der unmittelbare Verkauf der rohen Producte für dieſes Land unſtreitig viel angemeſſener. Der eingeborene Aegypter will durchaus alles nach eigener Einſicht machen, oder nach alt hergebrachter Weiſe. Er iſt widerwillig und fuhlt ſich elend, wenn man ihn davon abhält. Außerdem iſt er zu träge und langſam, um eine Arbeit ſchnell zu fördern. Die eingewanderten Europäer ſind aber zum Theil Abentheurer, deren Unternehmungen unmöglich das Emporkommen eines wohlgegründeten Fabrikweſens befördern können.

Mehemed-Ali pflegt jeden, mit dem er ſpricht, ſcharf ins Auge zu faſſen, ſieht aber dabei ſehr freundlich und wohlwollend aus. Man behauptet, er ſey heftig; im Umgange bemerkt man davon keine Spur. Er iſt großmüthig und edel und ſpendet, ungeachtet ſeines Handlungsgeiſtes, mit fürſtlicher Freigebigkeit. Er iſt ein tapfrer, einſichtsvoller Soldat und hat in den Kriegen gegen die Mamelukken und Wechabiten perſönliche Beweiſe davon gegeben. Im Innern ſeines Hauſes erſcheint er als hochverehrter, gefürchteter Vater.

Er hat zwei rechtmäßige Frauen und einen zahlreichen Harem. Von jenen hat er drei Söhne gehabt. Der älteſte, Ibrahim-Paſcha, befehligte die Armee im Hedjaz gegen die Wechabiten, vernichtete dieſe und nahm ihr Oberhaupt gefangen, weßwegen er vom Sultan zum Paſcha von Mekka erhoben wurde: eine Würde, die ihm den Vorrang vor ſeinem Vater gibt. Ungeachtet dieſer Würde iſt er ein gehorſamer Sohn; auch nur in Gegenwart ſeines Vaters ſich zu ſetzen, erlaubt er ſich nie. Er ſoll ein guter Soldat und ſtrenggerechter Mann ſeyn, der aber die Franken nicht liebt, was man ihm aus guten Gründen nicht ganz übel deuten kann. Der zweite Sohn des Paſcha, Tuſſun-Paſcha, ſtarb vor einigen Jahren an der Peſt und hinterließ einen Knaben von fünf Jahren, den der Sultan, aus Rückſicht auf die Verdienſte des Vaters und Großvaters, ebenfalls zum Paſcha erhob und dem Mehemed-Ali die ſorgfältigſte Erziehung geben läßt. Der dritte Sohn heißt Ismail-Paſcha und befehligt gegenwärtig (1821) die Expedition gegen Dongola, Darfour und Senaar. Außer dieſen Söhnen hat er noch zwei Töchter. Die älteſte iſt an den Befehlshaber von Alexandrien, Mahram-Bei, die jüngſte an den Defterdar und Statthalter Mahomed-Bei verheirathet.

Die große Macht des Paſcha ſoll bereits ſeit langer Zeit Eiferſucht in Conſtantinopel erregt haben. Dieſer weiß indeß dem Hofe zu ſchmeicheln und ſendet jährlich, außer den regelmäßigen Abgaben, bedeutende Geldbeiträge und Geſchenke an den Großherrn und die Großen des Reichs. Früher war er wegen ſeiner politiſchen Exiſtenz nicht ganz unbeſorgt; jetzt aber iſt er dies immer weniger, denn er hat Kraft genug, ſelbſt bedeutenden Unternehmungen gegen ſich zu begegnen.

Rückblicke auf Bonaparte's Feldzug in Aegypten und Syrien von 1798 und 1799.

(Fortſetzung)

Bonaparte war bey dieſer Bearbeitung der Volksſtimmung weit entfernt ihr viel, geſchweige alles zu vertrauen; vielmehr war er darauf bedacht ſeinen feſten Willen, Aegypten unter allen Umſtänden zu behaupten, durch kräftige Maaßregeln an den Tag zu legen. Alexandrien, Roſette und Damiette waren ſchon früher gegen etwaige Seeangriffe befeſtigt worden; jetzt wurden ſie es eben ſo ſehr gegen die Landſeite. Vor allem aus aber wurde für gröſſere Befeſtigung Kairo's durch Erweiterung der vorhandenen Feſtungswerke ſowohl, als durch Anlegung neuer Forts und Auſſenwerke geſorgt. Selbſt das jenſeit des Nils gelegene Dorf Giſeh wurde in gehörigen Vertheidigungsſtand geſetzt. Der Ernſt, die von den Aegyptern kaum geahndete Kraft Geſchicklichkeit und Gewandtheit, welche bey dieſen Veranſtaltungen, ſo wie bey ſchneller Unterdrückung partieller Aufſtände, bey ſtrenger Beſtrafung jeder Widerſetzlichkeit und endlich bey Vereitelung jeglicher Angriffsverſuche von Seiten der Mameluken und Araber, entwickelt wurden, hatten in der That einen Zuſtand faſt gänzlicher Ruhe zur Folge. Dieſe Zeit benutzte das Inſtitut zu den wichtigſten Nachforſchungen in Ober- und Niederägypten. Bonaparte faßte den alten, nie ausgeführten Plan, das rothe mit dem Mittelmeer zu verbinden ins Auge. Um aber die Spuren des uralten, mehrmahls begonnenen Kanals nach allen Richtungen aufſuchen zu können, mußte man vor allen Dingen im Beſitz des Hafens von Suez ſeyn. Es liegt dreißig Stunden von Kairo und eben ſo weit vom Mittelmeer, mitten in einer, von ſehr kriegeriſchen Beduinenarabern unſicher gemachten, Wüſte. Ohne jedoch Widerſtand zu finden, nahm es General Bon und Eugen Beauharnois mit einer ſtarken Kolonne in Beſitz (8. November). Zugleich war der Beſitz von Suez für die darüber gehende Handelsſtraße nach Mekka und gegen unberufene Landungen in dieſer Nähe Kairo's von Wichtigkeit. Ferner wurden auch in Hauptorten Aegyptens Krankenanſtalten errichtet, deren Wohlthätigkeit die Einwohner der Küſtenſtädte bey einer im November ausgebrochenen, aber durch die Bemühungen franzöſiſcher Aerzte bald gedämpften Peſt empfanden. Eine Handelsgeſellſchaft trat zu Kairo zuſammen und der Generaladminiſtrator der Finanzen leitete ein ſo gutes Steuerſyſtem ein, daß bald die in Kairo beſtehende Armenkaſſe in einen lange nicht erlebten, guten Zuſtand kam. Unbedeutende gegen die Beſteurung erhobene Unruhen wurden leicht geſtillt. Indeſſen, da dieſe im öſtlichen Aegypten zumeiſt, wie ſchon früher, ausbrechenden Unruhen, gewöhnlich von Agenten Ibrahim-Bey's erregt und durch deſſen Truppen von Syrien aus, wohin Ibrahim-Bey ſich zurückgezogen hatte, unterſtützt wurden, ſo mußte Bonaparte ſich gegen Syrien ſicher zu ſtellen ſuchen. Er hatte in dieſer Abſicht ſchon um die Zeit, da in Kairo der Aufſtand ausbrach, einen Geſandten zu Djezzar-Paſcha nach St. Jean d'Acre (Akre, Akra) geſchickt, um dieſen zu gutem Einverſtändniß mit ihm gegen die Mameluken zu bewegen, wodurch Ibrahim-Bey verhindert worden wäre, Aegypten von Syrien aus zu beunruhigen und zu revolutioniren. Aber Djezzar-Paſcha würdigte Bonapartes Abgeſandten, den Bataillonschef Beauvoiſin, nicht einmal einer Audienz. Schon das beleidigte Bonaparten und ließ in ihm den Gedanken entſtehen, Syrien mit Gewalt der Waffen zu erobern. Jetzt, da ihm die hergeſtellte Ruhe in Aegypten den Gedanken noch ausführbarer erſcheinen ließ, ergriff er ihn aufs Neue, verſuchte inzwiſchen noch einmal den Weg der Unterhandlung; aber Djezzar würdigte ſein Schreiben jetzt um ſo weniger einer Antwort, als die Pforte, durch die Engliſchen Geſandten in Konſtantinopel bearbeitet, ſich gegen Frankreich ausgeſprochen und den Paſcha von Syrien, wie den von Damaskus durch Manifeſte und Firmans aufgefordert hatte, dem Ibrahim-Bey allen möglichen Beyſtand zur Vertilgung der Ungläubigen in Aegypten zu leiſten. Jetzt beſchloß Bonaparte Krieg gegen Djezzar-Paſcha. Sogleich ließ er das zwiſchen dem See Menzaleh und der Syriſchen Grenzfeſte El-Ariſch gelegene Dorf Kathieh beſetzen und befeſtigen, um in ihm einen Stützpunkt für ſeine Operationen zu gewinnen. Er begab ſich inzwiſchen gegen Ende Decembers nach Suez, recognoscirte den dortigen Hafen, traf Anſtalten zu deſſen Vertheidigung und konnte ſeiner Phantaſie die Freude nicht verſagen, zur Zeit der Ebbe durch das rothe Meer bis zu einer Ciſterne zu gehen, welche man Moſis Brunnen nennt; doch hätte ihm der Spaß beynahe das Leben gekoſtet, welches ihm bey ſeiner Rückkehr nach Suez die eben wiederkehrende Fluth zu rauben, nicht übel Luſt zeigte. *) Hierauf wollte Bonaparte die Recognoscirung des Kanals vollenden, erhielt aber bey dieſem Geſchäft

---

*) Ihm ging das Waſſer ſchon bis ans Kinn; aber dadurch, daß ihn einer ſeiner Guiden auf die Schultern nahm, ward er gerettet.

die Nachricht von der zu zuverſichtlich nicht erwarteten Kriegserklärung des Sultans und von der Einnahme des Grenzortes El Ariſch durch die Truppen des Ibrahim-Bey und Djezzar-Paſcha. Jetzt konnte es weder mehr in Zweifel geſetzt noch aufgeſchoben werden, den Krieg nach Syrien zu ſpielen, weil ihn ſonſt der Feind auf Aegyptiſchen Boden verpflanzt haben würde. Letzteres hätte Bonaparten nur Nachtheil gebracht, jenes konnte ihm entſcheidende Vortheile gewähren. *) Schnell ließ Bonaparte aus Kairo und Niederägypten eine Armee zuſammenziehen, welche in nachfolgendem Verhältniß der Truppenzahl und Waffengattung gebildet war.

Diviſion Reynier	2,160	Mann.
Diviſion Kléber	2,349	—
Diviſion Bon	2,449	—
Diviſion Lannes	2,994	—
Reuterei des Murat	900	—
Artillerie	1,385	—
Genie-Corps	340	—
Corps der Guiden	400	—
Auf Dromedaren reitende **)	88	—
Im Ganzen	13,065	Mann.

---

*) In militäriſcher und politiſcher Hinſicht. Die Macht der Feinde hätte ſich auf zwei Hauptangriffspunkte zerſpalten müſſen und die Aſiatiſchen Paſcha's, namentlich der von Damaskus hätte vermuthlich die Gelegenheit ſich von der Pforte loszureißen benutzt und deshalb wohl auch den Franzoſen Beiſtand geleiſtet, wenn Bonaparte Akre gewinnen konnte.

**) Einige Zeit nach dem Aufſtande von Kairo wollte Bonaparte den immerwährenden Einfällen der Beduinen-Araber ein Ziel ſetzen, die bis in die Vorſtädte dieſer Stadt drangen, dort Raub und Mord begiengen und bey der Schnelligkeit ihrer Pferde faſt immer den Verfolgungen der franzöſiſchen Reuterei, die ihnen in dieſer Beziehung nicht gleich kam, entkamen; Bonaparte wählte zu dem Ende aus den Regimentern der Armee die anerkannt kühnſten und unerſchrockenſten Männer, und bildete ein beſonderes Corps aus denſelben, die er mit Dromedaren beritten machte. Dieſe Art von Kamel mit zwei

Noch muß bemerkt werden; daß jede Diviſion 2 Achtpfünder, 2 ſechszöllige Haubitzen und 2 Dreipfünder, Mürat's Reuterei 4 Vierpfünder, Bonaparte's Guiden 4 Achtpfünder und und 2 ſechszöllige Haubitzen mit ſich führten; außerdem aber noch ein Artilleriepark von 4 Zwölfpfündern, 3 Achtpfündern, 5 Haubitzen und 3 fünfzölligen Mörſern der Armee folgte, ſo daß die geſammte Artillerie aus 49 Stücken beſtand. Die übrige, größere Hälfte der ägyptiſchen Armee wurde ſo vertheilt, wie es die Erhaltung des Landes erforderte. Da Alexandrien, deſſen Hafen von den Engländern blokirt gehalten wurde, ein wichtiger Platz war und General Kléber der ſyriſchen Armee folgte, ſo beſtätigte Bonaparte den ſchon früher dahin abgeſchickten General Marmont im Oberbefehl daſelbſt.

Höckern läuft eben ſo ſchnell, als die arabiſchen Pferde, und iſt für die Ausführung aller Arten von Manövres ſehr gelehrig. Die von den Franzoſen geübten Dromedare entſprachen ganz den Hoffnungen, die der Obergeneral über ihren Nutzen geſchöpft hatte. Zwei einander den Rücken zukehrende Männer ritten auf einem Dromedar, das überdieß mit Munition und Lebensmitteln auf mehrere Tage beladen war. So wie ein arabiſcher Stamm bey den täglich in den Umgebungen von Kairo vorfallenden Gefechten der Verfolgung der gewöhnlichen Reiterei entgangen war, ſo ſetzte ihnen das Corps der Dromedaren nach. Da nun dieſes Thier leicht 24 Stunden lang, und ohne Nahrung zu ſich zu nehmen, ſeinen Lauf fortſetzen kann, ſo erreichte man meiſtens die Araber, deren Pferde von einem langen Ritt erſchöpft waren. Wenn die Franzoſen auf dieſe Art die Araber eingeholt hatten, ſo ſuchten ſie beſonders ihren Stamm oder die ganze Abtheilung zu umringen. Die Dromedaren ſenkten ſich auf die Kniee, und geſtatteten dann den Reutern mit ihren Waffen abzuſteigen, den Feind anzugreifen, und ihn mit ſeinen Frauen, Kindern, und ſeinem Vieh gefangen zu nehmen. Die größten Erfolge rechtfertigten bald darauf die Benutzung dieſes neuen militäriſchen Hülfsmittels, das die Beduinen-Araber in Erſtaunen verſetzte und ſie zwang, auf ihre Räubereien zu verzichten und einen Waffenſtillſtand zu erflehen, den ſie in der Folge nur ſelten gebrochen haben.

Salahieh in der öſtlichen Provinz Charkieh war der Hauptſammelplatz der ſyriſchen Armee. Der Vortrapp lag in dem neuen Fort Katieh; von da brach die Diviſion Reynier am 6ten Februar 1799 nach El-Ariſh auf. Nach einem dritthalbtägigen, ermüdenden Marſch durch die Hitze und den Sand der Wüſte kam die Diviſion in einem Palmenwald dicht vor dem Dorf und Fort El-Ariſh an. Von dort aus wurde ſogleich ein Angriff auf das befeſtigte Dorf gemacht. Durch eine in die Mauer geſchoſſene Breſche drangen die Franzoſen ein, aber die Beſatzung vertheidigte ſich aufs tapferſte, ſo daß jede Gaſſe, jedes Haus erobert werden mußte. Nach einer furchtbaren Metzelei ergab ſich der Reſt der Beſatzung. Das Fort ſelbſt war aber vor Ankunft reichlicherer Munition nicht gehörig zu belagern. Reynier beſchränkte ſich darauf, es eng zu blokiren; auch hatte er Angriffe, welche Ibrahims Mameluken auf ſein Lager, von Gaza her, verſuchten, abzuwehren. Die Mameluken ſchlugen endlich ſelbſt, eine halbe Stunde von El-Ariſh, in einer gut gewählten Poſition, ein Lager auf. Als aber am 14ten Februar General Kleber mit ſeiner Diviſion ankam, ward ein Ueberfall des feindlichen Lagers beſchloſſen und in der Nacht vom 14 auf den 15ten glücklich ausgeführt. Was von den Feinden nicht entfliehen konnte oder um Gnade flehte, ward niedergemacht. Der Kaſſan-Bey und viele Mameluken-Kaſchefs blieben; fünf Fahnen wurden erobert und Kriegs- und Mundvorrath in Menge erbeutet. Bis zum 17ten trafen die letzten Abtheilungen der Armee und mit ihnen Bonaparte ſelbſt vor El-Ariſh ein. Dieſen hatte die ihm noch in Kairo zugekommene Nachricht, daß die, durch ruſſiſche und türkiſche Schiffe verſtärkte, Engliſche Flotte Alexandrien zu beſchießen angefangen, nur zu noch größerer Beeilung der ſyriſchen Expedition angetrieben; denn er erkannte in dieſem Bombardement nichts weiter, als die Abſicht, ihn in Aegypten zurückzuhalten, weil Syrien ſelbſt noch nicht recht in Vertheidigungsſtand geſetzt ſeyn möchte. Um alſo nicht zu lange bey El-Ariſh aufgehalten zu werden, geſtattete er der aus Mauritaniern und Albaneſen beſtehende Beſatzung des Forts freien Abzug mit den Waffen in der Hand. Artillerie, Munition und Pferde mußten ſie zurücklaſſen. Dieß geſchah am 18ten Februar. Die Mauritanier, welche nicht nach Bagdad ziehen wollten, nahmen Dienſte bey der franzöſiſchen Armee, wie dieß früher auch gefangene Mameluken und Araber ſchon gethan hatten. Nach viertägiger Ruhe brach das Heer am 22ſten von El-Ariſh auf. Der Marſch war nicht minder beſchwerlich als der bis El-Ariſh. Ewiger Sand, ſelten Brunnen; die Avantgarde, welche jetzt Kleber befehligte, hatte ſich noch dazu in der Wüſte verirrt. Die nach dem Lagerſturm bey El-Ariſh nur eine Tagereiſe weit geflohenen Mameluken, verlieſſen den von ihnen beſetzten Ort Kan-Younes, ſo wie die Franzoſen ſich nur zeigten. Als am 24ſten dieſe gegen das unfern aufgeſchlagene Lager des Abdallah-Paſcha von Damaſkus anrückten, wurde auch dieſes verlaſſen und Abdallah zog ſich nach Gaza zurück. Erſt als ſie in die Gegend dieſer Stadt kamen, hatten die Franzoſen die Wüſte überwunden, durch welche ſie nun eine Strecke von 60 Stunden zurückgelegt hatten. *) Wie erquickend war ihnen jetzt der Anblick fruchtbarer Landſtriche, wie wohl thaten die dunkeln Gipfel der unfernen, ſyriſchen Waldgebirge dem Auge, das ſo lange nichts als brennenden, falben Sand und einen glühenden Himmel, aus der Ferne höchſtens die Meeresfläche wahrgenommen hatte. Der Unglaubigſte erkannte, daß das gelobte Land nahe ſey. Als nun gar der Morgenhimmel reichlichen Regen niedergoß, da befreiten alle Soldaten ihre durchglühten Leiber von jeder Umhüllung, daß ſie die langentbehrte Wonne der Kühlung und Erfriſchung ganz trinken könnten. Wahrhaft

---

*) Die Qualen, welche ſie zu dulden hatten in dem brennenden Sande, in der glühenden Luft, hob alle Unterſchiede zwiſchen Soldaten und Offizieren auf, wie groß auch die Aufopferungsluſt, deren grade die Franzoſen für ihre Führer ſo ſehr fähig ſind, ſonſt ſeyn mochte. Jede Pfütze, darin man zur Abkühlung die Hände tauchen konnte machte man jedem ſtreitig, ob er ein Korporal oder General war. Selbſt der damals ſchon von ſeinen Soldaten vergötterte Bonaparte mußte es als eine ausgezeichnete Vergünſtigung anerkennen, daß ihm in den Ruinen des alten Peluſium eine Stelle eingeräumt wurde, wo ſein Haupt im Schatten ruhen konnte.

geſtärkt durch dieſes ſeltſame Manöver zog die Armee jubelnd und unter Kriegsgeſängen weiter, bis ſie um zwei Uhr ein auf den Anhöhen vor Gaza poſtirtes, feindliches Corps bemerkte. Es war das des Abdallah=Paſcha. Sogleich ließ Bonaparte eine Schlachtordnung aus lauter Bataillonsquarrés bilden. Kleber mit ſeiner Diviſion auf dem linken Flügel, Bon im Centrum, Lannes auf dem rechten Flügel. Murat wurde mit ſeiner Reiterei und 6 Kanonen vorausgeſchickt. Die feindliche Reiterei und das ganze Corps ergriff beym erſten Angriff die Flucht durch Gaza, ſetzte ſie bis in die Nacht fort und verſchwand. In der Stadt fanden die Franzoſen Ueberfluß an Lebensmitteln, in dem gleichfalls geräumten Fort viel Kriegsmunition, eine Menge Gewehre, einige Kanonen und 16,000 Pfund Pulver. Da die Einwohner von Gaza, ſo wie nur die Mameluken die Stadt geräumt hatten, den Franzoſen die Thore öffneten, ſo hielt Bonaparte die ſtrengſte Mannszucht unter ſeinem Heere; nicht die mindeſte Unordnung durfte begegnen. Nachdem er einen Divan in der Stadt gebildet hatte, ſetzte er ſeinen Marſch nach Jaffa fort, der noch beſchwerlicher war als der bisherige. Der Sand war oft ſo tief und ſtaubig, daß die Kanonen dreifache Beſpannung nöthig hatten. Ueberal wichen die Feinde und ließen Mund= und Kriegsvorräthe den anrückenden Franzoſen zurück, die inzwiſchen auf ihrem ſonſt ſchon beſchwerlichen Marſch immer von den Beduinenarabern geneckt und beunruhigt wurden.

Am vierten März kam die Armee vor Jaffa an und nach einer vom General Murat angeſtellten Recognoscirung, wurde ſogleich die Belagerung begonnen. Wir würden davon ſchweigen, wenn nicht Bonaparte dabey einen augenſcheinlichen Fehler begangen hätte. Er griff nämlich den Platz auf der Südſeite an, welche grade die höchſte und feſteſte war. Nachdem der Kommandant des Ortes, Abu=Sab, die am 7ten März zugeſchickte Aufforderung zur Uebergabe mit der Hinrichtung des Arabiſchen Ueberbringers zurückgewieſen hatte, gelang es zwar, an dem höchſten Thurm eine Breſche zu bewerkſtelligen; aber der bey dieſer unternommene Sturm, welcher den Franzoſen einen großen Verluſt zu Wege brachte, würde gewiß mißlungen ſeyn, hätte nicht zufälliger Weiſe eine Abtheilung von der Diviſion Bon, welche einen falſchen Angriff unternehmen ſollte, eine Art von Breſche unfern dem Meeresufer entdeckt. Erſt als ſich Bon überzeugt hatte, daß hier wirklich ein Sturm zu unternehmen ſey, ließ er einen Hauptangriff auf dieſer Seite machen, drang in die Stadt ein und nur ſo gelang der durch Bonaparte geleitete Hauptſturm. Die furchtbaren Metzeleien der Franzoſen, welche keines Generals Wort zu hemmen im Stande war, ſind bekannt. Wir bemerken nur noch, daß die ungeheuren Plünderungen, denen ſich die Franzoſen nach der Einnahme Jaffa's überließen, die Strafe in ſich ſelbſt trugen. Der Giftſtoff der Peſt nämlich, welche vor einiger Zeit hier regirt hatte, theilte ſich aus den geraubten Kleidern und Pelzen der Armee mit. Schon am folgenden Tage nach der Einnahme von Jaffa, am 9ten März brach die Peſt in derſelben aus. Dieſelben Krieger, welche den zehn- und zwanzigfach-überlegenen Feind nicht ſcheuten, dem blutigſten Tode freudig entgegen gingen, wurden von Entſetzen bey dem Gedanken ergriffen, an dieſer Seuche ſterben zu ſollen. Viele wurden von ihr ergriffen und hingerafft, um ſo gewiſſer, je mehr Furcht und Eckel ſie davor empfanden. *)

Bonaparte aber ſetzte in Jaffa ſogleich einen *Divan von Paläſtina* ein, der aus den angeſehenſten Landeseinwohnern beſtand, und den zu Gaza, wie zu Ramleh und Lidda eingeſetzten Divan's übergeordnet war. Neben ihm wurde ein franzöſiſches Civil- und Militärgouvernement errichtet. Alles was zur Vertheidigung Jaffa's und dazu dienen konnte, dieſen Platz zum Hauptverbindungsorte zwiſchen Aegypten und Syrien zu machen, wurde ebenfalls angeordnet. Hierauf beſchloß Bonaparte, ſobald es nur möglich ſey, gegen St. Jean d'Acre aufzubrechen, an deſſen Beſitz eben ſo der von ganz Syrien geknüpft war, wie an dem Kairo's die Herrſchaft über ganz Aegypten. Und es iſt ja ſelbſt in Europa nicht viel anders. Wer Paris hat, dem ſteht ganz Frankreich zu Gebote; der Biſchof von Rom wurde darum der erſte in der Chriſtenheit, weil er eben in Rom ſaß, von wo aus Befehle zu empfangen, die Welt ſich lange ſchon gewöhnt hatte! — Kleber war ſchon vor der Einnahme von Jaffa bis auf eine Entfernung von zwei Stunden gegen Acre vorgedrungen. Aber die Naplouſianer, Bewohner der Syriſchen Gebirge, fuhren fort, ihn, wie ſchon früher, zu beunruhigen. Da von Acre ein hartnäckiger Widerſtand zu erwarten war, ſo mußte Bonaparten Alles daran liegen, ſo wenig wie möglich bey der Belagerung des Ortes geſtört zu werden. Er ſuchte daher jenes Volk zu beſchwichtigen und erließ eine Proclamation an dasſelbe. *) Auch duldete die ohnedieß kleine Armee, wenn ſie vor Acre mit Erfolg kämpfen ſollte, keine Zerſplitterung. Alle Truppen, die von El-Ariſch an als Beſatzungen und zur Bewachung der Gefangenen zurückgelaſſen worden waren und nur irgend entbehrt werden konnten, mußten zum Hauptheer ſtoßen. Und in dieſer Noth, da jeder Soldat unentbehrlich war, und die vielen bisher gemachten Gefangenen, wenn man ſie frei ließ, den Feind leicht verſtärken konnten, faßte Bonaparte den Entſchluß, zu welchem ein jeder Krieg, ſeiner, alle Rechte und Gefühle der Menſchlichkeit ausſchließenden, Natur nach, zwingen

---

*) Ein ſonſt erprobter Offizier ward von ſolcher Furcht beherrſcht, daß er ſich von aller Welt entfernte, in einem Gebäude einſchloß und nur durch ein einziges Fenſter mit denen draußen in Verbindung blieb. Aber ſchon nach einem einzigen Tage war er todt.

---

*) Da ſie kurz iſt und doch den Geiſt, in welchem Bonaparte ſo viele im Orient erlaſſene Proclamationen abfaßte, ganz ausſpricht, ſo ſetzen wir ſie her.

„Ich habe Gaza, Ramleh, Lidda, Jaſſa und ganz Paläſtina in meiner Gewalt. Ich habe nicht die Abſicht, die Bewohner von Naplous zu bekriegen; denn ich bin in dieſe Länder blos mit dem Zwecke gekommen, die Mamelukken und den Djezzar-Paſcha zu ſchlagen, die, wie ich wohl weiß, eure Feinde ſind. Ich biete daher den Einwohnern durch gegenwärtigen Brief den Frieden oder den Krieg an. Wollen ſie den Frieden, ſo mögen ſie die Mamelukken vertreiben, und mich davon benachrichtigen, ſo wie von dem Verſprechen, keine Feindſeligkeit gegen mich zu begehen. Wollen ſie den Krieg, ſo werde ich ſelbſt gegen ſie heranziehen. Ich bin gnädig und barmherzig gegen meine Freunde, aber verheerend, wie das Feuer des Himmels, gegen meine Feinde.“

kann, — den Entſchluß, ſie alle durch Feuer und Schwerdt zu vertilgen. Es geſchah! —

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Reiſe eines engliſchen Cavallerieoffiziers durch Südindien, Aegypten und Syrien.

(Fortſetzung.)

VI. Beyſpiel Muſelmänniſcher Achtung vor Wahnwitzigen.

Von einer engliſchen, wahnſinnig gewordenen Dame, die in einem vormahligen Kloſter des Berges Libanon lebt, hörte ich, daß ſie darum doch geachtet und von den unwiſſenden Bewohnern dortiger Gegend gefürchtet wird. *) Ihre Landsleute behandelt ſie ſehr ſpöttiſch. Als z. B. ein reiſender Britte ſie um Erlaubniß ſchriftlich erſucht hatte, ihr ſeine Verehrung zu bezeugen, ſo antwortete ſie laconiſch: „Mein Herr! Halten ſie mich etwa für eine Antike? Ihre Dienerin ꝛc."

Als ihr ihr Lieblingseſel geſtohlen worden war, ſo verlangte ſie in Briefen an die Paſchen zu Acre, Damaskus, Jeruſalem, daß ſie ihr helfen möchten, ihre Eſelin wieder zu bekommen. Die Paſchen gaben wirklich Befehl, daß ihre Offiziere die verlorne Eſelin aufſuchen laſſen ſollten. Vermuthlich hatten aber die Befehligten den Auftrag unvollzogen gelaſſen, und die Paſchen bedauerten in ihren Antwortſchreiben, daß ihre Bemühungen fruchtlos geweſen wären. Der Paſcha von Acre ſandte ihr ſogar zwei Pferde und eine Mauleſelin, um ſie für ihren Verluſt zu tröſten. Die Brittin war aber damit noch nicht zufrieden; ſondern ſandte die Thiere zurück mit der bittern Antwort, daß, wenn ſie durch den Paſcha ihre Eſelin nicht wieder erhielte, ſie ſich beym Großherrn in Conſtantinopel beſchweren würde.

---

*) Die Furcht der Türken vor den Verwünſchungen einer Wahnſinnigen, und ihre Bereitwilligkeit, ihr höchſt gefällig zu ſeyn, iſt allgemein im Orient, und ſtützt ſich auf Befehle des Korans, ſolche Perſonen als inſpirirt anzuſehen. Was dem Verfaſſer alſo auffallend iſt, iſt nichts als buchſtäbliche Achtung vor dem Geſetz des Propheten.

Nun ſandte der Paſcha 300 Reiter nach den Dörfern in der Nachbarſchaft des Kloſters, mit dem Befehl, die nahen Dörfer niederzubrennen, wenn die Einwohner die Eſelin nicht wieder herbeyſchaffen würden. Sie fand ſich nun bald und wurde der zürnenden Dame zurückgeliefert.

Ein andermal ſchrieb ſie an den nämlichen Paſcha, daß ihre Lieblingseſelin einen jungen Eſel geworfen habe, der ihr gute Hoffnungen gäbe. Der Paſcha erwiederte bloß mündlich, daß er dieß gern vernommen habe. Die Brittin nahm es als eine Geringſchätzung auf, daß ihr Bote kein gewöhnliches Ehrengeſchenk für Mittheilung angenehmer Begebenheiten erhalten hatte, und antwortete darauf grob.

Kurz nachher wurde ein Franzöſiſcher Reiſender, dem ſie wohlwollte, von einer Gemeinde unter der Hoheit des Paſcha von Acre beleidigt, und als dieſer ihre Bitte ablehnte, ein Executionscommando zur Strafe der Beleidiger in ihre Gemeinde zu ſenden, ließ ſie ihm durch mündliche Botſchaft die Drohung zufertigen, daß, wenn er nicht ſofort nach ihrer jüngſten Requiſition die Beſtrafung der Frevler militäriſch verfüge, ſie in Conſtantinopel ihn als einen ſchläfrigen Beamten denunciren, und auf ſeine Enthauptung dort antragen würde. Das Reſultat war, daß die Häuſer der Beleidiger niedergebrannt und ihre Güter geplündert wurden.

Bey den wandernden Arabern iſt die Brittin in hoher Achtung; die Türken verabſcheuen ſie, thun aber doch, was ſie ihnen auferlegt, denn ſie iſt nicht gewohnt zu bitten.

Einſt beſuchte ſie in Begleitung von 30 bis 40 Perſonen den Vicekönig von Aegypten. Er ging ihr entgegen, als ſie zu ihm kam. Eine Ehre, die er nicht leicht denen erweist, welche ihm ihre Aufwartung machen.

Die Wünſche der Wahnſinnigen ſollen ſich bis zur Königſchaft über Palmyra erſtrecken, auch nennt ſie ſich ſchon zuweilen Palmyras Königin, was jetzt freilich nur ein Ruinenhaufe iſt. Doch wird es Streit geben, wenn ſie dort ihren Thron wird aufſchlagen wollen.

(Fortſetzung folgt.)

1) Deutſche Literatur.

Ueber Dante. Von C. F. Schloſſer, Geheimen Hofrath und Profeſſor in Heidelberg. Aus den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur beſonders abgedruckt. Heidelberg 1824. Auguſt Oswald's Univerſitäts-Buchhandlung.

Wenn ein Jeder, nachdem er den Eid geleſen hat, mit beſonderem Intereſſe bey dem verweilt, was Johannes Müller über den Helden der ſchönen Romanzen hiſtoriſch feſtzuſtellen bemüht geweſen iſt, ſo wird man auch, nachdem man ſich von Uhlands poetiſcher Verherrlichung des großen Dante zu beyder Bewunderung hat hinreißen laſſen, gern dieſe Charakteriſtik Dante's, welche Schloſſer, der Hiſtoriker, entworfen hat, durchleſen und wieder leſen. Der Dichter verweilte hauptſächlich bey Dante's irdiſcher Liebe und deren Verklärung zur himmliſchen und entwickelt aus ihr, was Dante lebte und litt und endlich die Divina Commedia ſelbſt, von der er ſingt:

Einem göttlichen Gedichte
Hat er alles einverleibet
Mit ſo ew'gen Feuerzügen
Wie der Blitz in Felſen ſchreibet.

Der Hiſtoriker kann zwar dieſe innere Geſchichte Dante's auch nicht umgehen; er aber hebt beſonders den hiſtoriſchen Zuſtand der Zeit und des Landes, in denen Dante lebte und dichtete heraus, um das großartige Gedicht zu erklären, ja an dem Gedichte ſelbſt zu zeigen, wie fruchtbar das Studium des Dante für die Kenntniß des Mittelalters, beſonders des ſittlichen und religiöſen Zuſtandes deſſelben ſey. Das iſt ja eben, beyläufig erwähnt, das große Verdienſt Schloſſers, daß er bey ſeinen geſchichtlichen Werken immer auf das Rückſicht genommen hat, was ſich zu Erklärung der ſogenannten äußern, politiſchen Entwickelung, ſo fern ſie durch Sitte und Cultur bedingt iſt, aus den Dichtern und Schriftſtellern jeder Zeit gewinnen läßt. Hiemit hat er für die, bey hiſtoriſchen Arbeiten zu befolgende, vielſeitigere Methode eine neue Bahn gebrochen, wenn er auch ſelbſt nicht immer ohne Fehltritte darauf wandelt. Vortrefflich iſt in einer allgemeinen Charakteriſtik Italiens zur Zeit, da Dante lebte, dargethan, wie eben in ihr das höchſte Beſtreben neben dem gemeinſten Intereſſen Religion und Leben, Kirche und Staat in der leidenſchaftlichſten Bewegung hielt. Von Dante ſelbſt wird berichtet, wie er, 1265 zu Florenz geboren, als und weil er für die Erziehung des noch in ſeiner jungen Freiheit ungebährdigen Kindes zu ſorgen trachtete, von demſelbigen (von Florenz nämlich) 1302 ausgeſtoßen worden, wie er dann aus einem Guelfen ein Gibelline geworden, d. h. von der päpſtlichen zur kaiſerlichen Parthei übergegangen ſey, wie ihm ſein und ſeines Vaterlandes ſtets ſchwankendes Geſchick die Bruſt zerriſſen, mit Bitterkeit erfüllt und alles dieſes ihn, als er endlich im Chriſtenthum Löſung ſeines Schmerzes gefunden, zur Commedia begeiſtert habe ꝛc. — Darauf werden die Hauptideen und Anſichten, welche er in der Hölle, im Fegfeuer, im Paradiſe ausgeführt hat, entwickelt. Dieß alles geſchieht bey Gelegenheit einer Rezenſion zweier Verdeutſchungen, deren eine von der Vita nuova Friedrich von Oeynhauſen, deren andere von der Divina commedia Karl Streckfuß 1824 geliefert hat.

2) Notizen zur Engliſchen Literatur.

1) Memoirs of the affairs of Europe from the peace of Utrecht. London 1824. John Murray. In 4. p. 571.

Dieſer erſte Band einer Geſchichte, welche die ſo wichtige Epoche der Europäiſchen Staatengeſchichte ſeit dem Utrechter Frieden umfaßt, hat zu ſeinem Verfaſſer den eben ſo als Staatsmann, wie als Publiciſten geſchätzten Lord John Ruſſel. Nach einer allgemeinen Ueberſicht der Vorgeſchichte und der modernen Europäiſchen Reiche, ſtellt der Verfaſſer Frankreichs Lage zur Zeit der Einnahme von Utrecht dar, im Jahr 1713; dann wird die Beſchaffenheit der Partheien und der Politik in England und Spanien einer genaueren Betrachtung unterworfen, ſeit dem Jahre 1710 — 1716. Sodann kommt er auf die Regierung des Herzogs von Orleans bis zu deſſen Tode 1723 zurück.

2) The Witch-Finder. London 1824. Longman. 3 vol. in 12. Der Zauber-ſpürer vom Verfaſſer der Calthorpe, Lollharde ꝛc.

Wenn in Deutſchland von Werner bis auf Herrn von Auffenberg Zauber- und Teufelſpuk in Dramen, wie in Romanen wieder ſo recht eigentlich Sitz und Stimme bekommen hat und dieß nicht bloß in Deutſchland, ſondern in der ganzen Europäiſchen, ſchönen Literatur bis zur Abſurdität der Fall iſt, ſo iſt ein kräftiges Entgegenſtreben erklärlich und um ſo mehr am rechten Ort, ſobald daſſelbe auf dem Haupttummelplatz, in Werken ſchöner Literatur nämlich, ſelbſt auftritt. Und es iſt in der That lächerlich, wenn man auf das Roheſte Teufel und Zauberer als Maſchiniſten gebraucht, die ohne alle pſychologiſche Nothwendigkeit Romane und Dramen abrädern müſſen. Der Autor des Witch-Finder knüpft ſeine Erzählung an jene Zeiten, da England von dem wüthendſten Bürgerkrieg zerriſſen wurde, da es zwiſchen der Anarchie unter Karl I und der Despotie unter Cromwell hin und her wogte, da Presbyterianer, Puritaner, Independenten ſich in religiöſem und politiſchem Fanatismus überboten. In dieſen Zeiten, da in der That ſogenannte Zauberer an der Tagesordnung waren und die rechte Gelegenheit hatten, ihr unheimliches, gottloſes Spiel zu treiben, glaubte denn auch der Held des Stücks beſtändig, ſein Leben ſey von ſolchen angeblichen Zauberern bedroht, und in der Meinung, ſeine Verfolger zu beſtrafen und zu vernichten, begeht er die ärgſten Verbrechen, wird aber dann wieder in lichten Augenblicken von den Qualen des Gewiſſens gepeinigt, bis endlich, als Karl II 1660 nach England zurückgekehrt und die Ruhe des Landes wieder hergeſtellt war, auch Er von den Verfolgungen jener erträumten Zauberer befreit und zur Einſicht über dieſelben gebracht wird. Wie es in der Art der engliſchen Romane iſt, ſo feſſeln auch in dieſem faſt mehr eine Menge origineller Nebencharaktere, ein alter Wirth z. B. das Intereſſe, als der Held ſelbſt. Eben ſo ſehr iſt dieß bey den einzelnen Scenen der Fall und der Verfaſſer hat gewußt, in die Geſchichte äußerſt treffende, ſelten bekannte Anekdoten über die angeblichen Zauberer jener Zeit, über die Proceſſe, welche bey Anklage auf Zauberey ſtatt hatten, und über viele andere hiſtoriſchmerkwürdige Dinge einzuweben.

Miszellen.

Aus dem ſüdlich von Südcarolina gelegenen Georgien und namentlich aus der Stadt Savannah wird gemeldet: Weit entfernt daß der Anblick unſerer Gegenden nach des Dichters Ausdruck, das Bild eines Winters darbietet, der mit Gewalt dem Schooße des Mai ſich entwindet, glauben wir im Gegentheil den Mai auf dem Angeſicht des Decembers lächeln zu ſehn. Unſere Thermometer ſind funfzehn Grade über dem gewöhnlichen Kälteſtand der Jahrszeit. Die Wieſen fangen an zu grünen. In den Gärten der Städte ſind die Jasmin- und Hagedornſträucher mit Blättern und Blüthen bedeckt; die Roſenſträuche treiben Knoſpen; faſt alle Bäume ſcheinen an dieſem Feſt der Natur Theil nehmen zu wollen. Die Pfirſichbäume ſtehen in Blüthe; die Droſſel, dieſer Frühlingsbote, feyert mit Geſängen die Verlängerung der ſchönen Jahrszeit. Der Northriver treibt bis nach Troy hin kein Eis.

— Friedrich Wilhelm der Erſte betrachtete ſich weniger als den Herrn, ſondern vielmehr als den Hausvater, als den Verwalter des Staates und fand, weil er dieſes Amt treulich zu erfüllen ſtrebte, ſich durch daſſelbe ſo geplagt, daß er einſt ernſtlich vorhatte, dieſen beſchwerlichen Staatsdienſt niederzulegen und auf den oraniſchen Gütern in den Niederlanden als Holländiſcher Gutsbeſitzer zu leben. (Morgenſtern über F. W. I S. 212 f.). Von ihm hatte ſein Sohn Friedrich II alſo wohl die Vorſtellung geerbt, der König ſey nicht Herr, ſondern erſter Diener des Staates (Oeuvres posthumes de Fréderic II. T. VII p. 70. 84.) deſſen Zweck, Wohl der Geſammtheit, er allein vor Augen haben müſſe. Mit dieſer Anſicht vermählte ſich leicht aufrichtige Verehrung vor einem Brutus und Cato, die er in folgenden Verſen ausſprach:

> Vous de la liberté, héros que
> je revère,
> O mânes de Caton, o mânes
> de Brutus.

— In Newyork iſt eine Geſellſchaft zu Errichtung höherer Lehranſtalten zuſammengetreten. Der Zweck der Geſellſchaft iſt, einem Theil der Jugend, welche Mangel an Vermögen von den Gymnaſien fern hält Gelegenheit zum Unterricht in allen Fächern und Stufen des Wiſſens zu verſchaffen. Schon iſt das Schulgebäude eingerichtet; bald wird der Unterricht eröffnet werden. Wo es ſich nur immer anwenden läßt, wird man den gegenſeitigen Unterricht einführen. Gegenſtände des Unterrichts werden ſeyn: die Wiſſenſchaften, Künſte, Ackerbau, Mechanik, Handel ꝛc, um die Menſchen zu befähigen, mit Verſtand und Einſicht ihrem künftigen Geſchäfte vorzuſtehen. Man hofft durch dieſes Privatunternehmen die Thätigkeit der öffentlichen, von der Regierung errichteten und anderen, ähnlichen Anſtalten vielmehr zu beleben, als zu beeinträchtigen.

— Ein Arzt verordnete auf ſeinem Todtenbette, daß man ihn zu Grabe tragen und nicht fahren ſolle, denn „er habe das Fahren nie vertragen können.“

Aus
einer Reiſe nach Cochinchina.

Das diesjährige Januarheft des Journals der neueſten Land- und Seereiſen, herausgegeben von S. H. Spiker, theilt den Reiſebericht mit, welchen der Nordamerikaner J. White's über ſeine, im Jahre 1819 unternommene Reiſe nach Kochinchina in das Archiv der oſtindiſchen Schiffahrtsgeſellſchaft in Salem, der Haupthandels- und Hafenſtadt von Maſſachuſetts, niedergelegt hatte. Wenn man bedenkt, wie ſeit zweyhundert Jahren, da wir die erſte Kenntniß von den oſtaſiatiſchen Küſten erhielten, dieſe um ſo viel wie nichts erweitert worden, ſelbſt durch Macartney's Reiſe wenig, weil das Mißtrauen der Einwohner gegen Fremde und die daraus erklärliche Abneigung, mit dieſen in Verbindung zu treten, dem Forſchungstriebe der Europäer immer entgegenſtand, ſo muß eine jede neue Nachricht über jene Gegenden die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Außerdem geht aus dieſer Reiſe des Herren J. White's hervor, daß die Nordamerikaner häufig jene oſtaſiatiſchen Küſten befahren und daß es ihnen vermuthlich beſſer als allen Europäern gelingen wird, ſich mit den Einwohnern in guten Verkehr zu ſetzen, wovon die Folgen für den ganzen oſtaſiatiſchen Handel von großer Bedeutung ſeyn dürften. Wir theilen einiges mit, welches den Charakter und das Leben der Cochinchineſen zu bezeichnen geeignet iſt.

Nachdem das Nordamerikaniſche Schiff, welches Herr J. White befehligte, unfern vom Kap St. James, welches die Spitze einer, nach dem Meerbuſen von Tunkin, nordwärts ſich hinaufziehenden Gebirgskette iſt, zu landen verſucht hatte, wurde es von den Bewohnern dieſer Küſte nach Kandſchio gewieſen. Dieſes Dorf liegt auf der, 7 Meilen weſtwärts vom Cap belegenen, Inſel Dong-Thrang und iſt der Sitz des älteſten Häuptlings dieſer Küſtengegenden, welcher die Aufſicht über die vielfachen Mündungen des, ins Innere des Landes führenden, Donnaifluſſes hat. Mit dieſem Häuptlinge hatte Herr J. White viel zu thun und er berichtet von ihm folgendes:

Der militäriſche Häuptling war ein verſchrumpfter Mann, mit grauem Haar, der indeſſen noch ſehr lebendig war, und etwas gewiſſes, wildenartig-kindiſches an ſich hatte, das uns, bey dem äußern Schein von Feierlichkeit, den er ſich zu geben ſuchte, ungemein beluſtigend erſchien. Er hatte mehrere Begleiter, welche ſeine Befehle auf das pünktlichſte befolgten, zwiſchen welchen und ihm ſelbſt jedoch, wie wir bemerkten, eine große Vertraulichkeit ſtatt fand. Einer dieſer Begleiter trug einen großen Sonnenſchirm, mit welchem er den alten Mann überall auf dem Schiffe begleitete, wohin ſeine Neugier oder ſeine Laune ihn führte, und als wir ihn einluden, in die Kajüte herab zu kommen, ſo wollte er dieß nicht ohne den Schirm thun. Ein zweiter Begleiter war ein hübſcher Knabe von etwa 15 Jahren, der, in zwey blauen ſeidenen, durch ein Stück Baumwollenzeug mit einander verbundenen Beuteln, welche er über die Schultern geworfen hatte, die Arecanüſſe, Betelblätter, den Tſchunam *) und Taback trug, welchen die Eingebornen in großer Menge kauen, und dieſer Gebrauch iſt bey ihnen ſo allgemein, daß ich keinen Vornehmen, oder ſonſtigen Mann von Anſehn, ohne einen ſolchen Begleiter geſehen zu haben mich erinnere. So rauchen ſie auch Cigaren von geſchnittenem Taback, der in Papier gewickelt wird, wie die Portugieſen, von denen ſie wahrſcheinlich dieſen Gebrauch entlehnt haben. Ein dritter Diener trug den Fächer.

Die Kleidung der Häuptlinge beſtand aus einem ſehr kurzen und groben baumwollenen Hemde, das, urſprünglich, weiß geweſen

---

*) Der feine, aus Muſcheln gebrannte Kalk, den man, mit den Arekanüſſen und Betelblättern vermiſcht, kaut.

war, ſehr weiten langen Beinkleidern von ſchwarzem Krepp, ohne Gurt, und die durch einen Gürtel von hochrother Seide feſtgehalten wurden, einem Gewande von ſchwarzem oder blauem Seidenzeuge, deſſen Ueberklappen über der Bruſt zuſammen kamen und auf der Schulter angeknöpft wurden, ſo wie das Hemde einen ſehr niedrigen Kragen hatte, feſt um den Hals zugeknöpft war, und beynahe bis zu den Knieen herabreichte, plumpen hölzernen Sandalen, einem Turban von ſchwarzem Krepp, auf den ein Hut von Palmblättern geſetzt wurde, der die Geſtalt eines ſtumpfen Kegels, eine Vertiefung für den Kopf hatte, und unter dem Kinn mit einer Schnur befeſtigt war. Die Kleidung der Begleiter des Mandarinen war der ſeinigen ähnlich, aber von viel gröberen Stoffen. *)

Die Cochinchineſen ſind von etwas kleinerer Körpergeſtalt, als ihre Nachbarn, die Malayen, und haben dieſelbe Hautfarbe, jedoch ſind ſie nicht ſo wohl gebaut. Ihre Gewohnheit, beſtändig Areka zu kauen, macht, daß ihr Mund ein höchſt ekelhaftes Anſehn erhält, und was ſehr merkwürdig iſt, ſo waſchen ſie ſich nie, weder die Hände, noch das Geſicht, noch den Körper überhaupt, obgleich in allen übrigen Gegenden des Morgenlandes die Waſchungen von den Prieſtern vorgeſchrieben ſind. Die Nägel lang zu tragen, iſt auch bey ihnen allgemein, und es iſt unglaublich, mit welcher unermüdlichen Sorgfalt ſie darauf ſehen, ſie in dieſem Zuſtande zu erhalten. Ihre Kleider legen ſie ſelten, weder bey Tage noch bey Nacht ab, ausgenommen bey Ceromoniengelegenheiten.

Nachdem die Cochinchineſen alle Theile des Schiffs beſucht, fing der alte Mandarin an, mir ſehr zu ſchmeicheln, umhalſete mich mehrere Mal, ſuchte mir ſeinen ſchmutzigen Betel in den Mund zu ſtecken und ſprang wie ein Hund an mich heran, ſo daß ich beynah unter ſeinen Liebkoſungen erſtickt wäre. Anfangs konnten wir uns dieſen plötzlichen Ausbruch der Freundſchaft gar nicht erklären, nach kurzer Zeit ward uns indeſſen das Geheimniß offenbar.

---

*) Nach dieſer Beſchreibung muß die Kleidung der Cochinchineſen große Aehnlichkeit mit der der Bewohner der Lutſchu-Inſeln haben.

Unbekannt mit dem Charakter des Volks, hatten wir durchaus keine Sorge getragen, alles das aus dem Wege zu ſchaffen, deſſen wir nicht fuglich entbehren konnten, und dieſer Mangel an Verſicht gab zu vielen Unannehmlichkeiten für uns Anlaß. Einer der untergeordneten Häuptlinge äußerte den Wunſch, in die Kajüte hinabzuſteigen, was ihm auch gewährt wurde. Kaum war er hineingetreten, als er auf den darin hangenden Spiegel zeigte, und zu verſtehen gab, daß er dieſen für den alten Häuptling haben müſſe. Da uns ſeine Forderung etwas überraſchte, ſo lächelten wir, ſuchten aber ſeine Aufmerkſamkeit davon abzulenken, und reichten ihm eine Flaſche Branntwein und ein Glas, um ſich einzuſchenken, was er auch, ohne weiteres, wiederholentlich that, und ſodann, nachdem er uns angedeutet, daß er Flaſche und Glas als Geſchenk anſehe, dieſe ſeinen Begleitern hinreichte, die ſie, nachdem ſie den übrigen Branntwein ausgeleert, unter ihren Kleidern verbargen. Der Mandarin erneuerte nun ſeine Anforderungen, und es gab nichts, das ihm zu Geſicht kam, das er nicht auch verlangt hätte, wobey er zu verſtehen gab, daß, wenn wir es nicht bewilligten, die Weigerung den, auf dem Verdecke befindlichen Häuptling ſehr unmuthig machen würde. Wir hatten uns indeſſen feſt vorgenommen, uns bey unſern Geſchenken ſehr zu beſchränken: um jedoch die Leute bey guter Stimmung zu erhalten, gaben wir dieſem Einzelnen ein Hemde, ein Schnupftuch und ein Paar Schuhe, wobey ihm aber zugleich angedeutet wurde, daß dieß Alles ſey, was er bekommen würde, worauf er ſich, ſehr übellaunig, auf das Verdeck begab. Wir folgten ihm kurz darauf und fanden, daß die Sachen jetzt eine ganz andere Geſtalt angenommen hatten. Der alte Hio (ſo hieß der Häuptling) war nämlich ſo verdrüßlich geworden, daß er kaum mit uns reden mochte. Da wir den unerſättlichen Hang der Eingebornen nach geiſtigen Getränken kennen gelernt hatten, ſo ließen wir, um ſie zu befriedigen, eine große Korbflaſche voll davon bringen, über die ſie mit großer Begierde herfielen: nichts deſto weniger behielten ſie aber ihre übele Laune, und da ſie uns unerbittlich fanden, ſo gab uns der Häuptling durch Zeichen zu verſtehen, daß wir nicht weiter ſegeln dürften, ließ ſein Boot an das

Schiff kommen, um ſich zu entfernen, und deutete uns zugleich an, daß, wenn wir dabey beharrten, den Fluß hinauf zu gehn, uns dieß den Kopf koſten könnte. Da wir jetzt nur noch zwei oder drei Meilen von Kandſchio entfernt waren, und fürchteten, daß die Cochinchineſen ihre Drohung uns zu verlaſſen, wirklich ausführen würden, ſo hielten wir es für das beſte, ihrer Raubſucht einigermaßen nachzugeben. Wir trafen deswegen eine förmliche Uebereinkunft, der zufolge der alte Häuptling ein Paar Piſtolen mit 25 Piſtolenpatronen, zwölf Flintenſteine, eine ſechspfündige Pulverpatrone, zwei Paar Schuhe, ein Hemd, ſechs Flaſchen Wein, drei Flaſchen Rum, drei mit franzöſiſchen Liqueuren, ein geſchliffenes Bierglas, zwei Weingläſer und einen holländiſchen Käſe erhielt. Von den andern Häuptlingen bekam jeder ein Hemd, ein Paar Schuhe, ein Bierglas, ein Weinglas, und etwas Pulver. Auch die Begleiter erhielten jeder eine Kleinigkeit.

Der alte Hio gewann, durch dieſe Geſchenke, ſeine ganze Fröhlichkeit wieder, und nahm ſogar ſeinen alten blauen ſeidenen Mantel ab, den er mir umhing, wobey er jedoch mit den Schultern zuckte und zu verſtehen gab, daß ihn friere. Ich verſtand dieſen Wink ſogleich, und ließ eine weiße Jacke holen, bey deren Anziehen ich ihm behülflich war; eine Aufmerkſamkeit, die ihm ſehr zu gefallen ſchien. Die Cochinchineſen verlangten jetzt einige Erfriſchungen: es wurde ihnen alſo etwas Schiffszwieback, kaltes Rindfleiſch, Schinken, Früchte in Branntwein, und Käſe vorgeſetzt. Von dem Zwieback und dem Käſe aßen ſie mit großer Begierde, und tranken volle Gläſer einfachen Branntwein dazu: die übrigen Sachen ſchienen ihnen nicht zu ſchmecken, auch die Branntweinfrüchte ihnen nicht zu behagen, bis wir ihnen zu verſtehen gaben, daß dieſe eben dieſelbe Wirkung hervorbringen würden, wie der Rum, worauf ſie mit großem Wohlbehagen davon genoſſen, was auch zur Folge hatte, daß, als wir dem Dorfe gegenüber vor Anker gegangen, ſie ungemein vergnügt geworden waren.

Die Häuptlinge machten uns jetzt den Vorſchlag, unſere Kanonen an das Land zu bringen, und daß der Befehlshaber des Schiffs mitkommen ſolle: das erſtere ward indeſſen entſchieden abgelehnt, worauf ſie nicht weiter darauf beſtanden. Ich ſelbſt ſchickte mich jetzt an, die Cochinchineſen nach dem Dorfe zu begleiten, nahm Herrn Beſſel, einen jungen Mann, der mir zum Schreiber diente, und ſchiffte mich, nachdem ich dem zurückbleibenden Offizier Verhaltungsbefehle ertheilt, auf einem der Boote des Häuptlings ein, von unſern Gäſten begleitet. Nach einigen Minuten landeten wir bey dem Dorfe Kandſchio, welches auf der öſtlichen Seite einer Bucht, ungefähr ein Feldwegs von der Mündung des Donnai-Fluſſes, liegt. Die Mandarinen waren unterdeſſen ziemlich nüchtern geworden.

Als wir uns der Küſte näherten, kam uns ein entſetzlicher Geſtank entgegen, und die Eingebornen des Ortes, welche namentlich aus Männern, Frauen, Kindern, Schweinen und räudigen Hunden beſtanden, und alle gleich elend ausſahen, waren an den Ufern dieſes ſtygiſchen Fluſſes verſammelt, um uns bey unſerer Landung zu bewillkommen. Mit dieſem Gefolge begaben wir uns unmittelbar nach dem Hauſe des Häuptlings, durch mehrere enge Gaſſen, welche mit verfaulten Fiſchen, Knochen und andern ekelhaften Gegenſtänden bedeckt waren, und wobey wir uns noch, nach allen Gegenden hin, von Hütten, Fiſchkeſſeln, alten Booten, Schweineſtällen u. ſ. w. umgeben ſahen, während ein Schwarm völlig nackter Kinder ein fürchterliches Geſchrey erhob, worin die Aeltern, die Schweine und die Hunde einſtimmten.

Das Haus des Häuptlings ſtand in einiger Entfernung von dem zuſammenhangenden Theile des Dorfes und war etwas größer und beſſer gebaut, als die Hütten, bey denen wir vorüber gekommen waren, als wir uns dahin begaben. Wir mußten einige Minuten lang vor dem Pfahlzaun warten, womit das Haus umgeben war, damit der Häuptling, welcher vorausgegangen war, Anſtalt zu unſerem Empfange treffen könne. Nach einigen Augenblicken ward uns angedeutet, daß wir eintreten könnten, und jetzt ſahen wir einen Anblick, den nur der Pinſel eines Hogarth würdig darzuſtellen im Stande ſeyn dürfte.

Das Zimmer, in welches wir geführt wurden, hatte ungefähr 25 Fuß im Gevierte, und war, wie es ſich fand, der gewöhnliche Audienzſaal. Der Fußboden beſtand aus einem Gemiſch von Sand und Thon, der durch das beſtändige Gehen darauf ſehr hart und feſt geworden war, und die Wände waren mit verroſteten Schwertern, Schildern, Luntenflinten, Gongs und Speeren behangen. Zu beyden Seiten des Eingangs ſtanden ungeheure, metallene Trommeln oder Tom-Toms, auf plumpen, hölzernen Geſtellen, welche ein wachhabender Soldat, von Zeit zu Zeit, mit einem Bambu rührte: auf welche Art man aber die Zeit beſtimmte, konnten wir nicht herausbringen.

Auf einer Erhöhung zur Rechten ſaßen zwey jämmerlich ausſehende Geſchöpfe, welche die Strafe des Kandghi, oder Stocks erlitten. Sie beſteht darin, daß man dem Verbrecher zwei große Stücke Bambu, jedes von etwa 10 Fuß Länge, und die durch zwei ſtarke Querhölzer mit einander verbunden ſind, auf die Schultern und um den Hals legt, jedoch ſo, daß er dieſen wenden kann, und daß es ausſieht, als trüge er eine Leiter auf den Schultern.

Dicht hinter dieſer Erhöhung war ein Eingang zu einem andern Zimmer, welches zum häuslichen Gebrauche beſtimmt war, und vor deſſen Thür ein ſehr plump gemachter Vorhang, oder Jalouſie, von geſpaltenem Bamburohr hing, die uns indeſſen den Anblick der Frauen, Kinder und Schweine, welche dahinter waren, nicht entzog. Dieſe hielten ein gemeinſchaftliches Mahl aus einem großen, hölzernen Kübel, welcher in der Mitte auf dem Fußboden des Zimmers ſtand, der aus kleinen Stäben oder Hürden zuſammengeſetzt war, die zuvor über rohe Baumſtämme gelegt, und mit dünnen, aus einer Art von Flachs gemachten Stricken an dieſen befeſtigt waren.

Im Hintergrunde des Saales ſtand, in einer Niſche, eine große ſchwerfällige Holztafel, auf der, in hocherhabener Arbeit, eine Gruppe von Geſtalten ausgeſchnitzt war, die nur die ungezügeltſte Einbildungskraft ſo erfinden kann. Zu beiden Seiten der Niſche waren, mit groben Waſſerfarben ausgeführt, mehrere Bilder von allerhand Ungeheuern zu ſehen, und in der Mitte des Saales ſtand ein Tiſch, mit einer metallenen Räucherpfanne und einem metallenen Kohlenbecken darauf, welches beynahe bis an den Rand mit Aſche gefüllt war, in welcher eine große Menge angezündet geweſener Zündhölzer ſteckte, ſo wie ein kleines metallenes Dſchos- oder Götzenbild. An den Pfoſten oder Säulen zu beyden Seiten hingen lange, ſchmale Streifen von farbigem Papier, von oben bis unten mit ſchwarz gemalten Schriftzügen bedeckt. Vor der Decke des Zimmers, welche zugleich die des Hauſes war, wehten mehrere, beräucherte und halbzerriſſene Fahnen herab; ob dieſe aber blos zur Zierde dienten, oder wirkliche Siegeszeichen waren, konnten wir nicht herausbringen.

Dicht vor dem Altar (denn dieß war es) befand ſich eine Erhöhung, von etwa ſechs Fuß im Gevierte und zwei Fuß Höhe, die mit groben Grasmatten bedeckt war. Auf dieſer Erhöhung lagen mehrere lederne, roth gefärbte und mit Reisſtroh ausgeſtopfte Kiſſen, und auf dieſen ſaß in dem ganzen Gefühl ſeiner Würde, ein ehrwürdig ausſehender, alter Mann, mit einem dünnen, grauen Barte, den er mit großer Selbſtgenugſamkeit ſtrich. Auf dem Kopfe trug er einen europäiſchen weißen Filzhut mit Krämpen, ſo breit, wie ſie nur die eingefleiſchteſten Quäker tragen, dazu ein Gewand von ſchwarzem Seidenzeuge, mit erhaben gearbeitetem Muſter, und ein Kleidungsſtück darüber, in welchem ich ſogleich die Jacke erkannte, welche ich dem alten Häuptling geſchenkt hatte. Zu beiden Seiten des Alten ſtanden mehrere Offiziere und Soldaten in bunten Uniformen, welche auf jede ſeiner Minen und Bewegungen Acht gaben. Man führte uns dicht vor den Thron, worauf der alte uns mit einem gnädigen Kopfnicken empfing, und ſodann mit der Hand auf zwei altväteriſche, plumpe Stühle zeigte, die zu ſeiner Rechten ſtanden, und auf die wir uns niederlaſſen ſollten. Hierauf redete er uns in der Landesſprache an, wovon wir, natürlich, kein Wort verſtanden: da die Stimme uns jedoch bekannt klang, ſo betrachteten wir den Sprechenden etwas genauer, und erkannten nun in ihm unſern Gaſt, den alten Hio! Das finſtere Anſehn des Zimmers, in welches das Licht nur durch die Thüre einfiel, und auch dann noch durch das ungefähr 6 Fuß weit hinüber ragende Dach des Hauſes gedämpft wurde, das ſo tief hinabging, daß wir uns bücken mußten, um darunter hinwegzukriechen, das Düſtere der Wände und Verzierungen, welche von dem, uns ſelbſt ſehr läſtig gewordenen, Rauche ganz geſchwärzt waren, die wilden Geſichter der Leute, die große Zuſammenſtellung von Ungeheuern in der Niſche und das Gemiſch von Menſchen- und Thierlauten, welches beſtändig fortdauerte, gaben uns einen lebendigen Begriff von dem, was Miltons Einbildungskraft vorgeſchwebt haben muß, als er die Hölle beſchrieb.

Dem alten Mann ſchien indeſſen dieß Gepränge bald ſehr läſtig zu werden. Er ſtieg daher von ſeinem Sitze herab und ſchritt nun, ſich gewaltig aufblähend, im Zimmer umher, damit wir ihn gehörig bewundern ſollten, wozu er uns überdieß, durch ſeine Gebährden, aufforderte. Nachdem dieß einige Augenblicke gedauert hatte, gab er ſeinen Begleitern einige Befehle, worauf ein plumper Tiſch vor uns hingeſetzt wurde, auf dem ein grobes Theezeug, eine große Schüſſel mit geſottenem Reis und einem Stuck gekochten, friſchen und ſehr fettigen Schweinefleiſches, und eine zweite mit gekochtem Yams ſtand. Der alte Häuptling fing jetzt an, das Fleiſch in Stücke zu reißen und es uns in den Mund zu ſtecken, wobey er, zwiſchen jedem Biſſen, uns eine große Schaale Thee, ſehr ſüß gemacht, vorhielt, und dieſe uns ſo gewaltſam aufdrang, daß ich am Ende, als ich ſeine läſtige Gaſtfreiheit durch nichts von mir abwehren konnte, zurücktrat, die Hand an meinen Dolch legte, und nun mit einem ſehr zornigen Geſicht auf ihn los ging, worauf der Alte ein ſo höchſt lächerliches, Verlegenheit, Verwunderung und Furcht zugleich ausſprechendes Geſicht machte, daß ich mich eines lauten Lachens nicht enthalten konnte, worin er ſelbſt von Herzen mit einſtimmte. Er ließ indeſſen jetzt ab, uns zu quälen, und da wir von dem Schweinefleiſch und dem ſchwarzen Reis zur Genüge genoſſen hatten, ſo koſteten wir jetzt etwas von dem Zuckerwerk, das auf verſchiedene Art bereitet, meiſt aber in Schweinfett geſotten war, und das wir ſo ſchmutzig und widrig fanden, daß wir es unmöglich hinunterſchlucken konnten.

Jetzt kam eine Flaſche Rum und eine mit Liqueur (ein Theil der Beute von unſerem Schiffe) zum Vorſchein, und wir waren herzlich froh, von dem letztern, als ein Verbauungsmittel gegen die böſen Wirkungen unſeres Mahles, zu uns nehmen zu können. Der Alte trank herzhaft von den geiſtigen Getränken, und hatte, nach wenigen Augenblicken, dem Liqueur ein Ende gemacht, worauf er die Rumflaſche öffnete, ſie, als wir es ablehnten, zu trinken, an den Mund ſetzte, und ſo viel zu ſich nahm, daß wir den Folgen ſeiner Unmäßigkeit nicht ohne Furcht entgegenſahen.

Um die letzten Augenblicke, wo er ſeiner Beſinnung noch mächtig ſeyn konnte, zu benutzen, gab ich ihm den Wunſch zu erkennen, einen Lootſen zu erhalten, um ſogleich den Fluß hinaufſegeln zu können, was er ſehr wohl zu verſtehen ſchien jedoch den Kopf ſchüttelte, und zuerſt ſich, und ſodann mir mit der Hand über den Hals fuhr, als ob er andeuten wolle, daß, wenn er mein Geſuch bewilligte, dieß uns beiden den Kopf koſten würde. *) Ich gab ihm hierauf zu verſtehen, daß ich in meinem Boote hinauffahren wollte, worauf er jene Gebährde wiederholte. Mein Vorſchlag, in einem der Cochinchineſiſchen Boote hinaufzufahren, ward eben ſo wenig angenommen. Da er ſah, wie ſehr mich alle dieſe abſchläglichen Antworten in Verlegenheit ſetzten, ſo deutete er mir endlich an, daß er es nach Saigun melden, daß ein fremdes Schiff auf dem Fluß liege, und zugleich um die Erlaubniß anhalten wolle, daß es nach der Hauptſtadt hinauf kommen könne. Die Antwort darauf könne in zwei Tagen wieder eingetroffen ſeyn. Hierauf gab er einem Offizier aus ſeinem Gefolge einige Befehle, der ſich ſogleich entfernte, und zwar wie ich erfuhr, um einen Boten nach Saigun mit der Meldung abzuſenden. Kurz darauf bemerkte ich an den Geſichtszügen unſeres Wirths, und an ſeinen blitzenden Augen, daß das Getränk zu wirken anfange: ich entfernte mich daher und ließ ihn betrunken zurück.

Die beiden geringern Häuptlinge, deren ich vorher erwähnt habe, begleiteten uns, und führten uns nach einem kleinen, ziemlich reinlich ausſehenden hölzernen Gebäude, mit einem

---

*) Dieß ſcheint eine allgemein gebräuchliche Gebährde dieſer Aſiaten zu ſeyn, wenn ſie, durch die Vorſtellung von Lebensgefahr, Fremde abhalten wollen, ſich mit ihrem Vaterlande genauer bekannt zu machen.

Ziegeldache, das nicht weit von hier entfernt war. Es war noch nicht ganz vollendet, und als wir näher kamen, ſahen wir vor demſelben einen Mann auf einem Stuhl ſitzen, welcher, dem Anſchein nach, die Aufſicht über den Bau führte, und der einige Leute bey ſich hatte, welche ihm große Ehrfurcht zu bezeigen ſchienen, woraus wir ſchloſſen, daß er ein Mann von Bedeutung ſeyn müſſe. Dieſe Vermuthung trog uns auch nicht, denn unſere Begleiter gaben uns alsbald zu verſtehen, daß wir uns nähern und ihn begrüßen ſollten, was wir thaten, indem wir unſere Hüte abnahmen und uns verbeugten. Er erwiederte zwar unſern Gruß nur durch ein leichtes Kopfnicken, ſchien aber durch unſere Aufmerkſamkeit ſich ſehr geſchmeichelt zu fühlen, denn er ſtand ſogleich auf, deutete auf das Gebäude, und lud uns ein, hineinzutreten, was wir thaten, und nun fanden, daß es ein Tempel, und mit allerhand rohen, fratzenhaften Bildern von Schnitzarbeit, verziert war. Von einer gewiſſen Ehrerbietung, oder ſonſtigem religiöſen Gefühl, war bey den Eingebornen durchaus nichts zu bemerken, während wir in der Pagode waren: im Gegentheil ſchienen ſie, als wir unſere Verachtung über das Abgeſchmackte der Bilder bezeigten, dieß ſelbſt zu fühlen, und lachten mit uns darüber. Der alte Häuptling machte jetzt eine Bewegung mit der Hand nach der Thür, worauf wir hinaus, und mit ihm nach ſeiner eigenen, nur wenige Schritte weit entfernten Wohnung gingen, wo uns etwas Zuckerwerk vorgeſetzt wurde das wir koſteten, das uns aber eben ſo wenig ſchmeckte, als das, welches wir bey dem alten Häuptling bekommen hatten.

Durch Zeichen brachten wir ſo viel heraus, daß der Mandarin *) die erſte bürgerliche obrigkeitliche Perſon des Ortes und zu gleicher Zeit, Ortsrichter, Zolleinnehmer und Poſtmeiſter war. Nachdem wir einige Minuten in dem Hauſe verweilt hatten, erneuerten wir unſer Geſuch um die Erlaubniß, den Fluß hinauf zu gehen, allein mit eben dem ſchlechten Erfolge, wie vorher: der Mandarin gab uns jedoch zu verſtehen, daß er

---

*) Mandarin iſt der portugieſiſche Name für jeden Befehlshaber (von mandar, befehlen): der chineſiſche iſt Quan.

die Depeſche nach Saigun ſogleich abgehen laſſen wolle, und nahm zu dem Ende ein Verzeichniß der Mannſchaft, Kanonen u. ſ. w. auf, welches in die Depeſche eingerückt ward. Wir machten hierauf Anſtalt, uns zu beurlauben, der Mandarin deutete uns aber an, daß er mit uns an Bord gehen wolle und deswegen ein Boot in Bereitſchaft habe ſetzen laſſen, worauf wir uns einſchifften und in kurzer Zeit am Bord anlangten.

Neue, lyriſche Gedichte in der Schweiz.

I.

Liederkränze von Hans Georg Nägeli.

(Zürich, bey H. Georg Nägeli. Frankfurt a. M. bey J. D. Sauerländer, Leipzig Fr. Fleiſcher ꝛc.)

(Fortſetzung)

Wir erfahren alſo von dem wahren Weſen der Lyrik überhaupt nichts, ſondern nur von einer Unterart der lyriſchen Poeſie etwas, vom Epigramm etwa und vom leichten Liede; Hymnen und Oden ſcheint Herr Nägeli ausſchließen zu wollen. Was aber von jener lyriſchen Dichtart wirklich vorgetragen wird, bezieht ſich ſtreng genommen nur auf die äußere Form, wozu nichts anderes, als Rythmus, Wohllaut, Reim und Strophenbau gerechnet wird. Und ſelbſt dieſer ſpecielle Theil der Lyrik wird nach ſeinem ganzen Umfang nicht einmal durchgemuſtert, geſchweige denn abgehandelt. Nur einzelne, geiſtreiche, von feinem Sinn und Gefühl zeigende Bemerkungen treffen wir an, vorzüglich, wo vom Wohllaut und von der Singbarkeit des Liedes die Rede iſt. Weil jedoch der ganzen Theorie das wahre Princip fehlt, ſo ermangelt ſie durchaus der Einigkeit; daher ſo viele Widerſprüche die wir zum Theil oben angedeutet haben. Wenn wir hiezu noch die poetiſchen Lizenzen rechnen, auf welche Herr Nägeli außerdem noch Anſpruch macht, daß ihm z. B. im Strophiſchen Gedicht die aufgeſtellte Strophenform nach Bedarf erweitern und zuſammenziehn zu dürfen, erlaubt ſeyn müſſe, ſo wiſſen wir freilich nicht recht, in wie weit es ihm mit beſtimmter, regelrechter Formausprägung Ernſt iſt. Ueber den, oben Herren Nägeli gemachten Vorwurf der Flüchtigkeit und pythiſchen Abgebrochenheit, mit welchen ſeine Theorie abgefaßt ſey, müſſen wir uns hier noch rechtfertigen, obgleich er ſich aus dem momentanen Charakter ſeiner Lyrik von ſelbſt ergiebt. Nicht blos in kurzen Orakelſprüchen wird und zwar mit großem Sicherheitsgefühl Alles vorgetragen, ſondern die Urtheile über die verſchiedenartigſten Gegenſtände werden auch, nicht ſowohl nach dem Geſetze *inneren* Zuſammenhanges, als vielmehr nach ganz zufälligen, äußeren Merkmalen an einander gereiht. So wird z. B. bey Gelegenheit der Behauptung, daß man beym Nachſatze (p. XX) ſchon den Vorderſatz müſſe *vergeſſen* können, ad vocem „vergeſſen" mit einem Mal auf die Geſchichte, als einen nicht lyriſchen Stoff übergeſprungen. Dieß *ein* Beyſpiel, ſtatt aller. Die alſo beſchaffene Theorie berechtigt zu folgenden Erwartungen, welche wir im Voraus von den Liederkränzen ſelbſt hegen können: die gelungenſten Gedichte werden ſolche ſeyn, deren Inhalt, leichte, heitere, augenblickliche, ſchnell wechſelnde, ſpielende Gefühle und Ideen mit ſich bringt; denn nur ſie entſprechen ganz dem Charakter des Momentanen. Zwar können *alle Gegenſtände* von dem vorherrſchenden Momentsgefühl des Dichters ergriffen und dargeſtellt werden; aber hier ſind Mißgriffe gar leicht und der Ernſt in ſpielender Form, dem Herr Nägeli einen eignen Kranz gewidmet hat, läuft Gefahr in dieſer Form von ſich ſelbſt verlacht zu werden. Ferner wird bey der loſen und lockern Geſetzgebung für die äußere Formausbildung ſich in die Gedichte manche Nachläßigkeit eingeſchlichen haben, ſo wie bey dem Recht, welches Herr Nägeli der äußeren Form, das heißt dem Rythmus, Wohllaut und Reim, an und für ſich zugeſtanden hat, hie und da eine tönende Schelle zu erwarten ſeyn dürfte, wie er ſich denn auch gedrungen gefühlt hat, einen beſonderen Kranz aus lauter Reimſpielen zu flechten. Nicht weniger müſſen wir vermuthen, daß, wo eine Idee, ein Gefühl eine vollendetere Durchführung verlangen, dieſe ſelten gelungen ſeyn wird. Wenn ſich aber von allen dieſen Vermuthungen hie und da auch das Gegentheil findet, ſo liegt der Grund davon theils in dem Geſetz, dem jede Regel unterworfen iſt, theils aber auch in der Theorie, die ſelbſt mehr als einen Widerſpruch enthält.

Wir wollen jetzt an Beyſpielen aus den Gedichten ſelbſt Belege zu unſern Vermuthungen ſuchen und nach allem bisher Geſagten dürfte kein einzelnes Urtheil mehr, zu welchem uns dieſer Verſuch führen wird, befremden.

Der erſte der vierzehn Liederkränze iſt der „Religion“ geweiht. Wir würden Unrecht thun, hier Originalität oder Fülle der Ideen zu ſuchen, welche die Theorie ja ausſchließt, beſonders da noch dazu in einem Nachwort derſelben verlangt wurde, der religiöſe Dichter müſſe den Glauben, wie er im Volke lebe, auffaſſen. Dieſe Aufgabe iſt freilich ſchwer, da zum Beyſpiel der Glaube ſchon von einer Dorfgemeinde, die aus Katholiken und Evangeliſchen beſteht, wenn ſie auch in derſelben Kirche ihren Gottesdienſt halten, ein eben ſo himmelweit verſchiedener iſt, als der Glaube eines pietiſtiſchen Leinwebers und Schneiders etwa ſich von dem Glauben eines Schmieds oder Metzgers unterſcheidet. Auch hat Herr Nägeli ſo wenig ſeine Aufgabe gelöſet, daß er, obgleich er vom religiöſen Dichter Erhebung über allen Confeſſionismus fordert, dennoch ſelbſt die Conventikel beſingt (S. 12). Er ſcheint ſich demnach über allen Confeſſionismus dadurch erheben zu wollen, daß er jeden anerkennt, mit Verläugnung eigner religiöſer Ueberzeugung. Wir haben hingegen nur in ſo fern etwas einzuwenden, als dieſes Verfahren wohl dem epiſchen und dramatiſchen, nicht aber dem lyriſchen Dichter zukommt. Was die Ausführung einzelner Gedichte angeht, ſo haben wir keines gefunden, das wir durchaus vollendet nennen könnten. Gleich das erſte Gedicht: „Der Diener des Herrn“ wiederhohlt in fünf Strophen, den, ſchon in der erſten, ausgeſprochenen Gedanken, daß ihn das Wort Gottes erleuchten und weihen möchte, damit er es erleuchtend und weihend lehren könne. Zwei Strophen (5 und 7), in welchen der Gedanke hinzukommt, daß die durch das Wort Gottes beſeeligte, irdiſche Gemeinde durch dasſelbe zu einer ewigen verklärt werden würde, iſt höchſt unpaſſend durch eine ſechste Strophe getrennt, in welcher nur mit anderem Ausdruck die, ſchon in den vier erſten Strophen des Gedichts, gegebene Bezeichnung des Wortes Gottes wiederhohlt wird. Zwey Gedichte dieſes Abſchnittes, die in der That zu den beſſeren gehören, ſcheinen uns nach Inhalt und Form matte Nachklänge der alten lateiniſchen Kirchenlieder zu ſeyn. Wir meinen erſtlich das „Gebet der Einfalt“ (S. 6); die letzte, das ganze Gedicht erſt kräftigende und abrundende Strophe:

Ew'ger Hirte aller Frommen
Laß, dem Erdenland entnommen
In das Paradies uns kommen!

erinnert etwas ſtark an den Vers aus dem Stabat mater:

Quando corpus morietur,
Fac, ut animus donetur
Paradisi Gloria!

das andere Gedicht, welches wir meinen, „die Wage“ (S. 15) iſt ein Reminiszenz aus dem: „dies irae dies illa.“ Nur ſind einige durchaus unverſtändliche Zeilen hinzugekommen. Was kann man z. B. bey folgendem vorſtellen oder gar denken?

„Was je durch Sturm und Wogen(?)
Zerſtört die Volksbezwinger,
Erſiegt die Heilserringer,
O ſchwer wird's einſt gewogen?“

Die beſte Anlage hat offenbar das Gedicht „Sonntag Morgens“ (S. 7). Der Blick auf eine reiche Frühlingsflur gewährt das Bild ſegensreicher Fülle, die erſt ganz innig und voll aus dem Munde eines Prieſters ſtrömt, der Gottes Wort verkündet. Aber der Uebergang nach den Verſen:

„So allerwegen
Strömt Frühlingsſegen
Uns überſchwenglich entgegen.“ —
„Doch höher noch ſtrömt Segensfülle“ ꝛc.

vernichtet, wie immer der Komparativ den Poſitiv, die ganze vorhergehende, von frommer Heiterkeit belebte Naturbetrachtung. Auch die drei auf einander folgenden männlichen Reime, ſtund, kund, Mund am Schluß ſind um ſo ſteifer und härter, je leichter und beweglicher die vorhergehenden Verſe waren. Eine durchaus unpaſſende Vers- und Reimſpielerei ſcheint uns das Gedicht „das Kreuz“ (S. 14), in welchem die chriſtlichreligiöſe Bedeutung des Kreuzes in die Kreuzgeſtalt gezwängt worden iſt. Eine dergleichen geometriſche Reimkunſt gehört unter die Reimſpiele, wo wir auch S. 291 wirklich den Kollegen dieſes Reimkreuzes antreffen, ein Schnappsglas nämlich, wofür man ohne Bedenken dem Dichter den Prototyp ſeines Glaſes einmal füllen laſſen kann. Auch wäre es gut auf Schenkenſchildern anzubringen.

Der zweite Liederkranz iſt die Fortſetzung des erſten und „Inneres Chriſtenthum“ überſchrieben. Auch hier werden wir nicht durch Ideen=Reichthum oder Neuheit in beſondere Anregung gebracht. Alle dreizehn Gedichte dieſes Abſchnittes ſprechen etwa aus: Nur das Ewige hat Werth und Beſtand; wir müſſen es alſo höher achten, als das Irdiſche, Vergängliche und können uns verſichert halten, daß, wenn es unterm Mond noch ſo ſchlecht hergeht, es jenſeits beſſer ſeyn wird. Indeſſen müſſen wir doch geſtehen, daß dieſe Gedichte vor denen des erſten Kranzes, durch Abrundung und verſtändigen inneren Zuſammenhang ſich auszeichnen. Unter ihnen ſelbſt geben wir folgendem den Vorzug vor allen, weil hier der Gedanke in ſo fern durchweg zum poetiſchen erhoben bleibt, als ſein aus der Natur entlehntes Bild feſtgehalten wird. Hier iſt es:

Aufſchwung.

Hat die Sonne vollbracht den Lauf!
Schwingt die Seele zum Himmel ſich auf;
Tiefere Dämm'rung,
Höherer Aufſchwung;
Der dunkleren Nacht
Entſteigt erſt die Pracht
Unzählbarer Sterne!
Es naht aus der Ferne
Der himmliſchen Schaaren ein ſchützendes Heer,
Umlagert die Erde, umflieget das Meer,
Beflügelt die Stunden,
Von Träumen umwunden —
Und ſieh! es erwacht
Im Aufgang die Sonn' in erneuerter Pracht.

Bey den übrigen Gedichten dieſer Art hält ſich Herr Nägeli faſt immer nur an die herkömmlichen Ausdrücke für dergleichen religiöſen Gedanken und ſein Verdienſt beſteht darin, dieſelbe in beſſere Verſe und Reime, als die gewöhnlichen ſind, gebracht zu haben. z. B. S. 28:

Der Friede blüht nur droben
Wo Sel'ge hoch erhoben
Den Welterlöſer loben.

. . .

Es hat der Herr der Gnaden
Auch dich dahin geladen
Zu wenden deinen Schaden u. ſ. w.

Aeußerſt ſelten kommt es Herrn Nägeli auf den bildlichen Ausdruck an, der doch allein geeignet iſt, ein Lied zum poetiſchen, d. h. wie in der Theorie verlangt wird, den Gedanken, das Gefühl, ſchaubar und fühlbar zu machen. Vers und Reim thun es allein wahrlich nicht. Was ſchaut oder fühlt man wohl Beſtimmtes in folgenden Stophen: (S. 31)

Sieh liebend an (?) die Menſchenwelt,
Bleib' ihr, wie auch dein Loos dir fällt,
In Liebe beygeſellt (?)
oder: So bleibt ſein Keim (des Traums der Liebe) doch ewig da,
Bleibt deines Heilands Liebe ja
Dir unausſprechlich (?) nah.

Der dritte Kranz führt die Ueberſchrift „Moral." Man hat ſich lange in den Kopf geſetzt, beſonders von Gellertſchen und anderen Lehrgedichten verführt, die Moral könne nie Gegenſtand der Poeſie werden, oder was daſſelbe iſt, die Moral könne nicht poetiſch aufgefaßt werden, ſie ſey viel zu trockner Natur. Aber ſchon Bouterweck und Jean Paul haben bemerkt, daß Gefühl und Reflexion, lyriſche und didaktiſche Dichtkunſt, in pſychologiſcher Verwandtſchaft ſtänden. Und ſind etwa die Chöre in den Griechiſchen Tragödien etwas anders, als Reflexionen, deren Inhalt Moral und deren Zweck Belehrung iſt?

Ob dieſe moraliſchen, wie andere Reflexionen des Gemüths poetiſch ausgeſprochen werden oder proſaiſch, das hängt davon ab, ob ſie die Phantaſie oder der Verſtand aufgefaßt hat. Jene wird ſie in vollem, lebendigem Bilde uns anſchaulich, dieſer im dürren Begriff verſtändlich machen. Die Poeſie will die Moral nicht als nackten Kern, ſondern als eine ſchöne

Frucht, deren farbiges, ſaftreiches Fleiſch den Kern umſchließt.

Dieſer Anforderung entſpricht Herr Nägeli, der ſie zum Theil ſich ſelber geſtellt hat, im Anhang zu ſeiner Theorie, in ſeinen Moralgedichten äußerſt ſelten durchgehends. Nehmen wir z. B. das Gedicht, „die Mutter“ S. 42. Hier wird zweimal gleich anfangs die „rhetoriſche“ Figur der Wiederhohlung gebraucht. Auch weiß man nicht wohl etwas vorzuſtellen bey den Verſen:

Windet, bindet voll und ganz
Holder Unſchuld Blumenkranz.

Indeſſen iſt, abgeſehen von dieſen und andern Einzelnheiten, woran hauptſächlich der Reim Schuld zu ſeyn ſcheint, dieſes Gedicht, als Paraphraſe zu dem Sprüchwort:

„Muttertreu
Wird täglich neu.“

nicht übel gerathen; wäre nur nicht am Schluß die Mutter darauf aufmerkſam gemacht worden, daß ſie mit all' ihrer Liebe und Treue, die ſich ja nie genug thut, im Grunde doch nur die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott erfülle, deſſen Vatertreu an ihr ſich immerdar bewähre. Dieſe Wendung iſt nicht nur alltäglich, ſondern hebt alle Mutterliebe auf. Die Mutter, welche erſt aus dem Pflichtgefühl der Dankbarkeit gegen Gott die Liebe zu ihren Kindern entlehnen ſoll, wird höchſtens wie die ſorgſame Kindermagd einer guten Herrſchaft ſeyn. So ſehen wir an dieſem Beyſpiel, wie das Unwahre und eigentlich auch das Ungute zugleich das Unſchöne iſt. Wo will eine Mutter anders für ihre Liebe und Treue Belohnung finden, als in ihr ſelbſt oder im Gedeihen und in der Liebe ihrer Kinder? —

Wahrer ſind die beyden folgenden Gedichte, Mutterfreude und Muttertrauer; beſonders druckt das erſte gar artig das Liebeln und Tändeln einer Mutter mit ihrem Kind aus, wenn ſie's etwa eben aus der Wiege auf den Arm nehmen will. Nur hat der Reim hier wiederum ein nicht paſſendes Adverb herbeigerufen:

Und laß dich wiegen auf meinem Arm
Und laß dich herzen ſo liebewarm!

Der Gedanke in der „Muttertrauer“ iſt ſchön. Der Vater iſt geſtorben und der Tag mit ſeiner Helle, mit ſeinem geräuſchvollen Treiben iſt nur fähig, die Mutter und ihre Kinder überall auf die Verlaſſenheit aufmerkſam zu machen. Die Stille der Nacht, der geſtirnte Himmel gießen Frieden in ihre Seele und Hoffnung auf dereinſtiges Wiederſehn.

Vierter Kranz. „Geſellige Moral.“ Hier fällt das erſte Gedicht „der Bürger“ uns blos darum auf, weil es einen ſtarken Widerſpruch enthält gegen den Gedanken, welcher ſich in einem Gedicht des vorigen Abſchnitts findet. Dort heißt es in dem Gedicht „Waffenrüſtung“ (S. 51)

„Wer Alles duldet
Auch unverſchuldet,
Sich willig bückt,
Was auch ihn drückt ꝛc. ꝛc.

Der tritt in jener Welt
Gewiß auf als ein Held.“

Hier wird dem Bürger zugerufen:

„Weih dich dem Vaterland;
Schlag, wo der Feind ihm dräut;“

Von einem ſolchen würde es dann heißen müſſen:

Der tritt in jener Welt
Gewiß nicht auf als Held.

Eins der gelungenſten Gedichte der ganzen Sammlung iſt ohne Widerrede das dieſem Abſchnitt angehörige: „der Richter“. S. 62. Dieß iſt es durch die Wahrheit und Kraft des einfach und würdig ausgeführten Gedankens. Auch iſt hier jede Versſpielerei, wie von ſelbſt, weggefallen. Wir ſetzen es her und empfehlen es denen Criminaliſten zur Beherzigung, deren Rechtsverſtand ſo gern von einem Utopien träumt, darin Galgenalleen gezogen ſind, in denen ſtatt der Ruhebänke Folterbänke ſtehen. S. 62.

Gerechter Gott! deß ewig Walten
Dem Richteramte mich geweiht,
Geſetz und Ordnung zu erhalten
In der ſo ſturmbewegten Zeit:

Wo mißverſtand'ner Kräfte Streben
Zu That und Unthat vielfach reizt,
Wo Tugendkampf und Laſterleben
Sich in Verwirrung ſtets durchkreuzt.

Wie ſchwankt ſo leicht in ſchwachen Händen
Die Wage der Gerechtigkeit!
Drum wolle, Herr! mir Weisheit ſenden,
Zu richten ſtreng nach Pflicht und Eid.

Mit Scheu führ' ich des Richters Waffen,
Mich hemmt die Scham in eigner Bruſt,
Ich ſoll, ein Sünder, Sünder ſtrafen,
So mancher Schuld mir ſelbſt bewußt.

Mein Wort gebeut's — und Ketten klirren!
Mein Wort ſpricht los — der Sträfling frey!
Wie ſchrecklich, wo ich ſollte irren!
O Gottesweisheit, ſteh mir bey!

Ein richtig Maaß auch dem Verbrechen;
Verkannter Unſchuld Schutz und Huld;
Vorſicht, wo Täuſchung möcht beſtechen,
Dem Büßer Schonung und Geduld!

Und ſoll ich den Verbrecher richten,
Soll zeitlich Glück ihm untergehn;
So will ich nimmer doch verzichten
Um Gnade ſtill für ihn zu flehn.

So fleh' ich auch: o Gott der Stärke!
Laß mit der Wahrheit Machtgewicht
Mich ſprechen, daß vom böſen Werke
Der Frevler kehrt zurück zur Pflicht.

Und alles Volk an offnen Schranken
Vernehm', und zeug' an jedem Ort:
Es ſprach der Richter, ſonder Wanken,
Nach Recht nicht nur — nach Gottes Wort.

O laß die Hoffnung mich erheben:
Daß ich, bewährt als wahr und treu,
Dereinſt in jenem beſſern Leben
Ein Werkzeug deiner Liebe ſey.

Nett iſt das Kampfſpiel (S. 76). Leider hat aber die Vernachläßigung des dritten Reims in der letzten Strophe das Ganze aus allen Fugen geriſſen.

Von dem fünften Kranz: „Natur“ müſſen wir geſtehen, daß in ihn Herr Nägeli die friſcheſten, bunteſten Blumen eingeflochten hat. In ihm ſcheint der Dichter in der That ſeinen poetiſchen Charakter zu offenbaren. Er ſpricht ſich aus, als heitere, ſinnvoll genießende, ſeltener als tiefe Auffaſſung der Natur. Wenn uns in dieſen Liedern der harmloſe, jugendlich-frohe, launige, kindliche Sinn manchmal an die ähnlichgefühlten Lieder der Minneſänger erinnert, ſo trägt dieſer Umſtand mehr einen Grund des Lobes, als des Tadels dieſer Nägeliſchen Lieder darum in ſich, weil es jedem derſelben anzuſehen iſt, daß ſie keine nach- ſondern ſelbſtempfundene ſind. Hier iſt denn auch der ſtets wechſelnde Charakter des Momentanen am rechten Platze. Man glaubt mit Herrn Nägeli zu dieſem Gebüſch, zu jenem Bach über Berge, in Thäler und auf Ebenen zu wandeln, dann wieder ſtill zu ſtehen und Aug' und Ohr und alle Sinne, bald dieſem, bald jenem Genuß zuzuwenden. Um ſo mehr müſſen wir bedauern, daß der Dichter auch dieſen Liedern nicht die nöthige Muße gewidmet hat, um ihnen eine größere Ausbildung in gleichmäßiger Vollendung zu verleihen. Hier konnte ſie ihm eher als bey all' ſeinen übrigen Compoſitionen gelingen.

Das Hauptthema aller dieſer Lieder iſt das oben ſchon angedeutete: Ungetrübter, heiterer, immer Sinn und Herz beſeligender Naturgenuß. Da hier Herr Nägeli ſo recht in ſeinem Elemente iſt, ſo führt er denn auch dieſes Hauptthema in den mannigfaltigſten Beziehungen aus, die ſeiner Theorie gemäß nicht in ein Gedicht vereinigt, ſondern in vielen Gedichten auseinander gelegt ſind. Doch iſt auch in einzelne Gedichte, unwillkührlich, reichere Beziehung, nur zum Nachtheil der Theorie, gekommen. So mußte z. B. das „Ruhen“ in ſchöner Natur, ſeine Labung und Erquickung im Gegenſatz mit dem raſtloſen Wandern geſchildert werden. Sonſt wird uns der Naturgenuß in objektiver und ſubjektiver Beziehung dargeſtellt. Objektiv in allen Tages- und Jahreszeiten, auf Bergen, in

Thälern und Wäldern, am See und Fluß, im Glanz der Farben, im Säuſeln der Luft, in der Stille und im leiſeren und lauteren Geſang der Vögel ꝛc.; — ſubjektiv, außer der Beziehung all' dieſer Eindrücke auf die Stimmung des Gemüthes, im Zuſtande ſtillen Anſchauens, raſcheren und langſameren Wandelns, überhaupt des Bewegens in freier Natur bis zu völliger Ruhe ꝛc. Von einigen Lieblingsideen, die öfter vorgetragen werden, zeichnen wir folgende aus. All' die vielen Einzelheiten haben ihr ſchönes, erquickendes Daſeyn nur in dem liebenden Streben, in ein Ganzes aufzugeben. Dieſe Idee gewinnt den allumfaſſendſten Ausdruck in den gar ſchönen Schlußzeilen des Gedichtes: „Vom Berge.“ Wir theilen es, da es kurz iſt, mit: (S. 104)

Sagt, was iſt wohl das Schönſte?
Iſt es das ſchattige Thal —
Iſt es der blumigen Triften Zier —
Der See im ſonnigen Strahl —
Das fernher rauſchende Stromgebraus —
Der nahen Vögelein Sang —
Des Winters ſchneeiges Sommerhaus —
Der prächtige Felſenhang?

Wohl wandelſt du herrlich auf jeder Spur,
Du Schönheitszauberin, o Natur!
Was nimmer der Blick doch ausgenießt:
Iſt, wie der Himmel die Erd' umſchließt.

Ein anderer Gedanke iſt ein, dieſer Idee eigentlich zugehöriger, wonach nämlich das Leben und Weben in der Natur als ein beſtändiges In-einander-Spielen und Scherzen dargeſtellt wird. Dieſem Gedanken verwandt iſt wiederum die Vorſtellung, welche Töne und Farben in ſtete, in einander überfließende, gegenſeitig ſich hebende Wechſelbeziehung ſetzt. Das erſte Gedicht dieſes Kranzes: „Lenzgefühl“ gibt den Beweis für die beyden letzteren Bemerkungen. Wir fügen noch hinzu, daß der Dichter hier einmal zu Gunſten des Gedichts gegen ſeine Theorie fünffüßige Jamben gebraucht, das andere Mal ſeiner Theorie gemäß, aber zum Schaden des Gedichts und zwar grade an den Schluß einen falſchen Reim geſetzt hat. Nirgends war ein ſolcher Reim unpaſſender, als in dieſem Gedicht, deſſen Gedanke daß im Lenz in einem Mitgefühl alle Seelen ſich einen, dadurch gradezu perſifflirt wird. Eben ſo ungern ſahen wir den doppeltharten Endreim „thut kund“ im vorletzten Vers. Aber auf dieſes „thut kund“ iſt Herr Nägeli ganz verſeſſen. Man kann hundert gegen eins wetten, daß, wenn ein Vers auf Bund, Mund, rund ꝛc. ausgeht, gewiß das beliebte „thut kund“ drauf folgt. Es iſt darum doppelt hart, weil außerdem, daß das „thut“ gewöhnlich ſtatt einer Kürze gebraucht wird, die ſchnell, ohne beſondern Sinn, auf einander folgenden U und T dem Ohre wehe thun. Obgleich wir grade in dieſem Abſchnitt noch unzählige proſodiſche *) und rythmiſche Schnitzer aufweiſen könnten, ſo unterlaſſen wir es und empfehlen lieber unſern Leſern die Lectüre dieſes Abſchnittes, der ihnen gewiß, wenn ſie's nicht zu genau mit ſolchen Verſtößen und hie und da nicht vermiedener Wörterfülle nehmen wollen, einen angenehmen Genuß gewähren wird.

(Schluß der Liederkränze folgt.)

Aus der Reiſe eines engliſchen Cavallerieoffiziers durch Südindien, Aegypten und Syrien.

(Schluß.)

VII. Orientaliſche Frauentracht und Hochzeit in Damiette.

Am 2. Februar erſchienen wir auf Einladung des Viceconſuls zum Beſuch bei ſeiner Gattin und Schwiegermutter. Wir fanden ſolche auf prächtigen Türkiſchen Kiſſen ſitzend. Das Cabinet, in dem der Beſuch angenommen wurde, war mit koſtbaren Teppichen belegt. Die Schwiegermutter war noch hübſch, die vierzehnjährige Gattin des Viceconſuls aber weit ſchöner. Sie trug einen weißen Schleier mit Goldſtickerei, der Haupt und Schultern umfloß. Ihr langes und glänzendes caſtanien-

---

*) S. 116 ſind in 10 Zeilen vier: z. B. „reich“ und „Freud“ als Kürzen gebraucht.

braunes Haar, durchſchlungen von ſeidenen Bändern faſt gleicher Farbe, an denen Goldmünzen hingen, umwallte ihren Nacken. Ein kleiner Turban von himmelblauem Muſſelin ſchmückte ihr Haupt; vorn, wo die Falten ſich zuſammenlegten, glänzte ein Diadem mit ein paar kleineren Ornamenten von Diamanten und andern koſtbaren Steinen. Um ihren Hals trug ſie drei durch ein Sammetband geſchiedene Reihen von Perlen, woran Goldmünzen hingen. Der Buſen war leicht verhüllt durch ein ſehr durchſichtiges Tuch des feinſten Muſſelins mit einer ſchmalen Oeffnung in der Mitte, jedoch weiter als eine Europäerin anſtändig gefunden haben würde. Das Bruſtkleid war von ſchwarzem Sammet mit geſtickten Phantaſiedeviſen von Golddraht. Ueber ſolchem hing ein dunkelbrauner ſeidener Mantel mit Blumen geſtickt, vorn offen mit einer Sammetſtickerei zur Einfaſſung. Ein ſehr koſtbarer Caſchemir-Shawl war der äußere Ueberwurf ihrer Prachtkleidung. Die Schleppe ihres Oberkleides war lang, vorn reichte es aber nur bis zu den Knöcheln. Dieſe und ihre zierlichen Füße waren unbekleidet, da ſie die Sandalen vor der Thür ſtehen ließ. Am kleinen Finger der rechten Hand glänzte ein großer und ſehr einfacher Brillant. Die Damen ſprachen wenig, betrachteten uns aber ſehr genau. Nachdem wir eine Zeitlang geſeſſen hatten, ſtand die Gattin des Viceconſuls auf, verließ das Zimmer, erſchien aber bald wieder mit Caffee in kleinen Chineſiſchen Obertaſſen und Untertaſſen von Silber, womit ſie uns perſönlich bewirthete, indeß wir mit Arabiſcher Grobheit ſitzen blieben. Nichts war uns an der Schönheit und dem Schmucke der Damen anſtößig, als das Anmalen eines Cirkels um das Auge mit einer Spießglanz-Tinctur, um den Glanz und die Wirkung des Strahlenblicks ihres Auges nach dem Wahne der Araber zu erhöhen.

Nachmittags wohnten wir der Hochzeit des Sohnes des Ruſſiſchen Conſuls Facker mit einer jungen Araberin aus Cairo bey. Um 4 Uhr trafen wir beym Conſul ein, rauchten und tranken Caffee auf dem Divan bis um 7 Uhr. Dann eilten wir zur Tafel mit 80 Gäſten. Der Tiſch brach unter der Laſt der Fleiſchgerichte, die in drei Aufſätzen ſich den Gäſten anboten. Die Zubereitung war Arabiſch, empfahl ſich aber einem in Europa und Oſtindien verwöhnten Gaumen keinesweges. An einem Ende der langen Haupttafel ſaß der junge Bräutigam, vor ihm ſtanden zwei Paſteten; ihm wurde ein Stecken gereicht, womit er dieſe brach und es flogen ein Paar Turteltauben heraus *). Nachdem wir einige Zeit geſpeiſt hatten, wurde des Bräutigams Geſundheit ausgebracht (evviva), dann widerfuhr nach Stand und Alter den Gäſten gleiche Ehre. Bei den Toaſts ſtießen die Araber die Füße ihrer Gläſer an die hölzerne Tafel und nannten das vaterländiſchen Gebrauch, obgleich es wahrſcheinlich von den Europäern entlehnt worden iſt. Nun ſangen der Griechiſche Archimandrit und die Prieſter unter den Mitgäſten einen kurzen Segen im Chorgeſang. Die Gäſte verließen das Mahl ſehr bald; wir begaben uns zu unſern garſtigen Divans, wo wir auf Türkiſch ſitzen mußten, zurück und an unſrer Stelle ſetzten ſich zur Tafel die Bedienten des Gefolges und verzehrten, was wir übrig gelaſſen hatten. Caffee, Liköre und Pfeifen mit Zimmtwaſſer, das mit Mandeln, Nüſſen und Spezereien gekocht war, wurde fleißig herumgegeben. Vor jedem Gaſte braunte ein hoher Wachsſtock. Ehe wir aber das Zimmer verließen, ſammelte einer der Verwandten unſers Wirths, begleitet von einem der Arabiſchen Muſicanten, deren Lieder und Inſtrumente ganz Spaniſch ſind, bey jedem der Gäſte Geld, angeblich für die Muſicanten, in der That aber, um die Koſten der Hochzeit zu beſtreiten. Dieſe Sammlung iſt aber nur bey den armen Arabern gebräuchlich, und die Gäſte fanden dieß Verfahren eines ſo reichen Mannes, als Herr Facker iſt, unanſtändig. Die Sammlung brachte 3000 Piaſter. Nachdem jeder Gaſt ſeine Gabe niedergelegt hatte, verkündete der muſicaliſche Barde den Namen des Gebers, ſein Lob und die Summe, welche er gegeben hatte. Letztere wurde jedesmal weit höher ausgerufen, als ſie wirklich betragen hatte.

---

*) Fliegen die Tauben raſch davon, ſo iſt das ein glückliches Zeichen für die Ehe. Wenn ſie daher nicht ſchnell davon fliegen, ſo ſorgt einer der Gäſte dafür, daß ſie flüchtig werden.

Vom Divan gingen wir in langſamer Proceſſion mit brennenden Wachsſtöcken und einem Chor Muſicanten, indem der Bräutigam und die Prieſter die erſten Reihen einnahmen, nach dem Hauſe der Braut. Der dortige Brautaltar war bunt, aber nicht reich geſchmückt. Die Trauung geſchah nach dem Griechiſchen Ritus. Es wechſelten bey ſolcher das Geben der Hände, das Knien, der dreifache Umtauſch zweier Kronen von Goldpapier der jungen Vermählten, mit der dreimaligen Wanderung um den Altar, und wenigen ſchnell und unverſtändlich geſprochenen Griechiſchen Gebeten ab. Die Braut erſchien ſogleich nach unſrer Ankunft; ſie war dergeſtalt in Kleidern verſteckt, daß ihre Perſon durchaus unkenntlich war. Ihr langes geblümtes ſeidenes Kleid reichte bis über die Füße. Ein großer Shawl verhüllte ihr Haupt und hing an jeder Seite bis auf die Erde hinab. Vom Putz der Braut ſah man nichts, als einige nicht ſehr ſchön eingefaßte Edelſteine und Rubinen und ein Halsband mit einer fünffachen goldnen Kette, das aber nur den halben Hals umgab. Die Braut konnte nichts ſehen und wurde daher von ihrer Mutter geführt, welche eben ſo verhüllt war, nur daß ihr der Gebrauch ihrer Augen frei ſtand. Die Trauung dauerte eine halbe Stunde. Der Bräutigam, ein ſchöner junger Mann von 17 Jahren, ſchien höchſt einfältig zu ſeyn. Wir hörten an dieſem Morgen, daß wir ſo lange auf den Divan hätten ſitzen müſſen, weil der Bräutigam die ihm beſtimmte Braut durchaus nicht hätte heirathen wollen, und daß nur mit den äußerſten Schwierigkeiten ſeine Verwandten ſeine Zuſtimmung von ihm erpreßt hätten. Während der Trauung brach er in ein heftiges Gelächter aus. Die Braut wurde dem Geize ihrer Verwandten geopfert und wird wohl nicht glücklich geworden ſeyn. Um 2 Uhr Morgens kamen wir erſt zu Hauſe und gingen, voll der Erinnerung des unſere Neugierde befriedigenden Hochzeit-Feſtes, erſt um vier Uhr zu Bette.“

Wir haben in dieſen Notizen faſt immer den Reiſenden ſelbſt ſprechen laſſen, deſſen beſtimmte und kurze Darſtellung des Erfahrenen ganz eigenthümlich iſt. Man wird inzwiſchen aus dem Mitgetheilten ſchwerlich geſchloſſen haben, daß der

Mann außer der Eigenſchaft eines engliſchen Cavallerieoffizieres noch die eines Pietiſten beſitze, welches ſeiner Reiſebeſchreibung noch einen beſondern Reiz gibt. Dicht neben ganz ungekünſtelten, ohne alles Phantaſiren abgefaßten Relationen über Gebirge, Wälder, Städte, Menſchen, finden wir religiöſe Geſpräche, die der Kavallerieoffizier mit Indianiſchen Miſſionaren, mit ſyriſchen und judiſchen Prieſtern gehalten hat. In den Ruinen von Karnak und auf ſeinen Spaziergängen an den Ufern des Nils lieſet er im neuen Teſtament und erhöhet dadurch, wie er verſichert, den Genuß, welchen ihm die Betrachtung der Natur und der uralten Trümmerdenkmale gewährte. Während er dem franzöſiſchen Arzt eines ägyptiſchen Paſcha ſeinen Beſuch abſtattet, um durch jenen bey dieſem ſich anmelden zu laſſen, merkt er, daß der Franzos ein Atheiſt iſt und ſucht augenblicklich ihn zu bekehren. — Dieſer religiöſen Richtung unſeres Reiſenden verdanken wir einige Berichtigungen der Darſtellung, welche der Jeſuit, Abbé **Dübois** (Siehe Europ. Blätter 1824 I Band S. 173) von dem „Chriſtenthum in Indien“ gegeben hat. Wenn Dübois die Anſicht ausſprach, daß die evangeliſchen Miſſionare ſelbſt der Annahme des Chriſtenthums in Indien entgegen arbeiteten, weil ſie ihre Lehren nicht der durchaus ſinnlichen Vorſtellungsweiſe der Indier anzupaſſen wüßten und daß aus demſelben Grunde der katholiſche Cultus viel mehr, als der evangeliſche geeignet ſey, dem Chriſtenthum Eingang zu verſchaffen, ſo beweiſet unſer Reiſende gleichfalls auf Thatſachen ſich ſtützend das Gegentheil und führt etwas ganz anderes als Haupturſache an, warum das Chriſtenthum in Indien eher an Bekennern ab- als zunehme. Die Schuld liegt, nach ihm, an dem Verfahren der Oſtindiſchen Compagnie. Es liegt natürlich in dem Intereſſe der Braminen und überhaupt der vornehmen und reichen Indier, daß die chriſtliche Religion nicht Volksreligon werde, weil mit ihr die durch die Hindusreligion geheiligten Vorrechte der oberen Kaſten nicht beſtehen konnten. Das iſt der Grund, warum faſt nur Indier aus den verworfenſten Klaſſen zum Chriſtenthum übergehen. Zu gleicher Zeit liegt es aber auch in dem politiſchen Intereſſe der Compagnie, es mit den Braminen, ſo wie überhaupt mit den vornehmen und reichen

Indiern nicht zu verderben, weil, wenn dieſe gewonnen ſind, das ganze Land und Volk gewonnen iſt, und weil, wenn jene ſich nicht bevorzugt und in ihrer religiös-geheiligten Stellung gegen die niederen Volksklaſſen unverletzt ſahen, ſie umgekehrt alles gar leicht gegen die Compagnie in Rebellion bringen könnten. Daher ertheilt ſie dieſen, an Ehren und Einkommen, reiche Aemter, ſchließt aber alle chriſtlichen Indier davon aus. Was, ſagen nun mit dem Schein vollkommener Richtigkeit die Braminen und Vornehmen, ja mit ihnen ſogar die niedern Indier, — was muß die chriſtliche Religion für eine Religion ſeyn, wenn die Engliſche Compagnie ſelbſt ihren Bekennern weniger Vertrauen bezeigt, als denen, die der Religion ihrer Väter treu geblieben ſind? So ſchadet das Verfahren der Compagnie, welches, wie jedes politiſche, die Religion nur in ſo weit achtet, als ſie demſelben nützlich iſt, dem Anſehn und der dadurch bedingten Aufnahme des Chriſtenthums. Aber auf der anderen Seite muß ſich auch jede Neuerung, ſelbſt in religiöſen Sachen, durch den Vortheil, den ſie gewährt, bey jedem Volk um ſo mehr empfehlen, je ſinnlicher dieſes iſt. Da durch das Verfahren der Compagnie aber nicht nur kein Vortheil, ſondern Ausſchluß von Staatsämtern, alſo Nachtheil mit dem Uebertritt zum Chriſtenthum verbunden iſt, ſo erhält dieſer von unſerm Reiſenden, für die geringe Verbreitung des Chriſtenthums in Indien, angeführte Grund allerdings Gewicht.

Nur noch einer nicht unintereſſanten Notiz, welche unſer Reiſende uns gibt, erwähnen wir. Es iſt die Ausſage, daß die Bewohner Aegyptens und Syriens eifrig und häufig den Wunſch äußerten, einer chriſtlichen Regierung angehören, ja in Syrien beſonders, unter dem Schutz einer ſolchen Regierung zum Chriſtenthum übertreten zu können. Ob hier die pietiſtiſche Seele des Officiers ihn nicht zu leichtgläubig gemacht habe, wollen wir eben ſo wenig entſcheiden, als, ob ihn nicht der engliſche Nationalſtolz, mehr, als gegründet ſeyn mag, habe finden laſſen, nämlich, daß man mit der gewünſchten chriſtlichen Macht die brittiſche meine. Uebrigens glaubt er, daß bey der jetzigen Lage der Pforte, Aegypten und Syrien leicht mit 14000 Mann zu occupiren wären, wenn man es nur nicht an nöthiger Geldunterſtützung und Artillerie für die ganze Unternehmung fehlen laſſe *).

---

*) Der Titel des Werks, aus welchem wir alle dieſe Mittheilungen entlehnt haben, heißt Diary of a tour through southern India, Egypt and Palestina. By a field, Officer of Cavalry. Deutſch: Reiſe durch Südindien, Aegypten und Paläſtina, in den Jahren 1821 und 1822. Aus dem Engliſchen eines Cavallerie-Offiziers. Jena, in der Bran'ſchen Buchhandlung. 1825.

Deutſche Literatur.

Allgemeines Hülfsbuch für alle Stände. Von Ludwig Schuhkraft. Reutlingen bey J. Fleiſchhauer 1823—1825. IV. Bände 8.

Es iſt die pſychologiſch noch nicht enträthſelte Sucht der Menſchen, ihr eigner Arzt zu ſeyn, zu allgemein verbreitet, als daß wir nicht glauben ſollten, auch unter unſeren Leſern werde ſich gar mancher befinden, der dieſes Noth- und Hülfsbuch, deſſen 4ter Theil endlich erſchienen iſt, ſich angeſchafft oder anzuſchaffen Luſt haben dürfte. Aus demſelben Grunde fühlen wir uns aber auch verpflichtet, wenn auch freilich etwas zu ſpät, um den *reinen* Verluſt von 6 fl. zu verhüten, unſeren Leſern eine begründete Warnung gegen dieſes beutelſchneideriſche Product des Herren Schuhkraft zukommen zu laſſen. Es iſt dieß der wahre Name für das „allgemeine Hülfsbuch“ um ſo mehr, als die pompöſen Ankündigungen, die mit Beförderung des Menſchenwohls, Verhütung des Unglücks ſich brüſtende Vorrede des Reutlinger Buchhändlers nicht minder, als die Art der Subſcriptionenverſammlung dem Buche ein möglichſt großes Publikum zu verſchaffen bemüht geweſen, die gemachten Verſprechungen aber keineswegs erfüllt worden ſind. Uns bleibt jetzt nur übrig, den Vorwurf der Beutelſchneiderei zu begründen.

Es iſt eine ſo höchſt ſchwierige Aufgabe ein *gutes* Volksarzneybuch zu ſchreiben, daß ſie zu löſen ſelbſt dem erfahrenſten Arzte mißglücken kann, wie das ſelbſt einem Tissot begegnet iſt. Was kann alſo von dem Werke eines Menſchen erwartet werden, dem ſogar die oberflächlichſten Kenntniſſe in der Heilkunde, geſchweige in der Heilkunſt, mangeln? Dieß iſt nun ganz der Fall des Herren Schuhkraft. Faſt jede Seite liefert uns Beyſpiele, daß derſelbe ſein Werk aus 3 bis 4 anderen zuſammengeſudelt hat. Das verſchmäht jeder Arzt ſchon als wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, noch mehr der praktiſche Arzt, der wohl weiß, wie ſchwer es iſt, ſich den Menſchen über mediziniſche Gegenſtände verſtändlich zu machen, wenn ſie nicht Leute vom Fach ſind. Das kümmert Herren Schuhkraft wenig. Die ausgeſchriebenen Werke ſind von Aerzten für Aerzte geſchrieben und was alſo daraus vorgetragen wird, ſetzt Kenntniß der Anatomie z. B., der Phyſiologie, Naturgeſchichte, allgemeine Pathologie und Therapie, Materia Medica ꝛc. ꝛc. voraus. Eben ſo gedankenlos in Bearbeitung ſeiner Aufgabe hat Herr Schuhkraft die ſo wichtigen Krankheitsbeſchreibungen, auf das Liederlichſte gegeben Die Aufzählung der Erſcheinungen iſt verworren und unlogiſch, die wichtigſten, bezeichnendſten ſind oft überſehen, die außerweſentlichen mit deſto mehr Breite vorgetragen. Wichtige, grade häufig vorkommende Krankheiten werden äußerſt kurz abgefertigt. Man höre z. B. (Theil II. p. 338): heftige, krampfhafte Bewegungen und Erbrechen ſind Zeichen der Grünſpanvergiftung! Dagegen werden die Hühnerkrankheiten ziemlich vollſtändig abgehandelt. Dieß iſt ganz populär; denn wie vielen Leuten liegt nicht die Geſundheit ihres lieben Viehes mehr am Herzen als die eigne und ihrer Kinder. Aber wenn wir hierin vielleicht nur zu voreilig ein Beſtreben nach Popularität erkennen, ſo fehlt es gewiß bey dem Gebrauch der durchaus unerklärt gebliebenen, mediciniſchen Terminologie. Was weiß denn der Laye vom Krampf der beweglichen Faſer, von Idioſynkraſie, Irritabilität, Senſibilität? Häufig hat der Herr Verfaſſer dieſe Terminologie ſelbſt nicht einmal verſtanden. Es iſt gar nicht zu berechnen welche Mißverſtändniſſe, Verwechslungen ꝛc. aus dieſer Nichtbeachtung derer, für die das Werk beſtimmt iſt, aus der Ungenauigkeit Verworrenheit und Ungewiſſenhaftigkeit des Verfaſſers ſelbſt die Folge ſeyn müſſen. Noch mehr verräth der praktiſche Theil des Werks die gänzliche Unbekanntſchaft des Verfaſſers mit ſeinem Gegenſtande, aus welcher wir allein die Gewiſſenloſigkeit erklären wollen, mit welcher er die nur in ſeltenen Fällen und mit äußerſter Vorſicht anzuwendenden Mittel, ohne Wahl und ohne die dabey zu beobachtende Vorſicht begreiflich zu machen, aufführt. Auf bloßen Verdacht hin empfiehlt er z. B. groſe Gaben Queckſilbers bis zur Erregung eines tüchtigen Speichelflußes (II 85). Ferner Bleizucker äußerlich (II, 184 und innerlich (III 137)!! Spießglanzbutter, Höllenſtein als Waſchwaſſer (II 335)! Alle Giftpflanzen innerlich (III 127 — 130)! Sogar den ſo äußerſt unſicher und gefährlich wirkenden Phosphor (II 390)! u. ſ. w. u. ſ. w. Seine hie und da beygeſetzten Vorſichtsermahnungen ſind von der Art, daß der Laye nichts damit anzufangen weiß. Bey den heftigen Purgiermitteln ſagt er: „die Anwendung dieſer Mittel muß ſich nach der Empfänglichkeit für den Reitz derſelben richten.“ III p. 114?! —

Nach alle dem hätte man eher eine Unempfehlung der „räthſelhaften“ Blauſäure, dieſes modernen Speditionsmittels vermuthen ſollen. Er will es indeſſen einſtweilen noch nicht thun (III, 130)! Dagegen räth er mit deſto größerer Gewiſſenloſigkeit die Selbſtheilung einer gewiſſen ſchändlichen Krankheit an, die grade dadurch zur Peſt für die Menſchheit wird, daß man ſie in den für leicht (?) gehaltenen Fällen dem Arzt verheimlicht. Was der Verfaſſer noch etwa an Gewiſſenloſigkeit bey Behandlung ſeines Gegenſtandes verſäumt hat, iſt wieder in den, bald deutſchen, bald lateiniſchen Rezepten nachgeholt worden, die, wie das ganze Werk, voll Druckfehler ſind.

Dieß wenige wird genügen um den oben gemachten Vorwurf, welcher den Verfaſſer wie den Verleger trifft, zu rechtfertigen. Der hiezu benutzte mediziniſche Theil des Werkes nimmt drei Viertheile des Ganzen ein und das übrige iſt nichts als ein buntſcheckiges Gemiſch aus der Oekonomie, Technologie, Policey ꝛc, Auch hier iſt das Meiſte ohne Sachkenntniß und Vollſtändigkeit abgehandelt. Die Vorbauungsregeln gegen Unglücksfalle z. B. ſind nicht ſelten läppiſch und lächerlich; ſehr anmuthig aber auch die Bemerkungen über die Strahlableiter auf Regenſchirmen. So iſt denn ſelbſt in dieſer Rückſicht das Verſprochene nicht geleiſtet, die Subſcribenten aber und jeder, welcher das Buch kauft, ſind mit dem Ganzen betrogen worden.

Wider eignes und gewiß auch unſerer Leſer Erwarten findet ſich zum Schluſſe Referent ganz mit dem Verfaſſer einverſtanden, wenn dieſer in der idyllenartigen Beſchreibung des Landlebens ausruft: Gewiß, es ſtünde beſſer um die Glückſeligkeit der einzelnen Individuen und des Ganzen, wenn ſich ein großer Theil der jetzt gangbaren Federmeſſer und Papierſcheeren in Sichlen und Pflugſchaaren verwandelte und die jetzt mit Schreiben beſchäftigte Hand ſich zum Pflügen und Ackern(?) wendete (III 182). — Es ſtünde dann nämlich zu hoffen, daß man auch nicht mehr mit ſolchen Noth- und Hülfsbüchern heimgeſucht würde. — Faſt hätte uns die Beilage zum letzten Bande, welche mit einer neuen Auflage droht und von einer Menge neuer Subſcribenten poſaunt, in Schrecken geſetzt, wäre uns nicht der Umſtand, daß der letzte Band ſchon in Makulaturbogen des erſten verſandt worden, ein günſtigeres Omen geweſen! Uebrigens können wir nicht wohl begreifen, warum Cenſurbehörden gegen ſolche Werke, bey denen es objektiv ausgemacht werden kann, daß ſie wirkliches, nicht blos eingebildetes, Unheil bereiten müſſen, nicht eben ſo gut einſchreiten und den Verfaſſer zur Verantwortung ziehen, als eine gute Medicinalpolicey jeden Apotheker beſtraft, deſſen Offizin nicht in der Ordnung iſt, oder der gar ohne Wahl, jedwedem Gifte verkauft.

Ueber das Weſen und den organiſchen Charakter der Geſchichte von Dr. J. R. Thorbecke. Göttingen Vandenhöck und Ruprecht 1824.

In einer zum Entſetzen dunkelen Sprache, mag man ſie nun nach ihren einzelnen Redewendungen oder nach ihren Perioden und deren Verflechtung zu einem Ganzen betrachten trägt Herr Thorbecke ſeine Anſicht vor. Es gehört zu den Unarten unſerer Zeit, daß die Schriftſteller in der Nichtbeachtung der ſprachlichen Darſtellung eine unerhörte Orginalität affektiren. Wir ſind der Ueberzeugung, daß das größte Originalgenie ſich ſelbſt und ſeine Idee noch nicht klar erfaßt hat, ſo lange er ſie nicht klar vorzutragen weiß. Auch leiſten derglei- Dunkelungen weder dem Autor noch der Wiſſenſchaft den erwarteten Dienſt. Jener wird verkannt, dieſe verwirrt. Was nun die vorgetragene Anſicht ſelbſt betrifft, ſo weiſet Herr Thorbecke zuerſt folgende verſchiedenen, ſonſt currenten Anſichten der Geſchichte ab: 1) Die Anſicht, nach welcher alle Thaten, Leben, glückliche und unglückliche Schickſale der Völker, Zeiten und Menſchen, ein Spiel willkührlicher Zufälligkeit ſeyen; 2) Die entgegengeſetzte teleologiſche Anſicht, nach welcher, alle jene Schickſale der Menſchen- und Völker Individuen und Epochen nur einem höheren allgemeinen Zweck der Menſchheit und deren dereinſtigem vollkommenern Zuſtand dienen; 3) Die damit in Berührung ſtehende Anſicht eines der ſinnlichen Naturgeſetzgebung correspondenten oder gar identiſchen Organismus in der Entwickelung der Begebenheiten. Die erſte widerſpricht aller Ordnung, aller Vernunft, die zweite hebt alles ebenfalls in der Vernunft begründete Recht des Individuums auf, die dritte gar die Freiheit des handelnden Menſchen. Alle Widerſprüche dieſer drei Anſichten löst Herr Thorbecke in ſeiner vierten Anſicht auf. Nach ihm giebt es ein univerſales Geſchichtsweſen, ein Weltall geſchichtlicher Ereigniſſe, welches ſeine wahre Weſenheit in einem nach ewigen Geſetzen ſtets werdenden, lebendigen Organismus hat. In dieſem findet und erfüllt jedes Individuum, jeder Menſch, jedes Volk, jede Zeit, jede Menſchheit ſeinen eigenen Zweck, handeln alle dieſe im werdenden Ganzen lebendigen Einzelnheiten, nach ihnen einwohnendem Recht und Freiheit, das lebendige, werdende Ganze beſtimmend und von ihm beſtimmt. Wie alſo ein jedes Individuum ſeinen eignen Zweck, ſein Geſetz, aus dem Himmel oder der Ewigkeit auf die Erde und in die Zeit, in welcher er geboren wird, mitbringt und geltend zu machen hat, ſo jedes Volk und jede Geſchichtsepoche. Das eigne Geſetz, der eigne Zweck, das eigne Recht, was jedes einzelne Individuum geltend zu machen hat, hat eben darum jedes andere auch, mag man dieſes Individuum nun als einen einzelnen Menſchen, als ein einzelnes Volk, als eine einzelne Epoche der Entwickelung denken. Was nun jeder Menſch, jedes Volk, jede Epoche durch ſich ſelbſt das Recht hat, geltend zu machen, das muß alſo auch jedem anderen zuerkannt werden. Ich zum Beyſpiel, ein Bürger der Schweiz, die gegenwärtige Zeit iſt und darf und ſoll ſeyn; aber auch du, jeder Menſch, Franzoſe, Deutſcher, Spanier ꝛc., jede frühere Zeit hat dasſelbe Recht. In dieſer gegenwärtigen Nebeneinanderſtellung und allſeitigen Behauptung des Rechtes aller Menſchen- und Völkerindividuen und in der Behauptung des Rechtes, das der heutige Tag, aber auch der geſtrige hat, findet ſich alſo ein Menſch, ein Volk, eine Zeit frei und bedingt zugleich und jeder Menſch, jedes Volk, jede Zeit hat in jedem Augenblicke, da es etwa untergeht, ſeinen eigenen Zweck erfüllt, indem es ſich ſelbſt gegen Nachbaren, gegen Vergangenheit, ja gegen die Zukunft, ſie alle bedingend und von ihnen bedingt geltend gemacht. Obwohl dieſe Anſicht weiter nicht begründet worden, ſo hat ſich der Verfaſſer doch gequält ſie auf drei ganzen Bogen vorzutragen. Wir hoffen ſie im Grundriß unſern Leſern deutlich gemacht zu haben und überlaſſen es ihrem Urtheil, ſich dafür oder dawider zu entſcheiden und zuzuſehn, was ſich daraus für die Betrachtung der Geſchichte gebrauchen oder nicht gebrauchen läßt.

Miszellen.

Die Chineſen üben eine Art Betrug, indem ſie in die friſchen Theeblätter Körner eiſenhaltigen Sandes einrollen, die man manchmal ſich auf den Boden der Theeſchalen und Kannen niederſetzen ſieht. Herr Sowerby in London, der früher dieſe Entdeckung gemacht hatte, hat gefunden, daß dieſer Sand Kriſtallkügelchen magnetiſchen Eiſens enthält, welches manchmal in ſo großer Maſſe ſich findet, daß man die Theeblätter mit einem Magnet lüpfen kann.

— Daß die Philoſophen nicht mehr wiſſen als der gemeine Mann, haben ſchon viele, auch Lambert und Kant geſagt.

Neue Xenien,

das iſt

Brombeeren

vom Bettler Heidenreich.

5. Spiesmichel der kühne Schwärmer.

Steht er — der Nichthutziehungsverein und der Kleiderverein gar —:
Heil Dir, freiſtes der Welt, deutſches, mein ſtolzeſtes Volk!

6. Michel-Waghals.

Folge was will! kühn ſag' ich's mit deutſcheſter Derbheit und Freimuth:
Unſer Finanzrath — pah! iſt — ein vortrefflicher Mann.

7. Der Küſter, oder Lit. Zeitung Nro. I.

Auch den Küſter erſchaut ich von Lallenburg; kritiſch beſah er,
lächelnd die Sonnenuhr, griff in die Taſche und ſprach:
Ei, du vexirliches Ding! Doch halt, laß ſehn ob du recht gehſt?
Ha ha ha! ſchwarz auf weiß: ſieben Minuten zu früh!

8. Der Nachtwächter, oder L. Z. Nro. II.

„Viel korrekter doch iſt, viel klaſſiſcher unſere Stadtuhr!
Erſtens: ſie geht auch bei Nacht; zweitens ſie viertelt und ſchlägt;
drittens: der Kukuk fehlt an der anderen; viertens: wer weiß da,
wann und wie oft ich in's Horn ſtoßen und dudeln ſoll?“

Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter.

V. Göthe.

(Fortſetzung *).

Eine nähere Betrachtung der einzelnen Hauptwerke Göthes ſcheint der Kürze zu widerſprechen, mit welcher wir die Werke der frühern Dichter behandelt; ſie rechtfertigt ſich aber theils durch die große Wirkung der Göthiſchen Dichtungen überhaupt, die denſelben eine angeſtrengtere Aufmerkſamkeit zuwendet, theils durch die Bedeutſamkeit je dieſer einzelnen Hauptwerke, davon jedes die Wirkſamkeit eines ganzen Autors allein aufwiegen könnte und die ſogar eine Menge von eigenthümlichen Schulen in der ſchönen Literatur der Deutſchen erzeugt haben, theils durch die Neuheit unſrer Anſicht, die ſich nur in größerer Ausführlichkeit geltend machen kann. Für unſre obenan geſtellten allgemeinen Haupturtheile werden hier die beſondern Hauptbeweiſe geliefert werden.

Wir müſſen mit Werthers Leiden beginnen, dem Werke, das Göthen den erſten großen Dichterruhm verſchafft hat. Der unübertreffliche Vorzug dieſes Romans iſt die durchſichtige Klarheit ſeiner Naturanſchauung. Menſchen und Umgebungen treten uns hier wie im lebendigen Hauche der Wirklichkeit ſelbſt entgegen. Bald aber zeigt ſich, daß dieſe Natur eben nur die wirkliche iſt, nicht die poetiſche. Göthe ſagt im Werther ſelbſt: „die Natur allein iſt unendlich reich und ſie allein bildet den großen Künſtler.“ Dabey ſpricht er mit Recht den abſtrakten Regeln des Schönen die Fähigkeit ab, Künſtler zu bilden; er vergißt aber gänzlich jenen weit wichtigern uralten, ariſtoteliſchen Gegenſatz der wirklichen und poetiſchen Natur, und während wir mit Göthe die Regeln verwerfen, erkennen wir doch keineswegs an, daß die äußere Natur allein, wie es Göthe verſteht, den Künſtler bildet, ſondern wir behaupten, daß der Künſtler eine innere, weder durch Regeln allein, noch durch Anſchauung

---

*) Die Fortſetzung dieſes Aufſatzes wurde durch Krankheit ſeines Verfaſſers ſo lange verzögert.

der Natur allein zu erlernende, ſondern lediglich angeborne, poetiſche Anſchauungsweiſe für die Natur mitbringen müſſe, die ſich in der Betrachtung der Natur nur üben, und von welcher die Regel erſt abgezogen werden kann. Dieſe angeborne poetiſche Naturgabe wird nur dem Genie verliehen, im Copiren der Natur oder in Abſtraction der Regeln mag das Talent die Meiſterſchaft behaupten. Jener ſelbſt bekannten Beſchränkung getreu, ſchildert uns Göthe nun mit unnachahmlicher Wahrheit die wirkliche Natur; und dieß iſt ein eben ſo großer Mangel, als wenn wir bey andern Dichtern eine poetiſche Natur erkünſtelt finden, welche das Schöne der wirklichen nicht einmal erreicht. Zwiſchen der wirklichen und der poetiſchen, oder idealen und je nach den einzelnen Künſten der plaſtiſchen, pittoresken ꝛc. Natur beſteht ein geheimnißvolles Band, das nie zerriſſen werden darf. Die Kunſt darf die poetiſche Natur nur in den Grenzen der wirklichen darzuſtellen verſuchen, aber auch die wirkliche nur in den Grenzen der poetiſchen copiren. Das Auge des Künſtlers muß in der Natur ſich bilden, aber die Natur wird nur zur Kunſt, wenn ein poetiſches Auge ſie betrachtet. Ob man dabey ſagt, es trägt den poetiſchen Geiſt hinein, oder es zieht ihn heraus, iſt dabey völlig einerley.

Die Geſchichte Werthers iſt natürlich, auch wohl in einzelnen Scenen ſo poetiſch, als das Leben ſelbſt poetiſche Augenblicke darbietet; nur iſt ſie kein poetiſches Ganze, kein Abdruck einer poetiſchen Natur, kein Product des Genies. Jeder Zug darin iſt der wirklichen Natur abgelauſcht, in Bezug auf die poetiſche jedoch iſt ſie faſt völlig Carricatur, unübertrefflich wahr nach dem wirklichen Leben, aber voll Lug und Sünde wider die poetiſche Wahrheit. Feige, ſchwache, gemeine, boshafte, verbrecheriſche Charaktere mögen in der Wirklichkeit ſich äußern wie ſie ſind; die Poeſie hat ſie dagegen nur immer wie Diſſonanzen in der Muſik zu betrachten, die nothwendig aufgelöst werden müſſen. Dieſe Auflöſung haben große Dichter, wie Sophokles, Cervantes, Shakeſpeare, Tiek mit der höchſten Kunſt in der Perſönlichkeit ſelbſt darzuſtellen und den Mißton der Schwäche, Gemeinheit, Niedertracht durch Humor, den des Laſters durch titanenhafte Größe und erhabene Seelenſtärke des Verbrechers mit der Poeſie in Einklang zu bringen gewußt. Der ſchwächere Nachahmertroß konnte zu dieſer Kunſt nicht mehr hinaufreichen, achtete jedoch inſtinktartig noch die poetiſche Pflicht und wählte das objective Fatum oder die Religion zur poetiſchen Mittlerin. Göthen fehlt mit dem Genie auch alles Gehör für jene Diſſonanzen, und ſeine Werke wimmeln davon. Zuerſt iſt der ganze Werther ein unaufgelöster Mißton. Mit Unrecht aber hat Göthe ſelbſt in ſpäterer Zeit über dieſen Werther geſpottet, da derſelbe doch die göthiſche Eigenthümlichkeit in der Hauptſache genau ſo ausſpricht, als alle ſeine ſpätern Werke. Auch wenn Göthe ſeine Natur zwingen, auch wenn er ſich darüber myſtificiren will, auch wenn er den Schwächen derſelben mit der Zeit entlaufen zu ſeyn glaubt, er iſt nie und nirgend aus ihr herausgetreten und alle ſeine Kinder tragen ſprechend die Phyſiognomie des Vaters. Mag Er das Unterſcheidende hervorheben, jedem Fremden wird die Aehnlichkeit auffallender ſeyn.

Der Eindruck, den wir von Werthers Leiden übrig behalten, iſt ein Schmerz über das Schickſal, der in keinem höhern Gefühl ſeine Befriedigung findet, und überdem ein Aerger über die Menſchen, der ſich an keinem Vertrauen zum Geſchlecht irgend wieder ſtillt. So kann ächte Poeſie niemals wirken. Sie wird ſtets unſern Schmerz mit einem erhabenen Gefühl der Größe im Leiden, oder mit dem Gefühl eines höchſten, religiöſen Friedens, in dem alles Leiden ſich auflöst, zu paaren wiſſen. Sie wird unſern Unmuth über die Menſchen nur wecken, indem ſie uns ethiſch erhebt und zum Kampfe ſtählt; nicht mit ohnmächtiger Hoffnungsloſigkeit abſchwächt. Wie die Poeſie niemals einen unaufgelösten Mißton biethet, ſo kann ſie auch keinen ſolchen in den Gemüthern bewirken, und das erſte Kennzeichen von Unpoeſie iſt der Eindruck eines ſolchen Mißtons. Werther iſt weder groß im Leiden, noch tritt das Schickſal verſöhnend ein, noch finden wir an der Religion eine Stütze. In der Wirklichkeit gibt es erbärmliche Menſchen, die ein erbärmliches Schickſal dulden müſſen, nie in der Poeſie. Wir geſtehen, daß ein enthuſiaſtiſcher, vollblütiger, bis zur Schwäche gefühlvoller Menſch, gegenüber einem harten Schickſal, ein weit ſchwieriger zu behandelnder Gegenſtand der Poeſie iſt, als jeder der vielen tauſend Romanhelden, die eine tüchtige Kraft mitbringen. Die größten Dichter haben ſich hierin verſucht. Gewiſſermaßen tritt jede ächte Heldin ſchon als Weib in dieſes Verhältniß. Für wie unpoetiſch würden wir den Dichter halten, deſſen ſchwache Huldin aus Schwäche untergehen müßte, und doch würde die Schwäche eines Weibes auch poetiſch ſich eher rechtfertigen laſſen, als die eines Mannes. Um uns aber über die Poeſie oder Unpoeſie unſers Werthers recht ins Klare zu ſetzen, dürfen wir ihn nur mit Shakespeares Hamlet vergleichen.

Hamlet iſt ein Jüngling voll reichen, überfließenden Gefühls bis zur Schwäche, dabey voll Geiſt und feiner Bildung, wie Werther, und einem gleich furchtbaren Schickſal gegenüber geſtellt. Aber wie äußert ſich Hamlet, und wie Werther? Jener überall großartig, auch im kleinſten, überall als geſunde, reine Natur, auch im Anfall der höchſten Kränkung, dieſer überall kleinlich, auch bey der Betrachtung des Größten und überall als krankhafte Natur, auch mitten im geſundeſten Leben. Von einer andern Leidenſchaft getrieben, muß Hamlet Ophelien unglücklich machen; auch Werther geſteht gleich im erſten Briefe, die arme Leonore um den Frieden ihrer Seele gebracht zu haben, was uns an die bekannte Straßburger Geſchichte aus Göthes eignem Leben etwas ſtark erinnert. Wie rein und groß ſteht Hamlet da? Wie kann Liebe in ihrer furchtbar zerſtörenden Gewalt und wieder im feinſten, ſanfteſten Reiz zärtlicher Empfindung tiefer und würdiger aufgefaßt werden, als in dieſer unglücklichen Liebe Hamlets und Opheliens! Wie wirft dieſe Liebe auf die Opfer des grauſamſten Geſchicks jenes Licht der Schönheit und Unſchuld, das die heiligſten Opfer von jeher ſchmückte! Werther dagegen ſpricht von ſeinem Verhältniß zu Leonoren mit der gemeinſten Frivolität. Er geſteht, daß er ihre Leidenſchaft ſelbſt genährt habe, um ſich daran als an einer ſchönen Naturerſcheinung zu ergötzen. Dann verläßt er ſie ſchändlich, bedauert ſie oberflächlich und jagt neuen Genüſſen nach. So wird der edle Werther eingeführt. Wer könnte nun an dieſem frivolen Burſchen noch Antheil nehmen, und wer ſollte nicht gerade ganz billig finden, daß das Schickſal in einer unglücklichen Liebe das Wiedervergeltungsrecht an ihm vollzöge! Dieſer Fatalismus liegt allerdings in Werthers Geſchichte, iſt aber von Göthe, zum Theil mit Recht, nicht als ſolcher behandelt worden.

Wenn es ſo um die Moral unſerer Helden ſteht, ſo ſehen wir weiter auf Gemüth und Verſtand. Beiden iſt eine ſentimentale Richtung eigen, aber Hamlets Wehmuth iſt ein erhabenes Mitgefühl für allen Schmerz der Welt, und Werther alterirt ſich nur über geringfügige Kleinigkeiten des gemeinen Lebens *). Auch Hamlet iſt in demſelben Widerſpruch mit den Verhältniſſen begriffen, wie Werther, aber unendlich erhaben ſteht ſein Humor, ſeine tief ſchneidende Ironie über dem weinerlichen Raiſonniren des jungen Werther. Hierin liegt das eine Kriterium der Poeſie. Das weichſte, feinſte, der Zerrüttung am meiſten ausgeſetzte Gemüth muß durch einen natürlichen Adel erhoben werden, wenn es uns nicht in ſeiner Schwäche widerlich werden ſoll. So iſt in der Natur der zarte Schmetterling ſo lieblich, weil wir einen Adel der Schönheit in ihm finden, die Moluske ſo widerlich, weil dieſer Adel ihr mangelt. So iſt in der Jungfrau mit der Schwäche ein Adel gepaart und etwas ähnliches muß uns auch in einem zarten Jünglingsgemüth anſprechen, wie in Hamlet. Beym Manne kommt aber ein noch höheres Element hinzu, das wir mit der Weichheit ſeiner Seele ſtets gepaart wünſchen. Die Seele des Mannes muß an den großen Leidenſchaften der Menſchheit Theil nehmen, gleichſam die Weltſeele in ſich aufnehmen; und wenn er zur Wehmuth ſich neigt, zieren ihn nur die Gefühle, Schmerzen, Thränen, deren Gegenſtand jenes heilige, große Wehe der Welt ſelber iſt. Wie ſchön vergißt Hamlet ſein eigenes Leid über den großen Mängeln, in denen er die Welt befangen findet.

---

*) Sollte man uns einwenden, daß dieſe Parallele zwiſchen Hamlet und Werther unpaſſend ſey, weil beide in ganz verſchiedenen die Motive ihres Handelns bedingenden Verhältniſſen gelebt hätten, ſo bemerken wir dagegen, daß Hamlet in Werthers Verhältniſſen Hamlet, Werther in Hamlets Lage dennoch Werther geblieben wäre; abgeſehen davon, daß es in des Dichters Hand liegt, die Verhältniſſe wie die Charaktere zu ſchaffen.

Wie widerlich trägt Werther ſeine kranke Anſicht in ſeine Weltanſchauung über, ſo daß er die Welt ſchön findet, wenn er heiter iſt, unerträglich, wenn er es ſelber iſt. Betrachten wir ferner den großen Kampf und Untergang beider Jünglinge. Wie ächt poetiſch hat Shakespeare den Selbſtmord ſeines Helden vermieden. Wie unübertrefflich wahr und doch eben ſo poetiſch bringt er grade in jener Frage des Selbſtmords alle ſchönen Seiten eines gefühlvollen Herzens zur Erſcheinung. Das geſunde, warme, liebende Gefühl muß die unreine That abweiſen und Shakespeare beweist die größte Meiſterſchaft, indem er, ſtatt eines logiſchen Schluſſes der Meditation, die Natur allein gegen die That entſcheiden läßt. Jedes Leiden, das ihn von außen drängt und das er ſelbſt bieten muß, jede innere Seelenfolter bringt in Hamlet nur immer ſchönere, vollere Aeußerungen ſeiner liebenswürdigen Natur zur Entwickelung, und dieſe allein trägt die unermeßliche Fülle von Poeſie durch ſich ſelbſt, ergreift unſer Inneres auf das rührendſte und bedarf jenes albernen Pulverknalles nicht, um zu erſchüttern. Bey Werther dagegen bezieht ſich alles auf dieſen Knalleffect des Schluſſes und in einem ganz umgekehrten und höchſt unpoetiſchen Klimax welken ihm alle Blüthen ſeines Weſens allmählig ab; er ſinkt immer tiefer in Indolenz und geht endlich höchſt folgerecht und proſaiſch durch Selbſtſchwächung beſiegt unter. Da Shakespeare ſchon im Charakter ſeines Helden die Poeſie befriedigt hat, ſo bleibt desfalls der Religion kein Mittleramt übrig. Göthe hat das erſte nicht vermocht und das zweite hätte von ihm gefordert werden dürfen. Er hat dieß ſogar gefühlt; wie bodenlos leichtſinnig aber und albern läßt er ſeinen Werther hierüber ſich äußern: „ich ehre die Religion, ich fühle, daß ſie manchem Ermatteten Stab, manchem Verſchmachtenden Erquickung iſt. Nur kann ſie denn, muß ſie denn das einem jeden ſeyn? Wenn du die große Welt anſiehſt, ſo ſiehſt du Tauſende, denen ſie's nicht war, Tauſende, denen ſie's nicht ſeyn wird, gepredigt oder ungepredigt und muß ſie mir's denn ſeyn?“ Ja er wagt ſogar, das Beiſpiel des Erlöſers in frecher Verdrehung auf ſich ſelber anzuwenden und davon, daß der große Leidende der Welt, ohne Selbſtbeſchleunigung des Ausgangs, bis ans Ende ausgelitten, den Schluß zu ziehen, daß er den Ausgang beſchleunigen müſſe, denn ſo lauten Werthers Worte: „und ward der Kelch dem Gott vom Himmel und ſeinen Menſchenlippen zu bitter, warum ſoll ich groß thun und mich ſtellen, als ſchmeckt er mir ſüße?“

Unſer Thema kann leicht noch weiter geführt werden, das Geſagte wird aber als hauptſächliche Beweisführung für die Anſicht hinreichen, daß Werther mit allem Aufwand von wahrer und natürlicher Darſtellung doch eben nur als ein armſeliger Tropf da ſteht. Auch die berühmte Lotte betrügt im Verfolg der Geſchichte die erſten ſchönen Erwartungen und gibt ſich als ein ziemlich gemeines Mädchen zu erkennen. Schon die erſten Worte zwiſchen Werther und Lotte ſind geeignet, den lieblichen Eindruck des erſten Anblicks auszulöſchen. Kann die Erſtgeburt einer ächten Liebe wohl eine ſo fade Komplimententaufe ertragen, wie folgendes? Lotte ſagt: „gib dem Herrn Vetter die Hand. Das that der Knabe ſehr freimüthig. Vetter? ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glücks werth bin, mit ihnen verwandt zu ſeyn? O, ſagte ſie mit einem leichtfertigen Lächeln, unſere Vetterſchaft iſt ſehr weitläufig und es wäre mir leid, wenn Sie der ſchlimmſte darunter ſeyn ſollten.“ Wer ſollte ferner nicht eine Menge ſehr unnatürlicher Zierereyen bey dieſem Mädchen finden, die zwar in der wirklichen Natur gerade bey dergleichen vortrefflichen Lotten nicht ſelten ſind, die ſich aber mit der Poeſie in Widerſpruch ſetzen. Es iſt unnatürlich und unpoetiſch, wenn Lotte beim Anblick des prachtvollen Gewitters ſelbſt an Klopſtock denkt, der einmal ein Gewitter beſchrieben. Iſt es ſchon Unnatur, die in der Lectüre verkrüppelt iſt, oder Ziererey, die Natur aus dem Gedicht ſtudieren zu wollen, ſo iſt es noch viel verkehrter, wenn die Natur in ihrer Herrlichkeit wirklich da iſt, ſie noch durch ihr ſchwaches Abbild in der Lectüre zu würzen. Man erkennt hier in der That noch die in innerſter Seele unpoetiſche Zeit, die eines weiblichen Reizes nicht wohl froh werden konnte, ohne an die Venus zu denken und die Alten zu citiren, der das Gläschen kaum mundete, wenn ſie ſich durch den Horaz nicht dabey ſchulmeiſtern ließ, welche die Natur nur an der Hand Kleiſtens oder Geßners durchwanderte und nicht leicht etwas ſchön fand, hatte es nicht vorher ein gekrönter Poet mit dem claſſiſchen Siegel geſtempelt. Man war faſt kindiſch erfreut, in der Natur alle die artigen Sachen wieder zu finden, die man bereits im Naturalienkabinet der Dichter gedörrt, gepreßt, oder in Spiritus aufgehangen gefunden hatte. Wer wird ferner in folgender, koſtbar zierlicher Redensart Lottens den natürlichen Sinn eines ächt kindlichen Mädchens wieder finden? Lotte ſpricht von ihrer Mutter: „Wenn Sie ſie gekannt hätten, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand drückte, ſie war werth von Ihnen gekannt zu ſeyn.“ Die Hauptſache bleibt aber immer, daß dieſer Lotte nicht nur die erſte Bedingung weiblicher Liebenswürdigkeit, die Liebe ſelber, ſondern auch im Verhältniß zu ihrem Liebhaber jener Adel einer reinen und zarten Natur fehlt, der ächten Weibern angeboren iſt und deſſen Mangel uns in jedem Colliſionsfall als baare Gemeinheit anwidert. Lottens Benehmen hält ſich gar fein und pfiffig in den Grenzen der bürgerlichen Schicklichkeit und hält wohlberechnet die erbitterten Nebenbuhler auseinander und manche gutmüthige Leſerin dürfte das Talent dieſer Lotte beneiden; ſchlägt man aber dieſe nichtige Hülle des Scheines zurück, ſo offenbart ſich in der Seele dieſes Mädchens nur Liebloſigkeit und in der Art, wie dieſe durch die Ueberraſchung der Umſtände ſich zu äußern gedrängt wird, Gemeinheit. Der Troſt, den ſie dem armen Werther bietet, liegt wirklich ſo ſehr jenſeits alles Zartgefühls, daß ſchwerer zu begreifen iſt, wie er nicht plötzlich alle heiße Liebesglut des Jünglings in eiskalte Gleichgültigkeit verwandelt habe. Wenigſtens mußte alle Täuſchung über Lottens ſchöne Seele auf der Stelle hinwegfahren, und was blieb denn übrig, als der körperliche Reiz, den Werther wohl anderwärts, nach den Schweizerbriefen z. B. in Genf, zu finden gewußt hatte. Lotte ſagt zu Werther: „ich bitte Sie, mäßigen Sie ſich, Ihr Geiſt, Ihre Wiſſenſchaft, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannigfaltige Ergötzungen dar! Seyn Sie ein Mann, wenden Sie dieſe traurige Anhänglichkeit von einem Geſchöpfe, das nichts thun kann, als Sie bedauern. — Er knirrte mit den Zähnen und ſah ſie düſter an. Sie hielt ſeine Hand. Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther, ſagte ſie. Fühlen Sie nicht, daß Sie Sich betrügen, Sich mit Willen zu Grunde richten? Warum denn mich! Werther! Juſt mich! das Eigenthum eines andern. Juſt das! Ich fürchte, es iſt nur die Unmöglichkeit mich zu beſitzen, die Ihnen dieſen Wunſch ſo reizend macht. Er zog ſeine Hand aus der ihrigen, indem er ſie mit einem ſtarren, unwilligen Blicke anſah. Weiſe! rief er, ſehr weiſe! Hat vielleicht Albert dieſe Anmerkung gemacht? Politiſch, ſehr politiſch! — Es kann ſie jeder machen, verſetzte ſie drauf. Und ſollte denn in der weiten Welt kein Mädchen ſeyn, das die Wünſche ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über Sich, ſuchen Sie darnach, und ich ſchwöre Ihnen, Sie werden ſie finden. Denn ſchon lange ängſtet mich für Sie und uns die Einſchränkung, in die Sie Sich dieſe Zeit her ſelbſt gebannt haben. Gewinnen Sie's über Sich! Eine Reiſe wird Sie, muß Sie zerſtreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenſtand all Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück, und laſſen Sie uns zuſammen die Seligkeit einer wahren Freundſchaft genießen." So kann Liebe niemals reden und Liebloſigkeit hätte früher ſo reden müſſen. Ueberhaupt aber würde eine dergleichen proſaiſche Zumuthung, flugs eine andre zu lieben, wenn es mit der erſten nicht gehen will, mit der Poeſie ſtets unvereinbar bleiben. Das iſt eben die wahre Proſa, die gemeinſte Anſicht von der Liebe. Ja eine ſolche Aeußerung verſtößt ſchon darum gegen die erſten Anforderungen der Poeſie, weil ſie das ausſpricht, was der roheſte Leſer, und gerade er allein von ſelber denken mußte. Es iſt wirklich kaum zu begreifen, wie Göthe gerade Lotten den Gemeinplatz in den Mund legen konnte, an den der Dichter ſeinen Leſer am beſten nicht einmal hätte denken laſſen ſollen.

Nach ſolchen Aeußerungen darf uns die Gemeinheit einer Nebenperſon, wie Albert, gar nicht mehr auffallen. Dieſer hausbackene Bräutigam und Ehemann trägt nun wirklich gar nichts an ſich, was ihn zu irgend einer poetiſchen Behandlung fähig machte und die Schilderung ſeiner nicht einmal kräftigen Brutalität, kalt glatter Philiſterey und erbärmlich närgelnder Eiferſucht iſt das reine Gegengift für Poeſie überhaupt, keineswegs der innerhalb der Poeſie zu ſtatuirende Gegenſatz des Gemeinen gegen das Edle, denn er müßte ſonſt irgendwie furchtbar oder lächerlich erſcheinen, nur nicht ſo, wie er iſt.

Ueber Fabrikweſen.

(nach Heinrich Steffens)

Der berühmte Philoſoph H. Steffens ſtellt in ſeinen *Caricaturen des Heiligſten*, Leipzig 1819, alle wahren oder natürlichen und alle falſchen oder carikirten Anſichten über Religion, Staat, Sitte, kurz alle wichtigen Verhältniſſe und Inſtitute der menſchlichen Geſellſchaft zuſammen. So groß dieſer Ueberblick iſt, ſo kann ihn ein einzelner Menſch nach Menſchenweiſe immer nur von ſeinem Standpunkt aus gewinnen, und was er als wahr und natürlich erkannt hat, iſt es deshalb noch nicht an ſich. Es iſt daher das höchſte Verdienſt, ſo wie die erſte Pflicht des Denkers, fremde Anſichten auch wenn er ſie nicht billigt, wenigſtens genau aufzufaſſen und darzuſtellen. Dieß iſt ein großer Vorzug des obigen Werks. Die Anſicht der verſchiedenſten Parteyen wird in ihrem Mittelpunkt lebendig aufgefaßt. Unter den verſchiedenen Anſichten über Induſtrie, Gewerbe, Handel, Landescultur findet ſich auch die nachfolgende über das Fabrikweſen, die Steffens nicht als ſeine eigne oder die wahre und natürliche, ſondern als eine nur zum Theil wahre, einſeitige, fremde darſtellt, darin uns aber die in der Einſeitigkeit dennoch enthaltene Wahrheit von ſolchem Gewicht erſcheint, daß wir ſie hier auffriſchen wollen, da das im Ganzen zu philoſophiſch gehaltene Buch wohl nur wenigen unſerer Leſer vertraut ſeyn dürfte.

„Ergreift euch nicht eine innere Angſt bey eurem unruhigen, unſtäten Streben? Jede Begierde jagt dem Genuſſe nach, und der ungeſättigte Genuß erzeugt neue Begierde ohne Ruhe und Raſt, ohne Ende und Ziel. Wie einfach ſind die urſprünglichen Bedingungen des Lebens? Dieſe in beweglicher Leichtigkeit zu ergreifen, zur ſtillen, anſpruchloſen Anmuth zu bilden, iſt die wahre Aufgabe. Der Menſch aber, ergriffen von immer wachſenden Bedürfniſſen, hat die Bedingungen des Daſeyns ſelbſt vervielfältigt. Kaum den Ketten der Natur entronnen, haben wir neue erfunden, und eine zweite Natur, wilder, ſtrenger, zerſtörender als die urſprüngliche, hat das ganze Daſeyn in Anſpruch genommen. Bedürfniſſe, die unſere Vorväter nicht kannten, ſind uns ſchon zur Selbſterhaltung nothwendig. Aber das wahre Unglück, der tiefſte Widerſpruch entſteht unvermeidlich daraus. Der eigentliche Reichthum iſt das einfache Produkt. Die Bearbeitung darf ein gewiſſes Maaß nicht überſteigen; denn der Zweck aller Bearbeitung iſt die leichte, anmuthige Anwendung der Produkte zur Entwicklung eines geiſtigen Daſeyns. Sie ſoll keineswegs die Bedingungen der Selbſterhaltung vermehren, vielmehr die Erfüllung derſelben erleichtern. So ſoll, was Bedürfniß, was Leben, was Arbeit war, ein Spiel werden. Ueberſteigen wir aber dieſes Maaß, dieſe Grenze, erzeugt die Bearbeitung der Produkte neue Bedingungen der Selbſterhaltung; dann entſteht ein Schein-Reichthum, der mit erlogener Befriedigung uns ängſtigt, aber in wahrer unſäglicher allſeitiger Armuth endigt, endigen muß. Wie haben wir dieſen furchtbaren Erfolg der ſogenannten Induſtrie in unſern Tagen erkennen müſſen! Fabriken und Manufacturen, rief man, bilden den wahren Reichthum eines Landes. Es iſt anerkannt, daß die ſpirituöſen Getränke die Sittlichkeit, den Fleiß, die Geſundheit, das ganze Leben der geringern Klaſſen in der Wurzel und auf die gefährlichſte Weiſe anſtecken. So wie dieſe unſeligen Getränke aber ein allgemeines Bedürfniß geworden ſind, gilt alles, was die Produktion erleichtert, die Bearbeitung verbeſſern kann, für ein großes allemeines Verdienſt. Hat man nicht ungeſcheut geſtanden, daß, wer eine beſſere Deſtillationsmethode erſann, nützlicher wäre, als ein Dichter? Haben die Staaten, hat die öffentliche Meinung nicht dieſen Ausſpruch gethan? Daß die Menſchen geboren ſind, um das Göttliche, jeder auf ſeine Weiſe, zu entwickeln, wagt keiner zu leugnen. Aber wir haben keine Zeit, wir haben zu viel einzurichten, zu viel zu verbeſſern. Der eine muß die Gerberkunſt rational machen, der andere Zucker fabriciren, der dritte die Wolle veredlen. Und wenn nun alles Leder vortrefflich und alle Speiſen ſüß und alle Tücher fein ſind, was iſt denn geſchehen? Das iſt das Furchtbare, daß, wenn wir uns nun auch auf das Höchſte, was auf dieſe Weiſe erſtrebt wird, als vollkommen erreicht denken, dieſes ſelbſt etwas ſo Dürftiges, ſo Nichtiges, Geringes und Schlechtes iſt, daß wir es verſchmähen, ja verachten müßen, wenn wir es auf Unkoſten des Höchſten und Heiligſten erlangt haben. Was ſind die Früchte dieſer unſeligen Induſtrie? Gab es je eine armſeligere Zeit als unſere? So weit haben wir es endlich gebracht, daß der Tüchtigſte, der Hochbegabte eben ſo unſicher und ſchwankend, eben ſo ſchwach und ärmlich erſcheint, wie der Geringſte. Wir kommen nur zum Bewußtſeyn unſerer Lage, um einzuſehen, daß wir furchtſam umherblicken, hier und da und dort lauſchen müßen, damit die nothwendigſten Bedürfniſſe des Daſeyns, die eine unſinnige Willkühr erſann, in das chaotiſche, ſchwebende, ſchwankende Gebäude der neuerſchaffenen Natur, die uns umgiebt, nicht zerrinnen und uns entblößt verlaſſen ſollen. Eine neue Atmosphäre haben wir uns erſchaffen; fehlt ſie uns, dann erſticken wir, und ein jeder Athemzug koſtet die krampfhafteſte Anſtrengung. Man vergleiche unſere Zeit mit den frühern unſers Volkes, die wir gering ſchätzen. Niemals herrſchte die Armuth ſo allgemein, wie jetzt. Das unſelige Geld wirkt wie ein Zauber; ſelbſt beweglich häuft es ſich hier zuſammen, aber wie die beweglichen Hügel in den wüſten Sandſteppen, um ſchnell zu zerſtieben. Von dem furchtbaren Wechſel, von dem unſtäten Treiben ergriffen, iſt kein Beſitz mehr ſicher, Angſt und Sorge für die Zukunft hat alle Gemüther ergriffen, das Vertrauen zu den Menſchen, zum eignen Glück iſt verſchwunden, und der heißt ein leichtſinniger Thor, der nicht mit trübſeliger Anſtrengung für die Zukunft ſorgt. In gleichem Verhältniſſe mit der Bildung wachſen die Bedürfniſſe, und verwirrt und in ſeiner ſchwankenden Lage nie klar zu überſehen iſt die äußere Welt mit ihren mannigfaltigen Bedingungen, wie die innere der Gedanken. Denn ſo unſicher, wie das Daſeyn eines jeden Bürgers, iſt das der Staaten. Hier wie da Bedürfniſſe, die keiner befriedigen kann, Mittel, welche die Verwirrung ſteigern, indem ſie ſie zudecken. Bedenken wir, mit welcher Leichtigkeit unſere Vorväter das Kühnſte oft ausführten. Große Gebäude wurden aufgeführt, die wir nur im Bewußtſeyn unſerer innern, wie äußern Armſeligkeit, anſtaunen können. Feſte wurden, nicht von Fürſten und Großen allein, nein, auch von Bürgern gefeiert, die uns, wenn wir an die Ausgaben denken, mit Schwindel ergreifen. Wir ſind immer ärmer geworden, je mehr wir einem künſtlichen Reichthum nachjagten. Und wie können wir von Freiheit reden in dieſer armſeligen Lage? Nur der Reiche iſt frey; denn, in der That, reich können wir nur denjenigen nennen, deſſen erſcheinendes Leben fertig, gerundet, in beſtimmter, ſicherer Anmuth und Fülle aus ſeinem Weſen entſpringt. Wer irgend etwas thun und treiben muß, blos um ein Bedürfniß zu befriedigen, um Geld zu erwerben, der hat ſich verkauft, er iſt ein Knecht, und keine Verfaſſung in der Welt kann ihm die Freiheit ſchenken, die er durch die eigne That verwirkt hat. Man wird behaupten, daß auf dieſe Weiſe höchſtens nur der Eremit frey ſeyn kann, der, indem er ſich von den Bedürfniſſen trennt, auch alle geſellige Verbindung von ſich abweiſt. Aber je größer die wechſelſeitige blos äußere Abhängigkeit iſt, die aus der Maſſe der Bedürfniſſe entſpringt, deſto geringer iſt doch ohne allen Zweifel die Freiheit. Wenn der Beamte den ganzen Tag hindurch unwillig ſein beſſeres Daſeyn vernichtet hat, um durch ein Geſchäft, welches er ſelbſt verachtet und geringſchätzt, ſeine Familie zu erhalten, ſo iſt er ein Knecht, und wenn die Claſſe derer, die ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt verkaufen, mit dem Jagen nach einem äußerlich glanzvollen Daſeyn immer zunimmt, wenn ſelbſt die allgemeine Stimme des Anſtandes wegen ein ſolches fordert, ſo ſinkt mit der wachſenden Abhängigkeit die Kraft der Freiheit in allen Gliedern des Staats.

Man ſollte glauben, daß diejenigen, die das Geſchick beſitzen, ſolche Bedürfniſſe zu befriedigen, ja neue zu erfinden, deren Befriedigung eine immer kunſtmäßigere Bearbeitung erfordert, jener Knechtſchaft entgehen würden; aber das iſt keineswegs der Fall. Nur an eine Arbeit gekettet, die eben ſo unfrey an die übrigen gefeſſelt iſt, arbeiten ſie ſich ſelbſt immer in die allgemeine Abhängigkeit hinein, werden ſie eben ſo ergriffen von angſtvoller Sorge, die mit dem wachſenden Kreiſe des Geſchäfts immer ängſtlicher hervortritt, ſo daß nirgends die ruhige Sicherheit und Zuverſicht, der eigentliche Boden aller bürgerlichen Freiheit, gedeihen kann. Ja, weil die Bedingungen des

Lebens immer verwickelter und verworrener werden, weil ſie durch Gewohnheit unentbehrlich, ihre Gewalt auf die bedenklichſte und zerrüttendſte Weiſe immer über einen größern Kreis der Menſchen verbreiten, mußte man darauf ſinnen, die Produkte, die zur Erhaltung des Lebens faſt ſo nothwendig erſcheinen, als die der Natur, in großer Menge mit Leichtigkeit und in kurzer Zeit zu liefern, und ſo entſtanden jene furchtbaren Menſchenmaſchinen, — die Manufakturen und Fabriken, deren blühenden Zuſtand man als das größte Unglück eines Staats anſehen möchte. Man muß den leibeignen Bauer ſelig preiſen, wenn er verglichen wird mit dem unglücklichen Fabrikarbeiter; denn ſein Geſchäft hat etwas viel höheres und eine lebendigere Bedeutung, ſein Daſeyn aber iſt an ein anderes, an ein freieres Familienleben angeſchloſſen, deſſen Fülle und Segen er, wenn auch untergeordnet, ja gedrückt, doch einigermaßen theilt. Selbſt den Heloten der Alten müßen wir in dieſer Rückſicht den Vorzug geben! Billig ergreift uns ein innerlicher Schauder bey der Hörnermuſik der Ruſſen, wenn wir eine Reihe lebendiger Menſchen in Orgelpfeifen verwandelt ſehen, und wer, wo er eine menſchliche Geſtalt erblickt, ein menſchliches Daſeyn erwartet, ja fordert, wird auch, wenn der Totaleindruck einer ſolchen Muſik noch ſo überraſchend iſt, dennoch je mit dem verſöhnt, was durch ein ſolches Opfer erkauft wird. Aber das Produkt kann doch herrlich und voll erhabener Kunſt erſcheinen, und die Ausübung nimmt kein ganzes Leben in Anſpruch. Die Fabriken und die Manufacturen ſind bey weitem für das rein menſchliche Daſeyn, für die Freiheit tödtender. In großen Häuſern leben viele Hunderte, Männer, Weiber und Kinder, beſtimmt den ungeſchickten Nothbehelf für fehlende Maſchinen abzugeben, oder ſie ſind in unfruchtbare Gegenden, in elende Hütten zuſammengedrängt, immer an ein enges trübſeliges, mechaniſch wiederkehrendes Geſchäft gekettet. Ein Handwerker, der irgend ein Produkt in allen ſeinen Theilen zuſammenſetzt und verfertigt, hat die Freude des Gelingens, ja lebt eine Spur von geiſtiger Freiheit in ihm, ſo zeigt ſie ſich als erzeugendes, entfaltendes Prinzip, und das veredelte Produkt offenbart die Thätigkeit einer ſtrebenden Natur. Dieſe Freude kennt der unglückliche

Fabrikarbeiter nicht. An die furchtbar einförmige Bearbeitung eines einzelnen Beſtandtheils, der für ſich gar keine Bedeutung hat, gekettet, iſt ihm kein Ueberblick vergönnt. Immer ſtumpfer, immer thieriſcher wird ſo Begierde, wie Daſeyn, die äußere Armuth und Dürftigkeit iſt als die Erſcheinung der viel gräßlichern, innern zu betrachten. In England, wo jene Richtung am vollendeteſten hervortrat, iſt dieſes Elend endlich laut geworden. Tauſende können nicht einmal leſen oder ſchreiben. Die Stimme der geiſtigen Freiheit, die Sehnſucht nach Ausbildung, nach klarer Einſicht, hat das ganze Geſchlecht ergriffen; hier nur kann ſie nicht hineindringen. Nichts, keine Theilnahme, kein höheres oder geringeres Intereſſe, keine Ahnung von einem allgemeinen Leben, knüpft dieſe unglücklichen Menſchen an das Vaterland, kaum an die Kirche, deren tröſtende Lehre in das ſtumpfe Daſeyn kaum auf eine belebende Weiſe hineinſtrahlen kann, nichts — als der kalt calculirende Eigennutz der Fabrikherren. Wenn nun geſchicktere Räder die ungeſchicktern Hände frey laſſen, oder wenn ein anderes Bedürfniß ein bisdahin herrſchendes verdrängt, oder wenn der Abſatz eine andere Richtung nimmt — da verſiegen auch die dürftigen Quellen des elenden Lebens und Hunger und Kummer zerſtören das genußreiche Daſeyn. Vergebens werdet ihr verſuchen, dieſen Menſchen eine andere Nahrungsquelle zu eröffnen. Wir hören euch ſchelten, wenn ſie lieber in der gewohnten Lage verhungern, als daß ſie irgend ein anderes Geſchäft ergreifen ſollen. Ach eben dieſer Stumpfſinn, dieſe enge, beſchränkte, unbeholfene Art iſt das Furchtbare! Erſt habt ihr Jahrhunderte lang mehrere Generationen gemißbraucht, geopfert, habt jede lebendige Umſicht, wo ſie keimen wollte, erdrückt, das ganze Daſeyn auf einen feſten, fruchtloſen Punkt gebannt — und nun fordert ihr das Leben — die Beweglichkeit, die ihr ſelbſt getödtet habt. Die Blüthen eines freien Lebens, der Einſicht, der geiſtigen Bildung, des mannichfaltigen Genuſſes haben ſich rund herum entwickelt. Ihnen iſt alles verborgen geblieben — keine Stimme der Zeit wird von ihnen vernommen, kein Duft des blühenden Lebens dringt in ihr Leben hinein. — Ein Grönland habt ihr künſtlich erzeugt mitten in dem Garten der Geſchichte, und Grönländer habt ihr künſtlich gebildet, die in der elenden Natur, an dieſer angeſchloſſen, ſelbſt den Sinn für das Lebendigere verloren haben.

Eine jede Erfindung, die das Erkennen zu erweitern und dadurch freyer zu machen verſpricht, verwandelt ſich in einen Fluch; denn man ruht nicht, bis ſie ein neues Bedürfniß erzeugt, und das nennt man ihre Nützlichkeit. So iſt das ganze Geſchlecht von einem böſen Zauber irregeleitet, die ſcheinbare Freiheit hat uns in Knechte verwandelt, und erlogene Reichthümer bringen uns immer tiefer in eine Armuth hinein, der wir niemals mehr entrinnen können. Beweist nicht die ganze Geſchichte, daß Völker zu Grunde giengen, wenn durch die Mannigfaltigkeit der Genüſſe, Luxus und Verweichlichung einriß? Wie die Griechen einſt denjenigen verbannten, der die Lyra mit einer neuen Saite vermehrte, ſo müßte ein beſtimmtes Geſetz jedem unmäßigen Streben ein Ziel ſetzen. Nur die Rückkehr zu einfacheren Sitten, nur die Verminderung der Bedürfniſſe oder, was dasſelbe iſt, die Abnahme der Städte, das Vorherrſchen des Bauernſtandes, des Ackerbaues, kann uns retten. Das Induſtrie- und Geldſyſtem hat die Verhältniſſe der Staaten, wie diejenigen der einzelnen Menſchen verwirrt, es hat Begierden erzeugt, iſt die Quelle der gehäſſigſten Leidenſchaften geworden, hat die Wiſſenſchaft verfinſtert und in eine Dienerin elender Bedürfniſſe verwandelt, hat wechſelſeitiges Zutrauen, Liebe, Glauben und Religion zerſtört. Es giebt nur eine Rettung, das iſt ein großer europäiſcher Banquerot, ein Zuſammenſtürzen der bis auf die unſinnigſte Spitze getriebenen chaotiſchen Verhältniſſe in ſich ſelbſt. Geordnet kann das nie werden, was das Princip der zerſtörendſten Unordnung in ſich ſelbſt enthält, und immer entſchiedener entwickelt."

Wir haben nichts hinzuzufügen, als daß die Leſer bey der Beurtheilung vorſtehenden Aufſatzes ſich unſerer einleitenden Worte erinnern mögen, die den Geſichtspunkt, unter welchem derſelbe aufzufaſſen ſey, bezeichneten.

Moraliſch-politiſche Schilderung Griechenlands im Jahre 1824.

(Schluß.)

Griechenland mußte, da es unter türkiſchem Joch war, viele Millionen in den Schatz des Sultans und der ottomanniſchen Großen und Privatperſonen liefern. So überſtiegen die Abgaben, welche allein der Peloponnes leiſten mußte, die Summe von 35 Millionen türkiſcher Piaſter. Man war daher allgemein darüber einverſtanden, daß Griechenland in Krieg und Frieden ſich ſelbſt würde erhalten können. Da es ſich aber ſelbſt überlaſſen war, fehlten ihm alle Hülfsmittel. Dieſe Bedürftigkeit war inzwiſchen nur vorübergehend; ſie rührte von dem Mangel einer kräftigen und geregelten Verwaltung her, welche der Beraubung des öffentlichen Vermögens vorbeugt. Außerdem hatten die Verheerungen bey den Ueberfällen, deren Schauplatz 1822 und 1823 Morea und die überiſthmiſchen Provinzen waren, den Ackerbau gelähmt und die Privatverträge einſtweilen aufgehoben. Eine weiſe und wachſame Autorität hat ſchon einen Theil dieſer Urſachen des Unglücks verſcheucht. — Schon fangen die nach einem gerechten Verhältniß vertheilten Abgaben an in die Nationalcaſſe zu fließen; das Staatsgut wird öffentlich verpachtet und wird geſucht. Dieſes unermeßliche Gut, eine Frucht der immer zunehmenden Raubſucht der Eroberer, iſt aus ihren Händen in die der ehemahligen Beſitzer zurückgekehrt. Die Noth des Bedürfniſſes hatte den Verkauf eines Theiles dieſes Staatsgutes herbeygeführt, in den erſten Monaten des Jahres; aber dieſe Maaßregel, welche dazu dient, die Zahl der Gutsbeſitzer und dadurch das öffentliche Wohl zu erhöhen, iſt gegenwärtig eingeſtellt worden, um in einer ruhigeren Zeit wieder ergriffen zu werden. Ein ſtrenges Berechnungsweſen iſt in den Ausgaben eingeführt. Eine unter vortheilhaften Bedingungen abgeſchloſſene Anleihe begründet den Nationalcredit. Das ſich feſtſetzende Vertrauen iſt geeignet, jede Gewerbsthätigkeit und Betriebſamkeit zu beleben und das Geld in Umlauf zu ſetzen: der Handel blüht wieder auf. Die Griechen, in den Anſtrengungen eines ungleichen Kampfes aufgehend, ſchienen während drei Jahren nicht mehr diejenigen zu ſeyn, welche früher dem im Kampfe begriffenen Europa die Früchte ihrer verwegenen Speculationen darboten. Aber im verwichenen Jahr ſahen die freundlichen Häfen Ankona's, Livorno's und Marſeille's wiederum griechiſche Fahrzeuge die Produkte des Landes bringen. Man hat die Kreuzesflagge der unabhängigen Griechen überall wohl empfangen, die Küſten der Halbinſel befahren, die Säulen des Hercules hinter ſich laſſen und bis zu den Ufern der Temſe ſegeln ſehen.

In allem erkennt man in Griechenland die günſtige Umänderung der Dinge. Man ſieht weiſe Policeyverordnungen den Keimen einer zerſtörenden Seuche begegnen oder ſie erſticken, während die Hirnloſigkeit des ehemahligen Gouvernements ſich faſt eine Pflicht daraus machte dieſelbe zu begünſtigen. Ferner iſt man auf größere Leichtigkeit der Verbindungen bedacht und es ſind wenigſtens auf einigen Hauptſtraßen Briefpoſten eingerichtet. Man ernennt Aufſeher für den Hafendienſt. Die militäriſche Verwaltung iſt nicht mehr der Gnade der Kapitäne überlaſſen, welche alle ganz und gar der oberſten Befehlshaberſchaft zu Dienſten ſtehen. Beſondere Vorgeſetzte tragen für die mannigfaltigen Bedürfniſſe der Lager Sorge und eine beſſere Ordnung beginnt in allen Theilen des Staatsdienſtes zu herrſchen. Die Regierung erneuert die Organiſation eines regulären Truppencorps, welches im Jahre 1822 durch die Gewalt der Umſtände aufgelöſt wurde. Das franzöſiſche Kriegsgeſetzbuch iſt von Griechenland angenommen. Die Vertheilung der richterlichen Gewalten nimmt geregeltere Formen an. Schon bildet ſich die Rangordnung der Gerichte nach angenommenen Abſtufungen; man findet ein oberſtes Tribunal und eine Appelkammer zu Miſſolongi. Willkührliche Gewalt iſt verbannt; der Bürger wird nur in den geſetzlichen Formen verhaftet; unmitbar vor Gericht geſtellt, wird er in öffentlichen Gerichtsverhandlungen frei geſprochen oder verurtheilt. — Vier Journale erſcheinen zweimal wöchentlich: zu Miſſolongi „die griechiſche Chronik „und der griechiſche Telegraph; zu Hydra „der Geſetzfreund“, ein Regierungsblatt; zu Athen „die Ephemeriden von Athen.“ Man meldet die Errichtung von Buchhandlungen und Leſecabinetten zu

Syra, Hydra und Miſſolongi. Der Tempel der Muſen iſt wieder geöffnet. Der öffentliche Unterricht tritt aus dem Chaos in das die erſten Kriegsjahre ihn, da er kaum aus dem Gröbſten herausgearbeitet war, wieder verſenkt hatten. Eine Schule des Altgriechiſchen und des Franzöſiſchen iſt in voller Thätigkeit. Sie iſt der Leitung des Demetrius Paul, eines jungen Lehrers von großen Kenntniſſen und Vaterlandsliebe anvertraut, welcher zu Paris ſtudiert hat. Athen beſitzt eine Primärſchule des wechſelſeitigen Unterrichts, der vom Dr. Anargyros Petrakis eingeführt worden iſt. Man meldet auch von der Errichtung eines Lyceums, zu deſſen Leitung Georg Gennadios ernannt iſt, ein Weiſer voll Eifers, welcher Lehrer zu Odeſſa und Buchareſt geweſen iſt. Dieſes Lyceum wird in einem der Klöſter zu Athen errichtet werden. Die Geſellſchaft der Philomuſen, durch die früheren Stürme aufgelöſet, vereinigt ſich wieder, ſie will eine Zeitſchrift herausgeben, um zu der intellektuellen und moraliſchen Entwickelung dieſes Theiles von Griechenland beyzutragen. Ein Prieſter von Salamis macht aus ſeinem Eigenthum ein Local für den gegenſeitigen Unterricht der Kinder ſeiner Inſel.

Im Monat Juli beauftragte der Senat einen Ausſchuß von fünf Gliedern, ihm einen allgemeinen Plan für den öffentlichen Unterricht vorzulegen. Der Ausſchuß ſchlug die Errichtung von Elementarſchulen für die Diſtrikte, von Lyceen für die Provinzen, darin Griechiſch, Lateiniſch und Franzöſiſch gelehrt werden ſollte und von einer Nationaluniverſität vor, welche die vier Facultäten der Philoſophie, des Rechts, der Medizin und der Theologie in ſich vereinigen ſollte. Noch iſt die vollſtändigſte Ausführung des Plans aufgeſchoben. Inzwiſchen iſt eine Muſterſchule des gegenſeitigen Unterrichts in einem geräumigen Gebäude zu Argos eröffnet worden. Gregor Konſtantas, ein würdiger Diaconus, Lehrer der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften und Abgeordneter Theſſaliens iſt zum Direktor des öffentlichen Unterrichts ernannt worden. Hier muß des achtzigjährigen Johannes Warwakis Erwähnung geſchehen, des Pſarioten, der, als er auf der Reiſe in ſein Vaterland, welches er ſchon von Rußland aus mit Geld unterſtützt hatte, Pſara's Untergang vernommen, die Reſte der Einwohnerſchaft ſammelte um ein neues Pſara auf dem Gebiete von Malvaſien zu gründen; endlich auch über eine Million Franken zu Errichtung einer höheren Bildungsanſtalt ausſetzte. Was auf den Joniſchen Inſeln, auf Korfu namentlich, für griechiſche Bildung geſchieht, iſt ſchon länger bekannt. Als Redner that ſich ſchon bey Byron's Leichenbegängniß Spiridon Trikupis von Miſſolongi hervor; als vaterländiſche Sänger zeichneten ſich aus Kalvos und Salomos von Zante.

Wir übergehen den gar oratoriſchen, von Ausrufungen und ſchönen Hoffnungen überfüllten Schluß dieſer Ueberſicht des jungen Griechen. Jeder Chriſt und Freund der Humanität hofft mit ihm. Die Zukunft wird die Erfüllung dieſer Hoffnungen, wie immer, anders herbeyführen, als man ſich eingebildet, und es wird ſich zeigen, ob die Griechen in der That und mit Anſtrengung die Bahn civiliſirter Nationen zu wandeln vermögen; was wir bey den leiſeſten Spuren des guten Willens dazu, wie ſie ſchon jetzt ſich zeigen, zu glauben von ganzer Seele geneigt ſind.

Deutſche Literatur.

Kurze Geſchichte des Päpſtlichen Jubeljahres für mancherlei Leſer. Von Dr. *Hoche*, Konſiſtorialrath und Superintendent. Halberſtadt bey H. Vogler 1825.

Neben den vielen Unſitten unſerer Zeit iſt die Gewohnheit, die Fragen des Tages nicht bloß mit Räſonnement, ſondern hiſtoriſch zu beantworten, eine durchaus gute. Wir wiſſen zwar gar wohl, wie leicht die Hiſtorie gemißbraucht werden kann, aber dieſer Mißbrauch kann nie zu weit getrieben werden, weil er eben ſo leicht an den Pranger geſtellt werden kann. Vorſtehendes Schriftchen iſt kein gelehrtes, ſondern ein populäres und gar wohl geeignet, Katholiken und Evangeliſche von Bedeutung und Werth des Jubeljahres zu unterrichten, wenn auch nicht dazu, die Schaar der nach Rom Pilgernden zu vermehren. Der Verfaſſer geht in die erſten Zeiten des Chriſtenthums zurück und zeigt, daß der Ablaß anfangs von den *Gemeinden* ertheilt worden wäre; er habe anfangs nur in *Erlaß* einer Geldſtrafe beſtanden, welche ein Chriſt, der früher aus der Gemeinde wegen unchriſtlichen Wandels ausgeſtoßen worden, bey ſeiner Wiederaufnahme habe erlegen müſſen. Es iſt äußerſt intereſſant zu ſehen, wie nach und nach die Biſchöfe das Recht der Gemeinden, deren Diener ſie nach Chriſti Vorſchrift und der Apoſtel Beyſpiel ſeyn ſollten, an ſich geriſſen, wie der Ablaß endlich eine ganz umgekehrte Bedeutung bekommen hat, die

Kirche aber zu ihrem unerſchöpflichen Gnadenſchatz gekommen iſt. Zwar ſind dieſe Dinge ſchon bekannt, aber man lieſet ſie in überſichtlicher Darſtellung immer wieder einmal gern. Was nun das Jubeljahr ſelbſt angeht, ſo hängt es natürlich mit dem Ablaßkram zuſammen, nicht minder aber mit dem Primat, welches ſich der Römiſche Biſchof im Verlauf der Zeit über die andern anzumaßen gewußt hat. Bis zu der Zeit der Kreuzzüge durfte niemand anders, als auf Befehl oder mit Erlaubniß ſeines Biſchofs vom Römiſchen Abſolution empfangen. Aber ſeit in den Kreuzzügen die Päpſte ganzen Europäiſchen Heeren vollkommenen Ablaß ertheilten, wurde der päpſtliche Ablaß als der beſte angeſehen und was ſo einmal Volksmeinung geworden war, konnte von den Biſchöfen nicht mehr aufgehoben, von den Päpſten aber aufs höchſte getrieben werden. So entſtand als der Gipfelpunkt der auf den Ablaßkram gegründeten Finanzſpeculationen Roms das Jubeljahr. Es hatte einen würdigen Stifter an Pabſt Bonifaz VIII, den ſchon Dante als einen Simoniten zwiſchen Nicolaus III und Clemens V in der Hölle braten läßt. Das erſte Jubeljahr wurde 1300 gefeiert und ſollte nach Bonifazens Vorſchrift alle 100 Jahre wiederkehren. Aber die zwei Millionen Sünder, welche das erſte Jubeljahr nach Rom gezogen, hatten der Kirche wie der Stadt Rom zu viele Vortheile gewährt, als daß man hundert Jahre gewartet hätte. Clemens der ſechste ordnete funfzigjährige Jubeljahre an und 1350 ward alſo das zweite gefeiert. Urban dem Sechsten ſchienen die funfzig Jahre zu langſam zu ſchleichen und um die betrübte Chriſtenheit öfterer Generalentſündigung theilhaftig zu machen, ſetzte er 33jährige Jubiläa feſt und das dritte Jubeljahr fand 1388 und 1389 ſtatt; denn der gute Einfall war zu ſpät gekommen und man hohlte das 1383 Verſäumte nach. Nichts deſto weniger ward 1400 ſchon wieder ein Jubiläum gefeiert von Bonifaz dem neunten, welcher zwei Fiſche in einem Netze fing. Den Römern war nämlich ein ſolches Jubiläum, das Geld in die Stadt brachte, eine wahre Erhohlung, ſie hielten daher beym Papſt um ein Jubeljahr an. Er ſchien aber durchaus auf das 33jährige, welches erſt 1416 und 1417 eintreten durfte, halten zu wollen. Bisher hatten aber die Römer noch für ihre Stadt wenigſtens die republicaniſche Verfaſſung behauptet; der Papſt hatte bloß das Recht gehabt, einen Senator zu wählen, ja bis auf Gregor IX hatte er für mehrere, eingeräumte Rechte der Republik einen Tribut zahlen müſſen. Jetzt willigte Bonifaz nicht eher in die Feier des Jubeljahrs, als bis die Römer ihn als ihren Fürſten anerkannten. Dieß iſt etwa das Merkwürdigſte, was ſich an die Geſchichte des Jubeljahres knüpft. Wir bemerken nur noch, daß Sixtus IV 1473 das erſte 25jährige Jubeljahr ausſchrieb, wobey man es hat bewenden laſſen; auch das gegenwärtige Jubeljahr, welches das zwanzigſte iſt, alſo nach Bonifaz VIII Beſtimmung erſt im Jahre 3300 hätte gefeiert werden ſollen, iſt ein Sixtiniſches oder 25jähriges; denn daß 1800 keins gefeiert worden, daran war der Papſt nicht ſchuld.

2) Franzöſiſche Literatur.

Monuments Romains et Gothiques de Vienne en France (Dauphiné) dessinés par E. Rey, suivis d'un texte historique et

analytique par F. Vietty. De l'imprimerie de Firmin Didot.

Dieſes für die Geſchichte nicht minder als für die Kunſt wichtige Werk iſt unlängſt erſchienen. Das ganze Werk von 72 Platten iſt in drei Theile getheilt Der erſte enthält Statuen, Basreliefs ꝛc.; der zweite Anſichten, Perſpektiven, den Plan, den Aufriß, die Seitenprofile ꝛc. der noch vorhandenen Denkmale; der dritte die Gothiſchen Denkmale. Jede Lieferung von vier Zeichnungen mit Text in Folio koſtet entweder 17 oder auf ausgezeichnet ſchönem Papier 24 fr. Franken. Alle Zeichnungen ſind mit rühmlicher Genauigkeit gearbeitet und ſehr treu lithographirt. Der von Herrn Bildhauer Vietty verfaßte Text zeigt ihn uns als gründlichen Hiſtoriker und Denker, wie als tüchtigen Künſtler. Seine kurze hiſtoriſche und topographiſche Nachricht über Vienne iſt ein Meiſterwerk. Seine Darſtellungsweiſe iſt beſtimmt, kräftig, ja ſelbſt gewählt zu nennen. Wenn er rückſichtlich der Kunſtgelehrſamkeit einem Winkelmann freilich nicht an die Seite geſtellt werden kann, ſo hat er darin einen Vorzug vor ihm, daß er ſelbſt ausübender Künſtler iſt. Indeſſen werden unſere Leſer ihn am beſten aus folgender Beſchreibung eines Monuments kennen lernen. „Gruppe von zwei Genien in carariſchem Marmor. Dieſe beyden Kinder ſcheinen eine tiefe Allegorie zu ſeyn und ſtellen den ewigen Kampf des Guten und des Böſen dar, die nothwendige Urſache zu jeder moraliſchen und phyſiſchen Wirkung. Dieſe Urwahrheit iſt von allen erkannt worden. Oſiris und Typhon, Minerva und Enceladon, Michael und Satan, ſind nur dieſelbe Idee unter verſchiedenen Formen. Die reiche Phantaſie der Griechen hat dieſelbe in verſchiedenen Bildern, aber immer in lachenden Farben dargeſtellt: Eros und Anteros ſcheinen nur auf die moraliſche Seite dieſer Idee anzuſpielen. Hier iſt die Allegorie ſo umfaſſend, wie ſie es nur immer für unſere Einſicht ſeyn kann. Der gute Genius, edel und ſanft, ſucht ſich nicht zu vertheidigen gegen die Angriffe ſeines Feindes; all ſeine Sorgfalt iſt auf ſeine Taube gerichtet, das Sinnbild ſeiner eignen Unſchuld, das einzige Gut, das er zu erhalten ſtrebt. Der böſe Geiſt wüthend, daß er ihm ſeinen Schatz nicht entreißen kann, beißt ihm in den Arm und wendet alle Macht an ihm zu ſchaden, der vorübergehende Triumph des Schlechten iſt gewiß: die Eidechſe, welche den Schmetterling auf ſeinem Knie ergreift, kündigt den Tod des Schlachtopfers an; aber das wunderliche Kind will noch mit ſeinem Fuße die Schlange, die Begleiterin und Vertheidigerin ſeines Feindes zertreten; es iſt vor ihren Stichen ſicher, es entflieht und ſcheint ſich erhebend die Tugend der Ewigkeit zuzuführen.“

Noch iſt der dritte Theil des Werkes, der die gothiſchen Denkmale in ſich ſchließt, nicht erſchienen; doch laſſen ſich neue Anſichten über Gothiſche Baukunſt erwarten.

Miszellen.

Wir haben neulich bey Gelegenheit der Schrift über die großen Stürme ꝛc. des Jahres 1825 bemerkt, wie denſelben gewöhnlich Erdbeben voranzugehen oder nachzufolgen pflegen. In der am 22 Januar gehaltenen Sitzung der Wiſſenſchafts-Academie des Inſtitus wurde derſelben mitgetheilt, daß am 3 October um 1 Uhr Morgens und am 30 November um

3 1/2 Uhr Nachmittags Erderſchütterungen auf den Antillen ſtatt gefunden haben. Das Erdbeben im Oktober rüttelte die Einwohner von Martinique aus dem Schlaf auf; es fanden zwey Stöße ſtatt. Dem zweiten, welches ſehr ſtark war, ging eine für die Jahrszeit außerordentliche Hitze vorauf. Es war von einem viel größeren Toſen begleitet, als dieß gewöhnlich iſt. Mehrere Beobachter behaupten, daß dieſes Toſen ſich alſogleich in die mittlere Atmoſphäre verbreitet und nicht aus dem bebenden Boden zu kommen geſchienen habe. Unmittelbar darauf kühlte ſich die Temperatur ab; zu St. Pierre fand eine Springfluth ſtatt, die mehrere Fahrzeuge an die Kuſte geworfen hat; ein äußerſt heftiger mit Donner begleiteter Regen begann und dauerte zehn Tage nach dem Erdbeben fort.

— Auf der 1823 vom Kapitän Hunter, unter dem 15° 31′ ſüdlicher Breite und 176° 11′ öſtlicher Länge (von Greenwich) entdeckten Huntersinſel, welche wohl bevölkert und angebaut iſt, gehen die Einwohner ganz nackt; allen iſt der kleine Finger der linken Hand am zweiten Knöchel abgehauen. Ihre Nachen ſind zierlich und mit Muſchelwerk geſchmuckt.

— Der Zweck der Erziehung und des Unterrichts iſt kein anderer als: alle moraliſchen und intellektuellen Kräfte zu ſtählen nicht abzuſchleifen. Die rechte Politur nimmt ja ſelbſt das Eiſen erſt an, nachdem es durch Stählung gedichtet und gefeſtet worden.

— Kaum hatte man im verwichenen Sommer in der Ukraine ein neues Staudengewächs und auf ihm Würmer entdeckt, welche das ſchönſte Karmoiſin geben, ſo benutzten es auch gleich die Koſakenweiber, ſich damit zu ſchminken.

— Schon im ſechzehnten Jahrhundert rächte ſich der furchtbare Zuſtand, zu welchem engliſche Gefangene, in feuchten, finſtern, ungeſunden Kerkern verdammt waren, dadurch, daß, durch das bloße Erſcheinen des vom Kerkerfieber behafteten Delinquenten im Gerichtsſaal, der Scherif, die Richter und 300 Perſonen von dieſem Fieber ergriffen und in wenigen Tagen dem Tode überliefert wurden; aber erſt zwei Hundert Jahre ſpäter ſchlug in der Bruſt des großen Howard ein Herz voll menſchlichen Gefühls, daß er ſein Leben der Linderung des Zuſtandes ſeiner doppelt unglücklichen Mitmenſchen weihte. Dieß ſpricht gegen den gewöhnlichen Troſtſpruch, daß, wenn ein Uebel den Gipfel erreicht habe, ſein Ende nahe ſey.

— In einer höchſt intereſſanten Schilderung der Bewohner der Guineaküſte, welche 1822 zu Kopenhagen durch H. C. Monrad herausgegeben worden, wird unter andern die thatſächlich belegte Behauptung vorgetragen, daß, während die Europäer gewöhnlich, um den Sclavenhandel zu rechtfertigen, die Neger den Thieren verwandter als den Menſchen darzuſtellen bemüht ſind, vielmehr der größte Theil der Europäiſchen Bewohner der Guineaküſte ganz verthiert ſey, und in moraliſcher Hinſicht weit unter den Eingebornen ſtünde.

Neue, lyriſche Gedichte in der Schweiz.

I.

Liederkränze von Hans Georg Nägeli.

(Zürich, bey H. Georg Nägeli. Frankfurt a. M. bey J. D. Sauerländer, Leipzig Fr. Fleiſcher ꝛc.)

(Schluß.)

Sechster Kranz. „Sinnbildliche Gedichte.“ Dieſe ſind meiſt darum verfehlt, weil im Sinnbild das Bild durch ſich ſelbſt den Sinn ausſprechen muß, Bild und Sinn nie getrennt auftreten dürfen. Was wäre das für ein Maler, der unter ein Madonnenbild erſt ſchreiben müßte, das iſt die Madonna, oder welch ein Bildhauer, deſſen Götterbilder gleichfalls aus der Unterſchrift erſt erkannt werden könnten? So ſind Nägeli's ſinnbildliche Gedichte nur verſifizirte Gleichniſſe zu nennen, *) die in ſo fern ihren Werth behalten, als ſie, freilich auf Koſten ächtpoetiſcher Vollendung, an allgemeinerer Verſtändlichkeit gewonnen haben. Es iſt, als habe das Herr Nägeli gewollt, beſonders in den Gedichten, die didaktiſcher Natur ſind. Bey dieſen letzteren iſt es allerdings zweckmäßig. Hiehin gehören z. B. „das Scheinwürmchen,“ „die Sonnenblume,“ „die Biene,“ die Quelle u. a. m. Hier und da und im Einzelnen iſt es inzwiſchen Herren Nägeli gelungen, das Weſen der ſinn-

---

*) In den meiſten wird die Eigenſchaft eines Dinges in der Natur beſchrieben und dann eine Parallele mit irgend einer moraliſchen oder ſonſt geiſtigen Eigenſchaft des Menſchen aufgeſtellt.

bildlichen Poeſie zu treffen. ganz in dem Gedicht „Waldestiefe.“ Wir ſetzen es her, obgleich wir befürchten, daß die Wenigſten unſerer Leſer dem Lobe dieſes Gedichts beyſtimmen werden, weil es ſeiner Natur nach ein Räthſel iſt, das, wie jedes Räthſel, niemand rathen kann, der den Gegenſtand, deſſen Merkmale das Räthſel nur angiebt, nicht kennt. Hier iſt der Gegenſtand noch dazu eine Idee und Empfindung, um die man nur aus eigner, innerer Erfahrung wiſſen kann.

Hab' ich den dunkeltiefen Wald
Erkoren mir zum Aufenthalt,
Schau durch die vielgrünen hochragenden Bäume
Hinaus in die weiten Himmelsräume,
Mich an den blauen Auen
Auch einmal ſatt zu ſchauen.
Erſchaut der lauſchende Schauer
Staunend das Blaue noch blauer.
So, tiefer in Kluft und Wald verſteckt,
Hab ich noch ſchöneren Himmel entdeckt.

Wir haben an dieſem Gedichte, wie an den meiſten dieſes Kranzes nur auszuſetzen, daß es, wie die Figur zeigt, in ſo unebenen, holprigen Rythmen auftritt. Beſonders unangenehm werden ſie in den Gedichten, wo Nägelis Pegaſus auf Daktylen und Amphibrachen zu reiten verſucht. Gefälliger in Worten und Verſen iſt das letzte Gedicht dieſes Abſchnittes: „Das Bleibende.“

Siebenter Kranz „Kunſt.“ Sollte heißen Tonkünſtler; denn ſolche werden hier angeſungen, aber zu unſerer Verwunderung fanden wir hier ſehr ſelten eine genugſam charakteriſtiſche Schilderung der Kunſteigenthümlichkeit der Beſungenen, was doch von einem originellen Componiſten, wie Nägeli, der noch dazu Kunſtkenner in der Muſik iſt, zu erwarten war. Als gelungenere Ausnahmen nennen wir: „Emanuel Bach“ und „Beethoven;“ aber in dem letzten Verſe des erſten dieſer beyden Gedichte. „Unmöglich vollgültiges Lob je (iſt lang) empfahn,“ bringt uns Nägeli's Pegaſus wieder einen Magenſtoß bey. Das Gedicht „Mozart“ iſt matt und kühl und beſagt ſo viel, wie nichts; ebenſo das Gedicht „Joſeph Haydn.“

Eine artige Spielerei iſt in dem achten oder in dem Kranz der „vermiſchten Kunſtgedichte“ das: „Spiel und Geſang;“ dagegen wird die „Künſtlerbraut“ doch ein wenig gar zu tobend verlangt S. 164:

Fröhlich, ſelig überlaut,
Jauchz, Mägdlein jauchz!

Die hierauf folgenden „humoriſtiſchen Gedichte“ ſind didaktiſche Späße, die hie und da etwas plump ausfallen, als zum Beyſpiel „der Genügſame.“ Dieſem Guten ſind die Freunde nicht immer recht, weil ſie ſich nicht jeder ſeiner Launen fügen wollen; drum ſchafft er ſich einen Hund an, der ſich ſeinen Launen (der Füße wahrſcheinlich) fügt. Hienach kann es nicht befremden, wenn ſich auch manchmal eine eben ſo matte, als alberne Moral einfindet. So wird in dem Gedicht „der Alte im Winkel“ der engherzigſten Spießbürgerlichkeit, die mit in den Schooß gelegten Händen dem ärgſten wie dem beſten Streben ruhig zuſieht, das Wort geredet. Hinwiederum hat ſich als reiner Gegenſatz dieſer Fadheiten ein durchaus ſchönes Gedichtchen in dieſen Kranz verirrt, wir meinen das ſchon aus Herren Nägeli's gegebenen Gedichtproben bekannte Gedicht: Scherz-Schmerz- und Herz-Verein. Das gleiche ließe ſich von folgendem ſagen:

Wandel und Wechſel.

Wähnen, glauben, fürchten, lieben,
Sich erfreuen, ſich betrüben,
Bald ſich wagen, bald beſinnen,
Oft verlieren, oft gewinnen,
Auf der Bahn, wie ſie gegeben,
Dornig, roſig, holprig, eben,
Sich vertiefen, ſich erheben,
Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben,
Traum mit Wirklichkeit verweben,
Doch, wo möglich, vorwärts ſtreben:
Das iſt eben Menſchenleben.

wenn ſtatt des: „doch wo möglich“ ſtünde, „immer aber,“ weil ſo ein „wo möglich“ gar zu behaglich iſt und alles Streben auf ſich beruhen läßt.

Der in dieſem neunten Liederkranze nur didaktiſche Spaß will in dem folgenden als reiner „Scherz“ auftreten; aber auch er iſt häufig didaktiſch. Einige dieſer Gedichte, wie das: „Mein Steckenpferd," welches nämlich die Feder iſt, erregen Lächlen. Zu dieſen gehören auch (S. 205) „die Luſtreiſenden;" doch wozu wieder der barbariſche Hoppasritt der Rythmen, da noch dazu im ganzen Gedicht nur Bergan geſtiegen wird. Einige Plattheiten müſſen außerdem noch in dieſem Gedicht überſehen werden. Zuweilen begegnen wir in dieſen Gedichten einem gewiſſen Optimiſmus, der, ſo wie er nicht bey der phyſiſchen Natur, die nicht irrt, ſtehen bleibt, ſondern auch auf die moraliſche Natur, die ſo oft irrt, und auf die daraus entſpringenden geſelligen Verhältniſſe übergetragen wird, leicht in's Widerliche überſchlägt. So wird in dem Gedicht: „Die Züchtige" der Züchtigkeit gegenüber, dem „Freyen (d. h. in dieſer Verbindung unzüchtigen) Scherz" das Wort geredet. Wir wollen hiemit nicht der Moralität, ſondern nur der übergroßen Flüchtigkeit des Dichters, mit welcher er ſeinen Gegenſtand auffaßt und darſtellt, einen Vorwurf machen, beſonders da er ſeine Lieder auch laut der Vorrede S. XXIV zum Gebrauch in Erziehungsanſtalten beſtimmt hat. Rein und ergötzlich iſt dagegen wieder das Gedicht „der Mayſegen," der aber in den Kranz der „Natur" oder der „ſinnbildlichen Gedichte" gehört.

Der eilfte Liederkranz: „Ernſt in ſpielender Form" iſt zwar wieder nur didaktiſcher Art und darum findet ſich der Ernſt nur zu oft in unpaſſender Form, jedoch iſt mancher vortrefflich ausgedrückte Gedanke mitunter gelaufen; ſo iſt z. B. das „Merkauf" S. 218 ſinnreich, ſo wie das folgende Gedicht „Verlegenheit" von friſchem, reſolutem Charakter. Aber das Gedicht „Glücksrad" iſt freilich ein wahres Bravourſtück in ſeiner Art zu nennen; in ihm iſt der uns ſchon bekannte Magenſtößer gar eingeſperrt, um Poeſie und Proſodie vollends zu rädern.

Inzwiſchen ſcheint dieß nur geſchehen zu ſeyn, um uns begreiflich zu machen, warum das gute Thier, der Magenſtößer nämlich, da er im folgenden Kranz wieder ins Freye gelaſſen wird, die taumelhafteſten Bocksſprünge unternimmt. Es kümmert ihn nicht, daß ihm faſt vor jedem Gedicht das Returm als nicht zu überſchreitende Fährte vorgezeichnet wird, was ſich etwa ſo ausnimmt, als wenn der Schuhmacher den Leiſten neben den verfertigten Schuh ſtellt, — er ruht vielmehr auf Kürzen und ſpringt mit Längen davon. Im Gedichte „das Schwerdt des Mundes“ trottet er Jonici a minore, die noch dazu gereimt werden, was ſich nicht minder ſchlecht ausnimmt, als gereimte Hexameter. Vielleicht ſollte mit dem Reim der Mangel an geſchleiſten Jonicis erſetzt werden, durch welche dieſe Versart erſt ſonor wird. Dergleichen Verſuche, antikartige Verſe zu reimen, bietet dieſer Abſchnitt, der „deklamatoriſche Gedichte“ überſchrieben iſt, noch mehrere dar, wir können darin nur verunglückte Vers- und Reimſpielereien erblicken.

Dieſen „Vers- und Reimſpielen“ iſt aber, wie wir ſchon aus der Theorie vermutheten, Herr Nägeli ſehr zugethan und von ihnen iſt der ganze dreizehnte Abſchnitt angefüllt. Die gelungeneren unter denſelben gehören wiederum in die Kränze der „Natur“ und der „ſinnbildlichen Gedichte“ und ſind meiſt didaktiſcher Art. Dahin gehört das Gedicht „Vieles in Einem“ welches ſinnreich und ſchön, ebenſo das Gedicht „Ausflug“, das voll anmuthiger Töne herzinniger Frühlingsluſt iſt. Meiſterlich nennen wir ohne Bedenken das Gedicht „die Tanzluſt.“ Es iſt ein wahrer Feſtreigen ſchöner Schwünge und Sprünge, Klänge und Geſänge, ein Triumduett deutſcher Rythmen und Wohllaute. Man höre nur zum Beyſpiel folgende Strophe:

Es freuen ſich am Tanze die Weſen mannigfalt,
Auch droben die Wölkchen,
Ein luſtigleichtes Völkchen,
Kaum machen am Berge ſie augenblicklich halt.

Allein es iſt Schade, die einzelnen Steinchen aus dieſem beweglichen Moſaik auszubrechen. Man wird immer verſucht zu ſingen und zu ſpringen, wenn man es lieſet. Wir geben ihm vor allen andern Gedichten der ganzen Sammlung den Vorzug, weil in keinem andern Form und Inhalt ſo ganz verſchmolzen ſind, als in dieſem. Auch gehört es zu den Stücken, welche auf dem Gipfel der Momentslyrik ſtehen. Das darauf folgende Gedicht „daCapo“ iſt nur matter Nachhall dieſes Liedes, ja der dieſem wieder folgende „Marſch“ ein Komandowort, das alle Tänzer auseinander jagt. Indeſſen konnten in dieſem Kranze die Spielereien nicht ausbleiben; z. B. das oben ſchon gewürdigte Schnappsglas.

Der vierzehnte Liederkranz: „Dichtergrüße“ hat billig den letzten Platz eingenommen. Es iſt ordentlich, als habe Herr Nägeli von dem Kranz „Natur“ an, Epochen deutſcher Poeſie darſtellen wollen. Aus den, Minnegeſängen ähnlichen, Naturgedichten entwickeln ſich didaktiſche, und die völlige Verſunkenheit der alten Poeſie kündigt ſich in den Gelegenheitsgedichten an. Denn weiter ſind dieſe Dichtergrüße im Grunde nichts, wie ſehr ſie Herr Nägeli auch in der Vorrede zu ebenbürtigen Poeſieen erheben möchte. Sie ſind der wahre Gegenſatz der unbefangenen Naturgeſänge. Nicht als ob wir es unnatürlich fänden, die Liebe, Freundſchaft, Verehrung welche wir für Dieſen oder Jenen in uns tragen poetiſch auszuſprechen; immer aber iſt es dieß, wenn es öffentlich geſchieht. Man denke ſich eine Liebeserklärung, keine theatraliſche, ſondern eine wahre, vor dem verſammelten Publikum, oder eine Anzeige in den Zeitungen, daß man dieſen, oder jenen lebenden Mann zu ſeinem Freund und Gönner erkoren. Hiemit ſcheint uns geradezu das Heiligthum der Freundſchaft, Liebe und Ehrfurcht profaniert zu werden. Die letztere artet dann nur zu leicht in Schmeichelei aus; vorübergehende, oft täuſchende, moraliſche Eindrücke, deren man ſich ſpäter, als Irrthümer wenigſtens, zu ſchämen hat, werden verewigt; man kommt in die Verlegenheit die Unwürdigſten ſo gut wie die Würdigſten zu treffen und die Letzteren grade durch die Geſellſchaft, in welche man ſie mit jenen ſtellt, zu verunehren. Wir ſchweigen von den einzelnen, poetiſchen Sünden der Art, welche Herr Nägeli aus den angeführten Gründen in dieſem Abſchnitt nicht vermeiden konnte. Nur auf ein Gedicht machen wir aufmerkſam, um zu zeigen, zu welchen Verkehrtheiten und Unnatürlichkeiten die Gelegenheitsdichterei führt. Es iſt überſchrieben: „die Kunſt im Freiſtaat und im Fürſtenthum.“ Der ganze Gedanke iſt ein verfehlter. Was hat die Kunſt mit Staatsverfaſſungen zu thun? Und noch dazu die Muſik. So wenig, wie das Chriſtenthum, welches in demſelben Staat unter verſchiedenen und in den verſchiedenſten Staaten unter gleichen Formen exiſtirt. Pericles hätte immerdar Künſtler beſchützen, ſie zu Ausführung von Kunſtwerken auffordern können; ohne Erfolg, wären nicht ſchon Künſtler vorhanden geweſen, hätten nicht die großen Erinnerungen, das ſtets bewegte, vielſeitig erregte Leben der Athenienſer, in ihnen die Kunſt und Kunſtideale hervorgerufen. Der Werth, welchen ferner Jemand als Beſchützer und Beförderer der Kunſt hat, kommt ihm, wenn er ſie nicht etwa als Mittel zu andern Zwecken gebraucht, weder als Bürger, noch als Fürſten, ſondern als Menſchen zu. Dadurch, daß Herr Nägeli dieſen natürlichen Standpunkt der Sache verkannt hat, wird er zu dem hypernaiven Schluß ſeines Gedichts getrieben, mit welchem er ſich rechtfertigen, ja ſelbſt werthſchätzen zu müßen glaubt:

Und bring' ein freyer Schweizer zwar,
Der niemals Hoflobredner war
Ein würdig Fürſtenlob doch dar.

(Fortſetzung der neuen lyriſchen Gedichte ꝛc. folgt.)

Le Sette Communi.

Die Sette Communi, oder ſieben Gemeinden liegen nördlich von Vicenza auf den hohen Bergen, welche das Vicentiniſche von Trient ſcheiden; ſie ſtoßen öſtlich gegen die Brenta, weſtlich gegen Aſtico. Marco Pezzo, ein veroneſiſcher Prieſter, der 1763 ein Buch über die Sette Communi herausgab, behauptet, die Bewohner dieſer Gegenden ſtammen geradewegs von den Cimbern ab. Nachdem ihre Landsleute in den Ebenen von Verona von dem Römer Marius aufs Haupt geſchlagen worden, hätten ſich, die dem Schwerdte entronnen, in das Gebirge geflüchtet, welches das Gebiet von Verona und Vicenza von Deutſchland ſcheidet. Unter andern Gründen beruft ſich Marco Pezzo auf die Sprachähnlichkeit, indem die Mundart, welche die Bewohner der Sette Communi reden, mit dem Däniſchen und Plattdeutſchen übereinkomme, auf die Autorität älterer und neuerer Schriftſteller, welche die Bewohner dieſer Gegenden Cimbern nannten, auf die alten Sagen und Ueberlieferungen, nach welchen ihre Abkunft von den Cimbern unbezweifelt iſt. Auch hat man bey Caſtelletto Gräber entdeckt, von denen derſelbe Schriftſteller behauptet, ſie ſeyen ganz cimbriſch. —

Die Sette Communi gehörten ehemals zum Gebiet der Republik Venedig, welche dieſelben allezeit mit dem Titel „Getreue" beehrte. Allein in den Zeiten der Umwälzungen, welche die größten Reiche trafen, erfuhr auch dieß kleine Ländchen mancherlei Schickſale. Wenige Reiſende ſind in die Bergthäler dieſer armen Hirten gekommen und haben uns Kunde von ihnen gegeben, bis vor einiger Zeit eine engliſche Dame, welche ſich vierzehn Monate bey dieſem Bergvolk aufgehalten, uns einige Nachrichten von demſelben mittheilte, die wir unſern Leſern nicht vorenthalten wollen.

Die Einwohner der Sette Communi, ſagt ſie, ſind Nachkommen der alten Cimbern, und ſie haben ihre alten Sitten und ihre alte Sprache bis auf unſere Tage beybehalten. Ihre Sprache iſt die Deutſche; die Weiber und Kinder, welche ihre Berge nie verlaſſen, verſtehen und ſprechen das Italieniſche nicht. Die Männer aber, welche in den Wintermonaten in die Thäler herabzuſteigen genöthigt ſind, um Futter für ihr Vieh aufzutreiben, ſprechen den Venezianiſchen Dialekt.

Die Bevölkerung der Sette Communi beläuft ſich auf 36 — 40,000 Seelen; faſt alle ſind Hirten. Das Land bringt nur ein wenig Gerſte hervor; in den bergichten Theilen findet man Brennholz. In den Ebenen pflanzt man Tabak; und die Einwohner müſſen ihn ſeit der Revolution an die Regierung verkaufen. Vor dieſer Zeit nahm die Republik Venedig dieſe armen Bergleute edelmüthig von allen öffentlichen Laſten aus und räumte ihnen überdies noch mehrere wichtige Privilegien ein, um ſie für die Unfruchtbarkeit ihres Bodens zu entſchädigen, weil ſie dachte, die Natur habe ihnen genugſam auferlegt, da ſie ihnen die zum Leben nothwendigſten Dinge entzog. Denn um Brod und Gemüſe ſich zu verſchaffen, müſſen ſie nach Baſſano oder Vicenza gehen, welche Städte weit von ihren Bergen liegen. Schon im September fällt der Schnee bey ihnen und bleibt bis zum Mai, oft bis zum Juni. Im Winter tragen ſie beſchlagene Schuhe wie die Pferde, um auf dem Eiſe gehen zu können.

Sonſt haben ſie in ihren Sitten und Gebräuchen manches Aehnliche mit den ruſſiſchen und polniſchen Slaven, die an die Scholle gebunden ſind. Das Innere ihrer Häuſer ſieht, ſo wie ihre Körper, ſehr ſchmutzig und unreinlich aus.

Ihre Baukunſt iſt ſehr einfach; im ganzen Land gibt es nur ein Haus, das von gebrannten Steinen gebaut iſt, und dieß befindet ſich zu Aſiago, dem Hauptorte der Sette Communi; alle andern Häuſer ſind aus Lehm und Kieſel gebaut und mit Röhricht oder Stroh bedeckt. Die Kälte wird in dieſen Gegenden zuweilen ſo ſcharf, daß das Oehl gefriert und daß man es in großen Maſſen vor das Feuer ſtellen muß, um es ſchmelzen zu machen, ehe man ſich desſelben bedienen kann. Auch erfährt man es hier bald, wenn der Wein und die Liqueur's verfälſcht ſind, weil die wäſſerigen Theilchen gefrieren und nur der Geiſt unverſehrt bleibt. Die armen Bergbewohner müſſen alle ihre Speiſen mit Schneewaſſer kochen; nur ein kleiner Bach fließt durch Aſiago, allein man kann ſich ſeines Waſſers während der drei oder vier Sommermonate nicht bedienen zum häuslichen Gebrauch, da die Einwohner ihr Vieh in demſelben tränken und baden und allen Unrath hineinwerfen.

Die franzöſiſche und öſterreichiſche Regierung hat zwar im allgemeinen das Tabakpflanzen verboten; den Sette Communi aber hat man es erlauben müſſen, da das wenige Fruchtland, welches ſie beſitzen, zwölf Mal mehr hervorbringt, wenn es mit Tabak bepflanzt iſt, als mit jeder andern Pflanzengattung, und weil ohne den Anbau und den Verkauf dieſes Gewächſes ſie nicht im Stande wären, ſich die dringendſten Bedürfniſſe des Lebens zu verſchaffen. Sie dürfen übrigens den Tabak an keinen Partikularen verkaufen, ſondern blos an die Regierung. Unter der venezianiſchen Regierung bildeten die Sette Communi eine Art kleine Republik und erwarben ſich durch Contrebande und Induſtrie einen ziemlichen Grad von Wohlſtand. Da die Franzoſen Herren von Italien wurden, behandelten ſie dieſe Bergbewohner auf demſelben Fuße, wie ihre Unterthanen, und ſie wurden dem allgemeinen Steuergeſetz und der Conſcription unterworfen. Der Marcheſe Solari (der Gemahl der engliſchen Dame, welche uns dieſe Nachrichten geliefert) bekam den Auftrag, das neue Syſtem bey den freien Bergbewohnern einzuführen; allein wie leicht zu erachten, widerſetzten ſich dieſe der neuen Ordnung der Dinge. Die Einwohner des kleinen Dorfes Mava empörten ſich förmlich und ließen die Conſcription unter ihnen nicht zu. Da ſie gute Schützen waren, brauchten ſie Gewalt, gaben Feuer auf die franzöſiſchen Beamten und nöthigten ſie, den Plan einer Rekrutirung hier auf einige Zeit aufzugeben. Man ſchickte darauf den Geiſtlichen und einigen der vornehmſten Bewohner den Befehl zu, alle jungen Leute, die das Dienſtalter hätten, anzuzeigen; aber es fand ſich niemand, der ſich zu dieſem Geſchäft hergegeben hätte. Die franzöſiſchen Beamten mußten alſo Truppen von Vicenza kommen laſſen, um ihren Auftrag mit Gewalt durchzuſetzen. Da ferner die Berge der Sette Communi nur ein Paar Flintenſchüße von dem damaligen baieriſchen Gebiet entfernt waren, flohen alle dahin, die eine Strafe fürchteten, ſo daß ſelbſt nach der Ankunft des Militärs die franzöſiſchen Agenten mit aller möglichen Vorſicht verfahren mußten.

Der Unterpräfekt Solari, ein vortrefflicher, humaner Mann, begab ſich mit Gefahr ſeines Lebens zu den Bergbewohnern. Er ward mit einem Kugelregen empfangen, ließ ſich aber dadurch nicht abſchrecken, ſondern redete die Menge an, ſchilderte die Folgen, den ihr ferner eitler Widerſtand nach ſich ziehen werde, und brachte ſie durch Zureden und das Verſprechen, er wolle ihnen die Erlaſſung einiger läſtigen Abgaben bey der Regierung zu Mailand auswirken, dahin, daß ſie ſich der neuen Ordnung endlich fügten.

Unter allen Ortſchaften in den Sette Communi genießt Aſiago noch den meiſten Wohlſtand, und doch leben die Einwohner dieſer kleinen Stadt faſt wie Wilde; ſie kennen den Gebrauch der Tiſchtücher bey Tafel nicht und nur wenige Männer tragen Hemdkragen. — Manche, die auf der Univerſität zu Padua oder an andern Orten gebildet worden, verſuchten es, eine Unterſcheidung zwiſchen Herrn und Dienern einzuführen; aber ſie mußten dies Projekt fahren laſſen; denn niemand wäre bey einem Herrn geblieben, der einen nicht an ſeinem Tiſche und zu gleicher Zeit mit ihm hätte eſſen laſſen. Man hat kein

Beyſpiel, daß in den Sette Communi ein Ochs geſchlachtet worden; ſie eſſen nur das Fleiſch der Ziegen, Schafe und Kälber. Ihr Handel beſteht nur im Verkauf von Schafen, Ziegen und Käſen; ſie machen wenig Butter und bewahren faſt alle ihre Milch, um Käſe zu machen.

Die Vorſehung hat den Bewohnern der Sette Communi einen ſtarken Geiſt und viel natürliche Anlage verliehen; Marco Pezzo hat eine ganze Liſte von Gelehrten und Künſtlern aufgezählt, die aus dieſen Bergen hervorgegangen; aber Verſchlagenheit und Rachſucht bilden auch die Schattenſeite im Charakter dieſes Bergvolks. Sie haben im Ganzen die Züge ihrer nordiſchen Abkunft bis auf dieſen Tag bewahrt; ſie haben hervorſtehende Backenbeine, kleine Augen und eine faſt platte Naſe; ihre Statur iſt mehr als mittelmäßig, ihre Glieder ſind ſtark und nervicht. Die Weiber haben keine zarten Formen. Sie warten bey Tiſche auf und ſetzen ſich nicht eher zum Eſſen, als bis ihre Männer fertig ſind. Mit Anfang Septembers verlaſſen die, welche kein Handwerk treiben, mit ihrem Vieh die Berge, um es in den Thälern zu füttern. Ehemals thaten ſie Einfälle ins Venezianiſche, um Futter für ihr Vieh zu erhalten; jetzt müſſen ſie alles bezahlen, was ſie für dasſelbe brauchen. Während der Zeit, die zwiſchen dem September und Mai verfließt, gleichen die Sette Communi einem Lande, das von Amazonen bewohnt iſt; denn alle Männer und jungen Burſche ſind abweſend, um für ihre Heerden zu ſorgen.

Die Lehmhäuſer, oder vielmehr die elenden Hütten oder Ställe, in welchen Männer, Weiber und Kinder durcheinander wie eingeſchichtet wohnen, ſind mit Röhricht bedeckt, an die man große Bretter befeſtigt, welche etwa zwey Schuh weit hervorragen, um die Verübergehenden vor Regen zu ſchützen. Der Herd befindet ſich in der Mitte der Stube und da die Häuſer keine Kamine haben, ſo hängt ſich der Rauch überall an, an die Wände, an die Decke, ſo daß alles ſo ſchwarz wird, wie in einer Steinkohlengrube. Aus demſelben Grunde iſt auch das Waſſer, welches in die Dachrinnen fließt, ſo ſchwarz wie Dinte. Im Winter bekommen die Bewohner der Sette Communi häufige Beſuche von hungrigen Füchſen. Die Hunde, welche ſie von weitem ſchon merken, machen durch ihr Gebell die Nachbarſchaft aufmerkſam. Da ſchließt man die Hütten und ſchießt durch die Papierfenſter auf die Füchſe; denn es gibt wenig Häuſer, welche Glasfenſter haben.

Dieſe wenigen Züge haben wir über die Sette Communi aus dem Werke der engliſchen Dame zuſammen ſtellen können, welches den Titel: „Venedig unter Oeſterreichs Joch“ führt. Sie hat zwanzig Jahre in dieſer Stadt gelebt und den größten Theil von Italien geſehen, da ſie, wie wir ſchon bemerkten, an einen edeln Venezianer, den Marcheſe Solari vermählt war. Wir fügen dieſen Umſtand bey, weil er nicht ganz ohne Einfluß auf die Darſtellung der „ſchönen Unbekannten“ geblieben iſt. —

Rückblicke auf Bonaparte's Feldzug in Aegypten und Syrien von 1798 und 1799.

(Fortſetzung.)

Am 14ten März verließ die Armee Jaffa. Wie wenig Bonaparte's Proclamation auf die Naplouſaner gewirkt hatte, erfuhren die Franzoſen am 15ten, da ſie, auf den Höhen von Quakun bey Zeta, gegen dieſes Gebirgsvolk, mit dem ſich Abdallah-Paſcha verbunden hatte, ein heftiges Treffen beſtehen mußten. Siegreich, obwohl nicht ohne Verluſt, ſetzten die Franzoſen ihren Marſch fort. Am 18ten kam Bonaparte auf einer Höhe vor Acre an, ſah die um die Feſtung gelegenen Gärten von Djezzar-Paſcha's Truppen beſetzt und ließ dieſe ſogleich daraus vertreiben. Ermuthigt durch die erſte glückliche Waffenthat auf dem berühmten Kampfplan abend- und morgenländiſcher, muſelmänniſcher und chriſtlicher Tapferkeit, traf er Anſtalten zu förmlicher Belagerung, nahm eine Hauptpoſition auf einem, die Ebene von Acre beherrſchenden Höhenzug, beſetzte das Schloß Chefaner, den Schlüſſel der Straße nach Damaskus, wie er ſchon am Tage vorher das ſüdlich von Acre am Meer gelegene Fort von Kaiffa hatte beſetzen laſſen. Die Befeſtigung von Acre ſchien nicht ſtärker als die von Jaffa. Aber die Umſtände waren ganz andere; mit einem bloſſen Sturm war Acre nicht zu erobern. Im Hafen von Acre lag eine engliſche Flottille unter den Befehlen des Commodore Sir Sidney Smith. Dieſe beherrſchte das Meer und machte die Küſten unſicher; der Feſtung konnten aber Munition und jegliche Vorräthe zugeführt werden. In der Stadt leitete die Belagerung ein Franzoſe, Phelipeaux, ein ehemaliger Kamerad Bonaparte's und geſchickter Artillerieoffizier. Er hatte ſchon vor der Franzoſen Ankunft, hinter dem alten Stadtwall eine neue Reihe von Feſtungswerken errichten laſſen, die der Commodore Smith mit Artillerie von ſeiner Flottille verſah.

Nun fing gar die engliſche Flottille, bey welcher zwei Linienſchiffe waren, eine franzöſiſche Escadre auf, welche von Damiette aus Belagerungsartillerie den Belagerern zuführen ſollte. Sieben Schiffe und was ſo für die Franzoſen verloren ging, konnten die Belagerten ſogleich gegen ſie benutzen.

Darnach ließ Bonaparte am 20ſten März den Laufgraben, in einer Entfernung von 150 Toiſen (Klafter) von der Stadt, eröffnen. Am 28ſten wurde mit der ſchweren Feldartillerie Breſche gegen einen hohen Thurm geſchoſſen, der die Spitze eines Rektangels bildete, und gegen den der Hauptangriff gerichtet war. Als um 3 Uhr Nachmittags ſchon eine beträchtliche Breſche gebildet, auch eine gegen die Contreſcarpe geführte Mine geſprungen war, konnte Bonaparte den Grenadieren der 69ten Halbbrigade nicht den dringend begehrten Sturm abſchlagen. Aber eine vor dem Thurm noch befindliche Grabenabdachung, von der man nichts gewußt, verhinderte ein Vordringen in Maſſe und vergeblich waren alle Anſtrengungen auf Leitern hinanzudringen; der Sturm der Franzoſen ward zurückgeſchlagen.

Dieß Unglück lehrte größere Vorſicht. Wir übergehen einzelne Ausfälle und Angriffe, die mit abwechſelndem Glück ausgeführt wurden. Die Franzoſen fingen an, Mangel an Munition zu leiden und mußten Kämpfen eher auszuweichen, als ſie hervorzurufen, bedacht ſeyn. Dazu fingen auch an die Lebensmittel auszugehen und es wäre ohne Zweifel Hungersnoth im Heere ausgebrochen, da nach dem verunglückten Sturm die muſelmänniſchen Bewohner der umliegenden Gegenden keine Lebensmittel mehr in's Lager zu bringen wagten, — hätte nicht Daher, ein Scheik der Druſen, die Franzoſen damit verſorgen laſſen. Die Druſen ſind nämlich eine in jenen Gegenden wohnende chriſtliche Völkerſchaft und hatten ſich, als ſolche, natürliche Feinde der Türken, gleich bey der Ankunft der Franzoſen mit dieſen verbündet. Ihr Scheik Daher war noch dazu von beſonderem Haß gegen Djezzar=Paſcha erfüllt, weil von dieſem ſein Vater ſeiner Güter, Ehren und des Lebens beraubt worden war. Bonaparte ernannte den Daher gleich nach ſeiner Ankunft zum Scheik von Tiberias und ſetzte ihn durch eine Proclamation wieder in vollkommenen Beſitz der väterlichen Würden und Güter. So lange die Franzoſen in Syrien blieben, haben die Druſen und ihr Scheik ihnen immer Treue und Dienſtfertigkeit bewieſen.

Während nun die Franzoſen in ihrer Lage ihre Hauptthätigkeit darauf beſchränken mußten, ihre Belagerungswerke möglichſt zu befeſtigen, da die Belagerten unter der Leitung der beiden Europäiſchen Offiziere ihre Vertheidigung mit großem Geſchick betrieben, empfing Bonaparte durch druſiſche Kundſchafter Nachricht von beträchtlichen, feindlichen Truppenſammlungen, die an mehreren Plätzen Syriens ſtatt fänden, und daß durch viel verbreitete Proclamationen Djezzar=Paſcha's das ganze Land zum Aufſtand gegen die Ungläubigen aufgerufen würde. — Der hieraus folgenden Noth mußte vorgebeugt werden. Nach Norden, Oſten und Süden wurden alſo Kolonnen ausgeſendet.

Mürat war bis zum See Tiberias, ja bis zu der über den Jordan führenden Brücke von Jacob vorgedrungen; da er aber nirgends Feinde fand, außer in dem Fort Zafet, welches ſich ſogleich ergab, ſo kehrte er, nachdem er eine Beſatzung in Zafet zurückgelaſſen, ins Lager vor Acre zurück. Zu früh! Denn grade um dieſelbe Zeit gingen die mit den Naploſanern vereinten Truppen von Damaskus an zwei Punkten über den Jordan. Auf ſie ſtieß Junot, nachdem er ſich Nazareths bemächtigt hatte. Am 8ten April erfocht er mit 400 Mann einen Sieg über 4 — 5000 Feinde, von denen er im Angeſicht des Thabor von der Front und im Rücken zugleich angegriffen wurde. Dieſes Treffen erinnert durch die vielen Einzelkämpfe, welche darin vorfielen, lebhaft an die Heldenkämpfe, welche von den Kreuzfahrern in denſelben Gegenden gehalten worden ſind.

Obgleich Djezzar-Paſcha, welcher um das Heranrücken der Truppen von Damaskus und Aleppo wußte, die Belagerer durch wiederhohlte Ausfälle ſo viel möglich beſchäftigte, damit ſie jenen Truppen nicht entgegenziehen könnten, ſo faßte Bonaparte auf die Nachricht vom Treffen bey Nazareth dennoch den Entſchluß, dem General Junot mit der Hälfte des Belagerungsheeres zu Hülfe zu eilen, damit eine Schlacht unter den Mauern von Acre vermieden würde. Schon am 9ten April mußte Kleber mit ſeiner Diviſion nach Nazareth aufbrechen. Am eilften ſchlugen Junot und Kleber vereinigt, bey dem Dorfe Lubi anderthalb Stunden von Kana, das 6000 Mann ſtarke Corps des Abdallah-Paſcha bis an den Jordan zurück; ſie mußten aber, weil es ihnen an Munition gebrach, von nachdrücklicherer Verfolgung abſtehen und ſahen ſich genöthigt, nach Nazareth zurückzukehren. Ueberdieß waren jene 6000 Mann des Abdallah-Paſcha nur die Avantgarde der ſogenannnten „Armee der Paſcha's.“ Dieſe war aus den Mameluken des Ibrahim-Bey, aus den Janitſcharen von Damaskus und Aleppo und aus ſyriſchen Arabern zuſammengeſetzt und lagerte ſich, als zu derſelben noch die Naplouſaner geſtoßen waren, 20,000 Mann Cavallerie und 10,000 Mann Infanterie ſtark, am 14ten April in der Ebene von Fouli (Esdrelon.) Auf die Nachricht hievon ſchickte Bonaparte den General Mürat mit 1000 Mann und einer Schwadron Dragoner ab mit dem Befehl, den Feind zu umgehen und ſich der Jordanbrücke von Jacob zu bemächtigen. Am 15ten brach er ſelbſt mit der ganzen Diviſion Bon, aller noch vorhandenen Reuterei und mit 8 Kanonen auf, indem er nur die Diviſionen Lannes und Reynier vor Acre zurückließ.

Am 16ten drang er mit Tagesanbruch nach Fouli längs der Schluchten vor, welche die Gebirge umgehen, da letztere für die Artillerie ganz unwegſam waren. Um 10 Uhr Morgens erreichte er die Höhen, von denen er die Ebene von Fouli, und den Berg Thabor erblicken konnte. Er erkannte in einer Entfernung von etwa 3 Stunden die kaum 2000 Mann ſtarke Diviſion Kleber mit der ganzen Maſſe der feindlichen Armee in Handgemeng. Zwei Stunden hinter dem Schlachtfeld konnte man das Lager der Mameluken am Fuße der Berge von Naplous bemerken.

Beym Anblick des Feindes, und vorzüglich bey Erwägung der Gefahren, in denen die Diviſion Kleber ſchwebte, verlangte das kleine von Bonaparte angeführte Armeecorps, ſogleich in den Kampf geführt zu werden, um ſeinen Waffenbrüdern beyzuſtehen, und ſie zu befreien. Der General hielt dieſen Enthuſiasmus von der günſtigſten Vorbedeutung zurück, befahl den Truppen nach dem beſchwerlichen Marſche am Morgen etwas auszuruhen, und machte ſeine Anordnungen zum Angriff. Er bildete aus allen ſeinen Truppen zwei große Vierecke, denen er eine ſolche Richtung gab, daß ſie mit der Diviſion Kleber die drei Winkel eines gleichſeitigen Dreiecks von 2000 Toiſen an der Seite bildeten. Durch dieſes Manöver kam der Feind in den Mittelpunkt der Figur zu ſtehen, und Bonaparte hoffte ihn dadurch von ſeinem Lager und von dem Rückzug nach Tabarieh, wo ſeine Magazine waren, abzuſchneiden, und ihn über den Jordan zurückzuwerfen, wohin ihm das Corps von Murat vorausgeeilt war. Wir werden nun das ſchnelle und denkwürdige Reſultat dieſer weiſen Anordnungen hören.

General Kleber hatte in ſeinem Lager von Nazareth Munition, 4 Kanonen, und eine Verſtärkung von Reuterei erhalten; er war am 15. von dort aufgebrochen, und in der Abſicht nach Fouli vorgerückt, den Feind ſo ſtark er auch immer ſeyn mochte, mit Anbruch des folgenden Tags anzugreifen. Von ſeinen Führern irregeleitet kam er indeſſen erſt um 6 Uhr an dem feindlichen Lager an, und mußte daher auf die Ueberrumplung deſſelben verzichten. Gleichwohl ſuchte er den erſten Augenblik der Verwirrung zu benutzen, begann ſeinen Angriff, und bemächtigte ſich einer kleinen Schanze, die er mit 100 Mann, unter dem Brigadechef Venoux beſetzte. Dieſe Schanze beherrſchte die Ebene, war für die Reuterei unzugänglich, und konnte im ſchlimmſten Fall den Rückzug der Diviſion decken. Kleber hatte ſeine Truppen in zwei Vierecke vertheilt, und rückte in der Ebene vor, wo der Kampf ſich ſogleich eröffnete. 4000 Mann feindlicher Reuterei waren bereits daſelbſt angelangt, die 3000 andere, und weiter zurück noch ein drittes Corps, und endlich die ganze Maſſe der Reuterei im Gefolge hatten. Niemals hatten ſich noch die Franzoſen einer ſolchen Mehrzahl gegenüber befunden, und ohne Zweifel konnte nur der größte Heldenmuth den erſten Eindruck des Erſtaunens und Schreckens dämpfen. Neben dieſer ungeheuren Maſſe von Reuterei hatte der Feind noch eine große Anzahl von Infanterie, die ein lebhaftes Feuer mit den Schützen, die Kleber an der Front ſeiner Vierecke aufſtellte, anknüpfte.

Es giebt wenige Beyſpiele eines ähnlichen Schauſpiels, wie Bonaparte und ſeine Truppen von den Höhen von Fouli aus erblickten. Eine Handvoll Franzoſen hält mit einer, über allen Ausdruck erhabnen, Feſtigkeit, eine unermeßliche Menge entſchloſſener Feinde zurück, die ſie von allen Seiten umgaben! Lange Zeit bemühten ſich die Türken durch bald theilweiſe, bald allgemeine, mit furchtbarem wie von Wilden ausgeſtoſſenem Geſchrei begleitete Angriffe, die beiden Vierecke zu durchbrechen. Jedesmal werden ſie durch die ſtoiſche Tapferkeit der heldenartigen Franzoſen, durch das Peloton- und Kartätſchenfeuer, das furchtbare Verheerungen in ihren gedrängten Reihen anrichtete, zurückgewieſen. Gegen Mittag fanden ſich die Franzoſen von einem Wall von Leichnamen von Menſchen und Pferden umgeben. Da indeſſen Kleber bemerkte, daß eines ſeiner Vierecke nämlich das von Junot, zu klein ſey, um Pferde, Pulverwagen und anderes Fuhrweſen zu enthalten, ſo entſchloß er ſich aus beiden Vierecken nur Eins zu bilden, und fuhr nach dieſer Bewegung, die der Feind zu verhindern außer Stand war, fort, einen unüberſteiglichen Widerſtand zu leiſten, wobey er übrigens empfehlen mußte, mit der Munition ſo ſchonend als möglich umzugehen. Kleber wußte, daß die Muſelmänner, ihrer Sitte gemäß, mit Sonnenuntergang den Kampf endigen würden, und wollte ſich bis zu dieſer Zeit halten, um dann den immer etwas unordentlichen Rückzug zu benutzen, und aufs kräftigſte in der Verfolgung über den Feind herzufallen.

Es war ungefähr 1 Uhr Nachmittags, als Kanonendonner aus der Ferne ertönte. Klebers Soldaten, von dem hartnäckigſten Kampfe ſeit dem frühen Morgen erſchöpft, fühlen ſich bey dieſem unerwarteten Zeichen von neuem Feuer durchdrungen. Alle rufen mit Enthuſiaſmus und mit einer von Hoffnung ſtrahlenden Stirne aus: Es iſt Bonaparte! Der Feind, der gerade in dieſem Augenblick einen neuen Sturm verſuchte, hält bey dem Freudenruf der franzöſiſchen Vierecke erſtaunt ſtill und bald folgt der auffallendſte Schrecken auf ſeine Unentſchloſſenheit.

In der That war das gehörte Geräuſch eine von Bonaparte in dem Augenblick befohlene Salve, wo alle ſeine Anordnungen gemacht waren, und ſeine beiden Vierecke ſich in Bewegung ſetzten. Der Obergeneral wollte dadurch den General Kleber von der für ihn ſich nahenden Hülfe benachrichtigen. Letzterer, die Abſicht Bonapartes vollkommen errathend, giebt der Ungeduld ſeiner Soldaten nach, und ergreift ſogleich die Offenſive. General Verdier, an der Spitze von vier Kompagnien Grenadieren, löst ſich von dem Viereck ab und überfällt mit Kühnheit das von der feindlichen Infanterie beſetzte Dorf Fouli. Kleber unterſtützt dieſen Angriff durch ein Piket Reuterei unter Anführung von Junot. Das Dorf wird nach Verfluß von einigen Minuten mit dem Bayonet genommen, und alles, was ſich noch daſelbſt zu vertheidigen ſuchte, niedergemacht.

In dieſem Augenblick erſcheint Bonaparte auf dem Schlachtfeld. Die 32ſte Halbbrigade unter Anführung des unerſchrockenen General Rampon greift den Feind in der Flanke und im Rücken an. General Vial zieht auf das Dorf Noures, um den Feind durch die Straße von Erbed gegen den Jordan zu werfen; endlich begeben ſich die Guiden zu Pferd und zu Fuß in aller Eile gegen Jenin, um den Rückzug auf dieſem Punkt abzuſchneiden.

Wenn 2000 in der Ebene von Fouli unbewegliche Soldaten von der unzähligen feindlichen Reuterei nicht durchbrochen werden konnten, welche Hoffnung konnte dieſe noch nähren, die neuangekommenen Tapfern in ihrem Heldenſchwung aufzuhalten? Augenblicklich reißt die größte Unordnung in den Reihen dieſer zuchtloſen Truppen ein. Der in allen Richtungen verfolgte und abgeſchnittene Feind weiß nicht mehr, wohin er den Franzoſen entfliehen ſoll. Von den Gebirgen von Naplous, von Degnine, von ſeinem Lager, ſeinen Magazinen, abgeſchnitten, gelingt es ihm doch zuletzt, ſich hinter den Berg Thabor zu werfen, von wo er, beſtändig verfolgt, endlich während der Nacht die Brücke von El-Medjameh gewinnt. Der Schrecken dieſer Flüchtlinge war ſo groß, daß eine große Anzahl ſich bey dem Uebergang über die Brücke aus der gedrängten Maſſe in den Jordan ſtürzte, um ſchneller das andere Ufer zu erreichen, und ertrank.

Dieß war die Schlacht am Berge Thabor. Der Verluſt des Feindes überſtieg die Zahl von 6000 Mann; die Franzoſen verloren nach den beſtimmteſten Zeugniſſen nur 200 Mann; die Beute an Gepäck, Munition und Lebensmitteln war unermeßlich. In Tabarieh (Tiberias) fanden die Franzoſen ſo ungeheure Magazine, daß der Kriegskommiſſär Miot berichtete, die Armee könne daraus auf ein Jahr mit Lebensmitteln verſehen werden. Die Hauptfolge des Sieges war, daß während der ganzen Dauer der Belagerung von Acre die Armee der Paſcha's ſich nicht mehr zeigte, und der Muth der Belagerer erneut und erhöht wurde, um ſo mehr, als an dem Tage der Rückkehr ins Lager vor Acre drei franzöſiſche Fregatten von Alexandrien mit Belagerungsgeſchütz und hinreichender Munition in Jaffa angekommen waren.

Es wäre für ſich betrachtet der genaue Bericht über die ferneren Ereigniſſe der Belagerung äußerſt intereſſant und belehrend; allein wir fürchten für den größeren Theil unſerer Leſer bey Darſtellung dieſes ägyptiſchen Feldzugs ſchon zu ausführlich geweſen zu ſeyn und faſſen uns daher ſo kurz als möglich.

Eine neue gegen den ſchon oben erwähnten Thurm geführte Mine ſprang, vergrößerte aber die Breſche nicht, weil die Exploſion nur Gewölbe traf, von denen man nichts geahndet hatte. Zwar drangen dennoch die franzöſiſchen Grenadiere in das erſte Stockwerk des Thurms, mußten aber dem mörderiſchen Feuer, das aus den oberen Stockwerken auf ſie gegeben wurde, weichen. Bald darauf gelang es gar den Belagerten, ihre Werke rechts und links von dem Thurm vorwärts zu pouſſiren, wodurch dieſer durch ihr Musketenfeuer beſtrichen und gegen das Stürmen gedeckt werden konnte. Vergebens eroberten die Franzoſen öfters die Außenwerke, weil ſie ſich darin gegen das Feſtungsfeuer nie halten konnten. Als am 1ten Mai die angekommene Belagerungsartillerie aufgeſtellt war, ward der Thurm, den, ſo wie jenen von Jaffa, Bonaparte nun einmal für den Hauptangriffspunkt zu halten ſich in den Kopf geſetzt hatte, gänzlich zertrümmert; dennoch gewährte er keinen Zugang in die Stadt und ein ungeheurer Aufwand an Munition war vergebens gemacht worden. Es fehlten Kugeln und Bonaparte ſetzte einen Preis darauf, die feindlichen Kugeln zu ſammeln. Es war luſtig zu ſehen, wie die Franzoſen oft den auf ſie abgeſchoſſenen Kugeln, nicht eben entgegen, aber doch nachſprangen. Indeſſen trieben die Belagerten bey dem ſchwächern Feuer der franzöſiſchen Artillerie, neue Werke gegen die Laufgräben vorwärts und während dadurch die Anſtalten zu einer neuen Breſche an der vom Thurm öſtlich gelegenen Courtine annullirt wurden, waren die Belagerer genöthigt ihre Kräfte gegen die neuen Sappen des Feindes, ja gegen deſſen Angriffe auf ihre eignen Werke zu verwenden. Die Hinderniſſe, wodurch ein glücklicher Ausgang der Belagerung erſchwert wurde, häuften ſich. Während die Franzoſen an Munition Mangel zu leiden anfingen und ihre Verluſte an Todten und Verwundeten nicht erſetzen konnten, erſchien am 7ten Mai eine 30 Segel ſtarke engliſch-türkiſche Flotte. Bonaparte beſchloß einen Sturm, um noch vor Ankunft dieſer Flotte, die Verſtärkungen aller Art der Feſtung zuführen konnte, der Stadt ſich zu bemächtigen. Um 10 Uhr Morgens waren alle äußeren Werke erſtürmt, man drang gegen den Thurm vor, erbeutete Fahnen, Kanonen, oder vernagelte dieſe. Endlich, nachdem 17 Offiziere und 150 Soldaten ſamt dem Brigadechef Boyer geblieben waren, wurde der Thurm ganz erobert. Damit ging die Nacht hin. Am 8ten erneuerte ſich der Kampf; durch eine neue Breſche, die rechts des Thurmes geſchoſſen worden, führte Lannes ſeine Diviſion zum Sturm. Zweihundert Grenadiere unter General Rambeaud's Anführung dringen wirklich in die Stadt ein. Da ſtoßen ſie auf einen zweiten Wall, den Phelipeaux hatte errichten laſſen und das weitere Vordringen wird gehemmt. Zu gleicher Zeit wird die nachfolgende Diviſion von einem mörderiſchen Feuer aus allen Häuſern, aus dem Serail ſogar und aus einer von Türken noch beſetzt gehaltenen Baſtey in Front und Rücken begrüßt und dadurch ſo außer Faſſung gebracht, daß ſie ſich unordentlich zurückzieht. Vergebens ſucht ſie General Lannes zu neuem Vordringen zu ſammeln; er wird ſelbſt am Kopf verwundet und kann nun den völligen Rückzug bis in die Laufgräben nicht hindern. Mittlerweile hatten die 200 Grenadiere trotz alles Feuerns auch den zweiten Wall erſtiegen und waren bis zum Serail des Paſcha's vorgedrungen. Als ſie ſich hier von den Ihrigen verlaſſen ſehen, bemächtigen ſie ſich einer Moſchee und beſchließen, ſich darin bis auf den letzten Mann zu wehren. Schon waren Rambeaud und viele ſeiner tapfern Waffenbrüder gefallen, als Sidney Smith ihnen eine ehrenvolle Kapitulation anbietet und ſie ſich darauf hin in engliſche Gefangenſchaft begeben. Dieſer trotz der größten Anſtrengungen mißglückte Sturm hatte nicht den Muth, aber den Enthuſiasmus der Franzoſen, ohne welchen ihnen nichts gelingt, gebrochen, und ein zweiter Sturm, den am 9ten May Bonaparte anordnete, mußte um ſo eher wieder mißlingen, als die Belagerten neue Mannſchaft, neue Munition durch die Flotte und neuen Muth durch das Unglück der Franzoſen bekommen hatten.

In beyden Stürmen hatte die Armee 500 Mann verloren und dazu die ausgezeichnetſten Offiziere, unter ihnen außer den ſchon genannten, den General Bon. Früher ſchon waren, der Chef der Artillerie Caffarelli und der Chef des Generalſtabes Say an ihren Wunden geſtorben. Dazu brach, wegen der Maſſe in den Wallgräben Verweſender, wieder die Peſt im Heere aus. Dieß und der Umſtand, daß die Belagerten immer neu durch die engliſche Flotte an Mannſchaft, Munition und Lebensmittel verſtärkt wurden, wäre ſchon hinreichend geweſen, den Entſchluß zur Aufhebung der Belagerung zu rechtfertigen. Nun aber empfing Bonaparte noch dazu die Nachricht von einem Aufſtande der in Niederägypten drohe und daß die engliſch-türkiſche Flotte jeden Augenblick in Aegypten landen könne, daß die Armee der Paſcha's ſich auf's Neue am Jordan ſammle, und endlich, daß auf der Inſel Rhodus eine ſtarke türkiſche Armee für Aegypten ausgerüſtet ſey. — Am 17ten May kündigte ein Tagsbefehl, der mit Lobſprüchen der bisher bewieſenen Ausdauer und Tapferkeit angefüllt war, der franzöſiſchen Armee die Aufhebung der Belagerung an. Während dreier Tage, die zu der Vorbereitung des Rückzuges gebraucht wurden, ſetzte man den Kampf aufs lebhafteſte fort, theils um die Feinde zutäuſchen, theils aber auch durch deren Ausfälle genöthigt. Bey einem Ausfall, den die Belagerten am 20ten May unternahmen, erlitten dieſelben einen ſo ungeheuern Verluſt, daß ſie zunächſt keinen neuen wagen durften. Dieſes letzte Waffenglück benutzte Bonaparte und in der Nacht darauf ward der Rückzug nach Aegypten angetreten.

(Beſchluß folgt.)

Nordamerikaniſche Literatur.

The North-American Review. January 1825.

Wir ſind es unſern Leſern ſchuldig, ihnen von dieſer Zeitſchrift Nachricht zu geben, da ſie ſich ſeit einiger Zeit mit den Koryphäen unſerer Literatur beſchäftiget. Es muß erfreulich für uns ſeyn, daß das Große und Schöne, welches wir in unſerer Literatur bewundern, als ein heiliges, unzerzerſtörbares Heiligthum unſeres Geiſtes und Herzens, auch den Weg nach Amerika gefunden; muß erhebend ſeyn für den Genius, daß ſeine Werke einen ſo großen Schauplatz des Wirkens gefunden und Millionen Herzen auch in der neuen Welt mit den Bildern und Eindrücken des Schönſten und Edelſten erfüllen. Schon in den frühern Quartalheften dieſes Review findet ſich eine ausführliche Abhandlung über Schillers Leben und Schriften, und der Genius des Edeln darf ſich beruhigen, daß er in der neuen Welt nicht mißverſtanden worden. Einen ähnlichen Aufſatz finden wir über Göthe im Octoberheft 1824. Es heißt darin: der Charakter der Werke dieſes Dichters ſey Schuld, daß ſie auswärts den Beyfall nicht geärndtet, wie in Deutſchland; ſeine Werke ſeyen keine Meiſterſtücke der regelmäßigen Form; ſie ſcheinen Abweichungen von denſelben zu ſeyn, weil ſie originell, national ſeyen und nicht fremden Muſtern gleichen. Ueberdies ſeyen nicht alle ſeine Produkte glücklich ausgefallen, und einige Werke, darin ſein Genius nicht zu verkennen ſey, beleidigten in Abſicht auf Plan und Ausführung das Sittengeſetz. Der Grund, warum ſeine Werke in Amerika nicht gefallen, liege in dem Stoff, den er behandle. Beherzigenswerth iſt die Aeußerung über die Wahlverwandtſchaften: „In Deutſchland iſt man allgemein der Anſicht, die Charaktere in den Wahlverwandtſchaften ſeyen mit der ängſtlichſten Wahrheit (with agonising truth) durchgeführt; aber in den Vereinigten Staaten würde das Buch — Dank der verehrten Heiligkeit häuslicher Liebe und Treue — ungläubig weggeworfen werden als eine falſche, gefährliche Schmähſchrift (libel) auf die menſchliche Natur.“ —

Der Verfaſſer desſelben Aufſatzes findet in der verkehrten und verkrüppelten Richtung der Einbildungskraft (imaginative distress, wie er es nennt) gerade den Hauptkontraſt zwiſchen der jetzigen und alten Literatur. Bey den Alten, ſagt er, hören wir bis auf die Zeiten der Sappho nichts von den Qualen eines krankhaften, ungeregelten Gehirns. Ein Mann wie Rouſſeau, wäre nicht unter den Inſtitutionen von Attika gebildet worden; Weſen, wie Childe Harold und Lara, Fauſt und Taſſo würden von keinem Griechen (in der frühern, ſchönen Periode dieſes Volks) erfunden worden ſeyn. Der Verfaſſer hat mehrere kleine Lieder Göthe's, wie z. B. Phantaſie, Mignon, das Veilchen, der Fiſcher, Lied des Gefangenen Grafen u. ſ. w. in gelungenen, treuen Ueberſetzungen in ſeinen Aufſatz eingeflochten. Er verkennt das Große und Schöne nicht, warnt aber vor dem falſchen Schimmer. Dies um ſo nothwendiger, da die literariſche Epoche der Amerikaner erſt beginnt; ſie ſollen den Charakter und Werth des Fremden kennen lernen. Auch die Liebe zur alten Literatur iſt bey ihnen erwacht; Niebuhr's römiſche Geſchichte iſt auch nach Amerika verpflanzt, wie die Grammatiken von Buttmann (Everett, der Redaktor dieſes Journals überſetzte dieſe) Matthia, Hermann und Thierſch. In den meiſten Provinzen gibt es Akademien der Künſte und Wiſſenſchaften. Die von dem Staate Maſſachuſſets ſetzte einen Preis von 100 Pfund Sterling für denjenigen aus, der die vorhandenen Materialien zu einer Geſchichte der Völker, welche Amerika vor der Entdeckung des Columbus bewohnten, ſammelt. Mehr als 200 Wagen ziehen mit Büchern durch das Land, und gerade dieſe Art des Buchhandels trägt außerordentlich viel zur Verbreitung nützlicher Werke bey. Von Waſhington's Biographie ſind auf dieſe Weiſe 50,000 Exemplare abgeſetzt worden.

Doch wir kehren zu unſerm Review zurück. Das Januarheft, welches wir vor uns haben, ententhält einen Aufſatz über Herder. Der Verfaſſer desſelben hebt nur die poetiſche Seite von Herder hervor, und übergeht ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Werke, nahmentlich ſeine Ideen zur Geſchichte der Menſchheit. Hat er aber auch die Erſcheinung dieſes erhabenen Geiſtes nicht in ihrem Umfang und ihrer Tiefe aufgefaßt, ſo wußte er doch jene Seite, die freilich nur durch ihre Beziehung auf das Ganze ihre volle Bedeutung erhält, recht ſchön zu würdigen, und er mußte von ſeinem Standpunkt aus mehr einen aufnehmenden, als ſchaffenden Geiſt in Herder erkennen. Viele Dichtungen Herders, auch ſeine Stimmen der Völker hat der Verfaſſer überſetzt, und ſeine Richtung nach dem Edeln und Schönen aller Völker anerkannt und geprieſen.

Wir finden in demſelben Heft noch hiſtoriſche Nachweiſungen über den Urſprung und die Aufnahme der Stadt Baltimore, die wir unſern Leſern beſonders mitzutheilen gedenken, und eine biographiſche Skizze Lafayette's, die für die Amerikaner jetzt beſonders Intereſſe hat. Man weiß, daß Lafayette fünf Jahre in Olmütz gefangen gehalten worden, und daß er trotz der Verwendung vieler angeſehenen Perſonen die Freiheit nicht erhalten konnte. Der Brief, den der damalige Präſident Waſhington an Seine Majeſtät den Kaiſer von Oeſterreich in dieſer Angelegenheit geſchrieben, iſt wohl der merkwürdigſte an dieſer Skizze. Wir übergehen die andern Aufſätze und bemerken nur noch, daß der Zuſchnitt dieſes Journals derſelbe iſt, wie der engliſchen überhaupt, und den unſer deutſche Hermes auch hat. Uebrigens ſind es nicht die Schätze der deutſchen Literatur allein, mit denen dies Review die Amerikaner bekannt zu machen ſucht; man findet auch Aufſätze über die italieniſche Literatur (über Machiavelli, über Taſſo, Arioſto, u. ſ. w.) und über die franzöſiſche; daß die engliſche eine Hauptberückſichtigung erfahre, verſteht ſich von ſelbſt, da die Kultur der Amerikaner von England ausgegangen und von daher immer noch ihre Hauptnahrung zieht.

Wie ſehr übrigens die Leſeluſt überhand genommen, mögen die Nachdrücke engliſcher Bücher und die 598 Journale und Zeitungen beweiſen, welche im Umfang der Staaten erſcheinen. Auch Kanada hat jetzt ſein Review (The canadian review and literay and historical Journal. Montreal 1824) Vor 30 Jahren war noch keine Bibliothek und keine Literariſche Geſellſchaft in Kanada. Jetzt erſcheinen 19 Zeitungen in Ober- und Unterkanada, davon erſcheinen 6 zwei Mal die Woche; 4 werden in Quebec gedruckt, und 7 in Montreal. Die Hauptbibliotheken ſind zu Quebec und Montreal, doch iſt die zu Montreal die vorzüglichere. Sonſt hat jede Stadt ihre Bibliothek, ihre Leſegeſellſchaft und Privatbibliotheken. Der Unterricht, das Schulweſen liegt in Kanada noch etwas darnieder; und man giebt den Katholiken die Schuld. — Die Kanadiſche Literatur hat ſogar ſchon einen Roman aufzuweiſen: „Das Kloſter St. Urſula, oder die Nonne von Kanada.“ (Saint Ursula's convent, or the Nun of Canada. 2 Vol.) Das kanadiſche Review enthält hiſtoriſche Artikel über die Entdeckung und frühere Geſchichte der Provinz Kanada.

Wir ſchließen unſere kurzen und abgeriſſenen Nachrichten über die literariſchen Beſtrebungen eines Volkes, das durch ſeine politiſchen Inſtitutionen ſo allgemeine Aufmerkſamkeit erregt, mit dem Verſprechen, noch öfter und ausführlicher auf dieß Thema zurückzukommen.

Miszellen.

Der franzöſiſche General Dümesnil, der in dem ruſſiſchen Feldzug ein Bein verloren hatte, war im Jahre 1814 Kommandant von Vincennes, das er noch mehrere Wochen nach der Einnahme von Paris vertheidigte. Auf die erſte Aufforderung der Ruſſen, die Feſtung zu übergeben antwortete er: Es ſoll geſchehen, wenn ihr mir mein Bein wiederbringt. —

— Dieſer franzöſiſche Spaß erinnert an einen andern, der bey der ägyptiſchen Armee im Gange war. Dieſe hielt den General Caffarelli für den eigentlichen Anſtifter des ſyriſchen Feldzugs. Auf ihn entlud ſich aller Unmuth, wenn die Laſt der Mühſeligkeiten zu drückend wurde. Wenn er daher mit ſeinem hölzernen Bein vorbeyhinkte, — denn er hatte in den Kriegen gegen die Allirten ein Bein bey Straßburg eingebüßt, — ſo riefen die Soldaten; ja, den kümmerts wenig, ob er hier herumhinkt, er iſt doch immer mit einem Bein in Frankreich.

— Kriegsübungen im Frieden ſind Schiffahrten auf ruhigem See, bey heiterem Himmel. Aber was würde im Sturm aus den Schiffen werden, wenn man ſie nicht einmal bey der Windſtille zu regieren wüßte?

— Am 25ten Juni 1824 iſt zu Shiraz in Perſien ein furchtbares Erdbeben geweſen. Shiraz war dabey von dickem Nebel umhüllt, und als er nach dem Erdbeben ſich zerſtreut, ſah man die eingeſtürzten Moſcheen und Minarets. Faſt alle Thürme ſind Ruinen ſo wie die meiſten Häuſer der Stadt. Faſt tauſend Menſchen ſind dabey umgekommen.

Aus dem
Tagebuch des Miſſionärs Wolff. *)

Orfa den 11ten Februar (1824.)

Dieſe Stadt, in der Kirchengeſchichte unter dem Namen Edeſſa bekannt, heißt bey den Türken Orfa, Kuthia bey den Arabern, und Ur Kardim d. i. Ur der Chaldäer bey den Juden. Türken, Juden und Chriſten, die hier wohnen, halten ſie für die wahrhaftige Geburtsſtätte unſers Vaters Abraham. Caſan liegt 8 Stunden von Orfa. Die Juden wallfahrten dorthin zum Grabe des Tara, Abraham's Vater. Eine halbe Stunde von Caſan iſt ein Dorf, Jelfeidan genannt, das iſt die Geburtsſtädte Laban's, allwo auch Jakob die Heerden gehütet.

Der ſyriſche Biſchof (Gabriel), an den ich einen Brief vom Patriarchen hatte, lud mich ein, am folgenden Tage dem öffentlichen Gottesdienſt beyzuwohnen; ich nahm die Einladung

---

*) Der Miſſionär Wolff (ein Deutſcher) hat Meſopotamien und Chaldäa durchreiſt von Aleppo bis Bagdad. Sein Tagebuch gewinnt für die Leſer unſerer Blätter dadurch ein beſonderes Intereſſe, daß er eine Seite im orientaliſchen Leben, nämlich die religiöſe, ganz einfach und natürlich ſchildert, auf die andere Reiſende wenig geachtet. Er reiſte am 4ten Februar 1824 von Aleppo ab mit ſeinem Diener, in Geſellſchaft eines Franzoſen, welcher deren zwey hatte, und funfzig türkiſcher Kaufleute. S. Archives du christianisme au dix-neuvième Siècle. Fevrier et Mars. 1825.

an, bat ihn aber, er möge mir's nachſehen, wenn ich das Kreuz und die Bilder nicht küſſe, und mir erlauben, den Paar hundert Syrern, ſo arabiſch verſtünden, das Evangelium in dieſer Sprache vorzuleſen. Er geſtattete mir beydes. Ich las ihnen alſo — im Ornat eines ſyriſchen Prieſters — das dritte Kapitel aus dem heil. Johannes vor, und legte dann den Schmuck wieder ab, den ich in der Sakriſtei genommen hatte. Nach dieſer heiligen Handlung beſuchte ich den armeniſchen Biſchof. Es gibt 200 ſyriſche Familien zu Orfa und 2000 Armeniſche. Sie haben zwey große, uralte Kirchen. Auch ſind 80 jüdiſche Familien dort, ihr vornehmſter Rabbiner heißt Haim.

Unterredung mit dem Rabbiner Haim.

Der Rabbiner Haim. „Der Segen ſey mit Dir, der Du im Namen des Herrn nach Ur der Chaldäer gekommen.“

Ich. „Geſegnet ſeyſt auch Du im Namen des Herrn, o Rabbiner zu Ur der Chaldäer.“

Der Rabbiner Haim. „Ich habe vernommen, Du ſeyſt ein Weiſer und der Thalmud ſagt: die Weiſen müſſen gegen einander kämpfen, wie die Ochſen; und da ich ein Weiſer bin, ſo laßt uns gegen einander kämpfen; denn ich habe (der Herr ſey gebenedeit) geleſen das Geſetz und die Propheten Jarkhi, Sohar, Schulkhan, Orakh und Rambam. Ich kann alſo ſtoßen mit den Hörnern.“

Ich. „Haltet euere Hörner bereit, o Weiſer und ſtoßet.“

Nunmehr ſtieß mich der Rabbiner Haim mit ſeinen Hörnern über eine Stunde, ohne daß ich ihn unterbrach; worauf ich dann ſprach: „Wahrlich, wahrlich ich ſage euch, ihr könnet der weiſeſte Menſch der Welt ſeyn; aber ihr möget nicht in das Reich des Himmels eingehen, wofern ihr nicht von neuem geboren werdet.“

„Du biſt ein Lehrer in Israel, du haſt die Rabbiniſchen Bücher geleſen und weißt dieſe Dinge nicht.“ Und ſo verkündigte ich ihm und den andern Juden das große Gegenbild des Oſterlamms, den Samen Abrahams, in dem alle Geſchlechter der Erde geſegnet werden müſſen. Ich verkündigte ihm Jeſum

Chriſtum, deſſen Macht keine Grenzen, deſſen Weisheit keine Zahlen kennt und der uns — durch den Glauben an Ihn — in die prachtvollen Höfe des Königes der Himmel einführt.

Ich gab ihm und zwei andern Rabbinern zwei hebräiſche Bibeln und drei neue Teſtamente; zwanzig andere Juden verlangten noch mehrere von mir; allein ich konnte ihnen keine geben. Sie betheureten, daß ſie nie auf ſolche Art von Jeſu Chriſto reden gehört.

Alterthümer von Orfa.

Ich ging hinaus, um die Grotte zu ſchauen, wo, nach dem Glauben der Juden, Muſelmänner und Chriſten, Abraham geboren ward. Sie benennen ſie mit demſelben Namen wie den glühenden Ofen, in den — nach ihrer Ausſage — Abraham auf Nimrod's Befehl geworfen worden, nämlich Khalil Rahman — Vielgeliebte der Barmherzigkeit.

Der Midrach Raba und andere rabbiniſtiſche Schriftſteller erzählen, Nimrod ſey nach Ur der Chaldäer gekommen, und da er den Abraham nicht zwingen konnte, ſeine Götzen anzubeten, habe er ihn in einen brennenden Ofen zu werfen befohlen; allein der brennende Ofen ward alsbald in einen kühlenden Fluß verwandelt und Abraham gerettet. Die Türken, Juden und Chriſten zu Orfa glauben alle an dieſe Sage und ſie verrichten alljährlich ihre Andacht bey dem Fluſſe, den ich ſelber auch geſehen. Er iſt ganz voller Fiſche, die bis ans Ufer kommen, ſobald ſie jemand gewahren; denn es darf niemand bey Todesſtrafe einen Fiſch aus dieſem Fluß nehmen, und ſo rührt ſie niemand an und die Vorübergehenden geben ihnen noch zu freſſen. Ich habe ihnen ſelbſt Brod zugeworfen.

Politiſcher Zuſtand von Orfa.

Da ich der erſte proteſtantiſche Miſſionär bin, der dieß Land durchzogen, ſo will ich einiges von dem gegenwärtigen Regimentszuſtand zu Orfa melden, obwohl ich ſonſt kein Staatsmann bin.

Orfa wird von einem Paſcha regiert, den der Großſultan ſchickt; er darf aber nicht in der Stadt wohnen, denn die Einwohner ſind in offener Empörung gegen den Sultan. Er reſidirt gewöhnlich zu Maraſch, zwei Tagereiſen von Orfa. Der Gouverneur von Orfa, Ibrahim Khalil Aga, iſt das Haupt der Empörung und alle Einwohner ſind ihm blindlings ergeben. Zwei Monate vor meiner Ankunft zu Orfa kam ein Tatar von Conſtantinopel mit einem Firman und verlangte den Tribut. Der Gouverneur befahl den Tatar mit dem Firman in der Hand ſchnurſtrackes zu hängen in Gegenwart der Einwohnerſchaft; und der Befehl ward ſogleich vollſtreckt: Kanonendonner und das laute Beyfallsrufen des Volkes verkündigten, wie zufrieden man mit dem Befehl des Gouverneurs war. „Das iſt der Tribut, rief alles, den wir dem Sultan geben, der es wagt, einen Hund herzuſchicken, um von den Einwohnern der Stadt Tribut zu fordern, wo Abraham — „der Vielgeliebte des Barmherzigen“ geboren worden. Wir kennen keinen Sultan. Es lebe unſer Gouverneur Ibrahim Khalil Aga!“

Calmet ſagt in ſeinem Kommentar über das Buch von Jeſus, daß Ura, nahe bey Niſibim, das alte Ur der Chaldäer iſt. Ich habe auf dem ganzen Wege von Orfa bis Niſibim nachgefragt und niemand kannte die Stadt Ura. Calmet muß alſo hierüber nicht gut unterrichtet geweſen ſeyn.

Abreiſe von Orfa den 14ten Februar.

Februar 15. Wir kamen von hier zu einem kurdiſchen (chaldäiſchen) Dorf Kulajeck genannt, wo unſere Drangſale anfingen. Der Aga, an den wir vom Gouverneur zu Orfa einen Brief hatten, war nicht da; wir bewohnten den beſten Saal des Häuptlings der Kurden, welches ein Stall iſt, wo ſich auch ſeine Pferde und Kühe befinden. Wir wagten die ganze Nacht kein Auge zu zu thun aus Furcht beſtohlen zu werden. Wir nahmen endlich Kurden zu unſern Begleitern, die uns aber auf der Hälfte Wegs verlaſſen wollten und uns nur unter dem Verſprechen einer großen Belohnung zum nächſten Dorfe führten.

Februar 16. Im kurdiſchen Dorfe Maſar nahmen wir einen andern Kurden zum Wegweiſer, der uns ebenfalls auf der Hälfte Wegs verließ. Ohne Kunde des Wegs mußten wir alſo fortwandern und kamen zum Dorfe Rabi-Ayub (Prophet

Job). Man behauptet, der Job der heiligen Schrift ſey hier geboren und begraben worden; die Türken und Araber wallfahrten hieher. Die Einwohner ſind gaſtfreundliche Araber und ihr Häuptling Job (Ayub-Aga) hat 80,000 arabiſche und kurdiſche Familien unter ſich. Es iſt der mächtigſte Nomade der Wüſte. Weh dem, der der Macht Jobs wiederſteht! Zwei ſeiner Soldaten hätten mich in aller Sicherheit nach Merdeen bringen können; ich bedaure, daß ich es nicht früher gewußt; ich erfuhr es erſt zu Merdeen. Ich empfehle daher allen Reiſenden und Miſſionären, die durch das Land kommen, ſich von dem Paſcha zu Aleppo einen Brief an Job geben zu laſſen und Brod und Salz bey ihm zu eſſen; ſie werden ſich ſo die Leiden erſparen, die wir von den Kurden zu erdulden hatten. Wolle Gott daß er wie der Job der Schrift erkenne, ſein Erlöſer ſey lebend und erſchienen auf Erden!

Februar 17. Mein Gefährte wollte nicht in einem ärmlichen Gewande, gleich mir, reiſen; er wollte den Großen machen, obwohl er die Mittel nicht dazu hatte, was uns viel Verdruß brachte.

Wir ſetzten unſern Weg bis Kuſelli fort, welches 9 Stunden von Merdeen iſt. Kuſelli iſt von einigen hundert Kurden, 20 Yeziden und einer chriſtlich-ſyriſchen Familie bewohnt. Wir ſtatteten dem Aga Sayid Khambeck, dem berühmteſten Räuber dieſes Landes, einen Beſuch ab. Ich zeigte ihm den Firman des Sultans, er lächelte und ſprach: „der Firman des Sultans hat bey den Kurden keine Kraft.“ Er ließ uns wiſſen, daß wir unſern Weg nach Merdeen nicht fortſetzen könnten, weil Muſtapha Ibu Shandin Aga, der das Dorf Jazyam auf dem Berg Asf bewohnt, jene Stadt belagere, um den Kopf des Vizegouverneurs zu bekommen. Wir könnten in ſeinem Hauſe bleiben, bis er ſeinen Bruder an Muſtapha geſchickt, um die Erlaubniß für uns zu hohlen, daß wir nach Merdeen kommen könnten. Wir mußten uns unterwerfen und von dieſem Augenblick war unſere Habe und unſer Leben in den Händen eines grauſamen und treuloſen Räubers. Wir ſchliefen in ſeinem Hauſe und waren in der Nacht von ſeinen Leuten bewacht.

Februar 18. Sayd Khambeck ſchrieb dieſen Morgen einen Brief an ſeinen Freund, den Räuber Muſtapha Aga, und ſagte ihm — gegen die Wahrheit — zwei Kaufleute (der Franzoſe und ich) ſeyen in ſeinem Dorfe angelangt, und bäten um Erlaubniß nach Merdeen gehen zu dürfen. Sayd Khambeck las mir den Brief und ich ſagte ihm, er ſolle die Wahrheit ſchreiben, wir ſeyen keine Kaufleute von Mouſſoul. Allein er antwortete mir: ich ſoll das ſeinem Gewiſſen überlaſſen, und er bat uns um 350 Piaſter, damit er uns die Freiheit verſchaffen könne. Wir konnten ſie ihm nicht verweigern, und da er ſie erhalten, ritt ſein Bruder ſogleich von dannen. Was wir während ſeiner Abweſenheit litten, kann ich nicht beſchreiben; die Barbaren nahmen mir mein Bett und ſie wollten mir durchaus auch meine Uhr nehmen. Während der Zeit, da wir auf eine Antwort warteten, beſuchte ich die chriſtliche Familie, welche zu Kuſelli iſt, und ich fand ſie arm, elend und niedergedrückt. Ich traf bey ihr den Diaconus der ſyriſchen Kirche, welche zu **Abrahanna** iſt; er heißt Shamaun (Simeon) und hat 70 Jahre, ſein Bart iſt weiß und ſeine Augen faſt erloſchen. Ich ſprach zu ihm: „Dein Name iſt Simeon, du mußt auch ſo werden, wie jener Simeon in der Schrift, auf daß du am Ende deines Lebens auch ſagen kannſt, wie er: Herr, laß deinen Diener in Frieden wandeln nach deinem Wort; denn meine Augen haben dein Heil geſehen.“ Der Diaconus Simeon weinte, ſeine weißen Haare und ſeine Locken zitterten und er ſprach: „Sieh da, das iſt meine einige Hoffnung, daß ich dereinſt in die Wonne des Paradieſes eintreten werde.“ Er bat mich darauf um ein Paar engliſche Brillen. Ich gab ihm die Brillen, mit denen ſeine verdunkelten Augen entfernte Gegenſtände ſehen konnten. Könnte er doch auch die Wonnen des Paradieſes ſchauen! Ich gab ihm drei arabiſche Bibeln, eine für ihn, eine für ſeinen Sohn und eine für die Kirche zu Abrahanna.

Ich. „Warum ſind ſo viele Syrier Papiſten geworden?“

Simeon (weinend). „Viele wollen auf der breiten Straße wandeln und ſie verlaſſen den engen Pfad, der zum Himmel führt. Unſere Faſten ſind zu ſtrenge für viele: während ſieben Monaten des Jahrs eſſen wir weder Fleiſch, noch Fiſche, noch

Eier; wir dürfen nur Kräuter eſſen; aber die Katholiſchen erlauben den Genuß des Fleiſches, des Oehles und der Fiſche; dadurch angelockt werden ſo viele Syrier katholiſch."

Ich ſprach zu Simeon: „Leſet dies Evangelium eifrig mit euerer Heerde und ſie werden ſehen, daß es nur einen Namen unter dem Himmel giebt, durch den ſie errettet werden mögen, das iſt der Name Jeſu Chriſti."

Simeon faßte meine Hand, küßte ſie und weinte. Ich fragte ihn, was er über die Bekehrung der Juden denke.

Simeon. „Sie werden alle gerettet werden, aber der Antichriſt muß vorher offenbart werden."

Ich fragte ihn, warum man die Syrier Jakobiten nenne.

Simeon. „Aus drei Gründen. 1. Weil wir die Kinder Israels ſind. 2. Zur Zeit da die Apoſtel Chriſtum predigten, wurden viele Juden hie und da bekehrt; wir ſind die Abkömmlinge jener, die die gute Bothſchaft annahmen und viele von uns waren von der Heerde des heil. Jakob, des Apoſtels, weßhalb wir Jakobiten genannt werden. 3. Zur Zeit der Verfolgung haben unſere Biſchöfe einem Prieſter, Namens Jakob, die Erlaubniß ertheilt, Prieſter und Biſchöfe zu weihen; daher kommt auch der Name Jakobiten."

Februar 20. Ich machte einen zweiten Beſuch bey der chriſtlichen Familie, ich traf einen Chriſten, der vor der Thüre ihres Hauſes ſaß. Ich ſetzte mich zu ihm, er war zu meiner Rechten und ein Yezidi, ein „Anbeter des Teufels" ſaß zu meiner Linken. Indem ich ihn ins Auge faßte, entdeckte ich einige Verſchiedenheit an ſeinem Anzug und Geſicht zwiſchen dem der Kurden. Ich fragte alſo den Chriſten, ob der Mann da ein Kurd ſey. Der Yezidi, welcher meine Frage verſtand, ſprach: „Ich bin kein Kurd, ich bin ein Yezidi nach dem Geſetz von Donadia."

Ich. „Was iſt dein Glaube?"

Der Yezidi. „Wir beten niemals, und (indem er die Hände gen Himmel hob und das Knie bog) wir machen niemals ſo."

Trauert Freunde, der Yezidi erhebt nie ſeine Hände gen Himmel, noch viel weniger ſein Herz, und wirft ſich niemas nieder!

Denkſt du zuweilen an Gott? — Nie — Beteſt du den Teufel an? — Wir beten nichts an; wir reden nie von dem, von dem du ſo eben redeſt und wir lieben den, von dem du ſo eben redeſt. — Glaubſt du der Teufel ſey gut? — Nein — Warum liebt ihr ihn? — Es iſt ſo. — Glaubt ihr an das Daſeyn eines Gottes? — Ja. — Warum ruft ihr ihn nicht an? — Es iſt ſo. — Wenn ich dir ein Geſchenk machte, würdeſt du mir nicht dafür danken? — Ich würde dir für das Geſchenk ſehr danken. — Gott gibt euch Leben, Athem, Tuch und Kleider und ſeine Sonne beſtrahlt euch, warum dankt ihr ihm nicht dafür? — Es iſt ſo. — Gibt es welche unter euch, die leſen können? — Kein einziger. — Habt ihr Prieſter? — Nein. —

Khalil Aga, ein Räuber und Meuchelmörder, der Ockhaz Yarad, 5 Stunden von Merdeen, bewohnt, iſt das Haupt der Yezidi nach dem Geſetz von Donadia. Sie wohnen in Zelten und ſind zahlreich. Ich verließ die Geſellſchaft dieſes ſchrecklichen „Bekenner des Teufels“ und verſuchte für ihn zu beten; aber es war mir nicht möglich. „Es iſt ſo“ der Yezidi betet nie, nie hebt er ſeine Hand gen Himmel, nie wirft er ſich auf die Knie; „es iſt ſo!“

Gegen Abend kam der Bruder des Sayid Khambeck zurück. Sayid murmelte ſein Gebet vor der Thüre ſeines Hauſes. Er faltete ſein Kleid auseinander und ſtürzte nieder auf ſeine Knie im Namen des Allbarmherzigen. Nachdem er ſein Gebet geendet hatte, grüßte er ſeinen Bruder mit dem gewöhnlichen Friedensgruße.

Khambeck. „Wie befindet ſich unſer Bruder Muſtapha?“

Der Bruder. „Gott ſey gelobt, er iſt wohl. Er hat zweien Soldaten des Gouverneurs von Merdeen den Kopf abgeſchlagen.“

Khambeck. „Gott ſey gelobt.“

Wir wollten Muſtapha’s Antwort wiſſen; allein der Bruder gab Khambeck zuerſt den Brief, und nachdem er ihn geleſen ſagte er uns, daß er Erlaubniß habe, uns nach Merdeen zu geleiten. Da ich einigen Argwohn hatte, bat ich ihn, mir das Schreiben zu zeigen, und er gab mir es. Dieß war ſein Inhalt:

„Der Friede ſey bey meinem Bruder Khambeck. Nachdem wir dir eine Fülle von Segen angewünſcht, verkünden wir dir, daß wir den Brief, die beyden Handelsleute von Mouſſoul betreffend, erhalten haben, und um der Liebe zu dir willen, mögen ſie ihre Reiſe nach Merdeen fortſetzen, doch unter der Bedingung, daß ſie uns vorher beſuchen, wir werden ſie mit großem Edelmuth empfangen. Wir wünſchen nur, daß ſie uns Papier zum Schreiben und einige Pfeifen zum Geſchenk bringen.“

Wir gewahrten ſogleich den Verrath und beſtanden darauf, nach Orfa zurückzukehren, um uns beym Ayub Aga (Job) zu beſchweren, von dem ich oben geredet. Sobald Sayid Khambeck mich zur Rückkehr entſchloſſen ſah, hob er den Finger empor und ſprach: „Gott, Gott iſt mein Zeuge, daß ich euch ſicher nach Merdeen führe, ohne den Muſtapha zu beſuchen: denn ihr habt Brod und Salz bey mir genoſſen. Ich gehe mit euch und zwanzig Mann zu Fuß ſollen folgen und ich werde euch bis zu den Thoren von Merdeen führen; denn Muſtapha iſt zwei Stunden davon entfernt.“

Wir verlangten nun zu wiſſen, wie viel er dafür verlange, und er forderte 300 Piaſter; wir markteten ſie aber auf 200 herab; und der Räuber ſchien zufrieden damit.

Februar 21. Um 5 Uhr Abends brachen wir von Kuſelli auf, von Sayid Khambeck und 20 bewaffneten Kurden begleitet. Unterwegs ſtahlen ſie uns Alles was ſie konnten, und einer von ihnen ſetzte ſein Gewehr gegen meine Bruſt und drohte mich auf der Stelle zu tödten, wenn ich ihn nicht aufſitzen ließe. So waren der Franzos, ich und unſere Bedienten genöthiget einen Kurden hinten auf das Maulthier zu nehmen. Den Franzoſen ſchlugen ſie mit ihren Degen. Sayid Khambeck lächelte darüber. Als wir dem Dorfe, wo Muſtapha wohnt, gegenüber waren, drohte Sayid Khambeck uns in ſeine Hände zu liefern, wenn wir ihm nicht 150 Piaſter mehr gäben. Wir gaben ihm alſo im ganzen 350 Piaſter. Dem Franzoſen, deſſen Kaſſe erſchöpft war, lieh ich 100 Piaſter, und er gab ein Meſſer hin, das 150 Piaſter werth war.

Als Sayid Khambeck die 150 Piaſter erhalten hatte, verließ er uns, und zog mit ſeinen Leuten geradewegs zu Muſtapha, der uns verfolgte. Da wir aber immer in Galopp ritten, kamen wir ſicher bis an die Thore der Stadt, wohin uns Muſtapha nicht mehr zu verfolgen wagte, wegen der Soldaten, die das Thor bewachten.

Es war ein Uhr des Morgens, als wir zum Stadtthor kamen. Die wachtſtehenden Soldaten riefen ſogleich: „Muſtapha kommt.“ Mein Bedienter der aus Merdeen iſt, rannte gegen das Thor und überzeugte ſie bald, daß wir arme Reiſende ſeyen, die keinen Schaden anrichten könnten. Da die Thore geſchloſſen waren, legten wir uns im Freien nieder. Wir waren ſo ſchläfrig, daß wir alle Gefahren vergaßen und ruhig ſchliefen, bis es Tag wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter.

V. Göthe.

(Fortſetzung.)

Wir müſſen an Werthers Leiden noch mehrere Dichtungen aus Göthes Jugendzeit anreihen, ſofern ſie gleichfalls Situationen der Liebe darſtellen und überall dieſelbe Gattung von Liebe, denſelben Liebhaber, denſelben Autor verrathen. Sämtlich minder bedeutend und minder berühmt als Werther, gehören ſie doch dem Inhalt und der Zeit nach zu dieſem und müſſen mit demſelben unter einem Geſichtspunkt betrachtet werden. Wir unterſcheiden ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, von allen andern Göthiſchen Poeſien, die ſich mit mehr als Liebſchaften beſchäftigen, aber auch von den in Gallomanie befangenen Operntändeleien, ſo wie von den ſpätern Liebesgeſchichten im Wilhelm Meiſter, den Wahlverwandtſchaften, dem Mann von funfzig Jahren ꝛc. die zwar noch genau dieſelbe Manier des Liebens zur Schau tragen, aber mit dem Bewußtſeyn, der Berechnung, dem Raffinement des geſetzten Alters. Jene ältern Produkte haben vor dieſen letztern wenigſtens eine gewiſſe Naivetät der Gemeinheit voraus.

Von allen in dieſen Kreis gehörigen Dichtungen gilt, daß ſie wie Werthers Leiden die Natur trefflich ſchildern, aber eine nichtswürdige Natur, daß ſie alle mit demſelben ſofort charakteriſtiſch werdenden Mißton endigen. Wenn Göthe wirklich das menſchliche Herz in ſeinem unbegrenzten Wankelmuth, in ſeiner bis zur innigſten Rührung mitleidswürdigen Schwäche ſo treu und wahr wie keiner geſchildert zu haben ſich rühmen darf, ſo können wir nur hinzufügen, daß dieſe Schilderung, wie ihr Gegenſtand nichtig und erbärmlich iſt, falls man dabey nicht völlig von der Poeſie abſtrahiren und an die moraliſche Nutzanwendung denken will. Eine Natur, die des Dichters bedarf, um nur irgend erträglich zu werden, iſt des Dichters nicht werth. Menſchliches zu ſchildern iſt die höchſte Aufgabe des Dichters, „aber iſt das Poeſie, daß er die Menſchen *nur* erbärmlich findet?"

Die *Laune des Verliebten*, ein Luſtſpiel, das Göthe noch vor dem Werther geſchrieben, ſchildert uns mit großer Naturwahrheit einen grämlichen, eiferſüchtelnden Liebhaber, der von ſeinen Launen dadurch geheilt wird, daß ſeine Geliebte ihn kalt behandelt und eine dritte Perſon ihn zu einer kleinen Untreue verlockt. Der Schluß bezeichnet treffend den Charakter des Ganzen:

Ihr Eiferſüchtigen, die ihr die Mädchen plagt,
Denkt *euern* Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.

Das heißt, wir ſollen uns über den übeln Eindruck einer Sünde mit der allgemeinen Sündhaftigkeit tröſten. Leicht kann man den Satz aber auch ſo wenden: ſündige nur drauf los, denn wenn du nicht an andern ſündigſt, ſo ſündigen die andern an dir! Einem leichtfertigen Burſchen mag das Waſſer auf ſeine Mühle ſeyn, iſt aber Poeſie in einer Liebe, in welcher die Treue als lächerlich und abgeſchmackt dargeſtellt wird? Oder hat Göthe vielleicht mit der Taſchenſpielerei ſeines Talentes den mathematiſchen Satz: — und — giebt + darſtellen wollen, das heißt, ſie iſt garſtig und er iſt wüſt — und das Ganze ſoll doch Poeſie ſeyn?

Die *Mitſchuldigen*, die Göthe ebenfalls noch vor Werthers Leiden ſetzt, ſind noch viel muſterhafter in dieſer Gattung. Hier iſt wirklich eine vollkommne Variation auf den bekannten Seumeſchen Text: „was knuffſt du, Schuft? ich will dich wieder knuffen, Schuft!" Die Pointe dieſes Stücks beruht darauf, daß ein Ehemann, der widerlichſte Wüſtling und Säufer, ſeinem Hausfreund Geld vom Zimmer ſtiehlt, während ſeine Frau mit eben dieſem Hausfreund in einem unanſtändigen Verhältniß lebt. Als ſie ſich wechſelſeitig entdecken, bekennt ſich jeder mit echter Spitzbubenlaune zu ſeinem Antheil von Schande. Der Hahnrei läßt ſich mit Freuden dadurch abfinden, daß ihm der Hausfreund das geſtohlne Geld läßt, und ſchließt mit vieler Behaglichkeit: Nun diesmal bleiben wir wohl alle ungehangen! Es ſcheint überflüßig, die Naturwahrheit in der Schilderung dieſer Galgenvögel anzupreiſen. Wer übrigens dieſes Luſtſpiel als eine Juvenaliſche Satyre rechtfertigen wollte, der ſchaue zu, ob er darin irgend eine Spur von Indignation des Autors findet. Auch den Vergleich mit Cervantes Novellen wird es auf keine Weiſe aushalten. Man kann es nur mit Kotzebueiaden zugleich vergleichen und verwerfen.

Clavigo iſt derſelbe Liebhaber, den wir aus den Couliſſen in Werthers Leiden treten ſehen. Die Liebesgeſchichte, deren Werther in ſeinem erſten Briefe kurz gedenkt, wird hier dramatiſch aufgeführt. Der Liebhaber verläßt, betrügt die Geliebte. Göthe gibt ſich viele Mühe, im Gemüth des Helden den Kampf der Tugend mit der Schwäche darzuſtellen, aber er läßt — die Schwäche ſiegen, die ſofort zur Verruchtheit wird und den Mord des treuen verlaſſenen Geſchöpfes nach ſich zieht. Der Dichter, der im Helden ſelbſt kein verſöhnendes Moment aufzufinden gewußt, fühlt zwar, daß das Schickſal ins Mittel treten müſſe und läßt den Verräther durch eine rächende Bruderhand fallen; wie viel mehr muß uns aber dieſer Theaterſtreich indigniren, wenn wir wiſſen, daß der berühmte Liebhaber in der Wirklichkeit luſtig fortgelebt, um das Unglück zu beſchreiben, das er angerichtet.

Stella ſoll eigentlich den übeln Eindruck auslöſchen, den Clavigo und Werther auf allzu reine Seelen gemacht. Der Dichter ſtellt ſich auf einen höhern Standpunkt und ſcheint uns zuzurufen: „was iſt es mit dieſer chriſtlichen, deutſchen, romantiſchen Liebe, die grade nur an ein Weſen, nur an eines unauflöslich feſſelt? Qual bringt ſie, die ein Herz zerſtören kann, einem andern wenigſtens die läſtigſte Bürde wird. Streben nicht eure üppigen Sinne die fatalen Schranken der chriſtlichen Convenienz zu durchbrechen, und iſt, wozu die Natur wenigſtens den einen und andern drängt, für dieſen nicht zugleich Freiheit, göttliches Recht, wohl gar Pflicht? Blickt in die Natur! Es iſt wahr, der Löwe hat nur ein Weibchen und geſittete Menſchen desgleichen. Seht aber auch wieder die Hühner auf dem Hofe, die Spatzen auf dem Dache. Geht in den Orient, ſeht wie dort ein Mann zwei, drei, hundert Liebchen hat, ſie verlaſſen, vertauſchen kann, wie er will. Nein, wir wollen uns nicht mehr todtſchießen, wie Werther, das alte Liebchen nicht mehr verſchmachten laſſen, wie Marien Beaumarchais! Wir wollen hübſch am Leben bleiben und uns alle durcheinander lieben, treuherzig, naiv, ohne Eiferſucht und, was ihr ja nicht vergeſſen müßt, mit doppeltem und dreifachem Sinnengenuß, wie die lieben Spatzen auf dem Dach." — Die bekannte Geſchichte des Grafen, von Gleichen ließe ſich zwar ſehr gut als Analogon benutzen, ummögliche Indignation von der Stella abzuwenden, denn die ganze Chriſtenheit und der Papſt ſelbſt waren ja mit jener Geſchichte verſöhnt; durch dies Analogon überhaupt eingeſchwärzt, mußte jedoch die Stella ein ganz neues verführeriſches Gift verbreiten. Grade was bey dem Grafen von Gleichen als Ausnahme gerechtfertigt erſcheint, ſetzt ſie in die Regel um. Was dort als einziges unerhörtes Reſultat eines ebenfalls einzigen Zuſammentreffens von Umſtänden ſich ergab, die Möglichkeit eines reinen und edlen Genuſſes in der Doppelehe, wird hier zum Motiv der Handlung erhoben. Fernandos Natur iſt ſchon die eines Sultans und die Weiber ſtimmen nach einigen wollüſtigen Thränengüſſen gar bereitwillig in die Rolle der Odalisken ein. Wenn dort der wackre Graf von Gleichen die Treue nie verletzt, indem er die zweite Ehe erſt mit Willen des Papſtes und ſeines erſten Weibes vollzogen, ſo iſt hier Fernando ſogleich untreu, und beym Erblicken der erſten Gemahlin wieder der Geliebten untreu, und das ganze Gewebe von Untreue kann ſich endlich nicht erſprießlicher auflöſen als in die Spatzentreu. Wenn die Geſchichte des Grafen von Gleichen grade geeignet iſt, die Ehre, das Recht, die Schönheit und Heiligkeit der Ehe ins klarſte Licht zu ſetzen, ſo dient Göthes Stella nur, ſie mit Füßen zu treten. Wenn jene Geſchichte insbeſondere der Ehre des Weibes ihr uralt deutſches Recht wiederfahren läßt, ſo wird in der Stella das Recht mit der Ehre zugleich aufgehoben. Indeß iſt das famöſe Drama doch nicht einmal im Stande, deutſche Frauen zu beleidigen, weil Göthe ſelbſt unter denen, die Vielmännerei treiben, kein Original für ſeine Stella oder Cäcilie, ſelbſt keine Bajadere gefunden haben wird, die jene ſchwärmeriſche Luſt zur Vielweiberei bezeigt hätte. Und ſo läuft das ganze Drama nur auf unnatürliche Phantaſterei einer undelicaten Genußſucht hinaus.

Die Geſchwiſter ſind im Grunde aus einem ganz ähnlichen Phantaſiren entſprungen. Es iſt nur ein wollüſtiges Spiel, in einer ſchönen Schweſter ſich die Braut, die zärtliche Gattin zu denken. Die ungewöhnliche Zuneigung des Bruders wird zwar hiſtoriſch auf eine genügende Weiſe dadurch erklärt, daß die Schweſter nicht wirklich ſeine Schweſter iſt; das Drama iſt aber nicht dieſer Erklärung, dieſer an ſich ganz unbedeutenden Verwicklung wegen geſchrieben, ſondern nur um wieder eine eigenthümliche Situation des Herzens in jenem wollüſtigen Spiel anſchaulich zu machen, und wenn man ſich dieſem überhaupt hingeben wollte, ſo würde man durch die proſaiſche Erklärung des Schluſſes ſich grade geſtört finden.

(Fortſetzung folgt.)

James Scurry.

Seine Leiden während einer zehnjährigen Gefangenſchaft in den Staaten des Hyder Ali und Tippo Saib.

Der Unglückliche, welcher ſeine unerhörten Leiden nach ſeiner Zurückkunft in ſein Vaterland ſelbſt aufgezeichnet, war in der Grafſchaft Davonſchire in England geboren und trat ſchon mit ſieben Jahren in den Seedienſt. Das Fahrzeug, auf dem er ſich 1781 einſchiffte, ward von den Franzoſen gekapert. Da er die Blicke eines franzöſiſchen Offiziers auf ſich zog, war ſein Schickſal etwas milder als das ſeiner Mitgefangenen, und er genoß manche Vortheile, die ſeine Lage erträglich machten. Allein der Offizier, der ihn ſo menſchlich behandelte, erkrankte und wurde nach Tranquebar an der Küſte von Coromandel geſchickt; vergebens bat er, daß man ihm den jungen Scurry zum Begleiter laſſen möge. Eine halbe Stunde von der Küſte hielt das Schiff, das Meer war ſehr bewegt und mit Schaum bedeckt; deſſen ungeachtet wollte Scurry den Verſuch wagen, ſeinem Herrn zu folgen. In der Nacht ließ er ſich an einem Seil ins Meer hinab. „Sobald ich im Meere war, ſchwamm ich unter dem Hintertheil des Schiffes weg, tauchte zuweilen und ſo lange ich konnte, unter, um die Aufmerkſamkeit der Wache auf dem Schiff zu täuſchen. Die Dunkelheit der Nacht begünſtigte mich ſehr, und als ich wieder aus den Wellen emportauchte, gewahrte ich das Schiff kaum mehr. Ein ſeidenes Tuch und zwei Roupies waren mein einziges Gut, das ich beſaß. Dieſer kleine Schatz war mir ſehr beſchwerlich; denn da ich den Wind von der Seite hatte, wehte er mir das Tuch oft ins Geſicht, ſo daß ich auf dem Rücken ſchwimmen mußte. Ich näherte mich dem Ufer; aber etwa auf der Hälfte Wegs gewahrte ich ein Schiff, dem ich mich näherte, weil ich dort auszuruhen hoffte. Alle meine Anſtrengungen waren aber vergebens, weil mich das Tuch, das um meinen Hals gewunden war, daran hinderte. Ich mochte nur etwa zehn Minuten vom Schiff entfernt ſeyn; ſobald ich mich näherte, kam mir das unglückliche Halstuch immer ins Geſicht. Ich erſchöpfte mich vergebens; ehe ich indeß der Hoffnung entſagte, die mir ſo nahe war und Ruhe verhieß, kehrte ich meinen Rücken gegen den Wind und ſtreckte mich auf dem Waſſer aus, um meine Kräfte wieder zu ſammeln. Indeß entfernte ſich das Schiff von mir; ich wußte nicht mehr, was ich thun ſollte, und gab mich den Wind und den Wellen preis. Da erblickte ich mehrere Schiffe in der Nähe der franzöſiſchen Flotte; ich nahm die Richtung dahin und fing an wieder Hoffnung zu ſchöpfen. Alsbald befand ich mich in der Nähe eines jener Schiffe; ich ſchwamm hinter ihm her, näherte mich ihm ſo gut als es gehen mochte, und faßte einen Kahn, wo ich ausruhte. Ich ſah hinten am Tauwerk einen Mann, der eingeſchlafen war, ich rief ihm; er wachte auf und nahm mich mit der größten Menſchenfreundlichkeit in ſeinen Kahn. Dank ſey der göttlichen Vorſehung, ich fand endlich einen Platz, wo ich ausruhen konnte. Ich bat den edeln Mann (das war er, ich fand ihn ſo), er möge mich an Bord des Schiffes bringen. Er zog den Kahn hinter das Schiff, ich nahm die Leiter, und von ihm unterſtützt ſtieg ich hinauf und ſetzte mich auf einen Balken hin. Ich war nicht lange da, ſo kam der Bootsmann mit tauſend Schwüren gegen mich; denn er hatte erfahren, daß ein junger Engländer am Bord ſey. Ich war damals noch nicht ganz ſechzehn Jahre alt; aber das galt damals für keine Entſchuldigung bey dem Ungeheuer in Menſchengeſtalt; meine Blöße, die Dunkelheit der Nacht, das ſturmbewegte Meer, und eine Küſte, die von Hayfiſchen wimmelte, machten keinen Eindruck auf das Gemüth des Grauſamen. Ich bat, ich beſchwor ihn, mich nur einige Minuten länger da zu laſſen; alles war vergebens. Er ſchwur es hoch und theuer, daß wenn ich das Schiff nicht augenblicklich verlaſſe, er mich davon herabſtürzen werde. Verzweiflung trieb mich, und ich ſtürzte mich wieder ins Meer. Dem Unmenſchen wars nicht genug, als ich wieder im Waſſer war, ſandte er mir die Ladung einer Kanone nach. Ich fürchte nur, daß der arme Matroſe wegen ſeiner Menſchlichkeit gegen mich geſtraft worden; doch ja, es giebt eine beſſere Welt, als dieſe iſt. Da war ich wieder im Kampf mit den Wogen. Es war noch alles dunkel und der Wind war friſch. Ich war ſo vorſichtig geweſen und hatte im Kahn das Halstuch abgelöſt, in deſſen Zipfel ich die zwei Roupier eingewickelt hatte; ich band es um meine Lenden. Das Schiff, welches ich verlaſſen mußte, war ein Däniſches geweſen; ich wußte aus ſeiner Lage, daß in geringer Entfernung noch ein anderes ſey; der Gedanke belebte mich und gab mir wieder Hoffnung. Ich durfte keine großen Anſtrengungen mehr machen; Wind und Meer waren günſtiger. Mit Anbruch des Tags ſah ich das Schiff und ich ſchwamm an ſeiner Seite hin. Die Matroſen waren gerade am Caſtell beſchäftigt und da ſie mich ſahen, warfen ſie mir ein Seil herab; ich befeſtigte es um meinen Leib und ſie zogen mich zu meiner großen Freude hinauf an Bord. Ich wurde auf das menſchenfreundlichſte hier behandelt. Aber ach, bald ſchwanden dieſe Freuden! Sie erfriſchten mich mit dem Beſten was ſie hatten, und thaten mich in das Zimmer des Schreiners. Ich ſchlief ein; bald wurde ich geweckt und benachrichtigt, daß ein franzöſiſches Schiff nahe. Es war das von welchem ich geflohen, der Flamand mit 150 Kanonen; dieß war eine traurige Nachricht für mich. Die menſchenfreundlichen Dänen verbargen mich, aber der Kapitän lieferte mich den Franzoſen aus. Der Franzöſiſche Kapitän ließ mich vor ſich kommen, er erfuhr, wer ich ſey und befahl mir ihm zu folgen, und ich mußte gehorchen.“

Ungefähr ſechs Monate befand ſich Scurry als Gefangener an Bord des franzöſiſchen Schiffes; darauf wurde er mit 150 andern Gefangenen zu Caddalore an der Weſtküſte von Bengalen ans Land geſetzt. Der Franzöſiſche Admiral lieferte ſie dem Hyder Ali aus, worauf ſie nach Chillembroom, einer Feſtung dieſes Tyrannen gebracht wurden. Die Drangſale ihrer Gefangenſchaft waren groß, und ſie wurden noch vergrößert, da einige unter den Gefangenen den Verſuch zur Flucht gemacht hatten. Der Lieutenant Wilſon, der das Komplott zur Flucht geſchmiedet hatte, wurde mit Tamarindenruthen gepeitſcht, darauf ward ſein Rücken mit Zucker beſtrichen und er den verſengenden Strahlen der Sonne blos geſtellt. Die übrigen Gefangenen wurden in Ketten geſchlagen, und in eine Feſtung geſperrt unter doppelter Wache. Zwei Monate verharrten ſie in dieſem Zuſtande, und dann wurden ſie Paarweiſe nach Bangalore, einer feſten Stadt in Myſore, geführt; die meiſten hatten nicht einmal Schuhe. Kamen ſie an den Ort, wo ſie Raſt halten durften, ließ man ſie oft Stunden lang ohne einen Biſſen Nahrung, und wenn ſie übermannt von Müdigkeit ein wenig ausruhen wollten, weckte man ſie durch Flintenſchüſſe.

Als ſie zu Bangalore angekommen waren, wurden 52 Engländer, wovon der älteſte nur 17 und der jüngſte 12 Jahre hatte, aus ihren verſchiedenen Gefängniſſen gezogen und in ein Korps vereinigt. Man durchſuchte alle ſehr ſorgfältig, ob ſie keine Meſſer oder Scheeren hätten; ſie erhielten dann beſſere Nahrung; mit den Zähnen, oder Fingern oder einem Stück Schiefertafel zerſchnitten ſie die Fleiſchknochen, die man ihnen vorwarf. Man gab ihnen zu verſtehen, daß ſie bey Hyder Ali in großen Gnaden ſtünden und daß er ſie für ſeine Kinder anſehe: ſie würden bald in ſeine Hauptſtadt geführt werden. Das letztere geſchah auch und ſie brauchten 9 Tage, bis ſie Seringapatam, die Hauptſtadt von Myſore, erreichten. Sie machten nur leichte Tagemärſche und erhielten Nahrung in Ueberfluß. Dieſe gute Behandlung dauerte fort, auch nach ihrer Ankunft in Seringapatam. Ungefähr nach einem Monate erſchien ein Europäiſcher Renegat, Nahmens Dempſter, und erklärte ihnen, was das endliche Reſultat dieſer beſondern Aufmerkſamkeit ſeyn werde. Es wurden die Barbers und Getiers, geſchickte Poſſenſpieler, von Madagaſcar herbeygerufen und in zwei Stunden waren alle jungen Gefangenen Mahomedaner. Ein einziger ſtarb an der Operation.

Nach Verfluß einiger Wochen unterwarf man ſie einer andern Probe des Islamismus. „Man brachte, erzählt Scurry, 4 große Keſſel auf den Platz, denen die Fakir oder Prieſter folgten, dann die Schulmeiſter und eine lange Prozeſſion; dies geſchah, um das Werk zu vollenden und wahre Kinder des Propheten aus uns zu machen. Jeder Keſſel war halb voll Waſſer, das man gewöhnlich warm hält. Der Grund dieſer Ceremonie, wie wir nachher erfuhren, war, daß wir früher zu viel Schweinfleiſch genoſſen hätten, alſo unrein ſeyen. Es war keine kleine Unterhaltung für die müßigen Zuſchauer, wenn wir ſo aus den halbglühenden Keſſeln herausſprangen. Die Fakir beteten, unterbrachen dann ihre Ceremonien, und bedeuteten den Wachen, zwei von uns zu faſſen, die in den Keſſel kommen ſollten, darauf wieder zwei andere und ſo ging es fort. Es war gut für uns, daß dieß lange dauerte; denn zuletzt war das Waſſer im Keſſel kalt, und man konnte es ſo lange aushalten, bis der Fakir ſein Gebet verrichtet hatte. Dieſe Handlung wurde drei Tage nach einander mit uns vorgenommen und dann wurden wir als Kinder des Propheten und Günſtlinge des Nabob begrüßt.“

„Wenige Tage nach unſerer Bekehrung ſtarb Hyder Ali. Er hatte ein Geſchwür am Rücken und täglich wurden mehrere Sklaven hingerichtet, um ihre Leber auf das Geſchwür des Tyrannen legen zu können. — Da Tippo Saib, Hyder Ali's Sohn, zur Regierung kam, bildete man aus den jungen Engländern eine Compagnie und übergab das Kommando Dempſtern. Eine ſonderbare Ceremonie fand ſtatt, als Tippo Saib das erſte Mahl das Mauſoleum ſeines Vaters beſuchte. Indem er durch die Pforte Gangam drang, kam er zwiſchen einem Ochſen und Menſchen durch, denen in dem gleichen Augenblick der Kopf abgeſchlagen wurde. „— Die jungen Engländer wurden vier Sklavenbataillonen einverleibt, wo ſie täglich den Mißhandlungen Dempſters ausgeſetzt waren. Da ſie ein Mahl 48 Stunden ohne Nahrung geweſen, beklagten ſie ſich bey einem Offizier des Gouverneurs; allein man hatte dieſem beygebracht, daß ſie an ſein Leben wollten. Da wurden ſie umringt; man band ihnen die Hände auf den Rücken und ein ſtarker Mann ſtützte ſein Knie gegen ihre Schultern, um die Stricke deſto feſter zuſammenziehen zu können und ſo wurden ſie ins Gefängniß geworfen. Die Schultern wurden ihnen faſt verrenkt, und viele trugen die Merkmale dieſer Barbarei noch lange Jahre nachher. „Die Haut war auf unſerer Bruſt ſo geſpannt, wie auf einer Trommel, ſagt Scurry, und wenn nicht der Durga oder Feldſcheerer (auf ſeine Gefahr hin) ſo menſchlich geweſen wäre und in der Nacht die Stricke etwas loſer gebunden hätte, ſo würden wenige von uns den folgenden Morgen erlebt haben.“ Am folgenden Tag ließ man ſie los, ſchor ihnen aufs neue das Haupt, durchlöcherte ihre Ohren und drückte ihnen das Brandmal der Sklaverei auf, unter Androhung der ſchwerſten Strafen, wenn ſie je engliſch untereinander redeten.

Von den Offizieren, die Scurry um dieſe Zeit zu Seringapatam ſah, ſtarb der Oberſt Bailey an Gift, dem Kapitain Rumney und andern wurden die Hälſe abgeſchnitten. Der General Mathews wurde mit Milch vergiftet. Vor ſeinem Tode machte er noch ſein Teſtament; er ſchrieb mit einer Gabel oder Nadel auf eine Zinnplatte: er habe 330,000 Roupies von den Chriſten zu Malabar geliehen, zum Unterhalt ſeiner Truppen, welches er der engliſchen Präſidentſchaft zu wiſſen that. — Die Platte kam in die Hände des Gouverneurs, der Scurry rufen ließ, um die Sache zu entziffern. Scurry that es, aber ſo lange er lebte, bereute er dieſe Handlung bitterlich. Denn Tippo ließ mehr als 30,000 Unglückliche tödten, da er dieß Geheimniß erfahren. Die ſchönſten Chriſtentöchter wurden in ſein Serail geſchleppt; verweigerten es die Väter, ſo ſchnitt man ihnen Naſen, Ohren, oder die Oberlippen ab, ſetzte ſie verkehrt auf einen Eſel mit dem Schwanz in der Hand und führte ſie in den Arſenalen des Tippo herum; 26 überlebten dieſe Verſtümmlung.

Tippo Saib kannte keine Rückſicht bey ſeiner Grauſamkeit; das geringſte Vergehen wurde mit Verſtümmlung oder Tod beſtraft. Oft ſah man 2 — 300 Naſen auf öffentlichem Markt zum Verkauf ausgeſetzt. — Viele gefangene Seeleute wurden nach Seringapatam geſchleppt, wo ſie ſtrenge arbeiten mußten, und Naſen, Ohren oder Leben verloren. Ein Sergent-Major unterhielt ſich eines Tags damit, daß er eine Landſchaft abzeichnete; er wurde mit acht andern an demſelben Baum gehenkt, wo er die Zeichnung aufnahm. Auch Dempſter erhielt zuletzt ſeinen verdienten Lohn und wurde hingerichtet. Um die Gefangenen noch mehr zu ſchrecken, wurden neun große Käfichte gebaut und in jedes ein gewaltiger Tiger geſperrt; hier führte man ſie dann vorbey. Viele wurden dieſen Beſtien vorgeworfen.

Unter andern Qualanſtalten hatte er auch ein künſtliches Pferd bauen laſſen. Der Sattel desſelben war mit langen emporragenden Nägeln beſetzt. Sobald man ſich auf dasſelbe ſetzte, ſank die Maſchinerie ein und die Nägel drückten ſich tief in den Steiß ein. — Eine andere Art, die Unglücklichen zu ſtrafen, beſtand darin, daß man ſie an die Füße eines Elephanten band, welches ſo geſchah: Man band ihnen die Arme oberhalb am Ellbogen hinter dem Rücken zuſammen; vermittelſt eines Strickes, mit dem man ihre Füße an den Knöcheln feſt band, wurden ſie an die Füße des Elephanten angeſchloſſen. Der Rücken blieb ſo dem Thiere zugekehrt, und in dieſer Lage mußten ſie oft eine Stunde warten, ehe die Exekution begann. Die Entfernung, in der ſie vom Elephanten waren, betrug etwa 18 Schritt, und beym erſten Schritt, den der Elephant machte, fielen die Unglücklichen (es wurden immer ihrer mehrere miteinander ſo beſtraft) mit dem Geſicht auf dem Boden. So wurden ſie fortgezogen, bis ſie ſtarben, und oft konnte man keine Spur des menſchlichen Antlitzes mehr entdecken.

Die reichen Braminen waren ſtets der Raubſucht und Grauſamkeit Tippo's ausgeſetzt. Man ſtach ſie, geißelte ſie, und ſtieß ihnen während dieſer Zeit Nadeln in den Leib. Wenn ſie ihre (oft vermeintlich) verborgenen Schätze nicht herausgeben wollten, ſperrte man ſie in eiſerne Käfichte und ſchloß ſie in ihren Pagoden ein. Man gab ihnen täglich ein Halbpfund Reis und Salz, aber keinen Tropfen Waſſer. Sie ſtarben in wenig Tagen an den ſchrecklichen Qualen des Durſtes.

Im Frieden von 1784 wurde ein Theil der Gefangenen von Seringapatam nach Madras gebracht; allein Scurry und ſeine Gefährten wurden vergeſſen. Man warf ſie in verſchiedene Gefängniſſe von Myſore, wo ſie jeden Tag fürchteten, vergiftet zu werden. Tippo gebrauchte ſie aber im Kriege gegen die Nizaas; und als der Krieg mit den Engländern wieder ausbrach, mußten ſie gegen ihre Landsleute fechten. Da beſchloß Scurry mit vier andern zu fliehen. Sie brachen in einer Nacht auf und machten ſich fort. Auf der Flucht aber ſtanden ſie großes Ungemach aus; doch kamen ſie glücklich in das Lager der Engländer, gerade zu der Zeit, da Lord Cornwallis Seringapatam durch Kapitulation in ſeine Gewalt bekam, und im Jahr 1793 kehrten ſie nach England zurück.

Scurry war ſo an die indiſchen Sitten gewöhnt, daß er ſie nicht mehr ablegen konnte. Auch fiel es ihm ſchwer, ſich in ſeiner Mutterſprache auszudrücken. Sein Körper war ganz mit Narben bedeckt und er ſah keinem Europäer mehr gleich. Als er zu Hauſe ankam, kannte man ihn nicht mehr. Er trieb zuerſt einen kleinen Handel, ward dann Inſpektor der Minen und ſtarb zu Exeter 57 Jahre alt. Er hat ſeine ausgeſtandenen Leiden ſelbſt beſchrieben; das Buch enthält 268 Seiten und erſchien im vorigen Jahre. Es wird ihm wohl niemand eine menſchliche Theilnahme an ſeinem unglücklichen Schickſal verſagen. Doch bedarf er ſie jetzt nicht mehr; denn er wird in einer andern Welt, an die er ſo zuverſichtlich glaubte, die gehofften Tröſtungen erhalten haben.

Literatur.

1) Deutſche.

Heinrich Zſchokke's ſämmtliche ausgewählte Schriften. I bis IV Band in 12. Aarau 1825. H. R. Sauerländer.

Es iſt hier nicht unſere Abſicht, Inhalt und Gehalt dieſer Zſchokkiſchen Schriften zu würdigen, wozu wir uns erſt nach Erſcheinung aller 24 Bände der ganzen Sammlung entſchließen könnten. Vielmehr wollen wir für jetzt blos das Bekenntniß ablegen, daß uns die durch die Buchhändleranzeige erweckte Hoffnung, mit den ſämmtlichen Werken eines klaſſiſchen deutſchen Autors bekannt zu werden, mehr als erfüllt worden iſt, beſonders wenn wir bei den ſentimental- und pathetiſch-poetiſchen Stellen verweilen, mit welchen die Schriften, wie mit Tafeltuchblumen durchwirkt ſind. Wir glauben uns unſeren Leſern nicht beſſer als mit Anführung folgender Stelle S. 66 und 67 des erſten Bandes verſtändlich machen zu können: „Erſchütternd vor Allem iſt der Blick von der Spitze des Kalenda-Gebirgs, beim Schloſſe Reichenau über das wunderbare Chaos. — Weit umher ein Heer von zuſammenſtoßenden Felſenthürmen, die in ſchwächeren Farben am fernen Horizont verrinnen. Kahle Fluen, an denen kein Strauch keimen, und woran die müde Natur ſelbſt keinen Grashalm mehr hängen mag. Einöden zwiſchen den Felspyramiden auf den höchſten Bergrücken, wo nie der Fuß eines Sterblichen hintrat, und Adler und Geier nicht weilen mögen. Nichts Lebendes in der Nähe, nichts Reges und Lautes, als der rinnende Gletſcherbach, der aus ſeinen Eisgewölben über Abgründen und durch Felſentrümmer taumelt; oder die ſtäubende Lauvine, die, beſchneiten Firſten entſchlüpfend, ihren Donner dröhnend durch's Labyrinth der Gebirgskammern wälzt; oder gährende Wolken, welche in geheimer Oekonomie bald zuſammenziehen bald auseinanderjagen und die Bruſt der Berge umwickeln, deren beſonntes Haupt darüber wie ein Land im Himmel glänzt. — — — — Drunten — — Flecken und Städtchen, welche der Trümmer alter Ritterſchlöſſer ſpotten, die, wie Memento Mori's, ſeit Jahrhunderten an den Felſenwänden kleben. Bei ſolcher Anſicht glaubt man zuweilen in einem Traum zu wohnen, der mit phantaſtiſcher Feenhand Sitten entfernter Jahrtauſende, Gegenden entfernter Himmelsſtriche, Novazembla's Eis und Italiens Blumen zuſammenfügte.“

2) Nordamerikaniſche.

The life of Andrew Jackson by J. H. Eaton. Philadelphia 1824. 1 vol. gr. 8. p. 468.

Nicht allein das gegenwärtige Intereſſe, welches General Jackſon als einer der bedeutendſten Kandidaten für die nordamerikaniſche Präſidentſchaft erregt hat, wendet die Aufmerkſamkeit ſeiner Lebensbeſchreibung zu. Vielmehr iſt jeder begierig den Mann näher kennen zu lernen, welcher in den letzten Freiheitskriegen Nordamerika's (ſiehe Europ. Bl. von 1824 T. III. p. 153 ff.) der Retter ſeines Vaterlandes geworden iſt. Jackſons Vater war ein Irländer, welcher 1765 auswanderte und ſich in Südcarolina unweit Cambden ankaufte. Hier ward Jackſon den 15. März 1767 geboren. Schon als vierzehnjähriger Knabe focht er gegen die Engländer. Von ihnen gefangen, bald aber wieder ausgewechſelt, wurde er durch ſchwächliche Geſundheit fortzudienen gehindert, und ſtudirte daher zu Salisbury in Nordcarolina, woſelbſt er ſchon 1786 ſich das Recht zu advociren erwarb. Seit 1788 war er Advokat zu Nashville in Tenneſſee und genoß daſelbſt des Rufs eines geſchickten Rechtsgelehrten. Nachdem er 1796 beauftragt worden war, die Konſtitution für Tenneſſee zu redigiren, ward er 1797 zum Senator des Kongreſſes ernannt, welche ehrenvolle Stelle er indeſſen am Ende des Jahres abgab, um die Wahl des General Smith, den er dieſer Stelle gewachſener hielt als ſich ſelbſt, zu unterſtützen. Seitdem Richter des oberſten Staatstribunals, wurde er bey einem Einfall, den 1812 die wilden Indier in das Gebiet von Tenneſſee unternahmen, zum Majorgeneral gegen dieſelben ernannt. Dieß war bloß die Vorſchule für die Thaten, zu welchen er im Jahre 1814 berufen wurde. Bey ihnen haben wir ihn in obenerwähntem Aufſatze begleitet. Wir haben geſehen, mit welcher Energie er alle Schwierigkeiten, welche ihm die damalige äußere und innere traurige Lage Nordamerika's entgegen ſtellte, zu beſiegen wußte. Wir heben aus ſeinem Leben nur eine Anekdote heraus. die ihn als ächten Republikaner charakteriſirt und nicht minder einem Washington als den Fabiern und Ariſtiden an die Seite ſtellt. — Als er zu Neuorleans kommandirte, woſelbſt eine gemiſchte beſonders aus Franzoſen beſtehende Bevölkerung ſich befindet, brachte er durch engliſche Gefangene in Erfahrung, daß den Engländern ſtets jeder Plan, jede Unternehmung, jeder Umſtand, nur nicht die von ihm geſchickt verheimlichte Stärke ſeiner Armee, durch Spione verrathen worden wäre. Dadurch ſah er ſich bewogen, die Konſtitution zu ſuspendiren und das Kriegsgeſetz zu proklamiren. Der Verdacht der Spioniererei traf ſogar einige Mitglieder des geſetzgebenden Raths. Daher ertheilte Jackſon dem Gouverneur der Stadt den Befehl, dieſelben genau zu beaufſichtigen; der Gouverneur aber, welcher von den täglichen Verſammlungen zum Theil böſes im Schilde führender Geſetzgeber übele Folgen fürchtete, nahm es auf ſich, durch aufgeſtellte Schildwachen ihnen den Eintritt in ihren Saal zu verwehren. Jetzt verſuchten die Unzufriedenen andere Wege. Viele, Franzoſen von Geburt zwar, welchen aber der Genuß aller bürgerlichen Rechte in Louiſiana gewähret worden war, begaben ſich unter den Schutz des franzöſiſchen Konſuls zu Neu-Orleans, des Herrn Touſſard, wodurch ſie von allen Pflichten gegen ihr neues Vaterland befreit wurden, ohne jedoch ihre Rechte aufzugeben. — Deßwegen ertheilte Jackſon dem Konſul den Befehl, die Stadt zu verlaſſen und ſich bis zum Friedensſchluß ins Innere des Landes zurückzuziehen. Ein anderer Franzos, einer von den Geſetzgebern, wurde nun, der Verrätherei bezüchtigt, gefangen geſetzt und den Richter Hall, welcher ihn dieſer Gefangennehmung durch eine Habeascorpus-Akte entziehen wollte, ließ der General ergreifen und außerhalb der Feſtungswerke bringen, mit dem Befehl, ſich innerhalb derſelben nicht wieder vor dem Frieden betreten zu laſſen. Als nach der Befreiung Neuorleans Jackſon ſeinen Triumpheinzug in Neuorleans gehalten und an der Thür der Kirche, darin ein Te Deum geſungen wurde, eine Lorbeerkrone empfangen hatte, wurde das Kriegsgeſetz wieder aufgehoben. Sogleich erſchien Herr Hall und berief den General vor ſeinen

Richterſtuhl, weil er die Verfaſſung verletzt habe. Der General hatte ſeinen Aide-de-Camp, den Major **Reid**, zum Vertheidiger erwählt, aber er kam ſelbſt in bürgerlicher Kleidung in den Gerichtsſaal. Da wurde er indeſſen erkannt und mit den lebhafteſten Beifallsbezeugungen empfangen. Nachdem er darauf dem Publikum das Unpaſſende dieſes Verfahrens verwieſen und ans Herz gelegt hatte, die den Geſetzen ſchuldige Achtung nicht zu vernachläſſigen, hörte er ruhig den Spruch des Richters an, wodurch er zu 1000 Dollars Buße verurtheilt wurde. Er zahlte ſie auf der Stelle, ohne nur an die ihm erlaubte Appellation oder Reklamation zu denken. Vielmehr hielt er darauf eine Rede an's Volk, worin er die bürgerliche Gewalt als die höchſte Autorität im Staate bezeichnete, deren Verletzung, ſelbſt wenn ſie in Augenblicken der dringendſten Kriegsnoth geboten würde, dennoch gebüßt werden müßte, weßhalb er das Verfahren gegen ihn nur billigen könnte.

Zwar wurde durch Subſcription die Strafſumme ſchnell zuſammen gebracht, ſie ihm zu vergüten; allein er nahm ſie nicht an, ſondern bat, ſie zur Unterſtützung der Wittwen und Waiſen im Freiheitskampfe gefallener Krieger zu verwenden. —

Das iſt der Mann, welchen die Engländer des Despotismus und willkührlicher Handlungsweiſe zeihen.

Miszelle.

Mehemed-Ali-Paſcha, Vicekönig von Aegypten, fährt fort, alles für die Kultur ſeines Landes zu thun. Nicht zufrieden, ſeine Truppen auf Europäiſchen Fuß einzurichten, hat er eine Telegraphen- und Relais-Linie zwiſchen Kairo und Alexandrien anlegen laſſen. Eben ſo hat er zu Bulak, eine kleine Stunde von Kairo, im Pallaſt ſeines Sohnes Ismael-Paſcha eine Art collège royal gegründet, worin Arabiſch, Perſiſch, Türkiſch, Griechiſch, Lateiniſch, Italieniſch und Franzöſiſch, Rechnen, Mathematik, Zeichnen, Phyſik, Chemie, Geſchichte, Geographie u. ſ. w. gelehrt wird. Die mehr als hundert Zöglinge dieſer Anſtalt werden auf des Vicekönigs Koſten erhalten und genießen eine, nach Maaßgabe ihrer Fortſchritte immer ausgezeichnetere Behandlungsweiſe. Der Unterricht wird von Kindern von 8—9, Jünglingen von 16 bis 25, ja von Männern von 30 bis 35 Jahren beſucht. Letztere ſind beſtimmt nach Erlernung Europäiſcher Sprachen Werke zu überſetzen, welche der Vicekönig in ſeinem Lande einführen will, oder Drogmans zu werden. In Kairo exiſtirt eine Militärſchule für das Genieweſen und die Artillerie. Die Lehrer dieſer Anſtalt ſind franzöſiſche und italieniſche Offiziere. Endlich iſt zu Bulak eine königliche Druckerei errichtet worden, in welcher ſchon 1822 ein italieniſch-arabiſches Wörterbuch gedruckt worden iſt. Schon iſt eine neue Auflage nöthig. Auch mehrere militäriſche Unterweiſungsbücher ſind aus dem Franzöſiſchen in's Türkiſche überſetzt und gedruckt worden. Es ſoll ein Lazareth in Alexandrien errichtet werden und in den Anſtalten, welche der Peſt vorbeugen ſollen, zeigt ſich ſchon die Ueberwindung türkiſchen Aberglaubens, ſo wie in der Kuhpockenimpfung, welche auf des Vicekönigs Koſten franzöſiſche Aerzte durch ganz Aegypten ausüben müſſen. Noch vor wenig Jahren wurden die Precautionsanſtalten gegen die Peſt dem Vicekönig vom türkiſchen Sultan als ein gottloſes Werk verboten.

Neue Xenien, das ist Brombeeren

vom Bettler Heidenreich.

9. Anekdote von Z. an A. B. C.

Eine Schwanenfeder mißhandelte jüngſt ein Gelehrter;
horch, da rauſchte ſie auf und es erſtöhnte der Kiel;
„Weh mir Gelehrter vom Fach! vielmehr du gefüllter Geleerter,
Gänſeſpuhle vielmehr, welche zum Schreiben nur taugt,
welche, des Haares entblößt, mit gebrochenem Rücken, verſchnitten,
endlich, der Seele beraubt, wieder mit Dinte ſich füllt!

10. Holzgoldnes Zeitalter.

Als ſtatt Bechern von Holz man goldne begann zu gebrauchen
in der bereicherten Kirch, predigte Sankt-Bonifaz:
„Wie ſich mit Bechern von Holz einſt goldne Prieſter begnügten,
alſo gebrauchen anjetzt hölzerne goldnes Gefäß.“

11. Der Schornſtein-Sorger.

Statt uns zu lehren, wie feuerfeſt Schornſteine man aufbaut,
welche vom eigenen Ruß reinigt die eigene Gluth:
löſcht er den Heerd, ſteigt auf zum Schinkengebälk und kratzt Ruß;
Alles friert; und er geht, ſchwarz wie der Teufel, davon.

Sagen und romantiſche Erzählungen
von
Ludwig Rellstab.

Erſtes Bändchen. Berlin, Friedrich Laue 1825.

Neulich haben wir unſere Leſer mit einem Autor bekannt gemacht, der ſich die Aufgabe geſtellt zu haben ſchien, unter anderm, Jean Pauliſchen Humor für das größere Publikum genießbar zu machen. Wir meinen Dr. Miſes und ſeine Stapelia mixta. Er war nicht der erſte, welcher die originelle Manier Jean Pauls zu der Seinigen zu machen, von ſeiner eigenen Denkweiſe ſich aufgefordert fand. Es haben das vor ihm ſchon andere z. B. Rudolf **Stier** in ſeinen Krokodilleneyern nicht ohne einigen Erfolg verſucht. Herr **Rellſtab**, auf den wir dießmal die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer lenken möchten, und der uns ſonſt ſchon als Dichter der Oper **Dido** und als Herausgeber einer Sammlung von **Hymnen** auf die **Griechiſche Freiheit** bekannt iſt, erklärt in ſeiner, an Jean Paul erinnernde Vorrede, daß er ſich **Ludwig Tieck** und **Auguſt Wilhelm Schlegel** im **Stil** nicht ſowohl zu Vorbildern als vielmehr zu Cicerone's erkoren habe. Dieſes offene Geſtändniß, womit ſich Herr Rellſtab ſelbſt und anſpruchslos außerhalb der Reihe bahnbrechender Originalgenie's geſtellt hat, ließ uns ſchon an und für ſich auf eine freie Natur, auf einen nicht ungebildeten Geiſt ſchließen. Und wir haben uns bey der Leſung ſeiner Sagen und romantiſchen Erzählungen keineswegs in unſerer Erwartung betrogen gefunden. Vielmehr bekennen wir gern, daß es ihm gar oft gelungen iſt, jene Lebendigkeit und Friſche, jene Wohlbewegung und leichte Anmuth, welche Schlegels und Tieks Stil auszeichnen, zu treffen. Ja noch mehr! Wir fanden auch nicht ſelten jene klare, treffende, wahrhaft naive Schilderung der Natur und ihrer Wirkung auf unſer Gemüth, in welcher namentlich **Tiek** ein Meiſter genannt werden muß. Wenn ſich auch manches nachweiſen ließe, worin Herr Rellſtab hinter ſeinen Führern zurückgeblieben iſt, ſo würde ihm doch ſelbſt das Angeführte ſchwerlich gelungen ſeyn, wenn in ihm nicht ein, Jenem wenigſtens der Form nach, ähnlicher, verwandter Geiſt lebte. Wenn wir die nun einmal geſetzte Parallele auch auf die Compoſition im Großen übertragen wollen, ſo müſſen wir die beyden erſten Sagen von der dritten Erzählung abgeſondert betrachten. Von jenen beyden erſten Sagen Waldhulde oder der Wolfsbrunnen“ und „Elsbeth eine Sage vom Ilſenſtein“ glauben wir nämlich behaupten zu müſſen, daß ſie, an Reichthum, Großartigkeit und Einfachheit in Anlage und Durchführung der Geſchichtsfabel, Tiekiſchen Novellen etwa, denen ſie ſich in Form und Umfang am meiſten nähern, bey weitem nachſtehen. Freilich werden dieſe auch nur durch ein eben ſo reiches, mannichfaltig angeregtes Leben in der Welt, Kunſt und Wiſſenſchaft, wie es Tiek geführt, zu erreichen ſeyn. Der größere Genius ſogar würde, wenn er abgetrennt von der wirklichen, wie von der wiſſenſchaftlichen und Kunſtwelt ein Einſiedlerleben führte eben nur dieſes in ſeiner Monotonie zu ſchildern im Stande ſeyn. Leben und Umgebungen aller Art ſind zwar nicht die Erzeuger, aber die Hebammen der Ideen, größerer oder kleinerer Ideenwelten. — Beyde Sagen mit welchen Herr Rellſtab uns beſchenkt hat führen dasſelbe Thema, dieſelbe Grundidee in ähnlicher Compoſition ganz verſchiedener Begebenheiten durch. Jenes Thema, jene Idee iſt kürzlich dieſe: Sünden, welche leichtſinnige oder frevelhafte Leidenſchaft der Väter auf ſie geladen haben, werden durch der Söhne oder Nachkommen Tugend und bußfertige Selbſtüberwindung geſühnt. In beyden Sagen findet der geſchürzte Knoten der Begebenheiten ſeine Löſung in einer Erzählung der früheren Begebenheiten, die in der erſten dem Vater des Helden des Stücks in den Mund gelegt, in der zweiten durch einen Mönch aus einem alten Kloſtertagebuche mitgetheilt wird. In der erſten Sage verläßt der Vater des Helden ſeine wunderbare Geliebte, weil es derſelben vom Schickſal verſagt iſt, Mutter zu werden; in der zweiten Sage verſtößt der Stammvater der Helden des Stückes ſeine Gattin, um ein adliges Fräulein zu heirathen. Beyde Verſtoßenen finden ſo wie die Verſtoßenden erſt Ruhe der Seele nach der Buße, welche freiwillig der Letzteren

Sohn und Enkel über ſich nehmen. In der erſten Sage hat der Sohn des ſündigen Vaters das Unglück, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſeine Schweſter zu lieben und grade, da er ſie erretten will, zu ermorden und entſagt dem ehelichen Leben gänzlich; in der zweiten Sage liebt der Enkel des adelſtolzen Stammvaters eine nicht adlige Jungfrau und entſagt, um ſie heirathen zu dürfen, freywillig ſeinem Adel ꝛc. Wir ſehen hieraus das Gleichartige des Thema's und ſeiner Ausführung trotz dem Verſchiedenartigen der Verhältniſſe. Sinnreich iſt in beyden Sagen der ähnlichen Schuld die entſprechende Buße aufgelegt. Ueberhaupt müßen wir mit Freuden geſtehen, in dieſen Sagen einen ethiſch-religiöſen Sinn rein bewahrt gefunden zu haben, den man nur zu lange in der Poeſie als durchaus nebenſächlich auf ſich ſelbſt beruhen laſſen zu dürfen gemeint hat. Es iſt dabey gleichgültig, in wie weit der Verfaſſer die Andeutung dieſes ächtpoetiſchen Moments in den vorliegenden Volksſagen gefunden hat. Hat es ſich doch ſein Sinn zur Darſtellung auserwählt und hat er es doch als den reinen Grundaccord durch das Ganze ſeiner Compoſition, in den ſich jeder Mißton zum reinſten Wohllaut auflöſet, durchklingen laſſen! Daß das Mährchenhafte und Wunderbare darin eine bedeutende Rolle ſpielt, iſt der Natur der Sagen angemeſſen. Wenn dasſelbe, in ſo fern es an äußern Zeichen und Begebenheiten ſich offenbart, nicht immer ungezwungen *) auftritt, ſo laſſen gelungenere Beyſpiele auch in dieſer Rückſicht eine größere Vollendung künftiger Productionen des Herren Rellſtab erwarten. Herr Rellſtab hat, ſeine Anſichten über den Gebrauch des Wunderbaren für die Poeſie in dem bald zu hoffenden zweiten Bändchen ſeiner Sagen und romantiſchen Erzählungen mitzutheilen, verſprochen und wir ſchieben deshalb unſer Urtheil bis dahin auf.

Unſer unbedingteres Lob verdient die dritte Erzählung dieſes Bändchens: „Theodor, eine muſikaliſche Skizze.“ Sie

---

*) Z. B. in der zweiten Sage muß ein alter Kloſterbruder noch einmal aus dem Grabe aufſtehn um ſein Tagebuch zu vollenden, damit die Leute wiſſen, was ſie in ihrer Noth zu thun und zu laſſen haben.

erinnert nicht nur auf eine erfreuliche Weiſe an ähnliche Novellen Tieks und des Verfaſſers der Phantaſieſtücke, ſondern an dieſen Letzteren ſelbſt. Der Kammergerichtsrath Hoffmann iſt eine der Hauptfiguren in der Erzählung. Der kleine behende Mann wird uns in ſeiner ganzen intereſſanten Eigenthümlichkeit, mit welcher er jede Geſellſchaft zu begeiſtern und augenblicklich zu einer poetiſchen umzuſchaffen verſtand, vorgeführt. Wir verrathen von der höchſt anziehenden Erzählung nur ſo viel, daß der wahrhaft tragiſche Ausgang des Helden „Theodor,“ der auf dem Gipfel ſeines Künſtlerruhmes und Liebesglücks den Tod findet, daran mahnt, was von Pergoleſi's und neuerdings von Mozarts Tod erzählt worden iſt. Dagegen ſetzen wir einen Theil des Geſpräches hieher, welches der Kammergerichtsrath Hoffmann, der Klavierſpieler Benno und der junge Componiſt Theodor über Haydn, Mozart und Beethoven halten. Wir finden ſie in einem Nebenzimmer des Weinhauſes von Luther und Wegner auf dem Gensd'armenmarkt zu Berlin, wo Hoffmann ſo oft zu treffen war, bey einem kleinen Sympoſion vereinigt. — Der Champagner hatte ſeine begeiſternde Wirkung zu üben angefangen; ein allgemeineres Geſpräch über Muſik hatte ſie auf jene drey großen Meiſter geführt. Jeder der ſich Unterredenden glaubte ein Gleichniß gefunden zu haben, welches den Charakter eines oder des andern jener Trias treffend bezeichnete. Benno trug zuerſt das Seinige über Haydn vor, deſſen Muſik er mit einem großen Park verglich, in welchem Kunſt und Natur aufs glücklichſte vereinigt wären. Hierauf geht das Geſpräch zu Mozart und Beethoven über. Der Kammergerichtsrath beginnt:

K. Ueber Haydn mein' ich, ſind wir alſo vereinigt. Nun aber an Mozart und Beethoven.

Theodor. Wenn ich nicht beyde zugleich bezeichnen kann, ſo ſtürzt mein Gleichniß für jeden einzelnen. Ich muß ſie immer beziehungsweiſe auf einander betrachten. Ihnen bleibe alſo der Vortritt Herr K.

K. Nach unſres Freundes Benno treffendem Gleichniſſe fürcht' ich mich faſt hervorzutreten. Aber wiſſen ſie was Freund?

Wir wollen beyde unſere Gleichniſſe nennen und dann bey dem beſten bleiben. Ich heiße Mozart den belvederiſchen Apoll, Beethoven den Laokoon der Muſik.

Benno. Bravo, vortrefflich!

Theodor. Meine Gleichniſſe kommen aus ganz anderm Gebiete. Mir iſt Mozart der Tag, Beethoven die Nacht!

K. Beſſer! beſſer! Bravo Freund, ich bekenne mich beſiegt.

Benno. Viel Wahres darin!

K. Laſſen Sie uns raſch zur Sache kommen.

Theodor. Ich muß meinen Eingang ſo gut machen, wie Herr Benno. Denn wirklich erſcheint es ſonderbar, auf dieſe Weiſe den Charakter zweier Muſiker bezeichnen zu wollen. Auf den erſten Blick möchte es ſcheinen, als ſollte durch meine Vergleichung eine Oppoſition, ein poſitives und negatives Verhältniß der beyden großen Männer zu einander ausgedrückt werden. Allein man wird bald finden, daß dies nicht der Fall iſt. Es hatte mich nämlich lange beunruhigt, ja geängſtigt, daß ich ſo oft einen Widerſpruch in mir wahrzunehmen glaubte, wenn ich anerkennen mußte, daß Mozart ſo viel vollkommener ſey als Beethoven, und daß mich der letzte dennoch wunderbarer und — tiefer ergriffe. Da ſuchte ich denn lange vergeblich umher, ob dies Räthſel gar nicht zu löſen ſey, und endlich fand ich in dem Verhältniſſe des Tages zur Nacht eine ganz ähnliche geheimnißvolle Erſcheinung. Denn wir müſſen alle anerkennen, daß der Tag in ſeiner leuchtenden Klarheit, in der tauſendfältigen Entwickelung aller Gegenſtände der Natur, reicher und vollkommner iſt, als die Nacht. Aber dennoch bleibt dem königlichen Herrſcher ein gewiſſes Gebiet der Ahnung ganz verſchloſſen und wir können es eben ſo gut begreifen, wie wir die Majeſtät des Tages anerkennen, daß der Dichter mit Recht unmuthig ausruft:

„Dein allleuchtender Tag, Phöbos, iſt mir verhaßt!“

oder daß ſich ein andrer über: „die gemeine Deutlichkeit der Dinge“ verächtlich äußert. Der Tag, ſo ſcheint es mir, erreicht das höchſte Ziel der Wonne, was in der Befriedigung liegen kann; die Nacht dagegen ſtrebt nach dem, was nur im Wunſch und in der Ahnung empfunden wird, alſo nach einem Unendlichen. Und daraus entwickeln ſich alle Erſcheinungen, die durch Tag oder Nacht hervorgebracht werden. Der Tag gebiert die Ruhe, die Freude, die Luſt, die Sicherheit ſeiner ſelbſt, das Glück; denn er nährt ſich von dem himmliſchen Lichte der Sonne. Die Nacht dagegen erzeugt Bangigkeit, Wehmuth, Sehnſucht, verlangende heiße Liebe, Ahnung und Drang nach dem Höchſten, nach dem Unerreichbaren; denn kein Licht erhellt ſie, aber jenſeit der Finſterniß ſtrahlen dem Hoffenden die ewigen Sterne, die mächtigen Sonnen einer andern, aber fernen, unerreichbaren Welt.

K. Wetter Element Herr, Sie haben in's Schwarze geſchoſſen. Es lag ein Riegel vor meinem Hirnkaſten, den ſie weggeſchoben haben; nun quillt eine Flut von Gedanken heraus. Mir iſt zu Muthe wie einer Flaſche Champagner, wenn der Kork in die Luft fährt. Frei ſchäumt und brauſt es empor, dem Licht entgegen und duftet und blitzt und erleuchtet alles, was an dem göttlichen Born koſtet. — Gläſer heran, friſch getrunken, dies iſt der Quell der Erkenntniß! (Er ſchenkt ein!)

Benno. Stoßen Sie mit mir an, junger Freund, ich denke wir kommen einander näher.

K. Ei was Sie. Brüderſchaft! **Sitis mihi molles! Sitis vobis molles!** Brüderſchaft, angeſtoßen, froh und frei, die Stunde kehrt nicht zurück, aber ſie ſoll ſich doch oft freundlich nach uns umſehn! So iſt's recht, jetzt gefallt Ihr mir! Nun weiter!

Theodor. Mir wird ſo glühend heiß, aber doch ſo ſelig! Noch nie ſeit meiner Kindheit iſt mir ſo wohl geweſen! Euch danke ich's meine Freunde, Ihr zieht den armen, ſehnſüchtigen, einſam ſtehenden Jüngling in euern heitern Kreis; Ihr gebt der Pflanze, die lange im Dunkel trauernd geſtanden, den erquickenden Strahl des Lichtes! Eine Flut von Gedanken durchſtrömt mich, ich weiß nicht, wo ich beginnen, wo enden ſoll. Rhapſodiſch laßt mich's hingeben, was noch meine Seele von den großen Meiſtern erfüllt. Wer könnte es ganz ausſprechen! Mozart, ſtrahlender Sonnengott der Kunſt, der du uns mit Wärme, Leben und Wonne durchdringſt, erfülle mich mit deinem, in göttlicher Freude ſchwelgenden Geiſte, wenn ich von Dir reden will. Wo wir hinblicken, entzückt uns der harmoniſche Geiſt der Ordnung, des Beherrſchens, der in allen deinen Schöpfungen waltet. Alles dienet dem Ganzen und iſt darin groß, und doch hat es eigene herrliche Bedeutung.

K. Zur Anſchaulichkeit müſſen wir wieder auf Einzelnes übergehen; ſonſt Freund verirren wir uns und der Teufel holt uns den Schatz, nach dem wir graben, vor der Naſe weg. Don Juan! Mit allen ſeinen Schauern und Schrecken iſt er doch ein Werk, was dem Tage mehr angehört, als der Nacht. In die furchtbare, entſetzliche Geheimniſſe bewahrende Introduktion fällt doch einiges Tageslicht. Sie gleicht einem, durch Gewitterwolken ſchwarz und dräuend verhangenen Morgen, der aber mehr und mehr die feindlichen Gewalten beſiegt. Plötzlich bricht der Feuerſtrom der Sonne durch die zerreißenden Wolken und das Leben liegt vor uns in üppiger Herrlichkeit und Fülle, und brauſt dahin, wie ein rollender Gebirgsſtrom, ſchäumend, gewaltig.

Benno. Doch iſt dieſes Werk das nächtigſte von allen, was Mozart je geſchrieben. Der Schmerz der Anna geht in jene Welt hinüber und richtet ſich aus der Nacht nach den Sternen hinauf. Hier berühren ſich beyde Meiſter.

Theodor. Wie heilige Dämmerung noch das verglimmende Sonnenlicht und zugleich ſchon die blinkenden bleichen Geſtirne zeigt, ſo haben beyde ein gemeinſchaftliches Element. Darin ſchmelzen ſich Wehmuth und Luſt ſo wunderbar zuſammen, daß das Herz ſich ſelbſt nicht mehr kennt. Mit der einen Hand bieten wir der Nacht den Gruß des Willkommens, die andere drückt uns noch der ſchmerzliche Abſchied nehmende Tag, und in dieſem Momente, wo ſie uns beyde ſo nahe treten, erkennen wir ſie als verwandte Geſchwiſter. Beethovens dämmernd hinaufſteigende Nacht iſt Mozarts wehmüthig ſinkender Tag; ſeine Abendröthe iſt Beethovens Morgenröthe, die aber nicht den Tag, ſondern die Nacht verkündet. **Beethoven** ſteigt daher in ſeinen hellſten Momenten nur bis zu der Zeit hinan, wo der erſte entzündende Morgenſtrahl des Lichts am hohen Berggipfel glänzt, während **Mozart** in ſeiner düſterſten Tiefe doch immer noch einen Strahl des verſinkenden Tages in das bange Herz fallen läßt. So das ewige Requiem, denn auch in dieſer Muſik, in dieſem erhabenen Schwanengeſang, erbleicht ihm die Sonne unſeres Tages und durch die dämmernde Nacht leuchten ihm ſchon die Geſtirne des Jenſeit und durchdringen das Ganze mit göttlicher Ahnung. Darum faßt es die Seele ſo wunderbar und erhebt ſie, ohne ihr den Schmerz zu nehmen. Leben und Tod ringen noch; das Himmliſche wird zwar ſchon ahnend empfunden, doch das Leben hält uns noch mit Liebe; es iſt verklärender Todeskampf.

K. Ja, der Sonnenaufgang des Jenſeit iſt nahe. Die Nacht des tiefen dunkeln Grabes wird durch roſige Lichtwolken ſchon dämmernd erleuchtet. Noch liegen die Todten in der Gruft; die Poſaune des Gerichts donnert ſie in dem erhabenen tuba mirum auf, halb ſind ihre Sinne noch irdiſch ſchwer; aber in äußerſter, verſchwebender Ferne vernehmen ſie ſchon den ſüßen Laut der Engelſtimmen; das Benediktus tönt herüber wie wenn es die verklärte **Cäcilie** ſelbſt ſegnend hinhauchte.

Benno. Ja da bricht wirklich ſchon der Tag jener Welt herein und hier geht der Meiſter weiter in der Ahnung, als **Beethoven**, dem nur die Sterne des Jenſeit leuchten, da die **Mozart**ſche Nacht wenigſtens durch eine Mond-Morgenröthe erhellt wird.

Theodor. Der wunderbare Genius ſtand, als er dieſes einzige Werk erſchuf, ſchon in jener Welt; ſie erſchien ihm wie ein Traum, der aber ſchnell beym Entſtehen verſchwindet. **Beethovens** ganzes Leben dagegen bewegt ſich in dieſer göttlichen Ahnung; und eben darum muß er der irdiſchen Wirklichkeit ſo ganz fremd ſeyn. Denn er hat nichts von dieſer Erde als den Staub, der ſeinen Leib bildet. Sein erhabener Genius läßt ſich nie zur irdiſchen Tiefe hinunterbeugen.

K. Auf die Gleichniſſe zurück! Sonſt fallen wir wieder in lauter leere Phantaſieen. Die Gewalt des leuchtenden, ſiegenden, triumphirenden Tages, die in **Mozart** wohnt, iſt in keinem Werke ſo allmächtig als in der großen Symphonie in C-dur! Schon der erſte Satz, obwohl vielleicht der ſchwächſte, iſt ein herrlicher Sommertag mit blauem wolkenloſem Himmel. Im Adagio umfängt uns die geheimnißvolle Nacht des Waldes; Sonne und Himmel äugeln freundlich in die duftige Dämmerung hinein; die Waldwaſſer rauſchen leiſe ſchauerlich neben uns, plötzlich deckt eine Wolke Phöbus lichten Schild, düſtere bange Nacht droht uns zu begraben — da bricht das ſelig wonnevolle Thema wie Sonnenſtrahl durch die Gewölke und der goldne belebende Strom des Lichtes dringt mit erquickender Wärme in's Herz. Aber vollends der Schlußſatz! Dies iſt ein Feiertag der Welt, ein Sonnenaufgang über weiten Waſſern, wo Himmel und Erde in zurückſtrahlend herrlicher Verdoppelung erſcheinen. Mit leichter Anmuth entfalten ſich die ungeheuerſten Kräfte, die vier Elemente der Themate bauen eine Welt aus ihren einfachen Grundſtoffen auf. Himmel, Erde, Meer und Sonne, die erhabenſten Gedanken des Weltalls, die ungeheuerſten Urmotive derſelben, ſind hier in ſolcher Uebereinſtimmung und Harmonie gehalten, daß das Ganze leicht, wie der Erguß des flüchtigen Augenblicks vor uns ſteht. Spielend ſtand dem Meiſter das Gewaltigſte zu Gebot, wie ein Gott den Rieſenſchwung der Planeten um die Sonne zu einem leichten Tanz flimmender Sterne macht. — Das iſt aber die Tagesklarheit, die uns ſo vertraut mit dem Uebergroßen macht, indem ſie es uns in ſeinem harmoniſchen Gleichgewichte darſtellt, welches, indem es alle ungeheuern Kräfte gegen einander abwägt, immer in ruhiger Anmuth bleibt.

Theodor. Wie dagegen die Nacht geringe Gegenſtände zu einer erhabenen ſchauerlichen Größe erheben kann, ſo weiß der unendlich tief ſchaffende Genius **Beethovens** aus einem Senfkorn einen Rieſenbaum zu entwickeln. Man denke an die Symphonie in C-moll, wie die kleine ſchmerzlich hingehauchte Figur aus zwey Tönen unter der erzeugenden Kraft emporſchwillt, und als donnernder Waldſtrom zuletzt den Hörer auf unerbittlichen Wogen dahinreißt. Anfangs iſt es ein leiſer Luftzug, der durch die Wipfel der Bäume wehmüthig ſtreift und ſie im blaſſen Strahl des verſinkenden Mondes leicht bewegt; aber die Schwingen wachſen ihm gewaltig und plötzlich brauſt er als Orkan durch den Wald, daß die alten Stämme ſcheu und bebend die Häupter gegen einander drängen und die ſtolzen Kronen furchtſam beugen. Aber noch ſoll die Vernichtung des jüngſten Gerichts nicht hereinbrechen; wie eine zauberiſche Elfenkönigin tritt die melodiſche Grazie wieder ein und beruhigt ſchmeichelnd den empörten Sturm; Leukothea, die ſelige, welche das wild gehobene Meer wieder zum heitern Spiegel des Himmels und der tröſtenden Geſtirne ebnet. Leicht ätheriſch ſchwebend wiegt ſie ſich im Glanze des Monds dahin und unſer Herz folgt ihr mit unendlicher Sehnſucht und Wehmuth; ſie iſt uns eine Geliebte, von der uns die Kluft des Lebens weit, unerreichbar ſcheidet.

Benno. Wahrlich noch heut habe ich's wieder tief empfunden, wie kein Meiſter das Geheimniß der Liebe ſo ergreifend in Tönen auszuſprechen vermag, als Beethoven, wie ja eben auch die Nacht die Sehnſucht eines liebenden Herzens in die heftigſte Wallung bringt. Wo iſt eine ſüßere ſeligere Nacht der Liebe, die nur im Uebermaaß ihrer Entzückung wieder ihren Schmerz erzeugt, geſchildert als in der Adelaide. Senkt ſich nicht der ganze wunderbare Hauch einer ſüdlichen Nacht auf uns nieder! Hören wir nicht die Klage der Nachtigall? Rauſcht die Welle nicht melodiſch unſerm Ohre entgegen? Lächeln nicht aus dem dunkeln Blau des Himmels ewige Sterne liebevoll herab? Und durchſchweifen wir nicht den Garten der Geliebten, die wir in jenem fern ſchimmernden Marmorſchloß ſüß ruhend wiſſen, ja die von uns träumt? —

Theodor. Wahrlich dabey werden wir erſt unſeres eigenen Herzens bewußt; wer nie geliebt hat, erkennt daraus die Seligkeit der Liebe.

K. Teufel und Hölle! Mir wird ganz toll zu Muthe wenn ich bedenke, was ich für eine Saamenkapſel von Ideen im Gehirn habe, die ich aber unmöglich in der Schnelligkeit alle ſäen und zu Pflanzen und Bäumen emporblühen laſſen kann und ginge es geſchwinder als die Gartenkunſt Pinettis, der in 3 Minuten eine Hyazinthe wachſen ließ. Laßt mich's aber wenigſtens auf den Acker ſtreuen. Die ganze Muſikwelt, die Beethoven erſchaffen hat, braust in einem mächtigen Strom an meinem Ohr vorüber! Jetzt höre ich die Symphonie aus C=dur; eine prachtvolle blitzende Winter=Sternennacht! Das ſchauerliche Thema der D=dur=Symphonie kündigt ein fernes Gewitter an; ha, wie die Donnerſchläge krachend fallen, wie die Blitze flammend in das dunkle Weltall hineinleuchten und doch freundliche Sterne tröſtend aus dem Chaos der Wetterwolken hervorblicken! Im Adagio zieht das Wetter davon; der Mond ſteigt hinter hohen Cypreſſen auf, eine ſpäte Nachtigall wird wach und klagt an dem Grabhügel zweier glücklich Liebender, die der Tod ſelig vereint hat! Still, ich will aufhören, ſonſt werde ich toll! Aber halt! Noch eins muß ich ſagen! Keiner falſchen Quinte wäre ich werth, wenn ich das Adagio aus der Phantaſie in Cismol vergeſſen hätte. Der See ruht in dämmerndem Mondenſchimmer; dumpf ſtößt die Welle an das dunkle Ufer; düſtere Waldberge ſteigen auf und ſchließen die Gegend von der Welt ab; Schwäne ziehn mit flüſternden Rauſchen wie Geiſter durch die Flut und eine Aeolsharfe tönt Klagen ſehnſüchtiger einſamer Liebe geheimnißvoll von jener Ruine herab. — Still gute Nacht! „Eßt Morgen bey mir ihr Herrn!“ Damit fuhr er zur Thür hinaus.

Durch die Mittheilung dieſes Geſprächs hoffen wir Geiſt und Art des Verfaſſers beſſer bezeichnet zu haben, als wir mit den obigen kurzen Andeutungen vermochten. Es wäre nun noch von einem Gedicht zu reden, welches zu Ende des Bändchens gegeben iſt. Es behandelt die ſchon von Collin poetiſch dargeſtellte Sage von Kaiſer Max, da er ſich auf einer Gemſenjagd auf die Martinswand verſtiegen hatte und nur durch ein Wunder vom gewiſſen Tode errettet wurde. Wir glauben Herrn Rellſtab nicht zu nahe zu treten, wenn wir dem Colliniſchen Gedicht den Vorzug geben, weil in dieſem auf eine durchaus paſſende Art die epiſche Darſtellungsweiſe über die lyriſche herrſcht, was im Rellſtabiſchen Gedicht umgekehrt iſt.

Die Religion Zoroaſters.

Vorbemerkung.

Seit dem unſterblichen Herder muß der Zuſammenhang, in welchem alle alten Naturreligionen, nahmentlich ihre Schöpfungsgeſchichten ſtehen, als allgemein anerkannt betrachtet werden. Was die letzteren angeht, ſo hat die Naturwiſſenſchaft erwieſen, daß ſie, im allgemeinen und phantaſtiſche Ausſchmückungen abgerechnet, innere naturgeſetzliche Wahrheit haben. Das gilt von den Griechiſchen, von den Aegyptiſchen wie von den Scandinaviſchen Mythen. Was die Schöpfungsgeſchichte und damit verbundene Religionslehre der Perſer betrifft, ſo zeichnet ſie ſich vor allen übrigen Aſiatiſchen Lehren nächſt der Moſaiſchen durch große Konſequenz aus und nimmt um ſo mehr unſer ganzes Intereſſe in Anſpruch, als in ihr mehr, als in anderen Lehren chriſtliche Ideen und Vorſtellungen vorgetragen werden. Wenn auch der hiſtoriſche Forſchungsgeiſt nie durchaus befriedigende Aufſchlüſſe über den thatſächlichen Zuſammenhang gewinnen dürfte, ſo wird dem Philoſophen kein Zweifel übrig bleiben, daß ein tiefer pſychologiſcher Zuſammenhang wirklich ſtatt finde. Es iſt dieß Reſultat um ſo merkwürdiger als man zwiſchen allen alten heidniſchen Religionen und der chriſtlichen eine unausfüllbare Kluft zu befeſtigen gewohnt iſt, indem man jene als bloße Naturreligionen, dieſe als rein geiſtige zu bezeichnen pflegt. Wenn nachſtehender Aufſatz auch nicht das Reſultat aus neu entdeckten Quellen geſchöpfter Forſchungen zu ſeyn ſich rühmt, wird demſelben doch das Verdienſt eigenthümlicher gedrängter Zuſammenfaſſung der Zoroaſtriſchen Lehre zuerkannt bleiben müſſen und uns ſcheint derſelbe eben deßhalb durchaus geeignet, einem Jeden, dem es nicht vergönnt iſt, ſich ſelbſt näher über dieſen Gegenſtand zu unterrichten, einen deutlichen Begriff davon zu geben und das Nachdenken in vielfache, erſprießliche Thätigkeit zu ſetzen.

Die Religion Zoroaſters *)

Res ipsa, quae nunc christiana religio dicitur, erat apud antiquos, nec defuit ab initio generis humani, quousque ipse Christus veniret in carne, unde vera religio, quae jam erat coepit apellari christiana. **)

Augustin. retract. I. 13.

Einleitung.

1. In den allerfrüheſten Zeiten ſehen wir an den Abdachungen des höchſten Landes unſerer Erde, um Nordindien herum, drei große Völker angeſiedelt: in Oſten die Sineſen, in Süden die Hindu, und in Weſten die Arier, deren Sprache Zend hieß; daher die Arier auch das Zendvolk, oder das Volk Ormuzd's genannt wurden.

2. Anfänglich lebten alle dieſe Völker vereint in dem Urlande, auf den Hochebenen von Tibet. Die Sineſen zogen aus unter Yao, längs den Flüſſen Yantſekiang und Hoangho in die Ebenen Sina's; ***) die Hindu, an der Spitze die Braminen, aus den Hochthälern und dem Paradieſe Cashmir hinaus an die Ufer des Indus, Jumna und Ganges.

Das Zendvolk erhielt noch vor ſeinem Auszuge aus dem Hochlande eine Offenbarung, das alte und heilige Geſetz, „durchs Ohr," das heißt, mündlich; der dieſe Offenbarung des Lichtgeſetzes bekannt machte, war Hom, der erſte Prophet des Ormuzd, das heißt, des großen Herrn der Natur; er war hochgeehrt und hieß „Ormuzdgeborner,“ der vom Himmel herabgekommen, „Gottes Sohn, in die Welt geſandt, um die Menſchen von allem Uebel zu erlöſen.“ *)

---

*) Vergleiche: a) Zend-avesta, Zoroasters lebendiges Wort von Kleuker ſamt Anhang 6 Bände. Riga 1777. — b) Ueber Alter und Werth einiger morgenländiſchen Urkunden von J. G. Rhode. Breslau 1817. — c) Die heilige Sage ꝛc. von J. G. Rhode. Frankfurt 1820. — d) Symbolik und Mythologie der alten Völker von Fr. Creuzer. 2te Ausgabe 1. Theil. Leipzig 1819.

**) Das Weſentliche deſſen, was man jetzt chriſtliche Religion nennt, beſaſſen die Alten und iſt von Anbeginn des menſchlichen Geſchlechts vorhanden geweſen bis Chriſtus ſelbſt im Fleiſch erſchien, von wo an die wahre Religion, welche ſchon da war, die chriſtliche genannt zu werden anfing.

***) Siehe Schuking.

Homs Lehre wurde angenommen unter Vivengham, dem Vater Dſchemſchids; ſie war einfacher, reiner Naturdienſt, das heißt, ſie lehrte Gottes Allmacht in ſeinen Werken verehren und hatte als entſprechendſtes Bild der Gottheit das Feuer gewählt; daher dies erſte Geſetz auch reiner Feuerdienſt hieß.

3. Bald nach Hom's Tode zog Dſchemſchid, deſſen Nachfolger bey den Griechen Achaemeniden hießen, aus jenem Urlande herab und nahm an der Spitze des Zendvolkes das Land Iran ein, das nachher Bactrien, Medien und Perſis genannt wurde. **) Jetzt trat eine andre Lage der Dinge ein; das Zendvolk wurde ein ackerbautreibendes Volk; daher gar bald neue Bedürfniſſe fühlbar wurden, neue Anſichten ſich bildeten. — Der einfache Feuerdienſt der Nomaden war nicht mehr genügend, mehrere Jahrhunderte waren ſchon verfloſſen, und kein andrer Prophet war ſeit Hom aufgeſtanden, um in ſeinem Sinne für die Reinheit des Naturdienſtes zu eifern, der ſich zuſehends trübte; Mißbräuche ſchlichen ſich ein, und man begann ſchon, anſtatt unter dem Symbole des Sternenlichts und des Feuers die ewige Gottheit zu verehren, vielmehr die Sonne und die Sterne und das Feuer ſelber als Gottheiten zu betrachten, und ihnen Opfer und Anbetung zu bringen. Es bedurfte daher einer Läuterung des Geſetzes, es bedurfte eines für das Heilige begeiſterten Mannes, der den Feuerdienſt reinigte, erweiterte und zu neuer Würde erhöbe.

---

*) Das Andenken an ſich und ſein großes Prophetenamt knüpfte Hom an den Genuß des geſegneten Brodes und des geſegneten Kelches, und wer dieſe heil. Handlung würdig feierte, der genoß den Leib und das Blut des Propheten ſelber. Zendavest. Jzeschne. ha. IX. Justin. apolog. I. Tertullian. praescript. 40.

**) Vergleiche Bredows Handbuch der alten Geſchichte. 4te Ausgabe. Altena 1820. Seite 192.

Gleich nach Guſchtaſp's Thronbeſteigung, wenigſtens im dritten Jahrtauſend vor Chriſtus, ſtand ein ſolcher Mann auf; ſein Vater hieß Porſchaſp, und war königlichen Geblütes; ſeine Mutter hieß Dogdo; er ſelber trug den Namen Zoroaſter, oder Zerduſcht; ſein Geburtsland war Bactrien. Von ſeiner Jugend weiß man nichts; zweifelsohne erhielt er ſeine höhere Bildung in dem Magier-Inſtitute zu Bochara, dem Sitze der Wiſſenſchaft und Religion. Als er erwachſen, ſchmerzte ihn in ſeinem tiefen religiöſen Gemüthe der Zerfall der uralten Gottesverehrung und das Vergeſſen der erhabenſten Wahrheiten; er fühlte ſich in ſeinem Innerſten mächtig aufgeregt und von göttlichem Geiſte ergriffen, Herſteller und Verklärer des alten Glaubens, Reiniger desſelben vom Götzendienſte, Prophet des ariſchen Volkes und ihr Heiland zu werden. Er ſammelte die alten heiligen Ueberlieferungen und alles Tiefe und Erhabene, woran die Väter geglaubt, verwarf alle abgöttiſche, neuere Zuthat, und was er nun in Urzeiten ächt religiöſes gefunden und was ihm ſein eigener heiliger Geiſt eingab, legte er in Schriften nieder, die Zendaveſta heißen d. h. Wort des Lebens. *)

4. In dieſen alten heil. Schriften iſt weder von Ninive, noch viel weniger von Babel geſprochen, noch auch finden ſich die Benennungen Bactrer, Meder, Perſer ꝛc., woraus zu ſchließen iſt, daß die Abfaſſung des Zendaveſta noch vor der Unterjochung des ſogenannten großen bactriſchen Reiches durch die Aſſyrer vollendet wurde. (Siehe) Rhode über Alter und Werth ꝛc. Seite 37. Alſo:

a. Dſchemſchid gründete den Staat Iran's und baute die großen Herrſcherburgen, in Oſten Balbhamian-Bactra, und in Norden Varſchemgerd-hecatompylos. **)

b. Von dieſen Burgen aus, regierte der Arier erſte Dynaſtie, die Piſchdadier, die Länder dieſſeit und jenſeit des Oxus.

---

*) Moſes bewies die Göttlichkeit ſeiner Sendung und die Wahrheit ſeiner Offenbarungen durch eine Menge Wunderthaten; Zoroaſter kennt keine Wunder; die innere Kraft der Wahrheit iſt alles, worauf er ſich beruft.

**) Siehe Hammer, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur. Bd. 8. 1820.

Allein in der Folge zerfiel das große Reich in zwei: in das Land Turan jenſeit des benannten Fluſſes Oxus, jetzt Amu. Beyde Reiche lebten in beſtändigen Fehden.

c. Die zweite Dynaſtie von Iran iſt die der Kanier, einer Seitenlinie der erſtern. Unter dem 5ten Könige dieſes Herrſcherſtammes, unter Guſtaſp, lebte Zoroaſter. Nach ihnen beyden endigen ſofort die heiligen Schriften und mit ihnen auch alle zuverläßigen Nachrichten über dies älteſte Reich von Iran. Eine lange Zeit mag von da verfloſſen ſeyn bis auf Ninus *) den Aſſyrer, welcher von Tigris aus, mit ſeinen caucaſiſchen Völkern ganz Vorderaſien, und endlich auch den Staat Iran unterjochte. Der Sieg war nicht leicht, Ninus fand tapfre Heere in Bactrien, eine feſte Hauptſtadt und einen wohleingerichteten Staat; unermeßlich war die Beute des Eroberers; dieſer zertheilte nun das große Reich in 3 Satrapien: Bactrien, Medien und Perſis; und ſo zerfielen die Arier auch in 3 Völkerſchaften. Die Bewohner dieſer 3 Satrapien warfen aber nach vielen Jahrhunderten **) das aſſyriſche Joch wieder ab, und machten ſich unabhängig; die Bactrer und Meder bildeten einen Staat und ihr Herrſcher war ein Meder, und herrſchte in ſeiner neuen Burg zu Ekbatana. ***)

Bald wurden auch die Perſer bezwungen, und dem mediſchen Reiche einverleibt. Durch Kores wurden jedoch die Perſer herrſchendes Volk. 560 Jahre vor Chriſto und Perſepolis wurde die Herrſcherburg. ****)

5. Somit haben Zoroaſter und der Zendaveſta ein ſehr hohes Alter, unmöglich iſt es, ſelbes beſtimmt anzugeben; aber gewiß iſt's, daß erſtrer wenigſtens 600 — 700 Jahre vor Moſes gelebt hat; er kann nicht nach der Gründung des großen aſſyriſchen Reiches gelebt haben, und ſomit muß er wenigſtens ins 3te Jahrtauſend vor Chriſtus geſetzt werden. Eudoxus und

---

*) Ninus. 2,200 Jahre vor Chriſtus.

**) Im 7 — 8ten Jahrhundert vor Chr.

***) Herodot. I. 95 — 101.

****) Herodot. I. 123 — 130.

Ariſtoteles ſetzen ihn 6000 Jahre vor Platons Tod; Hermippus nennt Zoroaſters Lehrer Azonab und ſetzt erſtern 5000 Jahre vor dem trojaniſchen Krieg, und den Moſes viele 1000 Jahre nach ihm. Siehe Plin. hist. natur. XXX. cap. 1. et 2.

6. Bey der großen Umwälzung des Staates durch Alexander den Großen wurde ein Theil dieſer heiligen Schriften gerettet. Als viele Jahrhunderte nachher einige Reſte dieſes uralten Volkes, welche ſich nicht entſchließen konnten, dem Glauben ihrer Väter zu entſagen und Mahumeds Wort anzunehmen, ſich in die Gebirge von Kirman und Indien flüchteten, nahmen ſie dieſe Bücher als ihr größtes Kleinod mit ſich und bewahrten ſie mit der heiligſten Ehrfurcht.

7. Im Jahre 1754 bekam Anquetil du Perron, ein feuriger franzöſiſcher Jüngling, vier Blätter unbekannter Charaktere zu Geſicht, die nach einem Buche der heil. perſiſchen Schrift abgezeichnet waren; ein Engländer hatte ſie aus Surote gebracht, aber niemand konnte ſie leſen. Anquetil entſchloß ſich, der Welt die Deutung jener alten heiligen Bücher zu geben. Nach tauſend Leiden und Gefahren, nachdem er die heil. Sprache von einem Parſen in Guzurate erlernt und die Zendbücher überſetzt, auch einen Feuertempel mit großer Gefahr geſehen hatte, kehrte er 1761 nach Europa zurück, verglich ſeine heil. Schriften mit denen in Oxford und fand ſie vollkommen übereinſtimmend.

8. Schon Anquetil und dann Kleuker in ſeiner Ueberſicht: ſamt Anhang haben die Aechtheit und den Werth des Zendaveſta ins Licht geſetzt. Heeren in ſeinen Ideen, ꝛc. Bd. I, bezeuget, „ſie „hätten ſich in der Feuerprobe der Kritik bewährt;“ und unlängſt beſtätigte dieſes Rhode mit den überzeugendſten Gründen.

Verſuch,

die Lichtlehre Zoroaſters den Hauptzügen nach darzuſtellen.

1. Der Urgrund aller Dinge iſt das ungeſchaffene ewige Weſen; das Vollkommene, aber in ſich verſchlungene Weſen, das nichts über ſich und keine Wurzel hat, immer geweſen iſt und immer ſeyn wird, Gott der unſichtbare Allvater.

2. Im Anfange war bey Gott das **Wort**, **Honover**, *) und der Ewige ſelber iſt ſeinem Weſen nach Wort; und es ging aus vom Throne des Guten das **Wort**, das vortreffliche, reine, heilige, ſchnellwirkende, das da war vor allen Dingen, und durch das erſt alle Dinge gemacht wurden.

3. Und dieſes **Wort** iſt das Licht, und ſein Name iſt Ormuzd, das heißt der große Herr, der eingeborne Sohn vom Vater, Erſtgeborner aller Weſen, Licht vom Urlichte, allrein, allmächtig, allheilig; Grund aller übrigen Weſen, Weisheit und Geber aller Weisheit; Licht iſt er und wohnt im Lichte, das Wort von Allem und König der Zeiten, die Fülle aller Gnaden und Wahrheit; Alles und Alles iſt der in Herrlichkeit verſchlungene Ormuzd; Allnährer, das **erhaltende**, belebende Princip.

4. Dem Ormuzd tritt gegenüber **Ahriman** d. h. Quell des Uebels, die Wurzel alles Unreinen und Böſen, das zerſtörende Princip, der Grundarge. Er war urſprünglich auch Licht und ein großer Geiſt; fiel aber freiwillig und aus Neid vom Ewigen ab, und wurde **) — — Finſterniß und unrein und böſe; er iſt der **Erzdev**, d. h. Erzteufel, und immerdar freiwillig böſe; und durch ihn und aus ihm ward die Finſterniß geboren, und ſo weit dieſe reicht, reicht auch ſein Reich, die Finſterniß iſt das Böſe; und alle Uebel, das phyſiſche wie das moraliſche, rührt von Ahriman her.

5. Aber mit der Finſterniß wurde nun zugleich ein Kampf geſetzt, ein Kampf des Lichtes gegen das Dunkel, ein Kampf des Guten gegen das Böſe. Dreimahl verſuchte zwar Ormuzd den Ahriman durch gütliche Vorſtellungen zu bekehren; aber der Grundarge verharrte in ſeiner Bosheit.

6. So wie Ormuzds Körper als Licht und Feuer gedacht und Ormuzd überall gegenwärtig wurde, wo Licht oder Feuer

---

*) **Honover** heißt reiner Wille, beſonders der Ausdruck des göttlichen Willens.

) Wir müſſen vor allem den Satz feſthalten, daß das, was die Metaphyſik in abſtracten Begriffen vorträgt, der Orientale immer in der Form der — — **Geſchichte darſtellt.

Creuzer.

und aus dieſem Begriffe der ganze Feuerdienſt des Zendvolkes floß; *) eben ſo dachte man ſich Ahrimans Körper als Finſterniß und wo Finſterniß, da war Ahriman; daher wurde die böſe Finſterniß aus den Tempeln und Wohnungen durch die ewigbrennenden heiligen Feuer verſcheucht und ſo die Gegenwart Ormuzds erhalten. **)

7. Das heilige Geiſterreich begreift ſieben große Geiſter oder Erzengel, Amshaſpands, deren erſter und Schöpfer Ormuzd iſt; die ſechs übrigen ſtehen um Ormuzd Thron herum und ſind die Oberhäupter der Geiſter zweiter Ordnung, der Izeds, der Hüter und Wächter der Erde, der Schutzgeiſter.

8. Die dritte Ordnung der Geiſter, ſind die Feruers gleichfalls von Ormuzd geſchaffen, ſie ſind die feinen, geiſtigen Vorbilder aller Weſen, die Prototypen und Ideen, die reinſten Ausflüſſe Ormuzds; ſie ſind durch und durch aus dem lebendigen Worte des Schöpfers, daher unſterblich und ganz Leben, ſtets wirkend und belebend. Wo Leben, da iſt der Feruer thätig; im Himmel halten ſie Wache gegen Ahriman, bringen die Gebete der Frommen vor Ormuzd, und herabſteigend ſchützen und reinigen ſie ſelbe von allem Böſen. Auf der Erde aber an Körper gebunden, vermindern ſie die Unreinigkeit und ſtreiten wider die böſen Geiſter. Alles Anfanghabende hat einen Feruer; Ormuzd ſelber als Geſchöpf hat ſeinen Feruer, ***) ſo wie die Izeds, und das Feuer, Waſſer und die Bäume und alle Menſchen. Die Feruer ſind die — ideale Welt; ihr Nachbild war die reale, die geſchaffene; und ſomit hatte jeder Arier ein reines heiliges Urbild, das er hienieden nachgeſtalten, ein Ebenbild Gottes, dem er nachſtreben, das ihn in ſeinen Handlungen führen und vor jeglichem Böſen ſchützen ſollte. Ja die ganze Kör-

---

*) Conf. den jüdiſchen Feuerdienſt. Levit II. 16. ꝛc. und den Veſtadienſt.

**) Man denke an die brennenden Lampen in den katholiſchen Kirchen.

***) Weil der Ewige ſich ſelbſt denkt im allmächtigen Worte, und dieſer Abdruck des unergründbaren Weſens iſt Ormuzds Feruer.

perwelt war dem Arier belebt und Gegenſtand ſeiner demüthigen Verehrung. Denn in jedem Körper, ſey er Feuer oder Luft, Baum oder überhaupt ein anderes reines Weſen, wohnt ein himmliſcher Feruer, der es durchdringt, belebt und mit der großen Geiſterwelt des Ewigen zuſamenknüpft. Wie einfach und tief! Die Pflanze und der Baum wurde geehrt, von dem man Früchte genoß und zu ihm gebetet, noch mehr Früchte zu bringen; das Thier wurde geehrt, deſſen Milch und Fleiſch man genoß, und das Waſſer, als Quell alles Gedeihens und Segens, und die Sonne mit ihrem reinen, wohlthätigen Strahle! Alles iſt ja göttlich, Sichtbarwerdung des Einen, der Alles in Allem iſt; es offenbarte ſich ja Ormuzd in der und durch die Körperwelt, wie das ewige Urweſen ſich in ihm und durch ihn geoffenbart und ſo war die Verehrung der Natur nichts als die Verehrung Ormuzds, und in Ormuzd wurde wieder nur der Unendliche angebetet.

9. Auf ähnliche Weiſe iſt auch das Reich der Finſterniß geordnet; es giebt ebenfalls ſieben Erzdevs, unter denen Ahriman der erſte; dann zählte man unendlich viele niedre Dews, die alle von Ahriman hervorgebracht worden, und ihm freywillig anhängen und freywillig im Böſen beharren.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche Literatur.

Ueber die Entbehrlichkeit des Lateinlernens für Nichtſtudierende von Profeſſor C. Bernoulli Baſel. Neukirch 1825.

Es iſt kaum zu zweifeln, daß ſchon der Titel dieſer kleinen Schrift gewiſſe Leſer, die freilich Alles, was etwa von ethiſcher Kraft, von philoſophiſchem Geiſte, wie von Geſchmack in der Kunſt, von Gewandtheit im Ausdruck in ihnen anzutreffen iſt, ſich mühſam aus den Alten zuſammenſtudirt haben, mit dem nöthigen Grimm erfullen wird, um die Schrift ſelbſt entweder verächtlich wegzuwerfen oder nur mit dem Vorſatz zu leſen, Alles darin Vorgetragene zu verdammen. Dieſe feindſelige Geſinnung gegen jede nichtphilologiſche Anſicht iſt aber eben ſo wenig die unſere, als wir etwa einem ſeichten Philantropinismus oder Nützlichkeitsprincip ergeben ſind. Denſelben, weder der einen, noch der andern einſeitigen Richtung zugewandten Geiſt glaubten wir auch in vorliegender Schrift anzutreffen.. Man laſſe ſich nur nicht dadurch irre leiten, daß der Verfaſſer keineswegs von dem wiſſenſchaftlichen Standpunkt auszugehen ſcheint, ſondern vielmehr von der Forderung ſolcher Lehrgegenſtände, welche dem Nichtſtudirenden eine Menge, für ſeinen künftigen Beruf nützlicher, Kenntniſſe zuzuführen geeignet ſind. Dieſen Weg mußte er ſchon deswegen einſchlagen, weil es im Zweck ſeiner Schrift lag, dem größern Publikum ſich verſtändlich zu machen und zugleich den Männern vom Fach zu zeigen, in wiefern die Wünſche der Eltern für die Bildung ihrer nicht zum Studium beſtimmten Söhne einen guten Grund hätten und ſich mit den reinpädagogiſchen Anforderungen wohl vereinigen ließen. Dieſe letztere Abſicht des Herren Verfaſſers iſt ihm, unſerer Meinung nach, durchaus gelungen und als der Geſichtspunkt zu betrachten, unter welchem ſeine kleine Schrift das allgemeinſte Intereſſe gewinnt. Es wird darin als Hauptziel jeder und alſo auch der, den Nichtſtudierenden zukommenden, Schulbildung die Formale aufgeſtellt, welche keineswegs darauf ausgehen dürfe, die Zöglinge mit einer verwirrten Menge von einzelnen Kenntniſſen anzufüllen, als vielmehr alle Geiſtesfähigkeiten derſelben zu ſtählen und auszubilden, dadurch, daß ein jeder Lehrſtoff nach ſeinem inneren Zuſammenhange behandelt werde und daß die Einſicht in denſelben durch die ſtets anzuregende, angeſtrengteſte Selbſtthätigkeit der Schüler von denſelben errungen werde. Daß dieſes einzig wahre Ziel des Jugendunterrichts allein oder auch nur beſſer als ſonſt durch den Unterricht in den alten Sprachen zu erreichen ſey, wird geläugnet. Der Sprachunterricht iſt allerdings eines der vorzüglichſten Bildungsmittel, weil in der Sprache Gefühle wie Gedanken, Phantaſie wie Verſtand den menſchlich-vollkommenſten Ausdruck gewinnen und das Sichbewußtwerden in der Sprache eben deswegen eine, alle Kräfte in Anſpruch nehmende, Geiſtesgymnaſtik genannt zu werden verdient. Das gilt aber nicht allein von den alten, es gilt auch von den neuern, vor allem von der Mutterſprache. Schon der Unterricht in ihr iſt vollkommen geeignet, die Anforderungen, welche die Pädagogik an den Sprachunterricht überhaupt macht, zu erfüllen. Wird dagegen von den Philologen die, alle neueren Sprachen weit hinter ſich laſſende, Vortrefflichkeit des Griechiſchen und Lateiniſchen angeführt, ſo braucht das gar nicht beſtritten zu werden, wohl aber, daß es möglich ſey, durch den Schulunterricht in dieſen letzteren mehr als die allgemeinen Vortheile des Sprachsunterrichts überhaupt zu erzielen. Er wird ſich immer begnügen müſſen, die allgemeinen Denkgeſetze, Gefühls- und Vorſtellungsweiſen, wie ſie in einer Sprache niedergelegt ſind, zum Bewußtſeyn zu bringen. So wie dieß aber nicht einmal in irgend einer fremden Sprache erreicht werden kann, ohne Kenntniß des Gleichartigen und Ungleichartigen in der eignen Sprache, ſo bedarf auch dieſe, um ſich beſſer zu begreifen, der Kenntniß einer fremden Sprache. Und hier frägt es ſich nun ob eine alte durchaus nothwendig ſey. Sehen wir auf die vollſtändig ausgebildete Grammatik, ſo ſoll die Vortrefflichkeit der Lateiniſchen nicht verkannt werden, aber wer will läugnen, daß die franzöſiſche, wenn auch kein ſo reiches, doch ein völlig ſo abgerundetes, in ſich geſchloſſenes Ganze darbietet? Wenn nun ferner nicht zu läugnen iſt, daß die franzöſiſche Sprache einem Nichtſtudierenden ungleich brauchbarer für's Leben iſt, als die Lateiniſche, warum ſoll jene für dieſelben nicht lieber gewählt werden, da ſie die pädagogiſchen Anſprüche, in grammatikaliſcher Hinſicht wenigſtens, befriedigt. Freilich in Rückſicht des Künſtleriſchen in Poeſie und Rhetorik ſteht die franzöſiſche Sprache hinter der Lateiniſchen noch weiter zurück, als dieſe ſelbſt hinter der Griechiſchen. Aber abgeſehen davon, daß dieſes Künſtleriſche, ſo fern es in Form und Geiſt der Sprache liegt, zu fühlen, mit Bewußtſeyn zu fühlen, Keinem, ſo lange er Schüler iſt, möglich iſt, ſo könnte ja, der poetiſchen Vortrefflichkeit wegen, auch der Unterricht in den Orientaliſchen Sprachen für die Schule verlangt werden. Hier, wie da, wird für den Nichtſtudirenden ausreichen, ihn mit deutſchen Ueberſetzungen des Ausgezeichnetſten bekannt zu machen. Der Zauber des poetiſchen Geiſtes der Alten, das Erhebende, Hinreiſſende demoſtheniſcher Reden, die Einfalt, Naivetät Herodotiſcher Geſchichten ꝛc. wird, bey gehöriger Leitung durch den Lehrer, einen bleibenderen Eindruck auf den Zögling machen, als wenn er jene Klaſſiker in der Urſprache leſen ſoll, wobey, wenn nicht mehr grammatiſche und lexikologiſche Schwierigkeiten, doch jene interpretatoriſche oder gar kritiſche Anatomie jeden Totaleindruck und Berückſichtigung des Inhalts verkümmern.

Hiemit glauben wir das bezeichnet zu haben was der Verfaſſer vom pädagogiſchen Geſichtspunkt aus gegen die Nothwendigkeit des Unterrichts in den alten Sprachen überhaupt und alſo auch des Lateinunterrichts vorgetragen hat. Wir überlaſſen dem Leſer ſelbſt die Gründe nachzuſehen, welche gegen die Empfehlung der Brauchbarkeit des lateiniſchen für Jeden, vorgetragen worden ſind. Wichtiger ſcheint uns wiederum das, was von der Nothwendigkeit anderer Lehrfächer, der Mathematik Naturlehre, Erdkunde für jede wahrhaft allgemeine und höhere Bildung, auch des künftigen Gelehrten, geſagt iſt. Es kann nicht geläugnet werden daß alle dieſe Unterrichtsgegenſtände, welche den jugendlichen Geiſt auf eine höchſt eigenthümliche Weiſe zu bilden im Stande ſind, ſeine Phantaſie, ſeinen Verſtand wecken und kräftigen, wie es dem bloſſen Sprachunterricht nie gelingen kann. Der Verfaſſer verlangt aber, daß zu dieſem Endzweck der Unterricht eben ſo methodiſch und gründlich behandelt werde als der Sprachunterricht. Daß ein ſolcher methodiſcher Unterricht möglich ſey, wird von Niemandem bezweifelt werden, der Okens Naturgeſchichte für Schulen, des Profeſſor Schweins mathematiſche Werke kennt. Daß Geſchichte, für Schulen eine lebendige Ethik, welche die menſchlichen nicht minder als die bürgerlichen und politiſchen Tugenden und Laſter aufzuweiſen hat, nicht ausgeſchloſſen werden dürfe, verſteht ſich von ſelbſt; daß aber alle dieſe Unterrichtsgegenſtände zuſammen erſt eine wahrhaft humane Bildung zu begründen im Stande ſind, auch ohne alte Sprachen, davon geben uns die Alten ſelbſt Zeugniß, die keine Alten kannten. — Dieß ſcheinen uns die bedeutendſten Punkte zu ſeyn, welche Herr Profeſſor Bernoulli zur Sprache bringt. Alles andere bezieht ſich entweder zu ſpeciel auf Baſleriſche Verhältniſſe oder hat leider eine zu geringe Ausführung gefunden. Letztere wäre beſonders zu wünſchen geweſen, wo von dem gemeinſamen Bildungsgang die Rede iſt, welchen und wie lange ihn Studierende und Nichtſtudierende mit einander zu nehmen haben, obgleich klar erwieſen iſt, daß, was für Studierende geleiſtet wird, nur betrachtet werden dürfe als die Vorbereitung zu einem von den vielen künftigen Lebensgeſchäften, und daß alſo bis zu dem Zeitpunkt, wo die Wahl eines beſtimmten Berufs eintritt, der Weg für Alle derſelbe ſeyn müſſe und daß endlich, wo ſpäter dann für die gelehrt zu Bildenden alte Sprachen einträten, für die Nichtſtudierenden neuere Sprachen in den Unterricht aufgenommen werden müßten u. ſ. w.

Miszellen.

Gewöhnlich haben ſich beſonders Aeſthetiker über die Bilderſtürmerei ereifert, die, ſo fern ſie gegen den an die Bilder geknüpften Götzendienſt gerichtet war, nicht, ſo fern ſie aber von ſinnloſer Zerſtörungswuth ausging, allerdings Tadel verdient. Wie rechte und wahrhaft paſſende Bilder, nicht grobe und *feine* Karrikaturen, durch die angeregte Phantaſie zum Gemüth ſprechen können, davon gibt folgende Anekdote einen Beweis. Als den beiden Engländern *Jakob* und *Conrad von Candelberg* in Prag unterſagt worden war, gegen die Autorität des Papſtes Diſputationen zu halten, ließen ſie in ihrer Wohnung zwei Gemälde aufhängen, davon das eine Chriſti prunkloſen Einzug in Jeruſalem auf einer Eſelin, das andere einen Prunkzug darſtellte, darin der Papſt auf einem ſtolzen Zelter in aller weltlichen Pracht von Leibgarden, Muſikchören, Cardinälen, Biſchöfen ꝛc. ſtolz umgeben erſchien. Mehr als alle Diſputationen drangen dieſe Bilder Allen, die ſie ſahen die Wahrheit auf, daß die Geiſtlichkeit abgewichen ſey von der erhabenen Einfachheit und Anſpruchloſigkeit, welche Jeſu Beiſpiel und Lehre von ihr forderte. Die Bilder erregten mit einem Wort eine ſolche Gährung in den Gemüthern zu Prag, daß die Engländer, um der Rache der katholiſchen Prieſter zu entgehn, die Flucht ergreifen mußten.

— Man zählt gewöhnlich Friedrich den Zweiten unter die Verächter deutſcher Literatur. Es iſt wahr, er liebte die franzöſiſche. Dennoch mißkannte er nicht die Fähigkeit der Deutſchen und ihrer Sprache eine ausgezeichnete Literatur ſich zu ſchaffen. Schon 1775 ſchrieb er an Voltaire: der *Geſchmack* an den Wiſſenſchaften fängt an ſich zu verbreiten und man muß erwarten, daß die Natur nun wahre Genie's hervorbringen werde. Das Land, das einen Leibnitz erzeugte, kann wohl noch mehrere ſeiner Art liefern.

In ſeiner *Abhandlung über die deutſche Literatur* 1780 kommen die merkwürdigſten Aeußerungen vor, die wohl zeigen wie er die bedeutenderen Erſcheinungen nicht überſah. „Erſt ſeit kurzem gewinnen die gebildeten Männer den Muth in ihrer Mutterſprache zu ſchreiben; ſie erröthen nicht mehr Deutſche zu ſeyn.“ — „Man bahnt ſich den Weg zum Parnaß wie zum Tempel der Wiſſenſchaft.“ — „Wir werden unſere Klaſſiker haben, Jeder wird ſie leſen, ſich darnach zu bilden, unſere Nachbarn werden Deutſch lernen; denn wohl mag unſere Sprache, in ihrer einſt vollendeten Ausbildung, ſich durch guter Schriftſteller Ruhm von einem Ende Europa's zum andern verbreiten.“

Er fühlte es ſchmerzlich, daß es ihm nicht mehr beſchieden ſey, die ſchönen Tage unſerer Literatur zu ſchauen und er ſagt darüber: „Wie Moſes ſtehe ich da und ſchaue von ferne das gelobte Land; — betreten werde ich es nimmer.“

Die Religion Zoroasters.

(Fortſetzung.)

10. Dieſe beyden Geiſterſtaaten hatten alſo früheres Daſeyn als alles Körperliche. Die Körperwelt hat nur eine bedingte Urſache ihrer Erſchaffung; dieſe Urſache iſt, daß **Ahriman** drohte, die **Feruers** zu verführen. Deshalb beſchloß der **Ewige**, ſelbe durch **Ormuzd** hervorbringen zu laſſen, auf daß die Feruers irdiſche Geſtalten annähmen, um ſo das Böſe zu beſtreiten, auszutilgen, ſich zu verherrlichen und dann wieder zu Ormuzd zu kehren. Die Körperwelt iſt daher nur zufällig und bedingt durch den Abfall der Geiſter; hienieden und durch das Irdiſche ſoll die Läuterung und Verherrlichung geſchehen und ausgekämpft werden der Kampf des Guten gegen das Böſe. Und es geſchah der Wille des Ewigen, und Ormuzd erſchuf aus **Nichts** das **Weltall**; deſſen Dauer ſetzte der Ewige auf 12,000 Jahre, und am Ende dieſes Zeitraums iſt der Zweck desſelben erreicht, das Mittel hört auf, und **Feuer** zerſtört es, oder beſſer: **läutert** es zu einem höhern Seyn.

11. Herrlich war Ormuzds Schöpfung, ein glänzendes ſeeliges **Lichtreich**; man dachte es ſich oben, ungetrübt über dem feſten Gewölbe des Himmels und ſich hinaberſtreckend auf den Albordi und über die Erde weg; das **Nachtreich** Ahrimans lag tief unter dem Lichtreiche; zwiſchen **Beyde** hinein ſchuf Ormuzd die Erde als Scheidewand; Mittel- und Höchſter Punkt der Erde war der Berg **Albordi**, der bis in das Lichtreich hineinreichte; von ſeinem Gipfel aus bis in **Gorodman**, den Sitz der Seeligen, führte die Brücke **Tſchinevad**; allein unter dieſer Brücke gähnte eine tiefe Kluft — es war der Schlund des **Duzaks**, des Ahrimaniſchen Reiches — die Hölle, ſo daß

man von der Brücke hinabſtürzen konnte. Jetzt, nachdem Ormuzd alles ſchön und licht geordnet, brach Ahriman aus ſeinem Duzab hervor und ſetzte der irdiſchen Lichtſchöpfung eine Nachtſchöpfung gegenüber, und nun ſtehen auf Erden zwei Körperwelten einander entgegen; die ſieben Amshaspands haben gegen ſich ſieben Erzdevs, jeder Lichtgeiſt einen Höllengeiſt; der heilſamen Pflanze ſteht entgegen eine ſchädliche, dem guten Thiere ein böſes und ſo ſtehen nun beyde Reihen in unabſehbarem Kampfe begriffen, alles iſt nun entweder rein oder unrein. *) Was von Ahriman ausgeht, iſt Ormuzden ein Greuel, und die Berührung eines ahrimaniſchen Körpers verunreinigt eben ſo ſehr als eine böſe That ſelber.

Ahriman wie Ormuzd, jeder hatte ſeinen Thieren gewiſſe große mächtige Oberhäupter und Beſchützer vorgeſetzt, und dieſe Thieroberhäupter bildete man auf das Sonderbarſte aus und als verſehen mit großen Körper- und Geiſteskräften; daher die Wundergeſtalten und Fabelthiere des Orientes, ihre Verehrung und Heilighaltung. Z. B. der reinen Thiere Oberhaupt war das Einhorn in weißer Eſelsgeſtalt, mit drei Füßen und sechs Augen ꝛc. und ſtand am Eingange des Pallaſtes zu Perſepolis. Ihm ſtand entgegen der Löwe mit Wolf-Menſchen- und Scorpionstheilen roth von Farbe, genannt Martichoras, das heißt, Menſchenwürger; er war der ahrimaniſchen Thiere, Oberhaupt ꝛc. Und ſo ſind auch die Thiere verwickelt in den großen Kampf, doch am meiſten verwickelt iſt der Menſch, und ihm liegt die Pflicht ob, Ahriman in ſeinen Geſchöpfen ſelber zu beſtreiten. Der Menſchen und Heerden Wächter hinieden war der Hund und deßhalb ſehr hoch geehrt; wer einen brauchbaren Hund getödtet, wurde mit dem Tode beſtraft. Sehr geehrt war auch der Hahn, weil er in der Frühe durch ſeine ſtarke Stimme den Menſchen zum Gebete weckt. **)

12. Ormuzd brachte die Schöpfung der Welt nicht in einem Augenblicke, ſo wenig als die moſaiſchen Elohim, zu Stande, ſondern in ſechs Zeiträumen d. h. in 6000 irdiſchen Jahren

---

*) Vergleiche Moſis Rein und Unrein. III. 11. ꝛc.

**) *Zend-avesta.* Jescht-avan. cap. 16. Vendid. farg XVIII.

oder in ſechs göttlichen Tagen; denn ein Jahrtauſend iſt vor Gott wie ein Tag. Vergleiche Zendaveſta von Kleuker I. Bd. Seite 19.

Den Raum hoch über dem Alborbi bis zum Mond nannten ſie den erſten Himmel; von hier bis zum Sonnenkreiſe, den zweiten; und dann bis zum Throne Ormuzds ſelbſt, den dritten Himmel; daher im neuen Teſtamente: „Paulus war in den dritten Himmel verzückt,“ das heißt bis zum Throne der Gottheit. Auch die Hindu ſprachen von einem dritten Himmel.

Alle Lichtkörper ſchuf Ormuzd ſich als Mitgehülfen im Kampfe gegen das Dunkel; deßhalb glänzen ſie in Licht und ſind beſeelt und mächtig im rüſtigen Streite. Kein Glanzkörper aber war in höherer Verehrung als die Sonne, der ein großer Geiſt inwohnte: Sonne! Unſterblicher! Glänzender in Licht! Heldläufer! ſey mir hold! Mit Demuth rühme ich deine Größe hoch! ſehne nach deinem Wohlgefallen mich! opfre dir Wünſche. Sobald ſich die Sonne aufmacht, wird rein die Erde, Ormuzds Geſchöpf; fließendes Waſſer wird rein; Waſſer des Quells wird rein; durch ſie wird rein das Volk der Heiligen, des Herrlichkeitsverſchlungenen Weſens Eigenthum.“

Wie die Thierheerde hienieden den Hund, ſo hatten oben die Sternheerde einen Wächter, den größten und glänzendſten der Fixſterne, den — Sirius; daher Hundsſtern genannt; er iſts, der die Himmelsheerde weidet und anführt und ſchützt gegen Ahriman; er iſt Eröffner des großen Weltenjahrs, nach dem großen Weltbrande, wenn alles ſich in Herrlichkeit erneuet, der Stern des Troſtes und der ſeligen Hoffnung; indeſſen beſchützt er die Seelen der Guten, hingeleitend über die Unterwelt zur Brücke Tſchinevad.

13. Nachdem ſomit der reinen Welt die unreine gegenüber geſchaffen war, griff Ahriman ſtolz mit ſeinen Schaaren das Lichtreich an und drang bis in den Himmel, allein vor dem Abglanze ergriff ihn ein Schauer, und er ſprang in Geſtalt einer Schlange *) vom Himmel auf die Erde, verführte und zerrüttete Alles. Eben war allda, nachdem das Waſſer und das

---

*) Conf. Apocalyps. XII. 7. 9. Moſis I. 3.

Licht und die Bäume von Ormuzd hervorgebracht worden, auch der Urſtier, *) als Behälter alles künftigen organiſchen Lebens und Urkeim aller Thiere und Menſchen, geſchaffen; ihn tödete Ahriman, jene große Schlange, der Betrüger von Anfang; allein ſo wie überhaupt ſeine ſchwärzeſten Anſchläge zuletzt immer an der innern Kraft des Guten ſcheitern, ſo auch hier, denn eben der Tod des Urſtieres war die Bedingung, die die Entwickelung des organiſchen Reiches möglich macht. Aus dieſem einen Prinzipe ging alſo auch der erſte Menſch hervor d. h. der menſchliche Körper, in welchen, ſogleich nach ſeiner Bildung, ein Feruer herabſtieg. In dieſem erſten Menſchen waren, wie nach Moſes, anfangs Mann und Weib vereinigt; dieſer Urvater hieß Cajomorts, war Lichtglänzend, mit himmelanſchauenden Augen; auch ihm brachte Ahriman den Tod, und wie er ſtarb, weiſſagete er, zum himmliſchen Hunde des Troſtes aufblickend, den einſtigen Triumph des Guten über das Böſe, die ſelige Erneuerung der Dinge. Aus ſeinem Saamen entwickelte ſich in der Folge das erſte Menſchenpaar, Meſchia und Meſchiane, der Menſch und die Menſchin, des Menſchengeſchlechtes Stammeltern.

14. Und dieſe erſten Menſchen waren unſterblich, d. h. Krankheitslos und ohne Uebel, und für den Himmel geſchaffen: „Der Himmel war ihnen beſtimmt mit dem Beding der Herzensdemuth, des Gehorſames gegen den Willen des Geſetzes und der Reinigkeit in Gedanken, Worten und Werken. Durch Beharrung in dieſem Geiſte ſollte der Mann zum Glück des Weibes und das Weib zum Glücke des Mannes leben. Rein waren auch urſprünglich ihre Gedanken und Werke, und ſie ſprachen: Ormuzd iſts, von dem Waſſer, Erde, Thiere, Sonne und Mond, kurz, alles Reine und Gute kömmt.“ Allein Ahriman, der Erzdew, in ſeiner Schlangengeſtalt, wußte ſie zu berücken durch liſtige Worte, daß ſie ahrimaniſch, d. h. böſe und unrein wurden; er gab ihnen unreine, ahrimaniſche, alſo verbotene Früchte, die ſie aßen und dadurch in die Gewalt Ahrimans fielen; dadurch verlohren ſie hundert Glückſeligkeiten. Zuerſt wurde Meſchiane

---

*) Des Urſtieres Feruer heißt Goſcherun und iſt die Weltſeele, aller Dinge Lebenshauch.

das Weib, und darauf Meſchia verführt, und Darvand, d. h. Sünder. Von jetzt an fingen ſie an ſich zu bekleiden, ſie kleideten ſich zuerſt mit Hundefellen; in der Folge jagten ſie fleißig und machten ſich Kleider von Fellen rothen Wildprets und vermehrten ihr Geſchlecht durch Zeugungen. Im hunderten Jahre ſtarben ſie und kamen in den Duzah.

15. Ormuzd nahm ſich der Erziehung ihrer Kinder an, und blieb ihr Freund. Nirgends iſt eine Spur von Erbſünde, d. h. daß auf die Nachkommen der beyden erſten Menſchen ſich eine moraliſche Verdorbenheit forterbte. Wie könnte das bey jener Lehre von den Feruers angenommen werden? Jene verlorenen Glückſeligkeiten betrafen alſo nur den Körper. Jeder Menſch kommt frei, ſchuldlos, rein auf die Welt, und es hängt von ihm ab, gut oder böſe zu werden, Ormuzd Lichtgeſetz zu folgen und ſich zu verherrlichen, oder zu Ahriman überzugehen. Deßhalb verſuchte nun Ahriman fortwährend die Menſchen zu verführen, und es würde ihm gelungen ſeyn, alle Menſchen nach und nach zu verführen, wenn nicht Ormuzd erbarmungsvoll ſich und ſein Lichtgeſetz ihnen geoffenbart hätte. Dies Lichtgeſetz gab ihnen Mittel an die Hand, den Devs zu widerſtehen und rein zu verbleiben. Die Hauptſumme dieſes Lichtgeſetzes, das Zoroaſter nachher niederſchrieb, war „rein denken, rein reden, rein handeln.“ Zweck der Offenbarung: Lichtwerdung der ganzen Schöpfung; Triumph des Guten und der Wahrheit, des Lichts und des Lebens, und Zerſtörung des Todes, der Finſterniß und Unſeligkeit. Rein und heilig iſt der Menſch vom Allreinen und Allheiligen erſchaffen; rein und heilig ſoll er bleiben — die Gemeinde der Ormuzddiener ſoll aus lauter heiligen und reinen Menſchen beſtehen, die das Geſetz ehren und rüſtig kämpfen für das Lichtreich — das iſt die Sittenlehre des Zendvolkes.

16. Der Tod war dem wahren Ormuzddiener nichts ängſtigendes, trauriges, ſondern vielmehr die freudige Trennung des Feruers vom Leibe, der unſterblichen Seele vom ſterblichen Körper; der Körper wurde Staub, die Seele kehrte zu Ormuzd zurück. Allein die Beſtimmung des Körpers iſt deßhalb nach dem heiligen Glauben des Zendvolkes ſo wenig mit dieſem Leben aus, als nach dem chriſtlichen Glauben; er wird dereinſt, lehrt die heilige

Schrift der Arier wie ſpäter die chriſtliche, wieder belebt, und bey der allgemeinen Auferſtehung mit der Seele vereint werden. Der Zuſtand des Menſchen nach dem Tode zerfällt alſo in zwei Zeiträume:

a. In den Zuſtand nach dem Tode bis zur allgemeinen Auferſtehung der Todten.

b. In den Zuſtand nach der Auferſtehung.

17. a. Die guten Seelen werden gleich bey ihrer Trennung vom Leibe, von guten Geiſtern freudig empfangen, *) und unter dem Schutze des Sternenhundes Sirius zur Brücke Tſchinevad geleitet; die Böſen aber werden von dem Devs hieher geſchleppt. Hier tritt nun das *beſondere Gericht* ein — Ormuzd ſpricht das Urtheil. Die Gerechten gehen über die Brücke zum Wohnſitz der Seeligen, wo ſie mit Jauchzen von den ſeeligen Geiſtern empfangen werden; hier, in *Gorodman*, iſt alles angefüllt mit himmliſchen Düften.

Die Böſen ſtürzen auf der Brücke in den **Duzab** hinab, wo ſie bis zur Auferſtehung jämmerlich von den Devs geplagt werden; ihre Speiſe iſt Fäulniß, und ihre Wohnung Finſterniß und Kälte. Doch werden viele früher erlöst durch die — Anverwandten auf Erden — denn der Tod ſcheidet nicht von den Lieben; man kann den abgeſchiedenen armen Seelen helfen durch Gebet, gute Werke und Opfer, und die Strafzeit derſelben abkürzen; denn es können der Frommen gute Handlungen den abgeſtorbenen Sündern zugerechnet werden; beſonders kräftig ſind die Seelenmeſſen, d. h. die Seelenopfer beſtehend in feierlichen Gebeten und Gebräuchen, welche die Anverwandten zum Beſten der verſtorbenen Seele abhalten ließen und den Prieſter dafür bezahlten **) — ſolchergeſtalt erlösten Seelen war der Duzab das *Fegefeuer*; es gab aber Verbrechen, für die keine Erlöſung iſt *bis zum* jüngſten Gerichte, und für dieſe wäre der Duzab die — Hölle.

18. So ergeht es der Seele des Ariers nach ihrer Trennung vom Leibe; was aber geſchieht dem Leichnam?

---

*) Luc. XVI. 19 — 27.

**) II. Maccab XII. 43 — 46.

Der faſt allgemeine Gebrauch des Alterthums, die Todten zu verbrennen, mußte dem Zendvolk ein Greuel ſeyn, weil der todte Körper unrein, das Feuer aber das Symbol aller Reinheit war; in das Waſſer durften die Todten eben ſo wenig geworfen werden, weil das Waſſer, dies wohlthätige, erfriſchende Element, nicht weniger heilig gehalten und nicht weniger verehrt wurde, als das Feuer. Die reine heilige Erde, die Erzeugerin alles Segens und Ueberfluſſes, durfte eben ſo wenig verunreinigt werden; das Begraben wie das Verbrennen der Todten war eine Erfindung Ahrimans. Alſo befahl das heilige Geſetz: die Todtenkörper ſollen an einem beſonders dazu beſtimmten Orte, frei, ohne die Erde zu berühren, ausgeſetzt werden, ſo daß die Sonne ſie beſchien, der Regen ſie traf, und die unreinen fleiſchfreſſenden Vögel zu ihnen kommen konnten. War auf dieſe Weiſe alles Fleiſch und alles Feuchte am Körper, als die eigentliche Unreinlichkeit, gefreſſen und verſchwunden, ſo wurden die trocknen und nicht mehr unreinen Knochen geſammelt und in einer Steingruft beygeſetzt.

Noch iſt hier, bey dem Tode des Ariers, einer Ceremonie zu gedenken, die eben ſo ſonderbar als tief gedacht iſt:

Der Hund iſt dem Arier, wie geſagt, ein gar geehrtes heiliges Thier, das reinſte Thier Ormuzds, Wächter und Schützer der Menſchen und Heerden hienieden; am Himmel iſt der himmliſchen Heerde ebenfalls ein Wächter und Oberhaupt zugegeben, der reinglänzende Sirius, der durch ſein Wiedererſcheinen einſt nach Ablauf des Alten, das neue ſeelige Weltjahr eröffnen wird; denn wenn einſt in der Fülle der Zeit der Hundsſtern Sirius die Welt wieder anblickt, dann bricht der große Tag der Auferſtehung, der ſeeligen Wiederbelebung heran; es weiſſagte dieſes Cajomorts, als ihn Ahriman grauſam erwürgte, und er mit ſterbenden Augen noch gen Himmel blickte — da ſah er leuchten den hellſchimmernden Sternenhund, und er wurde getröſtet und weiſſagte dann den freudigen Uebergang zu ſeeligen Zeiten, in ein ewiges Lichtreich. Daher nun führte man dem ſterbenden Arier einen Hund vor, der aus ſeiner Hand einen Biſſen erhielt und dieſe heilige Handlung hieß Sagdid, das heißt, der **Hund blickt an**, und war ein troſtvolles Sinnbild der ewigſeeligen Unſterblichkeit; — der Hund war in dieſer Handlung Bild des Sternenhundes, und alſo der einſtigen Wiederbelebung jenes wonnevollen Zeitpunktes, wo ſein Wiedererſcheinen am Himmel allen Jammer auf Erden endet, wo Alles und Alles zu ewigſeeligem Genuſſe auferſtehen, und das Himmelreich alle Weſen auf immer und immer beſeeligen wird. Daß er, der Sterbende, dann auch aus dem Todesſchlummer durch Gottes Macht werde zu dieſer freudenvollen Auferſtehung und ewigen Glückſeligkeit geweckt werden, daran ſoll ihn der Hahn gemahnen, den man ihm gleichermaßen zum Bette brachte; der Hahn iſt das Sinnbild der Wachſamkeit und frühen Thätigkeit; ihn bezwingt während der ſchwarzen Ahrimans-Nacht nicht der träge Schlummer und er wittert des frohen Lichtes nahe Ankunft, und ſein Geſchäft iſt das Wecken; daher der Hahn am Bette dem Sterbenden gleichſam einflüſtert: Wie dich jeden Morgen meine ſtarke Stimme aufweckte zum ankommenden Tageslichte und zur Anbetung des allbelebenden Gottes, ſo auch wirſt du einſt aus dem Todesſchlummer, beym Herannahen des großen heiligen Weltjahrs, zum ewigen Lichte der Seeligkeit geweckt werden.

19. b. Weltende, Auferſtehung, jüngſter Tag.

Im letzten Zeitalter der 12,000 Jahre gewinnt Ahriman die Oberhand, übt die höchſte Gewalt aus und plagt die Menſchen unſäglich; das Böſe und Laſter aller Art herrſchen, und Ahriman will nun die geſammte Körperwelt zerſtören; er erreicht ſeine Abſicht; allein eben das iſt das beſtimmte Mittel, womit Ahriman zugleich auch ſein ganzes Reich zernichtet, und ſo hebt ſich zuletzt das Böſe ſelber und befördert gegen ſeinen Willen die Zwecke des Ewigen. Es geht aber aus dem vertrauensvollen Glauben des Monotheismus hervor die feſte Zuverſicht, daß, wenn das Menſchengeſchlecht in Noth und Verderben, in der Uebel und Laſter Drang ſich befindet, ein überirdiſcher Retter und Erlöſer erſcheine; in Indien ſtieg Viſchnu, die zweite Perſon des Trimurti, neunmal herab auf die Erde und wird zum zehntenmal, als Weltrichter erwartet. Durch die ganze unſeelige Geſchichte der Hebräer iſt ein Zug des Sehnens und Erwartens auſſerordentlicher Hülfe gewebt, und geheimnißvoll blicken ihre größten Dichter auf einen fernen großen Retter hin. Gleichermaßen ſandte auch Ormuzd, den göttlichen Propheten Hom, „Gottesſohn, vom Himmel herab“ um den bedrängten Menſchen die Offenbarung des Lichtreiches zu bringen. Und nach eben dieſer Lichtlehre wird in jener Fülle der Zeit und des Böſen den Menſchen wiederum ein Erlöſer verheißen, der alle Devs und den Tod und die Hölle beſiegt; ſein Name iſt Soſioſch, ein größerer Prophet als Zoroaſter; er wird von einer reinen Jungfrau auf wunderbare Weiſe geboren werden, *) und nicht nur wird er den Tod überwinden, ſondern auch am jüngſten Tage Weltrichter ſeyn; er wird die Todten durch Gottes Allmacht auferwecken und ſofort an einem erhabenen Orte das letzte Gericht über ſie halten. Dieſer Soſioſch iſt aus dem Geſchlechte Zoroaſters und ſeine Erſcheinung iſt plötzlich und unvermuthet. Luc. XXI. 25. **)

20. Deutlich und ausführlich wird die Auferſtehung und Wiederbringung der Dinge im Zendaveſta gelehrt und als ein Hauptdogma aufgeſtellt:

„Zoroaſter fragte Ormuzden und ſprach, der Wind führt den „Staub der Körper fort, Waſſer nimmt ihn mit ſich; wie ſoll „der Leib denn wieder werden? wie ſoll der Todte auferſtehen? *) „Ormuzd antwortete: Ich bins, der den allweiten ſternreichen „Himmel im ätheriſchen Raume hält; durch mich iſt die Erde „worden, ich bin Schöpfer des Saamenkornes, das nach Verweſung in der Erde von neuem ausbricht und ſich vermehrt. „Ich bins, der lebendige Frucht in die Mutter legt, ich bins, der „Waſſer in den Tiefen ſchafft und in den Höhen, damit die Welt „getränkt werde durch Flüſſe und Regen; ich bin Schöpfer aller „Weſen; trete der Arge auf, und verſuche Auferweckung; umſonſt wird ers verſuchen; ſicher und gewiß ſollen deine Augen „einſt durch Auferſtehung Alles neu leben ſehen; Gerippe ſollen „Sehnen und Adern bekommen; und iſt die Todtenbelebung „vollendet, ſo wird ſie kein zweitesmal erfolgen; denn um dieſe

---

*) Bundehesch. 31. etc.

**) Math. XXIV. 27. — 44. Zendav. Vendid. farg. XIX.

***) Vergleiche Ezechiel XXXVII. 3. etc.

„Zeit wird die verklärte Erde Gebeine und Waſſer und Blut und Pflanzen und Haare und Feuer und Leben geben, wie beym Beginn der Dinge. *)

„Kajomorts wird Erſtling der Auferſtehung ſeyn; und Meſchia und Meſchiane nächſt ihm; nach dieſen wird das Uebrige des Menſchengeſchlechtes Leben bekommen. Der Menſch ſoll wieder auf Erden ſichtbar werden; Rein, oder Darvand, jeder Menſch ſoll nach dieſer Ordnung neu leben. Ihre Seelen ſollen erſt ſeyn; alsdann ihre Leichname der ganzen Welt, ſo weit ſie iſt, ſo ganz neu werden, wie beym Anfang der Schöpfung. Ein Lichtſtrahl der Sonne wird Cajomorts Licht und Glanz geben; ein anderer dem übrigen Menſchenhauſen. Jede Seele wird die Leiber kennen; ſiehe! mein Vater! meine Mutter! mein Bruder, mein Weib, Freunde und Verwandten! Alsdann werden aller Welt Weſen mit dem Menſchen auf Erden verſammelt erſcheinen. **) In dieſer Verſammlung wird jeder ſein Gutes oder Böſes, was er gethan hat, ſehen. In dieſer Verſammlung wird der Darvand d. h. Sünder ſeyn wie ein weißes Thier unter der Heerde von ſchwarzen. In dieſer Weltverſammlung wird der Darvand den Gerechten, deß Freund er hienieden war, beſonders zu ſich ziehen und ſagen: Ach warum haſt du mich auf Erden, da ich doch dein Freund war, nicht gelehrt, mit Reinigkeit handeln! Du, o Reiner! haſt mich nicht zum Guten geleitet, und darum bin ich nun nicht unter dieſen Seeligen.

„Darnach wird eine Scheidung ſeyn zwiſchen Gerechten und Darvands. Die Gerechten werden zum Gorodman gehen; aber alle Darvands müſſen von neuem in den Duzab geſtürzt werden. Drei Tage und drei Nächte durch muß Leib und Seele büſſen; unterdeſſen der Gerechte in Himmelswohnung die Lieblichkeiten der Seeligen durch Leib und Seele ſchmecken wird; denn ſo ſteht geſchrieben: Am Tage der Scheidung des Reinen von allem was Darvand iſt, wird jeder Befleckte ins Tiefe ſinken. Dann wird Vater von ſeiner Geliebten, Schweſter von

---

*) Math. XXIV.

**) Math. XXV. Vers 31 ff.

„Bruder, Freund von Freund geſchieden ſeyn; jedes wird neh-
„men nach ſeinen Werken. Unbefleckte werden weinen über
„Darvands, und Darvands über ſich ſelber. Von zwei Schwe-
„ſtern wird eine rein ſeyn, und die andre Darvand. Ihr Lohn
„wird in ihren Thaten liegen.

„Jetzt ſtürzt ein Comet (die Cometen ſind böſe, ahrimani-
„ſche Geſchöpfe) vom ſublunariſchen Himmel auf die Erde, und
„die Erde wird wie krank ſeyn, gleich dem Schaafe, das
„mit Zittern und Zagen vor dem Wolf niederfällt. Alles geräth
„dadurch in Brand, und von der Hitze des Feuers werden große
„und kleine Berge wie Metalle zerfließen und das geſchmolzene Erz
„wird einen großen Strom bilden und in den Duzab hinabſtür-
„zen. Und alles was Menſch heißt, muß durch dieſen bren-
„nenden Strom hindurch gehen zur Reinigung; der Reine durch-
„geht ihn wie einen warmen Milchfluß; die Darvands müſſen
„auch hindurch, ſie fühlen ſich dazu gezwungen; und ſo muß
„die ganze Welt den geſchmolzenen Erzſtrom durchgehen, damit
„ſie rein und glücklich werde.“

Wie oben ſchon angeführt, gelangt der Gerechte aus dieſer allgemeinen Feuerläuterung leicht und ſchmerzenslos und ſchnell hinüber zum Gorodman; aber Sünder leiden unten im Duzab unendliche Schmerzen, drei Tage und drei Nächte lang, bis ſie reuevoll zu Ormuzd flehen, er erbarmt ſich der reuigen, geſtraften Darvands, ſie werden erlöst und in Gorodman aufgenommen.

„Dann wird auch der Erzdev Ahriman von dem Himmel
„zur Brücke Tſchinevad eilen, ſich von neuem in die Dicke der
„Finſterniſſe ſtürzen; dieſer Morddrache wird im Fluß geſchmol-
„zener Erze ausbrennen; alles Faule und Unreine des Abgrundes
„wird darin aufgelöst und — — — geläutert werden; der
„unterirdiſche Ahriman wird von neuem erſcheinen, des Abgrunds
„Erde durch den Erzſtrom ziehen und ſie zum fruchtreichſten
„Lande machen. Auch die Welt wird durchs Wort zur Aufer-
„ſtehung, ewige Dauer erhalten.“

Nach Ahrimans Bekehrung und Feuerläuterung tritt eine neue Welt ein, „eine Erde gereinigt von aller Unreinigkeit.“ *)

---

*) Johann Apocalyps. XX — 12. XXI. etc.

Alles wird neu und ſchöner belebt, die herrlich geläuterte, ganz lichte, ſeelige Schöpfung. Von nun an lebt das Reine, Gute; das Böſe hat ſich ſelber aufgehoben; Erzengel, Engel, Geiſter und Menſchen — alles lebt in ewigem Vereine, in ewiger Glückſeeligkeit unter dem großen Herrn, beglückt nur durch ihn und in ſeinem Wohlgefallen und in ſeiner ewigen Liebe. Bundeheſch XXXI.

(Schluß folgt.)

Zwei neue deutsche Trauerspiele.

Die Deutſchen beſitzen bereits über tauſend Trauerſpiele und Referent, der ſie faſt alle geleſen, fühlt ſich abgeſtumpft, wie ein Lazaretharzt. Will man indeß die chirurgiſchen Meſſer der Kritik mit feſter und ſicherer Hand führen, um Grund und Weſen des Schmerzes zu erkennen, ſo muß man ſich durch den Ausdruck deſſelben nicht betäuben laſſen. Referent bekennt, daß jeder leidende Held im Trauerſpiel oder im Lazareth auf weiche Herzen, die noch kein Blut geſehen, einen heftigen Eindruck machen muß; zu den meiſten aber ſollte man mit Tieks Kerkermeiſter ſagen: lieber Gefangener und nun bald Gehangener, was geberdeſt du dich ſo ungeberdig? Du meinſt Wunder, was dir geſchieht, weil dir's zum erſtenmal geſchieht. Ich habe ſchon ſo viele hier gehabt, die gehangen werden ſind; werdet ihr nicht endlich dran gewöhnt werden?

Wenn uns indeß ſtete Wiederhohlungen am meiſten an dem, was durch Erhabenheit uns erſchüttern ſoll, zuwider werden, wenn dieſe Wiederhohlungen gerade jedes Neue und Ausgezeichnete dem Blicke zu entziehen ſtreben, ſo wird es für den Kenner um ſo dringendere Pflicht, die wenigen Erſcheinungen von der letzten Art hervorzuheben. Die Tragödie hat aber, indem ſie das Erhabene ſich zum Ziele ſetzt und große Begebenheiten, Evolutionen und Charaktére der Geſchichte in den poetiſchen Zauberſpiegel faßt, zugleich den herrlichen Beruf der Belehrung und ausgezeichnete Trauerſpiele dieſer Art dürfen noch weniger unter der Fluth von Nachahmungen vergeſſen werden.

Grillparzer, der durch ſeine im höchſten Grade ſchülerhafte und carrikirte Ahnfrau unter ſehr ähnlichen Verhältniſſen ſo berühmt geworden, wie früher der Verfaſſer des Abällino, hat das Verdienſt ſich erworben, von des Pöbels Lob ungeirrt nach reinerem Geſchmack zu ringen. Er hat jetzt wieder ein neues Trauerſpiel geſchrieben: König Ottokar's Glück und Ende, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. Wien 1825 bey J. B. Wallishauſſer. Es gehört zwar der Form und Sprache nach unter die vielen Nachahmungen Schillerſcher Tragödien, ſo wie ſeine Ahnfrau eine Nachahmung von Müllners Schuld geweſen; indeß ſteht es doch verhältnißmäßig über jenem Erſtlingsprodukt ſeiner Muſen, wie Schiller über Müllner. Referent würde an der Form dieſes Stücks noch manches auszuſetzen haben. Es fehlt an Rundung der Scenik, an Lebendigkeit der Handlung, an ſcharfem Ausdruck der Charaktere und beſonders an Geiſt, Fülle, Bildlichkeit der Sprache; indeß wollen wir uns mit der Analyſe dieſer Mängel die Zeit nicht verderben, zumal, da durch ſie doch der Haupteindruck des Ganzen nicht geſtört wird, der uns eine wichtige hiſtoriſche Wahrheit aufs neue bedeutſam macht. Der Sinn der ganzen Tragödie iſt folgender: ein Fürſt, der die Liebe ſeiner Unterthanen durch Willkühr und Härte verſcherzt, entbehrt in Zeiten dringender Gefahr auch deren Schutz und Hülfe; einem andern, der ſich die Liebe der eignen Unterthanen erworben, fliegen auch die Herzen der fremden zu. So ſteht hier König Ottokar dem Kaiſer Rudolf von Habsburg gegenüber, und es wird gezeigt, wie aus den angeführten Gründen das Land Oeſterreich für den erſtern verlohren, für den letztern gewonnen worden. Die Reue, die der Unbilligkeit folgt, und die Zufriedenheit und Hoffnung, die auf Billigkeit gegen das Volk ſich gründen, werden trefflich geſchildert. Eine Stelle mag hervorgehoben werden, die zugleich als die blühendſte unter der Maſſe langweiliger Verſe hervortritt. Ottokar lehnt während der Schlacht an einem dürren Zweige und ſieht mit Entſetzen die Seinigen fliehen:

Die Böhmen fechten matt, wie man wohl ficht
Für einen Ungeliebten, nothgedrungen.
Die Oeſtreichsmänner und die Steirer aber,
Die ſonſt nur träg mir ihren Dienſt erweiſen,
In Todesengel ſcheinen ſie verwandelt,

Und jeder iſt ein Held nur wider mich.
Der Zahltag iſt erſchienen, und ſie zahlen;
Ich hab nicht gut in deiner Welt gehaust,
Du großer Gott! wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über deine Fluren;
Du aber biſts allein, der ſtürmen kann,
Denn du allein kannſt heilen, großer Gott.

Dr. E. Raupach, deſſen wir ſchon öfters in dieſen Blättern gedacht, ein ſinnvoller und liebenswürdiger Dichter, obwohl in Vergleich gegen ſo viele andere deutſche Poeten minder berühmt, als er es verdient, hat auch ein neues Trauerſpiel geſchrieben: Die Freunde. Ein Trauerſpiel in fünf Acten von Dr. E. Raupach. Leipzig, 1825 bey C. Cnobloch. Die Anordnung iſt leicht und harmoniſch, die Handlung raſch und ein Ganzes, die Sprache fließend und klar, ſententiös und oft ſchlagend. Der Inhalt ſtellt wie Schillers Fiesko einen politiſchen Partheyenkampf in der Republik Genua dar, und zwar ſtehen an der Spitze der Partheyen zwei adeliche Familien, deren Kinder wieder wie Shakespears Romeo und Julie ſich lieben und zuletzt den Untergang wählen, wie die liebenden in Schillers Cabale und Liebe. Dennoch iſt der Eindruck des Ganzen originell, indem das Hauptintereſſe ſich an jenen politiſchen Kampf ankaüpft. Dieſer iſt geeignet, unſere lebhafteſte Theilnahme auf ſich zu ziehen, weil in ihm auch die größere Geſchichte ſich ſpiegelt. Der Verfaſſer hat ihn mit Recht aus einem allgemeinen Geſichtspunkt betrachtet. Er findet desfalls Gelegenheit, ohne den raſchen Gang der Handlung irgend durch unnützes Räſonnement zu ſtören, treffliche Betrachtungen und allgemeine Wahrheiten einzuflechten, wobey er ſich wieder ſtets auf dem unpartheyiſchen Standpunkt des ächten Dichters behauptet. Die Idee des Ganzen iſt: wo ſich Partheien unverſöhnlich haſſen, keine der andern nachgeben, keine der andern ein natürliches Recht zugeſtehen will, jede nur auf ihrer Seite Wahrheit und Recht, nur auf der andern Wahn und Unrecht glaubt, zerrütten ſie ſich wechſelſeitig, gehen beyde durch ſich ſelbſt unter, die Herrſchaft, um welche ſie geſtritten, fällt in die Hand eines glücklichen Fremdlings, Montaldo, aus einem der edelſten Geſchlechter Genuas, hat ſeine Vaterſtadt mit Hülfe der gemeinen Bürgerſchaft von den Franzoſen befreyt. Die bewaffneten Bürger verlangen nunmehr, daß ihnen neue Rechte zugeſtanden werden, daß die frühere Ariſtokratie des Adels nicht erneuert werde. Der Adel weigert ſich aber und reſtituirt ſich in die Alleinherrſchaft. An ſeiner Spitze ſteht Fregoſo, vormals der innigſte Freund des Montaldo. Montaldo jedoch, wiewohl ſelbſt von Adel, ſtellt ſich an die Spitze der Bürger:

Montaldo.

Ich will nicht ſtreiten über den Entwurf;
Noch forſchen, ob ein feſter Regiment,
Als ſonſt geweſen, wünſchenswürdig ſey:
Denn dieſes alles käme viel zu früh.
Es hat die Noth der Zeiten mich zum Haupt
Des Volks ernannt, und die Beſtallung dünkt
Vor allen mir die gültigſte zu ſeyn:
Denn mit gerechter Waage wägt die Noth,
Und der Geſetze höchſtes iſt die Noth.
Kraft meines Amtes alſo fodr' ich dieß:
Entfernt zuerſt die Söldner aus der Stadt,
Dann leget den Entwurf dem Volke vor,
Damit es frey, von keiner Furcht verwirrt,
Sich drob berathe. Billigt's Euren Plan,
Und findet in dem Adelsregiment
Und ſeiner Dienſtbarkeit ſein Glück, ſo ſeys:
Ich als Montaldo kann ihn gelten laſſen.

Fregoſo.

Montaldo — nein! — das kann dein Ernſt nicht ſeyn.
Fand wohl ein Vorſchlag, der vom Adel kam,
Und hätt er Kronen an das Volk vertheilt,
Beim freien Volke jemals Billigung?
Denn Freiheit wohl, nicht Furcht verwirrt das Volk.
Weil Freiheit nur die Leidenſchaften weckt,
Hingegen Furcht Beſonnenheit erzeugt.

Doria.

Stets heilſam iſt Unmündigen der Zwang.

Montaldo.

Doch alſo Zwang? Wie ein erobert Land
Wollt Ihr behandeln unſer Vaterland?

Hart iſt's, daß Genua, zwo Stunden kaum
Vom fremden Zwingherrn frey, das Auge noch
Von Thränen feucht, die er ihm ausgepreßt,
Schon neuem, härt'rem Zwang verfallen ſoll:
Ich ſage härt'rem, denn das fremde Joch
Erbittert, und Erbittrung ſtählt den Geiſt,
Die heimiſche Gewalt verzehrt den Muth,
Macht erſt zum Knecht, und dann der Knechtſchaft werth.
Als ich das Volk zum Kampfe rief, verſprach
Ich Freiheit ihm, nicht neue Dienſtbarkeit;
Und Wort zu halten, drängt mich Herz und Ehre.

Fregoſo.

Das nennſt du Freiheit, daß nun wiederum
Im Kampfe Bürger gegen Bürger ſtehen,
Und Volk und Adel wieder um den Ruhm
Des größern Blutvergießens buhlen wird?
Das nennſt du Freiheit, daß nun abermals
Das Schwert die Waage der Gerechtigkeit
Vertreten ſoll, und wieder die Gewalt,
Des Rechtes Schänderin, ihr tolles Spiel
Mit allen Lebensgütern treiben wird?
Das nennſt du Freiheit, daß nun Jeglicher
Aufs neue, wie ein Kind, voll Uebermuth
Mit Dolch und Feuer, ſollt' er auch der Welt
Den Untergang bereiten, ſpielen darf?
Was magſt du doch von ſolcher Freiheit hoffen?

Montaldo.

Warum muß wiederkehren ſolche Zeit?

Fregoſo.

Weil ſich die Welt ſeitdem nicht umgekehrt,
Und auf die Urſach noch die Wirkung folgt.

Montaldo.

Und wär es auch. Der Sonne Gluth verbrennt
Oft unſre Gärten, bitten wir deshalb
Den Ewigen, dies Weltlicht auszulöſchen?
Es iſt des Menſchen Vorrecht, daß er Gift
Zu Balſam, aber Balſam auch zu Gift
Durch Weisheit oder Thorheit machen kann.
Jedwedes Ding ſoll zeugen für ſich ſelbſt;
Gebrauch und Mißbrauch nenn' ich falſche Zeugen.

Doria.

Noch nicht zur Freiheit reif iſt dieſes Volk,

Montaldo.
Nur in der Freiheit wirds zur Freiheit reif.
Doria.
Des Volkes Herrin iſt die Gegenwart.
Montaldo.
Des Adels Götze die Vergangenheit.
Doria.
Das Volk beherrſcht nur rohe Leidenſchaft.
Montaldo.
Den Adel fein geſchliffner Eigennutz.
Doria.
Das Volk denkt nie an der Geſammtheit Wohl.
Montaldo.
Der Adel nur an ſeiner Kaſte Glanz.
Grimaldo.
Vom Adel ſelbſt und läſtert unſern Stand!
Montaldo.
Nein, Wahrheit gegen Wahrheit ſtell' ich nur,
Vielleicht auch Irrthum gegen Irrthum auf.
Doch nutzlos find' ich jetzt noch dieſen Streit;
Entfernt die Söldner erſt aus Genua,
Dann ſprechen wir uns wieder. Nur noch Eins:
Der Löwe ſchläft, ſeyd klug und weckt ihn nicht;
Ihr wißt, es gibt kein Wiegenlied für Löwen.

Montaldo wiegelt das Volk zur Empörung auf. Fregoſo mahnt ihn dringend, aber vergeblich, zur Nachgiebigkeit.

Montaldo.
Es iſt vergebens: Du gewinnſt mich nicht.
Wer biſt Du denn, daß du zum Arzt der Zeit
Dich aufzuwerfen wagſt? Mich dünkt, die Zeit
Iſt eine Kranke, die man der Natur
Muß überlaſſen: denn wo iſt der Menſch,
Der ihren leiſen Herzſchlag prüfen kann?
Fregoſo.
Was iſt verborgen? was iſt hier zu prüfen?
Wem iſt nicht klar, ein feſter Regiment
Vermög allein die Ruhe hier zu gründen?
Montaldo.
Die Ruhe? Ja gewiß. Still wie das Grab,
Stumm wird das lebenvolle Genua
Bei ſolcher Herrſchaft werden. O verwünſcht!

Ich bitt' Euch ſteckt's in Brand, denn wenigſtens
Steigt dann zum Himmel frey der Dampf empor.

Fregoſo.

Ich bitte dich, betrachte nur Venedig;
Was eine ähnliche Verfaſſung dort
Für ſchöne Früchte trägt, wie lange ſchon
So reich, ſo ſtark, gefürchtet, ſonder Furcht,
Die Republik auf ihren Dünen thront,
Weil keine Zwietracht ihre Kraft verzehrt.

Montaldo.

Ein heilloſ Uhrwerk! ein verdammtes Uhrwerk,
Wo jedem Bürger von der dunklen Macht,
Die gleich dem ſtarren Schickſal dort gebietet,
Sein ganzes Leben von der Amme Bruſt
Bis in die Erde vorgezeichnet iſt.
Ich will als Sclave fröhnen in dem Schacht,
Nur nicht ein Rad in dieſem Uhrwerk ſeyn.

Fregoſo.

Bey Gott! ſo ſage denn, was ſoll geſchehen?

Montaldo.

Entlaßt die Söldner; weiter ford' ich nichts.

Fregoſo.

Heimtückiſch nenn ich dieſe Forderung:
Denn ſicher glaubſt du ſelbſt nicht, daß wir dann
Noch Genua den Frieden ſchenken könnten.

Montaldo.

Nein, grad' heraus geſagt, ich glaub' es nicht.
Allein die Ruhe, die du Genua
Haſt zugedacht, iſt ſchlimmer als der Tod,
Weil ſie ein Tod iſt, den der Todte fühlt.

Fregoſo iſt überzeugt, daß die Ruhe ſeines Vaterlandes nu durch den Tod Montaldos erkauft werden könne. Er entſchließ ſich, den alten Freund zu opfern und läßt ihn durch gedungene Mörder umbringen. Sein Sohn Raphael liebt Marien, Montaldo's Tochter. Sie fällt über den Tod ihres Vaters in Wahnſinn. Raphael befreit die unglückliche Geliebte von ihren Leiden durch Gift und ſtirbt mit ihr. Fregoſo wird von dem wüthenden Volk umgebracht. Der zerrüttete Staat wird aber, nachdem die Häupter, Vertrauen und Macht verloren gegangen durch Verrath und Uebermacht Beute der Mailänder.

Etwas für die elegante Welt.

In einer Verlagshandlung (der Hartlebenſchen in Peſth) ſind in dieſem Jahr zwey Lehrbücher des feinen Weltons erſchienen, die achte Auflage von Profeſſor Wenzels „Mann „von Welt," und die erſte von „Caroline von Woltmanns Spiegel der großen Welt." Referent fühlt ſich gedrungen, beide Werke aufs angelegentlichſte zu empfehlen, da er ſeine eigene bisher allgemein, aber freylich nur in mittlern Cirkeln anerkannte Galanterie im Spiegel dieſer Lehrbücher als baare Grobheit, ja Flegelei mit großer Beſchämung hat erkennen müſſen, und da er zu wohl weiß, wie vielen Herren und leider ſogar Damen es nicht beſſer gehen wird. Er glaubte bisher, daß er ungemein artig gegen die Geſellſchaft handelte, wenn er ſie von einem faden Schwätzer befreyte; Herr Profeſſor Wenzel zeigt aber nur allzu klar, daß es der Triumph des vornehmen Tones ſey, jeden Schwätzer nicht nur mit Geduld, ſondern ſogar mit Aufmerkſamkeit, Theilnahme und der Miene der Bewunderung anzuhören. Referent ſchmeichelte ſich bisher, wenn ihn Jemand um guten Rath gebeten, mit einer troſtreichen Antwort, nie aus Faulheit oder Unverſtand zurückgeblieben zu ſeyn, wird aber vom Herrn Profeſſor Wenzel gewaltig durch die Bemerkung beſchämt, daß es höchſt unanſtändig ſey, einen Rath, auch den vernünftigſten, auch wenn man darum gebeten wäre, wirklich zu ertheilen, da man in der vornehmen Welt nie vorausſetzen dürfe, daß ſie des Rathes benöthigt ſey, oder wenn ſie aus Artigkeit dennoch fragt, nicht ſchon im Voraus wüßte, was zu thun ſey. Referent hat es bisher für äußerſt unhöflich gehalten, die Miene anzunehmen, als habe er dasjenige, was ihm ein anderer vorgetragen, genau verſtanden, wenn er es nicht verſtanden hatte, und es iſt ihm faſt unmöglich geweſen, nicht zum zweitenmal zu fragen; Herr Profeſſor Wenzel zeigt aber umgekehrt, daß dieß wider allen Anſtand laufe, daß man niemals um eine Wiederholung des Geſagten anſuchen und ſtets ſich ſtellen müſſe, als ſey uns kein Wort entgangen. Ref. ſieht ſich aber genöthigt, entweder ein ganzes Buch von ſeinen bisherigen

Irrthümern zu ſchreiben, oder von ſich in äußerſter Beſchämung zu verſtummen, und nur ſeine Bewunderung für den Herrn Profeſſor Wenzel mit der Verſicherung auszudrücken, daß er ſich von nun an gänzlich nach ihm bekehren werde.

Nur in einem Punkt kann er, ſo ſehr die Unhöflichkeit einleuchtet, den Lehren des Herrn Profeſſor Wenzel nicht nachleben. Er müßte dieſer Lehre zu Folge, wenn er die Frau von Woltmann und den Herrn Profeſſor zugleich zu ſeinem kritiſchen Gaſtmahl einladet, der Dame den erſten Rang und Platz einräumen, und ihr auch ohne viel Aufhebens mit geſchickter Galanterie das beſte Stückchen, vom Lobe nämlich, zuſchanzen, der Herr Profeſſor aber müßte billig zurückſtehen, weil er nur ein Mann und nicht einmal von neuem, geſchweige alten Adel iſt. Dennoch wird Ref. in dem Colliſionsfall, aus Weltton das ſchlechteſte Beyſpiel des Welttons anzuerkennen oder gegen dieſes, wenn er es auch an einer Dame wahrnehmen ſollte, die Miene des Tadels anzunehmen, die letztere Parthie ergreifen und mit ſeinem Eifer für die Theorie ſich rechtfertigen. Er muß alſo Kraft ſeines Portefeuille für die kritiſche Juſtiz die Dame Caroline von Woltmann wenigſtens mit derjenigen miniſteriellen Kälte anlaſſen, die ſich mit der Eleganz und Glätte des Hofes noch am beſten verträgt und ihr mit Schonung inſinuiren, daß ſie einiges Befremden anrege, indem ſie hinter der Schminke oder vornehmen Maſke zuweilen das warme Gefühl eines natürlichen Herzens als eine ſehr unzeitige Schaamröthe aufſteigen laſſe, während Herr Profeſſor Wenzel völlige Blutloſigkeit nicht nur zu maskiren, ſondern zu beſitzen ſcheine. Die Dame äußert ſich nämlich, daß der vornehme Ton, den ſie ſelber lehrt, im Grunde nichts Beſſeres ſey, als die Mode eines Augenblicks und die heuchleriſche Maſke niedriger Geſinnung. Wir trauen unſern Ohren nicht, doch ihre eigenen Worte mögen ſie ſtrafen. Sie ſtehn in der Einleitung, wie folgt:

„Der gute Ton hat es nur mit der Tugend in Beziehung auf das geſellſchaftliche Verhältniß und deſſen Zweck zu thun; was jenſeit deſſelben liegt, geht ihn nichts an. Und die Bildung der Menſchen, welche die große Welt bilden, iſt zwar die vollkommenſte, welche die Menſchen der Gegenwart beſitzen;

aber keineswegs die vollkommenſte, welche die Menſchen überhaupt beſitzen können. Ihre ſinnliche Bildung überwiegt die Bildung ihres Geiſtes; die Bildung ihres Geiſtes überwiegt ihre ſittliche, die Bildung ihres Gemüthes, ohne daß ſie ſo tief wäre, ſie das Weſen der Dinge vom Schein der Dinge unterſcheiden zu lehren, das Weſen der Tugend vom Anſtrich der Tugend, ſelbſt in der erwähnten, beſchränkten Beziehung.

So begnügt ſich der gute Ton, das Vergnügen der Sinne, des Geiſtes, des Gefühls beim geſellſchaftlichen Verkehr durch beſtimmte Geſetze der Erſcheinung, der Haltung, des gegenſeitigen Benehmens, der Bewirthung zu ſichern; aber ihn kümmert nichts weiter, als deren Beobachtung. Er fragt nichts nach dem Weſen, er begnügt ſich mit dem Schein der Dinge; er hat ſich ſelbſt Laſter geheiligt, inſofern ſie den Zweck der Geſelligkeit fördern helfen, ihren Urſprung in der Verfeinerung der Sinnlichkeit haben, oder die Verletzungen des ſittlichen Gefühls, welche mit ihnen verbunden ſind, durch Sinnliches, durch ein Vergnügen des Geiſtes vergüten.

Vernachläßigung der Familien, Gourmandiſe, Weichlichkeit, Verſchwendung, ſind Laſter vom beſten Ton. Die Lüge iſt ein Laſter vom guten Ton, wenn ſie die geſellſchaftliche Artigkeit, den Schein des Wohlwollens, rettet. Bare, üble Nachrede, bare Verläumdung ſind wider den guten Ton, witzige und verſteckte nicht, directe Herabſetzung der Vorzüge Anderer, directes Bemerkbarmachen ihrer Fehler und Schwächen, Zuerkennengeben von deren Kenntniß, barer Widerſpruch von Meinungen und Behauptungen, u. ſ. w., alles dieß iſt wider den guten Ton. Aber Herabwürdigung der Vorzüge Anderer durch übertriebenes Lob, durch Lob ſogar der nothwendig damit verknüpften Fehler, durch affectirtes Ignoriren; Herbeyführung, Steigerung von Anläſſen, wobey Fehler und Schwächen Anderer ſich zeigen müſſen, Zuerkennengeben von deren Kunde unterm Scheine der Freundlichkeit, dem Vorwand der Warnung, des hinterbrachten Urtheils eines Dritten u. ſ. w.; alle dieſe Bosheiten erlaubt der gute Ton, und man kann der feinen Welt nicht nachſagen, daß ſie dieſer Erlaubniß ſich nicht reichlich bediente. Es gibt Cotterien derſelben, wo er vorzüglich in dergleichen geſucht wird.

Das Vergnügen an der Gewandtheit des Geiſtes, welche dazu gehört, verſöhnt die Verletzung, welche das Gefühl dadurch leidet; und oft iſt leider, gar nichts zu verſöhnen, eben die Bosheit die Würze des Witzes.

Daß der Stachel der Feindſeligkeit auf dieſe verſteckte Weiſe empfindlicher verwunde, daß der halb unterdrückte Haß genährt werde durch ſeine halbe Befriedigung, kümmert die feine Geſellſchaft nicht. Sie darf nicht einmal merken laſſen, daß ſie Haß ſpüre, ohne den guten Ton zu verletzen, der nichts Feindliches zwiſchen den Theilgenoſſen einer Geſellſchaft annimmt und ſich um nichts kümmert, das mit dem geſellſchaftlichen Verhältniß nichts gemein hat, wenn es ſeine Regeln ſchont.

Notizen über die neueſte franzöſiſche Literatur.

Man ſagt, daß de Lamartine bald ein „neues Childe Harold“ herausgeben werde, welches Byron's letzte Schickſale, namentlich in Griechenland, zum Gegenſtand habe.

Soumet iſt der zweite Dichter der Franzoſen, welcher die Jeanne d'Arc dramatiſirt hat. Der Einfluß des Schiller'ſchen Stuckes iſt ſichtbar, wenn auch die Franzoſen ſagen, man müſſe ein guter Deutſcher ſeyn, um daſſelbe zu goutiren. Der Dichter ſtellt uns die Heldin im 1ſten Akt im Kerker vor, wo ſie von einem frommen Manne (Adhemar) beſucht wird, der ihr Troſt bringt; worauf ihr dann der Inquiſitor Hermengard meldet, daß man ſie bald richten werde. Wirklich gibt auch der Herzog von Bedford im 2ten Akt Befehl, das Urtheil zu beſchleunigen. Der Herzog von Burgund aber iſt aufgebracht, daß man ſo viel Zeit wegen eines Mädchens verliere, und will lieber dem König Karl entgegen ziehn, der ſich indeß wieder gerüſtet hat. Adhemar bittet den Burgund vergebens, ſich für Johanna zu verwenden. Da erſcheint ihr Vater mit zwei Schweſtern; er glaubt, ſeine Tochter gerettet zu haben, da er einem gewiſſen Beauvais eine Schrift ausgeſtellt, daß Johanna in früher Jugend durch Zauberkünſte irregeleitet den rechten Gebrauch der Vernunft nicht mehr habe. Der unglückliche Vater! Die Schrift wurde ihm liſtig abgelockt, um Johanna zu verderben; denn jetzt hat man's ſchwarz auf weiß vom Vater ſelbſt, daß ſie eine Hexe iſt. Adhemar entdeckt dem Bethörten, daß Beauvais Johanna's geſchworenſter Feind iſt. Im 3ten Akt geht dann das Gericht wirklich vor ſich. Johanna vertheidigt ſich, ſo daß Bedford, der engliſche Statthalter in Frankreich, zu ihren Gunſten geſtimmt wird. Da wird die fatale Schrift des Vaters hervorgezogen und Bedford iſt nun von ihrer Schuld überzeugt. Adhemar und ihr Vater ſprechen vergebens für die Angeklagte. Wir ſehen ſie im 4ten Akt wieder im Gefängniß; der Herzog von Burgund kündigt ihr Rettung an, wenn ſie Frankreichs Fahnen verlaſſe und zur engliſchen

Parthei übergehe. Johanna hält aber dem Burgund ſeinen Verrath vor und bringt ihn durch ihre Beredtſamkeit wieder zu ſeiner Pflicht zurück. Johanna wird zum Feuertod verurtheilt und hinaus geführt. Der Herzog von Burgund, nun Johanna's Freund, beruft ſich auf ein Gottesgericht und fordert die engliſchen Ritter zum Zweikampf. Aber Lionel beſiegt ihn. Im 5ten Akt erfährt man den Ausgang des Zweikampfs. Johanna wird zur Richtſtätte geführt. Der Vater, die Schweſtern ſind in Verzweiflung. Adhemar gibt ihr ſeinen Segen. Man gibt ihr eine weiße Fahne mit den franzöſiſchen Lilien in die Hand; ſie beſteigt den Scheiterhaufen, ſpricht noch prophetiſche Worte und — ſtirbt. Das Trauerſpiel hat einen bon styl, wie es von einem Mitglied der Akademie zu erwarten iſt, ſchöne Situationen und hie und da treffliche Stellen. Aber als Ganzes hat es viele ſichtbare Blößen, wie ſchon das magere Skelet deſſelben beweiſen mag. Wir wollen ein anderes Mal einige Scenen nachträglich liefern.

Miſzellen.

Memnon's Statue.

Es iſt bekannt, daß die Statue Memnon's alle Morgen, wenn die Strahlen der Sonne ſie berührten, einen ſonderbaren Klang von ſich gab. Die Alten ſagten: Memnon, der Sohn der Aurora freue ſich, ſobald ſeine Mutter ſich erhebe, und darum gebe die Statue jenen Ton von ſich. Dieſe poetiſche Erklärung des merkwürdigen Phänomens genügte aber den Phyſikern unſerer Tage nicht, und ſie ſuchten daſſelbe auf eine andere Weiſe zu erklären, die allen poetiſchen Glauben ausſchließt. Wir leſen dieſe Erklärung im Bulletin universel Sect. VII. Sciences historiques. Février 1825 p. 138. Dieſe Erklärung, wenn wir ſie anders richtig verſtanden haben, iſt nun folgende:

Die Sonnenſtrahlen, wenn ſie auf den Koloß fallen, trocknen die viele Feuchtigkeit, mit der ein ſtarker, nächtlicher Thau ſeine Oberfläche bedeckte, und ſie zerſtreuen auch die Feuchtigkeit, mit der dieſelbe rauhe (dépoli) Oberfläche gewiſſermaßen geſchwängert war. Wir wollen uns nicht bei der Unterſuchung aufhalten, ob die Strahlen, indem ihre Wirkſamkeit auf die Oberflächen fortdauerte, eine Ausdehnung oder vielmehr eine Zuſammenziehung hervorbringen mußten, indem ſie die letzten Theile der Feuchtigkeit vertrieben; denn beide Wirkungen mußten daſſelbe Reſultat hervorbringen, nämlich das: an einigen Theilen der Maſſe nur eine Spannung zu bewirken, was hinreichte zu einem Riß an derſelben. Wir wollen bei dem letzten Fall ſtehen bleiben, der bei einer Materie, deren Oberfläche an Politur verloren und durch die Zeit verändert worden, nicht weniger wahrſcheinlich iſt, indem die Feuchtigkeit bis auf einen gewiſſen Punkt nur leichter eindringen konnte. Um die Sache noch einfacher zu machen, betrachte man dieſe Wirkung auf Platten oder Schuppen, die ſich von ihrem Gegenſtand abzulöſen ſtreben. Wird die Feuchtigkeit gegen innen getrocknet oder erwärmt, ſo treibt ſie die Wirkung der Sonne dahin, daß ſie ſich auf dieſer Seite mehr zuſammenzieht und ſich etwas mehr zu verbergen ſucht, woraus ein Beſtreben gegen Innen entſteht, den angefangenen Riß zu vergrößern. Wäre die Materie vollkommen homogen und aus feinen Theilchen zuſammengeſetzt, ſo würde ſich der Riß nur leiſe verlängern ohne Erſchütterung, und folglich ohne merkbare

Schwingungen; allein da ſie mit ungleichen, harten und ſtreng anklebenden Körnchen überſaet iſt, die eher reißen, als ſich ſonſt losmachen, ſo müſſen die größern Körnchen länger als die andern der Ablöſung widerſtehen, die ſie zu durchbrechen ſtrebt, und alſo dann die ganze Gewalt der Spannung aushalten. Indem dieſe Gewalt wächſt oder ſich beſtändig erneuert, geben ſie endlich nach und ſpringen auf einmal. Dieſer plötzliche Bruch erzeugt in dem harten und ein wenig elaſtiſchen Stein eine Erſchütterung, eine ſchnelle Schwingung, die gerade den ſonderbaren Ton hervorbrachte, welchen man beim Aufgang der Sonne an der ſteinernen Statue vernahm.

Wir übergehen die Widerlegung der Einwürfe, die der Verfaſſer, der ſein Problem ſo zu löſen glaubt, ſich machte oder vielmehr erwartete, daß ſie ihm andere machen würden, und im Voraus ſelber löſte. Er ſuchte jenes Phänomen, das man als ein Wunder anſtaunte, aus natürlichen Gründen zu erklären, und die Sache hat Intereſſe genug, die Aufmerkſamkeit nicht gewöhnlicher Leſer zu feſſeln.

Der Ton wurde übrigens an verſchiedenen Theilen der Statue vernommen, zuweilen auch am Piedeſtal. Der wüthende Cambyſes ließ ſie in der Mitte durchſchneiden, um ſie zum Schweigen zu bringen, allein die unverſehrten Theile tönten dennoch fort. Der Ton glich einem klingenden Krachen, das von Schwingungen begleitet iſt, und wurde gehört, wenn die Sonnenſtrahlen die Statue berührten.

— Der Schauſpieler Molé kam an einem Neujahrstage von einem Beſuche bei dem Herzog von Fronſac und begegnete Fleury auf der Treppe, welcher ihn fragte, ob er dem gnädigſten Herrn etwas aufgeheftet habe? Allerdings hab' ich ihn zum Beſten gehabt, erwiederte jener; ich glaube immer auf den Brettern zu ſeyn, wenn ich ſolchen Durchlauchten Weihrauch ſtreue; es iſt eine Rolle wie die Uebrigen.

— Hätte Napoleon in dem Augenblick da die Schlacht an der Moskwa gewonnen war, des Marſchall Ney Rath befolgt und ſeine ganze Gardereſerve vorrücken laſſen, ſo hätte den Ruſſen der Rückzug abgeſchnitten, ihre ganze Armee gefangen werden können. Allein Napoleon wollte nichts davon wiſſen, weil es im Bulletin beſſer klingen würde, daß dieſe Schlacht ohne die Reſerven ſey gewonnen worden, da doch die ruſſiſchen Garden im Gefecht geweſen ſeyen.

— Der Geſandte der vereinigten Staaten in Frankreich, Herr Monroe, ſagte nach dem Sturze Robespierre's zur Frau von Campan: „Das Glück ſchwimmt in den Bächen; man darf ſich nur bücken, um es aufzufaſſen.“

— Es hat das groſe Kirchenſchisma, da Gregor XII, Benedikt XIII und Johannes XXIII ſich um den päpſtlichen Stuhl ſtritten, nicht blos verwirrend auf die Vorſtellung der Menſchen von der Unfehlbarkeit des Papſtes gewirkt, ſondern das Anſehen des Papſtes litt in der That dadurch. Schon Huß rieth 1409, man ſolle, da man ja nicht wiſſen könne, wer der rechte Papſt ſey, ſich um keinen kümmern.

Frühlings-Geſang.

Knaben.

Aufgegangen, aufgegangen,
in den holdeſten Geſtalten,
iſt im Thal,
überall
Ein Verlangen:
mächtig wie des Lenzes Walten,
und in ſeiner ſtillen Weiſe.

Mädchen.

Ja, hinauf zum blauen Kreiſe,
ſich mit ſeinem Schmelz zu malen,
blickt die Au:
und der Thau
ſenkt ſich leiſe,
bringt herab die Farbenſtrahlen,
drein die jungen Anger ſprießen.

Knaben.

Luſtig auch die Quellen fließen
aus den finſtren Bergesklüften,
niederwärts:
dort den Scherz
zu genießen
mit den Blumen, in den Düften
unter grünen Schattenzweigen.

Mädchen.

Und es ſind in Einem Reigen
alle Blüthen, alle Bäume,
um ihr mild
Freudenbild
ſich zu zeigen,
mit dem Bach in ferne Räume
zarte Gaben hinzuſenden.

Beyde.

Darum iſt auch aller Enden
Wettgeſang im Wald erklungen;
tauſendfach
wird es wach,
dies Verlangen,
das die Herzen tief durchdrungen,
dem die Augen glühn und Zungen.

Florens.

Peſtalozzi
in der helvetiſchen Geſellſchaft 1825.

Die Freuden des, wenn gleich ſtillen, doch nicht weniger hohen Feſtes der am 3ten May in Schinznach zahlreich verſammelten helvetiſchen Geſellſchaft wurden auf eine rührende Weiſe vermehrt und erhöht durch die Gegenwart des achtzigjährigen Greiſes Peſtalozzi. Es war nur ein Gefühl der Liebe und Hochſchätzung, mit dem ihm die ganze Geſellſchaft begegnete, wie Söhne ihrem ehrwürdigen Vater. Mit dieſem Gefühle wurde er auch zum Präſidenten der Geſellſchaft für das folgende Jahr erwählt. „Ich kenne Sie nicht perſönlich, liebe Herrn und Freunde, ſprach er nun mit zitternder Stimme, ich kenne Niemanden von dem jüngern Geſchlecht, ich glaubte auch Ihnen nicht bekannt zu ſeyn, um ſo überraſchter bin ich durch Ihre Wahl. Ich bin alt; mein Blut iſt zwar noch warm, aber die Nerven ſind ſchwach. Schenkt mir Gott noch ein Jahr, nun ſo will ich dann zu Ihnen noch reden, wie's mir ums Herz iſt, von Vaterland und Erziehung, denen ich mein ganzes Leben gewidmet habe.“

So wurde die Feierlichkeit des Morgens auf die ſchönſte Weiſe durch den Mann beſchloſſen, der mit unermüdlichem Eifer, mit dem wärmſten Herzen und mit ſeltner Genialität für Vaterlandsliebe und Erziehung, Recht und Biederkeit bis jetzt raſtlos gearbeitet hatte. Und gerade über dieſe Haupterforderniſſe zur Bewahrung des Vaterlands und der Freiheit, war von dem diesjährigen Präſidenten, dem Herrn Staatsrath Pfyffer von Luzern eine Rede gehalten worden, in welcher der Staatsmann als ein freier Bürger jedem Freunde klar und wahr aus dem Herzen geſprochen hat.

Die Ehre, die dann am Mahle dem Greiſe von mehr als hundert Eidgenoſſen iſt erwieſen worden, war mehr werth als die prunkvollſte, abgeredete Jubelfeier. Und doch traf es ſich, daß es für ihn ein Jubelfeſt war. Denn gerade vor funfzig Jahren, 1775, begann er auf ſeinem Neuhof, wohin er nun heimgekehrt iſt, ſein Erziehungswerk. Mögen ihm die aufrichtigen Ehrenbezeugungen von ſo vielen Gebildeten und Wackern ſeines Volkes auch eine Entſchädigung ſeyn für ſo vielfachen Neid und Betrug, den er ſchon erlitten hat.

Seelenvergnügt wandelte dann auch der Jubelgreis in der Geſellſchaft auf und ab, alte und neue Freunde aufs herzlichſte begrüßend, manches geiſtreiche und frohe Wort einſtreuend. „Der Geiſt der Geſellſchaft, ſagte er unter anderm, iſt derſelbe geblieben, der ſie ſtiftete.“ Und lebendiger wurde auch durch ſeine Gegenwart das Andenken an die Lavater, Iſelin, Balthaſar, Zellweger gefeiert. Er von jenen Vätern, neben Füßli in Zürich, der noch einzig Uebrige erhielt auch gewiß von jedem der Anweſenden ſtillſchweigend das Gelübd: dieſen Geiſt zu bewahren.

Möge uns das Glück zu Theil werden, den Greiſen die künftige Feſtrede halten zu hören. Es wird uns ſeyn, als ſey einer von den Vätern zurückgekehrt, der uns nähere Kunde geben kann von dem, was war, und ſeyn wird. Und wir werden das reiche und jugendliche Leben eines reinen und tiefen Gemüthes bewundern, dem weder Leiden noch Alter den Glanz und die Wärme ſeiner Liebe zu ſchwächen vermochten.

Die Religion Zoroaſters.

(Schluß.)

Gottesdienſt des Zendvolkes.

Unter den vielen religiöſen Handlungen, welche die Zendbücher vorſchreiben, giebt es fünf welche den Namen: Opfer, tragen.

1. Das Schlachten der Thiere, deren Fleiſch zur Speiſe an Feſttagen, oder ſonſt in der Haushaltung beſtimmt war; dies Opfer geſchah ſo:

Das Thier wurde vor das heilige Feuer gebracht; einige Gebete wurden geſprochen, Weihwaſſer geſprengt, Wohlgerüche ins Feuer geworfen; ſodann ſprach der Prieſter: „Im Namen „Gottes des freigebigen, mitleidigen, barmherzigen! Dies ſey „dir lieblich, o Ormuzd, und dir, o Geiſt, welcher die Thiere „in Schutz hat!“ Dann redete der Prieſter das Thier ſelber an: „nach dem Willen des Weltkönigs, des Gottes der Herrlichkeit, „des Gottes der Reinheit, töde ich dich, ſo iſt mir befohlen!“ Jetzt folgt mit erhöhter Stimme das Gebet: „Das iſt Ormuzd Wille, daß das Haupt des Geſetzes reine und heilige Werke thue. Der Schutzgeiſt alles Lebendigen ſegnet mit Ueberfluß den, der heilig handelt in der Welt.“ Zugleich tödete er das Thier und ließ ſeine Hand ſo lange darauf ruhen, bis es todt war, dann wuſch er Hände und Meſſer, und vollendete das Opfergebet, den Seegen gebend über des Thieres Haupt, und die heilige Handlung hatte ein Ende. Wem das Thier gehörte, der zerſtuckelte es, um das Fleiſch leichter fortſchaffen zu können. Dabey aber ſehen wir, daß dies Opfer mit einem heidniſchen Opfer durchaus wenig gemein hat; der Gottheit wurde dabei nichts gebracht; nichts geweiht, nur den Seegen hohlte ſich der Opfernde, damit das Fleiſch des Thieres ihm beſſer gedeihe; nur im Namen Gottes, dem Verleiher des Lebens, wollte man das Leben einem Thiere nehmen.

2. Das zweite Opfer iſt das Izeſchne, oder das feierliche Gebet an Ormuzd und deſſen heilige Schöpfung; es wird geſprochen vor dem heiligen Feuer, dabey wird heiliges Baumgezweig, der geſegnete Kelch, und auf einem Plättchen ein Stücklein geſegneten Fleiſches gebraucht. Dieſes Opfer hat nun ungemein viel ähnliches mit der Meſſe: der Prieſter hat dabey einen Miniſtranten, ſie beten bald mit leiſerer, bald mit erhobener Stimme, bald wechſelweiſe, bald zuſammen, oft ſingt der Prieſter, bald werden die Hände ausgebreitet, bald zuſammengelegt, bald wendet er ſich um; jetzt wird das Rauchfaß ergriffen, und bald nach dieſer, bald nach jener Seite geſchwungen; das heilige Baumgezweig wird dabey bald berührt, bald hin und her bewegt; ebenſo das heilige Fleiſch auf dem Teller. Der Sinn dieſer Handlung iſt:

Die ganze reine Schöpfung iſt Gotteswerk, iſt Offenbarung ſeines heiligen Weſens, Sichtbarwerdung Ormuzds; daher wird dieſe Schöpfung, als die göttliche Ausſtrahlung, ſowohl im Ganzen als in jedem einzelnen Weſen verehrt. Allein dieſe ganze lichtvolle Schöpfung lebt in und durch Gott, und verehrt eben ſo wie der Menſch ſelber, ihren ewigen Schöpfer und Erhalter. Dieſe geſammte reine Schöpfung wurde nun in dieſem Izeſchne dargeſtellt: nemlich das Thierreich durch jenes geſegnete Fleiſch, die Pflanzenwelt durch das Baumgezweig, Erde und Luft waren ohnehin da, auch Feuer und Waſſer als die vier Elemente — der Saft des geſegneten Kelches ſtellte das Waſſer vor. Alſo im Vereine mit der geſammten heiligen Schöpfung, und als ein Glied dieſes Lichtreiches tritt der Menſch in dieſem zweiten Opfer hin vor Gott den ewigen, und betet ihn an als den Allvater und Allerhalter, von dem Alles und Alles herſtammt, der Alles und Alles trägt und ſchützt, und vor welchem ſich Alles demüthigen muß.

3. Hat die vorige Handlung viel Aehnlichkeit im Aeußern mit dem Meßopfer, ſo hat die dritte hingegen der innern wie der äuſſern Bedeutung nach, die auffallendſte Aehnlichkeit mit unſerm Abendmale; ſie heißt die Darunsfeier d. h. die Feier des geſegneten Brodes und des geſegneten Kelches; dieſe Feier geſchieht zum Andenken und zur Ehre Homs, jenes erſten und

großen Propheten des Zendvolkes, den ſie Heiland und Erlöſer nennen und ſehr hoch verehren. Auch heißen ſie ihn den vom Himmel herabgekommenen, den Ormuzdgebornen ꝛc. Dieſe heilige Feier wird nun ſo begangen: unter heiligen Gebeten werden kleine ungeſäuerte Brodte, von der Größe eines Thalers, geſegnet und dann genoſſen. Zugleich ſegnet der Prieſter auch, unter vielem Gebete, in einem Kelche den Saft einer Pflanze, und trinkt ſodann aus dem heiligen Kelche. — Das iſt das Aeußre, Einfache dieſer Handlung, die von dem Zendvolke als eine der heiligſten Feier geachtet wurde. Was nun die innere Bedeutung anbelangt, ſo genoß der Arier unter den Geſtalten jenes Brodes und jenes Kelches den Leib und das Blut des Propheten und Heilandes ſelber; das geſegnete Brod und der geſegnete Kelch war Hom ſelber; aber man mußte dieſem hochheiligen Genuſſe nur mit Ehrfurcht ſich nahen, mit gläubigem Sinne und vielen Gebetandachten; und that man das, dann war einem Großes verheißen; denn ſo ſpricht der heilige Prophet ſelber:

„Wer mich ißt, indem er mit Inbrunſt zu mir ruft und „demüthiges Gebet mir darbringt, der nimmt von mir die Gü„ter dieſer Welt.“ *)

4. Die Entſündigungsopfer. Sie mußten entrichtet werden, um die Seele von der etwaigen Strafe im Duzab zu befreien. Alle Vergehungen nemlich beleidigen ſo lange die ſittliche Ordnung hienieden, als auch den Gott der Heiligkeit jenſeits, daher ſteht auf jedem Vergehen eine doppelte Strafe; in dieſem Leben Genugthuung durch körperliche Strafen oder Geldbußen, und in jenem Leben auch ſo viele Jahre Duzabſtrafe. Wer z. B. wozu ſein Wort giebt und auf das gegebene Wort die Hand als Zuſage darreicht, aber doch nicht Wort hält — der machte ſich hienieden 600 Riemenſtreiche ſchuldig oder mußte dafür eine Geldbuße entrichten; nach ſeinem Tode aber war ihm eine vieljährige Duzabſtrafe angedroht, wenn er ſich vorher nicht davon — — — entſündigte und Büßungen übte.

Wenn wir nun auf die Arten dieſer Büßungen blicken müſſen wir ſie wegen ihres ſchönen Zweckes bewundern:

---

*) Zendav. Jzeschne ha XI.

Der Uebertreter mußte, nach der Wichtigkeit ſeiner That, geben: einem armen Landmann ein Pferd oder einen Ochſen, mit ſilbernem Glöckchen am Halſe, oder neue Ackergeräthe; oder er mußte noch wüſtes Land urbar machen und dann — — unentgeldlich Armen überlaſſen; oder über unbebrückte Flüſſe eine Fähre zum Ueberſetzen der Reiſenden halten, oder eine Anzahl ſchädlicher Thiere, Wölfe, Schlangen ꝛc. tödten; ꝛc. *)

Starb nun aber ein Uebertreter der Geſetze, ehe ſeine Seele gelöst war, ſo kam er nach dem Tode auf ſo viele Jahre ins Fegfeuer, als ſeine Verſchuldungen verdient hatten; doch konnte die Seele auch noch

5. durch feierliche Seelenopfer, oder Seelenmeſſen, erlöſet werden. Dieſe beſtanden in den oben angeführten feierlichen Izeſchnes, welche die Kinder oder Anverwandten des Verſtorbenen für ſeine Seele halten ließen und den Prieſter dafür bezahlten. Die heilige Schrift giebt genau an, wie viele Sünden durch eine ſolche Meſſe getilgt werden und wie viele Meſſen überhaupt gehalten werden müſſen, um die Erlöſung der Seele aus dem Fegfeuer zu bewirken. **)

Iſt aber der Menſch rein und ſich des Böſen nicht bewußt; ſo iſt kein kräftigeres Mittel, ihn rein und gut zu erhalten, als das Gebeth.

Und zu allen Zeiten der Nacht und des Tages, bey allen Geſchäften und Begebenheiten des Lebens muß der Arier an Ormuzd und die großen heiligen Geiſter und an die reine Schöpfung denken, und zu ihnen flehen. Das Gebeth iſt dem Großen Herren angenehm, macht ſtark in der Bekämpfung des Böſen und hat die Verheißung der Erhörung, wenn es mit Reinheit und Inbrunſt gebracht wird; kurz, der Begriff des Gebeths und ſeiner Wirkung iſt derſelbe, wie ſo viele Jahrhunderte nachher bey den Hebräern, und ſpäter bey den Chriſten; das Vaterunſer ſcheint auch in der That ein ſummariſcher Auszug aus den Gebeten des Zendaveſta zu ſeyn: auch der Ormuzddiener betet zu ſeinem Allvater im Himmel, und alles liegt ihm an der Heiligung und Verherrlichung ſeines Namens; auch er betet täglich, daß überall hinkomme das Licht, und daß alles hingelange in das Himmelreich des Ormuzds; daß Ormuzds Wille geſchehe und überall, auf Erden wie im Himmel ſein Lichtgeſetz herrſche; auch der Ormuzddiener bittet täglich um reine Nahrung und um alles, was Seele und Körper bedürfen, und um Vergebung aller ſeiner Unreinigkeiten; er bittet ferner täglich um Abwendung der Dewsverführung, und um Erlöſung von allem Uebel, welches da iſt die Sünde und jede Unreinheit.

---

*) Vendid farg XIV.

**) Zendav. Vendid farg XII. — Buch II. pag. 149. — Daß die Perſer, nebſt den Seelenopfern, der Meſſe der Abendmahlsfeier und der Beichte, auch die Sacramente der Taufe und der Firmung hatten, bezeugen die Kirchenväter Tertullian. de Baptism. 5 et de praescript 40. und Justin. apolog·

In folgendem ſchönen Gebete ſpricht ſich die reinſte Menſchenliebe aus und oft mußte es der Arier beten:

„Wenn ein Menſch, o Ormuzd, dich beleidigt durch ſeine
„unreinen Gedanken, Worte und Thaten, hingeriſſen oder nicht
„von ſeiner Sinnlichkeit und Leidenſchaft, und er demüthigt ſich
„reuevoll und tief vor dir und ruft dich wieder an; o ſo ſey
„ihm Freund, Allmächtiger ich flehe dich; ſo wie auch ich dem
„Menſchen, der mich beleidigt durch Gedanken Worte und Werke,
„hingeriſſen oder nicht von Leidenſchaft, wieder Freund bin,
„wenn ihn ſein Thun gegen mich reuet.“ *)

b. Des Ariers Credo.

„Im Namen Gottes, des gerechten Richters.

„Der Ormuzddiener reines Geſetz, das Geſetz der Vortrefflichkeit,
„der Wahrheit und Gerechtigkeit, das Gott an die Völker
„geſandt hat, iſt wahrhaftig durch den reinen Zoroaſter ans
„Licht geſtellt worden. — Ich glaube ganz zweifellos ans herrliche,
„reine Geſetz, an Ormuzd, den Richter der Gerechtigkeit,
„an die Amshaſpands, an das was vor dem Weltende ſich begeben
„ſoll, an die Todtenerſtehung, daß die Leiber wieder ſollen

---

*) Zendav. I. Bd. pag. 71.

„zum Vorſchein kommen. Ich beharre mit unverletzter Treue in „dieſem Geſetze, wie Ormuzd es Zoroaſtern gelehrt hat; das „lichtglänzende Geſetz, welches gerechte Strafen über die Sünde „ſpricht, und welches durch die Deſturs (Biſchöfe) von Vater „auf Sohn bis auf mich gekommen iſt; ꝛc. Sieh Jeſchts Sades „2. Bd.

c. Die offene Schuld, oder Beichte des Ariers:

„Ich beklage alle meine Sünden, weiche von ihnen; ich „verwerfe jeden böſen Gedanken, jedes böſe Wort, jede böſe „That, deren ich mich in dieſer Welt je ſchuldig gemacht habe. „Vor euch o ihr Reinen, bekenne ich dieß — Sünden des Gedankens, Wort und der That; o Gott erbarme dich meines „Leibes nnd meiner Seele in dieſer und in der andern Welt. „Ich ſchäme mich meiner Sünden, ſie thun mir weh.“

„Dieſe Menſchenſünden, die ſeit Urbeginn begangen, die ich „ſelbſt gethan von erſter Geburt an, oder auf die ich nur gedacht, groß oder klein, wie groß ſie ſeyn können, jeden argen „Gedanken ꝛc. wozu ich einen Menſchen gezogen, oder wozu ein „Anderer mich verführt; alle noch geringere Sünden als ich habe „verüben können von erſter Geburt an, beklage ich, ſie thun „mir weh; ich bitte ſie ab mit Reinigkeit des Gedankens, vor „dem Antlitz Ormuzds des gerechten Richters, vor dem Antlitz „der Erzengel und Engel des Homs, vor dem Antlitze meiner „Vorgeſetzten, und jedes Reinen; ich beklage alle Sünden ꝛc“ Siehe Jeſchts Sades XV.

d. Feſter Vorſatz:

„Ich bleibe treu dem Geſetze Ormuzds; ich ſehne und liebe „nur den, der Licht iſt, rein, Gutes thut mit vortrefflicher „Seele; ich beharre feſt in Reinigkeit des Worts. Ich verbinde „mich mit allen edeln Thaten und widerſtrebe allen Sünden; „lobe Gott mit Reinigkeit und beuge mich mit Freuden unter „alle Leiden. Der Uebergang über die Brücke in Gorodman „ſey mein Preis, und durch edle Thaten hoff ich dem furchtbaren Duzab zu entgehen — meiner Thaten Preis ſey Austilgung meiner Sünde, Lichtwerdung meiner Seele! Ich will „erwählen richtigen reinen Weg, und verlaſſen alle Irrwege.

„Ich ſchlage und ſchmettre Ahriman, opfere demüthige Anbe
„tung Ormuzden dem Herrlichen, Sehrgroßen!“ *)

e. Morgengebet des Ariers:

„Ueberfluß und Himmels Himmel ſind für den Gerechten
„der rein iſt; der Heilige iſt rein, der himmliſche und rein
„Werke thut.

„Ich bete mit Reinigkeit des Gedankens, mit Reinigkei
„des Wortes, mit Reinigkeit des Werkes, o Gott, großer
„herrlicher Richter! ich beklage alle meine Sünden; ich glaub
„zweifellos an Gott und ſein Geſetz und meiner Seele himmli
„ſche Natur. Bey der Auferſtehung wird der Abgrund ausge
„füllt, und Ahrimans Dews werden zu Nichts werden!“.

f. Preisgebet des Namen Gottes:

„Im Namen des liebreichen Gottes, der mit Ueberfluſ
„ſegnet, barmherzig iſt, opfre ich demüthiges Gebet Ormuzden
„der geweſen iſt, iſt und ſeyn wird fort und fort. Gotte
„Name iſt: Herrlichkeitverſchlungener, Himmliſcher der Himmli
„ſchen. Siehe da! einen der Namen Ormuzds, der da iſt ein
„übergroßer König, weiſe, gerecht, Ernährer, Erhalter, Schützer
„Schöpfer, Geber des Guten, rein und herrlich in ſeinen Un
„terweiſungen, ganz Kraft. Ich danke dem Großen, der ge
„macht hat was iſt, ihm dem Gotte, alles Ueberfluſſes Urquell
„Schöpfer der Himmelshimmeln und der Sonne und der Stern
„und des Alls. Mit Demuth rühme ich dieſen König, der den
„Menſchen gemacht hat herrlicher, als alles was in der Wel
„iſt, ich heilige mein Gebet dem Gotte, der Alles weiß, alle
„was da iſt, geweſen war und ſeyn wird, die Wiſſenſchaft de
„Wiſſenſchaften, die im himmliſchen Worte liegt, wodurch di
„Seelen in Lichtglanz verherrlicht über die Brücken gehen in di
„herrlichen lichtſchimmernden Wohnungen, die ganz vom Him
„melsgeruche duften.“ ꝛc. **).

Baden, am 1 May. 1825.

W . . ſi.

---

*) Zendavest. 2 Bd. pag. 121.

**) Ibid. pag. 115.

Rückblicke auf Bonaparte's Feldzug in Aegypten und Syrien von 1798 und 1799.

(Schluß.)

Während die ſyriſche Armee Unmögliches in Ertragung von Mühſeligkeiten zu leiſten, alle übrigen Heere an Heldenthaten zu übertreffen ſchien, führten die in Aegypten zurückbleibenden Franzoſen wenigſtens eben ſo ruhmvolle Kämpfe aus. Ein Hauptſchauplatz war Oberägypten. Schon am 19 Januar 1799, alſo noch vor Bonaparte's Aufbruch nach Syrien, hatte Deſaix dem Murad-Bey eine entſcheidende Schlacht geliefert. Murad nämlich, der ſich nach der Schlacht bey Sediman verloren zu haben ſchien, war mit einer aus 50,000 Mann beſtehenden Armee zurückgekehrt. Sie eben wurde am 19 Januar, bey Mamnhud, durch 4000 Franzoſen unter Deſaix's Befehl, auseinander geſprengt. Aber, obgleich Deſaix die Fliehenden bis Aſſuan, (Syenne), ja bis zu der Nilinſel Phile, der äußerſten Grenze der einſtmaligen Römiſchen Herrſchaft, verfolgte und bis über den Wendezirkel in's Reich der Barabras hinaustrieb, ſo hatte er ſich dennoch bis zum Ende May's fortwährend in Oberägypten, von den Katarakten des Nils an bis nach Fajum hinunter mit dem Feinde herumzuſchlagen. Bald von Oſten, bald von Weſten kamen einzelne Abtheilungen des verſprengten Heeres hervor, ſuchten den Franzoſen Zufuhr und Rückkehr abzuſchneiden, oder die Einwohner Oberägyptens immer aufs Neue aufzuwiegeln. Manchmal und auf kurze Zeit gelang den Feinden ihre Abſicht. Endlich aber beſiegte der Muth der franzöſiſchen Truppen, die Energie und Umſicht Deſaix's und ſeiner Unterfeldherren Friant, Belliard, Davouſt, alle Hinderniſſe. Im Monat März ward eins der mächtigſten Corps der Feinde, welches aus Arabern von Mekka und Yambo, unter dem Sherif Haſſan, beſtand, im Dorfe Benuth unweit Kous, durch eine unter Belliard ſtehende franzöſiſche Kolonne faſt aufgerieben. Am zweiten April wurden die Mamelukenbey's Oſman und Haſſan, welche wieder vorgedrungen waren, um ſich bey Bir-el-Bahr mit dem Reſt der Araber von Mekka und Yambo zu verbinden, von Deſaix geſchlagen und zum Rückzug auf Aſſuan genöthigt. Darauf wurden die ſich ſelbſt überlaſſenen Araber wiederhohlt bey Tahta und Girge geſchlagen. Aber ſchon hatte wiederum Murad, der ſich in der großen Oaſis aufhielt, Neger, Darfurier und Mameluken in und um Beniadi verſammelt, um ſich dann an ihre Spitze zu ſtellen. Sie wurden am 18 April von der Kolonne des Davouſt angegriffen, und ihrer 2000, die ſich durchaus nicht ergeben wollten, und nicht entfliehen konnten, kamen in den Flammen um. Endlich drohten noch einmal die Mameluken-Bey's Osman und Haſſan von Aſſuan aus anzugreifen, wurden aber von einer Abtheilung der Deſaixſchen Kolonne über Aſſuan hinausgeworfen und Oberägypten war gänzlich von Feinden gereinigt. Die weiſe und gerechte Adminiſtration, welche Deſaix in Oberägypten übte, verſöhnte die Landeseinwohner ſchnell und durchaus mit den Franzoſen. Aber noch immer war Murad in der Oaſis und ſeine Streitkräfte noch nicht vernichtet, auch genoß er immer noch Anſehen und Vertrauen, wo er nur erſchien, oder ſeine geheimen Agenten hinſandte. Ehe inzwiſchen Deſaix auch ihn, wie er wollte, in ſeinem Schlupfwinkel aufſuchte, um ihn auf immer in die große Oaſis zurückzuwerfen, ſchien es ihm nöthig, den Beſitz Oberägyptens gegen die Angriffe von Arabien und der Seeſeite her ſicher zu ſtellen. Die Engländer kreuzten im rothen und arabiſchen Meere und begünſtigten alle Landungen arabiſcher Schaaren. Der Hafen Koſſeir mußte in der Franzoſen Beſitz ſeyn, um jede feindliche Landung zu hindern. Eine See-Expedition, um von Suez aus ſich dieſes Ortes zu bemeiſtern, war den Franzoſen mißglückt. Alſo machte ſich Deſaix mit ſeiner Kolonne und in Verbindung mit Belliard auf den Marſch und beſetzte Koſſeir, im Angeſicht der Engliſchen, davor kreuzenden Flotte. Von nun an fielen auch die Araber der Wüſte zwiſchen dem Nil und Meer von den Mameluken ab. Deſaix ſtieg immer mehr in Vertrauen und Achtung bey den Einwohnern und man nannte ihn nur den gerechten Sultan *). Ja ſelbſt

---

*) Dieß iſt der Name eines idealen Charakters, der den Mittelpunkt verſchiedener arabiſchen Erzählungen bildet.

der Scherif von Mekka, der es ſchon ungern geſehen, daß Araber ſeiner Gegend den Mameluken Hülfe geleiſtet hatten, bemühte ſich um Deſaix's Freundſchaft und knüpfte mit demſelben vortheilhafte Handelsverbindungen an. Da erfuhr dieſer General, daß Murad-Bey aus der großen Oaſis hervorgebrochen und durch die Provinzen Siut, Minieh und Fajum ſo ſchnell gegen Unterägypten gezogen ſey, daß er von keiner der in jenen Ländern befindlichen, franzöſiſchen Truppenabtheilungen habe erreicht werden können.

In Niederägypten waren nämlich an verſchiedenen Punkten bedeutende Unruhen ausgebrochen. Muſtapha-Bey, den Bonaparte zum Emir-Hadje (Fürſt der Caravanen) ernannt hatte, war, gegen den Befehl deſſelben, ihm nach Syrien zu folgen, in der von franzöſiſchen Truppen entblößten Provinz Charkieh zurückgeblieben, hatte von Murad's Heer geflüchtete Mameluken an ſich gezogen und auf die durch engliſch-türkiſche Agenten erhaltene Nachricht von dem Bund der Pforte mit England, einen furchtbaren Aufſtand erregt. Kaum hatte dieſen der General Lanuſſe einigermaßen gedämpft, ſo wurde er nach dem Delta zurückgerufen, wo Alles in hellem Aufſtande war. Ein Fanatiker oder Betrüger, der ſich den Engel El-Mohdy nannte, war aus der Wüſte Barca gekommen, hatte ſich als ein Prophet des allein wahren Gottes, der zur Vernichtung der Ungläubigen beſtimmt ſey, angekundigt und ein bedeutendes Heer von beynahe 20,000 Menſchen zuſammengebracht, das aus Mauritaniern, Fellah's, verſteckt geweſenen Mameluken und aus Landeseinwohnern beſtand. Schon hatte er am 24 und 25 April Damanhur erobert, ja ſelbſt am 3 May 800 von Roſette und Alexandrien gegen ihn anrückende Franzoſen bey Sanhur geſchlagen. Endlich vereinigte Lanuſſe ſeine und des General Fügieres Tuppen aus dem Delta mit denen aus Alexandrien und Roſette, welche Lefebre befehligte, entriß mit dieſen am 10 May Damanhur dem Engel wieder und trieb ihn Nilaufwärts in die Flucht. Er verfolgte ihn bis an die Grenze der Provinz Beireh, wo er ihm am 20 May, dem Tage, da Bonaparte ſeinen Rückzug von Acre antrat, eine Schlacht lieferte, worin der Engel, troß den vielfach gegebenen Verſicherungen ſeiner Unverletzlichkeit, umkam. Dennoch blieben deſſen zerſprengte Truppen unter Waffen und ſtreiften an den Ufern des Nildelta's zerſtörend und plündernd auf und ab. **Murad** war nun auf die Nachricht von dieſen Unruhen bis zu den Pyramiden von Gizeh vorgedrungen, um dem Engel die Hand zu bieten. Dieß war Alles im Einverſtändniß mit den Engländern geſchehen und zwar in der beſondern Abſicht, eine, für die bevorſtehende Ankunft der Engliſch-Türkiſchen Expedition höchſt günſtige, Verbindung zwiſchen Nieder- und Oberägypten zu erhalten. Jetzt zog er ſich durch die Wüſte ans Meer zurück um dort die Ankunft der Flotte abzuwarten.

Inzwiſchen zog Bonaparte aus Syrien heran. Trotz den Beſchwerlichkeiten, welche die Armee noch in einem höheren Grade als auf ihrem Hinmarſch zu erdulden hatte, kam ſie doch ſchon am 10 Juni zu **Matarieh** bey **Kairo** an. Am vierzehnten hielt Bonaparte an der Spitze ſeiner Armee einen Triumphzug durch das **Siegesthor** (Bab-el-Haſſar) von Kairo. Alle Civil- und Militärbehörden *), franzöſiſche und ägyptiſche, waren ihm entgegen gezogen. Vom herbeyſtrömenden Volk wurde er mit Jubelgeſchrei empfangen. Die erbeuteten Fahnen wurden in der großen Moſchee zur Schau geſtellt, die in Syrien gemachten Gefangenen in der Stadt umhergeführt. Als Einleitung aller Anordnungen, die er zur völligen Beruhigung Aegyptens zu treffen geſonnen war, ließ Bonaparte den **Divan** eine Proclamation an die Bewohner der Provinzen **Charkieh**, **Garbieh**, **Menufieh**, **Geliubeh**, **Gizeh** und **Bekeireh** richten, worin der Syriſche Feldzug als eine gerechte Züchtigung des Tyrannen **Djezzar**, der Aegypten mit Krieg überziehen zu wollen gewagt habe, dargeſtellt, alle Einwohner aber zur Ruhe ermahnt wurden, weil ſie nur dadurch ihr und ihrer Familien Glück erwerben und ſichern könnten; denn Bona-

---

*) Der Scheik El-Bekry, das Haupt der vom Propheten abſtammenden, großen Familie in Kairo, machte bey dieſer Gelegenheit Bonaparten ein Geſchenk mit einem prächtigen Arabiſchen Rappen, der mit einer von Edelſteinen, Perlen und Gold ſtrotzenden Schabracke bedeckt war und von dem Mameluken **Ruſtan** geführt wurde.

parten habe Gott die Macht verliehen, die Ungehorſamen zu ſtrafen und ein gnädiges Gemüth, die Gehorſamen zu belohnen. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es Bonaparten gelungen wäre, ganz Aegypten in Ruhe, Gehorſam, Treue und Zutrauen zu erhalten und daſelbſt die Herrſchaft Frankreichs feſt zu gründen, wäre das Land von außen nicht beunruhigt worden und der politiſche Zuſtand Frankreichs und Europas ein anderer geweſen. Hatte ja doch die Hälfte der Aegyptiſchen Armee auch in Bonaparte's Abweſenheit ſich zu behaupten gewußt, Oberägypten erobert, Kairo in Ruhe und Gehorſam erhalten! —

Aber die Mameluken hatten zu gegründete Hoffnung auf einen baldigen Angriff Aegyptens von Rhodus und Syrien aus als daß ſie zur Ruhe zurückgekehrt wären. Murad zog nach der Oaſis unfern der Natronſeen und verband ſich mit den Arabern der Wüſte; eine andere Abtheilung Mameluken war durch die rechts vom Nil gelegene Oaſis Sebabyar vorgedrungen, um ſich mit Ibrahim-Bey, der ſchon wieder Gaza beſetzt hatte, zu verbinden. Gegen beyde feindlichen Corps ſchickte Bonaparte Kolonnen aus. Die Syriſchen Grenzfeſten El-Ariſh und Katieh hatten franzöſiſche Beſatzungen inne und waren in gehörigem Vertheidigungsſtand; die aufrühreriſchen Provinzen Niederägyptens wurden alle von den erforderlichen Truppenabtheilungen beſetzt. Bonaparte organiſirte und complettirte alle Diviſionen ſeiner Armee vollkommen; verſtärkte die Beſatzung von Alexandrien, weil voraus zu ſehen war, daß die Landung der engliſch-türkiſchen Flotte wohl nirgend anders als zwiſchen Alexandrien und Roſette erfolgen würde. Aus demſelben Grunde mußte General Dommartin am 19 Juni auf einer Feluke Nilabwärts fahren, um die Forts an dieſer Küſte in gehörigen Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Indeſſen ſtarb dieſer General, bald nach ſeiner Ankunft in Roſette, an den Wunden, welche er bey einem furchtbaren Angriff, den er von Seiten der Araber auf ſeiner Reiſe erfahren, empfangen hatte. Ein Gleiches hätte dem Contreadmiral Ganteaume begegnen können; er wurde von denſelben Arabern, den Trümmern von El-Mohdy's Schaaren, auf ſeiner Nilflottille, mit welcher er fünf Tage nach Dommartin gen Roſette abfuhr, angegriffen; aber General Lanüſſe eilte herbey, zerſtreute die Araber und Ganteaume kam den 3. Juli zu Alexandrien an. Lagrange, den Bonaparte gegen die Mameluken in Sebabyar ausgeſchickt hatte, überfiel und zerſtreute ſie, ja nahm ihren Anfuhrer Osman-Bey gefangen. Gegen Murad-Bey, der ſich vor den Generalen Destaing und Mürat von den Natronſeen gegen die Pyramiden von Gizeh gezogen hatte, brach Bonaparte am 14 Juli ſelbſt auf. Als er den in die Wüſte Geflohenen mit der Reuterei und den Dromedaren zu verfolgen, dem General Mürat aufgetragen hatte und im Begriff ſtand nach Kairo zurückzukehren, empfing er vom General Marmont einen Courier mit der Nachricht, daß die türkiſche Flotte auf der Rhede von Abukir vor Anker gegangen ſey. Es war dieß am 11, 12 und 13 geſchehen und am letzteren Tage befanden ſich 113 Schiffe, darunter 13 Linienſchiffe von 74 Kanonen, 9 Fregatten, 17 Kanonierſchaluppen, auf der Rhede. Zu ſpät eilte Destaing von den Natronſeen herbey. Als durch ihn verſtärkt Marmont am 14 von Alexandrien auszog, ſich der Landung zu widerſetzen, war ſie ſchon geſchehen und ſogleich das Fort Abukir eingeſchloſſen worden. Die türkiſche Armee war 18000 Mann ſtark und ſtand unter dem Oberbefehl des Muſtapha-Paſcha. Gegen ſie dem bedrängten Fort Abukir zu Hülfe zu eilen, wagte Marmont nicht, weil er dadurch Alexandrien zu ſehr von Mannſchaft zu entblößen fürchtete. Trotz der tapferſten Gegenwehr mußte ſich nach drey Tagen das nur von 300 Mann vertheidigte Fort ergeben. 265 waren ſchon am erſten Tage bey der vergeblichen Vertheidigung einer Redoute deſſelben geblieben. Als Bonaparte hievon Nachricht erhielt, beſchloß er ſelbſt den Türken entgegen zu ziehen. Deſair mußte zwar Koſſeir und Kené beſetzt halten laſſen, ſich aber in die Nähe von Kairo ziehen, um bey etwaigen Unruhen in der Hauptſtadt dem Kommandanten derſelben, Dügua, Beyſtand leiſten zu können. Auch die Veſten El-Ariſh und Katieh und überhaupt die gegen Syrien wichtige Provinz Charkieh wurden beſetzt gehalten. Was aber nur an Truppen in Ober-, Mittel- und Unterägypten entbehrt werden konnte, mußte nach Rahmanieh in Unterägypten aufbrechen. Am 19 Juli traf Bonaparte zu Rahmanieh bey den verſammelten Truppen ein. Er hatte gefürchtet, Muſtapha werde ſogleich die Offenſive ergreifen und ins Land vordringen um die Mameluken, Araber und ſtreitfertigen Einwohner mit ſich zu vereinigen. Allein dieſer blieb an der Küſte ſtehen und umgab ſein Heer mit einer Verſchanzungslinie, welche ſich rechts an die Redoute von Abukir, links an den See Mahdieh lehnte. Sogleich entſchloß ſich Bonaparte eine Centralſtellung bey Birket-Haitas, vorwärts von Ramahnieh, einzunehmen. Von da aus war ihm die Verbindung mit Alexandrien, Roſette dem Delta offen und möglich, alle Vereinigung der Mameluken mit Muſtapha zu vereiteln. Am 21. Juli wurde eine genaue Recognoscirung der feindlichen Stellung unternommen. Darauf faßte die franzöſiſche Armee am 23. Juli bey Birket Poſto. In der Nacht auf den 24. rückte ſie bis Cafr'ſien und Bedah vor und das Hauptquartier gieng nach Alexandrien. Hier unterſuchte Bonaparte am 24. die Feſtungswerke, machte dem General Marmont heftige Vorwürfe über ſein unentſchloſſenes Benehmen und begab ſich Abends hinaus zu den am Meer gelegenen Ruinen, welche man Cäſar's Schloß nennt, um daſelbſt zu bivouakiren.

Endlich, am 25. Juli, gab Bonaparte, entſchloſſen, den Türken eine Schlacht zu liefern, der von ihnen nur noch zwei Stunden entfernten Armee den Befehl, vorzurücken. Die aus Murats Reuterei und 3 Bataillonen des General Destaing mit 2 leichten Kanonen beſtehende Avantgarde bildete das Centrum; die Diviſion des General Rampon mit den Generalen Fugières und Lanuſſe zog links; und rechts rückte die Diviſion Lannes, längs dem See Madieh, vor. Die noch erwartete Diviſion Kleber ſollte als Reſerve dienen. Eine Schwadron deckte den Artilleriepark. Der General Davoust erhielt mit zwei Schwadronen und 100 Dromedaren den Befehl, eine Stellung zwiſchen Alexandrien und der Armee zu nehmen, um ſowohl dem Murad-Bey und den Arabern, falls ſie ſich zeigen ſollten, die Spitze bieten zu können, als die Communication zwiſchen Alexandrien frei zu erhalten. Endlich befand ſich General Menou, der ſeine Richtung nach Roſette genommen hatte, ſeit Anbruch des Tags an der Spitze der Nilſandbank, und nahe bey dem Eintritt des

Se-Madieh, um mit Kanonen auf alle Fahrzeuge zu feuren, die der Feind auf dem See haben konnte, und ihn auf ſeinem linken Flügel zu beunruhigen.

So wie die franzöſiſche Armee im Angeſicht der feindlichen Verſchanzungen angekommen war, ſo ließ der Obergeneral Angriffs-Colonnen bilden. General Destaing nahm die Richtung zur Einnahme des verſchanzten Hügels, an den ſich der rechte feindliche Flügel ſtützte. Ein Reuterei-Piket erhielt den Befehl, die 1200 Mann, die dieſen Poſten vertheidigten, bei ihrem Rückzug auf das 300 Toiſen hinter demſelben gelegene Dorf abzuſchneiden. Uebrigens behielt die Armee die gleiche Schlacht-Ordnung, wie bei ihrem Marſche.

Der Angriff begann auf den linken Flügel des Feindes, und demnach durch die Diviſion Lannes. Der General drang raſch auf die erſte Linie der Verſchanzungen vor, die ſich, wie oben erwähnt wurde, vor der großen Redoute ausdehnte. Da die Türken ſich lebhaft gedrängt, und von der Reuterei des Murat, die in ihrem Rücken war, abgeſchnitten ſahen, ſo wollten ſie ſich, nach Auswechslung mehrerer Kanonenſchüſſe zurückziehen. Dieſe Bewegung war aber bereits vereitelt. 2000 derſelben, von ihrer Stellung verdrängt und durch dieſes geſchickte Manövre eingeſchloſſen, wurden entweder niedergemacht, oder ertranken im Meer. Beinahe unglaublich iſt der Umſtand, daß die Franzoſen bei dieſer erſten Handlung nur einen einzigen Verwundeten, nämlich den Schwadronenchef der Guiden zu Pferd, Hercules, hatten.

Nur einigen wenigen Türken war es gelungen, aus dieſer Stellung den oben erwähnten Weiler zu gewinnen. Allein General Destaing, einmal Meiſter des Hügels zur Rechten, rückte im Sturmmarſch gegen denſelben an, und nahm ihn im Rücken, während die 32ſte Halbbrigade der Diviſion Lannes ihn aufs kräftigſte in der Front angriff. Dieſer Poſten war ſehr ſtark verſchanzt; auch machten die Türken, die immer hinter Schutzmauern muthiger ſind, den lebhafteſten Widerſtand. Muſtapha-Paſcha ſchickte aus der zweiten Linie ein ziemlich beträchtliches Hülfscorps ab; da aber die Reuterei zu gleicher Zeit in daſſelbe einhieb, wo die Infanterie das Dorf mit dem Bajonette erſtürmte, ſo wurden beide geworfen, auseinander geſprengt, und größtentheils ins Meer gedrängt. Diejenigen, denen es gelang, bei dieſem doppelten Angriff zu entkommen, flüchteten ſich in die Verſchanzungen der zweiten Linie, die kürzer als die erſte, aber viel ſtärker war.

Die große Redoute, welche den Mittelpunkt dieſer neuen Linie bildete, war rechts mit einem Verhau verſehen, der die Halbinſel rechts bis an das Meer ſchloß; links war ein ähnlicher Verhau angebracht, der aber wegen Kürze der Zeit nicht vollendet worden war. Der übrige Raum war von den Truppen des Paſcha's beſetzt, die ziemlich unordentlich auf Sandhügeln und unter Palmen vertheilt waren.

Da endlich die Türken zur Einſicht ihres begangenen Fehlers, ſich auf einen ſo ſchmalen Raum eingeſchloſſen, und blos das Meer hinter ſich zu haben, gelangten, ſo entſchloſſen ſie ſich, mit der größten Wuth zu kämpfen. Dadurch nahm nun der Kampf einen furchtbaren Charakter an.

Bonaparte überzeugt, daß die Hauptſtütze der feindlichen Vertheidigung in der Schanze im Centrum liege, änderte ſeine erſten Anordnungen, nach Beſchaffenheit des Terrains und des gegenwärtigen Zuſtandes des Handgemengs. Er ließ die Reuterei auf den rechten Flugel ziehen, um den linken feindlichen Flügel längs dem Geſtade anzugreifen und zu ſprengen. Gegen die Verſchanzungen des rechten Flügels, zwiſchen der Schanze und dem Meer, richtete er Infanterie-Angriffe, und ſtellte eine ſtarke Reſerve zum Sturm der Schanze für den Augenblick auf, wo die Angriffe auf die Flügel von glücklichem Erfolg ſich zeigen würden.

Eine heftige Kanonade auf die Schanze ſowohl, als auf die ſie mit dem Meer verbindenden Verſchanzungen eröffnete dieſen neuen Angriff. Bonaparte ließ hierauf den General Fugières mit der 18ten Halbbrigade längs dem Meere vorrucken, um den rechten Flügel der Türken im Sturm zu werfen; die 32ſte, die den Weiler des linken Flügels genommen und beſetzt hatte, ſollte den Feind im Schach halten, und die 18te unterſtützen.

Die Reuterei, welche den rechten Flügel der franzöſiſchen Linie bildete, griff den Feind auf ſeinem linken Flügel mehrmals mit der größten Heftigkeit an, und zwang, ihn, ſich ins Meer zu werfen; allein ſie konnte wegen des mörderiſchen Feuers von der Schanze und von den Kanonierſchaluppen weder weiter vordringen, noch ſich halten; und jedesmal, wenn ſie ſich zurückzog, ſtellte der Feind wieder neue Truppen daſelbſt auf. Der Brigadechef Duvivier wurde bei einem dieſer Angriffe getödtet. Der General-Adjutant Roize, der Brigadechef der Guiden, Beſſières, und der General-Adjutant Leturcq leiteten mehrere andre Angriffe, und gelangten bis an die Gräben der Redoute, ohne dieſe durchbrechen zu können. Die der Reuterei zugegebene Artillerie, ſo wie die der Guiden ſtellte ſich unter dem feindlichen Flintenfeuer auf, und ſuchte das mörderiſche Schießen der Türken zu beantworten.

Der General-Adjutant Leturcq hielt eine Verſtärkung von Infanterie für nothwendig; er berichtete dem Obergeneral den gegenwärtigen Zuſtand, und erhielt ein Bataillon der 65ſten Halbbrigade. Im Augenblick wo er wieder zu ſeiner Reuterei gelangt, wird ihm ſein Pferd todtgeſchoſſen. Er ſtellte ſich hierauf an die Spitze des Bataillons und eilt vom Centrum auf den linken Flügel zur 18ten Halbbrigade, die zum Angriff der Verſchanzungen des rechten Flügels vordrangen.

General Fugières war den erhaltenen Befehlen zufolge am Meeresufer mit der vorgenannten Halbbrigade vorgerückt; ſo wie aber die Türken die Franzoſen in der Nähe ihrer Verſchanzungen erblickten, ſo drangen ſie ſelbſt aus denſelben hervor, und der Colonne entgegen. Der Kampf war lange Zeit höchſt hartnäckig; man ſchlug ſich Mann gegen Mann; die Türken ſuchten jene furchtbaren franzöſiſchen Bajonette zu entreißen, die ihnen den Tod gaben, und ſtürzten, ihre eigenen Flinten auf den Rücken zurückwerfend, bloß mit den Piſtolen und den Säbeln in der Hand, wie Verzweifelte auf die Colonnen. Endlich gelingt es der 18ten, dieſe Wüthenden zurückzuwerfen, und mit vorgehaltenem Bajonette bis an den Fuß der Verſchanzungen zu gelangen, die ſie vergebens zu erſtürmen verſucht. Die Soldaten wurden durch das furchtbare Feuer der Redoute in die Flanke genommen. General Fugières wird bei einem Angriff auf die Schanze am Kopf verwundet, fährt aber dennoch fort, ſeine

Soldaten durch das Beiſpiel ſeiner Unerſchrockenheit aufzumuntern, bis ihm eine Kugel den linken Arm entreißt. Die 18te iſt genöthigt, ſich bis auf den Weiler zurückzuziehen. Der General-Adjutant Leturcq, der gerade in dieſem Augenblick mit dem Bataillon der 75ſten anlangt, bemüht ſich vergebens, die Soldaten zu einem neuen Angriff auf die Verſchanzuugen anzutreiben; in der Verzweiflung ſtürzt er ſich ſelbſt mit einigen gleichgeſinnten Tapfern darauf, und findet den ehrenvollſten Tod. Der Brigadechef Morangiez wird an ſeiner Seite verwundet; gegen 30 Soldaten und Offiziere bleiben vor den furchtbaren Verſchanzungen todt liegen, aber dieſer, ohne Zweifel, ſehr ſchmerzhafte Verluſt entſchied vielleicht den Gewinn der Schlacht.

Die ſchauderhafte Sitte der Türken, ihren Feinden den Kopf abzuſchneiden, trieb ſie in Menge aus der Schanze zur Verfolgung der 18ten Halbbrigade, wo ſie nicht unterließen, den todten oder verwundeten Franzoſen, die ihnen aufſtießen, die Köpfe abzuſchneiden. Der Reiz der Belohnung für die abgeſchnittenen Köpfe ließ ſie die Vorſicht verſäumen, die Redoute gehörig beſetzt zu halten. Die Zurückkehrenden, ſtatt in derſelben zu bleiben, trugen ihre blutigen Trophäen in das Hauptquartier.

Der General-Adjutant Roize bemerkte zuerſt die dadurch in den feindlichen Reihen entſtandene Verwirrung, und ſchlug dem General Murat vor, ſie zu benützen. Murat beeilte ſich, dieſen glücklichen Gedanken zu ergreifen, und dringt augenblicklich mit ſeiner Reuterei zwiſchen die Redoute und das Meer vor. Ein Theil, der in die Verſchanzungen vorgedrungen war, wurde bald durch den rechten Flügel unterſtützt, der von neuem aufbrach, und den linken Flügel des Feindes angriff.

Als die Türken ſich von der Redoute abgeſchnitten ſahen, gaben ſie die Verfolgung des linken franzöſiſchen Flügels auf. Bereits befanden ſie ſich aber zwiſchen zwei Feuern. Die 18te Halbbrigade hatte ſich ſchnell mit der 32ſten vereinigt, und beide hatten wieder die Offenſive ergriffen. Zu gleicher Zeit ließ der Obergeneral, als Zeuge dieſer Vorfälle, den General Lannes an der Spitze von zwei Bataillonen der 22ſten und 69ſten gegen den linken Flügel der Türken vorrücken. Lannes ergreift den Augenblick, wo die Türken von dieſen vereinten Angriffen in Schrecken geriethen, und ſtürmt die Redoute von vorn und von der linken Seite mit dem glücklichſten Erfolge. Seine Soldaten ſtürzen ſich in den Graben, erklettern die Bruſtwehre, und ſpringen in das Innere der Redoute. Vergebens ſuchen die von den Colonnen des Lannes und des Murat abgeſchnittenen, und an das Meer gedrängten Türken ſich zu vertheidigen. Das Blutbad wird furchtbar. Kein Türke verlangt oder nimmt Pardon an. Die Franzoſen ſahen ſich genöthigt, ſie entweder zu tödten oder ins Meer zu werfen, wo ſie ertranken.

Indeſſen hielt ſich das Dorf Abukir noch. Muſtapha-Paſcha, noch unbekannt mit dem ganzen Umfang der erlittenen Unfälle, befand ſich daſelbſt mit ſeinem ganzen Hauſe, und den Hauptanführern, und ſuchte ſich zu vertheidigen. Bereits hatte ſich aber Murat mit ſeiner Reuterei zwiſchen das Dorf und das Fort geworfen, ſo daß dem Pacha jeder Rückzug abgeſchnitten war, und er und ſein Gefolge ſich entſchließen mußten, entweder ſich zu ergeben oder zu ſterben. Hingeriſſen von dem Glauben an den Fatalismus wählten die Türken das letztere. General Lannes ſtürmte in das Dorf, nahm es mit dem Bajonette, und trieb alle, die nicht getödtet wurden, bis ins Meer, wo ſie bis auf den letzten Mann zu Grunde gingen. Indeſſen hatte ſich Murat des Lagers der Türken bemächtigt, drang bis zu dem Zelte des Seid-Muſtapha-Paſcha, Seraskiers von Romelien, vor, der noch tapfer an der Spitze von 200 Janitſcharen, den traurigen und letzten Ueberreſten ſeiner furchtbaren Armee, kämpfte. Beim Anblick Murats drang Muſtapha ſelbſt raſch auf ihn los, und ſchoß in dem Augenblick, wo der General ihn aufforderte, ſich zu ergeben, eine Piſtole auf ihn ab, deren Kugel ihn jedoch nur leicht an der untern Kinnlade verwundete. Murat antwortete mit einem Säbelhieb, der ihm zwei Finger an der rechten Hand raubte, ließ ihn von zwei Soldaten ergreifen, und in das Hauptquartier abführen. Die Janitſcharen ſtreckten nun das Gewehr.

Alle Fahrzeuge waren in einer großen Entfernung im Meere, ſo daß ſich kein Türke ſelbſt durch Schwimmen retten konnte.

Da man nun, mit Ausnahme der vorgenannten Janitſcharen, keine Gefangene gemacht hatte, ſo konnte man mit Grund annehmen, daß dieſe ganze furchtbare Armee, die dem Großvezier den Weg bahnen ſollte, vernichtet war. In der That waren von 18000 gelandeten Osmanen nur noch diejenigen übrig, die in der Feſte eingeſchloſſen waren. Alle Zelten, das ganze Gepäck, und die Artillerie, worunter ſich zwei von dem König von England dem Großherrn geſchenkte Kanonen befanden, wurden eine Beute der Franzoſen. Dieſer Sieg war eben ſo vollſtändig und entſcheidend als ſchnell, glücklich und ruhmvoll.

Indeſſen wurde dieſer Triumph durch ſehr empfindliche Verluſte für eine Armee erkauft, die keine Verſtärkungen an ſich ziehen konnte. Mehr als 200 Franzoſen lagen todt auf dem Schlachtfelde, und 750 waren verwundet. Unter den erſtern nennt Bonaparte in ſeinem Bericht mit beſonderem Ausdruck des Schmerzes den General des Genieweſens Cretin, der auf Caffarelli gefolgt war; den General-Adjutanten Leturcq, den Brigadechef Duvivier, und ſeinen eigenen Adjutanten Guibert, einen jungen hoffnungsvollen Mann, der ſeine militäriſche Laufbahn erſt begonnen hatte. Cretin war anfangs bloß verwundet worden; er ſtarb aber am 27 Juli zu Alexandrien, wo er auf dem Gipfel des ſogenannten Obſervationsbergs begraben wurde, der nachher den Namen dieſes würdigen Offiziers erhielt. General Fugières wurde gleichfalls in dem Berichte des Obergenerals als todt aufgeführt; er überlebte aber ſeine Verwundung."

Dieß war die zweite Schlacht bei Abukir, welche ſo mit Vernichtung der Türkiſchen Armee endigte, wie die erſte mit Zerſtörung der franzöſiſchen Flotte. Denn der Reſt von 5000 Türken, welche ſich in die Feſte Abukir eingeſchloſſen hatten, mußte ſich nach einer verzweifelten, äußerſt tapfern Gegenwehr, dennoch bald von Hunger beſiegt ergeben. Sie waren, als ſie, ohne eine Kapitulation angenommen zu haben, aus dem Fort mit dem Entſchluß, ſich von den Franzoſen niederhauen zu laſſen, hervorgezogen, ſo ermattet und aller Speiſe entwöhnt, daß alle, bis auf neun Mann grade an dem Genuß der ihnen dargebotenen Nahrung ſtarben.

Wir ſchließen hiemit den Bericht von Bonaparte's Feldzug in Aegypten und Syrien, weil jener bald nach dieſer Schlacht, von dem Zuſtand der franzöſiſchen Republik, ja ſelbſt vom Direktorium aufgefordert, nach Frankreich zurückkehrte. Am 22ſten Auguſt 1799 um zehn Uhr Abends verließ er den Hafen von Alexandrien. Der Vorwurf der Ausreiſſerei iſt ſchon in der biographiſchen Skizze von Napoleons Leben, welche Herr Dr. Lebret 1821 in's Deutſche übertragen hat, vollſtändig widerlegt. Aegypten befand ſich bey Bonaparte's Abreiſe in einem ſolchen Zuſtande, daß die Behauptung dieſes Landes gar nicht unwahrſcheinlich war. Und ſie wäre gewiß gelungen, wenn der innere Partheykampf und die meiſt daraus hervorgehenden, unglücklichen Verhältniſſe der franzöſiſchen Republik nur eine einigermaßen genügende Unterſtützung der ägyptiſchen Armee erlaubt hätten.

Reiſen ins Innere von Afrika.

(Aus dem Quarterly Review.)

Schon einmal haben engliſche Kolonien von einem kleinen Punkte aus Bildung in die Länder von Amerika verpflanzt; Sierra Leone ſollte für das weſtliche Afrika dieſelbe Bedeutung erhalten; wenigſtens arbeiten einige großgeſinnte Männer nach dieſem Ziele hin. Man iſt zur Ueberzeugung gelangt, daß, wenn der Sklavenhandel gänzlich aufhören ſolle, man ihn an der Quelle verſtopfen müſſe. Als das kräftigſte Mittel hiezu ward die Bildung erkannt, die man unter die Schwarzen verbreiten wollte; ſie ſollen auch mit dem Ackerbau und der Induſtrie vertrauter werden, um hier Erſatz für den verlornen Menſchenhandel zu finden. Es erhielt daher der Major Laing den Auftrag, die Geſinnungen der ſchwarzen Stämme zu erforſchen, die in der Nähe von Sierra Leone ſind, damit man mit denſelben Verbindungen und Unterhandlungen anknüpfen könne. Er beſuchte demnach das Land der Timannees, von denen er keine vortheilhafte Schilderung entwirft, und das der Koroankos; dieſe ſind arbeitſam, ihr Land iſt gut bebaut. Noch einen höhern Grad von Kultur und Kenntniß im Ackerbau verrieth des Land der Soolianas; der Major Laing gibt eine ausführliche Schilderung davon, ſo wie von ihrer Hauptſtadt Falaba. Er erreichte aber den Zweck ſeiner Sendung nicht; er fand die Schwarzen eifriger als je für den Sklavenhandel. Im Lande der Timanees boten ihm Mütter ihre Kinder zum Kauf an, und als er ſie abwies, erhoben ſie ein gewaltiges Geſchrei: das ſey auch einer der Weißen, der den Sklavenhandel hintertreiben wolle. Gegenwärtig befindet ſich der Major Laing auf dem Wege von Tripoli nach Tombuktu, dem Orte, der ſo oft ſchon das vergebene Sehnſuchtsziel der Reiſenden geweſen. Es wird ſich zeigen, ob ihm ſein kühnes Unternehmen gelingt.

Von den übrigen Reiſenden können wir einige Nachrichten mittheilen. Dr. Oudney ſetzte mit ſeinen Gefährten, den Lieutenants Klapperton und Denham ſeine Entdeckungsreiſen fort; er fiel als Opfer ſeines Eifers und auch der Lieutenant Toole, der ſich ſpäter zu ihnen geſellt hatte. Aus den Briefen, die ſie an den Conſul zu Tripoli und an ihre Freunde in England ſchrieben, erfährt man ziemlich die Hauptſache über den Fortgang ihrer Bemühungen. Da wir ſchon im vorigen Jahrgang dieſer Blätter (im 2. ~~dritten~~ Quartalband S. 183) unſern Leſern über die Unternehmungen jener Männer Nachricht gegeben, ſo halten wir es um ſo mehr für Pflicht, jetzt die Fortſetzung derſelben aus der gleichen Quelle mitzutheilen. Wir ſchloſſen damals unſern Bericht mit der Bemerkung, daß ſich die Nachrichten nicht weiter als bis auf ihre Abreiſe von Mourzouk erſtrecken. Hier ſchließt ſich alſo die Fortſetzung zu jenem Berichte an.

Am 21 May 1823 brach Dr. Oudney mit dem Lieutenant Clapperton und einem vertrauten Sklaven vom Scheik nach Soudan auf. Gegen Nordweſt ſich wendend erreichten ſie binnen 4 Tagen die Ruinen von Alt-Birnie, der ehemaligen Hauptſtadt von Bornou, die nur vier Meilen von den ſüdlichen Ufern des Yrou entfernt iſt. Noch jetzt ſpricht man mit Verwunderung und Bedauern von dem ehmaligen Glanz und der alten Herrlichkeit der Sultane, die hier gehauſet. Ihre Palläſte nahmen einen großen Raum ein und waren ganz aus ſchönen rothen, gebrannten Steinen aufgebaut. Auch die Stockmauern waren von gebrannten Steinen und hatten acht oder neun Meilen im Umfang, dreißig Schuh in der Höhe und zehen oder zwölf in der Dicke. Alles war aber jetzt nur noch eine Maſſe von Ruinen; zahlreiche Schaaren von Elephanten, Löwen, und anderen Raubthieren ſind jetzt die alleinigen Bewohner der Trümmerhaufen. Alt-Birnie liegt unter 13° 41' nördlicher Breite und iſt 75 — 80 Meilen von Kouka entfernt. Vier Meilen weiter, an einer Krümmung des Fluſſes ſind die Ruinen von Gambarroo; die große Zahl zerſtörter Dörfer und Städte zeigte, daß dieſer Theil von Bornou ehemals ſtark bevölkert geweſen.

In dieſer Gegend wars, da der Scheik die Reiſenden überraſchte und ſie einlud ihn auf einem Kriegszug gegen den kleinen Stamm der Munga zu begleiten. Sein Heer beſtand aus ungefähr 6000 Mann zu Pferd, meiſt Shua-Arabern, und 2000 zu Fuß. Zehn Meilen weiter gegen Weſten giengen ſie über den Yeou bey der Stadt Kubſchara. Die nächſte Stadt, welche ſie darauf erreichten, war Biskour; dahin kehrte ein Theil des Heeres, der voraus geſchickt worden, den folgenden Tag mit einer großen Menge Gefangener, mit Rindern und Schafen wieder zurück. Seiner gewöhnlichen menſchenfreundlichen Geſinnung gemäß ließ der Scheik die Gefangenen ſogleich frei; denn ob er gleich Haus-Sklaven hat, iſt er doch kein Sklavenhändler. Bald darauf erſchienen auch die vornehmſten Häupter des beſiegten Stammes, ſtürzten zu ſeinen Füßen, beſtreuten das Haupt mit Sand und ſchwuren auf den Koran, daß ſie nimmer die Waffen gegen den Scheik ergreifen wollten.

Da unſere Reiſenden noch acht Meilen weiter vorrückten, erreichten ſie Surgun, und noch fünf Meilen weiter, Balley, beydes anſehnliche Städte; die letztere liegt hart am Yeou. Von Balley bis Kano, der Hauptſtadt von Houſſa, und dem großen Sammelplatz der Kaufleute ſind's acht Tagereiſen, oder 120 Meilen. Von hier kehrten unſere Reiſenden nach Kouka zurück; allein den 14ten December brachen ſie wieder auf, in der Abſicht, wo möglich, bis Nyffe vorzudringen. In zwölf Tagen erreichten ſie die Weſtgränze von Bornou; da ſie das Beder-Gebiet betraten, wurde die Witterung in der Nacht vom 26ſten December und am Morgen vom 27ſten ſo kalt, daß das

Waſſer in den Schläuchen gefror. Dieſer plötzliche Wechſel der Witterung verurſachte dem Dr. Dudney eine ſo heftige Erkältung, daß er täglich ſchwächer wurde. Er ſetzte indeß noch immer, obgleich ſehr langſam, ſeinen Weg fort, und erreichte am 2ten Januar eine große Stadt Namens Katagum, wo ſie bis am 10ten hielten, und dann noch zwei Tage weiter marſchierten; am erſten Tage machten ſie zehn Meilen und kamen in eine Stadt an den Ufern des Yeou, der hier ſehr breit war, und am zweiten Tage, wo ſie nur fünf Meilen machten, kamen ſie an einen Ort, der Murmur heißt. Hier ſtarb Dr. Dudney. Das nähere Detail ſeines Todes erhellt aus einem Schreiben des Lieutenant Clapperton:

„Am 12ten Morgens, da die Kamele beladen waren, trat Dr. Dudney aus ſeinem Zelt. Ich ſah es nur zu klar, daß die Hand des Todes auf ihm lag und daß er keine Stunde mehr zu leben habe. Ich bewog ihn, in ſein Zelt zurück zu kehren, und ſetzte mich neben ihn hin: er ſtarb ungefähr eine Stunde darauf. Er bat mich nur, daß ich ſeine Papiere an Lord Bathurſt gelangen laſſen und ſagen möchte: es ſey ſein Wunſch daß Herr Barrow ſie ordne, wenn es Sr. Herrlichkeit genehm ſey. Ich ſchickte ſogleich zum Gouverneur der Stadt und ließ ihm melden, was geſchehen, indem ich ihn zugleich erſuchte, er möge mir einen Platz einräumen, wo ich die irdiſchen Ueberreſte meines Freundes beſtatten, und Leute miethen könnte, die den Leichnam wüſchen und ein Grab grüben. Meine Bitte ward mir gewährt. Die Eingebornen ſtörten mich in meinem frommen Geſchäfte keineswegs, ſondern bezeigten mir im Gegentheil große Achtung, daß ich meinem Freunde nach meiner Landesſitte den letzten Dienſt erwies. Ich ließ zwei Schaafe ſchlachten und unter die Armen austheilen, und einen Erdwall um das Grab aufwerfen und verließ am folgenden Morgen Murmur mit ſchwerem Herzen, und erreichte den zwanzigſten um Mittagszeit die Stadt Kano.“

Der Sultan von Kano war mit ſeiner Armee nur in geringer Entfernung; der Lieutenant Clapperton verfügte ſich alſo zu ihm und überreichte ihm den Brief des Scheiks ſamt einem kleinen Geſchenke, worüber der Sultan erfreut war, und entzegnete, er werde ihn ſicher zu Bello, ſeinem Herrn dem Sul- an aller Fellatas zu Sakatoo bringen laſſen, das achtzehn Tagereiſen entfernt ſey und an den Ufern des Yeou liege, der ort Quolla oder Quorra genannt wird. *)

---

*) Folgender Geſtalt lautet das Empfehlungsſchreiben, welches der Scheik von Bornou dem Dr. Oudney und Klapperton an Bello gab:

„Einige ausgezeichnete Männer, Engländer und Chriſten, zwiſchen denen und den Muſelmännern uralte Freundſchaft und Brüderſchaft beſteht, ſind im Begriff dein Land zu beſuchen. Die Liebe zwiſchen dieſem Volke und den Anhängern des wahren Glaubens dauert ſeit Jahrhunderten und vererbt von Generation zu Generation, ſo wie der Reichthum des Vaters auf die Söhne übergeht; und vermöge dieſer Freundſchaft findet häufiger freundlicher Verkehr ſtatt zwiſchen den Chriſten und Muſelmännern. Dieſe Liebe aber iſt jetzt beſonders daran erſichtlich, daß die Muſelmänner mit aller Muße, ohne Unbill oder Gefährdung die Chriſtenländer beſuchen können, welche ſehr groß und weitläufig ſind, und hin- und zurückreiſen mögen, wie es ihnen gefällt. Und nun haben uns dieſe Chriſten beſucht durch die Vermittlung und Liebe unſers Herrn, des Juſſuff Paſcha zu Tripoli, nach ihrem eigenen Verlangen, damit ſie das Land ſehen, das durch Gottes Gnade unſer iſt, und alles Wundervolle in unſerm Lande, ſeine Flüſſe, Seen, Völkerſchaften, welches alles von ihrem Lande verſchieden ſeyn mag. Wir haben ſie in Stand geſetzt, das ganze Bornou-Land zu ſehen, und zwar frey auf den Wegen, die ſie wünſchten; und ſie verlangen von uns Eintritt in dein Land, damit ſie die Wunder, welche hier nicht ſind, dort ſehen mögen. Wir haben ihre Bitte gewähret und ſie mit Briefen der Höflichkeit und des Grußes an dich verſehen, welche dir ſagen werden, wie ſehr wir ſie ſchützen.

Wir erinnern dich, doch iſt es unnöthig, denn deine große Weisheit ſagt dir, daß unſer Prophet ſelbſt, unſer Mittler und Advokat (gelobt ſey Gott und ſeine Engel!) befahl, die ſollen nicht beläſtigt oder beleidigt werden, die im Frieden kämen und nichts Leides thäten. Wir ſtellen ſie unter deine Sorge und unter deinen Schutz. Du weißt, daß es Gläubige giebt, welche niederſchlagen und zertreten den Schwachen und Unbeſchützten. Du weißt, daß den Guten nicht immer Gerechtigkeit von den Böſen widerfährt. Wir vertrauen alſo auf dich und bitten dich, daß du dieſe Engländer und Chriſten ſchützen mögeſt, damit ſie kein Ungemach, keine Beleidigung erfahren, ja daß man ſie nicht mit Verachtung anſehe, bis es Gott gefällt, daß ſie wieder in ihre Heimath zurück kehren.

Es ſind Leute wahren Herzens, wahrer Zunge; ſo haben wir ſie erfunden; ſey ihre Stütze und mache, daß ſie ſich über unſre Empfehlung zu freuen haben. So mag Gott dir lohnen, und gewähren, was du hoffeſt und wünſcheſt, und mit ſeinem Segen mögen wir wandeln zur himmliſchen Wonne. Mög alle Geſundheit, alles Glück, alle Tugend nnd aller Glaube bey dir ſeyn und bey denen, die dir nahe ſind, und bey allen, die dir angehören, nicht bey dir allein!“

Slameen Ben Kanerry, Scheik des Korans.

(Fortſetzung folgt.)

1) Franzöſiſche Literatur.

L'honnête homme, ou le Niais, histoire de George Dercy et de sa famille. Par L. B. Picard, de l'académie française. Paris, Baudouin frères, éditeurs etc. 1825 3 Vols.

Weder die Idee noch die Charaktere dieſes Romans bieten etwas Neues dar; oder mit andern Worten, der Verfaſſer behandelt ein ziemlich allgemeines und abgedroſchenes Thema von keiner neuen Seite, wodurch ſein Werk allein auf eine beſondere Aufmerkſamkeit Anſpruch machen könnte. Indeß verdient der Umſtand hervorgehoben zu werden, daß jetzt die Franzoſen den Werken der ſchönen Literatur mehr als jemals vorher eine ſittliche Tendenz unterlegen, daß Frivolität der Geſinnung und Verletzung des ſittlichen Gefühls oder Ideals ſtrenger geahndet und allgemeiner verabſcheut wird, als man dieß ſonſt zu erwarten gewohnt war. Gewiſſe Gattungen der Poeſie, die Phantaſie und Herz vergifteten, jene leichtſinnige und freche Manier, alles Heilige zu beſpötteln und die edelſten Gefühle des Menſchen als lächerlich darzuſtellen, ſind in Abnahme gekommen oder in Vergeſſenheit gerathen. Dichtungen, wie die von Graſſet, wie die Pücelle von Voltaire, und ſo vieler anderer Prieſter raffinirter Sinnlichkeit und Frivolität würden nicht mehr gekauft, nicht mehr geleſen werden. Die franzöſiſche Poeſie nimmt wieder einen ernſtern und würdigern Charakter an und man geht nicht irre, wenn man behauptet, daß die neuen (freilich oft ſehr mißverſtandenen und von den Gegnern mit Abſicht oder aus Unwiſſenheit verdrehten und ins Grellſte gemalten) Ideen der Romantik (Romanticisme) großen Antheil an dieſer Geſchmacksrevolution gehabt. Selbſt diejenigen, welche, der Romantik ſonſt nicht hold ſind, müſſen doch geſtehen, daß die franzöſiſche Poeſie durch ſie von ſchweren Feſſeln befreit, daß ihr ein neues weiteres Feld eröffnet worden, auf dem ſchöne Saaten für die Zukunft reifen können. Dieſe Seite der freiern poetiſchen Aeußerung iſt es vorzüglich, welche die Anhänger und Vertheidiger der neuen Schule hervorheben und geltend machen; der Liberalismus iſt nun auch in die Aeſthetik übergegangen und nur durch ihn konnte das Götzenbild des Siecle von Louis XIV. um ſeinen Weihrauch gebracht werden. Jener Geiſt paßt nicht mehr in den Ernſt unſerer Tage. Aber jener Umſtand gerade, den die Verfechter der neuen Schule benutzen, gibt der Gegenparthei zu den gehäſſigſten Ausfällen Anlaß. Wie weit die Frechheit dieſer Gegenparthei geht, oder ihr unſinniges Treiben, beweißt ein Aufſatz im Mémorial catholique, an dem (im Vorbeygehen geſagt) auch der apoſtoliſche Herr von Haller arbeitet. „Hätte ſich die Romantik, heißt es hier, in dem ſchönen Jahrhundert unſerer Literatur gezeigt, man hätte darüber gelacht und die Romantik wäre wieder über den Rhein und Kanal zurückgeflohen. Aber wir unterließen, was unſere Väter gethan haben würden, die Erſcheinung der Romantik wurde von uns als eine ernſthafte Sache betrachtet, wir haben ſie behandelt, wie eine Charte."

Hätte man die Romantik doch im Frieden leben und ſterben laſſen! Allein da man ſie angriff, da man einen klaſſiſchen Kreuzzug gegen ſie predigte, da fühlte ſie ihre Wichtigkeit und die neue Schule ſtand da, fand Anhänger und Verehrer. Die Syntax ward reformirt, die Grammatik als feudal verworfen, das Dictionare ſah ſich gezwungen, täglich neue Wörter anzunehmen, und endlich wurden Boileau, Racine, Boſſuet, Maſſillon für Voltigeurs von Ludwig XIV. erklärt. Indeß verdiente die Romantik bis hieher weder Haß noch Zorn. Allein nur zu bald verlor ſie ihre Unſchuld; da ſie einmal Meiſterin in der Literatur war, trieb ſie der Ehrgeiz auch auf das Feld der Politik und Religion! — Erſt ſeit 10 Jahren, da man anfing die Begriffe der Gerechtigkeit zu verwirren und die Grundſätze der Ordnung zu erſchüttern, fand die Romantik Eingang. Da ſtellte ſie ſich dem Menſchen mit ihren Dünſten, Finſterniſſen und Phantomen dar, als ein neuer Ausdruck neuer Gefühle Da ſagte ſie zu der Seele: ich zerreiße deine Ketten, die dich an die wirkliche Welt binden, und führe dich in die phantaſtiſchen Räume, aus denen du entſprungen. Dort ſiehſt du, was du nie geſehen, ich lehre dich eine andere Sprache, andere Töne, ich verſetze dich unter die Bären und Löwen der Wüſte, das ſind deine Brüder, das ſind deine Freunde u. ſ. w. Als einen Beweis wie die Romantik alles verwirrt habe, führt der Verfaſſer des Aufſatzes (der Graf O'Mahony) folgende Thatſache an, die er ſelbſt erleben mußte: Ein Arzt hielt zu Paris ein öffentliches Collegium über Moral und kam im Verlaufe ſeiner Vorleſungen auf einen Widerſpruch im menſchlichen Herzen zu reden, der ſchwer zu erklären ſey; es habe dies Phänomen, ſagte der Arzt, alle Philoſophen vom heiligen Paulus bis auf Locke in Verlegenheit gebracht. Saint Paul philosophe! ruft der Graf O'Mahony ganz außer ſich aus, Saint Paul confrère de Loke! — Et Saint Paul embarrassé!!!" — Uns entſinkt die Feder, wir können nicht mehr weiter abſchreiben. Wir wenden uns lieber zu unſerm „Niais," der bey aller Einfalt doch ein ehrlicher Mann iſt.

Der Roman, von dem wir nun reden wollen, gehört gar nicht zur romantiſchen Gattung, wie man etwa aus der langen Vorrede ſchließen möchte, die wir ihm voran ſchickten. Uebrigens geht es uns vielleicht mit dieſer Vorrede eben ſo leidig, wie manchem Autor, indem dieſelbe eben ſo wenig zum folgenden gehört oder paßt, wie z. B. das Porträt eines Verfaſſers zu ſeinem Buche. Doch werden wir uns in der Hauptſache jetzt um ſo kürzer faſſen. Das Thema, welches dieſer Roman in drei artigen Bändchen ausſpinnt, paßt wirklich für die große Welt, weil es aus ihr iſt. — Denn es ſchien in derſelben bisher eine Art von Grundſatz zu ſeyn, daß mit der Ehrlichkeit auch Dummheit oder Einfalt verbunden ſey, daß man ſich folglich in guter Geſellſchaft, in der großen Welt hüten müſſe, dieſe Schwäche wirklich zu beſitzen oder zu zeigen. Welches Thema für einen Autor, wie Picard, der ſich im Luſtſpiel den Namen eines zweiten Moliere erworben! Wie geſchickt wußte er alles, was jetzt die Köpfe der Franzoſen beſchäftiget, was das Geſpräch der gebildeten Zirkel ausmacht, darin zu verflechten. Wenn die Engländer von Walter Scott ſagen, daß er nur „vergangene Zeiten zurückſtrahle,“ ſo ſteht Picard mitten im Glanz der Gegenwart, oder doch wenigſtens der allerjüngſten Vergangenheit. Der Held des Romans beſitzt eine gute Natur, feſte unerſchütterliche Grundſätze. Das beweißt er ſeinen niedrigen, intereſſirten Verwandten gegenüber, das beweißt er in allen Lagen und Verhältniſſen ſeines Lebens. Als der Sohn eines ziemlich bemittelten Pächters verſucht er ſich in vielen Carrieren des Lebens. Er giebt nacheinander die Medizin, Jurisprudenz und den Handel auf, weil er durch traurige Erfahrungen einſehen lernt, daß man das Volk nur zu täuſchen, zu betriegen ſucht, und daß ein ehrlicher Mann mit ſeinem Gewiſſen nicht dabey beſtehen kann. So kehrt er wieder zu ſeinen Verwandten zurück, denen es natürlich nicht einleuchten will nach ihren weltlichen Grundſätzen, daß ein junger Mann ſo ſchöne Ausſichten in Paris aufgebe. Der gute Georg begiebt ſich endlich gar, nach dem Tode ſeiner Mutter und nachdem er ſich in ſeiner erſten Geliebten betrogen, nach Amerika, bewundert die vereinigten Staaten, verliert dort das Vermögen, das er mitgenommen, und kehrt arm nach Paris zurück, wo ſich ſeine Verwandten indeß niedergelaſſen. Der einzige Reichthum, den er in Amerika gefunden, iſt ein Freund, deſſen Vater am Hofe ſehr viel gilt. Durch ihn wird unſer Held beym Miniſterium angeſtellt. Man will ihn dazu bringen, einzelne Artikel in „gewiſſe Journale“ zu verfaſſen, aber in einem Geiſte, der ſeinen Grundſätzen zuwider iſt, welches er natürlich zurückweißt. Auch bey den Deputirten-Wahlen ſollte er ſeine Grundſätze verläugnen, dies wollte der Miniſter. Er thut es nicht, und verſchließt ſich ſo alle Ausſicht zu einem bedeutenden Avancement. O der Einfältige, rufen ſeine Verwandten und alle nähern Umgebungen. Georg läßt ſich nicht irre machen. Durch eine unvermuthete Erbſchaft wird er ein Millionär. Das ändert nicht das Geringſte in ſeiner Geſinnung, er hat keinen andern Ehrgeiz, als ein rechtlicher Mann zu ſeyn. Sein Jugendfreund verdrängt ihn von ſeinem Poſten beym Miniſter, verläumdet ihn; aber Georg hört nicht auf, ihm Gutes zu thun. Was noch mehr iſt, er verliebt ſich in ein armes, aber tugendhaftes Mädchen. Sie will ihn nicht, weil er zu reich ſey. Georg verſchenkt einen Theil ſeines Vermögens an ſeine Verwandten, an milde Stiftungen und behält nur wenig für ſich. Jetzt erſt erhält er die Hand ſeiner Geliebten, zieht ſich aufs Land zurück und iſt glücklich. Den Verwandten aber geht es am Ende ſchlecht, obgleich ſie wie er durch die Erbſchaft reich geworden. Jener Jugendfreund, der ihn beym Miniſter verdrängt, nimmt ein trauriges Ende. Wer, ruft der Verfaſſer am Ende aus, iſt alſo der Niais?

Der Roman ſpielt wie geſagt in den allerneueſten Zeiten; kein Lieblingsthema des Tags bleibt unberührt; ſogar die Septennalität, die Entſchädigung der Ausgewanderten, der Jeſuitismus u. ſ. w. werden nicht vergeſſen. Natürlich iſt unſer Held gegen dergleichen Neuerungen mit Leib und Seele. Es iſt dafür geſorgt, daß wir nirgend zu ſtark affizirt werden; von den ſtärkeren Gefühlen findet ſich ungefähr ſo viel, als ſich mit dem guten Ton verträgt, und zur Steigerung des Intereſſes und der Theilnahme am Haupthelden nothwendig iſt. Die Charaktere ſind gut und wohl gehalten, wenn auch nicht tief erfunden und gezeichnet; der Stil iſt ungemein leicht und fließend, und einzelne Parthien ſind mit dramatiſcher Lebendigkeit geſchildert, und dabey iſt das ethiſche Intereſſe nie verletzt. Was braucht es alſo mehr zu einem Roman des Tages, um Furore zu machen? Auch erſehen wir ſo eben, da wir dies niederſchreiben, daß man zu Paris die zweite Auflage von dieſem Roman veranſtaltet, und der Diable Boiteux (ein Journal) will ſogar wiſſen, daß die dritte im Werke iſt. Man hat ſonſt den franzöſiſchen Romanen vorgeworfen, daß ſie alles andere mehr, als franzöſiſches Leben und franzöſiſche Sitten darſtellen, indem ſie nur die Caricaturen nach oben und unten enthielten; wenn dieß wahr iſt ſo bildet Picard's Roman den Anfang zum Gegentheil.

2) Engliſche Literatur.

The Highlands and western isles of Scotland etc. by John Macculloch. London 1823. Longman 4 vol. 8oo.

Dieſes Werk über die Schottiſchen Hochlande iſt in Briefen an Sir Walter Scott abgefaßt und geht darauf aus, alle idealiſchen Vorſtellungen, welche man aus Walter Scotts Romanen nicht nur über jenes Land, ſondern auch über deſſen Einwohner gewinnen muß, zu vernichten Hauptſächlich werden uns die Bewohner jener Schottiſchen Hochlande keineswegs als kräftiger und doch liebenswürdiger Natur geſchildert, vielmehr als roh, ungebildet, faul, aller moraliſchen Kraft ledig, als gänzlich verworfen. Man glaubt es dem Verfaſſer gern, daß jenes Volk in der Wirklichkeit weit unter dem poetiſchen Charakter ſtehen mag, den ihm Walter Scott verleiht Aber dieſe ungemeine Einſeitigkeit, mit welcher er es auch im Kleinſten und Einzelnſten herabzuwürdigen bemüht iſt, der Spott und Hohn, mit welchem er den elenden Zuſtand des Volks, der eher Mitleiden, als jene verdient, beſchmitzt, läßt uns an ſeiner Wahrhaftigkeit zweifeln und wir erblicken in dem ganzen Werk, wenn nicht den Grimm gegen die poetiſche Verherrlichung, welche die, einem Stockengländer verhaßten, Schotten erfahren haben, doch nigſtens die Sonderbarkeit des ſich in grellen Contraſten gefallenden engliſchen Charakters.

Die Schlacht bei Hastings
und die Eroberung Englands durch die Normannen.

Vorbemerkung.

Wie jedes Geſicht, ſo ſpricht auch jedes Buch für ſich und hat ſeinen beſondern Ausdruck, wenn es überhaupt einen Ausdruck hat. Welch einen ganz neuen Menſchen, um mich ſo auszudrücken, die franzöſiſchen Geſchichtswerke in den neueſten Tagen angezogen, mag Barante's Geſchichte der Herzoge von Burgund und „die Geſchichte der Eroberung Englands durch die Normannen von Auguſtin Thierry" beweiſen, aus der wir auch die nachfolgende Schilderung entlehnen. Man hat dies letztere Werk ſchon lange mit großer Begierde in Frankreich und England erwartet und es erſchien endlich gegen das Ende Aprils. Wir haben dieſe Parthie aus dem Werke Thierry's gewählt, theils wegen des allgemeinen Intereſſes und der Wichtigkeit des Gegenſtandes, theils weil ſich die Manier des Verfaſſers wohl am beſten daran erkennen läßt. Wir haben etwas weit ausgeholt und zum Theil die Umſtändlichkeit des Originals bei der Entwickelung der Urſachen, welche Wilhelm den Eroberer zum Zuge gegen England beſtimmten, beibehalten; aber auch wo wir zuſammenziehen mußten, haben wir die Worte und die Farbe des Originals wieder zu geben verſucht. Da aber, wo die Erzählung von Wilhelms Abfahrt anhebt, beginnt auch die wörtliche Nachbildung des Originals, ſo viel es thunlich war. Ueber die Geſchichtsanſichten der Franzoſen, die ſich in ihren neuern Werken ausſprechen; über den Genuß und die Tendenz derſelben wird an einem andern Orte ſchicklicher geredet werden. Noch müſſen wir zum Frommen der Ungläubigen und Grundgelehrten bemerken, daß wir die ſo reichlichen Citate des Originals als für unſern Zweck überflüſſig weggelaſſen haben.

Die Schlacht bei Haſtings und die Eroberung Englands durch die Normannen.

Das Volk der Normandie,
Noch wohnt es bei uns und wird's immerdar.
Und von Normannen ſtammen die hohen Männer
Des Landes und die Niedrigen von Sachſen.
Robert Glocester's Chronik.

Nachdem die Dänen durch die Tapferkeit der Söhne **Godwins**, und vorzüglich **Harolds**, aus England vertrieben worden, ging eine Geſandtſchaft nach der Normandie, um **Edward**, den Sohn Ethelreds, des vorigen engliſchen Königs, auf den väterlichen Thron zurück zu rufen. Nur wenige Normannen, ſo hatte es die große Verſammlung der Baronen zu **Gillingham** beſchloſſen, ſollte Edward mit ſich nach England bringen. Und er gehorchte und nur wenige Normannen folgten ihm nach England, wo er in der Kirche zu **Winchester** zum Könige geſalbt und gekrönt wurde. Da lebten die alten angelſächſiſchen Geſetze und Gebräuche wieder auf, die durch die däniſche Tyranney unterdrückt worden. Die Dänen, welche im Lande zurückgeblieben waren, verſchmolzen mit den Angelſachſen zu einem Volke, und die Könige des Nordens, weit entfernt das Erbe der Söhne **Knuts** mit den Waffen wieder zu gewinnen, ſandten Boten des Friedens und der Freundſchaft an Edward. „Wir laſſen dich ruhig über dein Land herrſchen, ließen ſie ihm ſagen, und begnügen uns mit den Ländern, die Gott unſerm Regiment anvertraut.“

Aber andere Gefahren drohten der Freiheit und Unabhängigkeit der Angelſachſen. Edward, der Sohn einer Normännin, und von Kind an in der Normandie auferzogen, kam faſt als Fremdling in das Land ſeiner Väter; die Sprache ſeiner Jugend war nicht die ſeines Vaterlandes geweſen; unter einem andern

Himmelsſtrich hatte er andere Sitten angenommen, als die Englands; ſeine Freunde, ſeine liebſten Genoſſen, ſeine nächſten Verwandten, der Gemahl ſeiner Schweſter, alle waren Normannen. Obwohl er geſchworen, nur wenige Normannen mit ſich über Meer zu bringen, (was er auch gehalten), ſo konnte er doch nicht hindern, daß bald mehrere und immer mehrere jener alten Freunde nach kamen, die ihm einſt ſeine Verbannung erleichtert hatten und theuer geworden waren; er konnte nicht umhin, ſie gaſtlich zu empfangen, und, dem Triebe ſeines Herzens folgend, ertheilte er ihnen bald die höchſten Bedienungen und Stellen im Staate. Mit Unmuth ertrugen die engliſchen Barone eine Zurückſetzung, die ſie nicht verdient hatten. Die Eiferſucht brach in drohende Unruhen aus, und Edward ward gezwungen, ſeine theuern Normannen zu entlaſſen und ſie über das Meer zurück zu ſenden.

Bald nachdem Edward auf den engliſchen Thron gerufen worden, erhielt er einen ſtattlichen Beſuch von Herzog Wilhelm aus der Normandie, der mit einem glänzenden Gefolge auf der Inſel erſchien und alle Burgen und Städte wohl in Augenſchein nahm. Wilhelm war der natürliche Sohn des Herzogs Robert; er zählte erſt ſieben Jahre, da ſein Vater zur Büßung ſeiner Sünden die Wallfahrt nach Jeruſalem antrat. Die Normannen wollten ihn nicht ziehen laſſen; denn ſie mochten nicht ohne Haupt ſeyn. „Bei Gott, ſprach der Herzog Robert, ich will euch nicht ohne Herrn laſſen; ich habe einen kleinen Baſtard, der, ſo es Gott gefällt, heranwachſen wird: Wählt ihn jetzt und ich erkläre ihn in eurer Gegenwart zum Nachfolger.“ Und die Normannen ſchwuren dem Kinde Treue und legten ihre Hände in die ſeinigen. Wilhelm wuchs ſtattlich heran und er ward ſeinen Freunden und Genoſſen immer theurer; der Tag, da er zum erſten Mal ſeine Waffenrüſtung anlegte und, ohne ſich des Steigbügels zu bedienen, ſein erſtes Streitroß beſtieg, war ein Feſttag in der ganzen Normandie. Von Jugend an liebte er den Krieg und ſchlug ſich mit ſeinen Nachbarn von Anjou und Bretagne herum. Die ſchönen Roſſe liebte er leidenſchaftlich und er ließ dergleichen aus Gascogne, Auvergne und Spanien kommen, und zog beſonders die vor, welche Eigennahmen führten, um ihre Herkunft zu unterſcheiden. Er war ehrgeizig und zur Rache geneigt, wie keiner; blutig beſtrafte er die, welche ſich Scherze oder Anſpielungen auf ſeine Geburt erlaubten.

Wilhelm war erfreut, allenthalben Normannen in England anzutreffen; ſie ſammelten ſich um ihn, als ihren natürlichen Herrn, und er ſchien mehr König auf der Inſel zu ſeyn, als Edward ſelbſt, und ſeine ehrgeizige Seele faßte leicht die Hoffnung, es zu werden, ſobald der jetzige König ſtürbe, der ganz unter normänniſchem Einfluß ſtand. Aber Wilhelm ließ nicht das Geringſte von ſeinen geheimen Wünſchen durchblicken und ſprach auch nicht mit Edward darüber. Dieſer empfing ihn mit großer Zärtlichkeit und Pracht und überhäufte ihn mit Geſchenken; er gab ihm Waffen, Pferde, Hunde, Jagdvögel und alle möglichen Beweiſe von Achtung und aufrichtiger Freundſchaft.

In England herrſchte Ruhe und Frieden, nachdem die Zwietracht beigelegt war, die die Begünſtigung der Normannen veranlaßt hatte; Godwin, den der König haßte, war geſtorben, und ſein Haß vererbte ſich nicht auf die Söhne dieſes mächtigen Großen. Der älteſte derſelben, Harold, beſchloß einen Beſuch in der Normandie zu machen. Wilhelm empfing ihn zu Rouen mit großen Ehren und großer Herzlichkeit. Er ſchlug ihn und ſeine Gefährten zu normanniſchen Rittern und lud ſie ein, ihm auf einen Heereszug gegen das benachbarte Bretagne zu folgen. Harold und ſeine Freunde, voll Begierde, ſich einen Namen unter den Normannen zu machen, thaten Wunder der Tapferkeit. So lange dieſer Krieg dauerte, theilten Wilhelm und Harold Gezelt und Tiſch mit einander. Als ſie aus demſelben heimzogen, ritten ſie neben einander und verkürzten ſich den Weg durch luſtige Geſpräche, und Wilhelm lenkte es einmal auf ſeine Jugendverbindungen mit dem König Edward. „Als Edward und ich, hub er an, wie Brüder unter demſelben Dache mit einander lebten, verſprach er mir, mich zum Erben ſeines Reiches einzuſetzen, wenn er je König von England würde. Ich wünſchte, Harold, daß du mir beiſtündeſt, dieſes Verſprechen in Erfüllung zu bringen, und ſei gewiß, daß ich, wenn ich durch deinen Beiſtand das Königreich erhalte, dir keinerlei

Bitte abſchlagen werde, ſei es was es wolle." — Harold wurde durch dieſe unerwartete Mittheilung überraſcht und konnte nicht umhin, dem Herzog ſeinen Beiſtand in allgemeinen Ausdrücken zuzuſagen, worauf dieſer folgender Geſtalt das Wort wieder nahm: „Da du mir zu dienen verſprichſt, ſo mußt du dich verpflichten, das Schloß Dover zu befeſtigen, darin einen lebendigen Brunnen zu graben, und daſſelbe meinen Leuten zu überliefern; auch mußt du mir deine Schweſter geben, daß ich ſie an einen meiner Barone vermähle, und du ſelbſt mußt meine Tochter Adele heirathen; ferner laß mir bei deiner Abreiſe einen der Geißeln, die du zurückforderſt; er ſoll in meinem Gewahrſam bleiben, und ich werde dir ihn wieder geben, ſobald ich, als König, in England gelandet." Harold fühlte die Gefahr, in der er war und in die er ſeine beiden Verwandten ohne ſein Wiſſen geſtürzt hatte. Dieſe beiden Verwandten waren Geißeln, die der König Edward zu Verſicherung der Treue und des Gehorſams vom Hauſe Godwins verlangt und in die Normandie zur Verwahrung geſchickt hatte; der König Edward, völlig ausgeſöhnt mit der Familie Godwins, hatte dem Harold erlaubt, ſie wieder mit ſich nach England zu bringen. — Um ſeiner Verlegenheit los zu werden, ſagte Harold mündlich alles zu, was der Herzog von ihm forderte; er, der zwei Mal zur Vertreibung der Fremden das Schwert erhoben, verſprach die Hauptfeſtung ſeines Vaterlandes Fremden zu übergeben. Allein er hatte ſchon bei ſich beſchloſſen, ſein Verſprechen nicht zu halten.

Der Herzog Wilhelm aber berief alle ſeine Baronen zu einer großen Verſammlung. Den Tag vor derſelben ließ er die Gebeine und Reliquien der Heiligen von nah und fern zuſammenbringen, die in eine große Truhe gethan und in den Saal der Verſammlung geſtellt wurden; eine goldene Decke ward darüber gebreitet. Der Herzog ſetzte ſich auf ſeinen Richterſtuhl, ein reiches Schwert in der Hand und umgeben von den normänniſchen Großen, worunter auch Harold; ein Meßbuch ward herbeigebracht und auf den Reliquienkaſten gelegt und das Evangelium aufgeſchlagen. „Harold, hub Wilhelm an, ich frage dich, vor dieſer edlen Verſammlung, ob du das, was du mir verſprochen, durch einen Eidſchwur bekräftigen willſt; nämlich, daß du mir zur Erlangung des engliſchen Throns nach Edward's Tod verhelfen, meine Tochter Adele heirathen und mir deine Schweſter ſenden wolleſt, auf daß ich ſie an einen meiner Großen vermähle." Harold, ein zweites Mal überraſcht, wagte es nicht, ſeine eigenen Worte zu widerrufen, er näherte ſich mit verwirrter Miene dem Meßbuch, legte ſeine Hand darauf und ſchwur, nach Vermögen, das zu thun, was er dem Herzog verſprochen, wofern er dann noch lebe und Gott ihm dazu helfe. Die ganze Verſammlung rief: „Gott helfe ihm." Alſogleich gab der Herzog ein Zeichen; das Buch ward weggehoben und die goldene Decke und man erblickte die Gebeine und Reliquien der Heiligen, davon die Truhe voll war bis an den Rand, und über denen Harold unwiſſend geſchworen; er ſchauerte in ſeiner innerſten Seele, als er die aufgethürmten Heiligthümer erblickte. Bald darauf kehrte Harold nach England zurück und ſein junger Bruder blieb in der Gewalt des Herzogs. Er erzählte bey ſeiner Rückkehr dem König Edward alles, was ihm in der Normandie begegnet war. Edward verfiel, nicht lange darauf, in eine ſchwere Krankheit, düſtere Ahnungen umſchwebten und beunruhigten ſeine Seele; er hatte furchtbare Geſichte und die drohenden Worte der Schrift wichen nicht aus ſeinem Gedächtniß. „Der Herr hat ſeinen Bogen geſpannt, rief er, der Herr hat ſein Schwert bereit und ſchüttelt und ſchwingt es, wie ein Krieger; ſein Zorn wird ſich kund thun durch Feuer und Schwert." Auf ſeinem Todbette erklärte er, als ihn die Großen über die Wahl eines Nachfolgers befragten, Harold, Godwins Sohn, für den würdigſten.

Sobald Edward mit allem Pomp zur Erde beſtattet war, wurde Harold zum König gewählt und geſalbt. Dieſe Zeitung überraſchte den Herzog Wilhelm in ſeinem Parc zu Rouen, als er gerade einen neuen Bogen verſuchte. Urplötzlich wurde er tiefſinnig, gab Bogen und Pfeile einem Begleiter und ging in ſeinen Pallaſt; lange weilte er im großen Saale, ging auf und nieder, ſetzte ſich und ſtand wieder auf und hatte nirgends Ruhe. Seine Leute wagten es nicht, ihn anzureden; ſie ſahen einander ſchweigend an. Da trat ein vertrauter Diener des Herzogs herein, der hoch in Gunſten bei ſeinem Herrn ſtund:

alle Anweſenden umringten ihn, um die Urſache der plötzlichen Gemüthsveränderung ihres Herzogs von ihm zu erfahren. „Ich weiß nichts, antwortete dieſer, aber wir werden es bald vernehmen.“ Mit dieſen Worten wandte er ſich gegen den Herzog und ſprach: „Herr, warum verbergt ihr uns euer Geheimniß, was gewinnt ihr dabei? In der Stadt geht das Gerücht, daß der König Englands geſtorben und Harold den Thron beſtiegen und euch die Treue gebrochen.“ „Das iſt wahr, entgegnete Wilhelm; die Urſache meiner jetzigen Gemüthſtimmung iſt Edward's Tod und das Unrecht, das mir Harold gethan.“ — „Wohlan, Herr, nahm der Edle das Wort, grämt euch über ein Ding nicht, das wieder in Ordnung gebracht werden kann; gegen Edward's Tod gibt es kein Mittel, aber gegen das Unrecht Harold's; auf eurer Seite iſt das gute Recht und die guten Krieger; unternehmt kühn, eine wohl unternommene Sache iſt halb geendet.“

Harolds Bruder ſelbſt, Toſtig, kam von Flandern und vermahnte den Herzog, den Meineidigen nicht in Frieden herrſchen zu laſſen. Wilhelm gab ihm einige Schiffe, damit ſegelte er in das Nordmeer. Er pflog eine Unterredung mit Swen, dem König der Dänen, ſeinem mütterlichen Anverwandten und bat ihn um Beiſtand gegen den Bruder und ſein Volk, welchen aber Swen in harten Ausdrücken verweigerte. Norwegens König aber, genannt Harold, Siegurds Sohn, verſprach ihm ſeinen Beiſtand. Seine große Flotte werde er ins Meer ſenden, gelobte Harold, ſobald das Eis geſchmolzen und die Fahrt frei ſei. Toſtig war darüber höchlich erfreut und unternahm mittlerweile einen Raubzug gegen die Nordküſten Englands.

Zu Harold aber, dem Sohne Godwins, der jetzt die Krone Englands trug, kam ein Bote aus der Normandie und ſprach: „Wilhelm von der Normandie erinnert dich an den Eid, den du mit Mund und Hand geſchworen auf die guten und heiligen Reliquien.“ „Es iſt wahr, entgegnete Harold, ich habe dem Wilhelm einen Eid geſchworen; aber ich that es, da ich in ſeiner Gewalt war. Ich verſprach, was mir nicht gehörte und was ich nicht halten konnte; denn das Reich iſt nicht mein, und ich kann mich des Königthums nicht abthun, ohne den

Willen des Landes; ja, ich kann ohne den Willen des Landes, kein fremde Gemahlin nehmen. Was meine Schweſter betrifft, die der Herzog verlangt, um ſie an einen ſeiner Großen zu vermählen, ſo melde ich, daß ſie in dieſem Jahre geſtorben. Will er, daß ich ihm ihren Leichnam ſende?“ Der Bote brachte dem Herzog Wilhelm dieſe Antwort und dieſer ſchickte eine zweite Geſandtſchaft, die dem König gelinde Vorwürfe über den Bruch des Vertrags machte und ihn bat, daß, wenn er nicht alle eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen wollte, er doch eine erfüllen möge, nähmlich des Herzogs Tochter zur Gemahlin zu nehmen. Harold antwortete nochmals, daß er in nichts eingehe, und vermählte ſich zum Beweiſe deſſen mit einer Sachſin, der Schweſter Edwins und Morkars. Jetzt brach Wilhelm und ſchwur, daß er ſeine ganze Schuld einfordern werde, noch ehe das Jahr zu Ende gehe; er werde den Meineidigen allenthalben verfolgen, daß er keine ſichere Stütze mehr haben ſolle.

Die öffentliche Stimme auf dem Feſtlande war in dieſem Streite für Wilhelm, weil Harold den Eid, den er auf das Evangelium und die Reliquien geſchworen, gebrochen, eine That, die nach dem Glauben der damaligen Menſchen die unmittelbare Rache des Himmels nach ſich ziehen mußte. England lag im Streit mit dem Papſt; der Meineid Harold’s war bis nach Rom gedrungen. Wilhelm knüpfte alſo mit dem apoſtoliſchen Stuhle Unterhandlungen an; dieſer ſprach dem Herzog von der Normandie den Beſitz Englands zu, vermöge des Rechts der Erbſchaft und der Herzog verpflichtete ſich gegen die Kirche, die Engländer unter den Gehorſam Roms zurück zu bringen, von dem ſie ſich losgeſagt, und in England, wie Knut der Däne, eine jährliche Taxe für St. Peter zu erheben. Vier Urſachen zum Angriff auf England ſollten öffentlich kund gethan werden: die Ermordung des jungen Alfreds und ſeiner normänniſchen Begleiter, die Vertreibung Robert’s von Junniges vom erzbiſchöflichen Stuhle von Canterbury, das alte Verſprechen, das Edward gethan, dem Herzog von der Normandie das Königreich zu vermachen, und endlich der Eidſchwur Harolds. Der berühmte Hildebrand war es vorzüglich, der Wilhelms Sohn im Conclave und bei dem Papſt Alexander II unterſtützte.

Ein päpſtliches Diplom, mit dem Kreuze bezeichnet, und der römiſchen Sitte gemäß, mit dem runden Bleiſiegel verſehen, ward dem Herzog überſendet; um ihm noch mehr Muth und Vertrauen zu ſeiner Unternehmung auf England zu geben, ward demſelben noch eine Bulle beigefügt, eine geweihte Standarte, und ein Ring, der ein Haar vom heiligen Petrus enthielt, das in einen Diamant von Werth eingefaßt war.

Wilhelm verſammelte nun ſeine Normannen und trug ihnen ſein Anliegen vor; allein dieſe Verſammlung hatte die gehoffte Wirkung nicht. Da ließ er die Großen einzeln zu ſich berufen und erhielt von einem jeden das, was ihm in der Verſammlung aller war verweigert worden. Nun kam auch die geweihte Fahne und die Bulle von Rom; und der Eifer verdoppelte ſich; Mütter ſchickten ihre Söhne, damit ſie zum Heil ihrer Seelen Theil am Kampfe nähmen. Wilhelm ließ einen Waffenruf in alle benachbarten Länder ergehen; jedem ſtarken, hochgewachſenen Mann, der ihm mit der Lanze, mit dem Degen oder mit der Armbruſt dienen wollte, verſprach er einen hohen Sold und die Plünderung Englands. Von allen Seiten, von nah und fern, vom Norden und Süden ſtrömten kriegsluſtige Schaaren herbei; es kamen aus Maine, Anjou, Poitou, Bretagne, Flandern, Aquitanien, Burgund, Piemont, und von den Ufern des Rheinſtroms. Aus ganz Europa ſtrömten Glücksritter und fahrende Krieger zuſammen; einige waren Ritter und Kriegshäuptlinge, andere bloß Fuß- und Waffenknechte; einige verlangten Sold in Geld, andere blos die Beute, die ſie machen würden. Die meiſten verlangten Güter in England, ein Schloß, eine Stadt zum Beſitzthum; andere wiederum wünſchten blos eine reiche Sächſin zum Weibe. Alle Wünſche, alle Anmaßungen menſchlicher Habgier kamen zum Vorſchein; Wilhelm wies niemand zurück, er that jedem nach Gefallen; ja er verkaufte einem gewiſſen Remi von Fescamp für ein Schiff und zwanzig Reiter, im voraus ein Bisthum in England.

Während des Frühlings und Sommers waren in allen Häfen der Normandie Arbeiter jeglicher Art thätig, um Schiffe zu bauen und zu equipiren. In der Zwiſchenzeit hielt Wilhelm eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem König Philipp von

Frankreich, um ihn zum Beiſtand bei ſeinem Unternehmen auf England zu vermögen; allein vergeblich; auch Balduin von Flandern, ſein Schwager, verſagte ihm die Hülfe. Dagegen ſchickte ihm Eudes, Herzog in Bretagne, ſeine beiden Söhne mit einer zahlreichen Ritterſchaar zu, die ſie in ihrem eigenen Solde hielten. Viele reiche und mächtige Bretonen folgten dieſem Beiſpiel und boten dem Herzog Wilhelm ihre Dienſte, als Freiwillige oder Glücksritter an.

Der Sammelplatz der Schiffe und Landtruppen war bei der Mündung der Dive, die ſich zwiſchen der Seine und Orne in den Ozean ergießt. Einen ganzen Monath hielten widrige Winde die Normänniſche Flotte im Hafen; ein kühler Südwind trieb ſie bis nach St. Valery nahe bei Dieppe. Hier fing das ſchlechte Wetter erſt recht an, man mußte die Anker werfen und mehrere Tage warten. Während dieſer Verzögerung zerſtörte der Sturm einige Schiffe und die Mannſchaft darauf kam ums Leben. Dieſer Vorfall verurſachte ein großes Gerede bei den Truppen, die des langen Herumlagerns müde waren. Sie fingen an, indem ſie die müßigen Stunden in ihren Gezelten mit einander verplauderten, ihre Betrachtungen über die Gefahren der Ueberfahrt und die Schwierigkeiten des Unternehmens ſich gegenſeitig mitzutheilen. Noch ſei kein Gefecht vorgefallen, hieß es, und doch ſeien ſchon ſo viele Menſchen umgekommen; man zählte die Leichen, die die Fluthen auf den Sand getrieben und übertrieb ihre Zahl. Dergleichen Gerüchte ſchlugen den Muth ſo mancher Abentheurer darnieder, die kurz vorher noch ſo eifrig geweſen; einige ſogar brachen ihr Wort und zogen von dannen. Um das Umſichgreifen einer ſo gefährlichen Stimmung bei den Truppen zu verhindern, ließ Wilhelm die Todten heimlich begraben und größere Rationen an Mundvorrath und ſtarke Getränke verabreichen. Allein das unthätige Leben führte von ſelbſt immer wieder auf die traurigen und entmuthigenden Betrachtungen. „Ein rechter Thor iſt der Menſch, ſagten die unzufriedenen Kriegsleute, der ſich fremder Lande bemächtigen will; Gott zürnt ob derlei Planen und er zeigt es offenbar, indem er uns den guten Wind verſagt.“

Da ließen die Normänniſchen Hauptleute, ſeys aus Ueberzeugung und um das äußerſte Mittel zu verſuchen, oder ſeys um den müßigen Köpfen eine neue Zerſtreuung zu geben, die Reliquien des heiligen Valerius, des Schutzpatrons der Gegend, mit großem Pomp durch das Lager tragen; die ganze Armee ſtürzte nieder zum Gebet und die folgende Nacht änderte ſich der Wind und das gewünſchte Wetter war da. Vier hundert größere Kriegs- und mehr als tauſend Transportſchiffe ſtachen auf daſſelbe Signal in die hohe See. Voran ſegelte Wilhelms Schiff; hoch auf dem Maſtbaum flatterte die geweihte Fahne des Papſtes und ſeine Flagge trug ein Kreuz. Die Segel waren von verſchiedenen Farben und vielmal ſtunden die drei Löwen darauf gemalt, das Wappen der Normandie. Am Vordertheil war die Figur eines Kindes ausgeſchnitzt, mit einem geſpannten Bogen in der Hand, darauf ein Pfeil zum Abſchießen lag. Dies Schiff ſegelte beſſer als die übrigen, war ihnen den ganzen Tag immer voran und ließ ſie die Nacht weit hinter ſich. Am Morgen ließ der Herzog einen Matroſen den großen Maſt beſteigen, um zu ſehen, ob die andern Schiffe noch nicht kommen. „Ich ſehe nichts als das Meer und den Himmel,“ rief der Matroſe und alsbald warf man die Anker. Der Herzog erzwang äußerlich eine fröhliche Miene und Haltung, und damit Furcht und Sorge nicht unter dem Schiffsvolk um ſich greife, ließ er ein köſtliches Mahl auftragen und ſtarkgewürzte Weine. Der Matroſe ſtieg wieder den großen Maſt hinan; diesmal rief er, daß er vier Schiffe erblicke und als er das dritte Mal auf dem Maſt war, rief er: „Ich ſehe einen Wald von Maſten und Segeln.“

Während dieſe großen Rüſtungen in der Normandie betrieben wurden, hatte auch Harold, der Norweger, dem Worte treu, das er Toſtig, dem Sachſen, gegeben, ſeine Leute und viele hundert Kriegs- und Transportſchiffe verſammelt. Die Flotte lag vor Anker, und die Norwegiſchen Schaaren, das Signal zur Abfahrt erwartend, lagerten am Ufer bei der Mündung der Dive, gleich den Normannen. Und es zeigten ſich auch bei den Norwegern dumpfe Beſorgniſſe und entmuthigende Eindrücke; allein unter weit düſtererm Auſtrich, wie es der träumeriſchen

Einbildungskraft der Nordländer anpaßte. Viele Krieger vermeinten, ſie hätten im Schlafe prophetiſche Offenbarungen gehabt. Einer träumte, daß er ſeine Gefährten an Englands Küſte im Angeſicht der Armee landen ſah, und daß vor dieſer Armee ein Weib von rieſenhafter Geſtalt auf einem Wolfe daherreite, der Wolf hielt in ſeinem Rachen den bluttrieſenden Leib eines Menſchen, und ſobald er denſelben aufgezehrt, reichte ihm das Weib einen andern dar. Ein anderer Kriegsmann träumte, daß die Flotte abſegelte und daß ein ungeheurer Schwarm von Raben, Geiern und andern Raubvögeln ſich auf die Maſten und Segelſtangen geſetzt; auf einem nahen Felſen ſaß ein Weib, das hielt einen bloßen Degen und beſah die Schiffe. „Gott, rief ſie zu den Vögeln, geht ohne Furcht, ihr werdet zu freſſen bekommen, ihr könnet auswählen, denn ich gehe mit ihnen, ich gehe dahin.“ Nicht ohne Schrecken bemerkte man daß im Augenblick da Harold den Fuß in ſeine königliche Schaluppe ſetzte, ſie ob der Schwere ſeines Leibes weit tiefer einſank als gewöhnlich.

Dieſer traurigen Vorbedeutungen ungeachtet ging der Zug vor ſich; Harold und ſein Sohn Olaf führten ihn und richteten die Fahrt gegen Südweſten. Ehe ſie in Britanien landeten, hielten ſie bey den Orkaden, volkreichen Inſeln, wo beſonders viele Abkömmlinge von nordiſchem Blute wohnten; zwei Häuptlinge und ein Biſchof dieſer Inſel ſchloſſen ſich an Norwegen. Sie ſegelten darauf an der Oſtküſte Schottlands hin und hier trafen ſie Toſtig und ſeine Schiffe. Sie ſegelten nun zuſammen und griffen im Vorbeygehen die Seeſtadt Scarberough an. Da ſie die Einwohner zu hartnäckiger Gegenwehr gerüſtet und geſtimmt ſahen, bemächtigten ſie ſich eines ſenkrechten Felſens, der die Stadt beherrſchte, zündeten darauf ein gewaltiges Feuer an mit Baumſtämmen, Aeſten, Stoppeln und wälzten den Brand auf die Häuſer hinab; ſie aber ſprengten dann die Stadtthore und plünderten alles aus. Ermuthigt durch dieſen erſten Waffenerfolg, vergaßen ſie der Vorbedeutungen, gewannen freudig die Spitze von Holderneß, bey der Mündung des Humber und fuhren in den Strom hinein. Aus dem Humber fuhren ſie in den Ouſe, der ſich darein ergießt und bey York vorbeyſtrömt, der größten Stadt im Northumbrerland. Toſtig der den Plan des Feldzuges leitete, wollte vor allem mit der Norweger Hülfe die Hauptſtadt ſeiner alten Herrſchaft gewinnen und ſich dort zum Haupt des Landes erklären. **Morkar**, ſein Nachfolger, Edwin deſſen Bruder und der junge **Waltheof**, Siwards Sohn, Graf der Provinz Huntingdon, ſammelten die Bewohner der nahen Gegenden und lieferten den Fremden, ſüdlich von York, an den Ufern der Humber, eine Schlacht; anfangs Sieger, dann zum Weichen gezwungen, ſchloſſen ſie ſich in York ein, wo die Norweger ſie belagerten. Toſtig nahm den Titel eines Herzogs der Northumbrer und erließ Aufruhr aus dem Lager der Norweger an ſie ergehen. Einige minder Mächtige erkannten ihn als ſolchen an und eine kleine Zahl Abentheurer ſtellte ſich auf ſeinen Ruf.

Während dies im Norden vorging, war der König der Angelſachſen mit all ſeinen Streitkräften an den ſüdlichen Küſten, um Wilhelms Bewegungen zu beobachten, deſſen längſt erwarteter Angriff große Beſorgniſſe erregte. Den ganzen Sommer hatte Harold gewacht an all den Landungsplätzen, welche der Normandie am nächſten lagen; die Verzögerung der Normannen ließ vermuthen, daß ſie vor dem Winter nicht kommen würden. Ueberdies waren die Gefahren im Norden des Landes größer, wo der Feind ſchon einen Theil des engliſchen Bodens beſaß, als im Süden, wo er noch keinen Fuß auf England geſetzt hatte. Hodwin's Sohn, kühn und raſch in ſeinen Entſchließungen, hoffte die Norweger binnen kurzem zu verjagen und dann wieder an ſeinem Poſten zu ſeyn, um die Normannen zu empfangen. Er brach in Eilmärſchen auf mit ſeinen beſten Kriegern und kam Nachts unter den Mauern von York an, und zwar gerade in dem Augenblick, da die Stadt eine Kapitulation abgeſchloſſen, vermöge welcher ſie den Norwegern übergeben werden ſollte. Die Norweger waren noch nicht in die Stadt eingezogen; aber ſie hatten auf das Wort der Einwohner und in der Ueberzeugung, daß ſie in ihrer Lage unmöglich ihr Wort zurücknehmen könnten, die Belagerungslinien aufgehoben und den Streitern Ruhe gegönnt. Ihrer Seits dachten die Einwohner der Stadt nur wie ſie Morgen Toſtig und den König des Nordens empfangen und eine große Verſammlung halten wollten, um das Regiment der ganzen Provinz zu ordnen und die Ländereyen der Engländer, die ſich gegen die Herrſchaft des Siegers aufgelehnt, unter die Fremden und Ueberläufer zu vertheilen.

(Schluß folgt.)

Reiſen ins Innere von Afrika.

(aus dem Quarterly Review.)

(Fortſetzung.)

Dies iſt die letzte direkte Nachricht, die man vom Lieutenant Clapperton hat; allein der Major Denham ſchreibt von Kouka den 23ſten May 1824, daß wenige Tage vorher einige Bornou'ſche Handelsleute von Weſten gekommen und erzählt, daß ſie ihn zu Sakatoo geſehen, wo er alle ſeine Habe und Papiere in die Hände des Hat Solah, des Häuptlings von Kano, niedergelegt, zugleich mit der Weiſung, alles an den Scheik von Bornou zu übermachen, wenn ihm ſelber etwas menſchliches begegnen ſollte. Seine Abſicht iſt zweifelsohne, nach Tombuktu vorzudringen.

Jener Bello, zu dem Clapperton ſich wandte, iſt ein berühmter Häuptling, der vor einigen Jahren ganz Soudan erobert, von D'Jennin bis zum See Tſad, und der Alt-Birnie in Ruinen begraben hat. Kapitain Lyon ſagt, daß Ehrfurcht gegen die Religion und alſo auch gegen die, ſo ſich in derſelben auszeichnen, unter die Tugenden Bello's gehört; das gleiche rühmt Denham vom Scheik zu Bornou; denn ſein tugendhafter und religiöſer Charakter allein ſetzte ihn in Stand, mit 400 Kanem-Männern nicht nur Bornou für ſeinen Sultan wieder zu gewinnen, ſondern Frieden mit Bello zu machen, der ſich ebenfalls Scheik des Korans nennt.

Außer dem Dr. Oudney haben die afrikaniſchen Entdeckungen noch ein Opfer weggerafft. Der Lieutenant Erneſt Stuart Toole kam freiwillig von Malta, um ſich an die Geſellſchaft von Bornou anzuſchließen. Gegen Ende December kam er in Kouka an, nachdem er die Wüſte, von Tripoli aus in

108 Tagen unter mancherley Hinderniſſen und Trübſalen durchzogen. Der Major Denham beſchloß, einen nochmahligen Beſuch dem Fluß Shary zu machen, um ſeinen Lauf gründlicher und weiter zu erforſchen, als es früher von Dr. Oudney und Clapperton geſchehen war. Auf dieſem Unternehmen begleitete ihn Toole; am 23ſten Januar verließen ſie Kouka und am 30ſten erreichten ſie die kleine Stadt Showey, die an den Ufern des Shary 12° 47′ d. B. liegt. Der Fluß iſt hier mehr als 500 Klafter breit.

Der Kaid, welcher die Stadt regierte, rieth ihnen, ſich einzuſchiffen und Stromabwärts bis in den See Tſad zu fahren. Am 2ten Februar ging die Abfahrt vor ſich, und der Kaid begleitete ſie mit 8 Kähnen, deren jeder 10 — 11 Mann trug. Nachdem ſie 35 Meilen zurückgelegt, hielten ſie bey einer Inſel, Namens Joggabah. Die Fahrt auf dem Fluſſe beſchreiben ſie als ſehr reizend, und die Ufer ſind reichlich mit Bäumen, und Strauchwerk beſetzt. Der Shary ergoß ſich in zwei Armen in den See. Sie folgten dem weſtlichen Arm des Fluſſes und fanden ſich nach zweiſtündiger Fahrt im See. Als ſie aber kaum zwei Meilen auf offenem See fortgefahren waren, ſo zwangen ſie ſtarke Strömungen von Nordoſten um zu kehren. Sie hörten, daß die nächſte der Beddoumy-Inſeln drei Tagereiſen von der Mündung des Shary entfernt ſey. Jene Inſulaner ſind Seeräuber aber keineswegs grauſam, ſie nehmen Löſegeld für ihre Gefangenen und haben nie die Grauſamkeit, ſie zu tödten. Alle Inſeln zuſammen ſollen 1000 Kähne aufſtellen können, jeden mit 15 — 20 Mann verſehen. Das Rauben ausgenommen, ſind die Inſulaner ein mildes, gutes Völklein. Sie ſagen von ſich: daß ſie einen ſtarken Arm und einen liſtigen Kopf haben, ein kleines, an Vieh armes, Land bewohnen und daß ſie deshalb von denen nehmen müſſen, die reicher ſind als ſie.

Als ſie den Fluß zurück fuhren, waren ſie über die Menge und Schönheit des Waſſergeflügels und andere Vögelarten erſtaunt, auch hat es einen Ueberfluß an Fiſchen in dem Strom.

Nachdem ſie Showey verlaſſen, fuhren ſie ſtromaufwärts bis Dagheia, wo man den Fluß durchwaten kann und wo auch eine Fähre iſt. Das Waſſer ging bis an die Schultern, und obgleich die Infanterie durchwatete, indem ſie die Schilde über den Kopf hielt, worauf auch ein Bündel Korn und die Sperre gepflanzt waren, ſo ruderten doch die Männer zu Pferde über und ließen ihre Roſſe nachſchwimmen.

Nach zwei Tagen kehrten ſie nach Showey zurück, indem ein feindlicher Stamm ſie zur Vorſicht nöthigte, nicht weiter ſtromaufwärts zu gehen.

Sie beſchloſſen nun zu Lande ihren Weg ſüdwärts fortzuſetzen, in einer faſt paralellen Richtung mit dem Strom bis nach Loggun; ſie folgten jedoch nicht immer jener Straße, da ſie durch Moos und Sümpfe führt, wo Fliegen, Bienen, Moskiten und ungeheure ſchwarze Kröten mit einander wetteifern „ihre friedenſtörenden Kräfte zu entfalten." Einen großen Theil des Tages verſchließen ſich die Bewohner in ihren Häuſern, welches Zellenbehältniſſe ſind, wo eine in der andern ſteckt, ſo daß oft fünf bis ſechs nach einander folgen. Sie ſind ausdrücklich ſo gebaut, damit ſie eine ſichere Zufluchtsſtätte vor den Inſekten gewähren.

Bey Kiffery, mitten in den Moräſten, wurde Lieutenant Toole ſo unwohl, daß ſie Halt machen mußten. Sie konnten jedoch nicht lange da bleiben; ſie verſuchten es weiter zu gehen; allein kaum hatten ſie ein paar Meilen zurück gelegt, ſo nahmen Toole's Schmerzen immer mehr überhand; er wurde zwei Mal ohnmächtig und war von Kräften, daß er nicht mehr allein ſich aufs Pferd ſetzen und abſteigen konnte. Sie mußten vor dem Eingang ihrer Zelte immer Feuer anmachen, und immer naſſes Stroh bey der Hand haben, um für Augenblicke von den Millionen herumſchwärmender Inſekten befreit zu ſeyn, welche der dichte erſtickende Rauch zurücktrieb. Die Pferde wollten nicht freſſen, und obwohl ſie ſonſt Feuer und Rauch ſcheuen, rannten ſie gegen die Flammen und duldeten es lieber daß ihre Köpfe gebraten wurden, um nur ein wenig Raſt vor ihren Verfolgern zu haben.

So ſchmerzlich nun ſchon ihre Lage war, ſo wollten ſie die Shua-Araber, welche die Gränze des Gebiets von Loggun bewachen, nicht durchziehen laſſen, bis ſie die Erlaubniß vom Sultan erhalten hätten. Am 18ten Februar kam die Erlaubniß;

allein der arme Toole hatte ſchon alles Gefühl verloren und man mußte ihn auf ein Kamel binden. In dieſem Zuſtand zogen ſie in die Stadt ein und nahmen von einer artigen Barake Beſitz, die man ihnen eingeräumt hatte. Den folgenden Morgen wurde der Major Denham vor den Sultan gefordert, der, wie der Sultan von Bornou, in einem Käſichtartigen Behälter, deſſen Vorderſeite ein Gitterwerk von Rohr bildete, eingepfercht war. Nachdem dasſelbe weggehoben war, entdeckte man etwas Lebendiges auf einem Teppich, das ganz in Seide eingewickelt war, und den Kopf ſo mit Schawls umhüllt hatte, daß nichts vom Geſicht, außer den Augen, zum Vorſchein kam; der ganze Hof ſtürzte nieder und ſtreute Sand auf ſein Haupt, während acht Trommeln und eben ſo viele Hörner ein furchtbares Getöſe rings um machten. Indem ſeine Majeſtät das kleine Geſchenk annahm, wiſperte ſie: „Willkommen!“ Denn das laute Reden verriethe in Loggun einen ſchlecht erzogenen Edelmann.

Der alte Herr in ſeinem Käſicht erkundigte ſich vornehmlich, ob der Major keine Siriahs, ſchöne Sclavinnen, kaufen wollte, da ihn dieſer um Erlaubniß bat, den Shary weiter hinaufziehen zu dürfen; denn, wiſperte ſeine Majeſtät, wenn ihr Sclavinnen kaufen wollt, ſo braucht ihr nicht weiter zu gehen, ich gebe ſie euch wohlfeil. Da er aber ſah, daß er an dem Major keinen ſonderlichen Kunden finde, wurde die Fallwand am Käſicht wieder herabgelaſſen, und die Audienz hatte ein Ende.

Der Name dieſer Hauptſtadt von Loggun iſt Kurnuck; ſie liegt an den Ufern des Shary 11° 7′ d. B. und enthält etwa 15,000 Einwohner, deren Sprache halb arabiſch und halb baghermiſch iſt. Sie treiben einen beträchtlichen Handel mit den Shua-Arabern, von denen ſie Ochſen, Milch und Fett bekommen, wofür ſie ihnen blau geſtreifte Kottone geben, die ſie gut arbeiten und hell und ſchön färben. Das Volk iſt hier viel ſchöner und geiſtiger als das von Bornou; vorzüglich iſt dies bey den Weibern der Fall, die durch ihr Weſen und Betragen alle Schwarzen übertreffen, welche Denham bisher geſehen. Die Weiber der vornehmſten Perſonen des Landes beſuchten ihn, fragten ihn über alles, was er hatte, bettelten ihm alles ab und ſtahlen ihm heimlich alles, was ſie konnten; wenn er ſie entdeckte, lachten ſie von Herzen, ſchlugen die Hände zuſammen und riefen: „Wie er doch ſcharf iſt; in einem Nu hat er uns gefangen.“ Ihre weibliche Beſcheidenheit iſt nicht groß; Major Denham ſagt, daß ſie die artigſte und unſittlichſte Raſſe ſeyen, die er je getroffen, obgleich ſie ſich Moslemin nennen.

Am folgenden Tag entdeckte Denham, daß „zwei Könige von Brentford“ in Loggun ſeyen, Vater und Sohn; jeder ſteht an der Spitze einer mächtigen Parthei, ſie fürchten und haſſen einander gegenſeitig. „Trotz ihrer Blutsverwandtſchaft hatte ich ſichere Proben, auf welchem Fuße ſie mit einander lebten, indem beyde zu mir um Gift ſchickten, das nicht lüge (ich brauche ihren Ausdruck) und als eine Lockſpeiſe ſandte mir der Sohn drei Sclavinnen.“ Da unſere Reiſenden nun Erlaubniß hatten, den Fluß, der hier 400 Klafter breit war, weiter zu unterſuchen, ſo ſchiffte ſich der Major ein, ſobald ſein Reiſegefährte beſſer war. Die Kähne waren hier beſſer, als die, welche man weiter unten hatte, indem ſie 50 Schuh in die Länge maſſen, und 20 bis 25 Perſonen einnehmen konnten. Kaum war Denham einige Meilen fortgefahren, als ihm ein Boot in aller Eile nachruderte; er erfuhr nun, daß die Baghermie gegen Loggun vorrückten und daß der Sultan befohlen, alle Angehörige des Scheiks von Bornou ſollten augenblicklich die Stadt verlaſſen. Umſonſt ſchützte er die Krankheit ſeines Freundes und ſeines Dieners vor. „Geht, hieß es, ſo lang ihr noch könnt; wir können euch nicht mehr beſchützen.“ Der arme Toole war wieder auf ein Kamel geſchnallt und ſo verließen ſie Kurnuck, deſſen drei Thore unter großem Zulauf des Volks hinter ihnen nach einander geſchloſſen wurden.

Am vierten Tage erreichten ſie Angala in Bornou; ſie hatten ſehr wenig Ruhe und Nahrung genoſſen; der kranke Gefährte befand ſich den größten Theil des Wegs im Delirium; er war auf ſeinem Kamel immerdar den verſengenden Strahlen der Sonne ausgeſetzt. Da man ihm ſagte, ſie hätten Angala erreicht, erwiederte er: „Gott ſey Dank, ſo werde ich noch nicht ſterben.“ Zwey Tage darauf war alle Hoffnung verſchwunden. Ein kalter Schauer überfiel ihn; die äußerſten Theile ſeines Körpers waren wie Eis. In dieſem Zuſtand blieb er einige Stunden, dann ſtarb er ohne Kampf, ohne Seufzer. Denſelben Nachmittag, ſagt Denham, begleitete ich ſeine irdiſchen Ueberreſte zu ihrer letzten Ruheſtätte; ſechs Sclaven des Sultans von Angala ſenkten ihn in die Grube, die ſie gegraben hatten; Blumen rankten ſich über das Grab hin, ich ſandte ihm ein ſtilles Gebet nach, das war alles, was ich in dieſer Lage ihm thun konnte.“

Lieutenant Toole hatte noch nicht ſein 22ſtes Jahr vollendet; er war ein liebenswürdiger, vielverſprechender junger Offizier; in Sitten und Betragen war er äußerſt gefällig und zuvorkommend. Der freundliche Scheik hatte eine ſtarke Neigung zu ihm gefaßt und ſie brachten manche Stunde im Garten ſchwatzend zu. Er ergab ſich in ſein Schickſal; da Denham den Tag vor ſeinem Tode, von ihrer Rückkehr nach Kouka ſprach, lächelte er, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nein, nein, alles iſt vorbey.“

Nichts reichte an die Freundlichkeit des Empfangs, den der Scheik dem Major Denham zu Theil werden ließ, da er ihn mit ſeinem Heer bey Angornou traf, von wo er gegen die Baghermie ziehen wollte; er bot dem Major an, ihn bis Kouka zurückzubegleiten. Beyde Heere ſtunden mehrere Wochen lang an den Ufern des Shary einander beobachtend gegenüber, bis es endlich zu einer großen Schlacht kam, in welcher zwei alte Feldſtücke, die der Zimmermann Hillman auf Wagen geladen hatte, einen ungeheuern Dienſt thaten, obwohl ſie nur einmal abgefeuert wurden, nicht ſowohl wegen des Schadens den ſie anrichteten, als wegen des Schreckens, den ſie unter die Feinde verbreiteten. Selbſt die, welche ſie geladen und abgefeuert hatten, wurden von demſelben Schrecken befallen. Die Baghermie wurden geſchlagen; von den neun Söhnen ihres Sultans verloren ſieben das Leben, einer ward gefangen; beträchtliche Beute fiel in die Hände der Sieger, darunter 500 Roſſe waren und etwa 50 Weiber und Sclavinnen der vornehmſten Häuptlinge.

Die nächſte Reiſe, welche Major Denham unternahm, geſchah mit der Armee des Scheik, bey Gelegenheit eines Kriegszuges gegen Fittre, rings um das nördliche Ende des Sees.

Sie machten jedoch keine ſonderlichen Fortſchritte wegen des Rhamadan, wie man vorgab, in der That aber geſchah es wegen feindlichen Bewegungen des Volkes von Waday. Der Major war äußerſt begierig zu den Kanem an der nördlichen Seite vorzudringen, und von da dann weiter an dem öſtlichen Ufer des Sees; allein der Scheik verweigerte es ihm aus Beſorgniß für ſein Leben. Zuletzt aber gab er ſo viel nach, daß er ihm erlaubte ſüdwärts zu gehen; unterhalb Showey ſollte er dann über den Shary ſetzen; 20 Mann zu Pferd, und einige ſeiner beſten Araber, alle mit Flinten wohl bewaffnet, ſollten ihn begleiten; der Major allein hatte ein Paar der ſchnellſten Maharies, welches die flinkeſten Thiere ſind, die man kennt; er ſollte ſeinen Weg hart an den Ufern des Tſad nehmen, während ſein bewaffnetes Gefolge ſeine Richtung mehr Landeinwärts und faſt parallel mit ihm verfolgte. Er machte es mit dem Scheik ab, daß er den See umgehen und bey Laree an dem nördlichen Ende desſelben nach Kouka zurückkehren wollte. „Der Scheik lächelt, ſagt Denham, über meine Beharrlichkeit, Gegenden zu beſuchen, an denen er ſelbſt ſo wenig Intereſſe finden kann; doch ſagt er zuletzt immer: Ja, es iſt wunderſam, es hätte weniger Schwierigkeiten, auf demſelben Weg zurück zu kommen; aber ihr wollt es ſo haben und es geſchehe.“ Es gab hier wohl noch nie einen Menſchen, der ſich ſo zuvorkommend und freundlich gezeigt hätte, als dieſer Scheik. Dem Lieutenant Toole ſtarben zwei Pferde auf dem Wege durch die Wüſte aus Mattigkeit, und der Scheik gab ihm ſogleich zwei andere; der Major Denham erzählt von ihm viele Züge ſeines wohlwollenden, menſchenfreundlichen Charakters.

Der Brief, worin Denham ſeine beabſichtigte Reiſe um den Tſad meldet, iſt vom 18ten Juni 1824 und zugleich der letzte, den man bisher erhalten. Ein junger Mann, Namens Tyrwhitt, der den 20ſten des vorhergehenden Monats zu Kouka angekommen war, ſollte ihn begleiten. Er brachte Geſchenke für den Scheik mit, als Piſtolen, Uhren u. ſ. w., worüber dieſer nicht wenig erfreut war. Ein Dolch und die Uhren ſchienen ihn am meiſten zu freuen, und als man ihm ſagte, die Raketen ſeyen auch angekommen, rief er: „Wie, ſo bald! und alle dieſe

Reichthümer obendrein! Es giebt keine Freunde, wie dieſe; die Engländer ſind ganz Wahrheit. Und ich ſehe aus der Schrift, wenn der Prophet nur kurze Zeit länger gelebt hätte, ſie würden alle Muſelmänner geworden ſeyn.“

(Fortſetzung folgt.)

Mittheilungen über die franzöſiſche Literatur.

Es iſt ein natürliches Bedürfniß des gebildeten Menſchen, ſich über literariſche Erſcheinungen auszuſprechen, ſie mitzutheilen. Die Literatur paſſirt jetzt in der civiliſirten Welt als ein Artikel des Luxus und der Mode, mit dem Jedermann gern vertraut ſeyn möchte, ſey's auch nur um eines flüchtigen Intereſſes oder um der Eitelkeit willen. Sobald von Mode, von Intereſſe, und wie all die ſchönen Wörter der Verfeinerung heißen mögen, die Rede iſt, ſtreben alle Blicke, ſtrebt alle Sehnſucht nach dem Auslande; wer von daher etwas Neues bringt, der iſt willkommen. Wie ängſtlich lauern die Ueberſetzer auf die Produkte aus England! Und der Himmel that ein gutes Werk, daß er ihnen in Frankreich eine faſt eben ſo ergiebige Fundgrube eröffnete. Der Sieger, welcher den Beſiegten ſo tief unter ſich glaubte und ſeine Literatur ſo tief herabſetzte, er iſt froh jetzt, wenn er nur einen unbekannten Fetzen aus jener beſpöttelten Literatur überſetzen kann. Wer hat gewonnen? Wer zeigt den unbeſieglichen Nationalgeiſt? Wenn der Reiche betteln geht, ſo darf er nicht klagen, wenn ihm mit verächtlichem Spott ein ſchlechtes Almoſen hingeworfen wird; er wird erniedrigt, weil er ſich ſelbſt wegwirft und verliert den Glauben an ſeine Kraft.

Es war ſeit einiger Zeit meine Beſchäftigung oder Unterhaltung, die Stunden der Muße mit der Leſung der neuſten Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur hinzubringen. Ich will über das Geleſene treulich berichten ohne weitere Anſprüche; ich ſpreche nur meine individuelle Anſicht aus und geſtehe es gerne, daß ich keine Anlagen zu einem Trompeter habe.

In der franzöſiſchen Literatur iſt jetzt der philoſophiſche und hiſtoriſche Trieb (man verzeihe dieſen Ausdruck) vorherrſchend, und dies iſt nach dem Gang, den die Nation genommen, natürlich. Nach ſolchen Thaten, wie die Franzoſen gethan, kehrt die wahre Ruhe und Beſinnung zurück: ſo nahe iſt die Vergangenheit, daß ſie abwechſelnd die Erklärerin, das Schreckbild und der Troſt der Gegenwart und der nächſten Zukunft ſeyn muß. In philoſophiſcher Beziehung wüßte ich jedoch, außer der neuen Ausgabe des Carteſius mit Noten, der Ueberſetzung Platons und der des Ariſtoteles, wenige Arbeiten anzuführen. Das Werk über „den Geiſt der Religion“ von Alexis Dumenil, das bereits die dritte Auflage erlebt, und vielleicht noch einige andere, die ich nicht zu Geſicht bekommen, mögen hieher zu rechnen ſeyn. Im Ganzen theilen ſich die Philoſophen in zwei Schulen, in die franzöſiſch-engliſche und deutſche.

Sichtbar iſt der Einfluß des erwachten philoſophiſchen Geiſtes in der Aeſthetik und in Geſchmacksurtheilen, wovon man ſich durch die Leſung ihrer belletriſtiſchen Journale überzeugen kann. Einige derſelben, wie z. B. der Globe (Le Globe, Journal littéraire) liefern fortlaufende philoſophiſche Abhandlungen über die Gegenſtände des Schönen, über Chriſtenthum u. ſ. w. Freilich ſind ſie zuweilen auch nichts weniger als philoſophiſch. Dieſer Geiſt aber erſtreckt ſich ſelbſt auf die Journale minorum gentium, als die „Pandore,“ die „Lorgnette,“ den „Diable boiteux“ u. ſ. w. Die Annales de littérature et des Arts und der Mercure du dix-neuvième siècle gehen ihren gewohnten Weg, ohne jedöch jenes Zeitgepräge zu verläugnen. Beſonders heftig und mit allen Waffenarten ward der noch nicht erledigte, furchtbare Kampf zwiſchen dem Romantiſchen und Klaſſiſchen in allen Journalen geführt. Alle jüngern, beſſern Köpfe reihen ſich unter das Panier der Romantik, oder was ſie dafür halten. Sie pariren die Streiche ihrer Gegner mit den Meduſenſchilden großer Namen des Auslandes, als Göthe's, Schiller's, Shakeſpeare's, Byron's und Walter Scotts. Die Madame Panckoucke hat nun auch Göthe's Gedichte ins Franzöſiſche überſetzt, die eben keine beſonders gute Figur in dieſem neuen Gewande ſpielen. Eine lange Einleitung geht derſelben voran, wo über den Dichter und den mächtigen Einfluß der deutſchen Literatur Nachricht gegeben wird. Die Franzoſen betrachten Göthen als den Stifter der Romantik, ſind aber nicht wenig verdutzt, wenn ſie die Erſcheinung erklären wollen, wie der Verfaſſer des Werther und Fauſt auch klaſſiſche Dichtungen verfertigen konnte.

Ein hämiſcher Journaliſt hebt bei Beurtheilung der oben genannten Ueberſetzung beſonders das Gedicht: Lili's Menagerie, heraus, darin ein Bär vorkomme, welcher gar zart und ſanft ſei und von der Herrin an einem „ſeidenen Bande“ geführt werde. Der Bär ſei Göthe und das Ganze enthalte ein verſtecktes Kompliment auf den Weimarſchen Hof. Eine ſolche Art, ſeinen Reſpekt gegen den Hof auszudrücken, gefalle in Deutſchland ungemein. — Da ich gerade von Ueberſetzungen ſpreche, ſo will ich auch Millin's Ueberſetzung der Luſiade von Camoens anführen (Les Lusiades ou les Portugais, poëme de Camoens, en dix chants. Traduction nouvelle avec des notes. Paris 1825, 2 Vol.) die zwar in Proſe iſt, aber den Geiſt des Originals treu wieder gibt. Der Ueberſetzer hat ſich ſelbſt in Portugal aufgehalten, wo ihm alle Mittel zum richtigen Verſtändniß des Textes zu Gebote ſtanden. Dem zweiten Band ſind Jugements sur les Lusiades; Notice sur Camoens et sur ses ouvrages etc. beigefügt. Dieſes vortreffliche Gedicht wäre wohl auch einer beſſern deutſchen Ueberſetzung werth, als die, welche wir davon beſitzen. Allein, wo es einen rechten Preis gilt, bleiben die Ueberſetzungsgeſellen zurück. Man wird ſich nicht wundern, wenn ich ſage, daß das Ueberſetzen auch in Frankreich in ziemlichem Grade proſperirt; es iſt dies eine Folge des europäiſchen Kosmopolitismus. So manche Binde iſt von den Augen gefallen, ſo mancher Staar geſtochen worden, ſo manches Vorurtheil wurde verdrängt, daß es nicht befremden darf, wenn die Literaturen zu wandern anfangen und ihre Wohnſitze vertauſchen; anſtatt der Völkerwanderung erleben wir eine Geiſter Aus- und Einwanderung.

Vorzüglich werden die engliſchen Produkte überſetzt; die Inſel hat jetzt den Großhandel in den Romanen, und ſeitdem man die feierliche Empfängnißſtunde der Autoren erſpäht und ihre Geburten, wenn ſie noch ein Embryo ſind, verkundigt, (ob es Mißgeburten werden, daran kehret man ſich nicht), hat die Neugierde der leſenden Welt und der Ueberſetzungstrieb eine neue Nahrung und einen neuen Stachel bekommen. Zum nicht geringen Erſtaunen des unbefangenen Beobachters erſcheint oft eine und dieſelbe Geburt deſſelben Autors in zwei Welttheilen oder in verſchiedenen Ländern zu gleicher Zeit und man hört das kaum eintägige Kind unter verſchiedenen klimatiſchen Einflüſſen in mehreren Sprachen lallen. Ich erinnere hier nur an die Produkte des großen Unbekannten. Auch Lord Byron iſt an der Tagesordnung. Die Madame Belloc hat ein Werk in zwei Bänden über ihn geſchrieben (Lord Byron par Mdme Louise Sw. — Belloc. Paris 1824, 2 B.) das Nachrichten über den Dichter, Kritik und Auszüge ſeiner Werke. enthält. Die Nachrichten ſind nicht immer aus den beſten Quellen, die Kritik ſchwach; die Auszüge ſind das beſte, weil ſie denen, die den Dichter aus dem Original nicht kennen, doch wenigſtens eine Anſchauung geben und leicht zu Leſung des Originals reizen konnen. Kein Dichter hat das Unglück gehabt, daß ſo viel unnützes, unbedeutendes Zeug über ihn geſchrieben wurde, als Byron. Das Weſtminſter = Review nahm in einem ſeiner letzten Quartalhefte die „Korreſpondenz des Dallas“ und die „Unterhaltungen Medwin's mit Byron“ ſehr ſcharf durch und bewies, wie ſehr dieſe Männer gelogen. Dem leichten Huſaren=Kapitain wird es nicht mehr ſobald einfallen, den Säbel mit der Feder zu vertauſchen. Die Unterhaltungen Medwins wurden auch brühwarm ins Deutſche uberſetzt und ſomit alle Lügen und Unrichtigkeiten auch unter unſer Publikum gebracht, die doch leicht jenſeits des Kanals hätten bleiben können. Der längſt angekündigte letzte Geſang von Child Harolds Pilgrimfahrt von de Lamartine iſt endlich erſchienen (Le dernier chant du pélerinage d'Harold, Paris et Genève 1825), und verdient es, daß ich einen ausführlichen Auszug in dieſen Blättern liefere, welches in den nächſten Nummern geſchehen ſoll. Daher ſchweig ich jetzt davon.

Ich habe oben ſchon geſagt, daß ſich die philoſophiſche Richtung vornehmlich in der Kritik der Literatur zeige. Dieſe ſtrebt nach einer Reform in der ältern Literatur, oder der ſogenannten klaſſiſchen. Es iſt vor der Hand genug, dieſe Richtung blos anzuzeigen, ich werde an einem andern Orte ausfuhrlicher darauf zurückkommen. Der Gegenſatz iſt da, ein neues Feld ſteht offen, und ſchon wagen ſich einige kühn auf daſſelbe, um friſche Lorbeern zu pflucken. Selbſt bis auf die Frauen erſtreckt ſich jener kritiſche Geiſt, wie wir aus dem Werklein der Mademoiſelle Hortenſe Allart über die Madame de Stael ſehen (Lettres sur les ouvrages de Madame de Stael par Mademoiselle Hortense Allart.) Man wird es bei einer Frau natürlich finden, wenn ſie bei der Entwicklung weiblicher Charaktere länger verweilt, als bei andern Dingen, weil ihr hier gerade das Recht zukommt, ſich ganz und recht auszuſprechen. Daher verweilt Mdlle Allart ſo lange bei der Delphine und Corinne; ſie unterſucht die Idee dieſer beiden Romane, den Charakter der Heldinnen, die Durchführung derſelben u. ſ. w. mit gefälliger, geſchwätziger Breite; Mdlle Allart iſt zu ſehr blinde Bewundererin der Madame Stael.

Miszellen.

Bey den Ausgrabungen, welche ſeit einiger Zeit zu Famars bey Valenciennes unternommen werden, hat man letzlich zwei Badeſäle von edler Bauart entdeckt. Sie ſind mit Marmor gepflaſtert und getäfelt. Die Mauern ſind mit einem Stuck überzogen, an welchem man noch äußerſt lebhafte Farben wahrnimmt. Man ſteigt in die Bäder auf zwei kleinen, parallelen Marmortreppen. — Den erſten Jänner dieſes Jahres hat man am Fuß eines römiſchen Pfeilers, ſieben Fuß unterm Boden, zwei ſchöne Bronzwaſen gefunden, welche mit römiſchen Silbermünzen angefüllt waren, ungefähr 7000 an der Zahl. Am zehnten deſſelben Monaths wurden aufs Neue Vaſen gefunden, welche zuſammen 8245 römiſche Silbermünzen enthielten. Sie übertreffen im Allgemeinen alle bisher gefundenen Münzen an Wohlerhaltenheit. Man hat eine kleine Zahl conſulariſcher bemerkt und ſolche die den Zeiten des Auguſtus, Otho ꝛc. bis zu Konſtantin dem Großen angehören.

— Kaiſer Wenzel, deſſen grauſame Spottluſt wir neulich ſchon einmal bezeichnet haben, antwortete auf die Klage, daß die deutſchen Studenten in ihren ewigen Zwiſten mit den böhmiſchen 9 derſelben erſchlagen hätten: „Wir können wohl zuſehen, wenn die Deutſchen und Böhmen ſich raufen.“ Als derſelbe bei dem Streite darüber, ob die Deutſchen und Böhmen bei den akademiſchen Wahlen, des Rektors der Univerſität z. B., drei oder eine Stimme haben ſollten, zum Schiedsrichter erwählt wurde, ließ er die Sache auf ſich beruhen, machte aber einſtweilen ſeinen Küchenmeiſter zum Rektor der Univerſität.

— Johannes Ziska, der Huſſitengeneral, verwüſtete bekanntlich Alles, wo er nur hin kam, mit Feuer und Schwert und ließ ſeine fanatiſchen Haufen plündern, ſengen und brennen nach Herzensluſt. Dennoch hielt er ſtreng auf Subordination. Bei der Einnahme von Kuttenberg wollte er, daß das ſchöne Kloſter Sedlecz verſchont bliebe; dennoch ſteckten es einige ſeiner Leute in Brand. Er ließ ſein Wohlgefallen darüber blicken und verſprach den Brandſtiftern, die ſich ſelbſt melden würden, eine reichliche Gabe an Gold und Silber. Einer der Brandſtifter, von Habgier getrieben, gab ſich an und bekam wirklich ſo viel Gold und Silber zu verſchlucken, als ihm geſchmolzen in den Hals gegoſſen werden konnte.

— Saul fand Erleichterung in den Qualen ſeiner Melancholie durch David's Saitenſpiel. Philipp der V von Spanien ward durch den Geſang des Neapolitaners Carlo Braschi Farinelli ſo entzückt, daß er demſelben alles zu gewähren verſprach. Als nun der edle Neapolitaner verlangte, daß der melancholiſche König den Bart abſchneiden und ins Conſeil geben möchte, that ers und die Aerzte, die bisher nichts über ihn vermocht hatten, waren darauf im Stande den König zu curiren.

Der Nix, eine Volksſage. *)

Von Veit Klingsohr.

Zu Laibach über dem Lindenborn
klingt Muſik durch die Aeſte;
da zecht und tanzt bey Geig' und Horn
das Volk am Kirchweihfeſte.

Wie bebt und dröhnet der alte Markt,
vom Hoppaßtakt und Singen!
„Wir haben geſichelt und lang geharkt,
juchhei, nun laßt uns ſpringen!“

Was ſchwebt die Gaſſen herauf ſo huſch?
wie klingen Sporn und Säbel!
ein Jägerhut, ein Reiherbuſch,
wie grünes Laub im Nebel.

Der ſchlanke, glänzende Edelknapp
tritt faſt wie ſcheu zum Reigen;
er geht die Reihn wol auf und ab
und will ſich höflich zeigen.

Er ſpendet Bänder und Flitter viel,
Korallen, Demantſterne;
feins Mädel denkt, wenn's dir gefiel,
dein wär' ich nur zu gerne.

---

*) Nach Grimms deutſchen Volksſagen, aus Valvaſſor's Ehre von Krain.

than, daß uns für jene das entſprechende Ohr ſo ſehr mangelt, daß der beſte moderne Muſiker eine altgriechiſche Muſik kaum verſtehen, geſchweige denn empfinden und ſchön finden würde. Allein um ſo auffallender iſt es, wie man dieſen deutlichen Fingerzeig auf das Weſen der Verskunſt der Alten, die ja mit ihrer Muſik ſo innig verſchmelzen war, faſt gar nicht beachtet hat, um plötzlich einzuſehen, daß gleichzeitig mit der Wiedererweckung der antiken Verskunſt auch die ihrer Tonkunſt hätte bewerkſtelligt werden müſſen, um Fortleben und Fortpflanzung dieſer ausländiſchen Gewächſe unter uns zu erzielen. Ohne griechiſche Tonkunſt bleibt griechiſche Verskunſt uns ein Schemen, wie die der abgeſchiedenen Helden in der Odyſſee. — Wer kann einen homeriſchen Hexameter, wer ſelbſt eine antike Ode, heutzutag anſprechend komponiren und vortragen, ohne ihr Versmaaß gänzlich aufzuheben, mithin, ohne die Geſtalt des Kunſtwerkes zerſtörend, es in's Moderne zu übertragen?

Wenn die antiken Gedichte, von des joniſchen Cytherſpielers Zeiten bis zum römiſchen Lyriker herab, ſingend oder für Geſang und Muſikbegleitung gedichtet worden, für unſer muſikaliſches Ohr aber jene antike Tonkunſt ganz ungenießbar iſt; wenn mithin Grund und Urſache, weshalb jene Gedichte gerade in dieſer beſondern metriſchen Geſtalt hervortreten, für uns durchaus nicht mehr vorhanden ſind: wie kam man denn auf den baroquen Einfall, dieſe metriſche Geſtalt, die nun zweckloſe Hülſe, bey uns als koſtbare Spezerei einzuführen? — Je nun, wie auf die geſchmackvolle Erfindung der Reifröcke, nämlich durch den Reiz der Unnatur, jenen ſeltſamen Ungott, der den Chineſenkindern durch Brechen und Umbiegen der Fußzehen Pferdefüſſe ſchenkt. Wirklich tanzen die deutſchen Hexameter und ſapphiſchen Oden ein pferdefüſſig chineſiſches Ballet, ohne Muſik, blos nach dem „Hammerſchlag und Dröhnen deutſchhelleniſcher Kamönen,“ wie ein deutſcher Sänger ſich treffend ausſpricht.

Wir charakteriſirten oben die Schönheit des Antiken weſentlich als Plaſtik, als im Ebenmaaße der Theile zu einander und zum Mittelpunkte, mithin als eine formale, in ſich begründete, ruhende. Folgerecht verlangt dieſes Schönheitsprinzip für die

Poeſie als entſprechendes Kunſtmaterial eine Sprache, welche genaue Abmeſſung der Theile die ins Ebenmaaß gebracht werden ſollen, zuläßt. Und ſo iſt es eben. Bekanntlich läßt ſich annehmen, daß es im Griechiſchen nur lange und kurze Sylben giebt, daß die langen gleichlang, die kurzen gleichkurz, und zwei kurze ſo lang ſind als eine lange. Was kurz, was lang ſey, beſtimmt ſich einfach und dem Prinzip völlig entſprechend, nach der Dauer der Zeit, welche die ausgeſprochene Sylbe erfüllt. Mithin iſt der gedehnte und der Doppelvokal, oder der einfache, auf welchen zwey Conſonanten folgen (die ſogenannte Poſition), lang, der einfache Vokal mit einem Conſonanten kurz. Selten, im Verhältniß, folgen mehr als zwei Conſonanten auf einen Vokal, und in ſolchen Fällen half ſicher die ausgezeichnet feine Ausſprache nach, um durch Verſchlucken oder Verwandeln der Conſonanten das Ebenmaaß der Sylben herzuſtellen, nicht nur in den bekannten Weiſen und Ausnahmen, ſondern durchgreifend. Denn die Griechen waren ſich ſelbſt in ihren Zwecken klar und ihre Kunſt ihrem Prinzip nach vollendet.

Mittelſt geſetzmäßiger Miſchung und Abwechslung ſolcher ebenmäßigen Längen und Kürzen, ließ ſich jener großartige Rhythmenſchwung hervorrufen, jener kunſtreiche Strophenbau aufführen, den wir in den Chorgeſängen der Tragiker und in Pindariſchen Oden bewundern; — einem griechiſchen Tempel vergleichbar, deſſen Marmorquadern, nicht durch Kütt verbunden, ſondern einzig in ihren nach gleichem Maaße geſchnittenen Fugen emporſteigen.

So war die Sprache der Antiken, zur Zeit, da ihr ganzes Volksleben harmoniſch in allen ſeinen Theilen ausgebildet war, zur Zeit ihrer großen Dichter. — Allein als auf eine formale, irdiſch zu vollendende Schönheit gerichtet, mußte dieß Leben mit der Vollendung ſelbſt abſterben, wie ein Feuer, ſobald es alle Nahrung verzehrt hat. Auf ſeinem Standpunkte mit großem Rechte, will daher Plato die Dichter aus ſeinem Staate verbannt wiſſen; eine oft mißverſtandene und mißhandelte, tiefſinnige Idee. — Denn in den griechiſchen Dichtern erſcheint jene plaſtiſche Schönheit in ihrer höchſten Verfeinerung, ihr Kunſtmaterial, die Sprache, iſt dem Inhalt identiſch geworden, in ihm aufgegangen; und ſo ſingen die antiken Dichter zugleich ihrem Volke das Schwanenlied, indem ſie deſſen Aufgabe, den Dienſt jener irdiſchen Schönheit, in letzter Inſtanz löſen. — Plato's Irrthum beſteht darin, daß er ſein Volk jener unerſchöpflichen, ewigen Poeſie ohne weiteres empfänglich hielt, deren Schöpfer und Träger einzig er ſelbſt iſt, im ganzen Alterthum ohne Vorgänger, ohne Nachfolger.

Griechiſches wie römiſches Staatsleben war, dem Grundweſen nach, Eins. Die moraliſche Perſon, der Staat, war hier wie dort, Alles, und im Verhältniß zu ihm, jedes Individuum nichts; letzteres erhielt erſt ſeine Gattung, vermittelſt des Staats und durch ſein unauflösbares Verhältniß zu ihm; durch ſeinen Dienſt, den das Individuum dem Staate leiſtete, war es hinwieder frei gegen die übrigen Mitglieder und konnte Auszeichnung vor denſelben erhalten. Ueberragte aber dieſe Auszeichnung das Ganze, ſo war die Baſis Aller angegriffen, und wenn Ariſtides wegen ſeiner exzentriſchen Vortrefflichkeit eben, wenn gleicherweiſe Camillus, Scipio, Cicero wegen ihrer enormen Verdienſte um das Vaterland in die Verbannung müſſen ſo offenbart ſich darin der gleiche Grund, und iſt es weſentlich dieſelbe Erſcheinung, als wenn ein Held in der antiken Tragödie durch das Schickſal untergeht, deshalb, weil er ſeine, wenn gleich gerechte, Perſönlichkeit in Mißverhältniß geſetzt hat zur maaßhaltenden Schönheit des Ganzen, wie jene die ihrige zum Staate übergeltend gemacht, dem allein unvergleichliche Ehre und unbegränzte Macht zuſteht. Dieß geht ſo weit, daß die Verbannung ſelbſt durch's poſitive Geſetz der Todesſtrafe gleichgeſtellt wird, und daß die kräftigſte Individualität unter den Alten, im Kampfe mit dieſem moraliſchen Tode, ſtets erliegen mußte. Gleichſam Theile eines animaliſchen Körpers waren ſie Alle, die, ſo lange ſie noch an einer Faſer mit ihm zuſammenhängen, wieder angeheilt werden können, abgeriſſen aber, ſich wohl noch eine Zeitlang durch Eſſenzen erhalten, aber nie in einen anderen Körper einpflanzen laſſen. —

So waren beyde Völker, ihrem Grundweſen nach eins; bey den Griechen aber entwickelte ſich das Prinzip, in ſeiner Hauptrichtung, zur ſchönen Kunſt, bey den Römern zum Heroismus, zur Weltherrſchaft. Aus jener Einheit nur begreift es ſich, wie griechiſche ſchöne Kunſt und Poeſie bey den erobernden Römern ſo plötzlich und ausſchlieſſend gleichſam heimiſch werden und die Anfänge eigenthümlicher Entwicklung zur Kunſt, verdrängen konnte. Dieſe griechiſche Kunſt erſchien in Rom wie eine Ergänzung und Vervollkommnung des eignen Volkslebens, und nicht als etwas fremdes, gleich wie wenn man die Erde um zwei benachbarte Stämme abdeckt und findet, daß ſie vom gleichen Stamm aus derſelben Wurzel ſich erheben.

Die Plaſtik der Griechen konnte unmittelbar zu den Römern eingehen; der gleiche Himmel, die gleichen Götter, der gleiche Stein. Etwas mehr Schwierigkeit fand die Poeſie. Jene Ebenmäßigkeit der Längen und Kürzen im Griechiſchen, findet ſich bey weitem nicht ſo im Lateiniſchen, wo die langen Sylben großentheils zu kurz oder durch Ueberhäufung der Conſonanten zu lang ſind im Verhältniß zu den Kürzen. Dennoch gilt in beyden Sprachen durchgreifend der Hauptgrundſatz: daß nicht der Sinn, nicht der innere Werth die metriſche Geltung einer Sylbe eines Wortes beſtimmt, daß mithin nicht die Wurzel an und für ſich lang iſt, ſondern meiſtens eine der Flexionsſylben. Das Schwankende in der lateiniſchen Ausſprache erhielt durch den Gebrauch der Dichter, welche die griechiſchen Versarten einfuhrten, nach und nach feſtere Beſtimmung, und die Ausſprache, durch die Gewalt des Rhythmus und der Muſik gezwungen, richtete ſich hinwieder nach dem Gebrauche der Dichter. Gleichwohl merkt das feinere Ohr, zumal wenn es die grazioſe Wohlbewegung griechiſcher Verſe gefaßt hat, leicht: daß dem Latein dieſe Versarten nicht urſprünglich angehören, daß ſie nicht mit Naturnothwendigkeit aus dem Kern der Sprache hervorgewachſen, ſondern ihr eingeimpft worden ſind.

Wenn aber auch, nach Obigem, griechiſche ſchöne Kunſt vorzüglich, und auch griechiſche Poeſie und Verskunſt, nicht gerade heterogen zum lateiniſchen Elemente ſich verhalten, demnach die Einführung nicht widernatürlich erſcheint; ſo läßt ſich doch ohne weiteres a priori ausſagen, daß der Baſtard weder dem edleren der Eltern gleichkommen, noch fruchtbar werden und ſein Geſchlecht fortpflanzen konnte. Und, in der That, ſo iſt es eben; mit Erlaubniß unſrer Lateiner, ſo wie vieler alten und neuen

Aeſthetiker, vor deren Geſchmack und Kunſturtheilen wir zum Theil allen Reſpekt haben. Denn eine eigenthümliche und urkundliche Poeſie der Form wie dem Gehalt nach, iſt den Römern allerdings abzuſprechen. Die Nachahmungen, zum Theil Ueberſetzungen, ihrer berühmteſten Dichter, Virgils, Horazens u. ſ. w. ſind bekannt, und letzterer iſt wirklich nicht allzu beſcheiden, wenn er ſich nur einen dünnen Anhauch der griechiſchen Muſe *) zum Glück und Ruhm vermißt. — Wohl lagen auch im römiſchen Volke fruchtbare Keime ächter Poeſie. Die letzten Anklänge volksthümlicher Lyrik verhallen bedeutungsvoll im Katull; und hätte ein römiſcher Dichter ſich erhoben, um die heroiſchen Nazionalſagen, welche Livius, aus alten Gedichten und Ueberlieferungen, mit hochpoetiſchem Geiſte in die erſten Bücher ſeiner Geſchichte gerettet, lebendig aufzufaſſen und in einer, ſeiner Sprache durchaus entſprechenden Form darzuſtellen: ſo würd' es nicht des gelehrten Fleißes eines erfindungsarmen Poeten, wie Virgilius, bedurft haben, um eine römiſch-epiſche Poeſie zu ſchaffen. So aber erging es den Römern hierin faſt wie den Franzoſen; auch dieſe verdrängten die edlere, klang- und bedeutungvollere, Provenzaliſche Mundart, und die reiche, fröhliche, altfranzöſiſche Poeſie, um einen rauheren, unbildſamern Dialekt, benebſt einer fremden, ihnen unnatürlichen und darum mißverſtandnen Poeſie ohne nationalen Grund und Boden, bey ſich anzupflanzen. Auf beyde Völker paßt der Sinn von Herders Ausſpruch: „die römiſche Dichtkunſt ward aus Griechiſchem Saamen in den Garten eines Kaiſers verpflanzt, wo ſie als ſchöne, müßige Blume ſtand und blühte.“

Auch dem römiſchen Volks- und Staatsleben gebrach es an einem Prinzip, das von einem idealen Punkt aus ſich immer neu gebiert und in ewigen Entwickelungen fortlebt; es bedurfte äußeren Reizes, eines Karthago's, um nicht in ſich zu verſinken; und ſo ſtarb Rom, die weltbeſiegende Mutter des größten Cäſars, nachdem der Herrſcher durch Gewalt des Eiſens aus ihrem Schoos hervorgegangen.

Bey dem Obigen kam es uns darauf an, aufmerkſam zu machen und anzudeuten, wie das Beyſpiel der Römer, welche

---

*) Mihi spiritum Grajae tenuem Camoenae etc.

griechiſche Poeſie, mithin eine ihnen in mancher Beziehung nicht einmal ganz fremde, zum Vorbild ihrer eignen genommen, keineswegs geeignet ſey, gegen unſer Poſtulat des Indigenats benutzt zu werden. Im Gegentheil erhalten wir daraus die höchſt beherzigenswerthe Lehre: bilde jedes Volk ſeine Nazionalſage und Geſchichte, epiſch und dramatiſch, ſo wie ſeine volksthümliche Gefühls- und Empfindungsweiſe, ſeine Lyrik, ſo eigenthümlich aus, wie die Griechen, auf daß es ihm nicht ergehe, wie den Römern, die eine ausländiſche Kunſt nachäffend, ſich unfähig machten, weder eigne zu produziren noch fremde rein zu genießen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Schlacht bey Haſtings

und die Eroberung Englands durch die Normannen.

(Schluß.)

Die unerwartete Ankunft des Sachſen-Königs, der auf ſeinem Marſch allen feindlichen Poſten klug ausgewichen und keinem Verräther begegnet war, welcher den Norwegern ſein Herannahen hätte melden können, veränderte die ganze Geſtalt der Dinge. Die Bürger von York griffen wieder zu den Waffen, die Stadtthore wurden geſchloſſen und alſo bewacht, daß niemand in das Lager der Norweger hinaus konnte. Den folgenden Tag — es war ein prächtiger Herbſtmorgen, wo ſich die Sonne noch in der ganzen Fülle ihrer Kraft zeigt — brach ein Theil der Norweger aus dem Lager am Humber auf, um den König gen York zu begleiten; und da ſie es mit keinen Feinden aufzunehmen dachten, kamen ſie ohne Panzerhemde ob der Hitze und ohne andere Schutzwaffen als Helm und Schild. Da ſie ſchon ziemlich nahe bey der Stadt waren, gewahrten einige urplötzlich eine große Staubwolke und ſahen etwas aus derſelben hervorſchimmern, wie Eiſen im Sonnenſtrahl. „Wer ſind die Männer, die gegen uns heranziehen?“ ſprach der König zu Toſtig. Und dieſer erwiederte: „Es kann wohl niemand ſeyn, als die Engländer, welche kommen, um Gnade und unſere Freundſchaft zu flehen.“ Die Menſchenmaſſe, welche daher zog, ward nach Verhältniß immer größer und erſchien alsbald als ein zahlreiches, in Schlachtordnung geſtelltes Heer. „Feinde! Feinde!“ rieſen die Norweger und entſandten drei Ritter, um den Kriegsmännern im Lager und auf den Schiffen den ſchleunigſten Aufbruch zu entbieten. Der König aber entfaltete ſeine Standarte, die er Länderverwüſterin nannte; rings reihten ſich die Krieger an, in einer langen, aber nicht tiefen, und an den äußerſten Enden gebogenen Linie. Feſt ſchloſſen ſie an einander an, und ihre Lanzen ruhten in der Erde mit der Spitze gegen den Feind gekehrt; allen aber fehlte der wichtigſte Theil der Waffenrüſtung. Harold, Sigurds Sohn, durchflog die Reihen auf einem kohlſchwarzen Rappen und ließ den Schlachtgeſang erſchallen, wie die Begeiſterung ihm denſelben im Augenblick eingab, davon uns die Geſchichte des Nordens ein Bruchſtück überliefert. „Laßt uns kämpfen, ſang er, laßt uns ziehen gegen den Feind, ohne Harniſch und ohne die Schärfe des bläulichen Stahls; unſere Helme erglänzen im Sonnenſtrahl, das iſt genug für Männer, denen ein Herz ward.“

Ehe die beyden Heere einander faßten, nahten zwanzig ſächſiſche Ritter, ſo Mann als Roß mit Eiſen bedeckt, den Norwegiſchen Reihen; und einer rief mit ſtarker Stimme: „Wo iſt Toſtig, Godwins Sohn?“ „Hier,“ erwiederte der Sohn Godwins ſelber. „Wenn du Toſtig biſt, nahm der Ritter das Wort, ſo läßt dir dein Bruder durch meinen Mund ſagen, daß er dich grüßt und dir den Frieden anbietet, und ſeine Freundſchaft und deine alten Würden.“ „Wohl ſind das gute Worte und ſie lauten anders, als die Unbilden und Feindſeligkeiten, die man ſeit einem Jahr gegen mich verübt. Aber wenn ich das Anerbieten annehme, was wird der edle König Harold, Sigurds Sohn, mein treuer Bundesgenoſſe erhalten? „Sieben Fuß engliſchen Landes, oder noch ein wenig mehr, wird er erhalten, denn ſeine Körpergröße übertrifft die anderer Männer,“ erwiederte der Bote. „Melde alſo meinem Bruder, rief Toſtig, daß er ſich zum Schlagen bereite; nur einen Lügner ſoll es jemals geben, der erzählen könne, daß Godwins Sohn den Sohn Sigurds verlaſſen.“

Alſobald hub der Kampf an und faſt beym erſten Zuſammentreffen der beyden Heere empfing der Norwegiſche König einen Pfeil, der ihm die Kehle durchbohrte. Toſtig übernahm den Befehl des Heeres und ſein Bruder Harold ſchickte eine zweite Geſandtſchaft und ließ ihm und allen Norwegern Frieden und Leben anbieten. Alle aber riefen, daß ſie lieber ſterben wollten, als den Sachſen etwas verdanken. Jetzt kamen die Männer von den Schiffen, in voller Rüſtung, aber ermüdet von dem ſchnellen Marſch unter den brennenden Strahlen der Sonne. Obwohl ſtark an Zahl, hielten ſie den Angriff der Engländer nicht auf, die ſchon die erſte Schlachtlinie durchbrochen und das königliche Panier genommen. Toſtig und die meiſten Norwegiſchen Anführer wurden getödtet und zum dritten Mal ließ Harold den Beſiegten Frieden anbieten. Und ſie nahmen ihn an; Olaf, des verſtorbenen Königes Sohn, der Biſchof und die Häupter der Orkadiſchen Inſeln zogen mit drei und zwanzig Schiffen von dannen, nachdem ſie England Freundſchaft geſchworen. So ward das Land von einer zweiten Eroberung durch die Krieger des Nordens befreit. Aber indeß dieſe Feinde abzogen, um nie wieder zu kommen, nahten andere; derſelbe Windhauch, der in die ſiegreichen ſächſiſchen Banner blies, ſchwellte auch die Normanniſchen Segel und trieb ſie gegen die Küſte von Suſſex.

Ein unglücklicher Zufall nöthigte die Schiffe, welche lange an dieſer Küſte gekreuzt hatten, einzulaufen, aus Abgang der Lebensmittel. Wilhelms Truppen landeten ohne Widerſtand bey Pevenſey, nahe bey Haſtings, den 28ſten Herbſtmonath des Jahres 1066, drei Tage nach dem Siege Harold's über die Norweger. Zuerſt ſtiegen die Bogenſchützen ans Land, ſie trugen kurze Röcke und ihre Haare waren geſchoren; dann die Ritter, ſie trugen eiſerne Kopfzierde, eiſerne Beinſchienen und Panzerhemd; zu Waffen hatten ſie lange, ſtarke Lanzen und gerade, zweiſchneidige Schwerter. Darauf kamen die Werkleute der Armee, als Schanzgräber, Zimmerleute und Schmiede; ſie brachten ans Ufer, Stück für Stück, drei Schlöſſer von Holz, die ſie im voraus zugerüſtet hatten. Der letzte von allen ſtieg der Herzog ans Land, und indem ſein Fuß den Sand berührte, that er einen falſchen Schritt und fiel aufs Angeſicht. Ein Gemurmel entſtand und es erhoben ſich Stimmen: „Gott ſchütz' uns! Das iſt ein böſes Zeichen!“ Aber Wilhelm, ſich erhebend, rief alsbald: „Was habt ihr? was beſtürzt euch? Ich habe dieſe Erde mit meinen Händen gefaßt, und bey der Herrlichkeit Gottes, ſo weit ſie ſich erſtreckt, iſt ſie mein, iſt ſie euer.“ Dieſe raſche Gegenrede hemmte urplötzlich die Wirkung der böſen Vorbedeutung. Das Heer zog die Straße von Haſtings hin, und in der Nähe dieſer Stadt ward ein Lager abgeſteckt und zwei hölzerne Schlöſſer wurden errichtet, darin man die Lebensmittel aufbewahrte. Einzelne Schaaren durchſtreiften die nah gelegenen Gegenden, überall plündernd und ſengend. Die Engländer flüchteten aus ihren Wohnungen, verbargen ihr Geräthe und Vieh und ſtrömten ſchaarenweiſe in die Kirchen und auf die Friedhöfe, allwo ſie die ſicherſte Freiſtätte gegen einen chriſtlichen Feind zu finden vermeinten. Die Normannen aber, welche um der Beute willen kamen, kehrten ſich wenig an geheiligte Stätten und achteten keinen Zufluchtsort.

Verwundet und vom Kampf ausruhend lag Harold zu York, als ein Bote in großer Eile vor ihn trat und meldete: Wilhelm von der Normandie ſey gelandet und habe ſein Banner auf ſächſiſchen Boden gepflanzt. Er brach gen Süden auf mit ſeinem ſiegreichen Heer, und ließ aller Orten unterwegs den Aufruf an die Grafen der Provinzen ergehen: ihre Vaſallen und Streiter zu rüſten und nach London zu führen. Das Aufgebot der Weſten kam ohne Verzug; die im Norden verzogen wegen der Entfernung; doch ließ ſich's erwarten, daß der König alsbald mit den Streitern aus allen Landen umgeben ſeyn werde. Einer jener Normannen, die man ehemals verſchont hatte, da das Geſetz allen Normannen das Land zu räumen gebot, und die jetzt die geheimen Kundſchafter Wilhelms waren, ließ dem Herzog melden: auf der Huth zu ſeyn, binnen vier Tagen werde Godwins Sohn hundert tauſend Streiter um ſich haben. Harold, allzu raſch in ſeinen Bewegungen, wartete die vier Tage nicht ab; er konnte die Sehnſucht nicht unterdrücken, mit den fremden Gäſten ſobald als möglich ins Handgemeng zu kommen, zumal da er von den Verwüſtungen hörte, die ſie rings um ihr Lager anrichteten. Die Hoffnung ſeinem Lande einige Uebel zu erſparen, und vielleicht auch die Begierde, einen wilden, unvermutheten Angriff gegen die Normannen zu verſuchen, ähnlich dem, der ihm ſchon einmal den Sieg in die Hände geſpielt hatte, beſtimmten ihn geradewegs gen Haſtings zu ziehen, obwohl ſein Heer vier Mahl ſchwächer, als das Normanniſche war.

Wilhelms Lager aber wurde ſorgfältig gegen jede Ueberrumplung bewacht, und die Poſten erſtreckten ſich weit hin, rings um dasſelbe. Ausgeſandte Reiterhaufen meldeten den Anzug des Sachſen-Königs; wie ein Wüthender ſtürme er daher, ſagten ſie. Harold, der ſeinen Plan zu einem unvermutheten Angriff vereitelt ſah, konnte nur mit Mühe ſeine Hitze mäßigen; ſieben Meilen vom Normanniſchen Lager machte er Halt, und ſeinen Kriegsplan auf einmal ändernd, verſchanzte er ſich hinter Gräben und Pfahlwerk, und beſchloß den Feind zu erwarten. Kundſchafter, die des franzöſiſchen mächtig waren, wurden ins Lager der Normannen geſchickt, um deren Kräfte und Anſtalten zu erforſchen. Mit Erſtaunen erzählten ſie nach ihrer Rückkunft, daß in Wilhelms Lager mehr Pfaffen ſeyen, denn Streiter auf engliſcher Seite. Sie nahmen die Soldaten der normänniſchen Armee, welche keinen Bart und die Haare kurz geſchoren trugen, für Pfaffen, denn bey den Engländern war es Brauch, Haare und Bart wachſen zu laſſen. Harold lächelte bey der Erzählung: „Jene die ihr in ſo großer Zahl ſahet, ſind keine Pfaffen, ſagte er, ſondern gute Kriegsmannen, die uns zeigen werden, was ſie vermögen.“ Mehrere ſächſiſche Anführer riethen dem König, das Schlagen zu vermeiden, ſich nach London zurück zu ziehen und alles Land zu verwüſten, um die Fremden auszuhungern. „Ich ſollte das Land verwüſten, ſprach Harold, das ſich meiner Huth anvertraut? Traun, das wäre Verrath; vielmehr muß ich das Glück einer Schlacht verſuchen, meinen Muth und meine gute Sache, ſo wenig Leute ich auch habe.“

Der Normannenherzog, der einen ganz entgegen geſetzten Charakter hatte, verabſäumte kein Mittel, ſetzte ſein Intereſſe über den perſönlichen Stolz, verſuchte vor der Anwendung der Gewalt die Liſt und zog aus der ungünſtigen Lage ſeines Gegners alle Vortheile, um ihn an die alten Forderungen und Verpflichtungen zu mahnen. Im Namen Wilhelms erſchien der

Mönch Hugo Maigrot vor Harold und forderte ihn auf, von dreien Dingen eines zu erfüllen: entweder zu Gunſten der Normannen ſich des Königthums zu begeben, oder die Entſcheidung, wer von beiden König ſeyn ſolle, auf den Schiedsſpruch des Papſtes ankommen zu laſſen, oder endlich die Sache durch einen Zweikampf auszumachen. Harold antwortete ſchnell: „Meines Titels begebe ich mich nicht, den Schiedsſpruch des Papſtes will ich nicht, den Zweikampf nehme ich nicht an.“ Er that dies, nicht weil es ihm am Muthe gebrach, ſondern weil er glaubte, es ſtehe ihm das Recht nicht zu, das Land der Angelſachſen auf das Ohngefähr eines Zweikampfes zu ſetzen. Wilhelm, ohne ſich durch die Weigerung des engliſchen Königs abſchrecken zu laſſen, ſchickte den Normanniſchen Mönch abermahls an denſelben und gab ihm ſeine Aufträge mit folgenden Worten: „Geh, ſage Harold, daß ich ihm alles Land jenſeits des Humber laſſe, wenn er ſeinen alten Vertrag hält, und daß ich ſeinem Bruder Gurth das Land einräume, welches Godwin beſeſſen; ſollte er hartnäckig verweigern, was ich ihm anbiete, ſo ſag' ihm vor all ſeinen Leuten, er ſey ein Meineidiger und Lügner, und er und alle, die zu ihm halten, ſey'n durch den Mund des Papſtes in Bann gethan; ich habe die Bulle hierüber in Handen.“

Dom Hugo Maigrot entledigte ſich ſeines Auftrages auf das feierlichſte, und die normänniſche Chronik meldet, daß bey dem Worte „Bannfluch“ alle engliſchen Herren einander anſahen, als ſtünde vor ihnen eine große Gefahr. Einer von ihnen nahm das Wort: „Schlagen müſſen wir, ſprach er, welche Gefahr uns auch daraus erwachſe; denn es handelt ſich hier nicht um die Annahme und Aufnahme eines neuen Herren, als wäre unſer König todt, ſondern um etwas ganz anderes. Der Normann hat unſere Länder ſeinen Kriegsoberſten, Rittern und allen Waffengefährten verliehen und die meiſten haben ihm ſchon gehuldiget. Alle werden ihr Geſchenk haben wollen, wenn der Herzog unſer König wird, und er ſelber wird verbunden ſeyn, ihnen unſere Güter zu geben, unſere Weiber und unſere Töchter, Alles iſt im voraus ihnen zugeſagt. Sie kommen nicht blos um uns zu verderben, ſondern auch um unſere Nachkommen zu verderben und uns das Land unſerer Altvordern zu entreißen; und was ſollen wir thun, wo ſollen wir hingehen, wenn wir kein Land mehr haben? Die Engländer ſchwuren alle einmüthig: keinen Frieden, keinen Stillſtand, keinen Vertrag mit dem Eroberer einzugehen, und entweder zu ſterben oder die Normannen zu verjagen.

Ein ganzer Tag verſtrich in dieſem fruchtloſen Unterhandeln. Es war der achtzehnte ſeit der Schlacht mit den Norwegern, in der Nähe von York; der eilfertige Marſch Harolds hatte es noch keinen Truppen erlaubt, ihn in ſeinem Lager zu erreichen. Edwin und Morkar, die beyden großen Häuptlinge des Nordens, waren in London, oder auf dem Wege dahin; nur Freiwillige kamen einzeln oder in kleinen Banden, Bürger, die ſich in Eile gewappnet, Mönche, die ihre Klöſter verließen, um dem Rufe des Vaterlandes zu folgen. Unter den letztern ſah man Leofric, das Haupt der Abtei Peterborough, nahe bey Ely, eines reichen Kloſters, das man zur Auszeichnung die Goldſtadt nannte, auch den Abt des Kloſters Hida bey Wincheſter, der zwölf Mönche mit ſich brachte und zwanzig Ritter unterhielt. Nahe ſchien die Stunde des Kampfes; die beyden jüngern Brüder Harolds, Gurth und Leofwin, wählten ihren Poſten in ſeiner Nähe; der erſtere ſuchte ihn zu überreden, der Schlacht nicht beyzuwohnen, ſondern gen London zu gehen, neue Verſtärkungen an ſich zu ziehen, während ſeine Freunde den Angriff der Normannen aufhielten. „Harold, ſagte der Jüngling, du kannſt nicht läugnen, daß du dem Herzog Wilhelm, ſeys nun gezwungen oder freiwillig, einen Eid auf die Leiber der Heiligen geleiſtet; warum dich alſo in das ungewiſſe Kampfſpiel mit einem Meineid wagen? Wir, die wir nichts geſchworen, führen einen gerechten Krieg; denn wir vertheidigen unſer Vaterland. Laß uns alſo die Schlacht liefern; du ſollſt uns aufhalten, wenn wir weichen, und rächen, wenn wir fallen.“ Auf dieſe rührenden Worte ſeines Bruders, antwortete Harold, daß es ihm ſeine Pflicht verbiete, außerhalb der Gefahr zu ſtehen, während alle andern das Leben wagten: in allzu großem Vertrauen auf ſeinen Muth und ſeine gute Sache, traf er Anſtalten zur Schlacht.

Auf dem Boden, der ſeitdem nur „der Schlachtplatz“ hieß und noch heißt, dehnten ſich die Linien der Angelſachſen und beſetzten eine lange Hügelkette, die von allen Seiten durch Pfahlwerk und Bruſtwehren befeſtigt war. In der Nacht des dreizehnten Weinmonaths that Wilhelm ſeinen Normannen kund, daß der kommende Tag der Tag der Schlacht ſeyn werde. Die Pfaffen und Mönche, welche gleich den Kriegsmannen, durch die Hoffnung der Beute angelockt, dem Heereszug gefolgt waren, traten zuſammen, um zu beten und Litaneien zu ſingen, während die Krieger ihre Waffen und Roſſe rüſteten. Die Zeit, welche ihnen nach dieſer Hauptſorge noch übrigte, verwandten ſie für ihrer Seelen Heil und thaten Beicht und empfingen die heiligen Sakramente. Ganz anders ward die Nacht in Feindes Lager zugebracht; die Sachſen erluſtigten ſich auf eine lärmende Weiſe und ſangen ihre alten Volksgeſänge, und um das Feuer gelagert, leerten ſie die Hörner voll Weines und Biers.

Am Morgen las der Biſchof von Bayeux, der Sohn der Mutter Wilhelms und eines Bürgers von Falaiſe, im normanniſchen Lager die Meſſe, ein Panzerhemd unter dem Chorrock tragend, und gab dem Heere den Seegen; darauf beſtieg er ſeinen weißen Renner und ordnete ſein Fähnlein Ritter. Die ganze Armee theilte ſich in drei Angriffsſäulen; bey der erſten waren die Krieger, die aus der Grafſchaft Boulogne und Ponthieu gekommen waren, ſammt den meiſten, die ſich für ihre Perſon um Sold hatten werben laſſen; bey der zweiten waren die Hülfsvölker aus Bretagne, Maine und Poitou, bey der dritten befand ſich Wilhelm mit dem Aufgebot der Normannen. An der Spitze jedes Heerhaufens marſchierten mehrere Reihen leicht bewaffneter Fußknechte, die gepolſterte Waffenröcke trugen und mit mannslangen Bogen oder ſtählernen Armbrüſten verſehen waren. Der Herzog ritt ein ſpaniſches Roß, das ihm ein reicher Normanne von ſeiner Pilgerſchaft nach St. Jago in Galizien gebracht hatte. An ſeinem Halſe trug er von jenen Reliquien, auf welche Harold geſchworen, die am höchſten verehrten, und ihm zur Seite trug ein Jüngling, genannt Touſtain-le-blanc, die vom Papſte geweihte Fahne. Als das Heer zum Marſche fertig ſtand, erhob der Herzog ſeine Stimme und ſprach alſo: „Gedenket tapfer zu ſtreiten und ſendet alles in den Tod; denn wenn wir überwinden, ſind wir alle reich. Was ich gewinne gewinnet ihr; erobere ich, ſo erobert ihr, und wenn ich das Land nehme, ſo habet ihrs. Wiſſet jedoch, daß ich nicht blos hieher gekommen, um zu nehmen, was mir gebührt, ſondern um unſer ganzes Volk zu rächen ob der Treubrüche des Meineids und Verraths dieſer Engländer. Sie haben die Dänen, Männer und Weiber, in der Nacht des heil. Brion ermordet. Sie haben je den zehnten von Alfreds, meines Anverwandten, Gefährten durchs Loos gezogen und ermordet. Auf alſo, mit Gottes Beyſtand, ſie zu züchtigen für ihre Unthaten."

Alsbald ſtund die Armee im Angeſicht des ſächſiſchen Lagers, nordweſtlich von Haſtings. Die Pfaffen und Mönche, welche ſie begleiteten, entfernten ſich und beſtiegen eine nahe Anhöhe um zu beten und den Kampf zu ſchauen. Ein Normanne, genannt Taillefar, ſpornte ſein Streitroß vor die Schlachtlinie hinaus und ſtimmte den Geſang an von Karls des Großen und Rolands Thaten; und während er ſang, ſpielte er mit dem Schwerte, ſchleuderte es in die Luft mit Macht und fing es wieder auf in ſeiner Rechten; die Normannen wiederhohlten die Schlußzeilen ſeiner Lieder, oder rieſen: Gott mit uns! Gott mit uns!

In Schuſſesweite, fingen die Bogenſchützen und Armbruſtträger an, ihre Pfeile und Bolzen fliegen zu laſſen, aber ihre Gewalt brach an den hohen Bruſtwehren der ſächſiſchen Schanzen. Das Fußvolk mit den Lanzen und die Reiterei drang vor bis zu den Thoren der Schanzwälle und ſtrebte ſie zu durchbrechen. Die Angelſachſen, zu Fuß alle rings um das Banner, das in die Erde gepflanzt war, bildeten hinter ihren Schanzen eine undurchdringliche, feſte Maſſe und empfingen die Anſtürmer mit großen Streitärten, die mit einem Schlag die Lanzen zerſchmetterten und den eiſernen Panzer durchhieben. Da die Normannen weder in die Schanzen zu dringen noch das Pfahlwerk einzureißen vermochten, wichen ſie, durch den fruchtloſen Sturm ermattet, zurück auf die Heerſchaar, welche Wilhelm befehligte. Da ließ der Herzog die Bogenſchützen alle von neuem vorrücken und befahl ihnen, die Pfeile nicht mehr gerade vor ſich hin abzudrücken, ſondern in die Höhe zu ſchießen, auf daß ſie innerhalb der feindlichen Bruſtwehren herabfielen. In Folge dieſer Anordnung wurden viele Engländer verwundet, zu meiſt in das Geſicht; dem König Harold ward das Auge von einem Pfeil durchſchoſſen, aber er fuhr dennoch fort Befehle zu ertheilen und zu kämpfen. Der Angriff mit dem Fußvolk und der Reiterei ward erneuert unter dem Feldruf: Unſere Jungfrau! Gott mit uns! Gott mit uns! Die Normannen aber wurden an einem Lagerthor zurückgeſchlagen bis zu einem großen Hohlweg, der mit Strauchwerk und Gras überdeckt war, wo ihre Roſſe ſtrauchelten und durcheinander ſtürzten und in großer Zahl umkamen. Einen Augenblick durchlief ein paniſcher Schrecken das überſeeiſche Heer; es ging das Gerücht, der Herzog ſey getödtet und auf dieſe Bothſchaft begann die Flucht. Wilhelm ſelbſt warf ſich vor die Flüchtigen, verrammelte ihnen den Weg, drohte und ſchwang die Lanze gegen ſie, ſchlug den Helm zurück und rief: „Hier bin ich, ſehet mich an, ich lebe noch und werde ſiegen mit Gottes Beyſtand.“

Die Ritter eilten zum Sturm gegen die Schanzen; aber ſie konnten keine Pforte ſprengen und keine Oeffnung machen; da beſann ſich der Herzog einer Kriegsliſt, um die Engländer aus ihrer Stellung zu treiben und ihre Reihen aufzulöſen; tauſend Rittern befahl er vorzurücken und dann alsbald zu fliehen. Bey dem Anblick dieſer verſtellten Niederlage verloren die Sachſen ihre bisherige Kaltblütigkeit; ſie ſtürmten alle den Flüchtigen nach, die Streitaxt hing ihnen am Halſe. In einer gewiſſen Entfernung ſtießen andere Haufen, die zu dieſem Zweck aufgeſtellt waren, zu den Fliehenden, die ſogleich umwandten; und die Engländer in Unordnung und Ueberraſchung, ſahen von allen Seiten Lanzen und Schwerter auf ſich einſtürmen, gegen die ſie ſich nicht erwehren mochten, da ſie beyde Arme brauchten um die gewaltige Streitaxt zu ſchwingen. Als ihre Reihen aufgelöſt waren, wurden auch die Zugänge zu den Schanzwällen durchbrochen, und Reiter und Fußknechte ſtürmten ein; aber der Kampf dauerte noch heftig, ohne Ordnung und Mann gegen Mann, dem Herzog ward ſein Roß unter dem Leibe getödtet; der König Harold und ſeine beyden Brüder ſtürzten todt bey dem Banner nieder, das weggeriſſen und durch die vom Papſte geweihte Fahne erſetzt ward. Die Trümmer des angelſächſiſchen Heeres ſetzten, ohne Führer und ohne Fahne, den Kampf fort bis zur Neige des Tages, alſo daß die Streiter beyder Theile ſich nur noch an der Sprache erkannten.

Nachdem der Ueberreſt von Harolds Kriegsgenoſſen, erzählt ein alter Geſchichtſchreiber, ſeine Pflicht gegen das Vaterland gethan, zerſtreuten ſie ſich und die meiſten ſanken unterwegs erſchöpft von Wunden und der Schlacht und blieben liegen. Die Normannen ſprengten, im Jubel des Sieges, ihre Roſſe über die Leichen der Beſiegten und brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Den folgenden Tag, mit dem Aufgang der Sonne, ſtellte Wilhelm ſeine Truppen in Reihe und Glied und rief alle Männer auf, die mit ihm über Meer gekommen, wie ſie vor der Abfahrt im Hafen von St. Valery verzeichnet worden. Hauptleute und Gemeine wurden bey ihrem Namen und Zunamen gerufen; viele antworteten nicht; viele, die in der Hoffnung gekommen waren, zu ſiegen und reich zu werden, lagen todt oder ſterbend an der Seite der Sachſen. Die Glücklichen welche überlebten, erhielten als den erſten Preis die Beute der erſchlagenen Feinde. Beym Umwälzen der Leichname fand man dreizehn, die Mönchsgewand unter der Rüſtung trugen: es war der Abt von Hida und ſeine zwölf Gefährten. Der Name ihres Kloſters ward der erſte in das ſchwarze Buch der Eroberer eingetragen.

Zitternd nahten die Mütter, Weiber, Kinder von denen, die ſich aus den nahen Gegenden, auf das Schlachtfeld begeben, um mit dem König ihrer Wahl zu ſterben, zum Begräbniß ihrer von den Fremden geplünderten Leichen. Demüthig baten zwey Mönche aus dem Kloſter Waltham um König Harolds Leichnam; er hatte ihr Kloſter geſtiftet. Sie boten dem Eroberer zehn Marken Gold, wenn er ihnen die Reſte des Mannes überlaſſe, der ihr Wohlthäter geweſen. Der Herzog gewährte ihnen ihr Geſuch, und ſie gingen dahin, wo die Leichen aufgethürmt lagen, unterſuchten ſorgfältig eine nach der andern und konnten den nicht erkennen, welchen ſie ſuchten; ſo ſehr hatten die Wunden ihn entſtellt. Traurig und verzweifelnd, daß ſie ihn je allein auffinden würden, wandten ſie ſich an ein Weib, die Harold, vor ſeiner Gelangung zum Throne, zur Beyſchläferin gehabt und baten ſie ihnen bey ihrem Geſchäft beyzuſtehen. Sie hieß Editha und man gab ihr den dichteriſchen Zunamen: „Die Schöne mit dem Schwanenhals.“ Sie folgte den beyden Mönchen und war geſchickter als ſie, die Leiche deſſen herauszufinden, den ſie geliebt.

Alle dieſe Ereigniſſe werden von den Chronikſchreibern engliſcher Abkunft mit einem Ton der Niedergeſchlagenheit erzählt, der ſchwer wieder zu geben iſt. Sie nennen den Tag der Schlacht, einen bittern Tag, einen Tag des Todes, einen Tag, der vom Blut der Tapfern beſudelt iſt. „Was werd' ich, England, von dir ſagen, ruft die Chronik der Kirche von Ely, was werd' ich unſern Nachkommen erzählen? daß du deinen volksthümlichen König verloren und unter die Hand des Fremdlings gefallen; daß deine Söhne elendiglich umgekommen, daß deine Räthe und Häupter beſiegt, todt oder enterbt ſind.“ Lange Zeit nach dem Tage dieſer verhängnißvollen Schlacht wollte der Volksglaube noch die Spuren des friſchen Bluts auf dem Boden ſehen, wo ſie ſtatt gefunden; ſie zeigten ſich, ging die Sage, nordweſtlich von Haſtings, wenn der Regen das Erdreich ein wenig befeuchtet hatte. Der Sieger that ein Gelübde, auf dieſer Stätte dem heiligen Martinus, dem Schutzheiligen der Krieger Galliens, ein Kloſter zu erbauen; und als er ſpäter dies Gelübde erfüllte, ward der Hochaltar des neuen Kloſters auf derſelben Stelle errichtet, wo das ſächſiſche Panier geſtanden und abgenommen worden. Die äußere Mauereinfaſſung ging rings um den Hügel, den die tapferſten Engländer mit ihren Leichen bedeckt, und die ganze umliegende Bannmeile, wo die verſchiedenen Schlachtauftritte geſpielt hatten, ward Eigenthum der Abtei, die man auf normänniſch Abbaye de la Bataille (Abtei der Schlacht) nannte. Es kamen Mönche aus dem Kloſter Marmoutier bey Tours und ließen ſich da nieder; ſie erhielten die Güter der im Kampfe erſchlagenen Sachſen, beteten für die Ruhe ihrer Seelen und fur die Wohlfahrt und das lange Leben derer, die ſie erſchlagen.

Es geht die Sage, daß, als man die erſten Grundſteine zum Bau des Kloſters legte, die Baumeiſter entdeckten, daß da das Waſſer gewißlich fehlen werde; und ſie kamen und brachten dem Herzog Wilhelm die unangenehme Bothſchaft. „Arbeitet nur immer zu, arbeitet nur immer zu, ſprach der normänniſche Baſtard; denn ſo Gott mir das Leben giebt, ſoll bei den Mönchen des Kloſters de la Bataille mehr guter Wein zu finden ſeyn, als klares Waſſer im beſten Kloſter der Chriſtenheit."

Literatur.

1) Deutſche.

Meine Lebensreiſe. In ſechs Stationen zur Belehrung der Jugend und zur Unterhaltung des Alters beſchrieben von Urceus.

Ich bin nun, wie ich bin.
So nimm mich denn hin.
Göthe.

Nebſt Franz Volkmar Reinhards Briefen an den Verfaſſer. Leipzig 1825. In der Baumgärtner'ſchen Buchhandlung.

Nachdem der Verfaſſer ſchon durch lateiniſch-griechiſche Ueberſetzungskunſt die philoſophiſchen Wiſſenſchaften an neuklingenden Ausdrücken bereichert hat, läßt er auch ſeinen eigenen guten Namen nicht in Ruhe und überſetzt ihn. Es nimmt uns nur Wunder, da er doch durch ſeinen einſtmaligen Rektor Portenſis dazu autoriſirt war (S. 65), ſich nicht lieber amphora genannt hat. Er hätte ſich doch ſo als einen Krug —, der Wein in ſich ſchließt, dem Publikum vortheilhafter dargeſtellt, als in dem urceus, der immer etwas nach Waſſer ſchmeckt. Aus mißverſtandener Beſcheidenheit wird er es doch wohl nicht gethan haben, da er ſich, wie die Römer ihre Kaiſer unter die Götter, mit lebendigem Leibe unter die himmliſchen Heerſcharen verſetzt hat. Indeſſen Spaß bei Seite. Es iſt in jedem Fall intereſſant, das Leben eines Mannes zu leſen, der ſich immer durch ein eben ſo eifriges als aufrichtiges Streben, Wiſſenſchaft und Bildung vorwärts zu bringen, ausgezeichnet hat, beſonders, wenn er, wie Herr Profeſſor Krug, zu denen gehört, welche „des Wiſſens Gut nicht mit dem Herzen zahlen." Die erſte Station ſeines Lebens, welche die Kinderjahre in ſich ſchließt, bietet nicht viel Wichtigeres dar, als das Leben auf einem Dorfe (Radis bei Wittenberg, in welchem er den 21. Juni 1770 ans Licht trat,) ſelbſt gewährt. Mancher luſtige Schwank kommt vor und manche ſcheinbar unwichtige Begebenheit beſtimmt, wie ſo oft, den künftigen Charakter, die künftige Geiſtesrichtung des Mannes. Schon von größerem Intereſſe iſt die zweite Station, welche die in der Schulpforte zugebrachten Schuljahre ſchildert und die alte pedantiſche Einrichtung dieſer über die Maßen gelobten Erziehungsanſtalt in's Licht ſtellt, und obwohl Herr Krug mit Lieb' und Dankbarkeit an Pforte erinnert, dennoch eher zeigt, wie man Knaben nicht erziehen, als wie man ſie erziehen ſoll. Zu welchem despotiſchen Unweſen die Einrichtung der Oberen und Unteren unter den Schülern geführt, zu welchen Unſittlichkeiten, Schiefheiten ꝛc. überhaupt eine ſolche Knabenkolonie Veranlaſſung giebt, geht daraus hervor. Unter den folgenden Stationen empfehlen wir den Jungeren unter unſeren Leſern die vierte Station, welche die „akademiſchen Hungerjahre“ überſchrieben iſt, die Zeit namlich, da Herr Prof. Krug als Privatdozent in Wittenberg gelebt und jede Noth des Lebens, jede literariſche Anfeindung ſich immer nur einen neuen Sporn zu erhöhter Geiſtesthätigkeit hat ſeyn laſſen. Auf der funften Station finden wir ihn auf preußiſchen Univerſitäten, zuerſt in Frankfurth an der Oder, dann in Königsberg in Preußen. Hier hat uns mißfallen, daß er Fichte'n noch einen Hieb zu verſetzen nicht hat unterlaſſen konnen, indem er den Erfolg von deſſen Vorleſungen, die derſelbe über ſeine Wiſſenſchaftslehre in Königsberg gehalten, nicht ohne Wohlbehagen in's Lächerliche zu ziehen geſucht hat. Das verdient kein Mann, dem es wie Fichten, trotz allem Irren, dem Niemand entgeht, ein ſo heiliger Eifer um die Wahrheit und nur um ſie geweſen iſt. Es nimmt ſich dieſer hämiſche Seitenblick um ſo widerlicher aus, als gleich darauf, wenn auch auf eine etwas leichtfertige Art, mit Kotzebuen, im Himmel nämlich, Friede geſchloſſen wird. Einige Andeutungen über den oſtpreußiſchen Krieg, die Entſtehung und den Zweck des Tugendbundes haben wir mit Vergnügen geleſen. Eben das müſſen wir von den Notizen behaupten, die über das freundſchaftliche Requiſitionsſyſtem, welches die Franzoſen 1813 in Sachſen geübt, über Napoleon und die Leipziger Schlacht in der ſechsten Station gegeben worden ſind. Das ganze Buch iſt leicht und anmuthig, mit einer gewiſſen Offenheit und Unbefangenheit geſchrieben und läßt ſich ganz angenehm leſen. Aber es ſcheint zu ſehr für bloße Freunde und Bekannte, die Theil an der Perſon und deren äußeren Schickſalen nehmen, geſchrieben zu ſeyn. Daher vermiſſen wir ungern eine nähere Geiſtesgeſchichte des Verfaſſers, die doch in eine Zeit fiel, da das Leben, wie der Zuſtand der Wiſſenſchaft und Literatur ſo manche Wandelungen erlitt, die bedeutend genug waren, um einen Philoſophen zu Reflexionen, zu charakteriſirenden Schilderungen zu veranlaſſen und zu zeigen, was in ihm ſelbſt vorgegangen, ſo daß er grade ſeine Stellung ſo und nicht anders gewahlt hat, ſich dahin und nicht dorthin gewendet oder hat treiben laſſen. Wie geſagt, in dieſer Rückſicht hätte er mehr Amphora als Urceus ſeyn ſollen.

2) Franzöſiſche.

Principes du droit politique mis en opposition avec le contrat social de J. J. Rousseau, par Honoré Torombert *); avec la réfutation du chapitre intitulé „De la religion civile“ par Mr. Lanjuinais, pair de France. Suivis du texte du contrat social. Mit dem Motto: *Et vous connoitrez la vérité, et la vérité vous rendra libres.* (Evang. Johannis.) Paris chez Rey et Gravier 1825.

Obſtehendes Werk des Herrn Torombert wird in Frankreich mit bedeutendem Applaus aufgenommen; die Revue encyclopédique vom April meint ſogar, ſeit langer Zeit ſey in ganz Europa kein für die großen Intereſſen der menſchlichen Geſellſchaft ſo gewichtiges Werk erſchienen. Wenn wir demſelben auch dieſen hohen Werth nicht beylegen können, ſo erſcheint es uns dennoch bedeutend genug, wenigſtens für Frankreich. Es tritt jenem Materialismus und dem damit nur zu leicht verbundenen Drüberhinräſonniren kräftig entgegen, denen nur zu lange die Franzoſen ergeben geweſen ſind. Der Verfaſſer tritt in dieſer Rückſicht einem Say, Guizot und Couſin würdig an die Seite, die gleichfalls auf ein gründlicheres Streben in Wiſſenſchaft und Leben hinarbeiten. Fragen wir nun, woher dieſe Erſcheinung? ſo lautet die Antwort: aus Königsberg. Das Studium des Kantianismus, oder, wie man ihn in Frankreich nicht mit Unrecht nennt, der Deutſchen Philoſophie iſt es, was dieſe neue Richtung des Geiſtes der Franzoſen zu einem gewiſſen Idealismus, dem auch in der Kunſt die franzöſiſchen Romantiker ergeben ſind, hervorgebracht hat. Wir können alſo nicht eben Neues aus dem Werke lernen, da wir ja ſchon eine Menge nach Kantiſchen Prinzipien verfaßte Rechtslehren a priori oder Naturrechte beſitzen. Uns intereſſirt nur, zu wiſſen, auf welche Weiſe er bei Widerlegung des Rouſſeauſchen Contrat social zu Werke geht. Keineswegs mit leichtfertigem Uebermuth, der mit witzigen bonmots zufrieden, den Beweis ſchuldig bleibt. Vielmehr beſchäftigt ſich Herr Torombert in einer langen Einleitung damit, darzuthun, daß die moraliſche Natur des Menſchen eine auf ſich ſelbſt beruhende, in ſich ſichere ſey, welche im geiſtigen Weſen des Menſchen wurzeln und daher ihr Leben in einer freien, von äußeren Empfindungserregungen und materiellen Intereſſen unbeherrſchten Thätigkeit habe. Sodann weiſet er in der moraliſchen Natur des Menſchen nach: das Gefühl für Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, für Edles und Unedles; Geſelligkeit; Gefühl der Pflicht wie des natürlichen oder eingebornen Rechts; moraliſche Freiheit, aus welcher Tugend und Laſter, aber auch Verantwortlichkeit fließen, als deren Reſultat dann die Forderungen der Gerechtigkeit und geſellſchaftlicher Freiheit auftreten. — Hiemit kann er den Rouſſeauſchen oberſten Grundſatz ſeines contrat social, den der Uebereinkunft, nicht billigen, ſo wenig als die in ſich ſelbſt unbegränzte Freiheit, alſo abſolute Willkühr des menſchlichen Willens als Regel deſſen, was Recht ſeyn ſolle, anerkennen. Herrn Toromberts oberſter Grundſatz, dem die Uebereinkunft wie die Willkühr untergeordnet iſt, iſt der der Gerechtigkeit ſelbſt. Uebereinkunft und Willkühr, ob ſie von Fürſten oder Völkern ausgehen und geübt werden, führen in ihrer Conſequenz zum Despotismus und haben ihre Gewähr nur im Recht des Stärkeren, welches ſich wiederum nicht auf die moraliſche, ſondern auf die phyſiſche Natur des Menſchen gründet. Aus den oben genannten moraliſchen Gefühlen leitet Herr Torombert ferner als eingeborne, unveräußerliche Rechte ab: perſönliche Freiheit, Gedanken- und Religionsfreiheit, Freiheit ſeine Gedanken bekannt zu machen, Eigenthum- und Gewerbsfreiheit, bürgerliche Gleichheit vor dem Geſetz. Dieſe können nun nach dem Verfaſſer, ſofern ſie Urrechte eines jeden Menſchen ſind, weder durch Gewalt noch durch Uebereinkunft annullirt werden, ſie gelten immer, wenn ſie auch unterdrückt werden. Daher kann ſie aber auch keine Staatsverfaſſung verleihen, nur gewährleiſten. Dieſe Bedeutung, welche dadurch der Staat erhält, hatte er ſchon bei den alten Germanen. (Siehe Wolfg. Menzel Geſchichte der Deutſchen I. Bd. und Möſers Osnabrückiſche Geſchichte Bd. I.) Wir übergehen das weitere Detail der Inſtitutionen, welche der Verf. für Gewährleiſtung jener Urrechte nöthig erachtet; es läuft auf eine Repräſentativverfaſſung hinaus.

---

*) Er iſt der Verfaſſer eines Werkes welches 1821 unter dem Titel: „Principes et classification des sciences“ erſchienen iſt.

Minder bedeutend ſcheint uns die Kritik des Kapitels über Religion, welche Herr Lanjuinais verfaßt hat. Er ſtellt das andere Extrem deſſen auf, was Rouſſeau verlangt. Dieſer will nämlich unter andern den Deismus eingeführt wiſſen und zwar ganz in dem despotiſchen Sinn, der das Reſultat des contrat social iſt. Jeder, der ihm nicht huldigt, ſoll verbannt oder mit dem Tode beſtraft werden. Herr Lanjuinais fordert Gewiſſensfreiheit ꝛc. Darin müſſen wir demſelben Recht geben, daß er geiſtliche und weltliche Macht getrennt wiſſen will, ſo fern er nämlich dem Staat die Pflicht, die verlangte Religions- und Gewiſſensfreiheit zu garantiren, nicht abnimmt.

Miszellen.

Selbſt Wieland, der ſeinen Horaz doch ſchätzte, ſagt in einem Briefe an Fr. H. Jakobi, das „Iustum et tenacem propositi virum etc.“ (den Mann, der gerecht iſt und in ſeinem Vorſatz ausharrt, ihn kann nicht die Wuth Schändliches gebietender Bürger, nicht des drohenden Tyrannen grimmiger Blick im feſten Gemüth erſchüttern ꝛc.) ſey in Horazens Munde eine leere Phraſe. Und ſo iſt es allerdings, wenn man z. B. nur ſeiner höchſt genußſüchtigen, aller Energie entbehrenden Lebensweisheit gedenkt, wie er ſie in ſeinen Satyren und Epiſteln recht con amore ausſpricht. Aber, wenn jene Horaziſchen Worte ein Kornelius de Witt durch die Folterſchmerzen ruft, ohne ſeinen Quälern die Abſicht eines Meuchelmords gegen Wilhelm III von Oranien, die er nie gehabt, einzugeſtehen, da gewinnen ſie lebendige Kraft, durchdringen und durchſchüttern Mark und Bein, daß der ſterbliche Leib in Demuth niederbebt vor der unbeſieglichen Gewalt und Größe des Geiſtes und Willens.

— Die träge Genuß- und Gewinnſucht träumte immer von einem Lagoa d'orado, aus dem man das Gold mit Kannen ſchöpfen könne. Noch iſt ein ſolcher Lagoa d'orado, wie man ihn in Peru oder Braſilien zu finden hoffte, unentdeckt geblieben. Aber wie Freireiß in ſeiner Geſchichte Braſiliens ſagt, ſo wird auch im Land des Goldes das Gediegenſte, Schönſte, Schwerſte nur durch Arbeit gewonnen. Nur die Anſtrengung hat und bringt Genuß und Gewinn.

— Als man Johann Huß bei König Wenzel anklagte, daß er die 1403 verdammten ketzeriſchen Grundſätze immer mehr verbreite und lehre, antwortete derſelbe: „Ei laßt ihn gehen, die Gans wird mir noch goldne Eier legen.

— Die Kunſt fängt, wie die Weisheit mit Erkenntniß unſerer ſelbſt an.

(Winkelmann G. d. Kunſt
(1764) I. S. 106.)

Ueber die Kunst im Mittelalter.

Vorbemerkung.

Wir freuen uns, in Stand geſetzt zu ſeyn, folgende, gedrängte Ueberſicht der Kunſtbeſtrebungen und Kunſtergebniſſe des Mittelalters mittheilen zu können. Sie iſt aus Dr. Wolfgang Menzels deutſcher Geſchichte und zwar aus dem zweiten Bande entlehnt, welcher das Mittelalter umfaßt und nächſtens die Preſſe verlaſſen wird. Wir überlaſſen es dieſer Ueberſicht, ſo wie dem ganzen Menzelſchen Werke am füglichſten, ſich ſelbſt zu empfehlen. Nur dieß glauben wir bemerken zu müſſen, daß es ein Vorzug dieſer neueſten Geſchichte der Deutſchen genannt zu werden verdient, daß ſie nach den Hauptentwickelungsperioden des deutſchen Volkes, nicht allein recapitulierende, ſondern auch, Sinn und Geiſt der Zeit entwickelnde Ueberſichten einſchaltet, nicht aber bey der bloßen Erzählung der Fakten ſtehen bleibt. So erſt wird auf eine fruchtbare Art auf die Motive der Handlungen, auf die geiſtige Bewegung aufmerkſam gemacht, die zu jeder Zeit eben ſo von großen Ereigniſſen ausgeht, als ſie auf dieſelben zurückwirkt, ſie ſchafft. Die nachfolgende Ueberſicht des Kunſtlebens im Mittelalter gehört in eine größere Uberſicht aller Beſtrebungen und Erſcheinungen dieſer Zeit. Sie wird ſehr paſſend nach dem Tode des letzten Hohenſtaufen, zwiſchen Konradin von Schwaben und Rudolph von Habsburg eingeſchaltet. Was der Papſt und die Kirche, die Geiſtlichkeit, der Glaube, das Wiſſen jener Zeit war und ſeyn wollte, wird zuerſt gezeigt und als Blüthe dieſer vielbewegten Geiſtesrichtung treten die heiligen Künſte hervor.

Die heiligen Künſte.

Unabhängig von dem einreißenden Verderbniß der Kirche und ungetrübt, wie die ewigen Ideen des Chriſtenthums ſelbſt, denen ſie zum Ausdruck dienten, entfalteten die Künſte zwiſchen dem zwölften und fünfzehnten Jahrhundert die höchſte Blüthe. Indem ſie aber jene Ideen, darauf die herrſchende Kirche ſich gründete, in der erhabenſten Erſcheinung anſchaulich machten, das Göttliche ſichtbar darſtellten, daß es niemand verborgen bleiben konnte, wurden ſie eine der wichtigſten Stützen der Kirchenmacht und ſind ſchon deshalb für die Geſchichte von der größten Bedeutung. Sie ſind es zweitens, indem in ihnen der Kunſtgeiſt des deutſchen Volks das höchſte allen Völkern unerreichte Ziel errungen und eine geiſtige Entwicklung bezeichnet, die wichtiger und höher zu achten iſt, als irgend eine kriegeriſche Begebenheit, wonach man in der Geſchichte immer zuerſt und oft allein zu ſuchen pflegt.

Innerlich im Leben des Volks erwachte der Kunſttrieb zugleich mit jener tief poetiſchen Begeiſterung des Zeitalters. Die Sehnſucht ſuchte das Heilige, ewig Schöne und liebte mit den Sinnen zu erfaſſen, was tief im Herzen ihr offenbart worden. Aeußerlich aber ſchloß ſich die Kunſt eben deshalb zu nächſt an den Gottesdienſt. Es war daher eine der wichtigſten Beſchäftigungen der Mönche, die Künſte zu pflegen und für den Gottesdienſt anzuwenden. Jedes Kloſter hatte ſeine Werkmönche (operarii) Baumeiſter, Bildhauer, Mahler, Tonkünſtler, Schreiber. Erſt im 13ten Jahrhundert, wie der friſche Geiſt im Mönchsleben ab und in den Städten zunahm, gingen die Künſte auf die bürgerlichen Zünfte über. Doch dienten ſie auch in weltlicher Hand der Religion und ihre religiöſen Beziehungen erbten ſich als Geheimniß der Künſtler fort.

Baukunſt.

Zu welcher Höhe der Kunſt die Deutſchen damals gelangten, ſehen wir zunächſt an der Baukunſt. Dieſe anfangs nur beſtimmt Verſammlungshäuſer für die gläubigen Gemeinden zu gründen, ſteigerte ſich ſofort zu dem höhern Zweck, allen übrigen Künſten zum Träger zu dienen. Die Gotteshäuſer wurden geſchikt gemacht, künſtliches Schnitzwerk, reiche Verzierungen, Bildſäulen, Gemälde zu tragen und nach den Regeln des Schalles ſo gebaut, daß die Kirchenmuſik den reinſten Eindruck machen konnte. Endlich erhoben ſich die Deutſchen zu der tiefſinnigen Anſicht, daß die Werke der Baukunſt ſelbſt die reinſten und erhabenſten Sinnbilder des Göttlichen werden ſollten. Während alſo die Kirchen zugleich jenen frühern Zwecken dienten, nahm die rohe Maſſe des Geſteins den lebendigen Geiſt in ſich auf. Noch ſtehen die erhabenen Dome und geben Zeugniß von dieſem Geiſt, den wir hier in wenigen Zügen deuten wollen. Die Gebäude mußten erhaben in der Maſſe ſeyn, das Auge zur Bewunderung hinreißen, das Herz zum Großen ſtimmen; denn groß und erhaben iſt die Gottheit, die im Tempel iſt. Um aber wieder die Unförmlichkeit zu meiden, ward die Höhe von 600 Fuß nach einem ſehr richtigen Augenmaaß als die Grenzlinie der Baukunſt angenommen. Die Gebäude mußten alles Schwerfällige vermeiden, alle Mühſeligkeit der Arbeit verbergen und leicht, natürlich wie eine Pflanze von einem innern Lebenstrieb hervorgedrängt aus dem Boden zu wachſen ſcheinen; denn der Glauben an die Gottheit iſt nichts Erzwungenes, Drückendes, ſondern das Freiſte und Natürlichſte, wie das Erhabenſte. Der eigenſte Charakter dieſer Gebäude mußte das Streben nach der Höhe ſeyn, alle Säulen, Pfeiler wie Pflanzen und Bäume hervorwachſen dem Lichte zu, und in den hohen, ſpitzen Thürmen auslaufen, denn der Glaube ſtrebt dem hohen Himmel zu. Im Grundriß mußten dieſe Gebäude die Figur des Kreuzes ausdrücken; denn das Kreuz iſt die Grundlage der chriſtlichen Kirche. Einige dieſer Dome laufen in drei Thürmen aus, denn dreifach iſt die Gottheit offenbart. In allen mußte der Altar gegen Morgen ſtehen, denn vom Morgen kam der Heiland. Das Chor als Allerheiligſtes, das nur die Prieſter betraten, mußte vom Schiff der Kirche da das Volk war, getrennt ſeyn; denn die Prieſterſchaft war der Gottheit näher als das Volk. Endlich mußte die Erhabenheit des Ganzen in die reichſten und lieblichſten Verzierungen ſich verbergen, die ſtarre Linie in tauſend zierlichen Windungen und Stufen wie der Lichtſtrahl in Farben ſich brechen, die Maſſe nur aus unermeßlich vielen einzelnen für ſich lebendig ſcheinenden Steingewächſen ſich aufbauen; denn die Gottheit verbirgt ſich in der Welt und Natur und iſt nicht getrennt von der lieblichen Mannigfaltigkeit der Dinge. Durch alle dieſe Verzierungen geht aber wieder eine Grundform durch, worin der Geiſt des Ganzen je wieder im Kleinen ausgeſprochen iſt. Dieſe Form iſt die Roſe in Fenſtern, Thüren, Bögen, Säulenverzierung und von ihr getragen oder zu ihr ausblühend das Kreuz. Die Roſe bezeichnet hier immer die Welt, das Leben; das Kreuz den Glauben und die Gottheit. Ein Kreuz in der Ründung der Roſe war das allgemeine Symbol der Gottheit im Mittelalter.

Man hat dieſe Baukunſt, die den Gipfel aller Kunſt bezeichnet, mit Unrecht die gothiſche genannt, indem man auch ſie, wie alle frühere Bildung gern an den Namen der Gothen knüpft, die unter den deutſchen Stämmen zuerſt chriſtliche Bildung gewonnen. Sie iſt die Deutſche des Mittelalters überhaupt, auf deutſchen Boden erwachſen, weſentlich verſchieden von der frühern, fränkiſchen, longobardiſchen, römiſchen und byzantiniſchen (griechiſchen) ſo wie von der ſpätern toscaniſchen (italieniſchen). Deutſche Mönche pflegten ſie zuerſt. Ihre tiefe Symbolik ging unmittelbar von der Kirche aus, aber der Kunſttrieb deutſcher Bürger konnte ſie erſt in jenen großen Kunſtwerken wirklich ausführen. Ihr Geheimniß blieb Erbe der großen Zunft der Maurer und Steinmetzen, die zum Behuf ihrer Kunſt große Freiheiten genoſſen und deshalb Freimaurer hießen.

An den Kunſtwerken ſelbſt, die Gedanken der Ewigkeit ausdrückten, erſchöpften Jahrhunderte den Fleiß. Was eines Mannes kühnes Genie ausgedacht, vermochten erſt ſpäte Geſchlechter zu vollenden, denn der lebenslängliche Fleiß von tauſend und aber tauſend kunſtbegabten Händen war erforderlich, um das rohe Geſtein nach dem Rieſengedanken zu zwingen. Doch in treuer Entſagung eigner Verbeſſerungsſucht arbeiteten gleich große Meiſter im Sinn und Geiſt und nach dem Plan des erſten fort und jeder war ſtolz auf das Werk nicht auf den Namen, alſo daß uns faſt alle dieſe Meiſter, die Erfinder wie die Vollender, völlig unbekannt geblieben ſind.

Das größte dieſer Wunderwerke der Kunſt iſt der Maſſe nach ſo wie an Tiefe der ausgeſprochenen Ideen und an unerreichter Erhabenheit, vollendet reiner Schönheit der Ausführung der Dom von Cöln. Seine Meiſter kennen wir nicht. Er ward angelegt 1248, das Chor geendet 1320. Er iſt noch unvollendet, keiner ſeiner Thürme ausgebaut, und doch ragt er über alle Gebäude der Welt hervor und übertrifft ſie alle an innerer Vortrefflichkeit der Kunſt. Ihm zunächſt an Range ſteht der große Münſter zu Straßburg, begonnen ſchon 1015, ſein berühmter Thurm erſt 1276 durch Erwin von Steinbach in ſeinem Grundriß angelegt und endlich 1439 durch den Meiſter Johann Hülz von Cölln vollendet. Der andere Thurm iſt nicht ausgeführt. Unter den zahlreichen andern meiſt ganz vollendeten Bauwerken jener Zeit treten hervor die Dome von Speier, Mainz, Erfurth, Regenſpurg, Ulm, Freiburg im Breisgau, Augsburg, Münſter, Prag, die Stephanskirche in Wien, die Liebfrauenkirche in Eßlingen, die Sebalduskirche in Nürnberg u. ſ. w.

Skulptur.

Unter den übrigen Künſten die der Religion dienten, zeichnete ſich ſchon früh in Deutſchland die Bildhauer-, Gieß- und Schneidekunſt aus. Sie knüpfte ſich in den Verzierungen der Kirchen unmittelbar an die Baukunſt, ja ſie ward eines mit derſelben, indem die Dome aus lauter Skulpturen kunſtreich zuſammengeſetzt ſelbſt nur ein großes Steinbild ſcheinen. In dieſer Beziehung erreichte die Skulptur auch bey den Deutſchen im Mittelalter den höchſten Gipfel, während ſie in Darſtellung des menſchlichen Körpers hinter den Griechen zurückblieb. Die Deutſchen ſtrebten eben in jeder Kunſt die göttliche Einheit der ganzen Welt darzuſtellen und wandten auf das beſondere nur in ſofern den höchſten Fleiß, als es in der Verbindung eines noch höhern zuſammengeſetzten Kunſtwerkes ſeine Stelle einnehmen ſollte. So laſſen ſich alle die trefflichen Skulpturen an ihren Kirchen, ſelbſt die Statuen, nie als losgeriſſen denken; ſie gehören zum eigenſten Leben des Ganzen, ſind aus ihm gewachſen. (Die Statuen der Griechen dagegen gelten immer nur für ſich und man kann viele derſelben kaum ohne widerlichen Eindruck zuſammenbringen.) Schöne Bildſäulen finden wir zwar ſchon im Zeitalter der Ottonen, z. B. die von Otto I. in Magdeburg und die an der Kirche zu Naumburg aus der Zeit Ottos III.; indeß erhob ſich die deutſche Bildhauerkunſt nie eigentlich über den Dienſt der Baukunſt in jener angedeuteten höhern Bedeutung, und ſelbſt die großen Meiſter des 15ten Jahrhunderts konnten ſich davon nicht völlig losreißen.

Man wird nunmehr begreifen, daß auch alle übrigen Künſte mit der Baukunſt ſich innig verbanden, daß keine Kunſt von der andern als losgeriſſen und frey betrachtet werden kann. Grade das Geheimniß und die große Wirkung der deutſchen Kunſt im Mittelalter beſtand darin, daß ſie alle nur wie die verſchiedenen Organe eines Lebens zuſammenhängen, daß ſie vereinigt die höchſte Einheit des Schönen und Göttlichen ausſprachen, was keine einzeln vermocht hätte, daß ſie eine Geſammtwirkung erzeugten, darin jede Kunſt in der andern ſich darſtellte und in und mit ihr wirkte, wodurch auch die höchſte Wirkung, die jede einzeln hätte hervorbringen können, bey weitem übertroffen wurde. Wie der Wunderbau der Dome aus keiner andern Materie beſtand als aus Skulpturen und dieſe Skulpturen für ſich gar keinen Beſtand haben, außer als Schäfte, Verzweigungen, Laubenbogen, Blätterkronen und Ranken dieſer großen Wunderpflanze, ſo war auch ihr Licht und ihre Färbung nur Mahlerei und alle Bilder hatten wieder keine andere Bedeutung, als durch den Ort. Endlich erklang der Wunderbau in Tönen und ſprach wie Gott aus den Wolken in den Glocken, und wie die ſehnende Menſchenbruſt tief erſtöhnend und freudig jauchzend in der brauſenden Orgel. Aber jene Metallzunge gehörte auch nur für das erhabne Haupt der Thürme und dieſe große Lunge nur für die gewaltige Bruſt des Domgewölbes.

Mahlerei.

Schon der Apoſtel Lucas ſoll das Bildniß der Jungfrau Maria gemahlt haben. Mit der Verehrung der Heiligen kam der Bilderdienſt in der ganzen Chriſtenheit in Flor. Es erhob ſich zwar heftiger Kampf dagegen, als ſey er heidniſch; doch der natürliche Schönheitsſinn namentlich der deutſchen Völker rettete in ihm die Kunſt. Die Sehnſucht verlangte ſinnliche Anſchauung des Göttlichen im Schönen. Die Kunſt ſchien ihr von Gott und würdig zum Dienſt der Gottheit, ſchien ihr auszuſprechen, was nicht Worte noch Weisheit noch das verſchwiegne Gefühl in der Bruſt zu erfaſſen vermag. Laut allen Zeugniſſen waren ſchon im 10ten und 11ten Jahrhundert die deutſchen Kirchen mit Bildern erfüllt, wofür die vielen Heiligen einen ſtets abwechſelnden Gegenſtand darboten. Auch weltliche Mahlerei ward ſchon gepflegt, wie wir denn das von den Zeitgenoſſen als trefflich gerühmte Gemählde der Merſeburger Schlacht bereits erwähnt. Zuverläßig erhob ſich die Mahlerei im Ganzen erſt mit der Baukunſt zu jener höhern Bedeutung, da ſie nicht mehr einzelne Gegenſtände für ſich darzuſtellen, ſondern im großen Chor aller Künſte das Heilige auszuſprechen berufen war und wie jede andre Kunſt erſt in dieſer großartigen Unterordnung ihrer eigenthümlichſten Bedeutung ſich bewußt werden und darum auch innerlich vervollkommnen konnte. Jede Kunſt ward in dieſer Verbindung Sporn der andern. Erſt ſeit den Kreuzzügen erſchienen die trefflichen altdeutſchen Gemählde, die aus der frühern Steifigkeit ſich loswinden, wie die Skulpturen aus den ſtarren Linien der frühern Bauweiſe, und den tiefern deutſchen Geiſt aus der Schule der byzantiniſchen Mahlerei befrein, wie aus der byzantiniſchen Baukunſt. Den Grundcharakter dieſer Bilder aber bezeichnet ihr höherer Zweck der Verbindung mit den übrigen religiöſen Künſten. Wie ſie örtlich dem Allerheiligſten des Hauptaltars als Brennpunkt alles Glanzes, und wieder in Unterordnung den Seitenaltären, Pfeilern, Gewölben und in der Glasmalerei den Fenſtern ſich anſchließen, ſo dienen ſie auch in derſelben Verbindung und Unterordnung die religiöſen Ideen ſymboliſch auszudrucken. Kein Bild ward willkührlich in die Kirchen gehängt, ſondern alle wurden wie dem Raum, ſo dem Geiſt des großen Bauwerks angepaßt. Alle ſtanden in Beziehung auf das Ganze, und darum wieder in Beziehung auf einander ſelbſt. Alle ſtellten die Mächte des Himmels in der ſichtbaren Erſcheinung dar, nach der Rangordnung und in der Form und mit den Zeichen, die der Ort und der beſondere Charakter jeder Kirche gebot. Das Bild des Kirchenpatrons, des Herrn ſelbſt oder Marias oder eines Heiligen mußte den Hauptaltar zieren und ſo ausgeführt ſeyn, daß es dem überſchauenden Platz entſprach. Alle Nebenbilder mußten je den minder bedeutenden Plätzen ſich harmoniſch anſchließen und in Bezug auf das Altarbild ausgeführt ſeyn, etwa die Lebensgeſchichte, die Wunder und Zeichen des Kirchenpatrons darſtellen und auf ihn hinweiſen, wie die Pfeiler und Säulen auf dem Hauptaltar ſelbſt. Darum fällt es bey den noch jetzt erhaltenen Bildern jener Zeit faſt unwillkührlich auf, wenn ſie uns aus den Kirchen herausgeriſſen einzeln vorgezeigt werden und vieles bleibt uns daran unverſtändlich, was ihre Stellung allein erklären konnte. Indem aber alle dieſe Bilder von einem Geiſt durchdrungen für einen großen Eindruck geſchaffen wurden, wiederholt ſich in jedem die Grundrichtung der deutſchen Kunſt. Alle ſind ſymboliſch, d. h. ſie drücken im ſichtbaren Farbenbild ewige Ideen des Glaubens aus. Alle ſtellen daher heilige Gegenſtände oder in Profanen das Heilige dar. In dieſem Sinne wurden ſie auch bis ins 15te Jahrhundert in der Regel auf Goldgrund gemahlt, wodurch man das Lichtgebiet der Religion bezeichnen zu müſſen glaubte. Alles, was ſie darſtellen, Landſchaften oder Figuren, drückt den Charakter der Ruhe aus, denn das Weſen des Göttlichen iſt die Ruhe. Ganz in demſelben Sinn aber wie die Baukunſt in ihrem unendlichen Reichthum von Verzierungen bemüht ſich auch die altdeutſche Mahlerei, die höchſte Lebendigkeit der Farben, die getreueſte Darſtellung der Natur in ihren mannigfaltigſten Einzelnheiten zu erreichen, da das Göttliche eben in der Natur ſich verbirgt und in ihr lebt bis auf das Kleinſte. Dadurch unterſcheidet ſich die altdeutſche Mahlerei von jeder andern der Welt, vorzüglich von den beyden großen ſpätern Schulen der italieniſchen, in welcher jene geiſtige Bedeutung, die Idee oder das Ideale allein überwiegt, und der niederländiſchen, die ganz zur Nachahmung der Natur herabgeſunken. In der deutſchen war beydes verbunden.

Seit nicht mehr die Mönche allein Mahlerei trieben, erſcheint die erſte große Mahlerſchule im 12ten und 13ten Jahrhundert zu Cölln, angeregt wahrſcheinlich durch die Verbindung der Niederländer mit Griechenland. Ihr berühmteſter Meiſter war im 14ten Jahrhundert Wilhelm von Cölln. Schon im 12ten Jahrhundert erſcheint ein berühmter Mahler Heinrich von

Bayern, im 13ten Jakob Kern von Nürnberg, im 14ten eine Mahlerzunft zu Prag, an ihrer Spitze Nikolaus Wurmſer, Hofmaler Kaiſer Karls IV. Seit dem 14ten Jahrhundert kam auch die Glasmalerei erſt in Flor. Desgleichen iſt ſchon in Oehl um dieſe Zeit gemahlt worden. Der Hauptſitz der Mahlerei ſcheinen die Niederlande, vor allem aber die Stadt Cölln geweſen zu ſeyn, die im ganzen Mittelalter ausſchließlich die heilige Stadt hieß. Die Vortrefflichkeit und den Ruhm der Cöllner Schule erreicht keine andre und jener Wilhelm ſteht als die lieblichſte Erſcheinung im Hintergrunde der Mahlerei. In den Niederlanden trat endlich zu Anfang des 15ten Jahrhunderts Johann von Eik auf, der die Oehlmahlerei und in ihr die äußre techniſche Fertigkeit der Kunſt zur höchſten Vollkommenheit brachte, zugleich aber auch den Geiſt der deutſchen Mahlerei zuerſt in ſeiner vollendeten Reinheit entwickelte, alſo daß in ihm alle frühern Richtungen und Verſuche ihren Gipfel und Einigungspunkt finden, und ſeitdem erſt eigentlich das goldne Zeitalter der altdeutſchen Mahlerei beginnt, das bis ins 16te Jahrhundert gewährt hat.

Eine beſondre Art von Mahlerei war die auf Pergament in den Handſchriften, und ſo alt als dieſe ſelbſt. Die Deutſchen liebten es, die todten Buchſtaben durch hinzugefügte Bilder zu beleben, und dieſer Charakterzug iſt uns bis auf unſre heutigen Bilderbücher und Titelkupfer treu geblieben. Schon Karl der Große beſaß Andachtsbücher mit Bildern, und faſt alle Handſchriften bis auf die ſpäteſte Zeit des Mittelalters ſind damit angefüllt. Ihr Kunſtwerth iſt ſehr verſchieden; einige ſind trefflich; in Farben übertreffen ſie alles was die heutige Zeit aufweiſen mag. Dieſer Farbenſinn der Deutſchen zeigt ſich überall. Ihre Glasmalerei beruht weſentlich darauf. Auch in Oelgemälden haben ſie eine Kraft, Reinheit im Licht und eine Sättigung der Farben hervorzubringen gewußt, deren Geheimniß uns eben ſo verloren gegangen iſt, als die ganze Kunſt der Glasmalerei überhaupt.

Legenden.

Vieles andre noch diente zur Verherrlichung der Kirchen, der Glanz der Lichter, der Wohlgeruch des Weihrauchs, die rhythmiſchen Bewegungen der Prieſter, die Pracht des Prieſteramts, der Gefäſſe, die Feſtlichkeit der Proceſſionen u. ſ. w. Die Muſik bewegte ſich noch in einfachen großen Tönen und ward erſt in der ſpätern Zeit von den Deutſchen in demſelben Geiſt ausgebildet, wie Baukunſt und Mahlerei, ſo daß auch ſie das Erhabenſte in der mannigfaltigſten Fülle der Töne darſtellte. Damals war auch die Muſik noch eng mit dem Geſang verbunden, und den einfach vorgetragenen feierlichen Kirchenmelodien entſprachen lateiniſche Lieder voll des tiefſten Gefühls, der heiligſten Sehnſucht, die mit den Tönen innig verſchmolzen. Noch jetzt erſchüttern dieſe Geſänge die Herzen und ſie ſind unſterblich geworden wie die großen Dome, darin ſie zuerſt ertönten, dahin ſie allein gehören.

Durch die Muſik reihte ſich die Dichtkunſt an die übrigen religiöſen Künſte in Feſt- und Lobliedern, Klaggeſängen und Gebeten. Dieſe dehnten ſich denn in ſelbſtſtändige Werke der Dichtkunſt aus. Das Lob der Heiligen, vor allen Marias, ward in langen Gedichten beſungen. Die herrlichſten Loblieder Marias ſind von Conrad von Würzburg, dem Pfaffen Wernher und Meiſter Philipp. Jede Beziehung, in welcher das Heilige in ſeiner Erhabenheit, Schönheit, in ſeiner Gnade, ſeinem Troſt auf das menſchliche Herz wirkt, wird in ſolchen Liedern mit tiefer Innigkeit empfunden und ausgedrückt. Von allen Gedichten des Mittelalters ſind jedoch grade dieſe Lobgeſänge zu Ehren der Heiligen am meiſten vergeſſen worden. Bekannter ſind die Legenden geblieben, d. h. die Sagen von den Heiligen, ihrem Leben, Wirken und Tode, weil Geſchichte und Begebenheiten mehr gefallen, als Schilderung von Empfindungen, die jetzt nicht mehr gewöhnlich ſind.

Die Zahl der Legenden iſt ſo groß als die der Heiligen, und ihr Werth ſo verſchieden, als der Rang dieſer Heiligen oder die Zeit ihrer Heiligſprechung. Die vielen Heiligen des ſpätern Mittelalters, Mönche, Fürſten und Fürſtinnen bieten wenig Schönes mehr dar und die Poeſie hat ſich an den frühern Martyrern erſchöpft. Indeſſen bezeichnet dieſe ſpätere Erſchöpfung doch grade die Fülle an Poeſie, die ihr voran gegangen. In den Legenden iſt das ewige Wunder, das die ſichtbare Welt an die unſichtbare knüpft, das göttliche in irdiſcher Geſtalt zur Erde niederſteigen läßt und wieder den Menſchen zum Himmel hinaufführt, am reinſten offenbart, und ſie ſtehn über der weltlichen Poeſie wie die Kirche über dem Staate. Es iſt darin zunächſt die chriſtliche Mythe oder die Sagen von Gott, dem Himmel, den Engeln, der Hölle, der Schöpfung, dem Sündenfall, der Menſchwerdung Chriſti, ſeinem Leben und Tode, endlich dem jüngſten Tage und dem Weltgericht, wofür die Bibel überall die Grundlage bildet, aufs umfaſſendſte ausgeführt. Sodann fahren die Legenden auch wieder wie die Bibel fort, die Lehren des Chriſtenthums in Beyſpielen anſchaulich zu machen, in Gleichniſſen und Geſchichten. Endlich ſind ſie reine Geſchichte der Heiligen. Dieſe werden, beſonders in der ſpätern Zeit, oft ſehr langweilig und abgeſchmakt. Am trefflichſten dagegen ſind die frühern und beſonders ſolche, da in der Geſchichte eines Heiligen eine höhere Lehre oder Anſicht des Chriſtenthums kunſtreich verwebt iſt. So erſcheinen die Legenden höchſt lieblich, darin die göttliche Kraft der Unſchuld verherrlicht wird, z. B. die von Chriſti Kindesalter. Erhaben erſcheint die Unſchuld im Kampf und Sieg überwindend alles Erdenleid z. B. in der Legende vom Kaiſer Octavianus; höher noch im Sieg über die Erdenluſt, z. B. in der Legende von der heiligen Genovefa. Der Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum, der Einfalt des Glaubens über klügelnde Weisheit wird oft glänzend und mit Vorliebe dargeſtellt, am trefflichſten in der Legende von Fauſtinianus. Die Treue wird geprieſen, mit der, im dunkeln Gefühl bey Mangel aller Weisheit, die rohe Kraft des Helden dem Heiligen dient, z. B. in der Legende vom großen Chriſtoph. Ein noch höherer durch Ueberzeugung gereifter und mit ſtarker Willenskraft gepaarter Glaube ſiegt über die Lockungen der Weltluſt z. B. in der Legende des heiligen Antonius. Eben dieſer Glaube reißt von des Laſters Bahn und giebt der Reue den ſchönſten aller Siege, z. B. in der Legende von der heiligen Magdalena. In einem gemeinſamen Siege vereinigen ſich aber alle, in dem Sieg des freudigen hoffenden Glaubens über Qualen und Tod, in dem Sieg aller Martyrer, der mit unerſchöpflichem Jubel verherrlicht wird.

Aus einer Beſchreibung der Umgegend von Paris

von Pinkerton.

Des Thales von Montmorency habe ich ſchon beyläufig erwähnt. Der Flecken Montmorency liegt ſehr mahleriſch auf einem Hügel, in der Mitte dieſes reizenden Thals. Die in der Geſchichte Frankreichs ſo berühmte adliche Familie dieſes Nahmens, ſtammt von Bouchard le Barbu her, der auf Befehl des Königes Robert ſeine Feſtung auf der Isle St. Denis mit dieſem ſchönliegenden Schloſſe vertauſchen mußte. Von der alten ehemahligen Burg ſieht man kaum noch einige halb unkenntliche Spuren. Jetzt iſt ſie in ein neueres Schloß von einer verzierenden Bauart verwandelt, das wenn man von St. Denis kömmt, in ſeiner weiſſen Farbe ſehr weit herſchimmert, und nordwärts die weitläufigen Waldungen von Montmorency hat; eine für die Botanik ſehr fruchtbare Gegend, in der, Sommers, die Profeſſoren des Jardin des Plantes häufige Excurſionen mit ihren Schülern anzuſtellen pflegen. Die Ausſicht auf dem Kirchhofe des Fleckens, ſo wie die auf der entgegengeſetzten Seite, an der Mauer des Schloſſes, nach Paris zu, bietet dem Auge den reichſten Anblick, bald einer wilden, bald einer höchſt cultivirten Natur dar, die durch die reichen, in Rouſſeau's Bekenntniſſen faſt ſämmtlich vorkommenden Dörfer, Grosley, Deuil, Soiſy, Eaubonne, Andilly, St. Leu ꝛc., verſchönert wird. Nahe bey Grosley zeigt ſich die, unter lieblichen Schatten und Weinbergen halb verſteckte, einſt Rouſſeauiſche, jetzt Gretiſche Eremitage, von vielen Seiten dem Auge; beynah wie die Virgiliſche Galathee dem Schäfer hinter den Weiden. Nahe bey ihr unter einem Wäldchen von Caſtanien, werden alle Sonntage in einer Fête champêtre Tänze gehalten, die die Montmorencyſche und andre umliegende Jugend beſucht, und die gewöhnlicher Weiſe auch nicht weniger beau monde aus Paris in Kutſchen und Gabriolets hinlocken. Viel reges Leben, Muthwillen und Freude, zeichnet dieſe Verſammlungen aus, die mehr oder minder auch reiheum in andern oberwähnten Dörfern zuſammen zu kommen pflegen. Der Anblick dieſer ſtillen Landſchaft, und des ihn verſchönernden Sees (oder Teiches vielmehr!) von Montmorency, bildet einen der reizendſten Contraſte mit dem Lärme und Getöſe der ſo wenig weit davon entfernten Hauptſtadt. In den einſamen Abörtern dieſer Waldungen und buſchigten Thälervertiefungen, die beſonders auf dem nach Andilly führenden Fußſteige aufzuſuchen ſind, trifft man oft im Frühling liebende Paare an, welche die Einſamkeit ſuchen, und nicht ſelten die optiſchen Wirkungen des Lichts Studierende, und Stoff zu künftigen Landſchaftsgemälden ſchöpfende Zeichner mit ihrem Reisbleye unter dem Caſtaniengebüſch ſitzend, an.

In der Entfernung einer Stunde davon, nordwärts oberhalb Montmorency, auf der linken Seite des Weges nach Chantilly, liegt Ecouen, noch ein anderes Erbgut des großen Montmorencyſchen Hauſes, und das einſt ſein hauptſächlichſter Wohnſitz war. Das Schloß iſt ſchon unter dem Könige Franz I. erbaut worden, und ſchließt einen weitläuftigen viereckten Hof ein; die Architectur dieſes Gebäudes, die von großer Fertigkeit iſt, verräth noch jene alten kräftigen Zeiten der Ritterſchaft. In der kleinen Gallerie deſſelben waren die Fenſterſcheiben befindlich, auf denen die Geſchichte Pſyche's nach Raphaels Zeichnungen abgebildet iſt, die man noch in dem Muſäo der Nationalalterthümer aufbewahrt. Auch die Capelle war reich mit Statuen und Glasmahlereyen ausgeſchmückt, und der Fußboden in Thonarbeit, von dem berühmten Töpfer Paliſſy ausgeführt; demſelben, welcher im ſechszehnten Jahrhunderte eine nicht unmerkwürdige Abhandlung über die Geologie, bloß von ſeinem geſunden Verſtande und ſeiner natürlichen Beobachtungsgabe geleitet, und noch nicht durch die Kenntniſſe ſpäterer Zeiten aufgeklärt, ſchrieb. Er ſcheint ſchon eine Ahndung davon gehabt zu haben, daß der Erdboden vor Alters mit Waſſer bedeckt geweſen ſeyn müſſe, da ſich das Phänomen ſo vieler in verſchiedner Tiefe und Höhe gefundenen Muſchelſchalen und Petrificate auf keine andere Art (Voltaire möge ſich auch noch ſo ſtark dagegen ſetzen) erklären läßt. Indeß müßte man doch wohl eigentlich den berühmten Dichter Fracaſtor als den eigentlichen Vater dieſes ſogenannten Neptuniſchen Syſtems betrachten.

entriſſen wurde. Noch einen zweiten ähnlichen will ich hier mit den Worten deßjenigen, der ihn erlitten hat, wieder berichten.

„Als ich im October 1779 (ſagt dieſer Erzähler), damals ein ganz junger Menſch, durch das Städtchen Lagny kam, fragte ich aus Scherz, und weil ich die ganze Geſchichte, die ich darüber gehört nur für eine Fabel hielt: „was gilt die Gerſte hier?“ Augenblicklich wurde ich durch einige Weiber angegriffer, die mir in die Zügel meines Pferdes fielen, ſo daß ich mich genöthigt ſah, mich ſogleich in vollen Galopp zu ſetzen. Allein das Geſchrey: Gerſte! Gerſte! brachte alsdann alle Ladenkrämer des Städtchens auf die Beine; die Stühle, Beſenſchafte, und anderes Hausgeräth mir wüthend in den Weg warfen, mein Pferd ſtürzen zu machen, und mich aufzuhalten. Endlich riß mich ein Müller ſo gewaltſam herunter, daß ich kaum Zeit hatte, mich in das Wirthshaus zum Bären zu flüchten, das glücklicher Weiſe ſich in der Nähe fand. Ich wurde aber von Bootsknechten, Müllern und Laſtträgern verfolgt, und die Thüre meiner Kammer aufgebrochen; man wand mir ein Meſſer, das ich ergriffen hatte, aus der Hand, und ſchon ſollte zur Execution mit mir geſchritten werden, als ich wieder und mit genauer Noth durch den Beyſtand eines Zollbedienten, der ſich meiner annahm, noch in ein benachbartes Haus entkam. Als es Abend wurde, kehrten Haufen Volkes von der Weinleſe zurück, brachen wieder die Thüren des Wirthshauſes auf; durchſuchten den Keller den Oberboden, die Betten, die Kelter, die Schornſteine; einige drangen ſogar in das Haus, indem ich mich verſteckt hatte, verfehlten aber denn doch mein Zimmer. Ich ſah durch's Fenſter und glaubte, daß wohl fünfhundert Perſonen damit beſchäftiget waren, auf mich Armen Jagd zu machen. Als ſie ſich bey eintretender Dunkelheit endlich zerſtreuten, blieben noch wohl ihrer dreyßig zurück, die Nacht über Wache zu halten. Dieſe ſehr bedenklichen Umſtände nöthigten mich, noch in eben dieſer Nacht mich nach einem andern Hauſe durchzuſchleichen, in dem ich bekannt war: da ich aber ſahe, daß der Pöbel auch den ganzen folgenden Tag von ſeinen Nachforſchungen nicht abließ; ſchickte ich endlich nach einem Kaufmanne, der mir Zeug lieh, mich zu

„verkleiden, und entkam ſo vermummt noch glücklich endlich „nach Crecy. Die Wuth und Unmenſchlichkeit dieſes gemeinen „Volks, ſein Fluchen und Toben, laſſen ſich kaum beſchreiben, „und hatten mir ein ſo tödtlicher Schrecken eingejagt, daß ich „in eine gefährliche Krankheit verfiel, die mich auf ziemlich lange „Zeit das Bette zu hüten zwang.“

Dieſer unſinnigen Sitte Einhalt zu thun, ſind zu verſchiedenen Zeiten Polizeyedicte ergangen, und eines davon in dem Pariſer Parlamente im Jahr 1785 einregiſtrirt worden, daß alle diejenigen, die ſich in Lagny der Frage was die Gerſte gelte? ſchuldig machen, ſo wie auch umgekehrt die Einwohner, welche ſich an einem ſolchen Frager vergreifen würden, mit einer Geldbuße von dreyßig Livres belegt. Gleichwohl wird in der Stadt noch immer Gerſte verkauft; allein der Verkäufer macht alsdann in aller Stille ſeinen Sack auf, und man kömmt über den Preis überein, ohne des Namens der Waare ſelber zu erwähnen.

Grosbois, einſt das Schloß des Generals Moreau, liegt ſüdweſtlich fünf Stunden von Paris, es iſt ein ſtattliches Gebäude, mit einer ſchönen Anfahrt, mitten in einem dicken Walde, von dem es ſeinen Nahmen hat; die Gärten ſind ſehr weitläufig und angenehm; es war der erſte Ort, wohin Baras ſich nach Aufhebung des Directoriums begab, ehe er nachher ſich in Brüſſel niederließ.

Tillemont, ein Dorf zwei Meilen oſtwärts von Paris, gehörte ehemals dem fleiſſigen Schriftſteller dieſes Namens an, der die Kirchenhiſtorie und die Geſchichte der römiſchen Kaiſer compilirte. Er führte ein ſehr einſames Leben, und ging, obgleich ſeine Wohnung ziemlich entfernt von ſeiner Pfarrkirche lag, dennoch alle Tage bis in ſein ſpätes Alter zu Fuß dahin. Er ſtarb 1698.

Tillemonts Arbeiten ſind ſehr nützlich und verdienen Achtung; allein vor nicht langer Zeit ſtarb ein franzöſiſcher ſehr arbeitſamer Abbé in Rom, der einen Proſpectus eines Werkes über die Alterthümer von Italien hinterließ, welcher allein ſchon, wäre er vollendet worden, ein Werk von zwanzig Bänden in Quart ausgemacht haben würde. Er hatte, ſo weit als die Unterſtützung des Publikums es ihm erlauben wollen, eine

Schrift von drei Theilen blos über die Villa des Horaz zu Stande gebracht, indem dieſe Villa den einzigen Gegenſtand ausmachte, der nicht darin erörtert worden war. Unter andern ſuchte er das Geheimniß der Dreyeinigkeit aus ſeinem Caminfeuer zu erläutern; das Feuer, die Flamme und der Rauch ſtellten ihm die drei Perſonen der Gottheit vor; auch pflegte er auf einem Roſſe zu reiten, das ſehr vertraut mit dem Studio alter Inſchriften war, und wovon er erzählte, daß, wenn er in Meditationen über dieſe Materie, die für ihn und andere ſo höchſt ſchlafbringend wäre, darauf ausritte, er ſich oft plötzlich durch das Stillſtehen ſeines Thiers auferweckt fühlte, wobey es denn immer ſicher die Naſe gegen eine alte Inſchrift auf einem Denkmahle neben dem Wege gerichtet hätte; — auch waren ſeine Freunde des feſten Glaubens, ſein Pferd, wenn es nur Brillen trüge, müßte die Inſchriften dann eben ſo gut leſen können, als deſſen Reuter.

Da 1779 auf Befehl der Polizey einige Nachforſchungen über geſtohlene Sachen angeſtellt wurden, von denen man meinte, daß ſie irgendwo zwiſchen Belleville und Montmartre verſteckt worden wären, fand man einen Stein mit alten, weit auseinander gerückten, römiſchen Buchſtaben, der der Unterſuchung der Herren Mitglieder der Academie des Inscriptions fur würdig erkannt, und ihn zu entziefern eine Commiſſion angeſetzt wurde. Hier iſt die Copie dieſer Inſchrift:

ICILECHEMINDESANES

Da indeß die Commiſſion ſich darüber ſchlechterdings nicht aus dem Hauſe zu finden wußte: ſo fragte ſie den berühmten Verfaſſer des Monde primitif, Court de Gibelin, darüber um Rath. Dieſer war ſehr geneigt zu glauben, ſie ſtamme noch vor den Zeiten der Sündfluth her, oder ſey zum wenigſten ſo alt als die Gerippe unbekannter Thiere, die in der Nachbarſchaft gefunden worden ſind. Ja er hatte nichts Geringeres im Sinn, als in einer Diſſertation jener Inſchrift Keltiſchen Urſprung zu ertheilen. Da meldete ſich der Küſter des Ortes, wohin auch der Lärm wegen des aufgefundenen Steins gedrungen war, bei dem Akademiker, erkannte in jenem einen funfzigjährigen Bekannten und indem er ihn wie folgt entzifferte: *ICI LE CHEMIN*

DES ANES, ſetzte er hinzu, daß er an einem Wege geſtanden, auf dem die Eſel hätten getrieben werden müſſen, die aus den im Walde gelegenen Brennöfen vor langer Zeit Gips in die Stadt getragen hätten.

Mittheilungen über die franzöſiſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Der neue, friſche Geiſt, der im Gebiet der franzöſiſchen Literatur aufgelebt iſt, erſtreckt ſich auch über das Fach der Romane, die jetzt wirklich eine große Rolle ſpielen. Wie es ehemals mit den Ritterromanen war, ſo iſt es jetzt mit den ſogenannten hiſtoriſchen Romanen, die an die Stelle jener getreten zu ſeyn ſcheinen, nur mit einigen leichten Veränderungen, wie dies die Mode und die fortgeſchrittene Bildung in ſo manchen Zweigen der Kunſt und Literatur erheiſchten. Der Ritterroman war auch ein hiſtoriſcher Roman aber kein Walter Scott drückte ihm ein eigenthümliches Gepräge auf und ſo kam er auf den großen Wechſeltiſchen des Parnaſſes außer Curs und verlor ſich allmälig in dumpfe Leihbibliotheken, um müßigen Weibern, jungen und alten Jungfern die Zeit ſtatt der Liebhaber zu vertreiben, ein Schickſal, das heut zu Tage alle Produkte der ſchönen Literatur bedroht. Es war ein ſonderbarer Einfall von Walter Scott, vermittelſt der Romane die Liebe zur Geſchichte wecken zu wollen, ein Einfall, den man ihm um ſeiner Produkte willen verzeihen kann, der aber der Wiſſenſchaft wenig nützen wird. Der Einfall iſt freilich nicht neu und hat Aehnlichkeit mit jenem Beſtreben in den mittleren Zeiten, wo der Sinn für die größern Heldendichtungen in Reimen nicht mehr lebendig war, ihn durch proſaiſche Umbildungen von dergleichen Dichtungen und Sagen zu erhalten und zu verbreiten. Mit der Geſchichte hat's eine andere Bewandtniß. Doch wollen wir lieber zur Sache kommen, als noch mehr Worte unnütz verlieren. Von dem „Niais ou l'honnête homme" von Picard habe ich ſchon früher geredet; es machte dieſer Roman wirklich ein unverdientes Glück; in der Hauptſtadt wird er bald vergeſſen ſeyn, indeß er in den Nebenſtädten der Provinzen und vielleicht auch im Auslande hie und da aufflackert, wie ein Licht, das am Erloſchen iſt. Die „Lutherienne" von Dücange hat ſechs Bände, eine Zahl, die zur Zeit der Clariſſen und Grandiſons ſehr beliebt war, aber heut zu Tage einen wahren Schauder erregt, beſonders bey armen Journaliſten, die ihren Leſern Rechenſchaft davon geben ſollen. Ich ſage es aufrichtig, daß ich mich ungern zur Lektüre der Lutheranerin entſchloß; als ich mich endlich unter vielem Schweiß durch die drei erſten Bände durchgearbeitet hatte, überfiel mich eine ſolche Ermattung und ein ſolches Gähnen, daß ich alsbald in einen gelinden Schlaf ſank. Ich kann alſo von dem Roman weiter nichts erzählen, als eben meinen verunglückten Verſuch ihn zu leſen. „Der Graf Villamayor oder Spanien unter Karl IV., eine Nachbildung des Don Alonzo, iſt endlich in 5 Bänden erſchienen, nachdem die Journale längſt ſchon ſeine Erſcheinung angemeldet hatten. Ich ſah ihn nur im Buchladen liegen, und werde ihn nächſtens mit nach Hauſe nehmen um, wenn es der Mühe lohnt, auch unſre Leſer damit vertraut zu machen. Von den ſo vielen andern Romanen ſchweig ich gänzlich, was man mir gewiß danken wird. und gehe zur hiſtoriſchen Literatur über, die jetzt wirklich in Frankreich blüht. Vorher muß ich aber noch einer Reiſe durch England und Rußland von Eduard von Montulé (Voyage en Angleterre et en Russie, pendant les années 1821, 1822 et 1823, avec un Atlas de 29 planches etc. Par Eduard de Montulé, chevalier de la legion d'honneur, auteur du voyage en Amérique etc. Paris chez Arthus Bertrand 1825, 2 Vols.) erwähnen. England und Rußland ſind zwei mächtige, oder wie unſer Reiſende ſich ausdrückt, verſchiedentlich koloſſale Staaten, von denen man gerne etwas hört, beſonders etwas Neues. Allein der Verfaſſer reißt flüchtig und ſkizzirt nur ſtatt auszuführen. Indeß lieſt ſich ſein Buch doch angenehm, und überall verräth ſich der humane, gebildete Sinn des Verfaſſers. Er ſucht, frei von Nationalvorurtheilen, eine flüchtige Skizze von dem Geiſt und Treiben der Völker, die er ſah, zu entwerfen. England machte einen ſehr günſtigen Eindruck auf ihn, und er würde beſonders die hohe Kultur und Reinlichkeit in dieſer Inſel bewundern, wenn er nicht Deutſchland und die vereinigten Staaten geſehen. Nachdem er London mit all ſeinen Merkwürdigkeiten in Augenſchein genommen, beſucht er Bath, Briſtol, Liverpool, Carliſle und die Manufacturſtädte; Birmingham und Mancheſter; darauf tritt er in Schottland ein, ſieht in Edinburg das Schloß Holyrood, die Zimmer der Maria Stuart u ſ. w. und macht einen flüchtigen Beſuch in Dublin. In Rußland hat er ſich beſonders in Petersburg, Nowgorod und Moskau aufgehalten, worauf er durch Polen und Deutſchland nach Frankreich zurückkehrte. Wer etwas Neues und Beſonderes in dem Buche ſucht, der kann ſich der Leſung überheben. Rußland betrachtet er nicht als ſo gewaltig, wie man es jetzt allenthalben ausſchreit; denn es fehle ihm an innerem Zuſammenhang. Ueberhaupt hat der Verfaſſer ſeine beſondern Anſichten, die ihm, wie die Dioskuren den Schiffern, auf der dunklen Erdenbahn vorleuchten. Ein Lieblingsſatz von ihm iſt: daß wir jetzt in dem Zeitalter der Induſtrie leben: es verſpricht alles, verbreitet Civiliſation, ſchützt die Freiheit; aber jedes Jahrhundert hat ſeine Verirrungen; man geht in das Extrem über, überſpannt den Bogen, bis er reißt. Gerade dieſe Tendenz unſerer Zeit wird der Ruin des Ackerbaus und Nationalgeiſtes. — Ich glaubte, dies Wenige über dies Buch darum ſagen zu müſſen, damit man nicht Wunder dahinter ſuche (welche man nach dem Ton einiger Journale allerdings darin finden müßte) oder eine deutſche Ueberſetzung auftiſche. Es iſt zu verwundern, daß man bey der ungeheuern Schreibſeligkeit unſerer Zeitgenoſſen, noch nicht auf den Einfall gerathen, ein periodiſches Blatt zu publiziren, worin alle ſchlechten Bücher bezeichnet ſind; es wäre wirklich ein dringendes Bedürfniß, die Geduld und der Beutel der Leſewelt würden weniger misbraucht.

Unter den hiſtoriſchen Werken muß ich zuerſt einiger Memoiren gedenken. Ganz Frankreich beichtet ſeine heimlichen und öffentlichen Sünden, aber auch ſeine Tugenden; die Aufrichtigkeit hat groſse Fortſchritte gemacht. Von den Memoiren der Gräfin Genlis iſt der dritte und vierte Band erſchienen. Das heiß ich ſchwatzen! All die reizende (aber in Büchern langweilige) Umſtändlichkeit, wie man ſie bey Erzählungen und Geſprächen der Salons hört, all die tauſend und tauſend Kleinigkeiten, die für ein Weib Intereſſe haben können, werden hier dem Publikum aufgebürdet, und was das Schlimmſte dabey iſt, man wird ſelten durch etwas wirklich Merkwürdiges für ſeine Mühe entſchädigt. Die beyden Bände enthalten blos die höchſt verdrießliche Geſchichte der Gräfin Genlis im Hauſe der Herzogin von Orleans, wo ſie Erzieherin war, die Reiſe mit einer jungen Elevin nach Bath in England, die Rückkehr und Flucht nach der Schweiz, wo ſie zuletzt in einem Kloſter bey Bremgarten im Aargau eine ſichere Stätte fand. Dies alles hätte leicht in einen Band gebracht werden können, ohne irgend eine Einbuſſe. Ich hoffte nicht, daß man ſie ins deutſche überſetzen würde. Auch aus Dampmartin's Memoiren hat man viel Weſens gemacht, ehe ſie erſchienen; jetzt ſind ſie da, ich habe ſie geleſen und fand meine Erwartungen ſehr getäuſcht (Mémoires sur divers événements de la revolution et de l'émigration. Par A. H. Dampmartin, maréchal de camps et armées du roi. A Paris, chez Hubert, libraire 1825 2 Vols.). Sie zerfallen in drei Abtheilungen. Die erſte erſchien ſchon 1799 zu Berlin, und erſcheint abermals mit wenigen Veränderungen; ſie iſt auch die längſte von allen, indem ſie den erſten Band ganz und den zweiten zum Theil einnimmt. Trotz dieſer enormen Länge (die Bände ſind dick) erfahren wir im Grunde nicht viel. Der Verfaſſer hat ſeine Erzählung in Reflexionen und Digreſſionen ſo erſäuft, daß man kaum irgend einen Zuſammenhang faſſen kann. das wichtigſte in dieſer Abtheilung ſind die Nachrichten über die Wirkungen und Auftritte, welche die Erſtürmung der Baſtille in Straßburg hervorbrachte und ferner was in Nismes, Avignon, Arles und im Lager von Jalès vorging. Die Soldaten nahmen die Parthei des Volkes, das Heer gehorchte nicht mehr. Unbeſchreiblich iſt die Feigheit, die die meiſten erfaßte, da die Schrecken der Revolution hereinbrachen Daher die Auswanderung. Auch über Jourdan den Kopfabhacker, und über die „Brigands“ wird einiges Detail mitgetheilt. Doch iſt das meiſte ſchon bekannt. Die zweite Abtheilung enthält einen Coup d'oeil sur les campagnes des émigres, welcher ſchon 1818 erſchien, jetzt aber etwas vermehrt abermahls an das Licht tritt. Herr von Monteal giebt den Emigrirten in ſeiner Geſchichte der Emigration (Histoire de l'émigration 1789 — 1825) alles Unglück Frankreichs Schuld. „Sie verließen den König mitten unter Feinden, anſtatt eine Phalanx um ihn zu bilden, ſagt er, dieſe eilfertige Flucht, die ohnmächtigen Verſuche, ſich mit den Waffen die Rückkehr zu bahnen, das machte das Unglück Frankreichs: dreißig jähriger Krieg gegen außen, Anarchie und Schrecken im Innern, das ſind die blutigen Früchte der Emigration; ja alles, was Frankreich gelitten, daß es ſeinen König, die großen Männer, welche es noch beweint, und eine Million ſeiner Kinder verloren, die in der Vendée und auf allen Schlachtfeldern gefallen, das verdankt es den Emigrirten.“ Einen Ueberblick ueber ihre Feldzüge giebt uns unſer Verfaſſer; ſie fielen in der That kläglich genug aus und konnte es anders ſeyn? dieſe Menſchen wollten die Privilegien, welche die Nation aufgehoben und der König, mit Gewalt der Waffen und fremder Hülfe wieder erringen. Ihre thörichte Zuverſicht war es unter andern, wie Dampmartin erzählt, die ihre Unternehmungen ſcheitern machte. Die dritte Abtheilung, welche zum erſten Mal ans Licht tritt, enthält die Geſchichte der Emigration des Verfaſſers. Die Siege der republikaniſchen Truppen vertreiben ihn aus Holland; er geht alſo nach Hamburg, wo er Klopſtock beſucht, und dann nach Berlin, wo er Hofmeiſter des jungen Rietz bey der Gräfin von Lichtenau wird. Er begleitet in ihrer Geſellſchaft den König Friedrich Wilhelm II. nach Pirmont. Nach dem Tode dieſes Monarchen hört der Einfluß der Gräfin von Lichtenau auf, ſie wird vielmehr auf eine Feſtung gebracht. Auch Dampmartin leidet unter dieſen Verhältniſſen: der neue König aber, Friedrich Wilhelm III ertheilt ihm einen kleinen Gehalt, den er auch genießt bis zu ſeiner Rückkehr ins Vaterland unter Napoleons Conſulat. Das nähere Detail enthält weder etwas ganz Neues, noch beſonders Anziehendes oder Wichtiges.

(Fortſetzung folgt.)

Engliſche Literatur.

A visit to Greece in 1823 and 1824. By George Waddington, Esq. etc. Second edition. London, Murray etc. 1825.

Unter den vielen Schriften, (Stanhope, Blaquiere, ꝛc. ꝛc.), welche ſeit dem Aufſtande Griechenlands über daſſelbe herausgekommen, verdient die angezeigte in mehrfacher Rückſicht beſondere Aufmerkſamkeit. Der Verfaſſer befleißigt ſich einer ausgezeichneten Unpartheilichkeit und hat es ſich einzig zum Zweck geſetzt, nicht für die Griechen und ihre Plane zu enthuſiasmiren, wohl aber den wahren Zuſtand derſelben, den er genau zu beobachten Gelegenheit hatte, treu zu ſchildern. Bei der Einleitung, welche von den Urſachen des griechiſchen Aufſtandes handelt, iſt uns aufgefallen, daß von ruſſiſchen Agenten die Rede iſt, welche ohne Vorwiſſen des Kaiſers die Griechen zu ihrer Inſurrektion durch die Hoffnung auf ruſſiſchen Beiſtand angefeuert haben ſollen. Uebrigens ſchreibt er dem Eifer der Hetäriſten es faſt allein zu, daß es wirklich zum Aufſtande gekommen ſey und hält den Sinn und Geiſt, in welchem die Hetäria gehandelt habe, obgleich ſie ſelbſt bei ihrem erſten Auftreten zerſtiebte, durchaus in Ehren. In der That, wenn ein jeder Hetäriſt dem Eid getreu gelebt hat, den er bei Aufnahme in die Hetäria ſchwören mußte, ſo trifft dieſe geheime Verbindung zur Befreiung des Vaterlandes von fremdem barbariſchem Regiment nichts weniger als Tadel. Er lautet alſo: „In Gegenwart des wahren Gottes ſchwöre ich ungezwungen, der Hetäria treu zu ſeyn in Allem und über Alles; ich werde nicht das Geringſte von ihren Handlungen oder Worten verrathen und ich werde auf keinerlei Weiſe meinen Verwandten oder Freunden merken laſſen, daß ich vertraut bin mit denſelben. Ich ſchwöre, daß ich fortan in keine andere Geſellſchaft, in keine andere Verpflichtung mich einlaſſen will; denn alle Bande, die ich immer in der Welt haben mag, achte ich als nichts im Vergleich zur Hetäria. Ich ſchwöre, daß ich unverſchmählichen Haß in meinem Herzen nähren will gegen die Tyrannen meines Vaterlandes, gegen ihre Anhänger und Günſtlinge, und ich will alle Mittel aufbieten zu ihrem Schaden, und wenn es die Umſtände erlauben, zu ihrem Verderben. Ich ſchwöre, der Hetäria nimmer Schaden zu bringen, ſondern ich betrachte ſie als heiliges Unterpfand, das ſich über alle meine unglücklichen Brüder erſtreckt, und als eben ſo unverletzlich, als einen verſiegelten Brief. Ich ſchwöre, daß ich meinen Lebenswandel alſo einrichten werde, daß ich ein rechtſchaffener Mann bin; ich will mit frommen Sinn der Gottesverehrung nach meiner eigenen Art mich hingeben, und nie verächtlich auf die Verehrungsart der Fremden blicken; ich will immerdar ein gutes Beiſpiel geben; ich will helfen, rathen, unterſtützen den Kranken, Unglücklichen, Schwachen; ich will Achtung tragen vor der Regierung, den Tribunalen und Dienern des Landes, wo ich wohnen mag. Zu allerletzt ſchwöre ich bei Dir, mein geheiligtes, leidendes Vaterland, ich ſchwöre bei Deinem langerduldeten Weh, ich ſchwöre bei den bittern Zähren, die Deine unglücklichen Kinder ſeit Jahrhunderten ſchon vergoſſen, und bei meinen eignen Thränen, die ich in dieſem Augenblick vergieße, ich ſchwöre bei der zukünftigen Freiheit meiner Landsleute, daß ich ganz mich Dir weihe, daß fortan Du der Grund-Gegenſtand meiner Gedanken ſeyn wirſt und Dein Name der Leiter meiner Thaten und Dein Glück der Lohn meiner Anſtrengungen." — Auf den Knien, um Mitternacht, das Crucifix in der Rechten, ſchwuren die Söhne des verjüngten Hellas dieſen heiligen Schwur; „braucht es mehr zu ſagen (ruft unſer Verf.), um zu erklären, was kam und kommen mußte?" — Ein trauriges Gemälde entwirft er von dem jammervollen Zuſtande, in den ſich viele tauſend Griechen befänden, wovon man nichts ahnde, und der doch die höchſte Nothwendigkeit der immer noch ſpärlichen Geldunterſtützungen darthut und den Mangel, den ſo viele Philhellenen haben erdulden müſſen, erklärt. Zu Athen befinden ſich, wie der Verfaſſer erzählt, 3783 Menſchen, wovon 2628 aus Attika ſelbſt ſind, in dem drückendſten Mangel; die ganze Bevölkerung von Attika beträgt 13,000 Seelen. Auf dem Felſen von Salamis ſind 11,477 Menſchen, die der Krieg ins äußerſte Elend geſtürzt, und darunter ſind nur 192 geborne Salaminer. Alle andern ſind Flüchtlinge, meiſt Weiber und Kinder; dieſe Unglücklichen leben auf einer Inſel, deren Bevölkerung kaum 3000 Seelen beträgt. Zur Zeit der jährlichen türkiſchen Einfälle flüchtet faſt die ganze Bevölkerung von Attika auf den unfruchtbaren Felſen. Welche Scenen des Elends Jammers bieten ſich uns hier dar! So iſt's auf der Inſel Aegina, Syra, Tenos. Auf ſechs ſolchen Plätzen, die der Verf. nur beſuchte, zählte er 20,851 Menſchen, die der Krieg in ſolche jammervolle Lage gebracht; die meiſten ſind namenloſe Flüchtlinge, die um all das Ihrige gekommen. Vier Fünftel davon ſind Weiber und Kinder! Nicht ſo ganz vortheilhaft, als man pflegt und nur zu gerne thut, urtheilt er über die griechiſche Seemacht, wie er denn überhaupt darauf aus iſt, gegen einen *ſchwächlichen* Enthuſiasmus aufzutreten, der mit den Hoffnungen, von welchen er ſich aufbläht, ſtirbt. Die Sachen zu ſehn, wie ſie ſind und dennoch nicht zu verzweifeln, iſt ſeine Sache. Man ſucht vergeblich nach irgend einer Art von Disziplin auf der griechiſchen Flotte; der Admiral hat den

Oberbefehl nur dem Namen nach; denn es ſtehen ihm keine Mittel zu Gebote, ſeine Befehle vollſtrecken zu laſſen, ſogar am Bord ſeines eigenen Schiffes nicht. Oft macht er im Augenblick einer wichtigen Unternehmung, am Morgen die traurige Erfahrung, daß einzelne Schiffe ihn in der Nacht verlaſſen, weil es der Mannſchaft einfiel, ihre Familien daheim zu beſuchen, oder weil ſie irgend eine Beute lockte. So haben die Griechen viele gute Gelegenheiten verabſäumt, ihren Feinden zu ſchaden. Sie können ſich überhaupt zur See jetzt nur mit den Türken und Oeſterreichern meſſen. Trotz dieſen harten Aeußerungen verkennt der Verf. die großen Anlagen der Griechen nicht, die ſie bereits zur See gezeigt haben und unter günſtigen Verhältniſſen noch herrlicher entfalten werden. Vor der Hand iſt es genug, daß alle Griechen unverſöhnlichen Haß gegen die Türken hegen; dieſer Haß zeigt ihnen die Nothwendigkeit der Eintracht und wird ſie zur Unabhängigkeit führen. Denn daß die Sache ſich gütlich löſen ſollte, ſteht nicht zu erwarten. Die Griechen ſtehen mitten in einem wilden regelloſen Kampfe, das Joch der Knechtſchaft laſtete zu lang und zu ſchwer auf ihnen, um nicht einen ſchrecklichen, unvertilgbaren Eindruck zu hinterlaſſen; die Unterdrücker dagegen, zu ſtolz ihr Unrecht anzuerkennen oder zu vergüten, ſuchen ihre Ehre durch Wiederherſtellung des alten Zuſtandes zu retten. Nur das Schwert kann hier den Ausſchlag geben, [wenn nicht andere Mächte dazwiſchen treten; aber welcher Krieg, wo ſolche Feinde in ſolchem Zuſtand gegen einander auftreten!

Noch immer iſt der Griechen Lage bedenklich; Noth und Verzweiflung ſchreien nach Friede
Laßt uns hören, welche Bedi
gungen der Verfaſſer vorſchläg
1) die Griechen bleiben von de
Türken abhängig, ſie zahlen eine
beſtimmten Tribut; 2) Weſ
und Oſtgriechenland ſammt More
und den Inſeln ſtehen unter ein
eigenen Regierung; 3) Kreta blei
den Türken. Günſtigere Bedi
gungen ſchlägt freilich der He
de Pradt in ſeiner neueſten Schrif
Vrai sistème de l'Europe, relat
vement à l'Amérique et a
Grèce vor.

Wir übergeben alles Uebrig
womit der Britte gegen den ru
ſiſchen Einfluß auf Griechenlan
nicht minder ſtark eifert, als gege
die Vorwürfe, die man bisher de
Engländern gemacht hat, als hä
ten ſie im Intereſſe der Pfort
gegen die Griechen gehandelt. Vie
mehr ſcheint ihr ganzes Verfahre
nur gegen die etwaige ruſſiſch
Einmiſchung gerichtet geweſen z
ſeyn. Wie dieß der konſequente
engliſchen Politik entſprechend z
ſeyn ſcheint, ſo dürfte es aus de
ganzen Anhang des Herrn Wad
dingten hervorgehen, wenn e
auch nirgends wörtlich geſchrieben
ſteht. Auch der Ausgleichungs
vorſchlag trägt ganz die Farbe de
politiſchen Intereſſe Englands, un
Maitlands feurige Apologie de
Stempel engliſchen Nationalſtolzes

Miszelle.

Das viele Gold in Südamerik
war Verkündiger anderer Metalle
die ſich ſpäter fanden, als z. B. de
Eiſens, Kupfers, Zinns ꝛc.; ebenſ
fand man außer den Diamanten auc
niedere Edelſteine, als Amethiſten
Chryſolite ꝛc. So läßt das Geni
wohl auf Talente, dieſe aber nich
auf jenes ſchließen.

Ueber die Kunſt im Mittelalter.

(Schluß.)

Schwäbiſche Ritterpoeſie.

Zwar durchdrang der poetiſche Geiſt des Mittelalters alle Stände; doch ſchloß den Klerus ſein höherer Beruf von der ſinnlichen Richtung aus, der Bürger und Bauer aber, an ſein Handwerk gefeſſelt, war in den freien geiſtigen Höhen noch nicht heimiſch geworden. Nur dem Ritter war die unendliche Natur mit allen Reizen aufgethan und das Geiſterreich nicht verſchloſſen. Der höhere Zweck des Ritterordens, die Verbindung mit der Prieſterſchaft in den geiſtlichen Orden und in der Stiftsfähigkeit erſchloß dem Adel die ganze Tiefe der Ideen, die in dem Glauben und den Gleichniſſen der Kirche lagen. Wiederum waren die Ritter innig der Natur und ihrem Geiſt vertraut, ja ſie ſelbſt in männlicher Heldenherrlichkeit die höchſte Bluthe der irdiſchen Natur. Vom Zaubergeiſt des Waldes in ſchöner Einſamkeit der Burgen aufgezogen, nie gefeſſelt an ein mühſeliges Erdenwerk, nur herrſchend und ſpielend in den Reizen der Natur, kraftvoll mit ſtarken Sinnen aufblühend, in Kriegen, auf Abentheuern, im Dienſt der ſchönſten Frauen alles Hohe und Liebliche des Lebens erprobend, waren ſie in den Mittelpunkt des Schönen geſtellt, was die Erde bieten mag. An ſie auch war die Dichtkunſt der Vergangenheit geknüpft; alles Schöne und Heilige alter Sagen rankte ſich an den uralten Stammhäuſern der adeligen Geſchlechter fort. Endlich fand der Adel allein Muße genug, den edeln Künſten des Geſangs zu leben, und er allein konnte dieſe Künſte als nothwendige

Bildungsmittel zu vollendeter Perſönlichkeit ſich aneignen. Darum war die Poeſie jener Zeit weſentlich Sache der Ritter und trägt wieder das Gepräge der Ritterlichkeit, ſo daß ſie in dem Augenblick eine andre Richtung bekam, als ſie in die Hände der Bürger fiel.

In der deutſchen Sprache waren unterdeß im Verlauf der Zeiten zwey Hauptmundarten ausſchließlich herrſchend geworden, die ſchwäbiſche oder oberdeutſche, darin ſich die alemanniſchen, fränkiſchen (und gothiſchen) Mundarten vermiſcht hatten, und die ſächſiſche oder niederdeutſche, auch plattdeutſche genannt, die von den ſächſiſchen Stämmen auf die Wenden überging. Die ſchwäbiſche Mundart nun war wie das Volk, das ſie redete, zur Poeſie mehr geeignet, als die ſächſiſche, aus Gründen, die allein in der Natur liegen. Das Gebirg, der mildere Süden, der nähere Einfluß der ſchönen und hochgebildeten romaniſchen Südländer begünſtigte hier die lieblichen Bluthen der Poeſie, die in dem platten ſandigen Boden im ſächſiſchen Norden nicht gedeihen konnten. So ſind nur wenige niederdeutſche Gedichte der Ritterzeit zum Vorſchein gekommen; während in ganz Oberdeutſchland und ſelbſt in Thüringen und Schleſien in oberdeutſcher Mundart eine ganze Welt von Liedern erſchloſſen wurde.

Die Bluthenzeit dieſer ſchwäbiſchen Ritterpoeſie beginnt im zwölften und endet im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wird alſo durch die Herrſchaft der Hohenſtauffen bezeichnet. Alle Hohenſtauffen ſelber waren Sänger, nicht nur in der ſchwäbiſchen, auch in der italieniſchen Sprache, und einige von ihren Liedern ſind noch erhalten. Die Höfe der Hohenſtauffen waren Sammelplatz und Schulen der ritterlichen Sänger. Auch geringe Fürſten erwarben ſich dieſen Ruhm, vor allen Herman, Landgraf zu Thüringen, Leopold, der vorlezte Babenberger in Oeſterreich, Heinrich der Erlauchte von Meißen, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Wenzel von Böhmen, Johann von Brabant.

Alle Dichter waren Sänger und trugen lebendig im Geſang die Dichtung vor, oft unter Begleitung von Muſik. Im Kreiſe ſaßen Ritter und Frauen und der Sänger erhob ſich und ſang zur Harfe, dem Lieblingsinſtrument des Mittelalters. Doch ſcheint auch ſchon ſehr frühe die Geige oder Fidel im Gebrauch geweſen zu ſeyn, daher die Sänger Harfener oder Fideler hießen. Jeder Ritter lernte die Kunſt des Geſanges, die man für ſo nothwendig hielt, als die der Waffen. Die Ritter aber, die den höchſten Ruhm des Geſanges errungen, wurden eifrig geſucht und pflegten an den Höfen umherzureiſen, um viele zu entzücken und ſich ſelbſt bekannt und beliebt zu machen.

In allen Dichtungsarten herrſchte der Reim vor, eine uralte deutſche Erfindung und dem Weſen der deutſchen Sprache ſo ganz und ausſchließlich eigen, daß ihn die alten Völker, Griechen und Römer, nicht gekannt, die neuern romaniſchen Sprachen nur von der Deutſchen angenommen haben. Andre Völker kannten nur das Maaß der Verſe, erſt die Deutſchen den Reim. Durch das Maaß wurde nur die Kürze und Länge eines Grundtons, des Vocals, ausgedrückt; im Spiel der Reime dagegen ward der Unterſchied der Vocale hervorgehoben, der verwandte vom abſtoßenden ausgeſchieden und dem verwandten zugeſtellt, und durch den Doppelklang der eigenthümliche Reiz eines jeden hervorgehoben. Dadurch erſt ward die Sprache zur Muſik mannigfaltiger Töne, während ſie bisher nur im Auf- und Abſteigen eines Tons befangen geweſen. Darum bezeichnet aber auch der Reim eine höhere Dichtungsart, indem er die Sprache auf eine neue und reiche Weiſe geſchickt macht, das Schöne auszudrücken.

Minnelieder.

Uralt, wie Poeſie und Liebe ſelbſt, waren in Deutſchland die Minnelieder. Wir dürfen nicht zweifeln, daß die germaniſchen Helden nicht ſollten von Liebe geſungen haben, da ſie alles wovon ſie ergriffen wurden, im raſchen Herzenserguß in Geſang ausſtrömten. Die altnordiſchen Sagen belegen es zur Genüge. Aus der Zeit Kaiſer Ludwigs des Frommen erfahren wir, daß die deutſchen Nonnen Winlieder (Win, Freud) geſungen, die der Fromme Kaiſer als zu weltlich verboten hatte. Sie mögen ſich erhalten und wieder erzeugt haben, ohne daß ſie auf uns gekommen ſind. Später finden wir nur meiſt lateiniſche und zu geiſtlichen Uebungsbüchern gehörige Liebeslieder an die Jungfrau

Maria und andere weibliche Heilige, darin man die höchſten Ideale weiblicher Schönheit und mannigfacher weiblicher Tugenden ſich zu deuten ſuchte. In der ſchwäbiſchen Ritterzeit geht aber mit Einmahl eine ſtrahlende Sonne der Minne am deutſchen Himmel auf und weckt viel tauſend Blumen auf, eine Welt voll Liebeslieder, und ſie ſind uns von etlichen hundert Sängern erhalten, während freilich das meiſte in der Zeiten Ruin verloren gegangen.

Der Hauptgegenſtand dieſer Lieder ſind die Gefühle der Liebe in allen ihren wechſelnden Fällen der Luſt und des Grams, ihr Wahlſpruch „Lieb und Leid.“ Dieſe Lieder ſind Blumen, ihre Wurzel das Herz, ihre Sonne, die Liebe, ihr Wetter das Schickſal, ihr Boden die Natur. Die Wonne des Herzens verglichen ſie dem Frühling, die Qual dem Winter. Dieſe Naturanſicht geht durch ſie alle hindurch, ſchlingt ein Band um alle, und ſie ſind unter einander wieder nur wie die Blumen verſchieden in hellern und dunklern Farben, zartern Düfte und im Knoſpen, Blühn, Welken. Auch ihre Menge und die Maſſe des Gleichartigen entſpricht einem bunten unermeßlichen Blumenfeld. Von der Schilderung der Gefühle findet dann ein Uebergang ſtatt theils in den erzählenden Ton der Geſchichte, theils in den lehrenden Ton moraliſcher und religiöſer Anſichten. Einzelne Fälle der Minne, Scenen zwiſchen Liebenden, Scheidenden, merkwürdige Liebesgeſchichten werden erzählt, oft noch in der engen Form des Minneliedes, bald aber in größerer Ausdehnung, von der Art was wir jetzt Romanzen, Balladen, Idyllen, Novellen, Romane zu nennen pflegen, immer aber in gereimten Verſen. Den ſpätern Volksbüchern der ſchönen Magellona und Meluſine liegen offenbar ſolche Gedichte zu Grunde. Die ſchönſte Idylle iſt der arme Heinrich, von Hartmann von Aue, dem ſanfteſten aller Minneſänger. Ins Gebiet der Moral und Religion verbreiteten ſich die Minnelieder auf mannigfache Weiſe. In vielen Liedern wurden Lehren der Minne gegeben, Warnungen, Spott ausgetheilt, die Fehler und Tugenden der Männer und Weiber, der Jugend und des Alters auf anmuthige Weiſe zur Sprache gebracht und als Beyſpiel aufgeſtellt, wobey widerſtreitende Anſichten nicht ſelten in poetiſchem Wettkampf ausgefochten wurden. Hierbey iſt der Scharfſinn der Sänger in gleichem Maaße zu bewundern, wie in den Liedern des Gefühls der Reichthum und die Tiefe ihres Herzens. Zum religiöſen Andachtsliede ſteigerte ſich das Minnelied in den Lobgeſängen auf die Jungfrau Maria, die als Ideal der höchſten Liebe wieder die Beſchirmerin jeder beſondern wurde, auf die ſich daher der ganze Minneſang urſprünglich bezieht, in der alle ſeine Richtungen den Brennpunkt finden.

So war dieſer wunderbare Liebesſang beſchaffen, in dem die metallne Welt des Mittelalters in einen ſüßen Ton ſich auflöſte. Der Geiſt dieſer Minne iſt uralt und echt deutſch. Wenn er in der Provence zu Anfang des zwölften Jahrhunderts zuerſt erwachte, wenn einzelne Richtungen deſſelben von andern romaniſchen Völkern vorzüglich ausgebildet wurden, ſo kam er zu dieſen doch nur durch das deutſche Blut das in ihren Adern floß. Den Deutſchen bleibt der Vorzug, das tiefſte und höchſte im Minnegeſang und zugleich die größte, eine faſt unglaubliche, Menge von Dichtern und Gedichten hervorgebracht zu haben. In den deutſchen Minneliedern ſpricht das tiefſte, reichſte und reinſte Gefühl ſich aus und bey ihnen iſt wieder die höchſte Anſicht der Liebe in der Anbetung der himmliſchen Mutter vorzüglich herrſchend geworden. Die Provenzalen ſind dagegen dadurch ausgezeichnet, daß ſie den Minneſang zuerſt begonnen und in ſcharfſinnigen Urtheilen über Minneſachen nirgend übertroffen worden; ſo wie die Nordfranzoſen, Engländer und Skandinavier in Balladen und Romanzen das meiſte gethan.

Außer den Hohenſtauffen ſind auch noch andre Kaiſer, Könige, Fürſten, Grafen und mehrere hundert deutſche Ritter als Minneſänger bekannt. Der größte von allen war Walther von der Vogelweide, der an Geiſt, Tiefe des Gefühls, Klarheit der Gedanken, Meiſterſchaft der Sprache, des Verſes und Reimes alle hinter ſich läßt.

Die Erhaltung der ſchönſten Minnelieder mit den Namen ihrer Verfaſſer verdankt die Nachwelt dem edlen Ritter Rüdiger Maneſſe von Manek, Bürger in Zürich, der ſie ums Jahr 1300 mit großem Fleiß geſammelt und in einer mit Bildern reich ausgeſtatteten Handſchrift hinterlaſſen. Dieſer Codex iſt 1815 in Pariß vergeſſen worden. Ein anderer bedeutender Codex von Minneliedern befindet ſich zu Jena, kleinere in Heidelberg.

Deutſche Heldenſage.

In jedem deutſchen Stammvolk hatten alle Sagen ſich erhalten von den Helden, die es groß gemacht, viele ſchon in geſchriebenem Gedicht, andre ſo daß neuere Dichter ſie umgeſtalten konnten. Auch ſie wurden von dem Strom der ſchwäbiſchen Poeſie ergriffen. Es war aber nur der alte heimiſche Heldengeiſt in ſeiner eigenthümlichen wunderbaren Erhabenheit, der die ritterlichen Sänger anzog, und darum beſtrebten ſie ſich, ihn unverfälſcht zu bewahren. Ihre großen Heldengedichte ſind daher nur im Allgemeinen von demſelben poetiſchen Geiſt durchdrungen und in derſelben blühenden Sprache gedichtet, wie die Minnelieder, doch eine andre Welt, die alte verſunkne des Heidenthums, tritt uns darin entgegen.

Dieſer Kreis von Gedichten iſt in zwei großen Büchern niedergelegt, dem Buch der Niebelungen und dem Heldenbuch. Der Verfaſſer des erſten und herrlichſten von allen iſt nicht bekannt. Unter den Dichtern des andern ragt Heinrich von Ofterdingen hervor. Innerlich ſind ſie verbunden theils durch die geſchichtliche Verknüpfung der Helden und Begebenheiten, wie ſie in der Völkerwanderung wirklich Statt gefunden. Ihr gemeinſamer großer Gegenſtand iſt Wirken und Tod der Helden. Daran knüpft ſich aber wieder die Heldenſitte, das häusliche Leben, die ganze eigenthümliche Welt der alten Zeit, ſelbſt ihre Religion, zwar von den chriſtlichen Dichtern in den Hintergrund geſchoben, doch immer noch die wunderbaren Geſtalten von Rieſen, Zwergen, Naturgeiſtern heraufbeſchwörend und mit Zauberweſen rings umgeben. Auch die großen Charakterzüge der verſchwundenen Zeit, der ſtete Bruderkampf der deutſchen Stämme und die erhabne Anſicht des geſammten Alterthums von ſeinem Untergange, ſind in jenen Gedichten ſcharf und kraftvoll hingezeichnet. Jene einzelnen Kämpfe ſind im Heldenbuch, ihr allgemeines Zuſammentreffen zur wechſelſeitigen Vernichtung im Lied der Niebelungen geſchildert. Die poetiſche Geſchichte geht aber genau den Gang der wirklichen. Die alten nordiſchen Kämpfe werden in den fränkiſchen Sagen von Sifrit und den ſächſiſchen von Gudrun dargeſtellt und ſpielen nach Skandinavien hinüber. Die ſpätern Kämpfe der Völkerwanderung finden wir bezeichnet in dem Uebergange der fränkiſchen Sifritſage zu der Burgundiſchen von den Niebelungen, zu der allgemeinen Sage von Etzel und den Hunnen, und zu der gothiſchen Sage von Dietrich von Bern, an die ſich wieder die Longobardiſche vom Fabelhaften König Otnit reiht, die dann unmittelbar das Heldenbuch ſchließend zu den ſpätern Heldenſagen des Mittelalters und der Kreuzzüge den Uebergang bildet. In die Mitte dieſer vielgeſtaltigen Sagen, ſie alle zuſammenfaſſend, ſtellt ſich das Niebelungenlied. Hier ſind alle Helden der alten Zeit und alle Stämme und in ihnen alle Richtungen des alten Heldenlebens in einem einzigen ungeheuren Kampf zuſammengedrängt, der mit allgemeiner Vernichtung endet. Die ganze Fülle des alten Lebens mit allen ſeinen Tugenden und Helden wird hier noch einmal in einen Zauberring verbunden, und geht in ihrer Herrlichkeit unter durch ſich ſelbſt, denn der Untergang war ihr verheißen und unabwendbar. Eben ſo bewundernswürdig aber wie die Grundidee und geſchichtliche Entwickelung im Liede der Niebelungen, iſt die Kraft und Lieblichkeit ſeiner Sprache, alſo daß es in allen Stücken die andern deutſchen Sagen übertrifft und die Krone aller Lieder dieſes Kreiſes genannt werden muß.

Grade die Bedeutung aber, die man den Helden beylegte, und die Gewohnheit des Volkes überhaupt feuerte fortwährend an, auch die neuen Volkshelden zu beſingen. So wurden die thatenreichſten Kaiſer theils in lateiniſchen, theils in deutſchen Liedern beſungen, z. B. Heinrich IV., Friedrich Barbaroſſa. Auch einzelne Stämme prieſen ihre Helden mit beſonderer Vorliebe, z. B. Ernſt von Schwaben, Heinrich den Löwen. Auch die Stammſagen berühmter Geſchlechter blieben Gegenſtand der Poeſie und ſelbſt der niedere Adel hatte die ſeinigen. Die der Welfen iſt ſchon erwähnt; die der Luxenburger iſt uns in der bekannten Geſchichte von der Meluſine erhalten. Wenn ſie eine allgemeine Richtung des Volkslebens ausſprachen, ſo kamen ſie in den Mund alles Volkes, ſo die Sage der Grafen von Provence in der allgemein bedeutſamen Liebes- und Leidensgeſchichte der ſchönen Magellona. Auch war kaum eine Tugend des Volks die nicht wie in Legenden, ſo in Heldenſagen verherrlicht worden wäre, z. B. die deutſche Treue in der Sage vom treuen Ekhart.

Die Sagen von Karl dem Großen.

Während die ritterliche Heldenpoeſie in jenen deutſchen Sagen weſentlich den Geiſt der altgermaniſchen Zeit in ſich aufgenommen, huldigte ſie dem Geiſt des chriſtlichen Mittelalters auf einer eigenthümlichen und, der weltlichen und geiſtigen Richtung des Mittelalters gemäß, auf einer doppelten Bahn. Einerſeits wurde die Idee des Kaiſerthums, die Gemeinſchaft der Helden in dem herrlichen Völkerkranz um den höchſten Thron der Erde, anderſeits der höhere geiſtige Zweck des Ritterthums, ein neuer erhabener Gegenſtand der Poeſie. Zugleich aber war das deutſche Volk im Mittelalter aus den engen Schranken der Heimath herausgetreten und hatte ſeit der Völkerwanderung mit den romaniſchen Völkern ſich eng verbunden, ſeit den Kreuzzügen auch die reiche Welt von Aſien ſich aufgeſchloſſen. Darum verſchmolz die Poeſie der Deutſchen, Römer, Griechen und Aſiaten in eine einzige, ſo wie die Dichter ſelbſt, die Ritter in einer allgemeinen großen Geſellſchaft in Europa und Aſien zuſammenhingen. Chriſtliche Legende, Minne, deutſche Heldenſage, altrömiſche Kaiſerpracht, griechiſche Poeſie, alle beſondern, ſchönen Eigenthümlichkeiten der europäiſchen Völker und Länder, ferner arabiſche, perſiſche, ſogar indiſche Poeſie und Eigenthümlichkeit verſchmolz in der wunderbarſten poetiſchen Zauberwelt, die jemals den Völkern aufgegangen. Der große Kreis aller ihrer Schöpfungen läuft aber in zwei kleinere Kreiſe auseinander, die wir die Poeſie des Kaiſerthums oder den Sagenkreis von Karl dem Großen und die Poeſie des geiſtigen Ritterthums oder den Sagenkreis vom heiligen Graale nennen.

Die Poeſie, die ſich an die große Idee des Kaiſerthums knüpfte und alle die herrlichen Erſcheinungen des Mittelalters, die mit dem Kaiſerthum zuſammen hängen, umfaßt, wählte mit Recht das Haupt und den Stifter derſelben, Karl den Großen, zur Grundlage und zum Mittelpunkt. Auf ihn häuft ſie alle

Größe, allen Glanz des Kaiſerthums und aller derer, welche die Krone nach ihm getragen. Damit Einheit herrſche, ſind die Thaten und Tugenden vieler ſpäterer Kaiſer auf Karl übergetragen und zum großen Hort geſammelt, der alle Herrlichkeit der Welt in ſich vereinigt. Karl ſteht als Ideal und Muſter eines Kaiſers da. Um ihn her aber reiht ſich der Heldenkranz, in welchem wieder die Bilder der beſten ſpätern Helden und Fürſten ihren Platz finden. Sie theilen ſich in die Thatkraft des Kaiſers und ſind ſein Ausfluß, während ihm ſelbſt größtentheils die erhabne, ja göttliche Ruhe der Macht zuerkannt wird. Ihre Thaten aber ſind vorzugsweiſe gegen die Heiden und Ungläubigen gerichtet. Die Ritter des Lichts kämpfen mit den böſen Geiſtern der Finſterniß. Der große Gegenſatz des ganzen Mittelalters iſt hier vorzüglich hervorgehoben. Darum aber wird der größte Heldenruhm immer auf den Namen Rolands übergetragen, weil dieſer Held unter Karl dem Großen wirklich gegen die Ungläubigen geſtritten, und das große Rolandslied vom Pfaff Conrad ſteht unter den andern dieſes Kreiſes oben an. Der Thatenſchauplatz iſt aber immer die Doppelwelt der Chriſtenheit in Europa und der Ungläubigen in Aſien und Afrika und alle Wunder beyder Welten ſammeln ſich auf natürliche Weiſe um des Helden Kampf. In niederer Abſtufung dem Gange der Geſchichte folgend ſchließen ſich an dieſe Gedichte einige andre an, die das Kaiſerthum nicht mehr auf ſeiner glänzenden Höhe, ſondern ſchon im Verfall, die Helden nicht mehr im Dienſt desſelben, ſondern im Kampf dagegen darſtellen und die Empörung rechtfertigen. Sie ſind von den romaniſchen Nationen ausgegangen, die ſich wirklich vom Kaiſerthum losgeriſſen. Das ſchönſte von allen iſt das große Gedicht von den vier Haimonskindern. In andrer Weiſe findet ſich wieder ein Uebergang von der Poeſie des Kaiſerthums in die des Papſtthums und des alten römiſchen Kaiſerthums. Die Stadt Rom iſt hier der Mittelpunkt, und wie erſt dieſe Verbindung die Idee des deutſchen Kaiſers erzeugt, ſo erſcheint auch das große herrliche Gedicht von der Herrlichkeit Roms unter allen Päpſten und unter allen römiſchen und deutſchen Kaiſern, die noch ungedruckte Kaiſerchronik, als Vorgänger der übrigen Kaiſergedichte, indem es ſchon im eilften Jahrhundert verfaßt worden. Es füllt die große Lücke zwiſchen Helden- und Legendenpoeſie.

Die Sagen vom heiligen Graal.

Noch bot über alles hinaus die geiſtige Richtung des Ritterthums den erhabenſten Gegenſtand der Poeſie dar. Ihr großer Gedanke iſt die Prüfung und das Aufſteigen des Helden zur höchſten geiſtigen Reinheit und Vollendung. Ein kräftiges, aber rohes thörichtes Kind tritt er in die Bahn, muß Tadel und Mühen dulden, unerhörte Gefahren beſtehn, übernatürliche Werke der Kraft und des Muthes vollbringen, bis er die Rohheit abgeſchliffen, über die Welt und ſich nachdenklich geworden, edle Sitten, Ehrenhaftigkeit, Großmuth und Menſchlichkeit gewonnen, bis der Stern in der Bruſt ihm aufgegangen, der ihm leuchtet auf der höchſten Bahn, der ihn in Entſagung alles Gemeinen, in Demuth vor dem Höchſten, in unwandelbarer Standhaftigkeit und ewiger Sehnſucht einem Ziele zuführt, das in Erkenntniß des höchſten und heiligſten Geheimniſſes der Welt beſteht, wodurch der Menſch geiſtig vollendet, ein Heiliger und Engel auf Erden wird. Der Gegenſtand des Zieles ward ſymboliſch ausgedrückt in dem heiligen Graal, dem Gefäß des Abendmahls Chriſti, deſſen Beſitz durch jene Kraft und Entſagung errungen wurde, und deſſen Wunderkraft den Beſitzer über alle Menſchen erhob. Dieſe Anſicht hat der tiefſinnigſte und kraftvollſte aller deutſchen Dichter, Wolfram von Eſchilbach, in ſeinen großen Gedichten Parcifal und Titurel ausgeſprochen. Die Idee aber, die er in das Ritterthum hineintrug, hat eine noch höhere Bedeutung. Sie bezeichnet das Wachsthum des deutſchen Volkes überhaupt, ſein Ringen nach immer höherer, geiſtiger Vollendung, den Geiſt ſeiner ganzen Geſchichte von Anbeginn. Darum ſind Eſchilbachs Gedichte wahrhaft welthiſtoriſch zu nennen. In der Form aber, das Erhabenſte in der reichſten Mannigfaltigkeit der Rittergeſchichte kunſtreich verbergend, ſind ſie den großen Domgebäuden gleich zu ſtellen.

Eine andre große Richtung des Ritterthums, die Minne, hat im Sagenkreis des heiligen Graales ebenfalls ihren vollendeten Ausdruck gefunden in dem großen Triſtan von Gottfried von Straßburg. Hier erſcheint die Minne nicht mehr allein wie in den Minneliedern blos in den Gefühlen oder wie in den heiligen Marienliedern allein in ihrer höchſten religiöſen Beziehung, ſondern in allen Beziehungen zugleich, im regen Leben eines Ritterromans und in ihm iſt aller Minneſang vollendet, wie im Parcifal der Heldengeſang. Was deutſcher Wille, deutſche Kraft je erſtrebt, findet im Parcifal, was deutſches Herz und deutſche Liebe je Tiefes und Liebliches erzeugt, findet im Triſtan ſeinen höchſten Ausdruck.

In dieſer Weiſe hat das Mittelalter auf ſeiner Höhe ſich ſelbſt begriffen und darzuſtellen gewußt und die innerſte Tiefe der deutſchen Natur, wie ſie durch alle Geſchichte ſich bewährt, mit dem goldnen Zauberſchlüſſel der Poeſie ſich aufgeſchloſſen. Nur wer an dieſen Quellen geſchöpft, mag ſein Volk zu begreifen glauben.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Auf mannigfaltige Weiſe reihten ſich an die erwähnten poetiſchen Kreiſe minder bedeutende Dichtungen an, moraliſch-poetiſche Betrachtungen, Fabeln, Räthſel, Sinngedichte, Kriegs- Spott-Klagelieder, gereimte Chroniken. Zugleich ward ſehr viel aus dem lateiniſchen und romaniſchen überſetzt, ſo die Geſchichte Alexanders des Großen und des Aeneas, die dem ritterlichen Sinn der Zeit entſprachen, und viel romaniſche Novellen, darunter die ſchönſte Flos und Blancflos. Immer das Herrlichſte ward von allen Völkern zugleich auf eigenthümliche Weiſe behandelt und die Erfindung iſt oft ſtreitig. Die Art wie die Deutſchen aber den fremden Stoff ausbildeten, ihm einen neuen großen Sinn gaben, unterſcheidet ſie von allen fremden Dichtern. So haben ſie zwar äußerlich die Geſchichten des heiligen Graals von den Bretonen und Spaniern entlehnt, den erhabnen Sinn derſelben aber erſt ſelbſt hineingelegt.

Bedeutend ſind noch die Sängerkriege. Schon die Turniere führten auf einen ähnlichen Wettkampf im Gebiet der poetiſchen Waffen. Scharfſinn und Erfindungskraft fordert ſich von ſelbſt zum Streite, und der Ruhm weckte Nebenbuhler. Auch dem politiſchen Kampf der Zeit konnten die poetiſchen Wafſen nicht ganz fern bleiben. Endlich giengen die deutſchen Dichter verſchiedne Wege der Poeſie und augenſcheinlich haben ſich die Sänger des deutſchen Sagenkreiſes denen des heiligen Graals gleichſam als Nationaldichter den Weltdichtern gegenüber geſtellt.

Alle wetteifernde oder zwieträchtige Kräfte finden wir nun in einem großen Kampfſpiel mit einander ringen, das eben dadurch einen ſo großen Ruhm erworben, in dem Sängerkrieg auf der Wartburg. Landgraf Hermann von Thüringen verſammelte die edelſten Sänger auf der Wartburg. Das waren: Heinrich von Veldek, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchilbach, Bitterolf, Reinhard von Zwetzen, Heinrich von Oſterdingen, Klingſor von Ungerland. Mit Räthſeln und ſinnreichen Fragen begannen ſie an Scharfſinn, Witz, Schnellkraft und Tiefe des Geiſtes ſich zu überbieten. Dann erhob Heinrich von Oſterdingen den Ruhm Herzog Leopolds von Oeſterreich und Wolfram von Eſchilbach die des Landgrafen Hermann. Ohne Zweifel griff hier ein tieferer Zwieſpalt ein. Grade dieſe beyden Sänger hatten die zwei entgegengeſetzten Richtungen der deutſchen Sagenpoeſie und der Poeſie des heiligen Graales am reinſten ausgebildet, und wiederum wird der Partheienkampf der Zeit zwiſchen Welfen und [illegible]ibelinen in ihren Gedichten bemerkbar. Darauf deuten ſchon die Namen der rheiniſch-deutſchen Niebelungen und der italieniſch-gothiſchen Wölfinger, und ein Gedicht des Heinrich von Oſterdingen, der kleine Roſengarten, ſpricht ſich ſo partheiiſch für die Wölfinger aus, daß man dabey neue politiſche Beziehungen mit Nothwendigkeit vorausſetzen muß. Die Sage meldet, der Streit zwiſchen Wolfram und Heinrich ſey ſo ernſthaft geworden, daß ſie um den Preis des Lebens geſungen. Der Scharfrichter ſey bereit geweſen, denjenigen von beiden auf der Stelle hinzurichten, der von dem andern beſiegt werden würde. Da ſey der gewaltige Eſchilbach mit ſeinen metallenen Klängen Sieger geblieben, Heinrich von Oſterdingen aber ſey durch die Zauberey des fremden Sängers und Schwarzkünſtlers Klingſor von Ungerland gerettet worden. Dieſer Kampf geſchah in dem großen Saale auf der Wartburg, der noch heute vorhanden iſt, im Jahr 1207.

Ein Wort über Volksfreunde,

aus Weitzels Rheinreiſe, erſter Band. Wiesbaden 1825.

Der als Publiciſt bekannte Verfaſſer reiſt in dem eben erſchienenen neuen Werke ſo recht con amore in ſeiner doppelten Heimath, dem Rheinlande und der Politik herum. Er befindet ſich wohl am Rhein, aber er kann auch nirgends ſeyn ohne Politik. Deshalb werden ihm die Reiſeſtationen und Tage immer zu zierlichen Rahmen ſeiner politiſchen Anſichten. Dieſe Form gefällt uns; wir reiſen ſo lieber als à la Busching und politiſiren auch wohl lieber im Freien. Von der Sache ſelbſt jedoch haben wir nichts allzu Tiefes oder Hohes erwartet, da der Name des Verfaſſers uns ſchon den Maaßſtab in die Hände gab. Herr Weitzel hält die Mittelſtraße bis zur Mittelmäßigkeit. Wir dürfen die Oekonomie ſeiner Schriften unbedingt loben, deren Gehalt jedoch nur gering anſchlagen. Wenn es ein äſthetiſches Intereſſe gewährt, ihn ſeine wenigen Gedanken mit Geſchmack fürs Auge anordnen zu ſehn, ſo wadet der politiſche Verſtand doch ſehr unbehaglich in dieſer Breite herum. Herr Weitzel führt uns nirgend ins Centrum einer klaren und großen Idee, von wo aus ein überſchauender Blick in die Geſchichte zu gewinnen wäre, ſondern er raiſonnirt nur über dies und das und wirft vornehm ſeine Brocken Weisheit aus. Man ſoll annehmen, daß er hoch erhaben über allen Partheien ſtünde, und er ſteigert dieſen naiven Ton bis zum väterlichen Mitleid über die in vielen Stücken ſo ungerathene Welt. Wenn er eine alte Bemerkung wiederholt, daß das Volk ſeine Höflinge habe, wie die Fürſten, ſo dürfen wir nur hinzufügen, daß es auch ſeine Publiciſten habe, die mit derſelben halboffiziellen Bedientenmiene zu orakeln geruhen, wie die Ultrablätter, und ohne weiteres meinen, bey ihnen müſſe die Weisheit ſeyn, wie bey jenen die Macht. Zum Glück beſitzt Herr Weitzel das echt geſellige Talent des Rheinländers und würzt uns ſeine Raiſonnements mit örtlichen Betrachtungen, Bildern, paſſenden Anekdoten. Wenn er ſich daher nicht die Miene des politiſchen Weiſen gäbe, ſo würden wir an ſeiner Unterhaltung ein reines Vergnügen haben.

Wir heben aus dem obigen Werke eine Stelle über Bailly heraus, die ſich durch einige intereſſante hiſtoriſche Data auszeichnet, zugleich aber die bekannte Anſicht von der Wankelmüthigkeit und Schlechtigkeit des Volks oder der Maſſe durchzuführen bemüht iſt. Der Verfaſſer unterhält ſich mit einem Neffen des berühmten Bailly. Sie kommen auf eine Anekdote zu ſprechen:

„Die Art, wie Bailly und Franklin mit einander bekannt geworden, hat etwas Eigenthümliches, was beyde bezeichnet. Bailly beſaß ein Landhaus zu Chaillot, wo er ſich öfters aufhielt, um mit Muße zu arbeiten. Der Zufall führte auch Franklin dahin, der damals die Stelle eines Geſandten der vereinigten Staaten von Amerika bey dem franzöſiſchen Hofe bekleidete. Bailly, da er die Anweſenheit des Philoſophen der neuen Welt erfuhr, eilte ihm einen Beſuch zu machen. Er tritt bey Franklin ein, der ihn durch ſein Ruf und ſeine Schriften kennt, und wird von herzlicher Freundlichkeit von ihm empfangen. „Guten Tag, Herr Franklin, wie befinden Sie ſich?“ — Recht gut mein Herr. Da blieb die Unterhaltung ſtehen. Bailly nimmt neben Franklin Platz, und da es ihm unhöflich ſcheint, zum zweitenmal an dieſen die Frage zu richten, ſo will er es abwarten, bis der Amerikaner ſpricht. Der aber blieb ſtumm. Von Natur nicht ſehr geſprächig, ſchien die diplomatiſche Laufbahn ihn noch wortkarger gemacht zu haben. Nach einem ziemlich langen Schweigen zieht Bailly die Doſe aus der Taſche und bietet Franklin eine Prieſe an. Aber auch dieſes Mittel der geſelligen Annäherung und Unterhaltung wirkte nicht. Franklin macht ein Zeichen mit der Hand, daß er nicht ſchnupfe. Dieſer ſtumme Beſuch währte an zwei Stunden. Bailly ſteht endlich auf; Franklin thut ein Gleiches. Jener empfiehlt ſich mit einer Verbeugung; dieſer begleitet ihn zurück, drückt ihm mit herzlicher Freundlichkeit, wie er ihn empfangen, die Hand, und ſagt: Recht gut! — Recht gut! waren die einzigen Worte, die Bailly von Franklin vernommen hatte.

Ganz eigen bemerkte ich. Was ſagen ſie aber zu dem unwürdigen Urtheil, des Napoleon über ihren Oheim gefällt? Die abſprechende Art, mit der Ihr großer Mann fremde Größe ſich herabzuwürdigen erdreiſtet, hat mich empört. In Bailly's edler Natur weiß er nur Gimpelhaftes zu entdecken. So ganz Unrecht, erwiderte der Neffe, möchte er doch nicht haben. Was ihr Deutſchen euch unter Niais denkt, wie Napoleon La Fayette und meinen Oheim nannte, weis ich nicht beſtimmt; aber ich habe die innigſte Ueberzeugung, daß alles Volk wetterwendiſch, abergläubig, feig und vermeſſen, ſchwach und grauſam iſt. In allen Zeiten blieb es ſich gleich, ließ ſich von Tollhäuslern und Betrügern führen, opferte ſeine Befreier und Beſchützer auf, verachtete das Verdienſt und die Tugend und huldigte dem Unſinn und der Uebertreibung. Wer Freiheit und Recht durch das Volk zu begründen denkt, der iſt ein gutmüthiger Thor. Das wollte Napoleon ohne Zweifel ſagen, und ich gebe ihm ſelbſt gegen meinen verehrten Oheim Recht. Sein eigenes Leben und Schickſal zeugen gegen ihn. Da Sie verſicherten, Sie hören gern von ihm reden, ſo will ich Ihnen ſeine letzten Tage ſchildern; wie ſie unvergeßlich in dem Andenken ſeiner Verwandten leben.

Wenige Männer, ſelbſt in der franzöſiſchen Revolution, die doch wahrlich ſeltene Beyſpiele von raſchem Glückswechſel und unſteter Volkslaune aufzuweiſen hat, wurden durch das Vertrauen ihrer Mitbürger ſo hoch geehrt und geſtellt, und dann von dem Volke in ſeiner Wuth ſo ſchrecklich mißhandelt, wie Bailly. Er lebte ſtill und beſcheiden den Wiſſenſchaften, beſonders der Phyſik und Aſtronomie, in welchen Fächern er auch vorzügliche Werke geliefert hat, als der Strom der Revolution ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt ergriff, wie im Siegesgepränge auf ſeinen Fluthen trug, dann in den dunkeln Abgrund zog. Da Ludwig XVI. die Stände des Reichs verſammelte, um ſich mit denſelben über das Wohl des Volks, das ihm wahrhaft am Herzen lag, zu berathen, trat Bailly unter ihnen mit Auszeichnung auf. Er war der erſte, den ſein Diſtrikt zum Wähler, der erſte, den die Wähler ſelbſt zum Deputirten ernannten, der erſte Präſident der Nationalverſammlung und der erſte Mär von Paris. An dieſen bedeutenden Stellen zeigte er eben ſo viel Klugheit, als Mäßigung und Rechtlichkeit. Unter den ſchwierigſten und gefahrvollſten Verhältniſſen blieb er ſich gleich, beſonnen, einfach in ſeiner Lebensweiſe, muthig für das Gute, ſtandhaft in ſeinem Glauben, warmer Vertheidiger der Unſchuld und Gerechtigkeit, Freund der Unglücklichen und Wohlthäter der Nothleidenden. Bey den mannichfaltigen und wichtigen Dienſtgeſchäften, die ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahmen, ſchrieb er ſeine Abhandlung über die Gefangenen und ſeinen Bericht über die Hoſpitäler, Zeugen und Denkmäler ſeiner Menſchenliebe. Am Ziele ſeiner mühevollen Laufbahn, in der es ihm leicht geweſen wäre, ſich zu bereichern, hatte er den größten Theil ſeines eigenen Vermögens zugeſetzt. Uebrigens läßt ſich Bailly's Unglück leichter, als ſein Glück begreifen. Ein Mann von ſeiner Art, einfach, wahr, ſeinen Grundſätzen unwandelbar ergeben, von ſtrenger Redlichkeit, keiner Schmeicheley und keines Betrugs fähig, konnte am Hofe ſo wenig, als bey dem Volke ſich in Gunſt erhalten. Am wenigſten vertrug ſich ſeine Mäßigung mit der Leidenſchaftlichkeit der Zeit, die in wilder Haſt von einem Aeußerſten zum andern überſprang.

Baill'ys Fall begann mit der Flucht des Königs, auf der er zu Varennes angehalten und zurückgeführt worden iſt. Durch dieſe Begebenheit kam eine furchtbare Gährung in die Gemüther; das Vertrauen gegen den Monarchen ward ſehr geſchwächt, und den Beſchwerden und Anklagen ſeiner Feinde ein weites Feld gegeben. Die Conſtitutionellen, zu denen Bailly gehörte, bekamen einen harten Stand; ſie konnten, wenn ſie ehrlich waren, ſich nur mit dem Königthum erhalten, oder mußten mit ihm untergehen. Das war denn auch das Loos der Beſſern unter ihnen. Laut und allgemein erhob ſich ein immer wachſendes Geſchrei. Die Abſetzung des Königs ward hier verlangt, dort wollte man ihn förmlich angeklagt und gerichtet wiſſen. Geſuche wurden in dieſem Sinne aufgeſetzt und Unterſchriften für ſie geſammelt. Ein ſolches Geſuch fand ſich auf dem Vaterlandaltare aufgelegt, und die Bürger ſollten ſich auf dem Marsfelde verſammeln, um es zu unterzeichnen. Zwei Menſchen, die man für verdächtig hielt, wurden unter dem Vaterlandsaltare hervorgezogen, von dem erbitterten Volke ermordet und ihre Köpfe auf Piken in den

Straßen von Paris herumgetragen. Die Nationalverſammlung gab Befehl, die Ruheſtörer zu verfolgen und Ordnung zu erhalten. Drei Mitglieder der Municipalität werden mit einem Bataillon Nationalgarde auf das Marsfeld geſchickt. Statt Gehorſam findet dieſe Beleidigung und Hohn. Sogleich wird das Martialgeſetz verkündet und die rothe Fahne aufgeſteckt. Die ganze Municipalität, der Mär an ihrer Spitze, begiebt ſich, von einer zahlreichen Nationalgarde begleitet, nach dem Marsfelde. Dieſe wird mit einem Hagel von Steinen empfangen. Ein Piſtolenſchuß, der auf Bailly gerichtet war, ſtreckt einen Soldaten hinter ihm zu Boden. Da giebt der Commandant der Nationalgarde Befehl zu feuern. Vier und zwanzig Menſchen bleiben auf dem Platze, das Volk geht auseinander. Aber dieſer Tag koſtet dem Mär das Leben. Man ſucht den Haß des Volks gegen ihn aufzuregen; er wird als der Mörder der auf dem Marsfelde gefallenen Bürger dargeſtellt. Alle feindſelige Leidenſchaften zeigen ſich gegen ihn geſchäftig, und nur zu gut gelingt es ihnen, auf den, ſonſt ſo verehrten Mann den Haß der Menge zu laden. Ermüdet durch Geſchäfte, den Undank und das Alter, über die unerwartete, furchtbare Wendung der Revolutition beſtürzt, von düſtern Ahnungen gequält, gab er, zum zweitenmal zum Mär von Paris erwählt, im September 1791 dieſe Stelle auf. Sein Nachfolger war Petion, der jetzt der Abgott des Volks, ſpäter mit ſeinem Vorgänger ein gleiches Schickſal hatte. „Möge er, ſprach Bailly, von einem, ſchmerzlichen Vorgefühl ergriffen, beſſer, als ich, verwalten, und das Vaterland durch ihn glücklich werden!“

Bailly, in den Privatſtand zurückgekehrt, lebte auf dem Lande in der Gegend von Nantes. Da ſeine Ruhe hier geſtört ward, ſchrieb er an Laplace, einen der ausgezeichnetſten Gelehrten Frankreichs, ſpäter Pär, der zu Melun in ſtiller Einſamkeit lebte, ob er nicht in dieſer Stadt einen Zufluchtsort und Verborgenheit finden könne. Laplace erbot ſich, ſeine Wohnung mit ihm zu theilen, und Bailly war entſchloſſen, von dieſem freundſchaftlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Unterdeſſen war der verhängnißvolle 31. May gekommen, und die Parthei, die an ihm geſieget, führte die Schreckensregierung ein. Abtheilungen der Revolutionsarmee durchzogen das Land, und eine ſolche traf auch zu Melun ein. Bailly kommt, zur größten Beſtürzung ſeines Freundes, an. Dieſer iſt um ihn und zwar mit Recht beſorgt. Aber für den Verläumdeten und Verfolgten, den die ſpäteren Ereigniſſe mit Abſcheu erfullten, hatte das Daſeyn keine Reize mehr. „Was kann mir am Leben liegen, ſagte er zu Laplace, wenn ich das alles anſehe, was vorgeht? Und dann iſt es eins, ob ich hier oder anderswo ſterbe.“

Bailly war erkannt worden. Bey ſeinem Namen ſteht der Pöbel auf. Man ſchleppt ihn auf das Gemeindhaus, und obgleich die Municipalität ſeine Papiere in Ordnung fand und ihn in Freiheit ſetzte, ſo gab dieß die wüthende Menge doch nicht zu. Die Sache ward an den Ausſchuß der öffentlichen Sicherheit nach Paris berichtet, der den Gefangenen dahin zu bringen befahl. Er ward ins Gefängniß geworfen und vor das Revolutionsgericht geſtellt, das den Schuldloſen, als den Mörder ſeiner, auf dem Marsfelde gefallenen Mitbürger, zum Tode verdammte. Bailly's Vertheidigung, einfach, freimüthig und wahr, wie ſein Leben, hob jeden Zweifel an ſeiner Unſchuld, wenn man ernſtlich an ihr hätte zweifeln können. Aber darauf kam es in dieſer Zeit und vor dieſem Gerichte nicht an. Bailly geſtand aufrichtig, er ſey ein conſtitutioneller Royaliſt und der beſchwornen Verfaſſung treu. Dieſes Geſtändniß allein mußte ihm das Land koſten. Er verlor es, und zwar auf eine ſchreckliche, ſchauderhafte Weiſe, die den Menſchen tief unter dem Thiere zeigt.

Am Tage der Hinrichtung beſtieg Bailly die Hände auf den Rucken zuſammen gebunden den Henkerskarren. Eine von Wuth entbrannte Menge, welche die beliebten Tagsſchriftſteller durch giftige Verleumdungen aufgehetzt hatten, begleitete den Zug und ſtieß gegen den Verurtheilten die gräßlichſten Verwünſchungen aus. Die rothe Fahne, welche an jenem unſeligen Tage auf dem Schlachtfelde gewehet hatte, war hinten auf dem Karren befeſtigt. Im langſamen Zuge gieng es nun den weiten Weg von der Conciergerie nach dem Marsfelde. Der Regen fiel in Strömen vom Himmel, und es war fur die Jahrzeit (im October 1793) ungewöhnlich kalt. Bailly, faſt nackt dem Unwetter ausgeſetzt, von dem Hohngeſchrey des Volks begleitet, das ihm mit Koth warf und nach ihm ſchlug, von ſeinen Henkern gegen die wüthige Menge vertheidigt die den Zug aufhielt, um die Leiden des Unglücklichen zu verlängern, blieb ruhig, faſt heiter, und ließ auch nicht einen Laut von Klage hören. Nach einer Fahrt von anderthalb Stunden kam der Karren auf dem Richtplatz an. Bailly ſtieg herab; ſchon ſchleppt man ihn nach dem Blutgerüſte, da fällt es einem Tiger ein, der die übrigen an grauſamem Scharfſinn übertraf, die rothe Fahne erſt zu verbrennen. Man bringt Feuer, die Fahne wird angezündet, ein Ungeheuer ſchwingt ſie brennend Bailly ins Geſicht. Der Schmerz erpreßt ihm unwillig einen Schrey, und das Volk klatſcht lauten Beyfall. Zum zweitenmal nähert er ſich dem Schaffot. Einer aus dem Haufen ruft, es gezieme ſich nicht, den heiligen Boden des Bundesfeſtes — es war auf den Antrag Bailly's gefeiert worden — mit dem Blute eines ſolchen Böſewichts zu beſchmutzen. Lauter, tauſendſtimmiger Beyfall. Das Gerüſt wird abgebrochen, ſtückweis nach einem Graben an dem Ufer der Seine gebracht und wieder aufgeſchlagen; alles unter den Augen Bailly's, den man nöthigte zu Fuß zu folgen und das hölliſche Treiben mit anzuſehen. Da ſtand er nun, dem Geſpötte und den Mißhandlungen der Menge Preis gegeben, die ihm in das Geſicht ſpeiet, mit Steinen nach ihm wirft, ihn mit Stöcken ſchlägt. Der heftige Regen währte ununterbrochen fort. Bailly mit bloßem Kopfe hält drei entſetzlich lange Stunden alle dieſe Qualen aus. Der Unglückliche ſchauderte, von Regen triefend. Du zitterſt, Bailly? rief einer aus dem Volke ſpottend. Es iſt vor Froſt, mein Freund, antwortete er ruhig. Endlich unterlag die Natur, ſchwächer als ſein Muth. Er ſank erſchöpft ohne Bewußtſeyn nieder. Da er wieder zu ſich kam, erſuchte er ſeine Henker, die Hinrichtung zu beſchleunigen, mit der heitern Faſſung, als bitte er einen Freund um einen Liebesdienſt. Endlich wird ſein Wunſch erhört. Das Schaffot iſt über einem Haufen Unrath aufgeſchlagen. Bailly ſammelt ſeine letzte Kraft, beſteigt das Blutgerüſt, mit ſicherem feſten Schritte, und hält ſein Haupt dem Todesſtreiche entgegen. Er fällt. Jubelnder Beyfall erfüllt die Luft; es iſt, als biete das

Frohlocken der Hölle dem Himmel höhnend Trotz. Bailly zählte 57 Jahre. — Entſetzlich! rief ich. Das übertrifft alles, was man je von den Gräueln der Kanibalen hörte.

So iſt das Volk, mein Freund, fuhr Bailly fort; ſo war es, ſo wird es ohne Zweifel nach Jahrhunderten noch ſeyn. Wiſſen wir nicht, welches Loos den Edelſten der Menſchen geworden iſt? Denken wir an Phocion, Miltiades, Cenon, Themiſtokles, Sokrates, Ariſtides, Chriſtus, den ältern Scipio und die Grachen, an Cicero, und wie die lange Reihe der ausgezeichnetſten Männer heißen mag, die der Blödſinn oder die Wuth des dummen oder tollen Volks gemordet, eingekerkert, des Landes verwieſen oder gebrandmarkt hat! Wie endeten in unſerer Zeit die heldenmüthige Roland und ihr Gemahl, Vergniaud, Malesherbes, Genſonné, Quadet, Rabout, Coudarcet und ſo viele Männer, die hervorragten über ihr Zeitalter durch Geiſt, Verdienſt und Tugend?

Alle ſahen auch ihren Irrthum ein, die ihren Dienſt dieſem Götzen geweihet und auf ſeine Dankbarkeit gerechnet hatten. Selbſt Barbaroux, einer der ausgezeichnetſten Männer der Gironde, der zu dem 10ten Auguſt, welcher den wankenden Thron von Frankreich ſtürzte, mehr als irgend einer mitgewirkt, dieſer feurige Republikaner, ſchrieb am Ziele ſeiner Laufbahn, das er in einem Alter von 27 Jahren durch einen gewaltſamen Tod fand, folgende väterliche Ermahnung für ſeinen Sohn. „Gelangſt du je wieder zu dem Beſitze des Gütchens, des Erbtheils meiner Väter, deſſen man mich beraubt hat, dann baue es mit eigener Hand; nur da iſt das Glück zu finden. Das Volk verdient nicht, daß man ſich ihm ergiebt, denn es iſt undankbar. Ich habe die Franzoſen geſehen, geſtern voll Gefühl, heute das Blut der rechtlichſten Männer trinken. Wir müſſen unſers Gleichen durch das Beyſpiel unſerer Tugenden dienen; wenn ſie leiden dann muß man ihnen zu helfen ſuchen. Aber ein ſittenloſes Volk zur Freiheit führen wollen, ein Volk das Gott läſtert und Marat anbetet, das iſt die abgeſchmackteſte aller Thorheiten. Dieſer Pöbel iſt ſo wenig für eine philoſophiſche Regierung gemacht, als die neapolitaniſchen Lazzaroni und die Antropophagen im Amerika. Baue der Freiheit einen Altar in deinem Hauſe, ſey ein ehrlicher Mann, pflüge das Feld, das dich nährt und beſchäftige dich ein wenig mit den Wiſſenſchaften, die dich zu Gott erheben. Das iſt meine ganze Lehre, mein Sohn! Lebſt du noch, dann empfange die ganze zärtliche Umarmung deines Vaters.“

Der Schmerz, ſagt ihr iſt ungerecht. Das iſt er; meint ihr aber, daß die Schmeicheleien des Ehrgeizes und der Habſucht der Wahrheit näher ſeyen? Das Volk hat ſeine Höflinge wie die Fürſten, und ſie vergiften die Entſchlüſſe jenes wie dieſer.

Wir können dieſe Anſicht nicht beſtreiten, weil ſie eine wenigſtens einſeitige Wahrheit enthält, müſſen aber das geiſtreiche Gleichniß am Schluß fortſetzen und behaupten: zwar haben die Völker wie die Fürſten ihre Hofcavaliere, die ſie zum Böſen verführen; aber es iſt in ihnen auch wie in jenen ein urſprünglich guter Geiſt und Wille, an dem der Glaube niemals wanken darf. Hierüber dürfen gefallene Demagogen unſer Urtheil ſo wenig mißleiten, als gefallene Miniſter. Sie haſſen, weil ſie gelitten haben, und nehmen die Miene der Verachtung an, weil ſie nicht herrſchen können. Wer noch kämpft, einer Macht gegenüberſteht, darf ſie niemals verachten, denn keine Macht in der Welt iſt verächtlich. Wer beſiegt iſt, darf am allerwenigſten den Sieger verachten. Nur dem Sieger mag die Verachtung ziemen. Es iſt lächerlich, wenn ein Bailly oder Barbaroux das Volk zu verachten vorgiebt. Das durfte nur Napoleon, der es zu ſeinen Füßen ſah.

Literatur.

Voß und die Symbolik. Eine Betrachtung von Dr. Wolfgang Menzel. Stuttgard, Metzler 1825.

Veranlaſſung zu dieſer kleinen Streitſchrift hat Voſſens Antiſymbolik gegeben, in welcher Voß Creuzern auf eine durchaus unwürdige Weiſe angegriffen hat. Statt ſich auf eine wiſſenſchaftliche Kritik der Creuzerſchen Symbolik zu beſchränken, und mit der Ruhe, welche einem für Wiſſenſchaft und ihre Wahrheit kämpfenden Mann geziemt, wenn auch mit eiſerner Strenge jeden Irrthum im Einzelnen, wie den Grundirrthum etwa der ganzen Creuzeriſchen Lehre aufzudecken, verdächtigt er auf die ſchmutzigſte, pöbelhafteſte Art den Charakter Creuzers, ſpöttelt über deſſen äußere Perſonlichkeit, kurz übt eine höchſt abgenutzte Demagogik, zuerſt die Stimmung gegen den Mann zu gewinnen, um ſomit auch ſeine Lehre in einem ſchlechten Lichte erſcheinen zu laſſen. Daß Creuzer auf ſolches Verfahren nicht geantwortet hat, iſt eben ſo Recht, als daß ein außer dem Partheikampf ſtehender, wie der Verfaſſer gegenwärtiger Betrachtung, es an den Pranger geſtellt und gegeißelt hat. Im Grunde hat ſich in dieſem Angriff Voſſens auf Creuzer nur ein Ausſpruch bewährt, den Jean Paul ſchon vor 26 Jahren in ſeinen Briefen und bevorſtehendem Lebenslauf gethan, daß nämlich „von jeher keine Hähne ſo erbittert gekämpft hätten, als die humaniſtiſchen (gleich den engliſchen Streithähnen) mit Federmeſſern bewaffneten.“ Aber in Voſſens Antiſymbolik hat die öffentliche Ehrabſchneidung und die Kunſt, moraliſche Todſchläge zu bewerkſtelligen, den Gipfel erreicht und ſie mußten die heftigſte Indignation erregen, wie ſie in obgenannter Betrachtung aufs Bitterſte ſich ausſpricht. In derſelben wird nun außerdem noch nachgewieſen, daß über der Poiſſardenwuth, die in der Antiſymbolik herrſcht, ihr eigentlicher Zweck, Creuzers ſymboliſches Syſtem in ſeinem Prinzip zu erſchüttern gar nicht, ja nicht einmal das erreicht worden, was allerdings wichtig wäre, die unwiſſenſchaftliche Methode Creuzers in Behandlung ſeines Gegenſtandes, genügend darzuſtellen. Nur einzelne Irrthümer, in die noch jeder Gelehrte, auch Voß in ſeinen gelehrten Arbeiten gefallen iſt, werden Creuzern in der Antiſymbolik aufgedeckt, wovon der Nutzen ohne das beigefügte Zetergeſchrei nur einleuchtender ſeyn würde. Das letztere aber verräth eine partheiſüchtige Rechthaberei, welche der Wahrheit überall und immer mehr geſchadet als geholfen hat. Wir würden eben deshalb gewünſcht haben, daß auch die Betrachtung weniger eine polemiſche Schrift wäre, welche zu ſeyn ſie ſelbſt offen bekennt. Unumgänglich mußte ſie es freilich gegen Voſſens pöbelhaftes Verfahren ſeyn, das überdieß überhand zu nehmen und Mode zu werden droht und wodurch die Gelehrten ſich ſelbſt mehr in der öffentlichen Meinung herabſetzen, als durch andere Verhältniſſe der Zeit ſchon geſchieht. So ſieht man z. B. einen Friedr. Chriſtoph Schloſſer mit Bedauern gegen Herrn Ottfried Müller eine durchaus Voſſiſche Taktik gebrauchen. Herr Geheime Hofrath Schloſſer ſcheut ſich nämlich im Eingang einer Kritik der O. Müllerſchen Dorier nicht, ihrem Verfaſſer den Vorwurf zu machen, er habe bei ſeinem erſten literariſchen Auftreten keinen andern Zweck gehabt, als Aufſehen zu erregen und dadurch zu Ehre, Anſtellung und Geld zu kommen. Würde nicht, wenn dieſe gemeine Abſicht wirklich vorhanden geweſen, eine gründliche Kritik ſeiner Schriften Herren Müllers Untüchtigkeit aufgedeckt und ſeine ſchlechte Abſicht beſſer als durch unbeweisbare Schmähungen vereitelt haben? — Eine ſcharfe Züchtigung des Voſſiſchen Verfahrens ſcheint alſo ganz an der Zeit zu ſeyn und ſie durfte um ſo weniger unterlaſſen werden, als Voß einer Anerkennung genießt, die er doch wohl anderen, redlicheren Beſtrebungen und tüchtigeren Leiſtungen, als ſeine neueſten ſind, verdankt. Dieſe werden, ſofern ſie ſich auf Förderung philologiſcher Kenntniſſe beziehen, immer mit Dank anerkannt werden müſſen, wenn daraus auch nicht gefolgert werden darf, als ſey er in Behandlung der Alterthumswiſſenſchaft, in der Art die Klaſſiker zu verdeutſchen, höchſte Regel und Richtſchnur, über die hinaus nichts mehr geleiſtet werden könnte. Wenn er dafür, wie es allerdings kaum zu bezweifeln iſt, ſtreitet, ſo iſt es allerdings Recht, daß er bekämpft werde. Auch das geſchieht in der Betrachtung. Allein eben hierin ſcheint uns dieſelbe von dem einmal angeſtimmten, polemiſchen Ton verleitet, zu weit zu gehen. Wir erkennen in Voſſens Gegenſtreben gegen die, ihm über den Kopf gewachſene, neuere Schule in Wiſſenſchaft und Kunſt, nichts weiter, als das Beharren jeder älteren Generation gegen die jüngere und die verzeihliche Verirrung, daß alles, was in einer gewiſſen, früheren Periode als Entwicklungsſtufe zu erſtreben und auszubilden Recht war, für alle Folgezeit gelten ſolle. So wenig wir alſo *mit* dem Verfaſſer der Betrachtung von der alleinigen Vortrefflichkeit alter Klaſſizität in Wiſſenſchaft und Kunſt überzeugt ſind, und ſo ſehr wir ihm darin beiſtimmen, daß Voſſiſches und ihm verwandtes Helleniſiren freier, eigenthümlicher Geiſtesregung ungünſtig, ja ſelbſt darin, daß Voſſiſche Poeſie höchſt mittelmäßig und gekünſtelt ſey, ſo wenig können wir doch auch in dem mehr witzigen als wahren Urtheil, in Voß ſey eine Incarnation der *Antipoeſie* zu Stande gekommen, eine genügende Erklärung des neueſten, geſchweige alles Voſſiſchen Strebens finden.

Miszellen.

Dem ſonderbaren, immer neu ſich gebährenden Beſtreben der Menſchen, grade das zum Gegenſtand ihrer Forſchungen zu machen, was zu ergründen am unwahrſcheinlichſten iſt, verdanken wir eine Unterſuchung über *das Klima vor der Sündfluth*. Sie wird in einem Aufſatze des Februar- und Märzheftes von 1825 der Annals of philosophs mitgetheilt: Das Reſultat der Unterſuchung iſt, daß über die antediluvianiſche Welt eine durchaus gleichmäßige Temperatur und zwar von ſo hoher Wärme verbreitet geweſen ſey, daß alle Pflanzen und Gethiere überall und neben einander gedeihen und leben konnten, während ſie jetzt in verſchiedene Himmelsſtriche vertheilt ſind. Was durch dieſe Hypotheſe erklärt werden ſoll, muß dieſe ſelbſt erklären, die bekannte Thatſache nämlich, daß man im höchſten Norden Gerippe und Knochen, ſo wie vergrabene Bäume und Pflanzen gefunden, die nur den Thieren und der Vegetation der ſüdlichſten Gegenden angehört haben können. Um aber nicht der älteren Hypotheſe von Umbildungsepochen der Erde anheim zu fallen, nimmt der Verfaſſer eine vom Mittelpunkt unſeres Planeten ausſtrömende Erdwärme an, die alles gleichmäßig durchdrungen habe und das Klima vom ungleichen Einfluß der Sonne unabhängig gemacht habe. Von dieſer Gleichmäßigkeit der Temperatur läßt er denn auch das gleichmäßigere und alſo wohl auch glücklichere Befinden der antediluvianiſchen Menſchen abhangen. Was aber auch der Erfinder dieſer neuen Hypotheſe aus derſelben noch folgern und zu ihrer Beglaubigung aus dem ganzen Gebiet der Naturkunde zuſammentragen mag. eins hat er dabei überſehen, daß nämlich die Sonne neben der Erdwärme auch ihre Kraft geübt haben und daß alſo dennoch eine Verſchiedenheit der Temperatur erzeugt worden ſeyn muß. die alſo wiederum, wenn auch nicht ſo grell verſchiedene Klimate, Vegetation ꝛc. zur Folge gehabt haben dürfte.

Sonſt mag die Hypotheſe von der ehemaligen größeren Erdwärme, denn daß ſie jetzt ganz verſchwunden ſey wird nicht behauptet, wohl dazu dienen, die Sagen von der ehemaligen, üppigeren Vegetation des Nordens, z. B. Islands und Grönlands, zu erklären.

— Einem Reiſenden, der durch Baireuth kam, erzählte Jean Paul, daß ihm jährlich von einem Emmenthaler Bauer ein gewaltiger Schweizerkäſe zugeſchickt würde, weil dieſer Bauer ſich gedrungen fühle, ihm ſo gut er könne, den Dank an den Tag zu legen, zu welchem er ſich ihm für die Freude und die Erhebung verpflichtet fühle, die ihm die Leſung der Jean-Pauliſchen Werke täglich gewähre. Und dieſer Käſe, fügte Jean Paul hinzu, erfreue ihn mehr, als die gläſernen Pokale. welche ihm von äſthetiſchen und andern Klubbs überſendet würden und meiſt zerbrochen ankämen. — Außer dieſer Käſeanekdote brachte derſelbe Reiſende noch die Nachricht mit, daß Jean Paul die Umarbeitung ſeines Kampanerthals aufgegeben habe, dagegen mit einem eigenen, neuen Werk umgehe, in welchem ſeine Ideen über die Unſterblichkeit der Seele niedergelegt werden ſollen. Es beſchäftigt ihn dieſes Werk Tag und Nacht und es läßt ſich erwarten, daß von einem Mann. wie Jean Paul, deſſen Werke alle von der unſterblichen Seele empfangen und erfüllt ſind, dieſer Gegenſtand ſo tief erfaßt und ſo reich dargeſtellt werden wird, wie es unter den Lebenden nur ihm gegeben iſt.

(Aus dem Anekdoten-Tagebuch der Frau von Campan von Maigne, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Fr. Ritter. Stuttgard bey Fr. Frankh 1825.)

— Herr D., öffentlicher Sachwalter, ſpielte den Ultra und lebte auf einem vertrauten Fuße mit Herrn M. einem Liberalen. einſt ſpeiſten ſie zuſammen und unterhielten ſich von politiſchen Gegenſtänden, wobey jeder ſein angenommenes Syſtem vertheidigte. Nachdem ſie ſich lange herumgeſtritten hatten, ſagte endlich Herr M. der Liberale. Weil ich dich durch die Gewalt der Sache und durch die Vernunft nicht zu überzeugen vermag, und du eine längſt vergangene Zeit hartnäckig gegen die jetzige in Schutz nimmſt, ſo will ich wieder mit meinem Grafentitel vor dir auftreten, welcher bis ins Jahr 1400 hinaufreicht. So oft du mich wieder beſuchſt, werde ich dir dein Gedeck in der Bedientenſtube anweiſen, wo du hingehörſt, weil ſich nach deinen Grundſätzen, meine Ehre beleidigt finden muß, mit dir an Einem Tiſche zu ſpeiſen. Ich werde wieder der Herr Graf ſeyn, weil ich und meine Vorfahren im königlichen Wagen gefahren ſind, du aber der Herr Sachwalter, wirſt mit gekrümmtem Rücken vor mir erſcheinen und nur dann vorgelaſſen werden, wenn du eine Zeitlang im Vorzimmer geſtanden haſt.

Laßt uns jetzt aber ernſthaft von der Sache ſprechen. Aus Edelmuth und aus reiner Hingebung entzog ich mich den größten Anreizungen des Stolzes und der Eigenliebe, welche alle Menſchen beſitzen, weil meine Vernunft mir dieſes Opfer gebot. Wer ſollte von der Vernunft Gebrauch machen? Du und die ganze Klaſſe der Nichtadeligen! Wenn du an deiner Meinung hängſt, ſo mußt du Gründe dafür haben. Die Meinigen kennſt du, ich verliere und du gewinnſt; du mußt etwas Vorgedachtes in deine Handlungen legen.

Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter.

V. Göthe.

(Fortſetzung.)

An die Periode Werthers, die wir theils der Zeit, theils dem dichteriſchen Charakter nach von andern Entfaltungsperioden des göthiſchen Talentes unterſcheiden, knüpfen wir natürlich auch eine Menge gleichzeitiger und gleichartiger lyriſcher Gedichte. Wir ſehn uns überhaupt genöthigt, die ſo mannigfaltigen kleinen Gedichte Göthes ihrem Inhalt gemäß den verſchiedenen großen Sphären ſeiner Kunſt unterzuordnen. Hier geben uns alſo zunächſt ſeine Liebeslieder und Romanzen, namentlich aus der frühern Zeit an. Auf eine Zergliederung im einzelnen dürfen wir uns zwar des Raumes wegen, da wir noch ein gar großes Feld vor uns haben, keineswegs einlaſſen, hoffen aber, da jene Gedichte allen Leſern hinlänglich bekannt ſind, auch ſchon mit einem allgemeinen Urtheil befriedigen zu können. Vieles wird daran ſchon durch die natürliche Zuſammenſtellung mit Werther und ſeinem Kreiſe zu erklären ſeyn. Wer ſollte nicht in ſo manchem der frühern Gedichte die Sentimentalität des jungen Werther und wieder in andern die Leichtfertigkeit jener oben charakteriſirten Dramen erkennen? Ueberhaupt aber ſehen wir vollkommen ein und denſelben Liebhaber und ſeine Umgebung, wie ſie in Werther, Clavigo, Stella ſich im Großen und Ganzen geben, in den kleinen Gedichten nur näher, beſonders und im Kleinen uns vor Augen gerückt.

Dieß gilt indeß nicht von allen. Von jenen mehr auf Individualität und Umgebungen bezüglichen Liebesliedern und Gelegenheitsgedichten unterſcheiden wir eine Anzahl der lieblichſten Lieder und Romanzen, die in einem allgemeinen Sinne gelten können, und reine Pulsſchläge jenes großen empfindungsvollen Herzen ſcheinen, das in der lyriſchen Poeſie der Deutſchen ſeit der alten Minnezeit warm und lebendig fortgeglüht. Sie ſcheinen in den lyriſchen Geiſt der Nation verwachſen, organiſch aus ihm hervorgetrieben, ſo wie jene Gelegenheitsgedichte ausſchließlich individuel ſind. Sie ſind daher auch äußerlich den alten deutſchen Volksdichtungen eben ſo verwandt, als jene dem Werther und ſeinem Kreiſe. So ſind das Heidenröslein, der Fiſcher, der Erlkönig, des Schäfers Klagelied, der König in Thule ꝛc. wirkliche Nachbildungen ächter alter Volkslieder und viele andere ſind noch glücklicher nur von dem Geiſt der alten Volks- und Minnepoeſie durchdrungen.

Wir haben oben Anlaß gefunden das Plagium zu rechtfertigen und dem Dichter unſere vollkommene Bewunderung zu zollen. Wir können dieſe hier nur näher motiviren. Was uns Göthe wirklich als Reminiscenz aus der alten Volkspoeſie wieder giebt, iſt im Verhältniß zu dem was ihm ſelber eigen iſt, nur wenig, aber ganz an ſeiner Stelle, denn es dient gerade durch die Hinweiſung auf die ältere deutſche Volkspoeſie, den wahren Werth ſeiner eigenen lyriſchen Gedichte hervorzuheben. Warum er übrigens ſeine Quellen nicht genannt und was ſchon im Volksgedicht vortrefflich war, oft ohne Noth und nicht einmal mit Glück moderniſirt, iſt freilich nicht abzuſehen. Indem wir übrigens den meiſten dieſer Gedichte das Lob der Vortrefflichkeit an ſich nicht verſagen können, erheben wir doch den Dichter noch höher, wenn wir erkennen, daß ſie mit dem Zauber der verloren gegangenen Poeſie unſeres Volkes wirken, daß in ihnen die deutſche Natur, das deutſche Gemüth mitten unter den Bedingungen der fortgeſchrittenen Kultur ſiegreich ihr altes Recht behaupten. Den größten Ruhm hat aber Göthe dadurch erworben, daß er als lyriſcher Dichter uns zuerſt wieder von der Unnatur und Undeutſchheit befreit. Selbſt wenn wir dabey den Einfluß des großen Herder nicht verkennen dürfen, bleibt was Göthe für die lyriſche Poeſie praktiſch gethan, noch höchſt überraſchend.

Wie wir aber dieſe bewundernswürdige Poeſie mit ſo vielen nichtswürdigen Produkten desſelben Dichters zuſammen zu reimen haben, wird ſich unſchwer darthun laſſen. Auch die reichſte, mannigfaltigſte, wandelbarſte Dichterwelt iſt es noch immer weniger als die kleine Welt, die du mit einer Hand bedecken kannſt. Wer wollte das Herz eines Dichters einſeitig nach Neigungen wie in Werther, Stella beurtheilen. Neben dieſen haben wohl noch viele zarte, ja heilige Empfindungen Platz. Nur verlange man ſie nicht allein vorherrſchend und nicht auf die Dauer. Nur verwechsle man nicht des beweglichen Herzens leichte Regung, die flüchtige Empfindung mit einer dauernden Geſinnung, einem feſten Charakter, die blaue Wolke nicht, die wechſelnd ſich färbt, mit dem blauen, tiefen Himmel. Edle reine Gefühle drängen ſich wohl jedem von ſelbſt auf. Einem Genußſüchtigen ſind ſie Genuß; er findet eine Wolluſt der Tugend, wie eine der Thränen. Einem Virtuoſen, der alle Töne der Menſchenbruſt bewältigen will, ſind ſie unentbehrlich. Wir glauben alles zu befriedigen, wenn wir zugeben, daß ſie an ſich rein und edel ſind, daß ſie der Dichter nicht erkünſtelt, daß ſie ihm von ſelbſt gekommen, daß ſie ihn veredelt oder das Edelſte ſeiner Natur auf Augenblicke zur Herrſchaft gebracht haben; aber es ſind eben nur Empfindungen des Augenblicks geweſen und Göthe war nicht im Stande, ſie feſtzuhalten, ihren Geiſt über ſeine ganze Welt auszugießen. Artig iſt das offene Kindesgeſicht unter den Masken, aber das Spiel im Ganzen bleibt die Hauptſache. In Göthes Zauberſpiegel mußte ſich ein edles menſchliches Gefühl ſo rein und natürlich zeigen, wie alles, was er darin auffaßte; er faßte jedoch das Edle nur gelegentlich auf, er hatte nur edle und große Gefühle des Augenblicks, konnte ſich nur lyriſch erheben, war nicht von ſelbſt und immer erhaben. Wenn wir zugeben, daß ſein Talent der hellſte Spiegel war, ſo finden wir doch leider, daß die Welt und der Charakter, die ſich darin abſpiegelten, nichts Erhabenes, Ideales an ſich tragen. Die Kraft ſich dieſe zu ſchaffen, war ihm mit dem Genius verſagt.

Wir werfen noch einen Blick auf die ganze Periode Werthers zurück. In ihr erſcheint der Dichter weſentlich lyriſch, Seine Individualität und ſeine Empfindungen des Augenblicks herrſchen vor. Er ſelbſt ſteht vor dem Spiegel ſeiner Kunſt. Wie aber ſeine Individualität im Leben ſelbſt dem Zeitgeiſt gehuldigt, um die Früchte deſſelben zu genießen, ſo ſeine Dichtung des Geltens, des Ruhms wegen, wenn wir auch gradezu annehmen, daß bewußtloſer Naturtrieb und keine Abſicht dabey thätig geweſen. Wenn kein Dichter den Einfluſſen ſeiner Zeit ſich zu entziehn vermag, ſelbſt nicht der ideale, der wie z. B. Schiller in der Mitte ſeiner Welt eine neue ſchafft, ſo war noch überdem Göthes Natur weſentlich dazu berufen, die vorübergehenden Eindrücke der Zeit in ſich aufzunehmen, den Schaum jeder Lebenswelle abzuſchöpfen. So ſchäumt und perlt jene große Thränenwelle deutſcher Sentimentalität, die anhub mit der Schäferpoeſie, in Göthes Werther auf ihrem Gipfelpunkt und ſenkt ſich dann matt mit den Familienromanen Lafontaines wieder in den Letheſtrom. So iſt auch wieder nirgends von der Kothwelle franzöſiſcher Frivolität, die damals über Deutſchland ſich gewälzt, der fette bunte Schaum ſo kunſtreich abgeſchöpft worden, als in Göthes Mitſchuldigen und der Stella. Ein Zeitalter aber, das überhaupt ſo viele Zeit zu lieben hatte, da Göthes Jugendjahre bekanntlich in den langen Frieden nach dem ſiebenjährigen Kriege fallen, mußte den Dichter hinlänglich ermuthigen, das Publikum mit ſeinen Liebſchaften, mit den naiven und koketten Reizen ſeines Herzens zu behelligen. Mit ſeinen lyriſchen Gedichten brach Göthe durchaus eine neue Bahn. Die Anregung dazu war theils eine äußre, theils eine innere. War das bergmänniſche Beſtreben Müllers und Bodmers, mit Hammer und Hacke den Berg des Mittelalters aufzuſchließen und die Poeſie aus dem Zauberſchlaf zu wecken, gleich anfangs vergeblich geweſen, ſo war es doch dem kindlichen Gemüth Herders gelungen, unter Blumen ſpielend die Springwurzel zu finden, die ihm den verborgenen Königsſaal aufgeſchloſſen. Göthe fand das Thor offen und bot ſich raſch und keck wie immer der erwachten Poeſie als erſter Liebhaber an, ſo daß ſie ihn ſelbſt eine Zeitlang für den Pygmalion zu halten ſchien. Doch davon abgeſehn, ſoll uns weit mehr ein inneres Motiv gelten, dem wir die herrlichſten Göthiſchen Lieder verdanken. Das innerſte Weſen der Götheſchen Poeſie war das Talent, und ſie mußte überall vortrefflich ſeyn, wann es nur der Gegenſtand war, auf den er dieſes Talent anwandte. In ſeinen größern Werken wird die Virtuoſität und Zaubergewalt dieſes Talentes durch die Erbärmlichkeit des Gegenſtandes geſchwächt oder vernichtet; in ſeinen Gedichten ſind die Gegenſtände einfacher, reiner und edler, darum wirkt auch hier die Macht des Talentes ungetrübt.

(Fortſetzung folgt.)

Historiſche Notizen über das Tabakrauchen.

(Taſchenbuch für Tabaksraucher. Tübingen, bey Oſiander 18-5.)

Da kein Jean Paul oder keine Pariſer Dame der Welt im Ernſt wird zumuthen wollen, inner der erſten hundert Jahre ſich die garſtige Sitte des Tabakrauchens abzugewöhnen, ſo werden ſie und wir mit dem Verfaſſer des obigen Werkchens wenigſtens wünſchen, daß jeder Raucher die Fälle vermeide, da er durch Unmäßigkeit oder ſchlechte Materialien ſeine Geſundheit vergiften könnte. Der Verfaſſer giebt ausführliche Lehren über die Bearbeitung und Güte oder Schlechtigkeit des Tabaks und der dazu gehörigen Geräthſchaften, ſo wie diätetiſche Regeln. Das kleine Buch koſtet nicht mehr als etwa ſechs Batzen und wird vielen Rauchern nützlich und willkommen ſeyn. Es beginnt mit einer kurzen Geſchichte des Tabaks wie folgt:

Der Tabak, vor dreyhundert Jahren noch von keinem Menſchen in Europa gekannt, macht jetzt einen der erſten ſinnlichen Genüſſe aller Männer und einen der allergangbarſten Handelsartikel aus. Zwar wurde der erſte Tabak ſchon im fünfzehnten Jahrhundert aus Weſtindien nach Europa gebracht; an das Rauchen dieſes Krauts dachten die Europäer noch nicht. Indeſſen gab der ſpaniſche Mönch Romana Pano, den Columbus bey ſeiner zweiten Rückreiſe aus Amerika in St Domingo ließ, im Jahr 1496 ſchon Nachricht von der ſonderbaren Gewohnheit der Inſulaner, dieſes Kraut, welches ſie Cohoba, Cohobba und Goli nannten, aus zweyzackigten Pfeifen zu rauchen.

welche in ihrer Sprache Tabacos hießen. Von dieſen Pfeifen gaben die Spanier hernach dem Kraute ſelbſt den Namen Taback. Auch auf dem feſten Lande von Amerika herrſchte bey den Einwohnern derſelbe Gebrauch, wer weiß wie lange ſchon. Das Kraut wurde da Petum genant.

Spanier und Portugieſen brachten in der Folge dieſe Pflanze öfter nach Europa mit. Im Jahr 1559 kam der erſte Tabacksſaamen nach Portugal; und im Jahr 1560 nahm Jean Nicot, franzöſiſcher Geſandter am portugieſiſchen Hofe, die erſten Tabakspflanzen und Tabaksſaamen mit nach Frankreich. Er überreichte ſie der Königin Catharina von Medicis als ein Geſchenk; und eben daher entſtanden in Frankreich für den Taback die Benennungen Herbe Nicotiane, Herbe d'ambassade, Herbe à la Reine. Der allgemeine botaniſche Name Nicotiana hat davon ebenfalls ſeinen Urſprung.

Die Engländer lernten den Tabak erſt im Jahr 1585 kennen; die Türken im Jahr 1605. Nach Zittau brachten im Jahr 1620 einige Compagnien Engländer die Gewohnheit des Tabackrauchens, nach andern Theilen Sachſens brachten es im Jahr 1631 die Schweden. Immer mehr Menſchen gewöhnten ſich nach und nach das Tabackrauchen an. In Städten kamen ſie oft des Rauchens wegen in eigenen Häuſern zuſammen, welche Tabackshäuſer oder Tabagien genannt wurden, das war hauptſächlich in Frankreich und England, aber auch in Deutſchland der Fall.

Eine lange Reihe von Jahren hindurch hielt man das Tabakrauchen in Europa für eine Art von Liederlichkeit, der nur ſchlechte gemeine Menſchen nachhiengen. Man glaubte die Geſundheit gienge dadurch verloren; zugleich beklagte man es ſehr, daß ſo mancher ſchöne Acker durch den Anbau dieſes verderblichen Krauts gemißbraucht würde. Deswegen erſchienen in mehreren Ländern harte Verordnungen und Verbote dagegen. König Jakob I. von England legte im Jahr 1604 auf jedes Pfund Taback eine Steuer von ſechs Schillingen und zehen Stübern. Väter enterbten ihre Söhne, wenn dieſe ſich auf das Tabacksrauchen gelegt hatten. Zu Conſtatinopel ſuchte man im Jahr 1610 das Tabackrauchen dadurch lächerlich zu machen, daß ein

Türke mit einer Pfeiſe, die ihm durch die Naſe geſtoßen war, über die Straßen geführt wurde. Michael Federowitſch, Großfürſt von Moskau, verbot im Jahr 1634 den Taback bey Todesſtrafe, und zwar hauptſächlich wegen der dadurch ſchon entſtandenen Feuerſchäden. Papſt Urban VIII. that im Jahr 1624 alle diejenigen in den Bann, welche Taback mit in die Kirche nahmen. In Rußland war noch kurz vor der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts das Rauchen bey Verluſt der Naſe verboten.

In der Schweiz fiengen die Menſchen das Tabackrauchen ſpäter an, als in andern europäiſchen Ländern. Als zu Appenzell im Jahr 1653 einige Menſchen auf der Straße Taback rauchten, da gab dieß ein ſolches Aufſehen, daß die Kinder hinter ihnen herliefen. Der Rath ließ deswegen die Raucher vorladen und beſtrafen; den Gaſtwirthen aber wurde befohlen, alle diejenigen anzuzeigen, welche bey ihnen rauchen würden. Zu Bern wurde im Jahr 1661 nicht blos eine ſtrenge Verordnung gegen den Taback gemacht, ſondern auch ein eigenes Tabacksgericht ernannt, welches ſich hundert Jahre lang erhielt. Zu Glarus wurde im Jahr 1670, und noch mehrere Jahre nachher, das Tabackrauchen mit einer Krone Gold beſtraft. In mehreren Ländern eiferten auch die Prediger auf der Kanzel gegen das Tabackrauchen und ſtellten dieſe Gewohnheit als eine ſchwere Sünde dar.

Nach und nach löſte ſich in den verſchiedenen europäiſchen Ländern, in dem einen früher, in dem andern ſpäter, die Strafwürdigkeit des Tabackrauchens immer mehr auf. Regierungen nahmen mildere Grundſätze dagegen an, beſonders als ſie einſahen, wie ſehr ihre Einkünfte dabey gewinnen konnten. Schon Carl I. von England ſpannte deswegen gegen das Verbot des Tabackrauchens viel gelindere Saiten auf. Im Jahr 1637 wurde ein beſonderes Collegium errichtet, um im Namen des Königs Erlaubnißſcheine zum Verkauf des Tabacks im Kleinen zu ertheilen. Im Jahr 1652 unterſagte das engliſche Parlament zwar den Tabacksbau; den Tabackshandel aber gab es frey. — So vermehrte ſich die Einfuhr des Tabacks aus Indien und Amerika bald ungeheuer. Schon in den Jahren 1744 und 1746 wurden jährlich 40 Millionen Pfund Taback, aus den amerikaniſchen Plantagen nach England geführt, welches davon 7 Millionen für ſich behielt, mit den übrigen Millionen aber nach andern Ländern handelte. Blos an Zöllen brachte ihm dieſer Handel eine Million Pfund Sterling (gegen eilf Millionen Gulden) ein. So kam es endlich dahin, daß man den Tabacksverbrauch, ſtatt ihn zu verbieten, auf alle Art begünſtigte. Das war wohl kein Wunder mehr, wenn man bedenkt, daß z. B. der König von Spanien jährlich über ſieben Millionen und 300,000 Thaler, der König von Frankreich gegen neun Millionen Livres jährlich aus dem Taback bezogen. Daß ſich nun auch der Tabacksbau und die Tabacksmanufakturen (in welchen letzteren die Tabacksblätter für den Gebrauch zubereitet werden) ſehr vermehrten, kann man leicht denken. Vorzüglich berühmt wurden die holländiſchen Manufakturen, z. B. die Amersforter. Aber auch Deutſche kamen in Flor, z. B. die Frankfurter, Nürnberger, Hamburger, Bremer, Leipziger, Caſſeler, Osnabrücker ꝛc. Manufakturiſten, welche es verſtanden, ſelbſt einheimiſche Tabacksblätter gut zuzubereiten, ſo daß ein angenehmer geſunder Taback daraus entſtand, ſind in wenigen Jahren reich geworden.

Dem Schnupftaback gieng es ebenſo, wie dem Rauchtaback, Denn auch die Einführung des Schnupftabacks ſuchte man auf alle Weiſe zu verhindern; und doch halfen alle Verbote und Strafen dagegen nichts. Bey den Spaniern ſoll der Gebrauch, Taback in Pulverform zu ſchnupfen, zuerſt aufgekommen ſeyn. Von ihnen lernten es die Italiener zuerſt, hernach auch die übrigen europäiſchen Völker.

Ueber Ludwig Tieck's Stellung zur deutſchen Literatur u. ſ. w.

(Fortſetzung.)

Als das Chriſtenthum ſiegreich bey den alten Griechen und Römern eingedrungen, verdrängte es, nächſt der alten Götterlehre, zuerſt jene Kunſt und Poeſie, welche wir die klaſſiſche nennen. Und, in der That, hier war weder Vermittlung noch allmähliger Uebergang möglich. So tief in ſich ſelbſt zerfallene Völker bedurften einer Auferbauung von innen heraus und conſequent einer von Grund aus verſchiedenen Geſtaltung ihrer Exiſtenz; wie durch und durch morſche Schiffe durchaus keine Reparatur mehr annehmen. Fortan waren die Götterbilder Götzen, die alte Poeſie ein glänzendes Irrlicht, aus dem Sumpfe des Heidenthumes aufgeſtiegen und dahin zurücklockend.

Unter den Völkern, deren Leben durch Religionsänderung erſchüttert ward, hat ſich unmittelbar hernach, meiſtens dieſelbe nachtheilige Wirkung auf ſchöne Kunſt und Poeſie geäuſſert, wie bey den Griechen und Römern. Denn Kunſt und Poeſie ſind zwar für jedes Volksleben der Blüthenduft, in den das ganze Gewächs ſeine Kräfte und Säfte ergießen ſoll: allein dieſer wird erſt dann von ihm ausgeathmet, wenn es ſelbſt in allen Theilen glücklich entwickelt iſt, und nicht wenn der Keim noch mit der Scholle um Exiſtenz und Licht ſtreitet. Die antike Kunſt und Poeſie waren aber noch mehr, als dieß bey anderen Völkern der Fall geweſen, feindſelig geſtellt gegen die neue Lehre, eben wegen ihrer engen, innigen Verbindung mit der heidniſchen Mythologie; ja größtentheils aus ihr hervorgewachſen, in ihr wurzelnd, und ihre Verherrlichung. Hieraus wird es um ſo begreiflicher, wie das Chriſtenthum direkt angreifend und zerſtörend gegen beyde auftreten mußte. Selbſt die nazionale Heldenſage, aus welcher das antike Epos und die Tragödie vornehmlich, ſich entwickelt hatten, konnte nicht (wie bey den Skandinaviern z. B. wo ſie noch lange nach Olaf Trygguaſon im Munde der Skalden fortbluhte) — neben dem Chriſtenthum beſtehen: denn die antiken Heroen waren in den heidniſchen Himmel geſungen und ihren Standbildern Götzentempel geweiht.

Nachdem aber das Chriſtenthum ohne Widerſpruch feſt ſtand, erſchloß es, wie überall, auch der lateiniſchen Zunge, freilich nach manchem Jahrhundert, ſeit ihr die klaſſiſche Literatur verſiegt war, ſeinen unerſchöpflichen Born der Poeſie. Wenn Horaz (zwar nicht der Gipfel, bis auf welchen die Klaſſizität ſich erſchwang, wohl aber ein guter Repräſentant der antiken

Lebensanſicht) zum Lebensgenuß mit der eigentlich troſtloſen Lehre ermahnt:

> Nos, ubi decidimus
> Quo pater Aeneas, quo dives Tullus et Ancus,
> Pulvis et umbra sumus.

(Sind wir dahin verſunken, wo Vater Aeneas, wo der mächtige Tullus und Ankus, Staub ſind wir und Schatte.)

ſo erhebt der chriſtliche Dichter, voll überſchwänglicher Hoffnung, ſeine Hymne:

> O quam mira perpetrasti,
> Jesu, propter hominem!
> tam ardenter quem amasti
> Paradiso exulem.
>
> (O, was Wunder Du vollendet
> Um den Menſchen, Jeſu Chriſt!
> heiß in Lieb ihm zugewendet,
> der verjagt aus Eden iſt.) *)

Wie weſentlich verſchieden iſt dieſe lateiniſche Dichterſprache von der klaſſiſchen! Von dem alten Syſtem der Proſodie, das die Sylben äußerlich und mechaniſch nach der Zeitlänge mißt, welche das Ausſprechen derſelben erfordert, iſt keine Spur mehr. Und wie wär' es auch möglich geweſen für einen chriſtlichen Hymnendichter, Worte wie Dĕŭs, ămŏr, Dŏmĭnŭs, nach Art der Alten zu meſſen? — Das Eis der formalen, äußerlichen Schönheit ſcheint auch hier wie in der Chriſtus- und Madonnenliebe geſchmolzen, und die ſehnſuchtathmende Melodie des Reimes trug und geſtaltete äußerlich das Lied. Keiner jener ächten lateiniſchen Dichter des Mittelalters, die ihre Gottesliebe in chriſtlichen Hymnen ergoſſen, — mit einer Reinheit, Innigkeit und Tiefe des Gefühls, wie nie ein klaſſiſcher oder ſpäterer Hymnendichter —, kam auf den unkonſequenten Einfall, antike Proſodie und Versform zu gebrauchen. Man durchſtöbre nur ſelbſt den Schwall ſolcher ſapphiſchen, jambiſchen, trochäiſchen, ungereimten Hymnen, wie ſie in den alten Brevieren und Hymnologien, auch neuerdings in der (geſchmackloſen, ſonſt, was die literariſchen Notizen anlangt, ſehr verdienſtlichen) Sammlung von

---

*) Altchriſtliche Kirchenlieder und Geſange. Elberfeld 1819.

Rambach zu finden ſind, — ob nur ein Funke jenes Feuers darin glimmt, wie in dem Dies irae, Stabat mater, und Vielen andern, mit großem Unrecht minder berühmten, altchriſtlichen Liedern? Schon die unpaſſende Form, die ſie wählten, verräth den Unpoeten ſo richtig dort, als hier unter uns. Germaniſches Volksleben, Sprache und Kunſt entwickelten ſich aus Elementen, die weſentlich verſchiedener Natur waren von jenen, welche der Klaſſizität zu Grunde lagen. Nicht aus der Kraft der Geſammtheit, nicht vom Staate aus floß hier die Geltung des Individuums, ſondern der Germane trat in kleinere und größere Staatsverbande, um die ſeiner Perſon urſprünglich inwohnenden Rechte ſich zu garantiren. Sonach kam dem Staat keine ſolche eminente Perſönlichkeit zu, wie bey dem Alten, ſondern der Staat war mehr ein Zubehör jedes Mitgliedes der vereinigten Freien.

Der treue, geiſtige Abdruck jedes Volkes iſt ſeine Sprache. Die Germaniſche lebt nicht, wie die Antiken, ſo zu ſagen in der Maſſe, und ſo auch iſt die metriſche Geltung ihrer Wörter nicht, gleich Quadern, nach gleichem Maaße zugeſchnitten: ſondern jedes Wort hat, jenach ſeinem innern Werth, ſeine eigenthümliche äußere Geltung, ganz ähnlich, wie die Perſonen ſelbſt in der Altgermaniſchen Staatsgeſellſchaft. Deßhalb können wir im Deutſchen durchaus nicht von Längen und Kürzen reden, in dem Sinne wie von den griechiſchen und römiſchen Sylben, ſondern nur von relativer Schwere und Leichtigkeit. *) Das Hauptgeſetz der deutſchen Sylbenwägung iſt

---

*) Sieh Friedrich Schlegels Geſchichte der Literatur, B. II. — Verfaſſer dieſes Aufſatzes findet nöthig zu bemerken, daß die Abhandlung, „über antike und deutſche Zeitmeſſung“ welcher dieſe Reſultate enthoben ſind, vor Erſcheinung des Schlegelſchen Werkes geſchrieben iſt, wie ſeine literariſch bekannten Freunde, (Prof. W. Dr. S. und D.) ſich erinnern werden. — Er freut ſich, mit einem ſo tiefblickenden Literator und Aeſthetiker, wie Fr. Schlegel, in der Hauptſache, den Reſultaten, auf gleichem Punkte, wenn ſchon von verſchiedenen Wegen zuſammengetroffen zu ſeyn, und bedauert nur, daß die Schlegelſche Anſicht nicht längſt und

kein anderes als dieß: die Stammſylben, als das bedeutendere jedes Wortes, ſind durchaus unbedingt ſchwer gegen die Nichtſtammſylben, welche nur Modifikazionen der Stammſylbe ſind. Aber jede Sylbe im Deutſchen hat ihr individuelles Gewicht gegen jede andere, iſt eigentlich unberechenbar ſchwer oder leicht gegen die übrigen. „Auf dieſem, nach dem innern Gehalt ſich abwägenden, längern oder kürzeren Verweilen bey den bedeutenden Sylben, beruht alle eigenthümliche Schönheit der deutſchen Ausſprache, ſelbſt der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutſcher Lieder und Gedichte,“ wie Fr. Schlegel ſo treffend ſich ausſpricht. — Die dieſer Ausſprache zu Grunde liegende Begränzung iſt das Metrum des Gedichtes, welches natürlich, eben wegen dieſer reizenden Freiheit, die der Ausſprache geſtattet iſt, einfach ſeyn muß, in der Weiſe wie unſere ächte, epiſch und lyriſche Nationalpoeſie des ſchwäbiſchen Mittelalters. — Die verwickelten Sylbenmaaße, wie in den griechiſchen Chören und pindariſchen Oden, die häufigen Auflöſungen vieler Längen in Kürzen, und umgekehrt, (man denke z. B. nur an die dreißigfachen Auflöſungen der Dochmien) im Deutſchen nachzuahmen, fällt ſchon durchs Gehör ſogleich in's Abſurde.

Eine ganz andere, praktiſch aber für uns unintereſſante Frage, iſt die; wie verhalten ſich die deutſchen Sylben in der Zeit der Ausſprechung, mithin in der Länge und Kürze zu einander? Und da kann denn die relativ leichte Sylbe zugleich länger ſeyn, als die relativ ſchwere. So würde z. B.

„Diebiſchſt“

nach Voß, einen Trochäus vorſtellen, während doch auf den erſten Vokal, das gedehnte i, nur ein Konſonant, das b: dagegen auf das zweite i vier Konſonanten nebſt dem h, nämlich

---

ſogleich bekannt und allgemein geworden. Um ſo mehr hält Verfaſſer es für Pflicht, dieſen für Jeden, der an deutſcher Poeſie und Sprache Theil nimmt, ſo höchſt wichtigen und folgereichen Gegenſtand, aufs neue zur Sprache zu bringen, damit unſer metriſches Trommelfell nicht vollends zur ſpartaniſchen Haut ſich verknöchere, für welchen dann Prügel nur eine eurythmiſche Beluſtigung ſind, pro patria.

ſehſt, folgen. Wollten wir daher die Sylben hier meſſen, ſtatt zu wägen, ſo wäre das iſchſt offenbar lang, das ieb kurz. Hieß' es nun gar

„diebiſchſt bringt"

ſo würden fünf Konſonanten auf Einen Vokal geladen, der dann natürlich voſſiſch angelaſſen unter der Laſt den Athem aufgiebt. *Monſtroſitäten ganz gleicher Gattung*, wenn auch minder barok, *liefert aber jeder einzelne Deutſche, nach antiken Maaße gebildete Vers nothwendig*, weil nur höchſt ſelten, und denn doch nur *ſcheinbar*, unſere deutſche Zeitmeſſung mit unſerer Wortwägung zuſammentrifft. Allein gerade aus dieſem Widerſtreit von mechaniſcher Zeiterfüllung und ſiegender Uebertönung der bedeutenderen Wörter und Worttheile, entſpringt jene eigenthümliche Schönheit, jener Wohllaut deutſcher Lieder, auf die Fr. Schlegel hinweist.

Um ſo auffallender iſt es, wie der angeführte Schriftſteller, bey dieſer ausgeſprochenen Einſicht in das Weſen des Gegenſtandes, — zu dieſen Folgeſätzen kommen kann: „dieſes iſt das unüberſteigliche Hinderniß, und der eigentliche Grund, warum es bey der Anwendung der rhythmiſchen Kunſt nach den Grundſätzen der Alten, in unſerer Sprache immer nur bey einer unvollkommnen Aehnlichkeit und Annäherung bleibt, nie zu einer völligen Gleichheit kommen kann: denn, um dieſe zu erreichen, müßte man die Sprache, und ſelbſt die Ausſprache, in ihren innerſten Elementen zerſtören und zerrütten." — Wie iſt es möglich, von *irgend einer* Aehnlichkeit, von einer Annäherung zweier Gegenſtände zu reden, die ihrer Natur nach durchaus verſchieden ſind? Man addire ſo viele gleiche Zahlen, als man will, und multiplizire mit gleichen in's unendliche: man wird ſie nie um ein Haar breit den ungleichen Zahlen unvollkommen annähern und verähnlichen, und der Verſuch gleicht allezeit jenem des ſcharfſinnigen Bartels von Schilda, welcher ohne Salz und Schmalz, doch die Probe machen ließ, aus Waſſer und Mehl Butterküchlein zu fabriziren.

Vielmehr iſt über unſere lang und vielgeprieſenen Bravourſtücke in antiken Sylbenmaaßen, über unſere klaſſiſchen Ueberſetzungen antiker Poeten und deutſch helleniſchen, Ur-Produkte, was die Form anlangt, ſchlechthin der Stab zu brechen, wegen ihrer todſündlichen Mißhandlung des Wohllauts, der Wohlbewegung, kurz, des heiligen Geiſtes unſerer Mutterſprache.

Wir könnten freilich hier nicht in umſtändlichere Auseinanderſetzungen, die ohnehin Jeder von denen, für welche gegenwärtiger Aufſatz geſchrieben iſt, ſich ſelbſt machen kann; insbeſondere nicht in eine Vergleichung und Abwägung eingehen, welches von beyden Prinzipen der Sylbenwürdigung, ob das antike oder das deutſche, an ſich vorzüglicher ſey. Die Frage führte unmittelbar auf die Hauptfrage: Was ſteht aller höchſten Kunſt und Poeſie ſeinem Prinzip und ſeiner Natur nach näher, das Antike oder das Romantiſche, und insbeſondere das deutſche Element? — Nur einer ſo zu ſagen abſurd-ſophiſtiſchen Anſicht A. W. Schlegels iſt beyläufig zu erwähnen, die er im Athenäum, in dem Aufſatze „die Sprachen, ein Geſpräch über Klopſtocks grammatiſche Geſpräche,“ zum Beſten giebt. Hier läßt er die griechiſche Sprache unter anderm deshalb über die Deutſche triumphiren, weil erſtere gerade die Flexionsſylben meiſtens lang, die Stammſylben meiſtens kurz habe. „Was iſt das Wichtigere an einem Begriff, (läßt er die griechiſche doziren) das nackte Allgemeine, oder die näheren Beſtimmungen, die beſondern Beziehungen, worin man ihn gerade jetzt denkt?“ — Allerdings ſind, in ähnlichem Räſonnement, auch z. B. die Früchte eines Baumes nicht allein für das „gerade jetzt,“ ſondern allzeit für den Gaumen das wichtigere, als Stamm und Wurzel: aber es wäre doch vielleicht eine ſeltſame Forderung an die ſchöne Natur, deshalb auch die Frucht-Zweige und Früchte dicker zu bilden, als Stamm und Wurzel. — Allein daſige ganze Unterſuchung iſt ohne Fundament, weil ſie Einzelnheiten, aus heterogenen Ganzen willkührlich herausgeriſſen, miteinander in Vergleichung bringt und beurtheilt, und weil obendrein eine gänzliche Mißkennung der Natur unſerer Sylbenwürdigung in ihrer Grundverſchiedenheit von der antiken, den Grundirrthum natürlich in allen einzelnen Punkten wieder hervortreten läßt.

Wär' es bey den Deutſchen wie bey den Franzoſen, wo der gewinnt, welcher die Lacher auf ſeine Seite bringt: ſo be dies kunſtliebende Volk, (welches ohnehin ſo wenig von Hexametern und alkäiſchem Sylbentanz begreift, als der Blinde vom grazioſen Bärentanz) jene palatiniſche Perückenpoeſie der Voſſiden längſt aus dem Lande gelacht, nämlich ſeit Erſcheinung von Ludwig Tieck's geſtiefeltem Kater, deſſen Prinz Zerbino und vor allem ſeit der Bekanntſchaft mit dem trimetriſchen Hofrath Semmelziege im „Däumchen." Allein in gewiſſen Dingen iſt den Deutſchen ſo wenig mit theoretiſchem Ernſt und ächtkomiſchem Spaße beyzukommen, als dem alten Pudel, in der Fabel mit den verſchiedenen Erziehungsmethoden.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kunſtausſtellung in Zürich 1825.

Als ich in den auch dieſesmal reichlich mit Bildern aller Art geſchmückten Saal trat, zogen zwei Landſchaften meine erſte Aufmerkſamkeit auf ſich, die Herren Mieville von Baſel zum Mahler haben. Ihnen war dieſelbe Stelle zu Theil geworden, welche ihre älteren Bruder im vorigen Jahr eingenommen hatten. Beyde ſtellen An- und Ausſichten von Tivoli dar. Die eine gewährt den Anblick des ſich ſchäumend und in gewaltigen Abſätzen in die Tiefe ſturzenden Waſſerfalls. Man befindet ſich ſeitwärts und etwas in der Tiefe von ihm. Auf dem anderen befindet man ſich oberhalb des Sturzes, wie man aus dem zwiſchen Felſen und Gebüſch, in der Mitte des Mittelgrundes, aufſprudelnden Waſſerſchaum zu ſchließen berechtigt iſt. Dieſes Gemälde gefiel mir bey weitem mehr, als das andere; was aber nicht in dem Maler, ſondern im Gegenſtande des Gemähldes lag und von ſubjektivem Gefuhl abhängt. Während man ſich auf dem Bilde, das den Sturz ſelbſt darſtellt in der Tiefe befindet und eben deshalb ſich eingeengt fühlt, iſt man auf dieſem in der Höhe, mitten in einer üppigen, in glühendem Licht ſchimmernden Vegetation; man glaubt den Sturz brauſen zu hören und läßt zugleich den Blick in die Ebene hinab, hinüber zu einer die Ausſicht ſchlieſſenden Bergkette ſchweifen, die mild nach der Mitte zu in einen höchſten Gipfel aufſteigt und von violettem Duft überhaucht iſt. Auf die ganze Landſchaft lacht ein tiefblauer Himmel freundlich nieder. Hier iſt Freiheit, Unendlichkeit in der Begränzung, dort Zwang in der Zuſammendrängung. Die Ausführung des Ganzen verdient dasſelbe Lob, welches wir den vorjährigen Landſchaftsgemählden Herren Mieville's zuerkennen mußten. *) Links und rechts von dieſen Landſchaften fielen zwei Oehlgemälde von Herren P. N. S. Legrand zu Bern in die Augen. Das eine von ihnen führt den Namen: La lecture de la bible. Hier iſt eine ziemlich zahlreiche, Berner Bauerfamilie im Zimmer verſammelt. Aller Köpfe und Blicke ſind auf den mittleren Hintergrund gerichtet, wo ein alter Mann in einem Lehnſtuhl vor einer großen, aufgeſchlagenen Bibel ſitzt. Es iſt nicht zu läugnen, daß in Mienen und Gebährden mancher Figuren die Berner Bauereigenthümlichkeit aufgefaßt iſt, daß manche Einzelnheiten z. B. ein im Vorgrund mit einem Lamm ſpielendes Kind, zuſammengetragen ſind, welche die Scenen des wirklichen Landlebens zu idylliſiren geeignet wären. Inzwiſchen iſt alles zu ſehr gemacht, auf den beabſichtigten Effekt berechnet, zu wenig aus der innerſten Natur jenes Lebens herausgefühlt, als daß das Ganze einen befriedigenden Eindruck, einen wahren Genuß gewähren ſollte. Der alte Mann, den man als patriarchaliſches Haupt der Familie denken ſoll hat gradezu einen in dieſer Umgebung fremdartigen Apoſtelkopf und auf dem Rumpf eines Kühers oder anderen Hausknechtes iſt ein Geſicht geſetzt, das einem altteſtamentlichen Hirten anzugehören ſcheint. In Allem verkündigt ſich Herr Legrand als alten Prakticus, der durch Ueberraſchung und nicht ohne Myſtification in Kolorirung und genialiſch ſcheinender Leichtigkeit der Behandlung zu frappiren verſteht. Das ſind im Allgemeinen die Vorzüge und Fehler dieſes wie des anderen, ja aller Bilder, die Herr Legrard eingeſandt hat. Es fehlt nur eins um das Dutzend voll zu machen. Er hat übrigens allerley Lieblingspartbieen, die überall wiederkehren. Wo es nur immer angeht, entblößt er einen Buſen oder zeigt einen fleiſchigen Frauenarm bald in dieſer bald in jener reizenden Lage. Das erſte Bild, von dem wir geredet, gehört zu einer Tetralogie,

---

*) Ihnen gegenüber hingen wieder zwey freie Compoſitionen von demſelben Werth, den die vorjährigen hatten.

auf der immer dieſelbe Familie in verſchiedenen Scenen dargeſtellt iſt. Das zweite dazu gehörige heißt **La Frugalité.** Hier werden Kartoffeln verſpeiſet, bey welcher der Bibelleſende Alte des erſten Bildes eine ziemlich Große jener amerikaniſchen Früchte mit tiefſinnigen Blicken anſieht und bricht, wie etwa der Heiland das Brod bey der Einſetzung des Abendmahls. Das dritte Stück iſt **L'hospitalité** genannt. Hier tritt ein junges Weib in die Mitte der uns ſchon bekannten Bauerfamilie. Sie iſt nackt an Armen und Bruſt, an welcher ein Kind hängt; ein anderes hockt ihr auf dem Rucken, ein noch anderes hat ſie an der Hand. Kinder und Mutter erſcheinen äußerſt wohlgenährt, dieſe letztere wirft ſogar weit eher buhleriſch-coquettirende als Mitleid anflehende Blicke, ſo daß man ſich billig verwundert, daß die frugale und fromme Familie die ankommende üppige Landſtreicherin nicht weit eher von ſich weiſet, als, wie aus der Gebährde der Hausfrau zu ſchließen iſt, gaſtlich aufnimmt. Aber der fromme Apoſtel der Familie iſt dießmal auch, da er ſonſt präſidirt, in den Hintergrund geſtellt und abgewendet in gottſeligen Geſprächen begriffen. Inzwiſchen fehlt es auch dieſem Bilde ſo wie dem letzten der Tetralogie keineswegs an einzelnen frappanten Gebährden, Mienen, Stellungen und Zügen, leider aber an echt genialer Compoſition. Von den übrigen eingeſendeten Arbeiten des Hrn. Legrand bemerken wir nur noch folgende: 1) **Le Lyon de Florence.** Ein aus der Menagerie entlaufener Löwe hat ein Kind beym rechten Bein gepackt. Die daneben auf die Knie geſtürzte Mutter des Kindes, der es keineswegs an Nacktheiten gebricht, ſcheint dem Löwen eher dasſelbe darreichen als abringen zu wollen. Das Ganze macht einen rein widerlichen Eindruck. 2) **Madeleine.** Von dieſer Magdalena, welche der vor ihr liegende Todtenkopf mit der darauf befindlichen verwelkenden Roſe als die Büßende verkündet, ſind blos Kopf und Hände ſichtbar. Man kann nicht ſagen, daß ſich das Genie des Künſtlers bey dieſer Kompoſition durch die Erinnerung an **Allegri's** reizendes Bild im Mindeſten hat ſtören laſſen. Man muß vielmehr dieſes Bild als einen Verſuch betrachten, das Gegentheil von allem, was man lieblich heißt, zu leiſten. Das Grobe, faſt Gemeine in den Geſichtsformen- und Zügen wird noch durch die koloſſale

Ausführung erhöht. Man hat nichts als das Geſicht eines alten Bauerweibes vor ſich, das man wegen des ſeeigen, mit dem Adamsapfel verſehenen Halſes einem Manne zuertheilen könnte, ſpräche nicht das in einen Zopfknoten zuſammen geneſtelte Haar für den weiblichen Charakter.

Doch wie viel ich noch von den übrigen Stücken des Herrn Legrand aufzählen und erwähnen möchte, es würde nichts Neues zu ſagen ſeyn; ſie gehören eigentlich alle zu dem, was die Franzoſen Tableaux de genre nennen und es gilt von jenen was Göthe *) bey Gelegenheit der ſeit 1822 litographirt erſchienenen „Gallerie de S. A. R. Madame la Duchesse de Berry. Ecole Française, peintres Modernes, ſagt: Auf leichtes bequemes Handhaben des Pinſels iſt großer Werth gelegt. Hohen muntern Farben begegnet man, oft ſelten warmen, wahrhaften Fleiſchtinten, dahingegen trachten viele Künſtler nach maleriſchem Effekt, ſündigen dabey aber oft durch ſchneidende gewaltſame Gegenſätze. Die Technik freilich iſt ehrenwerth und Mangel an Geiſt (will ſagen esprit) iſt ihnen zwar nicht vorzuwerfen, aber Gedankenlos ſcheinen ſie zu ſeyn; es fehlt ihnen durchgängig an poetiſchem Fundament. ꝛc.

Ich wende mich um ſo lieber zu ein Paar Bildern, die vielleicht manchem nicht bedeutend genug erſcheinen mögen, mit welchen nämlich Herr Albert Daniel Freudweiler die dießjährige Kunſtausſtellung geziert hat. Zuerſt nenne ich eine Madonna, ein kleines Oehlgemälde. Es errinnert ſchon dadurch, daß es halbe Figur iſt, an Carlo Dolce; noch mehr durch den Ausdruck der Sanftheit, welche über das Angeſicht ausgegoſſen iſt. Selbſt die vornübergebeugte Haltung der Madonna, ihre über die Bruſt gekreuzten, zarten Hände ſchienen mir nicht minder als die ſorgfältige Ausmahlung des Geſichts jene Reminiszenz zu rechtfertigen. Wenn ich daher auch nicht genialiſche Schöpferkraft bei dieſem Bilde zu rühmen geneigt ſeyn kann, ſo ſind doch der Fleiß, die wohlgelungene Verſchmelzung (nicht Unbeſtimmtheit) der Geſichtszüge zu einem ſchön gerundeten Ganzen, die Wahrheit in Färbung und Schattirung aller Anerkennung werth.

---

*) Kunſt und Alterthum V. Bd. 2. Heft.

Dieſe Vorzüge ſind vorzüglich das Eigenthum des Bildes welches „der Minneſänger in der **Grotta del Matrimonio** auf der Inſel Capri“ betitelt iſt, und einen zur Guitarre ſingenden Jüngling darſtellt. Wenn man auch die Zuſammenſtellung der Farben an der Bekleidung dieſer Figur, die wiederum nur halb war, (grüner Rock mit carmoiſinem Kragen, rother Mantel mit aſchgrauem Pelz beſetzt) nicht loben kann, ſo trifft doch alles Lobenswerthe bey dem Geſicht und den Händen zu. Ich habe nicht leicht bey Betrachtung eines gemahlten Geſichts ſo ganz vergeſſen, daß es gemahlt ſey. Und doch war dieſer Täuſchung das kleine Format des Bildes keineswegs günſtig. Alles war durch die Wahrheit des gleichmäßig über's ganze Geſicht verbreiteten Colorits, das ſelbſt, wie ſonſt ſo oft, durch die nöthigen Schatten nicht verändert erſchien, erreicht. In einer gewiſſen Entfernung traten die Geſichtszüge ſo lebendig und wahr hervor, daß man einen leibhaften Sänger vor ſich ſitzen zu ſehen vermeinte. Der Ausdruck war im Ganzen wohlthuend, ruhig und die gen Himmel gerichteten großen, dunkelen Augen, die friſchen und als wollten ſie ſich eben zum Geſang öffnen, ſchwellenden Lippen ſprachen deutlich und wahr aus, wie das aus der Bruſt aufſteigende Gefühl gleich in Wort und Geſang hervorbrechen werde. Zwey andere Bilder desſelben Künſtlers verleugneten, obwohl es nur Porträte waren, denſelben keineswegs.

Zwiſchen den beiden näher bezeichneten Bildern des Herrn Freudweiler hing ein anderes, welches Herr Töpfer in Genf verfertigt hat und die Anerkennung vieler Kunſtverſtändigen erhielt. Inzwiſchen kann ich, der Gefahr zum Trotz, von eben jenen Kunſtverſtändigen bernirter Idealitätsjägerei bezüchtigt zu werden, dieſer Anerkennung keineswegs ganz beytreten, ja ich geſtehe es frei, daß mich dieſes Bild eher abgeſtoßen, als angezogen hat. Es iſt von ſeinem Meiſter **L'Irresolution** genannt worden und es konnte nicht fehlen, daß ſchon deswegen ein großer Theil der Beſchauenden damit zufrieden waren, weil ſie durch dieſen Titel der Mühe überhoben waren, ſelbſt über den Sinn des Bildes nachzudenken. O wie wahr, hört' ich neben mir ein junges Mädchen ausrufen, es iſt wirklich die Unentſchloſſenheit ſelbſt, die aus dieſem Bilde zu ſprechen ſcheint. Man glaube aber nicht, daß hier von einer allgemeinen Allegorie die Rede iſt; vielmehr iſt das Ganze etwas höchſt Concretes aus dem Leben Gegriffenes. Hinter einem Gartenzaun ſitzt unter Gebüſch ein junges funfzehn- bis ſechzehnjähriges Mädchen. Sie drängt ſich faſt in ſich ſelbſt zuſammen, wie aus den dicht an einander geſchloſſenen Knieen und Füßen, die etwas zurückgezogen ſind, zu ſchließen iſt. Ihre tiefblauen, thränenfeuchten Augen ſtarren ins Unbeſtimmte hinaus. Häufig, aber vergebens ſcheint ſie ſchon die Thränen aus den Augen gewiſcht zu haben. Getrocknetes Thränennaß in einzelnen Flecken auf Stirn und Wangen giebt dem Geſicht ein durchaus verweintes Anſehen. Alles, die kaum geordneten Haare, ungeputzte Schuhe, die ſchlaffe, dem Zuſammenſinken nahe Haltung des Oberleibes, nachläſſig niederhangende Arme, auf dem Schooß aufliegende Hände, — Alles zeugt davon, daß das arme Kind Stunden und Tage lang nur mit ſich ſelbſt in einem Kampf begriffen geweſen, der noch unentſchieden iſt. Was aber quält die jugendliche Bruſt? Welcher Entſchluß iſt es, den ſie noch nicht hat faſſen können? Iſt es ein großer, der Aufopferung verlangt, dem ſie aber aus Schwäche nicht gewachſen iſt? Iſt es ein ſträfliches Beginnen, vor dem ſie ſich ſcheut, und das von ſich zu weiſen, die Begierde zu groß, die Kraft zu klein iſt? Faſt ſcheint das Letztere der Fall zu ſeyn, Güte und Weichmüthigkeit, nichts großartig Edles iſt in dem ganzen Geſicht zu finden, vielmehr ſieht ſchon Reue über ein begangenes Unrecht aus allen Zügen hervor. Wenn dieß richtig bemerkt iſt, ſo muß dieſe Reue eine in Gedanken anticipirte ſeyn, denn nach dem Namen, den der Maler ſeinem Bilde gegeben hat, iſt noch nichts, ſoll erſt etwas geſchehen. Was das eigentlich ſey, würden wir ſchwer errathen, wäre uns der Maler nicht zu Hülfe gekommen. Das Mädchen hat eine goldene Kette in der halbgeſchloſſenen linken Hand. Die ärmliche Kleidung zeigt, daß nach dieſer Kette ihr kindiſches, mädchenhaft-eiteles Verlangen ſteht, und wenn man nun ihre kerngeſunde Jugend, ihre troz allem Jammer blühenden Wangen, ihren ſchmerzlich verzogenen, und doch ſo friſchrothen Mund, ihre prallen das Buſentuch hebenden Bruſtäpfelchen wieder betrachtet, wer zweifelt, ob's gleich, den Kitzel zu erhöhen, nicht ganz gewiß iſt, daß Jugend und Unſchuld gegen Gold- und Schmuckgewinn auf's Spiel geſetzt werden? Wie wahr! ziſchelt ſich die Kunſtkennerzunft zu, wie gelungen die Darſtellung einer Situation, die man nicht immer hinter Hecken und Zaun zu beobachten Gelegenheit hat. Ein einziges Mal bot ſich mir dies Glück dar, hör' ich den oder jenen ſagen, aber ich wäre bei Gott in dem Augenblick, und hätte in mir ein Raphael, Giulio Romano und die ganze italieniſche Schule der beſten Zeit geſteckt, nicht zu malen im Stande geweſen. Nein, ſo wahr, ſo natürlich, ſo überaus reizend iſt nicht ſo bald etwas. Freilich! entgegne ich der Zunft, aber auch nicht ſo durchaus gemein und widerlich in ſeinem Gegenſtande. Was! hör' ich die Zunft ſchreien, welche Einſeitigkeit, die alle Freiheit in der Kunſt aufhebt. Das iſt ja eben das Göttliche der Kunſt, daß ſie immer und ewig der Freiheit, wenn ſie auch ſonſt aus allen Lebenskreiſen verbannt, wenn ſie auch ſonſt wohl nicht mit Unrecht in wohlthätigen Schranken gehalten wird, eine Zufluchtsſtätte und ſchrankenloſes Walten gewährt! Wann wird doch endlich die Spießbürgerlichkeit, die mit ihrer armſeligen Moral überall Anſtoß findet, zum Schweigen gebracht, wann die große Wahrheit, die alle wahren Propheten der Kunſt und Poeſie gepredigt haben, anerkannt ſeyn, daß in der Kunſt nichts als die Natur und das Leben dargeſtellt werden ſollen, und daß was darüber hinaus iſt, ins Reich leerer Träumereien gehört? Wohl, meine wohlweiſen Herren, habe ich darauf zu erwidern, ich habe allen möglichen Reſpekt vor Ihnen und weiß Ihre äſthetiſche Wohlbeſchultheit ſehr zu ſchätzen, maße mir auch keineswegs an, gegen heiliges Prophetenwort zu ſprechen. Nur bemerke ich ſubmiſſeſt, daß es unter den Propheten auch falſche giebt. Von den wahren aber wage ich zu behaupten, daß ſie nie den Begriff Natur auf unſere liebe kleine Erde beſchränkt, vielmehr den ſie umgebenden Himmel mit allen Sternenheeren dazu gerechnet haben, und daß ſie im Leben keinesweges allein deſſen liebenswürdige Oberfläche geſehen, noch deſſen wurmſtichigen Früchten gleichen Werth mit den geſunden gegeben, ſondern einen Mittelpunkt deſſelben anerkannt haben, ohne welchen das Leben ſelbſt nichtig wäre und in ein wüſtes Chaos aus einander ſtieben würde. Sie, meine Herren, werden mir, wenn ich Ihnen auch nicht eben zumuthen wollte, jenen Mittelpunkt, der freilich ein geiſtiger iſt, um welchen ſich das Leben, wie die Erde um die Sonne, dreht, ohne Gefahr vor Erblindung zu erkennen und alles nur in Beziehung auf ihn zu betrachten, — Sie werden, ſag' ich, ſelbſt ohne jene Zumuthung, mir eingeſtehen, daß neben anderen Treibkräften des Lebens, es eine giebt, die, weil ſie nun einmal da iſt, berückſichtigt werden muß, — eine geiſtige mein' ich, ſogar eine moraliſche, die urſprünglich in gar keiner Feindſchaft mit den äußeren Kräften ſteht, die aber, wie alle Erfahrung und Geſchichte lehrt, die Eigenheit hat, und wäre es auch nur im Gedanken und Wort, ſich zu erheben, wenn jene äußeren Kräfte ſich es beikommen laſſen, für ſich ſelbſt etwas ſeyn oder gar ſie ſelbſt verletzen zu wollen. Dieſe geiſtige Kraft nun, (ich fahre fort, wenn Sie auch alle einigen Ihrer ſchon davongegangenen Kollegen folgen ſollten), ſie eben iſt es, welche alle aus ihrer Bahn weichenden Kräfte des Lebens wieder in dieſelbe zurückzwingt, ihnen ihre Herrſchaft fuhlen läßt, Was im Leben und in der Natur, gilt eben deswegen in der Kunſt und Poeſie, die ihre göttliche Beſonnenheit nie veräußern dürfen. Sie iſt, weil geiſtiger, auch moraliſcher Natur und duldet keine und deshalb auch der Letzteren Verletzung nicht. Sie würde ſich ſelbſt zerſtören, wenn ſie es thäte. Wir ſehen ihre Wirkung in allen großen Epopëen und Dramen der Alten wie der Neueren, und wenn ſie darin auch allen ihr ſich entziehenden und in ſofern materiellen und unmoraliſchen Kräften eine Zeit lang ihr buntes, verworrenes Spiel gönnt, zuletzt vernichtet ſie dieſelben doch, ſogar durch ſie ſelbſt.

Wenden Sie mir nicht ein, — aber ich ſehe eben den Letzten der Herren mir einen verächtlichen Blick zuwerfen und den Rücken kehren, rede inzwiſchen oder ſchreibe vielmehr deſto ungeſtörter alſo weiter: Man wende nicht ein, es ſey ja eben alle Kunſt und Poeſie nicht blos eine epiſche oder dramatiſche, ſondern auch eine lyriſche, in welcher jede Individualität, welche es auch ſey, allein recht habe. Denn, wenn man auch jeder Individualität und Specialität ihr Recht gönnet, ſo muß man ihr doch, mangelt ihr jene höhere Beziehung auf den geiſtigen, wie ethiſchen Mittelpunkt des Lebens, den Anſpruch auf reine, edle Schönheit ſtreitig machen. Jedes Disharmoniſche ſchließt die Kunſt aus, jeden vereinzelten Mißton, ſchon im Gebiete der ſinnlichen Natur an und für ſich, wie viel mehr, wo geiſtige und ſinnliche Natur, inneres und äußeres Leben in Berührung kommen. Ich erinnere mich, auf der Dresdener Bildergallerie ein Gemählde, ich weiß nicht von welchem Niederländiſchen Meiſter, geſehen zu haben, welches, irre ich nicht, das Schlagen der Erſtgeburt darſtellte. Der verſtändige Niederländer hatte dasſelbe für eine Peſt genommen und nun die Mütter neben den geſtorbenen Kindern hingemalt und ihren Jammer dadurch perſifflirt, daß er ihnen Schnupftücher vor die Naſe gepflanzt hatte, womit ſie ſich gegen den Peſtgeſtank zu ſchützen ſuchten. Das Bild war von ſo ausgezeichneter Wahrheit, daß ich mich mit verhaltener Naſe davon abzuwenden gezwungen wurde. Eben ſo mußte ich mich wegwenden von gegenwärtigem Kinde, deſſen Gemüth eine Beute der Eitelkeitkp ſt zu werden, wenn nicht ſchon geworden zu ſeyn, ſchien, die in ihr die Liebe zur Tugend ſo zu vernichten drohte, wie die Mutterliebe- und Trauer auf dem Niederländiſchen Bilde vom Peſtgeruch überwältigt war. Grade in demſelben Maße als der jugendliche Leib des unentſchloſſenen Mädchens reizend war, erfüllte mich der Gedanke mit Widerwillen, daß ihr nur einen Augenblick in den Sinn kommen konnte, ſich ſelbſt als Preis für eine goldene Kette zu betrachten. Das iſt nicht Natur, das iſt Widernatur. Das reine, ſinnliche, jugendkräftige Leben iſt ſchon zu edel, um mit Goldeswerth in irgend eine Vergleichung geſtellt werden zu können. Kommen nun noch unſere Vorſtellungen von weiblicher Unſchuld und keuſcher Tugend, des Weibes Ehre, dazu, ſo iſt ein ſolches Bild vollends nicht zuertragen. Siegt die Macht der Natur über moraliſche Begriffe durch Liebe, wie zum Beyſpiel im Grethen in Göthe's Fauſt, ſo tröſtet uns eben jene Naturgewalt, die an und für ſich immer reſpektabel iſt und im Augenblick des Sündigens den Schein der reinſten, unſchuldigen Hingebung des Weibes an den Mann anzunehmen weiß. Aber Unſchuld um ſchnöden Lohn und Gewinn! das iſt und bleibt unſchön, gemein. Faßt die Kunſt einen ſolchen Moment der Gemeinheit auf, weil er als Theil in einem größeren Lebenskreiſe ſeine Bedeutung, aber auch ſeinen Gegenſatz findet, ſo hat ſie dazu als Lebenskündigerin volles Recht. Faßt ein Künſtler einen ſolchen Moment für ſich auf, um ihn für größere Kompoſitionen zurückzulegen, wer wollte ihn nicht loben? Bei ihm aber ſtehen zu bleiben, ihn an und für ſich geltend darzuſtellen, iſt von der äſthetiſchen Seite betrachtet, unkünſtleriſch, weil von einer ſolchen Darſtellung an und für ſich ein unnatürlicher Mißton unzertrennlich iſt. Von der ethiſchen Seite aber betrachtet, bleibt die Zurſchauſtellung ſolcher Lebensmomente widerlich, weil ſie allem ethiſchen Zartgefühl in's Geſicht ſchlägt. Laſſen wir doch den Franzoſen das ſchaamloſe Spiel mit Frivolitäten. Bei ihnen kann ſelbſt dieſes noch das Gewand der Natürlichkeit umthun. Bei uns wird das nie der Fall ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Miszellen.

(Aus dem Anekdoten-Tagebuch der Frau von Campan von Maigne, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Fr. Ritter, Stuttgard bey Fr. Frankh 1825.)

Als Napoleon noch Obergeneral in Italien war, befanden ſich ſeine Schweſtern, ſein jüngſter Bruder, ſo wie Joſephinens Kinder in einer Lehranſtalt zu St. Germain. An ſchönen Sommertagen kamen ſie, unter der Aufſicht der Madame Voiſin, nach Paris. Man wollte ſich einmal einen recht angenehmen Abend machen und ging ins Schauſpiel; allein der Geldbeutel war ſo mager, daß ſich die Herrſchaften mit dem Paradies begnügen mußten.

— Napoleon ſagte, wenn man der Meinung eine Schlacht liefern könnte, ſo würde ſie ihm keineswegs als furchtbar erſcheinen; allein, wenn man kein ſchweres Geſchütz hätte, womit ſie erreichbar wäre, ſo müßte man den Sieg durch Gerechtigkeit und Billigkeit davon tragen. Dieſen beiden Kräften vermöge ſie nicht zu widerſtehen: auf jede andere Weiſe aber büße man Gut und Ehre ein. Hier ſey keine Wahl; ins Gefängniß laſſe ſie ſich nicht ſperren und wenn man ſie unterdrücken wolle, ſo bringe man ſie zur Verzweiflung. — Frau von Campan meinte, je härter man ihn anfaſſe, um ſo leichter entſchlüpfe er.

— Ich ſpeiste einmal zu Malmaiſon, wo, nach dem Caffee, mehrere Perſonen den erſten Conſul [illegible] und ihm riethen, ſich der Jakobiner, als ſehr gefährlicher Menſchen zu entledigen. Er hörte ſie aufmerkſam an und ſagte: „Meine Herren! Ich bin überzeugt, Sie wiſſen nicht, was ein Jakobiner iſt; er iſt ein Ehrgeiziger, welcher nach einer Stelle trachtet. Dieſe Leute ſollen Stellen haben, und dann werden ſie ruhig ſeyn.

Himmelblau.

Die Erd', ein großer Freudenſaal,
erglänzt in aller Farben Strahl,
iſt über das allgrüne Land
allblauer Himmel ausgeſpannt.

Er ſelber, ſo die Farbenpracht
mit milden Blicken angefacht,
ſchaut nieder aus der Himmelsau:
Drum ſtrahlet ſie verklärtes Blau.

Und immer zieht es uns hinan
dem Unſichtbaren uns zu nahn;
und auf die Sehnſucht und das Grab
ſchaut friedevoll das Blau herab.

Florens.

Der Feldzug im Epirus bis nach der Schlacht bey Peta.

Der Philhellenen Kampf und Untergang im Jahr 1822 *)

von Ernſt Münch.

Nachdem Maurokordatos die innern Angelegenheiten Akarnaniens beſtmöglichſt geordnet und für den nunmehr zu begin-

---

*) Aus dem noch ungedruckten fünften Theil der Heerzüge wider die Osmannen, welcher gegen das Spätjahr die Preſſe verlaſſen wird.

nenden Feldzug alle Vorkehrungen, die in ſeinen Kräften ſtunden, getroffen hatte, trat er an der Spitze der bereits beſchriebenen Truppen, und voll Hoffnung auf Verſtärkungen aus dem Peloponnes zu erhalten, den Zug nach dem Epirus an. Am 13ten des Brachmonats wurde Meſſalonghi verlaſſen. Der Generalſtaab der Philhellenen beſtand aus dem Grafen Normann als Chef des Corps, aus dem Oberſtlieutenant der Artillerie Karl von Stietz aus Heſſen, aus den Oberſten Voutier und Raybaud, und aus den Offizieren von verſchiedenen Graden, Graillard, Feldhamm, Rhodios, Daniel und von Rheinecke. Die zwei Kompagnien, welche das Bataillon der Philhellenen in ſich begriff, wurden von dem Franzoſen Dania (auch Danias genannt,) und dem Schweizer Chevalier als Hauptleuten befehligt.

Der Zug ging über den Achelous, längs den akarnaniſchen Seen, durch die Einöde von Sparton und Makrinoros bis zu dem ehemals anmuthigen, jetzt größtententheils durch Pacho Bey zerſtörten und von den Einwohnern verlaſſenen Dorfe Komboti, welches alſogleich beſetzt und woſelbſt nun Lager geſchlagen wurde. Unterwegs nun hatte ſich das Heer durch einen Zuzug von Palikaren des Voltos und eine Schaar Jonier aus Zephalonien unter Spiro Pano's Befehl verſtärkt. Auch Mark Bozzaris, der Verabredung gemäß, war an der Spitze mehrerer hundert Sulioten dem Fürſten gefolgt; auſſer dem Vaterlande hatte er jetzt noch einen, auf Churſchids Befehl wider Völkerrecht und Vertrag, gemordeten Bruder zu rächen, der, als einigetauſchter Geiſel, hätte zurückgegeben werden ſollen. Die Hauptleute ſämmtlich ſchienen vom beſten Geiſte beſeelt. Als nächſtes Ziel kriegeriſcher Anſtrengungen ward jetzt im Kriegsrath die Wiedereinnahme von Arta und Unterſtützung der Sulioten beſtimmt. Doch ehe wir die darauf erfolgten Ereigniſſe ſchildern, einen kurzen Rückblick auf die Lage der Selleiden, auf Kyriakos, des dritten Hauptführers dieſer Herrfahrt Wagniſſe und Noth, und Omer Vrione's und ſeiner Unterbefehlshaber Gegenanſtalten zum kommenden Feldzug.

Bald nach des Seraskier Churſchids Abgang hatte zwiſchen Sulioten und Türken der Kampf ſich erneuert. Omer wendete alles an, das rechte Ufer des Achelous mit ſeinen heldenmütigen Vertheidigern zu bezwingen. Immer aber noch warf ihn das beträchtlich geſchmolzene Völklein zurück. **Kyriakos**, der in dem Magnus neue Streiter geworben, landete in Phanari mit zwanzig Barken voll Bewaffneter, nahm ſpäter, nachdem er daſelbſt eine Anzahl Krieger eingelegt, die Richtung von Syvota und ſtieg an der Küſte von Mourtur ans Land, verbrannte einen von Türken beſetzten Flecken, und nahm von Letztern über 150 Mann gefangen. Schon ſchmeichelte er ſich ſogar, die Sulioten entſetzen zu können, als die Britten auf Jonien durch angedrohte Verbrennung ſeiner Barken ihn zur Rückkehr nach dem verlaſſenen Phanari zwangen. Dieſer Poſten ſelbſt ſtand von nun an in großer Gefahr. Die Chamiden durch Omer Paſcha und Sir Thomas Maitland aufgereizt, ergriffen wider die Hellenen, mit denen ſie eine Weile hindurch ſich verſöhnt hatten, neuerdings die Waffen. Blutiger Kampf entwickelte ſich auf der ganzen Linie des Acherons. Kyriakos leiſtete an der Spitze ſeiner getreuen Maynotten den mannhafteſten Widerſtand, ſendete um ſelbſt die Heimkehr ſich zu verſchließen, und den Seinen blos zwiſchen Sieg nnd Tod die Wahl zu laſſen, ganz im Geiſte eines alten Griechen, die ſämmtlichen Fahrzeuge, auf denen er die Mannſchaft ein- und ausgeſchifft, nach der Halbinſel zurück, und ſuchte das ſtreitbare Volk der **Chimarioten**, die bisher unpartheiſam geblieben, zum Anfſtand zu beſtimmen, ſobald der Diktator in Selleis eingerückt ſeyn würde.

Die Sulioten, als ſie von Maurokordatos Einbruch in den Epirus Kunde empfangen, erneuerten ungeſäumt den kleinen Krieg mit den Muſelmännern, und ſuchten ſie, die bereits durch Beſitznahme mehrerer Abdachungen Kiapha näher gekommen waren, aus jenen wieder zu vertreiben. Am 19ten des Brachmonats ward über fünf Stunden lang nicht ohne großen Verluſt der Feinde geſtritten; aber obgleich die Ehre des Tages und der Preis des Kampfes den Sulioten wurde, ſo erſetzte letzterer dennoch die koſtbaren Opfer nicht, um welchen er errungen worden war.

Omer Briones erfuhr noch zeitig genug die Bewegungen des Fürſten Präſidenten, und ahnete zum Theil den Plan deſſelben, vorzüglich was die Diverſion zu Gunſten der Sulioten betraf. Unruhig über das Vorrücken gegen Arta, welcher Ort, als Schlüſſel zum Epirus, ja vielleicht zu ganz Albanien und als beſonders feſter Haltpunkt, im bevorſtehenden gemeinſamen Feldzug von äußerſter Bedeutſamkeit ihm ſchien, und der auch von Churſchid ſeiner vorzüglichen Sorgfalt empfohlen worden war, entſchloß er ſich ſeinen früher entworfenen Operationsplan zu ändern, und ſowohl jene Stadt und Veſte, als ſich ſelbſt und den Zuſammenhang der kriegeriſchen Bewegungen unter den verſchiedenen Heeren der Pforte, die zum Angriff der Griechen beſtimmt waren, zu ſichern, nachdem auch die Peſt von Janina und an mehrern andern Orten mit ihrem ganzen gräßlichen Gefolge von Uebeln ſich einſtellte, und ihm bey längerm müßigen Verweilen durch ſie und den Feind zugleich, nicht nur einfach Gefahr, ſondern völligen Untergang drohte. Er verließ daher ſein bisheriges Standlager, um nach der wichtigen Stellung Variades, zwiſchen Janina, Suli und den fünf Brunnen ſich zu begeben. Die Hut des rechten Ufers vom Acheron ward **Tahir Abas** anvertraut. **Haſſan** und **Mehemed Paſcha** aber und die **Chamiden** ſtellte er Kyriakos, und den übrigen Epirus bedrohenden Chriſten entgegen. **Redſchid Paſcha** verſchanzte ſich bey den fünf Brunnen als Oberanführer der in dieſem wichtigſten Paſſe aufgeſtellten Heerabtheilung. Höchſt unverhältnißmäßig war die Streitmacht, welche die Griechen all dieſen Gegnern, die nebſt der Ueberzahl an Mannſchaft, auch Ueberfluß an Kriegsbedarf und Lebensmitteln und die Freundſchaft der joniſchen Britten für ſich hatten, entgegenſtellen konnten. Dennoch würde ohne Verrath der treuloſeſten Art, das Glück auch unter dieſen Umſtänden denſelben gelächelt haben. Aber die Schwerter, welche ſo viele der Edelſten rettungslos erſchlugen, waren nicht von den Türken, ſondern im Lager der Griechen ſelbſt geſchliffen worden. Wir kehren zurück in dasſelbe.

Auf dem belagerten Punkte von **Komboti** hatte der Diktator ſeine Stelle genommen. Von da aus überſah und leitete er die verſchiedenen Streitkräfte, über die zu verfügen ihm vergönnt war. Am 22ten Brachmonat, wenige Tage nach ihrer Ankunft hieſelbſt, zog Graf **Normann** von einigen ſeiner Leute begleitet, auf Auskundung des Feindes, längs dem Meer durch das Thal, an deſſen nördlichſter Spitze Arta liegt, und deſſen entgegengeſetzte Seite nach dem Ufer des Golfes ſich hinſenkt. Bald gewahrte der Graf die Annäherung türkiſcher Truppen von Mehemed Paſcha's Heer. Letzterer hatte den Entſchluß gefaßt, die Hellenen bei Komboti zu überraſchen, und dadurch im weitern Vorrücken ſie aufzuhalten. Kaum gewannen ſie, durch die eiligſt Zurückſprengenden gewarnt, noch einige Minuten Zeit ſich zu ſammeln. Schon rückten die Feinde, ungefähr 600 Mann ſtark und in ziemlich guter Ordnung, wider ſie an und eröffneten ein ſehr lebhaftes Feuer. Die Chriſten erwiderten daſſelbe von den Hügeln herab mit gutem Erfolg, und während dieſer Zeit führte längs dem Fuße derſelben das Corps des Tarella ſehr geſchickte Bewegungen aus, die zum Zwecke hatten, den Osmanen den Rückzug nach Arta abzuſchneiden. Auch Dania, mit den von ihm befehligten Philhellenen, ſuchte jene zur Linken zu umgehen, und unter das Feuer der irregulären Banden ſie zu bringen. Unordnung zeigte bereits ſich unter den Türken, ſchon waren die Philhellenen auf die Höhe ihrer linken Flanke gekommen, und ſchickten ſich an, ſie abzuſchneiden, als der Paſcha wider Erwarten den Rückmarſch anordnete. Dania, den Unmuth der Seinigen über den vereitelten Streich theilend, entſchloß ſich jetzt zum Angriff mit dem Bajonet, und kampfentbrannt ſtürzten die Philhellenen ſich auf die muſelmänniſchen Reiter. Aber Mehmed Paſcha, welcher ſeine unvortheilhafte Stellung und des Feindes Abſicht wohl einſah, wich klüglich dem Treffen aus und trat ohne Verweilen den Rückzug an. Vier Stunden weit, bis nahe an die Thore von Arta verfolgten ihn die tapfern Franken unausgeſetzt, nachdem die Griechen wieder bereits in ihr Lager ſich begeben hatten. An dem überraſchenden Entſchluß des Paſcha trug vorzüglich der Wahn Schuld, in welchem er hinſichtlich der Stärke des philhelleniſchen Korps geſtanden; denn er hatte daſſelbe über 2000 Mann geſchätzt, da es doch nicht volle zweihundert betrug. Leider ſchwand jener Wahn nur zu frühe, wie die Folge nun bald zeigen wird. Maurokordatos hatte bei dieſem Vorfall perſönlich ſich ſehr ausgezeichnet: gleichfalls muß des Benehmens der Sulioten, die dem Kampfe beigewohnt, ruhmvoll erwähnt werden. Der folgende Tag ward durch eine Reihe von Naturſchrecken, die der Witterungswechſel in jenen Gegenden häufig mit ſich bringt, furchtbar und merkwürdig. Entſetzliche Windſtöße und unausgeſetzte Platzregen entführten oder beſchädigten Munition und Gepäck, und machten alles Land in der Runde zu einem großen See. Sie verwirrten das Laſtvieh und betäubten, verbunden mit der Glut, die am Himmel ſich zeigte, und mörderiſch wiederum von da herunter ſengte, Franken und Hellenen.

Dieſer Umſtand und die Betrachtung des geringen Nutzens, der von einer längern müßigen Beſetzung Komboti's gezogen werden mochte; endlich der Gedanke, daß ein Theil Osmanen aufgehalten, und den ermüdeten Sulioten, die zur Zeit noch auf keinen förmlichen Beiſtand rechnen konnten, wiederum freier Athem verſchafft werden könnte, beſtimmte einen Theil der Hauptleute jetzt zu dem Vorſchlag, das die Ebene von Arta beherrſchende Dorf Peta zu beſetzen, ein Ort, von dem die Sage Wunder griechiſcher Tapferkeit aus fruhern Zeiten erzählte. Der Philhellene Stietz erhielt wirklich den Auftrag, einen Plan von demſelben, ſo wie ein Gutachten über die Anzahl Truppen zu entwerfen, welche zu hinlänglicher und erfolgreicher Beſetzung erforderlich war.

Während dies geſchah, und ſämmtliche Hellenen das waſſererfüllte Standlager bey Komboti verlaſſen, um allmählig den Weg gen Arta einzuſchlagen, kamen allmählig von da Gerüchte, über einen neuen, weit bedeutendern Angriff als der erſte geweſen. Dieſe Nachricht klang nicht übler, als das Verhältniß der Streitkräfte und die Beſchaffenheit des Griechenheeres war. Denn von der, ohnehin kleinen Armee entfernten ſich täglich zahlreiche Haufen, wegen mangelnden Soldes und kargem Mundbedarfs. Für dieſen letztern war, trotz aller vermeintlichen Vorſicht, dennoch nicht hinlänglich und auf die Dauer geſorgt worden: daher trieb Armuth und Hunger ſolche, in denen der Gedanke des Vaterlandes noch nicht ſo innig, wie in andern lebte, nach der Heimath zurück.

Unwillig über dieſe thatenloſe Ruhe, harrten die Philhellenen mit Sehnſucht des baldigen Kampfes. Von vielen Seiten trafen Nachrichten aus andern Gegenden des Krieges ein, welche nicht ſehr geeignet waren, den Muth der Streiter in Epirus zu erhöhen; ſo Baleſte's Tod auf Kreta, die Vorfälle vor Patras, und der Sulioten immer größere Noth und Bedrängniß. Kyriakos durch die Britten an Unterſtützung der Brüder gehindert, der erwartete Zuzug aus Morea war noch immer nicht angelangt. Abgeſchnitten vom Meer, ohne hinreichenden Mundbedarf, in ihrer Zahl durch unausgeſetzte Gefechte geſchwächt, ſahen die edlen Kinder von Selleis vor allen übrigen ihrem nahen Untergang oder ſchimpflichen Looſe zunächſt entgegen. Dieſe Noth der Seinen bewegte das Herz des Mark Bozzàris, der mit den Philhellenen und Akarnaniern gemeinſam bisher gehandelt, und er beſchloß, an der Spitze ſeiner Handvoll Tapferer mitten durch die Heermaſſen von Feinden, welche allenthalben die Gefilde und Wege überdeckten, zu den Brüdern ſich zu ſchlagen, um in ihrer Reihe für ein ehrenvolles Grab der Freiheit wenigſtens zu ſtreiten, wenn Hülfe anders nicht möglich werden ſollte. Den dritten Julius, nach Einbruch der Nacht, bewegte er ſich mit 300 Sulioten den Meteoren von Kiapha zu. Auf beträchtlichen Umwegen überſetzte er die Arta und erreichte das Gebürge. Des Tages über ſtets ſich verborgen haltend, brach er jedesmal, wo günſtiger Anlaß ſich bot, nur bey nächtlicher Weile hervor und verbreitete Schrecken und Tod unter den Muſelmännern. Mit beiſpielloſer Kühnheit gelang es ihm bald, das Ende ſeines Marſches zu erreichen. Leider ſchwächte ſein Abzug, in Verbindung mit den bereits angedeuteten Uebeln, phyſiſche ſowohl als moraliſche Kraft des Heeres zu Komboti. Um dem Feind die Kenntniß und Benutzung dieſer Schwäche zu entziehen, ward Peta's Beſetzung jetzt ohne ferneres Säumen beſchloſſen. Sie ſollte durch das erſte Regiment und die Jonier des Spiro geſchehen. Der Diktator ſelbſt, noch immer ſeine Hoffnung auf die Verſtärkungen aus der Halbinſel nicht aufgebend, wollte mit den übrigen Truppen, den Philhellenen und den Moreoten des jüngern Kolokotroni nach Langada zurückkehren, um die Päſſe des Makrinoros zu bewachen. Durch die Bewegung auf Peta leitete man — ſo wähnten ſie — zugleich die Aufmerkſamkeit der Türken den Mark Bozzaris, wenigſtens theilweiſe ab, und erleichterte dieſem die Verfolgung ſeines Plans.

Um dieſelbige Zeit fieng aber bereits an das Benehmen des Häuptlings Gogo, der die Armatolis befehligte, verdächtig zu werden. Seine häufigen Unterhandlungen mit der Beſatzung von Arta mußten um ſo gefährlicher ſcheinen, als man die Verkäuflichkeit ſeiner Truppen, und deren blinde Anhänglichkeit an den alten Führer wußte. Während Mangel und Dürftigkeit im Lager der Griechen überhand nahmen, lebte Gogo allein im Ueberfluß und Wohlbehagen. Der Obriſte Stietz berichtete zwar darüber an Maurokordatos. Allein Gogo wußte ſchlau ſeinen verdächtigen Handlungen einen Schein des Verdienſtes für das Beſte der allgemeinen Sache zu überhängen, und ſeine Glaubensgenoſſen zu überreden, daß er den Muſelmännern eine Schlinge lege, während er doch bereits im Einverſtändniß mit denſelben war und auf den ſchändlichſten Verrath ſann, der je den griechiſchen Boden befleckt. Die Noth zwang den Feldherrn, wie die noch mißtrauiſchern Philhellenen, ſolchen Aeußerungen ſcheinbaren Glauben beizumeſſen, ob man gleich ſie im Herzen für trügeriſch erkannte. Denn ein offenbarer Abfall in den gegenwärtigen Umſtänden würde vielleicht die ſchlimmſten Folgen nach ſich gezogen haben, obgleich Gogo's Verrath ſelbſt nachmals von den allerſchlimmſten begleitet war.

Am 4ten wurde Peta wirklich beſetzt, und auf dringliche Bitten erhielten auch die Philhellenen, wiewohl mühſam, vom Diktator die Verwilligung, mit dahin ziehen zu dürfen. Die Hoffnung nähern Kampfes und größerer Gefahr lockte die Ruhmdürſtenden [illegible] Untergange zu. Eine kleine Beſatzung blos blieb, zur Erhaltung der Verbindung zwiſchen beiden Hauptpunkten der Operationslinie, in Komboti zurück. Normann hatte über die beiden regulären Corps den Oberbefehl. Mit ihm zog beinahe der ſämmtliche Staab.

Auf einer Bergebene, von welcher zwei auslaufende Aeſte eine Art Bergſchlucht bilden, durch die man zu dem Dorfe gelangt, iſt, äußerſt vortheilhaft zur Vertheidigung, Peta gebaut. Auf dem am meiſten hervorragenden Felſen zur Rechten lagerten die Philhellenen mit dem Regiment Tarella, den Joniern des

Spiro und zwei Kanonen; im Rücken Gogo und Vlakopulos mit ungefähr 900 Mann. Leider ward ſchon der Tag der Ankunft zu Peta durch ein Unglück, das dem Korſen Paſſano widerfuhr, bezeichnet. Dieſer Tapſere hatte mit einer kleinen Flotille im Golfe von Epirus bisher durch Abſchneidung der Verbindung den Türken großen Schaden und den Chriſten bedeutenden Vortheil bewirkt. Jetzt fielen ſeine Fahrzeuge, ſo wie er ſelbſt in Feindes Gewalt, aus der er ſpäter jedoch, nachdem glücklicherweiſe ſeine frühere Bekanntſchaft mit Omer von dem Pfahl ihn errettet, durch die Treue ſeiner Gattin von Ankona ausgelöſt wurde. Die Hellenen ſahen durch dieſen Unfall ihre Verbindung mit Akarnanien völlig abgeſchnitten, und die Osmanen Meiſter des ganzen Meerbuſens bis zu ſeinem, von den Engländern treulich gehüteten Eingang.

Die Türken in und vor Arta hielten mittlerweile ſich ziemlich ruhig. Zwar reizten ſie durch ihre ſorgloſe Sicherheit, mit der ſie von Zeit zu Zeit in der Ebene herumzuſchwärmen ſchienen, ſo wie durch die Erinnerung der bei Komboti errungenen Vortheile die Philhellenen oftmals zu einem neuen Angriff. Aber derſelbe, ſo ſehr auch Normann ſelbſt hiezu Luſt bezeigte, unterblieb, gemäß höherer Befehle des Diktators. Endlich vermochte Dania, deſſen allzufeuriger Muth und unbezwinglicher Eigenſinn in der Folge die Quelle großen Jammers für die Seinigen werden ſollte, der Begeiſterung ſeiner Schaar und dem eigenen Ungeſtüm nicht länger zu widerſtehen, und er beſchloß, trotz der Vorſtellungen des Grafen und der Ordre des Feldherrn, ein Abentheuer auf irgend eine Weiſe auszuführen. Bald fand ſich Gelegenheit dazu.

(Schluß folgt.)

Denkwürdigkeiten, Rückerinnerungen und Anekdoten aus dem Leben des Grafen von Segur, Pair von Frankreich.

Erſter Theil. Aus dem Franzöſiſchen durch O. v. W . . . Stuttgart
bei Frankh 1825.

Dieſe Memoiren gehören zu den vortrefflichſten, die in Frankreich geſchrieben worden ſind. Der Verfaſſer ſchildert im erſten Bande hauptſächlich den Zuſtand ſeines Vaterlandes und namentlich des franzöſiſchen Hofes vor der Revolution mit ſo viel Genauigkeit, Unpartheilichkeit, Geiſt und Unterhaltungsgabe, als es uns ſelten vorgekommen iſt. Wenn er Anekdoten, Thatſachen und Charakterſchilderungen beibringt, welche neu und originell ſind, ſo weiß er doch als Augenzeuge und Theilnehmer und wieder als liebenswürdiger Erzähler auch die ſchon bekannten Begebenheiten in einem neuen Reize darzuſtellen. Sein treffliches Gemälde von Frankreich tritt aber in ein noch glänzenderes überraſchendes Licht, indem er ihm ein nicht minder lebendiges Bild von Amerika gegenüberſtellt. Dies iſt ein eigenthümlicher Vorzug dieſer Memoiren. Der Graf von Segur wohnte dem Feldzug Frankreichs für die Amerikaner in Amerika ſelber bei und ſein Bericht über dies Land und Volk und jenen denkwürdigen Krieg nimmt die letzte Hälfte des ganzen Bandes ein. Die folgenden Auszüge werden vom Geiſt und Werth des Buches überzeugen.

Quäker in Philadelphia.

Die einfache, tugendhafte und friedliche Sekte der Brüder, die man vergebens durch den Namen Quäker oder Zitterer hatte lächerlich machen wollen, beſteht noch als Denkmal der einzigen Geſellſchaft, die je ohne alle Beimiſchung und ohne alles Vorurtheil die evangeliſche Moral und die chriſtliche Liebe in ihrer ganzen Einfachheit und Reinheit bekannt und ausgeübt hat. Selbſt zu ihrer Vertheidigung würden ſie kein Blut vergießen, und ſelbſt um der größten Vortheile willen den Namen Gottes nicht durch einen Eid entheiligen.

Andere haben in allen Zeiten von Philoſophie geſprochen, aber ſie allein haben als wahre Weiſe gelebt, und leben noch ſo, auch habe ich trotz der ſpöttiſchen Verachtung, mit der man überall von ihnen ſpricht, ſelbſt in dem Landſtrich, der ihnen rechtlich gehört, und deſſen Regierung man ihnen entriſſen hat, ſie nie ohne Rührung und Achtung ſehen und hören können.

Ich weiß wohl, daß, wenn man an unſere Gebräuche gewöhnt iſt, man ſich im Anfang an den übrigen ſtößt, und daß man verſucht wird, ſie der Affektation zu beſchuldigen, weil ſie immer mit dem Hute auf dem Kopf in's Zimmer treten, und alle Leute duzen. Auch ihre Kleidung, obwohl reinlich, ſcheint zu bäuriſch, und die der Frauen würde, wenn ſie ſchwarz wäre, mit ihren Buſenſchleiern der Tracht unſerer barmherzigen Schweſtern gleichen. Aber dieſes ſtrenge Aeußere, das ihnen vorgeſchrieben iſt, trägt vielleicht mehr, als man glaubt, zur Aufrechthaltung ihrer Sitten bei.

So ſtreng ſie gegen ſich ſelbſt ſind, ſo iſt doch niemand toleranter als ſie, und ob ſie gleich den Krieg für ein Verbrechen halten, und den Soldatenſtand verwünſchen, ſo laſſen ſie doch den Kriegern, die ſparſam mit dem Menſchenblut ſind, und Tugend mit Tapferkeit verbinden, gerechte Würdigung angedeihen.

Einer von ihnen, der durch ſeinen Geiſt zu den Angeſehenſten gehört, ſuchte den General Graf Rochambeau bei ſeinem Durchmarſch in Philadelphia auf, und redete ihn folgendermaßen an: „Mein Freund, du treibſt ein ſchlechtes Handwerk; aber man „ſagt, daß du ſo menſchlich und gerecht dabei ſeyeſt, als ſich „damit verträgt. Dieß freut mich ſehr; ich weiß dir vielen Dank „dafür, und ich habe dich aufgeſucht, um dir meine Achtung „zu bezeugen."

Ein anderer allgemein geachteter Quäker, Hr. Benozet, ſagte zu dem General-Chevalier von Chaſtellux: „Ich weiß, daß du „ein Gelehrter und Mitglied der franzöſiſchen Akademie biſt. „Die Gelehrten haben ſeit einiger Zeit vieles Gute geſchrieben; „ſie haben die Irrthümer, die Vorurtheile, die Unduldſamkeit „vorzüglich angegriffen; werden ſie jetzt nicht auch darauf losarbeiten, daß ſie den Menſchen das Kriegführen entleiden, und „ſie wie Freunde und Brüder zuſammenleben?"

Da die Läſterer dieſer menſchenfreundlichen Sekte weder ihre Bruderliebe noch die Einfachheit ihrer Sitten angreifen konnten, ſo ſuchten ſie wenigſtens ihre Begeiſterung und ihre vorgeblichen höheren Eingebungen lächerlich zu machen. Auch behaupteten ſie, daß vor ihrem Intereſſe öfters die Strenge ihrer Lehre ſich beuge. „Die Grundſätze der Quäker," ſagten ſie, „verbieten ihnen „ſchlechterdings, irgend einen mittelbaren oder unmittelbaren Antheil an einem Kriege zu nehmen, den ſie für ein großes Ver-

„brechen halten. Deßwegen weigern ſie ſich alle, die von dem Congreß aufgelegten Abgaben zur Unterhaltung der amerikaniſchen Armee zu bezahlen, aber da ſie zugleich den Strafen, welchen ſie dieſer Ungehorſam ausſetzen würde, ausweichen wollen, ſo ſteckt jeder Quäker ſorgfältig die Summe, die er bezahlen ſoll, in einen Beutel, und legt dieſen offen in ſein Haus, auf ſeinen Schreibtiſch oder in einen unverſchloſſenen Kaſten, ſo daß wenn die obrigkeitlichen Beamten kommen, ſie ihnen wirklich die ausgeſchriebene Summe für die Kriegskoſten nicht geben, ſie aber dieſelbe nehmen laſſen.“ Ich geſtehe, daß man verſucht iſt, zu glauben, irgend ein reiſender Jeſuit habe ihnen dieſen Kunſtgriff angegeben, ſo, ohne den Buchſtaben ihrer Lehre zu verletzen, dem Geſetze Genüge zu leiſten.

Uebrigens trieb der ausgeſprochene Widerwille der Quäker gegen den Krieg ſie natürlich dazu, an dem Aufſtand gegen das Mutterland nicht Theil zu nehmen, daher die meiſten von ihnen Torys waren, was die ungerechte Strenge erklärt, mit der die Patrioten über ſie urtheilten.

Betrachtungen auf einer Landreiſe durch Nordamerika.

Ich fand überall in allen Marktflecken, in allen Städten, in allen Privathäuſern, wo ich mich aufhielt, dieſelbe Einfachheit der Sitten, dieſelbe Höflichkeit, dieſelbe Gaſtfreundſchaft, dieſelbe Begeiſterung für das Staatswohl, und denſelben Eifer, mir die Mittel, ſo ſchnell als möglich an den Ort meiner Beſtimmung zu kommen, zu erleichtern.

Jeden Schritt meines Weges drangen ſich mir zwei entgegengeſetzte Eindrücke auf, deren einer durch den Anblick der Schönheit einer wilden Natur, der andere durch die Fruchtbarkeit, die Mannigfaltigkeit eines gewerbſamen Anbaues und eines civiliſirten Volks hervorgebracht wurde. Bald war ich allein mitten in jenen ungeheuren Wäldern, unter jenen majeſtätiſchen Bäumen, die nie eine Axt berührte, und deren viele ihr ungeheures Alter nur noch durch Hügel von Staub, in die ihre Stämme verwandelt worden ſind, zeigen, und meine Phantaſie trug mich in den Zeitpunkt, wo die erſten europäiſchen Schiffe dieſe unbekannte

Halbkugel betraten. Bald bewunderte ich reizende, ſorgfältig bebaute Thälchen, Wieſen, auf denen zahlreiche Heerden herumirrten, reinliche, nette, bunte Häuſer von Gärtchen und niedlichen Zäunen umgeben; weiter fort, nach andern ungeheuern Wäldern, wohl bevölkerte Marktflecken, Städte, wo alles an eine vollkommene Civiliſation erinnert, Schulen, Kirchen, Univerſitäten; nirgends Mangel, noch ſchmutzige Sitten; überall Fruchtbarkeit, Wohlſtand, Artigkeit; bei allen Leuten jenen beſcheidenen ruhigen Stolz des unabhängigen Bürgers, der nur die Geſetze über ſich ſieht, und der weder die Eitelkeit, noch die Vorurtheile, noch den Sclavenſinn unſerer europäiſchen Geſellſchaften kennt; dieß iſt das Gemälde, das während der ganzen Reiſe meine Aufmerkſamkeit anzog und feſſelte.

Hier verſpottet und verachtet man kein nützliches Gewerbe und bei ungleichen Glücksumſtänden haben doch alle gleiche Rechte. Der Müſſiggang allein würde Schande bringen. Militäriſche Würden und Aemter hindern niemand, ein Gewerbe für ſich zu treiben. Jeder iſt entweder Kaufmann, oder Landmann, oder Handwerker; die wenigſt Begüterten ſind Matroſen, Bediente oder Taglöhner; weit entfernt, den niedern europäiſchen Volksklaſſen zu gleichen, verdienen dieſe Leute die Achtung, die man für ſie hat, und welche die Anſtändigkeit ihres Tons und ihrer Sitten fordert.

In der erſten Zeit war ich allemal ein wenig erſtaunt, beim Eintritt in eine Schenke, einen Hauptmann, Major oder Oberſt als Wirth zu finden, der ſich gleich gut mit mir von ſeinen Feldzügen gegen die Engländer, wie von der Benutzung ſeiner Ländereien, von ſeinen Erndten und Vorräthen unterhielt.

Ich erſtaunte noch mehr, wie, als ich einigen ihre Fragen über meine Familie dahin beantwortet hatte, daß mein Vater General und Miniſter ſey, ſie mich fragten, was er für eine Profeſſion oder Handwerk treibe.

Ich fand überall reinliche Zimmer, gut bediente Tafeln, reichliche Mahlzeit, die aber geſund und einfach war, etwas ſtarke Getränke, Rum mit Zimmet, einen ſehr ſchwachen Kaffee und vortrefflichen Thee. Zwei Dinge allein waren mir mehr zuwider, als ich ſagen kann: das eine war die Gewohnheit, daß, ſo oft ein Toaſt ausgebracht wurde, man eine große Boule Punſch im Kreiſe an der Tafel herumbot, aus der ein Gaſt nach dem andern trinken mußte; das andere war, daß, wenn man ſchlafen gegangen war, man häufig einen neuen Ankömmling ohne weiteres Theil an ſeinem Bette nehmen ſah. Was den letztern Gebrauch betrifft, ſo zeigte ich mich ein wenig widerſpenſtig und brachte es leicht dahin, daß ich davon freigeſprochen wurde.

Washington.

Einer meiner dringendſten Wünſche war, den Helden Amerika's, den General Washington zu ſehen; er hatte ſein Lager damals ganz in unſerer Nähe. Der Herr Graf von Rochambeau hatte die Güte, mich ihm vorzuſtellen. Nur zu oft ſteht die Wirklichkeit weit unter der Phantaſie, und die Bewunderung manches Gegenſtandes ſinkt, wenn man ihm zu nahe kommt. Aber da ich den General Washington ſah, fand ich die vollkommenſte Uebereinſtimmung zwiſchen dem Eindruck, den ſein Anblick auf mich machte, und der Idee, die ich mir von ihm gemacht hatte.

Sein Aeußeres kündigte beinahe ſeine Geſchichte an: Einfachheit, Größe, Würde, Ruhm, Güte, Feſtigkeit lagen auf ſeinem Antlitz und in ſeiner Haltung, wie in ſeinem Charakter; ſein Wuchs war edel und erhaben, der Ausdruck in ſeinen Zügen ſanft, wohlwollend, ſein Lächeln angenehm, ſeine Manieren einfach ohne Vertraulichkeit.

Er prangte nicht in dem eitlen Glanz eines Generals in unſern Monarchien; alles an ihm verkündigte den republikaniſchen Helden; er flößte Achtung mehr ein, als daß er ſie gebot, und in den Augen ſeiner ganzen Umgebung las man wahre Liebe und jenes gänzliche Vertrauen auf einen General, auf den ſie ausſchließlich ihre ganze Sicherheit zu bauen ſchienen. Seine Wohnung ein wenig getrennt von ſeinem Lager, war ein Bild ſeiner Ordnung, die in ſeinem Leben, in ſeinem Charakter und in ſeinem Betragen herrſchte.

Ich hatte erwartet, in dieſem Volkslager Soldaten von ſchlechter Haltung, unwiſſende Offiziere, Republikaner, denen jene in unſern alten civiliſirten Ländern ſo gewöhnliche Artigkeit fehlte, zu finden. Ich erinnerte mich der erſten Zeit ihrer Revolution, wo Bauern, Handwerker, die nie eine Flinte in die Hand gebracht, ohne Ordnung im Namen des Vaterlandes zum Kampf gegen die brittiſchen Phalangen herbeilieſen, die erſtaunt waren, nichts als Haufen von Bauern ſich gegenüber zu ſehen, ohne andere militäriſche Auszeichnung, als eine Mütze, auf der das Wort „Freiheit“ geſchrieben ſtand.

Man kann ſich daher denken, wie ſehr ich erſtaunte, eine disciplinirte Armee zu finden, die ein Bild der Ordnung, Vernunft, Wiſſenſchaft und Erfahrung war. Die Generale, ihre Adjutanten und die übrigen Offiziere zeigten in ihrer Haltung und ihren Geſprächen einen edlen, anſtändigen Ton und jenes natürliche Wohlwollen, das ich der Höflichkeit eben ſo vorziehe, wie ein ſanftes Geſicht einer Maske, der man eine liebliche Form zu geben ſich bemüht hat.

Dieſe Würde jedes Einzelnen, dieſer Stolz, der ihnen die Liebe zur Freiheit und das Gefühl der Gleichheit einflößte, waren keine kleine Schwierigkeiten für den Chef, der ſich über ſie erheben ſollte, ohne ihnen Eiferſucht einzuflößen, und ihre Unabhängigkeit ſeiner Zucht unterwerfen, ohne ihr Mißvergnügen zu erregen.

Jeder andere, als Washington, wäre hieran geſcheidert; es genügt, um ſein Genie und ſeine Weisheit gehörig zu ſchätzen, wenn man weiß, daß er mitten unter den Stürmen einer Revolution, ſieben Jahre lang, die Armee eines freien Volkes kommandirte, ohne ſeinem Vaterlande Furcht oder dem Congreſſe Mißtrauen einzuflößen.

Unter allen Umſtänden ſah man die Stimmen der Reichen und der Armen, der Beamten und der Krieger, ſich für ihn vereinen. Kurz, er iſt vielleicht der einzige Menſch, der einen langen Bürgerkrieg geführt und beendigt hat, ohne ſich einem verdienten Vorwurf auszuſetzen. Da jedermann wußte, daß ihm ſein Privat-Intereſſe für nichts galt, und daß das allgemeine Wohl ſein einziges Ziel ſey, ſo genoß er ſchon bei ſeinem Leben die allgemeine Verehrung, welche den größten Männern von den Zeitgenoſſen gewöhnlich verſagt wird, und die ſie nur von der Nachwelt erwarten dürfen. Man konnte ſagen, der Neid habe, da er ihn ſo hoch in der allgemeinen Meinung ſtehen ſehen den Muth verloren und die Waffen weggeworfen, weil er die Hoffnung aufgegeben, daß ihn ſeine Pfeile je erreichen könnten.

Der General Washington war zu der Zeit, von der ich rede, 49 Jahre alt; er beſtrebte ſich beſcheiden, den Huldigungen auszuweichen, die man ihm gerne darbrachte. Doch wußte kein Menſch ſo gut ſie zu empfangen und zu beantworten. Er hörte mit der gefälligſten Aufmerkſamkeit die an, welche mit ihm ſprachen, und ſeine Miene hatte ihnen geantwortet, ehe er den Mund öffnete.

Er that in früher Jugend ſeine erſten Kriegsdienſte an den Gränzen von Canada gegen Frankreich an der Spitze der virginiſchen Truppen. Nach ſeiner Rückkehr blieb dieſer Mann, der eine ſo bedeutende Rolle in ſeinem Vaterlande ſpielen ſollte, lange Zeit unthätig in ſeiner Heimath, und ſchien eine philoſophiſche Ruhe dem unruhigen Treiben der Staatsangelegenheiten vorzuziehen.

Frei von Ehrgeiz, nahm er an den erſten Begebenheiten, die das Signal zu dem amerikaniſchen Aufſtande gaben, nur wenig Theil; aber ſeit der Krieg unwiderruflich erklärt war, und der Staat und die Armee eines Hauptes bedurften, richteten ſich alle Blicke auf Washington, deſſen Weisheit allgemein geachtet war; überdieß war er in einem Lande, wo der Friede ſeit ſo langer Zeit geherrſcht hatte, vielleicht damals der einzige Menſch, der einige Idee und Erinnerung vom Kriege hatte.

Von der reinſten, uneigennützigſten Vaterlandsliebe beſeelt, weigerte er ſich, den Gehalt anzunehmen, den man ihm als Ober-General zuerkannte, und faſt wider ſeinen Willen nahm es der Staat über ſich, die Koſten ſeiner Tafel zu beſtreiten. Dieſe Tafel hatte täglich 30 Gedecke. Dieſe Mahlzeiten, die nach der Sitte der Engländer und Amerikaner mehrere Stunden dauerten, endigten ſich gewöhnlich mit zahlreichen Toaſts; die gewöhnlichſten waren auf die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, auf den König und die Königin von Frankreich, auf das Glück der alliirten Armeen; nach dieſen kamen die beſondern

Toaſts, oder, wie ſie in Amerika heißen, die Empfindungs-Toaſts.

Gedanken über die Zukunft der nordamerikaniſchen Freiſtaaten.

Mitten unter den Stürmen des Krieges mußte man ſich entſcheiden, ob man eine Monarchie haben, ob man mehrere Republiken bilden, oder alle durch ein gemeinſchaftliches Band vereinigen wollte. Da ärndtete man dann die ſchönen Früchte aller der Keime von Glück und Einigkeit, die ich oben angeführt habe. Während man ſich muthig gegen einen ſtolzen und mächtigen Feind ſchlug, entwarf jeder der dreizehn Staaten ruhig ſeine Conſtitution, und ernannte weiſe Deputirte, die ſich zu einem Congreß vereinigten. Ueberall waren die Verſammlungen friedlich, die Verhandlungen verſtändig und weiſe. Ein gemeinſchaftliches Band machte die Conföderation mächtig, und die eigenthümliche Geſetzgebung jedes einzelnen Staates garantirte ſeine ſpecielle Freiheit.

In den Civil-Geſetzen und in den Sitten giengen wenig Veränderungen vor; nur die Regierung wurde geändert. Ein Präſident, für wenige Jahre gewählt, ohne Leibwache, ohne Vorrechte, der Gerechtigkeit unterworfen, wie jeder Bürger, und verantwortlich, wie die Miniſter, die er ernannte, verwaltete die exekutive Gewalt, aber nur in Gegenſtänden der auswärtigen Politik, des Seehandels und der allgemeinen Vertheidigung der föderirten Staaten. Seine Gewalt, auf wenige Jahre eingeſchränkt, wurde von einem Senat und einer Deputirtenkammer bewacht, welche die dreizehn Staaten, aus denen ſie gewählt war, repräſentirte; ſo wurde alles, was die öffentliche Ordnung, die vollkommene Freiheit und die Sicherheit der Conföderation erfordern, mit wunderbarer Klugheit angeordnet, die ſelbſt zum Voraus das Maaß der Veränderungen vorher ſah und beſtimmte, die Zeit und Erfahrung an der Conſtitution zu machen zwingen könnte.

Kurz, zum großen Erſtaunen aller Nationen, und ſelbſt der Weiſen in jedem Lande, ſah man in dieſem bisher ſo wenig gekannten Amerika eine Erſcheinung ſich erheben, ein politiſches

Gebäude, von dem die ſinnreichſten Utopien noch keine Idee gegeben hatten. Die einzige Gefahr, die dieſer glücklichen Republik in der Zukunft drohen könnte, (damals zählte ſie drei Millionen Einwohner, jetzt zehen Millionen Bürger) iſt der ungeheure Reichthum, den ihr Handel ihr verſpricht, und der verführeriſche Luxus, der die Folge davon ſeyn kann.

Die ſüdlichen Provinzen müſſen ſich vor einer andern Klippe vorſehen und ſie vermeiden, man findet dort ſehr viele arme Einwohner, und hinwiederum große Güterbeſitzer, deren Reichthum ungeheuer iſt. Dieſer Reichthum erhält ſeine Nahrung und wie es ſcheint ſeine einzige Stütze durch die Arbeit der Negerſclaven, die ſich alle Jahre vermehren, und die leicht zur Verzweiflung und zum Aufſtand gebracht werden können, durch den Contraſt, den ihre Sclaverei mit der vollkommenen Freiheit bildet, deren Menſchen von gleicher Farbe in andern Staaten der Republik genießen.

Muß endlich nicht dieſe Verſchiedenheit in den Sitten und der Lage zwiſchen Norden und Süden für ſpätere Zeiten eine politiſche Trennung drohen, die den ſchönen Bund ſchwächen oder gar zerreißen würde, der ſeine Stärke nur durch feſt geſchloſſene Einigkeit erhalten kann?

Anſichten von Südamerika.

Das ſüdliche Feſtland von Amerika bietet den Reiſenden, die daſelbſt landen, einen ganz andern Anblick dar, als die Küſten des nördlichen Kontinents. Wie ich mich dem Delaware näherte, ſah ich ein einförmiges, flaches Ufer: von weitem ſchienen die Bäume aus dem Meere empor zu ſteigen, und wenn man an's Land ſtieg, ſo glaubte man ſich wegen des Klimas, der Vegetation, der Cultur des Landes, der Bauart der Häuſer, der Tracht und Sitten der Einwohner, der Thätigkeit der Landleute, des gewerbſamen Handels, der Schönheit der Wege, der Eleganz der Städte und der Reinlichkeit der Dörfer noch in Europa und mitten in einer engliſchen Provinz.

Landet man hingegen am ſüdlichen Feſtlande, ſo ſtaunen die Blicke ein ganz anderes Schauſpiel an; ſchon ſehr weit ſieht man das Land, aber um es zu ſehen, muß man die Augen zum

Himmel erheben. Die Zweige der Cordilleren, die Rieſenberge von Saint-Marthe, von Valence und Caracas ſind beinahe eine halbe Stunde hoch.

Dieſe ſchroffen Felſen, dieſe furchtbaren Gebirge ſcheinen eine Art von Schutzmauer zu ſeyn, mit der das Schickſal dieſes unermeßliche Feſtland umgeben wollte, um es vor der europäiſchen Habſucht zu ſchützen, und um dieſer ſeine unerſchöpflichen Gold-, Silber und Diamantengruben zu verbergen; dieſe unglückſeligen Schätze, welche die Habgier ſo vieler Abentheurer, die Eiferſucht ſo vieler Mächte erregten, und Amerika zu einem blutigen Schauplatz machten, wo ganze gemordete Völker, die Opfer roher Heuchler wurden.

Hier mordeten der Fanatismus und Golddurſt, um zu bekehren, raubten, um ſich zu bereichern, entvölkerten, um zu herrſchen, und zündeten, das Evangelium des Gottes des Friedens in der Hand, überall die Scheiterhaufen an, auf denen man, trotz den Anſtrengungen des tugendhaften Las Caſas, wie zur Zeit der falſchen Götter, eine Menge Menſchen-Opfer brachte.

Die Umwälzungen des Alterthums ſind ein Spiel gegen die Umwälzungen, welche das friedliche Reich der Incas zerſtörten; in den letztern waren es ganze Völker, die umkamen und verſchwanden.

Je mehr man ſich den Küſten dieſes Feſtlandes näherte, deſto mehr ſcheint die dunkle Maſſe der hohen Gebirge ihre Schatten über das Meer und düſtere Gedanken in der Seele zu verbreiten. Beſonders ſehen ihre Meerbuſen, ſo ſchwarz aus, daß man durch ſie in die Unterwelt zu kommen glaubt, auch gab es nie eine richtigere Benennung, als die des traurigen Meerbuſens, die man dem Golf von Porto-Cabello giebt.

Anekdote.

Als wir das Lager von Crampont verließen, marſchierte der Herr Graf von Rochambeau, umgeben von ſeinem glänzenden Generalſtabe, an der Spitze unſerer Kolonne. Ein Amerikaner nähert ſich ihm, klopft ihm ſanft auf die Achſel, hält ihm ein Papier hin, und ſagt: „Im Namen des Geſetzes Sie ſind mein Gefangener!“ Mehrere junge Offiziere wurden über dieſe Kühnheit ungehalten; aber der General gab ihnen ein Zeichen, ſich im Zaume zu halten und ſagte lächelnd zu dem Amerikaner: „Führen Sie mich fort, wenn Sie können.“ „Nein“ erwiederte der Amerikaner, „ich habe meine Pflicht gethan und Ew. Excellenz können Ihren Weg fortſetzen, wenn Sie ſich der Gerechtigkeit widerſetzen wollen, ich verlange dann nichts, als mich frei zurückziehen zu dürfen. Soldaten von der Brigade Soiſſonais haben mehrere Bäume verbrannt, um ihr Feuer anzuzünden. Der Eigenthümer dieſes Waldes verlangt Entſchädigung, er hat einen Befehl gegen Sie ausgewirkt, den ich zu vollziehen gekommen bin.“

Bey dieſen Worten, die ein Adjutant dem General überſetzte, rief Herr von Rochambeau den Herrn von Villemanzy, jetzt Pair von Frankreich, damahligen Intendanten der Armee herbey, ſtellte ihn zum Bürgen auf und befahl ihm, dieſe Angelegenheit zu beendigen, daß er das Gehörige ausbezahle, wenn die Entſchädigung, die er ſchon angetragen habe, nicht für hinreichend erklärt werde. Der Amerikaner zog ſich zurück; der General und ſeine Armee, ſo durch einen Gerichtsdiener aufgehalten, ſetzten ihren Weg fort, und ein richterlicher Spruch ſetzte die Entſchädigung auf 2000 Franken alſo weniger als der General angeboten hatte, feſt, da der ungerechte Eigenthümer ſie bis auf 15,000 erhöhen wollte. Der Letztere wurde ſelbſt zu den Koſten verurtheilt.

Literatur.

1) **Ueber Reinheit der Tonkunſt.** Heidelberg im Verlag von J. C. B. Mohr. 1825. (Mit einem Steindruckbildniß Paleſtrina's.)

Dieſe kleine Schrift hat uns einen doppelten Genuß gewährt. Einerſeits erſchien ſie uns nämlich als ein erfreuliches Zeichen der Zeit, indem ſie ihren Gegenſtand mit Wärme und Liebe vorträgt, ohne in Einſeitigkeit und leidenſchaftlichen Partheien zu verfallen, anderſeits liegt in dem Vortrag ſelbſt eine, freilich mit dem zuerſt Gerühmten unzertrennlich verbundene, Lebendigkeit, Würde und Klarheit, wenn auch hie und da indignatio facit versum. Wie jeder in ſeinem Fach, vom niedrigſten Handwerk hinauf bis zur höchſten Kunſt, zur Dichtkunſt, vom Landſchulmeiſter bis zum Kathederfürſten ꝛc., in einer verderblich über uns hereingebrochenen geiſtigen Luſtſeuche, die leichtfertig von Genuß zu Genuß treibt, immer neuer Aufreizung, Sinnenkitzelei bedarf, um nicht ermattet zu vergehen, den Verfall tüchtiger Beſtrebungen und Leiſtungen findet, ſo findet der ungenannte Verfaſſer auch den Verfall, die Ausartung der heutigen Muſik, die mit wenigen Ausnahmen, zu einer blos zeitverkürzenden Spielerei herabgeſunken ſey, in nichts anderem, als in einer eitelen, ſelbſtſüchtigen, liebloſen, ſinnbethörenden Ohrenwollüſtelei. Dieſer entſprechen die Komponiſten ſelbſt vortrefflich durch ein wahnwitzig ſich überbietendes Ringen nach Knalleffekt, nach immer neu überraſchenden Reiz der Sinne, die Muſiklehrer durch Abrichterei auf hohle Fingerfertigkeit, die Muſiker ſelbſt durch Haſchen nach virtuoſiſtiſchen Kabriolen ꝛc. Wenn dieß Verfahren ſchon an und für ſich eine Entweihung der Kunſt iſt und empört, ſo muß daſſelbe, wo es ſich ſelbſt in die religiöſe, in die Kirchenmuſik nicht allein eindrängen, ſondern in ihr ſogar herrſchen will, mit heiligem Zorn erfüllen. In dieſer Rückſicht dringt nun der Verfaſſer mit vollem Recht auf ſtrenge Sonderung der heiligen und profanen Muſik. Da aber der Sinn für wahre Kirchenmuſik ſo ſehr verloren gegangen iſt, daß jeder Organiſt, (in dieſer oder jener Bauergemeinde etwa ausgenommen) ſeine Präludien aus Opern- und Ballmuſikreminiszenzen zuſammenſtoppeln darf, ſo muß jener Sinn, und darauf geht hauptſächlich der Verfaſſer aus, wieder geweckt und geſtärkt werden. Zuerſt in den Muſikern ſelbſt, durch eifriges Studium alter ächter Kirchenmuſiker. Hier wird nun hauptſächlich auf Paleſtrina, Senfſel, Morales, Orlando di Laſſo (Roland Laſſ), Lotti, Durante, Marcello ꝛc. hingewieſen, am längſten aber bei Händel verweilt. Dieß zum Theil, weil ſeine Werke zugänglicher als die ganz alten ſind, zum Theil auch der unerſchöpflichen Fülle wegen, die in ſeinen Oratorien niedergelegt iſt. Wir müßten aber einen zu langen Bericht geben, wenn wir auf die vielen vortrefflichen Anſichten, Bemerkungen, Urtheile, Vorſchläge, welche über und für Muſik vorgetragen ſind, aufmerkſam machen wollten. Nur einen Hauptbegriff glauben wir genauer bezeichnen zu müſſen, den nämlich, welchen der Verfaſſer mit Reinheit der Tonkunſt zu verbinden ſcheint. Er will, daß jede Gattung von Muſik in ihrem Kreiſe bleibe. Wie die Trompete nicht verſuchen ſoll, ſchmelzende Flötentöne zu affektiren, die menſchliche Stimme nicht, Geigenkunſtſtücke zu exekutiren, ſo ſollen Profane- und Heilige Muſik nicht mit einander vermengt werden, ſo ſoll jede Unterart der beiden Hauptgattungen der Muſik ihren Grundcharakter behaupten und ſich nicht mit frappirender Aufnahme des Fremdartigſten aufſtutzen wollen, wenn auch überall das Verſchiedenartigſte in wohl motivirte Verbindung treten kann. Hier gilt daſſelbe Geſetz, welches ſchon der Verbindung verſchiedener Tonarten zum Grunde liegt. Ueberhaupt will der Verfaſſer nur, daß in gewiſſen Momenten von Abſpannung und ſonderbarer Laune wohl paſſende Potpourri's nicht gleichſam zum muſikaliſchen Geſetz und Charakterloſigkeit zum Charakter erhoben werde. Man denke z. B. nur an Roſſiniſche Trauermärſche im Walzertakt!

2) Mein Lebenslauf und Wirken im Fache der Sprache und Kunſt ꝛc.

von Karl Wilhelm Kolbe. Berlin und Leipzig bei G. Reimer. 1825.

In einem ſchlichten, einfachen und doch lebendigen Styl erzählt uns Herr Kolbe, unter welchen Umſtänden und Veranlaſſungen er dazu gekommen, in der doppelten Eigenſchaft als Sprachforſcher und Landſchaftszeichner oder vielmehr als Stecher und Radeur ſich zu eigenem und ſeines Vaterlandes Ruhm auszuzeichnen. Er berichtet uns von ſeinem Leben eben nur ſo viel als nöthig iſt, dieſen ſeinen öffentlichen Charakter zu beleuchten, nicht eitel genug, um, wie andere, zu glauben, daß auch jedes unbedeutendere Ereigniß, wie es wohl in jedem Leben ſich finden mag, den Leſer intereſſiren müſſe. Wenn er in dem Anhange zu ſeinem Leben, welcher Berichtigungen und Zuſätze zu der neueſten Ausgabe ſeiner Schrift über Wortmengerei hie und da etwas bitter wird und zu lange bei einer fruchtloſen Polemik gegen Wolf und andere, ſogar gegen das Cottaiſche Literaturblatt verweilt, ſo wird das zum größten Theil durch die ſeichten Bekämpfungen entſchuldigt, welche ſein keineswegs einſeitiges Dringen auf Sprachreinheit erfahren hat. Es iſt in der That von ihm der tiefſte, unabweisbare Grundſatz, der gegen überhandnehmende Wortmengerei zu befolgen iſt, aufgeſtellt worden, der nämlich: daß jede Sprache, als ein wohlgegliederter Leib zu betrachten ſey, als ein Organismus, der ohne Gefahr nichts Fremdartiges, ſeiner Natur Widerſtrebendes in ſich aufnehmen dürfe, es ſey denn daß er es in eignes, gutes Blut umzuſetzen verſtehe. Wenn er aber darauf dringt, daß jedermann ſich beſtreben ſolle, plötzlich mit Hand an das Reinigungsgeſchäft zu legen, ſo ſcheint er uns zu viel zu verlangen, denn bei der Fluth des Fremdartigen, womit unſere Sprache überſchwemmt iſt, würde dieß Beſtreben einen jeden, der hauptſächlich mit Dingen oder Gedanken ſich beſchäftigt, zu einem Sprachforſcher machen müſſen, der vor Sprachreinigungsverſuchen kaum zu dem Vortrag der Sachen und Gedanken, auf die es ihm am Meiſten ankommt, gelangen könnte. Es iſt die Sprachreinigung Sache der Sprachforſcher und Schulmänner. Jene mögen für die paſſenden Ausdrücke und Beſtimmungen ſorgen, welche dem Zwecke der Sprachreinigung dienen, dieſe darauf bedacht ſeyn, ihren Schülern einen reinen, deutſchen Ausdruck zur andern Natur zu machen. Denn der erwachſene Mann hat nicht mehr Zeit beim Dichten und Denken auf das Elementariſche der Sprache zu ſehen, wozu, wie wichtig Sprachreinheit auch ſey, ſie dennoch mehr oder weniger gehört.

3) Betrachtungen über den wunderbaren Aufſchwung der geſammten Baumwollenfabrikation, nebſt Beſchreibung einiger der neueſten engliſchen Maſchinen, von Dr. **Chriſtoph Bernoulli**, Profeſſor an der Univerſität zu Baſel. Mit fünf Steindrucktafeln. Baſel, bei J. G. Neukirch. 1825.

Herr Profeſſor Bernoulli, deſſen kleine Schrift über die Entbehrlichkeit des Lateinlernens für Nichtſtudirende wir neulich rühmend zu erwähnen Gelegenheit nahmen, beſchenkt das Publikum auf's Neue mit einem Werk von allgemeinerem Intereſſe. Von dieſem ſind namentlich die überſichtlichen Betrachtungen über die Fortſchritte des Manufakturweſens. In ihnen wird z. B. mit vieler Kenntniß und in einer klaren Darſtellung hiſtoriſch nachgewieſen, wie die Behauptung daß durch die Vermehrung des Maſchinenweſens eine große Menge Handarbeiter von Brod kämen, eben ſo falſch ſey als die, daß das Fabrikweſen immer mehr die menſchliche Thäthigkeit zu einer unfreien, geiſtloſen machen müſſe. Wir glauben die Art, wie der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand auffaßt und behandelt, am beſten durch folgende nur zufällig, ohne beſondere Wahl ausgehobene Stelle zu bezeichnen: „Doch ſo ausgedehnt dieſe Fabrikation iſt, ſo iſt ſie doch keineswegs über das ganze Land verbreitet. Sie iſt in einzelne Gegenden zuſammengedrängt wie es die Arbeiter auch in einzelnen großen Fabriken ſind. Die wichtigſte iſt bekanntlich Lancaſhire, die früher ſchon ihr Hauptſitz war. Hier wo vor noch nicht 50 Jahren der Pöbel die erſten Spinnmaſchinen mehr als einmal mit blinder Wuth zerſtörte, gibt die Fabrikation jetzt 20 bis 30mal mehr Händen Arbeit als damals. Zwar ſind die ſchönen Thäler dieſer Landſchaft von den Handſpinnern verlaſſen, und an der Stelle mancher dürftiger Hütten ſieht man jetzt ſchöne Landhäuſer, wohin der Reiche aus dem Gewühle des ſchaffenden Lebens entflieht, um ungeſtört ein genießendes zu finden. Welche unermeßliche Thätigkeit hat ſich aber über das platte Land verbreitet, wie hat ſich da eine Population bis zur Dichtigkeit von 18 — 20,000 Seelen auf die deutſche Q. Meile zuſammengedrängt, die faſt einzig von dem Baumwollengewerbe lebt! Mancheſter zählte vor 50 Jahren nur 30,000, jetzt mit ſeinen Vorſtädten über 180,000 Seelen und ähnlichen Wachsthum erfuhren andere kleine Städte. Eben ſo hatte Glasgow, die 2te Fabrikſtadt dieſes Reiches, vor 50 Jahren kaum 40,000 Einwohner, jetzt über 150,000; und in ihrer Nähe iſt ſeitdem noch die Fabrikſtadt Paisley entſtanden die allein an 50,000 Einwohner zählt. Damals verarbeitete aber Glasgow noch keine 600 jetzt über 100,000 Ballen Baumwolle, und lieferte in 1 Jahre ſchon über 100 Mill. Yards Bw. Zeuge."

„Eine einzige Spinnerei, wie ihrer jetzt viele ſind, verbraucht nämlich jährlich oft mehrere 1000 Ballen; denn da ſieht man oft in einem einzigen ungeheuren Gebäude 30, 40 und mehrere 1000 Spindeln zugleich im Gange und auch dieſe ſpinnen faſt unaufhörlich und bloß einen bereits halbgebildeten Faden ganz fein. Denn eine Reihe künſtlicher Maſchinen reinigen, lockern und karden nicht nur die rohe Wolle, ſondern ziehen ſie allmählig zu einem fadenförmigen Geſpinnſte aus, das auf dem Spinnſtuhle nur vollendet wird. Zwei Spinner mit einigen Kindern halten an 1000 Spindeln in beſtändigem Gange und einige hundert Menſchen ſchaffen hier was nach dem alten Verfahren viele Tauſende lange nicht ausgerichtet haben würden. Doch genau betrachtet ſind es nicht einmal dieſe Menſchen, die das Werk verrichten. Alles geſchieht durch zweckmäßige Maſchinen, die ſämmtlich durch eine Naturkraft in Bewegung geſetzt werden. Die Menſchen leiten und regeln nur die Bewegung, die wie ein großes Naturgeſetz allzu gleichförmig iſt, ſie leihen den Maſchinen gleichſam den mangelnden Verſtand, der allein nach den Umſtänden jede Abweichung von der gewohnten Bahn bewirken kann. Die Menſchen ſind alſo nur da, um den arbeitenden Maſchinen die Arbeit aufzugeben und Stoff darzureichen, ſie zu beaufſichtigen, zurechtzuweiſen und zu befehligen. Eine ſolche Spinnerei ſtellt einen ungeheuren wundervollen Organismus bar, der aus einer Menge mit einander verſchlungener einzelner Organe beſteht, wovon jedes wieder durch unzählbare Theile ſeine eigenthümliche und unentbehrliche Funktion erfüllt. Und wenn man verſucht ſeyn möchte, die unüberſehbare Menge von Hebeln und Rädern, von Rollen und Triebſeilen, die alle durch eine Elementarkraft, eine ſchnaubende Dampfmaſchine, in Bewegung geſetzt werden, als das Muskel- und Knochenſyſtem dieſes koloſſalen Organismus anzuſehen, ſo dürfte man in den zahlloſen Dampf- und Gasröhren, die nach allen Theilen Wärme und Licht verbreiten, das gigantiſche Aderſyſtem deſſelben erblicken. Den Menſchen bleibt um ſo reiner die Verrichtung des Geiſtes.“

Außer dieſen allgemeineren Betrachtungen, die ſich über die Fortſchritte der Baumwollenfabrikation überhaupt, wie über die der Spinnerei, Weberei ꝛc. verbreiten, und die jeder leſen ſollte, ſind noch für den Mann vom Fach genaue und klare Beſchreibungen der verſchiedenen engliſchen Maſchinen beigegeben, wozu die fünf Steindrucktafeln die nöthigen Abbildungen für die Anſchauung darbieten.

Miszellen.

(Aus dem Anekdoten-Tagebuch der Frau von Campan von Maigne, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Fr. Ritter, Stuttgard bey Fr. Frankh 1825.)

Die Gemahlin des bürgerlichen Anwalts Reynier in Verſailles hatte einſt eine zahlreiche Geſellſchaft bei ſich verſammelt. In der Unterhaltung entwiſchten ihr einige nicht gut gewählte Ausdrücke, und obgleich die Sache nicht von Bedeutung war, hieß ihr Gemahl ſie ſchweigen und nannte ſie ein albernes Weſen. — In den zwanzig oder dreißig Jahren, die ſie nachher noch lebte, ſprach ſie kein einziges Wort mehr, ſelbſt nicht mit ihren Kindern. Man unternahm einen verſtellten Diebſtahl vor ihren Augen, man ſuchte ſie zu überraſchen, man wandte alle Mittel, ſie wieder zum ſprechen zu bringen, aber Alles war vergebens. Um die Einwilligung zur Verheirathung ihrer Kinder zu geben, nickte ſie mit dem Kopfe und unterzeichnete den Vertrag. Niemals hörte man einen Ton mehr aus ihrem Munde; ſo wenig wußte ihre beleidigte Eigenliebe zu verzeihen und ſo folgerecht wußte ihr Starrſinn ſich zu behaupten!

— Napoleon urtheilte ſehr richtig, als er einmal folgendes gegen mich äußerte: „„Auf meinem Standpunkte überſchaue ich Alles, was mich umgiebt. Der Charakter eines Jeden iſt mir bekannt, ich könnte ſein Tagebuch ſchreiben, wie Sie das Ihrer Zöglinge. Wiſſen Sie, was alle die guten Leute hauptſächlich beſeelt? Der Ehrgeiz; wenn ſie vorwärts rücken, iſt Alles in der Ordnung, das Rückwärtsſchreiten will Keinem behagen. Ihr Stolz hat eine eigenthümliche Federkraft, weshalb ihr gewandter Geiſt denſelben zu verlängern oder zu verkürzen vermag, wie es die Umſtände erheiſchen. Ich halte ſie aber im Schach; denn ſie beziehen jedes Ding nur auf ſich ſelber und vergeſſen die Nation, die doch das Grundweſen iſt und ohne welche ſie Nichts wären. Die Begünſtigungen, welche mir zu Gebote ſtehen, ſehen ſie als ihr Eigenthum an, und wenn ſich die Gelegenheit zeigt, ſind ſie undankbar gegen das Volk und gegen mich.““

4

Europa im Jahr 1840

1903, 4830

von

Wolfgang Menzel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stuttgart.
Sonnewald'ſche Buchhandlung.

1839

Die europäiſche Pentarchie.

Daß die nachfolgenden Erörterungen kein Echo des bekannten, unlängſt bei Otto Wigand in Leipzig erſchienenen Buches ſind, das die nämliche Ueberſchrift führt, wird der geneigte Leſer bald erkennen.

Wenn von den in Europa vorwaltenden großen Mächten die Rede iſt, frägt es ſich zuerſt, was man eigentlich unter Macht verſteht? Nicht blos die gegenwärtigen Dynaſtieen und Staatsregierungen ſind Mächte; es gibt auch noch andere Mächte, von denen ſich zum Theil die ihrige herſchreibt, durch welche ſie erſt ſo ſtark geworden ſind, wie ſie ſind, oder von denen ſie, und zwar nicht blos von Außen, ſondern auch im Innern bedroht werden. Nicht ſelten ſind dieſe andern Mächte ſo übermächtig geworden, daß ſie Europa wie im Sturm mit ſich fortgeriſſen, ein ganz neues Intereſſe an die Stelle der bisherigen geſetzt, Staaten und Dynaſtieen umgeworfen und neue geſchaffen haben. Als ſolche Mächte erkennen wir die Macht der Nationalitäten, die Macht des Glaubens und der Kirchen, die Macht politiſcher Principe und die Macht der materiellen Intereſſen. Dieß ſind die großen Mächte unſerer Zeit, die innig verſchlungen mit der Macht der beſtehenden Dynaſtieen und Staatsregierungen die eigentliche Pentarchie Europa's bilden. Die Macht der Intelligenz und Wiſſenſchaft kommt hier nicht beſonders in Frage, weil ſie nur dem Nationalruhm, der Macht des Glaubens oder gegen ſie, oder politiſchen Principen und durch die Naturkunde den materiellen Intereſſen dient, alſo ſchon unter allen dieſen begriffen iſt.

Die Macht der Nationalitäten iſt die älteſte. Aus dem Zuſammenſtoß der Nationen in der Völkerwanderung ging die geographiſche Eintheilung Europa's hervor, die im Weſentlichen heute noch beſteht, ſo viele Störungen ſie auch erlitten hat und ſo ſehr ſie im Wechſel der Zeiten mit andern Grenzlinien übermalt worden iſt. Wie oft auch hier eine Nation unter viele einheimiſche und fremde Herrn vertheilt, dort mehrere andere unter einem Herrn vereinigt wurden, ſie blieben im Grunde doch immer die alten Nationen, jede mit ihrem eigenthümlichen Charakter, ihrer eigenen Sprache, ihren eigenen Sitten und mit ihrem eigenen Intereſſe, und dieſes Intereſſe machte ſich im Verlauf der Zeiten mehr oder weniger wieder geltend. Die Naturgewalt, die in den Nationalitäten liegt, vereitelte alle fremdartigen Disciplinen. Unmerklich wurde das Aufgedrungene durch die alte Nationalität wieder verdrängt, wie z. B. das deutſche Element in Italien durch das altrömiſche und das ultramontane in Deutſchland durch die Reformation. Oder die beſtehenden Dynaſtieen und Staatsregierungen fanden es gerathen, ſich der Macht der Nationalität zu bedienen, um ihre eigene Macht dadurch zu verſtärken, oder um fremde Gewalt dadurch abzutreiben. So ſiegte Napoleon durch den Aufſchwung ſeiner ſogenannten großen Nation und wurde beſiegt durch den Rückſchlag der andern europäiſchen Nationalitäten. Selbſt die ſchwächſten, um tiefſten niedergebeugten Völker ſchöpften aus der unverwüſtlichen Naturkraft, die in der Nationalität liegt, noch Muth zu theils glücklichen, theils unglücklichen Verſuchen zur Wiedergeburt, wie in jüngſter Zeit die Griechen und Polen.

Die Macht des Glaubens und der Kirche iſt dem Alter nach die zweite. Sie war es, welche zuerſt in die Nationalgränzen eingriff, die Nationalreiche erſchütterte und auf den Trümmern derſelben neue Dynaſtieen und Staaten, wenn nicht erſchuf, doch förderte und ſelbſt noch in ihrem eigenen Zerfall und Untergange viele derſelben hervorrief. Alle Staaten, die der weſtphäliſche Friede garantirt, waren entweder noch Ueberreſte der alten Nationalreiche, z. B. das habsburgiſche, das franzöſiſche, ſpaniſche, engliſche, ſchwediſche, däniſche, polniſche, oder ſie hatten ſich in Folge zunächſt des Inveſtiturſtreits, durch welchen das Kaiſerthum am früheſten geſchwächt wurde, und ſpäter durch die großen Reformationskriege emancipirt, ſchon früher die deutſchen Kurfürſten, Savoyen, die Schweiz, ſpäter Holland. Der Ueberſpannung im religiöſen Gebiet mußte die Abſpannung folgen. Gleichwohl iſt die Macht des Glaubens nicht erloſchen und kann nicht erlöſchen, weil ſie tief im Gemüth der Menſchen wurzelt. Sie ſteigt über das Niveau und ſinkt unter daſſelbe, kehrt aber immer wieder zu demſelben zurück und bleibt — was wohl in unſern Tagen Niemand verkennen wird — eben ſo gewiß wie die der Nationalität eine der großen Hauptmächte in Europa.

Die Macht der politiſchen Principe und die der materiellen Intereſſen bildeten ſich im großen Reformationskampf beinahe gleichzeitig aus. Durch ſie kam eben erſt das neue Intereſſe in die Welt, welches das alte Intereſſe für die Kirche verdrängte, obgleich ſie anfangs nur als Mittel der Religionsparteien galten. Das Mittel wurde bald zum Zwecke und der alte Zweck bei Seite geſchoben. Die katholiſche Partei, im Kampf mit der jungen Reformation weltlicher Gewalt benöthigt, nahm zu dem politiſchen Princip der abſoluten Monarchie ihre Zuflucht, und die reformirte Partei ſetzte ihr das republikaniſche Princip entgegen. Später wurde man von beiden Seiten in Bezug auf die Religion duldſamer, aber die politiſchen Principe blieben, bildeten ſich folgerecht aus und nahmen in der neuern Zeit vorzugsweiſe die europäiſche Welt in Anſpruch. Faſt zu gleicher Zeit machten ſich auch zum erſtenmal die ſogenannten materiellen Intereſſen geltend. Der Religionskrieg erforderte ungeheure Anſtrengungen, man brauchte Geld, und hauptſächlich dieſer Umſtand begünſtigte den Aufſchwung der Schifffahrt und des Handels in dem ſonſt trägen Spanien. In der That hörte dort der Eifer für die Marine zugleich mit dem Glaubenskriege wieder auf. Die Reformirten aber und zwar gerade die heftigſten, man möchte ſagen, perſönlichſten Gegner der Spanier, die Holländer nämlich, eigneten ſich noch mitten im heißen Religionskriege dieſelbe Waffe an und wußten ſich ihrer noch beſſer zu bedienen. Holland beweiſt am augenſcheinlichſten, daß die beiden neuen Mächte der Zeit, diejenigen des politiſchen Princips und der materiellen Intereſſen, einerlei Urſprung haben. Eine Zeit lang waren dieſe beiden jungen Mächte in der holländiſchen Republik concentrirt und gaben derſelben ihren erſtaunenswürdigen Flor, während das übrige Europa in Lethargie fiel. Im Verlauf der Zeiten aber konnte das kleine Holland die Würde jener groſſen Ideen nicht mehr tragen. Es trat die Macht des politiſchen Princips an Frankreich, die Macht der materiellen Intereſſen an England ab.

Das politiſche Princip der Freiheit, zur Zeit der Reformation nur Mittel und dienend einer Glaubenspartei, wurde ſelbſtſtändig und unter eigenem Titel mächtig, ja allüberwältigend in der franzöſiſchen Revolution. Auch konnte daſſelbe nur nach ungeheurem Kampf durch den Bund aller andern Mächte, der Nationalitäten, der Kirchen und der materiellen Intereſſen überwunden werden, und würde vielleicht noch ſchwerer zu beſiegen geweſen ſeyn, wenn der groſſe Sohn der Revolution nicht das Princip derſelben zuvor ſelbſt verrathen hätte. Auch dießmal iſt der Ueberſpannung die Abſpannung gefolgt, allein wer hätte dieſen Weltſturm erlebt und möchte noch zweifeln, wie groß die Macht des Principes iſt.

Auch durch dieſen Kampf wurde wieder die Eintheilung Europa's und das Verhältniß der Dynaſtieen und Staaten geändert, wie früher durch die Glaubenskriege. Viele kleine Staaten gingen unter, einige große wurden noch größer, eine neue Dynaſtie erhielt ſich in Schweden, durch das conſtitutionelle Syſtem oder deſſen Anfeindung kam ein neues Leben in alte Staaten; Deutſchland insbeſendere erhielt, ſeit es nicht mehr ein Reich war, eine ganz andere Phyſiognomie. Auch dauerte vom Friedensſchluß an der Principienkrieg im Kleinen fort und ſchuf neue Verhältniſſe, ein neues Königreich in Belgien, große Aenderungen in Frankreich, Spanien und Portugal.

War gleichwohl die Macht der politiſchen Principe verhältnißmäßig geſchwächt und gleichen ihre Wirkungen nicht mehr denen vor fünfzig Jahren, ſo trat jetzt die Macht der materiellen Intereſſen deſto entſchiedener in die Schranken. England hatte ſich während der Revolutionskämpfe hauptſächlich auf dieſe Macht geſtützt und verdankt ihr ſein enormes Uebergewicht in der europäiſchen Wagſchale. Auf England ſah man mit Neid oder mit dem nachahmenden Inſtinkt der Armuth. Der Friede begünſtigte die materiellen Intereſſen, die Völker verlangten ihre Befriedigung überall, wo ihre Stimme laut werden konnte, am meiſten in Deutſchland, das durch Handelsſperren am meiſten gepreßt war. Nur in Frankreich ſetzte man noch immer die politiſche Principienfrage über die der matriellen Intereſſen und nur die von der republikaniſchen Partei gedrängte Julidynaſtie klammerte ſich eben deßhalb an die materiellen Intereſſen, als an einen Anker, an. Frankreich ſollte bei Induſtrie und Handel das politiſche Raiſonniren vergeſſen und konnte es doch nicht. Auch in den übrigen Staaten wurden in dem Maaße, in dem es der Friedenszuſtand erlaubte, die materiellen Intereſſen gefördert, wenn auch nur einſeitig und mit jenem aus der ältern Zeit entlehnten charakteriſtiſchen Egoismus, der durch Beförderung einheimiſcher Induſtrie und durch Prohibitivmaßregeln gegen Außen dem eigenen Lande keinen kleinen Vortheil entziehen will, ihm aber eben deßhalb auch keinen größern von Außen gewährt. Im Allgemeinen iſt aber die Macht der materiellen Intereſſen die, welche man in unſern Tagen am wenigſten verkennt, und als die jüngſte und neueſte belebt ſie — wie auch die Idealiſten und Poeten gegen ihre Proſa eifern — ſogar die Phantaſie und erweckt Schwärmer aller Art, unter denen die St. Simoniſten ſich am meiſten ausgezeichnet haben.

Das Anſehen der gegenwärtig beſtehenden Dynaſtieen und Staatsregierungen iſt mithin als die fünfte große Macht in Europa nur aus den genannten vier Großmächten abzuleiten. Welcher Staat in unſern Tagen mächtig iſt, ſchöpft ſeine Macht aus dem Nachdruck, der Lebensfülle, der Erinnerung und Hoffnung, dem Ruhm und Ehrgeiz der Nation, oder aus religiöſen Sympathieen, aus alter Pietät und Glaubenstreue, aus dem noch immer regen kirchlichen Partei-Intereſſe, oder aus der Stärke des politiſchen Princips, aus der feſten Entſchiedenheit politiſcher Corporationen und Parteien, oder aus dem Aufſchwung der materiellen Intereſſen, aus dem Wohlſtand und der erfolgreichen Rührigkeit der Erwerbenden, oder endlich aus mehreren, aus allen dieſen Machtquellen zugleich.

Es kommt aber ſehr darauf an, in wie weit innerhalb eines Staates jene Mächte nicht mit einander ſelbſt im Widerſtreit liegen und in wie weit die Regierung freie Hand hat, ſich ihrer zu bedienen, — und ferner, wie ſtark die Sympathieen oder Anthipathieen außerhalb des Staates ſind, in wie weit der Staat natürliche Bundesgenoſſen oder natürliche Feinde von außen hat. Erſt darnach mißt ſich die wahre Macht der Staaten ab. Manchem ſcheinen viele Mittel zu Gebote zu ſtehen, allein er kann ſich ihrer nicht frei bedienen. Mancher kann ſich ihrer frei bedienen und iſt in der That ſehr ſtark, hat aber deſto mehr Anthipathieen von außen gegen ſich.

Uebrigens haben die beſtehenden Staatsregierungen gegenwärtig allein die Initiative. Erhebungen der Nationen als ſolcher, Erhebungen großer Religionsparteien, Erhebungen großer politiſcher Parteien zu Gunſten eines Princips ohne Rückſicht auf die beſtehenden Staaten ſind unwahrſcheinlich. Selbſt wenn ſolche National-, Glaubens- und Principienfragen eine europäiſche Wichtigkeit erlangen ſollten, würden ſie alsbald in Fragen des Intereſſes für die beſtehenden Staaten verwandelt werden, und ihr Gewicht nur in die große Wagſchale des europäiſchen Gleichgewichts legen, oder ein Staat, glücklicher und klüger als die andern, würde ſich alle die Vortheile aneignen, welche die Steigerung und der Sieg einer Partei mit ſich bringen würde.

Ohne alſo zu verkennen, daß die beſtehenden Staaten ihre Macht aus ſehr verſchiedenen und nicht immer ganz zu berechnenden Quellen ſchöpfen, ſehen wir in ihnen doch die nächſten Inhaber und Nutznießer dieſer Quellen, und die äußern Repräſentanten alles deſſen, was Macht heißt.

Von dieſem Geſichtspunkt aus wollen wir ſie nun noch näher betrachten, und indem wir verſuchen, die Macht überall auf ihren wahren Werth zu reduciren und einzeln Macht gegen Macht abzuwägen, werden wir vielleicht im Stande ſeyn, einige Punkte hervorzuheben, in Bezug auf welche die Zeitgenoſſen etwas zu gleichgültig, und andere, in Bezug auf welche die herkömmlichen Beſorgniſſe minder gegründet zu ſeyn ſcheinen.

England.

Nicht ohne Urſache wird hier England zuerſt genannt. Sollte Rußlands koloſſale Landmacht auch in mancher Beziehung den Vorrang anzuſprechen haben, ſo halten ihr doch Antipathieen und Intereſſen die Waage, die nicht in gleichem Maaße gegen England wirkſam ſind. Schon das iſt ein großer Vortheil Englands, daß es nie die Beſorgniß wecken kann, es werde auf dem Feſtland erobern und eine Univerſalmonarchie gründen wollen. Dieſer Umſtand ſichert den Engländern ſtets mächtige Sympathieen und Allianzen auf dem Feſtland.

Aber auch allein iſt England groß in jeder Beziehung. Es ſchöpft nämlich aus allen Quellen der Macht, aus denen je ein Staat ſchöpfen kann. Es hat die ganze Kraft, das ganze Selbſtbewußtſeyn, den ganzen

Stolz ſeiner Nationalität ſich bewahrt. Es hat an dieſer Nationalkraft nichts verloren, indem es ein ganzes neues Volk, das nordamerikaniſche, aus ſich gebar, und die Unabhängigkeit deſſelben anerkennen mußte. Vielmehr iſt es ſein Stolz und ein untrüglicher Beweis ſeiner nationalen Lebensfülle, daß es allen ſeinen Eroberungen und Colonieen den Stempel des engliſchen Charakters aufdrückte, daß die Kinder und Enkel dem Vater ſtets ſo ähnlich blieben, nicht entarteten und in der neuen Welt denſelben Geiſt der Unabhängigkeit und Männlichkeit zeigten, wie in der alten. Nur aus einem ſo kräftigen Stamme konnten ſo tüchtige Sprößlinge hervorgehen. Welches neue Volk könnte von ſeinen Eroberungen und Colonieen Aehnliches rühmen? Der alte ſo fruchtbare Stamm iſt in der Heimath immer noch geſund und von nie alternder Jugendkraft geſchwellt. Gibt es noch europäiſche Völker neben dem engliſchen, die an Nationalſtolz mit ihm wetteifern, ſo behauptet es doch darin einen Vorzug, daß es denſelben nicht bloß nach außen geltend macht und alle ſeine Kriege mit dem Nachdruck eines Nationalkriegs ausficht, ſondern auch im Frieden und im gemeinen bürgerlichen Leben ſtets der Ehre eingedenk bleibt, die einer freien und edlen Nation geziemt, und die bewährte Sitte heilig hält.

Auch die Macht des Glaubens unterſtützt den englichen Staat. England nahm frühe die Reformation an, erkaufte ſie mit weit geringern Opfern als Deutſchland und genoß davon weit größere Vortheile. Die ſtrenge Zucht, gute Sitte, ernſte Männlichkeit und Verläßigkeit liegt zwar ſchon urſprünglich im National-Charakter der Engländer, gewann aber noch mehr Nachdruck und Disciplin durch den reformirten Glauben. Die katholiſche Oppoſition in Irland war nie mächtig, iſt es auch jetzt nicht, und wird es nie werden, ſo lange die reformirte Mehrheit nichts von ihrer alten Energie verliert, und doch, wie es der humane Geiſt der Zeit verlangt, Duldung und Rechtsgleichheit gewährt. Noch weniger aber hat England von einer irreligiöſen Oppoſition zu beſorgen, wie ſie in Frankreich mächtig wurde und noch iſt. Das Frivole dieſer Richtung widerſtrebt dem Engländer von Natur aus.

Auch aus dem großen Streite der politiſchen Principe, der andern Völkern ſo viel Nachtheil brachte, hat England nur Vortheil geſchöpft. Schon lange hat man die Bemerkung gemacht, daß England die Stärke der Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie in ſich vereinigte, während dieſelben in andern Staaten nur mit einander im Streite lagen und einander wechſelſeitig ſchwächten. Der praktiſche Verſtand der Engländer orientirte ſich bald, erhob das Gleichgewicht und die gegenſeitige Unterſtützung und Steigerung der Staatsfaktoren zum Grundſatz und hielt denſelben Jahrhunderte lang heilig, immer nachhelfend und verbeſſernd, immer wachſam, nie zerſtörend, nie einſchlafend. Darum ſteht aber auch das engliſche Volk allen andern an politiſcher Bildung und politiſchem Takt weit voran, und man darf die neueſten Verſuche des Radikalismus, des Staatsgebäudes Grund zu untergraben, ja nicht nach verwandten Verſuchen etwa in Frankreich abmeſſen. In England iſt ein anderer Boden und es iſt hundert gegen eins zu wetten, daß, wenn es auch zu einer Kriſe kommen ſollte, der engliſche Staat nicht revolutionirt, ſondern nur wieder reformirt werden wird. Man ſtößt dort unwürdige und ſchädliche Elemente aus, aber man desorganiſirt nicht. Der Baum ſchüttelt die herbſtlich welken Blätter ab und erzeugt neue, aber er wird nicht umgehauen.

Der ruſſiſche Publiciſt hat in „der europäiſchen Pentarchie“ die Hoffnung ausgeſprochen, England werde durch den Radikalismus unterminirt, im Innern zerrüttet und dadurch nach außen geſchwächt werden. Allein er hätte ſich an die engliſche Revolution im 17ten Jahrhundert erinnern ſollen, die zwar Greuel aller Art im Innern des Inſelreichs hervorrief, doch eben dieſes Reich zugleich nach außen ſtärker machte, den Einfluß der engliſchen Diplomatie verſtärkte und die Seemacht auf eine nie zuvor geahnte Höhe hob. Die Navigations-Acte, dieſe Habeas-corpus-Akte des Meeres, war Cromwels Werk und eine Schöpfung des Radikalismus.

Indem England das Princip der Freiheit und des Fortſchrittes, in den Schranken der Mäßigung und geſetzlichen Ordnung, feſthält, bewahrt es ſich nicht nur die eigene, immer friſch lebendige, nie ſich ſelbſt zerſtörende oder in Trägheit erſchlaffende Kraft, ſondern es unterhält auch ſehr werthvolle und in Nothfällen unſchätzbare Sympathieen auf dem Feſtlande. Was man auch die Tories zu beſchuldigen das Recht hat, die Völker zweifeln in letzter Inſtanz nie, daß England die Freiheit wolle. Dieſer Glaube ſteht feſt und läßt ſich ſelbſt durch wirkliche Täuſchungen nicht irre machen. Immer werden die Völker, wenn ſie von irgend einer Tyrannei bedrängt ſind und England ihnen Hülfe bietet, Englands Schutz vertrauen. Und doch iſt England nie eigentlich revolutionär und weiß durch ſeine eigene einheimiſche Ordnung und bekannte Mäßigung auch den Cabinetten des Feſtlands Vertrauen einzuflößen. England hat alſo unter politiſchen Sympathieen und Allianzen aller Art zu wählen und ſie können ihm niemals mangeln. Ein Fall, in welchem England gar keinen

Alliirten auf dem Feſtland hätte, iſt gar nicht denkbar. Selbſt die außerordentliche und wunderähnliche Macht Napoleons vermochte nichts gegen dieſes Naturgeſetz, und Napoleon bewies nur die Stärke der Sympathieen für England, indem er vergebens Alles anwandte, ſie zu unterdrücken.

Endlich hat ſich England durch Pflege der materiellen Intereſſen zum reichſten Lande der Welt gemacht und trotz der künſtlichen Verſchuldung des Staates kann derſelbe über Geldmittel gebieten, die kein anderer Staat aufzubringen vermag. Indem es die Seeherrſchaft uſurpirte und auf direktem und indirektem Wege Handelsmonopole erzwang, hat es zwar oft die Staaten des Feſtlandes mißhandelt, tief beleidigt und in ſehr weſentlichen Rechten und Intereſſen gekränkt; allein die Antipathieen, die es dadurch gegen ſich geweckt hat, wiegen dennoch im Allgemeinen die Sympathieen nicht auf. — Die Eiferſucht der Continentalmächte auf einander und das Bedürfniß der Allianz mit England in jeder großen europäiſchen Kriſe wirkt mächtiger, als das Gefühl, im Handel von England gedrückt zu ſeyn.

Das großbritanniſche Reich iſt mithin unbeſtritten ſehr mächtig, beziehungsweiſe der mächtigſte Staat in Europa. Da es auf dem Feſtland nicht erobern will, noch kann, beſchränkt ſich ſeine europäiſche Politik einzig darauf, keine rivaliſirende Seemacht neben ſich aufkommen laſſen, ſich den großen Markt auf dem Feſtlande für ſeine Colonial- und Induſtrie-Waaren zu ſichern und ſich den Weg durch's Mittelmeer über Aegypten oder Syrien nach ſeinen indiſchen Beſitzungen zu öffnen. In Bezug auf den erſten Punkt hat es zunächſt nichts zu beſorgen. Keine europäiſche Flotte, ſelbſt nicht ein Bund derſelben, vermag England auf der See zu beſtehen. In Bezug auf den zweiten Punkt war es Englands Syſtem von jeher, theils zu verhüten, daß kein Land des Continents den überſeeiſchen Handel in dem Grade, wie es ſelbſt, an ſich ziehe und die Spedition über England entbehrlich mache, was ihm mit Spanien, Portugal, Holland und Frankreich ſo ziemlich gelungen iſt, ſodann das ſogenannte europäiſche Gleichgewicht zu erhalten, damit nicht eine Continentalmacht Alles verſchlinge und wie Frankreich unter Napoleon das berühmte Continentalſyſtem gegen England erneuere. Darum war England der thätigſte Gegner Napoleons und würde es nicht minder gegen Rußland ſeyn, wenn eine europäiſche Uſurpation und Univerſalmonarchie von dort zu beſorgen wäre. In Bezug auf den dritten Punkt iſt es Englands weſentliches Intereſſe, daß in der Levante, da, wo es den Durchgang nach Indien ſucht, keine große Macht ſich bilde, daß alſo weder Rußland dort herrſche, noch auch Mehemet Ali eine Wiedergeburt des Chalifats durchſetze.

Es könnte zwar mit Rußland theilen. Allein es liegt in keinem Fall im Intereſſe Rußlands, den Engländern einen Landweg nach Indien zu öffnen, und noch weniger liegt es im Intereſſe Englands, an die Erreichung irgend eines ſeiner Zwecke eine Vergrößerung Rußlands zu knüpfen. Bei irgend welcher Theilung würde Rußlands Macht immer um ſo viel verſtärkt werden, um mit größtem Nachdruck auf Englands Landweg nach Indien operiren und ihm denſelben bei erſter Gelegenheit wieder abſchneiden zu können. Dieſe Straße verliert in einem nicht mehr zu berechnenden Verhältniß an Sicherheit, in je größere geographiſche Nähe ihr die ruſſiſche Grenze kommt, und dieſe Straße jetzt noch nicht erlangen zu können, iſt für England weit weniger bedenklich, als ſie um den Preis einer Vergrößerung Rußlands zu erlangen.

Deßhalb können alle Uebereinkünfte zwiſchen England und Rußland nur darauf hinauslaufen, den proviſoriſchen Zuſtand zu verlängern, nie aber auf eine Theilung.

Indem England in Rußland das wirkſamſte Hinderniß ſeines orientaliſchen Planes ſieht, arbeitet es gegen daſſelbe auf ſehr mannigfache Weiſe. Rußland ſtand an der Spitze der heiligen Allianz, verfocht in Europa das abſolutiſtiſche und legitime Prinzip. Alſo ſtellte ihm England die Quadrupelallianz des conſtitutionellen und liberalen Weſtens entgegen, Princip gegen Princip. Es würde vielleicht auch die polniſche Nationalität gegen Rußland unterſtützt haben, wenn es nicht desfalls gegen andere Continentalmächte hätte Rückſichten beobachten müſſen, und wenn es den unter dieſen Umſtänden unvermeidlich ungünſtigen Erfolg nicht vorausgeſehen hätte. Am thätigſten und glücklichſten aber war England, indem es die Frage des europäiſchen Gleichgewichts in Anregung brachte, jenes Gleichgewichts, das allen Großmächten des Continents eine Vergrößerung Rußlands zu wünſchen nicht geſtattet.

England iſt ſo glücklich, mit allen Mächten des Continents, Rußland ausgenommen, in freundſchaftlicher Beziehung zu ſtehen. Die pyrenäiſche Halbinſel kann ſeines Schutzes nicht entbehren; die ſkandinaviſche iſt zu ſchwach und zu ſehr von Rußland überragt, um noch eine Eiferſucht gegen Englands maritime Gewalt blicken zu laſſen. Mit Frankreich iſt es durch das politiſche Princip, durch das dynaſtiſche Allianzbedürfniß und durch die Rückſicht auf Algier verbündet. Oeſterreich iſt ſein älteſter und natürlichſter Alliirter auf dem Feſtlande. Ein verwandtes Bedürfniß unterhält die Freundſchaft mit Preußen und dem übrigen Deutſchland, obgleich der Zollverein gegen Englands Intereſſe iſt.

So lange Rußland übermächtig iſt oder ſeine Eroberungen noch erweitern will, werden dieſe freundſchaftlichen Beziehungen zu England nicht geſchwächt werden. Nur die Dauer der franzöſiſchen Sympathie ſcheint problematiſch. Sollte Frankreich im Verlaufe der Zeit den Gedanken aufgeben, vermittelſt des revolutionären Princips den alten Ruhm und die alte Größe zu erneuern, ſollte es ſich an das Königthum gewöhnen, ſo würde es zur alten Cabinetspolitik Ludwigs XIV. zurückkehren und die Reunion des linken Rheinufers, die es nimmermehr mit engliſcher Hülfe durchſetzen könnte, durch eine ruſſiſche zu erzielen den Verſuch machen.

Rußland.

Die Macht Rußlands iſt groß, aber auch oft von Schmeichlern übertrieben worden. Im Kriege nützt eine ſolche Uebertreibung zuweilen, um den Gegner zu ſchrecken; im Frieden aber, wenn man Zeit genug zum Ueberlegen hat, weckt ſie Mißtrauen und wirbt dem Feinde Freunde. Rußland wäre wirklich, was es nur ſcheint, der mächtigſte Staat in Europa, wenn es nicht (zum Theil durch die übel angewandte Kunſt, ſich Sympathieen zu erwecken,) ſo viele Antipathieen gegen ſich geweckt hätte. Rußland hat keinen einzigen natürlichen Alliirten, außer für gewiſſe Fälle bedingungsweiſe Frankreich.

Doch iſt die Macht, welche Rußland aus ſich ſelbſt ſchöpft, ſehr groß. Zunächſt ſtützt ſie ſich auf ein ſtarkes, noch etwas barbariſches, aber nur um ſo ſtärkeres Nationalgefühl. Das ruſſiſche Volk iſt zahlreich, einig, der Regierung unbedingt ergeben, gehorſam und treu im Frieden, ausdauernd und tapfer im Kriege.

Auch ohne politiſche Bildung genießen die Ruſſen den erſten und größten Vorzug, deſſen ſich eine Nation erfreuen kann, die Einheit und Unabhängigkeit nach außen. Niemand fällt es ein, die Nation ſpalten zu wollen. Pallaſtrevolutionen löſen nie die Einheit des Staates auf. Bürgerkriege und Fremdherrſchaft, die weit gebildeteren Nationen leider ſo wohl bekannt und ſo verderblich geworden ſind, blieben den Ruſſen ſeit vielen Generationen fremd. Dagegen lernten ſie ſich als Herren der benachbarten Nationen betrachten. — Nur eins fehlt der ruſſiſchen Nation, die moraliſche Kraft, die Fähigkeit, nicht bloß durch phyſiſche Maſſen, ſondern auch durch etwas Geiſtiges zu imponiren. Darum entbehrt ſie aller Sympathie bei andern Völkern. Gebildetern Völkern iſt der Gedanke unleidlich, ſich ihr zu unterwerfen, und ſelbſt die Barbaren des Kaukaſus werden, perſönlich den Ruſſen gegenüber geſtellt, nicht durch jenen höhern Geiſtes- und Seelenadel überwunden, den einſt ihre Ahnen an dem Heere des großen Iskander bewunderten. Dieſer Mangel iſt es denn auch, der die Verſöhnung der ſtammverwandten Polen unmöglich gemacht hat. Endlich hängt damit eine gewiſſe innere Schwäche der ruſſiſchen Herresmaſſen zuſammen, die trotz aller Tapferkeit und Hingebung doch ſehr häufig, ſelbſt im Kampfe mit weniger zahlreichen Gegnern, ſich verrathen hat.

Zeigt ſich in neuerer Zeit im Heer- und Civildienſt Rußlands eine Eiferſucht der Nationalruſſen gegen die Ausländer, ſo iſt dieſelbe gewiß mit zu den Schwächen der ruſſiſchen Monarchie zu rechnen und von Seiten der Ruſſen eine große politiſche Thorheit. Nicht darauf kommt es an, ob die Generale und höhern Staatsdiener geborne Deutſche, Franzoſen, Polen oder Ruſſen ſind, ſondern, ob ſie dem ruſſiſchen Intereſſe treu und mit großer Geſchicklichkeit dienen. Daß aber das letztere der Fall iſt, haben ſie bewieſen. Der Ruſſe ſollte ſtolz darauf ſein, daß ihm Fremde dienen, und ſich nicht darüber beklagen. Welcher Deutſche Rußland dient, dient eben deßhalb ſeinem eigenen Vaterlande nicht und beziehungsweiſe gegen ſein Vaterland. Oſtermann, Münnich waren Deutſche, Katharina II. ſelbſt war eine Deutſche. Und haben ſie nicht Alles gethan, um Rußland groß und mächtig zu machen, und darüber ihr deutſches Vaterland gänzlich aus den Augen geſetzt. Hat etwa Deutſchland ein Recht, auf dieſe ſeine abtrünnigen Kinder ſtolz zu ſeyn? Nein, nur Rußland. Wie viel Werth, und mit Recht, legte Napoleon auf den Umſtand, daß ihm talentvolle Männer aus allen Nationen dienten, und wie ſehr wurde dadurch das Glück Frankreichs gefördert! In demſelben Fall iſt Rußland. — Dazu kommt noch, daß der ſlaviſche Beſtandtheil der Bevölkerung im ruſſiſchen Reiche nicht homogen iſt. Eine Aſſimilation, z. B. der Polen mit den Ruſſen, läßt ſich nicht über Nacht durch eine Ukaſe in's Werk ſetzen. Wer ſollte nun unter dieſen Umſtänden nicht einſehen, daß es ein Vortheil für Rußland iſt, ſich nicht bloß der Ruſſen, ſondern auch der Ausländer gegen die Polen bedienen zu können, um durch eine möglichſt große Mannigfaltigkeit von dienſtbaren Nationalitäten den Haß der einen zu neutraliſiren. Ueberdieß iſt die Ruſſomanie, die Alles ausſchließen will, was nicht Nationalruſſe iſt, gewiſſermaßen eine Proteſtation gegen die Eroberung und im directen Widerſpruch mit dem Syſteme der Ausbreitung.

Die Macht des Glaubens iſt die zweite ſtarke Stütze des ruſſiſchen Staates. Der Czaar iſt zugleich Patriarch, die Kirchengewalt mit der Staatsgewalt verſchmolzen. Die Popen, von jeder ariſtokratiſchen Anmaßung fern, dienen unbedingt dem Kaiſer. Nie würde es dort einem Erzbiſchof einfallen dürfen, ſich der Staatsgewalt widerſetzen zu wollen, wie die von Cöln und Poſen. Auch gelehrte Theologen, die Spaltung erregen, durch eitle Sophismen zum Unglauben verlocken könnten, gibt es in der griechiſchen Kirche nicht. Das Volk iſt fromm, glaubt ſeinen Popen auf's Wort, fragt und klügelt nicht, und ſieht des Kaiſers Willen unbedenklich für den Willen Gottes an. — Nur eins fehlt dieſer Kirche, wie der Nation, die Gabe, nach außen zu imponiren und Sympathieen zu erwecken. Höchſtens vermag ſie dies in Bezug auf die griechiſchen Glaubensgenoſſen im nicht ruſſiſchen Süden.

Auch aus ſeinem politiſchen Princip ſchöpft Rußland einen Theil ſeiner überwiegenden Macht. Es iſt der einzige Staat, der unumſchränkt die Autokratie handhabt und in deſſen unermeßlichen Grenzen ein einziger Wille, ohne die Widerrede einer Oppoſition, ja ſogar ohne die Einrede der nur berathſchlagenden Körper gebietet. Alle ſeine Mittel ſind in einer Hand concentrirt, und ſtehen augenblicklich zur Verfügung. Die geographiſche Ausdehnung des Reiches iſt es allein, wodurch die Ausführung eines Entſchluſſes verhältnißmäßig verzögert wird. Das folgerechte Beharren bei dem Grundſatz der Legitimität und unumſchränkten Regierungsgewalt macht überdies alle auswärtigen Regierungen, welche dem gleichen Grundſatz huldigen, denſelben aber nicht ohne Mühe und Gefahr aufrecht erhalten können, und die deßfalls eines Rückhalts von außen und einer fremden Stütze bedürfen, zu natürlichen Freunden, beziehungsweiſe zu Clienten Rußlands. Sind Regierungen durch Volksparteien, durch mächtige Oppoſitionen gedrängt, ſo hoffen ſie von ruſſiſchem Einfluß, von diplomatiſchen Verwendungen und Interventionen Hülfe und im ſchlimmſten Falle ein ſicheres Aſyl in Rußland. Demnach ſchiene Rußland viele natürliche Alliirte zu haben. Allein das Princip iſt weniger mächtig, als das Intereſſe, und gerade die Regierungen, die im abſolutiſtiſchen Princip am genaueſten mit Rußland übereinſtimmen, haben ein dem ruſſiſchen entgegengeſetztes Intereſſe, ſind Nachbarn, und, ſofern ſie ſtark genug ſind, wie Oeſterreich und Preußen, natürliche Rivalen Rußlands, oder fürchten ſich, wenn ſie bedeutend ſchwächer ſind, unter dem ruſſiſchen Einfluß ihre Selbſtſtändigkeit zu verlieren. Umgekehrt hat zwar Frankreich manches Intereſſe, namentlich in Bezug auf die Schwächung der deutſchen Mächte, mit Rußland gemein, aber gerade in Frankreich herrſcht ein dem ruſſiſchen entgegengeſetztes Staatsprincip, das conſtitutionelle, man darf beinahe ſagen, demokratiſche. Mithin zieht Rußland von ſeinem Princip nur in Bezug auf ſeine innere Politik jeden möglichen Vortheil, nicht aber auch in Bezug auf ſeine auswärtige Politik. Gleichdenkende Regierungen ſympathiſiren nur ſehr bedingungsweiſe mit Rußland, und reſerviren ſich ſtets ihre Intereſſen. Bei allen nicht ruſſiſchen Völkern aber, die faſt ohne Ausnahme, ſelbſt in abſoluten Monarchieen, verhältnißmäßig mehr Freiheit genießen, als das ruſſiſche, findet das ruſſiſche Princip eben deßhalb gar keine Sympathie.

Die materiellen Intereſſen ihres eigenen Landes fördert die ruſſiſche Regierung mit großer Thätigkeit, aber nur in dem Maaße, den ihr Abſperrungsſyſtem nach außen geſtattet. Sie huldigt deßfalls noch den alten Grundſätzen und es mag ſeyn, daß dieſelben in Rußland, welches ſchon für ſich einen großen Markt darbietet, anwendbarer ſind, als in kleinen Staaten. Auch ſind die Verhältniſſe der Conſumtion bei der Maſſe der ruſſiſchen Bevölkerung andere, als in Staaten, die einen zahlreichen und gebildeten Mittelſtand beſitzen. Inzwiſchen wirkt das ruſſiſche Sperrſyſtem nachtheilig auf ſeine auswärtigen Verbindungen und nährt mächtige Antipathieen gerade bei den nächſten Nachbarn. Man hat zwar unter der Hand die Meinung geäußert, Rußland bringe durch die Strenge ſeiner Mauthen einen Theil ſeiner Oſtſeenachbarn dahin, eine Vereinigung mit Rußland zu wünſchen, da ihnen, wenn ſie ruſſiſch würden, der große Markt Rußlands auf einmal geöffnet würde. Indeß hat es der Himmel vielleicht auch anders vor und belebt den Danziger Hafen unter günſtigern Auſpicien.

Gewiß aber iſt, daß Rußland nach einem großen Aufſchwung ſeines Handels im Mittelmeer ſtrebt, und daß ihm der Beſitz der Dardanellen aus dem Geſichtspunkt der materiellen Intereſſen nicht minder nothwendig iſt, als aus dem militäriſch-politiſchen. So lange es die Dardanellen nicht beſitzt, hat es, wie ſchon Kaiſer Alexander ſagte, den Schlüſſel zum eigenen Hauſe nicht.

Nachdem wir die wahren Quellen der ruſſiſchen Macht auf Rußlands eignem Grund und Boden kennen gelernt, wollen wir uns nach ſeinen auswärtigen Verhältniſſen, nach den Mitteln umſehen, die ihm wohl noch von außen her zu Gebote ſtehen, und gleicherweiſe nach den Hinderniſſen, die ſich einer weitern Ausdehnung ſeiner Macht entgegenſtemmen. Wir müſſen vorausſchicken, daß Rußland allein zwar viel in Aſien, doch nie etwas in Europa erobert oder erworben hat. Allen Zuwachs ſeiner Macht in Europa verdankt es Allianzen. Und auch eine zweite Bemerkung wird nicht überflüſſig ſeyn, die nämlich, daß die ruſſiſchen Armeen, wenn ſie nicht mit andern alliirt waren, gegen einen gleich ſtarken Feind immer den Kürzern gezogen und nur Schwächere beſiegt haben, wovon einzig der glorreiche Feldzug Suwarows in Italien eine Ausnahme macht. Dieſe Thatſachen beweiſen, daß Rußlands Einfluß auf Europa, daß ſeine weitere Ausbreitung in Europa unumgänglich von der Geſchicklichkeit abhängt, mit der es ſich Allianzen zu verſchaffen und dieſelben zu benützen weiß.

Wenn man ſo oft die Heergewalt Rußlands als unüberwindlich und als das Werkzeug einer künftigen Univerſalmonarchie bezeichnet, iſt es angemeſſen, daran zu erinnern und es ſcharf zu betonen, daß Rußland ſeine Siege bei Pultawa und im Winter 1812 nicht ſeiner Heergewalt, ſondern nur den Elementen verdankte, daß es ſeinen Sieg über die Tataren, Perſer, Türken und über die Schweden 1809 nur ſeiner Uebermacht und der Schwäche und Corruption ſeiner Feinde verdankte, daß es ſeinen Sieg über die Polen nur der Schwäche ſeiner Feinde und zum Theil ſeinen Alliirten verdankte, daß es den Sieg bei Kunersdorf und ſeine weiteren Siege über Napoleon 1813 und 1814 nur ſeinen Alliirten verdankte; daß es dagegen, wenn es keinen oder nur einen ſchwachen Alliirten hatte, von regelmäßigen Heeren des Weſtens, ſelbſt wenn ſie ſchwächer waren, immer geſchlagen wurde, außer unter Suwarow. Die Ruſſen wurden geſchlagen von Karl XII., von Friedrich dem Großen mit ſehr geringen Mitteln. Sie wurden geſchlagen bei Zürich und bei Auſterlitz, bei Friedland, an der Moskwa, ſelbſt noch im letzten polniſchen Kriege, bis ihnen der Weg bei Thorn geöffnet wurde. Wäre nun auch eine Großmacht des Feſtlandes zu ſchwach, es allein mit Rußland aufzunehmen, ſo ſind ihm deren zweie doch zuverläßig gewachſen und überlegen. Die herkömmliche Furcht vor Rußland erleidet alſo eine Modification. Sie kann nicht eine Furcht vor Rußlands Heergewalt und eigenen Mitteln ſeyn, ſondern nur eine Furcht vor ſeinen Allianzen, vor der Ueberlegenheit ſeiner Diplomatie, die eine Kraft des übrigen Europa gegen die andere gebrauchen könnte.

Rußland gewann Alles, was es in Europa über die Grenzen der ruſſiſchen Nationalität hinaus erworben hat, durch dieſe Ueberlegenheit ſeiner Diplomatie, und zwar, indem es entweder den Streit der übrigen Großmächte nährte, und, während dieſelben einander auf Tod und Leben bekämpften, hinter ihrem Rücken unter den Schwächern aufräumte, oder indem es ſich mit einem oder mehrern der andern Großſtaaten zur Schwächung und Theilung eines kleinern förmlich verband. Am häufigſten that es beides zugleich, beſchäftigte die Macht, mit der es ſich verbunden hatte, anderswo, oder wartete ab, bis ſie anderswo beſchäftigt war, und eignete ſich dann von der ſtipulirten Beute die größere Portion zu. So nahm es die deutſchen Oſtſeeprovinzen mit Hülfe der preußiſchen, däniſchen und ſächſiſchen Allianz weg, als Oeſterreich im ſpaniſchen Erbfolgekriege beſchäftigt war. So theilte es Polen 1773 zum erſten Male mit Hülfe Oeſterreichs und Preußens. So bekam es zum zweiten Male den größten Theil Polens, als Oeſterreich und Preußen 1794 mit Frankreich beſchäftigt waren. So riß es die Krimm an ſich, als Oeſterreich in den Niederlanden, Preußen in Holland beſchäftigt war. So nahm es Finnland mit Zuſtimmung Napoleons, als dieſer in Spanien beſchäftigt war. So riß es Theile von preußiſch Polen und Gallizien an ſich, als es mit Napoleon verbündet und Oeſterreich und Preußen geſchwächt waren.

Rußlands ehemals mächtige Nachbarn ſind dadurch theils aus der Reihe der Staaten geſtrichen, theils äußerſt erſchöpft. Das ehemals ſo mächtige Polen iſt in ſeiner politiſchen Exiſtenz gänzlich vernichtet. Das ehemals ſo mächtige Schweden hat die Oſtſeeprovinzen und Finnland an Rußland verloren; die ehemals ſo mächtige Pforte hat die Krimm, Beſſarabien, die Donaumündungen, und faktiſch auch die Moldau und Wallachei an Rußland verloren. Der erſte Umkreis von Nachbarn iſt von Rußland überwunden, niedergeworfen. Wird der zweite nächſte Umkreis, den neben dem Reſte des alten ſchwediſchen und türkiſchen Reichs jetzt Oeſterreich und Preußen bilden, gegen ein ähnliches Schickſal ſich zu waffnen haben, oder hat ſich die bisherige Erwerbungspolitik Rußlands plötzlich geändert und wird es fortan ewig nur auf Erhaltung und Frieden, nie wieder auf irgend eine Erweiterung ſeines Territorialbeſitzes im Weſten bedacht ſeyn?

Der ruſſiſche Publiciſt ſucht in ſeiner „europäiſchen Pentarchie“ darzuthun, daß Rußland nicht nach dem Beſitz der Dardanellen, nicht nach der Eroberung Conſtantinopels trachte. Er ſagt: „Ich kann nicht läugnen, daß es mich jederzeit die größte Anſtrengung gekoſtet hat, einen nur einigermaßen haltbaren Grund, einen nur auf einen einzigen weſentlichen Vortheil berechneten Zweck aufzufinden, welcher Rußland zu dem Wunſch vermögen könnte, der theilweiſe oder alleinige Erbe des osmaniſchen Reichs in Europa zu werden. — Es iſt wirklich unbegreiflich, wie man in Beurtheilung der ruſſiſch-türkiſchen Angelegenheiten ſo ganz und gar nicht auf die nördliche Parallele Rückſicht genommen hat, obſchon die Oſtſee und das ſchwarze Meer, Kopenhagen und Conſtantinopel, der Sund und der Bosporus, Kroneborg und die Dardanellenſchlöſſer völlig ſich correſpondirende Verhältniſſe darbieten. Man darf ſogar noch weiter gehen und behaupten, daß, wie England, wenn es Rußland an der freien Durchfahrt im Sund ſtören wollte, Rußland zur Beſitznahme von Häfen am Ocean zwingen würde, eben ſo auch, wenn es Rußland an der Beſitznahme des kaukaſiſchen Iſthmus verhindern wollte, dieſe Macht zur Occupation Conſtantinopels hindrängen würde. Dänemark iſt ein eben ſo ſchwacher, aus heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzter Staat, wie das osmaniſche Reich, und kann deßhalb ſeine Selbſtſtändigkeit wie das letztere nur durch Aſſociationen und Allianzen halten und ſichern. Und doch iſt es noch Niemanden beigekommen, die geheime Abſicht Rußlands, Seeland und den däniſchen Archipel zu erobern, unter die Zeitungslügen zu bringen, obſchon dieſe Nachricht, wegen ihrer Neuheit, trotz alles in ihr liegenden Unſinns, Glück gemacht haben würde. Aus welchen Gründen ſoll aber Rußland die ſüdlichen Verhältniſſe aus dem entgegengeſetzten Geſichtspunkt, wie die nördlichen, betrachten? Warum ſoll es die conſervativen Grundſätze, welche es bei ganz gleichen Zuſtänden im Norden feſthält, hinſichtlich der ſüdlichen aufgeben? Weil England die Poſition von Conſtantinopel gewinnen will. Iſt daſſelbe nicht aber auch hinſichtlich Kopenhagens der Fall? Und geht nicht noch heute Rußlands größter Export durch die Oſt- und Nordſee? Doch bei näherer Prüfung ergibt ſich allerdings, daß

Englands Intereſſe in Kopenhagen mehr ein negatives, und inſofern offenſives, in Conſtantinopel hingegen ein poſitives, und deßhalb defenſives iſt, während ſolches bei Rußland im umgekehrten Verhältniß ſtattfindet. England bezieht einen großen Theil ſeiner Einfuhr durch die Oſt- und Nordſee. Hier empfängt es und vermag daher eine Offenſive zu entwickeln. Dagegen iſt die brittiſche Ausfuhr im Orient intereſſirt. Und eben weil England im Orient gibt, ſo ſieht es ſich auch dadurch auf die Defenſive beſchränkt. Da nun bei Rußland das gegentheilige Verhältniß beſteht, ſo gewinnt dieſe Macht dort ſeine Offenſive, wo Englands Defenſive liegt, eine Offenſive, die als eine Repreſſalie für Englands Haltung in der Nord- und Oſtſee anzuſehen iſt. Indem man aber auf dieſe Weiſe die ſüdlich-türkiſche und die nördlich-ſkandinaviſche Frage erläutert, ſo erhält man auch den einzig richtigen Standpunkt in ihrer Beurtheilung beider. — England verlangt, wie Rußland die ſtrenge geſicherte Neutralität der ſkandinaviſchen Reiche, — ſo die ſtrenge geſicherte Neutralität des osmaniſchen Reichs. Hier iſt England in ſeinem vollen Recht, und inſoweit als die brittiſche Politik nicht mehr bezielt, läßt ſich ruſſiſcher Seits auch nicht die mindeſte Einwendung dagegen erheben. Rußland hat die Billigkeit dieſes Verlangens auch noch nie beſtritten, ſondern vielmehr ſtets reſpectirt. Denn das europäiſche Staatsrecht ſoll die Dardanellen wie den Sund bewachen, und ein feindliches Zuſammentreffen der Mächte, welches nur mit dem Untergang der betheiligten Mittelſtaaten enden könnte, ſoll dort wie hier vermieden werden. Durchdrungen von dieſen Anſichten hat daher der Kaiſer Nikolaus bei jeder Gelegenheit die Selbſtſtändigkeit der hohen Pforte, ſo weit es nur immer möglich war, zu achten und zu befeſtigen ſich bemüht. Der Kampf von 1828 und 1829 erfolgte auf die Herausforderung des Sultans, wie alle Welt weiß. Als jedoch Robert Gordon erklärte, daß, wenn die ruſſiſchen Heere weiter vorrückten, es mit dem osmaniſchen Reich zu Ende ſeyn würde, da ſtand die ruſſiſche Armee ſtill, denn Rußland wollte keinen Vernichtungskrieg der Türkei, im Gegentheil ihre Erhaltung, ihre neutrale Haltung. Und aus der letzteren Rückſicht ſtipulirte der 7. Artikel des Friedensſchluſſes von Adrianopel die freie Einfahrt für alle Handelsflaggen ohne Unterſchied in das ſchwarze Meer und zwar unter denſelben Bedingungen, die für die Kauffahrteiſchiffe der ruſſiſchen Flagge feſtgeſetzt worden waren. Rußland ſchloß ſich hier nicht im Entfernteſten aus, da die Neutralität der Pforte mit Begünſtigungen der einen Macht ſich nicht wohl vereinen ließe, obſchon hier lediglich nur commercielle Fragen in Betracht kamen, deren verſchiedene Stipulation jenem Neutralitätsverhältniß durchaus nicht widerſtritten hätte. Als ferner 1833 Ibrahim Paſcha als Sieger von Koniah auf die ottomaniſche Hauptſtadt anrückte, in der beſtimmten Abſicht, dem türkiſchen Reich ein Ende zu machen, da nahm die Pforte zu England ihre Zuflucht, und der Kaiſer von Rußland erklärte, er würde es ohne Eiferſucht und Mißtrauen ſehen, wenn die Türkei von England Beiſtand erhielte. Jedoch England zögerte und der Augenblick war dringlich. Rußland leiſtete da die Hülfe, auf das ausdrückliche Geſuch des Sultans. Zehntauſend Ruſſen bezogen auf dem aſiatiſchen Ufer des Bosporus ihr Lager. Als indeſſen Ibrahim über den Taurus zurückgegangen war, verließen auch die ruſſiſchen Hülfstruppen das türkiſche Gebiet augenblicklich. Eine Folge davon war bekanntlich der Traktat von Hunkiar Iskeleſſi. Fünf Jahre beſteht nun dieſer auf acht Jahre abgeſchloſſene Vertrag, und Europa vermag ſchon zu entſcheiden, ob derſelbe die Selbſtſtändigkeit und Neutralität der Türkei im Mindeſten beeinträchtigt und verletzt habe. Das Princip der Schließung der Dardanellen für fremde Kriegsſchiffe ſetzte keine Ausnahme feſt. Es begreift ſowohl die ruſſiſchen Kriegsſchiffe unter dem Ausdruck als (der Pforte) fremde, wie die einer jeden andern

Macht. Rußland nahm ſich hier nicht aus, und behielt ſich, wie der Separatartikel beweist, keine Bevorzugung vor. Und um jeden deßfallſigen Verdacht gänzlich niederzuſchlagen, erließ der Kaiſer dem Sultan den letzten Theil ſeiner Schuldzahlung und die ruſſiſchen Truppen räumten Siliſtria, wo ein kaiſerliches Geſchenk von hundert ruſſiſchen Kanonen dem Sultan zurückblieb. Denn der Kaiſer iſt zu edel, um ſeiner Politik nicht den Charakter der Seelengröße aufzudrücken. Aber ſein Blick iſt auch zu ſcharf, um nicht einzuſehen, daß Rußlands heutige Grenzen gegen die Türkei die äußerſten ſind, die er, ohne ſich von mächtigen befreundeten Staaten abzutrennen und ſomit wichtigere Intereſſen als die Erwerbung von einigen Provinzen preiszugeben, ſeinem Reich hinzuzufügen vermag. Und Rußland verkennt nicht, daß ihm mit der Erwerbung Conſtantinopels nur die Zwietracht geboren, und daher dieſer Beſitz für das koloſſale nordiſche Reich dieſelbe Folge haben würde, welche er vormals für Rom hatte.“

Dieß klingt ſehr beruhigend. Hören wir nun aber auch, was ein Franzoſe, Armand Lefebvre, unlängſt in der revue des deux Mondes über denſelben Gegenſtand geſagt hat: „Es liegt am Tage, daß Rußland in ſeinem Vordringen gegen den Bosporus ſich nicht aufhalten laſſen wird; — wenn es wollte, es könnte nicht. Ruhig und befriedigt kann es nur ſeyn, wenn es ſich in dem Beſitze der Meerenge befindet. „„Es iſt nöthig, daß ich den Schlüſſel meines Hauſes in der Taſche habe,““ ſagte Alexander im Jahre 1808, als, in Vorausſicht einer nahen Theilung der Türkei, er gegen ſeinen Verbündeten, Napoleon, auf dem Beſitz von Conſtantinopel beharrte. Der ganze Gedanke des ruſſiſchen Cabinets liegt in dieſem berühmten Worte. Ueberdieß weiß der St. Petersburger Hof ſehr wohl, daß die Sklaverei eine drückende Laſt iſt, ſelbſt für die niedrigſten Gemüther: wie ſollte ſie nicht drückend ſeyn für den thatkräftigen Sultan, deſſen ganze Regierung ein ſo beharrlicher als unmächtiger Kampf war gegen das Geſchick, welches ſich ſeine Beſiegung und ſeinen Untergang zur Aufgabe gemacht zu haben ſcheint? Der Kaiſer muß beſorgen, daß der Sultan eine letzte Anſtrengung mache, dem ruſſiſchen Schutze ſich zu entziehen, und ſich unter das Schild derjenigen Mächte zu ſtellen, deren unmittelbares Intereſſe ſeine Erhaltung fordert. Wahrlich, obgleich die Politik Rußlands in dieſem Augenblicke für den Frieden und zur Mäßigung geneigt iſt, ſo wird doch, wenn die Ereigniſſe die ſeit langer Zeit gelüſtete Beute ihm in die Hände legen, es ſich derſelben mit dem Willen bemächtigen, ſie zu behalten, — es ſey denn, daß eine ſtärkere Macht als die ſeinige ihm die Beute wieder entrieße. — Rußland, von vielſeitigem Ehrgeiz angeeifert, muß darauf ſinnen, ſeiner politiſchen und militäriſchen Suprematie noch die des Handels hinzuzufügen, wenigſtens, ſo weit er in ſeinem Bereiche liegt. Die ruſſiſche Regierung iſt zu hellſehend, um nicht zu wiſſen, daß im neunzehnten Jahrhundert die wahre Macht eines großen Staates nur in der Ausbildung aller Kräfte der Völker, aller natürlichen Reichthümer, aller Elemente fortſchreitender Civiliſation beſtehen könne. Scheint es doch, daß ſie der Barbarei ſich ſchämt, und ihren größten Ruhm darein ſetzt, auf der Stufenleiter einſtweilen nur — materieller Civiliſation ſich zu der Höhe der abendländiſchen Nationen zu erheben. Einmal im Beſitz des Bosporus, würde ſie nicht ſäumen, mit den Erzeugniſſen der eigenen Induſtrie die engliſchen Waaren von den Märkten des ihr dann unterworfenen Orients zu verdrängen. Daher iſt die Eroberung von Conſtantinopel für Rußland vielleicht in höherem Grade eine, ſeinen Handel und ſeine Marine, als ſeine Politik zunächſt betreffende Frage. Sind die ſchönſten Provinzen der Türkei, ſind beſonders die Dardanellen im Beſitz Rußlands, ſo gewänne dieſe Macht ſo reiche Hülfsquellen und eine ſo günſtige Stellung zur See, daß, in Folge der Begünſtigung ſolcher Verhältniſſe, die ruſſiſche Marine einen unermeßlichen Aufſchwung nehmen müßte, dagegen bei dem Fortbeſtande der Pforte die ruſſiſchen Flotten im ſchwarzen Meere wie eingeſperrt und gefangen ſind. Auch war bisher das mittelländiſche Meer der ruſſiſchen Einwirkung verſchloſſen. Wird aber Conſtantinopel die Beute Rußlands, ſo erhält England in den Gewäſſern der Levante einen Nebenbuhler, dem, wenn er ſich mit Frankreich verbände, vielleicht gelingen könnte, die joniſchen Inſeln und Malta den Britten zu entreißen.“

Dieſes Raiſonnement des franzöſiſchen Publiciſten iſt die beſte Antwort auf das des ruſſiſchen und wir haben nichts hinzuzufügen.

Gewiß aber iſt — und darauf legen wir wiederholt den größten Nachdruck — Rußland vermag allein nichts im Orient auszurichten, es bedarf, wie bisher immer, und mehr als je einer Allianz. Es wird, wie bisher, und vielleicht weniger als je ſeiner Heergewalt allein, es wird vielmehr hauptſächlich ſeiner überlegenen Diplomatie vertrauen in der klugen Auswahl und Benutzung von Allianzen.

Rußland ſtützte ſich bisher auf die heilige Allianz, die eine Allianz im Sinne des politiſchen Princips war. So lange der Principienſtreit Europa vorzugsweiſe beſchäftigte und das Princip, dem Rußland huldigt, mächtig genug in Europa vorwaltete, um ſogar durch das toryſtiſche Miniſterium England zu befangen, war Rußland in einer ſehr günſtigen Stellung zu Europa und erlangte wirklich den Vortheil, einige Erwerbungen auf Koſten Perſiens und der Pforte zu machen, ohne durch England oder Oeſtreich daran gehindert zu werden. In dieſer Zeit nährte Rußland durch ſeine Diplomaten und Publiciſten den Principienſtreit im weſtlichen Europa, durch den es ſelbſt nicht berührt wurde, verbreitete die Grundſätze der reinen Monarchie und Legitimität, weckte den Eifer dafür in Andern und wirkte dem liberalen Princip entgegen. Dabei nun fand es viele Zuſtimmung und ſein Einfluß war auffallend groß. Allein der Principienſtreit wurde minder heftig. Auf der einen Seite endete die neue franzöſiſche Revolution mit einem Syſtem der Mäßigung und Vermittlung; auf der andern fiel das Toryminiſterium und England faßte die dargebotene Hand Frankreichs. Die Oppoſitionen verloren alle nach einander ihren Nachdruck und Credit. Die Cabinette hatten gewonnen und Cabinette ſtreiten unter einander nicht über Principe, ſondern über Intereſſen. So wurde die Principienfrage mehr und mehr bei Seite geſchoben und die Frage der Intereſſen an die Tagesordnung gebracht, eine Wendung der Dinge, die Rußland nicht günſtig war *).

Von dieſem Zeitpunkt an hörte Rußland auf, Sympathieen vermittelſt des Princips zu wecken. Es ſuchte dieſelben, indem es verwandte Intereſſen ſondirte.

Der Augenblick iſt für Rußland ungünſtig. Wenn die Blicke Europa's wo andershin gerichtet ſind, mag es ſich freuen, nie aber, wenn ſie nach Rußland ſelbſt ſich wenden. Die ruſſiſchen Publiciſten mögen daher beziehungsweiſe die Wahrheit ſagen, wenn ſie verſichern, Rußland ſey friedfertig geſinnt und wolle zunächſt jetzt im Orient nicht weiter erobern, namentlich Conſtanti-

---

*) Der ruſſiſche Publiciſt, der „die europäiſche Pentarchie“ geſchrieben hat, kann ſeinen großen Unwillen deßfalls nicht verhehlen und verleugnet um des Intereſſes willen ſo ſehr das Princip, daß er vom Radikalismus hofft, derſelbe werde das Whigminiſterium in England ſtürzen, das großbritaniſche Reich um und um wühlen, die antinationale Allianz mit Frankreich vernichten und die Macht Englands zum Vortheil Rußlands ſo viel als immer möglich ſchwächen. Alſo wäre der Radikalismus ein heimlicher Verbündeter der ruſſiſchen Autokratie? Und die Strenge, mit welcher man in Rußland das Princip der abſoluten Monarchie aufrecht erhält, erlitte für gewiſſe Fälle eine Ausnahme? Doch der Verfaſſer hat ſehr Recht. In der höheren Politik gelten nicht Principe, ſondern nur Intereſſen, und nur darin hat der ruſſiſche Publiciſt vielleicht gefehlt, daß er dergleichen nicht bei ſich behält, daß er es veröffentlicht.

nopel nur ſchützen, nicht beſitzen. Es würden hiezu, wie zu allem, was Rußland je in Europa unternommen hat, wieder Allianzen gehören und dieſe ſind ſeit einiger Zeit im Preiſe geſtiegen.

Die im politiſchen Princip der heiligen Allianz begründete Verbindung mit Oeſterreich gegen das revolutionäre Princip des Weſtens reicht in dieſem Falle nicht aus. Die in demſelben Princip und zugleich in einem zarten Familienbande begründete Freundſchaft mit Preußen vermag, ſo ſtark ſie iſt, nicht alle Fragen des Intereſſes gänzlich zu beſeitigen. Die vom Grafen Pozzo di Borgo mit vieler Vorliebe genährte und empfohlene Idee einer Combinirung der ruſſiſchen, preußiſchen und franzöſiſchen Intereſſen gegen das combinirte engliſche und öſterreichiſche konnte nicht verwirklicht werden.

Das anonyme, im ruſſiſchen Intereſſe geſchriebene, Buch: „die europäiſche Pentarchie,“ gibt zu, daß das Intereſſe der nächſten Nachbarn ſchwer zu vereinbaren ſey, und ſpricht es ſchlechthin als Regel aus, daß man natürliche Allianzen, d. h. ſolche des Intereſſes, nur ſchließen könne „mit dem Nachbar des Nachbars.“ Um dieſer Regel ſogleich eine practiſche Anwendung zu geben, ſchlägt er eine engere Verbindung Rußlands mit ſolchen Staaten vor, die durch Oeſterreich und Preußen von Rußland getrennt ſind, in erſter Inſtanz eine engere Verbindung mit den kleinen deutſchen Bundesſtaaten, in zweiter Inſtanz mit Frankreich.

Er ſchmeichelt den kleinen deutſchen Staaten mit einer größern Unabhängigkeit, wenn ſie ſich von der öſterreichiſchen und preußiſchen Doppelvormundſchaft im deutſchen Bunde, wie 1806 von der Reichsverfaſſung, losſagen, und eine beſondere Föderation unter ſich (eine ſogenannte europäiſche Centralaſſociation) unter ruſſiſchem Protectorate bilden würden, wie einſt den Rheinbund unter dem Protectorate Napoleons. Rußland werde ſie in dem Maaße ſchützen, in welchem es Rußlands eigenes Intereſſe ſey, die Macht und den Einfluß Oeſterreichs und Preußens einzuſchränken und zu ſchwächen.

Sollten aber, fährt er fort, die kleinen deutſchen Staaten dieſen Wink nicht verſtehen, und das ruſſiſche Protectorat nicht genehm halten, ſo ſey noch ein anderer „Nachbar des Nachbars" da, und zwar einer, von dem ſich etwas mehr erwarten laſſe, nämlich Frankreich. Es wäre nicht das erſtemal, daß ſich Rußand und Frankreich gegen die eine oder andere deutſche Macht verbunden hätten, und wenn erſt die Regierung in Frankreich wieder befeſtigt ſey, ſo ſtehe einer Verbindung der ruſſiſchen und franzöſiſchen Intereſſen nichts mehr im Wege *).

---

*) In dieſem Sinne hofft er, die radikale Tendenz in Frankreich werde unterliegen, die Macht der Regierung be-

Was jenes Protectorat anbelangt, ſo hat der Publiciſt vergeſſen, daß kleine Staaten wohl zuweilen durch große Uebermacht in ſchwerer Zeit gezwungen werden können, ein Protectorat anzunehmen; daß ſie es aber niemals freiwillig ſuchen. Auch haben die kleinen deutſchen Staaten, ſeitdem ſie des Napoleoniſchen Protectorats glücklich erledigt worden ſind, ein neues noch nicht vermißt. Niemand hat ſie angefochten, daß ſie eines Schutzes bedürften, am wenigſten eines Schutzes, der ſich unter dem Namen eines Protectorats ankündigt.

Für eine nähere Verbindung Rußlands mit Frankreich hat ſich inzwiſchen nicht blos jener Publiciſt, es haben ſich dafür auch andere namhafte Leute intereſſirt, zumal Pozzo di Borgo, dem ſie ein Lieblingsgedanke war, und auch in Frankreich ſelbſt haben ſich Stimmen dafür erhoben. Es iſt natürlich, daß zwei große Mächte, die von zwei Seiten her Deutſchland umſchließen, auch daſſelbe Intereſſe haben, die Macht des deutſchen Bundes möglichſt einzuſchränken, ſie möglichſt zu theilen und zu ſchwächen, ſey es, um in der ſchon

---

feſtigt werden, während er umgekehrt in Bezug auf England hofft, daß dort die Macht der Regierung geſchwächt und durch den Radikalismus werde untergraben werden. Ein Widerſpruch, wenn man vom Princip ausgeht, aber keineswegs ein Widerſpruch des Intereſſes.

ſeit dem weſtphäliſchen Frieden begonnenen Eroberung auf deutſchem Boden fortzuſchreiten, ſey es, um in Europa möglichſt unabhängig von einer Controle oder Gegenwirkung deutſcher Mächte entſcheiden zu können. So ſahen wir ſchon im ſiebenjährigen Kriege Rußland und Frankreich gegen Preußen und 1809 ſahen wir dieſelben Mächte gegen Oeſterreich verbündet. Nach dem Sturze Napoleons leitete Talleyrand mit großer Geſchicklichkeit eine ſtarke Sympathie zwiſchen Kaiſer Alexander und Ludwig XVIII. ein, eine Sympathie, welche Frankreich bekanntlich Lothringen und Elſaß erhalten hat. Als Rußland 1828 die hohe Pforte angriff, was England und Oeſterreich ungern ſahen, war Karl X. bereit, für Rußland zu rüſten und gegen Oeſterreich zu marſchiren, falls dieſes Rußland angegriffen hätte *). Nach dem Sturze Karls X. zeigte ſich zwar bei der republikaniſchen Partei in Frankreich eine warme Theilnahme für die Polen, allein Ludwig Philipp dämpfte ſie und benützte ſeinen Einfluß auf die Häupter und Leiter der polniſchen Inſurrection in einer Weiſe, die Rußland günſtig war.

Inzwiſchen iſt die neue Allianz mit Rußland und

---

*) Depeſche des Grafen Pozzo di Borgo vom 28. November 1828, im Portfolio gedruckt erſchienen.

Frankreich noch nicht zur Reiſe gediehen. Ludwig Philipp kann noch nicht frei handeln und gewinnt durch ſein Zögern zugleich den Vortheil, den Preis höher anſetzen zu können. Rußland aber gewinnt beſonders durch das Warten. Wir adoptiren auch hier die Anſicht des Herrn Armand Lefebvre, ohne ihm damit zu viel Ehre anzuthun, denn wir werden ſpäter noch Manches gegen ihn vorzubringen haben. Er ſagt über Rußlands Stellung zur hohen Pforte: „Der Beſchützer gönnt dem gefeſſelten Opfer das Leben, bis er, ohne eigene Gefahr, ihm den letzten Stoß zu geben, den Augenblick günſtig findet. Denn, ſelbſt in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande iſt das Abendland noch mächtig genug, Rußland in Schranken zu halten. Entzündet ſich vor der Zeit der Krieg im Oriente, ſo hätte Rußland einen Kampf mit allen europäiſchen Mächten zu fürchten. Dies iſt das Geheimniß der angenommenen Mäßigung. Ueberdies leidet Rußland bei derſelben keinen Verluſt. Seine für die Erwartung günſtige Stellung iſt bewundernswürdig: es hat in der Türkei ferner keine Gewalt, keinen Widerſtand zu überwinden; es kennt genau das Maaß der Schwäche dieſes Reichs; ſelbſt hat es den Abgrund ausgehöhlt, in welchen, früh oder ſpät, die Pforte hinabzuſtürzen es ſich verſucht fühlen wird. Durch den Vertrag von Unkiar-Skeleſſi hat es ſich ein Recht der Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten der Türkei gegeben; es hat ſich, ſo zu ſagen, die Schlüſſel der Dardanellen ausliefern laſſen: denn die Pforte mußte ſich verpflichten, auf einfaches Verlangen Rußlands den fremden Schiffen die Meerenge zu verſchlieſſen. Was kann der Hof von St. Petersburg mehr verlangen? Der Friede iſt ihm eine Quelle unbeſtreitbarer Vortheile: Der Wohlſtand ſeiner ſüdlichen Provinzen macht rieſenhafte Fortſchritte; ſeine Induſtrie thut Wunder; jeder Arbeitstag bringt ſie dem Grade der Vollkommenheit näher; unterſtützt von ſeiner politiſchen Macht, kann es die Märkte des Morgenlandes mit ruſſiſchen Produkten überſchwemmen; ſeine Bevölkerung wächst an Zahl, an Bildung, an Reichthümern. Ein übereilter Krieg könnte dieſe Vortheile in Gefahr bringen, und den großen Aufſchwung hemmen. Darum dürfen wir vollkommen überzeugt ſeyn, daß Rußland, wenigſtens für eine Zeit lang, die Dauer eines Zuſtandes wünſcht, welcher ihm nützlich iſt, ohne es irgend einer Gefahr auszuſetzen."

Frankreich.

Man darf nie vergeſſen, daß Frankreich das große Uebergewicht, das es einmal unter Ludwig XIV., das andremal unter Napoleon in Europa behauptete, nur einerſeits der Schwäche und Uneinigkeit ſeiner Nachbarn, die nicht auf gleiche Weiſe in aller Zukunft vorauszuſetzen iſt, andrerſeits dem großen Aufſchwung ſeiner Revolution verdankte, der ſeiner Natur nach nur vorübergehend ſeyn konnte. Frankreich iſt nicht von Natur zur Hegemonie in Europa berufen, es konnte ſich dieſelbe nur zeitweiſe und auf kurze Dauer anmaßen, um ſie immer bald wieder zu verlieren. Gleichwohl bleibt es immer eine bedeutende Macht.

Der Franzoſen größte Stärke liegt in ihrer Nationalität. Man kann ihnen das ehrenvolle Zeugniß nicht verſagen, daß ſie die Tugend des Patriotismus in hohem Grade beſitzen, und demſelben durch anderweitige Ausſchweifungen, denen ſie ſich hingeben, dennoch keinen Eintrag thun. Die ſchwächſte Partei unter ihnen, die dem Ausland diente, iſt mit ewiger Schande gebrandmarkt. Ihre ungeheure Mehrheit, wie abweichend immer in Bezug auf das Princip der inneren Politik, iſt im Patriotismus, im Eifer, Frankreich nach außen unabhängig, groß und mächtig zu erhalten, ganz einig. Staatsmänner, die in andrer Beziehung nichts weniger als rein zu nennen ſind, dienten doch immer nur dem wahren Intereſſe Frankreichs, wovon Telleyrand ein auffallendes Beiſpiel iſt. Auf das Volk und Heer aber kann man für patriotiſche Zwecke immer und unter allen Umſtänden zählen. Für den Ruhm ſeiner Nation iſt der gemeinſte Franzoſe der edelſten Hingebung fähig. Niemand mag zweifeln, daß der verderbteſte Pariſer wie der unwiſſendſte Bauer der Provinz im Augenblick der Gefahr oder des Ruhms, wenn es die Nationalehre gilt, immer ein Held ſeyn werde. Nur das ſchränkt die Bewunderung für ſie ein, daß ſie, unwiderſtehlich im Glück, weniger Ausdauer im Unglück haben und ſchnell ihre Leidenſchaften wechſeln.

Von einer Macht des Glaubens und der Kirche kann in Frankreich nicht mehr die Rede ſeyn. Dieſe Stütze entbehrt der Staat völlig. Die Glaubenspartei iſt ſchwach und überdies in Oppoſition, dem Staat eher hinderlich als förderlich, und der Unglaube weckt, ſeitdem er im Jahr 1793 Bankerot gemacht hat, keinen Enthuſiasmus mehr, wie ſehr ſich auch die Schriftſteller bemühen, ihn wieder zu erzeugen. Alles zerfällt in Indifferentismus, und es iſt in Frankreich eben ſo unmöglich, einen neuen Glauben, wie etwa der Theophilanthropismus in der Revolution war, zu erzeugen, als zur alten Kirche zurückzukehren. Das erſte hat der verſpottete St. Simonismus, das andere hat der verbannte Jeſuitismus bewieſen, und wenn Lamennais den Verſuch machte, Hierarchie und Demokratie zu verſöhnen, ſo iſt dies in der That nur der Verſuch eines Verzweifelten.

Hat nun der Staat bei dieſer religiöſen Apathie wenigſtens den Vortheil, mit keiner mächtigen Glaubenspartei im Innern des Landes ſtreiten zu dürfen, ſo leidet er doch indirekt durch die von jener Apathie unzertrennliche Demoraliſation, die nicht nur ein großes Capital geſunder Kraft im Volke aufzehrt, ſondern auch den Staatsdienſt inficirt, und die Verwaltung durch ein Syſtem von Habgier, Nepotismus und Beſtechung entwürdigt, deſſen die beſte Regierung am Ende nicht mehr Meiſter werden kann.

Aus dem politiſchen Princip hat dagegen Frankreich ſeit geraumer Zeit großen Gewinn gezogen. Schon unter Ludwig XIV., der das Princip der abſoluten Monarchie allen Königen und Fürſten ſeiner Zeit vorhielt, und die meiſten damit beſtach, dann in der Revolution, die das entgegengeſetzte Princip der Republik den Völkern vorhielt und ſie ebenfalls damit beſtach, und wieder unter Napoleon, der zum Princip des vierzehnten Ludwig zurückkehrte, es bis zu ſeinem Sturz feſthielt, nach demſelben aber wieder als ein Held der Revolution und der Republik zu figuriren verſuchte und den Franzoſen den Liberalismus empfahl, um die wiedergekehrte Dynaſtie zu untergraben. Dieſer Liberalismus nun hat den Franzoſen bisher wirklich wieder ſehr gute Dienſte geleiſtet, namentlich dadurch, daß er ihnen faſt unmittelbar nach dem großen Kriege unter den Völkern, die eben erſt ſo erbittert gegen Frankreich geſtritten hatten, plötzlich wieder Sympathieen weckte. Allein je mehr und mehr ſchwindet ihnen die Hoffnung, durch einen Principienkrieg, durch eine neue Revolutionirung Europa's wieder zu gewinnen, was ſie 1814 verloren, und doch iſt ihre Regierung zu ſchwach, um ſchon wieder in das andere Extrem überſpringen und etwa eine ruſſiſche Allianz verſuchen zu können. Inzwiſchen kann Frankreich abwarten und, wie die Würfel fallen, wie namentlich die deutſchen Mächte einig oder uneinig, vorausſichtlich oder nicht vorausſichtlich handeln, kann es die Gelegenheit abſehen. Läßt ſich der Keil nicht in Deutſchland hineintreiben, hier keine revolutionäre Breche legen, nichts durch das Princip gewinnen, ſo bleibt der alten franzöſiſchen Politik immer noch eine Chance in der Annäherung an die ruſſiſche.

Auf die materiellen Intereſſen verſteht ſich Frankreich nicht ſonderlich. An Erwerbungsluſt der Individuen fehlt es nicht, allein die Regierung, die Kammern haben meiſt anderes zu thun. Wie ſehr es auch dem König wichtig iſt, die Blicke des Volks auf dieſen Gegenſtand zu lenken und von der Oppoſitionspolitik abzuziehen, es iſt ihm noch nicht gelungen, und in dem Syſtem, das man in Bezug auf Ackerbau, Induſtrie und Handel befolgt, herrſcht weder Einheit noch Liberalismus.

Somit hat Frankreich ſehr ſtarke und zugleich ſehr ſchwache Seiten. Es erfreut ſich übrigens des großen Vortheils, daß ihm Niemand etwas nehmen will, daß es vor allen ſeinen Nachbarn ſicher iſt, wenn es nicht ſelber angreift, und daß es demzufolge ruhig warten kann, bis ſich ihm durch Zerwürfniſſe der Nachbarn oder mächtige Allianzen eine Gelegenheit darbietet, ſeine alten ehrgeizigen Pläne aus dem Papier des National, der ſie treulich aufbewahrt, in die Wirklichkeit einzuführen.

Dieſe Pläne ſind dergeſtalt mit dem franzöſiſchen

Nationalſtolz verwachſen, daß Niemand behaupten kann, eine künftige Regierung Frankreichs, ſey es eine revolutionaire oder eine nach dem Zuſchnitt Ludwigs XIV., werde ſie nicht wieder aufnehmen. Sie zielen, wenn nicht wieder nach der Hegemonie in Europa, doch gewiß nach der Vereinigung des ganzen linken Rheinufers mit Frankreich, nach der Rheingränze, die man in Frankreich verabredetermaßen die natürliche nennt, obgleich in der übrigen Welt angenommen iſt, daß nicht Flüſſe, ſondern nur Gebirge natürliche Grenzen bilden, daß aber die Sprache die allernatürlichſte bilde. Die Grenze des franzöſiſchen und des deutſchen Sprachgebietes geht aber wirklich nicht dem Fluſſe, ſondern dem Gebirge nach.

Im Jahre 1814 nahm Deutſchland nur einen Theil des unbeſtritten deutſchen Bodens mit deutſcher Bevölkerung und Sprache, der ihm früher von Frankreich gewaltſam und durch Liſt entriſſen worden war, wieder zurück. Ein anderer ſehr bedeutender Theil, Deutſch-Lothringen, Elſaß, Suntgau blieb bei Frankreich. Gleichwohl nennt Herr Armand Lefebvre dieſe nur für Frankreich günſtige, für Deutſchland aber ſehr ungünſtige Theilung eine ſchmachvolle Verſtümmelung Frankreichs und meint, ſie ſey nicht zu dulden, das ganze linke Rheinufer müſſe wieder franzöſiſch werden. „Erſt die belgiſche Revolution zerbrach zur Hälfte den furchtbaren Reif, in welchem die modernen Popilius unſer ſchönes Vaterland einzwängen wollten. Die gegen uns gerichteten feſten Plätze, die von unſern Siegern unterhalten und bewacht wurden, ſind jezt gegen ſie gekehrt; ſie ſind unſer nördliches Bollwerk geworden. Treffend hat man daher geſagt: „„Das feindliche Europa habe ſich von der Maas gegen die Schelde zurückgezogen.““ Dennoch iſt die Freiſprechung unſerer Gränze noch unvollſtändig; ſie wird erſt genügend ſeyn, wenn wir wieder bis an den Rhein uns ausdehnen, und wenn Preußen und Baiern auf's rechte Ufer zurückgehen. Wer in Frankreich ein der Größe, Würde und Sicherheit des Vaterlandes geweihtes Herz im Buſen trägt, muß von Schmerz erfüllt ſeyn bei dem Gedanken an die Schwäche unſerer Gränzen; muß mit aller Energie des Beſtrebens die Gelegenheit aufſuchen, aus dieſem Zuſtande hinauszutreten. Unſer Patriotismus ſoll in den weichen Genüſſen des Friedens nicht entnerven. Wir dürfen nicht vergeſſen, was wir einſt waren! — Seit 1830 haben wir die Folgen dieſer Veränderungen mit bewunderswürdiger Mäßigung ertragen; Europa wäre jedoch im Irrthum, wollte es daraus ſchließen, daß wir für immer auf Beſitzungen verzichtet haben, welche unabweislich von der Sicherheit unſeres Gebiets und unſerer Hauptſtadt zurückgefordert werden. Wir ſind nicht auf ewig an das Syſtem des Friedens gefeſſelt. Der Friede iſt ein Aufſchub. An dem Tage, wo der Krieg auf einer Seite ausbricht, werden auch wir auf dem Schauplatz erſcheinen, unſere Rechte geltend zu machen.“

Dieſe Sprache iſt ſehr deutlich. Inzwiſchen mißkennt Armand Lefebvre die Schwierigkeiten nicht, auf die ein ſchlecht inproviſirter Wiedereroberungsverſuch des linken Rheinufers ſtoßen würde. Er iſt vollkommen überzeugt, daß Frankreich ſeinen Plan nur vermittelſt mächtiger Allianzen würde durchſetzen können. Er ſchlägt vor, hierzu den Conflikt im Orient zu benutzen, und zwar auf die eine oder andere Art. Die eine ſoll ſeyn: ein großer Bund des geſammten Europas gegen Rußland, unter der Bedingung, daß Frankreich zum Lohn für ſeine Theilnahme das linke Rheinufer und Aegypten bekäme. Die andere ſoll ſeyn: ein Bund Frankreichs mit Rußland (mit oder ohne Preußen) gegen England und Oeſterreich, in welchem Falle er ſich eine eben ſo reichliche Beute für Frankreich verſpricht.

Er entwickelt ſeine Anſichten folgendermaßen. Was zuerſt den großen antiruſſiſchen Bund betrifft, ſo bemerkt er, derſelbe liege keinesweges zunächſt im Intereſſe Frankreichs, ſondern nur im Intereſſe Englands und Oeſterreichs; allein dieſe letztern Mächte müßten ein großes Gewicht auf die Allianz Frankreichs legen, daß ihnen kein Preis dafür zu theuer ſeyn dürfte. „Wäre die Kraft des Wiener Hofes durch eine zweideutige Stellung Frankreichs gelähmt, ſo könnte es ſeine Heere nicht nach dem Oſten entſenden, und die Türkei wäre verloren. Oeſterreich hat das größte Intereſſe, den Untergang der Pforte zu verhindern; überließe es dieſelbe den Ruſſen, ſo entſagte es zugleich ſeiner eigenen Unabhängigkeit. Nun kann es aber die Freiheit ſeiner Bewegung gegen Rußland nur unter der Bedingung ſichern, daß es der Hülfe von Frankreich gewiß iſt. — Dieſe Hülfe müßten die Cabinette von Wien und London um jeden Preis zu erhalten ſuchen. — Ernſte Rückſichten könnten uns allerdings beſtimmen, unſere Kräfte mit denen beider Reiche zu verbinden; doch iſt es klar, daß wir nicht unbedingt uns ihnen hingeben werden.“ Er ſchlägt nun vor, Preußen ſolle mit Warſchau und Sachſen entſchädigt werden, und dafür ſein Rheinland (wie auch die baieriſche Rheinpfalz) an Frankreich fallen. Polen gibt er auf, um es gänzlich Preußen anheimzuſtellen, damit dieſes den beantragten Verluſt im Weſten verſchmerze. „Es iſt gewiß, daß weder Oeſterreich noch Preußen ihre polniſchen Provinzen herausgeben werden. Man könnte alſo nur das Stück des Herzogthums Warſchau, das Alexander zum Königreiche erhob, wiederherſtellen. Dieß wäre ein verſtümmeltes

Polen, das abgebrochene Fragment eines großen Ganzen. Würde ſolches nicht unaufhörlich die nationale Einheit zurückrufen? Würde es nicht fortwährend in Unruhe und Gährung ſeyn, und einen offenen Heerd der Verwirrung und Aufreizung bilden für die polniſchen Unterthanen Rußlands, Oeſterreichs und Preußens? Daher würden leztere beiden Mächte zu dem Plane einer, wenn immer nur theilweiſen Wiederherſtellung des alten Königreichs, nie ihre Einwilligung geben. Ohne Oeſterreichs und Preußens Mitwirkung kann aber Frankreich an der Weichſel nichts begründen. Beſäße dagegen Preußen die reichen Provinzen zwiſchen dem Niemen und der Warthe, erhielte es überdem ganz Sachſen, ſo gebührten ihm nicht blos die Ehrenzeichen und Anſprüche einer Monarchie vom erſten Range, es wäre in That und Wahrheit eine ſolche Macht. Statt ſich unter den Befehl Rußlands zu ſtellen, wie Ehrgeizige, die ihr Glück zu machen haben, und ſich mit Leib und Seele demjenigen ergeben, von dem ſie Macht und Größe erwarten, würde Preußen die gebietende, ruhige Stellung eines Staates behaupten, der ſich vervollſtändigt, und von ſeinen Kräften nur in der Abſicht Gebrauch macht, den ruheſtörenden Ehrgeiz ſeiner Nachbarn zu zähmen. — Die Wiedervereinigung eines Theils des Großherzogthums Niederrhein mit dem franzöſiſchen Gebiet würde nothwendig auch die des baieriſchen Rheinkreiſes zur Folge haben. Ohne Zweifel würde bei allen Veränderungen, zu welchen der Aufbau eines neuen europäiſchen Syſtems Anlaß gäbe, ſich auch ein Mittel finden, dem Münchener Hofe und dem Hauſe Sachſen Entſchädigungen zu ſichern. — Noch ein Verhältniß iſt zu bemerken: Der Beſitz des linken Rheinufers wäre für Frankreich nicht blos die Verbürgung ſeiner nordöſtlichen Miliätrlinie, er würde zugleich das neue Königreich Belgien an ſein Syſtem binden.“

Würde dieſer ſchöne Plan zu Waſſer, ſo hat Herr Armand Leſebvre den zweiten in Bereitſchaft: „Wollte England und Oeſterreich, geblendet durch Egoismus und angeborne Eiferſucht gegen Alles, was franzöſiſcher Ruhm und franzöſiſche Größe iſt, uns zu der untergeordneten Stelle einer nachziehenden Macht herabſetzen, uns mit einer Hand nach den levantiſchen Gewäſſern ans Schlepptau nehmen, mit der andern in die engen Gränzen einſperren, die ſie uns geſetzt haben, in der Abſicht, uns ſtets unter Aufſicht zu halten: dann wären wir aller Bedenklichkeiten und aller Pflichten gegen Europa enthoben; wir wären in die Nothwendigkeit geſetzt, einzig den Pflichten gegen uns ſelbſt zu genügen, für Erhaltung unſerer Würde und unſerer verhältnißmäßigen Macht zu ſorgen, und gerüſtet auf dem Kampfplatze zu erſcheinen, zum Beweiſe, daß man uns nicht iſoliren könne. Auch würden wir bald nicht allein ſtehen. Rußland würde uns ſeine Arme öffnen, und Gründe würden nicht fehlen, einen ſolchen Bund, durch die Ausſicht auf Gewinn, Größe und Ruhm, uns als annehmbar zu empfehlen; Rußlands Sache, Alles wohl erwogen, iſt die Sache der Menſchheit und der Civiliſation. Die Vorſehung ſcheint die Schritte dieſer Macht zu leiten, und ihre Plane zu begünſtigen. (!)“ — Die bisherige Verbindung mit England kann aufgelöſt werden, ſie iſt ohnehin nicht natürlich. Principe müſſen den Intereſſen weichen: „Trotz dem für den Sieg politiſcher Principien augenblicklich geſchloſſenen Bündniſſe werden die bleibenden Intereſſen von Neuem ſich abſtoßen, ſobald ſie der Energie ihrer Tendenzen wiedergegeben ſind. Es iſt alſo rathſam, daß eine umfaſſende und vorausſehende Politik die Anſprüche der Gegenwart mit dem Gebot der Zukunft zu verſöhnen und auszugleichen ſuche. Wer ſieht nicht, daß von der Höhe der Felſen von Malta und Gibraltar England nach der Herrſchaft im mittelländiſchen Meere ſtrebt? In dieſem ganz franzöſiſchen Meere iſt England vor Allen ein uns läſtiger Nebenbuhler. Die künftige Größe unſerer Beſitzungen in Afrika hat keinen furchbareren Feind. Daher, weit entfernt, Rußland vom Mittelmeere ausgeſchloſſen zu wünſchen, liegt es, aus dem Geſichtspunkt der Macht zur See angeſehen, vielleicht in unſerm Intereſſe, Rußland herbeizurufen; denn mit ſeiner Hülfe könnte es gelingen, England aus dieſen Gewäſſern zu entfernen.“

Die Bourbons ſind nach der Reſtauration (wie ſchon früher im ſiebenjährigen Kriege und wie Napoleon zu Tilſit und Erfurt) auf die Idee eines Bundes mit Rußland gegen Oeſterreich und England eingegangen. Karl X. war 1828 auf dem Punkt, ſich in dieſem Sinne zu erklären *). Und Ludwig Philipp hat, ſo ſchroff auch ſeine Stellung gegen Rußland ſcheint, doch unter der Hand dem ruſſiſchen Intereſſe manchen kleinen Dienſt geleiſtet. Oder war nicht er es, der durch ſeine Diplomatie den Arm Skrzynecki's lähmte und den General Ramerino in die Inn ſchickte —

---

*) Siehe die Depeſche des Grafen Pozzo di Borgo vom 14. Dezember 1828, abgedruckt in Portfolio. Der Graf meldet dem Kaiſer Nicolaus, der König von Frankreich habe ihm geſagt: „Ich will mit Rußland vereinigt bleiben. Wenn der Kaiſer Nicolaus Oeſterreich angreift, werde ich meine Maaßregeln nach den Umſtänden treffen; aber wenn Oeſterreich angreift, laſſe ich meine Truppen augenblicklich gegen dieſes ausbrechen. Vielleicht daß ein Krieg gegen den Wiener Hof mir nützlich ſeyn wird, weil er die inneren Zwiſtigkeiten aufheben und die Nation im Großen beſchäftigen wird, wie ſie es wünſcht.“

trotz der Polenfeſte in Paris und trotz der Thronrede, die angeblich die polniſche Nationalität garantiren ſollte.

Auf der andern Seite äußert ſich der ruſſiſche Publiciſt in der „europäiſchen Pentarchie“ ebenfalls dem franzöſiſchen Bündniß geneigt, bemerkt aber: „Frankreich muß vor Allem erſt ſein Inneres feſt geordnet haben, ehe es dem Ausland wieder Zutrauen einzuflößen im Stande iſt. So lange das Königthum noch um ſein rechtliches Daſeyn capituliren muß, ſo lange können die franzöſiſchen Zuſtände auch nur als proviſoriſch betrachtet werden.“

Die Schwierigkeiten, die einem Bunde Frankreichs mit Rußland noch entgegenſtehen, hält Herr Armand Lefebvre nicht für unüberwindlich:

„Die erſte Bedingung einer aufrichtigen Annäherung zwiſchen Frankreich und Rußland wäre, daß letzteres auf alle Anſprüche des Vorrechts verzichte, und als Baſis des Bundes den Grundſatz der Gleichheit beider Mächte anerkenne. Die Allianz, welche im Jahr 1807 Napoleon und Alexander in Tilſit ſchloßen, war eine wahrhafte Allianz, weil auf dem Floße des Niemen beide Kaiſer die Leitung der civiliſirten Welt unter ſich theilten; der eine nahm den Norden und Oſten, der andere den Weſten und Süden unter Aufſicht. Sie kamen überein, daß beide Reiche gleichen Schritt halten würden, dergeſtalt, daß, wenn das eine ſich auf einer Seite vergrößerte, das andere ſich im Verhältniß auszubreiten das Recht haben ſollte.“

„Dieſe Allianz wurde bei der Niederlage Oeſterreichs bei Wagram in ihrem Weſen zerriſſen; denn fortan fand zwiſchen Frankreich und Rußland kein Gleichgewicht Statt. Iſt aber gegenwärtig das Princip der Gleichheit von beiden Mächten anerkannt, ſo möchten wohl nicht zwei andere Staaten zu finden ſeyn, die, einander gegenüber, ſich in einer günſtigeren Stellung für eine enge Verbindung befänden. Da iſt keine Berührung der Gränzen möglich, — ganz Deutſchland iſt dazwiſchen geſtellt, jedes Aneinanderſtoßen zu verhindern. Es gilt den gleichen Feind, England, zu zähmen, und ſpäter, ohne Zweifel, ſeine Anſprüche auf Alleinherrſchaft zur See zu bekämpfen. Bei dem einen Theile zeigt ſich glühender Ehrgeiz, im Oriente ſich zu vergrößern; bei dem andern das Verlangen, ſeine Vertheidigung an der öſtlichen Gränze zu ſichern. Sind beide Mächte vereint, ſo gehört das Feſtland ihnen; keine andere Macht, keine Coalition könnte ihnen widerſtehen. Sie verfügen über Alles, leiten Alles, entſcheiden alle Fragen in höchſter Inſtanz. Nur über einen Punkt ſind ſie verſchiedener Anſicht: über diejenige Politik, die ſich auf die Principien ſtützt. Weil aber große Entfernungen zwiſchen ihnen liegen, und weil ſie ſehr verſchiedenen Graden der Civiliſation angehören, ſo wird eine moraliſche Wirkung auf ihre gegenſeitigen Völker kaum möglich. — Den Fall eines Principienkrieges allein ausgenommen, können alſo die verſchiedenen Formen beider Regierungen kein unüberwindliches Hinderniß ihrer Vereinigung ſeyn. Dieſe ihre Stellung iſt auch ſo deutlich durch die Natur der Dinge angezeigt, daß ſeit vierzig Jahren Frankreich und Rußland trotz aller Bemühungen der andern Höfe, ſie zu trennen, ſtets geneigt waren, enge Verbindungen unter ſich zu ſchließen. Paul I. im Jahr 1800, Alexander 1809 und 1815 bis zu ſeinem Tode; Nicolaus ſeit ſeiner Thronbeſteigung bis zum Jahre 1830 haben den Beiſtand Frankreichs zu erwerben geſucht.“

„In der orientaliſchen Frage wäre unſere Allianz, hätte ſie auch nur einen politiſchen Charakter, für Rußland von entſchiedener Wichtigkeit. Es muß einſehen, daß, wenn wir in dieſelbe willigen, Oeſterreich ſodann nicht mehr die Wahl haben, ſondern genöthigt ſeyn würde, den Umſtänden nachzugeben, und ſich glücklich zu ſchätzen, ſein Loos bei einer Theilung des ottomaniſchen Reiches zu erhalten. Wenn alſo Rußland für ſeine Politik Frankreich gewänne, ſo hätte es ſich dadurch zugleich der Nachgiebigkeit Oeſterreichs verſichert.

England iſolirt, und auf deſſen eigene Kraft beſchränkt, wäre außer Stande, die Türkei zu retten. Und dieſen großen Erfolg hätte der ruſſiſche Kaiſer faſt ohne Kampf erreicht.“

„Der Hof von St. Petersburg hat alſo ein höchſtes Intereſſe, unſeres Beiſtandes in der orientaliſchen Angelegenheit ſich zu verſichern. Auch können wir mit Zuverſicht darauf rechnen, daß, wenn die Ereigniſſe oder der Ehrgeiz Rußland bewegen ſollten, aus ſeiner erwartenden und beobachtenden Politik herauszutreten, es an demſelben Tage allen Groll von geſtern vergeſſen, ſeiner Vorliebe für die entthronten Legitimitäten entſagen, und daß ſein Stolz ſich dazu verſtehen werde, die Gunſt einer Allianz mit der aus den Barrikaden hervorgegangenen Dynaſtie nachzuſuchen.“

Mit dieſen Anſichten ſtimmt ein Schreiben aus Paris (Allgem. Zeitung 1839, Nro. 310) ſehr genau überein. Darin heißt es: „Ludwig Philipp wünſcht nichts ſehnlicher, als eine Annäherung Frankreichs an Rußland, aber er weiß, daß die Zeit noch nicht gekommen iſt.“ Es wird nun ausführlich erörtert, daß Ludwig Philipp nur deßwegen nicht gethan habe, was Rußland gewollt, weil er dem Cabinet von St. Petersburg habe zeigen wollen, daß er nicht von demſelben abhängig ſey und ſehr wohl wiſſe, um welchen höheren

Preis er ſeine Freundſchaft verkaufen könne. Dadurch habe er eine Animoſität gegen ſich erzeugt, „aber dieſe Animoſität ſchreckt ihn nicht, ſondern er glaubt ſich durch ſie dem Ziel ſeiner Wünſche, einer Allianz mit Rußland, ſogar näher gebracht, denn er hat dieſem Cabinet ſeine Macht, wenn nicht ſeine poſitive, ſo doch ſeine negative fühlen laſſen, und er weiß, daß keine Erbitterung, kein Aerger zuletzt gegen die Gewalt des poſitiven Intereſſes Stich hält, daß dieſes Intereſſe am Ende doch Rußland zu Frankreich führen muß.“

Oeſterreich.

Um die ganz eigenthümliche Stellung Oeſterreichs zu begreifen, muß man ſich ſeine Doppelnatur als europäiſcher und als deutſcher Staat klar machen.

Das Kaiſerthum Oeſterreich iſt der geſchichtliche Erbe des römiſchen Reichs teutſcher Nation, jener chriſtlichen Univerſalmonarchie, die der Idee nach alle chriſtlichen Völker umfaſſen ſollte. Noch jetzt umfaßt es die drei europäiſchen Hauptnationen, germaniſchen, romaniſchen und ſlaviſchen Stammes, aber nur Theile derſelben. Es hat nicht hindern können, daß ſich in England und Preußen andere Mittelpunkte germaniſchen Lebens, in Frankreich ein anderer des romaniſchen und in Rußland ein anderer des ſlaviſchen fixirt hat. Auf dieſe Weiſe eingeſchränkt, hat es die Idee, aus der es hervorgegangen iſt, ſelber aufgeben müſſen, und iſt dafür durch den Vortheil, ſich auf eine große Nation ſtützen zu können, nicht entſchädigt worden. In viele Nationalitäten einzugreifen, würde ihm nur dann nützlich ſeyn, wenn jene alte Idee des chriſtlichen Weltreichs noch irgend in den Völkern wieder lebendig werden könnte. Da dieß nicht der Fall iſt, iſt der Umſtand, daß in Oeſterreich das Wohl des Herrſchers in vielerlei Sprachen vom Himmel erfleht wird, weniger mehr ein Glück, als eine Sorge für dieſen großen Staat. Daher iſt derſelbe mit Nothwendigkeit auf eine conſervative und defenſive Politik angewieſen, und befindet ſich in dieſer Beziehung nicht in der vortheilhaften Stellung, welche den Engländern, Ruſſen und Franzoſen die Offenſive geſtattet. Kräftige Volksſtämme, in gewohnter Treue gehorchend, meiſt durch fröhliche und gemüthliche Sitte vergnügt, dienen dem erlauchten Kaiſerhauſe, und haben es in allen Kriegen ſtark gemacht, doch umſchlingt ſie nicht das Band einer Nationalität.

Inzwiſchen ſoll damit durchaus nicht gemeint ſeyn, als ob die nichtdeutſchen Nationen im großen Kaiſerſtaate nur paſſiv gehorchten und nicht auch durch ein inniges wohlverſtandenes, allen Intelligenzen einleuchtendes Intereſſe an die deutſche Dynaſtie gebunden ſeyen. Nur ein Blinder vermöchte dieß zu mißkennen.

Die Ungarn verdanken die Erhaltung ihrer Nationalität dem Hauſe Habsburg, ohne deſſen Hülfe ſie längſt dem Islam verfallen wären. Sie haben auch ihre Verfaſſung unter dem König deutſcher Abſtammung behaupten können, was nicht der Fall ſeyn würde, wenn ſie unter türkiſche Botmäßigkeit gekommen wären, oder je einmal, wie die Polen, unter ruſſiſche kommen würden, denn wie das öſterreichiſche Princip es mit ſich bringt, jede Nation in ihrer Beſonderheit und bei ihren alterthümlichen Gewohnheiten zu laſſen, ſo verlangt das ruſſiſche unbedingt gleichförmige Unterwerfung unter die alles uniformirende Autokratie. Iſt aber wohl ein ſelbſtſtändiges Ungarland denkbar? würde es nicht das milde Scepter Oeſterreichs mit einem andern vertauſchen müſſen, wenn es nicht in alter Treue ſein Schickſal an das deutſche knüpfte? Und die Polen? Sie incliniren offenbar in dem Maaße mehr zu Oeſterreich, als ſie vom Norden decliniren.

Was die Macht des Glaubens und der Kirche betrifft, ſo ſtützt ſich Oeſterreich auf dieſe nur bedingungsweiſe. Bei weitem der größte Theil ſeiner Unterthanen iſt katholiſch und iſt es von Herzen; es zanken ſich hier keine Glaubensparteien, noch hat auch der Unglaube hier irgend eine Macht, und dieß iſt ſehr werthvoll für den Staat. Auch darf Oeſterreich, nachdem Frankreich in

Unglauben verſunken und die pyrenäiſche Halbinſel zerrüttet iſt, als die Macht betrachtet werden, die allein noch den römiſchen Stuhl weſentlich ſtützt und folglich auf deſſen Dankbarkeit und Dienſte Anſprüche zu machen hat. Wieder ein bedeutender Vortheil. Gleichwohl kann ſich Oeſterreich dieſer Vortheile nur mit großer Einſchränkung erfreuen. Es gewinnt dadurch nur eine ſchätzbare Unterſtützung ſeiner innern Politik, nicht auch ſeiner auswärtigen, denn in dem Maaße, in welchem es einen ſchärfern Accent auf den Katholicismus legen und ſich deſſelben auf irgend eine offenſive Weiſe bedienen wollte, würde es nur Antipathieen wecken, die es um keinen Preis wecken darf, und würde nicht einmal mehr einen eigenen Zweck verfolgen, ſondern nur einem fremden als Mittel dienen.

Aus der Macht des Princips ſchöpft Oeſterreich, wenigſtens in Bezug auf ſeine auswärtige Politik, auch nur einen bedingten Vortheil. Es ſteht auf der Seite des Abſolutismus, aber nur in zweiter Linie, denn in der erſten ſteht Rußland. Es muß ſehen, wie Rußland ſich alle Vortheile dieſes Syſtems aneignet, ohne ſie theilen zu können. Einmal machen die conſtitutionellen Formen in Ungarn eine Ausnahme von der öſterreichiſchen Regel, während Rußland die Regel ohne alle Einſchränkung handhabt. Sodann grenzt Oeſterreich unmittelbar an die conſtitutionellen Staaten des Weſtens und iſt mithin der Wirkung der Reibung und des Beiſpiels mehr ausgeſetzt, als Rußland, das abgeſchloſſen im Hintergrund Europa's ſteht und gegen das weſtliche Syſtem an Oeſterreich und Preußen zwei Schutzmauern hat.

Endlich ſtützt ſich Oeſterreich auch auf die Macht der materiellen Intereſſen nur mit Einſchränkung. Es benutzt die reichen Hülfsquellen ſeines eigenen Landes, aber es gewinnt nicht verhältnißmäßig von außen, und wirbt ſich keine natürlichen Bundesgenoſſen durch Oeffnung der Handelsſchranken.

Vergleicht man nun dieſe Verhältniſſe Oeſterreichs mit denen Englands und Rußlands, ſo ergibt ſich, daß es in der That nicht ganz ſo ſicher geſtellt iſt und nicht ganz ſo bedeutende Machtquellen hat oder ſich wenigſtens derſelben nicht ſo frei bedienen kann, als jene beiden Staaten. Blickt man überdieß in die Geſchichte zurück, ſo findet man, daß England und Rußland ſeit vielen Jahrhunderten unbeſiegt daſtehen, während Oeſterreich zweimal beſiegt wurde, zweimal dem Untergange nahe war, im dreißigjährigen Kriege und in der napoleoniſchen Zeit.

Je conſervativer nun und defenſiver die Politik Oeſterreichs iſt, um ſo mehr muß ihm daran liegen, ſeine Stellung unüberwindlich zu machen. Dieß kann aber nur durch natürliche Allianzen geſchehen.

Eine natürliche Allianz iſt für Oeſterreich nicht die ruſſiſche, obgleich ſich Joſeph II. dieſer Täuſchung hingab und obgleich beide Staaten im Princip des Abſolutismus und der Legitimität übereinſtimmen. Jede Verbindung Oeſterreichs mit Rußland hilft nur, den letzteren ohnehin ſchon ſo koloſſalen Staat noch mehr zu vergrößern, den Nachbar immer mächtiger und gefährlicher zu machen. Im Bunde mit Rußland griff Joſeph II. Polen und die Türkei an, allein der Erfolg bewies, daß nur Rußland dabei gewann, Oeſterreich nicht. Statt der ſchwachen polniſchen Republik bekam Oeſterreich das mächtige, durch die polniſche Beute noch mehr angeſchwollene Rußland zum Nachbar, und auf der türkiſchen Seite bemächtigte ſich Rußland der Häfen am ſchwarzen Meere, endlich ſogar der Donaumündungen, während Oeſterreich nicht einmal Belgrad wiedergewann. Rußland iſt nicht der natürliche Alliirte, ſondern der natürliche Rival Oeſterreichs, und man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß ſogar Rußlands Stellung gegen England nicht heikler ſeyn kann, als die gegen Oeſterreich. Engliſche Flotten vermögen viel, doch gegen Rußlands Landmacht nichts ohne öſterreichiſche Heere. Den Riegel im Orient vorzuſchieben vermag nur Oeſterreich, das ſo nahe, ſo mächtig und leicht durch Sympathieen in den ruſſiſchen Grenzen ſelbſt zu verſtärken iſt. Deßhalb haben wir immer geglaubt und glauben noch, die Feder des Fürſten Metternich ſey ein ſtärkerer Schutz des Orients, als Donau und Balkan und Caucaſus, und als alle engliſchen Flotten. Deßhalb wundern wir uns aber auch nicht, wenn wir die Depeſchen des Grafen Pozzo di Borgo, ruſſiſchen Geſandten in Paris, im Portfolio leſen, die ſo antiöſterreichiſch als immer möglich concipirt ſind, und in denen alles (namentlich Preußen und Frankreich) gegen das Wiener Cabinet aufzubieten verſucht wird. *) Deßhalb fällt auch die Sprache ruſſiſcher Publiciſten in noch neuerer Zeit nicht auf. Die Denkſchrift von 1834 und „die europäiſche Pentarchie" ſuchen die kleinen deutſchen Bundesſtaaten gegen Oeſterreich zu ſtimmen, erinnern an Oeſterreichs alte Politik gegen Bayern und laſſen ſich ſogar herab, die Liberalen

---

*) „Bisher war Preußens Haltung, ſeine Sprache, ſeine Erklärungen Rußland günſtig, und die Furcht, daß es ſich in einem äußerſten Falle mit uns verſtändige, imponirt Oeſterreich und dient dazu, Frankreich zur Befeſtigung der uns günſtigen Geſinnungen aufzumuntern. Ueberall in meinem Verkehr mit dem franzöſiſchen Cabinet beſtrebe ich mich, es mit dem in Berlin in gutem Einverſtändniß zu erhalten." Depeſche des Grafen Pozzo di Borgo vom 28. Nov. 1828.

gewinnen zu wollen, indem ſie das ſtabile Princip in Oeſterreich ein „der neueren Zeit unangemeſſenes“ nennen, als ob das ruſſiſche etwa liberaler wäre. *) Die letztere Schrift deutet auch an, in Böhmen wünſche man die Vereinigung aller Slaven (natürlich unter Rußland), und ſchon vor dreißig Jahren glaubte Rußland einmal über Böhmen verfügen zu können, als es durch den Bund mit Frankreich übermächtig geworden war. **)

---

*) „Das Syſtem, auf welches ſich die öſterreichiſche Stabilität ſtützt, iſt ſehr alt, aber es iſt der neueren Zeit unangemeſſen. Auch hat man nicht vergeſſen, daß ehemals die Ferdinande durch daſſelbe Syſtem Deutſchland zu unterjochen ſuchten.— Gelingt es dem Wiener Cabinet, die ihm eigenen Anſichten durchzuſetzen, und zwar durch Vermittlung des Bundestags in Frankfurt, dann iſt ganz Deutſchland in den Feſſeln Oeſterreichs.“ Denkſchrift von 1834 im Portfolio abgedruckt. — „Oeſterreich hat, wenigſtens in früheren Zeiten, Luſt zu Bayern bezeugt, eine Luſt, welche in der Natur der Sache liegt, ſo lange ſich Oeſterreich als eine vorzügliche deutſche Macht manifeſtirt ꝛc.“ Die europäiſche Pentarchie. Leipzig, bei Wigand 1839. In dieſer letztern Schrift wird den kleinen deutſchen Bundesſtaaten das ruſſiſche Protektorat zum Schutz gegen Oeſterreich (und Preußen) angerathen. „Rußland hat durch Polen eine militäriſche Poſition errungen, welche Oeſterreich und Preußen ſpaltet und unſchätzbar für Rußland iſt, wenn es zum Schutz der ſchwachen deutſchen Mittelſtaaten aufgerufen wird.“

**) Mit geſperrten Lettern hat der Verfaſſer der „Pentarchie“ die Worte Fallmerayers und Kollars abdrucken laſſen. Der er-

Armand Lefebre bemerkt über dieſe Conſtellation Folgendes: „Oeſterreichs Aufgabe, ſeine wahre, thätige, allerdings gefährliche, aber ſeiner Macht würdige Aufgabe iſt: die Centralkräfte des Feſtlandes in ihrer Integrität und Unabhängigkeit zu bewahren, ſie gegen den Ehrgeiz Frankreichs und vor Allem gegen den Ehrgeiz Rußlands zu ſchützen, dieſe beiden Mächte, eine durch die andere, in Schranken und im Gleichgewicht zu erhalten. Nun iſt in der orientaliſchen Frage Rußland der drohende, der gefährlichſte Feind; gelingt dieſem, der untern Donau, der Balkankette und Conſtantinopels ſich zu bemächtigen, ſo umſchließt es Oeſterreich in der ganzen Ausdehnung ſeiner öſtlichen Grenzen, und be-

---

ſtere ſagt: „Jetzt ſcheint die Herrſchaft über das menſchliche Geſchlecht von den romaniſchen und germaniſchen Völkern zu weichen und auf die große Nation der Slaven überzugehen.“ Der letztere ſagt: „Der mächtigſte ſlaviſche Stamm der Ruſſen hat große Urſache, ſich an die übrigen Slaven eng anzuſchließen, die bedrohte Reinheit ihrer Slavicität zu retten, und durch die Wechſelſeitigkeit zu erneuern und zu ſtärken.“ S. 410. — Bignon erzählt in der Geſchichte Napoleons, Kaiſer Alexander habe, als er die Moldau und Wallachei in Beſitz nehmen wollte, den Kaiſer Napoleon als Gegengabe Böhmen angeboten. „Wenn wir uns verſtändigen, Napoleon und ich, ſagte Kaiſer Alexander, ſo wird ſich wohl alle Welt mit uns verſtändigen müſſen,“ d. h. Oeſterreich wird gar nicht gefragt. Napoleon nahm inzwiſchen das „großmüthige“ ruſſiſche Anerbieten nicht an.

herrſcht deſſen Handel im ſchwarzen, wie im adriatiſchen Meere. Auch iſt von Rußlands Ehrgeiz der geheime Gedanke zu beſorgen, die griechiſchen Religionsverwandten dem Nachbar zu entlocken. — Soll man glauben, eine zu große Gewiſſenhaftigkeit habe nicht erlaubt, geheime Intriguen in dieſer Abſicht anzuſpinnen? Eroberungen in der Türkei ſetzen Rußland in den Stand, alle verhüllten Entwürfe auszuführen. — Oeſterreich wäre alſo im höchſten Grade bedroht: ſeine relative Macht erführe eine ſolche Schwächung, daß die Freiheit ſeiner Bewegungen verloren wäre. Gegen die Forderungen des Nordens bliebe ihm nur noch die Kraft der Trägheit, wie jene, mit welcher Preußen ſich begnügen muß. Von ſeiner hohen Beſtimmung herabgeſunken, müßte es eine völlig veränderte Rolle übernehmen; ſtatt dem Weſten ein Bollwerk gegen Rußland zu ſeyn, wäre es in den Händen dieſer Macht ein Werkzeug, das Abendland in Dienſtbarkeit zu erhalten; alle Centralkräfte, die den Weſten ſchützen ſollen, wären gelähmt, die Staaten mit dem Verluſt ihrer Selbſtſtändigkeit bedroht. Dann könnte für den Wiener Hof ſelbſt der Beſitz von Bosnien, Serbien, Türkiſch-Dalmatien, Albanien und Macedonien, keine hinreichende Ausgleichung im Verhältniß zu der Vergrößerung Rußlands ſeyn. Denn letztere Macht würde unmittelbar und mit Hülfe der ihr nothwendig ergebenen Griechen ein ſolches Uebergewicht in dieſen Oeſterreich zugewieſenen Provinzen üben, daß ſie für den neuen Herrn vielmehr ein Grund der Schwäche und Abhängigkeit, als ein reeller Zuwachs an Macht ſeyn würden.“

„Sonach möchte die Politik des Wiener Cabinets bei der orientaliſchen Frage im Voraus vorgezeichnet ſeyn. Als Feind der ruſſiſchen Stellung, als äußerſter Poſten des Abendlandes gegen Rußland, als natürlicher Beſchützer der Türkei und aller in ihr bedrohten Intereſſen, müßte Oeſterreich eher den letzten Mann und das letzte Geld auf's Spiel ſetzen, als dulden, daß der Czaar ſeine Herrſchaft über den Süden der Donau ausdehne.“

„Allein Rußland iſt nicht der einzige Feind, den Oeſterreich fürchtet; Frankreich flößt ihm größeren Schrecken ein. Und in der That wäre ein Angriff von dieſer Seite gefährlich; unſere Regierungs-Grundſätze könnten die ſociale Verfaſſung der öſterreichiſchen Monarchie, unſere Armeen ihre Herrſchaft in Italien bedrohen. Welche Verwirrung dann in einem Reiche, welches Italiener, Ungarn, Polen und Deutſche beherrſcht; welches ſo viele Verfaſſungen als Länder in ſich ſchließt; welches zu der todesgefährlichen Nothwendigkeit gebracht iſt, die Kraft der einen Hälfte des

Staates, ſelbſt im Frieden, zur Bewachung der Ruhe in der *andern* zu verwenden; welches endlich durch die veralteten Grundſätze einer Feudal-Oligarchie in Widerſpruch mit dem Jahrhundert gehalten wird. Daher die Schrecken des Wiener Hofes bei der Julirevolution, die Europa in Brand zu ſetzen ſchien! Dieſer noch nicht überwundene Schrecken drängte Oeſterreich in's ruſſiſche Syſtem, und erklärt alle Nachgiebigkeit, die ſeit acht Jahren gegen die Forderungen des Czaars in den orientaliſchen Angelegenheiten für nöthig erachtet wurde. Wird Oeſterreich aber die duldende Stellung, zu welcher es ſich bis jetzt bequemte, auch in einer entſcheidenden Kriſe des Orients bewahren wollen? Eine ernſte Frage! Man erlaube uns die aus der Natur der Dinge geſchöpfte Behauptung, daß die Löſung dieſer Frage zunächſt Frankreichs Aufgabe ſeyn wird. Die Stellung Oeſterreichs iſt nämlich der Art, daß es in ſeinen Bewegungen gegen Rußland nur frei iſt, wenn es mit Sicherheit auf geiſtige und materielle Hülfe Frankreichs rechnen kann. Ein Bündniß mit England allein würde nicht genügen, der Sprache und den Thaten des Wiener Cabinets den erforderlichen Nachdruck zu geben. Nie wird es gegen Rußland Krieg führen, wenn es nicht der unzweideutigen Mitwirkung Frankreichs gewiß iſt. Verſagen wir ihm die Bürgſchaft für unſere Zuſtimmung, ſo iſt es durch die Beſorgniß gebunden, wir könnten, während es ſeine Heere gegen Rußland führt, über die Alpen gehen, und die Lombardei überfallen. Eher würde es ſich zur Theilung der Türkei verſtehen, als ſeine italieniſchen Beſitzungen blosſtellen. Es würde alſo zögern, und nur dann auf dem Schauplatze der Ereigniſſe erſcheinen, wenn weiter nichts zu thun wäre, als das bei der Theilung ihm zugefallene Loos in Empfang zu nehmen. — Aus dieſen Gründen ſind wir überzeugt, daß die Politik Oeſterreichs bei einem orientaliſchen Kriege den Entſchlüſſen Frankreichs untergeordnet ſeyn werde.“

Wir ſind dieſes nicht überzeugt. Sich der franzöſiſchen Allianz um den Preis der Selbſtſtändigkeit zu verkaufen, iſt Oeſterreich keineswegs gezwungen, ſo lange noch andere Allianzen möglich ſind, die Rußland und Frankreich im Schach zu halten vermögen.

Eine Allianz Oeſterreichs mit Frankreich iſt immer und unter allen Umſtänden unnatürlich und dem wahren Intereſſe Oeſterreichs verderblich, weil ſie nur auf Koſten des übrigen Deutſchlands, Preußens oder der kleinen Staaten möglich iſt, welches die natürlichen Alliirten und Schutz- und Trutzgenoſſen Oeſterreichs ſeyn müſſen. Als ſich Oeſterreich auf Antrieb des Fürſten Kaunitz verleiten ließ, ſich mit Frankreich gegen Preußen zu verbinden, beging es einen Fehler, deſſen Folgen zum Glück Friederichs Genie abwandte. Oeſterreich würde nichts dabei gewonnen haben, wenn es Preußen mit Frankreich (und Rußland) getheilt, das damalige preußiſche Rheinland oder ein Aequivalent an Frankreich (und Oſtpreußen an Rußland) abgetreten und ſelber Schleſien genommen hätte. Frankreich (und Rußland) würden dadurch auf Koſten Deutſchlands übermächtig und dem Cabinet von Wien bald höchſt gefährlich geworden ſeyn. — Denſelben Fehler würde nun Oeſterreich begehen, wenn es eine Allianz mit Frankreich einginge, deren erſte Bedingung die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich ſeyn würde, die nicht blos Armand Lefebvre vorgeſchlagen hat, ſondern wie es nicht anders in den Intereſſen und Abſichten der franzöſiſchen Politik liegen kann. Frankreich würde Deutſchland überragen, einen übermächtigen Einfluß auf den Reſt der kleinen Staaten üben und Oeſterreich würde keine Vormauer mehr gegen Weſten haben.

Der Franzoſe hält ſeine Allianz für unumgänglich. Er bietet aber wohl ſeine Waare zu früh und zu theuer an, ehe er weiß, ob man ſie wirklich brauchen wird. Wir wollen uns noch nach einigen anderen Garantieen Oeſterreichs umſehen.

Eine natürliche Allianz iſt für Oeſterreich die engliſche. Auch war England in allen großen europäiſchen Kriegen immer auf der öſterreichiſchen Seite, wovon nur die Reformationskämpfe und das fehlerhafte öſterreichiſch-franzöſiſche Bündniß im ſiebenjährigen Kriege eine Ausnahme machten. In dem Intereſſe, Rußland und Frankreich nicht übermächtig werden zu laſſen, ſtimmen England und Oeſterreich ſtets überein. Inzwiſchen iſt England allein doch nicht im Stande, mit ſeinen Flotten und Landungsverſuchen Oeſterreich hinreichend zu unterſtützen. Seine Hülfe iſt mächtig und ſtets dankenswerth, allein ſie genügt nicht. Oeſterreich muß, um unüberwindlich zu ſeyn, nicht bloß England, es muß auch noch eine andere große Continentalmacht zur Seite haben.

Eine natürliche Allianz gegen Frankreich iſt für Oeſterreich die ſpaniſche; doch iſt Spanien keine große Macht mehr. Eine natürliche Allianz für Oeſterreich gegen Rußland iſt die däniſche und ſchwediſche, doch auch dieſen fehlt der Nachdruck der Macht.

Eine natürliche Allianz iſt für Oeſterreich die preußiſche. Früher hätte man dieſe Behauptung für paradox halten können, jetzt iſt ſie es nicht mehr. So lange die Hegemonie Preußens in Norddeutſchland noch ſchwankte, ſo lange ſie ſich nicht unumſtößlich befeſtigt hatte, ſo lange Oeſterreich noch die Reichsober-

Hoheit anſprach und von der herkömmlichen Anſicht ausging, ein Reichsfürſt könne nicht neben, ſondern müſſe unter dem Kaiſer ſtehen, ſo lange war die Rivalität gegen Preußen motivirt. Sie war es um ſo mehr, als damals auch Rußland und Frankreich ihre Macht und ihre Anſprüche noch nicht ſo weit ausgedehnt hatten, um beiden, um zugleich Oeſterreich und Preußen, gefährlich zu werden. Nachdem aber die preußiſche Macht in Norddeutſchland befeſtigt, nachdem der alte Reichsverband aufgelöst iſt, alſo die Eiferſucht keinen formellen Rechtstitel mehr hat, und, nachdem ferner einerſeits Rußland ſo weit vorgegriffen und andererſeits Frankreich unter Napoleon gezeigt hat, was es ſeyn kann, nachdem 1808 Frankreich und Rußland ſich in die Herrſchaft Europa's getheilt haben, und beide deutſche Hauptmächte, ſowohl Oeſterreich als Preußen, unter dem Druck dieſer furchtbaren, ihnen beiden feindlichen, Allianz die traurigen Folgen ihrer bisherigen wechſelſeitigen Eiferſucht erkannt haben, — nachdem alles dies geſchehen iſt, darf es nicht nur nicht mehr paradox, ſondern es muß als die natürlichſte und dringendſte Politik erſcheinen, daß Oeſterreich auf's engſte mit Preußen verbunden bleibe. Auch iſt Preußen der einzige Alliirte, der allein ausreichen würde, mit Oeſterreich vereinigt, jeder feindlichen Macht zu trotzen, abgeſehen davon, daß ihnen England und wahrſcheinlich auch die übrigen Bundesſtaaten nicht fehlen würden. Preußens Kriegsmacht, mit der öſterreichiſchen verbunden, darf keinen Feind ſcheuen, woher er auch käme, von Oſten oder von Weſten, ja von beiden Seiten zugleich. Wobei man nicht überſehen darf, wie populär eine ſolche Allianz ſeyn würde, wie ſie den Neigungen und Geſammtintereſſen der deutſchen Bevölkerung entſprechen und daraus den Enthuſiasmus entlehnen würde, der in gemeinſamen Gefahren Wunder thut.

Aus demſelben Grunde iſt für Oeſterreich auch die Allianz mit den kleinen deutſchen Bundesſtaaten eine natürliche. Kann es auf ſeine ſlaviſchen, magyariſchen, italieniſchen Elemente unter *allen* Umſtänden in dem Grade rechnen, als auf ſein deutſches Element? Muß es nicht unter *allen* Umſtänden, wie bisher, ſeine Kraft hauptſächlich aus ſeiner deutſchen Wurzel ſchöpfen? Waren ihm die alten Reichslande nicht Jahrhunderte lang die treueſten und wichtigſten Bundesgenoſſen gegen Frankreich, und ſogar in der traurigen Periode der Rivalität gegen Preußen? Iſt es nicht ſeine natürliche Politik, dieſe Maſſe kleiner Staaten ſich zu verbinden, und dazu beizutragen, daß ſie ſo ſtark und ſo glücklich als möglich ſeyen, da ſie ſeine

Vormauern gegen Frankreich bilden? Nicht umſonſt hat ſich das alte Kaiſerhaus ſo lange und mit ſo viel Energie und Aufopferung um die Rheingrenzen gewehrt, den Schild mit dem doppelten Adler ſo ſtandhaft, bis es nicht mehr konnte, über Elſaß, Lothringen, die gefährdete Pfalz und die geiſtlichen Kurfürſtenthümer gehalten. Je größer die deutſche Staatenmaſſe am Rhein, deſto beſſer für Oeſterreich. Je weiter Frankreich vorgreift, deſto ſchlimmer für Oeſterreich. — Erwägt man dies, ſo ſcheint das Votum des Herrn v. Gentz gegen die Rückerſtattung des Elſaßes an Deutſchland im Jahre 1814 nicht richtig berechnet geweſen zu ſeyn. Die Eiferſucht auf Preußen konnte nicht ſtörend einwirken, wenn das deutſche Land, das den Franzoſen wieder abgenommen werden ſollte, entweder an Oeſterreich ſelbſt oder an eine andere deutſche Macht kam, die mit Preußen in keiner näheren Verbindung ſtand. Daß Rußland ſich eifrig bemühte, Frankreich am Rheine mächtig zu erhalten, um dadurch Deutſchland zu ſchwächen, war natürlich, weil Rußland jeden Zuwachs der deutſchen Macht, die ihm zunächſt benachbart iſt, mehr fürchten muß, als einen Zuwachs der franzöſiſchen, die ihm entfernter liegt. Oeſterreich aber hatte nicht das gleiche Intereſſe, wie Rußland; es mußte vielmehr den deutſchen Bund ſo weit ausdehnen als möglich, weil es in allen künftigen europäiſchen Kriſen ſeinen Stützpunkt und Rückhalt immer nur in der deutſchen Nationalität finden wird, und weil eine ſolche Ausdehnung des Bundes zugleich das Gegengewicht gegen Preußen in Deutſchland ſelbſt verſtärkt haben würde. Oeſterreich hätte durch eine Mehrung des deutſchen Bundes (die alten Kaiſer hießen ja officiell Mehrer des Reichs) nichts verloren, viel gewonnen.

Dies iſt um ſo gewiſſer, als trotz aller merkantiliſchen und literariſchen Mauthen und trotz ſo vieler feindſeliger Tiraden gegen Oeſterreich von der andern Seite her, gleichwohl ſehr innige Sympathieen zwiſchen den übrigen Deutſchen und den öſterreichiſchen beſtehen. Ja, in gewiſſem Sinne iſt kaum ein deutſcher Volksſtamm bei den übrigen ſo populär und beliebt, als gerade der gemüthliche der Donaubewohner und Tiroler. Ein Anſchluß Oeſterreichs an den deutſchen Zollverein würde dieſe Sympathieen noch mächtig fördern. Dies iſt, wenn man unbefangen prüft, der einzige Weg, auf dem in künftigen möglichen Conflicten dem Bedürfniß abgeholfen werden kann.

Wenn einmal eine offenſive Verbindung Rußlands und Frankreichs zu Stande käme, woran denn Herr v. Gentz auch wohl ſchon 1814 hätte zu denken wagen dürfen, da er ſah, wie eifrig die ruſſiſchen Diplomaten Frankreich im Beſitz des Elſaſſes zu erhalten ſtrebten, ſo würde das Wiener Cabinet nicht umhin können, jenes berühmte Votum des Herrn v. Gentz zu bedauern. Die innigſte Allianz mit Preußen und den übrigen Bundesſtaaten würde dann eine Nothwendigkeit für Oeſterreich ſeyn und es würde ſich Glück zu wünſchen haben, wenn es dieſelbe ſchon vorbereitet, die Intereſſen Preußens und der Bundesſtaaten gegen das Ausland unterſtützt, alle deutſche Sympathieen für ſich gewonnen hätte.

Preußen.

Der preußiſche Staat hat nur einen geringen Antheil an Polen und wurzelt weſentlich in der deutſchen Nationalität. Dieſe Einheit der Nationalität gewährt ihm den Vortheil, deſſen ſich England, Rußland und Frankreich erfreuen, und den Oeſterreich entbehrt. Nun beſitzt zwar Preußen kaum den dritten Theil des geographiſchen Gebiets, in welchem deutſch geſprochen wird, aber es hat nicht nur in dieſem Drittheile eine unverhältnißmäßige und bewundernswürdige Kraft entwickelt, ſondern es hat auch, namentlich ſeit Gründung des Zollvereins, mächtige Sympathieen im übrigen Deutſchland für ſich und darf, ſo oft es mit ſeinem eignen Intereſſe zugleich die Geſammtintereſſen Deutſchlands vertritt, auf eine Bethätigung dieſer Sympathieen rechnen. Kann man auch gewiſſe Antipathieen in Süd- und Weſtdeutſchland gegen das ſ. g. Preußenthum nicht läugnen, ſo knüpfen ſich dieſelben doch nur an den Gegenſatz im politiſchen Princip und an die Beſorgniß, Preußen könne ein dem Geſammtintereſſe Deutſchlands entgegengeſetztes Intereſſe geltend machen wollen. Aber der Principienſtreit hört immer bald auf, wenn es ſich ernſtlich von Intereſſen handelt, und jene Beſorgniß würde ſich in nichts auflöſen, ſobald die Zeit der Gefahr gekommen wäre. Preußen würde jede Gefahr mit Deutſchland theilen.

Was den ſlaviſchen Theil der preußiſchen Bevölkerung betrifft, ſo iſt deſſen Aſſimilirung mit dem weit überwiegenden deutſchen Theile auf die Dauer unvermeidlich. Nur wenn er größer wäre, könnte er eine Selbſtſtändigkeit anſprechen, wie ſie die Ungarn genießen. Es iſt ſonderbar, daß Brandenburg in Bezug auf ſeine öſtlichen Nachbarn nie die Politik Oeſterreichs befolgt hat, obgleich ſie ſo nahe lag. Wie viel günſtiger würde ſeine Lage ſeyn, wenn das erlauchte Haus Hohenzollern ſich die beiden Reiche Polen und Lithauen auf dieſelbe Weiſe verbunden hätte, wie Haus Habsburg die beiden Reiche Böhmen und Ungarn, und wenn es zugleich Liefland, Kurland, und Eſthland die Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte, die Haus Habsburg jederzeit der Lombardei und der dalmatiſchen Küſte widmete. Die Verhältniſſe ſind ſich ſehr ähnlich. Man wird verſucht, zu wünſchen, daß es auch die Politik möchte geweſen ſeyn. Allein Brandenburg erbte das Syſtem des deutſchen Ordens, der bekanntlich nicht heirathen durfte, und ſomit wurden hier Krieg, Eroberung, Bekehrung, Aſſimilation des fremden Elements dem Habsburgiſchen Syſtem: Erheirathen und Beſtehenlaſſen der verſchiedenen Nationalitäten — vorgezogen und mußte den Umſtänden nach vielleicht auch vorgezogen werden; Preußen hat davon wenigſtens den Vortheil, daß es die deutſche Nationalität nun mit größerer Freiheit geltend machen kann.

Nun iſt zwar Preußen weit entfernt, die deutſche Nationalität allein zu repräſentiren, und es hat vielleicht zu wenig auf die Bildung des antipreußiſchen Gegenſatzes im übrigen Deutſchland geachtet; allein wer ſieht nicht ein, daß eine große Zeit der Gefahr, der gemeinſamen Noth die Reibung und Eiferſüchtelei einer langen Friedensepoche vergeſſen machen würden.

Und ſelbſt jene der deutſchen ſo feindſelige polniſche Nationalität, iſt ſie der ruſſiſchen nicht noch viel feindſeliger? und muß man nicht hier abermals an die verſtändige Politik und an das Glück Oeſterreichs erinnern, dem fremde Nationalitäten ſo lange und ſo treu gedient haben, indem es dieſelben gegen den Sultan und gegen den Czaar in Schutz und Obhut nahm.

Wir rechnen daher die Macht der Nationalität in jeder Beziehung zu den Stützen der preußiſchen Monarchie und halten ſie für eine der weſentlichſten, möchte ſie auch bei der erſten ſtatiſtiſchen Vergleichung defect ſcheinen.

Dagegen iſt die Macht des Glaubens keine Stütze für Preußen. Dies iſt ſonderbar und allerdings bedenklich. Preußen iſt der natürliche Erbe der Reformation, der erſte Beſchützer des Proteſtantismus auf dem Feſtland. Es hat dieſe bedeutungsvolle Rolle übernommen, als Sachſen ſie aus Unfähigkeit und verkehrter Familienpolitik aufgab. Es wurde zugleich der Beſchützer des Calvinismus, als Holland in Schwäche verſank. Daß es in dieſer neuen Stellung die beiden großen reformirten Parteien durch die Union verband, war natürlich und lag in den Verhältniſſen. Der perſönliche Wille Sr. Majeſtät des Königs war hier identiſch mit einem welthiſtoriſchen Geſetz. Die Strenge gegen einige alte Lutheraner hätte vielleicht gemildert werden dürfen, doch iſt dies vom großen geſchichtlichen Standpunkt aus Nebenſache. Individuen haben dabei gelitten, das Ganze hat dabei gewonnen. — Während aber Preußen der proteſtantiſchen Völkermaſſe mehr äußere Einheit gegeben hat, iſt es weniger aufmerkſam darauf geweſen, auch ihre innere Einheit zu fördern. Eine Uniformirung der Gedanken und Gefühle meinen wir damit nicht. Sie würde innerhalb einer gebildeten Bevölkerung des Zweckes verfehlen und widerſtreitet überdies dem proteſtantiſchen Princip der freien Forſchung. Allein der einen oder andern Erſcheinung im freien Gebiete des Glaubens und Denkens hätte ſich die Regierung ihrerſeits vielleicht weniger annehmen, die Sache lieber ſich ſelbſt überlaſſen ſollen. Durch ihre auffallende Begünſtigung der Hegel'ſchen Philoſophie hat ſie nicht wenig zu dem Schisma der ſpeculativen Theologie und des Pietismus beigetragen, das gegenwärtig die evangeliſche Kirche ſchwächt. Daß die ſpeculative Theologie, wenn ſie auch in Preußen ihre eigentliche Tendenz bemäntelt, doch nur aus dem Chriſtenthume hinausführt und nur einer Partei zu Gute kommt, von welcher der preußiſche Staat nichts zu hoffen hat, das beweiſen die Vorgänge in Zürich. — Zu dieſer Spaltung im Proteſtantismus kommt nun noch der gehäſſige Streit mit den Katholiken, den man vor zehn Jahren nicht für menſchenmöglich gehalten haben würde und der gleichwohl alle Leidenſchaften des mittelalterlichen Inveſtiturſtreites plötzlich in unſere Zeit zurückgeführt hat. Wir wollen hier nicht näher auf dieſen ohnehin ſo viel beſprochenen Streit eingehen, und begnügen uns, zu bemerken, daß er Preußens Stellung nach außen ſchwächt, in ſeiner eigenen Bevölkerung wechſelſeitige Antipathieen nährt, als ein bedauernswürdiger Schachzug, den der böſe Dämon Deutſchlands gegen den Zollverein, den Schachzug des guten Genius, gethan hat.

So iſt denn die kirchliche Stellung Preußens, die von Rechtswegen ſeine Stärke ſeyn ſollte, ſeine Schwäche geworden.

Das politiſche Princip dürfte eben ſo wenig zu den Machtquellen Preußens zu rechnen ſeyn. Es ſteht auf der Seite dieſes Princips erſt in dritter Linie und hat weniger Vortheil davon als Oeſterreich, noch weit weniger als Rußland. Von außen erweckt es ſich dadurch offenbar keine Freunde, die nicht noch innigere Freunde Oeſterreichs oder Rußlands wären, wohl aber nährt es dadurch gerade da Antipathieen, wo es der Sympathieen am meiſten bedarf und wo ſie ihm auch in jeder andern Beziehung gerne entgegenkommen. Es mag zu den Paradoxien gehören, die man in der vorliegenden Schrift zu finden glauben wird (obgleich es keine ſind), wenn wir die Vermuthung äußern, Preußen würde als conſtitutioneller Staat, an der Spitze aller deutſchen conſtitutionellen Staaten, denſelben nicht bloß durch Intereſſen, ſondern auch durch das Princip verbunden, eine ungleich feſtere und mächtigere Stellung einnehmen, als die iſt, die es unter den abſolutiſtiſchen Staaten neben Rußland und Oeſterreich erſt in dritter Linie einnimmt. Indeß wollen wir dieſen für jetzt gewiß müßigen Gedanken nicht weiter verfolgen und nur darauf aufmerkſam machen, daß das Landwehrſyſtem und die Gemeindeverwaltung in Preußen Inſtitute ſind, die entweder für alle Zukunft einen von der allgemeinen Liebe des Volks getragenen Regenten oder den Ausbau einer Reichsverfaſſung vorausſetzen.

Die Macht der materiellen Intereſſen iſt, wie die der Nationalität, Preußens feſteſte und ſicherſte Stütze. Die Gründung des Zollvereins und das glorreiche Jahr 1813 ſind die Glanzpunkte in der langen und denkwürdigen Regierung des Königs. Beide haben bewieſen, was Preußen mit Deutſchland, was Deutſchland mit Preußen iſt und vermag. In beiden ſo einfachen, Jedermann verſtändlichen Ereigniſſen iſt der Codex der Lehren für die Zukunft enthalten.

Schmerzlich fällt es auf, daß das Syſtem, welches der Zollverein begründete, da es eigentlich ſchon in der deutſchen Bundesacte verheißen war, nicht früher angenommen, nicht beſſer vorbereitet wurde. Wie viel iſt durch die Abtretung Oſtfrieslands an Hannover verſäumt worden! Man hat ſich um die Nordſeeufer gebracht, die man jetzt um ſo hohen Preis ſuchen muß. Indeß ſoll man nicht rückwärts blicken, um Stoff zu nutzloſen Vorwürfen zu ſammeln, ſondern um ſich Erfahrungen zu Nutze zu machen, und wohl uns, daß die Ausſicht in die Zukunft beſſer iſt. Auch darf man auf den Anſchluß Hannovers an den Zollverein endlich mehr als bisher hoffen.

Im Allgemeinen iſt Preußen ſchwächer als die übrigen vier Großſtaaten Europas, und ſeine Stellung im Fall eines großen Continentalkampfes vielſeitig bedroht. Es hat genau die nämlichen natürlichen Feinde wie Oeſterreich, und an England einen nicht ganz ſo uneigennützigen Freund, weil der Zollverein gegen Englands Intereſſe iſt.

Bei ſeiner langen und ſchmalen Ausdehnung vermöchte Preußen einen Krieg im Weſten und Oſten zugleich nicht mit Glück zu führen, wenn es nicht ganz Deutſchland und Oeſterreich mit England auf ſeiner Seite hätte. So lange Preußen auf Oeſterreich eiferſüchtig war und die kleinen deutſchen Staaten weniger beſchützen, als ſich auf Koſten derſelben arrondiren wollte, lehnte es die deutſche Allianz ab und ſuchte ſich entweder mit Frankreich, oder mit Rußland zu verbinden.

Die Verbindung mit Frankreich war lange ein Lieblingsgedanke der preußiſchen Diplomaten, und wurde zu Preußens Verderben im Baſeler Frieden 1795 realiſirt. Man ſchmeichelte ſich damit, durch einen Bund mit Frankreich erſtens vor einem Angriff Frankreichs ſelbſt geſichert zu ſeyn, zweitens Rußland und Oeſterreich in Schach zu halten, drittens unter den kleinen Staaten aufzuräumen und ſich durch einige Erwerbungen beſſer abzurunden. Allein man wurde getäuſcht. Es iſt eigentlich auffallend, wie man jemals hat glauben können, daß Frankreich im Ernſt Preußens Freund ſeyn, ſeine Vergrößerung wollen könne. In den Augen Frankreichs war das Bündniß mit Preußen nie etwas anderes, als eine Ueberliſtung, eine ſchlaue Entwaffnung der einen deutſchen Hälfte, um deſto bequemer die andere (Oeſterreich) zu beſiegen. Man beſchäftigte Preußen nur, um es zu iſoliren, und ſparte es auf, um mit gleicher Bequemlichkeit über daſſelbe herzufallen, wie vorher über Oeſterreich. Von jeher lag den Franzoſen alles daran, die Deutſchen von einander zu trennen, und jeden einzeln mit ihrer alsdann überlegenen Macht zu ſchlagen, und ſie können dieſen Vortheil nicht wohlfeiler erreichen, als wenn ſich ein Staat zur Neutralität und Allianz überreden läßt, während der andere unterliegt. — Preußen ließ ſich durch die Idee verführen, Frankreich ſey der älteſte und natürlichſte Feind Oeſterreichs und gerne zu einem Opfer und Dank bereit, um dieſen Staat zu ſchwächen. Allein man vergaß, daß Frankreich ein noch dringenderes Intereſſe hat, feindlich gegen Preußen zu handeln und die Vergrößerung dieſes Staats um jeden Preis zu hindern. Preußen hat mehr und faſt ausſchließlich deutſche Unterthanen, iſt ein ganz deutſcher Staat, mithin fähiger als Oeſterreich, das deutſche Nationalintereſſe ohne Rückſicht auf Italiener, Ungarn und Slaven zu vertreten und die übrigen Deutſchen für ſeine Sache zu begeiſtern. Preußen iſt ferner im Verlauf der Zeit der franzöſiſchen Grenze immer näher gerückt und hat ſich dicht an dieſelbe gelagert, während Oeſterreich ſich je mehr und mehr von ihr entfernt hat und weiter nach Oſten gerückt iſt. Preußen iſt endlich ein junger aufſtrebender, weit offenſiverer Staat, als das alte conſervative Oeſterreich. Mithin iſt Preußen ein Nachbar, den Frankreich nie im Ernſt im Wachsthum ſeiner Macht begünſtigen kann. Würde die preußiſche Diplomatie je in den Irrthum zurückfallen, in welchem ſie deßfalls von 1795 bis 1806 befangen war, ſo würde ihn der Staat eben ſo ſchwer zu büßen haben.

Ueber die Stellung Preußens zu Rußland iſt es ſchwer, etwas Erſchöpfendes zu ſagen, nicht bloß wegen des zarten Familienbandes, das die beiden nordiſchen Monarchen dermalen vereinigt, ſondern auch hauptſächlich deßhalb, weil die Beziehungen dieſer beiden, unlängſt noch durch Polen von einander getrennten Staaten zu einander noch jung ſind, weil eine Menge Möglichkeiten hier noch nicht zur Wirklichkeit geworden ſind. Man iſt ſeit geraumer Zeit gewohnt, ſich beide Staaten als innig verbunden zu denken, und berechnet nicht, welche unermeßlichen Folgen eine feindliche Stellung beider Staaten gegen einander haben würde, die, wenn auch lange nicht vorauszuſehen, gleichwohl im Reiche der Möglichkeiten liegt. Die Allianz Preußens mit Rußland iſt immer von Zeit zu Zeit durch eine Preußen feindliche und ſchädliche Allianz Rußlands mit anderen Mächten unterbrochen worden. Zuerſt alliirte ſich Preußen mit Rußland gegen Schweden, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Rußland gewann dadurch Liefland, bald darauf Kurland; Preußen hatte nur geringen Vortheil davon. Kaum aber hatte ſich die ruſſiſche Macht in Liefland feſtgeſetzt, ſo ſuchte ſie alſobald weiter vorzugreifen und ſich auch des Königreiches Preußen zu bemächtigen. Die frühere Allianz mit Preußen, durch die Rußland ſo viel gewonnen hatte, wurde undankbar vergeſſen und Rußland verband ſich mit Oeſterreich, Frankreich, Schweden und Sachſen zum Verderben Preußens, im berüchtigten Verſailler Bunde 1756. Eine Theilung Preußens war bereits verabredet. Wie nahe lag die Realiſirung dieſes Plans! Faſt ganz Europa ſtritt gegen das kleine Preußen. Ein Wunder ſchien nöthig, es zu retten, und dieſes Wunder bewirkte Friedrichs Genie. Aber werden ſolche Wunder immer bereit gehalten, kann man ſie beſtellen? Als der Plan auf Preußen mißlungen war, unternahm Rußland — unausgeſetzt auf Eroberungen im Weſten bedacht — ſogleich die Theilung Polens und trat zu dieſem Behuf wieder mit Preußen in Allianz. Dieſe Allianz dauerte fort, weil Rußland derſelben auch noch zur zweiten und dritten Theilung Polens bedurfte. Allein ſie endete in dem Augenblick, in welchem Preußen, von Napoleon beſiegt und geſchwächt, nicht mehr zu fürchten und nichts mehr von ihm zu hoffen war. Rußland verband ſich mit Napoleon ſchon zu Tilſit, duldete nicht nur Preußens Theilung, ſondern nahm ſich auch ſelbſt ein Stück von Preußen hinweg, und ließ das Verſprechen, daß Preußen für Hannover entſchädigt werden ſollte, obgleich es einen der Tilſiter Friedensartikel bildete, unerfüllt. *) Bald darauf verband es

---

*) Der geheime Artikel des Tilſiter Vertrags ſagte, daß, wenn Hannover mit dem neuen Königreich Weſtphalen vereinigt würde, Preußen dagegen durch ein anderes Land mit

ſich mit Napoleon noch förmlicher zu Erfurt und theilte mit ihm die Herrſchaft über Europa, wodurch es Finnland und ein Stück von Gallizien auf Koſten Oeſterreichs bekam, alſo in ſeinem Plan, gegen Weſten vorzurücken, abermals gefördert wurde. Inzwiſchen machte die Kataſtrophe von 1812 dem franzöſiſch-ruſſiſchen Bündniß ein Ende und Rußland alliirte ſich abermals mit Preußen, wodurch es in den Stand geſetzt wurde, den franzöſiſchen Kaiſer bis nach Paris zu verfolgen, und ſofort den größten Theil des ehemaligen Preußiſch-Polen, das Gebiet von Warſchau, erhielt, alſo abermals ſein Gebiet weiter nach Weſten ausdehnte. Seitdem

---

400,000 Seelen entſchädigt werden ſolle. Napoleon fand für gut, Hannover mit Weſtphalen zu verbinden, ohne Preußen irgend eine Entſchädigung zu leiſten, und Kaiſer Alexander war ſo „großmüthig", ihm darüber folgenden (bei Bignon abgedruckten) Brief zu ſchreiben: „Mein Herr Bruder! Gerührt durch die Freundſchaft, welche Ew. Majeſtät nicht aufhören, mir bei jeder Gelegenheit zu beweiſen, und um Ihnen ein unverkennbares Zeichen von der zu geben, die ich für Sie hege, beeile ich mich, Ew. Majeſtät zu erklären, daß ich kein Gewicht auf die Ausführung des eventuellen Artikels wegen Hannover lege." Bignon fügt hinzu, es ſey ganz natürlich, daß Rußland zur Schwächung Preußens mitwirke, aber bei dem wegen ſeinem edlen und zarten Gefühl ſo oft gerühmten Kaiſer Alexander nennt er es doch „eine grauſame Gleichgültigkeit" gegen ſeinen alten Freund.

nun hat die preußiſch-ruſſiſche Allianz ſiebenundzwanzig Jahre lang gedauert. Preußen hat viel für Rußland gethan, namentlich im letzten polniſchen Kriege, allein es hat ſich dadurch auch nicht die kleinſte Erleichterung ſeiner durch die ruſſiſche Sperre hart gedrückten Oſtſeeprovinzen erkaufen können. Den anonymen ruſſiſchen Publiciſten, die in der Denkſchrift von 1834 und in dem Buch „die europäiſche Pentarchie“ in den kleinen deutſchen Bundesſtaaten Antipathieen gegen Preußen zu nähren geſucht, und denſelben ein ruſſiſches Protectorat in nicht freundlichem Sinne gegen Preußen vorgeſchlagen haben, wollen wir zwar keine Wichtigkeit beilegen, allein ſie erinnern doch, daß Rußland ein anderes Intereſſe hat, als Preußen. *)

---

*) „Die kleineren Staaten beim Bundestag ſahen nun deutlich, daß weder Preußen noch Oeſterreich ihre Exiſtenz als beſondere und unabhängige Staaten genugſam garantirt, und daß ihnen die Vormundſchaft des Einen oder Andern immer ſchädlich iſt. Ihr Wunſch iſt, frei zu bleiben und nicht zum Range öſterreichiſcher oder preußiſcher Provinzen hinabzuſteigen. „Denkſchrift von 1814.“ In der „europäiſchen Pentarchie“ heißt es S. 73: „Rußland darf eine Vergrößerung Preußens in Norddeutſchland nicht unterſtützen,“ und S. 63: „der preußiſchen Monarchie ſey eine weitere Ausdehnung wohl erforderlich, um die Stellung, die es einmal erreicht habe, zu behaupten,“ aber vor dieſer Neigung Preußens ſeyen eben die kleinen Bundesſtaaten zu warnen und ihnen zum Schutz dagegen das ruſſiſche Protectorat

Die Nähe eines intelligenten, kriegeriſchen, ruhmvollen und dabei überdieß noch jungen und aufſtrebenden Staates, der im Hintergrunde den ganzen Nachdruck deutſcher Nationalität hat, kann einem Staate, der mit univerſalmonarchiſcher Tendenz bisher nach allen Seiten ſich vergrößert hat und nur ſchwache Reſte alter Staaten um ſich zu dulden liebt, nicht angenehm ſeyn. Was einſt Schweden und Polen waren, das iſt jetzt Preußen in noch höherem Grade, jener geharniſchte Ritter, der nie die Weichſelufer verläßt, und, mag er mit dem deutſchen Orden begraben oder im alten lithauiſchen Wappen ausgelöſcht ſeyn, gleichwohl immer wieder erſteht. Dieſes Ritterthum des Nordens hat Preußen geerbt und iſt des ſtolzen und rühmlichen Erbtheils werth.

Wir haben bereits, als wir von Oeſterreich ſprachen, die innige Verbindung Preußens mit Oeſterreich als eine politiſche Nothwendigkeit angeſehen, die ſich — wir ſind deſſen gewiß — immer klarer herausſtellen wird, wenn der Schleier der Zukunft mehr und mehr gelüftet wird. Preußen einſeitig mit Frankreich, oder einſeitig mit Rußland, oder durch eine kühne Combi-

---

anzurathen, weil Rußland nie in eine Vergrößerung Preußens willigen werde.

nation *) mit beiden verbündet, würde Oeſterreich nur zu ſeinem eigenen Verderben aufgeben, wie der Basler Frieden bewieſen hat, deſſen Strafe der Tilſiter war. Jede Gefahr, womit die Zukunft drohen könnte, iſt für Preußen und Oeſterreich die nämliche. Beide bedürfen

---

*) Daß wir nicht bloß träumen, erhellt aus der (im Portfolio abgedruckten) Depeſche des Grafen Pozzo di Borgo vom 28. Nov. 1828, in der wirklich eine Allianz Rußlands mit Preußen und Frankreich gegen Oeſterreich in Ausſicht geſtellt wurde. Alle Bemühungen des Fürſten Metternich, heißt es darin, müßten ſcheitern, denn Preußen habe ſich ganz an Rußland hingegeben: „Preußen befeſtigt die Bande des Bluts durch die der Politik,“ und Frankreich kenne ſein Intereſſe zu gut, um nicht mit Rußland vereint zu handeln. „Wenn wir uns zeigen, wie wir ſollen und können, ſo wird die Regierung und die ſtärkſte Partei in Frankreich unſere Allianz nachſuchen, weil ſie für ihre Intereſſen ſorgen und auf den Kampfplatz treten wollen, wenn Oeſterreich und England dieſe Schranken öffnen.“ Die Depeſche macht darauf aufmerkſam, daß man Preußen mit Erwerbungen auf Koſten Englands und Oeſterreichs ſchmeicheln müſſe, damit es ſich an Rußland und Frankreich anſchließe: „Preußen hat ſeine fertige Rolle und die Gegenſtände ſeines Ehrgeizes in ſeiner Hand.“ Dieſer Ehrgeiz würde Preußen theuer zu ſtehen kommen; wenn erſt Oeſterreich durch Rußland und Frankreich überwältigt wäre, dann würde man auch bald mit Preußen fertig werden.

Es kann wohl für die preußiſche Politik keinen gröbern Fallſtrick geben, als dieſen, und es iſt eine wahre Beleidigung der diplomatiſchen Ehre Preußens, dem Berliner Cabinet nicht mehr Rück- und Vorausſicht zuzutrauen.

einander. Der Verfaſſer der „Pentarchie" hat dieß ſelbſt anerkannt, indem er ſich freut, daß Rußland eine Stellung habe, von wo aus es Oeſterreich und Preußen zugleich trotzen könne: „Rußland hat durch Polen eine militäriſche Poſition errungen, welche Oeſterreich und Preußen ſpaltet und unſchätzbar für Rußland iſt."

Eben ſo nothwendig, wie die Verbindung mit Oeſterreich, iſt für Preußen die mit den übrigen deutſchen Bundesſtaaten. Es bedarf in jedem ſchweren europäiſchen Kampf, der für Preußen bisher immer zugleich eine Exiſtenzfrage war, unumgänglich des ganzen Nachdrucks der deutſchen Nationalität. In einem Kampf mit Frankreich ſind ihm die ſüd- und weſtdeutſchen Staaten natürliche Bundesgenoſſen, und es muß um jeden Preis verhindern, daß ſich wieder ein Rheinbund bilde. Dies kann es aber nur verhindern, wenn es den wahren Intereſſen der kleinen deutſchen Staaten hülfreich dient, ihre Intereſſen mit den ſeinigen innig verſchmilzt. Daß der Zollverein dieſem ſchönen Zweck entſpricht, wird anerkannt. Allein ſehr zu bedauern iſt die ſchwache militäriſche Stellung Süddeutſchlands gegen Frankreich. Von Straßburg aus können die Franzoſen in wenig Märſchen im Herzen Schwabens und an der Donau ſeyn. Preußen, als Militärſtaat, als Hüter Germaniens, hätte vielleicht größeren Werth darauf legen dürfen, 1814 Straßburg zu einer deutſchen Bundesfeſtung, als Wittenberg preuſſiſch zu machen. Alles, was dazu beiträgt, die ſüddeutſchen Staaten franzöſiſchen Angriffen und Einflüſſen zu öffnen, iſt Preußen gefährlich. Der große Kurfürſt wußte wohl, wie viel an dem Schutz des Oberrheins gelegen ſey. Hardenberg ſcheint es nicht ſo gut gewußt zu haben. Die kleinen deutſchen Staaten ſind Preußen nur als Bundesgenoſſen Frankreichs gefährlich, und haben ſich mit Frankreich immer nur dann verbündet, wenn ſie, ſelber ſchutzlos, ihre Rettung nur in einem ſolchen antinationalen Bündniß finden konnten.

Zu der Leichtigkeit, mit der die Franzoſen von Straßburg aus auf Oberdeutſchland operiren können, geſellt ſich manche bekannte Sympathie für das liberale Princip in Frankreich, eine Sympathie, die faſt regelmäßig von einer Antipathie gegen das entgegengeſetzte Princip in Preußen begleitet erſcheint. Eine höchſt widrige Wahrnehmung für jeden, der die Nothwendigkeit einer herzlichen und rückhaltloſen Verſöhnung der deutſchen Staatsintereſſen einſieht. Zwar iſt der Principienſtreit nicht mehr lebhaft, allein wer vermag zu beurtheilen, ob er nicht von Neuem entflammt, und dann — welchen Vortheil würde wohl das Ausland von unſern bürgerlichen Unruhen ziehen? Dieſe Betrachtung führt natürlicherweiſe zu dem Wunſche, daß Preußen das Seinige beitragen möge, um gerechte und mäßige Forderungen z. B. in Hannover zu befriedigen und die Unzufriedenheit zu verbannen, das Vertrauen zurück zu führen.

Der Politik des Zollvereins fehlt in dieſer Beziehung eine Ergänzung. Nur in dem Verhältniß, in welchem die kleinen deutſchen Staaten von den großen abgeſtoßen werden, werden ſie von fremden Mächten angezogen.

Die kleinen
deutſchen Bundesſtaaten.

Die kleinen deutſchen Staaten haben ſtets Beſorgniſſe gehegt, bald von Oeſterreich, bald von Preußen unterdrückt und verſchlungen zu werden. Daher haben ſie immer von der Eiferſucht dieſer beiden Mächte Vortheil zu ziehen geſucht und ſich gelegentlich mit Oeſterreich gegen Preußen (im ſiebenjährigen Kriege), oder mit Preußen gegen Oeſterreich (im ſ. g. Fürſtenbunde) verbündet. Dieſe Politik iſt natürlich und uralt. Die kleinern Reichsſtände haben dies früher immer gethan, ſobald zwei Dynaſtieen mit großem Territorialbeſitz in Deutſchland einander gegenüberſtanden. Es iſt die jedem Geſchichtsfreunde wohlbekannte Politik, welche die kleinen Fürſten und Reichsſtädte ſchon zu der Zeit befolgten, als noch die Waiblinger und Welfen, als die Habsburger und Wittelsbacher, als die Habsburger und Luxemburger mit einander rivaliſirten. Miſcht ſich nur keine fremde Macht in dieſe inneren Streitigkeiten der Deutſchen, ſo ſind ſie nicht bedenklich. Wird dadurch die Kraft der Einheit geſchwächt, ſo wird dadurch doch auch der Uniformität vorgebeugt, die deutſchen Stämme halten ſich gegenſeitig im Gleichgewicht, das deutſche Leben bewahrt ſich mannigfache Centralpunkte und das unermeßlich reiche ſchöne Land kann nicht wie Frankreich zu Gunſten einer einzigen, alles verſchlingenden Hauptſtadt raſirt werden.

Leider aber haben ſich auch fremde Mächte eingemiſcht. Dabei gereicht es im Allgemeinen den kleinen Fürſten zur Ehre, daß ſie faſt immer nur in der äußerſten Noth fremde Hülfe anriefen oder ſich unter unüberwindliche fremde Gewalt beugten. Das erſte war der Fall in den Religionskriegen. Die kleinen proteſtantiſchen Fürſten riefen erſt dann Frankreichs Hülfe an, als ſie von katholiſcher Seite mit unerträglicher Tyrannei bedroht und im Felde beſiegt waren. Das zweite war unter Napoleon der Fall. Die kleinen Fürſten ſchloßen ſich an dieſen Weltüberwinder erſt dann an, als Preuſſen die deutſche Sache im Stich gelaſſen hatte, als Oeſterreich unfähig war, ferner zu ſiegen, und der Schreckliche ſein aut aut donnerte. Nur einmal ſchloß ſich

Bayern ohne Noth muthwillig und zum Verderben Deutſchlands an Frankreich an, unter Ludwig XIV.

Jede fremde Einwirkung hat uns aber Verluſte bereitet und ſtufenmäßig immer mehr geſchwächt. Alle ihre früheren Erfolge in Deutſchland verdanken die Franzoſen dem wechſelſeitigen Vernichtungskampfe deutſcher Volksparteien oder der wechſelſeitigen Eiferſucht deutſcher Cabinette. Als die Deutſchen ſich in eine waiblingiſche und welfiſche (kaiſerliche und päbſtliche) Partei ſpalteten, riß Frankreich das Arelat und Burgund vom deutſchen Reich an ſich. Als ſie ſich in eine liguiſtiſche und reformirte ſpalteten, riß Frankreich das Elſaß an ſich, gewann das Bündniß der Schweizer und wurde mächtig in Italien. Das geſchwächte Kaiſerhaus erkaufte ſich den Einfluß in Italien nur durch die Abtretung Lothringens an Frankreich zurück. Später gewährte die unglückſelige Eiferſucht zwiſchen Oeſterreich und Preußen den Franzoſen mannigfache Gelegenheit, auf Deutſchland Einfluß zu üben, und wenn ſie ihn nicht beſſer benützten, war nur die Erbärmlichkeit Ludwigs XV. und ſeiner Camarilla daran Schuld. Sobald aber Frankreich in der Revolution wieder eine kräftige Regierung bekam, verſtand dieſelbe jene Eiferſucht der beiden großen deutſchen Mächte trefflich zu benutzen, iſolirte Oeſterreich und das Reich, indem ſie Preußen zum

Basler Friedensſchluß beredete, und errang nun unermeßliche Erfolge, nahm Holland und die Niederlande, das ganze linke Rheinufer und die Schweiz.

Der glorreiche Krieg von 1813 warf Frankreich zurück; aber der neue Zuſtand hat wieder viel Aehnlichkeit mit dem alten. Die Verhältniſſe ſind ſich ziemlich gleich geblieben. Zwei große Mächte, die man noch immer in gewiſſer Beziehung als rivaliſirend anſieht, und eine Maſſe kleiner Staaten, die ſich durch das Gleichgewicht jener beiden größeren erhalten.

Indeß hat die gemeinſam überſtandene Gefahr und der gemeinſam erfochtene Sieg einen großen Eindruck zurückgelaſſen, und die noch vorhandene Eiferſucht im Innern des deutſchen Bundes iſt durch die Aufmerkſamkeit auf die Mächte des Auslands neutraliſirt. Das Benehmen der deutſchen Mächte unter einander iſt von der Art, daß eine Beſorgniß vor Uſurpationen nirgends die Gemüther ängſtigt und daher an ein Auseinanderfallen des deutſchen Bundes, wie es der Verfaſſer der „Pentarchie“ wünſcht, nicht gedacht wird. Der naive Wunſch eines ruſſiſchen Publiciſten*) konnte in der That zu keiner ungelegeneren Zeit geäußert werden. Man iſt im Gegentheil jetzt in Deutſchland mehr als je veranlaßt und geneigt, wie unter anderem das glückliche Beginnen und das Fortſchreiten des Zollvereins bewieſen hat, ſich trotz manches abweichenden Intereſſes doch über die Intereſſen, welche vielen oder allen gemeinſam ſind, mit deutſcher Ruhe, Beſonnenheit und Gründlichkeit zu verſtändigen.

---

*) Die Naivität iſt ſtark. Die Denkſchrift, die 1834 an den kleinern deutſchen Höfen circulirte, ſuchte das politiſche Princip Oeſterreichs, den Abſolutismus und die Stabilität,

Die Zumuthung, welche der Verfaſſer der „Pentarchie“ den kleinern Staaten macht, ſie ſollen gegen den deutſchen Bund eine Felonie begehen und ſich als ein neuer unabhängiger Rheinbund oder, wie er es nennt, als eine „europäiſche Centralaſſociation“ conſtituiren, iſt mithin nicht nur frevelhaft und eine direkte Aufforderung zum Treubruch, ſondern auch politiſch nicht wohl berechnet.

Wir wollen die weſentliche Frage nicht umgehen.

---

als „wenig edel und der neueren Zeit unangemeſſen“ den übrigen Deutſchen verhaßt zu machen. Aber welchem Princip huldigt denn Rußland? Dieſelbe Denkſchrift ſuchte Preuſſen zu verdächtigen, es wolle mittelſt des Zollvereins die übrigen Deutſchen allmählig unterjochen. Aber wenn ruſſiſche Publiciſten dieſe undankbare Sprache gegen Preußen führen dürfen, auf welche Treue hätten dann wohl die kleinen Staaten zu rechnen, die ſich noch weniger Dank von jener Seite her verdient haben, als Preußen?

Einigen der kleineren Staaten winkten allerdings öfters große Hoffnungen, wenn ſie ſich mit dem Ausland gegen Deutſchland verbanden. Im Ganzen aber war das Syſtem der großen Arrondirungen den kleinern Staaten verderblich und nur die Wiederkehr des alten Gleichgewichtsſyſtems hat ſie vor dem Untergange geſchützt. Jede große Arrondirung hat die Maſſe der kleinen Staaten, den großen Fonds der Erwerbungen und Entſchädigungen geſchmälert. Die wenigen einzelnen kleinen Staaten, die bei den Theilungen begünſtigt wurden, ſind doch nicht groß genug geworden, um ſich allein behaupten zu können. Bayern, Württemberg, Baden, Hannover ſind allerdings einzeln vergrößert worden, aber die geographiſche Maſſe der alten Reichsländer iſt *verringert worden.* Oeſterreich, Preußen, Frankreich, Holland und Dänemark haben ſo große Stücke davon weggeriſſen, daß der Reſt bei weitem nicht mehr die politiſche Wichtigkeit hat, die einſt die verbundenen Reichsſtände hatten, als ihnen Preußen den Fürſtenbund anbot. Wenn mithin auch ein Staat eine halbe Million Einwohner mehr gewonnen, der ganze Staatennexus aber acht Millionen verloren hat, ſo iſt die Macht der kleinen Staaten nicht verſtärkt, ſondern geſchwächt worden. Die Möglichkeit aber, daß der einzelne Staat, dem die Flügel lang gewachſen, wieder beſchnitten werden kann, hat Sachſen bewieſen. Die großen Arrondirungen ſind für die kleinen Staaten eine Lotterie, in der zwar der Einzelne gewinnen kann, ſpäter aber ſeinen Gewinn noch ein-, noch mehreremale einſetzen muß, und in Gefahr kommt, alles wieder zu verlieren, denn zuletzt gewinnen immer nur die Großen, und wohl den Kleinen, wenn ſie im geſicherten Rechtszuſtande gar nicht zu dieſem mißlichen Spiele gezwungen werden.

Die Verluſte, die der deutſche Staatennexus im Weſten erlitten hat, ſind die wichtigſten. Von Straßburg aus wird Oberdeutſchland beſtändig bedroht und im Falle eines Kriegs zu den ſchwerſten Opfern, vielleicht wieder zur Felonie gegen den deutſchen Bund gezwungen. Dies thut der Unabhängigkeit und freien Stellung des kleinen deutſchen Staatennexus offenbar Abbruch. Eine freie und ſichere Stellung hätte derſelbe erſt dann, wenn die Vogeſen des deutſchen Bundes Grenze und Straßburg eine deutſche Bundesfeſtung wäre. Dazu kommt noch, daß Frankreich den Gedanken, einmal das ganze linke Rheinufer zu bekommen, nie aufgibt. Käme dieſer Gedanke je zur Ausführung, ſo verlöre Bayern nicht nur ſeine Pfalz, ſondern die Franzoſen würden auch vom Rhein herüber einen Einfluß auf den noch übrigen Reſt der kleinen deutſchen Bundesſtaaten üben, der ſie zu einer neuen Vaſallenſchaft verdammen würde, wenn ſie derſelben nicht durch eine Arrondirung im Großen überhoben und insgeſammt an die Großmächte vertheilt würden.

Frankreich iſt zu allen Zeiten bereit geweſen, je nachdem es ihm mehr Vortheil brachte, entweder den kleinen deutſchen Fürſten mit unumſchränkter Willkür, oder den weſtdeutſchen Bevölkerungen mit republikaniſchen Hoffnungen und dem utopiſchen Freiheitsideale zu ſchmeicheln. So grob ſich beides widerſpricht, ſo waren doch die Deutſchen oft einfältig genug, ſich bethören zu laſſen.

In dem Maaß, in welchem die kleinen deutſchen Fürſten dem franzöſiſchen Protectorat nicht trauen würden, würde ſich Frankreich unfehlbar an den Liberalismus in der deutſchen Bevölkerung adreſſiren.

Wir glauben, diejenigen ſind im Irrthum, die bisher gemeint haben, das deutſche Verfaſſungsweſen verberge eine radikale Tendenz; wir halten es vielmehr für ſehr conſervativ, und zwar in ſolcher Weiſe, daß wir überzeugt ſind, der franzöſiſche Einfluß auf die politiſche Stimmung in Deutſchland wird in dem Maaße abnehmen, in welchem ſich der Glaube an das deutſche Verfaſſungsweſen befeſtigt, und umgekehrt, er wird zunehmen, je mehr man dahin arbeitet, jenen Glauben zu vernichten.

Hierbei drängt ſich Jedem die hannover'ſche Frage auf. An ſich iſt Hannover freilich viel zu klein, als daß deſſen Schickſal auf die große Politik Europas wichtigen Einfluß üben könnte. Allein von der Entſcheidung der Verfaſſungsfrage in Hannover hängt der künftige Credit des modernen Verfaſſungsweſens überhaupt ab und ſie übt weſentlichen Einfluß auf den Glauben oder Unglauben in Sachen der inneren Politik Deutſchlands.

Der Glaube ſcheint uns eine Bedingung der Zufriedenheit und Treue und mithin etwas ſehr Conſervatives zu ſein.

Er ſcheint uns überdies eine moraliſche Kraft zu begünſtigen, die man niemals ungeſtraft aus dem öffentlichen Leben verſchwinden ſieht. Zugegeben, daß ſolche Bevölkerungen des nördlichen und öſtlichen Deutſchland, die noch nicht an conſtitutionelle Formen gewöhnt ſind, bei dieſem politiſchen Prozeß unbetheiligt bleiben, und daß ihr Glaube auf einer andern Baſis beruhen mag, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß die weſtlichen Bevölkerungen entweder in ihrem guten Glauben an das bei ihnen längſt ſeit Jahrhunderten herkömmliche, nur im vorigen Jahrhundert unterbrochene und ſeitdem wieder hergeſtellte und reformirte, den veränderten Zeitbedürfniſſen angepaßte ſtändiſche Vertretungsſyſtem beſtärkt und befeſtigt werden müſſen, oder daß man Gefahr läuft, ſie in einen Indifferentismus zu stürzen, der Niemand günſtiger ſeyn würde, als den franzöſiſchen Einflüſſen, ſobald irgend eine europäiſche Kriſe einträte.

Die Stellung der Radikalen in England gegen die Whigs, der Republikaner in Frankreich gegen die conſervativen Kammern, und ſogar das kleine Schisma zwiſchen der revolutionären Jugend und dem conſtitutionellen Alter in Deutſchland, unmittelbar nach der Julirevolution, deutet die Richtung an, in die man verirren würde, wenn der Glaube an die Verfaſſungen aufhörte. Zwar iſt nicht im geringſten zu beſorgen, daß die beinahe unter allen Umſtänden der ungeheuren Mehrzahl nach ruhige, friedliebende und treue deutſche Nation durch eine radikale Partei im Innern irgend ernſtlich beunruhigt und aufgeregt werden könnte; allein in Zeiten einer europäiſchen Kriſis würde der politiſche Indifferentismus oder Unglaube die moraliſche und nationale Kraft des weſtlichen Deutſchlands unfehlbar ſchwächen und die Gränzlande dem franzöſiſchen Einfluß zugänglich machen.

Wie ſich auch die Verhältniſſe in Frankreich künftig geſtalten werden, ſo wird von dorther dem deutſchen Bunde immer eine Gefahr drohen. Es müßte denn ſeyn, daß Frankreich ſich in inneren Unruhen aufzehrte, oder in Lethargie verſänke, wie einſt Spanien, was aber nicht zu erwarten iſt. Nur zwei Fälle werden eintreten. Entweder wird das revolutionäre Princip wieder die Oberhand erhalten und auf's Neue ganz Europa in Allarm jagen, alle Unzufriedenen zum Kampf aufreizen und als Avantgarde vor ſich hertreiben, oder das Königthum wird der Parteien in Frankreich Herr und ſtark genug werden, wieder wie ehemals nach außen zu operiren. Im erſten Fall iſt die Frage, ob die Franzoſen nicht wieder wie 1792 und wie 1830 von Sympathieen in Deutſchland ſelbſt mehr oder weniger unterſtützt werden würden. Alle Erfahrungen und alle Beiſpiele der Geſchichte lehren, daß die Hülfe, welche die Franzoſen im Namen der Freiheit bringen, nur ſcheinbar, nur ein Mittel der Eroberung und Unterjochung iſt. Als die deutſchen Proteſtanten ſich von den Franzoſen helfen ließen, kamen ſie unter das Joch des Deſpotismus, den Ludwig XIV. in Lothringen und Elſaß ſelbſt, und in den übrigen deutſchen Staaten durch ſein Beiſpiel ausübte. Als die deutſchen Illuminaten, Kosmopoliten und Freiheitsfreunde, vom Taumel der großen franzöſiſchen Revolution ergriffen, ſich 1792 von den Franzoſen helfen ließen, erlangten ſie keineswegs die gehoffte Freiheit, ſondern kamen unter die abſolute Herrſchaft Napoleons und der Rheinbundſouveraine. Wenn deutſche Liberale oder auch Religionsparteien ſich in der Zukunft etwa irgend noch einmal von den Franzoſen helfen ließen, würden ſie kein beſſeres Schickſal haben. Frankreichs Intereſſe iſt nur, Deutſchland zu ſchwächen, und dieſes Intereſſe ändert ſich nie, und bleibt das nämliche bei allen Wechſeln des Princips. Als Königreich, als Republik, als Kaiſerthum wollte es nie etwas anders, als in Deutſchland erobern. So iſt denn auch jetzt die republikaniſche Partei in Frankreich weniger hitzig auf den Sieg ihres politiſchen Princips, als auf Krieg und Eroberung. Sie träumt weniger von Brutus als von Cäſar. Brennt auch die Flamme jezt nur gar ſchwach aus der Aſche heraus, ſo kann doch ein nicht voraus zu berechnender großer Fehler der Regierung, ein Wechſel in der Perſon des Regenten, Uebermuth oder Schwäche einen neuen allgemeinen Brand entzünden. Hat das Beiſpiel des franzöſiſchen Volkes andere Völker oft genug elektriſirt, ſo würde auch umgekehrt das franzöſiſche Volk durch irgend einmal mögliche Bewegungen anderer Völker elektriſirt werden. Bräche hier ein junger Vulkan aus, ſo würde auch dort der alte Mutter-Vulkan ſich wieder rühren. — Wenn aber von alledem nichts geſchähe, wenn jene ſpärliche Flamme vollends in der Aſche erſtickte, ſo würde ſich ohne Zweifel die neue Dynaſtie befeſtigen, und ſie würde nicht nur der ruſſiſchen Diplomatie jenes Vertrauen einflößen, welches der mehrerwähnte Publiciſt zur Vorbedingung der Allianz macht, ſondern es würde auch in ihrem eignen Intereſſe liegen, zur Cabinetspolitik Ludwigs XIV. und Napoleons zu rückzukehren, und die ehrgeizigen und immer kriegsluſtigen Franzoſen unter den günſtigen Auſpicien der ruſſiſchen Allianz nach außen hin zu beſchäftigen, ihnen durch neue Siege und Eroberungen zu ſchmeicheln, die Rheingränze zu gewinnen ꝛc. Dieſer Fall würde um ſo unabwendbarer eintreten, wenn ſich in Deutſchland ſelbſt Unzufriedenheit, Unruhe und wechſelſeitige Eiferſucht nähren ließen.

Frankreich kann alſo nie der wahre Freund und Beſchützer der kleinen Staaten ſeyn, iſt vielmehr ihr gefährlichſter Feind-Nachbar. Ihr dringendſtes Intereſſe iſt, daß Frankreich nicht weiter gegen ſie vorgreife, daß es vielmehr wo irgend möglich einmal über die Vogeſen heimgeſchickt werde, und daß ihr jetzt nur noch kleiner Staatennexus durch den Anſchluß der Schweiz, Belgiens und Hollands verſtärkt werde.

In dieſem Intereſſe ſtimmt auch Oeſterreich und Preußen mit ihnen überein, da für dieſe Staaten ein Anwachs und eine verſtärkte Föderation der kleinen deutſchen Bundesſtaaten bei weitem nicht ſo gefährlich iſt, als ein Anwachs der franzöſiſchen Macht.

Wenn auswärtige Mächte bisher die kleinen deutſchen Staaten für ihr Intereſſe gegen Oeſterreich oder Preußen gewinnen wollten, adreſſirten ſie ſich immer zuerſt an Bayern, und wenn man ſich an dieſe Thatſache erinnert, iſt es gewiß bedeutungsvoll und des nationalen Dankes würdig, daß der gegenwärtig regierende König von Bayern ſo oft und ſo entſchieden ſeinen deutſchen Patriotismus und ſeinen Haß gegen fremde Einmiſchung in die Angelegenheiten Deutſchlands ausgeſprochen hat.

Die Unabhängigkeit der kleinen Staaten iſt unzertrennlich vom Beſtand der deutſchen Föderation. Wird in dieſe eine Breche gelegt, ſo wanken die Throne, ſo gehen die Verfaſſungen unter, fremde Tyrannei kommt über uns, fremde Herrſcher und Beamte, fremde Soldaten rauben uns Freiheit und Eigenthum, und unſere Nationalität ſelbſt iſt bedroht. Mache ſich jeder Weſt- und Süddeutſche klar, was ihm bevorſtände, wenn Oeſterreich und Preußen nicht mehr die deutſche Nationalität ſtützten. Unter Napoleon griff das franzöſiſche Reich ſchon queer durch Deutſchland über Weſer und Elbe hinüber bis an die Oſtſee, und ſtaunend ſahen die alten Oſtfrieſen franzöſiſche Präfecten, Douaniers und Polizeiſpione. Auf der andern Seite wollte Rußland bereits im ſiebenjährigen Kriege Preußen wegnehmen und ſchon war Königsberg in ſeiner Gewalt. Später handelte es, wie uns Bignon erzählt, mit Napoleon um Böhmen, ohne daß Oeſterreich etwas davon wußte. Wie, wenn Deutſchland noch einmal übereilt würde, bevor es ſich die Nothwendigkeit des Zuſammenhaltens klar gemacht hätte? Wie, wenn es abermal den Folgen der Uneinigkeit und der fremden Gewalt erläge? Wie, wenn die öſtlichen Stützen der deutſchen Nationalität zuſammenbrächen und hier Rußland, dort Frankreich herübergriffe? Man ſcheint ſich noch nicht häufig und tief genug überlegt zu haben, welchen Dank man Oeſterreich dafür ſchuldig iſt, daß es die ſüdweſtliche Gränze Deutſchlands ſo mächtig ſchützt und hütet. Hier herrſchen noch Deutſche über Fremde, wie es in alter Zeit an allen Gränzen der deutſchen Nationalität der Fall war. Hier beſorgt man keinen fremden Einfluß Hier liegt kein Straßburg. Hier iſt kein deutſches Dorf in fremder Gewalt. Wie anders aber, wenn dieſes Bollwerk der deutſchen Nationalität fiele, wenn es durch Theilnahmloſigkeit und böſen Willen der übrigen Deutſchen fiele? wenn Rußland auf dieſer Seite je einmal einbräche und Terrain an der Donau gewänne? und wenn zugleich die Franzoſen am Po herrſchten und durch Kärnthen heraufkämen, wie 1797? und wenn andererſeits Preußen, etwa von den katholiſchen

Rheinländern und Weſtphalen verlaſſen, in innere Unruhen geſtürzt, vom übrigen Deutſchland nicht hinlänglich gehalten und unterſtützt, einer ruſſiſch-franzöſiſchen Coalition unterläge? Würden wir im Süden Deutſchlands wohl Urſache haben, uns über dieſe Demüthigung Oeſterreichs und Preußens zu freuen? Würde es nicht auch um unſere Selbſtſtändigkeit, ja um unſere nationale Exiſtenz geſchehen ſeyn?

Wir haben die Ruſſen ſchon auf dem St. Gotthart und die Franzoſen in Danzig gehabt; daß der Bund von Erfurt uns keine ſchlimmeren Früchte brachte, das hat Gott gewaltet, derſelbe Gott, der uns Verſtand verliehen hat, Lehren für die Zukunft aus der Erfahrung der Vergangenheit zu ſchöpfen.

Ueberhaupt läßt ſich nicht verkennen, daß gegen den Germanismus, der mehr als tauſend Jahre lang in Europa vorherrſchte, in den letzten Jahrhunderten eine welthiſtoriſch wichtige Reaction, einerſeits des Romanismus in Frankreich, andrerſeits des Slavismus in Rußland begonnen hat. Beide letztern ſind noch fortwährend im Vordringen begriffen. Beide haben, eine Zeitlang ruhend, doch immer wieder die Gelegenheit ergriffen oder gefunden, auf Koſten des in ihrer Mitte liegenden Germanismus Erwerbungen zu machen Hier ſind Elſaß und Deutſch-Lothringen, dort ſind die deutſchen Oſtſeeprovinzen uns entzogen worden. Noch weiter griff Napoleon von der einen Seite und wollte Rußland ſchon im ſiebenjährigen Kriege von der andern Seite greifen. Auch in der Sprache und Bildung behauptet der Romanismus durch den herrſchenden franzöſiſchen Geſchmack ſchon lange ein Uebergewicht über den Germanismus in Deutſchland ſelbſt, und ſeit einigen Jahrzehenden hat ſich ſeinerſeits auch der Slavismus aufgethan, weiſt den Germanismus zurück und verkündigt ſich Triumphe, die er nur auf Koſten eben dieſes Germanismus zu erringen hoffen kann. Unter dieſen Umſtänden dürfen alle die Mächte, die weſentlich im Germanismus wurzeln, ſich wohl erinnern, daß ſie bei jeder weitern Schmälerung, Trennung und Schwächung des germaniſchen Geſammtkörpers, alle ohne Ausnahme, die Kleinern wie die Größern, weſentlich betheiligt ſind.

Eine Trennung Preußens von Oeſterreich würde bei einer neuen großen europäiſchen Kriſis jeder dieſer beiden Mächte verderblich werden, weil ſelbſt, im Fall eine derſelben durch den Ruin der andern vergrößert würde, doch durch eben dieſen Ruin entweder Frankreich hier oder Rußland dort noch mehr vergrößert, alſo der allein noch übrigen deutſchen Hauptmacht unendlich gefährlicher werden würde, als vorher. Dies war die Lage Preußens, als es Oeſterreich aufgegeben hatte, im Jahre 1805.

Eine Trennung der kleineren deutſchen Staaten aber von Oeſterreich und Preußen, alſo ein neuer Rheinbund, ſey es wieder unter franzöſiſchem, oder auf neue Weiſe, unter dem von dem ruſſiſchen Publiciſten beantragten ruſſiſchen Protecktorate, würde eben dieſen kleinen Staaten ohne Zweifel zum Untergang gereichen. Denn geſetzt auch, ein ſolcher neuer Rheinbund würde mit franzöſiſcher oder ruſſiſcher Hülfe oder mit Hülfe dieſer beiden Mächte zugleich zur Schwächung und zum Ruin Oeſterreichs und Preußens beitragen, und dieſe antigermaniſche Coalition würde ſiegen, wie ſie 1805, 1806 und 1809 ſiegte, ſo würden nicht dieſelben Folgen ſich wiederholen, wie damals, man würde nicht wieder auf ſo wunderbare Ereigniſſe wie 1813 und 1815 rechnen können, die Uebergewalt fremder Eroberer und Protectoren auf deutſchem Boden würde nicht ſobald wieder verſchwinden, ſondern ſie würde wahrſcheinlich mit eiſerner Gewalt und durch Verführungskünſte jeder Art befeſtigt werden, und dann würde der neue Rheinbund Wunder anderer Art erfahren, zur ſchmählichſten Vaſallenſchaft herabgewürdigt und durch's erſte beſte Dekret in ſeiner Exiſtenz vernichtet ſeyn.

Liegt ſowohl Rußland als Frankreich etwas daran, daß die kleinen deutſchen Staaten von Oeſterreich und Preußen möglichſt unabhängig ſeyen, ſo doch nur ſo lange, als Oeſterreich und Preußen ſelbſt mächtig ſind. Wären ſie es nicht mehr, ſo würde man auch mit den kleinen Staaten kurzen Prozeß machen.

Erwägt man, was Alles vor dem Wiener Congreß geſchehen iſt, der die neue Ordnung der Dinge in Deutſchland feſtſtellte, und was möglicherweiſe in der Zukunft geſchehen kann, ſo ſcheint es, als ob die kleinern Staaten ſich bisher zu ausſchließlich mit ihrer innern Politik beſchäftigt und über dem conſtitutionellen Principienſtreit vergeſſen hätten, auf welcher Baſis überhaupt ihre Exiſtenz ruht. Auf der andern Seite aber ſcheint auch nicht Alles geſchehen zu ſeyn, was erforderlich iſt, um die Hoffnungen und Sympathieen in den kleinen deutſchen Staaten an die großen zu knüpfen. Würden Oeſterreich und Preußen in mehr verſöhnendem Sinn die hannover'ſchen Angelegenheiten regeln, würden die katholiſchen Hauptſtaaten in der Cölner Sache freundnachbarlich Preußen aus der Verlegenheit ziehen helfen, um jeden dem Geſammtintereſſe des germaniſchen Körpers verderblichen romaniſchen Einfluß, was alsdann ſehr möglich iſt, einfach und in würdig verſöhnendem Sinne zu beſeitigen, ſo würde das durch ſo manche Gehäſſigkeit zerſtörte Vertrauen im Innern überall zurückkehren, und der deutſche Bund würde nach außen kräftiger, und z. B. ſeine Stimme in der orientaliſchen Angelegenheit gewichtiger werden.

In der Gegenwart wird man dieſe Bemerkungen vielleicht nur naiv finden; aber wir gehen einer ungewiſſen Zukunft entgegen, und die ſich aufthürmenden Gewitter werden ſich wieder, wie immer, über Deutſchland entladen.

Wenn heute einer der beſten politiſchen Köpfe der alten Welt, z. B. Demoſthenes, aus ſeinem Grabe aufſtehen und in die Gegenwart hineinblicken könnte, wie würde er wohl über die Lage Deutſchlands urtheilen? Er würde ſagen, Oeſterreich und Preußen, die ſich ſo oft bekämpft und ſo lange eiferſüchtig auf einander waren, in einem Intereſſe innig und dauernd zu vereinigen, iſt ſchwer. Die kleineren Staaten, die ſchon zweimal einen Rheinbund unter franzöſiſchem Protektorat gebildet haben, unter allen Umſtänden von einer dritten Verführung oder Ueberraſchung dieſer Art frei zu halten, iſt ſchwer. Holland, Belgien und die Schweiz wieder ausſchließlich für das deutſche Intereſſe zu gewinnen, iſt ſchwer. Zu verhüten, daß die religiöſen Wirren nicht einſt von auswärtigen Mächten zur Zerrüttung und Schmälerung des deutſchen Bundes benutzt werden, iſt ſchwer. Die politiſchen Hoffnungen und Erwartungen der Völker zu befriedigen, die nicht befriedigten zum Schweigen zu bringen, die Antipathieen gegen einheimiſche Syſteme zu verſöhnen und die Sympathieen mit fremden zu verbannen, iſt ſchwer. Die verſchiedenen Stämme, die ſeit Jahrhunderten einander entfremdet ſind, einander verſpotten und haſſen, mit wechſelſeitigem Vertrauen zu erfüllen und zur Aufopferung ihres kleinen Provinzialintereſſes zu Gunſten des Geſammtintereſſes zu gewöhnen, iſt ſchwer. Und dennoch müßten alle dieſe Schwierigkeiten überwunden werden, wenn Deutſchland nicht in großen Verfall gerathen ſoll. Denn wenn ſie nicht überwunden werden können, ſo wird unfehlbar die Natur ihren Lauf gehen, das heißt, dieſer lockere Völkerbund wird der vereinigten Anſtrengung ſeiner ſtarken und einigen Nachbarn in Oſt und Weſt früher oder ſpäter unterliegen. Frankreich allein unterwarf Deutſchland von 1792 an ſeinen Waffen; Rußland allein unterwarf es von 1814 an ſeiner Diplomatie. Wenn einmal beide vereinigt auf Deutſchland einwirken, ſo wird es, wie geſagt, ſchwer ſeyn, das größte Unglück zu verhüten.

Die Griechen, wird er ſagen, waren eine große, mächtige, hochgebildete Nation. Aber ſie gingen unter, weil ſie uneinig waren. Auch ihr ſeyd eine große, mächtige, hochgebildete Nation, aber auch ihr werdet untergehen, wenn ihr uneinig bleibt.

Holland, Belgien, die Schweiz.

Die kleinen Staaten, die zwiſchen dem deutſchen Bund und Frankreich liegen, gehörten ehemals dem deutſchen Reiche und noch immer weist ſie die Natur darauf an, ſich dem Germanismus und dem deutſchen Staatenbunde anzuſchließen. Auf der einen Seite bedroht ſie ein fremdes, großes, einiges und eroberungsſüchtiges Volk, dem ſie ſchon einmal als Beute zugefallen waren und von dem ſie nur durch die Waffen der Deutſchen wieder befreit wurden. Sie waren 1813 Theile des franzöſiſchen Reichs, auch die ſcheinbar noch ſelbſtſtändige Schweiz ganz von Frankreich abhängig. Ihre gegenwärtige Unabhängigkeit verdanken ſie den Siegen von Leipzig und Waterloo. Auf der andern Seite haben dieſe kleinen unabhängigen Staaten die deutſche Nation, zu der ſie gehören, und den deutſchen Bund zum Nachbar, der ſelbſt aus kleinen Staaten beſteht, von dem ſie auf keine Weiſe bedroht werden, der lediglich keine Tendenz zur Eroberung hat, und deſſen Stellung nur defenſiv iſt.

Eine europäiſche Wichtigkeit haben dieſe Staaten nur, wenn Frankreich ſie zu ſeiner Operationsbaſis gegen Deutſchland machen kann, wornach es immer getrachtet hat, ſo oft es mit Deutſchland im Kriege lag. Ein Bund mit den Schweizern oder eine Occupation der Schweiz und eine Eroberung der Niederlande war immer das, womit Frankreich den deutſchen Krieg eröffnete oder zu eröffnen verſuchte, um Deutſchland von zwei Seiten in die Flanke zu nehmen. Der ſeiner Natur nach nur defenſive deutſche Bund greift nie ſo raſch vor, reſpectirt ſeinerſeits dieſe kleinen Staaten und ſucht nur zu ſeinem eigenen Schutze die Neutralität derſelben aufrecht zu erhalten. Er ſchreitet nur ein, wenn dieſe Neutralität von Frankreich verletzt wird.

Nun beſitzt aber Frankreich Mittel und benutzt jede Gelegenheit, um ſich auch ohne direkte Beſitznahme jener kleinen Grenzländer einen Anhang in denſelben zu bilden; und in dieſer Beziehung iſt es von großer Wichtigkeit für den deutſchen Bund, ſich dieſe kleinen Staaten auf jede Weiſe zu befreunden, um durch deutſche

Sympathieen den franzöſiſchen Einfluß zu entkräften. Dieß iſt nicht hinlänglich geſchehen in der belgiſchen Sache. Belgien mußte nur aus dem Geſichtspunkte eines deutſchen Bollwerkes gegen Frankreich angeſehen werden. Um es zu einem ſolchen zu machen, durfte nichts verſäumt werden, und Hollands Intereſſe mußte deßfalls dem Geſammtintereſſe des deutſchen Bundes nachſtehen. Belgien mußte ſeine Unabhängigkeit, ſeinen Flor, ſeine Zukunft nicht Frankreich, ſondern dem deutſchen Bunde, dem Anſchluß an die deutſche Nationalität verdanken.

Holland ſteht in einiger Beziehung zu Rußland. Es wäre wünſchenswerther und für Holland ſelbſt in letzter Inſtanz erſprießlicher, wenn es ſich enger an Deutſchland anſchlöße und von hier aus wieder Kraft ſöge, wie die Perle aus der Perlmutter. Es hat ſich in ſeinem beſchränkten Provinzialismus viel zu ſehr iſolirt. Es iſt die Rhede Deutſchlands. Wenn es, wie im Anfang ſeines Glücks, immer friſche Kräfte aus den deutſchen Binnenländern an ſich gezogen, ſich nie iſolirt hätte, würde es ſeine Colonien vermehrt und nicht an die Engländer verloren haben.

Jetzt ſind beide Staaten dem deutſchen Intereſſe entfremdet, Belgien mehr dem franzöſiſchen, Holland mehr dem ruſſiſchen Einfluß hingegeben.

„Wahrlich," ſagt Arendt in ſeiner trefflichen Schrift*), „wenn man das Verhalten Deutſchlands zu Belgien ſeit der Julirevolution betrachtet, ſo ſollte man glauben, Deutſchland habe in Belgien nichts ſeinen Intereſſen Zuträglicheres zu thun, als es zu bewegen, ſich in die Arme Frankreichs zu werfen, als es zu zwingen, ſeinen Urſprung und die mannigfachen Bande, die es an Deutſchland knüpfen, zu zerreißen oder zu vergeſſen. Ich ſage zu zwingen und behaupte das Wort. Denn mit einer Blindheit, die unverzeihlich iſt und ſich nur durch die Stärke unſerer politiſchen Vorurtheile, die keinem Raiſonnement weicht, erklären läßt, hat man in Deutſchland ganz und gar überſehen, daß in Belgien ſelbſt dieſe große und ausſchließliche Annäherung an Frankreich nichts weniger als national iſt, daß man vor allen Dingen ſelbſtſtändig ſeyn will, daß ein großer Theil der Nation das Anſchließen an Deutſchland jedem Andern vorzieht. Wir ſind von der Nothwendigkeit überzeugt, das Uebergewicht eines fremden Einfluſſes in Belgien zu verhindern, und um dieſe Pflicht, eine der wichtigſten, welche unſere äußere Politik uns auferlegt, zu erfüllen, thun wir alles, um unſern eigenen

---

*) Die Intereſſen Deutſchlands in der belgiſchen Frage. Brüſſel, 1839.

Einfluß auf dieß Land ſo gering als möglich und mit der Zeit ſogar unmöglich zu machen."

Wir faſſen die belgiſche Frage vor allem als eine Grenzfrage zwiſchen Deutſchland und Frankreich auf. Wie vielerlei Intereſſen ſich auch in zweiter, dritter Reihe anſchließen, das politiſch-ſtrategiſche der Militärgrenze iſt das wichtigſte. Seit unvordenklicher Zeit war Belgien vorzugsweiſe in dieſer Beziehung wichtig. Eine geſchichtliche Skizze wird am beſten geeignet ſeyn, die Betrachtung zu orientiren.

Als Belgien das erſte Mal ins Licht der Geſchichte trat, war es ſchon ein deutſches Land. Cäſar unterſchied die Belgier als Germanen von den weiter weſtlich und ſüdlich wohnenden Galliern, und dieſes alte Belgien war ſogar noch weiter ausgedehnt, als das heutige. Die Römer waren kaum im Beſitz Galliens, als ſie auch ſogleich die ſtrategiſche Wichtigkeit Belgiens erkannten und es ihre erſte Sorge ſeyn ließen, ſich hier feſtzuſetzen und von hier aus Deutſchland in die Flanke zu nehmen. Sie legten weit größern Werth auf den Beſitz von Belgien als auf den des Donaulandes, das ihnen viel näher lag, das aber ſpäter von ſelbſt in ihre Hände fallen mußte, ſobald ſie die deutſchen Streitkräfte am Niederrhein feſſelten. Auch darf nicht unbemerkt bleiben, daß der Verluſt Belgiens den von Holland und Friesland nach ſich zog, was ſich ſpäter wiederholt hat, zum Beweiſe, daß Holland ſtets verloren iſt, wenn eine größere in Gallien gebietende Macht ſich einmal in Belgien feſtgeſetzt hat.

Sobald die große germaniſche Reaction gegen die Römerherrſchaft begann, war wieder Belgien die erſte römiſche Provinz, die von den vordringenden Deutſchen beſetzt und neu bevölkert wurde. Noch ehe die Gothen ins römiſche Reich einwanderten, noch ehe die Alemannen die Schweiz und das Elſaß einnahmen, ſaßen ſchon ſaliſche Franken in Flandern und Brabant. Von hier aus eroberte Chlodwig Gallien, von hier aus eroberten die Karolinger ihr unermeßliches Reich. Nichts macht wohl die wichtige politiſch-ſtrategiſche Stellung Belgiens zwiſchen Deutſchland und Frankreich anſchaulicher.

Lange ſtand das neue Frankreich, das vom großen Reich der Karolinger abgeriſſene Neuſtrien in politiſcher Unbedeutenheit neben dem deutſchen Kaiſerthum. Erſt als dieſes mit dem Papſtthum zerfiel und durch die einheimiſche Ariſtokratie, die ſich gegen den Kaiſer auflehnte, zerrüttet wurde, konnte Frankreich den Plan faſſen, ſich auf Koſten des deutſchen Reichs zu erweitern, ſich neben unſer Reich zu ſtellen und dadurch an die Stelle des ältern europäiſchen Einheitsſyſtems, in welchem allein der Kaiſer herrſchte, das Syſtem des zwiſchen mehreren europäiſchen Großmächten ſchwankenden politiſchen Gleichgewichts zu ſetzen. Allein obgleich Flandern formell unter die franzöſiſche Lehnsherrlichkeit kam, ſo trat es dennoch von der Zeit an, da ſich die in Gallien eingewanderten Franken romaniſirten, wieder auf die deutſche Seite. Die deutſchen Fläminger bleiben von den romaniſchen Wallonen ſtreng getrennt und allen ihren Empörungen gegen die Könige Frankreichs lag der Haß gegen die fremde Sprache und Herrſchaft zu Grunde. Alles todtſchlagen, was wälſch rede, war oft der Wahlſpruch in ihren Schlachten und ſtädtiſchen Aufſtänden. Die kräftige deutſche Bevölkerung erwehrte ſich in unſterblichen Heldenkämpfen der Macht und Liſt Frankreichs und deckte dem deutſchen Reich die rechte Flanke, das unſchätzbare Bollwerk an der äußerſten Weſtgrenze, ohne vom zwieträchtigen Reich hinlänglich unterſtützt zu werden, aus eigener Kraft, im vierzehnten Jahrhundert.

Belgien blieb Deutſchlands Bollwerk, bis es durch Karls V. bedauernswürdigen Mißgriff ſeinem Sohne Philipp anvertraut und unter ſpaniſche Zucht gebracht wurde. Die Holländer brachen das Joch unerträglicher Tyrannei. Die Belgier blieben ſpaniſch, wobei man nicht überſehen darf, daß ſie, trotz aller Verlockungen von franzöſiſcher Seite, nicht franzöſiſch werden wollten. Frankreich ſah indeß mit Recht in der Trennung Belgiens von Holland eine Schwächung der Kraft, die ihm bisher von dieſer Seite her vereint widerſtanden hatte. Es ſah Belgien iſolirt, im Rücken von Holland weniger beſchützt, als bedroht. Es erneuerte daher wiederholt ſeine Angriffe auf Belgien und in allen Kriegen, die es mit Spanien und Deutſchland anzettelte, war das Hauptobjekt ſeiner Angriffe immer und immer wieder Belgien. Die Ströme von Blut, die hier unter den Regierungen des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig vergoſſen wurden, beweiſen abermals, was wir oben behaupteten. Die Eroberung oder die Behauptung Belgiens iſt die erſte und letzte Frage bei allen Conflicten zwiſchen Frankreich und Deutſchland.

Als Frankreich durch ſeine Revolution auf kurze Zeit die Rieſenkraft erlangte, die allen Heeren Europa's trotzen konnte, warf es ſich zuerſt wieder auf Belgien und entriß uns dieſe Provinz vor allen andern. Kaum war es in ihrem Beſitz, ſo fiel auch Holland, das ſich bisher immer nur durch die glücklichen Vertheidiger

Belgiens geſchützt geſehen hatte. Sobald Belgien franzöſiſch war, konnte Holland allein ſeine Unabhängigkeit nicht retten. Daſſelbe war zur Zeit der Römer der Fall geweſen. Daſſelbe würde auch künftig immer wieder geſchehen. Holland mag daraus abmerken, wie ſehr es ſelbſt dabei intereſſirt iſt, daß Belgien vom franzöſiſchen Einfluß möglichſt frei bleibe.

Als die große Reaction des deutſchen Nationalgeiſtes gegen die franzöſiſche Weltherrſchaft begann, war unter allen deutſch-franzöſiſchen Provinzen wieder Belgien (mit Holland) die erſte, welche befreit wurde, ſich zum Theil ſelbſt befreite. Nach der Unterwerfung Frankreichs wurden die Streitkräfte der Alliirten, die es bewachen und Deutſchland vor jeder neuen Gefahr von Frankreich her ſichern ſollten, wieder nirgends anders als in Belgien concentrirt, und hier war es, wo durch Napoleons letzte Niederlage das Schickſal Europa's entſchieden wurde.

Faßt man nun dieſe ſtrategiſche Wichtigkeit Belgiens ins Auge, die in zwei Jahrtauſenden immer dieſelbe geblieben iſt, ſo war es von Seite der deutſchen Mächte und ihrer Alliirten gegen Frankreich gewiß ein ſehr natürlicher, ein ſehr praktiſcher Gedanke, in Belgien die Kraft des Widerſtandes gegen jeden künftigen

Angriff Frankreichs zu verſtärken. Da dieſe Kraft aber früher durch die Trennung Belgiens von Holland offenbar geſchwächt worden war, ſo lag der Gedanke nahe, ſie wieder zu verbinden und jenes ehrfurchtgebietende Königreich der Niederlande zu gründen, das wohl im Stande war, wenn es ein Geiſt beſeelte, einen erſten Stoß von Frankreich her auszuhalten, und der preußiſchen Macht am Niederrhein zu ſecundiren. Hätte man die Sache übrigens aus einem rein militäriſchen Standpunkt angeſehen und ſie nicht nach anderweitigen politiſchen Rückſichten entſchieden, ſo hätte man Belgien nicht mit einer benachbarten kleinen, ſondern mit einer benachbarten großen deutſchen Macht, alſo mit Preußen verbinden müſſen, was um ſo zweckmäßiger geweſen wäre, als die Bevölkerung Belgiens mit der von Rheinpreußen unendlich mehr harmonirte, als mit der Hollands. Ein Rückfall Belgiens an Oeſterreich wäre militäriſch nicht zu rechtfertigen geweſen, Oeſterreich hätte denn das ganze alte Burgund, Lothringen und Elſaß reclamiren und eine compacte Macht auf dem linken Rheinufer gründen wollen. Eine Wiedergeburt der öſterreichiſchen Niederlande allein würde dagegen nur zu allen den Mißſtänden zurückgeführt haben, welche die Erfahrung zu vermeiden gelehrt hat.

Dieſe Provinz würde viel zu weit von der öſterreichiſchen Centralmacht entfernt, ein militäriſch und politiſch verlorner Poſten geblieben ſeyn.

Die Verbindung Belgiens mit Holland entſprach den Erwartungen nicht. Je feſter man ſie äußerlich an einander zu binden ſtrebte, deſto feindſeliger bildete ſich der innere Gegenſatz ihrer Bevölkerungen aus. Die Frage, ob es hätte vermieden werden können, iſt jetzt eine überflüſſige. Die Trennung iſt faktiſch eingetreten, iſt jetzt nicht mehr zu vermeiden. So wie ſie einmal ausgemacht war, hätte man aus den oben angeführten ſtrategiſchen Gründen keine den deutſchen Intereſſen angemeſſenere Wahl treffen können, als Belgien mit Preußen zu verbinden. Allein dies war im Jahr 1831 politiſcher Rückſichten wegen vielleicht noch weniger möglich, als im Jahr 1815. Belgien wurde ein unabhängiges Königreich.

Dieſe Neuerung iſt in ſtrategiſcher Beziehung für die deutſchen Intereſſen im Fall eines Krieges mit Frankreich bedenklich. War Belgien ſchon damals, als es noch mit dem zwar entfernten, doch mächtigen Oeſterreich zuſammenhing, ſchlecht geeignet, die nordweſtliche Grenze Deutſchlands, unſere rechte Flanke zu decken, ſo ſcheint ein ganz unabhängiges, kleines, nicht einmal zum deutſchen Bunde gehöriges Königreich dieſem Zweck noch weniger zu entſprechen. Dieſen Zweck darf man aber nie aus den Augen verlieren.

Belgien iſt jetzt in eine Lage gekommen, die derjenigen des Königreichs Sardinien ähnlich iſt. Bekanntlich aber wurde Sardinien durch ſeine Lage beſtändig zu einer treuloſen und wetterwendiſchen Politik verdammt. War Deutſchland ohnehin glücklich, ſo nützte ihm der Beiſtand Savoyens wenig und koſtete ihm immer nur einen Antheil des Sieges. War es unglücklich, ſo trat Savoyen ſtets auf unſeres Feindes Seite und half uns ausbeuten. Belgien in ſo ganz ähnlichen Verhältniſſen wird kaum eine andere Politik befolgen können. Nun iſt aber die ſardiniſche Politik nur für Italien wichtig und in Bezug auf die deutſchen Intereſſen eine ſecundäre; Belgiens Politik aber würde unmittelbar auf die deutſchen Intereſſen einwirken.

Indem wir unverrückt das militäriſche Bedürfniß im Auge behalten und Belgien als unſer wichtigſtes Bollwerk gegen Frankreich betrachten, müſſen wir fragen, was zu thun ſey, damit Belgien auch in ſeiner jetzigen Stellung als unabhängiges Königreich dieſem Zwecke diene?

Zunächſt wäre zu wünſchen, daß Belgien ſich dem deutſchen Bunde anſchlöſſe, als integrirender Theil deſſelben deſſen Geſammt-Intereſſen an der Militärgrenze vertheidigte und hinwiederum in ſeinen eigenen Intereſſen Frankreich gegenüber durch die Bundesmacht geſchützt würde. Sollte dieß jetzt unausführbar ſeyn, ſo erſcheint wenigſtens der Wunſch gerechtfertigt, daß nichts geſchehen möchte, was einem künftigen Anſchluß Belgiens an den deutſchen Bund hinderlich werden könnte.

In jedem Falle bleibt es von der größten ſtrategiſchen Wichtigkeit für die deutſche Bundesmacht, mit Leichtigkeit Belgien beſetzen zu können, ſobald ein Krieg mit Frankreich drohen ſollte. Inſofern wäre eine engere merkantiliſche Verbindung der ohnehin in ſo vielen Intereſſen übereinſtimmenden Belgier und Rheinpreußen durch Handelsſtraßen, Eiſenbahnen ꝛc. wünſchenswerth.

Die Beeinträchtigung, welche durch eine größere Begünſtigung Belgiens Holland widerführe, mißkennen wir keineswegs. Wir lieben die Holländer als ein echtes deutſches Kernvolk, das ſich vor dem die Nationalität herabwürdigenden Fremdendienſt weit beſſer zu verwahren gewußt hat, als das belgiſche. Allein die große Politik, wenn anders die deutſchen Intereſſen nach einer ſolchen beurtheilt werden ſollen, verlangt gebieteriſch, daß ſich Deutſchland Belgiens vor Holland annehme. Holland bleibt uns gewiß, es kann und wird ſich Frankreich nie hingeben; es wird unter allen Umſtänden Deutſchlands Bundesgenoſſe gegen Frankreich bleiben. Belgien dagegen muß auf das ſorgfältigſte und delikateſte behandelt werden. In Belgien droht der franzöſiſche Einfluß unſern deutſchen Geſammtintereſſen auf das empfindlichſte. Um Belgien dieſem Einfluß zu entziehen und es für unſere Intereſſen zu gewinnen, es fortwährend und in verſtärktem Maaße zu unſerm Bollwerk gegen Frankreich zu machen, können wir nicht genug aufmerkſam und thätig ſeyn. Ja Holland ſelbſt kann, wie bißher, nur in und durch Belgien gegen Frankreichs Uebergriffe geſchützt werden. Wenn es die holländiſche Partikularpolitik dahin brächte, daß Belgien, vom deutſchen Bunde vernachläßigt, aufgeopfert, ſich ganz und ausſchließlich Frankreich in die Arme würfe, ſo würde nicht nur für Deutſchland die wichtigſte Militärgrenze verloren gehen, ſondern auch Holland ſelbſt jedem Stoße von Frankreich her erliegen müſſen.

Wir erinnern uns, daß in den Jahren 1814 und 1815, als viele vorausſichtige Vaterlandsfreunde die nichterfolgte Wiedervereinigung des Elſaßes und Lothringens mit Deutſchland beklagten, dieſen Stimmen entgegnet wurde, das Königreich der Niederlande, die ſtarken Grenzfeſtungen Belgiens ſeyen ein hinreichender Schutz für Deutſchland, keine franzöſiſche Rheinarmee werde wagen, in Mittel- und Oberdeutſchland vorzudringen, ſo lange Paris ſelbſt ſo nahe von unſerm belgiſchen Bollwerk aus bedroht ſey. Wie nun aber? In fünf und zwanzig Jahren hat ſich die Sache geändert. Jenes ſchöne Königreich der Niederlande exiſtirt nicht mehr. Jene ſtarken Feſtungen, von denen aus Paris beſtändig bedroht ſeyn ſollte, wurden vor einigen Jahren von den bei Frankreich um Hülfe flehenden Belgiern den dreifarbigen Fahnen unter lautem Jubel geöffnet. Die Franzoſen mußten zwar wieder abmarſchiren, allein es frägt ſich, ob dafür geſorgt oder noch zu ſorgen iſt, daß ſich ein ähnliches Oeffnen jener Feſtungen nicht etwa unter vielleicht noch bedenklichern Umſtänden wiederhole?

Iſt uns Belgien zunächſt als Deutſchlands Militärgrenze von der äußerſten Wichtigkeit, ſo kommen zweitens in der belgiſchen Frage Deutſchlands Merkantil-Intereſſen zur Sprache.

Man hat ſchon ſo viel über das famoſe jusqu'à la mer geſchrieben, daß wir uns die Mühe erſparen können, es zu wiederholen. Genug, wenn wir wiſſen, daß ſchon unmittelbar nach dem Sturze Napoleons und ſeines Continentalſyſtems die freie Schifffahrt in die Nordſee als eine der Lebensbedingungen des deutſchen

Bundes erkannt, und daß ihre Verwirklichung ſchon in der Verfaſſungsurkunde des Bundes verheißen wurde. Genug, wenn wir ferner wiſſen, daß ſich ſeitdem das Bedürfniß einer unmittelbaren Verbindung mit dem Meere dem deutſchen Handel immer fühlbarer gemacht hat. Genug endlich, wenn wir wiſſen, daß durch Gründung des deutſchen Zollvereins ein officieller Schritt gethan worden iſt, welcher den deutſchen Handel ſeinem maritimen Ziele bedeutend näher gebracht hat.

Der deutſche Handel muß nun ſein Augenmerk entweder auf Holland oder auf Belgien richten, wenn nicht auf beide. Jedes von beiden hat Häfen am Meere, Endpunkte der Radien, die vom Centrum des Zollvereines ausgehen.

Mit Holland hat man lange genug vergeblich unterhandelt. Holland will uns nicht oder nur unter den läſtigſten Bedingungen öffnen. Seine Gründe ſind bekannt. Es ſind dieſelben, die ſogar das kleine Hamburg für ſich in Anſpruch nimmt, ſo daß es ſich dem Zollverein nicht anſchließen mag. Es ſind ferner die Gründe, die früher Spanien in Bezug auf ſeine ſüdamerikaniſchen, England in Bezug auf ſeine nordamerikaniſchen Colonien geltend machte. Gleichwohl könnten wir gerade aus dieſen Colonien den Beweis ſchöpfen, daß Holland um den ſehr prekären Vortheil ſeiner kleinen Handels- und Colonialpolitik die weit ſolideren Vortheile einer großen Politik verſcherzt hat. Wie iſt denn das kleine Holland ſo mächtig geworden? wie hat es ſo anſehnliche Colonien gründen können? Nur dadurch, daß es im Jahrhundert der großen Religionskämpfe ſich gaſtfrei der aus Deutſchland zuſtrömenden Menſchenmenge öffnete, ſich unaufhörlich aus Deutſchland rekrutirte. Nur durch dieſen Zufluß von Menſchen war es im Stande, ſeine weitläuftigen Colonien anzulegen. Sein ſtolzes Amſterdam ſelbſt war nur eine Colonie, verdankt ſeine Ausdehnung nur den Schaaren von Flüchtlingen, die ihm die Religionsverfolgungen aus Deutſchland, zum kleineren Theil auch aus Frankreich zuſandten, Holland wurde das Emporium für ganz Deutſchland. Wenn es ſich ſpäter nicht abgeſperrt, wenn es auf Mittel geſonnen hätte, fortwährend den Abfluß der deutſchen Bevölkerung in ſeine Canäle zu lenken, wenn es Deutſchlands Intereſſen mit den ſeinigen ſtets verbunden hätte, ſo würde es dadurch Mittel erlangt haben, ſeine Colonien gegen England zu behaupten und mit ihm die Seeherrſchaft. Es hat ſie bekanntlich verloren, weil es nicht Menſchen genug hatte, weil es nur noch das kleine abgeſperrte Holland, nicht mehr das große Seethor von ganz Deutſchland war. Wären die Hunderttauſende von Deutſchen, die nach Nordamerika, Polen und Rußland gewandert ſind, in die holländiſchen, als in weſentlich deutſche Colonien übergeſtrömt, ſo hätten ſie England trotzen können. Nur daß Holland ſeine überſeeiſchen Intereſſen von denen des geſammten Deutſchlands ſonderte und als kleines Ländchen für ſich England gegenüber leiſten wollte, was immer nur ganz Deutſchland *mit* Holland leiſten konnte, nur dieß war die Schuld des jämmerlichen Verfalls, in welchen Hollands See- und Colonialmacht verſunken iſt. Wenn je ein Engländer dieſe Bemerkung lieſt, wird er ſie ſehr wahr finden. Wir würden bedauern, wenn ein Holländer, ein Deutſcher ſie für müßig hielte. Holland begnügte ſich, uns den Preis für Waaren anzuſetzen, die einmal unſer Bedürfniß geworden waren. Es dachte über dieſen Geldgewinn nicht hinaus. Es dachte nicht einmal daran, ſich ihn durch große Vorſichtsmaaßregeln für die Zukunft zu ſichern. Es verſäumte über der Politik des Krämers die des Staatsmanns und Kriegers. Es verkaufte und nahm Geld ein, aber es ſorgte nicht für die Erhaltung und Erweiterung ſeiner Seemacht und ſeiner Niederlaſſungen durch immer neuen Zuwachs aus dem deutſchen Binnenlande. Da wurden ſeine Flotten von den Engländern zerſtört, der bei weitem größte Theil ſeiner Colonien von den Engländern erobert.

Und wie will es, muß man fragen, den Reſt derſelben auf die Dauer behaupten?

Was uns Deutſchen mit Holland möglich geweſen wäre auszuführen, iſt nun freilich, ſeitdem England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika einmal die Seeherrſchaft erlangt haben, nicht mehr, oder kaum in Jahrhunderten wieder zu erreichen. Es handelt ſich leider jetzt nicht mehr davon, ein überſeeiſches deutſches Intereſſe mit gemeinſamer Kraft gegen ein concurrirendes engliſches Intereſſe zu verfechten. Es handelt ſich leider nur noch, mit zerſplitterter Kraft ein deutſches Intereſſe gegen das andere, ein größeres gegen das kleinere, das des Zollvereins gegen das holländiſche zu verfechten. England kann zu dieſem Streite lachen. So lange die Deutſchen am Rheinſtrom noch mit den Deutſchen an den Rheinmündungen hadern, können die Engländer eben ſo lachen, wie wir wahrſcheinlich lachen würden, wenn die Umwohner der Themſe mit den Umwohnern ihrer Mündungen haderten.

Wir haben bereits bei einer frühern Gelegenheit behauptet und werden es immer wieder behaupten, Holland wird ſeine Wiedergeburt von dem Tage an datiren, an welchem es ſein Intereſſe mit dem des geſammten Deutſchland verbinden wird. Nicht eher werden ihm die beſchnittenen Flügel wieder wachſen. Allein es ſcheint, Holland wolle von ſeinem alten ſehr geſchmälerten Erbe noch zehren, ſo lange es ihm die engliſche Gnade verſtattet und es hat ſich noch nicht ein einziges Mal, trotz ſeiner vielen berechnenden Köpfe, die Frage aufgeworfen, ob es als ein geographiſch und ethnographiſch auf's innigſte mit Deutſchland zuſammenhangendes Land nicht an dem großen Aufſchwung, den Deutſchlands induſtrielle und Merkantil-Intereſſen genommen haben, ſeinerſeits Theil nehmen ſollte? ob es nichts zu gewinnen hat, und zwar mehr als pro rata, wenn es Theil nimmt? und ob es nichts zu verlieren hat, wenn es nicht Theil nimmt und die Ereigniſſe an ſich kommen läßt? Unter den Ereigniſſen verſtehen wir die Ankunft des deutſchen Zollvereins an den Nordſeehäfen, die ſicher früher oder ſpäter in Belgien ſtattfinden wird, wenn ſie nicht in Holland ſtattfindet. Holland kann der Lage nicht entgehen, durch eine große Concurrenz zu verlieren, wenn es kalt und todt der warmen Lebensthätigkeit des aufſtrebenden deutſchen Verkehrs zuſieht.

Von dem hartnäckig abſperrenden Holland mußte der Blick ſogleich auf Belgien fallen, ſobald Belgien von Holland getrennt wurde. Der deutſche Handel mußte hier zu erreichen ſuchen, was ihm dort zu erreichen bisher unmöglich geweſen war. Dieſe Unterhandlung ſchwebt noch. Einſtweilen wollen wir verſuchen, den Beweis zu führen, daß die Unterhandlungen mit Belgien wichtiger ſind als die mit Holland, ſelbſt wenn ſich das letztere zur Nachgiebigkeit neigte. Holland würde gewiß unter keiner andern Bedingung jemals nachgeben, als daß Belgien von aller Concurrenz ausgeſchloſſen würde. Dieß aber würde nicht nur unſeren Handelsintereſſen nachtheilig ſeyn, ſondern auch auf die noch wichtigeren militäriſch-politiſchen, die wir oben erörterten, ſchädlich zurückwirken. Wir können Belgien nicht entbehren, wir dürfen es von nichts ausſchließen, was ihm und uns gleich nützlich iſt. Wir dürfen es nicht unſern Intereſſen entfremden, um es an die franzöſiſchen zu weiſen. Dieß bleibt immer das erſte und letzte, was wir hier zu ſagen haben. Es wäre keine gute Politik, Belgien aufzugeben, um Hollands karge Gunſt zu erkaufen; da auf der andern Seite gewiß iſt, daß, ſobald Belgien unſerm Handel offen iſt, uns Holland nicht mehr ſchaden kann und wahrſcheinlich genöthigt werden wird, an Liberalität mit Belgien zu wetteifern. Wir können mit und durch Belgien von Holland ganz erhalten, was uns Holland ohne Belgien immer nur halb gewähren würde.

Dazu kommt die günſtige Lage Belgiens an der preußiſchen Grenze, der innere Reichthum, der induſtrielle

Aufſchwung Belgiens. Der deutſche Handelskörper würde ſich gleichſam den rechten Arm abſchneiden, wenn er Vortheile, die ihm Belgien bei einer Vereinigung bieten kann, aufgäbe. Es iſt daher nichts ſo wünſchenswerth und rathſam, als daß alles angewendet werden möchte, damit Belgien ſeinen Reichthum, ſeine junge Thätigkeit, ſeine herrliche Lage direkt oder indirekt zum großen Capital des deutſchen Zollvereins ſchlage.

Nur in dritter Reihe, obgleich ſie eigentlich die erſte ſeyn ſollte, wollen wir das Intereſſe geltend machen, welches die deutſche Nationalität in der belgiſchen Frage zu wahren hat. Man iſt in dieſer Beziehung unbegreiflich gleichgültig. Die uns in Sprache und Abſtammung und in den tauſend kleinen Charakterzügen, durch welche Völker ſich unterſcheiden, verwandt ſind, haben in letzter Inſtanz auch immer ein gemeinſames Intereſſe mit uns, ſind unſere natürlichen Brüder und Bundesgenoſſen, wie es ſich in Zeiten der Gefahr auch immer zeigt. So weit die gleiche Sprache ſich ausdehnt, ſo weit findet man zuletzt auch immer denſelben Grundcharakter, dieſelben Sympathieen und Antipathieen. Dieſe natürliche Bundesgenoſſenſchaft ſollte nun ein Volk niemals aufgeben, es ſollte ſich niemals gleichgültig gegen ſeine Stamm- und Sprachverwandten zeigen. Es ſollte niemals ruhig zuſehen, daß ein verwandter

Stamm entartet, von einer fremden Nationalität überwältigt wird. Man muß ſolche Stämme als ein angeerbtes Capital anſehen, das man nie leichtſinnig aufopfern, mit dem man nie ein fremdes Volk ſich bereichern laſſen ſollte. Ein ſolcher Leichtſinn ſtreitet gegen alles natürliche Intereſſe der Völker und überdies gegen die Ehre.

Belgien iſt zum kleinſten Theil franzöſiſch (walloniſch), zum größten Theile deutſch. Noch jetzt ſpricht das Volk außerhalb des kleinen walloniſchen Diſtricts einen deutſchen Dialect, der von unſerer Schriftſprache nicht verſchiedener iſt, als ſo manche Mundart, die innerhalb des deutſchen Bundes geſprochen wird. Ein Flamänder ſpricht ſo wenig hochdeutſch, wie ein Schweizer oder Frieſe. Iſt er darum weniger ein Deutſcher?

Gleichwohl behauptet die franzöſiſche Minorität in Belgien ein bedeutendes Uebergewicht über die deutſche Majorität. Die gebildeten Claſſen ſprechen franzöſiſch, die officielle Sprache iſt die franzöſiſche, die Literatur iſt eine franzöſiſche. Würden die niedern Claſſen allmälig den höhern nachahmen, ſo würde das deutſche Element in Belgien, obgleich es das vorherrſchende iſt, am Ende ausgetilgt, ſo würden die Belgier, wie in der Sprache, ſo bald auch in der Geſinnung Franzoſen werden. Dieſe Veränderung würde aber ein ungeheurer

Verluſt für die deutſche Nation ſeyn und eine Schande. Deutſche Sprache, Geſinnung und Bildung iſt nichts ſo Barbariſches, daß ſie der ſogenannten franzöſiſchen Civiliſation weichen müßte. Ueberdieß war Belgien in älteren Zeiten hochberühmt durch den Antheil, den es an der deutſchen Literatur nahm. Mehrere der herrlichſten Originalwerke der mittelalterlichen Poeſie ſtammen aus Belgien. Wetteifernd mit den oberdeutſchen Sängern ſchufen die niederländiſchen einen Reichthum von Liedern und größern Dichtungen, der in Erſtaunen ſetzt, obgleich er noch nicht einmal ganz wieder entdeckt iſt. In verſchiedenen Dialecten behandelten jene ältern Dichter Schwabens und der Niederlande dieſelben Stoffe in der gleichen Denk- und Gefühlsweiſe, in gleichen Versmaßen. Beide ſtanden im lebendigſten Verkehr mit einander. Soll das nun alles ab und todt ſeyn? Sollen die Enkel, die beiderſeits noch die gleiche Sprache reden, ſich nie mehr auf ähnliche Weiſe, wie die Väter, verſtehen? Soll jenes reiche, tiefſinnige, geiſtvolle Flandern und Brabant, wo deutſche Kunſt und Sprache ſo herrlich blühte, jetzt auf einmal zur Oberflächlichkeit einer franzöſiſchen Provinz erniedrigt werden? Was würden die alten Dichter, Maler, Baumeiſter, die in jenen ehrwürdigen Städten Belgiens Werke der Unſterblichkeit ſchufen, wohl ſagen, wenn ſie aus ihren

Gräbern erſtänden und ihre ſtolze Heimath von Nachdruckern der Pariſer literariſchen Miſere entweiht ſähen?

Deutſchlands Ehre iſt dabei intereſſirt, daß Belgiens deutſche Bevölkerung auch wieder Antheil nehme an der deutſchen Geiſtesbildung. Wie kann dies aber geſchehen, wenn nicht jede Art von Sympathie zwiſchen Deutſchland und Belgien genährt, jeder Weg, der uns zu einander führen kann, geöffnet wird? Mehr als durch Schlachten iſt hier durch den friedlichen Verkehr verwandter Sprachgenoſſen zu bewirken.

Auch in dieſer nationalen Beziehung bilden Holland und Belgien einen merkwürdigen Gegenſatz. Die Holländer ſind ein ächtes deutſches Kernvolk, fromm und biderb, das vom Fremden nichts will, ſich von franzöſiſcher Sprache und Denkweiſe nie hat berücken laſſen, deſſen Charakter ganz unverfälſcht iſt. Aber ſie ſind, wenn ſo man ſagen darf, ultradeutſch. Jene ächtdeutſche Untugend, im eigenſinnigen Provinzialismus ſich um die übrigen Stammesgenoſſen nicht zu bekümmern, iſt bei ihnen im höchſten Grade ausgebildet. Sie wollen von den übrigen Deutſchen ſo wenig etwas wiſſen, als von den Fremden. — Die Belgier ſind im Gegentheil zu wenig verſchloſſen in ihrer Nationalität, zu ſehr der fremden offen, ſie haben als ein weniger zähes Geſtein den franzöſiſchen Schliff angenommen. Sie ſind das zu wenig, was die Holländer zu viel ſind.

Nun muß man aber vom Geſichtspunkt der deutſchen National-Intereſſen aus auch hier wieder ſagen: die Holländer bleiben uns gewiß; ſorgt nur, daß uns die Belgier nicht entgehen!

So lange ſich die Deutſchen gar nicht nach der eigentlichen Natur des belgiſchen Volks erkundigen und kaum wiſſen, daß dort auch Deutſche leben, ſo lange deutſche Zeitungen die Belgier als eine fremde Race, nicht bloß als Franzoſen, ſondern ſogar als einen Auswurf der Franzoſen behandeln, iſt freilich ſchlecht dafür geſorgt, die natürlichen Sympathieen zwiſchen uns und ihnen zu nähren. So lange darf man ſich auch nicht wundern, daß ſie ſtärker von den Franzoſen angezogen werden. Die Wahrheit iſt, daß die Belgier Deutſchlands Kinder ſind, wie wir, nicht etwa, wie man voreilig behauptet, ſchon verlorene, ſondern nur vernachläſſigte Kinder. Es iſt unſer Intereſſe, unſere Ehre, unſere Pflicht, uns ihrer anzunehmen, für ſie als für Brüder zu empfinden, ſie dem Vaterhauſe wieder zu gewinnen. Und gerade jetzt, da ſie ſelbſt das Bedürfniß fühlen, ſich auf Deutſchland zu ſtützen, ſcheint es das non plus ultra politiſcher Unterlaſſungsſünden, ihnen übelwollend den Rücken zu kehren.

Bisher erörterten wir die belgiſche Frage bloß aus dem allgemeinen deutſchen Geſichtspunkt. Es iſt billig, daß wir ſie nun auch aus dem beſondern belgiſchen betrachten.

Als die erſte unwiderſprechliche Thatſache nehmen wir an, daß Belgien unabhängig ſeyn will. Es iſt es wirklich, wenn nicht ganz de facto, doch de jure. Es will es ſeyn, weil es ſein beſonderes Intereſſe hat, dem das holländiſche feindlich iſt und das dem franzöſiſchen ſich nicht unterordnen und aufopfern kann. Die Neigung zur Unabhängigkeit wurzelt zugleich in bittern Erfahrungen. Belgien kam durch die fremde ſpaniſche Herrſchaft um ſeine bürgerliche Freiheit, durch die ſpätere franzöſiſche vollends um ſeinen Wohlſtand. Belgien hat das Bedürfniß, ſeinen unermeßlichen innern Reichthum in einer von außen ungehemmten Thätigkeit zu entwickeln. Es wurde von Spanien „zur Ruhe des Kirchhofes" verdammt, ſeine ſtolzen gewerbfleißigen Bürger wurden in eine wilde Soldateska, in Mönche und Bettler umgewandelt, während Holland in Freiheit, Reichthum und Bildung aufblühte. Es wurde von Oeſterreich vernachläßigt, falſch behandelt. Es wurde von Frankreich ein halb Dutzendmal ausgeplündert, endlich verſchlungen, des letzten Reſtes von altem Reichthum beraubt und ſeiner Nationalität entfremdet, dem verhaßten Centraliſirungs-, Ausſaugungs- und Conſcriptionsſyſtem unterworfen. Es wurde endlich von Holland, wie früher von Oeſterreich, vernachläßigt und falſch behandelt, was der Schwache wohl vom Starken, aber nie vom gleich Schwachen erträgt. Dieſe Erfahrungen machen es hinlänglich klar, warum Belgien nach Unabhängigkeit trachtet. Und hat es dieſelbe nicht wirklich ſchon in der kurzen Zeit, ſeitdem es ſie genießt, zu einem überraſchend ſchnellen Aufſchwunge ſeiner materiellen Intereſſen benutzt?

Alle Erinnerungen des Leidens und der Schmach knüpfen ſich den Belgiern an fremde Herrſchaft, dagegen alle Erinnerungen des Wohlſtandes und des Ruhms an die Unabhängigkeit. So lange Flandern und Brabant unter unabhängigen Grafen und Herzogen und ſelbſt noch unter Burgund bis auf Philipp II. bürgerliche und conſtitutionelle Freiheit genoſſen, gingen ſie der geſammten europäiſchen Bevölkerung an Reichthum, Bildung und Geſittung voran. Von hier aus erhielt Europa den erſten conſtitutionellen Unterricht. Die Keuren ſind die älteſten Urkunden verfaſſungsmäßiger Freiheit. Hier blühte die abendländiſche Kunſt zuerſt, Malerei und Muſik früher noch als in Italien. Hier war auch die große Schule der Induſtrie für Europa. Reichthum und Geſchmack paarten ſich in Allem, was von Brügge, Gent, Antwerpen, Löwen, Mecheln, Brüſſel kam. Von hier aus empfing Europa ſeine Moden. Noch jetzt ſtaunt der Wanderer über die alte Pracht der niederländiſchen Städte. Alle dieſe Pracht ſchreibt ſich von den Zeiten der Freiheit her und der Unabhängigkeit.

Wenn Belgien mit Recht, ſeines alten Ruhmes und ſeines nie verjährenden Bedürfniſſes eingedenk, die Unabhängigkeit erſtrebt hat, ſie heilig hält, ſie zu bewahren befliſſen iſt und ſich umſieht, von wo ihr Gefahr drohen könnte, ſo muß es wohl, falls es nicht ganz verblendet iſt, erkennen, daß Frankreich ſein allergefährlichſter Nachbar iſt. Holland iſt nicht mehr im Stande, Belgien ſeiner Unabhängigkeit zu berauben. Die Verbindung Belgiens mit Holland war überhaupt nur ein Verſuch im Intereſſe und aus der Machtvollkommenheit ganz anderer Mächte als des kleinen Holland unternommen. Sobald dieſer Verſuch mißlang, und klar wurde, daß dieſes Mittel nicht zum Zweck führe, der Zweck aber blieb, abſtrahirte man von dieſem Mittel, um es nie wieder anzuwenden. So wenig wie Holland iſt der deutſche Bund der Unabhängigkeit Belgiens gefährlich. Im deutſchen Bunde befinden ſich ſo viele kleine und größere Staaten unabhängig neben einander, daß es ſchon im Princip dieſes Föderalismus liegt, die Unabhängigkeit kleiner Nachbarſtaaten zu achten. Der deutſche Bund hat nichts Offenſives, durchaus keine Tendenz zur Eroberung. Es iſt aber ſein Intereſſe, die Unabhängigkeit Belgiens zu ſchützen, weil ſeine conſervative Politik keine Vergrößerung des ohnehin immer unruhigen weſtlichen Nachbarſtaats durch Belgien dulden kann.

Somit bleibt Frankreich allein übrig, und iſt in der That die einzige Macht, die Belgiens Unabhängigkeit bedroht. Frankreich hat nicht wie der deutſche Bund eine defenſive und conſervative Miſſion, ſondern eine offenſive. Es hat ſtets nach Erweiterung ſeiner Grenzen getrachtet, es wird ewig darnach trachten. Unter allen Operationsobjecten, auf die es ſeine Angriffe richten kann und von jeher gerichtet hat, ſteht Belgien obenan. Es iſt von einem zu militäriſchen Geiſt beſeelt, um die ſtrategiſche Wichtigkeit Belgiens nicht vollkommen zu kennen und nie aus den Augen zu verlieren.

Belgien iſt Frankreich zu Danke verpflichtet worden, da Frankreich ſich Mühe gegeben hat, die Losreißung Belgiens von Holland zu befördern. Allein es iſt klar, daß Frankreich dies nur in ſeinem eignen Intereſſe und nicht etwa aus Sentimentalität gethan hat. Belgien ſteht in freundſchaftlichen Beziehungen zu Frankreich, ſein König iſt mit der Tochter des Königs der Franzoſen vermählt. Doch weiß der Belgier ſelbſt ſolche freundſchaftliche Verbindungen ſehr wohl von einer politiſchen Unterwerfung zu unterſcheiden. Belgien hat zur Genüge das Glück kennen gelernt, von franzöſiſchen Präfecten regiert zu werden. Es will nicht als reiche Provinz zum Beſten der ärmern franzöſiſchen Provinzen ausgebeutet werden. Es will nicht ſeine Eigenthümlichkeit, ſeinen alten Ruhm, ſeinen Namen durch das Centraliſationsſyſtem verlieren, das unabläßig bemüht iſt, alle franzöſiſchen Provinzen auszugleichen, die Phyſiognomie jeder einzelnen zu verwiſchen, damit Paris allein glänze.

Wenn irgend etwas den Belgiern beweiſen kann, wie räthlich es für ſie iſt, mehr zu Deutſchland als zu Frankreich zu neigen, ſo iſt es die geſchichtliche Erfahrung, daß in Deutſchland von jeher die Eigenthümlichkeit der einzelnen Provinzen geachtet wurde, daß jede Provinz unabhängig von der andern ſich ausbilden konnte, während in Frankreich die Tendenz immer dahin ging, die Selbſtſtändigkeit und Originalität der Provinzen zu vernichten. In Deutſchland behauptete jeder einzelne Stamm ſeine Unabhängigkeit, ſelbſt einzelne Zweige eines Stammes, außerhalb des Bundes die Schweiz und Holland, innerhalb des Bundes die Bundesſtaaten, aus denen er zuſammengeſetzt iſt. Sogar in den größern deutſchen Staaten erhielt ſich trotz der im vorigen Jahrhundert herrſchend gewordenen Bureaukratie, die Alles wie in Frankreich centraliſiren wollte, eine Selbſtſtändigkeit der einzelnen Provinzen und eine ſcharfe Eigenthümlichkeit ihrer Phyſiognomieen, die man in Frankreich nirgends findet. Von den öſterreichiſchen Provinzen iſt dies hinlänglich bekannt. Aber auch in Preußen beweist ſchon das eigenthümliche Inſtitut der Provinzialſtände, daß das Centraliſationsſyſtem in dem Maaß dem Provinzialismus mehr Conceſſionen machen mußte, in dem der Staat mehr Provinzen erwarb. Die Natur iſt inſofern in Deutſchland immer unverrückt ihrem alten Gang treu geblieben und hat, wenn ihr Gewalt angethan werden wollte, immer unvermerklich wieder ihr Recht erlangt. In Frankreich aber verfolgt die Natur genau den entgegengeſetzten Weg. Deßhalb muß man den Belgiern zurufen: wer unter euch mit Gewalt Franzoſe werden will, der werde es, wandere aber aus und gehe nach Paris, wo er das Glück, ein Franzoſe zu ſeyn, allein genießen kann. In der Provinz wird er immer eine triſte Rolle ſpielen. — Wollt ihr aber unabhängig bleiben und vermögt ihr es aus eigener Kraft nicht durchzuſetzen, ſo ſucht den Garant einer Unabhängigkeit einzig da, wo von jeher die Unabhängigkeit kleiner Staaten, die eigenthümliche Art und Weiſe einzelner Provinzen geachtet und geſchützt wurde, nämlich in Deutſchland.

Zwar iſt Belgien unter allen Umſtänden gegen jede mögliche Uſurpation von Seiten Frankreichs durch das politiſche Intereſſe der deutſchen und anderer Mächte geſchützt, die nie zugeben können, daß Belgien franzöſiſch werde. Allein Belgien iſt dennoch mehr geſichert, wenn es mit Deutſchland in eine engere Verbindung tritt. Je ſchwankender die Stellung der kleinen Staaten war, die zwiſchen Frankreich und Deutſchland lagen, um ſo mehr waren ſie jederzeit von Frankreich her gefährdet. Lothringen, Burgund, Flandern, Lüttich, Trier hatten von jeher ihre Bündniſſe mit Frankreich mehr zu bereuen, als ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche. So oft ſie mit Frankreich Freundſchaft ſchloßen, gründete Frankreich Anſprüche darauf, ſah dieſe Anſprüche bald als herkömmliche Rechte an und endete jederzeit mit der Beſitznahme. Von der deutſchen Seite her wurden dieſe kleinen Grenzländer niemals gefährdet, vielmehr in ihrer Unabhängigkeit geſchützt. War dieſer Schutz in den traurigen Zeiten allgemeiner Zerrüttung nicht immer wirkſam genug, ſo wurde er es doch jederzeit wieder in den Zeiten der Erhebung. Mehr als einmal wurde Belgien durch deutſche Hülfe den Heeren und Statthaltern Frankreichs wieder entriſſen und heute noch verdankt Belgien ſeine Unabhängigkeit von Frankreich nur den deutſchen Heeren, die es im Jahr 1813 befreiten.

Gehen wir von der eigentlichen Exiſtenzfrage zu Belgiens materiellen Intereſſen über, ſo ſcheint es, Belgien müſſe eben ſo ſehr wünſchen, am deutſchen Zollverein einen Rückhalt zu bekommen, als der deutſche Zollverein wünſchen muß, durch Belgien an's Meer zu gelangen. Belgien allein nämlich wird ſchwerlich im Stande ſeyn, ſeine geographiſche Lage in dem Grade zum Aufſchwung ſeines überſeeiſchen Handels zu benutzen, in welchem es dies vermöchte, wenn es vom Intereſſe und von der Macht des deutſchen Zollvereins dabei unterſtützt, getragen, geſchützt würde. Die Eiferſucht mehr als eines am Meere gebietenden Nachbars ſteht ihm noch im Wege. Es muß ſeine Kraft vom Binnenlande her verſtärken. Je mehr die deutſchen Mächte des Binnenlands bei jeder Einſchränkung des belgiſchen Seehandels betheiligt ſeyn werden, um ſo mehr wird Belgien ſelbſt einer ſolchen Einſchränkung trotzen können. Wie in politiſcher, ſo in merkantiliſcher Beziehung iſt Deutſchland Belgiens natürlicher Bundesgenoſſe.

Ueberdies iſt die Induſtrie Belgiens ſo überwiegend, daß ſie im Fall einer Verbindung Belgiens mit dem deutſchen Zollverein in dieſem weniger Concurrenten als einen ſehr erweiterten Markt finden würde. Für Deutſchland wäre die Concurrenz der belgiſchen Induſtrie aber durch die Vortheile des freien Seewegs wieder aufgehoben. In der That würde ſich durch eine Annäherung Belgiens an den deutſchen Zollverein die Theorie, welche dieſem Verein zu Grunde liegt, nur auf das glänzendſte bewähren. Vom Geſichtspunkt der materiellen Intereſſen beider Contrahenten aus ſcheint jene Annäherung nur wünſchenswerth, ja geboten. Es können nur Rückſichten anderer Art ſeyn, die ſie bis jetzt verhindert haben.

Iſt nun Belgien politiſch und merkantiliſch, ſofern es ſeine Unabhängigkeit behaupten und ſeiner Induſtrie, ſeinem Handel den großartigſten Aufſchwung geben will, an Deutſchland als an ſeinen natürlichen Bundesgenoſſen gewieſen, ſo erliegt es eben ſo wenig einem Zweifel, daß es auch mit ſeinem nationalen Intereſſe eben dieſem Deutſchland zugewieſen iſt.

Die Belgier können ſich dem allgemeinen Naturgeſetze nicht entziehen, das jedem Volksſtamm zur Pflicht macht, an ſeinen Wurzeln feſtzuhalten. Nie entäußert ſich ein Stamm ungeſtraft ſeinem angebornen Charakter, ſeiner angebornen Sprache. Die Geſchichte der Belgier ſelbſt iſt der beſte Beleg dazu. Die deutſche Bevölkerung dieſes Landes erlag immer nur zu ihrem großen Nachtheil dem Einfluß fremder Nationen. War es glücklich, als es unter Spanien kam, die ſpaniſche Tracht, Sprache, Geſinnung mit den ſpaniſchen Inſtitutionen annahm, durch Geiſtesdruck, Inquiſition, Tyrannei entnervt und herabgewürdigt wurde? War es glücklich, als es ſpäter unter Frankreich kam, zuerſt durch die hungrigen Sansculotten rein ausgeplündert, dann durch ein Heer von fremden Soldaten und Beamten überſchwemmt und mit jeder Art von Entſittlichung angeſteckt wurde? Noch jetzt wirkt dieſer doppelte Einfluß fremder Nationalitäten in Belgien nach. Noch immer drängen ſich zwei fremde Elemente vor und halten das urſprünglich germaniſche nieder. Noch immer iſt im Klerus ein Reſt von ſpaniſchem Weſen, noch immer in den Libellen und Emeuten ein Reſt von altfranzöſiſchem Jakobinismus. Noch immer wandelt das Geſpenſt Granvellas durch die Gaſſen der alten Städte, um dem Geſpenſt Paches zu begegnen.

Glücklich war Belgien nur, da es noch in ſeiner alten ſtändiſchen und ſtädtiſchen Freiheit deutſchen Bürgerſinn, deutſche Kunſt pflegte und weit entfernt, ſich ſeiner deutſchen Sprache und Denkart zu ſchämen, vielmehr ſtolz auf ſie war, in den Zeiten, aus denen alle großen Erinnerungen des niederländiſchen Volkes ſtammen. Unglücklich war es nur in den Zeiten der Entfremdung.

„Nicht in der Aſſimilation eines fremden, nur in der folgerechten Entwickelung des nationalen Grundſtoffs liegt das Heil der Völker.“ Dieſes Naturgeſetz wird ſich unter allen Umſtänden bewähren. Es würde Belgien ſehr zuträglich ſeyn, wenn ſein zurückgedrängtes germaniſches Element wieder kräftiger hervorträte. Die Belgier ſelber fühlen das auch. Sie haben angefangen, ſich wieder lebhaft ihrer Vorzeit zu erinnern und jedes Blatt ihrer alten Geſchichte, ihrer alten Sprachdenkmäler ſagt ihnen, daß ſie Deutſche ſeyen. Wenn ſie erſt den Antheil, den ihre Väter an der deutſchen Geiſtesbildung genommen haben, in ſeinem ganzen Umfang werden kennen gelernt haben, wird ſich ohne Zweifel die nationelle Sympathie noch lebhafter regen. Und warum ſollte ſie nicht zuletzt der edle Ehrgeiz beſeelen, ihren deutſchen Brüdern heute wieder zu werden, was einſt ihre Väter unſern Vätern waren?

Die Wiedergeburt ihrer alten Literatur iſt das erſte. Damit fängt man wie billig an. Man kann aber dabei nicht ſtehen bleiben. Die Belgier werden, wenn ſie ſich erſt in ihrer alten deutſchen Nationalität wieder fühlen gelernt haben, von ſelbſt darauf kommen, ſich auch nach der Geiſtesentwicklung des gegenwärtigen Deutſchland zu erkundigen. Sie werden nachholen, was ſie ſeit der ſpaniſchen Herrſchaft verſäumt, und die ihrem deutſchen Geiſt und Gemüth ſo innig verwandten Werke deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt, die ihren Blicken durch eine oberflächliche franzöſiſche Bildung bis jetzt entzogen blieben, kennen und lieben lernen, wie alle andern Deutſchen. Wir zweifeln nicht, daß es geſchehen wird, weil es in der Natur der Dinge liegt. Doch wäre zu wünſchen, daß es bald genug geſchähe, daß jene große Anzahl Belgier, welche die wahren Intereſſen ihres Volksſtammes vertreten, auf dieſes Mittel zum Zweck frühe genug aufmerkſam würden und ſich die Verbreitung der deutſchen Literatur in Belgien angelegen ſeyn ließen.

Die Belgier haben in dieſer Beziehung einen Vorzug vor den Holländern voraus. Sie beſitzen eine ältere Provinzialliteratur, aber keine, oder nur eine ſehr geringfügige neuere. Sie können ſich daher mit viel größerer Leichtigkeit der verwandten Nationalliteratur anſchließen. Bei den Holländern wird der Provinzial-Ehrgeiz noch lange dem Anſchluß an die allgemeine deutſche Nationalliteratur im Wege ſtehen, bei den Belgiern nicht. Sie haben franzöſiſch geſchrieben. Allein in dem Maaß, in welchem ſie ihrer Unabhängigkeit ſich bewußt werden, müſſen ſie auch das germaniſche Element wieder in ſein natürliches Recht eintreten laſſen. Schwerlich werden ſie das Beiſpiel der Holländer nachahmen und flämiſch ſchreiben, wie die Holländer holländiſch. Sie werden deutſch ſchreiben und wahrſcheinlich früher als die Holländer, wenn anders die Natur noch ihren geregelten Gang geht und nicht Unnatur die Richtſchnur des neunzehnten und zwanzigſten Jahrhunderts bleibt, wie es die des ſiebzehnten und achtzehnten war.

Offenbare Unnatur iſt die Verbreitung der franzöſiſchen Sprache in urſprünglich deutſchen Ländern. So lange die höhern Stände in Deutſchland ſich von der franzöſiſchen Sprache beherrſchen ließen, ſtockte die natürliche nationelle Entwickelung und es bedurfte einer gewaltſamen Reaction, um den fremden Geiſt aus dem Lande zu verbannen und den eignen wieder in ſchöner Kraft zu entfalten. Wie, wenn in ganz Deutſchland die franzöſiſche Sprache herrſchend geworden wäre, wenn das gemeine Volk den Wahnſinn der höhern Stände getheilt hätte? Kann man ſich etwas Schmählicheres denken, als das Verſchwinden der herrlichen deutſchen Nationalität, Sprache und Literatur vom europäiſchen Boden? Was aber am Ganzen nicht zu entſchuldigen geweſen wäre, warum ſoll man es an einem Theil entſchuldigen? Für die altdeutſche Bevölkerung Belgiens wäre es nicht um ein Haar weniger ſchmählich, wenn ſie aufhörte, deutſch zu ſeyn, als für ganz Deutſchland.

Belgien hat aber in letzter Inſtanz nur die Wahl zwiſchen jener Unnatur der Entnationaliſirung, des Franzöſiſchwerdens, und zwiſchen dem Anſchluß an die allgemeine deutſche Nationalliteratur. Dieſe letztere nämlich dehnt ſich unaufhaltſam bis zu ihren natürlichen Grenzen aus und verſchlingt in ſich alle beſondere Provinzialliteraturen. Vor dreihundert Jahren ſchrieb man in der Schweiz noch im Schweizer Dialekt, in Pommern noch im pommerſchen Dialekt, jetzt nicht mehr. Holland allein wehrt ſich noch gegen das große Naturgeſetz, doch nicht zu ſeinem Vortheil. Das Natürliche iſt, daß in der Schrift eine allgemeine Sprache vorherrſche, die provinzielle Mundart aber der mündlichen Rede unangetaſtet vorbehalten bleibe. Dies iſt z. B. in der Schweiz der Fall, und ſie hat ſich ſtets wohl dabei befunden. Politiſch unabhängig, in kräftiger provinzieller Eigenthümlichkeit der Sprache und Sitte in ihrer ganzen alten Integrität erhalten, hat ſie ſich doch der großen deutſchen Nationalliteratur angeſchloſſen, von ihr Geiſtesnahrung empfangen und wieder auf ſie zurückgewirkt. Schweizer ſtehen in den erſten Reihen unſrer Denker und Dichter unter den Heroen deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt und bleiben doch immer freie unabhängige Schweizer. Iſt ein ſolches Verhältniß nicht auch für Belgien das natürlichſte?

Vielleicht iſt es nicht ganz unnütz, eine Bemerkung hier anzuknüpfen, die ſich zugleich auf die oben erörterten materiellen Intereſſen bezieht. Das alte Flandern und Brabant verdankte ſeinen induſtriellen Glanz ausſchließlich ſeinem germaniſchen Element, dem deutſchen Bürgerſinn. In Frankreich unter einem zügelloſen Feudaladel und unter Königen, die immer nach Autokratie ſtrebten, kam dieſer altdeutſche Bürgerſinn nie auf, nahm Induſtrie und Handel nie dieſen großartigen Gang. Und noch jetzt ruht der Segen des bürgerlichen Fleißes und Reichthums auf den Völkern germaniſcher Abſtammung, bei Deutſchen, Schweizern, Holländern, Engländern und Nordamerikanern. Können ſich damit die Franzoſen, Italiener, Spanier vergleichen? Alle Völker romaniſcher Zunge haben eine Neigung, ihre Thätigkeit, ihren Reichthum, ihren Ruhm in den Höfen, Parlamenten und Armeen zu concentriren. Das Volk in den Provinzen iſt in Maſſe hier nirgends ſo fleißig, reich, gebildet, ja nicht einmal ſo bürgerlich frei, als in den Städten und Landſchaften germaniſcher Zunge. Die Nationalität übt hier einen durchgreifenden Einfluß. Es iſt alſo auch in Bezug auf die materiellen Intereſſen nicht gleichgültig, zu welcher Nation man ſich bekennt, welcher man in Sprache, Denkart, Gewohnheiten folgt. Unter dem ſpaniſchen Einfluß verlor Belgien mit dem altdeutſchen Bürgerſinn auch ſeinen gewerblichen Reichthum, während das deutſch gebliebene Holland ihn allein an ſich zog. In Amerika iſt mit dem germaniſchen Fleiße die engliſch-deutſche Bevölkerung gegen das franzöſiſche Louiſiana wie gegen das ſpaniſche Texas unaufhaltſam vorgedrungen, weil hier in der romaniſchen Bevölkerung dieſer Fleiß, dieſe bürgerliche Thatkraft fehlt. Belgien romaniſch machen, heißt ihm den Nerv ſeiner induſtriellen Thätigkeit abſchneiden. Es in ſeiner germaniſchen Nationalität wiedergebären, heißt dieſen Nerv ſtählen, um das Glück und den Ruhm von kommenden Jahrhunderten zu tragen.

Das Reſultat aller dieſer Betrachtungen kann nun kein anderes ſeyn, als der Wunſch, es möchte von Seiten des deutſchen Bundes alles nur Mögliche geſchehen, um Belgien für die deutſchen Intereſſen zu gewinnen, und Belgien möchte alle dem entgegen kommen, was von deutſcher Seite her für es geſchieht.

Oeſterreich muß aus ſtrategiſchen Gründen wünſchen, daß Belgien bei jedem möglichen Kriege, der Deutſchland und Frankreich wieder entzweien könnte, auf der deutſchen Seite ſtehe, Deutſchlands Bollwerk gegen Frankreich bleibe. Preußen muß zugleich aus merkantiliſchen Gründen jede nähere Verbindung mit Belgien wünſchen, und die ſämmtlichen kleineren Bundesſtaaten haben das natürliche Intereſſe, daß zwiſchen Frankreich und den großen Mächten ein kleiner Staat mehr exiſtirt, der ihre Zahl, mithin auch ihre politiſche Bedeutung verſtärkt und bei deſſen Unabhängigkeit ſie nicht weniger betheiligt ſind, als bei ihrer eigenen.

In Bezug auf Preußen könnte man einwenden, es liege nicht im Intereſſe dieſes Staates, die Sympathieen zwiſchen den katholiſchen Bevölkerungen Belgiens und der preußiſchen Rheinlande zu nähren, wenigſtens nicht jetzt, in einem Augenblick kirchlicher Wirren. Wir glauben aber, daß die große Politik den augenblicklichen Lärm der Journale und Brochuren und ſelbſt die theilweiſe Volksaufregung nicht ſo hoch anzuſchlagen brauche, als die bewährte und dauernde Geſinnung in der Mehrheit des Volkes. Wir glauben, daß die Aufklärung und Toleranz, die lange Gewohnheit des Religionsfriedens, die Macht der Bildung und namentlich der materiellen Intereſſen ungleich wirkſamer ſind, als das Geſchrei der Parteien. Wir glauben endlich, daß die gediegene neutrale Macht im Volk, die von jenen kirchlichen Wirren nichts wiſſen will, ganz ungemein verſtärkt werden würde, wenn eine Handelsverbindung mit Belgien den materiellen Intereſſen einen neuen Aufſchwung gäbe. In der That läßt ſich kaum eine wirkſamere Diverſion denken, die dem unnatürlichen, unſern wahren Intereſſen ſo durchaus entgegengeſetzten Kirchenſtreit gemacht werden könnte. Nichts wäre ſo ſehr geeignet, die Aufmerkſamkeit von einem vollkommen unnützen

Streite abzulenken, und mit dem zu beſchäftigen, was allen nützlich iſt. Oder hat man nicht etwa ſchon die Erfahrung gemacht, wie viel Leidenſchaftlichkeit durch dieſes Mittel beſchwichtigt werden kann? Verbote, Cenſur, die bewaffnete Macht konnten wohl die Gährung, die in Folge der Julirevolution auch in Deutſchland ausgebrochen war, unterdrücken, nicht aber die Gemüther verſöhnen, nicht den Leidenſchaften ihren verborgenen Stachel nehmen, nicht eine neue ungewöhnliche Zufriedenheit herbeiführen. Dies vermochte keine negative, ſondern nur eine poſitive Maßregel. Dies vermochte nur der Zollverein. Wer im Sinn der großen Politik handelt, iſt immer ſicher, die Nachtheile und Gehäſſigkeiten der kleinen zu beſiegen. Wer für das wahre Intereſſe der Geſammtheit des Volks handelt, hat auch die Geſammtheit des Volks ſtets auf ſeiner Seite, und triumphirt über die Parteien. Der Ultramontanismus hat dem König Schach geboten; ein Zug in die Dame, das Vorrücken des deutſchen Handels bis nach Oſtende würde ihn zuverläßiger als irgend etwas zum Rückzug nöthigen.

Unläugbar iſt die Hinweiſung auf das, was uns allen gleich nützlich und heilſam iſt, beſſer, als das immer tiefere Verſinken in den Parteihaß. Möchten daher Maßregeln beliebt werden, die ſtets mit einer

Art von Zaubergewalt wirken, wenn ſie den National-Intereſſen im Großen entſprechen, wie der Zollverein bewieſen hat. Eine ſolche Maßregel aber wäre der Anſchluß Belgiens an die deutſchen Intereſſen. *) —

Die *Schweiz* hat in Folge der Julirevolution ihre Regierungen geändert, ein deutlicher Beweis, wie ſehr ſie noch für Einflüſſe von Frankreich her empfänglich war. Wenn die Julirevolution ein anderes Reſultat, als die Gründung einer neuen Dynaſtie gehabt hätte, wenn die Pläne der republikaniſchen und martialiſchen Partei durchgeſetzt worden wären, ſo würden auch die neuen Regierungen in der Schweiz unfehlbar in die große Bewegung mit fortgeriſſen und von Frankreich abhängig geworden ſeyn, wie weiland die helvetiſche Regierung zur Zeit des Directoriums und Napoleons. Inzwiſchen trat das Gegentheil ein. Die neuen Regierungen in der Schweiz kamen unerwartet in der Angelegenheit des jungen Louis Napoleon **) mit dem

---

*) Dieſe Erörterungen der belgiſchen Angelegenheit ſind aus meinem Literaturblatt, der Wichtigkeit und des Zuſammenhangs wegen, hier aufgenommen, und auch hauptſächlich deßwegen, weil der darin ausgeſprochene dringende Wunſch noch immer unerfüllt geblieben iſt.

**) Dieſer junge Prinz hat bereits die Erfahrung gemacht, daß es nicht genug iſt, den Napoleon zu *ſpielen*, ſondern daß man er ſelbſt ſeyn muß, um ſeine Größe zu erreichen. Als echter princeps juventutis des „jungen Eu-

König der Franzoſen in Spannung. Die Beſinnung kehrte zurück. Die Schweizer haben von 1798 bis 1814 zu viel von Frankreich gelitten, als daß ſie eine Wiederkehr des franzöſiſchen Protektorats wünſchen konnten. Aber warum wurde dieſe Sachlage nicht von Seiten des deutſchen Bundes einigermaßen benutzt? Mehr Annäherung der Eidgenoſſenſchaft an den deutſchen Bund wäre beiden Theilen heilſam. In der Aufhebung der Mauthen an den Schweizer Grenzen und

---

ropa" macht er die ungeheuerſten Anſprüche geltend und unterſtützt ſie durch keinerlei Verdienſt. Wo Männer nach den furchtbarſten Anſtrengungen und Kämpfen aufhören, nicht mit der Arbeit, ſondern mit dem Lohne, nicht mit dem Anfang, ſondern mit dem Ziele, wollen dieſe Knaben anfangen.

Da dem Prinzen die Heldenrolle mißlang, ſpielt er die des Radikalen. Noch ganz kürzlich hat er wieder eine Schrift ausgehen laſſen, worin er ungeſcheut behauptet, Napoleon habe nie etwas anderes bezweckt, als die Freiheit der Völker; er habe die Krone nur genommen, und die deſpotiſche Regierungsform eingeführt, um im Innern die republikaniſche Freiheit zu fördern, und er habe unerſättlich erobert, nur um die Nationen zu emancipiren und von einander unabhängig zu machen. Und doch iſt die Speculation des Prinzen auf eine ſo unſinnige Leichtgläubigkeit, als ſie dieſe Schrift vorausſetzt, nicht ganz übel berechnet, denn es gibt Pöbel genug im weſtlichen Europa, dem man mit dieſem von Berangers Liedern abgezogenen Spiritus eine Freude macht, indem man ihn in die doppelte Beſoffenheit der Revolution und des Kaiſerreichs verſetzt.

in einer wohlverſtandenen freundlichen Verbindung der Univerſität Zürich mit den andern deutſchen Univerſitäten ſcheint der Weg bezeichnet, auf welchem die Intereſſen der Schweiz mit denen des deutſchen Bundes mehr und mehr könnten ausgeglichen werden. Dem franzöſiſchen Einfluß in der Schweiz iſt nur vermittelſt der Handelsvortheile und der deutſchen Kultur, Literatur und Wiſſenſchaft dauernd zu begegnen.

Scandinavien.

Seitdem die däniſche Flotte verbrannt und Schweden um Finnland gekommen iſt, vegetirt der ſcandiſche Norden in einer merkwürdigen Unbedeutenheit. Doch darf man nicht glauben, daß in dieſem rauhen Clima endlich der Lebenstrieb der Bevölkerung verkommen ſey. Alle germaniſchen Stämme — und zu ihnen gehören die Dänen, Norweger und Schweden — haben eine erſtaunliche Zähigkeit. Sie können pauſiren, ruhmlos eine Zeit lang vegetiren, allein die angeborene Tüchtigkeit geht ihnen nicht aus und früher oder ſpäter erwachen ſie zu neuen Kraftäußerungen und großartigen Entwikkelungen.

Die dermalige Lage der beiden Reiche iſt freilich ſehr ungünſtig. Als Seemächte ſind ſie von England, als Landmächte von Rußland überragt. So großen Mächten gegenüber kann ihnen ihre Schwäche nicht zum Vorwurf gereichen. Doch haben ſie ſich einen Theil ihres Verfalls allerdings ſelber zuzuſchreiben, ſofern ſie ſchon zu einer Zeit, in der ſie noch mächtiger waren, einander auf die unbeſonnenſte Weiſe anfeindeten und zum Vortheil der Nachbarn, namentlich Rußlands, ſchwächten. Nicht ohne däniſche Hülfe gewann Peter der Große den Sieg über Schweden und entriß ihm die überſeeiſchen Beſitzungen. Wäre die dynaſtiſche Union von Colmar eine nationale geworden, ſo hätte ſie dauern und den verbündeten Scandinaviern eine ſchwer zu erſchütternde Macht begründen können. Alsdann wäre vielleicht St. Petersburg nie gebaut worden.

So traurige Erinnerungen ſollten wenigſtens die heutigen Scandinavier belehren, daß ihnen innere Zwietracht und nachbarliche Eiferſucht nicht frommt.

Gehen Dänemark und Schweden nicht künftig in Bezug auf ihre auswärtige Politik Hand in Hand, ſo wird ſich auch wahrſcheinlich ihr Unglück fortſetzen, denn hält jedes der beiden Reiche, wie bisher, zu einer andern europäiſchen Partei, ſo muß nothwendig eine von beiden wieder verlieren. Jeder Verluſt der einen iſt aber indirekt auch ein Verluſt der andern, weil nur beide vereint etwas bedeuten und eine verhältnißmäßige Macht repräſentiren. Sie ſind genau in dem Fall, wie die kleineren deutſchen Bundesſtaaten. Der eine kann nichts gewinnen, wenn der andere verliert, weil das Staatenſyſtem, zu dem alle gehören, alsdann im Ganzen verliert.

Unter allen Umſtänden aber iſt der natürlichſte Alliirte der ſcandinaviſchen Reiche Deutſchland. Nur durch Deutſchland können ſie gegen ein weiteres Vorgreifen Rußlands geſchützt werden, und nur durch eine innige Verbindung mit Deutſchland können ſie im Verlauf der Zeit auch in den Stand geſetzt werden, Vortheile, die ihnen England entriſſen hat, wieder zu erſetzen.

Die pyrenäiſche Halbinſel.

Die Angelegenheiten Spaniens und Portugals wiegen nicht ſchwer auf der europäiſchen Wagſchaale. Man hat ſie mit Recht nur als eine Nebenſache angeſehen, aber vielleicht nur zu ſehr. Das menſchliche Intereſſe für die edle und unglückliche Bevölkerung der ſchönen Halbinſel findet ſich dabei nicht befriedigt. Doch da wir hier nur von der großen Politik reden, können auch wir dem ſüdweſtlichen Ende Europa's nur kurze Aufmerkſamkeit ſchenken.

Ein Aufſchwung der ſpaniſchen Macht liegt nicht im Intereſſe Frankreichs, weil es dadurch leicht einen läſtigen Nachbar bekommen könnte; auch nicht im Intereſſe Englands, weil es eine, wenn auch nicht wieder eine ebenbürtige, doch auf dem Mittelmeer läſtige Seemacht werden könnte. Eine Wiedergeburt der Macht Spaniens könnte nur im Intereſſe Rußlands liegen, um ſie gegen England, oder im Intereſſe Oeſterreichs und Preußens und überhaupt Deutſchlands, um ſie gegen Frankreich als Bundesgenoſſen zu gebrauchen. Allein dieſe Mächte ſind zu ſehr entfernt von Spanien und hielten ſich England oder Frankreich im geringſten für gefährdet durch den Verſuch eines ſolchen öſtlichen Einfluſſes, ſo begegneten ſie demſelben ſchon dadurch, daß ſie das conſtitutionelle Princip in Spanien, wie in Portugal, begünſtigten und zur Herrſchaft brachten.

Italien.

Wie Spanien ein ſchon lange brennender, ſo iſt Italien ein längſt ausgelöſchter Vulkan. Vergleicht man mit der Lage dieſer Länder die des Orients, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß die ganze ſüdliche Hälfte von Europa in argem Verfall iſt. Die Weltherrſchaft hat vollkommen gewechſelt. Früher ging ſie vom Süden aus, jetzt iſt ſie an den Norden gekommen.

Der einzige Einfluß, den Italien noch auf den Norden übt, iſt der des Papſtes. Allein er kommt nicht eigentlich Italien zu Gute. Er garantirt nicht einmal die alten Geldzuflüſſe. Der breite Goldſtrom, der vor Zeiten über die Alpen ſich ergoß, iſt ein gar dünnes Bächlein geworden und die Römer haben weniger davon als vom Beſuch der ketzeriſchen Engländer. Der

Kirchenſtaat iſt arm und der Hunger nährt ſich von der Freigeiſterei.

Die politiſche Bedeutung Italiens beſchränkt ſich eigentlich nur darauf, daß es der Zankapfel zwiſchen Oeſterreich und Frankreich iſt. Seit Jahrhunderten haben beide Mächte immer wiederholt um die Hegemonie in Italien gekämpft; Haus Habsburg aber hat immer die Oberhand behalten und behauptet ſie noch heute.

Deutſchland, oder die Macht, die in Süddeutſchland vorherrſcht, muß nothwendig Italien an und in der Hand haben, ſo lange Frankreich, ſey es nach dem Beſitz Italiens, ſey es auch nur nach einer freien Operationslinie gegen Deutſchland von dieſer Seite her trachtet. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Gründer des Hauſes Habsburg Italien aufgegeben und ſich ſelbſt überlaſſen, der unabhängigen Nationalität und Selbſtregierung nichts in den Weg gelegt hatte. Erſt ſeine Nachfolger ſahen ſich genöthigt, wieder nach Italien hinüberzugreifen, um die Franzoſen daraus zu entfernen, und Oberitalien zu behaupten, weil es ſonſt in franzöſiſchen Beſitz gekommen wäre und Deutſchland in der Flanke beſtändig und gefährlich bedroht hätte.

Der Orient.

Der Orient kommt uns hier nur in Frage als ein großes Objekt, auf welches die europäiſchen Mächte, wenn auch mit getheiltem Intereſſe, dennoch gemeinſchaftlich hinwirken. Schon lange iſt die welthiſtoriſche Reaction des chriſtlichen Abendlandes gegen die muhamedaniſche Welt vorbereitet und begonnen. Alle großen Mächte haben direkt, Preußen allein nur indirekt daran Theil genommen. Rußland hat in der Türkei und Perſien erobert. Frankreich hat, was es im ägyptiſchen Feldzug fallen ließ, in dem von Algier wieder aufgenommen. England hat den muhamedaniſchen Staatennexus bereits von hinten, vom Indus aus, angegriffen, und trachtet von ſeinen Felſenneſtern im mittelländiſchen Meere aus den Durchgang nach Indien auf der kürzeſten

Linie zu erzwingen. Oeſterreich, früher der Hauptgegner der ottomanniſchen Pforte, der am meiſten von den Anfällen derſelben gelitten, am ausdauerndſten und mit den größten Opfern gegen ſie gekämpft, dem Europa in dieſer Beziehung den meiſten Dank ſchuldig iſt, hat gleichwohl in jüngerer Zeit nichts mehr im Oſten gewonnen und nicht einmal Belgrad, was es früher beſaß, zurückerhalten, und ſich Rußland vorgreifen, ſich die Donaumündungen abſchneiden laſſen. Noch weniger Antheil nahm Preußen. Das germaniſche Staatenſyſtem blieb alſo in Bezug auf die orientaliſche Frage gegen den romaniſchen und ſlaviſchen Hauptſtaat im Nachtheil, obgleich London, Petersburg und Paris weiter von Conſtantinopel abliegen, als Wien und Berlin. Zwar gewann Deutſchland einen Vorpoſten in Griechenland, indem ein erlauchter Prinz des alten deutſchen Hauſes Wittelsbach den Thron in Athen beſtieg; allein der ſchöne Thron iſt noch ſchwach geſtützt.

Was bisher im Orient geſchehen iſt, wie weit bereits jetzt die Reaction des chriſtlichen Abendlandes vorgedrungen iſt, das ſcheint nur das Vorſpiel eines größeren welthiſtoriſchen Schauſpiels zu ſeyn. Die Welt iſt ſchon lange darauf geſpannt.

Bevor wir die getheilten Intereſſen der einzelnen Großſtaaten in Bezug auf den Orient unterſuchen, ſey es erlaubt, die Frage aus einem allgemeineren Standpunkt zu betrachten.

Die muhamedaniſche Welt ſcheint nicht mehr Lebenstrieb und ſchöpferiſche Kraft genug in ſich zu haben, um dem Andrang abendländiſcher Waffen und Civiliſation widerſtehen zu können. Selbſt jener große Agitator in Aegypten, der den Thron des Padiſchah erſchüttert, verdankt ſein Glück hauptſächlich nur den Reformen, in denen er mit dem Sultan wetteiferte, in deren geſchickter Durchführung er ihn übertraf. Mag er auch die Turbans und maleriſchen Trachten beibehalten, die der Sultan abgeſchafft, ſo wird doch ſelbſt der muhamedaniſche Pöbel ſich nicht im Ernſt überreden laſſen, daß es dem Aegyptier um eine Reſtauration des Alten in jeder Beziehung zu thun ſey. Wenn es ſich wirklich um eine Wiedergeburt der alten muhamedaniſchen Heldenzeit handelte, wenn ein allgemeiner Fanatismus dafür in den Morgenländern entflammte, ſo würde auch der Paſcha von Aegypten mit ſeinen Reformen ein Opfer derſelben werden müſſen. Dazu aber ſcheint überall keine moraliſche Kraft vorhanden. Der Islam hat ſich überlebt.

Nur die Eiferſucht der großen abendländiſchen Mächte friſtet dem muhamedaniſchen Staatenſyſtem ſeine bedauernswürdige Exiſtenz. Würden jene Mächte einig handeln und zumal in den Orient vordringen, was ſie einſt in den Kreuzzügen vergeblich verſuchten, ſo würden ſie die morſchen Reiche des Islam bald über den Hauſen werfen. Früher oder ſpäter aber wird dies wirklich geſchehen, ſey es, daß die abendländiſchen Mächte deßfalls einig zu Werke gehen, oder daß eine oder die andere ſich die große Beute vorweg zu nehmen das Glück hat.

Eine jahrhundertlange Friſtung des Orients in ſeiner gegenwärtigen Lage iſt eben ſo unwahrſcheinlich, als eine großartige Wiedergeburt der muhamedaniſchen Welt. Ließe ſich auch Rußland durch eine diplomatiſche Combination, gleich derjenigen, welche den Frieden von Adrianopel dictirte, von ferneren Eroberungen im Orient zurückhalten, ſo könnte doch England den Plan nicht aufgeben, ſich mitten durch die muhamedaniſchen Staaten den kürzeſten Weg nach Indien zu bahnen. Und iſt denn nicht das ganze Abendland mit ſeinen materiellen Intereſſen weſentlich bei dieſem Plane betheiligt? Je mehr man ſich über materielle Intereſſen überhaupt verſtändigt, um ſo mehr muß auch die Forcirung und Sicherung des nächſten Weges nach Indien eine Forderung nicht bloß Englands, ſondern des geſammten europäiſchen Abendlandes werden.

Gleichwohl ſcheint die Entſcheidung noch nicht ſo bald möglich und der proviſoriſche Zuſtand, wenn auch unter fortdauernden Modificationen, wird wohl noch eine Zeit lang beſtehen. Rußland kann ohne die ihm mangelnden Allianzen nicht vorbringen. England eben ſo wenig. Preußen allein kann den Ausſchlag geben, je nachdem ſeine Allianz hierhin oder dorthin fällt. Allein es ſcheint Urſache zu haben, ſich zunächſt nicht zu entſcheiden und durch ſeine Friedensliebe den allgemeinen Frieden zu erhalten.

England hat ein dringendes Intereſſe, im Orient mächtig zu werden, um ſich den Weg nach Indien zu bahnen. Rußland hat das Intereſſe, wenn nicht ſeine längſt begonnenen Eroberungen im Süden fortzuſetzen, doch gewiß, den Engländern hier den Weg abzuſchneiden und die engliſche Seeherrſchaft auf dem Mittelmeer zu ſchwächen. Frankreich hat das Intereſſe, die Eiferſucht jener beiden Mächte zu benutzen, je nachdem es fällt, und in jedem Falle die Hand mit im Spiele zu haben, im glücklichen Falle ſeine Colonieen auf muhamedaniſchem Gebiete zu ſichern, zu erweitern, von Afrika nach Aſien hinüberzuſchreiten. Oeſterreich hat das Intereſſe, Rußland nicht weiter nach Süden vorgreifen zu laſſen. Oeſterreich und England ſtimmen mithin in ihrem Intereſſe überein. Frankreich kann nach Umſtänden von der engliſchen Allianz zur ruſſiſchen übertreten, je nachdem die Looſe fallen. Aber ohne Preußen iſt weder Rußland im Stande, es mit Oeſterreich und England zu wagen, noch kann Oeſterreich ohne Preußen ſich von England gegen Rußland vorſchieben laſſen. Die Anweſenheit des Herrn v. Müffling zu Adrianopel war in dieſer Beziehung bedeutungsvoll, die preußiſche Politik iſt es noch und wird es bleiben, ſie mag ſich entſcheiden wie ſie will, oder auch nicht entſcheiden.

Wird nun, wie zu erwarten iſt, die große orientaliſche Frage zunächſt nicht entſchieden, ſo iſt ein Anderes zu bedenken. Die Theilnahme für den Principienſtreit in Europa ſteht mit der Theilnahme für den Streit der Intereſſen im umgekehrten Verhältniß. Das ſicherſte Mittel, die eine zu ſchwächen, iſt die andere; eine von beiden wird aber immer rege ſeyn. Die Discuſſionen über innere Politik, der Verfaſſungsſtreit, ſelbſt die religiöſen Wirren hören auf, die Regierungen wie die Völker ausſchließlich zu beſchäftigen, wenn die großen Fragen des Intereſſes, des Krieges und der Allianzen an der Tagesordnung ſind. So wie aber die Aufmerkſamkeit auf die auswärtige Politik abnimmt, zieht auch nothwendig wieder die innere alle Theilnahme auf ſich, und der Principienſtreit gewinnt neuen Boden.

Die Erheblichkeit dieſes Bedenkens kann keiner

Regierung entgehen, die von innern Wirken mehr zu fürchten als zu hoffen hat. Die Macht aber, die davon am wenigſten beſorgen darf, wird vom Abwarten in der orientaliſchen Frage den meiſten Vortheil ziehen.

Unſer letztes Bedenken iſt: Wenn wir gegenwärtig im Zeitalter der Transactionen leben, ſo wird nach dem natürlichen Laufe der Dinge doch an einem beſtimmten Zeitpunkt die Methode wieder wechſeln. Die jüngere Generation, an die diplomatiſche Vormundſchaft in einem langen Frieden gewöhnt, hat kaum mehr eine Vorſtellung von dem, was die ältere Generation erlebt hat; aber eben dieſe Verjährung, die Gleichgültigkeit gegen die Segnungen des Friedens, die Langeweile, das leichtſinnige und muthwillige Herbeiwünſchen großer Ereigniſſe, die Unbekanntſchaft mit all' den Schrecken, welche ſie zu begleiten pflegen, bereiten ein neues Zeitalter der Ueberraſchungen vor. Je länger es ſich verzögert, je mehr die ältere, in großem Unglück geprüfte und darum dem Frieden von oben her durch die diplomatiſchen Transactionen, von unten her durch die materiellen Intereſſen geneigte Generation ausſtirbt, um ſo mehr wird die electriſche Spannung in der Luft dieſer Zeit ſich ſteigern. Dann wird der gewinnen, der überraſcht, und der verlieren, der ſich überraſchen läßt. Vorbedacht, Conſolidirung natürlicher Allianzen, naturgemäße Förderung aller verwandten Intereſſen dürfte ſehr empfehlenswerth ſeyn. Wer etwa einen Aufſchwung, eine Vermehrung, und eine Coalition feindlicher Mächte ſich über den Kopf wachſen ließe, und dabei phlegmatiſch, leichtſinnig oder allzu mißtrauiſch die verwandten Intereſſen an ſich zu ziehen und mit den natürlichen Alliirten ſich zu umſchanzen verſäumte, oder mit einer hier- und dorthin ſchwankenden Politik das Vertrauen hier und dort und überall die Zeit verlöre, würde die Verſäumniß zu bereuen Gelegenheit finden. Wenn auch alle Bewegung in den Völkern erſtürbe und das revolutionäre Princip je als ausgetilgt angeſehen werden könnte, ſo würde um ſo gewiſſer die Initiative irgend einer großen neuen Bewegung von irgend einer kühnen, genialen oder wohlberechneten und der ſtärkſten Allianz verſicherten Cabinetspolitik ausgehen, denn es ſteht geſchrieben, daß der ewige Frieden nicht hienieden, ſondern nur jenſeits gehofft werden darf.

Sch.

Geſchichte Europa's

vom Sturze Napoleons bis auf die Gegenwart

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

Geſchichte

letzten vierzig Jahre

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Swb

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort.

Die Geſchichte der letzten vierzig Jahre erſcheint unerfreulich. Es war eine Periode des unſichern Friedens, unaufhörlich unterbrochen von Zuckungen der Völker, die ſich in einer unnatürlichen Lage befanden, und von Reaktionen dagegen, von Verſuchen Dritter, die Verwirrung in ihrem Sonderintereſſe zu benutzen, aber alles ohne genügenden Erfolg, unter ſichtbarem Unſegen. Regierungen und Völker erſchöpften ſich in fruchtloſen Anſtrengungen. Die Schuldenlaſt der Staaten und die Armuth mehrte ſich, aber mit ſo vielen Opfern wurde nichts Sicheres und Dauerndes errungen. Eine Revolution, eine Reſtauration jagte die andre, keine ſiegte vollſtändig, alles ging in Halbheit aus. Europa litt an einer ungeheuren Erhitzung, die immer in Mattigkeit endete, ehe das Bedürfniß der leidenden Natur wirklich befriedigt worden war.

Eine ſolche Zeit zu ſchildern, iſt nicht lockend. Wie es darin an eigentlich entſcheidenden Thaten mangelte, ſo auch an großen Männern, ſofern der Maßſtab welthiſtoriſcher Größe nicht blos an Talent und guten Willen, ſondern auch an die Leiſtung und ihre Dauer gelegt werden muß. Eine verworrene Reihe von Abhetzungen der Völker, Abnutzungen der Perſonen und Prinzipe, Mittelmäßigkeiten und Halbheiten aller Art und ohne Ende mit gewiſſenhaftem Fleiße zu ſtudiren und getreu darzuſtellen, iſt eine mühſelige und ſcheinbar undankbare Arbeit.

Aber man muß die neuere Geſchichte nicht von dieſer trübſeligen Seite auffaſſen. In allem, was geſchehen iſt, gibt ſich ein göttliches Walten zu erkennen. Je unzugänglicher und unbefriedigender der Menſchen Sinnen und Trachten erſcheint, um ſo gewiſſer leuchtet daraus ein unwiderſtehlicher Zug des Verhängniſſes hervor. Die große europäiſche Politik läßt ſich, nach Clarendons berühmtem Ausſpruch, nur noch „treiben" von einem unſichtbaren Impulſe. Der Menſch denkt, Gott lenkt. Raſcher ſind kaum jemals den Täuſchungen die Enttäuſchungen, dem Triumphe der für untrüglich gehaltenen Syſteme die Beweiſe ihrer Nichtigkeit gefolgt. Sagte nicht Ludwig Philipp im ſtolzen Selbſtbewußtſein: „Endlich hat die Freiheit Dauer gewonnen, das Räthſel iſt gelöſt?" Und die deutſchen Unitarier 1848: „Endlich iſt das große Ziel erreicht, wir ſind einig und frei?" Und ließ nicht der mächtigſte der Czaren 1853 verkündigen: „Die furchtbare Fauſt Rußlands wird die Feinde zu Boden werfen und von Nicolaus aufgepflanzt wird das heil. Kreuz leuchten über dem byzantiniſchen Lande?" Von alledem hat nichts ſich erfüllt. In dieſer ſteten Wiederkehr des Hochmuths vor dem Falle offenbart ſich jene ewige, die Schickſale der Völker lenkende Macht, welche ſtärker iſt als die eingebildete Macht jeweiliger, ſey es geborner, ſey es gekorner oder ſich aufdringender Volkslenker und aller ihrer wechſelnden Syſteme.

Während der Weſten und die Mitte Europa's unaufhörlich theils das große Schauſpiel parlamentariſcher Kämpfe aufführte, theils von Revolutionen durchzuckt war, durch welche die hier vorwaltenden Großmächte beſchäftigt, zum Theil gelähmt waren, zog Rußland im weiten Nordoſten allein davon Gewinn und verſuchte eine großartige Erweiterung ſeiner Macht. Wie aber die Revolution weder ſiegen noch ganz überwunden werden konnte, ſo ſcheiterte auch Rußlands Unternehmen am Widerſtand der Weſtmächte, aber ſeine Demüthigung war keine Schwächung. Rußland blieb immer noch ſtark und furchtbar. Das iſt in wenig Worten der Hauptinhalt der europäiſchen Geſchichte ſeit 1816, wenn man die Ereigniſſe nur äußerlich betrachtet.

Es gibt aber unter dieſer Oberfläche noch eine zweite, innerliche Geſchichte, einen Entwicklungsgang der Völker, der unvermerkt vor ſich geht und zuletzt Kräfte und Tendenzen zur Reife bingt, durch welche der Charakter der Geſchichte nothwendig verändert werden muß. In der innern Lage der europäiſchen Menſchheit ſind ſeit den letzten vierzig Jahren große Veränderungen eingetreten. Die Privatexiſtenz, welche vormals durch Gemeinde- und Corporationsrechte, durch geringe Steuern, wohlfeile Preiſe und mäßige Lebensart geſichert war, iſt durch das enorme Anwachſen der Staatsſchulden, der Steuerlaſt, durch das von der Bureaukratie wie vom Liberalismus wetteifernd geförderte Nivelliren, durch Gütertheilung, Güterſchacher, Geldwirthſchaft, Aktienſchwindel und ſchrankenloſe Concurrenz, durch immer wachſende Theurung und auch in den niedern Klaſſen ſich verbreitenden Luxus, bei einer ungeheuern Menge von Familienvätern theils vernichtet, theils ſchwer bedroht. Aus allen Klaſſen der Geſellſchaft rekrutirt ſich ein immer zunehmendes Proletariat, welches durch Armenhäuſer, Gefängniſſe und Auswanderung nicht erſchöpft zu werden vermag. Daher neben der politiſchen Frage die ſociale ſich gebieteriſch aufzudrängen beginnt. Keine Staatsgewalt, keine Macht der Bajonette und ebenſowenig Verfaſſungsparagraphen und Kammerdeclamationen ſichern und retten vor dieſem Elend, dem eine furchtbare elaſtiſche Kraft innewohnen wird, wenn es zum Aeußerſten kommt.

Auch die kirchliche Frage, um die man ſich lange nicht mehr bekümmert hatte, tritt jetzt in den Vordergrund. Nach einer langen Herrſchaft des Unglaubens oder der religiöſen Gleichgiltigkeit, haben unzählige Seelen in allen Confeſſionen ſich den verlaſſenen Altären wieder zugewendet. Die Kirche iſt wieder eine Macht der Zeit geworden, was hier die zagenden Herzen mit unendlicher Hoffnung erfüllt und dort neue Angſt vor mittelalterlicher Hierarchie erweckt. Jedenfalls gibt ſich in dieſem neuen Frühling der Kirche, deren Wiederaufleben viele nicht mehr für möglich gehalten hatten, am ſichtbarſten das Walten Deſſen zu erkennen, welcher das Kreuz auf das Erdenrund geſetzt und die Kirche für die Ewigkeit gegründet hat.

Noch manches Andere iſt neu in unſrer Zeit und wenn auch ſcheinbar nur ein hoffnungsloſes Streben, doch bedeutſam und nicht ohne die Möglichkeit künftiger Erfolge. So die merkwürdigen Tendenzen zur Nationaleinheit im deutſchen Centrum Europa's und auf der italieniſchen Halbinſel, Tendenzen die in den letztvergangenen Jahrhunderten unbekannt waren und tief ſchlummerten. So auch die Oeffnung des Orients, obgleich heute noch immer nicht vollendet, doch ein verhängnißvolles Ereigniß voll Zukunft. Die Breche liegt noch voll Schutt, aber er wird weggeräumt werden.

Völlig neu iſt endlich die Beſchleunigung des Verkehrs durch die Dampfſchiffe, die Eiſenbahnen, den electromagnetiſchen Telegraphen. Alle Völker ſind einander dadurch näher gerückt, in wenigen Tagen durchfliegt der Menſch, in wenigen Minuten eine Nachricht ganz Europa. Man pflegt dieſe Neuerung als ein Mittel anzuſehen, durch welches die Macht des Beſtehenden nur befeſtigt und erweitert werde. Die Staatsgewalten ſchmeicheln ſich, auf den Eiſenbahnen überall ſchnell ihre Streitkräfte concentriren zu können, um den Feind von außen abzuwehren, die Revolution im Innern zu erdrücken. Die Geldmächte ſchmeicheln ſich, auf den neuen Verkehrswegen auch den Gewinn aus der geſammten Arbeit Europa's immer gewiſſer in ihren Kaſſen zu concentriren. Die bisherigen Inhaber der Bildung ſchmeicheln ſich, auf denſelben Wegen werde ſich ihre Geiſtesherrſchaft ausbreiten. Aber eine ſo große und durchgreifende Neuerung, die ſich von ſelbſt als von der Vorſehung auf den Nutzen aller und auf ganz neue Verhältniſſe berechnet ankündigt, ſcheint durchaus nicht ausſchließlich wenigen und ſolchen zu gute kommen zu ſollen, die nur ihren bisherigen Beſitz erhalten und vermehren wollen. Auf den raſchen, breiten und weiten Bahnen wird vielmehr der Geiſt einer neuen Zeit einziehen.

Um die troſtreiche Erkenntniß der mit verjährter Unnatur kämpfenden beſſern Natur der europäiſchen Menſchheit zu gewinnen, iſt nichts ſo dienlich, als Orientirung in der jüngſten Vergangenheit, umfaſſender Umblick in den letzten Wirren Europa's und eine helle Beleuchtung unſrer trüben, aber einer großen Zukunft entgegenarbeitenden Uebergangszeit.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erſtes Buch. Die Reſtauration in Frankreich 1

Die h. Allianz und die Pentarchie S. 1. Die ältere Linie der Bourbons und Ludwig XVIII. 5. Der Herzog von Richelieu 9. Die Ultras 11. Der Aachener Congreß 13. Die Liberalen 15. Mord des Herzogs von Berry 17. Tod Napoleons 20.

Zweites Buch. Die Reaction in Deutſchland 22

Der Bundestag S. 23. Oeſterreich unter Franz I. und Metternich 24. Preußen unter Friedrich Wilhelm III. 28. Das Wartburgfeſt 31. Kotzebues Mord 34. Die Karlsbader Beſchlüſſe 35. Hardenberg 37. Berlin als Metropole der Intelligenz 38. Der Verfaſſungskampf in Württemberg 41. Die Verfaſſungen der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten 46. Weſſenberg und die Frankfurter Conferenz 50. Die Wiener Schlußacte 51.

Drittes Buch. Die Unruhen in Italien 53

Pius VII. und Conſalvi S. 53. Verfall der römiſchen Kirche 56. Die neapolitaniſche Revolution 59. Die Congreſſe zu Troppau und Laibach 63. Die piemonteſiſche Revolution 65. Die Lombardei 68. Die Verſchwörung zu Befort 70. Der Congreß von Verona 72. Manuel 74.

Viertes Buch. Die ſpaniſche Revolution 76

Die Reſtauration Ferdinands VII. S. 76. Die Camarilla 78. Die Revolution von Cadix 81. Die Cortes 83. Die Glaubens-

Seite

banden 87. Die franzöſiſche Intervention 92. Ferdinands Rache 97. Beresford in Portugal 98. Die Revolution von Oporto 100. Don Miguel 101.

Fünftes Buch. Die griechiſche Revolution 104

Die Neugriechen S. 104. Die Hetärie 108. Die verſchiedenen Völkerſtämme der europäiſchen Türkei 110. Ali Paſcha von Janina 112. Ypſilanti 113. Der Aufſtand in Morea 114. Griechenmord in Conſtantinopel 118. Aufſtand der Inſelgriechen 120. Die Philhellenen 123. Ali Paſchas Tod 125. Der Mord von Chios 127. Lord Byron 133. Ibrahim und die Aegypter auf Morea 136. Miſſolunghi 137.

Sechſtes Buch. Canning und Nicolaus 140

Wellington und Caſtlereagh S. 140. Die Kornbill 142. Arbeiterunruhen 145. Prozeß der Königin Karoline 146. Noth in Irland 148. Canning 150. O'Connel 151. Tod des Kaiſers Alexander 154. Nicolaus I. 157. Ruſſiſche Zuſtände 161. Der Perſerkrieg 169. Die Vernichtung der Janitſcharen 172. Der Vertrag von Akjerman 172. Der Londoner Vertrag 173.

Siebentes Buch. Der ruſſiſch-türkiſche Krieg 175

Verwirrung in Griechenland S. 175. Die Seeſchlacht bei Navarin 178. Beginn des Türkenkriegs 182. Der Kampf um Schumla 186. Paſkiewitſch in Kars 188. Diebitſch' Siege und Balkanübergang 190. Paſkiewitſch in Erzerum 194. Der Friede von Adrianopel 195. Capodiſtrias 197. Die Tſcherkeſſen 201.

Achtes Buch. Karl X. 204

Karl X. und Villèle S. 204. Die Milliarde 212. Montloſier und die Jeſuiten 216. Martignac 220. Polignac 221. Algier 231. Die Ordonnanzen 237.

Neuntes Buch. Die Julirevolution 239

Die Oppoſition gegen die Ordonnanzen S. 239. Der Aufſtand des Volks 243. Mortemart 250. Der Herzog von Orleans 253. Karls X. Flucht 261. Ludwig Philipps Thronbeſteigung 271. Mord des Herzogs von Condé 275.

Seite

Zehntes Buch. Die belgiſche Revolution 280

Die unnatürliche Verbindung Belgiens mit Holland S. 280. Der Aufſtand in Brüſſel 290. Die Unabhängigkeitserklärung Belgiens 299. Bombardement von Antwerpen 301. Die Londoner Protokolle 304. König Leopold 308. Einfall und Siege der Holländer 310. Einmarſch der Franzoſen 312. Die Citadelle von Antwerpen 316. Frieden 317.

Elftes Buch. Die polniſche Revolution 319

Die polniſche Conſtitution und Großfürſt Conſtantin S. 320. Der Aufſtand in Warſchau 324. Diebitſch vor Warſchau 332. Die Schlacht bei Grochow 334. Dwernicki 339. Schlacht bei Oſtrolenka 340. Diebitſch' und Conſtantins Ende 341. Gielguds Zug gegen Lithauen 342. Dembinski 344. Paskiewitſch vor Warſchau 345. Warſchaus Fall 347. Zerſtreuung der Polen 349.

Zwölftes Buch. Die Bewegung in Deutſchland 352

Aeußere Ruhe S. 352. Ludwig von Bayern 356. Der Zollverein 357. Die Revolution in Braunſchweig 359. Unruhen in Sachſen 361 und Heſſen 363. Leopold von Baden 366. Das Hambacher Feſt 368. Die Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni 370. Das Frankfurter Attentat 370. Der Congreß zu München-Grätz 371. Die kirchliche Union in Preußen 374. Die Cholera 375. Das Lager von Kaliſch 377. Ruhe in Oeſterreich 378. Oppoſition in Ungarn 380.

Dreizehntes Buch. Die Bewegung in der Schweiz und Italien . 384

Die alten Ariſtokratien in der Schweiz S. 384. Die Verfaſſungsreformen von 1830 386. Die Revolution in Baſel 388 und Neuſchatel 389. Das Siebener-Concordat 390. Der Sarner Bund 391. Zürich 392. Die Badner Conferenz 394. Mazzini 395. Die Päpſte 400. Revolution in Modena 400 und Bologna 401. Einmarſch der Oeſterreicher 403. Karl Albert 406.

Vierzehntes Buch. Das Bürgerkönigthum in Frankreich . . . 407

Ludwig Philipp im Glück S 407. Laffitte's Entfernung 414. Perier 415. Aufſtand in Lyon 419 und Grenoble 421. Die St. Simoniſten 422. Die Cholera 425. Die blutige Todtenfeier Lamarques 426. Die Herzogin von Berry 429. Der tiers parti 433.

Seite

Lamennais 434. Die Corruption 435. Die Enthüllungen im Schloſſe Blaye 436. Zweiter Aufruhr in Lyon 439. Thiers 441. Fieschis Attentat 442. Die Septembergeſetze 443. Der Herzog von Orleans 446. Montebello in der Schweiz 446. Molé 448. Algier 448. Die Niederlage vor Conſtantine 449.

Fünfzehntes Buch. Das gräcoruſſiſche Syſtem 451

Die Macht Rußlands S. 451. Syſtem des Kaiſer Nicolaus 452. Das polniſche Statut 454. Verfolgung der katholiſchen Kirche 456. Die Synode von Polock 45[illegible]. Allocution des Papſtes 461. Verfolgung der Lutheraner 463. Redſchid Paſcha in Albanien 465. Kapodiſtrias in Griechenland 465. König Otto von Griechenland 468. Ibrahim in Syrien 471. Der junge Sultan Abdul Meſchid 473. Die europäiſche Intervention in Spanien 475. Die Tſcherkeſſenkriege 476. Die ruſſiſche Expedition nach Chiwa und die engliſche nach Kabul 478.

Geſchichte

der letzten vierzig Jahre

(1816—1856).

Erſtes Buch.

Die Reſtauration in Frankreich.

Im vorigen Jahrhundert galt das ſ. g. europäiſche Gleichgewicht, d. h. die Großſtaaten überwachten einander mit Eiferſucht, daß keiner durch allzugroße Ausdehnung ſeiner Macht dem andern gefährlich werden konnte; mehrere verbanden ſich gelegentlich gegen einen dritten, wenn derſelbe den Verſuch machte, das Gleichgewicht zu ſtören, und alle duldeten die Unabhängigkeit der mittleren und kleineren Staaten, weil kein Großſtaat dem andern eine Machtvermehrung durch Unterwerfung derſelben geſtattete. Dieſes europäiſche Gleichgewicht wurde durch Napoleon erſchüttert, welcher Alleinherr in Europa werden wollte und nahe daran war, ſein Ziel zu erreichen. Nach ſeinem Sturz aber und nachdem Frankreich in ſeine alten Grenzen zurückgewieſen war, ſtellten die gegen ihn verbündet geweſenen Großmächte das europäiſche Gleichgewicht wieder her und gelobten ſich, es ferner weder ſelbſt zu ſtören, noch ſtören zu laſſen. Dieſe Großmächte waren Rußland, England, Oeſterreich, Preußen und das der alten Dynaſtie der Bourbons zurückgegebene Frankreich. Sie bildeten zuſammen die ſ. g. Pentarchie oder Fünfherrſchaft. Von ihrer Entſcheidung, ſo lange ſie zuſammenhielten, hing das Schickſal Europa's ab. Ihre Diplomaten blieben in beſtändigem Verkehr, ihre Fürſten ſelbſt kamen wiederholt auf Congreſſen zuſammen, um die Ruhe Europa's, ihre eigne Einigkeit und durch dieſelbe ihre ſchiedsrichterliche Obergewalt über den Welttheil fortdauernd zu behaupten.

Kaiſer Alexander I. von Rußland bemühte ſich, dieſer Pentarchie eine höhere Weihe zu geben, indem er ſchon während ſeines Aufenthalts in Paris kurz vor dem Abſchluß des zweiten Pariſer Friedens die Monarchen von Oeſterreich und Preußen bewog, mit ihm vereint eine heilige Allianz zu ſtiften, in deren Urkunde (unterzeichnet am 26. September 1815) ſie einander gelobten und im Angeſicht der Welt feierlich erklärten, ſie wollten ſich bei allen ihren künftigen Regierungshandlungen in ihrer innern wie äußern Politik lediglich die Gebote der chriſtlichen Religion zur Richtſchnur nehmen, wahre Väter ihrer Völker ſeyn, Gerechtigkeit üben, die chriſtliche Bruderliebe unter den Völkern fördern und den Frieden erhalten. Frankreich wurde damals noch von fremden Truppen bewacht und galt noch nicht als ſelbſtſtändig genug, um ſchon in den Bund eintreten zu können. England aber lehnte die Theilnahme ab, um ſich keine Verpflichtungen aufzuladen, die zuletzt gegen ſein Intereſſe laufen könnten. Der Papſt wurde zum Eintritt nicht eingeladen, weil ſein verjährter Anſpruch auf das Schiedsrichteramt im Namen Jeſu Chriſti mit dem neuen Anſpruch der weltlichen Großmächte collidirt haben würde. Dagegen traten die meiſten Staaten zweiten Ranges bei, um einen Anſpruch mehr auf den Schutz der Mächtigen zu haben. Die h. Allianz kam ohne Zweifel dem allgemeinen Wunſche der ſo lange mißhandelten und faſt zu Tode gehetzten, der Ruhe, des Friedens und eines väterlichen Regiments dringend bedürftigen Völker entgegen. Sie entſprach dem frommen Glauben, in welchem dieſe Völker ſich aufopfernd in den letzten und verzweiflungsvollſten Kampf geſtürzt hatten, um die wankenden oder ſchon zuſammengeſtürzten Throne ihrer Fürſten wieder dauernd aufzurichten. Der Dank der Fürſten konnte ſich gegen die Völker nicht befriedigender ausſprechen, als durch die Zuſicherungen der heiligen Bundesacte.

Aber der praktiſche Menſchenverſtand zweifelte an der Durchführbarkeit deſſen, was der h. Bund verſprach. Das Intereſſe der zum h. Bunde vereinigten Mächte war nur eine gegenſeitige Gewährleiſtung der monarchiſchen Allgewalt gegenüber den Völkern, die etwa nicht willig genug gehorchen wollten, eine Art von großer continentaler Polizei. Und der Urheber des h. Bundes, Kaiſer Alexander, ſchien ſich deſſelben als eines Mittels zu bedienen, um auf dem Continent eine vorragende Stellung, ſogar die Oberleitung zu behaupten. Dieſes Uebergewicht wurde Rußland bereits von Preußen und Frankreich zugeſtanden.

Die Großmächte hatten ſich die Durchführung des vom h. Bunde zur Schau getragenen Principes ſelbſt ungemein erſchwert, ſofern ſie beim Wiener Congreß und zweiten Pariſer Frieden nicht darauf bedacht geweſen waren, die Völker in eine natürliche Lage zu bringen. Nur im Natürlichen würde eine Bürgſchaft der Sicherheit und Dauer gegeben geweſen ſeyn. Es lag jedoch, man muß ſo billig ſeyn, dies anzuerkennen, im Jahr 1815 nicht in der Macht irgend eines der Sieger, gegen das Intereſſe der übrigen eine Neugeſtaltung Europa's durchzuführen, die dem wahren Bedürfniſſe der Völker beſſer entſprochen hätte. Bei der Ausgleichung ihrer gegenſeitigen Intereſſen waren die Sieger ſogar in die Lage gekommen, zur alten Unnatur, die ſich nicht mehr ändern ließ, manche neue hinzuzufügen. Es blieben nämlich nicht nur viele Völkerſchaften in der unnatürlichen Weiſe getheilt und mit durchaus heterogenen Völkern zu einem Staate verbunden, wie dies ſchon im vorigen Jahrhundert der Fall geweſen war, ſondern in dieſelbe unnatürliche Lage wurden nun auch erſt die Confeſſionen gebracht. Durch die Arrondiſſements von 1815 erhielten katholiſche Herren proteſtantiſche, und proteſtantiſche Herren katholiſche Unterthanen in einem für beide Theile bedenklichen, vorher nie dageweſenen Mißverhältniß.

Ferner hätte aus dem chriſtlichen Princip des h. Bundes für die dabei betheiligten Großmächte das Recht und die Pflicht hervorgehen ſollen, darüber zu wachen, daß in den Staaten zweiten Ranges väterlich regiert werde; allein es geſchah nicht und ſchreiende Fälle von Mißregierung, wie in Spanien, wurden geduldet, ja ſogar in Schutz genommen.

Sollte nun aber der h. Bund, abgeſehen von ſeinem chriſtlichen Aushängeſchilde, nur eine Verbindung der Großmächte zur Aufrechthaltung ihrer Herrſchgewalt ſeyn, ſo ſcheint derſelbe einen Fehler begangen zu haben, indem er Frankreich nicht noch mehr ſchwächte, als geſchehen iſt, und den Franzoſen in ihrer Verfaſſung ein Mittel geſetzlicher Auflehnung ließ. Rußland wollte Frankreich groß und ſtark erhalten, damit Deutſchland nicht zu mächtig werde. Ludwig XVIII., auf dem franzöſiſchen Thron wiederhergeſtellt, brachte ſeinem Volke das Geſchenk einer Verfaſſung, in der Abſicht, dadurch populär zu werden. England unterſtützte ihn in dieſer conſtitutionellen Politik, indem es in der franzöſiſchen, der engliſchen ähnlichen Verfaſſung eine natürliche Allianz ſah, die ihm ein willkommenes Gegengewicht gegen den Abſolutismus der drei übrigen Großmächte verſprach. Die mittleren und kleinen deutſchen Fürſten gaben gleichfalls ihren Völkern Verfaſſungen, um ſich populär zu machen, den Makel des Rheinbunds zu verwiſchen und, an England und Frankreich ſich anlehnend, Oeſterreich und Preußen das Gegengewicht zu halten. Aber eine zwingende Nothwendigkeit, die das neue Verfaſſungsweſen unvermeidlich gemacht hätte, war überall nicht vorhanden und es gab im Jahr 1815 noch einen Moment, in welchem es Rußland, Oeſterreich und Preußen hätte gelingen können, den engliſchen Einfluß in Frankreich zu ſchwächen und die Verfaſſung zu unterdrücken, deren ſich dann auch die deutſchen Mittelmächte würden haben enthalten müſſen. Die franzöſiſche Verfaſſung mußte, das konnte man vorausſehen, nach und nach allen Elementen der Oppoſition in Frankreich geſetzliche Waffen leihen und zu einer Macht heranwachſen, gegen welche der ſchwache Thron der Bourbons nicht ausreichend geſchützt war. Und wie ſehr dadurch alle Oppoſitionen auch im übrigen Europa gekräftigt werden würden, verſtand ſich von ſelbſt. Man hätte daher von Seiten der Mächte, welche die h. Allianz ſchloſſen, mehr Einwendungen gegen die franzöſiſche Verfaſſung erwarten ſollen. Daß keine erfolgt iſt, lag wohl zunächſt an Rußland, welches den Verfaſſungsſtürmen im Weſteuropa am ruhigſten zuſehen und von der Verwirrung in dieſem Theil des Continents zuletzt immer nur Nutzen ziehen konnte. Im Uebrigen war es ein Verhängniß und die Menſchen wußten eigentlich nicht, was ſie thaten.

Die chriſtlichen Vorſätze der h. Allianz waren gewiß niemand ſo aufrichtig ernſt, wie der königlichen Familie in Frankreich. Nachdem ein furchtbares Gottesgericht die Sünden ihrer Väter heimgeſucht hatte an dem unſchuldigen Haupte Ludwigs XVI. und in mehr als zwanzigjähriger Verbannung ihre letzte Hoffnung verſchwunden ſchien, führte ſie die göttliche Gnade wie durch ein Wunder wieder auf der Väter Thron zurück. Es mußte ihr alles daran liegen mit der wiedererlangten Macht Weisheit und Güte zu paaren, um die Herzen der Franzoſen wieder zu gewinnen und ſich auf dem Throne, den ihr fremde Waffen erobert hatten, durch eigne Tugend zu befeſtigen. An ihrem redlichen Willen zu zweifeln, war von Seiten derer, die es thaten, ungerecht und grauſam. Aber über das Syſtem, nach dem ſie verfahren ſollte, war die Meinung in ihrem eignen Schooße zwieſpältig. König Ludwig XVIII., ein ruhig überlegender und weltkluger Herr, hegte weder Rachegedanken, noch theilte er die romantiſchen Gefühle der heimgekehrten Emigrirten, die nur für das alte, geweſene und nimmermehr wiederkehrende Frankreich ſchwärmten. Er wußte, wie unpopulär und verhaßt dieſe Emigrirten waren. Er wollte alſo dem neuen Frankreich gerecht werden, ſich neue Sympathien gewinnen. Er hoffte auf die Zeit. Die Anhänger Napoleons waren niedergeſchmettert, die Republikaner durften ſich nicht rühren. Das bewaffnete Europa, deſſen Heere noch den Oſten Frankreichs beſetzt hielten, würde keine Schilderhebung geduldet haben. Frankreich bedurfte dringend der Ruhe und Erholung. Dieſe ihm von der Vorſehung gewährte ruhige Zeit wollte nun der König benutzen, um mittelſt der Verfaſſung zunächſt den gebildeten Mittelſtand zu gewinnen und eine conſtitutionelle Mittelpartei um ſich zu ſchaaren. Anders dachte ſein Bruder, Herzog Karl von Artois, um den ſich die ganze Emigration gruppirte. Derſelbe hatte längſt die Sünden ſeiner Jugend gebüßt und war in der Verbannung und im Alter ernſt und wahrhaft fromm geworden. Rachegedanken lagen auch ihm fern, aber die Klugheit ſchien ihm vom Syſtem ſeines Bruders abzurathen. Die zweite ſchmähliche Vertreibung der Bourbons im Jahr 1815 glaubte er, ſey zum großen Theil durch ſeines Bruders Schwäche verſchuldet worden. Wenn Ludwig XVIII. nicht ſo viel nachgegeben, wenn er ſtreng und kräftig regiert hätte, würde wenigſtens der Schimpf vermieden worden ſeyn. Was hatte ihm die Verfaſſung genutzt, die er damals ſchon dem franzöſiſchen Volke gegeben? Er war überall verrathen und verlaſſen worden. Karl würde alſo lieber als abſoluter Monarch die Alleinherrſchaft durchgeführt und ſich dabei auf Adel und Klerus geſtützt haben. Zu verſtändig, um nicht einzuſehen, daß dieſe Stützen damals morſch und wankend waren, und keineswegs davon überzeugt, daß ſein Syſtem ſiegen müßte, hielt er es doch auch im Fall des Unglücks für das allein ehrenhafte. Ein ritterlicher Inſtinkt ſagte ihm, es ſey beſſer, im offnen Kampf unterzugehen, als ſich von falſchen Freunden und Verräthern die Hände binden und hohnlachend abſchlachten zu laſſen. Das königliche Blut rollte heißer in ihm, als in ſeinem Bruder. Den endloſen Verwünſchungen und Verleumdungen gegenüber, mit denen er überhäuft wurde und noch wird, muß man gerecht ſeyn. Das Unglück ſollte wenigſtens in den Beziehungen nicht beſchimpft werden, in denen es am meiſten auf Ehre hielt.

Das Unglück war dieſer Familie auf die Stirn geſchrieben. Nie vergibt ein Volk denen, die es auf dem Gewiſſen hat. Das blutige Haupt Karls I. trieb die Stuarts vom Throne zurück, das blutige Haupt Ludwigs XVI. die Bourbons. Das einzige neue Feſt, was Ludwig XVIII. in Frankreich einführte, war ein Trauerfeſt, die Feier des Todestags ſeines hingerichteten Bruders (21. Januar). Ein Act der reinſten Pietät, den zu verſäumen herzlos geweſen wäre, und doch ein politiſcher Fehler, weil das franzöſiſche Volk nun einmal die Bußfertigkeit der trauernden Familie nicht theilte. Das Feſt war ein Vorwurf für das Volk und es grollte darüber.

In der ganzen Familie war Niemand, der dem franzöſiſchen Volke Neigung oder eine neue Begeiſterung hätte einflößen können. Der König, ungewöhnlich dick und vom Podagra gelähmt, konnte nicht zu Pferde ſitzen, ja kaum gehen. Sein Wohlwollen und ſein conſtitutioneller Eifer wurde nur als eine ſchwache Seite aufgefaßt, die man zu ſeinem Verderben ausbeuten wollte. Der magre Herzog von Artois mit etwas hängender Unterlippe wurde glühend gehaßt, der ſchwärzeſten Abſichten gegen das Volk beſchuldigt und zugleich karikirt und lächerlich gemacht, bald als Don Quichote, bald als frömmelnder Jeſuit. Seine beiden Söhne, die Herzoge Ludwig von Angoulème und Karl von Berry, waren ganz unbedeutende Perſönlichkeiten. Der erſtere hatte ſich mit Maria Thereſia, der Tochter des hingerichteten Königs, vermählt, die kinderlos nur dem Andenken ihrer unglücklichen Eltern und dem Gebete lebend als eine wittwenhafte Trauergeſtalt auf die ganze Familie einen düſteren Schatten warf.

Flößten die Bourbons ſelbſt weder Ehrfurcht noch Mitleid ein, ſo noch viel weniger die Emigrirten. Zwar unter dem Adel bemerkte man noch reine ritterliche Charaktere, wie Laroche-Jaquelin, einen hochherzigen Dichter, wie Chateaubriand, deſſen génie du christianisme dem bisher in Frankreich herrſchenden Voltaireanismus die erſte tödtliche Wunde beigebracht hatte. Aber es gab auch unter den Emigrirten viele „Geſtalten“ von ſonderbarem und lächerlichem Anſehen, markloſe Mumien in verſchollenen Uniformen, platte ſauerſehende alte Damen in häßlichen Hüten, überall das Widerſpiel der jungen luſtgedrungenen, ſiegestrunkenden Helden- und der blühenden, nur zu frei ihre Reize zur Schau ſtellenden, glücksfrohen Damenwelt des Kaiſerreichs. Am meiſten ſchadete den Emigrirten, außer ihrer Greiſenhaftigkeit, daß ſie unter dem Schutz fremder Bayonette zurückgekehrt waren und, ſelber ohne ein Verdienſt, jetzt den Bürgerlichen, die ſich in der Revolution und unter Napoleon um Frankreich verdient gemacht, den Rang ablaufen wollten.

Es grenzt in der That an Naivetät, wenn die Staatsmänner, die auf den großen Congreſſen ſaßen, ſich einbildeten, die Dinge würden in Frankreich ſich ſo geſtalten, wie ſie vorausſetzten, blos weil ſie es ſo gewollt und befohlen hatten. Die Verachtung der Natur, die Mißkennung der Wahrheit konnte kaum weiter gehen. Jene europäiſchen Staatsmänner hatten ſchon im Jahr 1815 die Erfahrung gemacht, wie unhaltbar die Reſtauration der Bourbons in Frankreich ſey, und doch befahlen ſie zum zweitenmal, ſie müſſe halten.

Die ſeit der Schlacht von Waterloo wie angedonnerten, zweimal beſiegten, gänzlich niedergeworfenen und durch die noch im Lande ſtehende Armee der Feinde geknebelten Parteien, welche die ruhmvollen Erinnerungen des Kaiſerreichs oder die Hoffnungen der Republik im Herzen trugen, ſchwiegen nur, waren aber nicht untergegangen. Unvermerkt wuchs ſogar ihre Stärke an, indem ſie ſich im gemeinſamen Haſſe gegen die Bourbons und die Emigration verbunden fühlten. Was in Frankreich nicht gedruckt werden konnte, wurde von Belgien aus über die Grenze geſchmuggelt. Der „gelbe Zwerg“ brachte von Brüſſel alle Bosheiten nach Paris, die dort ſelbſt die Cenſur nicht hätten paſſiren können. Dieſer kleine Krieg des Witzes ſchien bedeutungslos, aber er verrieth die grollenden Mächte, die ſich damals noch in der Nation verborgen hielten. Sollten die Kinder der großen Armee, die zurückgeſetzten Generale, die vielen brodlos entlaſſenen Offiziere, die alten Schnurrbärte der

Garde, der junge, durch die Thaten der Väter begeiſterte kriegsluſtige Nachwuchs in Stadt und Land, ſollten die Männer des Volks aus der Zeit der erſten Revolution, wie Lafayette, der eitle ehrgeizige Nachwuchs von Rednern, wie Benjamin Conſtant, die ewig nach Neuem begierige Jugend des gebildeten Bürgerſtandes, die Liberalen, die polytechniſchen, die Rechtsſchüler, die jungen Genies und Emporkömmlinge im Handelsſtande, ſollte endlich die brauſende, immer an große welthiſtoriſche Schauſpiele gewöhnte Pariſer Bevölkerung ſich je im Ernſt den Anſprüchen der welken Emigration fügen und immer ruhig und geduldig bleiben?

Das wäre gegen die Natur geweſen. Deshalb gab ſich der König alle Mühe, ſich der Nation anzuſchließen, der Nation Vertrauen zu erwecken und die Emigrirten zu desavouiren. Als ſich ihm nach ſeiner Reſtauration im Jahr 1815 eine Deputation von Bauern aus der Vendée in ihrer Landestracht vorſtellen wollte, wies er ſie ab. Man hat ihm das damals und ſpäter vorgeworfen, aber er wollte nur den Schein vermeiden, als ſey es ſeine Abſicht, ſeinen neuen Thron auf die wenigen alten Anhänger der Emigration zu ſtützen. Er wollte die Emigration und die Vendée vergeſſen machen, um ſich als conſtitutioneller König durch die Verfaſſung mit der ganzen Nation zu identificiren, ſich auf alle Gebildete der Nation ſtützen.

Auch traf er eine gute Wahl, indem er den Herzog von Richelieu zu ſeinem erſten Miniſter ernannte. Unter allen Emigrirten hatte dieſer Herzog unſtreitig das größte Verdienſt. Er hatte ſchon lange Jahre in ruſſiſchem Dienſte gelebt und als Schöpfer und Gouverneur von Odeſſa durch Humanität, adminiſtratives Talent und große Thätigkeit allſeitige Anerkennung und einen europäiſchen Ruf erworben. Der König ſchmeichelte zugleich durch dieſe Wahl dem ruſſiſchen Kaiſer. Richelieu hätte es vorgezogen, nach Odeſſa zurückzukehren und übernahm ſein neues Amt nur aus Rückſicht auf den König ohne Eigennutz und ohne Betheiligung an dem reactionären Eifer andrer Emigrirten. Sein Syſtem war, in Eintracht mit der Pairs- und Deputirtenkammer in dem tief erſchütterten Reiche wieder Ruhe und Ordnung zu befeſtigen und dadurch dem übrigen Europa diejenigen Bürgſchaften zu geben, die ein baldiges Zurückziehen der alliirten Executionstruppen ermöglichen ſollten. Die Kammern wurden im October 1815 verſammelt. Die denſelben vorgelegten und auch angenommenen Geſetzesentwürfe gegen Aufruhr, die der Regierung die Macht gaben, ohne Umſtände verdächtige Perſonen zu verhaften und politiſche Verbrecher von Prevotalhöfen mit Umgehung der Geſchwornen richten zu laſſen, waren als Ausnahmsgeſetze für den unleugbaren Ausnahmszuſtand, in welchem ſich Frankreich nach Napoleons Sturz befand, nur zu nothwendig und in jeder Weiſe gerechtfertigt. Desgleichen die Auflöſung der damals durch und durch rebelliſchen polytechniſchen Schule. Eben ſo natürlich waren die aus der Kammer ſelbſt hervorgehenden und gleichfalls zum Geſetz erhobenen Anträge auf Wiederherſtellung des kirchlichen Anſehens. Der Vicomte von Caſtlebajac trug nämlich darauf an, daß die Kirche wieder Eigenthum erwerben dürfe, und Bonald, daß das kirchliche Verbot der Eheſcheidung wieder in Kraft trete. Es bezeichnet die ängſtliche Vorſicht des Königs, daß er ſolche Anträge nicht vom Miniſterium ausgehen ließ. Er hätte ſich ihrer nicht zu ſchämen brauchen. Die Kirche war ſeit ihrer förmlichen Ausrottung während der erſten Revolution durch Napoleon nur oberflächlich und nur mit halbem Willen wiederhergeſtellt worden. Noch waren 5000 Pfarreien in Frankreich ohne Prieſter, die angeſtellten Prieſter aber elend beſoldet. In Paris verſammelte ſich eine Congregation von Kirchenfreunden und in Angers begann Abbé de Rauzan im Frühjahr 1816 die Miſſionen, eindringliche Bußpredigten vor dem Volk unter freiem Himmel mit Beichte und Aufpflanzung des hohen Kreuzes, im Gegenſatz gegen die Pflanzung der Freiheitsbäume in der Revolution. Das Volk ſtrömte in Maſſe herbei, wohin die Miſſionäre kamen, und ſeine brünſtige Andacht beſchämte die gebildeten Freigeiſter, die über dieſe Erſcheinung ganz wüthend waren und ſich zunächſt durch wohlfeile Ausgaben der Werke Rouſſeau's und Voltaire's rächten, die in ungeheuren Maſſen verbreitet wurden.

Wie gefügig auch die Kammer war (die der Spott la chambre introuvable nannte), der Herzog von Artois und der von der Emigration heimkehrende Adel war doch weder mit ihr, noch mit dem Miniſterium und dem gemäßigten Syſtem des Königs zufrieden. Der Herzog weigerte ſich, in der Pairskammer den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten. Sein Scharfblick ſah die Gefahr voraus, die ſeiner Dynaſtie von dieſer Seite her in Zukunft drohen würde. In dem von ihm in den Tuilerien bewohnten Pavillon Marſan pflegten ſich die Männer zu verſammeln, die der Verfaſſung abhold waren, die eine abſolute Regierung für nothwendig, alle conſtitutionellen Conceſſionen für gefährlich hielten, demnach in der Reaction weit über den König hinaus (ultra regem) gehen wollten und die man deshalb die Ultras nannte. Dieſe waren nun unabläſſig bemüht, die Kammermehrheit zu erlangen und hatten auch den Miniſter des Innern, Vaublanc, für ſich gewonnen. Die Waage ſchwankte. Da entſchloß ſich der König raſch und entließ nicht nur Vaublanc, ſondern auch die Kammer, im April 1816.

Zu dieſen Maasregeln trugen die Unruhen im Süden nicht wenig bei. Schon 1815 hatte hier die fanatiſch royaliſtiſche und klerikale Partei blutige Rache an den Anhängern Napoleons geübt. Hier war Marſchall Brune vom Volk ermordet worden. Hier hatte man ſelbſt die Beamten nicht reſpectirt und dem König ſeine Nachgiebigkeit offen vorgeworfen. Die Verdets, eine Mörderbande, zogen unter dem ſchrecklichen Treſtaillon umher und ſchlachteten zu Nismes und in der Umgegend die als Bonapartiſten verdächtigten Proteſtanten. Kein Alter noch Geſchlecht wurde verſchont, die Häuſer angezündet. Was fliehen konnte, rettete ſich in die Wälder. Der Herzog von Richelieu ſchickte einen ſeiner perſönlichen Freunde, den General Grafen Lagarde nach Nismes, um die Ruhe herzuſtellen aber ein Gefährte Treſtaillons ſchoß den General vom Pferde. Ganz Aehnliches geſchah in Toulouſe, wo General Ramel, als er Ruhe ſtiften wollte, gleichfalls erſchoſſen wurde. Es war unmöglich die Mörder zu beſtrafen, die Geſchwornen ſprachen ſie frei. Der König hatte keine Autorität im Süden. Treſtaillon begann ſeine Rolle von neuem, führte eine zahlreiche mit rothen Kreuzen bezeichnete Bande nach Lyon und bedrohte dort die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthumes dermaßen, daß die heimlichen Bonapartiſten, auf den Unwillen, der in der ganzen Stadt herrſchte, vertrauend, am 26. Januar 1816 die Büſte Napoleons II. (des Herzogs von Reichſtadt) durch die Straßen trugen und ſich bewaffneten. Sie wurden aber, weil die Truppen nicht abfielen, leicht beſiegt und den Prevotalhöfen ausgeliefert. Ebenſo unterlagen die kleinen Aufſtände in Tarraſcon, Rennes, Nantes, zuletzt am 4. und 5. Mai ein größerer in Grenoble, indem hier ein gewiſſer Didier ſich mit einem napoleoniſtiſchen Anhang der Feſtung bemächtigen wollte. Er wurde gefangen und man hieb ihm Hand und Kopf ab. Die Hinrichtungen folgten ſich in Menge.

Dieſe Blutſcenen, unvermeidlich im Intereſſe der Ordnung, betrübten den König tief. Doch ließ er ſich von den Ultras nicht einſchüchtern, ihre Aufhetzungen beſtärkten ihn vielmehr in ſeiner Mäßigung. Indem er im Juni den Herzog von Berry, der etwas muntrer als ſein Bruder, gutmüthig und der Mäßigung zugeneigt war, mit der Prinzeſſin Caroline von Neapel vermählte, um einen Thronfolger zu erhalten, hoffte er an dieſem jungen Hofe ſich eine Stütze gegen den Pavillon Marſan zu erziehen. Eine andere fand er an Decazes, der als Polizeiminiſter die Umtriebe der Ultras am beſten kannte, ihn dringend vor dem Uebermuthe dieſer Partei warnte und ihm rieth, eine neue Kammer wählen zu laſſen, in welche gemäßigtere Männer eintreten würden. In Folge deſſen löſte der König am 5. September definitiv die Kammer auf.

Alles ging nach Wunſch. Die neuen Wahlen fielen auf Anhänger der Mäßigung, die Ultras blieben in der Minderheit und Lainé, der an Vaublancs Stelle Miniſter des Innern geworden war, ſetzte ein neues Wahlgeſetz durch, nach welchem das Wahlrecht auf Alle ausgedehnt wurde, welche 300 Franken direkte Steuer bezahlten. Dadurch wurden 90,000 neue Wahlſtimmen geſchaffen, welche größtentheils dem bürgerlichen Stande angehörten. Auch die Cenſur wurde ermäßigt und Bücher, über 20 Bogen ſtark, für cenſurfrei erklärt. Die Prevotalhöfe wurden aufgehoben. Für die Armee wurde die Conſcription wiederhergeſtellt, der Adel davon nicht ausgeſchloſſen und die Ernennung zu Offiziersſtellen ausſchließlich vom Verdienſt abhängig gemacht. Vergebens grollten die Ultras. Die Kammermehrheit und die Regierung giengen Hand in Hand. In der erſteren begannen neue Namen zu glänzen, die ſpäter zu immer größerem Ruhme gelangt ſind, die beiden Bankiers Laffitte und Caſimir Perrier, Dupont de l'Eure ꝛc. Die vom König ſo ſehnlich gewünſchte Allianz des Throns mit dem Bürgerthum ſchien erreicht und Europa ſah Frankreich in Ruhe und mit ſeiner Verfaſſung zufrieden. Die einzigen Ruheſtörer waren die Ultras geweſen.

Mehr bedurfte es nicht, um den Herzog von Richelieu zu der Hoffnung zu berechtigen, er habe ſeine politiſche Miſſion vollendet. Er unterhandelte insgeheim mit ſeinem ehemaligen Gebieter, dem Kaiſer von Rußland, ſtellte ihm die Sachlage vor und erlangte von ihm ſchon 1817 die Entfernung eines Theils der fremden Executionsarmee, und 1818 eine noch großmüthigere Reduction der franzöſiſchen Geldſchuld. Am 25. April dieſes Jahres kündigte Richelieu der angenehm überraſchten Kammer an, Kaiſer Alexander habe die übrigen Großmächte bewogen, ihre Forderungen an Frankreich auf eine Rente von 12—13 Millionen Franken zu reduciren, und wenn Frankreich darauf eingehe, würden die letzten Executionstruppen ohne Zweifel den franzöſiſchen Boden räumen. Natürlicherweiſe wurden dieſe Propoſitionen mit Dank angenommen und die Rente wurde durch Unterzeichnungen alsbald gedeckt.

Im Herbſt deſſelben Jahres kamen die Monarchen, die den Pariſer Frieden unterzeichnet hatten, und ihre berühmten Miniſter zu einem Congreß in Aachen zuſammen, hießen alles gut, was zwiſchen Kaiſer Alexander und Richelieu verabredet war, feierten

Feſte und gingen nicht auseinander, ohne abermals einen geheimen Vertrag geſchloſſen zu haben, der nur eine kleine Abänderung der h. Allianz war, ſofern diesmal auch England und Frankreich beitraten. Das war jetzt erſt die förmliche Begründung der europäiſchen Pentarchie. Die fünf Mächte erklärten, den Frieden Europa's wahren und immer in gegenſeitigem Einverſtändniß operiren zu wollen, um dieſen Zweck zu erreichen. Wo irgend eine Störung drohe, ſollten alsbald perſönliche Zuſammenkünfte der Monarchen oder ihrer erſten Miniſter (Monarchencongreſſe oder Miniſterconferenzen) eingeleitet werden.

Der europäiſche Horizont erſchien indeß dem Aachner Congreß nicht ganz wolkenlos. Der Herzog von Richelieu hatte einige Mühe, die Monarchen zu überzeugen, daß ſein in Frankreich eingehaltenes Syſtem das ganz richtige ſey. Die Begünſtigung der bürgerlichen Kammermehrheit zum Nachtheil der adeligen Ultras ſchien Manchem bedenklich. Indeß entzogen ſie dem Herzog ihr Wohlwollen nicht, gewährten ihm alle ſeine Wünſche und rechneten im ſchlimmſten Fall auf ihre Macht, welche ſtark genug war, etwaige neue Bewegungen in Frankreich zu zügeln. Als nun die neuen Kammerwahlen in Frankreich am Ende des Jahres noch viel ungünſtiger, als die früheren, für die Ultras ausfielen und ſogar der gefürchtete Lafayette gewählt wurde, dankte der Herzog von Richelieu Gott, daß der Congreß nicht mehr beiſammen war, daß er die Vorwürfe derer, denen er zu viel verſprochen hatte, nicht mehr anhören mußte und legte ſein Amt am 27. Dezember nieder mit dem Bewußtſeyn, nach beſtem Willen redlich ſeinem Könige gedient zu haben, jedoch auch mit der marternden Sorge, er habe das Königthum vielleicht ſchlimmern Feinden überliefert, als die waren, die er im Pavillon Marſan unterdrückt hatte. Er war ohne Vermögen. Die Kammern votirten ihm eine Dotation von 50,000 Franken, aber er ſchenkte ſie den Spitälern von Bordeaux.

Decazes trat an ſeine Stelle, um die Allianz des Thrones mit dem Bürgerthum noch mehr zu befeſtigen. Ludwig XVIII.

würde jedoch kaum ſo kühn vorgeſchritten ſeyn, wenn er nicht der heimlichen Zuſtimmung Rußlands verſichert geweſen wäre. Neſſelrode, der erſte ruſſiſche Diplomat, kam ſelbſt nach Paris, nachdem ein anderer Günſtling und Botſchafter des Kaiſer Alexander, Graf Orlow, im Sinn der Ultras große Beſorgniſſe ausgeſprochen hatte. Neſſelrode fand, die franzöſiſche Verfaſſung ſey das beſte Mittel, den König in Paris in der ruſſiſchen Vaſallenſchaft zu halten, ein König der Ultras würde ſo geſchmeidig nicht ſeyn. Alſo durfte Decazes mit ruſſiſcher Erlaubniß Freiheiten die Hülle und Fülle ausſtreuen. Am 1. Mai 1819 gab derſelbe Frankreich die Preßfreiheit, erließ eine Amneſtie für eine Menge bisher Verbannte, legte ſich ſelbſt und ſeinen Collegen durch ein Geſetz über die Verantwortlichkeit der Miniſter ſtrenge Pflichten auf und überſtimmte die unzufriedenen Ultras, als ſie in der Pairskammer Widerſtand leiſteten, durch die Ernennung von 60 neuen, ſeinem Syſtem ergebenen Pairs. Das waren nun alles Notabilitäten aus der Kaiſerzeit oder Conſtitutionelle, der König fand nicht einen einzigen Mann des Hofes darunter, ſtrich ein paar Namen aus und erſetzte ſie mit andern, damit ich, wie er lächelnd ſagte, wenigſtens Einen von den Meinigen unter den Ihrigen ſehe. Die Ultras waren außer ſich, hielten den König für wahnſinnig, daß er ſich ſo ganz ſeinen geborenen und geſchworenen Feinden hingebe und die ganze Familie verrathe und tobten ihren Zorn im „Converſateur" aus, einem von Chateaubriand, Bonald und Lamennais geſchriebenen Journal. Chateaubriand vergaß dabei die Würde der Religion, die er früher ſo ſiegreich vertreten hatte, und die Grazie des Schönen, die dem berühmten Dichter geziemt hätte. Seine Leidenſchaftlichkeit und die Maßloſigkeit ſeiner Rede ſteckten die ganze Preſſe und die Kammer an. Die Pariſer Luft durchzog ein Miasma von Beſchimpfungen, von Gift des wüthendſten Haſſes. Die Fragen des Tages rechtfertigten dieſe furchtbare Aufregung der Geiſter nicht, aber jeder wußte, was für geheime Gedanken dahinter verborgen lagen und daß man um die ganze Zukunft Frankreichs kämpfe. Decazes, früher im

Dienſt von Napoleons Mutter, aus unbedeutendem Anfang plötzlich zur höchſten Macht emporgeſtiegen, war dem alten Adel grenzenlos verhaßt und wurde von den Ultras aufs boshafteſte verleumdet, während ihn die bürgerliche Oppoſition nur als Werkzeug für ihre anderweitigen Plane benutzte. Dieſe Oppoſition (deren Mitglieder ſich früher Independenten nannten) erhielt jetzt erſt den aus Spanien entlehnten Namen der Liberalen. Damals ſchon unterſchied man unter ihnen conſtitutionelle Syſtematiker nach engliſch-deutſchem Zuſchnitte, die man erſt etwas ſpäter die Doctrinäre genannt hat (Royer Collard ſtand an ihrer Spitze), und die mehr praktiſchen Liberalen, aus denen ſpäter die Radikalen hervorgingen, ſchon in geheimen Geſellſchaften conſtituirt. So die Geſellſchaft für Preßfreiheit, eine ſ. g. Union und noch eine dritte, die alle in Lafayette ihren Chef erkannten, und darin einverſtanden waren, die Bourbons durch ſich ſelbſt, zunächſt die Ultras durch Decazes zu ſtürzen.*) Aber die grimmigſten Feinde der Bourbons hatten ſchon keine Geduld mehr. Der Volksdichter Beranger tauchte ſeine chansons in das ſchwärzeſte Gift des Volkshaſſes gegen die Dynaſtie und ſie wiederklangen durch ganz Frankreich, entzündeten in tauſend Herzen die feindſeligſten Entſchließungen. Die eben erſt gemaßregelte Stadt Grenoble ließ in den Abgrund von Haß hineinblicken, der hier wie in ſo vielen andern Gegenden Frankreichs das Volk gegen die Regierung einnahm. Sie wählte den alten Abbé Gregoire, eine weiland Größe der erſten Revolution, zum Abgeordneten in die zweite Kammer, obgleich (d. h. weil) er mit für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hatte. Dieſe freche Herausforderung der Krone erregte Beſtürzung unter allen Friedliebenden und rechfertigte die Ultras gegen Decazes, indem ſie bewies, dieſes Miniſters Conceſſionen hätten das Volk keineswegs loyaler, ſondern nur revolutionärer geſtimmt. Die Kammer ſelbſt fühlte das Unſchickliche in der Wahl von Grenoble und ſchloß einſtimmig den Gewählten aus. Damals ſchickte der Kaiſer von Rußland den Grafen Capodiſtrias nach Paris, um zum Rechten zu ſehen, und derſelbe ertheilte den Rath, etwas einzulenken und durch abermalige Einſchränkungen im Wahlgeſetz die Liberalen zu ſchwächen. Ehe aber dieſe Angelegenheit in die Kammer kommen konnte und während noch das Einverſtändniß der Kammermehrheit mit Decazes unerſchüttert war, wurde das künſtliche und trügliche Gewebe der Parteien plötzlich wie durch eine unterirdiſche Hand, durch einen kühnen Griff aus der Hölle heraus wieder zerriſſen. Als nämlich der Herzog von Berry am 13. Februar 1820 Abends aus der Oper kam, wurde er von einem gewiſſen Louvel, einem Sattler des k. Marſtalls, mit einem großen Meſſer todtgeſtochen. Der Mörder geſtand, dieſe That auf eigene Verantwortung, ohne Mitſchuldige, einzig im Gefühl und zum Zeichen des allgemeinen Nationalhaſſes gegen die Bourbons begangen zu haben, und mit der Abſicht, im jüngſten Prinzen, von dem allein Nachkommenſchaft zu erwarten war, die ganze Dynaſtie zu treffen.

---

*) Eitle Umtriebe des Königs der Niederlande, der in Brüſſel mit franzöſiſchen Liberalen heimlich tractirte und ſich überreden ließ, er könne durch ſie noch auf den franzöſiſchen Thron gelangen, gehören dieſem Zeitpunkt an. Der Vater ſelbſt und nicht etwa blos der Sohn, Prinz von Oranien, war dabei betheiligt.

Da ſah die fürchterliche Wahrheit dem täuſchenden Schein ins Geſicht. Chateaubriand ſagte von Decazes, der das wohlgemeinte, aber trügliche Vertrauen genährt hatte, ſein Fuß ſey im Blut ausgeglitten, er müſſe fallen. Alle Warnungen der Ultras kamen jetzt ſchnell wieder zur Geltung. Der König war unendlich betrübt und weinte bitterlich, denn er hatte alle Hoffnung auf den jungen Berry geſetzt. Der Gemordete hinterließ nur eine Tochter, aber ſeine Gemahlin noch in guter Hoffnung. Außer dem Schmerz um Berry quälte den König auch der um Decazes, denn dieſem Miniſter wurde nun allein die Schuld aufgebürdet, er allein habe die revolutionäre Geſinnung in Frankreich wieder groß gezogen, ja ein Kammermitglied nannte ihn geradezu den Mörder Berrys. Alle verlangten ſeine Abſetzung. Der König wollte lange nicht darein willigen. Erſt als ſich Richelieu bereit zeigte, die ſchwierige Regierung wieder zu übernehmen und der Herzog von Artois demſelben ſein Wort als Edelmann gab, gegen das neue Miniſterium keine Oppoſition zu machen, entſchloß ſich der König, ſeinen Liebling Decazes zu entlaſſen, den er mit Gunſtbezeugungen überhäufte, zum Herzog erhob und mit einer fürſtlichen Ausſtattung als Geſandten nach England ſchickte.

Richelieu, durch das Wort von Artois ſicher gemacht, nahm Villèle aus der Partei der Ultras mit ins Miniſterium und traf die nach der ſchrecklichen Mordthat unvermeidlich gewordenen Maßregeln, durch welche überall da, wo Decazes zu weit links gegangen war, wieder nach rechts eingelenkt werden ſollte. Aber die Regierung verlor damit alles Vertrauen; jeder, auch der kleinſte Rückſchritt wurde ihr ausgelegt, als ſei ſie ganz ins Lager der Ultras übergegangen und alſo regiere eigentlich nicht mehr der König, ſondern Artois. Der König verlor den Nimbus der Freiſinnigkeit und erſchien als ein Heuchler oder Schwächling. Nicht minder büßte der ehrliche Richelieu die hohe Achtung ein, die ihm bisher alle Parteien gezollt hatten. Er ſchien nur noch Werkzeug eines Haſſes, den er nicht theilte. Die von ihm und noch mehr von Decazes ſo liebevoll gepflegte Vereinbarung der Krone mit der bürgerlichen Mittelpartei war für immer zerriſſen. Die letztere aber war unter ihm und Decazes erſtarkt und ſchickte ſich an, die Macht, die ſie einmal errungen, jetzt gegen ihn zu gebrauchen. Die Oppoſition bedurfte des miniſteriellen Schildes nicht mehr, ſie focht von nun an unter der eigenen Verantwortung und auf eigene Rechnung. Die große Mehrheit des Volkes aber ſtand hinter ihr, denn die neue Reaction beleidigte es tief. Im April wurde die Cenſur wieder eingeführt, reclamirte die Regierung auch wieder das Recht, jeden Verdächtigen ohne Umſtände zu verhaften, und ſchränkte durch ein neues Wahlgeſetz wieder die Wahlrechte der Mittelklaſſe ein. Das gab nun den bürgerlichen Deputirten in der zweiten Kammer die erſte langerſehnte Gelegenheit, ihre Redefreiheit energiſch zu brauchen, im Namen der Nation ſich in begeiſterten Worten hören zu laſſen und die Augen der Welt auf ſich zu ziehen. Die neuen Maßregeln der Regierung überhoben die Redner der bisherigen Discretion. Der Abmarſch der fremden Truppen aus Frankreich trug auch nicht wenig bei, den Muth aufzufriſchen. So ſchlug denn in der Deputirtenkammer zuerſt General Foy den Ton mächtiger Gegenrede an, welcher immer mehr zum Donner anwachſen und in ganz Frankreich wiederhallen ſollte. Er wagte es, die Ultras eine „Handvoll Elender“ zu nennen, denen die ganze Nation gegenüberſtehe. Nicht mit Unrecht frug er, warum man dieſe ganze Nation wegen des Frevels eines einzigen Menſchen ſtrafe? und welches Spiel man mit einer Verfaſſung treibe, die vom Volk als Grundgeſetz und Palladium verehrt werden ſolle und die man heute gelten laſſe, morgen wieder nicht? Den Accent, den er auf die Verfaſſung (Charte) legte, verſtand das Volk. Ueberall tönte damals dem König und dem Miniſter auf den Straßen der Ruf entgegen: vive la charte! Benjamin Conſtant aber verkündete damals ſchon den Sturz der Bourbons, indem er ausrief: „die Republik fiel durch die rothen, das Königthum wird durch die weißen Jacobiner fallen!“ Ein ungerechtes Wort. Die alte Dynaſtie wäre unter den Liebkoſungen der Volksmänner eben ſo gewiß erſtickt worden, als ſie dem Haß derſelben erliegen mußte. Die Ultras konnten nichts dazu, noch davon thun und waren wenigſtens ehrlich, indem ſie mit notoriſchen Feinden nicht capitulirten, ſondern ſich wehrten.

Die Revolutionen, die im Lauf des Jahres 1820 in Spanien und Italien ausbrachen, und die gegen die daſelbſt regierenden bourboniſchen Dynaſtien gerichtet waren, und eine Verſchwörung, die das Schloß von Vincennes bei Paris in die Hände der Aufrührer liefern ſollte, rechtfertigte noch mehr das Mißtrauen und die bisherige Haltung der Ultras und nöthigten den Herzog von Richelieu zu größerer Nachgiebigkeit gegen die letzteren. Die ganze Strenge des Jahres 1816 kehrte zurück und unter dieſen Eindrücken kam nach dem neuen Wahlgeſetz wieder eine reactionäre Kammer zu Stande, die den Forderungen der Ultras zuſtimmte und Richelieu (trotz des ihm von Herzog vom Artois gegebenen Verſprechens) am Ende zum Rücktritt nöthigte. Im Dezember 1822 war Villèle an der Spitze der Ultras erſter Miniſter.

Mittlerweile hatte die Herzogin von Berry am 29. September 1820 einen jungen Prinzen geboren, Heinrich, der zum Herzog von Bordeaux ernannt wurde. Der entzückte Adel ſchenkte dem neugeborenen Knaben das Schloß Chambord. Kaum hatte die altfranzöſiſche Lilie dieſe neue Knospe getrieben, ſo erfuhr man den Tod Napoleons in ſeiner Verbannung auf der Inſel St. Helena am 5. Mai 1821. Das ungeſunde Klima der Inſel und die täglichen Quälereien, die dem großen und weltberühmten Kaiſer durch ſeinen Kerkerwärter, den engliſchen Gouverneur Sir Hudſon Lowe, angethan wurden, rafften ihn vor der Zeit dahin. Die franzöſiſchen Gefährten Napoleons auf St. Helena haben in ihren Berichten von dieſen Quälereien vieles übertrieben und es überhaupt darauf angelegt, Aufſehen in Europa zu machen, den Enthuſiasmus für Napoleon zu erneuern und ſelbſt ſeine Feinde zu mitleidiger Theilnahme zu nöthigen. In gleicher Abſicht war es Napoleon ſelbſt, der durch ſein beleidigendes Benehmen gegen den Gouverneur deſſen Härte herausforderte. In den Augen Europa's ſollte nicht nur den Gouverneur, ſondern auch die, in deren Auftrag er die Hut des ſterbenden Löwen übernommen, der Fluch der Gemeinheit treffen. Eine zeitgemäße Berechnung. Auch anderwärts, ja in England ſelbſt fing in der conſequenten Durchführung der Pentarchie etwas gar zu Nüchternes und Gemeines die genialeren Naturen zu langweilen an. Ein feuriger junger Dichter, Lord Byron, erklärte dieſer Gemeinheit offen den Krieg. Der Sinn der Anklage war: alle Poeſie der Weltgeſchichte iſt mit Napoleon und der Revolution begraben. Nichts waltet jetzt, als die ordinärſte Proſa, Mittelmäßigkeit an den Höfen, bloße Routine in der Diplomatie und unerträgliche Pedanterie in der Bureaukratie. Etwas ganz Andres verlange der Adel, der Geiſt, das tiefe Gemüth der Völker, die gleich ſchönen und hochgebildeten Sklavinnen in den Ketten barbariſcher und ſtumpfſinniger Gebieter ſeufzen. Eine ſüße poetiſche Wehklage tönte von Byrons Saiten durch die Welt, ſich miſchend mit der Klage um den großen Todten von St. Helena. Alle Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, alle offne Erhebungen der Völker gegen die im Jahr 1815 getroffene Ordnung der Dinge war ſeitdem mit Poeſie umkleidet und nicht weniger das Grab Napoleons. Der ungeheure Haß, der noch vor wenigen Jahren ganz Europa gegen ihn waffnete, war erloſchen. Man anerkannte wieder ſeine Größe, der Griffel der Geſchichtſchreiber zeichnete emſig ſeine Thaten auf und alle Welt las ſie mit Begierde und verſenkte ſich von neuem in die begeiſterte Theilnahme, die ſie einſt dem General der Republik und dem erſten Conſul geſchenkt hatte. Darum fand auch ſein Teſtament warme Sympathien. „Ich wünſche, daß meine Aſche an den Ufern der Seine ruhe, mitten unter dem franzöſiſchen Volke, das ich ſo ſehr geliebt habe,“ ſo lautete das Abſchiedswort des ſterbenden Kaiſers und traf viele tauſend franzöſiſche Herzen. Die Freude in den Tuilerien über ſeinen Tod kam zu früh. An ſeinem Grabe reichte eine große Erinnerung großen Hoffnungen die Hand, indeß an der Wiege des Herzogs von Bordeaux unſichtbar die bleiche Sorge ſaß.

Zweites Buch.

Die Reaction in Deutſchland.

Napoleon hatte das von Karl dem Großen gegründete römiſche Reich deutſcher Nation zerſtört. Der letzte deutſche Kaiſer hatte ſich Kaiſer von Oeſterreich genannt und begnügte ſich damit auch nach dem Sturze Napoleons, weil er nicht einmal über die ſouverainen Mittelſtaaten, geſchweige über das mächtige Preußen eine kaiſerliche Oberhoheit herzuſtellen vermocht hätte. Das begriffen auch die feurigſten Patrioten jener Zeit, weßhalb ſie nicht ſowohl auf eine Wiederherſtellung der Reichsverfaſſung und des deutſchen Kaiſers, als auf eine Stärkung und Erweiterung des deutſchen Bundes drangen. Es ſchien ihnen über alle Begriffe ungerecht, daß die im Kampf gegen Napoleon vereinigt geweſenen Deutſchen als Sieger nicht einmal das wiedererlangen ſollten, was ihnen früher gehört hatte, die Niederlande, das Elſaß, Lothringen. Gleichviel, welchen Herren in Deutſchland es zufiel, wenn es nur wieder dem deutſchen Bunde einverleibt wurde. Vor allem war das Bedürfniß, die deutſche Weſtgrenze gegen Frankreich beſſer als bisher zu ſchützen, ſo augenfällig, daß in der That die Nichtbefriedigung dieſes Bedürfniſſes als eine ſchwere Verſchuldung am deutſchen Volke angeſehen werden mußte.

Aber es ließ ſich nicht ändern. Oeſterreich und Preußen waren nicht einig und konnten mithin auch den übrigen Großmächten gegenüber für das deutſche Geſammtintereſſe nichts ausrichten. Noch weniger die Mittelſtaaten, wie eifrig auch damals der Kronprinz von Württemberg ſich der Grenzfrage annahm. Das Volk ſelbſt verhielt ſich paſſiv, indem es nach Staaten, Stämmen und Confeſſionen getheilt, den überſchauenden Standpunkt nicht zu gewinnen vermochte, von wo aus es ſeine eigene nationale Größe, ſeine Geſammtintereſſen und ſeine Zukunft hätte ins Auge faſſen können. Nur ein ſehr kleiner Theil der Gebildeten hatte dieſen Standpunkt gewonnen und Muth genug, die Wahrheit zu verfechten. Aber auf dieſe wenigen kam es bei der Entſcheidung nicht an.

Die Centralbehörde des deutſchen Bundes, der Bundestag zu Frankfurt a. M., hielt ſeine Eröffnungsſitzung erſt am 5. Nov. 1816. Der präſidirende öſterreichiſche Geſandte, Graf Buol-Schauenſtein, hielt eine kalte, formelle Rede, die längſt vergeſſen iſt und auf die ſchon die Zeitgenoſſen nicht hörten, denn der Bund war von ſeinem erſten Entſtehen an unpopulär und Niemand ſchenkte ihm Vertrauen. Auch ſeine Thätigkeit war nicht geeignet, eine beſſere Meinung von ihm zu erwecken. Er that nämlich nichts oder negirte nur. Die mediatiſirten kleinen Fürſten und Grafen, der Johanniterorden ꝛc. überſchwemmten ihn mit Reclamationen, die alle zu ſpät kamen. Die kurheſſiſchen Domainenkäufer, denen der Kurfürſt die unter Jerome Napoleon von ihnen erkauften Domainen ohne Entſchädigung wieder abnahm, klagten über dieſes ſchreiende Unrecht, wurden aber gleichfalls vom Bundestag abgewieſen. Im folgenden Jahr kam die wichtige Frage einer am Oberrhein zu gründenden Bundesfeſtung zur Sprache, das aus der franzöſiſchen Contributionsſumme dafür beſtimmte Geld war vorhanden und beim

Juden Rothſchild deponirt, wurde aber nicht angewandt. Man konnte ſich über die Wahl des Platzes nicht vereinigen. Der Jude zahlte nur 2—2½ Procent gegen dreißig Jahre lang, ſo daß die Differenz des Zinſes, den er gab, und des Zinſes, den er aus dem Kapital zog, den Betrag der Depoſiten überſtieg.

In Oeſterreich erlitt das alte Regime durch die großen Erſchütterungen der Napoleoniſchen Zeit keine Aenderung. Kaiſer Franz I. hatte ſeinen Völkern nichts verſprochen, brauchte alſo auch keine Aenderungen vorzunehmen. Da ſeine Völker nicht aufgeregt waren, bedurfte es auch keiner Reaction. Alles blieb im alten Geleiſe. Die Regierung war allmächtig und, trotz mancherlei Corruption in der Beamtenwelt, populär. Der Adel war im Reichthum erſchlafft, in die Sphäre des Hofes gezogen und fern von Oppoſition. Die Kirche lag im Schlaf, die Biſchöfe waren ergebene Diener der Krone, keinerlei Geiſt regte ſich im niedern Klerus. Die Wiener waren durch Wohlleben, Theater und Spaß aller Art befriedigt; die Provinzen, wenn auch zum Theil verarmt und hart gehalten, doch an ſtummes Gehorchen längſt gewöhnt. Wenn man dem Kaiſer Franz I. ſchwerfälliges Phlegma und ſeinem erſten Miniſter, dem Fürſten Metternich, ſanguiniſchen Leichtſinn im bequemen Genuß vorgeworfen hat, ſo iſt doch die Paſſivität in Oeſterreich nicht blos aus dieſen perſönlichen Charakterzügen der Regierenden zu erklären, ſondern ſie lag ſchon lange im Volke ſelbſt und machte den Regierenden ihr Verhalten leicht. Metternich, von Jugend auf ein aimable roué, mit Weibern tändelnd und das Geld an ſie verſchwendend, ſtand ganz auf dem Niveau der Wiener.

Obgleich nun hier, was geſchah, zunächſt ganz natürlich ſchien, ſo mußte doch die ſchlechte Wirthſchaft früher oder ſpäter zum Verderben führen. Oeſterreich, ſo unerſchöpflich reich an Naturſchätzen, ſank mitten im Frieden immer tiefer in Schulden. Man war zu faul und frivol, um die natürlichen Hülfsquellen zu öffnen. Man ſperrte ſich nicht nur durch ein koſtſpieliges peinlich ſtrenges Mauthſyſtem vom übrigen Deutſchland, ſondern auch im Innern des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates ſelbſt eine Provinz von der andern ab. Man ließ die Donauſchifffahrt im Argen und Ruſſen durften ſich an den Niederungen des herrlichen Stromes feſtſetzen. Man ließ den Hafen von Venedig verſanden und Engländer durften mit ihren Dampfſchiffen die Verbindung zwiſchen dieſem Hafen und dem von Trieſt uſurpiren. Dagegen borgte das jüdiſche Haus Rothſchild*) in Frankfurt a. M. dem öſterreichiſchen Staate nach einander ungeheure Summen, durch die es das Danaidenfaß in Wien doch niemals ausfüllte, die den Borger immer ärmer, den Verleiher immer reicher machten. Mit dieſem Borgen ſteigerte ſich zugleich der Schwindel des Börſenſpiels. Es gab aber kluge Politiker, die in der ökonomiſchen Verſchuldung Oeſterreichs eine Bürgſchaft für den europäiſchen Frieden und für den Sieg des conſervativen Princips ſahen, denn dem allmächtigen Juden müſſe daran liegen, daß ſein Schuldner in Frieden und in geordneten Zuſtänden bleibe, um zahlen zu können. Dem natürlichen Sinne mußte ſich jedoch das Schuldenmachen bei Rothſchild als eine koloſſale Unnatur, als das ſyſtematiſche Ausſaugen eines kranken Baumes durch einen überwuchernden Paraſiten darſtellen und die Herrſchaft eines Juden über die chriſtlichen Kaiſer und Könige als ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit und ihrer Verkehrtheit. Man pflegt heute noch das Schuldenmachen der Staaten beim Hauſe Rothſchild als etwas anzuſehen, was ſich von ſelbſt verſtehe, aber die Folgezeit wird lehren, in welchem ungeheuren Irrthum man befangen iſt. Wenn in einer langen Friedenszeit aller Segen Gottes im Ackerbau, Viehzucht, Bergwerk ꝛc. alle unermeßliche Arbeit der chriſtlichen Bevölkerung zu nichts anderem führt, als daß die Staatsſchulden immer coloſſaler anſchwellen, die Völker immer ärmer werden und der Bankier allein alles Geld zuſammenhäuſt, ſo iſt das eine Unnatur, über welche man auf die Dauer Niemand mehr wird täuſchen können. Wenn die europäiſche Pentarchie in irgend etwas gefehlt und ſich verſündigt hat, ſo iſt es in ihrer Protection des Börſenſpiels.

---

*) Gegründet von Mayer Amſchel, der von ſeinem Hauſe in Frankfurt „zum rothen Schild" benannt wurde. Nach ſeinem Tode 1812 vertheilten ſich ſeine fünf Söhne in fünf große Häuſer zu Frankfurt, Wien, Paris, London und Neapel, und mehrten ihren Reichthum ins Fabelhafte, ſofern ſie faſt allen Staaten zu hohen Procenten Geld liehen, dann die Obligationen zu höherem Curs verkauften, den Curs plötzlich ſinken ließen, die werthloſen Papiere dann wieder kauften, wieder ſteigen ließen und verkauften. Sie brauchten, um eine Steigung und Nachfrage nach den Papieren zu bewirken, nur durch ihre Agenten eine kleine Parthie Papiere zu kaufen, ſo wollte alle Welt kaufen, und umgekehrt, wenn ſie verkauften wollte alles verkaufen. Zudem hatten ſie überall ihre Agenten, erfuhren alle Staatsgeheimniſſe zuerſt und erhielten die Nachricht davon früher durch Taubenpoſten, ſpäter durch Telegraphen, eher, als jeder Andere, ſo daß ſie, wenn die Staatspapiere fallen mußten, zuvor noch raſch verkaufen konnten, oder aber kaufen, wenn ein Steigen der Papiere bevorſtand. Vergl. den Artikel Rothſchild in J. Meyers Converſationslexikon, Supplementband V.

Unter dem Schutz der reichen jüdiſchen Bankiers, die, von den Höfen mit Orden, Adelstiteln, Einladungen ꝛc. überhäuft, ſich in die höchſte Geſellſchaft eindrängten und in den Antichambres der Miniſter immer die Bevorzugten waren, tauchte das für die letzten vier Jahrzehnte ſo charakteriſtiſch gewordene jüdiſche Literatenthum auf. Die Jugend Israels begann ſich auf die ſchöne Literatur, auf die Redaction von Zeitungen, auf Theater und bildende Kunſt zu werfen und durch alle dem jüdiſchen Stamm eigene Mittel und Wege, durch Geldmittel, durch Zuſammenhalten, Lobaſſekuranz, unaufhörliches Selbſtanpreiſen und Unverſchämtheit jeder Art ſich emporzuſchrauben. Dieſem Treiben lag aber tiefer Haß gegen die chriſtliche Religion und die deutſche Nationalität zu Grunde.

Die nächſte Gefahr für Oeſterreich lag in der allmählig beginnenden Reaction der böhmiſchen, ungariſchen und italieniſchen Nationalitäten gegen die deutſche. Unbeſtritten hatten bisher die Deutſchen vorgeherrſcht. Die erbärmliche Erſchlaffung und Frivolität des deutſchen Charakters aber, wie er ſich in Wien kund gab und von da aus verbreitete, konnte das Erwachen des beſſern

Bewußtſeyns bei den andern, Oeſterreich unterworfenen Nationen um ſo weniger verhindern, als ſich Oeſterreich gegen das übrige Deutſchland ſo ſchroff verſchloſſen, die Stärkung des deutſch-öſterreichiſchen Elementes von Preußen, Sachſen und dem deutſchen Weſten her erſchwert und verpönt hatte. Zuerſt fingen die Böhmen, ſpäter die Ungarn an, ihre Sprache und Alterthümer mit einem Eifer zu ſtudiren, der erſt nur eine gelehrte und unſchuldige Spielerei ſchien, bald aber einen politiſchen Charakter annahm.

Nichts war lächerlicher, als daß man im übrigen Deutſchland von Oeſterreich immer kirchliche Reactionen, jeſuitiſche Umtriebe und dergleichen beſorgte. Sowohl der Kaiſer als Metternich waren joſephiniſch geſinnt und haßten nichts ſo ſehr, als Geiſt und Aufſchwung in der Kirche*). Zu klug, um den Klerus zu verfolgen, hielten ſie denſelben nur in herkömmlicher Abhängigkeit, geſättigt mit Fleiſch unter der Bedingung, keinen Geiſt zu haben. Der Kaiſer betrachtete ſich als einen großmüthigen Beſchützer des Papſtes, von dem er keine Befehle anzunehmen habe, der ſich vielmehr nach ihm richten müſſe. Als Papſt Pius VII. ſein Anſehen einigermaßen wieder geltend machen wollte und gegen das Inveſtiturrecht des Kaiſers Proteſt einlegte, ließ Oeſterreich ihn den Druck ſeiner Macht fühlen und er mußte ſich bequemen, die vom Kaiſer ernannten italieniſchen Biſchöfe zu beſtätigen, 1816. Die Jeſuiten wurden erſt 1820 und ausſchließlich nur in der Lombardei und in Galizien geduldet, wo ſie eine ganz unbedeutende Rolle ſpielten. In Galizien durch die Jeſuiten den Ruſſen entgegenzuwirken, die im benachbarten Polen für die griechiſche Kirche Propaganda machten und den Katholicismus möglichſt drückten, ſcheint der Gedanke geweſen zu ſeyn, der ihre Berufung erklärt, aber was konnten ſie ausrichten, wenn anderſeits Oeſterreichs auswärtige Politik eine entſchieden ruſſiſche Färbung trug?

---

*) Daher der giftige Haß, den Gentz gegen Görres hegte, und die geheime Verfolgung, unter der Jarke litt, während die Einfalt deutſcher Philiſter ihn für ein hierarchiſches Werkzeug Metternichs hielt. Jarke ſagt in ſeinen Principienfragen: „der Staat haßte die Kirche und fürchtete die Revolution, welche letztere er aber ſelbſt provocirte, indem er keinen Geiſt und ſittlichen Ernſt weder in der Schule noch Preſſe aufkommen ließ und das Volk allen Einflüſſen der ſchlechten Preſſe Preis gab.“

Kaiſer Franz mochte glauben, mit Rußland im Bunde am ſicherſten den europäiſchen Frieden erhalten und die Revolution niederdrücken zu können, vor deren Wiederaufkommen er ſich immer noch fürchtete. Er hatte einen auffallenden Haß gegen das Verfaſſungsweſen und äußerte ihn mehr als einmal bei öffentlichen Gelegenheiten. Sein guter Inſtinkt täuſchte ihn deshalb weniger als andere Monarchen der Zeit. Aber es machte ihn mißtrauiſch und beſtärkte ihn in ſeiner Vorliebe für die geheime Polizei, deren Fäden überall gleichſam unter dem Boden gezogen wurden, und mit deren Funden er ſich angelegentlich beſchäftigte. Dieſes vorſichtige Lauern war nur Sache des Kaiſers, nicht die Metternichs. Der Letztere ſcheint ſich in ſeiner auswärtigen Politik nur deshalb ſo eng an die ruſſiſche angeſchloſſen zu haben, weil ihm Rußland am meiſten ſchmeichelte. In St. Petersburg war die Sage verbreitet, Kaiſer Alexander habe ihm während des Waffenſtillſtandes im Jahr 1813 die Theilnahme an der Allianz durch das Verſprechen, künftig mit ihm im perſönlichem Briefwechſel zu bleiben, und mit ihm vereint Europa zu regieren, und durch einen jährlichen Gehalt von großem Belange abgekauft. Ein Beweis liegt nirgends vor, und die Sage hat nur inſofern Werth, als man daraus erſieht, weſſen man den verſchwenderiſchen und ſtets geldbedürftigen Lebemann in Wien für fähig hielt. Gewiß iſt, daß er der ruſſiſchen Politik nicht mit der Umſicht und Energie entgegentrat, die das öſterreichiſche Intereſſe erfordert hätte.

Preußen blieb noch Jahre lang durch den Krieg lebhaft erregt. Von hier war die Begeiſterung, die Energie ausgegangen. Hier waren große Hoffnungen gehegt und gepflegt, hier waren Verſprechungen gemacht worden. Je mehr Oeſterreich ſich allen patriotiſchen Hoffnungen in Deutſchland verſperrte, und den letzten großen Nationalkrieg nur als einen gewöhnlichen Cabinetskrieg, der die Nation nichts angehe, betrachtet wiſſen wollte, um ſo mehr war Preußen aufgefordert, im eigenen Intereſſe alle Herzen zu gewinnen, die ſich von Oeſterreich abwandten. Ein neues freies Deutſchland unter Preußen war der geheime Gedanke, wenigſtens das dunkle Gefühl ſeit den Verſprechungen von Kaliſch und ſeit dem Wiederauftreten Steins. Jede Ausſicht auf eine beſſere Geſtaltung und Erweiterung des deutſchen Reichs war verſchwunden, deſto mehr Werth legte man auf die Entwicklung im Innern mittelſt einer neuen Verfaſſung Preußens. Am 22. Mai 1815 hatte König Friedrich Wilhelm III. vom Wiener Congreß aus ein Decret erlaſſen, worin „eine Repräſentation des Volks“ zugeſagt wurde. Allein die dafür thätige Partei am preußiſchen Hofe wurde mehr und mehr durch ruſſiſchen und öſterreichiſchen Einfluß zurückgedrängt. Schon während des Krieges war der Rheiniſche Merkur, in welchem Görres zu Coblenz am feurigſten für Vaterland und Freiheit, und zwar in preußiſchem Intereſſe unter den Auſpicien des proviſoriſchen Gouverneurs für die Rheinprovinz, Juſtus Gruner, geredet, im Boten aus Tirol von Gentz, Metternichs berühmter Feder, heftig angegriffen und als revolutionär verdächtigt worden. Auch aus den ehemaligen Rheinbundſtaaten erhoben ſich bittere Klagen über den Merkur. Denn an einer Erhebung Preußens durch die Begeiſterung der deutſchen Nation war den ehemaligen Rheinbundſtaaten eben ſo wenig gelegen als Oeſterreich. Dieſem gemeinſchaftlichen Angriffe erlag nun Görres; die preußiſche Regierung ließ ihn fallen, ſtellte den Merkur im Juli 1815 unter Cenſur, und unterdrückte ihn kurz darauf gänzlich, weil Görres ſich nicht fügen wollte. Görres wurde ſogar vor Gericht gezogen und mußte ſich vor den Aſſiſen von Trier vertheidigen. Er ſelbſt bemerkte damals, es ſei doch ſeltſam, daß ein deutſcher und preußiſcher Patriot, der unverſöhnlichſte Feind Frankreichs, zu franzöſiſchen Gerichten ſeine Zuflucht nehmen müſſe, um ſich vor denen zu ſchützen, für die er alles gethan und geopfert.

Unmittelbar darauf, im Spätjahr 1815 ſchrieb ein preußiſcher Beamter in Berlin, Schmalz, eine berüchtigte Schmäh- und Anklageſchrift gegen den Tugendbund, behauptend, dieſer Verein beſtehe noch fort und ſei durchaus revolutionär. Zwar erließen viele der hochgeſtellteſten Ehrenmänner der Monarchie, wie der Geſchichtſchreiber Niebuhr, der Theologe Schleiermacher ꝛc. Gegenſchriften voll edler Entrüſtung, und unter der patriotiſchen Jugend wurde „Schmalzgeſell“ das ärgſte Schimpfwort. Aber der König entſchädigte Schmalz mit einem Orden, ſchlug den ganzen Handel nieder, verbot jedes weitere Schreiben darüber. Schmalz erhielt auch von anderwärts Zuſtimmung und Orden.

Man muß erwägen, daß der König von Natur ein gemäßigter, zurückhaltender, ordnungsliebender Herr war, den ſein trübes Schickſal nur zu oft und lange ſchon in die ſtürmiſchen Wogen der Zeit hinausgeführt hatte, und der ſich nun Ruhe gönnen wollte, dem daher das Zureden der beiden Alliirten, Rußland und Oeſterreich, in jeder Weiſe beſſer zuſagen mußte, als die ungeſtümen und überdies unklaren Forderungen der preußiſchen und deutſchen Bewegungspartei, die von ihm einen großartigen Aufſchwung, eine neue Begeiſterung, und am Ende Kampf für das, was ſie die gute Sache nannte, verlangte. Dabei war er wieder zu ehrlich und gewiſſenhaft, um die Getreuen von ſich zu ſtoßen, die ihm in der Noth ſo große Dienſte geleiſtet hatten. Er behielt alſo Wilhelm v. Humboldt und Boien unter ſeinen vertrauten Dienern, und entzog den mürriſchen Generalen, die nach Blüchers Beiſpiel mehr Gewinn für das Vaterland von ihren Heldenthaten gehofft hatten, ſeine Gunſt keineswegs, nahm aber keinen Rath mehr von ihnen an. Fürſt Hardenberg würde mit derſelben vornehmen Leichtigkeit, mit der er ſich früher in eine Nachahmung der patriotiſchen und liberalen Politik Steins gefunden hatte, auch jetzt mit den Patrioten gegangen ſeyn, wenn das der König gelitten hätte. Da es dem Könige nicht gefiel, neigte ſich Hardenberg alsbald auf die andere Seite. Daß in Preußen „nur der König Politik macht“, wie man in neueſter Zeit ſo oft verkündet hat, war damals ſchon ganz richtig.

Die Begeiſterung, die auf dieſe Weiſe von oben her gehemmt wurde, glühte nun in den unterſten Kreiſen fort, denen es an jeder Autorität und Erfahrung gebrach, und nahm hier erſt den revolutionären Schein an, deſſen ſich ſofort die Feinde Preußens geſchickt bedienten, um im König vollends den letzten Gedanken an eine Erhöhung Preußens auf Grund der Begeiſterung von 1813 auszutilgen. Die von Profeſſor Jahn in Berlin während der franzöſiſchen Herrſchaft eingeführte Turnkunſt hatte durch den großen Sieg über Napoleon eine ſehr natürliche Verbreitung gefunden. Eine körperlich tüchtige und kriegeriſche Generation herzuſtellen und zu erhalten, lag einem Volke, das eben ungeheuere Kriegsanſtrengungen gemacht hatte, des Sieges froh war, und das Errungene wahren wollte, ſehr nahe. Aber die jungen Männer begnügten ſich nicht mit bloßen Körperübungen, ſondern bildeten eine Verbrüderung von Stadt zu Stadt und fingen in Proſa und Verſen zu politiſiren an. In ihrem guten Willen, in ihrer edlen Begeiſterung allein ſahen ſie die Berechtigung zur Kritik des Beſtehenden, und in jugendlicher Hitze und Selbſtüberſchätzung miſchten ſie Drohungen eines künftigen Umſturzes ein. Minder knabenhaft, ernſt und würdig faßten damals die Studenten ihre Stellung und Miſſion auf. Mit allen verjährten Corruptionen, die Deutſchland in Unglück und Fremdherrſchaft geſtürzt, war die Lüderlichkeit der Corps und Landsmannſchaften auf den Univerſitäten Hand in Hand gegangen. Die Jünglinge, die jetzt aus dem heiligen Kriege zu ihren Studien zurückkehrten, die dem Tod in's Angeſicht geſehen hatten, duldeten die akademiſche Beſtialität nicht mehr, ſondern ſtifteten die ſ. g. Burſchenſchaft, eine allgemeine Verbrüderung „chriſtlich-deutſcher“ Jünglinge. Als nun im Jahr 1817 das dreihundertjährige Jubelfeſt der Reformation bevorſtand, lud die Burſchenſchaft von Jena alle andern zu einer großen Feier auf die Wartburg bei Eiſenach ein, auf welcher

Luther lange verborgen gelebt und die Bibel überſetzt hatte, als eine Warte der Freiheit und des Lichts. Man erkennt aus dieſer Wahl, wie die Begeiſterung von 1813 bereits von der großdeutſchen Ausdehnung auf die kleindeutſche eingeſchränkt wurde, und einen einſeitig norddeutſch-proteſtantiſchen Charakter annahm. Das Wartburgfeſt fand bei ſchönem Wetter am 18. Oktober mit Gottesdienſt in aller Ordnung und in Anweſenheit der Ortsbehörden ſtatt. Einige Profeſſoren von Jena, der Naturforſcher Oken, der Philoſoph Fries, der Arzt Kieſer, miſchten ſich unter die Studenten. Alles hatte einen feierlichen und ganz geſetzlichen Charakter. Erſt am Schluß, als ein großes „Oktoberfeuer“ zu Ehren des Schlachttages von Leipzig auf der Berghöhe angezündet wurde, überraſchte Maßmann, Student aus Berlin, den verſammelten Kreis durch Herbeiholung von Büchern, die er hier verbrannte, wie Luther einſt die päpſtliche Bulle verbrannt hatte. Es waren zum Theil Bücher, die allerdings des Verbrennens werth waren, wie Kotzebue's deutſche Geſchichte, die Schrift von Schmalz; andere, die übel gewählt waren, wie Haller's Reſtauration der Staatswiſſenſchaft, Kamptz Codex der Gensdarmerie, endlich ganz bedeutungsloſe. Am meiſten Spaß machte, daß Maßmann zuletzt noch einen Corporalſtock, Zopf und Schnürleib verbrannte, als Sinnbilder einer verhaßten Vergangenheit.

Welchen Werth die herrſchende Politik nicht etwa auf dieſen an ſich ganz unwichtigen Vorgang, ſodann auf deſſen erſt künſtliche Wichtigmachung und Ausbeutung legte, geht daraus hervor, daß Fürſt Hardenberg ſelbſt mit dem öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Zichy, nach Jena und Weimar reiſte, ſcheinbar, um dem Großherzog von Weimar Vorſtellungen wegen des Studentenunfugs zu machen, in der That aber, um das größtmöglichſte Aufſehen zu erregen, und die Sache vor dem Ausland als hochwichtig erſcheinen zu laſſen. Der Großherzog Karl Auguſt konnte inzwiſchen keinen ernſtlichen Grund zu Einſchreitungen gegen die ſtudirende Jugend finden. Erſt ein neuer Vorgang führte zu Maßregeln gegen die Preſſe. Der weltbekannte Theaterdichter und ruſſiſche Staatsrath Auguſt v. Kotzebue hatte ſich in Weimar niedergelaſſen, redigirte ein Wochenblatt im ruſſiſchen Sinne und ſchickte dem Kaiſer Alexander regelmäßig Bulletins über die deutſchen Zuſtände zu, worin er jede patriotiſche und freiſinnige Regung verdächtigte und die würdigſten Männer verhöhnte. Man entwandte aus der Druckerei ein ſolches Bulletin und Profeſſor Luden ließ es in ſeiner „Nemeſis“ abdrucken. Die öffentliche Meinung faßte die Berichterſtattung Kotzebue's nicht als Phantaſieſtück, ſondern als Amtshandlung auf, bezeichnete ihn als einen ruſſiſchen Schergen (nicht blos Spion), der ſich erfreche, mitten in Deutſchland die edelſten Deutſchen zu juſtificiren, und gab ihn der ganzen Rache des beleidigten Nationalſtolzes Preis. Denn man wußte, er ſey in der That nicht ohne Einfluß, und was er dem Kaiſer Alexander glauben mache, das wiſſe dieſer auch am preußiſchen Hofe wieder geltend zu machen. In dieſem Handel trat viel mehr Spitze hervor, als beim Wartburgfeſt. Deßhalb wurde auch ernſtlich eingeſchritten, und die Preßfreiheit im Großherzogthum Weimar unterdrückt, 1818.

Die Beleidigung Deutſchlands durch Kotzebue wurde in Berlin weniger empfunden, als die Rußlands durch den Allarm gegen Kotzebue. Im Jahr 1817 hatte der König von Preußen ſeine Tochter, Prinzeſſin Charlotte, dem Großfürſten Nicolaus, Bruder des Kaiſer Alexander, vermählt, und durch dieſes Familienband war die Allianz mit Rußland noch weit intimer geworden. In Berlin ſelbſt übte Fürſt Wittgenſtein, mit dem der König täglich umging, einen außerordentlichen Einfluß, und ſoll, wie Stein erfuhr, den König insbeſondere gegen das Verfaſſungsweſen eingenommen haben. Daraus erklärt ſich zum Theil das dreiſte Vorgehen der Ruſſen. Um die öffentliche Meinung Deutſchlands in's Geſicht zu ſchlagen, übergab noch in demſelben Jahr der wallachiſche Bojar und ruſſiſche Staatsrath Stourdza dem Aachener Congreß eine Denkſchrift, in welcher er den Geiſt der deutſchen Univerſitäten als revolutionär bezeichnete und ſtrenge Unterdrückung deſſelben empfahl. Was hatte ſich der Ruſſe um deutſche Univerſitäten zu bekümmern, da niemand in Deutſchland nach den ruſſiſchen frug? Die Burſchenſchaft von Jena ſchickte ihm eine Herausforderung zu. Ein hier Theologie ſtudirender frommer Jüngling aber, Sand aus Wunſiedel, wurde von patriotiſcher Entrüſtung über die Macht, die der durch und durch frivole Kotzebue*) in Deutſchland noch immer üben durfte, ſo übernommen, daß er ihm, der nach Mannheim übergeſiedelt war, von Jena aus nachreiſte, ihn in ſeiner Wohnung aufſuchte, und mit einem einzigen Dolchſtoß tödtete, am 23. März 1819. Ein unritterlicher Meuchelmord, an dem Wehrloſen begangen, und doch mit dem Charakter eines gerechten Gottesgerichts, enthüllte dieſe ſchauervolle That die ganze Unnatur der Zeit. Deutſchlands edle Jugend, die ihr Heldenblut eben erſt auf den Schlachtfeldern verſpritzt hatte, ſchändete ſich jetzt mit hinterliſtigem Morde, und doch war der elende Kotzebue nicht einmal eines ſo noblen Mörders werth. Die öffentliche Meinung widmete dem letzteren das tiefſte Mitleid.**) Sand, im ſittlichen Gefühl ſeines unſittlichen Handelns, ſtach unmittelbar nach der That ſich ſelbſt den Dolch in die Bruſt, und ſtieg, als er, nur ſchwer verwundet, doch nicht ſtarb, im folgenden Jahre mit demſelben Gefühl, Blut müſſe Blut ſühnen, mit feſtem Muth auf das Schaffot.

Nichts kam der Reaction gelegener als dieſer Mord. Das ungeheure Aufſehen, was derſelbe machte, und die Fiction, mit der man gleich bei der Hand war, Sand habe im Auftrag einer heimlichen Veme gehandelt, und es beſtände eine weit verbreitete Verſchwörung zu Mord und Umſturz, reichten hin, um die patriotiſche und freiſinnige Partei am preußiſchen Hofe vollends zu discreditiren, und dem ruſſiſch-öſterreichiſchen Einfluß daſelbſt die letzte Thür zu öffnen. Schon im Frühjahr 1819 wurden in Preußen alle Turnplätze geſchloſſen, Jahn und die Haupttheilnehmer am Wartburgfeſt verhaftet, und weitläufige Unterſuchungen eingeleitet. Zwei gar nicht damit zuſammenhängende Prozeſſe, der mißlungene Mordanfall eines Apothekers auf den naſſauiſchen Präſidenten v. Ibell, und ein Auflauf in Würzburg gegen die Juden,*) mußten doch auch dazu dienen, eine unruhige Stimmung in Deutſchland zu conſtatiren, und Maßregeln dagegen zu rechtfertigen.

---

*) Man darf nicht vergeſſen, daß Kotzebue ſchon früher, und ganz abgeſehen von ſeinem ruſſiſchen Amte, durch die ungeheuere Gemeinheit ſeiner Geſinnung, durch das Lächerlichmachen alles Ehrwürdigen und Heiligen, und durch die Beſchönigung jeder Frivolität und Unſittlichkeit von den Bühnen aus das große Publikum der Halbgebildeten auf eine Weiſe beſtochen und verführt hatte, die heute noch nachwirkt, und die jedes edlere Gemüth gegen ihn empören mußte.

**) Damit contraſtirte die Todtenfeier Kotzebue's im Berliner Theater, eine befohlene Comödie, bei der eine Theaternymphe als „Germania“ weinen mußte.

Am Ende des Juli 1819 verſammelten ſich die deutſchen Miniſter zu einem Congreß in Karlsbad in Böhmen, die Fürſten Metternich und Hardenberg, Graf Rechberg von Bayern, Einſiedel von Sachſen, Winzingerode von Württemberg ꝛc., und verabredeten hier die Maßregeln, die der Bundestag am 20. September vortrug und zum Geſetz erhob. Das ſind die berühmten Karlsbader Beſchlüſſe: 1) Die Cenſur wurde verſchärft, die Preſſe auf's ſtrengſte überwacht, 2) die Selbſtſtändigkeit der Univerſitäten hörte auf, die Leitung ging vom Senat auf einen Regierungscommiſſär mit unumſchränkter Vollmacht über, der ſofort die Burſchenſchaft auflöſte, und aufs ſtrengſte verbot, 3) eine Centralunterſuchungscommiſſion wurde zu Mainz niedergeſetzt, um die eigentliche Verſchwörung zu entdecken, und alle Betheiligten zur Strafe zu ziehen. Bei dieſem Anlaß hätte Metternich gerne auch die Verfaſſung der Mittelſtaaten beſeitigt, und machte desfalls zu

---

*) Das Volk ſchrie hep, hep! das Feldgeſchrei bei der mittelalterlichen Judenverfolgung, warf aber nur einigen Juden die Fenſter ein. Aehnliche muthwillige Demonſtrationen gegen die verhaßten Juden wiederholten ſich damals in vielen deutſchen Städten, ohne Exceſſe.

Karlsbad Anträge; aber die Regenten der Mittelſtaaten hatten von Anfang an die Verfaſſung als ein Mittel, bei ihren Völkern und in der öffentlichen Meinung populär zu bleiben, und als eine Schutzwehr gegen Oeſterreich und Preußen angeſehen, waren daher nicht gemeint, ſie aufzugeben. Winzingerode übernahm das Gehäſſige der Gegenreden, die Anderen hatten den Vortheil davon. Metternich drang in dieſer Frage nicht durch. Um aber ſeine Leute in Athem zu erhalten, berief er im November eine neue Miniſterconferenz nach Wien.

Gleichzeitig begannen die Wirkungen der Karlsbader Beſchlüſſe. Die Mainzer Commiſſion verfügte viele Verhaftungen und häufte Berge von Acten an, konnte aber die große Verſchwörung nicht entdecken, weil es keine gab. Aeußerungen der Unzufriedenheit in Briefen, Reden, Gedichten bei vielen unmündigen jungen Leuten war alles, was ſich auftreiben ließ. Die verdächtigen Profeſſoren wurden entſetzt oder wenigſtens außer Activität geſetzt. So der alte Patriot Arndt in Bonn, Fries in Jena. Oken ſollte ſeine Zeitſchrift Iſis unterdrücken, wollte aber nicht und wanderte mit ihr nach der Schweiz aus. Görres war ſchon 1817 dem Fürſten Hardenberg mit einer Adreſſe der Stadt Coblenz, worin die Einführung der verſprochenen preußiſchen Verfaſſung gefordert wurde, beſchwerlich gefallen und hatte im Sommer von 1819 eine flammende Flugſchrift „Deutſchland und die Revolution“ herausgegeben, worin er die deutſchen Machthaber warnte, nicht ſo zu verfahren, daß am Ende die wirkliche Revolution hereinbräche. Dieſe Prophetenſtimme, deren Worte erſt dreißig Jahre ſpäter in Erfüllung gingen, wurde eben, weil die Gefahr noch nicht nahe war, verlacht. Gentz ſoll damals geſagt haben „uns hälts aus“, und Metternich: après nous le déluge. Dem gegen ihn erlaſſenen Verhaftbefehl aber kam Görres zuvor, indem er nach Straßburg, ſpäter nach der Schweiz flüchtete. Noch mehrere jüngere Männer, Ludwig Follen, Redacteur einer Elberfelder Zeitung, damals berühmt als Dichter kühner Freiheitslieder, und viele Studenten wurden verhaftet oder flohen nach der

Schweiz oder Amerika. Die freiſinnigen Zeitſchriften giengen ein. Auf den Univerſitäten wurde zum Theil durch die Regierungscommiſſäre ſelbſt die alte Lüderlichkeit der Landsmannſchaften wiederhergeſtellt. Wer den von Jahn für die Turner erfundenen „deutſchen Rock" trug, war verdächtig.

Die patriotiſche Partei im preußiſchen Miniſterium raffte ſich noch einmal zuſammen, um die Politik des Königs umzulenken, überzeugt, daß Preußen ſich Oeſterreich und Rußland gegenüber auf die Sympathie aller Deutſchen ſtützen müſſe und als ein conſtitutioneller Staat, neben England und Frankreich, erſt ſeine wahre Macht und Bedeutung erlangen werde. Aber ihre Oppoſition war bisher nur geduldet worden, um ſie allmählich abzunützen. Hardenberg war längſt mit Metternich und Neſſelrode (dem ruſſiſchen Miniſter) einverſtanden. Schon auf dem Aachener Congreß ſoll er dieſelben völlig beruhigt haben.*) Als nun die Miniſter Wilhelm von Humboldt und Boien und der Großkanzler Beyme die Karlsbader Beſchlüſſe, als hinter ihrem Rücken und ohne ihre Zuſtimmung vom preußiſchen Miniſterium unterzeichnet, verwarfen, hörte auch die Duldung gegen ſie auf. Sie hatten nur mitreden, aber nicht mithandeln dürfen. Auch auf den alten Feldmarſchall Blücher brauchte man jetzt keine Rückſicht mehr zu nehmen, weil er im Laufe des Jahres geſtorben war. Am Ende des Jahres 1819 wurden alſo Humboldt, Boien, Beyme und General Grolmann, die Seele des Kriegsminiſteriums, entlaſſen. Der frühere Miniſter Stein war längſt beſeitigt und privatiſirte auf ſeinem Landgute. Die einflußreichſten Männer bei Hofe waren ſeitdem der in hohem Grad abſolutiſtiſche Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz (Bruder der verſtorbenen Königin Louiſe), der ſchon genannte Fürſt Wittgenſtein, der im Zorn gegen die Jugend verbiſſene Kamptz, der doctrinäre Abſolutiſt Ancillon ꝛc., denen Hardenberg als Staatskanzler und nomineller Lenker des Staatsſchiffs nicht entgegentrat. Und doch war er es, der die Beſtürzung bei der Nachricht vom Ausbruch der ſpaniſchen Revolution raſch und geſchickt benutzte, um ſich vom König eine Erklärung unterſchreiben zu laſſen, wonach Preußen keine Staatsſchulden mehr contrahiren ſollte ohne Garantie der künftigen Reichsſtände (17. Januar 1820). Im Uebrigen trug die muſterhafte Verwaltung der preußiſchen Finanzen nicht wenig dazu bei, die Mehrheit der Gebildeten zu beruhigen, während die liberale Minderheit immer noch eine ferne Ausſicht auf die Möglichkeit einer Verfaſſung hatte.

---

*) In den „Geheimniſſen eines Mediatiſirten, Hamburg 1836" lies man eine Erklärung, die Hardenberg damals an Metternich und Neſſelrode abgegeben haben ſoll, wornach er „ſich nur den Anſchein gegeben, als unterſtütze er das Volksverlangen;" das „in den Stürmen der Zeit gegebene Verfaſſungsverſprechen werde dergeſtalt modificirt werden, daß daraus die Möglichkeit hervorgehe, es rückgängig zu machen."

Im Allgemeinen ging die Tendenz in Preußen fortan dahin, den patriotiſchen und kriegeriſchen Geiſt als unnöthig, ja ſogar gefährlich geworden, zu verdrängen durch eine neue Begeiſterung für Wiſſenſchaft, durch den Glanz der Univerſitäten und Schulen. Dieſes löbliche Streben führte aber, gerade weil es zunächſt nur als politiſches Reactionsmittel diente, zu großer Einſeitigkeit und Uebertreibung. Die natürliche Neigung der Nation wurde künſtlich abgelenkt durch Sophiſten. Schon im Jahr 1818 war der Philoſoph Hegel (ein Württemberger) nach Berlin berufen worden, an die Stelle des verſtorbenen Fichte, und empfahl ſich der damaligen Hofpartei ausnehmend durch die geſchickte Art und Weiſe, mit welcher er der ſtudirenden Jugend ihre „chriſtlich-deutſche“ Begeiſterung ausredete. Kaum hat je in der altrömiſchen Kaiſerzeit ein Hofſophiſt ſo gut ſeinen Platz auszufüllen und den Schein philoſophiſcher Unabhängigkeit und Geiſtesfreiheit mit einer hohen Polizeiaufgabe zu vereinigen gewußt. Hegel brachte den Eingeweihten unter ſeinen Schülern die Hoffahrt der Selbſtvergötterung bei, indem er lehrte, Gott exiſtire nur im Ich des Menſchen. In dieſer Hoffahrt wandte ſich der dafür gewonnene Theil der Jugend mit vornehmer Geringſchätzung von den Patrioten und frommgläubigen Seelen ab. Den profanen Haufen aber lehrte Hegel: „alles Wirkliche iſt vernünftig“ und wandte das auf die beſtehende Staatsgewalt an, womit er der Bureaukratie unendlich ſchmeichelte und die jugendlichen Schwärmer für deutſche Einheit, für eine glorreiche Vergangenheit und Zukunft als thörichte Phantaſten lächerlich machte. Der Hochmuth der Anhänger Hegels war an ſich nicht ſchlimmer, als er bei all den ſchwachen und ſchülerhaften Geiſtern zu ſeyn pflegt, die ſich in ein philoſophiſches Syſtem verrannt haben, er wurde nur inſofern geſteigert, als er zugleich auf hohe Gunſt von oben und Beförderung im Staate pochen durfte. Neben Hegel wirkte Profeſſor Lachmann in Berlin als Philologe in demſelben Geiſte einer allein privilegirten Schulpartei. Wie Hegel der chriſtlich-deutſchen Jugendbegeiſterung das Chriſtenthum eskamotirte, ſo Lachmann die Deutſchheit. Indem er allein die altdeutſche Sprache und Literatur zu verſtehen prätendirte und das Studium derſelben mit der ängſtlichſten philologiſchen Pedanterie wie einen Gamaſchendienſt trieb, wußte er damit die bei einem großen Theil der Jugend herrſchende Liebe zur altdeutſchen Vorzeit, zum Heldenalter der Nation abzukühlen und namentlich in Bezug auf das damals hochgefeierte Nibelungenlied eine daſſelbe herabwürdigende Anſicht zur Geltung zu bringen, indem er es für die von einem Bänkelſänger veranſtaltete geiſtloſe Zuſammenſtoppelung älterer Volkslieder erklärte. Der einflußreichſte unter den Gelehrten Berlins, jenen andern allen überlegen, war Alexander von Humboldt, deſſen Ruhm als Reiſender und Naturforſcher ſich über den ganzen Umfang der Erde erſtreckte, der Liebling des Königs und das eigentliche Haupt der Berliner Akademie, aber auch Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts und ſofern er ſelbſt lieber franzöſiſch als deutſch ſchrieb, im eminenteſten Sinn des Wortes Weltbürger. Sein Ruhm war es vorzugsweiſe, der Berlin fortan zur „Metropole der Intelligenz“ erhob, in welcher der Glanz und die Ruhmredigkeit des Wiſſens mehr gelten ſollte als die alte Einfachheit und Tugend des martialiſchen Preußenthums. Dieſe Tendenz erſtreckte ſich ſogar auf die tapfre Armee.

Es wurde in Berlin Mode, ſelbſt noch alte Generale mit Mappen unter dem Arme in die Vorleſungen von Profeſſoren laufen zu ſehen, die bei Hofe beliebt waren, und Blücher ſagte noch kurz vor ſeinem Ende in Betreff der neueingeführten Prüfungen: ich danke Gott, daß ich Feldmarſchall bin, denn das Lieutenants-Examen könnte ich nicht mehr beſtehen. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man in den Schriften der Berliner Akademie wiederholt leſen muß, wie die gelehrten Herren am Gedächtnißtage Friedrichs des Großen über nichts Beſſeres Reden zu halten wußten, als über den „Fötus des Affen“ oder über „eine neuentdeckte Art Springhaaſen“ und andre dergleichen Minutioſitäten. Dazu geſellte ſich ferner in Berlin ein wahrhaft entnervender Göthecultus, einer kriegeriſchen Nation wenig würdig, widrige äſthetiſche Wollüſtelei, und fingen damals auch die Literaturjuden an, in Berlin Poſto zu faſſen, und ſich durch die ſ. g. Rahel und Varnhagen von Enſe an die vornehme Modewelt Berlins anzulehnen. In dieſem Kreiſe wurde zuerſt der kleine Jude Heine gefeiert.

Während die Philoſophie, Philologie und Naturwiſſenſchaft als gleichſam neue Dreieinigkeit in ihrer vollen Glorie ſtrahlten, wurde das Fundament der norddeutſchen Kirche untergraben. Von den Schullehrerſeminarien aus unter der Leitung der damals hochgefeierten Dinter und Dieſterweg drang die Freigeiſterei in die Volksſchulen ſelbſt ein und ſuchte den Katechismus durch Kritik der Vernunft und Naturkunde zu erſetzen. Aus Anlaß der dritten Jubelfeier der Reformation forderte der König von Preußen am 29. September 1817 die Lutheraner und Reformirten dringend auf, ihren alten Streit zu vergeſſen, und ſich zu vereinigen. Der König ſelbſt reiſte, obgleich Calviniſt, nach Wittenberg, um hier ein Denkmal Luthers einzuweihen. Die Aufforderung weckte, wenn ſie auch nur mit Kälte aufgenommen wurde, doch keinen Widerſtand. Die Mehrheit der Geiſtlichkeit war im Rationalismus befangen und gegen die Grundlehre beider Kirchen gleichgültig geworden. Die Union, welchen guten Zweck auch der König damit verband, hatte für die proteſtantiſche Welt doch nur die Bedeutung einer Auflöſung alles noch feſtſtehenden Glaubens in den Unglauben.

Während die kleine, aber begeiſterte Partei der Patrioten, die noch vom Feuer des Jahres 1813 glühten und von dem großen Siege der deutſchen Nation auch einen dauernden Gewinn für dieſelbe gehofft hatten, zum Schweigen gebracht, zum Kerker oder zur Auswanderung verurtheilt und zugleich die Erwartung, Preußen werde ſich eine Verfaſſung geben und die erſte Stelle unter den conſtitutionellen Staaten Deutſchlands übernehmen, vereitelt worden war, bildete ſich das Verfaſſungsweſen in den deutſchen Mittelſtaaten aus. Der oben ſchon bezeichnete Zweck dieſer neuen Conſtitutionen wurde inſofern erreicht, als alle patriotiſchen und freiſinnigen Männer, die bisher Feinde der Rheinbundſouverainetäten und warme Freunde Preußens geweſen waren, jetzt ſich an die erſtern anſchloſſen und Preußen den Rücken kehrten. Die von Preußen abgelehnte und zurückgeſtoßene Popularität neigte ſich jetzt denjenigen Fürſten des vormaligen Rheinbundes zu, die für das Verfaſſungsweſen den meiſten und aufrichtigſten Eifer zeigten. Dieſe Wendung in der öffentlichen Meinung iſt beachtenswerth. Die große Oppoſition, die bisher eine echt deutſche, nationale geweſen war, wurde eine conſtitutionelle und nahm, weil das Verfaſſungsweſen der deutſchen Mittelſtaaten nur mit dem franzöſiſchen vorſchreiten konnte oder zurückſchreiten mußte, eine ſehr franzöſiſche Färbung an. Wenige Jahre nach dem großen Sieg über das damals allgemein gehaßte Frankreich, wurde alles, was in Frankreich geſchah, ſchon wieder Vorbild für die öffentliche Meinung in Deutſchland. Die Magnetnadel der deutſchen Sympathie war auf Jahrzehnte hinaus von Berlin abgelenkt nach Paris. Von den vielen Unnatürlichkeiten, welche die Zeit mit ſich brachte, eine der größten.

Unter den deutſchen Mittelſtaaten war es das Königreich Württemberg, deſſen neues Verfaſſungsweſen aller Augen auf ſich zog und ein reiches Leben entwickelte. Auf dieſem neuen Kampfplatze, der ſich den Deutſchen eröffnete, trug wieder der ſchwäbiſche Volksſtamm die Sturmfahne voran. König Friedrich von Württemberg faßte nach dem Sturz Napoleons die neue Lage der Dinge mit ſchnellem Blicke auf, wußte recht gut, wie unpopulär er ſich durch ſeinen Deſpotismus gemacht hatte, und glaubte durch eine Verfaſſung nach dem Muſter der franzöſiſchen nicht nur allen Klagen im Lande den Mund zu ſtopfen, ſondern auch nach außen hin eine neue Baſis ſeiner alten Politik gewinnen zu können. Wenigſtens war er es, der zuerſt begriff, daß ſich die von den Rheinbundfürſten bisher genoſſenen Vortheile nicht beſſer erhalten ließen, als durch das conſtitutionelle Syſtem, durch gleiches Schritthalten mit Frankreich. Er ließ alſo Vertreter des mediatiſirten Adels wie der Gemeinen (nur nicht der Kirche) nach Ludwigsburg einberufen und machte ihnen die einſeitig von ſeinen Räthen ausgearbeitete Verfaſſung zum Geſchenk, am 15. März 1815. Aber die Verſammlung rührte, nachdem der König ſich entfernt hatte, die von ihm hinterlaſſene in rothen Saffian gebundene Verfaſſung nicht an, ließ ſie liegen und erklärte, ſie nehme keine geſchenkte und einſeitig vom König octroyirte Verfaſſung an, vielmehr beſtehe die altwürttembergiſche Verfaſſung, die der König im Jahre 1806 eben ſo einſeitig aufgehoben habe, noch immer zu Recht. Der Abgeordnete Zahn entwarf eine Ueberſicht aller Landesbeſchwerden und hielt dem bisherigen Deſpotismus einen ihn ſelbſt erſchreckenden Spiegel entgegen, denn ärger war auf ein geduldiges Volk nirgends ſo hineingehaust worden, wie in Württemberg. Nicht nur der geſammte Adel ſchloß ſich den bürgerlichen Abgeordneten an, ſondern auch die Agnaten des regierenden Hauſes ſelbſt empfahlen ſich dem Schutz derſelben. Zunächſt ſuchte man die Vermittlung zwiſchen dem alten Recht des Landes, dem der Adel ganz gefehlt hatte, und den Rechten und Anſprüchen des erſt in der Napoleoniſchen Zeit mediatiſirten und Württemberg unterworfenen Adels, der unter der bisherigen Deſpotie rechtlos geweſen war. Alle Betheiligten aber waren in merkwürdiger Einigkeit feſt entſchloſſen, auf dem „alten Recht“ ſo lange zu beſtehen, bis ſich der König bequemen würde, ein neues mit ihnen zu berathen, ein Recht, das nur auf Uebereinkunft beruhen und vom König eben ſo wie von den Ständen beſchworen werden ſollte. Im ganzen Lande wurde dieſer Entſchluß gut geheißen, der König mit ſeinen bisherigen Günſtlingen war vollkommen iſolirt. Sein eigener Bruder machte Partei gegen ihn.

Da gab der König nach und ernannte Commiſſäre, die mit einem ſtändiſchen Ausſchuß die Verfaſſungsfrage berathen ſollten. Aber man kam nicht überein, ſey es daß die Stände ihre Macht überſchätzten, ſey es daß der König Zeit gewinnen und die erſte Hitze der Oppoſition verfliegen laſſen wollte. Die im October verſammelten Stände wurden wieder heimgeſchickt. Im Dezember trat eine neue Commiſſion zuſammen, aber auch dem vom König dazu ausgewählten freiſinnigen Miniſter von Wangenheim war es nicht möglich, den „Eigenſinn des alten Rechts" zu brechen. Die Zögerung ſchadete den Bürgerlichen. Der Adel machte Umtriebe auf eigene Hand. Graf Waldeck betrieb eine Vereinigung des ſchwäbiſchen und fränkiſchen Adels, die aber durch ſchnelles Dreinfahren der Regierungen vereitelt wurde. Dabei compromittirte ſich auch der alte Schwätzer, Oberſt Maſſenbach, als Adjutant des Fürſten zu Hohenlohe bei Jena und Prenzlow in üblem Andenken, wurde in Frankfurt am Main verhaftet und ſtarb auf einer preußiſchen Feſtung. Die Verfaſſungsunterhandlungen ſchwebten noch, als König Friedrich in Folge einer Erkältung ſtarb, 30. Oct. 1816.

Sein Nachfolger, Wilhelm I., hatte ſich als Feldherr im letzten Kriege gegen Frankreich Ruhm erworben, war durch ſeinen Eifer für eine Deutſchland günſtigere Abrundung unſerer Weſtgrenze beim zweiten Pariſer Frieden in ganz Deutſchland, und durch ſeine conſtitutionelle Geſinnung in Württemberg insbeſondere ungemein beliebt. Daß er mit ſeinem königlichen Vater lange Zeit in Zwiſt gelebt, kam ihm um ſo mehr in der öffentlichen Meinung zu Gute, als er im Jahre 1807 von Paris aus, wohin er dem ſtrengen Vater entflohen war, gegen die Aufhebung der Verfaſſung ausdrücklich proteſtirt und die Geheimräthe des Königs dafür verantwortlich gemacht hatte. Gleich ihm war auch die Gemahlin, die er eben erſt heimgeführt hatte, die Großfürſtin Katharina, Schweſter des Kaiſer Alexander und Wittwe des Herzog von Oldenburg, in hohem Grade beim Volke beliebt. Denn ſie war eine Dame von klarem Verſtand und liebenswürdiger Güte. Sie nahm ſich in den Theurungsjahren 1816 und 1817 des Volkes mit eben ſo viel Thatkraft als adminiſtrativem Genie an, centraliſirte die Wohlthätigkeitsanſtalten des ganzen Landes, förderte auch ſonſt gemeinnützige Anſtalten aller Art, übernahm gern ſelbſt den Vorſitz und leitete die Dinge mit ſeltenem Geiſte. Das Andenken dieſer Fürſtin, die, vom Ausland kommend, doch ganz nur eine deutſche Landesmutter war, iſt heute noch im Volke geſegnet. Dieſem Königlichen Paare nun ſchlugen alle Herzen entgegen. Aber dem Zuſtandekommen der Verfaſſung traten dennoch Hinderniſſe in den Weg. Der König, an raſches Thun gewöhnt, wollte die bisher vergeblich gepflogene Unterhandlung abſchneiden und octroyirte eine Verfaſſung, deren Freiſinnigkeit dem Volke genügen ſollte. Wie ſehr man aber ſtändiſcherſeits ſeine gute Abſicht erkannte, ſo wollte man doch auf der Form beſtehen und keine geſchenkte Freiheit haben. Die Stände wieſen alſo auch dieſe zweite Conſtitution ab, am 4. Juni 1817. Der König mußte ſich um ſo mehr verletzt fühlen, als auch die freiſinnigſten Männer in der Kammer, die ſeine Abſicht vertheidigten, Miniſter von Wangenheim, der berühmte Buchhändler Cotta und Advocat Grieſinger, kleinen Inſulten ausgeſetzt wurden. Allein der König übte Geduld, gab von ſeinem Wohlwollen den ſprechendſten Beweis dadurch, daß er, bis eine Vereinbarung mit den Ständen erfolgt ſeyn würde, einſtweilen eine Menge alter Mißbräuche abſchaffte, und geſtattete die Wiederaufnahme commiſſariſcher Unterhandlungen über die Verfaſſung. Nur eine damalige Verheißung des Königs: „er wolle das Schreibereiweſen, als Hauptübel des Landes, mit der Wurzel ausrotten,“ ging nicht in Erfüllung. Sein Antrag beim Bundestage, wenigſtens während der Theurung und für die Früchte die Zollſchranken zwiſchen den deutſchen Staaten fallen zu laſſen, wurde anfangs anerkannt, bald aber durch Oeſterreich beſeitigt. Nicht einmal der Hungertod ſollte die Deutſchen einig machen können.

Die Unterhandlungen ſchleppten ſich zwei Jahre lang hin. Am 9. Januar 1819 ſtarb ganz unerwartet ſchnell die edle Königin. Im Lauf des Sommers wurde endlich die neue Verfaſſung fertig und am 22. September von den Ständen zu Ludwigsburg angenommen. Sie war unter der Leitung des Präſidenten, Advocat Weishaar, ein Compromiß zwiſchen dem mediatiſirten Adel und den Bürgerlichen. Dem erſtern wurden, um ſich ſeines Beiſtandes gegen die Krone zu verſichern, von den letztern viel mehr Conceſſionen gemacht, als unter andern Umſtänden geſchehen wäre. Nach der neuen Verfaſſung behaupteten nicht nur die (meiſt katholiſchen, Oeſterreich zugeneigten und dem regierenden Hauſe in Württemberg abgeneigten) vormals reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen die Mehrheit gegenüber den königlichen Prinzen und wenigen vom König ernannten Pairs, ſondern ariſtokratiſche Elemente (13 Abgeordnete der vormaligen Reichsritterſchaft, der katholiſche Landesbiſchof und 2 katholiſche Geiſtliche höhern Ranges, 6 evangeliſche Prälaten) bildeten wenigſtens eine ſtarke Minderheit auch in der zweiten Kammer. Der König ließ ſich die Theilung der Stimmen zwiſchen Adel und Bürgern gefallen, denn ſie mußte früher oder ſpäter der Krone zum Vortheil gereichen. Da in jener Zeit kaum etwas Ernſtes und Edles vorkam, dem nicht etwas Lächerliches anhing, ſo konnte dieſem Schickſal auch die württembergiſche Verfaſſung nicht entgehen. Sie wurde von den Ständen gerade während des Karlsbader Congreſſes endgültig berathen. Jeden Augenblick mußte man von dorther hemmende Befehle erwarten, man eilte alſo zum Schluß und hetzte die Paragraphen wie geängſtigte Haſen. Die Verfaſſung wurde nun glücklich fertig, und da ſie wegen ihrer Freiſinnigkeit und hauptſächlich wegen der Art ihres Zuſtandekommens dem Karlsbader Congreß unmöglich gefallen konnte, reiſte der König unmittelbar nach Verabſchiedung derſelben nach Warſchau zum Kaiſer Alexander, ſeinem Schwager, um ihn zu Gunſten der Verfaſſung und überhaupt Württembergs gegen Metternich zu ſtimmen. Oeſterreich hatte, indem es nicht Raſtadt, ſondern nur Ulm befeſtigen und daſelbſt eine ſtarke Beſatzung halten wollte, einen Einfluß auf das ſüdweſtliche Deutſchland angeſprochen, der Rußland nicht lieb war. Rußland fand es ungleich mehr ſeiner Politik angemeſſen, ſich der Mittelſtaaten gegen Oeſterreich zu bedienen, mußte ſie daher protegiren. Ein ruſſiſches Circulair an die Geſandtſchaften bei den deutſchen Mittelſtaaten verſicherte die letztern damals des ruſſiſchen Schutzes gegen jede Anmaßung Oeſterreichs.

In den andern Mittelſtaaten wurden die neuen Verfaſſungen leichter gegeben, leichter genommen. Alle nach der Schablone der franzöſiſchen Charte, mit einer Pairs- und einer Deputirtenkammer, mit vorwiegend monarchiſchem Schwerpunkt und, falls je die Oppoſition bedrohlich erſchien, mit anticonſtitutionellen Bundesmaßregeln im Hintergrunde. Eine ſeltſame Zwitterſchöpfung, aber den Fürſten genügend, um Oeſterreich und Preußen gegenüber freiſinnig zu erſcheinen und doch von der Oppoſition wenig fürchten zu müſſen, und andrerſeits auch dem Volke genügend, weil die Stände doch alle billigen Wünſche zur Sprache bringen und mit der Zeit die Volksrechte erweitert werden konnten.

Bayern ließ die in Preußen vorherrſchende Begeiſterung für deutſche Einheit und Verfaſſung durch Aretin und andere Federn aufs gehäſſigſte bekämpfen. Erſt als König Max Joſeph die Gewißheit erlangt hatte, Preußen ſchreite nicht mehr vor, ſondern zurück und werde gar keine Verfaſſung geben, erſt 1818 warf er ſich mit einer Art von Oſtentation in die conſtitutionelle Bahn, und entließ ſeinen geliebten Montgelas, dem Wrede und der Kronprinz lange ſchon opponirt hatten. Aber die bayriſche Verfaſſung war in dem Sinne, in dem ſie gegeben wurde, nur Spiegelfechterei, ein ſchadenfroher Triumph in der öffentlichen Meinung über Preußen. Dem monarchiſchen Princip in Bayern ſollte ſie nicht Abbruch thun. Der König war nicht geſonnen, ſeinen alten Gewohnheiten zu entſagen und ließ die greulichſten Verſchleuderungen im Hof- und Staatshaushalte fortdauern. Als Prof. Behr von Würzburg in der zweiten Kammer den erſten Widerſpruch erhob, wurden die Stände gleich wieder heimgeſchickt. Das Königreich Hannover erhielt vom König von England durch den regierenden Miniſter Grafen Münſter eine Verfaſſung, die dem Adel und den Beamten ihre Allmacht ſicherten; die ſtändiſchen Sitzungen waren überdies geheim. Das Königreich Sachſen behielt unter Friedrich Auguſt ſeine alten, nur zu einem Ganzen verſchmolzenen Provinzialſtände. Hier heilte man an ſchweren Wunden und dachte nicht an Neuerungen. Auch in den Großherzogthümern Mecklenburg behielt der Adel ſein altes Uebergewicht, obgleich die Leibeigenſchaft hier 1820 geſetzlich aufgehoben wurde. Der Großherzog von Oldenburg verſagte die Verfaſſung. Der alte Kurfürſt Wilhelm I. von Kurheſſen wollte von allem, was ſeit ſeiner Verbannung im Jahr 1806 geſchehen war, nichts wiſſen, ſtellte in ſeinem Lande alles Alte wieder her, führte bei ſeinen Truppen ſogar den Zopf wieder ein und degradirte die Offiziere wieder zu dem Range, den ſie 1806 eingenommen hatten. Niemand, der nicht ein Beamter war, durfte ſich ferner Herr nennen laſſen. Dabei ſchändete den Kurfürſten der ſchmutzigſte Geiz. Er zog das Geld für 20,000 Mann Soldaten ein und hielt nur 2000, er erhöhte die Steuern ſelbſt noch im Hungerjahr 1816. Er bürdete dem Lande die Schulden ſeines Sohnes auf. Er riß die unter Jerome verkauften Domainen wieder an ſich, ohne den Käufern einen Heller zu geben, reducirte die Staatsobligationen, ſchmälerte die Gehalte auf ein Minimum und bot den Ständen eine Verfaſſung für gutes Geld an, erſt für 4 Millionen Thaler dann für die Hälfte und eine zehnjährige Trankſteuer. Die Stände aber lehnten den Judashandel ab. Im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt beſchäftigte ſich Ludwig I. vorzugsweiſe mit der Oper, indem er ſelbſt den Capellmeiſter machte. Als ihn endlich die Agitation der Advocaten im Odenwalde an die Verfaſſung erinnerte, gab er ſie 1820.

Das Großherzogthum Baden war im Herbſt 1813 nur unter der Bedingung in die Allianz aufgenommen worden, daß es ſich den Abtretungen fügen werde, die ihm etwa könnten zugemuthet werden. Dieſer Bedingung lag aber der zwiſchen Oeſterreich und Bayern kurz vorher abgeſchloſſene Rieder Vertrag zu Grunde, in welchem Bayern Vergrößerungen (eine Entſchädigung für Tirol) und ein ununterbrochener Zuſammenhang ſeines Gebietes zugeſichert worden waren. Wenn der badiſche Großherzog Karl und ſein unvermählter Oheim Ludwig keine direkten Nachkommen hinterließen, ſo mußte, ſofern ſein jüngerer Oheim Leopold, Graf von Hochberg, aus einer unebenbürtigen ſpäten Ehe ſeines Großvaters Karl Friedrich abſtammend, zur Thronfolge nicht berechtigt war, der vormals pfälziſche Theil von Baden an Bayern, der vormals vorderöſterreichiſche an Oeſterreich fallen. Ueberraſchenderweiſe ſtarben nun die Söhne des mit der Prinzeſſin Stephanie vermählten Großherzog Karl jeder ſchnell nach ſeiner Geburt. Das Mißtrauen aber, welches Bayern damals ſeinen Nachbarn einflößte, und die Mißgunſt, indem ihm Niemand eine Machtvermehrung gönnte, vereitelte den Plan. Oeſterreich hatte nie im Ernſt eine Vergrößerung Bayerns wünſchen können, Preußen war aber erſt von Bayern beleidigt worden. Frankreich konnte dem Elſaß gegenüber keine ſtarke deutſche Macht, wie es Bayern geworden wäre, wünſchen, und Württemberg, das alsdann ganz von Bayern umſtrickt worden wäre, ſtützte ſich auf Rußland. Der badiſche Großherzog proclamirte die Untheilbarkeit Badens und die Erbfähigkeit der Grafen von Hochberg und rüſtete ſeine Armee, 1817. Bayern ſah ſich von allen Seiten verlaſſen und ließ ſich endlich durch ein Paar Aemter (Geroldseck und Steinfeld) und eine Rente von 100,000 Gulden abfinden, 1818. Am Ende deſſelben Jahres ſtarb der Großherzog, von dem man ſagen kann, durch ſein Haus ſey ein finſterer Geiſt gegangen. Ihm folgte ſein alter

Oheim, Ludwig, der in ſehr bequemer und etwas frivoler Weiſe regierte, noch in ſeinem Alter Maitreſſen ergeben. Den Adel gewann er durch ein neues Adelsedict und obgleich er die Verfaſſung gab, ſo ſchickte er die Stände alsbald wieder fort, als in der zweiten Kammer Buchhändler Winter von Heidelberg das Adelsedict als unverfaſſungsmäßig nicht anerkennen wollte, 1819. — Auch Braunſchweig, Naſſau, die ſächſiſchen Herzogthümer in Thüringen, Lippe und ſogar das kleine Lichtenſtein erhielten Verfaſſungen in Duodez.

Richteten ſich nun auch die Mittel- und Kleinſtaaten mit ihren Conſtitutionen auf einen gemeinſchaftlichen Fuß ein, ſo ſchloſſen ſie doch keine engere Einigung unter ſich, ſondern jeder ſuchte ſeine beſondere Stütze bei dem oder jenem Großſtaat, und jeder ſperrte ſich vom andern durch Mauthen ab. Die freie Rheinſchifffahrt ſtand in der Bundesacte, wurde aber nie verwirklicht, weil die undankbaren Holländer, die allein durch deutſche Kraft vom Joche Frankreichs frei geworden waren, jetzt die Worte der Bundesacte, wonach der Rhein jusqu' à la mer frei ſeyn ſollte, nur bis „ans“, nicht bis „ins“ Meer überſetzten. Im Jahr 1817 wurden in der Nordſee nahe an der deutſchen Küſte von tuneſiſchen Corſaren vier deutſche (hamburgiſche, lübiſche und oldenburgiſche) Schiffe weggenommen und nur durch die Großmuth der Engländer wieder befreit. Dem ſah der Bundestag geduldig zu. Zur Oſtermeſſe 1819 vereinigten ſich die Kaufleute in Frankfurt a. M. zu einer Eingabe an den Bundestag, worin ſie über die Hemmungen des deutſchen Handels bitter klagten, aber ſie wurden abgewieſen. Sie ſtifteten nun einen Handelsverein, deſſen Seele Friedrich Liſt von Reutlingen war, damals Profeſſor in Tübingen. Aber die Wiener Miniſterconferenz, an die ſich der Verein im Winter bittend wandte, wies denſelben als eine „ungeſetzliche Verbindung“ ab und nicht minder das Geſuch der Hanſeſtädte um eine deutſche Flagge und um Schutz derſelben. Liſt übernahm ſich bald darauf in der württembergiſchen Kammer als Agitator, verfehlte ſich in der Form, indem er Beſchwerdeſchriften drucken ließ und wurde zur Feſtungsſtrafe verurtheilt, der er ſich durch die Flucht nach der Schweiz entzog, 1821.

Sehr merkwürdig ſind die Beſtrebungen, die in Bezug auf die Kirche von einem kleinen Winkel Deutſchlands ausgingen. Der weiland Fürſt Primas von Dalberg hatte zum Verweſer des Bisthums Conſtanz den Freiherrn von Weſſenberg (einen Bruder des öſterreichiſchen Geſandten in London) gemacht, der die freie Auffaſſung der kirchlichen Dinge, wie ſie unter Napoleon allgemein geweſen war, mit einem ſittlich edeln Charakter und patriotiſchen Streben verband und in die erſte Begeiſterung der Freiheitskriege den kühnen Gedanken eines deutſchen Concordats, eines organiſch unter ſich zuſammenhängenden deutſchen Episcopats unter einem Primas, und einer Stellung der katholiſchen Geſammtkirche Deutſchlands zu Rom gleich der gallicaniſchen warf. Er verfocht dieſen Gedanken perſönlich nicht nur in Wien 1814, ſondern ſpäter auch in Rom. Allein er hatte vergeſſen, daß auch in dieſer Beziehung, wie in ſo vielen andern, eine Einheit unter den deutſchen Regierungen unmöglich zu erzielen war und daß ſein Streben, wie patriotiſch wohlgemeint, doch dem Weſen der katholiſchen Kirche zuwiderlief, welches gerade darin beſteht, daß ſie Kirche der Menſchheit und nicht einer Nation iſt. In Frankreich, wo die reformirte Oppoſition gleich Null iſt, konnte die gallicaniſche Kirche Erfolg haben, wenn auch nur in einer Zeit allgemeiner religiöſer Erſchlaffung. Aber in Deutſchland, wo die katholiſche Kirche ſich der Ueberlegenheit proteſtantiſcher Bildung zu erwehren hatte, konnte ſie den Rückhalt in Rom nicht entbehren. Zudem ſchlummerte in den ungebildeten Bevölkerungen des katholiſchen Deutſchland ein Geiſt, den die proteſtantiſche oder vielmehr gegen alle Religion gleichgültige oder feindſelige Bildung der Zeit für abgeſtorben hielt, ein Geiſt von ungleich höherem Adel und ewigerer Geltung, als der in den Gebildeten waltete. Es war dieſer flachen und hoffärtigen Bildung unmöglich, die tiefe Grundfeſte der katholiſchen Kirche im Volke zu erſchüttern. — Als Dalberg 1817 ſtarb, wurde Weſſenberg vom Conſtanzer Domcapitel zum Biſchof gewählt und vom badiſchen Großherzog beſtätigt, aber Pabſt Pius VII. verwarf ihn.

Hauptſächlich aus dieſem Anlaß vereinigten ſich die Regierungen des ſüdweſtlichen Deutſchland zu einer Conferenz zu Frankfurt am Main, um gemeinſchaftlich ihre Stellung zu Rom ins Reine zu bringen, 1818. Hier trat nun der Commiſſär Württembergs, Herr von Wangenheim, ſehr barſch und zuverſichtlich gegen Rom auf, und nach langen Unterhandlungen bequemte ſich der von Oeſterreich nicht unterſtützte Papſt im Jahre 1822 zu großer Nachgiebigkeit. Jeder Staat erhielt ein eigenes Landesbisthum, aber der Erzbiſchof von Freiburg in Baden, der Biſchof von Rottenburg in Württemberg wurden unter den ganz von der weltlichen Regierung abhängigen Oberkirchenrath geſtellt. Die Univerſität Freiburg am Sitz des oberrheiniſchen Erzbisthums, war ganz Maſchine der proteſtantiſchen Regierung und wurde faſt ausſchließlich mit Profeſſoren beſetzt, welche katholiſche Freigeiſter oder Proteſtanten waren. Auch auf der proteſtantiſchen Univerſität Heidelberg pflegte die Regierung den kirchenfeindlichen Geiſt: Hier durfte Kirchenrath Paulus, in Verbindung mit dem alten Voß, unumſchränkt über Kirche und Schule gebieten und das Unkraut des Indifferentismus und Unglaubens ſyſtematiſch um ſich wuchern laſſen. Alles das in ſtetem und einzigem Hinblick auf Rom, deſſen Einfluß durch maſſenhaftes Geſchrei aller Gebildeten beſeitigt werden ſollte. Der Zweck wurde nicht erreicht. Nie bewährte ſich der Werth und die Macht der katholiſchen, durch Rom bedingten Einheit beſſer, als gegenüber den frivolen Verſuchen, ganz Deutſchland kirchenlos zu machen und einer ſeichten Philoſophie zu überliefern.

Die Miniſterconferenz in Wien ſollte, nachdem in Karlsbad die patriotiſche Bewegung gezügelt worden war, auch die conſtitutionelle zügeln. In dieſer Frage aber hatte es Metternich nicht nur mit Volksparteien, ſondern mit den Regierungen der Mittelſtaaten ſelbſt zu thun, in deren Intereſſe es lag, Verfaſſungen zu geben, und die hierin von der ruſſiſchen Politik unterſtützt waren. Metternich gab endlich nach. Die ſ. g. **Wiener Schlußacte**, die am 15. Mai 1820 zu Stande kam, war eigentlich ein Compromiß zwiſchen Metternich und Württemberg, hinter welchem Rußland ſtand. In der Schlußacte, die eine Ergänzung der erſten deutſchen Bundesacte ſeyn ſollte, wurde gegen Metternichs Wunſch die Unabhängigkeit aller einzelnen Bundesſtaaten aufs ängſtlichſte gewahrt. Den Grundgedanken dieſer Politik ſprach der Kurländer Lindner, damals im Dienſt des Königs von Württemberg, in der Flugſchrift „Manuſcript aus Süddeutſchland“ aus.

Drittes Buch.

Die Unruhen in Italien.

Auch Italien wurde reſtaurirt. Es bekam mit den alten Herren auch die alten Einrichtungen zurück, wie ſie vor der napoleoniſchen Zeit geweſen waren.

Der greiſe ehrwürdige Papſt Pius VII., der ſo lange in Frankreich gefangen und auf alle Art moraliſch mißhandelt worden war, kehrte ſchon 1814 nach Rom zurück und ſtellte das geiſtliche Regiment wieder her, machte aus dem napoleoniſchen Polizeiſtaat wieder den Kirchenſtaat. Man hat ihm das bitter vorgeworfen als die Wiedereinführung aller alten Mißbräuche. Aber konnte man ihm zumuthen, die gefangen geweſenen Biſchöfe, die verbannten und beraubten Pfarrer und Mönche in ihrem Elend zu laſſen, und die Treuen alle, die ſich für ihn geopfert, die zerſtreute Heerde nicht wieder als Hirt um ſich zu ſammeln? hätte er etwa ſeine Perſon und die Intereſſen der Kirche den franzöſiſchen Gensdarmen, den überall im Civil angeſtellten alten Republikanern und Freimaurern anvertrauen ſollen? Der Papſt hatte die beſten Abſichten, er theilte das Kirchengebiet in 16 Legationen und verfügte die Reviſion unpaſſender alter Geſetze, wobei es freilich nicht möglich war, überall dem Vorurtheil und Schlendrian zu ſteuern. Der Engländer Wright ſagte ſehr wahr: „Die Erfahrung ſcheint bewieſen zu haben, daß kein Papſt die Schwierigkeiten überwinden kann, die er als weltlicher Herrſcher auf ſeinem Pfade findet.“ Daß die abgeſetzten Beamten und Kirchenplünderer ſchrieen, daß freche Geſellen die Schwäche der neuen Regierung benützten, um Räubereien zu begehen, gereicht dem h. Vater nicht zum Vorwurf.

Die ſchwächſte Seite der römiſchen Verwaltung war die finanzielle. Cardinal Conſalvi konnte nicht umhin, den Römern einen Gewinn durch die reichen fremden Gäſte zuzuwenden, die in Menge nach Rom ſtrömten und viel Geld dahin brachten, aber im Gegenſatz gegen die armen Pilger nicht Troſt für ihren Glauben, ſondern vielmehr für ihren Unglauben ſuchten, Schwärmer für das Heidniſche, für die großen Sammlungen antiker Kunſtwerke im Vatican und in den Paläſten und Villen der römiſchen Großen, meiſt Proteſtanten, engliſche Lords, deutſche Künſtler und Gelehrte. Dazu kranke fürſtliche Perſonen und Reiche, die der geſundern italieniſchen Luft nachzogen, reiſeluſtige Damen, die dem Strom der Mode folgten, daher auch vornehme Ruſſen &c. Rom wurde ſo überfüllt mit dieſer Gattung von angeſehenen Fremden nichtrömiſcher Confeſſion, die insbeſondre bei den hohen Feſten ſich in die Nähe des Papſtes drängten, daß man ſich oft ſtaunend fragen mußte, ob das noch Rom, noch der Mittelpunkt der katholiſchen Welt ſey? *)

Das Wichtigſte für den Papſt war, die vielfach zerriſſenen

---

*) Die Römer hatten zu viel Vortheil von den reichen Fremden, um intolerant zu ſeyn. Sie faßten die Sache ſcherzhaft auf. Mercutio frug den Pasquino: warum haſt du dich heute ſo geputzt? P. antwortete: weil ich in die ſixtiniſche Capelle gehen will, in welcher der h. Vater Meſſe lieſt. M. rief: o Thor, dahin darfſt du ja nicht. O ja, antwortete P., ſeit heute darf ich, denn ich bin ein Ketzer geworden.

Bande der katholiſchen Staaten mit dem h. Stuhle wieder anzuknüpfen. Oeſterreich war der einzige katholiſche Großſtaat in der Allianz gegen Napoleon geweſen und übte nach dem Siege den größten Einfluß auf Rom. Der öſterreichiſche Geſandte, der den venetianiſchen Pallaſt in Rom bezog, wurde der erſte Rathgeber, aber auch Wächter des wiederhergeſtellten Papſtthums. Der h. Vater, lange Zeit gefangen und von Rom entfernt, war im Fall, von Oeſterreich mehr Gnade zu empfangen, als ihm gewähren zu können. Die Staatsgewalt in Oeſterreich hatte ſich längſt, ſchon in der Zeit der Ferdinande nach dem Muſter der ſpaniſchen, von der Kirchengewalt emancipirt, dieſelbe nur noch als Mittel zu ihren Zwecken gebraucht. Die kirchenfeindlichen Acte Joſephs II. wurden von der ſpäteren Regierung nicht durchaus annullirt, das Weſentliche davon blieb und der ſ. g. joſephiniſche Geiſt war in ganz Oeſterreich vorherrſchend. Die Wahl der Biſchöfe hing ganz vom Kaiſer ab, der Klerus wurde im Gehorſam und Intereſſe des Staats herangebildet. In Frankreich war ſchon vor der Revolution die Kirche als ſ. g. gallicaniſche gegen den Einfluß Roms gänzlich abgeſperrt und ausſchließlich unter die Gewalt des Königs geſtellt worden. In der Revolution wurde die Kirche förmlich ausgerottet und durch Napoleon nur inſoweit und in den Formen wiederhergeſtellt, wie es ſeiner Politik zuſagte. In Spanien hatte die Staatsgewalt ſchon ſeit Philipp II. die Kirche unterjocht, wenn gleich in der Form der bigotteſten Anhänglichkeit an die Kirche. Durch die letzten großen Kriege aber war die ſpaniſche Kirche ſchrecklich zerrüttet und verarmt. In Portugal herrſchte engliſcher Einfluß, in Bayern das kirchenfeindliche Syſtem Montgelas. Die katholiſchen Niederlande waren an Holland, die alten rheiniſchen Erzbisthümer an Preußen gekommen, und ſomit proteſtantiſchen Herren unterthänig geworden. In England waren die Katholiken als ſolche aller Rechte baar und ſeufzte insbeſondere das katholiſche Irland unter einem entſetzlichen Druck. In Schweden wurde gar kein Katholik geduldet. In Rußland wurden die katholiſchen Unterthanen vernachläſſigt, bald ſollte es ihnen noch ſchlimmer ergehen.

Die katholiſche Kirche war in der That von der Höhe des Mittelalters in tiefe Erniedrigung und Schmach herabgeſunken, zerklüftet, unterwühlt, in fremde Gewalt gegeben. Faſt überall hatte der Staat ſich wie das Gut, ſo auch das Recht der Kirche zugeeignet. Nur noch in einigen katholiſchen Ländern, und auch hier nicht unbeſtritten, beſaß die Kirche noch ihren Grund und Boden. In den meiſten Ländern waren die Kirchengüter ſeculariſirt und zu Staatsdomainen verwandelt oder verkauft worden und erhielten die Geiſtlichen, ſelbſt die Biſchöfe und Erzbiſchöfe, nur noch Beſoldungen aus der Staatskaſſe. Um aber den ganzen Umfang von Macht, die der Staat auf Koſten der Kirche an ſich geriſſen hatte, zu überblicken, wollen wir die ſ. g. jura circa sacra, welche der Staat übte und größtentheils noch übt, näher betrachten. Hierher gehört: 1) Das jus advocatiae, wornach der weltliche Regent Beſchützer der Kirche ſeyn ſoll, was aber nach und nach ſo verſtanden worden iſt, daß er Vormund, Aufſeher und eigentlicher Herr der Kirche wurde. 2) Das jus cavendi oder das Recht der Staatsgewalt, jedem, auch nur entfernt gefürchteten Uebergriff der Kirchengewalt ſchon vorbeugend zu begegnen; ein Recht, welches die tiefſte Herabwürdigung und Demüthigung der Kirche in ſich ſchließt, weil es dieſelbe gleichſam wie einen aus der Strafanſtalt Entlaſſenen unter polizeiliche Aufſicht ſtellt und mit argwöhniſchen Augen überwachen läßt. 3) Das jus supremae inspectionis oder das Recht, auch die inneren Angelegenheiten und die Verwaltung der Kirche weltlicherſeits zu überwachen und ſich in alles, was ſie angeht, einmiſchen zu dürfen. 4) Das jus placeti regii oder das Recht, die Gültigkeit aller päpſtlichen Erlaſſe von der Zuſtimmung der Staatsgewalt (dem placet oder placetum) abhängig zu machen, womit auch das Verbot eines unmittelbaren Verkehrs zwiſchen dem Biſchof und dem Papſt verbunden wurde. 5) Die appellatio ab abusu oder das Recht der Unterthanen, gegen Beſchlüſſe der kirchlichen Amtsgewalt an die weltliche Gewalt zu appelliren. 6) Das *jus reformandi* oder das Recht der Staatsgewalt, der Kirche Bedingungen zu ſtellen, unter denen ſie allein geduldet werden ſoll. 7) Das Eigenthumsrecht über das geſammte Kirchengut. 8) Das Recht des Staats, die jungen Geiſtlichen zuerſt in Staatsſchulen zu erziehen, und ſodann auch noch die höheren Prieſterſeminarien zu überwachen, damit etwa nichts darin gelehrt werde, was dem Staatsintereſſe nachtheilig wäre. Daraus folgt 9) das Recht des Staats, die Lehrer an ſolchen Anſtalten zu ernennen. 10) Das Recht der Ernennung zu den geiſtlichen Aemtern ſelbſt. Die höchſten Aemter, die des Biſchofs und Erzbiſchofs, blieben zwar von der Beſtätigung des Papſtes abhängig, allein nur in den ſeltenſten Fällen übte er Einfluß genug, um eine *persona ingrata* beſeitigen zu können.

Man ſieht hieraus, wie die alte Kirche ringsum von der Staatsgewalt umſtrickt und gefeſſelt war, und es iſt nothwendig, ſich das klar zu machen, wenn man ein richtiges Verſtändniß der Vorgänge gewinnen will, durch welche ſpäter nach und nach jene herben Bande ſich löſten und die Kirche mehr und mehr frei wurde.

Schon bei der Reſtauration des Papſtes im Jahr 1814 kam der Kirche vieles zu Statten, zunächſt ihr langes Unglück, ihre tiefe Erniedrigung ſelbſt. Die einſt Gefürchtete war ein Gegenſtand des Mitleids und der Rührung geworden. Den Papſt nach Rom zurückgeführt zu haben, freuten ſich alle Alliirten, der ſchismatiſche Ruſſe wie der ketzeriſche Engländer und Preuße. Ueberall gab ſich damals Wohlwollen für den h. Vater kund. Der Ernſt der letzten Zeiten hatte die Gemüther frommer geſtimmt, viele Herzen der Religion wieder gewonnen. Von größtem Werth aber mußte dem Papſt die Sympathie der reſtaurirten alten Dynaſtien ſeyn, die in der Zeit der vorangegangenen Revolution die Solidarität zwiſchen Thron und Altar zur Genüge kennen gelernt hatten und ſich daher beeiferten, einen durch den andern wieder zu befeſtigen. So in Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien.

Die Rechte der Kirche wurden in mehreren Staaten durch beſondere Concordate feſtgeſtellt und umgrenzt. Schon 1816 wurde ein Concordat abgeſchloſſen, wornach Frankreich in jedem ſeiner Departements einen Biſchofſitz haben ſollte. Da ſich aber gegründete Einſprüche gegen ſo viele Bisthümer erhoben und Graf Portalis nach Rom geſchickt wurde, um dem Papſt Vorſtellungen zu machen, änderte derſelbe bereitwillig das Concordat dahin ab, daß Frankreich nur 66 Biſchöfe und 14 Erzbiſchöfe haben ſollte, dagegen wurden die niederen Kirchenſtellen beſſer bedacht und 500 neue Hülfskirchen und Caplaneien gegründet, 1821. Spanien zeigte nach der Reſtauration Ferdinands VII. dieſelbe Hingebung an den Papſt, der ſich dann auch gegen dieſes Reich in jeder Weiſe nachgiebig bewies und nachdem der Kirche die geraubten Güter zurückgegeben waren, der weltlichen Staatsgewalt die Beſteurung des Klerus erlaubte. Bayern ſchloß nach Montgelas Sturz 1817 mit Rom ein Concordat, welches die neuen Bisthümer feſtſetzte, dem Könige das Ernennungs-, dem Pabſt das Beſtätigungsrecht der Biſchöfe, der Kirche das Eigenthumsrecht und die ausſchließliche Erziehung der Geiſtlichen ſicherte. So viel wollten die Nachbarn nicht nachgeben und ſchon deswegen konnte das von Weſſenberg beantragte allgemeine deutſche Concordat nicht zu Stande kommen. Preußen hatte ſo viele katholiſche Länder erworben, daß ihm ein Concordat noth that. Es hätte die erſte Zeit der allgemeinen Freude und Dankbarkeit wegen des Friedens dazu benutzen ſollen, aber der berühmte Geſchichtforſcher Niebuhr als preußiſcher Geſandter in Rom blieb ohne Inſtruction und war in gelehrte Streitigkeiten vertieft. Erſt als Hardenberg einmal nach Rom kam, wurde 1821 ein Uebereinkommen getroffen, das aber alle wichtigen Fragen unentſchieden ließ.

Um die katholiſche Welt, die ſich peripheriſch nach den Staaten und Gruppen vertheilte, wieder mehr zum Centrum nach Rom hinzuziehen, eilte der Papſt ſchon 1814 die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens in allen katholiſchen Landen, wo dieſelben zugelaſſen würden, zu erlauben. Dem gleichen Zweck diente das collegium de propaganda fide in Rom, und zur Erziehung deutſcher Prieſter insbeſondere das collegium germanicum. Da ſo viel alter Haß auf den Jeſuiten laſtete, ſcheuten ſich die meiſten Staaten, ſie öffentlich zuzulaſſen. Ein neuer Orden mit neuem Charakter und neuem unbeſcholtenem Namen würde dem apoſtoliſchen Zwecke beſſer zugeſagt haben. Die Kirche des 19. Jahrhunderts bewies nach ſo langen Leiden in ihrer Schwäche noch eine gewiſſe Unproductivität, indem ſie nicht vermochte, wie die früheren Jahrhunderte, für neue Situationen neue Mittel zu finden.

Im Königreich beider Sicilien wurde der unfähige alte König Ferdinand IV. reſtaurirt, kam aber erſt 1815 aus Sicilien nach Neapel herüber, und genoß noch den Schutz öſterreichiſcher Truppen, mußte ſich aber auch die öſterreichiſche Vormundſchaft gefallen laſſen, die ihm keine unvernünftigen Rachemaßregeln geſtattete. Als aber die Oeſterreicher endlich abzogen, begannen die verborgenen Parteien ihr Spiel. Schon vorlängſt waren die beiden Beſtandtheile der Monarchie einander feind, die Sicilianer haßten die Neapolitaner und trachteten nach Unabhängigkeit. Während der ganzen napoleoniſchen Periode war die Trennung factiſch eingetreten, in Neapel hatte Murat, in Sicilien der dahin geflüchtete König Ferdinand unter der Vormundſchaft des engliſchen Gouverneurs, Lord Bentink, regiert. Der letztere hatte den Sicilianern eine freie Verfaſſung und ein Parlament gegeben, in dem die Carbonari ihre Theorien ausgekramt hatten, wie die ſpaniſchen Cortes, franzöſiſcher und engliſcher Lectüre entnommen, dem Volke fremd, für das Volk nicht paſſend. Aber auch im Neapolitaniſchen, wie in Spanien, hatten die geheimen Geſellſchaften nicht blos auf die gebildeten Claſſen, ſondern auch auf einen Theil des Heeres Einfluß gewonnen, weil ſie ihre Sache geſchickt mit der Landesoppoſition verbanden, zuerſt gegen die Franzoſen und Murat, bald aber wieder für ſie und gegen die Reſtauration. Der König verweigerte zwar dem Papſt den weißen Zelter (den früher die Könige dem Pabſt als ihrem Lehensherrn geſchickt hatten), ſchloß aber ein neues Concordat mit ihm, wodurch die Geiſtlichkeit ihren ganzen alten Einfluß wieder gewann, und Murats weltliche Univerſität und Schule den ihrigen verlor. Um den heimlichen Carbonari entgegenzuwirken, bildete ſich, wie früher ſchon in Sicilien, ſo jetzt auch in Neapel, ein loyaler Geheimbund der Calderari (Keßler) aus, deren Name bedeuten ſollte, ſie wollten die Carbonari einfangen, wie der Keſſel die Kohlen. Sobald die Oeſterreicher 1817 fort waren, fanden ſich zahlreiche Räuberbanden ein. Ein engliſcher Abentheurer, General Church, den der König vorzog, übernahm den Krieg gegen ſie, und ließ ihrer 1—200 hinrichten. Sein Werk vollendete Wilhelm Pepe, der früher ſchon unter Joſeph Napoleon die Räuber gebändigt hatte. Aber dieſer General war ein Carbonaro und organiſirte in ſeinem Heere ſelbſt die geheimen Geſellſchaften.

Im Beginn des Jahres 1820 brach in Spanien eine große Militärrevolution los. Der König wurde von den Generalen gezwungen, die Verfaſſung von 1812 herzuſtellen, und die Cortes einzuberufen. Dieſes Beiſpiel electriſirte die neapolitaniſchen Truppen; in der Nacht des 1. Juni rief Lieutenant Morelli zu Nola, unfern von Neapel, an der Spitze einer Reiterſchwadron die „Conſtitution" aus, und eilte nach Avellino, wo die Militär- und Civilbehörden, längſt eingeweihte Carbonari, ſich ihm anſchloſſen. Eben dahin führte Wilhelm Pepe aus Neapel ſelbſt ein Regiment, und General Caraſcoſa, den der König mit 5000 Mann hinausſchickte, den Aufruhr zu dämpfen, blieb unſchlüſſig ſtehen. Unterdeß kam aber Neapel ſelbſt in große Aufregung, und ohne Schwertſchlag fügte ſich der König in alles, entließ ſeine Miniſter, erſetzte ſie durch Freiheitsmänner, proklamirte die ſpaniſche Conſtitution von 1812, ſtellte ſich aber für ſeine Perſon krank und übergab die Regierung einſtweilen ſeinem Sohne Franz, Herzog von Calabrien. Caraſcoſa kehrte nach Neapel zurück, bald darauf auch Pepe, und wie die Armee und das Volk, ſo nahm auch der Hof und der Kronprinz ſelbſt die drei Farben der Carbonari an (ſchwarz, roſa und himmelblau). Die Freudenfeſte, die man ſofort feierte, wurden nur durch einen blutigen Kampf zwiſchen zwei Regimentern geſtört, von denen das eine, zu Carascoſa's Truppen gehörig, ſich nicht wollte nach Gaëta ſchicken laſſen, aber von dem andern, das zu Pepe's Truppen gehörte, überfallen wurde. Indem Pepe ſeine zuerſt abgefallenen Truppen belohnte, und die Truppen Carascoſa's, die nicht gleich hatten abfallen wollen, zurückſetzte, vermehrte er die innere Zwietracht im Heere. Die ganze Revolution war ein muthwilliges und frevelhaftes Soldatenſpiel; die Ausrufung der ſpaniſchen Verfaſſung, die das Volk kaum dem Namen nach kannte, eine Unnatur. Für das unwiſſende, bigotte, genügſame, im warmen Klima bedürfnißloſe, an lokale Urzuſtände gewöhnte Landvolk, und für die armen Lazaroni in der Hauptſtadt, paßte überhaupt das moderne Verfaſſungsweſen gar nicht, und die außerordentlich kleine Minderheit von Gebildeten, die durch die milde Reſtauration diesmal nicht einmal gedrückt waren, hätte um ſo weniger die Revolution machen ſollen, als ſie wiſſen konnte, daß Oeſterreich und Frankreich ſie nicht dulden würden. Wright macht eine artige Beſchreibung von einem damaligen Feſtaufzug der Carbonari in Neapel. Man ſah da 7000 derſelben in der bunteſten Miſchung, Edelleute, Bürger, Pöbel, Banditen, und mitten darunter auch viele Prieſter und Mönche, voran den Abbate Menechini in geiſtlicher Tracht, aber bewaffnet und mit den drei Farben prangend. Eine Faſtnachtsbande und kein conſtitutionelles Volk.

Was in Neapel nur Poſſe war, wurde in Palermo gefährlicher Ernſt. Man hatte an Sicilien gar nicht gedacht, die Sicilianer gar nicht gefragt, und jetzt ſollten ſie ſich der neapolitaniſchen Revolution anſchließen. Als der Vicekönig, General Naſelli, die drei Farben aufſteckte, nahm das Volk von Palermo die gelbe Farbe Siciliens an, und am 15. Juli, dem Feſt der h. Roſalie, dem größten Volksfeſte der Palermitaner, an dem eine ungeheure Menſchenmenge durch die Straßen wogte, verlangte, alles die Unabhängigkeitserklärung der Inſel unter einem Prinzen des Hauſes. Church, der als Militärgouverneur hier befehligte, wollte einſchreiten, wurde aber vom wüthenden Volk überwältigt und rettete mit Noth ſein Leben durch die Flucht. Naſelli gab aus Ohnmacht nach, ſetzte eine proviſoriſche Junta ein und floh ebenfalls. Die Junta genoß aber kein Anſehen, der Pöbel wurde Meiſter der Stadt, ſchlug die Truppen nach blutigem Kampf, und plünderte zwei Tage (am 17. und 18. Juli), wobei es auch an Schlächtereien der Rache und Rohheit nicht fehlte. Die Principi Cattolica und d'Aci wurden grauſam ermordet und ihre Köpfe auf Stangen durch die Stadt getragen ꝛc. Endlich entſtand eine neue Junta, an deren Spitze der Prinz von Villa Franca trat, und ein Mönch, Vaglica di Monreale, übernahm den Oberbefehl über die Volkswehr.

So ſpaltete ſich die Revolution beider Sicilien ſchon in ihrem Beginn. Die revolutionäre Regierung in Neapel war zu ſtolz um ihrer Nebenbuhlerin in Palermo nachzugeben, und ſchickte Floreſtan Pepe (Wilhelms Bruder), mit 5000 Mann zu Schiffe nach Meſſina ab, von wo ſie zu Lande gegen Parlermo zogen. Villa Franca wollte unterhandeln, da plünderte der Pöbel ſeinen Pallaſt, und ſetzte den Prinzen von Paterno an ſeine Stelle. Unter dieſem vertheidigte ſich die Stadt am 25. September gegen Pepe, wurde aber durch ein heftiges Bombardement dahin gebracht, am 5. October zu capituliren.

Am 1. October wurde das Carbonariparlament in Neapel mit großer Feierlichkeit durch den König ſelbſt eröffnet. Der Präſident Galdi hielt eine pomphafte Rede voll Anſpielungen auf das claſſiſche Alterthum und ſeine politiſche und legislatoriſche Größe, eine wahre Satire auf das damalige Neapel.

Die Pentarchie ſäumte nicht, ihre Augen nach dem Süden zu richten. Spanien, hinter den Pyrenäen abgeſchloſſen, konnte man einſtweilen auf ſich beruhen laſſen. Die Revolution in Neapel aber, die möglicherweiſe das übrige Italien in Brand ſtecken konnte, gefährdete zunächſt Oeſterreich. Metternich ſetzte daher die ganze europäiſche Diplomatie in Bewegung. Im October kamen Kaiſer Alexander, Kaiſer Franz, der Kronprinz von Preußen und die Miniſter Metternich, Hardenberg, Neſſelrode, Capodiſtrias, von Paris Caraman und Laferronays, von London Charles Stuart auf einem Congreß zu Troppau in Oberſchleſien zuſammen, und berathſchlagten über Neapel. Allein England widerſetzte ſich einer bewaffneten Einmiſchung daſelbſt und auch Frankreich mahnte zur Milde. Selbſt Rußland war geneigt, Neapel zu ſchonen, um Oeſterreich nicht zu mächtig in Italien werden zu laſſen. Aber Fürſt Metternich brachte den Kaiſer Alexander auf andere Gedanken, indem er ihm in einer Verſchwörung ruſſiſcher Gardeoffiziere in St. Petersburg ſelbſt das Schreckbild der Revolution in ſeinem eigenen Reiche vorhielt. Rußland, Oeſterreich und Preußen ſchloſſen ſich nun eng an einander, Frankreich gab ebenfalls nach, und England konnte nur noch einen Proteſt einlegen, ohne daß es eine offene Unterſtützung der Neapolitaner gewagt oder gewollt hätte. Um Italien näher zu ſeyn, brachen die Monarchen den Congreß ab und erneuerten ihn im Januar 1821 in Laibach. Der neapolitaniſche Geſandte, Herzog v. Gallo, wurde nicht zugelaſſen und der Einmarſch eines öſterreichiſchen Heeres in's Neapolitaniſche beſchloſſen.

Als Gallo die ſchlimme Botſchaft nach Neapel brachte, erbot ſich der alte König Ferdinand, ſelbſt nach Laibach zu gehen, um die Großmächte mit der neapolitaniſchen Verfaſſung auszuſöhnen. Man wußte wohl, es ſey ihm nur darum zu thun, mit heller Haut davon zu kommen; aber man ließ ihn ziehen, um die Großmächte nicht noch mehr zu reizen. Dagegen wurden die Befehle des Congreſſes, die Verfaſſung zu annulliren, nicht reſpectirt, und mit großer Prahlerei kühner Widerſtand beſchloſſen. Am 5. Februar überſchritten 60,000 Oeſterreicher unter General Frimont die lombardiſche Grenze; die Neapolitaner aber theilten ihre Armee und Wilhelm Pepe übernahm die Vertheidigung der Gebirgspäſſe in den Abbruzzen, während Carascoſa in der Ebene in einem Lager bei San Germano den Feind, wenn er dennoch durch die Gebirge dränge, empfangen ſollte. Pepe marſchirte am 7. März von Civita Ducale aus, und ſeine Vorpoſten erfochten bei Rieti einen kleinen Vortheil über die der Oeſterreicher; da die letzteren aber in großen Maſſen nachrückten, wollte ſich Pepe nach Civita Ducale in eine ſehr feſte Stellung wieder zurückziehen, als ſeine Truppen bei dieſer retirirenden Bewegung ſchon alles verloren glaubten und in wilder Flucht auseinanderliefen. Carascoſa mußte ſich nun in eine ſtarke Stellung bei Mignano zurückziehen, wo er die Oeſterreicher noch lange hätte aufhalten können, aber auch in ſeinem Lager brach Meuterei aus, ſeine eignen Soldaten ſchoſſen auf ihn und er mußte ſich flüchten. Die Feſtung Capua ergab ſich den Oeſterreichern, ohne einen Schuß zu thun, am 20ſten, und ſchon am 24ſten hielt Frimont ſeinen Einzug in Neapel ſelbſt, von wo die compromittirteſten Carbonari entwichen waren. Auf eine ſo lächerliche Weiſe endete der große Spektakel, den man hier gemacht hatte.

Jetzt erſt holte der alte König Ferdinand die Rache nach, die er bei ſeiner erſten Wiedereinſetzung in Neapel geſpart hatte. Das ganze Volk wurde entwaffnet, jeder Verdächtige verhaftet und Hinrichtungen und Güterconfiscationen richteten grauſame Verheerungen in den wohlhabenden und gebildeten Claſſen an. Frimont ſelbſt war unwillig über dieſe ausſchweifende Reaction, ohne ſie hindern zu dürfen. Einige tauſend Oeſterreicher unter Wallmoden wurden noch hinüber nach Sicilien geſchickt, um auch dort die alte Ordnung zu befeſtigen. Der Umſtand, daß die Polizei im Neapolitaniſchen überall öffentliche Verbrennung der Werke von Rouſſeau, Voltaire und andern Vätern der Revolution und des Unglaubens vornahm, beweist, wie ſehr dieſe Werke auch in Italien (wie in Spanien) verbreitet waren. Ueberall in den romaniſchen Landen bis tief in's ſpaniſche Südamerika hinein, war dieſe Gattung von Büchern verbreitet, ein Haupthebel aller romaniſchen Umwälzungen. Wohlfeile Ausgaben davon wurden in ungeheurer

Menge zu Paris fabricirt und meiſt von Bordeaux aus in andere Länder ſpedirt. Der gründliche Zorn des katholiſchen Klerus gegen dieſe literariſche Propaganda war nur zu ſehr gerechtfertigt. Mangelte dem romaniſchen Süden noch viel von der Bildung des Nordens, ſo hätte ihm dieſelbe doch durch edlere Geiſteswerke vermittelt werden ſollen.

In denſelben Tagen, in denen die Revolution in Neapel unterdrückt wurde, brach ſie in Piemont aus, im Rücken der Oeſterreicher. Der König von Sardinien, Victor Emanuel, hatte ſich in der napoleoniſchen Zeit nach der Inſel Sardinien zurückgezogen, erhielt aber 1815 nicht nur ſeine früheren Länder Piemont und Savoyen zurück, ſondern auch das ſchöne Uferland von Genua dazu. Sein Reich ſollte als Grenzmacht gegen Frankreich verſtärkt werden. Der alte König gehörte aber den Greiſen des vorigen Jahrhunderts an und war ſo beſchränkt an Geiſt, daß er, gleich dem Kurfürſten von Heſſen, in ſeinem Lande alles wieder auf den Fuß wie vor dem erſten Einfalle der Franzoſen im Jahre 1796 ſetzte. Alle modernen Beamten und Univerſitätslehrer wurden entlaſſen, ſogar alle im Lande wohnenden Franzoſen vertrieben. Die ſchöne Straße Napoleons über den Mont Cenis mußte verlaſſen und eine alte ſchlechte wieder befahren werden. Alle neuen Geſetze wurden abgeſchafft und die alten, wie auch was vom alten Perſonal noch lebte, wiederhergeſtellt. Auch die Kirche erhielt ihre Macht zurück. Der König aber war alt und hatte nur eine Tochter, Beatrix, Gemahlin des Herzogs Franz von Modena. Dieſer letztere war ein Sohn des öſterreichiſchen Erzherzog Ferdinand (eines Oheims des regierenden Kaiſer Franz) und der Beatrix, Tochter des letzten Herzog Hercules von Modena aus dem Hauſe Eſte. Oeſterreich hegte nun den Wunſch, dem Herzog Franz die Erbfolge in Sardinien zu verſchaffen. In dieſem Königreich aber galt das ſaliſche Geſetz, welches die weibliche Nachfolge ausſchließt, und der rechtmäßige Erbe war ein entfernter Verwandter, Karl Albert, Prinz von Carignan. Dieſe Erbangelegenheit muß man im Auge behalten, um die feineren Motive in den folgenden Begebenheiten zu verſtehen.

Die Carbonari waren auch in Piemont thätig und unterhielten von hier aus Verbindungen wie mit Neapel, ſo mit den Unzufriedenen in Frankreich. Sie fühlten ſich indeß zu ſchwach, um die neapolitaniſche Revolution unterſtützen zu können. Daß ſie dennoch, und erſt, als es zu ſpät war, losbrachen, hatte eine zufällige Urſache. Drei ihrer Häupter, der Principe della Ciſterna, Marcheſe Priero und Ritter Perronne wurden durch revolutionäre Schriften, die ſie verbreiteten, verrathen und verhaftet. Durch dieſe Entdeckung ſahen ſich auch die meiſten andern Verſchwörer compromittirt und beſchloſſen lieber einen offenen Kampf zu wagen, als ſich wehrlos gefangen nehmen zu laſſen. Sie theilten ihre Abſicht dem Prinzen von Carignan mit und ſchmeichelten ihm damals ſchon mit der Ausſicht, König von ganz Italien zu werden, ſobald die Revolution ſiege. Der Prinz war unentſchloſſen, denn er fürchtete die Oeſterreicher und wollte doch auch die nicht von ſich ſtoßen, die ſich ihm als wärmſte Anhänger aufdrängten. Endlich gab er ſeine Zuſage und Oberſt Arſaldi rief die ſpaniſche Conſtitution am 9. März in der Feſtung Aleſſandria aus. Die ganze Armee war hier, wie im Neapolitaniſchen, ſchon vorbereitet. Der alte König hielt Rath, aber in Turin ſelbſt empörten ſich die Truppen und pflanzten die dreifarbige Fahne auf. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Sturm auszuweichen, wie Ferdinand in Neapel, und die Regierung einſtweilen dem Prinzen von Carignan zu übergeben. Den Thron ſelbſt trat er ſeinem Bruder Karl Felix ab, der in Modena lebte. Karl Albert wurde nun als Regent genöthigt, mit der dreifarbigen Fahne auf den Balkon des Schloſſes zu treten und die ſpaniſche Verfaſſung zu proclamiren, wobei er jedoch diejenigen Abänderungen vorbehielt, die das einzuberufende Parlament und der König treffen würden. Der alte König hatte ſich zurückgezogen. Zu dem neuen aber nach Modena begab ſich eine große Deputation, um ihn zu bewegen, die Verfaſſung anzuerkennen, was er begreiflich abſchlug.

Die Deputation hatte aber noch einen heimlichen Auftrag, nämlich den König zu verſichern, daß ſowohl der Prinz von Carignan, als die höheren Claſſen die Revolution mißbilligten und demgemäß handeln würden. Die Carbonari in Turin waren rathlos. Der Pöbel zwang den öſterreichiſchen Geſandten von Binder, die Stadt zu verlaſſen, aber einen raſchen Einfall in die Lombardei wagte man nicht, ſondern wartete die Oeſterreicher ab. Der Prinz von Carignan floh über Nacht nach Nizza. Nur der Kriegsminiſter Santa Roſa hielt den Muth der Carbonari noch aufrecht, aber nicht durch Handlungen, ſondern durch Reden und diplomatiſche Vorſpiegelungen. Der ruſſiſche Geſandte nämlich, Graf Macenigo, überredete ihn, die Oeſterreicher würden keinen Angriff auf Piemont wagen, wenn er die Vermittelung des Kaiſers Alexander annehme, von dem er übrigens keinen Auftrag hatte. So blieb Santa Roſa unthätig und ließ ſich ſogar durch einen Angriff des General della Torre, der bei Novara ein dem König treues Truppencorps zuſammengebracht hatte, überraſchen. Della Torre brach am 4. April gegen Turin auf, Santa Roſa ſchickte ihm den Oberſt Regis mit überlegenen Streitkräften entgegen, aber Regis, ſtatt zu ſchlagen, unterhandelte. Unterdeß rückte auch ein öſterreichiſches Heer unter dem Grafen Bubna heran, deſſen Ankunft Regis ſo wenig ahnete, daß er ihm gerade in die Hände lief, während auch della Torre aus Novara hervorbrach und ihm in den Rücken kam, am 8. April. Regis erlitt großen Verluſt und ſeine fliehenden Soldaten ſteckten mit ihrer Angſt auch die hinter ihnen ſtehende piemonteſiſche Armee an. Die Soldaten liefen in Vercelli auseinander, wie die Neapolitaner in Mignano. Alle Compromittirten ſuchten ihr Heil in der Flucht und ſchon am 10. zog della Torre in Turin ein. Dem neuen König, dem ſchon alten, ſchwachen und kinderloſen Bruder Karl Felix, hatte der Prinz von Carignan deſſen Rechte reſervirt und durch ſeine Flucht ſeine loyale Geſinnung gerechtfertigt. Man ſtrafte ihn daher nur mit Mißbilligung und entfernte ihn zwei Jahre lang vom Hofe. Ihm zu liebe wurde auch manche

Unterſuchung und Beſtrafung anderer Hochgeſtellter unterdrückt. Karl Felix dachte gut ſardiniſch genug, um Oeſterreich nicht zu viele Vorwände zum weitern Einſchreiten zu bieten und hielt daher auch die Erbfolge des Prinzen von Carignan gegen die modeneſiſch-öſterreichiſche aufrecht. Ohne Zweifel unter Mitwirkung von Frankreich und England, die eine Vergrößerung Oeſterreichs durch das Königreich Sardinien nicht würden geduldet haben, und aus Abneigung gegen die öſterreichiſche Beſatzung, die bis 1823 im Lande ſtehen blieb. Im Uebrigen war die Reaction hauptſächlich gegen die Preſſe und gegen die Schule gerichtet. Alle Schulanſtalten im Lande wurden der Obhut der Jeſuiten anvertraut. Auch hier ſollte der Einfluß Voltaire's und Rouſſeau's um jeden Preis abgeſperrt werden.

Sowohl in Turin als Neapel wirkte die Abneigung gegen die öſterreichiſchen Hülfstruppen und das Mißtrauen gegen die eigenen Truppen zu dem Entſchluß zuſammen, Schweizerregimenter anzuwerben, welche die Ruhe im Lande erhielten.

Die Lombardei war trotz der Nähe der piemonteſiſchen Revolution nicht aufgeregt worden, obgleich der in Mailand reſidirende Erzherzog Rainer im erſten Schrecken mit ſeiner ganzen Familie entflohen war. Nur heimliche Geſellſchaften verſuchten auch hier den Boden zu unterwühlen, aber ſie wurden von einem Polizeiſyſtem überwacht, das in geheimer Controle und Gegencontrole ſeines Gleichen ſuchte. Mehr aber als dieſe kleinlichen Polizeikünſte wirkte die große Furcht vor der Macht Oeſterreichs. Die Polizei entdeckte noch ſpät im Jahre 1821 eine geheime Verbindung in Mailand, deren meiſte Mitglieder noch Zeit fanden ſich zu retten. Nur einige wurden zur Haft gebracht, worunter Confalonieri und Silvio Pellico das größte Aufſehen erregt haben. Der erſtere wurde auf alle Arten gedrängt, Geheimniſſe zu offenbaren, durch welche man den Prinzen von Carignan zu compromittiren und von der Erbfolge auszuſchließen hoffte, aber er bekannte nichts, obgleich Fürſt Metternich ihn perſönlich ins Verhör nahm. Der andere, Silvio

Pellico, ein ſanfter frommer Dichter, unfähig zur That, hatte höchſtens poetiſch für Italien geſchwärmt und mußte das jammervollſte Schickſal mit ſeinen Mitgefangenen theilen. Zum Tode verurtheilt, auf dem Schaffot begnadigt, unter den berüchtigten Bleidächern von Venedig, dann auf dem Spielberg in den engſten und härteſten Kerkern ſchmachtend, in den rauheſten Gefängnißkleidern, mit der roheſten Gefängnißkoſt kümmerlich genährt, zum Wollſtricken verdammt, in Krankheit ohne Pflege blieb der edle Pellico doch immer gleich ſanft und geduldig. Aber ſeine Leiden, von ihm ſelbſt beſchrieben und nach ſeiner Befreiung (1830 in Folge der Julirevolution) bekannt gemacht, weckten in ganz Europa das tiefſte Mitgefühl und haben mehr als alles Andere den europäiſchen Haß gegen Metternich geſchürt, obgleich dieſe Angelegenheit nicht Metternich, ſondern der Kaiſer ſelbſt in die Hand genommen hatte, der ſich beſtändig über die Gefangenen auf dem Spielberg Bericht erſtatten ließ und die Behandlung derſelben bis zur geringſten Kleinigkeit vorſchrieb. Der Zweck, Italien vor Revolutionen zu hüten, wäre durch eine minder grauſame Behandlung der Gefangenen weniger verfehlt worden.

Nachdem die italieniſchen Revolutionen beſiegt waren, erwartete man, die europäiſche Pentarchie werde nun auch bald die ſpaniſche unterdrücken. Das lag in ihrem Prinzip, ſie durfte die revolutionären Elemente nirgends aufkommen laſſen. Indeſſen hatte ſich England ſchon ſehr unzufrieden über das Verfahren der übrigen Großmächte in Italien geäußert und war eben ſo unzufrieden mit jeder Einmiſchung in Spanien. Die engliſchen Miniſter, wie reactionär und abſolutiſtiſch ſie auch damals waren, wollten doch der alten engliſchen Politik gemäß, die Freiheit auf dem Continent nicht ganz unterdrücken laſſen und mußten auch die Verantwortung vor dem engliſchen Parlament und Volke ſcheuen. Daher ihr Widerſtand in Troppau und Laibach, der übrigens ohne Nachdruck war, denn einen Krieg wollte England gegen die andern vier Großmächte um eine Handvoll Carbonari und Cortes doch nicht wagen.

Die Initiative in Bezug auf Spanien wurde, wie eben erſt in Bezug auf Italien wieder von den drei ſ. g. nordiſchen Mächten, Oeſterreich, Preußen und Rußland ergriffen. Metternich war damals die Seele der Pentarchie, Rußland und Preußen folgten ſeinem Impulſe. „Erhaltung des anerkannten Beſitzſtandes, Schutz der legitimen Dynaſtien und der abſoluten Regierungen gegen jede revolutionäre Erhebung, wie gegen die parlamentariſchen Oppoſitionen“ war das Looſungswort. Dem konnte die Dynaſtie der Bourbons überall nur zuſtimmen. Auch ſchmeichelte es ihr und diente ihrem beſondern Intereſſe, daß die drei nordiſchen Mächte ſich Mühe gaben, Frankreich zu einer Pacification Spaniens zu bewegen. Frankreich bekam dadurch Gelegenheit, wieder Waffenruhm zu ernten; es ſtellte vor ganz Europa ſeine Macht zur Schau; es conſolidirte, indem es nach Wiederherſtellung der bourboniſchen Allgewalt in Neapel auch die ſpaniſchen Bourbons wiederherſtellte, zugleich die der Bourbons in Frankreich ſelbſt; es vereinte die Intereſſen ſämmtlicher Bourbons und übte eine Art von Hegemonie über dieſelben. Alle dieſe Vortheile leuchteten ein. Aber es gab noch Bedenken genug und Villèle wollte ſich keineswegs übereilen. Durch einen Feldzug, im Intereſſe der heil. Allianz unternommen, verfeindete ſich die Dynaſtie unverſöhnlich mit dem liberalen Bürgerthum, dem ſich der König doch bisher ſo ſehr zugeneigt hatte, und ſtieß auch England von ſich ab. Zudem war der Ausgang des Feldzugs ungewiß. Wenn der große Napoleon mit ſeiner ungeheuren Macht die tapfern Spanier nicht hatte bezwingen können, wie ſollten es die Bourbons vermögen? Aus dieſem Geſichtspunkt warnte auch die Oppoſition vor dem Kriege, von dem ſie in jeder Beziehung nur Schande für Frankreich vorausſagte, weil er gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker geführt werde und weil nur Niederlagen zu erwarten ſeyen.

Die geheimen Geſellſchaften in Frankreich blieben auch nicht unthätig, ſondern dachten auf einen Verſuch, der Expedition gegen Spanien, die ſeit der Aufſtellung des Geſundheitcordons an den

Pyrenäen immer näher drohte, ehe ſie noch ausgeführt würde, eine Diverſion im Rücken zu machen. Das Beiſpiel der Spanier, Neapolitaner und Piemonteſen wirkte zurück auf die Offiziere des franzöſiſchen Heeres. Hauptſächlich unter ihnen und zum Theil ſelbſt unter den gemeinen Soldaten wurde complottirt. Faſt in allen Regimentern beſtanden geheime Logen, die ſich mit dem Großvater des Liberalismus, General Lafayette, und deſſen Anhang in den geheimen Geſellſchaften der Bürger in Verbindung ſetzten. Ein Soldatenaufſtand an verſchiedenen Punkten zugleich ſollte ausbrechen. Wenn man Herrn von Lamartine's poetiſcher Darſtellung glauben darf, ſo war Lafayette ſelbſt das Hinderniß des glücklichen Gelingens, weil er ſeine Abreiſe nach Béfort, wo der Hauptſchlag geſchehen ſollte, unerwartet um einen Tag verſchob, aus Pietät gegen ſeine verſtorbene Frau, deren Sterbetag er in ſtiller Feier beging. Die Verſchworenen wurden durch die Abbeſtellung des verabredeten Tages irre; der Commandant der Feſtung Béfort, de Touſtain, merkte ein Zuſammenſtecken der Köpfe, ging den Verſchworenen keck zu Leibe und ließ ſich auch durch einen Prellſchuß, der ihn niederwarf, nicht abſchrecken, ſammelte ſeine Truppen und warf den Aufruhr, ehe er noch recht beginnen konnte, über den Haufen. Lafayette, der endlich abgereiſt war, befand ſich nur noch wenige Stunden von Béfort, als er vom Mißlingen des Unternehmens Nachricht erhielt und eiligſt eine andere Richtung nahm, als hätte er blos eine Erholungsreiſe zu Freunden in der Provinz unternommen. Auch Köchlin, der angeſehenſte Deputirte des Elſaßes, der in der Nähe war, blieb unentdeckt, und nur namenloſe Perſonen, die das ganze Geheimniß nicht kannten, kamen in Verhaft. Gleichzeitig brach ein Soldatenaufſtand unter Oberſtlieutenant Caron in Colmar aus, wo Napoleon II. ausgerufen wurde, ein Beweis, wie tief Napoleon den Soldaten noch im Herzen ſaß. Aber Caron gerieth unter eine Schwadron, die andern Sinnes war und ihn gefangen nahm. Er wurde kriegsrechtlich erſchoſſen. Denſelben Tod fand General Breton, der in Saumure die Soldaten hatte empören wollen. Kleinere Verſchwörungen wurden zu Marſeille, Toulon, Angers, Tours entdeckt und mit der Hinrichtung einiger Soldaten beſtraft. In Paris ſelbſt wurden vier Unteroffiziere aus gleichem Anlaß erſchoſſen. Alles in den erſten Wochen des Jahres 1822.

Die Vereitelung dieſer Aufſtände gab dem Miniſterium Villèle mehr Feſtigkeit. Es ſetzte im Februar ein neues ſtrenges Preßgeſetz durch, was die Oppoſition noch mehr erbitterte. Bald darauf kamen die Miſſionäre nach Paris und predigten in der Kirche des petits pères. Da drang der Pöbel ein, verhöhnte ſie, ließ Schwärmer in der heiligen Stätte los und erfüllte ſie mit hölliſchem Schwefeldampf. Aber die frommen Brüder ließen ſich nicht irre machen und predigten fort, während Gensdarmen die Ruheſtörer hinaustrieben. Der Haß gegen die Kirche ſtieg bei der Oppoſition ſo hoch, daß auch die Arzneiſchüler den Abbé Nicolle, der unter ihre Lehrer aufgenommen worden war, beſchimpften, weßhalb die Schule aufgelöſt werden mußte.

Inzwiſchen hatte die Diplomatie insgeheim vorgearbeitet und im October 1822 verſammelten ſich die Monarchen abermals auf einem Congreß in Verona, um wegen Spanien einen endgültigen Beſchluß zu faſſen. Metternich ſtand feſter als je, da Kaiſer Alexander damals ſchon alle ſeine Pläne auf den Orient zum Opfer brachte und die in der Türkei aufgeſtandenen Griechen im Stiche ließ, um thatſächlich die Revolution auch da zu mißbilligen, wo ſie ihm nützlich war. Preußen ſchloß ſich wieder eng an Rußland und Oeſterreich an. Die Hauptſache war für dieſe drei Mächte, das immer noch ſchwankende Frankreich zum Kriege gegen Spanien zu treiben und deßfalls den engliſchen Widerſpruch zu bekämpfen. Der franzöſiſche Congreßgeſandte, Marquis von Montmorenci, ſchwärmte für den Krieg und ging viel weiter, als Villèle's Inſtructionen erlaubten, und ohne den ihm als Collegen beigegebenen, gemäßigteren Chateaubriand zu fragen. Im Vertrauen nun, daß Frankreich die Execution in Spanien im Namen der nordiſchen Mächte übernehmen werde, beſchloſſen dieſe (trotz Englands Widerſpruch), eine Note an Spanien zu richten, in welcher ſie die Wiederherſtellung des abſoluten Königthums verlangten. Würde Spanien ſich weigern, ſo ſollte eine franzöſiſche Armee einrücken. Preußen verſprach Frankreich in dieſem Falle ſeine moraliſche, Rußland auch ſeine materielle Unterſtützung. Oeſterreich, aus Rückſicht auf England, wollte dagegen, falls Spanien ablehnend antworten würde, die Modalitäten der wirklichen Execution noch einmal von einem Congreß berathen laſſen. Die Beſchlüſſe wurden am 17. November gefaßt. Zehn Tage ſpäter ſtarb Fürſt Hardenberg, der ſchon körperlich leidend den Congreß verlaſſen hatte und ſich in der Luft des Südens erholen wollte, zu Genua.

Als Montmorenci nach Paris zurückkam, fand ſich, daß er nicht im Sinne Villèle's unterhandelt habe, er wurde desavouirt und entlaſſen. Wellington, der in Verona die engliſche Stimme geführt hatte, reiſte über Paris zurück und warnte den König dringend vor dem ſpaniſchen Kriege. Der König war ohnehin dem Kriege abgeneigt und hätte ihn gern vermieden. Wellington ſchickte den Lord Fitzroy-Sommerſet nach Madrid, um die Cortes zu ſo viel Nachgiebigkeit zu bewegen, daß Frankreich mit Anſtand den Krieg unterlaſſen konnte, und der franzöſiſche Geſandte in Madrid, Lagarde, erhielt von Villèle Inſtructionen im gleichen Sinne, während die drei nordiſchen Mächte allein am 14. December ihre gemeinſchaftlich drohende Note an Spanien abgehen ließen.

Die engliſch-franzöſiſchen Bemühungen in Madrid ſcheiterten vollſtändig. Von den Spaniern fordern, ſie ſollen aus bloßer Furcht etwas thun, hieß ihren Charakter wenig verſtehen, und ſelbſt wenn ſie Klugheit genug gehabt hätten, um mäßig zu ſeyn, würden ſie es nicht geweſen ſeyn, bloß weil man ſie ſchrecken wollte, ihnen Furcht zutraute. Als die ſtolzen, ja höhniſchen Antworten der ſpaniſchen Regierung bekannt geworden waren, befand ſich Villèle in nicht geringer Verlegenheit. Chateaubriand aber, der unterdeß Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, ging raſch zur Kriegspartei über und half jetzt die Anſicht vertheidigen, die er noch in Verona bekämpft hatte. Die Sachlage war allerdings eine andere geworden, ſeitdem Spanien ſelbſt den guten Rath Frankreichs zurückgewieſen hatte. Die nordiſchen Mächte, von Spanien ſchwer beleidigt, drängten; England blieb in ſeiner Halbheit, indem es für Spanien nur redete, aber nicht handelte. Villèle glaubte daher dem König den Krieg anrathen und dieſer ſelbſt nachgeben zu müſſen. Lagarde wurde von Madrid zurückberufen.

Im Januar 1823 eröffnete der König die Kammern mit einer kriegeriſchen Rede und kündigte an, daß er Geld für die Ausrüſtung einer Armee von 100,000 Mann verlangen werde. Vermöge des neuen Wahlgeſetzes hatte Villèle eine große und ſichere Mehrheit in der Kammer. Die kleine liberale Minderheit wehrte ſich aber verzweifelt und ſuchte durch die Kühnheit ihrer Redner zu erſetzen, was ihr an wahrer Macht gebrach, oder benutzte wenigſtens den Anlaß, um den geheimen Haß der Nation gegen die Bourbons immer mehr zu vergiften. Denn was war der bevorſtehende Krieg anders als ein Familienarrangement der Bourbons dieſſeits und jenſeits der Pyrenäen, um die Völker hier wie dort zu knechten? Unter den Rednern der Oppoſition glänzte Royer-Collard, unter denen des Miniſteriums Chateaubriand; in beiden kreuzten ſich die Spitzen der entgegengeſetzten Doctrinen. Ein andrer Redner der Oppoſition, Manuel, veranlaßte ziemlich unſchuldiger Weiſe einen ungeheuern Lärm. Indem er ſagte: „ſoll ich an die Gefahren der königlichen Familie in Frankreich erinnern, die ſich nur deßhalb ſo häuften, weil fremde Heere in unſer Gebiet einfielen und Frankreich zwangen, ſich durch neue Kräfte und eine neue Energie zu vertheidigen,“ — unterbrach ihn das Geſchrei der Ultras, die darin eine Anſpielung auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. ſahen. Manuel durfte nicht weiter reden und wurde zur Ordnung gerufen. Nur in einer gedruckten Erklärung konnte er mittheilen, was er weiter hatte ſagen wollen, daß nämlich das franzöſiſche Volk damals zu „furchtbaren Exceſſen und zu einer beweinenswerthen Kataſtrophe“ getrieben worden ſey, die vermieden worden wären, wenn die Preußen nicht in die Champagne eingerückt wären, welcher Fall allerdings auf Spanien angewendet werden durfte, da Ferdinand VII. in Gefahr kam, dem Haß der Spanier zum Opfer zu fallen, wenn dieſelben über den Einmarſch der Franzoſen eben ſo erbittert wurden, wie die Franzoſen es geweſen waren beim Einfall der Preußen. Dieſe einfache Erklärung verſöhnte aber die Ultras nicht. Manuel wurde durch einen Mehrheitsbeſchluß auf ein Jahr aus der Kammer ausgeſchloſſen. Die Oppoſition erklärte eine ſolche Willkühr für unparlamentariſch. Manuel ſelbſt kehrte ſich nicht daran, ſondern kam in die Sitzung. Der Präſident und alle Ultras verließen die Kammer und die Nationalgarde, die zur Verfügung des Präſidenten ſtand, wurde befehligt, Manuel mit Gewalt zu entfernen. Der Sergeant Mercier, der das Commando hatte, und ſeine ganze Mannſchaft weigerte ſich. Man mußte Gensdarmen rufen, die den Befehl vollzogen und von denen Manuel ſich hinauszerren ließ, begleitet von allen Deputirten ſeiner Partei, an der Seite Lafayette's und Duponts de l'Eure. Eine Scene, die in Frankreich keineswegs als eine Niederlage der Oppoſition betrachtet wurde und zu welcher veranlaßt zu haben ein grober Mißgriff von Seiten der Ultras war.

Die Geldſumme wurde bewilligt und der Krieg gegen Spanien begann.

Viertes Buch.

Die ſpaniſche Revolution.

Das ſchöne Spanien, ſeit 1808 auf's furchtbarſte zerrüttet und verheert, ſollte auch nach der Wiederherſtellung Ferdinands VII. keine Ruhe und Erholung finden. Denn der König kam nicht als Verſöhner, nicht als liebreicher Vater ſeiner Unterthanen, ſondern benützte die ihm wiedergeſchenkte Macht nur wie ein böſer Knabe, um Rache zu üben, um ſeine Luſt an Strafen und Peinigungen zu ſättigen. Abſchreckend häßlich, ungeſund, der Sohn eines blöden, völlig einfältigen Vaters und einer ehebrecheriſchen, niedrig gemeinen und an Geiſt kindiſchen Mutter, von früher Jugend an bald geſchmeichelt und verführt, bald erſchreckt und bis zur Todesangſt eingeſchüchtert, herzlos von den Eltern verrathen und wieder ihr Verräther, war er auch in ſeiner langen Haſt in Frankreich nie zur Beſinnung über ſich ſelbſt gekommen, hatte nie einen großherzigen Entſchluß gefaßt, nie ernſte Studien gemacht, ſondern unter albernen Beſchäftigungen in den Tag hineingelebt, bis ihn ohne ſein Zuthun das Glück wieder auf den ſpaniſchen Thron führte. Auch kein Glied ſeiner Familie übte auf ihn einen beſonderen Einfluß. Der ſpaniſche Zweig der Bourbons war der welkeſte und verfaulteſte von allen.

Wenn die liberalen Cortes den Rechten der Krone zu nahe getreten waren, und gegen die Kirche und gegen den im ſpaniſchen Volk tief eingewurzelten Glauben feindlich gehandelt hatten, ſo konnte doch weder der Thron, noch der Altar wieder gehoben, gekräftigt und geheiligt werden durch ein Racheſyſtem, wie es Ferdinand VII. übte; die Luſt am Böſen, die bei ihm ſo auffallend hervorblickte, war vielmehr des echten Königs, wie des frommen Sohnes der Kirche gleich unwürdig. Die Schattenſeiten des Liberalismus erſchienen verzeihlich und wurden gleichſam wieder Lichtſeiten, wenn man erleben mußte, wie Spanien in die ſchwärzeſten Schattenſeiten des Abſolutismus und der kirchlichen Verfolgung eintrat, ſobald Ferdinand die Zügel der Gewalt ergriffen hatte. Um Ludwig XVIII. zu rechtfertigen, darf man nur ſein Verfahren mit dem Ferdinands vergleichen. Dort waltete Verſtand und Güte, hier nur Unverſtand und Bosheit.

Die Cortes waren geſprengt, das abſolute Königthum proklamirt. Durch Dekrete, die der König ſchon im Mai 1814 erließ, wurden alle Afranceſados oder Joſefinos (Anhänger und Diener der früheren franzöſiſchen Regierung) aus Spanien verbannt und man rechnete deren 10,000, die nach Frankreich entflohen. Ferner wurden alle Liberalen und Freimaurer, alle Anhänger der Cortes und die Beamten, die von denſelben angeſtellt worden waren, theils zur Flucht gezwungen, theils eingekerkert, theils wenigſtens abgeſetzt, und alle Nationalgüter dem Käufer ohne Entſchädigung wieder entriſſen, ja dem als wohlhabend bekannten Käufer noch beſondere Geldſtrafen auferlegt. Alle Klöſter wurden wieder hergeſtellt, desgleichen die berüchtigte Inquiſition, deren neuer Chef, der Großinquiſitor, Mir Campillo, Biſchof von Almeria, mit fanatiſcher Strenge verfuhr. Man rechnete, daß 50,000 blos wegen ihrer Meinung Verfolgte in den ſpaniſchen Kerkern ſchmachteten, in denen ſie die übelſte Behandlung, ſelbſt grauſame Folterung erfuhren. Dieſe Maßregeln waren nur geeignet, die Liberalen zu Martyrern zu machen, und in der That überſah man ihre bisherigen Fehler und widmete ihnen Theilnahme und Mitleid. Da der König auch alle Guerilla's auflöſte, die tapfern Führer derſelben ohne Gehalt entließ und auch die Armee dergeſtalt neu organiſirte, daß wieder nur der Adel zu Offiziersſtellen berechtigt wurde, fanden ſich viele der tapferſten Herzen Spaniens gekränkt und ſchloſſen ſich den Liberalen an. Die Inquiſition aber trug ohne Zweifel dazu bei, das Anſehen der Kirche, das ſie verbreiten ſollte, auch bei denen zu ſchwächen, die ihr früher eifrig zugethan waren. Nur der Pöbel konnte in den Prieſtern Henker ſehen, ohne zu ſchaudern.

Das königliche Schreckensſyſtem entbehrte ſogar den Adel des rohen Fanatismus, der ſelbſt des Martyriums fähig iſt, indem er Andere zu Martyrern macht. Der König war perſönlich ohne allen ſittlichen Muth, feig und falſch. Seine nächſten Günſtlinge, die ſ. g. camarilla, waren größtentheils aus der Hefe des Bedientenvolks ausgewählt, wie ſie dem gemeinen Sinne und Geſchmack des Königs zuſagten, mit denen er zum unſaubern Witz des niedrigſten Pöbels hinabſtieg. Voran ſein Hofnarr Chamorro, ſein Kuppler Alagon, ſein Beichtvater Ben Como, der ſich nicht ſcheute, mit jenen Schurken gemeine Sache zu machen, und andere, die minder hervorſtachen. Dieſe Elenden regierten das Land. In ihrem Kreiſe gefiel ſich Ferdinand, ſeine Miniſter, wenn ſie nicht der Camarilla gehorchten, zu verlachen und zu verrathen. Indem er die letzteren außerordentlich oft wechſelte, machte es ihm Spaß, ſie in volle Sicherheit einzuwiegen, ſie mit Vertraulichkeiten und Liebkoſungen zu überhäufen, und wenn ſie zur Thüre hinausgegangen waren, ihnen die ſchimpfliche Entlaſſung oder gar einen Verhaftsbefehl nachzuſchicken. Dann lachte er ſich unter ſeinen vertrauten Bedienten halb todt, wenn ihm der Streich gut gelungen und der

Miniſter recht einfältig ins Garn gelaufen war. Die Camarilla hatte auch über das Recht und über die Anſtellungen zu verfügen. Wer dieſe Lakaien reichlich beſtach, bekam Recht vor Gericht und wurde befördert; wer nicht, nicht. Indeſſen waren doch auch die Günſtlinge nicht immer vor Ferdinands Laune ſicher. Die in Frankreich während ſeiner Gefangenſchaft ihm am liebſten und vertrauteſten geweſen, wurden mit Undank und Bosheit von ihm verſtoßen; ſo Escoiquiz, ſein Lehrer, dem Recht geſchah, weil er ſeinen Zögling zum abgefeimten Lügner erzogen hatte, Macannaz, den er zum Juſtizminiſter gemacht hatte, aber plötzlich vor ſeinen eigenen Augen verhaften und in den Kerker werfen ließ, und Amezaga, den er bis zum Selbſtmord ängſtigte.

Die Miniſter, entweder Creaturen der Camarilla, oder ſtets in perſönlichen Rückſichten befangen, um nur nicht gleich wieder abgeſetzt zu werden, konnten an Reformen oder großartige Maßregeln zur Hebung des Wohlſtandes, des inneren Friedens und der äußeren Macht Spaniens gar nicht denken. Außer dem Vielerlei der Reformen der früheren Cortes, die für das ſpaniſche Volk ganz nicht getaugt hatten, waren auch die wirklich brauchbaren Reformen eingeſtellt worden, blos weil ſie von den Cortes kamen. Kein vernünftiger Menſch konnte zweifeln, daß die Kirche früher zu überreich an Gütern geweſen war, wie überhaupt, daß es in Spanien nach Maßgabe der Bevölkerung viel zu viel Geiſtliche gegeben hatte. In der Franzoſenzeit war die Kirche geplündert, der Klerus durch grauſame Morde gelichtet worden. Eine beſonnene Reſtauration hätte davon Vortheil ziehen ſollen, um die Zahl und den Güterreichthum der Geiſtlichkeit in ein natürliches Maaß zu bringen. Der Klerus hätte in ſeinem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe die Hand dazu bieten ſollen. Aber unter Ferdinand ſollte der Kirche alles wieder erſtattet, und ſie ſollte durch ihren Reichthum auch wieder in den Stand geſetzt werden, ihre Zahl zu ergänzen. In der Wirklichkeit wurde freilich wenig geändert, denn ein ſehr großer Theil des urſprünglich der Kirche gehörenden Grund und Bodens war in der Franzoſenzeit, wenn auch der Kirche abgeſprochen, doch nur verheert und verödet, aber nicht veräußert worden, weil ſich keine Käufer fanden. Daraus folgte, daß auch der wiedererlangte Beſitztitel der Geiſtlichkeit doch wenig wahren Gewinn brachte, der Ackerbau war ſchon ſeit Jahrhunderten in Spanien vernachläſſigt, theils durch die ſ. g. Meſta, eine große Verbindung der Schafweidberechtigten, vornehmlich der Klöſter und der adeligen Grundbeſitzer, die um der Schafzucht willen auf ihren weiten Landſtrecken keinen Ackerbau duldeten, theils durch die Colonien in Mittel- und Südamerika, in welchen ſich der ausgewanderte junge Spanier ſchneller bereicherte, als hinter dem heimiſchen Pfluge, und wo auch ſein romantiſcher Trieb zu Abentheuern mehr befriedigt wurde. Die Cortes hatten, ohne Zweifel durch engliſche und franzöſiſche Belehrung darauf aufmerkſam gemacht, die Meſta aufgehoben; allein während des blutigen Krieges gegen Napoleon waren dem Ackerbau die Arme entzogen worden, und es hatte ſich Niemand gefunden, der eine Theilung des Waldebodens in Aecker hätte vornehmen können. Kaum aber war Ferdinand nach Spanien zurückgekehrt, ſo ſtellte er auch die Meſta wieder her.

Der König verrieth ſeinen Unverſtand auch durch ſein Verfahren gegen die abgefallenen Colonien in Amerika. Anſtatt ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, und einen für Spanien vortheilhaften Handelsvertrag mit ihnen abzuſchließen, erſchöpfte er ſeine ohnehin zerrütteten Finanzen durch eine Expedition, die 1815 unter General Morillo die Colonien wieder erobern ſollte, aber mißglückte, und überließ alle Handelsvortheile den Engländern. Ja er brachte Spanien ſelber in Gefahr, denn die Südamerikaner rüſteten unter Englands geheimer Hülfe Caper, welche die ſpaniſchen Handelsſchiffe dicht vor dem Hafen von Cadix wegnehmen durften. Rußland arbeitete damals auf eine ungeſchickte Weiſe den Engländern in die Hände, denn der ruſſiſche Geſandte in Madrid, Tatiſchef, glaubte von ſeinem eigenen ſcythiſchen Naturell den paſſendſten diplomatiſchen Gebrauch zu machen, indem er ſich unter die Lakaien der Camarilla einſchmuggelte, und dadurch großen Einfluß auf den König gewann. Allein er mißbrauchte dieſen Einfluß auf doppelte Weiſe, einmal ſofern er durch ſein Aufhetzen zum Kriege gegen die Colonien niemand als den Engländern nützte, und zweitens, ſofern er veranlaßte, daß König Ferdinand um vieles Geld 8 ruſſiſche Kriegsſchiffe kaufte, um ſie gegen Amerika zu brauchen, 1818. Die Schiffe waren ſo alt oder ſchlecht gebaut, daß nur ein einziges benutzt werden konnte, aber auf dem halben Wege wieder umkehren mußte, während Tatiſchef und Urquart, einer von der Camarilla, die den Kauf beſorgt hatten, allein den Nutzen davon zogen.

Spanien hatte früher zum Theil von ſeinen Colonien gelebt, und nur darum Ackerbau und Induſtrie im eigenen Lande ſinken laſſen. Nun war dieſe Nahrungsquelle verſchloſſen, und da die politiſche Verfolgung vorzugsweiſe die gebildeten Claſſen, den Handels- und Gewerbeſtand der Städte traf, ſank der Wohlſtand Spaniens immer tiefer. Die Staatskaſſen waren ſo erſchöpft, daß Offizieren und Soldaten nicht einmal der Sold bezahlt werden konnte, und man ſie barfuß und mit zerriſſenen Kleidern herumziehen ſah. Dieſe Geldnoth führte bald zu Soldatenaufſtänden.

Schon 1814 mußte eine Meuterei im Heere Murillo's zu Cadix ehe derſelbe nach Amerika abfuhr, erſtickt werden. Dann 1815 eine Schilderhebung des tapferen Mina, der nach Frankreich flüchten mußte, und des ebenſo berühmten vormaligen Guerillero Poller, der gefangen und gehenkt wurde, beide im Norden Spaniens. Eine dritte Erhebung ſcheiterte 1817 in Catalonien unter General Lacy, der ſtandrechtlich erſchoſſen wurde. Eine vierte 1817 unter Oberſt Vidal, der ſich gegen die Schreckensherrſchaft des General Elio in Valencia empörte, aber verrathen und gehenkt wurde. Seine Gefährten erlitten den Tod durch Erſchießen von hinten, und über hundert andere wurden gefoltert, weil man ihnen Enthüllungen über eine weiter verbreitete Militärverſchwörung auspreſſen wollte.

Eine ſolche beſtand wirklich und hatte ihren Ausgangspunkt in der Armee, die abermals zu Cadix zuſammengezogen worden war, um unter O'Donnel, Grafen von Abisbal, die frühere Expedition Morillo's zu ergänzen und nach Amerika überzuführen. Die wenigſten Offiziere hatten Luſt, für elende Bezahlung die Henker Ferdinands in der neuen Welt zu werden. O'Donnel ſelbſt ließ ſich in die Verſchwörung ein, beſann ſich aber eines Andern, als er dem Ausgang nicht traute, verſammelte das ganze Heer und ließ 5 Oberſte und 118 Offiziere als Verſchworene verhaften. Der König aber traute ihm ſelber nicht, nahm ihm das Commando und gab es dem alten General Calleja. Nun kam ein langerſehntes Schiff mit Silber aus Amerika und um das ſo nothwendige Silber zu faſſen, achtete man nicht auf Quarantaine. Die Mannſchaft des Schiffs ſchleppte das gelbe Fieber ein, welches ſich auch des Lagers bemächtigte. Um ſo weniger konnte jetzt die Expedition abgehen. Die Unterſuchung wurde ſo geführt, daß viele der Gefangenen, unter andern die Oberſten Quiroga und Riego wieder frei gelaſſen wurden. Der letztere erhob nun am Neujahrsmorgen 1820 die Fahne der Empörung, ließ in einer Kirche zu Las Cabezas de San Juan die Conſtitution von 1812 vorleſen und ſeine Soldaten darauf ſchwören. Dann zog er an der Spitze ſeines Bataillons ins Hauptquartier, nahm den alten General Calleja gefangen und überließ den Oberbefehl, wie ſchon verabredet war, an Quiroga, dem die halbe Armee auf der Inſel Leon vor Cadix folgte. Aber ſie mußte vor der Stadt ſtehen bleiben, da in dieſer ſelbſt die königliche Partei in der andern Hälfte der Armee unter General Freyre die Oberhand behielt. Quiroga hatte Mühe, dieſen zu beſchäftigen, während ein kleines Corps Riego's, das durchs Land zog, um überall aufzuregen, durch einen Bruder O'Donnels verfolgt und aufgelöſt wurde. Aber O'Donnels zweiter Bruder ging bald darauf zu den Empörern über; indem er nämlich den neuen Aufſtand des Venegas in Corunna zu ſtillen verſprach, ſchloß er ſich demſelben an. Auch Mina kam wieder über die Pyrenäen und proclamirte die Verfaſſung in Navarra. Eben dazu wurde der alte General Caſtannos in Barcellona vom Volk gezwungen. Auch in Valencia ſtand das Volk auf und nahm den berüchtigten Schlächter General Elio gefangen. Saragoſſa, Murcia, Granada folgten dieſem Beiſpiele. Ueberall wurde die Verfaſſung ausgerufen, wurden die ſervilen Behörden vertrieben oder gefangen und dagegen die Kerker der Inquiſition geöffnet. In Madrid ſelbſt gährte es, und als General Balleſteros hier erſchien und von Volk und Soldaten mit Jubel begrüßt wurde, war kein Halten mehr. Der General erklärte dem erſchrockenen König: nachgeben oder abdanken! Da gab Ferdinand, feig wie immer, nach und verkündete die Verfaſſung am 8. März. Zwei Tage ſpäter verſchuldete Freyre in Cadix noch ein Blutbad. Nachdem er nämlich bereits mit Quiroga unterhandelt und die Annahme der Verfaſſung zugeſagt hatte, wurde bei dem großen Verfaſſungsfeſt plötzlich von ſeinen Truppen ſcharf unter das Volk geſchoſſen und die betrunkenen Soldaten ſtürmten die Häuſer. Man zählte 400 getödtete, 1000 verwundete Bürger. Freyre aber behauptete, es ſey ohne ſeinen Befehl geſchehen.

Am 9. Juli traten die neugewählten Cortes in Madrid zuſammen. Das waren wieder die Philoſophen und Schönredner, die Rouſſeau's Abſtraction auf das durch und durch concrete Volk der Spanier anwenden wollten, und die Freigeiſter, welche von Voltaire inſpirirt, Kirche und Moral gründlich verachteten. Allerdings befanden ſich unter ihnen viele wohlwollende Männer, die das Unglück ſelbſt beſonnen gemacht hatte, wie Graf Toreno, den die Inquiſitoren auf die Folter gelegt, Martinez de la Roſa und viele andre, die eben erſt aus dem Kerker befreit worden waren. Allein die große Mehrheit, als früher geſtürzte und mißhandelte, jetzt wieder zur Herrſchaft gelangte Partei, brachte alle ihre alten Maximen und eine neue Leidenſchaft der Rache mit. Die Eitelkeit der Redner, worin der Spanier den Franzoſen faſt noch übertraf, ſcheint an einem gewiſſen Wetteifer mit der franzöſiſchen Deputirtenkammer einen neuen Sporn erhalten zu haben. Am poetiſchen Schwung blieben die Redner der Cortes, vor allen der „göttliche“

Arguelles, und an leichter Erregbarkeit die ſpaniſchen Zuhörer den Franzoſen unſtreitig überlegen, aber an praktiſchem Tact und productiven Ideen ſtanden ſie hinter ihnen zurück. Das Unnatürlichſte in den Verhandlungen der Cortes aber war die conſtitutionelle Fiction, vermöge derer ſie den König, wie ungern derſelbe auch in die Revolution ſich gefügt hatte, doch als einverſtanden und als den Träger der revolutionären Idee anzuſehen und zu behandeln ſich verabredet hatten. Selbſt der neue liberale Juſtizminiſter Garcia de la Torre, der eben aus dem Kerker kam und ſo grauſam gefoltert worden war, daß er nur mit zitternder Hand ſchreiben konnte, theilte dieſe conſtitutionelle Hingebung. Ein Deputirter wollte dem König ſogar den Beinamen des „Großen" decretiren laſſen. War es auch ſcheinbar klug, die geſchlagene ſervile Partei durch den König ſelbſt noch tiefer zu demüthigen, noch mehr zu ſchwächen, ſo konnte doch niemand verkennen, wie heuchleriſch die Loyalität der Liberalen war. Sie gaben dadurch dem König ein Recht, in gleicher Unwahrheit mit ihnen zu wetteifern, und in der Verſtellung war er geübter als ſie. Der König eröffnete die Cortes mit einer übertrieben liberalen, durch und durch erlogenen Rede, welche die Deputirten anhörten, als ob ſie an die Wahrheit glaubten, beide wetteifernd in Unnatur. Der erſte Act der Cortes war, alle Klöſter mit einemmal wieder aufzuheben und ſogar die Weltgeiſtlichen des Zehnten zu berauben, denn man mußte Geld haben und das ſeit 1808 ſo oft ſchon geraubte und wiedergeſchenkte, ſchändlich von den Parteien hin- und hergezerrte Kirchengut mußte abermals die Lücke büßen. Auch die Majorate und Fideicommiſſe des Adels und der Meſta wurden abgeſchafft. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch die Inquiſition aufgehoben, die Preßfreiheit, das Verſammlungsrecht (der Clubs) wiederhergeſtellt, daß eine Menge von Beamten entfernt und durch Liberale erſetzt wurden. Heute mir, morgen dir. Das Platzwechſeln war in Spanien ſchon zur Gewohnheit geworden, die Staats- und Kirchendiener nomadiſirende Schaaren, die heute kamen, morgen giengen. Das Neue und Außerordentliche an dieſer Revolution aber war, daß ſie von der Armee ausging, die keineswegs nach einem politiſchen Princip, ſondern nur im Inſtinkt der Selbſterhaltung handelte und ſich nur zufällig den Conſtitutionellen anſchloß, weil ſie, wenn auch nur aus ökonomiſchen Gründen, die Mißſtimmung derſelben gegen die damalige Regierung theilte. Man konnte daraus ſchließen, daß ſie ein andermal ſich der ſervilen Oppoſition gegen eine conſtitutionelle Regierung aus ähnlichen Motiven anſchließen würde. Denn die Armee hat kein politiſches Princip, ſie hat nur körperliche Bedürfniſſe, die unter allen Umſtänden befriedigt ſeyn wollen, und einen Ehrgeiz, der in dem Maaße wächst, in welchem ſie ihre Macht fühlen und gebrauchen lernt. Die ſpaniſchen Generale begannen in den Revolutionskämpfen ihres Vaterlandes eine Rolle zu ſtudiren, in der ſich in den altitalieniſchen Ghibellinenkämpfen zuletzt die Condottieri und in den deutſchen Religionskämpfen zuletzt die großen Heerführer des dreißigjährigen Kriegs ihren ſchrecklichen Ruhm erworben hatten.

Riego hatte den Muth gehabt, den Anfang zu machen und wollte nun auch Lorbeeren einerndten. Da der König den Verſuch wagte, die Armee vor Cadix aufzulöſen und Riego nach Gallizien zu verſetzen, proteſtirte der letztere nicht nur, ſondern benutzte auch dieſen Anlaß, um ſelbſt nach Madrid zu gehen, wo man ihn mit Jubel empfing und im Theater faſt vergötterte. Seine Anhänger ſangen hier das berühmte wilde Lied tragolo, perro (ſchnappe das, Hund!). Die Polizei wollte einſchreiten, es kam zum Kampf und Riego, dem die andern Generale den Vorrang nicht laſſen wollten, wurde als ein Unverſchämter nach ſeiner Vaterſtadt Orviedo im fernen Aſturien verbannt.

Madrid aber wimmelte ſeitdem von Clubs, die ſich begreiflicherweiſe die Frage aufwarfen, was Europa zur ſpaniſchen Revolution ſagen werde, und was zu thun ſey, um ſie glücklich und auf die Dauer durchzuführen? Es bildeten ſich drei Parteien aus, die Decamiſados (Hemdeloſen, den Sansculotten der erſten franzöſiſchen Revolution nachahmend), die das Heil nur im Terrorismus und in der Republik ſahen; die Communeros, die es in der Mäßigung und in einem gewiſſenhaft durchgeführten conſtitutionellen Syſtem erkannten, und die Annilleros (die als Zeichen einen Ring trugen), die am meiſten Vorausſicht hatten und ſich vorzugsweiſe bemühten, eine Vermittlung des Neuen mit dem Alten, eine Verſöhnung nicht nur der Volkspartei mit der Krone, ſondern auch Spaniens überhaupt mit dem übrigen Europa zu ermöglichen, weil ſie wohl begriffen, wenn Spanien der Pentarchie nicht ein wenig entgegenkomme, würde die europäiſche Execution nicht ausbleiben. Dieſe conſtitutionellen Spanier waren faſt alle zugleich Freimaurer und trugen maureriſche Formen auch auf die politiſchen Geheimbünde über.

Die oben bezeichnete conſtitutionelle Illuſion, vermöge welcher die ſiegreiche Partei den König ſchonte, bedingte auch einen Schutz der Servilen.*) Die Eingekerkerten, Gefolterten, erwarben den ſchönen Ruhm, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Servilen wurden nur aus ihren einflußreichen Stellen gedrängt, ſonſt aber nicht verfolgt, die Opfer einiger leidenſchaftlicher Exceſſe an einzelnen Orten ausgenommen. Die ſervile Partei war niedergeſchlagen und hatte ſich noch nicht wieder gefaßt. Die dem König ergebenen Gardes du Corps, die am 1. März 1821 bei Wiedereröffnung des Cortes deſſen Wagen begleiteten und beim Abhalten des Volksgedränges einen Mann verwundeten, konnten nur mit Mühe vor der Volkswuth gerettet werden. Den Domherrn Vinueſa, der eine Contrerevolution eingeleitet hatte, aber vor der Ausführung verhaftet worden war, ſuchten die wüthenden Decamiſados im Kerker auf und brachten ihn auf grauſame Weiſe mit dem Hammer um, mit dem ſie ſeine Thüre erbrochen hatten, ja ſie ſtifteten zu Ehren des Frevels einen „Orden vom Hammer“. Dieſe Greuelthat empörte die beſſern Bürger Madrids und der König konnte den aus Amerika zurückgekehrten General Morillo zum Gouverneur der Hauptſtadt ernennen. Unter ſeinem Schutz ernannte er auch ein ihm zuſagendes Miniſterium, das man aber contrerevolutionärer Abſichten verdächtigte und durch eine allgemeine Aufregung wieder zur Abdankung zwang.

---

*) Man nannte ſie damals „Perſer", weil der Marquis von Mataflorida eine ſervile Denkſchrift an den König mit dem Wort „die Perſer" angefangen hatte. Dieſer Marquis war der einzige Servile, der ſich flüchten mußte.

Hatten die Soldaten allein die Revolution gemacht und die Liberalen, die gebildete Claſſe in den Städten, ſie ausgebeutet, ſo war es natürlich, daß beim Landvolk und im mißhandelten Klerus endlich der Muth zum Widerſtand erwachte. Im Lauf des Sommers bildeten ſich im Norden und Süden Spaniens neue Guerillas unter größtentheils ſchon bekannten Führern, welche den König für unterdrückt und gefangen, den Glauben für gefährdet erklärten, die Autorität der liberalen Regierung nicht mehr anerkannten und den Krieg gegen ihre Beamten eröffneten. In Navarra ſammelte ſich unter Queſada, Santos-Labron und Juanito ein ſ. g. Glaubensheer, eine große Schaar unter dem berühmten Merino in Altcaſtilien, viele große und kleine Banden unter dem Baron d'Eroles, dem Trappiſten (Antonio Maranon), und andre in Catalonien, noch andre in Aragonien, Valencia und noch tief im Süden von Granada und Andaluſien. In Seo d'Urgel tauchte ſogar ſchon eine „Regentſchaft während der Gefangenſchaft des Königs“ auf, an deren Spitze Mata Florida und d'Eroles traten. Aber dieſe Bewegungen erſtickten zum Theil im gelben Fieber, welches von neuem im Norden ausbrach und in Barcellona allein 20,000 Menſchen hinraffte. Dieſe Peſt veranlaßte die franzöſiſche Regierung, einen bewaffneten Cordon an den Pyrenäen zu ziehen, dem die ſpaniſche Regierung ſofort aus Mißtrauen ein ſpaniſches Beobachtungsheer entgegenſtellte.

Martinez de la Roſa, den der König zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gemacht hatte, war ein Moderado (Gemäßigter) und ſuchte die Exaltados (die Radikalen) in den Cortes zur Vernunft zu bringen. Aber der König, auf ihn und Morillo zu viel trauend, glaubte, die Zeit zur Contrerevolution ſey ſchon gekommen, es bedürfe nur eines Staatsſtreichs in Madrid und mit Hülfe des Glaubensheeres werde die Revolution beſiegt werden, noch ehe die Franzoſen kämen, oder aber ein Staatsſtreich werde auch im Fall des Mißlingens die Hülfe von außen beſchleunigen. Er betrieb alſo heimlich einen Aufſtand ſeiner Garden, die auf alle Art durch die Damen des Hofes, durch Wein und Geſchenke entflammt wurden. Aber die Sache blieb nicht geheim genug. Riego kehrte plötzlich nach Madrid zurück, um die Cortes zu ſchützen, die ihn ſogleich zu ihrem Präſidenten wählten; auch Morillo wollte die Verfaſſung nicht verletzen laſſen und eben ſo Balleſteros. Dieſem berühmten Generale folgten die übrigen Truppen, und als die Garden am 7. Juli 1822 dennoch einen Angriff verſuchten, wurden ſie in einer Straßenſchlacht beſiegt. Der König beging damals die Infamie, in die Hände zu klatſchen, die Sieger zu beglückwünſchen und ihnen für ihre „Treue" zu danken, während ſeine Garden im Blute lagen. Darauf entließ er die Moderados aus dem Miniſterium und erſetzte ſie durch Exaltados. Auswärtiger Miniſter wurde San Miguel aus Riego's Generalſtab und Kriegsminiſter Lopez Bannos, der dem Glaubensheere einige glückliche Gefechte geliefert hatte. Der berühmte Mina, aus Frankreich zurückgekehrt, wurde nach Catalonien geſchickt und trieb nun ſeinerſeits den Baron d'Eroles über die franzöſiſche Grenze. Die neuen Miniſter übten einen Act grauſamer Rache, indem ſie den ſeit dem Beginn der Revolution gefangen gehaltenen General Ello zur Garotte (einem Werkzeug der Erdroſſelung) verurtheilen ließen. Dieſer General hatte allerdings bei der erſten Revolution des Königs nicht minder leidenſchaftlichen Haß gegen die Liberalen bewieſen. In allen Einzelkämpfen, bei den Emeuten in den Städten, wie bei den Zügen der Guerillas auf dem Lande kamen von beiden Seiten abſcheuliche Morde und Grauſamkeiten vor; überall verrieth ſich das kochende Blut der Spanier.

Die Centralregierung des Landes ſelbſt war von einem Extrem ins andre übergeſprungen und hatte erſt die eine, dann die andre Hälfte der Nation aufs erbittertſte bekämpft, dadurch alle Kraft des Landes gelähmt und jede fruchtbare Reform unmöglich gemacht. Es war daher ſehr begreiflich, daß ſich dieſelbe Extremität in den einzelnen Landestheilen wiederholte. Jeder Spanier hieng zähe an ſeiner Provinz und machte ſie im Kleinen wieder zu einem Centrum, ohne ſich um die übrigen zu kümmern. Wie in der Franzoſenzeit in jeder Provinz, faſt in jeder Stadt eine beſondere Junta die Regierung übernommen und auf eigene Fauſt gehandelt hatte, ſo geſchah das jetzt wieder. Die Regentſchaft von Seo d'Urgel war nicht im Stande, ſich die Gleichgeſinnten in andern Provinzen unterzuordnen. Die Guerilleros waren von früher her an Selbſtändigkeit gewohnt, die empörten Generale der Armee ſuchten ſich eben ſo frei zu halten, die der Regierung, z. B. Mina, folgten gleichfalls nur ihrem eigenen Willen. Sie alle wurden nämlich unterſtützt und getragen vom ritterlichen Geiſt der Bauern. Sonderlich in den nördlichen Provinzen war faſt jeder Bauer altadeligen gothiſchen Blutes, waffengeübt, waffenſtolz und folgte gern dem angeborenen Hang zu kriegeriſchen Abentheuern, ſo wie der angeborenen Rachluſt. Die Prieſter und Mönche ſelbſt vergaßen in dieſem heißen Lande die Pflicht der Friedensboten, bewaffneten ſich, ſtürzten in den Kampf und waren nicht ſelten geſchickte und berühmte Anführer. In dieſen heroiſchen, aber barbariſchen Einzelkämpfen rieb ſich die Nation auf, ohne daran zu denken, daß es ein fortgeſetzter Brudermord ſey. Die Menſchen hatten keine Geduld, Gegengründe anzuhören, ſie ſchwiegen murrend, oder ſie griffen zum Schwert und trachteten, den Gegner nicht zu überzeugen, ſondern zu vernichten. Aber wie konnte das Volk anders ſeyn, da ſeine höchſten legitimen Autoritäten ihm ſelbſt das Beiſpiel der Unduldſamkeit und rohen Gewaltthätigkeit gaben und es, anſtatt ſein Wohl zu fördern, nur zu Parteizwecken mißbrauchten.

Durch nichts verrieth ſich die Schwäche der Cortes ſo ſehr, als durch die Apathie, mit der ſie den italieniſchen Revolutionen und den drei Congreſſen zuſahen. Die ganze große Bewegung der Pentarchie war für ſie nicht vorhanden. Die Neapolitaner oder Piemonteſen mit einer Hülfsarmee zu unterſtützen, daran dachte niemand und fehlte dazu auch das Geld. Alles was man that, war die Entſendung Mina's mit einer im Ganzen ſchwachen Armee, um die Pyrenäen vorläufig gegen den franzöſiſchen Geſundheitscordon zu decken.

Als im Winter auf 1823 der engliſche und franzöſiſche Geſandte der liberalen Regierung in Madrid Mäßigung anriethen und die drohende Note der drei nordiſchen Mächte ankam, änderte ſich nichts weder in der Geſinnung noch Haltung der herrſchenden Partei. Mit echt ſpaniſchem Stolz wurde der gute Rath wie die Drohung verachtet. Der Miniſter des Auswärtigen, San Miguel, erklärte den Geſandten der drei nordiſchen Mächte: „die ſpaniſche Conſtitution ſey dieſelbe, die im Jahr 1812 vom Kaiſer Alexander anerkannt geweſen ſey; König Ferdinand übe frei die Gewalt, die ihm gemäß dieſer Verfaſſung zuſtehe; die Spanier hätten ſich in die Angelegenheiten keines andern Staates eingemiſcht, verbäten ſich daher auch jegliche fremde Einmiſchung in ihre Angelegenheiten; die Uebel, an denen Spanien leide, würden nicht durch die Conſtitution, ſondern durch deren Feinde verſchuldet; die ſpaniſche Regierung werde handeln, wie ihr die Nationalehre und die Conſtitution vorſchreibe.“ Hierauf (11. Januar) verlangten die drei Geſandten ihre Päſſe, der ruſſiſche in unverſchämten Ausdrücken, die San Miguel mit der Bemerkung erwiederte, „nur ſeine Ignoranz entſchuldigte dieſen Mißbrauch des Geſandtenrechts“. Alle drei reiſten ſchleunig ab. Die Cortes billigten die Haltung des Miniſteriums und der „göttliche“ Arguelles hielt wieder eine ſeiner ſchönen Reden voll patriotiſcher Hochherzigkeit, an deren Schluß ihn ſein bisheriger politiſcher Gegner Galiano umarmte. Beide wurden vom Volk im Triumph durch die Straßen getragen und auf Galiano's Antrag ein Manifeſt erlaſſen, welches den ſtolzen

Entſchluß der Spanier ganz Europa verkündete. In Folge deſſen, was in Paris verabredet wurde, mußte nun auch der franzöſiſche Geſandte ſeine Päſſe nehmen, nur der engliſche blieb in Madrid zurück, nicht um den Spaniern irgend eine Hülfe zu gewähren, ſondern im Gegentheil, um durch ſeine unabläſſigen Mäßigkeitsreden die Energie des Widerſtandes zu lähmen.

Mit dieſem Widerſtand war es überhaupt elend beſchaffen und die That entſprach den großen Worten nicht. Nach dem Plan des Kriegsminiſter Lopez Bannos ſollte Mina Catalonien behaupten, Balleſteros Aragonien und Navarra, Abisbal aber in Neucaſtilien in Reſerve ſtehen, um den einen oder andern beim Angriff der Franzoſen zu unterſtützen. Aber alle dieſe Generale hatten nur wenig und ſchlecht disciplinirte und verpflegte Truppen, deren Treue nicht einmal ſicher war, ja die Generale ſelbſt waren nicht alle zuverläſſig. Auch regten ſich die Glaubensbanden aufs neue. Um den Einmarſch der Franzoſen zu erleichtern, bildeten ſich im Rücken der ſpaniſchen Generale wieder große Guerillas des Pfarrer Merino in Altcaſtilien, des Franzoſen Beſſières und des Ruſſen Ullmann im untern Aragonien. Die letztern bemächtigten ſich der Feſtung Meguenenza durch geheimes Einverſtändniß und drangen, 8000 Mann ſtark, gegen Madrid vor, Abisbal hielt ſie nur mit Mühe auf. König Ferdinand ſelbſt freute ſich ſeiner baldigen Erlöſung durch die franzöſiſche Hülfe und bot einer Intrigue des engliſchen Geſandten gern die Hand in ſeinem eigenen, nicht aber im engliſchen Sinn und Intereſſe. Der Engländer rieth ihm nämlich, unter dem Eindruck des Schreckens, den der nahe bevorſtehende Einmarſch der Franzoſen und die Frechheit der Glaubensſchaaren erregten, ſein allzu liberales Miniſterium zu entlaſſen und ein gefügigeres zu ernennen. Der Engländer hoffte, wenn der König wieder ſelbſtändig erſcheine, werde Frankreich vor dem Thore ſtehen bleiben. Ferdinand ſelber that gern alles, was ihn je eher je lieber von den Liberalen befreite, und entließ die Miniſter. Die Intrigue ſcheiterte indeß an der Wuth des Volkes, welches den Pallaſt umringte und die Abſetzung des treuloſen Königs forderte. Dieſer rief nun ſchnell die bisherigen Miniſter wieder ins Amt. Dadurch aber gewarnt, beſchloſſen dieſe und die Cortes, den König von Madrid zu entfernen. Man konnte nicht wiſſen, wie das Kriegsglück ſich wenden und wie raſch Madrid vom Feinde erreicht werden würde. Um einen neuen Verrath des Königs unmöglich zu machen, erſchien es beſſer, ihn nach Sevilla zu ſchicken, wohin die Cortes nachfolgen ſollten. Der König ſträubte ſich, ſtellte ſich krank und that alles Mögliche, um die Reiſe nicht machen zu müſſen. Aber man zwang ihn, am 20. März 1823 abzureiſen.

Nur fünf Tage früher war der zum Generaliſſimus der franzöſiſchen Executionsarmee beſtimmte Herzog von Angoulême von Paris abgereiſt und hatte ſich zur Armee begeben, die urſprünglich gegen das gelbe Fieber an den Pyrenäen aufgeſtellt, unterdeß aber bis auf 100,000 Mann verſtärkt worden war. Der Herzog von Angoulême wurde zum Oberfeldherrn auserſehen, um ihm die Lorbeern dieſes Krieges zuzuwenden und ihn wo möglich bei der franzöſiſchen Armee populär zu machen. Er zeigte den beſten Willen, aber ſeine angeborne Schüchternheit eignete ihn nicht zum Befehlshaber, weshalb ihm General Guilleminot an die Seite gegeben wurde. Die franzöſiſche Armee war in fünf Armeecorps getheilt, die vom Marſchall Oudinot, General Molitor, Prinz von Hohenlohe, Marſchall Moncey und General Bourdeſoulle commandirt waren. Aus Bayonne erließ der Prinz Generaliſſimus eine Proclamation an die Spanier, worin er ihnen verkündete, er komme nicht, ſie anzufeinden, ſondern nur um der gefangenen König zu befreien und Hand in Hand mit den Freunden der Ordnung in Spanien ſelbſt Thron und Altar wieder aufzurichten. Am 7. April ging er über die Bidaſſoa. Hier ſtellte ſich ihm Oberſt Fabvier mit einer dreifarbigen Fahne an der Spitze einer Bande franzöſiſcher Flüchtlinge entgegen und machte einen Verſuch, die franzöſiſchen Soldaten zu verführen, aber ein paar Kartätſchenſchüſſe verjagten ihn und ſeine Leute. Indem nun die Franzoſen vorrückten, fanden ſie nur in Catalonien bei Mina einen hartnäckigen Widerſtand und wurden außerdem vor den Feſtungen San Sebaſtian und Pampelona aufgehalten, denn Balleſteros war viel zu ſchwach, um gegen die große franzöſiſche Armee eine Schlacht zu wagen und zog ſich zurück. Die Franzoſen hielten ſtrenge Mannszucht, benahmen ſich freundlich gegen die Einwohner und wurden von der großen Mehrheit als Befreier begrüßt und willkommen geheißen Der Nationalhaß von 1808 war verſchwunden vor dem Glaubens- und Parteihaß. Die Berechnung derer, die immer den Krieg gewollt hatten, beſtätigte ſich vollkommen und die franzöſiſchen Liberalen, die immer vor dem Kriege gewarnt und an den furchtbaren Widerſtand Saragoſſas erinnert hatten, ſahen ſich beſchämt. Saragoſſa ergab ſich den Franzoſen nicht nur ohne Schwertſtreich, ſondern als Molitor daſelbſt einzog, umſcholl ihn der lauteſte Jubel des Volks. O'Donnel, Graf von Abisbal, der alte Verräther, ſpielte auch diesmal wieder ſeine treuloſe Rolle, vertheilte ſeine Truppen, ſchickte ſie dahin, wo ſie nichts nützten, unterhandelte mit dem Feinde, unterſtützte Balleſteros nicht, vereitelte dadurch die Vertheidigung der Somoſierra und öffnete den Franzoſen den Weg zur Hauptſtadt. Als ſeine Offiziere ſich gegen ihn empörten, war es zu ſpät. Sie verjagten ihn, aber das Unglück war geſchehen. Nun gab auch Balleſteros jede Hoffnung auf eine wirkſame Vertheidigung mit den Waffen auf, zog ſich noch weiter zurück nach Valencia und hoffte allein noch Heil von Unterhandlungen. Er war immer einer der Gemäßigten geweſen und hatte ſich zu den Communeros und zu denen gehalten, die viel von der engliſchen Vermittlung hofften. Auch General Morillo an der Nordküſte Spaniens zog ſich vor der Uebermacht des Feindes zurück und benahm ſich zweideutig.

Der Herzog von Angoulême war mit dem Gros der franzöſiſchen Armee unaufhaltſam vorgerückt und befand ſich nicht mehr weit von Madrid, als der daſelbſt commandirende General Zayas, bisher der Untergebene Abisbals, eine Capitulation anbot. Mittlerweile aber hatte der bisher verſteckt geweſene Beſſières ſchon wieder eine ſ. g. Glaubensbande verſammelt und wollte an Madrid Rache üben. Es gelang Zayas, ihn zurückzuſchlagen. Die Franzoſen, um die Ruhe der Stadt zu erhalten, rückten raſch ein, am 23. Mai, am folgenden Tage der Herzog von Angoulême ſelbſt. Es war ihm jedoch nicht möglich, die gewünſchte Ruhe und Mäßigung bei der ſervilen Partei durchzuſetzen. Die neue Regentſchaft, die ſich unter dem Herzog von Infantado für ſo lange bildete, als der König noch in den Händen der Liberalen ſeyn würde, begann auf der Stelle eine maaßloſe Reaction. Da der franzöſiſche Feldherr ſich in die inneren Angelegenheiten Spaniens nicht miſchen durfte, mußte er die üble Wirthſchaft gewähren laſſen. Seine Aufgabe war, die militäriſche Beſetzung Spaniens zu vollenden. Da ſich nun Mina allein ritterlich wehrte, wurde dem Marſchall Moncey noch das Corps von Molitor nach Catalonien nachgeſchickt, um Mina vollends zu überwältigen, während Bourdeſoulle bereits ſüdwärts gegen Sevilla vordrang. Hier hatten die Cortes am 23. April ihre Sitzungen wieder eröffnet, als aber die ſchlimmen Nachrichten aus dem Norden eintrafen und die Franzoſen immer näher kamen, beſchloſſen ſie weiter nach Cadix zurückzugehen. Der König wollte wieder nicht, wurde aber für geiſteskrank erklärt, interimiſtiſch bis zu ſeiner glücklichen Ankunft in Cadix abgeſetzt und von einer proviſoriſchen Regentſchaft begleitet den 12. Juni abgeführt. Bourdeſoulle fand auf ſeinem Marſch nach dem Süden nur an der Brücke bei Talavera de la Reyna einen tapfern Widerſtand, weil hier der energiſche Zayas befehligte, der jedoch der Uebermacht weichen mußte. Als die Franzoſen in Sevilla ankamen, waren die Liberalen ſchon alle von dort fort und die Servilen hatten ſchon die Oberhand. Mittlerweile war Mina in Catalonien eingeengt worden und Molitor konnte ſich gegen Balleſteros wenden, den er aus Valencia bis Granada trieb. Zwar vereinigte ſich Zayas mit Balleſteros, aber es war dem letztern nicht rechter Ernſt, die Truppen waren ſchon entmuthigt. Erſt in einem Reitergefecht, dann in einem größern Kampf in den Gebirgen bei Compillo de Arenas wurden ſie von Mollitor geſchlagen, worauf Balleſteros capitulirte und die Regentſchaft in Madrid anerkannte. Faſt gleichzeitig capitulirte Morillo in Corunna, und Quiroga, der unter ihm diente und vergebens ſich empörte, mußte zur See nach England flüchten, im Auguſt.

So hinderte den Generaliſſimus nichts mehr, mit dem Gros der franzöſiſchen Armee gegen Cadix aufzubrechen, um auch noch dieſes letzte Bollwerk der ſpaniſchen Conſtitution einzunehmen. Er langte am 16. Auguſt vor dieſer Stadt an, deren Vertheidigungswerke ſehr vernachläſſigt waren. Nur der ſ. g. Trocadero, ein Schanzwerk, welches die Landenge von Cadix ſchützt, war zu erobern und ſchon am 31. wurde derſelbe trotz der ausdauernden Tapferkeit der Spanier mit Sturm genommen, bei welchem Anlaß man des Prinzen von Carignan mit Auszeichnung gedachte. Derſelbe diente in der franzöſiſchen Armee, um im Kampf gegen die ſpaniſche Conſtitution den Mißgriff, ſie zwei Jahre früher ſelbſt in Turin proclamirt zu haben, wieder gut zu machen. Nach dem Falle des Trocadero war es nicht mehr möglich, Cadix lange zu halten. Die Franzoſen hätten raſcher vorgehen können, ſcheinen aber abgewartet zu haben, bis man in der Stadt mürber geworden ſeyn würde, wenigſtens bis der König außer Gefahr war, noch zuletzt der Parteiwuth zum Opfer zu fallen. Auch vertheidigte der ſpaniſche Gouverneur Valdez die Stadt mit großem Geſchick und hielt einen Aufruhr des ſervilen Pöbels nieder. Erſt am 20. September eroberten die Franzoſen das Fort St. Petri, von wo aus ſie die Stadt bombardiren konnten.

Wohl wiſſend, daß Cadix fallen müſſe, wenn es nicht entſetzt werde, hatte Lopez Bannos, der Kriegsminiſter, in Eſtremadura einige Truppen geſammelt und Riego, der bisher kein Commando übernommen, eilte zur See nach Malaga, um die wenigen Truppen zu übernehmen, die Zayas noch dahin geführt hatte. Riego hoffte, durch den Zauber ſeines Namens auch die Truppen zu gewinnen, die Balleſteros befehligte. Aber ſein Verſuch mißglückte, denn Balleſteros wies alle Zumuthungen Riego's ab und als dieſer ihn verhaftete, befreiten ihn ſeine Truppen, bei Priego. Nun mußte Riego flüchten, wurde von der fanzöſiſchen Reiterei unter Bonnemaiſon verfolgt und gehetzt wie ein Wild. Durch ſeine Roheit gegen den Klerus, den er bei jeder Gelegenheit und noch zuletzt in Malaga mißhandelt und ausgeplündert hatte, durch die Laſt von Kirchenbeute, die er auf der Flucht nicht mehr fortſchleppen konnte, war er dem Volke ſelbſt furchtbar verhaßt worden. Nachdem er faſt alle ſeine Leute verloren und mit nur noch wenig Getreuen durchs Gebirge ans Meer zu gelangen hoffte und einen Einſiedler mit Gewalt nöthigte, ihm den Weg zu weiſen, verrieth ihn dieſer an die Bauern, die ihn und die Seinen gefangen nahmen und gebunden nach Madrid ſchickten.

Da kein Entſatz kam, und Cadix ſchon von St. Petri aus bombardirt zu werden begann, beſchloſſen die Cortes endlich, ſich aufzulöſen, ihr Heil in der Flucht über See zu ſuchen und den König an die Franzoſen auszuliefern. Sie nöthigten ihn zwar noch, eine ihm dictirte Proclamation und Amneſtie zu unterzeichnen, aber Jedermann wußte, daß er ſich nicht daran binden würde. Am 10. October führte ihn Valdez auf einem Boot ins franzöſiſche Lager hinüber, ſtieß aber gleich wieder ab und kehrte um, ohne ſich an die Einladung des Königs zu kehren, mit auszuſteigen. Der Herzog von Angoulême empfieng den König, der ihn umarmte. Auch Balleſteros war gekommen, aber Ferdinand warf ihm einen tödtlichen Blick zu und er fand gerathen, ſich ſchleunigſt in Sicherheit zu bringen, wie Valdez. Als die Capitulation von Cadix bekannt wurde, gab Mina jeden weiteren Widerſtand auf und ſicherte ſich freien Abzug durch eine Capitulation, die den Franzoſen die noch von ihm in Catalonien beſetzten Feſtungen übergab, 2. Nov. Auch Lopez Bannos fügte ſich. Ganz Spanien war wieder der abſoluten Gewalt Ferdinands VII. unterworfen. Die Conſtitution ſtarb in demſelben Cadix, wo ſie 1820 wiedergeboren worden war.

Die Art, wie der König jetzt verfuhr, war dieſelbe, wie 1814. Schon gleich nach ſeiner Befreiung erließ er eine racheſchnaubende Proklamation, worin er alles widerrief, was ſeit 1820 geſchehen war. Nur die Inquiſition ſtellte er nicht wieder her, ſey es, daß er hierin den Vorſtellungen Frankreichs nachgab, oder aus eigener Vorſicht. Die weltlichen Gerichte ließ er dagegen zahlreiche und grauſame Verfolgungen verfügen und hatte nichts dagegen, wenn die Privatrache der Servilen und die Wuth der Glaubensbanden unter den Liberalen ihre Opfer ſuchte. Der Herzog von Angoulême war empört über die Rohheit der Reaction und erließ einen Befehl, Niemand zu verhaften ohne Ermächtigung von Seiten des franzöſiſchen Militärcommandos. Aber die franzöſiſche Regierung ſelbſt desavouirte ihn, weil ſie jeden Schein vermeiden wollte, als maße ſie ſich eine Regierungsgewalt in Spanien an. Nun kehrte der Herzog mit traurigen Empfindungen heim, ſeine noch zurückbleibenden Truppen aber ſahen oft mit Zähneknirſchen den Grauſamkeiten zu, die im Namen Ferdinands begangen wurden, ohne daß ſie es hindern durften. Am 7. November wurde der früher allzu hoch gefeierte Riego in Madrid zum Tode verurtheilt, nachdem er unterwegs vom Volk auf alle Art verhöhnt und mißhandelt worden war. In einem weißen Hemde, feſtgeknebelt, mit einer grünen Spottmütze auf dem Kopf wurde er in einem alten Korbe voll Staub und Schmutz von einem Eſel zu dem überaus hohen Galgen geſchleift, den man eigends für ihn hatte machen laſſen, und unter dem Wuthgeheule der Menge gehenkt.

Sechs Tage ſpäter hielt der König mit der Königin ſeinen feierlichen Wiedereinzug in Madrid. Sie ſaßen beide auf einem 20 Fuß hohen antiken Triumphwagen, den hundert (grün und roſa gekleidete) Menſchen zogen und Tänzer und Tänzerinnen umſchwärmten. Dem Einzug folgte Feſt auf Feſt, aber auch Schrecken auf Schrecken. Die ganze ſpaniſche Armee wurde aufgelöſt und an ihre Stelle traten einſtweilen die bewaffneten Glaubensbanden, die ſich nach und nach als ſ. g. „königliche Freiwillige“ zu einer Miliz ausbildeten, die aber gegen alle Conſtitutionellen wüthete und nach Herzensluſt mordete, plünderte, einkerkerte. Die von den Cortes gemachten Anleihen wurden vom König nicht anerkannt. Die franzöſiſchen Soldaten, die allem zuſehen mußten, was ſie mißbilligten, wurden vom Volk, die Geſandtſchaften von Frankreich und England, die auf's neue Mäßigung predigten, von der Camarilla ausgelacht. Victor Saez, der Beichtvater des Königs, war die Seele dieſer Camarilla und der ganzen neuen Regierung. Nur zum Scheine ließ man ein neues Miniſterium, an deſſen Spitze Ofalia ſtand, ein gemäßigtes Syſtem annehmen. Als daſſelbe aber 1824 wagte, die unbändigſten Führer der Glaubensbanden, wie Beſſieres, Merino, den Trappiſten ꝛc. zu verhaften, wurde es raſch wieder geſtürzt, und die Verfolgung begann von neuem. Da wagte Valdez in Andaluſien einen neuen Aufſtand zu Gunſten der Conſtitution. Aber die franzöſiſchen Truppen mußten ihm ein baldiges Ende machen. Die Hälfte dieſer Truppen wurde am Ende des Jahres nach Frankreich zurückgezogen. Die Finanznoth, und die engliſch-franzöſiſchen Vorſtellungen führten abermals zu einiger Mäßigung zurück unter dem neuen Miniſter Zea-Bermudez, als derſelbe aber Klerus und Adel beſteuern wollte, wurde auch er wieder heftig angefeindet.

Auch das benachbarte Königreich Portugal erlebte damals, wie Spanien, revolutionäre Erſchütterungen. Wie aber Spanien durch Frankreich bevormundet und gehofmeiſtert wurde, ſo Portugal durch England, wobei England ſich in dem Maße kräftiger erwies, um welches Portugal kleiner und zugänglicher war.

König Johann VI. von Portugal war im Jahr 1808, um der neapolitaniſchen Gewaltherrſchaft zu entrinnen, nach Braſilien, der großen Colonie Portugals in Südamerika, übergeſiedelt, und reſidirte in Rio de Janeiro. Seine Rückkehr verzögerte ſich, nicht ohne Zuthun der Engländer, die ſeit dem großen Kriege feſten Fuß in Portugal gefaßt hatten, und deren Agent, Lord Beresford, eigentlich engliſcher Statthalter in Liſſabon war. Er bekleidete nämlich das Amt eines Obergenerals der portugieſiſchen Landmacht, und war Mitglied der in Abweſenheit des Königs von demſelben beglaubigten Regentſchaft, welcher zwar der alte Patriarch von Liſſabon vorſaß, die aber nur Beresford wirklich lenkte und leitete. Liſſabon und Oporto wimmelten von Engländern, welche hier faſt ausſchließlich die großen Handelsgeſchäfte trieben. Auch im Heere waren eine Menge, man ſagt ein Drittel der Offiziere Engländer. Gegen dieſe Fremdherrſchaft regte ſich nun bald eine lebhafte Oppoſition. Schon im Frühling 1817, als portugieſiſche Truppen nach Braſilien übergeſchifft werden ſollten, um die dortigen republikaniſchen Gelüſte zu bekämpfen, verſchwor ſich General Freyre mit einer Anzahl Offizieren, Beresford und die engliſchen Offiziere umzubringen. Aber der Anſchlag wurde vor der Ausführung entdeckt (am 25. Mai), und Freyre mit noch 11 anderen erſt gehenkt, dann geköpft, und zuletzt verbrannt.

Ein ſo ſchreckliches Exempel ſicherte die Ruhe. In demſelben Jahre wurde die öſterreichiſche Erzherzogin Leopoldine nach Braſilien geſchickt, um mit Johanns VI. älteſtem Sohne, Don Pedro, vermählt zu werden. Aus dieſer Ehe entſproßte die nachmals berühmt gewordene Prinzeſſin Maria da Gloria als Erſtgeborne. Mit der Braut gingen auch deutſche Naturforſcher ab, welche reiche Naturſchätze nach Wien und München mitbrachten (Spix, Martius, Natterer). Bereits im Jahre vorher (1816) waren aus Rio de Janeiro zwei Töchter Johanns VI. in Liſſabon angelangt, Donna Maria Iſabella, die mit Ferdinand VII. von Spanien, und Donna Maria Francesca, die mit deſſen Bruder, Don Carlos, vermählt wurde.

Als 1820 die ſpaniſche Revolution ſiegte, ſtieg auch die nationale Oppoſition in Portugal gegen die Engländer allmählig bis zum Siedepunkt. Lord Beresford befand ſich damals in Braſilien.

Und doch brach die Empörung erſt am 23. Auguſt und nicht in der Hauptſtadt, ſondern in Oporto aus, wo Oberſt Sepulveda eine proviſoriſche Regierung niederſetzte und Einberufung der Cortes verlangte. General Amarante, der von Liſſabon abgeſchickt wurde, den Aufruhr zu dämpfen, wurde von ſeinen eigenen Soldaten gezwungen, ſich der Junta von Oporto anzuſchließen, 7. September. Acht Tage ſpäter wurde in Liſſabon ſelbſt die Conſtitution ausgerufen und eine Junta im Namen des Königs eingeſetzt. Im Anfang October kam zwar Lord Beresford zurück, fand aber keinen Gehorſam mehr und mußte ſich mit allen engliſchen Offizieren und einigen Portugieſen, die ihm anhingen, nach England flüchten. Die engliſche Regierung unterſtützte ihn nicht, ſondern fand es gerathener, um ſich ihren moraliſchen Einfluß in Portugal zu ſichern, ſich jedes eigenen Urtheils über die Vorgänge daſelbſt zu enthalten, und die Entſcheidung allein dem König Johann zu überlaſſen.

Dieſer Fürſt wurde aber im Jahr 1821 durch eine Revolution in Braſilien ſelber vertrieben. Sein Sohn Don Pedro blieb dort zurück und wurde am 25. September 1822 zum Kaiſer erhoben, weniger um ſelber zu herrſchen, als um den Parteien zum Werkzeug zu dienen. Die Verbindung mit dem Mutterlande Portugal wurde bei dieſem Anlaß gelöst, das Kaiſerthum Braſilien erklärte ſich für ſelbſtſtändig und machte in ſeiner Conſtitution den demokratiſchen Elementen, die in den benachbarten neuſpaniſchen Republiken Südamerikas herrſchten, Conceſſionen. Der alte abgeſetzte König, Johann VI., ſchiffte ſich mit ſeiner übrigen Familie ein und kehrte am 3. Juni 1822 nach Liſſabon zurück. Ein ſchwacher Herr und ſchon an Nachgeben gewöhnt, nahm er die in ſeiner Abweſenheit beliebte Verfaſſung an und war mit allem Geſchehenen zufrieden. Aber ſeine leidenſchaftliche Gemahlin Carlotta, Schweſter Ferdinands VII., mit nichten. Sie weigerte ſich, den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten, und hoffte auf den Umſturz der Conſtitution in Spanien. Schon am 26. Februar 1823 empörte ſich ihr vornehmſter Anhänger, Graf Amarante, zu Villa Real, und mehrere Regimenter traten zu ihm über. Am 27. Mai entfernte ſich Don Miguel, jüngerer Sohn des Königs und Liebling ſeiner Mutter, heimlich aus Liſſabon, und begab ſich in das Lager des ihm vorangegangenen Oberſt Sampayo, um ſich gegen die beſtehende Verfaſſung zu erklären. Zu ihm ging auch Sepulveda über; der zuerſt die Freiheit ausgerufen, verrieth ſie jetzt. Der Pöbel von Liſſabon folgte dem Impulſe der Soldateska. Die Cortes ſahen ſich verlaſſen und vertagten ſich, die Miniſter dankten ab, der König gab nach, wie immer, und die bisherige Verfaſſung wurde vernichtet, 5. Juni. Wenn nicht gleichzeitig die Franzoſen unter dem Herzog von Angoulème in Spanien geſiegt hätten, würden die Dinge in Portugal nicht ſo raſch gegangen ſeyn.

Von dieſem Zeitpunkt an trachtete Carlotta, den König, ihren Gemahl, aus dem Wege zu ſchaffen, zu entthronen und ihren Liebling Don Miguel zum König ausrufen zu laſſen. Spanien war im Zuge der Reaction, Portugal ſollte ihm nachfolgen. Da der Marquis v. Loulé, Kammerherr und Liebling des Königs, für liberal galt, fand man ihn am 1. März 1824 ermordet daliegen. Der Kriegsminiſter empfing Briefe, worin ihm der gleiche Tod gedroht wurde. Am 30. April aber verſammelte Don Miguel die Truppen in Liſſabon, forderte ſie auf, die Freimaurer (Liberalen) auszurotten, ließ die Miniſter, Generale und Offiziere, die des Liberalismus verdächtig waren, feſtnehmen, und den König, ſeinen Vater, ſelbſt im Schloſſe bewachen, und würde denſelben ohne Zweifel zur Abdankung gezwungen haben, wenn nicht der franzöſiſche Geſandte, Hyde de Neuville, das ganze diplomatiſche Corps verſammelt und an der Spitze deſſelben den Eingang in's Schloß überwacht hätte. Einmal beim König, verließ er denſelben nicht eher, bis derſelbe die Truppen zum Gehorſam ermahnt und in ihre Caſernen zurückgewieſen hatte. Sie leiſteten Folge. Aber Carlotta und Don Miguel wurden durch das Mißlingen ihres Plans nur um ſo gereizter und es gelang ihnen, den König abermals abzuſperren. Am 9. Mai aber, unter dem Vorwand, in die Meſſe gehen zu wollen, entwiſchte er den Schergen ſeines gottloſen Sohnes und rettete ſich auf ein engliſches Schiff im Hafen. Dorthin folgten ihm alle fremden Geſandten und von hier aus erließ er Befehle, die Jedermann verboten, fernerhin einen Befehl ſeines Sohnes anzuerkennen. Da wandte ſich ein Theil der Truppen von Don Miguel ab, der in der Angſt nichts Beſſeres zu thun wußte, als zu ſeinem Vater zu eilen und ihn fußfällig um Verzeihung zu bitten. Der Vater ertheilte ſie ihm auch, ſchickte ihn aber auf Reiſen und Don Miguel nahm ſeinen Aufenthalt in Wien. Portugal hatte nun Ruhe bis zum Tode des guten ſchwachen Königs am 10. März 1827.

Als rechtmäßigen Erben des Reichs betrachtete ſich ſein Erſtgeborener, der Kaiſer von Braſilien, Don Pedro, welcher aber durch die braſilianiſche Verfaſſung verhindert war, den portugieſiſchen Thron ſelbſt einzunehmen, daher ſeine minderjährige Tochter Maria da Gloria zur Königin von Portugal ernannte. Dagegen nun that Don Miguel in Wien Einſpruch, indem er ſelbſt als der alleinige männliche Nachkomme Johanns VI., der für den Thron in Portugal verfügbar ſey, Anſpruch auf denſelben machte. Beide Prätendenten waren abweſend. In Portugal ſelbſt war die Meinung ſehr getheilt. Die Liberalen waren für Maria, die Servilen für Miguel. Zu den erſteren gehörten die gebildeten Stände, die Kaufleute, ein Theil des Heeres; zu den letzteren der Klerus, das Volk auf dem Lande und gleichfalls ein Theil des Heeres. Eine conſtitutionelle Verfaſſung, wie in England und Frankreich, paßte für die Portugieſen ungefähr ſo wenig, wie für die Neapolitaner. Allein Viele ſtimmten ihr zu, weil ſie ſich vor dem unvermeidlichen Deſpotismus eines ſo bösartigen Fürſten, wie Don Miguel, fürchteten. An der Spitze der Liberalen ſtand der Graf v. Villaflor, den Servilen ſtand der Marquis von Chaves voran. Beide Parteien waren ſchon handgemein geworden, als 6000 Engländer unter Clinton landeten, um das Recht der Donna Maria da Gloria aufrecht zu erhalten. Miniſter Canning nämlich hatte ſich für die letztere entſchieden und wollte um keinen Preis Don Miguel in Portugal regieren laſſen, den er mit Recht als den unverſöhnlichſten Feind Englands anſah. Ein paniſcher Schrecken bemächtigte ſich ſofort der Servilen; Chaves wagte nicht, die Engländer anzugreifen, und ohne Mühe wurde jetzt die Regierung des Kindes anerkannt, eine Cortesverſammlung vom 2. Januar 1828 eröffnet und die neue Charte des Don Pedro angenommen. Der letzte Reſt bewaffneter Migueliſten mußte nach Spanien flüchten.

Allein die Charte Don Pedro's taugte nicht für die Portugieſen. Sie war nur auf den gebildeten Mittelſtand berechnet, für ein ungebildetes, armes Volk paßte ſie nicht. Der Klerus ſah ſich durch dieſelbe bedroht, dem Volk war ſie als etwas Fremdartiges, ganz Unherkömmliches verhaßt. Donna Iſabella, Don Pedro's und Don Miguels Schweſter, wurde an die Spitze der Regentſchaft geſtellt, welche die Verfaſſung handhaben ſollte, bis Donna Maria da Gloria würde ſelbſt regieren können. Dieſe ſchwache Dame nun trat wie zwiſchen die Brüder, ſo zwiſchen die Principe und Parteien in der Nation, ohne ſie bemeiſtern zu können.

Fünftes Buch.

Die griechiſche Revolution.

Die Revolution pflanzte ſich wie ein Lauffeuer an den Südſpitzen Europa's in weſtöſtlicher Richtung fort. Von Cadix war ſie nach Neapel übergeſprungen, von da nach Morea.

Mehrere Umſtände wirkten zuſammen, um gerade damals den Aufſtand der chriſtlichen Griechen gegen ihre alten muhamedaniſchen Unterdrücker, die Türken, zu ermöglichen. Auf den griechiſchen Inſeln, hauptſächlich Hydra, Ipſara, Spezzia, Samos und in Smyrna war nach und nach unter dem handeltreibenden und reich gewordenen Griechenvolk ein neuer Geiſt erwacht. Junge Männer von dort waren nach Paris geſchickt worden, um dort zu ſtudiren, auf den Inſeln ſelbſt waren Schulen entſtanden und man las in jeder die altgriechiſchen Claſſiker. Die Erinnerung der Vorzeit weckte eine poetiſche Sehnſucht nach Wiederherſtellung der althelleniſchen Freiheit, Bildung, nationalen Größe. Wie dieſe Kreiſe mit Frankreich, zum Theil mit England und Deutſchland in Verbindung ſtanden, ſo ein anderer griechiſcher Theil mit Rußland. Das waren die Phanarioten (ſogenannt von Phanar, dem Stadttheil Conſtantinopels, in dem ſie wohnten), eine Art Patriciat, das ſich immer nur aus Dolmetſchern, Aerzten, Agenten und ſchlauen Rathgebern der türkiſchen Sultane, aus Emporkömmlingen aller Art rekrutirte und bei allbekannter Argliſt, Abgefeimtheit und Corruption doch zum Theil durch der Sultane Gunſt zur Würde und zu dem Reichthum von Fürſten erhoben worden war. Aus ihnen insbeſondere pflegten die Hoſpodare der Moldau und Wallachei ernannt zu werden, die immer in Berührung kamen mit dem benachbarten Rußland. Mit dieſer Macht ſtanden ſie auch durch die Rolle, die ſie in der Diplomatie Conſtantinopels ſpielten, und durch das gemeinſchaftliche Intereſſe der griechiſchen Kirche längſt in der mannigfachſten Beziehung und nicht ſelten dienten ihre Söhne in Rußland ſelbſt. Nun ſtrebte aber Rußland ſchon vorlängſt nach dem Beſitze Conſtantinopels. Die Kaiſerin Katharina II. hatte ihren Nachfolgern auf dem Thron dieſes Ziel geſteckt. Als ſie die Krim erobert hatte, ließ ſie über die Thore von Cherſon ſchreiben: Weg nach Conſtantinopel! Ihren zweiten Enkel ließ ſie Conſtantin taufen und dachte ihm ſchon im Geiſt das den Türken zu entreißende griechiſche Reich als ruſſiſche Secundogenitur zu. Kaiſer Alexander ſelbſt hatte ſchon 1808 die Dardanellen den „Schlüſſel ſeines Hauſes“ genannt. Die Phanarioten durften darauf rechnen, daß eine Erhebung der Griechen gegen die Türken wie beim ruſſiſchen Volke ihres gemeinſchaftlichen Glaubens wegen, ſo beim ruſſiſchen Herrſcherhauſe ſeiner Politik wegen warme Sympathien finden würde. Es gab unter den Griechen aber auch noch einen dritten Kreis, der den Kampf um die Nationalunabhängigkeit aufzunehmen noch kecker als die beiden andern war, nämlich jene Gebirgsſtämme, die aus ihren ſichern Schlupfwinkeln heraus ſchon ſeit Jahrhunderten Räubereien zu treiben pflegten, wie die Mainotten auf Morea, die Sulioten auf dem Feſtlande. Sie brauchten nur eine gute Gelegenheit, um ſich zu erheben, wobei es ihnen freilich mehr um

Beute als um die Wiederherſtellung irgend welcher althelleniſchen oder byzantiniſchen Staatsordnung zu thun war.

Die Vorausſetzung überhaupt, daß die heutigen Neugriechen noch immer die echten Nachkommen der alten Griechen ſeyen, war eine poetiſche Täuſchung, die ſie zum Theil auch nur um der Sympathien willen pflegten, welche ihnen deßfalls aus dem gebildeten Europa entgegen kamen. Die echten alten Griechen waren ſchon in der macedoniſchen, noch mehr in der römiſchen Zeit mit fremden Elementen gemiſcht worden. Dann zur Zeit der gothiſchen Wanderungen war ihr Land wiederholt durch barbariſche Einfälle und noch mehr durch Seuchen entvölkert worden. In das verödete Land waren ſlaviſche Völker eingedrungen und hatten ſich dauernd hier niedergelaſſen und Bergen, Flüſſen, Ortſchaften ſlaviſche Namen gegeben. Morea ſelbſt iſt ein ſlaviſcher Name, vor dem der des alten Peloponnes verſchwand. Die in der neuen Zeit volkreichſten und wohlhabendſten griechiſchen Inſeln wie Hydra, Ipſara, Spezzia, waren in der althelleniſchen Zeit gar nicht bewohnt, ſondern rauhe Felſen, und es ſind kaum hundert Jahre her, ſeitdem ſie von Schiffern und Seeräubern angebaut wurden. Von den übrigen Inſeln, die früher mehr bevölkert waren, wiſſen wir, daß ſie durch die zu Schiffe kommenden Gothen und durch eine Peſt nach der andern eben ſo menſchenleer geworden waren, wie das Feſtland. Die heidniſchen Slaven, die bis vor die Trümmer Athens und Spartas ihren Pflug trieben, wurden erſt nach und nach von Conſtantinopel aus unterworfen und bekehrt und nahmen nach und nach die griechiſche Kirchenſprache an. Conſtantinopel ſelbſt aber, das alte Byzanz, war urſprünglich nur eine griechiſche Colonie unter thrakiſchen Barbaren geweſen, und hatte, ſeitdem es unter Conſtantin dem Großen Hauptſtadt des oſtrömiſchen Reichs und ſehr erweitert wurde, mehr römiſche, als griechiſche Elemente in ſich aufgenommen. Das römiſche Element wurde vom griechiſchen erſt wieder verdrängt oder verſchlungen, als der Gegenſatz der römiſchen Kirche gegenüber der griechiſchen in den Vordergrund trat. Kaiſer Juſtinian verfaßte ſeine Geſetze noch im fünften Jahrhundert lateiniſch. Das griechiſche Element in Conſtantinopel wurde noch mehr verſtärkt durch die vom Islam vertriebenen Flüchtigen aus Alexandrien. Aber die Alexandrier, wie alle andern griechiſch redenden und ſchreibenden Unterthanen der aus Alexanders des Großen Reich hervorgegangenen macedoniſchen Staaten waren ſicher nur zum kleinſten Theil echtgriechiſcher Abſtammung, zum weit überwiegenden Theil waren es nur helleniſirte Barbaren, welche das Griechiſche zuerſt als macedoniſche Hofſprache, ſpäter als Kirchenſprache redeten. Aus dieſen Thatſachen erhellt, daß die Sprache allein den Anſpruch auf helleniſche Abſtammung bei den Neugriechen des heutigen Morea und der Inſeln des Archipels nicht rechtfertigt.

Eben ſo unbegründet iſt der Anſpruch der Neugriechen auf das Erbe der geſammten europäiſchen Türkei. Denn wenn man auch die Türken, die ſeit vierhundert Jahren als Eroberer darin angeſiedelt ſind, wieder nach Aſien zurückwerfen oder ausrotten wollte, ſo bliebe doch in dem Reiche, wie ſie es heute noch inne haben, eine überwiegende Mehrheit von Völkerſchaften zurück, die von den Griechen durchaus verſchieden ſind und gar nicht einmal griechiſch reden.

Indeß wurde der Plan, die Türken aus Europa zu vertreiben, immer mit der Vorſtellung in Verbindung gebracht, die Griechen müßten alsdann als herrſchendes Volk an die Stelle der Türken treten. Der Plan ging von Frankreich aus, wurde aber in Rußland zur Reife gebracht, dort althelleniſch, hier byzantiniſch verſtanden. Schon unter dem großen Napoleon hatten junge Griechen in Paris einen literariſchen Verein gebildet, in dem patriotiſche Hoffnungen angeregt und die Sympathie Europa's in Anſpruch genommen wurde durch Verbreitung und Ueberſetzung der Lieder von Rhigas, dem erſten griechiſchen Freiheitsſänger, den die rohen Türken lebendig zerſägt hatten. Beim Wiener Congreß fanden ſich wieder Griechen und Griechenfreunde zuſammen, die unter den Auſpicien des Grafen Capodiſtrias den Pariſer Verein unter dem

Namen eines Bundes der Muſenfreunde (ἑταιρεία φιλομούσων) erneuerten. Capodiſtrias, ein Grieche von Corfu, war Günſtling des Kaiſers Alexander und ein einflußreicher ruſſiſcher Diplomat erſten Ranges. Indem er ſich für die Emancipation des griechiſchen Volks intereſſirte, mißfiel er ſeinem Kaiſer nicht. In ſeinem Kopf verſchmolz ſich die poetiſche Sehnſucht der Inſelgriechen nach dem alten Hellas mit der Realpolitik des ruſſiſchen Czaarenthums, das ſich längſt als natürlichen Erben des alten byzantiniſchen Throns anſah. Ganz abgeſehen davon, ob in Rußland irgend etwas vorbereitet wurde, die bloße Theilnahme des Grafen Capodiſtrias gab der Hetärie eine politiſche Bedeutung. Bekannt wurde, daß ein gewiſſer Gagis ſchon 1816 in Morea heimlich für die Hetärie agitirte, daß 1817 der berühmte ſerbiſche Held Czerni Georg aus Rußland, wo er in der Verbannung lebte, heimlich entfloh und nach Serbien zurückkehrte, wo ihn aber der regierende Fürſt Miloſch ſogleich ermorden ließ; daß 1819 die Primaten der griechiſchen Inſeln gewonnen wurden und daß von dort eine Summe von 25,000 Pfund Sterling durch ein Handelshaus in Conſtantinopel dem in Moskau tagenden Comité der Hetärie zugeſchickt wurde. Doch ſchwebt noch immer Dunkel über den Umtrieben in Moskau. Capodiſtrias ſoll damals den Rath ertheilt haben, zu warten, und es ging ein Gerücht, erſt im Jahre 1825 ſolle die Erhebung Statt finden. Es iſt wahrſcheinlich, daß die ſpaniſche und italieniſche Revolution ein Hemmſchuh für die griechiſche geworden ſind, ſofern ſie die Sympathien des Kaiſers Alexander änderten. Allein die Hetärie war ſchon zu weit gegangen, das Feuer glühte ſchon heimlich und das Aufbrennen ließ ſich nicht mehr hindern.

Wir müſſen, um die griechiſche Bewegung ganz zu verſtehen, noch einen Blick auf das türkiſche Reich überhaupt werfen. Daſſelbe war in ſichtbaren Verfall gerathen. Im Serail zu Stambul (Conſtantinopel) verweichlicht und durch griechiſche Laſter verdorben waren die Sultane ſchon lange nur noch Spielball der Janitſcharen, einer militairiſchen Ariſtokratie, die ſelbſt wieder im alleinigen Genuß großer Privilegien erſchlafft war. Sultan Selim hatte den erſten Reformverſuch (1807) mit ſeinem Leben büßen müſſen. Sein Neffe, Sultan Mahmud II., war nur durch die Gnade der Janitſcharen auf den Thron gekommen und mußte die Ränke ehrgeiziger alttürkiſcher Familien an ſeinem Hofe gewähren laſſen. Bei der ſchlechten Wirthſchaft gerieth die Armee in Verfall. In allen Kriegen erlitt die hohe Pforte Verluſte und oft waren die Heerführer Verräther. Die Paſchas (Statthalter) in den Provinzen gehorchten daher auch nicht mehr der höchſten Autorität. Mehemed Ali in Aegypten hatte ſich ſo gut wie unabhängig gemacht. Kein Jahr verging, ohne daß ſich nicht hier oder dort ein Paſcha empört hätte. Wie hätten ſich da nicht auch die unterdrückten Nationalitäten regen ſollen! Die Türken ſelbſt haben ſich als Eroberer und Herren des Landes überall zerſtreut und leben nur in den Städten in größerer Zahl beiſammen, auf dem Lande meiſt nur vereinzelt als Grundherren. Sie herrſchen aber nicht blos durch die Macht der Gewohnheit oder durch ein immerwährendes Schreckensſyſtem, ſondern auch durch Tugenden, worin ſie die Unterworfenen übertreffen. Der Türke iſt, obgleich ein Barbar und im Kriege grauſam, doch der nobelſte und ehrlichſte Menſch in der Türkei. Die Nation iſt beſſer, als es in der Regel die Paſchas und die Vornehmen in Conſtantinopel ſind.

Unter den unterworfenen Völkern nehmen die Neugriechen nur das ehemalige Altgriechenland, d. h. die türkiſche Provinz Livadien mit der daranhängenden Halbinſel Morea, die Inſeln des Archipel und die joniſchen Inſeln ein. Doch ſpricht das Landvolk in Morea und Attika heute noch ſlaviſch. Außerdem bilden die Neugriechen noch einen großen Theil der Einwohner von Conſtantinopel und anderer größerer Seeſtädte, wie Smyrna; auch gehört ihnen der berühmte Berg Athos mit ſeinen vielen Klöſtern und einige benachbarte macedoniſche und theſſaliſche Thäler, wo indeß nur die griechiſche Sprache herrſcht, die Abſtammung ſehr zweideutig iſt. Daſſelbe gilt von den Armatolen, chriſtlichen Räubern in den Gebirgen von Theſſalien und Macedonien, von denen nur ein kleiner Theil Griechen ſind.

Neben der griechiſchen gibt es in der europäiſchen Türkei drei unterdrückte Nationalitäten, die alle ſchon früher, als die griechiſche, Emancipationsverſuche gemacht hatten. Die altromaniſche noch heute eine lateiniſche Mundart redende Bevölkerung in der Moldau und Wallachei, den einzigen Provinzen, welche die Türken noch jenſeits der Donau beſitzen, lebt in tiefer Sklaverei unter ſlaviſchen Boyaren (Grundherren) und wird im Namen der Pforte von meiſt phanariotiſchen Hoſpodaren regiert, von denen der eine für die Wallachei in Bukareſt, der andere für die Moldau in Jaſſy reſidirt. Durch das ruſſiſche Vordrängen gegen die Türkei waren dieſe Hoſpodare ſchon mehr von Rußland, als von der Pforte abhängig geworden. Dem griechiſchen Kirchenglauben gehören die Wallachen und Moldauer wie die Ruſſen an, in der Nationalität aber ſind ſie ſich ſehr entgegengeſetzt. Die ſlaviſche Bevölkerung der europäiſchen Türkei iſt weitaus die größte. Sie umfaßt Bulgarien, Serbien, Bosnien, die Herzegowina und Montenegro, wo überall noch ſlaviſch geſprochen wird, und reicht noch tief nach Süden in die Gebiete hinein, wo griechiſch geſprochen wird. Allein dieſe Slaven waren niemals einig, und die Serbier allein haben ſich durch große und oft wiederholte Kämpfe eine Art von Selbſtſtändigkeit unter einem einheimiſchen Fürſten errungen, die Montenegriner die ihrige von uralter Zeit her in ihren unzugänglichen Gebirgen behauptet. Unter den Bulgaren iſt eigentlich nur der Adel ſlaviſch, das gemeine Volk war urſprünglich ein den Finnen und Magyaren verwandter Stamm. Unter den Bosniern iſt der ſlaviſche Adel muhamedaniſch geworden und nur der in Sclaverei gehaltene Bauer chriſtlich geblieben. Dieſer Adel iſt ſtets rebelliſch gegen den Sultan und tyranniſirt die Bauern auf eine Weiſe, die ungleich mehr das Mitgefühl und die Hülfe des chriſtlichen Europa verdiente, als das angebliche Sklavenjoch, unter dem die Griechen ſollen geſeufzt haben. Die albaneſiſche oder arnautiſche Bevölkerung nimmt den Weſten der europäiſchen Türkei ein, das alte Epirus. Sie haben eine eigene Sprache und es iſt noch nicht erwieſen, ob in ihnen mehr altillyriſche und macedoniſche oder aber vom Kaukaſus eingewanderte Beſtandtheile vorwalten. Gewiß iſt, daß ſie ein ganz eigenthümliches, von allen Nachbarn durchaus verſchiedenes und allen an Tapferkeit weit überlegenes Volk von nobeln patriarchaliſchen Sitten ſind, aber ihre Uneinigkeit iſt Urſache, daß ſie mit Ausnahme der großen, aber kurzen Glanzzeit ihres Skanderbeg, niemals zu der Macht gelangt ſind, zu der ihr Heroismus ſie befähigt. Sie werden von den Chriſten Albaneſen, von den Türken Arnauten genannt; ſie ſelbſt aber nennen ſich Stepetaren (Felſenbewohner) und theilen ſich in zwei Hauptſtämme, Ghegen und Tosken. Die Ghegen ſind theils Chriſten (katholiſche Mirditen), theils Muhamedaner (wie die Türken von der Sekte der Sunniten). Auch die Tosken ſind theils Chriſten (aber griechiſcher Confeſſion), theils Muhamedaner (aber von der perſiſchen, den Türken feindſeligen Sekte der Schiiten). Dieſe letztern nennt man vorzugsweiſe Arnauten. Zu ihnen gehören noch zwei kleinere ſunnitiſche Stämme, die Schamiden und die Lapen. Dieſe tiefgreifenden Glaubensunterſchiede nähren die gegenſeitige Feindſchaft der Stämme. Im Uebrigen herrſchen unter ihnen überall tapfere und begüterte Geſchlechter vor, die auf ihren Felſenburgen wie Ritter des Mittelalters hauſen. Man kennt die Arnauten an ihrer Fuſtanella (dem weißen kurzen Hemd), am Handſchar (großen Meſſer) und an der Arnauka (der langen mit 30 Ringen umfaßten Flinte). Sie ſind geborene Krieger und als Soldtruppen von den Paſchas und den Sultanen ſelbſt überaus geſucht, gleich den Schweizern, wie ſie denn auch als Thürhüter im ganzen Orient beliebt ſind. Als glückliche Soldaten gelangen ſie nicht ſelten zur Würde der Paſchas. Der gewaltige Mehemet Ali von Aegypten war ein Arnaute. Von Epirus oſtwärts in den Gebirgen von Macedonien und Theſſalien hauſen noch griechiſch-chriſtliche Albaneſen, die oben genannten Armatolen. Sie ſind abwechſelnd Räuber und Söldner, wie ihre Nachbarn im Oſten.

Unter dieſen kriegeriſchen Gebirksvölkern nun hatte ſich, indem er immer einen Stamm gegen den andern in Sold nahm und die Habgier aller zu befriedigen verſtand, ſchon am Ende des vorigen Jahrhunderts Ali Paſcha von Jannina eine unabhängige Macht gegründet und fortwährend dem Sultan getrotzt, ſich auch eine Zeitlang der beſondern Protection des großen Napoleon erfreut. Als nächſter Nachbar der joniſchen Inſeln und der Gebirge von Suli hatte er ſich durch die grauſamſte Verfolgung der Griechen den ſchlechteſten Ruf erworben. Als die Engländer nach den großen Kriegen in Beſitz der joniſchen Inſeln kamen, blieb die denſelben auf dem Feſtland gegenüberliegende griechiſche Stadt Parga vertragsmäßig den Türken, was den Ali, als nächſten türkiſchen Paſcha veranlaßte, die Stadt aufs grauſamſte auszuplündern und zu entvölkern. Eben ſo unbarmherzig griff er die Sulioten an und ſuchte ſie förmlich zu vertilgen. Die Sulioten reden griechiſch, ſind aber urſprünglich Flüchtlinge von allerlei Abſtammung, die ſich in jene faſt unzugänglichen Gebirge retteten, die der Acheron durchſtrömt und die ſchon von den alten Griechen als Abgründe des Todtenreichs angeſehen wurden. Ihren Sitten und ihrer Kriegsluſt nach ſind die Sulioten die nächſten Brüder der chriſtlichen Arnauten, ein ritterliches Räubervolk unter tapfern Häuptlingen. Sie wehrten ſich zwölf Jahre lang gegen Ali, bis ſie erſt im Jahre 1819 ſeiner Uebermacht unterlagen, ihre bisherigen Sitze verließen. Der Heldenmuth ihrer Frauen, die ſich, um Ali's Horden zu entrinnen, in die ſchauerlichſten Abgründe ſtürzten, iſt weltberühmt und öfters beſungen worden. Inzwiſchen blieben ſie in der Nähe und fanden eine Zuflucht auf den joniſchen Inſeln. Als Ali im Frühjahr 1820 in ſeiner Frechheit ſo weit ging, einen perſönlichen Feind, den Paſcho Bey, einen der höchſten Beamten des Sultans, in Conſtantinopel ſelbſt durch Meuchler erdolchen zu laſſen, gerieth der Sultan in Zorn, ließ alle Paſchas in der Nachbarſchaft Jannina's gegen ihn rüſten und eine große Streitmacht unter Pehliwan Paſcha vor Jannina rücken. Da fielen die ihm bisher untergebenen Bevölke-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

rungen, die ihn längſt wegen ſeiner Grauſamkeit haßten, von ihm ab und auch die Sulioten verließen die Inſeln und dienten 6—800 Mann unter Marko Bozzaris dem Sultan gegen Ali, wofür ſie das Verſprechen erhielten, daß ihnen nach Ali's Beſiegung ihre Heimathberge zurückgegeben werden ſollten. Ali aber war ſchon als älteſter Feind des Sultans von der Hetärie ins Intereſſe gezogen worden.

Die Hetärie hatte ein Centralcomité in Moskau niedergeſetzt, an deſſen Spitze der Sohn eines frühern phanariotiſchen Hoſpodars der Wallachei ſtand, Alexander Ypſilanti, jetzt ruſſiſcher General und Adjutant des Kaiſers. Im Beginn des Jahres 1820 hatte derſelbe den Sitz des Comités der türkiſchen Grenze näher nach Kiſchneff in Beſſarabien verlegt und Agenten nach allen Richtungen ausgeſendet, um die Griechen zum Aufſtande zu reizen. Einer dieſer Agenten, Galati, wurde von ſeinen eigenen Gefährten, weil man ihm nicht traute, umgebracht. Ein zweiter, der in Serbien geheime Verbindungen ſuchen ſollte, fiel dem Paſcha von Widdin in die Hände, der ihn hinrichten und ſeine Papiere nach Conſtantinopel ſchicken ließ, wo ſie aber viel zu ſpät ankamen, als der Aufſtand ſchon im Gange war. Ein dritter wurde an Ali Paſcha geſendet, aber unterwegs von den Türken aufgefangen und hingerichtet. Andere aber waren glücklicher und bewogen nicht nur die reichen Griechen der Inſel Hydra, ihre Schiffe zum Kampf gegen die Türken zu rüſten, ſondern knüpften auch mit Ali Paſcha Verbindung an, der ſchon lange in das ganze Geheimniß des Aufſtandes eingeweiht war und der Ueberzeugung lebte, Kaiſer Alexander ſelbſt leite die Hetärie und wolle die Türkei erobern. In wie fern die zahlreichen und einflußreichen Griechen in Conſtantinopel ſelbſt ins Complott gezogen worden ſind, iſt nicht ermittelt worden. Die Türken behaupteten ſpäter, die Beweiſe in Briefen gefunden zu haben, die aber nicht veröffentlicht worden ſind. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Griechen der Hauptſtadt nicht die letzten waren, an welche die Hetärie ſich wandte; gewiß aber iſt nur, daß ein hydriotiſcher Capitain ein großes Complott zur Zerſtörung des Arſenals in Conſtantinopel angelegt hatte.

Ali verſammelte die Häupter der ihm noch untergebenen Chriſten und ermahnte ſie, ihm gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde, die Türken, beizuſtehen. Sie trauten ihm zwar nicht; aber als die türkiſchen Heerſchaaren, die gegen ihn heranzogen, chriſtliche Dörfer verbrannten und große Greuel begingen, fielen die Armatolen unter Odyſſeus von dem türkiſchen Heere ab und traten zu Ali über Dieſer knüpfte ſodann auch geheime Unterhandlungen mit Bozzaris an, weihte ihn in das Geheimniß der Hetärie ein und warb ihn wirklich um eine halbe Million Piaſter und augenblickliche Einräumung der Gebirge. Die Sulioten zogen nun jubelnd in ihre Heimath wieder ein und fielen den Türken in den Rücken. Ali war bereits in große Noth gekommen und ſah ſich in ſeiner Inſelburg bei Jannina von allen Seiten eingeſchloſſen, aber die Feſte war faſt uneinnehmbar, die türkiſchen Befehlshaber waren, ihrer Gewohnheit nach, uneins (einer wurde im Lager vergiftet), und als die Chriſten ſich gegen ſie wandten, gerieth das ganze Unternehmen ins Stocken. Bozzaris verſtärkte ſeine anfangs kleine Suliotenſchaar auf 3000 Mann.

Nun blieben auch die in die Hetärie eingeweihten Moreoten nicht mehr zurück. Am 18. März 1821 entfernte ſich Biſchof Germanos und der Primate Longos von Patras, beſetzte die kleine Stadt Kalabryta und erhob hier zum erſtenmal die Fahne des Kreuzes. Am 4. April empörte ſich das griechiſche Volk in Patras ſelbſt und die Türken flohen in die Feſtung. Gleichzeitig war ganz Morea aufgeregt worden und ſchon am 9. April traten die Kodſchabaſchis (Primaten, eine Art von Magiſtraten) und die Häuptlinge oder Beys der Klephten (Räuber) zu Kalamata in eine Art von Senat zuſammen, deſſen Vorſitz Pietro Bey, Häuptling der Mainotten, übernahm. Die Mainotten, Bewohner der Maina, des ſüdlichſten Vorgebirges von Morea, waren längſt als tapfere Räuber zur See wie zu Lande berüchtigt, ein Völkchen von derſelben Sinnesart, wie die Arnauten, Sulioten, Armatolen, nur von etwas noch mehr ſlaviſcher Verſchmitztheit. Eine empfindſame Schwärmerei, von der ſie ſelbſt am weiteſten entfernt ſind, hat echte Nachkommen der Spartaner aus ihnen machen wollen. Sie wohnen, wie die Arnauten, in unzugänglichen Felſenburgen und ſind ganz unabhängig, ſo daß ſie auch nur freiwillig je den reichſten und kühnſten Häuptlingsfamilien ſich bei Raubzügen unterordnen. Die mächtigſte Familie der Maina war damals die der Mauromichalis, deren Haupt Petros, als Räuberhauptmann Pietro Bey genannt wurde, ein übrigens behaglicher und üppiger Lebemann, der nicht gern das Schwert zog, außer um ſichere Beute.*) Kaum hatte Germanos in Patras das Zeichen gegeben, ſo brachen die Mainotten aus ihren Bergen hervor und verbreiteten ſich in die Thäler Morea's, wo ſie alle Türken erſchlugen, aber auch die Chriſtenhäuſer plünderten. Andrerſeits ſammelte Kolokotronis, ein großer, heroiſcher Mann, die Männer im arkadiſchen Gebirge und vertrieb die Türken, wo er ſie fand. Bald ſahen ſich alle Türken gezwungen, ihre Zuflucht in den Feſtungen zu ſuchen, deren es eine gute Zahl überall an den Küſten gab. Aber Juſſuf Paſcha, vom großen türkiſchen Heere von Jannina entſendet, kam nach Patras, von wo Germanos feig entfloh, und ließ die Einwohner, die ſich nicht in die Gebirge retten konnten, köpfen oder ſpießen, die Stadt verbrennen. Germanos war ein Maulheld, verließ ſich immer auf Andere, brachte ſeine Perſon ſtets frühe genug in Sicherheit und führte einen anſtößigen Lebenswandel in Pracht und Ueppigkeit. Eine andere türkiſche Truppe unter Kichaya-Bey plünderte und verbrannte die Stadt Voſtizza, eine dritte unter Achmed Bey die Stadt Argos, allein als ſie ſich vereinigten und einen Hauptſchlag ausführen wollten, wurden ſie bei Valtezza von Kolokotronis und deſſen tapferm

---

*) Er hatte in ſeinem wohlhäbigen Aeußern wie in ſeiner Stellung als Häuptling der Berge etwas von Andreas Hofer. Aber er war der gemeinſte Spitzbube. Die Vergleichung wirft auf den griechiſchen Charakter das ſchlechteſte Licht.

Neffen Nikitas geſchlagen und verloren 400 Mann. Achmed Bey wagte noch einen Kampf bei Doliana, unterlag aber nochmals dem kühnen Nikitas, und ſo mußten ſich alle Türken auf Morea wieder in die Feſtungen zurückziehen. Auch im Norden von Morea machte Diakos, ein Gefährte des Odyſſeus, mit einer Schaar von Armatolen den Türken Angſt, und nahm Livadia ein, wo er alle Türken erſchlug. Desgleichen erhoben ſich die Griechen in Athen und nöthigten die Türken daſelbſt, ſich in die feſte Akropolis zurückzuziehen, 6. Mai.

In demſelben Monat, in welchem zuerſt Biſchof Germanos auf Morea die Revolution begann, raffte der wallachiſche Bojar Theodor, ruſſiſcher Oberſtlieutenant und wegen des Wladimirordens auf ſeiner Bruſt vom Volk Wladimiresco zubenannt, 150 Mann zuſammen, verkündigte die Freiheit, fand Anhang und hielt ſchon am 27. März ſeinen Einzug in Bukareſt. Hier war der letzte Hoſpodar, Suzzo, eben geſtorben, der Divan (Rath der Bojaren) in großer Verwirrung. Man wollte Hülfe beim nächſten türkiſchen Paſcha ſuchen, aber der ruſſiſche Generalconſul widerſetzte ſich dem. Viele Bojaren flohen daher über die öſterreichiſche Grenze, nicht ohne vorher von Theodors räuberiſchen Banden ausgeplündert zu werden. Dieſe rein wallachiſche Erhebung ſchien mit der griechiſchen Sache keinen Zuſammenhang zu haben, als plötzlich Alexander Ypſilanti von Kiſchneff aufbrach und über den Pruth ging, um in Jaſſy, der Hauptſtadt der Moldau, dieſelbe Scene zu wiederholen, die Theodor in Bukareſt aufführte. Alles war längſt vorbereitet, 200 Reiter zogen Ypſilanti entgegen, der ſchon die Miene eines künftigen Herrſchers annahm und wirklich behauptete, von den alten byzantiniſchen Kaiſern abzuſtammen, deren Erbe er anſprach. Sein hochmüthiges Benehmen paßte wenig zu der Geringfügigkeit ſeiner Mittel und ſtieß ſelbſt viele Freunde der Revolution zurück. Auch machte es einen ſchlimmen Eindruck, daß die wenigen Türken in Jaſſy (50) und Galacz (30) gleich von ſeinen Anhängern grauſam ermordet wurden. Da nun am 9. April der ruſſiſche

Generalconſul in Jaſſy öffentlich erklärte, Kaiſer Alexander mißbillige das Vorgehen Ypſilanti's, ſank ſein Credit plötzlich. Wirklich hatte Kaiſer Alexander in Laibach ſich gegen Ypſilanti erklärt und denſelben aus der ruſſiſchen Armeeliſte ausgeſtrichen. Nicht einmal Theodor wollte Ypſilanti's Autorität anerkennen, da ſie aber beide in der gleichen Gefahr ſchwebten, verglichen ſie ſich. Ypſilanti kam nach Bukareſt, wo ihn Briefe von Capodiſtrias einholten, in denen ihm dringend gerathen wurde, nicht weiter zu gehen, ſondern ſich gegen die Gebirge zurückzuziehen und zu unterhandeln. Im Unterhandeln aber kam ihm Theodor zuvor, der den Türken verſprach, um den Preis der Hoſpodarswürde Ypſilanti zu verrathen. Der letztere fing ſeine Briefe auf und ließ ihn, da ſeine eigenen Soldaten ſchwierig wurden, mit Säbeln niederhauen. Ypſilanti's Heer verſtärkte ſich auf 5000 Mann, worunter eine kleine ſ. g. heilige Schaar von Hetäriſten, Söhne guter griechiſcher Familien, der Reſt Wallachen und Arnauten. Als aber von Siliſtria und Widdin her Türken in Maſſe anrückten, fiel zuerſt nach tapferer Vertheidigung die Stadt Galacz, wo die Türken Alles ermordeten, und wurde Ypſilanti's Heer trotz ſeiner Ueberlegenheit, indem die feigen Wallachen flohen, im erſten Gefecht von nur 800 Türken geſchlagen, bei Dragatſchan, wo 78 Jünglinge von der h. Schaar, die allein rühmlich fochten, ihr Leben ließen. Nun floh Ypſilanti über die öſterreichiſche Grenze, wurde hier verhaftet, und in der Feſtung Muncacz gefangen gehalten. Er iſt ſechs Jahre ſpäter geſtorben. In der Moldau hielt ſich noch einer ſeiner Anhänger, Kantakuzenos, bis die Türken unter Juſſuf Paſcha daher kamen, dann floh er über den Pruth nach Rußland. Seine Leute unter dem Griechen Giorgaki und dem Serbier Mladen beſtanden dagegen noch ein rühmliches Gefecht bei Skuleni am 29. Juni. Endlich erlagen ſie der Uebermacht, und Giorgaki (zugenannt der Olympier) ſprengte ſich und den Reſt ſeiner Getreuen nach tapferer Gegenwehr im Kloſter Sekka (am 26. Auguſt) in die Luft. Die Türken beſetzten nun die ganze Moldau, ſowie die Wallachei.

In Conſtantinopel ſelbſt wurde ſchon im erſten Frühjahr ein griechiſches Complott entdeckt. Ein hydriotiſcher Schiffscapitain, Juriſti, hatte mit ſeinen Landsleuten, den griechiſchen Schiffern, die immer in Menge im Hafen von Conſtantinopel liegen, den Plan verabredet, den Sultan auf dem Wege nach der Moſchee zu ermorden, das große Arſenal in die Luft zu ſprengen, durch einen Handſtreich den Artilleriepark wegzunehmen, alle Griechen in der Hauptſtadt zu bewaffnen, und die überraſchten Türken zu ermorden. Aber der Anſchlag wurde vor der Ausführung entdeckt und Juriſti in den Kerker geworfen. Nun folgten Schlag auf Schlag die Nachrichten aus Jannina, Morea und der Wallachei. Sultan Mahmud war tief erſchüttert und zugleich feſt überzeugt, alles ſey von Rußland eingeleitet worden, um ſeinen Thron durch eine allgemeine Revolution zu erſchüttern, und dann ruſſiſche Armeen einrücken zu laſſen. Er rief alle Muſelmänner zu den Waffen. Sein Zorn wurde von den Janitſcharen getheilt, die bereits anfingen, Griechen in der Hauptſtadt und Umgegend zu plündern und zu morden. Eine große Anzahl Griechen flohen jetzt ſchon aus Conſtantinopel auf Schiffen, meiſt nach Odeſſa, was den Glauben an die ruſſiſche Mitwiſſenſchaft noch beſtärkte. Man beſchuldigte Ypſilanti, er habe vornehme Phanarioten abſichtlich durch Briefe, die er ihnen geſchrieben und die den Türken in die Hände fielen, compromittiren wollen. Die boshafte Abſicht iſt nicht wahrſcheinlich, wohl aber die Unvorſichtigkeit. Gewiß waren die meiſten Phanarioten unſchuldig, da ſie bei der Revolution eher verlieren, als gewinnen konnten. Aber ſie waren einmal verdächtig und der Sultan ſchonte nichts mehr. Am 16. April wurde Fürſt Moruſis, Dragoman der Pforte, geköpft, bald darauf noch andere griechiſche Fürſten und die reichſten Kaufleute. Am Oſterſonntag (22. April) wurde der greiſe Patriarch **Gregorios** vor der Thür ſeines eigenen Hauſes aufgehenkt, und nachdem er drei Tage gehangen, ſein Leichnam den Juden übergeben, die ihn durch die Straßen ſchleiften und in's Meer warfen. Aber fromme Griechen zogen die Leiche wieder hervor und brachten ſie nach Odeſſa, wo ſie mit großer Feierlichkeit beerdigt wurde. Mit dem Patriarchen litten drei Erzbiſchöfe und acht andere hohe Geiſtliche den Tod. Alle griechiſchen Kirchen in der Hauptſtadt wurden vom türkiſchen Pöbel geplündert und verheert. Kein Chriſt war mehr ſeines Lebens und Eigenthums ſicher, ſelbſt die Hotels der Geſandtſchaften wurden bedroht. Dieſe machten nun ernſte Vorſtellungen und der Sultan befahl Ruhe. Aber im Juni wurden wieder acht Biſchöfe und eine Menge anderer Griechen in der Hauptſtadt gehenkt. Eben ſo wütheten die Türken in anderen großen Städten. In Adrianopel wurde der Patriarch mit 9 Geiſtlichen und 20 reichen Kaufleuten gehenkt.

Der ruſſiſche Geſandte zu Conſtantinopel, Baron Stroganoff, verſicherte den Sultan, ſein Kaiſer ſey der griechiſchen Revolution völlig fremd und mißbillige ſie, aber man glaubte ihm nicht. Ruſſiſche Schiffe wurden im Hafen durchſucht, ob ſie nicht flüchtige Griechen aufgenommen hätten, und das Getreide, das ſie brachten, weggenommen, damit es nicht den Griechen zugeführt werde. Der Grieche Damaſt, Bankier der ruſſiſchen Geſandtſchaft, wurde in den Kerker geworfen, 29. April. Da der Sultan jede Genugthuung verweigerte, reiſte der ruſſiſche Geſandte ab. Jedermann erwartete nun eine Kriegserklärung von Seite Rußlands. Lange ſchon ſtand eine ruſſiſche Armee in der Nähe des Pruth und ſie wurde im Laufe des Frühjahrs noch verſtärkt. Auch war es wohl kein Zufall, daß gerade jetzt die Perſer der Pforte den Krieg erklärten und gegen Bagdad marſchirten. Allein Kaiſer Alexander, was auch früher ſeine Abſichten geweſen ſeyn mochten, beeilte ſich nicht, ſeinem Geſandten Satisfaction zu verſchaffen, ſondern handelte im Syſteme Metternichs, welches zu Verona den Sieg davon getragen hatte. Die Revolution wurde auch hier, wo ſie Rußland ſo günſtig war, desavouirt, weil ſie eine Revolution war. Das war indeß keine Schwäche von Seite des ruſſiſchen Kaiſers. Wenn er es gerathener fand, jetzt noch ruhig zu bleiben, und noch keine Armee über den Pruth zu ſchicken, ſo war es doch Vortheil genug für ihn, daß ſich die Völker in der Türkei ſelbſt zerfleiſchten, und der Thron des Sultans immer wankender gemacht wurde. Früher oder ſpäter mußte dadurch die ruſſiſche Intervention und Invaſion herbeigeführt werden. Uebrigens legte ſich der Zorn des Sultans nach Stroganoff's Abreiſe. Er ließ den bisherigen Großvezier Benderli (wenn auch keineswegs der Griechen wegen, doch zu einer ſcheinbaren Genugthuung für dieſelben) hinrichten, ſetzte einen neuen Patriarchen, Eugenios, ein, und verſprach den empörten Griechen volle Amneſtie, wenn ſie ſich unterwürfen.

Aber ſie unterwarfen ſich nicht. Die Revolution kam vielmehr in neuen Schwung, indem die Inſelgriechen an ihr Theil nahmen. Schon am 9. April erklärte ſich die Inſel Spezzia für die Sache Morea's. Hier rüſtete die reiche Wittwe Bobolina nicht nur zwei Schiffe allein aus, ſondern commandirte ſie auch ſelbſt als Amazone. Am 28. April ſchloß ſich die reiche Inſel Hydra an, ein kahler Fels, aber ganz bedeckt mit Häuſern und uneinnehmbar feſt, im Beſitz von vielen kleinen, aber gutbewaffneten und ſchnellſegelnden Schiffen, Briggs und Corvetten. Der Hydriot Tombaſis wurde vorläufig zum Nauarchen (Admiral) gewählt, und ſtach am 3. Mai in See, um überall türkiſche Handelsſchiffe zu capern. Dieſes Rauben war den Inſelgriechen nicht minder, wie den moreotiſchen Klephten, die Hauptſache, die große Befreiung des Vaterlandes nur Aushängeſchild. Als echte Corſaren ſchonten ſie auch kein Leben, ſondern mordeten alles, was ſie in den erbeuteten Schiffen fanden. Um ſie zu bändigen, ſchickte der Sultan im Mai eine große Flotte gegen ſie aus, aber ein türkiſches Schiff von 74 Kanonen, das allein ſegelte, wurde von den griechiſchen Schiffen verfolgt und durch Brander entzündet, wobei 5—600 Türken umkamen, am 5. Juni. In der großen Handelsſtadt Smyrna waren ſchon am 11. April viele Griechen vom türkiſchen Pöbel ermordet worden und hatten ſich 15,000 dort lebende Griechen noch zu rechter Zeit entfernt, immer aber blieb noch ein großer Theil in gutem Vertrauen zurück, als die Kunde vom Unglück des Schiffs den türkiſchen Pöbel von neuem mit Wuth erfüllte. Am 16. Juni brach derſelbe in die griechiſchen Quartiere und mordete alles, Jung und Alt, Weiber und Männer. Daſſelbe geſchah auf der Inſel Kos und in Cypern, wo der Erzbiſchof, 5 Biſchöfe und 36 Geiſtliche hingerichtet und in den griechiſchen Dörfern mit Mord und Brand gewüthet wurde. Auf der Inſel Kreta wehrte ſich der kriegeriſche Stamm der Sphakioten, und ſchlug die Türken bei Lolo (2. Juli); bald aber verſtärkten ſich die letzteren, ermordeten alle Chriſten auf dem flachen Lande, verbrannten die Dörfer und drangen in die Sphakia ſelbſt ein, wo ſie alles verheerten, die Bevölkerung aber in die Gebirge ſich rettete.

In den fruchtbaren Thälern Theſſaliens erhob Gazis die Fahne des Aufruhrs zu Magneſia und fiel über die türkiſchen Bewohner von Lechena her. Während aber die griechiſchen Räuber ſich um die Beute ſtritten, kam Mahmud Paſcha von Drama über ſie, verbrannte faſt alle ihre Dörfer und ſchleppte Weiber und Kinder als Sklaven fort. Einem macedoniſchen Häuptling, Kara Taſſo, gelang es indeß, eine große Anzahl gefangener Schönen auf dem Marſche wieder zu befreien. Unmittelbar darauf, im Mai, pflanzte auch der Berg Athos die Fahne der Empörung auf. Dieſes Vorgebirge trägt bekanntlich eine Menge griechiſcher Klöſter, welche befeſtigt ſind und tauſende von Mönchen beherbergen. Von hier brach Manoli Papas mit 1500 bewaffneten Mönchen auf, wurde aber vom muhamedaniſchen Landvolk zurückgeſchlagen. Auf der Halbinſel Pallene, gegenüber von Athos, leitete Diamantis die Inſurrection, wurde aber von Mehemet Paſcha vor Salonichi geſchlagen, und auch hier wurde alles mit Feuer und Schwert verheert, 4000 gefangene Weiber auf dem Markte von Salonichi als Sklavinnen verkauft. Mehemet belagerte ſodann den Athos, der ſich ergab und ſeine Schonung mit 2½ Millionen Piaſtern erkaufte. Auch die Halbinſel von Caſſandra, die dritte neben Pallene und Athos, wurde grauſam verwüſtet, Städte und Dörfer verbrannt. Es wäre der griechiſchen Flotte leicht geweſen, dieſen Unglücklichen Hülfe zu bringen, ſie wurde auch darum angefleht. Aber die Hydrioten wollten den abgezehrten und ausgehungerten Mönchen auf dem Athos und den Einwohnern von Caſſandra kein einziges Schiff mit Getreide ſchicken, ſie hätten denn die Bezahlung baar in der Hand. So ging die Zeit und gingen die Bergſtädte verloren.

Am Ende des Juni fand ſich in Morea **Demetrius Ypſilanti**, jüngerer Bruder des Alexander, mit dem jüngeren Bruder des Kantakuzenos ein. Der erſtere, nur 25 Jahre alt und ſchon kahl, von Geſtalt klein, konnte nur durch ſeinen Namen und durch die Vorſtellung imponiren, daß Rußland ihn geſendet habe. Kolokotronis dachte in Bezug auf Rußland ganz wie Ali Paſcha von Jannina, empfing daher den jungen Demetrius mit großen Ehrenbezeugungen und ſtellte ſich ihm zu Dienſt, um, wenn deſſen Bruder Alexander unter ruſſiſchem Schutz Kaiſer von Byzanz würde (denn das war damals die Illuſion), durch ihn die Herrſchaft in Morea zu behaupten. Auch die Primaten Morea's, insbeſondere die angeſehene arkadiſche Familie Delhiyannis, die zu Kolokotronis in der engſten Beziehung ſtanden, glaubten ſich durch nichts beſſer vor den Türken ſchützen zu können, als durch Hingebung an Rußland. Außerdem brachte der junge Fürſt 200,000 Piaſter mit, nach denen alle Moreoten lungerten und von denen ihm gleich anfangs der ſchlaue Pietro Bey den größten Theil abzulocken wußte. Als aber die Häuptlinge ihre Habgier befriedigt hatten, duldeten ſie nicht mehr, daß Demetrius den Oberbefehl übernehme und lachten ihn aus, als er eine allgemeine griechiſche Nationalverſammlung und eine Conſtitution vorſchlug. Voll Unmuth verließ er daher Morea oder ſtellte ſich, als wolle er es verlaſſen; denn kaum war er fort (11. Juli), ſo brach, ohne Zweifel von Kolokotronis veranſtaltet, ein Soldatenaufruhr gegen Pietro Bey aus, der in ſeinem Hauſe belagert wurde und ſich ſofort fügte. Demetrius wurde nun gleich zurückgerufen und erhielt den Oberbefehl, wobei ſich die Häuptlinge freilich vorbehielten, jeder hinterdrein doch zu thun und zu laſſen, was er wollte. Zunächſt indeß konnte Demetrius ſie zuſammenhalten, da er ihnen befahl, die türkiſchen Feſtungen nach einander zu erobern, wo gute Beute zu finden war, denn die Türken hatten ſich vom Lande in die Feſtungen geflüchtet, und alle ihre Reichthümer darin verborgen. Zuerſt fiel das kleine Monembaſia, wo Kantakuzenos die Griechen noch glücklich vom Morde der Gefangenen abhielt. Als aber Navarin fiel, brachen die Griechen die feierlich beſchworene Capitulation und mordeten alle Türken. Hierauf ſchritt man zur Belagerung von Tripolizza.

Im Lager vor dieſer Feſtung erſchien plötzlich Fürſt Alexander Maurokordatos, ein Phanariote von ſehr alter und berühmter Familie. Derſelbe hatte ein Amt in Bukareſt bekleidet, war ſpäter viel gereiſt, hatte ſich europäiſche Bildung angeeignet und trug als deren Abzeichen die unvermeidliche Brille. Ein eifriger Hetäriſt, hatte er in Frankreich ein Schiff mit einigen jungen Griechen, franzöſiſchen und italieniſchen Philhellenen (Griechenfreunden) und vielen Waffen ausgerüſtet und war damit bei Patras gelandet, von wo aus er alsbald in's Hauptlager der Griechen eilte. Hier war er dem ehrgeizigen Ypſilanti nichts weniger als willkommen, ſondern als Nebenbuhler zuwider. Inzwiſchen hatte man zunächſt genug zu thun mit der Belagerung, die ſich verlängerte, weil die Griechen heimlich den Türken Lebensmittel verkauften. Empört über dieſe Schändlichkeit und ohne alle Autorität, verließ Ypſilanti das Lager und ging nach Patras. Tripolizza mußte endlich doch aus Hunger am 5. Oktober capituliren, worauf die Griechen die Capitulation wieder brachen und alle Türken ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts abſchlachteten. Die Juden erlitten hier daſſelbe Loos, gegen welche, weil ihre Glaubensgenoſſen die Leiche des Patriarchen von Conſtantinopel mißhandelt hatten, der furchtbarſte Haß entbrannt war. Etwa 2000 Türken hatten die Feſtung früher verlaſſen, meiſt Weiber und Kinder; auch ſie wurden in einem Hohlweg überfallen und ermordet. Im Ganzen ſollen 8000 Menſchen in und um Tripolizza abgeſchlachtet worden ſeyn. Da es ein Hauptbollwerk der türkiſchen Macht auf Morea geweſen war, ſchützte es auch alle dahin geretteten

Schätze, die von den Mainotten und von der Bande Kolokotronis geplündert wurden, ohne daß Ypſilanti und das junge griechiſche Gemeinweſen einen Heller davon bekam.

Ypſilanti richtete in Patras noch weniger aus, als im Süden. Durch eine türkiſche Flotte wurde das griechiſche Städtchen Galaxidi vor ſeinen Augen verbrannt und ausgemordet. Auf dem Feſtlande gegenüber wurde Ali in Jannina immer noch von den Türken unter Churſchid Paſcha eingeſchloſſen, während die Sulioten den letztern allen möglichen Abbruch thaten. Churſchid aber hatte Truppen genug und hielt geduldig aus, bis die Sulioten ermüdet in ihre Berge zurückgingen. Im September kam Maurokordatos auf dieſem weſtlichen Schauplatz des Krieges an und gewann während des Winters durch Unterhandlungen mit den Anhängern Ali Paſcha's die Sulioten wieder, ſo daß Churſchid bei Arta von ihm zurückgeſchlagen wurde. Aber im Frühjahr 1821 ſchickte Churſchid den Omer Vrione mit 3—4000 Mann nach Livadien. Von hier zog ſich Diakos mit 700 Griechen in die berühmten Engpäſſe der Thermopylen zurück, wurde aber geſchlagen, am 5. Mai, verwundet, gefangen und hingerichtet, eben ſo der Biſchof von Salona, der ſich bei ihm befand. Bei Gravia im Gebirge von Oeta wurde Omer von Odyſſeus und Guras aufgehalten, ſiegte aber nachher über ſie bei Skrigu, worauf Odyſſeus ſich mit dem Feind um freien Abzug in ſeine Heimath verſtändigte und die chriſtlichen Livadier der türkiſchen Rache Preis gab. Omer kam nach Athen und entſetzte die Akropolis, aber ſeine Unterbefehlshaber erlitten in den Thermopylen, wo Guras mit 2000 Griechen ſtand, eine Niederlage, die ihn 800 Mann koſtete (am 4. September), und heftiger Regen fiel ein, worauf er unmuthig Livadien wieder verließ.

Ypſilanti kehrte von Patras, wo er nichts ausgerichtet, zurück und wandte ſich zur Belagerung der feſten Stadt Nauplia (Napoli di Romania), im November. Bei einem Ausfall der Türken liefen die Griechen abſichtlich davon, und ließen die Philhellenen im Stich. Die von Ypſilanti ſo oft gewünſchte Nationalverſammlung kam unterdeß in Argos zuſammen, hier aber überwog Maurokordatos durch die Gunſt des Germanos, als die gleichſam engliſche Partei, und Ypſilanti mit Kolokotronis als ruſſiſche Partei zog den Kürzern. Ypſilanti entfernte ſich abermals, um Korinth einzunehmen. Die Verſammlung in Argos aber wurde durch einen Ausfall der Türken von Nauplia aus geſprengt, und zog es vor, ihre Sitzungen etwas weiter entfernt in Piada fortzuſetzen. Hier hatte Maurokordatos freie Hand, und verkündete am Neujahr 1822 das organiſche Geſetz oder die neue Verfaſſung Griechenlands und die neuen griechiſchen Nationalfarben (ſchwarz, himmelblau und weiß). Die Verfaſſung ſetzte ein Directorium von 5, und einen geſetzgebenden Körper von 70 Mitgliedern feſt, Maurokordatos wurde Präſident des erſteren, Ypſilanti (abweſend) Präſident des anderen. Der letztere belagerte die von den Türken beſetzte Citadelle von Korinth, Akrokorinth, und brachte ſie durch Verrath der darin dienenden Arnauten zur Uebergabe, 22. Januar. Trotz der Capitulation wurden die Gefangenen wieder niedergemacht und die Beute vertheilt. Ypſilanti hatte kein Geld mehr, ſeine Leute zu bezahlen, ſie liefen ihm davon, Kolokotronis aber ließ ihn im Stich und handelte auf eigene Rechnung, nachdem ſein Sohn eine Tochter der reichen Bobolina geheirathet hatte. Endlich glückte es Maurokordatos, Geld herbeizuſchaffen und auf kurze Zeit alle Parteien, zu befriedigen. In Tripolizza hatte nämlich Churſchid Paſcha ſeinen Harem in Sicherheit gebracht, derſelbe war mit gefangen genommen, aber geſchont worden; um vieles Löſegeld zu erhalten. Dieſes Geld 80,000 ſpaniſche Thaler, kam nun in die Hände des Präſidenten Maurokordatos, der es unter die Häuptlinge vertheilte, auch den Inſelgriechen ein Viertheil zukommen ließ, und großmüthig genug ſelbſt dem Fürſten Ypſilanti einen Theil ſeiner bisherigen Auslagen wieder erſetzte.

In derſelben Zeit bezwang Churſchid Paſcha endlich auch den alten Löwen von Jannina, Ali Paſcha. Der letztere verlor ein Bollwerk nach dem andern, endlich ging auch ſein Ingenieur, der

Italiener Caretto, zu den Türken über, und Ali, anſtatt ſich, wie man erwartete, mit ſeinen Schätzen in die Luft zu ſprengen, unterhandelte, verließ ſein letztes feſtes Caſtell und begab ſich auf eine kleine Inſel im See von Jannina, wohin ihn Churſchid durch feierliche Zuſicherungen hatte locken laſſen, wurde aber hier meuchlings überfallen und nach tapferer perſönlicher Gegenwehr ermordet, am 5. Februar 1822. An ſeiner Stelle wurde Omer Vrione Paſcha, der alsbald die Sulioten in ihren Bergen angriff. Maurokordatos erkannte, daß die Rettung des weſtlichen Feſtlandes (Akarnanien) von der Unterſtützung Suli's abhing, ſchickte daher das von Ypſilanti errichtete reguläre Regiment und zwei Compagnien Philhellenen unter dem Italiener Dania. Bei ihm befand ſich auch Graf Normann, derſelbe, der im Jahr 1813 das Lützow'ſche Corps hatte zuſammenhauen laſſen und ſpäter wegen ſeines Uebertritts in der Schlacht bei Leipzig entlaſſen worden war. Aber theils die feige Flucht des Armatolen Gogos, theils die unvorſichtige Tollkühnheit Dania's verurſachte am 16. Juli die große Niederlage der Griechen bei Petta. Dania fiel, Normann wurde verwundet, faſt alle Philhellenen und die Hälfte des regulären Regiments kamen um. Die Türken aber verfolgten ihren Sieg zunächſt nicht, und die Stadt Miſſolunghi blieb noch ein Bollwerk der griechiſchen Freiheit.

Der Verluſt bei Petta wurde entſchädigt durch die Einnahme von Athen. Die Türken in der Akropolis ſtarben Hungers und mußten capituliren; der öſterreichiſche, franzöſiſche und niederländiſche Conſul aſſiſtirten der Unterzeichnung des Vertrags, den die Griechen dennoch, wie immer, brachen, um die ausziehenden Türken ſchonungslos hinzumorden, am 10. Juli. Dieſes Ereigniß bewog Churſchid, den Dramali Paſcha mit 20,000 Mann gegen Athen abzuſenden. Derſelbe zerſtörte unterwegs die Stadt Theben und nahm das von den Griechen verlaſſene Akrokorinth ein, welches den Eingang nach Morea beherrſcht. Schrecken ging vor ihm her. Die griechiſche Bevölkerung ſloh in Maſſe von Argos nach den Mühlen am Meere, um ſich auf Schiffe zu retten. Aber während die Schiffe von Spezzia und Hydra ſie nicht aufnehmen wollten, außer um eine ungeheure Geldſumme, wurden ſie im Rücken von den Mainotten ausgeplündert, die damals noch Nauplia belagerten. Mahmud Paſcha, den Dramali vorausgeſchickt hatte, um Nauplia zu entſetzen, brachte zwar Vieh in die Feſtung, litt aber bald ſelbſt Mangel, wagte keinen Angriff, zog ſich endlich zurück und wurde von Ypſilanti, Kolokotronis und Nikitas verfolgt, die ihm ſchweren Verluſt beibrachten. Dramali ſelbſt wagte nicht, weiter vorzurücken. Seine Armee kam in dem verödeten Lande bald der Auflöſung nahe; ſeine Arnauten ließen ſich von Odyſſeus zum Abfall bewegen, und er ſelbſt mußte abziehen. Churſchid Paſcha, dieſer mißlungenen Entſendung und der Schätze von Jannina wegen, die er unterſchlagen haben ſollte, beim Sultan angeklagt, nahm Gift. Odyſſeus warf ſich zum unabhängigen Dictator auf und ließ die zu ihm geſchickten Commiſſäre der griechiſchen Regierung, Nuzzas und Palaskas, ermorden. Unterdeß erhielt die türkiſche Beſatzung von Nauplia durch den Unterſchleif der Griechen ſelbſt noch eine Zeit lang Lebensmittel um hohe Preiſe. Die türkiſche Flotte unter Kara-Mehemet hätte Erſatz bringen ſollen, aber auch hier waltete nur Feigheit, Habgier und Unterſchleif.

Im Jahr 1822 wurden die Aufſtandsverſuche in den noch nicht inſurgirten Gegenden fortgeſetzt, aber mit bejammernswerthem Erfolg. Am 22. März landeten Burnia und Logotheti auf der großen Inſel Chios, Smyrna gegenüber, mit einer Freiſchaar von 2500 Mann, griffen die wenigen Türken auf der Inſel an, die ſich in ihre Feſtung zurückzogen, und verbrannten ihre Moſcheen, zum Schrecken und Entſetzen der 100,000 griechiſchen Chioten, die ein harmloſes, friedliches und gebildetes Völkchen waren, ein Gymnaſium und Muſeum, eine Bibliothek und Druckerei beſaßen, und ſich unter dem türkiſchen Schutz bisher des Friedens und Wohlſtandes erfreut hatten, daher die eingedrungene Räuberbande verabſcheuten. Allein in Conſtantinopel unterſchied man die Schuldigen und Unſchuldigen nicht. Der Kapudan Paſcha erhielt den Befehl, die Chioten zu ſtrafen, und da hier eine ſo reiche Beute zu hoffen war, legte die türkiſche Flotte diesmal einen Eifer an den Tag, der von ihrer Verſäumniß hinſichtlich der Verproviantirung Nauplia's ſehr abſtach. Zugleich ſammelte ſich ein türkiſches Heer von 30,000 Mann in Smyrna, und als man hörte, es gälte, das reiche Chios zu plündern, brach am aſiatiſchen Ufer die halbe Bevölkerung auf, um an dem großen Raubzuge Theil zu nehmen. Am 21. April landete das türkiſche Heer und bis zum 16. wurde die ganze Inſel (mit Ausnahme der ſ. g. Maſtixdörfer, wo zum Privatvortheil des Sultans der Maſtix gewonnen wurde) mit Feuer und Schwert verwüſtet. Noch bis in den Mai hinein dauerte das Morden, indem immer neue Raubhorden aus Aſien hereinſtrömten, um Nachleſe zu halten und die Verſteckten aufzuſtöbern. Nur 15,000 Chioten entkamen zur See, 25,000 wurden abgeſchlachtet, 45,000 als Sklaven verkauft. Das war die größte Greuelthat des ganzen Krieges, begangen an einer eben ſo unſchuldigen, als ſchönen und edeln Race, die von der ganzen Revolution nichts wollte. — Aehnliche Greuel ſah die Umgegend des Olymp in Theſſalien. Hier ließ Ypſilanti durch einen gewiſſen Sala Aufruhr predigen und die Armatolen folgten dem Rufe, angefeuert von Kara Taſſo, der ſchon im vorigen Jahr eine Rolle geſpielt hatte. Allein Abulabud Paſcha rückte am 1. April mit 15,000 Mann von Saloniki aus, verjagte die ſchwachen Streitkräfte der Empörer und wüthete unter den wehrloſen Einwohnern. In Karia Veria allein wurden 4000 Chriſten ermordet. Der Paſcha überließ die Hinrichtungen den Juden, die dabei alle erdenkliche Greuel begingen zur Rache für den Judenmord in Tripolizza. Namentlich marterten ſie auch die Frau des tapfern Kara Taſſo zu Tode.

Die Greuel von Chios fanden Rächer an den Inſelgriechen. Die Hydrioten, Spezzioten, Pſarioten ſegelten unter ihrem Nauarchen Miaulis der türkiſchen Flotte entgegen und am 18. Juni, als der Kapudan Paſcha, Kara Ali, auf ſeinem großen Admiralſchiff bei Nacht gerade den Eintritt des Bairamfeſtes (der muhamedaniſchen Oſtern) feierte, zündete Kanaris von Ipſara ihm das Schiff mit einem Brander an. Die Griechen zeigten ſich in der Kunſt, mit Feuer auf dem Waſſer umzugehen, ihrer Vorfahren würdig, bei denen einſt das „griechiſche Feuer“ ſo berühmt war. Unter einem Brander iſt ein kleines, gewöhnlich altes und zu ſonſt nichts mehr taugliches Schiff zu verſtehen, das man mit Pulver, Schwefel, Pech und anderem zäh brennenden Material anfüllt, das einige Männer bis dicht zu dem feindlichen Schiffe hinrudern, es an daſſelbe befeſtigen, das Feuer entzünden und ſich raſch auf einem dazu mitgenommenen Kahn wieder entfernen. Nur ſelten kann das große Schiff den Brander wieder los werden, ehe es ſelbſt ſchon von den Flammen ergriffen wird. Das türkiſche Admiralſchiff trug 2286 Menſchen, von denen nur 180 davonkamen; den Kapudan Paſcha ſelbſt erſchlug, als er eben in einen Kahn ſich retten wollte, ein herabfallender Maſt. Das geſchah nahe bei Chios und hatte die traurige Folge, daß die wüthenden Türken nun auch über die Maſtixdörfer herfielen und alle Griechen darin umbrachten. — Der neue Kapudan Paſcha, Kara Mehemet, der die griechiſche Flotte bezwingen ſollte, hegte die größte Angſt vor ihr und ließ ſich wirklich am 9. November wieder ein großes Schiff durch Kanaris in Brand ſtecken, wobei 1100 Türken in die Luft flogen, und nahm dann die Flucht. Die griechiſchen Caper waren ſo verwegen, damals bis Egypten zu ſtreifen und auf der Rhede von Damiette 13 türkiſche Fahrzeuge wegzunehmen. — Auf der Inſel Kreta brachen die Sphakioten im Jahr 1822 wieder hervor, wetteiferten aber mit den Türken nur, die wehrloſen Griechen des ebenen Landes auszuplündern, Unglückliche, von denen man damals ſagte, ſie leben zwiſchen Tiger und Panther. Die Sphakioten waren nicht beſſer wie die Mainotten, Sulioten, Armatolen, einer ſo räuberiſch und treulos wie der andre.

Am 21. Dezember 1822 ergab ſich die Feſtung Nauplia, weil ſie von der türkiſchen Flotte weder entſetzt, noch mit Lebensmitteln verſorgt wurde, an Kolokotronis und Nikitas, welche diesmal die Capitulation einhielten und die Türken zum erſtenmal nicht abſchlachteten. Kurze Zeit vorher waren 150 deutſche Philhellenen mit dem Griechen Kephalas angekommen, aber man hatte ihnen in Hydra und Kaſtri nicht einmal zu landen erlaubt. Es koſtete Mühe, daß ihnen in Morea die Aufnahme geſtattet wurde. Die griechiſchen Räuber wollten weder ihre kargen Lebensmittel, noch viel weniger ihre Beute mit Fremden theilen. Die Illuſion der „Gebildeten", die im guten Deutſchland für Hellas ſchwärmten, und die wirkliche Räuberwirthſchaft in dieſem Lande widerſprachen ſich aufs grellſte, doch war das wieder nur eine von den vielen Unnatürlichkeiten der Zeit.

Im Weſten hatte Omer Vrione die Stellung Churſchids behauptet und die Sulioten mit ſo viel Glück bekämpft, daß das Haupt der Bozzaris, der alte Nothi, den man dabei einer eigennützigen Handlungsweiſe beſchuldigte, unter Vermittlung eines engliſchen Conſuls die geliebten, einſt ſo hochgehaltenen Heimathberge an die Türken verkaufte und ſich mit dem Reſt der Sulioten, 320 Mann, wieder nach den joniſchen Inſeln zurückzog, im September. Bald darauf brach Omer mit 10—12,000 Mann gegen Miſſolunghi auf. Dahin begab ſich aber auch Maurokordatos und entwickelte in der Behauptung dieſes Platzes eine ungemeine Thatkraft. Markos Bozzaris, der nirgends lange ruhig bleiben konnte, zog ihm, freilich nur mit 35 Mann zu Hülfe. Aber die Philhellenen Voutier, Normann (der bald darauf ſtarb) ꝛc. trafen gute Vertheidigungsanſtalten und in Morea wurden Hilfstruppen gerüſtet. Omer Vrione hätte die anfangs von nur 3—400 Mann vertheidigte Stadt im erſten Anlauf nehmen können, war aber eiferſüchtig auf Juſſuf Paſcha, der die Stadt von der Seeſeite einſchloß. Beide unterhandelten, wem die Beute zufallen ſollte, und unterdeß entſchlüpfte ſie beiden. Die Beſatzung verſtärkte ſich durch Flüchtlinge, die von den joniſchen Inſeln weggeſchickt wurden, und durch Moreoten. Der erſte Sturm der Türken am 6. Januar 1823 wurde rühmlich abgeſchlagen und am 12. zog Omer davon.

Als Maurokordatos nach Morea zurückkehrte, fand er keinen Dank, ſondern mußte ſich den Umtrieben und Gewaltthätigkeiten Kolokotronis durch die Flucht nach Hydra entziehen. Kolokotronis handelte im ruſſiſchen Intereſſe, während Maurokordatos mehr Hoffnung auf England und Frankreich ſetzte. Im Laufe des Sommers machten die Inſelgriechen eine Landung in Aſien bei Senderli und plünderten und verbrannten türkiſche Dörfer, was aber die Türken gleich wieder durch Niederbrennung der griechiſchen Stadt Pergamus rächten. Ein Einfall des Juſſuf Paſcha von Theſſalien her endete mit der Auflöſung ſeiner Truppen, indem die Albaneſen in ſeinem Lager ſich empörten. Im Oktober aber brachte Omer Vrione wieder ein größeres Heer zuſammen, bei dem ſich namentlich viele tapfre Mirditen befanden, die als Chriſten keinen Anſtand nahmen, gegen Chriſten zu fechten. Markos Bozzaris überfiel den türkiſchen Vortrapp bei Nacht und mordete entſetzlich, verlor aber ſelbſt ſein Leben und wurde feierlich zu Miſſolunghi begraben. Ein Angriff auf dieſes Bollwerk ſelbſt erfolgte von Seiten Omers in dieſem Jahre noch nicht. Dagegen ſchickte Mehemet Ali von Aegypten Truppen nach Kreta unter Muſtapha Bey, der die Griechen bei Amurgeli ſchlug und 600 derſelben (meiſt Weiber und Kinder) bald darauf in der Höhle von Stonarambella mittelſt Rauch erſtickte und 7000 andre in die Sklaverei ſchleppte. Am Ende des Jahres 1823 ergab ſich Akrokorinth an Nikitas, der die Gefangenen wieder ſchonte. Eine einheitliche Regierung war in Griechenland nicht mehr vorhanden; jeder that, was er wollte. Daher geſchah auch in dieſem Jahre ſo wenig. Die Türken aber zeigten gleiche Indolenz.

Im nächſten Jahre 1824 kam in den Philhellenismus ein größerer Schwung, das weſtliche Europa fing an, die Griechen kräftiger als bisher zu unterſtützen und zugleich begann das diplomatiſche Spiel um Griechenland. Auf dem Congreß von Verona und während der Pacification Spaniens waltete das Princip der Legitimität in ſolcher Strenge, daß die Griechen als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn, den Sultan, von allen chriſtlichen Mächten, ſelbſt von Rußland im Stich gelaſſen waren. Auch England that nichts. Der engliſche Lord-Oberkommiſſär auf den joniſchen Inſeln, Maitland, ein Mann von abſchreckender Häßlichkeit und hochfahrender Ariſtokrat, that den Griechen überall Abbruch. Hätte der Sultan um dieſe Zeit ſeine Kräfte angeſtrengt, ſo würde er den ermattenden Aufruhr in Griechenland beſiegt haben. Er wartete aber unklugerweiſe, bis die Griechen wieder Beiſtand von außen erhielten, und ließ Milde walten, ohne Zweifel in der Abſicht, um den ruſſiſchen Zorn zu verſöhnen. Er ſetzte neue Hoſpodare in der Wallachei und Moldau ein, die Fürſten Ghika und Sturdza, ließ den neuen Patriarchen Eugenios, der 1822 ſtarb, mit großem Pompe begraben und die türkiſchen Banditen, die ferner noch friedliche Griechen in der Hauptſtadt mordeten, hinrichten. Am 1. März 1823 verzehrte ein großer Brand in der Hauptſtadt 12,000 Häuſer. Rußland hielt noch Frieden, aber Kaiſer Alexander ließ durch den Grafen Neſſelrode den übrigen Großmächten vorſchlagen, Griechenland unter vier Hoſpodare zu vertheilen und in ein Verhältniß zur Pforte zu ſetzen, gleich dem, in welchem ſich die beiden Donaufürſtenthümer befanden. Die Großmächte zeigten ſich indeß nicht geneigt darauf einzugehen, ſie hielten einſtweilen noch an der Legitimität des Sultans feſt und hatten ſich damals noch nicht in die Frage vertieft, wie ſich wohl der Widerſpruch zwiſchen der Nothwendigkeit, dem ruſſiſchen Uebergewicht im Orient entgegenzuwirken, und der Chriſtenpflicht, die Griechen vom Türkenjoch zu befreien, würde löſen laſſen. Dagegen nahmen die Bevölkerungen die Frage auf. In Deutſchland hatte eine warme Begeiſterung für das alte Hellas ſchon viele unglückliche Philhellenen dorthin, wenn auch nur ins Verderben getrieben. Jeder Zeitgenoſſe weiß, daß der Philhellenismus in Deutſchland das Motiv der Kreuzzüge nicht hatte. Nicht um den Chriſten gegen die Muhamedaner zu helfen, zogen die Philhellenen aus, ſondern lediglich aus Schwärmerei für das antike, heidniſche Griechenland. Die meiſten aber waren Abentheurer, die entweder um jeden Preis eine Thätigkeit ſuchten, oder die ihre

Carriere in der Heimath verfehlt ſahen (wie Normann). Die gebildete Claſſe in Deutſchland, die für die Griechen ſchrieb, ſang und Geld ſammelte, war eben ſo wenig chriſtlich, ſondern nur antik heidniſch begeiſtert. Es iſt zu verwundern, wie ſehr ihr jede Einſicht in den wahren Zuſtand des griechiſchen Klephten- und Primatengeſindels mangelte, wie ſie, auch wo ſie ſehen mußte, nicht ſehen wollte und ſich ſelbſt belog. In England hatte der Philhellenismus eine praktiſchere Seite. Die Engländer wollten den Einfluß im Orient wenigſtens mit den Ruſſen theilen, wenn ſie die Ruſſen nun doch nicht verhindern konnten, welchen zu üben. Auf britiſchem Boden regte Bowring ſeit 1823 das Mitleid an. Maitland war eben geſtorben, man ſah nicht mehr durch ſeine Brille. Man hielt Meetings zum Beſten der Griechen.

Als nun im Anfang des Jahres 1824 die von Argos verſprengten Mitglieder der Regierung und des geſetzgebenden Körpers ſich wieder zuſammenfanden und Abgeordnete nach London um Geldhülfe ſchickten, fanden dieſe die engliſchen Capitaliſten geneigt zu einer Anleihe von 800,000 Pfund Sterling. Kaum langte die Nachricht davon in Griechenland an, ſo ſtand die vorher verachtete und mißhandelte Regierung gleich wieder im beſten Credit und Kolokotronis ſowohl, wie die Mainotten, trachteten nur, das neue Geld liſtig in ihre Taſchen zu leiten. Kolokotronis hatte noch Nauplia im Beſitz, er überlieferte es jetzt der Regierung gegen 25,000 Piaſter. Die kürzlich mit ihm verſchwiegerte Frau Bobolina hatte übrigens die Zeit benutzt, um Nauplia auszubeuten, ja ſie hatte ſogar die Kanonen von der Feſtung weg verkauft. Ehe noch die Anleihe flüſſig wurde, kam der berühmte engliſche Dichter, Lord Byron, mit eigenem Geld und Waffen, als Philhellene an und landete in Miſſolunghi. Hier hatte Maurokordatos eben auf's neue Anſtalten getroffen, um dem befürchteten neuen Angriff der Türken zu begegnen, aber weil ihm Geld fehlte, konnte er die Truppen nicht befriedigen, die ihn verlaſſen wollten. Da half Byron aus, über den die tapfern Hellenen wie Harpyen herfielen. Der Lord nahm die Sulioten in ſeine Dienſte, kaum aber hatten ſie die reiche Löhnung, ſo gehorchten ſie ihm nicht, ermordeten einen deutſchen Philhellenen und belagerten den Lord, als er ſie entließ, in ſeinem eigenen Hauſe, bis er gezwungen war, ihnen noch 3000 ſpaniſche Thaler zu zahlen, damit ſie nur abzögen. Der Unmuth und das Clima zogen ihm ein Fieber zu, an dem er am 19. April ſtarb, nachdem er nur drei Monate lang in Miſſolunghi geweſen war. Dieſer wunderbare Lord war erſt 37 Jahre alt, erzogen in der Ueppigkeit ſeines Standes und dennoch der glühendſte Schwärmer für Völkerfreiheit, ein Britte und doch ein Atheiſt; ein Dichter, wie es keinen zweiten ſo hohen Geiſtes im neunzehnten Jahrhundert gegeben, und doch durch und durch unnatürlich. Eine ſolche Erſcheinung kann man aber nicht zufällig nennen. In ſeinem Geiſt reflectirt ſich die Unnatur der ganzen Zeit mit dem Ekel, den ſie einer poetiſchen Seele einflößen mußte, ohne daß er die Kraft beſaß, ſie in ſich ſelbſt zu überwinden. Auch ſein Tod war nichts Zufälliges. Die Unnatur auf der höchſten Geiſtesſtufe mußte untergehen im Kampf mit dem Natürlichen und Gemeinen auf der niedrigſten Stufe, dem Schmutz der Neugriechen. Indem er ſtarb, rollte Gottes gewaltiger Donner in einem ſchauerlichen Gewitter über Miſſolunghi.

Mit Byron war der engliſche Oberſt Stanhope gekommen, der zu Odyſſeus ging, um ihn zum energiſchen Kampf gegen die Türken zu bewegen. Der liſtige Odyſſeus täuſchte ihn völlig, gab ſich das Anſehn eines gutherzigen Barbaren, der aufrichtig nach Bildung ſtrebe, lockte ihm aber nur ſeine Vorräthe ab und lachte ihn hinterdrein aus. Stanhope wurde nach England zurückberufen. Odyſſeus ging ſofort nicht nur zu den Türken über, ſondern machte auch mit ihnen vereinigt einen Raubeinfall ins griechiſche Gebiet. Guras hielt ihn auf und Odyſſeus, dem bange wurde, die Türken könnten doch am Ende ſeinen Kopf dem Sultan ſchicken, lief wieder zu den Griechen über. Aber Guras ließ ihn feſtnehmen und am 17. Juni hinrichten. Seine Schätze wurden in einer unzugänglichen Höhle am Berg Parnaſſus noch lange von ſeiner Familie vertheidigt, endlich aber gegen eine Amneſtie der griechiſchen Regierung ausgeliefert.

Auf Guras geſtützt konnte **Kolettis**, der durch ſeinen Geiſt die Regierung energiſcher leitete, als es bisher Maurokordatos vermocht hatte, einen andern Verräther, den Kolokotronis ſtürzen. Da derſelbe wieder offenen Aufruhr erhob und die Seinigen Dörfer plünderten, rückten die Regierungstruppen gegen ihn aus. Sein Sohn Panos fiel in einem Gefecht, er ſelbſt wurde gefangen und nach Hydra in ein Kloſter geſchickt. Im Auguſt ſetzte ſich die Regierung mit dem neuen engliſchen Miniſter Canning in Verkehr und erhielt von ihm die erſte freundliche Note.

Mittlerweile hatten die Türken einen großen Schlag vor. Die Aegypter hatten bereits Kreta beſetzt, mordeten von hier aus die Inſel Koſſos grauſam aus und ſchickten eine große Flotte dem Sultan zu Hülfe. Der neue Kapudan-Paſcha, Chosref, überfiel plötzlich am 3. Juli 1824 die Inſel **Ipſara**, landete unbemerkt Truppen und griff die Stadt von hinten an. Die Inſulaner retteten ſich zum Theil zu Schiffe, der Reſt aber ſprengte ſich im Fort Nicolas mit den ſtürmenden Türken zugleich in die Luft oder ſtürzte ſich ins Meer. Wie es dabei herging, mag man aus dem einzigen Zug erkennen, daß eine 50jährige Tante des Kanaris zwei engliſche Meilen weit im Meer ſchwamm, bis ſie ein Schiff erreichte. Aber **Kanaris** rächte ſeine Vaterſtadt, denn ſchon am 15. Juli überfiel er mit der griechiſchen Flotte die türkiſche beim Cap Liminari und zerſtörte theils unmittelbar, theils dadurch, daß er ſie an die felſigen Küſten trieb, nicht weniger als 23 türkiſche Schiffe mit Mann und Maus. Da unterdeß ein Theil der griechiſchen Anleihe flüſſig geworden war und die Inſelgriechen Geld erhielten, zeigte ſich ihre Flotte doppelt eifrig und überfiel die türkiſch-ägyptiſche Flotte abermals bei Samos, am 17. Auguſt, wo ſie ihr drei große Schiffe verbrannte. Später verbrannte Miaulis ein großes tuneſiſches Schiff und wurden noch viele kleinere genommen und ſcheiterten.

Hatte der Sultan bisher aus Rückſicht auf Rußland, oder wegen der leidigen Oligarchie der Paſchas, die ſelbſt immer unter einander uneinig und ſtets von Aufſtänden der ſoldgierigen Truppen bedroht waren, die Macht nicht in Bewegung geſetzt oder ſetzen können, die den griechiſchen Aufſtand bewältigt hätte; ſo glaubte Mehemet Ali von Aegypten der Halbheit oder Schwäche der hohen Pforte zu ſeinem eigenen Nutzen nachhelfen zu müſſen. Er hatte nichts Geringeres im Sinn, als das türkiſche Reich, wenn etwa der Sultan und die Familie Osman geſtürzt würde, zu erben. Seine Macht im Süden war feſt gegründet. Er wollte jedenfalls den Süden der europäiſchen Türkei nicht fahren laſſen und ſeine Hand bei Zeiten darüber decken. Da ſeine Flotte allein gegen die griechiſche nicht ausreichte, ſchickte er nunmehr unter ſeinem angenommenen Sohn, Liebling und präſumirten Thronfolger Ibrahim eine Landarmee von 17,000 Mann nach Morea. Dieſe Truppen waren keine Räuberhorden wie die Albaneſen, ſondern auf europäiſche Art eingetheilt und exercirt, kleine ſchwarze Kopten oder Neger in rothen Uniformen, affenartig, aber ſehr tüchtig. Am 23. Februar 1825 landete Ibrahim bei Modon. Die Griechen bildeten ſich ein, weil ſie ſchönere Leute ſeyen, als die Aegypter, ſie leicht beſiegen zu können, und die Regierung hatte diesmal alle Klephtenbanden zuſammengebracht, ſo daß die Armee 5—6000 Mann ſtark war, angeführt von Koſta Bozzaris (Bruder des Marko), Tzavellas, Karaiskaki, Kara Taſſo ꝛc. Aber beim erſten Angriff wurden ſie von den wohldisciplinirten Aegyptern wie Spreu auseinandergejagt und verloren 600 Todte. Nun ſchritt Ibrahim zur Belagerung von Navarin und nahm durch Ueberfall die Inſel Sphakteria, die vor derſelben liegt. Von hier konnte ſich Maurokordatos nur wie durch ein Wunder retten. Miaulis aber überfiel ſeinerſeits die ägyptiſche Flotte bei Modon und zerſtörte ihr 20 Schiffe, darunter eine große Fregatte. Dann zog er gegen die türkiſche Flotte unter dem Kapudan-Paſcha aus, der gegen Miſſolunghi ſegelte, und zerſtörte ihr ebenfalls eine ſchöne große Fregatte. Dagegen wurde ein griechiſches Schiff von Hydra durch einen türkiſchen Sklaven in Brand geſteckt und in die Luft geſprengt. Zur Rache ſchlachteten die Hydrioten 200 türkiſche Gefangene ab.

Navarin fiel im Mai und Ibrahim begann Streifzüge ins Innere von Morea. In dieſer Noth vergaßen die Griechen ihren Hader und Kolokotronis wurde zurückgerufen. Es gelang ihnen, ein Corps Aegypter in Arkadien zu ſchlagen. Aber ſie verbrannten die Stadt Tripolizza, weil ſie ſich nicht ſtark genug fühlten, ſie zu vertheidigen. Ibrahim verbrannte Argos und kam bis vor Nauplia, fürchtete aber, wenn er ſich hier zu lange aufhielte, im Rücken gefaßt zu werden, und kehrte wieder um. Seine Thätigkeit beſchränkte ſich darauf, von Modon aus Raubzüge zu machen, was freilich dem großen Zwecke ſeiner Sendung nicht entſprach. Aber Mangel an Lebensmitteln und das Terrain erſchwerten außerordentlich jede dauernde Beſetzung Moreas in allen ſeinen Richtungen. Jede einzelne Beſetzung wäre beſtändig bedroht geweſen. Ibrahim mußte ſeine Truppen möglichſt zuſammenhalten.

In derſelben Zeit ſchickte der Sultan ſeinen Liebling und Großvezir Redſchid Paſcha mit großer Macht gegen Miſſolunghi. Redſchid war ein armer Sclave aus Georgien, hatte ſich aber durch Schönheit und Geiſt emporgeſchwungen. Er kam nach Jannina, gewann die bisher immer ſchwierig geweſenen Arnauten- und Armatolenchefs durch Geld und Verſprechungen und zog vor Miſſolunghi am 25. April 1825. Der Kapudan-Paſcha, Chosref, ſollte ihn von der Seeſeite her unterſtützen, floh aber vor Miaulis eiligſt davon. Die Stadt lag am Meere an einer ſumpfigen Ebene und war auf der Landſeite nur durch einen Erdwall und doppelte Gräben geſchützt. Die Griechen hatten diesmal 5000 Mann darin, viele Armatolen, auch den Reſt der Sulioten unter dem alten Nothi Bozzaris, Tzavellas, Karaiskakis ꝛc. Sie vertheidigten ſich muſterhaft, ſchlugen jeden Sturm ab und ſprengten viele Türken wiederholt durch Minen in die Luft. Der ergrimmte Sultan befahl nun, die Stadt um jeden Preis zu nehmen, und ſo mußte auch Ibrahim, der im October Verſtärkungen aus Aegypten erhielt, ſein Hauptquartier nach Patras verlegen, um von hier aus mit gegen Miſſolunghi zu operiren. Im Januar 1826 ſetzte er über und ſchloß ſein Lager dem Reſchid Paſchas vor der Stadt an. Trotzdem gelang es immer noch Inſelgriechen und Joniern, heimlich zu Waſſer Lebensmittel in die Stadt zu bringen. Ibrahim und Redſchid waren uneins, was die Energie der Belagerung lähmte. Die Griechen ließen noch immer Minen ſpringen und machten glückliche Ausfälle. Tzavellas tödtete bei einem ſolchen Ausfall am 6. April gegen tauſend Aegypter. Allein die Stadt wurde von allen Seiten immer mehr eingeſchloſſen und durch Kähne, die Ibrahim überall in den ſeichten Sümpfen vertheilte, wurde die Zufuhr auch von der See her gänzlich abgeſchnitten. Da zwang der Hunger die Beſatzung in der Nacht des 2. April, heimlich auszuziehen und es gelang ihr wirklich, durch einen raſchen Ueberfall der feindlichen Schanzen ſich einen freien Weg zu bahnen. Im Allarm aber mißverſtanden die vielen Zurückgebliebenen die Befehle, glaubten, es ſey zum Rückzug in die Batterien commandirt und ſtürzten in die leere Stadt zurück, meiſt Weiber und Kinder. Mit ihnen die Türken und Aegypter, die alles mordeten und ſich unter einander ſelbſt um die Beute ſchlugen. Durch Sprengung des Pulvermagazins kam eine große Menge von ihnen um. Gerettet hatten ſich 1800 Mann mit 200 Weibern.

Die Griechen begannen zu verzagen und ſuchten ängſtlich auswärtigen Schutz. Kolokotronis hoffte auf die Ruſſen, Maurokorbatos auf England, Kolettis aber ließ ſich durch einen franzöſiſchen Agenten bethören, ſeinen Landsleuten den Herzog von Orleans zum Regenten vorzuſchlagen, deſſen unermeßliches Vermögen allerdings für Griechen die beſte Lockſpeiſe war. Die Anleihe nämlich zog nicht mehr, die Griechen wurden für ihre Habgier und Betrügerei durch noch größere Meiſter in dieſen Laſtern, die Nordamerikaner, beſtraft. Die Häuſer Roy Bayard und Howland in New-York hatten es übernommen, zwei Fregatten für die Griechen auszurüſten, lieferten aber nachher die Schiffe nicht außer gegen enorme Nachbezahlungen und bekamen Recht beim Congreß, der eine Fregatte an Zahlungsſtatt zurückbehielt, obgleich bereits 200,000 Pfund Sterling von der griechiſchen Anleihe dafür bezahlt worden waren. Eben ſo betrog ein gewiſſer Galloway das engliſche Philhellenen-Comité bei Lieferung ſchlechter Dampfſchiffe, die der engliſche Lord Cochrane, ein geübter Seeheld, den Griechen zuführen ſollte, und auch dieſe Summe mußte von der Anleihe beſtritten werden, ſo daß von derſelben kein Geld mehr für die ſoldgierigen Räuber in Morea übrig blieb.

Schlechter hatte die Sache Griechenlands nie geſtanden; allein der Tod des Kaiſer Alexander und das energiſche Vorgehen ſeines Nachfolgers gegen die Türkei machte ein Einſchreiten der andern Großmächte gebieteriſch nothwendig und Griechenland wurde ein Spielball der Diplomatie.

Sechstes Buch.

Canning und Nicolaus.

In England herrſchte nach dem Sturz Napoleons immer noch dem Namen nach der eingeſperrte, alte wahnſinnige König Georg III., die Regierung wurde aber von ſeinem Sohn und Nachfolger, dem Prinz-Regenten Georg geleitet, einem Herrn von würdevollem Anſtand, aber üblen Sitten, der nur ſ. g. noble Paſſionen hatte und ſich deshalb ganz den Tories, d. h. der Partei der extremſten Ariſtokratie, hingab.

Die Ariſtokratie in England war im unbeſtrittenen Beſitz der Macht. Der König durfte nicht wagen, eine andre Meinung zu haben, als ſeine Miniſter. Die Miniſter gingen aber aus der Mehrheit des Parlamentes hervor und das Parlament wurde ausſchließlich von der Ariſtokratie zuſammengeſetzt. Im Oberhauſe ſaßen die reichen Herzoge, Lords und (reformirte) Biſchöfe, im Unterhauſe hätten eigentlich unabhängige Bürger ſitzen ſollen, allein die Wahlen hingen größtentheils von alten, zum Theil kleinen und ganz verrotteten Ortſchaften ab, die Eigenthum der Pairs waren (während neue und ſehr große Fabrikſtädte gar nicht vertreten waren), und da nun der engliſche Adel ſtreng an der Primogenitur hält und dem Erſtgebornen allein das ganze Erbe überlaſſen bleibt, trug man Sorge, die nachgebornen, mithin vermögensloſen Söhne, die auch nur bürgerliche Namen tragen durften, als Mitglieder des Unterhauſes unterzubringen, und ſomit beide Häuſer zu beherrſchen. Die wenigen Mitglieder des Unterhauſes, die nicht von der Ariſtokratie gewählt wurden, bildeten eine einflußloſe Minderheit oder wurden, wenn ſie großes Talent beſaßen, zu hohen Aemtern befördert und in die Ariſtokratie aufgenommen. Das Parlament war alſo durch und durch ariſtokratiſch. Man unterſchied aber innerhalb der Ariſtokratie ſelbſt zwei Parteien, die Tories, die das Volk verachteten und niederhalten wollten, die Whigs, die es ſchonen und zu ſeinem Beſten leiten wollten.

Die Whigs hatten ſich durch ihre Sympathien für die franzöſiſche Revolution geſchadet, im großen Kampf gegen Napoleon waren die Tories ans Ruder gekommen, vom Nationalhaß der Engländer getragen. Mancherlei Noth hatte das Volk während der Kriegszeit, als in einem Ausnahmszuſtand, geduldig ertragen. Erſt nach dem Frieden wurde der Druck der Tories fühlbarer. Das Miniſterium ſtand unter der Oberleitung des berühmten Feldherrn, Herzog von Wellington, der als Soldat an Gehorſam gewöhnt war und denſelben forderte, und des berühmten Diplomaten, Lord Caſtlereagh, den ohne Zweifel das glänzende Beiſpiel des Fürſten Metternich blendete und der gern als zweiter europäiſcher Kutſcher zu ihm auf den Bock ſaß, um die Völker am langen Seile zu lenken. Beide, Wellington und Caſtlereagh, lebten noch in der Erinnerung der großen Kriege und der damaligen Allianzen fort und waren grundſätzliche Feinde jeder Bewegung zur Freiheit, die in die alten Revolutionsgreuel zurückführen konnte. Waren ſie nun auch durch die parlamentariſchen Formen gebunden und durch die engliſche freie Preſſe überwacht, und mußten ſie zuweilen das

Sonderinterreſſe Englands den vier großen Continentalmächten gegenüber wahren, ſo thaten ſie das doch immer nur auf eine laue und dem Liberalismus feindliche Weiſe. Sie begnügten ſich in Bezug auf die Gewaltmaßregeln, welche die Großmächte auf den Congreſſen gegen Italien und Spanien beſchloſſen, nur formell das Princip der Nichtintervention durch einen Proteſt zu wahren, ohne der Ausführung jener Beſchlüſſe irgendwie ernſt entgegenzutreten.

Zugleich waren dieſe Miniſter als Mitglieder der hohen engliſchen Ariſtokratie perſönlich bei einer Menge von Maßnahmen in Bezug auf innere Politik, namentlich in Bezug auf die Beſteurung intereſſirt und lenkten in dieſem Sinn das Parlament oder waren mit ſeiner Mehrheit vollkommen einverſtanden, gleichſam verſchworen zum Schaden des Volks. Die Lords, im Beſitz des Grund und Bodens, trachteten ihr Korn ſo theuer als möglich zu verkaufen, hemmten daher die Einfuhr des fremden Getreides durch eine Kornbill 1815, und verweigerten die Grundſteuer 1816, während der bürgerliche Gewerbeſtand ſein Brod theuer bezahlen mußte und in der Beſteurung nicht erleichtert wurde. Aber nicht einmal dem Landvolk kamen dieſe Maßregeln zu Gute, ſondern nur den reichen Gutsbeſitzern, die ihren Pächtern hohe Pachte auferlegten. Die ganze Geſetzgebung war nur auf den Vortheil der Lords bedacht. Das gemäß der Kornbill von den Lords zu theuer verkaufte Brodkorn konnten die armen Fabrikarbeiter, bei der Niedrigkeit der Löhne, nicht mehr kaufen. Daher brachen überall Theurungsunruhen und Arbeiteraufſtände aus. An vielen Orten wurden die Kornwucherer angefallen und ihrer Vorräthe beraubt, an andern die Fabriken zerſtört, deren Beſitzer den Arbeitslohn nicht hatten erhöhen wollen. In den großen Fabrikſtädten Mancheſter, Birmingham ꝛc. verfuhr das Volk geſetzlicher und berieth in großen Verſammlungen. Am 2. Dezember 1816 fand eine ſolche Verſammlung auch auf der weiten Wieſe von Spafields bei London ſtatt, geleitet von dem Demagogen Hunt, einem Verkäufer von Stiefelwichſe. Ein großer Volkshaufe zog hierauf mit dreifarbigen Fahnen in die City (Altſtadt von London) und plünderte einen Waffenladen, wurde aber ohne viele Mühe vom Militär auseinandergeſprengt. Es gab nämlich in England damals viel mehr Militär als gewöhnlich. Man hatte die im Kriege benutzten Regimenter noch nicht aufgelöſt; der Prinzregent und die Lords ſahen im Heer ein ſicheres Mittel ihrer Herrſchaft gegenüber jeder Oppoſition. Das Miniſterium verlangte vom Parlament die proviſoriſche Suſpenſion der Habeas-Corpus-Acte (das Bollwerk der perſönlichen Freiheit in England), um gegen die Ruheſtörer raſch und mit möglichſter Willkühr einſchreiten zu können, und das Parlament gab nach. Nur wenige Stimmen, darunter die des Sir Francis Burdett, ſprachen kraftvoll für das Volk (im Februar 1817). Die Folgen waren zahlreiche Verhaftungen unter den Arbeitern. Die von Mancheſter hielten eine neue große Volksverſammlung und wollten nach London ziehen, wurden aber durch Militär auseinandergejagt. Im folgenden Jahr war alles ruhig und die Habeas-Corpus-Acte wurde wiederhergeſtellt. Aber die Unzufriedenheit dauerte fort.

Fuhren die Miniſter ſtolz über die Köpfe des Pöbels hinweg, ſo handhabten ſie auch nach außen ihre Macht. Die Barbaresken oder nordafrikaniſchen, mit der Türkei nur noch im loſeſten Zuſammenhange ſtehenden, von ſelbſtändigen Deys regierten Raubſtaaten Algier, Tunis und Tripolis waren damals ſo frech geworden, daß ſie, wie ſchon berichtet, ſelbſt in die Nordſee eindrangen. Am meiſten aber litten unter ihren Räubereien die italieniſchen Staaten, als die ſchwächſten. Ihrer nahm ſich nun England an und eine Flotte unter Lord Exmouth erzwang von allen drei Barbaresken die Zurückgabe der chriſtlichen Gefangenen, im Frühjahr 1816. Kaum aber war er wieder fortgeſegelt, als an der Küſte von Bona (zu Algier gehörig), die chriſtlichen, meiſt malteſiſchen Korallenfiſcher, die ſeit alter Zeit das Recht genoſſen, hier Korallen einzuſammeln, plötzlich von den Eingebornen überfallen und zu Sklaven gemacht wurden, die Mannſchaft von etwa 300 kleinen Schiffen. Sogleich erhielt Exmouth Befehl, umzukehren und den Frevel zu rächen. Der edle Lord legte ſich nun vor Algier, verbrannte (27. Auguſt) die ganze Barbareskenflotte, die dort im Haſen lag, und die Magazine, worauf der Dey alle Gefangene frei und für alle Verluſte Entſchädigung gab.

Der Prinzregent verfolgte damals einen großen Plan. Er wollte nämlich ſeine einzige Tochter Charlotte mit dem Prinzen von Oranien, älteſtem Sohn des Königs der Niederlande, vermählen. Da in England die weibliche Nachfolge gilt, würden Charlottens Nachkommen England und die Niederlande vereinigt haben. Allein die Heirath kam nicht zu Stande, weil, wie es heißt, Charlottens Mutter, die mit dem Prinzregenten in Zwietracht lebende Prinzeſſin Karoline, es nicht erlauben wollte, in Wahrheit aber wohl, weil eine Verſtärkung der engliſchen Marine mit der niederländiſchen den Intereſſen der Continentalmächte zu ſehr widerſprach, um nicht bedenkliche Zerwürfniſſe herbeizuführen. Charlottens Bräutigam wurde nun der ſchöne Prinz Leopold von Sachſen-Coburg. Die Vermählung erfolgte 1817, aber Charlotte ſtarb noch im Spätjahr. Da nun Mangel an Thronfolgern war, heiratheten die Brüder des Königs, die Herzoge von Clarence, Kent und Cambridge, obgleich ſie nicht mehr jung waren, noch in aller Eile, worüber die engliſche Preſſe ihren Spott ausſchüttete. Der erſtere blieb kinderlos; dem zweiten Eduard von Kent, vermählt mit Prinzeß Victorie, Schweſter des Prinzen Leopold von Coburg, wurde 1819 die Prinzeß Victorie als Thronerbin von England geboren. Der dritte Bruder, Georg von Cambridge, bekam einen einzigen Sohn, Georg. Zwiſchen dem Herzoge von Kent und Cambridge ſtand als vierter Bruder Ernſt Auguſt, Herzog von Cumberland in der Mitte, für den die Thronfolge im Königreich Hannover beſtimmt war. Ein fünfter Bruder, Herzog von Suſſex, war nur morganatiſch vermählt.

Im Jahr 1819 trug Francis Burdett das erſtemal im Unterhauſe auf eine Parlamentsreform an, die darin beſtehen ſollte, daß neben dem adeligen Grundbeſitze auch das bürgerliche Gewerbe vertreten würde. Es war der Beginn eines großen, noch jetzt fortdauernden Kampfes nicht blos der unvertretenen großen Städte gegen den allein vertretenen Landadel, nicht bloß der Induſtrie gegen den Ackerbau, ſondern auch der Armen gegen die Reichen. Burdetts Antrag wurde, wie zu erwarten war, von der ariſtokratiſchen Mehrheit verworfen. Dies wirkte auf das Volk zurück, die getäuſchte Hoffnung weckte Grimm und die Folgen waren neue Bewegungen unter den Arbeitern. Hunt veranlaßte eine große, von 60,000 Menſchen beſuchte Volksverſammlung bei Mancheſter, am 16. Auguſt, aber die Regierung befahl deren Auflöſung, und als ſich die Maſſen nicht fügten, mußte Militär einhauen, wobei 4—500 Perſonen getödtet oder verwundet wurden. Man hielt dieſen Ueberfall für unberechtigt und grauſam, das Volk blieb aber in den Schranken des Geſetzes und verhielt ſich ruhig. Nur auf geſetzlichem Wege, nur durch Reform hoffte es zum Ziel zu gelangen. Für die Volkspartei kam in dieſer Zeit der Name der Reformer, Radicalreformer oder Radicalen auf. Es iſt merkwürdig, daß damals auch ſchon communiſtiſche Theorien im engliſchen Volk umgingen, wie erſt viel ſpäter wieder in Frankreich. Ein gewiſſer Spencer, der ſchon geſtorben war, hatte ſeinen Anhängern, den ſ. g. Menſchenfreunden, die Lehre hinterlaſſen, aller Grund und Boden gehöre dem Volk und müſſe von Rechtswegen unter das Volk gleich vertheilt werden. Das Miniſterium ſchritt gegen die Unruhen wieder, wie vor zwei Jahren, mit großer Strenge ein und ließ viele Perſonen verhaften.

Am 29. Januar 1820 ſtarb der alte König und der Prinzregent beſtieg als Georg IV. den Thron. Wenige Wochen nachher wurde ein gewiſſer Tiſtlewood, Hunts Anhänger, ein liederliches Subject, verhaftet, weil er eine Verſchwörung gegen die Miniſter eingeleitet hatte, die alleſammt bei einem Mittagsmahl ermordet werden ſollten. Nach kurzem Prozeß wurde er mit vier Mitſchuldigen am 1. Mai hingerichtet. Im April waren wieder die Arbeiter in Glasgow unruhig, wurden jedoch durch Truppen im Zaum gehalten.

Unmittelbar nach dem Prozeß, den man dem Pöbel gemacht, beging der König die auffallende Unbeſonnenheit, nun auch gleichſam der Krone ſelbſt einen Prozeß anzuhängen, indem er öffentlich ſeine Gemahlin Karoline als Ehebrecherin anklagen und vor Gericht ziehen ließ. Die Majeſtät konnte nicht tiefer beſchimpft, die Ehrfurcht des Volks vor der Dynaſtie auf keine gefährlichere Probe geſtellt werden. Die Königin war ſchon früher einmal (1806) desſelben Verbrechens angeklagt, aber freigeſprochen worden. Das Volk hatte in ſeiner Haltung ungleich mehr Tact bewieſen als die Krone, indem es für die angeklagte Dame Partei ergriff, nicht als ob es ſie für unſchuldig gehalten hätte, ſondern weil ſie die hohe Dame war, deren Schwächen beſſer verſchwiegen blieben. Der König ſchadete ſich in der öffentlichen Meinung unendlich, indem er den häßlichen Prozeß nun wieder erneuerte, ein Verfahren, das ihm um ſo weniger ziemte, als er ſich eigene Untreue und laſterhaftes Leben vorzuwerfen hatte und die Königin nur durch ſein unwürdiges Betragen gegen ſie ſo weit heruntergebracht hatte. Karoline hatte im Jahr 1814 England verlaſſen und, getrennt von ihrem Gemahl, auf Reiſen zugebracht. Sie war in Griechenland, ſelbſt im h. Lande geweſen, hatte ſich aber am längſten und liebſten in Italien aufgehalten, insbeſondere in einer Villa am Comerſee. Ein gemeiner Italiener, Pergami, hatte ſich vom Kammerdiener zum Ritter und Großmeiſter eines von ihr geſtifteten Ordens erhoben und lebte mit ihr auf eine ſcandalöſe Weiſe. Außerdem hatte ſie einen ſchönen Knaben bei ſich, von dem ſie ſich nie trennte. Sie nannte ihn Wilhelm Auſtin und es ſoll ihr Sohn von Sidney Smith geweſen ſeyn. Nach des alten Königs Tode kam nun Karoline nach England zurück, um als Königin an den Ehren Theil zu nehmen, die ihrem Gemahl widerfuhren. Das wollte nun aber der König um keinen Preis dulden und darum fing er den Prozeß an. Als die Königin landete, am 4. Juni, wurde ſie trotz der Befehle des Königs, der jeden feierlichen Empfang unterſagt hatte, vom Volk mit unermeßlichem Jubel, dem Geläute aller Glocken, Ehrenwachen, Deputationen und Illuminationen begrüßt. Ihr Zug von Dover nach London war ein Triumphzug. Eine unermeßliche Menſchenmenge umwogte ſie auf dem ganzen Wege und wünſchte ihr Glück. In London ſtieg ſie im Hauſe des Alderman Wood ab und zeigte ſich dem jubelnden Volk auf dem Balkon. Jeder, der an ihrem Hauſe vorüberging, wurde gezwungen, den Hut abzunehmen. Den Miniſtern warf man die Fenſter ein.

Inzwiſchen war der Prozeß eingeleitet und am 27. Auguſt erſchien die Königin vor den Schranken der Pairs. Man hatte aus Italien und Deutſchland Kellner und Mägde der Gaſthöfe, in denen ſie logirt, mit großen Koſten kommen laſſen, um gegen ſie zu zeugen. Aber der Vertheidiger der Königin, der große Rechtsgelehrte Brougham, ſchüchterte dieſe Zeugen dergeſtalt ein, daß ſie lieber nichts zu wiſſen erklärten, und in London ſelbſt herrſchte eine ſo furchtbare Aufregung unter dem Volk, daß die Pairs ſich genöthigt ſahen, am 10. November die Anklagebill zu vertagen, d. h. zurückzunehmen. Das Volk veranſtaltete ſogleich eine allgemeine Illumination der Stadt und zwang alle Miniſter, ihre Hotels gleichfalls zu beleuchten. Dadurch noch mehr in ihrem Trotz beſtärkt, blieb die Königin in London, zu ihrem Verderben. Sie vergaß, daß ſie nach dem, was vorgefallen war, den König ſtürzen oder ihm weichen mußte. Sie war es auch dem Volke ſchuldig, das ihre Ehre ſo glänzend gerettet hatte, ſich nun dankbar zurückzuziehen. Statt deſſen blieb ſie und machte darauf Anſpruch, als der König ſich krönen ließ, mitgekrönt zu werden. Am 19. Juli 1821 fand die Krönung des Königs ſtatt; die Königin in vollem Putz fuhr in einer ſechsſpännigen Kutſche vor die Weſtminſter-Abtei, wo die Ceremonie eben begann, wurde aber vom Gefolge des Königs zurückgewieſen. Sie blieb eine halbe Stunde und drang vor alle Thüren, aber immer mit demſelben unglücklichen Erfolg und mußte endlich zurückfahren. Wenige Tage nach dieſem ungeheuren Skandal ſtarb ſie, wie es hieß, an einem kalten Trunk im Theater Drurylane, am 7. Auguſt. Die Regierung wollte die Leiche ohne Aufſehen nach Harwich ſchaffen laſſen, ohne daß der Zug durch Londons

Straßen führe. Aber das Volk erzwang einen feierlichen Leichenzug mitten durch London und ſperrte den von der Regierung beſtimmten Weg mit Barrikaden. Unter dem Geſchrei, „hier kommt die Königin, die gemordete Königin!“ wollte das Volk die Leiche vor den Pallaſt des Königs ſelbſt tragen, aber es wurde theils durch einen Angriff des Militärs, wobei wieder Blut floß, theils durch vernünftige Vorſtellungen der Conſtabler verhindert. Von Harwich wurde die Leiche zur See gebracht und in dem Erbbegräbniß zu Braunſchweig beigeſetzt, denn die unglückliche Königin war die Tochter des unglücklichen Ferdinand von Braunſchweig, der bei Jena, und Schweſter des unglücklichen Wilhelm, der bei Quatrebras die Todeswunde empfieng.

Der König war bei dem Begräbniß der Königin gar nicht in London anweſend. In dem Augenblick, in dem ſie erkrankte, machte er ganz unerwartet eine Reiſe nach Irland. Die Iren empfingen einen ſo ſeltenen Beſuch mit kindiſcher Freude und glaubten, der gute König komme endlich, ihre Leiden zu mildern. Aber Georg IV. hatte nur London entfliehen wollen, es war ihm ganz gleichgültig, wohin er ging. Auch blieb er nur, bis die Königin glücklich als Leiche über Meer geſchafft worden war, und in Irland blieb es nicht nur beim Alten, ſondern die Uebel wurden noch ärger. Dieſes unglückſelige Irland befand ſich immer noch in der kläglichen Lage, in die es durch die erſten engliſchen Eroberer und ſpäter noch durch Cromwell gebracht worden war. Die urſprünglich iriſche und katholiſche Bevölkerung hatte allen Beſitz und alle Rechte verloren an eine Minderheit von engliſchen und proteſtantiſchen Eindringlingen. Auf 89 Katholiken kamen in Irland 11 Genoſſen der engliſchen Staatskirche und 8 Diſſenters. Die ganze große Inſel war in proteſtantiſche Bisthümer und Pfarreien eingetheilt und mußte die hohen Gehalte (8 Millionen Gulden) für die proteſtantiſche Geiſtlichkeit bezahlen, wenn auch gar keine Proteſtanten vorhanden waren, um eine Gemeinde zu bilden, und die betreffenden Biſchöfe und Pfarrer niemals nach Irland kamen, ſondern ihren

Gehalt in England oder auf Vergnügungsreiſen verzehrten. Grund und Boden gehörten Engländern, die Iren waren nur Pächter und mußten hohes Pachtgeld zahlen. Dabei ſollten ſie mit ihrer Familie leben und aus Privatmitteln ihre katholiſchen Prieſter bezahlen. Sie waren daher ſchon längſt in die tiefſte Armuth geſunken, wohnten in den elendeſten Hütten und hatten kaum Lumpen, um ihre Blöße zu bedecken. Alle Berichte aus jener Zeit ſtimmen in der Schilderung des grenzenloſen iriſchen Elendes überein. Im Spätherbſt deſſelben Jahres 1821, in welchem der König nach Irland gekommen war, konnten die meiſten Pächter ihre Pacht nicht bezahlen und wurden von den Grundherren im Beginn des harten Winters mit ihren Familien vertrieben, eine Härte, die der Erwartung von der Gnade des Königs grell widerſprach. Daher überall Unruhen ausbrachen. Die Aermſten ſchloſſen ſich an einander und bildeten geheime Geſellſchaften, die ſich vermummten und waffneten und nächtlicher Weiſe grauſame Rache an ihren Peinigern, den Grundherren, den Obrigkeiten und (proteſtantiſchen) Geiſtlichen übten und zuweilen ſelbſt dem gegen ſie ausgeſchickten Militär tapfern Widerſtand leiſteten. Das geheimnißvolle Haupt der Verſchwörung unterzeichnete die Befehle als Capitän Rock. Die Genoſſen erkannten ſich an weißen Bändern und hießen deßhalb weiße Buben (white-boys) oder Bandmänner (ribbon-men). Sie brannten Häuſer nieder, mordeten und wurden immer gefährlicher, bis das Parlament im Februar 1822 die Habeas-Corpus-Acte in Bezug auf Irland aufhob und das Miniſterium mit größter Energie einſchritt. Die bewaffnete Macht verbreitete Schrecken durch ganz Irland und ſtillte die Unruhen. Die Proteſtanten in Irland, Beamte, Geiſtliche, Grundbeſitzer erlaubten ſich aus Rache jede Willkühr. Sie hatten ſchon längſt eine engere Parteiverbindung und hießen ſeit den Zeiten Wilhelms III. (aus dem Haus Oranien) die Orangemänner (orange-men). Eine furchtbare Hungersnoth mordete die ſo hart Gemaßregelten und Wehrloſen vollends in ſolcher Menge, daß das Parlament wieder Mitleid fühlte und 200,000 Pfund

Sterling Unterſtützungen decretirte. Von einer gründlichen Heilung der Schäden in Irland war nicht die Rede. Das engliſche Volk, das freiſinnigſte der Erde, das ausſchließliche Rechtsvolk, das ſich ſeiner politiſchen und ſittlichen Bildung vor allen andern bewußt war und rühmte, fand doch nichts Arges in der jahrhundertlang fortdauernden ſyſtematiſchen Mißhandlung der Iren und hatte für die letztern nicht mehr Gefühl, als ein Herr für ſeinen Hund.

Der Hauptträger des Syſtems, nach dem England bisher regiert wurde, **Lord Caſtlereagh**, oder wie er nach ſeines Vaters Tode betitelt wurde, Marquis von Londonderry, fiel im Jahr 1822 in einen ſtillen Wahnſinn. Ueberall glaubte er ſich von Feinden verfolgt und ſah, wie König Richard III. bei Shakspeare, die Rachegeiſter der Völker, die er hatte morden helfen, gegen ſich herankommen. Man pflegte und hütete ihn aufs beſte, aber am 12. Auguſt fand man ihn ſterbend, er hatte ſich mit einem Federmeſſer den Hals durchgeſchnitten. Seine Leiche wurde zu denen aller großen Engländer in die Weſtminſterabtei geführt, aber das Volk rief ihm Verwünſchungen nach und brach bei der Beiſetzung in lauten Jubel aus. So ſtirbt ein Volksfeind. Ohne Zweifel theilte Caſtlereagh mit Metternich jene ariſtokratiſche Hoffahrt, die von den Leiden der Völker Notiz zu nehmen, für gemein gehalten haben würde, und jene gewiſſenloſe Frivolität, ohne die man meinte, nicht Diplomat ſeyn zu können. Der edle Zorn, der in Lord Byron glühte, erklärt ſich vorzugsweiſe aus ſeinem tiefen Haß gegen Männer, wie Caſtlereagh. Maitland, Hudſon Lowe.

Georg Canning, ein Whig, der zu den Tories übergegangen und ſogar ſchon einmal Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geweſen, aber 1809 in Folge eines Duells mit Caſtlereagh abgetreten war, wurde jetzt an deſſen Stelle berufen. Der König that es ungern, auch Wellington war nicht ganz damit zufrieden, allein Lord Liverpool, auf den der König viel hielt, empfahl ihn. Auch ſchien Canning anfangs nur das alte Syſtem fortzuſetzen, trat z. B. dem Einmarſch der Franzoſen in Spanien, als einer ſchon vorher ausgemachten Sache, nicht mehr entgegen, und ließ erſt nach und nach, indem er ſich erſt in ſeinem Amt feſter geſetzt hatte, ſeine liberalen Ideen durchblicken. Er war es, der in der engliſchen Politik eine große Aenderung hervorrufen und dadurch auch den Dingen in Europa eine andere Wendung geben ſollte. Alle Hoffnungen der unterdrückten Nationen, wie der bedrängten conſtitutionellen Parteien hingen ſich an Canning. Er ging den unterdrückten Gemüthern wie ein lichter Stern auf. Bei der Wiedereröffnung des Parlaments im Anfang des Jahres 1823 kündigte die Thronrede zum erſtenmal Erſparungen und Verbeſſerungen im Innern an und rühmte, daß England ſich an der harten Maßregel gegen Spanien nicht betheiligt habe. Das war ein anderer Ton, als den man früher immer gehört hatte. Den Worten folgte die That. Ueber 200 harte und unredliche Beamte in Irland wurden abgeſetzt. Nach der Levante wurde der Befehl geſchickt, die Blokade der Griechen genau ſo zu reſpectiren, wie die der Türken. Die Emancipation der Negerſclaven in den Colonien wurde vorbereitet. Die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten wurden definitiv anerkannt. In Portugal wurde die Verfaſſung geſchützt. Bald erhielten auch die Griechen Unterſtützung.

Zu der nämlichen Zeit begann in Irland die außerordentliche Wirkſamkeit des Rechtsanwalt Daniel O'Connel, der die geniale Idee verfolgte, Irland nicht mehr mit den alten iriſchen Mitteln (Empörung, Verſchwörung, Brandſtiftung), ſondern vielmehr auf engliſche Weiſe zu vertheidigen, in den Schranken des Geſetzes, mit dem Recht in der Hand und auf dem Wege des Prozeſſes. Er ſtiftete einen „katholiſchen Verein“, gebot allen Iren Frieden und Ruhe, unterſagte ihnen jeden ungeſetzlichen Widerſtand und machte ihnen begreiflich, daß nur das feſte Zuſammenhalten Aller unter ſteter Beachtung der beſtehenden Geſetze ihnen die moraliſche Macht verleihen werde, die ſie bedurften, um eine dauernde Beſſerung ihrer Zuſtände durchzuſetzen. Die Wahrheit deſſen, was er ſagte, und die Macht ſeiner populären Beredſamkeit bezauberte ganz Irland. Alles gehorchte ihm. Canning aber kam dieſer loyalen Bewegung in Irland dadurch entgegen, daß er nicht nur, wie ſchon bemerkt, der Wuth der Orangemänner Einhalt that, ſondern auch auf dem Wege des Geſetzes die Emancipation der Katholiken anbahnte, die zur bürgerlichen Gleichſtellung der Iren mit den Engländern führen ſollte. Schon am 30. April 1823 ſchlug Canning dem Parlamente vor, die ſ. g. Teſtacte vom Jahre 1678, durch welche den katholiſchen Pairs aus Irland der Sitz im Oberhauſe entriſſen worden war, wieder aufzuheben. Das Unterhaus ſtimmte zu, aber das Oberhaus ſah hinter dieſem kleinen Anfang ſchon mit Beſorgniß ein ganzes Heer von weiteren katholiſchen Forderungen herannahen und lehnte die Bill ab. Die Motive der proteſtantiſchen Pairs waren: England ſey ein weſentlich proteſtantiſcher Staat, es verliere ſeinen Grundcharakter, wenn es die Katholiken den Proteſtanten gleich ſtelle. Irland ſey ein erobertes Land, nach immer wiederholten Rebellionen beſiegt, man dürfe dieſen ewigen Feind nicht erſtarken laſſen. Was man nicht ſagte, aber dachte, war das Hauptmotiv. Wenn je Irland bei ſeiner herrlichen Lage im Weſten von England, in einen blühenden Zuſtand kam, ſo mußte es ſich eine Menge Vortheile aneignen, die bisher England allein genoſſen hatte. Nicht mit Unrecht pries O'Connel Irland als „die Smaragdinſel“, die, wenn in ihr erſt Freiheit, ein geſicherter Rechtszuſtand und Wohlſtand herrſchen würden, in ihren Häfen mehr Schiffe ſehen würde, als England. Obgleich nun die Bill nicht durchging, ſo war es doch ſchon ein großer Fortſchritt, daß ſie überhaupt eingebracht worden war, daß man die Rechte der Katholiken in Betrachtung gezogen hatte, und es ließ ſich erwarten, die Bill werde zu gelegener Zeit wieder eingebracht werden.

Auch der landverderblichen Kornbill trat Canning entgegen und ſetzte wenigſtens eine Ermäßigung derſelben durch, ſo zwar, daß fremdes Getreide ſchon eingeführt werden durfte, wenn der Quarter 70 Schilling koſte (nach der Kornbill waren 80 Schilling erforderlich geweſen).

Der wichtigſte Act, womit das Miniſterium Canning ſeine kurze aber folgenreiche Thätigkeit ſchloß, war die Anerkennung der griechiſchen Freiheit. Canning hatte ſich von Anfang an den Griechen günſtig geſtimmt gezeigt, im Jahr 1824 war in England die große griechiſche Anleihe geſchloſſen worden. Canning ſchien nur der poetiſchen Schwärmerei des Lord Byron und der deutſchen Philhellenen nachzukommen, der Grund aber, warum er ſich der Griechen annahm, war ein ganz anderer. Die griechiſche Revolution war von Rußland veranlaßt, wenn auch ſcheinbar desavouirt worden. Rußland hatte die Mine angezündet, die das türkiſche Reich in Stücke riß, und paßte nur die Zeit ab, um ſich einzumiſchen und ſeine Beute wegzuholen. Durch die Beſitznahme Conſtantinopels würde aber Rußland ſo übermächtig geworden ſeyn, daß dadurch das bisher ſo ſorgfältig gehütete Gleichgewicht Europas eine gewaltige Störung erlitten haben würde. Deßhalb lag es im Intereſſe nicht nur Englands, ſondern auch der andern Großmächte, in dieſer Beziehung Rußland Schranken zu ziehen. Bevor Canning engliſcher Miniſter wurde, hatte man verſucht, den Sultan aus eigener Kraft der griechiſchen Rebellion Meiſter werden zu laſſen, indem man einerſeits den Kaiſer Alexander ermahnte, von jedem Angriff auf die Türkei abzuſtehen, und andrerſeits die Griechen nicht unterſtützte. Seit aber Canning das engliſche Staatsruder lenkte, und zugleich die Unfähigkeit des Sultans, allein der Griechen Meiſter zu werden, klar geworden war, glaubte man einen andern Verſuch machen zu müſſen. Mehemet Ali von Aegypten, den der Sultan zu Hülfe gerufen hatte, beſaß ſchon eine ungeheure Macht in Aegypten, Nubien, Arabien. Wenn er ſich mit Rußland verſtändigte und dieſem den Norden der Türkei überließ, konnte er den Süden derſelben behaupten. Es war durchaus nothwendig, daß die Weſtmächte dazwiſchen traten, ſey es um den Sultan gegen ſeine falſchen Freunde, wie gegen ſeine Feinde, zu ſchützen, ſei es, um das einmal thatſächlich befreite Griechenland in eigene Obhut zu nehmen und ſich deſſelben als eines Pfandes zu verſichern. Darin waren England, Frankreich und Oeſterreich vollkommen einverſtanden, daß man Rußland keine Eroberung in der Türkei machen laſſen dürfe. Die fünfte Großmacht, Preußen, hatte ſich damals ſchon Rußland zu ſehr hingegeben, um ihm mit gleicher Entſchiedenheit, wie die andern, entgegentreten zu können. Uneinig waren die drei Weſtmächte nur in Bezug auf Griechenland. Fürſt Metternich mißbilligte die Errichtung eines griechiſchen Staates, der ſchon der kirchlichen Sympathien wegen unter ruſſiſchen Einfluß kommen würde, während die geſchwächte Türkei nicht mehr im Stande ſeyn würde, ſich Rußlands mit den Waffen zu erwehren. Canning wollte dagegen die Griechen befreien, ſchon um der öffentlichen Meinung gerecht zu werden, und um den Einfluß, den England bereits von den joniſchen Inſeln aus übte, noch weiter auszudehnen. Als Fürſt Metternich erkannte, er habe nur die Wahl zwiſchen Rußland und England, kam er der letztern Macht entgegen, reiſte im Frühjahr 1825 ſelbſt nach Paris und gewann Frankreich für die Anſicht, daß man England nachgeben könne unter der Bedingung, dem neuen griechiſchen Reiche einen König aus einer europäiſchen Dynaſtie zu geben. Canning wollte das letztere jedoch nur unter der Bedingung eingehen, daß die Griechen ſelbſt eine ſolche Wahl träfen.

In Frankreich war bereits am 16. September 1824 König Ludwig XVIII. geſtorben und hatte ſein Bruder, der Herzog von Artois, als Karl X. den Thron beſtiegen. Ohne die franzöſiſche Verfaſſung aufzuheben, mit welcher wie ſein Bruder fortzuregieren, er ſich zunächſt verpflichtet ſah und den Verſuch machen wollte, war der neue König doch ein entſchiedener Gegner des Liberalismus, von dem er überall nur Bedrängniſſe des legitimen Throns fürchtete. Desgleichen ſtimmte er auch mit dem Fürſten Metternich vollkommen in der Mißbilligung der griechiſchen Revolution überein, konnte jedoch andrerſeits auch wieder nicht umhin, in der Bekämpfung des ruſſiſchen Uebergewichts auf Seite Englands zu treten.

Ungleich mehr Einfluß auf die griechiſche Angelegenheit übte die Thronveränderung in Rußland. Kaiſer Alexander hatte ſich bisher bewegen laſſen, für die Griechen nichts zu thun. Das war ihm durch eine einfache Politik geboten. Die Türkei ging auch ohne ſeine unmittelbare Einwirkung zu Grunde, er konnte ruhig abwarten. Würde er gleich zugegriffen haben, ſo hätte er außer dem verzweifelten Widerſtande der Türken auch noch die eiferſüchtigen Weſtmächte bekämpfen müſſen. Man würde Unrecht thun, dieſe Politik des Zuwartens dem Kaiſer als Schwäche auszulegen. Er hat in ſeinem Benehmen gegen Napoleon, wie gegen die Allianz in den Jahren 1808—1815 ſo viele Staatsklugheit bewieſen, daß es unerlaubt iſt, ihm zuzutrauen, er habe ſich ſpäter durch die frommen Gaukeleien der verblühten Frau von Krüdener im Ernſt leiten laſſen. Auch ließ er Griechenland nicht aus den Augen. Er forderte vom Sultan Rechenſchaft für die Hinrichtung des Patriarchen und verlangte die Herſtellung der zerſtörten Kirchen, als ob ihm ſchon ein Schutzrecht über die chriſtlichen Unterthanen des Sultan zugeſtanden hätte. Er behielt ſich jeden Augenblick die bewaffnete Intervention vor, wenn er ſie auch noch nicht eintreten ließ. Auch wußte der Sultan die ruſſiſche Macht recht wohl zu ſchätzen und gab nach, indem er die Chriſten, die nicht rebellirten, wirklich ſchonte und dem neuen Patriarchen auffallend ſchmeichelte.

Man glaubt, Kaiſer Alexander habe die Griechen nicht unterſtützt, weil er die Revolution in Rußland ſelbſt gefürchtet habe. Allein auch das iſt nicht wahrſcheinlich. Die geheime Agitation unter den ruſſiſchen Offizieren entbehrte jeder Popularität und mithin jeder Möglichkeit des Gelingens. Es war eine pure Nachäfferei des Carbonariſmus, ausgehend von müßigen jungen Edelleuten. Im ſchlimmſten Fall konnte daraus ein Mord und ein Thronwechſel hervorgehen, gewiß aber keine Aenderung der ruſſiſchen Politik und des ruſſiſchen Staatsorganiſmus. Man hat den drei Geheimbünden (des Heils, der ruſſiſchen Ritter und der öffentlichen Wohlfahrt) in St. Petersburg und Moskau viel zu viel Bedeutung beigelegt. Sie ergingen ſich in theils conſtitutionellen, theils republikaniſchen Illuſionen, die am allerwenigſten in Rußland verwirklicht werden konnten. Preſſel, der Führer der geheimen Republikaner, trennte ſich von den Conſtitutionellen, die ihm nicht weit genug gingen, aber weder die einen noch die andern konnten nur auf den allergeringſten Anhang im Volke rechnen, welches von ihren aus weſteuropäiſchen Reiſeerinnerungen und Büchern entlehnten Phantaſien nichts verſtand, an ſklaviſchen Gehorſam gewohnt und gänzlich ungebildet war. Sollte der plötzliche und geheimnißvolle Tod des Kaiſer Alexander mit dem Treiben jener Geheimbünde im Zuſammhange ſtehen, ſo bewieſen doch gerade die nächſten Folgen dieſes Todesfalles, daß ihre Berechnung ſie getäuſcht hat. Die gewohnte Ordnung der Dinge und der unabänderliche Gedanke der ruſſiſchen Politik konnten ſelbſt durch einen ſo raſchen Perſonenwechſel auf dem Throne nicht alterirt werden.

Zwei erſchütternde Ereigniſſe folgten ſich raſch aufeinander, am 19. November 1824 eine furchtbare Ueberſchwemmung der Stadt St. Petersburg durch eine Sturmfluth*) und ein Jahr ſpäter der Tod des Kaiſers. Alexander ſtarb auf der Reiſe in den Süden zu Taganrog am Aſowſchen Meer, nach ſehr kurzer Krankheit angeblich an einem Gallenfieber, am 1. Dezember 1825, und ſehr auffallenderweiſe ſtarb ihm ſeine Gemahlin, die badiſche Eliſabeth, in kurzer Zeit nach, auf der Rückreiſe von Taganrog unterwegs am 16. Mai 1826, beide noch in ihren beſten Jahren, der Kaiſer erſt 48, die Kaiſerin 47 Jahre alt.

Der ältere Bruder des verſtorbenen Kaiſers, Conſtantin, war Statthalter des Königreichs Polen, reſidirte in Warſchau und hatte ſich mit einer polniſchen Fürſtin morganatiſch verbunden. Ueberdies war ſein Temperament ein wenig ſcythiſch und er fühlte ſelbſt, daß er zur Lenkung eines großen Reichs nicht geeignet ſey, hatte daher ſchon unterm 14. Januar 1822 freiwillig eine Urkunde ausgeſtellt, worin er der Thronfolge zu Gunſten ſeines jüngern Bruders Nicolaus entſagte. Als die Nachricht vom Tode Alexanders in St. Petersburg anlangte, handelte daſelbſt Großfürſt Nicolaus, als ob jene Urkunde nicht exiſtire, denn er ließ ſogleich die Truppen unter Gewehr treten und dem Kaiſer Conſtantin huldigen. Erſt als Conſtantin von Warſchau aus melden ließ, er nehme die Krone nicht an und auf jene Urkunde verwies, glaubte ſich Nicolaus berechtigt und verpflichtet, die Truppen noch einmal zuſammentreten und eine neue Huldigung vornehmen zu laſſen. Sollte ihm die Urkunde früher ſchon bekannt geweſen ſeyn, ſo erklärt ſich ſein Benehmen aus Loyalität; er wollte ſeinem Bruder Gelegenheit geben, öffentlich zu verzichten, ſeinem Volk und dem Ausland gegenüber beweiſen, daß er ſeinen Bruder nicht um ſein Erſtgeburtsrecht habe bringen wollen, daß jene ältere Urkunde nicht erſchlichen worden ſey. Nun trat aber der Mißſtand ein, daß die Truppen durch die ihnen zugemuthete zweimalige Huldigung verwirrt oder wenigſtens durch die Genoſſen der Geheimbünde verführt wurden, an der Regelmäßigkeit der zweiten Huldigung zu zweifeln.

---

*) Die Höhe der Fluth war bedingt durch den Vollmond und anhaltenden Weſtwind, der vieles Waſſer aus der Nord- in die Oſtſee und aus dieſer in den finniſchen Meerbuſen trieb. Vor hundert Jahren hatte die damals kaum aus der Erde erſtandene Stadt ein ähnliches Unglück erfahren. Begreiflich knüpften ſich an dieſe Thatſachen ſchlimme Prophezeihungen einer künftigen Sturmfluth, in der die Stadt untergehen würde. Jedenfalls gehört dieſe den Fluthen ſo ſehr ausgeſetzte Lage Petersburgs zu dem vielen andern, was an dieſer Stiftung Peters des Großen unnatürlich iſt.

Als dieſe zweite Huldigung am 26. December 1825 vorgenommen werden ſollte, empörte ſich ein Theil der Truppen und rief „es lebe der Kaiſer Conſtantin!“ Graf Miloradowitſch, der berühmte General von 1813 und 1814, wollte ſie beruhigen und belehren, fiel aber durch einen mörderiſchen Schuß. Nicolaus ſtieg zu Pferde, begab ſich an der Spitze eines Gardebataillons zu den Aufrührern und fand beim Volk ergebenen Zuruf, nicht aber bei den Soldaten, die vor ſeinen Augen ihre Gewehre luden. Da zog er ſich zurück, ließ die ihm treuen Regimenter vorrücken, und zugleich die Biſchöfe mit erhobenem Kreuz den Rebellen im Namen Gottes den wahren und einzig legitimen Kaiſer Nicolaus verkünden. Es waren hauptſächlich das Garderegiment Moskau und das Leibgrenadierregiment, die ſich für Conſtantin erklärt hatten und die nicolaiſtiſchen Garden anfangs durch ein mörderiſches Feuer zurücktrieben, bis ſie von einer zahlreichen Artillerie niedergeſchmettert und zerſprengt wurden. Damit war der ganze Aufſtand zu Ende und Kaiſer Nicolaus wurde überall im Reich anerkannt. Erſt hinterdrein erfuhr man etwas Näheres über den Antheil der Verſchworenen an dem Petersburger Ereigniß. Ein junger Fürſt Trubezkoi, Günſtling des Kaiſers und Oberſt der Garde, war zum Haupt des Geheimbundes gewählt worden, der den Tod Alexanders benutzen wollte, um angeblich Rußland in eine Förderativrepublik zu verwandeln. Hatten ſich die jungen Tollköpfe wirklich ſolche Einbildungen gemacht, ſo war nichts begreiflicher, als daß ſie im Augenblick der Ausführung inne wurden, das Volk, die Armee könne ſie gar nicht verſtehen. Selbſt wenn ſie an der Spitze eines Theils der Garden geſiegt hätten, würden die Garden den Großfürſten Conſtantin (unter dem ihnen ganz fremden Worte Conſtitution dachten ſie ſich Conſtantins Gemahlin) und nicht eine Republik gewollt haben. Daher die Verblüfftheit. Trubezkoi, anſtatt ſich am 26. Dezember an die Spitze der Inſurrection zu ſtellen, verſteckte ſich bei dem ihm verſchwägerten öſterreichiſchen Geſandten und bat nachher den Kaiſer um Gnade, wurde aber in die Bergwerke Sibiriens geſchickt. Fünf Verſchwörer, Preſſel, Sergius Murawiew-Apoſtol, Ryliew, Beſtuſchef-Rumin und Kachowski wurden gehenkt, viele andere erlitten nur geringere Strafen. Von einer Schuld der Verſchworenen am Tode des vorigen Kaiſers verlautete nicht ein Wort.

Bald nach dieſen Scenen in Petersburg begab ſich Nicolaus nach Moskau, um ſich in dieſer heiligen alten Hauptſtadt des Reichs krönen zu laſſen und Großfürſt Conſtantin ſelbſt eilte von Warſchau dahin, um der erſte zu ſeyn, der ihm als ſeinem Kaiſer huldigte, und dadurch die Wahrheit ſeiner frühern Entſagung öffentlich zu beſtätigen. Beide Brüder umarmten ſich vor den Augen des Volkes.

Kaiſer Alexander war nicht groß von Geſtalt, mehr weich und zierlich, überaus freundlich und gewandt geweſen, ſein Bruder Nicolaus dagegen eine hochgewachſene heroiſche Geſtalt, ritterlich ſchön und ſtolz. Sein Geſichtsausdruck verrieth einen feſten Charakter. Man ſpürte bald, daß Nicolaus mit mehr Entſchiedenheit als Alexander gegen die Türkei auftreten würde. Hatte der europäiſche Liberalismus in Canning unerwartet einen Vorkämpfer gefunden, ſo trat in Nicolaus eine neue große Perſönlichkeit in die Zeit ein, um die bisherige Harmonie der fünf Großmächte und das europäiſche Gleichgewicht von der abſolutiſtiſchen Seite her zu ſtören. Die breiten Ringe, in denen Europa eingeſchmiedet ſchien, begannen ſich zu löſen. Hier gewann die Oppoſition der Völker neuen Schwung durch Englands liberalen Miniſter, dort trat eine leiſe, aber tiefe Zwietracht unter den Herrſchern ein aus Furcht vor Einem, aus Neid gegen Einen. Oeſterreich verlor den Vorrang an Rußland.

Wenn früher ſowohl Caſtlereagh als Kaiſer Alexander dem Fürſten Metternich nachgegeben hatten, ſo hörte dieſer, nachdem Canning und Nicolaus zur Herrſchaft gelangt waren, auf, auch nur den Schein der Vormundſchaft in der Pentarchie zu beſitzen. Wenn Kaiſer Alexander wenigſtens ſcheinbar das ſpecielle Intereſſe Rußlands dem allgemeinen europäiſchen untergeordnet hatte, ſo ordnete jetzt Kaiſer Nicolaus dieſes unbedingt und offen jenem unter. Zum erſtenmale trat Rußland dem ganzen übrigen Europa gegenüber, wie ihm früher unter Napoleon Frankreich gegenüber geſtanden war. Damals zuerſt maßte ſich Rußland allein ein Gewicht an, ſchwer genug, um das der übrigen Großmächte aufzuwiegen.

Nicolaus regierte Rußland nach einem neuen Syſtem, das ihm von Anfang an klar geweſen iſt, wenn es auch nur nach und nach durchgeführt werden konnte, nach einem Syſteme, welches dem ſeiner Vorfahren ſeit Peter dem Großen geradezu entgegengeſetzt war. Peter der Große, Anna, die große Katharina, Paul I. und noch Alexander hatten das barbariſche Rußland, durch Fremde aus dem Rohen herausarbeiten, erziehen, bilden, exerciren und adminiſtriren laſſen. Neben dem Adel der deutſchen, Rußland einverleibten Oſtſeeprovinzen, ſpielten die talentvollen Deutſchen und Franzoſen, die nach St. Petersburg gekommen waren, um dort ihr Glück zu machen, oder die der Kaiſer ſelbſt für die einzelnen Zweige des Heer- und Seeweſens, der Finanzen, der Civilverwaltung, des Unterrichts, der Bergwerke ꝛc. berufen hatte, die erſte Rolle und die einheimiſchen Bojaren (die jetzt ſ. g. ruſſiſchen Fürſten), nur die zweite, oder wenn die ruſſiſche Indolenz in einzelnen Individuen des Bojarenſtandes aufſtrebendes Talent und Geiſt aufkommen ließ, ſo nahmen dieſe die ausländiſche Bildung und Sitte an. Das alte barbariſche Ruſſenthum mit den langen Haaren und Bärten, dem halbtürkiſchen Kaftan, erhielt ſich bei den älteren, vom Hofe fern lebenden Bojaren in Moskau, bei den Popen (Prieſtern), bei den Kaufleuten und bei den Bauern, machte aber keinen Anſpruch darauf, beſſer ſeyn zu wollen, als das Fremde, ſondern erkannte deſſen Superiorität ſtillſchweigend an. Erſt Kaiſer Nicolaus fiel auf den Gedanken, das alte Ruſſenthum zu heben, und die fremden Elemente zu verdrängen. Durch ſeine ganze lange Regierung zieht ſich *ein* Grundgedanke, allmählige Ruſſificirung aller nichtruſſiſchen Nationen innerhalb ſeines großen Reiches und allmählige Gräciſirung aller nichtgriechiſchen Glaubensgenoſſen. Rußlands Unterthanen ſollten ſämmtlich in eine homogene Maſſe verſchmelzen mit ruſſiſcher Sprache und ruſſiſch-griechiſchem Glauben. Das Erlernen der ruſſiſchen Sprache wurde durch wiederholte Ukaſe in den deutſchen Oſtſeeprovinzen, wie in Polen, eingeſchärft, und zur Bedingung des Staatsdienſtes gemacht. Wer eine Ruſſin heirathete, deſſen Kinder mußten in der ruſſiſchen Kirche erzogen werden. Selbſt fürſtliche Perſonen des Auslandes mußten, wenn ſie in die kaiſerliche Familie heiratheten, deren Glauben annehmen,*) während nie eine ruſſiſche Prinzeſſin, die ins Ausland heirathete, den ihrigen ändern durfte. Es fehlte nur noch an gewaltſamer Bekehrung der nichtgriechiſchen Unterthanen und auch dieſe ſollte bald genug in Maſſe vor ſich gehen.

---

*) Eine proteſtantiſche Prinzeſſin aus Süddeutſchland, die einen ruſſiſchen Großfürſten heirathen mußte, wollte durchaus ihren Glauben nicht ändern; da übernahm ein proteſtantiſcher Prälat die Sorge, ihr den Uebertritt als

Das Großartige im Syſteme des Kaiſers Nicolaus läßt ſich nicht verkennen. Wenn man einen Blick auf die Erdkarte wirft, ſo ſieht man das ruſſiſche Reich über drei Welttheile ausgedehnt von Polen an durch den ganzen Norden Aſiens bis hinüber nach Nordamerika. Es iſt an Länderumfang das größte Reich auf Erden. Ein echter Großruſſe darf wohl im Hinblick auf dieſes ungeheure Reich ſtolz werden, und die Univerſalmonarchie für erreichbar halten. Die Bevölkerung Rußlands ſteht zwar in einem auffallenden Mißverhältniß zu ſeiner räumlichen Ausbreitung, indem ſie noch nicht 70 Millionen Seelen beträgt; allein ſie wächst beſtändig durch die Leichtigkeit, mit der man in Rußland Familien gründet, durch Einwanderung und durch Eroberung. Ihren merkwürdig homogenen Kern bilden 35 Millionen ſ. g. Großruſſen oder Moskowiter, unter denen alle Stände eine vollkommen gleiche Mundart reden. Dieſe Großruſſen breiten ſich nach allen Richtungen aus, theils in die bisher unbebauten Wälder und Steppen, um ſie zu coloniſiren theils in die eroberten Länder, um ſich mit den Einwohnern derſelben zu vermiſchen, und die von der Regierung angeſtrebte allmählige Ruſſifizirung derſelben zu erleichtern. Wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika alle Jahre neue Dörfer und Städte in noch unbewohnten Gegenden entſtehen, ſo auch in Rußland. Und noch immer iſt eine ungeheure Fläche des fruchtbarſten Bodens unbenützt, aber den künftigen Generationen der Großruſſen eben ſo vorbehalten, wie die noch unbewohnten Landſtrecken in

---

eine Pflicht begreiflich zu machen, und begleitete ſie noch auf der Reiſe um ihre Scrupel vollends zu beſiegen. Mit welcher Verachtung durfte der dümmſte ruſſiſche Pope auf gelehrte Männer der lutheriſchen Kirche herabſehen, die ſo niederträchtig an ihrer eigenen Kirche handelten. Der Stolz der Ruſſen gegen die Deutſchen iſt durch unſere eigene Erbärmlichkeit gerechtfertigt.

Nordamerika den Angloamerikanern. Während im weſtlichen Europa unzählbare Familien nicht wiſſen, wo ſie einen Biſſen Brod hernehmen ſollen, hat der Ruſſe nicht nur für ſich und ſeine Kinder fruchtreiche weitausgedehnte Aecker, ſondern auch noch Land für zwanzig ſpätere Generationen. Im Süden des europäiſchen Rußland allein liegen noch viele tauſend Quadratmeilen der ſ. g. „ſchwarzen Erde“ unbebaut, eine Erde, die da, wo ſie ſchon lange bebaut iſt, ſeit hundert Jahren, ohne jemals gedüngt worden zu ſeyn, die reichſte Weizenerndte trägt. Eine noch weit größere Ausdehnung aber ſteht der großruſſiſchen Coloniſation nach Oſten hin bevor, von der Wolga zum Ural, und wieder vom Ural zum Altai in dem geſegneten Boden und herrlichen Klima des ſüdlichen Sibirien.

Die compakte und homogene Maſſe der Groß- oder Altruſſen nun bot ſich als eine ſehr natürliche Grundlage dar, auf welcher der Kaiſer ſein Syſtem aufbauen konnte. Auch darf man nicht, wie oft geſchieht, geringſchätzig auf die ruſſiſche Nation herabſehen. Obgleich, oder gerade weil ſie noch nicht von der weſteuropäiſchen Cultur beleckt iſt, beſitzt ſie noch antike Eigenſchaften uneigennütziger Hingebung, kindlicher Pietät, blinden Glaubens und blinden Gehorſams, die, wenn ſie von dem Herrſcher nicht mißbraucht werden, dem Volke mehr Glück gewähren, als die zügelloſe Freiheit. Gegenüber der revolutionären Verwilderung im Weſten konnte Kaiſer Nicolaus mit Stolz auf ſeine treuen Ruſſen blicken, und denſelben auch eine welthiſtoriſche Miſſion zuweiſen. Mußte dem Kaiſer nicht das ungebildete und fromme Volk eher Vertrauen einflößen, als die civiliſirte Adels- und Beamtenwelt zunächſt um ſeinen Thron? Man wird kaum irren, wenn man annimmt, den Kaiſer habe zuweilen ein ſichtlicher Ekel gegen die vornehme Corruption in ſeiner Umgebung angewandelt, und das habe dazu beigetragen, ihm das Altruſſenthum zu empfehlen.

Allein das Syſtem des Kaiſers war ſchwer durchzuführen. Die Indolenz der Altruſſen bot ihm bei weitem nicht die erforderlichen Talente dar, um ein großes Reich zu regieren und nach außen zu vertreten. Er mußte die Deutſchen in den höchſten Aemtern behalten, Neſſelrode für die Diplomatie, Diebitſch für das Heer, Kleinmichel für die Marine, Cancrin für die Finanzen ꝛc. Er konnte die dem europäiſchen Weſten entlehnte Einrichtung im Staate um ſo weniger abändern, als er mehr als je alles uniformiren und centraliſiren wollte. Eine Rückkehr zu patriarchaliſchen Formen war daher unmöglich und Bureaukratie und Polizei, gerade die dem Altruſſenthum fremdartigſten Anſtalten, kamen erſt recht in die Blüthe. Peter der Große hatte ſeine Ruſſen für unfähig gehalten, ohne fremde Lehrer und Lenker zu etwas zu kommen. In der That fängt ſchon die älteſte ruſſiſche Chronik (des Neſtor) damit an, daß die Ruſſen erklären, ſie können ſich nicht ſelbſt regieren, und ſich einen Herrn bei den Warägern (Schweden) holen, und hat Rußland erſt wieder ſeit Peter, d. h. ſeitdem es Fremde ins Land rief, die es regierten, eine große welthiſtoriſche Rolle geſpielt. Wenn nicht durch das regierende Haus Holſtein-Gottorp, durch den deutſchen Adel der Oſtſeeprovinzen und durch die eingewanderten Deutſchen ſo viel feſter Stahl in die ruſſiſche Regierung gekommen wäre, würde ſie längſt wieder in halborientaliſche Schlaffheit verſunken ſeyn. Der Nationalruſſe hat von Natur nicht die Anlage, wie die germaniſchen und romaniſchen Stämme, zu ritterlichem Ehr- und bürgerlichem Freiheitsgefühl. Durch und durch ſanguiniſch, gutherzig, liebkoſend, ſchmeichleriſch, alles küßend, geräth er im nächſten Augenblick in Zorn, beſchimpft und prügelt alles. Er nimmt ſich ſelbſt nichts übel und vergißt leicht, was er ſchon verſprochen und gewollt hat. Von Mein und Dein fehlt ihm der ſtrengere Begriff. Dazu geſellt ſich ein Sichgehnlaſſen in Unreinlichkeit und Branntweingenuß. Es wird ihm leicht, im Schmutz zu leben, zu lügen, zu ſtehlen und ſich prügeln zu laſſen. Trotz ſeiner Munterkeit iſt er indolent und ſcheut beſonders jede Geiſtesarbeit. Daher die Kirche in Rußland in's dumpfeſte und ſtumpfeſte Popenthum verſunken und die Bildung und Literatur nur ein Abklatſch der deutſchen und franzöſiſchen iſt.

Thatſächlich hat die Corruption der Beamten in dem Maaße zugenommen, in welchem Kaiſer Nicolaus dem ruſſiſchen Nationalcharakter ſchmeichelte. Wenn deutſcher Ernſt hätte vorwalten dürfen, würden Diebſtahl und Unterſchleif eine ſo ungeheuere Ausdehnung gar nicht haben gewinnen können. Blaſius erzählt, wie bei einer Hungersnoth in einem ruſſiſchen Gouvernement die Millionen, die der Kaiſer den Nothleidenden geſendet, in den Taſchen der Beamten verſchwunden ſeyen und der Hunger fortgewüthet habe. Sehr bezeichnend für ruſſiſche Zuſtände iſt die Sage (wenn es nicht etwa Thatſache iſt), daß der Kaiſer zwanzig Jahre lang ein großes Hoſpital unterhalten habe, was nur auf dem Papier exiſtirte und dafür die jährlichen Etatsgelder in den Taſchen des Gouverneurs verſchwanden. Wie ſelbſt Ehrengeſchenke des Kaiſers, Doſen, Uhren, Brillantringe ꝛc. von ſeiner nächſten Umgebung verfälſcht und die echten zurückbehalten, nur die falſchen abgegeben worden, davon circuliren zahlreiche Anecdoten. Eben ſo bekannt ſind die ungeheuren Unterſchleife bei der Armee. Nicht nur herrſchte bei der Aushebung der Rekruten die größte Willkühr und Beſtechlichkeit, ſondern wurden auch immer mehr Soldaten in die Tabellen eingetragen und vom Kaiſer bezahlt, als vorhanden waren. Bei der Beſchaffung aller Armeevorräthe wurde betrogen und geſtohlen. Dem Soldaten wurde an Kleidung und Nahrung ſo viel entzogen, als General und Oberſt von den für jedes Regiment beſtimmten Geldern für ſich ſelbſt behalten wollten, eine allbekannte Urſache der großen Sterblichkeit unter den ruſſiſchen Truppen.

Der Adel als ſolcher hat in Rußland gar keinen Rang. Der Bojar (Fürſt), der auf ſeinen Gütern bleibt, hat einen geringeren Rang, als ſein Sohn, der als Lieutenant in die Armee tritt. Der Rang iſt militäriſch bemeſſen. Alle Civilbeamten haben einen militäriſchen Rang, ſogar ſchon die Candidaten und Studenten. Alle ſind auch militäriſch uniformirt nach weſteuropäiſcher Mode. Die höheren Stände folgen in der Civilkleidung der franzöſiſchen Mode und ſprechen auch meiſt franzöſiſch. Eine gewiſſe Unabhängigkeit genießt die Zunft der Kaufleute in altruſſiſcher Tracht. Der Reſt des Volks ſind Leibeigene, theils im Privatbeſitz, theils Leibeigene der Krone. Das Syſtem, die Kronbauern zu vermehren, indem man ausgediente Soldaten, die Leibeigenen von confiſcirten oder gekauften Gütern ꝛc. in ſie einreiht, iſt unter den letzten Kaiſern ſehr begünſtigt geweſen. Die Kronbauern ſind unter der Zucht der Beamten zwar nicht weniger der Willkühr ausgeſetzt, wie die Hörigen der Bojaren, aber ſie werden doch nicht mehr verkauft, und ſtehen unter einer beſſeren Obhut. Kaiſer Alexander machte den Verſuch, durch Kronbauern großartige Militärcolonien anlegen zu laſſen nach dem Muſter der öſterreichiſchen Grenzer. Aber der ruſſiſche Leibeigene, der ſich ſchon ſchwer an die knappe Uniform und das kahlgeſchorene Haupt gewöhnt, wenn er in's Regiment tritt, konnte ſich noch weniger darein finden, Soldat zu ſeyn und zugleich noch wie ſonſt ſeine Feldarbeit zu treiben. Ueberdies wurden die männlichen und weiblichen Recruten, die man mit Trommeln in's Ehebett commandirte und wieder heraus, durch die Rohheit und den Unterſchleif der Vorgeſetzten zur Verzweiflung gebracht, daher ſchon 1824 ein blutiger Aufſtand in den Militärcolonien und 1832 ein noch weit blutigerer, deſſen Details aber im tiefſten Dunkel gehalten worden ſind.

Wie unter den Beamten das gemeine Volk litt, kann man ſich denken, da die Beamten entweder ſelber Gutsbeſitzer und Eigenthümer von Leibeigenen waren, oder wenigſtens bedeutenden Einfluß auf die letzteren übten und wetteifernd mit denſelben das gemeine Volk ausbeuteten. Den abſcheulichſten Unfug trieb man mit der ganz in den Händen der Beamten und Beſitzer befindlichen Branntweinfabrikation. Das gemeine Volk wurde gezwungen, dem fabrizirenden und ausſchenkenden Herrn den Branntwein in ungeheuern Quantitäten abzukaufen. Welche Gemeinde ſich weigerte, die wurde durch falſche Anklagen hart beſtraft.*) Das größte Unglück für die ruſſiſchen

---

*) Vgl. den wahrheitsliebenden und durchaus nicht ruſſenfeindlichen v. Haxthauſen III. 474.

Leibeigenen war das Pachtſyſtem. Die vornehmen Ruſſen leben in Petersburg, Moskau oder im Auslande und überlaſſen ihre Güter mit allen Rechten des Leibherrn an ſpeculative Pächter, die nun das Gut auf alle Art ausbeuten und plündern, um ſelbſt reich zu werden, und dabei auch die Arbeitskräfte der Leibeigenen auf eine barbariſche Art in Anſpruch nehmen. „Wer kann ſich," ſagt Blaſius, Reiſe 1. 7, ein Zeuge, der auf Koſten des ruſſiſchen Kaiſers reiſte, und durchaus nicht ruſſenfeindlich ſchreibt, „wer kann ſich des Mitleids erwehren, wenn er Schaaren unglücklicher Bauern an Juden verpachtet und mit Hunger und Schlägen zur Arbeit aufgemuntert ſieht." Hoffnungsvoller iſt für die Leibeigenen das Obrokſyſtem. Obrok heißt die Geldſumme, die ſich der Leibherr vom Leibeigenen jährlich zahlen läßt und wofür der letztere frei umherziehen und treiben darf, was ihm beliebt und wozu er Geſchick hat. Der güterbeſitzende Adel hat nämlich ſeit drei bis vier Jahrzehnten, indem er nach dem großen Kriege mit Napoleon ſich an das Reiſen in's Ausland, an die Vergnügungen in Paris und die der deutſchen Bäder gewöhnte und den Luxus des Weſtens in ſeine heimathlichen Schlöſſer einführte, alſo viel mehr Geld brauchte, als zuvor, in der Verwendung der Arbeitskräfte ſeiner zahlreichen Leibeigenen zur Fabrikation Vortheile erkannt und gefunden, die ihm die früher ausſchließliche Verwendung derſelben für den Ackerbau nicht gewährte. Er ließ nun die talentvollſten Knaben unter ſeinen Leibeigenen Gewerbe und Künſte lernen, ſchickte ſie in die Städte und bezog von ihnen ſeitdem eine weit höhere Rente, als früher. Der Obrok erhöhte ſich begreiflicherweiſe mit den Fähigkeiten und Leiſtungen der Leibeigenen. Die letzteren wurden häufig auch Kaufleute, ja ſogar Millionäre, während ſie immer noch Leibeigene blieben und dem Leibherrn den Obrok zahlten. Nichts ſcheint natürlicher, als daß ein ſo unnatürliches und lockeres Band zwiſchen dem Grundherrn und dem weit von ihm entfernten und in ganz anderen Lebenskreiſen thätigen Leibeigenen am Ende abreißen und daß ſich aus der zahlreichen Klaſſe der nicht mehr an die Scholle gebundenen und ackerbauenden, ſondern herumziehenden und gewerbethätigen Leibeigenen eine Art von bürgerlichem Mittelſtande bilden muß. Bis jetzt aber iſt die Unnatur noch in voller Macht.

Wie wenig nun auch ein ſo ſanguiniſches, in ſeinen unteren Schichten noch völlig ſklaviſches, in ſeinen höheren Schichten aber corrumpirtes Volk berufen ſcheint, ſich über die Germanen und Romanen im Weſten zu erheben, die jedenfalls ungleich charaktervollere und edlere Racen darſtellen, ſo iſt dennoch ſeit der Regierung des Kaiſers Nicolaus der Gedanke gepflegt und entwickelt worden, Rußland ſei zur Univerſalmonarchie, das ruſſiſche Volk zur Weltherrſchaft berufen. Die ſlaviſche Race, ſagten ruſſiſche Geſchichtſchreiber, trete erſt in die Geſchichte ein, werde jetzt erſt Geſchichte machen, wie ſie die Germanen im Mittelalter, Griechen und Römer in der vorchriſtlichen Zeit gemacht haben. Die Slaven ſeyen noch ein kindliches, jungfräuliches, naives Volk, ihnen gehöre die Zukunft. Alle andern Reiche und Völker hätten ſich überlebt, liegen in unaufhörlichem Hader, hetzen ſich ab im Kampf gegen einander, und im Innern durch ſich ewig neu gebärende Revolutionen. Da müſſe nun endlich als Retter und Richter der allmächtige Czaar kommen und Frieden, Ordnung und Zucht herſtellen. Ganz auf die nämliche Art ſeyen auch überall die Kirchen mit einander in Streit und wieder jede Kirche mit ungläubigen Parteien und allgemeine Anarchie drohe im religiöſen Gebiete, wie im politiſchen. Aber auch hier werde die heilige Macht des Czaaren rettend, richtend, friedegebend dazwiſchentreten und die Menſchheit wie in einem Reiche, ſo in einem Glauben vereinigen.

Dieſe neue Lehre vom welterlöſenden Ruſſenthum war eine Fiktion der Regierung, dem ruſſiſchen Volke ſelber fremd. Das ruſſiſche Volk iſt nicht ſo hoffährtig, um ſich andere Nationen unterordnen, und nicht ſo eroberungsſüchtig, um ſie unterdrücken zu wollen. Ein harmloſes Ackerbauvolk, von Jugend auf an ſklaviſche Behandlung gewöhnt, iſt keines ſolchen Stolzes fähig. Man hat es daher verſucht, durch religiöſen Fanatismus zu erſetzen, was die

Nationalität nicht verbot. Aber es ſind bei weitem nicht alle Ruſſen orthodox. Ein ſehr großer und achtbarer Theil der Bauern iſt altgläubig und erkennt den Czaaren nur als weltlichen Herrn, nicht als Oberhaupt der Kirche an. Ja die ſeit Kaiſer Nicolaus eingeführten Intoleranzgeſetze, die der Orthodoxie politiſche Prämien und Monopole ſichern und die Heterodoxie bedrohen oder verfolgen, ſind nichts weniger als populär in Rußland und finden beim Volk einen geheimen Widerſtand.

Der ſ. g. Panſlavismus, der Gedanke, daß die Welt künftig den Slaven gehören werde, iſt nicht einmal von St. Petersburg ausgegangen, ſondern dort nur utiliter acceptirt worden. Gelehrte althuſſitiſche Grübler in Böhmen und patriotiſche Dichter in Polen haben von einer Vereinigung aller ſlaviſchen Völkerſchaften im Oſten Europa's unter den Fahnen des nichtſlaviſchen, ſondern germaniſchen und romaniſchen Liberalismus geträumt und die ruſſiſche Politik, den Traum belächelnd, hat nur ſo viel für ſich genommen, als ihr praktiſch erſchien, um theils die vom Ruſſenhaß verblendeten Polen durch den Einheitsgedanken für die ruſſiſche Oberleitung des allgemeinen Slavenbundes zu gewinnen, theils das weſtliche Europa damit zu ſchrecken.

Neben den nichtruſſiſchen Slaven waren die nichtſlaviſchen, aber der griechiſchen Kirche zugehörigen Völkerſtämme ein ſtetes Augenmerk des ruſſiſchen Kaiſers. Obgleich Peter der Große ſich willkührlich und widerrechtlich zugleich zum Patriarchen oder Papſt aller griechiſchen Chriſten innerhalb ſeines Reiches gemacht hatte, und die unter türkiſcher oder öſterreichiſcher Hoheit lebenden griechiſchen Chriſten die ruſſiſche Kirche desfalls für eine ſchismatiſche halten, ſo nahm doch Kaiſer Nicolaus nicht ſelten die Miene an, als verſtände ſich's von ſelbſt, daß alle griechiſchen Chriſten auch außerhalb Rußlands in ihm ihren natürlichen Papſt und Kaiſer ſehen müßten. Unter den griechiſchen Prieſtern der Donau und Wallachei, Bulgarei, Serbien, Montenegro, bis tief hinunter nach Morea wurde ruſſiſche Propaganda gemacht und ruſſiſches Geld vertheilt, empfingen die Kirchen und Klöſter ruſſiſche Bilder und Kirchengefäße zum Geſchenk.

Auch zweifelte Niemand, Kaiſer Nicolaus werde ſich der Griechen in der Türkei ernſtlich annehmen. Um ihm zuvorzukommen, reiſte Wellington, als ein dem Kaiſer angenehmer Mann, im Einverſtändniß mit Canning, nach St. Petersburg, mit dem Auftrage, dem Kaiſer zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen und über die griechiſche Frage zu einem Compromiß zu gelangen. England bot freiwillig die Errichtung eines griechiſchen Staates an, der nur noch dem Namen nach der Pforte unterworfen ſein ſollte. Mehr konnte Nicolaus gar nicht wünſchen, als daß England in eine Zerſtückelung der Türkei willige und einen griechiſchen Staat ſchaffe, in dem jedenfalls Rußland mehr Einfluß haben mußte als England. Dennoch benützte er die Ueberlegenheit ſeiner Stellung, um England fühlen zu laſſen, daß es hier nur zu bitten und er zu bewilligen habe; erklärte anfangs, was er mit der Türkei vornehmen wolle, gehe andere Mächte nichts an, gab dann aber ſcheinbar großmüthig den Vorſtellungen Englands nach und unterzeichnete am 4. April 1826 zu St. Petersburg einen geheimen Vertrag, worin er den neuen griechiſchen Staat anerkannte, welcher der Pforte nur noch zu einem jährlichen Tribut verpflichtet ſein ſollte. Die Frage nach dem Oberhaupt des neuen Staates war noch im Dunkel gelaſſen. Würde ſich die Pforte weigern, ſo ſollte Rußland und England vereinigt ſie zwingen. Die drei andern Großmächte wurden mit dem Plane bekannt gemacht und zum Beitritt eingeladen.

Mittlerweile hatten die Perſer einen wüthenden Angriff auf die Südgrenzen des ruſſiſchen Reichs gemacht. Die falſche Nachricht eines Thronumſturzes in St. Petersburg war nach Tauris gelangt, dem Hoflager des Abbas Mirza. Dieſer feurige Sohn des phlegmatiſchen Schach Feth Ali wollte die erſte Verwirrung im ruſſiſchen Reiche benützen, um die Provinzen wieder zu erobern, welche Perſien früher an Rußland verloren hatte, ſammelte ein zahlreiches Heer von Reitern, überritt die Grenzen Transkaukaſiens und brach gegen

Tiflis vor, den Sitz der ruſſiſchen Regierung jenſeits des Kaukaſus. Im erſten Sturm warfen die Perſer alles vor ſich nieder und ſchleppten namentlich auch viele deutſche Coloniſten als Sklaven fort. Der ruſſiſche Gouverneur Yermolof wurde vollſtändig überraſcht und war nicht vorgeſehen, verlor aber den Kopf nicht, ſondern verließ ſich auf die gute Disciplin ſeiner, wenn auch an Zahl geringen Infanterie und auf die Vortrefflichkeit ſeiner Artillerie und es gelang ihm wirklich, die Perſer am Fluſſe Schamhora aufzuhalten und zurückzuſchlagen. Da mit den Perſern auch der früher von den Ruſſen vertriebene Fürſt Alexander von Georgien gekommen war, um dieſes ſein Land wieder zu erobern, fielen ihm viele Georgier zu; aber ſchon nahten ruſſiſche Verſtärkungen unter General Paskiewitſch, der am 25. September 1826 bei Eliſabethpol einen glänzenden Sieg über Abbas Mirza erfocht. Zwar ſtürzten 30,000 perſiſche Reiter mit äußerſter Wuth auf die Ruſſen, aber dieſe, in feſte Vierecke geſchloſſen, wichen und wankten nicht. Es war eine Wiederholung von Napoleons berühmter Pyramidenſchlacht. Unterdeß aber hatte Abbas Mirzas Bruder Schiak Ali alle muhamedaniſchen Stämme am caſpiſchen Meere gegen die Ruſſen aufgewiegelt und Paskiewitſch wurde eine Zeit lang in die Defenſive zurückgeworfen; allein am 17. Juli 1827 ſchlug er das Hauptheer Abbas Mirzas noch einmal bei Abbas Abad, eroberte hierauf das große Kloſter Edſchmiazin, Sitz des armeniſchen Patriarchen, und die perſiſche Feſtung Sardarabad, worauf er gegen Tauris ſelbſt heranzog. Ein Aufſtand des Pöbels in dieſer Stadt, der den Pallaſt Abbas Mirzas plünderte, erleichterte den Ruſſen die Einnahme, am 31. October. Hierauf bequemte ſich Perſien zum Frieden, trat an Rußland die Provinz Eriwan und Nakhitſchewan ab und zahlte 20 Millionen Silberrubel Kriegskoſten. Auch Edſchmiazin kam in den bleibenden Beſitz der Ruſſen und der Patriarch von Armenien wurde ruſſiſcher Unterthan. Die abgetretenen Provinzen, das Hochland von Armenien, beherrſchen das Tiefland Perſiens und erleichtern den Ruſſen jeden Angriff auf dieſes Reich.

Während dieſes Perſerkrieges, der die junge Regierung des Kaiſer Nicolaus gleich mit reichen Lorbeeren krönte, ereigneten ſich auch neue Dinge in der Türkei, von denen Rußland allein Vortheil zog. Gleich nach Abſchluß des Vertrags vom 4. April 1826 hatte Kaiſer Nicolaus den Sultan wiſſen laſſen, wenn er einen Krieg mit Rußland vermeiden wolle, müſſe er ſogleich in der Moldau und Wallachei alles wieder auf den alten Fuß ſetzen, den Serbiern in ihren Beſchwerden und Wünſchen nachgeben und Bevollmächtigte nach Rußland ſchicken, um alle noch ſtreitigen Punkte zu bereinigen. Der Sultan aber, vom Einverſtändniß Englands mit Rußland unterrichtet, gab nach, zog alle Truppen aus den Donaufürſtenthümern zurück und ſandte Bevollmächtigte nach Akjerman, um mit den Ruſſen Unterhandlungen zu pflegen. Man glaubt, durch dieſe Nachgiebigkeit habe der Sultan nur vor allen Dingen Zeit gewinnen wollen, da er eben mit einer großen Maßregel umgegangen ſey. Er hatte ſich nämlich überzeugt, er werde im Kriege nie etwas ausrichten, ſo lange die Janitſcharen-Oligarchie beſtehe. Die Janitſcharen, in ihren Privilegien ſchwelgend, brachten nicht gerne mehr Opfer, verließen nicht gerne mehr die ſichern Hauptſtädte und Feſtungen, weßhalb der Sultan zur Offenſive im Felde ſich der Arnauten bedienen mußte, die beſtändig wegen des Soldes ſchwierig waren und die Fahnen leichtſinnig verließen. In ſeiner Noth hatte der Sultan endlich die Aegypter zu Hülfe rufen müſſen, deren disciplinirte Regimenter wirklich eine große Ueberlegenheit bewährten. Es ſchien dem Sultan nun gerathen, um ſich von den läſtigen Aegyptern unabhängig zu machen, ſich ſelbſt ein disciplinirtes Heer zu ſchaffen. Um dies aber zu vermögen, mußte er der Janitſcharenwirthſchaft ein Ende machen. Sein Vorfahr, Sultan Selim, hatte bei einem ähnlichen Verſuch Thron und Leben eingebüßt. Allein Mahmud wagte ihn zum zweitenmal, nachdem er gehörig alles dazu vorbereitet hatte. Vor allem war es ihm gelungen die Ulemas (Rechtsgelehrten) auf ſeine Seite zu bringen, ſodann die Marine und die zahlreiche Artillerie. Ende Mai 1826 erließ der

Sultan einen Hatti-Sheriff, der eine Reform des Janitſcharencorps befahl, demſelben aber immerhin noch große Vorrechte ließ. Nichtsdeſtoweniger empörte ſich das ſtolze Corps in der Nacht des 14. Juni, plünderte die Palläſte dreier Großen, die es als Urheber des Hatti-Sherifs betrachtete und ſetzte am folgenden Tage den Tumult fort. Der Sultan aber entfaltete die große Kriegsfahne des Propheten, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der ihm treuen Truppen und ließ die ungeſchickt commandirten und planlos umherſchweifenden Janitſcharen, etwa 20,000 an der Zahl, allmählig durch die Manöver ſeiner von Huſſein Paſcha gut geführten 10,000 Artilleriſten umringen und mit Kartätſchen zuſammenſchießen. Nach einem fürchterlichen Blutbade ergab ſich der Reſt auf Gnade oder Ungnade, aber der Sultan übte keine Gnade, ſondern ließ alle umbringen. Man rechnete in der erſten Zeit täglich wenigſtens eintauſend Hinrichtungen. Die ohnmächtige Rache der wenigen Ueberlebenden offenbarte ſich in einer entſetzlichen Feuersbrunſt, die am 31. Auguſt in der Hauptſtadt 25,000 Häuſer verzehrte. Zu alledem kam noch eine Peſt.

Den innern Feind hatte der Sultan beſiegt, nun war er aber ohne Armee. Bis eine neue auf ägyptiſchem Fuß herangebildet war, brauchte es Jahre. Er mußte ſich alſo einſtweilen alles gefallen laſſen, was ihm Kaiſer Nicolaus vorſchreiben ließ, und am 25. Sept. den Vertrag von Akjerman eingehen, der folgende Beſtimmungen enthielt. Die Hoſpodare der Moldau und Wallachei ſollen vom Sultan auf 7 Jahre gewählt werden, aber mit Beirath eines aus den Bojaren gewählten Divan völlig unabhängig von der Pforte regieren und auch ohne Zuſtimmung Rußlands nicht abgeſetzt werden können. Was der Sultan etwa in den beiden Fürſtenthümern vorkehren wolle, dazu müſſe immer erſt der ruſſiſche Kaiſer ſeine Zuſtimmung geben. Serbien ſolle ſich ſeinen Fürſten ſelbſt wählen und die Pforte ſich nicht in die innern Angelegenheiten dieſes Landes miſchen, auch die früher von Serbien abgeriſſenen Diſtrikte wieder herausgegeben. Rußland ſolle alle feſten Plätze an der Oſtküſte des ſchwarzen Meeres (wodurch es den freien Tſcherkeſſen im Kaukaſus allen Verkehr zur See abſchnitt) beſetzen, und ruſſiſche Schiffe ſollen in allen türkiſchen Gewäſſern freien Zutritt haben.

Die griechiſche Frage war in dieſem Vertrage nicht berührt, Kaiſer Nicolaus aber verfehlte nicht, ſie den Weſtmächten einzuſchärfen und auf eine Entſcheidung zu bringen. Hier zeigte ſich die Ueberlegenheit der ruſſiſchen Politik über die engliſche. Canning wurde zu London von dem ruſſiſchen Geſandten, Fürſten Lieven und deſſen kluger Gemahlin gezwungen, in ſeinem vom Jubel ganz Europa's begeiſterten Liberalismus zu Gunſten der Griechen weiter zu gehen, als er gewollt hatte und als es im engliſchen Intereſſe lag. Kaiſer Nicolaus ließ nämlich Canning nur die Wahl, mit ihm gemeinſchaftlich zu handeln, oder zuzuſehen, daß eine ruſſiſche Armee in die damals gänzlich wehrloſe Türkei einrücke. Um das letztere zu verhindern und dem Sultan Zeit zu laſſen, bequemte ſich Canning in dem Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827, dem auch Frankreich beitrat, dem Sultan die fernere Kriegführung gegen die Griechen zu verbieten, und ihn im Weigerungsfall zur Anerkennung des neuen griechiſchen Staats zu zwingen. Canning befand ſich in einem eigenthümlichen Dilemma. Er konnte die Bildung eines blühenden und ſelbſtſtändigen griechiſchen Staates niemals wollen noch zugeben, weil die griechiſche Handelsmarine der engliſchen im Orient eine zu gefährliche Concurrenz gemacht haben würde. Er mußte im engliſchen Intereſſe ſchon jeden Verſuch dazu, mithin auch die Unabhängigkeitserklärung der Griechen überhaupt mißbilligen. Auf der andern Seite aber wollte er auch die liberalen Sympathien nicht verſcherzen und nicht geradezu als Bundesgenoſſe der Türken auftreten. Endlich hoffte er, durch gemeinſchaftliches Handeln mit Rußland dieſes leichter in Schranken zu halten, als wenn er es auf einen Einmarſch der Ruſſen in die Türkei ankommen laſſe. Indem er aber die Befreiung Griechenlands zugab, that er es im engliſchen Intereſſe nur mit dem Vorbehalt, die Griechen kurz zu halten, ihre Marine nie aufkommen zu laſſen, die Grenzen ihres

Staates ſo viel als möglich zu verkleinern. Die von Canning zugelaſſene Befreiung Griechenlands war nur eine von den Umſtänden abgedrungene engliſche Conceſſion an Rußland, die Wahl eines kleineren Uebels, um einem größern zu entgehen. Die öffentliche Meinung in Europa aber pries den liberalen Miniſter Englands wie einen Erlöſer der Menſchheit und dankte ihm in tauſendſtimmigem Jubel für etwas, was er — ungern gethan hatte. In England ſelbſt, wo man richtiger urtheilte, bekam er böſe Reden und Vorwürfe genug zu hören, fiel aus Anſtrengung und Aerger in eine Krankheit und ſtarb am 8. Auguſt 1827.

Cannings Stern mußte im Eisnebel der ruſſiſchen Politik untergehen, zum Beweiſe, daß die Principien minder mächtig ſind, als die Intereſſen. Dieſer längſt untergegangene Stern hat aber dennoch oft die ſchlafloſen Nächte des Kaiſer Nicolaus in böſen Träumen durchleuchtet, als die Politik Englands dreißig Jahre ſpäter die Eroberungsplane des gewaltigen Kaiſers dennoch vereitelte.

Siebentes Buch.

Der ruſſiſch-türkiſche Krieg.

Was Canning ſo ängſtlich hatte verhindern wollen, das einſeitige Vorgehen der Ruſſen in der Türkei, wurde doch nicht verhindert. Alle Schritte, die ſeit Cannings Vorgang England und Frankreich für die Griechen vermeintlich im Sinne, wenigſtens unter dem Zujauchzen der liberalen Welt thaten, kamen ausſchließlich Rußland zu Gute und wurden von Rußland benützt, um durch die Weſtmächte ſelbſt gegen ihren urſprünglichen Willen und gegen ihr wahres Intereſſe die Türkei ruiniren zu helfen.

In Griechenland hatten im Beginn des Jahres 1826 nach dem Falle Miſſolunghis Ibrahim und Redſchid Paſcha das Uebergewicht und hätten, wenn ſie einiger geweſen wären, das Feſtland von Griechenland unterjochen können. Aber ſie waren nicht einig und zögerten auch vielleicht ſchon wegen der ſchwebenden Unterhandlungen. Ibrahim zog ſich nach Tripolizza zurück und unternahm einen Streifzug durch Morea; die Griechen wagten keine

Schlacht mit ihm, neckten ihn aber auf dem Rückzuge, wobei hauptſächlich Nikitas thätig war. Der franzöſiſche Oberſt Fabvier, derſelbe Abentheurer, der die franzöſiſche Armee an der Bidaſſoa hatte aufhalten wollen, war nach Griechenland gekommen, als Philhellene ſehr thätig und wollte die Inſel Euböa erobern, wurde aber von Omer zurückgetrieben. Im Lauf des Sommers ſchickte Bankier Eynard von Genf, der thätigſte Philhellene in Weſteuropa, 12 Schiffe voll Lebensmittel, Waffen, Kanonen ꝛc. nach Morea, und eine Summe von 70,000 Pfund Sterling, zu der die Könige von Preußen und Bayern ſelbſt beigeſteuert hatten. Aber ein großer Theil dieſer Gaben wurde, anſtatt in Fabviers Hände zu gelangen, von den Griechen auf die Seite gebracht oder verſchleudert. Das ſo nothwendige Korn, was ihnen zugeſchickt war, verkauften ſie zum Theil wieder unter der Hand und boten davon unter anderm dem Agenten des Pariſer Philhellenencomité zum Kauf an, der die Feſtungen damit verſehen wollte. Kanonen, die mit vielen Koſten in Europa aufgekauft und von Eynard wohlverwahrt nach Morea geſchickt worden waren, ließ man als zunächſt unverkaufbar, im ſeichten Meerwaſſer am Ufer liegen und verbrannte die Lavetten. In der Umgegend von Korinth befehdeten ſich zwei Vettern des Hauſes Notaras wegen eines Mädchens und lieferten einander Gefechte, als ob kein äußerer Feind in der Nähe ſey.

Da in demſelben Sommer ein Angriff der türkiſch-ägyptiſchen Flotte auf die Inſel Spezzia beſorgt wurde, wanderten alle Griechen von dort auf die Inſel Hydra aus. Am 10. lieferten ſich die Flotten eine kleine Seeſchlacht bei Mytilene ohne weſentlichen Erfolg. Erſt nachher kam das längſterwartete Dampfſchiff und endlich auch die nordamerikaniſche Fregatte (Hellas) an. Da die Griechen öſterreichiſche Handelsſchiffe caperten, auf denen ſie Vorräthe für die Türken fanden, wollte ſie der öſterreichiſche Admiral Paulucci züchtigen, ſcheint aber aus Rückſicht auf die engliſchen Kriegsſchiffe ſich Mäßigung auferlegt zu haben.

Nachdem Omer von dem feſten Negroponte aus Euböa gegen

Fabvier behauptet hatte, rückte endlich, erſt im hohen Sommer, Redſchid Paſcha vor, beſetzte Athen und ſchränkte Guras auf die Akropolis ein. Fabvier und Karaiskakis wollten helfen, wurden aber bei Khaidari zurückgeſchlagen. Guras wurde in der Feſtung von einer Kugel getödtet, die Beſatzung behauptete ſich aber und erhielt ſogar durch nächtliche Ueberrumpelung der Türken eine Verſtärkung unter Grizziottis.

Unterdeß kam Morea, ſo weit es nicht von Ibrahim beſetzt war, ganz unter die Willkührherrſchaft Kolokotronis, dem Nikitas beiſtand, und der insbeſondere alle Unternehmungen der Philhellenen vereitelte, weil er, der vornehmſte Agent Rußlands, den Engländern, Franzoſen und Deutſchen ſo wenig als möglich Einfluß laſſen wollte. Ungefähr in derſelben Weiſe geberdete ſich Konduriottis auf der Inſel Hydra, nur daß er, wie jeden fremden, ſo auch den ruſſiſchen Einfluß zurückwies. Die tapfern Seehelden Miaulis, Tombaſis waren ſeine Gegner, ſahen ſich aber zu ſchwach und hielten ſich mit ihren Schiffen lieber bei Poros auf, als daß ſie nach Hydra zurückgekehrt wären. Die niedern Klaſſen dieſer letztern Inſel, vom Hunger bedroht, empörten ſich, Konduriottis beſchwichtigte ſie aber mit Geld. Unter dieſen Umſtänden flüchtete ſich die ſogenannte griechiſche Regierung auf die öde Inſel Aegina.

Obgleich nun im Anfang des Jahres 1827 zwei berühmte engliſche Philhellenen anlangten, Lord Cochrane mit einer kleinen Flotille und General Church, der die Landarmee befehligen ſollte, ſo waren dieſelben doch ſo wenig von den Umtrieben der ruſſiſchen Partei unterrichtet, daß Cochrane ſelbſt, als er vor Aegina kam, gar nicht landen wollte, ſondern der armen anglo-gräkiſchen Partei, die ſich in dieſen Zufluchtsort zurückgezogen hatte, Vorwürfe machte, daß ſo wenig Einigkeit unter den Griechen herrſche, und ſie nöthigte, ſich mit Kolokotronis zu vereinbaren. Der Sitz der Regierung und des Congreſſes wurde nun nach Trözene verlegt, und ſo verblendet waren hier noch Cochrane und Church, daß ſie gar kein Bedenken trugen, den von Kolokotronis zum Präſidenten von Griechenland empfohlenen ruſſiſchen Grafen Capodiſtrias mitwählen zu helfen, zufrieden, wenn ſie nur den Oberbefehl über die bewaffnete Macht behielten, Cochrane zur See, Church zu Lande. Die engliſche Politik ließ ſich hier durch die ruſſiſche auf eine unbegreifliche Art überflügeln. Das alles geſchah zu Oſtern 1827.

Inzwiſchen mühte ſich Fabvier ab, Athen zu entſetzen, und war auch der erſte Philhellene aus Bayern, Oberſt Heideck, angekommen; allein ſie richteten gegen Redſchid nichts aus, der im Juni die Akropolis wegnahm. Fabvier ſollte nun Schuld ſeyn und entging kaum den Mißhandlungen der Griechen. Er verantwortete ſich aber ſtolz und erkannte auch Churchs Oberbefehl nicht an. Redſchid ſelbſt machte keine weitern Fortſchritte, wie auch Ibrahim nur ſeine nutzloſen Streifzüge durch Morea wiederholte.

Im Auguſt erſchienen die Flotten Englands, Frankreichs und Rußlands in den griechiſchen Gewäſſern, um dem Vertrage vom 6. Juli Nachdruck zu geben. Aber auch eine große ägyptiſche Flotte von 51 Kriegs- und 41 andern Schiffen war von Alexandria abgegangen und legte ſich vor Navarin, um Ibrahim zu unterſtützen.

Dieſer bezeigte nun keine Luſt, die Feindſeligkeiten gegen die Griechen einzuſtellen und lehnte die Forderungen ab, die ihm desfalls von den Admiralen Englands und Frankreichs, Lord Codrington und v. Rigny, geſtellt wurden. Der ruſſiſche Admiral, Graf Heyden, hielt ſich mehr zurück, verfehlte aber nicht, den Zorn zu nähren, der in Codringtons Herzen ſchwoll, als die Aegypter und Türken von ſeiner hohen Anweſenheit gar keine Notiz nahmen, ſondern zu Waſſer und zu Lande ihre Angriffe auf die Griechen fortſetzten. Ibrahim machte einen neuen Einfall ins Innere von Morea und ließ zu Kalamata ſengen und brennen, ſogar die Fruchtbäume niederhauen. Dieſer Hohn und eine geheime Weiſung des Herzog von Clarence, der als Oberbefehlshaber der engliſchen Seemacht eine andere Meinung hatte, als das Miniſterium, ſoll Urſach geweſen ſeyn, daß Codrington die ihm anempfohlene Mäßigung verlor. Die drei Admirale hielten am 18. October einen Kriegsrath, in welchem der Angriff auf die ägyptiſche Flotte vor Navarin beſchloſſen wurde, falls Ibrahim nicht gehorche und ſich bereit erkläre, Morea zu verlaſſen. Da nun Ibrahim ſich verſagte, griffen am 20. die drei vereinigten Flotten, obwohl nur 26 Kriegsſchiffe zählend, die vor Navarin liegende ägyptiſch-türkiſche Flotte, die deren 79 zählte, in einem Halbkreiſe an und zerſtörten ſie durch ihr überlegenes Kononenfeuer faſt gänzlich. Nur wenige kleinere Schiffe kamen davon. Der Kapudan-Paſcha verlor ein Bein, 6000 Türken und Aegypter kamen um, die Alliirten verloren an Todten und Verwundeten nur 626 Mann. Ibrahim kam am folgenden Tage von ſeinem Streifzug zurück und fand die Flotte in Trümmern, ſoll aber gelacht haben, weil er heimlich die Expedition, zu der er gebraucht worden, mißbilligte und nun vom alten Mehemed Ali nicht mehr in Morea zurückgehalten werden konnte. Er ſchloß ſogleich mit den Admiralen einen Waffenſtillſtand und verſprach, mit allen ſeinen Truppen nach Aegypten heimzukehren, ſobald er Schiffe hätte.

Ganz anders der Sultan. Dieſer entbrannte, und nicht mit Unrecht, im heftigſten Zorn, als ihm die Nachricht von der Schlacht bei Navarin zukam. Die Weſtmächte, die ihn gegen Rußland hätten ſchützen ſollen, hatten demſelben Rußland gedient und ihm den ſchwerſten Verluſt beigebracht. Wem ſollte er trauen? Stolz, ungebeugt erklärte er am 7. November alle Verträge, zu denen er ſich bisher verpflichtet habe, für ungültig, da die chriſtlichen Mächte ihrerſeits ſie gebrochen hätten. Nur mit Mühe konnte man ihn bewegen, die fremden Geſandten noch in Conſtantinopel zu dulden. Als ſie ihn aber dringend aufforderten, den Vertrag vom 6. Juli anzuerkennen, weigerte er ſich auf's beſtimmteſte. Er wollte den Griechen volle Amneſtie gewähren, nicht aber die Gründung eines ſelbſtändigen Staates. Da reiſten die Geſandten ab, 8. Dezember.

Die Griechen wollten den Türkenſchrecken nach der Navariner Schlacht ausbeuten und dachten an die Wiedereroberung von Chios. Aber Fabvier, der mit einigen Bataillonen dahin abfuhr (im Januar 1828) wurde auf allen Punkten von den Türken zurückgeſchlagen, ſeine Truppen zerſtreut und alle wären umgekommen, wenn der franzöſiſche Admiral ſie nicht auf die Schiffe genommen hätte. Ein andrer Angriff ſollte auf Kreta gemacht werden. Das war aber nur eine Vorſpiegelung, um die griechiſchen Seeräubereien zu maskiren, welche damals den höchſten Schwung nahmen. Der geheime Schlupfwinkel der Corſaren war die öde Felſeninſel Karabuſa; dahin hatten ſich 6—7000 Griechen aus Kreta gerettet, die aber größtentheils in Hunger und Elend verſchmachteten oder anderswohin flohen, worauf die Corſaren hier Poſto faßten und im Verſteck der Felſen ihren Raub aufbewahrten. Der Zulauf der Räuber war ſo groß, daß der kleine Ort ſchnell zu einer Stadt anwuchs, die ein wohlbefeſtigtes Caſtell vertheidigte, und daß hier eine Corſarenflotte von 8 Brigs und 40 Schoonern im Hafen lag. Auch eine Kirche war hier, in der die Corſaren die heilige Jungfrau Maria als Diebesmutter unter dem Namen Panaghia Klephtrina anbeteten und um reiche Beute anflehten. Sie raubten alle Kauffahrteiſchiffe und ermordeten deren Mannſchaften. In kurzer Zeit hatten ſie 487 ſolche Schiffe, darunter 93 engliſche gecapert und in ihren Felſenhöhlen ungeheuren Raub aufgehäuft. Als die Engländer endlich dahinter kamen, wurde die griechiſche Staatsflotte, die Cochrane befehligte, vor die Räuberinſel geſchickt und die Fregatte Hydra reichte hin, eine Capitulation zu erzwingen, laut welcher die ſämmtlichen Corſaren von Karabuſa auswandern und die Stadt leer laſſen mußten, die geraubten Waaren aber, ſo weit ſie engliſch waren, nach Malta geſchafft wurden, im März 1828. Viele Güter wurden verſchleudert, weil Niemand mehr wußte, wem ſie gehörten. Ein ruchloſer griechiſcher Prieſter, Gregorios, einer der Seeräuber, wollte mit geſchorenem Barte als altes Weib verkleidet entfliehen, wurde ergriffen und in Ketten geworfen.

Der Sultan würde, da er nach der Ausrottung der Janitſcharen und nach dem Verluſt der Flotte zu geſchwächt war, einen Krieg mit Rußland gern vermieden haben, aber Kaiſer Nicolaus ließ ihm auf ſeine verſöhnlichen Anträge im Dezember keine Antwort mehr geben. Rußland hatte zu große Vortheile davon, wenn es gerade jetzt den Krieg begann in einem Augenblick, in welchem die Türkei in grenzenloſer Verwirrung und kläglicher Ohnmacht ihm nicht widerſtehen zu können ſchien und wegen ihres eben erfolgten Bruches mit den Weſtmächten auch von dieſen keine Hülfe zu erwarten hatte. Stolz und ſiegesgewiß zog der Kaiſer von Rußland, indem er mit einem Fuß auf das Grab Cannings trat, ſein glänzendes Schwert aus der Scheide.

Nun kannte auch der Sultan keine Rückſicht mehr. Ein Angriff mitten im Winter war nicht zu fürchten, aber im Frühjahr ſtand der Einmarſch eines gewaltigen ruſſiſchen Heeres bevor. Auch neuer Verrath im Innern war zu beſorgen. Ein Ruſſe, Capodiſtrias, war mit Zuſtimmung der Weſtmächte zum Regenten von Griechenland ernannt worden, die ruſſiſche Flotte unter Heyden leiſtete den Griechen Beiſtand und beobachtete die Dardanellen, eine ruſſiſche Flotte konnte vom ſchwarzen Meer her den Boſphorus bedrohen. Durch ruſſiſche Umtriebe waren bereits tauſende von Armeniern, welche türkiſche Unterthanen waren, auf das von den Ruſſen neuerworbene Gebiet von Eriwan hinübergezogen und es hatte den Anſchein, als ob ſämmtliche unirte Armenier auch in Conſtantinopel und andern Städten der europäiſchen Türkei im Complott und von den Ruſſen beeinflußt ſeyen, weßhalb es der Sultan für gerathen hielt, im Januar 1828 alle dieſe Armenier, 30,000 an der Zahl, nach Aſien hinüber zu ſchicken. Daſſelbe Schickſal erfuhren alle katholiſchen Unterthanen des Sultans, trotz der Proteſtation des öſterreichiſchen Internuntius. Und ſelbſt England wurde damals vor den Kopf geſtoßen, indem der Sultan dem nordamerikaniſchen Agenten Richards große Handelsvortheile zuſicherte, wenn die vereinigten Staaten ihm beiſtehen wollten. Im Uebrigen rüſtete der Sultan nach Kräften und ließ beſonders die Dardanellen ſtark beſetzen, woraus man ſchließen darf, daß er einen abermaligen Angriff der vereinigten Flotten, wie vor Navarin, jetzt vor Conſtantinopel ſelbſt beſorgt haben mag. Eine gewiß übertriebene, aber doch berechtigte

Beſorgniß, da es Codrington, der Sieger von Navarin war, der nach Aegypten ſegelte, um den alten Mehemet Ali zur Neutralität und Zurückberufung Ibrahims zu zwingen. Der Sultan durfte in der That an ein geheimes Einverſtändniß der Weſtmächte mit Rußland glauben, deſſen Endzweck ſeine Vertreibung und eine Theilung der Türkei wäre.

Auffallend ſpät eröffnete Kaiſer Nicolaus den großen Krieg. Erſt am 14. April erfolgte ſein Kriegsmanifeſt und erſt am 7. Mai begann der Uebergang der Ruſſen über den Pruth, den Grenzfluß zwiſchen dem ruſſiſchen Beſſarabien und der türkiſchen Moldau. In dem Manifeſte wurde im großartigſten Style die Wahrheit verkehrt. Doch war dieſe Sprache nicht neu in der ruſſiſchen Geſchichte. Kaharina II. hatte, indem ſie auf die politiſche Vernichtung des unglücklichen Polens ausging, in eben ſo hochfahrender Weiſe die Polen gehofmeiſtert und ihnen allein alle Schuld zugeſchoben. Die alte Fabel vom oben am Ufer trinkenden Wolf, der das unten am Ufer trinkende Lamm anklagt, es trübe ihm das Waſſer. Rußland beginnt in jenem Manifeſt damit, ſeine eigene Friedensliebe, ſeine langmüthige Geduld, ſeine ſtets bewährte Großmuth zu preiſen und drückt das tiefſte Bedauern aus, daß es lediglich durch die unbegreifliche Hartnäckigkeit und Bosheit der Türkei in die „traurige Nothwendigkeit“ verſetzt werde, zu den Waffen greifen zu müſſen. Die ruſſiſche Armee zählte 130,000 Mann unter dem Fürſten Wittgenſtein; der Kaiſer ſelbſt aber kam ihr nach. Warum die Ruſſen erſt im Mai den Pruth paſſirten, erklärt ſich zum Theil aus dem weiten Wege, den ſie zu machen hatten und aus der Schwierigkeit der Verpflegung und des Transports in ſo wenig civiliſirten Landſchaften, wozu noch die Corruption kam, die Treuloſigkeit und Habgier faſt aller Armeebeamten, durch welche einerſeits dem Kaiſer eine größere Zahl von Truppen, Pferden und Armeebedürfniſſen aller Art vorgelogen wurde, als wirklich vorhanden war, und andrerſeits dem gemeinen Mann oft die nothdürftigſte Pflege entzogen und die Sterblichkeit im Lager außerordentlich vermehrt wurde.

Gleichwohl hätte der Kaiſer Zeit gehabt, die Vorbereitungen zum Kriege zu treffen und den Beginn des Angriffs zu beſchleunigen. Aber im Frühjahr pflegt die Donau auszutreten und weitumher die Ufer zu überſchwemmen. Die Paſſage iſt dann noch unendlich ſchwieriger, als zu jeder andern Jahreszeit. Andrerſeits aber war die beſſere Jahreszeit, die man abgewartet hatte, auch wieder ungünſtig für einen längeren Feldzug, weil ſie ſchon zu weit vorgerückt war. Von Johanni an fehlt in jenen ſüdlichen Ländern das grüne Futter, weil das Gras abdorrt, und ſind mithin große Maſſen von Pferden äußerſt ſchwer durchzubringen.

Eine Proklamation des Fürſten Wittgenſtein an die Einwohner der Moldau und Wallachei ſicherte denſelben Frieden, jegliche Schonung des Eigenthums und die ſtrengſte Mannszucht der Truppen zu. Allein mit ſolchen Großmuthsverſicherungen wurde nur dem leichtgläubigen Europa Sand in die Augen geſtreut. In der Wirklichkeit war Fürſt Wittgenſtein gar nicht im Stande, ſeine Zuſage zu halten. Sein Heer brauchte in den unwegſamen Donaufürſtenthümern ungeheure Transportmittel und war genöthigt, den Bauern alles Zugvieh wegzunehmen, was ſie nicht vorher in die Gebirge geflüchtet hatten. Derſelbe Raub traf die Lebensmittel. Die Türken hatten ſich ſchon hinter die Donau zurückgezogen und dachten gar nicht daran, die Moldau und Wallachei zu vertheidigen. Nur in Galacz wartete noch eine kleinere Abtheilung die zuerſt ankommenden Ruſſen ab und ſchlug ſich zum Gruß mit ihnen herum, ging aber dann gleichfalls über den Strom zurück. Obgleich nun das ganze weite Land offen lag, brauchten die Ruſſen doch einen vollen Monat nach ihrem Pruthübergang, ehe ſie auch die Donau überſchreiten konnten. Die ſchlechten Wege machten jeden Marſch und Transport ſchwierig und das allmählig geſunkene Donauwaſſer ließ Schlamm und peſtilenzialiſche Ausdünſtungen zurück, an denen die Truppen erkrankten. Das ſind die berüchtigten Donaufieber, die hier, nahe den Mündungen des großen Stromes, noch gefährlicher ſind als in Ungarn.

Die Türken hatten kaum 50,000 Mann zuſammenbringen können, die unter Huſſein Paſcha, dem Vernichter der Janitſcharen, nur die Feſtungen am rechten Donauufer vertheidigen ſollten, ohne ſich in eine offene Feldſchlacht einzulaſſen. Es waren meiſt junge, noch ungeübte Truppen, die ſich kaum in das neue Reglement, die neue Uniform finden konnten. Mit dem ganzen Militärſyſtem ſeit der Ausrottung der Janitſcharen hatte der Sultan auch die Bekleidung der Truppen mehr dem abendländiſchen Typus genähert. Die alten Turbane, Kaftane, kurze Hoſen fielen weg und wurden durch die rothe Mütze (Feß), den europäiſchen enganſchließenden Waffenrock und die lange Hoſe erſetzt. Mit dieſen wenigen, zum Theil mit ſich ſelbſt unzufriedenen Truppen ſollte nun die ganze Uebermacht Rußlands aufgehalten werden. Die chriſtlichen Einwohner der Moldau und Wallachei waren längſt den türkiſchen Fahnen entfremdet. Eben ſo die kriegeriſchen Serbier, deren Fürſt Miloſch damals, aus Rückſicht auf die nahen Ruſſen, nicht einmal die muhamedaniſchen Bosnier durchließ, als ein Heer derſelben zu Huſſein Paſcha ſtoßen wollte. Da nun auch die chriſtliche Bevölkerung in Bosnien (die ſklaviſch unterworfene) in eine unruhige Bewegung gebracht wurde, hielt es die muhamedaniſche (als die herrſchende, allein güterbeſitzende) für zu gefährlich, das Land zu verlaſſen und blieb zurück. Auch die Arnauten ſpielten im neuen türkiſchen Heere nicht mehr eine vorragende Rolle; auch ſie gehörten, gleich den Janitſcharen, trotz ihrer Tapferkeit dem älteren verworfenen Syſtem an und wurden mithin nur noch als leichte Truppen und Parteigänger gebraucht.

Das ganze rechte Donauufer war mit türkiſchen Feſtungen beſpickt, und zwar von Siliſtria aus bis zur Mündung ins Meer längs der Krümmung des Stromes, der die ſ. g. Dobrudſcha bildet, nur mit kleinen: Tultſche, Iſaktſchi, Ibrail (Braila) Macſin, Hirſova, Kuſtendſcha. Dann die Donau aufwärts bis zur oſterreichiſchen Grenze mit größern: Siliſtria, Ruſtſchuk, Nikopolis, Widdin. Kleine Feſtungen auf dem linken Ufer waren nur Giurgewo gegenüber von Ruſtſchuk, und Turna gegenüber von Nikopolis, eigentlich deren Brückenköpfe. Eine kleine türkiſche Flottille auf der Donau verband eine Feſtung mit der andern und erſchwerte den Uebergang der Ruſſen. In allen dieſen Feſtungen aber hielten ſich die Türken mit gewohnter Zähigkeit und ohne Furcht, während die Ruſſen bei deren Belagerung ſich in Erdhütten und Trancheen eingraben mußten und von der Sumpfluft litten. Die Tage waren heiß, die Nächte kalt und feucht.

Der erſte Uebergang der Ruſſen über die Donau erfolgte in der Nacht des 7. Juni bei Iſaktſchi, welches am 11. zur Uebergabe gezwungen wurde. Am 9. erlag auch die türkiſche Donauflottille einem Angriff der zu dieſem Zweck vom ſchwarzen Meere her eingelaufenen ruſſiſchen Schiffe. Zugleich wurde Ibrail eng eingeſchloſſen, bombardirt und beſtürmt, wobei die Ruſſen mehr als 2000 Todte und Verwundete einbüßten, bis die tapfre kleine Beſatzung unter Soleyman Paſcha capitulirte, am 19. Faſt gleichzeitig fielen Macſin, Tultſche, Hirſova, Kuſtendſcha. Kaiſer Nicolaus ſelbſt wohnte dem Kampf um Ibrail an und folgte dem Gros der Armee über den Trajanswall. Der Plan war, die Donaufeſtungen einſtweilen zu cerniren, den Hauptſtoß aber gegen die beiden weiter zurückliegenden Hauptfeſtungen zu führen, von denen die eine, Varna, die Straße nach Conſtantinopel am ſchwarzen Meere hin, die andre, Schumla, die Straße über das Gebirge Balkan beherrſcht. Wittgenſtein hoffte, Huſſein Paſcha werde zum Entſatz dieſer Feſtungen eine Schlacht wagen, in der er unterliegen müſſe. Indeß war Huſſein weit entfernt von ſolcher Verwegenheit und trachtete nur, die Ruſſen vor den Feſtungen aufzuhalten, zu ermüden, durch kleine Gefechte, Strapazen und Krankheiten aufzureiben, was ihm auch ſehr wohl gelang. Er hatte Sorge getragen, das Land möglichſt zu entvölkern, die chriſtlichen Bulgaren weiter zurück nach Süden zu verſetzen und alle Vorräthe in die Feſtungen zu ſchaffen. Bei der Elendigkeit der Dörfer wird es ſowohl in der Bulgarei, als Moldau und Wallachei dem Bauern leicht, mit ſeiner ganzen Familie anderswohin zu ſiedeln. Wenn ihm auch ſeine Hütte verbrennt, ſtellt er ſie heimkehrend bald wieder her. Daher war die Flucht der Wallachen mit ihrem Vieh in die Gebirge und die Vertreibung der Nordbulgaren durch die Türken eine ſehr einfache Sache.

Indem ſich die Ruſſen nun auf türkiſchem Boden ausbreiteten, belagerte auf dem äußerſten rechten Flügel ihr General Geismar die Feſtung Widdin, den Schlüſſel Serbiens. Fürſt Miloſch hielt ſich mit ſeinen Serben ruhig und half weder den Türken noch Ruſſen, um ſich nach keiner Seite hin zu compromittiren, wurde aber auch von beiden Seiten geſchont, denn keiner der kriegführenden Mächte wollte ihn zum Gegner haben. Ein noch größeres ruſſiſches Corps, 40,000 Mann unter General Roth, belagerte Siliſtria, deſſen Einnahme nothwendig war, um die Verbindung über Bukareſt und Jaſſy zu ſichern, wenn die ruſſiſche Hauptarmee, ſey es über Schumla oder Varna, weiter gegen Conſtantinopel vorrücken wollte. Schumla ſelbſt, eine Bergſtadt mit 60,000 Einwohnern, wurde von Huſſein Paſcha vertheidigt, als das Gros der Ruſſen ſich davor legte. Varna wurde vom Kapudan Paſcha vertheidigt, während es die Ruſſen zu gleicher Zeit zu Land und zur See angriffen. Kaiſer Nicolaus befand ſich mitten in dem Dreieck, welches die drei Feſtungen bildeten und brachte abwechſelnd vor der einen und andern zu, um ſeine Truppen zu begeiſtern. Man glaubt jedoch, daß gerade ſeine Anweſenheit im Lager die Einheit und Schnelligkeit der Kriegsoperationen gehindert habe, ſofern er mit ſeinem kaiſerlichen Willen zu oft den Kriegsrath beherrſchte und ſchon gefaßte Pläne wieder durchkreuzte. Oder haben wenigſtens ſpäter die Generale das Mißlingen ihrer Unternehmungen auf den Kaiſer geſchoben, um ſelbſt vorwurfsfrei zu erſcheinen.

Nach einem unbedeutenden Reitergefecht am 16. Juli zog Huſſein ſeine Streitkräfte in Schumla zuſammen und ließ die Ruſſen herankommen, ohne ſich aus den Mauern herauslocken zu laſſen. Die Ruſſen ſuchten die Stadt zu cerniren, beſetzten einige Höhen und ſchnitten der Stadt ſogar die Verbindung mit Adrianopel ab, von wo allein Verſtärkungen und Lebensmittel für ſie zu erwarten waren und wohin allein das türkiſche in Schumla eingeſchloſſene Heer im Nothfall ſich zurückziehen konnte. Huſſein fiel nun plötzlich in der Nacht auf den 26. Auguſt aus Schumla aus, warf ſich mit furchtbarer Gewalt auf das Corps des General Rüdiger, welches bei Eski Stambul jenen Verbindungsweg abgeſperrt hatte, vernichtete ihm vier Bataillone gänzlich und warf ihn auf die Hauptarmee zurück, ſo daß wenige Tage nachher die erwarteten Verſtärkungen und Lebensmittel glücklich nach Schumla eingebracht werden konnten. Nach dieſem harten Schlage begnügten ſich die Ruſſen, Schumla nur mehr zu beobachten und hofften durch einen Gewaltſtoß mit leichterer Mühe zuerſt Varna zu nehmen. Dieſe Stadt zwiſchen Meer und Gebirge, mit 25,000 Einwohnern, litt mehr durch das Bombardement von der Flotte aus, unter Admiral Fürſt Menzikof, als durch die Angriffe des General Suchtelen vom Lande her, und des Großfürſten Michael, der die Garden heranführte. Die Belagerung hatte im Anfang Juni begonnen, die Stadt aber hielt ſich aufs tapferſte, bis erſt im October der Unterbefehlshaber Juſſuf Paſcha, den die Ruſſen beſtochen hatten, nicht nur im Widerſpruch mit dem Kapudan Paſcha die Unmöglichkeit einer längern Vertheidigung behauptete, ſondern auch am 10. October mit einem großen Theil der gleichfalls durch Geld wankend gemachten Beſatzung zu den Ruſſen überging. Nur 300 Mann folgten dem tapfern Kapudan Paſcha in die Citadelle, wo er ſich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren ſchwur. Da geſtattete Kaiſer Nicolaus, welcher zugegen war, dem heldenmüthigen Manne und ſeinen Getreuen einen völlig freien Abzug. Die ſchwachen Verſuche Omer Vriones, die Ruſſen bei der Belagerung Varnas zu necken, hörten nun auch auf und Omer zog ſich auf die türkiſche Hauptmacht zurück.

Mittlerweile wurde auch Siliſtria ſeit dem Juli von Roth, ſpäter von Fürſt Wittgenſtein ſelbſt belagert, ohne allen Erfolg. Da es im Herbſt heftig regnete, litten die Ruſſen in den überſchwemmten Gräben an der Donau außerordentlich. Der Kaiſer kehrte höchſt unzufrieden nach Odeſſa zurück. Jedes weitere Vorrücken der Ruſſen wurde vorläufig aufgegeben. Da ſie auch vor Schumla durch Angriffe der Türken und die eingetretene harte Kälte litten, befahl Fürſt Wittgenſtein den Rückzug von Schumla, am 15. October. Auch Varna behielt nur eine ruſſiſche Beſatzung, das Belagerungsheer aber zog ſich gleichfalls zurück. Am 2. November wurde auch die Belagerung Siliſtrias aufgehoben, nachdem ſchon der rechte Flügel der Ruſſen unter Geismar, dem der Paſcha von Widdin durch nächtlichen Ueberfall am 28. September eine Niederlage beigebracht hatte, zum Rückzug gezwungen worden war. Die Ruſſen hatten weniger durch Schlachten, als durch Krankheiten ungeheuer gelitten. Der ganze Feldzug war zu ihrem Nachtheile ausgeſchlagen und man erkannte, daß die Türkei trotz ihres Unglückes immer noch eine ſtreitfähige Macht ſey.

Die Ruſſen hatten aber auch in Aſien angegriffen und auf dieſer Seite ungleich beſſeres Glück gehabt. Paskiewitſch, Ueberwinder der Perſer, ſollte von Transkaukaſien aus gegen Erzerum operiren. Zuvor aber fuhr die ruſſiſche Flotte im ſchwarzen Meere unter Admiral Greigh mit Landungstruppen unter dem Fürſten Menzikof vor die türkiſche Feſtung Anapa am öſtlichen Ufer des ſchwarzen Meeres und nahm ſie im Juni, eine zweite kleine Feſtung, Poti, im Juli. Paskiewitſch mußte auf Verſtärkungen warten und konnte erſt im Juli ins Feld rücken. Die Türken unter Halil Paſcha, dem der tapfre Kioſa Muhamed beigeſellt war, hatten 30,000 Mann aufgebracht, die aber nicht disciplinirt, ſondern aus allen Provinzen Kleinaſiens zuſammengerafftes Geſindel waren und mit denen die Paſchas nicht wagten, den an Zahl geringeren Ruſſen im offenen Felde zu begegnen. Es gab nur kleine Reiterplänkeleien, die den Grafen Paskiewitſch nicht hinderten, am 1. Juli vor der Feſtung Kars zu erſcheinen. Vier Tage ſpäter nahm er dieſe Stadt mit Sturm, ohne daß Halil und Kioſa ihr zu Hülfe kamen. Paskiewitſch zog unaufgehalten weiter, ſchoß am 4. Auguſt die armeniſche Felſenfeſte Akhalkali zuſammen, überſchritt den Kur, umging in der Nacht auf den 21. Auguſt das Lager des Kioſa vor der Feſtung Achalzik, überfiel ihn unverſehens und ließ alles, was nicht ſchnell genug fliehen konnte, niedermachen. Kioſa floh verwundet nach Achalzik. Aber Paskiewitſch ließ die Stadt in Brand ſtecken und der Citadelle ſo zuſetzen, daß Kioſa gegen freien Abzug capitulirte. Am 29. Auguſt ergab ſich auch die Feſtung Azkur, am 9. September Bajazid, bald darauf auch Diadin und die Bergfeſte Toprakalet. Im October aber trat ſolche Kälte ein, daß der Krieg von beiden Seiten ruhte und Paskiewitſch nach Tiflis zurückkehrte.

Während des Winters ſetzte Graf Diebitſch dem Kaiſer Nicolaus in einer Denkſchrift die Urſachen auseinander, die einen glücklichen Erfolg des Donau- und Balkankriegs im verfloſſenen Jahre verhindert hätten und machte Vorſchläge, wie dieſelben im nächſten Feldzuge vermieden werden könnten. Da er mit ſeinem Kopfe für den Erfolg bürgte und der Kaiſer ihm Vertrauen ſchenkte, wurde Fürſt Wittgenſtein des Obercommandos enthoben und Graf Diebitſch kam an ſeine Stelle mit unumſchränkter Vollmacht. Auch fand ſich der Kaiſer bewogen, dem Feldzug von 1829 in Perſon nicht anzuwohnen, ſondern Diebitſch ganz allein machen zu laſſen. Inzwiſchen war der Kaiſer auf dem diplomatiſchen Felde deſto thätiger. Es gelang ihm, ſich der Zuſtimmung des franzöſiſchen Cabinets vollkommen zu verſichern und dadurch Oeſterreich im Schach zu halten. Thatſache iſt, daß es damals Fürſt Metternich allein war, der das Mißgeſchick Rußlands im letzten Feldzuge gern benutzt hätte, um ſofort den Frieden zu dictiren und die Türkei vor den Gefahren eines neuen Feldzuges zu ſchützen. Allein Metternich ſah ſich von Frankreich nicht unterſtützt und noch viel weniger von Preußen, welches ſich gleichſam blind für die Sache des Kaiſers von Rußland erklärte. Nicht einmal England trat Oeſterreich bei. Theils waren die engliſchen Miniſter mit innern Angelegenheiten beſchäftigt, theils hatten ſie ſich ſchon mit dem Gedanken vertraut gemacht, es genüge der engliſchen Politik, wenn nur Griechenland unter dem Schutz der

Weſtmächte und gleichfalls ein Pfand für ſie bliebe. Die Engländer duldeten daher, daß eine große Verſtärkung der ruſſiſchen Flotte von St. Petersburg durch den Sund ins ſchwarze Meer ſegelte.

An der Donau war den Winter über im Allgemeinen Ruhe geweſen. Die Türken hatten ſich rein defenſiv verhalten. Nur die Ruſſen waren thätig, befeſtigten Varna viel ſtärker als vorher, eroberten die türkiſche Seeſtadt Sizebol und das kleine Turna gegenüber von Nikropolis. General Roth, bei Hirſova verſchanzt, deckte die Verbindung mit Varna.

Wegen der Ueberſchwemmungen konnte Diebitſch auch im Jahr 1829 den Feldzug an der Donau nicht eher wieder eröffnen, als im Mai. Er commandirte 150,000 Mann und führte 540 Kanonen mit ſich. Die Türken, diesmal vom neuernannten Großvezier Redſchid Paſcha commandirt, konnten ihm nur 30,000 Mann reguläre Truppen entgegenſtellen, das übrige waren wenig zuverläßige zuchtloſe Banden von Arnauten und Unregelmäßigen aller Art (Baſchi-Bodzuks). Diebitſch berechnete, daß dieſes türkiſche Heer keine offene Schlacht wagen würde, und daß es, wenn es ſich auch vorſichtig hinter den Feſtungen hielte, nicht ſtark genug wäre, um ihn im Rücken ernſtlich zu bedrohen, wenn er über den Balkan vorginge. Nur Siliſtria mußte er um jeden Preis haben, weil dieſer Punkt ſeinen Rücken vorzugsweiſe deckte. Er beſchloß alſo, Siliſtria zu nehmen, dann nur ſo viele Truppen zurückzulaſſen, um die Türken zu beſchäftigen, und mit dem Kern ſeiner Armee über den Balkan gegen Conſtantinopel vorzugehen. Während er bei Hirſova über die Donau ging, wurde das vorgeſchobene Corps des General Roth plötzlich am 15. Mai in der erſten Morgenfrühe von dem türkiſchen Heere unter dem Großvezir Redſchid Paſcha angegriffen und über den Haufen geworfen, die Ruſſen geben ſelbſt einen Verluſt von 1600 Mann nur an Todten an. Indeß zog ſich Redſchid alsbald wieder vor Diebitſch nach Schumla zurück. Diebitſch konnte nun ungehindert am 17. Mai die Belagerung Siliſtrias beginnen laſſen. Aber Redſchid, den das Glück unvorſichtig gemacht hatte, kam noch einmal und wollte einen zweiten Handſtreich verſuchen, wurde aber von Diebitſch, der rechtzeitig Nachricht davon erhalten hatte, umgangen, von Schumla abgeſchnitten und am 11. Juni bei Kulewtſcha zu einer Schlacht im offenen Felde gezwungen, in welcher er die furchtbarſte Niederlage erlitt. Die ruſſiſchen Kanonen ſtreckten die türkiſchen Irregulären, nachdem man ſie in dichte Maſſen zuſammengedrängt hatte, reihenweiſe nieder. Das ganze türkiſche Heer wurde aufgelöſt, alle Artillerie ging verloren. Mit nur 1000 Reitern rettete ſich Redſchid nach Schumla. Nun verzweifelte Siliſtria am Entſatz und ergab ſich am 30. Juni. So hatte ſich alles über Erwarten günſtig für die Ruſſen geſtaltet und Diebitſch konnte ſeinen Plan ausführen. Zur Beobachtung Schumlas und des ſehr geſchwächten Großveziers reichte ein ruſſiſches Corps unter General Kraſowski hin; mit dem Gros der Armee trat Diebitſch ſofort den Marſch über den Balkan an, von dem er den Beinamen erhielt Diebitſch-Sabalkanski (der über den Balkan Gegangene).

Der Widerſtand, den er im Gebirge von Seiten der Türken fand, war unbedeutend. An eine Befeſtigung und regelmäßige Vertheidigung von Bergpäſſen war nicht gedacht worden. Nur am Fluſſe Kamtſchik verſuchten die Türken, den Ruſſen den Uebergang ſtreitig zu machen, ſie wurden aber nach kurzem Gefecht geworfen. Die Ruſſen erſtiegen das Gebirge in zwei Colonnen, rechts bei Funduti-Dere, links bei Paliobano. Am 22. Juli ſetzten ſie den Fuß zum erſtenmal auf die andere Seite des Balkan und ſtiegen in die Ebenen von Rumelien hinunter. Nachdem ſie die Stadt Selimno genommen, wo die Türken nur ſchwachen Widerſtand leiſteten, ſtand ihnen das ganze Land offen und am 19. Auguſt erſchien Diebitſch vor der großen Stadt Adrianopel, mit 80,000 Einwohnern, die von Halil Paſcha mit 10,000 Mann vertheidigt werden ſollte, aber da man die Stadt dem Schrecken einer Belagerung und Erſtürmung nicht ausſetzen wollte, wurde capitulirt. Halil entwich und Diebitſch zog ein. Diebitſch hatte nur noch 30,000, einige behaupten ſelbſt nur noch 20,000 Mann; der mühſame Uebergang über das Gebirge, Mangel an Lebensmitteln und vor allem tödtliche Seuchen hatten ſein Heer in den traurigſten Zuſtand verſetzt. In einer einzigen Nacht blieb ein ganzes Bataillon, das an einer Kirchhofmauer bivouakirt hatte, todt liegen. Aber die Thatſache, daß ein ruſſiſches Heer vor Adrianopel lagre, und der Schrecken, der vor dem Namen Diebitſch vorherging, verblendete die Türken ſo, daß ſie die Schwäche der Ruſſen nicht erkannten. In keinem Falle war er ſtark genug, Conſtantinopel einzunehmen, hier mußte er mit dem ganzen Reſt ſeines Heeres zu Grunde gehen, wenn er weiter vordrang. Aber gerade in Conſtantinopel überſchätzte man ſeine Stärke und ſonderlich die fremden Diplomaten drängten ſich zum Thron des erſchütterten Sultans, um ihm bange zu machen. Die Türken hätten ſich ſehr gut retten und die Ruſſen über den Balkan zurückwerfen können, wenn ſie rechtzeitig durch die tapferen Albaneſen wären unterſtützt worden. Aber dieſe Truppen waren gleich den Janitſcharen durch das neue Kriegsſyſtem vor den Kopf geſtoßen und der Paſcha von Scutari, der ein großes Heer aus ihnen ſammelte, zauderte wahrſcheinlich aus Privatgründen, wie denn die Paſcha's in der Regel des Sultans Verlegenheiten benützten, um ihre Unabhängigkeit zu erweitern.

Ueberzeugt, daß Diebitſch nicht ſtark genug ſein würde, um Conſtantinopel wegzunehmen, und daß ihm die Eroberung dieſer Stadt jedenfalls durch die engliſche Flotte, die auf eine für Rußland ſehr bedenkliche Weiſe verſtärkt worden war, ſtreitig gemacht werden würde, hatte Kaiſer Nicolaus das rechte Mittel erſonnen, den Sultan zu beugen. Er bat nämlich ſeinen königlichen Schwiegervater in Berlin, Friedrich Wilhelm III. um ſeine Vermittlung, d. h. um die eilige Entſendung des preußiſchen General von Müffling nach Conſtantinopel, der den Sultan auch im Namen Preußens zur Nachgiebigkeit bewegen und denſelben in Betreff der „Mäßigung“ Rußlands bündige Verſicherungen geben ſollte. Müffling empfing aber, wie er in ſeinen Memoiren ſelbſt erzählt, ſeine Inſtructionen vom Kaiſer Nicolaus, war ein vertrauter Freund von Diebitſch, ſetzte ſich von Conſtantinopel aus ſogleich mit ihm in Verbindung und kartete alles mit ihm ab, ein Werkzeug nicht der preußiſchen, ſondern der ruſſiſchen Politik. Diebitſch ließ Wida auf dem Wege nach Conſtantinopel und Midia nebſt einigen anderen Punkten am ſchwarzen Meere beſetzen, wo die Türken keine Truppen hatten, und erweckte dadurch die Furcht, als ob er ſich mit einem zur See kommenden neuen ruſſiſchen Heere (welches nicht exiſtirte) in Verbindung ſetzen wollte, um Conſtantinopel zu erobern. Obgleich nun engliſche Ingenieure bereits die Punkte zu befeſtigen anfingen, auf die es bei der Vertheidigung der Hauptſtadt beſonders ankam, und Diebitſch ſchlechterdings zu ſchwach war, um die Hauptſtadt angreifen zu können, ließ ſich der Sultan doch damals ſo einſchüchtern, daß er einen Waffenſtillſtand verlangte, den Diebitſch ſehr bereitwillig annahm. Schon am 1. September begannen die Friedensunterhandlungen.

Mittlerweile hatte auch Paskiewitſch in Aſien den Feldzug wieder eröffnet. Während des Winters war große Aufregung in Perſien zu bemerken geweſen. Die Perſer hatten den ſehr vernünftigen Gedanken, wenn ſie den Türken diesmal nicht beiſtünden, wenn wie bisher Perſer und Türken immer nur einzeln gegen das mächtige Rußland kämpften, ſo würden beide, einer nach dem andern unterliegen müſſen. Aber der Schach war zu feig oder gönnte aus alter Eiferſucht den Türken ihre Niederlage, wie ſeiner Zeit Oeſterreich und Preußen einander alle Niederlagen gönnten, die ſie von Napoleon erlitten. Das perſiſche Volk wurde vollends gereizt durch den Uebermuth des ruſſiſchen Geſandten in Teheran, Gribojedof, der ſich benahm, als habe er in Perſien zu befehlen. Zwei nichtswürdige Armenier, früher im Dienſte des Schachs, waren in den ruſſiſchen Geſandtſchaftsdienſt übergegangen und höhnten nun unter ſeinem Schutz öffentlich alles geheiligte Herkommen und Recht. Einer dieſer Böſewichter, Mirza Yakub, früher Oberaufſeher des königlichen Harem, hatte aus demſelben eine große Menge Geld und Juwelen geſtohlen und der Geſandte weigerte ſich, den Raub wieder auszuliefern. Mirza ſelbſt beleidigte öffentlich den Oberſten der Prieſter und ſchmähte den Islam. Endlich ließ der Geſandte zwei ſchöne Armenierinnen, die niemals ruſſiſche Unterthaninnen geweſen, unter dem Vorwand, ſie ſeyen es, aus dem Hauſe ihres perſiſchen Herrn holen und gab ſie nicht wieder heraus. Mirza veranſtaltete ein nächtliches Gelag, wozu außer den geraubten Frauen auch noch eine lüderliche Dirne aus der Stadt geholt wurde. Das wurde nun doch dem Volke in Teheran zu viel, es ſtürmte das ruſſiſche Geſandtſchaftshotel und mordete den Geſandten und alle ſeine Leute. Nur ein Sekretär, welcher abweſend war, und drei Bediente entgingen dem Tode, am 12. April 1829. Allein die Scene hatte weiter keine Folgen; der Schach wollte keinen Krieg mit Rußland anfangen und Kaiſer Nicolaus war froh darüber und ließ ſich durch die Entſchuldigung des Schach, die ihm ein perſiſcher Prin[illegible], ſein Enkel, nach Petersburg ſelbſt überbringen mußte, leicht verſöhnen.

Paskiewitſch war noch nicht in's Feld gerückt, als die tapfern Abſcharen, ein Bergvolk, unter ihrem Fürſten Achmed-Bey, am 4. März Akhalzik beſtürmten und wegzunehmen ſuchten; ſie wurden jedoch mit großem Verluſt vor den feſten Mauern zurückgeſchlagen. Unterdeß hatte der Sultan für Aſien einen neuen Generaliſſimus (Seraskier) in der Perſon des Hadſchi Salek Paſcha geſchickt und demſelben Hakl Paſcha beigegeben. Dieſe ſammelten in Erzerum etwa 50,000 Mann, wagten ſich aber aus Furcht oder angeborener türkiſcher Trägheit nicht vor, warteten Paskiewitſch ab und begingen die Unvorſichtigkeit, ſich zu theilen und ſo weit von einander aufzuſtellen, daß ſie von Paskiewitſch, der angeblich nur mit 18,000 Mann kam, einzeln konnten geſchlagen werden. Paskiewitſch mußte, um nach Erzerum vorzubringen, das Gebirge Sungalu überſteigen. Hier erwartete ihn Hakl in einer ſehr feſten Stellung, Paskiewitſch aber umging ihn, ließ ihn hinter ſich, eilte über das Gebirge und ſtieß im Thale Intſchaſu auf das andere Heer des Hadſchi, welches ihn zwar wüthend angriff, aber zurückgeworfen wurde, am 1. Juli. Nun wandte ſich der Sieger eben ſo raſch wieder um gegen Haki, der von nichts wußte, überfiel ihn und ſchlug ihn ebenfalls, am 2. Der Schrecken und die Entmuthigung unter den Türken war ſo groß, daß ſie ſchaarenweiſe davonliefen und in ihre Heimath zurückkehrten. Als Hadſchi nach Erzerum zurückkam, fand er die Stadt faſt leer von Truppen. Ein alter Janitſcharen-Aga, Mamiſch, voll Haß gegen den Sultan, überredete die Einwohner leicht, ſie würden eher Schonung erfahren, wenn ſie ſich gleich den Ruſſen unterwürfen, verhaftete den von ſeinem Heere verlaſſenen Hadſchi und öffnete die Stadt den Ruſſen, die ſchon am 7. einzogen. Unter der Beute, welche Paskiewitſch hier vorfand, zeichneten ſich eine Menge von koſtbaren Handſchriften aus, die nach Rußland gebracht und in verſchloſſenen Kiſten an die ruſſiſchen Univerſitäten vertheilt wurden, die aber bis jetzt noch nicht geöffnet, noch von keinen gelehrten Augen geprüft ſeyn ſollen. Der neue Seraskier Chaſyndar Oglu ſammelte in Trapezunt am ſchwarzen Meere neue Streitkräfte. Paskiewitſch wollte ihm zuvorkommen, blieb aber im Gebirge zwiſchen Erzerum und Trapezunt ſtecken; Herbſt, Regen, unwegſame Berge, Mangel an Lebensmittel zwangen ihn zum Rückzug. Unterdeß war der einzeln detachirte ruſſiſche General Burzof von den kriegeriſchen Laſen, einem Gebirgsvolk, bei Baiburt geſchlagen worden; Paskiewitſch eilte ihm zu Hülfe und erſtürmte Baiburt am 9. Oktober. Das war ſein letzter Sieg in dieſem Feldzug, denn unmittelbar darauf empfing er einen Kourier mit der Friedensnachricht, wobei zu bemerken iſt, daß der trotzige Paſcha von Trapezunt den zur See auf dem nächſten Wege anlangenden Courier nicht durchpaſſiren ließ, ſondern vier Wochen lang aufhielt.

Die Friedensunterhandlungen begannen zu Adrianopel und wurden durch keine energiſche Einſprache der Weſtmächte weder geſtört, noch zu einem für die Türkei günſtigen Ende geleitet. Muſtapha Paſcha von Scutari ſammelte 20,000 tapfere Arnauten, drang gegen Philippopolis vor und war im Begriff, die Ruſſen in Adrianopel zu überfallen, allein ein unglückliches Gefecht, das ſein Nachtrab mit dem ihm von der Donau her nacheilenden General Geismar zu beſtehen hatte und noch mehr die Furcht vor den Serben oder Beſtechung bewogen ihn plötzlich wieder zum Rückzug. Der Frieden von Adrianopel, am 14. September zum Abſchluß gekommen, ſicherte Rußland neue und große Vortheile. Die Eroberungen, die es machte, beſchränkten ſich zwar auf die Donauinſeln an der Mündung des Stroms, auf die ſchmale Oſtſeite des ſchwarzen Meeres, auf einen nicht ſehr großen Strich in Aſien mit der Feſtung Akhalzik; allein dieſe kleinen Flecken waren von großer ſtrategiſcher Wichtigkeit. Durch die Inſeln beherrſchte Rußland fortan die ganze Donau, durch die kleinen Forts am öſtlichen Ufer des ſchwarzen Meeres ſchnitt es den Tſcherkeſſen den Verkehr zur See ab. Durch Akhalzik beherrſchte es das türkiſche Armenien und den Weg nach Erzerum. Ferner ſicherte der Frieden allen ruſſiſchen Unterthanen in der Türkei das Recht, ausſchließlich unter der Jurisdiction der ruſſiſchen Geſandtſchaft und der ruſſiſchen Conſuln zu ſtehen, ſo daß keine türkiſche Behörde ſie vor ſich laden durfte. Auch wurde allen Ruſſen im ganzen Umfang des türkiſchen Reichs die vollſte Zoll- und Handelsfreiheit gewährt. Die Donaufürſtenthümer wurden der Herrſchaft der Pforte faſt ganz entzogen. Nur ein jährlicher Tribut erinnerte noch daran. Im übrigen ſollte kein Muſelmann auf dem linken Donauufer wohnen dürfen, ſollten die Hoſpodare der Moldau und Wallachei auf Lebenszeit ernannt, auch von ihrem Divan unabhängig mit ſouveräner Gewalt regieren und eigenes Militär halten dürfen. Aller Einfluß, der hier dem Sultan entzogen wurde, ging fortan auf die ruſſiſchen Geſandten in Jaſſy und Bukareſt über. Die Türkei ſollte ferner an Rußland Kriegskoſten im Betrage von 10 Mill. Dukaten und Entſchädigung für den ruſſiſchen Handel im Betrage von 1½ Mill. bezahlen. Um die Weſtmächte zu beſchwichtigen, war in den Friedensvertrag die Klauſel aufgenommen, daß ſich der Sultan dem Vertrage vom 6. Juli unterwerfe, daß die Kauffahrteiſchiffe aller mit der Türkei nicht im Kriege befindlichen Staaten dieſelbe freie Durchfahrt durch die Dardanellen und ſonſtige Handelsfreiheit genießen ſollten, wie die ruſſiſchen, und endlich, die Donauſchifffahrt ſollte frei ſeyn und Rußland auf den Donauinſeln keine Feſtungen anlegen dürfen. Mit dieſen letzten durchaus trüglichen Artikeln, die Rußland nicht einhielt, ſollte namentlich Oeſterreich beruhigt werden.

Kaiſer Nicolaus hatte nun (nicht ohne die preußiſche Hülfe) ſein Uebergewicht im Orient beurkundet. Noch keineswegs im Beſitz deſſen, was er haben wollte, hatte er doch die künftige Erwerbung ſattſam vorbereitet. Arm in Arm mit Preußen hatte Rußland als Sieger einen Frieden dictirt, den ſich die übrigen Mächte gefallen laſſen mußten. Daß Rußlands Einfluß in der Türkei der ſtärkſte ſey, bezweifelte niemand mehr, daß er es auch in Griechenland ſey, bewies Capodiſtrias, der in dem neuen Freiſtaat herrſchende Ruſſe.

Capodiſtrias kam erſt im Januar 1828 nach Griechenland und leiſtete der zu Aegina verſammelten Regierungscommiſſion, die von der Nationalverſammlung dazu beauftragt worden war, den Eid als Präſident. Er hatte ſeine Inſtructionen zuerſt in St. Petersburg empfangen und war dann über London und Paris (nicht über Wien) gegangen, um die Weſtmächte mit ſeiner Ernennung zu verſöhnen. Allein es fehlte viel, daß er den neuen griechiſchen Staat ſofort in Ruhe hätte regieren können. Er wollte das auf gut ruſſiſch thun und hatte Recht, die Nationalverſammlung nicht wieder einzuberufen, deren Intriguen nur den kräftigen Gang der Verwaltung gehemmt haben würden. Er theilte den neuen Staat in 13 Departements und wollte dieſelben in Zucht und Ordnung halten durch eine neue Büreaukratie und Polizei. Aber das ging unter einem Volke von See- und Landräubern nicht, denen auf Inſeln und in kaum zugänglichen Felſenthälern ſo viele Schlupfwinkel zu Gebote ſtanden. Bereits im Februar 1828 begann eine neue franzöſiſch geſchriebene Zeitung in Smyrna, le courier de Smyrne, eine entſchiedene Oppoſition gegen die Regierung des Präſidenten. An der Spitze der Oppoſition ſtand Maurokorbatos, der den griechiſchen Staatsdienſt aufgab. Capodiſtrias traf auch unpopuläre Verfügungen in Bezug auf das Kriegsweſen. Mit einem Schlage ſollten die griechiſchen Klephten gleichſam in ruſſiſche Rekruten umgeſchaffen werden und gehorſame, wohldisciplinirte Bataillone bilden. Fabvier, der die Unmöglichkeit davon einſah und der Griechen herzlich ſatt war, kehrte heim. An ſeiner Stelle aber übernahm der bayeriſche Oberſt Heideck die Organiſation des Heeres mit neuem Feuereifer, brachte jedoch nicht mehr als 2500 Reguläre zuſammen.

Ohne Hülfe der Großmächte hätte ſich keine Regierung in Griechenland behaupten können. Das war längſt klar geworden. Die Einſchiffung Ibrahims verzögerte ſich, er ſtand immer noch in Morea. Erſt mußte die engliſche Flotte unter Codrington ſelbſt nach Aegypten ſegeln, um in einem Vertrage mit Mehemed Ali am 6. Auguſt 1828 dieſen zur Zurückholung Ibrahims zu zwingen. Zugleich beſchloß Frankreich eine Landarmee nach Morea zu ſchicken, um nöthigenfalls mit Gewalt die Aegypter von da zu vertreiben, und zugleich das räuberiſche Griechenvolk ſelbſt im Zaum zu halten, damit die neue Ordnung der Dinge ſich befeſtigen könne. Frankreich hatte die Ernennung des ruſſiſchen Präſidenten zugegeben, ſchickte auch einen Generalconſul mit einem Geſchenk von ½ Mill. Franken an die griechiſche Regierung, behielt ſich aber vor, ſeinen Einfluß zum überwiegenden zu machen, indem es an Ort und Stelle der ſtärkſte war. Ein Heer von 14,000 Mann unter dem General Maiſon landete im Auguſt bei Koron in Morea und nöthigte nunmehr Ibrahim zur Einſchiffung, die jedoch erſt im Anfang October erfolgte. Die Türken zeigten ſich ſo hartnäckig, daß ſie die Citadellen von Koron, Modon und Navarin nicht freiwillig ausliefern wollten und ſich erſt von den Franzoſen dazu zwingen ließen. Jetzt ergab ſich auch Patras und nur das ſ. g. Schloß von Morea bei Lepanto mußte, weil es ſich nicht ergab, zuſammengeſchoſſen werden. Um eine dauernde Ordnung in Griechenland herzuſtellen, vereinigten ſich Frankreich und Rußland, dem Präſidenten Capodiſtrias monatlich 1 Million Franken zur Verfügung zu ſtellen. Kaiſer Nicolaus lieh noch insbeſondere 2 Mill. und die Kaiſerin, ſeine Gemahlin, ſchenkte den Griechen 200,000

Silberrubel. Am 28. November 1828 unterzeichneten England, Frankreich und Rußland ein Protokoll, wodurch ſie das neue Griechenland einſtweilen in ihren Schutz nahmen, und am 22. März 1829 (während Diebitſch ſeinen Marſch über den Balkan vorbereitete) glaubten ſie ſo weit gehen zu dürfen, daß ſie dem neuen griechiſchen Staate nordweſtlich den Meerbuſen von Arta und Volo zur Grenze gaben. Ein Verſuch von Griechen ſelbſt, ſich der Inſel Kreta zu bemächtigen, ſcheiterte. Ihr Anführer Hadſchi Michalo, ſo wie die Sphakioten, erlagen zuletzt wieder der Uebermacht des Muſtapha Paſcha und mehrere tauſend Chriſten jedes Alters und Geſchlechts fielen hier wieder zum Opfer.

Im Verlauf des Winters auf 1829 war der Courier de Smyrne ſehr eifrig, den Präſidenten anzugreifen und die Partei Maurokordatos drang auf Einberufung der Nationalverſammlung. Hierin verrieth ſich vornehmlich die Eiferſucht Englands; aber auch Frankreich konnte nur wünſchen, daß Griechenland ſich möglichſt ſelbſtändig dem ruſſiſchen Einfluß entziehen möge. Wäre die engliſch-franzöſiſche Meinung nicht maßgebend erſchienen, ſo würde Capodiſtrias ſich ſchwerlich bewogen gefunden haben, die Nationalverſammlung einzuberufen. Er bequemte ſich endlich dazu und eröffnete ſie im Amphitheater zu Argos am 23. Juli 1829. Es fiel Jedermann auf, daß er dabei in ruſſiſcher Uniform erſchien, gleichſam als ein Statthalter Rußlands. Auch ließ er die Verſammlung merken, daß er unter höherem Schutze ſtehe und decretirte einen Senat als Zwiſchenbehörde zwiſchen ſich und der Verſammlung, eine ganz von ihm abhängige Staatsmaſchine. Von conſtitutionellem Leben konnte hier nicht die Rede ſeyn. Es gab nur drei Parteien, die der alten Räuber, denen jede Ordnung zuwider war, die ruſſiſche Partei des Präſidenten, zu der Kolokotronis gehörte, und die engliſche, deren Haupt Maurokordatos war. Die Franzoſen ſchloſſen ſich damals nur zu ſehr den Ruſſen an. Bei einem ſolchen Stande der Parteien konnte es mit der Verfaſſung Niemand rechter Ernſt ſeyn. Der Präſident ſah darin mit Recht nur einen Verſuch, die Energie ſeiner Maßregeln zu lähmen. Griechenland bedurfte keines Kammergeſchwätzes, ſondern einer eiſernen Hand.

Der Friede von Adrianopel kam Griechenland nicht zu Gute. Unter dem Schein, als müſſe man die Nachgiebigkeit der Türkei durch irgend eine Conceſſion erkaufen oder belohnen, ließen die drei Mächte in einem Protokoll vom 3. Februar 1830 die Grenze von Arta fallen und ſchränkten das neue Griechenland in engere Grenzen, nämlich nur bis zum Fluß Aſpro, nahe im Weſten von Miſſolunghi, ein. Unter demſelben Datum beſchloſſen ſie auch, dem griechiſchen Staat ein monarchiſches Oberhaupt zu geben und trugen die Krone dem Prinzen Leopold von Coburg an. Am 24. April erklärte der Sultan ſeine Zuſtimmung zu Allem. Der Sultan konnte die Unabhängigkeit Griechenlands doch nicht mehr hindern, mußte alſo den höchſten Werth darauf legen, wenigſtens Kreta, Chios und den Norden Griechenlands zu retten. Rußland konnte auf die Dauer eben ſo wenig hindern, daß ſein Capodiſtrias einem neugeſchaffenen griechiſchen Könige unter den Auſpicien der Weſtmächte würde Platz machen müſſen; es legte alſo Werth darauf, daß das neue Königreich Griechenland recht klein, ſchwach und ſchutzbedürftig bleibe. Ganz daſſelbe Intereſſe hatte auch England, dem ein größeres zur Selbſtändigkeit mehr befähigtes Griechenland als Nebenbuhler im levantiniſchen Seeverkehr läſtig geworden wäre. Frankreich dachte damals an ſeine Expedition gegen Algier und die griechiſche Angelegenheit war ihm nicht mehr ſo wichtig. Maiſon wurde mit dem Marſchallsſtabe belohnt und zurückgerufen, nur ein Drittel ſeiner Armee blieb vorläufig in Morea zurück. Jedenfalls behielt ſich Frankreich vor, neben Rußland und England ſeinen Einfluß in Griechenland zu behaupten.

Prinz Leopold von Coburg, ſeit ſeiner Vermählung mit der früh geſtorbenen Prinzeſſin Charlotte in England lebend und zum engliſchen Königshauſe gehörend, war einſichtsvoll genug, die griechiſche Krone nicht bedingungslos annehmen zu wollen. General

Church bewies in einer eigenen Schrift, wenn man Griechenland nicht wenigſtens ſo weit ausdehne, als das griechiſche Sprachgebiet reiche, ihm nicht die militäriſch wichtige Grenze bis Arta gebe ꝛc., von einer Selbſtändigkeit oder Fähigkeit, ſich ſelbſt zu ſchützen, für Griechenland gar nicht die Rede ſeyn könne. Das neue Königreich Griechenland ging ſchon mißgeboren aus den Protokollen von Mächten hervor, die vorherrſchend das Intereſſe hatten, aus dieſem Staate nie etwas werden zu laſſen. Die Rolle eines Schattenkönigs und diplomatiſchen Lückenbüßers zu übernehmen, dafür hielt ſich Leopold für zu gut und lehnte ſie ab.

Ein beſonderer Artikel des Friedens von Adrianopel, der im Abendlande faſt ganz überſehen wurde, war von der größten Wichtigkeit für Rußlands aſiatiſche Eroberungspläne, und gab die nächſte Veranlaſſung zu den damals beginnenden und gegenwärtig noch fortdauernden Kämpfen Rußlands mit den freien Bergvölkern im Kaukaſus, die man insgemein unter dem Geſammtnamen der Tſcherkeſſen begreift, obgleich es viele beſondere und unabhängige Stämme ſind. Einer der kräftigſten, ſchönſten und edelſten Menſchenracen angehörig, geborne Krieger von ritterlichem Ehrgefühl und patriarchaliſcher Sitte, waren ſie von jeher allen ihren Nachbarn überlegen, den altperſiſchen und macedoniſchen Satrapen, den Byzantinern, den Perſern und Türken, und hatten ſich in ihren faſt unzugänglichen und weit ausgedehnten Gebirgen immer frei erhalten. Urſprünglich Helden und noch jetzt manchen heidniſchen Glauben und Brauch bewahrend, hatten ſie dem Chriſtenthum, das nur bis Georgien vordrang, ſich abhold bewieſen, wahrſcheinlich weil ſie die byzantiniſchen Griechen zu tief verachteten. Vom Islam der Perſer und Türken, die ihnen mehr Achtung einflößten, hatten ſie etwas mehr angenommen, ſich deßhalb aber weder dem Schah, noch Sultan unterworfen. Nun bekamen ſie aber einen neuen und viel gefährlicheren Feind an den Ruſſen. Nach Eroberung der Krimm hatten ſich die Ruſſen an einigen Punkten ſowohl des ſchwarzen, als des caſpiſchen Meeres feſtgeſetzt und durch arge

Liſt den letzten König von Georgien im Jahre 1800 bethört, ihnen ſein Land abzutreten. Das waren die Anfänge der ruſſiſchen Provinz Transkaukaſien. Aber das ungeheure Bergland, welches zwiſchen den beiden Meeren im Norden von Georgien liegt, war und blieb frei, auch dann noch, als die Ruſſen immer weiter am kaspiſchen Meere vordrangen, und den Perſern einen Theil von Armenien entriſſen. Im letzten Türkenkriege 1828 halfen die Tſcherkeſſen den Türken Anapa am ſchwarzen Meere gegen die Ruſſen vertheidigen. Nun ließ ſich aber der Sultan bethören, im Frieden von Adrianopel die künftige Grenze zwiſchen der Türkei und Rußland in Aſien dergeſtalt feſtſetzen zu laſſen, daß kein Punkt des Zuſammenhangs zwiſchen dem kaukaſiſchen Gebirge und der Türkei mehr übrig und daß es dahingeſtellt blieb, ob das Tſcherkeſſenland innerhalb der ruſſiſchen Grenze zu Rußland gehören oder frei ſeyn ſollte. Streng genommen hatte der Sultan keine Verpflichtung gegen die Tſcherkeſſen, aber es lag in ſeinem Intereſſe, kein Document zu unterzeichnen, durch welches ſie der Willkühr Rußlands völlig bloßgeſtellt wurden. Auffallenderweiſe haben auch nicht einmal die Weſtmächte und Oeſterreich die Rechte der freien Tſcherkeſſen damals zu wahren verſucht. Mit kaum begreiflicher Verblendung war die ganze gebildete Welt ſtillſchweigend einverſtanden, der ganze Kaukaſus gehöre bereits den Ruſſen und es gab in ganz Europa keine einzige Karte des ruſſiſchen Reichs, auf der das große freie Tſcherkeſſengebirge auch nur durch irgend ein Merkmal als bloße Enclave Rußlands bezeichnet worden wäre. Man ſcheint ſich mit der oberflächlichen Meinung getäuſcht zu haben, die Tſcherkeſſen ſeyen doch nur Barbaren, und es ſey vielleicht eine Wohlthat, wenn ſie durch die Ruſſen civiliſirt würden.

Aber die Tſcherkeſſen haben bewieſen, daß ſie ungleich mehr Achtung und Hülfe vom gebildeten Weſten aus verdient hätten und daß ſie an angeborenem menſchlichen Adel unvergleichlich hoch über den Ruſſen ſtehen, die ohne alles Recht räuberiſch in ihre Gebirge hereinbrachen, um ihnen nicht die Civiliſation, ſondern die Corruption und eine unerträgliche Sklaverei zu bringen.

Kaiſer Nicolaus ließ die Unterwerfung der freien Tſcherkeſſen ſchon im Jahr 1830 und durch Paskiewitſch ſelbſt in Angriff nehmen, in der ſichern Erwartung, ſie werde dieſem Unüberwindlichen, zumal unter dem Eindruck der eben errungenen doppelten Siege der Ruſſen über Perſer und Türken, leicht gelingen. Aber Paskiewitſch konnte in den engen Thälern und auf den ſteilen Bergen keine großen Maſſen entwickeln, ſeine Artillerie nicht concentriſch gegen feindliche Maſſen wirken laſſen. Er mußte ſeine Streitkräfte theilen und ſie wurden auf allen Punkten mit großem Verluſt zurückgeſchlagen. Es brauchte lange, bis die Ruſſen ſich an dieſen Gebirgskrieg nur einigermaßen gewöhnt hatten, und trotz den Hunderttauſenden von ruſſiſchen Leichen, die ſeitdem im Kaukaſus geblieben, ſind die Tſcherkeſſen heute noch ſo frei, wie damals. Ich werde den weitern Verlauf dieſer Kämpfe ſpäter ſchildern.

Achtes Buch.

Karl X.

Durch den Sieg der franzöſiſchen Waffen in Spanien waren die Einwendungen und Warnungen der liberalen Partei glänzend widerlegt worden. Das ſpaniſche Volk hatte ſich nicht „wie ein Mann“ erhoben, ſondern in ſeiner Mehrheit die Wiederherſtellung des abſoluten Königthums gebilligt. Dieſer Erfolg konnte nicht verfehlen, den Ultras in Frankreich eine großartige Genugthuung zu gewähren und ihren Muth zu erhöhen. Das Haupt der Partei, der Herzog von Artois, gewann mithin auch jetzt mehr als jemals Einfluß auf ſeinen königlichen Bruder, zumal der letztere ſichtbar ſeinem Ende zuneigte, immer kränklicher wurde, bald das Zimmer nicht mehr verlaſſen konnte und von Frau von Cayla gepflegt wurde, der er mit der größten Zärtlichkeit zugethan war, die aber insgeheim den Ultras zum Werkzeuge diente.

Inzwiſchen werden ſiegreiche Parteien gern uneins und die Ultras wurden es um ſo mehr, als ſie ſchon früher geſpalten waren in ſtrenge Ultras, die nicht weit genug in der Contrerevolution gehen zu können meinten, und in Gemäßigte, die ſich an das Miniſterium Villèle hielten. Villèle trat nach dem Siege in Spanien den ſtrengen Ultras und dem Herzog von Artois viel näher, aber Chateaubriand, der die Seele des ſpaniſchen Krieges geweſen, mußte der Antipathie des alten Königs weichen, der ſeinen Liebling Decazes an ihm rächte und ihn jetzt aus dem Miniſterrath entfernte. Chateaubriand machte nun mit ſeiner geiſtreichen Feder dynaſtiſche Oppoſition im Journal des Debats. Auch in kirchlicher Beziehung waren die Ultras nicht einig. Der Herzog von Artois, wie bigott er immer war und wie ſehr er die geſunkene Kirche zu heben ſuchte, mißtraute den Jeſuiten, die unter dem Namen der „Glaubensväter“ heimlichen Eingang in Frankreich gefunden hatten und denen namentlich jetzt Frau von Cayla das Ohr lieh. Der Herzog von Artois, den die Verleumdung ſelber für einen verkappten Jeſuiten,*) ausgab, äußerte einmal gegen Lamartine ſeine Beſorgniß, der Orden werde der katholiſchen Sache mehr ſchaden als nützen, weshalb er auch geſonnen ſey, ſich ihm nicht hinzugeben, ſey es, daß er fürchtete, der mächtige Orden fördere Zwecke, welche nicht die des Königthums ſind, ſey es, daß ihn die ungeheure Unpopularität des Ordens ſcheu machte.

Der Herzog von Artois hatte ein beſtimmtes Syſtem, gleichviel, ob nur aus königlichem Inſtinkt, oder aus reifer Ueberlegung. Er wollte die Verfaſſung nicht über den Haufen werfen, nachdem ſie einmal eingeführt war; allein er hoffte ſie für den Thron unſchädlich zu erhalten, indem er den letztern theils auf die Kirche, theils auf die Ariſtokratie ſtützte. Der klägliche Zuſtand der Kirche, die immer noch in den gebildeten Claſſen vorherrſchende Freigeiſterei, forderten dringend zu Maaßregeln auf, die der Religion ihr Anſehen und ihre Macht über die Gemüther wiedergeben ſollten. Die Ueberzeugung, daß in der ländlichen Mehrheit des Volkes der alte Glaube noch unerſchüttert ſey, mußte dem Herzog von Artois auch die feindliche Geſinnung der gebildeten Minderheit in den Städten als nicht unüberwindlich erſcheinen laſſen, jedenfalls ſeinen Muth in der Bekämpfung des Unglaubens ſtärken. Ob er in der Ariſtokratie einen gleich ſtarken Beiſtand zu finden gehofft habe, iſt wohl noch dem Zweifel unterworfen. An den emigrirten Adel feſſelten ihn die Sympathien ſeiner Jugend, das gemeinſame Loos der Verbannung, die Dankbarkeit für lange Treue, aber wohl kaum die Ueberzeugung, daß dem alten Adel noch Kraft genug inwohne, den Thron zu ſchützen. Hier war es der Thron, der den Adel ſchützte. Der in der erſten franzäſiſchen Revolution am Adel begangene Güterraub war ein Unrecht, welches wieder gut zu machen für die wiederhergeſtellte Dynaſtie in der That als eine ſittliche Pflicht erſchien. Es konnte nur die Frage ſeyn, ob durch eine Maßregel zu Gunſten dieſes Adels nicht wichtigere Intereſſen des ganzen Volkes und der Monarchie gefährdet würden? Dieſe Frage hatte Ludwig XVIII. bisher verneint. Nach dem glücklichen Ausgang des ſpaniſchen Krieges aber nahm ſie der Herzog von Artois wieder auf und Villèle, der damals noch allvermögende Miniſter, bot ſich ihm zum Werkzeuge dar, um die betreffende Maßregel einſtweilen vorzubereiten, damit ihre Frucht nach dem bald zu erwartenden Hintritt Ludwig XVIII. dem neuen Könige reif vom Baume falle.

---

*) Heimliche Affiliirte des Ordens nannte man Jeſuiten à courte robe. Als ſolcher iſt der Herzog von Artois unzähligemal auf Karikaturen, wie auch unter dem Uebelnamen l'abbé Tise (la bêtise) abgebildet worden.

Der leitende Gedanke war beim Herzog von Artois, Villèle unterwarf ſich ihm nur und diente ihm. Die größte Schwierigkeit lag für ihn in der Verantwortlichkeit für eine Maßregel, die dem Lande Geld koſten ſollte, denn man berechnete die dem emigrirten, um ſeine Erbgüter gekommenen Adel vorbehaltene Entſchädigung in runder Summe zu einer Milliarde Livres. Sollte ſo viel Geld dem Adel aus den Taſchen der ſteuerpflichtigen Bürger und Bauern bezahlt werden, ſo mußte das den bitterſten Haß im Volk erzeugen.

Villèle half ſich auf zweierlei Art. Einmal ſtellte er dem Herzog von Artois und deſſen vertrauteſten Anhängern den Telegraphen zur Verfügung, um auf die ſchnellſte Weiſe diejenigen Börſennachrichten zu empfangen und zu verbreiten, die ihnen die Vorhand bei Kauf und Verkauf im Geldhandel verſchafften, ein unerlaubtes Mittel raſcheſten Gelderwerbs und öffentlichen Betruges, deſſen ſich ſpäter die franzöſiſchen Miniſter in noch weit ausgedehnterem Maße bedient haben. Damals gebrauchte Villèle dieſes Mittel, um ſich dem künftigen König zu verpflichten, die Häupter der Ultras zu beſtechen und ihnen ſeinen Plan der Adelsentſchädigung zu empfehlen. Er beabſichtigte nemlich, den Zinsfuß der Staatsſchuld herunterzuſetzen und aus dem dabei gemachten Gewinn die Zinſen des dem Adel zu bewilligenden Entſchädigungscapitals zu beſtreiten, ein Ausweg, der allein im Stande war, die Entſchädigung zu ermöglichen, ohne dem ſteuerpflichtigen Landmann und Bürger eine zu große neue Laſt aufzubürden.

Der Adel war aber mit dieſen Anerbietungen keineswegs überall zufrieden. Es gab eine nicht geringe Anzahl von Ultras, welche mehr verlangten. Verſetzt man ſich in den Standpunkt uralter begüterter Adelsfamilien, die in der Revolution alles verloren hatten, ſo kann man nicht umhin, es ſehr natürlich zu finden, daß ſie nicht eine immerhin nur mäßige Geldentſchädigung, ſondern ihr altes Erbe ſelbſt zurückzuerhalten wünſchten. Es gibt viele ſolche Familien, die nicht einmal in die Schuld des altfranzöſiſchen Hofes verſtrickt waren, ſondern patriarchaliſch auf dem Lande gelebt hatten und durch ihre Vertreibung in jeder Beziehung als Unſchuldige das herbſte Unrecht erduldet hatten. Wie tief mußte es Familien dieſer Art kränken und entrüſten, wenn ſie, die älteſten im Lande, jetzt als fremde Eindringlinge angeſehen und von der liberalen Preſſe verhöhnt wurden, man ihnen ihr natürlichſtes Recht ohne weiteres abſprach.

Die liberale Partei hatte in der ſpaniſchen Frage eine moraliſche Niederlage erlitten, indem alle ihre Vorausſetzungen und Drohungen hinſichtlich des Widerſtandes, den die franzöſiſche Armee in

Spanien finden würde, ſich als falſch erwieſen. Der Sieg einer Partei zieht immer die Schwachen von der andern ab. Da nun Villèle überdies bei den neuen Wahlen den Beamten befahl, allen ihren Einfluß zu Gunſten loyaler Candidaten zu gebrauchen und dieſer Befehl zum Theil mit brutalſter Willkühr ausgeführt wurde, ſo gelangte in die neugewählte Deputirtenkammer eine große Mehrheit von Ultras, und die Liberalen fielen in eine ſehr kleine Minderheit zuſammen.

Die Kammer wurde am 23. März 1824 eröffnet. Villèle legte derſelben noch nicht den Entſchädigungsplan, wohl aber ein Geſetz über die Herabſetzung der Rente vor, durch welche jener vorbereitet, und ein Geſetz, nach welchem die Wahlperiode auf ſieben Jahre ausgedehnt wurde. Ging dieſes Geſetz durch, ſo konnte Villèle, wie er meinte, mit der eben gewählten der Regierung ergebenen Kammer ſieben Juhre lang hauſen und durchſetzen, was er immer wollte. Allein er hatte doch nicht ganz richtig gerechnet. Die Deputirtenkammer nahm zwar mit enormer Mehrheit (292 gegen 87 Stimmen) die ſiebenjährige Wahlperiode an, gegen welche die Liberalen ſich vergebens wehrten. Aber die Pairskammer verwarf (mit 120 gegen 106 Stimmen) das Rentengeſetz. Die Mehrheit der Pairs war ſelbſt reich oder vertrat doch die reichen Claſſen, denen der Villèle'ſche Plan an den Beutel, mithin an das Herz griff. Auch der Klerus war gegen die Zinſenherabſetzung. Herr von Quelen, Erzbiſchof von Paris, erklärte, das Geſetz drücke auf die Armen, weil es auf die Reichen drücke. Mancher von Adel, der nur Staatspapiere und keine Landgüter hatte, glaubte mit Recht, der Staat nehme ihm mit einer Hand durch die Zinsreduction ſchon voraus, was er ihm mit der andern durch die Entſchädigung zu geben erſt verſpreche. Viele von Adel hatten im Sinn, ihre Güter zurückzuverlangen, widerſetzten ſich alſo dem Geldplan ſchon aus dem Grunde, damit es nicht ſcheine, als ſeyen ſie mit der Geldentſchädigung, wozu er vorbereitete, zufrieden. Im Allgemeinen verrieth ſich in der Debatte der Pairskammer ein gemeiner Eigennutz, der einen um ſo unangenehmeren Eindruck machte, als das Miniſterium, gegen welches man ankämpfte, doch wahrhaft wohlwollend die Intereſſen der Ultras wahrgenommen hatte, und die Partei ſich gleichſam ſelber ins Geſicht ſchlug, indem ſie die Durchführung des Entſchädigungsplans erſchwerte. Grollend ſah das Volk dem Kampfe zwieträchtiger Habgier zu.

In Bezug auf die Kirche wagte das Miniſterium nur ſchüchtern voranzugehen. Es fürchtete die unermeßliche Mehrheit der ſ. g. Gebildeten, deren Macht in der That außerordentlich groß war. In unſern Tagen gibt es in Frankreich auch unter den Gebildeten eine anſehnliche Zahl von Gläubigen, und hat ſich ſelbſt die indifferente Menge daran gewöhnt, mit Achtung von der Kirche zu reden. Eine ſolche Stimmung herrſchte vor dreißig Jahren noch nicht. Damals war nur der Landmann noch fromm, auf den aber niemand achtete. In den Städten, in der Preſſe war die ſ. g. öffentliche Meinung von einer durchaus kirchenfeindlichen flachen Humanität beherrſcht oder ſtand immer noch unter dem Einfluſſe Voltaire's. Wenn der Bankier Caſimir Perier damals in der Deputirtenkammer den Vertheidigern der Kirche zurief: „in dieſer Kammer ſind wir Liberale nur unſrer elf, aber draußen ſtehen 30 Millionen hinter uns“, ſo log er zwar in Bezug auf die Ziffer, denn das Landvolk war nicht auf ſeiner Seite; aber daß die Mehrheit der Städter für ihn war, ließ ſich nicht beſtreiten. Der Miniſter Peyronnet erkannte das an, indem er faſt furchtſam ein paar Geſetze vorſchlug, wonach erſtens der an Kirchen verübte Diebſtahl ſtrenger als der gemeine beſtraft, und zweitens religiöſe Corporationen weiblichen Geſchlechts die Erlaubniß erhalten ſollten, Eigenthum zu erwerben. Der Miniſter glaubte nicht weiter gehen zu dürfen, um die Gebildeten nicht zu tief zu empören. Aber es gab ehrliche Ultras genug in der Kammer, die mit Recht meinten und erklärten, wenn man einmal die Kirche ſchützen wolle, müſſe man mehr thun. Erſt dadurch ermuthigt bereiteten die Miniſter neue Geſetze zu Gunſten der Kirche für die nächſte Kammerſitzung vor.

Nach langem Leiden auf dem Krankenlager verſchied Ludwig XVIII. am 16. September 1824. Sein Bruder, der Herzog von Artois, beſtieg als Karl X. den Thron ſeiner Väter und fand, da er in der letzten Zeit eigentlich ſchon regiert hatte, an dem zuletzt eingehaltenen Syſteme nichts zu ändern, welches er nur fortſetzen und weiter führen wollte. War es früher und namentlich beim erſten Regierungsantritt ſeines verſtorbenen Bruders ſein lebhafter Wunſch geweſen, Frankreich ohne Verfaſſung regieren zu können, ſo ließ er doch jetzt die Verfaſſung ungekränkt und ſcheint nach den bisher gemachten Erfahrungen geglaubt zu haben, daß er immerhin eine ergebene Kammer finden würde, mit welcher ſich ſo gut conſtitutionell regieren laſſe, als ob es abſolutiſtiſch wäre. Lag etwas Unlautres darin, daß er conſtitutionelle Formen, die er principiell verachtete, als bloßes Mittel zu abſolutiſtiſchen Zwecken mißbrauchte, ſo iſt er dafür geſtraft worden, wie in der Zeit, von der wir reden, alle und jede Unnatur ihre Strafe empfing.

Der erſte königliche Act Karls X. war die Aufhebung der bisherigen Cenſur, die Freierklärung der Preſſe. Das überraſchte freilich, aber es war nicht natürlich und konnte nicht hindern, daß ein Gebrauch von der freien Preſſe gemacht wurde, welcher den König bald wieder nöthigen mußte, ſein Geſchenk zurückzunehmen. Der zweite königliche Act war die Verabſchiedung von 150 Generalen und maréchaux de camp aus der napoleoniſchen Zeit, von Männern, die größtentheils noch dienſtfähig waren. Eine Maßregel, welche tief verletzte und die Sympathien der Armee gegen ſich hatte. Denn der Feldzug des Herzogs von Angoulême in Spanien war doch nicht von der Art geweſen, daß er dem franzöſiſchen Soldaten Erſatz für die Feldzüge Napoleons hätte bieten und die Erinnerung daran hätte erlöſchen können. Aus beiden königlichen Acten ſcheint übrigens hervorzugehen, daß Karl X. die Abſicht hatte, ſich (durch die Aufhebung der Cenſur) mit der liberalen Partei auf Koſten der napoleoniſchen Partei zu vertragen, oder wenigſtens durch die ganz verſchiedenartige Behandlung beider eine von der andern zu trennen und die Oppoſition zu ſpalten.

Ein dritter königlicher Act ſchien gleichfalls eine der liberalen Partei gemachte Conceſſion. Das war die Wiedereinſetzung des Hauſes Orleans in ſeinen alten Güterbeſitz. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, während der Revolution als Herzog von Chartres bekannt, lange in der Verbannung lebend, vermählt mit der Prinzeſſin Amalie, Tochter Ferdinands IV. von Sicilien, die ihn zum Vater vieler blühender Kinder machte, war mit der übrigen Emigration nach Frankreich zurückgekehrt, hatte aber bisher immer noch der Dynaſtie ein wenig fern geſtanden. Man hatte den Verrath ſeines Vaters, ſeine eigene republikaniſche Jugend und er ſelbſt hatte die alte Politik ſeiner Familie (Nebenbuhlerei und Uſurpationsgelüſte der jüngeren Linie Bourbon gegen die ältere) nicht vergeſſen. Wenn auch noch ſo harmlos ſcheinend, verbarg er hinter den Tugenden ſeines Privatlebens doch einen tiefen Ehrgeiz und ſuchte ſich durch eine angenommene bürgerliche Einfachheit beim Volke beliebt zu machen. Man wußte, daß er ſchon nach der Vertreibung Ludwigs XVIII. im Jahre 1815 geheime Umtriebe gemacht hatte, um möglichenfalls ſtatt der verhaßten älteren Linie der Bourbons, wenn Napoleon zum zweitenmale vertrieben würde, die jüngere, d. h. ſich ſelbſt für den franzöſiſchen Thron zu empfehlen. Die Unpopularität der älteren Linie dauerte fort, und dadurch wurde auch die Hoffnung und das geheime Gelüſten des Herzogs von Orleans fortwährend genährt. Trotz alledem fand ſich Karl X. bewogen, dieſem Prinzen ſeine ganze Gunſt zuzuwenden. Karl X. beſaß nicht jenen Verſtand, den die Welt als ſolchen anzuerkennen pflegt; aber was ihn dumm erſcheinen ließ, war gerade das Achtungswürdigſte an ihm, ein königlicher Inſtinkt, ein ritterliches Gefühl aus mittelalterlicher Vergangenheit. Er mißkannte die tief verſteckte Argliſt des Herzogs von Orleans, hielt ihn ſolidariſcher Gefühle eines Prinzen von Geblüt für fähig und hoffte ihn durch Großmuth zu verbinden, das Intereſſe der jüngeren und älteren

Linie Bourbon zu identificiren. Er gewährte ihm daher unaufgefordert das Prädikat „Königliche Hoheit" und befahl, daß ihm alle die ausgedehnten Beſitzungen, welche vor der Revolution die Apanage des Hauſes Orleans gebildet hatten, zurückgegeben würden. Dadurch wurde der Herzog der reichſte Güterbeſitzer in ganz Frankreich. In dieſer königlichen Großmuth lag zunächſt die Aufforderung für den Herzog, ſich weniger als bisher vom politiſchen Schauplatze zurückzuziehen und die Regierung des neuen Königs zu unterſtützen. Aber der Herzog entſprach dem nicht. Alles nehmend, gab er nichts.

Am 22. Dezember 1824 eröffnete Karl X. die beiden Kammern mit großer Feierlichkeit, freute ſich des gegenwärtigen Wohlſtandes, in welchem ſich das Reich befinde, gelobte, die Verfaſſung zu halten, erklärte, daß er alle ſeine Pflichten kenne und ſich ſtark genug wiſſe, um ſie zu erfüllen, kündigte aber auch an, eine dieſer Pflichten ſey: die Entſchädigung derjenigen Claſſe, welche durch die Revolution mit Unrecht alles ihres Jahrhunderte alten Erbes beraubt worden ſei. „Schon mein Bruder," ſprach er, „hat die Mittel zur Heilung der letzten Wunde der Revolution vorbereitet. Jetzt iſt die Zeit der Ausführung gekommen. Aber dieſer große Act der Gerechtigkeit ſoll vollzogen werden, ohne daß die Steuern erhöht, ohne daß der Staatscredit gefährdet und ohne daß die Summen angegriffen werden, die für den laufenden Dienſt beſtimmt ſind." — Die Entſchädigung für den emigrirten Adel ſollte nach Villèle's Plan mittelſt 30 Millionen Renten zu 3% bewirkt werden, die ein Capital von 1000 Millionen Franken repräſentirten. Das war die berühmte Milliarde, welche damals ein ungeheures Aufſehen erregte. Von der einen Seite wurde das Opfer, welches das Volk dem Adel bringen ſollte, auf's Aeußerſte übertrieben. Der Ingrimm der Liberalen ſtellte die Sache nicht anders dar, als ob die Aermſten im Volke ihr letztes Scherflein darbringen müßten, um jene Milliarde in klingender Münze vollzählig zu machen und damit jene Emigrirten zu bereichern, die man als fremde Eindringlinge, als eine verdorbene und miſerable Race, als in jeder Beziehung Unwürdige bezeichnete. Von der andern Seite beklagten ſich die Ultra's eben ſo ſehr, daß die Maßregel unzulänglich ſei, daß die auf ſo Viele ſich vertheilende Geldentſchädigung in Renten dem wahren Werthe des Verlorenen, der ihnen mit ſo ſchreiendem Unrecht entriſſenen theuren Erbgüter, nicht entſpreche. Daher die ſonderbare Erſcheinung, daß die Milliarde in der franzöſiſchen Kammer in noch leidenſchaftlicheren Reden von denen angegriffen und verwünſcht wurde, welche ſie empfangen, als von denen, welche ſie geben ſollten. Unter den letzteren zeichnete ſich neben dem General Foy beſonders Dupont de l'Eure aus, deſſen Reden die größte Popularität im Volke erlangten. Unter den Ultra's, welche gegen die Milliarde ſprachen, ſtanden die Herren von Beaumont und Dupleſſis de Grénédan oben an; aber weil ſie einer verhaßten Partei angehörten, fanden ſie nur Schmähung und Mißachtung, wie viel Wahres immer in dem lag, was ſie ſagten. Uebrigens kam es auf die Reden nicht an, denn durch die Wahlumtriebe der Regierung war dem Miniſterium Villèle die Mehrheit in der zweiten Kammer ſchon geſichert. Die Milliarde wurde bewilligt.

Unmittelbar darauf ließ ſich Karl X. feierlich zu Rheims in altherkömmlicher Weiſe zum Könige von Frankreich ſalben und krönen, am 29. Mai 1825. Den erſten König Chlodwig, im 5ten Jahrhundert nach Chriſti Geburt, hatte der heil. Remigius mit dem Oel eines Fläſchchens geſalbt, welches ein Engel vom Himmel gebracht haben ſollte. Mit dieſem himmliſchen Oele waren alle folgenden Könige Frankreichs geſalbt worden. In der Revolution aber wurde die Flaſche mit allen andern Reliquien zu Rheims zerſchlagen und hätte keine neue Salbung mehr ſtattfinden können, wenn nicht eine Scherbe jenes Fläſchchens mit ein paar Tropfen Oel noch glücklich gerettet worden wäre. Damit wurde nun Karl X. geſalbt. Der ganze feierliche Act ſeiner Krönung war nicht ein Spiel der Eitelkeit, ſondern drückte die Idee aus, die in ihm lebte. Das franzöſiſche Königthum, an deſſen 14hundertjährigen Beſtand die neue

Krönung erinnerte, ſollte dem Volke in die Augen fallen als etwas Unüberwindliches, Unzerſtörliches, was alle Revolutionen überlebe.

Im Herbſt desſelben Jahres beging die liberale Partei eine Feier anderer Art, um gleichſam jener Feier in Rheims das Gegengewicht zu halten. Eines ihrer Häupter, der General Foy, war (28. November 1825) geſtorben und ſeine Beerdigung wurde zu einer großartigen Parteidemonſtration benützt. Alles, was dem Könige und dem Miniſter Villèle feindlich geſinnt war, drängte ſich herbei, um den Leichenzug des Mannes zu vergrößern, der jene immer am rückſichtsloſeſten in der Kammer angegriffen hatte. Man wollte beweiſen, wie zahlreich die Oppoſition im Volke ſey, obgleich ſie in der Kammer ſelbſt nur ſchwach vertreten war. Ganz Paris war auf den Beinen, obgleich es kalt war und in Strömen regnete, und den Sarg des Generals begleiteten nicht weniger als 100,000 Menſchen in Trauerkleidern, alle mit entblößtem Haupte. Ein Geſinnungsgenoſſe des Verſtorbenen, Caſimir Perier, hielt am Grabe eine politiſche Rede und empfahl die arme Wittwe dem Schutze des Volkes. Die Sammlungen für die Wittwe betrugen in Kurzem 1 Mill. Franken, wozu der Herzog von Orleans 10,000 beiſteuerte.

In demſelben Jahre wurde von Seiten der franzöſiſchen Regierung die Unabhängigkeit des Negerſtaats auf der Inſel Hayti gegen eine Geldentſchädigung ausgeſprochen. Ein Wiedereroberungsverſuch wäre um ſo thörichter geweſen, als er ſogar dem großen Napoleon mißlungen war. Karl X. gab, indem er Hayti anerkannte, dem König von Spanien eine gute Lehre, ſofern der letztere mit den unzureichendſten Mitteln immer noch daran dachte, die unermeßlichen Colonien in Amerika wieder zu erobern.

Karl X. hatte den ſehr richtigen Gedanken, daß eine geſunde und naturwüchſige Ariſtokratie nicht durch die Milliarde hergeſtellt werden könne, ſondern daß es dazu noch anderer Maßregeln bedürfe, vor allem der Primogenitur. Er hatte während ſeines Aufenthaltes in England den Werth des Erſtgeburtsrechts würdigen lernen und ließ durch den Miniſter Peyronnet ein Geſetz einbringen, welches auch dem franzöſiſchen Adel dieſe Wohlthat, die alleinige Bürgſchaft dauernden Erbbeſitzes, gewähren ſollte. Aber das Geſetz ſcheiterte am Widerſtande nicht ſowohl der Liberalen, welche die gleichen Rechte aller Kinder, wie die Gleichheit vor dem Geſetz überhaupt vertheidigten, als vielmehr der Pairs, die, einmal an das Erbtheilen gewöhnt, das große Staats- und Standesintereſſe dem perſönlichen nachſetzten, wodurch der franzöſiſche Adel ſeine Unfähigkeit, ſich auf den Standpunkt des engliſchen zu verſetzen, ſelber documentirte. Unter den wenigen, die den Gedanken des Königs verſtanden und ihm beiſtimmten, glänzte der junge Graf Montalembert, unter den Gegnern Pasquier, der die Mehrheit für ſich gewann und das Geſetz durchfallen machte.

Auch die Bemühungen Karls X. zum Beſten der Kirche konnten nicht verfehlen, einen hartnäckigen Widerſtand hervorzurufen. Anſtatt des früheren wegen ſeiner Unvollſtändigkeit zurückgezogenen Geſetzes in Betreff des Kirchendiebſtahls, wurde jetzt ein umfaſſendes Sacrilegien-Geſetz eingebracht, welches der ſeit der Revolution immer noch herkömmlichen Gleichgültigkeit gegen das Heilige und der fahrläſſigen oder abſichtlichen Entweihung deſſelben wieder eine Schranke ſetzen ſollte. Ein zweites Geſetz dehnte die Errichtung von Nonnenklöſtern aus. Im Jahr 1825 verkündigte der Papſt das Jubeljahr und zogen in Folge deſſen Miſſionäre durch Frankreich, um außergewöhnliche Andachten im Freien zu halten und hohe Kreuze aufzurichten. Solche Miſſionen ließen ſich auch in Mitte der Truppen erblicken. Ein Anblick, der die Gebildeten mit jenem unheimlichen Grauen erfüllte, welches nach alter Sage den Dämon überläuft, wenn er eine Kirchenglocke läuten hört. War es nicht eine Wohlthat für das fromme Landvolk, ſeinen alten, ſo lange von den Mächtigen der Erde und von den Gebildeten verachteten Glauben wieder öffentlich verehrt zu ſehen? und that Bekehrung, Reue und Buße nicht ſo vielen verwilderten Gemüthern Noth? Heute ſind die franzöſiſchen Soldaten an die Heilmittel der Kirche, an Beichte und Gebet, an Miſſionen und barmherzige Schweſtern gewöhnt und haben eine Freude daran. Damals war es noch anders. Die kirchenfeindliche Aufklärung unter dem gebildeten Civilſtande vereinigte ſich noch mit der Verwilderung alter Soldatenherzen aus der napoleoniſchen Zeit zu einer Aufregung gegen die Miſſionen in den Städten und in der Preſſe. Das lag damals noch im Zeitgeiſt, das war, was man die öffentliche Meinung nannte und worunter man die Meinung Aller verſtand, obgleich es nur die der gebildeten Claſſen war und die große Mehrheit des Landvolkes vielmehr der alten Kirche anhing.

Man ſchob alle Schuld auf die Jeſuiten. Caſimir Perier klagte ſie in der Kammer an als die Urheber der Miſſionen und aller ſ. g. Rückſchritte. Vergebens erinnerte der Miniſter des Unterrichts, Herr von Frayſſinous, die wenigen Jeſuiten, die unter dem Namen der Glaubensväter in Frankreich weilten, miſchten ſich nicht in Politik, ſondern lebten einzig dem Unterricht in einigen wenigen Schulanſtalten und der Erbauung. Er hätte ſagen können, der König ſelber ſey ihnen nicht gewogen, weil er durch ſie compromittirt zu werden fürchte. Aber das half alles nichts. Man glaubte einmal an eine ſyſtematiſche, wenn auch geheime Begünſtigung der Jeſuiten, um durch ſie ganz Frankreich um die Früchte der Aufklärung und Freiheit zu bringen. Neben Perier war Royer-Collard damals der glänzendſte Redner in der Oppoſition, der die kirchliche Reaction mit allen Waffen des ſ. g. philoſophiſchen Jahrhunderts bekämpfte. Er vergaß nur, daß ſich das eigentliche Volk niemals auf den philoſophiſchen Standpunkt erheben läßt, daß es ſtets einer Kirche bedarf, daß mithin auch die kirchenfeindliche Tendenz des damaligen Liberalismus denſelben nothwendig in Widerſpruch bringen mußte mit dem eigentlichen Volke und daß früher oder ſpäter dieſe einſeitige Tyrannei der Gebildeten im Kampf mit den ewigen Volksintereſſen unterliegen mußte.

Ein Graf Montloſier erfreute ſich damals des allgemeinſten Beifalls unter den Gebildeten nicht nur in Frankreich, ſondern auch in ganz Europa, als er mit einem Werke gegen die Jeſuiten hervortrat, in dem alles Gehäſſige, was ihnen irgend einmal nachgeſagt worden iſt, zuſammengeſtellt wurde. Montloſier's Buch und die Art, wie demſelben von allen Seiten zugejauchzt wurde, erklärt zur Genüge die Beſorgniß, die der König damals gegen Lamartine ausſprach, und deren oben ſchon gedacht iſt. Der König wußte wohl, die Jeſuiten ſchadeten ihm mehr, als ſie ihm nützten. Graf Montloſier begnügte ſich nicht mit ſeinem literariſchen Angriffe, er denuncirte die Jeſuiten als eine in Frankreich geſetzlich nicht geduldete Geſellſchaft bei den Gerichten, und da ſich dieſe für nicht competent erklärten, klagte er bei der Pairskammer. Das war keine geringe Verlegenheit für die Pairs. Die Mehrheit dachte wie der König von den Jeſuiten; es fiel ihr jedoch ſchwer, durch Aufopferung des Ordens dem gräflichen Schreier und der geſammten liberalen Partei eine Conceſſion zu machen. Die Pairskammer hielt ſich an das formelle Recht, indem ſie zugab, daß die Geſellſchaft Jeſu geſetzlich keinen Zutritt in Frankreich habe und es übrigens dem Miniſterium überließ, die Thatſache zu unterſuchen. Nunmehr blieb Alles beim Alten. Die Nichtduldung der Jeſuiten blieb anerkannt, aber die geheimen und unter anderm Namen in Frankreich weilenden Jeſuiten blieben auch unvertrieben.

Die Regierung fand für nöthig, aus dieſem Anlaſſe die kaum befreite Preſſe wieder in den Zügel zu nehmen und legte der Kammer ein neues Preßgeſetz vor, welches ſo großes Mißfallen erregte, daß auch die Akademie dagegen Vorſtellungen machte. Damals galt unter den Gebildeten alles, was gegen den König und gegen die Kirche geſagt wurde, für vortrefflich, für das allein Wahre, und weckte Begeiſterung. Alles was von der andern Seite geſagt wurde, galt für unwahr, oder wurde gar nicht angehört. Niemals war die anmaßliche Bildung tyranniſcher und verblendeter. Villèle hatte ſehr recht, wenn er in der Kammer ſagte: „die einzige Tyrannei, die jetzt in Frankreich geübt wird, iſt die der ſ. g. öffentlichen Meinung und der Preſſe. Sie allein hat jenes Geſpenſt geſchaffen, das man als Jeſuitismus bekämpft.“

Hatte der König einen tiefen Widerwillen, ſeine Sache mit der des Jeſuitenordens verwechſelt zu ſehen, ſo gab es andrerſeits auch verſtändige Freunde der Kirche, welche die reine Sache der letzteren gefährdet glaubten durch jede Vermiſchung des kirchlichen mit dem dynaſtiſchen Intereſſe. In dieſem Sinne ſprach ſich der Biſchof von Tours und beſonders auch der geiſtreiche Publiciſt, Herr von Eckſtein in Paris aus. Sie erkannten die geheime Schwäche des Thrones und wollten den Altar nicht in deſſen Fall mit hineinziehen laſſen.

Mit dieſen Händeln verging das Jahr 1826. Aus dem Gange der Debatten in der Pairskammer entnahm der König, daß er ſich auf dieſen Körper nicht ganz verlaſſen könne, und ließ daher das neue Preßgeſetz, damit es nicht durchfalle, lieber wieder zurückziehen. Es war ihm überhaupt zuwider, ſo oft ſeinen Willen zu ändern. Er hatte bei ſeinem Regierungsantritt Preßfreiheit verkündigt; die geſteigerte Wuth der Oppoſition drängte ihn nun wieder, die Preſſe zu zügeln, und die Wiedereinführung der Cenſur erſchien ihm doch im höchſten Grade gehäſſig und unpopulär. So wußte dieſer unglückliche Fürſt nicht, was er thun ſollte. Indem er nun das Geſetz zurücknahm und in der liberalen Weiſe verfuhr, wie bei ſeiner Thronbeſteigung, wollte der loyale Marſchall Oudinot, Commandant der Nationalgarde, dem Könige Gelegenheit geben, den Dank ſeines Volkes entgegenzunehmen und veranſtaltete eine große Muſterung der Nationalgarde, am 29. April 1827. Allein der Marſchall kannte ſeine Leute nicht, der Haß der Bürgerclaſſe war ſchon zu tief eingefreſſen. Die Nationalgarde, größtentheils aus dieſer Claſſe zuſammengeſetzt, theilte, wie gleichzeitig der deutſche Philiſter, den ganzen Ingrimm gegen die Kirche und war durch die Preſſe und durch die Kammerdebatten ſchon ſo exaltirt worden, daß der König, als er mit glänzendem Gefolge die zwölf Pariſer Legionen muſterte, von einem Theile derſelben nicht mit dem loyalen und gewohnten Rufe: „Es lebe der König!“ ſondern mit der Oppoſitions-Parole: „Es lebe die Charte!“ begrüßt wurde. Als er ſich wieder entfernt hatte, erhob das Volk ein noch viel revolutionäreres Geſchrei: Nieder mit den Miniſtern! Nieder mit den Jeſuiten! Als die Nationalgarde auf ihrem Rückmarſch an Villèle's Hotel vorbeizog, erſchütterte ſie daſſelbe mit dem Donner ihrer Verwünſchungen. Die Herzogin von Angoulême gerieth mit ihrem Wagen in das Gedränge der Legionäre, die ihr dergeſtalt ihren böſen Willen blicken ließen, daß ſie vor Schrecken und Wuth zitterte. Der entrüſtete König befahl noch an demſelben Abend die Auflöſung der Nationalgarde. Merkwürdigerweiſe legte ſich die Aufregung und Paris blieb ruhig. Bald darauf begab ſich der König in das Lager von St. Omer, wo die loyalen Jubelrufe der Soldaten ihn für die Mißtöne in Paris entſchädigten.

Man bemerkte, daß in dieſer Zeit die Regierung den Kopf verlor. Man überredete den König, an ſeiner Unpopularität trage Niemand ſchuld, als Villèle. Wie ungeheuer dieſer Miniſter verhaßt war, davon hatte ſich der König überzeugen können. Er ſchwankte in ſeinem Vertrauen und daher auch in ſeinen Maßnahmen. Im Schwanken aber gab er Vortheile wieder auf, die er ſchon errungen hatte. Die ſiebenjährige Dauer der Kammer wurde vorſchnell wieder aufgegeben und die ganze Verſammlung aufgelöſt, im Juni. Und zugleich wurde eigenmächtig die Cenſur wieder eingeführt. Man vermehrte alſo auf der einen Seite den Haß, und gab auf der andern dem Volke Gelegenheit, durch neue Wahlen die Oppoſition zu verſtärken. Ehe die neuen Kammern für das Jahr 1828 zuſammenberufen wurden, mußte ſich der König auch erſt noch der Pairs verſichern. Dieſe vornehmen Herren hatten ſich ihm wiederholt widerſpenſtig gezeigt und mit dem Liberalismus kokettirt. Er ernannte daher 76 neue Pairs, um ſich der Mehrheit in der Herrenkammer zu verſichern. Allein dießmal erwartete die Regierung ein Widerſtand von Seiten der Deputirtenkammer, den ſie kaum vorausgeſehen hatte. Denn hätte ſie ihn vorausgeſehen, ſo würde ſie lieber die alte Kammer beibehalten, als eine neue haben wählen laſſen. Trotz der Cenſur und aller Wahlumtriebe, welche Villèle wieder durch die Beamten machen ließ, fielen die neuen Wahlen dennoch überwiegend liberal aus. Am 17. November wählte die Stadt Paris ihre acht Candidaten, ſämmtlich Liberale, Dupont de l'Eure, Jacques Laffitte, Caſimir Perier, Benjamin Conſtant, von Schonen, Terneaux, Royer-Collard, Baron Louis. Das Volk ſtrömte durch die Straßen und erzwang eine allgemeine Illumination, indem es alle Fenſter einwarf, die nicht erleuchtet waren. Der Pöbel beging Exceſſe, ſogar Barrikaden wurden aufgeworfen und das Militär konnte die Ruhe nicht herſtellen, ohne daß einiges Blut gefloſſen wäre. Als ſämmtliche Wahlen in Frankreich vollendet waren, berechnete man eine liberale Mehrheit von 428 Stimmen, die miniſterielle Minderheit behielt nur 125.

Einer ſolchen Kammer gegenüber konnte ſich der verhaßte Villèle unmöglich behaupten, nahm daher am 3. Januar 1828 ſeine Entlaſſung und empfahl dem Könige zu ſeinem Nachfolger den Herrn v. Martignac, einen beſonnenen und gemäßigten Mann, der noch allein fähig ſchien, die Parteien zu vertragen und für den König ein zweiter Villèle, für das Volk ein zweiter Decazes zu ſeyn. Aber die Kluft zwiſchen König und Volk war ſchon viel zu weit aufgeriſſen, als daß ſie ein guter Name und der gute Vorſatz eines Miniſters hätte ausfüllen können. Vor Allem kam es darauf an, die Oppoſition zur Mäßigung zurückzuführen und das glaubte Martignac durch Conceſſionen erreichen zu können.

Die Kammern wurden am 5. Februar 1828 wieder eröffnet und Martignac legte ſogleich ein Geſetz vor, welches den Beamten unterſagte, ſich künftig in die Deputirtenwahlen einzumiſchen; zweitens wieder ein neues Preßgeſetz, welches dem Journalismus nur leichte Bedingungen ſtellte; drittens ein Geſetz zu Gunſten der Befreiung Griechenlands; und viertens mehrere Verordnungen gegen die Jeſuiten. Mehr konnte die Oppoſition von einem Miniſter Karls X. in der That nicht verlangen. Aber der König hatte früher nach einem andern Syſteme regiert; daß er davon abging, legte man ihm nun als Schwäche aus und er verlor an Achtung, ohne an Liebe zu gewinnen. Die Kammern gingen natürlicherweiſe auf ſämmtliche Geſetze ein und mit großem Aufſehen wurde insbeſondere am 16. Juni das Jeſuitengeſetz verkündigt, welches dieſen Vätern die acht Schulen entzog, in denen ſie bisher gelehrt hatten, und den Jeſuiten überhaupt die franzöſiſche Erde verbot. Sie wanderten alle nach der Schweiz oder Italien aus.

Im Herbſt des Jahres 1828 machte der König eine Reiſe nach Straßburg, um die Stimmung im Oſten Frankreichs zu ſondiren und für ſich zu gewinnen. Man empfing ihn in der Provinz überall ſehr ehrenvoll. In Straßburg ſelbſt begrüßten ihn der König von Württemberg und der Großherzog von Baden. Gleichzeitig durchreiste die Herzogin von Berry mit ihrem jungen Sohn den Weſten Frankreichs, beſuchte das Schloß Chambord, die treuen Vendéer, und fand ebenfalls überall große Anhänglichkeit. Somit ſchienen dem König die Provinzen weit geneigter, als die Hauptſtadt. Auch in der auswärtigen Politik ſpielte Frankreich damals keineswegs eine untergeordnete Rolle. Es handelte einig mit England in Griechenland und in Portugal. Seine Schiffe wirkten weſentlich mit in der Schlacht bei Navarin und zerſtörten mehrere Corſarenſchiffe von Algier, General Maiſon führte eine franzöſiſche Armee nach Morea. Die Flagge wie die Fahne Frankreichs war unter Karl X. in Ehren.

Wie es ſcheint, war es Martignac, der dem König die Rundreiſe durch die Provinzen angerathen hatte, denn im Beginn des Jahres 1829 brachte er ein wichtiges, auf die Provinzen bezügliches Geſetz vor die Kammer. Er wollte nämlich die Gemeinde- und Departementalordnung in der Art ändern laſſen, daß künftig die Gemeinden und Departements eine collegialiſche Controle über die Maires und Präfecten üben ſollten, die bisher unumſchränkt geherrſcht hatten. Das hieß nicht viel weniger als die Provinzen und größeren Provinzialſtädte von der Tyrannei emancipiren, welche bisher Paris allein über ſie ausgeübt hatte. Dieſes wohlthätige Geſetz aber wurde von den Parteien übel aufgenommen. Die Oppoſition fürchtete die große Mehrheit conſervativer und insbeſondere kirchlicher Elemente in den Provinzen, welche, wenn das Geſetz angenommen wurde, darin eine Stütze finden würden gegen die von Paris aus geleitete Aufregung. Unter den Royaliſten ſelbſt war kein richtiges Verſtändniß der heilſamen Maßregel. Es gab unter ihnen eine Partei, der das Miniſterium Martignac nicht weniger zuwider war, wie einſt das Miniſterium Decazes, und es läßt ſich auch nicht läugnen, daß Männern von einſeitiger, aber feſter Richtung das Schwanken des Königs und ſein letztes Hinneigen zum Liberalismus unerträglich ſeyn mußte. Dieſe Männer vergaßen nun über der Perſönlichkeit und der allgemeinen Haltung des Miniſters den Werth und Nutzen des von ihm bevorworteten Geſetzes und verwarfen dieſes wegen jenem. Als nun von beiden Seiten her ſo heftig gegen das Geſetz geſprochen wurde, daß es durchfallen mußte, nahm es der Miniſter zurück.

Martignac war nur ein Werkzeug, ein Nothbehelf in der ſchlimmſten Verlegenheit, wider Willen aufgegriffen, herzlos wieder weggeworfen; aber in der kurzen Zeit ſeiner Verwaltung hat er ſich doch als ein Ehrenmann bewährt, und ſein Gedanke, Frankreich wieder ein wenig zu decentraliſiren, ſichert ihm ein achtungsvolles Andenken. Die Gemeinden und die einzelnen Provinzen Frankreichs, ehemals viel ſelbſtändiger und reicher an eigenthümlichem Leben, wurden ſchon unter der abſoluten Regierung der Könige von Paris aus mit ungebührlicher Willkühr beherrſcht und die Revolution verſchärfte noch die Centraliſation. Weil aber auch die Oppoſition, die ihren Mittelpunkt immer in Paris hat, von hier aus ihre Fäden durch das ganze Land zieht, ſo war auch ihr eine größere Selbſtändigkeit der Provinzen entgegen. Immerhin wird Frankreich nicht eher einer dauernden politiſchen Geſundheit ſich erfreuen, bis die Provinzen wieder mit ihren conſervativen Intereſſen ein Gleichgewicht bilden gegen die ewig aufgeregte und nach Neuem gierige Hauptſtadt.

Der König entließ die Kammern am 30. Juli und unmittelbar darauf auch das Miniſterium Martignac. Man hat ihn beſchuldigt, dieſes ſein eigenes Miniſterium gewiſſermaßen verrathen zu haben.

indem er ſelbſt die Oppoſition der Ultra's gebilligt habe. Es lag allerdings nahe zu vermuthen, daß er an den liberalen Conceſſionen ſeines Miniſters keine Freude haben konnte. Allein er hatte denſelben einmal zum Miniſter angenommen und die Schwäche des Miniſters war ſeine eigene Schwäche. Gewiß iſt, daß dem Könige nichts ſo ſehr ſchaden mußte, als ſein Schwanken zwiſchen Conceſſionen und Gewaltmaßregeln. Von Anfang an nicht ſtark in ſeiner Stellung, verlor er vollends die Achtung, die man wenigſtens der Conſequenz zu zollen pflegt.

Ehe man inzwiſchen zu voreilig den König tadelt, muß man alle Umſtände erwägen, unter denen er handelte. Martignac hielt es für vortheilhafter für Frankreich, ſich in der griechiſchen Frage an Rußland anzuſchließen. Man muß ſich die europäiſche Situation vergegenwärtigen. Diebitſch ſtand in Adrianopel, ein Friede wurde dort unterhandelt, der am 14. Dezember wirklich zu Stande gekommen iſt. England und Oeſterreich gaben ſich die äußerſte Mühe, Frankreich auf ihre Seite zu bringen. Man kennt die Depeſchen des ruſſiſchen Geſandten in Paris, Grafen Pozzo di Borgo, aus jener Zeit. Dieſer ſchlaue Diplomat hatte es mit Martignac ſo weit gebracht, daß Karl X. Oeſterreich mit Krieg drohte, wenn es ſich thätlich in den türkiſchen Krieg einmiſche, um etwa den Ruſſen die Vortheile zu ſchmälern, die ſie ſich vom Frieden verſprachen, Grund genug für Wellington, der damals in England regierte, alles daran zu ſetzen, um Martignac zu ſtürzen, wozu ſich der ihm ſchon länger vertraute Polignac darbot.

Am 8. Auguſt 1829 ernannte der König an Martignac's Stelle den Fürſten Julius von Polignac zum Miniſter. Das war der Sohn jener bekannten Fürſtin von Polignac, der die unglückliche Königin Marie Antoinette dereinſt ihre ganze Gunſt zugewendet hatte, und derſelbe, der in die Verſchwörung gegen Napoleon verwickelt und gefangen geweſen war. Die Oppoſition hat ihn als den hochnaſigſten und zugleich unfähigſten Junker von der Welt dargeſtellt. Inzwiſchen hat ſie den Haß übertrieben. Polignac beſaß nicht die großen Eigenſchaften eines Regenten, aber wenigſtens die Conſequenz des Parteimannes.

War das Miniſterium Polignac ein Extrem, ſo wurde der König doch nur in daſſelbe hineingetrieben, nachdem er ſich in anderartigen Verſuchen, in Ruhe regieren zu können, erſchöpft hatte. Polignac hatte zugleich eine unbedingte und längſt geprüfte blinde Ergebenheit für ſeinen Herrn, was in Zeiten der Noth den Königen vom höchſten Werth iſt. Unter den übrigen neu ernannten Miniſtern zeichnete ſich Labourdonnaye durch einen eiſernen Charakter aus. Ihn fürchtete man, während Polignac verachtet und verſpottet wurde. Von ihm erwartete man die feindſeligſte, gegen die Liberalen ſchonungsloſeſte Reaction, denn er hatte als Redner in der Kammer ſeine Geſinnungen desfalls niemals verhehlt. Zum Kriegsminiſter wurde General Bourmont ernannt, eine ſehr ungeſchickte Wahl, da Bourmont bekanntlich vor der Schlacht bei Waterloo das franzöſiſche Lager verlaſſen hatte und zu den Allirten übergelaufen war. So etwas verzeiht das franzöſiſche Volk nie. Es iſt kaum begreiflich, wie es Karl X. ſeiner eigenen Ritterlichkeit abgewinnen konnte, einen Deſerteur an die Spitze der franzöſiſchen Armee zu ſtellen. Die andern Miniſter waren von keiner Bedeutung, Montbel, Courvoiſier, Chabrol und d'Hauſſez, faſt alle früher ſchon Anhänger Villèle's.

Als dieſes Miniſterium ernannt war, ging ein Schrei der Entrüſtung durch ganz Frankreich. Der Conſtitutionnel nannte es einen Bund der Ariſtokratie (Polignac) mit der Treuloſigkeit (Bourmont), der Unwiſſenheit (Montbel), und dem Haſſe der Verfolgung (Labourdonnaye). Man ſetzte gleich anfangs voraus, daß Frankreich nur zwiſchen dieſem Miniſterium und der Revolution zu wählen habe. Man nannte es le ministère impossible und bereitete ſich auf alle Fälle vor. Schon im September bildete ſich in der Bretagne ein Verein zur Verweigerung ungeſetzlicher Steuern, der ſich alsbald über die Normandie, das Elſaß und ganz Frankreich ausdehnte. Der alte General Lafayette hielt dieſen Zeitpunkt für günſtig, ſich der Nation in Erinnerung zu bringen, er als die perſonificirte Revolution. Schon im September unternahm er mit großem Aufſehen eine Reiſe nach Lyon, die einem Triumphzuge glich, denn überall brachte die Oppoſitionspartei ihm Huldigungen dar, bereitete ihm glänzende Feſte und gab ihm Gelegenheit zu politiſchen Reden, welche Oel in's Feuer goſſen. In Lyon fuhr er, mit Eichenlaub bekränzt, in einem von vier weißen Pferden gezogenen Wagen ein, vor ihm 300 geſchmückte junge Leute zu Pferde, hinter ihm viele Tauſende zu Fuß. Die Bürgerſchaft von Lyon empfing ihn feierlich und Lafayette ſprach: „Ich vertraue in dieſer kritiſchen Zeit auf die ruhige und mit Verachtung gepaarte Feſtigkeit eines großen Volkes, das ſein Recht kennt und ſeine Kraft fühlt.“ Lafayette ſtand an der Spitze eines geheimen Ausſchuſſes, der von Paris aus die Oppoſition im Lande leitete. Außer den Steuerverweigerungsvereinen in den Provinzen bildete ſich noch eine weit ausgedehnte geheime Geſellſchaft unter dem Namen Aide toi et le ciel t'aidera (Hilf dir ſelber, und der Himmel wird dir helfen). Dieſe Geſellſchaft hatte zunächſt einen defenſiven Charakter und wollte nur ſämmtliche Volksrechte gegen das neue Miniſterium ſchützen, allein ſie hatte ſchon etwas von jacobiniſchem Geſchmack.

Das Miniſterium ſetzte dieſen Bewegungen im Lande und den wüthenden Angriffen der Preſſe eine auffallende Gleichgültigkeit entgegen; man glaubte darin den ſtumpfſinnigen Hochmuth Polignac's wieder zu erkennen. Allein das Miniſterium that nichts, weil es in ſich ſelbſt noch nicht einig war. Labourdonnaye wollte handeln den Liberalismus entwaffnen, dem Throne die ariſtokratiſchen und kirchlichen Stützen geben, wie es längſt in den Wünſchen des Königs lag. Der König ſelbſt ſoll damals geſagt haben: „Point de concessions! j'agis et je ne cesserai d'agir dans les intérêts de la réligion et de la royauté.“ Die Art, wie Labourdonnaye als Miniſter des Innern ſein Beamtenperſonal zuſammenſetzte, ließ keinen Zweifel übrig, daß dieſer ſtolze Mann energiſch einſchreiten werde. Aber Polignac ſelbſt ſtand unter dem Einfluſſe von England.

Nicht ohne Englands Einfluß war er zum Miniſterium gelangt und die Intriguen, welche Pozzo di Borgo, der ruſſiſche Geſandte in Paris, Martignacs Gönner, aus Unmuth über des letztern Entfernung gegen Polignac anſpann, machten dieſem den Anſchluß an England nur um ſo nothwendiger. Wellington aber war zu klug, um nicht die Gefahren zu erkennen, denen ſich Karl X. bei einer allzuſcharfen Reaction ausſetzte. Er rieth alſo zur Mäßigung und hauptſächlich deßhalb war Polignac zum Warten, Hinhalten und Lawiren geneigt. Auch die Anhänger Villèle's im Miniſterium neigten mehr zur Mäßigung. Während nun das Miniſterium nach außen hin unthätig blieb, war in ſeinem Innern lebhafter Kampf. Endlich gab der König dem engliſchen Einfluſſe nach und entfernte Labourbonnaye, an deſſen Stelle Guernon de Ranville trat. Die Villèle'ſche Partei hätte ſich gerne auch Polignacs entledigt; dieſen aber, den England hielt, ſtellte der König an die Spitze des Miniſteriums.

Erſt am 2. März 1830 wurden die Kammern wieder eröffnet. Der König trat mit Ruhe und Feſtigkeit auf. „Frankreich, ſagte er, iſt im Frieden mit der Welt und überall geachtet. Es auch im Innern glücklicher geachtet zu ſehen, iſt das Bedürfniß meines Herzens. Die Charte hat die öffentlichen Freiheiten unter den Schutz der Rechte meiner Krone geſtellt. Dieſe ſind geheiligt. Es iſt meine Pflicht gegen mein Volk, ſie meinen Nachfolgern unverletzt zu überliefern.“ Er gab alſo zu verſtehen, daß, wenn die Oppoſition ſeine Rechte nicht achte, er nöthigenfalls auch die ihrigen beſchränken werde, daß keinesfalls die Charte über die Krone wachſen dürfe. Im Uebrigen drückte er ſein Vertrauen aus, daß Frankreich an ſeinen guten Willen glauben und die Uebelgeſinnten nicht hören werde, die ſeine königliche Geſinnung verdächtigten. Der König fügte hinzu: „Sollten ſtrafbare Umtriebe meiner Regierung Hinderniſſe in den Weg legen, ſo werde ich in meinem Entſchluſſe, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Zutrauen der Franzoſen und in der Liebe, die ſie jederzeit ihren Königen erwieſen haben, die Kraft finden, ſie zu beſiegen." Als er dieſe Worte mit lauter Stimme und in einiger Aufregung ſprach, entfiel ihm ſein Hut und der neben ihm ſtehende Herzog von Orleans hob denſelben auf, was man wie ein Omen anſah.

In der Deputirtenkammer befanden ſich alle Liberale von Auszeichnung beiſammen. Unter den jüngeren, neu eintretenden Mitgliedern glänzte Guizot, ein Proteſtant von philoſophiſcher, beinahe deutſcher Bildung, welcher damals in die Fußſtapfen Royer Collards tretend, für dieſe zweite und viel energiſchere Generation des franzöſiſchen Liberalismus ungefähr das wurde, was für die erſte Bejamin Conſtant unter der Leitung der geiſtreichen Frau von Stael geweſen war. Royer Collard und Guizot behandelten das conſtitutionelle Syſtem wiſſenſchaftlich nach allen ſeinen Conſequenzen und wegen der bei ihnen herſchenden Theorie oder Doctrin nannte man alle ihre Anhänger Doctrinäre, im Gegenſatz gegen die practiſchen Menſchen, die gerade auf ihren Zweck losgehen, ohne ſich um ein Syſtem zu bekümmern. Die Praxis war damals bei den geheimen Geſellſchaften, aber die Doctrinäre ſpielten öffentlich die glänzendſte Rolle durch ihre Beredſamkeit und durch die begeiſterungsvolle Vertheidigung der politiſchen Grundlehren des Liberalismus, denen man damals den Werth evangeliſcher Wahrheiten beilegte. Es iſt bemerkenswerth, daß die Doctrin auf der entgegengeſetzten Seite ſich viel weniger geltend machte. Die Ultras hatten ſchon in den Zeiten von Decazes und Villèle ihre Beredſamkeit erſchöpft und wohl eingeſehen, wie unnütz es iſt, da Doctrinen auszukramen, wo man ſie nicht hören will. Indeß trat damals auch auf der royaliſtiſchen Seite ein Redner erſten Ranges auf, aber kein Doctrinär, ſondern ein durchaus practiſcher Advocat ſeiner Partei, der junge Berryer.

Die Deputirtenkammer wählte nur Liberale in die Candidatenliſte der Präſidentſchaft und Karl X. ſtand nicht an, gerade den nahmhafteſten unter ihnen, Royer Collard, zum Präſidenten zu ernennen. Doch hatte er in jenen Tagen ziemlich vielen Stolz blicken laſſen und es fehlte nicht an Aufhetzern, die den Bruch zwiſchen dem Könige und der Kammer gerne beſchleunigt hätten. Auch der Herzog von Orleans ſoll ſich, wie wenigſtens Lamartine verſichert, damals herbeigedrängt und dem König Muth zugeſprochen haben, denn er ſei der Herr und ihm zieme der Ton des Gebieters. Der Herzogin von Angoulême ſagte man nach, ſie habe die höchſten Juſtizbeamten bei einer Audienz mit beleidigender Kälte empfangen, und anſtatt ſie anzuhören, ihnen die Thüre zum Thronſaale gewieſen. Soferne damals ſo viel verleumdet wurde, weiß man nicht, ob ſie nicht aus einem Mißverſtand handelte. Die Deputirtenkammer entwarf eine Adreſſe, worin ſie unter Anderem ſagte: „Ein ungerechtes Mißtrauen in die Geſinnungen und die Vernunft Frankreichs iſt heutzutage der Grundgedanke der Adminiſtration; Ihr Volk trauert darüber, weil es ſich dadurch gekränkt fühlt, es beunruhigt ſich darüber, weil ſeine Freiheiten dadurch bedroht ſind. Dieſes Mißtrauen findet keinen Weg in Ihr edles Herz. Nein, Sire, Frankreich will ſo wenig die Anarchie, als Sie den Despotismus wollen; Frankreich iſt würdig, daß Sie auf ſeine Loyalität vertrauen, wie es auf Ihre Verſprechungen vertraut. Zwiſchen Denjenigen, die eine ſo ruhige, treue Nation verkennen, und uns, die wir mit einer tiefen Ueberzeugung den Schmerz eines ganzen und auf die Achtung und das Vertrauen ſeines Königs eiferſüchtigen Volkes jetzt in Ihren Buſen niederlegen, möge ſich die hohe Weisheit Ihrer Majeſtät ausſprechen. Die königlichen Prärogative haben in Ihre Hände die Mittel gelegt, die conſtitutionelle Harmonie zwiſchen den Staatsgewalten, dieſe erſte und nothwendige Bedingung der Stärke des Thrones und der Größe Frankreichs, zu ſchaffen."

Die Debatten über dieſe Adreſſe waren äußerſt intereſſant. Das Miniſterium hatte es nämlich nicht blos mit der liberalen Oppoſition, ſondern auch mit den ſ. g. Defectionen in der bisherigen royaliſtiſchen Partei ſelbſt zu thun. Die früher geſtürzten Miniſter, Villèle, ſelbſt Labourdonnaye, waren mit allen ihren Anhängern, wenn auch Freunde des Königs, doch Feinde Polignacs und wollten dieſen letzteren ſtürzen. Andere meinten es aufrichtig gut mit dem Könige, beneideten auch Polignac nicht, fürchteten aber, er werde Mißgriffe begehen und ſchade dem König jedenfalls durch ſeine Unpopularität. Alſo wollten auch ſie ihn ſtürzen. Sie halfen den Liberalen zu einem Siege, deſſen Opfer nothwendig der König werden mußte. Die Liberalen ſelbſt benutzten dieſe Defectionen mit Klugheit, ſchämten ſich aber nicht der Heuchelei und Lüge. Dupin der ältere, Mitverfaſſer der Adreſſe, ſagte in der Vertheidigung derſelben: „der Grundgedanke der Adreſſe iſt eine tiefe Verehrung für die Perſon des Königs; ſie drückt die hochachtungsvollſte Ergebenheit für jenes alte Geſchlecht der Bourbons aus ꝛc.“ Ein weniger berühmter Royaliſt, Chantelauze, blieb der einfachen Wahrheit getreuer, indem er den Liberalen ſagte: „ihr wollt dem Königthum ans Herz, ihr wollt der Deputirtenkammer allein die Macht erobern, die geſetzlich dem König zukommt.“ Conny erinnerte daran, die Charte, die man jetzt als tödtliche Waffe gegen die Monarchie wende, ſey ein freiwilliges Geſchenk Ludwigs XVIII. geweſen, Niemand, am wenigſten das franzöſiſche Volk ſelbſt hätte den König zwingen können, ſie zu geben, und jetzt wollte man ſeine Nachfolger mit derſelben Charte erwürgen. Montbel frug ſehr mit Recht: wozu dieſer ungeheure Lärmen? iſt denn Frankreich nicht frei und glücklich? kann es milder regiert werden? — Aber die Mehrheit der Kammer beſtand darauf, der König müſſe ſich ihrem Willen beugen und dürfe nur ſolche Miniſter haben, die ſie ihm vorſchreibe. Die Adreſſe wurde mit 221 gegen 181 Stimmen angenommen.

In der Pairskammer wurde der König ebenfalls durch Defectionen im Stich gelaſſen. Hier donnerte Chateaubriand gegen das Miniſterium. Der von Neid verblendete Dichter vergaß jede dem Könige ſchuldige Rückſicht. Das Nämliche that der Herzog Fitz James, ein Günſtling des Königs, aber Feind der Polignacs und gleich vielen andern Höflingen ein Werkzeug der ruſſiſchen Intrigue. Hinter allen vornehmen Defectionen ſtand Pozzo di Borgo. Das Schickſal ſchien zu wollen, daß, wenn Neſſelrode den erſten Schlag gethan, um den Thron der Bourbons wieder aufzurichten, ein andrer ruſſiſcher Miniſter den erſten thun ſollte, um ihn wieder zu zerſchlagen. Ohne ruſſiſche Mitwirkung konnte ſchon nichts Wichtiges mehr in Europa vor ſich gehen.

Die Adreſſe der Pairskammer an den König war nicht weniger feindſelig als die der Deputirtenkammer, wenn auch mehr verſteckt. Indem ſie nicht ohne eine beleidigende Bosheit die Worte der Thronrede parodirte, ſagte ſie: „Sollten ſtrafbare Umtriebe Ihrer Regierung Hinderniſſe in den Weg legen, ſo würden ſie durch das gleichzeitige Zuſammenwirken beider Kammern bald überwunden ſeyn. Damit wollte ſie ſagen, daß nur von Polignac ſolche Hinderniſſe zu erwarten ſeyen und daß die Pairskammer im Kampfe gegen dieſen Miniſter der Deputirtenkammer zur Seite ſtehen würde.

Einem ſo vielſeitigen Widerſtande hätte der König aus Klugheitsgründen nachgeben, als conſtitutioneller König hätte er ein Miniſterium, für welches eine Mehrheit in den Kammern zu gewinnen unmöglich war, fallen laſſen müſſen. Dabei hätte ihn das Beiſpiel des Königs von England tröſten können, der immerhin ein mächtiger Herr blieb, wenn er ſich auch jederzeit ſeine Miniſterien vom Parlament mußte vorſchreiben laſſen. Endlich hätte Karl X., wenn er nicht ſowohl auf ſeine Ehre, als auf ſeinen Nutzen geſehen und einige Argliſt beſeſſen haben würde, durch Ernennung eines rein liberalen Miniſteriums die jetzt gegen ihn vereinigten Parteien raſch wieder trennen und die Liberalen in Verlegenheit ſetzen können. Allein jede ſolche Argliſt lag ihm fern. Man muß, wenn man ſeine Unklugheit bedauert, wenigſtens ſeine Ehrlichkeit achten. Es iſt der Geſchichtſchreibung unwürdig, länger in die Schmähungen einzuſtimmen, mit welchen der unglückliche Greis verfolgt worden iſt. Als Royer Collard an der Spitze der ſtändiſchen Deputation dem Könige die Adreſſe vorgeleſen hatte, antwortete der König mit vieler Würde: „Ich hatte ein Recht, auf die Mitwirkung der Kammern zur Ausführung alles Guten, was ich im Sinne habe, zu vertrauen. Mein Herz iſt bekümmert, von Ihnen zu hören, daß dieſe Mitwirkung nicht vorhanden iſt. Aber meine Entſchließungen ſind unerſchütterlich. Das Wohl des Volkes erlaubt mir nicht, mich davon zu entfernen.“ Einen Tag ſpäter wurden die Kammern einſtweilen vertagt, jedoch noch nicht aufgelöſt. Die royaliſtiſche Minderheit auf der rechten Seite der Kammer rief laut: „Es lebe der König!“ Aber die liberale Mehrheit auf der linken noch lauter: „Es lebe die Charte!“ Was weiter geſchehen ſollte, wurde nun vom Könige mit dem Miniſterrathe verabredet. Montbel erklärte ſich am entſchiedenſten für raſches Handeln. Er gieng, wie früher Martignac, und wie ſpäter Napoleon III., von dem Gedanken einer Appellation an das Volk aus. In den Provinzen und ſonderlich beim Landvolk zweifelte er nicht, die Mehrheit zu finden, die ihm Paris verſagte. Er rieth daher, der König ſolle die Kammern augenblicklich auflöſen und ſich mit einem Manifeſte an die Nation wenden. Aber Guernon de Ranville, Chabrol und Courvoiſier waren dagegen und riethen zur Mäßigung. Es bot ſich nämlich noch ein Mittel dar, durch welches vielleicht in den Geſinnungen der Wähler eine Aenderung bewirkt werden konnte. Bis dieſes Mittel gewirkt haben würde, ſchien es räthlicher, die definitive Auflöſung der Kammer, die Appellation an das Volk und jede andere Maßregel zu verſchieben.

Das gedachte Mittel war eine Kriegsoperation, von der man ſich Ruhm für die königliche weiße Fahne und Erfolge bei den Wahlen verſprach, wie nach dem letzten Siege in Spanien. Der Raubſtaat von Algier unter dem gewaltthätigen Dey Huſſein Bey, hatte fortwährend Frankreich geneckt und war durch die früher empfangene Strafe noch nicht genug gedemüthigt worden. Da nun die durch die Seeräuber beraubten franzöſiſchen Eigenthümer in Algier ſelbſt keinen Erſatz fanden, ſo hielten ſie ſich an das franzöſiſche Finanzminiſterium, welches zwei Kaufleuten in Algier

7 Millionen Franken für Getraide ſchuldig war. Das Miniſterium zog wirklich von jener Summe 2½ Millionen ab, um ſie den Reclamanten als Erſatz für ihre Verluſte zuzuſtellen. Natürlicherweiſe wandten ſich nun die um ihre Bezahlung verkürzten Kaufleute von Algier an ihren Dey. Von Rechtswegen hätte dieſer die Seeräuber zum Erſatz zwingen müſſen, allein die Art und Weiſe, wie Frankreich ſich ſo raſch und eigenmächtig bezahlt gemacht hatte, ärgerte ihn ſo ſehr, daß er bei einem öffentlichen Feſte, bei welchem ihm unter anderen auch der franzöſiſche Conſul Duval aufwartete, denſelben grob anfuhr, ja mit dem Fliegenwedel ſchlug und zur Thüre hinausjagte. Auf dieſe Beleidigung hin verließ der Conſul Algier, am 15. Juni 1829. Hierauf ließ der Dey alle franzöſiſche Niederlaſſungen in ſeinem Bereiche plündern und zerſtören, namentlich das Fort Lacalle, jedoch erſt, nachdem es die Franzoſen verlaſſen hatten. Im Juli wurde Herr von Labrétonnière nach Algier geſchickt, um für Frankreich Genugthuung zu fordern. Aber der Dey weigerte ſich nicht nur, ſondern ließ auch, ſobald der Parlamentär den Hafen wieder verließ, auf ſein Schiff feuern. Frankreich hatte nun ein volles Recht, einen ſolchen Barbaren zu züchtigen, und der König erkannte gleich, wie vortheilhaft ein ſiegreicher Feldzug gegen Algier auch für ſeine innere Politik ſeyn würde, da die Franzoſen nichts mehr reizt, als kriegeriſcher Ruhm. Es handelte ſich alſo hier nicht blos um die Strafe eines kleinen Seeräubers, ſondern um eine große politiſche Demonſtration. Eben deshalb aber beſorgte England, Karl X. werde der Expedition nach Algier eine zu große Ausdehnung geben und Algier nicht nur erobern, ſondern auch behalten wollen. Es bot daher ſeine Vermittlung an und ſträubte ſich auf alle Weiſe gegen die Expedition, die es endlich nur unter der Bedingung zugab, daß Frankreich ſich verpflichtete, Algier nicht zu behalten. Schon war eine große engliſche Flotte unter Admiral Malcolm ins Mittelmeer geſchickt worden, um die Franzoſen nöthigenfalls mit Gewalt an ihrer Expedition zu hindern, und das engliſche Miniſterium wurde im Parlament mit

Fragen und Vorwürfen beſtürmt, da die engliſche Eiferſucht den Franzoſen den Beſitz von Algier durchaus nicht gönnen wollte. Das Parlament beruhigte ſich erſt, als die Miniſter verſicherten, ſie hätten von Frankreich die befriedigendſten Erläuterungen erhalten. Obgleich es nicht beſtimmt geſagt wurde, verſtand darunter doch Jedermann, daß Frankreich ſich der Forderung Englands gefügt habe, Algier nicht behalten zu wollen. Die engliſche Preſſe beutete den Gegenſtand mit gewohnter Ungebundenheit aus. Und wenn Karl X. von ſeiner Expedition Ruhm erwartete, ſo gereichte es ihm doch zur großen Demüthigung, daß er ſich die Erlaubniß dazu von England erbitten mußte. Noch viel mehr ſchadete ſeinem Vorhaben die Wahl des Feldherrn, der die Expedition commandiren ſollte. Die Unpopularität des Generals Bourmont, damaligen Kriegsminiſters, war zu groß, die Verachtung dieſes Deſerteurs in ganz Frankreich zu allgemein, als daß ſeine Wahl nicht neue Erbitterung gegen den König hätte hervorrufen ſollen, namentlich in der Armee ſelbſt. Der Feldzug wurde bis ins Frühjahr verſchoben und der Ausmarſch ſo berechnet, daß Algier gerade in einem Zeitpunkt erobert werden konnte, in welchem die Nachricht davon und der Siegesjubel auf die neuen Wahlen einwirken konnte, welche der König, nach Auflöſung der bisherigen Kammern veranlaſſen wollte. Am 16. Mai ſollte die Einſchiffung der Expeditions-Armee, welche 30,000 Mann ſtark war, im Hafen von Toulon beginnen. Am nämlichen Tage verfügte der König die definitive Auflöſung der Kammern und berief die neu zu wählenden Kammern auf den 3. Auguſt ein. Die neuen Wahlen aber ſollten in den kleineren Wahl-Collegien am 23. Juni, in den größeren am 3. Juli vorgenommen werden. Bis zu dieſen Terminen hoffte Bourmont Algier eingenommen und ganz Frankreich mit ruhmreichen Proclamationen erfüllt zu haben. Indem der König die Auflöſung der Kammern verfügte, nahmen Chabrol und Courvoiſier ihre Entlaſſung. An ihre Stelle traten Graf Peyronnet, ſchon früher Miniſter unter Villèle und ſehr muthvoll, der gleichfalls energiſche Chantelauze und Baron Capelle, für den ein neues Miniſterium der öffentlichen Arbeiten geſchaffen wurde. Vor den Wahlen erließ der König ein Manifeſt an die Nation, worin aber nur das wiederholt war, was er ſchon den Kammern geſagt hatte. Den großartigen Eindruck einer Appellation von der gebildeten Minderheit der Franzoſen an die ungebildete Mehrheit machte es nicht. Eine ſolche Appellation hätte, wie ſpäter unter dem Präſidenten Louis Napoleon, erſt erfolgen müſſen, nachdem die Kammern durch einen Staatsſtreich völlig vernichtet waren. Eine bloße Ermahnung, man ſolle loyalere Deputirte wählen, als die bisherigen, konnte nichts fruchten. Die Wahlbewegung war einmal im Zuge, die Wahl auf die Begüterten beſchränkt, alſo vorzugsweiſe in den Händen der liberalen Mittelklaſſe. Die Geſellſchaft Aide toi und das Comité directeur, an deſſen Spitze Lafayette ſtand, thaten das Ihrige.

Bourmonts Berechnung hinſichtlich ſeiner Erfolge bewährte ſich nicht. Die Flotte wurde durch Stürme aufgehalten und mußte lange im Hafen von Palma verweilen. Zwei franzöſiſche Briggs, Aventure und Silène, ſcheiterten an der Küſte von Algier und fielen den Corſaren in die Hände. Dieſe ſchlimmen Nachrichten waren alles, was man während der Wahlen von der Expedition erfuhr. Es wurden daher nicht blos die 221 Deputirte, welche für die Adreſſe geſtimmt hatten, wieder gewählt, ſondern auch noch eine Menge neue Liberale und dieſe Wahlen fielen noch viel unglücklicher für das Miniſterium Polignac aus, als die früheren.

Die Wahlen waren ſchon vollendet, als jetzt erſt, viel zu ſpät, Siegesbotſchaften von Algier anlangten. Die franzöſiſche Flotte war am 14. Juni daſelbſt angelandet, die Truppen hatten ſich ausgeſchifft, am 19. die rohen Maſſen des Feindes, die ſich ihnen entgegenſtemmten, auseinander geworfen, am 4. Juli die Citadelle von Algier, das ſ. g. Kaiſerſchloß, erobert und am folgenden Tage die Stadt durch Capitulation eingenommen. Dem Dey wurde die Freiheit geſchenkt, er durfte aber nicht in Algier bleiben. Der Schatz des Dey, den man erbeutete, ſoll ziemlich beträchtlich geweſen ſeyn.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Siegesbotſchaft mit großem Pompe durch ganz Frankreich getragen wurde, allein die Abſichtlichkeit blickte zu grob hindurch. Der Sieg einer zahlreichen franzöſiſchen Armee über einen erbärmlichen Räuberfürſten war eigentlich nichts Ruhmvolles. Auch hatte die Oppoſition nicht verfehlt, überall zu verbreiten, daß man Algier zwar erobert habe, es aber nicht behalten dürfe. Der Enthuſiasmus, auf den der König ſo ſehr gerechnet hatte, blieb aus. Frankreich war nicht in einem Freudenrauſche, ſondern in einem Fieber des gährenden Haſſes. Man hörte überall von zahlreichen Brandſtiftungen. Ein Beſuch der königlichen Familie von Neapel in Paris vermehrte den Widerwillen gegen den Hof. Allen Menſchen der Neuzeit war der Anblick jener verjährten Majeſtäten verhaßt. Ueber das Haus Bourbon war die Revolution gegangen. Man glaubte nur ſeine Leichen aufſteigen zu ſehen, und wandte ſich mit Abſcheu und ein wenig böſem Gewiſſen von den Mumien ab. Auch die damaligen Hirtenbriefe vieler franzöſiſcher Biſchöfe verfehlten ihren Zweck. Soweit die Kirche dem Miniſterium Polignac helfen wollte, zog ſie den Haß gegen jenen auf ſich ſelbſt.

Wie ein böſer Dämon trat wie immer, wenn der älteren Linie des Hauſes Bourbon Gefahr drohte, der Herzog von Orleans aus ſeiner ſcheinbar argloſen Ruhe und Apathie hervor. Am 30. Juni gab er einen glänzenden Ball in ſeinem großen Palais Royal und hatte es ohne Zweifel veranſtaltet, oder ſah es wenigſtens ſehr gern, daß ſich das Volk in Schaaren herbeidrängte, den Palaſt umgab, ihm als dem Volksfreunde zujubelte, ja ſogar in der Freude ſeine Gartenſtühle zuſammenhäufte, aufthürmte, und als Freudenfeuer verbrannte.

Der König erhob Bourmont zum Marſchall von Frankreich und befahl am 11. Juli ein großes Tedeum und Siegesfeſt in Paris zu feiern, allein die Herzen blieben kalt. Bei dieſem Anlaſſe fiel eine Scene vor, die dem König unendlich ſchadete. Unter den Deputationen nämlich, die ſich nach üblicher Weiſe oder nach Parteizwecken ihm vorſtellen ließen, befand ſich auch eine der Kohlenträger von Paris und einer derſelben ſagte zum Könige: „Sire, ein Kohlenträger iſt Herr in ſeinem Hauſe, machen Sie es auch ſo!“ Die miniſteriellen Blätter waren ſo unklug, dieſe Anecdote zu verbreiten. Auch der Herzogin von Angoulême wird bei dieſem Anlaß wieder ein hochmüthiges und abſtoßendes Benehmen vorgeworfen. Die Parole in den Tuilerien ſey, wie man damals verbreitete, monter à cheval. Während das Herz des Königs tief bekümmert war und er nur in letzter Nothwehr entſchloſſen war, männlich den Sturm auszuhalten und nicht mehr nachzugeben, war alles verſchworen ihn zu verleumden, als ſinne er nur auf Gewaltthaten. Die franzöſiſche Oppoſition glich damals einer Kuppel Jagdhunde, die den Hirſch, indem ſie ihn auf den Tod hetzen, noch beſchuldigen, er ſey es, der ſie verfolge.

Der König war in der übelſten Lage von der Welt und ſeit die neuen Wahlen bekannt waren, wurde ein Miniſterrath nach dem andern gehalten. Chantelauze ſah ein, daß mit den beiden widerſpenſtigen Kammern nicht mehr zu regieren ſey und daß entweder der König oder die Kammer das Opfer werden müßte. So lange nun die königliche Gewalt noch faktiſch beſtand, wollte Chantelauze, daß ſie auch alle Mittel ihrer Selbſterhaltung erſchöpfe, und ſchlug daher vor, Paris und alle größeren Städte, die allein gefährlich ſeyen, mit Truppen zu überfüllen und dann in Gottes Namen die Charte aufzuheben. Guernon de Ranville wollte dagegen den verfaſſungsmäßigen Weg nicht verlaſſen und der König ſelbſt ſcheute ſich vor dem Verfaſſungsbruch. Man hatte einen §. 14 in der Charte, welcher lautete: le roi fait les réglemens et ordonnances nécessaires pour l'éxécution des lois et la sureté de l'état. Dieſen Paragraphen gleubte man nun benutzen zu können, um immer noch auf verfaſſungsmäßigem Wege die Uebel zu beſeitigen, ohne welche der Thron nicht länger feſtſtehen könnte. Nach langen Berathungen kam man zu dem Entſchluß, gemäß jenem Paragraphen „zur Sicherheit des Staats“ und um die Handhabung der Geſetze zu ermöglichen, ſeine Zuflucht zu ausnahmsweiſen „nothgedrungenen Ordonnanzen“

zu nehmen. Vor allem ſollten dieſelben gegen die Tyrannei der liberalen Preſſe gerichtet ſeyn, die kaum mehr einen Widerſpruch der Royaliſten in Frankreich ungeſtraft aufkommen ließ. Sodann ſollten ſie das Wahlgeſetz modificiren. Der König hätte vielleicht beſſer gethan, ein demokratiſches Wahlrecht auf breiteſter Grundlage zu decretiren, denn in den niedern Volksſchichten, ſonderlich beim Landvolk vieler Provinzen, würden ihm die Stimmen nicht gefehlt haben. Allein der König wagte eine ſolche Ausdehnung des Wahlrechts nicht und zog vielmehr eine ariſtokratiſche Einſchränkung deſſelben vor. Die kleinen Wahlkollegien, in denen die liberale Bourgeoiſie vorherrſchte, ſollten verringert werden und künftig auch nur ein indirectes Wahlrecht beſitzen.

Am 25. Juli kam man endlich zu St. Cloud, wo ſich der König damals aufhielt, im Miniſterrathe zum definitiven Beſchluſſe, Ordonnanzen zu erlaſſen, wodurch

1) die Preßfreiheit ſuspendirt und ſtrenge Cenſur eingeführt, eine Mehrzahl liberaler Blätter unterdrückt,
2) das Wahlgeſetz abgeändert, die Zahl der Wähler vermindert, der Wahl-Cenſus erhöht, die directe Wahl in eine indirecte verwandelt,
3) die noch nicht zuſammengetretene Kammer wieder aufgelöst,
4) eine neu zu wählende Kammer auf den 28. September einberufen wurde.

Zwei noch weitere Ordonnanzen ernannten aus der Mitte der Ultras eine ziemliche Menge neue Staatsräthe. Man hat nicht unbemerkt gelaſſen, daß der 25. Juli der nämliche Tag war, an welchem weiland der Herzog von Braunſchweig im Jahr 1792 ſein berüchtigtes Manifeſt gegen Frankreich erlaſſen hatte. Die Ordonnanzen, die am 26. veröffentlicht wurden, begleitete ein Bericht der Miniſter an den König, worin jene Ordonnanzen motivirt waren. Darin hieß es unter anderm von der Preſſe: „durch die gewaltſame und ununterbrochene Thätigkeit der Preſſe erklären ſich die allzu raſchen und allzu häufigen Wechſel unſerer innern Politik. Sie erlauben weder, daß ſich in Frankreich ein regelmäßiges Regierungsſyſtem feſtſetzte, noch daß man ſich in einiger Folgereihe mit Einführung von Verbeſſerungen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, deren ſie fähig ſind, beſchäftigen könnte. Alle Miniſterien ſeit 1814, obgleich ſie unter verſchiedenen Einflüſſen gebildet wurden und entgegengeſetzten Leitungen unterworfen waren, blieben denſelben Pfeilen, denſelben Angriffen und derſelben Zügelloſigkeit der Leidenſchaften ausgeſetzt. Opfer aller Art, Conceſſionen der Staatsgewalt, Parteiallianzen, nichts konnte ſie dieſem gemeinſchaftlichen Geſchicke entziehen. Die Preſſe geht auf nichts Geringeres aus, als die Souveränetät zu unterjochen und die Staatsgewalt an ſich zu reißen. Vorgebliches Organ der öffentlichen Meinung, ſtrebt ſie, die Debatte beider Kammern zu lenken, und es iſt unbeſtreitbar, daß ſie darin einen ebenſo traurigen, als entſcheidenden Einfluß ausübt. Ihre Herrſchaft hat beſonders ſeit zwei bis drei Jahren in der Kammer der Deputirten einen offenen Charakter der Unterdrückung und Tyrannei angenommen. Seit jener Zeit ſah man die Journale diejenigen Mitglieder, deren Votum ihnen unbeſtimmt oder verdächtig dünkte, mit ihren Inſulten und ihren Schmähungen verfolgen. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, iſt vor Schmähung geſichert, wenn er von ſeinem Souverän das geringſte Zeichen des Vertrauens oder der Zufriedenheit erhält.“ Man kann nicht leugnen, daß dieſe Darſtellung der Wahrheit gemäß war. Allein wer wollte damals die Wahrheit hören? Karl X. ſollte nicht der einzige König ſeyn, den die zügelloſe Preſſe vom Throne ſtieß.

Uebrigens muß man über die Verblendung erſtaunen, mit welcher der König und ſein Miniſterium die ganze Leidenſchaft der Oppoſition herausforderte und ſich allen Schlägen ihrer gewiß furchtbaren Macht bloßſtellte, ohne dem Rath von Chantelauze zu folgen und ſich bis an die Zähne zu waffnen. In dem volkreichen und unruhigen Paris hatte der König nicht mehr als 12,000 Mann Truppen unter dem ſchwachherzigen und unzuverläſſigen Marſchall Marmont beiſammen.

Neuntes Buch.

Die Julirevolution.

Die Ordonnanzen wurden am 26. Juli 1830 im Moniteur, dem Amtsblatte, verkündet und begreiflicherweiſe als die große Neuigkeit des Tages von Munde zu Munde getragen. Menſchengruppen ſammelten ſich in den Straßen, die Tagesarbeit wurde faſt von Jedermann verlaſſen und die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Die in Paris anweſenden Deputirten und die Journaliſten ſteckten die Köpfe zuſammen, allein es blieb damals noch den Einzelnen überlaſſen, ihren größeren Muth zu erproben. Es bildete ſich noch keine Autorität von Seite der Oppoſition, welche Beſchlüſſe hätte faſſen können. Doch verrieth ſich eine gewiſſe Gemeinſamkeit im Handeln, ſofern nicht nur die liberalen Beſitzer großer Buchdruckereien, ſondern auch liberale Fabrikherren ſchon an dieſem Tage plötzlich ihre Geſchäfte ſchloſſen und alle ihre Arbeiter fortſchickten. Der Grund davon war nicht ſowohl Furcht, als die böſe Abſicht, viel Tauſende brodloſer Arbeiter in die revolutionäre

Gährung der Stadt hineinzuwerfen und eine Armee des Widerſtandes aus ihnen zu bilden. Auch zeigten ſich dieſe Arbeiter nicht wenig fanatiſirt, machten großen Lärm und warfen noch an demſelben Abend im Hotel Polignac die Fenſter ein. Die ſpießbürgerliche Furcht ſelber wurde eine Waffe der Oppoſition. Als der Buchdrucker des liberalen Journal du Commerce, erſchreckt durch die Ordonnanzen, dieſes Blatt nicht mehr drucken und der Redaction den Vertrag nicht halten wollte, machte die Redaction ſogleich eine Klage beim erſten Tribunal von Paris anhängig, deſſen Präſident, Debelleyme, auch keinen Anſtand nahm, den Fortdruck des Journals zu befehlen, weil die Ordonnanzen, ſoferne ſie noch nicht im Geſetzesbulletin erſchienen ſeyen, auch noch keine Geſetzeskraft hätten. Und dieſe Entſcheidung trug nicht wenig bei, den Männern der Preſſe Muth zu machen.

Am Morgen des 27. erſchien daher ſchon eine Proteſtation der Journale, unterzeichnet von 43 Geranten und Redacteuren faſt aller liberalen Pariſer Blätter, unter denen jetzt zum erſtenmale der geiſtgewandte und verſchmitzte, aber geſinnungsloſe Thiers auftrat, der ſich von einem armen Zeitungsſchreiber bald zu einer der erſten Stellen im Staate emporſchwingen ſollte, einer jener Höflinge des Volks, welche dieſem ſchmeicheln, wie andere den Königen, und nur an ihren eigenen Vortheil denken. In der Proteſtation wurde geradezu geſagt, die Charte geſtatte die Ordonnanzen nicht, die königliche Auslegung des betreffenden §. ſey falſch, die Charte ſey durch die Ordonnanzen verletzt und ſoferne die Charte allein zu Recht beſtehe, ſeyen die Ordonnanzen rechtswidrig und ihnen nicht zu gehorchen, ſondern ihnen Widerſtand zu leiſten, und ihre Durchführung unmöglich zu machen, ſey nicht nur erlaubt, ſondern Pflicht jedes Franzoſen. Während dieſer Proteſt in der Stadt verbreitet wurde, zogen Gensdarmen umher, um die liberalen Preſſen zu verſiegeln. Da dieſe Maßregel nicht ſchon den Tag vorher und überall mit Einem Schlage ausgeführt worden war, fruchtete ſie jetzt nichts mehr, weil ſie viel zu langſam vollzogen wurde und überall auf einen ſchon vorbereiteten Widerſtand ſtieß. Dieſer Widerſtand war am meiſten ſyſtematiſch an der Druckerei des Temps, eines Blattes, welches an Geiſt und Kühnheit vor allen andern Oppoſitionsblättern den Vorrang behauptete. Der Eigenthümer Baude verſchloß den Gensdarmen die Thüre und las ihnen den Artikel des Criminalgeſetzes vor, der den gewaltſamen Einbruch in ein Haus verbot. Als die Gensdarmen das Schloß nicht öffnen konnten, wurde nach einem Schloſſer geſucht, aber alle Schloſſer weigerten ſich. Endlich öffnete ein Gefängnißwärter das Schloß der Thüre, die Gensdarmen drangen ein und zerſtörten die Preſſen; aber der moraliſche Sieg war auf Seite der Unterdrückten. Die Zuſammenläufe auf den Straßen vermehrten ſich, die Stimmung der müßigen Menge wurde immer gereizter. Schon gab es manchen Zuſammenſtoß mit der Gensdarmerie. Niemand zweifelte, daß bald auch Linientruppen in Bewegung geſetzt werden würden und daß es zu blutigen Straßenkämpfen kommen werde. Furchtſame Bürger fingen an, ihre Läden zu ſchließen. Andere thaten daſſelbe, weil doch alle Geſchäfte ſtockten und Jedermann den Neuigkeiten und dem Aufruhr nachlief. Es war die Zeit der langen Tage, warmer Sommer und ein überaus klarer Himmel. Um ½ 5 Uhr gegen Abend marſchirten wirklich die erſten Truppen auf, um die Ordnung und das Anſehen der Regierung in der Hauptſtadt aufrecht zu erhalten. In gleichem Maße aber mehrten ſich auch die Volksmaſſen, die in den Straßen drängten. In Paris fehlt es nie an kühnen Menſchen, die den Kampf ſuchen, und ſie waren dießmal ſchon ſeit lange aufgehetzt und vorbereitet. Die perſönliche Berührung ſolcher Menſchen mit den Truppen konnte nicht anders als zu Blutvergießen führen. Eine Truppenabtheilung gerieth in der Straße des Herzogs von Bordeaux dergeſtalt in's Volksgedränge, daß ſie weder vor- noch rückwärts konnte. Da begann man, ſie aus den benachbarten Häuſern mit Steinen und Ziegeln zu werfen. Bald darauf knallten auch die erſten Schüſſe, man weiß nicht von welcher Seite. Eine andere Truppenabtheilung wurde in der Straße St. Honoré mit einem Hagel von Steinen überſchüttet; ſie forderte das Volk dreimal nach dem Kriegsgeſetze auf, auseinander zu gehen, und gab, da ihr nicht Folge geleiſtet wurde, eine volle Salve. Das Volk floh nun, ſammelte ſich in andern Straßen, plünderte die Waffenläden und ſuchte ſich über Nacht ſo gut als möglich zu bewaffnen. Im Laufe des Tages hatten auch die liberalen Deputirten wieder ihre Köpfe zuſammengeſteckt und die verſammelten Wähler von Paris ſchickten eine Deputation zu Caſimir Perier, in deſſen Hauſe die Deputirten ſich verſammelt hatten, und forderten dieſelben auf, ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen; allein die meiſten Deputirten hatten Angſt und Caſimir Perier weigerte ſich mit großer Heftigkeit, den geſetzlichen Boden zu verlaſſen. Erſt ſpät am Abend brachten ſie eine Proteſtation zu Stande, in welcher ſie dem König das Recht, eine noch nicht zuſammengetretene Kammer aufzulöſen, abſprachen und jede Neuwahl gemäß den Ordonnanzen für ungeſetzlich erklärten. Der junge Bankier Laffitte feuerte hauptſächlich den Muth der Deputirten an, Dupin der ältere weigerte ſich mitzuhandeln Der alte Lafayette war auf ſeinem Landgute und wurde erſt herbeigeholt. Die Deputirten hatten alſo, wie gewöhnlich, nur Worte bereit und taugten nicht zum Handeln. Aber die Entſchloſſenſten von den Pariſer Bürgern verſammelten ſich während der Nacht in einem Hauſe der Rue St. Honoré bei Cadet-Chaſſicourt, um anſtatt jener furchtſamen Deputirten allgemeine Maßregeln zu ergreifen. Sie beſchloſſen, am andern Tage alles anzuwenden, daß die früher aufgelöste Nationalgarde ſich wieder in ihren Uniformen auf der Straße blicken laſſe, ſich unter den bewaffneten Pöbel miſche und dem Aufſtande einen gleichſam geſetzlichen Charakter gebe. Der Pöbel ſelbſt war unterdeß die ganze Nacht auf den Beinen, ſteckte ein Wachthaus an der Börſe in Brand, zerſchlug alle Laternen in der Stadt und ſchleppte den Leichnam eines Weibes beim hellen Fackelſchein umher, um durch dieſen Anblick zur Rache aufzureizen, ein revolutionärer Kunſtgriff, der ſpäter in und außerhalb Paris öfters wiederholt worden iſt. Auch die polytechniſchen Schüler, in denen die Erinnerungen der napoleoniſchen Zeit fortlebten und die ſtets zu großen Dingen aufgelegt waren, brachen in dieſer Nacht ihre Gitter und eilten, Lafayette aufzuſuchen, der eben angekommen war, ſie aber damals noch ermahnte, ſich ruhig zu verhalten.

In derſelben Nacht beſchloſſen die bei Polignac verſammelten Miniſter, Paris in Belagerungszuſtand zu erklären und noch einige Truppen von St. Denis, St. Omer und Luneville herbeizuholen, auch Verhaftsbefehle gegen die Deputirten zu erlaſſen, welche die Proteſtation unterzeichnet hatten. Allein es waren weder Truppen genug vorhanden, noch hatte der Marſchall Marmont, Herzog von Raguſa, ſie ſo aufgeſtellt, daß die Volksmaſſe ſich an ihrer freien Bewegung gehindert geſehen hätte, noch wurden die Verhaftsbefehle mit der Blitzesſchnelle und Gleichzeitigkeit vollzogen, ohne welche ſie wirkungslos ſeyn mußten. Am meiſten ſetzte in Erſtaunen, daß der König in dieſer kritiſchen Zeit ganz gemüthlich nach Rambouillet auf die Jagd gegangen war. Welches Motiv ihn auch dabei leiten mochte, ſo war es ſeiner nicht würdig, gleichgültig zu ſcheinen in einem Augenblick, in welchem das Volk in der leidenſchaftlichſten Aufregung und ſein eigener Thron in Gefahr war.

Die Sonne des 28. Juli ging glänzend am wolkenloſen Himmel auf und es war einer der ſchönſten Tage des Jahres. Da begannen ſich zuerſt die plebejiſchen Bewohner von St. Antoine in Bewegung zu ſetzen und gegen das Stadthaus vorzubringen. Dieſes berühmte Hôtel de ville war auch ſchon in der erſten franzöſiſchen Revolution immer Mittelpunkt des Aufruhrs geweſen. Unter den Arbeitern der Vorſtadt zeigten ſich auch ſchon Bürger in der Uniform der Nationalgarde. Das Stadthaus war nicht gehörig beſetzt, die Thüren wurden eingeſtoßen und auf dem Dachgiebel zum erſtenmale wieder die dreifarbige Fahne aufgepflanzt, welche Paris ſeit dem Sturze Napoleons nicht mehr geſehen hatte. Dieſelbe Fahne begann faſt in allen Straßen von Paris aufzutauchen. Die Kämpfer wuchſen gleichſam aus der Erde hervor. Wie in der Nacht verabredet worden war, ſammelten ſich an vielen Punkten Nationalgardiſten. Aber die wohlhabenden verheiratheten Bürger hatten immer noch nicht Muth genug. Die Häuflein der Nationalgarde blieben klein. In der Straße St. Honoré ließen ſie ſich von den Truppen entwaffnen. An der Bank aber wurden ſie von den Truppen gut aufgenommen und gerne zum Schutze der dort aufgehäuften Geldmaſſen benützt. Im Allgemeinen war die Nationalgarde keineswegs zum Aeußerſten entſchloſſen und daher auch nicht gefährlich, wenn Marmont Energie genug behielt. Gefährlich waren nur die Arbeiter in den damals üblichen blauen Blouſen, die Vorſtädter, der Pöbel und die Gamins, die zu allem fähigen Gaſſenbuben von Paris. Hier war der Inſtinct franzöſiſcher Tapferkeit und eine Luſt am Neuen, die keine Verantwortung ſcheute. Die Wuth in dieſer verwilderten Menge wurde gewiſſermaßen geadelt durch die Begeiſterung der polytechniſchen Schüler. Dieſe hatten vergeblich mit heißer Ungeduld auf eine Ordre von Lafayette gewartet. Ihre eigenen Vorgeſetzten waren ſo feig, alles aufzugeben und ſie zu entlaſſen. Sie ſchloſſen ſich alſo mit lautem Zuruf in ihren Uniformen an das bewaffnete Volk an. Das Nämliche thaten auch die zahlreichen Studenten der Rechts- und Arzneiſchule. Einige reiche Liberale hatten in der Nacht in ihren Häuſern Waffenvorräthe aufgehäuft und theilten ſie jetzt dem Volke aus. So der Deputirte Audry de Puyravaux, der reiche Buchhändler Joubert, der Bürger Gisquet und ſogar der Theaterdirector Etienne Arago. Andere bisherige Volksmänner zeigten dagegen eine lächerliche Furcht. Der kleine Thiers z. B. konnte nicht ſchießen hören und war auf's Land geflüchtet.

Marmont war nicht der Mann, um wie ein Fels die Wogen des Volkes zu brechen. Er hatte einſt Napoleon verrathen und war deßhalb, nächſt Bourmont, der verhaßteſte Mann der franzöſiſchen Armee. Seine Unpopularität drückte ihn. Er hatte nur ungern das Commando übernommen und die Ordonnanzen ausdrücklich mißbilligt. Er hatte zu wenig Truppen und mußte dieſelben in der Nähe der Tuilerien concentriren. Am Morgen des 28. ſchrieb er an den König und ermahnte ihn, der Oppoſition nachzugeben und zu unterhandeln. Als commandirender General hätte er entweder Verſtärkungen verlangen oder ſeine Entlaſſung nehmen müſſen. Und auf einen ſolchen muthloſen Rath hin hätte der König ihn entlaſſen, oder aber wirklich nachgeben müſſen. Von alle dem geſchah nichts. Der König ließ antworten, Marmont ſolle ſich nur halten, unbekümmert darum, daß derſelbe ſchon erklärt hatte, ſeine Mittel ſeyen unzureichend. Inzwiſchen glaubte Marmont einen Verſuch machen zu müſſen, um die Pariſer zu ſchrecken. Er ließ alſo zwei ſtarke Colonnen auf zwei verſchiedenen Wegen gegen das Stadthaus vorbringen, jede aus Fußvolk, Reiterei und Geſchütz zuſammengeſetzt. Die erſte, unter General Talon, marſchirte an der Seine hin und fand an der Brücke von Notredame heftigen Widerſtand. Die zweite Colonne, unter General Chamans, wurde bei der Porte St. Martin und in der Straße St. Antoine mit Steinwürfen und Schüſſen begrüßt und ſtieß bald auch auf Barrikaden. Sie kämpfte ſich aber glücklich durch und beide Colonnen vereinigten ſich auf dem Grèveplatze vor dem Stadthauſe, welches letztere vom Volke wieder verlaſſen wurde. Indeſſen hatte ſich bei dem 50. Linienregiment, welches der zweiten Colonne angehörte, ſchon unterwegs Lauigkeit gezeigt. Es weigerte ſich jetzt förmlich länger gegen das Volk zu dienen, wollte aber auch nicht gegen den König dienen und gab ſeine Patronen ab. Um dieſes Regiment zu erſetzen, ſchickte Marmont ein Bataillon der Schweizergarde nach dem Stadthauſe. Dieſe Schweizer, als Söldner der Gewalt dem Volke beſonders verhaßt, wurden wüthend angegriffen, rückten aber in ununterbrochenem Feuer vor und ſtreckten alles vor ſich nieder. Nun war es aber Mittag, die Sonne brannte glühend heiß und zur Erfriſchung der Truppen war nicht die geringſte Vorſorge getroffen. Hunger und Durſt ſteigerten den Unmuth der Linientruppen, die immer mehr mit dem Volke fraterniſirten. Nur die Garden blieben unerſchütterlich. Hätte Marmont von Anfang an mehr

Truppen gehabt und wäre gehörig für ſie geſorgt geweſen, ſo würde ihre gute Disciplin unfehlbar den ganzen Aufſtand bemeiſtert haben.

Der liberale Held dieſes Tages, Aubry de Puyravaux, verſammelte wieder die Deputirten in ſeinem Hauſe und drang auf kräftiges Handeln. Mauguin, von gleichem Muth beſeelt, beſchwor die Verſammelten, aus der Emeute eine Revolution zu machen und die verhaßten Bourbons zu ſtürzen. Dagegen erklärte ſich Caſimir Perier, der nie den geſetzlichen Boden verlaſſen wollte und die Anarchie mehr fürchtete, als den Despotismus. Desgleichen General Sebaſtiani, das Haupt der alten Anhänger Napoleons, und der Doctrinär Guizot, der abermals eine papierne Proteſtation vorſchlug. Aubry, Mauguin, der alte Lafayette und Laffitte verwahrten ſich und behaupteten, jetzt ſey keine Zeit mehr zu Proteſtationen, es müſſe gehandelt werden. Dennoch ließen ſich die Deputirten nicht weiter fortreißen, als auf den gelinden Weg der Unterhandlung. Man beſchloß, eine Deputation an Marmont zu ſchicken. Zu dieſem begab ſich nun Laffitte mit dem berühmten Naturforſcher Arago und verlangte Waffenſtillſtand und das Ende des Blutvergießens. Und wie man von Marmont vorausſetzen konnte, ließ er ſich mit ihnen ein und ſchrieb gleichſam in ihrem Namen an den König, er möchte doch nachgeben, die Gefahr werde immer größer. Das war der Mann, dem der König die bewaffnete Macht anvertraut hatte und der ihn ſchützen ſollte.

Der König, von ſeiner Jagdparthie nach St. Cloud zurückgekehrt, hielt die angewandten Militärkräfte immer noch für ausreichend, blieb guter Dinge und war nicht im geringſten geneigt, Conceſſionen zu machen. Auch Polignac empfahl dem Marſchall Marmont nur, die Truppen bei den Tuilerien zuſammenzuhalten. Doch zeigte ſich unter den Höflingen in St. Cloud ſchon viele Angſt und Rathgeber aller Art drängten ſich auf. Einer rieth, die Herzogin von Berry ſolle ſich, ihren kleinen Sohn in den Armen, dem Volke zeigen, aber Karl X. verbot der Herzogin eine ſo unwürdige Comödie. Ein Anderer gab den klugen Rath, den Herzog von Orleans feſtzunehmen und als Geißel zu behalten, aber auch dazu war der König zu großmüthig.

In der Nacht auf den 29. Juli war das Volk in Paris ununterbrochen thätig, in allen Straßen Barrikaden zu errichten, um am andern Tage jedes neue Vordringen der Truppen zu vereiteln und ſelbſt von der Vertheidigung zum Angriffe überzugehen. Andrerſeits war allen Truppen im Lager von St. Omer und Luneville Befehl ertheilt, in Eilmärſchen nach Paris zu kommen. Aber ſchon war die Telegraphenlinie unterbrochen und der Befehl kam zu ſpät. Marmont concentrirte am Morgen des verhängnißvollen Tages (es war ein Donnerſtag), alle ſeine Truppen um die großen Paläſte her, Tuilerien, Louvre und Palais-Royal und unterhielt von hier aus den ganzen Tag über das Feuer gegen die Volksmaſſen, die von allen Seiten vergebliche Angriffe machten. Da ſich die Garde ſo unerſchütterlich ſchlug, machten die Deputirten neue Stürme auf das ſchwache Herz des Marſchalls, warfen ihm das vergoſſene Bürgerblut vor, beſchwerten ſich, daß auch Wehrloſe und Unſchuldige erſchoſſen worden ſeyen und lockten ihm den Befehl ab, das Feuern einſtellen zu laſſen. Erſt dieſer feige Befehl, zu welchem der Marſchall gar nicht einmal vom Könige autoriſirt war, entriß den Garden ihre Lorbeern und verwandelte den Sieg in eine Niederlage. Denn während die Truppen um die königlichen Schlöſſer her nicht mehr ſchießen durften, ſchoß doch das Volk auf allen andern Punkten, wo es ſeinen Vortheil fand. Die Kaſerne der Gensdarmerie wurde vom Volke erſtürmt, das Pulvermagazin beim jardin des plantes gleichfalls. Auch die Kaſerne der Schweizer wurde nach einem heftigen Kampfe genommen. Das Invalidenhaus ging über und die alten Invaliden des Kaiſerreichs lieferten ihre Kanonen aus. Ebenſo die Kriegsſchule. Das ganze linke Seineufer war in den Händen der Inſurgenten.

Ein abgedankter General, Dubourg, erſchien unter dem Volk in voller Generalsuniform und ließ ſich den Oberbefehl geben. Eine Proklamation wurde angeſchlagen, nach welcher ſchon eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt ſeyn ſollte, beſtehend aus den Generalen Lafayette und Gérard und dem Herzog von Choiſeul, der nichts davon wußte. Alles war erlogen, nur um dem Volke den Weg zu zeigen, den es gehen ſollte, und um den Bruch mit der Krone unheilbar zu machen. Lafayette übernahm, auf das Andringen der Deputirten, den Oberbefehl über die Nationalgarde und erließ an dieſelbe eine Proklamation, worin er ſagte, das Betragen der Pariſer Bevölkerung mache ihn ſtolz, ſie zu befehligen. „Die Freiheit wird ſiegen oder wir werden mit einander untergehen!“ Er nahm ſein Hauptquartier im Stadthauſe, fand aber hier bereits den General Dubourg und den kecken Baude an, der ſich ſelbſt zum Sekretär der angeblichen proviſoriſchen Regierung aufgeworfen hatte und Befehle ertheilte. Dubourg war ſo klug, die Autorität Lafayette's ſogleich anzuerkennen.

Mittlerweile wurden die Schweizer, die unter Oberſt von Salis mit zwei Bataillonen das Louvre beſetzt hatten, wieder vom Volk angegriffen, während die Linientruppen auf dem Vendômeplatz in Folge des Befehls, nicht mehr zu ſchießen, alle Haltung verloren und zum Theil zum Volke übergingen. Marmont befahl, eines der Schweizerbataillone aus dem Louvre wegzuziehen, um ſtatt der abtrünnigen Linie den Vendômeplatz zu halten. Indem aber jenes Bataillon vom Louvre abzog, drängte ſich das Volk gleich in deſſen verlaſſene Poſten, nun konnte ſich auch das andere Bataillon nicht mehr halten und wich dem ungeheuren Andrange der Volksmaſſen, indem es gegen die Tuilerien zu floh. Schon aber wälzten ſich dichte Schaaren des niedrigſten Pöbels durch die lange mit prächtigen Gemälden geſchmückte Gallerie des Louvre nach den Tuilerien, die durch jene Gallerie mit dem Louvre in unmittelbarer Verbindung ſtanden, und da auf dieſer Seite keine Vorkehr getroffen war, wurde bald der ſchöne Palaſt der Tuilerien ſelbſt von innen her durch das Volk überſchwemmt. Marmont wollte den Palaſt nicht zum Kampfplatz machen und zog ſich mit dem Reſt der treu gebliebenen Garden durch die großen Gärten ins Freie zurück. Der Pöbel trieb in den königlichen Gemächern einigen Unfug, zog die Kleider der Prinzeſſinnen an, zerſtörte ein Bild des Königs und verletzte einige andere, legte die Leiche eines gefallenen Volksmanns auf den Thron des Königs im großen Saale, raubte aber nichts. Ein Menſch, den man beim Plündern ergriff, wurde ſogleich executirt. Die Koſtbarkeiten wurden von denen, welche ſie der Sicherheit wegen weggenommen hatten, auf das Stadthaus abgeliefert. Man legte den größten Werth darauf, den Volksſieg nicht zu beflecken. Auch das Palais-Royal wurde um dieſe Zeit vom Volke genommen und einige abgeſchnittene Truppentheile, die ſich in einer Ecke der Straße St. Honoré und Rohan tapfer wehrten, endlich zuſammengeſchoſſen. Am Abend war die Niederlage der Truppen auch auf dem rechten Ufer der Seine vollſtändig. Der erzbiſchöfliche Palaſt, aus dem der Erzbiſchof entflohen war, wurde nicht geſchont wie die Tuilerien, ſondern barbariſch geplündert und verheert.

Schon am Morgen deſſelben Tages hatten ſich die Herren von Sémonville, ein intriganter und geſchwätziger Greis, und d'Argout als Vertreter der bis jetzt unthätig gebliebenen Pairskammer in den Tuilerien mit Polignac gezankt und von demſelben Conceſſionen verlangt, die er nicht gewähren konnte. Sie eilten ſodann nach St. Cloud, wohin ihnen Polignac aber ſchon zuvorkam und beſtürmten den König, dem Volke nachzugeben. Der König hielt lange mit den Miniſtern Rath. Unterdeß kam eine Unglücksbotſchaft nach der andern von Paris an und nicht nur jene Pairs, auch viele, die meiſten andern großen Herren des Hofes waren in bitterer Angſt, die Revolution könne eine Macht und Ausdehnung gewinnen, die nicht blos den Thron, ſondern auch die ariſtokratiſchen Inſtitute und den Beſitzſtand umwerfen würde. Viele gaben den König ſchon verloren und wollten nur noch die Dynaſtie retten. Dieſen lag eine Regentſchaft im Namen des jungen Herzog von Bordeaux im Sinne. Faſt alle aber waren darin einig, daß es die höchſte Zeit ſey, die Wogen der Revolution durch Conceſſionen zu beruhigen.

Auch die, welche früher zum Gebrauch der Gewalt gerathen hatten, verſtummten jetzt, ſeitdem die Niederlage der Truppen bekannt war. Nur Guernon de Ranville, der früher zur Mäßigung gerathen, verlor den Kopf nicht und rieth jetzt von Conceſſionen ab, weil es zu ſpät ſey. Jetzt bliebe dem Könige nur noch übrig, ſich unter dem Schutz eines treugebliebenen Heeres in eine treue Provinz zu retten und hier eine ihm ergebene Kammer um ſich zu verſammeln. Dann erſt habe er einen feſten Hinterhalt, um weiter mit den inſurrectionellen Machthabern in Paris zu unterhandeln. Jetzt aber, umgeben von wenigen erſchöpften und beſiegten Truppen und durch die gährende Bevölkerung der Hauptſtadt in der Nähe bedroht, könne er nichts zu erreichen hoffen, was ihn nicht noch tiefer demüthigen, noch mehr entwaffnen würde. Aber nur der Herzog von Angoulême rief dem verſtändigen Miniſter Beifall zu. Alle andern ſetzten in augenblickliches Nachgeben allein ihre Hoffnung und der tieferſchütterte König, ſich ſelber ungetreu, begann zu wanken und bereits in einem Punkte nachzugeben, indem er die Entlaſſung Polignacs genehmigte, deſſen Namen ihm nicht nur bei der Volkspartei unermeßlich ſchadete.

Man hätte ſehr unrecht, wenn man ſich den greiſen König in ſeiner damaligen gefährlichen Lage als völlig eingeſchüchtert und gleichſam kopflos denken wollte. Der König wußte, mit welchem Eifer Pozzo di Borgo gegen Polignac intriguirt hatte, und wenn er in dieſem Augenblicke es gerathen fand, ſich Rußland hinzugeben, mag er dazu wohl ſeine Gründe gehabt haben. Man behauptet, Vitrolles habe ihm den Gedanken eingegeben. Dem ſey, wie ihm wolle, der König bezeichnete als Polignacs Nachfolger den Herzog von Mortemart, der früher in der großen Armee Napoleons gedient hatte und zuletzt franzöſiſcher Geſandter in St. Petersburg und ein Liebling des Kaiſer Nicolaus geweſen war. In welchen Beziehungen er zu Pozzo di Borgo geſtanden, iſt noch in Dunkel gehüllt. Unfehlbar aber mußte es dem Kaiſer von Rußland ſchmeicheln, daß der König von Frankreich in ſeiner Noth zuerſt an ihn dachte und die ſchwankenden Geſchicke Frankreichs gleichſam unter ruſſiſchen Schutz ſtellte. Sein Bruder Ludwig XVIII. war von Rußland immer gut berathen geweſen. Mortemart ſollte für Karl X. werden, was Richelieu für deſſen Vorgänger geweſen war. Aber der König beeilte ſich nicht, irgend einen weitern Schritt zu thun. Er machte Abends ſeine Whiſt-Parthie und ging dann ſchlafen. Man hat ihm ſein Verhalten damals überhaupt als greiſenhaften Stumpfſinn ausgelegt, wozu man aber doch nicht berechtigt iſt, da die geheime Geſchichte dieſes kritiſchen Tages noch mancher Aufklärung bedarf. Mortemart hatte ſich in St. Cloud eingefunden, wartete aber vergebens auf eine Inſtruction. Eigenmächtig entwarf er noch in der Nacht mit Vitrolles und d'Argout neue Ordonnanzen, welche die nöthigſten Conceſſionen des Königs ausſprachen, und ernannte Caſimir Perier zum Finanz-, den General Gérard zum Kriegsminiſter. Nun, ſagt man, habe Vitrolles den König aufwecken laſſen und dringend um Unterzeichnung gebeten, der König habe jedoch noch eine Weile gezaudert. Vitrolles habe ihn gefragt, ob er in die Vendée gehen und dort einen Widerſtand organiſiren wolle, in welchem Falle er, Vitrolles, ſich nicht von ihm trennen würde. Der König aber habe die Aufgabe, ſich in der Vendée zu halten. zu ſchwer gefunden. War er ermattet und in ſeiner Altersſchwäche zu keinem Handeln mehr fähig? Wollte er einen längern, wahrſcheinlich doch erfolgloſen Bürgerkrieg vermeiden? Oder hoffte er, durch Conceſſionen die Wuth ſeiner Gegner hinzuhalten, bis er durch die Intervention der Großmächte, namentlich Rußlands, unterſtützt werden würde? Genug, er ließ Mortemart hereinrufen und unterzeichnete, was dieſer ihm vorlegte. Die Herren von Sémonville, Vitrolles und d'Argout aber eilten mit dieſen Conceſſionen nach Paris.

Darüber war der Morgen des 30. herangebrochen. Die ganze Nacht hindurch war die Bevölkerung von Paris auf den Beinen geweſen, theils um ſich im Jubel über den Sieg zu berauſchen, theils um die ganze Stadt mit Barrikaden zu erfüllen und einen unüberwindlichen Widerſtand vorzubereiten, falls etwa die Truppen, die der König von außen her noch ſammeln würde, einen Angriff auf die Hauptſtadt machen würden. Auch wurden die Todten begraben. Am Morgen des 30. fuhr ein großes Schiff mit ſchwarzer Fahne die Seine hinauf und hielt unterhalb der Morgue, um die Leichen der Unbekannten aufzunehmen. Die Zahl der Todten wurde damals überſchätzt, ſcheint aber 700 nicht überſtiegen zu haben.

In derſelben Nacht hatten ſich wieder die Deputirten verſammelt und einen Maueranſchlag entworfen, des Inhalts: „Die zu Paris anweſenden Abgeordneten haben ſich vereinigen müſſen, um den ernſten Gefahren zu begegnen, welche die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums bedrohen. Eine Commiſſion iſt ernannt worden, um bei der Abweſenheit jeder regelmäßigen Organiſation über die Intereſſen Aller zu wachen.“ Das hieß ſo viel als den erſten Keim zu einer neuen Regierung legen. Und wirklich wurde am andern Morgen mit einer ſolchen der Anfang gemacht, unter dem beſcheidenen Namen einer Municipal-Commiſſion, die ſich auf dem Stadthauſe etablirte und den bereits dort gebietenden Lafayette in die Mitte nahm. Die Mitglieder dieſer Commiſſion waren Caſimir Perier, Laffitte, Gérard, Lafayette, Puyravaux, Lobau, v. Schonen, Mauguin. Sie wählten zu ihren Beamten, gleichſam ſchon Miniſtern, Odilon Barrot, der unter dem Namen eines General-Secretärs hier die Rolle begann, die ihm in der neuern Geſchichte Frankreichs vorbehalten war, neben ihm einige minder Bedeutende. Gérard übernahm das Commando des Heeres, wie Lafayette das der Nationalgarde. Der Herzog von Choiſeul lehnte die auf ihn gefallene Wahl ab. Die neue Behörde von Paris fand überall Anerkennung und Gehorſam. Die Linientruppen waren faſt alle vollends zum Volke übergegangen. Die Garden zogen ſich, zum Theil vom Volke verfolgt und geneckt, nach St. Cloud zurück.

Als nun Herr von Sémonville mit der erſten Nachricht von St. Cloud anlangte und laut und freudig verkündete, die Ordonnanzen ſeyen zurückgenommen, ein neues Miniſterium ernannt ꝛc., fand er bei der Municipal-Commiſſion kein Gehör mehr. Von

Schonen ſagte ihm mit eiſiger Kälte: „Es iſt zu ſpät! der Thron iſt im Blute zuſammengefallen.“ Da Vitrolles den alten Herrn von Sémonville begleitet hatte, trug ſein Anblick nicht wenig bei, die Liberalen von jeder Unterhandlung abzuſchrecken. Sémonville's andrer Begleiter, d'Argout, machte noch einen zweiten Verſuch bei den Deputirten, die ſich im Hauſe Laffitte's verſammelt hatten, aber obgleich Caſimir Perier einer Vermittlung günſtig geſtimmt war, lehnten doch die Andern in ihrem Siegesſtolze ſie ab, und auch hier hieß es wieder: „Es iſt zu ſpät!“ Voll Verzweiflung kehrte nun Sémonville nach St. Cloud zurück und berichtete, was ihm widerfahren war. Da machte ſich Mortemart ſelbſt auf den Weg und zwar zu Fuß, um unerkannt durchzukommen und vielleicht durch geheime Unterhandlungen mit den Gemäßigten noch zu einem Ziele zu gelangen. Weil er bald darauf die Sache des Königs verließ, darf man annehmen, er habe ſchon vorher in anderweitigen Verbindungen geſtanden, vorzugsweiſe mit der ruſſiſchen Geſandtſchaft, und darnach ſeine Schritte bemeſſen. Je näher er der Stadt kam, um ſo lauter tönte ihm der Ruf entgegen: à bas les Bourbons. Da er ſich ſelbſt nicht getraute, auf das Stadthaus zu gehen, übernahm es ein Pair, Collin de Suſſy, für ihn hinzugehen, allein Niemand wollte ihn als Miniſter anerkennen oder mit ihm unterhandeln. Er verſchwand, um einen Tag ſpäter in den Vorzimmern des Herzogs von Orleans wieder aufzutauchen.

Der Herzog von Orleans hatte ſich ſcheinbar um die ganze große Bewegung in Frankreich nicht bekümmert. Er verweilte den Sommer über in ſeinem Luſtſchloſſe Neuilly auf dem Lande, im traulichen Kreiſe ſeiner zahlreichen Familie, als ein harmloſer Privatmann. Allein er hatte ſeine Argliſt oft genug durchblicken laſſen und ſchon bei mehr als einem Anlaſſe hatte man ſeinen falſchen Blick nach der Krone der älteren Bourbonen hinüberſchielen ſehen. Lamartine erzählt: „Seine Salons waren ſeit 1815 das Aſyl der liberalen Meinungen, die Zuflucht der perſönlichen Unzufriedenheiten, der Heerd des geheimen Murrens gegen die Reſtauration. Herr von

Talleyrand, ſeitdem er ein dynaſtiſches Schisma in der Legitimität ahnete, der General Sebaſtiani, der General Foy, Benjamin Conſtant, Caſimir Perier, Laffitte beſonders, der Mann, der durch die plebejiſchen Eitelkeiten am leichteſten zu verführen war, alle einflußreichen Mitglieder der Oppoſition in den beiden Kammern, alle Häupter der vergangenen oder künftigen Parteien, alle hervorragenden Journaliſten, die über irgend einen Theil der Popularität verfügten, wurden empfangen, bedauert, gelobt, geſtreichelt mit einem Eifer und einer Vertraulichkeit, die zuweilen bis zur Unterwürfigkeit und Kriecherei des Höhern gegen den Niedern ſtiegen, indem ſie die Rangordnung umkehrten, um die Dienſte zu erſchmeicheln. Seit fünfzehn Jahren hatte es keine Verſchwörung der Idee oder des Ehrgeizes in der Volkspartei gegeben, in deren Hintergrunde nicht der Herzog von Orleans das letzte Wort geweſen wäre." Gewandte Freunde, mit denen er hauptſächlich Geldgeſchäfte machte, wie Laffitte, und bezahlte Federn, wie der kleine Thiers, waren für ihn thätig. Sein mächtigſter Freund aber war der alte Fürſt Talleyrand, ein Mann, welcher der ältern Linie der Bourbons ſo wenig, wie irgend einer der früheren Regierungen in Frankreich, aufrichtig anhing, ſondern jeder nur ſo lange diente, als ſie im Vollbeſitz der Macht war. Sobald ſich die Regierung in Gefahren ſtürzte und ihre Macht im Sinken war, beeilte ſich dieſer Staatsmann, ſich derjenigen neuen Macht anzuſchließen, oder dieſelbe mitſchaffen zu helfen, die an die Stelle der alten treten ſollte. Talleyrand erkannte, die ältere Linie der Bourbons ſey unfähig, den Thron zu behaupten, die Errichtung einer Republik würde Europa nicht geduldet haben, an die Thronbeſteigung eines Napoleoniden war damals ebenſowenig zu denken; mithin ſchien es am einfachſten, an die Stelle der ältern Linie die jüngere des Hauſes Orleans zu ſetzen. Bevor der Herzog von Orleans ſich für irgend etwas entſchied, frug er bei Talleyrand an und erſt, nachdem er deſſen Zuſtimmung erhalten hatte, griff er wirklich nach der Krone.

Wo ſo große Intereſſen im Spiele waren, verſteht es ſich von ſelbſt, daß die einflußreichſten Diplomaten ihre ganze Thätigkeit entfaltet haben und daß die idylliſchen Erzählungen, mit denen man das europäiſche Publikum abſpeiſte, von der Art und Weiſe, wie Ludwig Philipp zur Uſurpation gelangte, nur abgeſchmackte Erfindungen ſind. Man ſagte, der gute, treuherzige und patriarchaliſche Herzog habe an gar nichts gedacht, nur ſeine unverheirathete Schweſter Adelaide, eine Dame voll Verſtand und Ehrgeiz, ſei durch den ſchlauen Thiers verlockt worden, ihrem Bruder etwa in der Weiſe zuzureden, wie die Gräfin Terzky ihrem Bruder in Schillers Wallenſtein zuredet. Der Gedanke der Uſurpation war für den Herzog weder ſo neu, noch war er ſo ſentimental, als dieſe Erzählung vorausſetzt. Neuilly lag nahe bei Paris, der Herzog lauſchte auf alles, was dort vorging und eilte, als der rechte Moment gekommen war, in den Mittelpunkt der Bewegung. Zuerſt ſchlüpfte der kleine Thiers aus ſeinem Verſteck hervor, miſchte ſich unter die Deputirten im Hauſe Laffitte's und machte hier Politik zu Gunſten des Herzogs von Orleans, im Gegenſatze gegen das Stadthaus, wo viel mehr republikaniſche Einflüſſe vorwalteten. Laffitte, dem Herzog längſt vertraut, ſtand ihm bei. Aber nicht ſowohl ihre Beredſamkeit, als ihre guten Gründe trugen den Sieg davon. Ließ man Lafayette und das Stadthaus gewähren, ſo gelangte man zum Verſuche einer Republik, zu einem europäiſchen Kriege und zu einer Reſtauration, wobei wenigſtens die Deputirten nichts gewinnen konnten. Wenn dagegen der Herzog von Orleans durch die Deputirten und die bisherige liberale Mehrheit der Wähler auf den Thron erhoben wurde, ſo mußte er nicht nur dem Volke alle die liberalen Conceſſionen machen, welche Karl X. verweigert hatte, ſondern der neue König blieb auch von denen abhängig, durch deren Gunſt er emporgekommen war, und die Deputirten blieben die eigentlichen Herren des Landes. Es gab eine Art Parlaments-Regierung und der neue König mußte aus Dankbarkeit und Intereſſe ihnen alle Aemter und Vortheile gewähren, die ſie wünſchten. Man war in dieſer Beziehung bald einig. Es kam nur darauf an, die Bevölkerung von Paris dafür zu gewinnen und hinterdrein die Diplomatie damit auszuſöhnen. In letzterer Beziehung konnte man auf Talleyrand rechnen, der eine große Autorität an den europäiſchen Höfen genoß. Auch zweifelte man nicht, wenn ſcheinbar ganz Frankreich mit Acclamation den Herzog auf den Thron erhöbe, würde derſelbe, der doch auch ein Bourbon ſey und nach ſeinem Alter und Charakter dem europäiſchen Frieden alle Bürgſchaften darbot, auch von den Großmächten anerkannt werden. Was nun die Bevölkerung von Paris betrifft, welche die Deputirten zuerſt gewinnen mußten, ſo war dieſelbe ſchon längſt gewöhnt, in dem Herzog einen Volksfreund zu ſehen. Eine Menge Leute befanden ſich ſogar in der perſönlichen Clientel dieſes Prinzen, als des reichſten Eigenthümers im Lande. Die einflußreichſten Journaliſten waren ihm ergeben. Es gab in Paris nur zwei Parteien, die dem Herzog von Orleans widerſtrebten, aber ſie waren nicht ſtark genug, nämlich die Royaliſten, die eben beſiegt worden waren, und die Republikaner und Bonapartiſten, die, von ihrem eigenen Siege überraſcht, über das, was ſie thun ſollten, ſich noch nicht klar geworden waren. Lafayette, obgleich er immer mit der äußerſten Revolutions-Partei kokettirte, hatte doch niemals mit dem Königthume ſelbſt gebrochen und hielt, wenn es zum Ernſte kam, immer lieber zur Bourgeoiſie, als zum Pöbel. Die Bourgeoiſie, die ſich den Sieg zuſchrieb und jetzt die dichtgedrängten Colonnen der Nationalgarde formirte, ſympathiſirte vollkommen mit den Deputirten, freute ſich nach damaliger Mode, daß es mit den Pfaffen und Ariſtokraten zu Ende ſeye, wollte aber die liberalen Errungenſchaften in Ruhe und Frieden genießen, ſcheute die Anarchie und ſuchte die Ordnung zu erhalten. Der Herzog von Orleans ſchien nun gleichermaßen gegenüber dem alten Despotismus die Freiheit, und gegenüber jeder etwa drohenden Anarchie die Ordnung zu verbürgen. Man unterſchied zweierlei Hauptmeinungen, die dem Herzog beide gleich günſtig waren, eine mehr conſervative, nach welcher der Herzog König werden ſollte, weil er ein Bourbon ſey, und eine mehr liberale, die daſſelbe wollte, obgleich er ein Bourbon ſei. Dem einen fügten ſich am Ende auch die Royaliſten, dem andern die Republikaner, indem jene in dem neuen Herrn nur den König aus dem alten Geſchlechte, dieſe in ihm nur den einſtweiligen Garanten der noch zu erweiternden Volksfreiheit ſahen. Im Uebrigen entging es auch der Bourgeoiſie keineswegs, daß ſie derjenige Stand wäre, auf den ſich der neue Thron hauptſächlich ſtützen müſſe, und daß die Wahl Ludwig Philipps zum Könige allen Intereſſen ihres Standes zu gut kommen würde.

Thiers hatte ſchon eine Proklamation bereit, die man der Bourgeoiſie als Lockſpeiſe hinhalten wollte. Sie wurde ſogleich angenommen und überall an die Mauern geheftet und lautete folgendermaßen: „Karl X. kann nicht mehr in Paris regieren; er hat das Blut des Volkes vergoſſen. Die Republik würde uns furchtbaren Convulſionen ausſetzen, ſie würde uns mit Europa verfeinden! Der Herzog von Orleans iſt der Revolution ergeben! Der Herzog von Orleans hat ſich nie gegen uns geſchlagen! Der Herzog von Orleans war bei Jemappes! Der Herzog von Orleans iſt ein Bürgerkönig! Der Herzog von Orleans hat endlich die drei Farben getragen, der Herzog von Orleans kann ſie allein wieder tragen, wir wollen keinen andern. Der Herzog von Orleans ſpricht ſich nicht aus; er wartet auf unſer Votum; proklamiren wir dieſes Votum, und er wird die Charte annehmen, wie wir ſie verſtanden und gewollt haben. Das franzöſiſche Volk iſt es, von dem er ſeine Krone haben wird.“

Alles war im Hauſe Laffitte's abgemacht worden. Von hier aber begaben ſich die Deputirten in das Palais Bourbon zu einer größeren und förmlichen Verſammlung, welcher Laffitte präſidirte, und unterzeichneten eine Zuſchrift, in welcher ſie den Herzog von Orleans erſuchten, einſtweilen die Oberleitung des Staates unter dem Titel eines Generallieutenants des Königreichs zu übernehmen und die dreifarbige Fahne beizubehalten, bis die Kammern die volle und ganze Verwirklichung der Charte geſichert haben würden.

Alle dieſe Schritte fanden in Paris Beifall, wenigſtens wagte

Niemand einen offenen Widerſtand dagegen. Der Herzog von Orleans entſchloß ſich daher, dem Rufe zu folgen, hielt aber keinen Triumpheinzug, der ihm den Vorwurf des Stolzes hätte zuziehen können, ſondern ſchlich ſich ganz allein und zu Fuß von Neuilly nach dem Palais Royal. Als ein kluger und erfahrener Mann wußte er wohl, die Bevölkerung von Paris widerſtrebe ihm nicht. Seine ängſtliche Sorge ging nur dahin, die europäiſche Diplomatie mit ſeiner Uſurpation zu verſöhnen und dem Könige die Entſagung abzuliſten. Er unterhandelte mit Talleyrand. Er beſchied noch in derſelben Nacht den Herzog von Mortemart zu ſich, der es übernahm, dem alten König ein Billet des Herzogs zu überbringen, in welchem er dieſen noch ſeiner Treue verſicherte. Es iſt kein Zweifel, daß hier mit dem alten Könige das unwürdigſte Spiel getrieben und ſchnöder Verrath geübt wurde.

Am folgenden Morgen (am 31. Sonnabends) fanden ſich die Deputirten ſchon beim Herzog ein und baten ihn dringend, die Stelle anzunehmen, die ſie ihm zugedacht hatten. Er ſträubte ſich aber, ſpielte den Demüthigen und Beſcheidenen, und bat ſie, zu warten. Eben war General Sebaſtiani von Talleyrand zurückgekommen. Der Herzog zog ſich mit dieſem in ein Nebenzimmer zurück und empfing die Nachricht, Talleyrand ſtimme ſeiner Erhebung zu Hierauf kehrte der Herzog zu den Deputirten zurück, erklärte ſich bereit, das Amt eines Generalſtatthalters zu übernehmen und erließ eine Proklamation, worin er ſagte, er habe geglaubt, dem Rufe der Deputirten folgen zu müſſen, er wolle die Gefahren der Pariſer theilen, ſtelle ſich der heldenmüthigen Bevölkerung zur Verfügung und wolle ſie vor Anarchie ſchützen. Die ruhmreichen drei Farben ſollten bleiben und die Kammern alsbald zuſammentreten. Dieſe Proklamation ſchloß mit den Worten: „Eine Charte wird künftig eine Wahrheit ſein.“ Die Deputirten fügten noch eine beſondere Proklamation hinzu, worin kurz die Volksrechte verzeichnet waren, für deren geſetzliche Conſolidirung ſie ſich im eigenen Namen und im Namen des Herzogs verbürgten: Herſtellung der

Nationalgarde, Geſchwornengerichte für Preßvergehen, Verantwortlichkeit der Miniſter, ꝛc.

Damit etwa nicht das Stadthaus andere Meinungen kund gebe, beſchloß man, es ſogleich zu überrumpeln. Man hatte mit dem Stadthauſe nicht ehrlich gehandelt, die Municipalcommiſſion von nichts in Kenntniß geſetzt, ihr die Ernennung des Herzogs zum Generalſtatthalter erſt dieſen Morgen bekannt gemacht, eben weil man Widerſpruch fürchtete. Das Stadthaus proteſtirte nun wirklich, aber zu ſpät. Am lauteſten erklärte ſich damals General Lobau gegen den Herzog und Odilon Barrot übernahm es, die Proteſtation der Commiſſion den Deputirten zu überbringen. Aber er fand ſie ſchon unterwegs, vom Jubel des Volks umgeben, und mußte umkehren. Denn alle verſammelten Deputirten, an ihrer Spitze der Herzog, zogen in feierlicher Proceſſion nach dem Stadthauſe unter dem unermeßlichen Jubel des Volkes, welches wetteifernd: es lebe der Herzog von Orleans! und: es lebe Laffitte! rief. Laffitte hatte ein Fußübel und ließ ſich deßhalb auf einem Seſſel von vier zerlumpten Proletariern tragen. Dadurch wollte er ſich als Volksmann charakteriſiren und die guten Pariſer fanden dies ſchön. So ſehr log man ſich damals wechſelſeitig an. Der eitle Bankier hätte wohl auch anſtändig gekleidete Träger gefunden, aber man kokettirte damals mit der Zerlumptheit. Der Herzog von Orleans ſagte, als er Lafayette begrüßte: „ihr ſeht, meine Herrn, einen alten Nationalgardiſten, der ſeinen ehemaligen General zu beſuchen kommt.“ Einer ſolchen Aufmerkſamkeit und Ehrenbezeugung konnte Lafayette nicht widerſtehen. In der Phraſe „ein populärer Thron mit republikaniſchen Einrichtungen“ verſtändigten ſich beide. Den Proteſt, den Odilon Barrot nicht angebracht hatte, wagte auch Lafayette nicht mehr vorzubringen. Er umarmte den Herzog und ſtellte ihn auf den Balkon unter einer dreifarbigen Fahne der verſammelten Menge als den Mann des Volkes dar. Lafayette hatte ſich auch in der erſten Revolution immer nur conſtitutionell, nie republikaniſch erwieſen. Er handelte alſo auch diesmal nicht gegen ſein Princip und mochte glauben, der Herzog werde wirklich alles halten, was er verſpreche. Man ſagt, Lafayette habe den Herzog für ehrlich, aber beſchränkt gehalten. Das iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, da ſich ſonſt Lafayette, gleich andern Liberalen, früher ſchon dem Herzoge genähert haben würde. Daß er nie in deſſen Salon erſchien, beweist ein Mißtrauen, mit welchem obige Aeußerung ſich nicht vereinigen läßt. Die Harmonie auf dem Stadthauſe wurde nur durch den ungeſtümen Dubourg geſtört, der ſich herausnahm, dem Herzog unverholen ſein Mißtrauen zu äußern und ihm zu ſagen: „wenn Sie je unſere Rechte verletzen, werden wir ſie Ihnen ins Gedächtniß zurückrufen.“ Der Herzog erwiderte: „wiſſen Sie, daß ich ſtets meine Pflicht kannte und ſie nicht verkennen kann, wenn mich das Vaterland ruft.“ Die Grobheit Dubourgs wurde mißbilligt und im Jubel des Volks erſtickt, aber nach achtzehn Jahren bekam Dubourg Recht.

Der neue Generalſtatthalter ernannte ſofort ein Miniſterium, welches auf eine ſehr charakteriſtiſche Weiſe aus Vertretern aller Parteien zuſammengeſetzt war, um allen zu ſchmeicheln, mit Ausnahme der alten Royaliſten. Dupont de l'Eure, der ſich zu den Republikanern neigte, Guizot, der Doctrinär, und Laffitte, des Herzogs Vertrauter; Louis, der Günſtling Talleyrands; Bignon, der die Bonapartiſten vertrat; der Herzog von Broglie, der den Ariſtokraten beweiſen ſollte, auch ſie würden, wenn ſie nur den alten König verließen, im Dienſte des Herzogs willkommen ſeyn; endlich Gérard und Rigny, die Helden zu Lande und zur See, deren Namen imponirten. Auch dem volksthümlichen Dichter Béranger wurde ein Miniſterium angeboten, weil er Liebling des Pariſer Pöbels war. Aber Béranger war ehrlich genug, der Argliſt und Lüge nicht dienen zu wollen.

So wurde nun in Paris die große Woche, wie man ſie nannte, vollendet. In dieſer Woche waren die drei Tage (27. bis 29. Juli) die entſcheidenden geweſen, und die ganze Umwälzung der

Dinge empfing den Namen der Julirevolution. Die Juliſonne wurde gleichbedeutend mit der ſiegreichen Freiheit.

Unterdeſſen herrſchte große Noth in St. Cloud. Der alte König war verlaſſen und verrathen, ſowie das Glück ſich von ihm wandte. Doch war der Abfall ſeiner Hofleute nicht ſo koloſſal und widrig, wie beim Sturze Napoleons. Die alte Ariſtokratie hatte mehr Adel der Seele bewahrt, als die neue erworben. Wäre der König ſich ſelbſt klarer geweſen, ſo würden auch ſeine bisherigen Anhänger feſter zu ihm geſtanden ſeyn. Aber er ließ ſich durch den Herzog von Orleans vollſtändig täuſchen. In dem Briefe, welchen der Herzog in der Nacht durch Mortemart an den König ſchickte, muß er denſelben noch ſeiner Treue verſichert haben, denn Karl X. ließ ſich dadurch bewegen, den Herzog von Orleans durch förmliches Patent vom 31. als Generallieutenant des Königreiches zu beſtätigen. Auch ſchrieb er ihm und forderte ihn auf, ſeiner Rechte wahrzunehmen. So wenig glaubte der König, daß ihn der Herzog verrathen könne. Durch dieſes Vertrauen zum Herzog aber trieb er ſeine eigenen Anhänger in das Lager des Herzogs hinüber und ſchwächte ſeine Stellung immer mehr. Und das eben hatte der Herzog mit ſeinem Treueheucheln im Briefe bezweckt. Hätte ſich der König in dieſer Beziehung nicht getäuſcht und wäre er gegen den Herzog, als einen Verräther, entſchieden aufgetreten, ſo war er der Treue ſeiner noch übrigen Truppen gewiß, und hätte, wenn nicht noch einen Angriff auf Paris ſelbſt machen, ſich doch in eine ſtarke Stellung zurückziehen können. Zu ſeinen treuen Garden waren noch die Linienregimenter geſtoßen, die zuletzt von St. Omer und Luneville gekommen waren, ſo daß der König wieder 12,000 Mann beiſammen hatte. Sie waren von ſo gutem Geiſte beſeelt, daß General Talon ſich gegen den Dauphin, Herzog von Angoulême, heftig über Marmont beſchwerte, der in ſeinem letzten Armeebefehl zwar die Treue der Truppen gelobt, aber auch ſeine Freude über den Sturz Polignacs geäußert hatte. Da dieß von Marmont ohne Auftrag des Königs geſchrieben worden war, gerieth der Dauphin in ſolchen Zorn gegen den Marſchall, daß er ihn perſönlich inſultirte, und als dieſer den Degen zog, wüthend in die Klinge hineingriff und ſich die Finger verwundete. Man glaubte, der Marſchall habe ihn verwundet und dieſer wurde einen Augenblick arretirt, aber ſogleich vom Könige wieder freigelaſſen und verſöhnt, indem er ſeinen Sohn zwang, ſich vor dem Marſchall zu entſchuldigen. Der Herzog von Angoulême ahnte den Verrath des neuen General-Statthalters und es war ja auch ſeine Krone, um die der Vetter ihn betrog. Daher die außerordentliche Aufregung des ſonſt ſtillen Prinzen in dieſen Tagen und der mehrmalige Verſuch, die Truppen zur Ausdauer zu ermuthigen. Allein, da der König ſchon nachgegeben und die Generalſtatthalterſchaft gut geheißen hatte, ſahen die Truppen nicht recht ein, wozu man ſie länger im offenen Felde ſtehen und Noth leiden ließ? Die lange Ungewißheit machte ſie ungeduldig. Die Herzogin von Berry war damals am ängſtlichſten. Auch ſie mißtraute dem Herzog von Orleans und ſcheint ſogar für das Leben ihres jungen Sohnes gefürchtet zu haben. Mitten in der Nacht, nur halb angezogen, weckte ſie den Dauphin und beſchwor ihn, ihren Sohn, den Herzog von Bordeaux, die einzige Hoffnung der legitimen Dynaſtie, in Sicherheit zu bringen. Der Dauphin bewog nun ſeinen Vater, ſchon am früheſten Morgen St. Cloud zu verlaſſen und ſich in das etwas weiter entfernte Luſtſchloß Trianon zurückzuziehen. Die treuen Garden folgten ſtumm. Nur zwei Bataillone Schweizer zeigten ſich widerſpenſtig und liefen auseinander. Eine Compagnie ſollte die Brücke bei Sèvres beſetzt halten, die den Rückzug des Königs deckte, aber auch ſie weigerte ſich, als die Pariſer ſchon vom andern Ufer herüberſchoſſen. Angoulême feuerte die Soldaten an und ritt ſelber auf die Brücke vor, aber Niemand folgte ihm, die Soldaten liefen auseinander und er mußte traurig umkehren. Zu Trianon gab Guernon de Ranville dem Könige noch einmal den Rath, ſich nach Tours zu begeben und hier eine neue Kammer einzuberufen. Allein der König wartete immer noch auf Antwort von Orleans. Die Angſt der Herzogin von Berry bewog ihn am folgenden Tage (1. Auguſt), ſich noch weiter nach dem Luſtſchloſſe Rambouillet zurückzuziehen. Dahin kam auch die Herzogin von Angoulême, welche während der ganzen ſchrecklichen Zeit nicht in Paris, ſondern in den Bädern von Vichy geweſen war und die jetzt erſt durch das faſt überall empörte Land incognito wieder zu ihrer Familie gelangte. Sie ſank dem König weinend in die Arme. Unterdeß kam immer noch keine Antwort von Orleans, der mittlerweile ſein Amt in Paris angetreten hatte. Die Truppen, die noch beim Könige waren, wurden immer ungeduldiger und verließen ſchaarenweiſe das Lager. Ein Reiter-Oberſt kam mit 13 Mann, die ihm allein noch geblieben waren, und ſtellte dem Könige die Fahne ſeines Regiments zurück. Endlich kam die Antwort des Herzogs von Orleans an. Man kennt ſie nicht, aber ſie muß immer noch Treue geheuchelt haben. Der Inhalt ſcheint geweſen zu ſeyn, Karl X. ſey zu unpopulär geworden, um nicht für ſeine Perſon der Krone entſagen zu müſſen. Der tiefbewegte König erließ nun eine Ordonnanz, worin er für ſich und den Dauphin dem Throne entſagte, dagegen ſeinen Enkel als Heinrich V. proklamirte und den Generalſtatthalter aufforderte, die Regentſchaft in deſſen Namen zu führen.

Während der unglückliche König ſich auf dieſe Weiſe immer noch Illuſionen machte, fügte ſich in Paris alles möglichſt harmoniſch zuſammen, um dem Herzog von Orleans eine ebenſo fanatiſche Liebe und Hingebung zu beweiſen, als man dem alten Könige Haß bewieſen hatte. Was die Deputirten angefangen hatten, vollendeten die Pairs, welche ſich verſammelten, um dem Herzog zu huldigen. Die Bourgeoiſie war in Freude berauſcht. Nur im Proletariat war keineswegs alles zufrieden. Mancher träumte von der Republik. Die rauhen Hände der Arbeiter, die den Sieg errungen, ließen ſich die Frucht deſſelben nur ungerne entreißen durch die wohlhabenden Philiſter, die eigentlich nichts gethan hatten. In dem armen Volke lebte eine Ahnung, was für eine Glücksjägerei, Stellenjagd und öffentliche Gaunerei aller Art jetzt unter dem Aushängeſchild des

Liberalismus beginnen würde. Aber nur wenige wagten, ihre Meinung zu ſagen, um nicht als Anarchiſten verfolgt zu werden. Die republikaniſchen Maueranſchläge wurden von den guten Bürgern abgeriſſen, das Haus, in welchem ein republikaniſches Blatt erſchien, geſtürmt. Die Anhänger Orleans hatten die Parole gegeben, die dießmal an Edelmuth ſich ſelbſt übertreffenden Pariſer ſollten ihren ſchönen Sieg vollkommen rein erhalten und wie ſie in den Tuilerien keinen Diebſtahl geduldet hätten, ſo ſollten ſie auch in der Stadt keine Anarchie und folglich auch keine republikaniſche Schilderhebung dulden. Es gelang dem Herzog von Orleans, die guten Pariſer für Ordnung und Recht zu fanatiſiren, während er ſelbſt den großen Diebſtahl an der Krone beging. Einige Republikaner drängten ſich zu Lafayette und beſchworen ihn, nach einem ſo großen Volksſiege auch die Volksrechte zu wahren und das Volk nicht darum betrügen zu laſſen, allein der alte General folgte dem allgemeinen Impulſe des damaligen Liberalismus und verſagte den Republikanern ſeinen Beiſtand.

Die liberale Mehrheit von Paris ſah es als ſelbſtverſtändlich an, daß die ganze ältere Linie der Bourbons des Thrones verluſtig erklärt werden müſſe. Wären auch nur dem jungen Prinzen ſeine Rechte gewahrt geblieben, ſo würde die in der dreitägigen Straßenſchlacht beſiegte Partei der alten Monarchie und Ariſtokratie immer neue Umtriebe gemacht haben. Man wollte ganz mit ihnen brechen. Da nun aber der wohlhabende Mittelſtand keine Republik haben wollte, weil er ſonſt die der Ariſtokratie entriſſene Alleinherrſchaft mit dem Proletariate hätte theilen müſſen, war ihm ein Bürgerkönig, wie der Herzog von Orleans, der ganz von den Kammern und Wählern abhängen würde, am angenehmſten. Darauf konnte nun Orleans fußen, indem er die letzte, vom König an ihn geſtellte Bitte herzlos zurückwies, keine Antwort ertheilte, und auch Niemand vor ſich ließ, der vom Könige kam. Da er einmal ſelber König werden wollte und der Pariſer bereits gewiß war, nahm er auch gar keine Rückſicht mehr, ſondern traf Maßregeln, um die ganze königliche Familie zum Lande hinauszutreiben. Einerſeits wurde das Volk von Paris auf lügneriſche Weiſe in Furcht geſetzt, als ob der König mit einem Angriff auf die Stadt drohe. Andererſeits wurden offiziell auf Befehl des Generalſtatthalters und der Kammern Marſchall Maiſon, Odilon Barrot und von Schonen als Commiſſäre an den König geſchickt, um ihn über die Grenze zu begleiten. Als dieſe Herren in Rambouillet ankamen, ſchlief der König, und Marſchall Marmont ſagte ihnen, der König werde in keinem Falle Rambouillet verlaſſen, bis er eine Antwort von Orleans erhalte. Die Commiſſäre eilten noch in der Nacht nach Paris zurück, um ſich von Orleans weitere Inſtruktion zu erbitten. „Er muß reiſen, rief der aufgeregte Herzog, er muß durchaus fort.“ Noch ehe der Tag anbrach, wurde in ganz Paris Allarm geſchlagen und die Parole gegeben: „nach Rambouillet!“ Alles, was Waffen tragen konnte, ſollte dorthin marſchiren, um dem König diejenige Angſt einzujagen, die erforderlich war, um ihn mit ſeiner ganzen Familie zur Flucht zu zwingen. Dieſem wilden Haufen fuhren die Commiſſäre raſch voraus. Als ſie wieder in Rambouillet anlangten, empfing ſie der alte König ſehr ungehalten und frug, was ſie wollten, da er ja ſeinen Generalſtatthalter in Paris habe? Maiſon antwortete: „Eben dieſer Generalſtatthalter hat uns abgeſchickt, um Ew. Majeſtät zu wiſſen zu thun, daß das Volk von Paris gegen Sie ausgezogen iſt, und daß Sie ſich daher entfernen möchten.“ Jetzt erſt erkannte der König die ganze entſetzliche Wahrheit des Verraths, an den er bisher nicht hatte glauben können, und gerieth in ſo heftige Wallung, daß ſich Maiſon vor ihm zurückzog. Odilon Barrot trat vor und ſuchte den königlichen Greis zu beruhigen, zu einem ihm ſelbſt jetzt allein noch nützlichen Entſchluß zu bringen. Man drängte ihn, abzureiſen. Man ſagte ihm, 60,000 bewaffnete Pariſer ſeyen ſchon gegen Rambouillet im Anmarſche und würden ihn gefangen nehmen, wenn er nicht entflöhe. Der König frug den Marſchall Maiſon, ob es wahr ſey, daß eine ſo große Armee heranrücke? und erſt, als der Marſchall auf ſeine Ehre verſicherte, es ſei wahr, anerkannte der König, ſeine Garden ſeyen nicht ſtark genug, einem ſolchen Heere zu widerſtehen, und um ſie nicht in einem unnützen Blutvergießen aufzuopfern, erklärte er ſich bereit, in's Exil zu gehen. Er beſchloß, ſich mit ſeiner ganzen Familie nach England zu begeben, wohin er vom Hafen von Cherbourg aus überfahren wollte. Bis zu dieſem Hafen nahm er das ſchützende Geleit der Commiſſäre an.

Die Garde begleitete den König noch bis Maintenon, wo ſie mit großer Rührung von ihm Abſchied nahm. Von hier aus begleitete ihn nur noch die Leibwache und die Gensdarmerie d'Elite mit ſechs Kanonen unter dem Befehl des Marſchall Marmont. Die Einwohner der Städte und Dörfer, die auf ſeinem Wege lagen, erwieſen ihm überall die gewohnte Ehrfurcht und achteten ſein Unglück. Das der Majeſtät zukommende Ceremoniell wurde nirgends verabſäumt. Die Koſten der Reiſe übernahm der König ſelbſt, indem er ſein Silbergeſchirr verkaufen ließ, das Einzige, was ihm noch geblieben war. Denn da er früher an Flucht nicht gedacht hatte, war ſeine Kaſſe leer. Alle ſeine in Paris zurückgelaſſenen Schätze fielen dem habgierigen Kronräuber zu. Die Beſorgniß, er möchte unterwegs inſultirt werden, war unbegründet; in zwei ſehr aufgeregten Städtchen der Normandie murrte das Volk nur gegen Marmont und man ſchonte die königlichen Perſonen ſo ſehr, daß man faſt überall, wo ſie durchzogen, die dreifarbigen Fahnen entfernte. Zu Valognes, wo der König zwei Tage verweilte, um den zu ſeiner Ueberfahrt beſtimmten Schiffen in Cherbourg Zeit zur Ausrüſtung zu laſſen, verabſchiedete er ſeine Leibwache. Alle Compagnien überreichten ihm ihre weißen Fahnen. Der König empfing ſie und ſprach: „Ich nehme dieſe Fahnen entgegen, die euch (auf den Herzog von Bordeaux zeigend) dieſes Kind einſt wieder geben wird. Die Namen aller Mitglieder der Leibwache werden im Archiv meiner Familie bewahrt werden, zum Zeugniſſe meines Unglücks und des Troſtes, den ich in eurer Treue gefunden habe.“ — Dieſe würdevollen Worte entlockten den Soldaten und allen Umſtehenden

Thränen. Auch das Volk weinte mit. Von hier aus begab ſich der König nach Cherbourg und ging zu Schiffe, um Frankreich niemals wieder zu ſehen. Er ſoll damals geſagt haben: „Ich verlaſſe Frankreich ungerne. Ich wünſche, daß es glücklich ſeyn möchte. Aber mir fehlte, was dazu nöthig iſt, die Feſtigkeit. Frankreich braucht eine eiſerne Hand!“ Der Dauphin war ruhig, wie ſein Vater, nur die Herzogin von Berry war höchſt aufgeregt und ſchied von Frankreich mit Mienen der Verzweiflung. Auch die Züge der Dauphine waren entſtellt. Ihr Schmerz muß der größte geweſen ſeyn.

Das taktvolle Benehmen der franzöſiſchen Bevölkerung während der Reiſe des Königs wurde von den rohen Engländern nicht nachgeahmt, denn als der König am 17. Auguſt zu Portsmouth landete, war das ganze Ufer mit Menſchen bedeckt, die ſich mit dreifarbigen Cocarden, Bändern und Fahnen geſchmückt hatten, um den verbannten König noch in ſeinem Unglücke zu verhöhnen. Auch erhielt er die Weiſung, auf engliſchem Boden nur als beſcheidener Privatmann zu leben. Talleyrand hatte ſich damals ſchon mit dem engliſchen Cabinet zur Anerkennung des Herzogs von Orleans verſtändigt. Karl X. bekam das alte Schloß Holyrood bei Edinburg in Schottland, wo er ſchon während ſeiner früheren Verbannung gelebt hatte, zum abermaligen Aſyle. Von den Großmächten, welche die ältere Linie der Bourbons auf dem franzöſiſchen Thron anerkannt hatten und mit denen er bisher in Freundſchaft geſtanden, nahm ſich nicht eine einzige ſeiner Rechte an.

Sehen wir uns nun wieder nach Rambouillet um. Kaum hatte die königliche Familie dieſes Unglücksſchloß verlaſſen, als auch ſchon die wilden Freiſchaaren, die von Paris herangezogen kamen, in daſſelbe einbrachen. Da ſie den König und die Garden nicht mehr fanden, verübten ſie allen möglichen Muthwillen, aber einer der Generale hatte den glücklichen Einfall, gerade die tollſten mit guter Manier nach Paris heimzuſchicken. Er machte ihnen nämlich den Vorſchlag, in den zurückgelaſſenen königlichen Hofwagen nach

Paris zurückzufahren und daſelbſt eine Art Triumpheinzug zu halten. Geſagt, gethan. Burſche in Blouſen, Hemdärmeln oder Lumpen beſtiegen die vergoldeten Staatscaroſſen, überfüllten ſie und ließen ſich von den königlichen Kutſchern in Galla unter unaufhörlichem Jubel langſam nach Paris fahren. Dieſe luſtige Fahrt endete harmlos, denn die Wagen fuhren alle in's Palais Royal und wurden lachend dem Herzog von Orleans, als ihrem neuen Eigenthümer, zugeſtellt.

Mittlerweile langten immer mehr Nachrichten aus allen Provinzen an, welche die neue Ordnung der Dinge gut hießen, oder wenigſtens duldeten. Nur im Süden, namentlich in Nismes, war man nicht damit zufrieden und es koſtete Mühe, hier einen großen Aufruhr zu verhüten. Ein katholiſcher und ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, Bonhomme und Vincent, vereinigten ſich, die Parteien zu verſöhnen. Auch in der Vendée zeigte ſich eine vorübergehende Aufregung. Im Ganzen nahm das Land wie gewöhnlich an, was ihm von Paris aus zugemuthet wurde. Die Biſchöfe von Arras und Troyes beeilten ſich, in ihren Hirtenbriefen dem Volke die neue Regierung zu empfehlen. Ganz anders dachte der größere Theil des Klerus, fügte ſich aber dem Unvermeidlichen und hütete ſich, den Haß der neuen Macht zu reizen. Unter den auswärtigen Mächten war es England, welches die Eröffnungen und Anerbietungen Talleyrands im Namen des Herzogs von Orleans ſchnell und gerne annahm, um ſich dadurch einen noch größeren Einfluß auf Frankreich zu ſichern, als der geweſen war, der ihm mit Polignac verloren ging. Durch England aber glaubte der Herzog bald auch die andern Großmächte mit ſeinem Regierungsantritt auszuſöhnen, zumal er ihnen die heiligſten Verſicherungen geben ließ, daß er die friedlichſten Geſinnungen von der Welt hege und weit entfernt, die verjährten Anſprüche der Republik und Napoleons erneuern zu wollen, vielmehr alles thun werde, um die revolutions- und kriegsluſtige Partei in Frankreich niederzuhalten.

Um aber keine Gegenpartei aufkommen zu laſſen, die das ſonnenklare Recht des Herzogs von Bordeaux gegen ihn geltend und ſeine Ernennung zum König zweifelhaft machen könnte, einigte ſich der Herzog mit den Deputirten, ſeine Thronbeſteigung möglichſt zu beſchleunigen und daraus ein fait accompli zu machen, das ſich nicht leicht wieder umſtoßen ließ. Am 3. Auguſt eröffnete der Herzog die Kammern. Bérard erhielt den Auftrag, eine Erklärung abzufaſſen, welche die Fundamentalſätze enthalten ſollte, auf denen der neue Thron ſtehen werde. Der Herzog gab ſich unter der Hand Mühe, den Entwurf Bérards ein wenig zu Gunſten der königlichen Prärogative durch Guizot abändern zu laſſen, aber Bérard vereitelte dieſe Intrigue, indem er auf den urſprünglichen Text zurückkam. Dennoch wurde das Weſentlichſte eskamotirt, die Volksſouverainetät. Jedermann war einverſtanden, die Souverainetät ſollte künftig einzig der Nation inwohnen und nur kraft dieſer Souverainetät ernenne das Volk den Herzog zum König. Aber der Herzog und ſeine Vertrauten ſcheuten ſich vor einer etwa ſpäteren Anwendung dieſer Volksſouverainetät und ſuchten der Krone ſo viel Rechte als möglich zuzuſpielen, dem Volke ſo viel als möglich zu entziehen. Um nun die Volksſouverainetät zu beſeitigen, hatte Dupin die Stirne, zu behaupten, dieſelbe dürfe in der feierlichen Erklärung nicht genannt werden, weil es ſonſt ſcheinen könne, als zweifle irgend Jemand, daß ſie unter allen Umſtänden der Nation inwohne. Sie, die Kammer, könne der Nation nicht gleichſam das zum Geſchenk machen wollen, was ſie längſt beſitze und nie verlieren könne. Und kraft dieſes Sophisma's ließ man die Sache fallen. Die Erklärung der Kammer faßte die Bedingungen, unter welchen der neue König den Thron beſteigen ſollte, in Abänderungen der beſtehenden Charte und Zuſätzen zu derſelben zuſammen, und zwar wurde ausgemacht 1) der Thron iſt erledigt, die ältere Linie der Bourbons hat rechtlich darauf verzichtet durch die Entſagung Karls X. und des Dauphins und (der Herzog von Bordeaux) faktiſch durch ihre Entfernung aus Frankreich. Des Rechts, das dem Herzog von Bordeaux gebührte, wurde mit keinem Wort erwähnt, aber auch nicht der Volksſouverainetät, obgleich hier in der That nichts als der ſ. g. Volkswille, d. h. die dermalen herrſchende Mehrheit entſchied. Man vermied aber auf's ängſtlichſte, des Herzogs von Bordeaux nur zu erwähnen, um in keine Discuſſion über ſein unbeſtreitbares Recht verwickelt zu werden, und man vermied der Volksſouverainetät zu erwähnen, um die Großmächte nicht durch einen allzu demokratiſchen Urſprung der neuen Dynaſtie aufzureizen. 2) Die katholiſche Kirche iſt nicht mehr bevorzugte Staatskirche, ſondern alle Kulte ſind gleichmäßig berechtigt. 3) Die Preßfreiheit iſt unbeſchränkt, die Cenſur kann nie wieder eingeführt werden. 4) Der neue König darf nie weder ein Geſetz ſuspendiren, noch unvollzogen laſſen. 5) Nie dürfen von ihm Specialcommiſſionen mit Umgehung des ordentlichen Gerichts ernannt werden. 6) Niemals darf er mehr fremde Söldner (Schweizer) in Dienſt nehmen. 7) Jeder Franzoſe von 25 Jahren iſt Wähler, und von 30 Jahren wählbar, die indirekten Wahlen hören auf, die Deputirten werden auf 5 Jahre gewählt. 8) Die von Karl X. ernannten Pairs werden geſtrichen und die Sitzungen der Pairskammer ſind öffentlich. 9) Die Kammern haben die Initiative bei Geſetzesvorſchlägen, wie der König. 10) Der König führt den Titel „König der Franzoſen". 11) Die weiße Fahne iſt abgeſchafft und durch die Tricolore erſetzt. Außerdem waren noch mehrfache Gegenſtände bezeichnet, die erſt ſpäter von den Kammern im Wege der Geſetzgebung erledigt wurden.

Man eilte ungeheuer, um fertig zu werden und unter dem Vorſitze von Laffitte ſtimmte die Deputirtenkammer mit 219 Stimmen für die Erwählung Orleans zum König unter den in der Erklärung enthaltenen Bedingungen, welche die Rechte des Volkes ſicherten und nachher in die revidirte Charte aufgenommen wurden. 33 Stimmen erklärten ſich gegen die Wahl des Herzogs und 39 enthielten ſich der Abſtimmung. Die, welche für ihn geſtimmt hatten, begaben ſich unter Laffitte's Führung ſogleich in den Palaſt des Herzogs. Laffitte las ihm den Beſchluß der Kammer vor. Der Herzog ſtellte ſich, als ob es ihm höchſt unangenehm wäre, dem Frieden ſeines Familienlebens entzogen zu werden, er habe niemals einen Thron begehrt, aber aus Vaterlandsliebe ſey er erbötig, das von ihm geforderte Opfer zu bringen und die Krone anzunehmen. Darauf umarmte er Laffitte und zeigte ſich zwiſchen dieſem und Lafayette, der hier auch wieder figurirte, auf dem Balkon des Palaſtes der unten verſammelten Menge, die ihm zum erſtenmal vive le roi! zujauchzte. Das geſchah Sonnabends, den 7. Auguſt.

Die Pairskammer wurde gar nicht gefragt. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſie allem zuſtimmen mußte. Auch war ſie damals ſo unpopulär, daß von ihrer förmlichen Abſchaffung die Rede war. Am Abend des 6. erſcholl das Geſchrei in den Straßen: Nieder mit den Pairs! In der wichtigen Sitzung der Deputirtenkammer konnte Guizot den Fortbeſtand der Pairskammer nur dadurch retten, daß er alle von Karl X. ernannten Pairs aus deren Liſte ſtreichen ließ. Die Pairs durften ſich nur verſammeln, um der neuen Königswahl zuzuſtimmen. Der Herzog von Orleans legte den größten Werth darauf, dieſen ariſtokratiſchen Körper zu erhalten und für ſich zu gewinnen, da ihm derſelbe die beſten Dienſte leiſten konnte, ſowohl gegen die Anhänger der alten Regierung, als gegen die demokratiſchen Beſtrebungen von unten. Die Mehrheit der Pairs hatte längſt mit der Oppoſition kokettirt, um, wenn der Thron ſtürzte, nicht mitzuſtürzen. Immer der Macht ſich anſchließend, huldigte ſie nun auch gern dem neuen Könige. Nur Chateaubriand wahrte die Würde und die Treue eines Pairs von Frankreich und vertheidigte das Thronrecht des Herzogs von Bordeaux. Die feigen Pairs mußten aus ſeinem Munde Worte des edelſten Zornes und der tiefſten Verachtung hören. Auch ſagte er voraus, das Haus Orleans werde den erſchlichenen Thron nicht lange behalten. Von den Pairs ſtimmten ſchließlich 89 für den neuen König, nur 19 ſtimmten mit dem muthigen Chateaubriand; die Uebrigen wagten gar nicht zu ſtimmen.

Am 9. Auguſt wurde der neue König inthroniſirt und zwar geſchah dieß im Palaſt Bourbon, in welchem die Deputirten ihren Sitzungsſaal hatten. Für den Herzog war hier ein Thron aufgerichtet und mit dreifarbigen Fahnen ausgeſchmückt. Caſimir Perier verlas die Erklärung vom 7. Auguſt und Baron Pasquier die Beitrittserklärung der Pairskammer. Hierauf ſagte der Herzog, er nehme die in dieſen Erklärungen enthaltenen Bedingungen ohne Vorbehalt an und leiſtete darauf den Eid. Nach dieſer Ceremonie beſtieg er als *Ludwig Philipp, König der Franzoſen*, unter allgemeinem Vivatruf den Thron und wiederholte, was er ſchon am 7. geſagt hatte: „Ich hätte lebhaft gewünſcht, niemals den Thron zu beſteigen, aber die Kammern hielten es für nothwendig und ſahen in meiner Erhebung eine Bürgſchaft einerſeits für die öffentliche Freiheit, andererſeits für die öffentliche Ordnung.“

Damit hat der neue König in der That das ausgeſprochen, was allein ſeine Erſchleichung des Throns entſchuldigt. In ſeiner Perſon blieb allein eine Ausgleichung ermöglicht zwiſchen Parteien, die ſich ſonſt auf Leben und Tod hätten bekämpfen müſſen. Er war den Einen liberal, den Anderen conſervativ genug. Das galt nicht nur für Frankreich, ſondern auch für Europa. Im Bewußtſeyn dieſer Stellung bezeichnete Ludwig Philipp ſelbſt die *rechte Mitte* (juste milieu) als das Princip ſeiner Regierung. Aber er täuſchte ſich, wenn er meinte, die Befriedigung der Parteien, wie ſie für den Augenblick ihm günſtig war, werde von langer Dauer ſeyn. Den entſchiedenen Freiheitsfreunden erſchien er doch nur als ein Heuchler und den alten Dynaſtien Europa's als ein revolutionärer Eindringling. In der Tricolore Frankreichs vertraten fortan die Legitimiſten die weiße, die Republikaner die rothe, Ludwig Philipp und ſein Anhang aber die blaue Farbe in der Mitte.

Vor allem war es dem neuen Könige darum zu thun, ſeine Popularität in Paris zu erhalten und dem Auslande gegenüber als ein allgemein geliebter Fürſt zu erſcheinen, den etwa wieder abzuſetzen, nicht leicht ſeyn würde. Er that alles, was den Pariſern lieb war. Er löste nicht nur die Garden des vorigen Königs auf und ſchickte die Schweizer heim, ſondern auch die Gensdarmerie von Paris, an deren Stelle Municipalwachen traten. Er ſetzte den

Marſchall Bourmont ab und übergab das Commando der Armee von Algier dem General Clauzel. Die bisher abgedankt geweſenen und zum Theil ohne Penſion tief verarmten Offiziere der weiland großen Armee Napoleons wurden ſchaarenweiſe wieder angeſtellt. Auch unter den Civilbeamten wurde geſichtet und traten Liberale an die Stelle der abgeſetzten des alten Königs. Alle ſeit 1815 verurtheilten politiſchen Verbrecher wurden für unſchuldig und frei erklärt, alle politiſchen Verbannten zurückgerufen, insbeſondere auch alle die noch übrigen ſ. g. Königsmörder, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hatten. Nur die geſammte Familie Napoleons blieb nach wie vor vom franzöſiſchen Boden verbannt. Zugleich wurden die Penſionen, die von den früheren Regierungen bewilligt worden waren, willkührlich wieder herabgeſetzt, insbeſondere das Einkommen des Erzbiſchofs von Paris. Auch wurden die 100 Millionen, welche von der dem Adel bewilligten Milliarde noch nicht verausgabt waren, jetzt zurückgehalten. Große Belohnungen empfingen dagegen die Wittwen und Waiſen der in den Julitagen Gefallenen. An die Stelle der Todtenfeier Ludwigs XVI. ſollte die Jubelfeier der Julirevolution treten. Ganz im Geiſte der damaligen Pariſer Aufklärung, die das Theater der Kirche vorzog, wurden die Miſſionen für immer unterſagt und die Kirche der h. Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, wieder zum Pantheon gemacht, wie in der erſten Revolution, und ſomit der Cultus von Voltaire und Rouſſeau erneuert.

Perſönlich benahm ſich der König lediglich nach Lafayette's Programm: „Ein populärer Thron, umgeben von republikaniſchen Inſtitutionen." Der Hof hatte eine ganz bürgerliche Einrichtung, Rang und Stand galten hier nichts mehr, Jeder hatte freien Zutritt. Man kam in Pantalons und Stiefeln. Es wurde bemerkt, daß ein Bürger, den Hut auf dem Kopfe, ſich mit den königlichen Damen unterhalten habe, ohne daß dieſelben ein Mißfallen hätten blicken laſſen. Der König zeigte ſich ſo oft als möglich am Fenſter, um das Volk zu grüßen, das ſich immer noch um den Palaſt drängte. Geduldig hielt er dabei das ewige Geleier der Marſeillaiſe und Pariſienne aus, die man vor ſeinem Fenſter ſpielte und wozu er zuweilen mit den Fingern den Takt ſchlug. Auf den Straßen erſchien er zu Fuß, im bürgerlichen Ueberrock mit rundem Hute und einem ſprüchwörtlich gewordenen Regenſchirm unter dem Arm, grüßte jedermann auf's freundlichſte, redete mit jedem, drückte jedem die Hand und vergaß nur, daß ſich ſo die Comödie nicht ewig würde fortſpielen laſſen und daß, ſobald er ſich wieder in die Hofetikette zurückziehen würde, es auch mit ſeiner Popularität zu Ende ſey. Ebenſo verhielt es ſich mit der intimen Freundſchaft zu Lafayette, Laffitte ꝛc., die er damals zur Schau trug. Es war ihm gelungen, dieſe Leute ſo zu bezaubern, daß nach damaliger allgemeiner Sage Lafayette am Tage der Thronbeſteigung Ludwig Philipps ihn „die beſte der Republiken“ genannt haben ſoll. Lamartine erzählt, nicht Lafayette, ſondern Odilon Barrot habe dieſe Worte geſagt und zwar ſchon beim erſten Beſuche Ludwig Philipps auf dem Stadthauſe. Es liegt wenig daran, wer es wirklich geſagt hat; die Hauptſache iſt, daß man es in Paris damals glaubte und allgemein der ſchönen Phraſe zuſtimmte.

Nichts charakteriſirt den neuen König beſſer, als die Vorſicht, mit welcher er am Tage vor ſeiner Thronbeſteigung auf ſein ganzes unermeßliches Vermögen zu Gunſten ſeiner Kinder verzichtete, damit es Privatvermögen des Hauſes Orleans bleibe und nicht in das Krongut übergehe, das er mit der Krone zugleich verlieren könnte. Er traute alſo nicht, er ſelber gab der Krone, indem er ſie auf ſein Haupt ſetzte, keinen Credit. Zwiſchen dieſer Maaßregel und dem plötzlichen Tode des alten Herzog von Condé war ein nur zu auffallender Zuſammenhang. Man fand den ſtumpfen, alten Herrn (Vater des auf Napoleons Befehl erſchoſſenen Herzogs von Enghien) am 27. Auguſt Morgens erhängt in ſeinem Zimmer und zwar am Fenſterrahmen und in einer Stellung, die einen Selbſtmord ſehr unwahrſcheinlich machte. Noch viel mehr aber fiel es auf, daß dieſer Greis, der mit Karl X. das Exil getheilt, ſein großes Vermögen nicht der älteren Linie der Bourbons vermacht haben ſollte, ſondern daß ein Teſtament zum Vorſchein kam, welches Ludwig Philipps Sohn, den Herzog von Aumale, zum Univerſalerben der Condé's einſetzte. Dieſer damals noch ſehr junge Prinz bekam wirklich alles*) und hat ſpäter ſeinem Sohn den Namen Condé gegeben.

Die neue Ordnung der Dinge in Frankreich wurde zuerſt von England aus den ſchon angeführten Gründen anerkannt. Dieſe engliſche Zuſtimmung und die Wiederherſtellung einer geordneten Regierung in Frankreich ſelbſt bewogen auch Oeſterreich und Preußen die Rechtsfrage unerörtert zu laſſen und das neue Königthum in Frankreich als factiſch anzuerkennen. Nun glaubte auch Spanien ſeine Anerkennung nicht verweigern zu dürfen. Sardinien trug ſogar große Sympathie für Ludwig Philipp zur Schau, aus Furcht vor Inſurrectionen, wie man glaubte. Nur Rußland zeigte ſich ungnädig gegen den neuen König der Franzoſen. Kaiſer Nicolaus befahl im Anfang, der dreifarbigen Flagge alle ſeine Häfen zu verſperren, nahm aber dieſe Maaßregel wieder zurück, als er die Ruhe und den neuen Thron in Paris befeſtigt ſah. Indem er aber Ludwig Philipp anerkannte, that er es nicht, ohne einen Vorwurf auszuſprechen. Denn in ſeinem Schreiben an Ludwig Philipp ſagte er: „ewig beklagenswerthe Ereigniſſe haben Euer Majeſtät in eine grauſame Alternative verſetzt. Euer Majeſtät hat einen Entſchluß gefaßt, der Ihr allein geeignet ſchien, Frankreich vor noch größerem Unheil zu bewahren und ich will mich über die Beweggründe nicht äußern, die Euer Majeſtät dabei geleitet haben ꝛc.“ Ludwig Philipp verſchluckte dieſe Pille und war zufrieden, daß ihn Nicolaus wenigſtens anerkannt hatte.

---

*) Die erbberechtigte Familie Rohan erhob ſpäter eine Klage vor Gericht, wurde aber mit ihren Anſprüchen abgewieſen. Aus den Verhandlungen ergab ſich Folgendes: der Herzog von Orleans hatte ſchon ſeit einiger Zeit mit der Maitreſſe des alten Condé, einer ſehr übel prädicirten Frau von Foucheres, gemeinſchaftliche Sache gemacht, um die reiche Beute an ſich zu reißen. Da Condé durchaus nicht einſah, warum er ſein Erbe den Orleans laſſen ſolle, die er von der Emigration her haßte, weigerte er ſich, das Teſtament zu Gunſten Aumales, das ihm die Foucheres immer wieder vorlegte, zu unterzeichnen. Der Herzog von Orleans ſelbſt ſpielte den Großmüthigen und verſicherte Condé, er wolle von der ganzen Sache nichts; die Foucheres mußte aber fortfahren, den alten Herrn zu bearbeiten, bis er das Teſtament unterzeichnete (ſchon im Auguſt 1829). Nun kam die Julirevolution. Da wollte der alte Condé die Familie Karls X. nicht verlaſſen, ſondern drängte zur Abreiſe, ohne Zweifel auch, um in England, wenn er erſt in Sicherheit wäre, das ihm abgedrungene Teſtament zu widerrufen. Aber Ludwig Philipp ließ ihn nicht mehr fort, verweigerte ihm die Päſſe und ſuchte ihn auf alle Art zu beruhigen. Ludwig Philipps Gemahlin ſelbſt mußte ſich zu ihm begeben, ihm den Stern der Ehrenlegion bringen und ihm zureden; die Foucheres mußte die letzten Minen ſpringen laſſen um auf ihn zu wirken. Aber der alte Herr wollte fort, um jeden Preis fort. Es gab die heftigſten Scenen und weil er durchaus nicht mehr zu halten war, half man ihm — fort. Die für den neuen König entehrendſten Gerüchte, die ſich bald verbreiteten, ignorirte derſelbe kaltblütig. Sie erſtickten im damaligen allgemeinen Jubel des Liberalismus. Einige Stimmen riefen laut: er könne den auf ihm laſtenden Verdacht am ſicherſten entkräften, wenn er die blutbefleckte Erbſchaft des alten Condé nicht annehme; aber er ließ ſie nicht fahren. Die Foucheres bekam 10 Millionen.

Was die Völker anlangt, ſo kann man nicht leugnen, daß ſie rings um Frankreich her durch die Julirevolution in einen freudigen Aufſchwung geriethen. Die conſtitutionelle Oppoſition hatte ihre Hoffnung längſt auf den Fortſchritt des Liberalismus in Frankreich geſetzt und wußte, wie ſehr der Sieg deſſelben auch ihr zu Gute kommen müſſe. Je weniger von Seite der Großmächte gegen die neue Julidynaſtie eingeſchritten wurde, um ſo mehr ſchien das conſtitutionelle Syſtem in Frankreich geſichert und eine friedliche Entwicklung deſſelben auch in den Nachbarſtaaten gewährleiſtet. Man ſah Frankreich durch den Sieg ſeiner Volksvertretung auf die Höhe Englands emporgehoben und erwartete von den franzöſiſchen Kammern nichts Geringeres, als daß ſie fortan einen eben ſo tiefen und dauerhaften Einfluß auf die Geſchicke des Landes üben würden, wie das Parlament in England. Nach den großen Revolutionen in England, die mit der Vertreibung des Hauſes Stuart endeten, war dort mit der neuen Dynaſtie der Welfen aus Hannover die Parlamentsregierung aufgekommen und hatte nun ſchon faſt anderthalb Jahrhunderte unerſchüttert beſtanden. In ähnlicher Weiſe, glaubte man nun, werde ſich auch in Frankreich unter der neuen Dynaſtie des Hauſes Orleans eine regelmäßige Parlamentsregierung d. h. die Regierung eines ſtets von der Volksvertretung abhängigen und aus ihrer Mehrheit hervorgegangenen Miniſteriums befeſtigen. Man rechnete ferner darauf, daß nach dem Beiſpiel und unter dem Schutz der beiden conſtitutionellen Großſtaaten das conſtitutionelle Syſtem auch in der pyrenäiſchen Halbinſel und Deutſchland, Italien, Ungarn, Polen entſprechende Fortſchritte machen und daß dadurch dem reactionären Syſtem, wie es bisher durch Oeſterreich und Rußland zum Uebergewicht gelangt war, ein unerſchütterliches Gegengewicht werde gehalten werden.

Dieſe Hoffnungen des friedlichen und loyalen Conſtitutionalismus ſind getäuſcht worden, nicht blos weil Ludwig Philipp der Mann nicht war, der es aufrichtig mit der Conſtitution meinte, ſondern auch, weil das franzöſiſche Volk den ſtetigen Rechtsſinn und das politiſche Phlegma des engliſchen entbehrte. Auch wenn Ludwig Philipp weniger Verſchlagenheit, weniger abſolutiſtiſche Hintergedanken gehabt hätte, wenn er es noch ſo ehrlich mit den liberalen Männern gemeint hätte, die er nach und nach als Werkzeuge der Situation abnutzte, würde es ihm nicht haben gelingen können, das Mißtrauen und die Leidenſchaften zu überwinden, die unausrottbar im franzöſiſchen Volke wurzelten. Er hatte nicht einmal die Wahl, ſich gleich den Königen von England paſſiv zu verhalten und die aus der Mehrheit des Parlaments hervorgegangenen Miniſter gewähren zu laſſen. Denn die Mehrheit der franzöſiſchen Kammer war nicht wie die des Unterhauſes in England durch die Macht des Herkommens und der nationalen Intereſſen conſolidirt, ſondern wurde der Spielball perſönlicher Coterien, die ſich zu den Portefeuilles drängten, war daher im ewigen Wechſel weſentlich anarchiſch, und der neue König Frankreichs durfte hier, wenn ſich nicht alles auflöſen ſollte, eben ſo wenig ſeine leitende Hand zurückziehen, als der König von England mit der ſeinigen in den gemeſſenen Gang des Parlaments ſtörend eingreifen durfte.

Die conſtitutionelle Partei in Frankreich war nicht ſtet und ſolid genug, um den Thron erhalten zu können.

Unter ihr aber wühlten noch andere Parteien, die von Anfang an dem Julithron eben ſo feind waren, wie ſie es dem der älteren Dynaſtie geweſen waren, die Republikaner und die Bonapartiſten. Beide ſchmolzen zuſammen, ſofern ſie die Erinnerungen der erſten großen franzöſiſchen Revolution und des Kaiſerreichs gemeinſchaftlich auf Hoffnungen der Gegenwart übertrugen, die damals hauptſächlich in Belgien, Polen, Italien, zum Theil in Deutſchland und Spanien auf's lebhafteſte erwachten. Hier waren Völker unterdrückt, in unnatürlicher Lage, reif zur Revolution, zu ſchwach, um allein Revolutionen machen zu können, aber eben deßhalb voll Hoffnung auf franzöſiſche Hülfe. In ihrer Einbildung war Frankreich durch die Julirevolution verpflichtet und auch ſtark genug geworden, um Propaganda zu machen für die Freiheit, alle Freiheitsbeſtrebungen der Völker in der Runde mit ſeinen Waffen zu unterſtützen, und zugleich die Scharte von 1814 und 1815 auszutilgen und Frankreich durch Aneignung Belgiens, des linken Rheinufers, Italiens, endlich durch bewaffnete Intervention in Polen wieder auf die Höhe der Macht zu bringen, auf der es unter Napoleon geſtanden hatte. Die Täuſchungen dieſer revolutionsſüchtigen Parteien waren ſchon lange genährt worden durch die glänzenden Schilderungen der erſten franzöſiſchen Revolution und der Großthaten der Franzoſen in der napoleoniſchen Zeit. Man hatte überall die Geſchichtswerke und Memoiren, die davon handelten, mit Heißhunger verſchlungen, ſich in die Illuſion jener großen Vergangenheit bis zur Verblendung für die Gegenwart vertieft und wurde überdies durch eine wirkliche geheime Propaganda von Paris aus, in deren Mittelpunkt der alte Lafayette ſtand, direkt verführt. Allen Unzufriedenen von

Madrid bis Warſchau, von Antwerpen bis Palermo, wurde von franzöſiſchen Agenten Hoffnungen erregt und das Feuer geſchürt, um durch eine fortlaufende Kette von Revolutionen im Auslande das revolutionäre Element in Frankreich ſelbſt zu nähren und die friedliche und dynaſtiſche Politik des Bürgerkönigs zu durchkreuzen.

Zehntes Buch.

Die belgiſche Revolution.

Die franzöſiſche Julirevolution wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf das übrige Europa. Ueberall, wo große Unzufriedenheit aufgehäuft war, machte ſich dieſelbe Luft und explodirte in Revolutionen, zu welchen die in Paris das Beiſpiel und den Muth gab.

Zunächſt wurde Belgien von dem revolutionären Fieberrauſch ergriffen, denn hier war der Haß gegen die holländiſche Regierung tief gewurzelt und lange genährt, die Oppoſition ſtark, diſciplinirt und zu großen Schlägen vorbereitet.

Die Politik der Großmächte hatte nach dem Sturze Napoleons, um allen etwa erneuten Eroberungsgelüſten Frankreichs feſte Bollwerke entgegenzuſetzen, jener kläglichen Kleinſtaaterei ein Ende machen wollen, welche bisher an den Grenzen Frankreichs, hauptſächlich Deutſchlands Unmacht und Frankreichs Uebermacht bedingt hatte. Aus dieſem Grunde wurden im Süden das Königreich Sardinien und die frühere Eidgenoſſenſchaft um anſehnliche Gebietstheile vergrößert, ſollten auch am Oberrhein Elſaß und Lothringen mit einem neuen ſchwäbiſchen Reiche vereinigt werden (ein Plan, der leider nicht zur Ausführung kam), erhielt Preußen ſeine Rheinprovinzen und wurden nun auch die ehemaligen öſterreichiſchen Niederlande (Belgien, nebſt dem ehemaligen Reichsbisthume Lüttich) mit Holland vereinigt, lediglich um in dieſer Vereinigung ein ſtarkes Bollwerk gegen Frankreich zu bilden. Man hätte erwarten ſollen, daß Belgien (der vormals burgundiſche Reichskreis) wenigſtens dem deutſchen Bunde würde einverleibt werden, aber es unterblieb. Der Sohn des letzten holländiſchen Erbſtatthalters, den die Großmächte zum ſouveränen König über dieſe ſchönen und reichen Länder erhoben, der Oranier Wilhelm, als König I. dieſes Namens, hatte nicht den geringſten Anſpruch auf dieſe Würde und empfieng ſie von den Großmächten nur als ein Geſchenk in ihrem eigenen Intereſſe. Er nahm es aber an, als ob er niemand dafür Dank ſchuldig ſey, und erwies insbeſondere den Deutſchen, deren ſiegreiche Waffen im Winter 1814 ihm Holland wieder erobert hatten, den gröbſten Undank, indem er die vom Wiener Congreß beſchloſſene freie Schifffahrt auf dem Rheine bis ins Meer durch eine falſche Auslegung des betreffenden Artikels vereitelte. Das ließ ſich Deutſchland gefallen, wie ſo vieles Andere. Indem aber der neue König der Niederlande denſelben groben Egoismus auch im eigenen Lande walten ließ, erweckte er ſich zahlreiche und unverſöhnliche Feinde. Er ſtützte ſich einſeitig auf die Holländer und behandelte Belgien wie eine eroberte Provinz. Das war nun ebenſo ungerecht, als unklug. Ungerecht, weil ihm Belgien nur durch die Weisheit der Großmächte unter einer Bedingung, die ſich von ſelbſt verſtand, anvertraut worden war, nämlich unter der Bedingung einer weiſen und gütigen Regierung, durch welche die Herzen der Belgier von Frankreich abgewendet werden ſollten. Sobald ſich König Wilhelm durch eigene Unvorſichtigkeit und Ungerechtigkeit die Belgier zu Feinden machte und Urſach wurde, daß ſie lieber wieder franzöſiſch geworden wären, that er gerade das Gegentheil von dem, was die Abſicht der Großmächte geweſen war. Aber König Wilhelm nahm keine Rückſichten.

Zwiſchen Belgien und Holland beſtand ſchon ſeit faſt 300 Jahren der ſchroffſte Gegenſatz des religiöſen Bekenntniſſes. Nirgends war der reformirte Calvinismus einſeitiger und härter, als in Holland, und nirgends der Katholicismus bigotter, als in Belgien. Es war ſchwerlich möglich, ſolche Gegenſätze zu verſöhnen, und ſchon aus dieſem einzigen Grunde war die von den Großmächten beliebte Schöpfung des Königreichs der Niederlande, in welchem Belgien und Holland unter einen Hut gebracht werden ſollten, eine politiſche Mißgeburt. König Wilhelm hätte nun aber wenigſtens die Kluft zwiſchen beiden Ländern nicht noch weiter aufreißen und den alten Haß neu entflammen ſollen. Dieß geſchah jedoch, indem er das kleinere Holland von Anfang an auf Koſten des größeren Belgien begünſtigte. Die von ihm octroyirte Verfaſſung beſtimmte, daß die Holländer, obgleich geringer an Seelenzahl, doch nicht weniger Deputirte in die Kammer wählen ſollten, als die Belgier. Man konnte ihm dieß, im Grunde genommen, nicht verdenken, denn da er ſelbſt Holländer war, konnte er Holland nicht wohl vom Willen einer belgiſchen Mehrheit abhängig machen. Auf der andern Seite durfte er aber auch nicht einmal den Schein annehmen, als wolle er das belgiſche Element unterdrücken, und er hätte die Belgier wohl verſöhnen können, wenn er in andern Beziehungen mehr für ſie gethan hätte. Die Verfaſſung, die von Holland ſchon angenommen war, wurde von einer Verſammlung notabler Männer in Brüſſel mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Darum aber bekümmerte ſich der König nicht, ſondern promulgirte die Verfaſſung für den ganzen Umfang ſeiner Länder. Am entſchiedenſten ſtemmte ſich dagegen die katholiſche Geiſtlichkeit, weil die Verfaſſung alle Confeſſionen einander gleichſtellte und die Schule von der Kirche trennte, um ſie allein der Aufſicht des Staates zu unterſtellen. Moritz, Graf von Broglie, Erzbiſchof von Gent, verweigerte den Verfaſſungs-Eid und ſetzte ſeine Gründe in einem öffentlichen Schreiben auseinander, im Jahre 1816. Allein die damalige Zeit war Widerſpenſtigkeiten gegen eine anerkannte Regierung nicht günſtig; der König verfuhr mit äußerſter Energie, ließ dem Erzbiſchof als Landesverräther den Prozeß machen und zwang ihn, ſich über die Grenze zu flüchten; ja er trieb die Gewaltthätigkeit ſo weit, das Urtheil des entflohenen Erzbiſchofs an den Pranger anſchlagen zu laſſen, neben zwei, an demſelben ausgeſtellten Dieben. Eine ſolche Brutalität mußte nothwendig die ganze katholiſche Bevölkerung auf's tiefſte beleidigen. Aber auch die ehemaligen Offiziere und Beamten der napoleoniſchen Zeit wurden durch Zurückſetzung gekränkt. Umſonſt verwendete ſich der Prinz von Oranien, älteſter Sohn des Königs, für zweiundvierzig auf halben Sold geſetzte Offiziere. Der König blieb halsſtarrig und der Prinz gab der öffentlichen Meinung eine glänzende Genugthuung, indem er ſeine Stelle als Befehlshaber der Armee niederlegte. Die alten Anhänger Frankreichs waren es nun hauptſächlich, um die ſich, als um einen Kern, nach und nach in Belgien eine *liberale* Partei wie in Frankreich bildete. Da ſowohl die liberale, als die Prieſterpartei vom tiefſten Haß gegen die Regierung erfüllt waren, ſo verſtändigten ſie ſich unter einander zum gemeinſamen Widerſtande; man ſah hier zum erſtenmal die Ultramontanen mit den Anhängern Voltaire's Hand in Hand gehen. Beide machten an die Regierung gleiche Anforderungen, wenn auch jede Partei etwas ganz Anderes damit wollte. Die *klerikale* Partei unterſtützte die Liberalen in der Forderung der Preßfreiheit, um auch für ihre eigenen Principien das freie Wort zu erobern. Die Liberalen halfen den Ultramontanen, als dieſe die Schule von der Staatsaufſicht emancipiren wollten, und gönnten ihnen Prieſterſeminare und Jeſuitenſchulen, ſofern ſie für ſich ſelbſt weltliche Univerſitäten und Schulen mit unumſchränkter Lehrfreiheit erlangten. Dieſe an ſich ganz unnatürliche Verbindung zweier principiell entgegengeſetzter Parteien hatte doch damals einen praktiſchen Vortheil für beide. Ihr Zuſammenhalten in den Generalſtaaten bewirkte 1818 die Verwerfung eines von der Regierung eingebrachten ſtrengen

Preßgeſetzes, 1819 die Verwerfung des von der Regierung verlangten zehnjährigen Budgets. Dagegen wurde 1818 der Sklavenhandel in den Colonien abgeſchafft. 1819 wagte der König durch bloße Verordnung (vom 15. September) den Gebrauch der Volksſprache in allen öffentlichen Urkunden einzuführen. Nichts war natürlicher als eine ſolche Verordnung, da die Belgier und Holländer mit ſehr geringer mundartlicher Abweichung der einzelnen Provinzen dieſelbe niederländiſche Sprache redeten, und nur ein kleiner Theil der belgiſchen Bevölkerung walloniſch ſpricht. Allein die gebildeten Claſſen in Belgien hatten ſich einmal an die franzöſiſche Sprache gewöhnt und die Oppoſition griff nach allem, was ſie als Waffe gegen die Regierung kehren konnte, erklärte mithin auch jene Verordnung für einen gewaltſamen Eingriff in die Rechte der Belgier. Der edle **Willems**, der ſich das größte Verdienſt um Herausgabe altniederländiſcher Sprachdenkmale erworben, erließ 1824 einen feurigen Aufruf an alle Vlämingen, ſich ihrer guten deutſchen Mutterſprache anzunehmen und das Franzöſiſche zu fliehen. Aber ſein Patriotismus ſtieß bei den vorherrſchenden Leidenſchaften an. Er drang nicht durch und wurde nur verdächtigt.

Die belgiſche Oppoſition befand ſich in den zwanziger Jahren unter dem nämlichen Drucke, wie alle übrigen in Europa. Vor dem Machtwort der Congreſſe mußte jede Unzufriedenheit verſtummen. Nur die Angelegenheiten der Schulen und Univerſitäten nährten die Gährung. Die niedern Schulen waren in der franzöſiſchen Zeit äußerſt vernachläſſigt worden, und auch das freie Univerſitätsleben hatte Napoleon nicht geduldet. König Wilhelm ſtellte nun wie die alten holländiſchen Univerſitäten, ſo auch in Belgien die von Brüſſel, Gent, Lüttich und Löwen wieder her. Begreiflicherweiſe wollte er dieſe Lehranſtalten der klerikalen Partei nicht überlaſſen; aber es war unmöglich, ſie zu verholländern. Den katholiſchen Belgiern, ſowohl den phlegmatiſchen und patriarchaliſchen Vlämingen, deren frommes Landvolk dem armen, aber rechtſchaffenen Klerus ſo treu wie in Spanien anhing, als den heißblutigen und fanatiſchen Wallonen ließ ſich auf keine Weiſe der calviniſche Geiſt in der ſteifen, hoffärtigen und langweiligen holländiſchen Form vermitteln. Das begriff der König wohl, er beſtellte daher für ſeine belgiſchen Univerſitäten und insbeſondere für Lüttich Profeſſoren aus Deutſchland, deren überlegenes Wiſſen imponiren und deren geſchmeidigere Form die Belgier gewinnen ſollte. Allein wenn er wirklich den großen Gedanken gefaßt hätte, die der deutſchen Bildung fremd gebliebenen Niederlande in deren Schule hineinzuziehen, ſo hätte er bei den Holländern ſelbſt anfangen ſollen. Da er dieſe ausnahm und nur die Belgier in die deutſche Schule gab, ſah man mit Recht die neuen deutſchen Schulmeiſter auch nur als Werkzeuge ſeiner holländiſchen Politik und nicht als Apoſtel der deutſchen Bildung an. König Wilhelm war in dieſer Sache übel berathen. Man hatte ihn an den Kirchenrath Paulus in Heidelberg gewieſen, um ſich von ihm die Männer bezeichnen zu laſſen, die aus Deutſchland auf die belgiſchen Univerſitäten berufen werden ſollten. Nun war aber Paulus nicht nur Proteſtant, ſondern auch unter allen deutſchen Rationaliſten derjenige, der den Offenbarungsglauben mit dem giftigſten Haſſe ein halbes Jahrhundert lang verfolgte und durch ſeinen verderblichen Einfluß auf die Kirche und Schule in Baden am meiſten dazu beigetragen hat, dieſen kleinen Staat zu unterwühlen. Paulus ſchrieb damals ein Leben Jeſu, worin er die Wunder des Heilands als Taſchenſpielerkünſte erklärte, wie er überhaupt in ſeinem langen Wirken die Achtung vor dem Chriſtenthume gänzlich zu zerſtören und dasſelbe durch den von ihm ſo genannten Denkglauben d. h. Rationalismus, zu erſetzen ſuchte, der nichts anerkennt, was über den gemeinſten Menſchenverſtand hinausliegt. Welche Unnatur, von einem ſolchen Manne ſich Lehrer bezeichnen zu laſſen, denen die katholiſche Jugend Belgiens anvertraut werden ſollte! Der König erſah ſie insbeſondere für das 1825 in Löwen von ihm geſtiftete philoſophiſche Collegium aus, wo die jungen Kleriker zwangsweiſe Collegien hören ſollten. Man kann ſich denken, wie verhaßt dieſer Zwang und die deutſchen Profeſſoren werden mußten. Sie ſchadeten dem König unendlich in der öffentlichen Meinung. Die Belgier verlangten mit Recht, ihre Kleriker ſollen von guten Katholiken unterrichtet werden und nicht von Agenten des Unglaubens und Kreaturen eines andersgläubigen Miniſteriums. Zumal das altbelgiſche Löwen ſollte der Kirche erhalten bleiben. Die einſtimmige Oppoſition in Belgien, deren beredteſter Vorkämpfer damals de Gerlache war, bewog den König im Jahre 1827, mit dem Papſt ein Concordat abzuſchließen, wonach wenigſtens die kleinen Seminare der Staatsaufſicht entzogen und dem Klerus überlaſſen wurden. Aber auch dieſe kleine Rechtsgewährung erſchien den damaligen Aufgeklärten ſchon zu weit gegangen und man bedauerte den König, daß er ſich von den Jeſuiten habe übertölpeln laſſen. Auch wurde mit Durchführung des Concordats in mehreren Punkten noch gezögert.

Jede kleine Nachgiebigkeit des Königs weckte den Muth des Widerſtandes, da man beim Könige doch nie einen ernſten Willen zur Nachgiebigkeit ſah, ſondern, wenn er nachgab, nur liſtige Berechnung oder Schwäche. Von dieſer Zeit an wurde die Oppoſition immer mächtiger. Ihre größte Stärke verlieh ihr der förmliche Bund zwiſchen der klerikalen und liberalen Partei, der ſchon ſeit 10 Jahren durch den Abbé de Foere in Lüttich vorbereitet, aber erſt ſpäter durch Baron Secus zu Stande gebracht wurde. Ein Bund, ſo mißgeſchaffen, wie der zwiſchen den zwei zuſammengewachſenen ſiameſiſchen Zwillingen, ſagte man damals; allein wie Gegengift und Gift, ſo ſchlug hier eine Unnatur die andere, denn die ſtaatliche Verbindung Belgiens und Hollands war nicht minder mißgeſchaffen. Die vornehmſte Perſönlichkeit in der klerikalen Partei wurde der Erzbiſchof van Bommel in Lüttich. Die kirchliche Oppoſition nahm, was ganz natürlich war, einen ultramontanen Charakter an, weil gegen die calviniſche Staatsgewalt nur in Rom Schutz zu finden war. Sie nahm aber auch zugleich einen demokratiſchen Charakter an, was theils aus ihrer Verbindung mit den Liberalen, theils aus dem Einfluß hervorging, den die Schriften von Lammenais auf den niedern belgiſchen Klerus ausübten. Man bezeichnete die ſtille Gluth in dieſem Klerus als „ſiedendes Weihwaſſer." Frankreich übte noch einen andern Einfluß auf dieſe belgiſche Partei. Unter Karl X. nämlich florirte die Kirche in Frankreich, während ſie in Belgien drangſalirt war. Der belgiſche Klerus wäre damals gerne franzöſiſch geworden. — Die liberale Partei wurde ebenfalls durch die wachſende Stärke ihrer Parteigenoſſen in Frankreich gehoben und influenzirt. Das ſchöne Brüſſel war ein „kleines Paris". Hier lebte der größte Theil der berühmten aus Frankreich verbannten Republikaner und Bonapartiſten, auch viele verbannte Polen und Italiener. Hier wurde alles gedruckt, was in Paris ſelbſt nicht gedruckt werden durfte. Hier war ein Feuerheerd für jede europäiſche Unzufriedenheit. Und dieſes geiſtig gährende Brüſſel wurde vom König bei weitem nicht gehörig überwacht. Der Hof weilte nur kurz hier und länger in dem einſamen Haag. Auch war Brüſſel nie mit einer ſtarken Truppenmacht beſetzt, die Oppoſition hatte hier freies Spiel.

Sie wurde nach dem Concordat immer mächtiger. Die Preſſe führte eine kühne Sprache. Die Generalſtaaten häuften Motionen und Petitionen. Ein gewiſſer de Potter, ein wenig achtungswürdiges Subject und gemeiner liberaler Schreier, wurde plötzlich Abgott des Volkes, als er in Folge eines Preßprozeſſes in Verhaft kam, am 20. Dezember 1828. Es gab deshalb einen großen Auflauf in Brüſſel und dem verhaßten Juſtizminiſter van Maanen wurden die Fenſter eingeworfen. Im Beginne des folgenden Jahres verlangten die Generalſtaaten ſtürmiſch die Gleichſtellung der Belgier mit den Holländern in den Staatsämtern und gleiches Wahlrecht in Belgien wie in Holland, denn unter 40 Miniſterialbeamten und unter 32 Geſandten und Conſuln befanden ſich nur je zwei Belgier und während in Holland auf 41,000 Bürger ein Abgeordneter kam, waren es 70,000 in Belgien. Außerdem verlangte die Oppoſition die genauere Vollziehung des Concordats, Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Miniſter ꝛc. Alle dieſe Dinge wurden mit einer ſolchen Heftigkeit gefordert, daß der König in Bezug auf die belgiſche

Oppoſition den Ausdruck „infam“ fallen ließ. Aber die Oppoſition nahm dieſe Beſchimpfung als Ehrennamen auf und ließ ein Medaillon prägen, auf einer Seite das Grundgeſetz, auf der andern die Unterſchrift fidèle jusqu'à l'infamie. Im April verwarfen die Generalſtaaten ein neues Preßgeſetz und im Mai abermals das zehnjährige Budget. Auch wurde ſchwere Klage erhoben über die Geldopfer, die man Belgien auflege. Belgien mußte ſteuern, um die holländiſchen Deiche und Dünen, und um die holländiſche Flotte zu erhalten. Belgien mußte die Staatsſchuld mit Holland theilen, obgleich es ſelbſt bei der Vereinigung mit Holland nur 32 Millionen, Holland aber 2000 Millionen Staatsſchulden gehabt hatte.

Der König wurde doch etwas beſorgt und begann nachzugeben. Er ſelbſt machte noch im Frühjahre 1829 eine Rundreiſe durch Belgien und bezeigte ſich freundlich. Die Oppoſition erwies ihm die größten Ehren, aber mit Affectation nur für ſeine Perſon, mit dem Vorbehalt, nach wie vor ſein Miniſterium zu bekämpfen. Er fügte übrigens zu den Worten die That, indem er endlich zu Erfüllung des Concordats das Collegium zu Löwen für facultativ erklärte, d. h. dem Klerus wieder Preis gab, endlich auch den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, wenigſtens in Privaturkunden, Verträgen, Teſtamenten, erlaubte.

Im October kamen die Generalſtaaten wieder zuſammen, aber man merkte nichts von Verſöhnlichkeit. Die vereinigte Oppoſition der Liberalen und Klerikalen, verbunden mit den Ausfällen der Preſſe ärgerten den König ſo ſehr, daß er als perſönlich Beleidigter unmittelbar eine donnernde und drohende Botſchaft an die Generalſtaaten erließ und ſein Miniſter van Maanen alle die Staatsdiener abſetzte, die als Abgeordnete gegen das Miniſterium geſtimmt hatten. Auch wurde am 9. Januar 1830 das Collegium in Löwen wieder aufgehoben und die officielle Zeitung ſchrieb: „Diejenigen, welche die Herrſchaft des Klerus befürchten, dürfen unbeſorgt ſeyn. Die Regierung zieht mit feſter Hand die Grenze zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht.“ Im Beginn des Februar tumultuirten die

Studenten in Löwen, bei welcher Gelegenheit einer der neuen deutſchen Profeſſoren, Warnkönig, übel behandelt wurde. Für die abgeſetzten Deputirten wurden Subſcriptionen geſammelt und de Potter ſuchte dieſen Subſcriptionen eine ſo weite Ausdehnung zu geben, daß eine große Oppoſitionskaſſe daraus geworden wäre, wenn die Regierung nicht de Potter, Tielemann, Bartels, Cohe-Mommens und van der Straten als Hochverräther hätte in Verhaft nehmen laſſen. Aber dieſer Proceß, bei dem ſich als Vertheidiger beſonders der Advokat van de Weyer hervorthat, ſchadete wieder nur der Regierung. Ein eigentliches Verbrechen konnte nicht erwieſen werden und de Potter, Tielemann und Bartels wurden nur verbannt, die übrigen freigeſprochen. Hierauf verlegte van Maanen den oberſten Gerichtshof von Brüſſel nach dem Haag. Da die Regierung feſt blieb, ſo nutzte ſich das ermüdende Geſchrei der Oppoſition allmählig ab und die Sitzung der Generalſtaaten, die bis zum 2. Juni dauerte, endete mit einer moraliſchen Niederlage für die Belgier. Der holländiſche Abgeordnete Dunker Curtius bewies, daß die Unzahl belgiſcher Petitionen, mit denen man Jahr aus Jahr ein die Generalſtaaten überſchütte, ein Unfug ſeyen, der den Betheiligten ſelbſt am Ende läſtig werden müſſe. Der Mißbrauch habe dieſe Waffe abgeſtumpft. Man erkannte das an und 964 Petitionen wurden beſeitigt. Auch kam endlich ein neues Preßgeſetz zu Stande. Libry Bagnano, Herausgeber des „National“ in Brüſſel, wirkte nicht ohne Talent für das Miniſterium, wurde aber auch beſchuldigt, dafür 100,000 Franken aus dem Fond für Gewerbe zu beziehen. Da ſich die Oppoſition ſchwächer gezeigt, glaubte die Regierung nun auch ihrerſeits zur Beruhigung der Belgier einen Schritt thun zu müſſen (vielleicht ſchon im Hinblick auf die Gährung im benachbarten Frankreich) und machte dem langen Streit um die Schulen dadurch ein Ende, daß ſie den Volksunterricht den Gemeinden, alſo in Belgien der vom Klerus geleiteten Bevölkerung ſelbſt überließ und auch den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache bei den Gerichtshöfen der ſüdlichen Provinzen geſtattete.

So ſtanden die Dinge in Belgien, als die Julirevolution in Frankreich ausbrach und begreiflicherweiſe alle Hoffnungen der Oppoſition neu belebte. De Potter ſchrieb aus Paris einen Brief an den König, worin er ihm in ehrerbietigen Ausdrücken, aber auch mit Auskramung einer unendlichen Eitelkeit, den Rath ertheilte, einer Revolution in Belgien durch die Bewilligung aller belgiſchen Forderungen zuvorzukommen. Der unberufene Rathgeber erhielt keine Antwort, auch fand ſich der König nicht bewogen, Furcht und Schwäche blicken zu laſſen. In den erſten Wochen geſchah nichts, aber das belgiſche Volk zitterte vor Ungeduld, dem franzöſiſchen nachzuahmen, und es fehlte nicht an Franzoſen, die, wie Louis Blanc, ausdrücklich von Paris nach Brüſſel kamen, um Revolution zu machen. Am 25. Auguſt, dem Geburtstage des Königs, ſollte zugleich deſſen Tochter Marianne mit dem Prinzen Albrecht von Preußen vermählt werden und es wurden desfalls in Brüſſel große Feſte vorbereitet. Aber ſchon am 22. (einem Sonntage) las man an allen Straßenecken Maueranſchläge mit den Worten: „Montag Feuerwerk, Dienſtag Illumination, Mittwoch Revolution.“ Dies erweckte nach oben hin ernſte Beſorgniß und die Feſte wurden abbeſtellt. Wie drohend die Haltung des Volkes damals ſchon war, erhellte daraus, daß Libry Bagnano ſein ſchönes Hotel in Brüſſel von der Polizei bewachen laſſen mußte und endlich ſo Angſt bekam, daß er davon floh. Am Geburtstag des Königs ſelbſt, dem am meiſten gefürchteten Tage, ſollte nach van Maanens Anſicht nicht die geringſte Feierlichkeit in Brüſſel ſtattfinden, aber ein anderer Miniſter, Gobbelſchroy, war anderer Meinung und drang damit ſoweit durch, daß wenigſtens am Abend eine Feſtoper aufgeführt werden durfte. Das war aber unglücklicherweiſe die damals noch neue Oper von Auber „die Stumme von Portici“, deren Gegenſtand der Aufſtand des Maſaniello in Neapel iſt. Nichts war geeigneter, revolutionäre Leidenſchaften aufzuregen, als grade dieſe Muſik. Man begreift daher kaum die Thorheit der Behörden, welche die Aufführung zugelaſſen haben. Das Haus war überfüllt, das Volk drängte ſich rings umher in den Straßen. Jede Muſikſtelle, die der Leidenſchaft des Tages ſchmeichelte, wurde mit donnerndem Jubel begrüßt und nach der Aufführung der Oper ſtürzte ſich die Menge wie berauſcht von Enthuſiasmus nach dem Hotel Libry's, zerſtörte ſeine Preſſen, plünderte ſeinen reichen Weinkeller und ſteigerte dadurch ihre Wuth immer mehr. Auch das Haus des Polizeidirektors Knyff wurde geſtürmt und demolirt und endlich der große und reiche Palaſt des Juſtizminiſters van Maanen erſt geplündert, dann in Brand geſteckt. Erſt gegen Morgen zeigte ſich die Militärmacht und plänkelte hie und da mit dem Volk, ohne Ernſt zu machen, denn ſie hatte keine gemeſſenen Befehle. Die Regierenden waren offenbar überraſcht und hatten noch keinen Entſchluß gefaßt. Am wahrſcheinlichſten iſt, man wollte jeden ernſten Kampf vermeiden, um den Franzoſen, die das gerade zu provociren ſuchten, keinen Vorwand zur Einmiſchung zu geben.

Erſt Morgens um 10 Uhr am 26. kamen viele gute Bürger auf das Rathhaus und verlangten, eine Nationalgarde bilden zu dürfen, um Volk und Soldaten zu trennen und die Ordnung zu erhalten. Bevor dies aber zu Stande kam, hatten die Gardejäger auf dem Platze Grand Salon ſchon den erſten blutigeren Kampf mit dem Volke zu beſtehen. Die Truppen wurden endlich in ihre Caſernen conſignirt, der Magiſtrat erließ eine beruhigende Erklärung, die raſch und zahlreich zuſammentretende Nationalgarde zog durch die Straßen und ſuchte überall die Ordnung herzuſtellen. Allein das gemeine Volk, die Blouſenmänner und Fabrikarbeiter, ſonderlich Wallonen und Lütticher, ein roher und energiſcher Menſchenſchlag, kümmerte ſich nicht viel um die guten Bürger und verfolgte die Soldaten bis in ihre Caſernen, von wo aus nun fortwährend Feuer gegeben wurde. Nachmittags ſtieg auch über dem Rathhauſe die alte Fahne von Brabant empor (roth, orange und ſchwarz), als das erſte Zeichen, daß man nach Unabhängigkeit trachte. Als die Nacht heranbrach, wälzten ſich wilde Arbeiterſchaaren, den Augenblick der Zuchtloſigkeit benutzend, gegen einige große Fabriken und zerſtörten daſelbſt die Maſchinen.

Da von den Truppen keinerlei Offenſivbewegung ausging und auch die Regierung tiefes Schweigen einhielt, ging die Revolution in Brüſſel ihren natürlichen Gang fort. Am 27. gelang es der Nationalgarde, Herr der Stadt zu werden, wobei ſie mehrmals Feuer auf den Pöbel geben mußte. Ein energiſcher Mann, Baron Hoogvorſt, trat an ihre Spitze. Indem derſelbe aber die Anarchie niederhielt, nahm er auch eine feſte Stellung gegenüber der Regierung ein und erklärte dem General Bylandt, der die holländiſchen Truppen bei der Stadt befehligte, er werde ſich dem Einmarſch der Truppen in's Innere der Stadt widerſetzen, worauf jener entgegnete, die Truppen würden nichts unternehmen. Mittlerweile wurde ein Blatt gedruckt, in dem alle „Wünſche der Belgier" verzeichnet waren, nämlich gewiſſenhafte Vollziehung der Verfaſſung, Entfernung van Maanens, ein beſſeres Wahlſyſtem, Geſchwornengerichte wie zur franzöſiſchen Zeit, Verantwortlichkeit der Miniſter, Amneſtie der politiſch Verurtheilten. Von einer Trennung Belgiens von Holland war darin noch nicht die Rede. Am 28. Auguſt, Sonntags, traten 40 der vornehmſten Einwohner Brüſſels zuſammen, wählten den Baron Secus zu ihrem Präſidenten und den Advokaten van de Weyer zum Sekretär und ſchickten eine Deputation an den König nach dem Haag, um ihn mündlich zu erſuchen, den Zeitumſtänden nachzugeben und den Belgiern jetzt endlich die ſo lange gewünſchten Conceſſionen zu gewähren. Somit hätte ſich der Frieden erhalten laſſen.

Allein die Leidenſchaften waren von beiden Seiten thätig, den Frieden zu hindern. Der kriegsluſtige Pöbel, der nun einmal die Holländer unverſöhnlich haßte, hatte ſich von der Nationalgarde in Brüſſel nicht mit Kugeln begrüßen und auseinanderjagen laſſen, ohne vor Wuth mit den Zähnen zu knirſchen. Derſelbe wurde aber jetzt aus den Provinzen verſtärkt, denn ganz Belgien ahmte das Beiſpiel der Hauptſtadt nach. In Lüttich, Namur, Brügge ſtand das Volk auf und bald auf allen Punkten. Die roheſten Exceſſe wurden zu Verviers begangen, einer reichen Fabrikſtadt an der preußiſchen Grenze, wo die Arbeiter alle Maſchinen zerſtörten und die Häuſer der verhaßten Beamten verbrannten. Von hier und von Lüttich zogen nun ſehr viele kräftige Arbeiter, von Rogier angeführt, nach Brüſſel, um hier im Herzen des Landes den Sieg entſcheiden zu helfen, und dieſe Leute waren es nicht, die an den Deputationen der guten Bürger eine Freude hatten. Auf der andern Seite hatte auch der alte ſtolze König keine Luſt, nachzugeben. Grade weil die Ereigniſſe ihn drängten, wollte er nicht feig und furchtſam erſcheinen. Er verſprach alſo nichts, ſuchte die Entſcheidung hinzuhalten und verfuhr mit Argliſt und Zweideutigkeit, um, wenn es ihm auf die eine Weiſe nicht gelänge, die Belgier wieder zu unterwerfen, es gleich auf die andere Weiſe zu verſuchen. Zu dieſem Zweck ſollten ihm ſeine beiden Söhne dienen. Mit dem einen wollte er die Belgier überliſten und verführen, mit dem andern ſchrecken und zu Boden werfen. Der ältere, Wilhelm von Oranien, ſollte es mit Unterhandeln und Verſprechungen verſuchen; der jüngere, Prinz Friedrich, ſammelte im Lager von Vilvorde ſo viele Truppen als möglich.

Die Deputation wurde vom König ohne Zorn empfangen, aber leer abgeſpeiſt. Der König ſagte, ihre Forderungen widerſtreiten der Verfaſſung, er halte ſich an dieſe und laſſe ſich nicht die Piſtole auf die Bruſt ſetzen. Drohungen ſeyen es nicht, durch die er ſich einſchüchtern laſſe. Indeß wurden Hoogvorſt und Gendebien vom Prinzen von Oranien nach dem Schloſſe Laeken eingeladen, wo er ihnen das Verſprechen gab, er werde die Vermittlung zwiſchen den Belgiern und ſeinem Vater übernehmen und alles thun, um ihre Wünſche zu erfüllen. Mit dieſer Erklärung ſtand aber eine andere im Widerſpruch. Beide Prinzen forderten nämlich am 31. Auguſt gemeinſchaftlich die Nationalgarde von Brüſſel auf, einmal die drei Farben abzulegen und ſodann ihren „beſchwerlichen Wachdienſt“ wieder den königlichen Truppen zu überlaſſen. Dieſe Forderung machte den übelſten Eindruck. Man beſorgte den Einmarſch der Truppen und in der Nacht auf den 1. September wurden bereits in den Straßen von Brüſſel zahlreiche Barrikaden errichtet, um den Truppen den Weg zu verlegen. Baron Secus eilte hinaus zu den Prinzen, um ſie vor einer Uebereilung zu warnen. Nun entſchloß ſich der Prinz von Oranien, allein nach Brüſſel zu gehen und den Weg der Güte zu verſuchen, wie er bereits verſprochen hatte. Die Nationalgarde zog ihm mit klingendem Spiel entgegen, voran die Metzger mit Beilen auf den Schultern, hintennach der mit Picken bewaffnete Pöbel, ein ziemlich revolutionärer Anblick. Der Prinz kam jedoch mitten unter die Aufrührer und erließ eine friedliche Proklamation, worin er ankündigte, daß bereits morgen, am 2. September, eine Commiſſion niedergeſetzt werden ſollte, um mit ihm gemeinſchaftlich die zu treffenden Maßregeln zu berathen. Die Commiſſion trat zuſammen, aber der Pöbel traute nicht. Oraniens Proklamation wurde verbrannt und die Nationalgarde konnte nur mit Mühe einen Angriff auf das Schloß verhüten. In dieſer kritiſchen Lage entſchloß ſich der Prinz, am 3. September den Belgiern zuerſt eine legislative und adminiſtrative Trennung Belgiens von Holland vorzuſchlagen, ſo daß künftig beide Länder jedes ſeine Kammern und ſein Miniſterium für ſich haben und nur durch Perſonal-Union derſelben Dynaſtie angehören ſollten. Dieſe Conceſſion gefiel allgemein und der Prinz wurde damals hoch gefeiert. Auch erfolgte vom Haag aus kein Widerſpruch. Der König ſchien ſogar die Nachgiebigkeit ſeines Sohnes zu billigen, indem er dem verhaßten van Maanen ſeine Entlaſſung gab. Allein er entſchied in der Hauptſache noch nichts, ſondern berief erſt die Generalſtaaten auf den 13. September nach dem Haag.

Bis dieſe zuſammenkamen, herrſchte große Aufregung im ganzen Lande. Das belgiſche Volk traute dem König nicht und bewaffnete ſich faſt überall, weil es einen Angriff der Holländer fürchtete. Belgiſche Soldaten, die nach Holland marſchiren ſollten, wurden zurückgehalten, viele andere verließen die Reihen der Holländer mit Sack und Pack. Auch kriegsluſtige Franzoſen kamen über die Grenze herüber und Brüſſel füllte ſich mit Menſchen an, die zum äußerſten entſchloſſen waren. Nur die große Stadt Gent war aus Handelsintereſſe für die Holländer geſtimmt. In Holland ſelbſt dagegen wünſchte das Volk die Trennung von Belgien ebenſo eifrig wie das belgiſche Volk, und Amſterdam unterſtützte den Plan des Prinzen von Oranien durch eine Adreſſe.

In der Thronrede, mit welcher der König die Generalſtaaten eröffnete, waltete wieder die Zweideutigkeit vor. Der König erklärte ſich geneigt, „vernünftige Wünſche zu befriedigen, werde aber dem Factionsgeiſte keine Zugeſtändniſſe machen.“ Was ſollte das heißen? Weſſen ſollte man ſich vom Könige verſehen? Kaum war die Thronrede bekannt, ſo wurden die belgiſchen Abgeordneten im Haag durch Adreſſen ihrer Landsleute dringend aufgefordert, wachſam und muthig zu bleiben. Dieſe Abgeordneten wurden von der holländiſchen Bevölkerung im Haag gekränkt und inſultirt. Die holländiſchen Abgeordneten weigerten ſich, in den Generalſtaaten überhaupt von der „Rebellion“ zu ſprechen, ſo lange Belgier zugegen wären. Da inzwiſchen die Holländer nicht gegen die Trennung waren, ließ ſich der König wohl nicht durch die Rückſicht auf ſie, ſondern mehr durch das Intereſſe ſeiner Dynaſtie und vielleicht durch diplomatiſchen Einfluß beſtimmen, die Belgier nicht mehr zu ſchonen. In derſelben Zeit (14. September) feierte der Hof die bis dahin verſchobene Vermählung der Prinzeſſin Marianne. Die Stimmung des Königs muß jedenfalls eine gehobene geweſen ſeyn, da er den kaum abgeſetzten van Maanen auf einmal wieder in ſein Amt einſetzte.

Da ſich nun der König für den ſchon lange ihm vorliegenden Trennungsplan nicht entſchied und auch die Generalſtaaten nicht darauf eingingen, mußten die Belgier endlich überzeugt werden, daß der König freiwillig nie darein willigen werde und daß ſie durch den Prinzen von Oranien nur getäuſcht worden ſeyen. Die Wuth darüber brach zuerſt in Lüttich aus, wo am 15. Septemder der Pöbel die Bürgergarde über den Haufen warf, einige Tage ſpäter die Karthauſe ſtürmte und die königlichen Truppen verjagte und eine allgemeine Volksbewaffnung durchſetzte, deren beſte Streiter nach Brüſſel zogen. Dieſe Lütticher waren es, die am 19. September bereits gegen die Holländer vorrückten und mit den Vorpoſten derſelben plänkelten. Als die von ihnen erbeuteten holländiſchen Pferde von den Brüſſeler Behörden mit einer Entſchuldigung an den Prinzen Friedrich zurückgeſchickt wurden, wollten ſich das die Lütticher nicht gefallen laſſen und ſchlugen in Brüſſel ſelber los, am 20. September. Die Lütticher an der Spitze, entwaffnete das gemeine Volk alle Poſten der Nationalgarde, bemächtigte ſich aller Waffenvorräthe und öffentlichen Gebäude, ſetzte die Behörden ab und eine neue proviſoriſche Regierung ein, an deren Spitze der noch in Paris weilende de Potter treten ſollte. Dieſe Regierung conſtituirte ſich am 21. Zu ihr gehörte van de Weyer, van Meenen, Gendebien und Raikem, ſämmtlich Advocaten, Baron Staſſart, und die Grafen Merode und d'Oultremont. An dem nämlichen Tage erließ Prinz Friedrich eine Proklamation, worin er ſeinen Einmarſch in Brüſſel ankündigte und die geringſte Widerſetzlichkeit ſchwer zu beſtrafen drohte. Der Zorn des Volkes war aber ſchon zu hoch geſteigert, als daß man ſich vor dieſen Drohungen gefürchtet hätte. Man läutete in Brüſſel Sturm, errichtete neue Barrikaden und machte am 22. ſchon einen Ausfall, um den Feind zu recognoſciren. Auch die kaum entwaffnete Nationalgarde ſchwur, die Stadt vertheidigen zu helfen. Zwei Männer des Vertrauens wurden hinausgeſchickt, falls es möglich ſeyn ſollte, dem Blutvergießen noch durch eine Unterhandlung zuvorzukommen, Ducpetiaux, Präſident des revolutionären Clubs, und Eberard; aber der Prinz hörte ſie nicht an, ſondern ließ ſie in Ketten nach Antwerpen bringen.

Am folgenden Morgen, den 23. September, rückte Prinz Friedrich mit 6—7000 Mann gegen Brüſſel vor und beſetzte das Schärbecker Thor, welches, von offenem Terrain umgeben, am wenigſten vertheidigt werden konnte. Von dieſem Thore führt die lange und breite Königsſtraße (rue royale), die ebenfalls viele leere Zwiſchenräume darbot, in den großen und offenen Park und auf den Königsplatz (place royale) im obern Theile der Stadt, der gleich einer Citadelle die untere beherrſcht, wo die Truppen ſich concentriren und von wo aus ſie ſich leicht nach allen Richtungen hin bewegen und in alle Straßen der untern Stadt feuern konnten. Dieſer Angriffsplan war alſo ſehr gut berechnet. Auf der andern Seite ſollte eine Truppencolonne durch das Löwener Thor in die Stadt dringen und, die breiten Boulevards durchziehend, ſich mit den Truppen im Park und auf dem Königsplatze vereinigen. Das Volk gab die Vertheidigung der offenen Räume in der obern Stadt auf, da es nicht genug Kanonen hatte, und concentrirte ſich hinter den Barrikaden der untern Stadt in engen Gaſſen, in welche das Militär ſchwer eindringen konnte. Einige hundert Lütticher vertheidigten die Thore der obern Stadt nur kurze Zeit und zogen ſich dann in eine Seitenſtraße zurück, von wo aus ſie die Holländer in der Königsſtraße beſchoſſen. Andere unterhielten vom Obſervatorium aus ein mörderiſches Feuer, was die Holländer vom Königsplatze zurücktrieb. Andere holländiſche Colonnen, die durch die Thore von Laeken, Flandern und Namur in die innere Stadt eindrangen, wurden wieder zurückgeworfen. So verging der Tag und am Abend erkannte der Prinz, er ſey nicht ſtark genug, die Stadt zu erobern. Er verſuchte es daher mit Unterhandlungen und ſchickte einen Parlamentär in die Stadt, der aber als Geißel für Ducpetiaux zurückbehalten wurde. Der Prinz wollte ſchon den Rückmarſch der Truppen anordnen, als er unterrichtet wurde, es fehle den Brüſſelern an Munition. Dieß bewog ihn, den Kampf am folgenden Tage fortzuſetzen. Während der Nacht wurden in der obern Stadt viele Häuſer von den Holländern geplündert. Die dabei begangenen Greuel ſind vom belgiſchen Parteihaſſe in übertriebener Weiſe dargeſtellt worden.

Am 24. wurde fortgekämpft, aber ohne große Energie, da der Prinz erſt Verſtärkungen abwartete, das Volk aber ſich begnügte, aus den Häuſern in der Gegend des Parks und Königsplatzes auf die Soldaten zu ſchießen. Damals drängte ſich ein Abentheurer, Don Juan van Haalen, ein Belgier, der in Spanien unter Mina gedient hatte, zum Commando in der Stadt. Außerdem waren die vornehmſten Lenker der Vertheidigung Hoogvorſt, Rogier und Jolly. Den Straßenkampf ſelbſt leitete unmittelbar Major Keſſels und der ſ. g. Stelzfuß, ein Invalide Namens Charlier. Durch die von den Holländern nicht beſetzten Thore kamen immer neue Vertheidiger in die Stadt. Auch auf dem Lande begann der kleine Krieg. Am 22. September wurde eine Abtheilung Holländer zu Dreye überfallen und zerſprengt. Am 23. wurden die holländiſchen Truppen, die zur Verſtärkung nach Brüſſel beſtimmt waren, an den Thoren von Löwen vom Volke blutig empfangen und zurückgeſchlagen. Der Morgen des 25. vergieng ruhig. Erſt am Nachmittage griff van Haalen die Holländer an und entriß ihnen den Palaſt Bellevue. Am 26. wurde von beiden Seiten in Brüſſel blutig geſtritten, indem das Volk wüthende Angriffe auf den Park machte, die Holländer aber dennoch nicht vertreiben konnte. Viele Häuſer geriethen in Brand und das königliche Schloß ſelbſt kam in Gefahr Da ſoll der Prinz vor Zorn geweint haben. In der Nacht aber gab er den erſchöpften Truppen den Befehl zum Abzug und Brüſſel war frei.

In dieſen und den nächſtfolgenden Tagen wurden auch aus beinahe allen andern belgiſchen Städten die holländiſchen Beſatzungen vertrieben, in Oſtende, Brügge, Tournay, Mons, Namur, Ypern ꝛc. Ueberall erklärten ſich die belgiſchen Soldaten für die Sache ihrer Nation und ſahen ſich die holländiſchen Truppen von einer Mehrheit des bewaffneten Volkes überwältigt, wie namentlich in der ſonſt ſtarken Feſtung Namur. Nur Antwerpen, Maeſtricht, Mecheln, Dendermonde, Vanloo und die Citadelle von Gent blieben noch in der Gewalt holländiſcher Beſatzungen.

In den Generalſtaaten im Haag drang der belgiſche Abgeordnete von Gerlache, kurz nachdem er perſönlich vom holländiſchen

Pöbel inſultirt worden war, mit einer erſchütternden Rede in die bisher ſtummen holländiſchen Abgeordneten, ſich auszuſprechen und eine Entſcheidung zu treffen, am 21. Aber erſt nach dem Rückzug der Truppen von Brüſſel faßten die Generalſtaaten einen Entſchluß und bewilligten mit 81 gegen 19 Stimmen die legislative und adminiſtrative Trennung Belgiens von Holland, am 29. September. Das Zaudern der holländiſchen Deputirten erklärt ſich einfach aus der Rückſicht, die ſie auf den König nahmen. Die Mehrheit auch in Holland war längſt für die Trennung, aber man wollte dem Könige nicht gern zuvorkommen. Jetzt hatte der König ſo ſcheint es, die Trennung zugegeben. Aber der Beſchluß kam zu ſpät. Die ſiegesſtolzen Belgier nahmen jetzt keine Capitulation mehr an. Am 27. war de Potter in Brüſſel angelangt und hatte ſich an die Spitze der proviſoriſchen Regierung geſtellt, die ſofort am 5. October die Unabhängigkeit Belgiens proklamirte, eine Commiſſion zu Ausarbeitung einer Verfaſſung niederſetzte, einen Nationalcongreß nach Brüſſel berief und alle Verträge, die von Belgiern (in den Generalſtaaten) ohne Wiſſen der proviſoriſchen Regierung etwa mit Holland eingegangen würden, im Voraus für nichtig erklärte.

An demſelben Tage (5. October) rief der König alle Holländer unter die Waffen, und zeigte ſich der aus Brüſſel geflüchtete Prinz von Oranien in Antwerpen, um von hier aus neue Vermittlungsverſuche zu machen. Um ihn hatten ſich Belgier von gemäßigter Geſinnung geſchaart, die mit de Potter und der beginnenden Pöbelherrſchaft keineswegs einverſtanden waren, namentlich der den Prinzen begleitende Gobbelſchroy. Zum Pfand der Verſöhnung wurde ſogleich die Freilaſſung von Ducpetiaux verfügt. In der Proklamation, welche der Prinz erließ, kündigte er ſich zuverſichtlich als den bereits vom König ernannten Chef der von der holländiſchen getrennten belgiſchen Adminiſtration an und ſuchte den Gemäßigten Muth und Vertrauen einzuflößen, während er den Exaltirten Freiheiten in Hülle und Fülle verſprach. Allein dieſe Proklamation wurde, ſofern ſie durch die Regentſchaft des Prinzen die bisherige proviſoriſche Regierung zu verdrängen beabſichtigte, von der letztern ſtolz abgewieſen. Die proviſoriſche Regierung erklärte am 9., das Haus Naſſau-Oranien habe durch ſein letztes Verfahren gegen Belgien alles Recht auf dieſes Land verwirkt und der Prinz beſitze keinen Rechtstitel, als Regent aufzutreten, er könne denſelben erſt erwerben, wenn ihn der belgiſche Nationalcongreß erwähle.

Die Wahlen zum Nationalcongreſſe wurden vorgenommen und erlaubten der klerikalen Partei, die weder von de Potter, noch vom Prinzen etwas wollte, zum erſtenmale ihr Gewicht in die Wagſchaale zu legen, indem ſie einen großen Einfluß auf die Wahlen übte und eine Mehrheit von gemäßigten Männern in denſelben durchſetzte, die den republikaniſchen Gelüſten de Potters entſchieden entgegentraten und, obgleich ſie ebenſo entſchieden die Trennung von Holland wollten, doch den europäiſchen Großmächten conſervative Bürgſchaften darboten und von denſelben die Erlaubniß zu der beabſichtigten Trennung zu erlangen weit eher hoffen durften, als die ultraliberale Partei unter de Potter. Die beſitzenden Claſſen, alle, die etwas zu verlieren hatten, ſtimmten mit der klerikalen Partei darin überein, daß die Anarchie und demokratiſche Beſtrebung das verkehrteſte Mittel ſeyen, um die Großmächte günſtig zu ſtimmen. Die Wahlen ſielen daher, obgleich im Sinne nationaler Unabhängigkeit, doch ſo conſervativ aus, daß de Potter ſelbſt durchfiel und gar nicht in den Nationalcongreß gelangte. Dieſer Sieg der gemäßigten Partei wurde vom Prinzen von Oranien mißverſtanden, indem er meinte, er könne ihm zu gut kommen. Er erließ daher am 16. abermals eine Proklamation, worin er Belgien als unabhängigen Staat anerkannte, ſich ſelbſt „an die Spitze der Bewegung ſtellte“, und die Miene annahm, als wolle er ſeinem Vater zum Trotz die belgiſche Revolution durchführen. Dieſe Kundgebung machte keinen andern Eindruck, als daß ſie den Charakter des Prinzen ſchwer verdächtigte. Denn entweder war er ein ungehorſamer Sohn und Rebell, oder er handelte im geheimen Einverſtändniß mit ſeinem Vater, um die empörten Belgier einſtweilen in den Zügel zu nehmen und ſie ſpäter wieder auszuliefern. Die proviſoriſche Regierung in Brüſſel erklärte dem Prinzen am 18., er habe ſich aller ferneren Einmiſchung in die belgiſchen Dinge zu enthalten.

An demſelben Tage eröffnete der König die ſchnell wieder zuſammenberufenen Generalſtaaten im Haag und erklärte in der Thronrede, er ſtimme der adminiſtrativen Trennung der ſüdlichen Provinzen zu und habe den Prinzen von Oranien beauftragt, einſtweilen die Regierung derſelben zu übernehmen. Ob er das geſagt, weil er den Prinzen wirklich beauftragt hatte, oder ob er ihn auf dieſe Weiſe nur entſchuldigen wollte, um ihn vor den Holländern nicht zu compromittiren, ſteht dahin. Der Prinz ſelbſt vermochte ſich in Antwerpen nicht länger zu halten und kehrte nach dem Haag zurück. Man hat ihn dort am Hofe geſehen, wie er ſehr niedergeſchlagen ſchien, ſein Vater ihm aber tröſtend auf die Achſeln klopfte. Er begab ſich nachher für einige Zeit nach London, vielleicht um den Schein noch immer feſtzuhalten, als ſey er mit ſeinem Vater nicht einerlei Meinung und um ſich noch eine letzte Möglichkeit in Belgien offen zu halten.

Inzwiſchen dauerte die kriegeriſche Bewegung im Lande fort. Am 17. Oktober wurden die Holländer gezwungen, die Citadelle von Gent und Mecheln, am 21. Dendermonde zu räumen. Der intriguante van Haalen wurde vom Militär-Commando abgeſetzt und General Nypels an die Spitze der belgiſchen Armee geſtellt, der ſogleich Truppen unter Oberſtlieutenant Niellon nach Antwerpen ſandte. Unterwegs ſtießen dieſe zweimal auf holländiſche Truppen und ſchlugen ſie zurück. In der großen Handelsſtadt Antwerpen ſelbſt herrſchte eine furchtbare Aufregung. Die zahlreichen Bürger und Arbeiter waren gut belgiſch geſinnt, aber die Holländer unter General Chaſſé beherrſchten die Stadt von der ſehr feſten Citadelle aus. Als Niellon in die Stadt einzog, kam es bald zu blutigen Straßengefechten, in denen die Holländer, an Zahl geringer, zurückgetrieben wurden. Am Ende zogen ſich dieſe ſämmtlich in die Citadelle zurück und Chaſſé ſchloß mit Niellon einen Waffenſtillſtand, worin jener ſich verpflichtete, nicht auf die Stadt zu ſchießen, ſofern er ſelbſt in der Citadelle nicht angegriffen würde. Es kam darauf an, die ſchöne und reiche Stadt zu retten, da ſie Chaſſé jeden Augenblick mit Bomben überſchütten konnte. Nun ließ ſich aber der belgiſche Pöbel in gewohntem Uebermuthe nicht abhalten, gegen die Citadelle und ſelbſt gegen die im Hafen liegenden holländiſchen Schiffe zu feuern. Chaſſé begnügte ſich anfangs, an den angegriffenen Punkten weiße Fahnen aufſtecken zu laſſen, um den Inſurgenten anzudeuten, daß ſie dahin nicht ſchießen dürften. Allein ſie kehrten ſich nicht daran und verlangten, die Citadelle ſolle ſich ergeben. Als Niellon in einer Beſprechung mit Chaſſé dieſem ſelbſt eine ſo ehrenrührige Zumuthung machte, weil ſich die belgiſchen Truppen nicht länger zurückhalten ließen, ſagte Chaſſé: „Ihr werdet meine Antwort bald hören.“ Und kaum waren die Parlamentäre zurückgekehrt und hatten die belgiſchen Freiſchaaren den Angriff auf die Citadelle wieder begonnen, ſo ließ Chaſſé das Bombardement der Stadt beginnen und ſeine Antwort donnerte aus 300 Feuerſchlünden ununterbrochen 7 Stunden lang. Das Feuer war hauptſächlich gegen die großen Waarenmagazine an der Schelde gerichtet, die gänzlich zuſammengeſchoſſen wurden. Man glaubte daher, es ſey hierbei holländiſche Handelseiferſucht mit im Spiele geweſen. Eine kleine holländiſche Flotte im Hafen unterſtützte das Feuer der Citadelle und that der Stadt ebenfalls großen Schaden. Nach dieſer kräftigen militäriſchen Belehrung wagten die belgiſchen Freiſchaaren nicht mehr, weder Chaſſé's Ehre anzutaſten, noch einen Schuß gegen die Citadelle zu thun. Das beſoffene Volk wurde hier wieder nüchtern.

Noch aber ſpielten in andern Theilen des Landes die von Sieg und Wein berauſchten blauen Blouſen eine große Rolle. Der abgeſetzte van Haalen ſtellte ſich zu Mons an ihre Spitze, wo am 18. und 19. October volle Anarchie herrſchte und der Pöbel plünderte. Erſt am 20. gelang es, die Ordnung herzuſtellen und van Haalen zu verhaften, da er verdächtig war, für den Prinzen von Oranien zu wühlen. Aehnliche Exceſſe beging der Pöbel in denſelben

Tagen zu Brügge, Charleroi, Thuin, Jemappe ꝛc., den ärgſten aber zu Löwen, wo der holländiſche Major Gaillard, der frühere Stadtcommandant, eine ganze Stunde lang unter Kolbenſtößen und Schlägen mit brennenden Fakeln durch die ganze Stadt geſchleppt und endlich an einem friſch gepflanzten Freiheitsbaume aufgehängt wurde.

Für das Ausland lag die Bedeutung der belgiſchen Revolution vornehmlich in dem Umſtande, daß ſie eine Nachahmung der franzöſiſchen und von der liberalen, franzöſiſch geſinnten Partei ausgegangen war. Eine Wiedervereinigung Belgiens mit Frankreich war es, was die Liberalen ebenſo lebhaft wünſchten, als die Großmächte ſich dagegen ſtemmen mußten. Die Diplomatie entwickelte daher große Thätigkeit. Ludwig Philipp hatte die Wahl, die Liberalen in Belgien zu unterſtützen, Belgien ſogleich mit Frankreich zu vereinigen und der Revolution, die ſich bereits durch Deutſchland bis nach Polen hin verbreitet hatte, ſeine Waffen zu leihen, oder aber ſich insgeheim mit den Großmächten abzufinden und durch geſchickte Dämpfung der revolutionären Elemente in Frankreich ſelbſt auch jene nachgemachten Revolutionen außerhalb Frankreichs im Keime wieder erſticken zu helfen. Er wählte das letztere, indem er Gendebien, der ihm Belgien anbot, zurückwies und der wichtige Dienſt, den er dadurch den Großmächten leiſtete, war es hauptſächlich, was ihm die Anerkennung ſeiner Uſurpation ſicherte. Ludwig Philipp verpflichtete ſich, Belgien nicht mit Frankreich zu vereinigen und auch die Errichtung einer Republik daſelbſt nicht zu dulden. Er machte aber die Großmächte darauf aufmerkſam, daß auch ſie gegen die Unabhängigkeit Belgiens nichts unternehmen dürften, weil er ſonſt der öffentlichen Meinung in Frankreich nicht mehr gebieten könne und gegen ſeinen Willen in den Krieg fortgeriſſen werden würde. Das Vernünftige dieſes Bedenkens ließ ſich nicht mißkennen. Rußland wollte anfangs den König Wilhelm unterſtützen und nicht dulden, daß ihm Belgien entriſſen werde. Aber England fand ſeinen Vortheil dabei, das Königreich der Niederlande zu theilen und durch die Theilung zu ſchwächen, denn Holland concurrirte mit ſeiner Marine, Belgien mit ſeiner Induſtrie; in ihrer Vereinigung waren ihm beide doppelt gefährlich. Auch ſicherte ſich England durch Unterſtützung Ludwig Philipps einen Einfluß in Frankreich, wie es ihn vorher nie gehabt hatte. Preußen mußte fürchten, die Revolution werde ſich über ſeine Rheinprovinzen ergießen; Oeſterreich mußte Italien und Polen hüten. So wollte keiner die Laſt eines europäiſchen Krieges auf ſich nehmen und ſämmtliche Großmächte erklärten ſich bereit, Belgiens Unabhängigkeit unter der Bedingung zu garantiren, daß es weder an Frankreich fallen, noch eine Republik werden dürfte. Beide Theile kamen mithin darin überein, in Belgien nicht zu interveniren, weder die Großmächte, um die Souveränetät des legitimen Königs Wilhelm in Belgien herzuſtellen, noch Frankreich, um in Belgien für ſich zu handeln. Zum erſtenmale wurde das ſeit den großen Congreſſen feſtgeſtellte Prinzip der Legitimität verlaſſen und an die Stelle deſſelben das Prinzip der Nichtintervention geſetzt. Gemäß dem erſtern Prinzip hatte Oeſterreich 1821 in Italien, Frankreich 1823 in Spanien zu Gunſten der Legitimität intervenirt. Jetzt durfte das gleiche zu Gunſten der Oraniſchen Ligitimität nicht mehr geſchehen. Die Seele aller diplomatiſchen Unterhandlungen, welche die Zukunft Belgiens und die Haltung des Königs der Franzoſen betrafen, war der alte Fürſt Talleyrand, den Ludwig Philipp als ſeinen Geſandten nach London ſchickte. Hier wurde am 4. November ein Miniſtercongreß eröffnet, der die belgiſche Sache in die Hand nahm und dieſelbe auch glücklich erledigte, obwohl mit vieler Mühe und nicht ohne ſich ſelbſt durch die große Menge und den ſich widerſprechenden Inhalt ſeiner Protokolle in übeln Ruf zu bringen. Neben Talleyrand ſaßen in dieſem Congreſſe von Seite Englands Lord Aberdeen, von Seite Oeſterreichs Fürſt Eſterhazy, Preußens: Herr von Bülow und Rußlands: Graf Matuſzewitſch. Vor allen Dingen verpflichtete der Congreß gleich in ſeinem erſten Protokoll vom 4. November die Belgier und Holländer zu einem Waffenſtillſtande, der inzwiſchen den belgiſchen General Daine nicht abhielt, die Feſtung Venloo zu überrumpeln und die holländiſche Beſatzung gefangen zu nehmen (11. November).

Am 10. wurde der belgiſche National-Congreß in Brüſſel eröffnet und zwar durch de Potter, weil dieſer Präſident der noch beſtehenden proviſoriſchen Regierung war. Der Congreß bezeugte ihm ſeine Mißachtung dadurch, daß er ihm eine feierliche Begrüßung verweigerte und ihm nur zwei Deputirte entgegenſchickte. Nachdem er die Eröffnungsrede gehalten, war er abgethan und wurde von der Volksgunſt gänzlich verlaſſen. Präſident des Congreſſes wurde Surlet de Chokier, ein reicher Gutsbeſitzer und ſehr gemäßigter Mann. Die Mehrheit ſtimmte mit ihm darüber ein, daß der Nationalcongreß fortan möglichſt Hand in Hand mit dem Londoner Miniſtercongreß gehen müſſe. Die republikaniſche Partei kam gar nicht auf und die franzöſiſche vertheidigte die Vereinigung Belgiens mit Frankreich nur noch, um der franzöſiſchen Stimme in London Nachdruck zu geben, denn man wußte wohl, Ludwig Philipp werde für ſich nicht annehmen und ſich darauf beſchränken, Belgien von Holland unabhängig zu erhalten. Von London aus wurde den Belgiern angedeutet, ja das Großherzogthum Luxemburg delicat zu behandeln, weil dieſer Theil der Niederlande allein zum deutſchen Bunde gehöre und es für ſie nicht rathſam ſey, den deutſchen Bund gegen ſich aufzubringen. In allen dieſen Beziehungen wurde der talentvolle junge Nothomb als glänzender Redner im Congreß der Vermittler zwiſchen London und Brüſſel. Der Brüſſeler Congreß beſchloß am 18. November, Belgien ſey unabhängig unter Vorbehalt der „Beziehungen Luxemburgs zum deutſchen Bunde“; am 23., Belgien müſſe eine Monarchie bleiben; am 24., das Haus Naſſau-Oranien ſey vom belgiſchen Throne ausgeſchloſſen; am 15. Dezember genehmigte er das Zweikammerſyſtem; am 16. den von London vorgeſchriebenen Waffenſtillſtand. Nachdem ſich nun der Congreß ſo gefügig gezeigt hatte, erkannten die Großmächte durch das Londoner Protokoll vom 20. Dez. Belgiens Unabhängigkeit an. Das war nur die natürliche Folge der vorangegangenen Anerkennung Ludwig Philipps.

Beide Thatſachen, die Anerkennung Ludwig Philipps und Belgiens durch die Großmächte, bewieſen der Welt, daß von nun an *das Intereſſe des Augenblicks über die Grundſätze, auf denen der Rechtsbeſtand der Staaten ruhte*, vorwalten ſollte. Die unbeſtrittenen Rechte der älteren Linie Bourbon und des Hauſes Naſſau-Oranien wurden von denen, die ſeither das Schiedsrichteramt in Europa verſahen, und die auf den vorhergegangenen europäiſchen Congreſſen das Recht der Legitimität zum unantaſtbaren rocher de bronze erklärt hatten, auf einmal aufgeopfert und dem, was ſie als Unrecht, als offene Rebellion grundſätzlich verdammten, factiſch nachgegeben. Dieſe Conceſſion, von den ſ. g. drei nordiſchen oder abſolutiſtiſchen Mächten Rußland, Oeſterreich und Preußen, den beiden conſtitutionellen Weſtmächten zugeſtanden, war nicht ein gewöhnliches Arrangement unter den Garanten des europäiſchen Gleichgewichts, ſondern eine *Defection im legitimen Lager, ein Sieg des revolutionären Princips* über das conſervative von unberechenbaren Folgen.

Da der ſchwergekränkte König Wilhelm das Unrecht, das man ihm anthat, nicht anerkennen wollte und, zum Angriff zu ſchwach, wenigſtens nichts mehr von dem, was er noch hatte, fahren laſſen wollte, und namentlich das zu Belgien gehörende Antwerpen und die Schelde-Schifffahrt nicht frei gab, ſo dauerten trotz der Protokolle die Feindſeligkeiten fort und namentlich bei Maeſtricht fielen am Ende des December mehrere Gefechte vor, in denen die Belgier vom General Mellinet, einem Franzoſen, befehligt waren. Auch hielten die Belgier das Großherzogthum Luxemburg beſetzt, mit Ausnahme der Stadt Luxemburg, die als deutſche Bundesfeſtung eine preußiſche Garniſon hatte. Die Belgier hofften, dieſe wichtige Provinz behalten zu dürfen. Zunächſt aber galt ſie ihnen als Pfand. Neue Protokolle aus London beſtimmten für Holland die Grenzen, die es 1790 beſeſſen hatte, gaben ihm aber Luxemburg dazu und verpflichteten Belgien, einen Theil der holländiſchen Staatsſchuld zu übernehmen (20. und 27. Januar 1831). Damit erklärte ſich König Wilhelm zufrieden, aber der Brüſſeler Nationalcongreß proteſtirte dagegen am 1. Februar und wollte Luxemburg nicht herausgeben, weshalb nun Holland auch Antwerpen nicht herausgab. Der Verſuch einer Contrerevolution, den Gregoire in Gent machte, wurde am 3. Februar unterdrückt. An demſelben Tage ſprengte ſich der junge holländiſche Lieutenant van Speyk auf der Schelde bei Antwerpen mit ſeinem Kanonenboote heldenmüthig in die Luft, weil es zufällig den Belgiern ſo nahe gekommen war, daß er es nicht mehr retten konnte.

Der belgiſche Congreß votirte am 7. Februar die neue Repräſentativverfaſſung mit einem Könige und zwei Kammern; ungleich ſchwerer war die Wahl des Königs, aber faſt noch dringender. Ein vom Miniſtercongreß in London anerkannter König gab dem Lande ohne Zweifel die beſte Bürgſchaft der Ruhe im Innern und der Sicherheit nach außen. Aber die Wahl war heikel, weil ſich zu viele Intereſſen entgegentraten. Die Belgier ſelbſt wünſchten den Herzog von Leuchtenberg, einen Franzoſen und Katholiken, ein Kind der Revolution und zugleich legitim. Aber als einen Napoleoniden würde ihn Frankreich nie geduldet haben. Als zweiter Candidat wurde der Herzog von Nemours, zweiter Sohn Ludwig Philipps, aufgeſtellt. Das war aber nur eine Demonſtration. Ludwig Philipp wußte wohl, daß er ſich in einen ungleichen Krieg mit allen europäiſchen Mächten verwickeln würde, wenn er ſeinem Sohne Belgien geben wollte. Er hatte ſich auch ſchon zur Nichtannahme verpflichtet; allein der belgiſche Congreß wählte am 3. Februar den jungen Nemours dennoch zum Könige, nur damit Ludwig Philipp Gelegenheit bekam, vor ganz Europa ſeine Großmuthsrolle zu ſpielen. Als eine feierliche Deputation der Belgier nach Paris kam, lehnte Ludwig Philipp am 17. Februar die belgiſche Krone für ſeinen Sohn ab, tröſtete aber die Belgier, er werde ſie gegen jeden Feind vertheidigen. Bei dieſem Mißlingen der Königswahl wagte de Potter in Brüſſel, an der Spitze eines republikaniſchen Clubs, noch einmal ſich zu rühren, wurde aber mit Vorwürfen und Beſchimpfungen bedeckt und gezwungen, nach Paris zu flüchten. Auch den Stelzfuß verfolgte jetzt derſelbe Pöbel, der ihn früher vergöttert hatte.

Am 24. Februar wurde Surlet de Chokier zum Regenten Belgiens erwählt, bis eine neue Königswahl vollendet ſein würde. Von London aus drang man in die Belgier, den Herzog Leopold von Sachſen-Coburg zu wählen, den Wittwer der engliſchen Prinzeſſin Charlotte, einen in England ſehr angeſehenen Prinzen voll Verſtand und Mäßigung. Allein er war Proteſtant und ſchien nur einen engliſchen Statthalter, wo nicht gar einen Vertreter der nordiſchen Mächte in Belgien vorſtellen zu ſollen. Man hörte im belgiſchen Congreſſe ſehr leidenſchaftliche Reden. Als die Londoner Conferenz in einem Protokoll vom 17. April den Belgiern zumuthete, die im Jahr 1815 als Schutzwehr gegen Frankreich auf Koſten der Alliirten erbauten Feſtungen zu ſchleifen, brach großer Unmuth aus. Mit Recht bemerkte Raubaulx, dieſe Feſtungen ſeyen von dem Augenblicke an, in welchem Belgien unabhängig geworden, nicht mehr ein Damm gegen, ſondern für Frankreich und indem Ludwig Philipp zur Schleifung der Feſtungen ſeine Zuſtimmung gebe, opfre derſelbe nicht nur das Intereſſe Belgiens, ſondern auch Frankreichs auf und verrathe die Sache der Freiheit an die h. Allianz. In dieſer Zwiſchenzeit wurde wieder viel und eifrig für den Prinzen von Oranien gewirkt. Da derſelbe nämlich in London gegen Leopolds hier übermächtigen Einfluß nichts hatte ausrichten können, kam er am 21. März nach Holland zurück und ließ ſeine Anhänger in Belgien die äußerſten Anſtrengungen machen, um zum König ausgerufen zu werden. Die ihm ergebenen belgiſchen Generale Nypels und Vanderſmiſſen ſuchten die belgiſche Armee, die vor Antwerpen lag, zu verführen, ſcheiterten aber an der Entſchloſſenheit des Oberſten Coitin. Anderweitige kleine Demonſtrationen zu Gunſten des Prinzen von Oranien endeten noch kläglicher. Da ſich aber unter den Belgiern eben ſo wenig Sympathieen für den Prinzen Leopold zu erkennen gaben, deutete man von London dem Brüſſeler Congreſſe an, wenn er nicht einen König wähle, der in London genehm wäre, ſo dürfe er auch nicht darauf rechnen, daß die Conferenz fernerhin die belgiſchen Intereſſen fördern werde. Dadurch wurde nun der Congreß bewogen, am 4. Juni Leopold zum König der Belgier zu wählen, mit 152 gegen 44 Stimmen.“ Dieſer Wahl folgte ein Londoner Protokoll vom 27. Juni, worin 18 Artikel feſtgeſetzt waren, welche Belgien auf Koſten Hollands begünſtigten. Sie abſtrahirten nämlich von einer Theilung der holländiſchen Schuld, ſie ſprachen Holland Maeſtricht ab, forderten die Räumung Antwerpens ſeitens der Holländer und duldeten dagegen den status quo in Luxemburg. Leopold hatte die belgiſche Krone gar nicht annehmen wollen, außer unter ſo günſtigen Bedingungen, die er den Belgiern gleichſam als Gaſtgeſchenk mitbrachte. Aber König Wilhelm und die Generalſtaaten im Haag proteſtirten energiſch gegen dieſe 18 Artikel und, als ihre Proteſtation in London ankam, erklärte der ruſſiſche, öſterreichiſche und preußiſche Miniſter, unter dieſen Umſtänden müßten ſie einſtweilen Leopolds Anerkennung aufſchieben. Gleichwohl begab ſich Leopold, indem es ihm an Englands und Frankreichs Schutz allein genügte, und nachdem der belgiſche Congreß die 18 Artikel angenommen hatte, am 16. Juli nach dem Feſtlande, landete zu Oſtende, wurde überall unterwegs mit lautem Jubel empfangen und hielt am 21. ſeinen feierlichen Einzug in Brüſſel. Der Regent empfing ihn an der Spitze des Congreſſes und der König beſchwor die neugemachte Verfaſſung. Einige Deputirte von der Oppoſition affectirten bei dieſer Feierlichkeit einen groben Cynismus, allein die ungeheure Mehrheit im Congreſſe und Volke war dem Prinzen aufrichtig ergeben, weil von ihm allein die Unabhängigkeit und der Friede des Landes erhalten werden konnte.

Der König blieb bis zum 28. in Brüſſel und unternahm dann eine Rundreiſe durch das Land, um überall perſönlich die Herzen zu gewinnen. Alle Städte bereiteten ihm Freudenfeſte und es ſchien, als ob das ganze Land eine große Hochzeit feiere. Aber mitten unter den Feſten in Lüttich, am 1. Auguſt, ſchreckte den König und die froh bewegte Volksmaſſe wie ein Donnerſchlag die Nachricht, eine zahlreiche holländiſche Armee ſey in die Grenzen eingebrochen. Der König Wilhelm hatte wirklich dem Treiben in London und Brüſſel grollend zugeſehen, unvermerkt ſeine Armee verſtärkt, plötzlich am 31. Juli den Waffenſtillſtand aufgekündigt und ſeine Truppen in Belgien einrücken laſſen. Die Belgier waren auf nichts weniger gefaßt und um ſo entſetzlicher überraſcht, als ſich trotz alles bisherigen Siegesjubels ihre Armee in einem kläglichen Zuſtande befand. Das Volk hatte in Brüſſel unter dem Schutze der Häuſer und Barrikaden ſiegen, die kleinen holländiſchen Beſatzungen in den Feſtungen hatten durch den Abfall der belgiſchen Truppen entwaffnet werden können. Aber nicht die bebandirte belgiſche Armee und noch viel weniger die Blouſen waren im Stande, im offenen Felde einem energiſchen Angriffe disciplinirter Truppen zu widerſtehen und die Regentſchaft hatte das Heerweſen verſäumt, in der ſichern Erwartung, die Großmächte würden den Waffenſtillſtand nicht brechen laſſen, weßhalb die Sorge für das Heer dem künftigen Könige vorbehalten bleiben könne. An der Spitze des holländiſchen Heeres befand ſich der Prinz von Oranien, welcher jedoch ausdrücklich erklärte, er komme nicht, um Belgien wiederzuerobern, ſondern nur, um andere Bedingungen für Holland zu erkämpfen, als in den 18 Artikeln enthalten ſeyen.

Der Prinz von Oranien rückte mit der Hauptarmee gegen Lüttich, er ſtieß am 3. Auguſt zuerſt auf den belgiſchen General Niellon, den er bei Turnhout über den Haufen warf, und am 8. auf den die größere Hälfte der belgiſchen Armee commandirenden General Daine, den er bei Haſſelt in die Flanke nahm und gleichfalls ſchlug. Ein kleinerer Theil der holländiſchen Armee wandte ſich nach Antwerpen, verſtärkte den General Chaſſé, beſetzte den Capitalendamm, durchſtach ihn, überſchwemmte dadurch einen ſchönen

Theil von Flandern und drängte die damals vom General Tiecke hier befehligten Belgier zurück. König Leopold hatte Lüttich augenblicklich verlaſſen und ſich in Tiecke's Lager begeben, weil ihm am meiſten an Antwerpen lag. Da ſich inzwiſchen Chaſſé durch den franzöſiſchen General Beliard und durch den engliſchen Lord Abercromby, die zu dieſem Zwecke eigens an ihn abgeſchickt wurden, für die Schonung der Stadt hatte verantwortlich machen laſſen, war Leopold auf dieſer Seite beruhigt und zog mit den Truppen Tiecke's dem General Daine zu Hülfe. Aber ſchon war Daine geſchlagen und Herzog Bernhard von Weimar, den König Wilhelm zu ſeinem Statthalter in Luxemburg beſtimmt hatte, warf ſich von Namur aus zwiſchen Brüſſel und Löwen und ſchnitt den neuen König Belgiens von ſeiner Hauptſtadt ab, während gegen dieſen ſelbſt ſein erbittertſter Gegner, der Prinz von Oranien, mit überlegenen Streitkräften heranrückte. Bei Tirlemont ſtießen beide Nebenbuhler um die belgiſche Krone auf einander, am 11. Auguſt. Der linke Flügel der Belgier, unter Niellon, war durch 10,000 Mann Nationalgarden und Blouſenmänner unter General Köckelberg verſtärkt worden, dieſe Helden liefen aber beim erſten kräftigen Angriff der Holländer davon. Die meiſten warfen die Waffen weg. Viele Flüchtige legten auch die Uniformen und ſchnitten ſich die Schnurrbärte ab, um als Civiliſten zu entkommen. Ihre Angſt war zum Theil dadurch motivirt, daß man ausgeſprengt hatte, man habe keine wirklichen Holländer, ſondern in holländiſche Uniformen verkleidete Preußen vor ſich, deren Tapferkeit man in Belgien von 1815 her kannte. Aber auch dieſe Erklärung kann die Schmach nicht entſchuldigen, mit der ſich „die glorreiche Nationalblouſe“ bei Tirlemont bedeckte, übrigens eine wohlverdiente Beſchämung der vorherigen Prahlerei. Nur einige Compagnien der Brüſſeler Nationalgarde hielten Stand, waren aber zu ſchwach, dem Sturme der Holländer zu widerſtehen, die in der Verfolgung Köckelbergs zwiſchen Niellon und Clumpp, welcher den rechten belgiſchen Flügel befehligte, eindrangen und nun auch dieſe ſchlugen. Die ganze Maſſe der Flüchtigen warf ſich in die Stadt Löwen. Der Deputirte Gendebien ritt durch die Straßen und forderte dringend zum Bau von Barrikaden auf. Mittelſt ſolcher und der vielen tauſend Bewaffneten, die hier beiſammen waren, hätte ſich die Stadt allerdings, wenigſtens ſo gut wie früher Brüſſel, halten können; aber ein paniſcher Schrecken hatte alles verwirrt. Der beſchämte und erzürnte König wollte an der Spitze der Reiterei einen Ausfall machen, gab aber beſonneneren Vorſtellungen Gehör und floh nach Mecheln, ehe ihn die Holländer abſchneiden konnten. Wirklich warfen die Holländer ſchon Kugeln in die Stadt und umringten ſie von drei Seiten. Sie kapitulirte.

In dem Augenblicke aber, in welchem der Prinz von Oranien ſeinen Sieg weiter verfolgen und nach Brüſſel ziehen wollte, empfing er die Nachricht, ein franzöſiſches Heer, welches ſchon ſeit einiger Zeit an die Grenzen herangezogen worden war, ſey in Belgien eingerückt, um ihn zu vertreiben. Ludwig Philipp konnte in der That unmöglich zugeben, ſeinen überwiegenden Einfluß auf die Schickſale Belgiens durch einen Handſtreich der Holländer zu verlieren, und da es galt, raſch zu ſeyn, wartete er die Zuſtimmung der Londoner Conferenz nicht ab, ſondern befahl den Einmarſch ſeiner Truppen. Talleyrand, Ludwig Philipps Geſandter in London, übte damals eine ſeiner vielen Taſchenſpielerkünſte, indem er bei der erſten Nachricht von der Kühnheit der Holländer das engliſche Miniſterium bewog, eine Note zu unterzeichnen, die dem König der Franzoſen erlaubte, gegen die Holländer in Belgien einzuſchreiten. Allein die Franzoſen ſtanden ſchon in Belgien, bevor dieſe Note in Paris anlangte. Das franzöſiſche Heer beſtand aus 50,000 Mann und war vom Marſchall Gérard befehligt, auch von den beiden älteſten Söhnen des Königs begleitet, zum Beweiſe, daß Ludwig Philipp das Verfahren des Königs von Holland als perſönliche Beleidigung aufnehme. Die belgiſchen Feſtungen: Ath, Mons, Charleroi, Namur öffneten den Franzoſen die Thore. Auch eine engliſche Flotte unter Codrington fuhr nach der Schelde und die franzöſiſch-engliſchen Unterhändler Bellard und Adair begaben ſich in's holländiſche Lager. Der Prinz von Oranien wollte es auf einen Kampf nicht ankommen laſſen und nahm bereits am 12. Aug. einen Waffenſtillſtand an. Die Holländer zogen ſich zurück, das franzöſiſche Heer und die engliſche Flotte ebenfalls und alles war wieder auf dem alten Fuße.

Allein Holland erreichte dennoch, was es gewollt hatte, nämlich günſtigere Bedingungen von Seiten der Londoner Conferenz. Wenn man damals vermuthete, die Conferenz habe den König Leopold abſichtlich in dieſe Lage gerathen laſſen, um ihm die früher gemachten Verſprechungen nicht halten zu dürfen, ſo ging dieſer Argwohn zu weit. England und Frankreich gaben dem König von Holland auf Koſten Belgiens nur deßhalb wieder nach, weil ſie nur auf dieſe Weiſe die drei nordiſchen Mächte befriedigen konnten. Oeſterreich und Preußen ſahen dem Siege des revolutionären Princips in Belgien, wie in Frankreich, nur ungern zu und ſetzten damals den deutſchen Bund in Bewegung, der in einem Protokolle vom 11. Auguſt dem Commandanten der Bundesfeſtung Luxemburg befahl, die belgiſchen Behörden im Großherzogthume nicht anzuerkennen. Das Hauptgewicht der Entſcheidung aber lag, wie immer, in Rußland, dem die deutſchen Mächte Folge zu leiſten ſchon gewohnt waren. Nun war damals Kaiſer Nicolaus eben im Begriffe, mit überlegenen Streitkräften die gegen ihn in Polen ausgebrochene Revolution zu überwältigen. Der Fall Warſchaus war jeden Tag zu gewärtigen, Preußen ſtand ganz auf Seite Rußlands und in Kurzem konnten preußiſche und ruſſiſche Heere nöthigenfalls die Holländer unterſtützen. Um nun einen großen europäiſchen Krieg zu vermeiden, zogen es die Weſtmächte vor, dem König von Holland die von Rußland bevorworteten beſſeren Bedingungen zu gewähren; König Leopold war ja doch zu ſchwach, als daß er ſich nicht alles hätte gefallen laſſen müſſen. Auf der andern Seite wollte auch Kaiſer Nicolaus nicht weiter gehen und gab ſeine urſprüngliche Abſicht, den König von Holland in ſeinem Rechte auf

Belgien zu ſchützen, unter der Bedingung auf, daß die Weſtmächte ihm geſtatteten, mit Polen zu verfahren, wie er wollte, ja ſelbſt die europäiſchen Verträge zu brechen, die dem Königreiche Polen ſeine nationale Selbſtändigkeit und Verfaſſung garantirt hatten.

Am 8. September kapitulirte Warſchau und am 15. Oktober änderte die Londoner Conferenz in einem neuen Protokolle die bekannten 18 Artikel in 24 andere ab, welche Holland günſtig waren Und zwar ſollte Belgien einen Theil von Luxemburg und Limburg verlieren und von der holländiſchen Staatsſchuld eine jährliche Rente von 8,400,000 Gulden übernehmen. Man kann ſich denken, wie unzufrieden die Belgier mit dieſer Umänderung waren und doch beſaßen weder der König, noch die Stände Mittel, das Unvermeidliche abzuweiſen. Nur der König von Holland nahm die 24 Artikel nicht an, obgleich ſie nur ihm günſtig waren. Nach dem Falle von Warſchau ſcheint er gehofft zu haben, mit Hülfe der nordiſchen Mächte am Ende doch noch ganz Belgien wieder zu gewinnen, weßhalb er den Ausgang verzögerte. Die Conferenz ſprach nun aber am 15. November definitiv die Anerkennung des Königreichs Belgien aus und drohte Holland, wenn es die 24 Artikel nicht annehme. Nur Rußland nahm in dieſer Sache eine Sonderſtellung und hielt ſeine Anerkennung Belgiens auf ſo lange zurück, als der König von Holland nicht zugeſtimmt haben würde. Aber gerade erſt auf dieſen mächtigen Schutz Rußlands ſich ſtützend, erklärte König Wilhelm am 13. Dezember, er proteſtire feierlich gegen das Protokoll vom 15. November. Zu einer Feindſeligkeit kam es zunächſt nicht mehr, deſto thätiger war die Diplomatie. Graf Orlow kam aus Petersburg nach London, Pozzo di Borgo von Paris, Lord Durham von London nach Petersburg. Man glich vollends die belgiſche mit der polniſchen Sache aus. Der Abſchluß wurde dadurch verzögert, daß die Tories in London den Verſuch machten, das damalige Whigminiſterium Grey zu ſtürzen und den Herzog von Wellington wieder an die Spitze der Geſchäfte zu bringen. Wäre dieß gelungen, ſo hätte ſich England mehr von Frankreich ab und Rußland zugewendet. Dann würde Ludwig Philipp iſolirt und Belgien wahrſcheinlich wieder mit Holland vereinigt worden ſeyn. Das Zünglein der europäiſchen Waage zuckte damals in London. Aber Volk und Preſſe in England zeigten ſich ſo entſchieden für die drei Farben in Paris und Brüſſel, daß die Lords eine Aenderung des Miniſteriums nicht wagten. In Folge deſſen ratificirte nun auch Kaiſer Nicolaus endlich am 4. Mai 1832 das Protokoll vom 15. November und überließ Holland ſeinem Schickſale, wofür ihm als Gegengunſt die Vernichtung aller polniſchen Freiheiten geſtattet wurde.

Aber die Holländer trotzten immer noch. Sie überfielen im Frühjahre Therntorn, den belgiſchen Gouverneur von Luxemburg, einen ganz achtbaren Mann, hinterrücks auf einer Geſchäftsreiſe und ſchleppten ihn unter Mißhandlungen gefangen fort, angeblich als Repreſſalie für die Gefangennehmung eines holländiſchen Freiſchärlers in Belgien, eines gewiſſen Torago, der ſich wie ein Räuber aufgeführt hatte.

Die großen Mächte waren nun aber in der belgiſchen Frage einig und vierzehn Tage nach der ruſſiſchen Ratification des Londoner Protokolls kam König Leopold mit Ludwig Philipp zu Compiegne zuſammen und warb um deſſen älteſte Tochter Louiſe, am 18. Mai. Die Hochzeit erfolgte am 9. Auguſt, ebenfalls zu Compiègne, aber nicht in der Kathedrale, ſondern in der kleinen Schloßkapelle; denn weil Leopold Proteſtant war, gaben die Biſchöfe ihre Kirchen zum Ceremoniell der Vermählung nicht her. Namentlich hatte der Erzbiſchof von Paris die Kathedrale der Hauptſtadt für die Trauung verweigert. Die katholiſche Partei in Belgien ſelbſt beruhigte König Leopold durch die Erklärung, ſeine Kinder ſollten katholiſch erzogen werden.

Da die Großmächte einig waren, wurde man auch mit Holland fertig. Die Londoner Conferenz kündigte dem König Wilhelm Zwangsmaßregeln an, wenn er nicht nachgebe. Die Engländer legten Embargo auf die holländiſchen Schiffe und ein franzöſiſches

Heer ſetzte ſich abermals in Bewegung, um die Holländer aus Antwerpen zu vertreiben. Von den Großmächten zeigte nur Preußen wegen dieſer Maßregeln einige Sorge und ließ durch den General von Borſtell in den Rheinprovinzen Rüſtungen vornehmen; um nur für alle Fälle die Grenze zu ſchützen und im Intereſſe Rußlands darüber zu wachen, daß Frankreich einen neuen Sieg nicht mißbrauche. Da der König von Holland aufs hartnäckigſte erklärte, er werde nur der Gewalt weichen, ſo begann am 6. November eine engliſche Flotte unter Admiral Malkolm, die holländiſchen Küſten zu blokiren, und überſchritt abermals ein franzöſiſches Heer unter Marſchall Gérard am 14. die belgiſche Grenze und begann die Belagerung von Antwerpen. Das war ein ziemlich ſonderbarer Krieg. Der König von Holland verhielt ſich paſſiv, griff die Franzoſen nicht an und befahl nur dem General Chaſſé, die Citadelle von Antwerpen zu vertheidigen. Andererſeits machten auch die Franzoſen keinen anderweitigen Angriff auf Holland, ſondern beſchränkten ſich auf die Belagerung Antwerpens, die ſie auch gleichſam nur wie eine Schulübung vornahmen. Die Herzoge von Orleans und Nemours waren dabei und mit ihnen alle junge Eleven des Genie-Corps und der Artillerie, um ihnen eine Belagerung zu zeigen, die nach allen Regeln der Kriegskunſt und unter Anwendung alter und neuer Methoden begonnen und vollendet wurde. General Haro, der unter Gérard die Belagerung leitete, hätte mit der Citadelle viel ſchneller fertig werden können, zog aber ein langſames Verfahren vor, um jenen Eleven die gehörige Zeit zum Studium zu laſſen. Auch durfte Niemand ſagen, es ſei Krieg. Die Belagerung hieß nur eine „Maßregel" und ſelbſt die Gefangenen durften nicht Kriegsgefangene benannt werden, ſondern hießen nur: „in Folge der zur Herſtellung des Tractats vom 15. November angewandten Zwangsmaßregeln Feſtgenommene." Die Todten aber, welche dieſer Comödie zum Opfer fielen, waren wirklich todt. Chaſſé wehrte ſich mit gewohntem Muthe und capitulirte nicht eher, als bis ſeine Citadelle in Schutt verwandelt war, am 23.

Dezember. Dem angenommenen Syſteme getreu, weigerte ſich aber König Wilhelm, die Capitulation anzuerkennen und die in die Capitulation eingeſchloſſenen, aber noch nicht übergebenen Forts Lillo und Liefkenshoek auszuliefern. Er legte den größten Werth darauf, vor aller Welt zu beweiſen, daß er gezwungen werde, ſeinen Rechten zu entſagen, und daß es nicht Charakterſchwäche ſey, wenn er endlich das Unabänderliche geſchehen laſſe. Durch den Embargo und die Blokade beläſtigt, mußte König Wilhelm wirklich dem Wunſche des Handelſtandes nachgeben und ſich den engliſch-franzöſiſchen Forderungen fügen. Am 21. Mai kam ein Präliminar-Vertrag zu Stande, durch welchen der Embargo aufgehoben, jede weitere Feindſeligkeit eingeſtellt, die Grenze, nachdem Antwerpen mit Belgien vereinigt war und auch die oben genannten beiden Forts, welche die Schelde beherrſchten, an Belgien ausgeliefert worden waren, einſtweilen belaſſen, gegenſeitige Auslieferung der Gefangenen verfügt und alles Uebrige einem erſt künftig abzuſchließenden Definitiv-Vertrage vorbehalten wurde. Dieſer Definitiv-Vertrag ließ aber noch bis zum 22. Januar 1839 auf ſich warten, denn erſt damals bequemte ſich Holland, die 24 Artikel anzunehmen.

König Leopold in Belgien hatte ſeit dem Jahr 1833 Ruhe und entließ einen großen Theil ſeines Heeres. Die gemeinſame Gefahr hatte ihn mit den Ständen und dem Volke raſcher verbunden, als die Gegner gewünſcht hatten. Mit großer Einſicht richtete er nunmehr ſeine Aufmerkſamkeit auf den durch die Revolution materiell zerrütteten Zuſtand Belgiens, wobei ihn beſonders ſein Miniſter Nothomb unterſtützte. Die Regierung begann, die gewerbreichen Städte Belgiens damals durch ein Netz von Eiſenbahnen zu verbinden und durch dieſe Erleichterung des Verkehrs die belgiſche Induſtrie in einen neuen und fabelhaften Schwung zu bringen. Inzwiſchen wurde dadurch mancherlei Parteiung im Innern doch nicht verhindert. Die beiden Parteien, deren Vereinigung das holländiſche Regiment geſtürzt hatte, trennten ſich nach dem Siege. In der klerikalen Partei fand damals der franzöſiſche Prieſter Lamennals vielen Anhang, ſofern er die frühere enge Verbindung der Prieſterpartei mit den belgiſchen Liberalen auf das ganze Gebiet der römiſchen Kirche ausdehnen, das Papſtthum democratiſiren, die Hierarchie auf der Seite des Volkes zum Kampf gegen die Throne führen wollte. Allein dieſe exaltirte Partei blieb in Belgien, wie überall, in der Minderheit, zumal auch der Papſt ſie verdammte. Die ganze klerikale Partei fand indeß von nun an einen mächtigen und ſyſtematiſch operirenden Gegner im Freimaurer-Orden. Als der Episcopat im Jahre 1837 den Freimaurern die Abſolution verweigerte, erregte dieſe Maßregel große Unzufriedenheit und nützte dem Orden mehr, als ſie ihm ſchadete; denn gleich nach jenem Erlaſſe trat ein General-Adjutant des Königs mit Oſtentation in den Orden ein und man erfuhr, der König ſelbſt gehöre dem Orden an. Eine kleine Partei in Belgien, um den edlen Willems geſchaart, fuhr fort, für das Recht und die Ehre der vlämiſchen Sprache zu wirken und geiſtigen Verkehr mit Deutſchland einzuleiten, aber ſie blieben zurückgeſetzt. Die Strömung des Geiſtes in Belgien blieb eine franzöſiſche.

Elftes Buch.

Die polniſche Revolution.

Auf dem weiten ruſſiſchen Gebiete herrſchte im Jahr 1830 tiefer Frieden, nur im Kaukaſus hörte der Grenzkrieg mit den Tſcherkeſſen nicht auf. Am 15. Juni erlebte die Stadt Sebaſtopol in der Krimm einen furchtbaren Aufruhr, in welchem der General Stollypin und mehrere andere hohe Beamte ermordet wurden, weil ſie im Hafen eine pedantiſche und höchſt läſtige Quarantaine gegen die Peſt aufrecht erhielten, während die noch auf türkiſchem Boden ſtationirten ruſſiſchen Truppen ungehindert von dort die Peſt einſchleppten. Zu dieſer gemeinen orientaliſchen Peſt, die von Süden kam, geſellte ſich in demſelben Jahre noch die von Oſten aus China eingeſchleppte Cholera, welche furchtbare Verheerungen auf ruſſiſchem Boden anrichtete. Kaiſer Nicolaus begab ſich ſelbſt nach Moskau, um durch ſeine Anweſenheit das erſchreckte und aufgeregte Volk zu beruhigen. Man rühmt, wie unerſchrocken er in alle Spitäler gegangen ſey.

Auch in Polen herrſchte die tiefſte Ruhe. Im vorigen Jahre (1829) war Kaiſer Nicolaus nach Warſchau gekommen, um ſich daſelbſt feierlich zum König von Polen krönen zu laſſen. Im laufenden Jahre war der Reichstag beiſammen, aber nur, um 6 Mill. Gulden zu einem Denkmal für den Kaiſer Alexander zu bewilligen. Das Königreich hatte ſeine ſcheinbare Unabhängigkeit behalten, allein die ruſſiſche Regierung hatte es mit Einhaltung der Verfaſſungsparagraphen keineswegs genau genommen. Und wie konnte es anders ſeyn? Das Königreich Polen und ſeine Verfaſſung war wie faſt alles, was am Wiener Congreß geſchaffen worden iſt, eine Unnatur. Es verdiente den Namen Polen kaum, weil es nur noch einen kleinen Reſt des alten polniſchen Reichs enthielt und eben ſo wenig den Namen Königreich, denn es war doch nur eine ruſſiſche Statthalterſchaft. Indem man ihm im Namen Polen nur den Schein der Unabhängigkeit ließ, provocirte man dadurch nur ein unfruchtbares Gelüſte nach Wiederherſtellung von ganz Polen und voller nationaler Unabhängigkeit. Die Verfaſſung aber, welche Kaiſer Alexander der franzöſiſchen Charte nachgebildet hatte (jedoch mit Ausnahme der Geſchwornengerichte), paßte nicht einmal für die Polen ſelbſt, geſchweige für den ſelbſtherrſchenden Kaiſer. Es gab in Polen nur einen bis zum Uebermuth ſtolzen und immer uneinigen Adel neben ſehr tief ſtehenden leibeigenen Bauern; dazwiſchen befand ſich kein achtbarer Bürgerſtand, ſondern nur ein Geſchmeiß von ſchmutzigen Juden, das dem Adel das Schuldenmachen und die Lüderlichkeit, dem Bauer das Branntweintrinken erleichterte, für beide nur ein freſſender Krebsſchaden. Für ſolche Zuſtände paßt keine Conſtitution, die ein bürgerliches Rechtsvolk vorausſetzt. Aber der ruſſiſche Kaiſer hätte ſich, auch wenn das Volk beſſer zu einer Conſtitution gelangt hätte, an ſie nicht binden können. Die abſolute Gewalt iſt für ihn unerläßlich, er kann ſie ſich auch theilweiſe nicht abdingen laſſen, noch weniger die ihm gehorſamen Provinzen anſtecken laſſen durch die conſtitutionelle Berechtigung einer andern Provinz zum Ungehorſam.

Die polniſche Verfaſſung konnte daher nicht eingehalten werden. Ihr zum Trotze mußten ruſſiſche Truppen in Polen verpflegt werden, richteten und ſtraften Militärcommiſſionen, waren die Sitzungen des Reichstags nicht öffentlich, war dem Reichstag jede Cognition eines Budgets entzogen, waren viele Ruſſen in Polen angeſtellt, war die geſetzliche Preßfreiheit eine Illuſion und wurde noch insbeſondere vom Statthalter des Königreichs, dem Großfürſten Conſtantin, jede perſönliche Willkühr geübt. Der Großfürſt, ſchon durch ſeine mongoliſche Phyſiognomie auffallend verſchieden von ſeinem ſchönen Bruder Nicolaus, hatte auch ſcythiſche Launen und genirte ſich nicht, vornehme Polen und ſelbſt Offiziere körperlich zu mißhandeln. Im Jahre 1825 ließ er den edlen Landboten Niemojowsky durch Gensdarmen aus dem Reichstage hinauswerfen und gefeſſelt auf ſeine Güter abführen, wo er verbannt blieb. Vor allem aber machte er ſich bei der militäriſchen Jugend verhaßt durch die Strenge, womit er den ruſſiſchen Gamaſchendienſt auch in Polen durchführte. Kaiſer Nicolaus ſelbſt, der auch die Civilverwaltung auf militäriſchen Fuß ſetzte, liebte rings um ſich Dreſſur und den pünktlichſten Gehorſam. In Rußland war es die höchſte Aufgabe für das Kriegsminiſterium, aus den Soldaten Maſchinen zu machen, die ſich auf Commando gleichförmig bewegten, daß in der Linie kein Fuß nur um einen halben Zoll vor den andern geſetzt werden durfte und daß man dieſe Gradlinigkeit der Front ſogar von den Hufen der Pferde erſtrebte. Es ſchien, als ob die ganze Armee nur für die Parade geſchaffen ſey. Dabei wurde der gemeine Soldat furchtbar mißhandelt und durch die Habgier ſeiner Obern um die nöthige Pflege betrogen, ſo daß er halb verhungerte. Kein Negerſklave war ſo hart gehalten. Der Sklavenſinn des Gemeinen wurde auch den Offizieren zugemuthet. In der ruſſiſchen Armee durfte der höhere Offizier ohne Anſtand den niedern prügeln. Vom germaniſchen und romaniſchen Ehrgefühl war da keine Spur. Der polniſche Adel aber, der dieſes Gefühl des gebildeten Weſtens theilt, konnte ſich in die mongoliſche Barbarei nicht finden. Schon 1819 tödteten ſich mehrere edle Polen, weil ſie von hoher ruſſiſcher Hand mißhandelt worden waren, ohne eine Genugthuung finden zu können.

Dem Civilſtande war in Polen die ruſſiſche Polizei und Spionage am läſtigſten. Dem heißblütigen, aber harmloſen, munteren und redſeligen Polen konnte nichts widerwärtiger ſeyn, als die ruſſiſche Maulſperre, die Gefahr, bei jedem unbefangenen Worte belauert und wegen eines ſolchen Wortes plötzlich in den Kerker oder nach Sibirien geſchleppt zu werden, ein Verfahren, welches ſich die ruſſiſche Polizei in Warſchau ſehr angelegen ſeyn ließ. Der polniſche Adel hatte ſich von jeher in einer anarchiſchen Freiheit gefallen, jetzt war er gebeugt unter das ruſſiſche Syſtem. In Rußland regiert die Furcht allein. Sich fürchten müſſen, iſt die erſte Unterthanenpflicht. Gerade das, was den Polen am unleidlichſten war. Daher die reiche Erndte der ruſſiſchen Polizei. Rozniecki, Chef der Polizei unter der Oberleitung des ruſſiſchen Staatsrath Nowoſilzow, der eigentlich für Conſtantin regierte, wurde der ſchändlichſten Argliſt, womit er die unvorſichtigen Polen und Polinnen einfing, und einer qualvollen Behandlung derſelben beſchuldigt.

Ein nicht geringer Uebelſtand für Polen war ferner die Grenzſperre. Schon Kaiſer Alexander hatte ſie nach dem großen Krieg verfügt, um Rußlands Induſtrie zu heben. Dieſe Zollgrenzen aber engten am meiſten das weitvorgeſchobene Grenzland Polen ein und hemmten ſeinen Verkehr mit dem Auslande. Unter Nicolaus wurde die Abſperrung vollends auf allen geiſtigen Verkehr ausgedehnt. Die ſtrengſte Cenſur überwachte und verhinderte die Einführung von Büchern und Zeitungen. In gleichem Maaß ſteigerte ſich auch die Strenge des Paßſyſtems. Reiſen von Fremden in Rußland, wie auch Reiſen der Ruſſen und Polen in's Ausland wurden immer mehr erſchwert.

Schon im Jahre 1822 wurde eine Verſchwörung in Polen entdeckt, in der ſich eine Fernwirkung der ſpaniſchen und italieniſchen Revolution verrieth. Aber ſo geheim, wie die Verſchwörung, blieb auch der Proceß. Man hörte nur von zahlreichen

Verhaftungen edler Polen. Im Jahre 1826 erfolgten einige Freilaſſungen. Zwei Jahre ſpäter verſtand ſich ein junger Gardelieutenant in Warſchau, Wyſocki, mit andern jungen Leuten, ſonderlich den Unterfähndrichen, um irgend eine That zu vollführen, wodurch Polen ſeine Unabhängigkeit wieder erlangen könnte. Im Mai 1829 kam Kaiſer Nicolaus nach Warſchau. Bei dieſem Anlaſſe ſollte er ermordet werden, aber die Verſchworenen verloren den Muth.

Erſt nach der Julirevolution wurde dieſer Muth wieder belebt und erſt im Vertrauen auf Frankreichs Hilfe ſchritten die Polen zur That. Da von den Julitagen in Paris bis zum Aufſtande in Warſchau vier volle Monate vergingen, dürften nicht blos die genannten jungen Leute um das Geheimniß gewußt und die polniſche Revolution vorbereitet haben. Kaiſer Nicolaus hatte in der erſten Zeit nach den Julitagen kriegeriſche Entſchlüſſe gefaßt, große Rüſtungen vorgenommen und das polniſche Armeekorps, ſowie in zweiter Linie das litthauiſche, zur Avantgarde des großen Heeres beſtimmt, womit er die Revolution bekämpft haben würde, wenn ſie ſich von Frankreich aus weiter verbreitet, wenn Ludwig Philipp ſie nicht gleich anfangs wieder gedämpft hätte. Die höheren ruſſiſchen Offiziere ſprachen ganz offen von einem Spaziergange nach Paris. Nichts war natürlicher, als daß der Verſuch gemacht wurde, damals die polniſche Avantgarde, deren franzoſenfreundliche und ruſſenfeindliche Stimmung man kannte, gegen das ruſſiſche Centrum ſelbſt umzukehren und den kriegsluſtigen Kaiſer Nicolaus innerhalb ſeiner eigenen Grenzen aufzuhalten. Auch ohne die Abſicht zu haben, den Polen wirklich zur Unabhängigkeit zu verhelfen, mußten Frankreich und England bei den Unterhandlungen einen großen Vorrang gewinnen, wenn Rußland mit ſich ſelbſt beſchäftigt wurde und ſein Votum an Nachdruck verlor. Inzwiſchen lag die Ausführung des Complotts ganz in der Hand der jungen Leute. In und zunächſt um Warſchau lagen an Truppen 7000 Ruſſen und 10,000 Polen. Großfürſt Conſtantin bewohnte, ſorglos wie immer, den Palaſt Belvedere außerhalb der Stadt, ohne beſondere Bewachung. Die

Verſchworenen hielten es alſo für leicht, ihn dort zu überfallen und dann mittelſt der polniſchen Regimenter die Ruſſen über den Haufen zu werfen. Der Zuſtimmung des ganzen Landes waren ſie ſicher. Ließ ſich auch die litthauiſche Armee vom gleichen Ruſſenhaß anſtecken, ſo war man ſtark genug, den Ruſſen zu widerſtehen und das ganze alte Polen wieder herzuſtellen. Dieß war der Plan.

Am 29. November 1830 begaben ſich in der Dämmerung zwanzig Studenten und Unterfähndriche, von Nabielak, einem Journaliſten, angeführt, unbemerkt nach dem Belvedere, ſtürzten hinein, tödteten den General Gendre und den Vizepräſidenten Lubowicki, die ihnen gerade in den Weg kamen, konnten aber den Großfürſten ſelbſt nicht finden, den ein treuer Kammerdiener raſch in einer Dachkammer verborgen hatte. Als die jungen Leute abgezogen waren, beſtieg der Großfürſt das Roß, verſammelte ſeine Generale und ſtellte ſie an die Spitze von drei ruſſiſchen Cavallerieregimentern, die bereits durch Feuerlärm allarmirt worden waren, da die Empörer eine Brauerei zum Signalfeuer in Brand geſteckt hatten. Auch der ganzen Infanterie gab der Großfürſt Ordre, ſich um ihn zu ſchaaren. Dieß veranlaßte aber eine grenzenloſe Verwirrung. Treue Truppen wurden von verſchworenen Offizieren und verſchworene Truppen von treuen Offizieren gegen ihren Willen in die Irre geführt. Niemand wußte, woran er war. Unter den Verſchworenen ſelbſt herrſchten Furcht und Mißtrauen und mancher ſah ſchon den Aufſtand als mißlungen an. Da faßten etwa fünfzig Verſchworene unter Xaver Bronikowski friſchen Muth, ſtürzten durch die Straßen und ſchrieen überlaut: „Polen, zu den Waffen! Die Ruſſen morden eure Brüder!“ Nun ſtrömte das Volk auf die Straßen und mitten im ungeheuerſten Tumulte gaben die Verſchworenen den Maſſen die Richtung an, theils nach dem Arſenal, deſſen geringe Wachmannſchaft überwältigt wurde und wo ſich alles bewaffnete, theils nach dem Theater, in welchem viele der verhaßteſten ruſſiſchen Offiziere und Beamten zumal verhaftet wurden. Nun ließen ſich auch die polniſchen Truppen zum Volke herüberziehen. Als Stanislaus

Potocki, General des geſammten polniſchen Fußvolks, allen Bitten, ſich an die Spitze des Aufſtandes zu ſtellen, widerſtand, wurde er vom Pferde geriſſen und ermordet. Ebenſo geſchah dem Kriegsminiſter, General Hauke, den Generalen Trembicki und Blumer, den Oberſten Meciszewski und Saß. Der unſchuldige General Nowicki wurde erſchoſſen, weil man ihn für einen andern hielt. Während deſſen machte der Großfürſt auch nicht den geringſten Verſuch, mit den ihm treuen Regimentern gegen das Volk zu marſchiren, den Aufruhr im erſten Keime zu erſticken und die Treue der noch ſchwankenden polniſchen Regimenter zu befeſtigen. Einer ſeiner polniſchen Adjutanten, Graf Zamoyski, brachte ihm die Meinung bei, in der Stadt habe ſich das Gerücht verbreitet, die Ruſſen wollten Warſchau plündern und verbrennen. Um nun dieſes Gerücht zu widerlegen und die Leute zu beruhigen, ſey nichts räthlicher, als daß ſich der Großfürſt mit ſeinen Ruſſen ganz ruhig verhalte und ſogar von der Stadt entferne. Conſtantin iſt wirklich dieſem Rathe gefolgt.

Dadurch erſt gewann der Aufſtand freies Spiel. Da die Ruſſen keinen Widerſtand leiſteten, wurde es den Verſchwörern leicht, ſowohl die polniſchen Truppen, als auch die Reichen und Vornehmen, die ſich bis jetzt aus Vorſicht ſehr zurückgehalten hatten, auf ihre Seite herüberzuziehen. General Sierawski fiel zwar, als er ſich an die Spitze der polniſchen Truppen ſtellen wollte, noch in die Gewalt der Gegenpartei und Fürſt Lubecki lud die vornehmſten Polen ein, mit ihm eine Commiſſion zu bilden, um zwiſchen dem Aufſtand und dem Großfürſten zu vermitteln, in der geheimen Abſicht, die Gewalt wieder in die Hände der Ruſſen zu ſpielen. Aber das konnte den Ruſſen nichts mehr helfen, da ſie ſelbſt nichts thaten und ruhig außerhalb der Stadt blieben. Die jungen Offiziere ertheilten Befehle im Namen des General Chlopicki, der nichts davon wußte und auch gar nicht da war, der aber die größte Popularität genoß, weil er unter allen polniſchen Generalen des großen Napoleon den meiſten Kriegsruhm erworben hatte. Anderſeits verſammelte Profeſſor Lelewel, durch Patriotismus, wie durch Gelehrſamkeit gleich ſehr populär, einen revolutionären Club um ſich, um der vornehmen Commiſſion des Fürſten Lubecki das Gegengewicht zu halten. Endlich kam Chlopicki zum Vorſchein, übernahm den Befehl über die polniſchen Truppen und vereinigte ſich mit Lubecki, die Ordnung herzuſtellen. Am 2. December wurde eine Deputation an den Großfürſten geſchickt, um mit ihm zu unterhandeln. Allein es war Lubecki nicht möglich, zwei Männer von dieſer Deputation auszuſchließen, weil ſie ſchon weit mehr Macht im Volke hatten, als er, nämlich Lelewel und den ſtolzen Grafen Oſtrowski. Neben dieſen beiden Männern und Lubecki ſelbſt befand ſich als vierter bei der Deputation der Fürſt Adam Czartoryski, in ſeiner Jugend Liebling des Kaiſers Alexander, ſogar mit ihm verwandt, zugleich ein Abkömmling der alten Fürſten von Litthauen, dem daher viele die polniſche Krone zudachten, ſey es, wenn Polen frei würde, ſey es durch die Gunſt Rußlands ſelbſt unter noch nicht vorhandenen, aber doch denkbaren Umſtänden. Von einer ſolchen Deputation, die ſo ganz heterogene Intereſſen vertrat, ließ ſich erwarten, daß ſie lediglich nichts ausrichten würde. Während Lubecki ruſſiſch dachte, forderte Lelewel die Einverleibung aller ehemals polniſchen Provinzen in das Königreich Polen. Conſtantin vermochte darauf natürlich nichts zu erwidern, als daß die Herren ſich deßfalls an ſeinen Bruder wenden möchten, bei dem er übrigens für die Schuldigen Verzeihung nachſuchen werde. Da rief Oſtrowski: „es gibt hier keine Schuldigen,“ und man ging trotzig auseinander. Conſtantin meinte es gut mit den Polen. Wenn er ſie auch mißhandelte, ſo hinderte das nicht, daß er ebenſo zärtlich für die Polen war, wie ein gemeiner Ruſſe für ſeine Frau iſt, wenn er ſie auch prügelt. Er ſuchte daher vor allem jedes weitere Blutvergießen zu verhüten und erlaubte den ihm immer noch treu gebliebenen polniſchen Regimentern, ſich an ihre bereits abgefallenen Kameraden anzuſchließen, unter der Bedingung, daß er ſelbſt bei ſeinem Rückzuge über die polniſche Grenze nicht angefochten würde. Er hoffte, nachher eine Vermittlung zu Stande zu bringen, denn er hatte Warſchau lieb und keinen ſehnlicheren Wunſch, als in den alten Verhältniſſen dahin zurückzukehren.

Andererſeits war auch Chlopicki zu einer friedlichen Ausgleichung ſehr geneigt. Als alter Soldat jedem revolutionären Treiben abhold, wußte er zugleich das Mißverhältniß der polniſchen Waffen zu der ungeheuren Militärmacht Rußlands zu beurtheilen. Seine Friedensliebe wurde auch von ſehr vielen Vornehmen getheilt, aber das Unglück war nun einmal geſchehen, der Kaiſer auf's tiefſte beleidigt. Wie mochte man hoffen, dieſen ſtrengen und gewaltigen Herrſcher durch bloße Unterhandlungen zur Nachgiebigkeit zu bewegen? Indem die Friedenspartei den enragirten Polen Ruhe empfahl, jeden weiteren Fortſchritt der Revolution verhinderte, den Großfürſten Conſtantin frei abziehen ließ und auch alles verſäumte, um die litthauiſche Armee ins Intereſſe zu ziehen und den Aufſtand blitzſchnell über alle altpolniſche Provinzen zu verbreiten, vermochte ſie dadurch den Kaiſer doch nicht liebreich gegen die Polen zu ſtimmen, entriß aber den Polen alle die Vortheile, die ihnen der Augenblick darbot. Mit Recht war daher die Partei Lelewels und der erhitzten Jugend auf's äußerſte gegen die Friedensmänner erbittert. Aber das Anſehen, welches Chlopicki in der Armee genoß, zumal da auch die Feſtungen Zamosk und Modlin ſich unter ſeinen Befehl geſtellt hatten, hielt die Aufgeregten im Zaum. Während Fürſt Lubecki und Graf Jercierski nach Petersburg gingen, um mit dem Kaiſer zu vertragen, wurde in Warſchau eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt, mit dem Fürſten Czartoryski an der Spitze, der übrigens lediglich keine feſte Willenskraft und Energie beſaß. Am 18. Dezember trat auch der Reichstag zuſammen, in dem es bald wilde Scenen gab. Als nämlich die Patrioten dringend verlangten, man ſolle die koſtbare Zeit benützen, angriffsweiſe verfahren, nach Litthauen vordringen und die Inſurrection ſoweit als möglich ausdehnen, um die eigenen Streitkräfte und den Muth zu vermehren, die des Czaren aber zu vermindern, erklärte Chlopicki, Rußland ſey zu mächtig, der Angriff könne nicht gelingen, und dankte als Oberbefehlshaber ab. Nun wollten aber die Truppen unter keinem andern dienen und die Friedenspartei that alles, um durch ihn ein Pfand der Ruhe und der Ordnung zu behalten. Die wilden Patrioten wurden daher überſtimmt und Chlopicki übernahm wieder den Befehl, aber, um nicht ferner durch Einwendungen geärgert zu werden, als unumſchränkter Dictator. Er bildete ſich ein und ſagte es geradezu, er bewahre das Königreich Polen einſtweilen nur für ſeinen rechtmäßigen, conſtitutionellen König, den Kaiſer von Rußland. Dieſe Fiction konnte unmöglich von allen Polen getheilt werden. Der Reichstag hatte zwei Kammern, einen Senat, dem Czartoryski, und eine Landbotenkammer, der Oſtrowski vorſaß. Die letztere beſchloß, unter allen Umſtänden die Revolution vom 29. November gut zu heißen, um zu verhindern, daß Chlopickis Unterhandlungen nicht etwa einfach zum Alten zurückführen ſollten. Mit dieſen Unterhandlungen ſtand es freilich ſehr kläglich. Lubecki und Jezierski wurden in Narva aufgehalten und nur unter der Bedingung, als treue Unterthanen des Kaiſers zu kommen, nach Petersburg zugelaſſen, wo ſie am 25. Dezember eintrafen. Der Kaiſer ſagte ihnen, von einer Conceſſion könne gar nicht die Rede ſeyn, die Polen hätten einfach zu gehorchen und der erſte Kanonenſchuß, den polniſche Rebellen gegen ſein Heer abfeuern würden, werde Polen ſelbſt treffen, d. h. ſeine bisherige Selbſtändigkeit und Verfaſſung vernichten.

In einem großen Manifeſte vom 20. Dez. erklärte der Reichstag vor ganz Europa die Gründe, aus denen eine gewiſſe Rechtmäßigkeit der polniſchen Revolution erhellte, ſoferne die Verfaſſung verletzt worden ſey. Und der Dictator widerſetzte ſich dieſem Schritte nicht, in der Einbildung, dadurch ſeine eigene zweideutige Stellung dem Kaiſer gegenüber zu entſchuldigen. Noch inconſequenter aber handelte er, indem er eine allgemeine Bewaffnung des Volkes zugab, alſo neben den Unterhandlungen doch auch an Krieg dachte. Der Kaiſer ſelbſt ließ den Polen keine längere Wahl. Schon am 2. Jan.

1831 confiſcirte er alle im altpolniſchen Theile Rußlandes liegenden Güter des rebelliſchen Adels im Königreich Polen und ließ unter dem berühmten Feldherrn Diebitſch eine große Armee ausrüſten, um im Frühjahre Polen niederzuwerfen. Da ſeine Boten nichts ausgerichtet hatten, ſchrieb Chlopicki noch einmal ſelber an den Kaiſer, der auch die Gnade hatte, ihm zu antworten und ihm perſönlich Wohlwollen bezeugte, in Bezug auf Polen aber bei ſeinem erſten Entſcheid beharrte. Durch dieſe wohl berechnete Güte wollte er die Polen ihres beliebteſten Anführers berauben. Chlopicki legte wirklich am 16. Januar in Folge des kaiſerlichen Briefes ſeine Dictatur nieder.

Mit ihm hörte das Zaudern und die Umſichtigkeit im polniſchen Lager auf. Die Friedenspartei erkannte, ſie ſey ſchon zu ſehr compromittirt und der kaiſerlichen Rache verfallen, ſo gut wie die Enragirten. Sie ſchloß ſich alſo dieſen an und unter der Oberleitung von Czartoryſki wurde nun raſch nachgeholt, was bisher verſäumt worden war, die Anknüpfung diplomatiſcher Verbindungen mit dem Auslande und die Bewaffnung, vor allem die Vermehrung des ſtehenden Heeres. An Chlopickis Stelle wurde einſtweilen der nicht ſo fähige, aber allgemein beliebte Fürſt Radziwil zum Oberfeldherrn gewählt. Das Nöthigſte wäre geweſen, die litthauiſche Armee zu gewinnen, überhaupt den Aufſtand in die altpolniſchen Provinzen zu verbreiten, und ſich der diplomatiſchen Unterſtützung von Seiten der Weſtmächte und wo möglich auch Oeſterreichs zu verſichern, in deſſen Intereſſe es liegen mußte, Rußland durch den Abfall Polens geſchwächt zu ſehen. Aber in allen dieſen Beziehungen geſchah nichts, oder ließ man ſich mit leeren Hoffnungen abſpeiſen. Die bisherige Friedenspartei verhinderte immer noch, daß ſich der Aufſtand über die engen Grenzen des Königreichs Polen hinaus verbreitete, indem ſie die trügliche Vorausſetzung hegte, der Aufſtand der Polen im Königreich wegen Verfaſſungsverletzung würde von Frankreich, welches ſo eben eine ganz ähnliche Revolution glücklich durchgeführt hatte, ſowie von England anerkannt werden und würden die Weſtmächte, als Garanten der polniſchen Verfaſſung, Polen gegen Rußland in Schutz nehmen. Wenn dagegen auch die altpolniſchen Provinzen, die Rußland ſchon längſt einverleibt waren, gleichfalls inſurgirt würden, ſo würde das Recht dazu überall beſtritten werden müſſen und das Königreich Polen würde durch ein ſolches Vorgehen über ſeine Berechtigung hinaus den Schutz der Weſtmächte verwirken. Aus dieſem Grunde allein wurde nun alles verſäumt, was den Aufſtand erſt ſtark und überwältigend hätte machen können. Die Diplomatie aber hatte für Polen nur Täuſchungen. Ludwig Philipp benutzte die polniſche Inſurrection und die dadurch für Rußland entſtandene Verlegenheit nur, um Rußland zur Anerkennung der Thronveränderung in Frankreich und der Unabhängigkeit Belgiens zu nöthigen. Während er die Polen mit leeren Hoffnungen tröſtete, merkten ſie nicht, daß ſie nur der Kaufpreis waren, um den Kaiſer Nicolaus die Anerkennung der Julidynaſtie verkaufen ſollte. Auch England und Oeſterreich machten keinen Ernſt, die Polen zu unterſtützen. Ueberall faßten die Kabinette die polniſche Angelegenheit nur aus dem Geſichtspunkte auf, wie viel Gewinn es ihnen von Rußland eintragen würde, wenn ſie die Polen nicht unterſtützten.

Da Rußland nicht zu verſöhnen war, und man damals auf diplomatiſche Hülfe noch große Hoffnungen ſetzte, faßte der polniſche Reichstag kühne Entſchlüſſe, die namentlich durch eine ruſſiſche Proclamation hervorgerufen wurden, in welcher Diebitſch den Polen nur die Wahl ſclaviſcher Unterwerfung, oder des Untergangs geſtattete. Ein conſtitutioneller König Polens durfte allerdings ſeinen General keine ſolche Sprache führen laſſen, weßhalb der polniſche Reichstag ſich aller Verbindlichkeit gegen den Kaiſer Nicolaus enthoben glaubte und denſelben der polniſchen Krone verluſtig erklärte, am 25. Januar. Fünf Tage ſpäter wurde eine Regierung aus fünf Mitgliedern erwählt, Czartoryſki, Niemojowſki, Morawſki, Barzykowſki und Lelewel. Der letztere hätte aus Polen am liebſten eine Republik gemacht. Damit hätte man aber alle Kabinette und beſonders auch das der Tuilerien vor den Kopf geſtoßen; der Reichstag beeilte ſich daher, ſchon am 3. Februar, die Beibehaltung der conſtitutionellen Monarchie zu votiren. Zugleich erklärte Czartoryſki den Abgeordneten aus Litthauen und Volhynien, die den Anſchluß ihrer Provinzen anboten und die Wiederherſtellung von ganz Alt-Polen verlangten: Polen müſſe ſich in dieſer Beziehung ſtreng neutral und innerhalb ſeiner Grenzen halten. Der alte Lafayette in Frankreich gründete damals ein Polencomité und auch im conſtitutionellen Südweſten Deutſchlands zeigte ſich viele Sympathie für die Polen, ſammelte man Geld und rüſtete Aerzte für ſie aus. Aber eine Bewegung, an deren Spitze Lafayette ſtand, konnte den Polen in den Augen der Machthaber nur ſchaden. Die Gelder des franzöſiſchen Polencomités wurden unterwegs in Breslau confiſcirt. Der Herzog von Mortemart, das Werkzeug Pozzo di Borgos, deſſen zweideutige Rolle in den Julitagen wir ſchon kennen gelernt haben, kam am 9. Februar als Geſandter Ludwig Philipps nach St. Petersburg und das erſte, was ihm Kaiſer Nicolaus ſagte, war, er werde keinerlei fremde Intervention in Polen dulden. Mortemart wollte aber auch gar nicht interveniren, ſondern nur die Anerkennung des Julithrons und Belgiens einleiten.

Das polniſche Heer wurde bis auf 55,000 Mann gebracht, wovon jedoch ein Theil des Feuergewehrs ermangelte und nur mit Senſen bewaffnet war, welche lanzenartig an einem Schaft befeſtigt wurden. Die zugeſchulte und gut bewaffnete Armee berechnete man zu 21,000 Mann Infanterie, 5000 Cavallerie, 8000 Artillerie. Das Uebrige waren ſchnell improviſirte neue Regimenter, darunter leichte Reiter, die ſ. g. Krakuſen. An muthigen Armen und Herzen fehlte es nicht; aber das vorhandene Geſchütz, die Gewehre und Munition paßten nur für eine kleine Armee und reichten für eine große nicht aus. Ueberall abgeſperrt, konnten die Polen auch vom Ausland keine Waffen beziehen. Man klagte ſehr, daß ſie ſich nicht zu rechter Zeit nach Litthauen geworfen und die nahe Meeresküſte gewonnen hätten, um Unterſtützungen von engliſchen Schiffen zu erhalten und daß man ſich die 30,000 Mann ſtarke litthauiſche Armee hatte entgehen laſſen, deren Anſchluß an die polniſche in den erſten Tagen des Dezember möglich geweſen wäre, wenn man dazu gethan hätte. Graf Diebitſch ſeinerſeits hatte ſich jetzt ſchon dieſer litthauiſchen Armee verſichert, indem er ſie durch eine noch zweimal größere Armee aus dem Innern Rußlands verſtärkt hatte. Trotz der großen Entfernungen hatte er in brennendem Dienſteifer für ſeinen Kaiſer bis zum Februar ſchon 114,000 Mann bei Bialyſtock und Grodno, hart an der polniſchen Grenze zuſammengebracht mit 336 Kanonen, und rückte ſchon am 5. Februar über die Grenze. Dem Kaiſer lag alles daran, die Revolution ſchnell zu unterdrücken, weil ſie ſeinen politiſchen Einfluß auf das weſtliche Europa lähmte. Da nun Polen im Frühjahr in Folge des Thauwetters wochenlang in einen Sumpf verwandelt zu werden pflegt, eilte Diebitſch, noch vor dieſer Periode den hart gefrornen Boden zu benützen und vertheilte ſeine Corps dergeſtalt, daß ſie ſich von der Oſtgrenze Polens aus alle concentriſch gegen Warſchau bewegen mußten.

Die Polen blieben in und bei Warſchau zuſammen, um hier den Feind zu erwarten; nachdem ſie es verſäumt hatten, früher ſchon in Litthauen Poſto zu faſſen, waren ſie auch nicht ſtark genug, um der feindlichen Uebermacht bis an die Grenzen entgegenzuziehen. Aber ſie verfehlten nicht, die Theilung des Feindes zu benützen und über einzelne Corps deſſelben herzufallen. Auf dem linken Flügel der ruſſiſchen Armee im Süden zogen die Generale Geismar und Kreutz voran und überſchwemmten mit ihrer fliegenden Reiterei das Land bis Zamosk. Da ſie ſich aber allein zu weit vorwagten, benützte dieß der polniſche General Dwernicki, ein Sechziger von kleiner Geſtalt, aber großem Muthe, und überfiel den General Geismar am 14. Februar bei Stoczek. Das berühmte Lied: „Polen iſt noch nicht verloren,“ laut ſingend, ſtürzten die Polen wüthend in den Feind, tödteten ihm 300 Mann und nahmen ihm 8 Kanonen ab. Auf dem äußerſten rechten Flügel der Ruſſen wurde General Roſen am 17. Februar bei Dobre durch ein anderes kleines polniſches Corps unter Skrzynecki lange aufgehalten und verlor viele Leute. Hier war es beſonders das vierte polniſche Infanterieregiment, was alle Angriffe der Ruſſen zurückſchlug. Es fielen noch andere kleine jedoch unbedeutende Gefechte vor, die alle nicht hinderten, daß Diebitſch ſeinen Zweck erreichte, und ſeine Corps vor Warſchau vereinigte.

Um nach Warſchau ſelbſt zu gelangen, mußten die Ruſſen erſt über die Weichſel gehen und Praga, die Vorſtadt von Warſchau, welche von der Stadt durch die Weichſel getrennt wird, erobern. Aber vor Praga, in der Gegend von Grochow, ſtanden die Polen in guter Aufſtellung. Da Radziwill nicht fähig war, die Polen zum Siege zu führen, übernahm Chlopicki, wenn auch nur als ſein Adjutant, den Oberbefehl. Der Anblick des nahen Feindes, die Noth des Vaterlandes und die Erinnerung der Schlachtfelder gab ihm den Muth wieder, den ihm des Kaiſers Brief genommen hatte. Am 19. Februar begann nun die blutige Schlacht bei Wawer, welche zwei Tage lang dauerte. Der polniſche General Zymirski, der eben erſt bei Kaluszye die ruſſiſche Avantgarde überfallen und viele Gefangene gemacht hatte, zog ſich vor dem Gros der ruſſiſchen Armee zu langſam zurück und wurde eingeholt. Ein andrer Heertheil der Polen unter General Szembek unterſtützte ihn und bald geriethen beide Hauptarmeen zuſammen. Die Schlacht ſtand, bald aber neigte ſich der Abend und die Ruſſen zogen ſich in die dort befindlichen großen Wälder zurück, um erſt am andern Morgen, den 20., wieder hervorzubrechen. Allein obgleich Diebitſch 200 Kanonen ununterbrochen donnern ließ, konnte doch das Roſen'ſche Corps, welches er dazu befehligt, den Schlüſſel der Stellung, ein Erlenwäldchen zwiſchen Wawer und Grochow, welches das vierte Regiment vertheidigte, nicht erſtürmen. Mehrere ruſſiſche Regimenter wurden hier faſt ganz aufgerieben.

Diebitſch zog ſich nun wieder zurück und wollte das ſeine Reſerve bildende Armeekorps von Schachowskoi abwarten, bevor er einen neuen Schlag führte. Durch dieſes ſein Zaudern wurde der Muth der Polen nicht wenig erhöht. Zugleich hatte Dwernicki am 20. das abgeſonderte Corps von Kreutz bei Kaſcenize geſchlagen und war der aus der preußiſchen Feſtung Glogau entflohene polniſche General Uminski in Warſchau angekommen, um zu helfen. Diebitſch gab dem Corps Schachowskois eine ſolche Richtung, daß es die Polen im Rücken faſſen und von Praga abſchneiden ſollte. Aber Chlopicki ſchickte demſelben die Generale Malachowski und Jankowski entgegen, die am 24. mit ihm zuſammenſtießen und am folgenden Tage bei Bialolenka noch von Krukowiecki unterſtützt wurden, ſo daß ſie den urſprünglichen Plan des ruſſiſchen Feldherrn vereitelten und denſelben nöthigten, einen Schlag zu thun, nur um dem hart gedrängten Schachowskoi Luft zu machen.

Diebitſch erneuerte demnach am 25. den frühern Angriff bei Wawer und begann die blutige Schlacht, die man zum Unterſchied von jener die bei Grochow nennt. Allein auch diesmal hielten ihn die Polen in dem berühmten Erlenwäldchen auf. Zwar fiel der tapfere Zymirski, aber Skrzynecki erſetzte ihn und Chlopicki feuerte die Polen zur muthigen Ausdauer an. Nur Lubienski an der Spitze der polniſchen Reiterei folgte wie Krukowiecki ſeinem eigenen Willen, wie denn die Eiferſucht und der Eigenſinn der Generale in dieſem Kriege eine große Rolle ſpielte. Er gehorchte nicht, als Chlopicki ihm befahl, die ruſſiſche ſchwere Reiterei anzugreifen, die ſich in einer ungeheuern Maſſe heranwälzte, während auch Schachowskoi eben angelangt war, Krukowiecki aber nicht. Nun erlagen die Polen der Uebermacht; Chlopicki wurde durch eine Kanonenkugel, die ihm das Pferd unter dem Leibe tödtete, an beiden Beinen verwundet. Das Wäldchen wurde von den Ruſſen genommen, deren Küraſſiere unter Meyendorf und Kablukow bis an die Thore von Praga kamen. Nun aber zündeten die Polen Praga an allen Ecken an, um den Ruſſen das Eindringen zu erſchweren, und die Küraſſiere, durch eine auf den Rath Prondzinskis (des geſchickteſten unter den polniſchen Ingenieuren) geſchickt angebrachte Batterie congreviſcher Raketen zerſchmettert und von Skrzynecki's tapferm Fußvolk in der

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Flanke angegriffen, wichen zurück. Endlich kam auch noch Krukowiecki an und die Polen zogen ſich ihrerſeits in das brennende Praga zurück. Die Ruſſen ſelbſt berechneten ihren Verluſt zu 8000 Mann.

In derſelben Nacht, in der Praga in Flammen ſtand und die Verwundeten geſammelt und nach Warſchau gebracht wurden, änderte ſich das vorher trockene Wetter. Ein Thauwind ſtrich über die Ebene und bald zerbrach das Eis der Weichſel und wurde die ganze Gegend von Schnee- und Regenſchauern in Koth, das berühmte fünfte Element Polens, aufgelöſt. Da nun Diebitſch einen neuen Angriff auf Warſchau nicht mehr machen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als während der naſſen Zeit ſtehen zu bleiben, wo er war, und abermals Verſtärkungen, namentlich die 40,000 Mann ſtarke ruſſiſche Garde abzuwarten, die ihm Großfürſt Michael zuführen ſollte. Er litt aber Mangel an Lebensmitteln und in ſeinem Lager brachen Krankheiten aus, weßhalb er ſeine Truppen ſo weit thunlich auf die Dörfer zerſtreuen mußte. Aber auch die Polen blieben in dieſer Zeit unthätig, nicht blos, weil die ſchlechten Wege ihnen keine raſchen Operationen geſtatteten, ſondern auch, weil ſie aufs Neue unterhandeln wollten. Sie hofften, nachdem der Kaiſer erkannt, wie ſchwer es ſey, ſie zu beſiegen, werde er zur Nachgiebigkeit geneigter ſeyn und die Weſtmächte würden für ſie interveniren. Skrzynecki, der verdientermaßen an Radziwills Stelle Obergeneral wurde, ſchrieb deßhalb an Diebitſch und ließ auch mündlich mit ihm durch den Grafen Mycielski Beſprechungen pflegen. Diebitſch ging ſehr gern darauf ein, denn ſo lange die Polen mit ihm unterhandelten, war er vor ihren Angriffen ſicher, und er verſtand es ſie hinzuhalten, indem er ihnen ſagte, wenn ſie nur erſt den Thronerledigungsbeſchluß zurückgenommen hätten, würde der Kaiſer ſich vielleicht billig finden laſſen.

Der unermüdliche Dwernicki konnte nicht unthätig bleiben und überfiel einen Theil des von Kreutz befehligten ruſſiſchen Corps unter dem Herzog Adam von Württemberg am 26. Februar in

Pulawy, einem ſchönen Schloſſe der alten Fürſtin Czartoryska, der Großmutter Adams (ſein Vater Louis, Oheim des Königs von Württemberg, hatte ihre Tochter geheirathet). General Kreutz nahm Pulawy wieder, aber Dwernicki ſchlug ihn am 1. März abermals hinaus, wobei ihm die Einwohner und die Dienerſchaft des Schloſſes ſelbſt Vorſchub leiſteten. Indem er die Ruſſen verfolgte, wurde aber Pulawy hinter ſeinem Rücken von Adam noch einmal eingenommen und geplündert, die Bibliothek ſeiner Großmutter als Brennmaterial benutzt, die Möbeln, der prächtige Garten zerſtört, die Bewohner grauſam gezüchtigt. Dieſes Verfahren des Enkels, der damit nur vor den Augen des Kaiſers ſeinen Polenhaß zur Schau tragen wollte, erregte allgemeine Mißbilligung.

Erſt Ende März traf Diebitſch ernſte Anſtalten, oberhalb Warſchau bei Tyrczyn einen Weichſelübergang zu verſuchen, während er Geismar und Roſen Praga gegenüber ſtehen ließ, um ſeine Bewegung zu maskiren. Aber die Polen merkten es und Skrzynecki ſelbſt zog am 31. März plötzlich von Warſchau aus, überfiel Geismar bei Wawer, ſchlug ihn gänzlich und eben ſo das größere Corps von Roſen, auf das ſich Geismar zurückgezogen, bei Dembe-Wilkie. Die Ruſſen verloren 5—6000 Mann nach ihrem eigenen, 11,000 nach polniſchem Bericht, dazu 9 Kanonen und eine große Menge Proviant- und Munitionswagen, die im Koth ſtecken blieben. Auf dieſe Nachricht hin unterließ Diebitſch den Uebergangsverſuch und kehrte ſich gegen Skrzynecki um, der ſeinerſeits ihn aufſuchte. Man manövrirte aber nur, ohne eine Hauptſchlacht zu wagen. Bei dieſem Anlaß gerieth Prondzynski, indem er das Roſen'ſche Corps vollends vernichten wollte, am 10. April bei Iganie zwiſchen überlegene ruſſiſche Streitkräfte, rettete ſich aber durch einen genialen Zug und erfocht noch einen Sieg am Damme von Jagodna, wobei die Ruſſen 3500 Mann verloren. Unterdeß hatte auch Uminski auf dem linken Flügel einen Sieg bei Wengrow erfochten, der den Ruſſen an 1000 Mann koſtete (14 April).

Der Jubel war groß in Warſchau, aber die Einſichtsvollen erkannten, daß mit all dieſen Siegen nichts gewonnen ſey, da die ruſſiſche Hauptarmee immer noch vor Warſchau ſtehe, ſich nicht wegdrücken laſſe und trotz ihrer Verluſte ſtets wieder ergänzt werde, wogegen die Polen ſich im Siegen ſelbſt erſchöpften. Prondzynski war wüthend über Skrzynecki, weil dieſer ihn bei Iganie nicht unterſtützt hatte. Krukowiecki wurde von Neid gegen Skrzynecki verzehrt und verdächtigte ihn bei der Jugend und in den Clubs als einen Ariſtokraten. Der Reichstag theilte ſich ungeſchickterweiſe gerade damals in eine ariſtokratiſche und demokratiſche Partei, indem die letztere eine Emancipation des Bauernſtandes verlangt hatte. Eine ſolche war allerdings geeignet, die Sympathien der leibeigenen Bauern in den altpolniſchen Provinzen zu gewinnen und den Aufſtand in Litthauen und Volhynien zu beleben, aber die Maßregel wurde viel zu ſpät in Anregung gebracht, während der Feind ſchon vor den Thoren ſtand. Ueberdieß waren die reichen Grundbeſitzer dagegen, und wußten die Entſcheidung über die große Frage kläglich zu verſchieben.

Das Vertrauen in Skrzynecki war trotz ſeiner Siege erſchüttert, weil er dieſelben nicht benutzt hatte und wieder in Unthätigkeit verſank. Er hoffte auf Intervention, insbeſondere auf die von Frankreich, vielleicht auch auf Umſtimmung des Kaiſer Nicolaus ſelbſt nach ſo vielen Niederlagen ſeines Feldherrn. Später hat Lafayette in der franzöſiſchen Deputirtenkammer ein Schreiben vorgelegt, woraus erhellte, Ludwig Philipp habe den polniſchen Feldherrn erſuchen laſſen, nur noch zwei Monate zu warten und keinen großen Schlag auszuführen, weil bis dahin die Intervention erfolgt ſeyn werde.

Mittlerweile brach die lang verſäumte Inſurrection in Litthauen im Rücken von Diebitſch aus, denn jetzt erſt, nachdem die Ruſſen ſo oft geſchlagen worden waren, bekamen die Verſchworenen Muth. Aber obgleich in faſt allen Theilen des Landes Edelleute und Bauern aufſtanden, waren ſie doch ſchlecht bewaffnet und konnten die von 3—4000 Ruſſen beſetzte Hauptſtadt Wilna nicht einnehmen. Auch fehlte es an einem militäriſchen Haupt, was wenigſtens die vielbeſprochene Amazone, Gräfin Emilie Plater, nicht erſetzte.*) Thatſache iſt, daß der in Wilna kommandirende ruſſiſche General Chrapowicki nur 500 Koſaken auszuſchicken brauchte, um die Inſurgenten bei Oszmiana in die Flucht zu ſchlagen (14. April). Ein Verſuch Zaluski's, mit einer Menge Inſurgenten Wilna zu umringen, ſcheiterte ebenfalls, indem ſich die letztern am 4. Mai bei Prziſtowiany ſchlagen ließen. Einige hundert Studenten von Wilna vereinigten ſich ſpäter mit dem Bauernanführer Matuſſewicz, einem Ungeheuer, in dem der natürliche Volksinſtinkt in der rückſichtsloſeſten Wuth gegen die Juden (die moraliſchen Henker des ſlaviſchen Volkes) ausbrach, ſo daß er alle, die er fing, ſpießen oder ſchinden ließ. Aber auch dieſe Studenten wurden am 30. Mai im Walde von Wasztortan verſprengt. Nur in dem ungeheuer großen Urwald von Bialovieza, der Heimath der Auerochſen, hielten ſich noch Inſurgenten.

Wie wenig Nachdruck nun aber auch dieſe Inſurrection hatte und wie unthätig die polniſche Hauptarmee blieb, ſo kam doch Diebitſch in eine immer kritiſchere Lage, denn die empörten Bauern nahmen ihm wenigſtens ſeine Zufuhren weg und in die Proviantirung ſeiner Armee riß die größte Unordnung ein, während die naſſe Jahreszeit, die Entbehrungen und Strapazen tödtliche Nervenfieber in ſeinem Lager erzeugten, wozu endlich noch die Cholera kam, die ſeine Regimenter maſſenhaft lichtete.

Um nun auch in Volhynien und Podolien, wo alles ſchon vorbereitet war, den großen Aufſtand zu ermöglichen und auch von dieſer Seite her dem ruſſiſchen Feldmarſchall in den Rücken zu kommen, ſollte Dwernicki von Zamosk aus und durch Sierawſki unterſtützt, einen kühnen Zug wagen. Allein auf ihren Wegen ſtand nicht nur das wieder verſtärkte Corps von Kreutz, ſondern auch das ſtarke Corps des General Rüdiger, und noch tiefer in Podolien das Corps von Roth. Sierawſki wurde ſchon am 18. April bei Wronow von Kreutz geſchlagen und rettete nur ſeine Kanonen und Reiterei, das Fußvolk fiel nach der tapferſten Gegenwehr; Malachowſki, ſchon umringt, ergriff eine Senſe, ſtürzte ſich an der Spitze ſeiner Treuen in den Feind und fand den Heldentod. Dwernicki kam nach Volhynien, aber nur wenige Inſurgenten geſellten ſich zu ihm, weil alle ſeit Sierawſki's Niederlage und Rüdigers Nähe von Furcht gelähmt waren. Zu ſchwach, um es mit dem weit überlegenen Rüdiger aufzunehmen und ſchon nicht mehr im Stande, ungehindert zurückzukehren, hielt ſich Dwernicki an der galiziſchen Grenze, entkam einem unglücklichen Gefecht bei Boromel noch mit Roth, konnte aber zuletzt den ihm nacheilenden und ihn von allen Seiten umgarnenden Rüdiger nicht mehr entrinnen und entſchloß ſich am 2. Mai bei Chlenanowka über die öſterreichiſche Grenze zu gehen, wo ſein Corps auf Befehl des k. k. Gouverneurs von Lemberg, Baron Stutterheim, entwaffnet wurde. Die wenigen zerſtreuten Inſurrectionen, die gleichwohl an verſchiedenen Orten in Podolien ausgebrochen waren, wurden durch General Roth ſchnell erſtickt. Der bedeutendſte Inſurgentenchef war hier Wenzel Rzewuſki.

---

*) Sie opferte alles auf und ſtarb in Folge unerhörter Strapazen „am gebrochenen Herzen“. Die an Rußland verkaufte deutſche Preſſe beging die unglaubliche Niederträchtigkeit, von ihr zu ſchreiben, ſie ſei in Folge einer unehelichen Schwängerung geſtorben. Auch noch v. Schmitt nahm dieſe falſche Nachricht in ſein großes Werk auf, widerrief ſie aber ehrlich in einem ſpätern Bande.

Drei Tage nach der Waffenſtreckung des Dwernicki'ſchen Corps ließ ſich der Reichstag in Warſchau noch durch den Volhynier Godebſki hinreißen, die Einverleibung der altpolniſchen Provinzen mit dem Königreich Polen zu decretiren, am 5. Mai.

Die Hauptarmeen blieben unthätig, ein paar Recognoſcirungen abgerechnet. Erſt am 12. Mai ließ ſich Skrzynecki bewegen, in der Nacht mit ſeinem ganzen Heere auszumarſchiren, um die immer noch von Diebitſch entfernt ſtehenden ruſſiſchen Garden unter dem Großfürſten Michael zu überfallen. Der Plan war von Prondzynski trefflich angelegt, wurde aber von Skrzynecki nicht eben ſo gut ausgeführt. Die Garden zogen ſich vor der Uebermacht zurück und Skrzynecki ließ ihnen dazu Zeit, aller Beſchwörungen Prondzynski's und Roman Soltyks ungeachtet immer im dringenden Augenblicke wieder zaudernd. Endlich theilte er ſeine Armee und ließ einen kleineren Theil derſelben unter General Gielgud den Garden folgen, während er mit dem größeren Theil umkehrte und eben eine Stellung bei Oſtrolenka eingenommen hatte, als Diebitſch mit ſeiner ganzen Macht auch dahin kam, in der Abſicht, den bedrohten Garden zu helfen. Nun hätte der polniſche Feldherr alles thun müſſen, eine Schlacht mit ungleichen Kräften zu vermeiden, allein er ließ ſich angreifen, am 26. Mai. Gleich im erſten Anprall bemächtigten ſich die Ruſſen der Brücke über die Narew und ſchnitten das berühmte vierte Regiment der Polen ab, das ſich zwar heldenmüthig über die brennende Brücke wieder durchſchlug, aber größtentheils fiel. Von dieſem Augenblick an ſetzte Skrzynecki die beſten Kräfte ſeines Heeres dran, um die Brücke zu halten und die Ruſſen am Uebergange zu hindern, was ganz überflüſſig war, weil er ohnedies Zeit genug gehabt hätte, um ſich nach Warſchau zurückzuziehen. „Alle vor, alle vor!“ ſchrie Skrzynecki und opferte das edelſte polniſche Blut in einem unnützen Kampfe. Am Ende mußte er ſich doch zurückziehen. Diebitſch verfolgte ihn nicht, zufrieden, ſeine Verbindung mit der Garde herſtellen und Zufuhren für die ſehr nothleidende Armee herbeitreiben zu können.

Inzwiſchen aber kam Graf Orlow im ruſſiſchen Hauptquartier in Pultusk an, der Günſtling des Kaiſer Nicolaus, den dieſer immer zu den wichtigſten und geheimſten Aufträgen verwendete, und wenige Tage nachher, am 10. Juni, ſtarb Diebitſch plötzlich an der Cholera. Vier Wochen ſpäter ſtarb auch Großfürſt Conſtantin an derſelben Krankheit zu Minsk, am 18. Juli, und bald darauf auch ſeine Gemahlin, die Fürſtin von Lowicz. Man erinnerte ſich nun, daß Orlows Nähe in einem eben ſo verhängnißvollen Zuſammenhang geſtanden habe mit dem Tode des Kaiſer Alexander und ſeiner ihm raſch nachgeſtorbenen Gemahlin und wälzte den ſchwärzeſten Verdacht auf ihn. Aber mit Recht hat man entgegnet, wozu ſolche Morde, da Diebitſch nur einfach hätte abgeſetzt werden dürfen und Conſtantin ganz ungefährlich war? Gewiß iſt nur, daß Kaiſer Nicolaus mit der bisherigen Kriegführung unzufrieden*) war, daß Diebitſch ſchon ſo gut wie abgeſetzt, ſein Nachfolger Graf Paskiewitſch ſchon am 26. Mai, vom Kaiſer deshalb berufen, in St. Petersburg eingetroffen war und daß ein ruſſiſcher Staatsrath in Berlin aufs eifrigſte unterhandelte, um Zufuhren und Material aller Art von Preußen zu erhalten. Sehr wahrſcheinlich wurden damals auch mit Oeſterreich lebhafte Unterhandlungen gepflogen. Von polniſcher Seite wurde Oeſterreich eben ſo dringend angegangen, ſich für Polen zu erklären. Die Ungarn machten eine Demonſtration und forderten im Juni ihren Kaiſer in einer großen von 22 Comitaten unterzeichneten Adreſſe auf, den Polen zu helfen. In dieſer Adreſſe wurde hervorgehoben, daß ohne die Polen Wien und ganz Oeſterreich türkiſch geworden wäre, daß die Ruſſen aber jetzt Oeſterreich und ganz Europa noch gefährlicher ſeyen, als es damals die Türken geweſen. Auf die „von Norden her allen übrigen Nachbarn drohende Gefahr" wurde der ſtärkſte Accent gelegt. Die Adreſſe blieb unbeantwortet, aber es ging das Gerücht, als ſeyen dennoch geheime Unterhandlungen mit Polen gepflogen worden. Man glaubte, Metternich habe den Polen zugeſagt und ihnen ſogar die Abtretung von Galizien in Ausſicht geſtellt, wenn ſie zum König des wiederhergeſtellten alten Königreichs Polen einen Erzherzog wählen wollten und wenn England und Frankreich den erſten Antrag darauf ſtellten. In St. Petersburg ging die Sage, Kaiſer Nicolaus habe damals das ſeit Alexanders Tode abgebrochene Verhältniß zum Fürſten Metternich (vergl. oben S. 28) wieder nachgeſucht, ſich vor dieſem Staatsmann gedemüthigt und ihm ſämmtliche Rückſtände der ſeit 1825 nicht mehr bezahlten Summen zugeſtellt, wodurch es ihm gelungen ſey, ſich nicht nur damals Oeſterreichs Neutralität zu erkaufen, ſondern auch in ſeiner orientaliſchen Politik von dieſer Seite her nicht mehr behindert zu werden.

---

*) v. Schmitt in ſeiner für Rußland allzu parteiiſchen Geſchichte des Krieges geht auf der andern Seite zu weit, wenn er Theil II. S. 349 meint, Kaiſer Nicolaus habe den Grafen Orlow „aus beſonderem Zartgefühl" an Diebitſch geſchickt, um ihm ſeine Beſorgniſſe auf delicate Art durch den perſönlichen Freund ausdrücken zu laſſen. So delicat iſt man in Rußland nicht, wenn die Krone auf dem Spiele ſteht.

Unterdeß hatte ſich Gielgud gegen Litthauen gewendet; ihm voran zog Chlapowski, hinter ihm folgte Dembinski. Sie wären ſtark genug geweſen, ſich Wilna's zu bemeiſtern, aber Gielgud ließ ſich bei Szawle am 26. Juni von nur wenigen Ruſſen unter Dellingshauſen ſchlagen. Chlapowski vereinigte ſich im Bialowiczer Walde mit dem Reſt der Inſurgenten, gab aber alle Hoffnung auf, als er ihre geringe Zahl und Unfähigkeit erkannte. Von dieſem Augenblick an ſoll er den Entſchluß gefaßt haben, ſich auf preußiſches Gebiet zu retten, wie Dwernicki, und Gielgud in dieſen Plan hineingezogen haben. In einem Kriegsrath zu Kurſzany am 9. Juli wurde beſchloſſen, die kleine polniſche Armee wieder zu theilen, weil ſie beiſammen, zumal da ihnen die Ruſſen einen Transport von 1000 Wagen genommen hatten, nicht Subſiſtenzmittel genug aufbringen könnten. Chlapowski's Abſicht aber ſoll nur geweſen ſeyn, Dembinski los zu werden. Nach der Trennung führte Gielgud immer noch 14,000 Mann, ließ ſich aber gefliſſentlich von dem kleinen ruſſiſchen Corps Dellingshauſens an die preußiſche Grenze treiben. Jetzt erſt begriffen die polniſchen Soldaten den Verrath und einer ihrer Offiziere, Skalski, ſchoß den nichtswürdigen Gielgud vor der Fronte mit einer Piſtole nieder. Chlapowski entwiſchte. General Roland verſuchte ſich noch mit einem Theil der Polen durchzuſchlagen, erlitt aber durch das neu hinzugekommene ruſſiſche Corps von Kreutz eine Schlappe und ſah ſich gezwungen, die preußiſche Grenze zu überſchreiten, bei Degul am 15. Juli. Sie wurden hier, wie in Oeſterreich, entwaffnet. Von Dembinski hörte man lange nichts mehr, er war verſchwunden.

Auf der andern Seite unternahm Jankowski einen Zug gegen Rüdiger, der ihm geſchickt auswich, und mußte umkehren, als Graf Toll, der interimiſtiſch die Stelle von Diebitſch verſah, eine drohende Bewegung machte. Skrzynecki hatte den Kopf ganz verloren. Die Weiſung, die er durch Sebaſtiani, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Paris erhalten hatte, er ſolle noch zwei Monate warten, hatte ihn gelähmt. Ehe Paskiewitſch im ruſſiſchen Hauptquartier ankam und ſelbſt noch nachher, als er endlich anlangte, konnte von den Polen viel ausgeführt werden, was alles verſäumt wurde, weil Skrzynecki nicht wollte. Paskiewitſch verfolgte den Plan, weit unterhalb Warſchau über die Weichſel zu gehen und dieſe Hauptſtadt im Rücken zu faſſen. Mit der preußiſchen Regierung war ſchon Verabredung getroffen. Paskiewitſch erhielt von derſelben Zufuhren aller Art, namentlich auch den erforderlichen Brückenapparat; die Feſtung Thorn war ihm deßfalls ſo gut wie zur Dispoſition geſtellt. Aber um an die Uebergangsſtelle bei Plocz zu gelangen, brauchte Paskiewitſch von Pultusk aus einen weiten Flankenmarſch neben Warſchau vorbei und konnte hier von den Polen gefährlich beunruhigt werden. Allein wie ſehr man in Skrzynecki drang, er ließ das ruſſiſche Hauptheer ungehindert den Marſch von Pultusk aus antreten, 4. Juli. Eben ſo wenig wurden die Ruſſen am Uebergang über die Weichſel verhindert. Es war faſt unnöthig, daß Paskiewitſch einen Scheinübergang bei Plocz anordnete, um den wahren bei Oſiek zu maskiren. Niemand leiſtete ihm Widerſtand. Der Uebergang war am 21. Juli vollendet. Unterdeß hielt der ruſſiſche General Golowin, der Warſchau bedrohte, einen Angriff der Polen unter Chrzanowski aus, am 2. Juli.

Immer noch waren die Polen ſtark genug, der ruſſiſchen Hauptarmee auf dem linken Weichſelufer eine Schlacht zu liefern, oder die auf dem rechten Weichſelufer zurückgebliebenen kleineren ruſſiſchen Corps zu vernichten. Aber es wurde gar kein Plan gefaßt und wenn einmal ein Corps vorgeſchoben wurde, ſo geſchah es mit halbem Willen und ohne Erfolg. Paskiewitſch ſelbſt übereilte ſich nicht, gegen Warſchau vorzurücken. Wie es ſcheint, wollte er die Polen durch Zuwarten nur immer uneiniger werden, nur immer mehr in Verwirrung kommen laſſen, während er zugleich den Verſtärkungen entgegenſah, die immerwährend aus dem innern Rußland heranzogen und ihn mit jedem Tage mehr des Sieges vergewiſſerten.

Am 3. Auguſt kam plötzlich Dembinski mit einem Haufen ſonnverbrannter Krieger in Warſchau an. Dieſer Held hatte ſich auf weiten Umwegen durch die Ruſſen hindurchgeſchlagen. Bei ſeiner Trennung von Gielgud hatte er noch 3600 Mann mit 6 Kanonen, die er in einem großen Bogen um Wilna herum über die Flüſſe Musza, Willa, Niemen, Szczara und durch den Bialowiczer Wald glücklich zurückführte, obgleich durch die Ruſſen verfolgt oder erwartet, durch Gefechte, Flüſſe, Sümpfe und Wälder getrennt. Er hat dieſen außerordentlichen Zug, der ihm die höchſte Ehre erwarb, ſelbſt beſchrieben. Sein Wiedererſcheinen in Warſchau belebte alle Hoffnungen. Der Ingrimm gegen Skrzynecki brach aus. Die gemäßigte, conſtitutionelle Partei der Niemojowski im Reichstage hielt diesmal mit der exaltirten Partei Lelewels zuſammen gegen die diplomatiſche Partei und am 10. Auguſt wurde Skrzynecki abgeſetzt und der Oberbefehl Dembinski übergeben. Allein damit war nichts gebeſſert, denn Dembinski mißtraute der gegenwärtigen Lage der Dinge, ſah mit Entſetzen die Uneinigkeit der Parteien und wollte das Commando gar nicht annehmen. Nun wurde Prondzynski zum Oberbefehl berufen, aber auch er fand keine Autorität mehr.

Die exaltirte, ſ. g. demokratiſche Partei, die ſich von Anfang an um Lelewel geſchaart und einen patriotiſchen Club eröffnet hatte, ſah das Verderben herannahen und ſchrieb es mit Recht den diplomatiſchen Zögerungen und Vertröſtungen, mit Unrecht dem Verrathe zu. Schon Chlopicki hatte von Unterhandlungen mehr gehofft als vom Schwerte und war doch kein Verräther, eben ſo wenig Skrzynecki. Aber der Volkshaß ſuchte Verrath und glaubte ihn bei Jankowski zu finden, obgleich nichts auf ihn bewieſen werden konnte. Schon Skrzynecki hatte dieſen unglücklichen General auf eine ziemlich vage Denunciation hin verhaften laſſen und mit ihm den General Hurtig, einen ehemaligen Günſtling des Großfürſten Conſtantin, ſo wie noch mehrere andere, die im Verdacht ſtanden, den Ruſſen geheime Nachrichten aus Warſchau mitgetheilt, ja das Complott einer Contrerevolution mit Hülfe der heimlich zu bewaffnenden ruſſiſchen Gefangenen in Warſchau angezettelt zu haben. Jetzt verlangte die Volkswuth ein Opfer, und Jankowski mit ſeinen Unglücksgefährten wurde dazu auserſehen. Die geheime Triebfeder dabei war General **Krukowiecki**, der einen großen Aufruhr herbeiführen wollte, um ſich ſelbſt zum Dictator ausrufen zu laſſen, denn er verging vor Neid und Ehrgeiz.

Am 15. Auguſt hielt der patriotiſche Club eine öffentliche Sitzung. Hier ſagte Pluzenski alles, was gegen die bisherigen Oberfeldherrn zu ſagen war, und Boski forderte auf, vor den Regierungspalaſt zu ziehen und die Hinrichtung der Verräther zu fordern. Eine ungeheure Volksmenge umringte den Palaſt. Fürſt Czartoryski empfing ſie mit Würde, aber als die Aufwiegler eine abſchlägige Antwort erhielten und auf die ordentlichen Gerichte hingewieſen wurden, rief Boski: „von dieſer Regierung iſt nichts mehr zu hoffen. Wohlan, ſo laßt uns die Schurken hängen!“ Und augenblicklich wurde das Gefängniß geſtürmt und die Generale Jankowski, Bukowski, Salacki und Hurtig, Oberſt Slupecki, der Kammerherr Fertſch und eine Ruſſin, Frau Bazanow, wurden in Stücke geriſſen, zuſammen an 30 Perſonen. Am folgenden Morgen ließ ſich **Krukowiecki** zum Gouverneur von Warſchau ausrufen und jagte die Regierung davon. Unter der Maske, als wolle er ſie freundſchaftlich warnen, ließ er Czartoryski und den anderen ſagen, wenn ſie nicht ſchleunigſt flöhen, würden ſie alle umgebracht werden. An dieſem Tage wurden noch zwei ſcheußliche Morde begangen, denn ein gefangener und ſchwer verwundeter ruſſiſcher Offizier, Kettler, wurde auf der Straße ermordet, und ein ehemaliger Schulaufſeher, der zugleich als ruſſiſcher Spion verrufen war, Kawecki, von kleinen Knaben aufgehenkt.

Der Feind vor den Thoren und ſolche Gräuel im Innern, wie ſollte Warſchau geholfen werden? Prondzynski glaubte in der Noth Krukowiecki anerkennen zu müſſen, nur um Einheit in die Vertheidigung zu bringen. Dembinski dagegen, Skrzynecki und die vertriebene diplomatiſche Partei nahmen ihren Stützpunkt außerhalb Warſchau in der polniſchen Armee. In dieſen Tagen (17. Auguſt) ließ ſich Zamoyski auf dem Wege nach Kaliſch bei einer Recognoscirung von den Ruſſen überfallen und verlor über 1000 Mann. Damals ging auch Rüdiger, den Rozycki mit 8000 Mann vergebens aufzuhalten ſuchte, bei Janowiec über die Weichſel, oberhalb Warſchau, und Paskiewitſch zog das Netz zuſammen, während in Warſchau und im Lager der Polen die wildeſte Verwirrung und Rathloſigkeit herrſchte. Da die polniſche Armee immer noch 70,000 Mann zählte und Paskiewitſch damals nur noch ungefähr eben ſo ſtark war, hätten die Polen, wenn ſie einig und entſchloſſen geweſen wären, auch jetzt noch den ruſſiſchen Feldmarſchall, ehe er ſich mit Rüdiger, der von Süden kam, und mit Kreutz, der ihm 20,000 Mann aus Litthauen zuführte, vereinigen konnte, in einer offenen Schlacht überwinden können. So meinte Krukowiecki, aber der Kriegsrath wagte es nicht. Dembinski wollte die Hauptarmee nach Litthauen führen und die altpolniſchen Provinzen inſurgiren, während Warſchau ſich bis zur Herbſtnäſſe halten könnte und die Ruſſen dann im polniſchen Koth erſticken und Mangel an Lebensmitteln leiden würden. Aber auch das hielt man, ſeit Dwernickis und Gielguds Mißgeſchick nicht mehr für ausführbar. Prondzynski rieth zu einer kühnen Offenſive gegen die einzelnen ruſſiſchen Corps auf dem rechten, und zur ſtarken Defenſive auf dem linken Weichſelufer zugleich. Das ungefähr wurde nun wirklich ausgeführt, aber nicht recht.

Am 21. Auguſt wurde Ramorino, ein aus Frankreich gekommener Abentheurer, mit 20,000 Mann entſendet, um die Corps von Golowin und Roſen, die immer noch Warſchau beobachteten, zu vernichten; aber er ließ Roſen entwiſchen und folgte ihm zu weit, ſo daß er nicht mehr Warſchau zu Hülfe kommen konnte, wenn dieſes angegriffen wurde. Auch hatte ſich Czartoryski und die Häupter der diplomatiſchen Partei unter ſeinen Schutz begeben und wagten ſich nicht mehr nach Warſchau zurück. Dieſer Ballaſt erſchwerte ſeine Bewegungen und mißleitete ſeine Entſchlüſſe.

In Warſchau befanden ſich noch ungefähr 37,000 Mann, aber die Befeſtigungen ließen viel zu wünſchen übrig. Da Paskiewitſch die Stadt nicht auf der ſchwer zugänglichen Seite von Praga, ſondern vom offenen Lande her angriff, hätte man ihm mehr Terrainhinderniſſe vorlegen ſollen; aber die doppelte Umwallung der Stadt war für eine große Armee kein ernſtes Hinderniß und die allein beſſer angelegte Schanze von Wola wurde wenigſtens von den ruſſiſchen und preußiſchen Militärs als ungenügend angeſehen. Nachdem Paskiewitſch lange genug gewartet hatte und endlich General Kreutz am 27. Auguſt mit den Verſtärkungen zu ihm geſtoßen war, rückte er näher an Warſchau heran und ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern. Wirklich wurde nun Prondzynski hinausgeſchickt, um mit dem ruſſiſchen General Dannenberg zu unterhandeln, was aber zu nichts führte, als daß der Ruſſe die arge Confuſion, die in der Stadt herrſchte, inne wurde. Am 5. Dezember plötzlich ſtand die ganze ruſſiſche Armee in Schlachtordnung vor den Mauern, eröffnete ein furchtbares Feuer und machte, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Polen, doch ſichtlich Fortſchritte. Unterdeß ſaß der Reichstag in Permanenz und konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Prondzynski, noch einmal ins ruſſiſche Lager entſendet, brachte nur wieder die Aufforderung zur Uebergabe zurück. Paskiewitſch wollte ſich durch die mündlichen und zweideutigen Vertröſtungen nicht hinhalten laſſen und verlangte eine ſchriftliche Urkunde der Unterwerfung, ehe er das Feuer einſtelle und den Kampf ruhen laſſe. Prondzynski hatte jede Möglichkeit des Sieges ſchon aufgegeben und ſuchte den Reichstag zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen. Krukowiecki bediente ſich ſeiner, indem er eben ſo dachte, aber nicht der erſte ſeyn wollte, der zur Capitulation rieth. Als aber am folgenden Tage die Ruſſen nach einem wüthenden Kampfe die Schanzen von Wola erſtürmt hatten, ließ Krukowiecki durch Prondzynski einen Waffenſtillſtand als Einleitung zur förmlichen Uebergabe unterhandeln und Prondzynski ſoll bei dieſem Anlaß voreilig geſagt haben, der Reichstag ſey einverſtanden. Er hoffte nämlich, der Reichstag werde unterdeß mürbe geworden ſeyn. Allein das Gegentheil hatte ſtattgefunden. Die gemäßigte Partei der Niemojowski, Malachowski ꝛc. vereinte ſich in der höchſten Noth noch einmal mit der Partei Lelewel, um den Dictator Krukowiecki, dem man Verrath zutraute, abzuſetzen. Als nun der ruſſiſche General Berg in die Stadt kam, um mit dem Reichstage die Capitulation zu verhandeln, fand er Malachowski an der Spitze der Regierung, und wollte augenblicklich wieder umkehren. Aber der Muth des Reichstages war mit der letzten Kraftanſtrengung gebrochen. Nur Oſtrowski mahnte noch feurig zur Ausdauer, die Mehrheit wollte es nicht aufs äußerſte kommen laſſen und zog eine Capitulation, die den freien Abzug ſicherte, dem Sturm und Untergange vor.

Anſtatt alſo aus Warſchau ein zweites Saragoſſa zu machen, räumte man es dem Feinde, der übrigens ſchon die zweite innere Verſchanzung inne hatte und unfehlbar eingedrungen wäre. Man täuſchte ſich polniſcherſeits immer noch mit der Meinung, wenn ſich das ganze Heer ſammt Reichstag und Regierung unter die Kanonen von Modlin zurückziehe und mit Ramorino wieder vereinige, werde man immer noch ſtark genug ſeyn, den Kampf fortſetzen zu können. Paskiewitſch aber bewilligte am 8. September gern in der Capitulation Warſchaus den freien Abzug des Heeres und der Behörden. Damit ſchonte er die Hauptſtadt, ſetzte ſich in den Beſitz aller ihrer Vorräthe und konnte überzeugt ſeyn, die ins freie Feld hinausgejagten, gänzlich decontenancirten und unter einander ſelbſt uneinigen, ſich mit Vorwürfen und Schmähungen überhäufenden Polen würden nicht lange mehr zuſammenbleiben. In der That entſprach das Benehmen der Polen während der Belagerung ihrer Hauptſtadt durch Paskiewitſch den großen Erwartungen nicht, die ihr früherer Heldenmuth erweckt hatte. Jeder gute Genius war von ihnen gewichen.

Während Paskiewitſch in Warſchau einzog und dort alles auf den alten Fuß ſetzte, verſammelte ſich der ausgetriebene polniſche Reichstag noch einmal in einem Kloſter zu Zakroczym, am 11. September, und befahl Ramorino, ſchnell herbeizueilen. Dieſer aber weigerte ſich und wollte ſich auf die Feſtung Zamosk ſtützen. Czartoryski, der ſich bei ihm befand, verließ ihn nun und begab ſich zu dem kleinen Corps von Rozycki nach Krakau, um ſo nahe als möglich an der Grenze zu bleiben und ſich nach Frankreich retten zu können. Auf dieſe Nachrichten hin dankte Machalowski ab und Rybinski übernahm den Oberbefehl, aber nur, um mit Paskiewitſch weiter zu unterhandeln. Er verlangte, ſich mit Ramorino und Rozycki bei Lublin vereinigen zu dürfen, wogegen er Modlin übergeben wolle. Paskiewitſch ſchien es anzunehmen, hielt ihn aber gefliſſentlich hin, um erſt mit Ramorino fertig zu werden, hinter den er Rüdiger geſchickt hatte. Ramorino beſtand gegen dieſen einige Gefechte, zog ſich immer näher an die öſterreichiſche Grenze, hielt am 17. September einen Kriegsrath und ſetzte durch, daß man, unfähig ſich noch länger wirkſam vertheidigen zu können, über die Grenze gehe. Sein Corps, noch 11,000 Mann ſtark, wurde bei Baruf an der Grenze entwaffnet. Nun konnte ſich auch Rozycki in Krakau nicht länger halten und ging ebenfalls über die Grenze. Am 28. September zog Rüdiger in Krakau ein und ließ den Polen zum Hohn ſeine Muſik „Polen iſt noch nicht verloren“ ſpielen.

Im Lager der polniſchen Hauptarmee feuerten am 23. noch einmal Dembinski und Uminski den Muth der polniſchen Soldaten an und wollten bei Plocz über die Weichſel ſetzen und die Ruſſen in Warſchau überfallen. Aber Rybinski wollte nicht. Man ſchrie über Verrath und zankte ſich. Schon begannen die Landboten und was vom Civil geflüchtet war, der Grenze zuzueilen, um ſich perſönlich zu retten. Am 5. October erklärte Rybinski zu Rachow, ein ferneres Kriegführen gegen die ruſſiſche Uebermacht wäre Thorheit; es bleibe nichts übrig, als ſich über die nahe preußiſche Grenze zu retten. Dieſer Uebergang erfolgte nun bei Straßburg, wo ſie vom preußiſchen Militär entwaffnet wurden. Man ſah die ſonnenverbrannten Krieger weinen, viele warfen ſich zum letztenmal auf die polniſche Erde, um ſie zu küſſen. Am rührendſten war der Abſchied „der letzten Zehn vom 4. Regiment“, denn nur ſo viele waren von dieſer Heldenſchaar noch übrig. Die preußiſche Regierung gewährte 1400 Polen, meiſt Offizieren, Päſſe nach Frankreich und auch viele Gemeine kamen durch. Zuletzt blieben noch 6—7000 Mann an der Grenze und dieſe tapfern Männer ſollten an Rußland ausgeliefert werden. Sie wurden wirklich mit Gewalt dazu angehalten. Es gab furchtbare Scenen. Die Polen ließen lieber preußiſche Säbel unter ſich einhauen, als daß ſie wieder unter die ruſſiſche Knute zurückgekehrt wären. Am meiſten Aufſehen erregte die Scene zu Fiſchau, wo unter die widerſpenſtigen Polen geſchoſſen wurde. Am Ende aber trat Erbarmen ein und die unglücklichen Polen wurden theils im Lande verwendet, theils nach Frankreich entlaſſen. — Die nach Oeſterreich geflüchteten Polen von Rang und die Offiziere wurden ſämmtlich nach Frankreich befördert. Von Seiten der Gemeinen hörte man keine Klagen. Es hieß ſpäter, der Kaiſer von Rußland habe auf Oeſterreichiſche Verwendung alle amneſtirt. Die geflüchteten Offiziere wurden im weſtlichen Deutſchland von ſ. g. Polencomités verpflegt und ſehr gefeiert. In Frankreich erhielten ſie nur kärgliche Unterſtützung. Ludwig Philipp ſah ſie ungern kommen.

In Polen ſelbſt ſtellte Paskiewitſch, zum Fürſten von Warſchau und Statthalter ernannt, die ruſſiſche Gewalt vollſtändig her, nachdem auch Modlin und Zamosk ſich unterworfen hatten. Die vornehmen Polen, die auf Amneſtie hofften und durch ihr Dableiben ſich der Gnade des Kaiſers würdig zu machen hofften, Fürſt Radziwill, Krukowiecki, Prondzynski und viele andere wurden auf der Stelle „ins Innere des Reichs“ geſchickt. Eine Amneſtie erfolgte am 1. November, aber ſie enthielt ſo viele Ausnahmen, daß Niemand ſicher war. Wie konnte man auch nach einer ſo ſchrecklichen Revolution, in der ſich der glühendſte Haß gegen den Kaiſer Luft gemacht hatte, von eben dieſem Kaiſer eine weichliche Huld erwarten? Die Amneſtie war für Europa geſchrieben, nicht für die Polen. Der polniſche Aufſtand hatte Rußland ungeheure Opfer gekoſtet und was noch mehr war, die thönernen Füße des ehernen Rieſen enthüllt. Die kleine polniſche Armee hatte der Uebermacht Rußlands getrotzt und eine Zeit lang ſchien der Abfall von ganz Altpolen nicht unmöglich. Nicht blos der Ruhm, auch die Macht Rußlands war erſchüttert worden. Unter dieſen Umſtänden *konnte* der Sieger nicht verzeihen, er mußte dem militäriſchen Siege die politiſche, wo möglich auch die nationale und kirchliche Vernichtung folgen laſſen.

Die polniſche Revolution hat freilich nur ein Beiſpiel geliefert, „wie man eine Revolution *nicht* machen muß“; aber man darf ſie nicht allein aus dem Nützlichkeitsprincip beurtheilen. Sie war ein Naturſchrei, ein blitzähnliches Handeln des nationalen Inſtinktes, die Wirkung einer jener in der Wirklichkeit und Tiefe der Dinge vorhandenen Naturkräfte, welche die Unnatur des oberflächlichen Scheines nicht gelten laſſen will und als nicht vorhanden betrachtet. *Weil* die europäiſche Diplomatie die polniſche Nation in die Sklaverei Rußlands gegeben, ſollten alle Polen ſofort getreue und loyale Ruſſen und die polniſche Weſenheit ein für allemal verſchwunden ſeyn. Das hieß der Natur Gewalt anthun und die Natur mußte früher oder ſpäter den Rückſchlag thun. Alle Schuld fällt hier nicht auf die unglücklichen Nationen und ihre ewige Natur, ſondern nur auf die gottloſe Staatskunſt, die auf ſo unnatürliche Art mit den Nationen experimentirt, unſchuldige Völker in ſo gräßliche Lagen bringt.

Zwölftes Buch.

Die Bewegung in Deutſchland.

Nach der Wiener Schlußacte genoß Deutſchland eine tiefe Ruhe, die aber von keinem allgemeinen Behagen begleitet war. Abgeſehen von den unerfüllt gebliebenen Hoffnungen der Patrioten auf eine Stärkung und Einigung des Geſammtvaterlandes, lagen auch die materiellen Intereſſen noch ſehr im Argen. Von den ungeheuern Leiden und Koſten des großen Kriegs noch immer nicht hinreichend erholt, hatten die Bevölkerungen überall die enorme Laſt der Bureaukratie in zu vielen Einzelſtaaten zu tragen. Die Mündungen des Rheins, wie der Donau waren dem freien Verkehr abgeſperrt; zwiſchen allen Einzelſtaaten waren Mauthen aufgerichtet. Der deutſche Handel war nicht nur zur See, ſondern ſelbſt im Innern des deutſchen Bundes äußerſt beſchränkt. Die gebildeten Claſſen tröſteten ſich mit der Pflege der Literatur, aber auf der Oberfläche derſelben herrſchte die geiſtloſe Mode, die insbeſondere wieder viel franzöſiſches Unweſen auf den deutſchen Büchermarkt brachte, und in der

Tiefe begann der Geiſt der Verneinung ſich zu Kämpfen zu rüſten, die allem Poſitiven noch viel gefährlicher werden ſollten, wie je im vorigen Jahrhundert.

Durch die Wiener Schlußakte waren die Verfaſſungen der deutſchen Mittelſtaaten unter dem Einfluſſe Rußlands, wie oben gezeigt worden, geſichert worden; doch ſorgte daſſelbe Rußland dafür, daß die Verfaſſungen nur der Souveränetät der Fürſten, nicht etwa den liberalen Oppoſitionen zu Gute kommen ſollten. Eine ſolche hatte hauptſächlich in Württemberg Boden gefunden. Dahin fiel alſo auch der erſte Schlag der Reaction. Der deutſche Beobachter in Stuttgart wurde unterdrückt, ſein Herausgeber Lieſching auf die Feſtung geführt. Als der ruſſiſche Geſandte v. Anſtett dem deutſchen Bundestage die Beſchlüſſe des Congreſſes von Verona einfach zur Nachachtung und nachträglichen Zuſtimmung überreichte, wagte die württembergiſche Stimme (Wangenheim) dem Bundestag anzudeuten, man hätte ſie wohl beſſer vorher gefragt. Allein dies hatte keine weitere Folge, außer daß Wangenheim vom Amt entfernt wurde. Gleiches Schickſal traf einen andern württembergiſchen Miniſter, den Grafen Winzingerode, wegen einer ihn compromittirenden Note. Auch der bayeriſche, kurheſſiſche und darmſtädtiſche Bundesgeſandte (v. Aretin, v. Garnier und v. Lepel) mußten austreten, weil ſie mehr oder weniger dem Herrn v. Wangenheim zugeſtimmt hatten.

Die Mainzer Commiſſion ſetzte ihre Unterſuchungen fort, ohne irgend Spuren einer deutſchen Verſchwörung zu finden. Alles was ſie fand, waren Phantaſieen und Herzensergießungen meiſt unerfahrner Jünglinge. Dagegen glückte es der Polizei, zu entdecken, daß die Studenten im Jahre 1820 in einer geheimen Zuſammenkunft zu Dresden die verpönte Burſchenſchaft wieder erneuert hatten. Die desfalls Verhafteten wurden aber nicht nach Mainz gebracht, ſondern im Schloß Köpnik bei Berlin aufbewahrt und verhört. Auch ſie (Weſſelhöfft und Conſorten) waren unbedeutende Schwärmer, die nur den burſchenſchaftlichen Geiſt unter den Studenten forterben laſſen, aber zu keiner That ſchreiten wollten. Es befanden ſich darunter Jünglinge, die ſpäter angeſehene Aemter bekleidet haben, wie der Theologe Haſe. Sogar der nachher berühmt gewordene Couſin, der die deutſche Philoſophie nach Frankreich verpflanzte, wurde damals in Berlin verdächtig und in Haft genommen. Ueberall witterte man „demagogiſche Umtriebe“. Man machte aus einer Mücke einen Elephanten, ſey es, um durch harte Beſtrafung der Ungefährlichen dem Auftreten der wirklich Gefährlichen vorzubeugen, ſey es, um einen Ausnahmszuſtand zu motiviren, bei dem man bequemer regieren konnte. Der ſ. g. Jünglingsbund, den der Student Sprewitz 1821 ausgeheckt hatte und den er durch einen großen Männerbund zum Umſturz der deutſchen Verfaſſung ergänzen wollte, machte ein lächerliches Aufſehen, exiſtirte aber nur im Mitwiſſen einiger phantaſtiſchen jungen Leute und vom Männerbunde wurde niemals, trotz alles Suchens, die mindeſte Spur gefunden.

Der Bundestag vegetirte in jener Zeit fort, ohne etwas Anderes zu thun, als die Vollziehung der Karlsbader Beſchlüſſe, die Univerſitäten und die Preſſe zu überwachen und zwar nicht einmal aus eigener Machtvollkommenheit, ſondern wiederholt inſpirirt und beauftragt von der europäiſchen Pentarchie, zunächſt von Rußland. Im Sommer 1824 verſammelten ſich wieder die Geſandten der Großmächte zu einer Conferenz auf dem Schloß Johannisberg am Rhein bei deſſen Beſitzer, dem Fürſten Metternich, und beſprachen hier nächſt der griechiſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Angelegenheit auch die deutſche. In Folge deſſen beſchloß nun noch der Bundestag am 16. Auguſt, die Mainzer Centralunterſuchungscommiſſion, die ſtrenge Cenſur und polizeiliche Ueberwachung der Univerſitäten ſollten fortdauern, weil immer noch zu viel revolutionärer Stoff vorhanden ſey, wie dies in einem preußiſchen Circulär noch näher ausgeführt war. Bemerkenswerth erſchien die Aufdringlichkeit des ruſſiſchen Geſandten am Bundestage, Herrn von Anſtett, der im Namen Rußlands die Weisheit der gefaßten Beſchlüſſe noch beſonders ſanktionirte. Die Mainzer Commiſſion tagte nun fort bis 1828, ohne das allergeringſte Ergebniß zu liefern, woraus hervorgegangen wäre, daß ſie überhaupt nothwendig geweſen ſey.

Das *Verfaſſungsweſen* in den deutſchen Mittelſtaaten war mit einziger Ausnahme der Verfechtung des „alten Rechts“ in Württemberg, eine Sache der Octroyirung und ein bloßes Mittel zum Zweck, die weiland Rheinbundſouveränetäten gegen Oeſterreich und Preußen zu ſtärken, daher auch ein Schooßkind der ruſſiſchen Politik (die dagegen in Preußen eifrigſt *gegen* das Aufkommen einer Verfaſſung arbeitete). Natürlicherweiſe ſollte es nun auch immer und ewig nur Mittel zum Zweck bleiben und es ſollte den Völkern nie einfallen dürfen, mittelſt der Verfaſſung und ſtändiſchen Vertretung nun auch ihre Noth zur Sprache, ihre Wünſche zur Geltung zu bringen. Aber die Völker, die nichts vom Zuſammenhange des deutſchen Verfaſſungsweſens mit der ruſſiſchen Politik wußten noch ahnten, ergriffen das ihnen dargebotene halbe und zweideutige Recht mit einer liebenswürdigen Naivetät und Ehrlichkeit, um ein Werk, auf dem ein diplomatiſcher Fluch ruhte, einfach durch ihre Unſchuld zu ſegnen. Ueberall trat in den Kammeroppoſitionen echte deutſche Biederkeit hervor, die weder durch den Spott, mit dem die Diplomatie ſie empfing, noch durch die parlamentariſchen Ausſchweifungen einer unfruchtbaren Doctrin, in die ſie ſpäter entartete, etwas von dem reinen Glanze ihres erſten Auftretens verliert. Wir wollen die beſcheidenen Männer ehren, die zuerſt in deutſchen Kammern ein wahres Wort zu ſagen gewagt haben. Sie richteten freilich nur wenig oder nichts aus, denn wenn ſie an die großen Fragen des deutſchen Geſammtvaterlandes geriethen, ſtießen ſie ſich an die Bundesbeſchlüſſe, und wenn ſie in die innere Politik des Einzelſtaats eingriffen, an die Gewohnheitstyrannei der Bureaukratie wie an eherne Mauern. Faſt durchgängig beſtanden die Mehrheiten der Kammern aus Staatsdienern und Anhängern der Regierungen und die Oppoſitionen blieben in der mindern Hand. Der Hauptfehler der deutſchen Verfaſſungen war nämlich, daß ſie alle mehr oder weniger nach der Schablone der franzöſiſchen Charte gemacht waren und die Wähler zur Landesvertretung nicht mehr wie in frühern Zeiten in Ständen und Corporationen ſuchten, ſondern der Kopfzahl unter der Bedingung eines Cenſus anheimgaben. Dies machte den Regierungen möglich, ihre eigenen Verwaltungsbeamten auch in die geſetzgebenden Körper wählen zu laſſen, ſo wie es ſpäter die Wahlen von talentvollen und energiſchen Oppoſitionsmännern erleichterte, die nur auf augenblickliche politiſche Tagesfragen oder auf allgemeine Doctrinen ſahen, das reelle Intereſſe der einzelnen Stände und Berufsklaſſen aber hintanſetzten, was zum Untergange aller guten alten Gewohnheitsrechte führte, die bisher von der Bureaukratie noch verſchont worden waren. Die liberalen Oppoſitionen wetteiferten mit den Miniſterien in der Mißachtung namentlich der Kirche und der Corporationsrechte, im Nivelliren der Staatsbürger, in der Verſchmelzung des Bürger- und Bauernſtandes und in der Auflöſung beider in zwei neue Klaſſen, reiche Speculanten und arme Proletarier. Die ehrenhafteſten Männer, die in den Kammern muthig gegen manche Mißregierung im Bunde, wie im Einzelſtaat in die Schranken traten, befanden ſich doch in dem großen Irrthum der Zeit, der unter dem gehäſſigen Namen der Hierarchie und des Feudalismus die ehrwürdigſten und dem Volke theuerſten Einrichtungen niederreißen half, als ſeyen es Werkzeuge des Despotismus, da ſie doch in Wahrheit Schranken gegen denſelben waren. Man hatte ſich desfalls viel zu ſehr in die Anſchauungsweiſe des franzöſiſchen Liberalismus vertieft.

Als im Jahr 1825 der alte König Max ſtarb, bekamen die Bayern in deſſen Sohn König Ludwig I. einen genialen und kunſtliebenden Herrn, der die Univerſität Landshut ſofort nach München verpflanzte, die ſchon dort vereinigte altbayeriſche, Mannheimer und Düſſeldorfer Bildergallerie durch Ankauf neuer Kunſtſchätze, insbeſondere der von den Brüdern Boiſſerée geſammelten altdeutſchen Gemälde und koſtbarer Antiken aus Italien anſehnlich vermehrte und München mit Prachtbauten erfüllte, die nach und nach unter ſeiner Regierung entſtanden, einem neuen Anbau zum königlichen Schloſſe, einem neuen Univerſitätsgebäude, einer neuen Bibliothek, der die Gemälde umfaſſenden Pinakothek, der die Antiken aufbewahrenden Glyptothek, einer gothiſchen Kirche in der Au, der byzantiniſchen Ludwigskirche, einer proteſtantiſchen Kirche ꝛc. Auch baute er bei Regensburg eine ſ. g. Walhalla, beſtimmt die Büſten aller großen Deutſchen aufzunehmen. München wurde ſeitdem eine Heimath der beſten und zahlreichſten Künſtler Deutſchlands, eine Metropole des Kunſtſchönen, wie Berlin die der Wiſſenſchaft war. Aber auch dieſes edle Streben und Wirken konnte nicht frei bleiben von der Unnatur und Haltungsloſigkeit des Zeitgeiſtes. Man baute zu München nicht in Einem Geiſt, ſondern in der Manier aller Zeiten, griechiſch, römiſch, byzantiniſch, romaniſch, lombardiſch, gothiſch und modern. Die Vermiſchung aller Geſchmäcke war ſeit Göthe Kriterium deutſcher Bildung geworden.

Das allgemeinſte Verdienſt um Deutſchland erwarb ſich König Ludwig dadurch, daß er bald nach ſeinem Regierungsantritt mit Württemberg einen Zollverein abſchloß, der bald erweitert werden ſollte. Wenn der Franzoſe de Pradt mit Recht uns Deutſche wegen unſrer bisherigen Zollſchranken verſpottet und uns mit Thieren in einer Menagerie verglichen hatte, die ſich nur hinter dem Gitter anſehen, ſo war es kein geringes Werk, mit dem Ludwig von Bayern begann, indem auf ſeinen Befehl die erſten Schlagbäume vom deutſchen Boden verſchwanden. Preußen ahmte das Beiſpiel nach, indem es ſich zunächſt nur mit Heſſen-Darmſtadt zu einem ähnlichen Zollverbande einigte; ſodann Hannover, Kurheſſen und Sachſen, die einen mitteldeutſchen Verein bildeten. Im Jahr 1828 kam auf Betrieb des großen Naturforſcher Oken die erſte Verſammlung deutſcher Naturforſcher in Berlin zu Stande und hier bemühte ſich der geniale Freiherr von Cotta, Deutſchlands erſter Buchhändler, eifrig um eine Verſchmelzung des nord- und ſüddeutſchen Zollvereins zu einem Ganzen, die auch glücklich erreicht, zu Berlin am 27. Mai 1829 unterzeichnet und allgemein in Deutſchland mit Jubel begrüßt wurde. Die tiefgeſunkenen Hoffnungen auf nationale Einheit lebten wieder auf.

Ein nicht minder großes Verdienſt erwarb ſich König Ludwig durch ſeine Begeiſterung für die katholiſche Kirche. Er war unter allen neuen Monarchen der erſte, der ohne Eigennutz (von dem man wenigſtens die kirchenfreundliche Politik der Bourbons nicht frei ſprechen konnte) als weltliches Staatsoberhaupt der Kirche wieder die Ehre und das Recht zukommen ließ, deren ſie nie hätte beraubt werden ſollen. Je mehr ihn die noch tief in Kirchenhaß befangenen Zeitgenoſſen deshalb geſchmäht haben, um ſo mehr muß man ſeinen Muth und ſeinen Fernblick rühmen. Er ſah ſchärfer in die Gefahren der Zukunft, als Andere, und erkannte in der Kirche die einzige Macht, die der Revolution gewachſen iſt, und die einzige Heilkraft, die das an ſo vielen ſittlichen Uebeln leidende Geſchlecht geneſen machen kann. Ludwig rief den lange in der Schweiz und Frankreich verbannt lebenden Görres als Lehrer an die Univerſität München, wo ſich bald ein Verein gelehrter und geiſtreicher Männer bildete, die eine Wiedergeburt des kirchlichen Geiſtes in der Jugend förderten. Uebrigens war Aehnliches auch in einigen paritätiſchen Staaten geſtattet, namentlich zu Münſter, wo Katerkamp, zu Bonn, wo Klee und Windiſchmann, zu Tübingen, wo Möhler in dieſem Geiſte wirkten. Im katholiſchen Deutſchland, außerhalb Oeſterreich, wuchs demzufolge ein junger Klerus voll heiligem und reinem Eifer heran.

Nach Unterdrückung aller patriotiſchen Beſtrebungen durch die Karlsbader Beſchlüſſe war das Auftreten und Wirken König Ludwigs wieder der erſte Hoffnungsſtrahl, der eine beſſere Zukunft verhieß.

Die Julirevolution elektriſirte Deutſchland wie einen Schlafenden, der jäh aufwacht. Die Unzufriedenen ſchöpften aus dem, was im Nachbarlande geſchah, neuen Muth und die Regierungen erſchracken. Verrieth es die ungeheure Inferiorität, zu welcher die große deutſche Nation herabgeſunken war, daß ſie ſich in ihrer eigenen Ohnmacht und Trägheit dergeſtalt von außen elektriſiren ließ, ſo ging doch alles höchſt natürlich zu. Die Franzoſen bewährten ſich wieder als das Volk der That. Eine That, wie die Julirevolution, mußte imponiren durch ihr unerwartetes, blitzähnliches Hereinbrechen, durch ihre die Faulheit und Feigheit ſo vieler andern Nationen beſchämende Kühnheit und durch die großen Hoffnungen, die ſie erweckte. Zum erſtenmal war der Alpdruck gehoben, der ſeit Gründung der heil. Allianz auf der Bruſt ſchwer athmender Völker laſtete.

Uebrigens folgten der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland nur Revolutiönchen da, wo die Mißregierung kleiner Fürſten das äußerſte Maaß überſchritt und der lange verhaltene Ingrimm des Volkes endlich ſich Luft machte.

In Braunſchweig ereigneten ſich damals traurige Dinge. Der edle Herzog Wilhelm, der bei Quatrebras gefallen war, hatte zwei junge Söhne hinterlaſſen, Karl und Wilhelm. Der erſtere war rechmäßiger Erbe des Herzogthums unter der Vormundſchaft ſeines welfiſchen Vetters, des Königs von England. Das kleine Land wurde interimiſtiſch durch den Miniſter von Schmidt-Phiſeldek verwaltet und erhielt 1820 ſeine obligate Verfaſſung, wie alle andern deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten. Jedermann war damit zufrieden. Als aber der junge Karl in ſeinem neunzehnten Jahre, 1823, ſelbſt die Regierung übernahm, war ihm alles nicht recht, was bisher geſchehen war. Noch zu jung und unreif zum ernſten Geſchäfte des Regierens bildete er ſich ein, er komme zu ſpät dazu, klagte den verdienſtvollen Schmidt-Phiſeldek als Hochverräther an, er habe die Vormundſchaft verlängern wollen, brach in einem Edikt vom 10. Mai 1827 in die gröbſten Invectiven gegen den König von England aus, hob die Verfaſſung wieder auf, verkaufte die Domänen, nahm den Staatsſchuldentilgungsfond weg, ließ Urtheile des Gerichtshofes zerreißen und führte mit ſeinen Geſellen Klindworth, Boſſe, Fricke und Bitter ein ſolches Bubenregiment, daß die Stände beim Bundestage klagen mußten. Inzwiſchen begnügte ſich der Bund, nur das Benehmen des Herzogs gegen den König von England zu rügen, und den Herzog zum Widerruf des Edicts vom 10. Mai aufzufordern, drückte aber zu allem, was er gegen ſeine Unterthanen ſündigte, die Augen zu. Der Herzog aber widerrief nicht, ſondern reiſte mit vollem Beutel nach Paris, um dort ſeinen Lüſten zu fröhnen, als ihn daſelbſt die Julirevolution überraſchte. Da war ſeines Bleibens nicht länger; eilends floh er davon. Als er aber wieder deutſche Luft athmete, wuchſen ihm wieder Muth und Trotz. In der Vorausſetzung, die Deutſchen ließen ſich Alles gefallen, rühmte er ſich, er wolle es mit dem Volke aufnehmen, und werde ſich anders zu ſchützen wiſſen, als Karl X. Als man ihn um Abſtellung der verderblichen Geldwirthſchaft erſuchte, die das Land ruiniren müſſe, weigerte er ſich und rief herausfordernd, das Volk ſolle ſich nur auflehnen, ſeine Kanonen ſeyen ſchon geladen. Allein der Pöbel nahm dieſe Herausforderung des unbeſonnenen Fürſtenkindes an, warf den Wagen des Herzogs und ſeiner Maitreſſe, einer Schauſpielerin, mit Steinen, umringte ſein Schloß und ſtieß die fürchterlichſten Drohungen aus. Die höheren Stände und ehrbaren Bürger vermochten den Herzog zu keiner Nachgiebigkeit zu bewegen; allein er hatte auch nicht den Muth, ſchießen zu laſſen und machte ſich durch den Garten feig aus dem Staube. Das wüthende Volk aber brach nun in das Schloß ein und brannte es ganz und gar nieder, am 7. September 1830. Da Niemand wußte, wohin Karl geflohen war, erſchien ſein Bruder Wilhelm, den Preußen und Hannover unterſtützten, in Brauſchweig, beruhigte die Aufgeregten, übernahm die Regierung, ſtellte die Verfaſſung wieder her und wurde als Stellvertreter ſeines Bruders auch vom Bundestage anerkannt. Ein toller Verſuch des Vertriebenen, mit einer demokratiſchen Proklamation an der Spitze von zuſammengerafftem Pöbel in Oſterode eine Contrerevolution zu Stande zu bringen, ſcheiterte am Widerſtand der Einwohner, am 29. November.

Wenige Monate ſpäter wurde daſſelbe Oſterode Schauplatz einer großen Aufregung gegen die Regierung von Hannover. Die Hannoveraner hatten ſich über die ausſchließliche Adelsherrſchaft in ihrem Lande zu beklagen, womit Vernachläſſigung des Bauern- und Bürgerſtandes, der Induſtrie und des Handels, große Heimlichkeit der Verwaltung und Langſamkeit der Juſtiz verbunden war. Im Anfang des Jahres 1831 improviſirte ein gewiſſer König in Oſterode eine Nationalgarde, um den Forderungen des Volkes Nachdruck zu geben und begannen auch die Bürger und Studenten in Göttingen zu tumultuiren. Gegen den als Patrioten in den Unglücksjahren der napoleoniſchen Herrſchaft wohlbekannten Grafen Münſter wurde eine „Anklage“ gedruckt und verbreitet, worin ihm hauptſächlich die Schuld gegeben wurde, das Land zum Beſten des Adels vernachläſſigt zu haben. Aber die Regierung ließ ſich nicht einſchüchtern, ſie ſchickte Truppen und ließ die Häupter des Aufruhrs feſtnehmen, in Göttingen die Doctoren Ahrens und Rauſchenplatt. Der König von England ernannte ſodann ſeinen Bruder Adolf Friedrich, Herzog von Cambridge, zum Vicekönig in Hannover, erließ eine beruhigende Proklamation und berief die Stände ein, die in ruhiger Berathung die Abſchaffung mancher alter Mißbräuche vornahmen.

In den Herzogthümern Schleswig-Holſtein gab ſich nach der Julirevolution eine etwas aufgeregte Stimmung kund. Ein Kanzleirath Lornſen, Landvogt auf der Inſel Sylt, brachte zuerſt die Beſchwerden dieſer deutſchen Länder gegen die däniſche Regierung zur Sprache und wurde auf die Feſtung geſetzt. Aber eine Adreſſe der Prälaten und Ritter vom 22. November 1830 wiederholte in unterwürfigen Ausdrücken die Beſchwerden. Im Mai 1831 führte der Dänenkönig Friedrich VI. Provinzialſtände ein, aber je für Schleswig und Holſtein beſondere, wogegen die Ritterſchaft wieder vergebens proteſtirte. Lornſen wurde erſt 1832 wieder freigelaſſen. Zugleich erfolgten einige Erleichterungen des Verkehrs.

In Sachſen war der vielgeprüfte König Friedrich Auguſt 1827 geſtorben und hatte ſein ſchon hochbejahrter Bruder Anton die Regierung angetreten. Auffallenderweiſe hatte ſich das Haus Wettin, ſeitdem Friedrich Auguſt der Starke am Ende des 17. Jahrhunderts katholiſch geworden war, um König von Polen werden zu können, und die italieniſchen Künſte pflegte, nicht nur von den alten Sympathien des lutheriſchen Stammlandes, ſondern auch von dem modernen Geiſtesleben, dem Leipzig als großer Büchermarkt zum Mittelpunkt diente, abgewandt. Nirgends wurde noch ſo alterthümlich regiert als in Sachſen. Die ungeheuren Stürme der napoleoniſchen Zeit hatten am Gange der Staatsmaſchine nichts geändert, die Bewegung der Preſſe und des Liberalismus ſeitdem ebenſo wenig. Die Hof- und Landtagsariſtokratie ſchleppte ihren langen Zopf bis in die dreißiger Jahre nach. Zum erſtenmal 1829 erinnerte der Bürgerſtand durch eine Adreſſe die eingeſchlafene Monarchie, es ſey Morgen geworden, man warte auf Aenderungen. Sie ließen aber auf ſich warten. Am 25. Juni 1830, vier Wochen vor der Julirevolution, wollte die Stadt Dresden und die Univerſität Leipzig das Jubiläum der augsburgiſchen Confeſſion feiern, aber der Regierungscommiſſär unterſagte es, um den katholiſchen Hof nicht zu beleidigen. Das führte damals ſchon zu einem Tumult der proteſtantiſchen Bevölkerung und die Aufregung war noch nicht geſtillt, als die Nachricht von der Julirevolution in Paris ſie neu aufflammen machte. Am 2. September brach ein ſo großer Tumult in Leipzig aus, daß er mehrere Tage lang dauerte, und am 9. in Dresden ſelbſt, wo das Rathhaus und Polizeigebäude von den wüthenden Inſurgenten in Aſche gelegt wurden. Auch in Bautzen und Chemnitz fielen Tumulte vor. Da gab der greiſe König endlich nach und nahm ſeinen wohlwollenden und beim Volke auch beliebten Sohn Friedrich Auguſt zum Mitregenten an, der den verhaßten Miniſter Einſiedel entfernte, und durch den beliebten v. Lindenau erſetzte, die ärgſten Mißbräuche, hauptſächlich in der ſtädtiſchen Verwaltung, abſchaffte und die alte Verfaſſung zeitgemäß umänderte. Der greiſe Anton ſtarb 1835 und der Mitregent folgte ihm als König.

In Kurheſſen dauerte die üble Wirthſchaft fort. Die Heſſen, einer der edelſten und tüchtigſten deutſchen Volksſtämme, unterlagen einem beſondern Mißgeſchick. Der alte Kurfürſt Wilhelm I. ſtarb zwar 1821 und ſein Sohn und Nachfolger, Wilhelm II., ſchaffte die Zöpfe und andere Wunderlichkeiten ſeines Vaters ab. Allein im Ganzen wurde nicht beſſer regiert. Der Kurfürſt gab ſich ganz ſeiner Maitreſſe, einer Berlinerin von geringer Herkunft hin, die er zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte, und ließ ſich durch Drohbriefe dermaßen einſchüchtern und erſchrecken, daß er alle Kerker mit Verdächtigen anfüllte und daß ſich kaum mehr ein Fremder nach Kaſſel wagte, um nicht inquirirt zu werden. Endlich entdeckte man, jene Drohbriefe ſeyen von Niemand anders, als von dem Polizeidirektor Manger in Kaſſel ſelbſt verfertigt, der den Kurfürſten, je mehr er ihn in Furcht hielt, um ſo beſſer in ſeinem Intereſſe lenken konnte.

Die Ermuthigung aller Unzufriedenen durch die Julirevolution und die revolutionäre Bewegung im nahen Braunſchweig exaltirte auch die Bevölkerung von Kaſſel dergeſtalt, daß ſie ſich am 6. September 1830 erhob und dem Kurfürſten Forderungen ſtellte, die er abzulehnen nicht mehr den Muth hatte. Er verſprach Einberufung der Stände, Reviſion der Verfaſſung, Abſchaffung der Mißbräuche, zog es aber bald vor, die Regierung einſtweilen ſeinem Sohn, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu überlaſſen und ſich von Heſſen ganz zu entfernen. Denn die Hanauer hatten alle Mauthen an ihrer Grenze zerſtört, die Stimmung war überall ſehr erbittert und in Kaſſel ſelbſt war die Gräfin von Reichenbach *) inſultirt und genöthigt worden, die Stadt zu verlaſſen. Ihr folgte nun der Kurfürſt nach. Der Kurprinz aber war am wenigſten gewillt, dem Volke nachzugeben, und da von Frankreich her weiter keine Gefahr drohte und der deutſche Bund ſeine Autorität behauptete,

---

*) „Die Perſon des Kurfürſten iſt heilig und unverletzlich", ſtand in der Verfaſſung „die Perſon" wurde aber auf die Gräfin bezogen.

ſo ſetzte er der Volkspartei eine unerwartete Feſtigkeit und Feindſeligkeit entgegen. Auch er hatte eine Geliebte, Frau Lehmann, die Gattin eines preußiſchen Offiziers, die er zur Gräfin von Schaumburg erheben ließ und heirathete. Mit dieſer Heirath war ſeine Mutter, die Kurfürſtin Auguſte, Nichte des Königs von Preußen, nicht zufrieden. Die Einwohner von Kaſſel nahmen Partei für die edle Mutter und als dieſelbe nach langer Zeit wieder einmal zum Theater fuhr, brach allgemeiner Jubel aus, eine Demonſtration, die ſogleich blutig beſtraft wurde, denn nach dem Theater wurde das heimkehrende Publikum vor der Thüre von der Reiterei attakirt, die blind in die wehrloſe Menge einhieb, am 7. Dezember. Die Stände, Profeſſor Jordan von Marburg an der Spitze, klagten bitter über dieſen Greuel, aber ohne Erfolg. Polizeidirector Gießler, der das Publikum hätte ſchützen ſollen und der im Gegentheil die Dispoſition zu der unritterlichen Attake hatte treffen helfen, wurde mit einem Orden belohnt.

Die neue kurheſſiſche Verfaſſung kam zwar 1831 zu Stande, allein der Kurprinz widerſetzte ſich allen liberalen Forderungen und bediente ſich dazu des Miniſter Haſſenpflug als Werkzeug, eines Mannes, der mit allen Anſprüchen eines ſtrengproteſtantiſchen Kirchenglaubens unbeugſame Härte nach unten verband. Die Kammer wurde zweimal aufgelöſt; Jordan, das Haupt der Oppoſition, trat endlich aus. Der Kurfürſt ahmte ſeinem Vater und Großvater in der Neigung des Geldſammelns nach (für ſeine Kinder aus morganatiſcher Ehe) und eignete ſich das heſſen-rotenburgiſche Erbe (nach dem Ausſterben dieſer mediatiſirten Nebenlinie im Jahr 1834) als Privateigenthum an.

In Heſſen-Darmſtadt ſtarb der alte Großherzog Ludwig I. im April 1830 und folgte ihm ſein Sohn Ludwig II. in der Regierung nach. Dieſer Herr bekam alsbald Streit mit ſeinen Ständen, da ſie die 2 Millionen Gulden Privatſchulden, die derſelbe vor ſeinem Regierungsantritte gemacht hatte, nicht auf die Staatskaſſe wollten übertragen laſſen, ſofern das Land ohnehin mit Steuern ſchon mehr überbürdet war, als irgend ein andres (6 fl. 12 kr.) zahlte jeder Kopf jährlich zu den Staatslaſten). Am ärgſten beſchwert waren die Bauern im Iſenburgiſchen, die außer den Staatsabgaben auch noch dem mediatiſirten Grafen von Iſenburg Feudalabgaben leiſten mußten. Die Julirevolution machte nun auch ihnen Muth, im September erhob ſich faſt der ganze Odenwald in Zorn über die 100,000 Gulden, die umgelegt worden waren, um die Empfangsfeſtlichkeiten auf einer Rundreiſe des Großherzogs zu bezahlen. Die empörten Bauern ſtürmten Büdingen, den Sitz eines Iſenburgiſchen Grafen. Exceſſe wurden begangen, doch niemand ermordet. Als der aus den Feldzügen Napoleons wohlbekannte Prinz Emil mit Truppen kam, gingen die Bauern freiwillig wieder auseinander. Die Truppen aber hieben im Eifer auf einen Haufen bewaffneter Bauern ein, die ein loyaler Förſter zum Kampf gegen die Inſurgenten hatte führen wollen, bei Södel. Die Ruhe wurde vollkommen hergeſtellt.

Im benachbarten Naſſau wagten die Stände 1831 die Steuern zu verweigern, weil der Herzog Wilhelm die reichen Domänen als Privatgut für ſich behielt und nichts davon zur Deckung der Staatskoſten hergeben wollte. Die Proteſtation half aber nichts, der Herzog ließ ſich von fünf ihm ergebenen Deputirten in Abweſenheit aller andern die Steuern votiren, den Kammerpräſidenten Herber aber, einen Greis, auf der Marxburg einkerkern.

Die reinſten und edelſten deutſchen Volksſtämme in dieſer Miſere der kleinlichſten Mißregierung hülflos verſunken zu ſehen, nicht unter dem Schutz, ſondern unter dem Druck der Bundesgewalt, war etwas Trauriges, für den Geſchichtſchreiber wiederzuerzählen ſchmerzlich, aber ſelbſt zu erleben noch viel widerwärtiger.

In Baden hielt Großherzog Ludwig zwar ſehr auf ſeine Kronrechte, untergrub aber das Anſehen der Staatsgewalt im Volke indirekt dadurch, daß er auf eine höchſt übertriebene und unnatürliche Weiſe das Anſehen der Kirche bei demſelben Volke zu vernichten trachtete. Auch die Liberalen, anſtatt die Kirche in ihrem ewigen Recht gegen die Willkühr der Staatsgewalt zu ſchützen, ſchienen in dem Maaß, in welchem ſie ſelbſt von dieſer Staatsallmacht in allen politiſchen Fragen gedemüthigt wurden, ſich an der Kirche erholen, ihre Tapferkeit und Macht an der Kirche auslaſſen zu wollen und wetteiferten mit dem Miniſterium in Verfolgung der Kirche und Unterwühlung des Volksglaubens. Daß der Papſt Weſſenberg nicht zum Biſchof ernannt, veranlaßte Aeußerungen in der badiſchen Kammer von 1819 und 1820, die gegen alle Begriffe der katholiſchen Kirche liefen. Man ſolle nach dem Papſt gar nicht fragen, hieß es. Lieber ein Schisma, als ein Concordat, rief Duttlinger. Die Laien müſſen Antheil am Kirchenregiment haben, wie die Stände an der Geſetzgebung, rief v. Rotteck. Als endlich 1827 der neu errichtete erzbiſchöfliche Stuhl von Freiburg im Breisgau beſetzt wurde, konnte der erſte Erzbiſchof Bernhard die Drangſalirung durch den Oberkirchenrath, durch die renitenten, von der Regierung geſchützten Pfarrer und durch die Profeſſoren der Univerſität kaum aushalten. Schon 1828 trug Duttlinger in der Kammer darauf an, der Cölibat ſolle aufgehoben werden.

Endlich ſtarb Großherzog Ludwig im März 1830 und ihm folgte ſein Stiefbruder Leopold, Graf von Hochberg, ohne weitere Einſprache der früheren Erbberechtigten (Bayern für die Pfalz, Oeſterreich für den Breisgau). Leopold war nicht ſehr begabt, aber äußerſt gutmüthig und erwarb ſich bald den Namen des „Bürgerfreundlichen“, weil er den liberalen Miniſter Winter und die Kammer nach der Julirevolution nach Gefallen walten ließ. In der Kammer ragten unter vielen andern liberalen Rednern die beiden Hofräthe und Freiburger Profeſſoren von Rotteck und Welcker hervor, die am conſequenteſten den franzöſiſchen Liberalismus nachahmten und die conſtitutionelle Theorie der Pariſer Doctrinäre des Breiteſten wie in ihren langen Reden, ſo bald auch in ihrem bändereichen Staatslexicon auseinanderlegten. Das imponirte damals. Die badiſche Kammer empfing ſo viele Huldigungen aus dem übrigen Deutſchland, daß ſie ein Recht hatte, ſich als Muſterkammer zu geriren. Was ſie im Nivelliren der Stände, in der Mißachtung der Kirche, in der Ueberſchätzung der Schulweisheit, in der falſchen Vorausſetzung, das Volk ſey ſo oder könne ſo ſeyn, wie ſie es haben wollte, vielfach geſündigt, das machte wenigſtens Welker wieder gut durch den ehrlichen Muth, mit dem er immer die große nationale Frage ins Auge faßte. Er trug am 15. October 1831 förmlich auf eine Reviſion der deutſchen Bundesverfaſſung an, was freilich erfolglos blieb, ſo wie auch die von ihm in Baden damals wirklich durchgeſetzte Preßfreiheit auf Befehl des Bundes wieder zurückgenommen werden mußte. Die badiſche Regierung zeigte viel Halbheit, indem ſie der Kammer alles nachſah und ſich hinterdrein durch den Bundestag befehlen ließ, was geſchehen ſollte. Eine Schwäche, die ihr ganzes Anſehen untergrub.

Auch fuhr man hier fort, die Kirche zu unterwühlen. Im Jahr 1831 beſtürmte man die Kammer abermals um Abſchaffung des Cölibats und das Geſuch wurde mit verſiegelten Unterſchriften von 156 Geiſtlichen unterſtützt. Ein Pfarrer Hennhöfer führte ſeine ganze Gemeinde ſammt dem Gutsherrn Freiherrn von Gemmingen zum Proteſtantismus über; auch Profeſſor Reichlin-Meldegg in Freiburg trat über. Als Erzbiſchof Bernhard 1836 aus Kummer und Sorge abdankte und bald darauf ſtarb, folgte ihm Ignaz, der nicht weniger zu leiden bekam, indem damals alles eine Synode verlangte, um mit größter Oſtentation reformiren zu können, und Dekan Kuenzer in Conſtanz, vom Oberkirchenrath beſchützt, dem Erzbiſchof aufs frechſte trotzte. Kuenzer agitirte gewaltig gegen den Cölibat und öffnete ſeine Kirche einem weltlichen Concert; der klagende Biſchof wurde hohnlachend abgewieſen. Da faßte Freiherr von Andlaw zum erſtenmal 1837 die Beſchwerden der Katholiken in Baden wegen ſyſtematiſcher Kränkung ihrer Rechte in eine Motion zuſammen, die freilich nur Erbitterung erregte und damals noch keinen Erfolg hatte. — Auch auf dem proteſtantiſchen Kirchen- und Schulgebiet wurde durch den geheimen Kirchenrath Paulus ſyſtematiſch der fromme Glauben des Volkes unterwühlt und faſt Niemand mehr zu geiſtlichen Aemtern befördert, der nicht dem „Denkglauben“ jenes Paulus huldigte.

König Ludwig von Bayern war zu deutſch geſinnt, um an der aus Frankreich kommenden Aufregung nach der Julirevolution eine Freude zu haben. Er erließ im Januar 1828 ein ſtrenges Cenſuredict, weshalb nachher die Kammer die Miniſter in Anklageſtand verſetzen wollte. Auch klagte die Kammer über die zu hohen Ausgaben für die Kunſt und ſtrich 2 Millionen vom Budget, beſchränkte ſich indeß nachher auf eine. Am lauteſten war der Lärm in Rheinbayern, wo die liberalen Blätter der Doctoren Wirth und Siebenpfeifer (Tribune und Weſtbote) ſchon eine republikaniſche Färbung annahmen. Sie wurden unterdrückt durch den Bundestag, im März 1832. Nun ſtifteten aber Schüler, Savoie und Geib einen Verein für Preßfreiheit. Sie und ihr Anhang waren es auch, die auf den 27. Mai eine große Volksverſammlung zur Feier der bayriſchen Verfaſſung auf das Schloß Hambach bei Neuſtadt an der Hardt ausſchrieben. Dieſelbe kam auch, ſogar unter Mitwirkung der nächſten Behörden zu Stande, obgleich es eine noch impoſantere Demonſtration zu werden drohte, als einſt das Wartburgfeſt. Es war herrliches Wetter und eine unendliche Volksmenge ſtrömte mit Muſik, Fahnen und Bändern zu dem ſchönen Berge, auf dem alle Häupter der damaligen äußerſten Partei in Deutſchland nebſt vielen polniſchen Flüchtlingen und franzöſiſchen Republikanern verſammelt waren. Der Meiſter des Tages war Dr. Wirth, dem man von Frankfurt a. M. ein deutſches Ehrenſchwert geſchickt hatte, der gefeiertſte Gaſt aber der bleiche Jude Börne, deſſen Sarkasmen gegen die deutſchen Zuſtände damals ſehr in die Mode gekommen waren. Einige Schreier wollten gleich friſchweg die deutſche Republik proklamiren und „zu den Waffen“ rufen. Wirth allein hielt noch zur Noth den deutſchen Charakter der Feier feſt, die ſonſt ganz nur den des „jungen Europa“ angenommen haben würde, einer Verbrüderung der Exaltirten aller Länder, wie ſie ſpäter in der Schweiz wirklich begründet wurde. Aus einer Vergleichung dieſes wilden Franzoſen-, Polen- und Judenfeſtes mit dem Wartburgfeſt von 1817 erkennt man den Umſchwung, der in den Gemüthern der deutſchen Jugend vor ſich gegangen war. Man hing nicht mehr mit einer ehrlichen und jungfräulichen Begeiſterung an einer rein deutſchen Sache, ſondern buhlte unſelbſtändig und unwürdig mit einem überlegenen fremden Geiſte.

Da am gleichen Tage auch in Gaibach bei Würzburg eine große Volksverſammlung abgehalten wurde, auf welcher Behr das große Wort führte, und auch in Zweibrücken, Kaiſerslautern, Nürnberg kleine Tumulte vorkamen, ſchritt die bayeriſche Regierung ein und ſchickte den Feldmarſchall Fürſten Wrede mit Truppen nach der Pfalz. Alles blieb fortan ruhig, nur im Dorf Irheim kam es zu einem kleinen Gefecht zwiſchen dem Militär und muthwilligen Bauernjungen. Die Angeklagten wurden von den Aſſiſen in Landau freigeſprochen, aber Dr. Wirth wegen Verbreitung ſeiner Vertheidigungsſchrift gefangen geſetzt. Siebenpfeifer, Savoie, Schüler und Geib entkamen.

Ein großes Volksfeſt hielten am 13. Juni auch die Badener in Badenweiler ab, wo Rotteck ſprach, der aber vorſorglich bereits die dreifarbige deutſche Reichsfahne *unter* der badiſchen Fahne hatte anbringen laſſen und ſich mit viel Oſtentation *gegen* die Hambacher Republikaner erklärte. Aehnliche Volksverſammlungen hielt man in Wilhelmsbad, zu Bergen in Heſſen, und in Marburg verbrannten die Studenten ein Buch, das Profeſſor Vollgraf gegen das Verfaſſungsweſen geſchrieben hatte.

Der Bundestag hatte ſich ſeit der Julirevolution ziemlich ruhig verhalten und die Dinge abgewartet. In dem Maaße, wie die Gefahr einer Verbreitung der Revolution vom Rhein her verſchwand, ertheilte er einzelne Schläge, Verbote liberaler Blätter ꝛc. Endlich ſchien es aber Zeit, allgemeine Maaßregeln zu treffen, d. h. ſo viel als die Karlsbader Beſchlüſſe wieder in Erinnerung zu bringen und die deutſchen Zuſtände dahin zurückzuführen, wo ſie das tumultuariſche Jahr 1830 gefunden hatte. Neue Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni 1832 verboten die Vereine, die Volksverſammlungen und Volksfeſte, das Tragen revolutionärer Farben, erneuerten die Karlsbader Beſchlüſſe hinſichtlich der Univerſitäten, verfügten eine neue ſtrenge Fremdenpolizei und ſicherten jeder etwa bedrohten Regierung militäriſche Hülfe zu. Da hiedurch über die urſprüngliche Bundesacte hinaus- und in die verfaſſungsmäßigen Rechte der Einzelſtaaten eingegriffen wurde, antwortete ſofort in allen deutſchen Kammern ein Lauffeuer von Proteſtationen, die noch in den folgenden Jahren fortgeſetzt wurden, aber erfolglos blieben.

Auch den badiſchen Rednern half ihre Loyalität in Badenweiler nichts; der Bundestag ſah hinter dieſer Verfaſſungstreue eine gefährliche Spitze und die badiſche Regierung wurde veranlaßt, ſogar auf einige Zeit die Univerſität Freiburg zu ſchließen. In Würtemberg fiel damals gar nichts vor, weil der König ſeit der Julirevolution die Stände nicht einberief und ruhig die allgemeine Abkühlung abwartete. Erſt im Jahr 1833 kamen die Stände in Stuttgart zuſammen, proteſtirten gegen die Bundesbeſchlüſſe und wurden aufgelöſt, die neugewählte Kammer führte jedoch eine ſehr liberale Sprache. Bemerkenswerth durch die große Anerkennung, die ſie fand, war eine Schrift des Abg. Paul Pfizer, worin derſelbe in einer innigen Vereinbarung der deutſchen Mittelſtaaten mit Preußen auf der conſtitutionellen Bahn das einzige Heil für Deutſchland erblickte.

Wenige Tollköpfe faßten damals den Plan, den Bundestag in Frankfurt ſelbſt zu ſprengen und ſtürmten am 3. April dort die Hauptwache, wurden aber leicht überwältigt. Es waren namenloſe Abentheurer, welche dieſes Frankfurter Attentat begingen, Studenten, zwei Doctoren, Neuhof und Bunſen ꝛc., doch erregte es großes Aufſehen und führte viele Verhaftungen herbei. Einige Studenten entkamen aus dem Gefängniß. Ein Pfarrer Weidig tödtete ſich im Gefängniß, um Mißhandlungen zu entgehen, ein furchtbares Nachtſtück in der frivolen Zeit.

Der Kaiſer von Rußland benutzte die bei den deutſchen Regierungen eingetretene Beſorgniß und Mißſtimmung wegen des revolutionären Geiſtes, um mit denſelben einen Separatcongreß zu München-Grätz abzuhalten, am 10. September 1833, und hier ſeine innige Allianz mit den deutſchen Mächten zu befeſtigen gegenüber der engliſch-franzöſiſchen Coalition, die zwar weder in Polen noch Italien für die Völkerfreiheit intervenirt hatte, aber doch immer noch die Hoffnung derſelben blieb. Perſönlich erſchienen die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich und der Kronprinz von Preußen, der König von Preußen kam nicht ſelbſt, hatte aber im Bade Töplitz eine Beſprechung mit dem Fürſten Metternich. Es handelte ſich nicht blos von der Reaction in Deutſchland, ſondern auch von der in Polen. Kaiſer Nicolaus ſetzte durch, daß die deutſchen Großmächte, als Garanten der Selbſtändigkeit des Königreichs Polen, daſſelbe aufgaben und in Rußland aufgehen ließen. Der Congreß beſchloß, wieder eine deutſche Miniſterconferenz nach Wien einzuberufen und der Kronprinz von Preußen machte unmittelbar darauf eine Rundreiſe durch die Mittelſtaaten (Darmſtadt, Karlsruhe, Stuttgart, München), um ſie für die Conferenz vorzubereiten. Franzöſiſche und engliſche Blätter tadelten bitter, daß Oeſterreich und Preußen ſich dem Willen Rußlands fügten, und verfehlten nicht, in Erinnerung zu bringen, wie ſehr dieſe beiden deutſchen Großmächte ihren eigenen Intereſſen zuwiderhandelten, indem ſie die Garantie des Königreichs Polen verleugneten. Aber Frankreich und England ſelbſt hatten dieſer Garantie bereits entſagt und ſich dadurch abgefunden, daß Rußland ſeinerſeits die Garantie des Königreichs der Niederlande aufgab und Belgien anerkannte.

Am 13. Januar 1834 eröffnete Metternich die Miniſterconferenz in Wien, in welcher ſofort beſchloſſen wurde, das Staatsoberhaupt in jedem Bundesſtaate ſolle ſich verpflichten, aufs ſtrengſte an ſeinen Souverainetätsrechten feſtzuhalten und nichts davon etwa ſtändiſchem Andringen zu opfern, ferner ein Bundesſchiedsgericht zu ernennen, von dem etwaige Streitigkeiten zwiſchen

Souverainen und Kammern entſchieden werden ſollte, Steuerverweigerung von Seite der Kammern nicht zu dulden, der bedrohten Souverainetät alsbald Bundeshülfe durch Executionstruppen zu leiſten, und die Preſſe, ſo wie die Univerſitäten im Sinne der Karlsbader Beſchlüſſe auch forthin ſtreng zu überwachen, die Zahl der politiſchen Blätter insbeſondere einzuſchränken. Damit war der ſtändiſchen Oppoſition die Sehne der Kraft durchſchnitten und die Preſſe auf den Zuſtand vor der Julirevolution zurückgebracht.

Daſſelbe Rußland, welches in der Wiener Miniſterconferenz 1820 das deutſche Verfaſſungsweſen gegen Oeſterreich in Schutz genommen hatte, war jetzt zu München-Grätz gegen daſſelbe aufgetreten und hatte nur deßhalb die neue Conferenz veranlaßt, und zwar, weil die Verfaſſungsfreunde in Deutſchland nicht auf ruſſiſcher, ſondern franzöſiſcher Seite ſtanden. Es wollte ſich aber den Vortheil, den es bisher aus der Verſtärkung der deutſchen Mittelſtaaten gezogen hatte, nicht entgehen laſſen und trug ſein Protectorat in dem Maaß, indem es daſſelbe den Verfaſſungen entzog, um ſo wärmer den Souverainetäten an. In der berüchtigten ruſſiſchen Denkſchrift vom Jahre 1834, die bei den Höfen der deutſchen Mittelſtaaten heimlich in Circulation geſetzt wurde, warnte der ruſſiſche Diplomat die ehemaligen Rheinbundſouveraine vor Oeſterreich, das immer noch Kaiſergedanken hege, das geiſtlos regiert werde und deſſen Obergewalt unerträglich ſeyn würde, vor Preußen, das ſich Deutſchland durch den Zollverein unterwerfen wolle, und vor Frankreich, das ihre Unterthanen aufwiegle und die Revolution nach Deutſchland verpflanzen wolle. Nur Rußland allein ſey der natürliche Protector der deutſchen Mittelſtaaten.

Preußen wurde durch die Julirevolution kaum berührt. In Aachen und Elberfeld machten 1830 die Fabrikarbeiter wegen zu niederer Löhne, in Berlin und Breslau die Schneider gegen die conceſſionirten Kleiderhandlungen, durch die ſie außer Nahrung geſetzt wurden, kleine Tumulte. Sonſt erhob ſich keine Oppoſition. Schon in den Jahren 1823 und 1824 waren nach und nach die vom König bewilligten Provinzialſtände in den einzelnen Provinzen ins Leben getreten, die ohne Geräuſch die Localintereſſen beriethen. Von einer Erweiterung und Concentrirung derſelben zu den Reichsſtänden, die der König früher verſprochen hatte, war nicht die Rede und ließ man ſich in Preußen auch durch das Beiſpiel der Julirevolution und der Bewegungen in den deutſchen Mittelſtaaten nicht hinreißen, die Krone an das gegebene Verſprechen zu erinnern. Alles blieb ruhig.

Das Land erholte ſich allmählig von den Leiden des großen Krieges. Bildung blieb der Hebel in der Staatsmaſchine. Aber je hoffärtiger ſich dieſe Bildung nicht blos in der Hegel'ſchen Philoſophie, ſondern ſogar auch in der Volksſchule über den chriſtlichen Glauben ſtellte, um ſo weniger konnte der Ausbruch eines offenen Kampfes zwiſchen dem heidniſchen Bildungsprincip der Staatsſchule und dem chriſtlichen Glaubensprincip ausbleiben, ein Kampf, der ſpäter die ganze Monarchie erſchüttern ſollte. Wie weit die Aufklärung auch ſchon im katholiſchen Klerus gediehen war, beweiſt die Erhitzung junger Prieſter in Schleſien gegen den Cölibat. Die beiden Brüder Theiner an der Spitze, forderten dieſe geweihten Jünglinge geradezu vom Staate die Gewährung der Prieſterehe, die ihnen die Kirche verſagte, im Jahr 1825. Der König von Preußen wies ſie jedoch ab und der Hauptagitator, der ältere Theiner, ging aus Zorn nach Rom und trat in einen geiſtlichen Orden. Auf dem proteſtantiſchen Gebiete verſuchte eine Gegenwirkung gegen die Uebermacht des Unglaubens zuerſt Claus Harms in Holſtein ſchon im Jahr 1817. Er wurde als Finſterling verſchrien. Der beliebte Prediger und theologiſche Lehrer Schleiermacher in Berlin erwarb ſich das Verdienſt, wenigſtens zu vermitteln und den Gebildeten die Religion durch das philoſophiſche Gewand, in das er ſie geiſtreich zu kleiden wußte, wieder zu empfehlen. Noch kräftiger und unmittelbarer wirkten mit engliſchem Gelde von London aus die Bibelgeſellſchaften, die über alle proteſtantiſchen Länder des Continents Bibeln ausſchütteten und das

Studium des Buchs der Bücher neu belebten. Während aber mehrere hochbegünſtigte Theologen in Preußen, namentlich Marheineke in Berlin, die Lehre Luthers und Calvins geradezu durch die Lehre Hegels zu verdrängen ſuchten und ſich in der ungeheuerlichſten Ketzerei eines pantheiſtiſchen Chriſtenthums gefielen, blieb die weit überwiegende Mehrheit der Paſtoren und Schulmänner dem alten Rationalismus treu, mit dem groß zu thun mittelmäßigen Geiſtern am bequemſten war, und der damals unter den Theologen noch viele Autoritäten zählte. Insbeſondere war das benachbarte Sachſen ganz aufgegangen in Rationalismus der ſeichteſten Gattung und auch die preußiſche Univerſität Halle durch den Einfluß von Geſenius und Wegſcheider ihm verfallen.

Die kirchliche Zerfahrenheit und die vorherrſchende Gleichgültigkeit für jedes Dogma machte es möglich, daß der König von Preußen ſchon im Jahr 1817 aus Anlaß der Reformationsfeier eine Union der lutheriſchen und reformirten (calviniſchen) Kirche vorſchlagen und da ſich kein Widerſpruch erhob, auch decretiren konnte. Unterm 30. Juni deſſelben Jahrs befahl er, beide Kirchen ſollten künftig nur die vereinigte evangeliſche Landeskirche heißen. Bei der Reformationsfeier ſelbſt, am 31. October, ließ er in Berlin das Abendmahl nach lutheriſchem und calviniſchem Ritus zugleich austheilen. Damit war die chriſtliche Bruderliebe empfohlen und doch jedem Dogma und Ritus ſein Recht gelaſſen, weshalb auch Niemand daran Anſtoß nahm. Aber ſchon 1822 wurde eine neue Kirchenagende, die ſeit 1816 nur für die Hofkirche in Berlin und Potsdam beſtimmt geweſen war, in verbeſſerter Geſtalt ſämmtlichen Garniſonskirchen aufgenöthigt und zugleich allen Kirchen des Landes empfohlen. Durch vermehrten Altardienſt, Antiphonien und Abkürzung der Predigt ſchien dieſer neue Ritus der katholiſchen, ſogar der ruſſiſchen Kirche näher gebracht zu werden, fand daher vielfachen und lauten Widerſtand, vorzugsweiſe bei denen, die eigentlich gar keinen Gottesdienſt mehr wollten, ſondern nur noch eine philoſophiſche Vorleſung in Predigtform. Andere ſprachen dem König die Competenz ab, ein calviniſcher Fürſt habe nicht das Recht, ohne die natürlichen Vertreter der lutheriſchen Kirche vorher in einer Synode befragt zu haben, den lutheriſchen Cultus zu ändern. Inzwiſchen wurde die Agende von Jahr zu Jahr eindringlicher empfohlen. Vergebens proteſtirte ſelbſt Schleiermacher und der Magiſtrat von Berlin, 1826. Erſt wurden alle Candidaten auf die Agende verpflichtet, nachher wurde ſie auch den ſchon angeſtellten Geiſtlichen befohlen und die Rationaliſten waren es zuerſt, die ſie, um der Regierung zu gefallen und um befördert zu werden, annahmen. Endlich widerſtand niemand mehr, außer einigen frommen Lutheranern in Schleſien, der Breslauer Profeſſor Scheibel an der Spitze, 1830. Aber man ſtrafte ſie hart, ſteckte ſie zum Theil ins Gefängniß, ſetzte ſie ab und trieb ſie aus dem Lande. Gegen die Gemeinde Hönigern, die von ihrem Pfarrer Kellner nicht laſſen wollte, wurde noch im Jahr 1835 Militärgewalt angewandt und ein Conſiſtorialrath, von Soldaten umgeben, ſtürmte am h. Weihnachtsabend die Kirche und ließ die Gemeinde mit flachen Säbelhieben auseinandertreiben. Der ehrwürdige Scheibel, eine der edelſten Naturen, wurde von Amt und Brod und aus dem Lande gejagt. Die ſervilen Rationaliſten vertrieben ihn ſogar noch aus Sachſen und den thüringiſchen Herzogthümern, wo er als Greis ein Aſyl ſuchte, endlich aber fand er durch die Güte des katholiſchen Königs Ludwig ein ruhiges Alter in Nürnberg. Ein anderer aus Schleſien vertriebener Pfarrer, Wehrhan, hat ſeine Leiden beſchrieben.

Die Cholera, die im Sommer 1831 durch die Ruſſen während des polniſchen Krieges eingeſchleppt wurde, veranlaßte einige wilde Ausbrüche. In Königsberg, Stettin, Breslau tumultuirte das gemeine Volk in demſelben Wahn, es werde muthwillig vergiftet, wie in Moskau, Ungarn und Paris. In Königsberg war das Volk zorniger, als anderswo, weil es durch einen ſtrengen Geſundheitscordon beläſtigt wurde, während die Regierung doch gerade damals den Ruſſen beim Uebergang über die Weichſel helfen ließ und dadurch tägliche Berührung mit den angeſteckten Ruſſen veranlaßte. Eine Adreſſe der Stadt Königsberg vom 4. Juli 1831 an den König rügte dieſen Widerſpruch in ziemlich ſtarken Ausdrücken, die vom König ungnädig zurückgewieſen wurden. Die Cholera raffte damals auch den edeln alten Gneiſenau hin, der als Feldmarſchall das preußiſche Beobachtungsheer in Poſen commandirte, und in Berlin den ſo lange von der Krone protegirten Jugendverführer, Profeſſor Hegel. Inzwiſchen blühte die Hegelſche Philoſophie durch ſeine zahlreichen Schüler auf allen preußiſchen Univerſitäten fort unter dem Schutze des Kultminiſter von Altenſtein.

Im Jahre 1832 verlautete, einige Provinzialſtände hätten Petitionen um Oeffentlichkeit der Sitzungen und ſogar die Reichsſtände in Anregung gebracht und eine veröffentlichte Adreſſe der Wähler der Stadt Münſter in Weſtphalen reclamirte die Reichsſtände ausdrücklich. Aber dieſe ſchwachen Kundgebungen fanden kein Gehör und kein Echo. Der polniſche Adel in den Provinzialſtänden von Poſen brachte nationale Beſchwerden vor und drang, um denſelben abzuhelfen, auf Erweiterung der ſtändiſchen Rechte, was aber keine kluge Berechnung war, um den König von Preußen etwa günſtiger für die polniſche Sache in Warſchau zu ſtimmen.

Welche Hülfe Preußen den Ruſſen im polniſchen Kriege leiſtete, iſt ſchon erzählt worden. Wenn es unter allen Umſtänden von Seite der einen oder anderen deutſchen Großmacht unpolitiſch iſt, den Ruſſen zu helfen, weil die Ruſſen immer mächtiger werden, immer weiter um ſich greifen, um am Ende auch die deutſchen Großmächte zu verſchlingen, ſo wäre es doch damals allerdings mißlich für Preußen geweſen, den Polen zu helfen, denn das wiederhergeſtellte Königreich Polen würde, ſey es unter einem Erzherzog, ſey es unter einer einheimiſchen Regierung, Preußens gefährlichſter Nachbar geworden ſeyn. Nur das würde Preußen angeſtanden haben, im Verein mit Oeſterreich und im wahren Intereſſe beider die gänzliche Ruſſificirung Polens zu verhindern und desfalls den beſtehenden europäiſchen Verträgen Achtung zu verſchaffen. Nach der

Julirevolution ſetzte Frankreich mit England die Emancipation Belgiens durch und Rußland die Vernichtung der polniſchen Verfaſſung und nationalen Inſtitutionen. So gewannen die Weſtmächte und gewann Rußland, aber die deutſchen Großmächte gewannen nichts. Es war daher nur Uebermuth und Hohn, daß Rußland, wie ſehr Oeſterreich und Preußen von ihm abhingen, der Welt auch noch recht zur Schau legen wollte durch das berüchtigte Lager von Kaliſch im Sommer 1835. Dahin, auf den blutgetränkten Boden der vernichteten polniſchen Nationalität, lud Kaiſer Nicolaus die Garanten eben dieſer Nationalität, die im Jahr 1815 ausdrücklich die Selbſtändigkeit des Königreichs Polen gewährleiſtet hatten, zu einer glänzenden Siegesfeier über eben dieſe Nationalität ein. Oeſterreichiſche und preußiſche Truppen ſollten ſich hier mit einer Auswahl der ruſſiſchen vereinigen und verbrüdern. Der ganze Reichthum Rußlands war hier ausgelegt, das Lager ertrank in Champagner, die deutſchen Gäſte erwartete Luxus jeder Art. Doch kam nur der König von Preußen mit 6000 Mann, deren ernſte Zurückhaltung allen tölpiſchen Liebkoſungen der betrunkenen Ruſſen widerſtand. Von Seite Oeſterreichs kam nur Erzherzog Johann. Der Fraterniſirungsverſuch mißlang vollſtändig. Die lakirte Barbarei der mit Gold um ſich werfenden vornehmen Ruſſen ärgerte nur die knapper beſoldeten, aber ſonſt in jeder Beziehung nobleren Preußen. Alle Heimkehrenden ſprachen damals mit Ekel von der Prahlerei und dem Schmutz der Ruſſen.*)

Auch Oeſterreich blieb in ſeinen deutſchen Landestheilen von der Julirevolution unberührt. Nur die gebildeten Claſſen laſen viel und ließen alle verbotenen Schriften vom Weſten her einſchmuggeln. Alle ſchlechten Erzeugniſſe der franzöſiſchen, wie der deutſchen Preſſe fanden den reichſten Abſatz in Wien. Man konnte dort eine Art von Heißhunger nach fremder Literatur wahrnehmen, weil die einheimiſche ſo wenig darbot. Aber der Geſchmack wandte ſich gerade den deſtructiven Tendenzen zu; je gottloſer, unſittlicher, und revolutionärer die Bücher waren, deſto lieber las man ſie. Wir werden ſpäter erſehen, wie durch dieſe geheime Lectüre die Geſinnungen verdorben und die öffentliche Autorität revolutionär unterwühlt worden iſt, ehe die wirkliche Revolution ausbrach. Aeußerlich behielt Wien ſeine phäakiſche Phyſiognomie. Da waltete nur die diplomatiſche Intrigue, eine geiſtloſe Bureaukratie, Verſchwendung, Judenwucher, Beſtechung, Frivolität, und die einzige Sorge des Gouvernements ſchien zu ſeyn, die Wiener wie Kinder zu behandeln und durch Schauſpiele und Wohlleben bei guter Laune zu erhalten. Daher das Unglaubliche, daß damals kein andrer Geiſt in Wien und ganz Oeſterreich irgend Aufſehen erregte und eine Bedeutung erlangte, als der Jude Saphir, der den Spaß auf Beſtellung und von allen Sorten lieferte. In dieſem Spaß lag noch etwas Natürliches, bald aber traten in Wien auch finſterblickende Poeten auf, die in den Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit über die öffentlichen Zuſtände dem Muſter Lord Byrons folgten und ſo wenig ſelbſtändig und klar urtheilten, daß ſie Metternichs Syſtem mit dem der alten Kirche identificirten und wetteifernd mit den norddeutſchen Literaturjuden gegen das Kreuz zu Felde zogen.

---

*) Die preußiſchen Offiziere wurden, um die Polen zu verhöhnen, mit dem polniſchen Stanislausorden beſchenkt. Die Gemeinen, wenn man ſie frug, was ſie von Kaliſch mitgebracht? erwiderten: wir bloß Läuſe, aber die Herren Offiziere Stanisläuſe. Auch erzählten ſie, die ruſſiſchen Gemeinen ſeyen oft heimlich zu ihnen gekommen, um Brot bettelnd, denn obgleich der Kaiſer ſie reichlich zu beköſtigen befohlen habe, hätten die Armeecommiſſäre und Oberſten ſie hungern laſſen und das Geld in die Taſche geſteckt. Vergl. Venturini, Chronik 1835, 407.

Im Jahr 1826 wurden Innsbruck und Gratz, wie früher ſchon Lemberg, zu Univerſitäten erhoben; allein ohne daß irgend vom germaniſchen Centrum der Monarchie aus deutſcher Geiſt und wiſſenſchaftlicher Eifer dahin verpflanzt worden wären. Im Gegentheil ſetzten ſich dem gemeinen öſterreichiſchen Schulſchlendrian nationale Parteien entgegen, die unter dem Aushängeſchild, es gelte nur Sprachen und Alterthümer zu ſtudiren, ſlaviſche, ungariſche und italieniſche Propaganda machten und die Bande, welche die Geſammtmonarchie zuſammenhielten, aufzulockern ſuchten. Die erſten ſ. g. Panſlaviſten in Oeſterreich waren in den zwanziger Jahren Schafarik, Kollar und Palacky, denen bald auch die Polen Lelewel und Mickiewicz folgten, die aber, indem ſie alles Deutſche haßten und verunglimpften und eine Wiederbelebung des ſlaviſchen Elements in allen vormals ſlaviſchen, aber längſt germaniſirten Ländern verlangten, nur der ruſſiſchen Politik dienten. In Rußland ſelbſt lehrten Bulgarin, Karamſin ꝛc. denſelben Panſlavismus, um dadurch zu beweiſen, daß ihr großer Kaiſer ein natürliches Recht habe, halb Deutſchland, Ungarn, die Türkei (etwa durch neue Reunionskammern, nach dem Beiſpiel Ludwigs XIV.) an ſich zu reißen, weil hier Slaven gewohnt hatten oder noch wohnten, und weil der Czar berufen ſey, über alle Slaven zu herrſchen. Metternich legte den Panſlaviſten in Oeſterreich kein Hinderniß in den Weg; als einige Zeit ſpäter die Wiener Akademie geſtiftet wurde, durften die Panſlaviſten dort das große Wort führen und wurden ſlaviſche Schmähungen auf die deutſche Nationalität mit kaiſerlichem Gelde gedruckt. — Die Magyaromanen in Ungarn, die keine andere Sprache mehr dulden wollten, als die magyariſche, verfuhren noch dreiſter und terroriſtiſcher, als die Panſlaviſten, waren aber minder gefährlich, weil ihre Nation klein iſt und Rußland nicht hinter ihnen ſtand. Gleichwohl war es nicht zu verantworten, daß die Wiener ſich die Vergötterung alles Ungariſch-Nationalen als Modeſache gefallen ließen und für die Geſtalten der Pußta, galoppirende Hirten, geigende Zigeuner ꝛc. ſchwärmten.

Der deutſche Geiſt als ſolcher war in Wien verkommen, von oben her unterdrückt, vernachläſſigt, verachtet. Die Deutſch-Oeſterreicher waren in Lethargie verſunken und ihre Gebildeten dem verneinenden Geiſt der norddeutſchen und franzöſiſchen Preſſe verfallen. Es bleibt immer wunderbar, daß damals in Oeſterreich nicht ein einziger Dichter ſich des Guten und Trefflichen bewußt wurde, was in dem von den Gebildeten verachteten Volke ſchlummerte. Welche mächtige Naturkraft, welche urſprüngliche Schönheit der Geſtalt und Sitte, welche Tugend, tiefe Religioſität, Tapferkeit, Treue und Unſchuld in der deutſchen Bevölkerung der öſterreichiſchen, der Tiroler Alpen! Oeſterreich bedurfte und verdiente Dichter, Geſchichtſchreiber, Culturhiſtoriker, die das Recht und den Werth des oberdeutſchen naturwüchſigen Volkthums und des katholiſchen Glaubens hätten verfechten ſollen gegen die tauſendfache Unnatur und Verderbniß, die aus den Niederungen gegen ſeine heiligen Berge heranwogte. Aber es fand nur kleine und einem fremden Zauber verfallene Geiſter. Nie war die Bildung der Hauptſtadt eines edeln Volkes unwürdiger.

Das unabhängige Verhältniß, in welchem Ungarn zur Geſammtmonarchie ſtand, erleichterte hier das Aufkommen einer förmlichen politiſchen Oppoſition. Das Beiſpiel, welches die Liberalen in Frankreich gaben, reizte die jungen Talente in Ungarn, ſich gleichfalls auf der Rednerbühne dem Thron gegenüber zu verſuchen. Auf dem erſten ſeit langer Zeit wieder einberufenen ungariſchen Reichstag im Jahre 1825 wurden zum erſtenmal Forderungen geſtellt, deren letztes Ziel die Unabhängigkeit Ungarns von Oeſterreich war, wenn ſie anfangs auch nur beſcheiden auftraten und Wahl-, Steuerverhältniſſe und andere Nebenfragen betrafen. Das „junge Ungarn“ fühlte ſich damals ſchon und trat den Verweiſen, die ihm die Regierung und die ältern Magnaten ertheilten, mit naiver Keckheit entgegen. Ein reicher junger Graf Stephan Szechenyi gab den Betrag ſeines jährlichen Einkommens zur Stiftung einer magyariſchen Akademie der Wiſſenſchaften, dem viele andere folgten. Die Bewegung war eine nationale und gegen alles Deutſche oder ſpecifiſch Oeſterreichiſche gerichtet. Szechenyi gründete zugleich in Peſth das erſte ſ. g. Caſino, welches ein politiſcher Club war. Mehrere ungariſche Dichter griffen mit ihren patriotiſchen Geſängen in die magyariſche Begeiſterung ein und wurden in Wien und im übrigen Deutſchland fleißig überſetzt und gefeiert, ohne daß Metternich an dieſen Demonſtrationen das geringſte Aergerniß genommen hätte. Ein Hauptfehler der Regierung war, daß ſie ſelber alles that, um den höhern Klerus in Ungarn zu entwaffnen. Kaiſer Franz ſagte, er liebe nur ſolche Biſchöfe, die ſich um Politik nicht bekümmerten. In dieſem Sinn wurden nur blinde Werkzeuge der Regierung angeſtellt oder accommodirten ſich die ſchon Angeſtellten aus Bequemlichkeit dem Winke von oben. Im Jahre 1825 duldete die Regierung die geſetzwidrige Ausſchließung der Pfarrer von Comitatswahlen. Die ungariſche Geiſtlichkeit fiel, ſehr zum Nachtheil der Regierung, in einen politiſchen Schlaf, und that nichts, um die revolutionäre Strömung aufzuhalten, während deſſen die junge Oppoſition alle deſtructiven Tendenzen des Auslandes ungehindert in ihrem Schoße pflegte.

Die Julirevolution rief keine Bewegung in Oeſterreich hervor, belebte aber den Geiſt des Widerſtandes in Ungarn dergeſtalt, daß, als Kaiſer Franz noch bei ſeinen Lebzeiten ſeinen Sohn, den Kronprinzen Erzherzog Ferdinand, zum König von Ungarn krönen ließ, der bei dieſem Anlaß verſammelte Reichstag im November 1830 viel weiter gehende Forderungen an die Regierung ſtellte, denn je zuvor, nämlich: die magyariſche Sprache ſolle ſtatt der bisher gebrauchten lateiniſchen die amtliche Sprache werden; in den ungariſchen Regimentern ſollen auch nur Ungarn als Offiziere angeſtellt werden; die ungariſche Hofkammer ſolle von der k. k. allgemeinen Hofkammer ſcharf getrennt, die ungariſchen Finanzen ſollen ſo geregelt werden, daß man des läſtigen und werthloſen öſterreichiſchen Papieres erübrigen könne; die geheimen Denunciationen ſollen aufhören; es ſolle Vorſorge getroffen werden, Dalmatien, Siebenbürgen und ſelbſt Galizien mit dem Königreich Ungarn zu vereinigen. Nachdruck gab der Reichstag dieſen Forderungen, indem er anſtatt 50,000 Rekruten deren nur 48,000 bewilligte und eigenmächtig den Gebrauch der magyariſchen Sprache in beiden Tafeln (der Stände- und Magnatentafel, d. h. dem Unter- und Oberhaus oder der Deputirten- und Pairskammer) einführte.

Im Jahr 1831 nahmen die Ungarn lebhaften Antheil an den Kämpfen in Polen und gingen den Kaiſer an, den Polen beizuſtehen, ohne daß es ihnen gewährt wurde. In demſelben Jahre wurde die durch die Ruſſen in Polen eingeſchleppte Cholera auch in Ungarn verbreitet. Dieſe furchtbare Krankheit, die den Menſchen durch krampfhafte obere und untere Ausleerungen oft in kürzeſter Friſt tödtet, entſtand 1817 in ſumpfigen Gegenden Indiens und verbreitete ſich nach China, von da nach Rußland, indem ſie überall volkreiche Städte, große Menſchenmengen und bei dünnerer Bevölkerung die niedern Claſſen und ſchmutzigen Wohnungen aufſuchte. Im nördlichen Ungarn entſtand unter dem Volk (wie früher ſchon in Rußland) der Wahn, die Brunnen ſeyen vergiftet worden und daher die Krankheit entſtanden. Die Bauern im Trentſchiner und Zipſer Comitat rotteten ſich zuſammen, beſchuldigten die höhern Stände, ſie vergiften zu wollen, und ſchlugen Edelleute, Verwalter und Pfarrer todt.

Der ungariſche Reichstag wurde wegen dieſer Vorgänge erſt im Jahr 1832 wieder eröffnet und die Oppoſition zeigte ſich diesmal zum erſtenmale intereſſirt für die gemeinen Bauern und gewährte denſelben Freizügigkeit und Abſchaffung der ſ. g. kleinen Zehnten. Auch nahm ſie ſich der Proteſtanten in verſchiedenen Beſchwerden an. Damals trat zum erſtenmal Ludwig Koſſuth als Ablegat eines abweſenden Magnaten auf, ein hübſcher junger Mann voll Beredtſamkeit und Gluth, dem der apathiſche Palatinus (Statthalter) von Ungarn, Erzherzog Joſeph, Bruder des Kaiſers, damals noch nicht anſah, welche große Rolle er einſt ſpielen würde.

Abgeſehen von dieſer ſteigenden Oppoſitionsbewegung in Ungarn blieb im übrigen Oeſterreich alles beim Alten und übte die Julirevolution keinen ſtörenden Einfluß. Im Jahr 1832 wurde die erſte Eiſenbahn zwiſchen Budweis und Linz angelegt.

Am 2. März 1835 ſtarb der alte Kaiſer Franz, der letzte, der noch die Krone des deutſchen Reichs getragen hatte, ein kleiner, zäher, langſamer und methodiſcher Herr von mehr Verſtand, aber weniger Gemüth, als ihm die Zeitgenoſſen zugeſtanden haben. Mit ſeinem Tode endete nicht ſein Syſtem. Metternich ſetzte daſſelbe einfach fort. Ja es ſcheint, die Nachfolge des Erzherzog Ferdinand, die wegen Schwäche dieſes Herrn eine Zeit lang vom Kaiſer ſelbſt für unzweckmäßig erkannt worden war, ſey nur aus dem Grunde endlich zugelaſſen worden, um keinen andern Erzherzog ſtörend in das bisherige Syſtem eingreifen zu laſſen. Der neue Kaiſer, Ferdinand I., war die Gemüthlichkeit ſelbſt, aber ſchwach an Leib und Geiſt, ohne Kenntniß der Geſchäfte, ohne Sinn dafür, wie ein Kind geleitet vom Fürſten Metternich. Das Princip der Legitimität wurde hier dem Intereſſe der Legitimität verderblich, denn der berechtigte Thronerbe war nicht fähig, das Steuer der Monarchie in Stürmen der Zeit zu führen, und es wäre weiſer geweſen, einen Berechtigten zweiter oder dritter Linie, dem mehr Kraft inwohnte, für ihn eintreten zu laſſen, in der Art, wie in Rußland der jüngere Bruder Nicolaus dem älteren vorgezogen worden war. Die unpraktiſche Anwendung der legitimen Nachfolge in Oeſterreich war eine Haupturſache des Verderbens, das bald darauf über das Reich kam, und des Triumphes der ruſſiſchen Politik über die öſterreichiſche.

Dreizehntes Buch.

Die Bewegung in der Schweiz und Italien.

Die Schweiz war, ohne ihr eigenes Verdienſt, durch die Gnade des Wiener Congreſſes aus den europäiſchen Stürmen 1815 größer hervorgegangen, als ſie vordem geweſen war. Sie hatte zu Napoleon gehalten, ſie wollte den ſiegreichen Alliirten ſogar noch den Durchmarſch verwehren, und doch anſtatt beſtraft zu werden, wurde ſie belohnt. Man ließ ihr nämlich dieſelben Vortheile angedeihen, wie Sardinien und dem Königreich der Niederlande. Man erweiterte ihre Grenzen und machte ſie ſtärker, um an ihr künftig ein Bollwerk mehr gegen Frankreich zu haben. So wurden nun Genf, Wallis, Graubündten, Teſſin und Neuenburg mit der alten Eidgenoſſenſchaft, wie ſie vor 1798 beſtanden, vereinigt. Dem Aargau blieb das vorher öſterreichiſche Frickthal. Die Schweiz umfaßte fortan ein größeres und abgerundeteres Gebiet, als je zuvor. Eine ewige Neutralität wurde ihr von allen Nachbarn zugeſtanden. Der Frieden goß ſeine Segnungen über ſie aus.

Und doch war die Schweiz nicht zufrieden. Auch ſie hatte, wenigſtens zum Theil, eine Reſtauration erlebt. Das wiederhergeſtellte Patrizierregiment machte ſich in mehreren Cantonen auf's äußerſte verhaßt, die Zollgrenzen zwiſchen den einzelnen Cantonen hemmten die freie Entwicklung der Induſtrie und des Handels; die Kirchthurmsintereſſen, der ſ. g. Cantönligeiſt, mußte alle die freien Geiſter ärgern, die ihren Blick im Ausland erweitert hatten. So bildete ſich unmerklich gegen die beſtehenden Regierungen eine Oppoſition, die hauptſächlich von dem unberechtigten und zurückgeſetzten Talent, von den Univerſitäten und Schulen und von den Fabriken ausging, im Gegenſatz gegen die berechtigten und alleinherrſchenden, aber unfähigen Familien und gegen den trägen Grundbeſitz. Auch die fremden Flüchtlinge, die in der Schweiz Gaſtfreundſchaft genoſſen, trugen dazu bei, die liberale Oppoſition gegen die Ariſtokratie zu nähren, denn ſie ſahen im Junkerthum in der Schweiz ziemlich dieſelben Feinde wieder, von denen ſie aus ihrer Heimath vertrieben worden waren. Dieſes Junkerthum ſchien ſolidariſch verbunden mit der geſammten europäiſchen Reaction. Wer die herrſchenden Familien damals kennen gelernt hat, z. B. in Luzern, konnte nicht umhin, eine Oppoſition für ſehr berechtigt zu halten. Müßige Pflaſtertreter ohne Bildung und gute Sitte lebten hier auf Koſten des fleißigen Volkes. In Bern und Zürich hatten die Junker wenigſtens Würde und viele alte ſtaatsmänniſche Routine. Auch war das Landvolk hier wohlverſorgt. Hier wäre nicht eine totale Umgeſtaltung, ſondern eine weiſe Vertheilung der Macht und eine Vereinbarung der alten und neuen Tugenden, Vermögen und Talente zu wünſchen geweſen. Aber der ſchroffe Gegenſatz der Parteien duldete keine ſanften Uebergänge.

Als im Jahre 1821 bei Luzern der rieſenhafte von Thorwaldſen modellirte Löwe, frei in den Felſen gehauen, zu Ehren der am 10. Auguſt 1792 in Paris gefallenen Schweizer, enthüllt wurde, ſah man hier auf der einen Seite die alte, ſtolze, aber ſchon ſehr verwelkte Ariſtokratie und auf der andern die eben ſo ſtolze und in ihrem öffentlichen Tadel verwegene Jugend der Univerſität in grellen Gegenſatz treten. Profeſſor Troxler, Lehrer der Philoſophie in Luzern, wurde als Agitator der liberalen Jugend von dort vertrieben.

Die Revolution war lange vorbereitet und wartete nicht einmal auf die in Paris, denn ſchon am 21. April 1830 wurde die Oligarchie im Canton Teſſin, die unter Landammann Quadri zu ſchroff aufgetreten war, geſtürzt und die Regierung demokratiſirt. Und am 4. Juli, drei Wochen vor der Julirevolution, eröffnete der Berner Schultheiß Fiſcher die Tagſatzung mit einer beſorglichen Rede, worin er auf die Umtriebe derer hinwies, „die alles umzuwerfen verſuchten“.

Nach der Julirevolution begannen dieſe Umtriebe einen großartigen Charakter anzunehmen. Die Parteien rüſteten ſich, anfangs noch vorſichtig, aber zu deſto kräftigeren Schlägen. Am 22. September erließ der Vorort Bern im Geiſt jener frühern Fiſcher'ſchen Rede ein Kreisſchreiben an die Cantonsregierungen, worin er zu kräftigem Einſchreiten gegen die revolutionsſüchtige Partei aufforderte. Allein das Schreiben wurde ſogleich mit großer Kühnheit nicht nur von den liberalen Blättern kritiſirt, ſondern auch von der Züricher Regierung ſelbſt öffentlich mißbilligt. Dieſe Regierung des mächtigſten Cantons nächſt Bern trat freiwillig zuerſt auf die Seite der Oppoſition, und empfahl, im Widerſpruch mit Bern, auch den übrigen Cantonsregierungen Nachgibigkeit und zeitgemäße Reformen. Der große Rath von Zürich trat am 1. November zuſammen und beſchloß eine Umänderung der Verfaſſung, ſo daß künftig das Land (das bisher nur 82 Großräthe gewählt hatte, während die Stadt 132 wählte) eben ſo viele wie die Stadt wählen ſollte. Aber die Oppoſition verlangte mehr und richtete in einer großen Volksverſammlung zu Uſter am 22. September die Forderung an die Stadt, nur ⅓ Wahlen zu behalten und dem Lande ⅔ zu überlaſſen. Da gab die Stadt nach und ſchon am 14. December trat der neue große Rath mit einer Mehrheit vom Lande zuſammen. Das Vorrecht der Züricher Junker hatte aufgehört.

Die gleichen Scenen folgten nun faſt in allen Cantonen. Ueberall ſetzte die Oppoſition durch große Volksverſammlungen die Verfaſſungsreformen durch, und überall wurden die bisherigen ariſtokratiſchen Stadtregierungen durch die Demokratie des Landvolkes und der kleinen Städte geſtürzt. Im Canton Aargau wurde die erſte Volksverſammlung am 12. September zu Lenzburg gehalten und da ihr die Regierung noch nicht nachgab, am 7. November eine größere zu Wohlenſchwyl. Der Held derſelben, der Wirth Fiſcher von Meriſchwanden, machte die Forderungen im großen Rath zu Aarau geltend, wurde aber abgewieſen und verließ zornig die Verſammlung, um an der Spitze von 10,000 bewaffneten Bauern zurückzukehren, die am 7. December die Stadt ohne Widerſtand beſetzten und eine nun mehr demokratiſche Verfaſſung einführten. In Thurgau erzwang eine Volksverſammlung zu Weinfelden am 22. October die Reform; daſſelbe geſchah zu St. Gallen am 8., in Luzern am 22., in Solothurn am 26. Nov. Freiburg wurde durch eine große Volksverſammlung zu Murten 27. Nov., Waadtland durch einen großen Zuſammenlauf des Landvolks in Lauſanne am 18. December zur Reform gezwungen. Am ſchwerſten ſchien die ſtolze und mächtige Ariſtokratie von Bern zu überwinden, aber auch ſie wurde gebeugt. Die erſte Volksverſammlung wurde hier zu Burgdorf am 15. October abgehalten, drei Tage darauf brach ein Tumult in Pruntrut aus, wo man die dreifarbige Fahne aufſteckte und Miene machte, ſich an Frankreich anzuſchließen. In Bern ſelbſt wurden die Bürger unruhig und ſammelte ſich unzufriedenes Volk vom Lande. Um die Ordnung zu erhalten, wurde am 4. December eine Nationalgarde errichtet. Am folgenden Tage gab es große Volksverſammlungen zu Thun, Langenau, Sumiswald und Burgdorf. Ueberall traten die Bauern bewaffnet, als Milizen auf und nun wagte die ſtädtiſche Ariſtokratie keinen Widerſtand mehr; das alte berühmte Patriciat der Stadt und Republik Bern hörte auf, die Demokratie der Advokaten und Induſtriellen zog triumphirend in den Palaſt der Regierung ein.

Nur in Baſel blieb die Ariſtokratie länger zähe und gab nicht nach. Volksverſammlungen am 2. Januar 1831 in Muttenz, am 7. in Lieſtal forderten eine Volksreform. Bisher hatte die Stadt 90, das Land nur 64 Vertreter in den großen Rath geſchickt, jetzt verlangte das Landvolk $^2/_3$ der Wahlen und begann, als die Stadt nicht nachgab, dieſelbe zu blokiren. Allerlei böſes Geſindel lief hier zuſammen in der Hoffnung, vielleicht die reiche Stadt plündern zu können. Die Städter machten am 11. einen Ausfall und nahmen 80 Inſurgenten gefangen, erlitten aber am folgenden Tage vor Lieſtal eine Niederlage. Verſtärkt kehrten ſie am 15. zurück und nahmen Lieſtal ein, von wo aber alle Einwohner geflohen waren. Da ſchickte die Tagſatzung eine Commiſſion zur Vermittlung, aber die Stadt Baſel gab nicht nach und ächtete den Dr. Gutzwyler, das anerkannte Haupt von Land-Baſel. Nun drohten aber die Liberalen der andern Cantone, dem Landvolk zu Hülfe zu kommen und hielten eine große Volksverſammlung zu Wädiſchwyl ab. Ohne Zweifel hätten ſich ſofort Freiſchaaren gebildet und wäre Baſel von überlegenen und wilden Streitkräften überfallen worden, wenn die Städter nicht noch zu rechter Zeit eingelenkt und ſich am 8. Februar zuerſt zu Ertheilung einer Amneſtie, dann am 28. zu einer Verfaſſungsreviſion verſtanden hätten. Beides aber genügte dem Landvolk nicht, da die Amneſtie viele Ausnahmen machte. Gutzwyler wurde ſogar in contumaciam verurtheilt. Da verſammelten ſich am 18. Auguſt die Großräthe vom Lande in Lieſtal und ſetzten eine beſondere Regierung für das Land nieder. Die Städter zogen gleich am nächſten Tage wieder gegen Lieſtal aus und beſetzten es, gingen aber aus Furcht, von Baſel abgeſchnitten zu werden, wieder zurück. Die Tagſatzung ſchritt damals ein, ſchickte eidgenöſſiſche Truppen nach Baſel, befahl die Auflöſung der Regierung in Lieſtal und allgemeine Amneſtie. Die Städter ließen ſich die eidgenöſſiſche Beſatzung gefallen, gaben aber dem Landvolk nicht nach. Nun drängte ſich immer mehr der Gedanke einer politiſchen Trennung, einer Theilung des Canton Baſel in zwei auf, was freilich ſeltſam mit der Tendenz nach Centraliſation und Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesſtaat, wie ſie längſt bei den Reformfreunden in der Schweiz vorherrſchte, im Widerſpruch ſtand. Während man noch darüber ſtritt, proklamirte Stadt Baſel die Trennung eigenmächtig am 22. Februar 1832 und ſchon am 18. März conſtituirte ſich andrerſeits der neue Canton Baſel-Landſchaft.

In Neufchatel, welches als Erbe des Königs von Preußen zugleich ein Schweizer Canton war, hing die Ariſtokratie und ein großer Theil der Bevölkerung aufrichtig an Preußen, von dem der Canton immer nur Wohlthaten genoſſen hatte; dagegen bildete ſich unter der Fabrikbevölkerung von Lachauxdefonds eine revolutionäre Partei, die mit den Republikanern des nahen Frankreich ſympathiſirend die Rechte des Königs von Preußen nicht mehr anerkennen und den Canton demokratiſiren wollte. An der Spitze dieſer Partei bemächtigte ſich ein gewiſſer Bourguin des Schloſſes von Neufchatel, am 13. September 1831, wurde aber bald durch eidgenöſſiſches Aufgebot und durch den Zuzug der Royaliſten von Valengin wieder vertrieben. Unterdeß kam der preußiſche General v. Pfuel, vom König geſandt, den Oberbefehl im Canton zu übernehmen. Bourguin wagte noch einmal, am 17. December, ihn in Neufchatel zu belagern, wurde aber durch einen Ausfall zurückgeſchlagen und verließ den Canton.

Da um dieſe Zeit die Ausgleichung des Julithrons mit den übrigen Großmächten erfolgte und überall die Reaction wieder über die Revolution Meiſter wurde, bangten die Reformer in der Schweiz um ihre eigene Sache, um ſo mehr, da die alte Demokratie der katholiſchen Urcantone mehr Sympathie für Baſel und Neufchatel, als für die neue Demokratie der Fabrikanten und Advokaten in Bern und Zürich hatte. Man dachte daher auf gemeinſame Defenſive, auf Schutz, wenn etwa die geſtürzte Ariſtokratie mit dem Ausland und den Urcantonen im Bunde ſich wieder erheben wollte. Dies das Motiv des zuerſt am 25. September 1831 zu Langenthal gebildeten Schutzvereins und des am 17. März 1832 geſtifteten, noch viel wichtigeren ſ. g. Siebener-Concordats, eines engeren Bundes im Bunde der Eidgenoſſenſchaft, geſchloſſen von den ſieben liberalen Cantonen Bern, Zürich, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau. Die betheiligten Cantone gelobten ſich, einander mit den Waffen beizuſtehen, wenn auch nur in einem von ihnen die errungenen Freiheiten wieder angetaſtet werden ſollten, und, was noch wichtiger war, ſie erklärten, dieſes ihr Concordat ſolle nicht eher erlöſchen, als bis der Bundesvertrag der Eidgenoſſen revidirt ſeyn würde. Zugleich blieb der Schutzverein mit beſonderer Organiſation zur Aufbringung von bewaffneten Maſſen beſtehen. Das war ohne Zweifel eine offene Auflehnung gegen die Tagſatzung, ein Bruch des alten Bundes. Aber die Tagſatzung war nicht ſtark genug, einen ſo mächtigen Bund zu unterdrücken. Es kam nun zu einer Theilung in der ganzen Eidgenoſſenſchaft wie in dem kleinen Baſel. Die katholiſchen Urcantone hielten ſchon am 2. Mai zu Altorf eine Conferenz, um einen Gegenbund einzuleiten. Die Tagſatzung ſetzte zwar im Juli eine Commiſſion nieder, um eine Verfaſſungsreviſion zu berathen, aber die Gegenſätze waren unvereinbar. Im Auguſt wurde eine Verſchwörung der Berner Ariſtokratie entdeckt, an deren Spitze der vormalige Schultheiß Fiſcher ſtand, der mit ſechs andern großen Herrn verhaftet wurde. Am 14. September ſanktionirte die Tagſatzung mit geringer Stimmenmehrheit die eigenmächtig von Baſel vorgenommene Theilung; dagegen proteſtirten die Cantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis und Neufchatel. Am 2. October verſammelten ſich alle Schutzvereins-Ausſchüſſe im Bade Schinznach, um den Gegnern durch Drohungen Furcht einzujagen. Nun aber ſchloſſen am 14. November die fünf proteſtirenden Cantone, zu denen ſich noch Stadt-Baſel geſellte, den Sarner Bund als förmlichen Gegenbund gegen das Siebener-Concordat. In der erſten Hälfte des Jahres 1833 beſchäftigte ſich die Tagſatzung auf Antrieb des Concordats mit dem Entwurf einer Bundesreviſion, aber als derſelbe fertig war, wurde er im Juni durch die Mehrheit der Sarner Verbündeten und der Neutralen verworfen. Mehr als je waren nun die Parteien auf ſich ſelbſt angewieſen.

Die Conſervativen begingen den Fehler, da ſie nur in der Defenſive ſtark waren, zur Offenſive überzugehen, und den doppelten Fehler, es nur mit einer Minderheit von Streitkräften zu wagen. Sie, die altes Recht ſchützen wollten, durften nicht die erſten ſeyn, die Gewalt brauchten. Das hat ihnen unendlich geſchadet. Am 30. Juli 1833 fielen plötzlich die Schwyzer unter Abyberg ins Gebiet von Luzern ein und beſetzten Küßnacht, aber die Luzerner waffneten ſich und wurden ſogleich von allen Seiten unterſtützt. Abyberg wagte nicht weiter vorzugehen, ſondern zog ſich beim Anmarſch großer feindlicher Streitkräfte am 3. Auguſt wieder zurück. An demſelben Morgen des 3ten zogen 1400 Stadt-Basler unter Oberſt Burckhardt gegen Lieſtal aus, wurden aber im Dorfe Prattelen von den Land-Baslern, denen viele Freiſchärler, insbeſondere Polen zugezogen waren, von allen Seiten ſo kräftig beſchoſſen, daß der Oberſt verwundet, ein Oberſtlieutnant Landerer, Major Wieland (Sohn des greiſen Bürgermeiſters von Baſel) und mehrere andere Offiziere getödtet wurden. Im ganzen verloren die Städter an 160 Todte und Verwundete und mußten zurückfliehen. Die ganze Schweiz war in Aufregung gekommen und waffnete. Die Tagſatzung ließ Schwyz und Stadt-Baſel mit eidgenöſſiſchen Executionstruppen beſetzen und ſtellte die Ruhe her. Auch löſte ſie am 17. Auguſt den Sarnerbund auf und vollzog jetzt erſt die bisher noch von dieſem Bunde beſtrittene Theilung des Basler Staatsgutes zwiſchen Stadt und Land. Dr. Keller nahm dieſe Theilung mit ſolcher Genauigkeit vor, daß auch zuſammengehörige Dinge zerſtückt wurden. Dabei geſchah der Stadt Unrecht. Das aus Privatſtiftungen reicher Baſler entſtandene Univerſitätsgut wurde mit getheilt.

Von dieſem Zeitpunkt an gewann das Siebener-Concordat mit dem Schutzvereine, die Partei, die man ſeitdem die radicale genannt hat, ſichtlich die Oberhand. War die conſervative Partei auch ſtark genug, ſo hatte ſie ſich doch damals eines mißlungenen Gewaltſtreichs zu ſchämen und war gelähmt. Im Beginn deſſelben Jahres am 29. April war die neue, von der neuen Regierung mit großartigen Mitteln ausgeſtattete Univerſität in Zürich eröffnet worden. Eine ihrer erſten Zierden war der alte Oken, der ſeither unter dem Schutz König Ludwigs, aber ärmlich beſoldet, in München gelebt hatte. Die Univerſität wurde begreiflicherweiſe eine Wiege der ſ. g. Freiheit, eine ſyſtematiſche Abrichtung für den Fortſchritt. Doch hielt ſie darauf, den alten Ruhm der Züricher Wiſſenſchaftlichkeit zu bewahren. Die Häupter der Züricher Regierung, Dr. Keller und Melchior Hirzel, zogen alle ehrwürdigen alten Stiftungen ein, um die Univerſität reich zu dotiren. Der Bildungsſchwindel, der in Berlin dem monarchiſchen Princip diente, ſollte in Zürich dem demokratiſchen dienen. Zürich ſollte „Metropole der Intelligenz“ im liberalen Süden werden. Natürlicherweiſe mußte die Bildung dem ganzen Volke mitgetheilt werden. Deßhalb wurde in Zürich ein großes Schullehrerſeminar gegründet und zum Director deſſelben Scherr (ein Württemberger) gemacht, der Dieſterwegs Schule angehörend Bibel und Katechismus aus der Schule verbannen wollte. Abgeſehen von dieſen Verirrungen machte ſich die neue Züricher Regierung durch weiſe Anwendung der confiſcirten Stiftungen und Corporationsfonds verdient. Zürich erhielt ein ganz neues Anſehen durch die Pracht ſeiner öffentlichen Gebäude, den Umbau ſeines Hafens ꝛc. Der Bildungsſchwindel griff in allen radicalen Cantonen um ſich; überall entſtanden Schullehrerſeminare, in denen die „Selbſtbeſtimmung des Menſchen“ und die Bildung durch Philoſophie und Naturkunde als das neue Licht der alten Finſterniß der Kirche entgegengeſetzt wurde. Die Preſſe in ihrer zügelloſen Freiheit wetteiferte damals, den alten Kirchenglauben der Eidgenoſſen zu verhöhnen und drang in ſie, an die eigne Kirche die Brandfackel zu legen.

Die Radicalen im Aargau waren die wüthendſten Kirchenfeinde. Als hier im Februar 1832 der katholiſche Pfarrer Stockmann zwei Geſchwiſterkinder nicht trauen wollte, weil bei ſo naher Verwandtſchaft nach dem Kirchenrecht nur der heilige Vater ſelbſt diſpenſiren könne, wurde er ſogleich von der weltlichen Behörde ab- und ein anderer an ſeine Stelle geſetzt, der die Trauung wirklich vornahm. Salzmann, Biſchof der Basler Diöceſe, erklärte die Ehe, ſo wie die Amtsführung des Eindringlings für ungültig. Die Aargau'ſche Regierung ließ aber den letzteren in der Kirche fortamtiren und gab ihm zum Schutz gegen das Volk Landjäger bei, bis er ſelbſt es räthlicher fand, zurückzutreten und vor dem Biſchof Abbitte zu thun. So brutal griff hier eine Winkelregierung in die ewigen Geſetze der Kirche ein. Die radicale Regierung in Luzern, zwei Brüder Pfeiffer und ein Arzt, Dr. Steiger, an der Spitze, ſetzte mit eben ſo viel Frechheit den katholiſchen Pfarrer Huber ab, weil er gegen die unchriſtliche Preſſe gepredigt hatte, und begünſtigte eine neue Schulanſtalt Fröbels, die mitten im katholiſchen Lande für den Unglauben Propaganda machte. Auch in St. Gallen wurde der radicale Pfarrer Helbling, Todfeind ſeiner eignen Kirche, eben deßhalb in den kleinen Rath gewählt, und zwei ihm anhängende Brüder Fuchs, der eine, obgleich ganz unwiſſend, nach Verdrängung eines würdigeren, über die berühmte St. Galler Bibliothek geſetzt, der andre als Profeſſor nach Luzern berufen. Beide aber erkannten ſpäter ihre Unfähigkeit und traten zurück. In St. Gallen, wie in Graubündten, war nach dem Tode des letzten Biſchofs von Chur, dem die katholiſchen Theile beider Cantone untergeben waren, das biſchöfliche Gut von der weltlichen Regierung eingezogen worden. Ein neuer Biſchof war noch nicht ernannt, weil jeder Canton ſeinen eignen haben wollte (oder lieber gar keinen).

Unter dem Vorwand nun, die mancherlei katholiſchen Streitfragen zu erledigen und das Beſte der Kirche wahrzunehmen, lud die radicale Luzerner Regierung die mit ihr einverſtandenen Regierungen von St. Gallen, Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Baſelland zu einer Conferenz nach Baden im Aargau ein, die am 20. Januar 1834 zuſammentrat und einen Metropolitanverband für die ganze Schweiz, eine neue Vertheilung der Bisthümer, und im Uebrigen 14 Artikel vorſchlug, die alle als Waffen des Staats gegen die Kirche gebraucht werden ſollen, und worunter die ſtrengſte Handhabung des placet, die vollkommenſte Unabhängigkeit ehelicher Verbindungen von kirchlichen Einſprachen, die gleiche Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und die wechſelſeitige Unterſtützung der Regierungen, wenn je eine mit der Kirche in Streit käme, die Hauptpunkte waren.

In demſelben Winter am Neujahr 1834 wurde Melchior Hirzel als Regierungschef des Vororts Zürich auch Präſident der Tagſatzung. Die Tagſatzung wechſelte nämlich ihren Sitz zwiſchen den drei Vororten Bern, Zürich, Luzern, und das jeweilige Regierungshaupt im Vorortscanton hatte der Tagſatzung zu präſidiren. Hirzel war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Körperlänge, mit einer lächerlichen Mädchenſtimme, ein gutmüthiger Narr, der nicht einmal wußte, wie gefährlich ſein im Grunde wohlgemeinter „Fortſchritt“ ſey und wie viel Unheil er damit anrichten würde. In ſeiner Einfalt bildete er ſich ein, eine allgemeine Republicaniſirung Europa's von der Schweiz aus ſey eben ſo möglich, wie eine allgemeine Abſchaffung des Chriſtenthums und Erſetzung deſſelben durch die moderne Schulphiloſophie. Auch war er mit ſeinen ausſchweifenden Hoffnungen nichts weniger als zurückhaltend. Unter einem ſolchen Regenten der Schweiz glaubten die politiſchen Flüchtlinge ſich etwas herausnehmen zu dürfen. Schon im Frühjahr

1833 hatten die Polen, die von der franzöſiſchen Regierung in dem Süden Frankreichs vertheilt worden waren, von Beſançon aus einen Zug unternommen, der mit dem Frankfurter Attentat in Verbindung ſtand und daſſelbe unterſtützen ſollte. Ein deſperater Streich der müßigen Polen, ohne alle Ausſicht auf Erfolg. Der Plan war, Neufchatel zu überfallen, hier die preußiſche Regierung zu ſtürzen, ſich Waffenvorräthe zu verſchaffen und mit ſo viel Freiſchärlern, als man anwerben könne, den Rhein abwärts alles revolutionirend gegen Frankfurt zu ziehen. Aber es kam nicht ſo weit, die Polen verfehlten den Weg und kamen ſtatt auf das Neufchateler Gebiet, ins Berniſche, wo ſie den guten Rath erhielten, nicht weiter zu gehen. Sie wurden von den Radicalen in der Schweiz unterſtützt und Frankreich zeigte ſich geneigt, ſie wieder aufzunehmen, da die deutſchen Mächte ihre Ausweiſung verlangten. Aber im Vertrauen auf den geheimen Schutz, den ſie bei den radicalen Schweizer Regierungen fanden, wagten ſie eine zweite eben ſo freche Demonſtration wie die frühere. Außer den Polen und vielen deutſchen Flüchtlingen befanden ſich damals in der Schweiz auch eine große Menge geflüchteter Italiener, unter ihnen Joſeph Mazzini von Genua, der ſchlaueſte und verwegenſte aller radicalen Parteigänger der Neuzeit. Obgleich es ihm wohlbekannt war, daß einzelne ſchwache Erhebungen in Italien keinen Erfolg haben konnten, ſondern durch Oeſterreichs Militairmacht immer raſch wieder unterdrückt werden mußten, ſo dienten ihm die immer wiederholten Inſurrectionen, wenn auch immer mißlingend, doch zu fortwährender Allarmirung Italiens. Er wollte den Oeſterreichern keine Ruhe gönnen und die Jugend Italiens in ſtarker Spannung halten. Deshalb verabredete er einen bewaffneten Einfall in Savoyen, der ſich vom Gebirge dann gegen die Ebene der Lombardei ausbreiten ſollte. Die tapfern Polen ſollten dazu benutzt werden, ſo lange ſie noch in der Schweiz verweilten. Als Anführer der Expedition ließ ſich Ramorino um 40,000 Franken dingen. Am 1. Februar 1834 ſollte Genf überrumpelt und alle

Waffenvorräthe dort zur beſſern Ausrüſtung des Zuges weggenommen werden. Aber die Genfer Regierung war auf ihrer Hut, ließ ein Schiff voll Deutſcher vom See her nicht landen und hielt auch die Polen zu Lande ab. Dieſe mit Italienern, Franzoſen und Deutſchen vermiſcht, brachen nun zwar in Savoyen ein, fanden aber nirgends Anklang, und wurden von Ramorino in den Gebirgsthälern irre geführt, bis er ſelbſt keinen Rath mehr wußte und die Seinigen heimlich verließ, die nun wieder umkehrten. Wie unwichtig der Vorfall an ſich war, ſo machte er doch ungeheures Aufſehen wegen der Verwegenheit der Flüchtlinge und wegen der Saumſeligkeit der Schweizer Behörden, die ihn nicht gehindert hatten. Die Tagſatzung ſprach ihre Mißbilligung des Savoyer Zuges aus und beſchloß, die bekannten Theilnehmer auszuweiſen. Die unbekannten aber durften bleiben und Mazzini hatte die Frechheit, jetzt erſt in ſeinem Aſyl zu Grenchen im Canton Solothurn die geheime Verbindung des „jungen Europa“ zu ſtiften, die, aus Flüchtlingen aller Nationen beſtehend, alle revolutioniren ſollten. Ja, die deutſche Section dieſer Verbindung wagte Ende Juli im Steinhölzle bei Bern eine offene Kundgebung, indem hier von 150 deutſchen Flüchtlingen und Handwerksgeſellen eine ungeheure deutſche Fahne aufgepflanzt, und die zu dieſem Zweck beigebrachten kleinen Fahnen mit den Farben aller beſtehenden deutſchen Regierungen zerriſſen und mit Füßen getreten wurden. Jetzt riß auch der Diplomatie die Geduld und ſie that ernſte Schritte, dem Unweſen der Flüchtlinge in der Schweiz zu ſteuern. Oeſterreich brach allen Verkehr mit der letztern ab, die deutſchen Mittelſtaaten drohten und Baden rüſtete. Allein dieſe Maßregeln wurden bald wieder aufgehoben, indem der engliſche Geſandte die Vermittlung übernahm und die Schweiz ſich entſchuldigte und künftig mehr Vorſicht verſprach.

Die Radicalen hatten leichtes Spiel, weil England ſich ihrer annahm und auch Frankreich damals ſie noch als ſeine natürlichen Bundesgenoſſen den nordiſchen Mächten gegenüber behandelte. Oeſterreich aber, das an Italien genug zu hüten hatte, nicht auch noch in Kampf mit der Schweiz oder mit Frankreich wegen der Schweiz gerathen wollte.

Damals verſuchte Neufchatel ſeine völlige Trennung von der Eidgenoſſenſchaft bei der Tagſatzung durchzuſetzen; aber die Schweiz wollte dieſen Canton nicht aufgeben, weil er den Franzoſen den Eingang zur Schweiz verſchließt, ihr alſo von größter Wichtigkeit iſt.

Damals wurde auch, nachdem alle Bemühungen, eine allgemeine Bundesuniverſität für die ganze Schweiz zu begründen, an der Eiferſucht der Cantone geſcheitert waren, den Zürchern zum Trotz eine neue Univerſität in Bern eröffnet, die, was ihr an wiſſenſchaftlichen Leiſtungen abging, durch radicale Energie erſetzen ſollte. Ihr erſter Rector war Wilhelm Snell, der berüchtigte Wühler aus Naſſau, radical bis zum Wahnſinn und zugleich ein Trunkenbold, der moraliſche Vergifter jener ſtolzen Berner Jünglinge, auf denen das Auge ſonſt ſo gerne verweilte wie auf der herrlichen Jugend von Tirol. Snells Bruder Ludwig und der bekannte deutſche Flüchtling Siebenpfeiffer erhielten gleichfalls Profeſſuren. Die eigentlichen Machthaber in Bern waren aber damals nicht jene zwei fremden Brüder Snell, ſondern zwei einheimiſche Brüder Schnell, die von Burgdorf aus die Revolution gegen die Hauptſtadt gemacht hatten. Zwiſchen beiden, der Fremdenpartei an der Univerſität, und der Landespartei der Schnelle kam es bald zu Reibungen, denn die letzteren wollten nicht ſo weit gehen wie die erſteren, und ſich nicht zu ihren, dem Canton und der Schweiz überhaupt fremden Zwecken mißbrauchen laſſen.

Wenn die Bundesreform bisher auch geſcheitert war, ſo wurde doch fortwährend für ſie gewühlt und wurden auch auf der Tagſatzung Neuerungen durchgeſetzt, die eine künftige Centralregierung der Schweiz wenigſtens vorbereiteten. So die gleiche Uniformirung aller Schweizer Milizen, die gleiche eidgenöſſiſche Fahne, gleiches Maaß und Gewicht (1835).

Mittlerweile hatte ſich die katholiſche Partei wieder gefaßt und begann Demonſtrationen gegen die Badener Beſchlüſſe. Der Biſchof von Baſel proteſtirte feierlich dagegen, die katholiſche Bevölkerung von St. Gallen ſtimmte mit großer Mehrheit gleichfalls dagegen. Ein päpſtliches Breve vom 17. Mai 1838 erklärte ſie für ketzeriſch. Im Uebrigen aber hatte Papſt Gregor XVI. eben damals dem Wunſch der Schweizer Regierungen nachgegeben, und nachdem er ſchon den Biſchof Boſſi in Chur für Graubündten und St. Gallen zugleich ernannt, nachträglich noch die Errichtung eines beſondern Bisthums in St. Gallen zugegeben und hier den Biſchof Mirer eingeſetzt. Der Streit über die Badener Beſchlüſſe wurde am hitzigſten in Aarau. Hier wies die Regierung das proteſtirende Schreiben des Biſchofs von Baſel zurück und ſetzte eine Erklärung auf, die auf allen katholiſchen Kanzeln verleſen werden ſollte. Die Pfarrer weigerten ſich und augenblicklich verfügte die Regierung Geldbußen, Amtseinſtellung, ſogar Gefängniß gegen ſie, trug auf gänzliche Trennung des Cantons vom Bisthum Baſel an und legte den katholiſchen Prieſtern einen neuen Eid auf, worin ſie ſich zum unbedingten Gehorſam gegen den Staat verpflichten ſollten. Da dieſer Eid von faſt allen Geiſtlichen verweigert wurde, ſchickte die Regierung Truppen in die katholiſchen Bezirke. Dieſe aber verhielten ſich ganz ruhig und ließen alles über ſich ergehen. Da begann ſich doch die kleine freche Regierung vor den übrigen Eidgenoſſen und vor dem Ausland zu ſchämen, zog die Truppen wieder zurück und modificirte den Eid durch eine authentiſche Interpretation, die der Biſchof gelten ließ.

Anders verhielt ſich die katholiſche Bevölkerung des zum Canton Bern gehörigen Jura. Hier wurde eine Petition gegen die Badener Beſchlüſſe mit 8000 Unterſchriften bedeckt. Zu Pruntrut wurde offen eine Lostrennung von Bern gewünſcht, und man pflanzte hier und in vielen Gemeinden ſ. g. Religionsbäume, d. h. die von Frankreich entlehnten Freiheitsbäume, nur nicht mit der rothen Mütze, ſondern mit einem Kreuze gekrönt. An der Spitze dieſer religiöſen Bewegung ſtand Decan Cuttat in Pruntrut. Aber die

Berner Regierung war ſo entſchieden, wie die Aargauer, und überſchwemmte den katholiſchen Jura mit Truppen. Nun aber ſchritt Frankreich ein, mit dem in der Napoleoniſchen Zeit das Gebiet von Pruntrut vereinigt geweſen war und das die dortigen Sympathien pflegte. Ludwig Philipp ließ der übermüthigen Berner Regierung erklären, wenn ſie nicht ſofort die Mißhandlung der Katholiken im Jura einſtelle und ſich mit dem Papſt verſtändige, werde er Pruntrut beſetzen laſſen. Da gab Bern nach und auch die andern bequemten ſich, Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Nuntius, de Angelis, hatte damals eben Luzern verlaſſen und ſich in Schwyz niedergelaſſen, weil die Luzerner Regierung ihm jede Ausübung geiſtlicher Gerichtsbarkeit unterſagte.

Inzwiſchen dauerte der Unfug der Fremden in der Schweiz immer fort. Die Regierungen verſicherten, allen Forderungen der Großmächte ſey Genüge geleiſtet, die gefährlichen Flüchtlinge ſeyen ausgewieſen, aber ſie verweilten fortwährend in der Schweiz, insbeſondere Mazzini. Der Mord eines deutſchen Studenten, Namens Leſſing, in Zürich bewies, wie thätig die revolutionäre Propaganda noch war, denn Leſſing wurde nur ermordet, weil man Verrath von ihm beſorgte. Im Sommer 1836 war eine Wiederholung des Frankfurter Attentats im Werke, wurde aber durch die Verhaftung von 21 deutſchen Verſchwornen verhütet. Da miſchte ſich die Diplomatie abermals ein und verlangte aufs ernſtlichſte von der Schweiz, daß ſie den Demagogen keinen Vorſchub mehr leiſte. Da dies nun in die Zeit fiel, in welcher Ludwig Philipp das Werk der Reaction in Frankreich gerade ſo weit geführt hatte, um endlich das Vertrauen der alten Dynaſtien in ganz Europa zu gewinnen, ſo wurde auch ihm der Auftrag, die Schweiz in die Zucht zu nehmen. Wir brechen daher hier ab, um auf den Gegenſtand zurückzukommen, wenn wir von Frankreich handeln werden.

Auch nach Italien hinüber hatte ſich die mit der Julirevolution begonnene Erſchütterung erſtreckt. Bis dahin hatte dieſes ſchöne, aber wenig glückliche Land ſeit der Aufregung im Jahr 1821 Ruhe genoſſen. Zu Rom war der ehrwürdige Pius VII. 1823 verſchieden, ihm folgte Cardinal della Genga als Leo XII., damals ſchon 74 Jahre alt und von ſtrengen Grundſätzen, der die Carbonari unter ſeiner ſchweren Hand nicht aufkommen ließ, deshalb aber von der ganzen Bewegungspartei grenzenlos gehaßt wurde. Bald nach ſeinem Tode 1829 begann nun unter ſeinem Nachfolger, Cardinal Caſtiglione, der ſich Pius VIII. nannte, die neue Aufregung in Folge der Julirevolution, es kam aber noch zu keinem offenen Ausbruch. Der hochbetagte heil. Vater ſtarb ſchon 1831 und ihm folgte Cardinal Capillari als Gregor XVI., unter dem der erſte Sturm zu toben anfing.

Noch während des Conclaves, ehe der neue Papſt gewählt war, und gerade weil in dieſer Zeit keine feſte Autorität im Kirchenſtaate hergeſtellt und die hohen Prälaten in Rom verſammelt waren, brachen die Inſurrectionen in den Provinzen aus. Sie waren geleitet von den Carbonari und hatten wie die früheren den Umſturz der geiſtlichen Regierung in Rom und der alten Dynaſtien in den übrigen italieniſchen Staaten zum Zweck. Ihr letzter Gedanke war die Einheit Italiens, über die Mittel aber war man ſich nicht klar. Einige dachten noch mit Conſtitutionen auszukommen, andere erklärten ſich ſchon mit mehr Entſchiedenheit für die Republik, und da man auf franzöſiſche Hülfe rechnete, ſo legte man Werth darauf, napoleoniſche Erinnerungen einzuflechten.

Nur zufällig erfolgte die erſte Erhebung in Modena. Hier wurde Herzog Franz, der wegen ſeinem Duodez-Abſolutismus und harter Verfolgung aller liberalen Inſtitutionen und Ideen äußerſt verhaßt war, darauf aufmerkſam gemacht, daß ſein Günſtling Menotti, Chef der geheimen Polizei, ſelbſt ein Verſchwörer ſey, und ließ in der Nacht des 3. Februar 1831 das Haus, worin dieſer mit ſeinen Conſorten gerade verſammelt war, umzingeln und mit Kanonen zuſammenſchießen. Menotti entging dem Tode und wurde gefangen, fand aber ſo viel Theilnahme bei der Bevölkerung, daß der Herzog Angſt bekam und auf und davon floh. Hierauf bildete ſich in Modena eine proviſoriſche Regierung, welcher der Advokat Nardi präſidirte.

Nun hielten die Verſchworenen auch im Kirchenſtaat nicht mehr zurück. Schon am 5. Februar umringten junge Leute zu **Bologna** den Palaſt des päpſtlichen Prolegaten und zwangen ihn, einer bereits vorbereiteten proviſoriſchen Regierung Platz zu machen. Da faſt die ganze Bevölkerung der großen Stadt für die Neuerung war, blieb ihm nichts übrig, als ſich zurückzuziehen. An demſelben Tage kam von Rom die Nachricht an, am 2. ſei der neue Papſt gewählt worden, was aber die raſche Verbreitung des Aufſtandes nicht mehr verhinderte, eher beſchleunigte. Am 9. Februar conſtituirte ſich auch zu Peſaro eine proviſoriſche Regierung, am 12. wurde die Wittwe Napoleons, Erzherzogin Marie Luiſe, aus ihrem kleinen Herzogthum Parma vertrieben; am 14. ſtand das Volk in Ferrara auf und ſetzte unter den Kanonen der Oeſterreicher, welche die Citadelle beſetzt hatten, eine proviſoriſche Regierung ein. Am 17. bemächtigte ſich das Volk der Feſtung Ancona, am 18. hatte auch Perugia ſeine proviſoriſche Regierung. Am 23. zogen 600 piemonteſiſche Flüchtlinge bewaffnet von Lyon aus, um auch vom Norden her Italien zu inſurgiren, ſie wurden aber von franzöſiſchen Truppen eingeholt und zur Umkehr gezwungen, weil Ludwig Philipp wegen Italien keinen Krieg mit Oeſterreich, dem die nordiſchen Mächte beigeſtanden haben würden, anzufangen Luſt hatte, und auch weil in die italieniſche Inſurrection napoleoniſche Ideen geworfen worden waren. Schon am 14. September 1830 hatte Joſeph Napoleon, der vormalige König von Spanien, als Aelteſter der Napoleoniden in deren Namen von Amerika aus, wo er lebte, gegen die von Ludwig Philipp wiederholte Verbannung derſelben vom franzöſiſchen Boden proteſtirt und ſeine Tochter mit **Napoleon Ludwig**, dem älteſten Sohn des ehemaligen

Königs von Holland (Louis Napoleon) vermählt, demjenigen Napoleoniden, der nach dem damals noch lebenden Herzog von Reichſtadt die Anſprüche auf den franzöſiſchen Kaiſerthron erbte. Dieſer junge Mann, damals 27 Jahre alt, lebte in Rom bei ſeinem Vater und ließ ſich ſchon hier in die italieniſche Verſchwörung ein, weshalb er vom Papſt ausgewieſen wurde. Er brachte den Winter über mit ſeinem jüngeren Bruder Karl Ludwig Napoleon, damals 23 Jahre alt, in Florenz zu, von wo aus ſie mit Menotti verkehrten. Als nun im Anfang Februar die Revolution ausbrach, reiſten die beiden Brüder heimlich nach Spoleto und traten hier öffentlich zu den Inſurgenten über, mit Begierde die erſte Gelegenheit ergreifend, um ſich in die Weltgeſchichte einzuführen, ohne zu fragen, ob es klug ſey, nur dem Muthe ihres Blutes folgend.

Der neue Papſt verfehlte nicht, den Inſurgenten Frieden zu predigen, aber ſein Unterhändler Cardinal Benvenuti wurde nicht gehört und gefangen nach Bologna geführt. Hier eröffnete der Advokat Vicini am 26. Februar einen großen ſ. g. italieniſchen Nationalcongreß, woraus hervorging, daß alle Italiener in die Revolution hineingezogen werden ſollten und daß ihr Ziel die Einheit Italiens ſey. Zugleich ſuchte General Zucchi, der früher unter Napoleon gedient und nachher öſterreichiſcher Feldmarſchalllieutenant geworden war, eine italieniſche Armee auszurüſten. Aber Oeſterreich fuhr blitzſchnell drein. Schon am 5. März rückten die vorgeſchobenen Corps einer öſterreichiſchen Armee unter Frimont ins Modeneſiſche, an den folgenden Tagen in Ferrara und Parma ein und überall flohen die Inſurgenten. Nur ein unbedeutendes Scharmützel fiel vor bei Novi. Vergebens ſuchte Zucchi in Bologna den Muth zu beleben und eine Armee zuſammenzubringen, alles war durch die Raſchheit der Oeſterreicher tödtlich gelähmt. Vicini wollte jetzt nachgeben und unterhandeln. Zucchi wüthete gegen ihn, da dankte er eilends ab. Frimont nahte und zog, da alles floh, am 21. ſchon in Bologna ein. Nun lieferte zwar Zucchi den Oeſterreichern auf dem Rückzug bei Rimini ein kleines Gefecht, am 25., mußte aber ſogleich weichen. Auch eine ſehr feſte Stellung bei Cattolica mußte er freiwillig wieder verlaſſen, weil ſeine Leute nicht Stand hielten. „Für Memmen gibt es keine ſtarke Poſition,“ rief er zornig aus und zog ſich hinter die Mauern Anconas zurück, hier aber war ſchon durch General Armandi, der zu rechter Zeit eingelenkt hatte, mit dem Papſt capitulirt worden, und mit genauer Noth entkam Zucchi noch auf einem Schiffe; aber die Oeſterreicher fingen ihren deſertirten Feldmarſchalllieutenant auf dem adriatiſchen Meere auf und warfen ihn jenſeits der Alpen in einen deutſchen Kerker. Am 27. zogen die Oeſterreicher unter Geppert in Ancona ein, die letzten Inſurgenten capitulirten unter Sercognani in Spoleto am 30. und der ganze Aufſtand war beſeitigt.

Unter den Flüchtlingen jener Unglückstage befanden ſich auch die napoleoniſchen Brüder. Der ältere ſtarb nach kurzer Krankheit, die ihm die ungewohnten Strapazen ſollen zugezogen haben, unterwegs in Forli am 17. März. Man rühmte an ihm eine edle und feurige Natur. Seine Mutter, die Königin Hortenſe, war in zärtlicher Sorge den Söhnen nachgereist, fand aber nur den jüngſten wieder, den ſie in ihrem Gefolge als Diener verkleidet glücklich rettete.

Nun folgten überall wieder Reactionen, die ſtärkſte in Modena, eine mildere in Parma und im Kirchenſtaat. Der Papſt erfreute ſich vom neuen König der Franzoſen derſelben Huld, wie von Oeſterreich und folgte gerne ihren Rathſchlägen. Ludwig Philipp aber rieth zur Milde, damit Italien beruhigt und er nicht von der franzöſiſchen Nation gedrängt würde, den Oeſterreichern Krieg zu erklären. Die Rückſicht, die desfalls Oeſterreich auf Frankreich nahm, war ſo groß, daß es im Mai Ancona und im Juli den ganzen Kirchenſtaat wieder räumte, mit Ausnahme der Citadelle von Ferrara. Aus Rückſicht auf Frankreich erließ auch der Papſt am 5. Juli ein Edict, worin er dem Volke Verbeſſerungen in der Verwaltung ankündigte. Da die päpſtlichen Caſſen leer und die Provinzen ſchwierig und verarmt waren, ſah ſich der h. Vater zu der unerhörten Maßregel gezwungen, beim Juden (Rothſchild) 3 Millionen Scudi zu entlehnen.

Die Verbeſſerungen in der Verwaltung und Juſtiz wurden angenommen, genügten aber den Provinzen nicht. Die Inſurgenten erhoben wieder das Haupt, weil ſie meinten, Oeſterreich fürchte ſich vor Frankreich. Die Beruhigungsverſuche des franzöſiſchen Geſandten St. Aulaire beſtärkten ſie nur in dieſem Wahn. Zu Bologna wurde ſogar ſchon wieder eine große Volksverſammlung gehalten und die Einberufung eines neuen Congreſſes auf den 5. Januar 1832 beſchloſſen, der dem Papſt Vorſchläge machen und Bedingungen ſtellen ſollte. Der Papſt ließ unter Barbieri zu Rimini und unter Zamboni in Ferrara Truppen ſammeln, denen aber die Nationalgarde von Bologna unter General Patuzzi entgegenmarſchirte. Am 20. Januar ſtießen ſie bei Ceſena aufeinander. Nach kurzem Gefecht wichen die Nationalgarden, die päpſtlichen Truppen aber, ein ſchnell zuſammengerafftes Geſindel, worunter Banditen und Räuber, plünderten Ceſena und übten arge Greuel an den Einwohnern, ebenſo am folgenden Tage zu Forli, wo 23 Perſonen jedes Alters und Geſchlechts von ihnen ermordet, 41 verſtümmelt oder verwundet wurden. Cardinal Albani, des Papſtes Stellvertreter, war Zeuge und konnte es nicht hindern, wagte nun aber die Truppen nicht weiter gegen Bologna vorrücken zu laſſen, weil ihre Schandthaten ganz Italien empört hatten. In dieſer Noth mußten die Oeſterreicher wieder helfen und General Hrabowski kam mit einem Corps derſelben, theils um Bologna zu unterwerfen, theils um die päpſtlichen Truppen ſelbſt im Zaume zu halten, die da, wo keine Oeſterreicher waren, z. B. in Ravenna, noch manche Rohheiten begingen.

Dieſer zweite Einmarſch der Oeſterreicher erhitzte die Oppoſition in Paris und wenn Ludwig Philipp etwas Schlimmeres vorbeugen wollte, mußte er dießmal eine Demonſtration machen. Aber er that es ſo ungern und ſo ſehr nur zum Schein, daß ſie mit Oeſterreich heimlich konnte verabredet werden. Genug wenn man der franzöſiſchen Nation nur ſagen konnte, die Oeſterreicher ſind nicht allein in den Kirchenſtaat eingerückt, der König der Franzoſen iſt wachſam geweſen und hat ſogleich auch Franzoſen hineingeſchickt, um den Oeſterreichern die Stange zu halten. Noch wußte niemand, was verabredet worden war, als plötzlich in der Nacht auf den 23. Februar eine kleine franzöſiſche Flotte vor Ancona erſchien und Truppen ausſetzte, die unter Oberſt Combes, als die Thore nicht gleich geöffnet wurden, dieſelben mit Aexten einſchlugen, eindrangen und ſich des Platzes bemeiſterten. Das ſah nun ſehr kriegeriſch und wie eine Unterſtützung der italieniſchen Oppoſition aus; bald aber kamen noch durch widrige Winde zurückgehaltene franzöſiſche Schiffe mit dem commandirenden General Cubières nach, der die Handlungsweiſe ſeines Oberſten desavouirte, die päpſtlichen Behörden wieder einſetzte und die Männer der Oppoſition von ſich wies. Die letzteren legten indeß ſeine Zurückhaltung nur als eine vorläufige aus und hofften von der Beſetzung Anconas durch Franzoſen ſo viel für ihre Sache, daß in Bologna ſelbſt und unter den Augen Hrabowſkis das Volk einen Aufſtand verſuchte in dem Augenblick, in welchem die erſten päpſtlichen Truppen unter Zamboni, die ſich häßlich in Ravenna aufgeführt hatten, dort einrückten. Zamboni und Hrabowſki ſelbſt bekamen Steinwürfe. Aber der letztere hatte, Menſchlichkeit mit Strenge verbindend, den genialen Einfall, einem böhmiſchen Regiment auf italieniſch zu befehlen, es ſolle feuern, auf böhmiſch aber den Befehl ſogleich zu widerrufen. Wie nun die Bologneſer das Commandowort Feuer hörten, liefen ſie davon und die Ordnung wurde ohne Blutvergießen hergeſtellt. Am 2. Mai rückten päpſtliche Truppen auch in Ancona ein und beſetzten den Platz gemeinſchaftlich mit den Franzoſen, ſo daß Jedermann erkannte, Ludwig Philipp thue in Italien nichts anders, als was der Kaiſer von Oeſterreich auch that, nämlich er ſchütze die Herrſchaft des Papſtes gegen die Revolution. Am 21. Juni erließ der Papſt eine Bulle gegen die Inſurgenten in einem feſten und ſtolzen Tone.

Seitdem war wieder Ruhe in Italien. Der Papſt, im eigenen Lande von Revolution bedroht, erklärte ſich entſchieden auch gegen alle andern Revolutionen, namentlich gegen die inſurgirten Polen und gegen die Partei im franzöſiſchen und belgiſchen Klerus, die, von Lamennais geleitet, eine Allianz der römiſchen Kirche mit der Demokratie verlangte. In ſeinem merkwürdigen encycliſchen Schreiben vom 15. Auguſt 1832 warnte Gregor XVI. die kirchlichen Enthuſiaſten, ſie ſollten ja nicht an neue Mittel denken, die nur vermeintlich alte und baufällige Kirche zu ſtützen. Die Kirche habe keine Wiedergeburt nöthig, ſie ſey ewig jung, immer die gleiche.

Merkwürdigerweiſe wurden Neapel und Sardinien damals durch keine Revolutionen erſchüttert. In Neapel ſtarb der alte König Ferdinand I. (IV.) am 8. November 1830 und ihm folgte ſein erſt 21jähriger Sohn Ferdinand II., der mehrfache Verbeſſerungen einführte und politiſche Gefangene begnadigte. In Sardinien ſtarb König Karl Felix am 27. April 1831 und ihm folgte Karl Albert, Prinz von Carignan, ohne daß von Seite Oeſterreichs Einſpruch gegen dieſe Thronfolge erhoben worden wäre. Der neue König, an dem eine böſe Erinnerung haftete, befand ſich in einer bittern Klemme zwiſchen Oeſterreich, das er beſtändig fürchten mußte, und dem Liberalismus, den er verrathen hatte und der ihm doch ſeit der Julirevolution wieder eine ſehr brauchbare Waffe ſchien. Großes Aufſehen erregte der Brief des damals noch jungen Joſeph Mazzini, der Karl Albert aufforderte, Italien vom Joche der Fremden zu befreien und zu vereinigen.

Im Jahre 1837 kam die Cholera nach Italien und richtete um ſo mehr Verheerungen an, als an den meiſten Orten die Aerzte ſelbſt aus Feigheit flohen. Am ſchrecklichſten wüthete ſie in Sicilien, wo deßhalb auch Unruhen ausbrachen.

Vierzehntes Buch.

Das Bürgerkönigthum in Frankreich.

Der neue Bürgerkönig in Paris ſpielte die angenommene Rolle mit gutem Glücke fort. Frankreich blieb noch lange in der Täuſchung, es habe den beſten Theil erwählt. Das Ausland accommodirte ſich, weil Ludwig Philipp den legitimen Großmächten das Beſte verſprach. England unterſtützte ihn, weil er den engliſchen Candidaten in Belgien duldete und ſich überhaupt der Vormundſchaft Englands fügte. Rußland ließ ſich ihn am Ende gefallen, um in Polen freie Hand zu haben. Preußen allein konnte keinen Krieg anfangen wollen, Oeſterreich noch viel weniger. Die ältere Linie der Bourbons war Oeſterreich von Anfang an feindlich geſinnt geweſen, und auch gegen deſſen Willen auf den Thron gelangt. So wurde denn Frankreichs neuer illegitimer König von den Großmächten anerkannt. Eine Thatſache, die Jedermann den Umſtänden ganz angemeſſen fand, die aber das ganze bisherige Programm der europäiſchen Congreſſe und das Prinzip der Legitimität beſeitigte, um fortan die Politik der jeweiligen Convenienz zur ausſchließlichen Geltung zu bringen. Spanien wollte anfangs die neue Ordnung der Dinge in Frankreich nicht anerkennen. Da gab Ludwig Philipp den liberalen Flüchtlingen Mina, Valdez ꝛc. Geld und Waffen zu einem Inſurrectionsverſuch. Aus Furcht erkannte ihn nun Spanien an, und augenblicklich ließ er auch wieder die armen Flüchtlinge im Stich.

Ludwig Philipp war voll ſchlauen Verſtandes und beobachtete die ruhige Haltung, die ein vollkommenes Sicherheitsgefühl zur Schau trägt. Nur in ſeinem Miniſterium begann ein auffallendes Wechſeln und Wogen, woran man erkannte, wie mühſam es dem juste milieu wurde, das Gleichgewicht zwiſchen den liberalen, mehr rechts oder mehr links abweichenden Nuancen zu halten. Um die innern Lärmer zu beruhigen, die immer noch mehr republikaniſche Inſtitutionen wollten, und um dem Ausland mit unermeßlicher Popularität imponiren zu können, mußte er ſeine Miniſter links ſuchen. Um aber eine feſte Regierung möglich zu machen und dem Ausland zu zeigen, daß man ihm gehorche, mußte er ſie wieder ein wenig rechts ſuchen, je nach den Vorfällen des Tages. Daß ſein Zug ſtetig nach rechts ging, und die Linkswendungen ihm nur durch die Umſtände abgenöthigt wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Er war desfalls viel weniger aufrichtig conſtitutionell, wie Ludwig XVIII. zur Zeit des Miniſteriums Decazes.

Das erſte Miniſterium des neuen Königs, Dupont de l'Eure an der Spitze, Laffitte, Gérard, Molé, Guizot, Broglie, Louis, Sebaſtiani, Perier, Dupin ging ganz aus der Partei hervor, die in der großen Woche den Sieg an ſich geriſſen hatte. Bignon, Napoleons berühmten Secretär und Diplomaten, hatte Ludwig Philipp dem Miniſterium zugeſellt, um den Anhängern Napoleons zu gefallen, gab ihm aber kein Portefeuille, um das Ausland nicht zu reizen. Dieſer kleine Zug charakteriſirt ihn ganz.

Das Wichtigſte war, die aufgeregten Arbeiter wieder zu beſchwichtigen. Sie allein hatten geſiegt, ſie wollten nun auch etwas davon haben. Die republikaniſchen Geſellſchaften grollten dem Königthum und hielten Ludwig Philipp für einen bloßen Heuchler. Auf Guizots Rath wurde den Arbeitern mit 5 Millionen Franken der Mund geſtopft, die geheimen Geſellſchaften aber als ungeſetzlich verboten. Hubert, Präſident der Geſellſchaft ami du peuple wurde zu einer kurzen Gefängnißſtrafe verurtheilt. Auch lenkte man den Haß des gemeinen Volkes geſchickt auf die Exminiſter ab. Polignac, Peyronnet, Guernon de Ranville und Chantelauze waren auf der Flucht gefangen worden und ſollten von den Pairs gerichtet werden. Dieſen Richtern traute man wenig Strenge zu und da überdies auf Betrieb des Königs der Vorſchlag gemacht wurde, noch vor Ausgang des Prozeſſes die Todesſtrafe, als eines civiliſirten Volkes unwürdig, abzuſchaffen, gerieth das gemeine Volk in eine große Wuth und glaubte in dem neuen Königthum eben nur das alte wiederzuſehen. Es erhob ſich am 18. Oktober, verlangte den Tod der gefangenen Miniſter und umringte das Schloß Vincennes, in dem ſie gefangen ſaßen. Nur der Muth des Commandanten Dumesnil, der das Schloß in die Luft zu ſprengen drohte, bewog die wilden Haufen zum Abzug. Das Uebrige that Odilon Barrot, als Präfect des Seine-Departements, indem er öffentlich erklärte, die angeklagten Miniſter würden der gerechten Strafe nicht entgehen. Ueber dieſe Eigenmächtigkeit war Guizot, ſein Vorgeſetzter als Miniſter des Innern, empört und verlangte ſeine Abſetzung. Dupont de l'Eure war dagegen. Der König ſuchte ihn umzuſtimmen, indem er ſagte, auch Lafayette ſey für die Abſetzung. Das war aber eine kleine Lüge. Der ehrliche Dupont ſagte geradezu, er wiſſe von Lafayette ſelbſt, daß derſelbe anders denke, als der König ſage. „Sie beſchuldigen mich der Unwahrheit?“ fuhr ihn der König an. „Sire,“ erwiederte Dupont, „wenn der König ja und Dupont nein ſagt, ſo weiß ich, wem Frankreich glauben würde.“ Der junge Herzog von Orleans drängte ſich beſorgt dazwiſchen, faßte Duponts Hand und ſagte: „Dupont iſt ein Ehrenmann, mein Vater, hier kann nur ein Mißverſtändniß vorgegangen ſeyn." Der König umarmte Dupont und Odilon Barrot verlor ſeine Stelle dieſesmal noch nicht. Dagegen trat Guizot aus dem Miniſterium und mit ihm die andern, außer Dupont, Laffitte, Gérard, Sebaſtiani, wogegen der junge Montalivet und Marſchall Maiſon eintraten. Dem König war es äußerſt läſtig, Dupont beibehalten zu müſſen, allein er fürchtete Lafayette, der an der Spitze von mehr als einer Million Nationalgarden ſtand, und dem bei einem Zerwürfniß ganz Frankreich würde zur Seite geſtanden ſeyn.

Der äußerlich ruhige und feſte, innerlich gequälte König wandte ſich an Talleyrand, und bat ihn, ein Miniſterium zu übernehmen. Aber Talleyrand, damals Geſandter in London, verſicherte ihn, er nütze ihm in London, indem er das Bündniß mit England betreibe und die nordiſchen Mächte beruhige, unendlich mehr, als er ihm in Paris nützen könne. Damals ſoll er ihm auch gerathen haben, die Liberalen durch ſich ſelbſt, eine Nuance nach der andern, einen Namen nach dem andern abzunutzen. Sein Haupttroſt aber ſoll geweſen ſeyn, die Vertreibung der älteren Bourbons verhalte ſich ganz ſo wie die der Stuarts in England, und die jüngere Linie Orleans werde, wenn ſie nur Geduld behalte und die damalige Aufregung geſchickt wieder abſchwäche, ſich auf dem Thron ſo dauerhaft befeſtigen, wie die hannöver'ſche Dynaſtie in England.

Unterdeß hörte die Gährung in Paris nicht auf. Hinrichtung der Exminiſter war die Parole im Volk. Man ſah darin die Probe, ob die neue Regierung es aufrichtig mit der Freiheit meine, oder nur in die alten Bahnen einlenken wolle. Auch die Preſſe mißbrauchte ihre Freiheit zu wüthenden Schmähungen. Exceſſe während des Prozeſſes ſchienen unvermeidlich. Da ernannte der König den Marſchall Soult, die erſte militäriſche Größe des alten Kaiſerreichs, zum Kriegsminiſter und ließ denſelben große Rüſtungen machen, dem Schein nach, um Frankreich gegen das Ausland zu vertheidigen, denn man hatte die Kunde verbreitet, Feldmarſchall Diebitſch ſey in Berlin geweſen, um eine Allianz Preußens mit

Rußland zu betreiben und in Frankreich einzufallen (unmittelbar vor dem polniſchen Aufſtande). Durch Talleyrand durfte aber der König hoffen, mit Hülfe Englands Preußen zu beruhigen, und Rußland wurde durch die polniſche Revolution aufgehalten, deren Ausbruch man ſchon in den erſten Tagen des Dezember in Paris erfuhr. Der Zweck der Rüſtungen Soults war nur, unter dem Scheine, dem Nationalſtolz zu ſchmeicheln und dem Ausland zu imponiren, die unruhige Pariſer Bevölkerung durch Militärmacht im Zaum zu halten, und Lafayette mit ſeinen Nationalgarden in den Hintergrund zu ſchieben. Am 15. Dezember wurde das Pairsgericht eröffnet. Das Volk drohte, die Hinrichtung der Angeklagten zu erzwingen. Lafayette aber, weit entfernt, dem König gefährlich zu werden, trat auch in dieſem, wie in allen früheren ähnlichen Fällen, der Anarchie entgegen und ermahnte in einer Proklamation vom 19. zur Ordnung. Als nun am 20. und 21. das Volk in den Straßen lärmte und den Palaſt Luxemburg, in dem die Pairs richteten, ſtürmen wollte, war es Lafayette ſelbſt, der an der Spitze der Nationalgarde unermüdet die Ordnung erhielt. Unterdeß wurden die Exminiſter von Martignac, der ſich edelmüthig dazu hergab, glänzend vertheidigt und von den Pairs nur zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe auf dem Schloſſe Ham verurtheilt, am 21. Vergebens wüthete Volk und Jugend, die Ruhe wurde hergeſtellt, 400 der wildeſten Schreier verhaftet.

Der König war unendlich entzückt über die ehrliche Schwäche des alten Lafayette, und verfehlte nicht, davon Nutzen zu ziehen. Lafayette hatte ſich ſammt ſeinen Nationalgarden unpopulär gemacht. In die Bevölkerung von Paris war Zwieſpalt eingeriſſen. Zugleich hatte Soult eine ungeheure Militärmacht aufgeſtellt. Man konnte jetzt Lafayette beſeitigen. Thun Sie nur das, hatte Metternich zu General Belliard geſagt, den ihm Ludwig Philipp zuſchickte, erſt wenn Sie den gefährlichen Lafayette werden beſiegt haben, werde ich glauben, daß Ihr König wirklich regiert. Am 24. wurde Lafayette zum Dank für ſeine Aufopferung vom 19—21.

als Obergeneral aller franzöſiſchen Nationalgarden entlaſſen, und die Pariſer Nationalgarde-Artillerie, die ſich zu volksthümlich benommen, aufgelöſt. Hierauf legte auch Dupont de l'Eure ſeinen Miniſterpoſten nieder, um einer jener tückiſchen Verabſchiedungen von Seiten des Königs zuvorzukommen. Laffitte wurde nun Chef des Miniſteriums.

Bei alledem ſpielte die Deputirtenkammer keine vorragende Rolle mehr. Zwar erhob der unerbittliche Mauguin laut ſeine Stimme und klagte das neue Syſtem an, das offenbar darauf ausgehe, das franzöſiſche Volk zu dupiren und die Freiheit zu escamotiren. Allein die Mehrheit achtete nicht auf ihn, ſondern unterſtützte das neue Königthum aus Privatintereſſe. Um die Deputirtenkammer für ſich zu haben, bewilligte ihr Ludwig Philipp ihren Fortbeſtand. Neue Wahlen würden neue unzugänglichere Menſchen gebracht haben. Die alte Kammer war dem König ſicher, um ſo mehr, als er ihre Mitglieder und deren Verwandte und Clienten verſchwenderiſch mit Anſtellungen und Belohnungen bedachte. Die franzöſiſche Deputirtenkammer hatte ſich zu einem Markt erniedrigt, auf dem der König Stimmen und Ergebenheitsadreſſen für Aemter, Conceſſionen, Titel und Orden kaufte. Statt der gehofften lautern und reinen Freiheit brachte das Bürgerkönigthum den Franzoſen eine ſchändliche parlamentariſche Corruption. Indeß dienten dem König auch ehrenwerthe Doctrinäre, wie Guizot, ohne Eigennutz aus Ueberzeugung, daß aus allzuviel Freiheit ohne Ordnung nur Anarchie und zuletzt Fremdherrſchaft folgen müſſe.

Eine energiſche Minorität organiſirte ſich in der Deputirtenkammer erſt wieder, als ſich immer deutlicher herausſtellte, Ludwig Philipp ſuche „Frieden um jeden Preis mit dem Auslande“ und erkaufe ſich denſelben durch die Hinopferung aller der Völker, welche die Julirevolution nachgeahmt hatten. Begreiflicherweiſe herrſchte im franzöſiſchen Volk die feurigſte Sympathie für die Belgier und Polen. Die erſteren wünſchten Vereinigung mit Frankreich, aber um des Friedens willen wies ſie Ludwig Philipp ab. Die Polen flehten um Hülfe von Frankreich und Ludwig Philipp verrieth ſie, indem er ihnen wirklich Hoffnung machte, ihnen rieth, unthätig zu bleiben und dadurch ihre Sache unwiederbringlich verloren machte. In Deutſchland war die Bewegung ſchwächer, allein ſtark genug, um dem franzöſiſchen Einfluß auf die deutſchen Cabinette mehr Nachdruck zu geben. Nun erfuhr man aber, Ludwig Philipp habe ausdrücklich alle Maßregeln der deutſchen Cabinette, die auf Niederhaltung der Liberalen in Deutſchland, Beſchränkung der Preſſe ꝛc. ausgingen, gut geheißen. Aus alledem wurden nun furchtbare Anklagen gegen Ludwig Philipp gemacht. Die Oppoſition mußte ſich hauptſächlich auf die äußere Politik werfen, weil ihr die innere damals wenig Chancen bot. Die Volksgeſellſchaften waren zu cyniſch, um Sympathieen zu finden. Frankreich wollte die Freiheit nicht ohne die Ordnung. Alles, was an Anarchie erinnerte, war den guten Bürgern verhaßt. Die Oppoſition in der Deputirtenkammer war mithin keine republikaniſche, aber eine patriotiſche. Sie vertrat den beleidigten Nationalſtolz. An ihrer Spitze ſtand General Lamarque, der die glänzendſten Reden hielt, neben ihm Mauguin, im Hintergrund der alte Lafayette. Aber ihre Beredtſamkeit drang nicht durch. Sebaſtiani, als Miniſter, erklärte es für eine Thorheit und Unmöglichkeit, mit den geringen Kriegsmitteln, welche Frankreich zu Gebote ſtanden, gegen den Willen der deutſchen Mächte den Polen beiſtehen zu wollen. Auch die Doctrinäre, die in einem Krieg nur den Untergang der conſtitutionellen Freiheit und Ordnung zugleich ſahen, ſtimmten zum Miniſterium. Die übrigen Stimmen waren ſchon erkauft.

Die Legitimiſten mißverſtanden damals die vielfach im Volk ſich ausſprechende Unzufriedenheit mit der neuen Regierung und waren ſo unvorſichtig, die alte ins Gedächtniß zu rufen. Am 14. Februar 1831, dem Todestage des Herzogs von Berry, veranſtalteten ſie demſelben eine Todtenfeier in der Kirche St. Germain l'Auxerrois. Der Pöbel aber ergrimmte über dieſe Keckheit einer kaum beſiegten Partei, brach in die Kirche ein, vertrieb die

Legitimiſten und zerbrach alles, was ihm unter die Hände kam. Der Tumult wuchs und artete in eine größere Emeute aus. Die Bosheit gab dem Pöbel ein, gegen den Palaſt des Erzbiſchofs, van Quelen, zu ziehen, des alten Freundes Karls X. Als Baude, der neue Polizeipräfekt von Paris, dem König davon Nachricht gab, ſoll dieſer (wie Louis Blanc erzählt) geſagt haben: „man muß jedem ſein Theil laſſen, ſorgen Sie nur, daß dem Palais Royal nichts geſchieht.“ Hierauf ſtürmte der Pöbel den erzbiſchöflichen Palaſt und zerſtörte ihn von innen gänzlich, ohne von den Behörden daran verhindert zu werden. Der wuthſchnaubenden Maſſe fiel es ein, alle Kreuze von den Kirchen in Paris und alle Lilien (das alte Wappen Frankreichs) wegzuſchaffen. Da befahl Ludwig Philipp, dem Volk in dieſem unſchuldigen Verlangen ein Genüge zu leiſten. Die Kreuze verſchwanden und von ſeinem eigenen Palaſte ließ Ludwig Philipp unter ſeinen Augen die Lilien, die 14 Jahrhunderte in Frankreich geherrſcht hatten, das ehrenvolle Wappen ſeiner eigenen Familie, wegreißen. Der Pöbel ließ ſich nun wieder beruhigen.

Bald darauf entledigte ſich der König des ihm durch ſeine liberalen Antecedentien und insbeſondere durch ſeine Beziehungen zu Lafayette läſtig gewordenen Laffitte. Indem er ihm eine öſterreichiſche Note verheimlichte, gab er ihm zu verſtehen, er wünſche ohne ihn zu regieren und Laffitte nahm ſeine Entlaſſung, am 9. März. Der arme Miniſter durfte nicht einmal klagen, denn er hatte, um eine politiſche Rolle ſpielen zu können, ſeine Bankiergeſchäfte ſo vernachläſſigt, daß er nahe am Falliren war.*) Der König ſpielte dabei noch den Großmüthigen, indem er ihm einen großen Wald um 10 Millionen abkaufte. An Laffitte's Stelle übernahm deſſen bisheriger Nebenbuhler, Caſimir Perier, die Oberleitung des Miniſteriums unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der König nichts ohne ihn thue, nicht hinter ſeinem Rücken, wie hinter dem Laffitte's, Noten wechsle. Die Phraſe des Tages war: le roi règne, mais ne gouverne pas. Dieſe ganz conſtitutionelle Bedingung, in der gleichwohl nach dem Austritt Laffitte's ein verletzendes Mißtrauen gegen den König ausgedrückt war, ließ ſich Ludwig Philipp gefallen, weil er gerade jetzt den ſtrengen Perier brauchte, um durch ihn die Ordnung befeſtigen, die Parteien zügeln zu laſſen, und um zugleich die auswärtige Politik der Regierung zu vertheidigen. Perier war ein aufrichtiger Conſtitutioneller, der Ruhe im Innern und nach außen für unerläßlich hielt, wenn die Errungenſchaften des Juli auch wirklich genoſſen und die Charte eine Wahrheit werden ſollte. Schon am 17. März ließ er eine Anzahl bekannter Republikaner verhaften und am 18. griff er kühn die Partei Lamarque's an, indem er erklärte, ſeine Regel für die auswärtige Politik ſey Nichtintervention. Wolle man, daß Frankreich nicht angegriffen werde, ſo dürfe man auch ſelbſt Niemand angreifen. Auch verwarf er aufs Beſtimmteſte die Vorausſetzung der Volksſouveränität, wonach es dem franzöſiſchen Volk im Juli freigeſtanden hätte, zu thun was es wolle. Es habe ſich lediglich für die beſtehende Verfaſſung gegen die in dieſelbe von oben her geſchehenen Eingriffe erhoben, dieſe letzteren ſeyen beſeitigt und wehe dem, der die Verfaſſung aufs Neue, etwa von unten her angreifen wolle.

---

*) Eine Tochter Laffitte's wurde geiſteskrank. Man fürchtete wegen geheimer Liebe und ein Arzt mußte ſie auf eine feine Art ausholen. Endlich ſagte ſie, ja, ſie liebe — Karl X.

Im Mai traf der König mit Perier eine Maßregel, die am beſten geeignet ſchien, die Republikaner moraliſch zu vernichten. Am 2. nämlich decretirte der König den Julihelden, denen er ſchon früher eine Decoration zuerkannt hatte, ein blaues Band und eine neue Umſchrift auf das Kreuz „vom König gegeben“, d. h. er kleidete die Revolution in die Livrée des Königthums. So gewann er durch Eitelkeit die Einen und warf die Andern, die ſeine Decoration verſchmähten, in das Dunkel der Vergeſſenheit. Als am 5. Mai, am Todestage Napoleons, die Vendomeſäule mit Blumen bekränzt und großer Spektakel erhoben wurde, der die nächſten

Tage fortdauerte und am 9. in eine Emeute ausartete, ließ der Graf von Lobau, der an Lafayette's Stelle die Nationalgarden befehligte, die Pompiers kommen und mittelſt Feuerſpritzen das empörte Volk durchnäſſen. Die Revolution erſtickte im Gelächter.

Unterdeß hatte die Kammer ein neues Wahlgeſetz berathen, den Wahlcenſus aber nur von 300 auf 200 Francs herabgeſetzt, damit ja die gebildeten Mittelclaſſen die Wahlen allein in der Hand behielten. Die Kammer wurde endlich am 31. Mai aufgelöst und nun auf den 23. Juli einberufen (vor dem Jahresfeſt der Julitage). Bei den Neuwahlen wurden von allen Seiten Umtriebe gemacht. Perier verpflichtete alle Beamten, für Candidaten der Regierung zu wirken. Der König ſelbſt machte eine Reiſe nach Straßburg, um ſich dem Volk von der liebenswürdigſten Seite zu zeigen. Aber auch Lafayette machte eine Rundreiſe und ſprach ſich überall ſehr offen gegen die Regierung aus. Er nannte das neu Syſtem eine „Quaſireſtauration“, und darin hatte er Recht. Allein ſeine Quaſirepublik ſtand mit Ludwig Philipps Quaſireſtauration auf gleicher Linie. Der alte Lafayette hat jedes Königthum, ſo viel an ihm war, unmöglich zu machen geſucht, und doch nie Ernſt mit der Republik gemacht, ſondern dieſelbe verhindern helfen. Auch ihn zählte die Unnatur des Zeitalters zu ihren Lieblingsſöhnen.

Um rüſtig auf die Wahlen einzuwirken, ließ der König im Anfang Juli auch eine Seeexpedition gegen Don Miguel, damaligen Uſurpator in Portugal, unternehmen und verfehlte nicht, den leichten Sieg als einen Triumph des Liberalismus und zugleich der nationalen Tricolore auszupoſaunen. Allein damals ſchwebte gerade das Schickſal Polens auf der Spitze des Schwertes und man ließ ſich durch die Spazierfahrt nach Liſſabon nicht täuſchen über das, was Ludwig Philipp in Polen verſäumt oder ſogar verhindert hatte. Zweitens verſicherte der König in der Thronrede, mit welcher er die Kammer eröffnete, „er habe, keine Mühe geſcheut, das Ende des unglücklichen Kriegs in Polen zu beſchleunigen, er habe ſeine Vermittlung angeboten und die der Großmächte angerufen," was ſich ſpäter als vollkommen unwahr herausgeſtellt hat; ferner, er habe die Unabhängigkeit Belgiens durchgeſetzt, was ſich wirklich ſo verhielt, und endlich, er habe die Entfernung der Oeſterreicher aus dem Kirchenſtaate bewirkt, was jedoch nur Folge von anderweitigen Zugeſtändniſſen war, die er Oeſterreich gemacht hatte. Das alles und die Expedition gegen Portugal ſollten der Oppoſition klar beweiſen, er habe alles für die Ehre Frankreichs gethan."

Gleichwohl war in die neue Deputirtenkammer eine ſehr ſtarke Oppoſition gewählt worden, und nur mit geringer Stimmenmehrheit konnte Perier die Wahl Laffitte's zum Präſidentenſtuhl verhindern. Schon war die Frage, ob Perier ſich würde behaupten können, als die Nachricht kam, die Holländer ſeyen in Belgien eingefallen. Augenblicklich wurde nun ein franzöſiſches Heer den Belgiern zu Hülfe geſchickt, und dieſes raſche Handeln im Sinne der Nation rettete Perier. Allein die polniſche Frage kam immer wieder zur Sprache. Lamarque klagte, man habe die Steuern erhöht, Ludwig Philipp habe in Kurzem ſchon 1500 Millionen aufgebraucht, und Soult eine ungeheure Armee von 500,000 Mann aufgeſtellt, und das alles nur, um Belgien den Engländern, Italien den Oeſterreichern und Polen den Ruſſen zu verkaufen. Garnier Pagès, Haupt der Geſellſchaft ami du peuple, drückte die tiefſte Verachtung gegen die Regierung aus und ſchloß mit den Worten: „es iſt nicht möglich, daß ein großes Volk tiefer ſinke." Als am 16. September Sebaſtiani, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der Kammer meldete, Warſchau habe capitulirt und den Zuſatz machte: „es herrſche Ruhe in Warſchau", brach ein Sturm des Unwillens aus. Lafayette aber zog einen Brief der polniſchen Agenten in Paris, General Kniaziewicz und Plater hervor, worin dieſelben ſchreiben: „Wir erklären, daß der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten uns am 7. Juli aufforderte, einen Courier nach Warſchau zu ſchicken, deſſen Reiſekoſten er bezahlte. Der

Zweck dieſer Sendung war, wie uns Se. Excellenz der Graf Sebaſtiani verſicherte, unſere Regierung zu vermögen, ſich noch zwei Monate zu halten, weil die Unterhandlungen ſo viele Zeit erforderten. Zweitens, daß das vom 15. Auguſt datirte, und von dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ad interim, Andreas Horodyski, unterzeichnete Circular, ſowie ein anderes vom 24. desſelben Monats, unterzeichnet von dem neuen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Theodor Morawski, uns durch die Poſt vom 14. September zugekommen ſind. Daß dieß ferner dieſelben Circulare ſind, welche wir mit einer Note vom 15. zuerſt dem Grafen Sebaſtiani mittheilten, und dann an die Journale ſandten, in denen ſie am 17. und 18. erſchienen,, und daß endlich dieſe beiden Circulare den Eindruck angeben, den die Abſendung des beſagten Couriers in Warſchau hervorgebracht hat." Wie ungeheuer auch Sebaſtiani durch dieſe Ueberführung compromittirt war, hielt er den Sturm doch mit franzöſiſchem Leichtſinn aus und Guizot trat ſchützend vor ihn, indem er die Vertheidigung in einen Angriff verwandelte und der Oppoſition vorwarf, ſie mache Propaganda für die Revolution und Republik außerhalb Frankreich. Nach langem Kampfe erklärte ſich die Mehrheit mit 221 Stimmen für das Miniſterium. Allein der Sturm erneuerte ſich, als General Guilleminot auftrat, ſich zu rechtfertigen. Er war franzöſiſcher Geſandter in Conſtantinopel geweſen und hatte hier vom König den Befehl erhalten, für die Polen zu wirken, war aber nachher von demſelben König desavouirt worden, ſo daß ſich klar ergab, das Ganze war nur eine Demonſtration geweſen und der Geſandte mißbraucht worden.

Der Kammermehrheit gewiß, ließ Perier ſofort ein neues Polizeigeſetz votiren und brachte, vielleicht nur zum Schein, der Oppoſition das große Opfer, auf Erblichkeit der Pairie zu verzichten. Man machte aus ihr eine Art von Senat, wie in der Napoleoniſchen Zeit. Berryer geißelte dieſes Experimentiren mit überlegenem hiſtoriſchem Geiſte, aber vergebens.

Im Herbſt brach ein höchſt gefährlicher Aufſtand in Lyon aus. Unter der Regierung Napoleons und während des Continentalſyſtems war dieſe Stadt der Mittelpunkt der franzöſiſchen Induſtrie geweſen und ſehr reich geworden. Insbeſondere blühte hier die Seidenweberei. Die Bourbons hatten der Stadt Lyon nicht ſo viele Liebe zugewandt, wie Napoleon. In der Schweiz und in den preußiſchen Rheinprovinzen wurde durch zahlreiche neu entſtandene Fabriken den Lyoneſen Concurrenz gemacht. Von Jahr zu Jahr waren in Frankreich die Preiſe der Lebensmittel geſtiegen. Die Regierung Ludwig Philipps koſtete mehr, als alle bisherigen und vergrößerte die Steuerlaſt. Die Fabrikbeſitzer in Lyon ſuchten nun ihr Deficit durch Herabdrücken der Arbeitslöhne zu decken, ſo daß ein Arbeiter, der 18 Stunden des Tages arbeitete, und daheim eine Familie ernähren ſollte, nur 18 Sous verdienen konnte. Die vielen tauſend Arbeiter der Stadt klagten und begannen unruhig zu werden. Der beſorgte Präfect Dumolart verſammelte einen Ausſchuß von Fabrikherren und Arbeitern und bewirkte, daß ſie ſich über einen Tarif des Arbeitslohnes vereinigten. Viele Fabrikherren aber weigerten ſich, den Tarif anzuerkennen, und erklärten ſich an eine Vereinbarung nicht gebunden, die nicht geſetzlich ſey. Auch forderten ſie, der Präfect ſolle gegen die Arbeiterverſammlungen einſchreiten, weil das Geſetz ſie verbiete. Dumolart konnte nun gegen das Geſetz nicht handeln und in Paris nahm man ſich der Sache gar nicht an. Die Fabrikherren triumphirten, verringerten den Arbeitslohn und fügten noch Hohn hinzu. Da rotteten ſich die Arbeiter zuſammen, am 21. November, verweigerten die Arbeit und ſchwärmten müßig durch die Straßen, anfangs nur in der Abſicht, vor den Reichen der Stadt ihr Elend zur Schau zu tragen. Die beunruhigten Fabrikherren allarmirten die Nationalgarde, um etwaigen Exceſſen vorzubeugen, und eine Grenadier-Compagnie dieſer Garde, die aus lauter Fabrikanten beſtand, gab auf die Arbeiter Feuer, ſey es aus Muthwillen, oder aus voreiliger Angſt, denn ſie war von den Arbeitern nicht gereizt und auch das Martialgeſetz war vorher nicht verkündigt worden. Acht Arbeiter blieben auf der Straße liegen, die übrigen ſchrieen: „zu den Waffen!“ und in wenigen Minuten bewaffnete ſich jeder, wie er konnte, und wurde das Pflaſter aufgeriſſen, um alle Straßen mit Barrikaden abzuſperren. Die Arbeiter erhoben eine ſchwarze Fahne, auf der geſchrieben ſtand: „leben in Arbeit oder ſterben im Kampfe.“ Der Präfect und General Ordonneau, Chef der Nationalgarde, ſuchten ſie zu beruhigen; aber General Roguet, Chef des Militärs, wartete den Erfolg der Unterhandlungen nicht ab, ſondern ließ die Kanonen donnern und einen Angriff auf die von Arbeitern beſetzte Croixrouſſe machen. Die Arbeiter glaubten ſich verrathen, behielten die beiden Unterhändler als Geißel und leiſteten einen verzweifelten Widerſtand, den die Nacht unterbrach. Obgleich aber Roguet 3000 Mann ſtark war, und über Nacht noch ein weiteres Regiment an ſich zog, wurde er dennoch am andern Morgen durch den unwiderſtehlichen Angriff der wüthenden Arbeiter zurückgeworfen und ſah ſich gezwungen, um ſeine Leute nicht unnütz aufzuopfern, die Stadt zu räumen. Hierauf kehrte die Ordnung zurück. Die Arbeiter blieben ruhig, während der Präfect und die Gemeindebebörden Alles zu thun gelobten, um ihre gerechte Sache bei der Regierung zu bevorworten. Allein Perier faßte die Sache nur aus dem Geſichtspunkte der Ordnungsſtörung auf und beſchloß, dieſelbe exemplariſch zu beſtrafen, um den Geſetzen Achtung zu verſchaffen und Furcht einzuflößen. Nicht lange vorher hatten die italieniſchen Flüchtlinge, welche gerne von Frankreich aus Italien revolutionirt hätten, viele Sympathien in Lyon gefunden, was Periers Groll gegen dieſe Stadt vermehrte. Dumolart wurde abberufen, jede den Arbeitern gemachte Conceſſion widerrufen und eine Armee von 26,000 Mann unter dem Marſchall Soult ſelbſt, den der Herzog von Orleans begleitete, nach Lyon geſchickt, am 2. Dezember. Die Arbeiter unterwarfen ſich freiwillig, immer noch im guten Glauben, die Regieung werde ſich doch ihres Elends erbarmen. Das geſchah aber nicht. Die Rädelsführer wurden verhaftet und gerichtet und 10,000 Arbeiter aus der Stadt gewieſen. Um den völligen Ruin der Seidenweberei in Lyon zu verhüten, glaubte der König genug gethan zu haben, indem er ein für allemal 600,000 Franken anwies, um dafür Seidenwaaren in Lyon zu beſtellen. Um ſein hartes Betragen zu beſchönigen, entſtellten Periers öffentliche Berichte die Thatſachen, er mußte ſich aber dafür in der Kammer, deren Mitglied Dumolart war, als Lügner brandmarken laſſen.

Ein anderer bedeutender Tumult brach am 18. Dezember in Grenoble aus. Das Volk empörte ſich gegen einen zu harten Steuereinnehmer. Daſſelbe geſchah am gleichen Tage zu Montpellier. In den meiſten Städten des Südens ſchlugen ſich während des Winters die Liberalen mit den Anhängern der vertriebenen Dynaſtie herum. Zu Faſtnacht erneuerte ſich der Tumult in Grenoble. Junge Leute in Masken lärmten zu viel. Der Präfect Duval verbot deshalb den nächſten Maskenball. Man brachte ihm dafür eine Katzenmuſik und anſtatt ſich der Nationalgarde zu bedienen, um die Ruhe herzuſtellen, ließ er Linientruppen kommen, die den Platz auf brutale Weiſe räumten und viele Menſchen verwundeten, am 11. März 1832. Nun bewaffnete ſich das Volk, unterſtützt von der Nationalgarde, und zwang das ſchuldige Regiment zum Rückzug aus der Stadt. Allein Perier ließ hier wie in Lyon verfahren, die Nationalgarde von Grenoble entwaffnen, das ſchuldige Regiment mit Lobſprüchen überhäufen und in die Stadt wieder einrücken. Nur ſo glaubte er ſeine Autorität ſichern zu können. Man beſchuldigte ihn in der Kammer, er gehe viel zu weit, eine Regierung mit gutem Gewiſſen würde milder verfahren und dennoch Gehorſam finden. Aber ſeine Regierung habe eben kein gutes Gewiſſen und innere Angſt ſey eigentlich das Motiv ihrer äußeren Gewaltthätigkeit. Man nannte ſein Syſtem den Terrorismus der Feigheit.

In demſelben Winter kamen mehrere tauſend Polen nach Frankreich, um als Flüchtlinge dort Schutz zu ſuchen. Ihre Anweſenheit gereichte der Regierung zum Vorwurf und als natürliche Verbündete der Oppoſition konnten dieſe tapfern und zu Allem entſchloſſenen Männer in Paris für die Regierung gefährlich werden. Es war daher natürlich, daß Perier ſie von Paris entfernte und in die Städte Süd-Frankreichs vertheilte, ohne ſich um die Vorwürfe der Oppoſition zu kümmern.

In Paris ſelbſt gab es den Winter über nur kleine Ruheſtörungen. Am 4. Januar und am 1. Februar 1832 wurden kleine Verſchwörungen zu Gunſten des Herzogs von Bordeaux entdeckt. Auch wurde die neue Secte der St. Simoniſten durch einen Proceß unterdrückt. Der Stifter dieſer Secte war zu Anfang des Jahrhunderts ein Graf St. Simon, einer der damaligen vielen Schwärmer für die Menſchheit, der das Heil von einer Rückkehr zum Naturzuſtande, der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, von einer Auflöſung aller geſellſchaftlichen Ordnung erwartete. Nach dem Tode des Grafen im Jahre 1825 verbreitete ſeine Lehre ein aus Spanien abſtammender Jude, Rodrigues, und die Anhänger mehrten ſich. Die St. Simoniſten verlangten eine allgemeine brüderliche Gleichheit und verwarfen inſonderheit die Ehe, als Schranke der natürlichen Freiheit. Ebenſo verwarfen ſie das Eigenthum, alle Güter ſollten gemein ſein. Endlich bildeten ſie ſich ein, die brüderliche Liebe könne jede Regierungsgewalt erſetzen. Sie erwählten ſich daher ein ſogenanntes lebendes Geſetz (loi vivante) in der Perſon eines ſ. g. Vaters, der alle Klagen und Streitfälle in Liebe ſchlichten ſollte. Ihr erſter Vater war damals ein gewiſſer Enfantin, ein bildſchöner Mann mit prächtigem Barte, der in Paris großes Aufſehen machte und durch Verlockung der Weiber ſehr zur Ausbreitung ſeiner Secte beitrug. Indem er „die Rehabilitation des Fleiſches“ lehrte und den Naturtrieb nicht mehr zügeln, ſondern nur noch „regeln“ wollte, miſchte er in die unſittlichſte Licenz den nicht unpraktiſchen Gedanken einer Verbeſſerung der Race und Wiederherſtellung der durch Unnatur aller Art verſchwundenen urſprünglichen Schönheit des Menſchengeſchlechts. Die

Gerichte machten dem Scandal ein Ende, aber die Ideen der Secte lebten im Volke fort und traten ſpäter bei den Communiſten wieder zu Tage.

Trotz der äußern Ruhe, die Perier aufrecht erhielt, befand ſich Paris in einem äußerſt geſpannten Zuſtande. Immer mehr ſchwanden die Illuſionen des Juli, immer deutlicher trat das falſche Spiel des neuen Königs hervor. Am meiſten war es die Polenfrage, welche die Leidenſchaften erhitzte; in Bezug auf die Polen war die franzöſiſche Nation ohne Zweifel von Ludwig Philipp hintergangen worden, und das verzieh ſie ihm nicht. Dazu kam Periers krampfhafte Gewaltthätigkeit und ein unvorſichtiger Ausdruck, den Montalivet brauchte, indem er einmal die Franzoſen Unterthanen nannte. Dieſes Wort war durch die neue Charte verpönt, die Franzoſen waren freie Bürger, ihr König nur der Mann ihrer Wahl. Daß dieſer Wahlkönig von der Gnade des Volks es jetzt wagen wollte, ſich mit plumpen Taſchenſpielerkünſten in die alte Majeſtät der Könige von Gottesgnaden hineinzuſtehlen, mußte jedes geſunde Gefühl anekeln, und es war nicht mehr Achtung oder Zuneigung, durch welche Ludwig Philipp einer großen Partei verſichert war, ſondern nur noch perſönliches Intereſſe und die Furcht der Reichen vor einer neuen Revolution. Daher die Unnatur, daß dieſer König regieren konnte und zugleich von der Preſſe ſeines eigenen Landes und ſeiner Hauptſtadt täglich mit Beſchimpfungen der infamſten Art überhäuft werden durfte. Hätte er aufrichtige Anhänger gehabt, und bei der Partei der gemäßigten Liberalen und Doctrinäre, mittelſt deren er herrſchte, wahre Achtung genoſſen, ſo würden ſie um keinen Preis die unabläſſige Beſchimpfung ihres erkorenen Hauptes geduldet haben. Neben den Schmähartikeln der Oppoſitionsblätter waren es hauptſächlich Caricaturen, die den König verhöhnten, und vor allem das Sinnbild der Birne. Der König hatte ein auffallend breites Untergeſicht, welches ein ſtarker Backenbart noch mehr ausbreitete, und einen zugeſpitzten Schädel, den ein Haarſchopf noch mehr zuſpitzte, ſo daß ſeine Kopfform ziemlich einer Birne glich. Die Birne wurde nun in unzähligen Caricaturen variirt. „Hier ſieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umſitzenden anpreiſt und an den Meiſtbietenden für 18 Millionen losſchlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne, gleich einem Alp, auf der Bruſt des ſchlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet ſteht, von der beſten Republik träumt. Dann ſieht man auch Perier und Sebaſtiani, jener als Pierrot, dieſer als dreifarbiger Harlequin gekleidet, durch den tiefſten Koth waten, und auf den Schultern eine Querſtange tragen, woran eine ungeheure Birne hängt ꝛc.“ Sofern ſich Ludwig Philipp viel darauf zu Gute that, als Jüngling im republikaniſchen Heere gedient und die Schlachten von Valmy und Jemappes mitgemacht zu haben, ſtellte ihn eine Caricatur als Papagei dar, der immerfort die Worte Valmy und Jemappes wiederholt.

Nicht wenig zur Mißachtung des Königs trug die Art und Weiſe bei, wie er von der Kammer um ſeine Civilliſte markten ließ. Er verlangte mehr, die Kammer aber bewilligte nur 12 Millionen. Bei einem König, der als haushälteriſch bekannt war, befremdete das ungeheure Mißverhältniß zwiſchen Ausgaben und Einnahmen im Staatshaushalte. Man erfuhr, wie coloſſal die Nation durch die Beamten betrogen werde. Der ſcandalöſe Prozeß des Staatscaſſier Keßner, der einen Reſt von 6 Millionen geſetzt hatte, lüftete von der Corruption den Schleier. Um ſich eine Partei in der Kammer und im Lande zu ſichern, mußte der König mehr oder weniger alle auf ungeſetzlichem Wege beſtechen oder den Unterſchleifen durch die Finger ſehen. Auch ſein Einſchreiten zu Gunſten der reichen Fabrikherren in Lyon gegen die armen Arbeiter war für ihn eine Nothwendigkeit, weil alle Wähler des Reichs der bezeichneten Klaſſe angehörten und er nie aufhören durfte, im Intereſſe dieſer zu regieren.

Niemand aber verſtand die damalige Sachlage ſchlauer in ſeinem eigenen Intereſſe zu benützen, als der kleine Thiers. Ueberzeugt, daß Caſimir Perier bald abgenutzt ſeyn würde und daß der Julithron trotz allem für eine gute Zeit feſt ſtehe, ſuchte er ſich dem König nun für ein Portefeuille zu empfehlen und kämpfte für ihn in glänzenden Kammerreden, in denen er alle der Politik des Königs gemachten Vorwürfe damit abwies, daß er verſicherte, im innigen Bunde mit England ſey Frankreich ſicher, daß nicht nur ſeine eigene, ſondern auch die Freiheit ganz Europas immer gedeihlichere Fortſchritte machen werde. Thiers blieb immer noch dabei ſtehen, Ludwig Philipp ſey der Hort und die Stütze des Liberalismus, eine ſehr kluge Berechnung.

Ende März kam die Cholera nach Paris und raffte eine Menge Menſchen hin. Die Reichen flohen aufs Land, ſelbſt die Deputirtenkammer bewies ſo wenig Muth und Würde, daß ſie ſich durch die Deſertion faſt aller Abgeordneten bis auf 35 Mitglieder entleerte und vertagt werden mußte. Der Pöbel der aufgeklärteſten Hauptſtadt der Welt wurde von demſelben Wahne angeſteckt, wie die Bauern in Ungarn, und glaubte, die Krankheit ſey Folge von boshafter Vergiftung. Wer irgend eine Flaſche oder ein Paket über die Straße trug, wurde als Vergifter ermordet, öfters in Stücke geriſſen. Die Regierung hatte genug zu thun, die Ruhe herzuſtellen, fand aber keine Zeit, für die Kranken zu ſorgen. Ein Aufruf an die öffentliche Wohlthätigkeit lieferte (nach dem Meſſager) nur 300 Kiſſenüberzüge, 1500 Leintücher, 600 Servietten, 4 Flanellſtücke und 8 Paar Schuhe. Der Herzog von Orleans gab ein ſchönes Beiſpiel, indem er perſönlich die Spitäler beſuchte und Perier ließ es ſich nicht nehmen, obgleich er ſelbſt ſchon unpäßlich war, ihn zu begleiten. Er wurde angeſteckt und ſtarb am 16. Mai.

Der König ernannte den jungen Montalivet an ſeine Stelle, den ihm Perier noch auf dem Todbette empfohlen haben ſoll, der ihm aber hauptſächlich deßhalb genehm war, weil er von ihm weniger Eigenwillen zu gewärtigen hatte. Die Oppoſition nahm davon Veranlaſſung, in einer am 22. Mai bei Laffitte von 41 Deputirten beſuchten Verſammlung einen compte rendu zu entwerfen und zu veröffentlichen, worin ſie ihr Urtheil über die Mißgriffe der Regierung niederlegte. Es war unterzeichnet von Laffitte, Lafayette, Dupont de l'Eure, Odilon Barrot, Mauguin, Lamarque, Garnier Pagès, Arago ꝛc. Später ſchloſſen ſich noch ſo viele an, daß ihre Zahl über anderthalbhundert betrug. Sie wiederholten darin, was ſchon oft genug in Bezug auf die Quaſireſtauration geſagt worden war, legten aber nicht mehr blos den Accent auf die Verſäumniß in Polen und Italien und auf die Gewaltmaßregeln im Innern, ſondern hauptſächlich und zuerſt auf die ſchlechte Finanzwirthſchaft Ludwig Philipps, auf die großen Ausgaben, die hohen Steuern und die Belaſtung der arbeitenden Claſſen.

General Lamarque hatte dieſe Kundgebung auf dem Sterbebette unterzeichnet und verſchied am 1. Juni an der Cholera. Sein Begräbniß wurde von der Partei zu einer großen Demonſtration ausgebeutet, wie einſt das des General Foy. Am 5. Juni verſammelten ſich an 200,000 Leidträger trotz ſtrömenden Regens. Den Leichenwagen zogen 150 Studenten, Juliusdecorirte und Invaliden, zu ſeinen Seiten gingen und hielten die Enden des Leichentuchs Lafayette, Laffitte, Marſchall Clauzel, Mauguin. Dann folgten die Verwandten, die Deputirten und Pairs, das Offizierscorps, die Offiziere Napoleons in ihren alten Uniformen, die Polen und die Flüchtlinge vieler anderer Länder mit ihren Nationalfahnen, darunter berühmte Namen wie Lelewel, Sierawski, Ramorino, der portugieſiſche General Saldanha; ferner die Juliusritter, die Nationalgarde, die Invaliden, die Arbeiter nach ihren verſchiedenen Handwerken, endlich die Geſellſchaft ami du peuple und mehr als 5000 Studenten. Auf dem langen Wege zum Kirchhof gab es nur vor einem Balkon, auf welchem der Herzog von Fitz-James ſich befand und den Hut nicht abnahm, einige Unruhe. Man warf mit Steinen nach dem Balkon. Die Beerdigung erfolgte mit Ruhe. Marſchall Clauzel hielt die Grabrede, ihm folgten viele andere Redner. Lafayette bat die ungeheure Volksmenge, den Tag nicht zu entweihen durch Exceſſe. Allein die Rede bewirkte das Gegentheil, die Arbeiter und Studenten kehrten unter wildem Schreien: à bas Louis-Philippe! vive la liberté, vive la république! in die Stadt zurück. Mitten im Gedränge erhob ſich eine rothe Fahne, das Symbol der Republik, die Polizei wollte dieſe Fahne verbieten, Truppen rückten heran und drängten die dichte Menge. Aber im Nu waren Barrikaden errichtet, die gegen die Soldaten mit äußerſter Wuth vertheidigt wurden. Die hereinbrechende Nacht machte dem Kampf kein Ende. Soult wollte um jeden Preis und ſo raſch als möglich Meiſter des Aufſtandes ſeyn. Das Militär vermochte die in der Vorſtadt St. Antoine hinter den Barrikaden verſchanzten Inſurgenten nicht zu überwältigen und zog ſich endlich zurück, begann aber ſchon um 5 Uhr Morgens den Angriff von neuem. Es waren 50,000 Mann Truppen in der Stadt, über die der König, der in St. Cloud geweſen war und ſchleunig zurückkehrte, Heerſchau hielt, ungerechnet die Nationalgarde, die den Aufruhr mißbilligte. Die Inſurgenten konnten daher nicht ſiegen, wollten ſich aber auch nicht ergeben und vertheidigten ſich aufs zäheſte, bis eine Barrikade nach der andern durch das ſchwere Geſchütz zuſammengeſchoſſen war. Zuletzt hielten ſie ſich noch in der Kirche St. Mery, ſchlugen lange jeden Sturm ab, verwarfen jede Capitulation und ſchrien noch immerfort vive la république, bis ſie alle dem furchtbaren Kartätſchenfeuer und den Bajonetten des endlich eindringenden Militärs unterlagen. Keiner wollte geſchont ſeyn, keiner wurde geſchont.

Obgleich jeder Widerſtand überwunden war, erklärte der König doch noch hinterdrein die Stadt Paris in Belagerungszuſtand. Thiers ſoll dazu gerathen haben, um bei der ferneren Unterdrückung der Parteien der geſetzlichen Formen überhoben zu ſeyn. Alle Verdächtigen wurden verhaftet, die Artillerie der Nationalgarde, die polytechniſche Schule aufgelöſt; die Redakteure der Oppoſitionsjournale entzogen ſich der Verhaftung durch raſche Flucht, die Häupter der Legitimiſten aber, Chateaubriand, Fitz-James, Hyde de Neuville, wurden wirklich verhaftet. Der große Napoleon hatte einmal nach einer royaliſtiſchen Verſchwörung die Republikaner verhaften laſſen. Der kleine Thiers wollte ihm nachahmen und ließ nach einem Aufſtand der Republikaner die Royaliſten feſtnehmen. Alle, die gegen Ludwig Philipp waren, ſollten bei dieſem Anlaß zumal gezüchtigt werden. Aber nicht nur eine Anzahl Deputirte thaten Einſpruch, ſondern auch der unabhängige Richterſtand proteſtirte. Der Caſſationshof erklärte alle Urtheilsſprüche der während des Belagerungszuſtandes niedergeſetzten Kriegsgerichte für verfaſſungswidrig. Da bekam Ludwig Philipp wieder Angſt und hob den Belagerungszuſtand ſammt den Kriegsgerichten eilends wieder auf. Auch Chateaubriand und ſeine Collegen wurden wieder frei. Das Trauerſpiel des 6. Juni endete wie eine Comödie mit der Feier der Julirevolution am 28. Juli. An der zu Ehren dieſes Ereigniſſes errichteten und benannten Juliſäule wurde die Schöpfung jener Tage, das Julikönigthum, mit obligaten Reden gefeiert und ein Regen von Ehrenlegionskreuzen auf die Truppen, die Nationalgarde und die Polizei, die in den Junitagen für Ludwig Philipp thätig geweſen war, ausgeſchüttet. Auf der Bruſt gemeiner Polizeidiener wegen zweideutiger Dienſte ein Kreuz zu ſehen, welches Napoleon nur für große Tapferkeit in Schlachten ausgetheilt, war jedem Ehrenmann ein Abſcheu, ſonderlich aber den alten Soldaten und das trug nicht wenig dazu bei, Ludwig Philipp im Vergleich mit Napoleon verächtlich zu machen.

Im Uebrigen benutzte Ludwig Philipp die unbeſtrittene Thatſache ſeines Sieges über die Parteien und den dadurch erhöhten Credit ſeiner Regierung zu einem Anlehen von 125 Millionen und machte den Marſchall Soult zum Chef des Miniſteriums, um auf die Militärkraft der Regierung den Accent zu legen, den kleinen Thiers aber zum Miniſter des Innern, am 11. October. Wie die Regierung mit Caſimir Perier ihre Würde verloren hatte, begann mit Thiers eine niedere Gemeinheit der Regierungshandlungen, die ſich durch keine Phraſen verhüllen ließ. Thiers mißbrauchte als Miniſter des Innern den Telegraphen zu Privatſpeculationen und wurde in wenigen Monaten ein Millionär.

Nachdem der König die republikaniſche Partei in der Junischlacht gänzlich niedergeworfen, gönnte ihm das Glück auch einen großen, man kann faſt ſagen moraliſchen Sieg über die Legitimiſten. Ihm, dem heuchleriſchen Krondieb, ſtand Karl X. immer noch würdevoll gegenüber. Jetzt ſollte etwas geſchehen, was die ältere Linie der Bourbons im Heiligthum ihrer Ehre befleckte. Die Legitimiſten hatten mit Ungeduld und heimlicher Freude zugeſehen, wie Ludwig Philipp von der Höhe ſeiner Popularität immer tiefer herabgeſunken war. Im Süden Frankreichs gab es noch eine große Partei, die den ältern Bourbons aufrichtig anhing. Man entwarf alſo den Plan einer Schilderhebung für den jungen Herzog von Bordeaux. König Wilhelm von Holland ſpielte dabei eine große Rolle. Ihm mußte wegen Belgien alles daran liegen, Ludwig Philipp zu ſtürzen, was auch mit ſeinen hartnäckigen Weigerungen gegen die Londoner Protokolle zuſammenhing. Als Graf Orlow ſich in Angelegenheiten Belgiens im Haag aufhielt, ſollen bedeutende Summen von da nach Holyrood abgegangen und von der Herzogin Karoline von Berry alsbald verwendet worden ſeyn. Dieſe Dame, vom Marſchall Bourmont begleitet, hatte ſich aus Holyrood nach dem Haag und von da nach Italien begeben und ſchiffte ſich am 24. April 1832 in Livorno auf einem Dampfſchiff nach Marſeille ein. Hier waren die Legitimiſten zu einem großen Aufſtand bereit, allein die Regierung war unterrichtet und hielt durch ihre Vorkehrungen alles nieder. Das Dampfſchiff mußte umkehren. Die muthige Prinzeſſin landete heimlich bei Ciotat, fand aber keine Unterſtützung und mußte zum Theil zu Fuß auf ſchwierigen Gebirgswegen, nur von drei Gefährten begleitet, nach Piemont flüchten. Aber durch Briefe ihrer Anhänger gerufen, kam ſie bald wieder über die Grenze und reiſte unerkannt von einem adeligen Schloß zum andern durch die Provence und den ganzen Süden bis in die Vendée.

Hier hatte ſich eine Partei für Heinrich V. (den Herzog von Bordeaux) erhoben und unter dem alten Namen der Chouans fingen die Bauern, ihre Edelleute an der Spitze, wieder den kleinen Krieg gegen die beſtehenden Behörden an. Aber General Solignac, Militärkommandant in der Vendée, hatte ſchon vorher ſeine Maßregeln getroffen. Es kam nur zu kleinen Gefechten, in denen die Chouans beſtändig geſchlagen wurden, Ende Mai und Anfangs Juni. Am hartnäckigſten wehrten ſie ſich im Schloſſe Penniſſière de la Cour, welches verbrannt wurde. Sie ſprengten nachher aus, die Herzogin von Berry ſey mitverbrannt, um ſie vor den eifrigen Nachforſchungen der Gensdarmerie zu ſichern; aber die Polizei Ludwig Philipps war beſſer unterrichtet. Chateaubriand, der die ganze ſittliche Würde des alten Königthums vertrat, ließ die Herzogin dringend bitten, den franzöſiſchen Boden wieder zu verlaſſen, auf dem ſie unter den gegenwärtigen Umſtänden keine Ehre einſammeln könne, ſondern ſich nur der Gefahr ausſetze, der Polizei und Juſtiz ihres ſchlimmſten Feindes ausgeliefert zu werden. Dieß bat er am Ende Juli. Aber es war ſchon zu ſpät, die Herzogin konnte nicht mehr entkommen. Aus einem Verſteck in das andere gejagt, gelangte ſie zwar nach Nantes, von wo aus ſie zur See nach England hätte flüchten können, aber ſie war ſchon von allen Seiten umgarnt und verrathen. Die unglückliche Herzogin, eine temperamentreiche Italienerin, gleich ihrer nach Spanien verheiratheten Schweſter Chriſtine, hatte ſich in ein zweideutiges Verhältniß mit einem deutſchen Juden eingelaſſen, Namens Deutz, dem ſie ihr ganzes Vertrauen ſchenkte, der aber ſchon mit Montalivet im geheimen Verkehr geſtanden hatte und jetzt die Ehre und die Freiheit ſeiner hohen Gönnerin dem ſchlauen kleinen Thiers um eine hohe Summe Geldes verkaufte. Durch ihn erfuhr Thiers den geheimen Zufluchtsort der Herzogin in Nantes, ließ das Haus ſogleich umſtellen und alles durchſuchen. Man fand eine Tafel voll Speiſen, aber ohne Gäſte, einen noch unvollendeten Brief der Herzogin und konnte an ihrer Anweſenheit nicht zweifeln, fand ſie aber nirgends. Ueberzeugt, daß ſie da ſeyn müſſe, ſtellte man in alle Zimmer des Hauſes Wachen und da es kalt war (6. Nov.), zündeten zwei Gensdarmen in einem der Zimmer ein Kaminfeuer an. Nun befand ſich aber die Herzogin gerade hinter dieſem Kamine in einem engen Verſchlage mit dem Fräulein von Kerſabièc und den Herren von Menas und Guibourg zuſammengepreßt, von dem Feuer des Kamins nur durch eine dünne Wand getrennt, und die tödtliche Hitze zwang ſie, hervorzukommen, nachdem ſie 20 Stunden lang die Marter dieſer engen Gefangenſchaft ausgehalten hatte. Auf Befehl der Regierung wurde ſie ſogleich nach dem Schloſſe Blaye abgeführt. Marſchall Bourmont, der mit in Nantes geweſen war, entkam nach England. Von hier aber war bereits im September der ganze Hof Karls X. abgereiſt und nach Prag übergeſiedelt. Die Verwendung der Haager Gelder ſtimmte England, als damaligen Alliirten Frankreichs, ungünſtig gegen den Gaſt in Holyrood, der auch ſonſt von der engliſchen Regierung unwürdig behandelt und von Gläubigern verfolgt wurde, weßhalb ſich derſelbe unter öſterreichiſchen Schutz zurückzog.

Nun waren die Legitimiſten, wie die Republikaner geſchlagen und unter Englands Vermittlung durfte Ludwig Philipp gerade damals auch ſeine Kriegsmacht in Belgien entfalten und die Eroberung von Antwerpen vornehmen, die ſein Anſehen dem Auslande gegenüber kund that. Seine Stellung in Europa ſchien um ſo feſter geworden, als im Sommer (22. Juli) der Sohn des großen Napoleon, der junge Herzog von Reichſtadt, an einer kurzen Krankheit raſch dahingeſtorben war. Die bonapartiſtiſche Partei in Frankreich beklagte dieſen Tod in Proſa und Verſen. Der Prinz, deſſen Phyſiognomie mehr der Familie ſeiner Mutter, als ſeines Vaters, nachſchlug, war noch zu jung, als daß ſich eine ſichere Vermuthung in Bezug auf die Rolle wagen ließe, die er bei einem längeren Leben geſpielt haben würde. Jedenfalls war er durch ſeinen Namen, als Erbe eines unermeßlichen Ruhmes und eines Thronrechts, deſſen Wiedererneuerung nicht unmöglich war, ein noch gefährlicherer Nebenbuhler Ludwig Philipps geweſen, als Heinrich V.*) Das Glück war alſo in dieſem Jahre dem Uſurpator überaus hold. Am 6. Juni ſchlug er die Republikaner, der 22. Juli raffte die Hoffnung der Bonapartiſten hinweg, der 7. November lieferte die Mutter Heinrichs V. in ſeine Hände und war der härteſte Schlag für die Legitimiſten, und am 14. Nov. überſchritten ſeine Truppen die belgiſche Grenze, ihres Triumphes im Voraus gewiß. Das machte den Uſurpator übermüthig.

Als er am 19. November die Kammern eröffnete, und mit großem Gefolge nach dem Sitzungsſaale ritt, fiel auf ihn ein Schuß, ohne zu treffen, und ohne daß der Mörder entdeckt wurde. Man hat damals allgemein angenommen, es ſey ein blinder Schuß geweſen, von der geheimen Polizei ſelbſt veranlaßt, um das Verbrechen den Republikanern oder Legitimiſten zuſchieben zu können, um den guten Bürgern von Paris den Werth des königlichen Lebens, nach deſſen Erlöſchen nur neue wilde Anarchie gefolgt wäre, anſchaulich zu machen, ſie daher in ihrer Loyalität und Hingebung zu befeſtigen und zugleich das Intereſſe für den König an dieſem Triumphtage ſeiner Politik zu erhöhen. Die nähern Umſtände des Attentats unterſtützten den Verdacht, daß hier eine bloße Comödie geſpielt worden ſey. Namentlich hätte der Mörder nicht unbemerkt entkommen können, wenn nicht die Polizei ſelbſt dabei betheiligt geweſen wäre. Der König ritt mit größter Ruhe in den Sitzungsſaal und hielt eine Thronrede, die von Ruhmredigkeit ſtrotzte und den Franzoſen ſagte, nun würden ſie doch wohl endlich einſehen, daß Frankreich nicht beſſer, noch erfolgreicher regiert werden könne. Die längſt von ihm beſtochene Mehrheit der Kammer antwortete mit enthuſiaſtiſchen Huldigungen und nahm von dem Schuſſe auf den König Gelegenheit, ihm Ergebenheitsadreſſen zu votiren. Für ähnliche Adreſſen ſorgten die Präfekten in allen Departements. Thiers benützte die günſtige Lage, um die Oppoſition ihre Unmacht fühlen zu laſſen. Odilon Barrot aber antwortete auf ſeine Ausfälle mit Würde.

---

*) Man hat geglaubt, Metternich habe unmittelbar nach dem Tode des Herzogs von Reichſtadt den jungen Herzog von Bordeaux nach Oeſterreich genommen, um an ihm ein neues Pfand und Drohungsmittel gegen den franzöſiſchen Uſurpator zu beſitzen. Es handelte ſich indeß damals nur um ein anſtändiges Unterkommen der unglücklichen Familie Karls X.

Präſident der Deputirtenkammer wurde Dupin der ältere, um den ſich damals eine neue Partei, der ſ. g. tiers parti gruppirte, die ſich zwiſchen die Oppoſition und die miniſterielle Partei ſtellte und mittelſt der erſtern die Miniſter zu ſtürzen ſuchte. Die miniſterielle Partei ſelbſt beſtand aus Doctrinärs, an deren Spitze Guizot ſtand, die in Ludwig Philipp fort und fort den echten und gerechten conſtitutionellen König ſahen, und aus ſ. g. Imperialiſten, an deren Spitze Thiers ſtand, die theils wieder angeſtellte oder aus der Verbannung zurückberufene Anhänger Napoleons waren, theils (wie Thiers ſelbſt) dem neuen Bürgerkönigthum nur napoleoniſche Ideen einimpfen, die Blößen Ludwig Philipps mit dem alten Kaiſermantel zudecken wollten. Der zwerghaft kleine Thiers ſpielte ein wenig den Affen Napoleons. Auf ſeine Veranſtaltung wurde nicht nur das Standbild Napoleons wieder auf die Vendomeſäule geſetzt, ſondern eine Inſchrift verkündete auch der Nachwelt, daß das auf Befehl Ludwig Philipps unter dem Miniſterium von Thiers geſchehen ſey. Der „National“, damals von Carrel redigirt, das geiſtreichſte und muthigſte Oppoſitionsblatt, ſpottete darüber und erinnerte daran, mit welcher Verachtung der Schatten des großen Napoleon auf die Affen und Katzen herabſehe, die ſeine Reliquien entweihen, um ihre Scham zu bedecken. Ludwig Philipp war gewiß nicht in die Erinnerungen an Napoleon verliebt, aber er ließ Soult, Thiers und die andern Imperialiſten gewähren, weil ſie ihm damals Perier erſetzten und die imponirende Sprache führten, die ihm nützte. Allein er hat ſich verrechnet. Der den Geiſt Napoleons heraufbeſchwor, beſaß nicht die Kraft, ihn wieder zu bannen.

Damals ſtand alles für ihn gut. Er lebte dieſen Winter über auf einem ungleich höheren Fuß, als früher, ſchloß die zudringlichen Spießbürger und ihre langweiligen Frauen von ſeinen Salons aus und führte wieder die alte Hofetikette ein. Guizot aber arbeitete fleißig an einem umfaſſenden Schulgeſetz, welches die Jugend und mithin die Zukunft Frankreichs in ſeinem Sinne leiten ſollte. Ein Doctrinär und Proteſtant, war er begreiflicherweiſe nicht geeignet, dem katholiſchen Frankreich dauernde Geſetze vorzuſchreiben. Er trat zwar dem Klerus nicht direct entgegen, ſondern wollte die Mitzulaſſung deſſelben zur Schulaufſicht dulden, huldigte aber im Uebrigen dem preußiſchen Syſtem, nach welchem Volksunterricht den Bauern aufgezwungen und nicht auf Leſen, Schreiben, Rechnen und Chriſtenthum beſchränkt, ſondern auch auf Naturkunde, Geographie, Geſchichte und Mathematik ausgedehnt werden ſollte.

Der franzöſiſche Klerus war damals geſpalten. Ein Theil hing Karl X. an, ein anderer glaubte ſich dem Bürgerkönigthum accommodiren zu müſſen. Eine beſondere Partei ſchuf der geiſtvolle Lamennais, indem er ſich den Republikanern anſchloß und die Kirche mit dem Volk identificiren, als Bundesgenoſſin der Völker gegen die Staatsomnipotenz in den Kampf führen wollte. Dieſe Idee, die in Belgien kurze Zeit eine praktiſche Geltung gewinnen konnte, widerſprach zu ſehr allem Conſervatismus der alten Kirche, als daß ſie hätte durchgreifen können. Der Papſt erklärte ſich in einem encykliſchen Schreiben vom 15. Auguſt 1832 ſehr entſchieden dagegen und vermied alles, was den Bürgerkönig und ſeinen proteſtantiſchen Miniſter hätte reizen können, der franzöſiſchen Kirche wehe zu thun.

Die beſiegten Republikaner zeigten einen unbeugſamen Muth und machten die Prozeſſe ſelbſt, durch welche ſie verurtheilt wurden, zu einer Waffe gegen die Regierung. Ihre unbändige Preſſe ſollte gezügelt werden; aber die angeklagten Redacteure benutzten die Redefreiheit unter den Aſſiſen, um die aufreizendſten Reden zu halten und zur Regierung in einem Tone zu ſprechen, als ob ſie die Richter und die Regierung die Schuldige wäre. In dieſem Sinne vertheidigten ſich Cavaignac (Bruder des Generals), [illegible] und Raſpail im Frühjahr 1833. Dagegen hatte der alte Lafayette die Schwachheit, abwechslungsweiſe nach Hofe zu fahren und dann wieder mit den Republikanern aller Nationen zu liebäugeln.

Marraſt benutzte ſeine Vertheidigungsrede vor Gericht, die alsbald gedruckt und in unzähligen Abdrücken verbreitet wurde, hauptſächlich um der Nation und der ganzen Welt die ſaubere Corruption, die vom Thron ausgehende ſittliche Fäulniß zu enthüllen, die geheime Verſchwörung des Throns mit den beſtochenen Kammern zu Betrug und Uebervortheilungen jeder Art, mit einem Wort zur Plünderung der Nation. Er bewies, daß 122 Mitglieder der Deputirtenkammer zuſammen 2 Millionen Beſoldungen bezogen, und daß die Anhänger der Regierung noch auf andere Weiſe, außer durch Aemter, auf Koſten des Volkes bereichert würden. „Die glücklichen Börſenſpeculationen, die man im vorigen Jahre ſo ſehr gemißbraucht hat, ſind für Niemand ein Geheimniß! Jeder erinnert ſich der ſchon am Tage vorher bekannten Nachrichten, welche erſt am Tage nachher bekannt gemacht wurden, nachdem man große Geſchäfte realiſirt hatte. War die Kammer denſelben fremd? Ohne Zweifel. Und dennoch ſchlug man in der Sitzung den Courszettel an, als ob derſelbe zur Tagesordnung gehörte! Ihre Abſichten ſind gewiß die reinſten, meine Herren, und dennoch haben Sie in zwei Jahren mehr geheime Fonds bewilligt, als die Reſtauraſion in den letzten ſechs Jahren gefordert hat. Sie ſind bei der Zuckerprämie vollkommen unbetheiligt, und dennoch iſt dieſe Prämie ſeit 1830 von 7 Millionen auf 19 geſtiegen; und merkwürdigerweiſe iſt der dritte Theil dieſer Summe zwiſchen ſechs großen Häuſern getheilt worden, unter denen die gewiſſer Mitglieder, die Sie mit ihrem Vertrauen beehren, und namentlich das des erſten Miniſters obenan ſtehen. Und in der That ſieht man in den Ordonnanzen der Prämien für 1832 das Haus Perier, Gebrüder, mit 900,000 Frcs., das Haus Deleſſert mit 600,000 Frcs., das Haus Humann mit

600,000 Frcs., das Haus Santerre mit 800,000 Frcs., das Haus Durand aus Marſeille mit einer Million.“

Die Niederlage der Legitimiſten zeigte ſich bald als größer und ſchimpflicher, als ſie ſelbſt nur geahnt hatten. Chateaubriand ſchrieb noch im Winter einen Brief voll Begeiſterung an die gefangene Herzogin von Berry und nannte ſie eine Märtyrerin für das heilige Recht ihrer Kinder. Man vernahm, die Herzogin ſey unwohl und der Argwohn, der den Bürgerkönig jedes Frevels fähig hielt, ſprengte ſchon aus, er habe ſie vergiften laſſen. Aber der Moniteur verkündete der überraſchten Nation, daß am 22. Februar die Herzogin zu Blaye dem Gouverneur daſelbſt, General Bugeaud, erklärt habe, ſie habe ſich während ihres Aufenthalts in Italien heimlich verheirathet. Der Moniteur fügte hinzu, dieſe Erklärung ſey in die Archive des Königreichs niedergelegt worden. Zugleich erfuhr man, daß ſich die Herzogin in geſegneten Umſtänden befinde. Die Sache machte ungeheures Aufſehen. Als man aber erfuhr, Ludwig Philipp habe um den Zuſtand der Herzogin gewußt, aber Befehl ertheilt, denſelben zu Blaye vollſtändig zu ignoriren, bis die Herzogin ſelbſt und zwar ſchriftlich ſich dazu bekennen würde, empörte dieſe neue Argliſt des Königs durch ihre beiſpielloſe Niederträchtigkeit ſelbſt die unverſöhnlichſten Feinde der alten Dynaſtie und die franzöſiſche Preſſe bewies mit merkwürdiger Uebereinſtimmung der gefangenen Prinzeſſin ein ſchonungsvolles Mitleiden, dagegen dem Könige die ganze Verachtung, die er verdiente. Der Temps ſchrieb: „Hätte die Regierung den Sieg mißbraucht, um den Ruf der Herzogin zu brandmarken, indem man uns die Schwächen der Frau entſchleiert, ſo wäre dies ein der franzöſiſchen Loyalität unwürdiges Benehmen.“ Der Courier Français ſchrieb: „Es gibt keinen ehrlichen Mann, der, zu welcher Partei er auch gehöre, gegen eine Frau und gar gegen ein Mitglied ſeiner eigenen Familie, wie hier die Regierung Ludwig Philipps gegen die Herzogin von Berry, gehandelt hätte.“ Der National ſchrieb: „Möglicherweiſe iſt die Erklärung der Herzogin ein Triumph für die Anhänger der jüngern Linie, wir aber, denen beide Linien gleichgültig ſind, ſehen nicht ein, was die jüngere dabei gewinnt, wenn ſie mit Urkunden belegt, daß die Herzogin von Berry, berühmten Beiſpielen folgend, wie faſt alle Frauen beider Linien, nicht als Veſtalin leben wollte, weil ſie keinen Mann, oder ihren Mann nicht mehr hatte.“ Das war eine ſtarke Anſpielung auf Ludwig Philipps Schweſter, Adelaide, welche unverheirathet war, aber in vertrautem Umgang mit einem höheren Offizier lebte und der man nachſagte, ſie ſey ihres Bruders vornehmſte Rathgeberin und voll Hinterliſt, wie er ſelbſt. Der National erinnerte ferner an die Delikateſſe, die ſich fürſtliche und nahe verwandte Familien ſchuldig ſeyen, und an den Cultus der Ehre, der die Völker auszeichne, aber bei den Vornehmen nicht mehr gefunden werde. „Gewiß lebt in Paris nicht eine arme Taglöhnersfamilie, die, und wenn es ihr auch ihr letztes Stück Brod koſtete, auf die Stirne eines ihrer Mitglieder, und wäre es auch das verworfenſte Weib, eine Urkunde drücken möchte, wie die, womit Ludwig Philipp ſeine Archive vermehrt.“ Da die Herzogin ihren heimlichen Gemahl nicht nannte, ſo blieb den entehrendſten Gerüchten Raum. Der übereinſtimmendſte Verdacht fiel auf den Juden Deutz, der unter Mitwiſſenſchaft des Königs und im Solde des kleinen Thiers als Vertrauter der Herzogin auf ihren Irrfahrten Gelegenheit gehabe hätte, ſie zu verführen. Man hob beſonders hervor, daß die Herzogin geſagt habe: „dieſer Menſch, dem ich mehr als mein Leben anvertraut, hat mich verrathen.“ Allein es iſt nichts erwieſen und man iſt nicht berechtigt, die unglückliche Dame durch die Vorausſetzung des ſchlechteſten Geſchmackes noch tiefer zu erniedrigen.

Am 10. Mai 1833 kam die Herzogin zu Blaye mit einer Tochter nieder und erklärte jetzt erſt, ihr heimlicher Gemahl ſey der junge Graf Lucheſi Palli. Derſelbe war Attaché der neapolitaniſchen Geſandtſchaft in Holland und hatte den Haag, wo ſie ihn vor ihrer Reiſe nach Italien (April 1832) geſehen, ſeitdem

600,000 Frcs., das Haus Santerre mit 800,000 Frcs., das Haus Durand aus Marſeille mit einer Million.“

Die Niederlage der Legitimiſten zeigte ſich bald als größer und ſchimpflicher, als ſie ſelbſt nur geahnt hatten. Chateaubriand ſchrieb noch im Winter einen Brief voll Begeiſterung an die gefangene Herzogin von Berry und nannte ſie eine Märtyrerin für das heilige Recht ihrer Kinder. Man vernahm, die Herzogin ſey unwohl und der Argwohn, der den Bürgerkönig jedes Frevels fähig hielt, ſprengte ſchon aus, er habe ſie vergiften laſſen. Aber der Moniteur verkündete der überraſchten Nation, daß am 22. Februar die Herzogin zu Blaye dem Gouverneur daſelbſt, General Bugeaud, erklärt habe, ſie habe ſich während ihres Aufenthalts in Italien heimlich verheirathet. Der Moniteur fügte hinzu, dieſe Erklärung ſey in die Archive des Königreichs niedergelegt worden. Zugleich erfuhr man, daß ſich die Herzogin in geſegneten Umſtänden befinde. Die Sache machte ungeheures Aufſehen. Als man aber erfuhr, Ludwig Philipp habe um den Zuſtand der Herzogin gewußt, aber Befehl ertheilt, denſelben zu Blaye vollſtändig zu ignoriren, bis die Herzogin ſelbſt und zwar ſchriftlich ſich dazu bekennen würde, empörte dieſe neue Argliſt des Königs durch ihre beiſpielloſe Niederträchtigkeit ſelbſt die unverſöhnlichſten Feinde der alten Dynaſtie und die franzöſiſche Preſſe bewies mit merkwürdiger Uebereinſtimmung der gefangenen Prinzeſſin ein ſchonungsvolles Mitleiden, dagegen dem Könige die ganze Verachtung, die er verdiente. Der Temps ſchrieb: „Hätte die Regierung den Sieg mißbraucht, um den Ruf der Herzogin zu brandmarken, indem man uns die Schwächen der Frau entſchleiert, ſo wäre dies ein der franzöſiſchen Loyalität unwürdiges Benehmen.“ Der Courier Français ſchrieb: „Es gibt keinen ehrlichen Mann, der, zu welcher Partei er auch gehöre, gegen eine Frau und gar gegen ein Mitglied ſeiner eigenen Familie, wie hier die Regierung Ludwig Philipps gegen die Herzogin von Berry, gehandelt hätte.“ Der National ſchrieb: „Möglicherweiſe iſt die Erklärung der Herzogin ein Triumph für die Anhänger der jüngern Linie, wir aber, denen beide Linien gleichgültig ſind, ſehen nicht ein, was die jüngere dabei gewinnt, wenn ſie mit Urkunden belegt, daß die Herzogin von Berry, berühmten Beiſpielen folgend, wie faſt alle Frauen beider Linien, nicht als Veſtalin leben wollte, weil ſie keinen Mann, oder ihren Mann nicht mehr hatte.“ Das war eine ſtarke Anſpielung auf Ludwig Philipps Schweſter, Adelaide, welche unverheirathet war, aber in vertrautem Umgang mit einem höheren Offizier lebte und der man nachſagte, ſie ſey ihres Bruders vornehmſte Rathgeberin und voll Hinterliſt, wie er ſelbſt. Der National erinnerte ferner an die Delikateſſe, die ſich fürſtliche und nahe verwandte Familien ſchuldig ſeyen, und an den Cultus der Ehre, der die Völker auszeichne, aber bei den Vornehmen nicht mehr gefunden werde. „Gewiß lebt in Paris nicht eine arme Taglöhnersfamilie, die, und wenn es ihr auch ihr letztes Stück Brod koſtete, auf die Stirne eines ihrer Mitglieder, und wäre es auch das verworfenſte Weib, eine Urkunde drücken möchte, wie die, womit Ludwig Philipp ſeine Archive vermehrt.“ Da die Herzogin ihren heimlichen Gemahl nicht nannte, ſo blieb den entehrendſten Gerüchten Raum. Der übereinſtimmendſte Verdacht fiel auf den Juden Deutz, der unter Mitwiſſenſchaft des Königs und im Solde des kleinen Thiers als Vertrauter der Herzogin auf ihren Irrfahrten Gelegenheit gehabe hätte, ſie zu verführen. Man hob beſonders hervor, daß die Herzogin geſagt habe: „dieſer Mensch, dem ich mehr als mein Leben anvertraut, hat mich verrathen.“ Allein es iſt nichts erwieſen und man iſt nicht berechtigt, die unglückliche Dame durch die Vorausſetzung des ſchlechteſten Geſchmackes noch tiefer zu erniedrigen.

Am 10. Mai 1833 kam die Herzogin zu Blaye mit einer Tochter nieder und erklärte jetzt erſt, ihr heimlicher Gemahl ſey der junge Graf Lucheſi Palli. Derſelbe war Attaché der neapolitaniſchen Geſandtſchaft in Holland und hatte den Haag, wo ſie ihn vor ihrer Reiſe nach Italien (April 1832) geſehen, ſeitdem nicht verlaſſen. Man weiß nicht, ob ſie ihn freiwillig genannt hat, oder ob er ihr von Ludwig Philipp octroyirt worden iſt. Zufrieden, den Legitimiſten dieſen Schlag beigebracht zu haben, der es der Herzogin von Berry ferner unmöglich machte, als Regentin im Namen ihres Sohnes aufzutreten, ließ ſie Ludwig Philipp am 8. Juni frei und ſchickte ſie zur See nach Palermo, wohin auch Lucheſi aus dem Haag abreiſte. Karl X. war über den ganzen Vorgang ſehr entrüſtet, aber alle Legitimiſten vereinigten ſich dahin, das unſchuldige Haupt Heinrichs V. könne weder erniedrigt, noch verunreinigt werden durch einen von Thiers ſeiner Mutter geſpielten, ſchändlichen Streich. Der alte König gewann es daher über ſich, ſeiner tief gedemüthigten Tochter zu verzeihen, und ſie wieder zu ſich zu nehmen; ja er reiſte ihr im October ſogar von Prag bis nach Leoben entgegen.

Die Argliſt Ludwig Philipps richtete ſich wiederholt gegen ſeine eigenen Miniſter. Die Männer, die er nicht wie Thiers beſtechen und zu Mitſchuldigen ſeiner Pfiffigkeit machen konnte, verſtand er immer durch einen geſchickten Stoß hinterwärts niederzuwerfen. Und auch die ihm am treueſten gedient, waren nie ſicher, daß er ſie nicht einer Rückſicht des Augenblicks herzlos zum Opfer brachte. In der erſten Zeit ſeiner Regierung hatte er den Nordamerikanern, die noch eine alte Forderung an Frankreich geltend machten, 20 Millionen bewilligt, viel zu viel, aber damals aus einer politiſchen Berechnung, um an den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Stütze ſeiner noch jungen Herrſchaft zu gewinnen. Das Geld war noch nicht bezahlt, ja die Bewilligung aus Scham noch gar nicht bei der Kammer nachgeſucht worden. Mittlerweile hatte ſich alles für Ludwig Philipp günſtig angelaſſen, er brauchte die Nordamerikaner nicht mehr und ließ nun in der Kammer alle vom Hof abhängigen Deputirten gegen die vom Miniſter de Broglie beantragten 20 Millionen votiren, ſo daß die Summe verweigert wurde. Eine ſo ſchnöde Behandlung von Seiten des Königs konnte ſich Broglie nicht gefallen laſſen und mit ihm nahm auch Sebaſtiani, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſeine Entlaſſung, am 1. April 1834. Admiral Rigny und Duchatel traten dagegen ins Miniſterium ein.

Großes Unrecht übte Ludwig Philipp abermals an der Stadt Lyon aus. Die Noth in dieſer Stadt hatte wieder zugenommen, indem die Fabrikanten noch einmal den Arbeitslohn herabdrückten. Die Arbeiter waren in Verzweiflung. Durch die frühere Erfahrung belehrt, erwarteten ſie von der Regierung keine Hülfe. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Arbeit zu verſagen. 20,000 Webſtühle ſtanden an einem Tage leer, aber die Fabrikanten hielten aus, die Regierung ſchwieg, und wollten die Arbeiter nicht verhungern, mußten ſie gegen den niedrigſten Lohn wieder zu weben anfangen. Die Bewegung hatte im Februar 1834 ſtattgefunden und keine Behörde hatte ſich darein gemiſcht. Erſt nachdem alles wieder ruhig und die Arbeit im Gange war, wurden ſechs Arbeiter wegen Aufruhr verhaftet. Das gab nun böſes Blut und die Arbeiterbevölkerung wurde ſehr unruhig. Aber ohne den mindeſten Belehrungs- oder Begütigungsverſuch zu machen, ließ die Regierung 10,000 Mann Truppen mit zahlreicher Artillerie in Lyon einrücken, um den Gerichtshof zu ſchützen, der am 9. April die ſechs Gefangenen verurtheilen ſollte. Die Beſonnenen unter den Arbeitern ſelbſt und am meiſten die Häupter der geheimen Geſellſchaften mahnten dringend zur Ruhe, weil ein Sieg über eine ſo große Anzahl von Truppen und Kanonen nicht denkbar war, und alles darauf hindeutete, die Regierung erwarte und wünſche eine Volkserhebung, um ſie niederſchmettern und abermals einen Triumph feiern zu können. Allein es war nicht möglich, einen Zuſammenſtoß zu verhüten. In einer engen Gaſſe wurde am Bau einer Barrikade angefangen. Ein Gensdarm kam dazu, wollte es verhindern und tödtete einen Arbeiter. Dieſem Auftritt folgte eine wilde Bewegung und ein furchtbarer Angriff von Seite der vorbereiteten Truppen unter General Aymar. Indeſſen waren die Arbeiter zu erzürnt und verzweiflungsvoll, als daß ſie ſich nicht aufs heldenmüthigſte gewehrt hätten. Im Innern der Stadt durch Barrikaden geſchützt, kämpften ſie bis Morgens am 15. April ſechs Tage und Nächte hindurch als Leute, die nichts mehr zu verlieren haben. Endlich wurden ſie überwunden, nachdem die Truppen ſich nach und nach bis auf 40,000 Mann verſtärkt hatten. Dieſer furchtbare Kampf in Lyon, der ſo viele Menſchenleben koſtete, hätte leicht vermieden werden können, und laſtet ſchwer auf der Seele Ludwig Philipps.

Während dieſer Kämpfe in Lyon war Paris ſelbſt in fieberhafter Bewegung. Falſche Gerüchte vom Sieg der Arbeiter und, wie man damals allgemein ſagte, Proklamationen durch die geheime Polizei ſelbſt, bewogen einen Theil der Arbeiter in Paris aufzuſtehen und Barrikaden zu bauen, am 14. Aber ſie wurden von der Uebermacht raſch niedergeworfen. Die Soldaten erhielten den Befehl, keinen Pardon zu geben. Aber nicht blos Bewaffnete, ſondern auch Greiſe, Weiber und Kinder wurden in der Rue Transnonain umgebracht und ſcheußliche Greuel verübt.

Der König ließ ſich von der Kammer eine Vermehrung der Armee decretiren und ganz Frankreich entwaffnen. Alles vereinigte ſich, ſein Glück zu vermehren, denn am 20. Mai ſtarb der altersſchwache Lafayette, deſſen Popularität ihm immer noch Angſt gemacht hatte. Nun waren aber die Männer, die ihm ſo entſcheidende Siege über die Republikaner und Legitimiſten hatten erfechten helfen, die Imperialiſten, ſelbſt wieder im Falle, ihm verdächtig zu werden. Er wollte wenigſtens nicht, daß ſie ihm über den Kopf wachſen ſollten. Soult hatte Alles geleiſtet, wozu er ihn brauchte. Jetzt ſchickte er ihn fort, am 17. Juli. Gérard ſollte ihn erſetzen, da er aber vom König mildere Maßregeln und eine Amneſtie verlangte, blieb auch er nur drei Monate Miniſter und wurde im October wieder fortgeſchickt. Auch die andern Miniſter wünſchten ein milderes Syſtem und waren ehrlich genug zu glauben, der König habe den guten Willen dazu. Auch der vorſichtige Thiers meinte, man könne nicht fortregieren, ohne zur Mäßigung und Gnade zurückzukehren. Er ſtimmte mit Gérard nicht aus Humanität, aber aus Rückſichten der Klugheit überein und meinte, der König könne gar nicht anders, als ihm folgen. Allein auch er, auch Guizot wurden fortgeſchickt. Beim miniſteriellen Abſchiedsſchmauſe, am 10. November, ging Thiers ſo weit, über die Verlegenheit des Königs zu ſpotten, der kein neues Miniſterium werde zu Stande bringen können. Aber ſchon am folgenden Morgen war Maret, Herzog von Baſſano, als Chef des neuen Miniſteriums ernannt. Der Schlag traf die Doctrinärs, wie die Imperialiſten. Der König zeigte ihnen zum erſtenmale, er allein ſey der Herr. Allein es war zu früh für den König, ſo kühn aufzutreten. Maret, dem er den jungen Dupin, Teſte, Paſſy zugeſellt, hielt ſich für zu ſchwach den mächtigen Kammerparteien gegenüber, und gab das Portefeuille in die Hände des Königs zurück, der ſich nun erniedrigen mußte, wieder zu Thiers zu ſchicken und denſelben um Wiederübernahme des Miniſteriums zu bitten. Er kannte ſeinen Mann, indem er ihn „lächelnd" empfing. Thiers that alles für ein Portefeuille, gab alſo auch ſeinen Widerſtand gegen die königliche Entſchließung auf, verlangte aber den Wiedereintritt Guizots und verſtärkte ſich mit den Doctrinärs, und da dieſe mehr oder weniger für das ſtrenge Syſtem Periers waren, ſo vertheidigte jetzt auch Thiers ein milderes Verfahren nicht mehr und begann ſein Amt damit, von der Kammer Geld zum Bau eines ungeheuren Saales zu verlangen, in dem die Aprilgefangenen gerichtet werden ſollten. Da auch der ehrliche Herzog von Broglie wieder ins Miniſterium gezogen worden war, vermochte die Kammer der im Miniſterium dargeſtellten Allianz der Imperialiſten und Doctrinäre, Thiers und Guizot, nicht zu widerſtehen und votirte alles, was ſie verlangten, jetzt auch die lange beſtrittenen 20 Millionen für Nordamerika, von denen nur 1,200,000 Fr. durch Gegenrechnung abgezogen wurden. Man machte geltend, es ſey nicht der Mühe werth, um einer ſolchen kleinen Summe willen, ſich mit einer großen und befreundeten Nation zu überwerfen. Der Prozeß der

Aprilgefangenen, zu dem ſo große Anſtalten getroffen wurden, ſetzte Frankreich nicht in Unruhe. Während der Saal gebaut wurde, flohen die Hauptangeklagten aus dem Kerker, den Reſt vergaß man über anderen neuen Dingen. Sie wurden erſt 1836 ohne viel Aufſehen abgeurtheilt, kein einziger hingerichtet.

Aeußerlich ſchien die Kammer, das Miniſterium, der König in voller Eintracht zu handeln und das Parteiweſen überwunden. Allein der König war voll Haß gegen Thiers und Guizot, die ihm das Alleinregieren abermals unmöglich gemacht hatten; Thiers und Guizot ſelbſt waren ſich in den Principien und durch Neid zuwider; endlich that der alte Dupin wieder alles Mögliche, um den tiers parti zu verſtärken und die durch Thiers und Guizot combinirte Kammermehrheit zu ſprengen. Dupin hatte dabei gar kein Princip, ihn ſtachelte lediglich der Neid. So elende Menſchen durften Jahre lang um die Geſchicke Frankreichs ſpielen. Man muß dieſe traurige Wahrheit feſthalten, um ſich den Mißcredit zu erklären, in welchen nach und nach das conſtitutionelle Syſtem gerathen iſt, um einerſeits republikaniſchen Hoffnungen, andrerſeits imperialiſtiſcher Praxis Raum zu geben und Zuſtimmung zu verſchaffen.

Bei der fünften Feier des Julifeſtes, am 28. Juli 1835 ritt der König mit großem Gefolge, um Heer und Nationalgarde zu muſtern, die Boulevards entlang, als aus einem kleinen Hauſe eine furchtbare Exploſion ſich entlud, ein wahrer Hagel von Flintenkugeln, welche dicht hinter dem König den Marſchall Mortier, den General Lachaſſe de Verigny, den Oberſt Raffé, Oberſtlieutenant Rüeuſſer, Capitain Villate und andere niedern Ranges tödtete, noch mehr verwundete. Der Herzog von Orleans erhielt eine leichte Contuſion, ſeinem Bruder, dem jungen Herzog von Joinville wurde das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen, der König blieb unverletzt, nur ſein Pferd bäumte ſich und hätte ihn bald abgeworfen. Die Urſache war eine Art Höllenmaſchine geweſen, eine Combination von mehr als hundert Flinten, die ein gewiſſer Fieschi hinter einem Jalouſieladen angebracht und zumal losgeſchoſſen hatte, in der Abſicht, den König mit ſeinen Söhnen zu treffen. Er wurde entdeckt und hingerichtet. Man erinnerte ſich dabei des früheren Schuſſes auf den König, den man ominöſerweiſe „Signalſchuß“ genannt hatte, weil man vermuthete, er ſey von der Polizei ſelbſt ausgegangen. Ein Signalſchuß war es in der That geweſen, weil ein fingirter Mörder wirklichen Mördern ein verhängnißvolles Zeichen gegeben hatte. Eine eben ſo gerechte als furchtbare Warnung für die, welche glaubten, mittelſt der Lüge regieren zu können.

Aber die Regierung war in ihren Egoismus damals ſo vertieft, daß ſie nicht erſchrack, ſondern nur pfiffig gleich wieder das entſetzliche Ereigniß in ihrem Nutzen auszubeuten ſuchte. Der vereinzelte Fanatismus Fieschis wurde zum Ergebniß eines Complotts gemacht und der ganzen republikaniſchen Partei die Mitſchuld aufgebürdet (wie dereinſt Kotzebue's Mord den geſammten Patrioten Deutſchlands). Thiers ließ ſogar Armand Carrel, den muthigen Herausgeber des National, ſeinen ehemaligen intimen Freund, verhaften, der ganz ohne Schuld war. Sodann brachte das Miniſterium im Auguſt Geſetzesvorſchläge vor die Kammer, die im nächſten Monat unter dem Namen der Septembergeſetze wirklich angenommen wurden. Durch dieſelben erhielt der Juſtizminiſter das Recht, in Rebellionsfällen das gerichtliche Verfahren abzukürzen und Aſſiſen zu wählen, welche und wie viel er wolle. Ferner wurde die Preſſe durch Androhung ungeheurer Geldſtrafen beſchränkt und die Cenſur wenigſtens der Zeichnungen und Bilder wiedereingeführt. Die Folge war, daß augenblicklich über hundert Journale in Frankreich eingingen, die übrigen ſich mäßigten. Billigerweiſe konnte man es Ludwig Philipp nicht verdenken, daß er endlich die Gelegenheit ergriff, um die ſcandalöſen Karikaturen zu vertilgen, die ihn fort und fort vor dem Volk beſchimpften. Allein jeder Unbefangene mußte fragen: wozu Ludwig Philipp, wenn er doch nur wieder verfuhr, wie Karl X.?

Im Winter hatte der Finanzminiſter Humann (ein reicher Kaufmann aus Straßburg) die Naivetät, die Kammer darauf aufmerkſam zu machen, daß der Ertrag von allem Eigenthum in Frankreich im Durchſchnitt 3 p. c. ſey, während den Staatsgläubigern 5. p. c. gezahlt werden müßten. Man erwartete nun vom ihm einen Antrag auf Herabſetzung des Zinſes, aber er erfolgte nicht, weil ſich der König aufs hitzigſte dagegen erklärte. Er ſelbſt und ſeine Vertrauten waren bei dem hohen Zinsfuß betheiligt. Da nun das Miniſterium ſchwieg, ſtellte der Deputirte Goulon den Antrag, durch Herabſetzung des Zinſes jährlich den Steuerpflichtigen 26 Millionen zu erſparen. Die Miniſteriellen erſchöpften ſich in ſophiſtiſcher Beredſamkeit gegen den Antrag, aber die Kammer nahm ihn mit 2 Stimmen Mehrheit an. Sogleich entließ der König das ganze Miniſterium. Wenn man ſeinem Geldintereſſe entgegentrat, wurde er allemal unerbittlich. Die Doctrinäre hatten die Stimmenmehrheit nicht mehr, alſo weg mit ihnen! Nur Thiers war immer noch und zu allem brauchbar. Ihm gelang es, aus dem tiers parti ein neues Miniſterium zu wählen, welches mit ihm und dem König „durch dick und dünn" zu gehen verſprach. Darunter befanden ſich Sauzet, Paſſy, Pelet, die für Goulons Antrag geſtimmt hatten, jetzt aber um des Portefeuilles willen der Zinsherabſetzung entſagten. Mit der Beſeitigung derſelben hingen andere Unterlaſſungsſünden zuſammen. Vergebens vertrat der Deputirte Wüſtenberg von Bordeaux das Intereſſe der Wein- und Ackerbauern und tadelte die einſeitige Protection, welche die Regierung der Induſtrie auf Koſten des Landbaus gewähre. Vergebens wurde auch damals auf Eiſenbahnen angetragen. Reiche Hammerwerkbeſitzer, deren Eiſen nicht ausreichte, noch gut genug war, wollten die Einfuhr des engliſchen Eiſens vermeiden und gehörten der reichen Gaunerbande an, die damals den Hof, das Miniſterium und die Kammer umfaßte. Die Beredſamkeit erſchöpfte ſich in Sophiſmen, die gegen den Bau der Eiſenbahnen ſprachen. Dieſe edle parlamentariſche Kunſt war herabgeſunken zur Buhldirne des niedrigſten Geldintereſſes. Der Maſchiniſt dieſes ganzen Lügenſyſtems aber war der kleine Thiers, der ſeine Millionen häufte, während bittere Noth bei den untern Klaſſen in Stadt und Land ſich mehrte.

Am 25. Juni 1836 ſchoß abermal ein Mörder auf den König, ohne ihn zu treffen, der Handlungsdiener Alibaud, welcher erklärte, er habe die Freiheit durch den Tod des Tyrannen rächen wollen. Er wurde wie Fieschi baldigſt hingerichtet.

Der König glaubte dieſe letzten Zuckungen des niedergeworfenen Republikanismus verachten zu müſſen, beherrſchte die Kammer, hatte die Preſſe geknebelt, fand überall Gehorſam in Frankreich und wurde deshalb auch von den Großmächten mehr und mehr beglückwünſcht und mit ſchmeichelhaften Reden belohnt. Das machte ihm Muth, die Bande zu löſen, in denen ihn bisher England gehalten hatte. In der engliſch-franzöſiſchen Allianz ſeit ſeiner Thronbeſteigung überwog das engliſche Intereſſe und hatte überall die Initiative. Frankreich war von England nur ans Schlepptau genommen. Es mußte ſich alles von ihm gefallen laſſen, denn es hatte an England den einzigen Alliirten gegen die vereint handelnden nordiſchen Mächte. Talleyrand hatte zwar immer die Miene angenommen, als ob er in London die Zügel in der Hand halte; allein dieſer Renegat der Revolution war in England längſt bekannt und von der ſtolzen Ariſtokratie verachtet. Lord Palmerſton ließ ihn im Vorzimmer warten. Wenn Belgien unabhängig wurde, ſo geſchah es nicht durch Frankreich, ſondern durch England. Nicht ein franzöſiſcher, ſondern ein engliſcher Candidat wurde König von Belgien. In der polniſchen Frage entſchied England durch Lord Durham, nicht Frankreich durch Talleyrand. Auch in Spanien und Portugal diente Frankreich nur der engliſchen Politik. Dieſes Dienſtes war nun Ludwig Philipp herzlich ſatt und ſobald er die Möglichkeit erkannte, mit Oeſterreich gehen zu können, vernachläßigte er England, welches ihn doch brauchte und daher nicht mit ihm brechen durfte. Man ſchreibt die Wendung der franzöſiſchen Politik von der engliſchen auf die öſterreichiſche Seite Thiers zu.

Gewiß mit Unrecht. Ludwig Philipp ließ ſich in ſo wichtigen Dingen nicht leiten. Thiers war nur ſein Werkzeug.

Mit dieſer Wendung der Dinge hing die Nothwendigkeit zuſammen, den Herzog von Orleans zu verheirathen, um dem Thron legitime Erben zu geben. Eine ſtandesmäßige Gemahlin konnte der Prinz nur in Deutſchland finden und bedurfte dazu einer intimen Annäherung der franzöſiſchen Politik an die öſtreichiſche. Der Prinz hoffte ſogar auf die Hand einer Erzherzogin, ſah ſich darin aber getäuſcht, denn obgleich er in Wien eine glänzende Aufnahme fand, lehnte man doch ſeine Bewerbung ab. Man glaubt, daß Rußland auch die kleinen Höfe beſtimmt habe, ihm überall Körbe zu ertheilen. Es gelang ihm erſt nach vieler Mühe, die junge Prinzeſſin Helene von Mecklenburg-Strelitz zur Braut zu gewinnen. Ihr eigener Bruder erklärte ſich aufs heftigſte dagegen, und ohne die gütige Vermittlung ihres Oheims, des Königs von Preußen, wäre auch dieſe Verlobung nicht zu Stande gekommen.

Je mehr Rußland durch ſeinen Einfluß auf die deutſchen Höfe dem Herzog von Orleans Demüthigungen bereitete und Oeſterreich denſelben, wenn auch auf artige Weiſe, doch abwies, um ſo tiefer demüthigte ſich Ludwig Philipp vor dieſen Mächten, um ihnen die Aufrichtigkeit ſeines Annäherungswunſches zu beweiſen. Auf einen Wink Rußlands hob er das Polencomité in Paris auf und verbannte die Mitglieder deſſelben aus Frankreich. Auf einen Wink Oeſterreichs übernahm er in der Schweiz ſogar die Polizei des Abſolutismus. Der franzöſiſche Geſandte, Herzog von Montebello (Sohn des Marſchall Lannes) mußte die Eidgenoſſenſchaft in barſchem Tone auffordern, die politiſchen Flüchtlinge, vornehmlich die italieniſchen, aus ihrem Gebiete zu entfernen. Sie gab nach und erklärte in einer Note vom 22. Juni 1836, ſie werde die Flüchtlinge entfernen. Montebello aber antwortete jetzt erſt noch mit groben Drohungen, welche die Schweizer mit Recht empörten, die jedoch keineswegs unverdient waren. Nachdem die Tagſatzung oft und wiederholt verſprochen hatte, die Flüchtlinge entweder zu vertreiben oder wenigſtens ihre Complotte zu verhüten, dauerten die Wühlereien derſelben ungehindert fort. Jedes Wort ſchien da in den Wind geſprochen. Es war Zeit, die Tagſatzung zu erinnern, daß man ſich nicht ewig von ihr anlügen laſſen wolle. In dieſem Sinn war Montebello's Ausdruck je vous pousserai zwar grob, aber verdient. Die Radikalen in der Schweiz waren außer ſich und hielten deßhalb Volksverſammlungen ab zu Flawyl im Canton St. Gallen, zu Reiden im Canton Luzern, zu Wiedekon bei Zürich, Munſingen im Berniſchen ꝛc. Allein Montebello drohte mit der Grenzſperre. Es half auch nichts, daß von einem gewiſſen Conſeil, deſſen Auslieferung Montebello verlangt hatte, bekannt und erwieſen wurde, er ſey ein geheimer Agent der franzöſiſchen Geſandtſchaft ſelbſt. Montebello behielt ſeine eherne Stirn und ließ die Schweizer lärmen. Sie ſahen ſich doch gezwungen, um die Grenzſperre abzuwenden, die demüthigſten Zuſicherungen zu machen. Der Zweck war erreicht, Ludwig Philipp hatte den nordiſchen Mächten ſeine ganze Devotion bewieſen.

Wie es unter dieſen Umſtänden Thiers noch einmal einfallen konnte, ſich der conſtitutionellen Sache in Spanien anzunehmen, iſt ſchwer begreiflich. In dem unglücklichen Bürgerkriege dieſes Landes ſtand England auf der conſtitutionellen Seite, die nordiſchen Mächte hielten es mit dem Abſolutismus. England ſah die Conſtitutionellen verloren, wenn es ſie nicht unterſtützte und ſchleppte Frankreich nach, wie immer. Aber Ludwig Philipp ließ ſich nur zum Schein eine kurze Zeit wieder von England am Schlepptau ziehen, um den nordiſchen Mächten ſeine Unabhängigkeit von England um ſo deutlicher zu beweiſen. Der ſchlaue Thiers wurde von ihm bei dieſer Gelegenheit übertölpelt. Schon war die franzöſiſche Fremdenlegion in Spanien eingerückt und ihre Anführer, General Lebeau, hatte im Einverſtändniß mit Thiers eine Proklamation erlaſſen, die noch mehr franzöſiſche Truppen ankündigte, als plötzlich der König dieſe Proklamation am 24. Auguſt 1836 im Moniteur desavouiren ließ, ohne Thiers vorher ein Wort davon zu ſagen.

Nun mußte Thiers tiefbeleidigt abdanken, wie daſſelbe Laffitte in einem ähnlichen Falle früher gethan hatte. Der König rächte ſich damit für die Demüthigung, die ihm Thiers früher bereitet hatte. Einer betrog immer den Andern.

Am 6. September 1836 ſtellte der König den Grafen Molé an die Spitze eines Miniſteriums, mit dem wieder Guizot und die Doctrinärs ans Ruder kamen. Molé war an dem Schweizerſcandal unſchuldig, der König erlaubte ihm daher, der Schweiz zu erklären, „Frankreich ſey befriedigt“, und den Verkehr wiederherzuſtellen. Molé war auch immer ein Freund der Milde und Mäßigung geweſen und ſetzte durch, daß der König 63 Aprilgefangene entließ. Er verlangte auch die Freilaſſung der gefangenen Miniſter, aber erſt als Karl X., der ſich mit ſeiner Familie von Prag nach Görz zurückgezogen hatte, daſelbſt am 6. November ſtarb, bewilligte der König die Entlaſſung Polignacs, Peyronnets, Guernon de Ranvilles und Chantelauzes. Das war wieder eine Conceſſion an die nordiſchen Mächte.

Einer der Hauptgründe, warum Frankreich ſich gegenüber von England ſelbſtändiger zu behaupten ſuchte, war die Nothwendigkeit, ſich endlich wegen der Zukunft Algiers zu entſcheiden. Die fortwährende Behauptung dieſer Eroberung rechnete ſich Ludwig Philipp zum Verdienſt an. Karl X. hatte nicht auf einen dauernden Beſitz gerechnet und ſcheint deßfalls Verpflichtungen gegen England eingegangen zu ſeyn. Für Ludwig Philipp wäre es ein unauslöſchlicher Schimpf geweſen, wenn er eine Erwerbung hätte aufgeben ſollen, die ſein Vorgänger gemacht hatte. Dieß ſah England ein und ließ ihm Algier, wogegen Ludwig Philipp in allen andern Beziehungen der engliſchen Politik dienſtbar wurde und ſich verpflichten mußte, die Eroberung nicht weiter zu verfolgen. Wenn es je zu einem Bruch zwiſchen beiden Mächten kam, war es immer noch Zeit für England, durch ſeine überlegene Flotte den Verkehr zwiſchen Frankreich und Algier abzuſchneiden und das letztere etwa mit Hülfe Maroccos und der wilden Völkerſtämme Nordafrikas den

Franzoſen wieder zu entreißen. Ludwig Philipp ſelbſt wäre Algier gerne los geweſen, wenn es mit Ehren hätte geſchehen können, denn um die Stadt Algier zu behaupten, mußte er auch wenigſtens eine Küſtenſtrecke beherrſchen, die immerwährenden Angriffe der Eingeborenen zurückſchlagen und Jahr aus Jahr ein Soldaten und Geld aufopfern, ohne aus Algier eine einträgliche Colonie machen zu können. Für das Heer war der Krieg in Algier eine treffliche, aber gar zu theure Schule. In dem Zeitpunkt des Miniſterium Thiers, in welchem von Seiten Frankreichs im Einverſtändniß mit England die bewaffnete Intervention in Spanien gemacht werden ſollte, glaubte Thiers, für dieſen Dienſt von England auch verlangen zu können, daß es einem weiteren Vorſchreiten der franzöſiſchen Truppen in Algerien nicht wehre. Er ſtellte die Alternative, entweder müſſe Algier ganz aufgegeben, oder es müſſe ſo viel vom Innern des Landes dazu erobert werden, daß die Hauptſtadt vor den immer wiederholten Angriffen der Eingebornen geſchützt und eine regelmäßige Coloniſation ermöglicht würde. Die gefährlichſten Feinde der Franzoſen waren hier im Oſten Achmed, Bey von Conſtantine, im Weſten ein genialer Araberhäuptling, Abdel Kader. Der König erlaubte dem Marſchall Clauzel, im September einen Angriff auf Conſtantine zu machen. Als aber Molé Miniſter wurde, rieth dieſer von dem Unternehmen ab. Der König widerrief die Expedition nicht, ließ ſie aber auch nicht hinreichend unterſtützen. Mit nur 7000 Mann wagte Clauzel den weiten beſchwerlichen Marſch und wurde im November mit großem Verluſt von Conſtantine zurückgeſchlagen. Der Stolz der franzöſiſchen Nation litt nun nicht, daß dieſe Niederlage ungerächt bleibe. Ganz Frankreich ſprach ſich in dieſem Sinne aus. Dem König blieb keine Wahl, als den Krieg in Algier mit einer noch koſtſpieligeren Anwendung von Mitteln, als bisher, fortzuſetzen. Ob es ſeine Abſicht geweſen, die Stimmung auf dieſen Punkt zu bringen oder ob er einen Fehler gemacht, den wieder gut zu machen er gezwungen wurde, ſteht dahin. Er konnte es darauf ankommen laſſen, da England ihn in Algier gewähren ließ und alles vermied, was ihn zu einer noch engeren Allianz mit den Continentalmächten hätte führen können.

Ludwig Philipp ſtand damals auf der Höhe ſeiner Macht, unabhängig und doch geſucht von England, reſpectirt von den nordiſchen Mächten, geſucht von Spanien und Italien, gefürchtet von der Schweiz, in engerem Verbande mit Belgien, im Beſitz Algiers mit der Ausſicht, ſein Gebiet dort bald zu erweitern. Im nächſten Frühjahr erwartete man die Heimholung der fürſtlichen Braut aus Deutſchland für den Thronfolger. Die Parteien im Innern waren beſiegt, Karl X. todt und die Legitimiſten tief gedemüthigt, Lafayette todt und die Republikaner gänzlich entwaffnet, die Preſſe bewältigt, die Kirche in heimlicher Spaltung und ſteter Furcht, die Kammer das Echo des Hofes, ihre Parteihäupter als Miniſter durch ſich ſelbſt in Schach gehalten und ſich alle nach einander abnutzend, ſichtbar oder unſichtbar geleitet vom „unabänderlichen Gedanken“ des Königs. Dieſer Gedanke aber war nicht mehr die Quaſi-, ſondern die wirkliche und vollſtändige Reſtauration. Die Pracht, mit der er das längſt verlaſſene Verſailles wiedereinrichten und daſelbſt die große Gallerie hiſtoriſcher Gemälde, die Frankreichs Ruhm veranſchaulichten, eröffnen ließ, verrieth, daß ſeine Erinnerungen über die letzten Bourbons hinweg zu Ludwig XIV. zurückgriffen, und daß er wenigſtens ſeinen Nachkommen ermöglichen wollte, das Syſtem Ludwigs XIV. da, wo es geendet, wieder aufzunehmen und fortzuſetzen.

Fürſt Metternich ſoll ihm damals geſchmeichelt haben, er halte ihn für den klügſten Mann in Europa. Dieſes Lob war inſofern aufrichtig gemeint, als Metternich immer nur den europäiſchen Frieden geſichert wiſſen und le déluge après nous ſo weit und lange als möglich hinausſchieben wollte. Dieſem Zweck aber hatte bisher die Politik Ludwig Philipps am weſentlichſten gedient.

Fünfzehntes Buch.

Das gräcoruſſiſche Syſtem.

„Rußland erntete in reichlichem Maaße die Früchte ſeiner Conſequenz, ſeiner Entſchiedenheit. Man kann hier nicht blos von Glück ſprechen, Rußland machte ſich ſein Glück ſelbſt. Es zeigte Charakter, wo ſeine politiſchen Rivalen keinen zeigten. Es handelte, wo ſeine Rivalen höchſtens unterhandelten. Es unterwarf ſich 1829 die Türkei und 1831 Polen, ohne ſich um die ſchwachen diplomatiſchen Demonſtrationen ſeiner Rivalen zu bekümmern. Es ſchwebte einige Augenblicke in Gefahr, aber es ließ keine Furcht, kein Schwanken blicken und hatte die Genugthuung, zu erleben, daß ſeine Rivalen dieſe Augenblicke unbenützt vorübergehen ließen, und weder den Türken, noch den Polen beiſtanden. Endlich übertraf Rußland ſeine Rivalen weit an Benehmen, denn es kam, ſah, ſiegte, und riß alle Vortheile an ſich in der Stille und ohne Ruhmredigkeit, während ſeine Rivalen Alles geſchehen ließen, Nichts thaten und doch unaufhörlich prahlten. Die Juliusrevolution mit ihren Folgen war aber hauptſächlich inſofern ein günſtiges Ereigniß für Rußland, als es die Aufmerkſamkeit Oeſterreichs und Preußens vom Orient ablenkte und im Weſten beſchäftigte. Auch verſtand es Rußland mit gewohnter diplomatiſcher Meiſterſchaft, das Schreckbild der revolutionären Propaganda überall vorzuſchieben, und zu einer ihm vortheilhaften Diverſion zu benutzen, ja es verſtand mit eben dieſem Schreckbilde den König der Franzoſen ſelbſt einzuſchüchtern, und ſo ſeltſam hatten ſich die Verhältniſſe verkehrt, daß es nicht Rußland war, das durch dieſe Drohungen des revolutionären Geiſtes geſchreckt wurde, ſondern das damit ſchreckte."

Dieſe Worte ſchrieb ich ſchon im Jahr 1831 (in meinem Taſchenbuch der neueſten Geſchichte) nieder und kann ſie nur als Wahrheit heute wiederholen. Von der Julirevolution und der ungeheuren Erſchütterung, welche durch ſie das weſtliche und mittlere Europa erlitt, zog Niemand Vortheil als Rußland und hauptſächlich durch den Verſtand und die Thatkraft ſeines Kaiſers. Es gelang dieſem, ſich der Hülfe Preußens, der Neutralität Oeſterreichs zu verſichern und nachdem er um den Preis Belgiens, das ihm gar nicht gehörte, auch das Schweigen Frankreichs und Englands zu allem, was er mit Polen vornehmen wollte, erkauft hatte, bekam er völlig freie Hand.

Von dieſem Zeitpunkt an kommt ein eigenthümlicher Schwung in die Politik des Kaiſer Nicolaus und ein großer, für Europa ſchrecklicher Gedanke tritt immer deutlicher aus ſeiner Handlungsweiſe hervor. Alle Nationen, denen er gebietet, ſollen aufhören zu ſeyn, was ſie geweſen, und Ruſſen werden, nur noch ruſſiſch denken und reden, und alle ſollen den Glauben des Kaiſers annehmen, zur ruſſiſchen Staatskirche übertreten. Da dieſes neue Syſtem zuerſt nur auf das beſiegte Polen angewandt wurde, ahnte man ſeine Tragweite noch nicht. Die Unterdrückung der polniſchen Nationalität und der katholiſchen Religion in Polen ſchien andre Nationalitäten und Kirchen noch nicht zu gefährden.

Kaiſer Nicolaus nahm an, durch die Revolution hätten die

Polen ihr Recht auf eine ſelbſtändige Regierung und Verfaſſung verloren; indem ſie ſeine Rechte nicht mehr hätten gelten laſſen, habe er auch die ihrigen, wie ſie 1815 durch den Wiener Congreß garantirt worden, nicht mehr zu achten. Die Garanten des Königreichs Polen thaten keine Einſprache gegen dieſe ſeine Auslegung; Preußen nicht, weil es blind Rußland folgte; Oeſterreich nicht, weil es keinen Krieg anfangen wollte und weil Metternich durch die Finger ſah, England und Frankreich nicht, weil Kaiſer Nicolaus ihnen um den Preis Polens geſtattete, in Belgien, Spanien, Portugal zu verfahren, wie ſie wollten.

Die Maßregeln, welche Fürſt Paskiewitſch in Polen auf Befehl ſeines Kaiſers nach einander traf, waren folgende. Zuerſt wurde die polniſche Uniform abgeſchafft, alles polniſche Militär in ruſſiſche Regimenter untergeſteckt; womit auch die polniſchen Fahnen und die polniſchen Farben verſchwanden. Nichts durfte mehr an die Nationalität erinnern, Polen ſollte eine ruſſiſche Provinz werden, allen andern gleich. Die Univerſität in Warſchau wurde aufgehoben, damit Geiſt und Sprache der Polen keine höhere Pflege mehr genöſſen. Die polniſchen Archive. Bibliotheken, wiſſenſchaftliche Sammlungen aller Art wurden nach St. Petersburg gebracht. Alle öffentlichen Acte mußten hinfort in ruſſiſcher und polniſcher Sprache zugleich ausgefertigt werden. Unterdeß wurden in allen Theilen des Königreichs Verhaftungen vorgenommen. Trotz der Flucht vieler Tauſende blieben immer noch Compromittirte genug zurück, die man nicht hinrichtete, noch in Gefängniſſe warf, ſondern in Maſſe aus Polen wegſchaffte. Es war Syſtem, Polen möglichſt zu entleeren und dafür Ruſſen hineinzuſchicken. Die Vornehmſten und am wenigſten Gravirten mußten ſich eine anſtändige Verbannung nach St. Petersburg gefallen laſſen, die übrigen wurden nach Sibirien geſchleppt und „nummerirt“. Jeder Verbrecher in Rußland nämlich, der nach Sibirien geſchickt wird, verliert ſeinen Namen und Rang und exiſtirt fortan nur als Nummer. Die am ſchwerſten beſtraft werden ſollten, wurden zu lebenslänglicher

Zwangsarbeit in den ſibiriſchen Bergwerken verurtheilt.*) Man rechnete im Jahr 1832 bereits 80,000 Polen, die über die öſtliche Grenze weggeſchafft worden ſeyen. Aber auch unter den Zurückbleibenden wurde eine ſtrenge Sichtung vorgenommen. Schon am 31. October 1831, alſo ſehr bald nach der Unterdrückung der Revolution, befahl der Kaiſer, jeder Pole, der ſeinen Adel nicht durch Urkunden beweiſen könne, ſolle denſelben verlieren. Es gab nämlich in Polen eine große Ueberzahl armen Adels, die ſ. g. Schlachty (Geſchlechter, von edlem Geſchlecht, ein deutſches Wort), die beſonders viel revolutionäre Elemente lieferten. Dieſe ſollten nun mit einem Schlage vernichtet werden, denn nur die wenigſten hatten Adelsbriefe.

Am 26. Februar 1832 gab der Kaiſer ein ſ. g. polniſches Statut, worin er öffentlich kund that, daß es kein Königreich Polen mehr gebe, daß es vielmehr dem ruſſiſchen Reich als einfache Provinz einverleibt ſey. In dieſem Statut hieß es jedoch noch, die Freiheit des Cultus ſey garantirt und die katholiſche Religion als die der Mehrheit der Einwohner in Polen „Gegenſtand des beſondern Schutzes und Wohlwollens der Regierung." Eine Deputation polniſcher Großen, den Fürſten Radziwil an der Spitze, mußte auf Befehl des Statthalters von Warſchau nach Petersburg abgehen und dem Kaiſer für das neue Statut danken. In ſehr auffallender Weiſe begab ſich im Sommer deſſelben Jahres Lord Durham als außerordentlicher Geſandter Englands nach St. Petersburg, von wo aus ihm Kaiſer Nicolaus, um ihn dadurch hoch zu ehren, entgegenfuhr. Ihre Zuſammerkunft beſiegelte die bisherigen Unterhandlungen und ſtellte ein vollkommen freundſchaftliches Verhältniß her. Gleichzeitig bekämpfte Miniſter Grey, Durhams

---

*) Als auch der junge Fürſt Roman Sanguſko zu den Bergwerken verurtheilt worden war und ſeine Familie den Kaiſer um Gnade anflehte, ließ er ſich das Urtheil geben und ſchrieb an den Rand „zu Fuß", d. h. der Verurtheilte ſollte nicht nur die zuerkannte Strafe in Sibirien leiden, ſondern auch zur Verſchärfung der Strafe den weiten Weg zu Fuß machen.

Schwiegervater, im engliſchen Parlament die Polenfreunde und erklärte ihnen, den Polen eine ausgiebige Hülfe zu gewähren, ſey für England zu ſchwer und koſtſpielig, liege alſo nicht im engliſchen Intereſſe.

Somit war die Reaction in Polen von England ſelbſt ſanktionirt. Die Güter des geflüchteten oder nach Sibirien verbannten polniſchen Adels wurden confiſcirt und zum Theil ruſſiſchen Generalen geſchenkt. Daß Paskiewitſch ſelbſt nicht leer ausging, beweiſen die 70 Mill. Silberrubel, die er bei ſeinem Tode hinterließ. Man las in den Zeitungen lange Liſten der Edelleute, deren Erbe auf dieſe Weiſe weggenommen wurde. Die Veröffentlichung geſchah, um den geflüchteten Polen die Größe ihres Unglücks, dem weſtlichen Europa aber die Macht und unerbittliche Strenge des Kaiſers anſchaulich zu machen. Aber nicht nur die Güter wurden genommen, auch die Kinder. Dies iſt die finſterſte Parthie der ruſſiſchen Reaction in Polen. Die Kinder der geflüchteten oder verbannten Polen durften nicht in ihrer Heimath bleiben, wenn es ihnen auch an Mitteln nicht gefehlt hätte. Auf Befehl des Kaiſers wurden ſie alle ins Innere Rußlands geſchleppt, um in kaiſerlichen Inſtituten zu guten ruſſiſchen Unterthanen erzogen zu werden. Dieſe Beſtimmung wurde auch auf die Kinder niederer Stände ausgedehnt, wenn ſie ihre Eltern verloren hatten, oder wenn man annahm, die Eltern ſeyen zu arm, um ſie ernähren zu können. Sie wurden in die Militärcolonien abgeliefert. Schonungslos griffen die Koſacken die Kinder auf der Straße auf und packten ſie in ihre Kibitken, ohne auf den Jammer der Mütter zu achten. An eine genaue Controle, ob es wirklich hungernde Waiſen ſeyen, dachte Niemand. Der Kaiſer wünſchte junge Militärcoloniſten, das war genug, um ſie herbeizuſchaffen, gleichviel mit welchem Recht. Die Ausführung war den Militärbehörden überlaſſen, d. h. den Koſacken, die in Warſchau ſelbſt die mit kleinen Handelsartikeln hauſirenden Knaben vor den Häuſern wegführten und noch viel weniger Rückſicht auf dem Lande nahmen. Man ſah im

Mai 1832 täglich herzzerreißende Scenen, wie Mütter ſich den Pferden entgegen und unter die Räder der Wägen warfen, auf denen ihre Kinder mit andern wie Häringe zuſammengepackt nach Minsk abgeführt wurden, wo man ſie in Kinderbataillone rangirte und von da in die Militärcolonien abführte. Ein Schrei der Empörung ging faſt durch ganz Europa. Am energiſcheſten ſprach Ferguſon im engliſchen Parlament über eine Maaßregel, die mehr eines Tiberius und Nero als eines chriſtlichen Monarchen würdig ſey. Allein die von Rußland bezahlte Preſſe pries die Großmuth des Kaiſers, der ſich der armen Waiſen mit ſo väterlicher Güte annehme.

Die altpolniſchen Provinzen Lithauen, Volhynien, Podolien verloren vollends ihre letzten Privilegien. Auch hier wurde confiſcirt, auch hier wurden Kinder weggenommen, auch hier der Adel, der keine Briefe hatte, ausgeſtoßen. Eine am 17. September 1832 verfaßte Adreſſe des podoliſchen Adels, der den Kaiſer flehentlich um Erhaltung ſeiner alten Rechte bat, wurde abgewieſen. Ein neuer Ukas von 1835 befahl, daß Stellen, über welche der Adel noch durch Wahlen zu verfügen habe, doch nur von ſolchen beſetzt werden dürften, die bereits 10 Jahre lang dem Kaiſer im Militär oder Civil gedient hätten.

Auch begannen jetzt die Maaßregeln, durch welche der katholiſche Glaube eben ſo geſchwächt und zuletzt vernichtet werden ſollte, wie die polniſche Nationalität. Schon vor der Revolution war Manches geſchehen, was den Beweis liefert, das gräcoruſſiſche Syſtem, wie es der Kaiſer nachher ausführte, habe ihm ſchon lange im Sinne gelegen. Schon 1828 war durch einfachen kaiſerlichen Ukas vom 22. April das griechiſch-unirte Bisthum Luck in Volhynien aufgehoben und damit die ganze Hierarchie der vereinigten Gräco-Ruthenen über den Haufen geworfen worden. Alſo ſchon damals ging der Czar darauf aus, die ſ. g. unirten Griechen, d. h. die vorlängſt mit der römiſchen Kirche vereinigten Slaven des alten Königreichs Polen, die urſprünglich zur griechiſchen Kirche in Conſtantinopel gehört hatten, ſeiner ruſſiſchen Staatskirche einzuverleiben und die polniſche Revolution beſchleunigte nur die Ausführung des Gedanken, den er ſchon vorher gehegt hatte. Dies wird noch mehr beſtätigt durch die auffallende Vernachläſſigung der katholiſchen Kirche ſchon in dem erſten Jahrzehnt der Regierung des Kaiſers. Im Königreich Polen ſowohl wie in den altpolniſchen Provinzen waren faſt alle erzbiſchöflichen und biſchöflichen Sitze erledigt und die kaiſerliche Regierung ſchleppte abſichtlich die Wiederbeſetzung hin. In Rom wußte man, wie es gemeint ſey, und nahm ſich mit der größten Aengſtlichkeit in Acht, einen Schritt zu thun, der dem mächtigen Kaiſer auch nur den Vorwand leihen konnte, um der katholiſchen Kirche noch weher zu thun. Da der erzbiſchöfliche Sitz von Warſchau und auch die biſchöflichen von Kaliſch, Sandomir, Auguſtowo nicht beſetzt waren, übernahm Gutkowski, Biſchof von Podlachien, die Leitung des polniſchen Klerus, um ihn aufs dringendſte von der Theilnahme an der Revolution und vom Ungehorſam gegen den rechtmäßigen Kaiſer abzumahnen. Und Papſt Gregor XVI. hatte kaum den Stuhl des Apoſtels beſtiegen, als er in einem offenen Schreiben die Polen zur Unterwerfung aufforderte. Der ruſſiſche Geſandte in Rom, Fürſt Gagarin, bewog ſogar den h. Vater, die Mahnung zum Gehorſam im Jahr 1832 noch einmal zu wiederholen, und der Papſt wurde ſo ſelber das Werkzeug der ruſſiſchen Politik, denn der Kaiſer machte nun glauben, alles was er den unglücklichen Katholiken in den polniſchen Provinzen zu Leide thue, geſchehe mit Zuſtimmung des Papſtes.

In den altpolniſchen Provinzen wurden 1832 durch Ukas vom 31. Juli 202 Klöſter aufgehoben und die wenigen übrigen in die Lage gebracht, bald ausſterben zu müſſen. Im folgenden Jahr wurde das den Unirten gehörige Heiligthum Unſerer Lieben Frau von Poczajow, ein berühmter Wallfahrtsort, denſelben entriſſen und dem ruſſiſchen Ritus übergeben. Daſſelbe Schickſal erlitten eine Menge unirte Kirchen, indem man theils den Diöceſen eine andr

Einrichtung gab und dadurch manche Kirche erübrigte, theils die Erlaubniß, Kirchen zu beſitzen, auf größere Ortſchaften einſchränkte, während auch für die kleinſte nicht unirte Gemeinde Kirchen da ſeyn mußten, ſeien es neugebaute oder ſolche, die man den Unirten nahm. Im Jahr 1835 wurden alle unirten Prieſterſeminare aufgelöſt und die jungen Prieſter gezwungen, in St. Petersburg zu ſtudiren. Im Jahr 1834 wurde den Unirten ein neues weſentlich ſchismatiſches Miſſale aufgenöthigt und in ihren Kirchen Einrichtungen getroffen, die der ruſſiſchen Kirche möglichſt nahe kamen, dagegen ältere katholiſche Einrichtungen, Predigt, gemeinſamer Geſang, Knien beim Gebet, der Gebrauch des Roſenkranzes und hauptſächlich das „Kirchengebet für den Papſt" verboten. Nur für den Kaiſer allein durfte noch gebetet werden. Sodann wurde der gregorianiſche Kalender, den die Unirten brauchten, abgeſchafft und durch den julianiſchen verdrängt, den veralteten, aſtronomiſch falſchen, den Rußland beibehalten hatte. Wenn ein unirter Prieſter klagte oder proteſtirte, ſo wurde er unerbittlich gemaßregelt mit Abſetzung, Knute und Sibirien. Schon ſeit 1831 und 1832 war befohlen, kein katholiſcher Prieſter dürfte Fremde Beichte hören, keiner ſeinen Wohnort ohne Erlaubniß verlaſſen, keiner einen Diener ruſſiſchen Glaubens haben. Sie ſollten iſolirt, dem Volke ſelbſt verächtlich gemacht werden. Sie waren von Spionen umgeben, beſtändig gedrängt. Die aber geſchmeidig ſich fügten, wurden befördert und bekamen Orden.

Nach ſolchen Vorbereitungen that Kaiſer Nicolaus den letzten entſcheidenden Schritt, berief eine Synode der unirten Biſchöfe am 12. Februar 1839 nach Polock und ließ durch dieſelbe die Einverleibung der unirten Biſthümer in die ruſſiſche Staatskirche beſchließen. Die Verſammelten waren durch Gunſt, Orden und Geld beſtochen oder von Todesſchrecken gelähmt. Nie ſah die Welt ein ſchändlicheres Gaukelſpiel als dieſe Kirchenverſammlung, der als ruſſiſcher Kommiſſär der Ruſſe Pratasof präſidirte, und die im Uebrigen ein Deutſcher, Namens Schröder, Luzynski, Biſchof von

Polock, und Siemazko, Biſchof von Lithauen leiteten, zwei Judaſſe, die den Heiland ſelbſt verkauft hätten. Der h. Vater hat bald nachher in ſeiner berühmten würdevollen Allocution von dieſen Abgefallenen geſagt: „Es widert uns an, hier zu wiederholen, durch welche Verführungsmittel verleitet jene entarteten Hirten in einen ſo tiefen Abgrund der Bosheit und des Verderbens geſtürzt ſind.“ Die Verräther decretirten den Prieſtern und dem geſammten Volk, ſie gehörten fortan der ruſſiſchen Staatskirche an, und bei der ſchwerſten Strafe wurde jedem Prieſter verboten, das Abendmahl nach katholiſchem Ritus auszutheilen oder noch irgend eine katholiſche Handlung vorzunehmen, am wenigſten zu predigen.

Solchen Leſern, die es vielleicht noch nicht wiſſen, muß hier bemerkt werden, daß die griechiſche Kirche keine Predigt kennt, ein Hauptgrund, aus welchem ſie ſo ſehr entgeiſtet und zu einem bloßen Ceremoniel herabgeſunken iſt. Der ruſſiſche Prieſter (Pope) iſt in der Regel der unwiſſendſte Menſch, betrinkt ſich wie der gemeinſte Leibeigene und bekommt dann auch Prügel, ſowie er aber das Prieſtergewand wieder angezogen hat, küßt man ihm wieder die Hand. Obgleich nun die unirte Geiſtlichkeit ſelbſt unter dem langen Druck geiſtig verwahrloſt worden war, ſo behielt ſie doch, ſo lange ſie nur mit Rom noch in irgend einer Verbindung blieb, die Ausſicht, vom Abendland her wieder Geiſt zu empfangen. Von nun an aber war ſie dem Stumpfſinn des ruſſiſchen Popenthums verfallen und die römiſche Kirche um 2 Millionen ihrer Bekenner ärmer, denn ſo hoch wird die Bevölkerung angeſchlagen, die in den Abfall zu Polock hineingezogen worden iſt. Das Volk wurde nicht gefragt. Die Popen, wo ſie von den Bauern nicht aufgenommen werden wollten, brachten Koſacken und Büttel mit. Unirte Prieſter, die nicht Popen werden wollten, wanderten nach Sibirien, andre wurden in Kerkern mißhandelt.

Unmittelbar darauf ergriff der Kaiſer noch weitere Maßregeln gegen den Katholicismus im Königreich Polen. Hatte Marcellus Gutkowski, Biſchof von Podlachien, mitten im Feuer der Revolution zum Gehorſam gegen den Kaiſer gemahnt, ſo empfing er dafür keinen Dank. Des Anſehen, welches er durch ſeine Tugenden unter dem polniſchen Klerus genoß, wurde ihm nicht verziehen. Vom Jahr 1836 an mußte der ruſſiſche Geſandte in Rom den heil. Vater bearbeiten, dieſen würdigen Biſchof von ſeinem Sitz zu entfernen und als es immer abgelehnt wurde, machte der Kaiſer endlich kurzen Prozeß, ließ den Biſchof feſtnehmen, aus Polen wegführen und in ein Kloſter ſtecken, 1841. Hierauf verlangte der ruſſiſche Geſandte vom Papſt, er ſolle einen gewiſſen Pulawski als Erzbiſchof von Mohilew beſtätigen. Dieſer Pulawski war eine eben ſolche Kreatur wie Luzynski in Polock. Aus Sorge, daß ſeine Weigerung den Kaiſer reizen werde, den Katholicismus in Polen ganz auszurotten, gab der Papſt mit bittrem Schmerze nach, 1841. Nun wurde zwar die katholiſche Kirche in Polen als ſolche noch ferner geduldet und erfolgte hier keine Scene, wie zu Polock, aber die Wirkſamkeit der katholiſchen Pfarrer wurde immer mehr eingeengt. Bei den ſchwerſten Strafen durfte keiner mehr ein Kind aus gemiſchter Ehe taufen. Uebertritt von der griechiſchen Kirche zur katholiſchen galt als Hochverrath. Im Jahre 1841 verloren die katholiſchen Biſchöfe in Polen vollends alle ihre Güter und wurden auf Sold geſetzt. Ueberall wurden denſelben ruſſiſche Biſchöfe zur Seite geſetzt, wie früher ſchon in Warſchau, ſo jetzt zu Sandomir, Kaliſch und Lowicz. Ebenſo traten ruſſiſche Kirchen den polniſchen auf dem Lande zur Seite und Polen füllte ſich mit Popen, die das Volk zu bekehren trachteten. Auch mußte Polen jetzt den ruſſiſchen Kalender annehmen und alles wies darauf hin, daß die katholiſche Kirche im Königreich Polen eben ſo dem Untergange geweiht ſey, wie die unirte in den altpolniſchen Provinzen. Aus dieſem Grunde wurden auch nur Generale ruſſiſch-griechiſcher Confeſſion reichlich mit confiscirten polniſchen Gütern beſchenkt, kein einziger katholiſcher oder proteſtantiſcher. Ein kaiſerlicher Ukas befahl endlich auch, daß jeder Dorfſchüler in Polen, wenn er über 20 Jahre alt ſey, ruſſiſch ſprechen und ſchreiben müſſe.

Jetzt erſt überzeugte ſich der Papſt, daß ſeine Nachgiebigkeit von Seite Rußlands immer nur mißbraucht worden ſey, um die Katholiken Rußlands vollends zu entmuthigen und ihn gewiſſermaßen als Mitſchuldigen des Czaren oder als gänzlich ohnmächtig erſcheinen zu laſſen. Am 22. Juli 1842 ſprach ſich daher Gregor XVI. in einer Allocution im geheimen Conſiſtorium, die aber ſofort mit einer großen Menge von Urkunden im Druck erſchien, feſt und würdevoll gegen die Gewaltthätigkeit und Argliſt Rußlands aus und proteſtirte feierlich im Namen der ſchmählich unterdrückten Kirche. Im Winter auf 1846 hielt ſich die Kaiſerin von Rußland ihrer Geſundheit wegen in Palermo auf und kam ihr Gemahl, der Kaiſer, indem er ihr nachreiſte, auch nach Rom und beſuchte am 13. Dezember den greiſen Papſt, der ihn mit hoher apoſtoliſcher Würde empfing. Man ſagt, als der Kaiſer die Wahrheit deſſen, worüber der h. Vater klagte, in Abrede geſtellt, habe Gregor einen Schrank geöffnet, und ihm die Originalien*) vorgelegt. Der ganze Beſuch hatte nur den Zweck, vom Kaiſer von Rußland den Schein einer feindſeligen Geſinnung gegen Rom abzuwälzen und den Schein eines Wohlwollens vor dem katholiſchen Europa zur Schau zu ſtellen, was nicht vorhanden war. Die katholiſche Kirche wurde in Rußland nach wie vor verfolgt.

Die katholiſchen Großſtaaten, Oeſterreich und Frankreich, thaten keine Einſprache, nach dem Princip der Nichtintervention und weil ſowohl Metternich, als Ludwig Philipp in Kirchenſachen die Omnipotenz des Staates für berechtigt anſahen.

Während dieſer ſyſtematiſchen Verfolgung der katholiſchen

---

*) Nämlich die in der Allocution citirten wichtigen Hauptacten, nicht Nebendinge, von denen die Zeitungen damals viel Lärm machten, z. B. die Nonnenverfolgung im Kloſter St. Baſil, nach den Angaben der Oberin Mieczyſlawa, betreffend. Dieſe unglücklichen 58 Nonnen ſollen ſieben Jahre lang aufs grauſamſte durch ſchwere Arbeit, elende Nahrung und Wohnung, Feſſeln und Geißelungen gemartert worden ſeyn, bis 39 ſtarben, 8 erblindeten, 7 erlahmten und nur 4 entkamen.

Kirche in Rußland erſchien im Jahr 1838 das berüchtigte Buch „die europäiſche Pentarchie“, worin ein ruſſiſcher Publiciſt den Grundgedanken des Kaiſer Nicolaus offen ausſprach und eine künftige ruſſiſche Univerſalmonarchie in Ausſicht ſtellte, die nicht etwa blos durch die unbeſiegbaren Waffen des allen andern Staaten ſchon weit überlegenen Rußland, ſondern namentlich auch durch den Glaubensſieg erobert werden ſollte. Es ſey für Rußland unumgänglich, in ſeinem Gebiet keine andere Sprache mehr, außer die ruſſiſche,*) und keinen andern Glauben, als den ruſſiſchen zu dulden. Dieſer Glaube ſey aber ſo ſehr der allein orthodoxe, allein berechtigte und allein kräftige, daß ſein Sieg über die ſchismatiſche, unter ſich ewig uneinige und vom Aberglauben durchfreſſene Kirche des Abendlandes gar nicht zweifelhaft ſeyn könne.**) Aehnliche Stimmen haben ſich nachher noch öfter hören laſſen. Europa ſey verfault, geſunde Natur ſey allein noch in Rußland zu finden. Die abendländiſchen Kirchen hätten ſich überlebt und ſtürben zuletzt am Zweifel, das wahre Chriſtenthum und der Felſenglaube ſey allein in Rußland erhalten. In der That war der gemeine gläubige Ruſſe damals mehr werth als ſo mancher Doctor der Theologie in Deutſchland, der es ſich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, den Chriſtenglauben zu zerſtören, und als ſo manche vornehme Liberale in Wien, Paris und Madrid, denen Voltaire das alleinige Evangelium war. Allein der gemeine gläubige Ruſſe ſelbſt war nur Werkzeug weltlicher Staatsomnipotenz, einer im innerſten Weſen unchriſtlichen Tyrannei. Und der Glaube war im Abendlande noch nicht ſo ſehr ausgerottet, daß man ihn bei den Popen hätte holen müſſen.

Die proteſtantiſche Preſſe in Deutſchland zeigte wenig Mitleid mit der katholiſchen Kirche in Rußland und ließ ſogar hin und wieder eine Freude durchblicken, daß der mächtige Czar dem Papſtthum zu Leibe gehe. Aber der Czar verachtete das Bündniß mit dieſer Preſſe und griff in die Rechte der Lutheraner in Rußland ein, wie in die der Katholiken, ohne alle Rückſicht auf das benachbarte und verwandte proteſtantiſche Königshaus in Preußen.

---

*) „Die nothwendige Verſchmelzung der Geſinnungen und Gefühle aller nichtruſſiſchen Provinzen mit dem großen ruſſiſchen Stammvolk vermag ohne die gemeinſchaftliche Sprache nicht zu geſchehen. Daher iſt weiſe Vorſorge getroffen, daß die ruſſiſche Sprache die des ganzen Reiches werde.“

**) Es heißt wörtlich: „die Zeit kommt, wo das Abendland ſich das Chriſtenthum aufs Neue vom Orient holen wird.“

Die Verfolgung der Lutheraner in den deutſchen Oſtſeeprovinzen begann 1841. Der ruſſiſche Biſchof von Riga ließ durch im Lande herumziehende Popen und andere Agenten die lettiſchen Bauern überreden, wenn ſie zur ruſſiſchen Staatskirche überträten, würden ſie von allen Frohnen und Laſten befreit und mit Gütern beſchenkt werden. Da man den Wunſch des Kaiſers kannte, fehlte es auch nicht an weltlichen Beamten, die im Eifer, die Bauern zu verführen, bald kein Maaß mehr kannten. Sey es, daß die Regierung zu ſpät erfuhr, welche unwürdige Mittel der Lüge, trüglicher Verſprechung und Drohung angewendet wurden, um das einfältige Bauernvolk zu bekehren; ſey es, daß man hinterdrein nur den Verräther desavouirte, nachdem man die Früchte des Verrathes eingeerndtet hatte, genug, die Propaganda hatte freies Spiel und verführte die Bauern in ſolchem Maaße, daß nach verſchiedenen Berechnungen in einem Jahre 10,000, 16,000 oder 20,000 zur ruſſiſchen Kirche übertraten. Waren ſie einmal übergetreten, ſo konnten ſie nicht mehr zurück bei Strafe des Hochverraths. Viele aber geriethen in Verzweiflung, da ſie erfuhren, ſie ſeyen belogen worden, und von allen gemachten Verſprechungen nichts erfüllt wurde. Auch hier gab es wieder einen Kinderraub. Die ruſſiſchen Proſelytenmacher griffen in Livland alle lutheriſchen Kinder auf, die ſie nicht unter elterlicher Aufſicht fanden, und lockten ſogar den Eltern ſelbſt die Kinder ab, um ſie nach ruſſiſchem Ritus zu taufen. Die Eltern erſparten ſich dadurch „den läſtigen Confirmationsunterricht“ bei den Paſtoren.

Uebrigens trug manches Uebel unter den Lutheranern dazu bei, die Bekehrung zu erleichtern. Die lutheriſchen Paſtoren hielten ſich in ihrer Vornehmigkeit etwas zu weit entfernt vom gemeinen Volk und dieſes wurde von Herrnhutern, im Widerſpruch mit dem lutheriſchen Conſiſtorium, bearbeitet. Das Haupt der Herrnhuter, Tiſchler Ballohd in Riga, bewog ſeine Secte, ſich ganz von den Lutheranern zu trennen und dem ruſſiſchen Biſchof zu unterſtellen, und erhielt von dieſem die Erlaubniß, ſelber geiſtliches Ornat anzulegen und einen neuen Cultus einzuführen, eine Zwitterſchöpfung zwiſchen dem herrnhutiſchen und ruſſiſchen. Noch ärger trieb es, unter dem Schutz des Gouverneurs von Riga, Grafen Pahlen, der Collegienrath Bürger in Riga, der dem lutheriſchen Volk auf jede Art, Drohungen nicht ausgenommen, begreiflich zu machen ſuchte, daß keiner ein guter Unterthan ſey, der einen andern Glauben habe, als der Kaiſer.

Erſt im October 1845, nachdem ſchon viele tauſend Bauern bekehrt waren, erfolgte ein Regierungsdecret, worin bedauert wurde, daß unlautere Mittel zu dem heiligen Zweck angewendet worden ſeyen, worin erklärt wurde, Niemand ſolle ferner gezwungen werden, ſeinen Glauben zu ändern, auch dürfte er ſich keinen ökonomiſchen Vortheil davon verſprechen; im Uebrigen dürfe aber kein einmal Bekehrter zurücktreten und dürfe auch Niemand einen Bauern durch Ueberredung abhalten wollen, zur Staatskirche überzutreten, bei ſchwerer Strafe. Im Dezember 1845 enthielten Berliner Blätter einen neuen Befehl Golowins, des neuen Gouverneurs in Riga, worin die Bauern gewarnt wurden, ſie ſollten den lügenhaften Gerüchten nicht trauen, als würden ſie, ſobald ſie zur griechiſchen Kirche überträten, die Güter ihrer proteſtantiſch-deutſchen Herren unter ſich theilen dürfen. Alſo hatte man ſie doch mit ſolchen trüglichen Verſprechungen gelockt.

Weder von Seiten einer lutheriſchen Macht in Deutſchland und Skandinavien, noch auch von der deutſchen und ſkandinaviſchen Preſſe wurde gegen die Mißhandlung der Glaubensbrüder in Rußland Proteſt erhoben. Man nahm kaum Notiz davon, außer hin und wieder in einem ſcheuen Zeitungsartikel. So überwältigend war der Einfluß Rußlands und ſo ſehr das kirchliche Bewußtſeyn unter den Lutheranern abgeſchwächt oder ſchon ganz erſtorben. Die ruſſiſche Politik fand ſogar einen Bundesgenoſſen in dem Unglauben, welcher damals von den akademiſchen Hörſälen, von den Schullehrerſeminarien und von der Preſſe aus den lutheriſchen Kirchenglauben an der Spree und Elbe mit demſelben Eifer untergruben, wie die Renegaten an der Düna.

Sogar den Juden ſollte ihr eigenthümliches nationales Gepräge genommen werden. Ein Ukas von 1845 befahl allen Juden im Reiche, bis zum Jahre 1850 die bisherige jüdiſche Tracht, Haarlocken ꝛc. abzulegen und ſich ganz wie Ruſſen zu kleiden. Indeß ſchloß die ruſſiſche Strenge auch eine wohlthätige Maaßregel ein, indem ein Ukas vom 6. September den Juden im ruſſiſchen Reiche all und jeden Branntweinſchank und überhaupt die Schenk- und Gaſtwirthſchaft auf dem Lande (mit Ausnahme der Städte) unterſagte. Schade nur, daß den Ruſſen ſelbſt der Branntweinverkauf nicht auch unterſagt, oder wenigſtens eingeſchränkt wurde.

In ſeiner orientaliſchen Politik fuhr Rußland fort, die Vortheile des Friedens von Adrianopel auszubeuten, den beſiegten Sultan durch ſeine Geſandten in Conſtantinopel zu tyranniſiren oder zu lenken, die griechiſche Angelegenheit zu beherrſchen und endlich die Tſcherkeſſen zu bekämpfen, um ſie wo möglich zu unterwerfen, ehe Europa ſich ihrer annähme.

Die Türkei zerfiel immer mehr. Die Hoſpodare der Moldau und Wallachei ſtanden unter ruſſiſchem Einfluß; es durfte kein Türke mehr auf dem linken Donauufer verweilen. Miloſch in Serbien wurde 1830 zum erblichen Fürſten erklärt und auch hier durfte ſich kein Türke mehr blicken laſſen außer in den Grenzfeſtungen Belgrad und Widdin. Dagegen ſtellte Redſchid Paſcha das Anſehen des Sultans in Albanien durch eine furchtbare That wieder her. Indem er die Häuptlinge beſtach und liebkoſte, lockte er ſie zu einer Zuſammenkunft, im Auguſt 1830, und ließ ſie hier mit ihrem Gefolge, im Ganzen 400 Mann, verrätheriſch überfallen und maſſacriren, darunter Omer Vrione, Arslan und Bely Bey.

— Ein großer Brand in Pera, dem Quartier der Franken (abendländiſchen Chriſten und Geſandten) in Conſtantinopel ſoll von Fanatikern veranlaßt worden ſeyn, welche die Schmach des Halbmonds an den Chriſten rächen wollten.

In Griechenland regierte Capodiſtrias eigentlich nur als ruſſiſcher Statthalter und auf ruſſiſche Manier, ſchuf eine Menge unnützer Stellen, die er mit ſeinen Bedienten, ruſſiſchen Agenten und allerlei fremdem Geſindel beſetzte und drückte das Volk mit Steuern. Die Bauern, die unter türkiſcher Herrſchaft nur den wirklichen Zehnten bezahlt, ſollten jetzt dem Staate 25 Procent ſteuern, der Handelsſtand ſich einen Zollaufſchlag von 6 Procent gefallen laſſen. Angeſehene Griechen, die ſich tadelnd ausſprachen, wurden verhaftet und beſtraft. Da empörten ſich die Inſelgriechen, verſagten dem ruſſiſchen Grafen den Gehorſam und Hydra wurde Sitz der Oppoſition, nicht ohne Zuthun der Engländer und Franzoſen. Bald kam der Graf auch in Conflict mit der Maina. Aus Mißtrauen gegen die Mainotten bemächtigte er ſich zu Nauplia mit Liſt des alten Pietro Mauromichalis, ſeines Sohnes und zweier ſeiner Brüder und hielt ſie in Haft, 1831. Auch ließ er Soldaten von der ruſſiſchen Flotte landen, um ſicherer zu ſeyn. Da ſpielte ihm Miaulis mit den Hydrioten einen böſen Streich, bemächtigte ſich plötzlich am 30. Juli der kleinen griechiſchen Staatsflotte, der Fregatte Hellas, zweier Dampfer, einiger Corvetten ꝛc. und führte ſie nach Hydra. Der ruſſiſche Admiral Ricord verfolgte ihn, nun aber ſteckte Miaulis die Flotte in Brand und vernichtete das mühſam zuſammengebrachte Geſchenk des Philhellenismus in einer Stunde. England und Frankreich hatten dieſe Flotte gegeben, der Ruſſe ſollte ſie nicht nehmen dürfen. Bald darauf kam die 90jährige Mutter des Pietro Mauromichalis zum Admiral Ricord und flehte ihn um Verwendung für ihre gefangenen Kinder an. Der Admiral verſprach ſie ihr, aber Capodiſtrias blieb unerbittlich. Als man ihm den alten Pietro bringen wollte, um perſönlich bei ihm zu bitten, ließ er ihn nicht vor ſich. Da ſchwur der Greis die Rache des Himmels auf das Haupt des ruſſiſchen Grafen herab und drei Wochen ſpäter, am 9. Oktober, wurde Capodiſtrias von Conſtantin, dem Bruder, und Georg, dem Sohn Pietros, bei ſeinem Eintritt in die Kirche ermordet. Beide waren ſeine Gefangene, aber unter Bewachung in die Kirche gelaſſen worden und heimlich bewaffnet geweſen. Der Oheim ſchoß den Grafen in den Hinterkopf, der Sohn ſtieß ihm ein großes Meſſer in den Leib. Der Gemordete ſtarb augenblicklich, von den Mördern wurde der ältere vom Volk erſchlagen, der jüngere hingerichtet.

Der jüngere Bruder des Grafen, Auguſtin Capodiſtrias, übernahm die Regierung, glaubte ſich aber den ruſſiſch geſinnten Kolokotronis und den gewandten und beliebten Kolettis beiordnen zu müſſen. Der letztere aber trat auf der Nationalverſammlung zu Argos zu den Gegnern über. Kolokotronis zerſprengte in blutigem Kampf die Nationalverſammlung, am 31. December 1831, ſie ſammelte ſich aber wieder zu Megara und wählte Kolettis, Ypſilanti und Zaimis zu Häuptern der Regierung. Auguſtin ſammelte auch eine ſ. g. Nationalverſammlung um ſich und ſomit hatte Griechenland deren zwei, wie auch zwei Regierungen. Im April 1832 rückten die meiſten Klephtenführer vor Nauplia und Auguſtin mußte ſich in die Feſtung zurückziehen. Mittlerweile kamen Nachrichten von der Londoner Conferenz an, die über das Schickſal Griechenlands entſcheiden ſollten. Da räumte Auguſtin das Feld und ſchiffte ſich ein.

Die in London verſammelten Miniſter der Pentarchie pflogen lange und verwickelte Unterhandlungen über das Schickſal Griechenlands, das erſt entſchieden werden konnte, nachdem man über Belgien und Polen ins Reine gekommen war. Denn beide Weſtmächte waren entſchloſſen, Griechenland dem ruſſiſchen Einfluß zu entziehen und einen Fürſten ihrer Wahl auf den neu zu errichtenden griechiſchen Thron zu bringen. Sie rechneten ſich daher die Nachgibigkeit Rußlands in dieſem Punkt als einen diplomatiſchen Sieg an, vergaßen aber, daß Rußland nichts willkommener ſeyn mußte, als die Ernennung eines kleinen ohnmächtigen Königs von Griechenland. Damit waren nämlich die früher geweckten Hoffnungen auf ein großes, ſelbſtändiges, bedeutender Machtentfaltung fähiges Reich der Neugriechen ein für allemal vereitelt; das kleine griechiſche Reich konnte Rußland nie gefährlich werden, mußte vielmehr früher oder ſpäter, wenn es irgend eine Selbſtändigkeit erreichen wollte, ſich der engliſch-franzöſiſchen Bevormundung zu entziehen ſuchen und mithin auf die ruſſiſche Partei ſtützen. Aus dieſen Gründen hatte Prinz Leopold von Coburg, dem man die griechiſche Krone zuerſt antrug, dieſelbe abgelehnt und die belgiſche vorgezogen, denn er hatte ausdrücklich erklärt, die Grenzen Griechenlands ſeyen ihm zu eng gezogen, eine ſelbſtändige Regierung laſſe ſich da nicht durchführen.

Dagegen ließ ſich König Ludwig von Bayern aus poetiſcher Begeiſterung für das ſchöne Hellas bewegen, die griechiſche Krone für ſeinen jüngern Sohn Otto anzunehmen und ſogar Opfer dafür zu bringen. Durch das Londoner Protokoll vom 13. Februar 1832 und durch Uebereinkunft mit Bayern vom 7. Mai wurde der noch minderjährige Prinz Otto zum König ernannt. England, Frankreich und Rußland übernahmen die Garantie einer Anleihe von 60 Millionen Franken für ſeine Regierung; Bayern aber verpflichtete ſich zur erforderlichen Ausſtattung der neuen Regierung und zur Stellung eines Truppencorps von 3500 Mann, das ihr zum (ſehr nothwendigen) Schutz gegen die Klephten dienen ſollte.

Der bekannte Münchener Philologe, Hofrath Thierſch, war ſchon im vorigen Jahre nach Griechenland gekommen und hatte ſondirt. Etwas zu ſehr eingenommen von den Erinnerungen des alten Hellas, ſah er auch das junge in zu roſenfarbenem Lichte, was die ſchlauen Klephten nicht unbenutzt ließen. In Erwartung der ihnen von Europa oktroyirten neuen Regierung wollte wieder jeder von ihr Vortheile ziehen, und Thierſch legte den größten Werth darauf, die Parteien zu vereinigen, um ein Document nach München mitzubringen, welches dem König Otto die Anerkennung und Huldigung von ganz Griechenland und von allen Parteien verſicherte. Die Parteien einigten ſich alſo wirklich vorläufig und zum Schein, jede um ſich ihren Einfluß auf die künftige Regierung zu wahren. Von der ruſſiſchen Partei trat Metaxas in die neugewählte Regierung ein, neben Kolettis. Uebrigens that jeder, was er wollte. Kolokotronis und Nikitas tyranniſirten die Landbevölkerung Morea's. Kanaris raubte zur See die in Aegina aufbewahrten Gelder der Regierung. Inzwiſchen verfaßte die Nationalverſammlung am 8. Auguſt die Anerkennungs- und Huldigungsadreſſe an die Könige Ludwig und Otto, und Thierſch eilte damit nach München. Hier aber fand man es mit Recht unſchicklich, ſolche wichtige Urkunden aus den Händen eines bayeriſchen Profeſſors anzunehmen und lehnte ſie ab, bis eine griechiſche Nationaldeputation ſelbſt ſie überbringen werde.

Die Griechen wählten ſogleich dieſe Deputation und mit ſicherem Geſchmack, nämlich den berühmten Miaulis, den ſchönen Koſta Bozzaris und den gleichfalls durch ſein Aeußeres imponirenden Klephtenführer Plaputas. Dieſe in ihrer Nationaltracht machten nicht wenig Aufſehen in der deutſchen Metropolis des Schönen und wurden aufs huldreichſte empfangen. König Ludwig aber ernannte ſofort, bis König Otto die Regierung ſelbſt würde antreten können, eine proviſoriſche Regierung aus bayriſchen Beamten, für Griechenland wenig paſſend: Graf Armansperg, Staatsrath Maurer, General v. Heideck, Geheimelegationsrath Abel. Ehe der junge König mit dieſen Herren und den bayeriſchen Truppen in Griechenland ankam, wagte dort die ruſſiſche Partei ſchon wieder einen Handſtreich. Kolokotronis wollte ſich Argos bemächtigen, wo, wie man glaubte, König Otto landen würde. Aber ein franzöſiſches Bataillon, das noch von der früheren Beſatzung im Norden zurückgeblieben war, kam herbei und ſchlug die trotzige Bande, von der es zuerſt angegriffen wurde, aus der Stadt hinaus.

Endlich am 5. Februar 1833 landete König Otto in Nauplia und wurde feſtlich und mit Jubel empfangen. Alles wetteiferte, dem jungen Fürſten zu huldigen; auch der alte Kolokotronis kam herbei und erhielt Verzeihung. Dem Honig des erſten Kuſſes folgte aber bald ein bitterer Nachgeſchmack. Als die Regierung am 13. März die irregulären Truppen (Palikaren) auflöſte, um dem Klephtenunweſen den Todesſtreich zu verſetzen, rebellirten dieſe Banden und plünderten das nördliche Griechenland aus, während die letzten Franzoſen vollends Morea verließen. Die neuen Geſetze der bayeriſchen Beamten erregten auch nur Mißfallen, weil ſie durchaus nicht paßten. Sie beleidigten die Kirche, indem ſie dieſelbe ihrer Güter berauben, einem Beſoldungsſyſtem und überhaupt der Staatscontrole unterwerfen wollten, und den einfachen Volksſinn durch minutiöſe Beſtimmungen und Schreibereien, durch künſtliche Organiſationen, die ſich einem wilden Naturzuſtand nun einmal nicht ſo geſchwind aufkleben ließen. Endlich ſtellten ſie zu viele Fremde an, denen das arme und habgierige Volk nicht einmal den Mitgenuß der griechiſchen Luft gönnte, geſchweige von ihnen Befehle annehmen und ſie bezahlen wollte. Es wurde daher der ruſſiſchen Partei leicht, eine ſtarke Oppoſition zu bilden. Kolokotronis, in offener Verſchwörung ertappt, wurde im März 1834 verhaftet. Die Seinen wagten einen Befreiungsverſuch, der viel Blut koſtete, aber vereitelt wurde. Zum Unglück bekamen die Mitglieder der Regierung Streit unter ſich ſelbſt, weil Graf Armanſperg zu viel allein regieren wollte. Maurer nahm ſeine Entlaſſung und die Confuſion wurde noch durch die Intrigue des engliſchen Geſandten Dawkins vermehrt. Zudem empörten ſich die Mainotten, wollten ſich nicht entwaffnen laſſen und ſetzten ihre Räubereien fort. Ein bayriſches Corps von 1300 Mann, das gerade von Trieſt ankam, wurde befehligt, in der Maina zu landen und die Rebellen zu Paaren zu treiben, mußte aber mit bedeutendem Verluſt auf die Schiffe zurückkehren. Noch ſchlimmer erging es einer kleinen bayriſchen Abtheilung, die gleichzeitig zu Lande gegen die Maina vorgerückt war. Eine Compagnie wurde in einem engen heißen Thale umringt und durch Hunger und Durſt gezwungen ſich zu ergeben, dann nackt ausgezogen, nach der neugriechiſchen Sitte brutaliſirt und heimgeſchickt. Man muß ſolche Züge berichten, um den ungeheuern Widerſpruch zwiſchen der Wirklichkeit in Griechenland und den Idealen des Herrn Thierſch anſchaulich zu machen. Das allerniederträchtigſte, an die ſchändlichſten Laſter gewöhnte Räubergeſindel, welches den Philhellenen jede Schmach anthat und jeden Schaden zufügte, wurde fort und fort von den Schwärmern für Hellas in und außerhalb München als das edle Blut echter Spartaner in Proſa und Verſen bewundert.

Am 1. Juni 1835 trat König Otto die Regierung ſelbſt an, nachdem er die Reſidenz von Nauplia nach Athen verlegt hatte. Hier ließ er ſich einen Palaſt bauen, eine Univerſität errichten und von antiken Kunſtſchätzen, die immer noch gefunden wurden, eine Sammlung anlegen. Von hier aus hatte er auch den Norden Griechenlands beſſer im Auge. Indeſſen war es ihm beim beſten Willen nicht möglich, die Neugriechen zu etwas andrem zu machen, als was ſie einmal waren. Sein Miniſter Kolettis bemühte ſich, Maurers unpaſſende Organiſationen dem natürlichen Bedürfniß und Bildungsſtande des Volks durch Vereinfachung beſſer anzupaſſen, aber der Klephtengeiſt ließ ſich dadurch nicht unterdrücken. Eben ſo wenig vermochte der König die Zudringlichkeiten der fremden Geſandten und ihrer Preſſe abzuwehren, die ihn unaufhörlich mit Intriguen, Lügen und Verleumdungen umſchwärmten. Zwiſchen den beiden Extremen der Barbarei im Volk und der diplomatiſch-journaliſtiſchen Perfidie eingezwängt, war der junge Wittelsbacher in Athen in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Er vermählte ſich 1837 mit der Prinzeſſin Amalie von Oldenburg, blieb aber kinderlos. Später machten ihm die Staatsgläubiger bittere Noth, da es ihm nicht möglich war, mittelſt Steuern und Zöllen die Zinſen und fälligen Raten der Anleihe zu decken. Zuerſt drohte Rußland, worauf die ruſſiſche Partei in Griechenland, Kallergis, Kanaris, Metaxas, Londos ꝛc. eine Revolution machten (3. Sept. 1843), alle Bayern und Fremden aus dem Civil- und Militärdienſt vertrieben, ein neues Miniſterium bildeten und eine neue Verfaſſung gaben. Die letztere war nur ein Aushängeſchild, damit es ſcheine, als ſeyen die Neugriechen auch ohne die bayeriſche Vormundſchaft fähig, ein conſtitutionelles Leben zu entwickeln, wie die civiliſirten Staaten des Weſtens. Der arme König mußte ſich alles gefallen laſſen, was der ruſſiſchen Partei beliebte. Wieder einige Jahre ſpäter drohte England und blokirte ſogar die griechiſchen Häfen, bis es bezahlt wurde, 1850. Dadurch, daß aus Griechenland nichts werden, daß es nie zu Kräften kommen konnte, um eine ſelbſtändige Rolle zu ſpielen, war Englands und Rußlands Abſicht vollkommen erreicht.

Der alte Mehemet Ali von Aegypten hatte für den Beiſtand, den er dem Sultan gegen die Griechen geleiſtet, die große Inſel Kreta erhalten, wollte aber mehr. Der Sultan war in Conſtantinopel ſo von einheimiſchen Rebellen und auswärtigen Drängern eingepreßt, daß er kaum mehr zu fürchten war. Ihm Syrien zu entreißen, wo möglich ganz Kleinaſien, und den Schwerpunkt der türkiſchen Macht von Conſtantinopel hinweg mehr ſüdwärts zu rücken, war das Trachten des ſchlauen Greiſes in Kairo. Unter dem Vorwand, ſeinen nächſten Nachbar, den rohen Abdallah, Paſcha von St. Jean d'Acre, für Ungebühr zu ſtrafen, ſchickte er ſeinen Pflegeſohn Ibrahim im Herbſt 1831 mit einer Armee aus. Dieſer belagerte den Paſcha in St. Jean d'Acre, konnte die feſte Stadt nicht einnehmen, nahm aber eine große Recognoscirung an der Küſte vor und beſetzte ſie bis zum Gebirge Libanon, ſeine wahre Abſicht verrathend. Osman, Paſcha von Tripolis, der ſich ihm widerſetzte, wurde am 8. April 1832 bei Alexandretta geſchlagen. Endlich fiel auch Acre am 27. Mai. Der erzürnte Sultan rüſtete eine Armee unter Huſſein Paſcha, ehe ſie aber an Ort und Stelle war, hatte Ibrahim ſchon Damaskus und Tripolis erobert. Als ihm Huſſein bei Homs in den Weg trat, brachte er auch dieſem eine ſchreckliche Niederlage bei, am 7. Juli 1832, und nahm Aleppo und Antiochia ein. Der Großvezir Redſchid Paſcha trat ihm mit einer neuen Armee entgegen, wurde aber am 21. Dezember bei Konieh von Ibrahim überfallen, geſchlagen und gefangen.

Nun war der Sultan in Conſtantinopel ſelbſt bedroht, fürchtete einen Aufſtand in der Nähe, der dem Aegypter den Weg öffnen ſollte, und — bat Rußland und zugleich England und Frankreich um Hülfe. Rußland leiſtete ſie ſogleich und ſchickte eine Flotte vor Conſtantinopel. Frankreich ſchickte eben dahin eine Flotte, aber nur aus Eiferſucht, um die Ruſſen wieder zu vertreiben. Da indeß die franzöſiſche Vermittlung von Mehemet Ali abgelehnt wurde und Ibrahim weiter vorrückte, blieb dem Sultan nichts übrig, als ſich nochmals an Rußland zu wenden, das nun ſogleich 5000 Mann nach Scutari (vor Conſtantinopel) ſchickte und 30,000 Mann über den Pruth gehen ließ, im April 1833. Erſt als auch eine ſtarke engliſche Flotte anlangte und mit der franzöſiſchen vereinigt die Ruſſen anzugreifen drohte, zogen ſich dieſe freiwillig wieder zurück und wurde die friedliche Vermittlung durchgeſetzt. Mehemet Ali bekam Syrien als Lehen von der Pforte. Da der Sultan in dieſem Handel offenbar von den Weſtmächten verkürzt worden war, ſchloß er ſich enger an Rußland an und ſicherte dieſem in einem geheimen Vertrage von Hunkiar Skeleſſi (8. Juli) zu, daß nur ruſſiſche Kriegsſchiffe die Dardanellen ſollten paſſiren dürfen.

Redſchid Paſcha ſtellte ſeinen verlorenen Ruhm wieder her durch abermalige glückliche Beſiegung albaneſiſcher von Taſil Buſſi geführter Rebellen, 1835. Die Inſel Samos, bei der Grenzbeſtimmung zur Türkei zurückfallend, hatte ſich bisher geweigert zu gehorchen, nahm aber 1834 ein mildes Lehensverhältniß an.

Im Jahr 1834 empörten ſich die Kurden, Hafis Paſcha beſiegte ſie und nahm eine feſte Stellung bei Malotia, von wo aus er das ägyptiſch gewordene Syrien bedrohte. Rußland hetzte und ſelbſt der engliſche Geſandte in Conſtantinopel, Lord Penſonby, glaubte, von einem Angriff der Türken auf Syrien nicht abrathen zu müſſen, weil er hoffte, die Türken würden ſiegen und nichts in der Welt werde ſicherer den ruſſiſchen Einfluß beſeitigen, als die Wiederkehr des türkiſchen Kriegsglücks. Der Sultan zauderte lange, endlich 1839 kam es zum Kampf, aber ſchon in der erſten

Schlacht, bei Niſib am Euphrat, am 24. Juni, wurde Haſis von Ibrahim total geſchlagen.

Nur ſechs Tage ſpäter ſtarb der hartgeprüfte, im Unglück immer noch ſtolz gebliebene Sultan Mahmud, am 1. Juli, und hinterließ das zerrüttete Reich ſeinem erſt ſiebzehnjährigen, unerfahrenen, ſanften und verzärtelten Sohne Abdul Medſchid. Man kann nicht leugnen, daß Mehemet Ali, der mit ſo vielem Erfolge ſchon eine gänzliche Umgeſtaltung der muſelmänniſchen Dinge in ſeinem Aegypten ins Werk gerichtet hatte, geeigneter erſchien, das türkiſche Reich zuſammenzuhalten und neu zu kräftigen als der junge Abdul. Von dieſer Anſicht ging man in Frankreich aus, aber nicht nur Rußland wollte jede Neuerſtarkung der Türkei verhindern, ſondern auch England, jenes nur zu Lande, dieſes nur zur See die Levante beherrſchen. Den Türken ſelbſt ſchien der Untergang des Hauſes Osman ſo nahe, daß der Kapudan Paſcha, Achmed Fewzi, der mit der Flotte gegen die Aegypter ausgeſandt worden war, nur nach Alexandrien fuhr, um mit allen ſeinen Schiffen zu dem mächtigen Mehemet Ali überzugehen. Sein Beiſpiel würde noch von andern nachgeahmt worden ſeyn, wenn die europäiſchen Großmächte dem ſiegreichen Aegypter nicht plötzlich Halt geboten hätten. Rußland war gleich wieder mit ſeiner Hülfe bei der Hand und auch England feſt entſchloſſen, eine nochmalige Erweiterung des ägyptiſchen Reichs nicht zu geſtatten, mithin den Türken zu helfen, nur ſollte es nicht zum Vortheil Rußlands geſchehen. Es ſchlug alſo Frankreich vor, mit ihm gemeinſam ſowohl den Aegypter zum Stillſtand zu bringen, als auch jede Einmiſchung der Ruſſen zu verhindern. Dießmal aber verſagte ſich Frankreich, indem es ſich für Aegypten erklärte. Das führte eine Zeit lang zu bedenklichen diplomatiſchen Verwicklungen. Da ſich aber Oeſterreich nicht auf die franzöſiſche Seite ziehen ließ, ſondern mit England und Rußland Hand in Hand ging, mußte auch Frankreich zuletzt nachgeben. Rußland brachte den Vertrag von Hunkiar Skeleſſi zum Opfer und duldete, daß auch andre Schiffe, als die ſeinigen, die Dardanellen paſſiren ſollten. England brachte dagegen den Aegypter zum Opfer und verſprach, demſelben ſogar Syrien, was er ſchon hatte, nebſt der Inſel Kreta wieder zu entreißen. Damit ſtimmten Oeſterreich und Preußen überein und dieſe vier Mächte ſchloſſen den entſprechenden Vertrag zu London am 15. Juli 1840. Frankreich ſträubte ſich, drohte ſogar mit einem europäiſchen Kriege, ließ ſich aber ohne Mühe beſänftigen, denn der Heroismus Ludwig Philipps gegenüber von Europa war nur Schein und ſeine Rüſtungen ſollten ihm nur dienen, durch eine ſtärkere Militärmacht die Parteien im Innern zu zügeln. Nun wurde der Wille der Pentarchie im Orient ſchnell durchgeſetzt. England und Oeſterreich ſchickten Truppen nach Syrien. Am 10. Oktober 1840 ſchlug dieſe kleine Schaar, mit Türken und Druſen vereinigt, und von General Jochmus, einem geborenen Hamburger, befehligt, nur 12,000 Mann ſtark das ſieggewohnte Heer Ibrahims bei Kaleb Medina unter dem Libanon, am 4. November ergab ſich das feſte St. Jean d'Acre nach einem kurzen Angriff von der Seeſeite, wobei ſich der junge Erzherzog Friedrich, Sohn des berühmten Feldherrn Karl, auszeichnete. Dieſer hoffnungsvolle Jüngling ſtarb aber bald nachher. Der alte Mehemet Ali ſah, daß er ganz Europa gegenüber nichts ausrichten könne, fügte ſich ſchon am 27. November in die Londoner Beſchlüſſe und gab Syrien und Kreta, ſo wie auch die türkiſche Flotte dem Sultan zurück. Ibrahims Heimkehr mit dem Reſt ſeiner geſchlagenen Truppen nach Kairo war eine höchſt traurige. Die Griechen auf Kreta machten abermals einen Aufſtand, um unabhängig zu werden, mußten ſich jedoch unter die wiederhergeſtellte Herrſchaft der Pforte fügen.

Somit war Englands Plan erreicht, die Türkei gerettet und doch zugleich der Einmiſchung der Ruſſen vorgebeugt. Inzwiſchen war an eine geſunde Reorganiſation des türkiſchen Reichs doch nicht zu denken. Die Unabhängigkeitsgelüſte der heterogenen Völkerſchaften, wie der Paſcha's, blieben dieſelben. Durch Weiterentwicklung der Reformen aber, die je mehr und mehr europäiſche

Formen an die Stelle der alttürkiſchen brachten, wurde die zähe Kraft des Islam und der türkiſchen Nationalität von innen her zerſetzt. Der junge Sultan ſchwankte zwiſchen der alttürkiſchen und der Reformpartei, daher ein ſteter Wechſel der Großveziere und Miniſter. Im Allgemeinen aber neigte er mehr zur Reformpartei, an deren Spitze Redſchid Paſcha ſtand, und zu England, welches an Sir Stratford Canning (ſpäter Lord Redcliffe genannt) einen einflußreichen Vertreter in Conſtantinopel fand.

In Aegypten dankte der alte Mehemet Ali endlich 1844 ab und machte nachher noch eine Reiſe in ſeine Vaterſtadt Cavalla, bei welchem Anlaß ihn der Sultan gnädig empfing. Sein Nachfolger Ibrahim machte eine Reiſe nach Paris und bewilligte den Engländern den Durchgang der Poſt nach Indien über Suez.

Unterdeß ließ Kaiſer Nicolaus den Krieg im Kaukaſus unabläſſig fortſetzen. Wie viel ihm daran lag, dieſes Gebirge ganz in ſeine Gewalt zu bekommen, beweiſen die ungeheuren Opfer, die er dafür brachte. Allein wie viele auserleſene Armeen unter trefflichen Führern er auch ausſandte und wie viel Geld er ſpenden ließ, um einzelne Häuptlinge des Feindes zu beſtechen und Zerwürfniſſe unter den Gebirgsbewohnern ſelbſt zu nähren, ſo gelang ihm doch nichts. Der Monarch, vor dem ganz Europa zitterte, ſah ſeinen eiſernen Willen an den Felſen des Kaukaſus gebrochen.

Unter den Tſcherkeſſen war ein Prophet aufgeſtanden, Kaſi Mullah, der ewigen Krieg gegen die Ungläubigen predigte und den Seinen eine Begeiſterung und Hingebung einzuflößen wußte, wie einſt zur Zeit der Kreuzzüge der berühmte Alte vom Berge. Der ruſſiſche Statthalter in Transkaukaſien, Yermoloff, bekriegte ihn ſchon 1825 von Tiflis aus, aber erſt 1831 gelang es dem General Roſen, ihn am 18. Oktober in einer Schlacht bei Himry zu beſiegen. Kaſi Mullah fiel hier von unzähligen ruſſiſchen Kugeln durchbohrt, aber ſein treuer Genoſſe Schamyl erbte ſein Anſehen und ſollte bald zu noch größerem Ruhme gelangen, denn ungeachtet des faſt ununterbrochenen Kampfes ſeit jenen Tagen iſt

Schamyl unbeſiegt und trotzt heute noch der ganzen Macht Rußlands. Jedes Jahr wurden von den ruſſiſchen Generalen größere oder kleinere Expeditionen in die Gebirge der Tſcherkeſſen unternommen, ohne Erfolg. Jedes Jahr wurden die Ruſſen ſelbſt in den Forts, die ſie zum Schutz der durch den Kaukaſus führenden Landſtraße errichtet, von den Tſcherkeſſen angegriffen. Durch die größere Truppenzahl und das ſchwere Geſchütz gelang es den Ruſſen zuweilen, Vortheile zu erringen, aber in den meiſten Fällen waren ſie es, die von den blitzſchnell kommenden und blitzſchnell wieder verſchwindenden Tſcherkeſſen geſchlagen wurden. Allgemein wurde geklagt über die Habgier der ruſſiſchen Generale, die ſo viel möglich alles für die Soldaten beſtimmte Geld in die eigenen Taſchen ſteckten und den gemeinen Mann hungern ließen. Daraus erklärt ſich der ungeheure Menſchenverluſt der Ruſſen im Kaukaſus mehr noch als aus den Schlachten. Unter den Einzelkämpfen, die ich hier, um ſo weniger alle aufzählen kann, als noch keine zuverläſſigen Berichte darüber exiſtiren, zeichnete ſich die Eroberung von Achulgo, Schamyls himmelhoher und kaum zugänglicher Felſenfeſte, im Jahre 1839 durch den ruſſiſchen General Grabbe aus. Aber Schamyl, den man gefangen zu haben hoffte, war verſchwunden, um bald darauf den Ruſſen wieder ſchreckliche Schläge zu verſetzen, beſonders im Jahr 1841, in welchem die ruſſiſche Expedition unter Golowin gänzlich mißlang, und 1842, in dem eine andere unter Grabbe mit einer ſchweren Niederlage endete.

Da ernannte Kaiſer Nicolaus den Grafen Woronzow zum Statthalter im Kaukaſus mit unumſchränkter Vollmacht und gänzlich unabhängig vom Miniſterium und Cabinet in St. Petersburg, um mit voller Energie den Krieg zu führen. Allein auch dieſer begabte Mann richtete nichts aus. Da half kein maſſenhaftes Niederſchlagen der Wälder, kein Bauen von Forts, kein concentrirter Angriff, kein Beſtechungsverſuch; Schamyl, der angebetete Prophet, Patriarch, Feldherr und Fürſt der Seinen, blieb immer im Beſitz ſeiner Berge und wurde ſogar immer mächtiger und ſeine

Heerſchaar immer zahlreicher. Waren die Ruſſen auch eine Zeit lang vorgedrungen, ſo ſchlug er ſie bald wieder zurück und zerſtörte ihre Anlagen.

Eben ſo mißlang ein Angriff, den der Kaiſer im Spätjahr 1839 auf Chiwa machen ließ. Chiwa iſt eine große Oaſe mitten in den Wüſten im Weſten des caſpiſchen Meeres und im Süden des Aralſees. Hier, durch Meere und Sandwüſten und weite Entfernungen geſchützt, hatte der tartariſche Chan Alla Kul ſchon ſeit einiger Zeit Sklavenhandel mit geraubten ruſſiſchen Unterthanen getrieben, und da er die letzteren nicht ausliefern wollte, ſchickte der Kaiſer eine Armee ab, die ihn züchtigen und ſein Land in Beſitz nehmen ſollte. Von hier aus würde er einen viel näheren Weg nach Afghaniſtan gewonnen haben, als von Transkaukaſien aus. Die Oaſe Chiwa mußte ihm von vorzüglicher Wichtigkeit ſeyn in Betreff der Steppenvölker Mittelaſiens, die den Ruſſen feindlich, ſich mehr zu China halten, und in Bezug auf die von Indien her ſich immer mehr ausbreitende Herrſchaft der Engländer. Das letztere war Hauptaugenmerk des Kaiſers, denn eben damals (1839) hatten die Engländer von Indien aus Thronſtreitigkeiten in Afghaniſtan benutzt, um Kabul, die Hauptſtadt dieſes Landes, zu beſetzen. Dieſer Umſtand war es und nicht der unbedeutende Sklavenhandel in Chiwa, der die ruſſiſche Expedition veranlaßte. Sie mißglückte vollſtändig. Obgleich ſich das ruſſiſche Heer unter General Perowski zu Orenburg mit vielen tauſend Kameelen verſehen hatte, um mittelſt dieſer Thiere die Sandwüſten beſſer zu paſſiren, war es auf die Winterkälte nicht verſehen geweſen. Die Thiere erfroren im Schnee und mit ungeheuren Verluſten (von 20,000 Menſchen, 10,000 Kameelen) mußten die Ruſſen endlich umkehren, da ſie ſonſt alle zu Grunde gegangen wären. Der großen engliſchen Expedition ging es indeſſen in Kabul nicht beſſer. Von den Afghanen eingeſchloſſen wurde die engliſche Armee theils vernichtet, theils gefangen, ganz Afghaniſtan befreit.

Der Zuſammenſtoß ruſſiſcher und engliſcher Streitkräfte im

Innern Aſiens wurde alſo diesmal noch verhütet. Für beide Parteien waren die Entfernungen noch zu groß, ſie gingen auf zu langen Operationslinien ohne hinreichende Baſis beide zu weit vor. Europa aber wurde durch dieſe Ereigniſſe gar nicht berührt, weil ſie für keinen Theil Erfolg gehabt hatten.

Geſchichte Europa's

vom Sturze Napoleons bis auf die Gegenwart

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

Geſchichte
der
letzten vierzig Jahre

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Zweite verbeſſerte Auflage.

[illegible]

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Erſtes Buch. Die Reformen in England 1

Grundbeſitz und Induſtrie im Kampf S. 1. O'Connel, Agitator in Irland 3. Wilhelm IV. 5. Parlamentsreform 7. Whigminiſterium Grey 12. Königin Victoria 13. Repeal 14. Puſey 16. Antikorngeſetzbund 17. Chartiſten 20. Palmerſton 21. Engliſche Colonien 24.

Zweites Buch. Die Bürgerkriege auf der pyrenäiſchen Halbinſel . 26

Die apoſtoliſche Junta S. 26. Marie Chriſtine und die pragmatiſche Sanktion 28. Tod Ferdinands VII. und Thronbeſteigung Iſabellens II. 31. Der Kampf zwiſchen den Carliſten und Chriſtinos 32. Die Quadrupel-Allianz 36. Die Progreſſiſten 37. Espartero 40. Narvaez 46. Die ſpaniſchen Heirathen 51. Portugal 54. Don Miguel 55. Maria da Gloria und Ferdinand von Coburg 57.

Drittes Buch. Kirchliche Erhitzungen in Deutſchland 59

Die Kölner Wirren S. 61. Das Hegelthum und Dr. Strauß 64. Poetiſche Corruption 65. Ernſt Auguſt von Hannover 66. „Sie ſollen ihn nicht haben“ 68. Friedrich Wilhelm IV. 68. Eichhorn im Kampf mit dem Unglauben 72. Der Kölner Dom 75. Der heil. Rock in Trier 78. Ronge 79. Prinz Johann in Leipzig 84. Die Lichtfreunde 85. Der polniſche Aufſtand 1846 87. Der vereinigte Landtag in Preußen 88. Conſtitutionelle Bewegung in Ungarn 89. Eiſenbahnen 90. Beginn des Streits in Schleswig-Holſtein 90. Die badiſche Kammer 93. Lola Montez 95.

Viertes Buch. Der Sonderbundskrieg und Pius IX. 97

Die Kirchenverfolgung S. 97. Die Aargauer Klöſter 100. Die Jeſuiten in Luzern 102. Schmachvolle Niederlage der Freiſchaaren 105. Drueys Tyranney im Waatlande 107. Die Communiſten 108. Der Sonderbund 109. Ochſenbein 111. Du

Seite

Four 112. Der Sonderbundskrieg 113. Italien 116. Mazzini 116. Pius IX. 117. Karl Albert 119. Schwüle vor der Revolution 120.

Fünftes Buch. Ludwig Philipps Abnutzung 122

Ludwig Napoleon S. 123. Conſtantine 125. Differenzen mit der Schweiz 127. Regiment der Intrigue 128. Thiers 129. Das Attentat von Boulogne 130. Napoleons Leiche und Guizot 133. Communismus und Socialismus 135. Algier 137. Jeſuiten 138. Die Dichter der Corruption 139. Abdel Kader 144. Die Wahlreform 145. Sittenverderbniß 147.

Sechstes Buch. Die Februarrevolution 151

Das große Reformbankett S. 151. Beginn des Aufſtandes 153. Abdankung Ludwig Philippe 157. Helene von Orleans 159. Lamartine 161. Flucht des Königs 165. Republik. Nationalwerkſtätten 167. Clubs und Parteien 170. Nationalverſammlung 173. Große Parteidemonſtrationen 174. Cavaignac und die Juniſchlacht 179.

Siebentes Buch. Die deutſche Märzrevolution 188

Verlangen nach Bundesreform S. 189. Die badiſche Bewegung 190. Conceſſionen und Märzminiſterien 191. Volksunruhen in Heſſen und im Odenwald ꝛc. 191. Neuenburg 192. Wiener Revolution 195. Berliner Revolution 197. Conceſſionen in Sachſen und Hannover 202. Ludwig von Bayern dankt ab 204. Vorparlament 204. Heckers Aufſtand 207. Aufſtand in Poſen 210. Demokratiſcher Unfug in Berlin 212. Der däniſche Krieg 213. Schweden 216.

Achtes Buch. Radetzki und Koſſuth 218

Radetzki S. 218. Der Aufruhr in Mailand 219. Venedigs Verluſt 222. Demokratiſcher Unfug in Wien 223. Koſſuth 225. Die böhmiſche Partei 226. Barrikaden in Wien 229. Der Slavencongreß in Prag 230. Windiſchgrätz 231. Serben und Croaten 233. Erzherzog Johann 235. Kaiſer Ferdinand in Inſpruck 235. Karl Albert 237. Pius IX. 238. Revolution in Neapel 239. Radetzki in Verona 241. Deſſen Kämpfe mit Karl Albert 242. Schlacht bei Cuſtozza 244. Einzug Radetzkis in Mailand 245. Ruſſen in den Donaufürſtenthümern 246.

Seite

Neuntes Buch. Das deutſche Parlament 248

Der Kaiſertraum S. 248. Die Paulskirche 250. Der Reichsverweſer 255. Die Grundrechte 258. Unfug in Berlin 259. Waffenſtillſtand von Malmoe 262. Erhebung der Demokraten in Frankfurt 264. Struve's Aufſtand 266. Nationalverſammlung in Wien 269. Koſſuths Vorſchreiten 271. Lambergs Mord 273. Latours Mord 275. Der Kaiſer in Olmütz 276. Die Eroberung Wiens 278. Fürſt Schwarzenberg und Kaiſer Franz Joſeph 280 Reaction in Berlin, Graf Brandenburg 281.

Zehntes Buch. Der Krieg in Ungarn 283

Winterfeldzug in Ungarn, Windiſchgrätz S. 283. Görgey und Dembinski 285. Bem in Siebenbürgen 286. Der zweite italieniſche Krieg, Schlacht bei Novara 288. Paskiewitſch und die Ruſſen in Ungarn 291. Haynau 294. Die Capitulation in Vilagos 296. Revolution in Rom, Flucht des Papſts 299. Revolution in Toscana 300. Oudinot vor Rom 302. Venedigs Fall 304. Die Schweizer in Sicilien 305.

Elftes Buch. Der deutſche Reichsverfaſſungszank 307

Die Paulskirche S. 307. Die Verſammlung der Biſchöfe zu Würzburg 308. Die Reichsverfaſſung 309. Die klein- und großdeutſche Partei 313. Schwarzenbergs Politik 316. Die Kaiſerwahl 319. Der Dreißigerausſchuß 321. Niederlage der Gagernſchen Partei 326.

Zwölftes Buch. Die Mairevolutionen 328

Der Aufruhr in Dresden S. 329. Der Aufſtand in der Pfalz 331. Der Soldatenaufſtand in Baden 332. Die erſten Kämpfe an der badiſch-heſſiſchen Gränze 337. Das Rumpfparlament in Stuttgart 340. Das Dreikönigsbündniß 341. Mieroslawski 342. Einmarſch der Preußen in die Pfalz 345. Einmarſch und Siege der Reichstruppen in Baden 346. Flucht der Inſurgenten nach der Schweiz 349. Einnahme von Raſtadt 350. Der däniſche Krieg 351.

Dreizehntes Buch. Die Union und Schwarzenberg 356

Die Gothaer Verſammlung S. 356. Das Interim 357. Das Erfurter Parlament 360. Reaction in Oeſterreich 362 und in Preußen 364. Haſſenpflug 365. Radowitz 366. Der Zuſam-

Seite

menſtoß in Kurheſſen 368. Die Ausgleichung in Olmütz 369. Die Conferenz in Dresden 370. Der Zollſtreit 372. Buol-Schauenſtein 374. Austrag der däniſchen Händel 378. Jeſuitenmiſſionen 380. Der badiſche Kirchenſtreit 381. Das öſterreichiſche Concordat 385. Die innere Miſſion, Wichern 386.

Vierzehntes Buch. Napoleon III. 390

Cavaignac S. 390. Louis Napoleon 392 als Präſident 394. Ledru Rollin 396. Der 2te Dezember 402. Die große Volksabſtimmung 404. Die Güter des Hauſes Orleans conſiscirt 406. Die Rundreiſe 408. Abdel-Kader 409. Kaiſer Napoleon III. 411. Eugenia 412. England und Palmerſton 415. Die Weltinduſtrieausſtellung 416. Die ſpaniſchen Wirren 417. Portugal 420. Pius IX. und das neue Dogma 421. Die Kirchenverfolgung in Sardinien 422. Mazzinismus 423. Die Schweiz 424.

Fünfzehntes Buch. Der ruſſiſche Krieg 427

Das heil. Grab und Montenegro S. 428. Kaiſer Nicolaus und Lord Seymour 431. Menzikof in Conſtantinopel 434. Die Ueberſchreitung des Pruth 435. Diplomatiſche Beſchwichtigung 436. Kampf bei Oltenitza 441. Seeſchlacht bei Sinope 442. Aufregung in England und Palmerſton 443. Kampf bei Kalafat und Cetate 445. Mißlungener Aufſtand der Griechen 446. Belagerung von Siliſtria 448. Bündniß der Weſtmächte 448. Odeſſa 449. Bündniß Oeſtreichs mit Preußen 450. Napier in der Oſtſee 453. Die Alliirten in Varna 454. Schamyl und die Kämpfe in Aſien 455. Die Krimexpedition und die Schlacht an der Alma 456. St. Arnaud's Tod 458. Canrobert vor Sebaſtopol. Kämpfe bei Balaklava und Inkerman 459. Die Ueberwinterung 460. Die vier Punkte und die Wiener Conferenz 462. Sardinien 464. Tod des Kaiſers Nicolaus. Alexander II. 466. Die Expedition nach Kertſch 470. Peliſſier 471. Sweaborg 472. Kampf an der Tſchernaja 473. Die Erſtürmung des Malakof. Fall Sebaſtopols 477. Fall von Kars 480. Der Frieden zu Paris 482. Schlußbetrachtungen 484.

Erſtes Buch.

Die Reformen in England.

Während es auf dem Feſtland von Europa höhere Dinge, Principe, Ideen, mehr oder weniger romantiſche Intereſſen geſtürzter und erhobener Dynaſtien, geknechteter und ihre Ketten brechender Nationen galt, handelte es ſich in England eigentlich immer nur um Korn und Baumwolle. Die innere Politik Englands hing hauptſächlich von der Ausgleichung der Anſprüche ab, welche die bürgerlichen Baumwollenhändler gegenüber den ariſtokratiſchen Kornhändlern machten, und die äußere Politik richtete ſich ausſchließlich nach den materiellen Vortheilen des engliſchen Staates. Die Unterſtützung, welche der Liberalismus auf dem Feſtlande zum öftern von Seite des engliſchen Miniſteriums gefunden hat, ging aus keiner Uebereinſtimmung der Ideen, ſondern nur aus dem engliſchen Geldintereſſe hervor. „England ſchützte die Freiheit in Spanien, Portugal, Italien, Griechenland und alliirte“ ſich mit dem conſtitutionellen Frankreich gegen die abſolutiſtiſchen Mächte des

Nordens nur, um die erſteren in einer Art von Vormundſchaft zu halten und die andern in ihrer Machtentfaltung, namentlich in Bezug auf Handel, Induſtrie und Marine, ſo viel als möglich zu hemmen. Seinen Colonialwaaren und Fabrikaten in der ganzen Welt Abſatz zu ſichern, deßhalb jede fremde Concurrenz wie in merkantiliſcher, ſo in induſtrieller Beziehung niederzuhalten, das war Englands Hauptzweck und darum allein drehte ſich ſeine ganze Politik.

Je mehr ihm aber dieſe Politik glückte, je unermeßlichere Fortſchritte ſeine einheimiſche Induſtrie durch Beſchaffung der Rohproducte aus den Colonien und vermehrten Abſatz in allen Ländern machte, um ſo unerläßlicher wurde es für die großen Lenker der Induſtrie, ihren zahlloſen Arbeitern eine erträgliche Exiſtenz zu ſichern, ohne den Arbeitslohn zu hoch hinaufzuſchrauben. Sie mußten daher von der landbeſitzenden Ariſtokratie wohlfeiles Korn verlangen, um den Brodpreis herabzudrücken. Sie konnten aber niemals hoffen, die der Ariſtokratie ſo günſtige, ſo hohe Getreidepreiſe zulaſſende Kornbill zu beſeitigen, wenn ſie nicht zu einer Stimmenmehrheit im Parlament gelangten. Um aber dahin zu gelangen, bedurfte es einer durchgreifenden Parlamentsreform, einer neuen Baſis für die Parlamentswahlen, Beſchränkung der Wahlprivilegien kleiner von der Ariſtokratie abhängiger Ortſchaften und Uebertragung der Wahlrechte auf die großen Fabrikbezirke, welche ſie bisher entbehrt hatten. Der gewaltige Ruf nach Reform in England, den man auf dem Feſtland einer rein liberalen Begeiſterung zuſchrieb, galt nur der Baumwolle, bezweckte nur wohlfeilere Brodpreiſe für die Arbeiter in den großen Spinnereien, um den Fabrikherren höhere Löhne zu erſparen. Die Frage war weſentlich nur: ſollte der Fabrikherr dem Arbeiter, damit er nicht Hungers ſtürbe, täglich einen Pfennig mehr bezahlen, oder ſollten die güterbeſitzenden Lords das Korn etwas wohlfeiler geben, damit der Arbeiter für ſein täglich Brod einen Pfennig weniger bezahlen dürfte? Einmal von der Ariſtokratie zurückgewieſen, tauchte dieſe Frage doch immer von Neuem auf.

Die zweite Frage betraf Irland, wurde jedoch weniger wichtig genommen. Alle Parteien in England waren darin einverſtanden, daß Irland nie zu einer Entwicklung kommen dürfe, die eine für England gefährliche Concurrenz begründen könnte. Irland war zu ſchwach, um ſich ſelbſt helfen zu können. O'Connel mochte noch ſo viel Lärm machen, man wandte doch nur Palliative an, um ihm den Mund zu ſtopfen, und ließ es nie zu einer Radicalkur kommen.

O'Connel wagte etwas Großes, indem er ſich im Jahr 1828 am 30. Juni in einer Wahlverſammlung zu Ennis in der Grafſchaft Clare in Irland von den ſ. g. Vierzig-Schillings-Männern, der zahlreichen Menge von Bauern, die nur 40 Schillinge jährliche Steuer bezahlten, ins engliſche Parlament wählen ließ. Er war dazu als Katholik nicht berechtigt, da er den üblichen antikatholiſchen Eid als Parlamentsmitglied zu leiſten ſich ausdrücklich weigerte. Aber darauf gerade kam es ihm an, England und das Parlament herauszufordern. Das Miniſterium, wieder toryſtiſch nach Cannings Tode, den Herzog von Wellington und Sir Robert Peel, einen unermeßlich reich gewordenen Baumwollenfabrikanten, an der Spitze, verfuhr mit großer Mäßigung und Klugheit. Um die Irländer nicht ohne Noth noch mehr aufzureizen und ein Blutbad zu veranlaſſen, in welchem die Iren zwar nothwendig hätten unterliegen müſſen, aus dem aber für England und zunächſt für das Toryminiſterium nur undankbare Lorbeeren erwachſen ſeyn würden, nahm daſſelbe die Emancipationsbill wieder auf, aber verbunden mit einer andern, gegen die Aſſociationen und gegen die 40 Schillinge in Irland gerichteten Bill. Das Miniſterium wollte damit beweiſen, es ſey erbötig, gutes Recht zu gewähren, aber nur unter der Bedingung, daß die Ordnung und der öffentliche Gehorſam aufrecht erhalten würden. O'Connel befahl ſofort den iriſchen Aſſociationen, ſich freiwillig aufzulöſen, und die zum Wahlrecht befähigende Steuer wurde von 40 Schilling auf 10 Pfund erhöht. Peel aber brachte nun am 5. März 1829 die Emancipationsbill vor das Parlament. Darin verlangte er: die Katholiken ſollten in allen bürgerlichen Rechten den Reformirten gleich geſtellt, daher auch zur Wahl ins Parlament befähigt werden, ohne den antikatholiſchen Eid leiſten zu dürfen; im Uebrigen aber ſollte es mit der katholiſchen Kirche Englands gegenüber dem Papſt beim Alten bleiben, d. h. nie ein Concordat geſchloſſen, nie mit dem Papſt unterhandelt werden und namentlich Jeſuiten ſollten ſich nie in England blicken laſſen.

Von beiden Seiten wurden Einwürfe gegen die Bill gemacht. Die Einen behaupteten, die Bill werde der reformirten Kirche große Gefahr bringen, die katholiſche Oppoſition zunächſt in Irland übermächtig werden laſſen. Die andern ſagten: Irland verlangt Brod, von der Emancipation wird es nicht ſatt. Indeß ging die Bill im Unter- und Oberhauſe durch und wurde vom König am 15. April beſtätigt. O'Connel hatte ſich auf ſeinen Sitz im Parlament begeben, wurde aber, als geſetzlich noch nicht befähigt, ausgewieſen. Nachdem die Emancipation der Katholiken zum Geſetz erhoben worden war, unterzog er ſich einer neuen Wahl und trat nunmehr ohne weiteres Hinderniß ins engliſche Unterhaus ein.

Seine weiteren Plane waren fortan, die Aufhebung des Zehnten zu erwirken, der die Irländer in ſo tiefe Armuth hinabdrückte und täglich Urſach zu Gewaltthätigkeiten und wüthender Gegenwehr wurde; und die Aufhebung der Union zwiſchen England und Irland, um für Irland wieder ein beſonderes Parlament in Dublin zu erhalten. Er beging einen Fehler, indem er zu viel auf einmal wollte. Die nationale Unabhängigkeit mit einem eigenen iriſchen Parlamente durfte er niemals durchzuſetzen hoffen; er konnte wiſſen, England ſei zu ſtark und zu klug, um dieſelbe jemals zu geſtatten. O'Connel hätte daher ausſchließlich das Elend des iriſchen Volks zu lindern bemüht ſein ſollen. Das hätte er unter der Bedingung der Treue und des Gehorſams gegen England durchſetzen können.

Die glückliche Durchführung der Emancipationsbill machte den engliſchen Reformern Muth, auch die Reformfrage wieder aufzunehmen. Am 25. Januar 1830 that eine große Volksverſammlung in Birmingham deßfalls die erſten Schritte und Atswood ſtiftete hier einen Reformverein, der künftig auf dieſelbe geſetzliche Weiſe und mit derſelben Beharrlichkeit, wie O'Connel die katholiſche, ſo die Reformangelegenheit betreiben ſollte. Der Herzog von Wellington, der aus Staatsklugheit in der iriſchen Frage nachgegeben hatte, war nicht geneigt, den Reformers zu weichen. Bei Wiedereröffnung des Parlaments im Februar 1830 verſprach er Erleichterung des Nothſtandes und Abſtellung mancher Mißbräuche in der Rechtspflege ꝛc., aber keine Parlamentsreform.

Das Toryminiſterium befand ſich indeß ſchon in einer unhaltbar gewordenen Lage. Nach und nach war ihm eine mächtige Oppoſition unter den Tories ſelbſt erwachſen. Der nächſte Bruder und Thronfolger des Königs, Herzog Wilhelm von Clarence, war wegen ſeiner Beziehungen zum Admiral Codrington und zu deſſen Verhalten bei Navarin durch Wellington ſeiner Stelle als Oberadmiral der Flotte enthoben worden, jetzt aber, da Georg IV. bedenklich krank darniederlag, der Thronbeſteigung nahe. Das führte zu einer Defection aller derer, welche der neuen Sonne zugewandt waren. Eine zweite Defection hatte den Aerger der Hochtories und Oranienmänner wegen der Katholikenemancipation zum Grunde. Die alten Todfeinde des Papismus und die reichen reformirten Grundherren in Irland konnten den Miniſtern ihre Bill nicht verzeihen. Indem nun dieſe beiden Defectionen der Tories mit der Oppoſition der Whigs erſt nur in kleinen Fragen zu ſtimmen anfingen, fiel das Miniſterium im Parlamente in eine Minderheit, die ſeine längere Möglichkeit zweifelhaft machte. Ehe es aber noch einen Entſchluß gefaßt hatte, ſtarb König Georg IV. am 26. Juni 1830 ohne Kinder.

Sein gleichfalls kinderloſer und ſchon bejahrter Bruder Wilhelm IV. überraſchte die Oppoſition mit der Erklärung, daß er alles Vergangene vergeſſen und daß die bisherigen Miniſter ſein ganzes Vertrauen beſäßen. Allein die Oppoſition ließ ſich nicht irre machen und fuhr fort, durch ihre Mehrheit dem Miniſterium kleine parlamentariſche Niederlagen zu bereiten. Als ihr nun überdieß die Revolution in Frankreich neuen Schwung gab, half dem Miniſterium ſeine Zähigkeit nicht mehr. Während der Vertagung des Parlaments vom Auguſt bis November herrſchte große Aufregung in England. In der Grafſchaft Kent kamen Mordbrennereien an die Tagesordnung, die den Haß der ärmſten Claſſen gegen die Reichen verriethen, und in Irland ſtellte O'Connel die Aſſociationen unter dem neuen Namen „der iriſchen Freiwilligen" wieder her. Die Art, wie Karl X. auf ſeiner Flucht am engliſchen Ufer empfangen wurde, zeigte eine Sympathie für die Julirevolution, die um ſo wahrer erſcheinen mußte, als ſie das Schickliche ſo ſehr außer Acht ließ.

Bei Wiedereröffnung des Parlaments am 2. November 1830 wagte noch Wellington, ſich gegen jede Reform zu erklären, und Peel, ihn zu vertheidigen. Aber der letztere wurde durch die eindringliche Beredtſamkeit Broughams aus dem Felde geſchlagen. Brougham wußte die Stimmung der Zeit zu benutzen, um in ſeiner mit Recht bewunderten Rede nicht nur die Nothwendigkeit innerer Reformen, ſondern auch die einer Aenderung der auswärtigen Politik Englands darzulegen. Sein Grundgedanke war, man müſſe Cannings Syſtem fortführen, ſich nicht mehr von den nordiſchen Mächten ins Schlepptau nehmen laſſen, ſondern mit dem conſtitutionellen Frankreich und allen liberalen Sympathien Europas im Bunde handeln, ſich die Hegemonie im conſtitutionellen Weſten zueignen. Unter den Eindrücken dieſer Rede ſtimmte das Unterhaus gegen die miniſteriellen Vorſchläge in Betreff der neuen Civilliſte und nun blieb den Miniſtern nichts übrig, als zurückzutreten.

Der König ernannte ſofort ein Whigminiſterium, an deſſen Spitze der alte, aber noch rüſtige Graf Grey trat. Brougham wurde Lordcanzler; unter den übrigen Miniſtern zeichneten ſich drei

Lords, Holland, John Ruſſel und Palmerſton, aus. Ueberzeugt, auf Popularität bauen zu können, begann Grey ſeine Verwaltung mit großer Energie, ließ gegen die Brandſtifter mit ſchweren Strafen einſchreiten und O'Connel ohne Weiteres in Verhaft nehmen. Der iriſche Agitator wurde gegen eine Caution zwar wieder auf freien Fuß geſetzt, allein da er in der That mit ſeinen neuen Aſſociationen ungeſetzlich vorgeſchritten war, ſo kam ſeine Beugung unter das Geſetz einer moraliſchen Niederlage gleich und ſein Anſehen begann zu ſinken.

Mit nicht mindrer Ueberlegenheit nahm Grey die engere Verbindung auf, die von Seite des neuen Bürgerkönigs in Frankreich gewünſcht wurde. England hatte dabei entſchieden die Vorhand, der alte Talleyrand mußte ſich vor Grey bücken.

Zur dauernden Beruhigung des engliſchen Volkes aber erſchien die *Parlamentsreform* unerläßlich und Grey verfehlte nicht, ſich durch dieſelbe ein unſterbliches Denkmal zu ſetzen, da ihm die Gelegenheit ſo günſtig war. Schon am 1. März 1831 brachte Ruſſel eine Reformbill an das Parlament, worin den zerfallenen Mauern der ſ. g. Rotten-Boroughs ihr Wahlrecht genommen wurde, um es auf die volkreichen Fabrik- und Handelsſtädte zu übertragen. Sein Plan war, 60 verfallene Flecken des Wahlrechts ganz, 47 ſehr kleine Städte deſſelben halb zu berauben, dagegen den größern Städten theils neue, theils vermehrte Wahlrechte zu gewähren. Die Forderung war noch ſehr gemäßigt, denn die Ariſtokratie behielt immer noch die Mehrheit der Wahlen in Händen, aber die Grundlage des bisherigen Wahlſyſtems war erſchüttert und es ließ ſich vorausſehen, daß von nun an der Druck der Baumwolle auf das Korn nachhaltig überwiegen, oder mit andern Worten, daß nach und nach eine Mehrheit im engliſchen Parlamente aufkommen werde, die nicht mehr getragen von der ariſtokratiſchen Tradition, ſondern von jedem Winde der Situation und ſ. g. öffentlichen Meinung bewegt, gleich den liberalen und demokratiſchen Oppoſitionen auf dem Feſtlande mit unfruchtbaren Doctrinen oder anarchiſchen

Gelüſten die alte felſenfeſte Praxis der bisherigen ariſtokratiſchen Parlamentsregierung unterwühlen würde. Deßhalb ging der Widerſtand der Tories gegen Lord Ruſſels Bill nicht bloß aus Eigennutz, ſondern auch aus einem ſehr achtbaren patriotiſchen Bedenken hervor. Die Bill ging zwar am 19. April im Unterhauſe durch, aber nur mit 8 Stimmen Mehrheit, und im Oberhauſe war noch keine Hoffnung, daß ſie durchgehen werde. Der König löſte daher das Parlament auf und ließ neue Wahlen vornehmen. Das Volk machte großartige Demonſtrationen zu Gunſten der Bill. London wurde zu Ehren Greys illuminirt, vor Wellingtons Palais gab es ſolchen Tumult, daß die Bedienten des Herzogs auf das Volk ſchießen mußten, um es abzuwehren.

Das neue Parlament trat am 21. Juni zuſammen. Ruſſel brachte die Bill mit einigen Abänderungen ein, damit ſie eher angenommen würde; aber das Oberhaus verwarf ſie, am 8. October. Hierauf wurde das Parlament abermals aufgelöſt, am 20ſten. Die Aufregung in London und auf dem Lande war ungeheuer. Die Hochtories wurden vom Pöbel inſultirt, ſo Marquis von Londonderry in den Straßen von London mit einem Steinhagel verfolgt, Wellingtons Palaſt abermals angegriffen, das prächtige Schloß des Herzogs von Newcaſtle zu Collingham in Brand geſteckt. Zu Briſtol beherrſchte der Pöbel die Stadt drei Tage lang, brannte und plünderte.

Am 6. Dezember wurde das neue Parlament eröffnet und die Bill, abermals verändert und im Sinn der Tories gemildert, wiedereingebracht. Ruſſel hoffte ſie erſt durchzuſetzen, nachdem er den Tories noch mehrere Conceſſionen gemacht und mehreren Flecken das Wahlrecht, das er ihnen früher abgeſprochen, wieder zurückgegeben hatte. Aber auch damit waren die Tories noch nicht zufrieden, ſondern machten jetzt ein Complott, den Miniſter Grey zu ſtürzen, indem ſie erſt nach dieſem Sturze die Reform ſelbſt in die Hand nehmen und durch ein Toryminiſterium zu Stande bringen wollten. Lord Ellenborough kündete dieſen Plan am 7. Mai 1832 offen an und machte die Wiederherſtellung eines Miniſteriums Wellington zur Bedingung, ohne welche das Oberhaus die Reformbill niemals annehmen werde. Grey ſtellte die Sache dem König anheim und dieſer nahm ſeine Entlaſſung an.

Nun aber wurde die Gährung im Volk immer drohender. Schon im vorigen Jahr hatte ſich eine große national political Union gebildet, um die Reformpartei im Parlament durch Volksdemonſtrationen zu unterſtützen. In London präſidirte dieſem Verein Francis Burdett, der Vater der Reformidee, auf dem Lande reiſte Hunt umher, um das Volk aufzuregen und in allen größeren Städten wurden wiederholt große tumultuariſche Volksverſammlungen abgehalten und Adreſſen*) unterzeichnet. Alle dieſe Demonſtrationen aber, die ſeit vorigem Sommer ſich ſtets wiederholt, traten noch nicht aus den Schranken der Ehrerbietung vor dem Thron heraus. Erſt jetzt, als das Miniſterium Grey geſtürzt war, kündigte eine Adreſſe der Wähler der Stadt London Steuerverweigerung an und wurde auch in Birmingham an die Häuſer angeſchlagen: „Hier werden keine Taxen bezahlt, bis die Reform durchgegangen iſt.“ Aus allen Theilen des Landes kamen Adreſſen und Nachrichten von wilder Aufregung ein. Der Stadtrath von London ſtellte officiell an das Unterhaus die Bitte, das Budget zu verweigern, und das Unterhaus ſelbſt wandte ſich am 10. Mai mit einer Adreſſe an den König, worin es ihm von der Ernennung eines Toryminiſteriums dringend abrieth. Bereits wurde in den Volksverſammlungen, die ſich faſt täglich wiederholten, die Achtung gegen den König ſelbſt verletzt, indem ſich unter den zahlreichen Fahnen und Emblemen auch ein Paar Hoſen an einer langen Stange erhoben, als Sinnbild der Königin Adelheid (geborne Prinzeß von Sachſen-Meiningen), die man beſchuldigte, ſie miſche ſich zu Gunſten der Tories in die Geſchäfte. Auch wo der König ſich zeigte, mußte er Vorwürfe aus dem Munde des Pöbels hören. Er war deßhalb ſehr gereizt und hätte gern dem Volke getrotzt, wenn er es nicht für zu gefährlich gehalten hätte. Wellington blieb mitten im Sturm kalt und ließ ſich ſelbſt durch die Drohung nicht einſchüchtern, die geſammte Fabrikbevölkerung von Birmingham, Mancheſter, Leeds ꝛc. werde nach London kommen. Aber der König hatte nicht ſo viel Muth, und lud am 18. Mai den Grafen Grey ein, das Miniſterium zu behalten. Das Oberhaus wurde nun von allen Tories verlaſſen. „Mögen die edlen Lords ihr ſchmutziges Werk allein verrichten," rief Graf Carnarvon und erhob ſich, um mit Wellington und ſämmtlichen Tories die Sitzung zu verlaſſen. Die Zurückgebliebenen aber ließen ſich vom Unterhauſe noch einige kleine Conceſſionen bewilligen und ſtimmten dann für die Bill am 4. Juni. Am 6. genehmigte das Unterhaus die ſo amendirte Bill und am 7. wurde ſie vom König ſanctionirt.

---

*) Auch die Lehrjungen von Derry überbrachten eine ſolche Adreſſe. Da ſagte der alte König: junge Rathgeber der Krone, ſehr junge Rathgeber!

Damit hörte der Tumult im Lande auf. Nur in Irland betrieb O'Connel immer noch die Zehntfrage. Es handelte ſich um ein himmelſchreiendes Unrecht. Die proteſtantiſche Geiſtlichkeit trieb, ohne irgend eine Gegenleiſtung, von den armen kathol. Irländern den Zehnten ein und ließ ſie auspfänden, wenn ſie nicht bezahlten. Täglich ſah man herzzerreißende Scenen, ein verhungerndes Volk auf ſchmutziges Stroh gebettet und kaum mit Lumpen bedeckt, denen Büttel die letzte Habe wegnahmen. Dieſen Scenen folgten dann aber bei Nacht andere der blutigen Rache. Gleichwohl war es O'Connel nicht möglich, die Abſchaffung des Zehnten durchzuſetzen.

Die bisher allein privilegirte Ariſtokratie hatte ſich die Parlamentsreform gefallen laſſen müſſen, aber von ihren ökonomiſchen Vortheilen wollte ſie nicht laſſen. Die reformirte Geiſtlichkeit gehörte in ihren Summitäten zur Lordſchaft. Die Staatskirche war ein Minorat des Adels. Alle höhern Stellen waren von jüngern Söhnen derſelben beſetzt. Nicht bloß auf dem fremden iriſchen Boden, auch in England ſelbſt auf rein reformirtem Boden, genoß die Staatskirche ein Uebermaß von Rechten und Vortheilen, was zum Bedürfniß in keinem Verhältniß ſtand und dem Volk eine ſchwere Laſt war. Der Zehnte allein trug ihr in England und Wales (ungerechnet Schottland und Irland) jährlich nahe an 6 Millionen Pfund Sterling ein, ihr Grundbeſitz nebſt den laufenden Kirchengebühren nahe an 4 Millionen, ſo daß ihre Jahreseinnahme nach unſerm Gelde mindeſtens zu 114 Millionen Gulden berechnet wurde. Davon zogen die Biſchöfe ungeheure Summen, ohne etwas dafür zu thun. Auch die Pfarrer lebten häufig gar nicht in ihrem Kirchſpiel, ſondern bezahlten einen Vicar und amuſirten ſich auf Reiſen. Viele Pfarrer waren reich dotirt und hatten gar keine Kirche. Aehnliche Mißbräuche walteten im Stiftungsweſen. Eine Dame in London bezog jährlich 2000 Pfund Sterling als Vorſteherin einer alten wohlthätigen Stiftung, die ſie nie in ihrem Leben betrat, ſondern durch eine dritte Perſon verwalten ließ, die wieder ihrerſeits die Stiftung im eigenen Nutzen ausbeutete. Die veralteten Formen der engliſchen Staatsmaſchine erlaubten die Beibehaltung von einer Menge von Aemtern, die keinen praktiſchen Werth mehr hatten, aber der Ariſtokratie große Beſoldungen einbrachten. Man gab damals in London ein ſ. g. *ſchwarzes* Buch heraus, in dem die Cumulationen der Gehalte verzeichnet waren, in deren Beſitz ſich die Lords befanden. Darin fand man, die gegenwärtigen Mitglieder des Oberhauſes, geiſtliche wie weltliche, bezögen allein an Beſoldungen unter verſchiedenartigen Titeln zuſammen 26 Millionen Gulden, ungerechnet die Einnahmen von ihren Gütern und vom Zehnten.

Das war der alte, wie man ſieht, zum Theil mit Unrecht erworbene Reichthum der Ariſtokratie, derer, die im Beſitz des Grund und Bodens und der Staatsämter waren. Der Reichthum der bisher im Parlament und in den Staatsämtern ſo wenig vertretenen bürgerlichen Mittelklaſſe floß hauptſächlich vom Meer her aus dem Handel und aus den Colonien. Einzelne Handelshäuſer häuften durch den Erwerb aus Colonialwaaren oder aus Fabrikaten, die ſie an die ganze Welt abſetzten, coloſſalen Reichthum und konnten mit den erſten Häuſern der alten Ariſtokratie wetteifern. Ungeheure Geldſummen kamen aber aus den Colonien auch den ariſtokratiſchen Familien zu Gute, deren Söhne Aemter in Indien, Canada, dem Cap ꝛc. bekleideten. Die Colonien hatten lediglich keine andere Beſtimmung für England, als ſeinen Reichthum zu mehren. Nun waren aber in England die Grenzen zwiſchen der Ariſtokratie und dem Bürgerthum nichts weniger als ſtreng gezogen. Nicht nur der reiche Baumwollenſpinner Peel wurde Miniſter und Tory, ſondern auch der Advocat Brougham gelangte zu den höchſten Ehrenſtellen der Lordſchaft. Mit der Gleichberechtigung der bürgerlichen und adeligen Reichen aber war dem gemeinen Volke nicht geholfen. Die in den Fabrikſtädten gewählten reichen Bürgerlichen ſtanden den Armen eben ſo fern, wie ihm die von den Rottenboroughs gewählten Lordsſöhne geſtanden hatten. Die Reform änderte ſomit nichts an der tiefen Kluft zwiſchen übergroßem Reichthum und übergroßer Armuth in England und ſomit konnte auch die Bewegung im Volke, das eine wahre, gründliche, wurzelhafte Reform nicht blos des Parlaments, ſondern der öffentlichen Zuſtände Englands überhaupt wollte, nicht aufhören.

Das liberale Whigminiſterium Grey war und blieb auch nach der Parlamentsreform noch durch und durch ariſtokratiſch und ſchloß ſich, wie das Parlament ſelbſt, gegen die Wünſche und Hoffnungen der ärmeren Klaſſen ab. In demſelben Egoismus bewegte ſich auch ſeine auswärtige Politik. Es iſt wahr, England und Frankreich vereinigt ſchützten die Verfaſſungen in Spanien und Portugal, emancipirten Belgien von Holland, nahmen ſich auch der Schweiz bei Gelegenheit gegen die nordiſchen Mächte an und ſchienen ſomit wenigſtens die Weſthälfte Europa's unter dem Banner der liberalen Ideen zu vereinigen. Aber der Liberalismus war hier nicht Zweck, ſondern nur Mittel. England verwendete ihn in ſeinem Nutzen. Es beſchützte ihn im Weſten, weil es hier die Mittel dazu beſaß, es verleugnete ihn in Polen, weil es hier nicht ſtark genug war. Noch in demſelben Sommer 1832 ſchickte Grey ſeinen Schwiegerſohn Lord Durham nach St. Petersburg, um dem Kaiſer Nicolaus das Recht, welches England als Garant der polniſchen Verfaſſung hatte, in den polniſchen Angelegenheiten mitzuſprechen, einfach preiszugeben und damit Rußlands Zuſtimmung zu den Maßregeln zu erkaufen, die England mit dem Weſten vornehmen würde.

Es braucht nicht erſt bemerkt zu werden, wie gern Ludwig Philipp auf dieſes engliſche Syſtem einging. Auch ihm diente der Liberalismus immer nur als Mittel zum Zweck ſeiner eigenen Herrſchaft. Wie beide Mächte in dieſem Sinne ſich die Vormundſchaft über die pyrenäiſche Halbinſel anmaßten, werden wir im folgenden Buche kennen lernen. Trotz dieſer Uebereinſtimmung aber blieb England immer darauf bedacht, ſeine Ueberlegenheit über Frankreich geltend zu machen und vermied alles, was nur entfernt den Schein haben konnte, als ließe ſich England von Frankreich leiten. Man glaubt daher, daß England, auch abgeſehen von ſeinem Intereſſe in Belgien, dem es Polen opferte, die Polen ſchon einfach aus dem Grunde würde im Stich gelaſſen haben, damit es nicht ſcheine, als folge es in dieſer Sache dem franzöſiſchen Impulſe. Denn hätten die Weſtmächte ſich ernſtlich für Polen verwandt, ſo würde ſich Frankreich allein Verdienſt und Ruhm davon angeeignet haben.

Grey präſidirte dem Miniſterium bis 1834, dann überließ er ſeine Stelle dem Lord Melbourne, einem Whig, der im bisherigen Syſtem nichts änderte.

König Wilhelm IV. ſtarb am 20. Juni 1837. Ihm folgte nach engliſchem Erbrecht, welches die weibliche Nachfolge duldet, die einzige Tochter ſeines älteſten Bruders, des Herzogs von Kent, Prinzeſſin Victoria, damals erſt 18 Jahre alt, eine kleine Dame, aber geſund und kräftig und mit einer Stärke des Eigenwillens begabt, der zu ihrem Glück von einem feinen weiblichen Verſtand beherrſcht wurde, ſo daß er ſich nicht in den Staatsangelegenheiten geltend zu machen ſuchte. Sie ließ die bisherigen Miniſter gewähren und vermählte ſich 1840 mit dem Prinzen Albert von

Sachſen-Coburg, einem der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, dem ſie nachher viele geſunde Kinder beiderlei Geſchlechts gebar. Der Prinz erhielt den Titel Königliche Hoheit, wurde aber durch die auf ihre Macht eiferſüchtige Lordſchaft von jeder Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen, ja von Zeit zu Zeit machte die Preſſe ſyſtematiſche Angriffe auf ihn, um ihm auch die kleinſte Einmiſchung in Staatsangelegenheiten zu verleiden.

Die Sympathien des königlichen Hauſes in England waren immer mehr für die Tories, als für die Whigs. Die letzteren wurden in der Noth, um das Volk in ſchwierigen Zeiten zu beruhigen, ins Miniſterium gerufen, um ſpäter wieder den Tories Platz zu machen. Damals kam noch ein weiterer Umſtand hinzu, der den Tories den Wiedereintritt ins Miniſterium erleichterte. Ludwig Philipp ſuchte ſich nämlich mehr und mehr von der engliſchen Vormundſchaft frei zu machen und England brauchte auf ihn nicht mehr ſo viele Rückſicht zu nehmen wie früher. Im Jahr 1841 änderte daher die Königin das Miniſterium, in welches wieder der alte Wellington und Sir Robert Peel eintraten, der letztere, um jetzt erſt die glänzende Rolle auszuſpielen, zu der ihn ſein Talent berufen hatte.

Irland blieb in ſeiner unglücklichen Lage. Vergebens machte O'Connel den repeal (Widerruf der Union zwiſchen England und Irland) und Bildung eines beſonderen Parlaments für Irland zur Parole. Umſonſt gründete er eine ſ. g. O'Connel-Rente, eine freiwillige Steuer der Iren, um Mittel zu haben, den Repeal durchzuſetzen. Umſonſt hielt er glänzende Reden wie im engliſchen Parlament, ſo bei den iriſchen Volksverſammlungen und als Lordmajor von Dublin, zu welcher Würde ihn ſeine Landsleute erhoben hatten. Regierung und Parlament in England blieben feſt und hielten die Iren unter ihrem eiſernen Drucke, wie bisher. Der ſo verhaßte iriſche Zehnte wurde zwar 1838 in einen Grundzins verwandelt, das änderte aber nur ſeinen Namen, nicht ſein Weſen, er mußte eben fort und fort bezahlt werden. Die wenigen iriſchen

Mitglieder, die ins Parlament von London zugelaſſen waren, blieben immer in einer ohnmächtigen Minderheit. Die ſ. g. Municipalreform, die man für Irland beliebte, war auch nur ein Schaugericht, denn ſie lieh den Gemeinden keine Macht, um ihren ſchlechten Stand zu beſſern. Im Jahr 1843 wurde O'Connel noch einmal wegen ſeiner Agitation vor Gericht gezogen, jedoch wieder freigelaſſen. Strenger verfuhr das wiederhergeſtellte Toryminiſterium gegen das unruhige und racheglühende Volk. Da ſtarb der unermüdliche, aber in vergeblichen Anſtrengungen ſchon erſchöpfte O'Connel, 1847, und in demſelben Jahre brach über ſein Vaterland das herbſte Unglück herein, nämlich die Kartoffelkrankheit und in deren Folge eine ſchreckliche Hungersnoth. Faſt überall in Europa begannen 1846 die Kartoffeln auf eine räthſelhafte Weiſe unter und über der Erde zu faulen und je mehr dieſe Frucht faſt noch die einzige Nahrung der ärmeren Klaſſe gebildet hatte, um ſo mehr mußte ihrem Fehlſchlagen im folgenden Winter und Frühjahr eine Hungersnoth folgen. Dieſe führte faſt in allen Theilen des europäiſchen Feſtlandes zu Exceſſen, zeigte ſich aber nirgends ſo furchtbar als in Irland, wo ſie das ganze Jahr hindurch wüthete und viel tauſend Opfer hinraffte. Begreiflicherweiſe führte die Noth auch zu Verbrechen und Blutvergießen. Nach dieſer Kataſtrophe folgte jedoch eine bedeutungsvolle Ruhe im Lande und das wildempörte Element floß ſanft und langſam ab. Das Unglück hatte nämlich die alte Liebe zur Heimath bei den Iren dermaßen geſchwächt, daß ſie maſſenhaft auszuwandern anfingen und zwar in die freien Staaten von Nordamerika. Ganze Dörfer in Irland blieben menſchenleer zurück.

Während das Toryminiſterium hart gegen das iriſche Volk verfuhr, machte es doch der katholiſchen Kirche neue Conceſſionen, was um ſo auffallender und überraſchender war, als ſeit der Emancipationsbill eine katholiſche Bewegung mitten im reformirten England erfolgte, wie die Orangemänner vorausgeſagt hatten, eine Bewegung, die mehr den Widerſtand des Miniſteriums herauszufordern ſchien, als die Nachgibigkeit. In Oxford ſelbſt, der alten Univerſität, aus der die hohe Geiſtlichkeit der Staatskirche in England ſich fortwährend recrutirte, nahm man eine bedenkliche Defection wahr, einen immer mehr überhand nehmenden Abfall zur katholiſchen Kirche. Dr. Puſey ſtellte eine neue Lehre auf, die zwar noch eine ſcharfe Grenze zog gegen den Katholicismus, aber zugleich ihren Anhängern einen Trieb und Drang einflößte, dieſelbe Grenze zu überſchreiten. Daher der merkwürdige Fall, daß Puſey ſelbſt nie katholiſch wurde, ſeine meiſten und ausgezeichnetſten Schüler aber übertraten. Er erhob die anglikaniſche Kirche gleichſam aus der Häreſie in das Schisma. Er verwarf die Reformation, hielt an der älteren Kirche feſt und ſtritt mit Rom nur wie vor tauſend Jahren Columban mit Bonifazius. Aber ſein iſolirter Sektenſtandpunkt ließ ſich nicht feſthalten. Die einmal der Reformation widerſagten, wurden unwiderſtehlich nach Rom hinübergezogen. Die gelehrteſten engliſchen Theologen folgten dieſer Richtung, die Uebertritte wiederholten ſich in jedem Jahr und am meiſten unter den Geiſtlichen und gebildeten Ständen. Ein Uebergetretener, Newmann, wirkte als Miſſionär und that Wunder in der Bekämpfung des Branntweins, dieſer moraliſchen Peſt des Nordens. Die von ihm geſtifteten Mäßigkeitsvereine, die unter keiner Bedingung mehr geiſtige Getränke tranken, zählten bald mehr als eine Million Mitglieder. Allerdings waren die Puſeyiten entweder harmloſe Leute, die ihrer freien Ueberzeugung folgten, oder Männer von der edelſten Geſinnung und apoſtoliſchen Kraft, wie Newmann, und deshalb ziemte ſich's, daß ihnen Duldung und Achtung entgegenkam. Allein es bezeugte doch einen wunderbaren Umſchwung in der öffentlichen Meinung, daß das no popery Geſchrei nicht gegen die Puſeyiten erhoben, daß nicht eine neue Verfolgung verlangt und begonnen wurde. Im Gegentheil brachte Peel die ſ. g. Mainoothbill ein, in welcher er für das katholiſche Prieſterſeminar in Mainooth weitere Staatsbeiträge verlangte, und das

Parlament willigte ein. Ebenſo glückte es Graham, die Errichtung drei neuer katholiſcher Collegien in England durchzuſetzen.

Erſt als der Papſt ſeinerſeits dieſe katholiſche Bewegung in Großbritannien unterſtützen zu müſſen glaubte und neun katholiſche Biſchöfe dort ernannte, ja es ſogar wagte, durch ein Breve vom 29. September 1850 den Engländer Wiſeman, den er zum Cardinal erhob, zugleich zum Erzbiſchof von Weſtminſter zu ernennen, wurde der anglikaniſche Stolz und Zorn ein wenig aufgeregt. Die berühmte Weſtminſterkirche in London mit der Gruft der Könige iſt nämlich Eigenthum der Staatskirche und mußte es daher verwegen erſcheinen, ihren Namen dem katholiſchen Primas von England zu vindiciren. Die engliſche Regierung proteſtirte und erkannte Wiſemans Titel nicht an, dieſer aber fuhr fort, ſich derſelben innerhalb des katholiſchen Gebiets zu bedienen.

Die Noth der armen Bevölkerung in England nährte fort und fort die ſociale Oppoſition, die ſich zunächſt die Aufhebung der Kornbill zum Ziel ſetzte, damit endlich der arme Arbeiter wohlfeileres Brod bekäme. Peel ging von der Anſicht aus, die Regierung dürfe der Oppoſition Conceſſionen machen, nur müſſe jede Reform durch ein Toryminiſterium bewirkt werden, niemals durch die Whigs. So lange die Tories regierten und auch Wohlthaten und Reformen nur ihnen zu verdanken ſeyen, bleibe die Macht der Ariſtokratie unerſchüttert. Allein es ließ ſich nicht verkennen, daß dieſe elaſtiſche Defenſive doch nur den Fortſchritt der offenſiven Oppoſitionsbewegung beförderte. Peel ſelbſt hätte die Aufhebung der Kornbill gar nicht durchſetzen können, wenn er nicht die widerſpenſtigen Lords durch eine neue große Volksbewegung erſchreckt hätte, wie in der Reformfrage. Das wiederholte Aufbieten des Volks aber mußte bei dieſem das Gefühl ſeiner Kraft vermehren.

Die Freunde der Kornreform fanden ſeit 1841 in Cobden ein eben ſo geniales Haupt, wie die der iriſchen Emancipation es in O'Connel gefunden hatten. Cobden ſtand an der Spitze der ſ. g. Anticornlawleague (des Antikorngeſetzbundes), die ſich über ganz England ausbreitete, und entwickelte in einer großen Sitzung dieſes Vereins am 12. Januar 1845 den Plan, den er befolgen wollte. Indem er nämlich noch nicht hoffte, daß Peel allein durch ſein Anſehen beim Parlament die Abſchaffung oder doch Ermäßigung der Korngeſetze durchſetzen werde, weil gar zu viele Privatintereſſen der reichen Grundbeſitzer in beiden Häuſern vertreten ſeyen, rieth er, mit aller Macht auf die Parlamentswahlen ſelbſt zu wirken und dieſelben dem Einfluß der Ariſtokratie zu entziehen. Dies war nur möglich, wenn man Grundbeſitz, das Erforderniß zur activen Wahl, in die Hände der induſtriellen Maſſen brachte. Nun galt aber in England noch das alte Wahlrecht der ſ. g. Vierzigſchillingmänner, d. h. der kleinen Grundbeſitzer, die jährlich von ihrem Grund und Boden 40 Schilling ſteuerten. Cobden faßte mithin den Plan, eine Menge ſo kleiner Vierzigſchillinggrundſtücke, auf denen das Wahlrecht haftete, an ſeinen Anhang zu bringen, und dadurch den von der Ariſtokratie abhängigen Wählerſtimmen andre entgegenzuſtellen. Obgleich nun am 10. Juni ein Antrag Villiers auf Abſchaffung der Korngeſetze im Unterhauſe verworfen wurde, ſo arbeitete doch die Anticornlaw-league ſo thätig das ganze Jahr hindurch fort, ſetzte ſich in den Beſitz ſo zahlreicher Vierzigſchillinggüter und hielt Meeting über Meeting, in denen die Volksſtimme ſich ſo gewaltig ausſprach, daß die Durchführung der Korngeſetzreform für das nächſte Jahr unvermeidlich in Ausſicht ſtand. Im Herbſt vermehrte die Kartoffelkrankheit die Noth des Volks und war den Agitatoren ein willkommener Vorwand, die Königin und das Parlament zu beſtürmen.

Dennoch erwies ſich das Intereſſe und der Anhang der Ariſtokratie noch ſo mächtig, daß Peel am Schluſſe des Jahres noch nicht hoffte, die Abſchaffung der Korngeſetze im Parlament durchzubringen, und daher am 10. Dezember ſeine Entlaſſung einreichte. Das heißt er wählte dieſen Ausweg, um die noch widerſpenſtigen Gegner zu zwingen, denn er konnte mit Beſtimmtheit vorausſehen, daß gerade die hartnäckigſten Tories und die ſich am meiſten der

Reform widerſetzten, doch ihn nicht als Miniſter verdrängen und einen Whig an ſeine Stelle kommen laſſen würden. Sein Entlaſſungsgeſuch war alſo nur ein Mittel, ſie nachgibig zu machen. Und in der That war gar nicht daran zu denken, daß er ſeinen Poſten als Miniſter verließ. Lord John Ruſſel, das Haupt der Whigs, hatte ſich zwar bereits für die Reform erklärt, allein er konnte nicht auf die Stimme der Tories rechnen, wie Sir Robert Peel, hielt ſich alſo für zu ſchwach und lehnte das Portefeuille ab. Cobden hielt ein ungeheures Meeting ab zu London im Coventgardentheater, wo ſich 6000 Perſonen verſammelten und noch 24,000 umſonſt mit ihren Karten auf Platz warteten, am 17. Dezember. Hier durchdrang alle die Ueberzeugung, daß die Reform werde durchgeſetzt werden, und wenn auch ein Miniſterium nach dem andern darüber zu Grunde ginge. Die Reform auch ohne Miniſter, aber keine Miniſter ohne Reform! — Drei Tage ſpäter erklärte Ruſſel, er vermöge kein Miniſterium zu übernehmen, noch zu bilden, und Peel trat von neuem ins Miniſterium, von allen Parteien dazu aufgerufen, und diesmal von Seiten der Königin und der Ariſtokratie verſichert, daß er nicht zum zweitenmal in den Fall kommen werde, entweder das Portefeuille oder die Kornbill aufgeben zu müſſen. Andrerſeits ſtiftete Cobden einen neuen Vereinsfond des Antikorngeſetzbundes von 250,000 Pfund Sterling, wovon in der Verſammlung zu Mancheſter am 23. Dezember ſogleich 60,000 an einem Abend unterzeichnet wurden. Dieſer Fond ſollte zu Gunſten der Reformſache bei den Parlamentswahlen verwendet werden. Unter ſolchen Einflüſſen nun ſetzte Peel am 16. Mai 1846 die Aufhebung der Kornbill zuerſt im Unterhauſe, am 25. Juni auch im Oberhauſe durch, und erſetzte ſie nur für die nächſten drei Jahre durch eine Wandelſcala des Kornzolls mit einem Minimum. Nach drei Jahren ſollte auch dieſe aufhören.

Eigenthümlich äußerte ſich die Verzweiflung der Armen im Anfang der vierziger Jahre in Wales. Hier bildeten ſich nämlich nächtliche in Weiber verkleidete Banden unter dem Namen „Rebecca und ihre Töchter“.

Auch fehlte es nicht an einer gewiſſen Doctrin der Armen. In ihren Vereinen und Verſammlungen bildeten ſich in England, wie in Frankreich, Theorien von allgemeinen Menſchen- und Volksrechten, von der Demokratie, von ſocialen Umwälzungen und neuen idealen Schöpfungen aus. Seit 1838 machten ſich in dieſem Sinne die ſ. g. Chartiſten bemerklich. Sie erhielten ihren Namen von einer Petition, die am 6. Auguſt jenes Jahres von einer großen Arbeiterverſammlung in Birmingham ans Parlament geſchickt wurde und worin zum erſtenmale demokratiſche Forderungen ſo folgerecht geſtellt wurden, daß man dieſe Petition die Charte des Volks nannte. Sie verlangte allgemeine, jährlich zu wiederholende Wahlen ohne Cenſus, die Verwandlung des Unterhauſes in einen demokratiſchen Convent auf breiteſter Grundlage. Die Köpfe erhitzten ſich, es kam zu Tumulten, ſonderlich zu Birmingham und Newport in Wales, aber ſie wurden gleich den früheren Arbeiteraufläufen beſiegt und von 1842 an hörten alle chartiſtiſchen Bewegungen wieder auf.

Der unvermeidliche Sieg der Induſtrie über den Ackerbau verrieth ſich in dem unglaublichen Anwachs der Städte. Nicht nur London ſelbſt erreichte eine Bevölkerung von zwei Millionen, ſondern auch eine Menge zum Theil ganz neuer Fabrikſtädte, wie Birmingham, ſtiegen bald zu Großſtädten von mehreren hunderttauſend Einwohnern auf. London erhielt unter Peel eine nun dringend nothwendig gewordene Polizei, auch wurde dort der berühmte Tunnel, eine Durchfahrt unter der Themſe, erbaut. Dagegen brannte das alte Parlamentshaus und ein Theil des Tower ab.

Das Toryminiſterium behauptete ſich bis in den Juni 1846. Als das Unterhaus die von ihm eingebrachte iriſche Zwangsbill, die ein noch ſtrengeres Verfahren in Irland wollte, nicht annahm, bildete die Königin ein Whigminiſterium unter Lord John Ruſſel, deſſen einflußreichſtes Mitglied aber Lord Palmerſton wurde, der die auswärtigen Angelegenheiten in einem nicht nur liberalen, ſondern ſogar radicalen Sinn zu leiten anfing, indem er, zumal ſeit Ludwig Philipp ſich vom engliſchen Einfluß loswand und mehr den nordiſchen Mächten zuneigte, in allen revolutionären Elementen auf dem Feſtlande einen willkommenen Bundesgenoſſen ſah, um die großen Continentalmächte zu ſchwächen. Die antifranzöſiſche Stimmung verrieth ſich in dem Befehl, die engliſchen Küſten in vertheidigungsfähigen Zuſtand zu ſetzen, im Winter von 18$^{47}/_{48}$. Die geheime Agitation Lord Palmerſtons trug weſentlich dazu bei, die große Revolution von 1848, die halb Europa erſchütterte, vorzubereiten. Ich werde in der Geſchichte der einzelnen Staaten Europa's die Fäden, die er ſpann, überall nachweiſen. Was Canning für den gemäßigten Liberalismus gegenüber dem Abſolutismus gewirkt, wirkte Palmerſton für die demokratiſche Revolution.

Noch bleibt uns die Colonialpolitik Englands zu betrachten übrig, ich werde mich jedoch überall, wo es ſich um außereuropäiſche Dinge handelt, kurz faſſen und nur die Hauptumriſſe ſkizziren.

In der neuen Welt beſaß England noch die große Colonie Canada. Hier kam es zwar 1837 zu einer von den Vereinigten Staaten aus genährten Inſurrection, die aber durch General Colborne unterdrückt wurde. In den Vereinigten Staaten hatte die ſchrankenloſe republikaniſche Freiheit zu Corruptionen geführt, welche Canada fremd blieben und dieſer Unterſchied ſchützte als ein moraliſcher Damm die Colonie vor den Gelüſten, jene Freiheit zu theilen. — Unter den Antillen beſaßen die Engländer Jamaika und viele kleinere Inſeln, ſo wie auch Niederlaſſungen an der gegenüberliegenden ſ. g. Moskitoküſte, die ihnen hauptſächlich edle Hölzer lieferte. Das wichtigſte Ereigniß für die weſtindiſchen Inſeln war die Emancipation der Negerſklaven. England beſchloß dieſelbe im Jahr 1834 und gab den Pflanzern 20 Millionen Pfund Sterling Entſchädigung. Es war aber eine Maßregel nicht ausſchließlich der Humanität, ſondern auch des Handelsintereſſes. England that in der Hauptſache alles entweder wegen des Korns oder der Baumwolle. Die Negerarbeit in den weſtindiſchen Colonien Englands konnte mit der in den Freiſtaaten von Nord- und Südamerika nicht mehr concurriren. Deshalb legte England den größten Werth auf ſeine oſtindiſchen Colonien, führte in dieſelben fleißige chineſiſche Arbeiter ein und ſuchte die Concurrenz ſeiner Rivalen in Weſtindien durch die Emancipation der Sclaven zu ſchwächen. Denn der emancipirte Neger arbeitet nicht mehr, wie Hayti ſchon lange bewieſen hatte. Angeblich im Intereſſe der Humanität maßte ſich nun England auch an, den Sklavenhandel aus Afrika überhaupt zu unterdrücken und alle Sklavenſchiffe auf dem Meere wegzunehmen.

Die Losreißung der ſpaniſchen Freiſtaaten vom Mutterlande wußte England trefflich zu benutzen, um alle Vortheile, welche bisher Spanien aus ihnen gezogen, auf dem Handelswege ſich zuzuwenden. Zugleich übte es eine Art von Vormundſchaft über dieſe neuen, meiſt ſchwachen Staaten und züchtigte ſie gelegentlich, wenn ſie ſich den engliſchen Intereſſen nicht fügen wollten. So zwang eine engliſche Flotte im Jahr 1845, gemeinſchaftlich mit einer franzöſiſchen, den Uſurpator Roſas in Buenos Ayres zur Nachgibigkeit.

In Afrika beſaß England die große vormals holländiſche Colonie am Cap. Hier bewies ſeine Colonialregierung am wenigſten Weisheit, denn ſie trieb durch ihre Ungerechtigkeit nicht nur die holländiſchen Bauern (Boers) zu einer maſſenhaften Auswanderung nach Nordweſten in der Gegend des Cap Natal hin, wo ſie eigene Republiken gründeten, ſondern behandelte auch die eingeborenen Kaffern durch abwechſelnde Beſchmeichelung und Verrätherei ſo ungeſchickt, daß dieſe, von den Engländern ſelbſt bewaffnet und mit Munition verſehen, in immer wiederholten Kriegen der Colonie ſehr gefährlich wurden.

Die große Colonie New-Süd-Wales gedieh fortwährend und lieferte außer trefflicher Schafwolle in den letzten Jahren auch

Gold in Menge. — Im Jahr 1840 wurde ganz Neuſeeland von den Engländern in Beſitz genommen.

Wegen Otaheiti kam England in einen kleinen Conflikt mit Frankreich. Die einheimiſche Königin Pomare wurde von engliſchen Miſſionären bevormundet, welche die franzöſiſchen Miſſionäre nicht wollten aufkommen laſſen und ſich feindſelig gegen die Franzoſen überhaupt benahmen. Das rächte Ludwig Philipp im Jahr 1844 durch eine kleine Expedition, welche die Inſel in Beſitz nehmen mußte; er gab ſie aber wieder auf, um England nicht zu verletzen.

Das große indobrittiſche Reich in Aſien wurde mit ſeinen Nachbarn wiederholt in Kriege verwickelt, in deren Folge es ſeine Grenzen immer mehr erweiterte. Eine Vermehrung, die nur zum Theil im Intereſſe des engliſchen Handels lag, zum Theil nur durch die Nothwendigkeit der Grenzſicherung geboten wurde. Ein Krieg mit den Birmanen endete 1825 mit der Eroberung des ganzen Küſtenſtrichs von Calcutta bis Rangoon. — Im Jahr 1838 kauften die Engländer Aden im Süden von Arabien und machten daraus eines der wichtigſten ihrer Bollwerke als Verbindungsglied zwiſchen Indien und Aegypten. — Im folgenden Jahre ſtarb der bisher mächtigſte nordindiſche Fürſt, der alte Runſcheb Sing, König der Sikhs in Lahore, und bekriegte England den Doſt Mohamed von Afghaniſtan, nicht nur um die Nordgränze ſeines indiſchen Reichs zu ſichern, ſondern auch ſchon im Hinblick auf einen künftig einmal möglichen Zuſammenſtoß mit Rußland in Mittelaſien. Je ſicherer England ſeine Herrſchaft in Pendſchab und Afghaniſtan befeſtigte, je mehr es ſeine Streitkräfte vom Ganges an den Indus ſchob, um ſo gewiſſer beherrſchte es auch Perſien und konnte dem vom Kaukaſus her in Aſien vordringenden Einfluß Rußlands kräftig begegnen. Aus dieſem Grunde ließ, wie oben ſchon erzählt iſt, Rußland ſogleich eine Armee gegen Chiwa in der Richtung von Afghaniſtan marſchiren, ſobald es vom Siege der Engländer über die Afghanen erfuhr. Die Engländer aber hielten Cabul, die Hauptſtadt von

Afghaniſtan, ſo ſorglos beſetzt, daß ſie ſich im Dezember 1841 plötzlich von den Afghanen überfallen ließen und ihr Befehlshaber Elphinſtone capituliren mußte, der Reſt der engliſchen Armee in den Keyberpäſſen vollends von den Gebirgsvölkern getödtet oder gefangen wurde. Allein das zähe England erſetzte dieſe Verluſte bald und gewann ſein ganzes Anſehen wieder, als die Sikhs die Afghanenſiege benutzen wollten und England den Krieg erklärten, aber in furchtbaren Schlachten überwunden wurden, 1845. Der dreitägigen Schlacht bei Allival wohnte auch der preußiſche Prinz Waldemar bei. Die Sikhs wurden vollſtändig beſiegt und das Pendſchab 1849 dem brittiſchen Reiche einverleibt, der letzte Fürſt der Sikhs, Dhulip Sing, penſionirt.

Auch mit dem großen chineſiſchen Reiche kam England von Oſtindien aus in Krieg. Es beſaß bisher nur eine, aber ſehr ergibige Niederlaſſung an der chineſiſchen Küſte und wünſchte den Handel dort zu erweitern. Daher war ihm jeder Vorwand, Krieg mit China anzufangen und das zwar unermeßlich zahlreiche, aber feige und ſchlecht bewaffnete Volk nach ſeinem Willen zu nöthigen, erwünſcht. Dieſen Vorwand lieh ihm das 1840 vom chineſiſchen Kaiſer erlaſſene Verbot des Opiumhandels. England bereitete aus oſtindiſchem Mohn ungeheure Quantitäten von Opium, der im Werth vieler Millionen jährlich an die verweichlichten Chineſen verkauft wurde. Da das Opium wollüſtig macht und höchſt entnervend wirkt, war es des Kaiſers Recht und Pflicht, es zu verbieten. Die Engländer wollten aber ihre Millionen nicht verlieren und kümmerten ſich nicht darum, ob die chineſiſche Race durch das Opium verdürbe oder nicht. Ihr Handelsvortheil ging ihnen über alles. Nicht das Chriſtenthum, nicht die höhere Sittlichkeit des germaniſchen Stammes, dem ſie angehören, nicht die edle und feine Humanität der europäiſchen Bildung vermochte dieſe mörderiſchen Kaufleute von der Gier des Geldes zurückzuhalten. Um die chineſiſche Regierung zu zwingen, den Opiumhandel wieder zu erlauben, zerſtörten engliſche Dampfer mit ihrem ſchweren Geſchütz alle Feſtungen der Chineſen am Meeresufer und ſchmetterten Schiffe, Mauern, Menſchen nieder, erſt unter Elliots, dann unter Pottingers Befehl, bis die Chineſen 1842 im Frieden zu Nanking alles bewilligten, was England verlangte, nicht nur die Wiederherſtellung des Opiumhandels, ſondern auch die Inſel Hongkong und freien Handel an andern Punkten der Küſte.

Nichts erſcheint großartiger in der neueren Zeit, als die Herrſchaft Englands auf allen Meeren, allein ſie wird wieder kleinlich durch den Umſtand, daß es lediglich eine Geldherrſchaft iſt und daß kein edler Gedanke in ihr durchblickt.

Zweites Buch.

Die Bürgerkriege auf der pyrenäiſchen Halbinſel.

Wir haben unſre Blicke von dem unglücklichen Spanien abgewendet in dem Zeitpunkt, in welchem die Revolution beſiegt, Ferdinand VII. als abſoluter König wiederhergeſtellt und die zweite Reaction in vollem Gange war. Man rechnete an 40,000 Conſtitutionelle, hauptſächlich den gebildeten Claſſen angehörig, die wieder im Gefängniß ſchmachteten. Etwa 30,000 Franzoſen hielten noch die Hauptſtädte beſetzt. Das alte ſpaniſche Heer war aufgelöſt, an ſeine Stelle waren die königlichen Freiwilligen getreten, zuchtloſe Banden, die ſich gegen die beſiegte liberale Partei alles erlaubten.

Inzwiſchen begann damals ſchon ein Zwieſpalt im königlichen Lager ſelbſt, der immer weiter und weiter klaffen ſollte, um den König endlich wider ſeinen Willen zu größerer Mäßigung und zuletzt zu einer Annäherung ſogar an die Liberalen zu führen. Die apoſtoliſche Junta nämlich, die ſich mit ſeiner Zuſtimmung gebildet hatte, um neben dem Miniſterium und unabhängig von ihm den Sieg des abſoluten Königthums und der mit ihm innig verbundenen Kirchengewalt bis zur äußerſten Conſequenz zu treiben und die hauptſächlich in den königlichen Freiwilligen ihre Armee hatte, maßte ſich immer mehr die Alleingewalt an. An der Spitze dieſer Junta ſtand des Königs Beichtvater Saez, der fanatiſche Herzog von Mataflorida, der Prieſter Cirilo Alameda und der grauſame General Equia. Der König wohnte zuweilen ihren Sitzungen bei und ſtimmte ihnen zu. Sein Miniſterium aber ſah ſich gezwungen, dem tollen Gebahren der von der Junta geſchützten Freiwilligen entgegenzutreten und zugleich zwang die Ebbe in der Staatskaſſe, dem Klerus Geldopfer zuzumuthen. Dieſer Conflict führte zuerſt zur Entlaſſung des Miniſteriums Ofalia, dann wieder zur Entlaſſung des gefährlichen Saez. Bald wurde ein Miniſter, bald ein Mann der Junta geopfert, je nachdem der König ſich gedrängt fühlte. Der neue Miniſter Zea Bermudez ließ im Frühjahr 1825 den berüchtigten Beſſières, der offenen Aufruhr erhoben hatte, um den König von ſeinem liberalen Miniſterium zu befreien, überwältigen und erſchießen, mußte aber dafür noch in demſelben Jahr ſein Amt niederlegen. Sein Nachfolger, der Herzog von Infantado, ſtellte zuerſt wieder eine regelmäßige Armee von 50,000 Mann her, erlag aber ebenfalls der Intrigue.

Die Junta ſorgte dafür, daß er nur durch den ſchwachen Salmon erſetzt wurde und bereitete im Frühjahr 1827 einen großen ſervilen Aufſtand in Catalonien. Die Inſurgenten nannten ſich agraviados (Beleidigte), weil der König die Inquiſition nicht herſtelle und ſtatt die Junta allein walten zu laſſen, immer noch zu viel dem halbliberalen Miniſterium und den Einflüſterungen des Auslands (den Mahnungen zur Mäßigung von Seiten der franzöſiſchen und engliſchen Geſandten) nachgebe. Die Geſchichte dieſer Empörung iſt noch dunkel; aus dem aber, was nachfolgte, ergibt ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit, daß es damals ſchon auf eine Entthronung des Königs zu Gunſten ſeines Bruders Don Carlos abgeſehen war und daß vielleicht die nordiſchen Mächte im Gegenſatz gegen die Weſtmächte ihre geheime Hand mit im Spiele hatten. Saez, damals vom Hofe verbannt und als Biſchof in Tortoſa lebend, war der Hauptagent der Inſurrection. Der König aber fand ſich damals zufälligerweiſe gut berathen durch den General Espanna, der an der Spitze der neuerrichteten Armee ihm Gehorſam zu erwirken verſprach, wenn er ſelber mitzöge. Ferdinand begab ſich nun wirklich, von treuen Truppen begleitet, mitten unter die Aufrührer. Sie ſtutzten, ſie wagten ihm Taragona zu 'verſperren, nachher Reus, aber ſeine Soldaten öffneten den Weg mit Gewalt und die Inſurgenten wagten nicht länger, dem König ins Geſicht zu trotzen. Espanna ließ ganz Catalonien entwaffnen und ſtellte das königliche Anſehen durch zahlreiche Hinrichtungen wieder her.

Ferdinand VII. hatte nach dem Tode ſeiner erſten ſicilianiſchen Gemahlin eine portugieſiſche und als auch dieſe 1818 geſtorben war, die ſächſiſche Prinzeſſin Joſephine geheirathet, welche 1829 ſtarb. Keine hatte ihm ein Kind geboren. Jetzt, in einem Alter von 46 Jahren und kränklichen Leibes, heirathete er zum viertenmal und zwar die ſicilianiſche Prinzeſſin Marie Chriſtine, Schweſter der Herzogin von Berry und der Maria Carlotta, die bereits Ferdinands jüngſten Bruder Francisco zum Gemahl hatte. Und ſiehe da, drei Monate nach der Hochzeit, am 29. März 1830 wurde die Welt durch ein königliches Edict, die ſ. g. pragmatiſche Sanction überraſcht, in welcher Ferdinand die bisher gültige, ausſchließlich männliche Erbfolge nach dem ſaliſchen Geſetz aufhob. Zugleich erfuhr man, die junge Königin befinde ſich in guter Hoffnung. Sollte ſie nun auch keinen Sohn, ſondern nur eine Tochter bekommen, ſo war derſelben die Thronfolge geſichert und Don Carlos, die bisherige Hoffnung der apoſtoliſchen Junta und der ſervilen Partei, ausgeſchloſſen. Dieſe Maßregel hatte ihren alleinigen Grund in den perſönlichen Gefühlen des Königs, die durch den Verrath ſeines Beichtvaters Saez und durch die freche Kundgebung der Agraviados beleidigt worden waren. Daß die junge Königin ihm in ihrem eigenen Intereſſe zugeredet habe, verſteht ſich von ſelbſt, und wahrſcheinlich iſt, daß mancher geheime Todfeind der Servilen in Hoffnung beſſerer Tage für Spanien dieſe Palaſtintrigue eifrig unterſtützt hat. Sie ſchreckte nicht nur die Servilen wie ein unerwarteter Blitzſchlag, ſondern erregte auch großen Aerger an den Höfen in Paris und Neapel. Sowohl Karl X., als Franz II. (der Königin eigener Bruder) ſahen als Bourbons ihre Erbrechte auf den ſpaniſchen Thron bedroht und legten Proteſt ein. Eben ſo die beiden Brüder des Königs ſelbſt, Don Carlos und Don Francisco. Aber Ferdinand ließ ſich nicht irre machen, unterdeß erfolgte der Sturz Karls X. im Juli, der den Servilen in Spanien neuen Schrecken einjagte, und als am 10. Oktober Marie Chriſtine eine Tochter (Iſabella) gebar, wurde dieſelbe als Prinzeſſin von Aſturien, d. h. als Kronprinzeſſin und Thronerbin anerkannt.

Zwar drohte dem König eine neue Gefahr, indem Mina, Valdez und Tauſende von früher nach Frankreich geflüchteten Liberalen jetzt in Folge der Julirevolution einen Einfall in Spanien betrieben und dabei ſogar durch Ludwig Philipp unterſtützt wurden; allein als Ferdinand einfach den neuen König der Franzoſen anzuerkennen ſich entſchloß, zog Ludwig Philipp, treulos wie immer, die den ſpaniſchen Liberalen dargebotene Freundeshand plötzlich zurück und überließ ſie ihrem Schickſal. Er war ſo weit gegangen, Lafayette, der ſich beſonders der Spanier annahm, Verſicherungen zu ihren Gunſten zu machen und ihm ſogar Geld für ſie zu geben. Auch Guizot hatte laut geäußert, der Fehler von 1823 müſſe wieder gut gemacht werden. Nur Moló dachte edel genug, die ſpaniſchen Liberalen zu warnen. Als ſie nun bereits an der Grenze ſtanden, ſchickte Ludwig Philipp auf einmal Befehl, ſie zu entwaffnen. Sie zogen aber vor, auf eigene Gefahr durch die Pyrenäen vorzubrechen und wurden auf allen Punkten durch überlegene Streitkräfte geſchlagen. Torijos wurde durch den königlichen General Moreno, der mit ihm unterhandelte, getäuſcht, hinterliſtig gefangen und mit allen ſeinen Leuten erſchoſſen. Mina mußte auf der Flucht zehn Tage lang allein in den Gebirgen umirren und war nahe am Hungertode*), entkam aber glücklich wieder nach Frankreich.

Dieſe Kundgebung der Liberalen und die Furcht vor einer neuen Revolution ſtimmte den König wieder mehr zu Gunſten der Servilen. Nach Salmons Tode trat Alcudia ins Miniſterium und Don Carlos bemühte ſich, ſeinen Bruder zur Zurücknahme der pragmatiſchen Sanction zu bewegen. Nach einer lebhaften Unterredung beider Brüder fiel Ferdinand am 17. September 1832 in eine Erſtarrung, die ſein nahes Ende befürchten ließ. In dieſer Periode lockte Calomarde, neben Alcudia damals der einflußreichſte Anhänger des Don Carlos, dem beſinnungsloſen Könige die Zuſtimmung zur Zurücknahme der pragmatiſchen Sanction ab oder brachte wenigſtens eine untergeſchobene Urkunde vor, welche Don Carlos ſogleich proclamiren ließ. Die Königin Marie Chriſtine, die im Januar deſſelben Jahres noch eine zweite Tochter geboren hatte, war aber gut berathen und fand bei ihrer Schweſter Luiſa Carlotta entſchloſſenen Beiſtand gegen den gefährlichen Schwager. Da der König noch nicht wirklich todt war, erklärte ſie ſich zur Regentin, ſo lange er krank ſeyn würde, im Namen ihrer Tochter, deren Erbrecht ſie aufrecht erhielt, ertheilte eine Amneſtie, ſtellte die ſeit der Reſtauration aufgehobenen Univerſitäten wieder her und kündigte die Wiedereinberufung der Cortes an, wozu ihr namentlich Martinez de la Roſa rieth. Puig, Gouverneur des Rathes von Caſtilien, der die Urkunde in den Archiven niederlegen ſollte, erkannte die Unterſchrift des Königs nicht als echt an, und Don Carlos wagte keinen offenen Aufſtand, ſo lange ſein Bruder noch lebte. Nun erholte ſich aber Ferdinand unverhofft, wenn auch langſam, und übernahm im Januar 1833 wieder die Regierung. Das

---

*) Man ſagt, als er hülflos dagelegen, habe ein Adler ſich auf ihn geſetzt, um von ſeinem Fleiſch zu zehren, Mina aber habe ihn gepackt und ſich nun von dem ſeinigen genährt.

Erſte, was er that, war, Calomarde und Alcudia fortzujagen und alles gut zu heißen, was ſeine Gemahlin gethan hatte. Don Carlos entwich nach Portugal zu Don Miguel und proteſtirte von dort aus. Ferdinand aber nahm wieder Zea Bermudez zum Miniſter an und eröffnete, wie die Königin verſprochen hatte, die Cortes am 29. Juli, welche feierlich ſeiner Tochter Iſabella II. als der künftigen Königin huldigten. Dann fiel er wieder in ſeine Krankheit und ſtarb unter ſchrecklichen Schmerzen am 29. September.

Seine unmündige Tochter Iſabella II. wurde als Königin und ihre Mutter Chriſtine als Regentin ausgerufen. Don Carlos und der König von Neapel proteſtirten als erbberechtigte Bourbons. Ludwig Philipp, wie auch England, erkannten die pragmatiſche Sanction an, um auf die Regentin einen ausſchließlichen Einfluß zu gewinnen und Spanien, den nordiſchen Mächten gegenüber, in die Allianz der Weſtmächte zu ziehen. Eben deßhalb aber verweigerten die nordiſchen Mächte ihre Anerkennung. Auch der Papſt erklärte ſich für Don Carlos, weil dieſer wirklich im beſſern Rechte war und weil die Regentin, gezwungen, ſich auf die Liberalen zu ſtützen, der ſpaniſchen Kirche mit neuen Gefahren drohte. Don Carlos war im beſſern Rechte, weil es Ferdinand VII., einem einzelnen Könige, nicht zuſtand, das uralte Reichsgeſetz der männlichen Nachfolge eigenmächtig zu ändern. Aber die liberale Welt ſtimmte der Regentin zu, weil ſie von ihr ein beſſeres Regierungsſyſtem erwartete, und die Weſtmächte mußten ſich gegen Don Carlos erklären, weil dieſer im engſten Bunde mit Metternich und Rußland ihre Pläne durchkreuzt haben würde.

In die ſpaniſchen Provinzen kam große Gährung. Die bisherige gemäßigte und liberale Partei hielt zur Regentin und nahm von ihr die Benennung der Chriſtinos an. Die bisherigen Servilen dagegen erklärten ſich für Don Carlos und hießen ſeitdem Carliſtos. Die Regentin hatte zunächſt den Miniſter Zea Bermudez zur Seite. Derſelbe mußte aber ſchon 1834 dem noch liberaleren Martinez de la Roſa weichen, welcher am 10. April das estatuto real, eine neue Verfaſſungsurkunde nach dem Modell und nach dem Rathe Ludwig Philipps, verkündete. Die hitzigſten Liberalen erhoben einen Tumult in Madrid, weil ihnen die Regierung noch lange nicht weit genug links ging und mußten gemaßregelt werden. Die gemäßigte Partei behielt die Oberhand, aber ſeitdem entſpann ſich ein gehäſſiger Kampf zwiſchen den Moderados (Gemäßigten) und Progreſſiſten (die da weiter gehen wollten). Der gutmüthige, aber ſchwache Martinez de la Roſa konnte ſich um ſo weniger halten, als unterdeß die Carliſten einen höchſt gefährlichen Bürgerkrieg begannen.

Der Ausgangspunkt der carliſtiſchen Bewegung wurden die baskiſchen Provinzen im Norden Spaniens, deren Einwohner nicht blos für die Thronrechte des Don Carlos, ſondern auch für ihre provinziellen Rechte (fueros) ſtritten, die durch die letzten Verfügungen Ferdinand VII. waren außer Kraft erklärt worden, in Folge des von Frankreich geborgten, aber für Spanien wenig paſſenden bureaukratiſchen (und liberalen) Centraliſationsſyſtems. Die ſpaniſchen Provinzen unterſchieden ſich nach Abſtammung, Sprache, Tracht und uralten Gewohnheiten. Sie nivelliren zu wollen, war ein Leichtſinn, der ſich bald beſtrafte. Die Basken ſind Reſte der älteſten Bewohner Spaniens und reden eine ganz eigenthümliche Sprache. Sie beſitzen mehr Lebhaftigkeit, als ihre gothiſchen Nachbarn in Aragonien, und vereinigen gleichſam die Tugenden der Spanier und Franzoſen ohne deren Fehler, den Adel tiefer Religioſität, den größten Heldenmuth und den liebenswürdigſten Frohſinn. Die neueren Organiſationen und Schreibereien von Madrid her waren dieſem Kernvolk unerträglich. Die ſtolze Eiche des Gebirgs wollte ſich den alles planirenden Hobel geiſtloſer Tabellenmenſchen nicht gefallen laſſen.

Der Aufſtand begann ſchon am 3. Oktober 1833 in Biscaya und breitete ſich bald aus. In Bilbao ſtand Zavala, in Vittoria Veraſteguy, in Orduna Ybarola an der Spitze. Aber in Navarra mißlang die Inſurrection des Santos Ladron, welcher gefangen und erſchoſſen wurde. Weiter ſüdlich bildete zwar der Pfarrer Merino eine carliſtiſche Guerilla in Altcaſtilien und Locho in der Mancha, aber hier gewann die Inſurrection keine größere Ausdehnung. General Sarsfield wurde von der Regierung beauftragt, die Basken zu unterwerfen; da es ihm keineswegs glückte, mußte ihn der wieder zu Ehren gekommene Valdez und nachher Queſada und Rodil erſetzen. Allein auch dieſe richteten nichts aus gegen die Basken, deren Heer nach und nach auf 25,000 Mann anwuchs und die in Zumalacarregui einen Führer fanden, wie die pyrenäiſche Halbinſel keinen zweiten geſehen hat. Obgleich aus den größern Städten der Ebene verdrängt und auf die Gebirge beſchränkt, wußte doch dieſer Baskenheld das ſchwierige Terrain ſo vortrefflich zu benutzen, daß die geſchickteſten Feldherren und die Uebermacht des Feindes nichts gegen ihn ausrichteten. Wenn der Feind in zwei oder drei Colonnen verſchiedene Thäler heraufzog, ſo überraſchte er ſie nach einander alle, oder lockte ſie tief in die nahrungsloſe Bergwildniß und überfiel ſie dann erſt. Die Ausdauer ſeiner Leute wetteiferte mit ſeinem Genie. Die Generale der Königin rächten ſich für ihre Verluſte durch unmenſchliche Grauſamkeit. Queſada wüthete beſonders gegen die Gefangenen, Rodil gegen die Einwohner der wehrloſen Dörfer. Die Carliſten ſahen ſich zu Repreſſalien gezwungen und man beging gegenſeitig entſetzliche Greuel an Wehrloſen.

Don Carlos, von Liſſabon vertrieben, hatte ſich nach England begeben, kam aber von dort heimlich und unerkannt mitten durch Frankreich nach Biscaya und wurde im Lager des Zumalacarregui mit Jubel empfangen, am 9. Juni 1834. Allein dieſer Herr war ſeiner großen Aufgabe nicht gewachſen. Er umgab ſich mit der ſteifen Etikette des alten Hofes und ſetzte in ſeinem Miniſterium die apoſtoliſche Junta fort, deren früheres Mitglied, Pater Cirilo, ſein intimſter Vertrauter wurde. Großartige Maßregeln, um das Vertrauen der ganzen Nation zu gewinnen, wurden nicht getroffen, und eine großartige Perſönlichkeit trat nur in Zumalacarregui hervor, hinter deſſen Licht jene carliſtiſchen Hofgeſtalten nur mehr verdunkelt erſchienen. Am meiſten ſchadete dem Don Carlos, daß er ſelber kein Soldat war und durch die Intriguen ſeines kleinen Hofes die Helden, die ſich für ihn opferten, nur ärgerte.

Die übeln Nachrichten vom baskiſchen Kriegsſchauplatze, die nur Niederlagen der Chriſtinos meldeten, und die im Juli plötzlich hereinbrechende Cholera ſteigerten die Leidenſchaften in Madrid wieder bis zum Siedpunkt und wahnſinniger Haß beſchuldigte die Carliſten und zunächſt die Mönche der Brunnenvergiftung. Daher am 17. Juli ein allgemeiner Volksſturm auf die Klöſter und ſchonungsloſe Ermordung von mehr als hundert Mönchen, Greuelſcenen, die ſich in vielen andern Städten wiederholten. Acht Tage ſpäter, am 24., wurden die Cortes eröffnet. Der ſchwache Martinez de la Roſa konnte ſich dem Ernſt und der Noth der Zeit gegenüber nicht behaupten. Toreno trat an ſeine Stelle und ſuchte vor allem durch Finanzmaßregeln, die einem Staatsbankerot nahe kamen, die leere Staatskaſſe wieder zu füllen. Daneben machten die Centraliſten neue Geſetze, um wie die Autonomie der Provinzen, ſo nun auch die der Gemeinden anzutaſten. Zugleich wurde die Regentin von den Progreſſiſten gedrängt, die um ſo mehr Forderungen machten, je mehr die Regierung ſich wegen ihrer Niederlage in Biscaya allein noch auf den Liberalismus ſtützen konnte. Der fanatiſche Haß gegen die Klöſter wurde noch künſtlich genährt durch die Domänenkäufer, die im Jahr 1820 ſäculariſirtes Kirchengut gekauft und deſſelben 1823 wieder beraubt worden waren, jetzt aber alles wieder haben wollten. In der allgemeinen Verwirrung der Rechtsbegriffe fühlte ſich ein Regiment Soldaten in Madrid ſelbſt im Gewiſſen gerührt und meinte doch, Don Carlos ſey im beſſern Recht. Es ermordete den General Carterac und wurde in ſeiner Kaſerne belagert, ertrotzte aber eine Capitulation und zog mit klingendem Spiel ab, im Januar 1835.

Die Progreſſiſten gewannen nach dieſem ſtürmiſchen Winter immer mehr in den Cortes die Oberhand und ſetzten ihre Plane durch. Die Gemeinden verloren durch ein Geſetz vom 9. Mai 1835 ihre Rechte, wie früher ſchon die Provinzen. Die Domänenkäufer empfingen alles Kirchengut, was ſie früher inne gehabt, unentgeldlich zurück, 8. Mai. Alle Schuldforderungen der Klöſter, geiſtlichen Corporationen und Kirchen an den Staat wurden mit einem Federſtrich getilgt (Beſchluß vom 31. Dezembr. 1834). Was noch vom Kirchengut übrig war, wurde zu Handen der Staatskaſſe genommen und dem Verkauf ausgeſetzt.

Im Laufe des Jahres 1835 übernahm der berühmte Mina den Oberbefehl der Chriſtinos gegen Zumalacarregui, allein auch er unterlag nach einem blutigen fünfmonatlichen Feldzug, wie alle ſeine Vorgänger. Nach ihm wagte Valdez noch einmal das Commando zu übernehmen und hoffte durch ſyſtematiſches Niederbrennen aller Dörfer die ſ. g. Amescoas, d. h. das Gebirgslabyrinth zwiſchen Navarra und Biscaya, die uneinnehmbare Feſte der Baſken, endlich aushungern zu können. Allein obgleich er 20,000 Mann befehligte, richtete er doch nichts aus, denn als er die erſten Dörfer niedergebrannt, flüchtete das Landvolk aus allen übrigen in die Gebirge und verbarg ihre Habe und ihre Lebensmittel. Die Chriſtinos ſelbſt konnten nun in dem öden Gebirge bei naſſem und kaltem Wetter nicht lange aushalten und mußten wieder abziehen. Dieſe unglücklichen Feldzüge erſchöpften vollends die Staatskaſſe und decimirten die Armee. Die Regentin wandte ſich daher Hülfe flehend an die Weſtmächte.

Schon das estatuto real hatte ſie nicht ohne den Beirath Ludwig Philipps ertheilt. Dieſer Fürſt drängte ſich ihr als Freund und Rathgeber in der Ueberzeugung auf, daß er nicht wohlfeiler zu einer Bevormundung Spaniens und vielleicht ſogar einmal zu einer vortheilhaften Heirath zwiſchen ſeinen Söhnen und Chriſtinens Töchtern gelangen könne, als auf dieſem Wege. Andrerſeits aber wollte er auch die nordiſchen Mächte durch eine förmliche Invaſion in Spanien nicht aufreizen. Er ging daher mit England Hand in Hand, um den Carlismus zu entwaffnen, ohne dem Progreſſismus zu viel nachzugeben. Je mehr Spanien von ſeinen Parteien zerriſſen, je ärmer und ohnmächtiger es wurde, deſto gewiſſer mußte es ſich allem fügen, was England und Frankreich ihm vorzuſchreiben für gut fanden. Nachdem die nordiſchen Mächte zu München-Grätz eine Sonderſtellung gegenüber den beiden Weſtmächten eingenommen hatten, nahmen auch die letztern die ihrige und ſchloſſen am 22. April 1834 eine Quadrupel-Allianz, nämlich England und Frankreich verbanden ſich mit den beiden Königinnen von Spanien und Portugal, Chriſtine und Maria da Gloria, zu gegenſeitigem Schutz ihrer Rechte. Dieſe Allianz war zunächſt gegen Don Miguel in Portugal gerichtet, der ſich der geheimen Unterſtützung der nordiſchen Mächte erfreute, ſodann auch gegen Don Carlos. Sofern die nordiſchen Mächte, trotz der Nichtintervention in Belgien, doch immer noch das alte Princip der Legitimität aufrecht erhalten wollten, lag in der weſtlichen Quadrupelallianz gerade das entgegengeſetzte Princip ausgeſprochen, denn die Weſtmächte unterſtützten auf der pyrenäiſchen Halbinſel zwei regierende Damen, die nach dem Herkommen nicht legitim waren, deren Rechte ſich nur auf eigenmächtige Verfügung ihrer Väter im Widerſpruch mit der wahren Legitimität nach dem alten Familiengeſetz begründeten.

Indeſſen ſchritten die Weſtmächte nur in Portugal energiſch ein. In Bezug auf Spanien ſcheuten ſie offenbar die Koſten und ein neues Ueberwerfen mit den nordiſchen Mächten. Es lag ihnen, wie bemerkt, nicht viel daran, daß die Regentſchaft Chriſtinens erſtarke. England und Frankreich befanden ſich beſſer dabei, wenn Spanien zu keiner ſoliden Macht mehr gelangte und immer in Abhängigkeit von ihnen blieb. Sie begnügten ſich daher, von der See und von der Pyrenäengrenze aus keine Zufuhr für Don Carlos zu geſtatten. Erſt als die Basken immer mehr Fortſchritte machten und die Sache des Don Carlos immer offenere Sympathien in Spanien fand, bewilligte Ludwig Philipp in einem Vertrage vom 28. Juni 1835 den Chriſtinos den Zuzug der ſ. g. Fremdenlegion aus Algier. Das war ein aus politiſchen und ſonſtigen Flüchtigen und Vagabunden aller Länder zuſammengeſetztes Corps, welches die franzöſiſche Regierung in Algier errichtet und das ihr bisher zu dem doppelten Zwecke gedient hatte, im Kampf gegen die Kabylen und Araber in Algerien immer die gefährlichſten Poſten einzunehmen und alles fremde Geſindel, das man nicht gerne in Paris hatte, zu abſorbiren. Nur Franzoſen commandirten die Legion, in der kein Fremder Offizier werden konnte. Aber dieſe Parias der Armee waren ungeheuer tapfer. Auch England rüſtete eine ähnliche Fremdenlegion, um ſie den Chriſtinos zu Hülfe zu ſchicken. Allein ehe dieſe Truppen anlangten, wurde die Lage der Königin Chriſtine immer bedenklicher.

Zwar verloren die Carliſten ihren großen Feldherrn Zumalacarregui, der am 25. Juni 1835 bei der Belagerung Bilbao's von einer Kugel getödtet wurde, aber der junge tapfere Cabrera erſetzte ihn. Die Sache der Carliſten machte immer Fortſchritte, während die liberalen Bevölkerungen in immer fieberhaftere Wuth darüber geriethen, aber dieſelbe mehr nur an Wehrloſen ausließen. Cabreras eigene Mutter wurde von ihnen erſchoſſen, wofür zur Rache Cabrera 24 Frauen von Liberalen erſchießen ließ. Die ärgſten Greuel wurden in Catalonien verübt. Hier wurden die ſchönſten und größten Klöſter ſchonungslos niedergebrannt, die Mönche ermordet. In Barcellona bildete ſich eine progreſſiſtiſche Junta und verlangte die Verfaſſung von 1812. Selbſt Mina, den die Königin zum Gouverneur ernannte, konnte den Gehorſam gegen die Regierung nicht herſtellen.

Die Königin war durch die Siege der Carliſten immer mehr zu den Progreſſiſten hingetrieben, die ſie aber haßte und nur benutzen, aber nicht zur Herrſchaft wollte kommen laſſen. Sie entließ Toreno und ernannte Mendizabal, der am 19. Februar 1836 vollends alle Klöſter aufhob und die Armee auf 100,000 Mann brachte; aber ſie ließ auch dieſen, der ihr ſchon zu liberal wurde, wieder fallen und ernannte den intriganten Iſturiz, der ſeine eigne Partei verrieth und es übernahm, die Progreſſiſten im Zaume zu halten. Aber ſeine Wahl vermehrte nur die Aufregung. Das Belſpiel Barcellonas wurde in Saragoſſa, Valencia und auch im Süden zu Sevilla, Malaga, Cadix, Granada ꝛc. wiederholt. Ueberall bildeten ſich progreſſiſtiſche Junten und forderten die Verfaſſung von 1812, wobei es an Mord und Todtſchlag der Gegner nicht fehlte. Endlich brach auch in der Hauptſtadt Meuterei aus. Chriſtine verweilte im Sommer auf ihrem Luſtſchloß zu La Granja. Hier wurde am 12. Auguſt 1836 im Theater ſehr unpaſſend ein revolutionäres Stück (die Pariſer Revolution) aufgeführt. Alles ſchrie viva la constitucion! Die Regentin verließ ſogleich ihre Loge, aber ſie wurde unterwegs inſultirt, in ihrem Schloſſe von den inſurgirten Truppen belagert und gezwungen, am folgenden Morgen die Verfaſſung von 1812 auszurufen. Sie verſuchte zwar am nächſten Tage eine Contrerevolution durch den tapfern General Queſada, der Madrid wirklich im Zaum hielt, aber der Gegenpartei unter den Offizieren doch nicht auf lange gewachſen war, ſeine Stelle dem General Sloane überlaſſen mußte und gleich darauf verhaftet und ſchändlich ermordet wurde. Die Königin mußte den liberalen Calatrava an die Spitze des Miniſteriums ſtellen.

Zufällig an dem nämlichen 13. Auguſt, an dem die Empörung in La Granja erfolgte, erließ der franzöſiſche General Lebeau, indem er an der Spitze der Fremdenlegion endlich in Spanien einrückte, ein Manifeſt, worin er ſagte, er komme vom König der Franzoſen geſendet, um die Sache der Königin zu unterſtützen. Sobald aber Ludwig Philipp die Vorgänge in La Granja erfuhr, desavouirte er ſeinen General öffentlich im Moniteur und wollte von einer Unterſtützung Spaniens nichts mehr wiſſen, weil er wohl begriff, die Cortes von 1812 würden ſich ſeinem Rath nicht mehr fügen, ſondern mit der republikaniſchen Partei in Frankreich gemeine Sache machen. Nun konnte er zwar wegen der in der Quadrupelallianz eingegangenen Verpflichtungen die Fremdenlegion nicht mehr zurückziehen, allein er legte nicht den geringſten Werth mehr auf deren Leiſtungen und die arme Legion erſchöpfte ſich in heroiſchen

Kämpfen und Anſtrengungen aller Art, bis nur wenig mehr von ihr übrig blieb, um nach Frankreich heimzukehren.

Die tapfern Basken blieben mitten unter den progreſſiſtiſchen Tumulten überall Sieger. Don Carlos erließ fanatiſche Decrete, z. B. befahl er alle Engländer, wo man ſie finde, zu tödten, weil ſie ihm die Zufuhr zur See abſchnitten. Nach ſo vielen Siegen begannen die Carliſten ſich weiter auszubreiten und einer ihrer Guerilleros, Gomez, begann tief im Süden in Andaluſien eine Volkserhebung. Ihn verfolgte General Narvaez, aber General Alaix ließ Gomez entwiſchen, aus Eiferſucht auf Narvaez, und General Eſpartero, der damals die Chriſtinos im Norden commandirte, ergriff gegen die gerechte Klage des Narvaez für Alaix Partei, von welchem Zeitpunkt an die beiden berühmten Generale Todfeinde wurden. Don Carlos war im Frühling 1837 ſtark genug, um einen Angriff auf Madrid ſelbſt wagen zu können. Er mit der Hauptarmee und Cabrera mit einer andern Colonne bewegten ſich auf zwei Wegen gegen Madrid und erfochten einen Sieg bei Villa de las Navarras. Aber Eſpartero, der im Winter durch ſeinen Sieg bei Luchana das hartbedrängte Bilbao entſetzt hatte, eilte ihnen nach und nun verlor Don Carlos den Muth. Man warf ihm vor, die tapfern Generale (z. B. Gomez, den er im Kerker ſchmachten ließ) nicht gehört, und ſein Ohr vielmehr einer elenden Camarilla geliehen zu haben. Genug, er wagte keinen Kampf und manövrirte ſich allgemach wieder rückwärts. Von da an war ſeine Sache verloren.

Aber auch die Progreſſiſten ſollten nicht triumphiren. Zwar eröffnete Chriſtine die Cortes von 1812 am 18. Juni 1837 und beſchwor die Verfaſſung, erſah ſich aber alsbald in dem ſiegreichen und damals allgemein bewunderten Eſpartero eine Stütze. Dieſer General wollte der progreſſiſtiſchen Partei nicht zum Werkzeuge dienen, rieth daher zu einem moderirten Miniſterium. Deren folgten ſich drei raſch aufeinander, Ofalia, Frias, Perez de Caſtro. In den Cortes ſtanden an der Spitze der progreſſiſtiſchen Oppoſition der „göttliche" Arguelles, Mendizabal ꝛc. Beide Parteien aber, die miniſterielle und progreſſiſtiſche erfreuten ſich auswärtigen Beiſtandes. Die Moderados wurden von Paris, die Progreſſiſten von London aus berathen. England wollte nämlich der franzöſiſchen Politik in Spanien nicht dienen. Ludwig Philipp ging ſichtbar darauf aus, die Revolution in Spanien zu unterdrücken, geordnete Zuſtände dort zurückzuführen und wo möglich durch eine Heirath die Zukunft Spaniens an die ſeines eigenen Hauſes zu knüpfen. Das war es nicht, was England wünſchte, daher unterſtützte England die Revolutionspartei.

Mittlerweile ergriff Eſpartero mit feſter Hand die Zügel der Gewalt und ſtellte zunächſt in der Armee der Königin ſelbſt die Disciplin her. Dabei beging er nun gegen Narvaez eine neue Ungerechtigkeit, denn dieſer General, der bei Unterdrückung der Aufſtände im Süden das größte Verdienſt erworben, ſah ſich dadurch zur Abdankung gezwungen, daß ſein Feind Alaix Kriegsminiſter wurde. Ein Verſuch der Truppen in Sevilla, Eſpartero zu ſtürzen, im Herbſt 1838, mißlang und Narvaez mußte nach England flüchten, was wohl die Hand mit im Spiel gehabt hatte. Hierauf ſchritt Eſpartero zu einer noch weit wichtigern Maßregel, nämlich zur Unterdrückung des großen carliſtiſchen Aufſtandes. Es bedurfte dazu nicht mehr großer Waffengewalt, ſondern nur kluger Benutzung des in der carliſtiſchen Partei ſelbſt ausgebrochenen Haders. An die Spitze des Baskenheeres war Maroto gekommen, der, die Unfähigkeit des Don Carlos erkennend, für ſeine Provinz ein beſſeres Loos durch eine Capitulation mit der chriſtiniſchen Regierung zu erkaufen hoffte, als es von der Regierung des Don Carlos ſich jetzt noch erwarten ließ. Indem er nur das Wohl ſeiner Provinz im Auge hatte, gab er die Frage der legitimen Thronfolge auf. Seine ſelbſtändige Rolle aber begann er damit, daß er ſechs Generale des Don Carlos zu Eſtella verhaften und erſchießen ließ, alle die, welche ſeinen Planen hätten entgegenwirken können, im Februar 1839. Don Carlos erließ im heftigſten Zorn ein Manifeſt, worin er ihn einen Verräther nannte, ließ ſich aber durch die Haltung der Basken wieder ſo einſchüchtern, daß er das Manifeſt zurücknahm und Maroto im Oberbefehl beſtätigte. Das machte den legitimen König ſelbſt bei ſeinen bisher treueſten Anhängern verächtlich. Er war nur noch eine Null im carliſtiſchen Lager. Maroto aber trat in Unterhandlungen mit Eſpartero und ſchloß mit ihm am 29. Auguſt 1839 zu Bergora einen Vertrag, wonach die Basken ihre Fueros behalten, dagegen die Königin Iſabella anerkennen ſollten. Don Carlos hatte gleichwohl noch eine große Zahl von Anhängern und blieb ihm in Navarra noch eine anſehnliche Truppenmacht. Aber er war ſchon ganz entmuthigt und floh über die Pyrenäen Ludwig Philipp ließ ihn feſtnehmen und in Bourges in anſtändige Verwahrung bringen.

Noch behaupteten unabhängig von Maroto kleinere carliſtiſche Schaaren das Feld, aber ihr vornehmſter Anführer Cabrera erkrankte ſchwer am Typhus, der andere, d'Eſpanna, wurde von ſeinen eigenen Leuten im November 1839 ermordet, weil er ihnen zu ſtrenge Mannszucht hielt. Zwar ließ Cabrera ſich in einer Sänfte hintragen und die Mörder erſchießen, aber er ſelbſt erlag der Uebermacht des thätigen General O'Donnel und mußte im Sommer 1840 nach Frankreich flüchten. O'Donnel war ein Neffe Abisbals.

Eſpartero wurde zum Herzog de la Vittoria (Siegesherzog) ernannt und die Regentin reiſte mit ihrer Tochter unter dem Vorwand, Bäder zu brauchen, nach Barcellona, wo ſie mit ihm zuſammentraf. Es handelte ſich um die Fueros, deren Erhaltung der Siegesfürſt den Basken verſprochen hatte, da im Gegentheil die Cortes im Juni 1840 in dem neuen die Ajuntamientos (Magiſtrate) betreffenden Geſetze die Beſchränkung der bisherigen Junten beſchloſſen hatte. Eſpartero verlangte, die Regentin ſollte das Geſetz nicht ſanktioniren. Sie weigerte ſich, da gab der General ſeine Entlaſſung ein. Aber ein großer Aufſtand in Barcellona zwang die Regentin, ſich allem zu fügen, was Eſpartero wollte. Kaum hatte ſie dieſe Gewalt erlitten, als ſie nach Valencia entfloh, ſich hier unter den Schutz des O'Donnel ſtellte und das Ajuntamientogeſetz nachträglich doch noch ſanktionirte. Das half ihr indeſſen nichts, denn in Madrid ſelbſt erhob ſich das Volk in ihrer Abweſenheit am 1. September und proklamirte ſich der Magiſtrat als proviſoriſche Regierung. Die meiſten Städte im Lande ahmten das Beiſpiel nach und Eſpartero erklärte ſich am 7. September übereinſtimmend mit der Tendenz dieſer Inſurrection. Nun blieb der Regentin nichts übrig, als am 16. Eſpartero zum Chef des Miniſteriums zu ernennen, worauf er ſeinen Triumpheinzug in Madrid hielt. Die Cortes wurden aufgelöſt, das Geſetz zurückgenommen.

Marie Chriſtine ſelbſt legte hierauf am 12. October die Regentſchaft nieder, überließ ſie bis zu den nächſten Cortes dem Siegesherzog und verließ das Land. Zu dieſem Schritte wurde ſie jedoch nicht bloß durch das Uebergewicht, welches ihr Eſpartero hatte fühlen laſſen, und durch gekränkten Stolz veranlaßt, ſondern auch durch Privatrückſichten. Sie hatte ſich nämlich mit einem gemeinen Leibgardiſten, Munnoz, heimlich trauen laſſen und dieſe mit Kindern ſchon geſegnete Verbindung ſetzte ſie dem Spott und tauſend Verlegenheiten aus. Damals ſchon wurde ſie der Habgier beſchuldigt, als habe ſie den Staat um große Summen betrogen, die ihr zur Ausſtattung ihrer illegitimen Kinder dienen ſollten. Der Kronſchatz, der ganz der jungen Iſabella hätte bleiben ſollen, wurde von ihr getheilt. Sie begab ſich nach Rom, wo ſie von dem h. Vater wegen ihrer Verfolgung der Kirche in Spanien Abbitte that und begab ſich dann nach Frankreich, um den Zeitpunkt abzuwarten, wo ſie als Inſtrument Ludwig Philipps Gelegenheit finden würde, aufs Neue in die Geſchicke Spaniens einzugreifen.

Durch die Flucht des Don Carlos waren die Servilen, durch die der Königin Chriſtine auch die Moderados entwaffnet, es blieben nun nur noch die Progreſſiſten übrig, die ſich auch allein bei den neuen Corteswahlen betheiligten. Aber es trat gleich wieder ein neuer Gegenſatz hervor, nämlich zwiſchen den ältern, mehr gemäßigten Progreſſiſten und einer jungen Partei, die den Fortſchritt ins Unendliche wollte. Eſpartero ſtand an der Spitze der erſtern. Dieſer General theilte mit den Liberalen den Haß und die Verfolgungsſucht gegen die Kirche, war auch nicht ſcrupulös im Verfahren gegen die königliche Familie, beſaß aber Herrſchſucht und wollte den Ruhm haben, wie Sieger im Felde, ſo Herſteller der Ordnung im Frieden zu ſeyn. Begreiflicherweiſe wurde er von andern Generalen beneidet, die ſich nun an eine andere politiſche Partei anſchloſſen, bald an die jungprogreſſiſtiſche, bald an die königliche, nur um den neuen Regenten zu ſtürzen. Mit einem Wort, Ehrgeiz und perſönlicher Neid der Generale begann als weſentlicher Factor in die ſpaniſche Bewegung einzugreifen und den Principienſtreit der Parteien mehr in den Hintergrund zu drängen. Von nun an erfolgten die Pronunciamentos d. h. revolutionären Kundgebungen auf eine immer mißbräuchlichere Art. Wo man irgend mit dem Gange der Regierung oder der Perſon der Regenten unzufrieden war, gleich pronuncirte ſich eine Stadt oder eine Garniſon. Man lärmte das Volk zuſammen, ein Offizier, eine Magiſtratsperſon ritt auf die Straße und las eine revolutionäre Erklärung ab, die bisherigen Behörden wurden geſtürzt, eine neue Junta eingeſetzt ꝛc. Solche Demonſtrationen, die früher doch nur in wichtigen Kriſen und einem Princip zu liebe gemacht worden waren, jagten ſich jetzt durch perſönliche Verhetzung ſelbſt in kleinen und unbedeutenden Städten.

Am 8. März 1841 wurde Eſpartero als Regent von den neuen Cortes beſtätigt, zum Vormund der jungen Iſabella jedoch der „göttliche“ Arguelles ernannt. Um einer Meuterei zuvorzukommen, löſte der Regent im Anfang des Octobers die Garden auf; die Meuterei brach aber dennoch aus. Die Generale Concha und Diego Leon wollten die junge Königin entführen, aber ſie wurden beſiegt, Leon erſchoſſen, Concha entkam. Ebenſo ſcheiterten die Erhebungen

O'Donnels, der ebenfalls entkam, in Pampelona, und des Montes d'Oca, welcher erſchoſſen wurde. Glücklicher war der junge Oberſt Prim, der den Regenten in den Cortes angriff und ihm eine hartnäckige Oppoſition machte. An der Spitze der jungprogreſſiſtiſchen Oppoſition ſtanden übrigens Olozaga und Cortino. Eſpartero hatte nur die Mehrheit, aber nicht die beſten Talente für ſich. Auch ſchadete ihm ſeine falſche Stellung zur Königin, die als ſeine Gefangene angeſehen wurde. Ludwig Philipp wollte, daß der franzöſiſche Geſandte Salvandy ſich nur bei der jungen Iſabella, nicht beim Regenten beglaubige, und als Eſpartero es nicht zugab, mußte Salvandy raſch wieder abreiſen. Auch an England fand der Regent keine ausreichende Stütze, denn England wollte, daß keine Regierung in Spanien je erſtarke.

Eine päpſtliche Allocution vom 1. März 1841, welche gegen die kirchenräuberiſchen Geſetze in Spanien proteſtirte, wurde von Eſpartero durch ein freches und höhnendes Manifeſt vom 30. Juli beantwortet.

Am 15. November 1842 wagten die äußerſten Progreſſiſten einen Aufſtand zu Barcellona, dem aber das übrige Spanien nicht nachfolgte, ſo daß Eſpartero, der ſich an Ort und Stelle begab, die Stadt durch ein Bombardement wieder zur Ordnung brachte. Allein ſeine Härte gegen die Aufrührer und mehrere willkührliche Maßregeln, die er auch ſonſt traf, mehrten die Oppoſition gegen ihn, die ihn im Auslande auf alle Art verleumdete und ſchlecht machte. Er ſelbſt hat wohl nicht daran gedacht, ſich zum bleibenden Herrn Spaniens aufzuwerfen; da ſeine Regentſchaft ohnehin nur bis zur Mündigkeitserklärung Iſabellens im Jahr 1844 dauern ſollte und dieſer Termin näher rückte, bereiteten ſich die Parteien darauf vor, ihn auszubeuten. Die junge Königin, im Jahre 1843 erſt dreizehn Jahre zählend, war ganz ungewöhnlich körperlich entwickelt und ihre künftige Vermählung mußte hauptſächlich Zankapfel der Parteien werden. Eſpartero war mit dem engliſchen Miniſterium dahin einverſtanden, daß Iſabella mit einem nicht bourboniſchen auswärtigen Prinzen vermählt werden ſollte, um Spanien für immer dem Hauſe Bourbon zu entwinden. England hatte dabei einen kleinen deutſchen Prinzen im Sinne, wie ſie auf den Thron von Brüſſel und Athen geſetzt worden waren, und würde dann die Vormundſchaft über denſelben angeſprochen haben. Ganz anders dachte die Königin Mutter Chriſtine, damals einverſtanden mit Ludwig Philipp. Sie wollte Spanien um jeden Preis dem Hauſe Bourbon erhalten und Ludwig Philipp ſpeculirte auf die Hand, wenn nicht der aufgedunſenen und häßlichen Iſabella, doch auf die ihrer geſündern und ſchönern Schweſter Luiſa für einen ſeiner Söhne. Oberſt Prim, in den Aufſtand von Barcellona verwickelt, war nach Paris entflohen und machte von hier aus ſtarke Umtriebe. Eine dritte Partei gruppirte ſich aber in Madrid um den Infanten Franz de Paula, deſſen ehrgeizige Gemahlin Luiſa Carlotta einen ihrer Söhne mit der jungen Iſabella vermählen, dadurch ſelbſt Königin von Spanien werden und ihre Schweſter, Marie Chriſtine, für immer von Spanien fern halten wollte.

Der engliſchen Auffaſſung neigten ſich die gemäßigten Progreſſiſten, der franzöſiſchen die Moderados, der dritten die äußerſten Progreſſiſten zu, weshalb ſich auch Franz de Paula ungenirt in den Cortes auf ihre Bänke ſetzte.

Verſuche, Eſpartero mit Olozaga und Cortino zu verſöhnen, mißlangen. Als der erſtere die Mehrheit in den Cortes verlor, löste er ſie auf. Nun wieder Pronunciamentos in allen Provinzen. Im Norden erſchien Prim und ſtreute das Geld Chriſtinens mit vollen Händen aus, um zunächſt die ſpaniſchen Generale zu verführen. Zum Vorwand diente die angebliche Gefangenſchaft Iſabellens unter Eſparteros Dictatur. Alle Parteien, was auch ſonſt ihr Zweck war, wollten ſich vor allen Dingen des Dictators entledigen. Sein General Cortinez, der Catalonien vertheidigen ſollte, ging zu Prim über. Nur Zurbano, der Prims erſten Angriff überwältigt hatte, hielt ſich noch treu. Aus Valencia wich Zabala, in Granada capitulirte Alvarez, faſt der ganze Norden und Weſten Spaniens erhob ſich. Eſpartero ſelbſt brach am 21. Juni 1843 mit 8000 Mann von Madrid auf, um die Inſurrectionen nach einander zu dämpfen und wandte ſich zuerſt gegen Valencia, hier aber landete am 27. Narvaez, pflanzte in der ſehr moderaten Stadt offen die alte Fahne der Moderados auf und fand ſolchen Zuzug, daß er ſchon zwei Tage ſpäter mit einer beträchtlichen Streitmacht ausziehen konnte, am 3. Juli den Vortrab Eſpartero's unter General Enna bei Teruel ſchlug und raſch vor Madrid ſelbſt rückte. Zugleich zog Prim mit Serrano aus Catalonien herbei, den tapfern Zurbano vor ſich herjagend, dem nur Sloane beiſtand, während Eſpartero ſelbſt, am Siege verzweifelnd, lediglich ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen ſuchte und nach Süden entfloh. Zurbano und Sloane wagten noch eine Schlacht, um Madrid gegen Narvaez zu vertheidigen, bei Torejon de Arboz, wurden aber geſchlagen, der letztere gefangen, am 18. Nun zog Narvaez, deſſen Heer jetzt 30,000 Mann zählte, triumphirend in Madrid ein. Eſpartero fand im Süden noch eine letzte Stütze an van Halen, mit dem er jedoch in Cadix zu Lande und zu Waſſer eingeſchloſſen wurde. Sie entkamen mit wenigen Begleitern nur mit Mühe nach Puerto Santa Maria, wo ſie ſich auf ein engliſches Schiff retteten, während ihre treuen Reiter die Verfolger abhielten und ſich für ihren Feldherrn opferten, am 30. Juli.

Dieſe wunderliche Revolution, von den äußerſten Progreſſiſten in den Cortes angefangen, endete unerwartet mit dem Siege der Moderados und conſtitutionellen Royaliſten. Narvaez war jetzt, was Eſpartero geweſen, militäriſcher Machthaber, aber ungleich loyaler als ſein Vorgänger und mit der Politik Chriſtinens und Frankreichs einverſtanden. Prim wurde Gouverneur von Madrid und zum Grafen von Reus erhoben. Moderados wurden nach allen Provinzen als Gouverneure geſchickt, aber wenn Madrid durch die Anweſenheit zahlreicher Truppen eingeſchüchtert war, ſo trotzten doch die Progreſſiſten in den Provinzen und es gab große Verwirrung. Olozaga und die gemäßigtſten Progreſſiſten verſtändigten ſich mit Narvaez, die extremen Progreſſiſten aber verbanden ſich jetzt mit den alten Anhängern Eſpartero's, mit denen ſie kaum noch in blutigem Kampfe gelegen, gegen Narvaez. Man nannte dieſe neue Partei die der Ayacuchos. Sie pronuncirte ſich zuerſt in Barcelona, am 2. September. Prim wollte ſie bändigen, wurde geſchlagen, ließ aber die Stadt von der Citadelle und von der See her wieder furchtbar bombardiren. Dennoch behaupteten ſich die Inſurgenten hier unter ihrem General Amettler. Auch Saragoſſa empörte ſich und hielt Stand gegen den Regierungsgeneral Concha.

Erſt als am 10. November die junge Königin Iſabella in den Cortes für volljährig erklärt wurde und den Eid auf die Verfaſſung leiſtete, zu welchem Zweck Olozaga's Partei mit Narvaez ſich vereinigt hatte, wich der leidenſchaftliche Zorn in den Provinzen wieder einer neuen Hoffnung und der Aufruhr erloſch allmählich, die inſurgirten Städte capitulirten nach einander.

Zum Lohn für ſeine Hingebung wurde Olozaga an die Spitze des Miniſteriums geſtellt, allein ſeine Allianz mit den Moderados war zu unnatürlich, als daß ſie lange hätte dauern können. Schon am 30. November bekam er ſeinen Abſchied unter Umſtänden, die kein reizendes Licht auf den Hof der jungen Königin warfen. Er wurde, ohne allen Zweifel verläumderiſch, beſchuldigt, er habe Zwang gegen Iſabellen angewandt, um ſie zu einer Unterſchrift zu nöthigen. Es war aber ein ſchändliches Complott der neuen Camarilla. Die Progreſſiſten waren nicht mit Unrecht heftig erzürnt, Olozaga aber glaubte ſein Leben ſelbſt nicht mehr ſicher und entfloh. Seine Partei unterlag in den Cortes.

Die moderate Camarilla glaubte nun, die Zeit ſey gekommen, um die Königin Mutter aus ihrer Verbannung zurückzurufen, und ſie wurde dazu feierlich durch eine Deputation eingeladen. Franz de Paula beeilte ſich jetzt, ſeine intime Verbindung mit den Progreſſiſten abzubrechen und ſich Chriſtinens Freunden wieder zu nähern. Die Exaltation gegen das, für was man eben erſt exaltirt geweſen, war ſo ſcandalös, daß der franzöſiſche Geſandte, General Breſſon, alle Hände voll zu thun hatte, ſie zum Maaßhalten zu vermögen, weil Ludwig Philipps Regierung ſelbſt wegen ihres Einfluſſes auf die jetzt herrſchende Partei in Spanien durch die Scandale compromittirt wurde. Insbeſondere bemühte er ſich, den Prozeß niederzuſchlagen, den man gegen Olozaga angefangen hatte und durch den allerlei Dinge zu Tage kamen, die der Camarilla nicht zur Ehre gereichten. England ſchickte jetzt gleichfalls einen neuen Geſandten, Sir Henry Bulwer, um dem franzöſiſchen Einfluß die Waage zu halten, und das ſchöne Spanien wurde der Schauplatz der heilloſeſten Intriguen. Aber nicht ohne daß die Zuckungen der Revolution und einiges Blutvergießen immer fortgedauert hätten. Im Februar 1844 pronuncirten ſich mehrere Städte im progreſſiſtiſchen Sinn, Alicante, Karthagena, Malaga, Murcia, jedoch wurde die Ruhe bald durch Regierungstruppen wiederhergeſtellt.

Am 29. Januar 1844 ſtarb Luiſa Carlotta, welche gehofft hatte, durch die Vermählung ihres Sohnes mit Iſabellen Königin Mutter zu werden, ganz unerwartet ſchnell und am 4. Februar hielt ihre Schweſter Marie Chriſtine, als faktiſche Königin Mutter, von Paris zurückkehrend ihren Triumphzug in Barcellona und am 23ſten in Madrid. Am gleichen Tage ſtarb daſelbſt der göttliche Arguelles. Die Wiederkehr Chriſtinens und ihrer regentſchaftlichen Leitung war längſt von Narvaez, Prim ꝛc. in Paris mit Ludwig Philipp verabredet geweſen. Auch ſchien nichts natürlicher, als daß die unerfahrene Iſabella von ihrer eigenen Mutter berathen würde. Das wurde von der Mehrheit der Spanier anerkannt und es bedurfte der ganzen Lüderlichkeit und Treuloſigkeit der chriſtiniſchen Verwaltung, um die Spanier aufs Neue gegen die Mutter ihrer Königin in Zorn zu bringen. Chriſtine begann damit, ihren Munnoz zum Herzog von Rianzarez und Grand von Spanien zu ernennen, und ihre hauptſächlichſte Sorge war ſeitdem darauf gerichtet, dem Staate ſo viel Geld als möglich zu entziehen, um es den vielen Kindern, die ſie von Munnoz hatte, zuzuwenden. Im Uebrigen ließ ſie Narvaez walten.

Narvaez hatte den beſten Willen und große Energie. Er war Spanier von echtem Blute, daher der Kirche hold. Nachdem er in den guardias civiles eine Art Gensdarmerie geſchaffen hatte, deren treffliche Disciplin weit beſſere Ordnung hielt, als man ſie bisher kannte, war ſein Erſtes, die verbannten Biſchöfe zurückzurufen, eine Verſöhnung mit dem heil. Stuhle anzubahnen, den von den Cortes befohlenen verfänglichen Eid aufzuheben, den die Geiſtlichen bisher hatten ſchwören müſſen, und den Verkauf der geiſtlichen Güter zu ſiſtiren. Auch zügelte Narvaez die progreſſiſtiſche Preſſe und fand die Cortes im October in ihrer Mehrheit ſeinem Syſtem geneigt, ſo daß er auf geſetzlichem Wege eine Reviſion der Verfaſſung von 1837 durchſetzte, welche die Macht der Cortes einſchränkte und der Krone die ihr geraubten Prärogative zurückgab. Dagegen proteſtirte nun Eſpartero in London und in Spanien ſelbſt brachen Verſchwörungen aus. Der immer unruhige und ehrgeizige Prim war darein verwickelt und wurde verhaftet, und Zurbanó, der zu Logronno pronuncirte, ſammt Sohn und Schwager erſchoſſen, im Januar 1845. Inzwiſchen fuhren die Cortes fort, die liberalen Geſetze der frühern Zeit umzuändern und alles in Spanien wieder mehr royaliſtiſch und kirchlich zu ſtempeln. Ein Abkommen mit Rom im April konnte nicht zu Stande kommen, weil der Papſt mehr forderte, als Narvaez nach den Umſtänden glaubte leiſten zu können. Die Keckheit progreſſiſtiſcher Blätter ſtrafte Narvaez durch ſtrenge Kerkerhaft zweier ihrer Redacteure. Nach einer Reiſe, die er mit Chriſtine und ihren beiden Töchtern nach Barcellona und dann nach Pampelona machte, wo ſie Ludwig Philipps Söhne, die Herzoge von Nemours und Aumale, empfingen und wo große Heirathsumtriebe gemacht wurden, bekam er den Titel eines Herzogs von Valencia.

Allein ſeine Macht wurde durch Intriguen erſchüttert. Sein Hauptfeind war Salamanca, ein Geldſpeculant, der ſchon lange die ſpaniſchen Finanzminiſter theils benutzt und verführt, theils verdrängt hatte, indem es ihm gelungen war, gegen Vorſchüſſe, die er der Regierung in Nothzeiten gemacht, die wichtigſten Staatseinkünfte zu pachten. Je ärmer der Staat wurde, deſto reicher Salamanca. Eine ſolche Schmarozzerpflanze hatte noch zu Spaniens Unglück gefehlt. Jetzt breitete ſie ſich frech und immer weiter aus. Und das konnte nicht anders ſeyn, denn überall wird in dem Maaße, wie die Kirche ſinkt und verfolgt wird, die Börſe Meiſterin und Tyrannin. Wenn Chriſtus vor Gericht ſteht und zum Kreuze geſchleppt wird, ſchüttelt immer Judas Iſcharioth den vollen Beutel. Das iſt Naturgeſetz in der Weltgeſchichte. Ohne den Unglauben unſres Jahrhunderts wäre nie ein Rothſchild aufgekommen, ohne den Kirchenraub in Spanien kein Salamanca. Der damalige Finanzminiſter Mons ſah ſich gezwungen, da jener Wucherer allein alle einträglichen Staatseinnahmen in Pacht hatte, die Steuern mit einer in Spanien unerhörten Strenge einzutreiben, was zu Aufläufen, ſelbſt in Madrid, führte und der Regierung überhaupt Feinde weckte. Der progreſſiſtiſchen Oppoſition hatte ſich unter dem Namen Puritanos eine zweite moderate Oppoſition zugeſellt, welche in der Reaction nicht ſo weit, wie Narvaez, gehen, ſondern die Verfaſſung rein bewahren wollte. Mit dieſer nun verband ſich Salamanca zum Sturze des Narvaez und erzeugte durch maſſenhafte Verkäufe ſpaniſcher Staatspapiere ein Sinken derſelben, um die Regierung zu discreditiren. Zugleich gab es Verrath und Abfall im Miniſterium ſelbſt. Narvaez wurde zu dem Entſchluſſe gebracht, abzudanken, um das ganze Miniſterium nach zu ziehen und dann ein neues zu bilden, im Januar 1846, aber er konnte ſich mit der Königin über die neuen Miniſter nicht einigen und blieb nun abgeſetzt, indeß ſie Miraflores, einen Moderado, an die Spitze eines neuen Miniſteriums ſtellte. Zwar ſchon im März wurde Narvaez auf ſeinen hohen Poſten zurückgerufen, weil Miraflores nicht Muth genug hatte, die immer widerſpenſtiger gewordenen Cortes aufzulöſen, aber wenige Tage nachher gerieth Narvaez in Zerwürfniß mit Chriſtinen, wahrſcheinlich wegen der Verheirathung der jungen Königin, wurde plötzlich entlaſſen, am 4. April, und verließ Spanien ſogleich.

Der neue Miniſter Iſturiz gab der Preſſe wieder etwas mehr Freiheit und beſiegte einen Soldatenaufſtand des Oberſt Solis in Galizien. Solis wurde gefangen und erſchoſſen. Er hatte ſich erhoben für Don Enrico, den zweiten Sohn des Infanten Franz de Paula, welcher damals ſich viele vergebliche Mühe um die Hand Iſabellens gab, aber aus Spanien verbannt wurde. Ein anderer annehmlicher Freier, Franz, Graf von Trapani, Sohn des Königs von Neapel, wurde von Narvaez begünſtigt und hauptſächlich ſeinetwegen wurde Narvaez ſelbſt entfernt. Als dritter Freiwerber meldete ſich Karl Ludwig, Graf von Montemolin, Sohn des Don Carlos, dem dieſer ſein Vater feierlich alle ſeine Rechte auf den ſpaniſchen Thron abtrat. Eine Vermählung dieſes Prinzen mit Iſabellen würde die Legitimität der Thronfolge am beſten hergeſtellt haben. Allein weder Frankreich, noch England duldeten dieſe Combination, die nur den nordiſchen Mächten günſtig geweſen wäre. Sollte denn doch ein Bourbon Iſabellens Gemahl werden, ſo waren nur Don Enrico und Graf Franz durch ihre körperliche und geiſtige Befähigung dazu geeignet. Da nun aber Ludwig Philipp durchaus Spanien für ſein Haus gewinnen wollte, und es doch vor den übrigen Großmächten nicht wagen durfte, die junge Iſabella mit einem ſeiner Söhne zu vermählen, brauchte er die Argliſt, Iſabellen einen körperlich und geiſtig gleich ſchwachen und unfähigen Gemahl auszuſuchen, nämlich den älteſten Sohn des Franz de Paula, Francisco de Aſſis, dagegen aber ihre jüngere, geſündere und ſchönere Schweſter Luiſa mit ſeinem Sohn, Anton, Herzog von Montpenſier, zu vermählen. Die Königin Mutter Chriſtine ſcheint in dieſen nichtswürdigen Plan eingewilligt zu haben, um im Namen ihrer Tochter ſelbſt fortzuregieren, denn ein Schwiegerſohn von mehr Verſtand und Kraft würde ihr bald die Herrſchaft über die Tochter und das Reich entwunden haben. Die junge Iſabella wollte den ihr aufgedrungenen Gemahl keineswegs haben. Auch hatte Narvaez ſich dem Plane widerſetzt, was ihm ſehr zur Ehre gereicht. An der ganzen Intrigue waren nur Ludwig Philipp und Chriſtine betheiligt. England wurde in dieſer Frage von Ludwig Philipp getäuſcht und auf eine beleidigende Weiſe betrogen. Er hatte ſich im September 1845 mit der Königin Victoria, die ihn im Schloſſe Eu beſuchte, perſönlich dahin verſtändigt, daß die Heirath Montpenſiers mit Luiſa nicht eher vollzogen werden ſollte, bis Iſabella Leibeserben haben würde. Im Vertrauen hierauf reiſte der von England dazu auserſehene junge Prinz Leopold von Coburg, Neffe des belgiſchen Königs, im Frühjahr 1846 nach Spanien, um ſich Iſabellen als Bewerber anzutragen. Dieſen hielt Marie Chriſtine, im geheimen Einverſtändniß mit Ludwig Philipp, mit freundlicher Geneigtheit hin, vereitelte aber den engliſchen Plan durch das fait accompli der gleichzeitigen Verheirathung Iſabellens mit Francisco de Aſſis und Luiſas mit Montpenſier. Vergebens proteſtirte England, Ludwig Philipp erwiderte, das Uebereinkommen von Eu ſey durch Leopolds Bewerbung alterirt und ungültig geworden.

Die Doppelhochzeit wurde am 10. October vollzogen. Allgemein ging das Gerücht, Iſabella ſey gegen ihren Willen zu der ihr ſtets verhaßt geweſenen Heirath mit ihrem Vetter gezwungen oder, nach einem andern Bericht, durch „Orgien“ verführt worden. Gewiß iſt, daß ſie nach der Hochzeit ihren Gemahl nicht weniger mißachtete, wie vorher. Die Cortes ſtimmten ihrer Vermählung zu, nur gegen die ihrer Schweſter erhob ſich eine ſtarke Oppoſition Der Graf von Montemolin entwich damals aus Bourges und ſeine Anhänger ſtanden in Catalonien auf, angeführt von Triſtariz, der ſich als kühner Guerillero gegen die Truppen der Königin bis ins folgende Jahr behauptete, endlich aber wieder verdrängt wurde.

England war in hohem Grade über Ludwig Philipps Treuloſigkeit erbittert, durchkreuzte aber ſeinen Plan und machte ſeine Hoffnungen zu nichte, indem Palmerſton an Bulwer, dem engliſchen

Geſandten in Madrid, ein geſchicktes Werkzeug fand, um die Königin Iſabella nicht nur dem franzöſiſchen Einfluß zu entziehen, ſondern auch für eine legitime Nachkommenſchaft derſelben zu ſorgen, durch welche die Kinder Montpenſiers die Ausſicht auf die Thronfolge in Spanien verloren. Das alles wurde vermittelt durch den bildſchönen General Serrano, den Abgott aller Spanierinnen, der in das intimſte Verhältniß zu der jungen Königin trat und ſie dahin zu bringen wußte, daß ſie ſich von ihrer Mutter losriß und die Regierung ſelbſt übernahm. Hatte ſich nun die Mutter bisher zu den Moderados gehalten, ſo hielt ſich die Tochter begreiflicherweiſe an die Progreſſiſten, die ſomit auf einmal wieder ans Ruder kamen und an die ſich die Puritanos anſchloſſen. Das war vorlängſt die engliſche Partei in Spanien geweſen.

Ein Verſuch der Moderados, Serrano anzuklagen und zu entfernen, mißlang. Die Königin Mutter ſelbſt reiſte nach Paris, um ſich bei Ludwig Philipp neuen Rath zu holen. Unterdeß trat Pacheco, bisher ein Puritano, an die Spitze des Miniſteriums, in welches jetzt zum erſtenmal auch der Wucherer Salamanca ſich einſtahl. Franciſco, welcher den leeren Königstitel erhalten hatte, aber Unterthan der allein regierenden Iſabella blieb, wurde auf ein Luſtſchloß entfernt, während Iſabella ſelbſt ſich nur mit den Perſonen umgab, die ihr gefielen, und der altſpaniſchen Hofetikette gänzlich entſagend ein überaus luſtiges, ja ſcandalöſes Leben führte. Als Franciſco einmal im Juli 1847 in das königliche Schloß von Madrid zurückkehrte, wurde er gleich wieder ausgewieſen.

Narvaez ließ ſich von Chriſtine und Ludwig Philipp bewegen, nach Madrid zu gehen und den Verſuch zu wagen, ob er die junge Königin nicht beſſern könne. Allein es mißlang ihm. Da Pacheco ſelbſt ſich nicht länger compromittiren laſſen wollte und abtrat, wurde Salamanca die Seele des Miniſteriums und die Liederlichkeit erreichte nun ihren Gipfel. Salamanca befahl ſogleich, nicht nur mit dem Verkauf der geiſtlichen Güter zu beginnen, ſondern auch ſogar alle Gemeindegüter in Spanien zu verkaufen, um die leere Staatskaſſe zu füllen, wobei er ſelbſt aber durch Speculation das Beſte gewinnen wollte. Kaum aber ſchien er im Amte feſtzuſitzen, als er plötzlich am 4. October geſtürzt und **Narvaez** an die Spitze des Miniſteriums berufen wurde. Das kam daher, weil Iſabella des Serrano müde geworden war und ſich dem Oberſt Gandara in die Arme geworfen hatte, einem Günſtling des Narvaez und der Moderados. Narvaez drang aber darauf, daß Iſabella wenigſtens den äußern Anſtand beobachte und brachte ſie dahin, den König Francisco wieder im Schloſſe aufzunehmen. Auch Chriſtine kehrte jetzt zurück. Salamanca wurde angeklagt und fiel vor Angſt in Ohnmacht, kam aber mit dem Schrecken davon, denn die Anklage wurde niedergeſchlagen, wahrſcheinlich, um nicht andere einflußreiche Perſonen zu compromittiren. Im Januar 1848 kam endlich auch Eſpartero wieder nach Spanien und ſöhnte ſich öffentlich mit Narvaez aus, zog ſich aber, da er nicht der erſte im Cabinet werden konnte und der zweite nicht ſeyn wollte, auf ſeine Güter zurück. Narvaez blieb Meiſter der Situation.

Seine Miſſion war, Spanien in einer Zeit der tiefſten Zerriſſenheit und Schmach zuſammenzuhalten und wieder zu Ehren zu bringen. Die ungeheure Schwierigkeit ſeiner Aufgabe zwiſchen den beiden Königinnen, dem Parteihaß und den Intriguen des Auslandes entſchuldigt die Flecken, die ſeiner Handlungsweiſe im Einzelnen ankleben. Im Ganzen war er der einzige wahre Mann, den Spanien damals hatte, der einzige gute Genius ſeines unglücklichen Vaterlandes.

Das benachbarte **Portugal** war in dieſer langen Zeit kaum weniger von Parteiung zerriſſen, wie Spanien. Auch hier ſtanden ſich liberale und conſervative Tendenzen und der regierenden Königin ein legitimer Uſurpator gegenüber. Wie aber in Spanien der franzöſiſche Einfluß überwog, ſo in Portugal der engliſche.

Im Beginn des Jahres 1828 war (vgl. I. S. 103) die unmündige **Maria da Gloria**, Tochter des Don Pedro, des Kaiſers von Braſilien, von ihrem Vater zur Königin von Portugal ernannt worden und in ihrem Namen regierte ſeine Schweſter **Iſabella**. Dagegen aber proteſtirte ſein jüngerer Bruder, der damals nach Wien verbannte **Don Miguel**, der ſich nach dem alten Gewohnheitsrecht der männlichen Nachfolge als den allein berechtigten Thronerben anſah. Marias Rechte wurden von England geſchützt, Miguel hatte die nordiſchen Mächte hinter ſich. Man verſuchte ein Uebereinkommen. Don Pedro ließ ſich gefallen, daß Miguel ſich mit der jungen Maria verlobe und einſtweilen für ſie die Regentſchaft übernehme. Zu dieſem Behuf kam er von Wien nach Liſſabon zurück und beſchwur am 26. Februar die Verfaſſung, löſte aber ſchon am 13. März die Kammern auf und erklärte die Charte Don Pedros für erloſchen. Ein Aufſtand des Oberſten Pereira zu Oporto im Mai zu Gunſten der Charte hatte anfangs guten Fortgang, aber da ſich der Klerus und das Landvolk für Don Miguel und den alten Abſolutismus erklärten, wagten die conſtitutionellen Inſurgenten nicht, Liſſabon anzugreifen, und ihre Häupter flohen nach England.

Am 17. Juni erklärte Don Miguel auch die von ſeinem Bruder verfügte Thronfolge für ungültig, ſagte ſich von jeder Verpflichtung gegen Don Pedro und Maria los und ſetzte ſich als legitimer König mit abſoluter Gewalt auf den Thron. Von nun an begann ein Schreckensſyſtem in Portugal, ſchlimmer als es in Spanien nach der zweimaligen Reſtauration Ferdinands VII. geweſen. Alle Liberalen, die nicht geflüchtet waren, ſchmachteten in Kerkern unter entſetzlichen Entbehrungen und Martern. Viele wurden hingerichtet. Der junge Tyrann freute ſich an Grauſamkeiten und übte ſeinen rohen Uebermuth ſelbſt an den nächſten Verwandten, indem er z. B. öfters ſeine Schweſter Iſabella körperlich mißhandelte. Eine Verſchwörung des General Moreira im Frühjahr 1829 wurde durch blutige Hinrichtungen beſtraft, eine zweite ebenſo in Oporto. Als ein reicher

Mann, Roma, des Liberalismus verdächtig, gerade die Hochzeit eines ſeiner Söhne feierte, ließ Don Miguel das Haus umzingeln und alle Gäſte in die ſchmutzigen Kerker des Fort San Julian werfen, wo ſein Günſtling, Tellez Jordao, die Gefangenen hungern ließ und auf alle erdenkliche Art quälte, um ihnen Geld abzupreſſen. Don Miguel bewohnte mit ſeiner Mutter Carlotta, die ſein Verfahren billigte, den Palaſt Queluz, nach welchem er ſeinen Liebling, einen ehemaligen Barbier, zum Herzog von Queluz ernannte. Aber die Mutter ſtarb im Beginn des Jahres 1830.

Das engliſche Toryminiſterium gab ſich viele Mühe, Don Miguel zur Vernunft zu bringen und war nicht abgeneigt, unter der Bedingung, daß er ſich die engliſche Vormundſchaft gefallen laſſe, ſeine Rechte anzuerkennen. Aber er trotzte. Als Don Pedro 1829 die Azoren beſetzen ließ, um von dieſer Inſelgruppe des atlantiſchen Meeres aus Portugal wiederzuerobern, war Wellington noch ſo gefällig gegen Don Miguel, daß er eine engliſche Flotte abſchickte, um die Azoren zu bewachen, und die pedriſtiſche Bewegung zu hemmen. Als aber Miguel dennoch ſich nicht fügen wollte, gab England ihn auf und im März 1830 durfte Don Pedro auf Terceira, einer der Inſeln, eine Regentſchaft für Portugal ernennen, an deren Spitze Palmella und Villaflor ſtanden. Zugleich war der liebenswürdige junge Prinz Auguſt von Leuchtenberg, deſſen Schweſter Don Pedros Gemahlin war, bei einem Beſuch in Braſilien veranlaßt worden, ſich mit der jungen Maria zu verloben. Im folgenden Jahre 1831 wurde Don Pedro ſelbſt durch eine Revolution genöthigt, die Krone von Braſilien ſeinem zarten Sohne Pedro II. zu überlaſſen, bekam aber eben dadurch Zeit und Luſt, die Sache ſeiner Tochter in Portugal perſönlich auszufechten, begab ſich ſelbſt nach Terceira und ſegelte von da mit einer wohlausgerüſteten Armee und Flotte ab.

Don Miguel erwartete ihn vor Liſſabon, aber Don Pedro landete am 8. Juli 1832 zu Oporto, wo man ihn mit lautem Jubel empfing. Miguel ſchickte ihm eine Armee entgegen und hielt ihn das ganze Jahr hindurch in Oporto eingeſchloſſen. Erſt als der engliſche Abentheurer Napier an die Spitze der pedriſtiſchen Flotte geſtellt wurde und die migueliſtiſche in einem Seeſieg bei Cap Vincent faſt vernichtete, wurde es möglich, im Juli 1833 auch eine Landarmee von Oporto aus einzuſchiffen und gegen Liſſabon zu führen. Nach einem blutigen Gefecht, in welchem Tellez Jordao fiel, räumte Don Miguel die Hauptſtadt in der Nacht des 23. Juli und am 28. zog Don Pedro ein. Zwei Monate ſpäter langte auch ſeine Tochter Maria aus London an. Nun trat zwar der durch die Julirevolution vertriebene franzöſiſche Marſchall Bourmont an die Spitze der Migueliſten und wagte noch einen Angriff auf Liſſabon, wurde aber abgeſchlagen, am 10. October. Dennoch behauptete ſich Don Miguel immer noch in der Provinz.

Da gleichzeitig auch Don Carlos in Spanien als Uſurpator auftrat und gemeine Sache mit Don Miguel machte, ſchloſſen England und Frankreich mit den Königinnen von Spanien und Portugal am 22. April 1834 die ſchon erwähnte Quadrupelallianz, welche die beiden Prinzen ſo entmuthigte, daß ſie ſich in einem Vertrage zu Evoramonte am 26. Mai verpflichteten, der erſtere gegen einen Jahrgehalt, die pyrenäiſche Halbinſel zu verlaſſen. Don Miguel ging nach Rom. Bald darauf, am 24. September, ſtarb Don Pedro, nachdem er die liberale Charte hergeſtellt hatte. Sofort vermählte ſich ſeine Tochter Maria mit dem Prinzen Auguſt von Leuchtenberg, im Januar 1835, aber auch dieſer ſtarb plötzlich an einer Erkältung ſchon am 28. März. Damals ſoll der junge Prinz Louis Napoleon Luſt bezeugt haben oder veranlaßt worden ſeyn, um die Hand der erſt 16jährigen Wittwe zu werben. Allein dieſer Plan kam nie zur Ausführung, da England ihr ſogleich ſeinen Candidaten, den Prinzen Ferdinand von Coburg zuführte, der damals erſt 19 Jahre zählte, und mit dem ſie ſich raſch vermählte. Sie behielt die Souveränetät, er bekam nur den Titel König und ihre Ehe wurde mit ſechs Kindern geſegnet.

Aber die Parteiwuth ruhte noch nicht. Kaum war das migueliſtiſche Extrem beſiegt, als auch ſchon das entgegengeſetzte demokratiſche hervortrat. Im September 1837 erhob ſich eine Partei, der die pedriſtiſche Verfaſſung zu gemäßigt war, für die von 1820 und zwang die Königin, dieſe Verfaſſung herzuſtellen. Das war eine Bewegung gleich derjenigen der Progreſſiſten in Spanien gegen die Moderados; die ſiegende Partei aber hieß man ſeitdem die Septembriſten. Doch gelang es 1838 die Verfaſſung zu amendiren und namentlich das königliche Veto wiederherzuſtellen. Villaflor, zum Herzog von Terceira erhoben, blieb die Seele der Regierung. Inzwiſchen kamen immer noch Unruhen vor und 1844 wurde ein Soldatenaufruhr unterdrückt. Doch erſt 1845 erlebte Portugal wieder eine größere Revolution. Sie wurde von den Migueliſten begonnen und nachdem dieſe mit Hülfe der Demokraten geſchlagen waren, durch die Demokraten ſelbſt fortgeſetzt. Zwiſchen beiden Extremen in der Mitte rath- und machtlos ſuchte die Königin auswärtige Hülfe nach und eine engliſche Flotte unter Parker leiſtete dieſelbe. Da die Truppen der Königin in mehreren Schlachten im Laufe des Jahres 1846 ſiegten, verbanden ſich endlich die Migueliſten mit den Septembriſten unter Bandeira und Antes gegen die Königin, aber der erſtere wurde zur See von Parker geſchlagen und gefangen, der letztere capitulirte. Auch Spanien leiſtete der Königin Maria Beiſtand, die nun in ihr Anſehen hergeſtellt wurde und Saldanha zum erſten Miniſter erhob, 1847.

Im Ganzen war die Geſchichte Portugals damals nur ein blaſſeres Nachbild der ſpaniſchen. Der alte ländliche und kirchliche Frieden wurde grauſam zerſtört und die neue liberale Bildung konnte doch nicht einwurzeln. England allein hatte den Vortheil davon, indem es den ganzen Handel Portugals an ſich riß.

Drittes Buch.

Kirchliche Erhitzungen in Deutſchland.

Nachdem durch Metternichs Geſchick und unter der Mitwirkung Rußlands die politiſche Bewegung in Deutſchland in den dreißiger Jahren wieder unterdrückt worden war, warf ſich die Gährung in das kirchliche Gebiet und traten auf einmal, was ſeit Jahrhunderten nicht mehr geſchehen war, die großen Kirchenfragen in den Vordergrund.

Faſt unmerklich war die katholiſche Kirche wieder erſtarkt. Die Wiederherſtellung des Papſtes nach Napoleons Sturz, die unter den Dornen des Haſſes doch neu aufblühende Geſellſchaft Jeſu, die Miſſionen in Frankreich, die Begünſtigung der Kirche unter Karl X., die Energie der klerikalen Partei in Belgien übten auf Deutſchland Einfluß und machten dem beſſern Theil des deutſchen Klerus Muth, allmählig den unvermeidlich gewordenen Kampf ſowohl mit der bisherigen Staatsomnipotenz, als auch mit dem Unglauben der Zeit aufzunehmen. Im katholiſchen Deutſchland, Oeſterreich ausgenommen, war ein neuer kirchlicher Geiſt erwacht, lehrten Möhler, Görres, ꝛc., wurde nach und nach die Jugend für die heilige Sache der Kirche begeiſtert und nahm ſich König Ludwig von Bayern ausdrücklich und im Sinne ſeiner berühmten Ahnen derſelben Sache an. Mehr aber als alles hat unſtreitig der Eckel und Abſcheu, welchen die immer zunehmende Verwilderung im ungläubigen Lager erweckte, die katholiſche Bewegung gefördert. Der Unglauben des philoſophiſchen Jahrhunderts war theils in der Hegel'ſchen Philoſophie auf eine Spitze getrieben, von der nur noch ein Rückweg möglich war, theils durch die Schule und Preſſe ſo ins Breite verflacht und verſeichtet, daß kein edleres Gemüth und kein höherer Geiſt dieſe Gemeinheit der Denkungsart länger aushalten konnte.

Noch ließ nichts die innerliche Erſtarkung der katholiſchen Kirche in Deutſchland ahnen, als ſie ſich in einem Streite mit der Staatsgewalt und zwar in Preußen plötzlich offenbarte. Dieſer Streit iſt auch inſofern von hohem Intereſſe geweſen, weil ſich an ihm zum erſtenmal die Unnatur der Parität herausſtellte. Die Staatsmänner des Wiener Congreſſes hatten die Bevölkerungen ohne alle Rückſicht auf Nationalität und Confeſſion an die Dynaſtien vertheilt und man hat nur die Wahl, ſie deßfalls entweder einer Verblendung anzuklagen, oder eine hinterliſtige Abſicht zu ſuchen. Wohl mag es ſeyn, daß die Metternich'ſche und ruſſiſche Politik abſichtlich Preußen um ſeine natürlichen proteſtantiſchen Antheile in Sachſen, Oſtfriesland, Anſpach und Bayreuth brachte und ihm dagegen die katholiſchen Rheinlande und Weſtphalen anhing, um es künftighin durch eine katholiſche Oppoſition zu beunruhigen und zu hemmen. Ganz eben ſo hatte man Bayern confeſſionell getheilt und dadurch für alle Zukunft geſchwächt.

Die Anweſenheit junger altpreußiſcher, alſo proteſtantiſcher Beamter und Offiziere im katholiſchen Weſten der Monarchie führte natürlicherweiſe viele Heirathen der erſtern mit katholiſchen Mädchen, alſo gemiſchte Ehen herbei. In Bezug auf ſolche hatte der König bereits im Jahre 1803 für ſeine damaligen Provinzen ein

Edikt erlaſſen, wonach überall des Vaters Wille über die Religion ſeiner Kinder entſcheiden ſolle. Die katholiſche Kirche dagegen mißbilligt die gemiſchten Ehen überhaupt und verlangt, wenn ſie dennoch geſchloſſen werden, wenigſtens die Erziehung der Kinder im katholiſchen Glauben. Das brachte ſchon ein päpſtliches Breve von 1817 in Erinnerung und ein anderes von 1825. Auf das letztere antwortete die preußiſche Regierung mit einer Erinnerung an ihr Edikt von 1803. Uebrigens unterhandelte man und Papſt Pius VIII. erließ am 25. Mai 1830 eine Breve, worin er nachgebend zugleich das Recht der Kirche reſervirte in Sätzen, die einer doppelten Auslegung fähig waren. Deßhalb hielt es die Regierung für rathſam, ſich heimlich mit den Landesbiſchöfen zu verſtändigen und die letztern erklärten ſich in einem Vertrage vom 19. Juni 1834 bereit, der Interpretation der Regierung und dem bisherigen Staatsgeſetze von 1803 gemäß zu handeln. Man hat beiden Theilen dieſes heimliche Abkommen nachher bitter vorgeworfen, indeß lag demſelben wohl die gutgemeinte Abſicht zu Grunde, einen offenen Bruch zwiſchen Kirche und Staat, Rom und Berlin, und allen Skandal und große Aufregung zu vermeiden. Als im Sommer 1835 der Erzbiſchof von **Köln**, Graf Spiegel, ſtarb, nahm ſein Nachfolger, **Clemens Auguſt** Droſte zu Viſchering, noch keinen Anſtand, ſich auf das Uebereinkommen vom 19. Juni verpflichten zu laſſen. Mittlerweile aber verdammte der Papſt die unter Spiegel auf der Univerſität Bonn herrſchend gewordene Lehre des (1831 verſtorbenen) Profeſſor Hermes, der zwar dem katholiſchen Dogma nicht entgegentrat, es aber der Vernunftkritik unterwarf. Und zwei Jahre ſpäter im März 1837 beſchwerte ſich der Papſt über das geheime Abkommen vom 19. Juni. Durch dieſe Vorgänge fand ſich nun der neue Erzbiſchof bewogen, am 31. October 1837 der Regierung zu erklären, er könne ſich fernerhin an jenes Abkommen nur ſo weit binden, als es mit dem Breve von 1830 nicht collidire. Da er nun auch dem Anſinnen, ſein Amt niederzulegen, nicht entſprach, machte die Regierung kurzen Prozeß und ließ ihn am 20. Novemder aus Köln unter militäriſcher Begleitung nach der Feſtung Minden bringen.

Dieſer Act erregte ungeheures Aufſehen. Die Stadt Köln verhielt ſich ruhig, aber unter allen Katholiken, nicht nur am Rhein, herrſchte tiefe Aufregung der Gemüther. Einigermaßen hing damit zuſammen, daß am 4. November König Ludwig von Bayern das Miniſterium Wallerſtein entließ und durch das ſtreng katholiſche Miniſterium Abel erſetzte. Am 10. December erklärte ſich Papſt Gregor XVI. in einer Allocution ſehr energiſch für das im Erzbiſchof von Köln verletzte Recht der Kirche, und der preußiſche Geſandte Bunſen mußte um ſo gewiſſer Rom verlaſſen, als er das Berliner Cabinet über den Papſt getäuſcht und immer verheißen hatte, derſelbe werde nachgeben. Alle Zeitungen waren voll von Artikeln über die „Kölner Wirren", eine Menge neuer kirchlicher Blätter tauchten aus dieſem Anlaß auf und Brochuren in unglaublicher Zahl, unter denen die kleine Schrift „Athanaſius" von Görres bei weitem die größte Wirkung hervorbrachte, denn ſie war im katholiſchen Geiſt mit Flammen geſchrieben, wie früher der rheiniſche Merkur. Im Allgemeinen zeigte ſich in dieſem großen literariſchen Kampfe, daß die katholiſche Partei über alle Erwartung ſtark und einig war, während ihre wenn auch noch ſo zahlreichen Gegner doch von den verſchiedenſten Geſichtspunkten ausgingen und die Vertheidiger der Regierung ſich gern oder ungern die Waffenbrüderſchaft der jede Religion verhöhnenden, beſchnittenen oder unbeſchnittenen Literaturjuden mußten gefallen laſſen.

Am 30. Januar 1838 ahmte Erzbiſchof Dunin von Poſen das Beiſpiel des Kölners nach und erklärte ſeinem Klerus, er werde fortan nur das Breve von 1830 in Fällen gemiſchter Ehen zur Richtſchnur nehmen. Da auch er nicht nachgab, wurde er 1839 nach Berlin gerufen und dort feſtgehalten, entkam aber nach Poſen, von wo man ihn am 6. October unter militäriſchem Geleit nach der Feſtung Colberg brachte.

König Friedrich Wilhelm III. hielt den kirchlichen Sturm mit unbeugſamer Feſtigkeit aus. In Köln wurde der friedſame Hüsgen mit Zuſtimmung des Papſtes Bisthumsverweſer und jeder weitere Conflict vermieden. In Poſen dagegen kamen viele Fälle vor, in denen der Klerus ſich weigerte, gemiſchte Ehen einzuſegnen. Sie wurden nun einſeitig von evangeliſchen Geiſtlichen eingeſegnet. So blieben die Dinge unentſchieden, während die äußere Ruhe, unbedeutende Aufläufe in Köln, Coblenz und Cleve ausgenommen, nirgends geſtört wurde, die innere Gährung in den Geiſtern aber fortdauerte.

In daſſelbe Jahr 1837 fiel die Vertreibung einiger hundert Zillerthaler aus Tirol. Dieſelben waren proteſtantiſch geworden und verlangten freie Religionsübung. Die Stände von Tirol erklärten ſich dagegen (14. Mai) und der Kaiſer hielt es, um Haß und Kampf im Lande zu verhüten, für gerathener, die Zillerthaler Proteſtanten ins ſchleſiſche Rieſengebirge auswandern zu laſſen, wo ihnen der König von Preußen eine neue Heimath angewieſen hatte. Auch dieſer Handel machte viel böſes Blut.

Die plötzliche Wiederkehr „mittelalterlicher“ Dinge, hierarchiſcher Anmaßungen, erſchien in jener Zeit und zumal in Preußen um ſo wunderbarer, als ſich die Bildung hier ſchon längſt über jede Kirche, auch die evangeliſche, hinweggeſetzt hatte und es nicht Wenige gab, die in Proſa und Verſen den Untergang des Chriſtenthums überhaupt verkündeten. Ich habe früher ſchon (Th. I S. 38 f.) den tiefen Verfall des Glaubens im proteſtantiſchen Deutſchland geſchildert. Durch die Union war die Orthodoxie erſchüttert, der Glaubensinhalt zweifelhaft geworden. Die ältere Generation der Kirchen- und Schulmänner pflegte noch den ſeichteſten Rationalismus, gegen deſſen berühmte Vorkämpfer Geſenius und Wegſcheider in Halle der noch junge Hengſtenberg in Berlin zum erſtenmal 1830 in kühner Polemik auftrat, was damals noch großen Muth erforderte und ihm die furchtbarſten Schmähungen und Verläumdungen zuzog. Die jüngere Generation pflegte das Hegelthum. Noch immer leitete Altenſtein Cultus und Unterricht im Geiſte

Hegels, deſſen Schüler in vollem Beſitz der Macht blieben und unerträglich anmaßend waren. Zwiſchen dieſen großen Parteien, welche beide in der Vernichtung des poſitiven Chriſtenthums wetteiferten, bildeten die Schüler Schleiermachers, die ſich mehr dem Poſitiven näherten, doch nur eine ſchwache und ſchwankende Minderheit. In Sachſen übte der alte Rationalismus unter Ammon, Bretſchneider, Röhr eine wahre Tyrannei, eben ſo in Baden unter Paulus. In Württemberg hatte ſich die gelehrte theologiſche Schule des Prof. Bauer ganz im Hegel'ſchen Geiſte gebildet und aus ihr ging Dr. Strauß hervor, der 1835 in ſeinem berüchtigten „Leben Jeſu" die Evangelien für Mythen, Volksſagen, Fiſcheranecdoten erklärte. Sein Buch wurde mit einem Sturm von Beifall bedeckt, überall geprieſen und verbreitet und veranlaßte eine unzählbare Menge von populären Schriften, in denen die antichriſtliche Lehre der Jugend und den Ungebildeten vermittelt wurde. Im Jahre 1837 begann Arnold Ruge in Halle die „Halle'ſchen Jahrbücher", die er ein Paar Jahre ſpäter nach Leipzig verlegte, um von der preußiſchen Regierung weniger genirt zu ſeyn, ein Journal, in dem die junghegelſche Partei ganz ſo offen wie Strauß den Schleier zerriß, den die Althegelianer über die wahre Tendenz ihres Meiſters gedeckt hatten, und mit viel Talent und noch mehr Frechheit das Chriſtenthum angriff. Das Jenſeits ſey eine Lüge, Gott exiſtire nur in unſerm eigenen Geiſt, jeder Geiſt ſey dem andern gleich, daher Demokratie der allein wahre Staat ꝛc. Am feurigſten begann in dieſem Sinne Feuerbach zu ſchreiben. Die Hegel'ſche Philoſophie, früher Schooßkind des Berliner Hofes, wurde auf einmal die Doctrin des politiſchen Radicalismus und gewann auf dieſe Weiſe eine neue und weite Verbreitung.

In der Schule herrſchte derſelbe Geiſt der Verneinung. Dinter und Dieſterweg beherrſchten durch die Schullehrerſeminare den ganzen Volkslehrerſtand und der letztere fanatiſirte ſich von Jahr zu Jahr tiefer in einen wahnſinnigen Haß gegen das Chriſtenthum hinein. Seiner Meinung nach ſollte die Kirche aufhören und es keine Prieſter mehr geben, aufgeklärte Schullehrer allein ſollten das Volk zum Menſchheitsideal erziehen durch Philoſophie und Naturwiſſenſchaft.

Natürlicherweiſe mußten ſich die Juden einmiſchen, wo ſo großer Abfall vom Chriſtenthum ihnen Strafloſigkeit ſicherte. Börne, ein Jude aus Frankfurt am Main, hatte in ſeinem tiefen Groll gegen Deutſchland etwas Tragiſches, während in Heine, einem Juden aus Hamburg, die ganze Frivolität und witzige Niederträchtigkeit Kotzebues wieder zum Vorſchein kam, gepaart mit dem giftigſten Haß gegen das Chriſtenthum. Durch ihre wohlfeilen Sarkasmen gegen die deutſchen Fürſten ſicherten ſie ſich die Bewunderung der liberalen Oppoſition. Um bequemer über Deutſchland ſchimpfen zu können, ließen ſich beide in Paris nieder, wo ſie geſtorben ſind. Aus ihren Nachahmern ging ſeit 1835 eine literariſche Coterie hervor, die ſich „das junge Deutſchland“ nannte und die „Rehabilitation des Fleiſches“ als das bezeichnete, was dem Chriſtenthum entgegengeſetzt werden müſſe. Dieſe „Juden und Judengenoſſen“ bemächtigten ſich der Unterhaltungspreſſe. Ueberall tauchten Judennamen in der Literatur auf und durchzog den deutſchen Dichterwald ein unausſtehlicher Judengeruch.

Unter den ernſteren Dichtern äußerte ſich der Schmerz über die getäuſchten Hoffnungen der Nation, die Langeweile am Polizeiſtaat, das Mitgefühl für die unterdrückten Nachbarvölker in der Manier des Lord Byron und wurde als „Weltſchmerz“ oder „Europamüdigkeit“ Mode. Andere waren unglücklich, weil ſie ihre Eitelkeit nicht befriedigt fanden. Eine äſthetiſche Fraction der Hegelianer wollte das Chriſtenthum durch einen „Cultus des Genius“ erſetzen und vergötterte ausſchließlich das Talent. Da war mancher, der nach Göthe's Tode (1832) deſſen Stelle als erſter Dichter der Nation einzunehmen trachtete. Immermann und Platen ärgerten einander deßfalls als Rivalen zu Tode. Lenau ſog aus allen Sünden und Schmerzen der Zeit wie aus Blumen das Gift des Wahnſinns.

Die ſeit dem Frankfurter Attentat eingeſchlummerte politiſche Aufregung erneuerte ſich in demſelben Jahr 1837, in welchem die kirchliche begann, durch den Umſturz der Verfaſſung in Hannover. Hier war nach dem Tode Wilhelms IV. von England deſſen Bruder Ernſt Auguſt, Herzog von Cumberland, den frühern europäiſchen Verträgen gemäß zum erſtenmal als von England unabhängiger König inthroniſirt worden. Dieſer ſtolze Herr aber, ein altes Haupt der Tories, achtete ſich nicht an die Verfaſſung des Landes Hannover gebunden und hob ſie aus ſouveräner Machtvollkommenheit auf, am 1. November. An die Stelle dieſer 1833 eingeführten Verfaſſung wollte er die von 1819 ſetzen und ließ deshalb Neuwahlen ausſchreiben. Nur ſieben Profeſſoren der Univerſität Göttingen (Dahlmann, die beiden Brüder Grimm, Gervinus, Ewald, Albrecht und Weber) proteſtirten, „weil es ihnen als Lehrern der Jugend am wenigſten anſtehen würde, mit Eiden zu ſpielen.“ Sie wurden ſämmtlich abgeſetzt, die Wahlen vollzogen, die Stände am 20. Februar 1838 verſammelt. Nun bezweifelten aber die Deputirten (mit 34 gegen 24 Stimmen), ob die frühere Verfaſſung rechtmäßig aufgehoben ſey? und als der König ſie heimſchickte, beſchloſſen noch 28 Mitglieder die Appellation an den deutſchen Bund. Auch der Magiſtrat von Osnabrück, den Bürgermeiſter Stüve an der Spitze, die Stadt Hildesheim und mehrere Landgemeinden proteſtirten. Die ſieben Profeſſoren wurden aus allen Theilen Deutſchlands mit Lorbeerkränzen überſchüttet und erhielten bald wieder ehrenvolle Anſtellungen. In mehreren deutſchen Kammern, von mehreren Juriſtenfakultäten wurde das Verfahren des Königs von Hannover als rechtswidrig bezeichnet. Als der König beim Bundestag namentlich über die Tübinger Fakultät Beſchwerde führte, weil ſie den Hannoveranern das Nothwehrrecht der Steuerverweigerung zuerkannt hatte, nahmen die Geſandten von Bayern, Sachſen und Württemberg offen Partei gegen Ernſt Auguſt. Obgleich nun alles blieb, wie es war, der Bundestag nicht einſchritt, der König von Hannover nicht nachgab, ſondern mit ſeinem neuen

Miniſter Scheele unbekümmert um alle Oppoſitionen fortregierte, ſo trug doch dieſer Handel nicht wenig bei, die Loyalität der öffentlichen Meinung zu ſchwächen und das Anſehen ſowohl der Souveräne, wie der Conſtitutionen in den Mittelſtaaten zu compromittiren. Das erſtere, ſofern drei Könige ſich gegen den vierten auf die Seite der Oppoſition ſtellten. Das andre, ſofern bei allem Geſchrei für die Aufrechterhaltung einer beſchworenen Conſtitution die faktiſche Verletzung derſelben doch nicht gehindert wurde. Solche Thatſachen, welche einen tiefen Eindruck zurückließen, muß man im Auge behalten, um ſich das Aufkommen einer demokratiſchen Partei in Deutſchland zu erklären, die weder von den Fürſten, noch auch von dem Liberalismus der Kammern etwas wollte. Damit hängt die ſarkaſtiſche Aufnahme einer Aeußerung des damaligen preußiſchen Miniſters von Rochow zuſammen. Die Stadt Elbing in Preußen hatte eine Adreſſe für die ſieben Göttinger erlaſſen und der Miniſter ihr dieſe Anmaßung in einem Reſcript verwieſen, worin es wörtlich hieß, die Elbinger vermöchten in ihrem „beſchränkten Unterthanenverſtande" Regierungsmaßregeln gar nicht zu beurtheilen. Der Empfänger hing das Reſcript unter Glas und Rahmen auf und alles ſtrömte zu, es zu ſehen. Ganz Deutſchland lachte und Rochow hatte nur den Zopf hergehalten, um ihn ſich abſchneiden zu laſſen.

Das Jahr 1840 wurde für Deutſchland in vieler Beziehung bedeutſam. Wegen der ägyptiſchen Frage (Band I. S. 475) war Frankreich mit den Großmächten in Conflict gekommen und der damalige Chef des franzöſiſchen Miniſteriums, der kleine Thiers, drohte, wenn auch nur zum Scheine, mit einem europäiſchen Kriege. Dadurch wurde der deutſche Bund allarmirt und die Bundesmilitärcommiſſion aus ihrem langen Schlafe geweckt. Man ſorgte für Kriegsbereitſchaft, muſterte in der Gegend von Mannheim das achte Armeecorps (Württemberger, Badener und Darmſtädter) und ging endlich daran, die ſchon vor 25 Jahren beſchloſſene, noch fehlende Bundesfeſtung zu bauen. Weil aber in dieſer langen Zeit das daſür bei Rothſchild deponirte Capital durch die aufgelaufenen Zinſen verdoppelt worden war, entſchied man ſich, zwei Feſtungen, ſtatt einer, zu bauen. Bisher hatte nämlich Oeſterreich immer nur Ulm bauen wollen, wogegen aber Württemberg proteſtirte, weil der Feind muthmaßlich, je länger ſich Ulm hielte, deſto länger im Württemberger Lande liegen bleiben würde. Jetzt überließ man Preußen die Entſcheidung und dieſes ſchlug vor, Ulm zu bauen, aber auch zugleich Württemberg durch den Bau von Raſtadt zu ſchützen. Beide Feſtungen ſind ſeitdem wirklich gebaut worden, wenn gleich nach 19 Jahren immer noch nicht fertig. Den franzöſiſchen Rednern und Journaliſten, die damals einſtimmig das linke Rheinufer wieder mit Frankreich vereinigen wollten, antwortete ein junger Mann, Namens Becker, mit einem Rheinliede, deſſen Refrain war: „ſie ſollen ihn nicht haben“, nämlich den Rhein. Das trug ihm lauten Beifall und Ehrengeſchenke, namentlich vom König Ludwig von Bayern ein. Doch waren andrerſeits die liberalen Sympathien für Frankreich in Deutſchland ſo ſtark, daß der arme Dichter um ſeines treu gemeinten Liedes willen auch argen Spott erfuhr.

In demſelben Jahr 1840 am 7. Juni ſtarb König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und folgte ihm ſein Sohn Friedrich Wilhelm IV. War der Vater ernſt, einſylbig, mürriſch geweſen, ſo ſtrahlte dagegen der Sohn von Geiſt, Beredtſamkeit und Heiterkeit und weckte bei Jedermann die Erwartung großer Aenderungen im bisherigen preußiſchen Syſteme. Ich faſſe zuerſt die Seite ſeines Weſens auf, die dem Geſammtvaterlande zugeneigt war. Der neue Preußenkönig bewahrte den patriotiſchen Erinnerungen des Jahres 1813 warme Sympathien, hierin wetteifernd mit dem König Ludwig von Bayern, ſeinem Schwager. Er ließ alle noch verhafteten ſ. g. Demagogen der dreißiger Jahre frei. Er berief ſogleich Boyen und den alten Arndt in die Aemter zurück, die ihnen ſeit den Karlsbader Beſchlüſſen genommen waren, befreite den alten Turnmeiſter Jahn von dem Zwange, in dem er bisher immer noch zu Freiburg an der Unſtrut hatte leben müſſen, nahm auch den durch das Wartburgfeuer bekannten Maßmann nach Berlin und betheiligte ſich lebhaft bei den Bundesverhandlungen in Bezug auf die Vertheidigung Deutſchlands und den Bau der Feſtungen. Mit ſeinem perſönlichen Freunde, dem Herrn von Radowitz, war er ſchon als Kronprinz über manche Wünſche, eine beſſere Einigung des deutſchen Bundes betreffend, einverſtanden.

Indem er als deutſcher Bundesgenoß die bisherige Einſeitigkeit und Engherzigkeit des preußiſchen Syſtems aufgab, that er dasſelbe auch in den kirchlichen Fragen. Er ließ die Erzbiſchöfe von Köln und Poſen frei. Der erſtere wurde nur erſucht, nicht mehr nach Köln zurückzukehren und ſich dem gütlichen Uebereinkommen zu fügen, nach welchem der Papſt den bisherigen Biſchof von Speier, Herrn von Geiſſel, für den Kölner Stuhl ernannte. Auch wurde den Biſchöfen in allen rein geiſtlichen Angelegenheiten der freie Verkehr mit Rom geſtattet. In aller Weiſe gab der König zu erkennen, daß er ſeinen katholiſchen Unterthanen gerecht zu werden wünſche. In demſelben Sinne machte er auch das an den Altlutheranern begangene Unrecht wieder gut und ertheilte denſelben nach ſo langer und grauſamer Verfolgung zum erſtenmal Religionsfreiheit. Da ſammelten ſich die Zerſprengten wieder in Schleſien und traten längſt abgeſetzte Pfarrer aus dem Dunkel des kleinen Tagewerks, mit dem ſie ſich kümmerlich genährt, wieder auf die Kanzel. Ein paniſcher Schrecken aber und eine Aufwallung tiefſter Erboßung ging durch die langen Reihen der bisher herrſchenden Partei des Unglaubens. Das Regiment der Hegelianer war zu Ende. Der Chriſtushaß galt nicht mehr als erſte Bedingung der Beförderung zu Lehrämtern. Einer je furchtbareren Oppoſition ſich der neue König in dieſer Beziehung ausſetzte, weil die ungeheure Mehrheit der Gebildeten und ſelbſt der Beamten der Gewohnheit des Unglaubens verfallen war, um ſo mehr iſt die Feſtigkeit zu ehren, mit welcher er in einer langen ſtürmiſchen Regierung den Glauben geſchützt hat.

Eine zweite Oppoſition, ſtark, aber loyaler, fand er bei den Conſtitutionellen, welche jetzt endlich das ſeit 1815 unerfüllt gebliebene Verſprechen einer preußiſchen Reichsverfaſſung erfüllt ſehen wollten. Dieſe Oppoſition begann in Oſtpreußen. Der König reiſte nach Königsberg, um ſich hier in der Wiege der preußiſchen Souverainetät nach alter Sitte huldigen zu laſſen. Aber drei Tage vor der Huldigung überreichten ihm die oſtpreußiſchen Provinzialſtände unter dem Einfluß und Vorantritt des alten Patrioten Oberpräſidenten von Schön eine Bitte um die Reichsverfaſſung, am 7. September. Er antwortete ablehnend, weil er eine Repräſentativverfaſſung für unzweckmäßig und gewagt halte und den hiſtoriſchen Boden der ſtändiſchen Gliederung und Provinzialvertretung nicht verlaſſen wolle. Inzwiſchen hätte ſich auch auf dieſem hiſtoriſchen Boden eine Reichsverfaſſung aufbauen laſſen und man konnte der franzöſiſchen Atomiſtik mit ihren Wahlen nach Cenſus und Köpfen entbehren, ohne daß deshalb eine Geſammtvertretung aller ſtändiſchen und provinziellen Intereſſen in einem Reichstage in Preußen unmöglich geweſen wäre. Allein es gab hier noch ein tiefer liegendes Hinderniß. Preußen war groß und mächtig geworden durch ſein Cabinet, ſeine Armee, ſeine Bureaukratie, mit einem Wort durch die Einheit des Willens und der Macht gegenüber der Zerfahrenheit des deutſchen Reichs und deſſen vielgliederigem Organismus. Die Einheit und Macht Preußens konnte nun kaum durch einen Reichstag vermehrt und geſtärkt werden, in welchem vorausſichtlich die entgegengeſetzteſten liberalen und katholiſchen Oppoſitionen in die Staatsmaſchine hemmend eingreifen würden. Daher das Sträuben des Königs.

Inzwiſchen ging die Huldigung am 10. September in Königsberg vor ſich und weckte großen Enthuſiasmus, da der König auf offenem Platz vor dem Volk eine feurige Rede hielt, worin er gerecht und milde zum Wohl Aller zu regieren gelobte und am Schluſſe ſagte: „Bei uns iſt Einheit an Haupt und Gliedern, im Streben aller Stände. Aus dieſem Geiſt entſpringt unſre Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen iſt. So wolle Gott Preußen erhalten, mannigfach und doch eins, wie das edle Metall, das aus vielen Metallen zuſammengeſchmolzen doch nur ein einziges und edles iſt, keinem andern Roſt unterworfen, als dem verſchönernden der Jahrhunderte.“ Einen Monat ſpäter, am 15. Oktober, empfing er die Huldigung der übrigen Provinzen zu Berlin und hielt vom Balkon des Schloſſes aus abermals eine feurige Rede, worin er das Volk beſchwor, es möge ihm beiſtehen, „Preußen zu erhalten, wie es iſt und wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen ſoll.“ Er forderte ein Ja! vom Volk, das ihm die Umſtehenden zurieſen; die Entfernteren wußten, zumal da es in Strömen regnete, nicht gleich, was vorging. Die Geſchichte wird dem König das Zeugniß nicht verſagen, daß er beſſer als irgend einer in der unermeßlichen Volksmenge die Zeit begriff und den Wendepunkt in den Geſchicken Preußens kommen ſah.

Zunächſt bildete ſich die conſtitutionelle Oppoſition aus, die immer und immer wieder auf Reichsſtände drang. Noch im Winter ſchrieb Schön „Woher und wohin?“ und der Jude Jakobi „Vier Fragen“, Flugſchriften, in denen dieſe Tendenz möglichſt kühn ſich ausſprach. Nachdem Schön als Verfaſſer obiger Schrift bekannt geworden, bekam er ſeine Entlaſſung. Der Magiſtrat von Breslau bat in einer Adreſſe um Reichsſtände und der König ließ ſich herab, perſönlich zu antworten. Er hätte gern Jeden belehrt und durch Ueberzeugung gewonnen. Im Uebrigen ſprach er durch Berufung der Brüder Grimm nach Berlin und Dahlmanns nach Bonn nahezu eine Mißbilligung des unconſtitutionellen Verfahrens in Hannover aus. In Hannover ſelbſt kam damals, 1841, die neue Kammer nach der Verfaſſung von 1819 zuſammen und das Land blieb ruhig, die größte Demüthigung liberaler Oppoſitionen, die in Deutſchland bis dahin vorgekommen iſt.

Obgleich der König von Preußen Rochow entließ und den Grafen Arnim an die Spitze des Miniſteriums ſtellte, waren doch andre Ernennungen und Berufungen der immer mehr erſtarkenden liberal-rationaliſtiſchen Oppoſition zuwider. So vor allem die Ernennung Eichhorns zum Kultminiſter, weil Eichhorn ganz auf den frommen Gedanken des Königs einging und der ſeither (nicht ohne die ungeheuerſte Mitſchuld der Regierung) eingeriſſenen Entchriſtlichung des Volks endlich Einhalt thun wollte. So ferner die Berufung des Philoſophen Schelling nach Berlin, wo er Hegel erſetzen und deſſen bisherigen Einfluß verdrängen ſollte. Die ſeit zwanzig Jahren herrſchende Partei, im Beſitz faſt aller Kanzeln, Katheder und Preſſen des Landes, wollte ſich aber das Heft nicht entwinden laſſen. Dem ernſteren Kampf ging Geplänkel vorher. Bruno Bauer, ein Privatdocent in Bonn, der als Vorkämpfer der ſ. g. junghegelſchen Schule gegen Hengſtenberg auftrat und mit der frechſten Zuverſicht die Unhaltbarkeit des Chriſtenthums und die künftige Herrſchaft des freien Menſchengeiſtes verfocht, wurde entfernt; ebenſo Hoffmann von Fallersleben, Bibliothekar in Breslau, der in ſeinen „unpolitiſchen Liedern“ die Regierung verhöhnt hatte. Der ganze Verlag des Hamburger Buchhändler Campe, der ſyſtematiſch Preußen angriff, wurde verboten. Doch fehlte es der antichriſtlichen Partei nicht an vornehmer Protektion. Marheineke vertheidigte Bruno Bauer und Alexander von Humboldt rühmte das. Auch als Eichhorn das in ſeinen Anmaßungen immer mehr vorſchreitende Judenthum ein wenig in ſeine Schranken zurückweiſen wollte, nahm ſich Humboldt des letztern mit Eifer an. Der königliche Leibarzt Schönlein beging die Taktloſigkeit, den jungen revolutionären Dichter Herwegh, der unter andrem ſang: „reißt die Kreuze aus der Erden“, beim König einzuführen. Zum Dank für die Güte des Königs ſchrieb Herwegh nachher an denſelben einen unverſchämten Brief und mußte aus Berlin, wo er eine reiche Jüdin geheirathet hatte, ausgewieſen werden.

Unter ſo mancherlei Hofeinflüſſen bekam Eichhorn einen überaus ſchweren Stand. Der König ahnte nicht, wie ſeine Güte mißbraucht, wie ſeiner frommen Abſicht entgegengewirkt wurde. Eine ſtillſchweigende Verſchwörung ſetzte allem, was von Eichhorn ausging, paſſiven Widerſtand entgegen. Aus demſelben Grunde wurde Schelling in Berlin ignorirt, als überlebt und ganz bedeutungslos nur belächelt. Der „Romantiker auf dem Thron" ſelbſt entging nicht medisanten Bemerkungen. Der Menge aber ſpiegelte man Gefahren vor und warnte vor den Wölfen in Schafskleidern. Der Verein zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier wurde mit einer wahren Wuth angegriffen und man ſchien es ganz natürlich zu finden, daß der Sonntag nicht mehr geheiligt werden ſollte.*) Der Prozeß der ſ. g. Mukker in Königsberg kam der Oppoſition trefflich zu Statten. Hier hatte ein pietiſtiſcher Prediger im Jahr 1837 vornehme Weiber verführt, und weil er ein Scheinheiliger geweſen, ſollten es nun auch Eichhorn, Hengſtenberg und alle die Männer ſeyn, die im preußiſchen Volk den alten Glauben erhalten wollten. Schon im Sommer 1842 bildeten ſich in Berlin zwei Oppoſitionsvereine gegen Eichhorn, die „Berliner Freien" und die proteſtantiſchen Freunde oder „Lichtfreunde" welche letztere in dem Paſtor Uhlich zu Pömmelte und Paſtor König zu Anderbeck bald ihre populärſten Häupter fanden, Rationaliſten der allergemeinſten Sorte, Terroriſten der Oberflächlichkeit. Sie veranſtalteten Verſammlungen, die ſich jährlich zu Köthen wiederholen ſollten, aber auch anderwärts abgehalten wurden. Der Anfang war gemacht, die Bewegung pflanzte ſich fort bis Breslau und Königsberg. In ſie griff eine andere von Süden her ein. Im Herbſt 1841 hatte Oberhofprediger Zimmermann in Darmſtadt, Herausgeber einer rationaliſtiſchen ſehr populären Kirchenzeitung, den Aufruf zur Unterſtützung von Proteſtanten in katholiſchen Ländern erlaſſen, mit Bezugnahme auf eine von Großmann in Leipzig bereits zu dieſem Zweck gemachte kleine Stiftung.

---

*) Damals blieb die Jeruſalemskirche in Berlin, obgleich zu ihrem Sprengel 40,000 Seelen zählten, eines Sonntag Vormittags ſo leer, daß nicht gepredigt werden konnte.

die auch das Denkmal Guſtav Adolfs auf dem Schlachtfelde von Lützen in Stand hielt. Der Aufruf fand Anklang und führte zur Stiftung des Guſtav-Adolf-Vereins, deſſen Name eine ſo feindſelige Demonſtration gegen den Katholicismus zu ſeyn ſchien, daß König Ludwig von Bayern den Verein in ſeinen Staaten verbot. Indirect war der Verein auch eine Proteſtation gegen die „romantiſche“ Tendenz in der evangeliſchen Kirche. Der König von Preußen nahm das Protectorat des Vereins innerhalb ſeiner Staaten an, und doch beſchuldigte man ihn kryptokatholiſcher oder wenigſtens anglikaniſcher Geſinnungen. Die Nachſicht, mit der er dem neugewählten Biſchof von Trier, Arnoldi, als derſelbe dem Staatsoberhaupte den Eid in vorgeſchriebener Form nicht leiſten wollte, dieſen Eid erließ, ärgerte die Oppoſition bitter. Als der König 1841 den frommen Gedanken zur Ausführung brachte, gemeinſchaftlich mit England ein proteſtantiſches Bisthum am heiligen Grabe zu Jeruſalem zu ſtiften und das Ernennungsrecht des Biſchofs unter der Bedingung erhielt, daß der Biſchof dem anglicaniſchen Bekenntniß angehöre, erſann man ſogleich die Verleumdung, der König wolle die biſchöfliche Kirche Englands in Preußen einführen.

Damals vollendete der König auch die Umgeſtaltung der Armee, indem er die unförmlichen Tſchakos und knappen Fracks abſchaffte und dem ganzen preußiſchen Heere kleidſame Helme und bequeme Waffenröcke gab. — Das Frühjahr 1842 war ſehr trocken, es gab daher viele Brände, der ſchrecklichſte aber war der in Hamburg, der mehrere Tage und Nächte hindurch dauerte und ein Drittel der großen Stadt verzehrte. Die Summe, die aus ganz Deutſchland zum Wiederaufbau freiwillig beigeſteuert wurde, belief ſich auf mehrere Millionen.

Zum Hohn der deutſchen Einheit, welche im Jahr 1840 durch Beckers Rheinlied geprieſen wurde, ließ die Darmſtädter Regierung in der Nacht des 1. März 1841 eine kleine Flottille von Mainz auslaufen und vor Biberich eine ungeheure Menge Steine in den

Rhein werfen, um dieſen naſſauiſchen Hafen unbrauchbar zu machen, und zwar, weil der Hafendamm von Biberich angeblich die Schifffahrt der Mainzer erſchwert habe. Der Bundestag ſchritt gegen dieſen Skandal einmal energiſch ein und die Steine wurden wieder weggeſchafft.

Um dieſes widrige Bild deutſcher Zwietracht zu verwiſchen und es durch ein edleres zu erſetzen, genehmigte der König von Preußen den Plan, wornach der große Kölner Dom ausgebaut werden ſollte, begab ſich im Herbſt 1842 ſelbſt nach Köln, um den Grundſtein zum Weiterbau zu legen, und hielt bei dieſem Anlaß eine Rede für deutſche Einheit: „Dort werden ſich die ſchönſten Thore auf der Welt erheben, mögen ſie die Thore einer großen und guten Zeit werden. Möge durch ſie nie wieder die Uneinigkeit einziehen. Der Geiſt, der dieſe Thore baut, iſt der Geiſt der deutſchen Einigkeit und Kraft.“ Es waren hohe Gäſte nach Köln gekommen, Fürſt Metternich und Erzherzog Johann, die Könige von Württemberg und Holland, Vertreter derjenigen Intereſſen, die den preußiſchen am meiſten gegenüberſtanden, ſo daß die Mahnung zur Einheit hier um ſo mehr Bedeutung erhielt. Der Erzherzog brachte einen Trinkſpruch bei der Tafel aus, worin er ſagte, ſo lange Oeſterreich und Preußen zuſammenhielten, ſey keine Gefahr für Deutſchland und werde es feſtſtehen wie ſeine Berge. Das wurde durch die Zeitungen entſtellt, als habe er geſagt: kein Oeſterreich, kein Preußen, nur ein einiges großes Deutſchland! Worte, die ſeitdem von Mund zu Mund gingen und dem alten ſchlauen Johann einen unverdienten Ruhm einbrachten.

Im Spätherbſt 1842 machte der König von Preußen den erſten Verſuch einer gemeinſamen Sitzung ſämmtlicher Ausſchüſſe aus den Provinzialſtänden, als Vorbild eines Reichstags. Derſelbe blieb aber unpopulär, weil der Adel darin zahlreicher vertreten war, als Bürger und Bauern, und handelte auch von nichts Wichtigerem, als von Eiſenbahnen, einem kleinen Steuererlaß und von der Privatbenutzung der Flüſſe. Deſto populärer waren im folgenden Jahre die einzelnen Provinziallandtage, in denen immer lautere Forderungen an die Regierung geſtellt wurden. Die Abſetzung Schöns hatte böſes Blut in Oſtpreußen gemacht, in Poſen lärmten die Polen für ihre Nationalität fort, am Rhein verlangte man Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen und wehrte der preußiſchen Strafgeſetzgebung ab. Große Unzufriedenheit erregte das Mißlingen eines Verſuchs der Oſtpreußen, die Härte der ruſſiſchen Grenzſperre zu mildern. Die Stadt Königsberg wandte ſich wieder mit einer ſehr energiſchen Adreſſe an den König, der gerade einen Beſuch in St. Petersburg machte, und klagte bitter über die Hemmung des Handels und die vielen Willkührlichkeiten der Ruſſen. Aber Rußland gab nur wenig und auch nur zum Scheine nach. Die Verſicherung des Königs, Rußland ſey Preußens beſter Freund, mußte unter dieſen Umſtänden die Wirkung verfehlen. Es war tief zu beklagen, daß die ungerechte und unvernünftige Oppoſition gegen die religiöſe Richtung des Königs mit der wohlbegründeten Oppoſition gegen Rußland vermiſcht und verwechſelt werden konnte.

Im Jahr 1844 mehrten ſich die Symptome der Gährung im Volke. In den ſchleſiſchen Fabrikbezirken von Bielau und Peterswalde brach ein furchtbarer Aufſtand der Arbeiter aus, der nur mit Militärgewalt (4. Juni) unterdrückt werden konnte. Hunger und gänzliche Verwilderung hatten dazu geführt. Nirgends hatte die Entchriſtlichung tiefere Wurzeln im eigentlichen Volke geſchlagen als hier. Alles ſchauderte vor dem Elend und vor der thieriſchen Wuth dieſer Menſchen und doch half ihnen Niemand. Nur ein polniſcher Mönch, Brzozowski, der damals durch Oberſchleſien pilgerte und Miſſionspredigten hielt, gab ein großartiges Beiſpiel der Hülfe, indem er zu Beuthen, Oppeln, Coſel ꝛc. die katholiſche Bevölkerung dahin brachte, dem Branntwein zu entſagen. Mehrere hunderttauſend Menſchen bekehrten ſich dazu und überall verſchwanden die Juden, dieſe Peſt des Landes, weil ihnen die Bauern keinen Branntwein mehr abkauften. Das wundervolle Wirken des

Mönchs aber wurde von der herrſchenden irreligiöſen Partei abſichtlich ignorirt, in jeder Zeitung verſchwiegen. — Sechs Wochen nach der blutigen Unterdrückung des Arbeiteraufruhrs feuerte in Berlin ſelbſt ein mit Recht abgeſetzter, aſotiſcher Bürgermeiſter, Namens Tſcheck, zwei Schüſſe auf den König ab, zum Glück ohne zu treffen. Obgleich er aus reiner Bosheit gehandelt, gab es doch Leute genug, die ſeine Hinrichtung als ein Martyrium anſahen. Seine Tochter wurde mit ſchamloſer Oſtentation gefeiert und bekränzt und dahin gebracht, die königliche Gnade, die für ſie geſorgt hatte, mit undankbarem Hohn zurückzuweiſen.

Im Auguſt reiste der König zum dreihundertjährigen Jubiläum der Univerſität Königsberg, begleitet von Eichhorn. Gegen dieſen aber machten die Profeſſoren und Studenten unter den Augen des Königs eine verwegene Demonſtration. Eichhorn hatte vor Kurzem vor der Dinter'ſchen Schullehrerbibel gewarnt, in welcher den jungen Volkslehrern ſyſtematiſch der Glauben an die Göttlichkeit Chriſti ausgeredet wird. Dieſen ſelben Dinter pries nun der Phyſiologe Burdach in ſeiner Feſtrede als Rector und ſtellte ihn und den Philoſophen Kant als die Säulen der freien Wiſſenſchaft dar, welche ſich die Königsberger nun und nimmer würden nehmen laſſen. Die Studenten jubelten und überbrachten dem Redner nachher zum Dank einen ſilbernen Becher. Als der König den Grundſtein zum neuen Univerſitätsgebäude legte und dabei eine Rede hielt, betonte er die Worte „Licht" und „Vorwärts", legte ſie aber nicht im Sinne der Lichtfreunde aus, ſondern verſtand unter dem Licht die innere Erleuchtung, von der er wünſchte, ſie möchte den durch die Zeitphiloſophie Verfinſterten endlich wieder kommen. Seine Milde fand nur harte Herzen. Als er ſchied, wünſchte man ſich Glück, dem Miniſter ungeſtraft getrotzt zu haben. Am letzten Sonntag des Jahres 1844 ſagte ſich Paſtor Rupp in Königsberg auf der Kanzel feierlich vom Glauben an die Dreieinigkeit los und wurde darum bewundert.

Aber in denſelben Tagen des Auguſt, in denen die ärgerlichen

Scenen in Königsberg vorfielen, ließ Arnoldi in Trier den h. Rock ausſtellen und in einer unermeßlichen Wallfahrt ſtrömten die frommen Katholiken dahin, ihn zu ſehen und ihm ihre Verehrung zu bezeugen. Ein Feſt des Glaubens an der franzöſiſchen gegenüber dem des Unglaubens an der ruſſiſchen Grenze. Es begann am 18. Auguſt und währte bis zum 7. October, indem täglich neue Schaaren von Wallfahrern ankamen und gingen. Aus allen umliegenden katholiſchen Ländern kamen ganze Dorfgemeinden, ihre Pfarrer, ganze Provinzen mit ihren Biſchöfen an der Spitze, unter frommen Geſängen mit fliegenden Fahnen. Aus dem ganzen Rheinland und Weſtphalen, aus den Niederlanden, Lothringen, Frankreich. Täglich zogen die Pilger vor dem h. Rock vorüber in einem ununterbrochenen Zuge, 1,100,000 Menſchen, alle demuthsvoll und andächtig. Die Ruhe und Ordnung wurde keinen Augenblick geſtört, heiliger Friede ruhte auf dem unüberſehlichen Volke. Am Schluß hielt Biſchof Wilhelm Arnoldi eine ergreifende Rede über die Einheit der römiſchen Kirche, deren er ſich in der That rühmen durfte gegenüber der entſetzlichen Zerfahrenheit auf dem proteſtantiſchen Gebiete. In Königsberg, Berlin, Breslau, Halle leugnete man den Geiſt Chriſti, ſeine Göttlichkeit, ſeine hiſtoriſche Perſönlichkeit. In Trier beugten ſich alle Kniee in Demuth vor der äußern Hülle, vor dem bloßen Gewande des Heilands. Welche Rohheit der ſ. g. Bildung dort, und welche Zartheit der ungebildeten Menge hier!

Die Begeiſterung wirkte lange nach. Als am 17. Januar 1845 Biſchof Arnoldi in Köln eintraf, um dem Kölner Erzbiſchof Coadjutor v. Geiſſel bei der Conſecration des Kölner Weihbiſchofs Claeſſen zu aſſiſtiren, empfing ſie ein Fackelzug der Kölner Bürger von 4000 Fackeln, die der langen Proceſſion der ſtädtiſchen Behörden und Vereine unter rauſchender Muſik leuchteten. Der Volksjubel war ungeheuer. Um dieſe Zeit wurde auch in den Rheinlanden ein neuer katholiſcher Karl Borromäusverein geſtiftet mit dem Zweck, der Sündfluth ſchlechter Bücher und Zeitungen entgegenzuwirken.

Die Ausſtellung des h. Rocks und das Zuſammenſtrömen des katholiſchen Volks daſelbſt in ſo erſtaunlicher Menge überraſchte alle, welche dergleichen bei der herrſchenden Aufklärung nicht mehr für möglich gehalten hätten. Ein Gelächter gemiſcht mit einem Geſchrei der Wuth ging durch ganz Deutſchland. Augenblicklich ſpitzten ſich hunderte von Federn, um zu beweiſen, der h. Rock ſey unecht, das Ganze ein Pfaffenbetrug ꝛc. Eine der gemeinſten Federn aber gewann den Preis. Johannes Ronge, ein junger katholiſcher Geiſtlicher in Schleſien, war im Jahr 1843 als Caplan in Grotkau ſuspendirt worden, theils wegen Schmähſchriften gegen die Breslauer Curie, theils wegen „unſchicklichem Aeußern“ (Burſchentracht) und „unwürdiger Verrichtung der Amtshandlungen“. Er lebte nun in dem bergmänniſchen Hüttenwerk Laurahütte vom Unterrichtgeben und Zeitungsartikelſchreiben, bis ihm die Kunde wurde vom großen Feſt in Trier. Da ſchrieb er wieder einen ſeiner gewöhnlichen Schmähartikel für die ſächſiſchen Vaterlandsblätter in Form eines Briefes an den Biſchof Arnoldi, worin er die Feier in Trier als graſſen Aberglauben verhöhnte. Und dieſem in den ordinärſten Phraſen geſchriebenen Briefe wurde ſogleich von der ganzen ungläubigen Welt die ungeheuerſte Wichtigkeit beigelegt, blos weil er von einem katholiſchen Prieſter kam und es nun ſo ausſah, als ob die katholiſche Kirche mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gekommen wäre. Der eitle und unfähige Jüngling, der eine ſolche Rolle zu ſpielen nie geträumt hatte, wurde auf einmal auf den Schild gehoben. Es regnete Adreſſen an ihn, begleitet von Ehrenbechern, Ehrenkränzen, goldnen Federn und Dintenfäſſern, Einladungen und baarem Gelde. Inzwiſchen wußte er noch nicht recht, wie er die Sache anzufangen habe, als Czerski, katholiſcher Pfarrer in Schneidemühl (im Poſenſchen), den es zu heirathen drängte, das lockende Beiſpiel nachahmte, mit ſeiner Kirche öffentlich brach, aber die Stimmung der Zeit raſch benutzte, um den Verſuch einer neuen Kirche zu machen, die ſich der katholiſchen entgegenſetzen ſollte. Schon zu Weihnachten 1844 verrichtete er die erſte Taufe nach dem neuen ſchnell improviſirten Ritus, und heirathete ſeine bisherige, von ihm ſchwangere Geliebte. Die Neuerung erregte große Erbitterung unter den guten Katholiken. Im April wurde Czerski's elterliche Wohnung zu Skurziewo, als er darin übernachtete, von einem Volkshaufen belagert. In Poſen ſelbſt konnte ihn nur die Militärmacht vor dem höchſt erbitterten Volke ſchützen, am 29. Juli. Mehrere Perſonen wurden in dieſem Tumult verwundet.

In Breslau hatten die feurigen Predigten, die Domherr Förſter im Geiſt des großen Trierer Feſtes hielt, den Haß der Nationaliſten im höchſten Grade erregt. Profeſſor Regenbrecht daſelbſt trat mit Oſtentation aus der katholiſchen Kirche aus und ſchloß ſich an die Neuerer, und am 23. Januar 1845 hielten die Anhänger der neuen ſ. g. deutſch-katholiſchen Kirche unter Ronge's Vorſitz ihre erſte Verſammlung in Breslau. Sie behielten die heil. Schrift als Grundlage und Inhalt des Glaubens und zwei Sakramente, die Taufe und das Abendmahl bei, letzteres als „ſühnendes Gedächtnißmahl". Doch wie dieſer Ausdruck, ſo waren auch die meiſten andern des Bekenntniſſes auf Schrauben geſtellt und vor allem wurde ſich die Prüfung des Glaubensinhalts durch die Vernunft und die unbedingteſte Freiheit der Forſchung vorbehalten, wodurch die Annäherung an die in Breslau ſehr zahlreichen proteſtantiſchen Lichtfreunde und Hegelianer angebahnt war. Neben Ronge trat noch ein anderer abgefallener Prieſter, Kerbler auf, der ſich nach Leipzig wandte. Ja Ronge ſelbſt trachtete außerhalb Schleſien ſich einen größern Wirkungskreis zu erringen, weil er merkte, das Miniſterium werde ihm Czerski vorziehen.

Bei ſo bedenklichen Wirren in der ſchleſiſchen Kirche kam es dem Breslauer Domcapitel darauf an, den erledigten fürſtbiſchöflichen Stuhl mit einem tüchtigen Manne zu beſetzen und ſeine Wahl fiel am 15. Januar 1845 auf den durch Geiſt und Charakter gleich ausgezeichneten (auch durch Schriften bekannten) Dombechanten Diepenbrock in Regensburg, der anfangs Anſtand nahm, die ſchwere Bürde auf ſeine Schultern zu nehmen, aber von der Kirche wie vom Staate gleich willkommen geheißen, ſich endlich dazu entſchloß, am 8. Juni. Bald darauf aber trat noch Theiner, der vor zwanzig Jahren mit ſeinem berühmten Bruder an der Spitze des jungen ſchleſiſchen Klerus den Cölibat hatte aufheben wollen, zu den Deutſchkatholiken über. Die Regierung ſchwankte, glaubte die Bewegung nicht gewaltſam hemmen zu können und zu ſollen, wollte ſie aber auch nicht zu weit gehen laſſen. Sie ertheilte Czerski die Erlaubniß zu ſeiner neuen Gemeindebildung am 20. April 1845, ſchränkte ſie wieder ein am 17. Mai und erläuterte durch ein neues Reſcript vom 8. Juni die Bedingungen der Duldung.

Inzwiſchen pflanzte ſich der Rongeanismus nach Sachſen fort. Schon am 9. Februar gründete Robert Blum, Billeteur beim Theater, aber ein Mann von großer Energie und Beredtſamkeit, eine deutſchkatholiſche Gemeinde in Leipzig, wo am 25. März bereits ein ſ. g. Concil von allen bisher gegründeten (19) Gemeinden abgehalten wurde. Hier wurde die Perſon Chriſti wegvotirt, von Czerski aber, um die preußiſche Regierung zu ſchonen, beibehalten. Ihm trat auch Theiner in einem neuen Concil zu Breslau bei, am 15. Aug. Ronge wollte eine Gemeinde in Halberſtadt gründen, bekam aber hier Prügel. In Süddeutſchland nahm man ihn beſſer auf. Zu Offenbach hielt ſein Vorläufer Kerbler unter großem Zulauf der Proteſtanten den erſten deutſchkatholiſchen Gottesdienſt. Dieß hatte zur Folge, daß ſich am 1. Juni in Frankfurt am Main eine ähnliche Gemeinde bildete, als deren Pfarrer Kerbler berufen wurde, und daß am 3. auch in Darmſtadt ähnliches geſchah. Hier nahm ſich der bekannte Dichter Duller der Sache mit beſonderm Eifer an. Gelockt durch dieſe Vorgänge kam nun Ronge ſelbſt und hielt in einem mit Blumen geſchmückten Wagen, gefolgt von etwa zwanzig Wagen aus Hanau und Offenbach, unter dem Jubel des Pöbels am 14. September ſeinen Triumpheinzug in Frankfurt am Main. Ihn begleitete der junge Hegelianer Dowiat, ein Oſtpreuße, der in ſeinen öffentlichen Reden der neuen Religion eine entſchieden hegelſche Richtung gab. Ronge ſelbſt begnügte ſich in ſeinen Predigten mit banalen Ausfällen gegen Rom und war bereits ſo von Hochmuth geſchwollen, daß er ſich ſelbſt wiederholt den zweiten Luther nannte. Sein Anhang hatte ein großes und allgemeines deutſchkatholiſches Concil nach Stuttgart ausgeſchrieben, auf den 15. September. Dahin eilte nun Ronge mit Dowiat, Kerbler, Burkhardt (dem Vorſteher der Frankfurter Gemeinde), Duller, dem Novelliſten Heribert Rau ꝛc. Das ganze Concilium hatte in einem kleinen Gartenſaale auf der ſ. g. Silberburg Platz, obgleich Weiber und Mädchen dabei waren. Man faßte hier den tollen Beſchluß, daß bei allen Berathungen der neuen Kirche Weiber und erwachſene Jungfrauen Sitz und Stimme gleich den Männern haben ſollten. Am Abend ſchwelgten die Concilienmitglieder an der Wirthstafel, um, wie ſie ſelbſt ſagten, bei Wein, Forellen und Kalbsbraten Weltgeſchichte zu machen. Sie reiſten nach Ulm, wo ihnen der ehrwürdige Münſter eingeräumt wurde. Ronge ging aber aus Furcht vor dem nahen katholiſchen Bayern wieder zurück. Am 29. September empfing ihn in Mannheim Muſik und Volksjubel und als ihm die Behörden weder eine Kirche noch Theater öffneten, nahm ihn der Deputirte Buchhändler Baſſermann ſammt ſeinem zahlreichen Gefolge in ſeinen feſtlich erleuchteten Garten auf, wo ihn die Häupter der liberalen badiſchen Oppoſition Itzſtein, Hecker, Matthy ꝛc. bewillkommten. Gleicher Jubel empfing Ronge in Worms, Offenbach, und als er zum zweitenmal nach Frankfurt kam, war ſein Empfang noch glänzender als das erſtemal. Tauſende erwarteten ihn und die Straßen waren mit Fahnen und Blumen geſchmückt. Aber man rief ihn ins badiſche Oberland ab, um die alten Feinde des Cölibats, Kuenzer ꝛc. zu begrüßen. Eben war zu Freiburg im Breisgau der Geſchichtsforſcher Heinrich Schreiber zu ſeiner Secte übergetreten. Das Conſtanzer Capitel verlangte Reformen, wodurch am ſicherſten der Abfall von der Kirche vermieden werden könne. Das Capitel des Linzgaus brachte wieder die Aufhebung des Cölibats zur Sprache. Eben ſo die Capitel von Stühlingen, Mosbach und Geiſingen. In Conſtanz drückte der Bürgermeiſter Hüetlin dem Erzbiſchof von Freiburg, als derſelbe auf einer Viſitationsreiſe dahin kam, am 9. Juli die Geſinnung der geſammten Bürgerſchaft als eine Weſſenbergiſche aus. Doch wurde Weſſenbergs Büſte, die von exaltirten Verehrern desſelben unpaſſenderweiſe bei dieſem Anlaß zur Schau geſtellt worden war, durch einen Auflauf des gemeinen Volkes zerſchlagen, weil daſſelbe darin eine Verhöhnung des Erzbiſchofs zu ſehen glaubte. Als Ronge nun wirklich nach Conſtanz kam, mied ihn Weſſenberg und ſelbſt Kuenzer mißbilligte ſein Schisma. Der altkatholiſche Boden brannte unter Ronges Füßen. Er durfte nicht einmal einen öffentlichen Vortrag halten. Zwar ließ er auf dem nahen Schweizergebiet dicht an der Grenze eine Tribüne errichten und predigte in ſeiner Weiſe, hatte jedoch kein ſehr ausgewähltes Publikum und führte nur vor Neugierigen ein barockes Spektakel auf, unterbrochen von wilden Drohungen und Schmähungen eines fanatiſchen Haufens von katholiſchem Volke (am 18. October). Da zog er ab, um nicht wiederzukommen.

Inzwiſchen hinterließ er doch im Badiſchen eine Nachwirkung. Zittel trug in der Kammer auf allgemeine Religionsfreiheit an. Die Mehrheit fiel ihm zu, aber aus dem Volke kamen Sturmpetitionen gegen die Motion. Die Aufregung wurde ſo groß, daß ein offener Kampf der Parteien zu beſorgen geweſen wäre, wenn nicht die Regierung ſchnell die Kammer aufgelöſt hätte. Mitten in dieſe Gährung hinein warf Profeſſor Gervinus in Heidelberg eine Flugſchrift, worin er von der deutſchkatholiſchen Bewegung die größten Hoffnungen für Deutſchland hegte und nichts Geringeres von ihr erwartete, als die Auflöſung der proteſtantiſchen, wie der altkatholiſchen Kirche in dieſer neuen Kirche des Geiſtes.

Inzwiſchen hatten die Reformatoren gerade durch ihre Rundreiſen und gedruckten Reden ihre Unfähigkeit offenbart. Durch die antichriſtliche und radicale Richtung, die ſie genommen hatten, waren ihnen die proteſtantiſchen Regierungen abgeneigt worden. In Braunſchweig, Darmſtadt, Baden und Württemberg wurden ſie denſelben Beſchränkungen unterworfen, wie früher in Preußen. Eine Menge proteſtantiſcher Stimmen erhoben ſich gegen ſie. Nicht nur die gläubigen Proteſtanten wieſen entſchieden ſolche ungläubige Bundesgenoſſen zurück, ſondern auch unter den politiſch Liberalen ſahen bereits Viele ein, daß ſie durch Gemeinſchaft mit den Diſſidenten mehr ihren Namen compromittiren, als etwas für ihre Sache gewinnen würden. Die deutſchkatholiſche Bewegung ſtockte. Sie hatte nur wie eine Staubwolke durch Deutſchland gewirbelt und den Leuten Sand in die Augen geſtreut.

In Sachſen war die Aufregung am heftigſten. Hier ging die Thorheit ſo weit, daß auf die bloße Nachricht hin, in der katholiſchen Kirche zu Annaberg ſey ein Altar dem Stifter des Jeſuitenordens geweiht und in ihm befinde ſich eine Reliquie des heil. Franz Xaver, das ganze Land allarmirt wurde und die Regierung Mühe hatte, die lächerlichen Beſchwerden darüber zu beſchwichtigen. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß gerade jetzt der Bauplan zu der erſten, den Altkatholiken ſchon vorher bewilligten Kirche in Leipzig entworfen wurde, während die Regierung Anſtand nehmen zu müſſen glaubte, den Deutſchkatholiken eine proteſtantiſche Kirche einzuräumen. Nun ſchrie alles und tobte. Man fiel auf den Wahn einer jeſuitiſch geſinnten Camarilla, und der um Wiſſenſchaft und Kunſt vielfach verdiente, ſtets durch edle Mäßigung ausgezeichnete Bruder des Königs, Prinz Johann, wurde dabei Gegenſtand der unwürdigſten Verleumdung. Am 12. Auguſt kam Prinz Johann als Chef der Communalgarde Sachſens auf einer Viſitationsreiſe auch nach Leipzig, um die dortige Communalgarde zu muſtern. Da brach die lang verhaltene Wuth aus. Schon bei der Muſterung wurde gerufen: es lebe Ronge! Als aber der Prinz im Hotel de Pruſſe zu Nacht ſpeiſte, begann Pfeifen und Geheul und Steinwerfen gegen das Hotel und die Ruhe konnte endlich nur durch Militärgewalt hergeſtellt werden, wobei 7 Perſonen erſchoſſen und 3 ſo ſchwer verwundet wurden, daß ſie bald nachher ſtarben. Weil es bloße Zuſchauer geweſen, wurde das Militär der Grauſamkeit beſchuldigt und die Aufregung wuchs nach der Abreiſe des Prinzen. Eine große Volksverſammlung unterwarf ſich jedoch dem Machtwort Robert Blums, der zur Mäßigung mahnte. Der König ließ ſich verſöhnlich finden, eine lange Unterſuchung endete ohne erhebliches Reſultat und Niemand wurde beſtraft. Die Deutſchkatholiken blieben einſtweilen geduldet.

Mittlerweile machten auch die proteſtantiſchen Lichtfreunde gewaltigen Lärmen, vorzugsweiſe in Preußen. Als ihr kühnſter Vorſtürmer bezeugte ſich Paſtor Wislicenus aus Halle in der Köthener Lichtverſammlung am 15. Mai 1844, indem er hier feierlich den chriſtlichen Glauben abſchwur und dem alten „ich glaube" Satz für Satz ein „ich glaube nicht" entgegenſtellte. Bald darauf gab er eine kleine Schrift heraus „ob Schrift, ob Geiſt?" worin er die heil. Schrift verwarf und nur dem Zeitgeiſte folgen wollte. Von dieſem Zeitgeiſt waren faſt alle Synoden angeſteckt, die der König von Preußen am Schluſſe des Jahres zuſammenberief. Er meinte, die Mehrheit ſey noch gläubig und werde die ungläubige Minderheit zügeln. Aber die Mehrheit der proteſtantiſchen Geiſtlichen war längſt ungläubig. Auf der Synode zu Magdeburg waren nur 3 gläubige Chriſten gegen 4 Hegelianer und 11 Rationaliſten. Auf der Synode zu Breslau brachen zwiſchen der noch gläubigen, oder ſcheingläubigen und der ganz ungläubigen Geiſtlichkeit eckelhafte Kämpfe aus. Auf einer großen Lichtverſammlung in Halle im Februar 1845 wurde den Deutſchkatholiken zugejubelt. Eben ſo in Lichtverſammlungen zu Königsberg und Eisleben.

In Hengſtenbergs Kirchenzeitung wagten nun einige fromme Paſtoren den vielfachen Erklärungen zu Gunſten des Wislicenus andere entgegenzuſetzen, in denen ſie ſeine Lehre verwarfen und ihn ſelbſt nicht mehr für einen chriſtlichen Geiſtlichen anerkennen wollten. Das erregte wieder einen furchtbaren Sturm im Meere der ungläubigen Paſtoren und Profeſſoren, die ſich beeilten, ihre Proteſte gegen Hengſtenberg mit zahlreichen Unterſchriften zu bedecken. So ganz war alle Scham von ihnen gewichen, daß ſelbſt die höchſten Geiſtlichen des Landes ſich an die Spitze der Proteſte ſtellten, wie Conſiſtorialrath Schulz in Breslau, die Biſchöfe Dräſeke und Eylert, Hofprediger Sydow, Superintendent Schulz, auch Profeſſor Lachmann ꝛc. in Berlin. Ueberall im Lande wurden die Proteſte nachgeahmt und in Lichtverſammlungen, die ſich von Tage zu Tage häuften, mit zahlreichen Unterſchriften bedeckt. Endlich that ſogar der Magiſtrat von Berlin einen kühnen Schritt und nahte dem Thron (am 2. October) mit einer Adreſſe, in der er dem König geradezu erklärte, mit dem alten Chriſtenthum ſey es zu Ende, die neue Aera des freien Geiſtes beginne und der König werde hiemit aufgefordert, ſich an die Spitze der neuen Geiſtesbewegung zu ſtellen. Bürgermeiſter Kraußnik las ihm die Adreſſe vor, die der König aber mit ungewöhnlicher Schärfe abſchlägig beantwortete. Am 23. October reichte der Magiſtrat von Königsberg eine ganz ähnliche Adreſſe ein. In Breslau ſchwur Senior Krauſe auf der Kanzel dem Chriſtenthum ab. Das Breslauer Schullehrerſeminar war ſo gegen das Chriſtenthum fanatiſirt, daß es gänzlich aufgelöſt werden mußte.

Schwächer war die antichriſtliche Gährung in den übrigen proteſtantiſchen Staaten. In Württemberg wurde der junge Tübinger Profeſſor Viſcher ſuspendirt, wegen einer Rede, in der er das Chriſtenthum geläſtert hatte, 1845.

Der König von Preußen unterſagte die Lichtverſammlungen und entfernte Wislicenus, Rupp, Schulz. Dräſeke und Eylert gaben ſchwächliche Erklärungen von ſich, worin ſie nur ihre Feigheit gegenüber der weltlichen Macht bezeugten, ohne ihre Sympathien für die Lichtfreunde aufzugeben. Dieſe letzteren, wie die Deutſchkatholiken, machten nun äußerlich keine Fortſchritte mehr, wurden aber auch nicht verfolgt und befanden ſich in der etwas ſeltenen Lage, daß mit wenigen frommen Ausnahmen die ganze gebildete Welt für ſie war, und ſie doch weder die alte Kirche vertilgen, noch einen neuen Cultus aufbringen konnten. Die geheime Urſache ihrer Schwäche lag in der Rückſicht auf die Bauern. Das Landvolk war durch die Zöglinge der Schullehrerſeminare noch nicht genug unterwühlt, immer noch zu altgläubig. Man durfte doch noch nicht wagen, die Kirche niederzureißen.

Der katholiſchen Einheit gegenüber dachte man in Preußen an eine Erneuerung der proteſtantiſchen Einheit, wie ſie im alten Reich als corpus Evangelicorum beſtanden. Am 5. Januar 1846 kamen geiſtliche Abgeordnete von 26 Staaten in Berlin zuſammen, die aber nicht das Geringſte ausmachten. Auch nach zehnjährigem Beſtande haben ſie bis heute nichts zu Stande gebracht außer einem neuen Geſangbuchsentwurfe. Es war unmöglich, die Staaten in wichtigen Dingen zu einigen, und es wäre ſchlimm geweſen, wenn man ſich nur in den damals vorherrſchenden Negationen geeinigt hätte. Der König von Preußen berief in demſelben Jahr noch eine Generalſynode ſeiner Landesgeiſtlichen nach Berlin, die Mehrheit erwies ſich unioniſtiſch, aber auch hier wurde nichts ausgemacht.

In demſelben Jahr 1846 wurde Preußen und Oeſterreich gemeinſchaftlich durch einen neuen Polenaufſtand beunruhigt. Mieroslawski, ein in Paris lebender polniſcher Flüchtling, erſchien heimlich im Großherzogthum Poſen und ſtellte ſich an die Spitze einer Inſurrection, die aber im Keim erſtickt wurde, indem am 14. Februar die Verſchwornen in der Feſtung Poſen ſich verdächtig machten und alle verhaftet wurden. Beſſer gelang es der Inſurrection in Krakau, von wo am 22. die ſchwache öſterreichiſche Beſatzung vertrieben wurde. Hier wurde eine proviſoriſche Regierung errichtet, an deren Spitze der Arzt Tyſſowski ſtand. Auch in Galizien erhob ſich ein Theil des Adels, fand aber unerwarteten Widerſtand an den Bauern, welche dieſe Gelegenheit ergriffen, ſich den Dank der Regierung zu verdienen und ſchonungslos alle Edelleute, Verwalter und was immer dem Adel folgte, todt zu ſchlagen.

Ein Bauer, Namens Szela, erlangte dabei eine ſchreckliche Berühmtheit. So wurde der Aufſtand in Krakau iſolirt, die Oeſterreicher rückten wieder ein, die Aufrührer flohen. Die nordiſchen Mächte aber kamen überein, die kleine Republik Krakau dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat einzuverleiben, um ferneren Umtrieben von dort aus vorzubeugen. Das wurde am 6. November vollzogen, trotz des heftigen Widerſpruchs von Seiten Palmerſtons. Vieles iſt an dieſer Revolution heute noch räthſelhaft. Sie ging ſcheinbar von Frankreich aus, kam aber vorzugsweiſe Rußland zu Statten, weil ſie Oeſterreich und Preußen gegen die polniſche Nationalität noch feindlicher als bisher ſtimmen mußte. Die Bauern in Galizien gewannen bei dieſem Anlaß die Befreiung von Roboten und andern Laſten.

Immer noch von dem Principe der ſtändiſchen Gliederung nicht laſſend, glaubte der König von Preußen doch dem Dringen nach Reichsſtänden in der Art nachgeben zu ſollen, daß er wie früher ſchon die Ausſchüſſe, ſo jetzt die ſämmtlichen Mitglieder aller Provinzialſtände zu einem vereinigten Landtage nach Berlin berief, am 3. Februar 1847. Niemand zweifelte, daß ſomit die conſtitutionelle Bahn betreten ſey, und der Jubel war groß, wenn gleich eine Oppoſition noch das „Annehmen oder Ablehnen" in Frage ſtellte, ſofern das königliche Patent doch noch keine eigentliche Repräſentativverfaſſung im Sinne des Verſprechens von 1815 bewilligte. Der Landtag wurde am 11. April in Berlin eröffnet und der König ſagte ausdrücklich: er werde nimmermehr zugeben, daß ſich zwiſchen ihn und das Land ein geſchriebenes Blatt (eine Charte) gleichſam als zweite Vorſehung eindränge. Ferner beklagte er ſich über den Geiſt der Auflockerung zum Umſturz, ſchmachvoll für die deutſche Treue und preußiſche Ehre, und endlich die große Oppoſition des Unglaubens abwehrend, rief er mit Begeiſterung aus: ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen! Allein die Oppoſition kehrte ſich nicht an dieſe ſchönen Worte, ſondern ſetzte ſich gleich in der Errungenſchaft des vereinigten Landtages feſt, um mit vereinter Kraft auf ihre Zwecke hinzuarbeiten, und antwortete dem König mit einer von dem Crefelder Fabrikanten Beckerath aufgeſetzten Adreſſe, worin ſie die Rechte der künftigen Repräſentativverfaſſung reclamirte und verwahrte. Unter den Rheinländern glänzten als Redner Camphauſen von Köln und Hanſemann von Aachen, unter den Weſtphalen Freiherr von Vinke, unter den Altpreußen Herr von Auerswald und Milde von Breslau. In der Vermittlerrolle zeichnete ſich Graf Arnim aus. Der König blieb bei ſeinem Patent ſtehen und ließ ſich von der Adreſſe nicht hinreißen, aber neue auf ihn gebaute Hoffnungen wurden damals geweckt durch eine merkwürdige Schrift des General von Radowitz, eines dem König perſönlich engvertrauten Mannes, der Preußens Miſſion in einer innigen Verſchmelzung der ſpecifiſch preußiſchen und der deutſchen Geſammtintereſſen und in einer dadurch motivirten Bundesreform erkannte.

Auch in Oeſterreich mehrten ſich die Symptome conſtitutioneller Tendenzen. Hauptſächlich in Ungarn erſtarkte die Reichstagsoppoſition, deren Haupt in den dreißiger Jahren noch Deak war, ſofern weder der alte Palatinus, Erzherzog Joſeph, noch der junge Kaiſer Ferdinand und Metternich die Gefährlichkeit derſelben zu ahnen ſchien. Nach Joſephs Tode wurde ſein Sohn Stephan Palatin und der Kaiſer ſelbſt kam nach Ungarn, um ſich als Ferdinand V. zum König krönen zu laſſen, bei welchem Anlaß er nicht mehr eine lateiniſche, ſondern eine ungariſche Rede hielt, 1847. Dadurch ſteigerte er nur den Uebermuth der Magyaren, die ihre Sprache allen in Ungarn lebenden Slaven, Deutſchen und Wallachen aufdringen wollten, und zugleich die Unabhängigkeitsgelüſte. Damals war Ludwig Koſſuth bereits das einflußreichſte Mitglied der Oppoſition geworden und der gefürchtetſte Redner. Mit ihm vereint wirkte die periodiſche Preſſe, wirkten Dichter und enthuſiasmirte Damen, in Ungarn den Deutſchenhaß zur Mode zu machen, wie gleichzeitig in der Lombardei und Venedig. — Aber auch in Böhmen regten ſich zum erſtenmal die Stände. Im Jahr 1847 erklärten ſie ſich gegen die Cenſur, ließen ihre eigenen Verhandlungen drucken und vertheidigten gegen die Regierung ihr Steuerbewilligungsrecht. Sogar in Deutſchöſterreich wurde das bisherige tiefe Schweigen der Poſtulatenlandtage unterbrochen. Vor den niederöſterreichiſchen Ständen verlangte Graf Breuner die Theilnahme von bürgerlichen Abgeordneten bei Berathung der Steuern. Auch kam hier ſchon die Ablöſung der Feudallaſten und eine Reform des Unterrichtsweſens in Frage.

Damals wurden immer mehr Eiſenbahnen in Deutſchland angelegt, aber nicht nach einem übereinſtimmenden Plane. Insbeſondere in den ſüdweſtlichen Mittelſtaaten liefen die Intereſſen auseinander und hemmte man ſich gegenſeitig. Auffallenderweiſe baute Oeſterreich wenig und ſpät, nachdem Preußen ſchon viel mehr gebaut hatte, weßhalb die Bahn von Paris nach Wien in weitem Bogen durch Norddeutſchland führte. Friedrich Liſt, aus ſeiner Verbannung in Amerika zurückgekehrt, bemühte ſich vergebens, in den geſammten Eiſenbahnbau Deutſchlands Plan und Einheit zu bringen, wie auch Schutzzölle als Repreſſalien des deutſchen Handels gegen England durchzuſetzen. Verkannt und verlaſſen von ſeinen Landsleuten gab er ſich 1846 ſelbſt den Tod, zu Kufſtein in Tirol.

In dieſer Zeit begannen auch neue verhängnißvolle Verwicklungen an der däniſchen Grenze. König Friedrich IV. von Dänemark hatte die von den vereinten Ständen von Schleswig und Holſtein 1831 beſtrittenen Provinzialſtände im Jahr 1834 dennoch in der Art eingeführt, daß in jedem der beiden Herzogthümer ein beſonderer Landtag beſtehen ſollte, wie auch im übrigen Dänemark einer für die däniſchen Inſeln, der andere für Jütland. Holſtein allein gehörte zum deutſchen Bunde. In Schleswig wünſchte die deutſche Mehrheit den früheren Verband mit Holſtein feſtzuhalten und wo möglich auch dem deutſchen Bund einverleibt zu werden; eine däniſche Minderheit dagegen beſchwerte ſich 1838 über die Herrſchaft der deutſchen Sprache in ganz Schleswig und verlangte für die rein däniſche Bevölkerung Abwehr derſelben. Im Jahr 1839 ſtarb der alte König und ihm folgte ſein Großneffe, Chriſtian VIII., der damals ſchon 54 Jahre zählte und deſſen einziger Sohn Friedrich keine Nachkommenſchaft verſprach. Nun machte ſich Herzog Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg Hoffnung auf die Thronfolge, die ihm nach deutſchem Recht als dem nächſten männlichen Agnaten in Holſtein und Schleswig auch zukam, nicht aber in Dänemark nach däniſchem Recht der nähern weiblichen Thronfolge, und unterſtützte deßhalb aus allen Kräften die deutſche Partei in den Herzogthümern. Die Provinzialſtände beider verlangten daher 1842 abermals dringend ihre Verſchmelzung, wobei Advokat Beſeler in Schleswig beſonders thätig war. Dagegen trug Uſſing im däniſchen Landtage von Roeskild darauf an, der König ſolle die Untheilbarkeit des däniſchen Geſammtſtaates erklären, 1844. Sofern ſich die Kammern von Braunſchweig und Baden in dieſe noch nicht reife Streitſache einmiſchten, reizten ſie nur die Aufmerkſamkeit Rußlands. Rußland hat ein dringendes Intereſſe, daß ſein Einfluß in Dänemark herrſche, weil der von däniſchen Kanonen beherrſchte Sund der Schlüſſel zur Oſtſee iſt, auf den es die ruſſiſche Politik eben ſo ſcharf abgeſehen hat, als auf die Dardanellen, den Schlüſſel des ſchwarzen Meeres. Zudem vermählte ſich Landgraf Friedrich von Heſſen (welcher als nächſter Agnat der heſſiſchen Kurfürſten beim Mangel legitimer Erben in Kurheſſen ſowohl dieſes Land als auch, ſofern Chriſtians VIII. Schweſter Charlotte ſeine Mutter, Gemahlin ſeines Vaters Wilhelm war, nach däniſchem Recht der weiblichen Nachfolge auch Dänemark erben ſollte) im Jahr 1844 mit der Großfürſtin Alexandra, der Tochter des Kaiſers Nicolaus, wodurch Rußland ſelbſt ein nahes Erbrecht auf Dänemark gewann. Hierauf erließ der König im Jahr 1846 ganz im Intereſſe der ruſſiſchen Politik und zum Nachtheil der deutſchen Partei einen offenen Brief, worin er das däniſche Recht der weiblichen Thronfolge auf den Geſammtſtaat Dänemark, alſo auch auf die Herzogthümer

Schleswig und Holſtein ausdehnte und mit einem Federſtrich die deutſchen Hoffnungen durchſchnitt. Man glaubte damals allgemein, Kaiſer Nicolaus lege nicht blos auf den Sund, ſondern auch auf Holſtein inſofern großen Werth, als wenn erſt ein ruſſiſcher Prinz auf dem däniſchen Thron ſäße, derſelbe auch wegen Holſtein Sitz und Stimme am deutſchen Bundestag habe und die Geſchicke Deutſchlands noch viel unmittelbarer als bisher von Rußland gelenkt werden würden.

Die Deutſchen müßten alles Nationalgefühls baar geweſen ſeyn, wenn ſie dem ruſſiſchen Plan nicht wenigſtens einen moraliſchen Widerſtand entgegengeſetzt hätten, aber ſie begingen den Fehler, allzu tumultuariſch aufzutreten, die natürlichen Rechtswege durch Agitationen und Maſſenaufgebote zu überſchreiten und namentlich die durchaus verſchiedenartigen Rechte Schleswigs und Holſteins zu vermengen. In Bezug auf beide ſtand dem deutſchen Bund nur zu, das Erbrecht der deutſchen Agnaten zu wahren; aber in Bezug auf Holſtein allein ſtand ihm auch zu, deſſen Trennung als deutſches Bundesland vom däniſchen Geſammtſtaat und eine Verbindung des einen mit dem andern ausſchließlich durch Perſonalunion zu verlangen. Nicht in Bezug auf Schleswig. Wenn nur den deutſchen Agnaten das Erbrecht in Schleswig geſichert blieb, ging Schleswigs jeweilige Verfaſſung und Verwaltung den deutſchen Bund nichts an. Die deutſche Agitation für die Herzogthümer ſetzte aber voraus, einem gelte, was dem anderen. Mit dem damals überall geſungenen Liede „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ täuſchte man ſich über die europäiſchen Verträge. Indem von den liberalen Kammeroppoſitionen, von der Preſſe, in Adreſſen, ſogar von den zu rein wiſſenſchaftlichen Zwecken ſich jährlich vereinigenden Germaniſtenverſammlungen für Schleswig-Holſtein agitirt wurde, und man in Holſtein ſogar große Volksverſammlungen zu halten anfing (die erſte am 20. Juli zu Neumünſter), that man nicht gerade das, wodurch der damalige noch von Metternich inſpirirte Bundestag angenehm berührt wurde.

Gleichwohl nahm der Bundestag keinen Anſtand, auf die Beſchwerde der holſteiniſchen Stände am 17. September zu antworten, er verſehe ſich, „daß die Rechte Aller und Jeder, zumal die des deutſchen Bundes und der erbberechtigten Agnaten würden gewahrt werden.“ König Ludwig von Bayern gab öffentlich die wärmſten Sympathien für Schleswig-Holſtein kund und die Agitation hörte keineswegs auf. Eine zweite große Volksverſammlung zu Nortorf in Holſtein am 14. September wurde durch däniſches Militär auseinandergetrieben. Die Stände in Schleswig, Beſeler an der Spitze, proteſtirten ganz im Sinne der Holſteiner gegen die Regierung und die Mehrheit verließ den Sitzungsſaal, als die Regierung ihre Vorſchläge zurückwies, im October. Die Ruhe wurde indeß nicht weiter geſtört und die ganze Angelegenheit blieb, wie ſie war, bis am 20. Januar 1848 der König ſtarb, ihm ſein Sohn Friedrich VII. nachfolgte und wenige Tage ſpäter die große Revolution in Frankreich ausbrach.

Die badiſche Kammer begann damals eine immer auffallendere Rolle zu ſpielen. Ihre Koryphäen Rottek und Welker hatten durch das „Staatslexikon“ die liberale Doctrin weit und breit unter das Volk gebracht. Rotteks Weltgeſchichte wurde in unzählbaren Exemplaren ſelbſt unter den Handwerksgeſellen verbreitet, auch die Commis-Voyageurs machten damals in liberaler Politik wie in einem Handelsartikel. Zwei badiſche Abgeordnete, der alte v. Itzſtein und der junge Hecker, reisten 1845 nach Preußen, um ſich mit der oſtpreußiſchen Oppoſition in Verbindung zu ſetzen, wurden aber aus Berlin ausgewieſen. Ein anderer, Baſſermann, nahm ſich insbeſondere der Deutſchkatholiken an. Die von Gervinus in Heidelberg gegründete „Deutſche Zeitung“ wurde das Organ der deutſchen Doctrinäre. Weiter noch als dieſe wollte Hecker gehen, in Verbindung mit dem Ruſſen von Struve, der zu Mannheim in ſeinem „Zuſchauer“ ſchon republikaniſche und ſocialiſtiſche Ideen verbreitete. Am 12. September 1847 hielten dieſe beiden eine Verſammlung Gleichgeſinnter in Offenburg ab, worin ſie conſtitutionelle Forderungen ſtellten, wie Preßfreiheit, Vereinsrecht, Geſchwornengerichte, Lehrfreiheit, gleiche Berechtigung aller Culte ꝛc., patriotiſche, namentlich Vertretung des Volkes beim Bundestage, und demokratiſch-ſocialiſtiſche, wie allgemeine Volksbewaffnung, Selbſtregierung des Volks, Abſchaffung aller Vorrechte, eine progreſſive Einkommenſteuer und Garantie der Arbeit, das eigentliche Programm der ſpäteren Revolution. Durch dieſes Vorſchreiten der äußerſten Linken ſahen ſich die gemäßigten Conſtitutionellen veranlaßt, im Oktober eine Zuſammenkunft von Notabilitäten aus verſchiedenen deutſchen Kammern, welche der alte Itzſtein nach Heppenheim berufen hatte, gutzuheißen und zu beſchicken. Derſelben wohnten auch Hanſemann und Meviſſen als Mitglieder des vereinigten Landtags in Preußen bei. Man beſchloß, mit vereinigten Kräften und übereinſtimmend alles zu thun, um auf verfaſſungsmäßigem Wege zu dem zu gelangen, was in Deutſchland noch fehlte, um aus dem Repräſentativſyſtem eine Wahrheit zu machen. Gegen den Vorſchlag aber, eine Volksvertretung auch beim Bundestage zu verlangen, erklärte ſich Heinrich von Gagern aus Darmſtadt aus einem ſehr richtigen Grunde, weil der Executivgewalt im deutſchen Bunde die einheitliche Spitze fehle und ein Reichstag ohne Kaiſer nicht wohl durchführbar ſey.

Mancherlei Bewegung zeigte ſich auch ſchon in den Maſſen. Der Turnverein in Offenbach mußte wegen demokratiſcher Wühlerei aufgelöst, eine Volksverſammlung in Donaueſchingen unterſagt werden. Aus der radikalen Schweiz wurden Brandſchriften in Menge, beſonders communiſtiſchen Inhalts, unter den deutſchen Handwerkern verbreitet. Dazu kam ein Hungerjahr, hauptſächlich veranlaßt durch die Kartoffelkrankheit, die ſich über den ganzen Welttheil verbreitete. Das Brod wurde außerordentlich theuer und im Frühjahr 1847 brachen an vielen Orten Theurungsunruhen aus, welche die Proletarier doppelt empfänglich machten für die revolutionäre Verführung. So in Breslau, Halle, Stettin, Poſen, vielen Orten in Böhmen, in Ulm, Tübingen. Der König von Württemberg ſelbſt war in einem Theurungsauflauf zu Stuttgart am 3. Mai, den er durch gütiges Zureden ſtillen wollte, Steinwürfen ausgeſetzt. Die Frechheit im gemeinen Volke nahm auffallend überhand. Auch die Preſſe wurde immer rückſichtsloſer und ergriff in ihrer ungeheuren Mehrheit für den Radicalismus in der Schweiz Partei. Eine revolutionäre Schwüle lag in der Luft, die einen nahen Ausbruch wilder Volkselemente erwarten ließ.

Der treffliche König Ludwig von Bayern erlag damals dämoniſcher Bezauberung durch die ſpaniſche Tänzerin Lola Montez. Dieſe ſchöne Furie kehrte in München alles zu unterſt und oberſt, ſtürzte das Miniſterium Abel, welches ſich ehrenwerth weigerte, ihre Erhebung zur Gräfin von Landsberg zu unterzeichnen, und brachte den König dahin, ein neues Miniſterium nach ihrem Sinn zu ernennen, wozu ſich Zurhein und Maurer hergaben, am 13. Februar 1847. Hierauf wurden ſieben katholiſche Profeſſoren der Univerſität München abgeſetzt, der Redemptoriſtenorden aufgehoben und ein entſchieden kirchenfeindliches Syſtem angekündigt. Studenten und Volk brachten dem abgeſetzten Profeſſor von Laſaulx ein Ständchen und der Lola ein Pereat, wogegen das Militär einſchritt. Hatten die Aufgeklärten und Fortſchrittsmänner bisher das Miniſterium Abel jeſuitiſcher Grundſätze beſchuldigt, ſo ſcheuten ſie ſich jetzt nicht, ſelber dem jeſuitiſchen Grundſatz „der Zweck heiligt das Mittel“ zu huldigen und ließen ſich die Lolawirthſchaft gern gefallen; die Spanierin war keck genug, ſich zur Patronin der Freiſinnigkeit aufzuwerfen. Es währte daher noch lange, bis die ſittliche Oppoſition gegen ſie Kraft gewann. Im November trat das bisherige Miniſterium ab und ein noch liberaleres, den Fürſten von Oettingen-Wallerſtein und Bercks an der Spitze, vom Volk das „Lolaminiſterium“ genannt, übernahm die Geſchäfte. Im Winter bildete ſich die Lola ein Gefolge von lüderlichen Studenten (die ſ. g. Alemannia), mit denen ſie lärmend durch die Straßen zog und des Nachts Orgien feierte. Im Anblick dieſer Scandale ſtarb der alte ehrwürdige Görres am 29. Januar 1848, und an ſeinem

Grabe erſt erwachte der Zorn der Jugend und des Volkes. Als die Lola wagte, ſeinem Leichenbegängniß zuzuſehen und dabei Zeichen der öffentlichen Verachtung empfing, drohte ſie mit der Reitpeitſche, ſie werde die Univerſität ſchließen laſſen. Die von den Studenten beabſichtigten Feierlichkeiten am Grabe des geliebten Lehrers wurden am 3. und 6. Februar verhindert. Da am 7. brauste die Jugend auf, von Volksmaſſen unterſtützt, und keine Alemannen durften ſich auf der Straße ſehen laſſen, ohne mißhandelt zu werden. Mit gewohnter Kühnheit ſtürzte nun Lola ſelbſt auf die Straße, um ſich ihrer Lieblinge anzunehmen, gerieth aber unter die Fäuſte der Mezger und Brauer und nur ihr Geſchlecht und ihre Schönheit entwaffnete die Wuth der Menge. Sie wurde in eine Kirche gerettet. Truppen reinigten hierauf die Straßen und noch den gleichen Abend wurde die Univerſität geſchloſſen. Nun aber ſammelten ſich an den folgenden Tagen die Bürger Münchens und drohten mit einer Sturmpetition. Auch die Reichsräthe machten dem König Vorſtellungen. Da bewilligte er am 11. die Wiedereröffnung der Univerſität. Die Lola entfloh in dem Augenblick, als man ihr Haus bereits ſtürmte und auch die Alemannen verſchwanden. Aber das Spiel war noch nicht zu Ende. Dem Grafen Arco-Valley, der aus Freude über Lola's Entfernung 5000 Gulden den Armen ſchenkte, wurde der Hof verboten. Sie ſelbſt blieb noch in der Nähe, um wiederzukommen. Die neuen Tumulte aber, die ſie in München hervorrief, griffen ſchon in den allgemeinen Sturm der deutſchen Märzrevolution ein. Lola Montez war kein gewöhnliches Weib. In ihrer reizenden Geſtalt, ſüßverlockend und frech abſchreckend, erblickten wir ein dämoniſches Spiegelbild der Revolution, dieſer ſelbſt vorangaukelnd.

Viertes Buch.

Der Sonderbundskrieg und Pius IX.

Die kleine Demüthigung, welche die Schweiz durch den franzöſiſchen Geſandten erlitten, war bald verſchmerzt, da Ludwig Philipp ſich in einer Hauptſache, der kirchlichen Frage, den Schweizer Radicalen geneigt zeigte und den Papſt erſuchte, ſich in Bezug auf die Beſchlüſſe der Badener Conferenz mit der Eidgenoſſenſchaft zu vertragen.*)

Die Kirchenverfolgung ſchritt nun immer weiter vor. Im Auguſt 1837 wurde die katholiſche Minderheit im Canton Glarus von der reformirten Mehrheit mit Waffengewalt unterdrückt und eine neue Verfaſſung erzwungen, das uralte Kloſter Pfäffers aufgehoben. Im Jahr 1838 ſollte der Streit der Klauenmänner gegen die Hornmänner benutzt werden, um im Canton Schwyz den Radicalismus einzuführen. Die ärmeren Landleute, die nur kleines

---

*) v. Tillier, Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft I. 337 nach Actenſtücken.

Vieh mit Klauen hielten, konnten die Allmandweide nicht in dem Maß benutzen, wie die reichen, welche großes Vieh mit Hörnern beſaßen, verlangten daher eine Ausgleichung und Entſchädigung von den Reichen. Es kam deshalb bei der Landgemeinde zu einer großartigen Prügelei, in welcher die Hornmänner ſiegten. Der damals radicale Vorort Luzern wollte gleich einſchreiten, aber Zürich war beſonnener und verhinderte es. In demſelben Jahre wurde die Schweiz abermals durch franzöſiſche Forderungen allarmirt, indem Ludwig Philipp die Ausweiſung Ludwig Napoleons verlangte. Ich werde bei der Geſchichte Frankreichs darauf zurückkommen. Die gemäßigten Schweizer waren zur Nachgibigkeit geneigt, als Frankreich bereits Truppen an die Grenzen ſchickte, nur die exaltirteſten Radicalen wollten den Kampf aufnehmen. Ludwig Napoleon machte der Sache ein Ende, indem er freiwillig ging, aber die Radicalen rühmten ſich nun doch, nicht nachgegeben zu haben und wurden immer trotziger. In Bern wichen die Brüder Schnell, die in dieſem Handel für Mäßigung geweſen, in zu großer Empfindlichkeit dem Einfluß der exaltirten Radicalen und Neuhaus kam hier ans Ruder.

In Zürich hielt man bisher immer noch politiſche Mäßigung ein und ſetzte dem radicalen Uebermuth Schranken, aber im Haß gegen Chriſtenthum und Kirche ging man hier weiter als anderswo. In erſterer Beziehung wurde Melchior Hirzel, damaliges Staatsoberhaupt in Zürich, von ſeinen Collegen zurückgehalten, in der zweiten Beziehung aber ließ man ihn gewähren. Er ſetzte nun ſeine ganze Hoffnung auf die Zukunft und wollte die jüngere Generation zum unbedingten Fortſchritt und zur neuen Religion des freien Geiſtes erziehen laſſen. Schon war Scherr Lenker des Schulweſens in Zürich, jetzt ſollte auch noch der große Chriſtusleugner Dr. Strauß als Profeſſor der Dogmatik und Kirchengeſchichte nach Zürich berufen werden, um, wie Hirzel in einer öffentlichen Rede verkündete, eine neue Aera zu beginnen und Zürich zum Ausgangspunkt einer neuen Reformation zu machen, die noch ungleich großartiger werden ſollte, als die des Zwingli geweſen. Die Berufung erfolgte im Januar 1839, allein bald zeigte ſich ſolche Aufregung im chriſtlichen Volke, daß man die Berufung ſiſtirte und im März den Dr. Strauß, ehe er noch gekommen war, in Ruheſtand verſetzte mit einer Penſion von 1000 Schweizerfranken, die er auch annahm. Damit war aber das chriſtliche Volk noch nicht beruhigt. Es forderte Bürgſchaften für ſeinen Glauben und daß Scherr entfernt werde, der die Jugend des Landes ſyſtematiſch in den Schulen entchriſtlichte, Bibel und Katechismus verwerfend. Ein ſ. g. Glaubenscomité, Hürlimann und Rahn an der Spitze, formulirte die Beſchwerden des Volks. Die radicale Regierung wollte das Comité in Anklageſtand verſetzen, ließ ſich aber durch eine impoſante Volksverſammlung in Kloten abſchrecken, benahm ſich feig und wurde, als ſich das Gerücht verbreitete, ſie ſuche bewaffnete Hülfe bei den radicalen Cantonen, durch eine allgemeine Erhebung geſtürzt. In der Nacht auf den 6. September ließ Bernhard Hirzel, Pfarrer zu Pfäffikon, zuerſt die Sturmglocke läuten, die bald im ganzen Lande wiedertönte, und von allen Seiten bewegte ſich das fromme Landvolk, geiſtliche Lieder ſingend, „ein betender Aufſtand“, gegen Zürich. Die Regierung benahm ſich kopflos, ihre wenigen Truppen wichen nach einem kurzen Gefecht, in welchem der Regierungsrath Dr. Hegetſchweiler, ein ausgezeichneter Naturforſcher, erſchoſſen wurde, indem er gerade Frieden ſtiften wollte. Die Regierung mußte dem Sturme weichen, die Sieger aber behielten die gemäßigten Mitglieder derſelben bei und erſetzten die geflohenen durch chriſtlich geſinnte Männer, wie Muralt, Hürlimann ꝛc. Melchior Hirzel hatte für immer alle Bedeutung verloren, Scherr verlegte ſeine Wirkſamkeit in den radicalen Thurgau. Dr. Keller entſagte dem Radicalismus gänzlich und ließ ſich zu Berlin im preußiſchen Staatsdienſte placiren.

Hatte der Radicalismus Zürich eingebüßt, ſo gewann er dagegen in dieſem Jahre die Oberhand in Wallis. Hier wurden die conſervativen, vorzugsweiſe deutſchen Oberwalliſer von den radicalen, vorzugsweiſe welſchen Unterwalliſern, deren Haupt Barmann war, damals übervortheilt. Auch in Teſſin kam eine radicale Partei unter Franscini empor und ſtürzte die alte Regierung, 1839. Im folgenden Jahre trat der geſetzliche Termin der Verfaſſungsreviſion (nach 10 Jahren) in Solothurn und Aargau ein und in beiden Cantonen ſiegte der Radicalismus, der hauptſächlich auch auf Bern trotzte, weil hier 1841 Neuhaus zum Schultheißen, und ſofern Bern gerade Vorort war, auch zum Präſidenten der Tagſatzung erhoben wurde. Dieſer Mann von durchaus franzöſiſcher Erziehung brachte eine Treuloſigkeit in die höchſte Verwaltung der Eidgenoſſenſchaft, wie ſie bisher noch nicht vorgekommen war. Als die katholiſche Minderheit des Volks im Aargau durch die neue Verfaſſung die Parität aufs ſchändlichſte verletzt ſah und das ſ. g. Bünzener Comité Maßregeln dagegen berieth, ließ die Regierung die Mitglieder des Comité im Kloſter Muri verhaften. Das katholiſche Landvolk litt es nicht, befreite die Gefangenen und nahm den Regierungscommiſſär Waller ſelbſt in Verhaft, 10. Januar 1841. Aber ſchon am andern Tage ſtand nicht nur die ganze Streitmacht der reformirten Aargauer unter den Waffen, ſondern am 12. rückten auch bereits Berner Truppen ins Aargau ein, welche Neuhaus im Parteiintereſſe der Aargauer Radicalen abſchickte, ohne daß wirkliche Noth es erfordert hätte. Vergebens mahnte Zürich zur Mäßigung, am 13. Januar war bereits der ganze katholiſche Theil des Aargau (die ſ. g. freien Aemter) mit 15,000 Mann reformirter Truppen überſchwemmt, welche Frei-Heroſé von Aarau anführte, und die ſich jeden Uebermuth erlaubten, beſonders ſchändlichen Unfug in den Kirchen trieben. An dem gleichen Tage wurde im großen Rath zu Aargau auf Antrag des Seminardirektor Keller der tumultuariſche Beſchluß gefaßt, ſämmtliche Klöſter im Aargau aufzuheben. Mit der Ausführung aber eilte man ſo, daß Frei-Heroſé am 25. Januar bereits dem Abt von Muri erklärte, binnen zweimal 24 Stunden dürfte kein Mönch mehr im Kloſter ſeyn. Kloſter Muri war uralt und reich begütert, auch Wettingen an der Aar, minder die andern Klöſter.

Der Vorort Bern hatte in dieſem Fall allen Rechten zuwider parteiiſch gehandelt und nicht etwa blos die Autorität der Regierung im Aargau herſtellen, ſondern auch durch Anweſenheit ſeiner Truppen die Aufhebung der Klöſter bewirken helfen. Dagegen erhoben nun die katholiſchen Urcantone und ſelbſt die Stadt Baſel Proteſt. Desgleichen Rom und auch Oeſterreich, weil Muri eine Stiftung der Habsburger war. Metternich ließ in ſeiner Note an die Schweiz einfließen, wenn ſie die Rechte anderer nicht achte, werde ihr eigenes Recht gefährdet. Aber indem Neuhaus die Tagſatzung am 15. März zum erſtenmal, ſeit die Eidgenoſſenſchaft beſtund, in franzöſiſcher Sprache eröffnete, gab er zu verſtehen, die Schweiz könne ſich, wenn ſie von Oeſterreich bedroht werde, immerhin auf franzöſiſchen Schutz verlaſſen. Die Mehrheit der Tagſatzung dachte indeß billig genug, erklärte die Aufhebung der Aargauer Klöſter für dem 12. Artikel des Bundesvertrags, der die Rechte der Kirchen gewährleiſtet, zuwiderlaufend, und forderte Aargau zur Einſtellung ſeiner Verfügung auf. Aber Aargau trotzte und bequemte ſich nur, ein Paar arme Nonnenklöſter fortbeſtehen zu laſſen.

Mittlerweile wurde auch die Verfaſſungsreviſion in Luzern vorgenommen und am 1. Mai durch eine Mehrheit von 17,000 gegen 1600 Stimmen eine neue Verfaſſung und eine neue Regierung eingeführt, in welcher wie in Zürich die Glaubenspartei ſiegte. Denn lange ſchon war dem katholiſchen Volk das Treiben der radicalen Regierung, die Berufung Scherrs, die Errichtung von Schulen in ſeinem Sinn, das Verbot an die geiſtlichen Orden, Schulen zu halten ꝛc. zuwider geworden. Ein tüchtiger Bauer, Leu von Eberſol, ſtand an der Spitze des Volks und trat jetzt in die Regierung ein. Mit ihm Sigwart-Müller, der bisher zu den Radicalen gehalten, jetzt aber ſich bekehrte. In dieſelbe Zeit fällt der Uebertritt Hurters, der als Antiſtes in Schaffhauſen Vorſtand der reformirten Geiſtlichkeit geweſen, zum katholiſchen Glauben, eine Converſion, die ungeheures Aufſehen erregte und den Haß der Radicalen gegen die katholiſche Kirche noch mehr entflammte. Wegen der Klöſter wurde fortgetagt, proteſtirt, gemahnt, aber Aargau trotzte fort.

Der Radicalismus erfocht neue Siege in Genf, wo er durch mehrere Aufſtände die Regierung erſchütterte, ſeit 1841, unterlag aber in Wallis, wo Barmann mit den Jungſchweizern von den Oberwalliſern zurückgeſchlagen und vertrieben wurde, 1844. Nach dreijährigen nutzloſen Unterhandlungen wegen der Aargauer Klöſter beſchloſſen die Radicalen, die ſich jedenfalls der Mehrheit ſicher hielten, noch kühner und gewaltthätiger voranzugehen. Die vierhundertjährige Feier der Schlacht bei St. Jakob brachte auf dem Schlachtfelde, unfern von Baſel, eine ungeheure Volksmenge zuſammen, bei der die radicale Farbe entſchieden vorherrſchte, am 30. Juni. Hier wurde die Fahne der Walliſer beſchimpft und die Abgeordneten dieſes Cantons zur Flucht gezwungen. Hier reifte auch der Plan, durch Freiſchaaren mit Gewalt durchzuſetzen, wozu man bei der Uneinigkeit der Stimmen auf der Tagſatzung durch keinen legalen Beſchluß gelangen konnte. Brenner, ein Schüler Wilhelm Snells, verhöhnte in offener Rede den „papierenen Bund“, der nicht die wahre Eidgenoſſenſchaft ſey. Kurz vorher (im Mai) hatte Seminardirector Keller in Aarau, weit entfernt, die Kloſteraufhebung zu bereuen, vielmehr den weitern Antrag auf Vertreibung aller Jeſuiten aus der Eidgenoſſenſchaft geſtellt. Dieſer Fanatismus reizte nun die Luzerner, am 12. September die Berufung der Jeſuiten in ihre Stadt zu beſchließen. Die Jeſuiten waren nichts Neues in der Schweiz, zu Freiburg beſtand ſchon lange eine großartige Erziehungsanſtalt derſelben und auch in Schwyz hatten ſie ſich niedergelaſſen. Aber ſofern Luzern Vorort war, bildete man ſich ein oder gab wenigſtens vor, die Jeſuiten könnten von hier aus einen viel gefährlicheren Einfluß üben. Die Jeſuitenfurcht war hier eben ſo lächerlich, wie in Sachſen, aber ſie war nicht aufrichtig gemeint, ſondern ſollte nur den Abſichten der Radicalen dienen. Man wußte wohl, wie ganz ohnmächtig der arme Orden war, aber man machte ein ungeheuerliches Schreckbild aus ihm, um alle bisher billig Denkenden, Ruhigen und Gemäßigten gegen die katholiſche Partei aufzuhetzen und die Aargauer Kloſterfrage über der neuen Jeſuitenfrage ganz vergeſſen zu machen. Klug war die Berufung der Jeſuiten nach Luzern in dieſem Augenblick nicht, weil ſie die Antipathie aller Reformirten gegen ſich haben mußte. Sie bewirkte gleich einen Umſchlag im Canton Zürich, wo der conſervative Bluntſchli dem liberalen (wenn auch nicht radicalen) Zehender in der Regierung weichen mußte. Sehr viele, die gern das Recht der Katholiken ferner unterſtützt hätten, ließen ſich vom Namen des Jeſuitismus abſchrecken und zogen ſich von nun an zurück.

Auch die auswärtigen Mächte tadelten die Jeſuitenberufung. Ludwig Philipp wollte ſeine wachſende Unpopularität nicht noch dadurch vermehren, daß er ſich der Jeſuiten annahm. Auch Oeſterreich mißbilligte die unzeitige Maßregel. Dieſe Stimmung im Ausland gab den Radicalen Muth, kühner voranzugehen.

Eine radicale Minderheit in Luzern, den Arzt Dr. Steiger an der Spitze, wagte am 7. Dezember einen Aufſtand, der aber im Keim erſtickt wurde, indem ſich die Verſchworenen in einem Wirthshaus überfallen ließen und die Freiſchaaren unter dem Aargauiſchen Regierungsrath Waller, die von außen eindringen ſollten, an der Emme zurückgeſchlagen wurden. Vorort und Tagſatzung ſchienen zu ſchlafen. Trotz den gerechten Klagen Luzerns dauerte das Wühlen und Aufhetzen, nur um noch zahlreichere Freiſchaarenzüge zu veranlaſſen, unter den Augen des Vororts Bern fort, an deſſen Stell- erſt im neuen Jahr Zürich Vorort wurde. Schon am 15. Dezember beriefen die Radicalen große Volksverſammlungen nach Frauenbrunnen (im Berner Gebiet) und Zofingen, wo ein allgemeiner und offenſiver Widerſtand gegen die Jeſuiten beſchloſſen und ein Centralcomité ernannt wurde, um die Volksmaſſen zu leiten. Es war eine helvetiſche Centralregierung in spe. Seminardirector Keller war ihr erſter Präſident. Allein da der Bund in der Mäßigung des Cantons Zürich Hinderniſſe fand, ſo beſchloß man, ſich hauptſächlich an Bern anzulehnen und die Zofinger traten vor den Frauenbrunnern zurück, unter denen nur Ochſenbein eine triſte Berühmtheit erlangt hat. Dieſer Ochſenbein übernahm die militäriſche Leitung des Bundes und in wiederholten, raſch auf einander folgenden Volksverſammlungen, ſo wie durch die Preſſe wurde der große Freiſchaarenzug auf das Frühjahr vorbereitet. So zu Inns (29. Dezember), Langenthal (5. Januar 1845), Sumiswald (12. Januar), Herzogenbuchſee, Lieſtal und Hunzenſchwyl (19. Januar), Wimmis, Zweiſinnen, Dachſen. Die Luzerner Flüchtlinge ſchrieben offen an ihre Landesregierung, ſie würden bald mit vielen Gäſten wiederkommen. Luzern beſchwerte ſich über die Regierung des Aargaus, unter deren Augen die Freiſchaaren ſich bildeten. Der Vorort Zürich frug auch deshalb offiziell bei Aargau an, berief eine außerordentliche Tagſatzung und erließ ein Kreisſchreiben (22. Januar), worin er die dem Vorort ziemliche Mäßigung ſo gut als möglich mit den Sympathien der wieder in der Züricher Regierung herrſchend gewordenen radicalen Partei auszugleichen ſuchte. Aber ſolche Vermittelungen konnten dem einmal kühn gewordenen Radicalismus nicht mehr gefallen und die große Volksverſammlung zu Unterſtraß (26. Januar) bereitete die Sitzung des Züricher großen Rathes (4. Februar) vor, in welcher die gemäßigtere Meinung mit 95 gegen 105 von der radicalen beſeitigt wurde. Eben ſo wurde im Canton Waadt die bisherige gemäßigte Regierung abzutreten gezwungen (13. Februar) und Druey trat an die Spitze der neuen ſchroff radicalen Regierung.

Die Luzerner verdarben ihre gerechte Sache durch die Härte und Kleinlichkeit, mit der ſie alle Verſchworenen oder nur Verdächtigen verfolgten und hunderte von Menſchen einkerkerten und inquirirten. Das ſchadete ihnen ſehr in der öffentlichen Meinung, obgleich ſich ihr Verfahren aus Furcht vor dem ſie überall umlauernden Verrath erklären läßt. Sie wollten ſich nicht zum zweitenmal in ihrer eigenen Stadt überfallen laſſen. Uebrigens riefen ſie den alten General von Sonnenberg aus dem neapolitaniſchen Dienſt zurück, um ihm den Oberbefehl über ihre Truppen im Fall eines neuen Angriffs zu geben und erboten ihre katholiſchen Mitſtände zum Aufſehen. Wenn man erwägt, daß die Freiſchaaren jeden Tag angekündigt wurden, daß Luzern und die Urkantone ſchon wochenlang vor dem wirklichen Angriff durch falſche Gerüchte allarmirt und dann von den radicalen Blättern ausgelacht wurden, ſo muß man ihren Zorn entſchuldigen.

Die Tagſatzung verſammelte ſich am 4. Februar 1845. Auf ihr führten die katholiſchen Cantone eine würdevolle Sprache, wurden aber nur verhöhnt. Die gemäßigte Partei ſchmolz immer mehr zuſammen, da ſie ſich außer Stande ſah, die Freiſchaaren ernſtlich zu verhindern, ſo lange Luzern nicht die Jeſuiten aufgab. Erſt am 20. März beſchloß die Tagſatzung ein Verbot der Freiſchaaren, that aber nichts, um ſie wirklich zu hindern. Die Starken wollten, die Schwachen konnten ſie nicht hindern.

Nachdem das Comité am 26. März einen Aufruf erlaſſen, ſammelten ſich die Freiſchaaren, großentheils geregelte Milizen aus dem Aargau, Bern, Solothurn und Baſelland, angeführt von Ochſenbein und von dem Aargauer Regierungsrath Rothpletz. Die Berner nahmen aus dem Schloß Nidau 2, die Solothurner aus dem Schloſſe Lipp 1, die Aargauer aus der kleinen Feſtung Aarburg 4 ſchwere Geſchütze mit. Obgleich alles unter den Augen der Regierungen geſchah, rührte ſich doch Niemand, das Verbot der Tagſatzung geltend zu machen. Am 30. März rückten zwei große Colonnen unter jenen beiden Befehlshabern vor Luzern. Rothpletz kam glücklich über die Emme und drang in der Nacht bis in die Vorſtadt ein, wagte aber nicht, weiter vorzugehen und wurde am andern Morgen von Sonnenberg mit überlegener Macht angegriffen und zurückgeſchlagen. Ochſenbein fand ſich in der Nacht nicht zurecht, eine Abtheilung ſeiner Colonne unter Billo wurde an der Emme von Schwyzern zurückgeſchlagen. Am Morgen ſuchte Ochſenbein ihn und Rothpletz vergebens auf der Hochebene von Littau und hielt ſich allein für zu ſchwach, zumal rings um ihn ſchon der Luzerner Landſturm plänkelte. Er befahl alſo den Rückzug, der bald in eine regelloſe Flucht ausartete zum Verderben der Einzelnen, die nun viel leichter von den Luzerner Bauern erſchlagen oder gefangen wurden. Billo entkam mit dem Reſt ſeiner Schaar über Surſee. Rothpletz wurde, nachdem ſeine Colonne ſich aufgelöſt, mit wenigen Gefährten nahe am Ufer der Emme gefangen. Der Haupttheil ſeiner Colonne mit den Kanonen entfloh nach Malters; als ſie hier ankamen, war es ſchon wieder Nacht geworden, ein quer über die Landſtraße geſtellter Heuwagen hielt die Kanonen auf und aus Häuſern und Gärten ſchoſſen die Luzerner Bauern auf die Freiſchärler, die hier alle gefangen wurden. Im Ganzen verloren die Freiſchaaren 104 Todte, eine unbeſtimmbare Zahl von Verwundeten, Kanonen, Munitionswagen und Gepäck ſammt 1785 Gefangenen, unter denen Oberſt Rothpletz, drei Oberſtlieutenants, zwei Majore. Die Luzerner und ihre Verbündeten hatten nur 8 Todte und 21 Verwundete.

Dieſer ſchöne Sieg des Rechts erregte unter denen, die ſo gröblich dem Unrecht geholfen, anfangs tiefe Beſtürzung, dann grenzenloſe Rachluſt. Aber die Radicalen hielten ihren Ingrimm zurück, bis die Gefangenen ausgelöſt ſeyn würden. Am 5. April verſammelte ſich die Tagſatzung, die ſo wenig ihre Schuldigkeit gethan hatte, abermals in Zürich. Hier erſchien Sigwart-Müller als Geſandter von Luzern und ſprach entrüſtet „von den treuloſen Regierungen, die ſolche Horden gegen einen eidgenöſſiſchen Mitſtand geſendet, ſie mit Waffen und Munition verſehen, ihre Milizoffiziere als Anführer gegeben. Im Hofe des Regierungsgebäudes zu Luzern ſtehen jetzt die Kanonen aus dem Zeughauſe des Aargaus. Und auch ein Berner Geſchütz. Hatte das ſtolze Bern, das auf 40,000 Bajonette pocht, nicht ſo viel Kraft, einen Freiſchaarenzug zu verhindern?“ Er forderte Beſtrafung der Schuldigen, zunächſt

Entlaſſung der eidgenöſſiſchen Offiziere, die unter den Freiſchaaren gedient. Aber man hielt ihn hin. Man marktete nur um das Löſegeld der Gefangenen, das endlich zu 200,000 Franken für Aargau, 70,000 für Bern, 35,000 für Baſelland, 20,000 für Solothurn und 25,000 für die übrigen Cantone feſtgeſtellt wurde. Sodann ſollten Luzerns Bundesgenoſſen für ihre Ausrüſtung 130 bis 150,000 Franken bekommen. So der Vertrag vom 25. April, worauf alle Gefangenen frei hinziehen durften mit Ausnahme der Luzerner Inſurgenten, unter denen Dr. Steiger zum Tode verurtheilt, aber mit Liſt aus dem Kerker befreit wurde. Unmittelbar nachher, im Juni, zogen die erſten Jeſuiten in Luzern ein. Aber Leu von Ebersol, der ſie berufen, wurde in der Nacht des 20. Juli in ſeinem Bett, während er ſchlief, von Jakob Müller erſchoſſen, einem ſchlechten Subject, welches Privatrache an ihm üben wollte, ſich aber auch von Parteimännern zu der Unthat verführen ließ. Derſelbe wurde hingerichtet. Die übrigen Luzerner Inſurgenten wurden zum Theil hart mit Gefängniß, die Reichen mit Geldſtrafen belegt.

Eine wahre Sühne erfolgte nicht. Die Radicalen trachteten nur, neue Kräfte zu ſammeln, um Rache zu üben. Daß ſie keineswegs bloß den Jeſuitismus und die katholiſche Kirche anfeindeten, ſondern auch den reformirten Glauben haßten, hatte ſchon der Eifer für Strauß dargethan, und wurde aufs Neue bewährt durch die rückſichtsloſe Verfolgung der reformirten Geiſtlichen im Canton Waadt. Hier hatte ſich der Advokat Druey zum Dictator aufgeworfen, trotz eines kropfartigen Halsauswuchſes ein glänzender Redner, ein blaſirter Roué in der Maske des cyniſchen Volkstribunen, ein genialer Schalk, der alle Menſchen auslachte mit der Prätention, für das Wohl der Menſchen zu glühen, eine der ſeltſamſten Ausgeburten des Schweizer Radicalismus, jedenfalls mehr Franzoſe als Deutſcher. Dieſem „luſtigen Teufel" fiel es ein, ſich an der Angſt der Frommen zu ergötzen. Als er ſämmtlichen reformirten Geiſtlichen des Cantons befohlen, die neue Verfaſſungsurkunde von der Kanzel zu verleſen, und die meiſten ſich weigerten, die heilige Stätte zu ſeinen politiſchen Demonſtrationen herzuleihen, befahl er die Abſetzung der Widerſpenſtigen. Zweihundert Geiſtliche traten zuſammen (11. November), verlangten Trennung der Kirche vom Staate und errichteten, da ihnen die Kirchen geſchloſſen wurden, ſ. g. oratoires zum Privatgottesdienſt. Aber Druey ließ ihre frommen Verſammlungen durch den Pöbel auseinanderjagen, ſetzte alle renitenten Pfarrer ab und dafür die unfähigſten Subjecte ein, oder ſchmolz mehrere Pfarreien in eine zuſammen. Mit gleichem Hohn trieb er die berühmten Männer aus der Akademie von Lauſanne, namentlich Monnard, der Schutz in Preußen fand. Die Exceſſe des Pöbels gegen die Frommen wiederholten ſich noch überall, wo dieſe ſich verſammelten. Zu Echallens wurden ſogar die Diakoniſſen aus dem Spital verjagt. Dagegen durfte der Communiſt Treichler in Lauſanne öffentliche Vorträge halten und Marr, ein Schauſpielerſohn aus Leipzig, in einem Journal den Grundſatz aufſtellen: Atheismus iſt der Anfang der Humanität. Die Communiſten waren damals in der franzöſiſchen Schweiz ſehr thätig. Ihre Lehre, Gemeinſchaft der Güter, Theilung der Arbeit, war in Frankreich von Fourier ausgebildet worden und hatte ſich beſonders im Handwerkerſtande verbreitet. Ihr vornehmſter Anhänger unter den Deutſchen war der preußiſche Schneidergeſell Weitling, der damals ſeine merkwürdigen Bücher gleichfalls in der Schweiz ſchrieb. In Bern und Zürich beſtanden wie in Waadtland communiſtiſche Druckereien, von wo Brandſchriften aller Art ausgingen, unter andern eine wohlfeile Volksausgabe von Feuerbachs „Religion der Zukunft“, in welcher die gänzliche Ausrottung des Chriſtenthums als das Ziel bezeichnet war.

Daß die Feinde der katholiſchen Kirche auch zugleich die der evangeliſchen wurden, iſt ſehr beachtenswerth. Weder die Deutſchkatholiken wollten, indem ſie die alte Kirche verließen, Proteſtanten werden, noch die Schweizer Radicalen, indem ſie gegen die Jeſuiten zu Felde zogen, die Bundesgenoſſenſchaft der gläubigen Zwinglianer und Calviniſten annehmen. Die radicale Oppoſition wandte ſich von allen Kirchen zugleich ab.

Im Canton Bern wurde im Februar 1846 Neuhaus entfernt. Derſelbe hatte bei dem Freiſchaarenzug im Sinne der Radicalen nicht genug Energie bewieſen, immer noch zu viel gezögert und auf die Tagſatzung Rückſicht genommen. Die Radicalen wollten ganz freie Hand haben und drohten ohne weiteres den Schuldigſten ihrer Partei, das Haupt der Freiſchärler, den offnen Eid- und Friedensbrecher zum Schultheiß von Bern und ſomit, wenn Bern Vorort wurde, zum Haupt der Eidgenoſſenſchaft zu erheben. Weſſen hatten ſich die katholiſchen Cantone zu verſehen, wenn Ochſenbeins Erhebung durchging, zu der ſchon alles ſich vorbereitete, da er das große Wort im Verfaſſungsrathe führte!

Nichts war natürlicher, als daß die ſieben katholiſchen Orte Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis, ſich neuer Angriffe von Seiten der Radicalen verſahen und ſich demnach zu einer gemeinſchaftlichen Vertheidigung verbanden. Es geſchah heimlich, aber bald verbreitete ſich die Kunde davon und augenblicklich wurde dieſer ſ. g. Sonderbund von den Radicalen als ungeſetzlich und bundeswidrig bezeichnet, obgleich ſie ſelbſt früher das bekannte Siebener Concordat geſchloſſen hatten. Die armen katholiſchen Cantone, die ſich nur zur Nothwehr verbunden, wurden jetzt als Angreifer, das unſchuldige Lamm vom Wolfe als Räuber und Mörder angeklagt. Der Kriegsrath der ſieben katholiſchen Orte conſtituirte ſich am 20. September.

Am 7. October wurde Genf nach wiederholten radicalen Erſchütterungen durch eine blutige Revolution dem Radicalismus erobert. Es gab Barrikaden, die aufſtändiſche Vorſtadt St. Gervais wurde von den Regierungstruppen beſchoſſen, aber James Fazy zeigte an der Spitze der Bewegung mehr Energie, als die alte Regierung, die ſich ſofort auflöſte. Druey und Ochſenbein hatten hier mitgewirkt. Dagegen wurde ein Aufſtandsverſuch im Canton Freiburg, der von Murten ausging, am 6. Januar 1847 unterdrückt. Die Berufung des Dr. Zeller, eines Geſinnungsgenoſſen von Strauß und gleichfalls aus Tübingen, an die Univerſität Bern ſollte eine Genugthuung ſeyn für die Niederlage der „Strußen" in Zürich, allein ſie verlor alle Bedeutung, da Zeller ſich vom politiſchen Radicalismus fern hielt und auch Bern bald wieder freiwillig verließ. Als gläubige Prediger in Bern ſich gegen Zeller's Berufung geäußert hatten, wurden ſie mit ſcharfen Geldſtrafen belegt.

Mit Neujahr 1847 wurde Bern Vorort, aber Funk als Schultheiß und Präſident der Tagſatzung vorgeſchoben und Ochſenbein trat erſt am 1. Juli als ſolcher ein, um von dieſem Moment an Schlag auf Schlag gegen die katholiſche Partei zu führen. Seine Zurückhaltung in der erſten Hälfte des Jahres war darauf berechnet, die Gegner und die auswärtige Diplomatie noch in täuſchende Ruhe einzuwiegen. Denn die großen Mächte ſuchten fort und fort das Feuer in der Schweiz zu dämpfen, aber ſie waren nicht einig. Oeſterreich verſprach dem Sonderbund, es werde nie zugeben, daß die ſieben Cantone ihre Selbſtändigkeit einbüßten, und lieh ihm die kleine Summe von 100,000 Gulden; aber England trat ganz offen für die Radicalen auf, ſeitdem Palmerſton an's Ruder gekommen war. Frankreich wußte nicht recht, wie es ſich verhalten ſollte zwiſchen den Extremen und war auch zu viel mit ſich beſchäftigt. Ochſenbein durfte wagen, dem franzöſiſchen Geſandten, Graf Bois le Comte, auf ſeine Mahnungen eine ſcharfe und abweiſende Antwort zu geben. Die Schweizer Radicalen waren von England gut berathen und durchſchauten alle damaligen Schwächen der Großmächte, daher ihre rückſichtsloſe Kühnheit. Man konnte damals noch nicht wiſſen, ob nicht Metternich wirklich dem Sonderbunde Hülfe leiſten würde; aber die Schweizer Radicalen handelten ſo, als ob das gar nicht möglich wäre. Daß ſie ſich in dieſer Berechnung nicht täuſchten, gereicht dem Fürſten Metternich zum Vorwurf. Dieſer erfahrne Staatsmann mußte wiſſen, daß, wenn er den Sonderbund nicht ſchützen konnte oder wollte, damit der

Bankerott ſeines politiſchen Syſtems und ſeiner Macht vor ganz Europa erklärt war.

Am 1. Juli wurde Ochſenbein Bundespräſident, am 5. eröffnete er die Tagſatzung und am 20. wurde in derſelben durch Mehrheit beſchloſſen, der Sonderbund ſey mit dem Bundesvertrag unvereinbar, mithin aufzulöſen. Die Geſandten der ſieben Orte proteſtirten feierlich. Von nun an wurde Schritt vor Schritt die Mißhandlung der katholiſchen Schweiz von der reformirten Mehrheit auf der Tagſatzung unter dem Schein der Geſetzlichkeit fortgeſetzt. Im Auguſt wurden alle Offiziere der ſieben Orte aus dem eidgenöſſiſchen Dienſte geſtrichen, im September die Vertreibung der Jeſuiten aus der ganzen Eidgenoſſenſchaft, die Vollziehung der Execution am Sonderbund beſchloſſen. Kern von Thurgau verfaßte die gleißneriſche Proklamation, durch welche dieſer Schritt motivirt wurde. Es war die Sophiſtik der Gewalt gegen das Recht. Der Sonderbund war mit beſſerem Recht geſchloſſen worden, als das Siebener Concordat, nämlich bloß zur Nothwehr. Die Berufung der Jeſuiten, eine rein katholiſche Sache, ging die reformirten Cantone gar nichts an. Die ſchwer angegriffene katholiſche Minderheit, die lediglich ihr gutes Recht vertheidigen wollte, als Friedeſtörer anzuklagen, war Hohn. Daß der Freiſchärler Ochſenbein Präſident des Schweizerbundes werden und jetzt über Luzern zu Gericht ſitzen durfte, eine Umkehr aller Rechtsbegriffe. Zudem waren es gerade die katholiſchen Cantone, welche die Cantonalſouveränetät nach dem von allen europäiſchen Mächten garantirten Bundesvertrage von 1815 aufrecht erhalten wollten, während die radicalen Cantone bei ihrem Angriff auf den Sonderbund nichts anders bezweckten, als Vernichtung der Cantonalſouveränetät, Zertrümmerung des bisherigen Bundes und Herſtellung eines neuen mit einheitlicher Spitze. Sie handelten alſo mit bewußtem Truge, wenn ſie auf Grund und im Namen des noch beſtehenden Bundes zu richten die Miene annahmen. Derſelbe Trug waltete in den Verſprechungen vor, durch welche ſie einen großen Theil der Katholiken gewinnen wollten, vom Sonderbund abzufallen. Den katholiſchen Cantonen wurde nämlich in gedachter Proklamation ihre politiſche Selbſtändigkeit und ihrer Kirche voller Schutz geſichert, nur Auflöſung des Sonderbundes und Entfernung der Jeſuiten verlangt. Aber man hatte damals ſchon die Abſicht, die Cantonalſouveränetät nicht beſtehen zu laſſen und wie wenig die Radicalen gemeint waren, die katholiſchen Kirchen und Geiſtlichen zu ſchonen, bewieſen ſie bald nachher mit der That.

Sofort wurden die Rüſtungen zum Kriege vorgenommen und von der Tagſatzung der Genfer Dufour zum General und Oberbefehlshaber ſämmtlicher Executionstruppen ernannt. Dieſer alte Soldat Napoleons kannte ſeine Leute. Nur durch eine ungeheure Mehrheit hoffte er den Sonderbund erdrücken zu können und auch das nur, nachdem er die ungeübten Milizen wenigſtens ſechs Wochen lang würde dreſſirt haben. Er nahm ſich alſo Zeit und ließ gegen 100,000 Mann aufbieten, welche tüchtig exerciren und manövriren mußten. Im Kriegsrathe des Sonderbundes war ſo viel Beſonnenheit und Methode nicht zu finden. Mancher zwar gab den einzig vernünftigen Rath, die Begeiſterung des katholiſchen Volks zu benützen und raſch anzugreifen, ehe noch Dufour ſeine Leute alle verſammelt und eingeübt hätte. Allein die Mehrheit wollte ſich auf bloße Vertheidigung beſchränken. Zum General wurde nicht mehr Sonnenberg gewählt, ſondern Salis-Soglio, der unter Wrede gegen Napoleon und ſpäter in den Niederlanden gedient hatte und ein Reformirter aus Graubündten war. Gewiß ein ſeltſamer Mißgriff, an die Spitze eines katholiſchen Glaubensheeres einen Reformirten zu ſtellen. Auch der berühmte „Landsknecht“, Fürſt Friedrich von Schwarzenberg, Sohn des Feldmarſchalls, der nach Luzern gekommen war und dem man den Oberbefehl angeboten, trug dadurch, daß er denſelben ablehnte und überhaupt die Kräfte des Sonderbundes für unzureichend erklärte, nicht wenig dazu bei, den Muth herabzuſtimmen. Ein verhängnißvoller Widerſpruch in beiden Lagern. Die ungerechte Sache fand einheitliche

Leitung unter einem klugen Kopf, die gerechte kam in ſchwache Hände uneiniger Führer. Obgleich der Sonderbund nur den vierten Theil ſo viele Streiter aufbrachte, wie die radicale Schweiz, ſo hätte er doch bei raſchem und einigem Handeln Erfolge erringen und den Gegnern lange trotzen können, wenn ihm ein kriegeriſches Haupt nicht gefehlt hätte.

Zwar eröffneten die Sonderbundstruppen den Feldzug, indem ſie am 3. November das Hoſpiz auf dem St. Gotthard beſetzten und am 10. einen Einfall ins Aargau machten. Aber beide Expeditionen entſprachen der Erwartung nicht. Zwei Lieutenants, die vom Hoſpiz aus recognoscirten, wurden aus einem Hinterhalt von den Teſſinern erſchoſſen, eine ſchlimme Vorbedeutung. Die ins Aargau eingefallenen Truppen überraſchten 45 Mann in einem Dorfe, und nahmen ſie gefangen, wurden aber von Salis wieder zurückgezogen, wie lebhaft man ihm auch die Vortheile einer kühnen Offenſive vorſtellte.

Man wußte, Dufour werde zuerſt über das völlig iſolirte Freiburg herfallen. Ein Attaché der franzöſiſchen Geſandtſchaft holte von dort die Jeſuitenſchüler ab und rettete ſie bei Zeiten über die Grenze. Freiburg wurde von Oberſt Maillardoz in ziemlich guten Vertheidigungsſtand geſetzt und das Volk war muthig, aber als von Luzern her keine Hülfe kam und auch die Walliſer durch die Waadtländer an einer Hülfeleiſtung verhindert wurden und Dufour mit 25,000 Mann und vielem Geſchütz gegen die Stadt heranzog, war er gegen ſolche Uebermacht zu ſchwach. Nach einem unbedeutenden Gefechte entſchloß ſich die Regierung zu capituliren, um die Stadt vor Sturm und Plünderung zu retten. Das bewaffnete Volk war wüthend und ließ ſich nur ſchwer überreden, daß die Capitulation das kleinere Uebel ſey. Sie wurde am 14. November vollzogen. Obgleich nun Dufour Schonung der Perſonen und des Eigenthums zugeſichert hatte, übte doch die radicale Soldateska ſchändlichen Unfug, mißhandelte viele Perſonen, unter andern den Chorherrn Vuilleret, plünderte viele Häuſer, vor allen das ſchöne

Jeſuitencollegium, in dem alles geſtohlen oder zertrümmert wurde, und terroriſirte Tage lang fort. Eben ſo übel wurde auf dem Lande gehaust, ein Caplan Duc muthwillig erſchoſſen. Dufour klagte bitter, die Aufführung ſeiner Truppen ſey eine Schande, „die er einer verlornen Schlacht gleichſetze,“ allein er hatte keine Macht, irgend Jemand zu beſtrafen. Der Mörder Ducs rühmte ſich ſeiner That nachher noch öffentlich zu Bern. Auch hinderte Dufour nicht, daß unter ſeinen Bajonnetten ein Haufe des elendeſten Geſindels im Theater eine neue Verfaſſung und Regierung des Cantons Freiburg ſchuf.

In denſelben Tagen machten die Sonderbundstruppen vom Hoſpiz aus einen Angriff auf die Teſſiner, welche feig davonflohen, und kamen bis Giornico, am 20. November, wurden aber wieder zurückgerufen, weil die Walliſer ausblieben, mit denen ſie ſich hätten vereinigen ſollen. Damals kam auch der „Landsknecht“ wieder nach Luzern, rieth dringend vom Kampf gegen die ſichtbare Uebermacht ab und empfahl eine Capitulation. Dazu wollte man ſich aber im Kriegsrath doch noch nicht entſchließen und beharrte bei der Defenſive, opferte aber wie Freiburg, ſo auch Zug auf, denn dieſer kleine Canton mußte, als er von Dufour überzogen und von Salis nicht unterſtützt wurde, ſich unter Bedingungen ergeben.

Jetzt erſt zog Dufour das Netz um Luzern zuſammen und griff das Hauptheer des Sonderbundes, das ſich bei Gislikon verſchanzt hatte, am 23. mit ungeheurer Uebermacht an. Das Gefecht dauerte nicht lange und war trotz des lauten Kanonirens nicht ſehr blutig, denn es fielen nur 34 auf Dufours, nur 12 auf Salis Seite, aber Salis ſelbſt wurde verwundet und damit erlahmte der Oberbefehl. Die Ueberzeugung, man ſey zu ſchwach, bemächtigte ſich immer mehr der Sonderbundstruppen, die ſich auf Luzern und über den See ins Innere der Alpen zurückzogen. Die Luzerner Regierung floh davon, der Stadtrath allein blieb als zuſtändige Behörde zurück und nahm in Gemeinſchaft mit Salis die von Dufour angebotene Capitulation an. Auch diesmal wurde wieder

Sicherheit der Perſon und des Eigenthums verſprochen. Oberſt Elgger, der allein noch kämpfen wollte, mußte ſich nun auch zurückziehen. Die Häupter des Sonderbunds, die Jeſuiten von Luzern (darunter der als Miſſionsprediger nachher berühmt gewordene P. Roh) flohen nach Italien. Die Urkantone Schwyz, Uri und Unterwalden, ſo wie auch Wallis nahmen Capitulationen an und der Krieg war zu Ende.

Einen ſo ſchmählichen Ausgang nahm der Sonderbundskrieg, ein Krieg faſt ohne Schlachten. Die Schweiz hatte dabei wenig Menſchen, aber viel Ehre verloren. Der Radicalismus hatte die altſchweizeriſche Treue in der Wiege der Eidgenoſſenſchaft erwürgt.

In Luzern wurde ſogleich eine neue radicale Regierung eingeſetzt, an deren Spitze Steiger trat, um ſchonungsloſe Reaction zu üben, wie in Freiburg. Die Mitglieder der alten Regierung und alle beſonders compromittirten Freunde des Sonderbunds wurden verfolgt, eingekerkert, ihr Vermögen confiscirt und die Klöſter aufgehoben. Das uralte, reiche Kloſter St. Urban fiel um ein Spottgeld einer Kreatur Steigers zu. Auch in Wallis kam eine radicale Regierung unter Barmann auf, der die Klöſter einzog und ſich ſogar nicht ſchämte, die menſchenfreundlichen Mönche aus dem berühmten Hoſpiz von St. Bernhard zu vertreiben. In den Urcantonen fügte man ſich den Gewaltmaßregeln des Bundes, doch drang hier wenigſtens der Radicalismus nicht in die Regierungen ein.

Die Sonderbundscantone mußten die Kriegskoſten tragen und ſchon am 20. Dezember vorläufig 1 Million Franken abzahlen, der Canton Neuenburg, weil er neutral geblieben war, 300,000 Fr., Appenzell-Innerrhoden aus gleichem Grunde 15,000.

Frankreich, Oeſterreich, Preußen und Rußland reichten am 18. Januar 1848 eine gemeinſchaftliche Note bei der Tagſatzung ein, worin ſie erklärten, ſie ſähen den Schweizerbund ſo lange „als nicht in regelmäßiger und vertragsmäßiger Lage an“, bis die überwältigten Cantone wieder ihre volle Unabhängigkeit haben würden.

Kern erklärte dagegen ganz unbefangen, die betreffenden Cantone ſeyen ja frei und unabhängig geblieben, die neuen Regierungen in Freiburg und Luzern ſeyen aus freier Wahl hervorgegangen ꝛc. Der muthwillige Druey verachtete ſolche Sophiſtereien und dankte den Großmächten ironiſch für ihr Wohlwollen, d. h. er gab ihnen zu verſtehen, ſo lange ihr blos Noten und keine Armeen ſchickt, brauchen wir euch nicht zu fürchten.

Dies war die Sachlage in der Schweiz unmittelbar vor den in Frankreich ausbrechenden Februarſtürmen.

Auch Italien ſollte um dieſe Zeit wieder heftig aufgeregt und in die Bewegung hineingeriſſen werden, die unaufhaltſam einer neuen großen europäiſchen Revolution entgegenführte.

Im Jahr 1838 ließ ſich Kaiſer Ferdinand I. feierlich in Mailand zum Könige der Lombardei und Venedigs krönen. In demſelben Jahre räumten die Franzoſen Ancona. Der Frieden Italiens ſchien ſo geſichert, daß der Großherzog Leopold von Toskana einen allgemeinen wiſſenſchaftlichen Congreß nach Florenz einberief nach dem Vorgange der großen Naturforſcherverſammlungen in Deutſchland. Der Papſt mißbilligte dieſen Schritt, weil dadurch die Hoffnungen auf die Einheit Italiens indirekt genährt wurden.

Der junge Mazzini, deſſen ſchon gedacht wurde (Theil I. S. 394), arbeitete im Stillen für die künftige Befreiung Italiens von der Fremdherrſchaft. Der von ihm gegründete Geheimbund nannte ſich das junge Italien. Beim Einverſtändniß Frankreichs mit den nordiſchen Mächten war nichts zu unternehmen. Nur mit England war Mazzini damals ſchon in Verbindung, um nach Umſtänden der engliſchen Politik in Italien zu dienen. Als 1840 ein Bruch zwiſchen Frankreich und den andern Mächten drohte, regte ſich auch ſogleich das junge Italien und obgleich der europäiſche

Friede ungeſtört blieb, ließ ſich doch das Feuer der Mazziniſten nicht mehr zurückhalten und 1843 wagten die beiden Söhne des öſterreichiſchen Contreadmiral Bandiera, die ſich nebſt andern in der öſterreichiſchen Marine angeſtellten Italienern hatten verführen laſſen, eine Landung und einen Aufſtand in Calabrien. Aber ſie wurden geſchlagen und erſchoſſen. Eine andere Bande, die 1845 im Kirchenſtaate aufſtand, wurden durch Toscana durchgelaſſen und entkam. Ungleich wirkſamer war die Preſſe. Durch ſie wurde fortwährend die Jugend für die Befreiung und Einheit Italiens begeiſtert, von den Schmerzensliedern des Grafen Leopardi und den Kerkererzählungen des Silvio Pellico an bis zu den letzten Schriften Balbos, Azeglios, Giobertis ꝛc.

Der greiſe Papſt Gregor XVI. ſtarb bald nach ſeiner merkwürdigen Unterredung mit dem Kaiſer Nicolaus, am 1. Juni 1846, und das Conclave wählte zu ſeinem Nachfolger den noch jungen Cardinal Maſtai-Ferretti, der ſich Pius IX. nannte, zum erſtenmal nicht unter öſterreichiſchem Einfluß. Bei der Illumination, die man ihm veranſtaltete, blieb der venetianiſche Palaſt (wo der öſterreichiſche Geſandte wohnte) dunkel. Der Papſt aber begann ſeine Regierung ſogleich mit Gnadenacten, Ertheilung von Amneſtie, Abſetzung aller unpopulären Beamten, größerer Befreiung der Preſſe, aber ſeine Milde wurde mißbraucht. Man dankte ihm, gab ihm Feſte, veranſtaltete große Aufzüge zu ſeiner Ehre mit fliegenden Bannern und erſtickte ihn gleichſam in Lorbeeren. E viva Pio nono! wiederhallte es durch ganz Italien. Aber man erwies ihm ſo viel Liebe nur, um ihn zum Werkzeug des jungen Italien zu machen. Wider ſeinen Willen ſollte er das Haupt dieſer Partei werden. Schon 1843 hatte Gioberti in einer eigenen Schrift behauptet, Italiens Einheit und Unabhängigkeit könne nur durch den Papſt erreicht werden. Obgleich nun die Mazziniſten den Papſt beſeitigen und aus Italien eine Republik machen wollten, ſchoben ſie doch jetzt den Gioberti'ſchen Plan vor, um ſich des Papſtes einſtweilen zu ihren Zwecken zu bedienen und ihn nachher wieder fallen zu laſſen. Der Club circolo Romano in Rom ſetzte ſich das zur Aufgabe und ließ den Papſt mit Liebkoſungen und immer wiederholtem Volksjubel unvermerkt auf der ſchiefen Bahn vorwärts treiben. Ein Mann aus dem Pöbel, Brunelli, genannt Ciceruachio, dirigirte die Maſſen im Sinne des Clubs, und trotzte dem Papſt unter der Maske der Dankbezeugung und immer wiederholter Huldigung eine Conceſſion nach der andern ab. Da bewilligte der Papſt die Einberufung von Vertrauensmännern zu einer Art von Parlament, endlich auch die guardia civica, d. h. die Bewaffnung des Volks, ſeiner gefährlichen Gegner ſelbſt. Eben ſo ging er auf den Gedanken eines italieniſchen Zollvereins ein, welcher die politiſche Einheit Italiens anbahnen ſollte. So verlief das Jahr 1847 in ſtetem Jubel. Am Ende deſſelben kam Lord Minto in Rom an, um Mazzini's Plan durch die Autorität Englands möglichſt zu unterſtützen. Denn das Londoner Miniſterium, Lord Palmerſton an der Spitze, war ſeit der ſpaniſchen Heirath mit Frankreich zerfallen, fürchtete deſſen Union mit den nordiſchen Mächten und begann überall das Feuer der Revolution zu ſchüren, um ſie als Bundesgenoſſin gegen die Continentalmächte zu benutzen.

Oeſterreich warnte den Papſt vergebens, handelte aber ſelbſt, als die Bevölkerung von Ferrara ſchwierig zu werden anfing. Dieſe Feſtung war gemäß den Tractaten von 1815 von Oeſterreichern beſetzt, die, um den Inſulten der Ferrareſen zu begegnen, Verſtärkungen an ſich zogen und nicht blos die Feſtung, ſondern die ganze Stadt beſetzten. Das wurde von der aufgeregten Partei in Rom als ein Eingriff in die Rechte des Papſtes angeſehen und Pius IX. ließ ſich damals wirklich überreden, gegen Oeſterreich zu proteſtiren und Kriegsrüſtungen zu machen. Auch Leopold II. von Toscana, der früher ſchon den Mazziniſten zu viel nachgegeben, wurde jetzt auf dieſelbe Art, wie der Papſt, unter lauter Liebkoſungen gezwungen, Bürgergarden, Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und Reformen aller Art zu bewilligen. Eben ſo ängſtigte man den Herzog Karl von Lucca, welcher daher ſein kleines

Land lieber an Toscana abtrat. Dieſe Abtretung ſollte vertragsmäßig erſt erfolgen, wenn Marie Louiſe von Parma geſtorben ſeyn würde, in welchem Fall die bourboniſche Linie Lucca's in Parma ſuccediren, Lucca ſelbſt aber an Toscana fallen ſollte. Toscana ergriff Beſitz, einen kleinen Theil von Lucca aber belegte der Herzog von Modena, der öſterreichiſche Truppen zu Hülfe gerufen hatte. Der Streit wurde ausgeglichen, indem Marie Louiſe am 18. Dezember 1847 ſtarb und nun der Vertrag zum einfachen Vollzug kam.

Damals rührte ſich auch **Karl Albert** von Sardinien, verkündigte im October mehrere liberale Reformen, ſchloß im November mit Rom und Toscana einen Zollverein und ſtützte ſich andrerſeits auf die radicale Schweiz, ſo daß Oeſterreich von dieſer Seite mehr noch als in Ferrara bedroht war. Die Bewegung ergriff aber auch den Süden Italiens. Am 12. Januar 1848 brach ein Aufſtand in **Palermo**, am 29. einer in **Neapel** aus und König Ferdinand II. gab eine Verfaſſung. Daſſelbe verſprachen nun auch Karl Albert und Leopold von Toscana, im Anfang des Februar. Karl Albert wurde gewaltſam durch ſein Volk aus ſeiner bisherigen Zurückhaltung herausgeriſſen. Man ließ ihm nur die Wahl, durch die Revolution unterzugehen, oder ſich derſelben anzuſchließen und man ſchmeichelte ihm mit der Hegemonie in Italien, wie man eben damit dem Papſt ſchmeichelte, um einen wie den andern nur zum Werkzeug des Mazzinismus zu machen. Karl Albert war eiferſüchtig auf die Popularität des Papſtes. Um ihn aber zu überzeugen, daß man von der Kirche nichts wolle, improviſirte man in Turin, wie in der Schweiz, eine Jeſuitenhetze und vertrieb die armen Väter auch von dort.

Sogar das öſterreichiſche Italien war vom Mazzinismus unterwühlt. Vergebens behandelte die öſterreichiſche Regierung die Lombardei wie ein Schooßkind und gewährte ihr alles auf Koſten ihrer übrigen Kinder. In Italien allein wurde das häßliche öſterreichiſche Papiergeld ausgeſchloſſen und wurde alles in Silber bezahlt. Die Dienſtzeit der italieniſchen Soldaten war kürzer, als die aller andern Provinzen. Der tiefgeſunkene Wohlſtand Venedigs war wieder erhoben, weil es zum Freihafen erklärt und eine prachtvolle Brücke zum Feſtland hinüber gebaut wurde. Mailand erſtickte gleichſam in ſeinem Wohlſtand und hatte nie vorher ſo geblüht. Für die Bildung war geſorgt durch Schulen und Univerſitäten. Faſt alle Staatsdiener waren geborene Italiener. Aber die Wohlthaten der öſterreichiſchen Verwaltung wurden von einem Nationalhaß mißkannt, der durch nichts zu überwinden war. Die Exaltation hatte von Jahr zu Jahr zugenommen. Schon wurde den Streitkräften, welche Oeſterreich in der Lombardei und Venedig aufgeſtellt hatte, keck ins Angeſicht getrotzt. Vom Neujahr 1848 an ſollte hier Niemand mehr Cigarren rauchen, um den Staat der großen Einkünfte vom Tabak zu berauben und um mit den ſtets rauchenden öſterreichiſchen Soldaten Händel anzufangen. Dieſe Demonſtration ſollte für Italien werden, was einſt der Krieg gegen den Thee in den engliſchen Colonien von Nordamerika. Das Manifeſt Mazzini's, worin er den Tabakskrieg befahl, wurde in dem Blatt Felsineo zu Bologna abgedruckt. Darin heißt es, die Revolution ſey überall verbreitet, auch der Löwe von San Marco (Venedig) brülle ſchon, die hunderttauſend öſterreichiſche Bajonnette ſeyen „wie von Geiſtergewalt überwunden." Das Feldgeſchrei wurde l'Italia libera! viva Pio nono! morte ai Tedeschi! Vom Neujahr an wurde in allen Städten jeder Umgang mit Oeſterreichern abgebrochen, durfte ihnen in keinem Wirthshaus mehr ein Glas Wein gereicht werden und wurde jeder Mann und jedes Weib, das mit Deutſchen umging, der öffentlichen Beſchimpfung Preis gegeben. Schon am Neujahrstage begann der Pöbel von Mailand jedem deutſchen Soldaten die Cigarre aus dem Munde zu ſchlagen, was in den folgenden Tagen öfter zu blutigen Einzelkämpfen führte. Aus derſelben Urſache kam es am 7. Februar auf den Univerſitäten Padua und Pavia zum Kampf zwiſchen Studenten und Soldaten. Am 15. tumultuirte das Volk in Bergamo.

In Venedig erſchienen alle Damen im Theater in den drei italieniſchen Farben. Hier wurde der radicale Advokat Manin verhaftet. Im Allgemeinen aber übte die öſterreichiſche Regierung eine Nachſicht, welche die Frechheit der Lombarden immer mehr herausforderte. Da den Soldaten ſtreng befohlen war, von den Waffen keinen Gebrauch zu machen, außer wenn ſie dazu commandirt waren, wurden ſie von den Kindern auf der Gaſſe verhöhnt und es begannen Mordanfälle auf die Einzelnen, ſo in Mailand auf den Offizier, Grafen Thun. Trotz aller Verbote tauchten die drei Farben und der graue und ſpitze Calabreſerhut, das Kennzeichen der Mazziniſten, überall auf.

Alles das noch vor dem Ausbruch der Revolution in Frankreich. Ueberall hatte Lord Minto die Hand im Spiel. Den alten Streit zwiſchen Sicilien und Neapel zu ſchlichten und beide in einer neuen liberalen Verfaſſung zu verſöhnen, machte ſich Minto im Auftrage Palmerſtons zur beſondern Aufgabe und eben ſo die Aufhetzung Karl Alberts gegen Oeſterreich. Palmerſton, den man ſeitdem Lord Feuerbrand nannte, war der moraliſche Urheber der italieniſchen Revolution, ohne ihn hätte Mazzini nichts ausrichten können. Am 15. Februar hielt Lord Palmerſton im Unterhauſe eine feurige Rede zum Lobe der italieniſchen Erhebung, verſicherte die neuen Verfaſſungen, den neuen Zollverein, überhaupt den „Fortſchritt“ daſelbſt, d. h. die Revolution, ſeiner wärmſten Sympathien. „Ein neuer Tag,“ rief er, „ſteigt auf in Italien.“

Man erkennt aus den Vorgängen in Italien, der Schweiz und Deutſchland, daß eine große Revolution ſich vorbereitete, die ihren Feuerheerd nicht ausſchließlich in Frankreich hatte. Vielmehr wurde die revolutionäre Partei in Frankreich diesmal von den Bewegungen im übrigen Europa unterſtützt und der Ausbruch des radicalen Vulkans begann außerhalb Frankreichs zuerſt, wenn er auch über Frankreich den breiteſten Lavaſtrom ergoß.

Fünftes Buch.

Ludwig Philipps Abnutzung.

Der kluge Mann, der alle andern abnutzte, merkte nicht, daß er ſich ſelbſt abnutze.

Ludwig Philipp befand ſich im Herbſt 1836 auf der äußerſten Höhe, die zu erreichen ihm das Schickſal vergönnte. Europa war mit ihm verſöhnt, die legitime, wie die radicale Partei überwunden. Gleichſam zum Ueberfluß, zum Scherz lieferte ihm das Glück auch noch das Haupt der bonapartiſtiſchen Partei aus. Aber es war das Glück des Polykrates.

Der junge Ludwig Napoleon hatte nach ſeiner Flucht aus Italien (Theil I. S. 402) größtentheils bei ſeiner Mutter, der Königin Hortenſe, auf ihrem Schloß Arenenberg in Thurgau zugebracht. Am 30. April 1830 empfing er vom Canton Thurgau das Ehrenbürgerrecht, einfach als einen Dank für die mannigfachen Wohlthaten, die ſeine Mutter den Armen der Gegend erwies. Er dankte echt napoleoniſch mit zwei Kanonen, die er dem Canton verehrte. In der Artillerieſchule zu Thun genoß er den Unterricht Dufours und wurde ſelbſt zum Capitain der Artillerie im Canton Bern befördert. Er war, ohne die Freuden der Jugend zu verſäumen, ernſt und nachdenklich. Seine Mutter nannte ihn einen „ſanften Starrkopf“ (doux entêté). Schon 1832 ſchrieb er „politiſche Träume“ und in den folgenden Jahren Betrachtungen über die politiſchen und militäriſchen Zuſtände der Schweiz, auch ein Handbuch der Artilleriewiſſenſchaft (1835). Das alles verrieth, daß er ſeines großen Oheims nicht unwürdig ſeyn wollte. Der Haß, den Ludwig Philipp auf ſich gezogen und die Illegitimität ſeiner Rerierung überhaupt konnten nun wohl auch die Schilderhebung eines Napoleoniden entſchuldigen. Man braucht nicht vorauszuſetzen, Ludwig Napoleon habe ſich eingebildet, ſein Verſuch werde ihm gleich aufs erſtemal gelingen. Es konnte ihm genügen, auch im Fall des Mißlingens wenigſtens die Augen der Welt auf ſich gelenkt und den zahlreichen Feinden Ludwig Philipps den Mann bezeichnet zu haben, auf den ſie künftig ihre Hoffnungen bauen ſollten. So erklärt ſich das alle Welt damals überraſchende Attentat von Straßburg. Ludwig Napoleon begab ſich heimlich nach dieſer Stadt, wo Oberſt Vaudrey und andre Perſonen alles für ihn vorbereitet hatten und ließ ſich früh am Morgen des 30. October 1836 als Kaiſer ausrufen. Ein Theil der Truppen fiel ihm zu, der Präfect und General Virol wurden verhaftet, aber die Mehrheit der Truppen wollte nichts von dem Aufſtande wiſſen und nahm die Verſchwornen gefangen.

Ludwig Philipp war nur unangenehm überraſcht, als man ihm den Prinzen nach Paris brachte, und nahm keinen Anſtand, ihn ſogleich wieder frei zu laſſen, da er ſich für immer lächerlich gemacht habe, alſo auch nicht mehr gefährlich ſey. Dies war die Meinung Ludwig Philipps und als der beſchämte Prinz, der nicht in die Schweiz zurückkehren durfte, ſondern nach Amerika eingeſchifft wurde, auf dem atlantiſchen Ozean fortſchwamm, hätten ihm gewiß nur wenige Stimmen in Europa eine große Zukunft zugeſtanden. Aber er blieb ungebeugt und vertraute ſeinem Sterne. Als er erfuhr, ſeine Mutter ſey aus Kummer um ihn ſchwer erkrankt, kehrte er noch im Jahr 1837 aus Amerika wieder zurück und begab ſich über England in die Schweiz.

Unterdeß waren ſeine Straßburger Mitverſchwornen von den Aſſiſen ſämmtlich freigeſprochen worden, am 18. Januar 1837. Ein Act der Volksjuſtiz, in welchem die Entſcheidung zwiſchen zwei Dynaſtien ausgeſprochen lag. Welcher Troſt für den jungen Napoleon, wenn eine franzöſiſche Jury wagte, die für unſchuldig zu erklären, welche das Napoleoniſche Kaiſerreich an die Stelle des Bürgerkönigthums ſetzen wollten. Von dieſem Zeitpunkt an gewann die Oppoſition wieder Kraft, auch in der Kammer.

Ludwig Philipp hatte ſeinem Sohn, dem Herzog von Nemours, bei deſſen Vermählung mit der Prinzeſſin Victoria von Coburg die reiche Domaine Rambouillet und eine Million Franken als Brautgeſchenk zugedacht, aber die Kammer verweigerte ſie, 7. März 1837, wobei zu Tage kam, daß die Einkünfte von Rambouillet betrügeriſch viel zu niedrig waren angeſchlagen worden. War es ſchon beſchämend für den Bürgerkönig, daß ihm ſeine Forderung abgeſchlagen wurde, ſo noch vielmehr die Aufdeckung ſeines ſchmutzigen Geizes und ſeiner kleinlichen Kunſtgriffe. Die für den Herzog von Orleans und für die Königin der Belgier verlangten Heirathsgelder wurden von der Kammer genehmigt. Damals war auch wieder ein Schuß auf den König gefallen, der Mörder (Meunier) wurde aber nicht hingerichtet, ſondern nur deportirt. Den üblen Eindruck der Kammerdebatten verſtärkte Cormenin durch einen ſehr ausführlichen Nachweis der ungeheuren Reichthümer des Hauſes Orleans. Der König hatte zu ſeinem Erbe, dem reichſten in Frankreich, noch alle Beſitzungen Karls X. und Condés hinzugefügt, machte daneben große Geldgeſchäfte, war auf dem Thron ein Nebenbuhler oder Aſſocié Rothſchilds und bettelte noch der Nation Schenkungen für ſeine Kinder ab. Nichts hat dem König in der öffentlichen Achtung mehr geſchadet. Damals machte Guizot mit den Doctrinärs große Anſtrengungen, das Miniſterium Molé zu ſtürzen, aber Thiers nahm ſich des letztern an und ſetzte nicht nur die Bewilligung der „geheimen Fonds", ſondern auch eine Amneſtie für die politiſchen Gefangenen durch, im April. Dieſes Parteigetriebe ſchwächte das moraliſche Anſehen der Kammer, wie das des Königs ſchon geſchwächt war. Grundſätze galten nur noch als Nebenſache und Mittel zum Zweck, der Zweck war für die großen Redner nur noch die Macht und der Vortheil, im Miniſterium zu ſitzen.

Die Hochzeit des Herzogs von Orleans mit der mecklenburgiſchen Prinzeſſin Helene wurde am 30. Mai gefeiert.

Bis zum Dezember ſollte eine neue Kammer gewählt werden. In Paris conſtituirte ſich demnach ein Centralausſchuß, welcher die Wahlen im ganzen Lande leiten ſollte, und Arago's Energie gelang es, in demſelben die Spitzen aller Oppoſitionen in der Art zu vereinigen, daß ſelbſt Republikaner hineinkamen. Der König durfte ſich daher wenig Gutes von den neuen Wahlen verſprechen, blieb aber guter Dinge und verließ ſich auf ſeine alte Praxis, mit den Parteien zu ſpielen und eine nach der andern abzunutzen, indem er die jeweilig ſtärkſte nur ins Miniſterium zu berufen brauchte, um ſie wieder mit den andern zu verfeinden und dadurch zu ſchwächen. Ueberdies ließ er in Algerien mit großer Kriegsmacht gegen Conſtantine operiren, um durch die Eroberung dieſes gefürchteten Platzes ſeine Fahne mit neuem Ruhme zu krönen, hierin Karl X. Beiſpiel nachahmend, der vor der Kammereröffnung im Jahr 1830 ſich mit der Glorie der Eroberung von Algier umgab. General Damremont erſtürmte wirklich am 13. October die ſehr feſte Bergſtadt, von der ſich ein Theil der Einwohner mit Weibern und Kindern die Felſen hinunterſtürzte. Damremont fiel, ſein Nachfolger Valée wurde zum Marſchall ernannt; auch General Lamoricière hatte ſich hier ſehr ausgezeichnet. Die Hauptſcenen dieſes Kampfes wurden nachher von Horace Vernet für die große hiſtoriſche Galerie von Verſailles gemalt und durch Lithographien vervielfältigt, um ſie durch ganz Frankreich anſchaulich und populär zu machen. Während des Winters ſchickte der König auch eine Expedition nach Hayti und ließ die Negerregierung daſelbſt zwingen, die rückſtändige Entſchädigung für die einſt von dort vertriebenen Pflanzer mit 90 Millionen Franken in Friſten zu bezahlen.

Im Frühjahr 1838 (14. Mai) ſtarb der alte Talleyrand. Nachdem er allen Herren gedient und alle verrathen hatte, wandte er ſich in ſeinen letzten Tagen wieder zu der Kirche, der er als Biſchof zuerſt untreu geworden war, zurück und ſtarb als gläubiger Katholik.*) Sofern er ſich immer nur zu derjenigen Macht bekehrt hatte, von der er vorausſah, ſie werde bald die herrſchende werden, deutete ſeine letzte Converſion an, die Kirche werde zu großen Erfolgen gelangen.

Die neuen Wahlen waren nur den Doctrinärs und Legitimiſten ungünſtig geweſen, die Republikaner hatten einigen Zuwachs erhalten. Die Mehrheit aber war zwiſchen den unbedingten Regierungsmännern und den bedingten Oppoſitionsmännern getheilt, welche letztere eben nur ſo lange opponirten, bis ſie die Miniſterſtellen erobert hatten. Der König war deßhalb ganz ohne Sorgen. Er verſuchte ſogar, der zweiten Kammer einen mehr monarchiſchen Anſtrich zu geben, indem er für die Deputirten Uniformen einführen wollte; allein „der ſchwarze Frack ſiegte". Die Verhandlungen betrafen zunächſt große Geldfragen, die Eiſenbahnbauten, die in der Kammer in Vorſchlag gebrachte Zinsreduction und die Unterſchleife hoher Beamten, wobei wieder Corruption aller Art zu Tage kam. Die Eiſenbahnen wurden begünſtigten Geſellſchaften überlaſſen, welche ſchlecht bauten, unfähige Subjecte anſtellten, die ſchwerſten Unglücksfälle verſchuldeten und überdies das Publikum prellten. Durch Schmutz und Unbequemlichkeit waren die Reiſenden gezwungen, das höchſte Fahrgeld zu bezahlen, um die einzig erträglichen Plätze zu bekommen. Zudem verfielen die Eiſenbahnunternehmungen dem heilloſeſten Actienſchwindel. Der Polizeipräſident Guisquet wurde angeklagt, Geld erpreßt oder als Beſtechung angenommen zu haben, wo er hätte als Beamter einſchreiten ſollen. General Bugeaud wurde greulicher Unterſchleife in Algier beſchuldigt. Alles umſonſt, kein Schuldiger wurde geſtraft. Auch gegen die Zinsreduction eiferten alle Capitaliſten und das Miniſterium des „königlichen Wucherers“ am meiſten, die Deputirtenkammer beſtand darauf, aber die Pairskammer ſorgte dafür, daß ſie nicht durchging. Der Staat ſchien nur noch um der großen Geldmänner willen da zu ſeyn. Wer Geld zu machen verſtand, ob mit Recht oder Unrecht, dem reichte Frankreich damals die Palme.

---

*) Ludwig Philipp beſuchte ihn auf ſeinem Schmerzenslager (er hatt ſchon den Brand) und frug ihn, „ob er ſehr leide?" „Ja," antwortete Talleyrand, „wie ein Verdammter." „Schon?" frug der König.

Im Auguſt 1838 verlangte Ludwig Philipp von der Schweiz die Ausweiſung Ludwig Napoleons, der ſeiner ſterbenden Mutter in Arenenberg die Augen zugedrückt hatte (5. October 1837) und ſeitdem wieder dort lebte. Die Schweiz weigerte ſich, ihren „Mitbürger“ auszutreiben. Der Thurgau namentlich, deſſen Ehrenbürger der Prinz war, proteſtirte. Genf und Waadt machten ſogar ſchon Rüſtungen und Dufour begann die erſtere Stadt zu befeſtigen, als ſich franzöſiſche Truppen an der Grenze zeigten. Allein Ludwig Napoleon ſah ſich als franzöſiſchen Prinzen an und nicht als Schweizer Bürger. Er legte beſonderen Accent darauf, daß er nur Ehrenbürger und nicht wirklicher Bürger der Schweiz ſey, weil er nichts anderes als Franzoſe ſeyn und bleiben wolle. Als Schweizer würde er kein Recht mehr auf den franzöſiſchen Thron gehabt haben. Deshalb ſchnitt er den ganzen Streit ab und erklärte am 29. September 1838, er werde freiwillig die Schweiz verlaſſen. Dieſe Entſchließung wurde ihm nicht etwa abgedrungen, um der Schweiz aus einer Verlegenheit zu helfen, ſondern ſie lag in ſeinem eigenen Intereſſe. Er begab ſich nach London.

Der Prinz von Joinville mußte damals eine Seeexpedition begleiten, um die verletzten Intereſſen Frankreichs an den Küſten von Mexiko und Buenos-Ayres durch eine Blokade zu wahren. Alles, was Ludwig Philipp wollte, ſetzte er auch durch, in der äußern wie innern Politik. Er that ſich daher in der Rede, mit welcher er am 17. Dezember 1838 die Kammern wieder eröffnete, auf die Situation ungemein viel zu Gute und rühmte ſich, die Wohlthaten der Freiheit mit der Stabilität vereint zu haben, welche die Stärke der Staaten bedinge. Aber den kleinen Thiers ärgerte dieſe Selbſtgefälligkeit des Königs, und am meiſten, daß er, Thiers, entbehrlich geworden ſey. Der kleine Held des Geſchwätzes wollte ſich nun um jeden Preis wieder wichtig machen und intriguirte in der Kammer mit dem unermüdetſten Eifer, bis er eine Mehrheit gewann für eine oppoſitionelle, dem König ſehr mißfällige Adreſſe. Hier fehlte jedes politiſche Princip, es galt nur den perſönlichen Neid und die Buhlerei um das Miniſterium. Als die Adreſſe durchging, dankte das Miniſterium Molé ab, am 22. Januar 1839. Es ließ ſich zwar durch den König noch einmal zurückhalten, indem derſelbe die Kammer auflöste, da aber die neuen Wahlen wieder antiminiſteriell ausfielen, nahm es definitiv ſeine Entlaſſung, im März. Die Miniſterkriſe dauerte diesmal lange, weil der König und Thiers gegen einander intriguirten. Marſchall Soult ſollte Miniſterpräſident werden, glaubte aber die kleine Schmeißfliege (le petit foudriquet, Thiers) nicht entbehren zu können und lud ihn ein, Thiers aber ſpielte den Spröden. Nun ſetzte der König ein Miniſterium Montebello ein.

Dieſes nichtswürdige Treiben der Machthaber ermuthigte die Republikaner, eine neue Erhebung zu wagen. Ihre geheime Geſellſchaft unter dem Namen société des familles, geleitet von Blanqui und Barbès, bemächtigte ſich am 12. Mai des Stadthauſes und warf Barrikaden auf, wurde aber ſchnell beſiegt und jetzt ließ ſich Soult bewegen, an die Spitze des Miniſteriums zu treten. Sein Degen wurde allzeit in die Waagſchale gelegt, wo Gefahr drohte.

Damals begannen die neuen **Verwicklungen im Orient.**

Frankreich neigte ſich auf die Seite Aegyptens. Palmerſton machte aber mit Ludwig Philipps Cabinet nicht die geringſten Umſtände. „Der König der Franzoſen," ſagte er, „wird nie einen kräftigen Entſchluß faſſen. So lange er regiert, dürfen wir alles wagen." Niemand freute ſich über dieſe neue Verlegenheit des Königs mehr, als wieder der kleine Thiers, durch deſſen eifrige Intriguen auch wieder das neue Miniſterium geſtürzt wurde. Indem nämlich daſſelbe die leidige Dotation für den Herzog von Nemours aufs neue vorbrachte, blieb es in der Minderheit und dankte ab, am 13. Mai 1840. Nun hatte der König Proben genug, daß er keine Kammermehrheit und mithin auch kein haltbares Miniſterium bekommen würde, ſo lange der intriguante Thiers nicht wollte. Er entſchloß ſich daher, endlich deſſen Eitelkeit zu befriedigen, und ſtellte ihn an die Spitze des neuen Miniſteriums, natürlicherweiſe unter dem Vorbehalte, ihn blos auszunutzen und nächſtens wieder wegzuwerfen. Thiers ließ ſich von ihm verſprechen, das Miniſterium walten zu laſſen und nicht mehr perſönlich dazwiſchen zu fahren, eine Art von Tractat zwiſchen Herrn und Diener, welche das Unlautere des ganzen Verhältniſſes ausdrückte. Kaum ſaß nun, um im Style des Märchens zu reden, die kleine Fliege dem König auf der Naſe, ſo fing ſie auch gleich ſchrecklich zu brummen und zu renommiren an. Das war der Kriegslärm, der uns Deutſche allarmirte und Beckers Rheinlied „ſie ſollen ihn nicht haben" veranlaßte. Es war dem Herrn Thiers gar nicht Ernſt. Er war immer nur ein Maulheld. Seine Drohungen hatten nur den Zweck, die Blicke von da, wo ſich Frankreich wirklich feig zurückzog, nämlich vom Orient abzulenken nach dem Rhein, wo er ſcheinbar den Krieg vorbereitete. Ueberdieß diente die Verſtärkung der franzöſiſchen Armee zur beſſern Zügelung der Parteien in Frankreich ſelbſt. Damit hing die Befeſtigung von Paris zuſammen. Unter dem Vorwand, daß, wenn es zum Kriege komme, Paris beſſer als 1814 und 1815 gegen einen feindlichen Angriff geſchützt werden müſſe, ließ der König rings um die Hauptſtadt Forts anlegen, wobei ſein eigentlicher Zweck war, die Pariſer Bevölkerung, wenn ſie etwa wieder einmal aufſtehen wollte, im Zaume zu halten.

Sogar Napoleons großer Name wurde damals mißbraucht, um den Schein kriegeriſcher Begeiſterung zu vermehren. Thiers rieth dem Könige, die Gebeine Napoleons von St. Helena zurückzubringen und dem Wunſch des Hingeſchiedenen zufolge an den Ufern der Seine beiſetzen zu laſſen. Indeſſen kann Ludwig Philipp auch wohl ſelbſt auf dieſen ſinnreichen Gedanken gekommen ſeyn, denn ſich mit fremden Federn zu ſchmücken und mit wohlberechneten Schauſpielen einen ihm nützlichen Effekt zu erzielen, war er längſt gewöhnt. Gerade während der damaligen orientaliſchen Verwicklung glaubte er mit der Erinnerung an den erſten Feldherrn der Welt und ſeine große Armee Europa imponiren zu ſollen. Er ſchickte alſo ſeinen jungen Sohn, den Prinzen von Joinville, mit einer Fregatte nach St. Helena ab, um die illuſtre Leiche abzuholen, nachdem er die Erlaubniß dazu von England erbeten und erhalten hatte.

Der junge Louis Napoleon hatte nicht Unrecht, mit der Begeiſterung und allgemeinen Huldigung, die man in Bezug auf ſeinen großen Oheim zur Schau trug, ſeine und der Napoleoniden Verbannung vom franzöſiſchen Boden in Widerſpruch zu finden. Die Gelegenheit, ſich den Franzoſen in Erinnerung zu bringen. konnte nicht günſtiger ſeyn. Er wiederholte daher den Verſuch von Straßburg und landete von England aus mit wenigen Begleitern, unter denen Graf Montholon der vornehmſte war, am 4. Auguſt zu Boulogne mit einer Proclamation, in der er ſich zum Kaiſer ausrief und Thiers zu ſeinem Miniſter ernannte. Allein die Truppen ließen ſich nicht verführen, der Prinz mußte ſich, von Kugeln verfolgt, auf ein Boot flüchten, das aber im Meere umſchlug. Faſt wäre er ertrunken, doch zog man ihn heraus, um ihn abermals in Ludwig Philipps Kerker auszuliefern. Der kleine Thiers, ſo ſehr er ſich geſchmeichelt fühlte, daß Napoleon ihn mit dem Miniſterium hatte bedenken wollen, ſtellte ſich entrüſtet darüber und nahm die verächtlichſte Miene von der Welt an. Wie? rief er, ich hätte mich dazu hergeben ſollen, Miniſter eines Menſchen zu werden, der ſich wie eine Ente im Teich angeln läßt? Der Prinz wurde nach Paris gebracht und vor den Pairshof geſtellt. Er vertheidigte ſich ſelbſt im Sinn der „napoleoniſchen Ideen", die er kurz vorher in England herausgegeben hatte. Seine Vorausſetzung war die richtigſte von der Welt: wenn ihr Franzoſen den Oheim vergöttert, ſo könnt ihr unmöglich den Neffen vergeſſen. Wenn ihr euren König verachtet, ſo bietet ſich euch kein beſſerer Erſatzmann dar, als der eures großen Kaiſers würdig und ſein directer Erbe iſt! „Obgleich von Waffen umgeben und ein Angeklagter, kenne ich doch dieſe Hallen von meiner erſten Kindheit her. Ich bin auf den Stufen des Thrones geboren. Die Abſtimmung eines ganzen Volkes hat meine Familie auf dieſen Thron erhoben. Alles, was ſeitdem geſchehen, iſt ungeſetzlich. Mein Oheim verlor den Thron, weil er kein Dorf von Frankreich abtreten wollte. Mein Vater hat ſeinen Thron in Holland aufgegeben, weil er nicht mehr im Stande war, die Intereſſen dieſes Landes mit denen Frankreichs zu vereinigen. Sie haben der Ehre und dem Intereſſe Frankreichs alles geopfert. Nicht einen Augenblick habe ich dieſe Lehren vergeſſen. Ich habe mich mit der Ehre und dem Intereſſe Frankreichs identificirt und kein Unglück wird mich davon abbringen oder niederbeugen." Niemand begriff damals den Adel dieſer Worte. Der geiſtvolle Berryer übernahm Napoleons Vertheidigung vor den Pairs; indeß wurde der verwegene Jüngling, wie nicht anders zu erwarten war, verurtheilt und nach dem Schloſſe Ham gebracht, um unſchädlich gemacht zu werden. In der ganzen Welt wurde über den Trotzkopf gelacht, der zweimal ſo unvorſichtig in ſein Unglück hineingetappt war. Aber auch dieſes zweite Mißgeſchick und die Ausſicht auf eine lange Gefangenſchaft beugte ihn nicht. Ham wurde, wie er ſelbſt ſagte, ſeine Univerſität, auf der er ſechs Jahre lang unausgeſetzt ſtudirte, wo er fortfuhr, Brochuren und Bücher zu ſchreiben, von wo aus er ſich mit franzöſiſchen Parteihäuptern (Louis Blanc, Odilon Barrot ꝛc.) in Verbindung ſetzte, kurz wo er ſich für die Rolle eines Staatsoberhaupts vorbereitete.

Die Donquixoterie des kleinen Thiers wurde überall als ſolche erkannt. Niemand in der Welt fürchtete ſich vor ſeinen Drohungen oder glaubte an deren Ernſt. Wollte ſich Ludwig Philipp nun mit guter Manier aus dem orientaliſchen Handel herausziehen, in dem alle vier Großmächte gegen ihn waren, ſo mußte er es mit neuen Allianzen verſuchen. Mit arger Liſt trieb er das hinter dem Rücken des von ihm verachteten Thiers. Sein geheimer Agent in Wien, Herr von St. Aulaire, kartete mit dem Fürſten Metternich eine franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz um den Preis ab, daß es ihm gelänge, das Whigminiſterium in England zu ſtürzen, wozu Guizot, als Ludwig Philipps Geſandter in London, das Seinige thun ſollte. Aber der Plan ſcheiterte nicht ſowohl an der Feſtigkeit, mit der Lord Palmerſton ſein Miniſterium behauptete, als an der Contremine Rußlands. Kaiſer Nicolaus hatte vor nichts ſo große Beſorgniß, als vor der Allianz eines neuen Toryminiſteriums mit Metternich und Ludwig Philipp. Das weſtliche Europa war ihm nicht gefährlich, ſo lange darin noch der Zwieſpalt conſervativer und liberaler Miniſterien vorherrſchte. Waren ſie alle conſervativ, ſo traten die Principienfragen in den Hintergrund und es blieben nur reine Intereſſen übrig, die ſich alle gegen Rußland vereinigen mußten. Deßhalb ſtrengte Nicolaus ſeine Diplomaten an, das Project zu vereiteln, und ſchob namentlich auch Preußen vor, dem eine franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz begreiflicherweiſe am meiſten zuwider ſeyn mußte.

Ein letzter Verſuch Ludwig Philipps, den Sultan durch den franzöſiſchen Botſchafter, Grafen Walewski, zur Annahme einer Vermittlung zu bewegen, die eine vollſtändige Nachgibigkeit und Unterwerfung Aegyptens enthielt, aber wenigſtens als von Frankreich ausgegangen, deſſen diplomatiſche Ehre gerettet haben würde, mißlang ebenfalls, ſofern die übrigen Großmächte ihm zuvorkamen und mit dem Sultan früher abſchloſſen. Da ſich nun

Ludwig Philipp auf dieſe Weiſe überall auf die Finger geklopft ſah, wohin er ſie immer heimlich ausgeſtreckt hatte, ergab er ſich in ſein Schickſal. Der kleine Schreier Thiers war ſomit überflüſſig geworden und diente nur noch, daß ihm alle begangenen Sünden aufgeladen werden konnten. Am 17. Oktober ſchoß abermals ein Mörder, ein gewiſſer Darmis, auf den König, ohne ihn zu treffen. Das lenkte die Aufmerkſamkeit von der Demüthigung im Orient etwas ab. In dieſen Tagen beauftragte der König Guizot mit der Bildung eines neuen Cabinets und jagte Thiers fort, am 29. Oktober.

Als Chef des neuen Miniſteriums mußte wieder der alte Marſchall Soult figuriren, aber ſeine Seele war Guizot. Die erſte unangenehme Erbſchaft, die derſelbe von ſeinem Vorgänger übernahm, war der Sarg des großen Napoleon, den Thiers ſchändlich zu einem Theaterſtreich hatte entweihen wollen, der jetzt jedenfalls zu ſpät und höchſt ungelegen kam, der aber doch da war und vor dem man mit bitterem Groll im Herzen ſich beugen und gerührt erſcheinen mußte. Den Schatten des großen Kaiſers konnte wahrlich nichts mehr ehren, als dieſe Demüthigung ſeiner Feinde. Am 15. Dezember 1840 wurde die vom Prinzen von Joinville glücklich über Meer gebrachte Leiche Napoleons in Paris eingebracht. Es war ein heller, aber eiskalter Wintertag; der Hauch Guizots wehte, wie die Pariſer ſagten, über des Kaiſers Sarg. Aber eine unermeßliche Volksmenge war verſammelt. Das ſchwarze Schiff kam die Seine herauf „wie ein ſchwarzer Adler in geiſterhafter Majeſtät“. Man empfing ihn mit hunderttauſendſtimmigem Jubelruf: vive l'empereur! In langem feierlichen Zuge wurde der hohe Katafalk, dem die Letzten der großen Armee in ihren alten Uniformen folgten, durch den Triumphbogen de l'Etoile getragen und in Gegenwart des Königs im Hotel der Invaliden beigeſetzt. Allgemein war der Kaiſerruf, eine Compagnie war beim Vorüberzug des Sarges unwillkührlich in die Knie geſunken. Viele drängten ſich herbei, die Decke des Leichenwagens zu küſſen. Hin und wieder ertönte wildes Geſchrei: à bas Guizot! à bas les traitres! à bas les Anglais! Doch wurde die Ruhe nicht geſtört. Man begreift kaum, wie es möglich war, daß der König nicht gleich anfangs gemerkt hatte, welche Thorheit er beging, indem er den Schatten des großen Kaiſers heraufbeſchwor und einen neuen großen Schwung in die Partei deſſen brachte, den er in Ham gefangen hielt.

Unter Guizot ſtellte Frankreich alle freundſchaftlichen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten wieder her. In England wurden ihm ſogar die auffallendſten Schmeicheleien gemacht; derſelbe Palmerſton, den er hatte ſtürzen wollen, erhob ihn bis in den Himmel. Das geheime Motiv dieſer öffentlichen Lüge war ein Plan, den Kaiſer Nicolaus durch den König der Belgier und durch den Grafen Molé in Paris empfehlen ließ. Rußland wünſchte ſich mit Frankreich zu alliiren, dann würden ſie beide Alleinherren des Mittelmeeres ſeyn und könnten die Engländer ausſchließen. Man erſieht hieraus, wie unzufrieden Rußland mit dem Ergebniß des letzten Krieges war und wie zäh es ſeinen Plan im Orient verfolgte. Wenn Molé die Mehrheit in der zweiten Kammer erlangt und wenn ihn nicht die Pairskammer im Stich gelaſſen hätte, würde er Miniſter geworden und dann die ruſſiſche Allianz zur Reife gediehen ſeyn. Aber er unterlag.

Das Volk gelangte natürlich zu keiner Einſicht in die diplomatiſchen Intriguen jener Zeit, aber es witterte doch etwas vom Verrath, vom Lügengeiſte in den höchſten Regionen. Da wurde ein älterer Verrath documentirt. Man hatte Briefe Ludwig Philipps vom Jahr 1830 entdeckt und drucken laſſen, worin er ſich gegen England verpflichtet hatte, die Zuſagen Karls X. in Betreff Algiers einzuhalten, direct im Widerſpruch mit ſeinen damaligen öffentlichen Aeußerungen. Da war nun ein Theil der Pariſer Bourgeoiſie ſo ehrlich oder ſo boshaft, eine förmliche Deputation an die Kammer zu ſenden, die am 22. März 1841 laut erklärte: „Es ſind dem Könige Briefe beigemeſſen worden, welche der Ausdruck der feigſten und niederträchtigſten Verrätherei ſeyn würden. Die Juſtiz hat die Zeitung freigeſprochen, welche ſie abdrucken ließ. Die Miniſter haben auf die Anſchuldigung nur mit ſchwankendem Leugnen geantwortet. Das öffentliche Bewußtſeyn fordert eine Unterſuchung.“ Wie entzog ſich nun Guizot dieſer ſchrecklichen Forderung? Er verſtändigte ſich mit den Freunden der ältern Dynaſtie und erklärte mit eiſerner Stirne vor der Kammer, es ſey niemals in Betreff Algiers eine Verbindlichkeit gegen England eingegangen worden. Hierauf vertheidigte der Herzog von Valmy die Regierung Karls X. in derſelben Richtung. Guizot aber betheuerte ihm, er habe die vorige Regierung gar nicht angreifen wollen. Da brach alles in lautes Gelächter aus und von den Briefen war nicht mehr die Rede.

Eine neue Demüthigung erlebte die Regierung in Bezug auf das Durchſuchungsrecht zur See und auf Otaheiti (vgl. S. 23). In beiden Fällen mußte ſie England wieder nachgeben, nachdem ſie anfangs mit Selbſtändigkeit geprahlt hatte.

Da von oben herab gar keine ſittliche Macht mehr auf die Gemüther wirkte, und mehr und mehr der furchtbare Contraſt des nach oben hin ſich anhäufenden Reichthums mit der unten zurückbleibenden Armuth auffiel, kamen neue und wunderbare Erſcheinungen in den niedrigſten Schichten des Volkes zu Tage. Die große politiſche Frage der Zeit geſtaltete ſich unvermerkt und in dem Maaße, in welchem ſich der „vierte Stand“ dabei betheiligte, zu einer ſocialen. Die Arbeiter und die Armen hingen ſich an das Ideal des Communismus. Derſelbe war aus dem Syſtem St. Simons hervorgegangen, durch Fourier noch weiter ausgebildet worden und fand jetzt noch fanatiſchere Vertreter, welche durch die Preſſe und durch geheime Geſellſchaften unmittelbar auf die Proletarier wirkten. Grundgedanke war der Kampf der Armen gegen die Reichen, gleiche Vertheilung der irdiſchen Güter. Cabet gab 1840 ſeine „Reiſe nach Icarien“ heraus, worin er das Ideal einer Republik darſtellte, in welcher es kein Privateigenthum gab, ſondern

Arbeit und Genuß unter alle gleich vertheilt waren. Ihm folgte Proudhon mit einer Brandſchrift „gegen das Eigenthum“, worin er jedes Privateigenthum als Diebſtahl, als Raub an der Geſellſchaft charakteriſirte. Praktiſcher als alle ſeine Vorgänger faßte der talentvolle Louis Blanc die Frage auf, indem er in einem berühmt gewordenen Werke über die „Organiſation der Arbeit“ im Jahr 1841 nicht mehr verlangte, als Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienſt für alle, welche arbeiten können. Das ſchien billig und eine keineswegs übertriebene Forderung an den Staat zu ſeyn, der gerade damals unter Ludwig Philipps Regime ausſchließlich nur die großen Capitaliſten und Geldſpeculanten begünſtigte. Man unterſchied dieſe mildere Auffaſſung der Frage, die nur ein beſſeres und natürlicheres Arrangement in der Geſellſchaft verlangte, unter dem Namen des Socialismus von dem alles Eigenthum aufhebenden und alles gleich machenden Communismus.

Als der Finanzminiſter Humann 1841 eine neue Volkszählung vornahm, um die Vertheilung der Perſonenſteuer zu ordnen, aus welchem Anlaß viele zur Steuerpflicht gezogen wurden, welche ſich derſelben bisher entzogen hatten, wurden die ärmeren Claſſen überall ſchwierig und wirkte auf dieſe Bewegung die Verbreitung ſocialiſtiſcher Ideen ein. In Toulouſe trat die Nationalgarde dem Pöbel bei und verjagte den Präfecten Mahul. Aber Guizot ließ durch Duval die Ruhe herſtellen und ſchonungsloſe Gewalt üben. In der verarmten Auvergne ſtand das Landvolk in Maſſe auf und lieferte dem Militär Gefechte. In Paris ſelbſt gab es einen republikaniſchen Aufſtand, in welchem auf den jungen Herzog von Aumale geſchoſſen wurde, und deſſen Rädelsführer der fanatiſche Socialiſt Queniſſet war, am 11. September. Aber die Regierung behielt mit ihrer überlegenen Militärmacht überall die Oberhand.

Im folgenden Jahre traf den König ein herbes Mißgeſchick. Am 13. Juni 1842 ſcheuten die Pferde am Wagen des Herzogs von Orleans, er wollte hinausſpringen, fiel aber auf den Kopf, kam nicht wieder zur Beſinnung und ſtarb in wenigen Stunden. Er hinterließ zwei junge Söhne, Ludwig Philipp, Graf von Paris, und Robert, Herzog von Chartres. Der König beſtimmte für den Fall ſeines eigenen Todes während der Minderjährigkeit des Grafen von Paris ſeinen zweiten Sohn, den Herzog von Nemours, zum Regenten und die Kammern willigten ein.

Seitdem genoß der König einige Jahre gute Ruhe. Es war die Windſtille vor dem Sturm. Das „herzliche Einverſtändniß“ (entente cordiale) mit England wurde geprieſen. Der König reiſte 1844 nach London und empfing von der Königin den Hoſenbandorden. Der Prinz von Joinville heirathete eine Prinzeſſin von Braſilien. In Görz ſtarb in demſelben Jahr der Herzog von Angoulême und der junge Graf von Chambord bewarb ſich vergebens um die Hand einer neapolitaniſchen Prinzeſſin, die ihm der junge Herzog von Aumale vorwegnahm. In Algier ging alles wohl. General Bugeaud führte das Syſtem der Razzias ein, d. h. er ahmte die Araber in Raubzügen nach, bei denen das feindliche Gebiet einfach ausgeplündert, ausgebrannt und ausgemordet wurde. Jede erdenkliche Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit wurde von beiden Seiten geübt. Da ſich Abdel Kader, der moderne Jugurtha, auf Marokko ſtützte und von dort ſeine ſchwächer werdenden Kräfte ergänzte, zog Bugeaud auch gegen das Kaiſerthum Marokko, beſiegte das Heer deſſelben in der Schlacht bei Isly (14. Auguſt) und erzwang den Frieden. Er wurde dafür zum Marſchall ernannt und ſeiner Unterſchleife und Räubereien nicht weiter gedacht.

Paris und Frankreich blieben in dieſen Jahren merkwürdig ruhig. Die Forts um Paris her waren ausgebaut und wurden armirt. Die Deputirtenkammer wetteiferte in ihrer Mehrheit nur, vom Staate perſönliche Vortheile zu ziehen. Ein großartiges Beſtechungsſyſtem war es allein, was den Thron Ludwig Philipps vor einem neuen Aufſchwung der Oppoſition ſchützte. Im Jahr 1844 wagte ein ehrlicher Mann vorzuſchlagen, die Deputirten ſollten ſich beim Eiſenbahnactienhandel nicht betheiligen, aber man wies den Antrag von der Hand. Der Schwindel in dieſen Actien war eine Hauptquelle des Gewinnes für die, welche ins Geheimniß der Börſe eingeweiht wurden.

In demſelben Jahr, als der Staat wieder Geld brauchte, verlangte Garnier Pagès in der Deputirtenkammer, man ſolle ſich an den Patriotismus wenden und eine Nationalanleihe contrahiren; aber dabei ließ ſich nichts gewinnen. Die beſtochene Kammer unterſtützte den König, und das Haus Rothſchild lieh nun dem Staat 200 Millionen zu 84. Außer den 16 Procent, die Rotiſchild hier gewann, wußte er als Herr der Börſe auch alsbald eine Hauſſe zu bewirken und die Obligationen wieder mit Gewinn zu verkaufen. Dazu wurde ihm auch die Eiſenbahn von Paris nach Brüſſel (Nordbahn) überlaſſen, die großen Gewinn abwarf und mit deren Actien er die Miniſter und einflußreichſten Deputirten und Zeitungsredacteure beſtach. Die Lüderlichkeit, mit welcher die Bahn gebaut, unfähige Menſchen dabei angeſtellt wurden ꝛc., veranlaßte ſchwere Unglücksfälle. Man klagte vor Gericht und die Preſe war empört, aber die Schuldigen ſtrafte kein Gericht. In dieſer Art waren alle großen Capitaliſten und Actiengeſellſchaften begünſtigt, z. B. die Darleiher zu den Canalbauten, während für das gemeine Volk nichts geſchah. Insbeſondere klagte man über die hohe Salzſteuer, über die hohe Abgabe vom Weinbau, aber alle ſolche Klagen fanden in der Kammer und im Miniſterium taube Ohren.

In der Stille und Schwüle jener Zeit ſammelten ſich Gewitterwolken, deren erſter Blitz die Jeſuiten treffen ſollte. Der Orden war aus Frankreich verbannt, hatte ſich aber heimlich wieder eingefunden. Ein Jeſuit, Ravignan, war durch ſeine herrlichen Predigten in der Notredame-Kirche von Paris höchſt populär geworden und auch bei der vornehmen Welt in die Mode gekommen. Das rührte den alten Jeſuitenhaß auf und beſonders die Profeſſoren Michelet und Edgar Quinet brachen in maßloſe Beſchimpfungen des Ordens aus. Dazu kam, daß der Kaſſier des

Ordens, Affenaër, den Vätern 300,000 Fr. entwendete und deshalb vor Gericht gezogen wurde, ein Prozeß, der nicht etwa den armen Jeſuiten zu ihrem Rechte verhalf, ſondern zu neuen und wüthenden Beſchimpfungen des Ordens benutzt wurde. Vergebens machten Berryer und Montalembert darauf aufmerkſam, daß die Jeſuiten ja völlig unſchuldig an der Niederträchtigkeit ihres Kaſſiers und daß ſie die Verletzten, nicht die Schuldigen ſeyen. Die Kammer, das Miniſterium miſchte ſich ein und die Jeſuiten wurden nicht nur aufs neue ausgewieſen, ſondern Ludwig Philipp erwirkte auch durch ſeinen Botſchafter Roſſi in Rom, daß der Papſt ſelbſt den Jeſuiten unterſagte, fernerhin als Corporation in Frankreich aufzutreten, 1845.

Die damalige Schwüle brütete noch andere Gewitter aus. Unter der äußeren Ruhe, die in Frankreich herrſchte, verbarg ſich eine unbefriedigte Leidenſchaft, die auch da krankhaft glühte, wo ſie eigentlich kein Ziel hatte. Die unterdrückten Republikaner, Communiſten, hungernde Proletarier, welche die Corruption in den oberen Regionen mit Wuth anſahen, wußten, was ſie wollten. Ebenſo die Bonapartiſten und Legitimiſten. Aber auch unter den Claſſen, die von Ludwig Philipp begünſtigt in Ehre und Wohlleben ſchwelgten, wurde die Unzufriedenheit wie eine Modeſache getrieben und einer künftigen Revolution geſchmeichelt. Ludwig Philipp, der die Leute nur zu ſeinen Zwecken benutzte, hatte keine wahren Freunde. Viele, die er begünſtigte, kokettirten, nach dem Beiſpiel von Thiers, mit der Revolution. Zudem machte das Bürgerkönigthum den geiſtreichen Pariſern ſchreckliche Langeweile. Die Einholung der Leiche Napoleons hatte die großen Bilder der Vergangenheit aufgefriſcht. Man wollte wieder Thaten, die bürgerliche Einfachheit durch etwas Geniales unterbrochen ſehen. In Ermangelung von etwas Großartigerem weidete man ſich einſtweilen an den gräßlichen Prozeſſen, welche die gazette des Tribunaux täglich in ihren Nummern brachte. Ja man freute ſich an den Früchten der tiefſten Entſittlichung, es lag doch Poeſie im

Verbrechen. Dem Vergiftungsprozeß der Dame Lafarge folgten viele andere nach, ſich überbietend an Gräßlichkeit. Man ſah in einen Abgrund von geſellſchaftlicher Corruption hinein und am meiſten bei den Reichen. Dieſe Eindrücke wurden von den Dichtern aufgenommen und ausgebeutet, bewußt oder unbewußt aber das „rothe Geſpenſt" der künftigen Revolution als letzte Rächerin der mit ſo vielem Fleiß ausgemalten Verbrechen bezeichnet.

Victor Hugo, der damals für Frankreichs größten Dichter galt und den der König 1845 zum Pair erhob, malte in ſeinen tragiſchen Werken durchgehends nur haarſträubende Verbrechen und gewöhnte das Pariſer Parterre an den Anblick des Scheußlichſten und Unnatürlichſten in der menſchlichen Geſellſchaft. Er ſelbſt war ein Kind der Modelaſter und wurde unmittelbar, nachdem ihn der König zur Pairswürde erhoben, wegen Ehebruchs mit der Frau eines Malers öffentlich angeklagt. Eine geſchiedene Madame Dudevant, welche als Mann gekleidet umherging, wie ein Mann lebte, Tabak rauchte ꝛc., ſchrieb unter dem Namen George Sand damals Romane, die von Frankreich und ganz Europa bewundert und verſchlungen wurden, in denen aber ebenfalls nur die abſcheulichſten Sünden und Verbrechen mit Vorliebe ausgemalt waren und unverholen die revolutionärſten Grundſätze ausgeſprochen wurden, die ganze Geſellſchaft tauge nichts, habe ſich überlebt, müſſe von Grund aus umgeformt werden, das Hauptübel aber ſey der Zwang der Ehe, die Ehe müſſe gänzlich abgeſchafft werden. Das wärmſte Intereſſe aber widmete ſie dem „vierten Stande", dem Proletariat, dem ſie auf alle Weiſe ſchmeichelte, während ſie die reichen Claſſen verdammte. Eugene Sue, ein Literat, der in einem mehr als fürſtlichen Luxus ſchwelgte, warf ſich gleichwohl auch zum Vorkämpfer des Proletariats auf, ſchilderte deſſen Noth, entſchuldigte und rühmte deſſen aus der Noth entſprungene Verbrechen, ſtachelte alle ſeine revolutionären Leidenſchaften auf, hetzte es gegen die Kirche, gegen alles Beſtehende in Staat und Sitte und wurde nicht etwa blos von dieſem Proletariat, ſondern auch von der vornehmen Welt geleſen und bewundert. Drei ſeiner Werke waren beſonders charakteriſtiſch und machten Epoche in Frankreich. Seine „Geheimniſſe aus Paris" provocirten die ſociale Revolution und rechtfertigten im Voraus alles, was die Proletarier zu ihrer Rache etwa thun könnten, wenn die erwartete große Revolution ausbrechen würde. In ſeinem „ewigen Juden" reizte er ſeine Leſer zum giftigſten Haß gegen die Kirche. Endlich war ſein „Martin" eine Schule der Unzucht. Nichts iſt bezeichnender für die Zeit, als daß dieſer Sue in Frankreich vergöttert wurde, daß ihm fabelhafte Summen für ſeine Bücher bezahlt wurden, daß er in die Akademie gewählt werden ſollte, daß ſeine Schriften auch durch Ueberſetzungen im übrigen Europa verbreitet und allgemein geleſen und geprieſen wurden. An dieſe Koryphäen der damaligen franzöſiſchen Modeliteratur reihten ſich noch viele andre an, deren Dichtungen in demſelben Geiſte nur auf Darſtellung des Gräßlichen, auf Verführung zu Wolluſt oder Grauſamkeit, auf Erhitzung der Leidenſchaften, Erweckung von Haß gegen Sitte und Religion und gegen die beſtehende Geſellſchaft ausgingen. So Balzac, Paul de Kock, Alexander Dumas, Soulié ꝛc. Dem entſprach auch der Charakter der Malerei und der zahllos verbreiteten Lithographien.

In der geſammten Literatur und Kunſt Frankreichs gährte es wie in einem Vulcan, Gluth und Gier nach Zerſtörung. Die mißlungene Julirevolution weckte den Heißhunger nach einer andern, den Inſtinct des Tigers im Volke. Der künftigen Revolution wurde wie einer unſichtbaren Göttin gehuldigt, ein fieberhafter, orgiaſtiſcher, dämoniſcher Cultus der Geiſter. In der Oppoſition gegen die ältern Bourbons hatte immer noch eine gewiſſe Loyalität, Nüchternheit, Ehrlichkeit, der gute Glaube der Doctrinärs, eine Ueberzeugungstreue des Conſtitutionalismus vorgeherrſcht. Dieſe Tugenden waren verſchwunden, wie eine alte bürgerliche Mode abgethan. Man hatte die Charte angebetet, wie eine Geliebte vor der Hochzeit. Als man ſie hatte, durch und mit Ludwig Philipp hatte, vernachläſſigte, verachtete und haßte man ſie, wie eine Frau, die nach der Hochzeit ſich ganz anders gibt, in der man ſich getäuſcht und verrathen ſieht. Die Unlauterkeit des Bürgerkönigs rechtfertigte die doppelte Demoraliſirung, die einerſeits bei ſeinen unterdrückten Gegnern, andrerſeits bei den vornehmen Geiſtern ſeiner eignen Partei immer weiter um ſich griff.

Abbé Lamennais hatte durch ein phantaſtiſches Bündniß der Kirche mit der Demokratie die Revolution heiligen wollen. Nachdem ihn der Papſt mit Recht verdammt hatte und der heilige Nimbus von dem „rothen Geſpenſt" verſchwand, blieb das letztere allein mit ſeiner nackten Häßlichkeit. Man ſchien ſich zu freuen, der kirchlichen Republikaner los zu werden, wie der doctrinären Ehrlichkeit. Man brauchte ſich nun nicht mehr zu geniren. Der böſe Geiſt war jetzt erſt ganz in ſeinem Elemente und überſprudelte von Koth und Feuer. Selbſt die unter Ludwig Philipp reich gewordenen Dichter und Journaliſten wetteiferten mit den revolutionären Cynikern, allen Herzen die Ruhe zu rauben, alle Seelen zu vergiften, die Einbildungskraft mit gräßlichen Bildern zu ſchwängern und durch argliſtiges Wühlen in Scenen der Angſt, der Schande, des Verbrechens, geſtillter Rachluſt, wahnſinniger Grauſamkeit und Henkerluſt alle böſen Leidenſchaften des Menſchen aus ihrer verborgenſten Tiefe aufzuſtacheln.

Einer der ſanfteſten und reinſten Sänger Frankreichs, den man bisher nur mit den ſittlichſten Dichtern Deutſchlands und Englands vergleichen konnte, Lamartine, wurde in die Bewegung der Zeit mit fortgeriſſen. Auch er warf ſich plötzlich zu einem Vorkämpfer für das Proletariat auf. Allein er hatte den edeln Vorſatz, wirklich für das Wohl der Armen thätig zu ſeyn. Er ließ ſich in die Kammer wählen und erregte ungeheures Aufſehen, als er zum erſtenmal 1845 bei den Berathungen über die Koſten der Befeſtigung von Paris, für alles, was in Frankreich arm, unglücklich, unſchuldig war, in die Schranken trat gegen die Corruption, Habgier und tiefe Verſchuldung des Bürgerkönigthums. Die Motive ſeiner Oppoſition waren rein und neu. Er adelte die künftige Revolution, indem er zeigte, wie durch und durch gemein und unedel das Beſtehende ſey. Im folgenden Jahre kam zum erſtenmal Ledru Rollin in die Deputirtenkammer, ein Advokat von radicalſter Farbe, der dem herrſchenden und in die tiefſte Corruption verſunkenen Liberalismus gleichfalls einen Spiegel vorhielt und ſchonungslos ſeinen Sturz vorherſagte. In demſelben Jahr wurden wieder zwei mißlungene Mordanfälle auf den König gemacht, von Lecomte und von Henry, und kamen drei ſchreckliche Unglücksfälle auf Eiſenbahnen vor, der Einſturz eines Viaducts bei Barenton und zwei Zerſtörungen der Wagenzüge bei St. Etienne und Fampour in Folge der lüderlichen Verwaltung.

Auch der Gefangene in Ham beſchäftigte ſich mit der ſocialen Frage und war überhaupt ſehr beſchäftigt. Er ſchrieb über die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie, über die Zuckerfrage, über Ausrottung des Pauperismus, wofür ihm die Arbeitervereine eine Dankadreſſe votirten, ſodann hiſtoriſche Fragmente, correſpondirte, ſetzte ſich in Verbindung mit der Oppoſition und entwickelte eine erſtaunliche Geiſtesthätigkeit bei vollkommener Ruhe des Gemüths. Plötzlich aber, am 26. Mai 1846, verſchwand er von Ham. In der Tracht eines Arbeiters mit einem Brett auf dem Kopf ging er, von den Wachen unbemerkt, zum Thor hinaus. Sein Arzt Dr. Conneau hatte ihm dabei geholfen. Er entkam glücklich nach England.

Die Hungerzeit 1846 und 1847 forderte auch von Frankreich ihre Opfer. An vielen Orten brachen Theurungsunruhen aus, zu Paris, Dijon, Toulouſe ꝛc. und ſteigerte ſich die Unzufriedenheit der niederen Claſſen.

Den empfindlichſten Stoß aber bekam das herrſchende Syſtem in Folge der ſpaniſchen Heirath. Mit ihr ſchwand der letzte ſittliche Nimbus vom Haupt des greiſen Königs. Die ſo lange von ihm zur Schau getragene Ehrbarkeit verrieth diesmal vor aller Welt, welcher gemeine Eigennutz hinter ihr ſteckte. England war aufs äußerſte erzürnt, von Ludwig Philipp in dieſer Angelegenheit betrogen worden zu ſeyn, das Toryminiſterium trat ab und das neue Whigminiſterium bereitete dem Bürgerkönig ſchwere Tage vor. Lord Palmerſton alliirte ſich mit der Oppoſition in Frankreich, wie mit der in Italien und wie mit dem Radicalismus in der Schweiz. Seitdem nun gewann die revolutionsſüchtige Partei in Frankreich ein neues Vertrauen und kühnen Muth. — Eine weitere Treuloſigkeit beging Ludwig Philipp in Algier. Daſelbſt war der alte ſchlimme Feind der Franzoſen, Abdel Kader, endlich durch den tapfern General Lamoricière bezwungen und zu einer Capitulation gebracht worden, in welcher ihm die perſönliche Freiheit zugeſichert wurde, am 13. Dezember 1847. Aber der König brach die Capitulation, ließ den ſtolzen Häuptling nach Frankreich bringen und als Staatsgefangenen einſperren. Ein ehrloſes Verfahren gegenüber den Muhamedanern, denen man mehr Achtung vor chriſtlicher Treue hätte einflößen ſollen, und gehäſſig gegenüber dem franzöſiſchen General und der ganzen Armee, die dabei compromittirt wurde. Ludwig Philipp war ohne Zweifel damals ſchon vom Alter abgeſtumpft, an das Gelingen ſeiner Pläne ſchon zu ſehr gewöhnt, bequem geworden und nahm keine Rückſicht mehr, ſondern gab ſich dem Hauptzuge in ſeinem Charakter hin, wie Greiſe pflegen.

Unterdeß wurde von unten her gewühlt und in der Deputirtenkammer ſelbſt ein Verſuch gemacht, durch eine Coalition aller nicht miniſteriellen Parteien die miniſterielle Mehrheit zu ſprengen. Thiers war die Seele dieſer Intrigue, denn er konnte nicht verſchmerzen, daß er nicht mehr Miniſter war. Um es aber wieder zu werden, um in den Augen des Königs „möglich“ zu bleiben, durfte er ſeine Oppoſition nicht übertreiben. Er bediente ſich mithin der übrigen Unzufriedenen nur als Mittel, um Guizot zu ſtürzen und ſelbſt wieder ans Ruder zu kommen, ohne damit irgend einem Principe zu huldigen. Da die früheren Liberalen, die doctrinären wie die practiſchen, nur noch um die Staatsgewalt buhlten, war die ſyſtematiſche und principielle Oppoſition unvermerkt auf die Radicalen übergegangen. Dieſe aber ſahen kein Heil, außer in einer Wahlreform, wenn nämlich das Wahlrecht auf breiteſter Grundlage beruhte, wenn das ganze Volk, die arbeitende Claſſe, der ſ. g. vierte Stand mitwählte und nicht länger die Reichen allein die Deputirtenkammer machten. So weit wollte nun Thiers nicht gehen, erklärte ſich daher nur zu einer ſ. g. „parlamentariſchen Reform“ bereit, die an dem früheren Wahlcenſus nichts ändern und nur die Beamten von der paſſiven Wahl ausſchließen würde. In der Kammerſitzung von 1847 wurden inzwiſchen beide Reformen abgewieſen. Die miniſterielle Mehrheit entſchied ſich ſowohl gegen Duvergier de Hauranne, der eine Herabſetzung des Wahlcenſus erreichen, als gegen Remuſat, der nur die Staatsdiener von den Sitzen in der Kammer entfernen wollte, 26. März.

Hierauf erklärte ſich der die Wahlen des Landes leitende Centralausſchuß (comité électoral) in Paris für permanent und ſann auf Mittel, ſeinen Zweck trotz der Kammermehrheit durchzuſetzen. Er entwarf eine Petition an die Regierung um Wahlreform und ſchickte dieſelbe an alle Provinzialcomités, um ſie vom ganzen Lande unterſtützen zu laſſen. Hierauf veranſtaltete er ein ſ. g. Reformbankett zu Chateaurouge bei Paris, am 9. Juli, dem 1200 Perſonen anwohnten und bei welchem der Trinkſpruch auf den König weggelaſſen, dagegen ſolche auf die Volksſouveränetät, auf die Revolution von 1789 und 1830 und auf die Arbeiter ausgebracht wurden, deren „Recht auf Arbeit“ beſonders betont wurde. Ein ähnliches Bankett folgte am 10. Auguſt zu Mans unter dem Vorſitze Ledru Rollins und bald noch an ſechzig andern Orten, in allen irgend namhaften Städten des Landes, alle in gleichem ſchon mehr republikaniſchem und ſocialiſtiſchem, als conſtitutionellem Geiſte. Thiers, welcher in der bis zum 9. Auguſt verſammelten Kammer unabläßig gegen Guizot intriguirt hatte, hielt ſich doch von den Banketten fern, weil er Miniſter zu werden hoffte, daher ſelbſt nicht zu weit nach links gehen, wohl aber die neubegonnene

Bewegung als Mittel zu ſeiner Erhebung wirken laſſen wollte. Odilon Barrot lehnte gleichfalls die Theilnahme ab, weil er nicht durchſetzen konnte, daß ein Trinkſpruch auf den König ausgebracht werde, und er die conſtitutionellen Schranken nicht übertreten wollte. Im Uebrigen trat er ganz der Oppoſition und dem Reformverlangen bei. Lamartine nahm gleichfalls keinen Theil an den Banketten, ließ ſich aber ein ihm perſönlich gewidmetes Bankett zu Macon geben, wo man ihn als Geſchichtſchreiber der Gironde feierte. Er hatte nämlich eben ſein Werk über dieſe Gironde vollendet, worin er der Freiheit, ja ſelbſt der Republik, unter der Bedingung, daß ſie von edeln Geiſtern regiert werde und nicht in die Barbarei des Jakobinismus falle, reichlich Weihrauch geſtreut hatte. Die übrigen berühmten Namen des alten Liberalismus wurden gar nicht mehr genannt. Sie waren alle mehr oder weniger compromittirt durch die parlamentariſche Corruption, der ſie ſich ſchon ſeit Jahren als Werkzeuge Ludwig Philipps hingegeben hatten, eine unſittliche Oligarchie gleich der des Directoriums von 1794 bis 1799, habgierige Menſchen, die ſich auf Koſten des Landes Stellen und Reichthümer erwarben. Sie gruppirten ſich um den Hof, an dem ſie ausreichenden Schutz zu finden glaubten, ohne daß es ihnen einfiel, ihre einſt ſo mächtigen Stimmen ins Land hinaus ertönen zu laſſen, um ihrerſeits den Thron zu ſchützen, den ſie aufgerichtet hatten. Ihre Iſolirung, ihr gänzlicher Zerfall mit der öffentlichen Meinung ſchien ſie nicht zu ängſtigen. Sie verließen ſich ganz auf die Stärke der Regierung.

In der Preſſe herrſchte daſſelbe Verhältniß. Die Blätter der Regierung und ihre altliberalen Freunde waren weniger zahlreich und übten weit weniger Einfluß, als die der Republikaner und der immer mehr zu den letztern haltenden liberalen Oppoſition. Das am feurigſten und geiſtreichſten geſchriebene, daher einflußreichſte Blatt in Paris war der von Marraſt redigirte, durchaus republikaniſche National, neben ihm die von Flocon redigirte, gleichfalls republikaniſche Reform, während der Conſtitutionnel als das Organ von Thiers, die von Emil von Girardin redigirte Preſſe, der Courrier Français, das Journal de Commerce und andere wenigſtens im Haſſe gegen Guizot mit ihnen einſtimmten. Der conſtitutionelle Liberalismus war ſichtbar discreditirt, gealtert, abgenutzt. Er konnte ſich auf ſein Palladium, die Charte, nicht mehr berufen, nachdem ſie Mittel und Deckmantel der Corruption geworden war. Wer hätte damals noch, wie früher, die Charte zum Feldgeſchrei machen wollen? Noch weniger konnte die Intrigue, der perſönliche Ehrgeiz, die Corruption ſelbſt Enthuſiasmus im Volk erwecken. Die neue Parole war Reform, das hieß wohlverſtanden: die Republik. Die Stunde war gekommen, in welcher die blutigen Geſpenſter der Barrikadenhelden von 1830 und 1832 ſich aus ihren Gräbern erhoben, um Rechenſchaft zu fordern von der Bourgeoiſie, vom Kammerliberalismus, vom Bürgerkönigthum, was ſie aus Frankreich gemacht hatten.

Der Stumpfſinn, mit dem die bisherigen Günſtlinge des Julithrons der neuen Bewegung zuſahen, erſchien noch verächtlicher, als gerade damals in ihrer Mitte Scenen vorfielen, die ſie vor dem geſammten Volke brandmarkten. Teſte, Präſident des Caſſationshofs und vormaliger Miniſter der öffentlichen Arbeiten, und Cubières, General, Pair und vormaliger Kriegsminiſter wurden ſchändlicher Beſtechung und Betrügerei angeklagt und überwieſen. Durch den Prozeß Petit wurde der Aemter- und Stellenverkauf und die abſcheuliche Corruption der Gerichtsnotare aufgedeckt. Stellen dieſer Art waren im Kaufpreiſe bis zu 1 Million geſtiegen, gewährten aber auch ungeheuren Vortheil. Der Notar wurde Herr alles ihm anvertrauten Vermögens, ſpeculirte damit auf der Börſe und wurde ſehr reich oder entfloh. Binnen fünf Jahren waren in Frankreich mehr als hundert Notare wegen Unterſchlagung verſchwunden. Leon de Maleville nannte in der Deputirtenkammer Guizot ganz öffentlich einen „Diebshehler“, weil er ſeinen Secretär Genie, welcher Aemterhandel trieb, nicht nur im Dienſt behielt, ſondern auch decorirte. Emil de Girardin, Redacteur der

Preſſe, nannte den Juſtizminiſter einen „Juſtiztartuffe“ ꝛc. und klagte die Regierung offen an, die Pairswürde um 80,000 Frs. zum Verkauf ausgeboten, den Poſtmeiſtern einen Geſetzesentwurf um 1,200,000 Frs. verkauft zu haben. Scandale dieſer Art wiederholten ſich in erſchreckender Menge. Girardin klagte den Miniſter Duchatel wegen groben Unterſchleifs bei Ertheilung von Privilegien an, welcher Handel aber durch eine Freiſprechung beſeitigt wurde. Lagrange, Rechnungsführer eines Krankenhauſes, kam wegen an den armen Kranken begangenen jahrelangen Betrugs ins Zuchthaus. Die Prozeſſe Drouillard und Boutmy enthüllten Wahlbeſtechungen im coloſſalſten Maßſtabe. Ein Herr von Bouvalon hatte alle Geſetze franzöſiſcher Ehre mit Füßen getreten in einem Duell, in welchem er ſeine ehrlichen Gegner heimtückiſch ermordete. Der Scheidungsprozeß der Gräfin Mortier ließ in eine ſchauervolle Immoralität der höhern Geſellſchaft hineinblicken. Den entſetzlichſten Eindruck aber machte der Prozeß Praslin. Die edle Tochter des General Sebaſtiani wurde von ihrem Gemahl, dem lüderlichen Herzog von Praslin, um einer Maitreſſe willen aufs grauſamſte im Bett ermordet, und der Mörder, als er ſich verrathen ſah, nahm Gift.

In dieſe Zeit fiel der Sieg des Radicalismus in der Schweiz und der Aufſchwung des Mazzinismus in Italien, beide Ereigniſſe von England geſchürt und belobt, beide ganz dazu gemacht, um den Muth der Republikaner in Frankreich zu ſteigern. Aber Ludwig Philipp ſah müßig zu und that nichts, die radicalen Wogen von Südoſten her zum Stillſtand zu bringen. Eine Paſſivität, die Oeſterreich mit ihm theilte und die beiden Verderben bringen mußte. Die Nachſicht der damaligen Regierungen in Paris und Wien gegenüber dem Radicalismus in der Schweiz bewies ihre Abgenutztheit, ihre gänzliche Unfähigkeit, die Geſchicke Weſteuropas ferner zu lenken. Ludwig Philipp ſchien auf ſeinen Schätzen eingeſchlafen zu ſeyn. Er fürchtete nichts, wo alles zu fürchten war, und ſorgte für nichts mehr, wo er nicht Hände genug hätte brauchen können.

Man glaubte, der Tod ſeiner Schweſter Adelaide (ſie ſtarb am letzten Tage des Jahres 1847) habe ihn nicht nur tief gebeugt, ſondern ihn auch ſeiner klügſten Rathgeberin beraubt. Die Ereigniſſe in Italien und der Schweiz und die Haltung Englands dabei wurden von der geſammten Oppoſition ausgebeutet, um die franzöſiſche Regierung mit Vorwürfen zu überhäufen. Vor allen war es der kleine Thiers, welcher verlangte, Frankreich ſolle Hand in Hand mit Lord Palmerſton die Revolution begünſtigen. Es war ihm damit gar nicht Ernſt, er wollte nur Guizot ſtürzen und ſich an deſſen Stelle ſetzen.

Ludwig Philipp dachte keinen Augenblick daran, die Revolution zu unterſtützen, hätte ſie vielmehr viel lieber in inniger Verbindung mit Oeſterreich unterdrückt, wenn nicht ſowohl er als Metternich ſchon zu ſchlaff geweſen wären, um noch einer Energie fähig zu ſeyn. Gerade jetzt dankte Marſchall Soult ab; der Degen, den Ludwig Philipp gezogen hatte, wo nur von fern Gefahr drohte, verſagte ihm in dem erſten Momente wirklicher Gefahr. Aber Ludwig Philipp nahm es nicht ſchwer. Der verhaßte Guizot wurde Chef des Miniſteriums; Guizot, der immer die engliſche Partei gehalten, als Proteſtant und Doctrinär ſelbſt ein halber Engländer, der auch jetzt noch nichts ſehnlicher wünſchte, als völlige Ausſöhnung Frankreichs mit England, ſollte in ſo kritiſcher Lage eine öſterreichiſche, eine reactionäre Politik vertheidigen und dem rückſichtsloſen, ihn tief verachtenden Lord Palmerſton das Gegengewicht halten. Guizot, der Mann der Rede und Belehrung, ſollte zum erſtenmal handelnd eingreifen, dem Ausland Achtung gebieten, die Revolution im eignen Lande abſchrecken oder überwältigen. Dazu war er der Mann nicht und Ludwig Philipp, wie ſchlau er immer ſonſt geweſen, vergaß im blinden Vertrauen auf ſein Glück, oder in greiſenhafter Apathie diesmal jede Vorſicht.

Als er am 27. Dezember die Kammern wieder eröffnete, nahm er in ſeiner Rede Bezug auf die Reformbankette und bediente ſich dabei des Ausdrucks „feindſelige und blinde Leidenſchaften“.

Das reizte die Oppoſition und in den Debatten über die Antwortsadreſſe, die ſich bis in die Mitte des Februar 1848 hinauszogen, fielen die ſtärkſten und bitterſten Reden. Wüthend rief Odilon Barrot dem gegen alle Angriffe ſtolz ausharrenden Guizot zu: „Polignac war conſtitutioneller, als Sie.“ Ein ungerechtes, aber prophetiſches Wort, ſofern es Guizot das Schickſal Polignacs ankündigte. Der Vater der Bankette aber, Duvergier de Hauranne, ſagte der miniſteriellen Mehrheit in der Deputirtenkammer: „wir wollen hier nicht vor der Majorität gegen das Miniſterium, ſondern vor dem Lande gegen die Majorität und das Miniſterium plaidiren!“ Das hieß ſo viel, als die parlamentariſche Sitte und die Charte zerreißen, um durch den Dammbruch die wilde Fluth des Volkes hereinzulaſſen.

Sechstes Buch.

Die Februarrevolution.

Um dem in der Thronrede ausgeſprochenen Vorwurfe recht auffallend zu trotzen und den Kundgebungen, die in den Provinzen ſo großen Anklang gefunden, die Krone aufzuſetzen, leitete der Wahlausſchuß von Paris in Verbindung mit einem Ausſchuß der Kammeroppoſition und einem Ausſchuß der Offiziere der Nationalgarde gemeinſchaftlich ein coloſſales Reformbankett ein, welches am 22. Februar auf den elyſäiſchen Feldern bei Paris gehalten werden ſollte. Man wählte dieſen weiten Platz, um die Menge der Gäſte zu faſſen, hunderttauſende aus dem Volke als Zuſchauer zu verſammeln und dem König durch große Maſſen zu imponiren. Das Miniſterium legte kein Hinderniß in den Weg, behielt ſich aber eine Klage vor den Gerichten vor. Als jedoch das Comité ſämmtliche Nationalgarden einlud, wenn auch unbewaffnet, dem Feſtmahle anzuwohnen, ſah Guizot darin einen Eingriff in die Befugniſſe der Behörde, der allein zuſtand, die Nationalgarde zu verſammeln, und verbot das Bankett unter der Androhung, es nöthigenfalls durch Militärgewalt verhindern zu wollen, am 21. Nun trat Odilon Barrot mit den meiſten Deputirten zurück, einige wenige aber folgten Lamartine, welcher erklärte, es würde eine Schande für ſie ſeyn, bei Ausübung eines conſtitutionellen Rechts, wie es das Banketthalten ſey, der Miniſterwillkühr nachzugeben.

Das Feſt unterblieb, der Marſchall Bugeaud, welcher 55,000 Mann in und um Paris commandirte, ſtand am 22. in voller Bereitſchaft an den geeigneten Plätzen und von den Forts aus drohten die Kanonen. Die Zeit war gekommen, in welcher ſich die neue Befeſtigung der Hauptſtadt bewähren ſollte. Dieſelbe war vom König überhaupt nur unternommen worden, um jeder künftigen Revolution in der Stadt Paris vorzubeugen und einen Volksſieg wie in den Julitagen von 1830 unmöglich zu machen. Er war deshalb auch ganz ruhig und lächelte zu den Beſorgniſſen des Stadtpräfecten, Grafen Rambuteau. Eben ſo zuverſichtlich war Guizot. In der Deputirtenkammer legte Odilon Barrot eine Anklage gegen das Miniſterium nieder. Guizot las ſie und mußte lachen. Inzwiſchen befanden ſich die Männer, die das Feſt veranlaßt hatten, und die Ausſchüſſe der geheimen Geſellſchaften in Permanenz und großer Aufregung, ohne noch zu einem Entſchluß zu kommen. Einzelne Haufen von Studenten und Arbeitern zogen durch die Straßen, ſangen die Marſeillaiſe, bauten ein Paar Barrikaden und machten mit Anbruch der Nacht einige Angriffe auf die Municipalgarde, wurden aber ohne Mühe zurückgeſchlagen. Es regnete entſetzlich, was nicht wenig beitrug, den Aufſtand zu dämpfen.

Am 23. Morgens wiederholten ſich in einigen Straßen die Barrikadenkämpfe, aber ohne allen Nachdruck. Dagegen ſammelten ſich jetzt die Nationalgarden und zeigten eine der Regierung nichts weniger als günſtige Stimmung. Faſt alle riefen „es lebe die Reform! nieder mit Guizot.“ Ein Bataillon wollte gegen die

Tuilerien ziehen und ließ ſich mit Mühe zurückhalten; an mehreren Orten widerſetzte ſich die Nationalgarde den Truppen und mahnte ſie ab, auf das Volk zu ſchießen. Da beging der König die unglaubliche Unklugheit, Guizot aufzugeben und Molé kommen zu laſſen, damit er ein neues Miniſterium bilde. Wozu die Befeſtigung von Paris, wozu der Held von Isly mit einer mächtigen Armee, wenn der König die Gewalt, die er hatte, nicht brauchen und im entſcheidenden Augenblick nachgeben wollte? Er hätte begreifen ſollen, daß die erſte Nachgiebigkeit ihn ſtürzen mußte, wie einſt ſeinen Vorgänger. Als Guizot in der Deputirtenkammer den Entſchluß des Königs verkündigte, entſtand eine unwillkührliche Bewegung zu ſeinen Gunſten. Man umringte ihn, vergaß den alten Haß, drückte ihm die Hand und rief: „das iſt ſchändliche Feigheit, das iſt ehrlos." Nie hatte der König mehr zu bereuen, einen treuen Freund und Diener aufgeopfert zu haben, als in dieſem Augenblick. Man ſagt, Guizot habe vom König verlangt, daß die Truppen nöthigenfalls auch auf die Nationalgarde ſchießen dürften und der König habe das um keinen Preis wagen wollen. Aber der König mußte es wagen, wenn er Herr des Terrains bleiben wollte. Nicht auf eine meuteriſche Bürgergarde ſchießen wollen, hieß ſich ihr ergeben.

In der darauf folgenden Nacht war eine unklare Bewegung in der Stadt. Die Einen jubelten und zeigten ſich mit Guizots Sturze befriedigt. Die Andern wurden nur um ſo grimmiger und glaubten, jetzt ſey keine Zeit zu verlieren, man müſſe Blut fließen laſſen, den Kampf erneuern und noch mehr erhitzen, damit ja die Mäßigung nicht ſiege. Die Sache der Republikaner war bisher in ſo guten Gang gekommen, ſollten ſie mitten im Gange inne halten? Ein wilder Volkshaufe holte ſich eben Rath vor dem Hauſe Marraſts, als ein anderer bewaffneter Haufe unter Vortrag einer blutrothen Fahne mit Fackeln erſchien, jenen mit ſich fortriß und gegen das Hotel Guizots zog. Ihr Anführer war Lagrange, ein entſchloſſener Republikaner, der dieſen Zug nicht zufällig unternahm, ſondern damit alle Berechnungen der Mäßigung und Verſöhnung durchſchneiden wollte, ein einflußreiches Haupt der geheimen Geſellſchaften. Vor dem Hotel ſtand zu deſſen Schutz ein Bataillon Infanterie, gegen welches die Volksmaſſe ſo dicht andrängte, daß die rothe Fahne dem Pferde des commandirenden Oberſtlieutenants ins Geſicht ſchlug. Es bäumte, da fiel ein Schuß (wie man behauptete, von Lagrange abgefeuert, der es aber ſpäter leugnete) und traf dem Pferde ins Bein. Einen Augenblick ſpäter feuerten die Truppen und der Volkshaufen ſtob auseinander, viele Todte und Verwundete zurücklaſſend. Aber bald ſammelte ſich der Haufen wieder, legte einige Todte, namentlich ein Weib, auf einen Karren und führte denſelben bei Fackelſchein unter lautem Racheruf durch die Straßen. Von Zeit zu Zeit hielt der Karren und ein ſtarker Mann hob den Leichnam des erſchoſſenen Weibes empor und zeigte deſſen bloße Bruſt von der Kugel durchbohrt und blutend dem Volke. Ein gräßliches, aber von der Partei künſtlich berechnetes Schauſpiel, nicht mehr neu und auch nicht das letzte ſeiner Art.

In der nämlichen Nacht wurde im Palaſt der Tuilerien ein thörichter Entſchluß nach dem andern gefaßt. Hätte der König Guizot behalten und auf die abtrünnige Nationalgarde feuern laſſen, ſo würde Bugeaud mit ſeinen zahlreichen Truppen ohne allen Zweifel Meiſter der Stadt geblieben ſeyn, die ſchlecht bewaffneten Republikaner hätten unterliegen müſſen und die große Menge der Schwankenden oder Gemäßigten würde die männliche Ausdauer des Königs geprieſen, ſich ſeiner Macht gefügt haben. Aber Guizot blieb abgeſetzt, Molé hatte Angſt und lehnte ab. Nun wurde der kleine Thiers gerufen, der Intriguant, ganz dazu gemacht, um im Frieden die Deputirenkammer zu beſchwatzen, aber gänzlich unfähig, das Staatsruder in den Stürmen einer blutigen Revolution zu lenken. Thiers begriff wohl ſeine Ohnmacht, wußte aber Rath, indem er ſich im neuzubildenden Miniſterium Odilon Barrot zugeſellte, der als ehrlicher Mann und alter bewährter Kämpfer für die Volksrechte ungleich mehr Popularität und Vertrauen genoß, als er. Nun aber verlangte Thiers vor allen Dingen, daß der König die Reform bewillige, daß er die Kammer auflöſe und eine neue nach dem zu reformirenden Wahlgeſetze einberufe, daß er den Truppen jede weitere Feindſeligkeit gegen das Volk unterſage und Bugeaud entlaſſe. Das hieß den König entwaffnen, ehe er noch von ſeiner gewaltigen Waffenrüſtung überhaupt einen Gebrauch gemacht hatte. Ludwig Philipp hätte einſehen ſollen, daß Thiers gar nicht im Stande war, den einmal aufgeregten Leidenſchaften des Pariſer Volks zu gebieten und daß er ſich dieſen Leidenſchaften nicht wehrlos bloßſtellen durfte. Er hatte ja noch ſeine volle Macht, warum brauchte er ſie nicht? Allein der „Klügſte der Klugen", für den er ſo lange gehalten worden war, ſchien die Beſinnung verloren zu haben. Er genehmigte alles, was Thiers wollte, und dieſer ließ ſogleich eine beruhigende Proclamation drucken, worin er verkündete, die Reform ſey gewährt, jeder Grund zu längerem Kampf bleibe weg, die Soldaten hätten Befehl, nicht mehr zu ſchießen.

Dieſe Proclamation kam aber zu ſpät. Sie konnte nur in wenigen Theilen der Stadt an die Mauern angeheftet werden und da man vergeſſen hatte, ſie zu unterzeichnen, wurde ſie vom Volk mit Mißtrauen aufgenommen, als bezwecke ſie nur, es zu entwaffnen. Auf Bugeauds Befehl hatte ſich am 24. bei Tagesgrauen eine ſtarke Colonne unter General Bedeau gegen das Stadthaus in Bewegung ſetzen müſſen, aber Bedeau war ſo ſchwach, mit der Nationalgarde zu unterhandeln und einen Waffenſtillſtand zu bewilligen. Mittlerweile wurde ſein Chef ſelbſt in den Tuilerien abgeſetzt und genöthigt, noch einen letzten Befehl an die Truppen zu unterzeichnen, worin ihnen geboten wurde, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Dieſer Befehl führte nun dazu, daß viele Truppen ihr Gewehr umkehrten und mit dem Volke fraterniſirten, welches ſeinerſeits den Waffenſtillſtand nicht anerkannte, ſich nicht ruhig nach Hauſe begab, ſondern neue Barrikaden baute und kühn immer näher gegen die Tuilerien rückte. Vergebens ſetzte ſich Odilon Barrot zu Pferde und ritt mitten unter das Volk, um es zu beſchwichtigen. Es wollte nichts von ihm, noch weniger von Thiers wiſſen, er mußte troſtlos umkehren. Unterdeß ſtürmte das jubelnde Volk unter den Augen der Truppen, die ſich ruhig verhalten mußten, das Palais Royal, den Familienpalaſt der Orleans und zertrümmerte dort alles, die koſtbarſten Möbeln und Gemälde. Das nun wäre mit geringer Mühe zu verhindern geweſen, wenn die Truppen hätten feuern dürfen. Auch die unglücklichen Municipalgardiſten wurden überall vom Volk abgeſchlachtet, ohne daß ihnen die Truppen hätten helfen dürfen.

Dieſer Hohn, dieſe Kühnheit des Volkes, das man ſchon beruhigt zu haben glaubte, verſetzte die Tuilerien in unbeſchreibliche Beſtürzung. Bugeaud rieth dringend, jetzt noch Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, er wüßte ſich ſtark genug dazu. Aber der Herzog von Nemours, dem die Regentſchaft im Fall einer Abdankung des Königs zuerkannt war, bemühte ſich perſönlich um das Gegentheil und wiederholte überall den Befehl, nicht zu ſchießen. Auch an der Herzogin Wittwe von Orleans bemerkte man damals im Palaſt große Aufregung. Aus dem, was nachher geſchah, läßt ſich vermuthen, es habe eine Hofpartei gegeben, welche die Dynaſtie Orleans durch Aufopferung Ludwig Philipps zu erhalten hoffte, vielleicht durch Thiers, wenigſtens durch die von ihm empfohlenen Mittel der Verſöhnung, die daher um jeden Preis durch jede Art von Nachgiebigkeit den Kampf zu beendigen wünſchte. Die alte Königin war empört über die Scenen der Schwäche und des Abfalls, die ſie mit anſehen mußte. Sie drang in den König, zu Pferde zu ſteigen und ſich an die Spitze der Truppen zu ſtellen und zu kämpfen. Sie ſelbſt wolle auf den Balkon treten und ihn lieber ſterben, als muthlos unterliegen ſehen. Ludwig Philipp ſuchte ſie zu beruhigen und wollte ihrem Rathe nicht gleich folgen; erſt als der Kampf ſich den Tuilerien näherte, beſtieg er das Roß und eilte, von Nemours und Montpenſier begleitet, hinaus zu den Truppen. Aber er kommandirte ſie nicht zum Kampf, ſondern er ritt nur ſtumm an ihnen, wie bei einer gewöhnlichen Parade vorüber, und auch ſie blieben ſtumm. Einige Bataillone Nationalgarde aber brüllten ihm wüthend entgegen: es lebe die Reform! nieder mit den Miniſtern! Da kehrte der König um und alles war verloren.

Der Dreiſteſten einer, die das Franzoſenvolk hervorgebracht, Girardin, erkannte und benutzte den Moment, drang in die Tuilerien ein und rief dem König jetzt ohne Scheu entgegen: Herr, Sie müſſen abdanken. Nach dem erbärmlichen Umritt, der völlig der Revue Ludwigs XVI. am 10. Auguſt glich, war das allerdings das Unumgängliche, aber grauſam immerhin, es dem alten König zu ſagen. Girardin hatte auch ſchon das neue Programm in der Taſche. Es lautete: Abdankung des Königs, Regentſchaft der Herzogin von Orleans, Auflöſung der Kammer, allgemeine Amneſtie. Noch zögerte der König, da ſoll der junge Herzog von Montpenſier, wie allgemein von den franzöſiſchen Berichterſtattern geſagt wird, mit einer dem Sohne unziemlichen Heftigkeit den alten Vater beſtürmt haben, die Feder zur Unterzeichnung zu ergreifen. Noch einmal hielt Bugeaud ihn auf, es ſey auch jetzt noch Zeit, die Truppen ſeyen immer noch ſtark genug, um zu ſiegen. Aber Montpenſier drang aufs neue in den König, zu unterzeichnen. Die alte Königin trat auf Bugeauds Seite und beſchwor ihren Gemahl, die ſo übereilte, durchaus noch nicht nothwendige Abdankung von ſich zu weiſen. Alles redete für und wider, der Greis ſaß rathlos in der Mitte und unterſchrieb endlich, worauf ſich die Königin troſtlos weinend zurückzog.

Marſchall Gérard, der an Bugeauds Stelle ernannt worden war, trat in dieſem Augenblick ein und bot ſeine guten Dienſte an. Man bat ihn, ſich dem Volke zu zeigen und mit ſeiner Popularität den Sturm zu beſchwören. Sobald er aber fort war, beeilte man ſich, den König zu entfernen, nicht um ihn vor dem

Zorn des Volkes zu ſchützen, ſondern um ihn los zu ſeyn und in Paris machen zu können, was man wollte, wie 1830 nach der Flucht Karls X. In dieſer Beziehung beſtand ein Wetteifer zwiſchen der Hofpartei, welche die Regentſchaft des Herzogs von Nemours durchſetzen wollte, und der republikaniſchen Partei. Daraus erklärt ſich der Zorn der alten Königin, den ſie noch beim Abſchied gegen Thiers blicken ließ. Daraus erkärt ſich auch der brennende Dienſteifer, mit welchem Cremieux ſich damals zum Könige drängte, ihn in den Wagen beförderte und zur Stadt hinaus begleitete, bis er gewiß wußte, der komme nicht wieder. Cremieux, ein Jude von ſcheußlicher Geſichtsbildung, ſchien der böſe Dämon des Bürgerkönigthums zu ſeyn, in deſſen letzter Stunde ſichtbar werdend mit ſeinem grinſenden Hohn.

Gérard zeigte ſich dem Volk und redete ihm freundlich zu, allein man ließ ihn hochleben, nahm ihn in die Mitte und ließ ihn nicht mehr in die Tuilerien zurückkehren. General Lamoricière trug dem Volke das Blatt hinaus, auf welchem der König ſeine Abdankung niedergeſchrieben hatte, aber Lagrange ſtellte ſich ihm an der Spitze entſchloſſener Republikaner entgegen, riß ihm das Blatt aus der Hand und rief: „kehren Sie um, die Abdankung iſt nicht genug, die ganze Dynaſtie muß weg.“ Indem aber Lamoricière ſich wendete, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe zuſammengeſchoſſen und er ſelbſt verwundet. Seine Soldaten nahmen ihn auf und feuerten. Das hatte Lagrange gewollt, Fortſetzung des Blutvergießens, bis die Republik fertig wäre. Da die Soldaten, die hier aus Nothwehr kämpften, keine Unterſtützung erhielten, wurden ſie in einem großen Hauſe mit Waſſerbehältern, dem ſ. g. Chateau d'eau in der Nähe des Palais Royal vom Volk eingeſchloſſen und nach einſtündiger tapferer Vertheidigung in dem brennenden Gebäude unter deſſen Trümmern begraben, 183 Mann vom 14. Regiment. Noch wimmelte die Stadt von Truppen und dieſen Tapfern kam Niemand zu Hülfe.

Der Herzog von Nemours, der als Regent an die Stelle des Königs trat und den Kampf mit den Inſurgenten wohl hätte aufnehmen können, hegte die thörichte Einbildung, ſein Vertrauen, ſeine Hingebung werde die Herzen des Volkes gewinnen. Er beharrte alſo nicht nur auf dem Befehl, die Soldaten ſollten nicht ſchießen, ſondern zog ſie auch überall zurück, ja er gab ſogar die Tuilerien dem Volke Preis, während er der Herzogin Helene den Arm bot, um ſie in die Kammer der Abgeordneten zu führen. Hier bildete er ſich ein, werde ſeine Autorität als Regent Anerkennung und Unterſtützung finden. Der alte Dupin begleitete ſie und ſollte für ſie das Wort ergreifen. Der kleine Thiers aber hatte ſich ſchon wieder verſchlupft. Er, dem die Hofintrigue vorzugsweiſe Schuld zu geben iſt; er, welcher ſich des alten Königs entledigen wollte, um unter der Regentſchaft die Hauptrolle zu ſpielen, ließ jetzt die im Stich, die er irre geführt hatte. Man ſah ihn das letztemal an dieſem Morgen in der Deputirtenkammer, wo er bleich und verſtört nur die Worte ſprach: „die Fluth ſteigt, ſteigt“ und verſchwand.

Die Herzogin von Orleans war von ihren beiden jungen Söhnen begleitet. Indem Nemours ſie in die Kammer führte, gaben beide den Beweis, daß ſie ſich um die Regentſchaft nicht ſtreiten wollten und es der Kammer überließen, ob ſie es bei dem früheren Beſchluſſe hinſichtlich der Regentſchaft Nemours bewenden laſſen, oder die Herzogin Mutter zur Regentin erklären wollte. Beiden war es in dieſer Schreckensſtunde nur um die Erhaltung der Dynaſtie Orleans überhaupt zu thun. Als ſie in die Kammer eintraten, befanden ſich daſelbſt etwa 300 Deputirte unter dem Präſidenten Sauzet, von dem ſie mit Ehrfurcht empfangen wurden. Ehe aber Dupin ſeinen Vortrag halten konnte, drang ſchon ein Haufe Volk mit Gewalt in die Kammer ein und beſetzte die Gänge auf der linken Seite derſelben. Als nun Dupin, ſchon eingeſchüchtert, in unſicherer und ungeſchickter Weiſe die Kammer aufforderte, etwas zu thun, was wie eine dem „neuen König“, d. h. dem anweſenden jungen Grafen von Paris bewilligte Huldigung ausſehe, fand er Widerſpruch, und zugleich vernahm man ſchreckliches Toben draußen, die Thüren wurden eingeſtoßen und bewaffnete Volkshaufen drangen mit zornigen Geberden ein, um die Ausrufung der Regentſchaft zu verhindern. Der Lärm war entſetzlich. Endlich drang Lamartine mit ſeiner hellen Stimme durch und verlangte, die Sitzung ſolle vertagt werden, denn in Gegenwart der Prinzeſſin könne man nicht debattiren. Sauzet erſuchte hierauf die Herzogin, mit ihrem Gefolge ſich zurückzuziehen. Sie ahnte, das hieße ſie mit allen ihren Anſprüchen abweiſen, und zögerte. General Oudinot erhob ſich, um für ſie zu ſprechen. Aber durch die Thür zur Linken drängte ſich immer mehr und immer wilderer Pöbel ein. Die arme Herzogin wurde an die Wand zurückgedrängt. Da beſtieg der Advokat Marie die Tribune und ſchlug vor, eine proviſoriſche Regierung zu errichten, was mit rauſchendem Beifall begrüßt wurde. Selbſt der kleine Graf von Paris klatſchte mit kindiſcher Unſchuld in ſeine Händchen. In dieſem Augenblick ſchlich ſich Cremieux an die Herzogin mit einem Zettel, den ſie vorleſen und worin ſie erklären ſollte, ſie unterwerfe ſich der Volksſouverainetät und erwarte von derſelben, was über ſie und ihre Familie werde beſchloſſen werden. Sie weigerte ſich, dieſe verfänglichen Worte zu ſagen, mit denen ſie ihr ganzes Recht vergeben hätte. Dupin, ſelbſt Odillon Barrot wollten das Blatt in ihrem Namen zur Geltung bringen, aber es war zu ſpät. Die bewaffneten Rotten, die den ganzen Saal einnahmen, waren nur gekommen, um das zu verhindern, was man für die Herzogin thun wollte. Die Herzogin ſelbſt ſtand auf, um etwas zu ſagen, aber Sauzet gab ihr das Wort nicht. Mittlerweile drang ein friſcher Haufe Bewaffneter in den Saal und ſchrie: „keine Regentſchaft!“ Unter ungeheurem Lärm bedeckte ſich der Präſident, zum Zeichen, daß alle Ordnung aufgelöst und die Sitzung aufgehoben ſey. Man bemerkte, aus dem wilden Haufen hervorragend, eine Fahne, die bisher über dem Thron des Königs in den Tuilerien aufgepflanzt geweſen war, und erkannte daraus, der Pöbel habe das Schloß geplündert. „Dieſe Fahne," ſchrie Dunoyer, der Anführer des Haufens, „beweiſt euch, daß wir Herren geworden ſind, und hunderttauſend Kämpfer ſtehen draußen, die weder einen König, noch eine Regentſchaft wollen." Zugleich ſchrien andre: wo iſt ſie, wo iſt ſie? und ſtürmten mit blanker Waffe auf die Ecke ein, in welche die Herzogin zurückgedrängt worden war. Unter entſetzlichem Lärmen und Geſchrei wurde ſie, halb getragen, von den Deputirten fortgebracht, im Gedränge gegen eine Glasthür geſtoßen, die davon zuſammenbrach, doch glücklich in den Garten geführt, wohin man auch den Grafen von Paris rettete. Ihr jüngſter Sohn aber, der kleine Chartres, im Gedränge unter die Füße getreten, wurde nur wie durch ein Wunder von einem Elſäßer, Namens Lipmann, der ihn wiedererkannte, aufgefunden und der Mutter zugeführt, nachdem ſie Paris ſchon verlaſſen hatte. Der Herzog von Nemours entkam in einer Verkleidung.

Mitten in dem ungeheuren Tumult hatte **Lamartine** die Rednerbühne beſtiegen und wartete ruhig ab, bis man ihn wieder hören wollte. Unterdeſſen wurden geſchwind die Namen der Männer, aus denen man die proviſoriſche Regierung bilden wollte, auf einen Zettel geſchrieben und der greiſe Dupont de l'Eure, der Großvater der Oppoſition (ſeit Lafayette nicht mehr lebte) mit Ausrufung derſelben beauftragt. Es waren die Namen: Dupont, Lamartine, Arago, Marie, Garnier-Pagès, Ledru-Rollin, Cremieux. Einige verlangten noch Louis Blanc hinzu, den aber Lamartine, die Seele dieſer Intrigue, zu escamotiren verſtand. Nachdem die Deputirtenkammer, wenn man eine Verſammlung noch ſo nennen darf, in die der bewaffnete Pöbel ſich eingedrängt hatte, durch Acclamation die neue Regierung genehmigt hatte, gab Lamartine den Rath, dieſelbe ſolle ſich unverweilt nach dem Stadthauſe begeben. Das hatte ſeinen guten Grund, weil Lamartine benachrichtigt worden war, auf dem Stadthauſe etablire ſich ſchon etwas von einer republikaniſchen Regierung von ſozialiſtiſcher

Färbung. Daß dieſes Extrem nicht zur Herrſchaft gelange, war Lamartine's dringendſte Sorge.*)

Unterdeß war das Volk in die Tuilerien eingedrungen und hatte dort ſo gehaust, wie im Palais Royal. Möbeln, Vaſen, Gemälde, Kronleuchter, alles wurde zerſchlagen und zu den Fenſtern hinausgeworfen. Ein Proletarier mit kothigen Stiefeln ſprang auf den Thron und ſchwang eine rothe Fahne. Dieſen Thron ſchleppten ſie dann im Triumph durch die Straßen, um ihn in einem Freudenfeuer zu verbrennen. Auch eine Büſte Ludwig Philipps wurde zuſammengeſchoſſen. Dagegen begrüßte man ein ſchönes Crucifix von Elfenbein mit Ehrfurcht. Alle zogen vor ihm den Hut ab und man trug es, damit es einen ſeiner würdigen Platz finde, in die Rochuskirche. Dieſer Zug beweist, wie ſehr ſich die Stimmung in Bezug auf die Religion geändert hatte. Das gemeine Volk war Herr geworden im Palaſt der Könige, aber es beugte ſich demüthig vor dem Herrn aller Herren. — Im Allgemeinen walteten Scherz und Freude vor. Die armen Arbeiter machten ſich's bequem auf Kiſſen von Sammet und Seide. Man plünderte Küche und Keller des Königs, man richtete ſich in den Tuilerien förmlich ein. Ganze Haufen Volks ſchlugen darin ihre Wohnung auf und ſonderlich die Damen von St. Lazare. Im Kloſter St. Lazare, zugleich Gefängniß und Spital für laſterhafte Weiber, befanden ſich damals 1300 ſolche Weſen, die man Vésuviennes nannte. Sie wurden während des Aufſtandes befreit und zogen in die Tuilerien ein, um hier Schauſpiele aufzuführen, wie ſie noch niemals ein Königspalaſt geſehen hatte.

Auf dem Stadthauſe waren bereits Louis Blanc, Marraſt, Baſtide, Flocon und andere Häupter der Republikaner und Socialiſten anweſend und würden ſich ohne Zweifel als Gegenregierung proclamirt haben, wenn die aus der Kammer angelangte Regierung nicht für rathſam gehalten hätte, ſie ſofort mit ſich zu verſchmelzen. Um die Deputirtenkammer und ihren eben gefaßten Beſchluß zu achten, nahm man ſie anfangs nur als Sekretaire auf, bald aber gingen ſie unmittelbar in die Regierung über. Das führte nun zu einigen Uebelſtänden, indem bald der, bald jener Befehle ertheilte, um irgend eine dringliche Sache des Augenblicks zu erledigen, und die Befehle keineswegs alle in demſelben Geiſte abgefaßt oder nur den übrigen Regierungsmitgliedern bekannt waren. Im Ganzen aber war es gut, daß nur eine Regierung anerkannt wurde, weil ſonſt ein neuer blutiger Kampf entbrannt wäre. Das bewaffnete Volk wollte wiſſen, woran es ſey, und belagerte förmlich das Stadthaus. Die neuen Regenten hatten keinen Augenblick Ruhe. Alle Zimmer waren mit Menſchen vollgepfropft, die abwechſelnd kamen und gingen. Man bemerkte, daß ein Theil dieſes zudringlichen Volkes von den Socialiſten aufgereizt war, um wo möglich die gemäßigteren Männer aus der Regierung zu verdrängen. Gewalt und Mord wollten ſie, als zu gehäſſig, dabei nicht anwenden, aber Schrecken und Beläſtigung. Indeſſen hielt Lamartine mit bewundernswürdiger Ruhe auch wieder in dieſem Sturm aus. Tag und Nacht vom Pöbel umringt und bedroht, hörte er doch nicht auf, den Leuten Vernunft zu predigen, und wich nicht vom Platze.

---

*) Obgleich Lamartine in ſeiner Schilderung dieſer Ereigniſſe von Selbſtlob ſtrotzt und damit keinen guten Eindruck macht, muß man ihm doch zugeſtehen, daß er es war, der damals den Kopf am aufrechteſten trug, am hellſten ſah, am eindringlichſten ſprach und die ganze Revolution nach ſeinem Willen lenkte.

Die erſte Frage war, ſollte man ſogleich die demokratiſche Republik ausrufen? Viele wollten es, der bewaffnete Volkshaufen ſchien nicht eher weichen zu wollen, bis er das erlangt hätte; allein Lamartine ſetzte durch, daß die proviſoriſche Regierung in ihrer Proclamation an das Volk die Republik nur ausrief „unter Vorbehalt der Genehmigung durch das Volk", daß es mithin der neuzuwählenden Volksrepräſentation überlaſſen blieb, die künftige Staatsform zu wählen. Damit war Zeit gewonnen und dem Ungeſtüm der Socialiſten Halt geboten. Auch hatte Lamartine den klugen Einfall, zum Schutz der Regierung und der Stadt Paris aus den jungen Leuten, die gerade jetzt das gefährlichſte Element waren, eine Mobilgarde zu bilden. Er wußte, die Jugend gefällt ſich in neuen Uniformen und bildet, ſonderlich in Frankreich, gern taktiſche Körper. Mit ihrem neuen Dienſt waren ſie der Wühlerei entzogen.

Das alles wurde noch in der Nacht des 24. ausgemacht. Am Morgen des 25. aber drängte ſich der Pöbel abermals in das Stadthaus und dießmal noch grimmiger, als geſtern. Man ſah Lagrange mit bloßem Säbel umhergehen, als durch ſich ſelbſt ernannten Gouverneur des Stadthauſes, voll Argwohn gegen die neue Regierung, voll Luſt, ſie niederzuſäbeln, und doch durch eine geheime Angſt zurückgehalten. Das Proletariat zitterte, den Bruch mit der gebildeten Geſellſchaft zu vollenden. Waren es dunkle Erinnerungen an den Terrorismus der erſten franzöſiſchen Revolution, ſeiner Verbrechen und ſeines kläglichen Ausgangs, was ihm Gewiſſensſcrupel erregte? Damals war die Mobilgarde noch nicht organiſirt, die Nationalgarde demoraliſirt und vom Pöbel auf die Seite geſchoben. Niemand hätte Lamartine und die Gemäßigten unter den Regenten gerettet, wenn Lagrange ihr Blut gefordert hätte. Der Aufruhr war eines ſo ſchrecklichen Entſchluſſes aber nicht fähig, er beſann ſich und damit war für Lamartine alles gewonnen. Der Verſuch, ihn, dem man den Kopf abzuſchneiden nicht das Herz hatte, durch Ekel zu vertreiben, war eben ſo unwürdig, als vergeblich. Von allen Seiten wurden menſchliche Leichen und todte Pferde nach dem Stadthauſe geſchleppt und die untern Räume deſſelben, ſogar die Treppen damit belegt. Durch Geſtank glaubte Lagrange, werde ſich der feinſinnige Dichter vertreiben laſſen, aber Lamartine hielt aus. Man umringte ihn und ſtieß die ſchrecklichſten Drohungen aus. Immer neue Schaaren von Bewaffneten drangen in das Stadthaus und füllten den Platz vor demſelben, Kopf an Kopf. Sie brachten die rothe Fahne wieder und verlangten die „rothe“ Republik, die rein demokratiſch-ſocialiſtiſche mit der Andeutung, daß wer ſie nicht wolle, deſſen Blut fließen müſſe. Aber es war ihnen nicht Ernſt mit dieſer Drohung. Sie hatten geheimen Befehl, die Regierungsmitglieder nicht zu ermorden. Durch dieſelben, nicht ohne ſie hofften ſie ihren Zweck zu erreichen und vor dem Lande und ganz Europa gerechtfertigt dazuſtehen. Durch ein neues Blutbad in Paris dagegen beſorgten ſie mit Recht, nur eine kurze Herrſchaft zu erobern und ſich allgemein verhaßt zu machen. Mitten in ihrem Gedränge und Wuthgeheul hielt Lamartine vom Balkon des Stadthauſes herunter eine unſterbliche Rede, worin er ihnen ſagte: „eure rothe Fahne hat keine andre Runde gemacht als über das Marsfeld und ſich im Blute des Volkes getränket, die dreifarbige Fahne aber, die ihr jetzt verdrängen wollt, hat mit dem Ruhme Frankreichs die Runde um die Welt gemacht.“ Die Wahrheit ſeiner Worte beſiegte den Aufruhr, die Appellation an die Nationalehre traf die wilden Herzen auf dem rechten Flecke. Niemand wagte den Sprecher der Nation anzutaſten. Er empfing Beifall und Liebkoſungen. Unterdeß hatten ſich auch die wohlhabenden Bürger von Paris wieder gefaßt und aus Furcht vor einer ſocialiſtiſchen Erhebung zuſammengeſchaart, um die bedrohte Regierung im Stadthauſe zu retten. In dem Maaß, wie ihre Bataillone auf dem Greveplatze anlangten, zog ſich die Volksmaſſe mit der rothen Fahne grollend, aber ohne Widerſtand zurück.

Am 26. erneuerte ſich das Andrängen des Volks gegen das Stadthaus, allein mehr, um der Regierung Beifall zu zollen. Louis Blanc und Lamartine zeigten ſich dem Volk als einig und einverſtanden, was ſehr zur Beruhigung beitrug. Man war in einem Rauſch der Freude und Großmuth. Lamartine durfte, ohne einen Vorwurf zu fürchten, Befehl ertheilen, daß dem König auf ſeiner Flucht Vorſchub geleiſtet und derſelben nichts in den Weg gelegt werde.

Der König mit ſeiner Gemahlin, dem Herzog von Montpenſier und deſſen Gemahlin und mit der Herzogin von Nemours war über St. Cloud und Trianon nach Dreux entkommen, wo er ein wenig ruhte und von wo aus er an Montalivet die erſten Befehle ſandte, ſein zurückgelaſſenes Vermögen betreffend. Er hatte nichts mitgenommen. Der geizigſte Mann in Frankreich hatte ſich ſo überraſchen laſſen, daß er Reiſegeld borgen mußte. Um unbemerkter nach England zu entkommen, beſchloß der König mit der Königin einen andern Weg zu machen, als Montpenſier mit den beiden jüngern Damen. Aus Furcht, gefangen zu werden, hielt er ſich neun Tage lang in einem Gartenhauſe bei Evreux verſteckt, während Freunde ihm Gelegenheit zur Ueberfahrt von Havre nach England verſchafften, auch wurde er noch weitere fünf Tage durch widrige Winde aufgehalten. Man erkannte ihn bei der Abreiſe und erwies dem Unglück Ehrfurcht. Am 3. März landete er in England, wo ihm ſein Schwiegerſohn, König der Belgier, das Schloß Claremont einräumte. Alle übrigen Glieder der königlichen Familie kamen glücklich nach. Nur die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern ging nicht nach England, ſondern wandte ſich nach Deutſchland, wo ſie im Bade Ems von ihrer Mutter empfangen wurde. Sie blieb auch in Deutſchland, um den Grafen von Paris fern von jeder Familienintrigue zu halten und ihn als einen hoffnungsvollen Jüngling heranzuziehen, der, an den Sünden ſeines Großvaters völlig unſchuldig, nur deſſen Recht geerbt habe. Großen Scandal erregte die Ankunft des Herzogs von Montpenſier in London. Palmerſton war ihm ſeit der ſpaniſchen Heirath bitterböſe und drohte jetzt, wenn er in Spanien Unruhen erregen wolle, werde er die ganze Familie Orleans aus England vertreiben. Der Prinz ging nach Spanien, fand aber dort keine Sympathie und verließ Madrid wieder in Folge einer drohenden Note aus Paris.

Die neue Regierung in Paris befeſtigte ſich mittlerweile von Tage zu Tage, Dank dem geſunden Verſtande Lamartine's. Am 27. Februar wurde Louis Blanc zum Miniſter des Fortſchritts ernannt und damit den Socialiſten nicht etwa die Regierungsgewalt übertragen, ſondern nur eine Bürgſchaft gegeben, daß man von der „Organiſation der Arbeit“ ſo viel verwirklichen wolle, als möglich ſey. Dieſen Troſt mußte man den Arbeitern geben, ſonſt würde keine Ruhe eingetreten ſeyn. Lamartine war freimüthig genug, offen zu erklären, eine durchgreifende Organiſation der Arbeit ſey etwas Unmögliches, nur annähernd laſſe ſich hier etwas thun. Man gab den Arbeitern den Palaſt Luxemburg, aus dem die Pairskammer verſchwunden war, und ließ ſie hier auf den prächtigen Sitzen der Pairs einen Congreß halten, um über die Maaßregeln, die zu ihren Gunſten getroffen werden könnten, ſelbſt zu berathen. Zu ihrem Vorſtande wurde Albert berufen, ein gewöhnlicher Arbeiter in der Blouſe, den man bereits auf dem Stadthauſe neben Louis Blanc in die Regierung aufgenommen hatte. Bei ſeinem Anblick konnten die Arbeiter ſich einbilden, ſie ſelbſt ſeyen es jetzt, die ſich und ganz Frankreich regierten. Wie ſehr man ſich täuſchte und alles nur Nothbehelf für den Augenblick war, erhellt daraus, daß Albert und Louis Blanc ſelbſt für die Arbeiter nichts Beſſeres zu thun wußten, als große ſ. g. Nationalwerkſtätten zu errichten, in denen jeder Arbeit und Lohn finden ſollte, der es nöthig hatte. Da in dieſen Werkſtätten die Arbeit, zumal damals, nicht mit großer Strenge überwacht werden konnte und doch gut bezahlt wurde, drängten ſich faule Arbeiter in Maſſe, ſelbſt vom Lande herbei, und verließen die Privatwerkſtätten, in denen ſie fleißiger hätten ſeyn müſſen. Das ganze Arrangement war im höchſten Grade unnatürlich. Bald mußte ſich die Unmöglichkeit herausſtellen, eine Zahl von Arbeitern, die in wenigen Wochen von 20,000 auf das Doppelte und Vierfache ſtieg, täglich auf Koſten des Staats und zum Nachtheil aller Privatgewerbe zu unterhalten. Da ſowohl Socialiſten als Communiſten bisher von der Forderung ausgegangen waren, der Staat müſſe die Arbeit organiſiren oder wenigſtens für die Arbeit ſorgen, waren ſie ſelbſt Schuld, daß jetzt der Staat den Verſuch machte, der nicht durchführbar war. Sie konnten wenigſtens am guten Willen des Staats nicht zweifeln, wenn auch der Verſuch mißglückte. Sie ſelbſt hatten gefehlt, indem ſie nicht vorher beſſer überlegt hatten, daß die Arbeit vom Staate nur geſchützt, aber nicht beſtellt werden kann. Es iſt charakteriſtiſch, daß in Frankreich immer an den Staat appellirt und von ihm gefordert wird, was nur die Geſellſchaft als ſolche unter dem Schutz des Staates oder auch unabhängig von ihm leiſten kann. In England hatte man das beſſer begriffen. Hier war es die freie Aſſociation allein, durch welche die Arbeiter zum Zweck zu kommen hofften und in Leeds, wo ſie große Maſchinenkräfte durch gemeinſames Zuſammenwirken ankauften, auch wirklich dazu kamen. Louis Blanc ſpielte in einer Rede am 10. März darauf an, aber ohne den Gedanken zu verfolgen. Die Nationalwerkſtätten in Paris waren Staatsanſtalten, nicht wie die Etabliſſements zu Leeds Eigenthum der Aſſociation. Wenn aber auch der erſte Verſuch, das arbeitende Proletariat zu befriedigen, nicht gelang, ſo iſt nichtsdeſtoweniger der ſocialiſtiſche Charakter der Februarrevolution im Gegenſatz gegen den blos politiſch-liberalen Charakter der Julirevolution von großer welthiſtoriſcher Bedeutung geweſen. Das wahre, tiefe, eigentliche Bedürfniß der Maſſen kam doch zum erſtenmal zur Sprache. Alle nachfolgenden Regierungen in Frankreich konnten ſich daraus die Lehre ziehen, daß ſie Haltbarkeit und Dauer nur gewinnen könnten in dem Maaß, in welchem es ihnen gelingen würde, die ſociale Noth zu lindern, die ungeheure Maſſe armer Arbeiter wenigſtens annähernd zu befriedigen.

Die proviſoriſche Regierung wurde mit einer merkwürdigen Uebereinſtimmung in ganz Frankreich anerkannt. Marſchall Bugeaud ſtellte ihr ſeinen Degen zur Verfügung, die ganze Armee folgte nach. Auch Algier unterwarf ſich; der Herzog von Aumale, welcher dort commandirte, übergab den Oberbefehl an den General Changarnier, und reiste mit ſeinem Bruder Joinville, der bisher die Flotte befehligt hatte, nach England ab. An Changarniers Stelle ſchickte die Regierung den General Cavaignac, Bruder eines einflußreichen Republikaners, nach Algier. Auch der

Klerus ſchloß ſich der neuen Regierung an, von welcher er freundlich begrüßt wurde. Von einer Kirchenverfolgung war in dieſer Revolution nicht mehr die Rede, denn es waren nicht mehr die gebildeten und aufgeklärten Leute, welche die Revolution gemacht hatten, ſondern die Männer aus dem gemeinen Volke.

Lamartine, welcher das auswärtige Amt übernommen hatte, ſetzte ſich ſogleich mit allen fremden Mächten in Verbindung und gab überall hin Verſicherungen des Friedens. Ein würdevolles Manifeſt gab dieſen Geſinnungen die Oeffentlichkeit und wurde allgemein als wohlwollend und zeitgemäß anerkannt. England war es auch diesmal wieder zuerſt, welches ſich mit Frankreich auf einen freundſchaftlichen Fuß ſetzte. Die meiſten übrigen Mächte hatten, da ſich die Revolution über den Rhein hinüber fortſetzte und ganz Mitteleuropa erſchütterte, zu viel mit ſich ſelbſt zu thun, um ihre volle Aufmerkſamkeit auf Frankreich richten zu können, und mußten, nächſt Gott, dem ſanften Dichter an der Spitze der franzöſiſchen Republik danken, daß Frankreich ſelbſt ſich ruhig verhielt und keinerlei Einmiſchung in Italien oder Deutſchland verſuchte.

Ueber dieſen wichtigen Dingen hatte man die Tuilerien vergeſſen. Erſt nach vierzehn Tagen ließ die Regierung den Palaſt der Könige von ſeinen bisherigen Bewohnern, der Hefe des Pariſer Pöbels, räumen. Schon am 26. Februar hatte man hier einen großen Volksball gegeben und die Orgien hatten ſeitdem fortgedauert. Die Veſuviennes hatten ſich als ein bewaffnetes Amazonencorps organiſiren wollen. Cauſſidière, als Präfect von Paris, machte dem Unfug ein Ende. Die wilde Rotte drohte, den Palaſt in Brand zu ſtecken, wenn man ihr nicht eine Summe Geldes auszahle, aber man vertrieb ſie mit Gewalt. Die Tuilerien wurden zu einem Invalidenhaus für alte oder verkrüppelte Arbeiter beſtimmt. Das ſchöne Luſtſchloß Neuilly, Ludwig Philipps Lieblingsſitz, und eine prächtige Villa Rothſchilds waren wirklich von einer andern Rotte niedergebrannt worden. Die Armuth wollte ſich an den beiden Perſönlichkeiten rächen, die den meiſten Reichthum zuſammengeſcharrt hatten.

Nachdem die öffentliche Ordnung wiederhergeſtellt war, organiſirten ſich die Parteien in den Clubs. Das Vereinsrecht wurde unumſchränkt geübt und man arbeitete auf die neue Verfaſſung hin. Die Regierung erklärte nämlich die alte Kammer für aufgelöst und ſchrieb Neuwahlen zu einer Nationalverſammlung aus, welche die künftige Verfaſſung endgültig feſtſtellen ſollte. Die republikaniſchen und ſocialiſtiſchen Clubs, ſo wie ihre Preſſe, hatten anfangs entſchieden die Oberhand. Sie gehörten der ſiegenden Partei an, man fürchtete ſich vor ihnen. Sie mußten ſich erſt durch Uneinigkeit und Mißgriffe ſchwächen, ehe die Gegenpartei, die ziemlich alle gemäßigten Meinungen umfaßte, wieder erſtarken konnte. Anfangs nahm alles die Phyſiognomie der erſten franzöſiſchen Revolution an. Liberté, égalité, fraternité prangten wieder in tauſend Ueberſchriften. Jedermann hieß citoyen, und monsieur war verbannt. Ueberall wurden wieder Freiheitsbäume gepflanzt und rothe Mützen aufgeſetzt. Bei den öffentlichen Feſtlichkeiten figurirte wieder die Göttin der Freiheit mit dieſer Mütze. Unter den Regierungsmitgliedern war es der Jude Cremieux, welcher die der neuen Republik ihre Huldigung darbringenden Deputationen empfing. Eine der prächtigſten war die „des Orients von Frankreich“ mit allen Ordensinſignien der Freimaurer. Ihr Sprecher Pagnerre rühmte, die Maurer ſeyen nicht nur als Brüder immer gute Republikaner, ſondern auch „Arbeiter in den maureriſchen Werkſtätten“ geweſen, ihre Loge ſey nur ein Vorbild der Nationalwerkſtätten. Cremieux antwortete entſprechend. Ein andrer Jude, Goudchaux, wurde Finanzminiſter. Dagegen floh der Pariſer Rothſchild, deſſen Villa man verbrannt hatte, nach England. In Paris ſelbſt tauchte damals in einem Club der Vorſchlag auf, das ganze Vermögen Rothſchilds in Beſchlag zu nehmen, um dem Volke zurückzugeben, was ihm durch Börſenwucher geraubt worden. Auch im Elſaß wurden die Juden, die alte Peſt des Landes, von den Bauern verfolgt.

Am weiteſten gingen die communiſtiſchen Clubs unter Cabets und Raſpails Vorſitz; ihnen zunächſt ſtanden Barbès und Blanqui, die aber uneinig waren. Daß die Revolution keine politiſche, ſondern eine ſociale ſey, daß wenigſtens eine völlig demokratiſche Republik geſchaffen werden müſſe, um den Socialismus weiter zu entwickeln, war ihr Grundgedanke und man kann nicht leugnen, daß derſelbe natürlich war und fruchtbar hätte werden können, wenn die Menſchen ein richtigeres Verſtändniß von der Löſung ſocialer Fragen, mehr Ruhe und ſittlichen Ernſt gehabt hätten. Allein die Sorge, man werde zuletzt wieder einer Reaction unterliegen, reizte viele Volksmänner zur Wuth und zu Forderungen im Style von Robespierre und Marat, Aeußerungen des unverſöhnlichſten Haſſes gegen alle höheren Claſſen. Und die Ungebundenheit, deren ſich die unterſte Claſſe damals erfreute, brachte auch in die Clubs und in die Preſſe wieder den Schmutz des Sansculottismus, wie in der erſten Revolution. Es tauchten Pöbeljournale auf unter dem Namen la guillotine, la canaille, le pilori, la carmagnole, Robespierre ꝛc., welche offen zum Morde der Reichen, zu Plünderung und Brand aufforderten. Dieſe Extreme der Rohheit und Gemeinheit wurden von den beſſern Republikanern mißbilligt, dadurch aber kam Zwietracht in die Reihen der bisherigen Sieger, während die wohlhabenden und gebildeten Claſſen, faſt mehr noch in den Provinzen als in der von den Clubs terroriſirten Hauptſtadt, ſich verabredeten, in die Nationalverſammlung nur ſolche Männer zu wählen, welche der Republik abgeneigt waren. Die Furcht vor Ausſchweifungen des Pöbels war damals allgemein, der Glaube an eine Republik, die von derſelben frei bleiben könnte, ſehr gering.

Cabet, Raſpail und Blanqui bildeten eine Art Triumvirat der extremen Partei und trachteten das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es noch glühte. Indem ſie am 17. März eine Armee von

150,000 Blouſenmännern aufſtellten und zum Regierungsgebäude führten, gaben ſie denſelben die Parole „vive Ledru Rollin!“ Das hieß ſo viel, als Lamartine und die gemäßigten Regierungsmitglieder ſollten abtreten und Ledru Rollin mit den entſchiedenen Republikanern das Staatsruder in die Hand nehmen. Zugleich forderten ſie. die Einberufung der Nationalverſammlung noch bis Ende April zu vertagen, um bis dahin ihre Streitkräfte noch beſſer organiſiren zu können, und Fernhaltung der Truppen von Paris. Dies alles wurde ihnen auch wirklich zugeſtanden, nur um ſie wieder los zu werden. Aber Ledru Rollin wurde nicht Haupt der Regierung, Lamartine wurde nicht entfernt und ließ ſich nicht einſchüchtern. Inſofern hatten die Triumvirn nichts Weſentliches durchgeſetzt und hätten ihre Kundgebung unterlaſſen können. Die Halbheit mußte ihnen ſchaden. Sie fuhren fort, ihre Grundſätze durch Clubreden und durch die Preſſe zu predigen, und drangen darauf, daß als Princip der künftigen Verfaſſung das Verbot der Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen (l'exploitation de l'homme par l'homme) feſtgeſtellt werde, daß es mithin keine Herren und Diener mehr geben dürfe, und daß, was die Hauptſache war, auch das Verhältniß der induſtriellen Unternehmer und Grundbeſitzer zu den Arbeitern ein weſentlich anderes werden müſſe.*) Nachdem dieſe Frage vielfach durchgeſprochen und immer wieder vorgebracht worden war, zogen am 16. April, an einem Sonntage, wieder 40,000 Arbeiter vor das Regierungsgebäude, um eine Petition in dieſem Sinne zu übergeben. Aber ihre Zahl war nicht nur um vieles geringer, als am 17. März, ſondern ſie waren auch nicht mehr allein die Herren der Stadt. Denn kaum hatten ſie ſich in Bewegung geſetzt, als auch die Trommel gerührt wurde und 100,000

---

*) Im Anfang des April ſah man in den Straßen von Paris ganze Reihen kleiner dreifarbiger Fahnen mit der Inſchrift: terme donné (erlaſſene Miethe), zum Zeichen, wie viele Hauseigenthümer es damals räthlich gefunden, den armen Arbeitern die Hausmiethe zu erlaſſen, und zur Nachachtung für ſolche, die es noch nicht gethan.

Mann Nationalgarde und Mobilgarde bereit ſtanden, jeden Verſuch der Ruheſtörung abzuſchlagen, unter dem lauten Ruf à bas Cabet, à bas le communisme! Von dieſem Tage an durfte ſich die extreme Partei als die ſchwächere und als beſiegt anſehen. Unter dem Vorwand, den Truppen neue republikaniſche Fahnen austheilen zu müſſen, wurden die Linienregimenter in die Stadt zurückgerufen und fraterniſirten enthuſiaſtiſch mit der Nationalgarde, am 21. April. — Wegen der Wahlen kamen die Parteien auch in den Provinzen hin und wieder zum Kampf. In Rouen wurden die Arbeiter am 28. April in einer blutigen Straßenſchlacht bezwungen.

Zwei Tage ſpäter wurden alle Wahlen in Frankreich vorgenommen und am 4. Mai die Nationalverſammlung in Paris eröffnet. Der greiſe Dupont de l'Eure legte im Namen der proviſoriſchen Regierung feierlich die höchſte Gewalt in die Hände der Verſammlung nieder, welche ſofort einſtimmig und jubelnd der Republik acclamirte. Lamartine vertheidigte die von der bisherigen Regierung eingehaltene Politik nach außen und nach innen und erndtete verdienten Beifall. Die weitaus größte Mehrheit der Verſammlung war gemäßigt, viele Mitglieder wünſchten insgeheim die Reaction. Indem ſie nun eine proviſoriſche Executivcommiſſion wählte, welche bis zur Vollendung des Verfaſſungswerkes die Geſchäfte führen ſollte, fiel die Wahl auf Lamartine, Arago, Garnier-Pagès, Marie und Ledru Rollin. Von Louis Blanc und Albert war nicht mehr die Rede und ſomit waren die Socialiſten aus der Regierung ausgeſtoßen.

Dieſe Niederlage diente jedoch der extremen Partei zur Stärkung, denn ihre bisherige Zwietracht hörte auf. Louis Blanc und Albert, als Regierungsmänner bisher dem Tumulte abgeneigt, wurden jetzt wieder die alten Volksmänner und durch ihre Einigkeit im Unglück wurde die Partei wieder ſtark. Auch die Verzweiflung gab ihr Stärke. Sollten ſo ungeheure Anſtrengungen gemacht, ſollte ſo viel Blut gefloſſen ſeyn, um wieder nur zu der Wucherwirthſchaft der höhern Claſſen zurückzukehren und daß nichts, aber auch gar nichts für das nothleidende Volk, für die Arbeiter geſchehe? Sollten ſich dieſe tapfern Arbeiter wieder wie 1830 betrügen, bei Seite ſchieben, von den Reichen abermals „exploitiren" und noch dazu verhöhnen laſſen, wieder nur im Schweiß ihres Angeſichts für den Luxus der Reichen arbeiten und ſelber darben und ausgelacht werden? Dieſe Ausſicht lag nahe und reizte die Arbeiter zu furchtbarem Zorne. Der erſte beſte Anlaß wurde benutzt, um loszuſchlagen. In der Nationalverſammlung war eben darauf angetragen worden, etwas für die Polen zu thun. Die zahlreichen polniſchen Flüchtlinge, früher in die Provinzen verwieſen, hatten ſich in Paris vereinigt und nur die Eröffnung der Nationalverſammlung abgewartet, um durch ihre Freunde die Sache Polens der franzöſiſchen Großmuth zu empfehlen. Ein polniſcher Aufſtand im Poſen'ſchen wurde nur als Vorläufer einer Geſammterhebung der Polen angeſehen. Die damalige Revolution in Deutſchland ſchien eine Demonſtration der Franzoſen für Polen nur begünſtigen zu können. Die ſocialiſtiſchen Triumvirn, mit denen jetzt Louis Blanc zuſammenwirkte, hofften ſich die Allianz der liberalen und bonapartiſtiſchen Partei zu erkaufen, indem ſie plötzlich die polniſche Frage aufgriffen und hinter einer künſtlichen Schwärmerei für dieſelbe die Arbeiterfrage verſteckten.

Am 15. Mai vereinigten ſich alle ihre Clubs auf dem Baſtilleplatz und bildeten einen Zug von 100,000 Menſchen, um der Nationalverſammlung eine Petition für die Polen zu übergeben. Darin wurde ein großer Kriegszug nach Polen und eine Milliarde für die Armen verlangt, welche von den Reichen erhoben werden ſollte. Cauſſidière, Polizeipräfekt von Paris, war zufällig krank und neigte überhaupt mehr zu Louis Blanc hin, als zu Lamartine. Ob er abſichtlich oder unabſichtlich handelte, iſt nicht klar ermittelt worden; jedenfalls trifft ihn die Schuld, ſeine Pflicht verſäumt und keine Vorkehr zum Schutz der Nationalverſammlung getroffen zu haben. General Courtais, der die Linientruppen commandirte, verſah es ebenfalls, indem er ſich in der Nationalverſammlung befand, getrennt von ſeinen Truppen, als der große Arbeiterzug ſchon hereinbrach und die Verſammlung umzingelte. Ein halbes Bataillon Mobilgarde, welches der Verſammlung zur Schutzwache diente, wurde in einem Hofe förmlich eingeſperrt und bekam, man weiß nicht von wem, den Befehl, ſich ruhig zu verhalten. General Tampour, Commandant der geſammten Mobilgarde, wurde von dem eindringenden Volke auf einer Gallerie der Verſammlung eingeſperrt, und Courtais, der immer zu ſeinen Soldaten hinaus wollte, vom Volke nicht mehr durchgelaſſen.

Unter ungeheurem Tumult ſchlugen die Volksmaſſen wieder alle Thüren ein, erfüllten den Saal der Verſammlung, bemächtigten ſich der Rednerbühne, bedrohten den Präſidenten und wollten wie früher am 24. Februar unter dem Schein, als thue es die Nationalverſammlung ſelbſt, eine neue proviſoriſche Regierung ausrufen. Ein gewiſſer Huber beſtieg die Tribune und proclamirte die Auflöſung der bisherigen Regierung, um an deren Stelle eine neue zu ſetzen. Dieſe neue Regierung, an deren Spitze ſich Barbès ſtellte, etablirte ſich in demſelben Augenblicke ſchon im Stadthauſe. In der Verſammlung ſelbſt gaben ſich die Inſurgenten viele Mühe, Ledru Rollin auf ihre Seite zu ziehen, und wollten ihn zum Haupte der neuen Regierung machen, aber er weigerte ſich ſtandhaft. Lamartine ſtrengte ſich daher wieder an, den Aufſtand durch ſeine Beredtſamkeit zu beſchwichtigen, aber nur gegen Einzelne, weil er nicht im Beſitz der Tribune war. Man muß ſich wundern, daß die Verſchworenen den Sieg, den ſie bereits errungen hatten, und die gänzliche Decontenancirung ihrer Gegner nicht benutzten. Es ſtand bei ihnen, die Regierungsmitglieder, die Generale und alle Mitglieder der Nationalverſammlung, die ihnen feindlich geſinnt waren, mit einem Schlage zu ermorden oder wenigſtens zu verhaften. Aber ſie thaten das nicht und ließen ihren Gegnern Zeit, ſich zu beſinnen, geheime Befehle nach außen zu ertheilen, oder auch einzeln durch das Gedränge zu entwiſchen. Da hörte man auf einmal von ferne den Generalmarſch ſchlagen. Die Nationalgarde ſammelte ſich. Ein Theil des Volks verlief ſich aus der Nationalverſammlung, um auf die Straße zu eilen. Die in ihrem Hof eingeſchloſſene Mobilgarde brach die Gitter und ſtellte ſich Lamartine und den Mitgliedern der Nationalverſammlung, die bisher den Sturm im Saale ausgehalten hatten, zur Verfügung. Lamartine ſagte zu Ledru Rollin: „Die Aufrührer haben Ihren Namen mißbraucht, ſtrafen Sie dieſelben Lügen und ziehen Sie mit mir gegen das Stadthaus!“ Ledru Rollin entſprach dieſer ehrenvollen Aufforderung. Beide ſetzten ſich zu Pferde und eilten, begleitet von einigen Truppen und Nationalgarden, nach dem Stadthauſe, um Barbès' neue Regierung im Keime zu erſticken. Man durfte keinen Augenblick verſäumen, denn noch herrſchte die größte Unordnung in der Stadt. Courtais, kaum aus den Händen des Volks befreit, war von ſeinen eigenen Soldaten gefangen genommen worden, weil ſie ihn für einen Verräther hielten. Aber die Inſurgenten wußten die Vortheile, die ſie errungen hatten, nicht feſtzuhalten und zeigten unerwarteterweiſe gar keine Energie. Barbès ließ ſich mit den Seinigen im Stadthauſe ohne Widerſtand gefangen nehmen. Als die Nationalgarde und die Truppen, über die man dem General Bedeau den Oberbefehl übergeben hatte, die Straßen durchzogen, fanden ſie keine Barrikaden und die Arbeiter waren wie verſchwunden. Es iſt ſchwer, die geheimen Motive zu ermitteln, aus welchen an dieſem Tage von den Socialiſten gehandelt und nicht gehandelt worden iſt.

Am folgenden Tage wurde Cauſſidière abgeſetzt und ſeine Polizeigarde, die ſogenannten Montagnards, aufgelöſt, weil ſie ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten. Sie widerſetzten ſich, 3000 Mann ſtark, der Auflöſung und es hätte einen blutigen Kampf gegeben, wenn Lamartine ſie nicht in Güte beſchwichtigt hätte. Am 21. Mai wurde eine große Heerſchau vorgenommen, um die Socialiſten durch den Anblick einer großen Machtentfaltung zu ſchrecken. Barbès, Albert, Huber wurden angeklagt und zur Deportation, Blanqui zu ſieben Jahr Gefängniß verurtheilt. Louis Blanc, gleichfalls angeklagt, nahm die Flucht. Cremieux mußte damals abdanken, weil ihn Portalis auf der Tribune als Lügner brandmarkte, ohne daß er ſich zu vertheidigen wußte.

Blieb an dem merkwürdigen 15. Mai Manches räthſelhaft, ſo befremdet und überraſcht nicht minder die plötzliche Wendung, welche den Volkswünſchen, und die neue Parole, welche den Maſſen von dieſer Zeit an gegeben wurde. Auf einmal nämlich hörte man in allen Straßen und aus allen Gruppen des gemeinen Volks den Ruf: vive l'empereur! Louis Napoleon hatte kaum von der Februarrevolution Nachricht erhalten, als er ſogleich von London nach Paris gereiſt war, allein die proviſoriſche Regierung hatte ihn gebeten, ſich lieber zu entfernen, und er hatte dieſem Geſuche entſprochen. Die bonapartiſtiſche Partei war nie zahlreich geweſen, auch ſtanden dem Prinzen keine ausreichenden Geldmittel zu Gebote, um eine große Agitation zu ſeiner Erhebung hervorrufen zu können. Wenn dieſe Agitation dennoch ſtatt fand, ſo hatte ſie andere Gründe. Wie es ſcheint, hoffte die ſocialiſtiſche Partei, durch die neue Parole empereur und Napoleon die Truppen verführen und von der Regierung abwendig machen zu können. Sie wollte nicht für den Prinzen arbeiten, ſondern der Prinz ſollte ihr nur zum Werkzeuge dienen. In dieſem Sinne wurden jetzt erſt die Blouſenmänner in den Nationalwerkſtätten bearbeitet und inſtruirt. Vorher hatte man hier nie von Napoleon reden hören, der neue Enthuſiasmus war nur Parteidemonſtration und Maske. Aber er kam dem Träger des großen Namens zu Gute, um ſo mehr, als unter der friedlichen und ländlichen Bevölkerung in ganz Frankreich dieſer Name der populärſte war. Der Prinz wurde auf einmal eine bedeutende Perſon. Am 8. Juni wurden in Paris Ergänzungswahlen für die Nationalverſammlung vorgenommen und Louis Napoleon zum Abgeordneten von Paris erwählt. Auch in zwei Departements (Nieder-Charente und Yonne) war er gewählt worden. Lamartine wurde unruhig, bekam böſe Ahnungen und trug darauf an, das ältere

Verbannungsdecret gegen die Napoleoniden ſolle in Bezug auf die Perſon Ludwig Napoleons aufrecht erhalten werden. Zwei Vettern von ihm, Napoleon (Sohn Jeromes) und Peter (Sohn Lucians), ſaßen unter dem beſcheidenen Namen „Bürger Bonaparte“ bereits in der Nationalverſammlung und blieben, als unbedeutend, unangefochten. Lamartine's Vorſchlag fiel in der Sitzung vom 13. Juni durch, aber Louis Napoleon glaubte, ſeine Zeit ſey noch nicht gekommen, wollte ſich nicht ohne Noth mit der jedenfalls nur proviſoriſchen Executivgewalt in Frankreich überwerfen und ſchrieb, er danke, werde aber einſtweilen in London bleiben. „Wenn das Volk,“ fügte er hinzu, „mir Pflichten auferlegen ſollte, ſo werde ich ſie zu erfüllen wiſſen. Aber mein Name ſoll nicht zur Erregung von Unruhen mißbraucht werden. Um einem ſolchen Unglück vorzubeugen, bleibe ich in der Verbannung.“ Sein Benehmen war voll Verſtand. Wenn er damals nach Paris gekommen wäre, würde er kaum dem Schickſal haben entgehen können, das Opfer einer falſchen Stellung zu werden. Er paßte nicht in die Kämpfe der nächſten Wochen.

Nach den Erfolgen, welche die Partei der Mäßigung und Ordnung bereits errungen hatte, war es unumgänglich, endlich auch dem Unfug der Nationalwerkſtätten zu ſteuern. Bereits waren 14 Millionen Franken für ſie verausgabt worden. Die Zahl der Arbeiter, die auf dieſe Weiſe auf Koſten des Staates lebten, betrug in Paris nahe an 100,000. Sie waren bewaffnet und in Brigaden getheilt, eine gefährliche Armee, mehr zum Revolutioniren, als zum Arbeiten aufgelegt. Auch erhielten ſie beſtändig Zuwachs aus den Provinzen, denn hier erwarteten die Arbeiter von auswärts nicht nur reichen Lohn für den Augenblick, ſondern auch die Gründung der ſocialiſtiſchen Republik auf die Dauer. Aus allen Theilen Frankreichs vernahm man Klagen über Ruheſtörungen durch die Arbeiter, Erpreſſungen, Zerſtörung der Fabriken ꝛc. Oft erzwangen ſie von den Behörden die Auszahlung des Lohnes, den die Fabrikbeſitzer ſelbſt für zu hoch erklärt hatten. Der Lohn ſollte überall erhöht werden, aber es fehlte an Abſatz, der Handel ſtockte, die Fonds waren tief geſunken. Bei denen, die noch etwas zu verlieren hatten, in allen Städten Frankreichs und nicht minder beim Landvolke zeigte ſich große Erbitterung gegen die Arbeiter, die ſich jetzt zu Herren über ſie aufwarfen, und am meiſten gegen die Nationalwerkſtätten in Paris, welche die Steuern des ganzen Landes verſchlangen zum alleinigen Vortheil eines hauptſtädtiſchen Pöbels, von dem man den Umſturz alles Beſtehenden und eine allgemeine communiſtiſche Plünderung fürchtete. Die proviſoriſche Regierung in Paris ſelbſt theilte dieſe Mißſtimmung und dieſe Beſorgniſſe und fühlte ſich ſtark genug, um einzuſchreiten. Sie beſchloß am 22. Juni, vorerſt 7000 Arbeiter aus den Nationalwerkſtätten, als überflüſſig und unbrauchbar, zu entlaſſen und allen denen, die nicht zur Nationalgarde gehörten, die Waffen abzunehmen.

Die Blouſenmänner waren ſchon lange auf eine ſolche Kataſtrophe gefaßt, vortrefflich organiſirt und mit Munition ſogar viel reichlicher verſehen, als Truppen und Nationalgarden. Wenn ſie bei dem Polen- und Kaiſerlärmen noch nicht ihre ganze Macht entfaltet hatten, ſo beweiſt dieſe Zurückhaltung nur um ſo mehr ihre gute Disciplin. Jetzt erſt zeigten ſie, was ſie vermochten. Anſtatt dem Regierungsbeſchluß zu gehorchen, ſammelten ſie ſich am 23. Juni zuerſt am Pantheon und erfüllten die ganze Stadt Paris mit dem Rufe „zu den Waffen". Die Regierung wußte, was es galt, vertraute ihre Vertheidigung dem General Cavaignac an und ließ die Nationalgarde verſammeln. Aber dieſe zeigte jetzt auf einmal wieder Lahmheit. Vielen wohlhabenden Familienvätern graute vor dem Blutvergießen, das ſich vorausſehen ließ. Aus den ärmeren Stadttheilen ſah man ganze Compagnien der Nationalgarde zu den Inſurgenten übergehen. Nur Lamartine's neue Schöpfung, die junge Mobilgarde, aus den Gamins (Gaſſenjungen) von Paris zuſammengeſetzt, ſchön uniformirt und voll Ehrgeiz, bewährte ſich vollkommen und that im Kampf für die Regierung das Beſte. Die Linientruppen waren anfangs nur 26,000 Mann ſtark, bekamen aber bald Zuzug. Cavaignac deckte die Tuilerien, die Nationalverſammlung und Regierung, und entſandte drei Angriffscolonnen; die Inſurgenten hatten vier Centralpunkte, das Pantheon und Hotel Dieu auf dem linken, das Clos St. Lazare und den Baſtilleplatz auf dem rechten Ufer der Seine, wo ſie ſich anfangs nur vertheidigen, von wo ſie aber nachher gegen das Stadthaus angriffsweiſe vorgehen wollten. Ihre Offiziere waren die Brigadiers der Nationalwerkſtätten, kenntlich an einer blauen Mütze mit Goldborte. Ihre Barrikaden waren meiſterhaft gebaut, nicht mehr auf bloßer Erde aufgeworfen, ſondern in die Erde eingegraben, ein Stockwerk von Quadern, an denen die ſchwerſten Kugeln abprallten, darüber haushoch aufgethürmt Wagen, Tonnen, Säcke ꝛc., hinten geſtützt auf eine mächtige Anhäufung von Pflaſterſteinen. Dieſe Barrikaden waren nicht mehr vorn, ſondern hinten in den Straßen angebracht, um die Soldaten, wenn ſie ſtürmen wollten, die ganze Straße entlang aus den Häuſern beſchießen zu können. Die Soldaten mußten ſich daher durch die Häuſer durchbrechen, um dieſe zu ſäubern und endlich hinter die Barrikaden zu kommen. Die Hausbewohner der wohlhabenden Claſſe wurden nicht ſelten von den Arbeitern auf die Barrikaden und andere beſonders dem Feuer ausgeſetzte Punkte geſtellt, die ganze Kampfart war dießmal raffinirter als ſonſt und auch viel grauſamer. Insbeſondere ſchonten die Mobilgarden nichts und wurden nicht geſchont, viele von ihnen wurden von den wüthenden Aufrührern gehenkt und geköpft; 30 gefangene Nationalgardiſten befreite man aus einem großen Backofen, wo ſie eben geröſtet werden ſollten. Dieſe Grauſamkeit, ſowie der Löwenmuth der Arbeiter im Kampf erklärt ſich, wenn man erwägt, daß ſie ihre Sache, welche ſie für gut und gerecht hielten, verrathen und verloren ſahen. Sie merkten wohl, wie alles ſich anſchickte, die Republik ſelbſt zu beſeitigen, alle Hoffnungen ſeit dem Februar zu täuſchen und mit offenen Armen der Reaction entgegen zu eilen. Sie ſetzten daher ihr Alles daran, um ihre Sache zu vertheidigen, und wehrten ſich vier Tage lang hintereinander in der blutigſten Schlacht, die Paris je geſehen hat oder vielleicht ſehen wird. Auf ihren Fahnen waren viele Inſchriften. Darunter las man: „Brod oder Tod! — Durch Arbeit Leben oder durch Kampf den Tod! — Lieber raſch durch eine Kugel ſterben als langſam durch den Hunger!“ In dieſen Worten lag ein furchtbarer Ernſt, eine nur zu gerechte Klage gegen die Geſellſchaft, ein nobler Heroismus der Verzweiflung. Auch auf der andern Seite wußte man, was es galt. Nie ſchlugen unter der Monarchie die Regierungstruppen ſich tapferer und ausdauernder, als dießmal. Selbſt die Bourgeoiſie, anfangs grauend vor dem ungeheuern Kampfe, raffte ſich zuſammen und ergänzte die Reihe der Nationalgarde mit immer zahlreichern und immer muthigern Streitern. Denn ſie wußten, dem Siege der Socialiſten würden Racheſcenen folgen, wie 1792, Septembermorde, Confiscationen, der Untergang alles Eigenthums, und aller ariſtokratiſchen Vorzüge der Bildung und des Ranges im Abgrund der Anarchie.

Die Junischlacht begann am 23. Juni unmittelbar nach 11 Uhr, in welcher Stunde die Nationalgarde durch Trommelſchlag zuſammenberufen worden war. Eine Abtheilung derſelben, die dem Boulevard Bonne Nouvelle entlang zog, wurde durch Schüſſe zur Flucht gezwungen. Zur ſelben Zeit rückte General Damesme gegen den Platz des Pantheon vor. Hier verſuchte Arago die Arbeiter zu beruhigen, aber ſie riefen ihm zu: „Herr Arago, wir achten Sie, aber Sie haben niemals Hunger gelitten, Sie wiſſen nicht, was die Noth iſt.“ Die hier errichteten mächtigen Barrikaden konnten nur durch ſchweres Geſchütz zertrümmert und mit großem Verluſt genommen werden. General Bedeau wollte vom Stadthauſe aus, welches damals noch nicht angegriffen war, Damesme zu Hülfe ziehen, ſtieß aber in der Straße St. Jacques auf 38 Barrikaden, die alle zu nehmen ihm unmöglich war. Nach großem Verluſt mußte er ſich Abends zurückziehen, er ſelbſt war verwundet, der Deputirte Bixio, der ihn begleitet hatte, getödtet worden. — Gegen eine ſtarke Barrikade an der Porte St. Denis hatte General Lamoricière zu Mittag den erſten Angriff gemacht, mit Mühe ſie genommen, dann auf dem Boulevard Bonne Nouvelle Poſto gefaßt, und von hier aus vier Colonnen gegen die Vorſtädte Poiſſonnière, St. Martin, St. Denis und du Temple entſendet. Aber alle dieſe wurden zurückgeſchlagen, General Thomas und der Deputirte Dornés verwundet. Lamoricière ließ den Oberbefehlshaber Cavaignac dringend um Hülfe bitten. Dieſer kam ſelbſt mit 7 Bataillonen und ſuchte den Angriff, den Lamoricière von der Vorſtadt du Temple aus erfuhr, zurückzuweiſen, aber er kam nur bis in die Straße St. Maur, wo haushohe Barrikaden ihm den Weg verſperrten. Alle Angriffe ſcheiterten, faſt alle ſeine Kanoniere wurden auf den Stücken erſchoſſen, die Generale François und Foucher verwundet, 300 Mann fielen und erſt nach fünfſtündigem Kampf wurde die Barrikade mit dem Bajonnet erſtürmt. Die Nacht brach herein, Cavaignac befahl den Rückzug, um den Truppen Ruhe zu gönnen und um ſie keinem nächtlichen Ueberfall in den Straßen auszuſetzen. In der Nacht um 10 Uhr trat er in die Nationalverſammlung mit düſterer Miene und erklärte, der Widerſtand ſei nicht zu beſiegen geweſen, er müſſe die Truppen zurückziehen, um die Nationalverſammlung ſelbſt hinreichend zu ſchützen, aber es ſey Truppen und Nationalgarden in den Provinzen durch den Telegraphen Befehl ertheilt worden, auf den Eiſenbahnen zu Hülfe zu eilen. Es muß einigermaßen auffallen, daß in den Provinzen damals keine Schilderhebung gleich der Pariſer Statt fand, daß nur die Regierung, nicht die Arbeiter Zuzug erhielten. In Marſeille allein empörten ſich die Arbeiter am 22., wurden aber nach einem blutigen Kampfe beſiegt.

Am andern Morgen (des 24.) übertrug die Nationalverſammlung dem General Cavaignac die Dictatur während des Kampfes und die Exekutivkommiſſion legte ihre Gewalt nieder, Lamartine nicht ohne Widerrede. Die Arbeiter hatten inzwiſchen die Nacht benützt und die geſtern verlornen Barrikaden alle wieder hergeſtellt, namentlich das Pantheon aufs ſtärkſte verſchanzt. Statt der dreifarbigen Fahnen, die ſie geſtern noch aufgepflanzt, ſah man jetzt rothe. Ein Maueranſchlag verkündete, ſie verlangten die demokratiſche und ſociale Republik. Aus ihren Reihen vernahm man wiederholt das Geſchrei: nach dem Stadthauſe! Sie wollten alſo zum Angriff übergehen. Ein Glück für Cavaignac, daß ſie warteten, denn er hatte keine Munition mehr. Ein Cavallerieregiment, welches dieſelbe nebſt noch mehr ſchweren Geſchützes aus dem Schloß Vincennes bei Nacht holen ſollte, mußte der empörten Vorſtädte wegen einen ſo weiten Weg machen, daß es erſt gegen Mittag ankam. Cavaignac half ſich damit, daß er den Arbeitern eine Bedenkzeit bis um 10 Uhr gab, als ſchiebe er den Kampf nicht aus Noth, ſondern aus Großmuth hinaus. Die Arbeiter gingen wirklich darauf ein und der Angriff begann erſt wieder um 10 Uhr. Unterdeß waren ſchon mit der Eiſenbahn Nationalgarden von Rouen, Pontoiſe und andern Städten angelangt und nahmen ſogleich am Kampfe Theil.

Dießmal ergriffen die Arbeiter die Offenſive und rückten durch die Straßen St. Jacques und St. Antoine gegen das Stadthaus vor, in welchem General Duvivier ſich den ganzen Nachmittag aufs verzweifeltſte wehrte, zuletzt aber hätte unterliegen müſſen, wenn er nicht noch Abends Hülfe erhalten hätte, die es ihm möglich machte, die Kirche von St. Gervais zu erobern, von wo aus er am meiſten bedrängt worden war. Eine andere Schaar Arbeiter, vom Journaliſten Laccologne geführt, nahm auf dem Platz des Vosges 350 Soldaten gefangen und ſetzte ſich hier feſt. Dagegen griff Damesme wieder das Pantheon an und eroberte es nach großem Verluſt. Hiebei zeichnete ſich beſonders die junge Mobilgarde aus. Auf beiden Seiten wurde wie wahnſinnig alles gemordet und kein Pardon gegeben, noch genommen. Der Kampf wüthete hinter dem Pantheon fort bis in die Nacht, Damesme fiel. Auch Lamoricière erneuerte ſeinen Angriff auf die Vorſtädte, in vier Colonnen, aber mit geringem Erfolge und ſchwerem Verluſte. General Lafontaine und Oberſt de Luzy wurden ſchwer verwundet. Die Nationalgarde von Rouen zeichnete ſich durch großen Muth an der Barrière Poiſſonnière aus, die von Pontoiſe floh aber davon, als die Arbeiter aus einem Verſteck plötzlich 30—40 auf einmal niederſchoſſen. Nur ihr Fahnenträger, ein alter Soldat Napoleons, ſtand feſt und und ſagte zum General Korte, der an Lafontaine's Stelle getreten war: Hier iſt das Bataillon von Pontoiſe. Aber auch Korte wurde verwundet. Die Nacht brach ein und noch immer ſchwankte die Waage des Sieges.

Cavaignac und die Nationalverſammlung entſchloſſen ſich in der Nacht, Schritte der Verſöhnung zu thun. Die letztere decretirte 3 Millionen für die armen Familien von Paris und Cavaignac erließ am Morgen des 25. eine Proclamation, worin er die Arbeiter im Namen des Vaterlandes beſchwor, die Waffen niederzulegen, und ſie verſicherte, ſie würden, wenn ſie es thäten, wie reuige Brüder empfangen werden. Eine Anzahl Deputirte erklärten ſich bereit, dieſe Proclamation ſelbſt den Arbeitern zu überbringen und Unterhandlungen mit ihnen einzuleiten. In Folge deſſen glaubte auch General Brea, der an Damesmes Stelle am Pantheon befehligte, den Deputirten, die von den Arbeitern durch eine Barrikade gelaſſen wurden, mit zweien ſeiner Offiziere folgen zu ſollen, wurde aber von den Arbeitern gefangen und als Geißel behalten, ja ſie zwangen ihn durch Drohungen, für ſeine Truppen einen Rückzugsbefehl zu ſchreiben. General Thomas indeß, der an ſeine Stelle getreten, forderte ſeine Auslieferung, erſtürmte die Barrikade, verjagte die Arbeiter und fand ſeinen General und deſſen beide Begleiter als Leichen. Sie waren vom wüthenden Volk grauſam ermordet worden. Unterdeß ſuchte Duvivier vom Stadthauſe aus ſich mit Lamoricière in Verbindung zu ſetzen und zu dieſem Zweck den Baſtilleplatz zu nehmen. Er ſelbſt führte eine Colonne, Oberſt Regnault die andere, aber beide fielen unterwegs bei der ſtundenlang währenden mühſeligen Eroberung einzelner Barrikaden. Erſt Duviviers Nachfolger, General Negrier, drang unter immerwährendem Feuer bis auf den Baſtilleplatz vor, wo auch er und neben ihm der Deputirte Charbonnel erſchoſſen wurde. Aber der Zweck war erreicht, die Colonne vereinigte ſich mit Lamoricière. Auch dieſem war es nach unerhörten Anſtrengungen (das Pferd wurde ihm unter dem Leibe erſchoſſen) gelungen, drei Vorſtädte (Poiſſonière, St. Denis und St. Martin) heute zu überwältigen, nur die vierte nicht, St. Antoine, in allen Revolutionen von Paris das ſtärkſte Bollwerk der Rebellen.

Da entſchloß ſich noch ſpät am Abend der alte ehrwürdige Erzbiſchof von Paris, d'Affre, den unglücklichen Arbeitern mit dem Kreuze entgegenzutreten und ihnen Frieden zu predigen. Er begab ſich, von einem einzigen treuen Diener begleitet, zu der großen Barrikade, welche die beiden zuſammenſtoßenden Straßen St. Antoine und Charenton vertheidigte. Eben waren in dieſelbe zwei Deputirte eingelaſſen worden, welche den Arbeitern Cavaignacs Proclamation überbrachten. Auch den Erzbiſchof ließ man ein und erwies ihm große Ehrfurcht. Als aber die Arbeiter unter der Proclamation Cavaignacs Unterſchrift vermißten und ein Deputirter zurückgeſchickt wurde, um ſie nachzuholen, rückte ein Bataillon Soldaten gegen die Barrikade heran. Man erklärte dem Befehlshaber deſſelben, dem Deputirten Basley, daß ſie nicht ſchießen ſollten, da man in Unterhandlungen begriffen ſey. Basley ließ nun ein Zeichen mit der Trommel geben, welches aber von den Soldaten mißverſtanden wurde. Sie ſchoſſen, die Arbeiter auch, und einer der Erſten, welcher, von einer Kugel in den Rücken getroffen, niederſtürzte, war der Erzbiſchof, der eben den Arbeitern Frieden predigte. Sein treuer Diener fiel an ſeiner Seite. Die Arbeiter trugen ihn zum Pfarrer von St. Antoine. Erſt am andern Morgen wurde er auf einer Bahre mitten durch die Soldaten nach ſeinem Palaſt gebracht, wo er am Nachmittag verſchied. Auf ſeinem Schmerzenslager hatte er noch Kraft gefunden, unabläſſig die Arbeiter um Niederlegung der Waffen zu bitten, und als er ſtarb, waren ſeine letzten Worte: gebe Gott, daß mein Blut das letzte ſey, was vergoſſen wird! Sein Blut iſt nicht vergebens gefloſſen. Er hat die Kirche würdig in jenen Schreckenstagen vertreten. Das iſt vom Volke nicht vergeſſen worden.

Im Laufe des Tages hatten ſich noch immer mehr Nationalgarden aus den Provinzen eingefunden, die am folgenden Tage bis zu 100,000 Mann anwuchſen. Am Siege der Regierung war nicht mehr zu zweifeln, da nur noch die Vorſtadt St. Antoine widerſtand. In der Nacht begaben ſich daher mehrere Deputirte der Nationalverſammlung, welche ſelbſt zur extremen Partei gehörten, zu den Arbeitern, um ihnen vernünftige Vorſtellungen zu machen, ſie ſollten eine Capitulation annehmen, da ſie doch unterliegen müßten. Sie ſetzten nun ihre Forderungen auf, die aber immer noch ſo übertrieben waren, daß es unmöglich war, ſie anzunehmen. Sie forderten nämlich die Entfernung der Armee, den Fortbeſtand der Nationalwerkſtätten, eine Verfaſſungsreform durch Urverſammlungen. Ihre Deputation wurde von Senard, dem Präſidenten der Nationalverſammlung, mit zweideutigen Phraſen abgeſpeiſt, von Cavaignac aber ernſt und unwillig zurückgewieſen.

Am Morgen des 26. begann nun der letzte Sturm auf die Vorſtadt. Gegen die haushohen Barrikaden, größer als ſie Paris je geſehen hatte, wurde eine ſo furchtbare Kanonade eröffnet, daß der Boden von Paris dröhnte. Nachdem es den ſchweren Kugeln endlich gelungen war, eine Breche zu legen, und die Infanterie dagegen anſtürmte, wurde ſie mit ſchrecklichem Verluſt zurückgeſchlagen. Die Arbeiter, von ihren Weibern und Kindern unterſtützt, kämpften als Verzweifelte. Um die Barrikaden zu umgehen, brachen die Truppen durch die Wände der Häuſer und um jedes Haus wurde gekämpft, wie einſt in Saragoſſa. Aber bei den Soldaten war die Uebermacht, ſie kamen endlich hinter die Barrikaden, und jetzt erſt gaben die Arbeiter die Flucht und retteten ſich aus den Barrieren. Der letzte Kampf wurde zwiſchen den Vorſtädten St. Antoine und du Temple gefochten, und erſt Abends um 7 Uhr wurde die letzte Barrikade an der Barriere des Amandes durch den General Courtigis genommen, welcher dabei verwundet wurde. So endete die Junischlacht, deren Todte nicht gezählt worden ſind und anfangs auf 10—[illegible], ſpäter nur auf 1400 geſchätzt wurden. Gefangene gab es noch viel mehr.

Der Sieg über den Socialismus war entſchieden, aber auch die Republik war von nun an unhaltbar geworden. Die Furcht vor der Demokratie, welche immer und immer wieder zu ſocialiſtiſchen Forderungen zurückführen mußte, war bei allen Wohlhabenden und Gebildeten damals das vorherrſchende Gefühl geworden, woraus die Sehnſucht nach einer ſtarken monarchiſchen Gewalt von ſelber folgte. Der heimliche Wunſch, die Republik loszuwerden, erklärt alle folgenden Ereigniſſe.

Cavaignac gab ſeine Gewalt der ſouverainen Nationalverſammlung zurück, wurde aber von ihr als Chef der Executivgewalt unter dem Titel Conſeilpräſident beſtätigt. Die Mehrheit der Verſammlung hatte auch vor den gefangenen Arbeitern noch Furcht und verurtheilte ſie zur Deportation nach Cayenne. Nur Cauſſidière hatte den Muth, ſeinen Unwillen über die Härte dieſer Maaßregel auszudrücken. Nicht nur die Nationalwerkſtätten, ſondern auch alle Clubs wurden aufgehoben und die geſammte Preſſe des Aufſtandes unterdrückt. Andrerſeits wurde Cavaignac angeklagt, nicht ganz ſeine Schuldigkeit gethan zu haben, bei welcher Anklage beſonders Garnier Pagès ſich betheiligte. Die Verſammlung urtheilte billiger, wußte wohl, was ſie dem tapfern General zu verdanken habe, und votirte, er habe ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Inzwiſchen wurde doch ſein Ruhm durch jene Anklage einigermaßen beeinträchtigt, was einem Andern zu gute kam, der im Anſpruch auf das erſte Staatsamt in Frankreich mit ihm wetteiferte.

Siebentes Buch.

Die deutſche Märzrevolution.

Wie früher die Julirevolution, ſo gab auch die Februarrevolution dem benachbarten Deutſchland einen Stoß gleich dem eines Erdbebens. Diesmal aber war die Erſchütterung viel ſtärker und dauerte länger, weil ſchon vorher in Deutſchland alles unterwühlt und aufgelockert war. Man erkannte deutlich, daß die revolutionäre Kraft, welche ſich ſeit der Reſtauration gegen die auf Europa laſtende Wucht der Pentarchie empörte, allmählig gewachſen war. Die rhythmiſche Bewegung der Revolutionen von 1820, 1830 und 1848 zeigte eine ſteigende Progreſſion und ihre ſchrecklichen Schwingungen ſind noch nicht zu Ende.

Die Wirkung auf die drei Hauptmaſſen in Deutſchland war eine verſchiedene. In den conſtitutionellen Mittel- und Kleinſtaaten offenbarte ſich ein höherer Grad von politiſcher Bildung und hier war auch neben den politiſchen Forderungen das Sehnen nach nationaler Einheit und Größe lebendiger als in Preußen und Oeſterreich. Inſofern hatte die Revolution hier ein klareres und edleres Ziel, abgeſehen von den doctrinären Täuſchungen und demokratiſchen Ausſchweifungen, welche die Erreichung des Zieles verhinderten. In Preußen war man weder über das Ziel ſo klar, noch bemeiſterte das Schwert in feſter Hand frühe genug die Anarchie. Dieſe Unklarheit und Schwäche brachte Preußen, auf welches die Mittel- und Kleinſtaaten alle ihre Hoffnung ſetzten, von Anfang an in eine falſche Stellung zu der Revolution überhaupt und verhinderte, daß Preußen ſie bemeiſterte. In Oeſterreich wurde die Revolution völlig das Werkzeug undeutſcher, ungariſcher, ſlaviſcher und italieniſcher Intrigue. Hier artete ſie am meiſten, auf eine für die deutſche Nation gefährlichſte und ſchimpflichſte Weiſe aus.

Die politiſche Freiheit, wie ſie ſeit Gründung der deutſchen Verfaſſungen überall verſtanden und verlangt worden war, nach dem Beiſpiel der franzöſiſchen Charte und nach der Doctrin des Rottek-Welker'ſchen Staatslexikons wurde in allen deutſchen Staaten ohne Ausnahme gleich im Beginn der Märzrevolution durch maſſenhafte Kundgebungen der Conſtitutionellen wie im Sturm erobert und von den Regierungen faſt ohne Widerſtand gewährt. Die namhaften Führer der bisherigen liberalen Kammeroppoſitionen wurden überall zu Miniſtern ernannt. Monarchie und Ariſtokratie warfen ſich dieſen Conſtitutionellen unbedingt in die Arme, um von ihnen geſchützt zu werden, während ſich eine demokratiſche Partei bildete, welche, mit der conſtitutionellen Monarchie und ihren Bürgſchaften nicht zufrieden, die Republik verlangte und überall Volkstumulte, Brand und Zerſtörung hervorrief.

Die Bewegung begann am Oberrhein. Schon am 12. Febr., vierzehn Tage vor der Februarrevolution, verlangte Buchhändler Baſſermann von Mannheim in der badiſchen Ständeverſammlung Volksvertretung am Bundestage und ſagte: „Die Abneigung der deutſchen Nation gegen ihre oberſte Behörde in Vertrauen zu verwandeln, iſt der Fürſten dringendſte Aufgabe. Mögen ſie es zeitig thun. An der Seine wie an der Donau neigen ſich die Tage.“ Das war der früher zu Heppenheim (S. 94) beſeitigte Antrag, den wieder aufzunehmen, jetzt ſchon an der Zeit ſchien. Kaum war die erſte Nachricht von dem Siege des Volkes in Paris angelangt, ſo wurde am 27. Februar auf freiem Felde bei Mannheim eine große Volksverſammlung abgehalten, welcher der alte Itzſtein präſidirte, und hier wurde die Forderung eines deutſchen Parlaments, der Preßfreiheit, der Volksbewaffnung, der Schwurgerichte erneuert und als vier Punkte in eine Adreſſe zuſammengefaßt, die dem Großherzog von Baden gebracht werden ſollte. Struve, der die Adreſſe verfaßte, hielt noch eine ſocialiſtiſche Rede, worin er „Wohlſtand, Bildung und Freiheit für Alle“ zur Parole der deutſchen Revolution zu machen empfahl. Am folgenden Tage fand eine ähnliche Volksverſammlung in Karlsruhe ſelbſt Statt und der liberale Miniſter Bekk, der ſeine bisherige Popularität lediglich durch ſtetes Nachgeben gegen die zweite Kammer erworben hatte, verſprach demnächſt, dreien der vier Punkte zu genügen, nur das deutſche Parlament zu ſchaffen, gehe über ſeine Kräfte. Struve wollte ſich mit dieſen Vertröſtungen nicht zufrieden ſtellen laſſen und betrieb einen Maſſenzug von Mannheim nach Karlsruhe, der am 1. März den Miniſter zwang, wenigſtens die Preßfreiheit auf der Stelle zu bewilligen. Am folgenden Tage formulirte Welker in der Kammer zwölf Forderungen des Volkes, nämlich zu obigen vier noch acht weitere: Aufhebung der unpopulären Bundesbeſchlüſſe, Beeidigung des Militärs auf die Verfaſſung, politiſche Gleichſtellung aller Bekenntniſſe, Verantwortlichkeit der Miniſter, Aufhebung aller noch übrigen Feudallaſten, Steuerreform im Sinne der Gleichheit, Pflege der Arbeit und Purification des Miniſteriums. Karlsruhe war in großer Bewegung, die Mannheimer waren dageblieben, auch von andern Orten her waren Deputationen und Volksmaſſen eingedrungen, welche in der darauf folgenden Nacht das Hotel des auswärtigen Miniſteriums in Aſche legten. Schon am nächſten Tage verſprach der Großherzog alles, was man wollte.

In der Darmſtädter Kammer verlangte Heinrich von Gagern am 28. das deutſche Parlament unter der Vorausſetzung, daß zugleich ein oberſtes Haupt des deutſchen Volkes gewählt werde. Am folgenden Tage berieth eine Volksverſammlung zu Mainz eine grobe Adreſſe. Der Großherzog bewilligte auch hier vor allen Dingen die Preßfreiheit. Ganz ähnliche Forderungen wie in Baden wurden auch von einer Bürgerverſammlung in Stuttgart geſtellt, am 29. und mit Aufhebung der Cenſur beantwortet, wie auch ſchon am 1. März der Bundestag ſelbſt einen Beſchluß bekannt machte, nach welchem es jeder Regierung frei ſtehen ſollte, die Cenſur aufzuheben. In Wiesbaden ſammelte ſich am 4. eine ungeheure Volksmenge, um die badiſchen Forderungen auch für Naſſau zu erzwingen. Der junge Herzog war abweſend, ſeine Mutter Pauline bewilligte in ſeinem Namen alles und der Herzog, der noch denſelben Abend ankam, ſtimmte zu.

Mittlerweile ſchritt die Bewegung vom Rhein her tiefer ins Innere Deutſchlands vor. In Kurheſſen wurde der Kurfürſt vom 3. März an unaufhörlich von Deputationen aus allen Landestheilen beſtürmt, die er anfangs ſchnöde von ſich, allmählig aber auf den 11. März verwies, an welchem die Stände zuſammentreten ſollten. Da bildete ſich zu Hanau, deſſen Turnverein einen beſonders kriegeriſchen Geiſt kundgab, eine „Volkskommiſſion“ ſchon als proviſoriſche Regierung und drohte dem Kurfürſten mit offenem Abfall, wenn er nicht binnen drei Tagen alle Forderungen bewillige. Er ließ Truppen gegen Hanau rücken, die Hanauer verſchanzten ſich und waren zur blutigen Abwehr bereit, als der Kurfürſt, von allen Seiten beſtürmt, endlich am 10. nachgab und alles bewilligte. Am gleichen Tage ließ ſich der Großherzog von Oldenburg eine Verfaſſung, die er bisher ſtets verweigert, aufnöthigen. In Braunſchweig wurden ſchon am 3. die Volkswünſche, überall die gleichen, befriedigt. Und ſo in allen kleinen Staaten. Durch Volkstumulte wurden Reformen erzwungen in Hamburg am 3., in Frankfurt am Main am 4., in Bremen am 6., in Weimar am 8. März. Nur die größern Mittelſtaaten Bayern, Sachſen und Hannover zögerten noch und hier fügten ſich die Regierungen erſt, nachdem auch in Oeſterreich und Preußen alles drüber und drunter ging. In den preußiſchen Rheinlanden zeigte ſich gleich anfangs die wärmſte Sympathie für die Vorgänge und Vorſchläge am Oberrhein. Die Kölner erhoben großen Tumult ſchon am 3. März bei Berathung einer Adreſſe an den König von Preußen, worin ſie, wie auch die Coblenzer und Elberfelder, die badiſchen Forderungen zu den ihrigen machten.

Gleichzeitig erhoben ſich die Bauern im Odenwalde gegen ihre adeligen Herrſchaften. Eine Menge Schlöſſer wurden überfallen, die Archive darin zerſtört, die Herren und ihre Beamten, insbeſondere die Förſter verjagt. Der Aufruhr verbreitete ſich bis in die Nähe von Culmbach. Ein Hohenlohe'ſches Schloß, ein Leiningenſches wurde niedergebrannt, doch fiel kein Mord vor und durch Soldaten, die man entſandte, wurde die Ruhe überall bald wieder hergeſtellt. Der Adel war in Maſſe und voll Angſt in die Städte geflohen. Den Grafen von Erbach zwangen die bewaffneten Bauern, einen Revers zu unterzeichnen, am 8. März. Im Badiſchen und in Franken wurden auch die Juden von den Bauern verfolgt, während der bürgerliche Liberalismus die Emancipation der Juden mit zu den Forderungen der Zeit rechnete.

In der Schweiz war kaum die Pariſer Revolution bekannt geworden, als ſchon am 29. Februar Freiſchaaren von Chaux-de-fonds auszogen und am folgenden Tage die preußiſche Regierung in Neuenburg ſtürzten. Advokat Piaget trat an die Spitze der neuen demokratiſchen Regierung, die Rechte des Königs von Preußen auf das Fürſtenthum Neuenburg wurden ohne weiteres als erloſchen erklärt und trotz der Proteſtation des preußiſchen Geſandten, Herrn von Sydow, billigte die damalige radicale Tagſatzung das Geſchehene und erkannte die neue Regierung an. Auch ſchien die Lage günſtig, die ſchweizeriſche Bundesverfaſſung, wie ſie nach den Verträgen von 1815 beſtand, jetzt, während die Großmächte, welche dieſelbe verbürgt hatten, mit wichtigern Dingen beſchäftigt waren, eigenmächtig umzuändern. Schon am 7. März beſchloß die Tagſatzung, einen neuen Bundesvertrag zu entwerfen, in welchem die Souveränetät der Cantone aufgehoben und einer Bundescentralgewalt untergeordnet werden ſollte. Zugleich bereitete ſich in der Schweiz eine Rüſtung von Freiſchaaren für Deutſchland vor, um die republikaniſche Partei zunächſt in Baden zu unterſtützen; zu gleichem Zweck wurde von deutſchen Flüchtlingen und Arbeitern in Frankreich geworben. Dieſelben wandten ſich auch an die neue republikaniſche Regierung in Paris und forderten die bewaffnete Hülfe Frankreichs, um Deutſchland in eine Republik umzuwandeln. Allein wenn die Deutſchen je zu Einheit und großer Machtentfaltung gelangten, ſo war das für niemand gefährlicher, als für die Franzoſen, die ſich mithin nicht beeilten, deutſche Einheitsbeſtrebungen zu fördern. Cremieux antwortete den deutſchen Flüchtlingen im Namen der Regierung ſehr artig: „euer Deutſchland wird die Freiheit durch ſich ſelbſt erringen, ohne fremde Hülfe; es überſtürzt ſich nicht, es ſchreitet vorwärts, aber wenn es ſchreitet, gelangt es zum Ziele.“

Die conſtitutionelle oder altliberale Partei im ſüdweſtlichen Deutſchland hatte ſich gleich anfangs der Bewegung bemeiſtert und in die Forderungen, welche das Volk an die Regierungen der Einzelſtaaten ſtellte, Uebereinſtimmung gebracht. Dann ging ſie augenblicklich und direct auf Reform des deutſchen Bundes aus. Die bisherigen Häupter der Kammeroppoſitionen hielten am 8. März eine Zuſammenkunft in Heidelberg. Unter ihnen befanden ſich Welker, v. Itzſtein, Hecker, Struve, Matthy, Baſſermann, Peter, Soiron, Gervinus aus Baden, Gagern aus Darmſtadt, Römer aus Württemberg, Kirchgeßner aus Bayern, Hanſemann aus Preußen. Sie erließen einen Aufruf an das deutſche Volk, worin ſie demſelben eine Nationalvertretung verhießen und zu einer größern Verſammlung, durch welche jene vorbereitet werden ſollte, d. h. zu einem Vorparlament einluden. Das war der erſte Verſuch, dem Bundestage eine neue volksthümliche Centralgewalt in parlamentariſcher Form entgegenzuſtellen.

Die bedrohten Regierungen hielten es für das Klügſte, die Häupter der Bewegung in ihr Intereſſe zu ziehen, und gaben ſich ganz den Conſtitutionellen hin, um mit ihrer Hülfe wenigſtens der Demokraten Meiſter zu werden. Daher am 9. März der König von Württemberg Römer, Pfizer, Duvernoy, Goppelt, bisherige Oppoſitionsmänner der zweiten Kammer, zu ſeinen Miniſtern machte. Dieſelbe Ehre widerfuhr Heinrich v. Gagern und ſeinen Freunden in Darmſtadt. Der Großherzog von Baden ernannte Welker, der Kurfürſt von Heſſen den lange verfolgten Jordan zu Bundestagsgeſandten. Der Bundestag ſelbſt machte Conceſſionen, um dem, was er nicht mehr hindern konnte, den Schein der Bundesgeſetzlichkeit und ſich ſelbſt ſeine Competenz und Autorität zu wahren. Wie er daher gleich anfangs die Preßfreiheit anerkannt, ſo auch jetzt wieder die Bundesreformbeſtrebungen. Am 9. nahm er den alten Reichsadler und die drei Reichsfarben wieder an und am 10. berief er Vertrauensmänner aus den bisherigen Oppoſitionen als Beiräthe der Bundestagsgeſandten nach Frankfurt ein.

Der König von Preußen ſchickte ſeinen Vertrauten, den General von Radowitz, nach Wien, um den Fürſten Metternich zu bewegen, mit Preußen gemeinſam in Bezug auf die immer dringender gewordene Reform des deutſchen Bundes die Initiative zu ergreifen. Er hatte ſchon früher mit Radowitz dieſe Angelegenheit reiflich durchgeſprochen. Bisher hatte Metternich nichts von den preußiſchen Bundesreformvorſchlägen wiſſen wollen; jetzt aber fand er ſelbſt räthlich, mit Preußen gemeinſam einzuſchreiten, um die Leitung des Bundes nicht aus der Hand zu laſſen. Daher wurde ſchon am 10. März eine Erklärung Oeſterreichs und Preußens veröffentlicht, daß am 15. ein Fürſtencongreß in Dresden zuſammentreten und die Bundesreform vornehmen werde. Als inzwiſchen Oeſterreich ſelbſt in den Strudel der Revolution fortgeriſſen wurde, wiederholte Preußen die Erklärung allein und verlegte den Fürſtencongreß auf den 25., ohne daß er auch an dieſem Tage hätte zu Stande kommen können.

Die Rieſenmacht Oeſterreichs war an einem einzigen Tage wie verſchwunden. Die unter Metternichs langer Verwaltung verroſtete Staatsmaſchine fiel vor einem bloßen Hauch zuſammen. Bei der erſten Nachricht aus Paris hielt Koſſuth im ungariſchen Reichstag zu Peſth (am 3. März) eine Rede, in der er ſagte: „der Fluch eines erſtickenden Dampfes laſtet auf uns, jenes tödtlichen Windes, der aus den Bleikammern des Wiener Regierungsſyſtems weht, nervenlähmend, niederdrückend jedes Geiſtes Flug. Aber im Namen der ewigen Jugend der Nation proteſtiren wir gegen die Schwäche und Verknöcherung des greiſenhaften Syſtems. Die bureaukratiſche Politik der Unbeweglichkeit wird zur Auflöſung der Monarchie führen.“ In der Adreſſe an den Kaiſer, die Koſſuth ſogleich durchſetzte, wurde von dieſem bereits für Ungarn „eine nationale, von jedem fremden Einfluß unabhängige Regierung“ verlangt. In Wien ſelbſt ſtellte zuerſt eine Adreſſe des Gewerbevereins vom 6. März an den Kaiſer freiſinnige Forderungen, dann auch eine des Leſevereins der Univerſität und eine der Studenten. Dieſe letztern verlangten zuerſt die Entfernung Metternichs, am 11. Metternich ſelbſt ſchien gar nicht mehr zu exiſtiren, denn er befahl und verhinderte nichts. Im Namen des ſchwachen Kaiſers nahm deſſen Oheim, Erzherzog Ludwig, die Adreſſe ganz freundlich auf. Am 13. wurden zufällig die niederöſterreichiſchen Stände in Wien eröffnet und gleich in der erſten Sitzung von Studenten und Pöbel überfallen und terroriſirt. Anſtatt den wilden Haufen durch Militär vertreiben zu laſſen, duldete man, daß ſich derſelbe in den Sitzungsſaal eindrängte, mitſtimmte und tolle Adreſſen an den Kaiſer berieth, bis die Ständemitglieder in der Angſt auseinanderliefen. Als Aufhetzer des Pöbels machten ſich zwei freche Juden, Fiſchhof und Goldmark, bemerklich. Auch wurde Koſſuths Rede pomphaft dem Wiener Pöbel vorgeleſen. Koſſuth hatte ſeine Agenten in Wien. Sein Zweck war, jede geſetzliche Reform des Kaiſerreichs durch revolutionäre Gewaltthaten zu verhindern, damit Ungarn ſich deſto bequemer abſondern könne. Das Gleiche wollte Mazzini, und ihre geheimen Helfershelfer, meiſt Juden, wurden die Lenker des völlig kindiſchen Wiener Pöbels. Als dieſer Pöbel noch an demſelben Abend ſich ſeinem ganzen Uebermuth überließ, im Ständehauſe alles zerſtörte und in den Straßen tobte, wurde Militär gegen ihn entſandt, aber ſchon nach wenigen Schüſſen, die nur 30 Mann tödteten, wieder zurückgezogen. Vergebens boten ſich Erzherzog Albrecht und der Fürſt Windiſchgrätz an, die Revolte zu überwältigen, Erzherzog Ludwig beſtimmte den Kaiſer, keine Gewalt zu brauchen, ſondern allen Forderungen nachzugeben. Metternich ſelbſt verhielt ſich apathiſch und hatte nichts einzuwenden, als man ihm ankündigte, es wäre beſſer, er dankte ab. Er verließ Wien augenblicklich und entkam nach London, ohne unterwegs erkannt, oder wenn er erkannt wurde, irgend beläſtigt zu werden. Der Kaiſer aber bewilligte ſofort Preßfreiheit, Bürgerwehr und eine liberale Verfaſſung für das ganze Kaiſerreich. Die Bürgerwehr waffnete ſich alsbald, ſtellte die Ordnung wieder her und trieb den Pöbel, der ſich Plünderungen und Zerſtörungen überlaſſen hatte, einſtweilen in ſeine Winkel zurück. Derſelbe hatte namentlich die ſchöne Villa des Fürſten Metternich und die Gasleitungen Wiens zerſtört. Aber außer den guten Bürgern Wiens waffneten ſich damals auch die Studenten und wußten in der erſten Verwirrung auch die anweſenden Ungarn, Polen, Italiener und Pöbel aller Art, ſich mit Gewehren des Staats zu verſehen. Wem dieſe neue Volksarmee eigentlich dienen ſollte, das zeigte ſchon am 15. der Triumpheinzug Koſſuths in Wien, indem er an der Spitze einer zahlreichen ungariſchen Deputation bei Fackelſchein und unter rauſchender Muſik, begleitet von vielen tauſend Bewaffneten vor die Burg zog, um dem Kaiſer die Forderungen der Ungarn in ihrer Adreſſe zu überbringen.

In Preußen war ebenfalls große Verwirrung. Vom Rhein her ſtürmten Adreſſen und Deputationen. Auch in den Oſtprovinzen gährte es. In Breslau machte das Volk am 6. März einen Angriff auf das Zeughaus, in Königsberg wurde am 13. das Polizeigebäude demolirt, am 14. war großer Tumult in Erfurt. In Berlin ſelbſt fanden vom 6. an faſt täglich Zuſammenrottungen ſtatt. Unter den Zelten im Thiergarten wurde eine Adreſſe berathen, die von den Literaten und Juden der ſ. g. Zeitungshalle vorbereitet war. Am 14. erbat ſich auch der Berliner Magiſtrat eine Audienz beim König, um ihm die Volkswünſche vorzutragen, die als liberal-conſtitutionell völlig den rheinländiſchen entſprachen. Der König hatte den beſten Willen, ſowohl in Bezug auf die große Reform des deutſchen Bundes, als in Bezug auf die Bürgſchaften der Freiheit Conceſſionen zu machen, wollte aber nichts allein thun und vertröſtete daher die Einen auf den Dresdener Fürſtencongreß, die Andern auf den vereinigten preußiſchen Landtag der am 27. April zuſammentreten ſollte. So lange aber wollte die Ungeduld des Volkes und der Verrath der geheimen Wühler nicht warten. Die abendlichen Zuſammenrottungen des Volkes wurden jeden Tag zahlreicher und wilder. Das Militär ſchritt ein, Blut wurde vergoſſen, Klaggeſchrei miſchte ſich mit dem Zornruf der Ungeduld. In mehreren Adreſſen, insbeſondere der Städte Breslau und Magdeburg, wurde der falſche Verdacht ausgeſprochen, als wolle Preußen mit Rußland gehen, ſich mit Rußlands Hülfe allen deutſchen Reformen widerſetzen. Als nun die Nachrichten von Wien kamen, glaubte der König nicht länger zögern zu dürfen und verkündete am 17. die Preßfreiheit, die Berufung des Landtages ſchon auf den 2. April, „die Verwandlung des deutſchen Staatenbundes in einen Bundesſtaat“, ein Werk, welches „durch die großen Ereigniſſe in Wien weſentlich erleichtert werde“, und die Einverleibung von Oſt- und Weſtpreußen und Poſen in den deutſchen Bund. Auch wurde das bisherige Miniſterium entlaſſen. Damit genügte er allen vernünftigen Erwartungen. Aber es gab Leute in Berlin, die das friedliche und geſetzliche Zuſtandekommen der deutſchen Einheit eben ſo wenig wollten, wie Koſſuth in Wien. Von dieſen ging wieder „unter den Zelten“ die ſinnloſe Forderung aus, der König ſolle alles Militär aus Berlin entfernen und ſich der neu zu errichtenden Bürgerwehr allein anvertrauen. Ein großer Zug nach dem Schloſſe ſollte am 18. dieſe Forderung zur Geltung bringen. Magiſtrat und Bürgerſchaft wurden darüber unruhig und beſchloſſen ihrerſeits einen mehr loyalen Zug nach dem Schloſſe, um dem Könige für die Conceſſionen zu danken und den radicalen Zug auf die Seite zu ſchieben. Die Stimmung war ſchon ſo erhitzt, daß der Magiſtrat in einem öffentlichen Anſchlage ſich für die Verwirklichung der vom König gemachten Zuſicherungen verbürgte, als ob Jemand ſie bezweifeln könnte.

Als nun am 18. die beiden Proceſſionen ſich gegen Mittag in Bewegung ſetzten und den Schloßplatz erfüllten, auf welchem zur Sicherheit einiges Militär aufgeſtellt war, trat der König auf den Balkon heraus, grüßte lebhaft und wurde mit Lebehoch empfangen. Mitten im Lärm vernahm man eine ſtarke Stimme vom Balkon „der König bewilligt alles". Aber es gab Gedränge, man hörte wiederholt rufen „fort mit dem Militär" und der Pöbel fing an Roß und Reiter von hinten zu ſtoßen und zu ſtacheln, als plötzlich zwei Schüſſe fielen, ohne übrigens Jemand zu verwunden.*) Da ſchrie man augenblicklich „Verrath!" und „zu den Waffen!" Die Menge zerſtob und bildete ſich ein oder mochte glauben, es ſey auf friedliche Bürger geſchoſſen worden. Und wie mit einem Zauberſchlage erhoben ſich auch ſchon in allen Straßen Barrikaden. Der König war außer ſich, daß ſeine gute Abſicht ſo abſcheulich mißkannt wurde, und ließ eine weiße Fahne aus dem Schloſſe tragen mit der Inſchrift: „Mißverſtändniß, der König will das Beſte.“ Bürgermeiſter Krausnik ſchrie aus Leibeskräften aus einem Sprachrohr heraus, um das Volk aufzuklären. Aber alles half nichts mehr. Die Wühler aus der Zeitungshalle ſchoſſen auf die Schildwachen und zwangen das Militär zum Kampfe. Die bürgerliche Schützengilde und die Studenten ſchloſſen ſich den Aufrührern an. Dazu kam auch bei den unbefangenen, nur allzu frivolen Berlinern eine gewiſſe Kravallluſt, die „den Jux mitmachte“, ohne die Tragweite ihres Frevels zu ermeſſen. Die Bevölkerung Berlins hat an dieſem Tage große Hoffnungen für Deutſchland vereitelt, indem ſie den König, welcher die wohlwollendſten Abſichten von lange her hegte, muthwillig in die Lage brachte, ſie aufgeben zu müſſen, und ihn, den ſie hätte ſtützen und ehren ſollen, entwaffnete und beſchimpfte. Die wenig zahlreichen von General von Prittwitz commandirten Truppen drangen vom Schloß und von den Thoren aus gegen das mit Barrikaden erfüllte Innere der Stadt vor. Der Straßenkampf währte 19 Stunden fort bis den andern Morgen (Sonntag) um 9 Uhr. Das Gewehrfeuer knallte unaufhörlich, ſchweres Geſchütz donnerte ſelten und nur gegen die größern Barrikaden. Die Nacht war klar und windſtill, vom Mond und von mehreren Bränden erhellt, da der Pöbel einige Buden und Artillerieſchuppen angezündet hatte. Gegen Morgen wurden die Truppen des Aufruhrs mehr und mehr Meiſter und derſelbe beſchränkte ſich nur noch auf einen kleinen Theil der innern Stadt, als ganz unerwartet Befehl gegeben wurde, das Schießen einzuſtellen und dem Volke wenigſtens den Schein zu laſſen, als ob es geſiegt habe. Vom Volke waren 216, vom Militär nur 18 Mann todt geblieben.

---

*) Hätte irgend ein einflußreicher Mann [illegible] Abſicht gehabt, einen Querſtrich durch die Conceſſionen des Königs zu machen, und einen blutigen Aufruhr zu veranlaſſen, um ihn zu beſiegen und dann im ruſſiſchen Sinne deſpotiſch zu regieren, ſo würde es nicht bei dieſen zwei blinden Schüſſen geblieben, ſondern das Militär würde ſogleich energiſch eingeſchritten ſeyn, die wichtigſten Plätze der Stadt beſetzt, den Barrikadenbau verhindert haben. Aber das Militär verhielt ſich paſſiv, bis es angegriffen wurde. Die Schüſſe gingen ohne Zweifel von der Partei aus, die um jeden Preis Barrikaden haben wollte.

Mag auch die Angſt der Königin in dem von Schlachtlärm umtobten Schloſſe zu der Entſchließung des Königs beigetragen haben, ſo trifft doch die Hauptſchuld diejenigen, welche damals riethen, der König müſſe ſich auf die Seite des Volkes ſtellen, um populär zu bleiben und um die Sympathien des Liberalismus im weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland nicht zu verſcherzen. Wenn ſie dem König von Preußen zur Hegemonie in Deutſchland verhelfen wollten, hätten ſie um jeden Preis müſſen fortſchießen laſſen, bis der Aufſtand in Berlin beſiegt war, denn nur von einem ſiegreichen und mächtigen Könige, der Herr in ſeiner eignen Hauptſtadt war, konnte Deutſchland Schutz und ein kraftvolles Auftreten erwarten. Der eben damals aus Paris zurückgekehrte preußiſche Geſandte, Heinrich von Arnim, noch ganz voll von den Pariſer Eindrücken, ſoll hauptſächlich den König beſtimmt haben und wurde einige Tage ſpäter zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Am gleichen Tage, den 19., traten bereits der liberale Graf von Schwerin und von Auerswald ins Miniſterium. Sämmtliche Truppen wurden aus der Stadt entfernt; die da geſiegt hatten, zogen mit verhüllten Fahnen ſtumm und in edler Entrüſtung ab. Eine ſchnell improviſirte Bürgerwehr erſetzte ſie. Der Prinz von Preußen (Wilhelm, Bruder des Königs), den man für reactionär hielt, verſchwand aus der Stadt. Sein Palaſt wurde nur dadurch geſchützt, daß man an die Thüren ſchrieb „Nationaleigenthum". Dieſer Prinz wurde abſcheulich verleumdet und nachdem er längſt in London angekommen war, log man in Berlin immer noch, er komme mit einer ruſſiſchen Armee von Warſchau herangezogen. Am 20. wurden die ſeit 1846 gefangen gehaltenen Polen entlaſſen, Mieroslawski hielt einen Triumpheinzug in Berlin und ließ Placate ankleben, worin er die Wiederherſtellung Polens verhieß. Alle anweſenden Polen erhielten Waffen, bildeten Cadres in Berlin ſelbſt. Am 21. nahm die preußiſche Armee neben der preußiſchen Kokarde die deutſche an, und ritt der König ſelbſt mit den drei deutſchen Farben geſchmückt durch die Straßen, die Studenten voran mit einer Reichsfahne, auf welche der deutſche Doppeladler geſtickt war. Die Kaiſerzurufe wehrte der König zwar mit lebhaftem Unwillen ab und eine Proclamation, die ihn König der Deutſchen nannte, wurde ſchnell wieder zurückgezogen und durch eine beſonnenere erſetzt; allein niemand konnte zweifeln, daß ſich in dem neuen Cabinet Stimmen für die Uſurpation kund gegeben hatten. Graf Schwerin ſelbſt hatte vor den Studenten den deutſchen König hoch leben laſſen. In den „an mein Volk“ und „an die deutſche Nation“ gerichteten Aufrufen wurde verſprochen „Preußen geht in Deutſchland auf“ und „Fürſten und Stände Deutſchlands ſollen gemeinſchaftlich als deutſche Ständeverſammlung die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutſchland berathen.“ — Am 22. wurden die im Kampf Gefallenen in 183 Särgen feierlich begraben. Der unermeßliche Zug ging am Balkon des Schloſſes vorüber, auf dem der König zuſah. Im Zuge gingen alle Behörden und Corporationen, Prediger Sydow hielt die Leichenrede und ging in der Schmeichelei ſeines Publikums ſo weit, die Helden des Straßenkampfs vom 18. März denen des Jahrs 1813 an die Seite zu ſetzen. An demſelben Tage bewilligte der König ſeinem Volke die badiſche Schablone vollſtändig: Schutz der perſönlichen Freiheit, Preßfreiheit, Vereinsrecht, Schwurgericht, Aufhebung des exemten Gerichtsſtandes, Verantwortlichkeit der Miniſter ꝛc. und hetzte dagegen Julius (ein Jude) in einem Placat die Arbeiter auf.

Dieſelbe Ungeduld, welche die Berliner ergriffen hatte, als der König vor dem 17. zu lange zögerte, riß auch in andern Städten die Bevölkerung zu wilden Tumulten hin. Am 19. war Köln, am 20. Aachen und Crefeld in Aufruhr. In denſelben Tagen herrſchte in Breslau beinahe Anarchie. Daß am 29. Camphauſen von Köln zum Chef des Miniſteriums ernannt wurde, hatte auch ſeinen Grund in dem Wunſche, die aufgeregten Rheinlande zu verſöhnen. Der Zuſammentritt der Stände am 2. April ſollte die Wiederherſtellung der Ordnung vollenden.

Die Ereigniſſe in Berlin machten einen übeln Eindruck auf das geſammte Deutſchland. Eben damals hatten ſich Darmſtadt, Baden, Württemberg, Bayern verſtändigt, Unterhändler nach Berlin zu ſchicken, um den König von Preußen für die conſtitutionelle Sache und die Volksvertretung am Bunde zu gewinnen, ſich dabei einerſeits ſeines Schutzes gegenüber etwaigen Angriffen von Frankreich her zu verſichern und ihn andrerſeits von einem etwaigen reactionären Bündniß mit Rußland abzuziehen. Die Unterhändler (darunter Max von Gagern, Heinrichs Bruder) kamen aber erſt nach dem 18. in Berlin an und obgleich ſie die beſten Zuſicherungen erhielten, ſo war doch das Vertrauen verſchwunden. Der Umritt des 21. März wurde als eine Uſurpation verdächtigt und mit unverhaltenem Hohn, namentlich in Wien, München und Stuttgart, ſowohl von der geheimen Partei der Reaction als von der offnen der Demokratie ausgebeutet, um die conſtitutionelle Partei indirect durch die Unpopularität des Königs von Preußen, auf den ſie ihre Hoffnungen geſetzt hatte, zu ärgern und zu ſchwächen.

Uebrigens führte die Wiener und Berliner Revolution die Entwaffnung des letzten Widerſtandes herbei, den die Regierungen in Sachſen, Hannover und Bayern den Forderungen des Volkes bisher noch geleiſtet hatten.

In Leipzig hatten bereits am 28. Februar die Buchhändler eine Petition um Preßfreiheit entworfen und eine Verſammlung „freiſinniger Männer“ unter Vortritt des Profeſſor Biedermann die badiſchen Forderungen auch für Sachſen in einer Adreſſe formulirt, die aber der König am 2. März abwies. Die Aufregung in Leipzig war ſehr groß, wurde aber auch diesmal wieder von Robert Blum geſtillt. Dagegen erfolgte ein abermaliger Adreſſenſturm, welchen der König noch einmal ſtandhaft abſchlug. Jedoch entließ er den mißliebigen Miniſter von Falkenſtein und hob die Cenſur „proviſoriſch bis zum 15. April“ auf. Eine Zuſammenziehung preußiſcher Truppen bei Halle wurde ſo gedeutet, als ſolle ſie den König von Sachſen gegen ſein eigenes Volk ſchützen. Die Nachricht aber, daß Metternich geſtürzt ſei, bewog den König, am 16., endlich nachzugeben und ein neues liberales Miniſterium zu ernennen, in welchem ſich Profeſſor von der Pfordten bemerklich machte.

Auch der alte König Ernſt Auguſt von Hannover wollte ſich nicht in die neue Lage der Dinge fügen, trotzte dem Adreſſenſturm und verweigerte noch am 14. ſowohl die Volksvertretung am Bunde, als die Preßfreiheit. Als die ſchlimmen Nachrichten aus Wien kamen, bewilligte er wenigſtens die Aufhebung der Cenſur, und erſt, als er von der Berliner Revolution Kunde erhielt, gab auch er in allem nach, entließ den verhaßten Miniſter von Falcke und ließ durch den liberalen Stüve, Bürgermeiſter von Osnabrück, ein neues Miniſterium bilden, welches die badiſche Schablone auch auf Hannover anwandte.

In München war noch alles in Aufregung, weil man glaubte; die ſchöne Lola habe ſich heimlich wieder eingeſchlichen, als die Kunde der Pariſer Februarrevolution die Gemüther vollends erhitzte. Am 2. März wurde eine Adreſſe berathen und mit mehr als 10,000 Unterſchriften bedeckt, in welcher die badiſchen Forderungen auch für Bayern geſtellt wurden. An demſelben Tage ſtürmte das Volk die Wohnung des Miniſter Berks und trieb ihn in die Flucht. Am 4. hatte man noch keine entſprechende Antwort auf die Adreſſe. Das Volk tumultuirte in den Straßen, die Miniſter drangen in den König, nachzugeben, aber er wollte ſich nichts abzwingen laſſen. Da erſtürmte das Volk das Zeughaus und bewaffnete ſich. Prinz Karl ritt unter die Menge, ſie zu beſchwichtigen, und Einberufung der Stände wurde auf den 16. zugeſagt. Aber das Volk blieb unter Waffen und hatte Mißtrauen, bis am 6. die Proclamation erſchien, in welcher der König, deſſen Unterſchrift auch alle Prinzen des Hauſes ihre Namen beigeſetzt hatten, dem Volke alles gewährte, was es wünſchte. Wallerſtein nahm ſeine Entlaſſung. Aber das Volk war inſofern noch nicht beruhigt, als es dieſe Conceſſionen ſelbſt nur für eine Schutzwehr hielt, hinter welcher die tödtlich verhaßte Lola ſich verſtecken wolle. Man glaubte, ſie ſei im Polizeigebäude verſteckt, welches daher am 16. vom Volk geſtürmt und demolirt wurde. Zur Beruhigung der wild empörten Maſſen erſchien im Namen des Königs gleich am folgenden Tage eine Proclamation, worin es hieß, der Lola ſey das bayeriſche Indigenat entzogen und die Polizei beauftragt, auf ſie zu fahnden, wo ſie ſich blicken laſſe. Damals waren Ständemitglieder, Deputationen aus dem ganzen Lande in München; die Bürgerſchaft ſtand zuſammen, um den Tumulten ein Ende zu machen; die Prinzen, Reichsräthe ꝛc. ſtanden zuſammen, um auch dem Lolaſcandal ein Ende zu machen. Ein Paar Tage lang wurde im Schloſſe unausgeſetzt verhandelt, ohne daß man draußen wußte, was vorging. Endlich am 20. um 10 Uhr in der Nacht erfolgte die Abdankung des Königs Ludwig, am folgenden Tage wurde ſein Sohn Maximilian II. als König proclamirt und gleichzeitig erſchien eine Erklärung desſelben, worin er die Volksvertretung am Bunde und alles vorher ſchon Zugeſagte aufs neue beſtätigte.

Inzwiſchen hatte die Heidelberger Siebenercommiſſion das Vorparlament nach Frankfurt am Main ausgeſchrieben und dahin richteten ſich jetzt alle Blicke. Am 29. März hielt der früher verfolgte und mißhandelte Profeſſor Jordan als kurheſſiſcher Bundestagsgeſandter einen Triumpheinzug in Frankfurt und erhielten Welker, als badiſcher Bundestagsgeſandter, und Uhland, als württembergiſcher Vertrauensmann, Ständchen und Lebehochs, wobei dem preußiſchen Bundestagsgeſandten Grafen Dönhoff unter Pereatrufen die Fenſter eingeworfen wurden, eine Rohheit der Demokraten, welche die Conſtitutionellen um keinen Preis hätten dulden ſollen. Jede Beleidigung Preußens von Frankfurt aus mußte ſich früher oder ſpäter bitter rächen und war das Verkehrteſte, was geſchehen konnte, wenn man zur deutſchen Einheit gelangen wollte. Am folgenden Tage erklärte der Bundesrath, es ſollten in allen Bundesſtaaten Wahlen zu einem künftigen deutſchen Parlamente ausgeſchrieben werden. Damit kam er jedem ähnlichen Beſchluß des Vorparlaments, welches am folgenden Tage eröffnet werden ſollte, zuvor, ergriff die Initiative und behielt ſich ſeine Competenz vor. An demſelben Abend empfingen Hecker und Struve große Fackelzüge. Dieſe beiden Demagogen ſetzten ſich damals ſchon als Häupter einer republikaniſchen Partei den Conſtitutionellen entgegen.

Das Vorparlament wurde am 31. März in der Paulskirche zu Frankfurt, einer im antiken Style gebauten Rotunde, vom Heidelberger Profeſſor Mittermaier eröffnet und beſtand nicht bloß aus Mitgliedern von deutſchen Kammern, ſondern hatte auch allerlei Zuläufer ohne Beruf aufgenommen, unter andern den jüdiſchen Literaten Wiesner, der als „einziger Oeſterreicher“ in der Verſammlung noch insbeſondere Ehrenbezeugungen empfing, ohne daß Jemand bemerkt hätte, die Vertretung des großen Oeſterreich durch einen einzigen Juden ſey ein Skandal. Auch Preußen hatte nur wenige Vertreter geſendet. Die Mehrheit der Verſammlung bildeten die bisherigen Oppoſitionsmänner aus den Mittel- und Kleinſtaaten. Die Verſammelten beſchloſſen zuerſt, Schleswig (an welches der deutſche Bund keinerlei Rechtsanſpruch beſaß), ſo wie Oſt- und Weſtpreußen in den deutſchen Bund aufzunehmen und unter Anerkennung, daß die Theilung Polens ungerecht geweſen ſey, die Verhältniſſe Poſens zu ordnen. Ferner beſchloſſen ſie auf Grund eines Entwurfes der Siebenercommiſſion, die Reform des deutſchen Bundes ſolle darin beſtehen, daß an die Stelle des bisherigen föderativen Bundestags ein einheitliches Bundesoberhaupt und demſelben ein Reichstag in zwei Häuſern, einem Senat und einem Volkshauſe, an die Seite treten ſolle. Zugleich wurden dem deutſchen Volke von vorn herein alle die Rechte zugeſichert, die zuerſt von Baden gefordert und nach und nach bereits von allen Bundesregierungen bewilligt worden waren. Hecker und Struve nahmen einen vergeblichen Anlauf, um eine deutſche Republik und nachher wenigſtens die Permanenz des Vorparlaments durchzuſetzen. Wäre dieſe Permanenz beliebt worden, ſo hätte man durch Volkstumulte die Gemäßigten aus demſelben herausgeſchreckt und durch Republikaner ergänzt und der deutſche Convent wäre fertig geweſen. Allein die Mehrheit wies ſolche extreme Anträge um ſo mehr ab, als der Bundestag bereits die allgemeinen Parlamentswahlen zugeſagt hatte. Um aber die Erfüllung dieſer Zuſage zu überwachen, wählte das Vorparlament, als es ſich ſchon nach vier Tagen wieder auflöſte, den Fünfzigerausſchuß, welcher permanent bleiben ſollte und deſſen Präſident v. Soiron wurde. In ihm befanden ſich außer älteren Berühmtheiten, wie Itzſtein, Biedermann, Robert Blum und dem Königsberger Juden Jacobi, auch ſchon neue, ſo der jüdiſche Advokat Heckſcher aus Hamburg, und der Cigarrenhändler Raveaux aus Köln, der preußiſche Flüchtling Venedey ꝛc.

Unter den Beſchlüſſen des Vorparlaments war der wichtigſte der, daß die zu wählende deutſche Nationalverſammlung *allein*, mit ausdrücklicher Ausſchließung der Fürſten, die künftige deutſche Reichsverfaſſung zu Stande bringen ſolle. Er wurde am 3. April gefaßt, an demſelben Tage, an welchem ein Jahr ſpäter ſeine verhängnißvolle Thorheit Jedermann klar werden ſollte. Wenn ſich die Volksvertreter anmaßten, über die Zukunft Deutſchlands ohne die Fürſten zu entſcheiden, ſo mußten ſie ſich zuvor im Beſitz einer materiellen Macht befinden, der gegenüber die Fürſten ohnmächtig waren. Die Einheit Deutſchlands, die kaiſerliche Obergewalt eines Einzigen ließ ſich nur auf Koſten der bisherigen Souveränetäten durchſetzen und nicht mit frommen Wünſchen und ſchönen Redensarten, ſondern mit Gewalt. Hecker und Struve hatten daher ganz Recht, wenn ſie in dem Fortbeſtand jener Souveränetäten und ihrer Militärcontingente ein abſolutes Hinderniß der Wiedergeburt Deutſchlands erkannten, und ſie täuſchten ſich nur wieder ſelbſt, indem ſie für möglich hielten, mit Brandſchriften, Pöbelaufläufen und Freiſchaaren ſtehende Heere bezwingen zu können.

Einen Tag vor jenem unpraktiſchen Beſchluß des Vorparlaments, am 2. April, hatte der Bundestag alle Ausnahmsgeſetze ſeit den Karlsbader Beſchlüſſen aufgehoben. Am 4. aber *beauftragte er Preußen*, in dem Streite zwiſchen Holſtein und Dänemark zu vermitteln. Der Bundestag, das Vorparlament konnte es nicht ſelber thun. Sie mußten Preußen darum bitten. Beweis genug, daß die materielle Macht Preußens etwas werth war und daß man nicht hoffen durfte, eine deutſche Reichsverfaſſung allein und ohne Preußens Zuſtimmung durchzuſetzen. Deßhalb gab ſchon am 4. Paul Pfizer eine Erklärung, worin er darauf aufmerkſam machte, daß man entweder nur durch und gleich jetzt mit Preußen zum Zwecke gelangen werde, oder gar nicht. Er blieb aber vereinzelt, ſeine Stimme verhallte.

Unterdeß wollten die Republikaner die erſte Hitze der Revolution benutzen, um ihre Plane durchzuſetzen. Die Vorbereitung trafen ſie ſchon in der letzten Woche des März, indem ſie den ſ. g. Franzoſenlärm veranlaßten. Sie ſtreuten nämlich in Württemberg und Baden überall das Gerücht aus, große franzöſiſche Heeresmaſſen ſeyen plötzlich über den Rhein gegangen und ſtünden ſchon ganz in der Nähe. Wirklich war die Leichtgläubigkeit ſo groß, daß an vielen Orten ſchon Anſtalten zur Flucht der beſten Habe getroffen wurden und man an andern ſich bewaffnete und ſogar Punkte beſetzte, die zur Vertheidigung geeignet ſchienen. Der Zweck der Republikaner war dabei nur, eine allgemeine Volksbewaffnung zu veranlaſſen, die ſie dann in ihrem Intereſſe benutzen, aus der ſie ihre Freiſchaaren recrutiren wollten. Sonderbarerweiſe verbreitete ſich das Gerücht nicht von Weſten nach Oſten, ſondern in umgekehrter Richtung von Ulm an und zuletzt über den Rhein bis ins Elſaß, wo man ſich einbildete, deutſche Freiſchaaren ſeyen es, die plündernd über den Rhein kämen. Im badiſchen Seekreiſe ließ ein gewiſſer Fickler zu Stockach, Conſtanz und an vielen andern Orten Volksverſammlungen abhalten und für alle, die kein Feuergewehr hatten, Senſen ſchmieden. Gleichzeitig (am 26. März) hielten Hecker und Struve in Freiburg im Breisgau und in Heidelberg große Volksverſammlungen, um die Republik gutheißen und proclamiren zu laſſen, fanden aber an den Conſtitutionellen einen unbeſieglichen Widerſtand. An demſelben Tage bereitete auch ein gewiſſer Becker zu Biel in der Schweiz eine Verſammlung deutſcher Flüchtlinge und Arbeiter auf einen Zug nach Deutſchland vor, während andre Züge von Lyon und Grenoble, und Herwegh mit einem noch größern von Paris aus erwartet wurden. Bis dieſe ankamen, vergingen noch ein Paar Wochen, die von den Republikanern zur Verführung des badiſchen Militärs benutzt wurden.

In Mannheim weigerten ſich die Soldaten, gegen Hecker, der allgemein als der Feldherr des bevorſtehenden republikaniſchen Feldzugs bezeichnet wurde, auszurücken und man ſah hier ein ganzes Bataillon Arm in Arm mit lüderlichen Dirnen in Reih und Glied betrunken durch die Straßen ziehen. Da hatte der Abgeordnete Matthy den Muth, den überall herum agitirenden Fickler auf dem Bahnhof in Karlsruhe perſönlich zu verhaften, am 8. April, wogegen Brentano in der badiſchen Kammer vergebens lärmte. Bei Mainz wurde damals die Eiſenbahn zerſtört, um die Truppen am Marſche nach Baden zu hindern. Tumulte fanden Statt in Stuttgart, Bamberg, Caſſel und wiederholt in Mannheim. Aber die Republikaner drangen nirgends durch. Da man ſich auf das badiſche Militär nicht durchaus verlaſſen konnte, wurden noch rechtzeitig unter Gagerns Vermittlung deſſen Bruder Friedrich von Gagern, vormals General in niederländiſchen Dienſten, an der Spitze eines heſſen-darmſtädtiſchen Corps der Bergſtraße nach, General Miller mit einem württembergiſchen Corps durch den Schwarzwald und ein bayriſches Hülfscorps über Lindau nach dem Seekreiſe geſchickt, um die Republik im Keim zu erſticken. Der allgemeine Ruf der Demokratie war damals „Hecker hoch!“ Die Conſtitutionellen ſetzten aber große Hoffnung auf Gagerns Bruder und bezeichneten ihn ſchon als künftigen Reichsfeldmarſchall. Beide ſollten ſich bitter täuſchen.

In der thörichten Hoffnung, durch die Freiſchaaren aus Frankreich eine ausreichende Verſtärkung zu erhalten, hatten Hecker und Struve bis zu deren Ankunft gezaudert und die koſtbarſte Zeit verſäumt. Am 15. April rückten die Württemberger ſchon vor Donaueſchingen, von wo Struve davonfloh, um erſt am 17. in Conſtanz die deutſche Republik auszurufen, als deren Statthalter er den bisherigen Chef der badiſchen Kreisregierung, Peter, ernennen zu laſſen die Naivetät hatte. Am folgenden Tage wurde die Republik auch in einer Volksverſammlung zu Offenburg ausgerufen, es blieb aber hier beim leeren Geſchrei und bildeten ſich keine Freiſchaaren, um den bereits in den Seekreis vorgerückten Truppen etwa durch den Schwarzwald in den Rücken zu fallen. Am 20. traf General Gagern auf Heckers Schaar bei Kandern. Die republikaniſchen Freiſchaaren näherten ſich den heſſiſchen Tuppen und ſuchten ſie zum Uebertritt zu verlocken, nannten ſie ihre „deutſchen Brüder" und hofften wahrſcheinlich einen Kampf vermeiden zu können. Unglücklicherweiſe gab ſich nun auch Gagern einer ähnlichen Hoffnung hin, ritt vor und redete die Freiſchaaren mit väterlichen und herzlichen Worten an, um ſie zur Beobachtung der Geſetze zurückzuführen. Allein er richtete nichts bei ihnen aus und kaum hatte er ſein Pferd umgewendet, als er, ein Opfer ſeiner eigenen Unvorſichtigkeit, von drei Kugeln durchbohrt, todt zu Boden fiel. Seine Soldaten ſtürzten wie raſend auf die verrätheriſchen Freiſchaaren los, tödteten ihrer viele und jagten ſie in wilde Flucht. Hecker, im grauen Calabreſerhut mit wallender Feder, hochgeſtiefelt und bis an die Zähne bewaffnet, wie ein Räuberhauptmann, verſchwand mit den Flüchtlingen ohne den geringſten Beweis der Tapferkeit gegeben zu haben, mit der er prahlte. General Hoffmann, der an Gagerns Stelle trat, zog gegen Freiburg, welches die Freiſchaaren verbarrikadirt hatten. Hecker kam hier wieder zum Vorſchein, um die Stadt zu entſetzen, wurde aber ſogleich wieder zurückgeſchlagen und die Stadt am 24. erſtürmt. Mittlerweile waren auch die Württemberger bis an den Rhein vorgerückt und zu Säckingen Struve vom Rittmeiſter Stockmaier gefangen worden, dem er aber ſolche Angſt vor der Volksrache einjagte, daß derſelbe ihn wieder laufen ließ. Die Bayern beſetzten Conſtanz. Erſt als die Niederlage Heckers und Struve's ſchon entſchieden war, kam endlich Herwegh mit der Freiſchaar aus Frankreich über den Rhein und ſtieß, 800—1000 Mann ſtark, am 27. zufällig bei dem Dorfe Doſſenbach auf eine halbe Compagnie Württemberger unter dem braven Hauptmann Lipp, vor welcher er gleich aufs ſchmählichſte Reißaus nahm. Herwegh ſelbſt rettete ſich in einem kleinen Wagen, unter dem Spritzleder verſteckt, während ſeine Frau kutſchirte. Von ſeinen Leuten wurden viele auf der Flucht erſchoſſen. Nur ein ehemaliger preußiſcher Offizier, Schimmelpennink, mit etwa 20 Senſenmännern, hielt ſich tapfer und fand den Tod, indem er den württembergiſchen Hauptmann verwundete. Das feige, elende Benehmen der Freiſchaaren, die nur renommiren, ſchreien, ſaufen und plündern, aber nicht fechten wollten, machte die Republik von Anfang an unmöglich und lächerlich. Am 30. April erließen Struve und Heinzen von Straßburg aus ein Manifeſt, worin ſie jammerten, daß „eine Uebermacht von verthierten Söldlingen“ die republikaniſche Partei einſtweilen unterdrückt habe, zugleich aber die Zuverſicht ausſprachen, die Republik werde ſich mit verjüngter Kraft wieder erheben. Indeß befahl die franzöſiſche Regierung die Auflöſung des Flüchtlingscomité. Einzelne Tumulte wiederholten ſich noch häufig. Einer der größten in Aachen, am 16. und 17. April, wurde durch ein tapferes pommeriſches Regiment gedämpft, welches vom Pöbel grob war inſultirt worden. Ein anderer in Trier wurde durch den energiſchen General v. Schreckenſtein geſtillt.

Gleich dem Verſuche der deutſchen Republik mißlang auch der einer Wiederherſtellung Polens. Mieroslawski und ſeine Mitbefreiten in Berlin proclamirten dieſelbe unter den Augen der Regierung in Berlin und organiſirten daſelbſt den Kern eines polniſchen Freiheitsheeres. Unter den Barrikadenhelden Berlins herrſchte damals die Meinung, ein Krieg mit Rußland ſey unvermeidlich und in demſelben würden die Polen Deutſchlands natürliche Bundesgenoſſen ſeyn. Auch der in Paris in der Verbannung lebende Fürſt Adam Czartoryski erließ eine Proclamation in dieſem Sinn eines Bündniſſes des revolutionären Deutſchland mit Polen gegen Rußland. Die polniſche Emigration wollte auch Frankreich in Anſpruch nehmen, aber Lamartine lehnte es ab und als eine polniſche Deputation ihm mit der Rache des Volks, deſſen Sympathien für die Polen notoriſch ſeyen, zu drohen wagte, wies er ſie als Unverſchämte fort, am 25. März. Unterdeß hatte ſich ſchon am 20. ein polniſches Nationalcomité im preußiſchen Großherzogthum Poſen gebildet und herrſchte auch in Krakau eine lebhafte Agitation. Der König von Preußen behandelte die Polen mit äußerſter Milde, willigte ein, daß der polniſche Theil Poſens nicht zum deutſchen Bunde kommen, ſondern vom deutſchen Theile getrennt werden ſolle, und duldete den Uebermuth der Polen ſelbſt dann noch, als an vielen Orten die preußiſchen Adler herabgeriſſen wurden. Sein General Williſen ſchritt nicht mit Gewalt der Waffen, nur mit Zureden ein. Als aber die Polen frech genug waren, den deutſchen Theil Poſens nicht fahren laſſen zu wollen, ſondern für ihr künftiges polniſches Reich in Anſpruch zu nehmen, und ſich gegen die deutſche Bevölkerung jeden Hohn und Frevel erlaubten, wurde dem Unfug ein Ende gemacht. General Colomb, der an Williſens Stelle trat, forderte die Polen zur Unterwerfung auf und trieb ſie, als ſie ſich weigerten, bald zu Paaren. Nachdem die Preußen am 29. April das ringsum aufs kunſtreichſte verbarrikadirte kleine Städtchen Xions geſtürmt hatten, ſchlugen ſie die Polen am folgenden Tage noch einmal bei Mieloslaw und engten ſie in den folgenden Tagen an der ruſſiſchen Grenze, die ſie aus Angſt vor der noch größeren Strenge der Ruſſen nicht zu überſchreiten wagten, dergeſtalt ein, daß ſie am 9. Mai zu Bardo capitulirten und der ganze Aufruhr ein Ende hatte. Auch in Krakau wurde am 26. Mai durch einen blutigen Straßenkampf öſterreichiſcherſeits der Anarchie ein Ende gemacht. Sofern die Polen ſich ſcheußliche Grauſamkeiten gegen wehrloſe deutſche Bürger und Bauern herausgenommen hatten und doch auf eine Allianz mit Deutſchland rechneten, bewieſen ſie, daß nichts in der Welt über den polniſchen Leichtſinn geht, und übertrafen diesmal noch die Fehler von 1846.

In Berlin war am 2. April der vereinigte Landtag eröffnet worden, allein der alte Rechtsboden war unter ihm ſchon gewichen. Die neue Zeit verlangte eine neue Verfaſſung Preußens, mithin eine conſtituirende Verſammlung und zu dieſem Behuf Neuwahlen nach einem neuen viel liberaleren Wahlprincipe. Der Landtag währte daher nur acht Tage und hatte nichts zu thun, als die conſtituirende Verſammlung vorzubereiten, die am 22. Mai erſtmals zuſammentrat. In der Zwiſchenzeit deckte Miniſter Camphauſen den Thron gegen die Frechheit der Literaturjuden und Gaſſenbuben mit genauer Noth. Eine Deputation dieſes Geſindels belobte ausdrücklich die Nachſicht Williſens, während deutſche Bürger unter polniſchen Säbelhieben bluteten, und wollte kein Einſchreiten gegen die Polen dulden. Am 26. April verſammelte Uhlich die alten Lichtfreunde in Köthen und ſchrieb ein großes Nationalconcil aus, um die Revolution zu einem allgemeinen Umſturz der Kirche auszubeuten. Allein er wurde nicht beachtet. Auf eine höchſt characteriſtiſche Weiſe abſtrahirte man damals von den kirchlichen Fragen und warf ſich ausſchließlich in die Politik. Am 13. Mai verbreitete ſich das Gerücht, der Prinz von Preußen, der nach England gegangen war, werde zurückkommen. Das brachte ganz Berlin in Aufruhr und der Pöbel war ſchon im Begriff, den ſchönen Palaſt des Prinzen zu demoliren, als er abermals durch die Aufſchrift „Nationaleigenthum“ und durch die Geiſtesgegenwart der Studenten gerettet wurde. Aber die Regierung mußte ſich die unverſchämte Anſprache einer Volksdeputation gefallen laſſen, an deren Spitze Held, Jung, Arnold Ruge, Prutz, Behrend und Eichler (nebſt Leviſohn und andern Juden, den damaligen Volkstribunen in Berlin) ſtanden. Dieſelbe forderte, daß der Prinz nicht eher zurückkehre, bis er ſich zur Volksfreiheit bekannt und bekehrt habe, und Camphauſen erklärte vor der, wenige Tage ſpäter einberufenen conſtituirenden Verſammlung, er ſelbſt ſey es geweſen, der die Rückkehr des Thronfolgers beantragt habe, verſteht ſich unter der Bedingung, daß derſelbe conſtitutionelle Bürgſchaften gebe, und bat die Kammer in Bezug auf dieſe Frage „um Milde und Nachſicht“. Das characteriſirt die damalige Stimmung, den conträren Wind der ganzen Zeit.

Nur nach einer Seite hin entfaltete die preußiſche Regierung eine Thätigkeit, mit der die Revolution zufrieden war. Das war der Krieg gegen Dänemark. Hier ertheilte der eben erſt auf den

Thron gelangte König Friedrich VII. am 28. Januar eine Verfaſſung für den Geſammtſtaat Dänemark und hoffte durch die liberalen Conceſſionen, die er darin gewährte, die nationale Abneigung der deutſchen Herzogthümer Holſtein und Schleswig zu verſöhnen. Er wollte den Deutſchen gleichſam ihre Nationalität um die Freiheit abkaufen. Allein die Antipathien in der deutſchen Bevölkerung gegen die Dänen ſind unbeſieglich. Der Deutſche hält hier zäher als anderswo an ſeiner Sprache und Sitte, wie an ſeinem Recht. Am 17. Februar proteſtirten die Stände der beiden deutſchen Herzogthümer. Die Februarrevolution in Frankreich that das Ihrige, den Muth an der Eyder und Schley aufzufriſchen. Schon am 8. März verlangte eine Volksverſammlung in Altona die Vereinigung des Landtags in beiden Herzogthümern, die am 18. zu Rendsburg auch vollzogen wurde. Die vereinigten Landesvertreter erklärten hier, Schleswig ſolle mit Holſtein in den deutſchen Bund eintreten und mit Holſtein eine beſondere deutſche Verfaſſung und Verwaltung gemeinſam haben. Das war offene Rebellion, denn wenn auch Schleswig vermöge ſeines alten Verbandes mit Holſtein berechtigt war, gemeinſchaftlich mit dieſem eine von Dänemark getrennte Verfaſſung und Verwaltung zu verlangen, ſo folgte daraus doch keineswegs eine Berechtigung auf ſeine Einverleibung in den deutſchen Bund. Der Anſpruch der Deutſchen auf Schleswig konnte von den Dänen nur als Uſurpation, als Eroberungsgelüſte aufgenommen werden. Daher der ſehr natürliche Zorn, der in Copenhagen am 21. eine Sturmpetition veranlaßte, in welcher vom König ein neues Miniſterium und eine Regierung im däniſchen Sinn und Intereſſe gefordert wurde. Da nun aber auch däniſcherſeits das Recht der Deutſchen nicht geachtet und durch den „offenen Brief“ des vorigen Königs offenbar verletzt worden war, hatten beide Parteien einander das Gleiche vorzuwerfen. Am 24. ſetzten ſich die beiden Herzogthümer eigenmächtig eine proviſoriſche Regierung, den Herzog von Auguſtenburg, Graf Reventlow und Beſeler an der Spitze. Der Herzog, durch den offenen Brief um ſein notoriſches Erbrecht gebracht, glaubte jede Waffe gegen den ungerechten Vetter in Copenhagen brauchen zu dürfen und ſah ſich damals den Rücken gedeckt durch die Agitation Beſelers und Dahlmanns beim deutſchen Bunde und noch mehr durch die Sympathien, die ſeine Sache in Berlin fand. Man war in Berlin verlegen, was man mit der Armee anfangen ſollte, deren Gefühl ſo tief verletzt worden war. Der Gedanke, ſie Lorbeern in einem Dänenkriege erfechten zu laſſen, war für die Armee ſelbſt ſchmeichelhaft und befriedigend, konnte unbedingt auf die Zuſtimmung der damaligen öffentlichen Meinung rechnen und ſchien zugleich am geeignetſten, um die Popularität des Königs von Preußen glänzend wiederherzuſtellen. Der König ſelbſt nahm ſich der Sache Holſteins mit Wärme an, ſicherte dem Herzog von Auguſtenburg in Bezug auf deſſen unbeſtreitbares Erbrecht ſeinen Schutz zu und genehmigte die Vereinbarung Holſteins mit Schleswig in einem Schreiben vom 24. März. Der Bundestag in Frankfurt ſtimmte vollkommen zu. Am 4. April beauftragte derſelbe den König von Preußen, im Namen des deutſchen Bundes dieſe däniſche Angelegenheit in die Hand zu nehmen und am 25. deſſelben Monats nahm Madai als Bundestagsgeſandter für Schleswig-Holſtein unbeanſtandet am grünen Tiſch in der Eſchenheimergaſſe ſeinen Platz ein.

Der Krieg begann raſch. Die Dänen fielen ſchon am 9. April über die abgefallenen Truppen aus den Herzogthümern her und brachten ihnen bei Bau eine empfindliche Niederlage bei. Aber ſchon waren die Preußen unter General Wrangel in Holſtein eingerückt. Die preußiſchen Garden erſtürmten am Oſterſonntag (23. April) das Danewirk und am folgenden Tage ſiegten auch die hannöverſchen Bundestruppen unter General Halkett bei Oeverſen. Am 18. Mai rückte Wrangel in Jütland ein und ſchrieb eine Contribution von 3 Millionen aus. Er wollte nämlich Jütland als Pfand behalten, bis die Dänen, die auf ihren Inſeln beim Mangel einer deutſchen Kriegsflotte unangreifbar waren, den deutſchen Forderungen würden nachgegeben haben. Allein am 24. Mai bekam er einen Rückzugsbefehl aus Berlin und der ganze Feldzug gerieth ins Stocken. Zwar erklärte der Miniſter v. Auerswald in der Berliner Kammer ausdrücklich, Rußland habe niemals an Preußen eine Forderung geſtellt, ſeine Truppen aus dem däniſchen Gebiete zurückzuziehen; allein der Kaiſer von Rußland iſt in dieſer Sache keineswegs unthätig geblieben. Die Einheitsbeſtrebungen der Deutſchen waren nicht in ſeinem Geſchmack, noch Intereſſe.

Es gab eine ſ. g. ſkandinaviſche Partei in Schweden, Norwegen und Dänemark, welche ſehnlich eine politiſche Vereinigung der drei getrennten Nationen wünſchte und die gern bereit geweſen wäre, ſich mit dem vereinigten Deutſchland gegen Rußland zu verbinden.*) Denn Rußland laſtet ſchwer und furchtbar drohend über

---

*) Der Verfaſſer dieſes Werks ſchrieb im Sommer 1848 eine Flugſchrift: „Deutſchlands auswärtige Politik, Stuttgart und Tübingen, Cotta'ſcher Verlag." worin er ſagte: „Dänemark iſt unſer natürlicher Bundesgenoſſe gegen die maritime Tyrannei Englands, und in dem Maaße, in welchem ſich Dänemark an Norwegen und Schweden anſchließt und ſich mit demſelben in der ſkandinaviſchen Gemeinſchaft verbunden fühlt, iſt es unſer natürlicher Bundesgenoſſe auch gegen die Uebergriffe Rußlands; denn Rußland ſtrebt nach der Alleinherrſchaft in der Oſtſee und nach den Schlüſſeln derſelben im Sunde. Schon hat es Finnland, ſchon hat es das ehemals ſchwediſche Eſthland und Liefland, es wird in dieſer Richtung immer weiter greifen, bis die natürliche Rückwirkung der Skandinavier ihm vielleicht das alles und ſelbſt Ingermannland wieder abnimmt und es auf die Grenze von Nowgorod zurückwirft. Eine Rückwirkung dieſer glorreichen Art könnte Skandinavien - aber nur im Bunde mit Deutſchland gelingen. Es iſt nun nicht zu rechtfertigen, daß ſich Dänemark und Deutſchland in ihrem Handelsintereſſe ſchaden im Angeſicht des über beide hohnlachenden England; und eben ſo wenig, daß ſie einander mit Waffen bekriegen, welche ſie beſſer beide gemeinſchaftlich gegen Rußland führen würden. Dieſer höhern Rückſicht müßte von rechtswegen jede minder bedeutende Streitfrage untergeordnet werden. Im Intereſſe der Skandinavier, wie der Deutſchen liegt es, gegen England und Rußland zuſammenzuhalten und jeden Streit unter ſich zu vermeiden oder alsbald wieder friedlich auszugleichen. Es iſt wahr, das kleine Dänemark hat uns empfindlich ge-

Schweden. Wir haben bisher Schwedens noch nicht erwähnt, weil ſeit der Reſtauration in dieſem Lande tiefe Ruhe herrſchte. König Karl Johann regierte mit ſeinen in vier Curien getrennten Ständen klug und gemäßigt, förderte Landbau, Handel und Gewerbe, baute den berühmten Göthacanal und zeigte keine Empfindlichkeit, als die Norweger alle Verſuche, ſich enger an das ſchwediſche Intereſſe knüpfen zu laſſen, ſpröde abwieſen. In Norwegen wurde kein Adel geduldet, gerade weil er in Schweden größeren Einfluß übte. Als der König 1844 ſtarb, folgte ihm ſein Sohn Oscar, vermählt mit der Prinzeſſin Joſephine von Leuchtenberg. Dieſer nun bot ſich während des deutſch-däniſchen Conflicts zur Vermittlung an und man hätte wohlgethan, ſie anzunehmen. Da er von deutſcher Seite abgewieſen wurde, ſagte er den Dänen ſeine Hülfe zu. Auch die Norweger fanden die Anſprüche der Deutſchen auf Schleswig ungerecht. Eine Zuſammenkunft der Könige von Schweden und Dänemark zu Malmoe hatte jedoch nicht blos den Zweck gemeinſamer Defenſive gegen Deutſchland, ſondern war auch gegen etwaige Uebergriffe Rußlands berechnet. Daher der Zorn des Kaiſers Nicolaus, der damals dem däniſchen Cabinet großes Mißfallen (auch wegen des demokratiſchen Geiſtes in Copenhagen) bezeugte und durch ſeinen Geſandten Brunnow in London aufs eifrigſte bei Palmerſton werben ließ. Lord Palmerſton war

---

kränkt, aber gerade weil wir die Stärkeren ſind, ſollten wir die Sache nicht ſo ſehr auf Ambition nehmen. Wir ſollten zu Billigem bereit ſeyn, wenn aber Dänemark eigenſinnig bleibt, ſollte Schweden im wohlverſtandenen Intereſſe ganz Skandinaviens die Vermittlung übernehmen. — Hätte man von Anfang an die däniſche Frage aus dieſem höheren ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkt angeſehen und nicht, wie noch zuletzt in Frankfurt geſchah, nur Hitze und Ambition vorwalten laſſen, ſo würde die Löſung viel einfacher und leichter ſeyn. Alles auf Ambition nehmen, am meiſten von dem eigenen Bruder, und über der querelle allemande, d. h. der phyſiſchen oder moraliſchen Prügelei unter ſich ſelbſt die große Aufgabe, dem Ausland gegenüber vergeſſen, war von jeher der Fehler und der Fluch der Deutſchen.“

mit Rußland ganz einverſtanden, daß eine Vereinigung Skandinaviens gegen ihr beiderſeitiges Intereſſe laufe, wollte aber doch den Ruſſen nicht zu viel Einfluß in Dänemark gönnen und ſtand überdies in einer gewiſſen Verbindung mit Frankfurt, um mittelſt des deutſchen Parlaments noch andre Zwecke durchzuſetzen, war alſo damals noch ziemlich gnädig für Deutſchland geſtimmt und ſchlug einen Waffenſtillſtand vor unter Bedingungen, die Schleswig noch günſtig waren. Preußen aber legte mit Recht größern Werth auf die ſchwediſche Vermittlung. Die Zumuthung, Preußen hätte den Krieg fortſetzen ſollen, war unbeſonnen. Da Preußen keine Flotte beſaß, konnte ſein Heer, wenn es ſich zu weit nach Jütland verirrte, durch ruſſiſche Landungstruppen leicht abgeſchnitten werden. Zudem litt ſein Handel durch die däniſche Blokade. Endlich war der Rauſch des Märzes vorüber und man ſah in Berlin ein, daß man zu weit gegangen ſey und ein Recht in Schleswig verfechte, was die europäiſchen Großmächte (auch Frankreich) beſtreiten mußten.

Nach Wrangels Rückzuge blieben ſich die Truppen in Schleswig gegenüber ſtehen. Die Dänen waren ein wenig übermüthig und fielen am 5. Juni bei Hollbühl über die Hannoveraner her, erlitten aber am folgenden Tage bei Düppel durch die Preußen eine Niederlage. Auch der tapfere Bayer von der Thann machte damals mit ſeinem Freicorps einen glücklichen Streifzug. Inzwiſchen hielten däniſche Schiffe alle deutſchen Häfen blokirt und thaten dem Handel großen Schaden.

Achtes Buch.

Radetzki und Koſſuth.

Italien war ſchon im Jahr 1847 mit Brandſtoff angefüllt. Die erſte Nachricht von der Revolution in Wien wurde der zündende Funke und die ganze Halbinſel ſtand in Flammen.

In Mailand regierte als öſterreichiſcher Vicekönig der apathiſche Erzherzog Rainer, während der damals ſchon 82 Jahr alte Feldmarſchall Radetzki den Oberbefehl über das Militär hatte. Dieſer merkwürdige Greis, der ſich ſchon in den Revolutionskriegen der 90er Jahre und als Chef des k. k. Generalſtabes unter Schwarzenberg in den letzten Kriegen gegen Napoleon ausgezeichnet hatte, war ſchon längſt im Klaren über das, was kommen würde, und hatte wiederholt die Regierung in Wien vor einer nahe bevorſtehenden großen Revolution in Italien gewarnt, dringend um Verſtärkungen gebeten, den Ausbau der Citadelle von Mailand, die Befeſtigung Veronas ꝛc. verlangt, aber mit demſelben greiſenhaften Stumpfſinn, mit dem man den Sonderbundskrieg hatte gewähren laſſen, achtete man auch nicht auf die treuen Mahnungen Radetzki's. Als die Nachricht von der Pariſer Februarrevolution in Mailand anlangte, kochte es in allen Gemüthern, doch erfolgte nicht gleich ein Ausbruch. Radetzki beging den Fehler, nicht ſofort die in den kleinen Städten zerſtreuten Garniſonen zuſammenzuziehen. Seine Heeresmacht, im Ganzen 72,000 Mann, befand ſich zu ſehr im Lande zerſtreut; aber er wollte vielleicht keine aufreizenden Maßregeln vornehmen, da alles ruhig blieb. Am 17. März reiſte der Erzherzog nach Wien und an deſſelben Tages Abend kam von Wien die Nachricht der dort ausgebrochenen Revolution. Nun war kein Halten mehr. Der Podeſta von Mailand, Caſati, und der Erzbiſchof daſelbſt, Romilli, beide wie auch Graf Borromeo, das Haupt des lombardiſchen Adels, längſt in die Verſchwörung eingeweiht, pflanzten ſchon Morgens am 18. die dreifarbige Fahne auf und forderten vom Grafen O'Donnel, der für den abgereiſten Vicekönig die Geſchäfte leitete, die Gewährung aller Forderungen der Lombarden, als natürliche Folge der Gewährungen in Wien. O'Donnel hatte keine Inſtructionen, konnte im Allgemeinen die Conſequenz, die man aus Wien für Mailand zog, nicht in Abrede ſtellen, war daher zum Nachgeben geneigt und ſuchte Radetzki von jedem militäriſchen Einſchreiten abzuhalten, wurde aber aus der Verlegenheit, wie weit er in Conceſſionen gehen ſolle oder nicht, dadurch gezogen, daß ihn Caſati mit Volksmaſſen überrumpelte und gefangen nahm, während in den Straßen ſchon Barrikaden gebaut wurden. Radetzki verſäumte nun keinen Augenblick weiter, ſondern ließ die Lärmkanonen donnern und die Truppen ausrücken. Da Caſati fortwährend Verſuche machte, durch Befehle, die er dem gefangenen O'Donnel abzwang, auf Radetzki einzuwirken, ſcheint das Barrikadenaufwerfen und der wüthende Kampf gegen die Soldaten von einer andern, zu hitzigen Partei übereilt worden zu ſeyn. Radetzki bekümmerte ſich natürlicherweiſe um O'Donnels Befehle nicht, ſondern ließ feuern.

Der hiemit beginnende *viertägige Straßenkampf* in

Mailand hatte nicht ganz den Character der Pariſer Barrikadenkämpfe. Die Lombarden, von einem gewiſſen Lechi geleitet, zeigten weniger perſönlichen Muth und feuerten nur aus ſichern Hinterhalten. Man ſah niemals einen Kämpfer auf den völlig leeren Straßen, außer Soldaten. Die Inſurgenten blieben ſtets hinter bedeckten Fenſtern, Dach- und Kellerlucken verſteckt. Im Anfang wurden viele vereinzelte Schildwachen und Patrouillen ermordet. Faſt alle Offiziere, die beim erſten Allarm ihre Quartiere verlaſſen hatten, verloren, indem ſie nicht mehr heimkehrten, ihre dort zurückgelaſſene Habe. Jeder Verſuch, in den engen Gaſſen der Stadt vorzubringen, koſtete den Truppen zu vielen Verluſt. Radetzki erkannte es daher für nothwendig, die Truppen aus dem Innern der Stadt herauszuziehen und nur die Thore und die Citadelle beſetzt zu halten. Es war aber nicht mehr möglich, alle Truppen zurückzuziehen. Kleinere Abtheilungen blieben abgeſperrt und wurden getödtet oder gefangen. Es regnete unaufhörlich, die vom Kampf ermüdeten Truppen hatten nichts zu eſſen, nur mit Mühe konnte man in einige Bäckerläden der Stadt eindringen und kleine Transporte von den Dörfern holen, da auch die Bauern ſchon ringsum aufgeſtanden waren und die Truppen beläſtigten. Man rieth Radetzki, die Stadt von der Citadelle aus zu bombardiren und ſo zum Gehorſam zu zwingen. Aber er wollte die ſchöne Stadt nicht vernichten und wußte auch bereits, daß der treuloſe Karl Albert von Sardinien mit ſeiner ganzen Armee im Anzuge ſey. Gegen dieſen und die empörte Stadt zugleich zu kämpfen, war er zu ſchwach, denn er hatte in Mailand nur 20,000 Mann beiſammen. Er entſchloß ſich daher in der Nacht des 22., mit allen Truppen Mailand zu verlaſſen und auch das Caſtell nur ſo lange beſetzt zu halten, als nöthig war, um den Rückzug zu decken. Es war eine finſtere, kalte, ſtürmiſche Nacht; ſchweigend zogen die tapfern Truppen, tief in ihre Mäntel gehüllt, ihrem greiſen Führer nach, unbeſiegt, tief verachtend die, welche ſich in ihrem Rücken als Sieger geberdeten. Sie hatten in dem langen Kampf doch nicht mehr als 181 Todte verloren, das Mailänder Volk nur ungefähr eben ſo viel, ein Beweis, wie wenig dieſer Kampf mit den blutigen Straßenkämpfen in Paris einen Vergleich aushält. Man muß das erwägen, um die unendliche Ruhmredigkeit des Mailänder Volksſieges auf ſein beſcheidenes Maaß zurückzuführen.

Die Mailänder glaubten wirklich, ihre unüberwindliche Tapferkeit habe die Oeſterreicher in die Flucht geſchlagen, und brachen in einen ungeheuern Jubel aus, während Karl Albert, ohne deſſen Heranzug die Oeſterreicher Mailand behauptet haben würden, die Gunſt der Umſtände benutzte und raſch vorrückte. Ohne von Oeſterreich im geringſten beleidigt worden zu ſeyn, erklärte er den Krieg, beſetzte das verlaſſene Mailand und rückte Radetzki nach, der unterwegs das Städtchen Melegnano, deſſen Einwohner ihm den Weg verſperren wollten, einäſchern ließ und, indem er mehrere Garniſonen aus der Lombardei noch glücklich an ſich zog, eine feſte Stellung zwiſchen dem Mincio und der Etſch nahm, in dem Dreieck, welches die feſten Plätze Mantua, Peſchiera und Verona bilden, am Fuß der Gebirge, da wo die große Straße aus Tirol in die Ebene der Lombardei einlenkt. Hier blieb er ſtehen, wie angewurzelt, um Verſtärkungen aus Deutſchland an ſich zu ziehen und den Feind ſo lange abzuwehren, bis er wieder zum Angriff übergehen könne. In vielen Städten wurden die vereinzelten öſterreichiſchen Garniſonen durch den Abfall der lombardiſchen Landeskinder, die darunter dienten, zu ſehr geſchwächt, um ſich halten zu können. So wurden die von Brescia, Cremona, Como, Padua, Treviſo, Udine und einigen andern größtentheils gefangen. In Brescia wurden 70 Offiziere, denen der freie Abzug zugeſichert worden war, geplündert und an Karl Albert ausgeliefert. Dagegen gelangten die Garniſonen von Modena und Monza und ein Theil derer von Brescia und Cremona glücklich zu Radetzki, und die Feſtung Mantua wurde durch den Muth des Commandanten Gorczkowski mit geringer Mannſchaft gegen eine Uebermacht von Aufrührern behauptet und durch Radetzki verſtärkt. Auf die elendeſte Weiſe ging

Venedig verloren. Hier kam der Gouverneur, Graf Palffy, um alle Beſinnung, und eben ſo Graf Zichy, dem er den Befehl abtrat. Ohne alle Noth wurde hier die Macht aus der Hand gegeben und mit dem empörten Volke capitulirt, der tapfere Oberſt Marinowich, der allein Beſonnenheit und Muth zeigte, im Stich gelaſſen und vom Pöbel grauſam ermordet. Sämmtliche öſterreichiſche Truppen zogen ab und der radicale Advokat Manin trat an die Spitze der wiederhergeſtellten Republik, am 22. März. Feldmarſchalllieutenant d'Aſpre, der ſchon im Begriff war, durch einen Angriff auf Venedig das Anſehen des Kaiſers hier herzuſtellen, unterließ es und eilte, Radetzki in Verona zu unterſtützen, ſobald er von deſſen Noth hörte.

Radetzki's ganze Stärke belief ſich damals auf 30—40,000 Mann. Karl Albert hatte deren 60,000 aus Piemont mitgebracht und 8000 Lombarden ſchloſſen ſich an. Er wäre daher, auch ohne die Hülfstruppen aus Mittel- und Süditalien, die da kommen ſollten, abzuwarten, ſtark genug geweſen, um den weit ſchwächern Radetzki aus ſeiner Stellung bei Verona zu vertreiben. Aber er that es nicht, er blieb vor ihm ſtehen, wochen-, monatelang. Er unterhielt nämlich geheime Verbindungen mit den Revolutionären in Wien und bildete ſich ein, durch Unterhandlungen mit der dort eingeſchreckten Regierung werde er die Freigebung von ganz Italien ohne Kampf erreichen und Radetzki werde durch einen Rückzugsbefehl aus Wien wohlfeiler zu beſeitigen ſeyn, als durch Schlachten. In dieſer Erwartung beſtärkten ihn die engliſchen Zwiſchenträger. Sein langes Zögern entſprach aber nicht dem Namen spada d'Italia, (Schwert Italiens,) den man ihm damals beilegte.

Die unbedingte Losreißung Italiens von Deutſchland war die Parole in ganz Italien. Darin waren alle Parteien einverſtanden, wie ſehr ſie auch in Bezug auf die Frage, was weiter aus Italien werden ſollte, von einander abwichen. Sie gingen ſo weit, auch einen großen Theil des deutſchredenden Tirols mit zu Italien zu rechnen und alles Land bis zum Brenner in Anſpruch zu nehmen.

Daran waren hauptſächlich die Trientiner ſchuld, die ſich in die antiquariſche Grille vertieft hatten, ſie ſeyen echte Nachkommen der alten Römer. Da ihre Haltung in Radetzki's Rücken gefährlich ſchien, ließ dieſer Feldherr ihre Häupter verhaften.

Verſetzen wir uns nun nach Wien zurück. Welche Hoffnung konnte der hartbedrängte Radetzki mit ſeiner kleinen Armee von dort ſchöpfen?

Die Regierung in Wien war in voller Auflöſung. Graf Kolowrat, früher die Hoffnung der Liberalen, trat an Metternichs Stelle, war aber dem Sturm nicht gewachſen. In der Stadt herrſchte eine gemüthliche Anarchie, die wenig zahlreichen Truppen hatten nur das Zuſehen, während ſich ein gewaltiges Volksheer bildete, aus der bürgerlichen Nationalgarde, aus der akademiſchen Legion der bewaffneten Studenten, deren Hauptquartier die Aula war, die ſich durch Techniker, Chirurgen ꝛc. ergänzten, das große Wort führten, als Lieblinge des Pöbels ſich die Polizeigewalt anmaßen durften, ſelbſt aber wieder von Agenten Koſſuths, insbeſondere von Juden geleitet wurden, ferner aus den nichtdeutſchen Freicorps, Polen, Ungarn, Italienern und endlich aus einer großen Maſſe bewaffneter Arbeiter und Pöbel aller Art. Wien ſchwärmte wie ein Bienenſtock, alle Straßen waren bedeckt mit koloſſalen Placaten, in denen zu immer neuen Forderungen aufgereizt wurde. Ueberall improviſirten ſich Volksredner auf den Straßen-Tribünen und hetzten die Maſſen auf. Um von der neuen Preßfreiheit Gebrauch zu machen, wetteiferten eine Menge neue Tagblätter in den frechſten Forderungen, Schmähungen und Verleumdungen. So der Studentencourier, das demokratiſche Bürgerblatt, der Gradaus, der Radicale, der Freimüthige, die Conſtitution, die öſterreichiſche Allgemeine Zeitung, die offen für die italieniſche Revolution ſchwärmte. Die wenigen Blätter, die zur Mäßigung riethen oder dem Wahnſinn muthig entgegentraten, konnten nicht aufkommen und ihre Verfaſſer ſetzten ſich großer Gefahr aus. Am 1. April wurde das neue Preßgeſetz, als noch nicht radical genug, von den Studenten unter Vortritt eines Juden verbrannt. An demſelben Tage hielten die großen Geldmänner, Rothſchild, Sina, Stametz-Mayer ꝛc. eine Conferenz, worin ſie beſchloſſen, der Regierung dringend zu rathen, ſie möge Italien freiwillig aufgeben und ſich mit der Lombardei ausgleichen, um den Frieden, den italieniſchen Markt und die Curſe zu erhalten. Mehrere Wiener Blätter nahmen offene Partei gegen Radetzki.*) Auch unter dem Volk gaben ſich die Agenten Koſſuths und Mazzini's alle Mühe, für die Italiener Sympathien zu wecken. Aber hier verleugnete ſich das deutſche Blut doch nicht. Alle Studenten aus Tirol beſchloſſen ſogleich, den alten Pater Haſpinger an der Spitze, nach ihrem bedrängten Vaterlande zu eilen und viele Freiwillige ſchloſſen ſich an ſie an, beſonders ſolche junge Leute, denen vor dem wilden Treiben in Wien zu grauen anfing.

Am 4. April entſagte Erzherzog Ludwig der Leitung der Geſchäfte und Erzherzog Franz Karl übernahm ſie mit eben ſo ſchwacher Hand. Am folgenden Tage dankte Kolowrat ab und Graf Ficquelmont trat an ſeine Stelle. Aber alle dieſe Aenderungen fruchteten nichts. Koſſuth wollte Wien nicht mehr zu Athem kommen laſſen. Am 5. wurde dem Erzbiſchof eine Katzenmuſik gebracht mit greulichem Lärm und Geheul. Am folgenden Tage ſtürmte der Pöbel die Häuſer der Liguorianer und Redemptoriſten, zerſtörte alles und vertrieb die Mönche, ſelbſt die armen Nonnen unter roher Behandlung. Die Katzenmuſiken wiederholten ſich ſeitdem faſt jede Nacht. Man brachte ſie dem päpſtlichen Nuntius, dem Fürſten Lichtenſtein, hohen Geiſtlichen und ſelbſt Miniſtern. Die Anarchie theilte ſich mehr oder weniger den Provinzen mit, das deutſche Tirol ausgenommen, welches dem Kaiſer unbedingt treu blieb. Nächſtdem zeigte ſich Mähren ruhig und auch in Galizien gelang es der polniſchen Agitation nicht, Unruhen zu erregen.

---

*) „Die Koſſuthanhänger öſterreichiſcher Abkunſt gehören einer Klaſſe von Zweibeinigen an, welche außer Oeſterreich ſonſt nirgend in der Welt in ähnlicher Geiſtesorganiſation ſich finden. Es gibt nämlich bis zu den Feuerländern und Hottentotten hinab kein Volk, welches den Ruin ſeines eigenen Vaterlandes wünſchte und für die Sache ſeiner Feinde ſich begeiſterte.“ M. Koch. Uebrigens waren alle Demokraten in Deutſchland und ein Theil des Frankfurter Parlaments damals eben ſo verblendet.

Am gefährlichſten war Ungarn, weil hier Koſſuth nicht blos auf die Losreißung dieſes Reichs von Oeſterreich hinarbeitete, ſondern auch, um dieſen Zweck ſicherer zu erreichen, die Anarchie in Wien ſelbſt permanent zu machen ſuchte. Der ſchwache Kaiſer hatte der großen ungariſchen Deputation am 15. März, der ſogar der junge Palatinus Stephan das Wort geredet, eine Menge Reformen und ſogar ein vom Wiener Miniſterium unabhängiges nationales Miniſterium bewilligt, welchem Graf Batthyanyi vorſtand und in welches Koſſuth für die Finanzen eintrat. Dieſer ſtellte für Ungarn alle Forderungen der weſteuropäiſchen Schablone, Nationalgarde, Schwurgerichte, gleiche Beſteuerung, Gleichheit vor dem Geſetz, allgemeines Wahlrecht, Aufhebung des Zehnten und aller Grundlaſten ꝛc., wodurch er der bisherigen Ariſtokratie den Todesſtoß zu geben ſuchte, und verlangte zudem Einverleibung Siebenbürgens in Ungarn, eine eigene Nationalbank, Ausſchluß alles öſterreichiſchen Papiergelds und das Verbot für ungariſche Truppen, dem Kaiſerhauſe außerhalb Oeſterreich zu dienen. Ein revolutionärer Club in Peſth adoptirte dieſe Forderungen und das bewaffnete Volk ſchreckte den noch verſammelten Reichstag dergeſtalt, daß er ihnen in ſeiner Schlußſitzung, zu der ſich Kaiſer Ferdinand ſelber von Wien hatte herbeilocken laſſen, mit deſſen Zuſtimmung volle Geſetzeskraft verlieh, am 11. April. Ein politiſcher Selbſtmord der ungariſchen Ariſtokratie, dem nur der 4. Auguſt der erſten franzöſiſchen Revolution zu vergleichen iſt. Der bisherige Vorkämpfer aller liberalen Reformen in Ungarn, der edle Szechenyi, ſah in dieſer Ueberſtürzung Ungarns Untergang und verlor den Verſtand. Das Wiener Miniſterium hatte ihn ſchon verloren, als es zugab, daß der Kaiſer ſelbſt der ihn und das ganze Kaiſerhaus beſchimpfenden Farce beiwohnen durfte.

Die Böhmen ſtellten ſchon am 28. März ziemlich ähnliche Forderungen, wie die Ungarn, indem ſie eine neue Verfaſſung, die Vereinbarung der früher zu Böhmen gehörigen Länder mit der Krone Böhmen, alle üblichen liberalen Neuerungen und eine möglichſt unabhängige Verwaltung verlangten. Profeſſor Palacky in Prag aber vertrat hier, wenn auch mit weit mehr Vorſicht, Koſſuths Stelle. Schon lange war er die Seele der tſchechiſchen Partei, d. h. der ſlaviſchen Nation in Böhmen, welche die Reinigung Böhmens von allen deutſchen Elementen und die Herſtellung eines unabhängigen Tſchechenreichs wollte. Das Vorparlament in Frankfurt erkannte die Wichtigkeit Böhmens und lud Palacky ein, an ihren Sitzungen Theil zu nehmen, er erklärte aber, er ſey ein Tſcheche und wolle nichts von den Deutſchen. Unter ſeinem Einfluß wurden alle Wahlen zum deutſchen Parlament in Frankfurt möglichſt verhindert. Er ging aber nicht ſo weit als Koſſuth, ſondern hielt ſich eine Hinterthür offen, indem er zugleich erklärte, er wolle nicht, daß Oeſterreich in Deutſchland aufgehe. Er überwarf ſich mit Oeſterreich nicht wie Koſſuth, ſondern bot der Regierung in Wien eventuell ſeine Unterſtützung an, wenn ſie das ſlaviſche Element im Reich begünſtigen wolle. In Folge dieſes geheimen Einverſtändniſſes erklärte das Wiener Miniſterium am 21. April, Oeſterreich wolle ſeine Sonderſtellung im deutſchen Bunde wahren und behalte ſich ſeine endgültige Zuſtimmung zu allem vor, was etwa in Frankfurt beſchloſſen werde. Dieſer Erklärung folgte am 25. die Verkündigung einer neuen Verfaſſung für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat, von welchem Ungarn und Italien einſtweilen ausgeſchloſſen blieben, ſo daß nunmehr die ſlaviſche Nationalität darin überwog. Zugleich wurde Palacky zum Cultminiſter vorgeſchlagen und der Kaiſer eingeladen, ſeine Reſidenz nach Prag zu verlegen.

Der Ausführung dieſes Plans arbeitete aber Koſſuth mit allen Mitteln entgegen. Sein Hauptagent war ein genialer junger ungariſcher Edelmann und Reichstagsmitglied, von Pulszky, der eine reiche Wienerin geheirathet hatte, und damals feurige Reden für eine Union des deutſchen, in ſeiner vollen nationalen Einheit herzuſtellenden Reichs mit dem neuen ungariſchen Reiche hielt, donnernd gegen die Slaven, die das baufällig gewordene öſterreichiſche Kaiſerthum und ſein Sonderintereſſe nur ſcheinbar zu fördern verſprächen, um ihr beſonderes Slavenreich auf Koſten Deutſchlands und Ungarns zu gründen. Das Miniſterium wollte inzwiſchen von der Politik, die es in ſeiner Erklärung gegen Frankfurt ausgeſprochen, nicht abgehen und zeigte noch mehr Muth, indem es ſich am 30. durch den Grafen Latour ergänzte, welcher Kriegsminiſter wurde und ein Mann von Thatkraft war. Da erkünſtelte man eine ungeheure Aufregung in Wien gegen die Beſtimmung der neuen Verfaſſung, nach welcher der künftige Reichstag aus zwei Kammern beſtehen ſollte, und hetzte das Volk auf, die Weglaſſung der Adelskammer zu verlangen. Der eigentliche Zweck des neuen Tumults aber war, den tſchechiſchen Plan zu vereiteln. In der Nacht des 2. Mai wurde dem Miniſter Ficquelmont eine greuliche Katzenmuſik gebracht und ſeine Entlaſſung gefordert. Da verzagte die Regierung wieder, wagte ihn nicht zu ſchützen und nahm ſeine Entlaſſung an. Auch der juridiſch-politiſche Leſeverein, ein liberaler Club gebildeter Wiener, der die Revolution mit Jubel begrüßt hatte, ſie aber nicht in Anarchie ausarten laſſen wollte, war jetzt unpopulär geworden und bekam eine Katzenmuſik. Alle ſollten geſchreckt werden, die da Geiſt und Einfluß genug beſaßen, um Koſſuths Plänen entgegenzuwirken. Ein Centralausſchuß der akademiſchen Legion und Nationalgarde übernahm den Oberbefehl über die bewaffnete Macht und ſtellte der Regierung Bedingungen. Die neue Verfaſſung erſchien denſelben noch viel zu ariſtokratiſch und ſollte viel mehr demokratiſirt werden. Am 8. Mai ſtellte der demokratiſche Club ohne weiteres in einer Adreſſe die Forderung, die oktroyirte Verfaſſung ſolle gar nicht ins Leben treten, ſondern eine *conſtituirende Verſammlung* einberufen werden, um eine neue zu machen.

Noch einmal raffte die Regierung ihren letzten Muth zuſammen und befahl die Auflöſung des Centralcomité, am 13. Mai. Aber die Studenten verſammelten ſich und der Jude Goldmark bewog ſie, zu beſchließen, der Regierungsbefehl ſey zurückzunehmen, alles Militär aus der Stadt Wien zu entfernen. Dieſe Forderungen wurden wirklich der Regierung geſtellt, am 15. Mai, und als ſie zauderte, rief der Pole Burian das gemeine Volk in die Waffen und eine ungeheure Maſſe, Studenten und Volk, wälzte ſich gegen die Burg. Dr. Giſkra drängte ſich frech in den Miniſterrath und ſchüchterte ihn durch Drohungen wieder ſo ein, daß er alles bewilligte, und triumphirend zog der Pöbel von dannen. In den nächſten Tagen las man die Conceſſionen der Regierung an allen Straßen angeſchlagen, aber am 18. war der Kaiſer mit ſeiner ganzen Familie ſpurlos verſchwunden und erklärten die Miniſter, Herr von Pillersdorf an der Spitze, ſie hätten ihre Entlaſſung eingereicht und ihre Stellen auf des Kaiſers Wunſch nur proviſoriſch behalten, damit doch wenigſtens eine geſetzliche Regierung in Wien beſtehe. Das hieß, der Kaiſer proteſtire gegen die ihm angethane Gewalt, die Miniſter aber geſtehen zugleich ihre Unfähigkeit ein, dem Kaiſer zu ſeinem Recht zu verhelfen. Kaiſer Ferdinand, diesmal gut berathen, ließ ſich nicht verlocken, nach Prag zu gehen, wohin man ihn eingeladen, ſondern flüchtete nach Innspruck mitten unter ſeine treubewährten Tiroler. Durch ſeine Flucht aus Wien entging er der ungariſchen, durch ſeine Wahl Innsprucks der ſlaviſchen Intrigue. Hier war es ihm vergönnt, wieder deutſch zu athmen.

Wien war anfangs beſtürzt. Die guten Bürger, die Nationalgarde zürnten den Studenten, daß ſie den Kaiſer vertrieben hatten. Von dieſer Stimmung hätte das Miniſterium gleich Gebrauch machen ſollen, allein es zögerte und befahl erſt am 20. die Auflöſung der akademiſchen Legion als ſolcher und Verſchmelzung derſelben mit der Nationalgarde. Da war es zu ſpät. Die Anarchiſten hatten ſich ſchon wieder gefaßt und trotzten dem Befehl mit größter Frechheit. Das zu ihrer Bewältigung bereits aufgebotene Militär bekam plötzlich einen Rückzugsbefehl. Nun ſtieg der Uebermuth der Aula und des Pöbels bis zum Wahnſinn. Während das Militär in aller Stille die Stadt räumte, brachte man in derſelben die Lüge in Umlauf, Fürſt Windiſchgrätz nahe mit einer Armee und wolle Wien ſtürmen. Im Augenblick wurden nun in allen Straßen ungeheure Barrikaden gebaut und die furchtbarſten Vertheidigungsanſtalten gegen einen Feind getroffen, der nicht da war. Das Bewußtſeyn, alles ſei nur Spaß und Muthwillen, ging durch die ganze Bewegung hindurch. Eine Unzahl lüderlicher Dirnen, woran Wien von jeher ſo reich war, bemächtigte ſich der Barrikaden und trieb auf denſelben am hellen Tage den ſchändlichſten Unfug.*) Damals bildete ſich eine förmliche demokratiſche Nebenregierung, indem der bisherige Centralausſchuß der Studenten und der Nationalgarde ſich durch Vertreter des Volks ergänzte und den Namen „Ausſchuß der Bürger, Nationalgarde und Studenten zur Erhaltung der Ruhe und Wahrung der Volksrechte“ annahm. Präſident dieſes Ausſchuſſes wurde der Jude Fiſchhof. Der ſchwache, ängſtliche, immer nur um Ruhe und Schonung flehende Miniſter Pillersdorf erkannte ihn an und fügte ſich ihm. Nur Latour ließ ſich durch nichts irre machen, ſondern ſorgte in ſeinem Kriegsminiſterium ganz im Stillen dafür, Radetzki in Italien mit Truppen zu unterſtützen.

Die Nachrichten aus Wien erregten in Prag große Unzufriedenheit und man lärmte um ſo mehr darüber, als die Hoffnung, den Kaiſer in Prag zu haben und durch ihn die Kräfte Oeſterreichs dem ſlaviſchen Zwecke dienſtbar zu machen, einſtweilen vereitelt war. Die tſchechiſche Partei konnte jedoch darauf rechnen, daß der Kaiſer immerhin noch lange in Gefahr ſchweben werde, und glaubte, es ſei jetzt Zeit, ihre Macht zu entfalten, um ſie dem Kaiſer anzubieten oder auch ohne ihn, der jetzt aufs tiefſte geſchwächt und ohnmächtig war, ihre Anſprüche zur Geltung zu bringen. In dieſen Berechnungen allein findet die gerade in dieſen Zeitpunkt fallende Berufung des großen Slavencongreſſes nach Prag ihre Erklärung. Am 2. Juni wurde der Congreß wirklich eröffnet und wählte Palacky zu ſeinem Präſidenten. In dieſen Tagen füllte ſich Prag mit altſlaviſchen Coſtümen. Ueberall hörte man nur ſlaviſch reden und wallte die ſlaviſche Fahne mit denſelben drei Farben, wie die franzöſiſche. Der ſ. g. Swornoſt (Eintracht), eine rein tſchechiſche Bürgerwehr und die „ſlaviſche Linde“ (slowanska lipa), der enragirteſte Tſchechenclub, figurirten dabei am meiſten. Unter den Vertretern der ſlaviſchen Stämme bemerkte man außer den Notabilitäten aus Böhmen, Galizien, Croatien den greiſen Sammler der ſchönen ſerbiſchen Volkslieder Wuk Stephanowik, den ſlowakiſchen, von den Ungarn verjagten Pfarrer Hurban, mehrere Polen, auch den ruſſiſchen Flüchtling Bakunin. Uebrigens waren die Mundarten der verſchiedenen hier vertretenen Slavenſtämme ſo abweichend, daß keineswegs alle Deputirten einander verſtanden und man häufig deutſch reden mußte, um ſich begreiflich zu machen. Die Beſorgniß, es werde ſich hier der Keim eines großen Slavenreichs bilden, war überflüſſig. Der panſlaviſtiſche Character trat nicht hervor. Die polniſche Frage und das Verhältniß zu Rußland, worauf es vornehmlich angekommen wäre, wurde umgangen. Ein Beweis, daß es ſich um eine ſpeciell tſchechiſche und öſterreichiſche Sache handelte. Der gelehrte Schafarik ſprach es in einer entſcheidenden Rede offen aus, der Congreß ſey nur da, um gegen Frankfurt und Peſth zu operiren und zwar nicht im Geiſt eines erſt neu zu gründenden Slavenreichs, ſondern im Intereſſe und zur Aufrechterhaltung der öſterreichiſchen Monarchie, ſofern ſie ſich künftig auf die Slaven werde ſtützen wollen. Während der öſterreichiſche Geſammtſtaat von Frankfurt aus gefährdet ſey, wo man ihm zumuthe, in Deutſchland aufzugehen, und von Peſth aus, wo man ſich losreißen wolle, biete ſich das ſlaviſche Oeſterreich der Dynaſtie zur Rettung an. In dieſem Sinne beſchloß der Congreß am 5. Juni eine Verbrüderung der ſlaviſchen Volksſtämme unter dem bisherigen öſterreichiſchen Kaiſer unter der Bedingung, daß Oeſterreich ein Bundesſtaat verſchiedener Nationen werde, und einen ausdrücklichen Proteſt gegen das zu Frankfurt vorbereitete neue deutſche Reich, dem die Slaven ſich niemals würden einverleiben laſſen.

---

*) Wien trat aus dem Extrem der Heimlichkeit, des Schweigens, der Stille, ſeit Metternichs geheime Polizei geſtürzt war, in das andere Extrem der Proſtitution und des naiven Zurſchautragens aller und jeder verborgen geweſenen Gemeinheit. Die Wiener Tagespreſſe hatte damals Blätter mit folgenden Titeln aufzuweiſen: die Weſpe, die Bremſe, das Bremſenneſt, die ſpaniſche Fliege, die Horniſſe, die Gaſſenzeitung, die Barrikadenzeitung, die Katzenmuſik, der Putſch, die rothe Mütze, der Ohnehoſen, der Teufel, der Kirchenteufel ꝛc.

Die Flucht des Kaiſers von Wien und die notoriſche Schwäche des Miniſteriums daſelbſt veranlaßten die Böhmen, in Prag eine proviſoriſche Regierung niederzuſetzen. Sie hatte den loyalen Zweck, der Aularegierung in Wien zu trotzen, und Böhmen dem Kaiſer zu erhalten, weshalb auch Graf Leo Thun beitrat, der im Mai für den Oberſtburggrafen Grafen Stadion an die Spitze der Verwaltung gekommen war. Doch verfolgte man auch ſpecifiſch böhmiſche Zwecke und unterbreitete dem Kaiſer zu Innspruck eine von Rieger verfaßte böhmiſche Conſtitution, die jedoch abgelehnt wurde. Pillersdorf in Wien erklärte die neue Prager Regierung für ungeſetzlich und rebelliſch, erwartete aber noch die definitive Entſcheidung des Kaiſers. Bevor aber dieſe angelangt war, kam es in Prag ſchon zu Kämpfen. Die Tſchechen dachten, ſie würden unter allen Umſtänden ihre Pläne leichter durchſetzen, wenn der energiſche Fürſt Windiſchgrätz, der die Truppen in Prag commandirte, von dort entfernt werde. Sie beſchloſſen alſo am 7. Juni auf einer großen Volksverſammlung im Wenzelsbade bei Prag, wo ſie auch ſchon früher gewöhnlich ihre Verabredungen gehalten hatten, vom Kaiſer die Entlaſſung dieſes Generals zu verlangen. Am 10. auf einem großen Slavenball ſollte der Fürſt ſogar ermordet werden, war aber ſtets ſo von ſeinen Adjutanten umgeben, daß ihm Niemand zu Leibe konnte. Am nächſten Tage forderten die Studenten von ihm Waffen und Munition, er antwortete ihnen aber, er brauche ſie ſelbſt. Am 12. begann der aufgehetzte Pöbel, die Soldaten durch Pfeifen und Abſingen von Spottliedern zu verhöhnen und endlich thätlich anzugreifen. Barrikaden wurden gebaut, die ganze Stadt mit ungeheurem Lärm erfüllt. Fürſt Windiſchgrätz eilte auf die Straße, aber ſchon feuerte man auf ihn aus den gegenüberliegenden Häuſern und ein Schuß tödtete ſeine ihm eben aus dem Fenſter nachblickende Gemahlin. Dennoch verlor er keinen Augenblick die ſoldatiſche Ruhe und traf ſo gute Diſpoſitionen, daß er die Inſurgenten auf allen Punkten zurückſchlug und gegen Abend in der Altſtadt einengte. Aber ſein Sohn wurde tödtlich verwundet. Graf Leo Thun wurde von den Inſurgenten gefangen gehalten.

Am folgenden Tage wurde unterhandelt. Man begreift nicht recht, wozu ſich die Partei in einem Kampf gegen kaiſerliche Truppen erſchöpfte, da ſie ja mit dem Kaiſer zu gehen gelobt hatte und das auch wirklich die klügſte Politik für ſie war. Wie es ſcheint, blieb ſeit dem Slavencongreß die tſchechiſche Partei nicht mehr Meiſter und hatten ſich polniſche Emiſſäre eingedrängt, die nichts von Oeſterreich, ſondern alles nur von einer allgemeinen Anarchie hofften. Windiſchgrätz verlangte die Freilaſſung des Grafen Thun und die Wegräumung der Barrikaden. Das erſtere wurde zugeſtanden, des zweiten weigerten ſich die Aufrührer und ließen am folgenden Tage wieder größere Kühnheit blicken. Da in der Nacht des 14. zog Windiſchgrätz mit allen ſeinen Truppen aus der Stadt. Die Inſurgenten jubelten ſchon darüber, als ſie in der Morgenſonne ſeine Kanonen und Bajonette vom Hradſchin herab blitzen ſahen, denn er hatte Prag nicht verlaſſen, ſondern nur die Höhen beſetzt, von wo aus er die Stadt am bequemſten bombardiren konnte, wenn ſie nicht gehorchte. Es ließ ſich eigentlich mit den Inſurgenten nicht mehr unterhandeln, denn ſie brachen jeden Augenblick ihre Zuſage, griffen mitten im Waffenſtillſtand an, verſtärkten die Barrikaden, welche ſie wegzuräumen verſprochen hatten ꝛc. Als aber Windiſchgrätz durch ſchweres Geſchütz die Mühlen demolirte, von wo aus ſie am hartnäckigſten auf ihn feuerten, und endlich ein

Paar Bomben über der Stadt platzen ließ, nur um zu beweiſen, was er zu thun vermöchte, wenn er die Stadt nicht ſchonen wollte, entſank den Aufrührern der Muth. Die Führer, aus Angſt gefangen zu werden, machten ſich heimlich davon und am 17. ergab ſich die Stadt auf Gnade. Das war der erſte Sieg der kaiſerlichen Partei über die Revolution in Oeſterreich, zwar nur lokal, aber von unermeßlichem moraliſchem Erfolge. Seine Bedeutung für Deutſchland lag darin, daß er bewies, wenn ſich Oeſterreich nicht ſelber helfe, werde es von Deutſchland, namentlich von Frankfurt her keine Hülfe erhalten. Profeſſor Wuttke von Leipzig hielt in wohlwollendem Eifer am 18. Juni zu Auſſig eine große Volksverſammlung von Deutſchböhmen und Sachſen ab, aber die antitſchechiſchen Reden, die hier fielen, hätten Windiſchgrätz nicht geholfen, wenn er ſeine Kanonen nicht gehabt hätte. Als nachträglich am 1. Juli der Bundestag ihm Reichshülfe anbot, dankte die öſterreichiſche Regierung und lehnte ſie ab. Dieſelbe ließ ſich in der böhmiſchen Frage offenbar von Windiſchgrätz leiten, der ein eben ſo trefflicher Staatsmann, wie General war.

Gleichzeitig hatte eine zähe und höchſt leidenſchaftliche Oppoſition der Südſlaven in Ungarn gegen Koſſuth begonnen. Zu Neuſatz bildete ſich ein ſerbiſches Nationalcomité und ſchickte eine Deputation nach Peſth, um für die ſerbiſche Nation gleiche Rechte wie die magyariſche zu verlangen, am 8. April. Aber Koſſuth erkannte ſie nicht an und forderte unbedingte Unterwerfung der Serben. Hierauf conſtituirten ſich die Serben als freie Nation, wählten den Erzbiſchof von Karlowitz, Rajachich, zu ihrem Patriarchen, Stefan Schublikatz zu ihrem Wojewoden und Stamirowich zum Befehlshaber der Volkswehr. General Hrabowski, kaiſerlicher Befehlshaber der ſerbiſchen Grenzer zu Peterwardein, dem man vorſtellte, die Serben dienten dem Kaiſerhauſe zur Abwehr gegen die unbotmäßigen Magyaren, hielt ſich trotzdem ſtreng an den Buchſtaben des Geſetzes, der ihm vorſchrieb, ſofern der Diſtrikt der ſerbiſchen Grenzer (das Banat) zum Königreich Ungarn gehöre, auch nur Befehle vom neuen ungariſchen Miniſterium anzunehmen. Und wirklich ſchickte er Truppen gegen die Serben, erfuhr aber eine Niederlage.

Auch die Croaten ſtellten bereits zu Agram am 25. März ihre nationalen Forderungen an den Kaiſer, der ihnen aber zuvorkam und ihren Liebling, den Baron Jellachich, zum Ban ernannte, noch ehe ihre Deputation in Wien angelangt war. Der neue Ban hätte ſich nun dem ungariſchen Miniſterium unterwerfen ſollen, gleich den Serben, that es aber nicht, ſondern behauptete eine ſelbſtändige Stellung. Die ſlavoniſchen Grenzer, die unter Hrabowski's Befehl ſtanden, wie die Serben, gehorchten ihm ebenfalls nicht, ſondern ſtellten ſich unter den Ban. Serben und Croaten ſchickten beſondere Deputationen nach Innspruck zum Kaiſer, wurden aber abgewieſen, weil man hier mit Ungarn noch nicht zu brechen wagte. Dem heimkehrenden Ban wurde ſogar ſein Abſetzungsdecret vom 10. Juni nachgeſchickt. Gleichwohl wies ihn der Kaiſer noch an den Erzherzog Johann, der ſich nach Wien begeben hatte, um hier im Namen des Kaiſers wo möglich die Ordnung zu erhalten. Jellachich beſprach ſich hier mit Batthyanyi, dem Chef des ungariſchen Miniſteriums, beide aber ſchieden als Feinde und beſtellten ſich auf das Schlachtfeld. Der Ban unterwarf ſich nicht.

In welche Verlegenheit die kaiſerlichen Offiziere geriethen, die ſich in Ungarn befanden, kann man ſich denken, da ſie dem Koſſuthminiſterium gehorchen ſollten, von welchem jedermann wußte, wie feindſelig es gegen Haus Oeſterreich geſinnt ſey. Offiziere, von denen man vorausſah, ſie würden dem Kaiſer treu bleiben, mißhandelte man. So wurde dem Baron Lederer, Commandanten von Ofen, eine Katzenmuſik gebracht (14. Mai) und als er die Lärmer verjagen ließ, wobei einige Perſonen verwundet wurden und das ungariſche Miniſterium eine Unterſuchung über ihn verhängte, ſah er ſich gezwungen, nach Wien zu gehen. Auf die gemeinen Soldaten wirkte man durch jede Verführung ein, um ſie dem Kaiſer untreu zu machen.

In Wien herrſchte nach dem großen Barrikadenzuge eine verhältnißmäßige Ruhe. Die Wühler hatten die Abſicht, mit dieſer Ruhe den Kaiſer zu täuſchen, um ihn nach Wien zurückzulocken, denn ſie hofften durch ihn mehr zu erreichen, als gegen ihn. Fiſchhof ging in frecher Scheinheiligkeit ſo weit, als Präſident des Sicherheitsausſchuſſes die große Frohnleichnamsprozeſſion am 22. Juni zu eröffnen, als Jude. Er wollte dadurch beweiſen, wie viel ihm an der Ruhe und Ordnung in der Stadt liege. Am 24. kam Erzherzog Johann nach Wien, ohne Mittel, die Autorität des Kaiſers herzuſtellen. Der Sicherheitsausſchuß ſelbſt war in keiner beneidenswerthen Lage, denn das Proletariat verlangte Brod, und die Nahrungsloſigkeit in Wien hatte durch die Flucht aller Reichen und durch den Stillſtand aller Gewerbe zugenommen. In ſeiner Verlegenheit machte der Ausſchuß den armen Pillersdorf zum Sündenbock, und Erzherzog Johann ergriff gern die Gelegenheit, dieſen unfähigen Mann zu entlaſſen, am 8. Juli. Johann ſelbſt mußte um dieſe Zeit nach Frankfurt abreiſen, wo man ihn zum deutſchen Reichsverweſer gewählt hatte, kam aber am 17. Juli wieder nach Wien und beſtellte ein neues Miniſterium, deſſen Chef der greiſe Weſſenberg (Bruder des Conſtanzer) und deſſen ausgezeichnetſte Mitglieder außer Latour, welcher Kriegsminiſter blieb, der liberale Advokat Bach als Juſtizminiſter und Kraus für die Finanzen waren. Eine Anſprache des General Frank an die Nationalgarde am 15. Juli wurde gut aufgenommen und eine Art Verbrüderung zwiſchen Militär und Bürgern gefeiert.

Das kaiſerliche Hoflager in Innsbruck wurde damals der Herd diplomatiſcher Intriguen. Der engliſche Geſandte, Lord Ponſonby, hatte den Kaiſer dahin begleitet und quälte ihn unaufhörlich nach Palmerſtons Inſtructionen mit Vermittlungsvorſchlägen in Betreff der Lombardei. Er nahm dabei die Abtretung der Lombardei zur Baſis. Das kaiſerliche Cabinet ging auch in der erſten

Betäubung darauf ein und unterhandelte theils durch den Baron Hummelauer in London mit Palmerſton,*) theils auch direkt mit der proviſoriſchen Regierung in Mailand. Es nahm die Baſis an, es ging ſo weit, zum Pfande der Verſöhnung die von Radetzki aus Mailand mitgenommenen Geißeln frei zu laſſen, es befahl Radetzki ſelbſt, ſich ruhig zu verhalten. Es würde, wenn Karl Albert raſch zugegriffen hätte, wenigſtens alles Land bis zum Mincio abgetreten haben. Die Unterhandlungen wurden aber durch die Schuld der Italiener ſelbſt in die Länge gezogen und ſie waren es, die den glücklichen, nicht wiederkehrenden Moment verſäumten. Karl Albert würde ſich gern mit der Lombardei begnügt haben, wollte ſie aber ganz erwerben und Verona nicht fahren laſſen, welches ihm Oeſterreich noch ſtreitig machte. Die Mazziniſten wollten noch mehr, wollten ganz Italien bis zum Brenner haben, und Oeſterreich verlangte unter allen Umſtänden Venedig zurück. Aus dieſem Grunde kam kein Vergleich zu Stande. Nicht geringen Einfluß auf dieſen Gang der Dinge übte Frankreich. Lamartine wies am 22. März Mazzini ab, der nach Paris gekommen war, um Hülfe für Italien zu bitten und befolgte nur die alte franzöſiſche Politik, indem er keine Vergrößerung Sardiniens wollte. Cavaignac, der nach der Juniſchlacht in Paris das Haupt der Regierung geworden war, dachte ganz eben ſo, unterſagte dem Marſchall Bugeaud und allen Franzoſen, ſardiniſche Dienſte zu nehmen, und ſtellte ein Beobachtungscorps an den Alpen unter General Oudinot auf, aber nicht als Hülfscorps der Sarden. Aus Rückſicht auf Frankreich nahm auch die Schweiz das ihr von Karl Albert angebotene Schutz- und Trutzbündniß nicht an und geſtattete unter der Hand nur Zuzüge von Freiſchaaren zu Karl Albert und nach Venedig.

---

*) In einer Note Hummelauers an Palmerſton vom 24. Mai heißt es wörtlich: „Die Lombardei wird aufhören zu Oeſterreich zu gehören und es wird ihr frei ſtehen, entweder unabhängig zu bleiben, oder ſich mit einem andern italieniſchen Staate zu vereinigen. Andrerſeits wird ſie einen verhältnißmäßigen Antheil an der öſterreichiſchen Nationalſchuld übernehmen.“

Hätte Karl Albert nicht beſtändig ſein ſardiniſches Sonderintereſſe im Sinne behalten, hätte er uneigennützig für die Befreiung Italiens ſich opfern wollen, ſo würde es ihm vielleicht gelungen ſeyn, wenn er mit ſeinen doppelt überlegenen Streitkräften ſchon am Ausgang März über Radetzki ſo raſch, wie einſt Napoleon über Wurmſer, hergefallen wäre, denſelben zu vertreiben. Er konnte, aber er wollte nicht. Er hoffte nämlich, die Lombardei auf dem Wege der Unterhandlung ohne Opfer zu erlangen und er fürchtete, ein Kampf mit Radetzki, wenn er auch ſiege, werde ihn dermaßen ſchwächen, daß er nicht mehr ſtark genug ſeyn würde, ſich der Mazziniſten zu erwehren, jener falſchen Freunde, die ſich ſeiner nur bedienen, ihn ausnutzen und dann aus Italien eine Republik machen wollten. Er wußte wohl, was der Ingrimm bedeutete, mit dem die Mazziniſten überall, ja in Turin ſelbſt, ihn mit Vorwürfen überhäuften, daß er vor Verona ſtehen bleibe und nicht losſchlage. Was für ein Geiſt in Piemont herrſchte, zeigt die Judenemancipation am 25. März und die Zerſtörung des Jeſuitencollegiums in Genua am 29. In der Lombardei brachte der Parteigänger Garibaldi ein Freicorps von höchſtens 8000 Mann zuſammen, aber Karl Albert hütete ſich wohl, eine allgemeine Volksbewaffnung anzuordnen. Sie würde ihm über den Kopf gewachſen ſeyn und ſeine ſtehende Armee in die demokratiſche Corruption fortgeriſſen haben. Uebrigens war auch das Landvolk in der Lombardei friedlich geſinnt und dem Kriege abgeneigt, die Städter aber nur feige Polterer. Um ſich Venedig zu ſichern, ſchickte Karl Albert dorthin 2000 Mann und die ſardiniſche Flotte unter Albini legte ſich vor Trieſt, doch ohne dieſem Hafen Schaden zu thun. Gleichwohl erklärte ſich Venedig nicht für ihn, ſondern blieb Republik. Daraus konnte Karl Albert erkennen, daß die Mazziniſten überhaupt ſich wohl ſeines Schwertes bedienen, aber ſich ſeinem Scepter nicht unterwerfen wollten. Sie ſelbſt zwangen ihn, wenn er nicht ihr Opfer werden wollte, ihnen nicht zu viel entgegenzukommen, und dann beſchuldigten ſie ihn, er ſey ein Abſolutiſt, wie alle andern Könige, und werde, wenn er um dieſen Preis die Lombardei erkaufen könne, nöthigenfalls mit Hülfe Oeſterreichs die Republik in Italien unterdrücken.

Er rechnete ſo ſehr auf eine Verſtändigung mit Oeſterreich unter der Vermittlung Englands, daß er die dringenden Bitten des Papſtes, ſich einem italieniſchen Staatenbunde anzuſchließen, ablehnte. Er wollte dieſe Combination aus zwei Gründen nicht, einmal weil der Papſt nach Gioberti's Plan das Haupt des Bundes werden ſollte, und zweitens, weil die Macht des Papſtes damals auf den ſchwächſten Füßen ſtand und in der republikaniſchen Strömung ſchien verſinken zu müſſen.

In Folge der Pariſer Februarrevolution war in Mittel- und Süditalien die ſchon 1847 in den Gang gekommene Bewegung raſch zu einem Sturm angewachſen. Pius IX. beſchwor dieſen Sturm in Rom einigermaßen, als er ſchon am 15. März eine neue Verfaſſung verkündete, wodurch Rom künftig ein weltliches Miniſterium und eine Deputirtenkammer erhielt. Als aber bald darauf die Wiener Revolution bekannt wurde, war die römiſche Bevölkerung wie von der Tarantel geſtochen. Der venetianiſche Palaſt wurde geſtürmt und der öſterreichiſche Doppeladler abgeriſſen. Feſt folgte auf Feſt in bacchantiſcher Luſt. Aber alles waffnete auch und ſchon am 24. zog General Durando mit einer päpſtlichen Armee und Oberſt Ferrai mit einer großen Freiſchaar (zuſammen 17,000 Mann) aus Rom aus, gegen Norden. Der Papſt ſegnete die Truppen ein, weil er ſie nun an die Grenze ſchickte, um den Kirchenſtaat zu ſchützen; aber die Truppen ſelbſt dachten an nichts anderes, als zu Karl Albert zu ſtoßen und die Oeſterreicher über die Alpen jagen zu helfen. Auch genirte ſich Durando gar nicht, ſondern führte die Truppen, nachdem er unterwegs vergebens das von den Oeſterreichern beſetzte Ferrara berannt hatte, über den Po. Erſchrocken hielt der Papſt am 29. April eine Allocution, worin er betheuerte, den Truppen keinen Befehl zum Kriege gegen Oeſterreich ertheilt zu haben, und dringend zum Frieden mahnte. Aber die Aufregung, die darauf im römiſchen Volk entſtand, war ſo groß, daß Cardinal Antonelli, der dem Laienminiſterium präſidirte, daſſelbe nicht mehr zuſammenhalten konnte, ſondern Mamiani, den Führer eines Clubs, und deſſen Freunde zu Miniſtern machen mußte, die ſofort ertrotzten, daß der Papſt die Vereinigung Durando's mit Karl Albert genehmigte unter Vorausſetzung der von ihm vorgeſchlagenen italieniſchen Conföderation, die aber Carl Albert nicht einging. — In Toscana herrſchte derſelbe Geiſt wie in Rom und auch von hier zog eine kleine Armee von 7000 Mann unter General Laugier den Sarden zu. Aus Modena wurde der Herzog vertrieben.

Der König von Neapel hatte bereits am 10. Februar eine Verfaſſung gegeben, Sicilien ſich ſchon im Januar durch eine Revolution losgeriſſen und unabhängig erklärt. Lord Minto ſchürte das Feuer, Profeſſor Salicetti wühlte unter dem Volk und unter der Nationalgarde Neapels. Am 11. März wurden die Jeſuiten von hier vertrieben, am 25. das öſterreichiſche Wappen abgeriſſen und der Wiener Botſchafter, Fürſt Felix Schwarzenberg, reiſte ab, da ihm der König keine Genugthuung geben konnte. Am 3. April mußte der letztere die Zuſätze zur Verfaſſung im demokratiſchen Sinne bewilligen und den Geſchichtſchreiber Troja zum erſten Miniſter machen, am 7. an Oeſterreich den Krieg erklären und den alten General Wilhelm Pepe mit 13,000 Mann nach dem Norden ſchicken; da er jedoch eiferſüchtig auf Karl Albert war, ſollten dieſe Truppen nicht über den Po gehen. Am 14. Mai trat die neugewählte Kammer zuſammen, aber die Mazziniſten hatten ſchon alles dergeſtalt unterwühlt, daß die Conſtitution nicht mehr genügte, man wollte den Thron ſtürzen. Da England es auf die definitive Lostrennung Siciliens von Neapel abgeſehen hatte, um ſeine alte Herrſchaft über dieſe Inſel wiederzuerlangen, der König aber allen Zumuthungen deßfalls ſein Ohr verſchloß, iſt es wahrſcheinlich, daß Lord Minto, dem die Wühler Ständchen brachten, die neue Inſurrection gut geheißen hat und daß auf ſeinen Antrieb eine Freiſchaar aus Sicilien herüberkam, die am 15. Mai dem Pöbel Neapels im Kampf gegen die königlichen Truppen voranging. Ganz Neapel füllte ſich mit Barrikaden. Der König und die Kammer ſuchten durch Unterhandlungen den Sturm zu beſchwören, aber vergebens. Die Wühler ſchoſſen, die Soldaten mußten ſich wehren. Das neapolitaniſche Militär konnte nicht Meiſter werden, die Nationalgarde verkroch ſich oder ſtand zu den Aufrührern. Nur dem kühnen Muthe der vier in Sold des Königs ſtehenden Schweizerregimenter unter ihrem Brigadier Stockalper, 3—4000 Mann ſtark, konnte die ganze brauſende Bevölkerung Neapels (400,000 Einwohner und viel zugelaufenes Volk aus den Provinzen) nicht widerſtehn. Die Schweizer überwältigten alle Barrikaden und ſtellten die Ruhe vollſtändig her, wobei ſie nur 27 Todte und 174 Verwundete verloren. Der König ließ die ganze Stadt entwaffnen, hob die Conceſſionen vom April auf, behielt aber die Verfaſſung vom Februar bei und ſtellte den Fürſten Cariati an die Spitze eines neuen Miniſteriums. Auch Pepe wurde zurückgerufen, um gegen Sicilien zu kämpfen, warf ſich aber mit einem kleinen Theil ſeiner Truppen nach Venedig, während der größere heimkehrte. — Der Sieg der Schweizer in Neapel ging noch dem des Fürſten Windiſchgrätz in Prag vorher und zerſtörte den Wahn der Unbeſieglichkeit der italieniſchen Revolution. Die Schweizer Tagſatzung entehrte ſich damals, indem ſie den tapfern Regimentern vorwarf, ſie hätten gegen die Ehre und gegen das Intereſſe der Schweiz gefochten, und ſogar deren Auflöſung befahl. Die Regimenter ließen ſich jedoch nicht auflöſen, ſondern hielten ſich an den Eid, den ſie dem König von Neapel geſchworen hatten, und an die eingegangene Dienſtzeit, die noch nicht abgelaufen ſey.

Unterdeß hielt der alte Radetzki Verona feſt. Da er zu ſchwach war, durfte er keine Schlacht wagen. Es genügte ihm, ſich zu befeſtigen, ſich die Verbindungslinie durch Tirol offen zu halten und die Verſtärkungen abzuwarten, die ihm Nugent zuführen ſollte. Aber er hatte bittere Stunden zu erleben. In Wien ſelbſt war er aufgeopfert, unterhandelte das Miniſterium mit dem Feinde, reizten die

Koſſuthanhänger das Volk zu Verwünſchungen gegen ihn auf, wurden die von ihm über die Alpen geſchickten Geißeln aus Mailand, aus Trient wieder freigelaſſen. Nur mühſam konnte er Lebensmittel beitreiben und die Verſtärkungen kamen nicht, denn es war kein Geld vorhanden, um Rekruten auszurüſten, und die alten Soldaten waren in Böhmen, in Ungarn feſtgehalten oder wurden, wenn ſie nach Italien abmarſchiren ſollten, in den aufgewiegelten Städten nicht fortgelaſſen. General Schönhals, Geſchichtſchreiber des Feldzugs, ſah den alten Feldmarſchall Radetzki oft wankend ſich an einem Stuhl oder Tiſch halten, wenn wieder ſchlimme Nachrichten aus Wien kamen. Aber ſtets ermannte er ſich wieder und traf die beſonnenſten Anſtalten zur Vertheidigung, überall unterſtützt vom Vertrauen und guten Muth ſeiner Soldaten. Ihm zunächſt an Rang und Verdienſt ſtand der Chef ſeines Generalſtabs, Feldmarſchallieutenant v. Heß. Ein Vorpoſtengefecht bei Gaito am 7. April, nach welchem die Oeſterreicher ſich zurückzogen, wurde von den Italienern als ein ungeheurer Sieg bezeichnet. Am 11. ließ Radetzki die italieniſchen Freiſchaaren aus dem verbarrikadirten Städtchen Caſtelnuovo vertreiben, weil ſie die Verproviantirung ſeines Lagers ſtörten. Das gab ein großes Blutbad, denn die Oeſterreicher waren über die frechen Freiſchaaren ſehr erbittert. Dieſe wurden dem Sardenkönig ſelbſt durch ihre Anmaßungen läſtig. Er ſchickte ſie daher, 10,000 Mann ſtark, unter Allemandi durch Judicarien ins ſüdliche Tirol, um Radetzki in den Rücken zu kommen und ſeine Verbindung mit Deutſchland abzuſchneiden. Aber dieſe elenden Haufen wichen am 18. April vor den erſten Schüſſen der Tiroler Schützen zurück. Ganz Tirol ſtand plötzlich in Waffen. Allemandi ſollte die Schuld der Feigheit ſeiner Leute tragen und Karl Albert konnte ihn nur durch einen Verhaftsbefehl vor der Volkswuth retten. Die meiſten Freiſchärler zerſtreuten ſich in ihre Heimath.

Am 16. April hatte Feldzeugmeiſter Nugent durch Latours Anſtrengungen endlich 13,000 Mann am Iſonzo zuſammengebracht, rückte vor und nahm Udine und Belluno (5. Mai) ein, ohne irgend erheblichen Widerſtand zu finden. Ein grober Mißgriff der Italiener, die ſtark genug geweſen wären, Nugents ſchwaches Corps aufzuhalten, wenn mehr Einigkeit unter ihnen geherrſcht hätte. Karl Albert wurde durch das Herabkommen Nugents aus den Bergen aus ſeiner Lethargie geriſſen und vertrieb die Vorhut Radetzki's, welche die kleine Feſtung Peschiera ſchützte, am 30. April bei Paſtrengo. Ein allgemeiner Angriff aber, den er am 6. Mai auf die Vorpoſten bei St. Lucia machte, ſcheiterte nach blutigem Kampfe an dem unerſchütterlichen Muth der Oeſterreicher, die überdies durch ein ſchwieriges Terrain gut gedeckt waren. Dieſem ſchönen Kampfe wohnten die Erzherzoge Albrecht und Franz Joſeph (der jetzige Kaiſer) an, die das alte Oeſterreich da ſuchten, wo es allein noch zu finden war, im Lager. Unterdeß war Nugent erkrankt und mußte den Befehl an den Grafen Thun abgeben, der zwar bei Corunda den Ferrari ſchlug (8. Mai), aber vergebens Vicenza berannte, wo Durando mit den Römern und Venetianern Stand hielt, und endlich am 25. vor Verona mit Radetzki ſich vereinigte.

Hierauf unternahm der alte Feldherr ſchon am 29. einen kühnen Marſch gegen Mantua, um die ſardiniſche Armee, die damals alle ihre Anſtrengungen gegen Peschiera richtete, von der linken Seite her aufzurollen und unterdeß die kleine Feſtung mit Lebensmitteln zu verſehen. Mit einem gewaltigen Stoße zertrümmerte er Laugiers toskaniſche Diviſion bei Curtatone, wo das Bataillon der Piſaner Studenten und ihr Profeſſor, der gelehrte Geologe Pilla, ruhmvollen Tod fanden. Aber am folgenden Tage traf Karl Albert bei Galto ſo gute Dispoſitionen, daß Radetzki nach einem blutigen Kampfe wieder zurückging. Hier wurde Fürſt Felix Schwarzenberg verwundet. Damals erhielt Radetzki vom Kaiſer aus Innspruck Befehl, dem König Karl Albert einen Waffenſtillſtand anzutragen, welchem ſodann ein Friedensſchluß im Sinn Palmerſtons hätte folgen ſollen. Aber Radetzki faßte den großherzigen Entſchluß, nicht zu gehorchen, ſondern den verwundeten Fürſten Felix mit einem Schreiben an den Kaiſer zu ſenden, worin er denſelben dringend bat, den Muth nicht zu verlieren. Fürſt Felix benutzte ſeine Anweſenheit in Innsbruck vortrefflich und ihm nächſt Radetzki verdankt Oeſterreich ſeine Rettung.

Durch die Schlappe bei Gaito wurde die Verproviantirung Peſchieras unmöglich. Der tapfere Commandant, Feldmarſchalllieutenant Rath mußte aus Hunger ſchon am 30. gegen freien Abzug die Feſtung übergeben. Von hier aus konnte Karl Albert den Weg im Rücken Veronas bedrohen, deßhalb beſchloß jetzt Radetzki, Vicenza zu nehmen, das ganze nordöſtliche Italien bis vor die Thore von Venedig zu ſäubern und dann erſt wieder die Sarden anzugreifen. Durando hielt ſich in Vicenza gut, mußte aber capituliren (11. Juni) und durfte frei abziehen. In dieſem Kampf fiel der tapfere Kopal, Oberſt und Liebling der Kaiſerjäger (Tiroler Schützen), deſſen Andenken in ſeinem Horne fortlebt. Unterdeß beſetzte Karl Albert Rivoli auf der Straße nach Verona in Südtirol, aber dieſer Punkt war nicht mehr wichtig, weil die Verbindung Radetzki's mit Wien jetzt auf andern, öſtlicheren Wegen geſichert war.

Damals erſt, als der Sieg Karl Alberts überhaupt ſchon ſehr zweifelhaft geworden war, bequemten ſich die Lombarden, ſeine Unterthanen zu werden. Die Einverleibung der Lombardei in das Königreich Sardinien wurde zu Mailand am 8. Juni beſchloſſen, nicht ohne Lord Minto's Vermittlung.

Ein neues öſterreichiſches Hülfscorps, 12,000 Mann unter Feldmarſchalllieutenant Welden, kam damals über Baſſano und griff in die Operationen Radetzki's ein, indem es Padua und Treviſo nahm und ſogar ein fliegendes Corps unter Fürſt Lichtenſtein nach Ferrara ſchickte, um die dort eingeſchloſſenen Oeſterreicher zu verproviantiren, während Radetzki ſelbſt freie Hand behielt, gegen Karl Albert angriffsweiſe vorzugehen. Der letztere hatte nach Peſchieras Einnahme ſein ganzes Augenmerk auf den Beſitz von Mantua gerichtet und ſeine Truppen gegen dieſe Feſtung in einer zu langen Linie vorgeſchoben. Radetzki wollte ihn nun aufrollen. In der Nacht auf den 23. Juli bei einem ſchrecklichen Gewitter brachen die

Oeſterreicher auf und erſtürmten am Morgen, als die Sonne wieder heiß brannte, die ſo lange gefürchteten Schanzen bei Montebello, Sommacampagna und Cuſtozza, welche der hier zurückgelaſſene ſardiniſche General Sonnaz nach einem kurzen, raſchen Kampfe verlor. Nun zog aber Radetzki über jene Höhen hinaus gegen den Mincio und ließ die Höhen ſelbſt nur von der Brigade Simbſchen beſetzt, die am folgenden Tage durch die große Uebermacht des von Mantua umkehrenden Sardenkönigs erdrückt und mit ſchwerem Verluſt herabgeworfen wurde. Am 25., einem überaus heißen Tage, an dem der Thermometer 28—30 Grade zeigte, griffen beide Heere zugleich einander an. Karl Albert von Villafranca aus in nordweſtlicher Richtung, indem er glaubte, die Oeſterreicher ſtünden dort, und um mit Sonnaz, der nach Peſchiera zurückgezogen war, zuſammenzuwirken; Radetzki aber von Valeggio aus, viel weiter ſüdlich, als Karl Albert ihn vermuthet hatte. Bei Cuſtozza ſtießen ſie zuſammen. Die Oeſterreicher mußten die Höhen zum zweitenmal, dieſesmal von der entgegengeſetzten Seite, erſtürmen und thaten es mit unwiderſtehlicher Tapferkeit, obgleich viele von ihnen nicht von Kugeln, ſondern vom Sonnenſtich todt niederſanken. Gleichzeitig war General Haynau mit der öſterreichiſchen Reſerve von Verona ausgerückt und griff den Feind bei Sommacampagna von hinten an. Von hier bis Valeggio wüthete die Schlacht in langer Linie den ganzen heißen Tag hindurch. Die Sarden kämpften mit verzweifelter Tapferkeit, am längſten der zweite Sohn des Königs, Ferdinand, Herzog von Genua, auf dem Monte Goblo, bis auch er gegen Abend weichen mußte. Sonnaz, der hätte helfen ſollen, griff erſt am Abend des nächſten Tages die Vorhut der Oeſterreicher bei Volta an. Karl Albert ſuchte hier noch einmal Stand zu halten, mußte aber am Morgen des 27. auch dieſe letzte Aufſtellung nach mörderiſchem Kampfe verlaſſen und ſeine Niederlage war vollſtändig.

Der von Müdigkeit und Kummer unendlich leidende König wünſchte einen Waffenſtillſtand, aber Radetzki ſchlug ihn aus, um den beſiegten Feind nicht mehr zu Athem kommen zu laſſen. Der engliſche Geſandte in Turin, Lord Abercrombie, fand ſich bei Radetzki ein, um zu unterhandeln, und wurde zur Tafel gezogen, auf der es nichts als hartes Rindfleiſch mit Reiß gab. Unterhandeln aber wollte der alte Feldmarſchall erſt in Mailand. Dahin floh Karl Albert, nachdem er nicht mehr gewagt, Cremona zu behaupten, und erſt vor den Thoren der lombardiſchen Hauptſtadt nahm er noch einmal den Kampf auf, am 5. Auguſt. Aber auch hier erlitt er eine Niederlage und brachte eine ſchreckliche Nacht in der Stadt zu, umheult vom Pöbel, der ihn Verräther nannte und tödten wollte. Seine Truppen mußten ihn mit Gewalt befreien. Aus Angſt vor dem Pöbel gingen der Erzbiſchof und der Podeſta von Mailand zu Radetzki hinaus und baten ihn, bald einzurücken. Der alte Herr hatte unterdeß auch dem König freien Abzug bewilligt und zog an der Spitze ſeines herrlichen Heeres am 6. in ſtillem Triumph in Mailand wieder ein. Drei Tage ſpäter unterzeichnete er einen Waffenſtillſtand, in welchem er dem König von Sardinien großmüthig den Beſitz ſeiner Grenzen ſicherte, ohne in dieſelben einzufallen. Dagegen lieferte Karl Albert Peſchiera aus und zog ſeine Truppen aus Venedig zurück. Hier war er eben nach vielen Intriguen durch eine Stimmenmehrheit am 4. Juli zum König ausgerufen worden, als die Nachricht von ſeinem Unglück die Gemüther ſchnell wieder umſtimmte und ſchon am 10. Manin die Republik wiederherſtellte. Den letzten Kampf in der Lombardei beſtanden die Oeſterreicher gegen Garibaldi bei Morazzone, von wo derſelbe in die Schweiz flüchtete. Die ganze Lombardei war wiedererobert und wurde von Radetzki mit der äußerſten Milde behandelt. Statt Confiſcationen zu erheben, erſetzte er den Geldmangel der Armee nur durch neues Papiergeld. Aus denſelben diplomatiſchen Gründen, aus denen Oeſterreich die ſardiniſche Grenze ſchonte, duldete es damals auch noch den radicalen Unfug in Mittelitalien und beſchränkte ſich einzig auf Wiedergewinn deſſen, was ihm gehörte. Radetzki ließ Venedig von der Landſeite cerniren und begann die mühſame Belagerung dieſer ſchönen Inſelſtadt. Fürſt Lichtenſtein brachte Verſtärkungen und Munition nach Ferrara, ging aber dann wieder zurück.

Der glorreiche Sieg von Custozza wurde mit gutem Grunde von allen denen verwünſcht, die ein einiges und freies Italien neben einem einigen und freien Deutſchland gewollt hatten. Doch hätten ſie ihre Unfähigkeit, zu dieſem Doppelziele zu gelangen, in Anſchlag bringen ſollen. Die ſittliche Kraft war nicht in den Clubs und Freiſchaaren, ſondern im Lager Radetzki's. Gegen die Treuloſigkeit des Sarden und die Prahlerei des Lombarden wehrte ſich der kaiſerliche Soldat mit ehrlicher Treue und altgewohnter Tapferkeit. Er hätte das gethan und der Ruhm wäre ihm geblieben, auch wenn er den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat dadurch nicht hätte retten können. Aber er rettete ihn und Radetzki wurde Oeſterreichs guter Genius, wie Koſſuth der böſe.

Radetzki's Sieg führte unmittelbar zu einer Annäherung Lord Palmerſtons an den ruſſiſchen Kaiſer unter Vermittlung des ruſſiſchen Geſandten in London, Baron Brunnows. Palmerſton ergrimmte, daß Radetzki ſeinen italieniſchen Plan durchkreuzt hatte, fand Frankreich keineswegs gewillt, ſich gegen Oeſterreich hetzen zu laſſen, ergriff daher gern die dargebotene Hand Rußlands. Von dieſer Zeit an nahm er mehr Partei für die Dänen gegen das deutſche Intereſſe in Holſtein und Schleswig, und geſtattete den Ruſſen auch, was ihnen in den Donaufürſtenthümern zu thun beliebte. Auch hier nämlich tief unten an den Donaumündungen hatte die Februarrevolution die Geiſter entzündet. Gegen den Hoſpodar der Moldau, Fürſt Sturdza, der ſeine Würde in Conſtantinopel und Petersburg erkauft hatte und unter ruſſiſchem Schutz die ſchnödeſte Tyrannei übte, erhoben ſich 60 Bojaren in Jaſſy und verlangten Reformen, aber er ließ ſie in Ketten legen und auf's grauſamſte mißhandeln, am 10. April. Auch in der Wallachei wurden Reformen verlangt. Am 8. Juli rückten ruſſiſche Truppen in Jaſſy ein; ein Circular vom 31. rechtfertigte dieſe Maßregel und enthielt die merkwürdige Aeußerung: „die Integrität der Türkei zu erhalten ſey Grundbedingung, wenn der europäiſche Frieden überhaupt erhalten werden ſollte, und nur um die durch die Revolution mißkannte Autorität der hohen Pforte in den Donaufürſtenthümern herzuſtellen, werde Rußland das Nöthige vorkehren.“ Hierauf rückten von Süden her auch türkiſche Truppen unter Suleiman Paſcha in die Wallachei ein. Dieſer war mit den Reformen in Buchareſt einverſtanden und ſchützte ſie, wurde aber bald durch Fuad Effendi erſetzt, der ſich mit dem ruſſiſchen General Duhamel zur grauſamen Unterdrückung derſelben vereinigte. Ein anderer ruſſiſcher General, v. Gerſtenzweig, erſchoß ſich damals.

Gegen die Revolutionen des Weſtens erließ Kaiſer Nicolaus am 28. März ein Manifeſt voll Stolz und Zuverſicht, worin er verkündete, er werde zwar innerhalb der Grenzen ſeines Reichs bleiben und nicht angriffsweiſe verfahren, ſtehe aber gerüſtet, um jeden Angriff zurückzuſchlagen.

Neuntes Buch.

Das deutſche Parlament.

Die Wahlen zur deutſchen Nationalverſammlung wurden in allen Bundesſtaaten von den Regierungen ſelbſt vollzogen und fielen nur in Böhmen mangelhaft aus. Man hegte von der erſtmaligen Wiederkehr eines deutſchen Reichstages die größten Erwartungen, eine ſchöne rein nationale Begeiſterung herrſchte faſt überall bei den Wählern und Gewählten vor und die Parteizwecke und Particularintereſſen waren mehr in den Hintergrund gedrängt. In jenen ſchönen Frühlingstagen des April wehte es wie kaiſerliche Luft durch die weiten deutſchen Gaue. Die großen Ideen des Kaiſerthums, uralte Erinnerungen von der Herrlichkeit deutſcher Nation bewegten die Geiſter und ſtimmten wunderbar feierlich, als ob der alte Barbaroſſa, der im Kyffhäuſer am Steintiſch ſchläft, eben erwachen wollte und die unſichtbaren Thore des Berges ſchon aufgingen.

In dieſer Stimmung offenbarte ſich eine Macht, die nicht verjährt, die nie erſtirbt, das innerlichſte Kraftgefühl des deutſchen Volks, ſein beſſeres Gewiſſen. In derſelben Stimmung hatte uns das Jahr 1813 gefunden und damals war ſie von Preußen ausgegangen. Diesmal aber ging ſie von den vormaligen Rheinbundſtaaten aus, zum ſchönen Beweis, wie wenig hier, trotz aller fremden Schule und Kunſt, der natürliche Sinn der Nation ſich hat beirren laſſen, und zum Pfande, daß ein ſo mächtiges Gefühl nie und in keinem Theile der Nation untergehen kann, ſondern immer und immer wiederkehren muß und wird. Dieſer Troſt bleibt, wenn auch die Erwartungen von 1848, wie die von 1813, getäuſcht haben.

Wenn die deutſche Nation 1848 etwas weniger Großes gewollt hätte, würde ſie vielleicht zu ihrem Zweck gekommen ſeyn. Aber es ziemte ihr, nur das Größte zu wollen. Sie hat ſich dieſes hohen Willens auch nicht zu ſchämen, obgleich es ihr mit ihren damaligen Mitteln nicht gelang, ihn zu vollziehen. Die Einheit des Reiches unter einem mächtigen Kaiſer war das, was die ungeheure Mehrheit der Deutſchen wollte, was ſie immer wieder wollen wird, ſo lange es Deutſche gibt.

Wenn die gemäßigte Mehrheit der Nationalverſammlung und des ganzen Volks damals die Macht der bloßen Begeiſterung überſchätzte, in einem tugendhaften Edelmuth ſich nicht an die auf Umſturz der Throne hinwirkende Partei Heckers anſchloß, ſondern vielmehr die Throne ſchützte und erhielt und in die Fürſten das ſchöne Vertrauen ſetzte, ſie würden der deutſchen Einheit ihre Souverainetätsrechte freiwillig zum Opfer bringen, die Begeiſterung des Volks theilen oder wenigſtens derſelben nachgeben müſſen, ſo kann man dieſe Mäßigung unvorſichtig, unpolitiſch nennen, aber ſie war ein Characterzug, welcher der Nation zur Ehre gereicht. Sie gönnte den Fürſten die ehrliche Probe, ſie war billig, großmüthig, ohne Haß, ſie appellirte nicht an die Gewalt, nur an das Recht und die Vernunft.

An dieſen noblen Grundzügen wollen wir feſthalten und ſie nicht vergeſſen, wenn auch das, was in der Nationalverſammlung geſchehen iſt, oft zu ſchmerzlichem Bedauern und bitterem Tadel Anlaß gibt.

Am 18. Mai wurde die Verſammlung, die man abwechſelnd Nationalverſammlung, Reichstag und Parlament nannte, in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. vom Alterspräſidenten Lang eröffnet. Sie zählte damals ſchon über 300 Mitglieder, die ſich ſpäter auf über 500 ergänzten. Die Mehrheit gehörte den Conſtitutionellen, nur eine Minderheit war demokratiſch. Der Particularismus einer öſterreichiſchen und preußiſchen Partei herrſchte damals noch nicht vor. In confeſſioneller Beziehung bemerkte man eine energievolle katholiſche Partei, während die proteſtantiſche Kirche als ſolche gar nicht und nur der Unglaube in ihr ſehr ſtark vertreten war. Müller, Biſchof von Münſter, wünſchte, die Verſammlung möchte durch ein Gebet eröffnet werden, und ſagte: „wenn der Herr nicht das Haus baut, bauen die Werkleute umſonſt.“ Aber die Verſammlung wollte nichts davon wiſſen und Raveaux rief verachtend aus: aide toi et le ciel t'aidera. Zum Präſidenten wurde Heinrich von Gagern gewählt, der damals vorzugsweiſe „der Edle“ hieß und deſſen Wahl auch die Herrſchaft ſeines Princips innerhalb der Verſammlung unzweifelhaft machte.

Man blieb bei dem Beſchluß des Vorparlaments ſtehen, nach welchem das Vereinbarungsprincip ausgeſchloſſen wurde und die Verſammlung allein die deutſche Verfaſſung machen ſollte, ohne irgend eine Einmiſchung oder Widerrede von Seiten der Fürſten. Dazu hatte man guten Grund. Einmal vereinfachte man das Geſchäft ſehr, indem man die Einſprachen von dreißig Regierungen und die Ausgleichung mit jeder einzelnen von vorn herein abwies; ſodann hoffte man, vor der allgemeinen Begeiſterung und vor der Macht desjenigen Fürſten, dem man die Würde des Reichsoberhaupts oder Kaiſers zudachte, werde jeder Widerſpruch von ſelbſt verſtummen. Damit hing eine andre Maßregel aufs genauſte zuſammen. Die Verſammlung beſchloß nämlich auf Raveaux' Antrag am 23. Mai, es ſollen gleichzeitig neben dem allgemeinen deutſchen

Parlament in Frankfurt auch noch die Landesverſammlungen der Einzelſtaaten in Wien, Berlin, München ꝛc. tagen dürfen. Man ſetzte nämlich voraus, die Landesverſammlungen würden, von nationaler Begeiſterung durchdrungen, dem etwaigen Particularintereſſe der Sonderregierungen entgegenwirken. Man fürchtete, die Macht der Fürſten könne in den deutſchen Hauptſtädten, wenn ſie nicht durch Landesverſammlungen controlirt würde, wieder zu ſehr anwachſen und eine der Einheitsfrage gefährliche Stellung einnehmen. Raveaux' Antrag ging durch, nachdem er vergebens von Robert Blum bekämpft worden war, deſſen Scharfblick es nicht entging, daß die Landesverſammlungen bald mit Frankfurt rivaliſiren und das Sonderintereſſe, gegen welches ſie wachen ſollten, ſelbſt befördern würden. Die Frankfurter Verſammlung decretirte zwar, alle Beſtimmungen der Einzelverfaſſungen, die mit der künftigen Reichsverfaſſung nicht übeinſtimmten, ſollten ungültig ſeyn; aber was die Zukunft desfalls bringen würde, wußte Niemand.

Am 25. Mai überbrachten Pazmandy und Skaley der Verſammlung eine Begrüßung des neuen ſelbſtändigen ungariſchen Reichs, die mit lautem Bravo entgegengenommen wurde. Koſſuth bezweckte, durch und mit Frankfurt gegen Wien zu operiren und alle die Deutſchen, welche von der noch nicht ganz gebrochenen Macht Oeſterreichs eine Störung des deutſchen Einheitswerkes beſorgten, auf ſeine Seite zu ziehen. Man hätte zurückhaltender gegen Koſſuth ſeyn, man hätte in Frankfurt alles in Bewegung ſetzen ſollen, um die Waffen des deutſchen Oeſterreich in Italien, Böhmen und Ungarn zu unterſtützen. Was man im Namen des deutſchen Reichs anzuordnen und auszuführen verſäumte, that nachher Oeſterreich aus eigener Kraft und im eignen Namen nicht zum Nutzen der Frankfurter Einheitsbeſtrebungen. Die Paulskirche wiederhallte damals zum öftern von den antinationalſten Reden. Arnold Ruge, Nauwerk und Genoſſen fluchten Windiſchgrätz und Radetzki, ſegneten Koſſuth, Mazzini, den Slavencongreß und gaben alle Grenzen Deutſchlands Preis. Am würdigſten trat ihnen Radowitz entgegen. Das Parlament beſchloß am 31. Mai die Anerkennung der nationalen Rechte aller Nichtdeutſchen im deutſchen Bunde, ohne ſie jedoch von der Bundespflicht zu entbinden.

In dieſen Tagen erlaubte ſich der von Demokraten gehetzte Pöbel in Mainz die frechſten Inſulten gegen das in dieſer Bundesfeſtung garniſonirte preußiſche Militär, die Soldaten wehrten ſich und es lief nicht ohne Blutvergießen ab. Nun nahm ſich der Demokrat Zitz im Parlament des Pöbels an und verlangte Entfernung des Militärs. Das Parlament ließ ſich wirklich hinreißen, eine Unterſuchungscommiſſion nach Mainz zu ſchicken, die am 26. Mai Bericht erſtattete, lenkte aber dann wieder ein und wies die Zumuthung der Demokraten, als ein regierender Convent zu handeln, entſchieden zurück. Von dieſem Augenblick an hofften die Demokraten nichts mehr vom Parlament und ſuchten ſein Anſehen ſyſtematiſch zu untergraben. Dies geſchah, indem ſie fort und fort Volksverſammlungen hielten, kleine Tumulte erregten, die Preßfreiheit zu den ſchändlichſten Schmähungen mißbrauchten und in der Paulskirche ſelbſt die Gallerieen beſetzten und von hier aus durch greulichen Lärm die Abgeordneten ſelbſt tyranniſirten, die Furchtſamen einſchüchterten, die Kühnen überſchrieen und übertobten.*) Daß ſich die Mehrheit und ſonderlich der Präſident dieſen Unfug ſo lange und in dieſem Uebermaß gefallen ließ, war eine unverzeihliche Schwäche. Je weniger phyſiſche Macht in der Verſammlung war, deſto mehr mußte ſie die moraliſche bewahren.

Die Demokraten ſtanden immer noch in Verbindung mit Hecker, „dem Einſiedler von Muttenz" in der Schweiz, und ſannen auf neue Freiſchaarenzüge. Sie ſtießen auf einer Volksverſammlung zu Hochheim am 11. Juni fürchterliche Drohungen gegen die Mehrheit im Parlamente aus. Sie waren ſo frech, unter dem Vorſitz von

---

*) Der Abgeordnete Rösler von Oels in Schleſien hieß der Reichscanarienvogel, weil er ganz in Nanking gekleidet war. Dieſe auffallende Farbe aber hatte er gewählt, um ſich den Gallerien beſſer kenntlich zu machen, indem er den beſtellten und bezahlten Schreiern Zeichen gab.

Fröbel in Frankfurt ſelbſt am 17. einen großen demokratiſchen Congreß von 2—300 Mitgliedern als eine Art von Gegenparlament oder Vorconvent zu eröffnen, aber ſo unpractiſch, Frauen darin mitſprechen zu laſſen, was die ganze Sache wieder lächerlich machte. Katzenmuſiken, die ſie ſelbſt dem edeln Gagern zu bringen verſuchten, wurden unterdrückt. Gleichzeitig dauerte die demokratiſche Soldatenverführung fort. Aus Heilbronn mußte ein württembergiſches Infanterieregiment deßhalb entfernt werden und beging noch ſpäter in Ludwigsburg am 17. Juni Exceſſe. In Ulm erſchoß ſich der Feſtungsgouverneur Graf Lippe aus Unmuth über den ſchlechten Geiſt der Truppen, am 22. Arge Wühlerei war damals im Altenburgiſchen,*) wo ein Advocat Erbe ſich beinah ſchon zum Dictator aufwarf, bis königlich ſächſiſche Truppen einrückten. Der nicht üble Gedanke, die kleinen thüringenſchen Herzogthümer zu vereinigen, kam nicht zur Ausführung. In Darmſtadt ſtarb Großherzog Ludwig II. am 16. Juni und folgte ihm ſein Sohn Ludwig III. Wie alles damals exaltirt war, bewies der Studentencongreß auf der Wartburg am 12. Juni, wo die jungen Leute beſchloſſen, die Univerſitäten ſollten künftig nur unter der deutſchen Centralgewalt ſtehen, unabhängig vom Einzelſtaat, die Profeſſoren ſollten von den Studenten ſelbſt gewählt werden ꝛc. Die Fortſetzung lieferte ein allgemeiner deutſcher Profeſſorencongreß zu Jena (erſt im September), wo gleichfalls die ausgedehnteſte Lehrfreiheit die Parole war.

Im Parlament wurde unterdeß die ſchleswigſche Frage vorgenommen, wobei Heckſcher eine glänzende Rede hielt, die ihn in den Ruf eines großen Staatsmanns brachte, als ob reden und handeln oder auch nur behaupten und beweiſen eins wäre. Durch den Beſchluß am 14. Juni, einſtweilen aus Bundesmitteln 6 Millionen Thaler zur Herſtellung einer deutſchen Flotte zu beſtimmen, wollte man den Dänen Ernſt zeigen. Zugleich wurde durch ganz Deutſchland für die Flotte ſubſcribirt, aber die Sammlungen blieben unzulänglich. Einige Redner im deutſchen Parlament behandelten die Frage wirklich ſtaatsmänniſch, ſo General v. Radowitz, der ſcharf unterſchied, daß Deutſchland nur an Holſtein, aber nicht an Schleswig ein Recht habe, und v. Raumer, der darauf hinwies, wie viel man der bisherigen Geduld Dänemarks und der Großmächte, als Garanten der däniſchen Rechte, ſchulde, und wie unklug es ſeyn würde, noch mehr zu verlangen, als wozu man berechtigt ſey. Raumer theilte mit, daß Lord Palmerſton dem König von Dänemark gerathen habe, die Einverleibung der Herzogthümer in das Königreich Dänemark zurückzunehmen, ja ſogar die Einverleibung Schleswigs in den deutſchen Bund zuzugeben und einzig der däniſchen Bevölkerung in Schleswig die Trennung von der deutſchen freizuſtellen. Hätte man, als Palmerſton noch in dieſer Stimmung war, ſeine Vermittlung mit beiden Händen ergriffen, ſo wäre der Gewinn auf Seite Deutſchlands geweſen. Da man aber zu viel wollte, nahm Palmerſton ſeinen Vorſchlag zurück und verſtändigte ſich mit Rußland zu Gunſten Dänemarks.

---

*) In Folge der furchtbaren Gemüthsbewegungen, welche die Herzogin Amalie von Altenburg in dieſen Sturmtagen erlitten, verſchied ſie am 28. November und zwei Tage darauf legte ihr tief trauernder Gemahl Joſeph die Regierung nieder, die ſein Bruder Georg übernahm.

Im kleinen Herzogthum Lauenburg, das wie Holſtein durch Perſonalunion mit Dänemark verbunden iſt, proteſtirte die Bevölkerung gegen das eigenmächtige Verfahren in Schleswig und ließ ſich von Frankfurt aus durch Welker, der als Bundescommiſſär in ihrer Mitte erſchien, lieber maßregeln, als daß ſie dem König von Dänemark ihre Treue gebrochen hätte

Am 17. Juni erklärte das Parlament jedes ſeiner Mitglieder für unverletzlich.

Sofern das Parlament ſelbſt die Executivgewalt nicht übernommen hatte und kein regierender Convent ſeyn wollte, aber auch der alte Bundestag im höchſten Grade unpopulär und das neue verfaſſungsmäßige Reichsoberhaupt noch ſo wenig, wie die Reichsverfaſſung ſelbſt, exiſtirte, tagte man lange und eifrig über eine proviſoriſche Executive. Die Beſonnenen brachten die Vereinbarung wieder vor und namentlich von Radowitz, Welcker und Philipps riethen dringend, die Verſammlung möge mit den Fürſten Hand in Hand gehen, da ſie ohne ſie und wider ſie entweder nichts ausrichten oder in den Abgrund der Anarchie werde geriſſen werden. Die Demokraten wollten aber eben das letztere, gefielen ſich in maßloſen Anklagen und Beſchimpfungen der bisherigen Regierungen und verlangten eine Republik. Inzwiſchen wurden im Stillen Unterhandlungen gepflogen und in Folge deſſen ſchlug Gagern einen proviſoriſchen Reichsverweſer vor. Er that, wie er ſelber ſagte, einen „kühnen Griff“, indem er der Nationalverſammlung rieth, denſelben allein, ohne Anfrage bei den Fürſten, zu wählen, und zugleich den Erzherzog Johann als den paſſendſten Candidaten für die gedachte Würde bezeichnete. Das ſollte ein Vorkaiſer ſeyn, dem künftigen Kaiſer vortretend, wie das Vorparlament dem Parlament. In ſeiner Wahl wiederholte ſich, was bei der Wahl Ludwig Philipps im Jahr 1830 vorgekommen war. Der Erzherzog wurde gewählt, weil er und obgleich er ein Erzherzog war. Er war damals durch den Trinkſpruch, den man ihm angedichtet hatte (S. 75), ſehr populär geworden, konnte alſo die Menge befriedigen, während er auf der andern Seite auch den Fürſten genehm war, die ihn als ihren Delegirten anſahen und keine Uſurpation von ihm zu beſorgen hatten.

Die Wahl des Erzherzogs ging aus einem Compromiß zwiſchen der conſtitutionellen Mehrheit in der Nationalverſammlung und den Fürſten hervor und hatte lediglich den Zweck für beide, Zeit zu gewinnen. Die conſtitutionelle Mehrheit, der ganze mächtige Anhang Gagerns und Dahlmanns, brauchte Zeit, um die künſtliche Erhitzung gegen Preußen abzukühlen. Sie hatte von Anfang an nichts andres im Sinne, als den König von Preußen zum Oberhaupt des deutſchen Reichs zu machen, was bei der damaligen Noth und Niederlage Oeſterreichs auch das allein Natürliche war. Sie wagte es aber noch nicht, mit ihrem Plan hervorzutreten, weil ſie ein wenig ſpäter leichter zum Ziele zu gelangen hoffte und dem König und ſich ſelbſt alle die Gehäſſigkeiten erſparen wollte, die eine Discuſſion über das preußiſche Erbkaiſerthum jetzt ſchon herbeigeführt haben würde. Sank Oeſterreich, wie man damals noch glauben konnte, immer tiefer in Schwäche und erfocht dagegen Preußen Lorbeern gegen die Dänen, ſo mußte ſich alles von ſelbſt in die preußiſche Hegemonie fügen. Die preußiſche Regierung hatte inſofern gegen das Proviſorium nichts einzuwenden und auch nicht gegen die Perſon des Erzherzogs, der im Gegentheil ganz geeignet ſchien, die etwaige Oppoſition der Oeſterreicher, Bayern und Katholiken einſtweilen zu beruhigen. Gerade die Vertrauten der preußiſchen Regierung, General v. Radowitz, der beredte v. Vincke ꝛc. ſprachen in der Nationalverſammlung für die Wahl des Erherzogs, und Gagern erklärte, die Verſammlung werde den Regierungen eine Verlegenheit erſparen, wenn ſie ſelbſt die Wahl vornehme, d. h. die Regierungen ſeyen ſchon damit einverſtanden. Das beſtätigte ſich auch, denn als die Verſammlung am 29. Juni den Erzherzog mit 436 Stimmen zum Reichsverweſer wählte, lief ſchon am folgenden Tage ein Glückwunſch des Bundestages ein und Robert Blum deckte das Geheimniß auf, daß der Bundestag ſchon vor dem Wahlact im Parlament die Wahl des Erzherzogs gutgeheißen habe.

Die Demokraten waren voll Ingrimm und verfehlten nicht, den Plan dadurch zu durchkreuzen, daß ſie ſich in Schmähungen gegen Preußen überboten. Je mehr die Gagern'ſche Partei bemüht war, nicht von Preußen zu reden, um ſo gefliſſentlicher zerrten die Demokraten den Namen und die Ehre Preußens im Schmutz ihrer Discuſſionen herum. Seitdem ſie wußten, was die Mehrheit im Sinne hatte, wühlten ſie alle Vorurtheile der Süddeutſchen gegen die Norddeutſchen hervor und häuften Verläumdungen und Beleidigungen gegen Preußen, um den Zorn deſſelben zu reizen und die gegenſeitige Erbitterung zu ſteigern, damit es unmöglich werde, alle Deutſchen unter dem preußiſchen Helm zu vereinigen. In der Bundesfeſtung Mainz wurde das preußiſche Militär auf alle Art beſchimpft und geneckt, während man dem öſterreichiſchen ſchmeichelte. In der Nationalverſammlung ſelbſt wurde die Ehre der preußiſchen Armee ſo angegriffen, daß der junge Fürſt Lichnowski im edeln Zorn aufbrauſte und den Demokraten ſeine tiefſte Verachtung ins Geſicht ſchleuderte. Als der Abgeordnete Braun von Cöslin ehrlich vorſchlug, man ſolle den König von Preußen ſogleich zum Reichsoberhaupt wählen, weil ja doch kein Fürſt da ſey, der vermöge ſeiner Macht und ſeiner ganzen Stellung dazu tauge, wurde er mit Hohngelächter zurückgewieſen. Niemand in der Paulskirche unterſtützte ſeinen Antrag und die Mehrheit, die doch ihre ganze Hoffnung auf den König ſetzte, glaubte damals ihn verleugnen zu müſſen. Eine Klugheit, die ſich erklären, aber nicht entſchuldigen ließ.

Der Reichsverweſer wurde nur proviſoriſch bis zur Wahl des definitiven Reichsoberhauptes ernannt. Er erbte die Funktionen des Bundestages, welcher als ſolcher aufhörte. Allein ſchon bei ſeiner Wahl war vorausgeſetzt, daß er das Intereſſe aller Einzelregierungen der Nationalverſammlung gegenüber wahren, keineswegs als Dictator durch alle ihre Rechte hindurchfahren werde. Er ſelbſt ſollte unverantwortlich ſeyn, aber ein der Nationalverſammlung verantwortliches Miniſterium ernennen. Eine Deputation begab ſich zu ihm nach Wien und empfing ſeine Zuſtimmung, er wollte bald nach Frankfurt kommen. Niemand proteſtirte gegen ſeine Ernennung, als der König von Hannover, gegen den ſich deshalb ein ſolcher Sturm im Parlament erhob, daß ſchon die Rede davon war, ſein Land als verwirktes Lehen zu Handen des Reichs zu nehmen. Er ließ ſich inzwiſchen bald belehren, daß der Erzherzog eher beſtellt ſey, ihm ſeine Krone zu ſchützen, als zu rauben. Am 11. Juli hielt der Erzherzog ſeinen Triumpheinzug in Frankfurt und am folgenden Tage der Bundestag ſeine letzte Sitzung, indem er ſeine Gewalt dem neuen Reichsverweſer übertrug. Johann benahm ſich höchſt beſcheiden und einfach, ernannte einſtweilen den gewandten öſterreichiſchen Abgeordneten von Schmerling zum Miniſter des Aeußern, den preußiſchen General von Peucker zum

Kriegs- und den Hamburger Juden Heckſcher zum Juſtizminiſter, um es Oeſterreich, Preußen und auch den ſchleswigbegeiſterten Mittelſtaaten recht zu machen, und reiſte auf kurze Zeit wieder nach Wien zurück, um den dortigen Reichstag zu eröffnen und dann raſch für immer nach Frankfurt zu kommen. So verlangte damals alles nach ihm. Und doch war er hier wie dort nur eine Figur, ein Mittel zum Zweck Anderer.

In der Zwiſchenzeit begann das Parlament Verhandlungen über die deutſchen Grundrechte, die der künftigen Reichsverfaſſung zu Grunde gelegt und eine **magna charta** für die Nation werden ſollten. Damit wurden die Schleußen für einen unendlichen Strom von doctrinären Reden aufgezogen. Unterweilen debattirte man auch über Polen, Böhmen, Italien ꝛc. ganz unnütz, weil man es doch nur Preußen und Oeſterreich überließ, desfalls zu handeln, wie ſie eben wollten und konnten. In Betreff Limburgs wurde beſchloſſen, dieſes deutſche Land habe an der holländiſchen Staatsſchuld nicht mitzutragen, aber die holländiſche Regierung drückte ihre Verachtung der deutſchen Nationalverſammlung dadurch aus, daß ſie die deutſchen Fahnen in Limburg abreißen ließ, was Niemand verhinderte. Auch in Dänemark wurde der deutſche Reichsverweſer ignorirt und nur mit Preußen unterhandelt. In England empfing man zwar den Oeſterreicher von Andrian als deutſchen Reichsgeſandten, aber nur in officiöſer Weiſe. In Frankreich wurde der Berliner Geſchichtſchreiber v. Raumer in gleicher Eigenſchaft von Cavaignac wochenlang gar nicht empfangen. Das Ausland ſah, auf wie ſchwachen Füßen die deutſche Centralgewalt ſtehe, und behandelte ſie mit Geringſchätzung. Die Reclamation Badens in Bezug auf den Freiſchaarenzug Heckers wurde von der Schweizer Tagſatzung verächtlich abgewieſen.

Die ganze Schwäche der neuen Reichsgewalt offenbarte ſich am 6. Auguſt, an welchem Tage ſämmtliche Truppen des deutſchen Bundes dem Reichsverweſer als ihrem Kriegsherrn huldigen ſollten. Es geſchah nur in den kleinen Staaten unbedingt, in Bayern bedingt, in Oeſterreich (die Stadt Wien ausgenommen) und in Preußen gar nicht. Der König von Preußen erließ übrigens am 29. Juli einen Armeebefehl, worin er ſagte: „da, wo preußiſche Truppen für die deutſche Sache einzutreten und nach meinem Befehl Sr. Kaiſerlichen Hoheit, dem Erzherzog Reichsverweſer ſich unterzuordnen haben.“ Welche Unnatur, in die ſchwache Hand des Erzherzogs die Zügel von dreißig deutſchen Regierungen zu legen, um ſie nach einem Ziele hin zu lenken! In einem Manifeſt vom 30. Auguſt erklärte der Erzherzog, er wolle ſich, „ſo weit thunlich“, mit den Landesregierungen ins Einvernehmen ſetzen und zähle vertrauensvoll auf ihre Mitwirkung. Wenn ſie aber nicht wollten, wer konnte ſie zwingen? Die Macht, die Militärgewalt war allein bei ihnen. In Frankfurt ſaß nur ein ohnmächtiger Greis unter fünfhundert eben ſo wehrloſen Rednern, die leider ſelbſt alles Mögliche thaten, um die einzige Macht, die ihnen inwohnte, die moraliſche, ſo bald und ſo vollſtändig als möglich zu vernichten.

Unterdeß war in Berlin am 22. Mai die conſtituirende Verſammlung für Preußen eröffnet worden, eine Geſellſchaft, die ſich an Charakter und Talent nicht entfernt mit dem Frankfurter Parlament meſſen konnte und für die „Metropole der Intelligenz“ ein arges Dementi war. Ihr Alterspräſident, Schön von Königsberg, konnte hier nur ſeinen Ruhm einbüßen. Die Verſammlung ſtand von Anfang an unter dem geheimen und offnen Terrorismus der demokratiſchen Vereine und des Pöbels. Die Conſtitutionellen, Milde von Breslau an der Spitze, hatten keine Energie und lavirten. Das große Wort führten die demokratiſchen Schreier Waldeck, Graf Reichenbach, Eſter. Auch Uhlich ließ hier ſein Licht leuchten. Miniſterpräſident Camphauſen hatte den Prinzen von Preußen bewogen, in einem Schreiben ſeine conſtitutionelle Geſinnung zu bekennen, worauf der Prinz zurückkehrte und einen Augenblick in der Verſammlung erſchien, in der ihn nur Mißtrauen empfing. Dieſe Behandlung des Thronfolgers war eben ſo unklug, als gemein. Die Truppen hielten ſich immer noch fern, die

Nationalgarde unter General Aſchof ließ ſich vom Pöbel einſchüchtern. Arbeiter beherrſchten die Straßen und machten ſchon am 31. Mai einen Verſuch auf das Zeughaus. Als am 8. Juni ein Antrag von Behrens, wonach die Verſammlung erklären ſollte, die Kämpfer des 18. März hätten ſich um das Vaterland verdient gemacht, nicht allgemeine Zuſtimmung fand, wurden beim Nachhauſegehen Miniſter Arnim und Hofprediger Sydow vom Pöbel mißhandelt, der letztere zum üblen Dank für ſeine Leichenrede auf die Märzheroen. Zwei Tage ſpäter wurde dem franzöſiſchen Geſandten Arago ein Ständchen gebracht und vive la république durch die Straßen gebrüllt. Am 15. endlich ſtürmte der Pöbel das ſchöne und berühmte Berliner Zeughaus und raubte alle Waffen. Dabei wurde die rothe Fahne entfaltet. Die Verſammlung, weit entfernt, die Regierung zu unterſtützen, benutzte die allgemeine Aufregung nur, um den königlichen Verfaſſungsentwurf zu beſeitigen und die neue Verfaſſung in mehr demokratiſchem Sinne ſelbſt zu entwerfen. Da dankte Camphauſen ab, am 20. Juni, und Hanſemann bildete ein neues Miniſterium, in welches von Auerswald, Milde, Rodbertus und von Schreckenſtein eintraten.

Damals hätten Uhlich und Wislicenus gern auch die wilde Aufregung benützt, um die Kirche zu zerſtören. Sie hielten am 25. Juni eine große Volksverſammlung zu Merſeburg, wo auch der Jude Julius figurirte, und eine noch größere am 2. Juli zu Magdeburg, wo ſie auf eine gänzliche Reform der Kirche in einer Presbyterialverfaſſung antrugen, aber die Demokraten hatten damals kein Ohr für Kirchenangelegenheiten und der Verſuch mißlang. Auch die conſtituirende Verſammlung in Berlin faßte allerlei kirchenfeindliche Beſchlüſſe, die aber nicht zur Ausführung kamen. Der neue Piusverein in den katholiſchen Rheinlanden proteſtirte gegen die Beſchlüſſe, welche kein kirchliches Eigenthum mehr geſtatten und die Schule gänzlich von der Kirche emancipiren wollten. Wie toll das Treiben in Berlin damals war, bezeugte ein Placat des Grafen Pfeil, worin derſelbe die Arbeiter aufforderte, Vertreter in die conſtituirende Verſammlung zu ſchicken.

Die Hoffnung der Frankfurter, das Berliner Parlament werde ſie unterſtützen, ſcheiterte. Anträge, welche den Frankfurtern die volle Souveränetät zuerkannten und Preußen denſelben unterwarfen, gingen nicht durch, weßhalb Rodbertus austrat, und in Volksverſammlungen zu Berlin und Breslau wurde gegen den Reichsverweſer agitirt. Die Demokraten wollten nicht, daß Preußen das deutſche Parlament unterſtütze und fanden desfalls Bundesgenoſſen an den conſervativen Altpreußen. Eine Flugſchrift von Griesheim mahnte an den alten Preußenruhm. Das Lied „ich bin ein Preuße, kennſt du meine Farben?“ wurde die Parole gegen Frankfurt und die deutſchen Farben. Die ſchwarzweiße Cocarde ließ ſich wieder blicken, die dreifarbige wurde häufig abgeriſſen. Die Frankfurter Demokraten ſchürten das Feuer. Am 7. Auguſt berieth das deutſche Parlament über Hecker, der in Thiengen im Seekreis zum Abgeordneten ins Parlament gewählt worden war. Die Mehrheit verwarf ihn, weil er offener Rebell geweſen. Der badiſche Abgeordnete Brentano aber bemerkte, dem Prinzen von Preußen ſey ja auch verziehen worden, ob er denn beſſer ſey? Dieſe frechen Worte riefen einen ungeheuren Sturm hervor, wie man ihn noch nie im Parlament erlebt hatte. Die Gallerien, die für Brentano gegen die preußiſchen Abgeordneten Partei nahmen, mußten geleert werden. Nachher entſchuldigte ſich Brentano auf eine Weiſe, in der er ſeine erſte Frechheit noch überbot, indem er von einer reactionären Camarilla ſprach, die den Prinzen von Preußen auf den Thron erheben wolle.

Damit hing die ſchleswig'ſche Angelegenheit zuſammen. Preußen hatte ſeinen Sieg nicht verfolgt, man beſorgte, es werde zurücktreten. Am 31. Juli wurde daher vom Reichsminiſterium beſchloſſen, ein Bundesheer aufzubieten, um die deutſchen Anſprüche auch ohne Preußen durchzuſetzen. Man bemerkte beſonders von bayeriſcher Seite damals viel Eifer für Schleswig. Von der Tann, ein Günſtling des Königs von Bayern, führte eine eigene Freiſchaar in den Kampf mit den Dänen. Das badiſche und württembergiſche Contingent trat noch im Auguſt den Marſch nach dem Norden an. Nachdem aber am 4. Auguſt der Erzherzog Reichsverweſer nach Frankfurt zurückgekehrt war, ſtellte derſelbe am 7. an den König von Preußen eine Vollmacht aus, im Namen des Reichs einen Waffenſtillſtand mit den Dänen zu unterhandeln. Eine Beſprechung des Königs von Preußen mit dem Reichsverweſer in dieſer und mancher andern Angelegenheit war ſchon an der Zeit. Indem der König am 15. Auguſt dem Dombaufeſt in Köln anzuwohnen beſchloß, ließ er den Erzherzog dahin einladen. Um auch von Seite des Parlaments den König zu begrüßen, fuhr Gagern an der Spitze einer großen Parlamentsdeputation, der ſich viele Abgeordnete freiwillig anſchloſſen, auf dem Rhein nach Köln. Ihre Fahrt war ein fortwährender Triumph. Auch der König empfing unterwegs in ſeinem Staate vielfache Beweiſe alter Treue, nur in Düſſeldorf nicht, wo die Bürgergarde ſich weigerte, ihn zu begrüßen. In Köln aber trat der König als Herr auf und ſagte, nachdem er den Erzherzog umarmt hatte, zu Gagern: vergeſſen Sie nicht, daß es noch deutſche Fürſten gibt, und daß ich einer davon bin. Bei dem Feſtmahl aber brachte er ſelber das Wohl der Nationalverſammlung aus. Seine ganze Haltung war eine freundliche und zugleich imponirende.

Inzwiſchen unterhandelte im Namen des Königs deſſen Geſandter, General Below, zu Malmoe in Schweden mit den Dänen. Preußen hatte die ſchwediſche Vermittlung wieder angenommen. Es folgte nicht dem ruſſiſchen Impulſe, es ſtrebte aufrichtig, einen guten Frieden von Dänemark zu erlangen und den Wünſchen Deutſchlands in Betreff Schleswigs ſo viel als immer möglich zu genügen. Am 26. Auguſt ſchloß nun Below den berühmten Waffenſtillſtand von Malmoe, worin Dänemark einwilligte, daß Schleswig und Holſtein eine gemeinſchaftliche Regierung haben und daß dieſelbe halb vom deutſchen Bunde, halb von Dänemark beſtellt werden ſollte. Ein ſo großes Zugeſtändniß, daß alle Gegenforderungen nicht mehr ins Gewicht fielen. Dänemark forderte nämlich, daß alle Acte der proviſoriſchen Regierung für ungültig erklärt werden und daß die ſchleswig'ſchen Truppen, ohne mit den däniſchen vereinigt zu werden, wenigſtens von den holſteiniſchen geſondert und in Schleswig ſtationirt werden ſollten. Alle Gefangenen und genommenen Schiffe ſollten zurückgegeben werden. Eine Bedingung, nach welcher der den Holſteinern verhaßte Graf Moltke an die Spitze der Regierung beider Herzogthümer treten ſollte, wurde von Dänemark ſelbſt zurückgenommen. Durch die Bedingungen des Waffenſtillſtands ſollten übrigens beide Theile beim zukünftigen definitiven Friedensſchluſſe nicht gebunden ſeyn. Man muß ſich wundern, daß England ſo viel zugab. Das Recht Deutſchlands auf Schleswig war durch die Beſeler-Dahlmann-Heckſcher'ſchen Sophismen ſo zur fable convenue geworden, daß, obgleich ein ſolches Recht nirgends exiſtirte, Jeder ſein Leben, wenigſtens ſeinen guten Ruf aufs Spiel ſetzte, der nur Zweifel erhob. Wirklich beſchloß das deutſche Parlament am 5. September, den Waffenſtillſtand nicht anzuerkennen im Sinne Dahlmanns, welcher feierlich ausrief: „die Ehre Deutſchlands ſteht auf dem Spiele", obgleich ſie keineswegs auf dem Spiele ſtand.

Nun nahmen ſämmtliche Reichsminiſter ihre Entlaſſung und Dahlmann wurde beauftragt, ein neues Miniſterium zu bilden, denn, „die, welche die Fortſetzung des däniſchen Krieges decretirten, ſollten auch die Ausführung ſelbſt übernehmen." Dahlmann fand aber Niemand, der das ſchwierige Werk, ohne Preußen den Krieg fortzuführen, oder Preußen zu zwingen, hätte übernehmen mögen, und mußte tief gedemüthigt ſeine Unzulänglichkeit bekennen. Auch der Bayer, v. Hermann, den der Erzherzog erſuchte, brachte kein neues Miniſterium zu Stande. Da fing man im Parlament an, die Stimme des Rechts und der Vernunft in den trefflichen Reden von Radowitz, Vincke ꝛc. wieder zu hören und zum Theil waren es die alten Dänenfeinde ſelbſt, die jetzt ihre eigenen frühern Sophismen bekämpften und dringend zur Annahme des Waffenſtillſtandes riethen, z. B. Heckſcher, der dabei ſeine ganze Popularität verlor. Man ſtimmte am 16. noch einmal ab und diesmal entſchied ſich die Mehrheit in der Paulskirche für den Waffenſtillſtand. Dieſes Sichſelbſtwiderſprechen binnen wenig Tagen, dieſes Eingeſtehen eines begangenen Unrechts, oder, wenn man noch Recht zu haben glaubte, einer kläglichen Schwäche, war freilich kein Triumph für die Paulskirche und bewies mehr als alles bisher Geſchehene ihre Unfähigkeit, die deutſchen Geſchicke zu lenken.

Das begriffen die Demokraten und ſchon während der Debatte am 5. kündigte Simon von Breslau eine „Erhebung des Volks an, die alle 34 deutſchen Throne ausrotten würde“ und eine Vernichtung des preußiſchen Gouvernements insbeſondere „unter blutigen Zuckungen“. Dieſe Prahlerei ging aus den Verabredungen hervor, welche in ſämmtlichen demokratiſchen Vereinen Statt fanden. Eine große ſchwarze Welle der Revolution lief wirklich damals durch ganz Deutſchland, wenn auch ohne ſo viel zu ſchaden, als die Abſicht war. In Frankfurt ſelbſt ſollte ſie die Paulskirche wegſchwemmen. Die gemäßigte Mehrheit zu vertreiben und einen Convent aus der Linken allein zu bilden, war die ausgeſprochene Abſicht der wilden und geräuſchvollen Volksverſammlung auf der Pfingſtweide bei Frankfurt, am 17., wo Zitz ſchrie: „jetzt wollen wir Fraktur ſchreiben.“ Als aber die hier vorbereitete Sturmpetition, welche die Zurücknahme der gefaßten Beſchlüſſe forderte, am 18. dem Parlament überbracht wurde und das Volk in Maſſe die Thüren der Paulskirche ſprengen wollte, ſtanden ſchon einige Bataillone Oeſterreicher und Preußen, welche Schmerling und Peucker ſchnell aus der benachbarten Bundesfeſtung Mainz requirirt hatten, zum Schutze da. Zornig erbaute nun die Menge rings um die Paulskirche her in allen Straßen Barrikaden und ſchloß die Soldaten ein; allein nach kurzem Kampfe, in dem ſich die Demokraten nichts weniger als heldenmüthig benahmen, waren die Barrikaden genommen, die Soldaten verloren dabei nur 8 Todte. Dagegen wurden die Abgeordneten Fürſt Lichnowski und General Auerswald (Bruder des preußiſchen Miniſters), indem ſie unvorſichtig den Bundestruppen entgegenreiten wollten, bei der Stadt von bewaffnetem Pöbel erkannt und in einem Garten, in den ſie geflüchtet waren, aufs grauſamſte mit Schüſſen, Hieben und Stichen ermordet, wobei wieder ein Jude der Hauptthetzer war. Andere Abgeordnete entgingen dem Tode mit genauer Noth. Der alte Turnvater Jahn hatte ſich durch ſeine Preußentreue den Demokraten verhaßt gemacht und mußte ſich unter einen Sopha verſchlupfen. Reichsminiſter Heckſcher floh aus der Stadt, wurde aber in Hochheim erkannt und eine ganze Nacht hindurch in Todesangſt bedrängt. Mehrere Mitglieder der linken Seite in der Paulskirche compromittirten ſich als damalige Aufhetzer, auch Robert Blum, der als Parlamentsredner Mäßigung zur Schau trug, in ſeiner Reichstagszeitung aber die giftigſten Verleumdungen und roheſten Drohungen nicht ſcheute.

Der Reichsverweſer zeigte diesmal Energie, hob die Vereine auf, ließ die Stadt in Belagerungszuſtand erklären und ergänzte das Reichsminiſterium definitiv durch Robert von Mohl (ſtatt Heckſcher) für die Juſtiz, Beckerath für die Finanzen, Duckwitz (ein bremiſcher Senator) für den Handel.

Die demokratiſche Bewegung aber hatte ſich weithin verbreitet. Sie hatte eigentlich nie geruht. Ueberall hatten von Zeit zu Zeit Volksverſammlungen, demokratiſche Vereinsſitzungen, Demonſtrationen gegen unbeliebte Perſonen, Katzenmuſiken oder Ständchen für Gefeierte Statt gefunden. So eine Volksverſammlung in Heidelberg am 30. Juli,*) große Fackelzüge für Blum und Ruge in

---

*) Auf dem alten Schloſſe. Hier präſidirte der alte Buchhändler Winter den Demokraten. Als ſein eigener Sohn nicht leiden wollte, daß Matthy angegriffen werde, den er für einen Ehrenmann erklärte, wurde er den Berg hinabgeworfen, der Vater aber legte ſeine Hände auf Robert Blum und rief unter dem Jubel der Menge „das iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Leipzig, im Auguſt. Am 10. September empörte ſich das Volk in Chemnitz und wollte Regierung und Kammer in Sachſen, als zu gemäßigt, ſtürzen, erſt am dritten Tage wurde der Aufruhr durch Militär beſiegt. Zu gleichem Zweck tumultuirte das Volk in Leipzig. Am 11. war großer Auflauf in Köln. Am 18. während des Frankfurter Kampfs rief man in Worms und Alzei die Republik aus. Am 19. war großer Tumult in Coblenz und in Lübbenau, wo das Schloß des Grafen Lynar halb zerſtört wurde. Am folgenden Tage wieder großer Auflauf in Köln, wo man die Mörder Lichnowski's leben ließ, und am 25., bis hier der Belagerungszuſtand proclamirt wurde.

Am 21. September ging Struve mit einer großen Freiſchaar von der Schweiz aus wieder über den Rhein, proclamirte zu Lörrach die deutſche Republik, verhaftete die Beamten, leerte die Kaſſen und ſchaltete als Dictator, wurde aber am 24. bei Staufen vom badiſchen General Hofmann geſchlagen. Die Freiſchaaren, feig wie immer, liefen beim erſten Schuß davon, die Soldaten verloren nur zwei Mann. Struve ſelbſt wurde mit ſeiner ſchönen Frau auf der Flucht im Schwarzwald gefangen und in Bruchſal feſtgeſetzt. Hecker hatte ſich diesmal nicht betheiligt, verzweifelte am Gelingen der Revolution und wanderte nach Nordamerika aus. Gleichzeitig mit dem Struve'ſchen Einfall ſollte ſich der ganze Schwarzwald erheben. Ein gewiſſer Rau wollte am 26. Sept. das jährliche Volksfeſt zu Cannſtatt benutzen, um hier die Republik auszurufen. Das bewaffnete Volk ſollte von allen Seiten zuſtrömen, aber die württembergiſche Regierung ſtellte Truppen und Kanonen auf, die Bauern ließen ſich von den ſtädtiſchen Demokraten nicht mitfortreißen, die Zuzüge ſtockten, Rau ſelbſt nahm Reißaus und gab ſich, da er nicht entrinnen konnte, freiwillig gefangen. An demſelben Tage (26.) empörte ſich das Volk in Sigmaringen, aufgehetzt vom Advokaten Würth, der Fürſt mußte flüchten, wurde aber durch bayeriſche Truppen wieder zurückgeführt. So zogen die Demokraten überall den Kürzern. Die Bewegungen dauerten übrigens noch lange fort. Am 6. October gab es noch große Tumulte in Zwickau und Hildburghauſen, am 9. in Lübeck, am 13. im Bernburgiſchen.

Auch in Berlin machten die Demokraten großen Lärmen. Bald nach des Königs Kölner Reiſe tagte der Demokratenverein zu Charlottenburg, wurde aber von der loyalen Bürgerſchaft umringt und geſprengt, wobei die Brüder Edgar und Bruno Bauer Mißhandlungen erlitten. Das veranlaßte eine brauſende Aufregung in Berlin, wobei der deutſchkatholiſche Prediger Dowiat als Agitator glänzte. Am 22. Aug. wurden dem Miniſter Auerswald, als er eben mit einer Geſellſchaft bei der Tafel ſaß, die Fenſter eingeworfen und es kam zum Kampf mit den Conſtablern, aber der beabſichtigte Rachezug nach Charlottenburg unterblieb, ohne Zweifel aus Furcht vor dem Militär. Wie die Wühler nach und nach Furcht beſchlich, erkennt man auch aus dem Benehmen des Chefs der Nationalgarde, Rimpler, der am 7. September alle ſeine Streitkräfte der conſtituirenden Verſammlung zur Verfügung ſtellte, und aus einem Beſchluß, den die Verſammlung an demſelben Tage faßte. Nämlich auf Steins Antrag kam ſie auf einen frühern Vorſchlag zurück, nach welchem alle Offiziere, die ſich nicht aufrichtig dem Zeitbewußtſeyn anbequemen wollten, die Armee verlaſſen ſollten, und beſchloß, dieſe Ausſcheidung der Offiziere ſolle ſogleich vorgenommen werden. Stein, Waldeck, Temme (ein ins demokratiſche Lager übergetretener Staatsanwalt) wurden mit Ständchen bedacht und auf den Schultern getragen als die großen Sieger. Die Miniſter aber dankten ſämmtlich ab. Am 17. wurde in großen Volksverſammlungen zu Berlin und Potsdam der Verſuch gemacht, die Truppen zu verführen, was aber nicht gelang. Am 21. ernannte der König ein neues Miniſterium, an deſſen Spitze v. Phuel trat (Eichmann, Dönhoff und ein dritter Auerswald, Bruder des früheren Miniſters und des Generals). Am gleichen Tage mußte in Breslau wegen Tumult der Belagerungszuſtand proclamirt werden. Phuel kündigte gleiche Strenge für Berlin an, daher eilte auf den

25. anberaumte große Volkserhebung daſelbſt wieder abgeſagt wurde und nur einzelne Exceſſe vorfielen.

Nach dem gänzlichen Mißlingen des Frankfurter Aufruhrs verſchwanden von dort mehrere der kühnſten Demokratenhäupter. Robert Blum, Fröbel und einige Andere begaben ſich nach Wien. Arnold Ruge und Andere nach Berlin, in der Hoffnung, hier demokratiſche Maſſenbewegungen durchſetzen zu können, was ſie in Frankfurt nicht vermocht hatten. Daraus erklärt ſich der fulminante Aufruf des „Centralausſchuſſes des demokratiſchen Deutſchland“ von Berlin aus am 3. October, worin das Frankfurter Parlament als „mit Schmach beladen“ verworfen, im Namen der Volksſouveränetät gegen ſein Fortbeſtehen proteſtirt und ein allgemeiner Demokratencongreß auf den 26. nach Berlin ausgeſchrieben wurde, ein künftiger Convent. Am 16. erfolgte hier ein blutiger Zuſammenſtoß zwiſchen Arbeitern und Bürgerwehr und wurden Barrikaden gebaut. Am 18. belagerte der Pöbel die conſtituirende Verſammlung, wies Stricke vor, an denen er die Gemäßigten hängen wollte und inſultirte die heraustretenden Abgeordneten. In denſelben Tagen tumultuirte der Pöbel in Greifswalde und Elbing und mußte die wild aufgeregte Gegend von Liegnitz militäriſch beſetzt werden. Am 26. kam der Demokratencongreß wirklich zu Stande, aber er hatte nichts Impoſantes. Die Schwätzer hatten keinen Muth. Eine große Volksverſammlung am 29. ſollte den letztern beleben, aber ſie wagte nicht zu handeln, ſie wollte erſt abwarten, ob das Volk in Wien ſiegen werde, mit dem damals alle Gemüther ſich beſchäftigten. Eine unſinnige Sturmpetition, von Eſter an der Spitze großer Volksmaſſen am 30. der Verſammlung überbracht, forderte dieſelbe auf, die ohnmächtige, von den Demokraten ſelbſt verachtete Reichsgewalt in Frankfurt um Schutz für die Wiener Inſurrection anzugehen. Die Verſammlung votirte eben die Abſchaffung des Adels, konnte aber begreiflicherweiſe den fernen Wienern keine Hülfe ſpenden. Da umringte der Pöbel den Saal, ließ keinen Abgeordneten heraus, drohte wieder mit den Stricken und ſchreckte die armen gefangenen Volksvertreter die ganze Nacht durch wahnſinniges Geheul. Aber zu einem entſcheidenden Schlage, zu einem Marſch gegen das Militär, auch nur zum Verſuch einer proviſoriſchen Regierung hatten die Demokraten keinen Muth. Nirgends machten ſie ſich verächtlicher als in Berlin.*)

Auf Wien allein hofften ſie noch, dort war das Volk Meiſter und Koſſuth mit der ganzen Macht Ungarns ſtand ihm zur Seite. Wien war im Sommer von faſt allen Reichen und Vornehmen verlaſſen. Der Sicherheitsausſchuß und die Aula herrſchten neben dem Miniſterium und Reichstag fort. Geld war ſo rar, daß die Ausfuhr deſſelben verboten und z. B. keinem Buchhändler erlaubt war, bei der Leipziger Meſſe ſeinen Verpflichtungen zu genügen. Die Arbeiter gingen in den Häuſern der Bürger umher und erzwangen ſich Almoſen. Um ſie zu beſchwichtigen, ließ das Miniſterium eine große Menge derſelben auf Staatskoſten öffentliche Arbeit verrichten. Die ſchlechteſte Preſſe, von Studenten und Juden beſorgt, ſchändete jene Tage. Auch Ronge kam nach Wien, um Oeſterreich zu deutſchkatholiſiren, fand aber ſo wenig Anklang hier, wie Ublich in Berlin.

Die conſtituirende Nationalverſammlung für Oeſterreich war am 22. Juli noch von Erzherzog Johann, kurz bevor derſelbe ſeine Reſidenz definitiv nach Frankfurt verlegte, in Wien eröffnet worden. Gleich der Berliner Verſammlung enthielt ſie auch eine Menge Mittelmäßigkeiten und Verſchrobenheiten und wurde, anſtatt einen Impuls auf das Volk auszuüben, von den Clubs und vom Straßenpöbel terroriſirt. Eine ſichere Mehrheit hätte ſich in ihr nur bilden können, wenn die Böhmen mit den Deutſchen zuſammengeſtanden wären, aber der leidige Streit der Nationen hinderte dieſe Einigung. Aus Beſorgniß, die Slaven könnten die Mehrheit erlangen, hielten ſich viele Deutſche lieber zur Oppoſition und ließen ſich von Koſſuth mißbrauchen. Die Slaven konnten auch kein Vertrauen erwecken. Palackys Intriguen waren längſt bekannt und was mußte der gebildete Deutſche empfinden, wenn er neben ſich als Reichstagsabgeordnete 32 galiziſche Bauern ſitzen ſah, die ohne alle Bildung und ohne deutſch zu können, nur immer mit den Böhmen ſtimmten und des Nachts bei den gemeinen Soldaten in der Kaſerne ſchliefen, weil ſie ihre Diäten mitheimzubringen verpflichtet waren! Uebrigens herrſchte anfangs in der Verſammlung dieſelbe Mäßigung, wie in der Stadt, denn Koſſuths Partei, welche die Zügel jeder Bewegung in den Händen hielt, gebot damals Ruhe, um den Kaiſer nach Wien zurückzulocken. In Innspruck ſtand der Kaiſer zu ſehr unter dem Einfluß des Muthes, der aus Radetzki's Lager kam, hauptſächlich durch den Fürſten Felix Schwarzenberg. Man wollte ihn daher wieder in Wien haben, um ihn hier beſſer terroriſiren und ſeiner Schwäche alles abtrotzen zu können. Als am Ende Juli Jellachich in Wien mit einem großen Fackelzug geehrt wurde, hielten ſich die zahlreichen Anhänger Koſſuths doch ganz ruhig.

---

*) Baſſermann, als Reichscommiſſär von Berlin in die Paulskirche zurückgekehrt, ſchilderte das ſcheußliche Ausſehen des Berliner demokratiſchen Pöbels und nannte ſie „Geſtalten“. Dieſe „Baſſermann'ſchen Geſtalten“ und die „Bummler“ (Herumtreiber, demokratiſche Pflaſtertreter) wurden damals ſprichwörtlich.

Kaiſer Ferdinand kehrte nun wirklich am 12. Auguſt nach Wien zurück, ob aus Vertrauen in die zukünftige Ruhe Wiens, oder auf Antrieb einer entſchloſſenen kaiſerlichen Partei, die eine Entſcheidung haben wollte und ſich auf Windiſchgrätz und Radetzki verließ, iſt ungewiß. Die Aula ſchien nicht zu ahnen, mit ihrer Herrſchaft werde es bald aus ſeyn. Bei einer großen Muſterung am 19. kehrte die akademiſche Legion, indem ſie beim Kaiſer vorbeizog, wie auf Commando das Geſicht von demſelben ab und ſpielte den ſchändlichen „Fuchsmarſch“. Am 20. wagte das Miniſterium den erſten kühnen Schritt und ſetzte den Lohn der öffentlichen Arbeiten herab. Die Arbeiter empörten ſich, wurden aber von der Municipalgarde beſiegt, und am 24. löſte die Regierung den Sicherheitsausſchuß auf, der auch keinen Widerſtand wagte. Am 12. Sept.

war Wien in neuer Unruhe durch den Schwindel eines gewiſſen Swoboda, der das Volk mit Privatactien betrogen hatte, für die der Staat keine Garantie übernahm. Die wirkliche Noth der Betrogenen bewog jedoch die Regierung, ſie mit ½ Million Gulden zu unterſtützen, wozu noch weitere 2 Millionen für die Armen überhaupt kamen. Am 9. beſtätigte der Kaiſer die vom Reichstag beſchloſſene Aufhebung des ländlichen Unterthanenverbandes und Entlaſtung alles bäuerlichen Beſitzes. Damals nahm ein „conſtitutioneller Verein“ in Wien die ſchwarzgelbe Farbe wieder an und es gab deshalb Raufereien wie in Berlin.

Das unentſchiedene Benehmen der Wühler in Wien war nicht Schwäche, ſondern hing von Koſſuths Politik ab. Koſſuth hatte am 22. Juli im ungariſchen Reichstag die Aushebung von 200,000 Mann Nationaltruppen (Honveds) und das Ausgeben von 42 Millionen Gulden in Papiergeld (die berüchtigten Koſſuthnoten) durchgeſetzt, um ſich eine Macht zu ſchaffen, mit der er nöthigenfalls dem Kaiſer würde widerſtehen können. Da ihn aber die Serben und Croaten bedrohten, hoffte er dieſe durch ein Machtwort des Kaiſers wohlfeiler als durch Schlachten loszuwerden. Er hütete ſich alſo noch, mit dem Kaiſer zu brechen, und nahm die Miene an, als ob ihm am Frieden und Wohlſtand des Reichs alles gelegen ſey. Auch legte er im Kampf mit den Serben den größten Werth darauf, daß ſeine Truppen im Namen des Kaiſers die Serben als Rebellen gegen den Kaiſer behandelten. Dieſer blutige Kampf war im Banat ſeit dem Juli aufs heftigſte entbrannt. Die Serben fochten, gleich den alten Huſſiten, auf und hinter ihren beweglichen Wagenburgen. Der Nationalhaß zwiſchen ihnen und den Magyaren war ſo furchtbar, daß von beiden Seiten die gräßlichſten Grauſamkeiten verübt wurden. Die Serben zeichneten ſich durch die lange Vertheidigung von Szent-Tamas und durch mehrere Siege aus, bis im Auguſt ihr Lager bei Perlaß von dem ungariſchen General Kiß geſprengt wurde. Aber nun brach Jellachich mit einem ſtarken Croatenheer von Agram auf und überſchritt die Donau, um wirklich im Namen des Kaiſers die Ungarn zu züchtigen, die nur zum Schein in ſeinem Namen handelten.

Das bewog Koſſuth, eine große Deputation von 150 ungariſchen Herren nach Wien zu ſchicken, um dem Kaiſer ehrerbietig vorzuſtellen, er möge zu ihnen nach Peſth kommen, Ungarn perſönlich regieren, zunächſt aber die noch in Italien ſtehenden ungariſchen Regimenter heimkehren laſſen, um ihr Vaterland zu ſchützen, und Jellachich beſtimmen, von ſeinem feindlichen Angriffe abzuſtehen. Aber der Kaiſer antwortete ihnen am 6. September, ſein Geſundheitszuſtand hindere ihn, nach Peſth zu reiſen, er werde übrigens die Geſetze und Integrität des Reichs zu erhalten wiſſen und ihnen durch das ungariſche Miniſterium ſeine weiteren Entſchließungen bekannt machen laſſen. Hierauf entfernten ſich die Deputirten und pflanzten, indem ſie das Dampfſchiff beſtiegen, welches ſie nach Peſth zurückbrachte, die rothe Fahne auf und ſteckten rothe Federn auf ihre Hüte. Unterdeß war Jellachich ſchon am 4. durch ein kaiſerliches Handſchreiben erfreut worden, welches ihn in alle ſeine Aemter wiedereinſetzte, und bald darauf verbot ein kaiſerlicher Befehl den Ungarn, gegen Jellachich zu kämpfen.

Koſſuth trat ſofort in Peſth an die Spitze eines Landesvertheidigungsausſchuſſes und betrieb energiſch den Krieg gegen die Croaten. Eine zweite große Deputation, die er nicht mehr an den Kaiſer, ſondern an die Nationalverſammlung in Wien ſchickte, wurde von der letztern nicht angenommen, fraterniſirte aber mit dem demokratiſchen Verein in dieſer Hauptſtadt und gab ihr die Looſung: Wien muß mit Ungarn ſiegen oder untergehen! Fröbel befand ſich damals ſchon in der Mitte der Wiener Demokraten, der Hauptredner jener Tage aber war der Jude Tauſenau, Koſſuths Agent. Man wollte die Bauern ins Intereſſe ziehen, durch ſie das Volksheer verſtärken. In Schaaren wurden ſie nach Wien gelockt, um am 24. dem Abgeordneten Kudlich, der am meiſten für die Bauernemancipation gethan, einen Fackelzug zu bringen. Auch diesmal hielt Tauſenau wieder eine Rede zum Volk gegen die

Reactionäre und ſchloß mit den Worten: die Hunde müſſen alle hängen! Koſſuth ſoll damals ausgerufen haben: eine Million für eine neue Revolution in Wien! Gewiß iſt, daß er viel Geld ausgab. Durch Pulszki empfingen die Juden Tauſenau und Goldmark damals Geldſummen von ihm. Auch an die Studenten wurde Geld vertheilt. Als derjenige aber, den man wegräumen müſſe, wurde damals ſchon der Miniſter Latour bezeichnet, weil Koſſuth fürchtete, derſelbe werde außer den Croaten bald auch deutſche und böhmiſche Truppen gegen Ungarn ſchicken. Schon im September durchlief Wien das Geſchrei „Latour muß hängen!“

Ein Verſuch des Erzherzog Palatinus Stephan, den Krieg aufzuhalten, mißlang. Er begab ſich in das ungariſche Heerlager bei Ofen, die Ungarn litten aber nicht, daß er ins Lager der Croaten gehe, wohin ihn Jellachich zur Unterhandlung eingeladen hatte, und da er endlich begriff, daß er nur zu lange von Koſſuths Partei mißbraucht worden, legte er ſein Amt nieder und ging nach Wien, am 21. September. Der Kaiſer aber ernannte ſogleich den General Grafen **Lamberg** zu ſeinem Statthalter, dem alles in Ungarn gehorchen ſolle. Batthyanyi und ſein gemäßigter Anhang beſchloß in Peſth, den neuen Statthalter anzuerkennen und mit Jellachich einen Waffenſtillſtand abzuſchließen, zu welchem Behuf er ſelbſt ins ungariſche Lager abreiſte, wo er Lamberg vermuthete. Koſſuth war damals gerade von Peſth abweſend, um das Land aufzuregen. Nun befand ſich aber Lamberg nicht im Lager, ſondern in Ofen, von wo er arglos und allein in einem Wagen nach Peſth hineinfuhr. Ein Adjutant, den ihm Hrabowski von Ofen aus mitgegeben, verließ den Wagen unterwegs aus Angſt. Koſſuth war nämlich am 27. nach Peſth zurückgekehrt, hatte Batthyanyi's Maßnahme widerrufen und dem Grafen Lamberg ſtatt Gehorſam Tod geſchworen. Als der arme Statthalter nun über die Donaubrücke fuhr, kam ihm ſchon ein Schwarm Senſenmänner entgegen, riß ihn aus dem Wagen und ſchlachtete ihn auf grauſame Weiſe ab, während er wie erſtaunt zu ſeiner Rechtfertigung das kaiſerliche Schreiben noch hoch emporhielt, am 28. September. Nun war keine Verſöhnung mehr möglich. Batthyanyi floh nach Wien. Am 29. ſtießen die Ungarn unter General Moga mit Jellachich bei Velencze zuſammen, brachen aber beide das Gefecht bald wieder ab, um ſich erſt noch mehr zu verſtärken. Bald nachher aber wurden die Generale Rott und Philippowich, die mit 8000 Mann zum Ban ſtoßen ſollten, von den Ungarn unter General Perczel umringt und gefangen. Am 30. ließ Arthur Görgey, einer der neuen ungariſchen Generale, den Stuhlweißenburger Adminiſtrator, Grafen Zichy, weil er Jellachichs Autorität anerkannt hatte, ſtandrechtlich erſchießen.

Die längſt vorbereitete Revolution in Wien ſelbſt, durch die ſich Koſſuth decken wollte, begann am 6. Oktober. Ein Grenadierbataillon ſollte von Wien zur Unterſtützung des Ban abmarſchiren, wurde aber durch Geld, Wein und Mädchen zur Inſubordination gebracht. Als es dennoch, von andern Truppen begleitet, marſchiren mußte, warfen Arbeiter, Nationalgarden und Studenten Barrikaden vor ihnen auf, zertrümmerten eine Eiſenbahnſtrecke und begannen offenen Kampf an der Taborbrücke, wo ſie ein Paar Kanonen wegnahmen, den General Bredy und Oberſtlieutenant Klein tödteten. Ein loyaler Theil der Nationalgarde hatte den Stephansthurm beſetzt, damit nicht Sturm geläutet werde, die Garden aus den Vorſtädten aber ſtürmten gegen ſie an und es gab ein Blutbad in der Kirche. In andern Theilen der Stadt wurde das Militär angegriffen, der Palaſt des Fürſten Windiſchgrätz demolirt, das Zeughaus bedroht. Da verſtändigte ſich der Reichstag unter Strobachs Vorſitz mit den im Kriegsminiſterium verſammelten Miniſtern um freiwilligen Abzug der etwa 10,000 Mann ſtarken Truppen unter dem Grafen Auerſperg aus der Stadt, wogegen ſich der Reichstag verpflichtete, die Miniſter zu ſchützen. Die Abgeordneten Borroſch, Schmolka und Goldmark übernahmen perſönlich dieſen Schutz. Kaum aber zog das Militär ab, ſo wälzten ſich wüthende Schaaren gegen das Kriegsminiſterium. Die

Compagnie Grenadiere, welche hier noch ſtand, hatte Befehl, nicht zu feuern und ſich ganz ruhig zu verhalten. In ihrer Gegenwart nun ſtürmte der Pöbel ins Innere des Hauſes, aus dem ſich die übrigen Miniſter noch zeitig genug entfernt hatten, und ſuchte Latour. Man hatte ihn verläugnet, aber der Jude Goldmark verſicherte den Pöbel, er ſey noch da. Der unglückliche Miniſter wurde nun im ganzen Hauſe geſucht, aus einem Winkel hervorgezogen und zuerſt von einem Ungarn mit einem Hammer auf den Kopf geſchlagen, dann mit unzähligen Schüſſen, Hieben und Stichen zerfetzt und im Hofe an den Laternenpfahl aufgehängt, noch den ganzen Tag hindurch umheult vom raſenden Pöbel, der nicht aufhören wollte, die Leiche zu ſchänden.*)

Ein Volkshaufe drang auch in die Nationalverſammlung ein. Präſident Strobach und faſt alle böhmiſchen Abgeordneten, die der Pöbel mit Tod bedrohte, entflohen. Schmolka nahm den Präſidentenſtuhl ein und die Verſammlung erließ eine Proclamation, worin Latour's Mord nur als ein „Act ſchrecklicher Selbſthülfe des Volks" bezeichnet und eine allgemeine Amneſtie verheißen wurde. Da die Regierung ſelbſt durch Zurückziehung der Truppen bewieſen hatte, wie wenig ihr Muth inwohnte, ließ Tauſenau durch den Studentenausſchuß die von ihm verfaßte und unterzeichnete Adreſſe an den im Schloß zu Schönbrunn bei Wien weilenden Kaiſer abgehen, worin von demſelben die Zurücknahme aller gegen Ungarn beſchloſſenen Maaßregeln und aller bisherigen Vollmachten Radetzki's gefordert wurde. Dieſes Actenſtück verrieth den ganzen Zweck des Aufruhrs und ſeiner Urheber. Nicht nur Pulszki, auch Batthyanyi war damals in Wien den ganzen Tag mit Geldſpenden beſchäftigt, im engſten Verkehr mit dem demokratiſchen Verein, der vom Sperl aus den ganzen Aufruhr lenkte. Auch Bach und Weſſenberg ſollten ermordet werden. Die ganze Nacht hindurch wurde erſt das bürgerliche, dann das kaiſerliche Zeughaus vom Volk geſtürmt, zum Theil verbrannt. In letzterem wehrte ſich eine kleine Abtheilung Truppen unter Hauptmann Kaſtell aufs tapferſte und erhielt am Morgen freien Abzug. Die herrlichſten Waffen aller Zeit, Denkmäler des Ruhmes, wurden hier geſtohlen. Als ein Theil wieder herbeigeſchafft war, plünderte der Pöbel ſie noch einmal. Skanderbegs Schwert wurde um einen Gulden verkauft. Die Zahl der Todten dieſes Tages ſchätzt man auf 150.

---

*) Ein gewiſſer Jurkowich, der am 20. März 1849 mit zwei andern Mördern Latours hingerichtet wurde, geſtand, in der Aula 30 fl. für den Mord empfangen zu haben.

Am folgenden Tage war die ganze kaiſerliche Familie aus Schönbrunn verſchwunden; der Kaiſer flüchtete nach Olmütz, von wo aus er gegen die Zuchtloſigkeiten der Wiener proteſtirte, und wo ihn die Loyalität des Volks und die Nähe ſeines Feldherrn Windiſchgrätz ſchützte. Graf Auerſperg aber bezog ein Lager auf den Höhen des Belvedere bei Schönbrunn, während Jellachich von Raab aus, bis wohin er gekommen war, plötzlich ſich umwandte und dem bedrängten Wien zuzog, Windiſchgrätz in Prag aber gleichfalls Anſtalten traf, um mit aller ſeiner Macht gegen Wien aufzubrechen. Die böhmiſchen Abgeordneten proteſtirten gleichfalls gegen die Wiener Vorgänge, erklärten die Nationalverſammlung für nicht frei und beriefen alle ihre Geſinnungsgenoſſen zu einer Beſprechung nach Brünn. So war Wien von allen Seiten von Feinden bedroht. Es fühlte ſeine Iſolirung und ſuchte nach Hülfe. Zwar zogen ihm viele Tollköpfe, ſelbſt Nationalgarden aus den Provinzialſtädten zu, aber ein Verſuch Kudlichs, die Bauern zum allgemeinen Aufſtande zu bringen, mißlang. Kudlich wurde aufgefangen, jeder Weg nach Wien nach und nach mit Truppen verſperrt und jede Ortſchaft im Bereich der Truppen entwaffnet. Eine ſehr wirkſame Hülfe hätte Moga den Wienern leiſten können, wenn er Jellachich raſch nachgefolgt wäre. Aber Koſſuth wollte den Wienern kein Opfer bringen, ſondern ſich nur ihrer bedienen. Unter dem Vorwand, das ungariſche Heer müſſe erſt von der öſterreichiſchen Nationalverſammlung eingeladen und legitimirt ſeyn, hielt man es zurück. Uebrigens ſollen auch viele Ungarn im Heere ſich geweigert haben, außerhalb Ungarn gegen öſterreichiſche Truppen zu fechten. Die Nationalverſammlung wagte aber nicht, durch die Berufung der Ungarn offen mit dem Kaiſer zu brechen.

Waren in Wien auch zahlreiche Streitkräfte gehäuft, ſo fehlte es doch an einheitlicher Leitung und an einer hinlänglichen Befeſtigung der Stadt. Ein Reichstagsausſchuß, ein Studentenausſchuß, ein demokratiſcher Verein, der neue Gemeinderath, das Hauptquartier des neugewählten Obercommandanten Meſſenhauſer (eines ſchreibſeligen Wiener Poeten) machten einander die Oberleitung ſtreitig und alles redete, rieth und befahl durch einander. Meſſenhauſer überließ die Anſtalten zur Vertheidigung zu treffen dem polniſchen Flüchtling, General Bem, und den Oberbefehl über die Artillerie einem andern polniſchen Offizier, Jellowicky. Robert Blum hielt eine donnernde Rede in der Aula, worin er (Danton nachahmend) zum ſchonungsloſen Morde aller „innern“ Feinde in Wien ſelbſt aufforderte. Wiener Blätter erklärten ſich freimüthig dagegen und nannten es eine ehrloſe Zumuthung. Um den Pöbel zur Rache zu reizen, trug man eine gräßlich verſtümmelte Leiche durch die Straßen und behauptete, das ſey ein von den Soldaten zu Tode gemarterter Student. Aber auch das wurde bald als Lüge erkannt. Auerſperg verließ das Belvedere und vereinigte ſich mit Jellachich, beide cernirten Wien ſo gut als möglich, warteten aber erſt Windiſchgrätz ab, ehe ſie den eigentlichen Angriff begannen. Je länger nun die Entſcheidung auf ſich warten ließ und die Zufuhren abgeſchnitten wurden, je mehr gänzliche Einſperrung und Hungersnoth drohte, um ſo bänger wurde allen denen ums Herz, die nur renommirt hatten. Die akademiſche Legion löſte ſich bis auf ein ſchwaches Bataillon unvermerkt auf. Eine Menge bisheriger Schreier verſchwand ſpurlos. Tauſenau ging mit einer Summe Geldes durch, die ihm anvertraut worden war, um dem hungernden Volk Lebensmittel anzuſchaffen.

Am 16. Oktober wurde Fürſt Windiſchgrätz zum Oberbefehlshaber aller kaiſerlichen Truppen ernannt, mit Ausnahme des Heeres von Radetzki, und am 20. erklärte der Fürſt bereits Wien in Belagerungszuſtand. Ein Verſuch der vom Reichsverweſer und dem Frankfurter Parlament zur Vermittlung entſendeten Reichsboten Welcker und Mosle mißlang gänzlich. Sie wurden im Lager des Fürſten Windiſchgrätz und beim Kaiſer in Olmütz höflich abgeſpeiſt, in Wien ſelbſt aber ihr Manifeſt als ein „centralgewaltiger Unſinn des Reichsverwelkers“ offen verhöhnt. Wenn von Frankfurt und Berlin aus ſchon einige Monate früher große Heeresmaſſen aufgebrochen wären, um Radetzki und Windiſchgrätz zu unterſtützen, nur dann hätten die Reichsboten ein Wort mitſprechen dürfen. Nach ſo viel Verſäumniß und in ihrer notoriſchen Unmacht konnte ſich die deutſche Centralgewalt nur noch lächerlich machen. Am 22. berief der Kaiſer den Reichstag von Wien nach Kremſier bei Olmütz. Dem fügte er ſich aber nicht und erklärte die von Windiſchgrätz getroffenen Maßregeln für ungeſetzlich.

Am 23. begann der Angriff auf die Vorſtädte. Windiſchgrätz hatte 30,000, Jellachich 35,000, Auerſperg 15,000 Mann, von denen die Stadt ringsum eingeſchloſſen war. Der erſte Kampf entbrannte an der Nußdorfer Linie und wurde am 24. fortgeſetzt, am 25 in der Brigittenau und im Prater. Hier wurde ein großer Ausfall der Wiener in der Nacht von den Truppen zurückgeſchlagen. Am 26. neue Ausfälle, alle vergebens. Am 27. wurde nur geplänkelt, aber am 28. erfolgte der Hauptangriff auf die Leopoldſtadt und Jägerzeile, Erdberg und Wieden, indeß gegen die Hernalſer, Lerchenfelder und Mariahilfer Linie nur Scheinangriffe gemacht wurden. Der Kampf war äußerſt hartnäckig, beſonders an der Jägerzeile und in der Leopoldſtadt. Viele Häuſer brannten ab, bis es den Truppen gelang, hinter die feſteſten Barrikaden zu kommen. Am 29. drangen ſie bis auf das Glacis vor, welches die innere Stadt von den Vorſtädten trennt. Die Einwohner litten viel Noth, indem ſie hier von den wüthenden Arbeitern aus den Häuſern gejagt und auf die Barrikaden geſtellt, dort von den Croaten geplündert wurden. Am Abend dieſes Tages erklärte Meſſenhauſer, die Munition ſey ausgegangen, die Stadt laſſe ſich nicht länger halten. Eine Deputation unterhandelte mit Windiſchgrätz, der aber keine Bedingungen geſtattete, ſondern Uebergabe auf Gnade und Ungnade verlangte. Da legte ein großer Theil der Nationalgarden die Waffen nieder und die Aula löſte ſich auf. Bem und Pulszki waren ſchon entwiſcht. Am Morgen des 30. forderte ſowohl Meſſenhauſer, als der Gemeinderath Jedermann zur Niederlegung der Waffen auf. Aber Robert Blum und Fröbel hockten hoch oben auf dem Stephansthurm und forſchten mit Fernröhren nach der ungariſchen Armee, die jetzt noch, in der letzten Stunde, den Wienern zu Hülfe kam. Moga rückte an die Schwechat vor. Man ſah vom Thurm den Blitz und Rauch der Kanonen. Da wurde ganz Wien allarmirt, zu den Waffen gerufen, an Meſſenhauſers Stelle der noch unfähigere Fenneberg, ein früher aus der öſterreichiſchen Armee ausgeſchiedener Lieutenant, zum Oberbefehlshaber ernannt und der Kampf erneuert. Nach kurzer Kanonade bei Schwechat zog ſich das ungariſche Heer vor Jellachichs Reiterei ſchon wieder zurück und räumte das Feld. Da ſank den Wienern der Muth. Am 31. ſchoſſen die Soldaten das Burgthor zuſammen und drangen unaufhaltſam ins Innere der Stadt ein, aller Widerſtand hörte auf. Die Burg, die man eben noch in Brand hatte ſtecken wollen, wurde gerettet.

Windiſchgrätz ſtellte nun die Ruhe vollſtändig her, benahm ſich großmüthig und ließ nur wenige Opfer fallen, ſo Jellowicky, Meſſenhauſer und Blum, der am 9. November, trotz der von ihm behaupteten „Unverletzlichkeit als deutſches Reichstagsmitglied“, in der Brigittenau erſchoſſen wurde. Fröbel ſollte gehenkt werden, Windiſchgrätz ließ ihn aber als unbedeutend ſpringen. Noch wurden zwei Journaliſten, deren Federn am meiſten gewüthet hatten, Becher und Jellinek, erſchoſſen. Die conſtituirende Verſammlung mußte nach Kremſier pilgern. In Olmütz erfolgte damals ein zur Rettung der Monarchie unerläßlich gewordener Umſchwung. Am 24. November trat der kühne, nichts fürchtende Fürſt Felix

Schwarzenberg an die Spitze des Miniſteriums mit Bach, Krauß, Stadion, Bruck und Cordon, und am 2. Dezember legte Kaiſer Ferdinand die Krone, die ihm zu ſchwer geworden war, freiwillig nieder und trat ſie, da ſein Bruder Franz Karl entſagte, deſſen Sohn, dem jungen Erzherzog Franz Joſeph ab. Der Reichstag in Kremſier ſetzte den in Wien fort, vernichtete aber die Protokolle vom 28—31. October und war viel zahmer geworden. Die Böhmen hatten hier wieder die Oberhand und waren anfangs loyal, als ſie aber nicht alle ihre Forderungen und Wünſche durchſetzen konnten und in dem neuen ſehr energiſchen Miniſterium die Tendenz wahrnahmen, allen im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat vereinigten Nationalitäten mit der verjüngten und militäriſch gerüſteten Kraft des einheitlichen, omnipotenten kaiſerlichen Willens entgegenzutreten, ſchloſſen ſie ſich an die Linke an und machten, vor allen der beredte Rieger, wieder Oppoſition, doch auf nicht lange mehr. Ein polniſcher Inſurrectionsverſuch in Lemberg, der Hauptſtadt von Galizien, am 1. November, wurde mit wenigen Kanonenſchüſſen beſiegt.

Hatte man in Preußen mit größter Spannung auf das Ende des Wiener Kampfes gewartet, ſo übte daſſelbe jetzt auch den ſtärkſten moraliſchen Rückſchlag auf Berlin. Hier war noch alles, was Ehre und Bildung beſaß, empört über die ſchändlichen Vorgänge am 31. Oktober, als die Nachricht vom Siege der kaiſerlichen Truppen in Wien anlangte und ſchon am 4. November beauftragte der König den General Grafen von Brandenburg (natürlichen Sohn Friedrich Wilhelms II.) ein neues Miniſterium zu bilden. Am folgenden Tage proteſtirte dagegen die conſtituirende Verſammlung mittelſt einer Deputation, drohend, das neue Miniſterium werde niemals das Vertrauen der Verſammlung haben. Der König nahm die Adreſſe an, ließ ſich aber in keine Discuſſion ein. Der jüdiſche Abgeordnete Jacoby frug: wollen Sie uns nicht hören? Nein, ſagte der König und wandte ſich um. Da rief ihm jener laut nach: „das iſt das Unglück der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen.“ Worte, denen zur Erhabenheit alles fehlte, da die Deputation gar nicht im Fall war, dem König irgend eine heilſame Wahrheit zu ſagen; Worte, die im Munde eines aufdringlichen Juden doppelt frech erſchienen, aber gleichwohl damals in Berlin für ſo erhaben genommen wurden, daß ihr Sprecher einen glänzenden Fackelzug erhielt. Am 8. befahl der König, die Verſammlung ſolle ſich von Berlin nach der Stadt Brandenburg (das preußiſche Kremſier) begeben. Sie proteſtirte abermals. Allein am 10. rückte General Wrangel an der Spitze zahlreicher Truppen plötzlich in Berlin ein und — fand nicht den mindeſten Widerſtand. Die Demokraten waren klug genug, einen Kampf nicht zu wagen, in welchem ſie ſicher unterlegen wären, und was in Wien ein blutiges Trauerſpiel geweſen, wurde in Berlin zur Poſſe. Die Nationalgarde lieferte ihre Waffen ab, die compromittirteſten Wühler machten ſich aus dem Staube. Aus der conſtituirenden Verſammlung traten alle loyalen Abgeordneten aus, nur die linke Seite mit ihrem Präſidenten Unruh vereinigte ſich, nachdem ihr der Ständeſaal verſchloſſen worden, noch einigemal an andern Orten und verweigerte die Steuern, mußte ſich aber zuletzt doch bequemen, nach Brandenburg zu gehen. Die Wendung der Dinge in Berlin erregte große Wuth bei den Demokraten in Breslau, Frankfurt an der Oder, Halle, Erfurt, Düſſeldorf und einigen andern Orten, und kleine Tumulte, die jedoch geſtillt wurden. — In Leipzig war große Aufregung wegen Blums Hinrichtung, man warf dem ſächſiſchen Geſandten in Wien vor, daß er nicht eingeſchritten ſey ꝛc. Die Demokraten wollten ſogar von hier und Halle einen Rachezug nach Berlin unternehmen. Eben ſo aus Stettin und Frankfurt an der Oder. Die liberalen Kammern von Mecklenburg, Oldenburg und Köthen, ſogar das Frankfurter Parlament proteſtirte gegen die Verlegung der Berliner Kammer nach Brandenburg. Aber es blieb bei hohlen Worten.

Die Verſammlung wurde am 27. November wirklich in der Stadt Brandenburg eröffnet, die rechte Seite hatte ſich zuerſt eingefunden und die linke kam nach, wenn auch nur um zu proteſtiren und Skandal zu machen. Dies gelang ihr am 1. Dezember, indem ſie, um einen Beſchluß zu verhindern, tumultuariſch den Sitzungsſaal verließ. Aber ſchon am 5. löste der König die ganze Verſammlung auf, octroyirte eine ſchon vorbereitete Verfaſſung mit zwei Kammern und ſchrieb Neuwahlen zu deren Zuſammentritt am 26. Februar aus.

Zehntes Buch.

Der Krieg in Ungarn.

Was dem Fürſten Windiſchgrätz in Prag und Wien gelungen war, ſollte er nun auch in Peſth verſuchen. Der junge Kaiſer befahl ihm, Ungarn zu unterwerfen. Er verſtärkte ſich ſo ſchnell als möglich und begann den Feldzug ſchon Mitte Dezember.

Ungarn befand ſich bereits ganz in der Gewalt Koſſuths mit einziger Ausnahme der Feſtungen Arad, wo Berger, und Temeswar, wo Rukawina commandirte, und des ſiebenbürgiſchen Sachſenlandes, welches gut kaiſerlich blieb, aber viel zu ſchwach war, um den Ungarn eine wirkſame Diverſion im Rücken machen zu können. Die Honveds waren in großer Zahl zur ungariſchen Armee geſtoßen und Koſſuth gebot über eine furchtbare Macht. Moga wurde wegen ſeiner an der Schwechat bewieſenen Unfähigkeit vom Armeebefehl entfernt und der feurige Görgey trat an ſeine Stelle. Auch der polniſche General Bem wurde jetzt von Pulszki aus Wien mitgebracht und ein Aufruf an die polniſche Nation erlaſſen, ſich mit der magyariſchen zu vereinigen. Da ſich aber Bem weder mit Koſſuth noch Görgey vertrug, gab man ihm das Commando in Siebenbürgen. Der ungariſche Reichstag erkannte die Thronentſagung Ferdinands nicht an, behielt ihn als König von Ungarn bei und überredete die ungariſchen Soldaten, ſie föchten für ihren rechtmäßigen König gegen einen unberechtigten Uſurpator. Die Regierung aber war im Landesvertheidigungsausſchuß concentrirt, dem Koſſuth vorſtand.

Fürſt Windiſchgrätz bewegte ſich gegen Preßburg. Görgeys vorgeſchobener Poſten wurde am 14. Dezember auf beiden Flügelenden ſeiner Stellung aus Tyrnau und von Paarendorf an der Leitha zurückgeworfen, ſo daß er Preßburg aufgab und nach einem kurzen Gefecht mit dem Ban Jellachich bei Altenburg nach Raab, endlich bis nach Ofen zurückwich. Dahin zog ſich auch Perczel zurück, nachdem er bei Moor eine Schlappe erlitten, und Oeſterreicher unter Wrbna cernirten die Feſtung Komorn. Einen Kampf um Peſth-Ofen wollten die Ungarn nicht wagen. Es ſchien ihnen räthlicher, den Reichstag jenſeits der Theiß nach Debreczin zu verlegen und die Oeſterreicher tief in das Innere Ungarns während der ſchlechten Jahreszeit zu verlocken, wo ſie durch Entbehrungen und Krankheiten leichter als durch Schlachten konnten aufgerieben werden. Koſſuth nahm die heilige ungariſche Krone von Peſth mit und am 5. Januar 1849 zog Windiſchgrätz ohne Widerſtand in Ofen und Peſth ein. Nun aber ſtand er mitten im Winter vor der Ebene Mittelungarns, während die abgeſonderten Corps, die er von Norden her durchs Gebirge nach Ungarn geſchickt hatte, nichts ausgerichtet hatten. Das Corps von Friſcheiſen hatte ſich durch den Jablunkapaß, durch den es gekommen, raſch wieder zurückziehen müſſen; das Corps von Simunich belagerte vergebens Leopoldſtadt; das vom Grafen Schlick ſiegte in der Nähe von Kaſchau dreimal über die ihm dort unter Meszaros entgegengeſchickten Ungarn, war aber zu ſchwach, um zumal bei der ſtrengen Winterkälte ſich weiter vorzuwagen.

Die ungariſche Armee hatte ſich getheilt. Görgey war von Peſth gegen Waizen, Perczel gegen die Theiß marſchirt. Fürſt Windiſchgrätz beſchloß, dem erſteren zu folgen, weil derſelbe den größeren Theil des ungariſchen Heeres führte und ihm entweder über Komorn in den Rücken kommen, oder aber das Corps von Schlick vernichten konnte. Görgey aber ließ damals ſeine Armee eine Erklärung abgeben, daß ſie nur für ihren rechtmäßigen König Ferdinand V. (den abgedankten Kaiſer) und für die ungariſche Verfaſſung kämpften. Ohne dieſe Erklärung würden ihm viele Ungarn gar nicht haben dienen wollen, weil ſie durchaus nicht im Unrecht und nicht in einer Rebellion begriffen zu ſeyn glaubten. Görgey aber wollte ſich zugleich auf die Armee ſtützen, um den polniſchen und republikaniſchen Intriguen Koſſuths einen Damm entgegenzuſetzen. Von den Kaiſerlichen unter Götz, den Windiſchgrätz ihm nachgeſchickt, in der Mitte des Januar erreicht, wurden mehrere Abtheilungen Görgeys bei Windſchacht, Schemnitz und Hodrich geſchlagen; er ſelbſt aber machte bei einer Kälte von 20 Grad einen 16ſtündigen Marſch über das Gebirge, um ſich mit der Theißarmee zu vereinigen. Unterdeß aber hatte Koſſuth über dieſe letztere Armee den Polen Dembinski zum Oberfeldherrn ernannt, um ihn gegen den ihm ſehr mißfälligen Görgey zu gebrauchen. Da ſich Schlick um dieſe Zeit vorgewagt hatte, hoffte Görgey ihn umzingeln zu können. Schlick aber zog ſich nach einem Gefecht bei Tarczal gegen das von Klapka befehligte ungariſche Corps glücklich wieder zurück, und Dembinski klagte man an, deſſen Entkommen durch ſeine Fahrläſſigkeit verſchuldet zu haben.

Im Februar vereinigte ſich das ganze ungariſche Heer unter Dembinski's Oberbefehl bei Kapolna. Windiſchgrätz richtete dahin ebenfalls alle ſeine Streitkräfte und befahl Schlick, Verpelet in der rechten Flanke des Feindes wegzunehmen. Am 28. Februar entbrannte die blutige Schlacht bei Kapolna, in der die Ungarn nach tapferer Gegenwehr hauptſächlich durch Schlicks Erſcheinen in Verpelet zum Rückzug gezwungen wurden. Aber es war für Windiſchgrätz ein „ſteriler Sieg“; er konnte ihn wegen der Jahreszeit, der Entbehrungen und der Unwegſamkeit des Landes nicht verfolgen. Im ungariſchen Lager aber brach der Groll der Magyaren gegen die Polen aus. Dembinski mußte abdanken, Koſſuth behielt ihn jedoch in der Nähe und ließ durch ihn für den neu ernannten Oberbefehlshaber Vetter Pläne machen. Vetter aber übernahm das Commando noch nicht, welches interimiſtiſch bei Görgey blieb. Dieſer energiſche Mann und ſein ihm ſehr ergebenes Heer begannen nun aufs neue eine kühne Offenſive, die mit der Ueberrumpelung des kaiſerlichen General Karger in Szolnok begann, am 5. März. Karger verlor 1800 Mann und 11 Kanonen.

Auch Bem in Siebenbürgen erlangte Vortheile. In dieſem Lande waren ſchon im Herbſt 1848 die nationalen Elemente in Conflict gekommen. Die magyariſchen Szekler wütheten in den von Wallachen (Rumänen) bewohnten Bezirken, und die Sachſen ergriffen mit den Wallachen Partei für den Kaiſer gegen die Ungarn. Dem kaiſerlichen General Puchner glückte es, am 5. Sept. bei Maros-Vaſarhely 10,000 Szekler zu ſchlagen. Nun aber wurde Bem ins Land geſchickt, der vom 17. Dez. bis 3. Januar in ſechs Gefechten im Norden von Siebenbürgen die Kaiſerlichen ſchlug und nach der Bukowina jagte, dann über den Süden herfiel und auch hier in mehreren Gefechten den General Puchner ſchlug, am 4. Februar bei Vizakna eine Niederlage erlitt, aber am 9. abermals bei Piski ſiegte. Mittlerweile waren die Kaiſerlichen unter Oberſt Urban aus der Bukowina wieder eingebrochen, Bem wandte ſich blitzſchnell gegen ſie und ſchlug auch ſie am 23. bei Jaad wieder zurück. Damals ſchickten die Städte Herrmannſtadt und Kronſtadt Deputationen an den ruſſiſchen General Lüders in der Wallachei ab, ihn um Schutz zu bitten, denn die Magyaren wütheten aufs grauſamſte, plünderten und brannten. Der Ruſſe erklärte zwar, er habe keine Vollmacht, rückte aber doch hart an die Grenze, wogegen Fuad-Effendi türkiſcherſeits vergebens proteſtirte. Als Bem immer näher kam, ſchickte Lüders wirklich 5000 Ruſſen nach Hermannſtadt.

Bem aber, nach einem unglücklichen Kampf mit Puchner bei Mediaſch griff keck Hermannſtadt an und jagte am 9. März die Ruſſen hinaus, bemächtigte ſich aller Vorräthe in der Stadt, ließ aber keine Barbareien begehen. Puchner konnte ſich nun nicht mehr länger halten und zog ſich in die Wallachei zu den Ruſſen zurück.

Dieſe genialen Schläge Bems und Görgeys kühnes Vorgehen machten die Hoffnungen, welche Fürſt Windiſchgrätz auf ſeinen Feldzugsplan geſetzt hatte, zu Schanden. Er war zum Stilleſtehen gezwungen, ſah ſich in die Defenſive verſetzt, konnte nur mehr noch rückwärts gehen. Man warf ihm vor, daß er einige ungariſche Offiziere hatte erſchießen laſſen, indem er dadurch viele andere, die gern zum Kaiſer übergetreten wären, abſchreckte, und daß er geſagt haben ſollte: die Ungarn ſeyen nur tapfer unter, niemals gegen die kaiſerlichen Fahnen. Das reizte ihren Stolz auf. So wie aber Schwanken und Stocken in ſeine Bewegungen gekommen war und die Ungarn ihre erſten Siege erfochten hatten, kam eine große Bewegung unter alle Feinde Oeſterreichs. Noch einmal, zum letztenmal ſah man eine Möglichkeit, das gewaltige Reich zu zertrümmern. Palmerſton hetzte auf allen Punkten. Italien erhob ſich in Waffen und auch der größte Theil von Deutſchland befand ſich in einer feindſeligen Stimmung gegen Oeſterreich. Denn Fürſt Schwarzenberg hatte gerade damals Preußen und die Paulskirche herausgefordert, indem er den Reichstag von Kremſier auflöſte und am 4. März eine neue Verfaſſung für Geſammtöſterreich octroyirte, nach welcher der Kaiſerſtaat wie nur eine Verwaltung, ſo auch nur eine Vertretung haben und alle bisherigen Sonderverwaltungen und Landtage von Ungarn, Böhmen ꝛc. verſchwinden ſollten. Dieſes Geſammtöſterreich ſtand fortan als ein fertiges Ganzes dem noch unfertigen deutſchen Einheitsſtaate gegenüber und hinderte deſſen Einigwerden. Daher die deutſche Agitation gegen Oeſterreich und gleichzeitig mit den ungariſchen Siegen die Wahl eines preußiſchen Erbkaiſers. Von allen Seiten thürmten ſich furchtbare Gewitter über Oeſterreich auf, aber Fürſt Schwarzenberg wich und wankte nicht.

In Italien hatte Radetzki zwar die Lombardei längſt wieder erobert, aber noch immer nicht Venedig, und da er aus Rückſicht auf Frankreich und England weder Sardinien, noch Mittelitalien beſetzen konnte, ſo wurde von hier aus aufs neue der italieniſche Nationalhaß gegen die Oeſterreicher bis zur Wuth erhitzt. Aber es blieb nicht bei ohnmächtigen Schmähungen. Sobald die Dinge in Ungarn für Oeſterreich bedenklich wurden, vergaß Karl Albert ſeine vorjährigen Niederlagen und ließ ſich, trotz der Warnung beſonnener Männer, von Palmerſton hinreißen, Oeſterreich von neuem den Krieg zu erklären. Gleichzeitig im März oder Anfang April ſollte von Italien und Ungarn aus ein neuer großer Angriff auf Oeſterreich beginnen und die deutſche Bewegung ſollte denſelben wenigſtens moraliſch unterſtützen.

Am 16. März erklärte Karl Albert den Krieg. Er war ſchon ſeit lange ſtark gerüſtet und hatte (wie Koſſuth) ſich polniſche Generale beſtellt, weil er ſeinem eigenen Talente nicht traute und die beſſeren ſardiniſchen Generale den Krieg mißbilligten. Zum Oberbefehlshaber ernannte er Chrzanowski, ein geringeres Commando erhielt Ramorino. Sein Operationsheer war 80—90,000 Mann ſtark, während Radetzki, durch die Verluſte von Venedig, deſſen Sumpfluft Seuchen erzeugte, ziemlich geſchwächt, nur 60—70,000 Mann zuſammenbrachte. Der greiſe Feldherr verließ Mailand am 18. und zog gegen Lodi in ſüdlicher Richtung, um dem Feinde, der auf Mailand zog, unverſehens in die rechte Flanke zu fallen, während Chrzanowski ſich einbildete, er retirire über die Adda. Auch wurde derſelbe ſeine Täuſchung nicht eher inne, bis Radetzki bereits bei Pavia über den Ticino gegangen, in Piemont eingerückt war und bei Mortara einen wüthenden Angriff auf ſein noch auf dem Marſch zerſtreutes, noch nicht wieder geſammeltes Heer machte, am 21. Mortara wurde von den Oeſterreichern unter Oberſt Benedek mit ſtürmender Hand genommen, die Sarden in die Flucht geſchlagen. Erſt am 23. konnte Chrzanowski alle ſeine Streitkräfte bei Novara ſammeln und nahm hier eine vortheilhafte Stellung, aber in allzu kühner Vorausſetzung eines gewiſſen Sieges, denn er beachtete nicht, daß die verlängerte Front ſeiner Aufſtellung in ſeine Rückzugslinie fiel, was ihm im Fall einer Niederlage zum größten Verderben gereichen mußte. Radetzki hatte den Feind nicht hier, ſondern bei Vercelli vermuthet, konnte daher diesmal ſeinerſeits ſeine auf dem Marſch getheilten Corps nicht ſchnell genug zuſammenbringen. D'Aſpre, der zuerſt mit dem Feind engagirt wurde, hatte einen ſchweren Stand, hielt aber mit 15,000 Mann gegen 50,000 fünf Stunden lang aus, bis ein Corps nach dem andern ihm zu Hülfe kam und bald das ſardiniſche Heer in ſchreckliche Verwirrung gebracht wurde. Die Flüchtlinge warfen ſich alle nach Novara hinein, wo ſie aber von ihrem Rückzugswege abgeſchnitten waren und keine Lebensmittel hatten. Karl Albert war in Verzweiflung, faßte dann aber raſch ſeinen Entſchluß, legte am andern Morgen die Krone nieder, nahm von den Seinigen für immer Abſchied, und reiste augenblicklich ab, um ein Aſyl in Oporto zu ſuchen, wo er einige Monate ſpäter in Kummer geſtorben iſt. Sein Sohn und Nachfolger, Victor Emanuel II., erſuchte den Sieger um eine Zuſammenkunft und der alte Radetzki ſchloß mit ihm am 26. einen Waffenſtillſtand ab unter ſehr mäßigen Bedingungen. Es ſollte nämlich nur ein kleiner Grenzſtrich von den Oeſterreichern beſetzt bleiben und die Feſtung Aleſſandria halb von denſelben beſetzt werden, bis zum definitiven Friedensſchluſſe. Am 28. war der greiſe Held ſchon wieder in Mailand. Nie iſt ein Krieg raſcher begonnen und raſcher geendet worden.

Nur die Stadt Brescia gab ein blutiges Nachſpiel. Hier hatte die fanatiſche Bevölkerung ſich empört, in gewiſſer Hoffnung, Radetzki werde von den Sarden geſchlagen werden. An ſeinen Sieg nicht glaubend, beharrte ſie in ihrer Revolution und bekam Zuzug vom Lande. Da wurde Feldzeugmeiſter Graf von Haynau (ein natürlicher Sohn des Kurfürſten von Heſſen, der in der

Napoleoniſchen Zeit vertrieben war), ausgezeichnet durch den längſten ſchneeweißen Schnurrbart in der Armee, abgeſchickt, um Brescia zu unterwerfen, und ließ die Stadt zugleich aus dem Caſtell beſchießen und von außen ſtürmen, am 31. März. Die Wuth der Brescianer theilte ſich den Oeſterreichern mit, da dieſe gräßlich verſtümmelte Leichen ihrer Kameraden in der Stadt fanden und erfuhren, welche unmenſchliche Grauſamkeit die Einwohner an wehrloſen Gefangenen verübt hatten. Es wurde kein Pardon mehr gegeben und nach einem furchtbaren Straßenkampfe, in welchem von öſterreichiſcher Seite General Graf Nugent, Oberſt Graf Favancourt und viele andere Offiziere fielen, wurden die Aufrührer immer mehr zuſammengedrängt und endlich unter blutigem Gemetzel überwunden. Davon nannte man Haynau „die Hyäne von Brescia“, ein unverdienter Schimpfname, denn er hatte ganz in ſeinem Recht gehandelt. Wilhelm Pepe hatte mit 17,000 Mann von Venedig aus den Oeſterreichern in den Rücken fallen wollen, kroch aber jetzt geſchwind in ſeine Höhle zurück. — Ein nachträgliches Opfer dieſes Krieges war Ramorino, der ſeine Truppen ſchlecht geführt hatte und nach dem Kriegsrecht erſchoſſen wurde. Im definitiven Friedensſchluſſe, der erſt am 6. Auguſt erfolgte, wurde alles zwiſchen Oeſterreich und Sardinien auf den alten Fuß hergeſtellt, nur mußte das letztere 75 Mill. Franken Kriegskoſten bezahlen.

War nun auch die Diverſion, welche zu Gunſten der Ungarn in Italien gemacht worden war, mißlungen, ſo ſiegten doch die Ungarn aus eigener Kraft. Das Hauptquartier des Fürſten Windiſchgrätz befand ſich im Anfang des April bei Gödöllö, von wo aus er die Bewegungen der Ungarn recognoscirte; aber Schlick wurde bei Hort und Jellachich bei Iſaszny von Görgey geſchlagen, welcher jetzt auf einem kürzeren Wege Peſth erreichen konnte, weshalb Windiſchgrätz eiligſt dahin zurückging. Görgey aber warf ſich jetzt auf Waitzen in ſeine Flanke, um Komorn zu entſetzen und Wien ſelbſt zu bedrohen. In Waitzen rieb er zwei öſterreichiſche Brigaden faſt auf, wobei ihr tapferer General Götz den Tod fand (am 12. April) und zog am 21. in Komorn ein. Zu derſelben Zeit führte der ungariſche General Perczel kräftige Schläge gegen die Serben, entſetzte Peterwardein, nahm Szent-Tamas und die Römerſchanzen mit Sturm, wurde wieder von den Serben überfallen, am 13. April, vereinigte ſich aber mit Bem, der einen Einfall ins Banat machte, und behauptete hier die Oberhand. In Siebenbürgen übten die Magyaren furchtbare Rache, unter andern an dem Pfarrer Roth, den ſie erſchoſſen, weil er einige Jahre früher für die Einwanderung von Deutſchen thätig geweſen war.

In der Bedrängniß, in welcher ſich damals Oeſterreich befand, nahm es die ihm von Rußland dargebotene Hand an. Kaiſer Nicolaus kam nach Warſchau, wo er große Streitkräfte vereinigt hatte. Die Theilnahme ſo vieler Polen am ungariſchen Kriege beunruhigte ihn, die fortgeſetzten Siege der Ungarn würden unfehlbar zu einer neuen Revolution geführt haben. Er handelte alſo im eigenen Intereſſe, wenn er den Oeſterreichern die Ungarn bezwingen half. Dabei verpflichtete er ſich Oeſterreich zu Dank und riß die Kluft, welche Oeſterreich von Preußen und Deutſchland trennte, noch weiter auseinander. Von Rechtswegen hätte man in Frankfurt und Berlin die Kämpfe Oeſterreichs in Ungarn und Italien für eine deutſche Sache erklären, deutſche Truppen an die Theiß und an den Po zu Hülfe ſchicken und den Ruſſen die bewaffnete Einmiſchung gar nicht geſtatten ſollen. Aber dazu hatte man weder das Herz, noch die Einſicht. Eine deutſche Nationalpolitik exiſtirte gar nicht. Man verfocht hier wie dort nur Sonderintereſſen. — Oeſterreich ſelbſt aber beging einen Fehler, indem es die Ruſſen zu Hülfe rief. Nach dem zweiten Sieg über Sardinien würde ſeine eigene Kraft ausgereicht haben, auch mit den Ungarn fertig zu werden, wie ſeine Generale,, namentlich Haynau, überzeugt waren. Einen zweiten genau damit zuſammenhängenden Fehler beging Oeſterreich, indem es alle alten Freiheiten und Verfaſſungen der ihm unterworfenen Länder vernichtete. Das ſind die Flecken in Schwarzenbergs Regierung.

Durch die neue öſterreichiſche Verfaſſung vom 4. März verlor Ungarn, wenn es nicht ſiegte, ſeine bisherige Verfaſſung, ſeinen Reichstag, ſeine nationale Sonderſtellung; daher ſäumte Koſſuth nicht, Schlag für Schlag zurückzugeben, indem er in Debreczin durch den Reichstag vom 14. April das Haus Habsburg-Lothringen der ungariſchen Krone verluſtig erklären ließ und proviſoriſch eine Republik ſchuf. Damit war Görgey und die Armee nicht einverſtanden, denn die Armee war trotz aller nationalen Aufregung loyal geblieben und wollte ihrem conſtitutionellen König (Ferdinand) nicht untreu werden. Aber Koſſuth ließ ſich von den Polen verführen, denen an einem fait accompli gelegen zu haben ſcheint, um Palmerſton und der franzöſiſchen Republik die Anerkennung der ungariſchen Unabhängigkeit zu erleichtern, vielleicht auch um den Kaiſer von Rußland zu der Ueberlegung zu veranlaſſen, ob es für ihn nicht nützlicher wäre, ein von Oeſterreich abgelöſtes Ungarn unter ſein Protectorat zu nehmen. Görgey gerieth mit Koſſuth in heftigen Zank, es ließ ſich aber nicht mehr ändern.

Da der Fürſt Windiſchgrätz kein Glück mehr hatte, wurde er entlaſſen und Feldzeugmeiſter Baron Welden, der ihm eben Verſtärkungen brachte, trat an ſeine Stelle, begann jedoch ſeinen Feldzug ſogleich mit einem Rückzug, um durch Görgey nicht von Komorn her überflügelt zu werden. Nur in Ofen ließ er eine Beſatzung unter General Henzl (einem Schweizer) zurück und zog ſich gegen Raab. Görgey aber begnügte ſich, Komorn aufs neue mit Truppen und Vorräthen zu verſorgen und wagte weder gegen Wien vorzugehen, noch auch Welden zu beunruhigen. Dagegen ließ er Ofen belagern und am 21. Mai mit Sturm einnehmen, wobei der tapfere Henzl mit dem größten Theil der croatiſchen Beſatzung das Leben verlor.

An demſelben Tage kam der junge Kaiſer Franz Joſeph nach Warſchau, um den Kaiſer Nicolaus zu begrüßen und ihm für ſeine

Hülfe zu danken. Damals ſchloß Rußland auch mit der Pforte einen Vertrag zu Balta-Liman (1 Mai), wonach beiden Staaten erlaubt ſeyn ſollte, Truppen in die Moldau und Wallachei zu ſchicken, falls es Noth thäte. In dieſem Vertrage von Balta-Liman ließ ſich Rußland von der Türkei noch mehr Conceſſionen machen, die Wahl der Hoſpodare auf nur 7 Jahre, die Abhängigkeit jeder Verfaſſungsreform von der ruſſiſchen Zuſtimmung, die Verwandlung der Bojarenverſammlung in einen Divan ꝛc. Hierauf wurde das Corps von Lüders an der ſiebenbürgiſchen Grenze auf 36,000 Mann verſtärkt, während das Gros der ruſſiſchen Armee unter dem Fürſten Paskiewitſch auf mehreren Straßen über die Karpathen kam, 130,000 Mann mit nahe an 500 Geſchützen. Am äußerſten rechten Flügel kam die Diviſion Paniutin auf der Eiſenbahn durch Schleſien mit Erlaubniß des Königs von Preußen, um über Wien zu Welden zu ſtoßen. Das ruſſiſche Centrum und der linke Flügel überſchritten die Nordgrenze Ungarns am 17. Juni bei Neumarkt und Dukla. Zugleich hatte ſich auch die öſterreichiſche Armee bei Raab, da ſie von Görgey nicht angegriffen wurde, verſtärken können und war Haynau von Radetzki's Heer aus Italien herbeigerufen worden, um anſtatt Weldens den Oberbefehl zu übernehmen. Er führte 70,000, der Ban Jellachich im ſüdlichen Ungarn 40,000, Puchner in Siebenbürgen 10—12,000 Mann. Die Streitmacht der Ungarn wurde damals zu 200,000 Mann geſchätzt, war alſo der öſterreichiſchen überlegen und nur gegen die vereinten ruſſiſchen und öſterreichiſchen Kräfte zu ſchwach.

Indem Lüders mit ſeinen Verſtärkungen wieder in Siebenbürgen eindrang, begann hier von neuem ein wüthender Kampf, in welchem Bem auch noch unter Niederlagen ſeine alte Genialität bewährte. Während er ein abgeſondertes, aus der Bukowina eindringendes ruſſiſches Corps unter Grotenjelm angriff, aber es ſtärker fand, als er gehofft hatte, und geſchlagen wurde, wurde auch ſein Unterbefehlshaber Kiß von Lüders ſelbſt geſchlagen und Kronſtadt und Hermannſtadt fielen wieder den Ruſſen in die Hände, am 21. Juni. Bem ſuchte die Türken unter Omer Paſcha zu gewinnen, obwohl umſonſt. Da ſchlug er ſich erſt mit Lüders, dann mit Grotenjelm, und wieder mit Clam, und obwohl überall unglücklich, warf er ſich noch keck in die Moldau, um hier einen Aufſtand gegen die Ruſſen zu erregen, und als es ihm mißlang, blitzſchnell war er ſchon wieder zurück und lieferte Lüders noch eine blutige Schlacht bei Schäsburg, in welcher der ruſſiſche General Skariatin getödtet wurde und Bems Adjutant, der ungariſche Dichter Petöfi Sandor, ſpurlos verſchwand, am 31. Juli. Und doch gelang es Bem, indem er ſich wieder verſtärkte, die Ruſſen aus Hermannſtadt wieder zu verjagen, aber Lüders holte ihn durch einen Gewaltmarſch ein und ſchlug ihn in der Nähe der Stadt am 7. Auguſt, worauf Bem zu Koſſuth gerufen wurde und General Stein den immer ſchwächer werdenden Kampf fortſetzte.

Im Süden Ungarns ſtand Perczel gegen den Ban, verlor ein Gefecht bei Kaacs am 7. Juni und wurde abgeſetzt. Vetter kam als Oberbefehlshaber und hielt mit großer Macht den zu ſchwachen Ban zurück, ſo daß es ihm gelang, die von Berger lange tapfer vertheidigte Feſtung Arad, die keine Lebensmittel mehr hatte, durch Capitulation einzunehmen, am 1. Juli. Nur die Feſtung Temeswar ließ noch ſtolz das Banner des Kaiſers fliegen. Am 14. Juli wollte Jellachich in der Nacht die Ungarn bei Hegyeſch überfallen, aber ſie waren vorbereitet, überfielen ihn und ſchlugen ihn gänzlich.

Haynau mit der Hauptarmee bei Raab kam in der Mitte Juni zum Kampf. Man warf ihm vor, daß er noch härter als Windiſchgrätz ſey, indem er zwei gefangene ungariſche Offiziere, Görgey's Freunde, als Deſerteure und Rebellen hinrichten ließ. Dieſe Strenge trug wenigſtens ſehr viel dazu bei, den Haß der Ungarn gegen die weiße Uniform zu verſtärken und ihnen die dunkelgrüne annehmlicher zu machen. Görgey ſcheint damals ſchon ſich entſchloſſen zu haben, wenn er ſich ergeben müſſe, ſollte es an die Ruſſen ſeyn und nicht an die Oeſterreicher. Jetzt galt es noch den Verſuch, Haynau zu vernichten, ehe Paskiewitſch herangekommen ſey. Am 13. Juni wurde Haynau's Vorhut unter General Wyß bei Cſorna von den Ungarn geſchlagen, aber am 21. erlitt Görgey ſelbſt bei Zſigard und gleichzeitig Klapka auf der Inſel Schütt eine Niederlage. Noch einmal, am 2. Juli, wagte Görgey einen verzweifelten Kampf bei Komorn, in dem er aber wiederum zurückgeſchlagen und durch einen Säbelhieb verwundet wurde. An ſeiner Stelle übernahm Klapka den Befehl und wagte den dritten blutigen Kampf vor Komorn am 11. Juli, aber wieder vergebens. Es war dieſer tapfern Armee nicht möglich, Haynau's geſchloſſene Colonnen zu durchbrechen; wäre dies gelungen, ſo würden ſich ſofort alle ungariſchen Heerestheile vereint auf die Ruſſen geworfen haben.

Gegen Paskiewitſch ſtand Dembinski mit nur 16—18,000 Mann, in langer Linie aufgeſtellt und konnte ihn natürlich nicht aufhalten, die Ruſſen verloren aber viele Leute durch die Cholera; in der ſchlimmſten Zeit (Mitte Juni) ſtarben in fünf Tagen 2000 Mann. Erſt als Paskiewitſch das Rüdiger'ſche Corps nach Waitzen vorſchob, kam es zum Kampf, indem Görgey von Komorn aus ihm entgegenging. In einem blutigen Gefecht am 15. Juli ſchlug Görgey die Ruſſen aus Waitzen hinaus, wich aber vor der Uebermacht des gleich darauf anrückenden Paskiewitſch wieder zurück und warf ſich in einem Gewaltmarſch ins Gebirge, um über Tokay den Feind im Süden zu überfallen. Perczel machte zu ſeinen Gunſten eine kleine Diverſion bei Turc, wurde aber hier geſchlagen. Dagegen entging Görgey ſelbſt durch die Schnelligkeit ſeines Marſches drei ruſſiſchen Armeecorps, die eben aus dem Gebirge vorgerückt waren, und erreichte Debreczin. Koſſuth mit dem Reichstage hatte ſich nach Szegedin zurückgezogen, aber dahin richtete nun gerade Haynau ſeinen Marſch. Dembinski ſollte ihn mit 36,000 Mann aufhalten, glaubte ſich aber in Szegedin nicht halten zu können und entwich nach Szörek. Hier nahm er die Schlacht an, am 5. Auguſt, erlitt aber eine furchtbare Niederlage, denn

Haynau fügte der alten öſterreichiſchen Tapferkeit den ganzen Zorn ſeines Temperamentes hinzu. Ihm (und vielen andern Oeſterreichern) wäre lieber geweſen, allein die Ungarn zu ſchlagen. Die Anweſenheit und vornehme Hofmeiſterei des ruſſiſchen Generaliſſimus war ihm ärgerlicher, als die Noth, die ihm die Ungarn machten. Dembinski floh nach Temeswar, verſtärkte ſich durch die dort unter Vecſey ſtehende Belagerungsarmee und hielt noch einmal dem furchtbaren Haynau Stand, der ihn aber hier am 9. abermals beſiegte und ſein Heer in völlige Auflöſung brachte. Da wurde das hartbedrängte Temeswar, welches Rakuwina lange aufs heldenmüthigſte vertheidigt hatte, glücklich entſetzt.

Görgey kam zu ſpät, Dembinski zu retten, und empfing zu Arad die ſchlimme Botſchaft. Aber er war damals ſchon in geheime Unterhandlungen mit Rüdiger getreten. Dieſem hatte er durch eine Dame die erſten Anträge machen laſſen, und der Haß der Ungarn gegen Haynau, die Furcht vor ſeiner Rache war zu groß und wohlbegründet, als daß nicht Görgey auf die Zuſtimmung ſeines Heeres rechnen konnte, wenn er es vorzog, mit den Ruſſen zu capituliren. Koſſuth war, ſeit Dembinski's Heer vernichtet war, in Görgey's Hand gegeben, traute ihm nichts Gutes zu und machte, daß er davon kam, indem er ſich zu Bem rettete. Zuvor hatte ihn Görgey zu förmlicher Abdankung vermocht und den oberſten Befehl in ſeine eigenen Hände genommen, am 11. Aber Koſſuth hielt ſeine Zuſage, die Reichskleinodien herauszugeben, nicht ein, ſondern ſtahl Ungarns Krone und nahm ſie auf ſeiner Flucht mit ſich. Am 12. zog Görgey nach Vilagos und hier ſchloß er am 13. mit Rüdiger die ſchon vorbereitete Capitulation. Seine ganze Armee, noch 23,000 Mann, ſtreckte die Waffen vor den Ruſſen freiwillig, um ſie nicht gezwungen vor Haynau ſtrecken zu müſſen. Das Ganze ſah wie eine Comödie aus, bei der ſich Ruſſen und Ungarn, gemeinſchaftlich an der Tafel ſitzend, auf Koſten der Oeſterreicher luſtig machten. Das darf man nicht vergeſſen, um den Ingrimm Haynau's zu begreifen und zu entſchuldigen.

Koſſuth fand Bem bei Lugos nur noch an der Spitze von 6000 Mann, die nicht mehr fechten wollten, beide flohen daher in die Türkei, wohin ihnen viele Andre nachfolgten. Denn alle noch beiſammen gebliebene Haufen, namentlich ein Corps von 12,000 Ungarn unter Kazinski im Norden Siebenbürgens, lösten ſich jetzt vollends auf. Arad, Peterwardein, Muncacs ergaben ſich, nur in Komorn behauptete ſich Klapka und erlangte am 27. September noch eine ehrenvolle Capitulation. Klapka durfte frei nach England gehen, Görgey erhielt durch ruſſiſche Vermittlung einen freien Aufenthalt in Grätz. Aber an einigen andern ausgewählten Häuptern der Revolution nahm Haynau blutige Rache. Den Miniſter Grafen Batthyanyi verurtheilte er zum Galgen, und war wüthend, als ſein Befehl nicht genau vollzogen, ſondern der unglückliche Graf nur erſchoſſen wurde, zu Ofen. In Peſth ließ er den Fürſten Wronizki und noch zwei andere, in Arad die Generale Wecſey, Aulich, Leiningen ꝛc. hängen, die Generale Kiß, Lazar ꝛc. erſchießen. Damit wollte er beweiſen, daß er Herr in Ungarn ſey, als Stellvertreter ſeines rechtmäßigen Kaiſers, und nicht Paskiewitſch, der an den Kaiſer Nicolaus ſchrieb: „Ungarn liegt Ew. Majeſtät zu Füßen.“ Ueberhaupt trugen die Ruſſen eine unerträgliche Hoffahrt zur Schau und verleumdeten den tapferen Haynau, den bald darauf auch die Ungnade ſeines eigenen Herrn traf; weil er allzu eigenmächtig in Ungarn wirthſchaftete und den Befehlen des Wiener Miniſteriums nicht pünktlich genug gehorchte, ward er abberufen, verließ den Dienſt, machte eine Rundreiſe durch Deutſchland nach England, und wurde hier von einem fanatiſchen Pöbel inſultirt, ohne Genugthuung zu erhalten.*)

---

*) Der ruſſiſche Oberſt Tolſtoy beſchrieb den Krieg in Ungarn und machte Haynau den ungerechten Vorwurf, er habe nach der Schlacht von Komorn, indem er ſich ſüdweſtlich wandte, Paskiewitſch im Stich gelaſſen, als ob es nicht dringend nöthig geweſen wäre, den Ban zu unterſtützen, und als ob Paskiewitſch mit 130,000 Mann nicht ſtark genug geweſen wäre, mit den 24,000 des Görgey allein fertig zu werden. Auch die

Die ungariſchen Flüchtlinge hielten ſich anfangs in Belgrad auf, wurden aber nachher nach Schumla geſchickt. Oeſterreich und Rußland verlangten ihre Auslieferung, aber Palmerſton beſchützte Koſſuth und duldete nicht, daß die Pforte ſich in dieſem Punkte ſchwach zeigte. Eine zahlreiche engliſche Flotte unter Admiral Parker ſchien eigens gekommen zu ſeyn, um Koſſuth zu beſchützen. Nach langen Unterhandlungen verſtand ſich im Vertrage vom 31. Dezember die Pforte dazu, Koſſuth und den größten Theil der Flüchtlinge nach England frei zu entlaſſen, dagegen Bem Kmety, Stein ꝛc., die ſich zum Islam bekehrt hatten und Paſchas geworden waren, zwar zu behalten, jedoch nicht an der Grenze und auch nicht in Conſtantinopel. Dagegen gingen im folgenden Jahr auch die Ruſſen aus den Donaufürſtenthümern wieder über den Pruth zurück.

Ungarn verlor ſeine bisherige nationale Selbſtändigkeit, ſeine Verfaſſung, ſeinen Reichstag. Es war unmöglich, dem empörten Volke die verfaſſungsmäßigen Waffen zurückzugeben, welche es ſo eben erſt gegen ſeinen rechtmäßigen König ſo ſchlimm mißbraucht hatte. Mit der alten Verfaſſung aber fielen auch die Zollſchranken und viele alten Mißbräuche, und es wurde jetzt erſt möglich, die natürlichen Reichthümer Ungarns zu erſchließen. Im Allgemeinen muß der Haß der Ungarn gegen die Deutſchen und der blutige Kampf, der eben ſein Ende erreicht hatte, als unvernünftig bezeichnet werden. Die ungariſche Nationalität, an ſich zu ſchwach,

---

Wiener Juden erhoben ein Zetergeſchrei gegen Haynau, weil er die ungariſchen Juden beſteuert hatte. Der alte Feldherr konnte ſeinen Zorn über die ungerechte Anfeindung und Verleumdung nicht mäßigen. Als er vollends ſo arglos unvorſichtig war, nach London zu gehen, überfiel ihn dort der aufgehetzte radicale Pöbel in einem großen Brauhauſe, das er eben beſichtigte, mißhandelte ihn und riß ihn bei ſeinem berühmten Schnurrbart herum. Die engliſche Regierung that nichts, die Schuldigen zu beſtrafen. Kaiſer Franz Joſeph aber bezeugte dem tiefgekränkten Greiſe in einem Schreiben ſeine achtungsvolle Theilnahme. Die deutſche Preſſe entehrte ſich, mit in das radicale Geheul gegen „die Hyäne von Brescia“ einzuſtimmen.

um ſich gegenüber der numeriſch ihr ſo weit überlegenen ſlaviſchen Nationalität behaupten zu können, muß ſich auf die deutſche ſtützen. Hier, im alten freundſchaftlichen Verbande mit Deutſchland, findet Ungarn mehr Achtung ſeiner Nationalität, mehr Bildung und mehr Freiheit, als es je zu erwarten hätte, wenn es, von den Deutſchen verlaſſen, dem alten Haſſe der Slaven und der alles gleichmachenden Herrſchaft Rußlands überliefert wäre.

Nach den großen Doppelſiegen in der Lombardei und in Ungarn unterließ Oeſterreich nicht, die Revolution nach Mittelitalien hin zu verfolgen, um ſich von dieſer Seite her endlich volle Ruhe zu verſchaffen.

In Rom mußte ſeit dem Frühling 1848 der Papſt das weltliche und liberale Miniſterium Mamiani walten laſſen. Erſt nach der Schlacht bei Cuſtozza konnte er einen Schritt wagen, um ſeine Autorität im Kirchenſtaate wiederherzuſtellen. Der vormärzliche franzöſiſche Geſandte, ein geborener Italiener und ehemaliger politiſcher Flüchtling, aber durch ſein Talent in Frankreich zu großen Ehren gelangt, Graf Roſſi, wurde ſein Rathgeber, nicht ohne Zuthun der franzöſiſchen Regierung, die dem h. Vater für extreme Fälle ſchon frühzeitig ihren Schutz zugeſichert zu haben ſcheint. Aus dieſem Verhältniß erklärt ſich auch, warum der Papſt damals die Unterſtützung öſterreichiſcher Waffen ablehnte und den Marſch Weldens nach Bologna hintertrieb. Als aber Roſſi endlich vom Papſt zum erſten Miniſter ernannt wurde und mit großer Zuverſicht verkündete, er werde die Ordnung und das Anſehen des Papſtes herzuſtellen wiſſen, traf ihn am 15. November, indem er eben in das Sitzungsgebäude der neueröffneten Nationalverſammlung treten wollte, ein tödtlicher Dolchſtich. Hierauf ſtürmte der Pöbel den Quirinal, wo der Papſt von der Diplomatie umgeben und von ſeinen treuen Schweizern geſchützt wurde. Aber das Volk drang ein, ermordete ſeinen Privatſecretair Palma und ertrotzte, geleitet von Galetti, die Entlaſſung der Schweizer und die Ernennung eines dem Volk genehmen Miniſteriums. Da flohen alle conſervativen Abgeordneten und der Papſt ſelbſt, der ſich unmöglich länger den Inſulten des Pöbels bloßſtellen konnte, den aber die Aufwiegler als Pfand behalten wollten und bewachten, wurde in der Nacht des 25. durch den bayriſchen Geſandten, Grafen Spaur, unvermerkt in ſeinen Wagen gebracht und entkam glücklich nach der neapolitaniſchen Feſtung Gaëta. Die dringende Einladung, nach Frankreich zu kommen, wies er ab, um nicht von dieſer Macht allzu abhängig zu werden und um Oeſterreich nicht zu beleidigen. Der König von Neapel aber mit ſeiner ganzen Familie kam zu ihm und empfing ſeinen Segen. Auch die geſammte Diplomatie folgte ihm aus Rom nach Gaëta. Das radicale Parlament in Rom forderte ihn vergeblich zur Rückkehr auf und beſtätigte ſodann ohne weiteres das vom Papſt verworfene Miniſterium Galetti und Sterbini, welches jedoch bald einer förmlichen proviſoriſchen Regierung, dem Triumvirate Galetti, Corſini, Camerata, Platz machte.

Unterdeß herrſchte Anarchie im Kirchenſtaate. Schon im Auguſt hatte ſich ein päpſtliches Schweizerregiment zu Rimini empört und ſeine Offiziere ermordet. Im Dezember zog Garibaldi an der Spitze einer großen demokratiſchen Freiſchaar in Rom ein. Die bewaffnete Macht war in den Händen des Aufruhrs. In Toskana hatte ſich der Großherzog das demokratiſche Miniſterium Guerazzi müſſen aufdringen laſſen, welches offen auf Republik ausging. Das Volk wurde für die Einheit Italiens und für die republikaniſche Form zugleich fanatiſirt. In dieſem Sinn erhob es im September einen blutigen Aufſtand in Livorno und einen noch blutigeren am 13. und 14. Dezember in Genua. Die Anhänger Mazzini's hofften nämlich, nach der Demüthigung Karl Alberts werde derſelbe nicht mehr ſtark genug ſeyn, die republikaniſche Partei zu beſiegen. Deßwegen verſuchte man ſeine eigenen Unterthanen aufzuwiegeln. Dieſer Haß der Mazziniſten gegen Karl Albert hat der Sache der italieniſchen Freiheit am meiſten geſchadet, obgleich ſie, auch wenn ſie einig geweſen wären, gegen die vereinigte Macht Oeſterreichs und Frankreichs nichts würden ausgerichtet haben. Montanelli in Florenz mahnte damals in einer patriotiſchen Rede ſeine Landsleute, nicht Revolutionen gegen einander ſelbſt zu machen, nicht Reden zu halten und giftige Zeitungsartikel zu ſchreiben, ſondern alle vereint in Waffen zu ſtehen. Aber man hörte ihn nicht. Die Republikaner eröffneten am 5. Februar 1849 zu Rom eine allgemeine Constituente Italiana, die für Italien werden ſollte, was das Frankfurter Parlament für Deutſchland. Der Präſident Armellini hielt eine ſchwärmeriſche Rede im Hymnenſtyl. Mazzini ſelbſt befand ſich in Rom, die Dinge zu leiten, und neben ihm ſpielte der Prinz Karl von Canino, Sohn Lucian Bonaparte's, die größte Rolle, in der Hoffnung, Italien werde am Ende ihm zufallen. Die Conſtituente ſetzte ſofort den Papſt ab und proclamirte die römiſche Republik. Nun war auch Toskana nicht mehr zu halten. Der Großherzog entfloh am 17. Februar nach dem kleinen Hafen im Süden der toskaniſchen Küſte, St. Stefano. Guerazzi aber rief in Florenz die Republik aus und wurde zum Dictator ernannt. Man bemerkte bei den neuen republikaniſchen Herren in Rom vorherrſchend eine antikirchliche Leidenſchaft. „Ausrottung des klerikalen Syſtems iſt unſer Programm,“ verkündeten ſie öffentlich und decretirten die Einziehung alles Kirchenguts zu Handen des Staats.

Aber ſie regierten nicht lange. Die Oeſterreicher wollten einſchreiten. Karl Albert proteſtirte und wagte den letzten, bereits oben geſchilderten Kampf, in dem er von den italieniſchen Republikanern in keiner Weiſe unterſtützt wurde und unterlag. Nun rückten nicht nur die Oeſterreicher in Mittelitalien ein, und ſchickten zugleich die Franzoſen und Spanier, um die Oeſterreicher nicht allein machen zu laſſen, Hülfstruppen für den Papſt nach dem Kirchenſtaate, ſondern auch Victor Emanuel, der neue König von Sardinien, ſandte ein Heer, um dem republikaniſchen Unfug in Genua ein Ende zu machen. Der Vereinigung ſo vieler Feinde konnte die junge italieniſche Republik nicht widerſtehen.

Am 4. April rückte der piemonteſiſche General la Marmora vor Genua und erzwang am folgenden Tage die Capitulation. Am 5. zogen die Oeſterreicher unter d'Aſpre in Parma ein. Am 11. brach eine Contrerevolution in Florenz aus und Guerazzi mußte flüchten. Dieſer Menſch und ſeine bewaffneten Banden hatten die wohlhabende und hochgebildete Stadt aufs abſcheulichſte tyranniſirt, ſo daß kein ehrlicher Mann mehr auf der Straße gehen konnte, ohne ihren Inſulten ausgeſetzt zu werden. Dieſelbe Zuchtloſigkeit herrſchte in ganz Mittelitalien; jedes elende Neſt hatte ſeinen circulo, deſſen Schreier die ruhigen Bürger und Bauern mißhandelten, chikanirten und hauptſächlich plünderten. Die Republik hatte in Italien eine noch weit gemeinere und banditenmäßigere Phyſiognomie als dieſſeits der Alpen. Trotz jener Contrerevolution in der Hauptſtadt von Toskana behaupteten ſich die Wühler noch in Livorno, welches die Oeſterreicher unter d'Aſpre erſt am 11. Mai mit Sturm erobern mußten. Eine andre öſterreichiſche Colonne unter Wimpfen zog oſtwärts, zwang am 16. Mai Bologna durch ein Bombardement zur Uebergabe und ſetzte ſich am 18. Juni durch Capitulation auch in den Beſitz der päpſtlichen Feſtung Ancona.

Was aber Rom ſelbſt betrifft, ſo kamen die Franzoſen den Oeſterreichern zuvor, denn ſchon am 25. April landeten ſie unter General Oudinot in Civitavecchia, und drei Tage ſpäter landeten auch einige tauſend Spanier, die dem Papſt helfen ſollten, zu Terracina und der König von Neapel rückte gleichfalls gegen Rom vor. Oudinot nahm ſeine Aufgabe aber etwas zu leicht, rückte mit zu wenig Mannſchaft unvorſichtig gegen Rom vor und wurde am 30. April von Garibaldi's Freiſchaaren vor den Mauern Roms nicht ohne empfindlichen Verluſt zurückgeſchlagen. Das bewog den König von Neapel, auch ſeine Truppen ohne ernſten Kampf wieder zurückzuziehen. Oudinot ging einen Waffenſtillſtand ein, um ſich unterdeß zu verſtärken, während der franzöſiſche Geſandte, von Leſſeps, in Rom unterhandelte und den Republikanern weiß machte, es ſey nicht und könne gar nicht die Abſicht der franzöſiſchen Republik ſeyn, ihnen das Joch des Papſtthums wieder aufzulegen. Als aber Oudinot ſtark genug war, wurde Leſſeps desavouirt und der Angriff auf Rom begann mit ſolcher Energie, daß ſich die Stadt, trotz Garibaldi's heldenmüthiger Vertheidigung, am 4. Juli an Oudinot ergab. Er hatte den Angriff hauptſächlich von der Villa Pamphili aus begonnen. Von den Vertheidigern war die ſchöne Villa Borgheſe zerſtört worden. Garibaldi zog mit ſeiner tapfern Schaar von Rom ab und entkam den Oeſterreichern glücklich über St. Marino, in deſſen Nähe er ſich nach Genua einſchiffte. Mazzini entkam ebenfalls. Derſelbe hatte in der letzten Noth der Stadt ſeine Regierungsgewalt niederlegen und einem neuen Triumvirat: Salicetti, Mariani und Calandretti abtreten müſſen, welche die Capitulation ſchloſſen. Sobald Oudinot einmarſchirt war, ſetzte er eine Verwaltung im Namen des Papſtes ein, machte alſo der Republik factiſch ein Ende, weshalb ihm die wüthenden Demokraten auf den Straßen entgegenriefen: morto al cardinale Oudinot! Die Spanier durften ſich in Rom nicht blicken laſſen und ſpielten eine ſehr überflüſſige Rolle, ſo lange ſie an der Küſte ſtehen blieben. Der Papſt ſelbſt blieb aber in Gaëta und bezeugte keine Luſt, ſeine erhabene Perſon dem Schutz der franzöſiſchen Bajonette zu unterſtellen. Frankreich forderte zum Dank für die Wiederherſtellung ſeines Anſehens in Rom einige liberale Conceſſionen, um die Expedition nach Rom, die bei allen Liberalen und Demokraten in Frankreich ſelbſt höchſt unpopulär war, weniger gehäſſig erſcheinen zu laſſen. Aber der Papſt glaubte ſich eben ſo ſehr hüten zu müſſen, von Frankreich Befehle anzunehmen oder ſich einen Zwang anthun zu laſſen. Er ſtützte ſich auf Oeſterreich, dem Neapel (aus Furcht vor dem Napoleonismus) zuſtimmte, und Oeſterreich verfehlte auch nicht, ſich dem Papſt durch kirchliche Conceſſionen zu verbinden, aus denen ſpäter der Concordat hervorging. Oeſterreich hielt Bologna und Ancona beſetzt und konnte die Anweſenheit der Franzoſen in Rom nur unter der Bedingung zugeben, daß der Papſt durch ſie keinerlei Zwang erleide.

Da nun ſo Manches auch in Wien und Paris noch erſt im Werden war, ſo dauerte es lange, bis ſich ein feſtes Uebereinkommen treffen ließ, welches, alle Theile wenigſtens zur Noth befriedigend, dem Papſt die endliche Rückkehr nach Rom geſtattete. Der Großherzog von Toskana kehrte ſchon am 29. Juli in ſeine Reſidenz zurück.

Venedig hatte ſich, durch ſeine Lage im Meere begünſtigt, äußerſt hartnäckig gegen die Angriffe der Oeſterreicher ſeit dem Sommer 1848 vertheidigt. Eine Zeitlang wurde es von der See her durch die ſardiniſche Flotte unterſtützt, welche zu vertreiben die öſterreichiſche Marine zu ſchwach war. Venedig war durch eine eben erſt gebaute prachtvolle Eiſenbahnbrücke mit dem Feſtland verbunden, aber durch den ſtarkbefeſtigten Brückenkopf, das Fort Malghera, geſchützt. Die Belagerung wurde durch die ſumpfigen Lagunen und ihre ungeſunde Ausdünſtung ungemein erſchwert, ſo daß es erſt am 27. Mai 1849 gelang, Malghera zu erobern, indem man es in einen Schutthaufen verwandelte. Von hier aus aber bedurfte es noch unſäglicher Mühe, um dem Brückendamm entlang einige Fortſchritte zu machen und mit kunſtreich verſtärkten Projectilen endlich die Stadt zu erobern, die nun durch das Bombardement und zugleich durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde, am 22. Auguſt. Im Innern hatte während der langen Belagerung der Advokat Manin inmitten einer gemeinen Demokratie geherrſcht. Nur wenige Tage lang hatte ſich Venedig bequemt, gleich Mailand dem Könige von Sardinien zu huldigen. Als dieſer geſchlagen war, ſtellte Manin augenblicklich die Republik wieder her. Die Capitulation war von Seiten Oeſterreichs großmüthig. Die fremden Freiſchaaren, namentlich Schweizer, erhielten freien Abzug, ſo wie auch Manin und mit ihm 40 der am meiſten Compromittirten. So kehrte denn die alte ſchöne Venetia nach einem kurzen und wüſten republikaniſchen Traume, in dem die würdigen Geſtalten der alten Dogen ſehr unwürdigen Neulingen gewichen waren, unter die Herrſchaft des Doppeladlers zurück. Aber Oeſterreich hatte dieſe von Zichy ſo leichtſinnig dahingegebene

Stadt mit den ſchwerſten Opfern wieder erkaufen müſſen. Man rechnete, daß es 20,000 Mann bei der Belagerung, hauptſächlich durch die Sumpffieber, verloren habe.

Der König von Neapel hatte (vgl. S. 238) mit Hülfe ſeiner tapfern Schweizer die rebelliſche Hauptſtadt unterworfen, noch aber trotzte ihm Sicilien. England arbeitete durch Lord Minto aus allen Kräften an einer gänzlichen Trennung Siciliens von Neapel und deutete den Rebellen an, die Unabhängigkeit der Inſel ließe ſich bei den andern europäiſchen Mächten wohl durchſetzen, wenn ſie der Republik entſagten und einen König wählten. Minto ſchlug ihnen den jüngeren Sohn Karl Alberts, den jungen Herzog Ferdinand von Genua vor, der auch wirklich vom Parlament in Palermo am 11. Juli 1848 zum König gewählt wurde. Admiral Parker, der auch Griechenland und Portugal maßregelte, und den Palmerſton wie einen Bulldog*) gegen alle ſchwachen Staaten, wenn ſie nicht pariren wollten, losließ, mußte ſich mit ſeiner Flotte vor Neapel legen, um den König daſelbſt von jeder Expedition gegen Sicilien abzuſchrecken. Da ſich derſelbe aber nicht abſchrecken ließ, ſondern im Auguſt eine kleine Armee unter General Filangieri, bei der ſich auch die beiden tapfern Schweizerregimenter Brunner und Muralt befanden, nach Sicilien ſchickte, wurde er von Parker nicht gehindert, weil derſelbe keine Ordre hatte, wirklich Gewalt zu gebrauchen, wie es ſcheint aus Rückſicht auf Frankreich. Die Armee landete vor Meſſina, wo ſich die ganze Revolution über General Pronio mit wenigen königlichen Truppen in der Citadelle gegen die empörte Stadt behauptet hatte, und eroberte dieſe Stadt nach einem heftigen Bombardement und blutigen Kampfe, 7. September. Auch jetzt noch miſchten ſich die Engländer ein und verlangten einen Waffenſtillſtand, den der König auch einging und während deſſen unterhandelt wurde. Da aber das Parlament in Palermo mit den Conceſſionen des Königs nicht zufrieden war, ſo wurde der Waffenſtillſtand am 19. März 1849 wieder aufgekündigt. Die Sicilianer hatten ſich Mieroslawski kommen laſſen und bildeten ſich ein, unter ihm würden ſie ſiegen. Als Filangieri vor Catanea zog und ſeine Neapolitaner beim erſten Angriff zurückgeworfen wurden, ſchrien dieſelben nach den Schweizern. Nun rückten 900 Schweizer unter Muralt mit dem Donnerruf: „Hurrah Bern“ heran, und der bloße Schrecken ihres Namens reichte hin, die Mauern von allen Vertheidigern zu ſäubern. Die 24,000 Mann ſtarke Beſatzung Catanea's floh zu den hintern Thoren der Stadt hinaus und nach der Erſtürmung nur einiger noch vertheidigten Batterien zogen die tapfern Schweizer in die Stadt ein. Ein Verſuch Mieroslawski's, die Sicilianer bei Caſtro-Giovanni wieder zu ſammeln, mißlang und er ſchiffte ſich ein. In Palermo ſelbſt machten ſich die compromittirteſten Regierungs- und Parlamentsmitglieder, gegen 300, bereits heimlich aus dem Staube und ſchifften ſich nach England ein. Nur der fanatiſirte Pöbel lermte noch, aber nach einem Gefecht bei Mezzagno hörte aller Widerſtand auf und am 15. Mai zog Filangieri in Palermo ein, um die alte Ordnung herzuſtellen.

---

*) Ein engliſches Schiff, welches vorzugsweiſe an der ſicilianiſchen Küſte diente, geflüchtete Inſurgenten zu retten und den neapolitaniſchen Feldherrn zu geniren, führte wirklich den Namen Bulldog.

Ich habe die Ereigniſſe in Ungarn und Italien mit Abſicht vorangeſtellt und gehe jetzt erſt zum Bericht über den weitern Verlauf der Frankfurter Parlamentsverhandlungen, der conſtitutionellen Bewegung für Preußen und der demokratiſchen Revolution in Deutſchland über, weil auf ſie die entſcheidenden Siege Oeſterreichs den größten Einfluß geübt, ihren Fortſchritt weſentlich gehemmt, ihr Mißlingen vorzugsweiſe bedingt haben.

Elftes Buch.

Der deutſche Reichsverfaſſungszank.

Die Paulskirche arbeitete fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Sie ließ ſich in der Vorausſetzung nicht beirren, daß ihr die volle Souveränetät der deutſchen Nation inwohne, daß die von ihr berathene Reichsverfaſſung, wenn ſie erſt fertig ſeyn würde, auch endgültig wäre und daß ſelbſt das wiedererſtarkte Oeſterreich und Preußen ſich ihr einfach zu unterwerfen hätten. Dieſe Vorausſetzung ging aber nur bei den wenigſten aus wirklicher Verblendung und Ueberſchätzung der eigenen ſchwachen Kraft hervor, vielmehr diente ſie nur verſchiedenen Zwecken und Parteien als Mittel. Die Demokratie hielt an ihr feſt, weil ſie darin eine Legitimation zu neuen Wühlereien erkannte. Unter dem Vorwand, für die Nationalſouveränetät und Reichsverfaſſung zu kämpfen, konnte ſie gegen die etwa renitenten Regierungen bequemer revolutioniren. Die geheimen und offenen Anhänger Preußens hielten an jener Vorausſetzung nicht minder feſt, weil ſie für die Hülfe, die ſie vom König von Preußen erwarteten, mit der deutſchen Kaiſerkrone und mit dem Anſpruch auf Gehorſam im übrigen Deutſchland ein werthvolles Gegengeſchenk zu machen hofften. Die Anhänger Oeſterreichs aber ließen auch ihrerſeits jene Vorausſetzung noch nicht fahren, um Sitz und Stimme in der Paulskirche zu behalten, den preußiſchen Plan zu durchkreuzen und ſchließlich, wenn alle Reformverſuche mißlungen ſeyn würden, zum status quo ante, d. h. zum alten Bundestag zurückzukommen.

Man thut deßhalb Unrecht, wenn man die langweilige Berathung der Grundrechte im Herbſt den vielen Profeſſoren in der Paulskirche als unpractiſche Ideologie vorwirft. Es ſollte damit nur Zeit gewonnen werden. Die Grundrechte, ſchon im October berathen, aber erſt am 21. Dezember allgemein verkündet, waren nach der bisherigen liberalen Schablone zugeſchnitten und verbürgten: die Gleichheit aller Deutſchen vor dem Geſetz, Abſchaffung aller Standesvorrechte, gleiche Wehrpflicht, Freizügigkeit, perſönliche Freiheit, Hausrecht, Preßfreiheit, Lehrfreiheit, Gleichheit aller Culte, Trennung der Schule von der Kirche, Vereinsrecht, Verſammlungsrecht, Schwurgerichte, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Abſchaffung aller bäuerlichen Laſten, alles Lehensverbandes der Fideicommiſſe, der Todesſtrafe ꝛc. In den glänzenden Reden bei der Berathung dieſer Sätze wiederholte ſich meiſt das ſchon hundertmal Geſagte. Nur in den Kirchenfragen erhob ſich gegen die liberale Schablone die geiſtvolle Oppoſition berühmter katholiſcher Lehrer, wie Ketteler (jetzt Biſchof in Mainz), Philipps, Döllinger, Laſaulx, Dieringer, Gfrörer ꝛc. Die Katholiken wollten, wo ſo eine reiche Saat von Freiheiten aller Art ausgeſtreut wurde, vor allem ihrer Kirche die lange verlorene Freiheit wiedergewinnen. Daher die Verſammlung deutſcher Biſchöfe zu Würzburg, die am 22. October unter dem Vorſitz des Erzbiſchof Geiſſel begann, dann vom ſpäter ankommenden Kardinal Erzbiſchof von Salzburg, Fürſten Schwarzenberg, präſidirt wurde und deren Ergebniß eine am 14. November veröffentlichte Denkſchrift war, welche von 5 Erzbiſchöfen und 13 Biſchöfen perſönlich und von noch mehreren durch Stellvertreter unterzeichnet wurde. In derſelben reclamirten ſie als altes unveräußerliches Recht der Kirche vornehmlich den Beſitz und die Verwaltung des Kirchenguts, die Leitung der Prieſtererziehung und des Volksunterrichts, das Recht geiſtlicher Genoſſenſchaften und den freien Verkehr mit Rom. Ein ähnlicher Congreß evangeliſcher Geiſtlichen wurde damals auch zu Wittenberg und ein anderer der ſtrengen Lutheraner zu Leipzig abgehalten; die Deutſchkatholiken ſpielten merkwürdiger Weiſe troß der ihnen ſcheinbar günſtigen Revolutionszeit gar keine Rolle mehr.

Die Grundrechte wurden von Oeſterreich, Preußen, Hannover, Bayern und Sachſen nicht angenommen oder ihre Anerkennung verſchoben, bis die Reichsverfaſſung fertig ſeyn würde. Nur in den kleinen Staaten wurden ſie verkündet, um bald wieder vergeſſen zu werden. Am 20. October begannen in der Pauskirche die Debatten über die künftige *deutſche Reichsverfaſſung* und dauerten mit Unterbrechungen den ganzen Winter hindurch fort Alles drehte ſich dabei um die Oberhauptsfrage. Man ging von dem heißen Verlangen der Nation in den Märztagen aus und wollte die bisherige Bundesverfaſſung, in der zwei Großſtaaten, vier Königreiche und eine weitere Abſtufung von kleinen und kleinſten Staaten jeder ſelbſtändig und alle uneins geweſen, nicht mehr haben, ſondern ein einiges und untheilbares großes, die ganze Nation umfaſſendes Reich. Die Demokraten dachten an eine Republik mit einem nur auf kurze Zeit gewählten Präſidenten, wie in Frankreich. Allein die deutſchen Republikaner hatten ſchon ſo viele Beweiſe ihre Schwäche abgelegt, daß vollends nach den Siegen der Monarchie in Wien und Berlin ihre Sache verloren war. Zum h. römiſchen Reiche deutſcher Nation mit einem habsburgiſchen Kaiſer zurückzukehren, wurde nicht einmal ernſtlich vorgeſchlagen, weil die alte Reichsverfaſſung ſich als unhaltbar erwieſen und weil ſich das mächtige Preußen keinem Habsburger würde unterworfen haben. Eben ſo wenig durfte man erwarten, daß

Oeſterreich etwa dem König von Preußen gehorchen würde, wenn man ihn zum Kaiſer machte. Es blieben alſo nur zwei Auswege, entweder mit Ausnahme Oeſterreichs das ganze übrige Deutſchland unter einem preußiſchen Kaiſer zu vereinigen, oder aber zur alten Bundesverfaſſung zurückzukehren. Das erſtere war die alte Idee Paul Pfizers, zu der ſich die meiſten Preußen und Norddeutſchen, namentlich Holſteiner, bisher ſchon heimlich bekannt hatten. Das zweite war der ſehnlichſte Wunſch der meiſten Fürſten und unzähliger Männer, die ſich in der vormärzlichen Zeit wohl befunden hatten, welche die ganze Revolution verwünſchten und ſo bald als möglich wieder Ruhe haben wollten. Weil aber der alte Bundestag doch gar zu verhaßt geworden war und man ſich noch in der revolutionären Strömung befand, ſo wurde damals die bittere Pille des Bundestags noch verſüßt durch das allgemeine Zugeſtändniß, es müſſe demſelben wenigſtens ein Volkshaus, ein deutſches Parlament, zur Seite ſtehen. Die mannigfachen Vorſchläge, die man gemacht hat, die Oberleitung des deutſchen Bundes zu concentriren in ein Directorium, in welchem nur die mächtigſten 7, oder 5, oder gar nur drei deutſche Fürſten die Oberleitung übernehmen ſollten, liefen doch alle nur auf eine Maskirung des alten Bundestags hinaus und das dem Directorium nebengeordnete Volkshaus allein blieb etwas Neues, die Nation über den Mangel an einheitlicher Spitze Tröſtendes, aber etwas Illuſoriſches, weil eine Vertretung in einem allgemeinen Parlamente für eine Nation nicht paßt, welche in feſt abgeſchloſſene und mächtige Staaten getheilt iſt.

Während Welcker und Mosle als Vermittler in Wien nur eine klägliche Rolle ſpielten, wurde Raveaux als Reichsgeſandter in der Schweiz, indem er der Eidgenoſſenſchaft wegen Duldung der wiederholten Struve'ſchen Freiſchaarenzurüſtung nur zu gerechte Vorwürfe machte, von derſelben auf die hoffärtigſte und höhnendſte Art abgefertigt. Dennoch ließ ſich die Paulskirche verleiten, nach Blums Hinrichtung deswegen in Wien eine gänzlich fruchtloſe Beſchwerde zu führen und ſogar einen Tadel des Königs von

Preußen wegen Verlegung der conſtituirenden Verſammlung nach Brandenburg zu beſchließen. So ſehr liebte ſie noch, ſich über ihre Unmacht zu täuſchen, oder wurde irre geführt.

Allen Einſichtigen war aber bald klar, daß es nur noch auf Preußen ankam mit einem engern, von Oeſterreich getrennten Bunde, oder auf Oeſterreich mit dem alten Bundestage. Von Tag zu Tage nahm die Agitation für Preußen und die Reaction dagegen zu.

Preußen hatte bereits in Schleswig der deutſchen Sache ſeine Waffen geliehen, es ſtellte ſie am 23. October abermals der Reichsgewalt zur Verfügung, während Oeſterreich noch mit der Wiener Revolution nicht fertig geworden war. In demſelben Monat gab Bunſen, der preußiſche Geſandte in London, eine Flugſchrift heraus, worin er den Pfizer'ſchen Gedanken ausbeutete und eine Theilung Deutſchlands in der Art vorſchlug, daß Oeſterreich das Seine behalten, das übrige Deutſchland aber unter Preußen vereinigt werden ſollte, beide dergeſtalt durch eine Union verbunden, daß Oeſterreich die diplomatiſche Verbindung für die Union im Orient, Preußen im Occident leiten ſollte. Derſelben Idee hatte ſich Prinz Albert in London mit ſolcher Vorliebe zugewandt, daß er ſogar in einem deutſchen Gedicht den König von Preußen dafür zu begeiſtern ſuchte. Ein Sohn Bunſens in Frankfurt vermittelte desfalls die engliſchen Sympathien der Partei Gagerns in der Paulskirche. Palmerſton aber, auf den es ankam, theilte dieſe Sympathien nur bedingt, ſo weit er Preußen gegen Oeſterreich, deſſen Wiedererſtarkung ihm ſehr zuwider war, brauchen zu können glaubte. Im November begab ſich Heinrich von Gagern ſelbſt nach Berlin, kam aber von ſeinen Unterredungen mit dem Könige mißgeſtimmt zurück. Der König hatte die Annahme der Kaiſerkrone beſtimmt abgelehnt. Auch ſein Geſandter in Frankfurt, der frühere Miniſter Camphauſen, blieb ſtets zurückhaltend. Es iſt notoriſch, daß der Anreiz zum preußiſchen Erbkaiſerthum von außen kam und nicht in Berlin ſelbſt geſucht werden darf. Der König war ſeinem ganzen

Charakter nach weit entfernt von verwegenen Uſurpationsgedanken, ja von bloßen Gelüſten nach einer Rolle, die ihm endloſe Unruhe und Gefahr hätte bringen müſſen. Eben ſo ſein treuer Bruder, der Prinz von Preußen, den man im Ausland ſich nicht entblödete, als das Werkzeug zu bezeichnen, durch welches man den Plan durchſetzen würde, wenn der König ſelbſt verſagte.*) Kaum war dieſer erlauchte Prinz noch als Erzreactionär verleumdet worden, als man ihm ſchon wieder die grade entgegengeſetzte revolutionäre Rolle zudachte.

Die öſterreichiſche Conceſſion, die ſcheinbar darin lag, daß Erzherzog Johann am 16. Dezember Gagern an Schmerlings Stelle zum Reichsminiſter ernannte, worauf die Paulskirche den Preußen Simſon zu ihrem Präſidenten wählte, gereichte der preußiſchen Partei doch nicht zu ihrem wahren Vortheil, denn je preußiſcher ſich das Reichsminiſterium und Parlament färbte, um ſo mehr rief es alle natürlichen Gegner und Neider Preußens gegen ſich in die Waffen und Oeſterreich konnte in geſicherter Stellung dem Mißlingen des preußiſchen Erbkaiſerplans zuſehen. Gagerns Programm vom 18. proclamirte den alten Pfizer'ſcher Gedanken eines engeren deutſchen Bundesſtaats (verſteht ſich unter Preußen) in Union mit Oeſterreich. Von dieſem Augenblick an veränderte ſich die Front aller bisherigen Parteien in der Paulskirche und man ſah nur noch zwei Lager einander gegenüber, das preußiſche oder kleindeutſche, und das öſterreichiſche oder großdeutſche. Kleindeutſch nannte man nämlich den engern Bund unter Preußen, weil Deutſchöſterreich von ihm abgeriſſen werden ſollte. Daß ein alter Patriot und Liberaler, wie Welcker, Gagern gegenüber auf die großdeutſche Seite trat, bewies, wie wenig der preußiſche Plan dem mächtigen nationalen Einheitsbedürfniß der Märztage genügte, weil er an die Stelle der wahren und allgemeinen Einheit doch nur ein Surrogat ſetzte. Als der alte Arndt ſich auf die kleindeutſche Seite ſtellte, hielt man ihm mit gutem Fug ſein überall geſungenes Lied entgegen: nicht Preußen, nicht Sachſen — das ganze Deutſchland ſoll es ſeyn! Indeſſen war dieſer großherzige Patriotismus keineswegs bei allen denen vorherrſchend, die gegen den preußiſchen Plan ſtimmten. Viele, die meiſten nannten ſich Großdeutſche, die es nicht waren, die nur an das Sonderintereſſe des Einzelſtaats dachten, dem ſie angehörten, oder die als Katholiken keinen proteſtantiſchen Oberherrn wollten. Wogegen gerade auf der kleindeutſchen Seite viel uneigennützigere Patrioten ſaßen, die nicht Deutſchland in Preußen, ſondern Preußen in Deutſchland aufgehen laſſen wollten und die gern großdeutſch geworden wären, wenn ſich Oeſterreich nicht mit dem alten Bundestage identificirt hätte. Zu ihnen geſellten ſich alle, die früher unter der Mißregierung in den Kleinſtaaten gelitten hatten. Dieſen war die Rückkehr des alten Bundestags, die Fortdauer der Duodezſouverainetäten am meiſten verhaßt und ihnen konnte nur durch den preußiſchen Plan, nicht durch den öſterreichiſchen geholfen werden. Daher der gute Wille, mit dem ſich die Stände faſt aller Kleinſtaaten damals zur Agitation für den preußiſchen Plan hergaben. Vom Dezember bis Februar liefen nach einander Erklärungen in dieſem Sinn von den Ständen in Caſſel, Mecklenburg, Coburg, Braunſchweig, Oldenburg, Darmſtadt, Anhalt ein.

---

*) Der damalige bayriſche Miniſter v. Beisler äußerte öffentlich in der Kammer: „man ſage zwar, der König von Preußen werde die Kaiſerkrone nicht annehmen; aber das werde ſich machen. Sind einmal die Vertreter Oeſterreichs aus der Paulskirche verdrängt, dann wird man ſehen, daß allenfalls das Haus Hohenzollern mehrere Prinzen habe.“ Er erklärte nachher, er habe damit keine perſönliche Anſpielung machen wollen. Beisler ſagte nicht lange vorher in der Paulskirche von Papſt Pius IX., derſelbe habe den Marſch ſeiner Truppen gegen die Oeſterreicher nur zum Schein mißbilligt, „er habe ſich geſträubt, wie eine Braut,“ wegen welcher eben ſo unwahren als unwürdigen Worte ihn Döllinger zurechtwies. Aus ſolchen Zügen erkennt man, wie zügellos damals überhaupt das Wort war.

Aber Fürſt Schwarzenberg ſetzte dem Gagern'ſchen Programm ſchon am 28. Dezember die Erklärung entgegen, Oeſterreich werde nicht dulden, weder daß man es vom deutſchen Bunde ausſchließe, noch daß man ſeine deutſchen Provinzen vom öſterreichiſchen Einheitsſtaate trenne, um ſie dem neuen deutſchen Bunde einzuverleiben. Der bayriſche Geſandte in London glaubte ſich in einem eigenen Schreiben an Palmerſton gegen den preußiſchen Plan verwahren zu müſſen. Mittlerweile trat Preußen in unmittelbare Verbindung mit Oeſterreich, um ſich über das zu verſtändigen, was ſie, wenn ſie einig wurden, ſtark genug waren, den Frankfurtern zu dictiren. Preußen kam auf die früheren ſchon vormärzlichen Vorſchläge von Radowitz zurück. Allein man konnte ſich nicht einigen. Oeſterreich verlangte in einer Depeſche vom 17. Januar 1849 ein Directorium der mächtigſten Bundesfürſten als Oberleitung, eine Eintheilung des geſammten deutſchen Bundes in Kreiſe und geſtand übrigens noch ein Volkshaus zu. Nun kam Bunſen von London nach Berlin, um den König für das zu gewinnen, was Gagern ihm nicht abgewonnen hatte, und am 19. Januar machte die Paulskirche inſofern ein fait accompli, als die Mehrheit mit 258 gegen 211 Stimmen in der Oberhauptsfrage ſich für einen regierenden Fürſten entſchied. Da Jedermann wußte, daß darunter Niemand anders als Friedrich Wilhelm IV. gemeint war, lag in dieſer Entſcheidung ein vertrauensvolles Entgegenkommen und eine dringende Bitte. Unter ſolchen Einflüſſen nun entſtand das preußiſche Umlaufſchreiben vom 23. Januar, worin unter den größten Lobſprüchen auf Oeſterreich doch nachgewieſen wurde, daß dieſer Großſtaat als ſolcher nicht in den deutſchen Bund paſſe, und demnach ein engerer Bund (im Sinne des Gagern'ſchen Programms) gutgeheißen und empfohlen wurde, mit dem auffallenden Zuſatz, daß von dieſem engeren Bunde außer Oeſterreich auch Luxemburg und Holſtein (mit Schleswig) ſollte ausgeſchloſſen bleiben. Man betrachtete das letztere mit gutem Grund als eine Clauſel Palmerſtons. Was Rußland damals dachte und wollte, iſt nicht bekannt geworden. Man darf aber annehmen, daß es, nachdem es ſo lange nach dem Protectorat der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten geſtrebt hatte, die Hegemonie Preußens nicht hat begünſtigen wollen.

Am 25. Januar beſchloß die Mehrheit in der Paulskirche, dem regierenden Fürſten, welcher das Oberhaupt des neuen Reichs werden ſollte, den erblichen Kaiſertitel zu ertheilen. Den Kaiſer aber ſollte ein Reichsrath von Bevollmächtigten der Einzelſtaaten umgeben. Hierauf wiederholte Oeſterreich am 4. Februar ſeine frühere Erklärung und verbat ſich jede Unterordnung ſeines Kaiſers unter einen andern. Auch die Königreiche proteſtirten gegen den neuen Erbkaiſer, Hannover unter beſonderer Berufung darauf, daß der König von Preußen ja ſelbſt dieſe Würde ſich ſchon verbeten habe. In der Kammer der Reichsräthe zu München ging Fürſt Wallerſtein ſo weit, den Antrag zu ſtellen, der Reichsrath „folge dem Gebot der Pflicht und Ehre, indem er ſich gegen das preußiſche Erbkaiſerthum ausſpreche," was er gegen eine Reclamation des preußiſchen Geſandten dadurch vertheidigte, daß er ſagte, er würde ſich eben ſo (?) gegen einen bayriſchen Erbkaiſer ausgeſprochen haben. In der zweiten Kammer wies der Abgeordnete Müller ein Aufgehen Bayerns in Preußen mit Entrüſtung ab. Die ganze Kammer erhob ſich und an demſelben Abend (9. Februar) brachte man dem König Max einen großartigen Fackelzug. Philipps und Laſaulx, die bisher immer noch nicht wiederangeſtellten Münchner Profeſſoren, erhielten jetzt erſt, und zwar nur wegen ihrer antipreußiſchen Haltung in der Paulskirche, ihre Aemter zurück, etwas ſpäter auch Döllinger. Graf Rechberg, als öſterreichiſcher Botſchafter, reiſte von Olmütz über München und Stuttgart nach Frankfurt, um nachdrücklich dem preußiſchen Plan entgegenzuwirken. Fürſt Schwarzenberg beharrte in einer Note vom 27. Februar auf einem Directorium von 7 Fürſten mit 9 Stimmen (ſofern Oeſterreich und Preußen je 2 Stimmen führen ſollten), ein Vorſchlag, der nichts Anderes wollte, als einen etwas verengerten Bundestag.

Drei Tage vorher (am 24.) hatte Gagern in Frankfurt die

Botſchafter der Einzelſtaaten verſammelt und 26 derſelben, verſteht ſich die kleinſten, erklärten ſich für den preußiſchen Plan. Einige ſchwache Nachbarn Preußens, die immer mit ihm gingen, die meiſten andern nur aus Furcht vor den Ständen und vor dem Volk, in dem große Agitation war. Dieſer erſte Schritt zu einer Vereinbarung der Regierungen mit Preußen veranlaßte Oeſterreich zu einer entſcheidenden That. Fürſt Schwarzenberg löste den Reichstag zu Kremſier auf, ließ die compromittirteſten Wühler, wie Fiſchhof, Kudlich ꝛc. verhaften und octroyirte am 4. März eine neue Verfaſſung, worin die Einheit und Untheilbarkeit der Monarchie ausgeſprochen und dem Sonderthum aller ſeiner bisherigen nationalen Glieder eine Ende gemacht wurde. Zwar ſollte die Monarchie fortan eine conſtitutionelle ſeyn und ſich mit zwei Kammern umgeben, aber die Mitglieder derſelben ſollten aus allen Ländern Oeſterreichs gleichmäßig gewählt werden und deren Einzellandtage aufhören. Dieſe Verfaſſung wurde bald abermals aufgehoben und hatte nur damals eine große Bedeutung, ſofern darin die Untrennbarkeit aller öſterreichiſchen Länder ausgeſprochen war. Wenn je in Frankfurt oder Berlin darauf Anſpruch gemacht werden ſollte, daß Deutſchöſterreich allein beim deutſchen Bunde zu verbleiben habe, getrennt von den nichtdeutſchen Provinzen Oeſterreichs, ſo wurde dem durch das neue Schwarzenberg'ſche Statut vorgebeugt. Aber die preußiſche Partei beutete dieſen Schritt Oeſterreichs aus und meinte, nachdem Oeſterreich ſich als großer Einheitsſtaat proclamirt, habe es ſich von ſelbſt aus dem deutſchen Bunde ausgeſchieden und der Reſt Deutſchlands werde ſich nun um ſo williger unter Preußen fügen. Gerade damals hatten ſich Deputirte der großdeutſchen Partei aus Frankfurt nach Olmütz begeben, Heckſcher, Somaruga und Hermann, um ſich von dort eine Stärkung ihrer Partei zu holen. Aber ſie erfuhren, Oeſterreich wolle Frankfurt nicht ſtärken und dort keine Macht begründen helfen, von der es irgend abhängig werden könnte. Am beſten drückte Palacky den öſterreichiſchen Gedanken aus: wenn Deutſchöſterreich von Frankfurt aus geleitet werden ſollte, ſo müßte ſich die Lombardei mit demſelben Recht von dem revolutionären italieniſchen Nationalcongreß leiten laſſen und an eine Einheit des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats wäre nicht mehr zu denken. Oeſterreich aber ſey ſtark genug, um ſeinen Willen in Frankfurt, wie in Italien durchzuſetzen.

Und doch kam damals Oeſterreich in neue Bedrängniß. Seine Waffen waren in Ungarn nichts weniger als ſiegreich, ganz Mittelitalien war in wildeſter Aufregung und Karl Albert erkärte aufs neue den Krieg. Da dieſe neuen ſchweren Kämpfe Oeſterreichs gerade in das Ende des März fielen, ſo begreift man, daß die gleichzeitigen Ereigniſſe in Dänemark und Frankfurt zum Theil durch ſie motivirt waren. Oeſterreich ſah ſich gezwungen, ruſſiſche Hülfe gegen die Ungarn, wenn nicht zu ſuchen, doch zuzulaſſen. Die Dänen, einem ruſſiſchen Impulſe folgend, hoben plötzlich ihren Waffenſtillſtand auf und begannen aufs neue den Krieg wider Deutſchland, der die ganze Aufmerkſamkeit Frankfurts und Berlins in Anſpruch nahm, alſo eine Diverſion zu Gunſten Oeſterreichs war. Man darf ſich nicht wundern, warum Oeſterreich ſeinen Geſandten von Copenhagen nicht abberief und zur deutſchen Flotte keinen Heller beitrug.

Dänemark bezeichnete den 26. März als den Termin, an welchem der Krieg wieder beginnen ſollte. Palmerſton zog ſich kalt zurück und ſagte blos, ſeine Vermittlungsverſuche ſeyen geſcheitert. Da man nun wußte, Preußen werde den Krieg nicht wiederaufnehmen, lag die ganze Laſt deſſelben dem Reichsminiſter Gagern auf, deſſen Stellung mehr und mehr unhaltbar wurde, wenn es ihm nicht gelang, Preußen zu gewinnen. Die Agitation im Volk, in den Ständeverſammlungen und in der Preſſe dauerte fort und es gelang damals, den badiſchen Bundestagsgeſandten Welcker, der bisher eifrig großdeutſch geweſen, auf die preußiſche Seite hinüberzuziehen, nicht ſowohl, weil man Baden damals mit einer Mediatiſirung von öſterreichiſcher Seite gedroht haben ſollte, als weil der alte Patriot endlich begriff, daß die großdeutſchen Pläne ſämmtlich nur zum alten Bundestag zurückführten. Welcker ſelbſt trug am 12. März in der Paulskirche feierlich darauf an, daß der König von Preußen zum Erbkaiſer der Deutſchen gewählt werde. Von da an drängte die Gagern'ſche Partei zur förmlichen Kaiſerwahl hin, ohne ferner auf die Mahnungen zur vorherigen Vereinbarung mit den Regierungen zu achten. Dieſe Eile erklärt ſich einfach aus der Hoffnung, der König von Preußen werde dem Drängen der Nation nicht widerſtehen können und die Kaiſerkrone ſchließlich annehmen, in einem Augenblick, in welchem Oeſterreich in Ungarn und Italien*) ſchwer bedrängt war. Zudem gab es immer noch Einige, die für möglich hielten, der König werde vielleicht abdanken und die ihm zugedachte Rolle ſeinem Bruder abtreten.

Da die Gagern'ſche Partei im Ganzen nichts Andres wollte als was von Preußen ſchon zugegeben worden war, eine Conſtituirung Deutſchlands unter Preußen mit Ausſchluß von Oeſterreich, ſo hätte ſie auch die Art und Weiſe, wie der König von Preußen die Sache auszuführen gedachte, williger anerkennen und befolgen ſollen. Sie hatte den König nöthiger, als er ſie, folglich war es an ihr, dem König nachzugeben, nicht ihm vorſchreiben zu wollen. Sie beging aber den Mißgriff, ſich mit der linken Seite, den Demokraten, zu verſtändigen, um deren Stimmen zur eifrig betriebenen und nahe bevorſtehenden Kaiſerwahl zu erkaufen. Sie brauchte dieſe Stimmen, ſonſt kam die Kaiſerwahl nicht zu Stande, ſie konnte ſie aber nur unter der Bedingung gewinnen, daß ſie mit der Linken für ein rein demokratiſches Wahlgeſetz und gegen das abſolute Veto des künftigen Kaiſers ſtimmte und ſchließlich ſich verpflichtete, an der Reichsverfaſſung nachträglich nichts ändern zu laſſen. Dieſen Pact ſchloß ſie am 26. März mit Simon und Genoſſen ab und 114 Erbkaiſerliche verpflichteten ſich dafür mit ihrer Unterſchrift. Zwei Tage ſpäter wurde die Kaiſerwahl in der Paulskirche vorgenommen und Friedrich Wilhelm IV. von 290 gegen 248 Stimmen zum Erbkaiſer der Deutſchen ausgerufen. Dieſe Wahl wäre nicht möglich geweſen ohne die Linke, deren Bedingung aber wieder ihre Annahme in Berlin unmöglich machte. Die preußiſche Partei in der Paulskirche hatte ſich in allzu großer Begier, mit dem Erbkaiſer zum Ziele zu gelangen, unvermerkt von der Linken die Schlinge umlegen laſſen, die ſie weiter als je von ihrem Ziele zurückzerrte. Ein großer Theil der Mitſtimmenden ſcheint von dem geheimen Uebereinkommen mit der Linken nichts gewußt oder doch dasſelbe abſichtlich ignorirt zu haben, denn ſehr viele, Radowitz an der Spitze, knüpften ihr Ja für den Erbkaiſer an die gerade entgegengeſetzte Bedingung, indem ſie auch nach der Kaiſerwahl noch eine Vereinbarung mit den Fürſten in Betreff der Reichsverfaſſung vorausſetzten und verlangten.

---

*) Am 29. März langte in Berlin die Kunde von der Schlacht bei Novara und die von der Wahl des Königs von Preußen zum Erbkaiſer zugleich an. Dieſes Datum erklärt vieles von dem, was ihm zwei Wochen vorherging.

In Berlin waren gemäß der neuen octroyirten preußiſchen Verfaſſung vom 26. Februar beide Kammern zuſammengetreten. Alle Führer der Linken, Waldeck, Temme, Behrends, Rodbertus, Jacoby ꝛc. waren wieder gewählt worden und opponirten aufs neue. Auch in den Provinzen dauerte die Gährung fort. Die Feier des Jahrestags der Märzrevolution führte zu Tumulten, wie in Berlin, ſo in Breslau, Stettin, Danzig. Die Kaiſerfrage in Frankfurt beſchäftigte auch die zweite Kammer in Berlin aufs lebhafteſte und am 2. April ging ſie in einer Adreſſe den König dringend an, die Kaiſerwürde anzunehmen.

Eine große Deputation war eben von Frankfurt angelangt, um dem König die deutſche Krone anzutragen. Sie wurde aufs ehrenvollſte empfangen, am 3. April, aber die Antwort des Königs war ablehnend. Er dankte zwar für das in ihn geſetzte Vertrauen und erklärte ſich bereit, dem gemeinſamen deutſchen Vaterlande ſeine Hingebung und Treue zu beweiſen, glaubte aber, es ſey unmöglich, Deutſchlands Einheit aufzurichten mit Verletzung der Rechte Anderer, ohne die freie Zuſtimmung der Fürſten und freien Städte. Ihnen komme es zu, erſt die Reichsverfaſſung zu prüfen, und von dem Ergebniß dieſer Prüfung allein werde es abhängen, ob ihm Rechte zuerkannt werden würden, die ihn in den Stand ſetzten, mit ſtarker Hand die Geſchicke des Vaterlandes zu leiten. In Uebereinſtimmung mit dieſer Erklärung erließ der König noch an demſelben Tage ein Circular an alle deutſche Regierungen mit der Bitte, ſie möchten ſich äußern, ob und unter welchen Bedingungen ſie einem neuen Bundesſtaat beitreten und in welchem Verhältniß ſie zu den nicht beitretenden Staaten zu ſtehen wünſchten? Der König hatte mithin mit der preußiſchen Partei in Frankfurt nicht gänzlich gebrochen, er wollte den von ihr verlangten deutſchen Bundesſtaat mit Ausſchluß Oeſterreichs in der That verwirklichen, nur unter der Bedingung einer freien Zuſtimmung der betreffenden Regierungen, die ſich ihm in dem neuen Bunde würden unterzuordnen haben. Die Frankfurter Deputation konnte aber die vom König verlangte Vereinbarung, welche die Endgültigkeit der Reichsverfaſſung noch in Frage ſtellte, nicht anerkennen, gab in dieſem Sinne ſogleich eine Erklärung ab und reiſte unverrichteter Dinge nach Frankfurt zurück.

Der Reichsverweſer wollte gleich nach der Kaiſerwahl abdanken, ließ ſich aber bewegen, noch auszuharren und empfing von der öſterreichiſchen Regierung die Weiſung, auf dem Platze zu bleiben, den er nur einer neuen Bundesgewalt abzutreten habe, bei welcher Oeſterreich vertreten ſey. Oeſterreich rief zwar alle ſeine Abgeordneten aus der Paulskirche zurück (5. April) und erklärte die Fortdauer des deutſchen Parlaments für ungeſetzlich, nachdem es durch mehrere Beſchlüſſe ſeine Befugniß überſchritten habe, ließ aber den Reichsverweſer unter dem Schutz der öſterreichiſchen Beſatzung der nahen Feſtung Mainz in Frankfurt, um ſeine Anſprüche auf die Leitung der deutſchen Verhältniſſe zu wahren, beziehungsweiſe nach dem Mißlingen aller Bundesreformverſuche ſeine alte Stellung am Bundestage wieder geltend zu machen. Der Reichsverweſer war von nun an nur noch ein öſterreichiſcher Vorpoſten gegen Preußen, wie die Mehrheit der Paulskirche ein preußiſcher Vorpoſten gegen Oeſterreich geweſen war.

Aber das Band zwiſchen dieſer Mehrheit und Preußen war ſeit der ablehnenden Antwort des Königs zerriſſen. Die Partei Gagern hatte der Linken ihr Wort verpfändet und konnte nicht mehr zurückgehen. Es war ihr moraliſch unmöglich geworden, jetzt noch auf eine Umänderung der Reichsverfaſſung nach den preußiſchen Vorſchlägen einzugehen. Auf der andern Seite konnte ſie aber auch, wenn ſie ſich ganz der Linken hingab, zu keinem gedeihlichen Ziele zu gelangen hoffen, weil die Linke nur auf Anarchie hinarbeitete, wie früher Hecker und Struve. Die Oeſterreicher und viele andere Großdeutſche verließen ſchaarenweiſe das Parlament. Die Kleindeutſchen und die Linke bildeten ſomit die überwiegende Mehrheit und hielten anfangs noch zuſammen; jene brauchten die Linke, um das Volk auf ihre Seite zu bekommen und eine neue Märzbegeiſterung zu erwecken, dieſe brauchte die Partei Gagern, um für ihre anarchiſchen Zwecke einen geſetzlichen Aushängeſchild zu haben. Beide ſetzten ſchon am 10. April den ſ. g. Dreißigerausſchuß ein, der zu gleichen Theilen aus der kleindeutſchen Partei und aus der Linken gewählt wurde und für die Durchführung der Reichsverfaſſung Sorge tragen ſollte, vorbehältlich der Oberhauptfrage, die eine offene blieb.

Die Gagern'ſche Partei nahm keinen Anſtand, durch ihre zahlreichen Freunde in den Ständeverſammlungen der Einzelſtaaten und in den Märzminiſterien einen ſanften Druck auf diejenigen Fürſten wirken zu laſſen, die ſich dem preußiſchen Plan noch nicht gefügt hatten oder die jetzt, nachdem der König abgelehnt hatte, ſich ihres früheren Wortes entbunden glaubten. Wenn es gelang, die Fürſten der Mittel- und Kleinſtaaten für die Reichsverfaſſung zu ſtimmen, ſo blieb immer noch die Ausſicht einer Verſtändigung mit Preußen. Man hoffte, Radowitz, der am 23. April nach

Berlin berufen wurde, werde dieſelbe anbahnen. Am 26. ſetzte die Gagern'ſche Partei in der Paulskirche durch, daß man bis zum 3. Mai auf die Erklärungen der Einzelregierungen warten wolle. Die Linke nahm das ſehr übel, erklärte es für Feigheit, forderte zu raſchem Handeln auf und bediente ſich des draſtiſchen Mittels der Volksverſammlungen, der Sturmpetitionen, des offenen Aufruhrs außerhalb der Paulskirche, in derſelben aber legte ſie es darauf an, ihre neuen kleindeutſchen Bundesgenoſſen durch die gröbſten Ausfälle gegen Preußen zu compromittiren.

Die Kleinſtaaten hatten ſich ſchon für die Reichsverfaſſung erklären müſſen, es kam nur darauf an, die Königreiche zu gewinnen. Der erſte Sturm wurde auf den König von Württemberg unternommen. Man verlangte von ihm Anerkennung der Reichsverfaſſung mit Einſchluß des Oberhauptsparagraphen. Vergebens entgegnete er, es ſey unvernünftig, von ihm die Anerkennung des Königs von Preußen als Kaiſer zu verlangen, da gedachter König gar nicht Kaiſer werden wolle, und fügte ſtolz hinzu: „dem Hauſe Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht." Aber hundert Deputationen vom Lande füllten Stuttgart an, Stände und Miniſterium drangen in ihn und um eine Kataſtrophe zu vermeiden, gab er am 24. April eine entſprechende Erklärung in Ludwigsburg, wohin er ſich entfernt hatte. Ein mächtiger Adreſſenſturm bedrohte auch den König von Hannover, der aber am 26. raſch ſeine Stände auflöſte. Sachſen befolgte dieſes Beiſpiel, lief aber viel größere Gefahr. Hier waren in die im Januar eröffnete Kammer unter dem Eindruck der Blum'ſchen Todtenfeier faſt nichts als mittelmäßige Köpfe und gemeine Lermer*) gewählt worden, die ganz offen für eine deutſche Republik ſtimmten. Ein neues Miniſterium, an deſſen Spitze Held trat, konnte ſie eben ſo wenig zähmen, wie das frühere. Sie votirten Abſchaffung des Adels, eine progreſſive Einkommenſteuer, allgemeine Volksbewaffnung und gänzliche Auflöſung des Heeres, Wahl aller Beamten durch das Volk. Am 28. April löſte der König dieſe wilde Kammer auf und ernannte v. Beuſt, Rabenhaupt und Frieſen zu Miniſtern. Der bisherige Miniſter von der Pfordten trat ins bayriſche Miniſterium ein. In Bayern hielt das katholiſche Volk zum König, nur in Franken und noch mehr in der Pfalz wurde ein Sturm vorbereitet. In Preußen ſelbſt erklärte ſich die zweite Kammer am 21. für die Durchführung der deutſchen Reichsverfaſſung mit allen ihren Folgerungen. Das veranlaßte den König, ſie am 27. aufzulöſen, am folgenden Tage die Kaiſerkrone definitiv abzulehnen und ein Circular an die Regierungen, die ſich bisher dem engeren Bunde zugeneigt hatten, zu erlaſſen, worin er ſie aufforderte, direct in Berlin mit ihm zu verkehren. Damals ſchon tauchte der Gedanke eines Sonderparlaments in Gotha auf, in welchem wieder gut gemacht werden ſollte, was in Frankfurt durch die unglückliche Coalition mit der Linken verdorben worden war.*) Baſſermann gab ſich als Reichscommiſſär damals in Berlin noch alle Mühe, das geſtörte Verhältniß zwiſchen Frankfurt und dem König von Preußen herzuſtellen, aber vergeblich, da man in der Paulskirche deſſen wohlgemeinten Ermahnungen und Bedingungen kein Gehör geſchenkt hatte. Sofern man ohne den König nichts erreichen konnte, hätte man auch nie verſuchen ſollen, ihn zu zwingen, ſondern ſich ſeiner Führung gleich anfangs anvertrauen ſollen. Im Uebrigen gab es der König noch am 3. Mai in einer Erklärung an Baſſermann der Paulskirche anheim, ob ſie nicht jetzt noch ſich ſeinen Bedingungen fügen wolle.

---

*) Der Abgeordnete Kell ſagte einmal: ich kenne die Gründe der Regierung nicht, aber ich mißbillige ſie.

Sie that es nicht. Sie beharrte in der Illuſion der Nationalſouveränetät und beſchloß am 4. Mai: alle Regierungen, Stände und Gemeinden der Einzelſtaaten ſollen aufgefordert werden, die Reichsverfaſſung durchführen zu helfen; will der König von Preußen nicht das Oberhaupt ſeyn, ſo ſoll es der mächtigſte Fürſt nach ihm werden; gemäß der neuen Reichsverfaſſung ſoll der erſte Reichstag gewählt werden und am 15. Auguſt in Frankfurt zuſammentreten. Dieſe Beſchlüſſe liehen der Linken den Vorwand zu angeblich reichsverfaſſungsmäßigen Maßregeln gegen die „revolutionären“ Regierungen. Nur ſie, behauptete ſie, ſtehe auf dem Boden des Rechts, alle Regierungen, welche der endgültig beſchloſſenen Reichsverfaſſung Hinderniſſe in den Weg legten, ſeyen rebelliſch und man dürfe mit Gewalt gegen ſie vorgehen. In Erinnerung der vorjährigen erſten Begeiſterung nannten ſich die von der Linken geleiteten demokratiſchen Vereine jetzt Märzvereine und Deputirte aller dieſer Vereine hielten einen Congreß in Frankfurt, neben dem Parlament, und erließen am 6. Mai einen Aufruf an das deutſche Volk, worin ſie „zu den Waffen“ riefen. Unterzeichnet von Fröbel, als Präſidenten, und Raveaux, als Vicepräſidenten des Congreſſes. Am folgenden Tage hatte Gagern in der Paulskirche einen furchtbaren Sturm zu beſtehen, weil er der eben in Sachſen ausgebrochenen Revolution die Reichshülfe zu leiſten verſagte.*) Da er nun weder der Revolution dienen, noch ſie verhindern konnte, dankte er am 9. als Reichsminiſter ab. Am folgenden Tage aber

---

*) Vgl. die Allgemeine Zeitung vom 20. April.

---

*) Gagern: Die ganze Politik, die die Mehrheit dieſes Hauſes bisher befolgt hat, ging von der Anerkennung dieſes Verhältniſſes aus, daß Staaten im deutſchen Bunde ſeyen, deren Unterordnung unter eine Centralgewalt, die außer ihnen ſteht, nur ſchwer zu bewerkſtelligen ſeyn würde, und darum der Stärkſte an die Spitze berufen werden müſſe, um eine Macht zu gründen. Gegen die Anerkennung ſolcher Wahrheiten ſich ſträuben oder ſie ignoriren zu wollen, das kann nur der Phantaſie oder dem Leichtſinn erlaubt ſeyn. (Stimmen auf der Linken: Hört!) Meine Herren! Die Centralgewalt wird thun, was bei der kritiſchen Lage, in der Sachſen ſich jetzt befindet, ihre Stellung erfordert, ihre Mittel erlauben. Ich habe vorhin geäußert, daß ich das Beſtreben, die größeren Staaten zur Anerkennung der Verfaſſung zu bringen, noch nicht als aufgegeben zu betrachten bitte, daß ein günſtiges Reſultat noch möglich iſt. (Widerſpruch auf der Linken.) Ja, meine Herren, wenn man einem auswärtigen Feinde gegenüberſteht, der uns beleidigt oder Uebles uns zugefügt hat, dann ſey das erſte Gefühl auch das entſcheidende, die erſte Bewegung an das Schwert, und man werfe die Scheide weit weg; aber das iſt nicht

---

das Gefühl einem Bruderſtamm gegenüber, deſſen Regierung uns Uebles zugefügt hat; da müſſen alle Mittel erſchöpft werden, den Frieden zu erhalten, und wenn die Waffen gezogen würden, ich würde mich im letzten Augenblicke noch dazwiſchen werfen. (Bravo auf der Rechten; Lachen auf der Linken.) Buben lachen darüber. (Ungeheure Aufregung und Tumult auf der Linken. Viele Stimmen von der Linken: Zur Ordnung! Herunter!)

Antrag des Abgeordneten Würth von Sigmaringen in derſelben Sitzung: „In Erwägung, daß die rebelliſchen Fürſten bereits zu den Waffen gegriffen und den Reichsfrieden gebrochen haben; in Erwägung, daß mit dieſen Fürſten nicht mehr unterhandelt werden kann, beantrage ich, die Nationalverſammlung beſchließe: das deutſche Volk ſey zu den Waffen zu rufen und aufzufordern, die rebelliſchen Fürſten zu vertilgen.“

Dietſch von Annaberg: Verſäumen Sie jetzt den Augenblick, laſſen Sie jetzt das ſächſiſche Volk, welches für die deutſche Verfaſſung, wie ſie von Ihnen beſchloſſen worden, in die Schranken getreten iſt, im Stich, ſo wird Sie das Volk auch im Stich laſſen und das mit Recht. Denn wollen Sie die Erhebung des Volkes für Ihre Verfaſſung ſelbſt verderben und verrathen, dann wird man Ihnen von allen Seiten bald den Rath recht thätlich ertheilen: „Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ (Stürmiſches Bravo von der Gallerie. — Ruf von der Rechten: Gallerie räumen!)

Erbe: Damals warteten Sie, bis in Wien Blum erſchoſſen war, jetzt wollen Sie wohl warten, bis von der proviſoriſchen Regierung in Dresden einer nach dem andern erſchoſſen iſt? Wenn Sie ſagen, wir ſind zu ſchwach, um zu handeln, nun, meine Herren, eine ſchwache Executivgewalt brauchen wir nicht. Wollen Sie bleiben, dann handeln Sie, wollen Sie aber nicht handeln, dann gehen Sie. Die entſchiedene Minderheit dieſer Verſammlung wird dann allein handeln und allein gehen. (Bravo auf der Linken.) Die Nationalverſammlung hat nur zwei Wege, ſie muß endlich handeln und zwar, um zu ſiegen oder um zu ſterben. Wenn ſie in ihrer unthätigen Ruhe verbleibt, ſo wird ſie, wie ſchon bisher, zum Hohn und zum Geſpötte und zum Fluch von Deutſchland werden. Wenn ſie entſchieden den Fürſten gegenüber auftritt, ſo iſt es möglich, daß ſie unterliegt; aber mag ſie dann auch untergehen. Sie hat es nicht verſtanden, gut und heilſam zu leben und zu wirken, ſo ſoll ſie es wenigſtens verſtehen, ehrenvoll im Kampfe zu ſterben. Und ein ſolches Ende derſelben wird auch ein Gewinn für das Volk ſeyn. (Lebhafter Beifall auf der Linken und der Gallerie.) Aus dem ſtenographiſchen Bericht vom 7. Mai.

erklärte die Paulskirche auf Redens Antrag die Hülfe, die preußiſche Truppen dem König von Sachſen gegen die Revolution leiſteten, für einen ſchweren Reichsfriedensbruch und zwei Tage ſpäter befahl ſie, alle deutſchen Truppen ſeyen auf die Reichsverfaſſung zu beeidigen. Auch ſchickte man Reichscommiſſäre in alle von der Revolution ſchon ergriffene Länder, auf die man aber nicht achtete, oder die mitrevolutionirten.

Die Geißel der Gagern'ſchen Partei in der Paulskirche war damals Karl Vogt, bekannter Materialiſt, durchaus verneinender Geiſt, ſatyrartiger Schwelger und Humoriſt (luſtiger Teufel wie Druey in der Schweiz). Mit eben ſo viel Witz als gründlicher Bosheit die Mißgriffe der Erbkaiſerlichen verfolgend brachte er ſie vollends um den Reſt von Volksgunſt, den ſie hatten.*)

Der König von Preußen ließ inzwiſchen (durch Radowitz) eine Unionsacte entwerfen und den Entwurf am 9. publiciren. Mit einem Wort, Radowitz hoffte in Gotha (ſ. oben) den engeren preußiſchen Bund durchzuſetzen, deſſen Verwirklichung in Frankfurt Gagern mißlungen war. Es kam lediglich darauf an, die Linke und die revolutionären Elemente auszuſcheiden. Am 14. rief der König alle preußiſchen Abgeordneten aus der Paulskirche zurück, weil dieſelbe den Reden'ſchen Antrag angenommen und überhaupt ihre Befugniſſe überſchritten hätte. Die Oeſterreicher waren ſchon abberufen, wurden es auch die Preußen, ſo hatte die Paulskirche alle Bedeutung verloren. Weil Oeſterreich damals noch tief in den ungariſchen Krieg verwickelt war und die in der Nähe von Frankfurt ſelbſt ausgebrochenen Revolutionen nur durch preußiſche Truppen unterdrückt werden konnten, lag es für den König nahe, vom gänzlich ohnmächtigen Reichsverweſer zu verlangen, er möge ſein Amt in ſeine Hände niederlegen. Aber Erzherzog Johann war weit entfernt, Preußen einen Platz einzuräumen, den er vielmehr Oeſterreich vorbehalten wollte. Im Einverſtändniß mit Schwarzenberg erachtete er es als ſeine einzige Aufgabe, den Präſidentenſtuhl des alten Bundestags für Oeſterreich zu reſerviren und von keinem Nichtöſterreicher einnehmen zu laſſen.

---

*) Einen Nachtrag dazu gab ſpäter Heinrich Leo, der die Gagern'ſche Partei in ihrer damaligen Lage mit dem Herrn von Münchhauſen verglich, welcher, im Sumpfe verſunken, ſich an dem eigenen Zopfe herausziehen will.

Dies war die Stellung der Reichsgewalt und des Parlaments zu den zahlreichen und drohend anwachſenden Mairevolutionen, die überall von den demokratiſchen Märzvereinen angefacht wurden und deren Führer ſich auf das Recht und die Geſetzlichkeit kraft der Reichsverfaſſung und der letzten Parlamentsbeſchlüſſe berieſen. Ihr Programm war ein Wort von Vogt: „nur durch Freiheit werdet ihr zur Einheit gelangen.“

Zwölftes Buch.

Die Mairevolutionen.

Die Entſchloſſenheit, mit welcher der König von Sachſen die radicale Kammer aufgelöst und ein energiſches Miniſterium ernannt hatte, imponirte den aufs heftigſte aufgeregten Volksmaſſen nicht, ſondern rief einen furchtbaren Widerſtand hervor. In Dresden erklärte Minkwitz im Namen des Vaterlandsvereins und Grille im Namen des Arbeitervereins, das Volk müſſe jetzt durch die That beweiſen, daß es ein freies und einiges deutſches Volk ſeyn wolle. Die Reichsverfaſſung müſſe in Kraft treten und der König ſich ihr beugen. Auch der Verein der Turner waffnete ſich und vom Lande her wurden Communalgarden, Freiſchaaren und ſonderlich die Bergleute des Erzgebirges, armes, verbittertes, zähes und zum Barrikadenbau und Miniren am beſten taugliches Volk einberufen. Der neue Kriegsminiſter v. Rabenhaupt ließ dagegen ſchleunig einige Truppen aus Leipzig kommen und Hülfe von Preußen requiriren. Aber es koſtete Mühe, ein Bataillon aus Leipzig, wo man es zurückzuhalten ſuchte, loszumachen und von Preußen konnten erſt faſt eine Woche ſpäter ein Paar Bataillone ankommen, weil Wrangel ſeine Truppen in Berlin ſelbſt brauchte und auch von Breslau keine abgegeben werden konnten, da hier in den erſten beiden Wochen des Mai für Durchführung der Reichsverfaſſung vom Volk gleichfalls blutig gekämpft wurde und die Stadt in Belagerungsſtand erklärt werden mußte.

Das bewaffnete Volk hatte daher in Dresden anfangs die Uebermacht über das Militär. Der Kampf begann am 3. Mai, nachdem der König alle Forderungen abgeſchlagen hatte, vor dem Zeughauſe, welches das Volk ſtürmen wollte. Es gelang mit Mühe, dieſes Haus zu ſchützen. Aber die königliche Familie floh über Nacht nach der Feſte Königſtein und am 4. conſtituirte ſich bereits das Triumvirat Tſchirner, Heubner, Todt als *proviſoriſche Regierung*. Die Truppen unter General von Schirding behaupteten die Neuſtadt auf dem rechten Elbeufer, die Elbebrücke und die auf dem linken Ufer zunächſt liegenden Punkte, die Brühl'ſche Terraſſe und das Schloß, wogegen die innere Altſtadt in der Gewalt des Volkes blieb und bis zum 5. mit nicht weniger als 108 Barrikaden ſtark verrammelt war. Die Oberleitung des bewaffneten Aufruhrs übernahm der Ruſſe Bakunin. Am 6. wurde vom Volk das ſchöne Opernhaus in Brand geſteckt und man fürchtete, das Schloß ſelbſt werde unterminirt werden. Indeſſen hielten die ſächſiſchen Soldaten unter immerwährendem Feuer (meiſt gegenſeitig aus den Fenſtern) rühmlich aus, bis am 7. ein und am 8. noch ein preußiſches Bataillon ankamen. Dieſelben hatten nicht mehr ganz freie Eiſenbahn gefunden und waren durch die feindliche Stimmung des Volks unterwegs mehrmals aufgehalten worden, wie denn auch der ſächſiſche Major von Zeſchau, der eine Sendung nach Berlin übernommen hatte, in Bautzen vom Volk gefangen genommen und zurückgehalten wurde. Sobald die Verſtärkungen in Dresden eingerückt waren, drangen die Truppen vor und indem ſie die Wände der Häuſer durchbrachen, um hinter die Barrikaden zu kommen, gelang es ihnen nach und nach, die Inſurgenten in die Enge zu treiben. *) Am 9. wurde der Sieg entſchieden. Trotz der langen Dauer und Hartnäckigkeit dieſes Straßenkampfes hatten die Truppen, der gedeckten Stellungen wegen, nur wenig Todte, die Sachſen 23, darunter General Homilius und zwei Offiziere, die Preußen 8, darunter 2 Offiziere. Todte Inſurgenten fand man 178. Bakunin **) und Heubner wurden in Chemnitz gefangen, der ganze Aufſtand war auf ſächſiſchem Boden niedergeſchlagen.

Der Kampf in Dresden erweckt trübe Betrachtungen. Wenn Fürſten in ihrem Sonderintereſſe und Diplomaten aus der alten Metternich'ſchen Schule dem heiligſten Recht der Nation entgegentraten und die Erfüllung der nationalen Sehnſucht zu vereiteln trachteten, durften wohl ehrliche deutſche Herzen im Zorn erglühen. Wenn jene ſeit Jahrhunderten im tiefſten Elend ſchmachtende Bevölkerung des Erzgebirgs einmal vom alten Kaiſer träumte und auf ihn, als den deutſchen Volksheiland hoffend, der auch ihren Kummer ſtillen würde, ſich bewaffnet zu ſeinem Banner ſchaarte, ſo kann man ihr tiefes Gefühl nicht verurtheilen wollen. Aber die Jugend und das arme Volk wurde doch nur mißleitet von Demagogen, die keine Kenntniß deutſcher Geſchichte und kein Herz für deutſches Volk hatten, ſondern in fremdartige, unmöglich ausführbare republikaniſche und communiſtiſche Theorieen verrannt oder verdächtigte Ausländer waren. Was ging die Ruſſen Struve und Bakunin die deutſche Volksſache an? Welche Unnatur, daß der eine in Baden, der andre in Sachſen die Leitung des Volks an ſich reißen konnte!

In Leipzig war während des Dresdner Kampfes von Ruge ein vergeblicher Revolutionsverſuch gemacht worden, die guten Bürger hatten ihn unterdrückt. Auch der blutige Kampf in Breslau wurde beſiegt. Berlin rührte ſich nicht mehr. Dagegen fand der Aufruf des Frankfurter Parlaments an die Gemeinden, die Reichsverfaſſung durchzuführen, Anklang an den beiden Enden der preußiſchen Monarchie. In Köln verſammelten ſich am 8. Mai die Abgeordneten von 303 rheinländiſchen Gemeinden, um ſich für die Reichsverfaſſung zu erklären. In Königsberg in Preußen geſchah daſſelbe am 19., jedoch nur von 22 Gemeinden. Ein weſtphäliſcher Städtetag, nach Münſter angeſagt, kam nicht zu Stande. Dieſe Demonſtrationen hatten zur Folge, daß ſich an vielen Orten die Landwehr empörte, als ſie zum Kampf gegen die Inſurrectionen einberufen wurde. Die Kämpfer für die Reichsverfaſſung ſchienen ihr im Recht zu ſeyn, weshalb ſie nicht gegen ſie geführt werden wollte. Daher die Aufſtände ſeit dem 6. Mai in Elberfeld, Crefeld, Neuß, Hagen, Düſſeldorf, Iſerlohn. Auch von Köln aus zog eine Freiſchaar unter dem Dichter Kinkel, kam aber nicht weit. Der ganze Aufſtand wurde durch preußiſche Truppen unter General Hanneken unterdrückt. In Elberfeld ließen ſich die Inſurgenten durch 6000 Thaler, die ihr Anführer Mirbach empfing, zum Abzuge bewegen; in Iſerlohn wurde blutig gekämpft, wobei der preußiſche Oberſtlieutenant Schrötter fiel.

---

*) Ein Fürſt von Schwarzburg-Rudolſtadt, als Augenkranker in ſeinem Zimmer, wurde von eindringenden Soldaten, die ihn nicht kannten, erſchoſſen. Aus der berühmten Bildergallerie feuerte das Militär auf die Straßen, doch wurden nur wenige Bilder beſchädigt.

**) Dieſen lieferte Sachſen an Oeſterreich, Oeſterreich an Rußland aus, wo er einige Jahre ſpäter begnadigt wurde.

Ein Verſuch, das bayriſche Frankenland zu inſurgiren, ſcheiterte noch vor dem Ausbruch. Eine große Volksverſammlung zu Nürnberg am 13. erklärte ſich zwar energiſch für die Reichsverfaſſung, wobei Karl Vogt, vom Frankfurter Parlament entſendet, als Redner glänzte. Aber man ſcheint hier abſichtlich noch zurückgehalten zu haben, um erſt die bayriſche Armee zu verführen, die ein Beobachtungslager bei Donauwörth bezogen hatte. Wirklich gelang es durch Geld, Bier und Dirnen, die Disciplin in dieſem Lager aufzulockern, ſonderlich im 11. bayriſchen Infanterieregiment, welches wiederholt im Laufe des Mai ſchlimme Exceſſe beging. Dadurch wurde die bayriſche Streitmacht wirklich wochenlang gehindert, nach der Pfalz zu ziehen, wo ſie zur Dämpfung der dort ausgebrochenen Revolution ſehr nöthig geweſen wäre.

Die ſonſt harmlos lebensluſtige Bevölkerung der bayriſchen Rheinpfalz war in den Rauſch des Hambacher Feſtes zurückgefallen. In der frivolſten Weiſe, ohne irgend tiefen Ernſt und Opferfähigkeit, bereitete ſie ſich zur Revolution, wie zu einer Faſtnachtsluſt. Nicht einmal ein genialer Kopf that ſich hervor. Die gemeinſte Mittelmäßigkeit maßte ſich an, hier großes Spiel zu ſpielen. Am 1. Mai erklärte eine zahlreiche Volksverſammlung zu Kaiſerslautern die bayriſche Regierung für rebelliſch gegen die Reichsverfaſſung und verweigerte die Steuern. Am folgenden Tage proclamirte ſich der ſ. g. Landesausſchuß der demokratiſchen Vereine (Schüler, Culmann, Schmidt, Greiner, Hepp ꝛc.) als proviſoriſche Regierung und fand keinen Widerſtand, denn die längſt bearbeiteten Soldaten in Ludwigshafen verließen ihre Fahnen und auch aus der Feſtung Landau liefen die Soldaten ſchaarenweiſe weg und gingen mit Sack und Pack zu den Inſurgenten über. Auch aus der Nachbarſchaft, aus der Schweiz und Frankreich ſammelten ſich hier die alten Hecker-Struve'ſchen Freiſchaaren, von denen Fenner von Fenneberg, trotz ſeines elenden Debuts in Wien, zum Obergeneral gewählt wurde, aber ſich gänzlich unfähig erwies, nur wenige Tage commandirte und ſich wieder aus dem Staube machte. Der Abgeordnete Eiſenſtuck wurde aus Frankfurt als Reichscommiſſär nach der Pfalz geſchickt, überſchritt aber ſeine Vollmacht und ſanctionirte die proviſoriſche Regierung, weshalb ihn das Reichsminiſterium wieder zurückrufen mußte. Der Freiſchärler Blencker (urſprünglich ein Weinreiſender aus Worms) bemächtigte ſich Ludwigshafens und erhielt einſtweilen den Oberbefehl ſtatt Fenners. General von Jeetze behauptete Landau mit dem treu gebliebenen Reſt bayriſcher Truppen; auch Germersheim hielt ſich. Ein Verſuch, das Moſelland zu inſurgiren durch eine am 13. Mai bei Trier abgehaltene Volksverſammlung, bei welcher ein Literat Grün Reden hielt, mißlang.

Die Revolution verbreitete ſich aber aus der Pfalz bald über Baden. Hier waren die Soldaten vorlängſt verführt. Junge Leute, ohne militäriſchen Geiſt, nur ſehr kurze Zeit unter den Fahnen, angeſteckt von dem politiſchen Schwindel, der das ganze Land ſeit ſo vielen Jahren durchzog, verlockt durch Freihalten in den Wirthshäuſern, durch Mädchen und Verſprechungen, abgeſtoßen von den Offizieren, die damals im übelſten Rufe hoffärtigen Junkerthums ſtanden, beſaßen ſie die ſittliche Kraft nicht, um dem Verſucher zu widerſtehen. Die Unteroffiziere waren durch Aufhebung des für ſie einträglichen Einſteherſyſtems verletzt und grollten damals, alſo fand die Regierung auch an ihnen keine Stütze mehr. In der Bundesfeſtung Raſtadt lagen, eine kleine öſterreichiſche Artillerieabtheilung ausgenommen, nur badiſche Truppen von ſehr zweideutiger Disciplin*) und unter dieſen brach am 9. Mai die erſte Meuterei aus. Unteroffiziere und gemeine Soldaten, mit den Demokraten in einer großen Verſammlung vereinigt, handelten von ihren Rechten und von den Mitteln, dieſelben zur Geltung zu bringen. Damals ſchon wurde das Haus des verhaßten Oberſt Pierron demolirt. Am folgenden Tage wurde der Tumult noch ärger, verhaftete Soldaten wurden befreit und der Kriegsminiſter, General Hofmann, welcher herbeigekommen war, konnte die Ordnung nicht mehr herſtellen und mußte flüchten. Ganz ähnliche Meutereien brachen am 11. in Freiburg aus, von wo die Offiziere fliehen mußten, und in Lörrach, wo Oberſt von Rotberg von ſeinen eignen Leuten ſchwer verwundet wurde. Wenn die Franzoſen damals Luſt bezeugt hätten, würden ſie Raſtadt haben wegnehmen können. Der badiſche Militäraufruhr hat klar bewieſen, wie gefährlich die Kleinſtaaterei an einer der wichtigſten Grenzen des deutſchen Bundes iſt, aber man hat doch nichts daran geändert, noch gebeſſert.

---

*) Der Gouverneur der Feſtung, Cloßmann, hatte vergeblich gewarnt. Miniſter Bekk nahm keinen Anſtand, den Demokraten in Raſtadt ſchon im Spätherbſt einen Fackelzug zur Todtenfeier Robert Blums in der Bundesfeſtung zu geſtatten. Cloßmann ſelbſt aber ließ nun alles gehen, wie es wollte, duldete den Verkehr der Soldaten mit der gefangenen Frau Struve, und ließ ſich ſogar einmal, indem er einen Streit zwiſchen den Badenern und Oeſterreichern ſchlichten wollte, von ſeinen eigenen unbotmäßigen Soldaten ungeſtraft mit Schneeballen werfen. Vgl. die treffliche kleine Schrift von Fickler (dem Bruder des Demagogen) über Raſtadt.

Am 13. Mai war eine große Volksverſammlung zu Offenburg angeſagt. Es war das herrlichſte Wetter. In unzählbaren Zügen kam das Landvolk geputzt und fröhlich daher, wie zu einer Luſtbarkeit. Aber vom Wein erhitzt ſtimmte die Menge den hier gefaßten Beſchlüſſen des badiſchen Landesausſchuſſes, in dem die demokratiſchen Vereine ſich concentrirten, jubelnd zu. Man beſchloß die Union Badens mit der Pfalz, die Zurückberufung Heckers, die Einberufung einer conſtituirenden Verſammlung, die Entfernung der Miniſter, allgemeine Volksbewaffnung ꝛc. Neu war unter dieſen Beſchlüſſen nur die Gründung eines coloſſalen Penſionsfonds für verarmte Bürger, ein ſocialiſtiſcher Gedanke. Während das in Offenburg vorging, rebellirte die Garniſon in der Hauptſtadt Karlsruhe ſelbſt, demolirte eine Kaſerne und die Wohnung des Oberſten von Holtz, tödtete den Rittmeiſter v. Laroche und jagte nicht nur alle Offiziere fort, ſondern trieb es ſo weit, daß ſelbſt der Großherzog mit ſeiner Familie ſammt dem Miniſterium noch in der Nacht eiligſt die Flucht ergriff und auf Umwegen nach Frankfurt gelangte. Nur die Bürgerwehr verlor den Muth nicht und behauptete das Zeughaus gegen wiederholte Angriffe. Aber auch in Bruchſal hatten die Soldaten ſich der Revolution angeſchloſſen und war Struve befreit worden und ſchon am 14. kam der Abgeordnete Brentano mit dem Landesausſchuß und einem Regiment inſurgirter Soldaten aus Raſtadt nach Karlsruhe und trat hier an die Spitze einer proviſoriſchen Regierung, einſtweilen noch „im Namen des abweſenden Großherzogs“, aber ohne deſſen Vollmacht und trotz deſſen Proteſtationen.

Die Dinge in Baden hatten ihren natürlichen Verlauf genommen. Seit vielen Jahrzehnten war durch die Schuld der Regierung ſelbſt die Revolution vorbereitet worden. Das Anſehen der Kirche war tief geſunken, eine gottloſe Schule hatte Volk und Jugend verderbt. Die Regierung hatte der Kammer, die Kammer der ſ. g. öffentlichen Meinung, dem Zeitbewußtſeyn nachgegeben, dem Volk immer eingeredet, es ſey ſouverän, in ſeinem jeweiligen Willen liege die höchſte Vernunft, wie Autorität. Jetzt machte das Volk zum erſtenmal von ſeiner angeblichen Souveränetät Gebrauch, jetzt gingen die Saaten auf, welche Welcker und Rottek geſäet und die Miniſter Winter und Bekk gepflegt hatten. Schrecklicher Undank ſtrafte die alte Verblendung. Der bürgerfreundliche Großherzog mußte Nachts im finſtern Wald, auf dem Protzkaſten einer Kanone ſitzend, vor ſeinem eigenen Volke fliehen. Eben ſo Bekk, von allen ſeinen Schmeichlern verlaſſen. Der ehrliche alte Welcker wurde in Heidelberg vom Pöbel inſultirt, kein Schiffer wollte ihn über den Neckar fahren, kein Kutſcher ihn in ſeinen Wagen aufnehmen.

Die badiſchen Offiziere traf ein trauriges Loos. Die meiſten retteten ſich in Verkleidungen, aber General Hofmann und Gefolge nebſt der Artillerie, die den Großherzog in der Nacht der Flucht durch den Park begleitet hatten, wurden, indem ſie nicht über den Neckar gelangen konnten, von den bewaffneten Bauern unter Sturmläuten in allen Dörfern verfolgt und wie das Wild gehetzt. Ganz erſchöpft und mit Koth bedeckt kamen ſie endlich an der württembergiſchen Grenze an, wo ihnen Bürgerwehr und demokratiſche Freiſchaaren von Heilbronn aus entgegentraten, während der badiſche Landſturm ſie von hinten drängte. Da es nicht mehr möglich war, ſeine 16 Kanonen zu retten, erſchoß ſich der badiſche Artilleriehauptmann von Großmann auf der Laffette. Hofmann und die übrigen Offiziere ſchwebten lange in Todesgefahr, da die Heilbronner ihnen ſo feindlich waren wie das badiſche Landvolk. Endlich gelang es dem Buchdrucker Ruof, Vorſtand des Heilbronner demokratiſchen Vereins, das Leben der Offiziere zu retten, indem er ſie für ſeine Gefangenen erklärte und dem badiſchen Volk die Kanonen überließ.

In Karlsruhe regierte nun der Advokat Brentano und neben ihm als Mitglieder der proviſoriſchen Regierung Gögg (Zollbeamter), Eichfeld (Lieutenant), Peter (Regierungsdirector in Conſtanz). Später trat noch Fickler ein. Großen Einfluß übten auch der Mannheimer Buchhändler Hoff und der radicale Schulmeiſter Stay, der es ſich beſonders angelegen ſeyn ließ, fromme Pfarrer zu verhaften und zu ängſtigen. Ein unfähiger Lieutenant Sigel (früher Heckers Adjutant) wurde Kriegsminiſter und Chef der vereinigten Pfälzer und Badener Armee. Die Allianz mit der Pfalz wurde ſchon am 18. Mai beſchloſſen. Drei Abgeordnete aus der Paulskirche, Raveaux, Trütſchler und Erbe erſchienen eigenmächtig, um das badiſche Volk zu den Waffen zu rufen gegen die Feinde der Reichsverfaſſung, am 19. Raveaux hatte der Offenburger Verſammlung angewohnt und bei derſelben große Mäßigung bewieſen. Jetzt aber ergriff auch ihn der Wahn, die Mittel Badens und der Pfalz ſeyen ausreichend, um die Revolution durch ganz Deutſchland ſiegen zu machen. Er rieth daher aufs dringendſte, ſogleich vorwärts zu gehen und Württemberg, Heſſen, den Odenwald und Franken raſch zu inſurgiren, ehe die Fürſten gerüſtet ſeyen. Der württembergiſche General von Miller, der noch vom zweiten Struve'ſchen Einfall her mit etwa 3000 Mann im Seekreiſe ſtand, zog ſich zurück. Die württembergiſchen Truppen ſelbſt waren damals nicht ganz tactfeſt. Eben ſo die bayriſchen im großen Lager bei Donauwörth, wo man Hecker hoch leben ließ. Wenn, nach Raveaux' Plan, geſchloſſene badiſche Regimenter raſch vorgerückt wären, hätten ſie allerdings damals durchdringen und weit kommen können. Aber Siegel war kein Führer und die badiſche Armee in voller Auflöſung. Die gemeinen Soldaten wählten ſich neue Offiziere aus ihrer Mitte, denen ſie aber nicht gehorchten. Die Freiſchaarenführer ſchloſſen ſich an Struve und wollten erſt die Republik ausrufen, ehe ſie in den Kampf gingen.

Brentano dagegen ſpielte ſeine quaſilegitime Rolle fort, als ob er Baden möglichſt intact ſeinem Großherzog zurückzugeben gedächte. Da verzweifelte Raveaux und drückte ſeinen ganzen Unwillen über dieſe unfähigen Menſchen in Briefen aus. Am 24. Mai rückten einige Schwadronen badiſcher Dragoner unter Rittmeiſter v. Glaubitz, die ſich in Freiburg unabhängig erhalten hatten, in Karlsruhe ein und erregten großen Schrecken, aber die Dragoner ließen ſich bald verführen und die braven Offiziere wurden gefangen nach Raſtadt gebracht.

Da es ſo gut mit Offenburg geglückt war, veranſtaltete man ähnliche große Volksverſammlungen im Darmſtädtiſchen und Würtembergiſchen, um dort die Revolution zur Reife zu bringen, ehe die badiſch-pfälziſche Armee einrückte. Man wollte es ſich bequem machen, verſäumte die beſte Zeit und ſah alles fehlſchlagen.

Im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt hatte man ſchon lange nach Möglichkeit gewühlt, als aber am 24. Mai in einer von Dr. von Löhr präſidirten Volksverſammlung zu Unter-Laudenbach der Regierungsrath Prinz, der die Aufgeregten beruhigen wollte, hinterrücks erſchoſſen wurde, empörte dieſe Schandthat die drei in der Nähe ſtehenden von Oberſt von Dingeldey befehligten heſſiſchen Compagnien dergeſtalt, daß ſie auf das Volk losſtürmten, daſſelbe ohne Mühe auseinanderjagten und 41 Aufrührer tödteten. Von dieſem Augenblick an war das Militär feſt und jeder Verſuch, es zu verführen, vereitelt. Zwar rückte nun Sigel mit der badiſchen Armee gegen Laudenbach vor, während Blenker mit ſeinen Freiſchaaren in Worms eindrang, aber am 30. ließ ſich Sigel von wenigen unter General von Schäfer vereinigten heſſiſchen Truppen bei Heppenheim nach kurzem Kampfe in ſo wilde Flucht ſchlagen, daß ſeine Reiter das Fußvolk überritten, und nochmals am 5. Juni bei Nacht in Weinheim überfallen, worauf er ſich nach Karlsruhe zurückzog. Desgleichen wurde Blenker aus Worms geworfen, und eine am 24. auch zu Alzey abgehaltene Volksverſammlung unſchädlich gemacht. Aber auch die Heſſen gingen nicht weiter vor, um erſt Verſtärkungen und die Befehle des Reichskriegsminiſteriums abzuwarten.

Im Württembergiſchen wurde am 27. Mai eine große Volksverſammlung zu Reutlingen abgehalten, unter dem Vorſitz des jungen Advokaten Becher. Auch Fickler und Hoff aus Baden waren zugegen und feuerten an, das Beiſpiel Offenburgs nachzuahmen. Man beſchloß, ſich Baden und der Pfalz anzuſchließen und durch eine allgemeine Volksbewaffnung die Reichsverfaſſung durchzuführen. Eine zahlreiche Deputation begab ſich nach Stuttgart, dieſe Beſchlüſſe zur Geltung zu bringen, wurde aber abgewieſen, weil in der Hauptſtadt der König, das Miniſterium, die Kammern, die Bürgerwehr und das Landvolk umher feſt zuſammenhielten. Fickler ſchlich ſich mit Geld in Stuttgart ein, um das allerdings wankende Militär zu verführen, wurde aber abgefaßt und auf den Asberg gefangen geſetzt, am 2. Juni. Die proviſoriſche Regierung in Baden, die eben Fickler zu ihrem Mitglied ernannt hatte, erließ voll Zorn einen Aufruf zur Empörung an das württembergiſche Volk, der aber keinen Anklang fand. Eben ſo iſolirt blieb die Agitation auf einer großen Volksverſammlung in Gamertingen, wo die hohenzollern'ſchen Fürſtenthümer unterwühlt wurden, am 3.

Der Reichsverweſer verfehlte nicht, eine Reichsarmee aufzubieten, um den gefährlichen Aufſtand in Baden und der Pfalz zu unterdrücken, aber er kam dabei in Colliſion mit Preußen. Der König von Preußen, der allein ſtark genug war, die Revolution zu bemeiſtern, wollte auch im eigenen Namen handeln und ſeine mächtigen Streitkräfte nicht unter den Befehl des Erzherzog Johann ſtellen. Dadurch wurde die bewaffnete Intervention verzögert und die Kriegsmacht blieb zuletzt getheilt zwiſchen der unter General von Peucker ſich ſammelnden Reichsarmee, und einem beſonderen in den Rheinlanden gegen die Pfalz vorrückenden Heere unter dem Prinzen von Preußen. Endlich brach auch das bayriſche Heer unter dem Fürſten von Thurn und Taxis von Donauwörth auf, um die Pfalz zu beſetzen, ließ jedoch dem Prinzen von Preußen den Vortritt, wobei zu bemerken iſt, daß der Einmarſch der Preußen in der Pfalz von der bayriſchen Regierung in einer Note vom 4. Juni ausdrücklich gewünſcht und gutgeheißen wurde.

Schon während der erſten Vorbereitungen zum großen Feldzug der Reichstruppen, Preußen und Bayern gegen Baden und die Pfalz wurde die Linke in der Paulskirche vollends iſolirt. Der König von Preußen rief am 14. Mai alle Preußen aus dem deutſchen Parlament zurück und verſprach in einem Manifeſt vom 15., „das in Frankfurt begonnene Verfaſſungswerk mit den Bevollmächtigten der größern deutſchen Staaten wieder aufzurichten,“ alſo auf dem von der Paulskirche ſo lang verſchmähten Wege der Vereinbarung. An demſelben Tage wagte noch die Linke in der Paulskirche, die Bewegung in der Pfalz unter ihren Schutz zu nehmen. Aber am 17. proteſtirte der neuernannte Reichsminiſter Grävell gegen jeden Verſuch der Verſammlung, eine Regierungsgewalt ausüben zu wollen, und erklärte, der Reichsverweſer werde ſein Mandat nur in die Hände der Regierungen, von denen er es empfangen, zurückgeben. Zum letztenmal verſuchte Baſſermann, die Verſammlung noch auf den Vereinbarungsweg und zur preußiſchen Auffaſſungsweiſe hinüberzuführen, aber vergebens. Unterdeß waren Gagern und ſeine Partei durch die vielen Austritte, namentlich der Preußen, immer mehr in die Minderheit gefallen und konnten in der Paulskirche nichts mehr durchſetzen. Somit wollte er wenigſtens mit den ihm getreuen Meinungsgenoſſen in das preußiſche Lager übertreten und legte mit Dahlmann, Baſſermann, Beſeler, Droyſen, dem alten Arndt ꝛc., zuſammen 90, ſein Mandat nieder, am 21. Mai. Am gleichen Tage wurden auch die ſächſiſchen Abgeordneten weggerufen. Am 23. traten noch 40 Mitglieder der Rechten, Raumer, Stahl, Rümelin, Fallati ꝛc. und am 26. Welcker, Biedermann ꝛc. aus, ſo daß nur noch ganz wenige Süddeutſche von der Rechten, mehr nur noch aus Neugierde, zurückblieben. Die ſo ganz verlaſſene Linke faßte noch allerlei tolle Beſchlüſſe, erklärte ſich für vollzählig, wenn nur noch 100 Mitglieder anweſend wären, und überſiedelte mitten im Kriegslermen, aus Angſt, in Frankfurt auseinandergejagt oder gar verhaftet zu werden, nach Stuttgart, wo ſie am 6. Juni unter dem Präſidenten Löwe aus Calbe ihre erſte Sitzung hielt.

Man ließ ſie hier gewähren, in der Hoffnung, ſie werde ihre Ohnmacht einſehen und ſich freiwillig auflöſen. Als ſie aber den Reichsverweſer ab-, eine neue Reichsregentſchaft von 5 Mitgliedern (Raveaux, Vogt, Simon von Breslau, Schüler und Becher) einſetzte, von der württembergiſchen Regierung Geld und Soldaten verlangte und endlich das Volk zu den Waffen rief, ließ das württembergiſche Märzminiſterium (Römer und Duvernoy) das Reithaus, in dem ſie ihre letzten Verſammlungen gehalten, abſperren und ſeiner Tribunen und Sitze entkleiden. Die letzten Mitglieder des erſten deutſchen Parlaments, etwa noch 100, zogen nun (am 18. Juni) feierlich paarweiſe durch die Straßen dem Reithauſe zu, voran der Präſident Löwe, dem der ehrwürdige Dichter Ludwig Uhland und der Altvater des württembergiſchen Liberalismus, Procurator Schott, das Geleit gaben. Aber Soldaten ſperrten ihnen den Weg und nöthigten ſie zur Umkehr, worauf ſie ihr letztes Protokoll niederſchrieben und auseinandergingen. Hier legte ihnen Niemand weiter etwas in den Weg. Man theilte mit Uhland das Gefühl, eine Verſammlung auch dann noch ehren zu müſſen, wenn man ſich in die traurige Nothwendigkeit geſetzt ſah, ihrem fortan nur noch ſchädlichen Wirken ein Ende zu machen. Wie gelichtet, verkleinert, heruntergekommen, in eigner Verblendung entartet und in mehreren ihrer Mitglieder ſittlich verwildert, war ſie doch immer noch der Reſt unſrer großen Nationalvertretung, der letzte Träger eines dem Patrioten heiligen Namens.

So war nun das Parlament verſchwunden, deſſen Auflöſung der Erzherzog, als Preußen ihn am 24. Mai dazu aufforderte, nicht hatte verfügen wollen. Sofern er durch das Parlament gewählt worden war, hätte er nach dem Verſchwinden deſſelben auch ſelbſt zurücktreten ſollen. Aber er beharrte auf ſeinem Poſten, indem er erklärte, denſelben nur der Geſammtheit der deutſchen Bundesfürſten und nicht Preußen allein abtreten zu dürfen. „Er allein,“ ſchrieb er am 7. Juni, „wahre noch die einzige für ganz Deutſchland gemeinſame Autorität; trete er ab, ſo gebe es keine deutſche Bundeseinheit mehr.“

Inzwiſchen hatte Preußen die, durch die ringsum auflodernden Revolutionen geängſtigten Königreiche gewonnen und einen Fürſtencongreß in Berlin eröffnet, am 17. Mai. Auch Oeſterreich betheiligte ſich dabei, trat aber bald proteſtirend zurück, als es wahrnahm, alles tendire hier nach einem engeren Bunde unter Preußen. Bayern folgte dem Beiſpiel Oeſterreichs. Hannover aber und Sachſen hielten damals noch zu Preußen und ſchloſſen mit ihm am 28. das Dreikönigsbündniß, jedoch nur als Proviſorium zu dem Zweck, eine neue deutſche Verfaſſung zu vereinbaren. Am 3. Juni aber ſchrieben Gagern, Dahlmann und einige Freunde eine Verſammlung der vormaligen Rechten der Paulskirche nach Gotha aus, als zu einem neuen Vorparlament für das künftige Parlament, welches aus dem Dreikönigsbunde hervorgehen ſollte. Die Partei, in der ſo viele berühmte und populäre Namen glänzten, wollte dem preußiſchen Plane jetzt (etwas zu ſpät) ihre moraliſche Unterſtützung leihen. Der preußiſche Plan war ein engerer Bund ohne Oeſterreich mit einem Reichsvorſtande (Preußen), einem Fürſtencollegium von 6 Stimmen, und einem Parlament in zwei Kammern. Auffallenderweiſe war Schleswig-Holſteins in dieſem Entwurf nicht gedacht, was von der Pfordten ſcharf rügte und einer Rückſicht auf das Ausland zuſchrieb. Dieſer Miniſter begab ſich nach Wien, um Bayern enge mit Oeſterreich zu verbinden. In dieſem Stadium erklärte Fürſt Schwarzenberg zum erſtenmal, ein deutſches Parlament nicht mehr aufkommen laſſen zu wollen. Einfache Rückkehr zur früheren Bundesverfaſſung unter dem Präſidium Oeſterreichs war von nun an hier die Parole. Der öſterreichiſche Correſpondent bemerkte ſtolz: „Oeſterreich ſteht noch immer an der Spitze Deutſchlands, mit wohlbegründetem Recht und wohlgegründeter Macht.“ Gerade damals hatte es in Italien geſiegt und ſiegte in Ungarn, eng verbündet mit Rußland. Daher ſeine ſtolze Sprache gegen Preußen und die Gothaer.

Während bereits die politiſchen Schwerkräfte in Wien und Berlin gegen einander gravitirten, war die Beſiegung des badiſchen Aufruhrs eigentlich nur noch Nebenſache.

Eingeſchüchtert durch die erſten Niederlagen hatten die Leiter der Revolution die Nothwendigkeit erkannt, ihre Kräfte zu concentriren. Die proviſoriſche Regierung wurde daher auf drei Männer beſchränkt, in der Pfalz Fries, Schmitt, Hepp, in Baden Brentano, Gögg, Werner. Sodann wurden, um den unfähigen Sigel zu erſetzen, in der Eile auswärtige Generale verſchrieben, für die Pfalz der angebliche Pole Sznayde (vulgo Schneider), für Baden der in Polen und Sicilien beſiegte Mieroslawski, der ſich für eine Geldſumme (140,000 oder 30,000 Gulden nach verſchiedenen Angaben) gewinnen ließ und am 10. Juni eintrat. Aber Sznayde fand in der Pfalz nur undisciplinirte Freiſchaaren mit zuchtloſen bayriſchen Deſerteuren vermiſcht. Ein Haufen derſelben, mit Senſen bewaffnet, unter Willich blokirte Landau, ein anderer unter Kuchenbeck (früher Meſſenhauſers Adjutant in Wien) Germersheim, ohne daß ſie Mittel oder nur den Muth gehabt hätten, dieſe Feſtungen ernſtlich anzugreifen. Andre in der Pfalz ſtanden unter Kinkel und Zitz. Dazu eine Pfälzer Studentenlegion unter Peterſen. Mieroslawski fand in Baden zwar eine zahlreiche einexercirte Armee mit einer vortrefflichen Artillerie und auch guter Reiterei vor, aber die Reiterei war halb conſervativ und machte den Krieg nicht gerne mit, und das Fußvolk gehorchte dem Commando ſeiner ſelbſtgewählten Offiziere nicht, ſoff und ſchwärmte umher. Am 30. Mai zog eine Bande Soldaten von Raſtadt nach Baden, um dort verſteckt geglaubte Offiziere zu ermorden, und ſchoß unterwegs auf den Eiſenbahnzug, wobei der Locomotivführer ſchwer verwundet wurde. Um dieſe tolle Soldateska zu befriedigen, hatte man jedem Mann täglich 4 Kreuzer Zulage gegeben; nun glaubte ſie, es ſey immer Sonntag und wollte die Wirthshäuſer nicht mehr verlaſſen. Wenn ſie aber auch unter die Fahne trat, ſo herrſchte keine Ordnung. Alles commandirte, ſchrie, raiſonnirte, trommelte und pfiff durcheinander. Bald wurde da-, bald dorthin marſchirt, ohne Einheit des Plans. Das bunte Gewühl der Soldaten wurde noch mannigfacher durch die Freiſchaaren in den verſchiedenartigſten Trachten, die tapfern Hanauer Turner in ihren Leinwandkleidern, angeführt von Lautenſchläger, die Schweizer Freiſchaar, angeführt von dem alten Philhellenen Bönning, deſſen langer ſchneeweißer Bart imponirte. Unter dieſen Schweizern war auch ein deutſcher Flüchtling, Becker von Biel, der Struve noch zu überbieten ſuchte und Pamphlete in Marats Styl erließ, worin er den „Mord als Mittel der Humanität“ bezeichnete.*) Wieder eine andere Freiſchaar führte der ſchon genannte Blenker, deſſen hübſches Weib ihn als Amazone begleitete. Eine Mannheimer Arbeitercompagnie führte eine rothe Fahne mit der Inſchrift: „Rache für Robert Blum.“ Die meiſten Freiſchaaren trugen den Heckerhut mit rother Feder, die Arbeiter ihre blaue Blouſe. Außerdem wurde ein erſtes Aufgebot der Volkswehr unter die Waffen gezwungen, Bauern- und Bürgersſohne, die gern daheim geblieben wären, einen Eckel vor dem demokratiſchen Treiben hatten und die heimlich in den Quartieren über den ihnen angethanen Zwang weinten. Mit ſolchen Leuten konnte man im Felde nichts ausrichten. Gleichwohl gefielen ſich die Lenker der Revolution in ſtolzen Phraſen und ſonderlich die Commiſſäre, die auf dem Lande die höchſte Gewalt ausübten, wie ehemals die Commiſſäre des franzöſiſchen Convents, taumelten in einer Art von Machtbeſoffenheit. Es waren meiſt Nichtbadener, der Sachſe Trütſchler, der Schleſier Schlöſſel &c.

Anſtatt alle Nervenkraft zum einigen und tapferen Angriff anzuſpannen, wie einſt die Huſſiten und wie die Preußen 1813 gethan, verſank der Revolutionspöbel wieder in die Lethargie wie im Bauernkriege von 1525. Jeder wollte befehlen, keiner gehorchen; jeder ſichs wohl ſeyn laſſen, ſich betrinken, Reden halten und renommiren, aber wenn es zum Kampf kam, hielten nur wenige ſtandhaft aus. Zudem ſtritten ſie ſich in ihrer Thorheit noch um Staatsformen. Struve wollte am 6. Juni in Karlsruhe die Republik ausrufen. Brentano, von der Bürgerwehr unterſtützt, hinderte ihn und ließ ihn ſogar verhaften. Bönning aber mit ſeinen Freiſchaaren nahm ſich Struve's an und es wäre beinah zum offnen Kampf gekommen. Endlich wurde Struve frei gegeben, mußte aber mit den Schweizern abmarſchiren. Am 10. Juni wurde die conſtituirende Verſammlung in Karlsruhe eröffnet, eine Karikatur der früheren badiſchen Kammer. Ihr glänzendſter Redner war der tolle Stay, wie überhaupt ſehr viele Schulmeiſter hier ihren Aberwitz auskramten.

---

*) Aus dieſer Region kam auch eine in Genf gedruckte Flugſchrift, worin es unter anderem hieß: „Die Religion muß aus der Geſellſchaft verdrängt werden. Wir wollen nicht die Freiheit des Glaubens, ſondern die Nothwendigkeit des Unglaubens.“

Einige ſpäte Verſuche, durch Volksverſammlungen hinter dem Rücken der gegen Baden beſtimmten Reichsarmee der Revolution Luft zu machen, mißlangen. So blieb der große Demokratencongreß zu Bamberg am 27. Mai, die Volksverſammlung zu Idſtein im Naſſauiſchen am 10. Juni und ein abermaliger Demokratencongreß zu Marburg am 17. ohne Erfolg. Eben ſo die Volkstumulte in Ulm und Heilbronn am 13. und 17. In Heilbronn rückten treue württembergiſche Truppen ein und bewachten von hier aus die badiſche Grenze.

Mittlerweile hatte der Reichsverweſer das Reichskriegsminiſterium dem Fürſten Wittgenſtein und dagegen den Oberbefehl über die Reichsarmee dem bisherigen Reichskriegsminiſter, dem preußiſchen General Peucker, übergeben und unter dieſer Bedingung hatte ſich Preußen dazu verſtanden, ein bedeutendes Armeecorps unter General von der Gröben zu den Heſſen, Mecklenburgern, Bayern, Württembergern ꝛc. ſtoßen zu laſſen, welche die Reichsarmee bilden ſollten. Dagegen behielt ſich Preußen vor, ein beſonderes Armeecorps unabhängig von **Peucker** in der Pfalz operiren zu laſſen. Um den Kriegsplan beider Armeen in Uebereinſtimmung zu bringen, fuhr der **Prinz von Preußen** am 12. Juni nach Mainz. Ein Schuß, der auf ihn geſchah bei Unter-Ingelheim, verwundete den Poſtillon. In Mainz hielt er mit Peucker und von der Gröben einen Kriegsrath ab, worin beſchloſſen wurde, die große Reichs- oder Neckararmee unter Peucker ſolle die badiſche Armee beſchäftigen, dann links abſchwenken und bei Durlach in ihren Rücken zu kommen ſuchen, während die preußiſche oder pfälzer Armee unter General Hirſchfeld, deren Oberbefehl aber der Prinz ſelbſt übernehmen wollte, auf mehreren Punkten in die Pfalz eindringen und bei Germersheim über den Rhein gehen ſollte, um gleichfalls die badiſche Armee im Rücken zu faſſen.

Bereits am 13. rückten Hirſchfelds Truppen zwiſchen Kreuznach und Saarbrücken auf drei Straßen in die Pfalz ein und fanden beinahe gar keinen Widerſtand. Von einem Vertheidigungsplan Sznayde's merkte man nichts. Wo ſich die preußiſchen Helme nur von ferne blicken ließen, liefen die Freiſchaaren gleich davon, um den neuerfundenen und bei der preußiſchen Armee eingeführten ferntreffenden Spitzkugeln zu entrinnen. Nur wenige hielten Stand, um alsbald der großen Uebermacht zu erliegen. Die Zahl dieſer wenigen, die ſich opferten, war überall nicht nennenswerth. Bei Homburg flohen die erſten Freiſchaaren, dann bei Kirchheim-Bolanden. Hier war es Zitz, der die Seinigen feig im Stich ließ und mit einer Summe Geldes, angeblich um Waffen zu kaufen, in die Schweiz entwich. Wieder flohen ſie bei Dürkheim und zum letztenmal bei Rinnthal im Anweiler Thal, wo Willich einige tauſend Mann zuſammengebracht hatte, die aber nach kurzem Kampfe wieder ausriſſen. Das ganze pfälziſche Volksheer retirirte bei Knielingen über den Rhein. Die Preußen beſetzten ſchon am 15. Ludwigshafen. Das aber benutzten die auf den bayriſchen Handel eiferſüchtigen Mannheimer, um ſogleich das reiche Lagerhaus in Ludwigshafen über den Rhein hinüber in Brand zu ſchießen. Auch

Germersheim und Landau wurden entſetzt, in letzterer Feſtung der Gouverneur von Jeetze vom Prinzen von Preußen belobt. Erſt am 19. ging das bayriſche Heer unter dem Fürſten von Thurn und Taxis bei Worms über den Rhein und beſetzte die von den Preußen verlaſſenen Punkte der Pfalz, denn am 20. vollzog der Prinz von Preußen bereits bei Germersheim ſeinen Uebergang über den Rhein nach Baden. Die Reiterei der Vorhut ging zu weit vor und erlitt bei Philippsburg eine kleine Schlappe, wobei der junge Prinz Friedrich Karl von Preußen, Sohn des Prinzen Karl und Neffe des Königs, verwundet wurde.

Die Reichsarmee unter Peucker rückte auf der Bergſtraße langſam gegen den Neckar vor. Die Mecklenburger unter Oberſt Witzleben bildeten den äußerſten linken Flügel und überraſchten die Freiſchaaren am 12. bei Waldmichelbach im Odenwalde. Es waren die Hanauer Turner, die Mannheimer Arbeiter, Becker ꝛc., die nach kurzem Kampfe davonflohen. Im Centrum machte ſich ein bedeutendes Zögern bemerklich und wurden auch keine Lorbeeren errungen. Sowohl Peucker, als Mieroslawski hatten ihre Armee in langer Linie am Neckar ausgedehnt und die vereinzelten Angriffe der vorgeſchobenen Peucker'ſchen Corps hatten keinen Erfolg. Bei Käferthal ſiegten zwar die Preußen unter Oberſtlieutenant von Bernſtorff, konnten aber die Fliehenden wegen ungünſtigen Terrains nicht verfolgen. Bei Ladenburg erlitt der zu unvorſichtig vorgedrungene Witzleben durch den als Major in die badiſche Armee eingetretenen Württemberger Mögling eine tüchtige Schlappe, wobei Major Hinderſin, Chef des Generalſtabs, in Gefangenſchaft gerieth. Bei Hirſchhorn beſtand Oberſt Weiß mit Kurheſſen, Darmſtädtern, Bayern und Mecklenburgern ein blutiges Gefecht mit den Hanauer Turnern. die ſich lange hier im alten Schloſſe vertheidigten. Alle dieſe Gefechte wurden am 15. Juni geliefert. Am folgenden Tage ergriff ein Theil der badiſchen Armee unter dem Polen Oborski die Offenſive, ſchlug den Oberſt von Weitershauſen bei Groß-Sachſen, verfolgte ihn gegen Weinheim und wurde zwar von

Witzleben, der ſich ihr raſch in den Rücken warf, wieder zur Umkehr bewogen, aber Peucker befahl den Rückzug aller ſeiner Corps und ſo feierten die badiſchen Inſurgenten, mit Eichenlaub bekränzt, in Heidelberg ihren angeblichen Sieg mit lautem Jubel.

In Peuckers Lager wurde am 19. Kriegsrath gehalten und beſchloſſen, den Neckar aufwärts und bei Zwingenberg über den Fluß zu gehen, um ſich mit dem Prinzen von Preußen zu vereinigen, gegen den ſich unterdeß Mieroslawski wenden mußte. Peucker ſetzte voraus, der Prinz werde erſt am 21. über den Rhein gehen und er ſelbſt wollte am gleichen Tage den Neckar paſſiren. Aber der Prinz kam ſchon am 20. und Peucker vollzog ſeinen Uebergang erſt am 22. Dieſes Verfehlen in der Zeit brachte den Prinzen in große Gefahr, weil er, den Rhein im Rücken, mit geringen Streitkräften der ganzen Uebermacht der Inſurrectionsarmee bloßgeſtellt war. Seine Vorhut, die Diviſion Hanneken von 5000 Mann, war am 21. bis Waghäuſel vorgeſchoben, als ſie von Mieroslawski mit doppelter Uebermacht angegriffen und mit empfindlichem Verluſt geworfen wurde. Aber als ſie von der Diviſion Brun aufgenommen und unterſtützt war und ein neuer Kampf bei Wieſenthal entbrannte, kehrten die badiſchen Dragoner, die den Feldzug überhaupt nicht gern mitmachten, plötzlich um und ließen Fußvolk und Artillerie im Stich. Ihr Oberſt Beckert commandirte ſelbſt zur Flucht ohne alle Veranlaſſung unter dem Rufe: „wir ſind umgangen.“ Nun drangen die Preußen wieder vor und die ſchöne Gelegenheit, ein preußiſches Armeecorps durch Uebermacht zu erdrücken, ging für Mieroslawski verloren. Am folgenden Tage ſchon wurde durch eine Contrerevolution in Mannheim, bei der ſich drei von Wieſenthal hieher geflüchtete Schwadronen Dragoner unter Thomann betheiligten, der Civilcommiſſär Trütſchler verhaftet, als er ſich mit einer großen Summe eben flüchtig machen wollte, und den Preußen die Thore geöffnet.

An demſelben Tage (22.) forcirte von der Gröben, der den rechten Flügel des Neckarcorps bildete, den Uebergang über den

Neckar bei Ladenburg und ließ noch an demſelben Abend Heidelberg beſetzten, während das Peucker'ſche Hauptcorps ungehindert bei Zwingenberg überſetzte. Hätten dieſe Corps ſchneller und energiſcher gegen Mieroslawski operirt, ſo würde derſelbe, zwiſchen ihnen und dem Prinzen von Preußen eingeſchloſſen, mit ſeiner ganzen Armee haben capituliren müſſen; aber bei der Langſamkeit Peuckers entkam er durch einen Gewaltmarſch und bei Sinsheim wurde nur ſein Nachtrab mit Peuckers Vortrab engagirt, während auch der Prinz vorrückte, die Inſurgenten bei Ubſtadt ſchlug, Bruchſal nahm, am 25. Mieroslawski bei Durlach packte und ſchlug und noch an demſelben Tage in Karlsruhe einzog, von wo Regierung, Kammer, Soldaten und Freiſchaaren, desgleichen die Reſte des in Stuttgart aufgelösten Rumpfparlaments davonflohen. Ihre Confuſion war grenzenlos. Am erbärmlichſten ſtand es um die Pfälzer Armee, die in Baden ſo wenig leiſtete, als in der Pfalz, und großentheils noch den erſten Schuß in der Flinte hatte, und deren größte Heldenthat darin beſtand, daß ſie bei Sinsheim über ihren Führer, den armen alten Sznayde herfiel, ihm jetzt auf einmal vorwarf, er ſey ein preußiſcher Deſerteur und heiße eigentlich Schneider, und ihn körperlich arg mißhandelte. Zu derſelben Zeit zerarbeiteten ſich die Barbiere in Sinsheim und Karlsruhe Tag und Nacht, um den liberalen Philiſtern die dicken Heckerbärte abzunehmen, damit ſie wieder als loyale Unterthanen des bürgerfreundlichen Leopold erſcheinen konnten. Ein gewiſſer Dietz raubte auf der Flucht als Commiſſär viel Geld zuſammen. Eben ſo Blenker und ſein Weib. Eine bedeutende Geldſumme, welche Gögg damals aus der badiſchen Staatskaſſe mitnahm, wurde ſpäter in Paris auf Befehl der franzöſiſchen Regierung mit Beſchlag belegt und dem Großherzog zurückgeſtellt.

Mieroslawski ſetzte ſich noch einmal zur Wehre und nahm eine Stellung hinter der Murg; indem er ſich auf Raſtadt ſtützte. Am 29. und 30. entbrannte daher noch einmal der Kampf in einer langen Linie, wie früher am Neckar, von Kuppenheim bis Gernsbach. Ein Theil des letztgenannten Städtchens brannte ab, die Inſurgenten wehrten ſich auf einigen Punkten noch ziemlich gut, liefen aber dann doch wieder davon und retteten ſich in langen Zügen nach der Schweiz, denn von nun an war kein Halten mehr. Brentano wurde unterwegs in Freiburg angeklagt und abgeſetzt. Blenker plünderte noch in der Geſchwindigkeit auf der Flucht das ſchöne Schloß des Großherzogs von Baden, Neu-Eberſtein im Murgthal, und ſpäter das Schloß des Fürſten von Fürſtenberg in Donaueſchingen. Mit großem Raube, einer noch zahlreichen Artillerie und vielen Pferden ſuchten und fanden die Inſurgenten eine Zuflucht in der Schweiz, wohin ſie theils über Baſel, theils über Conſtanz gingen, ohne noch einmal von den Preußen, welche langſam nachrückten, eingeholt zu werden. Die ganze Schweizergrenze wurde ſofort von den Preußen beſetzt, von Conſtanz bis Baſel, und die Auslieferung des badiſchen Kriegszeugs verlangt. Der Schweizer Bundesrath lieferte Kanonen, Pferde und was badiſches Staatseigenthum war, ſofort aus, ließ ſich aber für gehabte Koſten eine Entſchädigung zahlen. Ferner wies er durch Beſchluß vom 16. Juli ſämmtliche Chefs der Inſurrection aus der Schweiz hinaus. Von den gemeinen badiſchen Soldaten kehrten die meiſten freiwillig zurück. Sofern eine preußiſche Compagnie eine badiſche Enclave (Büſingen) beſetzte und Schweizerboden bewaffnet überſchritt, machte man großen Lerm in der Schweiz und ſtellte 24,000 Mann auf; der eigentliche Grund war die Beſorgniß, es könne dem Prinzen von Preußen einfallen, einen Beſuch in Neuenburg zu machen. Auch Oeſterreich ſah die Preußen nicht gern am Bodenſee. Der Reichskriegsminiſter, Fürſt Wittgenſtein, wünſchte von Bregenz aus Oeſterreicher in den badiſchen Seekreis einrücken zu laſſen, aber der Prinz von Preußen verbat ſich das (Note vom 3. Juli), ſofern der Großherzog von Baden wohl preußiſche, nicht aber öſterreichiſche Hülfe nachgeſucht habe. Der Reichsminiſter begnügte ſich, ſeine Berechtigung, auch öſterreichiſche Truppen einrücken zu laſſen, zu verwahren.

Von der Gröben war vor Raſtadt zurückgeblieben und ſchloß dieſe Feſtung ein, die er ſchonte, weil ſie Bundeseigenthum war, und von der er überzeugt war, ſie müſſe ſich doch bald ergeben. In der Feſtung commandirte Major Tiedemann, ein früherer Philhellene, Sohn des berühmten Phyſiologen in Heidelberg, den ſein Vater vergebens in einem rührenden Briefe zur Vernunft mahnte. Die Soldateska in Raſtadt verwilderte immer mehr, überließ ſich dem viehiſchſten Sinnengenuß und verſchoß von den Wällen das Pulver nur wie zur Luſt. Ein Jude wurde, als angeblicher Spion, ermordet, der gefangene Major Hinderſin mit dem Tode bedroht. Als aber kein Entſatz mehr zu hoffen war, neigte man ſich zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade, weil von der Gröben keine beſſere Capitulation zuließ. Sie wurde am 23. Juli vollzogen und hierauf der Commandant Tiedemann, der vormalige badiſche Major von Biedenfeldt, der alte Bönning, der Pole Mniewski und einige Andere kriegsrechtlich erſchoſſen. Daſſelbe Loos litten Trütſchler, der radicale Schulmeiſter Höfer ꝛc. Mögling, bei Waghäuſel an beiden Beinen ſchwer verwundet, benahm ſich im Verhör ritterlich und wurde nur zum Zuchthauſe verurtheilt. Kinkel, der ſich hatte fangen laſſen, wurde den Preußen ausgeliefert und ins Spandauer Zuchthaus geſteckt, aus dem er nach einiger Zeit nach Amerika entfloh. Von dorther langte Hecker am 16. Juli in Straßburg an, wohin er voll Hoffnung gekommen war und von wo er gleich wieder zurückreiste. Rösler, der Reichscanarienvogel, der toll genug geweſen war, im Schwarzwald noch einmal einen Aufruhr anzetteln zu wollen, um den Preußen, ſeinen Landsleuten, in den Rücken zu fallen, wurde gefangen und auf den Asberg geführt, von wo ihn nach einiger Zeit die Liſt ſeiner Frau rettete. Eben daſelbſt befand ſich noch Fickler, aber auch nicht lange mehr, denn nachdem er in einer geheimen Unterredung dem König von Württemberg gebeichtet hatte, was derſelbe zu wiſſen wünſchte, entließ man ihn frei nach Amerika.

Am 18. Auguſt führte der Prinz von Preußen den Großherzog von Baden im Triumph wieder in ſeine Hauptſtadt ein. Wie durch einen Zauberſchlag war alles wieder auf den alten Fuß geſtellt und die Revolution wie ein böſer Traum vergangen.

Damit hörten alle revolutionären Bewegungen in Deutſchland auf und da nichts Neues gegründet worden war, befand man ſich unvermerkt wieder in dem alten Zuſtande wie vor der Revolution. Die bisher geängſtigten Cabinette, ſonderlich der Mittel- und Kleinſtaaten, kamen wieder zu ihrem früheren Selbſtgefühl. Die ſ. g. Märzminiſterien wurden im Verlauf des Herbſtes und Winters ohne Dank entlaſſen, als Ueberläſtige, die man ſich ungern hatte aufdringen laſſen. Die Preſſe wurde wieder ſtrenger beaufſichtigt, das Clubweſen unterdrückt, die Gültigkeit der Grundrechte nicht mehr anerkannt ꝛc. Sofern aber eine Menge Geſetze auf verfaſſungsmäßigem Wege zu Stande gekommen waren, die man in der Geſchwindigkeit nicht abändern konnte, machte ſich der revolutionäre Geiſt immer noch in den neueingeführten Schwurgerichten geltend, von denen die politiſchen Angeklagten in der Regel freigeſprochen wurden. So Waldeck, Temme, Jacoby, Uhlich, Grün im Preußiſchen, Duay im Altenburgiſchen, die meiſten Angeklagten im Würtembergiſchen. Nach und nach wurde von den neuen Miniſterien und Ständen auch wieder auf dem verfaſſungsmäßigen Wege an den Geſetzen das geändert, was zu ſehr an die Ausnahmszeit der Revolutionsjahre erinnerte und zu den gewöhnlichen Zuſtänden nicht paßte.

In demſelben Frühjahr war auch wieder der Krieg in Schleswig-Holſtein entbrannt. Nach dem Waffenſtillſtand von Malmoe war ein Proviſorium beliebt worden, welches den deutſchen Herzogthümern noch eine gemeinſchaftliche Verwaltung unter dem Vorſitz des Grafen von Reventlow gewährte, womit aber Dänemark nicht zufrieden war. Auch England und Rußland wollten nicht dulden, daß Schleswig als deutſches Bundesland behandelt und ſeinem rechtmäßigen Herrn, dem Könige von Dänemark, entfremdet werde. Es gab eine Partei in Dänemark, Schweden und Norwegen, welche eine innige Vereinigung dieſer drei nordiſchen ſtammverwandten Reiche wünſchte und dafür gern die deutſchen Herzogthümer an der Schley und Eider dem deutſchen Bunde hingegeben hätte. Unter dieſer Bedingung hätte das neue ſkandinaviſche und das neue deutſche Geſammtreich zufrieden und ſogar alliirt ſeyn können; aber eine ſolche Löſung der Frage würde Deutſchland und Skandinavien eine Macht verliehen haben, die für Rußland und England bedrohlich geweſen wäre; deßwegen thaten die letztgenannten Mächte alles, um den ſkandinaviſchen Einheitsplan im Keime zu erſticken und dagegen die unnatürliche Schöpfung des däniſchen Einheitsſtaates, in welchem die beiden deutſchen Herzogthümer mit Jütland und den däniſchen Inſeln zu einem homogenen Ganzen ſollten verſchmolzen werden, zu Stande zu bringen.

Sofern ſich Deutſchland damals noch nicht fügen wollte, kündigte Dänemark, ſobald das Meer den Operationen ſeiner Flotte offen war, den Waffenſtillſtand auf, am 26. März, und ließ bald darauf einige ſeiner Kriegsſchiffe in die Bucht von Eckernförde einlaufen, wo ſie aber durch widrige Winde zurückgehalten und von einer Strandbatterie beſchoſſen wurde. Das prächtige Linienſchiff Chriſtian VIII. ſtrandete und wurde mit glühenden Kugeln in Brand geſchoſſen. Als es die Flagge ſtrich, eilten die Holſteiner herbei, die Mannſchaft auf dem brennenden Schiffe zu retten und der holſteiniſche Oberfeuerwerker Preuß, der die Batterie commandirte, verſpätete ſich bei dieſer menſchenfreundlichen Handlung und flog mit dem Schiff, das er erobert hatte, in die Luft. Das zweite große Schiff, die Fregatte Gefion, wurde erhalten und blieb ſeitdem die Zierde der „deutſchen Flotte“. Die däniſchen Schiffscapitäne Paludan und Meyer geriethen mit 800 Mann in Gefangenſchaft. Mit dieſem glänzenden Siege am 5. April wurde der Feldzug eröffnet. Die deutſche Bundesarmee in Schleswig zählte 45,000 Mann und wurde vom preußiſchen General Bonin befehligt. Ihr erſter Angriff galt den Schanzen von Düppel, die den Brückenkopf der nahe gelegenen Inſel Alſen (auf welcher die

Dänen die Güter des Herzog von Auguſtenburg ſchonungslos verheert hatten) bildeten. Sie wurden am 15. April von den Bayern und Sachſen erſtürmt. Hierauf ſiegte Bonin ſelbſt mit der Hauptarmee in einem blutigen Gefecht bei Kolding, wo unter andern Orla Lehmann, der Hauptagitator gegen die Deutſchen in Dänemark, gefangen, aber milde behandelt und bald wieder frei gegeben wurde. Aber Bonin drang nicht in Jütland vor, beſtimmte Befehle hielten ihn zurück und ein neuankommendes preußiſches Heer unter General von Prittwitz, welches unabhängig agirte, ſchien nur da, um die Kriegsluſt der Schleswig-Holſteiner und der ſüddeutſchen Bundesgenoſſen zu mäßigen. Man erfuhr, Rußland habe das Ueberſchreiten der jütiſchen Grenze als casus belli bezeichnet. Nur um die vorgeſchriebene Unthätigkeit zu maskiren, wurde eine langweilige Belagerung Friedericia's angefangen. Eine kleine Heldenthat übte noch am 7. Juni die deutſche Flotte unter Capitän Brommy aus, indem ſie das däniſche Blokadegeſchwader aus den Mündungen der Elbe jagte. Aber einen Monat ſpäter wurde Bonin vor Friedericia in der Nacht des 5. Juli durch eine von General Rye geführte überlegene däniſche Armee überfallen und nach einem verzweiflungsvollen Kampfe unter großem Verluſte (28—2900 Mann und 28 Kanonen) geſchlagen. Man beſchuldigte einen General, er habe die Ankunft Rye's wiſſen und Bonin warnen können. Indem man aber noch über die geheimen Motive oder begangenen Fehler dieſes Unglückstages ſtritt, trat die Diplomatie mit einer entſcheidenden That dazwiſchen und verkündete am 10. Juli einen neuen Waffenſtillſtand. Derſelbe war von Rußland und England dictirt. Nachdem die Schleswig-Holſteiner durch den Schlag vor Friedericia betäubt und geſchwächt waren, wurde ohne weiteres die Trennung der beiden Herzogthümer von einander als Baſis des Waffenſtillſtandes angenommen. Schleswig ſollte von den deutſchen Truppen völlig geräumt werden, mit Ausnahme von 6000 Preußen, und eine von der holſteiniſchen getrennte däniſche Verwaltung bekommen. Die Landesverwaltung in Schleswig proteſtirte vergebens; die Inſulten, welche ſich der Hamburger Pöbel gegen durchziehende preußiſche Soldaten erlaubte, wurden ſtreng beſtraft und ſchadeten der Schleswig-Holſteiner Sache ungleich mehr, als ſie ihr nützten. Der Waffenſtillſtand wurde pünktlich vollzogen. Um die Gewalt, die an Schleswig begangen wurde, zu entſchuldigen, machten die reactionären Blätter damals viel Geſchrei von einer nordalbingiſchen Republik, die im Werk geweſen ſey, und gegen welche die Mächte hätten einſchreiten müſſen. Es hätte dieſer Vorſpiegelung nicht bedurft, um die Maßregeln zu rechtfertigen. Schleswig hatte in der That keinen andern rechtmäßigen Herrn, als den König von Dänemark. Das brauchte nur einfach geltend gemacht zu werden.

Wenn man nicht einſeitig und verblendet ſeyn will, muß man anerkennen, daß England damals Recht hatte, indem Palmerſton (in einer Note vom 13. März 1850) erklärte, England ſtehe zu Schleswig in keiner Beziehung als durch den König von Dänemark, Schleswig könne rechtmäßig keine andere Regierung haben, als die des Königs von Dänemark, und keinen andern Krieg führen, als für den König von Dänemark, niemals gegen ihn. Und daß Rußland eben ſo Recht hatte, wenn es damals, wie im Lauf des Winters die öffentlichen Blätter meldeten, den Grundſatz aufſtellte, wenn die Deutſchen an den Verträgen von 1815 ihrerſeits nicht mehr feſthalten wollen, ſo könne der König von Dänemark auch ohne Anſtand das Verhältniß Holſteins zum deutſchen Bunde als gelöst betrachten und dieſes Herzogthum auf dieſelbe Weiſe behandeln, wie Schleswig. Am 6. Februar 1850 gab Rußland in einer ſehr energiſchen Note ſeine Abſicht kund, die Rechte des Königs von Dänemark gegen Deutſchland zu wahren.

Die neue Regierungsgewalt in Schleswig erhielt Herr von Tillich im Namen Dänemarks, dem Graf Eulenburg im Namen Preußens zur Seite trat. Tillich handelte als echter Däne, ſetzte ab, verurtheilte, zwang zur Auswanderung und drangſalirte kläglich alle, die ſich während der Revolution als Beamte, Geiſtliche oder

Lehrer compromittirt hatten. Dieſe Behandlung ihrer Brüder in Schleswig feuerte die Holſteiner zu verzweifeltem Muth an. Als Bonin nach Berlin abberufen wurde, wählten ſie den preußiſchen General von Williſen zu ihrem Feldherrn, den der König von Preußen aber desavouirte und aus der preußiſchen Armeeliſte ſtreichen ließ. Auch wurden alle preußiſchen Offiziere zurückberufen. Da ſich Dänemark verpflichtet hatte, ſeinerſeits nicht in Holſtein einzudringen und ein Eindringen der Holſteiner in Schleswig durch die Preußen verhindert wurde, ſchleppte ſich das Proviſorium bis in den Sommer hin. Am 2. Juli 1850 wurde endlich von Preußen und Dänemark ein definitiver Frieden unterzeichnet, der Schleswig den Dänen aushändigte, in Holſtein aber noch die Rechte des deutſchen Bundes wahrte. Die bisherige Regierung in Holſtein (Reventlow, Beſeler, Boyſen, Francke, Krahn, Rehhoff) proteſtirte und als die Preußen Schleswig verließen, rückte Williſen ein, um das Herzogthum den Dänen ſtreitig zu machen. Aber die Holſteiner waren im Kampf nicht glücklich. Ihr Schraubendampfer „von der Tann“ mußte, weil er geſtrandet war, am 21. Juli von ſeinem Capitän Lange in die Luft geſprengt werden. Williſen ſelbſt erlitt am 25. bei Idſtedt unfern von Schleswig eine blutige Niederlage. Hierauf unterzeichneten England, Rußland, Frankreich, Schweden und Dänemark am 2. Auguſt zu London ein Protokoll, worin ſie den däniſchen Einheitsſtaat gut hießen. Auch Oeſterreich unterzeichnete dieſes Actenſtück „unter Vorbehalt der Rechte des deutſchen Bundes“, der am 30. September den Frieden ratificirte. Die Holſteiner ließen indeß den Muth noch nicht ſinken.

Dreizehntes Buch.

Die Union und Schwarzenberg.

Preußen kam vorzugsweiſe der Ruhm zu, die Revolution in der Pfalz und Baden beſiegt zu haben. Es ſtützte ſich zudem auf das Dreikönigsbündniß und auf die früher ſchon ihm zugewandten Kleinſtaaten und wurde unterſtützt von der Partei Gagern, die am 26. Juni 1849 das Nachparlament zu Gotha eröffnete, aber nur ein Paar Tage verſammelt blieb, um ihre volle Zuſtimmung zu dem preußiſchen Unionsplane zu geben. Auch erklärte Preußen (Note des Grafen von Brandenburg vom 22. Juni), es erkenne den Reichsverweſer nicht mehr an, weil er mit der Nationalverſammlung, die ihn gewählt, wegfallen müſſe, und ſofern der alte Bund nicht mehr, eine neue Einigung noch nicht beſtehe, ſey Preußen berechtigt, eine neue Einigung ganz oder theilweiſe zu verſuchen und ſich mit jedem deutſchen Staate, der es wolle, enger zu verbinden.

Der Erzherzog Reichsverweſer entfernte ſich zwar aus dem

Bereich der preußiſchen Heerlager und ging am 30. Juni nach dem Bade Gaſtein, ließ aber das Reichsminiſterium in Frankfurt zurück, verſprach wiederzukommen und hielt an ſeinem Rechte feſt, ſein Amt nur in die Hände ſämmtlicher deutſchen Regierungen, ſobald ſie ſich desfalls geeinigt haben würden, niederzulegen. Er ſtützte ſich dabei auf Oeſterreich, Bayern und Württemberg. Oeſterreich proteſtirte gegen das längere Verweilen der Preußen in Baden, gegen deſſen Militärconventionen, gegen den engeren Bund und gegen ein neues deutſches Parlament und erklärte, der alte Bund beſtehe noch zu Recht, ſofern der Verſuch, ihn durch eine andere Einheitsform zu erſetzen, mißlungen ſey.

Zwiſchen beiden Mächten ſuchte Bayern zu vermitteln. Der Miniſter von der Pfordten entwarf einen Plan, wonach Oeſterreich und Preußen im Präſidium des deutſchen Bundes abwechſeln und die Kleinſtaaten mediatiſirt, aber je nach ihrer geographiſchen Lage an die fünf Königreiche vertheilt werden ſollten, ſo daß Preußen nicht allein alle verſchlänge. Das war ganz geeignet, das Dreikönigsbündniß zu ſprengen und Hannover und Sachſen von Preußen abzuziehen. Begreiflicherweiſe mißfiel dieſer Plan in Berlin und es begann eine unliebſame Polemik in den preußiſchen und bayriſchen Blättern.*) Am 30. Auguſt reiste der König von Württemberg nach Linz, wohin ihm Fürſt Schwarzenberg entgegenkam, gleichfalls in einem antipreußiſchen Intereſſe.

Aber man wollte einen offenen Kampf vermeiden, wenigſtens hinausſchieben. Oeſterreich ſchlug ein Interim vor, der Art, daß der Reichsverweſer proviſoriſch ſein Amt in die Hände einer ausſchließlich von Oeſterreich und Preußen beſtellten Commiſſion niederlegen ſollte, welche die Bundesgeſchäfte zu leiten haben würde bis zum 1. Mai 1850 unter der Vorausſetzung, daß die übrigen Bundesregierungen zuſtimmten. Der König von Preußen ging darauf ein und kam mit dem jungen öſterreichiſchen Kaiſer am 7. September in Töplitz zuſammen, von wo ſie nach Dresden reisten. Auch der Prinz von Preußen beſuchte den am 3. September nach Frankfurt zurückgekehrten Erzherzog. Am 30. kam der Vertrag zu Stande, am 6. October gab der Erzherzog ſeine Zuſtimmung und nachdem auch die übrigen Regierungen eingewilligt hatten, legte der Erzherzog am 20. October ſeine Gewalt in die Hände zweier Bevollmächtigten nieder, des General Schönhals von öſterreichiſcher, des General Radowitz von preußiſcher Seite, und das Interim trat in Kraft.

---

*) Die letzteren meinten, die Preußen hätten gar kein Recht gehabt, in die Pfalz einzurücken (obgleich ſie von Bayern ausdrücklich dazu aufgefordert worden waren). Oberſt von Jeetze, Gouverneur von Landau, wurde ohne Dank entlaſſen, weil er das Entweichen ſo vieler Soldaten nicht verhindert habe, oder, wie man glaubte, weil der Prinz von Preußen ihn ſeiner Treue wegen belobt hatte.

Das war nun ein factiſcher Dualismus. Oeſterreich und Preußen allein hatten das Heft in der Hand. Von dem bayriſchen Plan war nur die Spitze angenommen worden. Um ſo eifriger bemühten ſich von nun an die vier Königreiche, ſich mit ihren Anſprüchen zwiſchen Oeſterreich und Preußen zu ſchieben, und wenn der bayriſche Plan der Gruppirung nicht durchzuführen ſey, wenigſtens die Stellung wiederzugewinnen, die ſie im alten Bunde inne gehabt hatten. Hierin wurden ſie weſentlich von Rußland unterſtützt, das weder Oeſterreich noch Preußen mächtiger als bisher werden laſſen wollte, und deshalb von jeher die deutſchen Mittelſtaaten protegirt hatte. General Bennigſens Reiſe nach Hannover am Ende des Jahres wurde in dieſem Sinne gedeutet. Durch die Reiſe des Miniſter von Beuſt nach Wien in demſelben Winter leitete Sachſen ſeinen Abfall vom Dreikönigsbunde ein. Es handelte ſich dabei auch ſehr um das von Preußen immer noch feſtgehaltene künftige deutſche Parlament, auf welches die Kleinſtaaten und die Gothaer ihre größte Hoffnung ſetzten. In dem Maaße, in welchem ſich Preußen dabei auf die öffentliche Meinung, auf die immer noch regen nationalen Hoffnungen ſtützte, machten ſich Rußland und Oeſterreich zur Aufgabe, wenigſtens die Mittelſtaaten gegen die Wiederkehr eines deutſchen Parlaments einzunehmen und ihnen die Gefährlichkeit eines ſolchen vorzuſtellen. Nach den Erfahrungen, die man eben gemacht hatte, war das nicht ſchwer. Als nun Preußen die Genoſſen ſeines engeren Bundes zu Wahlen eines neuen Parlaments aufforderte, welches im nächſten Jahre zu Erfurt ſich verſammeln ſollte, wurde alsbald nicht nur von Oeſterreich, ſondern auch von den Königreichen proteſtirt. Dagegen erfolgte die letzte reichs- und parlamentsfreundliche Demonſtration in Württemberg. Hier war das Märzminiſterium, das in der Zeit der Noth ſo treue und erfolgreiche Dienſte geleiſtet, im October entlaſſen und der vormärzliche Miniſter Schlayer reactivirt worden. Am 12. Januar 1850 erklärte ſich eine große, beſonders aus den gebildeten Klaſſen, Kaufleuten, Beamten und evangeliſchen Geiſtlichen zuſammengeſetzte Verſammlung zu Plochingen unter dem Vorſitz des vormaligen Märzminiſters Duvernoy für den engeren Bund hauptſächlich in der Hoffnung auf das Erfurter Parlament. Natürlicherweiſe erfolglos. *)

Oeſterreich wünſchte ſeinen Eintritt in den Zollverein und motivirte ſeinen Wunſch durch eine ausführliche Staatsſchrift vom 30. Dezember. Dagegen proteſtirte nun wieder Preußen aufs entſchiedenſte. Im Grunde genommen war das von Preußen begünſtigte deutſche Parlament und der von Oeſterreich bevorwortete allgemeine deutſche Zollverband eins wie das andere den Bedürfniſſen und Wünſchen der deutſchen Nation angemeſſen, nur nicht dem Sonderintereſſe der einen und andern deutſchen Großmacht, und deshalb ſtieß der eine, wie der andere Plan anſtatt auf allgemeines Entgegenkommen, auf unbeſieglichen Widerſtand.

Das eigenmächtige Vorgehen Preußens in den Militärconventionen, die es im Frühjahr mit Mecklenburg, Anhalt, Braunſchweig und Baden abſchloß und wodurch es die Contingente dieſer

---

*) In dieſen Zeitpunkt fällt ein merkwürdiges Ereigniß. Am 16. Januar flog die erſte telegraphiſche Depeche dem Draht entlang durch Deutſchland.

Bundesſtaaten gewiſſermaßen ſeiner eigenen Armee einverleibte, ſteigerte das Mißtrauen und die Vorwürfe Oeſterreichs, welches unmerklich bedeutende Streitkräfte in Böhmen zuſammenzog, um ſeinen Willen nöthigenfalls mit Gewalt durchzuſetzen. Damals traten auch die beiden Fürſten von Hohenzollern, Friedrich Wilhelm Anton von Hechingen und Karl Anton von Sigmaringen, ihr kleines ſchwäbiſches Erbe unter vortheilhaften Bedingungen dem König von Preußen ab (12. März 1850), was beſonders Württemberg mißfällig ſeyn mußte, da es nun ſchien, Preußen wolle ſich feſten Fuß im ſüdweſtlichen Deutſchland gründen.

Der König von Preußen verpflichtete ſich die ganze conſtitutionelle Partei in Deutſchland nicht bloß durch die Verheißung des Erfurter Parlaments, ſondern auch durch die am 6. Februar von ihm in Berlin feierlich beſchworene neue preußiſche Verfaſſung. Er ſagte zwar halb ſcherzend, das Regieren ſey ihm nun wieder möglich geworden, nachdem die nothwendigſten Prärogative der Krone in dem neuen Statut geſichert ſeyen, allein es war doch klar, daß er, ſofern Oeſterreich das conſtitutionelle Syſtem aufgab, ſich alle conſtitutionellen Sympathien in Deutſchland aneignete. Während nun auch die Wahlen zum Parlament in Erfurt vorgenommen wurden, erfolgte der Abfall aller der Staaten, die bisher zu Preußen gehalten hatten, jetzt aber zu Oeſterreich übergingen. Nicht nur Hannover und Sachſen ſagten ſich vom Dreikönigsbunde los, ſondern auch Oldenburg zog ſich zurück und Kurheſſen wankte. Hier wurde am 23. Februar Haſſenpflug wieder zum Miniſter ernannt, der entſchiedenſte Reactionär, von dem nichts anders zu erwarten war, als Kampf auf Leben und Tod mit den Ständen. Nun trat zwar das Parlament in Erfurt am 20. März zuſammen, in zwei Kammern gewählt von Preußen und ſeinen engern Bundesgenoſſen, eröffnet von Radowitz, präſidirt von Simſon, und berieth den ihm vorgelegten neuen Bundesverfaſſungsentwurf, um ihn nach einigen Amendements anzunehmen; aber die Begeiſterung, das Vertrauen, wie es das Parlament in Frankfurt im Frühling von 1848 begrüßt hatte, fehlte. Gagern erſchien, aber nur wie zur Leichenfeier des Parlaments. Radowitz ſprach warme Worte der Hoffnung und der Liebe, aber der Glaube fehlte. Am 29. April wurde dieſes Parlament vertagt, um nie wieder zuſammenzutreten. Während ſeines kurzen Daſeyns beſaß es nicht einmal Selbſtändigkeit, es mußte jedem Wink von Berlin lauſchen und obgleich hier am 8. Mai die zu Preußen ſtehenden Unionsfürſten von beiden Heſſen, Oldenburg, Baden, Weimar perſönlich zuſammentraten, um das neue Werk zu ſanctioniren, war man in dieſen höheren Regionen doch ſelbſt ſeiner Sache nicht ganz gewiß. Das Erfurter Parlament war es gerade, was den heftigſten und entſchloſſenſten Widerſtand Oeſterreichs und der Königreiche hervorrief. Die Sorgen häuften ſich und wurden nahe, drohende Gefahren.

Rußland hatte ſich aufs beſtimmteſte gegen das Erfurter, wie gegen jedes deutſche Parlament erklärt, aber eben ſo beſtimmt auch gegen den allgemeinen deutſchen Zollverein und gegen den Eintritt von Geſammtöſterreich in den deutſchen Bund. In dieſem Sinne war die kleine Schrift „Gedenkblätter“ ſchon im März von Herrn von Meyendorff, ruſſiſchem Geſandten in Berlin, ſpäter in Wien, geſchrieben worden. Rußland wollte nämlich Preußen weder durch die conſtitutionellen Sympathien, noch Oeſterreich durch ſeine materielle Macht zur Hegemonie gelangen laſſen. Die ruſſiſche Politik verlangte, daß die Macht zwiſchen Oeſterreich und Preußen getheilt bleibe und daß ihre Zwietracht ſich verewige. Deswegen verlangte Rußland auch einfach die Wiederherſtellung des alten Bundestages, der auch allein noch zu Recht beſtehe. Bayern, Sachſen, Hannover und Württemberg ſchloſſen am 27. Februar zu München eine Uebereinkunft, worin ſie ſich für ein Bundesdirectorium von 7 Stimmen erklärten (Oeſterreich, Preußen, die vier Königreiche und beide Heſſen vereint als eine Stimme). Kurheſſen ſollte durch dieſe Vergünſtigung von Preußen abgezogen werden. Oeſterreich ſprach am 13. März ſeine volle Billigung dieſes Vertrages aus und am 15. eröffnete der König von Württemberg die conſtituirende Landesverſammlung in Stuttgart mit einer Rede, worin er die preußiſche Union „einen künſtlichen Sonderbundsverſuch auf den politiſchen Selbſtmord der Geſammtheit berechnet“ nannte und zum Schluſſe noch ſagte: „wir wollen weder Oeſterreicher, noch Preußen, ſondern durch und mit Württemberg ganz allein Deutſche ſeyn und bleiben.“ Der preußiſche Geſandte in Stuttgart, Herr von Sydow, wurde augenblicklich abgerufen und der württembergiſche in Berlin, von Hügel, empfing ſeine Päſſe.

Oeſterreich faßte im April ſeinen beſtimmten Entſchluß. Seine Lage war von der Art, daß es zur abſolut monarchiſchen Gewalt zurückkehren mußte. Es hatte bereits die Einheit ſeines Gebietes proclamirt. Es wollte ſich aber von nun an, wie auf ſein tapferes Heer, ſo auf die Kirche ſtützen. Die unter Metternich ſo lange verſäumte Kirche bot ſich dem Einheitsſtaate als die natürlichſte Bundesgenoſſin dar. Schon im Mai 1849 hatten ſich die öſterreichiſchen Biſchöfe in Wien verſammelt und, in Uebereinſtimmung mit den Beſchlüſſen der Würzburger Verſammlung von 1848, in der Wiederbelebung des kirchlichen Geiſtes ein Mittel erkannt, wodurch auch der öſterreichiſche Kaiſerſtaat ſeine Kräfte würde verjüngen können. Die damals ſchon von der Kirche dargebotene Hand wurde vom jungen Kaiſerthum dankbar angenommen und am 18. April 1850 erließ Franz Joſeph ein Decret, worin er den Biſchöfen den freien Verkehr mit Rom, die Aufhebung des placet, unabhängige Verwaltung des Kirchenguts und eine große Erweiterung des kirchlichen Strafrechts gewährte.*) Sodann that Fürſt Schwarzenberg in der deutſchen Sache den kühnen Schritt, indem er, ſofern das Interim am 1. Mai ablief, am 26. April das Plenum des Bundestages nach Frankfurt einberief, „nicht, um ſofort die alte Bundesverfaſſung wiederherzuſtellen, ſondern nur, um durch dieſes allein berechtigte Organ berathen und beſchließen zu laſſen, was ferner zu thun ſey." Die Abſicht Oeſterreichs war damals noch, als Geſammtſtaat, alſo auch mit ſeinen nichtdeutſchen Beſtandtheilen, in den deutſchen Bund einzutreten und darin das natürliche Uebergewicht zu behaupten. Die vier Königreiche, Heſſen, der König der Niederlande für Luxemburg, und der König von Dänemark für Holſtein beſchickten das Plenum. Preußen und ſeine Bundesgenoſſen proteſtirten, Kurheſſen ſchickte ſeine Vertreter nach Berlin und Frankfurt zugleich. Das Plenum aber wurde wirklich am 10. Mai unter öſterreichiſchem Vorſitz eröffnet und war der factiſch reactivirte Bundestag, wenn auch noch nicht vollſtändig beſchickt.

---

*) In dieſe biſchöfliche Bewegung griff auch die Wahl des Freiherrn von Ketteler, Probſt in Berlin, zum Biſchof von Mainz ein, am 15. März.

Im Kampfe gegen dieſe Reactivirung eines verhaßten Alten, die man nicht mehr für möglich gehalten hätte, erſchöpften ſich vollends die landſtändiſchen Oppoſitionen. Die Kammern wurden wiederholt in den meiſten Bundesſtaaten aufgelöſt, weil ſie ſich der Reaction nicht bald genug fügten. Am häufigſten in Württemberg, wo die conſtituirende Verſammlung unter dem Präſidium Schobers im Verlauf eines Jahres dreimal aufgelöſt werden mußte, weil ſie noch an den Errungenſchaften von 1848 feſthalten wollte. Nächſt dieſer Verſammlung benahm ſich die darmſtädtiſche und kurheſſiſche am trotzigſten. Die letztere, unter dem Vorſitz Bayrhoffers, wurde von Haſſenpflug am 12. Juni aufgelöſt, um rückſichtsloſer Miniſterialwillkühr Platz zu machen.

Mehr Energie lag in der preußiſchen Proteſtation, indem zugleich die Militärconventionen vollzogen und derjenigen zufolge, welche Preußen mit Baden abgeſchloſſen hatte, die ganze wiederhergeſtellte badiſche Armee nach Preußen verlegt wurde und im Lauf des Sommers wirklich dahin abmarſchirte, während preußiſche Truppen ganz Baden beſetzt hielten. Dagegen proteſtirte nun wieder Oeſterreich aufs beſtimmteſte. Aber in Preußen ſelbſt war nach und nach eine Partei herangewachſen, welche den bisherigen Gang der preußiſchen Politik, die Union und alles, was ſeit dem

März 1848 geſchehen war, principiell verwarf und die alten Zuſtände zurückverlangte. Sie wollte keine deutſche, ſondern ausſchließlich eine preußiſche Politik. Sie wollte „mit der Revolution brechen“. Sie ſtellte ſich den liberalen Weſtmächten gegenüber auf die Seite Rußlands und Oeſterreichs, als den abſolutiſtiſchen Mächten, von denen ſich niemals zu trennen Friedrich Wilhelm III. in ſeinem Teſtamente dem Sohn gerathen hatte. Sie trachtete nach Wiederherſtellung wie der monarchiſchen Alleingewalt, ſo auch der ariſtokratiſchen Vorrechte und nach Wiederabſchaffung aller letzten Errungenſchaften der Demokratie. Dieſe Partei hatte zu Häuptern die Herren von Gerlach, Kleiſt-Retzow, Bismark-Schönhauſen, den Staatsrechtslehrer Stahl, den Geſchichtſchreiber Leo in Halle ꝛc und zu Organen den ſ. g. Treubund, eine den alten Tugendbund nachahmende Geſellſchaft, und die neue preußiſche oder Kreuzzeitung, von Wagener talentvoll redigirt. Indem dieſe Herren offen gegen den engeren Bund (die Union) und Radowitz Oppoſition machten, hatten ſie den Vortheil, auch in der Kammer die erſte Rolle ſpielen zu können, ſofern die geſammte demokratiſche Partei in Preußen damals nur paſſiven Widerſtand zu leiſten beſchloſſen und kein einziges ihrer Talente in die Kammer gewählt hatte. Am 22. Mai wurde der König im Wagen von einem irrſinnigen Menſchen, Namens Sefeloge, durch einen Schuß in den Arm verwundet, in Folge deſſen, zur Steuer der Volksaufreizung und Verführung, die Preſſe unter ſtrengere Aufſicht als bisher genommen wurde.

Da ſich die beiden Großmächte allein nicht zu einigen vermochten, wandten ſie ſich wieder an das unvermeidliche Rußland. Kaiſer Nicolaus kam nach Warſchau, gab der Gerlach'ſchen Partei ſeinen Segen und nahm huldvoll als oberſter Richter die klagbaren Parteien an, in der zweiten Hälfte des Juni. Von Wien kam Fürſt Schwarzenberg, von Berlin der Prinz von Preußen dahin. Was dort verhandelt wurde, iſt nicht bekannt geworden. Der Erfolg aber hat bewieſen, daß die ruſſiſche Anſicht damals der öſterreichiſchen zugeneigter geweſen iſt, als der preußiſchen, weil ſonſt Fürſt Schwarzenberg von dieſem Zeitpunkt an ſo energiſch, wie er that, vorzugehen nicht würde haben wagen dürfen. Am 2. September ließ Oeſterreich ohne weiteres Zaudern in Frankfurt den engeren Bundesrath alſo den echten alten Bundestag, wieder eröffnen unter Vorbehalt des Zutritts der renitenten, noch dem engeren preußiſchen Bunde zugewandten Staaten. Es ließ alſo Preußen keine Wahl mehr, als Nachgeben oder Kampf, einen Kampf, in dem Rußland ſich auf öſterreichiſche Seite ſtellen würde.

Hatte noch zwei Jahre vorher alles für die Einheit Deutſchlands geſchwärmt, ſo war jetzt die Zwietracht wieder ärger als je vorher. Die kleindeutſche und großdeutſche Anſicht hatten ſich immer ſchroffer einander gegenübergeſtellt, eine Ausgleichung ſchien nicht mehr möglich. Schon rüttelte man die Schwerter in der Scheide, da gaben eigenthümliche Vorfälle in Kurheſſen den Ausſchlag. Die Heſſen ſollten durch den vom Kurfürſten rehabilitirten Miniſter Haſſenpflug gründlich gemaßregelt und alles in das vormärzliche Geleiſe zurückgebracht werden. Da ſie nun mehr, als alle andern deutſchen Volksſtämme, unter den alten und immer wieder ſich erneuernden Mißregierungen gelitten hatten, hielten ſie an den Hoffnungen des Jahres 1848 feſt und wollten ſie nicht laſſen. Aber Haſſenpflug griff keck durch und ließ am 4. September 1850 die Steuern ausſchreiben, ohne die ſtändiſche Verwilligung, gemäß der Verfaſſung, einzuholen. Der ſtändiſche Ausſchuß (Schwarzenberg, Bayrhoffer, Gräfe, Kellner, Henckel) proteſtirte ſogleich. Hierauf wurde am 7. das ganze Land in den Kriegszuſtand erklärt und der alte General Bauer ſollte die Dictatur ausüben. Allein ſämmtliche Organe der Gewalt verſagten ſich ihm, die Gerichte erkannten, der Ausſchuß ſey in ſeinem Recht. Die geſammte Staatsdienerſchaft bis zur Polizei herunter leiſtete, wie verabredet, einen paſſiven Widerſtand und lehnte die Vollziehung jedes verfaſſungswidrigen Befehls des Herrn Haſſenpflug ab. Draußen wurden Volksverſammlungen abgehalten und die Stimmung des Volks ſchien dem Kurfürſten ſo drohend, daß er in der Nacht des 12. September aus Kaſſel entfloh und ſich, um nicht durch ſein eigenes Land reiſen zu müſſen, auf einem weiten Umweg über Hannover und Köln nach Frankfurt a. M. begab, wohin ihm Haſſenpflug nacheilte. In Kaſſel ließ er den General Haynau (Bruder des berühmten öſterreichiſchen Feldzeugmeiſters) mit unbedingter Vollmacht zur Handhabung des außerordentlichen Kriegsſtandes zurück, aber nicht nur der Oberbürgermeiſter Hartwig, der Commandant der Bürgerwehr Siebler, der ſtändiſche Ausſchuß und die Gerichte verſagten ihm den Gehorſam, ſondern auch das Offizierscorps. Eine Deputation des letzteren wurde vom Kurfürſten mit den Worten heimgeſchickt: „wollt ihr nicht gehorchen, ſo zieht euern Rock aus.“ Und das thaten ſie wirklich, über 200 Offiziere nahmen ihre Entlaſſung; die Unteroffiziere aber erklärten: „ein Hundsfott, wer von uns ſich zum Offizier machen läßt.“ Aber der Kurfürſt pochte auf auswärtige Hülfe und donnerte vom Wilhelmsbad aus, wo er Reſidenz genommen, in ſeinen Decreten den Unzufriedenen die ſchreckliche Wahrheit zu, daß man ſich nicht mehr im Jahr 1848 befinde, daß der alte Bundestag zu Recht beſtehe, daß nach der Wiener Schlußacte und den Bundesbeſchlüſſen von 1832 die Regierungen durch landſtändiſche Verfaſſungen in der Erfüllung ihrer Bundespflichten nicht verhindert werden dürften, und daß mithin die Steuern gezahlt werden müßten.

Indem nun der Kurfürſt vom einſeitig durch Oeſterreich rehabilitirten Bundestage Schutz ſeiner Herrenrechte verlangte, ſagte ihm dieſelbe der Bundestag am 21. September zu. Preußen aber, zu deſſen Unionsſtaat oder engerem Bunde Kurheſſen immer noch gehörte, war dadurch in die Nothwendigkeit geſetzt, entweder ſich dem neuen Bundestag zu unterwerfen, oder deſſen Intervention in Kurheſſen mit Gewalt entgegenzutreten. Der König proteſtirte in einer Note vom 23. und ernannte am 26. Radowitz zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Zugleich wurde ein preußiſches Truppencorps in Weſtphalen zuſammengezogen. Aber auch Oeſterreich machte große Rüſtungen in Böhmen und Kaiſer Franz Joſeph ging nach Bregenz, wo er am 11. Oktober mit den Königen von Bayern und Württemberg zuſammenkam und mit denſelben die Durchführung des Bundesbeſchluſſes verabredete. Der König von Württemberg brachte in öſterreichiſcher Huſarenuniform einen Trinkſpruch aus: „ein alter Soldat macht nicht viel Worte, aber er folgt dem Rufe ſeines Kaiſers, wohin es auch ſey.“ Ein bayriſches Heer unter dem Fürſten von Thurn und Taxis ſollte in Kurheſſen einrücken, wodurch zugleich die preußiſche Aufſtellung in Baden gefährdet wurde.

Allein ehe man zur Ausführung ſchritt, mußte erſt Rußland gehört werden. Kaiſer Nicolaus kam am 15. Oktober wieder nach Warſchau, um die ſtreitenden Parteien abermals zu vernehmen, und Kaiſer Franz Joſeph mit dem Fürſten Schwarzenberg eilten zu ihm, während von preußiſcher Seite Miniſter Graf von Brandenburg die ſchwierige Miſſion übernahm, eine Politik zu vertheidigen, welche Preußen dahin gebracht hatte, mit Bayrhoffer in Kurheſſen gemeine Sache zu machen und in der deutſchen Frage mit Radowitz ſtehen oder fallen zu ſollen. Man kann ſich denken, wie dem Kaiſer Nicolaus die neue Wendung der Dinge in Preußen zuwider ſeyn mußte, wie wenig er, mit Oeſterreich im Bunde, Rückſicht gegen das jedenfalls viel ſchwächere Preußen zu nehmen brauchte, und welchen Erfolg er ſich von ernſten Drohungen verſprechen durfte, ſofern er den Treubund, die Kreuzzeitung und das Teſtament Friedrich Wilhelms III. auf ſeiner Seite hatte. Oeffentliche Blätter erzählten damals, Kaiſer Nicolaus habe mit Thränen in den Augen geklagt, daß er vielleicht gezwungen werden könne, gegen das ihm ſo innig verwandte Königshaus in Preußen das Schwert zu ziehen. Gewiß iſt, daß Rußland am 26. October es als einen casus belli erklärte, wenn Preußen der vom Bundestag verfügten Execution in Kurheſſen ein Hinderniß in den Weg lege, und daß Graf Brandenburg am 30. October in tiefſter Entrüſtung über das, was er hatte hören müſſen, und bis zum Tode erſchöpft nach Berlin zurückkehrte.

Mittlerweile hatte Radowitz durch ein preußiſches Armeecorps unter General von der Gröben die preußiſchen Etappenſtraßen in Kurheſſen beſetzen laſſen und die eilige Rückkehr der noch in Baden ſtationirten preußiſchen Truppen verfügt, weil ſie im Fall eines Krieges durch die Bayern, Württemberger und Oeſterreicher hätten abgeſchnitten werden können. Kaum aber brachen dieſe tapfern Truppen auf, ſo kam die Regierung in Karlsruhe ſchon ſchweres Bedenken gegen die Politik von Radowitz an und wurde man hier unmerklich zur ruſſiſch-öſterreichiſchen Meinung hingezogen. Die Bayern aber unter Thurn und Taxis rückten am 1. November bereits in Hanau ein, 10,000 Mann ſtark, und drangen keck gegen Kaſſel vor, wo die Preußen ſtanden. Ein blutiger Zuſammenſtoß war unvermeidlich, wenn die Diplomatie nicht noch in der letzten Stunde ein Meiſterſtück machte, oder eine beſſere Beſinnung vor dem Abgrund warnte, in den man das Vaterland zu ſtürzen im Begriffe ſtand. Man darf nicht zweifeln, daß der einmal zwiſchen Oeſterreich und Preußen entbrannte Kampf, wer auch anfangs geſiegt hätte, von beiden Seiten mit allen Kräften bis zur gänzlichen Erſchöpfung würde fortgeführt worden ſeyn, denn der Stolz der Volksſtämme und der Confeſſionshaß hätten ſich eingemiſcht und wie im 30jährigen Kriege würde das Ausland zuletzt entſchieden und die beſte Beute davongetragen haben. Wir dürfen ſehr froh ſeyn, daß ſich das Ausland damals nicht eifriger um den wirklichen Ausbruch des Krieges bemüht hat. Er wurde zu unſerem Glück dadurch vermieden, daß ſich der König von Preußen am 2. November bewogen fand, Radowitz abzudanken und von der Gröben einen Rückzugsbefehl zugehen zu laſſen. Wie hoch auch dem König dieſes Opfer zu ſtehen kam, der Preis war des Opfers werth. Die Vermeidung des Bruderkriegs kann nie zu theuer erkauft werden. Dem ritterlichen Grafen Brandenburg brach das Herz, als der junge Niebuhr ihn noch mitten in der Nacht von ſeinem Krankenlager aufſchreckte und ihm aus dem Geheimen Kabinet den Befehl brachte, an von der Gröben die verhängnißvolle Contreordre zu ertheilen. Er that es, ſank wieder auf das Lager zurück und ſtarb nach wenigen Tagen. Man thut unrecht, dieſen düſtern Novembertagen zu fluchen, weil in ihnen die ruſſiſche Partei über deutſche Ehre hohnlachte. Die Schickſale dieſer Tage wurden von einer höheren Hand gelenkt und wahrhaft zum Heile Deutſchlands.

Herr von Manteuffel trat ſofort an die Spitze des preußiſchen Miniſteriums und verfügte am 6. November eine allgemeine Mobiliſirung der preußiſchen Armee, obgleich oder gerade weil er Frieden machen wollte. Er mußte, um mit Anſtand unterhandeln zu können, gerüſtet daſtehen. Zudem galt es, ſich nicht überraſchen zu laſſen, denn eine furchtbare öſterreichiſche Armee ſtand an der böhmiſchen Grenze und am 7. kam Radetzki in Wien an mit der Beſtimmung, ſie gegen Preußen zu führen. Indem von der Gröben ſich langſam aus Kurheſſen zurückzog, kam die äußerſte Spitze ſeiner Nachhut mit der äußerſten der feindlichen Vorhut in Berührung. Es war eine Compagnie öſterreichiſcher Jäger, die den Bayern voranzog, und einige Mann derſelben fielen von preußiſchen Kugeln bei Bronzell am 8. November, ohne daß ein zweites Zuſammentreffen erfolgt wäre. Ganz Kurheſſen, wie Baden, wurde von den Preußen geräumt. Der Kriegsfall war vermieden, es wurde unterhandelt, und um die Sache möglichſt kurz abzumachen, begab ſich Herr von Manteuffel nach Olmütz, wo er am 29. mit Fürſt Schwarzenberg tagte. Auch Herr von Meyendorff war von Wien mitgekommen, um im Namen Rußlands die Verſöhnung zu beſiegeln. Preußen entſagte der Union, dem deutſchen Parlament, dem Schutz der kurheſſiſchen Verfaſſung, erkannte den Bundestag an, fügte ſich in eine von demſelben anzuordnende „Pacificirung“ Holſteins und behielt ſich vor, auf einer demnächſt von allen Bundesfürſten zu beſchickenden Conferenz in Dresden vollends alle, die deutſchen Angelegenheiten betreffenden Meinungsverſchiedenheiten auszugleichen.

Dieſe Conferenz in Dresden wurde am 23. Dezember unter Vorſitz des Fürſten Schwarzenſtein eröffnet. Die erſten Beſprechungen betrafen die brennende Frage Kurheſſens und Holſteins, und ſchon am 28. ertheilte der Bundestag in Frankfurt, in Folge der Dresdner Verabredungen, dem Feldmarſchalllieutenant von Legeditſch die Vollmacht, mit einem öſterreichiſchen Armeecorps durch Kurheſſen nach Holſtein zu marſchiren. Sodann reiste Schwarzenberg mit Manteuffel nach Berlin, den König zu begrüßen und eine dualiſtiſche Politik zu verabreden, welcher gemäß Oeſterreich und Preußen im neuen Bunde die Entſcheidung über Krieg und Frieden ſich ausſchließlich vorbehalten wollten. Das war aber nicht im Sinne der Mittelſtaaten, noch weniger Rußlands, weshalb das Project in Dresden auf einen entſchloſſenen Widerſtand ſtieß. Aus dieſem Grunde zog ſich die Conferenz auch ſehr in die Länge. Eben ſo wenig wie die beiden deutſchen Großſtaaten die dualiſtiſche Spitze des Bundestags durchſetzen konnten, vermochte auch Oeſterreich den Eintritt ſeines Geſammtſtaates in den deutſchen Bund zu erzwingen. In dieſer Frage ſtellte ſich nämlich Rußland ganz auf Seite Preußens und ſühnte damit gleichſam den Tod Brandenburgs aus. Kaiſer Nicolaus verehrte dem König von Preußen eine Brillantkette zum Andreasorden im Werth von mehr als einer Million. Auch England und Frankreich gaben Noten ein, worin ſie ſich aufs beſtimmteſte gegen den Eintritt von Geſammtöſterreich in den neuen deutſchen Bund erklärten. Bayern reclamirte noch einmal die Trias, der König von Württemberg ſogar das deutſche Parlament, indem er in einem Brief an den Fürſten Schwarzenberg vom 18. Februar 1851 daran erinnerte, wie tief das Bedürfniß darnach der Nation inwohne. Allein nachdem ſich die Conferenz in Dresden monatelang hingezogen, konnte weder durchgeſetzt werden, was Oeſterreich, noch was Preußen, noch was die andern deutſchen Staaten, noch was das deutſche Volk, ſondern ausſchließlich was Rußland wollte. Der Kaiſer von Rußland war gegen das Parlament und die preußiſche Union, gegen den Eintritt Geſammtöſterreichs, gegen die dualiſtiſche Spitze, gegen die Trias und neue Staatengruppirung des bayriſchen Plans und verlangte einfach die Wiederherſtellung des alten Bundes. Und weil er es wollte, geſchah es. Denn durch Oeſterreich und die Mittelſtaaten überſtimmte er Preußen, durch Preußen und die Mittelſtaaten Oeſterreich und durch Oeſterreich und Preußen die Mittelſtaaten. Es blieb lediglich nichts übrig, als einfache Rückkehr zum alten Bundestage, und die Dinge hatten ſich ſo gewendet, daß es der Vortheil Preußens war, die Reactivirung des alten Bundes zu vollenden, um dadurch den Eintritt von Geſammtöſterreich in den Bund zu verhindern. Am 27. März lud Preußen ſeine bisherigen engeren Bundesgenoſſen ein, ſämmtlich den Frankfurter Bundestag zu beſchicken, und in Dresden vereinigte man ſich am Ende dahin, keinen Beſchluß zu faſſen, ſondern das geſammte „werthvolle“ Material der bisherigen Verhandlungen dem factiſch wiederhergeſtellten Bundestag in Frankfurt zu überweiſen. So umging man eine ausdrückliche Abweiſung der öſterreichiſchen Forderung, als Geſammtſtaat in den Bund einzutreten, und kehrte einfach zum Alten zurück, als ob es nie unterbrochen worden wäre. Am 15. Mai ſchloß die Conferenz in Dresden ihre Sitzungen und am gleichen Tage wurde der neue preußiſche Bevollmächtigte, Herr von Rochow (bisher Geſandter in Petersburg) feierlich am Bundestage eingeführt und die Botſchafter der kleinen Unionsſtaaten folgten bald nach. Der alte Bundestag wurde am 30. Mai reconſtituirt. Ein unterdeß in Wiesbaden berathſchlagender deutſcher Zollcongreß endete ungefähr in gleicher Weiſe. Die Aufnahme Oeſterreichs in den Zollverein kam nicht zu Stande, nur ein Anſchluß Deutſchlands an den öſterreichiſchen Poſtvertrag.

Alſo endete die ganze ungeheure Bewegung in Deutſchland damit, daß man einfach zum alten Beſtande zurückkehrte. Nachdem den Demokraten die eine und untheilbare deutſche Republik und den Gothaern das neue Kaiſerthum mißglückt war, ſollten auch die Fürſten, obgleich jeder von ihnen Aenderungsvorſchläge machte, nichts Neues und Beſſeres zu Stande bringen. Die Meiſten waren froh, daß wenigſtens Ruhe eintrat, aber Niemand traute dem Wiederaufbau des ſchon einmal Eingefallenen und man konnte ſich kaum verhehlen, dieſelben Urſachen würden immer wieder dieſelben Wirkungen hervorbringen, d. h. auch die Revolution werde wiederkehren.

Indem ſich nun ſowohl Oeſterreich, als Preußen der einfachen Reactivirung des Bundestages nach dem ruſſiſchen Gedanken gefügt hatten, kam Kaiſer Nicolaus wieder nach Warſchau, empfing hier am 17. Mai den Beſuch des Königs von Preußen und kam ſodann auch in Olmütz mit dem Kaiſer von Oeſterreich zuſammen. Der alte Bund der drei nordiſchen Mächte ſchien hergeſtellt zu ſeyn. Am 20. Auguſt aber proclamirte Franz Joſeph, daß die Verfaſſung Oeſterreichs in ihre Quelle zurückgezogen werde, nämlich in den ſouveränen Willen des Kaiſers. (Die definitive Aufhebung der Verfaſſung wurde erſt am 1. Januar 1852 proklamirt.) Das war eine nothwendige Folge des Einheitsſtaates. Als ſolcher konnte Oeſterreich unmöglich einen Reichstag haben, den Deutſche, Slaven, Ungarn und Italiener zugleich hätten beſchicken müſſen. Der König von Preußen aber folgte dieſem Beiſpiel nicht, ſondern hielt die neue Verfaſſung feſt. Derſelbe begab ſich nach ſeinem ſchwäbiſchen Beſitzthum und empfing am 23. Auguſt auf ſeinem Stammſchloß Hohenzollern unter einer Linde die Erbhuldigung dieſer neuen Unterthanen. Bei dieſem Anlaß hob er die Rechte gen Himmel und rief Gott zum Zeugen an, daß er nie nach unrechtmäßigem Beſitze geſtrebt habe. Eine indirekte Antwort auf die Thronrede des Königs von Württemberg. Nachher beſuchte der König von Preußen die Gemahlin des letztern in Friedrichshafen und kam mit dem Kaiſer von Oeſterreich im Bade Iſchl zuſammen.

Aber am 7. September überraſchte Preußen die Welt durch Bekanntmachung einer bisher insgeheim betriebenen Vereinbarung des Zollvereins mit dem Steuerverein (Hannover), wieder eine Sonderverbindung, direct gegen das öſterreichiſche Project ſeines

Eintritts in den Zollverein gerichtet. Daher aufs neue große Erbitterung und Agitation. Oeſterreich berief im September eine Zollconferenz nach Wien, um hier ſeinen Plan eines allgemeinen für Deutſchland und Oeſterreich gemeinſamen Zollvereins durchzuſetzen, wobei ihm ſeine bisherigen ſüddeutſchen Verbündeten auch beiſtanden. Preußen aber beſchickte dieſe Conferenz nicht. Es hatte den bisherigen Zollverein kündigen müſſen, um durch ein neues Uebereinkommen den Steuerverein mit ihm zu verſchmelzen. Das wurde nun von den Bundesgenoſſen Oeſterreichs, die bisher dem Zollverein angehört hatten, benutzt, um ihren Wiedereintritt in den Zollverein an die Bedingung zu knüpfen, daß zuvor Oeſterreich in den Zollverein aufgenommen werde. In einer Conferenz der Bevollmächtigten von Bayern, Sachſen und Württemberg zu Bamberg am 25. März 1852 wurde das zum Beſchluß erhoben und am 5. April von den kleinen ſüdlichen Zollvereinsſtaaten zu Darmſtadt unterſtützt. Als nun Preußen ſeinerſeits eine Zollconferenz in Berlin eröffnete, legte der bayriſche Bevollmächtigte (von Meixner) die Darmſtädter Beſchlüſſe vor, am 26. Aber Preußen gab nicht nach. Es wurde in faſt allen Gebieten des Zollvereins durch die laute Zuſtimmung des Gewerbeſtandes und der Kammern unterſtützt. Gerade die am meiſten Betheiligten wollten die Vortheile des alten Zollvereins mit Preußen nicht aufgeben und die Induſtriellen fürchteten vom Geſammteintritt Oeſterreichs mehr eine ſtärkere Concurrenz in den Produkten, als ſie auf einen erweiterten Markt in den zu Oeſterreich gehörenden nichtdeutſchen Ländern hofften. Am 7. Juni ſchlug Preußen alle Forderungen der Darmſtädter ab. Nun verſammelten ſich die Miniſter der Darmſtädter Coalition noch einmal im Bade Kiſſingen, im Juni.

Dort hatte ſich wie zufällig der ruſſiſche Miniſter Graf Neſſelrode eingefunden. Es handelte ſich nicht mehr um die Zollfrage allein. Noch andere wichtige Ereigniſſe nahmen die ganze Aufmerkſamkeit der Diplomaten in Anſpruch. Am 2. Dezember

1851 hatte Ludwig Napoleon ſich durch einen Staatsſtreich zum Alleinherrn gemacht und war im Begriff, ſich gleich ſeinem großen Oheim die Kaiſerkrone auf das Haupt zu ſetzen, und am 3. April 1852 war Oeſterreichs Miniſter, Fürſt Schwarzenberg, plötzlich am Schlage geſtorben. Dieſer hatte ſich noch kurz vor ſeinem Tode in einer Circularnote vom 29. Januar dahin erklärt, Oeſterreich wolle Frieden mit Frankreich behalten unter der Bedingung, daß Frankreich ſeinerſeits die Verträge von 1814 achte. Als er aber ſtarb, eilte der Kaiſer von Rußland nach Oeſterreich und Preußen, um ſich mit dieſen beiden Mächten dem neuen Napoleon gegenüber wieder eben ſo zu alliiren, wie ſein Bruder früher gegen den alten Napoleon. Seine eigentliche Abſicht war indeß keineswegs ein Krieg gegen die neue illegitime Dynaſtie in Frankreich; nur die Beſorgniß der Oeſterreicher vor etwaigen Uebergriffen Frankreichs in Italien und die altpreußiſchen Antipathien gegen die Franzoſen ſollten ihm zum Mittel dienen, Wien und Berlin auch ferner in Abhängigkeit zu erhalten. Trotz der Allianz von 1849 war Schwarzenberg nicht der Mann geweſen, ſich unbedingt Rußland zu fügen. Die Herſtellung ſeines Einfluſſes in Wien (Berlins war er ſicherer) war für Nicolaus Hauptzweck der Reiſe. Schon am 8. Mai war er in Wien und ſchmeichelte beſonders der öſterreichiſchen Armee. Dann reiſte er nach Berlin, wo er noch weniger Umſtände machte, die preußiſche Garde geradezu „Kameraden“ anredete, ſie aufforderte, wenn es nöthig ſey, an ſeiner Seite zu kämpfen und in einem Küraſſier „die ganze preußiſche Armee umarmte“. Von dieſer Zeit an diente ihm vorzüglich die einflußreiche Kreuzzeitungspartei.

In Oeſterreich trat Graf Buol-Schauenſtein, bisher Geſandter in London, an Schwarzenbergs Stelle und erklärte, nichts an deſſen bisheriger Politik ändern zu wollen. Der junge Kaiſer beſuchte Italien und Ungarn, um die Bevölkerungen daſelbſt möglichſt zu verſöhnen. In der Zollangelegenheit begann Oeſterreich zu reſigniren. Die Darmſtädter ſperrten ſich noch eine Weile und tagten für ſich im Auguſt in Stuttgart, im September in München, aber auch ſie mußten nachgeben, da der norddeutſche Steuerverein (Hannover) feſt zu Preußen hielt, und es Oeſterreich im Hinblick auf die europäiſche Conſtellation damals gerathen fand, ſich Preußen wieder zu nähern. Kaiſer Franz Joſeph machte am 13. Dezember 1853 einen freundſchaftlichen Beſuch in Berlin und am 19. Februar 1854 ſchloſſen Oeſterreich und Preußen für 20 Jahre einen Handelsvertrag ab, der die früher von Oeſterreich und den Darmſtädtern geforderte Zolleinigung zwar nicht für immer ausſchloß, aber doch weit hinausſchob. Hierauf fügten ſich die Darmſtädter am 4. April auch in die Wiederherſtellung des bisherigen Zollvereins, der nur durch den Beitritt des Steuervereins eine Erweiterung erhielt. In dieſer Frage trug alſo Preußen einen vollſtändigen Sieg davon. Auch erwarb es durch Kauf von Oldenburg im Jahr 1853 den Jahdebuſen, alſo einen Hafen an der Nordſee, der ihm ſchon lange gefehlt hatte, nicht ohne die Proteſtation Hannovers. Baron Manteuffel blieb an der Spitze des Miniſteriums; Radowitz, der allen Einfluß verloren, ſtarb am Ende des Jahres 1853.

Das freundſchaftliche Verhältniß Preußens zu Württemberg warde am Ende des Jahres 1852 wiederhergeſtellt. Die drei conſtituirenden Verſammlungen in Württemberg hatten nach einander aufgelöst werden müſſen, weil ſie übertriebene demokratiſche Forderungen ſtellten. Da nun keine neue Verfaſſung auf dieſem Wege zu Stande kommen konnte, ſtellte der König ſchon im Beginn des Jahres 1851 die alte Verfaſſung her und berief gemäß derſelben neue Stände ein. Dem Ausſchuß der letzten conſtituirenden Verſammlung wurden am 16. März gewaltſam die Schlüſſel abgenommen.

In Kurheſſen feierte die Reaction unter Haſſenpflug ihren vollſtändigen Triumph. Eine Menge Beamte wurden abgeſetzt und vor Gericht gezogen, oder mußten ſich durch die Flucht retten. Im Jahr 1852 allein wanderten 20,000 Menſchen aus dem Kurlande aus und ſah man in der Gegend von Fulda einige Dörfer ganz leer ſtehen. Die Stände wurden aufgelöſt und Haſſenpflug regierte allein auf dem Verordnungswege. Dieſer Miniſter empfing jedoch am 4. November 1853 von dem jungen Prinzen von Iſenburg, dem Schwiegerſohn des Kurfürſten, deſſen Wünſchen er in Privatangelegenheiten ſich widerſetzt hatte, auf offener Straße derbe Stockſchläge. Ein Scandal, den der Kurfürſt dadurch beſtrafte, daß ſich der Prinz auf einige Zeit mußte in ein Irrenhaus bringen laſſen. Erſt 1855 wurde Haſſenpflug entlaſſen. — In Heſſendarmſtadt machte ſich die nahe Verwandtſchaft des regierenden Hauſes zum ruſſiſchen dadurch bemerklich, daß ſämmtliche Civilſtaatsdiener nach ruſſiſcher Sitte, ſelbſt die Lehrer in den Schulen, Uniformen tragen mußten.

Im Sommer 1854 ahmte König Maximilian II. das Beiſpiel von London nach und eröffnete zu München unter einem großen Glaspalaſt eine Induſtrieausſtellung, die aber durch heftiges Wiederauftreten der Cholera geſtört wurde. Unter den Beſuchenden befand ſich auch König Friedrich Auguſt II. von Sachſen, der hierauf eine Gebirgsreiſe nach Tirol machte, aber am 9. Auguſt bei Imſt, indem die Pferde durchgingen, aus dem Wagen geſchleudert wurde und auf der Stelle ſtarb. Ihm folgte ſein hochgebildeter Bruder Johann. Im vorhergehenden Jahre waren auch die Großherzoge von Oldenburg und Weimar geſtorben und war dem erſten Friedrich Peter, dem andern Karl Alexander nachgefolgt.

In Hannover ſtarb der greiſe Ernſt Auguſt am 18. November 1851. Ihm folgte ſein blinder Sohn Georg V. Die Dinge geſtalteten ſich hier friedlich, bis die Ritterſchaft alle ihre alten Rechte reclamirte, ihre Forderungen beim Bundestage durchſetzte und demnach (1855) die Landesverfaſſung wieder abgeändert werden mußte.

Die Holſteiner hatten den Londoner Frieden, der den Geſammtſtaat Dänemarks ſanctionirte, immer noch nicht anerkannt, waren unter Waffen geblieben und hatten nach dem Abzug der

Preußen aus Schleswig den daſelbſt eingerückten Dänen mehrfache, jedoch unentſcheidende Gefechte geliefert, unter andern am 12. September 1850 bei Eckernförde. Es gelang ihnen aber nicht mehr, die Schley zu überſchreiten und ein Sturm, den ſie am 4. October auf Friedrichſtadt unternahmen, mißlang ihnen, obgleich ſie ſchon bis in die Stadt eingedrungen waren. Nun erſchien Graf Thun als Bundestagscommiſſär und forderte Einſtellung aller Feindſeligkeiten. Die Holſteiner baten, wenn man nichts für ſie thun wolle, ſollte man ihnen wenigſtens die Selbſthülfe geſtatten. Sie bekamen gerade im Herbſt vielen Zuzug von Freiwilligen aus Deutſchland, auch Heinrich von Gagern trat als Major bei ihnen ein. Aber in der wichtigen Conferenz zu Olmütz verſtändigten ſich Oeſterreich und Preußen dahin, Holſtein müſſe entwaffnet, der Friede mit Gewalt durchgeſetzt werden. Nun blieb den Holſteinern nichts mehr übrig, als nachzugeben. Williſen trat ab. Am 28. Dezember bevollmächtigte der Bundestag das öſterreichiſche Armeekorps unter Feldmarſchallieutenant von Legeditſch, durch Kurheſſen nach Holſtein zu marſchiren. Die Landesverſammlung von Schleswig-Holſtein bat nur noch, die Feſtungen Rendsburg und Friedrichsort, als zu Holſtein gehörig, beim deutſchen Bunde zu behalten. Aber die Oeſterreicher, die im Januar 1851 einrückten, überließen in Rendsburg das Kronwerk und Friedrichsort ganz den Dänen. Beſeler, Reventlow, Olshauſen flohen. Heinrich von Arnim (Exminiſter von 1848 her) machte vergebens am 15. Februar in der preußiſchen Kammer darauf aufmerkſam, daß Rendsburg ganz Holſtein und Friedrichsort den Kieler Hafen beherrſche, daß es alſo im Intereſſe des deutſchen Bundes und zunächſt Preußens liege, dieſe feſten Punkte zu retten.

Der Widerſtand der Herzogthümer war beſiegt, eine ſtarke öſterreichiſche Armee ſtand im Lande. Es handelte ſich nun darum, auch den Dänen anſtändige Bedingungen abzugewinnen. Fürſt Schwarzenberg führte damals überall das große Wort und ſo auch gegen Dänemark. Er warf den Dänen ihre demokratiſche Verfaſſung vor,*) rühmte dagegen die ariſtokratiſchen Stände von Schleswig und Holſtein und war keineswegs geneigt, dieſe dem däniſchen Geſammtſtaat zu opfern (Schreiben vom 9. September 1851). Er kam ſogar auf den Gedanken einer Einverleibung von ganz Dänemark in den deutſchen Bund, womit die Hauptſchwierigkeit gelöſt und zugleich der ruſſiſchen Politik ein Damm geſetzt worden wäre. Aber dazu kam es nicht. Rußland, dem in dieſer Frage England und Frankreich beiſtanden, ſetzte eine neue Combination durch, bei der es, ſcheinbar uneigennützig, doch am meiſten gewann. Die Großmächte vereinigten ſich nämlich dahin, daß ſowohl der Herzog von Auguſtenburg ſeine Erbanſprüche auf Schleswig-Holſtein, als auch Landgraf Friedrich von Heſſen die ſeinigen auf Dänemark (vgl. S. 91) verlieren und daß ganz Dänemark und Schleswig-Holſtein auf Chriſtian (den Sohn des Herzog Chriſtian von Glücksburg und der Prinzeß Louiſe, einer Schweſter des erbberechtigten Landgrafen von Heſſen), der vom König von Dänemark ſofort adoptirt wurde, übergehen ſollte. Ein Londoner Protocoll vom 8. Mai 1852 brachte das definitiv zu Stande. Dem Herzog von Auguſtenburg, dem das nähere Erbrecht in den Herzogthümern zukam, geſchah dabei offenes Unrecht. Rußland aber, dem durch die rechtmäßige Nachfolge des Auguſtenburgers Schleswig-Holſtein für immer wäre entzogen worden, hielt ſie nun durch den jungen Glücksburger feſt. Der (durch des Landgrafen von Heſſen Vermählung mit der Großfürſtin Alexandra vermittelte) ruſſiſche Erbanſpruch auf Dänemark und Jütland konnte vom deutſchen Bunde nie beanſtandet werden; wohl aber hätte derſelbe alles thun ſollen, um eine Ausdehnung dieſes Erbanſpruchs auch auf

---

*) Die demokratiſche Partei in Dänemark hatte damals eben eine Unterſtützung erhalten durch die Maitreſſe des Königs. Louiſe Rasmuſſen, die er zur Gräfin Danner erhob und im Auguſt 1850 ſich zur linken Hand trauen ließ. Die däniſche Ariſtokratie war ihr ab-, die demokratiſche Partei eben deshalb zugeneigt.

Schleswig-Holſtein zu verhindern. Bei der Eiferſucht zwiſchen Oeſterreich und Preußen war das leider nicht möglich.

Nachdem die europäiſche Diplomatie auf Koſten der deutſchen Nationalintereſſen dieſes Werk vollbracht hatte, gab der König von Dänemark am 20. Januar 1852 eine neue Verfaſſung und ließ, gemäß der öſterreichiſchen Forderung, die Stände Schleswigs und Holſteins, jedoch getrennt, beſtehen. In Schleswig wurde die deutſche und däniſche Sprache für gleichberechtigt erklärt und eine Amneſtie ertheilt. Da, im Februar 1852, marſchirten die Oeſterreicher ab und die Dänen waren von nun an wieder Alleinherren in den Herzogthümern. Es lag nicht in ihrer nordiſchen Art, die Verbitterung der Herzen mit gemüthlichen Phraſen zu bemänteln. Derb und rückſichtslos folgten ſie ihrem Intereſſe und ihrem Haß, ohne ſich an den Wortlaut der gemachten Zugeſtändniſſe zu bilden. In Schleswig wurde das Däniſche Kirchen- und Schulſprache. In Kiel wurden die meiſten Profeſſoren abgeſetzt, alle Offiziere des ſchleswig-holſtein'ſchen Contingents, eine große Menge Beamten, Pfarrer und Schulmänner wurden ſchonungslos ohne Penſion davongejagt. Alle Anleihen, welche die Regierung der Herzogthümer während der Revolution gemacht, wurden für ungültig erklärt; ſogar den Wittwen, die ſich in einer Bittſchrift um Schutz an die Königin von England gewendet hatten, ihre Penſionen genommen.*) Das alles geſchah unter dem für Holſtein neuernannten Miniſter Reventlow-Criminil, hinter dem aber Moltke und Tillich ſtanden. Die Herzogthümer ſollten nach der neuen Verfaſſung je durch einen eigenen Miniſter verwaltet werden, der aber ſeinen Sitz in Copenhagen nehmen mußte. Die Feſtung Rendsburg wurde geſchleift.

---

*) Wie weit man ging, davon eine kleine Anecdote. Ein junger Handwerker aus Glauchau in Sachſen ließ ſich einen Paß nach Sonderburg in Schleswig-Holſtein ausſtellen, als er aber dorthin kam, ſchickte man ihn mit einem Zwangspaß ſogleich wieder heim, weil ſein Paß verfälſcht ſey. Es gebe nämlich kein Schleswig-Holſtein. Der ſächſiſche Conſul in Hamburg gab dem jungen Manne einen andern Paß, worin es hieß „Sonderburg in Dänemark“, worauf der junge Mann zugelaſſen wurde. Sächſ. conſtit. Zeitung vom 7. Juni 1857.

Auch das Schickſal der armen deutſchen Flotte wurde damals entſchieden. Preußen übernahm die Fregatte Gefyon und die wenigen größeren Schiffe. Der Reſt des Flottenmaterials wurde am 3. Juli 1852 zu Brake und Bremerhaven an den Meiſtbietenden verkauft. Dagegen wurde zwei Jahre ſpäter durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika zum erſtenmal Proteſt gegen den von Dänemark erhobenen Sundzoll eingelegt und den übrigen betheiligten Handelsſtaaten dadurch Muth gemacht, eine förmliche Ablöſung dieſes Tributs anzubahnen und zu erreichen.

Eine der wichtigſten Folgen der deutſchen Revolution war die Belebung des religiöſen Sinnes und die Vermehrung des kirchlichen Anſehens, denn der Ernſt der Zeit, die Gefahr, der Einblick in die tiefe Corruption der revolutionirenden Maſſen weckte das ſchlummernde religiöſe Gefühl und lehrte Manchen, der es lange nicht gethan hatte, wieder beten, während zugleich die Kirche nicht verfehlte, von den allgemeinen Freiheiten, die damals ſo verſchwenderiſch votirt wurden, auch ihres Antheils ſich zu verſichern.

Von der Verſammlung der deutſchen Biſchöfe zu Würzburg im Jahr 1848 iſt oben ſchon die Rede geweſen. Sie hatte zum Zweck, für die katholiſche Kirche die Freiheit in Anſpruch zu nehmen, welche ihr bisher von den Staatsregierungen verſagt worden war, und die von ihr ausgegangene Denkſchrift, welche die Rechte der katholiſchen Kirche in Deutſchland reclamirte, ſollte nicht unfruchtbar bleiben, wie ſo manches Andere, was jene Tage hervorbrachten. Noch in demſelben Jahr bildete ſich am Rhein der Piusverein „für Freiheit und Einheit der Kirche“, im folgenden Jahre der Vincenzverein „für innere Miſſion“, und der Bonifaziusverein „zur Unterſtützung von Katholiken in proteſtantiſchen Ländern“. Unmittelbar nach der Unterdrückung des badiſchen Aufſtandes wurden überall im Seekreiſe, im benachbarten Württemberg, Bayern und bis tief hinab am Rhein Miſſionen abgehalten von Jeſuiten, unter denen ſich Pater Roh durch die Kraft ſeiner Rede beſonders hervorthat, und überall ſtrömte das reumüthige Volk in Maſſe herbei und that Buße. Ein junger Fürſt von Waldburg-Zeil, der Geſellſchaft Jeſu angehörend, predigte dem noch von der Hitze des Aufruhrs glühenden Volk den Frieden und die Liebe des Heilandes an derſelben Stelle, wo ſein Ahnherr, Georg Truchſeß von Waldburg, es unter den Hufen ſeiner Roſſe zertreten hatte. Die Andacht, mit der das Volk die Väter anhörte, war eine durchaus freiwillige und ſo allgemeine, daß es Niemand wagte, weder die von ſo viel Ehrfurcht umgebenen Prediger zu ſtören, noch ihnen den verhaßten Jeſuitennamen vorzuwerfen. Welcher Umſchwung in der öffentlichen Meinung! Zwei Jahre vorher hatte man gejubelt, als die letzten Jeſuiten im Sonderbundskriege über die Alpen hinüber geflohen waren, und hatte gemeint, die würden niemals wiederkommen. Jetzt war derſelbe P. Roh, der damals über den St. Gotthard floh, wieder unangefochten dieſſeits der Alpen und entfaltete eine erſtaunenswürdige Thätigkeit.

Fürſt Schwarzenberg ſah im innigen Bunde des Staats mit der Kirche die Grundbedingung einer geſunden Wiedergeburt Oeſterreichs und das ſicherſte Mittel, die innerhalb des Kaiſerſtaats ſich feindlich gegenüberſtehenden Nationalitäten zu verſöhnen. Daher die Conceſſionen an die Biſchöfe im Jahr 1850, deren oben gedacht iſt. Ermuthigt durch dieſen Vorgang erließen die Biſchöfe der oberrheiniſchen Kirchenprovinz unter Vorſitz des Erzbiſchof Herrmann (Vicari) von Freiburg im Breisgau im Sommer 1851 eine Denkſchrift, worin ſie Gewährung der ihrer Kirche ſo lange vorenthaltenen Rechte verlangten. In der That hatte die Staatsgewalt nirgends ſo tief und ſtörend in das Rechtsgebiet der Kirche eingegriffen als hier. Die eigentliche biſchöfliche Gewalt war auf den weltlichen Oberkirchenrath übergegangen. Die katholiſche Univerſität war größtentheils mit ſyſtematiſchen Feinden der Kirche beſetzt worden ꝛc. Vgl. Theil I. S. 51. Aber die Denkſchrift blieb unbeantwortet von Seiten der Staatsgewalten in der gedachten Kirchenprovinz. Da ſtarb der lebensmüde Großherzog Leopold von Baden am 24. April 1852 und der Erzbiſchof veranſtaltete ihm eine Trauerfeier in den katholiſchen Kirchen, aber ohne Hochamt. Er hatte Recht, denn weil der Verſtorbene ein Proteſtant geweſen und der Heidelberger Katechismus die Meſſe ein verfluchtes Teufelswerk nennt, konnte weder der katholiſche Biſchof für ihn eine Seelenmeſſe leſen, noch das proteſtantiſche Volk eine ſolche verlangen. Aber die Begriffe waren ſo verworren und die dumme Hoffahrt, mit der die ſ. g. Gebildeten katholiſche Dinge zu behandeln pflegten, noch ſo allgemein verbreitet, daß ſich gegen das durchaus gerechte, billige und vernünftige Verfahren des Erzbiſchofs eine ungeheure Agitation erhob und man ihn der Majeſtätsbeleidigung, ja des Hochverraths beſchuldigte. Die Regierung ſelbſt beging das Verſehen, auf einem Hochamt zu beſtehen und die katholiſchen Pfarrer dazu anzuhalten, wurde aber nachher ihres Irrthums inne und ſchützte diejenigen Pfarrer nicht, die der Erzbiſchof, weil ſie gegen ſeinen Befehl in dieſer Frage der weltlichen Macht gehorcht hatten, auf einige Tage zu geiſtlichen Exercitien in St. Peter verurtheilte.

In demſelben Jahre 1852 reclamirten auch die Biſchöfe Bayerns die ihnen noch vorenthaltenen Rechte ihrer Kirche, wurden aber im Weſentlichen ablehnend beſchieden. Am 16. Juli erging von Seiten der preußiſchen Regierung ein Edict, wonach in möglichen Fällen den Jeſuiten die Zulaſſung auf preußiſchem Boden unterſagt werden konnte, wogegen aus Rheinland und Weſtphalen Proteſte eingingen. In Oeſterreich wurden die Jeſuiten aber mit großer Vorliebe wieder zurückgerufen.

In Baden hatte für des Großherzog Leopold älteſten gleichnamigen Sohn, welcher geiſteskrank war, deſſen jüngerer Bruder Friedrich als Prinz-Regent die Regierung übernommen. Sein Miniſter von Marſchall war der Kirche nicht zugeneigt und ſetzte den Kampf mit ihr fort. Nach langen Conferenzen hatten die

Staaten der oberrheiniſchen Kirchenprovinz (Baden, Württemberg, Heſſen, Naſſau) erſt im Jahr 1853 ſich dahin geeinigt, die vor zwei Jahren erlaſſene biſchöfliche Denkſchrift zu beantworten, jedoch nicht gemeinſam. Aber alle weigerten ſich mehr oder weniger, den Biſchöfen zu genügen. Die preußiſche Regierung, wegen Zollerns betheiligt, hielt ſich am neutralſten. Die Biſchöfe traten wieder zuſammen und erließen am 12. April eine energiſche Erklärung, worin es hieß: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen.“ Es waren unter dem genannten Erzbiſchof die Biſchöfe Wilhelm Emanuel (Ketteler) von Mainz, Joſeph von Rottenburg, Chriſtoph Florenz von Fulda, Peter Joſeph von Limburg. Inzwiſchen währte es noch bis zum Herbſt, ehe die badiſche Regierung energiſche Gegenſchritte that. Am 7. November 1853 erließ ſie einen Befehl, demnach kein Erlaß des Erzbiſchofs an die Geiſtlichkeit ſeines Sprengels ferner Gültigkeit haben ſollte ohne Genehmigung und Unterſchrift des Freiburger Stadtdirector Burger, des Regierungscommiſſärs. Der Oberhirt einer großen, fünf Staaten umfaſſenden Kirchenprovinz konnte ſich natürlicherweiſe nicht unter die Aufſicht eines ſtädtiſchen Polizeichefs ſtellen laſſen, erließ eine würdevolle Proteſtation und that gedachten Stadtdirector nebſt den Mitgliedern des katholiſchen Kirchenraths in Karlsruhe, welche den Mißgriff der Staatsgewalt gutgeheißen oder gar dazu gerathen hatten, in den Bann. Die Regierung ſchloß das Prieſterſeminar, welches der Erzbiſchof ausſchließlich unter ſeine Hut genommen, und ließ es militäriſch beſetzen, auch allen Geiſtlichen verbieten, den Hirtenbrief des Erzbiſchofs, worin dieſer ſeine Sache vor dem Volk vertheidigte, auf den Kanzeln zu leſen. Der Erzbiſchof dagegen befahl ſeinem Klerus, nur ihm zu gehorchen. Welcher Geiſtliche nun den Hirtenbrief las, dem ſperrte die Regierung die Temporalien, ja mehrere wurden verhaftet. Welcher ihn nicht las, fiel dagegen in den Bann des Biſchofs. Noch unerträglicher wurde die Spannung, als die Regierung dem Erzbiſchof jede Aufſicht über die frommen Stiftungen entzog und nun auch die Gemeinden ins Intereſſe gezogen wurden. Der katholiſche Bauer ergriff ſofort Partei gegen die proteſtantiſche Regierung, weil er ſich einbildete, es ſey auf Beraubung der katholiſchen Stiftungen abgeſehen. Im badiſchen Taubergrunde drückten die Bauern desfalls (ohne in offenen Widerſtand auszubrechen und die Geſetze zu übertreten) doch am entſchloſſenſten und einſtimmigſten ihre Meinung aus, erhielten aber ſchnell militäriſche Execution. Der Erzbiſchof ſelbſt wurde auf ein Paar Tage, nur der Sicherheit wegen, in Verhaft genommen, indem man die ganz unbegründete Furcht hegte, er könne ſich an die Spitze der Bauern ſtellen. Ein ſo ſcandalöſer Hader in dem kaum von ſeiner Revolution geheilten Baden konnte den Großmächten begreiflicherweiſe nicht gefallen. Er wurde daher von außen gedämpft. Der öſterreichiſche Geſandte in Karlsruhe zahlte für einen von der Regierung gemaßregelten Kleriker die demſelben angeſetzte Geldſtrafe. Die bedrängte Regierung unterhandelte mit Rom und am 24. Juni 1854 kam wenigſtens ein Interim zu Stande, demzufolge die Decrete des 7. November wieder aufgehoben wurden. Die Ehre und der Vortheil blieben auf Seiten des greiſen Erzbiſchofs, der aus der katholiſchen Welt zahlreiche Huldigungen empfing und deſſen Benehmen der Papſt ſelbſt hoch ehrte. — In kleinerem Maaß wiederholte ſich der Streit im Naſſauiſchen. Peter Joſeph, Biſchof von Limburg, ſah ſich veranlaßt, einen Pfarrgutverwalter zu excommuniciren und die Regierung ſperrte dagegen einem renitenten Pfarrer die Temporalien.

Angeregt durch alle dieſe Vorgänge nahm die katholiſche Preſſe in Deutſchland einen großen Aufſchwung, entſtanden immer mehr Kirchenblätter und bildeten ſich katholiſche Vereine, die jährlich eine große Generalverſammlung hielten, 1853 zu Wien.

Die achthundertjährige Erinnerungsfeier des h. Bonifazius führte am 5. Juni 1855 eine große Zahl deutſcher Biſchöfe, Kleriker und Laien nach Fulda, wo Biſchof Ketteler von Mainz in einer herrlichen Rede daran mahnte, daß Deutſchlands politiſche Einheit erſt möglich geworden ſey durch die kirchliche, und daß ſie habe untergehen müſſen, ſobald ſich die Kirchen getrennt hätten. — Wenige Wochen ſpäter ſchloß Oeſterreich mit Rom ein Concordat ab, am 25. September, in welchem die früher ſchon bewilligten Freiheiten der Kirche noch weiter ausgedehnt und das joſephiniſche Syſtem gänzlich beſeitigt wurde. Die Errungenſchaften der Kirche waren demnach: Der freie Verkehr der Biſchöfe mit Rom, die ausſchließliche Leitung der Prieſterſeminare und des religiöſen Unterrichts in allen Schulen, das Recht der Biſchöfe, die Cenſur zu üben und kirchenfeindliche Bücher zu unterdrücken, die Gründung neuer Kirchenſprengel, die Errichtung von Klöſtern, die Selbſtverwaltung des Kirchenguts ꝛc., endlich die allgemeine Zuſicherung von Seiten des Staats, die Kirche ſolle „alle ihr nach der Anordnung Gottes und nach den Beſtimmungen der Kirchengeſetze zukommenden Rechte genießen“. Nach dieſem Vorgange ſchloß auch Württemberg ein Concordat ab (erſt 5. Juni 1857 ratificirt), worin das öſterreichiſche zum Theil wörtlich copirt war. In Wien unterwarf ſich der Philoſoph Günther freiwillig der päpſtlichen Autorität, als ſeine Schriften von Pius IX. verworfen wurden. In der Lombardei machten die Biſchöfe den erſten Verſuch, ſchlechte Bücher durch Excommunication der Verfaſſer, Verleger und Drucker zu unterdrücken. Mehrere Fälle, in denen zu katholiſchen Kirchhöfen in Oeſterreich Leichen von Proteſtanten nicht zugelaſſen wurden, erregten Aufſehen, wie überhaupt das Concordat heftige Anfeindung in der Preſſe erfuhr. Unter den katholiſchen Vereinen, die damals blühten, zeichnete ſich der Vincenzverein für Armenpflege, der Verein der Kindheit Jeſu für arme Kinder, Ankauf von Sclavenkindern, Taufe jüdiſcher Kinder ꝛc. aus. An vielen Orten in Deutſchland aber bildeten ſich katholiſche Geſellenvereine zur ſittlichen Hebung des Handwerksſtandes.

Im proteſtantiſchen Deutſchland zeigte ſich nicht minder reger Eifer, die tiefgeſunkene Macht der Kirche wieder zu ſtärken und zu Ehren zu bringen. Schon 1848 wurde der erſte ſ. g. Kirchentag, eine freie Verſammlung gläubiger Geiſtlichen und Laien, in Wittenberg abgehalten, geſtiftet und geleitet hauptſächlich von dem preußiſchen Geheimenrath Bethmann-Hollweg und dem durch ſeine Dialectik hervorragenden, in Berlin einflußreichen Conſiſtorialrath Prof. Stahl, eine Hauptſtütze der Kreuzzeitung. Dieſe Kirchentage wiederholten ſich ſeitdem jeden Herbſt in einer anderen proteſtantiſchen Stadt Deutſchlands und ſuchten auf doppelte Weiſe zugleich für den Glauben und für die Einheit zu wirken. Nun wurde aber die Einheit unmöglich, ſofern die Gläubigen mit den Halb- und Ungläubigen keine Gemeinſchaft eingehen wollten. Seit der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV. waren die von der Unionskirche getrennten Altlutheraner wieder anerkannt worden und erfolgte innerhalb der Unionskirche ſelbſt eine mächtige Reaction. Stahl mit Gerlach, Leo, der Kreuzzeitungspartei und Hengſtenberg verſtanden die preußiſche Union vorzugsweiſe lutheriſch. In Mecklenburg, in Kurheſſen und dem bayriſchen Franken herrſchte ebenfalls das ſtrenge Lutherthum. Kliefoth in Mecklenburg entſetzte den Paſtor Bartholdi, weil er bei der Taufe den Exorcismus unterließ (1853). Vilmar in Kurheſſen ſuchte vorzugsweiſe das geiſtliche Amt zu ſtärken und die Kirchenzucht zu erneuern. Die Union ſchien nur noch auf ſchwachen Füßen zu ſtehen, als der König von Preußen am 6. März 1852 befahl, der Oberkirchenrath ſolle halb aus lutheriſchen, halb aus reformirten Mitgliedern beſtehen und jede confeſſionelle Frage getrennt behandelt werden. Als aber die Union lebhaft reclamirt wurde, namentlich durch 161 pommeriſche Geiſtliche, erklärte ſich wieder eine Cabinetsordre vom 12. Juli 1853 ſtreng gegen die antiunioniſtiſchen Tendenzen. Der Regierung, welche Gläubigkeit und Union möglichſt gleich feſthalten wollte, ſchloß ſich die Mehrheit an. Der preußiſche Cultminiſter von Raumer konnte jetzt (1854) durchſetzen, was Eichhorn vergebens erſtrebt hatte, drei Regulative, durch welche den Dieſterweg'ſchen Uebertreibungen des bisherigen Volksſchulweſens und Seminarunterrichts endlich Schranken geſetzt wurden. Dagegen gelang es nicht, ein ſtrengeres Ehegeſetz, welches den leichtſinnigen Eheſcheidungen in Preußen ein Ende machen ſollte, durchzubringen.

Große Hoffnungen erweckte die von Wichern im „rauhen Hauſe“ bei Hamburg ausgehende Bewegung für innere Miſſion Dieſer wackre Mann hatte, als mittelloſer Candidat, verwahrloſte Kinder geſammelt und erzogen und damit ein Beiſpiel werkthätiger Liebe aufgeſtellt, welches auch anderwärts von frommen Proteſtanten vielfach nachgeahmt wurde. Man nahm die Frage bei den Kirchentagen auf und hoffte die innere Miſſion in ein Syſtem bringen und mit ihrem Netz der Liebe das ganze Vaterland überziehen zu können. Die Vereine für Miſſion, die Anſtalten für Armen- und Krankenpflege mehrten ſich, eben ſo die Zahl evangeliſcher Diakoniſſen, die den barmherzigen Schweſtern der Katholiken nachahmten ꝛc., indeß ließ der weltliche Sinn und der immer noch ſehr ſtarke Widerwille gegen die pietiſtiſchen Formen die innere Miſſion noch lange nicht ſo wohl gedeihen, als nöthig wäre.

Auf der andern Seite behaupteten die alten Rationaliſten hauptſächlich in den Guſtav-Adolfsvereinen, die ehemaligen Proteſtmänner, die Männer der ſ. g. freieren Richtung ihre Sonderſtellung, in Oppoſition ſowohl mit den gläubigen Unioniſten, als mit den Altlutheranern. Zu ihnen neigte ſich der preußiſche Diplomat Bunſen, der in ſeinen „Zeichen der Zeit“ jeder Gemeinde das Recht zuſchrieb, ſich ihre Religion und Kirche jederzeit ſelbſt zurecht zu machen. Auch jüngere Talente thaten ſich hervor, die mehr oder weniger der freieren Richtung folgten und als Männer der Zukunft begrüßt wurden, wie Schenkel, Schwarz. Die in England gegründete evangelical alliance wurde benutzt, um durch Verbrüderung mit den Proteſtanten in England, Holland, Skandinavien, Amerika das Machtgefühl des Proteſtantismus gegenüber der katholiſchen Kirche zu erhöhen; da aber die Innigkeit des Glaubens und die Beſtimmtheit des Dogmas in umgekehrtem Verhältniß zur äußeren Ausdehnung der Kirchengrenzen ſteht, wandten ſich die Strenggläubigen von jener Allianz ab. Es war ſchon ein

Mißgriff der evangelical alliance, daß ſie ihre erſte Verſammlung auf dem Continent im Jahr 1855 in Paris zur Zeit der Weltinduſtrieausſtellung daſelbſt hielt. Von England herüber drang auch die Lehre Irvings, der eine kleine Anzahl allein Heiliger vor dem allgemeinen Verderben ſicher ſtellen wollte. Dagegen verſchwanden die Deutſchkatholiken faſt ſpurlos.

Einen großen Sturm erregten für einige Jahre die Schriften von Karl Vogt, Moleſchott, Büchner ꝛc., in denen der gröbſte Materialismus gelehrt wurde.

Im Allgemeinen war der Zeitgeiſt dem ſtrengen Lutherthum nicht günſtig. Als in Mecklenburg 1856 Profeſſor Baumgarten wegen chiliaſtiſcher Schwärmerei und Mißachtung der orthodoxen Landeskirche entlaſſen wurde, erhob ſich dagegen vielſtimmiger Widerſpruch, in den auch die gläubigen Unioniſten einſtimmten. Als Vilmar 1855 wegen ſeiner kirchlichen Strenge beim Kurfürſten von Heſſen in Ungnade fiel, mußte ihm auch ſein Gönner Haſſenpflug bald nachfolgen. In Bayern mußte das Conſiſtorium einen Erlaß, der ſtrengere Kirchenzucht befahl, wegen des allgemeinen Mißfallens, den er erregte, wieder zurücknehmen, 1856.

Im Allgemeinen war die katholiſche Kirche in einem ſtärkeren Vorſchreiten begriffen, als die evangeliſche, weil der letzteren die Einigkeit abging, weil ſich ihre Parteien unter einander ſelbſt hemmten. In dem Maaß, in welchem die katholiſche Kirche neue und immer größere Macht erlangte und wieder aggreſſiv wurde, entſtand bei vielen Proteſtanten Furcht und begann man das Bedürfniß wieder zu fühlen, welches im alten Reiche durch das corpus Evangelicorum befriedigt worden war. Der gemeinſame Schutz Aller fehlte; der kleine proteſtantiſche Staat ſah ſich in faſt hülfloſem Kampfe mit dem katholiſchen Episcopat oder mußte ſich ein nachtheiliges Concordat gefallen laſſen, ohne von ſeinen mächtigeren Glaubensgenoſſen irgendwie unterſtützt zu werden. Da ſich die kleineren proteſtantiſchen Staaten zunächſt hätten an Preußen halten müſſen, ſich aber in der Bamberger Politik befangen ſahen, erklärt ſich das Nichtzuſtandekommen einer gemeinſchaftlichen proteſtantiſchen Defenſive. Zwar vereinigten ſich Abgeordnete aller proteſtantiſchen Staaten 1852 erſtmals in Eiſenach und wiederholten dort jährlich ihre Conferenzen, brachten aber bisher nichts zu Stande, außer einen neuen Geſangbuchsentwurf. Man kann nicht in Abrede ziehen, daß dieſe Sachlage im Ganzen dem Proteſtantismus zum Nachtheil gereicht und er diejenige Wachſamkeit und Thatkraft nicht bewährt, die ſeine Gegner auszeichnen.

Vierzehntes Buch.

Napoleon III.

Während all dieſer Stürme in Deutſchland hatte ſich Frankreich ſeit der Juniſchlacht 1848 in auffallender Weiſe beruhigt und im Innern wie nach Außen den Frieden gepflegt.

Der Sieg Cavaignacs und der gemäßigten Partei über die Socialiſten in jener großen Straßenſchlacht des Juni wurde ziemlich allgemein als ein Sieg des monarchiſchen Princips über die Republik angeſehen. Wenn auch die Kammer noch während der Herbſtmonate eine rein republikaniſche Verfaſſung berieth und die äußeren Formen der Republik feſtgehalten wurden, war doch der republikaniſche Geiſt ſchon entwichen. Alle Gebildeten und Wohlhabenden ſehnten ſich nach dem ruhigen Beſitz ihrer Errungenſchaften, die einzig durch die Socialiſten, durch den Krieg der Armen gegen die Reichen, gefährdet waren und dauernd nur wieder durch eine monarchiſche Verfaſſung geſchützt werden konnten. Die Legitimiſten, noch mehr die Orleaniſten hegten große Hoffnungen und machten außerordentliche Umtriebe, um die Dinge dahin zu führen, daß man am Ende zur alten Dynaſtie zurückgriffe. Nicht minder thätig war Louis Napoleon mit ſeinem bonapartiſtiſchen Anhang.

Zunächſt wurden die republikaniſchen Parteihäupter nach dem Maaß ihrer näheren oder entfernteren Sympathie mit den Socialiſten außer Credit geſetzt. Dieſe Parteihäupter ſelbſt hatten, ſo lange ſie neben einander herrſchten, den Fehler begangen, einander anzufeinden und im Stich zu laſſen. So wurde Blanqui geſtürzt, während Louis Blanc, von der gemäßigten Mehrheit auf den Händen getragen, noch mit gegen ihn wirkte. Nachher wurde Louis Blanc vertrieben, während noch Ledru Rollin, mit der Mehrheit Hand in Hand gehend, ihn ſtürzen half. Jetzt nach den Junikämpfen war die Reihe an Ledru Rollin ſelbſt gekommen. Er wurde zwar nicht verfolgt, aber auf alle Art verhöhnt und ſiel in die Verachtung, wie einſt 1795 die Terroriſten unter dem Directorium. Auch Lamartine und Cavaignac wurden ſchon als zu eifrige Republikaner ſcheel angeſehen und bekrittelt, ſo daß ſie der Mehrheit keineswegs mehr ſicher waren. Dagegen traten wieder Leute wie Thiers ꝛc. in den Vordergrund und intriguirten, um, wenn ihnen die Gegenwart auch noch nicht gehörte, ſich doch der Zukunft zu verſichern.

General Cavaignac leitete Frankreich als Präſident der Regierung und Marraſt war Präſident der Nationalverſammlung, beide Republikaner aus Grundſatz, aber ohne Ehrgeiz. Cavaignac machte nicht den geringſten Verſuch, ſeiner Gewalt Dauer zu geben. Er befolgte nach außen hin genau die friedliche Politik, wie ſein ſchnell vergeſſener Vorgänger Lamartine, und erklärte, in Bezug auf Frankreichs innere Angelegenheiten nur die beiden Extreme des Socialismus und der monarchiſchen Reaction abwehren zu wollen, ein Juſtemilieu ohne König und eben ſo unhaltbar, als es das philippiſtiſche mit einem König geweſen war.

Louis Napoleon war noch immer klüglich in London zurückgeblieben und hatte ſich nicht bloßgeſtellt, als er abermals von fünf franzöſiſchen Departements zugleich in die Nationalverſammlung gewählt wurde, von Paris, von der Moſel, Yonne, Nieder-Charente und von Corſica. Jetzt kam er herüber. Man legte ihm, wahrſcheinlich, um ihm nicht noch mehr Wichtigkeit zu geben, indem man ihn wie jeden andern Privatmann behandelte, kein Hinderniß mehr in den Weg und am 26. September erſchien er zum erſtenmal in der Verſammlung, hielt eine kurze Anſprache und nahm dann weiter keinen Theil an den Sitzungen. Die öffentlichen Blätter ſpotteten ſeiner und ſuchten ihn als ſo unbedeutend als möglich darzuſtellen. Aber das war ihm von Nutzen, denn für je unfähiger man ihn ausgab, um ſo beſſer konnte er ſeinen Plan verbergen und um ſo weniger ſtrengten ſich ſeine Gegner an. Inzwiſchen wurde die neue Verfaſſung fertig und enthielt die Beſtimmung, an der Spitze der Regierung ſolle ein Präſident ſtehen, vom geſammten Volk je auf vier Jahre gewählt, übrigens ſo ſehr von der Nationalverſammlung abhängig, daß er faſt nichts Wichtiges ohne ſie thun konnte. Alsbald tauchten auch die Candidaten für den Präſidentenſtuhl auf. Cavaignac, der bisher ſo kräftig das Staatsruder geführt hatte, wurde zuerſt genannt, neben ihm Louis Napoleon, Lamartine, Ledru Rollin und für die ſocialiſtiſche Minderheit Raſpail. Als am 25. October der Deputirte Thomas in der Nationalverſammlung die Candidatur Napoleons angefochten, erſchien dieſer am folgenden Tage auf der Tribune und ſagte mit Stolz: „Frankreich ſieht in meinem Namen eine Bürgſchaft für die Befeſtigung der Geſellſchaft; was thut mehr Noth als eine Regierung, welche die Uebel nicht mehr auf die Seite ſchiebt, ſondern heilt? Man legt mir Schlingen, aber ich werde ſie vermeiden und die Achtung dieſer hochherzigen Nation erwerben." In einem beſondern Wahlmanifeſt verhieß er von ſeiner Regierung Ordnung nach innen, Frieden nach außen, Minderung der Abgaben und kündigte an, er werde ſein Miniſterium aus den Beſten und Talentvollſten wählen, welcher Partei ſie auch bisher angehört hätten.

In alledem lag viel Verſtand, und doch fuhren die Blätter fort, den Prinzen als einen gänzlich unfähigen Menſchen zu verleumden und in Karikaturen lächerlich zu machen. Den größten Anhang hatte der Prinz unter dem Volke, welches gar keine Blätter lieſt, bei den Bauern und gemeinen Soldaten. Dieſe hatten ſich ſchon ſeit einiger Zeit in den Kopf geſetzt, die Dinge in Frankreich ſeyen ſo verwirrt, daß nur ein Napoleon ſie löſen könne. Der Name that alles; ob der Neffe dem Onkel gleiche, frugen ſie gar nicht, ſie ſetzten es voraus als etwas, das ſich von ſelbſt verſtehe. Wurden ſie von den gebildeten Städtern haranguirt, einen andern Candidaten zu wählen, ſo ſchüttelten ſie den Kopf und blieben bei ihrem Napoleon, indem ſie zuverſichtlich ſagten: der wirds ſchon ausmachen. Aber der Prinz fand auch noch andre Freunde, auf die er rechnen konnte. Nämlich das ganze nichtswürdige Intrigantenvolk aus der Zeit Ludwig Philipps, Thiers an der Spitze, agitirte für ſeine Wahl, um ihn vorzuſchieben, in der ſichern Erwartung, er werde ſich durch ſeine Ungeſchicklichkeit oder Tollhäuslerſtreiche bald unmöglich machen und dann werde es Zeit ſeyn, die alte Dynaſtie zurückzurufen. Wieder Andre, beſonders Generale, wie Bugeaud, ſchloſſen ſich der Candidatur Napoleons an, aus Eiferſucht und Neid gegen Cavaignac. Dieſer Leidenſchaft dankte Napoleon auch die eifrige Unterſtützung Emil Girardins.

Gerade damals mußte der Papſt aus Rom flüchten. Cavaignac beeilte ſich, ihm Hülfe zuzuſagen, offenbar in der Abſicht, die kirchliche Partei für ſich zu ſtimmen. Napoleon gab daher ſeine Sympathien für die Kirche gleichfalls in einem eigenen Schreiben zu erkennen und desavouirte aufs beſtimmteſte ſeinen Vetter Canino. Cavaignac verrieth die Sorge, Napoleon könne ihm den Rang ablaufen, durch ein boshaftes Wort: „ich ſehe wohl, die Franzoſen taugen ſo wenig zu Republikanern und die Monarchie ſteckt ihnen ſo tief im Herzen, daß ſie im Stande wären, Pollchinell I. zum Kaiſer auszurufen.“ Es iſt auffallend, wie viele, ſelbſt verſtändige Männer damals den Wahn theilten oder wenigſtens ihn verbreiten halfen, Napoleon ſey unfähig. Sie vermehrten dadurch nur ſeinen Triumph, als ſie geſtehen mußten, er ſey ſehr fähig.

Die Wahl erfolgte am 10. Dezember. Ueberall ſtieg aus den Wahlurnen der Name Napoleon hervor. In Frankreich trugen 5.434,226, in Algier noch weitere 38,364 Wahlzettel dieſen Namen, indeß auf Cavaignac nur 1½, auf Ledru Rollin nur ⅓ Millionen Stimmen fielen und auf Lamartine gar nur 90,000. Am 20. legte Cavaignac in der Nationalverſammlung ſein Amt nieder und übergab es dem neuen Präſidenten, welcher den Eid auf die neue Verfaſſung ſchwur, dem Abgehenden herzlich die Hand drückte und ſodann in ſeiner neuen Würde, wenn auch nur im einfachen ſchwarzen Frack, doch mit dem großen Bande der Ehrenlegion geſchmückt, zum erſtenmal in ſeinem Amtswagen in den Palaſt Eliſée fuhr, den er von nun an bewohnen wollte. Von hier aus ernannte er noch an demſelben Tage die neuen Miniſter: Odilon Barrot für die Juſtiz, Drouyn de Lhuis für das Aeußere, Leon de Malleville für das Innere, Falloux für den Cultus, General Rulhières für den Krieg, de Tracy für die Marine, Paſſy für die Finanzen, Faucher für die öffentlichen Arbeiten, Bixio für den Ackerbau. Marſchall Bugeaud erhielt den Oberbefehl über die Armee, Changarnier über die Nationalgarde; Jerome, Exkönig von Weſtphalen, wurde Gouverneur der Invaliden, Excelmans Marſchall. Die Parteien ſchmollten, aber alles blieb ruhig. Nie conſolidirte ſich eine Regierung ſo gut in der Stille, wie diesmal. Die Clubs wurden unterdrückt, ein Theil der Mobilgarde aufgelöſt. Die Mörder des General Brea wurden entdeckt und mit großem Aufſehen verurtheilt und hingerichtet, um den tapfern Truppen wegen der ihnen vom Pöbel widerfahrenen Beleidigung eine Genugthuung zu geben. In einem andern Prozeß vor den Aſſiſen von Bourges wurden Blanqui, Raſpail ꝛc. verurtheilt. Die geſetzgebende Verſammlung gab ſich zwar das Anſehen, als ſtünde ſie über der Regierung, und Marraſt, ihr Präſident, verweigerte dem Präſidenten der Regierung bei feierlichen Gelegenheiten den Vortritt; allein jenes Anſehen war in der öffentlichen Meinung ſchon entwurzelt. Die franzöſiſche Deputirtenkammer, unter Ludwig Philipp tief demoraliſirt, hatte ſich ſelbſt zu Schanden intriguirt und geſchwatzt und war dann ſo mit anarchiſchen Elementen durchdrungen worden, daß kein Freund der Ordnung und Bildung ſich mehr auf ſie verlaſſen mochte. Zu vieler Sünden ſich bewußt, achtete ſie ſich ſelbſt nicht mehr und hielt nur noch krampfhaft zitternd ihr äußeres Rangbewußtſeyn feſt. Aber bei einem Gaſtmahl in Bourges am 1. Februar wagte Marſchall Bugeaud die Parteien „eine Hand voll Catilinas“ zu nennen und wies auf den großen Cäſar als die einzige Hoffnung Frankreichs hin. Der feurige Marſchall ſtarb aber im Anfang des Juni an der Cholera. — Ludwig Napoleon befreundete ſich auch die Kirche, indem er eine große Expedition unter General Oudinot betrieb, welche Rom erobern und den Papſt dahin zurückführen ſollte, zugleich mit dem Nebenzweck, dem öſterreichiſchen Einfluß in Italien ein Gegengewicht zu geben und den franzöſiſchen Waffen Achtung zu verſchaffen. Die Expedition verließ die franzöſiſchen Ufer am 22. April.

Eine Politik, die ſich auf die Bauern, Soldaten und Prieſter ſtützen zu wollen ſchien, war etwas ganz Neues und Ueberraſchendes in Frankreich, das gerade Widerſpiel der Politik Ludwig Philipps, der ſich ausſchließlich auf den bürgerlichen Mittelſtand geſtützt hatte. Die bisher kaum beachteten „napoleoniſchen Ideen“ traten auf einmal als eine von 5 Millionen Wählern unterſtützte Macht ins Leben und warfen die bisherige liberale Doctrin über den Haufen. Am meiſten aber wurden die Parteien, die vom neuen Präſidenten nur Ungeſchick und Narrheit erwartet oder ihn zu lenken und zu mißbrauchen gehofft hatten, durch die Warnehmung erſchreckt, er beſitze einen eiſernen Charakter und einen ihnen allen überlegenen Verſtand.

Die verfaſſungsmäßig neugewählte geſetzgebende Verſammlung trat am 28. Mai 1849 zuſammen. Mehr als die Hälfte ihrer Mitglieder waren Neulinge. Von den früheren Größen fehlten viele, nicht einmal Lamartine und Marraſt waren gewählt worden. Die Doctrinäre und Intriganten hielten an ſich, aber die eifrigen Republikaner und die geſchlagenen Socialiſten konnten ihre innere Wuth nicht mäßigen und Ledru Rollin griff die Politik des Präſidenten ungeſtüm an, ja wollte ihn ſogar in Anklageſtand verſetzen. Als Vorwand diente ihm der erſte ſchlechte Erfolg Oudinots in Italien, die eigentliche Abſicht aber war, den vorausſichtlich baldigen Untergang der Republik aufzuhalten und noch einen letzten Verſuch zu einer allgemeinen Erhebung zu machen. Als ſein Antrag in der Verſammlung verworfen wurde, luden 122 Mitglieder der republikaniſchen Oppoſition, jetzt wieder Bergpartei genannt, die Nationalgarde zu einem, wenn auch unbewaffneten Zuge nach der Nationalverſammlung ein, um dieſelbe an ihre Pflichten zu erinnern, am 13. Juni. Aber der Präſident hatte Truppen aufgeboten, Changarnier zerſtreute den republikaniſchen Zug und zerſtörte die angefangenen Barrikaden. Peter Bonaparte, Vetter des Präſidenten, Sohn Lucian Bonaparte's, räumte das Conſervatoire des Arts, wo die Republikaner eben einen Convent eröffnet und Ledru Rollin zum Dictator ernannt hatten. Der letztere entfloh, viele aber wurden verhaftet, der ganze Aufſtand ohne Mühe unterdrückt. Viel blutiger war am gleichen Tage die republikaniſche Erhebung in Lyon. General Magnan, der ſie niederwarf, verlor 60 Todte. Die republikaniſche Preſſe wurde nun theils ganz unterdrückt, theils durch ein neues Preßgeſetz gezähmt. In einem Aufruf an die Nation ſagte Napoleon: „Dieſe Menſchen wollen die Unruhen verewigen und uns zwingen, unſern Plan für Verbeſſerungen in eine ewige Vertheidigung zu verwandeln.“ Er kündigte alſo Segnungen des Friedens und große Plane an.

Im Sommer machte der Präſident wiederholte Rundreiſen. Zuerſt beſuchte er ſein ehemaliges Gefängniß Ham, wie er ſelbſt ſagte „aus Dankbarkeit“. Dann eröffnete er die Eiſenbahn von

Tours nach Angers, und im Herbſt kam er nach Rouen. Ueberall empfing man ihn aufs glänzendſte und gab ihm Gelegenheit zu Feſtreden, in denen er ſeine Ideen ausdrückte. Er änderte am 2. Dezember das Miniſterium (d'Hauptpoul für den Krieg, Rayneval für das Auswärtige ꝛc.) und ſagte, dies ſey blos geſchehen, weil „eine einzige und entſcheidende Leitung und eine beſtimmte Politik nothwendig ſey, welche die Gewalt durch keinerlei Unentſchloſſenheit bloßſtelle“. Er fügte hinzu, als Frankreich ihn gewählt, habe es keine Schwäche, ſondern einen ſtarken Willen verlangt. Das Miniſterium müſſe ſich dieſem Willen anſchließen, ihn ausdrücken und auch die Nationalverſammlung könne nichts Beſſeres thun, wenn ſie dem nationalen Gedanken entſprechen wolle. Nun ſchloſſen ſich ihm wirklich, wenigſtens den Demokraten gegenüber, die Anhänger der jüngeren und älteren Linie Bourbon an, Thiers, Molé, Broglie, Berryer, Montalembert ꝛc., die man damals (mit Bezug auf eine Dichtung Victor Hugos) ſpöttiſch die Burggrafen nannte und in Karikaturen als lächerliche Ritter in alten Ruinen darſtellte. Aber dieſe parlamentariſchen Talente dachten nicht daran, ſich dem Gedanken des Präſidenten zu unterwerfen, ſondern wollten ſich nur ſeiner bedienen zur Reſtauration der einen oder andern alten Linie. Sie paßten nicht mehr in die Zeit. Schon ihre Abgenutztheit, ganz abgeſehen von ihrer Uneinigkeit, machte ſie unpopulär und diente dem imperialiſtiſchen Gedanken des Präſidenten nur zur Folie.

Die Geſetzesentwürfe, welche der Präſident der Verſammlung vorlegen ließ, betrafen faſt durchgängig Einſchränkungen der bisherigen Freiheit, abermalige Erhöhung der Cautionen für die Journale, Beſchränkung des Wahlrechts, ein härteres Deportationsgeſetz für politiſche Gefangene, Unterſtellung der Schule unter die Präfekten ꝛc. Die Verſammlung war ſehr zahm und nahm alles an, bewilligte auch dem Präſidenten für ein Jahr ausnahmsweiſe 2,160,000 Franken Gehalt (anſtatt 600,000). Von dieſer Summe beſtritt er dann die ſ. g. Militärbankette, Schmauſereien, die er den Truppen gab und bei denen ſie in der Luſt des Weins den „Kaiſer“ leben ließen. Auch ohne ſolche Kunſtſtücke wuchs ſeine Popularität, denn Frankreich genoß unter ſeiner Regierung die Ruhe, die es gewollt und die er dem Lande verſprochen hatte. Mit der Ruhe mehrten ſich wieder Arbeit und Wohlſtand. Als er im Sommer 1850 in Lyon erſchien, begrüßten ihn Zufriedenheit und unverkennbares Wohlwollen. Bei einem Feſtmahle hier ſprach er mit ſtolzer Zuverſicht, er geſtehe Niemand das Recht zu, ſich mehr als er den Repräſentanten des Volks zu nennen, er ſey es, der den Willen des Volks ausdrücke und vollſtrecke. Er kam auch nach Straßburg, Nancy ꝛc., und wurde überall mit Jubel empfangen. Bald darauf, im Herbſt, ließ er auf einer Rundreiſe in Caen ſeine Abſicht, ſich zum lebenslangen Präſidenten ernennen zu laſſen, durchblicken. „Jetzt, da der Wohlſtand wiedergekehrt iſt, wäre es frevelhaft, das Beſtehende wieder ändern zu wollen. Kämen ſtürmiſche Zeiten wieder und das Volk wollte dem Oberhaupte der Regierung eine neue Bürde auflegen, ſo würde es frevelhaft von dem Oberhaupte ſeyn, ſich derſelben zu entziehen.“

Man konnte nicht deutlicher ſprechen. Der Präſident wollte nicht ruhen, bis er Kaiſer ſeyn würde, wie ſein Oheim, das verſtand ſich von ſelbſt. Die Parteien ſahen es kommen und hatten keine Kraft, keinen Muth mehr, es zu hindern. Denn die Freiheit hatte ſich in der ſocialiſtiſchen Geſtalt furchtbar verhaßt gemacht, die Tribune hatte ſich ausgeplaudert, die Doctrin war tödtlich langweilig geworden. Im Juli durfte der Präſident wagen, die Anonymität aufzuheben und die Unterſchrift des Verfaſſers unter jeden Zeitungsartikel zu befehlen. Das war mehr als Cenſur, das hieß die einſt ſo mächtigen Lenker der Preſſe wie Haſen aus dem Buſch klopfen. Aber ſie mußten gehorchen. Die Intrigue kuſchte wie ein Hund vor der gerunzelten Stirne des Mächtigen. Das franzöſiſche Volk that ſich etwas darauf zu Gute, daß ſeine Wahl es nicht getäuſcht. Es hatte einen Mann haben wollen und hatte ihn gefunden. Dieſe Genugthuung fand der Prinz auf allen ſeinen wiederholten Reiſen und wußte wohl, welche Macht ihm die öffentliche Meinung in den Provinzen gab, und wie ſeine Pariſer Feinde vor ihr zitterten. Zum erſtenmal übten die Provinzen eine größere moraliſche Macht aus, als die Hauptſtadt.

Nur die geſtürzte Dynaſtie machte ſich noch Hoffnung, wenn es zum Zuſammenſtoß zwiſchen dem Präſidenten und der Nationalverſammlung kommen werde, könne ſich daraus für ſie eine günſtige Chance ergeben. Der Prätendent Heinrich V., Herzog von Bordeaux, der ſich in ſeinem Exil beſcheiden Graf von Chambord nannte, kam nach Wiesbaden, wohin am 10. Auguſt die vornehmſten Legitimiſten aus Frankreich pilgerten, um mit ihm Verabredungen zu treffen. Am 26. ſtarb zu Claremont in England Ludwig Philipp, deſſen Kinder unter ſich ſelbſt auch damals noch nicht einig waren, ſofern Helene mit dem Thronerben, dem Grafen von Paris, von der übrigen Familie fern in Deutſchland blieb. Zur ſ. g. Fuſion oder Vereinbarung der jüngeren und älteren Linie Bourbon, um mit gemeinſamer Kraft auf eine Reſtauration hinzuwirken, wurde noch kein Verſuch gemacht.

Im September hielt der Präſident bei Verſailles täglich Revuen und am 10. Oktober eine große Muſterung bei Satory. Hier zogen die von Changarnier befehligten Regimenter an ihm ſchweigend vorüber, während die andern lebhaft „es lebe der Kaiſer“ riefen. Der Ausſchuß der Nationalverſammlung nahm davon Anlaß, in einem Beſchluß die „aufrühreriſchen Rufe“ zu beklagen, wagte aber nicht dieſelben beſtimmt zu bezeichnen. Am 10. Januar 1851 entließ der Präſident das Miniſterium und nahm Drouyn de Lhuis wieder für das Aeußere, Regnauld de St. Angely für den Krieg an; eine noch wichtigere Entlaſſung aber war die des General Changarnier. Die Verſammlung glaubte an ihm ihre letzte Stütze gegen die drohenden Uebergriffe des Präſidenten zu verlieren und votirte dem neuen Miniſterium ihr Mißtrauen. Daſſelbe trat nun wieder ab und Barcche bekam das Aeußere, Randon den Krieg. Bei Ernennung dieſes Miniſteriums machte ſich der Präſident abſichtlich einer großen conſtitutionellen Ketzerei ſchuldig, indem er erklärte, er habe zwar nach ſtreng conſtitutionellen Grundſätzen ein Miniſterium, das er für gut halte, blos deswegen wieder entlaſſen, weil die Majorität der Verſammlung anderer Meinung geweſen ſey; allein da die Mehrheiten oder Minderheiten doch nur zufällig und das Ergebniß vorübergehender Wahlperioden ſeyen, ſo habe er geglaubt, ſein neues Miniſterium nicht mehr aus den Kammermitgliedern, weder aus der Majorität noch Minorität entnehmen zu müſſen. Die Spannung dauerte fort. Am 10. Februar verwarf die Verſammlung eine Vermehrung der Dotation für den Präſidenten. Dieſer änderte abermals das Miniſterium.

Nun aber, im Sommer 1851, ging er beſtimmter auf ſein Ziel los. Aus allen Theilen des Landes wurden Petitionen eingebracht, welche eine Reviſion der Verfaſſung, d. h. anſtatt der Republik das Kaiſerthum verlangten. Der Präſident ſelbſt benutzte wieder eine Rundreiſe und ein Feſtmahl zu Dijon, um ſeine Meinung zu erkennen zu geben. „Frankreich will weder die alte Regierung, noch den Verſuch eines Utopiens (der Republik), und gerade weil ich der natürliche Feind von beiden bin, will es mich.“ Die Reviſion der Verfaſſung wurde beantragt, fiel aber bei der Abſtimmung in der Verſammlung am 19. Juni durch, ſofern die erforderliche Zahl von ¾ aller Stimmen nicht erreicht wurde. Die Verſammlung ſprach ſogar auf Baze's Antrag einen Tadel gegen die Umtriebe aus, die von Seiten der Regierung gemacht worden waren, um im ganzen Lande Petitionen für die Reviſion zum ſammeln. Als der Präſident am 11. November die Kammer wieder eröffnete, forderte er noch einmal die Reviſion, um durch ſie auf geſetzlichem Wege zu regeln, was das franzöſiſche Volk ſonſt auch auf andre Weiſe werde zu erlangen wiſſen, und kündigte an, er werde die Wiederherſtellung des allgemeinen Stimmrechts auf breiteſter Grundlage verlangen, damit das Volk Gelegenheit habe, ſeinen Willen kund zu thun. Die Verſammlung trotzte und verwarf das neue Wahlgeſetz ſchon am 13.

Aber der Präſident kümmerte ſich nicht mehr um die ohnmächtige Kammer. Er hatte ſich längſt der Soldaten verſichert, und zog die talentvollſten Offiziere, die ihm blind ergeben waren, in ſeine Nähe. So den General St. Arnaud, der ſich in Afrika ausgezeichnet und den er zum Kriegsminiſter machte, den General Magnan, der den Aufruhr in Lyon bewältigt und dem Präſidenten 1500 Offiziere neuer Regimenter vorſtellte, an die derſelbe eine feurige Anrede hielt, die mit den Worten ſchloß: folgen Sie mir! In einer großen Verſammlung von Induſtriellen ſagte der Präſident: wie groß wäre die franzöſiſche Nation, wenn ſie nur ruhig athmen wollte. Ueberall wies er darauf hin, wie unglücklich das von Parteien zerriſſene Frankreich ſey und wie glücklich es unter dem neuen Kaiſer ſeyn würde. Man würde nicht begreifen, warum Cavaignac, Changarnier, die Verſammlung und die ſämmtlichen Gegner des Präſidenten, welche die beſtehenden Geſetze noch für ſich hatten, der drohenden Uſurpation nicht vorſichtiger und energiſcher begegnet ſind, wenn man nicht wüßte, daß ſie unter einander ſelbſt uneins und durch das Bewußtſeyn ihrer Ohnmacht und Unpopularität gelähmt waren. Der Ausſchuß der Verſammlung entſchied zwar am 30. November bei Berathung eines Paragraphen der Verfaſſung, die Verantwortlichkeit des Präſidenten betreffend, derſelbe begehe einen Hochverrath, wenn er die Verſammlung auflöſe, oder wenn er ſeine Autorität mißbrauche, um ſich wieder wählen zu laſſen. Aber dieſer Beſchluß hatte keine Kraft, keine Bajonette hinter ſich. Um ſich welche zu verſchaffen, hatte Baze ſchon am 6. darauf angetragen, daß dem Präſidenten der Verſammlung das Recht zuerkannt werde, die bewaffnete Macht zum Schutze der Verſammlung zu requiriren, und daß er dieſes Recht auf einen der Quäſtoren übertragen könne. Aber der Antrag wurde ſchon nicht mehr angenommen, ſo ſehr hatte die Furcht bereits in der Verſammlung Platz gegriffen. Hegten auch einige den Gedanken, den Prinzen Präſidenten zu verhaften und einem

Staatsſtreiche von ſeiner Seite zuvorzukommen, ſo hatten ſie doch keine Macht mehr, ihn auszuführen.

Ludwig Napoleon aber hatte den 2. Dezember (den Jahrestag des Kaiſerthums von 1804) auserwählt, um ſich der Feſſeln zu entledigen, in denen ihn noch die republikaniſche Verfaſſung und die Nationalverſammlung hielten. In der Nacht vorher gab er eine Geſellſchaft und war ſehr heiter mit ſeinen Gäſten, während in aller Stille durch muſterhaft verſchwiegene Diener die Truppen in Bereitſchaft geſetzt wurden und, noch ehe der Morgen tagte, der große Staatsſtreich auch ſchon ausgeführt war. Niemand hatte ſich darauf verſehen. In ein und derſelben Stunde der Nacht wurden alle Generale, Abgeordneten, Publiciſten und wer immer dem Präſidenten gefährlich ſchien, ohne Aufſehen verhaftet und nach Vincennes, zum Theil nach Schloß Ham gebracht. Auch nicht ein Einziger hatte Zeit zu entfliehen. Alle ſaßen ſie Morgens in den käfigartigen Wagen, in denen man die Gefangenen zu transportiren pflegt: die Generale Cavaignac, Changarnier. Lamoricière, Bedeau, Leflo, Oberſt Charras, der Quäſtor Baze, Thiers, Victor Hugo, Eugen Sue ꝛc. Große Maueranſchläge aber verkündeten den erwachenden Pariſern, was vorgegangen ſey. Sie waren vom Präſidenten und, da der Miniſter des Innern, Thorigny, ſich geweigert hatte, von ſeinem ſogleich ernannten Nachfolger Morny unterzeichnet. Im Aufruf an das Volk ſagte Louis Napoleon: „Es konnte nicht ſo bleiben. Die Nationalverſammlung, anſtatt Geſetze zum allgemeinen Wohl zu machen, wühlte und griff die mir vom Volke verliehene Macht an. Als der Erwählte von 6 Millionen habe ich ihre Umtriebe vernichtet. Iſt das Volk damit nicht zufrieden, ſo wähle es einen Andern. Schenkt es mir aber Vertrauen, ſo gebe es mir auch die Mittel, meine große Miſſion zu erfüllen.“ Zu dieſem Behuf ſchrieb er auf den 14. Dezember eine allgemeine Volksabſtimmung aus, welche ſich mit Ja oder Nein über ſeine Anträge, ihn auf 10 Jahr zum Präſidenten zu ernennen und ihm einen Senat beizuordnen, entſcheiden ſollte. An die Armee erließ er einen Aufruf, worin er ſie erinnerte, wie ſehr ſie unter der Herrſchaft der Doctrinäre und des demokratiſchen Pöbels zurückgeſetzt geweſen, wie ſie jetzt Gelegenheit hätte, ſich in das alte Anſehen zu ſetzen, als „Elite der Nation“ und durch und durch mit ihm eins, durch die Geſchichte durch den Ruhm mit dem Namen Napoleon identificirt.

Eine große Anzahl Deputirte (252) verſammelte ſich, da ſie *ihren gewöhnlichen Sitzungsſaal (Palaſt Bourbon)* am Morgen des 3. von Truppen beſetzt fand, in der Mairie des 10. Stadtbezirks und beſchloß auf des kühnen Berryer Antrag, den Präſidenten abzuſetzen und General Oudinot mit dem Oberbefehl über die Armee zu betrauen. Aber Jäger von Vincennes beſetzten die Thüren und ihr Offizier, als man ihm den Artikel 68 der Verfaſſung vorhielt, gegen den er ſich verfehle, indem er der Nationalverſammlung den Gehorſam verſage, ſagte ganz ſorglos: „der §. 68 geht mich nichts an“ und ließ ſämmtliche Verſammelte in Verhaft nehmen. Auch Odilon Barrot befand ſich unter ihnen. Zugleich wurden alle dem Präſidenten feindliche Journale unterdrückt. Die demokratiſche Partei vergaß zum Theil, welche ſchreckliche Niederlage ſie im Juni erlitten hatte, und zum Theil vergaß ſie es nicht, ſo daß ſie am 3. und 4. zwar Barrikaden baute, aber ohne die erforderliche Stärke. Napoleons von Magnan befehligte zahlreiche und fanatiſirte Truppen überwältigten jeden Widerſtand und gaben keinen Pardon, denn gewiß iſt, daß viele Gefangene auf der Stelle erſchoſſen wurden. Die Nationalgarde that nichts, nur eine Legion derſelben ſchien ſich den Aufrührern anſchließen zu wollen, wurde aber augenblicklich entwaffnet. Die Anarchie hatte ſich ſo verhaßt gemacht, daß die gebildete und reiche Claſſe, auch wenn ſie den Napoleoniden nicht liebte, ihm damals doch zuſtimmte als dem Erhalter der Ordnung und des Beſitzes. Ueber 200 Deputirte erklärten dem Präſidenten ihre Zuſtimmung. Ganz eben ſo dachte das diplomatiſche Corps. Der Staatsſtreich ſchien der Revolution auf dem Feſtland den Todesſtoß zu geben, deshalb nahm man ihn in Wien, Berlin und St. Petersburg nicht ungünſtig auf.

Die demokratiſche Oppoſition gewann nur im ſüdlichen Frankreich noch eine Zeitlang feſten Boden. In den Departements Cher, Allier, Nièvre wurden die Inſurgenten Meiſter und konnten nur mit Waffengewalt in den Städten Donſon, Clamecy, Condon, Brignolles bezwungen werden, ebenſo zu Digne im Departement der Nieder-Alpen und zu Bedarieux im Departement Hérault. Hier bildete die Demokratie überall bewaffnete Banden, die ſich gleich Räubern an Perſonen und Eigenthum vergriffen und ſolchen Schrecken verbreiteten, daß hier die Legitimiſten ſelbſt in Napoleon ihren Retter ſahen und ihm huldigend entgegenkamen.

Unterdeß umgab ſich Napoleon mit einer, dem ehemaligen Senat nachgebildeten conſultativen Commiſſion, in die er alle Notabilitäten aufnahm, die ſich zu ihm bekehrten. Nur in Leon Faucher täuſchte er ſich, der ſeine Ernennung ſtolz zurückwies. Die Dinge verliefen ſich im Uebrigen ganz ſo, wie es Napoleon vorausgeſehen. Die Abſtimmung des franzöſiſchen Volks, am letzten Tage des Jahres vollendet, ergab 7,439,216 Stimmen, die ſich für den Staatsſtreich und die 10jährige Präſidentſchaft Napoleons erklärten, und nur 640,737 Stimmen dagegen. Als Baroche am letzten Abend des Jahres dem Präſidenten davon Mittheilung machte, ſprach er mit Wärme: „das Land hat Vertrauen zu Ihrem Muthe, zu Ihren hohen Einſichten und zu Ihrer Vaterlandsliebe. Noch niemals hatte eine Regierung einen legitimeren Urſprung, als die Ihrige. Uebernehmen ſie nun dieſe Gewalt, retten Sie Frankreich und ſchützen Sie ganz Europa vor Gefahren!“ Napoleon antwortete: „Frankreich hat erkannt, daß ich von der Bahn der Geſetzlichkeit nur abgewichen bin, um die Bahn des Rechts zu betreten. Wenn ich mir zu einer ſo erſtaunlichen Zuſtimmung des Volks Glück wünſche, ſo geſchieht es nicht aus Stolz, ſondern weil ich mir die Kraft zutraue, ſo zu handeln, wie es dem Oberhaupt einer ſo großen Nation geziemt.“ Napoleon ſah bereits ſeine Herrſchaft ſo ſehr befeſtigt, daß er keinen Anſtand nahm, alle ſeine berühmten Gegner, die er nur aus Vorſorge am 2. Dezember hatte gefangen nehmen laſſen, wieder frei zu geben. Cavaignac empfing von ihm ein artiges Schreiben und erhielt Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren. Changarnier, Lamoricière, Victor Hugo, Baze, Bedeau, Leflo wurden verbannt. Thiers, anfangs ebenfalls verbannt, durfte bald, als ganz unſchädlich geworden, nach Paris zurückkehren. Die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Aufrührer wurden aber mit viel größerer Strenge behandelt und in Maſſe nach Cayenne deportirt.

Mit der Kirche hatte ſich Napoleon ſchon vorher auf guten Fuß geſtellt. Sie unterſtützte ihn durch Hirtenbriefe. Erzbiſchof Sibour von Paris, ein Freund Cavaignacs und unter dieſem gewählt, erkannte doch bald die Nothwendigkeit, ſich mit Napoleon zu verſtändigen. Eine der erſten Handlungen des letzteren nach ſeinem Dezemberſiege war die Wiederherſtellung des Gottesdienſtes im Pantheon, welches fortan wieder die Kirche zur h. Genovefa hieß. Auch Graf Montalembert war einer der erſten, der ſich für Napoleon erklärte.

Im Beginn des Jahres 1852 ſtellte Napoleon als zehnjähriger Präſident die goldnen Adler ſeines Oheims auf den franzöſiſchen Fahnen wieder her, hob aber die Nationalgarde auf und ließ die Freiheitsbäume und andre Embleme der Republik wegſchaffen und durch die alten Zeichen und Namen des Kaiſerreichs erſetzen und das Kirchengebet nicht mehr für die Republik, ſondern für ſich verrichten (Domine, salvum fac Ludovicum Napoleonem). Am 15. Januar war die nun von ihm octroyirte Verfaſſung fertig, ein Mechanismus, wie unter dem älteren Napoleon. Alle Gewalt war bei dem 10jährigen Präſidenten, den in abſteigenden Stufen ein Staatsrath, ein notabler Senat und ein durchaus machtloſer geſetzgebender Körper berathen ſollte, ohne ſeine alleinige Entſchließung hemmen zu können. Die Verhandlungen dieſes Körpers ſollten geheim ſeyn und nicht veröffentlicht werden, „um den Kammerſitzungen das Theatraliſche zu nehmen und ihnen mehr Ernſt und practiſchen Nutzen zu geben.“ Auch ſollten keine Wahlcomités mehr die Wahlen leiten dürfen. Das bewog Montalembert, wieder auszutreten. Dieſer edle Graf hatte ſich das Kaiſerthum in inniger Verbindung mit der Kirche und mit einem freien Reichstage gedacht, wie ehemals im deutſchen Reiche. Der Präſident kehrte dagegen einfach zum Syſtem ſeines Oheims zurück und mußte es, denn neben einem einigermaßen einflußreichen Parlamente ließ ſich in Frankreich nicht mehr regieren.

Am 22. Januar confiſcirte Napoleon den größeren Theil der Güter des Hauſes Orleans und befahl, der kleinere Theil ſolle von der Familie ſelbſt binnen Jahresfriſt verkauft werden. Eine vielgeſchmähte Maßregel, die jedoch für Napoleon unumgänglich geweſen iſt. Als armer Emporkömmling konnte er nicht dulden, daß den Kindern ſeines Vorgängers hunderte von Millionen zu Gebote ſtanden, um die zu erkaufen, die ihn von der kaum erreichten Höhe wieder herabſtürzen könnten. Zudem war Ludwig Philipp nie berechtigt geweſen, ſeine unermeßlichen Güter dem Staate zu entfremden (vergl. Theil I. S. 274). Der Miniſter Morny billigte die Confiſcation nicht und nahm ſeine Entlaſſung, eben ſo ſeine Collegen Rouher und Fould und der alte Dupin. Aber Napoleon brauchte dieſe Abfälligen nicht zu achten. Sein Staatsrath, ſein Senat füllte ſich dennoch mit eifrigen und talentvollen Dienern, die er durch ſehr hohe Gehalte belohnte. Auch in den geſetzgebenden Körper wurden faſt nur ſolche gewählt, die ihm ergeben waren. Damals ſtarb Marraſt am 10. März, unbeachtet, ohne Grabgepränge. Am 21. hielt der Präſident eine große Revue über die Truppen und vertheilte Medaillen, deren Beſitz eine jährliche Rente von 100 Franken gewährte. Damals ließ er auch die Univerſität ſeine ſchwere Hand fühlen. Mehrere Profeſſoren derſelben hatten ſich eben ſo eifrig in Staatsgeſchäfte gemiſcht, wie die Kammermitglieder. Damit nun nicht mehr Jeder, der glänzende Reden halten oder geiſtreiche Zeitungsartikel ſchreiben konnte, ſich zum Mitregieren berufen fühle, ſtatuirte Napoleon ein gutes Exempel, hob die bisher gültige abſolute Unabhängigkeit der Profeſſoren auf und ſetzte die Hauptſchreier (Michelet, Edgar Quinet und auch den polniſchen Dichter Mickiewicz) ab. Es war dringend nöthig geworden, die Schule und Preſſe, wie die Tribune, zu demüthigen, nachdem man in Frankreich in der Unnatur ſo weit gediehen war, zu glauben, daß ein ſchwatzhafter Mund und eine gewandte Feder zur Herrſchaft im Staate berechtige. Von den Sophiſten, Rhetoren und Paraſiten konnte den Staat nur ein Imperator heilen.

Die Familie Orleans proteſtirte gegen die Confiſcation ihrer Güter. Die Herzogin Helene nahm die 300,000 Fr. Renten, die ihr bleiben ſollten, nicht an. Nachdem der jüngere, wie der ältere Zweig der Bourbons gleiches Mißgeſchick erlebt, ſuchte man ſie wenigſtens zu verſöhnen. Dieſe Fuſion kam aber zu keinem rechten Ende, ſo oft man auch einen neuen Anlauf nahm. Der Plan war damals, der Graf von Chambord ſolle den Grafen von Paris adoptiren. — Die belgiſche Preſſe erlaubte ſich kleine Neckereien gegen Napoleon, und um zu beweiſen, daß Belgien unter engliſchem Schutze ſtehe, machte die Königin Victoria im Sommer einen Beſuch bei König Leopold. Allein Napoleon beſtand dieſe Probe gut, ließ ſich zu nichts Uebereiltem hinreißen und wahrte doch gegenüber Belgien ſeine Würde. Als Antwort auf ein Circularſchreiben, in welchem Fürſt Schwarzenberg die friedlichſten Geſinnungen kundgegeben und nur die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 zur Bedingung gemacht hatte, verkündete der Moniteur die aufrichtigſte Friedensliebe auch von Seiten Frankreichs.

Der neue Senat bewilligte dem Präſidenten eine Civilliſte von 12 Millionen, den Titel Prince und Monſeigneur und den Gebrauch der Kronſchlöſſer. Die Tuilerien wurden für ihn neu hergeſtellt. Am 10. Mai ertheilte er den Truppen die neuen Adler, im Juli machte er eine Reiſe zur Einweihung der Eiſenbahn nach Straßburg unter lautem Volksjubel, und am 15. Auguſt beging er zu Paris das

Napoleonsfeſt unter lebhafter Zuſtimmung des Volks und der Truppen. Alles ließ ſich hier ſchon kaiſerlich an. Niemand zweifelte, der Präſident werde dem Beiſpiel ſeines großen Oheims folgen und die Mehrheit der Franzoſen wollte es nicht anders, hatte ihn ſelbſt durch ſeine Wahlſtimmen dazu aufgefordert. Das Landvolk, die kleinen Bürger und Handwerker und die Soldaten hatten unbedingten Glauben an ſeinen Namen. Die Arbeiter hofften in ihm einen Rächer an Cavaignac zu finden und Napoleon ſelbſt that alles, um ihnen das Vertrauen einzuflößen, er wiſſe ihre Noth zu würdigen. Endlich ſah auch die Kirche in ihm einen beſſern Schutz ihrer Rechte, als in den bisherigen liberal-conſtitutionellen und demokratiſchen Regierungen. Nur die Bourgeoiſie, die mit der Tribune gefallenen, mit der Preſſe geknebelten Größen der jüngſtvergangenen Zeit grollten, aber in Unmacht. Um nun dieſen Grollenden und zugleich dem wachſamen Auslande zu beweiſen, wie populär die Wiederherſtellung des Kaiſerthums und der napoleoniſche Name ſey, unternahm der Präſident im September eine längere Rundreiſe durch den Süden Frankreichs. Der Enthuſiasmus, den er auf dieſer Reiſe überall zu finden hoffte, ſollte ihm die moraliſche Kraft leihen, um den Pariſern das Kaiſerthum aufzubringen, es gleichſam vom Lande in die Stadt hineinzufahren.

Er ging über Lyon, wo er die Reiterſtatue ſeines großen Oheims enthüllte und denſelben „den legitimſten Herrſcher Frankreichs“ nannte, weil ihn die Wahl des Volkes erhoben und die ganze Welt anerkannt habe. Er fügte übrigens hinzu, er werde die Herſtellung dieſes legitimen Kaiſerthums nicht übereilen und erſt vollziehen, wenn der allgemeine Wille und das Wohl Frankreichs es fordern würden. In Marſeille wurde das Complott einer Höllenmaſchine entdeckt, durch die er hätte ſollen getödtet werden. Im reichen Bordeaux hielt er am 12. October eine berühmt gewordene Rede, die, auf das Ausland berechnet, hauptſächlich den Gedanken enthielt: l'empire c'est la paix! Er fügte die ſtolzen

Worte hinzu: wenn Frankreich beruhigt iſt, ſo iſt es auch die übrige Welt. Auf dem Rückwege ſtieg er am Schloſſe Amboiſe aus, wohin Abdel Kader gebracht worden war, beſuchte denſelben, reichte ihm die Hand und kündigte ihm ſeine Freilaſſung an. Schon lange habe er ihm dieſelbe zu gewähren gewünſcht und nur den Eingebungen ſeines Herzens nicht folgen dürfen. Jetzt ſey die Zeit gekommen, die Schuld ſeines Vorgängers zu ſühnen. „Es gibt nichts Erniedrigenderes für eine große Nation, als wenn ſie ihre Macht in dem Maße verkennt, daß ſie ihr gegebenes Verſprechen nicht hält!“ Abdel Kader hatte ſich an Lamoricière nur unter der Bedingung ergeben, daß er frei nach Alexandrien oder St. Jean d'Acre entlaſſen werde. Ludwig Philipp hatte dieſe Bedingung nicht eingehalten. Jetzt bot Napoleon dem edeln Gefangenen die freie Abreiſe nach Bruſſa in der Türkei mit einem jährlichen Gehalt von 200,000 Franken an. Der Emir dankte mit Würde und Innigkeit und erhielt die Erlaubniß, vor ſeiner Abreiſe nach Bruſſa Paris ſehen zu dürfen, wo man ihm einige Wochen lang die liebenswürdigſten Huldigungen zu Theil werden ließ.

Ueberall auf der Reiſe hatte ſich das Volk in Maſſe zum Präſidenten gedrängt und ihn mit vive l'empereur begrüßt. Dieſer Ruf ſchwoll von Tage zu Tage an und ſchlug ſo mächtig an die Mauern von Paris, daß das Echo hier nicht ausbleiben konnte. Bei ſeiner Rückkehr am 16. October fand er ganz Paris feſtlich geſchmückt und hörte auf dem zwei Stunden langen Einritt längs der Boulevards von einer unermeßlichen Volksmenge nichts als immer und immer wieder den Kaiſergruß und erblickte ringsumher nichts als die Embleme des Kaiſerthums. Den Kern des Volkes aber bildeten außer den Arbeitern Leute aus den Provinzen. Die Arbeiter hatten ſich in allen ihren Corporationen eingefunden, um dem zu huldigen, von dem ſie Pflege ihres Intereſſes, Entſchädigung für die Juniſchlacht und Rächung des von Cavaignac und Lamoricière vergoſſenen Blutes hofften. Aus den Provinzen aber waren an dieſem Tage 350,000 Bauern, Kleinſtädter, Weiber und Kinder, ganze Gemeinden, ganze Dorfſchulen, eine unzählbare Menge weißgekleidete Mädchen und Volk im ländlichen Putze gekommen. Der Prinz aber ſtieg nicht mehr im Eliſée, ſondern im königlichen Palaſt der Tuilerien ab, wo ihn ſeine Verwandten empfingen, Prinz Jerome, Exkönig von Weſtphalen, ſein Oheim, und deſſen Kinder, Napoleon und Mathilde. Die letztere, mit dem ruſſiſchen Fürſten Demidoff vermählt, aber von ihm getrennt, eine der ſchönſten Damen ihrer Zeit, machte die Honneurs des neuentſtehenden kaiſerlichen Hofes. Sodann Peter Bonaparte (Lucians Sohn und Bruder des in Italien agirenden Karl Lucian, Fürſten von Canino). Napoleon und Peter waren indeß ihrem genialen und glücklichen Couſin nicht unbedingt ergeben. Der erſtere hatte ſich auf einer Geſandtſchaft nach Spanien widerſpenſtig und eigenwillig gezeigt, der andere hielt zu der demokratiſchen Partei, mit wie viel Ernſt? iſt freilich ungewiß. Dem neuen Hofe gehörte auch der junge Murat an, Enkel des Königs Joachim von Neapel.

Noch im Laufe des October befahl der Prinz Präſident dem Senate, am 4. November über die Wiederherſtellung des Kaiſerthums zu berathen, da dieſelbe durch die glänzendſten Kundgebungen der Nation während ſeiner Reiſe allgemein gefordert werde. Der Senat ſtimmte begreiflicherweiſe zu, aber auch diesmal ſollten wieder die Stimmen des Volkes ſelbſt eingeholt werden. Am 21. und 22. November ſollten alle unbeſcholtenen und erwachſenen Franzoſen männlichen Geſchlechts über die Frage abſtimmen, ob die Nation das erbliche Kaiſerthum, wie es unter Napoleon I. beſtanden und durch deſſen Abdankung rechtskräftig auf Napoleon II. übergegangen ſey, nunmehr auf Napoleon III. übertragen wolle? Die Frageſtellung und der Name war ſo gewählt, daß die Legitimität des Kaiſerthums und daher auch die Illegitimität aller Zwiſchenregierungen von 1815 bis 1851 dabei vorausgeſetzt wurde. Die Proclamation aber erklärte das Volk allein für berechtigt, jene geſtörte Legitimität wiederherzuſtellen, ſo daß der neue Kaiſer ſich ebenſowohl auf ſein Geburtsrecht, als auf des Volkes Willen berufen konnte. Die Schlußphraſe der Proklamation lautete: Die Nation krönt ſich ſelbſt, indem ſie Napoleon krönt! Alles war ſo wohl berechnet, daß die wirkliche Abſtimmung 7,824,189 Ja gegen 253,145 Nein nachwies, eine ungeheure Mehrheit, in welcher der Prinz mit vollem Recht den Willen der Nation erkannte, und worauf er am 2. Dezember ſich zum Kaiſer ausrufen ließ.

Der ausgeſtoßene Victor Hugo ließ damals ein ſchändliches Pasquill (Napoleon le petit) ausgehen, eines gebildeten Geiſtes unwürdig. Napoleon rächte ſich nur durch einen feinen Zuſatz, indem er ſagte: Napoleon le petit par Victor Hugo le grand. Eben ſo ſchnell vergeſſen, aber von ungleich tieferer Bedeutung war eine gleichzeitige Brochure des Grafen Montalembert, worin das abgeſchätzte conſtitutionelle Syſtem und Parlament vertheidigt wurde.

Napoleon III. ließ die Verfaſſung mit den drei höchſten Corporationen beſtehen, gab ſeinem Oheim Jerome den Königstitel zurück, ernannte die Generale St. Arnaud, Magnan und Caſtellane zu Marſchällen, verminderte aber die Armee um 30,000 Mann und ließ durch ſeine Geſandtſchaften allen auswärtigen Mächten die bündigſten Verſicherungen ſeiner Friedensliebe geben. England war es wieder, welches ihn augenblicklich als Kaiſer anerkannte. Daſſelbe thaten Neapel, Spanien und alle minder bedeutenden Mächte Nur die drei nordiſchen Mächte zögerten noch und ein vom 29. November datirtes Schreiben des Kaiſer Nicolaus wurde veröffentlicht, worin von der Wiedererrichtung des Kaiſerthums in Frankreich abgerathen war. Mit der Anerkennungsfrage hing eine andre zuſammen. Ludwig Napoleon warb um Carlotta, Tochter des Prinzen Guſtav Waſa und der Prinzeß Louiſe, einer Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden. Die Sache ſchien im beſten Gange, als plötzlich in den erſten Tagen des Dezember das fait accompli einer Vermählung des Kronprinzen Albrecht von Sachſen*) mit Carlotta bekannt wurde. Am 17. Dezember ſtattete Kaiſer Franz Joſeph unerwartet ſchnell einen Beſuch in Berlin ab, und am 20. wurde in England das Toryminiſterium geſtürzt und kam Lord Palmerſton wieder ans Ruder, um alsbald in der europäiſchen Politik mit Frankreich Hand in Hand zu gehen. Aber es kam zu keinem europäiſchen Conflict, ſondern es erfolgte zuerſt von Seiten Rußlands am 5. Januar 1853 die Anerkennung des franzöſiſchen Kaiſerthums, am 6. auch die von Seiten Oeſterreichs und Preußens.

Napoleon III. veranſtaltete im November und Dezember bei Fontainebleau und Compiègne große Treibjagden in alterthümlichen Coſtumen, wobei auch Damen glänzten, und unter ihnen als die ſchönſte eine blonde Spanierin, Donna Eugenia Montijo, Herzogin von Theba. Dieſe wählte der Kaiſer zu ſeiner Gemahlin und erklärte es dem Staatsrath und den Kammern am 22. Januar 1853 in einer noch an demſelben Tage veröffentlichten Botſchaft, worin es hieß: „Frankreich hat in ſeinen Revolutionen ſtets einen vom übrigen Europa verſchiedenen Weg eingeſchlagen. Dynaſtiſche Vermählungen erzeugen nur trügeriſche Bürgſchaften und ſetzen das Familienintereſſe an die Stelle des Nationalintereſſes. Seit 70 Jahren ſind alle in Frankreich vermählten fremden Prinzeſſinnen unglücklich geweſen. Nur einer gedenkt das Volk gern, und dieſe eine ſtammte nicht aus königlichem Blute (Joſephine). Die vergebliche Bewerbung des Herzogs von Orleans um eine Prinzeſſin aus ſouveränem Hauſe und die Thatſache, daß er zwar eine vortreffliche Frau, aber nur zweiten Ranges und einem andern Bekenntniß angehörig fand, verletzte das Selbſtgefühl Frankreichs. Wenn man durch die Macht eines neuen Princips auf die Höhe der alten Dynaſtien gehoben wird, werde man dem Princip nicht untreu, ſondern bewahre ſeinen eigenthümlichen Charakter und nehme gegenüber von Europa offen die Stelle des Emporkömmlings (parvenu) ein, welches ein ruhmvoller Titel iſt, wenn man ihn durch die freie Abſtimmung eines großen Volkes erlangt. Ich wähle eine Braut, die ich liebe, von hoher Geburt, Franzöſin durch ihr Herz und ihre Erziehung und durch das Blut, das ihr Vater für die Sache des Kaiſerreichs vergoſſen (er war unter König Joſeph Afranceſado). Als Spanierin hat ſie den Vortheil, daß ſie in Frankreich keine Familie beſitzt, der man Ehren und Güter verleihen müßte. Geſchmückt mit allen Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüthes wird ſie eine Zierde des Thrones ſeyn.“ Sein genialer Entſchluß, ſtatt einer Marie Louiſe eine Joſephine zu heirathen, fand im Volk die allgemeinſte Zuſtimmung und ſchon am 30. Januar wurde die Hochzeit gefeiert. Bei dieſem Anlaß erließ der Kaiſer eine Amneſtie für politiſche Verbrecher und begnadigte über 3000 Perſonen.

---

*) Deſſen Mutter Amalie iſt die Tochter des König Max Joſeph von Bayern und Schweſter 1) der Erzherzogin Sophie, Mutter des jetzt regierenden Kaiſer Franz Joſeph, 2) der Königin Eliſabeth von Preußen, 3) der Prinzeſſin Ludovica, Gemahlin des Herzog Max in Bayern und Mutter der Eliſabeth, jetziger Gemahlin des Kaiſer Franz Joſeph. Zwei weitere noch lebende Schweſtern ſind Charlotte, Wittwe des Kaiſer Franz I. und Marie, Wittwe Friedrich Auguſts von Sachſen.

Napoleon III. regierte mit großem Verſtande. Indem er in Paris ausgedehnte Bauten unternahm, die Rivoliſtraße bis zum Stadthauſe verlängerte, das Louvre ausbaute ꝛc., beſchäftigte er nicht nur die Arbeiter, ſondern zerſtörte auch die engen Gaſſen, die bei allen Pariſer Revolutionen den Inſurgenten zum hauptſächlichſten Stützpunkte gedient hatten. Das war viel practiſcher, als die Erbauung des Forts unter Ludwig Philipp. Auch den Bürgerſtand, dem er die freie Preſſe, die Wahlumtriebe, das Nationalgardenſpiel und die Tribune entriſſen hatte, ſuchte er durch Beförderung des Luxus zu gewinnen. Die Idealrepublikaner, wie Cavaignac, waren ihm nicht mehr gefährlich, noch viel weniger die abgenutzten Intriganten, wie Thiers. Er durfte auf das Landvolk und auf die Soldaten rechnen. Auch die Mehrheit der Biſchöfe hielt zu ihm, weil er der Religion alle Achtung erwies.

Die Oppoſition des ultramontanen „Univers“ und des Biſchofs von Moulins, der ſich dieſes Journals gegen die Cenſur des Erzbiſchofs Sibour von Paris annahm, blieb ohnmächtig.

Der mächtigſte Bundesgenoſſe des Bürgerkönigthums und der corrumpirten Kammerregierung war die Börſe geweſen. Sie iſt als Tyrannin, als ſyſtematiſche Ausſaugerin des arbeitenden Volks zu Gunſten weniger Reichen principiell dem Imperialismus entgegengeſetzt, der mit der Kirche im Bunde ſich auf das gemeine Volk und die Armee ſtützt. Napoleon III. ſcheint das nicht mißkannt zu haben. Durch die von ihm im Jahr 1854 getroffene großartige Maßregel einer Nationalanleihe, zu der viermal mehr gezeichnet wurde, als er bedurfte, hat er gezeigt, daß er ſich von der Börſe unabhängig machen wollte. Allein er konnte es nicht mehr. Die enormen Koſten des Hofes, der Verwaltung und des Heeres entſchieden den Sieg der Börſenſpeculationen, an denen ſich die Großen wieder wie unter dem Bürgerkönige mit ſchamloſer Habgier betheiligten. Ja der Schwindel griff in die unterſten Schichten des Volkes ein, und nie zuvor war die Börſe mehr bevölkert und belagert geweſen von allen Claſſen.

Je mehr das Kaiſerthum ſich befeſtigte, um ſo mehr ſchwanden die Hoffnungen der geſtürzten Königsfamilie. In der Noth neigten ſie ſich wenigſtens unter ſich zu einer Ausſöhnung. Der Herzog von Nemours begab ſich nach Frohsdorf zum Grafen von Chambord und erkannte ihn als Heinrich V. an, wogegen Chambord ſich bereit erklärte, den Grafen von Paris als ſeinen Nachfolger zu adoptiren. Aber die Mutter des letztern, die Herzogin Helene, legte Proteſt gegen dieſen Plan ein.

Die der geſtürzten Familie Orleans ſo nahe verwandte Dynaſtie in Belgien verließ ſich nicht mehr ganz auf den bisherigen Schutz Englands, ſondern glaubte, dem mächtigen franzöſiſchen Kaiſerreich gegenüber neue Stützen ſuchen zu müſſen. Daher die Reiſe des König Leopold mit ſeinem Sohn, dem Kronprinzen Leopold, Herzog von Brabant, nach Wien, und des letztern Vermählung mit der öſterreichiſchen Erzherzogin Marie, Tochter des verſtorbenen Palatinus Joſeph, am 22. Auguſt 1853. Im übrigen balancirte die belgiſche Regierung immer glücklich zwiſchen der liberalen und klericalen Partei. Ein heftiger Streit entbrannte erſt aus Anlaß des „Wohlthätigkeitsgeſetzes“. Die Liberalen verlangten, wohlthätige Stiftungen ſollten durch die Hand des Staates, die Klericalen, ſie ſollten durch die Hand der Kirche gehen. Als die Mehrheit der Kammer ſich der letzteren Anſicht zuneigte, gab es Auflauf in Brüſſel und den meiſten größeren Städten des Landes, wurden die Klöſter überfallen oder bedroht und flohen Mönche und Nonnen (27. Mai 1857). Der König ſchloß die Kammer und die Ruhe wurde nicht weiter geſtört.

England anerkannte zwar das neue franzöſiſche Kaiſerthum, allein es koſtete den Lord Feuerbrand ſeine Stelle. Palmerſton hatte nämlich, ohne die übrigen Miniſter zu fragen, dem 2. Dezember zugeſtimmt und dadurch die Form verletzt. Die Königin, noch gereizt durch Belgien, wo man damals große Angſt vor Frankreich hatte, ſoll ſehr aufgeregt gegen Palmerſton geweſen ſeyn. Auch die nordiſchen Mächte hatten längſt bittere Klage gegen ihn erhoben und mit Recht. Denn er hatte Koſſuth und ſeine Anhänger nicht nur in der Türkei geſchützt, ſondern auch im Jahr 1851 gaſtfrei in England aufgenommen. Koſſuth landete in Marſeille und wäre gern durch Frankreich gereist, um die Republikaner ins Feuer zu ſetzen, aber Napoleon geſtattete es nicht. In England dagegen wurde er von Palmerſton geliebkost, wurden ihm große Feſte gegeben, Summen für ihn geſammelt und traten die Häupter aller vom Feſtland geflüchteten revolutionären Parteien, Ledru Rollin, Louis Blanc, Mazzini ꝛc. mit ihm zuſammen, um neue Revolutionen auszuſinnen und durch Agitation das ganze Feſtland in Athem zu erhalten. (Später ging Koſſuth nach Amerika, um ſich auch dort bewundern und beſchenken zu laſſen, bis er aus der Mode kam und auch in England, wohin er zurückkehrte, vergeſſen wurde.) Die Irländer, die unter O'Brien, und die wieder auferſtandenen Chartiſten, die unter O'Connor das Volk aufzuregen ſuchten, wurden von demſelben Palmerſton energiſch unterdrückt. Die ungeheure Prozeſſion, die von Kenſington aus nach London eine Monſtrepetition bringen ſollte, wurde durch 150,000 Gentlemen verhindert, die ſich zu dieſem Zweck unter die Conſtabler hatten einſchreiben laſſen. Alle Welt ſollte die Pariſer Februarrevolution nachahmen dürfen, nur England nicht. Damals fing Palmerſton auch ſchon ſeine heimtückiſchen Angriffe auf Neapel an. Denn er wollte ſich dafür rächen, daß ihm die tapfern Schweizer ſeine ſicilianiſche Intrigue durchkreuzt hatten und Neapel ſollte keine Stunde Ruhe mehr vor England haben. Daher die abſichtliche Veröffentlichung der Briefe Gladſtones an Aberdeen über die angeblichen Greuel, die an den politiſchen Gefangenen in Neapel begangen würden. Nichtsdeſtoweniger zeigte London gerade im Jahr 1851 die Phyſiognomie des tiefſten Friedens und eine allumfaſſende Völkerliebe. Denn die erſte große Weltinduſtrieausſtellung war daſelbſt in einem ungeheuren Glaspalaſt eröffnet worden, worin alle Nationen unter den Auſpizien Englands den Reichthum ihrer Erzeugniſſe entfalteten. Damals leitete auch der Schwärmer Elihu Burrit einen allgemeinen Friedenscongreß in der Hoffnung ein, alle künftige Kriege verhindern und die Summen, welche die Soldaten koſteten, den Friedenswerken zuweiſen zu können.

Da trat die Störung ein. Palmerſton wurde abgedankt. Peel war 1850 an einem Sturz vom Pferde geſtorben. Das neue Miniſterium Granville und Ruſſel erklärte nur zwar in der Thronrede ſeine friedliche Geſinnung gegen Frankreich, verlangte aber 8000 Mann Milizen, um die Küſten zu bewachen. Das Parlament, von Palmerſton geleitet, ſtimmte dieſer Maßregel nicht zu und damit fiel das Miniſterium ſchon im Februar 1852. Die Königin verſuchte es zwar wieder mit den Tories und brachte Lord Derby und ſogar den redſeligen Juden d'Israeli ins Miniſterium.

Allein daſſelbe konnte ſich weder in ſeiner äußeren noch inneren Politik befeſtigen, da Napoleon von ganz Europa als Kaiſer anerkannt war und die Torysfurcht eine Wiederkehr der Antikorngeſetzligue hervorrief. Zu Weihnachten 1852 traten Ruſſel, Aberdeen, aber auch Palmerſton wieder ins Miniſterium ein.

In Spanien herrſchten die Moderados unter General Narvaez im Einverſtändniß mit der Königin Mutter Chriſtine und unter dem Beifall Ludwig Philipps, als des letztern Sturz in der Februarrevolution plötzlich den Progreſſiſten und dem engliſchen Einfluß das Thor öffnete. Zwar unterdrückte Narvaez mit gewohnter Energie*) einen progreſſiſtiſchen Aufſtand in Madrid am 23. März 1848, und wurde die Königin Iſabelle jetzt von Oeſterreich und Preußen (noch nicht von Rußland) anerkannt, aber Lord Palmerſton wollte um jeden Preis die Moderados ſtürzen und erließ eine freche Note an Spanien, worin er das moderadiſtiſche Syſtem tadelte und eine Aenderung verlangte. Narvaez erklärte dem engliſchen Geſandten Bulwer, wenn noch eine ſolche Note käme, werde er ſie gar nicht annehmen. Palmerſton ließ ſich das gefallen, in Hoffnung, eine neue Inſurrection, bei der Bulwer ſtark compromittirt war, werde Narvaez ſtürzen. Sie begann in der Nacht des 6. Mai in Madrid und brach am folgenden Tage auch in Sevilla aus, aber die Truppen der Regierung ſiegten abermals und Narvaez nahm keinen Anſtand, Bulwer zu befehlen, daß er binnen zweimal 24 Stunden die Hauptſtadt und das Königreich verlaſſe. Palmerſton ließ ſich auch das gefallen, weil er der Schuldige war. Iſturiz, der ſpaniſche Geſandte in London, kehrte von dort zurück. Weiter aber erfolgte keine Feindſeligkeit von England. Frankreich benahm ſich ungleich loyaler gegen Spanien. Als Cabrera im Norden wieder für den Herzog von Montemolin carliſtiſche Guerillas aufbrachte, war es Cavaignac, der ihm jede

---

*) Als er auf einem Spazierritt von dem Ausbruch der Empörung hörte, wies er auf ſeine Reitgerte und ſagte: damit werde ich ſie zu Paaren treiben.

Unterſtützung von der Grenze aus verwehrte. General Concha beſiegte die Carliſten und ſie unterwarfen ſich. Damals ſandte Narvaez auch ſpaniſche Truppen nach Italien dem Papſt zu Hülfe.

Aber Narvaez hatte mit zu großer Strenge die Jugend der jungen Königin bewacht. Das ward ihr läſtig. Die alte Königin, allzu ſicher gemacht durch die Herrſchaft der Moderados, wollte noch weiter rechts gehen und zum Abſolutismus zurückkehren, erachtete es daher an der Zeit, Narvaez als ein Werkzeug, das man nicht mehr brauche, wegzuwerfen. Am 18. October 1849 plötzlich wurde nun Narvaez abgedankt und der unbedeutende General Cleonard an ſeine Stelle geſetzt. Zwar erwies ſich dieſer ſo unfähig, daß Narvaez noch einmal gebeten werden mußte, wieder ins Amt zu treten; nun aber ſetzte die abſolutiſtiſche Intrigue den letzten Hebel an, um ihn zu ſtürzen. Iſabelle befand ſich nämlich in guter Hoffnung und der König, ihr Gemahl, wurde veranlaßt, die Entfernung des General Narvaez als den einzigen Preis zu bezeichnen, um den er die Legitimität des Kindes anerkennen würde. Die junge Königin ſagte dem Narvaez alles und bat ihn um Rath. Da ließ derſelbe augenblicklich dem König eine Wache geben und durchſchnitt die ehrloſe Intrigue mit ſeiner gewohnten Entſchloſſenheit. Ueberdies ſetzte ſich Narvaez ins beſte Einvernehmen mit Louis Napoleon, dem er durch ſeine Heirath mit einer Tochter verwandt geworden war. Aber eine Expedition zur Eroberung der ſpaniſchen Inſel Cuba von Nordamerika aus, heimlich von England begünſtigt, ließ Spanien empfinden, wie ſehr es der Freundſchaft Englands bedürfe, und da Louis Napoleon ſelbſt dieſe Freundſchaft pflegte, ſo gereichte dem Narvaez ſeine feindſelige Stellung zu England alsbald zum Vorwurfe. Und da Iſabelle mit einem todten Kinde niederkam und inſofern ihre Verlegenheit und Rathsbedürftigkeit aufhörte, und die Königin Mutter nichts ſehnlicher wünſchte, als Gebieterin über die ſpaniſche Staatskaſſe zu werden, um ihren Privatintereſſen reichlicher genügen zu können, ſo mußte Narvaez doch noch fallen. Die junge Königin fügte ſich ungern in dieſe Intriguen und entließ Narvaez nicht, ohne bitter um ihn zu weinen, in dem ſie ihren einzigen wahren Freund erkennen mußte, am 11. Januar 1851.

Chriſtine regierte nun eine Weile mit dem neuen Miniſter Bravo Murillo, rechnete und muthete bei der Reorganiſation der Finanzen den Staatsgläubigern große Opfer zu, wich aber noch nicht aus der conſtitutionellen Bahn, bis der Staatsſtreich des 2. Dezember in Frankreich ihr erſt Muth machte, und die Niederkunft Iſabellens mit einer geſunden Tochter (am 20. Dezember) auch die Thronfolge ſicherte. Die Folge war zunächſt ein ſehr ſtrenges Preßgeſetz, die Entfernung conſtitutionell geſinnter Männer und das liebkoſende Heranziehen von Carliſten. Ein Meſſerſtich, mit welchem der Mönch Merino die Königin Iſabella bei ihrem erſten Kirchgang nach ihrem Wochenbette verwundete, war nur eine That vereinzelter Verrücktheit ohne politiſches Motiv, am 2. Febr. Im Verlauf des Sommers wurde an dem Plan gearbeitet, die Verfaſſung im abſolutiſtiſchen Sinne umzuändern, aber als derſelbe den Cortes vorgelegt wurde, fand er Widerſtand. Die Moderados vereinigten ſich eine Zeitlang mit den Progreſſiſten gegen die Camarilla. Narvaez war zurückgekehrt und wurde jetzt von den Progreſſiſten ſelbſt begrüßt. Chriſtine ließ ihn förmlich aus Spanien verbannen (Dezember 1853). Aber es gelang ihr nicht, ihre Autorität zu befeſtigen. Am meiſten ſchadete ihr die Aufdeckung ihrer Wuchergeſchäfte vor den Cortes. Sie hatte fortwährend die Krone und den Staat geplündert, um den Reichthum Spaniens allein ihren illegitimen Kindern zuzuwenden. Concha lieferte die Beweiſe öffentlich. Sie ließ aber die Cortes geſetzlich auflöſen, und trieb es noch ärger, indem ſie Paſtor, den Schwager Salamancas (alſo eigentlich dieſen ſelbſt), zum Finanzminiſter machte. Nie hatte ſich Spanien in ſchlechteren Händen befunden, denn hier trieben es die Wucherer zu den Füßen des Thrones noch gröber als in Frankreich unter Ludwig Philipp. Indeß fürchtete Chriſtine nichts, denn ſie ſah ja auch in Frankreich die abſolute Gewalt befeſtigt und machte ſich viel in Paris zu thun, um dem Imperator daſelbſt eine ihrer Töchter (von Munnoz) anzubieten.

Aber das gelang ihr nicht. Vielmehr erhob ſich Aufruhr gegen ſie. Der erſte zu Saragoſſa, im Februar 1854, mißlang. Aber als in Madrid ſelbſt O'Donnel und Serrano das Militär empörten, am 28. Mai, mußte die junge Königin ſchon das Miniſterium ändern, und als am 20. Juli vollends das Volk in Madrid ſich erhob und gleichzeitig die meiſten Provinzen ſich pronuncirten, wurde Chriſtine vollſtändig geſtürzt, gefangen gehalten und bedroht und endlich nur aus Gnade nach Portugal entlaſſen. An die Stelle des bisherigen Abſolutismus trat nun aber wieder der extremſte Progreſſismus. Eſpartero erhielt die Oberleitung zurück, und die unglückliche Kirche wurde aufs neue verfolgt, während die Rechte der conſtitutionellen Königin unangetaſtet blieben. Da aber in Spanien nichts Beſtand haben kann, ſo unterlag auch Eſpartero wieder und wurde ſchon nach zwei Jahren durch einen Soldatenaufſtand unter O'Donnel (am 16. Juli 1856) geſtürzt, worauf auch Narvaez und ſogar die alte Königin wieder zurückkehrten.

Noch immer iſt kein gedeihliches Ende der ſpaniſchen Wirren abzuſehen. Das ſchöne Land, das edle Volk ſcheint unter einem Fluche gebannt, der in ſeiner Art einzig iſt. Mit großen altererbten Tugenden und hohem Geiſte ausgeſtattet, vermag das ſpaniſche Volk ſich doch nicht der Tyrannei mittelmäßiger zum Theil unwürdiger Parteiführer zu entziehen, vermögen die beſſern Männer keine dauernde Mehrheit zu erlangen und die Regierung, die Cortes, die Armee von ihren unſittlichen Elementen zu reinigen. Das Volk gleicht einem edeln Kranken, den ein böſer Dämon beſitzt, und der im Delirium gegen den unfähigen Exorciſten, wie gegen ſich ſelbſt wüthet.

In Portugal war der liberale Miniſter Saldanha durch Cabral verdrängt worden, der mit Narvaez gegen England zuſammenhielt, wurde aber im April 1851 durch einen Soldatenaufſtand in ſeine Machtſtellung wieder eingeſetzt als Majordomus der Königin. Dieſe Dame, Maria da Gloria, ſtarb in noch blühendem Alter am 15. November 1853 und ihr folgte ihr Sohn Don Pedro V., anfangs noch minderjährig unter der Regentſchaft ſeines Vaters Ferdinand. Dieſer junge Prinz machte ſeitdem Reiſen, trat die Regierung 1855 ſelbſtändig an, erhielt die Ruhe im Reiche und genoß allgemeines Vertrauen. Durch Schonung der Kirche ſicherte er ſich insbeſondere die Liebe des Landvolks. — Sein Oheim, Don Miguel, blieb in der Verbannung, heirathete 1851 die Prinzeſſin Adelheid von Löwenſtein-Wertheim, und bekam am 19. Sept. 1853 einen Sohn, für den er die Rechte eines Thronfolgers in Portugal in Anſpruch nahm, ohne unterſtützt zu werden.

In Italien war die Ruhe wiederhergeſtellt. Rom blieb aber immer noch von den Franzoſen beſetzt, die ſich ihren Einfluß auf die Halbinſel und zunächſt auf die Entſchließungen des heil. Vaters dadurch ſicherten. General Oudinot wurde zurückberufen, aber durch Roſtolan, ſpäter durch Baraguay d'Hilliers erſetzt. Papſt Pius IX. ertheilte ſchon im Herbſt 1849 durch ein manu proprio von Gaëta aus ſeine Befehle nach Rom und ließ die Regierung in ſeinem Namen wieder übernehmen, mit ſtillſchweigender Uebergehung der früheren Verfaſſung. Aber erſt am 9. April begab er ſich ſelbſt nach Rom. Bei ſeinem Einzug platzte eine Petarde am Thor, jedoch ohne jemand zu verletzen. Seitdem nun befand ſich der heil. Vater wieder im Vollbeſitze ſeiner Macht, aber unter den Bajonetten des franzöſiſchen Kaiſers, ſeines ehrerbietigen, aber ſtolzen Verbündeten. Ganz in der Nähe, eben ſo eng verbündet und ehrerbietig, ſtanden die Oeſterreicher. Von einer Wiederaufnahme politiſcher Reformen war nun nicht mehr die Rede. Dagegen neigte ſich der Papſt zu einer begeiſterten Marienverehrung hin. Am 29. Juli 1850 gründete er ein neues Marienfeſt, welches fortan am Tage ſeiner Rettung aus Rom gefeiert werden ſollte, weil die Gottesmutter ihm in dieſer Noth geholfen, und am 2. Auguſt 1851 verkündete er Ablaß für beſondere Marienverehrungen. Dem folgte im Jahre 1854 die Berufung einer großen Verſammlung von Biſchöfen nach Rom, um das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä feſtzuſtellen. Dieſe Verſammlung wurde am 20. Nov. eröffnet und war aus 192 Cardinälen, Erzbiſchöfen und Biſchöfen aus allen Theilen der katholiſchen Welt gebildet. Das betreffende Dogma war ſchon 1439 vom Basler Concil angenemmen, aber vom Papſt nicht beſtätigt worden. Im früheren Mittelalter hatten beſonders Dominicaner und Franziscaner viel und heftig darüber geſtritten, die höchſte Autorität der Kirche hatte jedoch ſtets für räthlich erachtet, keine endgültige Entſcheidung zu geben. Diesmal wurde raſch entſchieden. In der Verſammlung erhob ſich nur geringer Widerſpruch und ſchon am 8. Dezember konnte Pius IX. der Welt das neue Dogma verkündigen, indem er das Bildniß der Gottesmutter mit einem prachtvollen Diadem krönte. Später proteſtirte der franzöſiſche Abbé Laborde gegen das Dogma, welches inzwiſchen in der geſammten katholiſchen Welt angenommen wurde und nur deshalb den nur dem Tagesintereſſe Hingegebenen weniger wichtig erſchien, weil es keine irgend erhebliche oder lermende Oppoſition fand.

Ein verhältnißmäßig viel größeres Aufſehen machte ein ganz unbedeutender Vorfall in Florenz. Hier war das Ehepaar Madiai proteſtantiſch geworden, hatte ſich mit Bibelverbreiten und Proſelytenmachen abgegeben, und war deshalb verhaftet und in Unterſuchung gezogen worden. Die engliſchen Miſſionäre, welche die Sache zunächſt anging, wurden diesmal durch die bekannte Politik das Lord Palmerſton, der um jeden Preis Italiens Ruhe beſtändig geſtört wiſſen wollte, kräftigſt unterſtützt. Auch das proteſtantiſche Deutſchland wurde ins Intereſſe gezogen, ein ungeheurer Zeitungslerm gemacht und zu Gunſten der angeblichen „Märtyrer“ ſelbſt hohe und höchſte Vermittlung angerufen, ſo daß die großherzogliche Regierung ſich veranlaßt fand, das gedachte Ehepaar im Frühjahr 1853 frei zu laſſen.

Der Papſt ſtützte ſich fortwährend auf Oeſterreich, welches mit ihm das Concordat abſchloß, wodurch dem joſephiniſchen

Syſtem ein Ende gemacht und der Kirche wieder ein überwiegender Einfluß geſtattet wurde, ferner auf die von Oeſterreich abhängigen Mittelſtaaten Italiens und auf Neapel, deſſen König aus dem Hauſe Bourbon die Wiederherſtellung des Napoleoniſchen Kaiſerthums in Frankreich wegen der Möglichkeit einer Wiederkehr des Muratismus ſehr fürchtete. Oeſterreich behauptete unter dieſen Umſtänden und da es fortwährend wie Ferrara, ſo auch Bologna und Ancona beſetzt hielt, die Hegemonie in Italien und Frankreich blieb trotz ſeiner Beſetzung Roms iſolirt und hatte nur Koſten und Mühſeligkeiten mit dem Papſt und nirgends einen Erfolg. Das trug weſentlich zur wachſenden Mißſtimmung Frankreichs gegen Oeſterreich bei.

Je eifriger Oeſterreich der Kirche diente, deſto feindſeliger trat ihr Sardinien entgegen, wobei es freilich von dem vorſichtigen Napoleon nicht, wenigſtens nicht öffentlich unterſtützt wurde, wohl aber von Lord Palmerſton. Schon 1850 gab der ſardiniſche Juſtizminiſter Siccardi ein Geſetz, welches die geiſtliche Gerichtsbarkeit aufhob, die Feiertage einſchränkte ꝛc. Franzoni, Erzbiſchof von Turin, proteſtirte dagegen, wurde aber verhaftet und einen Monat lang gefangen gehalten. Auch der Papſt proteſtirte, aber die Stände genehmigten das Geſetz und der König ſanctionirte es. Die ſardiniſche Preſſe überbot ſich ſeitdem in Ausfällen theils gegen Oeſterreich, theils gegen den Papſt und gab hierin der Preſſe des Schweizer Radicalismus in ſeiner Culminationszeit nichts nach. Nachdem Cavour Chef des Miniſteriums geworden, ſteigerten ſich noch die Verfolgungen der Kirche. Das ſ. g. Kloſtergeſetz vom 2. März 1855 hob 365 Klöſter auf, wogegen ſowohl der Papſt, als der nach Frankreich geflüchtete Erzbiſchof Franzoni wieder vergebens proteſtirten. In Piemont ſelbſt wurde dieſe antikirchliche Strömung durch das Anſehen des Königs und durch die alte mazziniſtiſche Partei unterhalten und hatte eine rein negative Tendenz. Von einer Hinneigung zum poſitiven Proteſtantismus war da keine Rede; nur engliſche Argliſt konnte behaupten, und nur deutſche

Einfalt glauben, in dem turiniſchen Joſephinismus liege der Keim der Bekehrung Italiens zum engliſch-norddeutſchen Proteſtantismus.

Merkwürdig erſcheint die Ungunſt, welche die Jeſuiten in Neapel erfuhren. Ihr Blatt, civilta catholica hatte der Regierung joſephiniſche Tendenzen vorgeworfen, das beleidigte den König und der Papſt ſelbſt mußte ſich für die Duldung der Väter Jeſu in Neapel verwenden. Theiners Buch über Clemens XIV. (eine ſtrenge Kritik des Ordens) erlebte in Neapel ſieben Auflagen.

Die beſiegte Lombardei war mit großer Milde behandelt worden und auch gegen den bübiſchen Unfug der radicalen Preſſe in Piemont und der Schweiz ſchritt Oeſterreich nicht ein, um nicht mit den übrigen Großmächten in Verwicklungen zu gerathen. Das machte den Mazziniſten Muth, von London aus, wo ſie den Schutz Palmerſtons genoſſen, einen neuen Inſurrectionsverſuch zu wagen. Da es ihnen an ausreichenden militäriſchen Mitteln gebrach, konnte es ſich um keine eigentliche Revolution handeln. Mazzini, welcher ſelbſt von London aus in die Schweiz kam, um die Dinge zu leiten, wollte die Oeſterreicher nur allarmiren und den Italienern beweiſen, daß ihre Sache immer noch Vertheidiger habe. Am 6. Februar 1853 zeigten ſich plötzlich in den Straßen Mailands Schaaren von Menſchen, die mit Dolchen bewaffnet über die einzeln vorübergehenden öſterreichiſchen Soldaten herfielen und deren 10 bis 20 tödteten, etwa 100 verwundeten, ſobald aber Allarm geſchlagen und mit geſchloſſenen Colonnen gegen ſie marſchirt wurde, ſich wieder verkrochen. Ein niederträchtiger Bubenſtreich, den der weiſe Radetzki zweckmäßig beſtrafte, indem er nicht blos die ſtrengſte Zucht in der Stadt herſtellte, ſondern auch alle Teſſiner aus der Lombardei auswies. Freilich waren viele Unſchuldige unter ihnen, aber wegen der vielen andern, die ſich ſchon früher bei den lombardiſchen Empörungen betheiligt hatten, und weil Mazzini aus Locarno ſeinen förmlichen Waffenplatz gemacht hatte, war es durchaus nothwendig, dem frechen Schweizer Radicalismus endlich einmal Ernſt zu zeigen. Zugleich hatte ſich Oeſterreich darüber zu beſchweren, daß im Canton Teſſin die Klöſter aufgehoben und öſterreichiſche Mönche widerrechtlich und ohne alle Entſchädigung waren vertrieben worden.

Wenige Tage nach dem Complott in Mailand, am 18. Febr., wurde Kaiſer Franz Joſeph, indem er auf dem innern Walle der Stadt Wien ſpazieren ging, von einem jungen Ungarn, Libenyi, mit einem großen Meſſer angefallen und am Nacken verwundet, aber mit Hülfe ſeines Adjutanten O'Donnel und eines zufällig herbeikommenden Wiener Bürgers (Ettenreich), der den Böſewicht niederwarf, gerettet. Die nicht ungefährliche Wunde des Kaiſers wurde glücklich geheilt, der Mörder gehenkt. Ein Jahr ſpäter, am 26. März 1854 traf eines unbekannten Mörders Dolch den Herzog Karl von Parma auf einem Spaziergange, woran er am folgenden Tage verſchied. Der Mörder entkam. Baron Ward, ein Engländer, den des Herzogs Gunſt aus dem Stalle zu den höchſten Staatsämtern erhoben hatte und deſſen Willkührherrſchaft allgemein verhaßt war, um deſſen willen daher auch wohl der Mord geſchah, war gerade abweſend und durfte nicht mehr zurückkehren. Die Wittwe Louiſe, Tochter des ermordeten Herzogs von Berry, übernahm für ihren unmündigen Sohn Robert die Regentſchaft.

Die Schweiz ſöhnte ſich mit Oeſterreich erſt am 18. März 1855 wieder aus, indem ſie die öſterreichiſchen Mönche entſchädigte und Oeſterreich dagegen die Teſſiner in der Lombardei wieder zuließ. Im Uebrigen blieb es in der Schweiz beim Alten. Die Radicalen behaupteten ſich in der oberſten Leitung des neuen Bundes und ſtreckten ſich nur inſofern nach der Decke, als ſie ſich ſehr hüteten, ſich Frankreich zum Feinde zu machen. Englands waren ſie gewiß. Auf Oeſterreich nahmen ſie nach und nach in dem Maaße mehr Rückſicht, in welchem es ſich Frankreich näherte. Nur gegen Preußen hielten ſie an ihrer ganzen alten Weiſe feſt. Von einer Anerkennung des groben Unrechts, welches ſie in Neuenburg begangen hatten, war noch immer keine Rede, obgleich die Großmächte in einem Londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 die

Rechte des Königs von Preußen auf Neuenburg ausdrücklich wahrten. Auch die katholiſche Partei wurde in der ganzen Schweiz noch immer von den Radicalen unter dem Druck gehalten, zwei ohnmächtige Erhebungsverſuche der Unterdrückten zu Freiburg im Jahr 1850 und 1853 beſiegt und ſchwer geahndet. Marilley, der Biſchof von Freiburg, wurde inquirirt, verhaftet, endlich verbannt.

Fünfzehntes Buch.

Der ruſſiſche Krieg.

In unerwarteter Weiſe brach, nachdem kaum die Revolutionen verwunden waren, ein großer europäiſcher Krieg aus. Die Schuld daran trug Rußland. Kaiſer Nicolaus hatte den Orient nie aus den Augen verloren. Je mehr die Mitte und der Weſten Europas ſich in Revolutionen abſchwächten, um ſo gewiſſer mußte der Orient ſeine Beute werden. Rußland allein ſtand mitten in den Stürmen feſt, war die Hoffnung aller Conſervativen geworden, hatte Oeſterreich geſtützt, Preußen liebreich in die Zucht genommen, die Mittelſtaaten an ſich gezogen, kokettirte mit der neuen Herrſchgewalt in Frankreich und konnte jedenfalls, wenn Frankreich ſich ihm weigerte, es durch die deutſchen Mächte beſchäftigen. In der Türkei ſelbſt erneuerte ſich die geheime Agitation der Hetärie. Seit der abermaligen Beſetzung der Donaufürſtenthümer durch die Ruſſen im Jahr 1849 waren beſtochene Prieſter der griechiſchen Confeſſion thätig, auf eine neue Erhebung gegen die Türken vorzubereiten.

Das Jahr 1853 nahte heran, in welchem, einer alten Prophezeihung zufolge, der Halbmond, nachdem er gerade 400 Jahre lang in Europa geherrſcht hatte (ſeit der Eroberung von Conſtantinopel durch Muhamed II., 1453), für immer beſiegt und vertrieben werden ſollte. Kaiſer Nicolaus ſah, nach ſeiner eigenen Aeußerung, in der Türkei nur noch einen „kranken Mann“, deſſen Tod unvermeidlich und deſſen anſehnliches Erbe in die rechten Hände zu bringen nunmehr die Zeit gekommen ſey.

Das Vorgehen Rußlands in dieſer Angelegenheit wurde durch ein zufälliges, wenigſtens nicht direct gegen Rußland gerichtetes Einſchreiten Frankreichs und Oeſterreichs beſchleunigt. Napoleon III. ſaß kaum auf dem Thron, als er ſich, wie andrer kirchlichen Nöthe, ſo auch der Leiden der lateiniſchen Mönche und Pilger in Jeruſalem annahm und durch ſeinen Geſandten in Conſtantinopel, Lavalette, den Katholiken freien Zutritt zum heil. Grabe erwirkte, der ihnen bisher durch die Griechen ſehr erſchwert worden war,*) im März 1852. Bald darauf ſah ſich auch Oeſterreich veranlaßt, ſich bei der Pforte wegen Montenegro's zu beſchweren. Die zur griechiſchen Kirche gehörigen Montenegriner, ein berüchtigtes

---

*) Ueber das Benehmen des griechiſchen Patriarchen und der Griechen überhaupt am heil. Grabe zu Jeruſalem, gab der k. k. Gubernialrath Rußegger ſchon in ſeinem Reiſewerk III. 92 f. vom Jahr 1839 intereſſante Notizen. Die Griechen treiben dort argen Unfug, ſuchen allen Pilgern andrer Bekenntniſſe den Beſuch des heil. Grabes zu verleiden und entweihen die heil. Stätte durch Betrügerei und Roheit. So verkaufen ſie heil. Feuer. Wer ſeine Kerze daran anzündet, zahlt 1 Piaſter. Während im Gedränge die Männer ſich prügeln, die Weiber ſich entblößen, ſind griechiſche Buben angeſtellt, die ſchon angezündeten Kerzen wieder auszublaſen, damit ſie noch einmal bezahlt werden. Griechiſche Prieſter verkaufen Band nach der Elle, wodurch der Raum bezeichnet wird, den die Käufer kunftig im Paradieſe bekommen ſollen. Während die armeniſchen, katholiſchen und proteſtantiſchen Pilger Würde und Andacht bewahren, werden ſie auf alle erdenkliche Art von den ſchamloſen Griechen mißhandelt, geſtört, betrogen, ſo daß die türkiſchen Behörden ſich gewöhnlich mit Prügeln helfen müſſen, die ſie im Angeſicht des heil. Grabes auf die Griechen regnen laſſen.

Räubervolk in unzugänglichem Gebirge, deſſen Gipfel in das adriatiſche Meer niederſchauen, verſchlagen, habgierig, zu allem keck, wo etwas zu gewinnen iſt, waren den ruſſiſchen Einflüſterungen, dem ruſſiſchen Gelde zugänglich und unternahmen auf eigne Fauſt einen bewaffneten Einfall in das türkiſche Gebiet, was das erſte Signal zu einem allgemeinen Aufſtande der ſlaviſchen Chriſten ſeyn ſollte. Denn man zweifelte nicht, die Türken, damals (1852) unter einem ſ. g. alttürkiſch geſinnten Miniſterium, würden blutige Rache an den Montenegrinern nehmen und bei dieſem Anlaß Exceſſe begehen, wodurch auch die übrigen Chriſten aufgeregt würden. Vorſorglich hatte der Kaiſer von Rußland als Chef der ruſſiſch-griechiſchen Kirche dem geiſtlichen Oberhaupt des montenegriniſchen Gemeinweſens, dem ſ. g. Vladika, Fürſten Daniel, (der ſich erſt im vorigen Jahre 1852 perſönlich in St. Petersburg ſeine geheimen Inſtructionen geholt hatte), die Erlaubniß oder den Befehl erhielt, die geiſtliche Würde von der weltlichen zu trennen. Geſetzt, Daniel unterlag als weltlicher Rebell gegen die Pforte, ſo behielt Rußland immer noch die Hand im Spiel durch die Kirche. Am meiſten mußte auffallen, daß Rußland ganz einfach und als ob es ſich von ſelbſt verſtünde, griechiſche Chriſten, die unter das Patriarchat von Conſtantinopel gehörten, eigenmächtig unter das ſeinige zog und hier faktiſch ſich vorausnahm, was es bald darauf de jure von der Pforte verlangte, das Protectorat über die ganze griechiſche Kirche.

Welchen Hoffnungen ſich Rußland gegen Ende des Jahres 1852 hingab, geht aus folgendem Artikel hervor, der in einer ruſſiſch geſchriebenen Zeitung in St. Petersburg zu leſen war: „In den Kämpfen mit allen ihren Gegnern bietet die Türkei ein eigenthümliches Bild eines ſinkenden Staats, dem vielleicht ein kleines Ländchen den letzten Todesſtoß verſetzen dürfte. Die europäiſchen Mächte werden kaum im Stande ſeyn, das Reich vor Zerfall zu ſchützen. Wahrſcheinlich wird ein Bankerott den Ruin vollenden. In Europa dürfte Bosnien, die Herzegowina bald dem Beiſpiele Griechenlands, Serbiens, der Moldau, Walachei und Montenegro's folgen. Syrien iſt in Aufruhr. Aegypten kommt als Thor nach Indien allmälig in Englands Hände. Die ruſſiſche Flotte auf dem ſchwarzen Meere ſteht nach der Beſichtigung durch den Kaiſer bereit, die engliſche und franzöſiſche kreuzen im Archipel — vielleicht iſt der Tag, an dem das Schickſal des Reichs entſchieden werden ſoll, nicht mehr ferne."

Die Türkei entwickelte ihrerſeits große Energie. Mehrere türkiſche Heere unter den Paſchas der nächſten Provinzen und ein wohldisciplinirtes Hauptheer unter dem genialen Renegaten Omer Paſcha bewegten ſich gegen Montenegro. Omer Paſcha verlegte ſein Hauptquartier am 7. Januar 1853 nach Scutari ganz in die Nähe der Berge. Die Feindſeligkeiten begannen am 12. Januar. Die Türken drangen in die Thäler ein, erlitten aber bedeutenden Verluſt und der Kampf war noch unentſchieden, als er auf diplomatiſchem Wege beigelegt wurde.

Oeſterreich konnte unmöglich ruhig zuſehen, daß an ſeinen Grenzen entweder ein chriſtliches Volk durch den Haß der Türken ausgemordet wurde, oder aber der ruſſiſche Einfluß triumphirte. Es mußte dem einen wie dem andern zuvorkommen. Es ſchritt daher mit einer Schnelligkeit und mit einem Nachdruck ein, der die Welt überraſchte, zugleich aber jedem Denkenden zu erkennen gab, welche wichtige Intereſſen hier an einem Momente hingen. Schon im Januar 1853 reiſte Feldmarſchallieutenant Graf von Leiningen nach Conſtantinopel, um dem Kriege in Montenegro durch Drohungen ein Ende zu machen und zugleich dem ruſſiſchen Einfluß zu begegnen. Aus dem raſchen Eingehen des Divan auf die öſterreichiſchen Forderungen kann man ſchließen, daß er die Hülfe Oeſterreichs gegen das weitere Umſichgreifen Rußlands wohl erwogen und gewürdigt hat. Wie barſch immer das Auftreten Leiningens erſchien, ſo kam er doch nicht als Feind, ſondern als Freund der Pforte. Die engliſche Times deutete damals an, Oeſterreich ſey im Nothfall entſchloſſen geweſen, die Leitung des von Rußland vorbereiteten Aufſtandes der Südſlaven Rußland dadurch aus der Hand zu winden, daß es ſie ſelber in die Hand nehme und bezeichnete Jellachich, den Banus von Croatien, als den Vermittler. Dem ſey wie ihm wolle, ſo zog Oeſterreich bereits Truppen zuſammen, um Montenegro zu ſchützen und den Forderungen Leiningens Nachdruck zu geben. Die Pforte aber bewilligte ihm alles, was er verlangt hatte, ſo daß er ſchon am 16. Februar befriedigt Conſtantinopel verließ und alle Feindſeligkeiten augenblicklich eingeſtellt wurden.

Den Widerſtand, welchen Rußland in der Frage der heil. Orte von Frankreich aus und in dem montenegriniſchen Streit von Oeſterreich aus erfuhr, namentlich der letztere, beſchleunigte ſeine Entſchließungen. Aber es war ſchon lange vorher gerüſtet. Truppen ſtanden längſt lauernd hinter dem Pruth und im ſüdlichen Rußland in ſolchen Stationen, daß ſie ſchnell zuſammengezogen werden konnten und im Hafen von Sebaſtopol war die ruſſiſche Flotte auf eine Stärke gebracht worden, wie nie zuvor. Unzufrieden mit Frankreich und Oeſterreich wandte ſich Kaiſer Nicolaus an England, um mit ihm die Türkei zu theilen. Engliſcher Geſandter in St. Petersburg war damals Lord Seymour, ein Diplomat von feinem Verſtande. In London war Lord John Ruſſel Miniſter des auswärtigen Amtes. Am 9. Januar 1853 ergriff Kaiſer Nicolaus zum erſtenmal das Wort gegen Seymour: „Es iſt weſentlich, daß die engliſche Regierung und ich, ich und die engliſche Regierung in beſtem Einvernehmen ſeyen. Schreiben Sie das an Lord John Ruſſel. Wenn wir einig ſind, bin ich ohne Sorge, was den Weſten Europas anlangt. Was Andere denken oder thun, iſt im Grunde von wenig Wichtigkeit. Der Türkei droht der Einſturz, es iſt wichtig, daß England und Rußland zu einem vollkommenen Einverſtändniß kommen. Glauben Sie, wir haben einen kranken Mann auf den Armen, einen ſchwer kranken Mann. Es wäre ein Unglück, wenn er eines Tages hinfallen ſollte, ehe alle nothwendigen Vorkehrungen genommen wären.“ Ferner erklärte er: „ich werde nicht erlauben, daß ein byzantiniſches Reich wiederhergeſtellt oder das griechiſche Königreich zu einem mächtigen Staate ausgedehnt werde. Wenn die Kataſtrophe in der Türkei eintritt, ſollen Rußland und England keiner Macht geſtatten, von irgend einer türkiſchen Provinz Beſitz zu ergreifen, ſie beide allein ſollen das Eigenthum unter ihr Siegel nehmen. Was Frankreich thun werde, kümmere ihn wenig, wenn er mit England einig ſey.“ Ew. Majeſtät haben Oeſterreich vergeſſen, warf der Lord ein. „O, fuhr der Kaiſer fort, wenn ich von Rußland ſpreche, ſpreche ich auch von Oeſterreich; was dem einen anſteht, ſteht auch dem andern an.“ Von Preußen war gar nicht die Rede. Endlich gab der Kaiſer (am 21. Februar) noch deutlicher ſeine Meinung kund, indem er dem Lord eröffnete: „Die Donaufürſtenthümer ſind ein unabhängiger Staat unter meinem Schutz. Dies könnte ſo bleiben. Serbien könnte dieſelbe Regierungsform erhalten, auch Bulgarien. Dagegen begreife ich die Wichtigkeit Aegyptens für England. Will es davon Beſitz nehmen, ſo werde ich nichts dagegen einwenden. Ich ſage daſſelbe von Candia.“

Lord Seymour erſtattete von allem, was er mit dem Kaiſer geheim verhandelt hatte, ſeiner Regierung Bericht und ein Jahr ſpäter ſind alle dieſe Depeſchen wörtlich veröffentlicht worden. Das engliſche Cabinet lehnte die Anträge Rußlands höflich ab, erklärte, die Türkei ſei noch lebensfähig, noch keineswegs dem Untergange geweiht, im engliſchen Intereſſe liege eine Zerſtückelung derſelben nicht. Oeſterreich und Frankreich müßten jedenfalls erſt gefragt werden, bevor England und Rußland etwas im Orient unternehmen könnten. Endlich bemerkte das engliſche Cabinet in Bezug auf den Schutz der Chriſten im Orient, den der Kaiſer von Rußland als ſo dringend hervorhob, „die Türkei könne manchem Staat, der hoffährtig auf ihre Barbarei herabſehe, in Bezug auf Toleranz zum Muſter dienen,“ d. h. im ganzen Orient gebe es keine moraliſche und phyſiſche Torturen, um Andersgläubige zu bekehren, wie in Polock, Minsk, Warſchau und Riga.

Von England abgewieſen, machte der Kaiſer durch ſeinen Geſandten v. Kiſſelef einen Verſuch mit dem Cabinet der Tuilerien. Das Nähere darüber iſt nicht bekannt geworden. Nur angedeutet wurde, daß ein ſolcher Statt gefunden habe, daß er ganz dieſelbe ungünſtige Aufnahme in Paris gefunden habe, wie in London, und daß die Lockſpeiſe unter anderm eine Beeinträchtigung der deutſchen Mächte geweſen ſey, daß nicht nur der Orient, ſondern auch Deutſchland die Zeche der neuen Erfurter Allianz hätte zahlen ſollen.*)

Welche Vortheile auch hier England, dort Frankreich von einer Allianz mit Rußland zum Behuf einer Theilung der Türkei erlangt haben würden, immer hätte Rußland den Löwenantheil bekommen und ſeine Macht würde ſo unverhältnißmäßig gewachſen ſeyn, daß alle andern europäiſchen Staaten zuſammengenommen bald nicht mehr vermocht hätten, ihm die Waage zu halten. Daher England und Frankreich nur einer ſehr natürlichen und vernünftigen Politik folgten, indem ſie ſich, ſtatt Rußland zu dienen, ſeiner Eroberungsluſt widerſetzten.

Unbekümmert jedoch um die Weſtmächte und in einem allzublinden Vertrauen auf Oeſterreich und Preußen, die er eben noch in den geheimen Verhandlungen mit England und Frankreich theils als nicht der Nachfrage werth, theils als Opfer bezeichnet hatte und in denen er gleichwohl auch fernerhin nur ergebene Werkzeuge ſah, ſchritt Kaiſer Nicolaus feſten Muthes vor und begann den directen Angriff auf die Pforte mit einem Schreckſchuß, der ganz Europa in Allarm brachte. Er ſchickte nämlich ſeinen Admiral Fürſten Menzikof, nachdem derſelbe mit großer Oſtentation zu Sebaſtopol die ruſſiſche Flotte und ein Landungsheer von 30,000 Mann gemuſtert hatte, als außerordentlichen Geſandten nach Conſtantinopel, um für Rußland nichts Geringeres als das Protectorat über alle griechiſchen Chriſten zu verlangen. Dabei zeigte er abſichtlich ſolche Verachtung der Türken, daß er am 2. März in dem feſtlich gekleideten Divan im Paletot und in ſchmutzigen Stiefeln erſchien. Fuad Effendi aber ſagte geiſtreich: „der ruſſiſche Koloß meint, wenn er Schmutz auf den Füßen habe, werde Europa weniger ſehen, daß ſie thönern ſind.“ Der Sultan war indeß in großem Gedränge. Der engliſche Geſandte, Lord Stratford de Redcliffe, befand ſich von Conſtantinopel abweſend, eben ſo der franzöſiſche, de la Cour. Stratfords Stellvertreter Oberſt Roſe rief im erſten Eifer die engliſche Flotte von Malta herbei, ſie nahm aber ſeinen Befehl nicht an. Inzwiſchen ließ ſich Menzikof hinhalten, bis beide weſtmächtliche Geſandte (im April) ankamen, und an die Stelle des alttürkiſch geſinnten Mehemet Ali der zu Reformen geneigte und europäiſch gebildete Redſchid Paſcha zum Großvezier ernannt wurde. Von nun an widerſtand die Pforte den ruſſiſchen Forderungen und war einer energiſchen Unterſtützung von Seite der Weſtmächte verſichert. Menzikof ſtellte vergeblich noch ein Ultimatum und reiſte endlich am 21. Mai unverrichteter Dinge ab, aber mit der Drohung: das erſtemal ſey er im Paletot erſchienen, das zweitemal werde er in voller Uniform kommen.

---

*) Die Times ſchrieb: „Worin der Köder beſtand, mit welchem er Frankreich zu angeln dachte, möchten wir gerne mit Gewißheit ſagen können. Wenn wir uns nicht irren, ſo war es nicht bloß die Zerſtückelung des türkiſchen Reichs, auf welche Rußland bei der Gelegenheit hinwies: wir argwöhnen, es war auch von einer Vergrößerung Frankreichs auf Koſten jenes ſelben Staates die Rede, den der Czar vorher mit ſo tiefem Schweigen übergangen hatte... Preußen mag es noch erleben, einzuſehen, daß es ſich für ſeine Sicherheit bei der Großmuth Frankreichs zu bedanken hat. Um ſeine eignen Ziele zu gewinnen, hätte Rußland eben ſo gern eine preußiſche Provinz wie eine Inſel im griechiſchen Archipelagus verſchachert, und wäre eine ruſſiſch-franzöſiſche Allianz auf der gemeinſamen Baſis, daß Jeder ſeinen Nachbar plündere, zu Stande gekommen, ſo hätte das zweite Tilſit der Unabhängigkeit Deutſchlands eben ſo gewiß Verderben gebracht, wie das erſte.“

Hierauf erließ der Sultan im Juni einen Ferman, worin er den Chriſten ſeines Reichs alle ihre Rechte aufs feierlichſte beſtätigte, und ſowohl der griechiſche Patriarch von Conſtantinopel als auch der armeniſche Klerus ſagte ihm dafür öffentlich Dank und gab zu verſtehen, der ruſſiſche Schutz ſey aufdringlich, gar nicht verlangt worden und ſogar bedrohlich, denn die bisher unabhängigen und von der Pforte geduldeten Kirchen konnten, wenn ſie unter ruſſiſchen Schutz kamen, nichts anders erwarten, als von der ruſſiſchen Kirche verſchlungen zu werden, wie die unirte Kirche durch das berüchtigte Concil von Polock. Die Weſtmächte rüſteten ihrerſeits ihre Flotten; die franzöſiſche unter Admiral Hamelin ging ſchon am 20. März von Toulon aus unter Segel und legte ſich vor Salamis, die engliſche unter Admiral Dundas kam erſt ſpäter von Malta und beide ankerten am 14. Juni in der ſchönen Beſikabai unmittelbar am Eingang der Dardanellen.

Sechs Tage ſpäter hielt Kaiſer Nicolaus in St. Petersburg eine große Militärparade und einen feierlichen Gottesdienſt ab, wobei er, als Patriarch der ruſſiſchen Kirche, mit dem griechiſchen Kreuze prangend die Iſaakskirche betrat, und zehn Tage ſpäter überſchritten die erſten ruſſiſchen Truppen den Pruth und begannen den Krieg, den ſein Urheber ausdrücklich als einen Glaubenskrieg wollte angeſehen wiſſen. Im Auguſt vermehrte er ſeine Titel, indem er ſich ſelbſt den „ſehr Gottesfürchtigen“, alle Glieder ſeines Hauſes aber „Rechtgläubige“ zu nennen befahl. — Der Uebergang der Ruſſen über den Pruth erfolgte am 2. Juli unter dem Oberbefehl des Fürſten Gortſchakof in zwei Armeecorps unter Dannenberg und Lüders, jedes von 40,000 Mann. Eine ruſſiſche Proclamation ſicherte den Moldauern und Wallachen Schutz ihrer Rechte und ihres Eigenthums zu, allein nichts davon wurde gehalten; die Ruſſen nahmen alle öffentlichen Caſſen, alle Vorräthe, den Bauern das Vieh ꝛc. weg, erhoben unerſchwingliche Steuern und ſteckten die einheimiſche Miliz unter ihre Regimenter, ſo daß die Hoſpodare (Ghyka von der Moldau und Stirbey von der Wallachei) mit vielen Bojaren nach Oeſterreich entflohen. Von einem Widerſtand war nicht die Rede. Die Türken blieben auf dem rechten Donauufer, aber auch die Ruſſen begnügten ſich den Sommer über nur das linke zu beſetzen.

Die Diplomatie war in großer Thätigkeit. Eine ruſſiſche Note motivirte den Einmarſch in die Donaufürſtenthümer lediglich durch den Heranzug der weſtmächtlichen Flotten, wogegen die Weſtmächte erklärten, Rußlands Drohungen und Vorſchreiten gegen die Türkei habe ſie genöthigt, die Flotten zu ſenden, die Initiative ſey notoriſch von Rußland ausgegangen. Zudem ſey der Einmarſch einer Landarmee in ein fremdes Gebiet etwas viel Feindſeligeres, als die Annäherung von Flotten, die auf dem Meere blieben und nicht landeten. Im Uebrigen hofften die Weſtmächte damals noch, die Anſtrengungen eines Krieges zu vermeiden und durch eine große europäiſche Coalition die Ruſſen zu einem freiwilligen Rückzuge zu veranlaſſen, weßhalb ſie der Pforte riethen, die Anweſenheit der Ruſſen in den Donaufürſtenthümern noch nicht als casus belli aufzunehmen. Vor allem mußte Oeſterreich befragt werden. Nicht nur von Seiten der Weſtmächte wurde Kaiſer Franz Joſeph um Beitritt zur Coalition gegen Rußland angegangen, ſondern auch der Sultan ſandte Muſtapha Effendi nach Wien, um Hülfe von dort zu erbitten.*) Natürlicherweiſe lag es im Intereſſe Oeſterreichs, um jeden Preis eine Vergrößerung des ruſſiſchen Reichs im Süden der Donau zu verhindern, und es konnte ſich nicht verhehlen, daß es durch die Sendung des Grafen Leiningen die des Fürſten Menzikof veranlaßt und Rußlands ganze Eiferſucht gereizt habe. Es handelte ſich darum, ob Rußland, ob Oeſterreich größeren Einfluß in der Türkei haben ſolle? Wie ſehr man dieſe Hauptfrage zu verſtecken ſuchte, ſo ſtanden ſich in dem großen Streite doch in erſter Linie nur Rußland und Oeſterreich, nicht Rußland und die Weſtmächte gegenüber. Das erwog man in Wien ſehr wohl, aber man war von lange her ſchwer beleidigt durch die bisherige Politik Palmerſtons und konnte gegen Rußland nichts Ernſteres unternehmen, ohne ſich die Flanke durch Preußen zu decken; Preußen aber war der Coalition mit den Weſtmächten abhold und neigte mehr zu Rußland. Oeſterreich verſtand ſich daher zu weiter nichts, als zur Erhaltung des Friedens mitzuwirken, zu welchem Zweck auch Preußen ſeine Stimme erhob. Beide deutſche Großmächte erklärten ſich in der Rechtsfrage mit den Weſtmächten einverſtanden, begnügten ſich aber, Rußland freundſchaftliche Vorſtellungen zu machen, ohne zu drohen. Das Ergebniß der zu Wien von den Geſandten der vier Mächte gepflogenen Unterhandlungen war eine Note vom 31. Juli, worin Rußland eine goldene Brücke zum Rückzug gebaut wurde. Der Sultan ſolle eine ſehr demüthigende Erklärung an den Kaiſer Nicolaus abgeben und alles, was derſelbe zum Schutz der Chriſten verlangte, gewähren, nur daß man das ausſchließliche Protectorat Rußlands über die Chriſten escamotirte. Der Kaiſer ließ ſich dieſen Ausweg gefallen, aber nur, indem er das Actenſtück ſo auslegte, als ſey es weſentlich identiſch mit den Forderungen des Fürſten Menzikof.

---

*) Ein unangenehmer Vorfall in Smyrna hatte keine ſchlimme Folgen. Der öſterreichiſche Conſul Weckherlin verhaftete hier am 22. Juni 1853 einen gewiſſen Coſta, früheren Adjutanten Koſſuths, und ließ ihn auf die öſterreichiſche Brigg Huſſar bringen. Da jedoch Coſta von dem Capitän einer nordamerikaniſchen Corvette, als deſſen Schützling, unter Drohungen reclamirt wurde, und zugleich eine wilde Schaar von Flüchtlingen das öſterreichiſche Conſulatgebäude ſtürmte, drei öſterreichiſche Seecadeten in einem Wirthshaus überfiel und einen davon erſchlug, der Paſcha aber nichts zur Herſtellung der Ordnung that, überlieferte der Huſſar ſeinen Gefangenen an das neutrale franzöſiſche Conſulat. Die türkiſche Regierung leiſtete nachher der öſterreichiſchen Genugthuung und die Sache hatte mehr Lerm gemacht, als es nöthig geweſen.

Gegen dieſe Auslegung aber erhob ſich in England eine wüthende Oppoſition. Layard, der berühmte Entdecker der Alterthümer von Ninivé, griff im Parlament das Miniſterium heftig an. Man beſchuldigte Lord Aberdeen und ſogar den Prinzen Albert, zu ſehr im Sinne der deutſchen Mächte und Rußlands zu handeln und den Frieden auf Koſten der engliſchen Intereſſen erhalten zu wollen. Man hielt antiruſſiſche Meetings ab und die Preſſe war in großer Agitation. Das Miniſterium hielt dieſen Sturm aus, aber in Conſtantinopel drohten andere Stürme, die es dem Sultan unmöglich machten, die Erklärung, die man wollte, wörtlich anzunehmen. Die Alttürken nämlich ſahen darin eine Unterwerfung unter den Czaren, eine volle Gleichſtellung der Chriſten mit den Türken, die bald zu einem Uebergewicht jener über dieſe gedeihen würde. Die Ulemas ſchaarten ſich zuſammen und verlangten vom Sultan, er ſolle entweder die Unterzeichnung verweigern oder abdanken, am 8. September. Er that das Erſtere. Die offizielle Erklärung aber wurde, auf dringenden Rath des öſterreichiſchen Internuntius v. Bruck, bis zum 29. verſchoben.

Die vermittelnden Mächte wollten immer noch Zeit gewinnen. Kaiſer Nicolaus gab ſich die größte Mühe, Preußen und Oeſterreich für ſich zu ſtimmen. In Preußen war ihm die „kleine, aber mächtige Partei“ der Kreuzzeitung bereits blind ergeben. Man ſuchte hier in ſehr auffallender Art den Franzoſenhaß von 1813 aufzufriſchen, um die Allianz mit Rußland annehmlicher zu machen. In den Septembertagen wurden nicht nur die Jahresfeſte der Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz und eine Blücherfeier mit ganz ungewöhnlicher Oſtentation, ſondern auch eine beſondere Feier der Roßbacher Schlacht begangen. Allein die weitaus größte Mehrheit des Volks war und blieb gegen Rußland geſtimmt, deſſen Syſtem ſich natürlicherweiſe in den Grenzländern, die unmittelbar darunter litten, am meiſten verhaßt gemacht hatte. In Oeſterreich neigte man ſich mehr zu Frankreich. Oeſterreichiſche Offiziere beſuchten das franzöſiſche Lager in Satory. Kaiſer Franz Joſeph war ſchon im Frühjahr von ſeiner Wunde vollkommen wieder hergeſtellt und verlobte ſich an ſeinem Geburtstage, den 18. Auguſt, mit der Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter des Herzogs Maximilian von Bayern. Als gutes Omen für ſeine Zukunft mußte angeſehen werden, daß man bald darauf im Anfang des September die von Koſſuth auf ſeiner Flucht bei Orſowa vergrabene Krone ſammt andern Reichskleinodien des Königreichs Ungarn wieder auffand und dem rechtmäßigen Herrn überlieferte. Am 24. September kam Kaiſer Nicolaus in Olmütz mit dem Kaiſer Franz Joſeph zuſammen und reiſte von da nach Berlin, um auch ſeinen Schwager, König Friedrich Wilhelm IV. zu begrüßen. Er hoffte eine Tripelallianz gegen die Weſtmächte zu Stande zu bringen, oder wenigſtens ſich der Neutralität der beiden Großmächte zu verſichern. Nur das letztere gelang ihm, wogegen er damals noch verſprach, ſeine Truppen ſollten die Donau nicht überſchreiten.

Unterdeß hatte ſich der Sultan entſchieden und ſofern die Ruſſen nicht ſofort die Donaufürſtenthümer räumten, am 4. October den Krieg erklärt. Das gab dem Kaiſer Nicolaus einen erwünſchten Vorwand, um vorgeben zu können, Er ſey eigentlich der Angegriffene. Er gab die Hoffnung nicht auf, durch Fortſetzung der diplomatiſchen Verhandlungen die vier Großmächte wechſelſeitig zu neutraliſiren. Zunächſt ſollten die bereits zur Offenſive neigenden Weſtmächte von den noch mehr zur Neutralität neigenden deutſchen Mächten getrennt, womöglich mit einander feindlich verwickelt werden. Sodann ſollten auch wieder England und Frankreich unter einander geſpannt, wo möglich getrennt werden. Rußland hatte alte Freunde genug in den hohen Regionen. Es bezahlte eine Menge geheimer Diener ſeiner Politik an den auswärtigen Höfen und auffallend viele Federn, Publiciſten, welche die Aufgabe hatten, theils Mißtrauen zwiſchen den Weſtmächten und deutſchen Mächten zu ſäen, theils von einem innigen, principiellen und traditionellen Einverſtändniß der deutſchen Mächte mit Rußland zu fabeln, theils immer und immer wieder Rußlands Uneigennützigkeit anzupreiſen und einen baldigen Frieden in Ausſicht zu ſtellen, theils endlich die Thatſachen des Krieges zu entſtellen, Rußlands Macht und Truppenzahl zu vergrößern, ſeine Fehler und Unglücksfälle zu bemänteln. Deutſchland wurde mit einer ruſſenfreundlichen Literatur wahrhaft überſchwemmt. Auch die neue Erfindung der Telegraphen wurde benutzt, um durch falſche Gerüchte Tag für Tag die Wahrheit zu verdunkeln, die öffentliche Meinung irre zu führen. Auch die Börſenſpeculation ſchwellte dieſen Erguß von Zeitungslügen unaufhörlich an.

Das ruſſiſche Kriegsmanifeſt vom 1. Nov. athmete Siegesmuth und die ruſſiſchen Blätter wimmelten von Hymnen, die einen noch nicht verdienten Triumph feierten und ohne viele Umſtände vorausſetzten, ganz Europa ſei zur Ernte reif und beſtimmt, dem ruſſiſchen Czaren unterworfen zu werden.*) Die Türken dagegen rüſteten in ſtillem Ingrimm, ohne zu prahlen. Omer Paſcha wurde zu ihrem Oberbefehlshaber an der Donau ernannt. Ihre Zahl war ſtärker als die der Ruſſen, aber es befanden ſich nur 45,000 Reguläre (Nisham) und 57,000 Landwehr (Redif) Albaneſen und Irreguläre (Baſchi-Bozuks) dabei, und wenn auch Omer zu einer kräftigen Offenſive über die Donau hinüber ſtark genug geweſen wäre, banden ihn Befehle, ſich defenſiv zu verhalten, bis es den Diplomaten gelingen würde, Rußlands Willen zu beugen. Fürſt Gortſchakof war nicht ſtark genug, um eine große Operation zu wagen, und gleichfalls durch Befehle gehemmt, denn damals galt noch das Verſprechen, welches Kaiſer Nicolaus den deutſchen Großmächten gegeben hatte, er wolle die Donau nicht überſchreiten. Omer wußte das nicht und hatte guten Grund, zu befürchten, die Ruſſen würden ihren rechten Flügel verſtärken und den Verſuch machen, in der Nähe von Widdin den großen Strom zu überſchreiten, um ſich auf dem kürzeſten Wege mit den Serben und dem ſich vorbereitenden Aufſtand der Chriſten in der Türkei zu verbinden. Er befeſtigte daher Kalafat auf dem linken Donauufer, den Brückenkopf der Feſtung Widdin. Seine Vorſicht erſcheint durchaus gerechtfertigt, und es bleibt immer ein Vorwurf für den Kaiſer Nicolaus, einen Krieg mit ſo großen Drohungen angekündigt zu haben, den er mit ſo kleinen Mitteln und ſo energielos begann. War er einmal entſchloſſen, trotz Europa ſeine Eroberung durchzuſetzen, ſo mußte er auch gleich anfangs alles wagen und mit Uebermacht die noch nicht gerüſteten Türken über Donau und Balkan jagen. Fürchtete er ſich aber vor Oeſterreich, das ihm in den Rücken fallen könnte, ſo durfte er auch nicht einmal die Donaufürſtenthümer beſetzen, denn er kam in den Fall, ſie beim erſten Drohen Oeſterreichs ſchimpflich wieder verlaſſen zu müſſen. Wie es ſcheint, machte er einen Anfang zum Kriege in dem Vertrauen, Oeſterreich noch auf ſeine Seite zu ziehen, und hielt Anfangs noch Maaß, eben um Oeſterreich nicht zu reizen.

---

*) Eine ſolche Hymne lautete: „Nicht um des Friedens und der Ruhe Europas willen [illegible] eure Bosheit gegen uns, ihr abſcheulichen Knechte des Laſters! (wörtlich) die unbefleckte Jungfräulichkeit Rußlands iſt euch unerträglich; ſeine Macht iſt es, die eure Schmähungen erzeugt; Rußlands Liebe zum Czaren, der Ruſſen Hingebung an den Thron und Gehorſam gegen des Czaren Wort und die Liebe zum heiligen Altar — das iſt es, wovor ihr Widerſacher zittert, was euren Neid rege macht. Ihr ſcheint unſere Soldaten, unſer treffliches, ſcharfſchneidiges Bajonnet vergeſſen zu haben! .... Aber Gott hat euch geblendet! Gott wird ſeine Söhne kräftigen; und wären eures Gleichen zwanzig (Völker) gegen Einen, ſo werden wir doch ſiegen! Mit Stumpf und Stiel werden wir die Sippſchaft der vermeſſenen Feinde vertilgen, ohne Zeit und Worte gegen ſie zu verlieren. Wer das rechte Schwert erhebt, findet kein Hinderniß. Der Zeitungen freches, lügenhaftes Winſeln (wörtlich) wird verſtummen im Donner der Siege. Wir, Rußlands Söhne, wollen den laſterhaften (porocznüj — heißt auch entehrt, geſchändet) Söhnen des Weſtens beweiſen, wie denkwürdig uns der heilige Name Byzanz, und wie er uns teſtamentariſch vorbehalten (verbrieft) iſt. Die furchtbare Fauſt Rußland wird die Feinde zu Boden werfen, und von Nicolaus wieder aufgepflanzt, wird das heilige Kreuz leuchten über dem byzantiniſchen Lande und durch ſeinen Heiligenſchein die wankenden Throne der Fürſten befeſtigen. ...“

Der erſte Kanonenſchuß des Krieges erdröhnte vom türkiſchen Fort Iſaktſcha aus gegen auf der Donau vorüberfahrende ruſſiſche Schiffe am 23. October 1853, ohne weitere Folgen. Der erſte hitzige Kampf aber entſpann ſich bei Oltenitza. Omer Paſcha ſchickte am 4. November 3000 Mann über die Donau hinüber nach dieſem kleinen Ort, wo ſie ſich verſchanzten und den Angriff von 7000 Ruſſen tapfer zurückſchlugen. Die Freude über dieſen kleinen Sieg der Türken und ſeine Uebertreibung in faſt ganz Europa bewies, wie allgemein die Stimmung gegen Rußland war. Ueber dieſen ſehr geringen Erfolg der Türken vergaß man ihre großen Verluſte in Aſien. Im September hatte Schamyl mit ſeinen tapfern Tſcherkeſſen einen Ausfall aus den Bergen gegen Tiflis gemacht, war aber bald wieder zurückgegangen, weil er allein im Tieflande gegen die Ruſſen nichts ausrichten konnte. Die Türken begannen ihre Operationen erſt im folgenden Monat. Am 27. Oct. überfiel Selim Paſcha das ruſſiſche Fort St. Nicolai am ſchwarzen Meere und Ali Riza Paſcha ſchloß Achalzik ein. Aber Achmed Paſcha ließ ſich am 14. November bei Bajandur und nochmals am 1. Dezember bei Gumri vom ruſſiſchen General Bebutof, und Ali am 24. November bei Achalzik von General Andronikof beſiegen.

Mittlerweile rathſchlagten die Miniſter Englands und Frankreichs, was zu thun ſey? Napoleon III. war für raſches Einſchreiten, Lord Aberdeen aber hielt noch zurück. Es kam alſo vorläufig nur zur Eröffnung einer Conferenz der Großmächte zu Wien (am 20. November), um über die Mittel einer friedlichen Ausgleichung des Conflictes zu berathen, und zu einem Vertrage zwiſchen den beiden Weſtmächten und der Pforte (am 27. November), worin die beiden erſteren der letzteren im Voraus ihren Schutz zuſicherten, falls Rußland billige Friedensbedingungen abweiſen würde. Auch wurden die Flotten der Weſtmächte bereits im September durch die Dardanellen vorgeſchoben und legten ſich im Bosporus vor Anker, ohne jedoch ins ſchwarze Meer hinauszuſegeln, weil ſie vorerſt noch jeden feindlichen Zuſammenſtoß mit ruſſiſchen Schiffen vermeiden ſollten. Nun überfiel aber Nachimof Admiral der vor Sebaſtopol liegenden ruſſiſchen Flotte, die zur Unterſtützung Selim Paſchas in Aſien beſtimmte, aus dem Bosporus nach Batum ſegelnde Flotte unter Osman Paſcha unterwegs im Hafen von Sinope unter dem Schutz eines Nebels und zerſtörte ſie gänzlich. Die meiſten Türken fielen, Osman ſelbſt wurde ſchwerverwundet gefangen. Doch hatten ſich die Türken ſo gut gewehrt, daß auch mehrere ruſſiſche Schiffe ſanken.

Am 5. Dezember brachte die Wiener Conferenz einen neuen Friedensvorſchlag zu Stande, welcher der Pforte und Rußland erſt mitgetheilt werden mußte. Vorher konnte keine der bei der Conferenz betheiligten Mächte einſeitig zu den Waffen greifen. Gerade in dieſem Stadium kam die Nachricht von der Vernichtung der türkiſchen Flotte nach Conſtantinopel und Lord Redcliffe vermochte daher nicht ſofort die Flotte des Admiral Dundas, wie ſehr dieſelbe auch von Zorn und Kampfluſt glühte, zum Einlaufen ins ſchwarze Meer zu ermächtigen, ſondern mußte erſt in London nachfragen. In London ſelbſt aber mußte man gleichfalls erſt den Erfolg der Wiener Note abwarten, daher das Zurückhalten der Regierung, während die Ungeduld in der engliſchen Preſſe losbrach. Daß es Rußland gewagt, im Angeſicht einer großen engliſchen Flotte einen Seeſieg zu erfechten, war die tiefſte Beleidigung, die dem engliſchen Volke widerfahren konnte. Von nun an war der offene Bruch unvermeidlich. Lord Aberdeen konnte den Zorn Palmerſtons, des Parlaments und der Preſſe nicht mehr mäßigen. Am 15. Dezember trat Lord Palmerſton aus dem Miniſterium unter dem lauten Beifall der Nation, daher auch nur auf wenige Tage, um von der geängſtigten Königin alsbald zurückberufen zu werden und alle die Elemente aus dem Miniſterium auszuſcheiden, die bisher den Krieg verzögert hatten. Sein Programm aber war: Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, Einlaufen der verbündeten Flotten ins ſchwarze Meer und Behauptung deſſelben, bis die Ruſſen die Donaufürſtenthümer würden geräumt haben, und ſofort Kriegserklärung an Rußland, wenn es nicht nachgebe.

Nach der Schlacht bei Sinope herrſchte in Conſtantinopel große Beſtürzung. Der Kapudan Paſcha (Admiral) wurde abgeſetzt und durch Riza Paſcha erſetzt. Noch während des erſten Sinopeſchreckens kam das Wiener Protokoll an. Die Wünſche der vier Großmächte waren in vier Punkte formulirt: §. 1. die möglichſt raſche Räumung der Donaufürſtenthümer; §. 2. die Erneuerung der alten Verträge; §. 3. eine Erklärung (communication) bezüglich der Fermane zur Verleihung religiöſer Privilegien von

Seiten der Pforte an ihre nichtmuſelmänniſche Bevölkerung; dieſe Erklärung an die europäiſchen Mächte ſollte von paſſenden Zuſicherungen für jede einzelne von ihnen begleitet ſeyn; §. 4. das bereits getroffene Uebereinkommen über die heiligen Stätten und geiſtlichen Körperſchaften in Jeruſalem wurde endgültig angenommen. — Der Divan verlangte dagegen die Annullirung ſeiner alten Verträge mit Rußland. Und darauf kam es auch allein an. Wenn die alten Verträge hergeſtellt, wenn die Türkei gezwungen wurde, nach §. 3 auch Rußland noch ſpecielle neue Garantien zu geben, ſo wurde es nur immer tiefer in die Netze Rußlands verſtrickt. Die Bevölkerung von Conſtantinopel war in großer Aufregung und erhob Tumult, doch gelang es dem Sultan, die Gemüther wieder zu beruhigen, „es ſey nichts verloren, er werde nicht nachgeben." Zugleich kam entſprechender Befehl aus England an, und trotz des Winterſturmes fuhr Admiral Dundas ſtolz in das ſchwarze Meer hinaus, um den Türken zu beweiſen, daß er ihnen von nun an helfen werde. Doch kehrte er bald wieder um, beſſeres Wetter abwartend.

Kaiſer Nicolaus ſelbſt nahm die Vorſchläge des 5. Dezember nicht an und erklärte, was er mit der Pforte allein abzumachen habe, gehe die übrigen Mächte nichts an. Die Vermittlung war alſo für diesmal fehlgeſchlagen und die Weſtmächte ſchritten vor. Napoleon III. war mit Palmerſton längſt einverſtanden und erließ am 29. Januar 1854 ein Schreiben an den Kaiſer Nicolaus im altnapoleoniſchen Manifeſtſtyl, abgedruckt im Moniteur, worin er dem Czaren ſein Unrecht vorhielt und ihm auf würdige Art die Wahrheit ſagte. Nicolaus, von dem man erwartete, er werde ſtolz oder gar nicht antworten, erwiederte das Schreiben ausführlich, höflich und mit viel Sophiſtik. Da er aber die ausdrückliche Forderung der Weſtmächte, die Donaufürſtenthümer zu räumen, zurückwies, war der Krieg unvermeidlich. Die diplomatiſchen Verbindungen zwiſchen den Weſtmächten und Rußland wurden im Februar abgebrochen, am 28. März erfolgte die Kriegserklärung der erſteren. Unter dieſen Umſtänden gewann die Neutralität Oeſterreichs doppelten Werth für Rußland. Graf Orlow wurde im Januar nach Wien geſchickt, ſie zu befeſtigen, aber Oeſterreich forderte auch ſeinerſeits den Rückmarſch der ruſſiſchen Truppen aus den Donaufürſtenthümern und ſtellte, als Orlow nur ausweichende Antworten gab, ein Beobachtungscorps an der ſerbiſchen Grenze auf, um nöthigenfalls dem Omer Paſcha vor Widdin die Hand zu reichen, wenn Gortſchakof Miene machen ſollte, ſich mit den Serben zu verbinden. Auch Preußen, dem Rußland damals eine enge Allianz antrug, weigerte ſich, erkannte an, daß Rußland im Unrecht ſey, und ermahnte es zu billigem Nachgeben.

Inzwiſchen verfolgte Rußland ſeinen Plan. Gortſchakof ließ einen Angriff auf Kalafat machen, den von den Türken verſchanzten Brückenkopf von Widdin. Wäre es ihm hier durchzubrechen gelungen, ſo hätte er in Serbien feſten Fuß gefaßt. Hier hatte der ruſſiſche Conſul Trumenski (wie Menzikof in Conſtantinopel) im März 1853 dem regierenden Fürſten Alexander heftig gedroht, die Abſetzung des ruſſenfeindlichen Miniſter Garaſchanin erzwungen und hoffte durch die ſtarke Partei des abgeſetzten Fürſten Miloſch den Fürſten Alexander zu ſtürzen.*) Aber General Anrep, dem die Einnahme von Kalafat anvertraut war, konnte mit 50,000 Mann doch nicht zum Ziele gelangen, denn der tiefe Koth machte die türkiſchen Verſchanzungen unangreifbar; die Ruſſen hatten in dem menſchenleeren Lande bei der rauhen Jahreszeit unſäglich auszuſtehen und wurden durch Krankheiten decimirt. Zum Ueberfluß empörten ſich die von den alles plündernden Ruſſen zur Verzweiflung gebrachten wallachiſchen Bauern. In Kalafat befehligte Achmed Paſcha mit 16,000 Mann. Unter ihm aber diente Iskander Bey (der polniſche Graf Jelinski), der ſich in den kühnſten Reitergefechten auszeichnete. Am 6. Januar ließen ſich die Ruſſen bei Cetate (vor Kalafat) von den Türken überfallen und ſchlagen und unternahmen dann nichts mehr, weil die Oeſterreicher ihr Truppencorps an der Grenze, befehligt von Coronini, auf 50,000 Mann verſtärkten.

---

*) Rüſtow in ſeiner Geſchichte des Kriegs hält den Angriff der Ruſſen auf Kalafat nur für eine Maske, um Omer Paſcha zu täuſchen und von der untern Donau wegzulocken. Allein wenn es den Ruſſen nicht Ernſt geweſen wäre, hätten ſie ſchwerlich gerade dieſen, die Eiferſucht Oeſterreichs herausfordernden Angriff im Weſten der Wallachei gemacht. Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß ſie ſich damals wirklich haben mit Serbien in Verbindung ſetzen wollen, und daß nur das Mißlingen ihres Angriffs auf Kalafat, der ſchwache Fortgang der Inſurrection in Bulgarien, die ſichere Haltung des Fürſten Alexander von Serbien und die Drohungen Oeſterreichs ſie von weiteren Operationen in dieſer Richtung, die beim Beginn des Krieges in ihrem Plan lagen, abgeſchreckt haben.

Der Aufſtand der ſlaviſchen Serben, Bulgaren, Bosnier, der den Ruſſen den Weg nach Conſtantinopel hätte öffnen ſollen, unterblieb nun und nur im Süden brachen die von Rußland beſtochenen griechiſchen Klephtenführer los, hauptſächlich um nach ihrer Gewohnheit Beute zu machen. Zwar ſchmeichelte man ſich am Hofe zu Athen, der Aufſtand könne eine Vergrößerung des Königreichs Griechenland zur Folge haben, und täuſchte ſich desfalls über die Abſichten Rußlands; allein König Otto hatte die Mittel nicht, mit der Pforte Krieg zu führen, und konnte jeden Augenblick durch die Flotten der Weſtmächte gemaßregelt werden. Deshalb blieb der neugriechiſche Aufſtand auf Raub, Mord und Brand beſchränkt, um bald wieder erſtickt zu werden, und half den Ruſſen nichts. Die erſte Erhebung erfolgte am 27. Januar 1854 zu Radowitzi in Epirus mit Verkündigung einer pomphaften Proclamation im Styl des Jahres 1820. Am 7. Februar lief die Beſatzung von Athen, trotz der königlichen Abmahnung, den Inſurgenten zu, deren vornehmſter Anführer Grivas war. Allein vor Arta erlitten ſie ſchon am 10. eine Niederlage und mußten in die Gebirge flüchten. Noch kläglicher liefen die kleinen Inſurrectionen in Theſſalien und Macedonien ab, die bald unterdrückt wurden. Die Klephten im Süden kamen indeß aus ihren Schlupfwinkeln immer wieder zum Vorſchein und Tzawellas ſtellte ſich zu Peta ſogar an die

Spitze einer proviſoriſchen Regierung des künftigen byzantiniſchen Reichs. Aber die Klephtenhäuptlinge waren nicht einmal unter ſich einig. Grivas klagte ſeine eignen Leute des Verrathes an. Im April machten ägyptiſche Truppen dem Unfug ein Ende. Osman Paſcha nahm Peta ein. Am 23. Mai ankerte eine kleine weſtmächtliche Flotte im Piräus und eine franzöſiſche Brigade landete, um dem König von Griechenland die Mittel zu gewähren, ſeine eignen Unterthanen im Zaum zu halten und den Frieden mit der Türkei nicht ferner brechen zu laſſen. Es gab dabei ſchmerzliche Auftritte. Der billige Wunſch der Neugriechen, von den Zeitumſtänden Vortheil zu ziehen, konnte nicht gewährt werden. Die Weſtmächte konnten den Aufruhr gegen die Pforte nicht zugeben und Rußland ſelbſt hatte gar nicht die Abſicht, den Neugriechen beizuſtehen oder ihr kleines Reich zu vergrößern, ſondern wollte ſie nur als Mittel zu ſeinen eigenen Zwecken ausnutzen. In den Gebirgen hielt ſich der Räuber Hadſchi Petru noch eine Zeitlang, blieb aber iſolirt.

Da nun der große chriſtliche Aufſtand in der Türkei, auf den der Kaiſer von Rußland anfangs große Hoffnungen geſetzt zu haben ſcheint, gänzlich mißlang, und er, immer noch im Vertrauen auf die Neutralität Oeſterreichs, nicht mehr zurück-, ſondern kühn weiter vorwärts gehen wollte, verfügte er im März eine außerordentliche Rekrutenaushebung von 9 Mann auf je 1000 Seelen. Die Kreuzzeitung hatte ſchon am 30. Dezember die Armee, welche der Kaiſer mit leichter Mühe zuſammenbringen könne, auf 2¼ Millionen Mann berechnet. Solche Prahlereien der Ruſſomanen waren aber übel angebracht, weil ſie durch den wahren Befund und Erfolg, der nicht verborgen bleiben konnte, beſchämt werden mußten. Die ruſſiſchen Truppen wurden fortwährend kirchlich fanatiſirt, den ganzen Krieg ſollten ſie als Kreuzzug gegen die Ungläubigen auffaſſen, und der Aufſtand der Chriſten, der nicht vor der ruſſiſchen Armee hergegangen war, ſollte nun wenigſtens derſelben nachfolgen, indem wallachiſche, ſlaviſche und griechiſche

Freicorps als Kern einer künftigen größeren Inſurrectionsarmee dem ruſſiſchen Heere angereiht wurden. Im Frühjahr kam eine neue große Bewegung in die ruſſiſchen Lager. Der greiſe Fürſt Paskiewitſch, der niebeſiegte, ſollte Oberfeldherr werden, ſchickte aber den Chef ſeines Generalſtabs, Schilder, voran, um einſtweilen die geeigneten Dispoſitionen zu treffen.

Schilder verfuhr nach einem ganz neuen Plane. Der früher beabſichtigte Offenſivſtoß auf dem rechten Flügel wurde gänzlich aufgegeben und ein anderer auf dem linken Flügel vorbereitet. Die ruſſiſchen Truppen zogen ſich von Kalafat zurück, ein Corps unter Lüders überſchritt Mitte März die Donau weit unten in der Nähe des Pruth, beſetzte die nicht ernſtlich von den Türken vertheidigte Dobrudſcha, drang über den Trajanswall vor und vereinigte ſich mit dem Gros der Armee unter Schilder, der weiter oben die Donau überſchritt, vor Siliſtria. Die Türken hatten nur in kleinen blutigen Vorpoſtengefechten Widerſtand geleiſtet, ohne gegen die ruſſiſche Uebermacht eine offene Feldſchlacht zu wagen. Omer Paſcha zog ſich mit ſeinem Heere nach Schumla zurück, vor ſich die Feſtungen Varna, Siliſtria, Ruſtſchuck, mit denen er ſo lange als möglich die Verbindung unterhielt.

Der Uebergang der Ruſſen über die Donau war nicht nur Trotz, den ſie den Weſtmächten boten, ſondern auch eine Verhöhnung und Herausforderung Oeſterreichs, welches bisher ſein friedliches Verhalten und ſeine Verſöhnungsverſuche durch das Vertrauen, die Ruſſen werden die Donau nicht überſchreiten, motivirt hatte.*) Die Weſtmächte ſchloßen mit der Türkei am 12. März ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland ab und ließen Landtruppen einſchiffen, um den Türken in der Vertheidigung des Balkan und Conſtantinopels beizuſtehen, da die Ruſſen offenbar dahin marſchirten. England wollte anfangs nur 10,000 Mann abgehen laſſen, aber der zu ihrem Befehlshaber ernannte Lord Raglan (der bei Waterloo einen Arm verloren) verlangte die doppelte Zahl und erhielt ſie. Auch dieſe Zahl war äußerſt unbedeutend und rechtfertigt die Vermuthung, daß England immer noch erwartet habe, Rußland werde bloßen Demonſtrationen nachgeben, oder aber daß England zuerſt Frankreich, dann Oeſterreich habe vorſchieben und ſeine eignen Kräfte ſparen wollen. Uebrigens machte auch ein engliſcher Prinz, der Herzog von Cambridge, den Zug in die Levante mit und reiste über Paris und Wien, um die Monarchen daſelbſt im Namen Englands zu becomplimentiren. Auch einige engliſche Regimenter wurden zu Lande über Paris ſpedirt und dort enthuſiaſtiſch begrüßt und geliebkost. Napoleon III. machte ein großes Nationalanleihen zum Behuf ſeiner Rüſtungen und man drängte ſich dergeſtalt zu den Unterzeichnungen herbei, daß ſchon im März 467 Millionen Franken gedeckt waren. Sofort gingen zunächſt 40—50,000 Mann unter Marſchall von St. Arnaud nach dem Orient ab. Die von Canrobert befehligte erſte Diviſion verließ Marſeille am 1. April. Ihr geſellte ſich auch Prinz Napoleon, Sohn Jerome's, des ehemaligen Königs von Weſtphalen, bei. Ihr erſter Landungsort war Gallipoli unterhalb der Dardanellen. Da die Landtruppen noch zu ſchwach waren, um etwas Großes unternehmen zu können, die Weſtmächte aber irgend etwas thun mußten, um ihre Stärke zu erproben und Ruſſen und Türken Achtung zu gebieten, machten die Flotten einen Angriff auf Odeſſa, wo ſie am 22. April eine Anzahl Handelsſchiffe und einige Häuſer in Brand ſteckten, ohne die eigentliche Stadt zu bombardiren, die ſie offenbar ſchonen wollten. Es genügte ihnen, den Ruſſen einen erſten Schrecken eingejagt zu haben.

---

*) Dieſem Trotz und Hohn gab die St. Petersburger Zeitung am 25. März den ſchlagendſten Ausdruck in ein Paar Spottverſen:

England und Frankreich.
Räumt die Fürſtenthümer gleich,
Oder wir bekriegen euch.

Rußland.
Gut, wir räumen ſie noch heute,
Aber — nach der andern Seite.

Oeſterreich war durch das Vorgehen der Ruſſen verletzt worden. Zwar entſchuldigte ſich Kaiſer Nicolaus, er habe die

Donaulinie überſchreiten müſſen, weil die Weſtmächte ins ſchwarze Meer eingedrungen ſeyen. Allein das konnte Oeſterreich nicht beruhigen. Oeſterreich mußte um jeden Preis den vom Kaiſer Nicolaus beabſichtigten Eroberungszug nach Conſtantinopel verhindern. Es war bei Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts in dem gegenwärtigen Falle ſogar noch mehr intereſſirt als England und Frankreich. Auf Oeſterreich zuerſt mußte die ruſſiſche Uebermacht drücken, wenn die Türkei ruſſiſch wurde. Deßhalb war Oeſterreich feſt entſchloſſen, die Ruſſen nicht über den Balkan zu laſſen. Es verſtändigte ſich aber mit Preußen. Preußen hatte von Anfang an zugegeben, daß Rußland im Unrecht ſey und daß es im preußiſchen Intereſſe nicht liege, die ungeheure Macht Rußlands durch Einverleibung der Türkei noch mehr anzuſchwellen. Nur den Frieden wollte Preußen erhalten wiſſen. Es ging alſo gern auf das ihm von Oeſterreich angetragene Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April ein, worin es ſich verpflichtete, mit Oeſterreich gemeinſam Rußland den Krieg zu erklären, wenn deſſen Heer den Balkan überſchreiten oder auch nur die Donaufürſtenthümer Rußland förmlich incorporirt werden ſollten. Aber Kriegsminiſter von Bonin wurde (5. Mai) entlaſſen, weil er die bloße Möglichkeit einer Allianz Preußens mit Rußland einem „Vatermorde" verglichen hatte. Damals entfernte ſich der Prinz von Preußen kurze Zeit vom Hofe. Auch der preußiſche Geſandte in London Bunſen, empfing ſeinen Abſchied, weil er das engliſche Intereſſe zu ſehr mit dem preußiſchen verwechſelt haben ſollte. Die Wiener Conferenz vereinigte ſich in einem neuen Protokoll vom 9. April zu einer entſchiedenen Mißbilligung des weiteren Vorſchreitens Rußlands.

Kaiſer Nicolaus wollte aber noch nicht nachgeben. Die von Seiten der Weſtmächte ihm entgegengeſchickten Streitkräfte waren noch unerheblich, die Drohungen der deutſchen Mächte konnten ihm erſt Beſorgniſſe einflößen, wenn er über den Balkan ging. Bis dahin blieb ihm noch ein weiter Spielraum, um glänzende Erfolge zu erringen. Fürſt Paskiewitſch, vermöge eines beſonderen Privilegiums gleich dem Kaiſer ſelbſt mit Läuten aller Glocken in Jaſſy am 16. April und eben ſo in Bukareſt empfangen, begab ſich vor Siliſtria, deſſen Belagerung ſchon am 14. begonnen hatte. Seine Abſicht war, Omer Paſcha aus Schumla herauszulocken, um ihn in offener Schlacht zu beſiegen, ein Manöver, wie es Diebitſch im Jahr 1829 ſo wohl gelungen war (Theil I. S. 191). Deswegen beſchleunigte der ruſſiſche Feldherr die Eroberung Siliſtria's anfangs nicht und ließ ſogar die Cernirung der Stadt unvollendet, immer in der Erwartung, Omer werde ihr zu Hülfe kommen wollen. Aber Omer Paſcha war ſchlau und that es nicht. Endlich ſollte wenigſtens die Stadt erobert werden, allein ſie wurde vom Commandanten Muſſa Paſcha und von dem preußiſchen *) Artillerieoffizier Grach aufs einſichtvollſte und tapferſte vertheidigt. Wüthende Stürme vom 27—29. Mai wurden abgeſchlagen, General Schilder beim Rückzug und bei der Verfolgung tödtlich verwundet, ebenſo aber auch Muſſa innerhalb der Stadt von einem Granatſplitter. Am 8. Juni erhielt Fürſt Paskiewitſch ſelbſt eine Contuſion, die ihn nöthigte, das Lager zu verlaſſen, und am 21. gab er die Belagerung Siliſtria's auf und befahl den Rückzug der ganzen ruſſiſchen Armee über die Donau, ja ſelbſt über den Pruth.

Das hatte ſeinen einfachen Grund in dem energiſchen Vorgehen Oeſterreichs. Am 10. Juni kamen der Kaiſer von Oeſterreich und König von Preußen in Tetſchen zuſammen und Preußen unterſtützte eine öſterreichiſche Note, worin Rußland aufgefordert wurde, unverzüglich die Donaufürſtenthümer zu räumen. Am 14. ſchloß Oeſterreich bereits mit der Pforte ſelbſt einen Vertrag, der

---

*) Schon mehrere Jahre vor dem Kriege waren Artillerieoffiziere auf Bitte des Sultans von Seite des Königs von Preußen nach Conſtantinopel geſchickt worden, um die türkiſche Artillerie einzuüben. Das war ſeit dem Beginn des Krieges für die Türken von großem Nutzen. Grach war nicht in die Heimath zurückgekehrt, ſondern bei den Türken geblieben. Auch er kam um.

ihm geſtattete, die Donaufürſtenthümer mit öſterreichiſchen Truppen zu beſetzen. Die zu Bamberg tagenden Vertreter der deutſchen Mittelſtaaten zögerten zwar bis zum 20. Juli, ehe ſie ſich an die beiden deutſchen Großmächte in der ruſſiſchen Frage anſchloſſen, vermochten aber dem ruſſiſchen Kaiſer keinen Rückhalt zu gewähren. Die Ankunft der erſten engliſchen und franzöſiſchen Regimenter in Varna, wohin ſie damals von Gallipoli aus eingeſchifft wurden, konnte, da ihre Zahl noch gering war und es ihnen an Transportmitteln fehlte, die Ruſſen eher zu einem Angriff locken, als ſie zum Abzug bewegen. Nur die drohende Stellung der öſterreichiſchen Armee unter Coronini in Siebenbürgen zwang die Ruſſen zur Umkehr, denn ein Marſch der Oeſterreicher an den Pruth hätte hingereicht, Paskiewitſch und die ganze ruſſiſche Armee von ihren einzigen Zufuhren abzuſchneiden und zur Capitulation zu zwingen. Indem aber Kaiſer Nicolaus ſeiner Armee den Rückzugsbefehl ertheilte, zog er aus dem ſcheinbaren Nachtheil, in den er gekommen war, wieder den größten Vortheil, denn die deutſchen Großmächte fühlten ſich durch die Nachgibigkeit, die er ihnen erwieſen hatte, geſchmeichelt und beruhigt. Er konnte von nun an darauf rechnen, daß ſie am activen Kriege keinen Theil nehmen würden. Die Oeſterreicher zogen in die Wallachei und Moldau ein, ſobald die Ruſſen dieſelbe verließen, und trennten ſomit die beiden kriegführenden Parteien. Rußland war ſicher, daß ihm weder Omer Paſcha noch die Weſtmächte über den Pruth folgen würden. Ein höchſt unkluger Verſuch der Alliirten, von Varna aus in die Dobrudſcha vorzudringen, endete kläglich, weil das unfruchtbare Land und die Hitze die Leute erſchöpfte. Die Cholera raffte in wenigen Tagen 2000 von ihnen hinweg (Ende Juli).

Der Krieg war eigentlich damals ſchon entſchieden. Von dem Augenblick an, in welchem Oeſterreich und Preußen ſich befriedigt zeigten, und die europäiſche Türkei, das Balkan- und Donaugebiet aufhörte, Kriegsſchauplatz zu ſeyn, waren die Weſtmächte theils zu ſchwach, theils fanden ſie zu wenig angreifbare

Grenzen des ruſſiſchen Reichs, um entſcheidende Erfolge erringen zu können. Es war alſo vorauszuſehen, daß mehr oder weniger der status quo ante würde zurückgeführt werden, ſo zwar, daß Rußland für diesmal ſeinem türkiſchen Eroberungsplan entſagen mußte, aber auch keineswegs eine ſolche Schwächung ſeiner Macht erlitt, die ihm verwehrt hätte, denſelben Plan nächſtens wieder aufzunehmen. Es läßt ſich nicht läugnen, daß eine Schwächung Rußlands in der bezeichneten Art im Intereſſe der deutſchen Großmächte gelegen haben würde, mehr noch, als in dem der Weſtmächte, denn Oeſterreich und Preußen ſind durch die Uebermacht Rußlands noch viel unmittelbarer bedroht, als Frankreich und England. Man konnte wenigſtens erwarten, daß damals etwas geſchehen werde, um für Holſtein und Schleswig günſtigere Bedingungen zu erwirken. Sowohl Rußland als England waren damals im Fall, der deutſchen Stimme nachgeben zu müſſen und desfalls auf Dänemark einzuwirken. Aber der koſtbare Augenblick wurde verſäumt.

Durch die Neutralität Preußens wurde auch Schweden verhindert, ſich den Weſtmächten anzuſchließen. Schweden konnte nichts ſehnlicher wünſchen, als eine Schwächung Rußlands, denn es lebte nur noch gleichſam durch die Gnade ſeines übermächtigen ruſſiſchen Nachbars. Aber eine ſchwediſche Armee hätte nur dann wagen dürfen, Finnland wiederzuerobern, wenn gleichzeitig eine preußiſche Armee gegen Riga vorgerückt wäre. Die Engländer rüſteten eine große Flotte unter Admiral Charles Napier aus, der auch eine franzöſiſche ſich beigeſellte, in der Abſicht, durch die Oſtſee bis in den finniſchen Meerbuſen vorzudringen, Kronſtadt, die Inſelfeſtung, welche den Zugang zur ruſſiſchen Hauptſtadt St. Petersburg beſchützt, zu erobern, und dann dieſe große Stadt ſelbſt, wenn nicht zu erobern, wozu es an einer Landmacht fehlte, doch zu bombardiren. Je nachdem die Flotten Erfolg haben würden oder noch eine Möglichkeit ſich darbot, Preußen zur Action gegen Rußland fortzureißen, hoffte man auch noch auf den Beitritt des mit

Recht vorſichtigen Schwedens. Einſtweilen aber blieb Schweden neutral und Napier fand auf der ganzen Oſtſee nichts Beſſeres zu thun, als ruſſiſche Handelsſchiffe wegzucapern und an den Küſten Finnlands friedliche Städte und Dörfer, Holz- und Theervorräthe zu verbrennen, was die Finnen, die man hätte gewinnen ſollen, nur gegen die Weſtmächte erbittern mußte. Endlich vor Kronſtadt angelangt, erkannte Napier, dieſe Feſte ſey unangreifbar. Schiffe konnten nur auf einem ſchmalen Fahrwaſſer herankommen und waren der Wirkung unzähliger Geſchütze des ſchwerſten Calibers ausgeſetzt. Deshalb kehrten die Flotten im Herbſt wieder heim, nachdem einige franzöſiſche Landungstruppen unter Baraguay d'Hilliers am 16. Auguſt die kleine Feſtung Bomarſund auf den ruſſiſchen Alandsinſeln erobert hatten. Einige engliſche Schiffe waren auch in das weiße Meer eingedrungen, blokirten Archangel und zerſtörten den Hafen von Kola. Noch andre machten einen Angriff auf Petropaulowsk in Kamtſchatka, das ſich gut vertheidigte.

Aegypten wagte damals keine Sonderpolitik mehr, ſondern leiſtete dem Sultan treue Lehnspflicht durch Zuſendung von Schiffen und Landtruppen. Der alte Mehemet Ali ſtarb geiſtesſchwach 1849, ſein energiſcher Sohn Ibrahim ſchon 1848, des letztern Sohn Abbas blieb dem Sultan ergeben und als er am 14. Juli 1854 ſtarb, that ſein Oheim und Nachfolger Said das Gleiche.

Die Landtruppen der Weſtmächte waren größtentheils nach Varna verſetzt worden. Nur ein ſtarkes Depot blieb in Konſtantinopel zurück, wo Kaſernen und Lazarethe für Franzoſen und Engländer mit Bewilligung des Sultans errichtet wurden. Die Truppen litten aber in Varna außerordentlich an ſchlechter Verpflegung, an der Hitze des Clima's, Ruhr und Cholera, und retteten bei einem großen Brande, der die Stadt am 10. Auguſt verzehrte, nur mit äußerſter Noth ihr großes Pulvermagazin. Auch mit den Türken vereinigt waren ſie nicht ſtark genug, um etwa vom Pruth oder Odeſſa aus ins Herz Rußlands vordringen zu können, weil ſie von Oeſterreich desfalls nicht unterſtützt wurden. In einem großen Kriegsrath zu Varna wurde berathen, was jetzt anzufangen ſey? Ferhat Paſcha (General Stein, der Renegat) von der türkiſchen Armee in Aſien forderte dringend zu einer Unterſtützung dieſer Armee durch die Weſtmächte auf und ſetzte auseinander, wie leicht es ſeyn würde, die Ruſſen aus Transkaukaſien zu vertreiben und welches reiche Pfand dadurch gewonnen werden würde. Auch ein Schwager Schamyls erſchien mit 50 tſcherkeſſiſchen Häuptlingen, ſprach in gleichem Sinn und bot die ganze Macht der Tſcherkeſſen an. In der That wäre es den Ruſſen unendlich ſchwer geworden, ſich gegen die vereinigte Macht der Weſtmächte, der Türken und Schamyls zu behaupten oder in dieſen fernen Gegenden Verſtärkungen an ſich zu ziehen. Sie waren unter dem transkaukaſiſchen Gouverneur, dem alten Fürſten Woronzof (der bald ſein Amt niederlegte) und einigen energiſchen Generalen nur relativ ſtärker, als die zwar zahlreiche, aber faſt nur aus Baſchi Bozuks beſtehende türkiſche Armee in Aſien unter ihren uneinigen und unfähigen Führern. Wenn aber Omer Paſcha mit der regulären türkiſchen Armee, wenn eine franzöſiſch-engliſche Armee gekommen wäre, ſo hätten die Ruſſen unfehlbar unterliegen müſſen. Gerade damals erfochten ſie wieder einige Siege in Aſien, am 9. Juni bei Oſurgeti, am 31. Juli fiel die Feſtung Bajazet in ihre Hände und am 5. Auguſt ſiegten ſie nochmals bei Kuruk Dara. Ihnen hier mit Kraft entgegenzutreten, mußte beſonders im Intereſſe Englands liegen. Waren die Ruſſen einmal aus Transkaukaſien vertrieben, ſo herrſchte Englands Einfluß in Perſien vor, das beſte Mittel, ſein indiſches Reich zu ſchützen und ſein Anſehen in ganz Aſien zu verſtärken. Aber Frankreich lag weniger an dieſer Eroberung, die es nicht für ſich, ſondern mehr für England gemacht haben würde. St. Arnaud entſchied für einen Angriff auf Sebaſtopol, den großen Kriegshafen in der Krim, um hier die ruſſiſche Macht raſch und aufs empfindlichſte zu treffen, denn ſeine Soldaten verlangten nach ſo langer tödtlicher Ruhe nach Kampf und Sieg, und er ſelbſt, der franzöſiſche Marſchall, fühlte bereits den Tod in ſeinen Adern und wollte nicht ruhmlos ſterben. Lord Raglan aber billigte den Plan, weil es die Zerſtörung der ruſſiſchen Marine im ſchwarzen Meere galt.

Die Franzoſen und Engländer hatten in Gallipoli, Varna und in der Dobrudſcha, ohne den Feind geſehen zu haben, nur an Krankheiten bereits 15,000 Mann verloren, waren aber nach den Liſten noch 55,000, in der Wirklichkeit vielleicht etwas weniger ſtark, und ſchifften ſich nebſt 6000 Türken nach der Krim ein, wo ſie am 14. September in der Nähe von Eupatoria landeten, ohne vom Feind aufgehalten zu werden. Der Anblick der vielen hundert großen und kleinen Schiffe, die bei heiterem Himmel hier anlangten, ſoll äußerſt majeſtätiſch geweſen ſeyn. Eupatoria liegt an der Weſtküſte der Krim auf ebenem Ufer. Die ganze Halbinſel iſt eben, größtentheils unbebaut und waſſerarm, nur den Südrand nimmt ein Gebirge ein. In dieſes Gebirge lauft von Weſten her eine Meeresbucht hinein und in ſie mündet das Flüßchen Tſchernaja. Auf der Südſeite dieſer Bucht aber liegt die befeſtigte Stadt Sebaſtopol, auf der Nordſeite liegen ſtarke Feſtungswerke. Innerhalb der Bucht befand ſich damals die ruſſiſche Flotte, mit der Admiral Nachimoff bei Sinope geſiegt hatte, im Hafen eingeſchloſſen, 54 Segel, die es nicht wagten, auszulaufen und ſich mit den Flotten der Weſtmächte zu meſſen. In der Feſtung waren ungeheure Vorräthe von ſchwerem Geſchütz und Munition gehäuft, die Ausrüſtungsmittel für große Flotten auf lange Zeit. Der commandirende Obergeneral und Gouverneur der Krim, Admiral Fürſt Menzikof, hatte zwar weniger Truppen bei der Hand, als die Verbündeten, nahm aber jenſeits der Alma auf dem Gebirge mit 33,000 Mann eine ſo feſte Stellung, daß er hoffte, die Macht des Feindes werde ſich hier brechen und erſchöpfen; ja er war ſo zuverſichtlich, daß er die Damen von Sebaſtopol einlud, nach ſeinem Lager zu fahren und die Vernichtung des Feindes mit anzuſehen. Als aber die Verbündeten am 20. September an die Alma heranrückten, erſtieg General Bosquet mit den tapfern Zuaven*) die beinah ſteilrechten Uferfelſen in der linken Flanke der Ruſſen und brachte ſogar Kanonen in ſolcher Schnelligkeit hinauf, daß Menzikof, obgleich er in der Front durch ſein wohlgezieltes Feuer den Engländern und Franzoſen ſchwere Verluſte zufügte, dennoch durch jenen Angriff in der Flanke zum Rückzug gezwungen wurde, ja er wäre vernichtet worden, wenn die Verbündeten Reiterei zum Verfolgen gehabt hätten. Da er ſich oſtwärts in die Gebirge zurückzog und Sebaſtopol mit einer nur ſchwachen Beſatzung weſtwärts liegen ließ, hätte dieſe Feſtung überrumpelt und genommen werden können. Aber eine Recognoscirung der nördlichen Forts ergab, daß dieſelben zu ſtark ſeyen, um, ohne vorher Belagerungsgeſchütz anzuwenden, erſtürmt werden zu können. In einem Kriegsrath, dem Marſchall St. Arnaud zum letztenmal anwohnte, indem ihn die Cholera nur noch wenige Tage leben ließ, wurde nun beſchloſſen, eine neue Stellung ſüdwärts von Sebaſtopol zu nehmen, auf einer Hochebene, die durch das enge Thal der Tſchernaja gegen einen Angriff von Oſten her geſchützt wird und im Süden durch die Bucht von Balaklava, im Weſten durch die Bucht von Kamieſch die Verbindung mit den Flotten offen ließ. In dieſer Stellung gegen einen etwaigen Angriff einer Entſatzarmee gedeckt, konnten die Verbündeten hoffen, Sebaſtopol eher zu erobern, ſofern es gerade auf dieſer Seite damals noch viel weniger befeſtigt war. Ein raſcher Sturm wäre hier, wie die Ruſſen ſelbſt ſpäter eingeſtanden haben, wahrſcheinlich gelungen, aber St. Arnauds tödtliche Krankheit brachte Stocken in die Unternehmungen der Franzoſen, während die Engländer überhaupt immer langſamer und methodiſcher handelten. Der Sturm wurde nicht gewagt.

Ganz Europa aber durchlief die angeblich von einem Tartaren an die türkiſche Grenze gebrachte Nachricht, Sebaſtopol ſey unmittelbar nach der Schlacht an der Alma gefallen, und ein vorzeitiges Jubelgeſchrei folgte ihr als lange nachhallendes Echo.

---

*) Urſprünglich eingeborne Afrikaner, die von den Franzoſen in Algier angeworben wurden, nach und nach aber erſetzt durch Franzoſen, welche nur die muhamedaniſche Tracht beibehielten. Cavaignac war eine Zeitlang ihr Chef geweſen. Sie galten als die feurigſten und unbeſieglichſten Truppen der Armee.

In der Wirklichkeit hatten die ſiegreichen Armeen nichts gewonnen, ſondern ihre Noth ging jetzt erſt an. Sie hatten die erſte koſtbare Zeit verſäumt und Menzikof konnte die Beſatzung der Feſtung verſtärken. Das Glück gab ihm in dem Artilleriehauptmann Todtleben einen Gehülfen, wie er ihn brauchte, denn dieſer geniale Offizier, der während der nachfolgenden Belagerung bis zum General emporſtieg, ſchuf in wunderbarer Schnelligkeit rings um die Südſeite der Stadt [illegible] neue, zahlreiche und aufs vortrefflichſte angelegte Redouten, Gräben, Minen &c. und machte den Zugang faſt unmöglich. Gleich nach der Schlacht an der Alma hatte Menzikof ſchon den Eingang vom Meer zum Hafen durch Verſenkung ſieben großer Schiffe auch für die Flotten der Weſtmächte unnahbar gemacht.

St. Arnaud konnte noch auf ein Schiff gebracht werden, ſtarb aber am 29. September auf dem Meere, in tiefem Schmerz und hoher Freude zugleich, denn bis auf den letzten Augenblick überwog bei ihm das ſtolze Gefühl des Siegers die körperlichen Leiden und die beängſtigende Gewißheit eines frühen Todes. Dieſer Marſchall hatte für die franzöſiſche Armee noch eine andere Bedeutung. Er war nämlich ſehr fromm und pflegte unter den Truppen jene hohe Achtung für die Religion, durch die ſich die Franzoſen in der Krim ſo auffallend auszeichneten. Die unzertrennlichen Gefährten und Lieblinge der franzöſiſchen Armee waren die barmherzigen Schweſtern, welche die Lazarethe beſorgten, und die Feldprieſter. General Canrobert übernahm an St. Arnauds Stelle den Oberbefehl.

Die Engländer ſetzten ſich an der Bucht von Balaklava, die Franzoſen an der von Kamieſch feſt und begannen auf dem Plateau die regelmäßige, ſehr langweilige Belagerung der Südſeite von Sebaſtopol. Die Eröffnung von Laufgräben war wegen des felſigen, nur von einer dünnen Erdſchicht bedeckten Terrains äußerſt ſchwierig. Am 17. October verſuchten die Verbündeten die erſte großartige Beſchießung des Platzes zugleich vom Lande und von der Flotte aus, aber die Ruſſen beſaßen viel mehr ſchweres Geſchütz und erwiederten das Feuer mit ſolcher Ueberlegenheit, daß die Verbündeten einen Sturm, den ſie anfangs im Sinn gehabt, nicht wagten. Am unzureichendſten hatten ſich die Flotten erwieſen, deren Kanonen an den Mauern der Feſtung nur ſchwache Verheerungen angerichtet, aber ſelbſt vom feindlichen Feuer ziemlich empfindlich gelitten hatten. Seitdem wagten die Flotten gar keinen Angriff mehr und dienten nur noch, Lebensmittel, Munition und Verſtärkungen nach der Krim und Verwundete von dort zurückzubringen. Die Ruſſen in der Feſtung verloren aber am 17. an Todten 500 Mann, worunter ihr tapferer Viceadmiral Kornilof. Nach dieſem mißlungenen Angriff ließ der ruſſiſche Gegenſtoß nicht auf ſich warten. Am 25. October befahl Menzikof, nachdem ihm eben Verſtärkungen zugekommen waren, dem General Liprandi, die Stellung der Engländer bei Balaklava anzugreifen. Die engliſche Reiterei ſtürzte ſich allzu blind in den Kampf und erlitt ungeheuren Verluſt. Die Ruſſen behaupteten das Schlachtfeld und unternahmen am 5. November einen noch weit energiſcheren Angriff. Denn die Großfürſten Nicolaus und Michael waren gekommen und von dem Heere, welches früher unter Gortſchakof an der Donau operirt hatte, neue Verſtärkungen angelangt. Mit 51,000 Mann wurde nun die engliſche Stellung abermals forcirt, bei Inkerman. Allein die ruſſiſchen Corps waren ungeſchickt geführt und ſo gelang es dem ſchnellblickenden Bosquet, ihnen in die Flanke zu kommen und durch ſeine Kühnheit die Engländer zu retten. Die Ruſſen mußten mit ſchwerem Verluſt umkehren. Nun aber fiel der Herbſtregen in Strömen nieder, ſetzte die ganze Gegend unter Waſſer, füllte die Gräben aus und machte die von den verbündeten Truppen ſehnlichſt gewünſchte Erſtürmung der Stadt um ſo unmöglicher, als die Ruſſen ſich immer mehr verſtärkten, die Verbündeten aber ſich durch Schlachten und Krankheiten ſchwächten.

Es war nicht mehr möglich, die Stadt zu gewinnen. Die weſtmächtlichen Truppen mußten ſich auf ein langes Winterlager einrichten und, wenn ſie nicht von der überlegenen ruſſiſchen Macht wollten ins Meer geworfen werden, ſich verſtärken. Als ſie von Varna nach der Krim abſegelten, hatten ſie gehofft, mit einem raſchen Handſtreich Sebaſtopol zu nehmen. Auf ein Ueberwintern im freien Felde waren ſie nicht vorbereitet. Die warmen Kleider, Pelze, Holzvorräthe ꝛc. langten alle erſt an, als die rauhe Jahreszeit ſchon begonnen hatte. Die elenden Ortſchaften in der Nähe von Sebaſtopol boten keine Quartiere, kaum Räume genug zu Lazarethen dar. Man mußte alſo unter Zelten oder in Baraken wohnen, welch letztere jedoch wegen Holzmangels nicht leicht herzuſtellen waren. Die Franzoſen ſtanden ſich beſſer, theils weil die Regierung mehr für ſie ſorgte, theils weil ſie, erfinderiſch in Auffindung von Auskunftsmitteln, immer raſch und in unverwüſtlicher guter Laune ſich ſelbſt zu helfen wußten. Die Engländer aber litten unſäglich, weil die Generale ſich nicht um die Armeeverwaltung bekümmerten, die Verwaltung ſelbſt unglaublich pedantiſch und gewiſſenlos handelte und die gemeinen Soldaten apathiſch ihr Elend trugen, ohne zu murren oder zu energiſcher Selbſthülfe zu greifen. Aus England langten ganze Schiffe mit Lebensmitteln, warmen Kleidern, Lagerutenſilien aller Art an, blieben aber am Ufer Balaklava's unausgepackt liegen, ja wurden zum Theil zurückgeſchickt, weil die Ausweispapiere in Unordnung gekommen waren und kein Beamter etwas ablieferte, wozu er nicht beordert war, den Offizieren und Soldaten aber nicht einmal einfiel, ſich die Sachen ſelber zu holen. Hunderte ſtarben in dünner Kleidung unter ſchlechten Zelten in ſtolzer Reſignation, während eine Stunde davon Pelze, warme Wollenkleider, Nahrungs- und Arzneimittel in Fülle lagen, die aber Niemand aus den Kiſten und Ballen herauszunehmen wagte. Im November wurde das ſchwarze Meer von ſchrecklichen Stürmen gepeitſcht und viele Schiffe gingen dabei zu Grunde, auch ſolche, welche reiche Vorräthe nach der Krim bringen ſollten, hauptſächlich am 14. die großen Schiffe Heinrich VI., Prince*) und Pluto. Auch die Ruſſen unterließen nicht, fort und fort das Lager der Verbündeten, beſonders nächtlicher Weile, zu allarmiren und gönnten ihrem Feinde keine Ruhe. Die Folge davon war eine außerordentliche Sterblichkeit im Lager. Alle Lazarethe waren überfüllt und immerwährend gingen Schiffe voll Kranker nach Konſtantinopel ab. Hier und in der Krim ſelbſt leiſteten die barmherzigen Schweſtern und eine Geſellſchaft engliſcher Jungfrauen, die berühmte Miß Nightingale an der Spitze, die treueſten Dienſte, vermochten aber bei weitem nicht alle Leiden zu lindern, weil die Zahl der Kranken zu groß und die Anſtalten mangelhaft waren. Der Sultan ſelbſt erwies den barmherzigen Schweſtern eine großherzige Theilnahme, nannte ſie „Engel des Friedens“ und erlaubte ihnen, ſich in jeder Bedrängniß unmittelbar an ihn zu wenden.

Trotz aller Noth aber hielten die Franzoſen in der Krim mit frohem Muthe aus und ergötzten ſich ſogar an einem raſch im Lager improviſirten Theater, bei welchem die Soldaten ſelbſt Schauſpieler und Zuhörer abgaben. Nur eine kurze Zeit, im erſten Unmuth, murrten die Zuaven und verlangten nach ihrem Lieblingsgeneral von Afrika her, dem feurigen Lamoricière, von dem ſie glaubten, er werde ſie raſcher zum Ziele führen. Die ſtoiſchen Engländer, wenn gleich durch Schlachten und Krankheiten bis zu einer „franzöſiſchen Diviſion“ herabgeſunken, ließen ſich doch durch nichts aus der Faſſung bringen. Beide Truppen achteten ſich hoch und hielten gute Kameradſchaft.

---

*) Dieſes Schiff war ausſchließlich mit Pelzen für die Armee beladen. Man hatte nicht einmal die Vorſicht gehabt, ſolche nothwendige Vorräthe auf mehrere Schiffe zu vertheilen.

Mittlerweile herrſchte immerfort noch die lebhafteſte Bewegung in den europäiſchen Cabinetten, um den Streit wo möglich bald auf diplomatiſchem Wege zu ſchlichten. Denn der Krieg koſtete den Mächten, die ihn führten, unermeßliche Opfer und ein großes Ergebniß, ein namhafter Vortheil ließ ſich für keinen Theil mehr erwarten, ſeitdem die deutſchen Großmächte durch den Rückzug der Ruſſen über den Pruth in der Hauptſache befriedigt waren. Die Grundlage, auf welcher die beiden Weſtmächte allein ferner unterhandeln wollten, ſollten nach ihrer Erklärung vom 22. Juli 1854 vier Punkte bilden: 1) die Aufhebung des bisherigen ruſſiſchen Protectorats in der Moldau, Wallachei und Serbien, 2) die vollkommene Freiheit der Donauſchiffahrt, 3) die Reviſion der älteren Verträge, damit das Gleichgewicht eine Wahrheit werde und das bisherige Uebergewicht Rußlands im ſchwarzen Meere ein Ende nehme, 4) die Verwerfung jedes Separatprotectorats einer einzelnen Macht über die Chriſten in der Türkei, unter der Vorausſetzung, daß nur ſämmtliche Großmächte gemeinſchaftlich von der Türkei desfalls Garantien fordern dürften. Auch Oeſterreich und Preußen unterſtützten dieſe Forderungen in ihren Noten vom 10. und 13. Auguſt. Aber Rußland ging nicht darauf ein (Note vom 26. Auguſt). Preußen interpretirte ſeinen Vertrag mit Oeſterreich vom 20. April dahin, daß die Hauptbedingung deſſelben durch den Rückmarſch der Ruſſen über den Pruth erledigt ſey. (Note vom 3. September.)

Durch die ſtolze Haltung Rußlands und durch das abſolute Neutralbleiben Preußens ſah ſich Oeſterreich gezwungen, was es bisher mit Demonſtrationen und Aufſtellung einer mäßigen Heeresmacht erreicht, durch energiſchere Mittel aufrecht zu erhalten. Es ſtellte ein großes Heer in Siebenbürgen, ein zweites in Galizien auf und ſchloß ſich den Weſtmächten näher an. Preußen, welches aufrichtig neutral bleiben und den Frieden Mitteleuropa's erhalten wollte, mahnte Rußland nun dringender, ſeinerſeits mehr nachzugeben. Da erließ Graf Neſſelrode am 6. November eine Note, die mit den Worten begann: „Um Deutſchland vor den Uebeln zu bewahren, von welchen es durch eine Spaltung zwiſchen den beiden deutſchen Großſtaaten bedroht ſeyn würde, iſt der Kaiſer geneigt, an Friedensverhandlungen Theil zu nehmen." Man konnte von der Stellung Deutſchlands nicht verächtlicher und übermüthiger reden. Dennoch war hinter dieſer Frechheit Furcht verſteckt. Sie wurde von beiden deutſchen Mächten mit Würde beantwortet. Preußen unterzeichnete bereits am 26. November einen Zuſatzartikel zum Bündniß vom 20. April und erklärte ſich nunmehr für die vier Punkte. Oeſterreich aber ging am 2. Dezember ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich und England ein. Dieſe Energie war für Oeſterreich mit nicht geringen Opfern verbunden. Es mußte, um hinreichende Streitkräfte aufſtellen zu können, ſeine Staatseiſenbahnen auf 90 Jahre für 77 Millionen Gulden verpachten und ein Staatsanleihen von 350—500 Millionen aufnehmen, das mit eben ſo viel Patriotismus und eben ſo ſchnell zu Stande kam, wie das franzöſiſche. Faſt allgemein erwartete und hoffte man damals, Oeſterreich werde gegen Rußland das Schwert ziehen und es nicht eher wieder in die Scheide ſtecken, als bis es im Bunde mit den Weſtmächten ſich das „materielle Pfand" zugeeignet haben würde, ohne welches es Europa nicht möglich war, ſich die Gewißheit zu verſchaffen, daß Rußland die Eroberung der Türkei nicht immer und immer wieder von neuem verſuchen würde. Das war der feurigſte Moment der Allianz. Palmerſton reiste nach Paris, um mit Napoleon III. die kräftigſte Unterſtützung der Krimarmee zu verabreden.

Da gab Rußland nach und ließ durch ſeinen Geſandten, Fürſten Gortſchakof, in Wien am 28. November erklären, es laſſe ſich die vier Punkte als Ausgangspunkte bei den Friedensunterhandlungen gefallen. Dieſe Verhandlungen begannen in Wien und wurden eifrig fortgeſetzt, aber ohne Ergebniß, weil es Rußland mit dem Nachgeben und Friedenmachen nicht Ernſt war, es vielmehr nur Zeit zu gewinnen ſuchte, um die Verbündeten wieder zu trennen. Vor allem lag ihm daran, das Gegengewicht gegen

Oeſterreich in Deutſchland ſelbſt zu verſtärken. Indem es durch ſeine ſcheinbare Nachgibigkeit Preußen wieder umſtimmte, verſicherte es ſich auch der Bamberger Coalition. Dieſelben deutſchen Mittelſtaaten, die noch vor wenigen Jahren für Oeſterreich gegen Preußen ſtanden, wendeten ſich jetzt auf einmal von Oeſterreich ab und ſchloſſen ſich der ruſſenfreundlichen Neutralitätspolitik in Berlin an, zuerſt Sachſen, dann Bayern. Ein großes ruſſiſches Heer ſtand in Polen, um Galizien zu bedrohen. Dieſes Heer konnte möglichenfalls eher vor Wien ſtehen, als die öſterreichiſche Hauptarmee unter Heß in Siebenbürgen dahin zurückzukehren im Stande war, weil Kronſtadt viel weiter von Wien entfernt iſt als Krakau. Kam es zum Kriege, ſo mußte ſich Oeſterreich die rechte Flanke decken durch Preußen und den deutſchen Bund. Es verlangte daher in Frankfurt ſofortiges Aufgebot der deutſchen Bundescontingente, aber Preußen und die Mittelſtaaten ließen ſich am 30. Januar 1855 nur zu einer „Kriegsbereitſchaft" herbei, wobei an wirkliches Mobilmachen noch nicht gedacht wurde und man es abſichtlich im Ungewiſſen ließ, gegen wen Krieg geführt werden ſollte.*) — Auch die Weſtmächte ſuchten Allianzen und Hülfstruppen. Am 26. Januar trat Sardinien ihnen bei und rüſtete eine Armee von 15,000 Mann unter General La Marmora gegen die Krim aus. Es erkaufte ſich dadurch den ihm ſo wichtigen Schutz Englands und Frankreichs. Dagegen ſcheiterten die Bemühungen, eine deutſche Legion für England, und eine ſchweizeriſche (unter Ochſenbein, der in franzöſiſche Dienſte trat) für Frankreich zu werben. Es fanden ſich zu wenige Freiwillige ein, der deutſche Stolz ſträubte ſich gegen den Fremdendienſt und Werbungen wurden innerhalb des deutſchen Bundes auch nicht geſtattet.

In England erklärte ſich die Oppoſition im Parlament und in der Preſſe mit großer Entrüſtung über die ſchlechte Armeeverwaltung und im Unterhauſe ſtellte Roebuk den Antrag auf eine gerichtliche Unterſuchung dieſer Angelegenheit. In Folge deſſen mußte (am 29. Januar) Lord Aberdeen, der alte Freund Rußlands und der vormärzlichen Metternich'ſchen Friedenspolitik, aus dem Miniſterium austreten, in welchem fortan Palmerſton allein Meiſter wurde. Aber die Unterſuchung zog ſich in die Länge und führte zu keinem Ergebniß, denn es waren zu viele compromittirt! Es handelte ſich nicht bloß um die ſchlechte Verwaltung, ſondern auch um die ſchlechte Führung. Eine durchgreifende Reform des Heeres ließ ſich unter den ganz eigenthümlichen Verhältniſſen Englands nicht bewirken. Die Söhne der Ariſtokratie, welche ſämmtliche Offiziersſtellen kauften, bildeten, auch wenn ſie unfähig waren, für die engliſche Verfaſſung eine ſicherere Garantie, als wenn das Verdienſt allein zu höheren Stellen befördert, aber auch einen gefährlichen Ehrgeiz genährt haben würde. Man half ſich durch Wechſel der Perſonen. Napier wurde, weil er in der Oſtſee nichts ausgerichtet, von der Flotte entfernt und der alte Dundas an ſeine Stelle geſetzt, um eben ſo wenig auszurichten. Um in der Krim die Verbindung zwiſchen dem Hafen von Balaklava und dem engliſchen Lager durch eine kleine Eiſenbahn zu erleichtern, wurden Schienen, Locomotive und Arbeiter dahin geſchickt, die im Februar ankamen, um die ſich aber der engliſche Generalſtab gar nicht bekümmerte, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. So pedantiſch war jeder Dienſtzweig vom andern getrennt.

---

*) Preußen äußerte gegen Oeſterreich, die Rüſtungen in Frankreich kommen ihm bedrohlich vor; Oeſterreich antwortete, für Oeſterreich ſeyen ſie ſo wenig bedenklich, wie die ruſſiſchen Rüſtungen es für Preußen zu ſeyn ſchienen. Note vom 12. Februar.

In Frankreich machte eine Brochüre großes Aufſehen, die der eben aus der Krim heimgekehrte Prinz Napoleon geſchrieben haben ſollte. Darin war die ganze Expedition und ſelbſt das Bündniß mit England und Oeſterreich ſcharf getadelt. Der Kaiſer ließ ſich jedoch nicht irre machen und that wohl, denn ſofern er ſich aus der Krim nicht ohne die ſchwerſten Verluſte zurückziehen konnte, mußte man die Eroberung von Sebaſtopol um jeden Preis durchſetzen.

Kaiſer Nicolaus befahl am 10. Februar eine allgemeine Bewaffnung des ruſſiſchen Volkes und ſchickte Truppen über Truppen nach der Krim. Aber der Weg war weit, der Winter kalt. In der ſüdruſſiſchen Steppe wurden ganze Compagnien im Schnee begraben oder ſtarben vor Hunger und Kälte. Große Hoffnungen ſetzte der Kaiſer auf eine Expedition gegen Eupatoria. Hierhin hatte Omer Paſcha einen Theil ſeines Heeres gezogen, um die Alliirten, die vor Sebaſtopol lagen, zu unterſtützen. Nun ſollte General Wrangel mit einem ſtarken ruſſiſchen Corps Eupatoria überfallen und wegnehmen. Der Angriff erfolgte am 16. Februar, wurde jedoch abgeſchlagen. General Chrulef, den Wrangel vorausſchickte, fand die Verſchanzungen der Türken zu ſtark. Die Türken fielen aus und ſchlugen ihn zurück. Hierauf rückte Omer Paſcha mit ſeiner ganzen Armee aus und hatte das Vergnügen, ſich einbilden zu können, ſein bloßer Anblick habe die Ruſſen vertrieben, weil dieſe ſich freiwillig zurückzogen. Sie mußten ſich zurückziehen, weil ein Handſtreich auf die Stadt nicht ausführbar war, eine längere Belagerung aber Zufuhren erfordert hätte, die ſie in dem öden Lande nicht unterhalten konnten. Aus demſelben Grunde war es den Alliirten unmöglich, von Eupatoria aus eine Diverſion im Rücken Menzikofs zu machen. Sie hätten auf Wagen alle ihre Lebensmittel einſchleppen müſſen und hatten zu wenig Pferde. Wie natürlich nun auch alles bei Eupatoria zugegangen war und von wie geringem Nutzen ſelbſt eine Eroberung dieſer Stadt für die Ruſſen geweſen wäre, ſo ſcheint doch Kaiſer Nicolaus eine andere Anſicht von der Wichtigkeit der Wrangel'ſchen Operation gehegt zu haben. Ihr Mißlingen ſoll ihn ſtark alterirt haben. Er war ſchon etwas kränklich und ſtarb unerwartet ſchnell am 2. März.

Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. war friedlicher geſinnt und weil er an den früheren Uebergriffen Rußlands keine Schuld trug, auch leichter als ſein Vater im Stande, ohne ſich zu compromittiren, Frieden ſchließen zu können, aber er durfte der

Ehre des Vaters nichts vergeben und die Rüſtungen zur Vertheidigung Sebaſtopols nicht unterbrechen. Sein erſtes Manifeſt erklärte, er werde ganz im Syſtem ſeines Vaters, der großen Katharina und Peters I. handeln, lautete mithin unerwartet kriegeriſch und drohend. Allein der Verluſt der ruſſiſchen Truppen ſeit dem Beginn des Feldzugs wurde bereits zu 250,000 Mann berechnet; auch die Weſtmächte hatten ſchon beträchtliche Opfer an Menſchen und Geld gebracht, ſelbſt Oeſterreich litt unter ſeinen finanziellen Anſtrengungen und auch in ſeinen Lagern an den Grenzen graſſirten Seuchen, die viele Mannſchaft wegrafften. Man durfte von allen Seiten Neigung zum Frieden vorausſetzen, es handelte ſich nur noch um ein geringes Maaß von Bürgſchaften, welche die Weſtmächte und Oeſterreich von Rußland verlangten und verlangen mußten, weil ſonſt der ganze Krieg zwecklos geweſen wäre. Schon am 15. März wurde daher die Friedensconferenz zu Wien abermals eröffnet. Unmittelbar vorher machte der neue ruſſiſche Kaiſer Europa eine Conceſſion, indem er den Fürſten Menzikof aus der Krim abrief und dem Fürſten Gortſchakof den Oberbefehl daſelbſt übertrug. Hatte Menzikof auch wegen Kränklichkeit ſeine Entfernung ſelbſt verlangt, ſo ſah man doch gern in der Beſeitigung deſſen, der als übermüthiger Urheber des Kriegs betrachtet wurde, eine Sühne.

Inzwiſchen war es für die Weſtmächte zur moraliſchen Unmöglichkeit geworden, ſich, ohne Sebaſtopol erobert zu haben, aus der Krim zurückzuziehen. Ein ſolcher Rückzug wäre einer Niederlage gleichgekommen, hätte namentlich die Ehre der franzöſiſchen Fahne befleckt, die Stellung Napoleons III. tief erſchüttert und den Ruſſen zugleich das Recht verſchafft, ſo wenig als möglich nachzugeben. Der Kaiſer der Franzoſen war daher feſt entſchloſſen, Sebaſtopol zu erobern und ſchickte im Januar den General Niel, einen der tüchtigſten Ingenieure, nach der Krim, um von den begangenen Fehlern Einſicht zu nehmen und eine wirkſamere Methode der Belagerung einzuleiten. Nach ſeinem Rathe wurde nun der

Hauptangriff auf die Vorſtadt Karabelnaja gerichtet, in der rechten Flanke der Belagerer. Aber Niel fand einen würdigen Gegner in Tottleben, der die Verſchanzungen auf dieſer Seite vervielfältigte und beſonders den ſ. g. Malakofthurm zu einem kaum einnehmbaren Bollwerk umformte. Obgleich nun noch lange Zeit größere Kämpfe unterblieben, weder von den Weſtmächten ein Hauptſturm noch von den Ruſſen ein Entſatzverſuch gemacht wurde, ſo entbrannte doch täglich und nächtlich ein kleiner mörderiſcher Krieg zwiſchen den allmählig immer weiter vordringenden Laufgräben der Belagerer und den Belagerten. Scharfſchützen von beiden Parteien gruben ſich in Erdlöcher und ſchoſſen die Artilleriſten von den feindlichen Kanonen weg. Die Arbeiter in den Gräben wurden von Zeit zu Zeit überfallen und es gab gräßliche Handgemenge über und unter der Erde.

Während aber Fürſt Gortſchakof, der Feldherr, Sebaſtopol vertheidigte, wußte ſein jüngerer Bruder, der Geſandte in Wien, die Conferenz geſchickt hinzuhalten, immer in der Abſicht, Zeit zu gewinnen und die Alliirten wo möglich von einander zu trennen. Dies gelang ihm auch inſoweit, daß Oeſterreich am 12. April den Weſtmächten erklärte, die Beſchränkung der ruſſiſchen Seemacht auf dem ſchwarzen Meere, auf welche ſie ſo großen Werth legten, ſey nicht die Hauptſache, wenigſtens nicht für Oeſterreich, der casus belli werde für Oeſterreich nur dann eintreten, wenn Rußland die Integrität der Türkei nicht garantiren wolle. Die Weſtmächte konnten ſich nun auf das Bündniß des 2. Dezember nur noch bedingungsweiſe verlaſſen und durften nicht hoffen, ihre maritime Politik durch eine öſterreichiſche Landarmee unterſtützt zu ſehen; es blieb ihnen mithin nichts übrig, als ſelbſt und allein ſolche Anſtrengungen zu machen, die ihnen den Erfolg in der Krim ſichern mußten. Zu dieſem Behuf machte Kaiſer Napoleon am 16. April mit ſeiner Gemahlin einen Beſuch in London und desavouirte ſeinen auswärtigen Miniſter, Drouyn de Lhuys, der in Wien falſchen

Hoffnungen getraut hatte. Am 28. machte ein gewiſſer Pianori einen Mordverſuch auf Napoleon, ward jedoch ergriffen und hingerichtet. Napoleon ſchickte immer neue Verſtärkungen, ſogar ſeine neue Garde, nach der Krim, ließ aber zugleich, wie im tiefſten Frieden, am 15. Mai die große Weltinduſtrieausſtellung in Paris durch ſeinen Vetter, den Prinzen Napoleon, eröffnen. Er ſelbſt wollte nach der Krim gehen und die Operationen leiten, durfte es jedoch nicht wagen, Frankreich auf unbeſtimmt lange Zeit zu verlaſſen. Am 4. Juni formulirte Oeſterreich ſein Ultimatum dahin, daß es die Beſchränkung der ruſſiſchen Flotte im ſchwarzen Meere ausſchließlich abhängig machen wollte von einem freien Uebereinkommen zwiſchen Rußland und der Türkei. Dadurch werde Rußlands Ehre gerettet und es könne im Uebrigen allen andern Forderungen der Dezember-Verbündeten nachgeben. Oeſterreich ſey erbötig, die Annahme dieſes Ultimatums von Seiten Rußlands mit den Waffen zu erzwingen, wenn ſich die Weſtmächte damit begnügen wollten. Wollten ſie nicht, ſo werde es eine abwartende Stellung einnehmen. Sie waren, man weiß nicht ſoll man ſagen ſo unvorſichtig, oder ſo vorſichtig, dieſes Ultimatum nicht anzunehmen, worauf Oeſterreich ſogleich einen Theil ſeiner Truppen entließ und Rußland auch ſeinerſeits ſtarke Heertheile, die es bisher in Polen ſtehen hatte, nach der Krim ſchicken konnte. Damals eröffnete Napoleon III. ein Nationalanleihen von 750 Millionen Franken, aber die Scheinunterzeichnungen beliefen ſich bald auf 3,200 Millionen, weil nicht bloß der Patriotismus, ſondern auch die Speculation ſich dabei betheiligte.

Ganz auf ſich ſelbſt angewieſen, hatten die Weſtmächte ihre Krimarmee anſehnlich verſtärkt. Trotz der großen Verluſte, durch die Cholera und Ruhr mehr noch als durch Schlachten, zählte die franzöſiſche Armee vor Sebaſtopol 100,000 Streiter, die engliſche wieder 32,000, die ſardiniſche 14,500, die türkiſche 28,000. Die ruſſiſche Armee war 150,000 ſtark, erhielt aber immer neue Zuzüge. Nach langer Vorbereitung eröffneten die Verbündeten vor

Sebaſtopol am 6. April ein 14 Tage lang andauerndes furchtbares Feuer auf die Stadt aus mehr als 500 ſchweren Geſchützen, worunter Bomben von 1 bis 2 Centner Gewicht. Aber noch war das Geſchütz der Ruſſen in der Feſtung zahlreicher, antwortete aufs lebhafteſte und ließ den Belagerern keine Hoffnung auf Erfolg. Alle zerſtörten Verſchanzungen wurden durch Tottlebens Genie immer in wenigen Stunden wieder hergeſtellt. Die Franzoſen verloren ihren talentvollen Geniegeneral Bizot durch eine Kugel. Canrobert und Raglan vereinigten ſich nun, um auf andern Punkten beſſere Erfolge zu erringen, die ohnehin müßigen Flotten zu beſchäftigen, und ſchickten eine Expedition nach dem Aſow'ſchen Meere, um die ruſſiſchen Hafenſtädte und Vorräthe an denſelben zu zerſtören und die Zufuhr von dort nach Sebaſtopol abzuſchneiden. Die Flotten, unter dem engliſchen Admiral Lyons und dem franzöſiſchen Bruat, nahmen am 24. Mai Kertſch ein, leider mit ſo wenig Sorgfalt, daß die koſtbare Sammlung von Alterthümern daſelbſt geplündert und zerſtört oder verſchleppt wurde. Die Ruſſen leiſteten faſt nirgends Widerſtand, noch hatten ſie die Vorräthe vom Ufer weggebracht, ſo daß die Engländer und Franzoſen raſch nach einander eine Menge Hafenplätze mit reichen Korn-, Heu- und andern Vorräthen in Brand ſtecken konnten. So Jenikale, Mariopol, Taganrog, Anapa. Doch war es ihnen nicht möglich, in die labyrinthiſchen Lagunen des ſ. g. faulen Meeres, in welches die öſtlichen Ufer der Krim auslaufen, einzudringen, um auch hier alle Verbindung des innern Rußland mit Sebaſtopol abzuſchneiden.

Dieſe Expedition war noch von Canrobert eingeleitet worden, den aber das Mißlingen ſeines letzten Angriffs auf Sebaſtopol eingeſchüchtert hatte und der zu gewiſſenhaft war, um einen Sturm auf die Feſtung zu wagen, weil derſelbe ungeheure Menſchenopfer koſten mußte, ohne daß der Sieg gewiß war. Canrobert bot daher ſeine Entlaſſung an und Kaiſer Napoleon ernannte an ſeine Stelle den General Peliſſier, welcher bisher unter Canrobert gedient hatte und dem man den rückſichtsloſeſten Muth zutraute.*) Aber Canrobert war großherzig genug, in der Krim zu bleiben und unter Peliſſier zu dienen. Dieſer Wechſel erfolgte am 16. Mai, der neue Feldherr zeigte wirklich große Energie und begnügte ſich nicht mehr mit Kanoniren, ſondern verſuchte ſogleich Erſtürmungen der nächſten Werke und verfolgte den Plan, mit ſeinen Laufgräben bis dicht an die feindlichen Schanzen zu rücken und die ganze Feſtung „wie in einen Schraubſtock“ zu faſſen. Schon am 22. Mai ließ er durch General de Salles ein neues Faſchinenwerk erſtürmen, wobei der ruſſiſche General Adlerberg fiel, und am 7. Juni ein noch größeres Werk, den ſ. g. grünen Mamelon, wo der franzöſiſche Oberſt Brancion in dem Augenblicke fiel, in dem er die dreifarbige Fahne auf dem dort eroberten Werke aufpflanzte. Aber ein Hauptſturm, den die vereinigten Heere am 18. Juni**) unternahmen, mißglückte gänzlich, trotz aller Anſtrengungen und Menſchenopfer. Die Franzoſen verloren zwei treffliche Generale, Brunet und Mayran, durch den Tod, und im Ganzen, Todte, Verwundete und Gefangene zuſammen, ſchwerlich weniger als 5000 Mann, die Engländer 1570. Der alte Lord Raglan nahm ſich die Fortdauer der Unfälle zu Herzen, litt ſchon einige Zeit an der Cholera und ſtarb am 28. An ſeine Stelle trat General Simpſon. Ein ſchwerer Verluſt traf aber auch die Ruſſen, indem am 11. Juli ihr tapferer Admiral Nachimof auf den Mauern der Feſtung von einer feindlichen Kugel tödtlich verwundet wurde.***) Damals wüthete die Cholera mit erneuter Gewalt innerhalb und außerhalb der

---

*) Er hatte früher einmal in Algerien einen Stamm einheimiſcher Inſurgenten in einer Höhle, weil ſie ſich nicht ergaben, mit Rauch erſtickt.

**) Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, den man abſichtlich wählte, um durch einen gemeinſchaftlichen großen Sieg der Franzoſen und Engländer die Erinnerung ihres ehemaligen Haſſes auszulöſchen.

***) Nachimof pflegte, eine Flaſche Branntwein in der Hand, mit größter Sorgloſigkeit die Feſtungswerke zu inſpiciren und, ohne die Nähe feindlicher Scharfſchützen zu fürchten, über die Wälle hinauszuſehen. Diesmal traf ihn eine Kugel in den Kopf.

Feſtung und forderte wieder viele Opfer, unter andern einen Bruder des General La Marmora. Aber die Verbündeten ließen ſich durch nichts abhalten, mit ihren Gräben und Batterien der Stadt immer näher zu rücken. Den ſchrecklichſten Menſchenverluſt hatte der Sturm am 18. deshalb gekoſtet, weil die Stürmenden noch einen zu weiten Zwiſchenraum zwiſchen den ſie deckenden Laufgräben und Schanzen und den feindlichen Redouten zu durchlaufen hatten, ſo daß ſie vom Kreuzfeuer der Ruſſen zerſchmettert wurden, ehe ſie am Fuß der Schanzen ankamen. Peliſſier erkannte daraus, er müſſe den „Schraubſtock“ noch viel näher rücken, bis nur noch wenige Schritte zwiſchen ſeinen und den ruſſiſchen Schanzen liegen würden, und auf dieſes Ziel hin wurde nun Tag und Nacht unter immerwährenden Gefechten gearbeitet.

Gleichzeitig waren auch die allirten Flotten wieder in die Oſtſee eingedrungen, allein Dundas konnte eben ſo wenig ausrichten, als im vorigen Jahre Napier. Auch er legte ſich vor Kronſtadt, nur, um ſich zu überzeugen, es ſey unangreifbar. Auch er ſteckte einige kleine ruſſiſche Häfen in Brand. Ein Angriff auf das reiche Riga, das nordiſche Odeſſa, den man fürchtete, erfolgte nicht. Die Tödtung eines engliſchen Parlamentärs mit ſeinen Leuten bei Hagö-Udd am 5. Juni machte in England ungeheures Aufſehen, weil man es für einen barbariſchen Bruch des Kriegsrechts erklärte. Die Ruſſen aber entſchuldigten ſich mit gutem Grunde, die Engländer hätten ſchon zu oft das Recht des Parlamentärs mißbraucht, um bequem die feindlichen Stellungen zu recognoſciren.

Vom 7. Auguſt an ließ Dundas den uneinnehmbaren Hafen von Sweaborg bombardiren und verbrannte einige am Ufer liegende Magazine und Häuſer, ohne den eigentlichen auf Felſeninſeln vertheilten Feſtungswerken den mindeſten Schaden zufügen zu können. Eine engliſche Flottille, die zur Rache nach Petropaulowſk in Kamtſchatka abgeſchickt wurde, fand die Stadt ganz leer, die vorſichtigen Ruſſen hatten ſie freiwillig geräumt. Somit richteten die prächtigen

Flotten der Weſtmächte im Grunde wenig oder nichts aus, allein es war für ihren Ruhm genug, daß während dieſes ganzen Krieges kein ruſſiſches Schiff einen Kampf mit engliſch-franzöſiſchen wagte, und Vortheil genug, daß den Ruſſen alle Zufuhr zur See gehemmt blieb.

Fürſt Gortſchakof hatte den Erfolg des 18. Juni nicht benutzt, um durch ſtarke Ausfälle die geſchlagene Armee des Feindes noch mehr zu zerrütten. Erſt nachdem die franzöſiſchen Soldaten ſich unter der Erde immer näher an Sebaſtopols Schanzen heranwühlten, wurde der Verſuch, ihnen von der Tſchernaja her in die rechte Flanke zu fallen (wie früher bei Balaklava und Inkerman) erneuert. General Read, der zuerſt dem Fürſten Woronzof in Transkaukaſien gefolgt war, den Oberbefehl daſelbſt aber an den General Murawiew abgetreten hatte und in die Krim gekommen war, leitete dieſen Offenſivſtoß, in Verbindung mit Liprandi unter Gortſchakofs Oberbefehl, am 16. Auguſt. Man hatte dieſen Tag gewählt, weil man vermuthete, die Franzoſen würden von der Feier des Napoleonstages (am 15.) noch trunken oder verſchlafen ſeyn. Ein dichter Morgennebel begünſtigte den Angriff der Ruſſen. Sie entriſſen den ſardiniſchen Vorpoſten die Tſchernajabrücke und drangen in hellen Haufen herüber. Aber obgleich ſie anfangs einige Stellungen der Sarden und ſelbſt der Franzoſen wegnahmen, verſäumten ſie doch unbegreiflicherweiſe die Hut der hinter ihnen liegenden Brücke und einer gleichfalls zum Flußübergange dienenden Waſſerleitung. Der franzöſiſche General Faucheux bemerkte das augenblicklich, gab allen ſeinen Truppen die Richtung nach jenen Uebergängen und richtete durch ſeine ſchweren Geſchütze unter den ſich ſtopfenden Ruſſen ein furchtbares Blutbad an. Read ſelber fiel im Gedränge. Man hat ihn nachher beſchuldigt, zu früh angegriffen und das ganze Unglück verſchuldet zu haben. Gortſchakof ſelbſt hatte genug zu thun, um noch in den Rückzug der Ruſſen einige Ordnung zu bringen, worauf er hinter dem Fluß eine feſte Stellung einnahm, um wo möglich Peliſſier herauszulocken und zu einem Kampf auf ungünſtigerem Terrain zu verführen. Aber Peliſſier begnügte ſich mit ſeiner ſiegreichen Defenſive und folgte den Ruſſen nicht. Die letztern hatten über 3000 Todte und 5000 Verwundete verloren, die Alliirten nur 1800 im Ganzen.

Damals gab die Königin Victoria dem Kaiſer Napoleon ſeinen Beſuch heim und erſchien mit dem Prinzen Albert in Paris, am 19. Auguſt, wo ſie mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus empfangen wurde und ſo berechnend den nationalen Antipathien entſagte, daß ſie ſogar mit dem Kaiſer das Grab Napoleons I. beſuchte. Aber niemals hatte England auch Frankreichs nöthiger bedurft.

Peliſſier verfolgte ſeinen Sieg ungleich raſcher, als Gortſchakof den ſeinigen am 18. Juni verfolgt hatte. Schon am Morgen des 17. Auguſt begann aus allen Batterien der Belagerer das fürchterliche Feuer, welches von nun an ununterbrochen bis zum letzten Sturm auf die Feſtung anhielt. Es hatte zum Zweck, die Batterien und Schanzen der Ruſſen zu zerſtören, ihren Wiederaufbau zu hindern oder das Wiederaufgebaute immer wieder zu zerſtören, die zähen Ruſſen endlich zu ermüden, Tottlebens Ausdauer zu überbieten und zugleich durch den unaufhörlichen dichten Kugelregen die zahlreichen Mannſchaften der Belagerten, die unmöglich immer in bombendichten Räumen verſchloſſen bleiben konnten, zu tödten. Die Mannſchaft einiger ruſſiſchen Batterien wurde an einem Tage dreimal weggerafft. Obgleich 20,000 Seeſoldaten und Matroſen von der Flotte die Artilleriſten erſetzten, gingen doch auch ſie nach und nach zu Grunde. Am 17. Auguſt fielen in Sebaſtopol 1500 Ruſſen durch in die Stadt geſchleuderte Kanonenkugeln und Bomben, vom 18.—21. täglich 1000, von da bis zum 4. September täglich [illegible]—600 Mann. Der Geſammtverluſt der Franzoſen und Engländer betrug täglich nur gegen 300 Mann. Zugleich wurde raſtlos gegraben, minirt und contreminirt. Als die franzöſiſchen Gräber den ruſſiſchen Schanzen am Malakofthurm bis auf 35 Schritte nahe gekommen waren, erkannte Gortſchakof die ganze Schwierigkeit, jetzt noch einen neuen Sturm abzuſchlagen, und ließ eine große Schiffbrücke über den Meerbuſen legen, der die beiden Hälften der Stadt trennt, um raſch die Südſeite der Stadt räumen zu können, wenn es Noth thäte. Auch ließ er alle Forts auf der Südſeite unterminiren, um ſie in die Luft zu ſprengen, ehe der Feind hineindränge.

Die Ausdauer der Ruſſen war eben ſo ruhmwürdig, wie die unermüdliche Angriffswuth der Franzoſen und der kalte Muth der Engländer. Obgleich die hier wider einander kämpfenden Truppen nicht zu einer welthiſtoriſch entſcheidenden That beſtimmt, ſondern mehr nur Opfer eines diplomatiſchen Schachſpiels waren; obgleich es wegen der neutralen Haltung Deutſchlands den Weſtmächten unmöglich war, weder das unermeßliche Rußland zu erobern, noch auch nur nachhaltig zu ſchwächen, und Rußland nichts für ſeine Exiſtenz und die weſentlichen Bedingungen ſeiner bisherigen Machtſtellung zu fürchten hatte, ſondern beide kämpfenden Theile nur darauf dachten, ſich mit Ehren aus der Verlegenheit zu ziehen, ſo bezeugten doch ſämmtliche Truppen einen Feuereifer, der eines ruhmwürdigern und erfolgreichern Ausgangs würdig geweſen wäre. Wie man auch die Staatskunſt anſehen mag, die einen ſo blutigen Krieg nur in Halbheit ausgehen ließ, die Truppen waren über alles Lob erhaben.

Vom 5. September an verdoppelten die Alliirten aus 800 Geſchützen des ſchwerſten Calibers das Feuer ihrer Batterien und überſchütteten vier Tage und Nächte lang die ſchon ſo lange geängſtigte Stadt Sebaſtopol mit einem Hagel von Kugeln, wie er ſo dicht und ſchwer noch niemals auf Erden gefallen war. Die Bomben flogen über die Stadt hinweg in den Hafen und entzündeten mehrere Schiffe, die in Flammen aufgingen. In der Stadt ſelbſt war kein Menſch mehr, der die bombenfeſten Kaſematten verließ, weder in noch außer den Häuſern ſicher und innerhalb der vier Tage wurden gegen 5000 Ruſſen auf den Wällen und in den Straßen und Häuſern durch feindliche Kugeln oder herabſtürzende Steine und wegfliegende Splitter zerſchmettert. Eine Menge

Kanonen der Ruſſen wurde im Schutt ihrer eigenen Schanzen begraben; es war nicht mehr möglich, die zerſtörten Mauern wieder aufzurichten, die in die Gräben gefallene Erde wieder wegzuräumen

Am 8. September Schlag 12 Uhr ſchwieg der wochenlange Donner der Kanonen plötzlich rings um die Stadt her, in dieſem Augenblick aber begann der Sturm. Den Hauptangriff richteten die Franzoſen gegen den Malakofthurm, den zweiten die Engländer gegen den ſ. g. Redan; alle übrigen Angriffe ſollten nur jene maskiren und die Aufmerkſamkeit des Feindes theilen. Dem tapfern General Bosquet war die Eroberung des Malakof vertraut, unter ihm führte die erſte Sturmcolonne General Mac Mahon, deſſen tapfere Soldaten todverachtend den Schanzen zurannten, ſie wie kecke Turner trotz aller Hinderniſſe hinaufkletterten und binnen wenigen Minuten in den Malakofthurm eindrangen. Aber im Innern deſſelben leiſteten ihnen die in einem Labyrinth von bedeckten Gängen verſteckten Ruſſen einen verzweifelten Widerſtand. Immer neue Schaaren derſelben brachen mit dem Bajonnet hervor, aber die Franzoſen ließen ſich um keinen Preis die koſtbare Eroberung wieder entreißen und erhielten auch ihrerſeits immer neue Verſtärkungen. Vier ruſſiſche Generale Chrulef, Liſſenko, Juſſerof, Martineau ſtürzten ſich nach einander an der Spitze ihrer Tapfern in den Kampf, alle fielen ruhmvoll in einem fünfſtundenlangen ununterbrochenen Gemetzel. Da um 5 Uhr erſchütterte eine furchtbare Exploſion die Erde. Alles war mit Staub und Rauch bedeckt. Eine kurze Zeitlang glaubten die Truppen der Alliirten, die noch auswärts der Feſtung ſtanden, der Malakofthurm ſey durch eine Mine zuſammengeſtürzt. Bald aber ſah man aus dem ſich vertheilenden Nebel die franzöſiſche Fahne wieder auf der Spitze des Thurmes flattern. Es war nur eine Batterie an der Seite des Thurmes in die Luft geflogen, aber unter ihren Trümmern waren viele ſtürmende Franzoſen mit ihrem General Matterouge begraben. Der Malakof ſelbſt war gerettet und blieb in den Händen der Franzoſen. Aber eine ungeheure Pulvermenge war unter ſeinen Mauern gehäuft und auch er wäre wahrſcheinlich mit Tauſenden der Sieger in die Luft geflogen, wenn die rührigen Franzoſen nicht augenblicklich einen Graben rings um ihn gezogen und die Drähte, die aus der Stadt zum Pulver führten, abgeſchnitten hätten. Die Ruſſen, aus dem Thurm verjagt, griffen denſelben immer von neuem an und deckten dadurch ihre Bewegungen und Maßregeln im Innern der Stadt. Die Franzoſen aber verſuchten nicht, mit Macht in die Stadt vorzudringen, weil ſie überall Minen fürchteten, die unter ihren Füßen ſpringen könnten.

Unterdeß war Bosquet ſelbſt, indem er den Kampf aus der Nähe beobachtete und Befehle ertheilte, durch einen Bombenſplitter ſchwer an der Schulter verwundet worden, hielt noch eine Weile aus, mußte aber endlich, weil ſeine Kräfte ſchwanden, weggetragen werden. Der Kampf war noch lange nicht beendigt. Alle Bollwerke der Ruſſen, außer dem Malakof, hielten ſich und beim Sturm derſelben litten die Alliirten noch ungeheure Verluſte. Vor dem ſ. g. Sägewerk fielen die franzöſiſchen Generale Saint-Pol, Marolles und Pontevès und General Biſſon wurde verwundet. Vor der Centralbaſtion fielen die Generale Rivet und Breton und General Trochu wurde verwundet. Der Geſammtverluſt der Franzoſen wurde zu 7300 Mann berechnet. Sehr unglücklich kämpften die Engländer; ſie drangen zwar in den Redan ein, geriethen aber vor verſteckte Batterien und wurden, je länger ſie aushielten, in um ſo größerer Menge zuſammengeſchoſſen, bis ſie endlich weichen mußten. Sie verloren 2400 Mann an Todten und Verwundeten. Die Sarden hatten ſich beim Sturm am wenigſten betheiligt und verloren nur 40 Mann.

Da der hochgelegene Malakof die ganze Stadt beherrſcht, konnten die Ruſſen ſich nicht länger in derſelben halten und Fürſt Gortſchakof ließ mit Einbruch der Nacht ſchleunig die lange vorbereiteten Maßregeln treffen, um den Rückzug ſeiner Truppen über die Brücke zu decken. Die Bollwerke, vor denen ſich die Alliirten ein Jahr lang vergebens abgemüht, vor denen ſie heute noch mit den ſchwerſten Verluſten waren zurückgeſchlagen worden, der furchtbare Redan, die ſtolzen Baſtionen alle waren unterminirt und ſtürzten nach einander unter furchtbarem Krachen, von den Ruſſen ſelbſt angezündet, in Trümmer, während zugleich unter dem Schutze der Nacht die ganze große ruſſiſche Flotte, ein einziges Dampfſchiff ausgenommen, innerhalb des Hafens ins Meer verſenkt wurde und die ruſſiſchen Truppen über die Brücke, welche ſie hinter ſich ſogleich abbrachen, auf die Nordſeite des Meerbuſens flüchteten. Ihr Verluſt war groß, während des Sturmes und der Flucht verloren ſie noch 13,000 Mann, ungerechnet die zahlreichen Todten während des Bombardements. Sie ließen nur eine Anzahl Schwerverwundeter in einer Kaſematte zurück, deren Anblick herzzerreißend geweſen ſeyn ſoll.

Peliſſier ſtörte den Rückzug Gortſchakofs nicht, weil er mit Recht beſorgt war, ſeine Truppen würden, wenn ſie vordrängen, durch Minen in die Luft geſprengt werden. Auch noch am folgenden Morgen und an den nächſten Tagen wagte er nur mit großer Vorſicht, die leere Stadt unterſuchen zu laſſen. Sie war entſetzlich zerſchoſſen, unter dem Schutt aber grub man doch noch gegen 400 ſchwere Geſchütze, über 400,000 Kanonenkugeln und über 500 Ctr. Pulver heraus, die von den Ruſſen waren zurückgelaſſen worden, ungerechnet eine faſt unerſchöpfliche Menge von Metall und Holz für den Schiffbau und ſogar noch Vorräthe von Lebensmitteln. Aber man hatte nur einen halben Sieg gewonnen, die Nordſeite Sebaſtopols blieb noch in den Händen der Ruſſen und dieſe verfehlten nicht, auf die Truppen der Alliirten zu feuern, wo ſie ſich in der Stadt blicken ließen. Gortſchakof ſelbſt behauptete ſeine unangreifbare Stellung in den Gebirgen oſtwärts von der Stadt und die Zufuhr über Perekop und über das faule Meer war ihm immer noch offen. Mit Sebaſtopol war alſo keineswegs die Krim erobert. Der ruſſiſche Doppeladler hielt die Halbinſel noch mit ſtarken und ſcharfen Klauen feſt.

Trotzdem war der Fall Sebaſtopols ein glänzender Sieg und die Ehre der franzöſiſchen Waffen war vollſtändig gerettet. Von dieſem Augenblick an konnte Napoleon III. ſich einen Friedensſchluß gefallen laſſen und mußte ihn wünſchen, weil längeres Kriegführen Frankreich nur erſchöpft hätte, ohne ferneren Zweck. Denn was Anfangs die Abſicht geweſen war, das Wegnehmen eines materiellen Pfandes von Rußland, als Bürgſchaft, daß es die Türkei künftig nicht mehr angreifen werde, dann eine totale Schwächung Rußlands, ein Losreißen der polniſchen Provinzen, Transkaukaſiens und der Ufer des ſchwarzen Meeres, war jetzt nicht mehr ausführbar. Dazu hätte er des Beiſtandes von Oeſterreich, Preußen und Schweden bedurft, die Weſtmächte allein waren zu ſchwach. Sie mußten alſo Frieden ſchließen, ſobald ſie es mit Ehren thun konnten. Nur Rußland war noch nicht ſo nachgiebig geſtimmt. Es hoffte nämlich noch, einen Gegenſchlag zu führen, um das Unglück von Sebaſtopol auszugleichen und zwar in Aſien, wo es ſchon im vorigen Jahre immer geſiegt hatte. Das nöthigte auch die Weſtmächte, immer noch kriegeriſch vorzuſchreiten obgleich es nur noch Demonſtrationen waren und ſie ernſtlich baldigen Frieden wünſchten. Hauptſächlich auf Betrieb der Engländer wurde endlich Omer Paſcha mit einer türkiſchen Armee nach Aſien übergeſchifft; Napoleon III. aber machte eine Demonſtration im Norden, indem er Conrobert, den er ſchon vor dem Fall Sebaſtopols aus der Krim zurückgerufen hatte, nach Stockholm ſchickte und durch denſelben einen Vertrag (11. November) abſchließen ließ, wonach ſich Schweden verpflichtete, ohne Wiſſen und Willen Englands und Frankreichs den Ruſſen keinen Hafen abzutreten. Die Ruſſen wünſchten nämlich einen Küſtenſtrich im höchſten Norden von Norwegen zu erlangen, um einen ſichern Hafen an der Nordſee zu bekommen, und hatten Schweden ſchon lange deshalb drangſalirt. Canrobert wurde in Stockholm vom Volke, in dem tiefer Haß gegen die Ruſſen lebte, mit dem lauteſten Jubel begrüßt.

Kaiſer Alexander II. kam ſelbſt nach Nikolajew, einem Hafen am ſchwarzen Meere nahe bei Odeſſa und der Krim, um von hier aus zu beobachten und Befehle zu geben. Peliſſier ließ zwei Bewegungen ausführen, die eine von Sebaſtopol aus durch das Baidarthal gegen die feſte Stellung Gortſchakoffs, die ihren Mittelpunkt in Simpheropol hatte, die andere durch Reiterei von Eupatória aus. Aber beide Colonnen kehrten wieder um, weil ſie das Terrain zu ſchwierig, die Opfer bei einem ernſten Angriff zu groß fanden. Auch die Flotten machten zwei Bewegungen, die eine wieder ins Aſowſche Meer, wo ſie die kleinen ruſſiſchen Feſtungen Fanagoria und Taman zerſtörte, die andre gegen das Fort Kinburn im Nordweſten der Krim. Sie nahmen daſſelbe nach kurzer Beſchießung, worauf die Ruſſen auch eine gegenüber bei der Feſtung Oczakaw aufgeſtellte Strandbatterie freiwillig in die Luft ſprengten. Bis nach Nikolajew vermochten aber die Schiffe der Alliirten nicht hinaufzukommen; die Zufuhren über Perekop abzuſchneiden und dadurch Gortſchakoff zum Rückzug aus der Krim zu zwingen, war eben ſo unmöglich, weil Perekop auf der Landenge, welche die Krim mit dem Feſtland verbindet, ringsum durch Sümpfe und Lagunen geſchützt iſt. Im Lager der Alliirten vor Sebaſtopel flogen am 15. November 600 Centner Pulver im franzöſiſchen Magazin in die Luft, wodurch der engliſche Artilleriepark in Brand geſteckt und 50 Mann getödtet, über 200 verwundet wurden.

In Transkaukaſien hatte General Murawiew den Oberbefehl erhalten, einer der tüchtigſten und insbeſondere auch edelſten Männer Rußlands, dem es nicht ſchwer wurde, mit dem elenden Reſt der türkiſchen Armee fertig zu werden, nachdem ſie bisher immer ſchlecht commandirt und geſchlagen worden war. Erſt in der Mitte des Sommers gelang es dem Engländer Williams, der hier helfen ſollte, die Paſchas Schukri und Sarif, die nur ſich bereichert und die Armee vernachläßigt hatten, zu entfernen und Waſſif Paſcha an ihre Stelle zu bringen, aber es war zu ſpät, die türkiſche Armee ſchon zu ſehr geſchwächt, und noch viel zu wenig disciplinirt. Zwar thaten Waſſif, Williams und der ungariſche General Kmety Wunder in der Vertheidigung der Feſtung Kars, als Murawiew ſie zu belagern begann, und ſchlugen die

Angriffe der Ruſſen wiederholt, am 29. September mit einem Verluſt von 8—900 Todten auf ruſſiſcher Seite zurück; aber der Hunger nöthigte die Stadt doch am 27. November zur Uebergabe. Murawiew handelte edel an den Beſiegten, nicht nur an Williams, ſondern auch an den gemeinen Türken. Zwar hatte Omer Paſcha bereits mit 30,000 Mann die anatoliſche Küſte betreten und am 7. November ſogar einen kleinen Sieg am Fluß Ingur über die Ruſſen erfochten, aber er kam zu ſpät, um Kars zu retten.

Die Eroberung von Kars war ein hinreichendes Aequivalent für den Verluſt von Sebaſtopol. Auch Rußland konnte nun mit Ehren den Frieden annehmen, welcher daher bald zu Stande kam. Rußland hatte eingeſehen, es ſey dem übrigen Europa gegenüber doch noch zu ſchwach, um die Eroberung der Türkei durchführen zu können; der geſunde Menſchenverſtand rieth ihm daher, einſtweilen Frieden zu machen, wenn das ohne weſentliche Einbuße an Macht und Ehre geſchehen konnte, und zu warten, bis wieder einmal Weſt- und Mitteleuropa gegen einander in Waffen ſtehen würden, um alsdann unbehinderter nach der türkiſchen Beute greifen zu können. England hatte ſich von der Unzulänglichkeit ſeiner Landmacht überzeugen müſſen und nicht einmal mit ſeiner mächtigen Flotte etwas Entſcheidendes ausgerichtet, konnte nicht mehr leiſten und war mithin ebenfalls nachgiebig geworden. Napoleon III. hatte durch die Tapferkeit ſeiner Truppen den größten Antheil am Siege und übernahm auch die erſte Rolle als Friedensſtifter. Ihm ſchmeichelte Rußland, um ihn von England zu trennen, ihm England, um ſeine wichtige Allianz nicht zu verlieren, ihm auch Oeſterreich, weil es ohne ihn ſeine Zwecke beim Frieden, ſofern es ſelber das Schwert nicht mitgezogen hatte, kaum würde haben erreichen können.

Oeſterreich, das wegen ſeiner Nachbarſchaft mit Rußland am meiſten behelligt war, würde immer noch zuletzt mit den Weſtmächten im Bunde das Schwert gezogen haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Abtretung der Donaumündungen von

Rußland durch dieſelben Demonſtrationen auch ohne Schwertſtreich zu erlangen, durch die es früher ſchon den Rückmarſch der Ruſſen über den Pruth erzwungen hatte. Es ergriff alſo in dem Moment, in welchem Rußland „mit Ehren“ Frieden machen konnte, die Initiative der Friedensanträge, indem es gleich nach der Eroberung von Kars den Fürſten Eſterhazy nach St. Petersburg ſandte. Nach eifrigen Verhandlungen faßte dieſer Botſchafter mit dem Grafen Neſſelrode am 16. Januar ein Protokoll ab, welches als Friedensbaſis dienen konnte. Zehn Tage ſpäter genehmigte der Sultan 21 Punkte, die ihm von den Weſtmächten und Oeſterreich vorgelegt worden waren und worin theils die Gleichſtellung der Chriſten mit den Muhamedanern im türkiſchen Reich, theils Reformen des Gerichtsweſens, der Polizei, des Steuerſyſtems, der Straßen, des Münz- und Creditweſens zugeſichert wurden. Dieſer Vertrag hatte zum Zweck, die Emancipation der Chriſten und die europäiſche Civiliſation in der Türkei auf friedlichem Wege durchzuſetzen und dadurch Rußland den Vorwand zu nehmen, deſſen es ſich bisher immer bedient hatte, daß ſich der Chriſten in der Türkei Niemand annehme als Rußland. Wie aber die Gleichſtellung der verachteten Griechen, der ſklaviſch gehaltenen Bulgaren und Bosnier ꝛc. mit den ſtolzen Türken ausführbar ſeyn wird, das ſteht in Gottes Hand.

Nach dieſen Vorbereitungen wurde am 25. Februar ein Friedenscongreß in Paris eröffnet. Napoleon III. hatte ausdrücklich verlangt, daß in ſeiner Hauptſtadt unterhandelt werde, um der Welt und namentlich ſeinen Franzoſen zu beweiſen, daß er der Herr der Situation geworden ſey, und Niemand hatte ihm das ſtreitig zu machen vermocht. Die Ruſſen ſelbſt waren es, die ihm ihre Zuſtimmung, ihre Schmeicheleien aufdrangen. Man ſchien bereits mehr die Zukunft als die Vergangenheit im Auge zu haben. Jedermann hatte des blutigen und koſtſpieligen Krieges genug, und ſobald Rußland ſich entſchloſſen hatte, ſich mit einem kleinen Opfer aus der Affaire zu ziehen, um günſtigere Zeiten abzuwarten, begann auch augenblicklich das Buhlen um neue Allianzen in Verbindung mit den Liſten und Kniffen, durch welche die älteren getrennt werden ſollten. Nie aber bewährte Napoleon III. ſeinen überlegenen Geiſt mehr, als diesmal. Indem er ſich keiner ihn lockenden Macht hingab, bewahrte er ſeinen Einfluß über alle. Das Präſidium des Congreſſes führte Graf Walewski, franzöſiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ihm zur Seite ſtand Bourquenay, franzöſiſcher Geſandter in Wien. Von engliſcher Seite waren Clarendon und Cowley, von öſterreichiſcher Buol und Hübner, von ſardiniſcher Cavour und Villamarina, von türkiſcher der Großvezier Ali Paſcha und Mehemed Dſchemil Bey geſchickt worden. Ihnen gegenüber ſtanden Rußlands Botſchafter Orlow und Brunnow. Da Preußen an dem Kriege gar keinen Theil genommen hatte, wurde es auch von den Unterhandlungen ausgeſchloſſen, beſtand jedoch auf ſeinem Recht, als Großmacht bei jeder Verhandlung betheiligt zu werden, welche die Aenderung von Verträgen herbeiführen könne, die es früher im Verein mit den übrigen Großmächten unterzeichnet habe. Dieſe Forderung wurde endlich auch als gerecht anerkannt und am 11. März Preußen zur Beſchickung des Congreſſes eingeladen, worauf der Miniſterpräſident von Manteuffel ſelbſt ſich nach Paris begab. Am 16. gebar die ſchöne Kaiſerin Eugenia einen Prinzen und Graf Orlow war der erſte, der in Galla-Uniform ſchon am frühſten Morgen im Palaſt der Tuilerien erſchien, um der hohen Wöchnerin Rußlands Glückwünſche darzubringen. In dieſem Augenblick ſtand Napoleon III. auf der Höhe ſeiner Macht, geſucht und geehrt von ganz Europa, im Ruhm des Sieges, erfreut durch ſeinen erſten geſunden und wohlgebildeten Sohn.

Der Frieden wurde am 30. März 1856 zu Paris abgeſchloſſen. Rußland bequemte ſich, die Donaumündungen mit einem ſehr kleinen Landſtrich am linken Ufer zunächſt dem ſchwarzen Meere an die Türkei abzutreten, dem einſeitigen Protectorat über die Chriſten in der Türkei, ſowie über die beiden Donaufürſtenthümer zu entſagen und auch Kars wieder herauszugeben. Dagegen lieferten die Weſtmächte auch Sebaſtopol (nach Zerſtörung der Dogs und Hafenbauten daſelbſt) und alle andern von ihnen beſetzten Punkte wieder aus. Die Integrität des türkiſchen Reichs wurde ausdrücklich feſtgeſtellt. Die Emancipation der Chriſten in der Türkei war bereits garantirt und ſollte von allen chriſtlichen Großmächten gemeinſam überwacht werden; die beiden Donaufürſtenthümer ſollten von öſterreichiſchen Truppen beſetzt bleiben bis über ihre Zukunft durch die ſämmtlichen Großmächte würde Beſchluß gefaßt ſeyn. Es frug ſich nämlich noch, ob ſie wie bisher, jedes unter einem eignen Hoſpodar, getrennt oder ob ſie vereinigt werden ſollten? Kriegskoſten wurden Niemand auferlegt. Rußland verpflichtete ſich, am ſchwarzen Meere keine Seearſenale mehr zu errichten und künftig nur ſo viele Schiffe auf dieſem Meer zu halten, wie die Pforte. Die Donauſchifffahrt wurde unbedingt frei erklärt.

Ging nun auch dieſer menſchenfreſſende Krieg durchaus nicht ſo aus, wie Kaiſer Nicolaus gewünſcht und erwartet hatte, ſondern mußte ſich Rußland einer kleinen Demüthigung unterziehen, ſo änderte doch der Friedensſchluß in der Machtſtellung Rußlands gar nichts. Denn ſobald wieder, was natürlicherweiſe früher oder ſpäter erfolgen muß, Conflicte zwiſchen den Großmächten in Weſt- und Mitteleuropa oder neue Revolutionen ausbrechen, kann auch Rußland entweder mit Hülfe einer Allianz, die es dann finden würde, oder auch, während die andern ſich in wechſelſeitigem Kampf erſchöpfen, auf eigne Fauſt ſeinen alten Plan wieder aufnehmen und die ſchwache Türkei vollends erobern. Der Friedensſchluß, der ihm die Donaumündungen abgeſprochen hat, iſt kein Hinderniß, daß nicht ein großes ruſſiſches Heer abermals den Pruth überſchreiten könnte, wenn irgend einmal Oeſterreich, im Weſten beſchäftigt, jene Mündungen nicht mehr hüten kann. Rußland hat große Verluſte erlitten, die ſich aber bald wieder erſetzen laſſen. Selbſt unter Niederlagen hat es ſeine Stärke bewährt. Daß ſeine Truppen auf einigen Punkten geſchlagen wurden, hat ſeinen Ruhm weniger beeinträchtigt, als derſelbe gewonnen hat durch den Beweis, es ſey auf andern, noch ungleich wichtigeren Punkten ſchlechterdings unangreifbar.

Die Türkei iſt bei dieſer Gelegenheit gewaltſam in die Strömung der europäiſchen Cultur hineingeriſſen worden. Der Sultan hat die einſtweilige Integrität ſeines Reichs mit dem Aufgeben des alttürkiſchen Syſtems und muhamedaniſchen Monopols erkaufen müſſen. Darauf wird mit Nothwendigkeit früher oder ſpäter ein letzter Verzweiflungskampf der Alttürken folgen und die Verwirrung, die alsdann entſtehen wird, kann wieder für niemand günſtiger ſeyn, als für Rußland.

England hätte ohne Frankreich gar nichts ausgerichtet. Seine Prahlereien ſind mehr noch wie die ruſſiſchen beſchämt worden.

Oeſterreich hat die Freiheit der Donaumündungen durchgeſetzt, iſt aber noch weit davon entfernt, einen ſicheren Gebrauch davon zum eigenen Nutzen zu machen. Es hat jetzt Rußland zum Feinde und iſt wegen der fortwährenden Unzufriedenheit in Italien auch von Frankreich bedroht.

Preußen hat den offenſiven Charakter der Politik Friedrichs des Großen aufgegeben und den Moment verſäumt, in dem es ſeine Oſtſeeprovinzen von der ruſſiſchen Umgreifung und die Schleswig-Holſteiner vom ſchweren Druck des ruſſiſchen Einfluſſes hätte befreien können.

Somit haben die neutralen, wie die kriegführenden Mächte ſämmtlich bei dem letzten großen Kriege nur etwas verloren, nichts gewonnen. Frankreich allein ſcheint ſich eines reellen Gewinnes zu erfreuen. Ein ſolcher iſt ſein Kriegsruhm, aber auch dieſer allein, denn die Huldigungen, welche Frankreich von Seiten der andern Staaten gebracht wurden, ſind von momentanem, vorübergehendem Werthe geweſen.

Der große Krieg gegen Rußland endete im Ganzen wie die Revolution von 1848, ohne irgend Jemand zu befriedigen, ohne alte Uebel für immer zu beſeitigen und neue beſſere, dauernde und ſichere Zuſtände zu gründen. Die Unproductivität der von den Großmächten, von der höchſten europäiſchen Inſtanz, gehandhabten Politik ſollte ſich ganz eben ſo bloßſtellen, wie die der Revolutionsparteien vorher. Willen überall ohne die Kraft, ihn durchzuführen. Ein Sichtreibenlaſſen von den Ereigniſſen, ohne ſie beherrſchen zu können. „Eine Zeit der Trübſal, des Scheltens und Läſterns und gehet gleich, als wenn die Kinder bis zur Geburt kommen ſind und iſt keine Kraft da zu gebären.“

Die wichtigſten Fragen der Neuzeit ſind alle ungelöst geblieben. Ob Rußland genug geſchwächt werden kann, um endlich das europäiſche Gleichgewicht nicht mehr ſtören zu können? ob und wie der Orient für die europäiſche Bildung und Geſittung wird gewonnen werden können ohne barbariſche Rückſchläge der Art, wie ſie ſo eben in der Revolution Oſtindiens gegen die Engländer hervortreten? ob Deutſchland ſeine nationalen Rechte je erringen oder in immer tiefere Zwietracht, Zerfleiſchung und Verkleinerung fallen wird? ob England ſich auf der Höhe ſeiner Macht noch lange behaupten, oder allmählig in ſeinen weitausgreifenden Gliedern gelähmt und der Quellen ſeines Reichthums beraubt werden wird? ob Skandinavien in Rußlands Umarmung immer ſiecher werden und verkommen wird? was aus dem fieberhaft zitternden Italien, was aus dem unbegreiflichen Spanien werden wird? ob das nie ruhende Frankreich *) ſich dem verſtändigen Willen, der es heute noch bändigt, nicht wird zu entziehen ſuchen und was dann?

---

*) „Sah man je auf Erden irgend ein Volk ſo reich an Kontraſten, ſo leicht von einem Extrem zum andern getrieben, ſo oft durch augenblickliche Eindrücke, ſo ſelten durch feſte Grundſätze geleitet, ſo daß es bei allen ſeinen Handlungen ſtets ſich ſchlimmer oder beſſer bewährte, als man vermuthete? Bald unter dem allgemeinen Niveau der Menſchheit, dann wieder hoch über demſelben ſtehend; ein Volk, das in ſeinen Grundzügen ſo unveränderlich blieb, daß man es noch aus Schilderungen wiedererkennen kann, die man vor zwei oder drei Jahrtauſenden von ihm gemacht

Und noch wichtigere Fragen: wie die ſociale Noth wird gelindert werden, wie die Geſellſchaft ſich aus der entſetzlichen Unnatur extremen Reichthums und extremer Armuth zu retten wiſſen wird? wie die geängſtigte Bruſt der Menſchheit den Alp der Börſe von ſich abwälzen ſoll? wie man einmal lernen wird, einfacher und wohlfeiler zu regieren? wie die unnatürlichen Claſſen der Geſellſchaft ſich mit dem natürlichen Bedürfniß ausgleichen werden? und endlich, wie Staat und Kirche ihren erneuten Streit ſchlichten, wie die Confeſſionen ſich gegen einander immer mehr waffnen

---

hat, und zugleich ſo beweglich in ſeinen täglichen Geſinnungen und Gedanken, daß es manchmal ſich ſelbſt zu einem unerwarteten Schauſpiel wird, und oft das, was es eben vollbracht hat, mit eben ſo großem Erſtaunen wie das Ausland betrachtet; ein Volk, das an ſeinem Heerde und ſeinen Gewohnheiten mehr als alle anderen hängt, ſo lange man es ſich ſelbſt überläßt, und das, ſobald man es ſeiner Heimath und dieſen Gewohnheiten unfreiwillig entriſſen hat, bis ans Ende der Welt vorzubringen und alles zu wagen vermag; ſeinem Temperament nach ungern gehorchend, jedoch der willkührlichen und ſogar tyranniſchen Herrſchaft eines Fürſten lieber ſich fügend, als der regelmäßigen und freien Regierung ſeiner angeſehenſten Bürger, heute ein geſchworener Feind alles Gehorſames, morgen entflammt von einer Art von Leidenſchaft zu dienen, die auch von den für die Knechtſchaft begabteſten Nationen nicht erreicht wird; an einem Fädchen geführt, ſo lange Niemand widerſtrebt, unregierbar, ſobald das Beiſpiel des Widerſtandes irgendwo gegeben iſt; ſeine Herren auf ſolche Weiſe immer täuſchend, die es entweder zu ſehr oder zu wenig fürchten; niemals in dem Maße frei, daß man es aufgeben müßte, es zu knechten, und nie in dem Grade geknechtet, daß es nicht ſeine Feſſeln noch ſprengen könnte; für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolge, dem Glanz und Geräuſch mehr, als dem wahren Ruhme leidenſchaftlich ergeben; mehr mit Heldenmuth als mit Tugend, mehr mit Genie als mit geſundem Menſchenverſtande begabt; eher geeignet, ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen nach allen Seiten hin auszuführen; die glänzendſte und gefährlichſte Nation von Europa, beſtimmt, allen übrigen abwechſelnd ein Gegenſtand der Bewunderung, des Haſſes, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgültigkeit zu werden.“ Touqueville.

oder entwaffnen werden, wie die heidniſche Bildung mit dem chriſtlichen Glauben ihren immer ſchroffer gewordenen Gegenſatz verſöhnen werde?

Niemals ſchwebten größere Fragen, niemals war man über den Ausgang alles Wichtigſten mehr in Zweifel. Nie war die eigne Weisheit des Menſchen bankerotter, ſeine Vorausſicht trügeriſcher geworden, und nie ſtand man, eben deshalb, dem göttlichen Gerichte näher, welches langſam wie Meereswellen oder raſch wie der Blitz das Unerwartete bringen wird.

C

Nachgelaſſene Novellen

von

Wolfgang Menzel.

Herausgegeben von deſſen Sohn
Konrad Menzel.

Erſter Band.

Wädensweil,
Druck von A. Stutz.

Wolfgang Menzel,
Nachgelaſſene Novellen.

I. Band.

Inhalt:

Eine Idylle aus der Dauphinée.
Der Schiffsbrand.
Der Wald von Chaumont.

* * *

Thalweil.
Verlag von Alf. Brennwald
1885.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt:

I. Eine Idylle aus der Dauphinée 5
II. Der Schiffsbrand 71
III. Der Wald von Chaumont 145

Vorrede.

Der einſt vielgeleſene, vielverehrte und auch vielgefürchtete Hiſtoriker und Kritiker Wolfgang Menzel zeigt ſich in den vorliegenden Novellen in einem ganz neuen Lichte. Ein tiefes Gemüth ſpricht aus denſelben. Senſation werden ſie nicht hervorrufen, wie ſo viele auf Effekt und Sinnenreiz berechnete Erſcheinungen auf dem Gebiete der Belletriſtik in unſrer aufgeregten Zeit. Aber geſunde Nahrung bieten ſie einem Leſerkreis, der die alte gute und fromme Geſinnung und Sitte ehrt gegenüber der ſittlichen Verwilderung, die in ſo vielen Produkten der neuern Literatur verherrlicht wird. Der Geiſt, der dieſe Novellen durchweht, iſt der gleiche wie der, den der Verfaſſer in ſeinen andern Werken vertreten hat. Darum werden auch alle diejenigen, die ſeinen Standpunkt theilen, dieſe nachträgliche Gabe ſeiner Muſe willkommen heißen.

Schönenberg, im September 1884.
(Kt. Zürich)

Der Herausgeber.

I.

Eine Idylle aus der Dauphinée.

I.

Die jungen Wildheuer.

Auf einer Alpe der Dauphinée lauerte ein ſchlecht gekleideter, aber hübſcher Knabe von etwa sechszehn Jahren hinter einem Felſen und verfolgte mit ſeinen dunkelglühenden Augen, indem er die Zähne in einem kleinen Zorn zuſammenbiß, die Bewegungen eines Mädchens, welches ſchräg über ihm in einer Entfernung von etwa hundert Schritten auf einem gefährlichen Abhang wildes Gras mähte.

Warte, kleine Hexe, ſagte der Knabe, ich will dir's abgewöhnen, in mein Gehege zu gehen! Wie flink ſie iſt und wie geſchickt, daß ſie nicht ſtrauchelt und doch auch keinen Büſchel ſtehen läßt; obgleich die Stelle gefährlicher iſt, als irgend eine in Oiſans. Da fällt ſie — nein doch — ſie klettert wie eine Gemſe und pflückt eine Blume. Das iſt gewiß die Edelraute, die mir gehört und zum neuen Schmuck auf meinen alten Hut dienen ſollte. Nun ſteckt ſie ſie auf ihren Strohhut. Abſcheuliches Mädchen, das darf nicht ſein, das leide ich nicht. Hier, wohin noch keines Menſchen Fuß ſich jemals wagte, außer dem meinigen, hier bin ich Herr! Aber warten muß ich doch, bis ſie wieder herunter kommt, ſonſt könnte ſie erſchrecken und ihr ein Leid widerfahren.

Nach einer Weile kam das Mädchen herabgeklettert, auf dem Rücken einen Tragkorb voll Gras, der hoch über ihren Kopf ragte, Hut und Sichel in der einen Hand, indem ſie ſich mit der andern an die Felſen klammerte. Da ſie gleich dem Knaben barfuß war, was auf ſolchen halsbrechenden Wegen das Sicherſte iſt, und von Jugend auf Uebung im Bergſteigen hatte, that ſie keinen Mißtritt und kam glücklich herunter.

Der Knabe erhob ſich mit einem kräftigen Schwunge und trat ihr drohend entgegen. „Warum haſt du dort oben geheut? Der Platz iſt mein!“

Das Mädchen blieb ſtehen und ſah ihn groß an: „Seit wann gehört die Alpe dein? Hier oben gibt es kein Eigenthum mehr, und wer zuerſt kommt, dem gehört, was er findet.“

„Du gehörſt auf die andere Seite hinüber, denn dort unten liegt euer Dorf. Ich habe dich dort ſchon im vorigen Jahre von fern wildheuen ſehen und dich nicht geſtört. Störe du mich auch hier nicht und laß mir das Gras, denn es iſt mein.“

Er wollte ihr den Tragkorb herunterreißen.

„Du, laß mich —“ ſagte ſie und drohte ihm mit ihrer ſcharfen Sichel.

„Ich laſſe dich nicht aus. Aber wir wollen ehrlich um die Alpe kämpfen. Du biſt ſtark, ringe mit mir, oder thue, was ich befehle!“

Das Mädchen ſah ihn mit einem durchbohrenden Blicke an, als ob ſie ſeinen Muth und ſeine Stärke prüfen wollte. Dann ſetzte ſie ihren Tragkorb ab, legte ihren Hut und ihre Sichel weg und packte ihn ohne viele Umſtände an. Sie rangen eine lange Weile und erhitzten ſich ſehr. Endlich wurde das Mädchen zu Boden geworfen und da ſie ihre Kraft erſchöpft fühlte, wehrte ſie ſich nicht mehr, verhielt ſich auf einmal ganz ruhig und ſchloß die Augen zu. Der Knabe hielt ſie eine Weile unter ſich und betrachtete die Beſiegte mit triumphirenden Blicken. Dann aber ſagte er: „Ich bin dir eigentlich nicht böſe.“

„Und ich dir auch nicht,“ antwortete das Mädchen und öffnete die Augen. Beide lachten ſich an und ſtanden wieder auf.

„Warte“, begann das Mädchen wieder, indem ſie ihren ärmlichen, ehemals blaſſen, aber von der Sonne dunkel gebräunten Strohhut holte und die ſeltene Alpenblume, die ſie mit Lebensgefahr gepflückt hatte, davon herunternahm und ihm übergab. „Da haſt du meine Edelraute. Aber das Gras darfſt du mir nicht nehmen' es würde meine Mutter betrüben.“

Behaglich ſteckte der Knabe die Blume, nachdem er ſie eine Weile betrachtet hatte, auf ſeinen Hut und erwiderte dem Mädchen: „Wir wollen Frieden mit einander halten und die Alpe theilen. Ich trete dir Alles ab, was über dem Zacken dort hinaus liegt, was aber diesſeits wächst, da komme mir nicht mehr hinein!“

„Gut, ich will dir folgen.“

„Wie heißt du denn?“

„Margot. Und du?“

„Dauphin.“

„Dauphin? Das iſt ja ein vornehmer Name. So hießen ja, denen das Land einmal gehörte.“

„Und ſo heiß' ich auch, glaub' es nur!“

„Nun, Dauphin, ſo fülle deinen Tragkorb heute mit anderm Gras, es wächst ja noch überall herum, und habe Dank für das, was du mir gelaſſen haſt.“

„Und du habe Dank für die Blume.“

Sie gaben einander die Hände und ſchieden ohne Groll. Das Mädchen hüpfte trotz ihrer Laſt behende den Berg hinunter, der Knabe aber ſtieg, ohne ſich nach ihr umzuſehen, höher hinauf und ſang: Immer fröhlich, immer fröhlich!

Margot war das ärmſte Mädchen in ihrem Heimatsorte Venoz. Ihre Mutter wohnte als arme Wittwe in einem elenden Häuschen zur Miethe und trieb einen kleinen Handel mit heilbringenden Wurzeln und Kräutern, die ihr die Tochter auf den Alpen ſammelte und die ſie zu beſtimmten Zeiten nach Bourgs d'Oiſans, dem Hauptort des Thales trug, wo ſie ein Händler aus Grenoble abzuholen pflegte. Aber dieſes Geſchäft nährte ſie nur kümmerlich. Das Uebrige mußte ihre Tochter erwerben, indem ſie in den Sommermonaten auf den höchſten und unzugänglichſten Stellen der Alpen bis dicht unter die Schneelinie das hier wild wachſende Gras abmähte, um ihre paar Ziegen den Winter über damit zu füttern und den Reſt an die wohlhabenden Bauern um einen geringen Preis oder um Brod zu verkaufen. Wenn das Brod theuer war, was in dieſen hohen und unfruchtbaren Gegenden zuweilen eintrat, hatten ſie ſchlimme Tage. Nur wenn es wohlfeil war, konnten ſie ſoviel verdienen, um ihre abgeriſſenen Kleider mit neuen zu erſetzen.

Als Margot in ihr Dorf zurückgekehrt war, kam ſie an dem Hauſe ihres Miethsherrn vorüber und rief ihm freundlich zu: „Guten Abend, Herr Crepin!“ Denn obwohl er ein harter Mann war, der den Miethzins auf's Strengſte am Tage des Verfalls einzutreiben pflegte, und ſie ſich von Jugend auf vor ihm gefürchtet hatte, durfte ſie doch nicht ſauer ſehen, wenn er ſie anredete, denn ihre Mutter meinte, er würde noch härter gegen ſie verfahren und ſie vielleicht gar aus dem Häuschen hinaus jagen, wenn ſie ihm nicht Beide immer recht freundlich begegneten. Margot hatte ſich nun als ein von Natur mit Verſtand begabtes Mädchen eine eigene Art und Weiſe ihres Verhaltens gegen

Herrn Crepin gebildet, indem ſie nach und nach gemerkt hatte, ſie würde mit einem gutmüthigen Humor am beſten durchkommen.

„Guten Abend, mein liebes Kind," antwortete Herr Crepin, indem er ſeine Schlafmütze von ſchwarzer Seide ein wenig mit den aufgehobenen Fingern berührte, um galant zu erſcheinen; denn er beſaß Scharfſinn genug, um zu wiſſen, daß Mädchen, die noch nicht ganz zu Jungfrauen herangereift ſind, wenn man ſie ſo höflich behandelt, als ob ſie es ſchon wären, ſich ſehr geſchmeichelt fühlen. Und er wünſchte, der hübſchen Margot zu gefallen. Da er ein Dorfkrämer und ſeit Kurzem verwittwet war, erſah er ſich in heimlichen Gedanken das artige Nachbarskind zur künftigen Zierde ſeines kleinen Ladens. Aber er war noch keineswegs mit ſich einig, ob er ſie blos als Magd in's Haus nehmen, oder zu einem noch höhern Range befördern ſolle.

„Wie ſchwer du wieder trägſt!" rief er aus. „Man ſollte nicht glauben, daß eine ſo junge Bruſt, wie die deinige, es aushalten könnte."

„Würdet Ihr mir Euern Eſel leihen," erwiderte ſie lachend, „ſo könntet Ihr mir die Mühe und Euch das Mitleid erſparen."

„Wer weiß, Margot, was ich noch einmal für dich thue, wenn du brav bleibſt. Ich will nicht gemeint haben, daß du nicht arbeiten ſollteſt, ſelbſt mit Mühe. Das iſt alles Gottes Segen, und dabei bleibſt du geſund und demüthig, wie es Deiner Armuth geziemt. Aber du brauchteſt doch nicht ſo ſchwere Bürden zu tragen. Du könnteſt zum Beiſpiel künftig einmal meine Ladenjungfer werden."

„Ihr ſeid ſehr liebenswürdig, Herr Crepin. Ich danke Euch für Eure freundlichen Abſichten und wünſche, daß Eure Laune immer ſo gut bleiben möge wie heute, und Euer Haar ſo ſchwarz, wie Eure Schlafmütze.

Sie wird immer ſchnippiſcher, dachte Crepin, indem er ihr nachſah. Aber es iſt angenehm, mit ihr zu plaudern und noch angenehmer, ſie anzuſehen. Wenn ſie beſſer gekleidet ginge, könnte man eine Schönere ſuchen. Ihre Mutter, die alte Bettlerin, mag ich nicht leiden, und das kleine Häuschen könnte ich auch beſſer verwenden; nur dieſes Kindes wegen ſchone ich ſie — bis ich vielleicht wieder einmal heirathe.

Er kniff die Augen mit einer Art von Schalkhaftigkeit zuſammen, die ihn in Margots Augen, wenn ſie ihn hätte ſehen können, nicht ſchöner gemacht haben würde.

Margot hatte ſchon ihre Laſt abgelegt und war mit friſchem Auge und friſchem Geiſte vor die Mutter getreten, welche unwillkürlich ihre welke Hand an die roſige Wange der Tochter legte und mit Zufriedenheit den Reichthum betrachtete, den das rührige Kind von den ſteilen Bergen herunterbrachte.

II.

Die Brodrinden.

Margot hielt den Vertrag, den ſie mit dem Dauphin eingegangen hatte, und ſuchte ihre grüne Beute von nun an immer nur auf dem ihr zugefallenen Reviere. Sie begegnete deshalb auch dem Knaben ſelbſt nicht mehr, obgleich ſie ihn zuweilen aus der Ferne ſah und ihn ſein „Fröhlich, fröhlich!“ rufen hörte. Da der Herbſt ſchon nahe war, hörte ihr gewöhnliches Sommergeſchäft von ſelbſt auf, und ſie half den Winter über der Mutter daheim und übernahm auch gelegentlich kleine Nebendienſte in andern Häuſern. Im nächſten Sommer aber begann ſie wieder, was immer ihr Lieblingsgeſchäft war, das Wildheuen. Nichts erſchien ihr erfreulicher, als in der reinen Luft der Berge zu athmen und mit den Gemſen um die Wette zu klettern.

Als ſie nun wieder einmal auf dem höchſten Felſen unter dem Schnee geheut hatte und auf einer breiten Bergſtaffel ausruhte, von wo aus ſie das Thal bis in weite Ferne überſehen konnte, machte ſie eine Raſt und zog eine mitgenommene Brodrinde hervor, um nach ſo vieler Anſtrengung ihren Hunger zu ſtillen. Da hörte ſie über ſich die wohlbekannte Stimme wieder „fröhlich, fröhlich!“ rufen, und raſch umblickend erkannte ſie den Dauphin und rief ihm den gleichen Ruf: „Fröhlich, fröhlich!“ entgegen.

In wenigen Minuten war er bei ihr und lagerte ſich mit ihrer Erlaubniß neben ſie. Beide betrachteten ſich eine Weile ſtumm mit Neugier und Wohlgefallen. Sie hatten ſich faſt ein Jahr lang nicht mehr, wenigſtens nicht ſo nahe geſehen und fanden nun, daß ſie ein wenig älter und größer geworden ſeien. Das flößte ihnen gegenſeitig eine kleine Scheu ein, die ſie aber bald im Frohſinn unterdrückten. Der Dauphin zog, als er das Brod in der Hand des Mädchens ſah, gleichfalls ſein Brod hervor, und Beide wünſchten ſich guten Appetit.

„Ich ſehe, bemerkte der Dauphin, daß dein Brod ein wenig anders gebacken iſt, als das meinige, und ich glaube nicht, daß wir in St. Chriſtophe ſo gutes Brod backen wie ihr in Venoz. Willſt du mich nicht einmal koſten laſſen?“

„Gern, Dauphin. Da nimm alles, was ich habe, und gieb mir das deinige dafür.“

„Du biſt ſehr freundlich, aber mein Brod iſt ſchwärzer und ſchmeckt dir wohl nicht ſo gut.“

„O es ſchmeckt mir ſchon, ſei darum kein Thor. Wie ſollte es mir nicht ſchmecken? Ich bin nicht verwöhnt, und was dir gut genug iſt, iſt es mir auch, denn ich bin keine Prinzeſſin, und du biſt auch kein Prinz, wenn man dich auch den Dauphin heißt. Aber ſage mir, weil wir jetzt wieder einmal beiſammen ſind, warum nennt man dich denn Dauphin? wo haſt du dieſen ſonderbaren Namen herbekommen?“

„Warte“ ſagte der Dauphin, indem er noch aß, „ich werde dir gleich Beſcheid geben.“

Als er fertig war, ſah er ſie freundlich an und ſagte: „Zuvor muß ich dir für dein Brod danken, weil das mir eine große Süßigkeit zu enthalten ſcheint, und deſſen du dich beraubt haſt, um an meiner harten Rinde zu nagen.“

„Dein Brod iſt ſehr kräftig und ich habe gute

Zähne. Aber höre doch auf mit dem Brode und erzähle mir!“

„Wohlan, du kleine Fee, die du ſo gut in dieſem großen Gebirge der Dauphinée dich die Herrin, die Dauphine nennen dürfteſt, wie ich mich den Dauphin nenne, weil dein Fuß wie der meinige auf Gipfel tritt, welche die Andern da unten niemals erreichen können und von wo aus wir die weiten Länder überſehen, dir will ich ſagen, warum ich der Dauphin heiße. Aber du mußt, wenn ich dir ſage, wie geringen Urſprungs ich bin und aus welchen zufälligen Urſachen ich den fürſtlichen Namen erhalten habe, mich deshalb nicht verachten.“

„Nein, gewiß nicht — aber ſo erzähle doch!“

„Wie ich noch ganz klein war, ſieh, Margot, ſo klein — da hatte ich keinen Vater und keine Mutter, ſondern der Meßmer in St. Chriſtophe fand mich, als er eines Morgens in die Kirche kam, am Altar liegen, eingewickelt in eine alte Fahne, die von den Wänden heruntergeriſſen worden war und auf der noch der Delphin als das alte Landeswappen geſtickt war. Nun tauften ſie mich zwar, weil ich am Tage St. Jacques und vor Gottes Altar gefunden worden war, Jacques Dieudonné, aber das ganze Dorf nannte mich und nennt mich heute noch immer nur den Dauphin.“

„Armer Dauphin,“ ſagte das Mädchen, „ich habe auch keinen Vater, aber doch noch eine Mutter.“

„Die Hauptſache iſt,“ begann der Dauphin wieder, „daß man ſich die Armuth nicht anfechten läßt. Ich bin eigentlich immer luſtig. Meine Eltern, die ich nicht kenne, müſſen es, obgleich ſie mich ſchon bald nach meiner Geburt verließen und einſam in der Welt ausſetzten, doch gut mit mir gemeint haben, daß ſie mir ſo viel Fröhlichkeit zum Erbtheile ließen, und es wundert mich nur und macht mir manchmal nAgſt, wenn ich daran denke, wie wenig luſtig ſie geweſen ſein mögen, als ſie mich im Stiche ließen; dieſe armen Eltern. Aber es iſt nun einmal ſo, und ich verdanke meiner guten Laune, daß mir die Leute im Dorfe nicht übel wollen. Die Gemeinde, in der ich gefunden wurde, mußte die Koſten für meinen Unterhalt tragen, deswegen übergaben ſie mich dem ärmſten Manne im Dorfe, der am wenigſten forderte. Es war aber ein guter alter Mann."

„Höre, Dauphin. Obgleich du jetzt, wie ich dich ſo vor mir ſehe, nicht nach viel ausſiehſt, könnte doch etwas beſſeres in dir verſteckt ſein. Ich erinnere mich eines Märchens, wie ſie mir die Mutter zuweilen an langen Winterabenden erzählt. Darin kommt auch ſo ein kleines Kind vor, welches man ausgeſetzt gefunden hatte, und am Ende war es ein Prinz. In ſeinen Windeln lag ein halber Ring, und als man die andere Hälfte dazu gefunden hatte, da war es richtig, daß er der verlorene Prinz war."

„Ich muß dir leider bekennen, Margot, daß nichts dergleichen bei mir gefunden worden iſt."

„Und doch iſt deine Geſchichte ſehr merkwürdig. Es wäre ſchade, wenn da nichts daraus würde, wenn du immer nur ein armer Schelm bleiben müßteſt."

„Ich will nicht höher hinaus, Margot, wahrhaftig nicht. Und du wirſt mir's doch nicht übel nehmen, wenn auch kein Prinz, wie du meinſt, aus mir wird."

„Im Gegentheil, Dauphin, denn was ich dir wünſche, daß du werden möchteſt, iſt für dich gewünſcht, und nicht für mich, denn je mehr aus dir werden ſollte, um ſo weniger würde es mir zu gute kommen, weil ich doch eine arme Dirne bleiben muß und du mich dann verachten würdeſt."

„Meinſt du? Haſt du denn nicht auch Märchen erzählen hören, in denen ein Prinz die Tochter eines armen Hirten bei ihren Schafen angetroffen und ſich in ſie verliebt hat?“

„Geh, geh, — es iſt nicht der Mühe werth, daß wir von Dingen reden, die doch niemals wirklich werden, und ich habe Unrecht, dir, was du jetzt biſt, zu verleiden, indem ich dir vorſpiegle, du könnteſt mehr werden.“

„Du verleideſt mir's gar nicht, Margot. Ich bin zufrieden und heute mehr als ſonſt. Haſt du jemals einen ſchönern Tag geſehn, wie heute? ſo klar iſt Alles um uns her, ſo warm, ſo froh —“

Er warf ſich auf einen Raſen von Alpenroſen, der ſeitwärts von der Stelle, wo ſie ſaßen, wie ein Polſter ſchwoll und über und über mit Blumen bedeckt war, dehnte und ſtreckte ſich, wie ein junger Faun und lachte in den blauen Himmel hinein.

„Sieh da,“ rief er aus, den Mont Pelvoux! Wie ſtolz er ſein Schneehaupt erhebt, hoch über alle Berge und über die unabſehlichen Thäler. Dort war noch Niemand, dort oben, wo hinter ſeiner blendend weißen Spitze das Blau des Himmels dunkler zu werden ſcheint.“

Margot's Blicke folgten den ſeinigen und bewunderten den ſchönen Berg, ſo oft ſie ihn auch ſchon geſehen hatten. „So habe ich mir,“ ſagte ſie, „immer den Sinai gedacht, der dem Himmel ſo nahe iſt, daß Gott ſich zuweilen auf ihm niederläßt. Beſonders wenn ihn Gewitter umziehen, Dauphin, und es von dorther blitzt, das iſt ſo ſchön, daß man beten müßte, auch wenn man ſich nicht fürchtete.“

Der Dauphin ſprang auf und ſetzte ſich wieder zu ihr. „Fürchteſt du dich zuweilen,“ frug er ſie, „wenn du ſo allein auf den Bergen biſt?“

„Nur beim Gewitter, ſonſt nicht; denn wenn man reines Herzens iſt, ſagt die Mutter, darf man überall allein ſein und iſt doch in Gottes Schutz und kann der Böſe uns nicht nahe kommen."

„Das iſt brav von dir, Margot. Alſo haſt du eine fromme Mutter!"

„Ja, und die ich lieber habe als Alles von der Welt."

„Haſt du ſonſt Niemand lieb?"

„Nein, ſo recht nicht."

Indem ſie das ſagte und ihn dabei anſah, kam ihr plötzlich ein Gedanke, und ſie wurde feuerroth. Er bemerkte es wohl, blieb aber beſcheiden genug, ihr nur zu ſagen: „Ich habe dich recht lieb."

Sie waren Beide wieder aufgeſtanden und blieben eine Weile ſtumm, als hätten ſie überlegt, es ſei beſſer, jetzt zu ſchweigen und nicht fortzureden. Aber ſie hatten nicht überlegt und nur ein gepreßtes Gefühl von Scham hielt ſie auseinander.

„Ich muß heim", ſagte das Mädchen endlich, indem ſie nach dem Stande der Sonne ſah und ihren Tragkorb zurecht machte.

Er half ihr, bis ſie ihn auf dem Rücken hatte, und ſagte, er müſſe nun erſt noch zurückklettern, um auch den ſeinigen zu holen und nach St. Chriſtophe hinabzutragen.

„Adieu, Dauphin," ſagte ſie, und gab ihm die Hand.

„Adieu, Margot," erwiderte er, und Beide gingen auf entgegengeſetzten Wegen auseinander.

III.

Jacqueline.

Nun lebte aber in St. Chriſtophe eine junge Wittwe Namens Jacqueline, die ein hübſches Haus und eine kleine wohl geordnete Landwirthſchaft beſaß. Sie kannte den Dauphin von ſeinen Kinderjahren an und hatte ihm, ſchon als ſie noch verheirathet war, ſeiner ſchönen Augen wegen manchen Biſſen zugeſteckt und ihn auf eine gutmüthige Art geneckt. Wie er nun aber größer und immer ſchöner, ſie aber eine Wittwe geworden war, faßte ſie eine ſtarke Neigung zu ihm und tadelte ſeinen Pflegevater Etienne Montaut, daß er ihn verwahrloſe, ihn immer noch wildheuen laſſe und zu nichts Beſſerem verwende. Sie wünſchte ihn als Knecht in ihre Wirthſchaft aufzunehmen und ſprach davon mit Vater Etienne. Weil dieſer aber die geheime Abſicht der Wittwe errieth und einen Vetter hatte, dem die freundliche und wohlhabende Wittwe in die Augen ſtach, fand er nicht für räthlich —, ihr den jungen Knecht abzutreten und entſchuldigte ſich damit, daß ſein Bruder Raoul, wie auch der Wahrheit gemäß war, ſchon lange Beſchlag auf ihn gelegt habe, weil er ihn zu einem Gemſenjäger ausbilden wolle. Aber auch Jacqueline entging nicht, aus welchem geheimen Grunde Etienne ſie abwies. Sie gab deshalb ihren Plan nicht auf, ſondern wandte ſich an den Dauphin ſelbſt und ſuchte ihn auf eine unmerkliche Art in ihr Netz zu ziehen, in der Hoffnung, wenn er erſt darin gefangen wäre, würde er ſich um die Montauts nicht mehr viel bekümmern, die auch eigentlich kein Recht an ihn hatten, da er nicht ihr eigener Sohn und als Pflegekind ſchlecht genug von ihnen gehalten worden war.

Zu ihrem Unglück aber verſtand der Dauphin ihre Freundlichkeit nicht ſo, wie ſie dieſelbe verſtanden wiſſen wollte. Da ſie ſchon eine verheirathete Frau geweſen war, als er noch ein unreifer Knabe war, fiel ihm nicht im Traume ein, ſie könne ſich aus einem andern Grunde, als aus allgemeiner Freundlichkeit zu ihm herablaſſen. Sie wurde über ſeinen Unverſtand ungehalten; weil ihr derſelbe aber ganz unverſtellt vorkam und zum Beweiſe ſeiner vollkommenen Unſchuld diente, tröſtete ſie ſich wieder und ſuchte Mittel auf, ihm die Augen ein wenig zu öffnen. Sie hatte wieder, wie ſie ſchon oft gethan, Wildheu für ihr Vieh bei ihm beſtellt, und als er ihr einen großen Tragkorb voll brachte, neckte ſie ihn mit ſeiner alten fadenſcheinigen und an einigen Stellen zerriſſenen Jacke, ergriff einen ſeiner Aermel und riß ihn, als ob es nur zufällig geſchähe, der Länge nach auf.

„Mein Gott, wie ungeſchickt bin ich,“ rief ſie aus. „Doch es iſt nicht ſchade für das elende Zeug, in das man einen ſo großen und ſtattlichen Burſchen, wie du biſt, nicht kleiden ſollte. Warte, Dauphin. Ich bin dir ſchuldig, dir dein zerriſſenes Kleid zu erſetzen. Ich hole dir gleich ein anderes.“

Sie ging in's Haus und kam bald mit einer Jacke ihres ſeligen Mannes zurück, welche ſie ſchon vorher ein wenig verändert hatte, damit ſie weniger auffallen und nicht an ihren vormaligen Beſitzer erinnern ſollte. Dem Dauphin gefiel die neue Jacke wohl, und er nahm keinen Anſtand, ſich ſogleich damit zu bekleiden.

„Sie ſteht dir gut,“ ſagte die Wittwe, „wie du überhaupt ein netter Burſche biſt. Nun haſt du doch endlich einmal ein Kleid an, wie es ſich für dich ſchickt. Nächſte Woche haben wir ein Feſt. Wenn du dann recht anſtändig auf der Wieſe erſcheinſt, ſollſt du auch einen Tanz mit mir machen.“

„Ihr ſeid gar zu gütig, Frau Jacqueline,“ ſagte der Dauphin. „Aber Ihr ſeid ja immer ſo gegen mich geweſen, und Alles, was Ihr mir jemals geſchenkt oder auch nur geſagt habt, war gut und hat mir Freude gemacht. Wenn Ihr alſo erlaubt, wird es mir eine große Ehre ſein, Euch beim Feſte zum Tanze aufzufordern.“

Jacquelinens Augen leuchteten, und ſie konnte ſich nicht enthalten, den günſtigen Augenblick zu benutzen, um ihn aus Anlaß ſeiner ärmlichen Kleidung auf ſeine ebenſo ärmliche Beſchäftigung aufmerkſam zu machen. „Werde doch ein Knecht,“ ſagte ſie zu ihm. „Wenn es dein alter Pflegevater nicht haben will, ſo denke doch ſelbſt daran, was dir für deine Zukunft nützlich iſt. Und wenn du dich verändern willſt, ſo ſag' es mir zuerſt, ich werde dir immer einen guten Rath geben.“

Der Dauphin dankte ihr, ehe er von ihr ging, recht aufrichtig und war einer ſo freundlichen Behandlung froh. Eine Veränderung aber lag für's erſte nicht in ſeinem Sinn; denn ſein Geſchäft als Wildheuer machte ihm Vergnügen. Er war von jeher nirgends lieber, als auf den Bergen geweſen, und jetzt mehr als je, weil es ihm die einzige Gelegenheit darbot, Margot aufzufinden und mit ihr zu plaudern.

Als Vater Etienne erfuhr, die Wittwe habe des Dauphins Jacke zerriſſen und ihm eine beſſere dafür gegeben, ſagte er nichts, weil er es für billig erachtete, daß ſie ihn entſchädigt hatte, und weil er ſelbſt ein wenig geizig war und die Wittwe ihm durch ihr Geſchenk eine Ausgabe für den Dauphin erſpart hatte. Bei ſich ſelbſt aber dachte er, es wäre nun Zeit, ſich mit ſeinem Bruder zu verabreden, um den großen Burſchen bald aus dem Orte zu entfernen.

Am Feſttag erſchien der Dauphin in ſeinem neuen Kleide auf der Wieſe und gefiel den Mädchen und Frauen des Dorfes beſſer als jemals. Die meiſten waren mit Jacqueline einverſtanden, daß es eigentlich ein Schimpf für den Ort geweſen ſei, einen ſo ſchönen Jüngling ſo lange faſt wie einen Bettler abgeriſſen herumlaufen zu laſſen. Im Grunde hatten ihn Alle gern, auch die Männer, weil er im Bewußtſein ſeiner Armuth gegen Jedermann beſcheiden und gefällig und dabei doch immer heiter und fröhlich war und weil in ſeiner Geſichtsbildung etwas eigenthümlich Anziehendes lag. Jacqueline hatte ſich, wie immer an Feſttagen, ſtattlich herausgeputzt, nahm lächelnd ſeine Aufforderung an und tanzte mit ihm, ohne ſich im geringſten vor den andern ſeiner zu ſchämen. Als ſie ihm aber nach Beendigung des Tanzes der Sitte gemäß einen Kuß geben mußte, that ſie es mit einem Affect, der ihn unwillkürlich erſchreckte. Zum erſtenmal las er in ihren Augen, was er bisher nicht verſtanden hatte, und ein kleiner Schauer überlief ihn; ein Schauer der Freude und des Stolzes, wie ſie jeder heranreifende Jüngling empfindet, wenn er zum erſtenmale erfährt, daß Frauen ihn nicht mehr für ein Kind, ſondern für einen Mann halten, aber auch ein Schauer der Furcht, weil ihn plötzlich die Ahnung einer Gefahr anwandelte, und das dunkle Gefühl einer Verſündigung an der Liebe, die er zu Margot im Herzen trug. Jacquelinens Kuß brannte ihm noch lange auf den Lippen, und wie ſüß er auch geweſen war, hatte er ein bitteres Feuer hinterlaſſen, deſſen ſich der Jüngling ſchämte. Er hatte durchaus keinen Grund, auf Jacquelinen böſe zu ſein, und doch war er nahe daran, ſie zu haſſen, indem es ihm zu Muthe war, als hätte ſie ſeiner Margot Unrecht gethan und ihn verleitet, ihr ſelbſt Unrecht zu thun.

Die Wittwe bemerkte ſeine Beſtürzung, legte ſie jedoch zu ihrem Vortheil aus, weil ſie darin ein erſtes Zeichen ſah, daß er ſie endlich verſtanden habe und als ein blöder und unerfahrener Knabe ſich nur in ſein Glück noch nicht zu finden wiſſe. Der Dauphin aber entfernte ſich bald und ging auch am andern Tage nicht mehr beim Hauſe der Wittwe vorbei, weil eine innere Stimme ihm ſagte, er ſolle ſie meiden.

Und doch hatte ſie ein unheimliches Feuer in ſeinem Buſen angezündet, das er nicht mehr los werden konnte. Obgleich er alle ſeine Gedanken von ihr hinwegzulocken ſuchte und ſich nur immer das Bild der armen Margot vergegenwärtigte, ſo erſchien ihm doch jetzt dieſes letztere ſelbſt in einem andern Lichte. Die Ruhe, mit der er bisher an ſie gedacht hatte, war dahin. Er glaubte, die Sehnſucht nach ihr, von der er ſich heiß und immer heißer ergriffen fühlte, ſei nur die Rückkehr zu ihrer reinen Tugend, nachdem er bei Jacquelinen die Sünde kennen gelernt hatte; aber er betrog ſich damit nur ſelbſt, indem er nicht inne wurde, daß in die Sehnſucht nach Margot ſich dieſelbe Sünde eingeſchlichen hatte.

IV.

Der verrenkte Fuß.

Schon an einem der nächſten Tage beſchloß der Dauphin, dem armen Mädchen von Venoz einen Beſuch auf den Bergen abzuſtatten, wenn er ſie beim Wildheuen, wie er hoffte, antreffen könnte. Er ſammelte heute ſein Heu raſcher als gewöhnlich und verbarg es mit dem Tragkorbe zwiſchen den Steinen, um es erſt morgen wieder abzuholen, weil er den Abend mit Margot verplaudern und ſie wo möglich nach Venoz hinab begleiten und dann auf dem Thalwege nach St. Chriſtophe heimkehren wollte, ohne nöthig zu haben, den gefährlichen Bergweg, den er von ſeinem Tragkorb aus bis zu der Stelle, wo er Margot fand, klettern mußte, noch einmal bei dunkler Nacht zurücklegen zu müſſen.

Margot hatte an dieſem Tage ebenfalls fleißig Heu geſucht, ihren Tragkorb wie gewöhnlich damit gefüllt und ruhte, weil es auch in dieſer hohen Bergregion heute ungewöhnlich heiß war, von ihrer Anſtrengung ein wenig aus, als ſie von ferne den Ruf: „Fröhlich, fröhlich!“ vernahm und bald darauf den wilden Jungen in kecken Sprüngen über die Felſen herbeieilen ſah. Sie ängſtete ein wenig um ihn und antwortete daher auf ſeinen Ruf nicht, ſondern erwartete ihn ſchweigend. Da kam er ganz in Schweiß gebadet und hatte kaum Athem genug, um ihr den freundlichen Gruß, der in ſeinen Augen lag, in Worte zu überſetzen.

„Wie du gelaufen biſt!“ ſagte das Mädchen. „Mein Gott, warum denn? du biſt gar zu wild, Dauphin. Man ſollte glauben, du wäreſt ein Adler, ſo biſt du dahergebrauſt.“

„Du ſelbſt,“ rief er, indem er ſich zu ihr ſetzte, „biſt ſchuld, weil ich nur aus Liebe zu dir herkam und ſobald ich dich erblickte, mich wie von Flügeln getragen fühlte, um ſchneller bei dir zu ſein.“

„Und darüber hätteſt du den Hals brechen können. O ich verſtehe auch, wie man über dieſe Steine wegkommt, aber ich thue es mit Ruhe, und das iſt beſſer.“

Sie zog ihr kleines Taſchentuch hervor und trocknete ihm den Schweiß von der Stirne. Er blinzelte, als ſie ihm über das Geſicht fuhr, ſchlug aber dann die Augen deſto heller wieder auf und neigte ſich zu ihr, von unwiderſtehlicher Liebe gezogen. Das Mädchen rückte nun ein wenig von ihm ab, ließ ihm aber ihre Hand, die er in Verlegenheit mehrmals drückte.

„Ach Margot,“ ſagte er endlich, „ich war ſo froh, zu dir zu kommen, und nun ziehſt du dich zurück und ſiehſt mich ſo fremd und ſeltſam an.“

„Nur weil du ſo wild biſt. Bleibe ruhig, ſo will ich gerne ein wenig mit dir plaudern.“

„Ich habe eine große Freundſchaft zu dir gefaßt, Margot, und immer an dich gedacht, ſeit ich dich zum letztenmal geſehen habe. Das nimmſt du mir doch nicht übel?“

„Nein, Dauphin, du ſcheinſt mir ein guter Burſche zu ſein, und ich mag dich wohl leiden, wenn du nicht mit mir zankſt und mich nicht angreifſt, wie das erſte Mal, ſondern ſanft bleibſt.“

„Aber die Freude macht immer, daß man nicht ruhig ſitzen bleiben und die Hände in den Schooß legen kann. Wenn ich mich auch noch ſo ſehr vor dir ſcheue, Margot, ſo zuckt es mir in den Armen, ſie um deinen braunen Hals zu legen.“

„Thue das nicht, Dauphin, denn ich würde es nicht leiden.“

„Und dir einen Kuß zu geben.“

„Das wäre vollends eine große Sünde, Dauphin. Ich darf von Niemand leiden, daß er die Arme um mich lege oder mir einen Kuß gebe, weil es mir die Mutter auf die Seele gebunden und Gott zum Zeugen gerufen hat, daß es ſtrafbar und eine ſchwere Sünde ſei. Das ſagte ſie mir erſt vor wenigen Tagen, als mich Herr Crepin küſſen wollte.“

„Herr Crepin? wer iſt das?“

„Ein böſer, geiziger, häßlicher Mann, bei dem wir zu Miethe wohnen.“

„Ah ſo — nun wohl, in dieſem Falle hat deine Mutter ſehr Recht gehabt. Aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen mir und dieſem Herrn Crepin. Ich bin gewiß nicht ſo böſe wie der, oder glaubſt du nicht?“

„Ich kann dir nicht alles wiederſagen, was mir die Mutter geſagt hat; aber das mußt du wiſſen, daß, wenn du, wie ich glaube, beſſer biſt, als Herr Crepin, es von dir auch eine um ſo größere Sünde wäre, ihm in ſchlechten Dingen nachahmen zu wollen.“

„Und doch begreife ich nicht, Margot, was deine Mutter will, daß du mir einen Kuß abſchlagen ſollſt, ein ſo kleines Ding, das Niemand betrübt.“

Sie ſchwiegen eine Weile ſtill. Dann ſagte Margot: „Erzähle mir etwas von deinem Dienſte, von deinem Pflegevater, von dem, was du werden willſt, oder was ſie aus dir machen wollen. Du biſt nun ſchon groß und der Bart fängt an um dein Kinn zu wachſen; in dieſem Alter könnteſt du ſchon etwas Beſſeres gelernt haben, als Wildheuen.

„Ich will ſchon lange etwas Beſſeres lernen, und wie ich gemerkt habe, wird es auch nicht mehr lange dauern, bis mein Pflegevater mich loslaſſen und ſeinem

Bruder Raoul abtreten wird, der dort oben in La Berarde wohnt, mich zu ſich nehmen und einen Gemsjäger aus mir machen will, wie er ſelber iſt. Ich habe ihn ſchon oft begleitet und ihm die Gemſen nachgetragen, die er geſchoſſen hat. Der iſt ein rechter Mann, das darfſt du mir glauben.“

Margot ſtellte ſich unwillkürlich in Gedanken den Dauphin in der ſtattlichen Tracht eines Gemsjägers mit dem Stutzen auf dem Rücken vor und lächelte, ein ſo großes Wohlgefallen hatte ſie an dem Bilde. Aber ſie ſagte nichts.

„Was denkſt du?“ frug Dauphin.

„Ach nichts, Dauphin, außer daß ich dich wegen deines Vorſatzes lobe; denn ein Gemsjäger iſt etwas viel Beſſeres, als ein armer Wildheuer.“

„Und was willſt denn du werden, meine Freundin?“

„Ach, Dauphin, ich werde wohl wildheuen Jahr aus Jahr ein, weil meine Mutter mich zu nichts anderem brauchen und doch auch nicht von ſich laſſen kann. Ich werde ſie niemals verlaſſen.“

„Und ich möchte dich auch nicht verlaſſen, Margot, ſondern immer bei dir ſein.“

Er nahm eine ihrer Hände, dann die andere, ſah ihr mit der vollen Gluth der erſten Liebe Auge in Auge und wurde, als ſie die ihrigen niederſchlug, ſo ſehr von ſeiner Leidenſchaft hingeriſſen, daß er ihre Warnung vergaß, ihre Hände losließ und ſie blitzſchnell umfaßte, um ſie zu küſſen. Erſchrocken fuhr ſie zurück, wehrte ihn mit all ihrer Stärke ab und riß ſich wirklich von ihm los, that aber dabei einen Fehltritt und verrenkte ſich den rechten Fuß. Er fing ſie zwar in ſeinen Armen auf, allein das Unglück war ſchon geſchehen. Sie konnte mit dem verletzten Fuß nicht mehr auftreten und fing zu weinen an, weniger aus Schmerz, obgleich der Fuß in wenig Augenblicken ſchwoll und ihr ſehr weh that, als aus Verdruß über den Dauphin, der ihr herzliches Entgegenkommen ſo roh mißbraucht hatte.

„Da haſt du's nun,“ ſagte ſie, „du abſcheulicher Menſch! Da ſiehſt du, daß es eine Sünde war, was du thun wollteſt, und daß du Gott damit erzürnt haſt.“

Er glaubte noch nicht, daß die Verletzung des Fußes bedenklich ſei, und bat ſie, ſich zu beruhigen und aufzuſtehen. Sie verſuchte es, konnte aber nicht, und der Schmerz preßte ihr ſogar einen kleinen Schrei aus. Er bemerkte jetzt, wie ſehr ihr Fußknöchel ſchon geſchwollen ſei, und nun wurde ihm angſt und er fühlte große Reue.

„Vergib mir,“ rief er, indem er vor ihr kniete. „Ich habe es nicht für ein ſo großes Verbrechen gehalten, daß ich dich zu küſſen wünſchte. Aber damit du mir vergibſt, ſchwöre ich dir, es niemals mehr zu wollen, es ſei denn, daß du mir es ſelbſt erlauben würdeſt. Sei damit zufrieden und zürne mir nicht. Ich will dich, da du nicht allein gehen kannſt, den Berg hinunter tragen. Ich bin ſtark genug dazu und von ſicherm Tritt, glaube mir.“

„Ich will dir verzeihen, Dauphin, wenn du dein Unrecht einſiehſt.“

„Deinen Tragkorb will ich hier in den Einſchnitt der Felſen hineinſtellen, in der Einſamkeit dieſer Höhe wird ihn Niemand forttragen. — Nun komm, laß dich aufrichten und ſchlage deine Arme um mich.“

Er hob ſie auf und trug ſie auf ſeinen ſtarken Schultern mit ſicherem Tritte. Aber unvermerkt hatte der Himmel ſich überzogen, und in der ſchwülen Abendluft, die kein Wind bewegte, fing es an dünn und fein zu regnen. Die Regentropfen wurden aber von Minute zu Minute größer und fielen dichter, die Steine wurden naß und ſchlüpfrig und der Weg dunkel, weil die Dämmerung unter dem Wolkenhimmel ſchneller hereinbrach. Da klopfte dem muthigen Burſchen doch ein wenig das Herz. Das Mädchen aber wußte hier, wo ſie täglich auf und ab ging, beſſer Beſcheid als er und verlor die Beſinnung nicht.

„Du kannſt nicht weiterkommen," ſagte ſie. „Aber ganz in der Nähe, ſieh dort links, iſt ein alter Holzſchuppen, wo die Hirten und Wildheuer beim Ungewitter unterſtehen und man zuweilen ſein Heu verbirgt. Trage mich vollends dorthin, dort können wir weiter rathſchlagen und ſitzen wenigſtens im Trockenen.

Er langte glücklich mit ihr in dem Schuppen an, bettete ſie auf ein wenig Heu, netzte dann ihr Tuch im Regen und machte ihr davon einen kalten Umſchlag um den geſchwollenen Fuß. Indem er das that, ſagte er: „Da es mir nicht möglich iſt, dich heute noch nach Venoz hinunter zu tragen, ſo laß mich, während ich in der Dämmerung wenigſtens noch eine Spur des Weges ſehe, jetzt raſch zu deiner Mutter hinunter laufen, um ſie deinetwegen zu beruhigen. Ich komme dann gleich wieder zu dir hinauf und bringe dir, was mir deine Mutter für dich mitgeben wird. Aber wie heißt ſie denn und wo wohnt ſie?"

„Ach, meine arme Mutter! Ja, du thuſt wohl, Dauphin, daß du mir dieſe Liebe erweiſen willſt. Aber es wird immer mehr Nacht, und du wirſt bald nichts mehr ſehen. Wohlan, mein Freund, richte dich nur nach dem ewigen Licht, welches aus dem Fenſter der Kirche heraufſchimmert. Dort rechts von der Kirche wohnt meine Mutter in einem kleinen Häuschen mit einem ſpitzen Dache. Frage nur nach der Mutter Cadelet und gehe mit Gott, zu dem ich unterdeß beten werde, daß Er dich unterwegs behüten möge.

V.

Die Regennacht.

Mutter Cadelet ſaß in ihrem Stübchen am Spinnrocken und wunderte ſich, daß Margot ſo ſpät noch immer nicht zurückgekehrt war. Aber ſie hatte keine Furcht, da ſie wohl wußte, das Mädchen ſei zuverläſſig, und da ſie glaubte, vom Regen überraſcht habe ſie ſich vielleicht länger verweilt, um ihr Heu irgendwo unterzubringen. Als das Mädchen aber immer noch nicht kam, nachdem es ſchon Nacht geworden war, wurde der Mutter doch ein wenig bange.

Da klopfte es an's Fenſter. Sie ſah hinaus und erblickte beim Schein ihres Stubenlichtes ein fremdes, aber bildſchönes Geſicht, einen großen Knaben mit feurigen Augen und langen, vom Regen triefenden Haaren unter einem von der Schwere des eingeſogenen Waſſers herabgezogenen, ſchlechten Hirtenhute. Es war der Dauphin, der ihr kurz das kleine Unglück berichtete und ſie bat, ſich deshalb nicht zu ängſtigen. Aber die arme Mutter erſchrack nichtsdeſtoweniger und drang mit Haſt in den Knaben, er ſolle ihr die Wahrheit ſagen und nichts verhehlen, wenn das Unglück auch vielleicht größer ſei. Als er ihr jedoch ſchwur, es ſei nicht ſchlimmer, als er geſagt habe, und ſie wohl erkannte, wie treuherzig er war, glaubte ſie ihm und faßte ſich wieder als eine verſtändige Frau und überlegte, was zu thun ſei. Sie ſelbſt war zu alt und ſchwach, um bei Nacht im Regen die ſteilen Bergpfade zu erſteigen, und hatte Bedenken, als die ärmſte Frau im Ort, die Hülfe ihrer Nachbarn anzuſprechen. Es ſchien ihr daher das beſte, dem armen fremden

Knaben, deſſen ſchöne Züge ihr Bewunderung einflößten, zu vertrauen. Sie holte einen von Baſt dicht geflochtenen und waſſerdichten Korb hervor, that Brod und einen Krug Milch hinein nebſt einer Nachtjacke, womit ſich Margot bedecken ſollte, auch etwas Leinwand und eine Salbe für ihren kranken Fuß, und übergab den Korb dem Dauphin nebſt einer Laterne, damit er den Rückweg beſſer finden könne, und dazu noch ein Stück grobe Sackleinwand, das er ſich wie einen Mantel umhing, um ſich ein wenig mehr gegen den dicken Regen zu ſchützen. Mit alledem war der Dauphin ſehr zufrieden, verſprach der alten Mutter, der Tochter Alles richtig zu überbringen, reichte ihr die Hand und war bald wieder in der dunkeln Regennacht verſchwunden. Iſt es nicht ein Engel geweſen? frug die Mutter und ſah ihm lange nach, bis ſie in ihr Kämmerlein zurückging, um für ihr Kind zu beten.

Margot wartete unterdeß geduldig auf die Rückkehr ihres jungen Freundes. Sie war zwar durch das Ungewöhnliche ihrer Lage, durch die Sorge um die Mutter und durch den Schmerz in ihrem Fuße in eine kleine fieberhafte Aufregung verſetzt, hielt aber Beſinnung und Muth feſt. Einſam auf den Bergen zu weilen, war ſie ja von Kindheit auf gewohnt, und wenn es auch finſter war, ſo hatte doch die Nacht durch das faſt trauliche Plätſchern des warmen Regens das Unheimliche verloren. Ihre Gedanken folgten dem feurigen Knaben auf jedem ſeiner gefährlichen Tritte bis zur Thüre der guten Mutter hin. Sie hatte den Dauphin trotz ſeiner Unart heute lieb gewonnen, mehr als ſie ſich ſelber zu bekennen wagte. Seine Aufopferung ſchien ihr wieder gut zu machen, was er geſündigt hatte. Ihr Herz zitterte vor Freude, wenn ſie dachte, er werde das nächtliche Wageſtück beſtehen und nach einer oder zwei Stunden zurückkehren.

Es war aber noch keine halbe Stunde vergangen, ſeitdem ſie in dem Schuppen lag, als ſie draußen Tritte vernahm. Sie hielt den Athem an ſich. Die Tritte näherten ſich, und eine unbekannte Perſon kam durch die Thüre herein.

„Halt!“ rief Margot. „Nehmt Euch ein wenig in Acht, daß Ihr mich nicht tretet, denn ich liege hier.“

„Wer biſt du?“ rief eine ſonore Männerſtimme.

„Margot, eine Wildheuerin, die Tochter der Mutter Cadelet drunten aus Venoz.“

„Cadelet? verfluchter Name! dummer Zufall!“ brummte der fremde Mann. — „Nun,“ fuhr er fort, „du brauchſt dich nicht zu fürchten.“

„Erkenne ich Eure Stimme recht, ſo ſeid Ihr der Gemſenjäger Montaut, der ein paar mal nach Venoz gekommen iſt, um dem Herrn Pfarrer einen Gemsbock zu bringen.“

„Deine Ohren haben ein gutes Gedächtniß. Ja, der bin ich.“

„Es thut mir leid, daß ich Euch dieſe kleine Hütte nicht allein überlaſſen kann, weil ich mir den Fuß ſtark verrenkt habe und nicht im Stande bin, aufzuſtehen und fortzugehen. Sonſt würde ich es gewiß thun und Euch nicht ſtören. Denn ich weiß, Ihr ſeid uns nicht gut, und meine Mutter fürchtet ſich vor Euch. — Ihr antwortet nichts, Vater Montaut. Seid Ihr wirklich böſe, ſo bitte ich Euch, für dieſe Nacht um meines kranken Fußes willen Euern Groll zu vergeſſen und mir zu verzeihen. Ach, ich weiß eigentlich nicht, was Ihr mir verzeihen ſollt, da ich Euch nie etwas Schlimmes gethan, noch von Euch geſagt, noch auch nur gedacht habe. Seid gut und redet ein freundliches Wort, ich bitte Euch, Vater Montaut.

„Sei ruhig. Du biſt unſchuldig, ich bin dir nicht böſe, mein Kind, und auch nicht ſo hartherzig, daß dein leidender Zuſtand und deine ſanfte Stimme mich nicht verſöhnen ſollten, wenn ich dir je gezürnt hätte. Laß ſehen, ich habe immer noch einen Wachsſtock bei mir, weil ich oft des Nachts mich auf der Jagd verſteige und dann in irgend einem Schuppen, manchmal auch nur in einer Höhle ein Obdach ſuchen muß."

Er ſchlug Feuer, zündete den Wachsſtock an und ließ den vollen Schein des kleinen Lichtes auf das liebliche Geſicht der jungen Cadelet fallen, welches er lange ſtumm und mit Empfindungen betrachtete, von denen ſie keine Ahnung hatte. Dann wandte er ſich wieder von ihr ab, um ſich in der andern Ecke des Schuppens niederzulegen, beſann ſich aber plötzlich wieder und kniete vor Margot hin, um ihren Fuß zu unterſuchen.

„Kalte Umſchläge ſind das beſte," ſagte er. „Ich will das warm und trocken gewordene Tuch im Regen wieder naß machen und dir friſch auflegen."

„Ihr ſeid ſehr liebreich, Vater Montaut, und ich werde Eure Güte niemals vergeſſen."

Der alte Jäger legte das Tuch wieder um den leidenden Knöchel mit mehr Kunſt, als es der Dauphin zum erſten mal gethan hatte.

„So, ſagte er, jetzt verſuche zu ſchlafen. Ich werde es auch thun."

Er löſchte den Wachsſtock wieder aus und legte ſich in die andere Ecke. Das Mädchen war in Verlegenheit, ob ſie ihm nicht ſagen ſollte, daß er vielleicht, ja hoffentlich, durch die Wiederkunſt des Dauphin geſtört werden würde. Aber ſie wagte es nicht, weil ſie ſich ſchämte, das kleine Geheimniß ihrer Bekanntſchaft mit dem Knaben zu verrathen. Aengſtlich zählte ſie die Minuten und lauſchte, ob er nicht komme. Endlich hörte ſie tief unten am Berge ſchon aus weiter Ferne den wohlbekannten Zuruf: Fröhlich, fröhlich! und in heller Freude rief ſie, ihres Nachbars ganz vergeſſend, halblaut: „Da kommt die treue Seele wieder.“

Aber den alten Gemsjäger hatten allerlei Gedanken noch nicht einſchlafen laſſen. Auch er hörte den Ruf und kannte ihn wohl. „Das iſt ja der Dauphin,“ fuhr er auf. „Wo kommt denn der her?“

„Er hat mich,“ antwortete das Mädchen, „als ich auf der Alp verunglückte, auf ſeinen Schultern hieher getragen, und iſt hinabgegangen zu meiner Mutter, um ſie wegen meines Ausbleibens zu beruhigen.“

„So? So? — Alſo ihr kennt euch. Kennt ihr euch ſchon lange?“

„Wir wildheuen ganz hoch oben, wo kein älterer Menſch ſich hinwagt, nur wir Kinder. Da ſind wir uns zuweilen begegnet.“

Der Alte ſagte nichts mehr, und Beide blieben eine Weile ſtumm. Da kam der Dauphin mit der Laterne und dem Korbe fröhlich und haſtig daher, als hätte er nicht frühe genug das geliebte Mädchen begrüßen können. Als er aber den alten Jäger ſah, fuhr er ziemlich erſchrocken zurück. „Wie?“ rief er, „auch Ihr ſeid hier, Vater Raoul?“

„Ich meinte, du ſeieſt in St. Chriſtophe bei meinem Bruder. Du machſt ſeltſame Nachtgänge, Patron.“

„Zürnet mir nicht, Vater. Ich konnte doch das arme Kind da nicht lahm auf der Alpe liegen laſſen. Das müßt Ihr doch ſelbſt einſehen, daß ich ſie nicht verlaſſen durfte.“

„Es iſt gut ſo. Ich will dich nicht darum tadeln.“

„Entſchuldigt mich vielmehr morgen bei Eurem Bruder. Seid ſo gut, Vater Raoul.“

„Bei alledem iſt mir die Sache nicht lieb, Dauphin. Wir ſprechen ein andersmal davon. Jetzt packe nur deinen Korb aus. Das arme Kind hat ja noch nicht zu Nacht gegeſſen und wird hungern.“

Der Dauphin war ein wenig betreten, weil ihn die Worte des Alten beunruhigten und er ſich in ſeinem Gewiſſen wirklich nicht ganz unſchuldig fand. Aber er kannte den Alten, der es trotz ſeines Brummens niemals böſe meinte, und ging fröhlich dran, den Korb auszupacken und dem Mädchen ihr ſpätes Abendeſſen aufzutiſchen.

„Iß mit,“ ſagte Margot, „denn du haſt gewiß auch noch nicht gegeſſen.“

Sie theilten das Brod und er trank mit aus ihrem Kruge. Der Alte beobachtete ſie, wie ſie einander anlächelten und dachte: Man kann in einer ſo armſeligen Lage doch nicht glücklicher ſein, als es dieſe beiden wilden Kinder ſind.

VI.

Alpenglühen.

Am andern Morgen trugen Montaut und der Dauphin das Mädchen vorſichtig den Berg hinunter. Der Regen hatte aufgehört, und der ſteile Bergpfad, auf dem die Waſſer ſchnell abliefen, war von der Morgenſonne bald wieder getrocknet. Als ſie aber im Thal angekommen waren, wollte der alte Gemsjäger nicht mit ins Dorf gehen, ſondern ließ den Dauphin allein das Mädchen dahin tragen und ging nach einem kurzen und ziemlich barſchen Abſchied auf dem Wege zur linken Hand St. Chriſtophe zu.

„Ach, Dauphin," ſagte Margot, „ich habe dich nicht fragen wollen, ſo lange er bei uns war, aber ich habe wohl bemerkt, daß Montaut derſelbe Gemsjäger iſt, von dem du mir geſagt haſt, daß du bei ihm in die Lehre gehen wirſt. Er war zwar gut gegen mich heute, aber ich fürchte mich doch ſehr vor ihm und meine Mutter auch."

„Sei ruhig, Margot," antwortete der Dauphin. „Der alte Raoul iſt nicht ſo ſchlimm, wie er ausſieht."

„Er will nichts von uns und wird dir verbieten, auf der Alpe zu mir zu kommen und mit mir zu reden."

„Wird dir das leid ſein, Margot?"

„Warum nicht, Dauphin? Gewiß, es würde mich betrüben."

„Mich auch," ſagte er und blickte, indem er ſie auf dem Rücken trug, nach ihr um. Beide aber ſahen ſich ſo freundlich an, daß ſie, befriedigt durch die Sprache des Auges und in einer zärtlichen Verlegenheit nichts weiter ſprachen.

Im Thale begegneten ihnen Einwohner von Venoz, von denen die Einen ſtolz an dem bettelhaften Pärchen vorübergingen, Andere aber gutmüthig ſtehen blieben, das Mädchen beklagten und ihr Rathſchläge ertheilten, wie ſie den Schaden an ihrem Fuße am beſten heilen könne. Bald aber kam ihnen die Mutter Cadelet ſelbſt entgegen, war herzlich froh, die Tochter ſo munter wieder zu ſehen und dankte ihrem treuen Gefährten. Nach den erſten Aeußerungen der Freude fing ſie indeß doch an, die Tochter zu ſchelten, daß ſie ſo unvorſichtig geweſen ſei, und klagte, ſie werde nun wochenlang das Haus hüten müſſen und nicht mehr auf die Berge gehen können.

„Ich will recht fleißig ſpinnen, Mutter, für den Winter,“ ſagte das Mädchen und bat ſie, wieder gut zu ſein.

Als ſie endlich heimkamen und der von ſeiner Laſt ziemlich erhitzte und ermüdete Knabe das Mädchen niedergeſetzt hatte, lud ſie Mutter Cadelet zu einem Frühſtück ein, welches ſie ſchon vorbereitet hatte. Der Dauphin fiel ihr wieder durch ſeine Schönheit auf, wie geſtern Nacht, und da ſie jetzt Zeit hatte, frug ſie ihn aus, wie er heiße und wo er her ſei? Als ſie aber den Knaben von den beiden Brüdern Montaut reden hörte, verfinſterte ſich ihre Miene. Sie kürzte die Unterhaltung ab, dankte ihm noch einmal, aber viel kälter als das erſtemal, und trieb ihn beinahe unartig aus dem Hauſe, indem ſie ihn erinnerte, ſein Dienſtherr werde ihn die Nacht über vermißt haben, weshalb er eilen ſolle, zu ihm zurückzukehren.

Margot reichte ihm beim Abſchied ſtumm und traurig die Hand.

„Warum ſind dir denn die Montauts zuwider, liebe Mutter? frug nach einiger Zeit das Mädchen.“

„Das brauchſt du nicht zu wiſſen, fuhr ſie die

Mutter an: Frage mich nicht darnach. Laß dir genug ſein, wenn du weißt, daß es eine alte Feindſchaft iſt.“

Margot, welche trotz ihrer Schmerzen am Fuß ganz vergnügt gekommen war, wurde jetzt erſt wehleidig, kummervoll und ein wenig verdrießlich. Wenn ſie bedachte, ihre Mutter werde gewiß nicht leiden, daß ſie ihre Bekanntſchaft mit dem Dauphin fortſetze, und der Dauphin ſelbſt ſei durch ſeine Unart an ihrem Leiden ſchuld, ſo hätte wenig gefehlt, ſie hätte ihn mit zu den feindſeligen Weſen gerechnet, vor denen ſich ihre Mutter ſcheute. Allein er hatte eine ſo aufrichtige Reue bezeugt und in der Nacht ſein Leben für ſie gewagt. Es war ihr doch nicht möglich, ihm zu zürnen.

Nachmittags, als ihre Mutter ausgegangen war, um Flachs zum Spinnen zu holen, klopfte es an's Fenſter und Margot erblickte zu ihrem großen Erſtaunen vor demſelben wieder das lachende Geſicht des Dauphin. Sie hinkte durch das Stübchen, öffnete das Fenſter und frug ihn, was er wolle?

„Ich habe dir etwas gebracht,“ antwortete er und zeigte ihr ihren Tragkorb mit dem geſtern von ihr eingeſammelten Heu, den er ihr unterdeß vom Berge geholt hatte.

„Ei, ſieh doch,“ ſagte das Mädchen. „Nun ich danke dir, Dauphin. Aber du darfſt nicht hier bleiben. Die Mutter könnte dich ſehen, wenn ſie wiederkommt, und würde dir böſe werden.“

„Ich gehe, liebe Margot. Aber weil ich dich nun wohl lange nicht mehr ſehen werde, bitte ich dich, ſei du mir wenigſtens nicht böſe. Und noch Eins, Margot, ich möchte, daß du, wenn du auch arm und geplagt biſt, doch fröhlich bliebeſt wie ich. Thue mir's zu Liebe und behalte immer guten Muth, wenn es dir ſchlecht geht. Und denke zuweilen an mich!“

„Das will ich, Dauphin. Und ich bin dir auch gewiß nicht böſe, glaube es nur."

„So höre, Margot. Wenn die erſten Sonnenſtrahlen am Morgen und dann wieder die letzten am Abend auf den Schnee des Mont Pelvoux fallen, dann will ich jedesmal hinaufſehen und an dich denken. Wollteſt du dann auch wohl hinaufſehen und an mich denken? Das ſoll ſein, als grüßten wir uns, und es iſt auch wirklich ein Gruß, wenn gleich nur mit Blicken aus der Ferne."

„Ich werde es vielleicht thun, Dauphin, wenn ich erſt überlegt habe, ob es ſich auch ſchickt."

„Warum wird es ſich denn nicht ſchicken? Ei, ſei nicht ſo kindiſch. Es iſt ja kein Kuß."

„Und doch beinahe — aber wenn ich nun deinen Wunſch erfülle und du glauben kannſt, ich ſehe eben auf jenen roſenrothen Berggipfel hin, wenn du hinſiehſt, dann, lieber Dauphin, denke auch an Den, der dieſe Berge und die Morgen- und Abendröthe gemacht hat, und bitte Ihn, deine Tritte auf den Alpen vor Todesgefahr und deine Seele vor Sünde zu bewahren. Denn ich möchte dich geſund und als einen rechtſchaffenen Burſchen wiederſehen."

„Das ſollſt du, Margot. Reiche mir noch einmal deine Hand."

„Was ſchnattert ihr da zuſammen?" frug plötzlich eine keifende Stimme, und erſtaunt ſahen ſie den Herrn Crepin ganz nahe am Hauſe ſtehen. Er war ohne Zweifel auf den ſchönen Knaben eiferſüchtig geworden.

„Wer iſt das?" frug der Dauphin unerſchrocken.

„Es iſt Herr Crepin," antwortete das Mädchen.

„Ich frage, was ihr da zuſammen habt, du und die? Ich kenne dich wohl, Betteljunge von St. Chriſtophe. Mache, daß du von hier fortkommſt."

„Oha, Herr Crepin," antwortete der Dauphin. „Wenn Ihr mich kennt, müßt Ihr auch wiſſen, daß ich nicht bettle und daß ich mir von Euch nichts gefallen laſſe."

„Hui," ſchrie Crepin und fuhr zurück. „Welche Unverſchämtheit von einem Knaben! Aber dort kommt die Mutter."

Mutter Cadelet kam wirklich und ärgerte ſich ſehr, daß der Dauphin noch einmal gekommen war, zankte ihn tüchtig aus, hieß ihn fortgehen und entſchuldigte ſich demüthig vor ihrem Miethsherrn.

„Ich fordre von Euch," ſagte Crepin, „daß Ihr dieſen Burſchen nie mehr in Eurem Hauſe duldet, oder ich werfe Euch ſelbſt aus dem Hauſe ſammt Eurem Töchterchen."

„Ich gehe," ſagte der Dauphin ſtolz, „nicht weil es mir Herr Crepin befiehlt, dem ich im Gegentheil die Rippen zerbrechen würde —

Herr Crepin fuhr drei Schritte zurück.

— ſondern weil Ihr, Mutter Cadelet, nicht meinetwegen in Ungelegenheit kommen ſollt. Adieu, Margot."

Er ging nach St. Chriſtophe, anfangs ungehalten und betrübt wegen der letzten Szene; aber ſeine natürliche Fröhlichkeit behauptete bald wieder die Oberhand und war heute wunderbar erhöht durch die freundlichen Worte, welche Margot am Fenſter mit ihm geſprochen hatte.

Sein Dienſtherr Etienne, ein phlegmatiſcher Mann, hatte wenig Sorge um ihn gehabt und war durch ſeinen Bruder Raoul von dem ganzen Vorgang unterrichtet und bewogen worden, ihm den Knaben jetzt ſchon abzutreten. Der alte Gemſenjäger hatte ihm der Wahrheit gemäß als Grund angegeben, daß er bemerkt zu haben glaube, der Dauphin neige ein wenig ſtark zu der jungen Cadelet in Venoz, einer Perſon, deren Namen Etienne ebenſo wenig leiden konnte als Raoul.

Der Dauphin ging nun zu dem Letztern hinauf nach La Berarde, wo der alte Gemsjäger ein artiges kleines Haus beſaß, welches er bisher ganz allein bewohnt hatte. Hier ſollte alſo fortan die Heimath des Dauphin ſein, und er freute ſich derſelben, denn es gefiel ihm hier weit beſſer, als in St. Chriſtophe, und die Gemſenjagd dünkte ihm die edelſte Beſchäftigung. Auch der alte Raoul hatte ſeine Luſt an ihm, denn der Dauphin übertraf nicht nur jeden andern Burſchen ſeines Alters im kecken und ſichern Bergſteigen, ſondern zielte auch mit ſeinem Adlerauge wie der beſte Schütze. Sein Meiſter gab ihm paſſende Kleider und waidete ſich mit einer beinahe väterlichen Freude an dem ſtattlichen Ausſehen des jungen Jägers. Meiſt gingen ſie Beide gemeinſchaftlich auf die Jagd, und der Alte lehrte den Jungen alle Künſte und Liſten eines ächten Gemsjägers. Oft gingen ſie aber auch getheilte Wege, und der Dauphin durfte allein ſein Heil verſuchen.

An jedem Morgen aber und an jedem Abend, wenn nicht Wolken den Mont Pelvoux verhüllten, ſondern ſein reines Haupt im erſten und letzten Licht des Tages roſig erglühte, erfüllten der Dauphin und ſeine Geliebte das Verſprechen, welches ſie ſich gegeben hatten, und ihre Blicke berührten ſich wie in einem Geiſterkuß in der fernen Himmelshöhe.

Sie ſahen ſich den ganzen Herbſt und Winter nicht wieder, denn der Dauphin vermied es, die Mutter Cadelet durch einen Beſuch zu erzürnen. Als aber der Frühling wiederkam und nach ihm die langen und warmen Sommertage die Gemſenjäger verlockten, im weiten Alpenrevier ihre Gänge länger auszudehnen, lenkte der Dauphin unwillkürlich ſeine Schritte nach der Weſtſeite, um Venoz näher zu kommen, und ſeine Sehnſucht, Margot wiederzuſehen, wurde immer größer und unbezwinglicher.

VII.

Traurig, traurig!

Eines Tages verfolgte der Dauphin ſeinen hohen Weg durch die weſtliche Alpenkette ſo weit, daß er auf die Stelle hinunterſehen konnte, wo ihm Margot zum erſten Male entgegengetreten war. Unfern von dieſer Stelle glaubte er ein menſchliches Weſen zu erkennen und ſtieg eilends hinab.

Er hatte nicht geirrt, denn es war Margot, welche hier wieder wildheuete, wie vor zwei Jahren. Sobald er ſicher war, daß ſie es ſei, beſchleunigte er ſeine Schritte und rief ihr ſchon von weitem ſein „Fröhlich, fröhlich!“ zu.

Aber ſie antwortete: „Traurig, traurig!“

In ein paar Minuten war er bei ihr und begrüßte ſie mit ſtürmiſcher Freude, aber indem ſie ihm die Hand bot, trocknete ſie mit der Schürze ihre Augen.

„Warum weinſt du, Margot?“ frug er bewegt.

„Ach Dauphin, ich würde mich ſo gern freuen, daß ich dich wiederſehe, wenn nur —“

„Sprich, Margot. Vertraue mir alle deine Schmerzen.“

„Wir haben einen trübſeligen Winter hingebracht. Meine gute Mutter war faſt immer krank und bettlägerig und wir konnten weniger verdienen als ſonſt. Nun ſind wir Herrn Crepin die Miethe ſchuldig geblieben.“

„Und der Geizhals drängt euch?“

„Ja, bis zum erſten des nächſten Monats ſollen wir dreißig Franken bezahlen und haben nichts, und uns armen Leuten borgt auch Niemand. Aber das iſt noch nicht alles, mein Freund. Herr Crepin zankt mit meiner Mutter, daß ſie mich nicht in einen Dienſt gibt. Er will mich in ſein Haus nehmen und hat meiner Mutter zu verſtehen gegeben, es könne eine Heirath daraus werden, wenn ich mich gut aufführe und in ihn ſchicken lerne."

„Eine Heirath? Dich will dieſer Crepin heirathen? Welche Lächerlichkeit! Nun, ihr habt ihm doch den Weg gewieſen?"

„Freilich wohl. Meine Mutter, welche mehr Mitleid mit mir, als mit ſich ſelbſt hat, wird mich niemals zwingen, einen Mann zu nehmen, mit dem ich nur unglücklich leben würde. Aber als ſie ſich weigerte, ſeinem Willen nachzugeben, wurde er böſe und immer böſer und drohte, uns aus dem Hauſe zu werfen, wenn wir nicht die Miethe bezahlten, die er uns nur dann erlaſſen will, wenn meine Mutter ſich noch entſchlöſſe, mich ihm zu geben."

„Fürchte dich nicht vor dieſem Krämer, Margot. Mein ſtarker Arm und mein Stutzen werden dich beſchirmen. Ehe ich dich in ſein Haus ziehen laſſe, fliegt ihm meine Kugel in's Gehirn."

„Und dann nehmen ſie dich gefangen und du kommſt unter Henkershand. Ach, Dauphin, erhitze dich nicht ſo. Suche, wenn du verſtändig biſt, ein beſſeres Mittel."

„Du magſt Recht haben, und doch behalte ich mir vor, im ſchlimmſten Fall auch das Schlimmſte zu wagen. Jetzt ruhig, Dauphin, weil es Margot will, ruhig und verſtändig und womöglich fröhlich! ja fröhlich! Das Jammern hilft nichts. Wenn du zu weinen aufhörſt, meine Margot, dann will ich auch nicht mehr wild werden, und wir wollen die Sache Beide miteinander überlegen."

„Haſt du keine Freunde, die reich genug wären, dir dreißig Franken zu leihen — aber darf ich auch ſo etwas von dir verlangen?“

„Wie? Du ſchütteſt deine Thränen in den Buſen eines Freundes aus, der es verdient, und dann fremdeſt du ihn wieder an? Alles was mein iſt, iſt auch dein, Margot. Sieh ich will im äußerſten Nothfall dieſen ſchönen Stutzen verkaufen, der wohl ſeine dreißig Franken werth iſt. Er gehört nicht mir, aber ich würde es bei Vater Montaut ſchon zu rechtfertigen wiſſen. Doch will ich zuvor noch mit ſeinem Bruder, meinem alten Pflegevater, und mit andern Freunden in St. Chriſtophe reden. Gib alſo die Hoffnung nicht auf, daß ich dir das Geld zuſammenbringe, Margot, und ſei jetzt nicht mehr traurig.“

„Ja, ich ſehe wohl, daß du mein Freund biſt.“

„Haſt du auch unſere Verabredung nicht vergeſſen, Margot, und zuweilen nach dem Mont Pelvoux hinaufgeblickt?“

„Ja, Dauphin, ich habe es immer gethan.“

„Und ſo finde ich dich nun wieder, größer und ſchöner als im vorigen Jahre, ſo ſchön, trotz deiner Thränen, daß ich dich mehr bewundern als bemitleiden möchte. Und du haſt mich immer lieb behalten. Das iſt ein ſchöner Tag heute, nach ſo langer Trennung.“

Das Mädchen wollte gewaltſam ihre Thränen unterdrücken, aber ſie floſſen von neuem.

„Ach, Dauphin,“ ſagte ſie endlich, „dieſer einzige Tag, der mir im innerſten Herzen gewiß ebenſo viele Freude macht wie dir, wird raſch vorüber ſein, und viel ſchlimmere werden ihm nachfolgen, als wir je vorher erlebt haben. Meine Mutter, wenn ſie auch diesmal noch bezahlen könnte, wird immer leidender, und ich allein kann mit meiner Hände Arbeit nicht genug verdienen. Ich fürchte, wir werden elend zu

Grunde gehen. Du, wenn du dich unſer annimmſt, wirſt es mit deinen bisherigen Freunden, den Montauts, vollends ganz verderben, und es wird dir ſchaden, ohne uns zu nützen."

„Sei nicht ſo troſtlos. Wenn du auch als eine gute Tochter um deine Mutter große Sorge haſt, ſo mache dir doch wenigſtens keine um mich und ängſtige dich nicht in weite Ferne hinaus; wenn es mir nur gelingt, dir am nächſten Termin zu helfen. Laß uns nach drei Tagen wieder hier zuſammentreffen, dann bringe ich dir Kunde von dem, was ich werde ausgerichtet haben."

„Mein Herz iſt ſo ſchwer. Ach, mein Freund, warum ſollte ich denn nicht auch um dich ſorgen, da ich dir gut bin? Wenn auch die Gedanken an dich mich immer freuen, ſo ſind ſie mir doch kein rechter Troſt, weil ſie mir zu meinem Kummer um die arme Mutter nur einen neuen hinzufügen. Du biſt noch ſo jung und ſo arm, abhängig von zwei Brüdern, welche nicht wollen, daß du dich meiner annimmſt. Wenn ſie dich nun verſtießen, müßteſt du in die weite Welt wandern, um dein Brod zu verdienen, und ich würde dich dann vielleicht niemals wiederſehen."

„Sieh' dort auf den hohen Berg, der täglich meine Grüße empfing, um ſie dir und die deinigen mir zu bringen. So feſt und ſtark wie er ſoll auch die Liebe ſein, die uns verbindet. Wie viele Wolken ihn auch umdüſtern, er hebt immer wieder frei ſein Haupt empor. So lange du ihn ſiehſt, verliere den Muth nicht."

Das Mädchen hob ihre von Thränen feuchten Augen zum Mont Pelvoux empor, deſſen Gipfel heller als jemals ſtrahlte, faltete die Hände und wandte ſich dann raſch zu ihrem jungen Freunde, indem ſie ihn umfaßte und ihr Geſicht an ſeine Bruſt lehnte.

„Ja," rief ſie, „ich will Dem vertrauen, der die Berge gegründet hat, und meinen Muth an dem deinigen aufrichten. Du biſt mein Troſt, und ich will mich nicht durch allzu feige Furcht deiner unwürdig bezeugen. Ich bin in ſo tiefe Traurigkeit nur verſunken, weil ich immer allein war bei der kranken Mutter, die ſelbſt keinen Muth hat. Aus deinen Augen, mein Freund, ſchöpfe ich eine neue Kraft, und Gott wolle es dir lohnen."

Sie ſetzte ſich nun wieder beruhigt zu ihm hin und ließ ſich von ihm erzählen, wie es ihm die lange Zeit über ergangen ſei und was für Glück er als Jäger gehabt habe. Sein blühendes und ſtattliches Ausſehen erfreute ſie, und wenig hätte gefehlt, ſo wäre ſie auf ſein Feuergewehr ſo ſtolz geworden, wie er ſelbſt, als er es ihr vorzeigte und deſſen Zuverläſſigkeit und Tragweite rühmte. Stolzer aber war ſie auf ihn ſelbſt, denn ſeitdem er um ſo viel größer und ſtärker geworden war und auch ſein ſchwarzer Bart ſich ſchon reichlicher um ſein braunes Geſicht ringelte, ſtellte er, zumal in der kleidſamen Tracht eines Gemſenjägers, ohne Zweifel den hübſcheſten Burſchen im ganzen Thale vor. Sie konnte nicht aufhören, ihn zu betrachten, und das Bild, das ſie von ihm bisher im Herzen getragen hatte, ſchien ihr kleiner und minder glänzend, als das lebensfriſche Original, wie ſie es jetzt vor Augen hatte. Denn da war kein Knabe mehr. Obgleich noch jung, war er ſchon ganz ein Mann geworden und flößte ihr eine ganz neue Achtung ein.

Aber auch ſie hatte ſich entwickelt und war nicht mehr das junge Ding, wie früher, ſondern eine reife Jungfrau, aus deren Augen es ihn nun doch anders anblickte als vordem.

Sie fühlten Beide, daß ſie einander fremder geworden waren, und doch hatten ſie nie in ſo traulicher

Uebereinſtimmung und gegenſeitigem Verſtändniß bei einander geſeſſen. Der Dauphin, den nicht eigener Kummer drückte, ſondern der nur den ihrigen aus Liebe zu ihr mitempfand, unterdrückte auch dieſen jetzt und gewann ſeine ganze alte Fröhlichkeit wieder. Er hatte bisher noch wenig an die Zukunft gedacht; in dieſem Augenblicke aber ahnte er zum erſtenmal das Glück, das ihm zu Theil werden würde, wenn Margot die Seinige würde. Sein Auge blitzte vor Muth. Du mußt dir ſie erringen, war von nun an ſein einziger Gedanke. Aber er verſchwieg, was er dachte, weil er noch nicht im Stande war, die Kluft zwiſchen ihren Beſorgniſſen und ſeinen Hoffnungen auszufüllen.

Sie redeten noch lange miteinander, aber nur von der nächſten Zukunft. Der Dauphin hielt zärtlich ihre Hand feſt und hätte gerne ihre Lippen geküßt; aber ſein Schwur war ihm noch in Erinnerung, und er hätte ſich ſelber nicht verziehen, wenn er ſie noch einmal und gerade jetzt, da ſie ſo großen Kummer hatte, mit ſeiner Wildheit würde erſchreckt haben.

VIII.

Der Fremde.

Nachdem er ſich ſpät von ihr getrennt hatte, kam er erſt in dunkler Nacht heim. Am andern Tage ging er nach St. Chriſtophe, um bei Vater Etienne ſeine Bitte anzubringen. Allein er wurde ausgelacht und abgewieſen. Nicht beſſern Erfolg hatten ſeine Bemühungen bei einigen andern ältern Bekannten. Dem jungen Burſchen wollte Niemand ſo viel Geld leihen und noch weniger etwas von der alten Cadelet hören. Da entſchloß er ſich, wenn auch mit ſchwerem Herzen, bei Jacquelinen anzuklopfen.

Die Wittwe freute ſich höchlich, ihn bei ſich eintreten zu ſehen, erkannte aber bald an ſeinen Mienen, daß er nicht komme, um ihre heimlichen Wünſche zu erfüllen. In ſeiner bittenden Miene lag etwas von böſem Gewiſſen, als ob er ſich nicht recht getraue, ihre Freundſchaft in Anſpruch zu nehmen, weil er nicht gemeint war, dieſelbe um den Preis zu erkaufen, den ſie verlangte. Er, der ſonſt immer ſo offen und munter zu ſein pflegte, war heute verlegen und ängſtlich. Als er nun Geld und viel Geld von ihr verlangte, begriff ſie, daß er etwas im Schilde führe, was er ihr zu geſtehen nicht den Muth hatte. Liſtig, wie alle Weiber, wenn ſie lieben, erklärte ſie ſich bereit, ihm zu helfen, verlangte aber, er ſolle ihr die Wahrheit ſagen, wozu er denn ſo viel Geld brauche? Als er ihr ſagte, er wolle eine arme Frau damit vom Elend retten, und ihre Neugier endlich auch durch Nennung der Mutter Cadelet in Venoz befriedigen mußte, ſtutzte Jacqueline und ſagte ihm, ſie werde ſich ſelbſt nach dieſer armen Frau erkundigen.

„Doch halt,“ frug ſie, „iſt ſie jung? iſt ſie ſchön?“

„O nein, ſie iſt alt und gebrechlich.“

„Vielleicht hat ſie eine Tochter. Wie?

„Ja.“

„Iſt ſie ſchön?“

„Ja.“

Jacqueline frug nicht weiter, ſah aber den Dauphin mit durchbohrenden Blicken an und wandte ihm den Rücken.

Er ging, voll innerlichen Zorns über ſich ſelbſt, daß er ſo einfältig geweſen war, zu Jacquelinen zu gehen. Ich hätte es voraus wiſſen ſollen, ſagte er zu ſich ſelbſt. Es war nicht nur dumm, ſondern auch ſchlecht von mir, wegen dieſer Sache zu ihr zu gehen, zu ihr, welche mir nicht verzeihen kann, daß ich Margot lieber habe als ſie.

Grollend mit ſich ſelbſt und in Verzweiflung wegen des hülfloſen Mädchens, dem er binnen drei Tagen das Geld verſprochen hatte, ſtieg er wieder nach La Berarde hinauf, in der Abſicht, dem alten Gemſenjäger ſeine Noth zu bekennen und ihn, der, wenn auch eigenſinnig, doch nicht unmenſchlich war und von dem er ſich ein wenig geliebt wußte, bei allen Heiligen um Beiſtand anzurufen. Vater Montant war aber nicht daheim, und zornig vor Ungeduld riß der Dauphin ſeinen Stutzen von der Wand und kletterte raſch bergan, um vielleicht den alten Raoul auf den Gletſchern anzutreffen.

Als er um eine Felſenecke kam, um welche ſich der Pfad hinbog, hörte er ein Geſchrei und erblickte dicht am Abgrund, wo eine moosbewachſene, vom Sturm umgeſtürzte Tanne lag, auf der er oft ausgeruht hatte, zwei fremde Menſchen, den Einen auf dem Boden liegend und den Andern über ihm gebeugt, im Begriff, ihn zu berauben und, da Jener ſich nicht gutwillig ergeben zu wollen ſchien, zu ermorden. Denn ſchon hörte er das Jammergeſchrei des Unterliegenden und ſah das Meſſer in der Hand des Mörders blitzen. In demſelben Augenblick aber rief ihm der Dauphin ein donnerndes Halt zu und hatte ſchon ſeinen Stutzen angelegt, um ihn zu erſchießen, ſetzte aber wieder ab, als der Räuber in heftigem Schrecken aufſprang und thalabwärts floh. Ihm eine Kugel nachzuſchicken, wagte der Dauphin doch nicht, weil er zu gewiſſenhaft war, um ohne Noth ein Menſchenleben zu opfern.

Der Gerettete war ein noch junger und ſchöner Mann in eleganter Kleidung, die jedoch ein rauher Ueberrock zudeckte. Er dankte dem Dauphin in großer Aufregung und erzählte ihm, der Mörder ſei ſein eigener Bedienter, der ihn habe berauben wollen.

„Aber wie kommt Ihr denn hierher in dieſe Wildniß, da Ihr ein vornehmer Herr zu ſein ſcheint und hier keine Straße iſt?“

„Du mußt wiſſen, daß ich auf dem nächſten Wege über dieſe Berge hinüber nach Piemont zu gelangen wünſche. Mein Diener weigerte ſich, mich weiter zu begleiten, da wir unterwegs ſicher verunglücken würden. Ich war auch ſchon im Begriff ihn zu entlaſſen und allein mein Heil zu verſuchen, als ihm der Teufel eingab, mich zu berauben, weil er ſich einmal feſt eingebildet hatte, ich würde im Eiſe umkommen, und wahrſcheinlich dachte, meine Baarſchaft ſei beſſer bei ihm aufgehoben, als im Eiſe begraben.“

„Der Elende! Aber in einem Punkte hat er doch Recht gehabt. Ihr hättet den Fahrweg über Grenoble wählen ſollen, denn der Pfad über die Gletſcher iſt, obgleich wir hohen Sommer haben, für einen ſo feinen und des Bergſteigens ungewohnten Reiſenden wirklich gefährlich.“

„Nicht gefährlicher, junger Freund, als für irgend einen Andern. Ich muß auf dieſem Wege beſtehen aus Gründen, welche du achten würdeſt, wenn du ſie kennteſt. Ich kann nicht zurück, ich habe keine Zeit. Du aber, der du mir als ein ächter Sohn dieſer Alpenwelt rettend entgegengetreten biſt und auf Gletſchern zu wandern von Jugend auf verſtehſt, du könnteſt mein Führer werden und ſollteſt reichen Lohn dafür empfangen.

Ich will wohl, aber ich kann Euch nicht mehr verſprechen, als Euch ſicher auf die Höhe des Paſſes hinaufzuführen, denn bis dahin kenne ich das Gebirge, wie meine Taſche. Nur nach Piemont bin ich noch niemals hinabgekommen und dort ſind mir die Wege unbekannt. Allein Ihr ſcheint Muth zu haben und ich will mit Euch gehen. Verweilt unterdeſſen hier und ruht Euch auf dieſer Tanne aus, bis ich nach Hauſe zurückgekehrt bin, um Lebensmittel, einen Alpenſtock für Euch und Stricke, die wir in der Gefahr brauchen könnten, mitzunehmen.“

„Wenn du noch einmal heimkehren willſt, wirſt du auch Niemand ſagen, daß du mich hier gefunden haſt? Denn es ſoll ein Geheimniß bleiben. Wirſt du auch wiederkommen? und allein? mich weder verrathen noch im Stich laſſen?“

Der Dauphin reichte ihm treuherzig das geladene Gewehr hin und ſagte: „Da nehmt meine Waffe, bis ich wiederkomme. Wenn ich ſoviel Vertrauen zu Euch habe, dürft Ihr auch mir vertrauen.“

„Du biſt ein wackerer Burſche,“ ſagte der Fremde. „Gut, ich erwarte dich.“

Nach einer Stunde kam der Dauphin mit Allem ausgerüſtet wieder, reichte dem Fremden den Alpenſtock, bot ihm von den mitgenommenen Lebensmitteln an und belehrte ihn, daß ſie an einer gewiſſen Stelle, die er ihm bezeichnete, würden übernachten müſſen, ehe ſie den Paß nach Piemont überſteigen könnten. Da aber das Wetter ſchön zu bleiben verſpreche und er nicht nur einen guten Ueberrock trage, ſondern ſich auch noch des mitgebrachten Mantels bedienen könne, ſo ſei keine Gefahr, daß er erfrieren werde.

Der Fremde dankte ihm freundlich und frug ihn, wie er heiße? Als er aber den Namen des Dauphin nennen hörte und ſich erklären ließ, wie ſein junger Führer dazu gekommen ſei, rief er aus: „es iſt wie ein Wunder. Wenn der wahre Dauphin wüßte, daß ſein Namensbruder mich über dieſes Gebirge führt, würdeſt du dein Leben lang glücklich werden.“

Dieſe Worte fielen in die Seele des armen Burſchen wie ein Troſt vom Himmel, der ihm Erlöſung von ſeiner Noth verhieß.

„Ihr ſprecht davon,“ ſagte er zu dem Fremden, „daß ich mein Leben lang glücklich werden könnte. Das iſt mir nicht gleichgültig, mein Herr, denn Ihr ſollt wiſſen, daß ich ein Mädchen lieb habe, welches noch ärmer iſt, als ich und mit ihrer alten Mutter dringend der Hülfe bedarf.“

„Wenn ich zum Dauphin ginge, würde ich dich nicht bitten müſſen, lange Geduld zu haben, ſondern dir meine Dankbarkeit ſehr bald beweiſen. Da ich aber vom Dauphin hinweggehe und nicht weiß, wann ich wieder zurückkehre, mußt du warten, wie ich ſelbſt.“

Sie kamen glücklich über das Gebirge und obgleich der Dauphin ſich darüber härmte, daß er den dreitägigen Termin nicht einhalten konnte, weil er erſt am vierten Tage zurückkam, ſo wurde er doch reichlich dadurch getröſtet, daß ihm der Fremde beim Abſchied hundert Franken gab und ſich ſeiner in beſſerer Zeit wieder zu erinnern verſprach. Seinen Namen aber wollte er nicht ſagen.

IX.

Die kranke Mutter.

Der Dauphin eilte auf dem nächſten Wege über die Alpen nach Venoz, ohne La Berarde zu berühren, denn mit dem alten Raoul wollte er ſich ſeiner langen Abweſenheit wegen ſpäter ſchon abfinden. Viel wichtiger war ihm, Margot, die ihn mit Schmerzen erwartet hatte, zu beruhigen und ihrer alten Mutter das Geld zu bringen. Als er nun die Berge hinunter ſtieg, fand er das Mädchen an der alten wohlbekannten Stelle, wo ſie ihn geſtern ſchon ſehnſuchtsvoll erwartet hatte. Jauchzend rief er ihr ſchon von ferne ſein: „Fröhlich, fröhlich!“ zu, und jauchzend eilte auch ſie ihm entgegen, denn er hatte ſie doch nicht im Stiche gelaſſen, ſein langes Wegbleiben, das ſie ſo ſehr geängſtigt hatte, war vergeſſen, und die Freude, mit der er kam, verrieth ihr, daß er nicht mit leeren Händen komme.

„Da bin ich,“ rief er, faßte Margots Hand und drückte ſie an ſeine Bruſt und Lippen. „Du haſt wohl große Angſt ausgeſtanden, arme Margot. Aber ich bin nicht ſchuld, daß ich ſo ſpät komme. Es war dir und deiner Mutter zum Heil, denn ich bringe nun das Geld, welches ſie braucht, und mehr noch.“

„O wie gut du biſt, Dauphin! Wie du da herabflogeſt vom Berge, war es mir, als ob ein Engel vom Himmel komme, und ſo wird, ſo muß es meine Mutter auch anſehen. Komme mit mir und laß uns zu ihr gehen.“

Der Dauphin wünſchte wohl, eine ſo gute Gelegenheit nicht zu verſäumen, um die Mutter zu verſöhnen. Aber er fürchtete mit ſeiner Großmuth als ein Prahler zu erſcheinen und die arme Mutter in Verlegenheit zu ſetzen, ja vielleicht gar durch ſein Wiederkommen zu erſchrecken. Er bat alſo das Mädchen, ſie möchte allein gehen und der Mutter mit Vorſicht zu verſtehen geben, von wem das Geld komme, damit ſie nach und nach günſtiger von ihm denken lerne.

„Ach, Dauphin, ich möchte dich doch gerne mitnehmen. Ich habe ſo ſehr nach dir verlangt, und wenn wir uns ſobald wieder trennen ſollen, ſo wird mir wieder ganz angſt.“

„Geh, du biſt ja immer ein herzhaftes Mädchen geweſen.“

„Ach, um mich iſt es nicht, ſondern um meine Mutter. Ich kann ihr mit aller meiner Liebe keinen rechten Troſt zuwege bringen. Es ſollte jemand anders zu ihr, der ſie tröſtete, ſonſt fürchte ich, ſie wird mir bald dahinſterben. Sie iſt fieberkrank, und ich, ihr Kind, kann ihr nicht helfen, außer wenn ich recht laut und inbrünſtig bete.“

„So komm,“ ſagte der Dauphin und ging mit ihr.

Als ſie in die Kammer eintraten, in welcher die kranke Mutter lag, ſtellte ihr Margot ihren jungen Freund vor und verkündete ihr, daß ſie durch ihn den Betrag des Miethzinſes erhalten werde. Der Dauphin begrüßte ſie und legte ihr auch gleich das Geld auf den Tiſch.

Beim Anblick der blanken Silberſtücke erheiterte ſich die Miene der Kranken, und ſie hielt lange die Augen darauf geheftet. Dann aber, wie aus einem Traum erwachend, hieß ſie Margot ſich entfernen, ſtarrte den Dauphin an und rief: „Biſt du es, ſchöner Knabe, der mir das gebracht hat? Wie kamſt du zu ſo vielem Gelde? Doch mit Recht? Ich bitte dich, ſage die Wahrheit!“

Der Dauphin ſagte ihr die Wahrheit, und ſie beruhigte ſich wieder. Dann aber faßte er ſich ein Herz und redete mit ihr von Margot, um ihr ſchüchtern zu bekennen, daß, wenn ihr ein Unglück zuſtieße und ſie ſterben müßte, ihre Tochter doch nicht ganz allein und verlaſſen ſein würde.

Die Mutter weinte. Wie jung auch der Dauphin noch war, ſeine Hülfe war doch nicht zu verachten; das bewieſen ihr die blanken Silberſtücke auf dem Tiſche. Aber ſie ſchwieg lange.

„Wie wollt Ihr es“, begann er von neuem, „mit Margot gehalten wiſſen? Erlaubt Ihr, daß ich Eure Tochter lieben darf?“

„Ja, wenn du immer Gott vor Augen haben willſt, wenn du bei ihr biſt.“

„Traut es mir zu, Mutter.“

„Ihr ſeid zu jung und zu arm, als daß ihr an's Heirathen denken könntet. Du gehörſt den Montauts an, die mich haſſen. Ihr werdet alſo vielleicht lange Geduld haben müſſen, und es iſt beſſer, daß ihr nicht in's Gerede kommt und euch nicht oft ſeht.“

„Wir wiſſen das, gute Mutter, und werden uns gedulden. Aber Margot würde unglücklich ſein, wenn ſie nicht erführe, daß Ihr unſere geheime Liebe billigt.“

„Ich werde ſie belehren und du wirſt mit mir zufrieden ſein.“

„So lebt wohl, Mutter Cadelet. Ich muß nach La Berarde zurück, wo ich ſeit vier Tagen nicht mehr war. Gedenkt unſerer Uebereinkunft. Ich werde treulich halten, was ich verſprochen habe.“

Er reichte ihr die Hand zum Abſchied und ging zu Margot, welche draußen in großer Sorge gewartet hatte. Sie ſtaunte über das Feuer, das in ſeinen Augen leuchtete; denn er betrachtete ſie eine Weile ſtumm mit glühender Zärtlichkeit, weil er ſie jetzt erſt ſich erworben zu haben glaubte und für's ganze Leben. Endlich fing er zu reden an, bat ſie, ihn eine Strecke zu begleiten, und ſagte ihr Alles, was zwiſchen ihm und der Mutter vorgegangen. Nun befeſtigte ſich der Bund der beiden Herzen und entzückt eilte die Tochter an das Bett der kranken Mutter zurück.

X.

Der Rekrut.

Der Dauphin hatte ſich nicht getäuſcht in ſeinem guten Glauben, daß der alte Montaut ihm ſeine Abweſenheit nicht übel nehmen würde. Derſelbe hatte zwar einige Sorge um ihn gehabt, fand es aber ganz natürlich, daß er den Fremden über die Berge begleitet habe. Wenn Montaut ihn gefragt hätte, was ihm der ~~Dauphin~~ [illegible] zum Lohn gegeben habe, ſo würde es ihm der Dauphin aufrichtig geſtanden haben. Der Alte frug aber nicht aus einem gewiſſen Zartgefühl, weil der Dauphin hätte meinen können, er ſei ihm als ſeinem Meiſter ſchuldig, etwas von dem Lohne abzugeben, und weil er dem jungen Menſchen überhaupt gerne ſeine Freiheit ließ. Auch machte der Dauphin von dieſer Freiheit keinen Mißbrauch, ſondern ſchonte die Vorurtheile und die alten Abneigungen des

Alten, indem er nur ſelten und wenn es ſich mit ſeinen übrigen Verrichtungen vertrug, mit Margot zuſammenkam.

Die alte Mutter Cadelet war durch ſeinen Beſuch ſichtbar getröſtet und aufgerichtet worden. Sie erholte ſich und konnte wieder etwas verdienen. Ihr Vertrauen zu dem ſchönen Jüngling kannte keine Grenzen. Das Glück iſt auf ſeine Stirn geſchrieben, ſagte ſie oft zu ihrer Tochter.

Im Beginn des nächſten Frühjahrs aber ſchien ſein Glück die Probe nicht zu beſtehen; denn er mußte Soldat werden. Man hob Rekruten aus. Der Dauphin hatte eben das erforderliche Alter erreicht, war ein hübſcher und wohlgewachſener Burſch und ſchien als ein Findling ohne Eltern überflüſſiger und entbehrlicher als ein anderer. Er ſelbſt würde nicht ungern das Kriegshandwerk ergriffen haben, wenn er nicht um ſeine Schützlinge in Venoz in ſo großen Sorgen geweſen wäre. Die alte Mutter Cadelet erſchrack heftig, als ſie die Nachricht hörte, und Margot weinte. Während aber hier nur Trübſal und Rathloſigkeit herrſchte, ſchickte Frau Jacqueline einen Zwiſchenträger an den Dauphin ab, der ihm ihr Mitleid mit ſeinem Schickſal kund that und ihm zu verſtehen gab, es werde der reichen Wittwe nicht darauf ankommen, ihn loszukaufen, wenn er nur ſonſt auf ihre Wünſche eingehen wolle.

Der Dauphin mußte lachen und doch zugleich erröthen. Er fühlte ſich ein wenig geſchmeichelt und mitten in ſeinem Unglück zu etwas Spott aufgelegt. Allein er brauchte ſich nicht lange zu beſinnen, um eine abweiſende, wenn auch höfliche Antwort zu geben. „Ich weiß“, ſagte er, „wie gut es Frau Jacqueline mit mir im Sinne hat, und es thut mir wahrhaftig leid, daß ich undankbar in ihren Augen erſcheinen muß, allein ich habe meine fröhliche Seele an das Elend verkauft und es läßt mich nicht mehr los“.

„Weil du ein Thor biſt, Dauphin,“ ſagte der Vermittler. Wer hat es dich geheißen, der du mehr Glück haben könnteſt, als zehn andere?“

Der Entſchluß des Dauphin ſtand feſt. Er wollte ſich geduldig in ſein Schickſal ergeben und war nur bemüht, Margot und ihre Mutter darüber zu tröſten. Leider blieb ihm nicht viel Zeit dazu übrig, denn ſein Abmarſch erfolgte ſchnell. Der alte Montaut nahm den letzten Abſchied von ihm und gab ihm gute Lehren auf den Weg. Nachdem der junge Rekrut aber völlig ausgerüſtet war, um nach der Feſtung Grenoble abzugehen und ihn ſein Weg ohnehin auf dem Thalwege abwärts nach Venoz führte, nahm er auch dort noch Abſchied.

„Es iſt Gottes Wille ſo,“ ſagte der Dauphin, „und ich werde deshalb den Muth nicht verlieren, ſondern fröhlich bleiben, denn unſere Liebe ſtirbt nicht in der Ferne, und ich weiß, wir bleiben einander treu, Margot“.

Das Mädchen theilte aber in dieſem Augenblick die Angſt der Mutter. Sie klammerte ſich an ihn, als ob ſie ihn nicht fortlaſſen wollte, und hörte nicht auf zu weinen.

„Sei ſtark, Mädchen“, rief der Dauphin. „Wer liebt, muß auch Kraft im Herzen haben. Fröhlich, fröhlich' Margot! Dieſe Worte ſollen dir täglich aus Grenoble hinübertönen. Denn wenn Zwei ſich lieben und ſo jung und geſund ſind wie wir, dürfen ſie immer fröhlich bleiben. Etwas anders iſt es mit deiner guten Mutter. Ach, Mutter Cadelet, wenn ich Euch helfen könnte! Ich ſchwöre Euch, ich werde nie aufhören, Eure Margot zu lieben und mich ihrer anzunehmen, ſo lange ich lebe. Gott wird uns nicht verlaſſen und das Glück wird uns noch lachen".

Die Mutter trocknete ihre Thränen und ſagte: „Ja, Dauphin, ich glaube dir und habe Vertrauen zu dir, wie wenn du ein Bote Gottes wäreſt, und dieſer Glaube wird mich ſtärken in meiner Todesſtunde, wenn ich dich nicht mehr wiederſehe. Ach, Dauphin, ich werde dich nicht wiederſehen. Du wirſt zu lange wegbleiben, und ich werde den Tag deiner Zurückkunft nicht mehr erleben. Darum will ich dich noch ſegnen und auch dich Margot, euch Beide zuſammen. Kommt, meine Kinder!"

Sie knieten vor ihr nieder. Die alte Mutter legte ihre abgemagerten Hände ſegnend auf die beiden Liebenden und lächelte vor innerer Luſt das ſchönſte Paar an, bis ſie plötzlich, von einem bittern Schmerz ergriffen, auf ihren Stuhl zurückſank und wieder weinte.

Der Dauphin legte ihr noch das Handgeld, welches er als Rekrut empfangen hatte, auf den Tiſch und nahm den letzten Abſchied von ihr. Margot begleitete ihn weit bis vor Bourg d'Oiſſans und verſicherte ihn trotz ihres Kummers, ſie ſei nicht ſchwach und verzärtelt und werde mit fröhlichem Gottvertrauen der Zukunft entgegen ſehen.

XI.

Die Leiche.

An einem Herbſttage desſelben Jahres führte den alten Gemſenjäger einmal ſein Weg durch Venoz, und als er, mitten durch das Dorf gehend, in die Nähe der Kirche kam, ſah er Herrn Crepin in heftigem Geſpräche mit einem Mädchen, in welchem er die junge Cadelet wiedererkannte. Als Crepin den Alten erblickte, ging er mit hochrothem Geſicht in ſein Haus zurück, das Mädchen aber beugte ſich vor einer Tragbahre nieder, auf welcher, wie Montaut jetzt erſt bemerkte, ſchlecht auf Stroh gebettet eine Leiche lag. Umher ſah er noch allerlei kleinen ärmlichen Hausrath liegen. Neugier und Mitleid trieben ihn nun an, näher zu treten. Da ſah er, daß die Leiche Niemand anders als die alte Cadelet, ſeine ehemalige Jugendgeliebte war, und obgleich er ſich in Haß gegen ſie verhärtet hatte, ſo überlief ihn doch diesmal ein Schauer. Die Züge der alten Frau hatten ſich im Tode gebleicht, geglättet und verjüngt. Sie ſah ganz anders und wieder ſchöner aus, als in ihren letzten Jahren.

Was geht es dich an? dachte der Alte, und wandte ſich um, ohne das Mädchen angeredet zu haben. Ein geheimer Zauber jedoch zog ihn zurück und hemmte ſeine Schritte. Er kehrte wieder um und rief mit einer ſanften Stimme: Margot!

Das Mädchen hörte ihn nicht, ſo tief war ſie in ihren Schmerz verſunken. Erſt als er ihr ſeine derbe Hand leiſe auf die Achſel legte, blickte ſie nach ihm um, und eine helle Freude verbreitete ſich über ihr verweintes Geſicht. Er frug ſie, was denn das zu bedeuten habe, daß ihre Mutter hier im Freien auf dem Stroh liege?

„Ach, Vater Montaut“, ſagte das Mädchen, „Herr Crepin hat uns ausgewieſen, weil wir die Miethe nicht mehr bezahlen konnten. Nun iſt meine arme Mutter geſtern geſtorben, und Herr Crepin hat ſie und mich und unſere wenigen letzten Habſeligkeiten aus dem Hauſe werfen laſſen.“

„Ich will mit dieſem Herrn Crepin reden“, ſagte der Alte und ging zu ihm hinüber. Crepin erklärte ihm, daß er in ſeinem vollen Rechte ſei, daß die alte Cadelet immer ſchlecht bezahlt habe, und daß er für die viele Nachſicht, die er ihr habe angedeihen laſſen, noch mit Undank belohnt worden ſei, denn er habe der Mutter mehrmals vorgeſchlagen, er wolle die Tochter in ſeinen Dienſt nehmen und ausbilden, aber das hoffährtige Volk habe nicht eingewilligt.“

„Ausbilden?“ frug der Gemſenjäger, und ſah den Krämer mit einem Blick an, welchen dieſer nicht aushalten konnte. „Genug“, fuhr der Alte fort, „das Weib muß begraben werden. Wollt Ihr die Leiche nicht ſo lange im Eurem Häuschen laſſen?“

„Nein“, antwortete Crepin trotzig. „Am Ende würde man mir noch die Begräbnißkoſten aufbürden“.

Der alte Gemſenjäger ging, ohne Adieu zu ſagen, wieder hinaus und wußte nicht recht, was er thun ſollte. Es geht dich nichts an, dachte er ſchon wieder. Aber das Mädchen dauerte ihn. Er betrachtete die wenigen Stücke Hausrath, welche um die Tragbahre herum waren, und frug Margot, ob das Alles ſei, was ihr übrig geblieben?

„Ja, Vater Montaut. Die Mutter hat in den letzten Wochen Alles, Alles verkaufen müſſen, was nur noch einen kleinen Werth hatte. Sogar ihr Bette hat ſie unter dem Leibe weggeben müſſen, und ich habe ſchon lange keins mehr.“

Was geht es dich an? dachte der Alte und drehte ſich wieder um.

„Wollt Ihr ſchon wieder gehen, Vater Montaut?“ rief ihm das Mädchen mit ängſtlich flehender Stimme nach. „Was hat Euch denn Herr Crepin geſagt?“

Montaut blieb eine Weile ſtehen, dann ſtampfte er mit dem Fuß auf den Boden, und ſein Entſchluß war gefaßt.

„Komm, Margot“, rief er, indem er die Tragbahre lüftete, ſeinen Stutzen dann ohne Umſtände neben die Leiche legte und auf der obern Seite, an welcher der Kopf der Mutter Cadelet lag, die beiden Arme der Tragbahre ergriff. „Faſſe du unten an. Deine Mutter ſoll hier unter dem Fenſter des elenden Krämers nicht liegen bleiben“.

Staunend und hoch erfreut folgte Margot ſeinem Befehl und der Richtung, die er ihr angab; denn ſie mußte vorangehen, und Beide gemeinſam trugen die Leiche bis ans Ende des Dorfs zu einem Bauern, der ein alter Freund des Gemſenjägers war und ſich zwar nicht gern dazu verſtand, der Leiche bis zum Begräbniß in ſeiner Scheune eine Unterkunft zu geſtatten, die Bitte Montauts aber auch nicht unerfüllt zu laſſen wagte.

„Ich hätte nicht geglaubt, Montaut“, ſagte der Bauer, „daß du mir noch einmal in deinen alten Tagen die Cadelet ins Haus bringen würdeſt.“

„Ich hätte es auch nicht geglaubt, aber ſtill davon! Nimm dich jetzt des Mädchens an und behalte ſie bis zum Begräbniß, welches ich dich zu beſorgen bitte und für deſſen Koſten ich einſtehe. Ich werde wiederkommen und das Mädchen von dir zurückfordern.“

Damit ging er ſeines Weges, ohne Margot nur noch einmal zu grüßen. Aber ſie vertraute ſeinem guten Herzen, blieb bei dem Bauern und wachte noch eine Nacht bei der Leiche ihrer Mutter.

Am Begräbnißtage fand ſich der Gemſenjäger wieder ein, wohnte zum allgemeinen Erſtaunen der Dorfbewohner, unter denen noch die Erinnerung ſeines frühern Haſſes lebte, der Beerdigung der alten Cadelet unter andächtigem Gebete bei und nahm, nachdem die traurige Ceremonie vorüber war, die in Thränen zerfließende Margot auf die Seite.

„Jetzt höre einen Augenblick zu weinen auf," ſagte er, „und gib mir Antwort. Ich kann nicht hier bleiben und du auch nicht. Willſt du mit mir gehen?"

„Ja, wohin Ihr wollt, Vater."

„So nimm Abſchied, packe deine Kleinigkeiten zuſammen und folge mir dann. Biſt du hier noch Jemand etwas ſchuldig?"

„Nein, mein Vater."

„So geh'!"

Sie gehorchte ihm, und als ſie ihr Bündel geſchnürt und von der gaſtfreundlichen Bauernfamilie Abſchied genommen hatte, folgte ſie dem alten Montaut und ging ſchweigend und indem ſie immer noch ihre Thränen trocknete, an ſeiner Seite.

Er aber führte ſie hinauf nach La Berarde in ſein kleines Haus und ſagte: „Da lege ab, Margot, denn hier biſt du nun daheim."

Sie umfaßte ihn und weinte an ſeiner Bruſt dankbare Thränen.

„Ich bin im Sommer nicht viel zu Hauſe, Margot. Du wirſt nur für uns Beide zu kochen, die Wäſche zu beſorgen, in den langen Winternächten mit mir zu plaudern, mich vielleicht aber auch einmal zu pflegen haben, wenn ich krank werden ſollte, was ich Gott ſei Dank, in meinem Leben niemals geweſen bin."

„Ihr ſeid ſo lieb, mein Vater, Ihr mein einziger Troſt in ſo großem Unglück."

„Sieh da, dieſe kleine Kammer. Da iſt das Bett, in welchem der Dauphin geſchlafen hat, ſo lange er hier war. Das iſt nun für dich."

Sie waren bald miteinander eingerichtet, und der Alte hatte keinen Grund, ſeine großmüthige Handlungsweiſe zu bereuen; denn das Mädchen hatte ein dankbares Herz und Verſtand genug, um ihm bald ſeine kleinen Wünſche abzulauſchen und ihm Alles recht zu machen.

„Ach, wenn das der Dauphin wüßte!" ſagte ſie oft heimlich zu ſich ſelbſt. Alles erinnerte ſie hier an ihn, und daß ſie gerade hier ſo liebreich aufgenommen worden war, that ihr im innerſten Herzen wohl und belebte ihre Hoffnungen.

Herbſt und Winter vergingen, ohne daß ſich in ihrer Lage etwas geändert hätte. Allſonntäglich ging ſie mit dem Vater Montaut in dem Feſttagsputze, den er ihr hatte machen laſſen, in die Kirche zu St. Chriſtophe, und hundertmal hingen ihre Blicke an dem Altar, an welchem der Dauphin einſt als Kind gefunden worden war, und an den alten Fahnen an der Wand. Zuweilen erlaubte ihr der Alte, während er in St. Chriſtophe verweilte, nach Venoz zu gehen, um am Grabe ihrer Mutter zu beten. Dann wartete er immer auf ſie und war nicht ungeduldig, wenn es lange dauerte, denn er hatte ſich ſchon ſo ſehr an ſie gewöhnt, daß ſie ihm lieber wurde, als er je einen Menſchen auf der Welt lieb gehabt hatte.

XII.

Schluß.

Der Dauphin war in ein Regiment gekommen, welches in Grenoble lag, und hatte ſeit Jahr und Tag den Rayon dieſer Feſtung nicht verlaſſen. Oft wandelte ihn wohl rechte Sehnſucht nach Margot und den ſchönen Bergen ſeiner Heimath an, allein er ſchämte ſich des allzu weichlichen Gefühls und glaubte ſeinem Soldatenberuf Ehre machen zu müſſen, indem er Muth und ein friſches Herz behielt. Seine Kameraden liebten ihn ſeiner immer muntern Laune wegen, und die Offiziere waren ihm, weil er ſich eifrig im Dienſt bezeigte, ebenfalls wohl gewogen.

Nun kam aber im nächſten Frühjahr der Krämer Crepin einmal nach Grenoble, um Einkäufe zu machen, und begegnete dem Dauphin, welcher gerade Wache ſtand. Dieſer erkannte ihn ſogleich wieder und frug ihn nach der Mutter Cadelet.

„Die Alte iſt ſchon im vorigen Herbſt geſtorben," ſagte Crepin.

„Und ihre Tochter? Wo iſt ſie jetzt und wie geht es ihr?"

„Warte," dachte der boshafte Krämer, „die Freude will ich dir nicht machen, dir die Wahrheit zu ſagen. Die Tochter, ſagte er dann laut, nun was weiß ich? ſie iſt nicht mehr in Venoz und wird wohl dem Bettel nachlaufen."

Damit entfernte ſich Crepin, ohne des wachſtehenden Soldaten weiter zu achten, der ſich von ſeinem Poſten nicht entfernen durfte und ihm vergebens nachrief, er möchte doch noch ein wenig warten. Die Ausſage des Krämers hatte ihn furchtbar aufgeregt. Sobald er abgelöſt war, meldete er ſich bei ſeinem Offizier und bat um Urlaub in ſeine Heimath nur auf einige Tage, erhielt aber einen abſchlägigen Beſcheid. Obgleich innerlich empört, gab er ſich doch alle mögliche Mühe, auch diesmal Gott zu vertrauen und geduldig zu warten, bis er nähern Aufſchluß erhalten würde. Aber er liebte Margot zu ſehr, als daß er hätte unthätig bleiben können. Er ließ daher, weil er ſelbſt nicht ſchreiben konnte, durch einen ihm bekannten Fourier einen Brief an Vater Montaut aufſetzen, worin er dieſen dringend um Auskunft über das Schickſal der Cadelets bat. Ein Landsmann aus Bourgs d'Oiſſans nahm den Brief mit, traf aber unterwegs mit Crepin zuſammen, und gab ihm, weil dieſer von Venoz aus leicht Gelegenheit fand, den Brief nach La Berarde zu beſorgen, denſelben arglos in die Hände, ohne zu ahnen, daß dieſer ihn unterſchlagen, heimlich leſen und vernichten würde. Als nun keine Antwort nach Grenoble kam, wurde der Dauphin immer beſorgter und fürchtete, auch der alte Gemſenjäger könnte geſtorben ſein.

Seine Kameraden begriffen nicht, warum der fröhliche Dauphin auf einmal ſo melancholiſch wurde, und ſuchten ihn durch Scherze und kleine Neckereien aufzumuntern. Aber er behielt ſeine traurige Miene bei und vertraute ſich auch Niemand an; denn er fürchtete, ausgelacht zu werden, wenn er hätte geſtehen wollen, daß ihm das Herz brenne, im Hochgebirge ein armes Mädchen aufzuſuchen. Er kämpfte mit ſich ſelbſt, ob er nicht ſeine Pflicht verletzen und entfliehen ſollte. Aber ſein Gewiſſen und ſein Ehrgefühl ſiegten, und er harrte aus.

Eines Tages, als er am Thore Wache ſtand, fuhr ein Reiſewagen mit einem vornehmen Fremden ein, in welchem er ſogleich denſelben Herrn wiedererkannte, den er vor zwei Jahren über das Gebirge geführt hatte. Auch der Fremde erkannte ihn trotz ſeiner Uniform an ſeinen Geſichtszügen und am Glanze ſeiner dunkeln Augen wieder und frug erſtaunt: „Biſt du es denn?“

Der Dauphin aber, von der Macht der Erinnerung ergriffen, rief ihm den alten Ruf zu: „Fröhlich, fröhlich!“

Der Fremde lachte, ſchüttelte ihm die Hand, gab ſich dem wachthabenden Offizier, welcher herbeigekommen war, zu erkennen und bat ihn, nach der Ablöſung den jungen Soldaten zu ihm in den Gaſthof zu ſchicken, was Jener gerne gewährte.

Als nun der Dauphin, nachdem er abgelöst worden war, zu dem Fremden kam und ihm treuherzig ſeine Noth klagte, faßte dieſer ſeine beiden Hände und ſagte: „Das freut mich, daß ich Gelegenheit finde, dir zu lohnen. Ich bin der Freund des Königs, welcher vor Kurzem den Thron beſtiegen und mich aus der Verbannung zurückgerufen hat, desſelben Dauphin, um deſſentwillen ich vor zwei Jahren fliehen mußte, weil ich ihm einen wichtigen, aber gefährlichen Dienſt geleiſtet hatte. Er iſt nun Herr und wird meine Fürbitte für dich gewiß gnädig anhören. Ich werde ihn bitten, daß er dir deine noch übrigen Dienſtjahre ſchenke und dich in deine Heimath entlaſſe.

Ehe der Fremde abreiste, beſchenkte er ſeinen jungen Freund noch reichlich, und in weniger als zwei Wochen empfing der Dauphin von Paris aus ſeinen Abſchied und hundert Louisd'or, die ihm ſein Gönner überſchickte.

Neuer Hoffnung voll und mit dem lauten Rufe: „Fröhlich, fröhlich!“ verließ der Dauphin die guten Kameraden, die ihn aus der Feſtung begleitet hatten, und ſchritt mit gefaßter Seele den Bergen zu, obgleich er immer noch vom Schickſal Margots nichts wußte und oft mitten in ſeinem Glück von Trauer überfallen wurde. Aber ſchon vor Venoz hörte er von einigen ihm bekannten Thalbewohnern, daß der Krämer gelogen habe und Margot wohlbehalten bei dem alten Gemſenjäger lebe. Da fühlte ſich das Herz des Dauphin erhoben, wie wenn es in den Himmel fliegen ſollte. Ohne ſich um den boshaften Krämer zu bekümmern, eilte er durch Venoz und ohne Aufenthalt auch durch St. Chriſtophe, immer raſch hinauf nach La Berarde. Endlich war er oben und ſah vor Montauts Thüre ſchon von ferne das fleißige Mädchen bei der Arbeit und rief ihr: „Fröhlich, fröhlich!“ zu. Da jauchzte auch ſie laut auf, ließ alles fallen, was ſie in der Hand hatte und flog ihm entgegen.

„Nun, was iſt denn das?“ frug der alte Gemſenjäger, indem er aus der Thüre trat, um zu ſehen, warum Margot ſo geſchrieen habe. Da ſah er, wie ſie am Halſe des Dauphin hing, und freute ſich unwillkürlich wieder wie damals, als er ſie in der Regennacht auf der Alpe zum erſtenmal beiſammen geſehen hatte, denn es war das hübſcheſte Paar in der ganzen Gegend.

„Vater,“ rief ihm der Dauphin entgegen und ſchüttelte ihm die Hände: „Ihr war't ſo gütig gegen meine Margot, wie ſoll ich Euch danken?“

„So laß mich doch,“ ſagte der Alte ſchmollend. Als ihm aber der Dauphin erzählte, wie wunderbar es ihm in der letzten Zeit ergangen war und daß er nun um Margot freien wolle, und das ſchöne Gold auf den Tiſch ſchüttete, mehr als Montaut je beiſammen geſehen hatte, lachten die Züge des alten Gemsjägers. Er klopfte dem Dauphin auf die Schulter und ſagte: „Du biſt wahrlich ein Glückskind, ich habe es immer gedacht.“

„Und meine Mutter hat es auch immer geſagt,“ dachte Margot, öffnete aber die Lippen nicht.

„Ihr ſeid,“ fing der Dauphin wieder an, „nun

Margots Vater und ich kann bei Niemand als bei Euch um ſie anhalten. Wollt Ihr ſie mir geben?"

„Da, nehmt euch," ſagte Raoul. „Ihr würdet es doch thun, wenn ich auch Nein ſagte. Aber ich will euch meinen Segen dazu geben."

„Darf ich Euch nicht bitten, Vater Montaut, daß wir bei Euch Hochzeit halten und bei Euch wohnen bleiben. Ich will nichts anderes in der Welt werden, als was Ihr ſeid, ein Gemſenjäger, und auf den Alpen leben. Euer Haus iſt groß genug für uns und im Nothfall bauen wir ein wenig an und kaufen dem Nachbar noch einen kleinen Acker ab. Dann ſeid Ihr, lieber Vater, in Eurem Alter doch nicht ganz allein, und Margot, an die Ihr gewohnt ſeid, wird Euch ferner bedienen und pflegen. Nicht wahr, Margot?"

„Ja, Vater," ſagte ſie, „erlaubt mir, bei Euch zu bleiben. Ich könnte nicht mehr von Euch gehen und Euch allein laſſen, ſelbſt um des Dauphin willen nicht."

„Meinetwegen. Ich ſehe ſchon, ich muß thun, was ihr wollt. — Du, Dauphin, du kommſt gerade recht. Die Jacqueline drunten wird den Vetter heirathen. Heute ruhe aus, aber morgen mache dich auf und ſchieße einen fetten Gemsbock, um ihn ihr zur Hochzeit zu bringen."

„Das thue ich gewiß, Vater! Und wann wollt Ihr erlauben, daß Margot und ich Hochzeit machen?"

„Erſt gehen wir zum Pfarrer, dann wird aufgeboten, alles nach der Ordnung. Ich denke aber, über Johanni hinaus wird es nicht dauern. Zu Johanni, Margot, wenn du willſt. Was meinſt du? wenn die Sonne am höchſten ſteht und am längſten ſcheint, das bedeutet Glück in der Ehe und ein langes Leben."

„Ja, zu Johanni, wenn Ihr wollt, mein Vater!" ſagte das Mädchen und barg ihr erröthendes Geſicht an der Bruſt des Geliebten."

Der Schiffsbrand.

I.

Die Brautreiſe.

Unter dem klaren Himmel der ſüdlichen Zone, umgeben von Palmen, Bananen und tauſend ſeltenen Blumen, auf einer Terraſſe, welche die weiteſte Ausſicht über das Meer vergönnte, gegen die glühenden Strahlen der Abendſonne durch ein buntes Zeltdach geſchützt, ſaß auf der Inſel Martinique eine fröhliche Geſellſchaft beiſammen. Der alte Herr Etienne Desſontaines, ein reicher Pflanzer, feierte eben das Verlobungsfeſt ſeiner einzigen Tochter Marie. Väterliches Vergnügen leuchtete aus ſeinen Blicken, indem er, den funkelnden Kelch in der Hand, zum erſten Mal das Wohl des jungen Paares ausbrachte. Noch lebhafter glühte das Entzücken aus den jungen Zügen des Bräutigams hervor, der, in der eleganteſten Modetracht prangend, dem Vater ſeinen Dank und ſeine Ehrerbietung in den gewählteſten Worten ausdrückte. Die Braut, nur in einem einfachen weißen Mouſſelinkleide daſitzend, jedoch mit Brillanten geſchmückt, lächelte wie ein Kind dazu. Erſt ſiebzehn Jahre alt, in ländlicher Einſamkeit erzogen und ganz unerfahren in der Welt, fand ſie ihren Bräutigam hübſch und artig, und da er das volle Vertrauen ihres Vaters beſaß, ſo fühlte ihr Herz keinerlei Unruhe, und ſie empfing die Glückwünſche der Angehörigen des Hauſes und einiger Freunde und Nachbarn mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit.

Der alte Herr war aus Bordeaux gebürtig, wo noch ein jüngerer Bruder von ihm lebte. Er war ſchon nicht mehr jung geweſen, als ihm Marie, ſein einziges Kind, geboren worden war, deren Geburt ihrer Mutter das Leben gekoſtet hatte. Je öfter er gezweifelt hatte, ob er noch die Verſorgung ſeines geliebten Kindes erleben würde, um ſo herzlicher war jetzt ſeine Freude. Auch war er verſichert, in dem Bräutigam den rechten Mann für Marien gefunden zu haben. Der junge Philipp Carude war gleichfalls in Bordeaux geboren und erſt vor einem Jahre nach Martinique gekommen. Von guter Familie auf's Vortheilhafteſte empfohlen und von einem angenehmen Aeußern hatte er ſich während ſeiner Anweſenheit auf der Inſel als ein zuverläßiger Geſchäftsmann und wohlgeſitteter Jüngling bewährt. Herr Etienne war ein wenig ſtolz auf ſeine Errungenſchaften. Wenn es ihm nun auch leicht gefallen wäre, ſeine reiche Tochter durch Verheiratung mit einem vornehmen Herrn zu einem höhern Range zu erheben, ſo hegte er doch ſtets eine Abneigung gegen ſolche Mißheirathen und wollte nicht, daß ein adeliger Windbeutel ſeine lange und mühſam erworbenen Schätze etwa wieder vergeude. Ein ſolider Jüngling ſeines Standes ſchien ihm daher vor allen Bewerbern den Vorzug zu verdienen.

Die Hochzeit ſollte in Bordeaux gefeiert werden, wohin Vater Etienne mitreiſen wollte, um ſeinen Bruder noch einmal im Leben zu ſehen. Marie freute ſich auf das ſchöne Frankreich, in dem ſie ſelber nicht geboren war, obgleich es die Heimath ihrer Eltern war. Philipp hatte ihr eine entzückende Schilderung von den Schönheiten und Reichthümern der Stadt Bordeaux und eine noch glänzendere von Paris, wohin das junge Paar nach ſeiner Vermählung eine Vergnügungsreiſe machen ſollte, gemacht.

Nur eine Perſon im Hauſe war nicht mit der Heirath zufrieden, Mariens Erzieherin, die verwittwete Madame Loranthe. Sie glaubte bei dem jungen Philipp mehr als einmal Zeichen von Feigheit wahrgenommen zu haben, und ſie hielt dafür, er wolle Marien nur aus Eigennutz ihres reichen Erbes wegen heirathen. Sie konnte es daher nicht über das Herz bringen, ihre geliebte Pflegetochter nicht zur Vorſicht zu ermahnen; aber Marie war noch zu ſehr Kind, um den Werth oder Unwerth der Männer zu beurtheilen; und vor dem Vater wagte die Gouvernante ihre Abneigung gegen den Bräutigam nicht mehr laut werden zu laſſen. Denn als ſie es ein einziges Mal gethan hatte, war ſie von Herrn Etienne ausgelacht worden, indem er ihr ſcherzhaft vorwarf, ihre Mißſtimmung gegen Philipp rühre nur davon her, daß derſelbe ſeiner Braut ſchöne Geſchenke von Paris habe kommen laſſen, ſie aber dabei leer ausgegangen ſei. Er wollte ſie dafür entſchädigen, was ſie ſich aber ſehr ernſthaft verbat. Bei alledem war insgeheim ſeine Meinung, ſie tadle Philipp nur, weil er nach ihrem Geſchmack zu wenig militäriſch ausſah. Als Kaufmann, der während der Kriegszuſtände mancherlei Verluſte erlitten hatte, war er ein Mann des Friedens und liebte die Soldaten nicht.

Als nun wirklich die Anſtalten zur Reiſe immer mehr getroffen wurden, weigerte ſich Madame Loranthe ſtandhaft mitzureiſen und lag auch Herrn Etienne mit dringenden Bitten an, er möge in ſeinen hohen Jahren ſich doch nicht mehr der Mühe und den Gefahren einer ſo weiten Reiſe ausſetzen. Er war ſehr ungehalten darüber, daß ſie ſeine Tochter nicht begleiten wolle, die nun außer untergeordneten Dienſtmädchen keine Geſellſchafterin auf der Reiſe hatte. Aber Frau Loranthe tröſtete ihn damit, daß, wenn ſie den Bräutigam bei ſich habe, ſie die Gouvernante leicht entbehren würde. Endlich fand der alte Herr, es ſei ihm in der That nützlicher, Frau Loranthe auf Martinique zurückzulaſſen, damit ſie ihm das Haus hüte, wozu ſie eine längſt erprobte Klugheit und Erfahrung beſaß.

Marie nahm die Trennung von ihrer mütterlichen Freundin ſchwer. Jetzt erſt, da ſie nicht mehr bei einander ſein ſollten, fühlte ſie tief, welchen Schatz ſie an ihr beſeſſen hatte und weinte bittere Thränen um ſie. Aber wenn es zur Hochzeit geht, tröſten ſich die jungen Mädchen zuletzt immer und laſſen hinter ſich, was ſie vorher am meiſten geliebt hatten.

Nachdem Herr Desfontaines ſein Hausweſen in Ordnung gebracht hatte und alles Nöthige eingepackt war, beſtieg er mit Braut und Bräutigam und einem mäßigen Gefolge von Dienern ein großes Schiff, welches, von St. Domingo kommend, direkt nach Frankreich abging und deſſen Kapitän ihm wohl bekannt war. Die Einrichtung auf dem Schiffe war für unſere reichen Reiſenden ſo bequem als möglich, das Wetter günſtig, das Meer ruhig, und ſo ging die Fahrt über eine Woche lang herrlich von ſtatten.

II.

Der Schiffsbrand.

Als aber eines Vormittags die kleine Familie in behaglichem Geſpräch auf dem Verdeck ſaß, ertönte plötzlich Feuerruf. Es brannte im untern Raume des Schiffs. Bald ſtieg eine dicke Rauchſäule in der Mitte des Schiffs durch die Oeffnung hervor, durch welche die Haupttreppe hinabführte. Der erſtickende Qualm erfüllte ſchnell alle innern Räume des Schiffs, welches durch lange Dürre ausgetrocknet und reichlich mit Theer getränkt war. Das Feuer kam aus dem Kohlenmagazin und hatte in der Nähe Tonnen angegriffen, welche mit Oel, Branntwein und andern leicht brennbaren Stoffen gefüllt, die ſchrecklichen Flammen in reißender Schnelligkeit nach allen Richtungen verbreiteten.

Eine fürchterliche Hitze trieb die Löſchenden zurück. Der Schiffsbauch glich einem feuerſpeienden Berge, aus deſſen Mitte ſich wie aus einem Krater die Rauchſäule immer höher und dicker erhob und unter dem Rauch bald den rothen Feuerſchein ſehen ließ. Auch aus allen Seitenluken des Schiffs quoll der Rauch und züngelten die Flammen ihm nach. Das Pulvermagazin flog mit einem ſchrecklichen Knall in die Luft, war aber zu geringhaltig geweſen, um das ganze Schiff zerſtören zu können, riß nur einen Theil des Verdecks hinweg, machte aber dem innern Feuer noch mehr Luft. Alle Anſtrengungen der Matroſen halfen nichts mehr, kein Befehl wurde mehr vernommen, die ſtarke Stimme des Kapitäns verhallte unter dem ohr- und herzzerreißenden Geſchrei der an Bord befindlichen Menge, unter der auch viele Weiber und Kinder waren.

In der Raſerei der Angſt bildeten dieſe Menſchen nur einen verworrenen Knäuel. Alles drängte ſich nach den Rettungsböten; aber die Erſten, die ſich eines derſelben zu bemächtigen glücklich genug waren, fuhren raſch auf und davon, um nicht durch den Zudrang der Nachſchwimmenden das Boot zu überladen, während Andere ein aus Ungeſchicklichkeit umgeſtürztes Boot nicht mehr in die rechte Lage bringen konnten und noch Andere vergebens oder allzulange mit ſchwachen Taſchenmeſſern bemüht waren, die Stricke der noch angebundenen Kähne zu durchſchneiden. Einige, die nicht mehr zu den Kähnen kommen konnten, riſſen mit ungeheurer Anſtrengung, wobei der Brand ſelbſt ihnen half, Planken, Bretter und Stangen los und warfen Seile und Segel über Bord um ſich im Waſſer daran anzuklammern. Aber alle Rettungsverſuche blieben vereinzelt. Jeder wollte ſich dem Andern vordrängen, hinderte ihn und wurde gehindert. In der Verzweiflung der Selbſthülfe trat mit unmenſchlicher Rohheit der Stärkere den Schwächern nieder. Aber man ſah auch Züge der edelſten Großmuth und Aufopferung, die niemand aufzeichnete; denn ſchnell verſchlang das grauſame Element alle, die ſchlechten und die guten Menſchen. Die ſich nicht ſchon in die Kähne geworfen oder über Bord geſtürzt hatten, wurden auf dem Vordertheil des Schiffs zuſammengedrängt, welches dem Feuer am längſten Widerſtand leiſtete. Als aber die unerträgliche Gluth auch von dort den letzten Menſchenreſt verſcheuchte, kletterten die, welche am ſtarkſten und behendeſten waren, den Bugſpreet entlang und ſaßen und hingen an ihm, dicht gedrängt wie Vögel, indeß den andern nichts übrig blieb, als den verzweiflungsvollen Sprung ins Meer zu thun.

Der alte Herr Desfontaines, in ſeiner heitern Unterhaltung durch den Schreckensruf geſtört, behielt die volle Beſinnung und wollte, ſeiner Gewohnheit gemäß, Rath geben und anordnen helfen. Allein die Gefahr wuchs zu ſchnell. Man hörte bald nicht mehr auf ihn, ſondern drängte und ſtieß den alten Mann zurück, und als er, um ſeine Stimme vernehmlicher zu machen, an einem Tau ſich feſthaltend, auf das breite Geländer des Schiffs ſtieg, wurde er, indem das Gedränge und Getümmel ſich vermehrte, obgleich er ſich lange krampfhaft mit beiden Händen anklammerte, doch endlich hinunter geſtoßen, ohne daß ſeine unglückliche Tochter je wieder etwas von ihm ſah.

Philipp Carude war unter den erſten geweſen, die in ein Rettungsboot zu kommen verſucht hatten, allein er war von ſtärkern Männern immer zurückgeſchoben worden. Da ſtand er nun rathlos, leichenblaß mit ſträubendem Haar, an allen Gliedern zitternd, wie ſinnlos, ohne ſich weder um Vater Etienne, noch um Marien zu bekümmern. Die letztere war es vielmehr, die ihm Muth zuſprechen mußte. Sie hatte, als am Ufer eines ewig warmen Meeres geboren, von Jugend auf ſchwimmen gelernt und riß ihn, als die Gluth hinter ihnen immer mehr überhand nahm, raſch vorwärts mit ſich über Bord. Auch im Meere gelang es ihrem Muth und ihrer Gewandtheit, Philipp nach ſich zu ziehen, um mit ſchnellem Schwimmen noch einen davonfahrenden Kahn einzuholen. Aber da der Kahn ſchon überfüllt war, hörte man nicht auf ihren Ruf und der halbtodte Bräutigam hätte ſie mit ſeiner Laſt unter das Waſſer gezogen, wenn ſie nicht noch zur rechten Zeit eine ſchwache Planke, die auf dem Meere ſchwamm, hätte ergreifen können. Kaum fühlte Philipp dieſelbe unter ſich, als der Lebensmuth plötzlich wieder in ihm erwachte. Aus Leibeskräften ſich an das Brett anklammernd hoffte er durch dasſelbe gerettet werden zu können, unbekümmert um Marien;

ja als ſich die Planke zu leicht erwies, um beide tragen zu können, verlangte Philipp von Marien, ſie ſolle als die beſſere Schwimmerin nebenher ſchwimmen. Sie that es auch, als ſie aber endlich aus Müdigkeit wieder nach der Planke griff, riß ihr Philipp die Hände hinweg und ſtieß ſie erbarmungslos zurück.

Betäubt und in allen Seelenthätigkeiten gelähmt ſetzte Marie nur mechaniſch die Bewegung des Schwimmens fort, ſo lange es ihre Kräfte zuließen, ganz allein vom Inſtinkt des Lebens, vom unwiderſtehlichen Erhaltungstriebe beherrſcht, der im menſchlichen Blute liegt. Aber ſie wurde matter und matter.

III.

Der Rettungsengel.

Da plätſcherte etwas in ihrer Nähe, und ein junger Burſch, der mit auf dem Schiffe geweſen war, den ſie aber kaum beobachtet hatte, ſchwamm mit rüſtiger Kraft der Arme auf ſie zu und hielt ſie empor, als ſie eben im Begriff war, unterzuſinken. Das gab ihr neuen Muth, ſie ſchwamm wieder mit ihrem Retter, aber die Kräfte verließen ſie von neuem.

„Laßt mich ſterben,“ ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, „und ſorgt für Euch ſelbſt.“

„Nein,“ rief der Burſche laut und muthvoll, „nur mit Euch!“

Marie wurde von einer Ohnmacht überfallen und wußte nicht mehr, was mit ihr geſchah. Aber im Traume, im Spiegel ihres innerſten Seelenlebens ſah ſie ihre Mutter, wie ſie im Salon ihres Vaters in Lebensgröße gemalt und wie ſie ihr ſchon öfter in Träumen erſchienen war, ruhig, lächelnd und liebreich. Marie flüchtete zu ihr und ſchmiegte ſich zu ihren Füßen, wie die Tochter Niobe. Die Mutter aber deckte ſchützend ihre Arme über ſie, faßte ſie dann ſanft mit der Hand unter das Kinn, richtete ihren Kopf auf, ſah ihr hell und freundlich in's Geſicht und ſagte ihr etwas, deſſen ſie ſich aber nachher nicht mehr erinnern konnte.

Als ſie wieder zur Beſinnung erwachte, befand ſie ſich in einem Kahn und in voller Sicherheit, nahe bei einem fremden Schiffe, welches ſie aufnehmen ſollte. Ihr Retter hatte ſie mit außergewöhnlicher Körper- und Willenskraft ſo lange ſchwimmend mit ſich fortgezogen, bis er eine vielleicht von andern verlaſſene Planke gefunden und nun von der äußerſten Anſtrengung ausruhen konnte. Unterdeß hatte ſich ein Kauffahrer genähert, dem er ſich durch lautes Rufen und Schwenken eines Tuchs erkennbar machte. Ein Kahn war nach ihm ausgeſchickt worden und mit Blicken innigſter Selbſtzufriedenheit hatte er ſeine ſchöne Bürde, die arme Marie, noch lebenswarm aus dem Meere gezogen. Dann aber ſich erinnernd, von wem alle Kraft und aller Segen und alle Rettung kommt, war er im Kahne zu ihren Füßen niedergekniet und hatte die Hände zu einem frommen Dankgebet gefaltet.

So erblickte ihn Marie, indem ſie die Augen wieder aufſchlug, und wie ſchwach ſie noch war, legte ſie doch auch ihre Hände zuſammen und betete.

Die Matroſen des Schiffs ſahen mit einer gutmüthigen Rohheit, doch nicht ohne Rührung dem jungen Paare zu. Sie vermutheten anfangs, es möchten Liebesleute ſein; bald aber bemerkten ſie, daß ein großer Unterſchied des Standes zwiſchen Marien und ihrem Retter obwalten müſſe, denn ſeine Weſte und Beinkleider (den Rock hatte er vor dem Sprunge in's Meer weggeworfen) waren von geringem Zeuge und verriethen nur einen Handwerker oder Landmann, während die junge Dame in der Feinheit ihrer ganz durchnäßten und halb von der Planke zerriſſenen Kleider und in den Brillanten, die ſie um den Hals trug, eine viel vornehmere Abkunft erkennen ließ.

Der Kapitän des Kauffahrteiſchiffs war ein Franzoſe von Ehrgefühl und nahm Marie, als ſie ihm ihren Stand und Namen genannt hatte, mit großer Artigkeit auf. Da ſich noch eine Familie mit Damen an Bord befand, empfing ſie von den letztern alle die zärtliche Pflege, welche ihre körperliche Erſchöpfung bedurfte.

Die Leiden ihrer Seele aber konnte niemand heilen. Das gute Kind war zwar im erſten Schrecken noch immer mit einem gewiſſen glücklichen Stumpfſinn bewaffnet, ſo daß ſie ſowohl den wahrſcheinlichen Untergang ihres Vaters, als die ehrloſe Handlung ihres Verlobten nur noch wie dumpfe Schläge fühlte, die das betäubte Gehirn nicht mehr in ihrer vollen Stärke empfindet. Auch trug zu ihrer Betäubung bei, daß ſie, von Jugend auf nur an ihren glücklichen Familienkreis gewöhnt, auf einmal hülflos in eine neue Welt verſetzt war. Alles erſchreckte ſie oder fremdete ſie an, was ſie jetzt ſah. Das verwöhnte Kind eines reichen Hauſes wußte ſich noch nicht im Unglück zu finden. Aber je mehr ſich die mitleidigen Damen auf dem Schiffe bemühten, ſie aus ihrer Erſtarrung herauszureißen, und je genauer ſie allmälig alles überlegte, was geſchehen war, deſto tiefer bohrte ſich der Schmerz bei ihr ein. Jedes neue Nachdenken drückte einen Stachel in ihr weiches Herz, welches vorher nie die Leiden gekannt hatte. Mit ihrem Vater hatte ſie ihr Liebſtes, ihre einzige Stütze verloren, und nur mit Schaudern konnte ſie an den Mann denken, der ihr dieſe Stütze hätte erſetzen ſollen. Sie mußte ſich mitten in ihrem Elend noch glücklich preiſen, daß er ſelbſt ein Band gelöſt hatte, welches ſie auf ewig unglücklich gemacht haben würde.

Nur eine einzige Freude blieb ihr in ſo vielem Kummer. Nie konnte ſie an ihren Retter denken, ohne daß ihr die Augen vor innerm Vergnügen ſtrahlten. Und wie oft dachte ſie an ihn, wie theilnehmend ſuchte ſie den Beſcheidenen auf, wie gerne ſprach ſie mit ihm, ohne zu fürchten, daß man ihr einen Vorwurf daraus machen würde, da es ihre Pflicht war, dem Erhalter ihrer Tage zu danken. Sie erfuhr von ihm, er heiße Martin Verdier und ſei ein Gärtner, der mit einem hübſchen Verdienſt aus Weſtindien nach Frankreich zurückkehrte, um ſeine alte Mutter zu unterſtützen. Er hatte auch glücklicherweiſe ſeine Baarſchaft nicht verloren, ſondern trug ſie in Gold bei ſich und war erbötig, für Marien jede Auslage zu bezahlen, damit ſie nicht nöthig hätte, ihre Brillanten zu veräußern. Allein dieſe Sorge war unnütz, da der Kapitän, dem ihre reiche Familie nicht unbekannt war, ſich bereits erboten hatte, ſie ſicher und koſtenfrei nach Bordeaux zu bringen, wo ihre Verwandten alle für ſie aufgewandten Koſten gern beſtreiten würden. Verdier erlaubte ſich aber doch, der jungen Dame den Rath zu geben, ſie möchte ihren Schmuck von nun an beſſer verborgen halten. Alles, was Verdier der unerfahrenen Marie Desfontaines ſagte, war verſtändig, klar, feſt, wie ſie es noch nie aus dem Munde eines jungen Menſchen vernommen hatte. Sie konnte nicht ſatt werden, ihm in ſeine ſchönen dunkel glühenden Augen zu ſehen, die den Südfranzoſen auf den erſten Blick verriethen. Sie griff an ihren Hals, um ſich ihre Brillanten abzubinden und ihm alle zu ſchenken, weil ſie nichts anderes hatte, um ihn zu belohnen, und bat ihn dringend, ſie anzunehmen. Aber er wies ſie mit einer ehrbaren Miene zurück, indem er ſie aufforderte, ihm zu glauben, daß es mit ſeiner Ehre nicht verträglich ſei, ſich für eine Handlung der Menſchenliebe bezahlen zu laſſen.

Sie war damit ſehr unzufrieden. „Ihr ſeid ein Trotzkopf“, ſagte ſie, beſann ſich aber ſchnell wieder und fügte ſanft hinzu: „Ach ja, Ihr habt dem Meere und der ſchrecklichſten Ermüdung getrotzt, um mich zu retten. Es iſt wohl ſchön, ſo ein Mann wie Ihr zu ſein. Vergebt mir, Verdier, ich habe Euch nicht kränken wollen“.

Der verſtändige Jüngling mußte über das ſchöne Kind lächeln, das er ſo gutherzig als unerfahren kennen lernte. Ihr äußerer Liebreiz hatte ihn vom erſten Augenblick an, ſeit er ſie das Schiff hatte beſteigen ſehen, insgeheim bezaubert, und daß gerade ſie es war, die er aus dem Meere auffiſchte, hatte ſeinen Muth und ſeine Schwimmkraft wunderbar geſtärkt. Er fühlte ſich unendlich glücklich, ſich ihren Retter nennen zu dürfen. Aber er blieb in ſeiner beſcheidenen Zurückhaltung und gab dem Kapitän und den Damen, welche Marien in ihren Schutz genommen hatten, nicht die mindeſte Veranlaſſung zu einer mißbilligenden Rüge. Marie war es, die ihm ein wenig trotzte, weil ſie in ihrer Verlaſſenheit nur zu ihm allein Vertrauen hatte, er aber ſich immer zu ferne von ihr hielt.

Schon war das Schiff mit unſern Geretteten dem Feſtland von Europa nahe, aber es ſegelte nach Breſt, von wo Marie nur auf einem weiten Umwege Bordeaux hätte erreichen können. Sie begegneten jedoch einem andern Schiffe, welches direkt nach Bordeaux ging und nach einer kurzen Beſprechung Marien und Verdier mitnahm. Dieſem glücklichen Umſtand verdankten ſie, daß ſie nach wenigen Tagen wohlbehalten durch die Mündung der Garonne einfuhren. Indem ſie dieſen Strom aufwärts fuhren und endlich von ferne die prächtige Handelsſtadt erblickten, in welcher Marie von nun an bleiben ſollte, trat Verdier, indem er ſie einmal allein auf dem Verdeck fand, zu ihr, faßte ihre Hand und ſagte traurig:

„Bald werdet Ihr nun bei Euren reichen Verwandten ſein, Mademoiſelle Marie, und ich werde Euch wohl niemals wiederſehen.“

Marie ſah ihn an, und Thränen traten ihr in die Augen. Sie faßte nach ſeiner andern Hand und drückte ihm beide. „Ich hab Euch,“ ſagte ſie, „wohl niemals genug gedankt. Ich weiß die Worte nicht recht zu finden und danke vielleicht zu wenig, denn ich bin ein dummes Geſchöpf. Aber, Verdier, glaubt mir deswegen doch, daß ich, ſo lange ich in dieſer Welt noch athme, im Herzen Eurer gedenken werde, der Ihr mein junges Leben gerettet habt und lieber habt mit mir im Meere verſinken wollen, als allein mich überleben. Kann man das auch vergeſſen, Verdier? Nein, ich werde Euch dankbar bleiben immer, ewig, und es ſchmerzt mich tief, daß wir uns trennen müſſen."

Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie, die ſonſt immer ſo wortkarg war, zu dieſer Beredtſamkeit kam, aber es freute ſie, daß er nun doch glauben mußte, ſie ſei nicht undankbar. Und ſie fuhr fort, ſeine Hände zu drücken und ihm zärtlich in die Augen zu ſehen.

„Wärt Ihr nicht ſo vornehm und reich, ſchöne Marie," ſagte Verdier, „weiß Gott, wozu ich Herz und Muth hätte!"

Dabei ſah er ſie mit ſo flammenden Augen an, daß ſie die ihrigen niederſchlug.

Sie wurden geſtört und fanden keine Gelegenheit mehr, allein miteinander zu reden, aber jedes bewahrte im Herzen, was es vom andern gehört hatte, und die Trauer der Trennung wurde ihnen durch die Erinnerung daran verſüßt.

IV.

Bordeaux.

Der Lärm der Ausſchiffung währte lange. Endlich betrat Marie, von Verdier begleitet, die Schwelle des ſtattlichen Hauſes, welches ihr Oheim bewohnte.

Dieſer war anfangs ſehr erſtaunt, ſeine Nichte mit einem jungen Manne niedern Standes anlangen zu ſehen und wollte nicht recht an die Identität ihrer Perſon glauben, von der er ſich jedoch bald überzeugte, theils durch die Familienähnlichkeit in ihren Zügen, theils durch die Identität ihrer Handſchrift, ſofern er ſchon verwandtſchaftliche Grüße von ihrer Hand aus Martinique empfangen hatte. Erſt als die für beide Intereſſenten peinliche Legitimation vorüber war, ſchloß der Oheim die Nichte pflichtmäßig in die Arme und weinte mit ihr um ſeinen wahrſcheinlich verlorenen Bruder.

War der armen Marie gleich die erſte Begrüßung im Hauſe des Oheims unheimlich vorgekommen, ſo erwarteten ſie noch viel peinlichere Scenen von Seiten der Familie ihres Bräutigams. Die Eltern desſelben eilten auf die erſte Nachricht ihrer Ankunft herbei, um ſie zu begrüßen und mit ängſtlichen Fragen zu beſtürmen. Was ſollte die unglückliche Braut ihnen antworten? Sie wußte nicht, was aus Philipp Carude geworden war, und wollte es auch nicht wiſſen, denn jeder Gedanke an ihn war ihr zum Ekel geworden. Herzlich gerne hätte ſie ſich gleich im erſten Augenblick von ſeiner ganzen Familie losgeſagt. Wenn aber Philipp untergegangen war, konnte er ihr nicht mehr im Wege ſtehen, und dann blieb auch ſeine Schande beſſer im Meere begraben. Wozu dann ſeine unſchuldigen Eltern noch mit der Erzählung von ſeiner Ruchloſigkeit betrüben? Sie ſagte alſo nichts, zeigte aber der Familie Carude gegenüber eine ſonderbare Kälte, welche jedermann auffiel und nicht dazu beitrug, ihr den Aufenthalt in Bordeaux angenehmer zu machen.

Sie wollte ſich in ihrer Noth bei Verdier Raths erholen, als ſie zu ihrem Schrecken erfuhr, derſelbe ſei ſchon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft verſchwunden, nachdem er eine Belohnung von Seiten des Oheims anzunehmen ſtolz verweigert hatte. Marie zitterte und bebte bei der traurigen Gewißheit, daß der treue Freund ihr nun nicht mehr zur Seite ſtehe. Es ſchauerte ſie. Eine fürchterliche Angſt bemächtigte ſich ihrer jungen Seele. Sie glaubte ſich von lauter Feinden umringt und ſtreckte hülflos die Hände nach dem einzigen aus, zu dem ſie Vertrauen hatte, und den ſie nirgend mehr zu finden wußte.

Man wunderte ſich nicht über ihren Kummer und über die große Unruhe, die man immer an ihr bemerkte, denn jedermann begriff, mit welcher Spannung ſie auf Nachrichten wartete, ob ihr Vater, ob ihr Bräutigam gerettet worden ſeien. Die Familie Carude war in derſelben Spannung. Der Oheim, ein kalt berechnender Kaufmann, ſuchte Marien mit herkömmlichen Redensarten zur Geduld zu ermahnen und zu tröſten, war aber nicht geſchaffen, ihr Vertrauen einzuflößen und eine Stütze für ſie zu ſein. Er hatte jedoch einen Sohn Namens Richard, der ſich viel um ſie bemühte und als Couſin ein Recht zu haben glaubte, ſie wenigſtens über ihren verlorenen Bräutigam ein wenig zu tröſten. Ihre raſche Verlobung mit Philipp Carude war ihm nicht angenehm geweſen. Seitdem er ſie perſönlich kennen gelernt, hatte ihre Schönheit neben ihrem Reichthum einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er recht aufrichtig wünſchte, ihren Bräutigam möchten die Haifiſche gefreſſen haben, damit er ſelbſt die Stelle desſelben einnehmen könne. In dieſem Sinne näherte er ſich dem leidenden Mädchen mit einer zarten Galanterie und nicht ohne Vorſicht, weil er viel Verſtand beſaß. Er zeigte ihr, was Philipp hatte thun wollen, die Schönheiten der Stadt und ihrer Umgebung und ſuchte ſie ſoviel als möglich zu zerſtreuen, was ihm jedoch nicht gelang, da Marie zu ſehr von Sorgen beſchwert war und in einer tödtlichen Ungewißheit ſchwebte. Sie hatte bald nach ihrer Ankunft an ihre Gouvernante in Martinique geſchrieben und Rath von ihr erbeten; weil es aber damals noch keine Dampfſchiffe gab, die man zum regelmäßigen Poſtdienſt hätte verwenden können, blieb die Antwort lange aus.

Plötzlich aber ließ ſich Philipp Carude wieder ſehen. Er war wie durch ein Wunder gerettet worden, indem er halb erſtarrt von einem Indienfahrer aufgenommen wurde. Auf weiten Umwegen war er nun endlich in die Heimath zurückgekehrt und wagte es, als ob nichts vorgefallen wäre, ſich Marien vorzuſtellen. Es gab eine furchtbare Scene, von der alle Anweſenden überraſcht wurden. Marie, welche bis an ihr Ende geſchwiegen haben würde, wenn ihr Philipp nie wieder vor die Augen gekommen wäre, ſtieß ihn in dem Augenblick, in dem er ſich ihr zärtlich nahte, und die Umſtehenden ſich ſchon anſchickten, bei der Wonne ihres Wiederſehens mitzulachen, entſetzt mit einem ingrimmigen Stoße von ſich weg und hielt ihm mit lauter Stimme vor ſeinen eigenen Eltern die Miſſethat vor, die er an ihr begangen hatte. Alle ſeine Vorſtellungen, ſie habe ſich getäuſcht, ſie übertreibe, alle ſeine dringenden Bitten und Beſchwörungen halfen nichts. Das ſonſt ſo gutherzige Mädchen zeigte bei dieſer Gelegenheit einen eiſernen Charakter und ließ ſich durch nichts aus der Faſſung bringen, noch rühren. Philipp mußte, glühend vor Zorn und Scham, unverrichteter Dinge die auf immer verlorene Braut verlaſſen.

V.

Richard.

Der Oheim war außer ſich, daß in ſeinem Hauſe eine ſolche Scene vorgehen ſollte und verwünſchte die Ankunft der unglücklichen Nichte. Aber Richard nahm ſich ihrer ritterlich an, indem er wohl überlegte, daß es ihn bei ihr in Gunſt ſetzen müſſe. Auch verſtändigte er ſich jetzt, da ſein Nebenbuhler Carude beſeitigt war, mit ſeinem Vater, der ſeinen Eingebungen Beifall ſchenkte.

Da Mariens Vater nicht wiederkam und je mehr und mehr alle Hoffnung verſchwand, daß er je wiederkommen würde, mußte ſich der Oheim entſchließen, die Vormundſchaft über Marien, als die einzige Erbin ſeines reichen Bruders, zu übernehmen. Damit nun aber, nach glücklicher Beſeitigung des Carude, nicht wieder ein Dritter ſeine gierige Hand nach der ſchönen Erbin ausſtrecken möchte, ſondern das Vermögen in der Familie zuſammengehalten bliebe, lag nichts näher, als daß Richard ſelbſt ſich um ihre Liebe bewarb. Das leuchtete auch dem Oheim ein, welcher von nun an gegen Marien viel zärtlicher zu werden anfing, als er es früher geweſen war.

Allein es wollte weder ihm noch ſeinem Sohne glücken, ſich in das Herz der ſchönen Marie einzuſchleichen. Der alte Herr hatte ſie gleich anfangs durch ſeine Abgemeſſenheit und Kälte erſchreckt, und ſie konnte nie wieder Vertrauen zu ihm gewinnen, und in Richards Phyſiognomie lag ein Zug von Falſchheit, der die argloſe Marie abſtieß, ohne daß ſie ſich darüber Rechenſchaft zu geben wußte.

Wie ſehr er ſie zu intereſſiren bemüht war, dachte ſie doch weder Gutes noch Böſes von ihm, ſondern nahm ſeine Theilnahme nur wie eine ſolche auf, die ſich von ſelbſt verſteht, nämlich wie die eines Couſins. Von ſeiner Liebe merkte ſie nichts, da er ſich noch nicht deutlich genug ausgedrückt hatte. Sie dachte daher auch in ihren einſamen Stunden weit weniger an ihn als an Martin Verdier. Wo mag er wohl hingekommen ſein? frug ſie ſich täglich und blickte, wenn ſie im Freien war, unwillkürlich immer nach Südoſten und ſuchte ihn in der weiten Ferne; denn ſie erinnerte ſich, daß er ihr einmal geſagt hatte, ſeine Heimath liege in der Nähe von Tarascon. Da im Hauſe ein artiges Mädchen aus jenen Gegenden diente, legte Marie einmal deren ländliche Tracht an und betrachtete ſich darin im Spiegel mit Wohlgefallen. Sie glaubte in dieſer beſcheidenen Kleidung zum Stande Verdiers hinabgeſtiegen zu ſein und fühlte ſich darin viel wohler, als in der ſtädtiſchen Modetracht, die ſie früher, und in den dunkeln Trauerkleidern, die ſie um des Vaters willen ſeit ihrer Ankunft in Bordeaux getragen hatte. Traurig lehnte ſie ihr Köpfchen an den

Spiegel an. Warum iſt Verdier nicht hier? träumte ſie. Warum bin ich nicht bei ihm? Betrübt legte ſie die dörflichen Kleider wieder ab, hüllte ſich aufs neue in die Farbe der düſtern Schwermuth und weinte bitterlich.

Indem ſie daran dachte, wo ſie wohl Schutz ſuchen ſollte, fiel ihr ein Auftrag ein, den ihr die Gouvernante in Martinique an ihre alte Amme mitgegeben hatte. Dieſe Amme hatte Marien nach dem Tode ihrer Mutter in ihren erſten Jugendjahren zärtlich gepflegt und war ſpäter nach ihrer Heimath im ſüdlichen Frankreich zurückgekehrt. Ihren Namen, Manon Lortet, kannte Marie ſehr wohl, nur den Namen ihres Wohnorts hatte ſie vergeſſen. Und der Brief mit den für die Amme beſtimmten Geſchenken, der ihre vollſtändige Adreſſe enthielt, war beim Schiffsbrande verloren gegangen. Marie ſann und ſann, konnte ſich aber des Ortsnamens nicht mehr erinnern. Der Oheim, bei dem ſie ſich erkundigte, wußte gar nichts von der Amme.

Mittlerweile legte Richard dem ſchönen Mädchen ſeine Wünſche näher ans Herz. Sie begriff endlich, was er wollte, wurde dadurch aber nur auf's neue erſchreckt und immer mehr verdüſtert. Als nun auch der Oheim mit einer unangenehmen Freundlichkeit ihr zuredete, bemächtigte ſich ihrer ein Abſcheu vor dem ganzen Hauſe, in dem ſie lebte. Dann beſann ſie ſich wieder, und ihrer Gutmüthigkeit erſchien dieſer Abſcheu und Haß gegen die Verwandten wie ein unbilliges Vorurtheil und wie ein Undank, da ihr dieſe Verwandten ja nur Gutes erwieſen und ſich nur zu eifrig um ſie bemühten. So oft ſie ſich aber vornahm, freundlicher gegen ſie zu ſein, ſtockte ihr die Zunge im Munde und zogen ſich die Brauen über ihren ſchönen

Augen wieder finſter zuſammen. Ein unbezwinglicher Inſtinkt warnte ſie vor dem Vetter.

Der Oheim ſtellte ihr vor, da ihr Vater nicht mehr am Leben und ſie ſelbſt noch zu jung ſei, um ſein großes Etabliſſement auf Martinique allein verwalten zu können, ſo wäre wohl das Räthlichſte, daß ſie ſeinen ihr ſo treu ergebenen Sohn Richard ſofort zum Manne nehme. Dann könne ſie mit ihm nach Martinique zurückkehren oder hier bleiben, wie es ihr am beſten gefallen würde, denn auch ſein Etabliſſement hier in Bordeaux würde als Erbe in ihren Beſitz kommen, da er keine andern Kinder habe. Marie aber willigte niemals ein, ſondern erklärte immer, ſo lange auch nur eine entfernte Möglichkeit übrig bleibe, daß ihr Vater noch lebe, ſei es ihre Pflicht zu warten. Als der Oheim und Richard demungeachtet fortfuhren, dem leidenden Herzen des Mädchens Zumuthungen zu machen, waffnete ſie ſich mit Stumpfſinn, hörte alles an, gab aber keine Antwort mehr. Darüber ärgerte ſich nun der Oheim und nahm etwas mehr Ernſt an, indem er ihr zu verſtehen gab, daß, bis ſie das mündige Alter erreicht haben würde, ihr Wille dem ſeinigen unterworfen bliebe, da er nach dem Geſetz ihr Vormund geworden ſei. In dieſer Eigenſchaft werde er ſie jedenfalls unter ſeiner Obhut behalten und nicht zugeben, weder daß ſie ſich aus ſeinem Hauſe entferne, noch daß ſie, wenn ſich etwa noch mehr Bewerber um ſie finden ſollten, eine andere Wahl treffe, als die er genehmigen würde.

Marie dachte dieſer Warnung nach und, ohne recht zu wiſſen, was ſie fürchten ſollte, wurde ſie doch von einer großen Angſt ergriffen. In ihrer Ungewißheit und Bedrängniß begab ſie ſich zu einem Notar, den ſie zufällig kennen gelernt hatte und der ihr als ein achtbarer Mann erſchienen war. Ihm legte ſie die

Frage vor, wie weit die vormundſchaftliche Gewalt ſich erſtrecke. Aber gerade er war ſeit vielen Jahren der Geſchäftsfreund ihres Oheims geweſen, begriff die geheime Abſicht ihrer Frage und beantwortete ſie auf eine für ſie nur allzu niederſchlagende Weiſe, indem er, ſcheinbar unparteilich, doch nur die Partei des Vormunds ergriff.

Noch mehr als der Oheim fühlte ſich Richard durch die Erfolgloſigkeit ſeiner bisherigen Bemühungen um Mariens Liebe geärgert und in ſeiner Eitelkeit verletzt. Da er das Mädchen überdies für einfältig und verſtockt hielt, glaubte er auf ſie nicht die Rückſicht nehmen zu dürfen, die er vielleicht für eine andere genommen hätte. Er überlegte, daß ſie eigentlich nur eine Gefangene im Hauſe ſei, daß niemand auf dem Feſtlande ſie kenne oder irgend eine Veranlaſſung habe, ſich ihrer anzunehmen. Er durfte alſo, überlegte er weiter, bei dieſem armen und verlaſſenen Geſchöpf mehr wagen, als bei jeder andern. Da reifte nach und nach in ihm der grauſame Plan, wenn es nicht anders ſein könne, ſelbſt vor einem Verbrechen nicht zurückzuſchrecken, um ſich in ihren Beſitz zu ſetzen.

VI.

Der Traum.

Marie ahnte nichts von dem Verbrechen, deſſen Opfer ſie werden ſollte, aber ſie kam der Ausführung desſelben um 24 Stunden zuvor, ohne es zu wiſſen und ohne auch jemals ſpäter zu erfahren, welche Gefahr ihr gedroht hatte. Sie hatte nämlich einen lebhaften Traum von ihrer Mutter. Sie befand ſich mit derſelben in einer ihr unbekannten, aber ſchönen Gegend, in die ein nicht zu fernes Gebirge maleriſch hineinſah. Der nächſte Berg hatte zwei einander auffallend ähnliche Spitzen. Die Mutter aber zeigte ihr in dem vor ihnen liegenden Dorfe ein kleines mit Reben umlaubtes Haus und ſagte ihr: Das iſt Perouſe, und dort in jenem Hauſe wohnt deine Amme. Bringe ihr den Ring, den du am Finger trägſt. Bei dieſen Worten verſchwand die Mutter, und indem ſich Marie ängſtlich nach ihr umſah, erwachte ſie.

Der Traum war ſo lebendig geweſen, daß Marie hätte darauf ſchwören mögen, ſie habe alles wirklich geſehen. Perouſe, Perouſe, flüſterte ſie vor ſich hin, mehrmals den Namen wiederholend, und erinnerte ſich jetzt genau, ihn auf der Adreſſe des verlorenen Briefes an die Amme geleſen zu haben. Von einer Art freudiger Angſt ergriffen, machte ſie ſich ſchnell Licht und wollte ſich ankleiden. Da beſann ſie ſich aber, und ein raſcher Entſchluß kam in ihr zur Reife. Sie ging, die Hand vor das Licht haltend. in das Nebenzimmer, in dem ihr Mädchen ſchlief, deren Kleider ſie früher einmal angelegt hatte, trat leiſe vor ihr Bette, nahm ihr unbemerkt dieſelben Kleider weg und kehrte in ihr

Zimmer zurück. Hier kleidete ſie ſich in die ländliche Tracht, vergaß aber nicht, ihre kleine Börſe und ihren Brillantenſchmuck zu ſich zu ſtecken, löſchte das Licht, öffnete das Fenſter, ſprang leichtfüßig in den Garten hinaus und kam durch eine Lücke der lebendigen Hecke, die ihn umgab, ins Freie.

Das alles war das Werk weniger Minuten. Marie wußte eigentlich nicht, was ſie that. Sie folgte nur wie maſchinenmäßig dem innern Zuge, deſſen Richtung ihr im Traume von der mütterlichen Hand bezeichnet worden war, mehr einer Nachtwandlerin, als einer Wachenden gleich. Ohne zu wiſſen, wo Perouſe lag, ſchlug ſie den Weg nach Südoſten ein und lief die ganze Nacht, ohne zu ermüden, als träume ſie noch immerfort.

Als ſie am andern Morgen auf dem Landhauſe ihres Oheims vermißt wurde, wußte ſich niemand ihr Verſchwinden zu erklären. Daß ſie in der Kleidung des Bauernmädchens entflohen ſei, erkannte man leicht, weil ihre eignen Kleider zurückgeblieben waren, die ihrer Dienerin aber fehlten. Allein was ſie zu einer ſo ſonderbaren Maskerade veranlaßt haben könnte, begriff niemand. Sie war immer zu ernſthaft geweſen, als daß man hätte glauben können, ſie habe irgend einen Muthwillen ausüben wollen; man wußte noch nicht, daß ſie gar nicht wiederkommen würde. Man wartete daher mit geſpannter Neugier den ganzen Tag auf ihre Rückkehr oder auf eine Nachricht von ihr, aber vergebens. Man zog endlich bei den wenigen Bekannten, welche Marie in Bordeaux beſucht hatte, vorſichtig Erkundigungen ein, aber ebenſo vergebens. Die Polizei zu Hilfe zu nehmen, entſchloß ſich Herr Desſontaines ſehr ungern, und noch mehr war Richard dagegen eingenommen; denn theils fürchtete er, wenn ſeine Braut in üble Nachrede käme, könnte ihm dies bei ſeiner Verheirathung mit ihr hinderlich werden: theils ſchlug ihn das böſe Gewiſſen. Da ihm die Schwermuth des Mädchens beſſer als andern bekannt war, fürchtete er, ſie habe ſich ein Leid gethan, oder ſie ſei nur entflohen, weil ſie auf irgend eine Art von der Gefahr, in der ſie geſchwebt hatte, unterrichtet worden war.

Endlich ſah ſich der alte Desfontaines gezwungen, um möglichen ſchlimmen Folgen ſeines Stillſchweigens zuvorzukommen, eine Anzeige von dem Verſchwinden ſeiner Nichte zu machen und die öffentliche Autorität zu Nachforſchungen aufzufordern. Aber die Polizei im Süden Frankreichs und zumal auf dem Lande hatte nicht ſo ſcharfe Sinne, wie die in Paris, und es war ſchon zu ſpät, eine Spur von der Entflohenen aufzufinden. Aber bei der Unterſuchung ſtellte ſich doch ſoviel heraus, daß nicht Alles in Richtigkeit ſei, und das Gericht verfügte, daß dem ältern Herrn Desfontaines als Oheim Mariens, die Vormundſchaft über dieſelbe wieder abzunehmen und daß Mariens Erbe unter öffentlicher Aufſicht zu verwalten ſei, bis ſie ſich wieder einfinden würde. Der öffentliche Aufruf aber, ſie möchte ſich melden, kam nicht in ihre Hände und wurde auch von den Perſonen, unter denen ſie damals lebte, nicht geleſen oder, da man ihre Herkunft nicht kannte, nicht beobachtet.

VII.

Die Wanderung.

Im Geiſte noch immer von der mütterlichen Hand geführt, hatte Marie mit der Sicherheit einer Somnambüle ihren Weg verfolgt, und obgleich ſie mehrere Tagereiſen zurücklegen mußte, wurde ſie doch als ein einfaches Landmädchen mit ihrem leichten Bündel in der Hand nirgends mit beſonderer Aufmerkſamkeit betrachtet, noch gefährdet. Je weiter ſie ſich von der großen Stadt entfernte, deſto einfacher fand ſie Leben und Sitten des Landvolks, welchem ſie ſelbſt anzugehören ſchien. Sie athmete immer freier, je näher ihr die Luft der Berge kam, und merkte kaum die allmälige Ermüdung ihres Körpers, da ſie ſich von den leichten Schwingen einer ſorgenbefreiten Seele wie getragen fühlte. Seit ſie die grobe, aber ſchöne Landestracht angezogen hatte, war es, als hätte ein neues Leben in ihr begonnen und als wäre ein anderer Geiſt voll Heiterkeit über ſie gekommen. Ihr Leben in Bordeaux erſchien ihr wie eine fürchterlich drückende Laſt, die ſie endlich von ſich abgewälzt hatte, wie eine lange finſtere Nacht, nach der ihr endlich der lichte Morgen wieder tagte. Weit entfernt, der ungewiſſen Zukunft mit mädchenhafter Sorge und Angſt entgegenzugehen, hegte ſie ein feſtes Vertrauen auf den mütterlichen Schutz und auf die gute Bedeutung ihres Traumes. Im tiefſten Hintergrunde ihrer jungen Seele aber regte ſich eine heimliche Freude, die ſie ſich ſelber kaum zu geſtehen wagte. Sie hielt es nämlich für nicht ganz unmöglich, daß ſie ihren Beſchützer Verdier wiederfinden würde, da ſie wohl wußte, ſeine Heimath liege in derſelben Gegend, wohin ſie jetzt ihre Schritte führten. Die Erinnerung an ihn hatte vielleicht in jener verhängnißvollen Nacht mit dazu beigetragen, ſie zu dem Entſchluſſe zu beſtimmen, den ſie mit ſo auffallender Schnelligkeit ausführte. Denn der Zug des Herzens iſt mächtig in jungen Mädchen.

Ein hohes Kreuz am Wege erinnerte ſie, daß ſie ſich Gottes Schutz empfehlen ſolle. Sie kniete daher andächtig unter dem Kreuze nieder und bat Gott mit kindlichem Gemüthe um Verzeihung, daß ſie ihr Gefängniß in Bordeaux in Folge der mütterlichen Traumerſcheinung zwar im vollen Vertrauen auf den himmliſchen Schutz, jedoch ohne Gebet verlaſſen habe. Reuig holte ſie jetzt das Verſäumte nach und ſchöpfte tief aus ihrer Erinnerung und aus ihrem kindlichen Herzen Gebete für alle, die ihr theuer waren und denen ſie Dank ſchuldete, für die Seele ihres unglücklichen Vaters, von dem ſie hoffte, er werde mit der liebreichen Mutter vereinigt ſein, für ihre Mutter, die ſich gewiß im Himmel ihrer noch erinnerte, und ihr erſt vor wenigen Tagen den Beweis davon gegeben hatte. Aber auch für Verdier betete ſie und bat Gott, ihm, da ſie es ſelbſt nicht vermöge, ſeinen Muth und ſeine Treue zu vergelten und, fügte ſie hinzu, wenn es keine Sünde ſei, ſo wolle ſie auch wünſchen, daß ſie ihn noch einmal im Leben wiederſehen dürfe. Desgleichen ſchloß ſie in ihr Gebet ihre Gouvernante auf Martinique ein und die Amme, welche ſie bald wiederzuſehen hoffte, und bat Gott, ſie zu ihr zu führen und ihre Ankunft bei ihr zu ſegnen.

Als ſie nach dieſem langen Gebete wieder aufſtand, ſchien ihr Gott ein Zeichen geben zu wollen, daß er ihr Gebet erhört habe, denn der Morgennebel begann ſich zu klären, und indem Marie dahin blickte, wohin der Weg ſie weiter führen ſollte, konnte ſie am fernen

Horizonte, wenn auch nur ſchwach, doch für ihre jungen Falkenaugen noch deutlich genug die beiden Bergſpitzen erkennen, die ſie im Traum geſehen hatte. Lange blieb ſie ſtehen, die Hände im Schooß gefaltet, und blickte immerfort dahin und überzeugte ſich immer mehr, daß es dieſelben gleichförmigen Gipfel ſeien, die ihr zum Wahrzeichen hatten dienen ſollen.

So war es alſo kein Traum, ſagte ſie freudezitternd, und alles wird in Erfüllung gehen.

Noch einmal warf ſie ſich zu den Füßen des Kreuzes nieder, um inbrünſtig dem Lenker aller Dinge zu danken. Dann aber ſchritt ſie raſch den ſchönen Bergen zu.

Der Abend neigte ſich ſchon, als ſie endlich zu dem Punkte gelangt war, wohin ſie die Mutter im Traume geführt hatte. Dieſelben Berge lagen nahe vor ihr, die beiden Gipfel erhoben ſich jetzt höher am Horizonte. Auch die Wälder, die ganze Thalgegend war die nämliche. Deutlich erkannte ſie das Dorf wieder, das ihr die Mutter gezeigt hatte, und das niedere Dach der ihr nicht mehr unbekannten Hütte, deren Rebenlaub ſie von den letzten Strahlen der Sonne warm vergoldet ſah. Indem ſie ſich derſelben mit klopfendem Herzen näherte, trat eine magere, dürftig gekleidete Frau heraus, deren Züge ſie freilich nicht wiedererkennen konnte, da ſie die Amme nur in zu jungen Jahren gekannt hatte. Allein es kam ihr nicht der geringſte Zweifel, daß es die Amme ſein müſſe, und deshalb redete ſie ſie auch gleich als Mutter Manon an.

Und ſie war es wirklich.

„Was willſt du, Mädchen?“ fragte die Alte.

„O Mutter Manon,“ rief Marie, ließ ihr Bündel fallen und hing ſich der Amme um den Hals: „Ihr kennt mich nicht mehr, ſeit ich ſo groß geworden bin, aber vielleicht kennt ihr mich an der Aehnlichkeit mit meiner Mutter. Ich bin Marie Desfontaines von Martinique.“

„Gerechter Gott,“ rief die Alte. „Ja wahrhaftig, du ſiehſt deiner Mutter gleich, wie eine Schweſter. Aber wo kommſt du denn her? in dieſer Tracht?“

Marie wollte reden, aber der guten Alten entging nicht, daß ſie weit hergekommen ſein müſſe und von der Wanderung müde ſei. Sie ſagte ihr alſo: „Vor allen Dingen, liebes Kind, komm zu mir ins Stübchen herein, ruhe aus, laß dich erquicken.“

VIII.

Die Amme.

Sie gingen beide in das Stübchen, und während die alte Frau ſchnell ein kleines Nachteſſen für den unerwarteten Gaſt bereitete, konnte ſie nicht ſatt werden, ſie dabei anzuſehen und ihrer ausführlichen Erzählung zuzuhören. Marie aber verhehlte ihr nichts von alledem, was ſie unterdeß erlebt hatte, erklärte ihr umſtändlich, durch welche wunderbare Veranlaſſung ſie hiehergekommen ſei und was ihre Mutter ihr im Traum befohlen habe. „Deshalb nun,“ ſo ſchloß ſie ihre Rede, „bringe ich dir den Ring. Es ſind koſtbare Steine dran. Verkaufe ihn in der Stadt, und dann wirſt du, gutes Mütterchen, lange zu leben haben, wenn du auch mich füttern mußt. Denn das verſteht ſich, daß ich bei dir bleibe und nicht von dir gehe, bis ich Nachricht haben werde von Martinique. Ich werde gleich morgen einen Brief dahin ſchreiben, und den, Mütterchen, mußt Du mitnehmen und wohl beſorgen, wenn du in die Stadt gehſt, um den Ring zu verkaufen.“

Die Amme war höchlich überraſcht von allem, was ſie aus Mariens Munde hörte. Der Anblick des ſchönen Kindes, das ſie oft an der Bruſt getragen, machte ihr eine Freude, als ob ſie ſelber wieder jung würde, und der Anblick des koſtbaren Ringes, deſſen Werth ſie auf lange Zeit vor Armuth ſchützen ſollte, war nicht das letzte, was ſie an dem unverhofften Beſuch erfreute. Aber es ängſtete ſie doch, daß ein Mädchen aus einem ſo vornehmen Hauſe davongelaufen war, und ſie fürchtete, es möchten üble Folgen daraus entſtehen. Auf der andern Seite hatte ſie die böſe Welt genug kennen gelernt, um zu begreifen, daß Marie, wenn ſie länger in dem Hauſe ihres Oheims geblieben wäre, einer ſchlimmen Zukunft kaum entgangen wäre. Da die Amme überdies ein wenig abergläubiſch war, ſo machte, was ſie von Mariens prophetiſchem Traume hörte, einen ſtarken Eindruck auf ihr Gemüth, ſo daß ſie ſich verbunden erachtete, der im Traume Erſchienenen, ihrer ehemaligen Gebieterin, auch nach dem Tode Treue zu bewahren und deren geliebtes Kind, ſoweit es ihr möglich wäre, zu hüten und zu beſchützen.

Vor allem wurde nun ausgemacht, Mariens Namen und Stand gegen jedermann zu verſchweigen. Sie ſollte künftig Louiſon heißen und für eine arme Verwandte der Manon Lortet gelten.

Wer da geglaubt hätte, das verweichlichte Kind würde ſich in die Entbehrungen der ländlichen Armuth nicht zu ſchicken wiſſen, würde ſich getäuſcht haben. Marie war kein gewöhnliches Mädchen, ſie hatte etwas Eigenes an ſich, was man auf den erſten Blick für Beſchränktheit oder Stumpfſinn halten konnte, aber wenigſtens verrieth, daß ſie nicht ſehr reizbar, noch zu den gewöhnlichen Untugenden reicher Mädchen aufgelegt war. Sie hatte niemals großen Werth auf die gemeinen Genüſſe des Lebens, weder auf Speiſen, noch Kleiderprunk gelegt und übernahm die kleinen häuslichen Pflichten in der Hütte ihrer Amme herzlich gerne und ohne Beſchwerde. Die Landluft that ihr wohl, ſie gefiel ſich in der Rolle, die ſie ſpielte, ungemein und wußte ſich vor Vergnügen nicht zu faſſen, wenn ſie daran dachte, welchen Qualen in der Stadt ſie entronnen war.

Indem ſie zum erſten Mal mit dem großen Kruge zum Brunnen ging, machte ſie dort die erſte Bekanntſchaft mit andern Mädchen ihres Alters und fand einen eigenen Reiz darin, von denſelben als ihresgleichen behandelt zu werden und ſich ſelbſt zu ihnen herabzulaſſen, wie zu ihresgleichen. Da ſie von Natur gutmüthig war, machte ſie ſich bald Freundinnen, und weil ſie eine der ärmſten Dirnen des Dorfes zu ſein ſchien, ſo wurde ſie, trotz ihrer anziehenden Schönheit, von niemand beneidet.

Schon am erſten Tage nach ihrer Ankunft ſchrieb Marie einen ausführlichen Brief an Frau Loranthe, vertraute ihr alles, was ihr begegnet war und was ſie auf dem Herzen hatte, und bat ſie um Rath und Hülfe aus der Ferne. Die Amme aber begab ſich mit dem Briefe und dem koſtbaren Ringe nach der nächſten Stadt und kam etwas beſchwert, aber deſto vergnügter mit dem Gelde zurück, welches ſie für den Ring gelöſt hatte. Was ſie mit ſich trug, war eine nicht unbeträchtliche Summe, obgleich es nur die Hälfte des ganzen Betrages war; die andere Hälfte wollte ſie erſt nachholen. Als eine verſtändige und beſcheidene Frau aber ließ die Amme niemand etwas von ihrem neuen Reichthum merken und ſorgte nur allmählig dafür, Marien und ſich ſelbſt mit beſſern Kleidern zu verſehen und Einiges im Hauſe etwas bequemer einzurichten.

Wenn ſich die Amme freute, daß es ihr beſſer ging als ſonſt, ſo freute ſich Marie vielmehr über die Einſchränkungen, welche ſie ſich in der ländlichen Hütte gefallen laſſen mußte; denn die Armuth machte ſie glücklich, während ihr früherer Reichthum ſie nur mit Gefahren umgeben hatte. Mit wie wenig, dachte ſie oft, kann man glücklich ſein und wird nicht beneidet, während uns Habgier und Betrug umgeben, wenn wir reich ſind. Sie verglich die äußerlich glänzende Erſcheinung, die ſie als die Gattin Philipp Carudes oder ihres Vetters in Bordeaux doch nur bei innerlichem Elend gefunden haben würde, mit der äußerlich ſo dürftigen Lage, in der ſie ſich gegenwärtig befand, und in ihrer Seele blieb kein Zweifel darüber, daß ſie das beſſere Loos erwählt habe. Was weiter daraus werden ſollte, das wußte ſie freilich nicht. Bis ſie Antwort von ihrer Gouvernante haben würde, hatte ſie einen guten Vorwand, in der Hütte der Mutter Manon zu verweilen. Da Frau Loranthe auf der Inſel Martinique nach ihres Vaters Tode und nach ihrer eignen Entfernung entbehrlich geworden war, hoffte Marie und hatte ihr auch in ihrem Briefe den Wunſch ausgedrückt, ſie möchte zu ihr kommen. Auf ſie alſo wollte Marie unter allen Umſtänden warten, von ihrem Verſtande und von ihrer Erfahrung verſah ſie ſich des beſten Rathes.

Unterdeß hegte ſie auch immer noch die geheime Hoffnung, in dieſen Gegenden etwas von ihrem Freunde

Verdier zu erfahren. Sie würde vielleicht nicht ſo munter geblieben ſein und ſich in alles, was mit den Anſprüchen ihrer Geburt im Widerſpruche ſtand, nicht ſo leicht gefügt haben, wenn ſie ſich in ihrer träumeriſchen Weiſe nicht ſo oft mit ſeinem Bilde beſchäftigt, im Geiſte mit ihm zuſammengelebt und ſich an allem gefreut hätte, was die Kluft ihres beiderſeitigen Standes auszufüllen ſchien.

Die Ahnung ihrer Seele täuſchte ſie nicht, denn er war ihr nahe.

IX.

Wiederſehen.

Eines Tages, als Marie für ihr Mütterchen einen Gang machte, begegnete ihr Jeanette, das reichſte und hübſcheſte Mädchen im Dorfe, und indem ſie mit einander plauderten, kamen ſie vor dem großen und zierlich in Eiſen gegoſſenen Gitterthor des herrſchaftlichen Gartens vorbei, hinter dem eben ein Gärtner mit vorgebundner Schürze beſchäftigt war. Er bückte ſich bei der Arbeit, Jeanette aber bewirkte, daß er ſich aufrichtete, indem ſie ihm freundlich zurief: Guten Morgen, Verdier.

Marie glaubte in die Erde zu ſinken, als ſie den Namen hörte und auch ſogleich in dem hinter dem Gitter ſtehenden und Jeanettens Gruß erwidernden jungen Manne ihren Retter wiedererkannte. Er war es leibhaftig, es war kein Zweifel mehr, und ihr Herz zitterte vor Freude. Aber ſchnell beſonnen trat ſie ein paar Schritte zurück, um durch die Mauer vor ſeinen Blicken geſchützt zu werden. Jeanette ſchien bereits recht vertraulich mit ihm zu ſein. Was ſie aber weiter miteinander redeten, hörte Marie nicht mehr mit an, denn ſie hielt es für das Vernünftigſte, ihre innere Bewegung vor Jeanetten zu verbergen und ſich raſch zu entfernen, als ob ſie daheim zu thun hätte.

Athemlos kam ſie bei Mutter Manon an, warf ſich ihr um den Hals und rief, von glühender Röthe der Scham und der Freude übergoſſen: „Er iſt da!“

„Wer denn? wer denn? was für ein Er? Kind, ſo rede doch.“

„Liebes Mütterchen, der Jüngling auf dem Schiffe, von dem ich dir erzählt habe. Es iſt Verdier, der Gärtner.“

„Der neue Gärtner? Nun, und was weiter? Warum echauffirſt du dich denn ſo ſehr darüber?“

„O mein Mütterchen, du denkſt auch gar nicht daran, wie lieb ich den haben muß, der mir das Leben gerettet hat.“

„Liebhaben, liebhaben! O nein Kind, ſei doch nicht ſo einfältig. Ein armer Gärtner —!“

„Nun und ich, die arme Louiſon? warum ſollte ich einen Gärtner nicht lieben, warum ein Gärtner mich nicht lieben dürfen? O er hat das brävſte, das beſte Herz. Wenn du nur geſehen hätteſt, welche Mühe er hatte und wie er ſein eigenes Leben aufopferte, um mich in der höchſten Noth über dem Waſſer zu halten, — und, wenn du wüßteſt, wie hochherzig er jede Belohnung ausgeſchlagen hat, würdeſt du nicht ſo gering von ihm denken. Und überdies iſt es ja jetzt ganz ſonnenklar, Gott ſelber hat gewollt, daß wir uns hier haben wiederfinden ſollen. Wie wäre ich denn ſonſt hiehergekommen? O meine gute ſelige Mutter hat wohl gewußt, was ſie that, als ſie mir im Traum erſchien, um mich gerade nur hieher und nirgend andershin zu ſchicken."

Die Amme wurde ein wenig ärgerlich. „So", rief ſie, „alſo nur des Gärtners wegen biſt du gekommen und nicht meinetwegen? Und ich ſoll genug ſein, deinem tollen Beginnen Vorſchub zu leiſten? Nein, nichts da, Mademoiſelle Marie Desſontaines. Ihr ſeid aus einem zu guten Hauſe, und ich darf nicht leiden, daß Ihr Euch herablaßt."

„Seid nur ruhig, mein Mütterchen. Verdier iſt ſo beſcheiden, daß er gar nicht daran denkt, mich lieben zu ſollen. Davon hab ich mich, ſo lange wir auf dem Schiffe zuſammen waren, zur Genüge überzeugen können. Auch ſcheint er ein Verhältniß mit der artigen Jeanette zu haben. Er wird mir alſo keine Liebeserklärung machen, und ich werde mich ihm auch nicht um den Hals werfen, darauf kannſt du dich verlaſſen, Mutter Manon."

„Du biſt ein gutes Kind und doch verſtändiger, als man zuweilen von dir glauben ſollte, wenn man dich ſo blind in die Welt hineintappen ſieht."

Die Alte beruhigte ſich einſtweilen, weil ſich Marie aufs bündigſte gegen ſie verpflichtete, ſich dem Gärtner nicht als die Perſon zu erkennen zu geben, die er aus dem Waſſer gezogen hatte, ſondern ſich ganz fremd gegen ihn zu ſtellen und auch keiner andern Perſon im Dorfe jemals ihren wahren Stand und Namen zu verrathen. Marie gelobte das alles gern, weil, wenn ihr Geheimniß hier verrathen würde, die Nachricht davon leicht nach Bordeaux gelangen könnte, von wo aus der habgierige Vormund, deſſen Bild ihr immer noch wie ein Schreckgeſpenſt vor der Seele ſtand, gewiß ſogleich nach ihr fahnden und ſie in ihren alten Kerker zurückſchleppen laſſen würde. Marie dachte daran, ob ſie, wenn das Geheimniß auch vor jedem andern bewahrt würde, ſich nicht wenigſtens Verdier allein entdecken ſollte, zu dem ſie immer noch mehr, als zu allen andern Menſchen Vertrauen hatte. Sie konnte ſich ſchwer entſchließen, gerade gegen ihn nicht offen zu ſein, ihn zu täuſchen, der ſo ſehr verdiente, daß man redlich gegen ihn ſei. Sie ſchämte ſich der Sünde, und doch entſchloß ſie ſich am Ende, Marien gegen ihn zu verläugnen und ihm gegenüber nur das arme Bauernmädchen zu ſpielen, einmal, weil es ja doch nicht lange dauern, nur einem Scherze gleichen ſollte und gewiß nicht böſe gemeint war, dann aber hauptſächlich deswegen, weil es das einzige Mittel war, theils um Mutter Manon zu beruhigen, theils um Verdier näher an ſich zu ziehen. Denn ſie wußte wohl, wenn er ſie immer noch für die reiche Erbin hielte, würde er es nicht wagen, ſie zu lieben. Aber daß er es wagen ſollte, war gerade der heimlichſte und ſüßeſte Wunſch ihrer jungen Seele. Wie einfach, natürlich und offen ſie nun auch bisher immer geweſen war, ſo ſtellte ſich doch auch bei ihr mit der Liebe jene Koketterie ein, deren kein weibliches Weſen ganz entrathen kann. Es ſchien ihr ein hoher Reiz darin zu liegen, in der nun einmal übernommenen Rolle den Geliebten auf die Probe zu ſtellen, ob er Louiſon ebenſo zärtlich anblicken würde, wie Marien.

Es währte nicht lange, ſo begegnete er ihr auf der Straße. Sie raffte alle ihre Faſſungskraft zuſammen, um an ihm unbefangen vorüberzugehen. Er aber fuhr mit einem Ausruf des Staunens und der Freude zurück, als er ſie ſah und auf der Stelle die bekannten Züge wiedererkannte. Da er gar nicht zweifeln konnte, daß ſie es ſei, ſtürzte er auf ſie zu, als wollte er ſie umarmen, und rief: „Marie Desfontaines!" hielt ſich aber wie gewaltſam mit ſich ſelbſt kämpfend zurück und rührte ſie nicht an.

„Was wollt Ihr denn?" fragte Marie.

„Kennt Ihr mich nicht?"

„Nein."

„Seid Ihr denn nicht Mademoiſelle Marie?"

„Ich heiße Louiſon."

Und als ob ſie ihn nie zuvor gekannt hätte, ging ſie an ihm vorüber und ließ ihn ſtehen, während er ſprachlos ihr nachſah.

X.

Nachforſchungen.

Verdier war glücklich in ſeiner Heimath angelangt, hatte ſeine Mutter noch friſch und geſund gefunden, und nicht viel Mühe gehabt, bei ſeinen guten Kenntniſſen und Erfahrungen bald einen angemeſſenen Platz für ſich zu finden. Ein reicher Edelmann, der gewöhnlich in Paris lebte, hatte ihn auf ſeinem Landgute zu Perouſe, welches reich eingerichtet war, als Gärtner angeſtellt. Hier wohnte er nun mitten in dem großen Garten in einem freundlichen Hauſe aufs behaglichſte.

Er war jedoch nicht ſo zufrieden und glücklich, wie ſeine Mutter gewünſcht hätte, denn er dachte heimlich immer noch ſeufzend an Marien. Er hatte ſich daher auch, obgleich man es ihm nahe legte, noch mit keiner unter den Mädchen des Ortes näher eingelaſſen und war nur, nach der vertraulichen Landesart, gegen alle höflich und artig. Als er nun aber die bisher unerreichbare Dame ſeines Herzens ſo plötzlich wiederſah, und in einer Tracht, die ihn aufforderte, ſie nicht mehr für unerreichbar, nicht mehr für eine vornehme Dame, ſondern für ein liebenswürdiges Mädchen ſeines eigenen Standes zu halten, glaubte er ſich im erſten Augenblick durch das Wunder ihrer Verwandlung in eine Feenwelt verſetzt. Aber ſein nüchterner Verſtand ſagte ihm, daß alles mit natürlichen Dingen zugehen müſſe, und ſo mußte er es als die größte Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß er nicht Marien ſelbſt, ſondern ein ihr nur merkwürdig ähnliches Mädchen erblickt habe. Seiner Mutter entging nicht, in welcher Verwirrung er nach Hauſe gekommen war, und ſie fragte ihn deshalb. Allein gewohnt, an ſich zu halten, wenn ihm eine Sache noch nicht klar und zur Beſprechung reif genug erſchien, verſchwieg er ihr, was ihn ſo heftig bewegte.

Er ſtellte aber noch an demſelben Tage Nachforſchungen an und hörte von allen Seiten das Nämliche, was ihm das unbekannte Mädchen ſelbſt geſagt hatte, ſie heiße Louiſon und ſei die arme Verwandte der ſelbſt armen Mutter Lortet. Dieſe, als er ſie wie zufällig fragte, beſtätigte es und wußte auf eine unbefangene Art einzuflechten, Louiſon ſei eine geſchickte Nähterin. Sie ſagte ihm das, damit ihm, wenn er

Louiſons Hände etwa für ein gemeines Landmädchen zu ſein fände, die Erklärung nicht fehlen ſollte.

Als Verdier ſeine Erwartungen, etwas von Marien zu hören, nach und nach ganz aufgeben mußte, fühlte ſich ſein Intereſſe für Louiſon merklich ab; denn war ſie nicht Marie, ſo war ſie ihm fremd wie jede andere. Aeußerſt unzufrieden mit dem, was er in Erfahrung gebracht hatte, kehrte er heim und war einige Tage hintereinander in übler Laune.

Aber der ſchelmiſche Liebesgott trieb ſein Spiel mit ihm. Sobald er zum erſten Mal der armen Louiſon wieder begegnete, brannte ſein Herz von neuem. Sollteſt du, fragte er ſich, dich nicht doch bemühen, ſie ein wenig näher kennen zu lernen? das Vergnügen, in ihr das Abbild der liebenswürdigen Marie zu ſehen, wird doch ein kleiner Troſt für dein ſehnendes Herz ſein.

Er fing an, ſie aufzuſuchen, aber ſie kam ihm nicht entgegen, denn ſie wollte ihn noch eine Weile durch ihre angenommene Unbefangenheit in dem Glauben beſtärken, er habe gewiß nicht Marien vor ſich, ſondern eine für beide Theile ganz neue Bekanntſchaft. Es that ihr leid, aber ſie hoffte, es ihm ſpäter abzubitten und ihn für alles, was er jetzt entbehrte, zu entſchädigen.

Als ſie aber einmal bei Jeanetten war, um dieſe ein wenig auszuforſchen, fand ſie unglücklicherweiſe an deren älterem Bruder Robin einen Liebhaber. Es war ein ungeſchlachter Burſche, der, auf ſeinen Wohlſtand pochend, nicht viel Umſtände zu machen pflegte, und da ihm das naive Stumpfnäschen Louiſons ſehr wohl gefiel, gleich mit ihr anband. Sie hatte keine geringe Mühe, den großen Tölpel von ſich zu halten, aber ſie benahm ſich dabei ſo entſchloſſen, wie eine Katze, die mit gebogenem Rücken alle Krallen ausbreitet und nur ein wenig zu blaſen braucht, um den größten Hund abzuſchrecken. Jeanette trieb ihn endlich lachend von ihr weg und verwies ihm ſeine Unart. Mit einem ſo hübſchen Kinde müſſe man viel zarter umgehen, meinte ſie und ſtreichelte Louiſons noch von Zorn geröthete Wange.

Marie entfernte ſich bald, aber Robin ſchlich ihr nach und ſuchte ſich ihr noch einmal zu nähern. Da kam Verdier herbei, wies den Unhold zurecht und nahm das Mädchen in ſeinen Schutz.

„Komm', Louiſon," ſagte er, ohne weiter auf Robin zu achten, „ich werde dich heimbegleiten und nicht dulden, daß man dir ſchlecht begegne."

Marie verbarg ihre Verlegenheit hinter Mienen des Zornes, mit denen ſie nach Robin zurückblickte, während ſie Verdier für ſeinen Schutz dankte.

„Wenn du mir", fing Verdier nach einer Pauſe an, „ein wenig mehr Vertrauen ſchenken wollteſt, als dem Robin, ſo würde ich wünſchen, daß du mir ein paar Fragen beantworteſt; denn ich will dir nur geſtehen, daß, ſeit ich dich hier zum erſtenmal geſehen habe, meine Neugierde ſtark mit dir beſchäftigt iſt."

„Was willſt du denn wiſſen?" fragte Marie, indem ſie ihm eine heitere Miene zuwandte.

„Du biſt fremd hier. Wie lange wirſt du denn noch bei uns bleiben?"

„O ich denke, immer. Ich bin eine Waiſe und habe niemand auf der Welt, der ſich meiner annähme als meine gute Mutter Lortet, die mich zu ſich genommen hat und die ich in ihrem Alter pflegen werde."

Er wollte ihr eben ſagen, daß ſie einer Perſon, die er gekannt hatte, wunderbar ähnlich ſei; aber er beſann ſich plötzlich wieder, weil er fürchtete, ihr dadurch zu verrathen, daß er ſchon eine andere liebe. So ſehr hatte ihn das reizende Geſicht wieder bezaubert, daß er ihr nicht mißfällig erſcheinen und die Gegenwart nicht um der Vergangenheit willen verlieren wollte. Sein Herz pochte. Er machte ſich heimliche Vorwürfe, daß Louiſon ihm gefiel, und er merkte jetzt erſt, welche große Treue er Marien bisher bewahrt hatte. Dann aber fiel ihm wieder ein, daß er das reiche Mädchen von Martinique ja nicht lieben dürfe, daß er ſie wohl nie in ſeinem Leben wiederſehen würde, daß ſie vielleicht jetzt ſchon die Braut oder Gattin eines andern ſei und daß es daher keine Sünde von ſeiner Seite wäre, an Louiſon Gefallen zu finden.

XI.

Plaudereien.

Sie waren vor Mutter Lortets kleinem Hauſe angelangt und ſollten ſich wieder trennen. Aber Verdier konnte ſich von dem Zauber, den der Anblick der von ihm ſo oft erſehnten und ihm ſo plötzlich wiedergeſchenkten Züge des Mädchens nicht losreißen und ſagte:

„Wenn du mir nicht böſe werden willſt, möchte ich wohl um die Erlaubniß bitten, noch ein wenig mit dir plaudern zu dürfen.“

„Wart ein wenig!“ erwiderte Marie, ging in's Haus, aus welchem Mutter Manon gerade abweſend war, und holte ſich ein neues Kleidungsſtück heraus, mit deſſen Zurechtmachung ſie noch nicht fertig war; denn weil ſie nur einen einzigen Anzug mitgebracht hatte, mußte ſie doch auch einen Sonntagsſtaat für die Kirche haben und nähte ſich ihn ſelber mit Geſchick zuſammen, denn das hatte ſie von der Gouvernante gelernt. Nachdem ſie nun wieder aus dem Zimmer herausgekommen war, ſetzte ſie ſich mit ihrer Arbeit auf die Bank vor der Thüre nieder und ſagte zu Verdier, welcher nicht verfehlt hatte, auf ſie zu warten: nun ſo plaudere. Hier iſt noch Platz, du brauchſt nicht vom Stehen müde zu werden.

Verdier ſetzte ſich zu ihr hin voll Freude und mit einer gewiſſen Feierlichkeit.

„So wie du,“ fing er an, bin auch ich an dieſem Orte fremd und es iſt noch nicht lange her, ſeit ich hier den Dienſt gefunden habe. Und ſo wie du habe ich eine arme Mutter, die ich jedoch mit Gottes Hilfe aus ihrer Noth befreit habe und die nun bei mir lebt. Es trifft ſich alſo wohl, ſchönes Kind, daß wir Bekanntſchaft miteinander machen.“

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden,“ antwortete Marie, „denn ich weiß nur Gutes von dir. Aber ich bin wohl ein wenig zu gering, um eine Geſellſchaft für dich zu ſein, deren du dich auch rühmen könnteſt, wie etwa derjenigen der ſchönen Jeanette.“

Verdier wurde roth und war unzufrieden, in dieſem Augenblick an Jeanetten erinnert zu werden, da er ihr wirklich einige Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte.

„Ich will aufrichtig gegen dich ſein,“ fing er wieder an. Sieh, wir junge Burſche haben an hübſchen Mädchen Freude; aber die unter uns, welche ehrbar und ein wenig verſtändig ſind, machen ſich nicht unnütz oder lächerlich, indem ſie ſich gleich vergaffen und zudringlich werden, wenn ſie ſchöne Augen ſehen, oder gar aus dem erſten freundlichen Blicke, welchen ſie von ſolchen Augen empfangen, gleich eine übertriebene Hoffnung ſchöpfen und daraus herausleſen, was ihre Eitelkeit befriedigt. Ich wünſche nun, du möchteſt mir glauben, daß ich mich bei der ſchönen Jeanette nicht unnütz oder lächerlich gemacht habe, und du möchteſt mir ein beſſeres Zutrauen ſchenken, da ich auch von dir glaube, daß du aus Klugheit und Ehrbarkeit zurückhaltend biſt, ohne es zu verſchmähen, mich mit der Zeit näher kennen zu lernen."

„Da haſt du recht," antwortete Louiſon, „und ſo denkt Mutter Manon auch und würde mir nicht erlauben, mit dir allein zu plaudern, wenn ſie nicht wüßte, daß ich, indem ich dich anhöre, ihren klugen Rath befolge. So höre denn, Verdier, wir wollen unſere Bekanntſchaft, da wir ſie einmal gemacht haben, nun auch fortſetzen, bis wir uns aneinander langweilen oder finden, daß wir zu entgegengeſetzte Gemüther haben, um uns länger, eins in des andern Nähe, wohlzubefinden. Willſt du das aber eingehen, Verdier, wie ich wohl glaube, daß du es willſt, ſo bitte ich dich zuerſt, daß du keine zu gute Meinung von mir haben und dich nicht durch irgend etwas, das dir an mir gefallen ſollte, blenden und täuſchen läſſeſt. Lege mit deinen freundlichen Augen nicht zuviel Gutes in mich hinein, was ich in der Wirklichkeit nicht beſitze. Sieh mich lieber für recht gering an und finde dann nach und nach, daß ich mehr werth bin, als du anfangs geglaubt hätteſt."

Verdier fühlte ſich getroffen, da er wirklich auf Louiſon nur zuviel von dem Bilde übertragen hatte, was ihm von Marien in der Seele zurückgeblieben war. Aber er fand zu ſeiner Ueberraſchung, daß Louiſon lebhafteren Geiſtes war, als Marie, während ſie zugleich in ihrer Armuth und in ihrem niedern

Stande einen Vorzug beſaß, den Marie nicht beſeſſen hatte. Denn mit Louiſon konnte er reden, wie er wollte, bei Marien hatte ihm die Scheu vor ihrem höhern Stande den Mund verſchloſſen. Er freute ſich daher immer lebhafter an ſeiner neuen Bekanntſchaft, und es war gut, daß ſie ihn ſelbſt eben erinnert hatte, ſeine Leidenſchaft zu mäßigen.

Auch Marie konnte ihr innerlichſtes Vergnügen kaum verbergen, da ſie über Erwarten ſchnell ihren zärtlichen Wunſch erfüllt und den ihr ſo theuern jungen Freund ſo theilnehmend an ihrer Seite ſitzen ſah. Seitdem ſie keine Furcht mehr hegen durfte, daß er ſie noch für Marien halten würde, ſondern ſie ganz nur wie ein Landmädchen behandelte, war ſie weit unbefangener geworden, und doch machte ihr ſeine Gegenwart warm genug. Sie war aber zu ſehr Weib, um nicht mit dem rechten Takt die Lage der Dinge zu benutzen und den Reiz ſeiner allmähligen Annäherung mit vollem Behagen zu genießen. Was ſie am meiſten entzückte, war die Vergleichung ihres gegenwärtigen Verhältniſſes mit dem, in welchem ſie zu Philipp Carude geſtanden war. Sie hatte ſich den Bräutigam, den ihr der Vater zuführte, gefallen laſſen, wie ein koſtbares Kleid, mit dem Lächeln der Zufriedenheit, woran aber das Herz keinen Theil hat. Sie war ganz ruhig dabei geblieben, ſie hatte den Carude gehen und kommen ſehen, wie einen Bruder oder Vetter, ohne innere Aufwallung, während jetzt in der Nähe des Geliebten alle ihre Nerven geſpannt waren und vor Freude zitterten.

„Weißt du auch, ſagte Verdier, was Sympathie iſt, ſchöne Louiſon?“

„Sympathie?“ antwortete ſie und ſah ihn lachend an. „Warum denn nicht?“

„Weißt du,“ fuhr er fort, „welche geheime Dinge in der menſchlichen Seele vorgehen? Sieh, ich habe einmal von dir geträumt und hatte dich im Traume ſo lieb, daß, als ich dich wachend wiederſah, mein ganzes Herz zu dir hingezogen wurde. Du trugſt in meinem Traume zwar nicht dasſelbe Kleid, welches du jetzt trägſt, aber du warſt es doch, denke nur, Louiſon, du ſahſt wie eine vornehme Dame aus, und blitzende Juwelen zierten deinen weißen Hals.“

Unwillkürlich erſchreckend blickte Marie an ſich ſelbſt hinunter, um nachzuſehen, ob ſie nicht aus Verſehen doch noch ihre Brillanten trüge. Aber ſich ſchnell beſinnend lachte ſie Verdier aus und ſagte: „Soll ich dir etwa deine Höflichkeit erwidern und dir erzählen, daß auch ich einmal geträumt habe von dir, als hätt’ ich dich geſehen in der Glorie eines Engels und mit Schwanenflügeln, wie den heiligen Raphael in unſerer Kirche?“

„Spotte nicht,“ ſagte Verdier, ohne zu ahnen, daß ſie wirklich gar nicht geſpottet hatte.

„Ja, ſpotten wir nicht,“ gab ihm Marie zurück und reichte ihm freundlich die Hand, „laſſen wir Traum Traum ſein. Bleiben wir in der Wirklichkeit und freuen uns ihrer, denn ſie iſt ja ſchön.“

Eben kam Mutter Lortet mit einem Bündel Gemüſe zurück und wunderte ſich, ihre Louiſon ſchon in ſo eifrigem Geſpräch mit dem Gärtner zu finden. Sie hatteſi chzwar nicht denken können, daß ſich nicht eine nähere Bekanntſchaft zwiſchen ihnen anſpinnen würde, aber für ihre Wünſche war es zu frühe. Sie erwiderte daher Verdiers höflichen Gruß nicht mit ſo vieler Zuthulichkeit, als er gern geſehen hätte und auch erwartet. hatte, da ſie ein armes Weib war und ſich nur hätte freuen ſollen, daß ſich ein Bewerber wie er bei ihrem Pflegekinde eingeſtellt hatte. Er ſtand daher auf und war ein wenig betreten. Da ihm jedoch die Alte kein weſentliches Hinderniß für ſeine Liebe werden zu können ſchien, ſagte er ihr ein paar freundliche Worte. Weil es ihm aber unmöglich war, nach einer ſo warmen Unterhaltung mit dem jungen Mädchen die kühlen Reden der Alten zu ertragen, empfahl er ſich bald.

Als er weggegangen war, ſagte Marie zur Amme, um ſie ein wenig zu beruhigen: „Denke nur, wir haben eine Viertelſtunde mit einander geplaudert, er hat mich immer dabei angeſehen und doch nicht wiedererkannt. Du ſiehſt alſo, Mütterchen, daß ich Wort gehalten habe. Nun ſei ihm aber auch nicht böſe, wenn er wiederkommt, und erlaube mir, noch mehr mit ihm zu plaudern.“

Mutter Manon ſchmollte doch ein wenig gegen ſie, denn es wollte ihr nicht in den Kopf, daß ſich Marie mit ihrer Liebe ſo ſehr erniedrigen ſolle. Sie brachte das immer wieder vor und erzürnte ſich, daß er ſogar in bloßen Aermeln neben ihr geſeſſen ſei.

„O liebe Mutter,“ erwiderte Marie, „er war auch nur in bloßen Aermeln, als er mich vom Tode rettete. Hätte ich ihn da auch fragen ſollen, warum er ſeinen Sonntagsrock nicht angezogen habe? und iſt er denn nicht brav?“

„Ja, das iſt er, man gibt ihm überall ein gutes Lob. Und das muß ich auch an ihm gelten laſſen, daß er ſeine alte Mutter ſo in Ehren hält.“

„Nun denn, und iſt er nicht auch hübſch, Mutter Manon? mit einem Wort, er gefällt mir, und ich wünſche mir keinen andern zum Mann.“

XII.

Der Sonntag.

Marie verlor von dieſem Tage an ihre Heiterkeit nicht mehr und ſang fröhlich in und außer dem Hauſe um die Wette mit den Vögeln, die ihre Neſter theils zutraulich an das kleine Haus angeklebt, theils auf den Wipfeln und in dem dichten Laub der umſtehenden Bäume verborgen hatten. Es war die Zeit der längſten und ſchönſten Tage und bei Marien innen und außen hoher Sommer. Die Amme bemerkte mit Lächeln, daß Louiſon damals außerordentlich wirthſchaftlich wurde, im Hauſe alles allein thun wollte und ſich auch in den Häuſern ihrer jungen Freundinnen umſah und überall zu lernen ſuchte, was einer künftigen Hausfrau auf dem Lande nützlich ſein möchte.

Am nächſten Sonntag, als Marie mit der Amme ſittſam zur Kirche ging, traf ſie unterwegs mit Verdier zuſammen, der ſie für den Abend um einen Tanz bat, denn an den Sonntagabenden pflegte ſich das ganze Dorf auf einem freien Platze unter großen Bäumen zu verſammeln, wo die Jungen tanzten und die Alten zuſchauten, plauderten und tranken. Marie nahm die Einladung an und wurde Nachmittags zur rechten Zeit von ihrem Tänzer abgeholt. Sie trug bei dieſem Anlaß zum erſtenmal ihren neuen Sonntagsſtaat und war ſo reizend als möglich, ſo daß Verdier kaum das Auge von ihr abwenden konnte.

Als ſie auf dem Tanzplatz angekommen waren, fanden ſie daſelbſt ſchon Jeanetten, die ein wenig verwundert und verletzt ſchien, an des Gärtners Arm eine andere Tänzerin zu ſehen, da er früher am liebſten mit ihr getanzt hatte. Sie begrüßten einander jedoch mit dem herkömmlichen Wohlwollen.

Die ländliche Muſik begann ihre etwas einförmigen, aber eigenthümlich ſchönen Melodien, wie ſie dem Süden angehören, in deren unſcheinbarer Einfachheit doch ein geheimnißvoller Zauber die Seele beherrſcht und die Füße zum Tanze hinreißt. Marie kannte dieſe franzöſiſchen Tänze von Jugend auf, und auch Verdier war ein guter Tänzer, ſchlank und kräftig von Geſtalt. Im Takt von elaſtiſchem Wohlgefühl gehoben flogen ſie miteinander dahin in der vollſten Luſt der Jugend. Indem ſie ſich dabei mit den Geſichtern ſo nahe kamen und wieder entfernten und wieder näherten, fiel Verdier ein, unter welchen Mühen und Qualen er einſt in ähnlicher Weiſe mit Marie Desfontaines im Meere geſchwommen ſei, wie ſie ſich bald von ihm entfernt, bald wieder genähert habe. Indem nun jener ſchrecklichſte Abend ſeines Lebens wieder vor ſeiner Seele ſtand und er das liebliche Geſicht Mariens wieder vor ſich ſah, jetzt wie eine Roſe glühend, als wolle ſie ihm nun mit tauſend Freuden lohnen für das, was er damals für ſie gethan hatte, da vergaß er wieder ganz und gar, daß es nicht Marie, ſondern Louiſon war, die er in den Armen hielt, und flüſterte ihr wie im Irrſinn zu: „Marie.“ Sie erſchrack, weil ſie im erſten Augenblick fürchtete, er habe ſie wirklich erkannt. Dann aber ſtellte ſie ſich böſe und ſchalt ihn aus, daß er ſie mit einem falſchen Namen genannt habe.

Verdier kam in Verlegenheit, folgte der Erzürnten nach und ſuchte ſie zu beruhigen.

„Ich ſehe nun wohl,“ ſagte Louiſon, „daß du eine andere im Herzen trägſt, während du mir Artigkeiten ſagſt.“

„O Louiſon“, erwiderte Verdier mit gepreßter Stimme, „wenn du wüßteſt! ſo höre mich doch. Es iſt wahr, ich habe eine andere geliebt, aber ich habe ſie längſt nicht mehr geſehen und ſie war nicht für mich geboren. Auch liebte ich ſie nur, weil ſie dir ähnlich war, weil ſie mich zum erſtenmal ahnen ließ, welches Glück ich in deiner Nähe finden würde.“

Marie mußte über die artige Wendung lachen, mit der er ſeinen Fehler zu verbeſſern ſuchte, und ſchämte ſich zugleich ein wenig; denn ihrem guten Herzen war es peinlich, ihn in einer Verlegenheit zu ſehen, die doch nur ſie verſchuldet hatte. Wie gerne hätte ſie in dieſem Augenblick ihm eingeſtanden, daß nur ſie im Unrecht und er im Rechte ſei, und ihn wegen des Betrugs, den ſie ihm ſpielte, um Verzeihung gebeten; allein die große Sorge, er werde, wenn er die Wahrheit erführe, ſie aus Stolz plötzlich wieder meiden, und ſich ihr, weil er ſie nun wieder reich und vornehm wüßte, nicht wieder aufdringen wollen, hielt ſie zurück. Damit wäre alle ihre Freude zerſtört geweſen. In der Ueberzeugung, daß ſie nichts Unrechtes thue, wenn ſie in der guten Abſicht, ihn in der Zukunft um ſo glücklicher zu machen, ihn auch jetzt noch mit einer kleinen Täuſchung hinhielte, ſetzte ſie dieſelbe fort, ſagte ihm aber mit überfließendem Herzen:

„Ich weiß nicht, ob du eine andere mehr liebſt als mich, Verdier; aber wenn es ſo wäre, will ich dich damit ſtrafen, daß ich doch keinem andern vor dir den Vorzug gebe, weder beim Tanz, noch ſonſt.“

Er merkte nicht, wie wenig ihr dieſe Großmuth koſtete, da ſie wohl wußte, ihre eingebildete Nebenbuhlerin werde ihr bei ihm keinen Eintrag thun. Er erkannte aber in ihrer guthmüthigen Aeußerung ihr ganzes Wohlwollen und war ſo entzückt darüber, daß ihm Thränen in die Augen traten. Sie ermahnte ihn jedoch, kein Aufſehen zu erregen und zum Tanzplatze zurückzukehren, von dem ſie ſich im Reden entfernt hatten.

„Wie liebenswürdig biſt du," rief er aus, indem er ihr die Hand drückte und aufs Neue mit ihr tanzte, als ob nichts vorgefallen wäre.

Nur Jeanette hatte ein ſcharfes Auge auf ſie gerichtet und ſich ſchon gefreut, Verdier und Louiſon ſeien ernſthaft in Streit gerathen. Sie war deshalb nicht zufrieden, als ſie beide Hand in Hand zurückkehren und ſo vergnügt wie vorher tanzen ſah. Marie, wie denn die Mädchen in ſolchen Dingen immer beſſer ſehen als die Männer, machte ihren Tänzer auf ſie aufmerkſam und fühlte ſich ſo wenig von Eiferſucht gequält und in ihrem Glücke ſo muthwillig, daß ſie ſelbſt es war, die Verdier ermahnte, Jeanetten nicht zu vernachläßigen, ſondern auch ſie wieder zum Tanze aufzufordern, weil dies das beſte Mittel ſei, alle neidiſchen Nachreden abzulenken. Er wollte ihr anfangs nicht folgen aus Furcht, eine Untreue an ihr zu begehen; da ſie es aber ernſtlich verlangte, näherte er ſich Jeanetten, und Marie erreichte ihre Abſicht vollſtändig; denn obwohl die beleidigte Schöne ſich anfangs ein wenig ſpröde ſtellte, ſo nahm ſie doch bald die Hand des ſchönen Gärtners an und trat triumphirend, wie am vorigen Sonntag, mit ihm an die Reihe, während Marie mit einem andern tanzte, der Verdier nicht gefährlich war. Später am Abend hielt ſich jedoch Verdier wieder zu Louiſon und führte ſie nach Hauſe. Sie waren beide ſo ſehr miteinander zufrieden, daß ſie wie glückliche Kinder zuſammen ſchwatzten.

XIII.

Im Garten.

Von dieſer Zeit an ſahen ſich die Liebenden beinahe täglich, wenn auch zuweilen nur auf kurze Augenblicke. Verdier ſehnte ſich darnach, Louiſon einmal ſeine ſchönen Gartenanlagen zeigen zu können, aber ſie durfte nicht allein mit ihm dort geſehen werden. Er ſchaffte nun Rath, indem er ſeiner Mutter die zärtlichen Gefühle, die er für Louiſon hegte, eingeſtand und dadurch eine erſte Annäherung zwiſchen der Mutter und der künftigen Schwiegertochter herbeiführte. Die Mutter war anfangs überraſcht, hegte jedoch ein unbedingtes Vertrauen zu ihrem Sohne und konnte ſich nicht denken, daß er eine üble Wahl werde getroffen haben. Sie hatte Louiſon bisher nur ſelten geſehen und ohne ihr eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. Jetzt erſt erkundigte ſie ſich genau nach ihr und war erfreut, nur Gutes von ihr zu hören. Endlich ließ ſie ſich dieſelbe auch einmal bei einer guten Gelegenheit vorſtellen, und die demüthige Art, wie ſich Louiſon gegen die Mutter ihres Freundes benahm, gefiel der einfachen alten Frau viel beſſer, als die Hoffahrt der ſchönen und reichen Jeanette, die einigermaßen auf ſie heruntergeblickt hatte. Louiſon gewann das Herz der alten Mutter, die aber, weil ſie ſelbſt die Noth des Lebens kennen gelernt hatte, ihrem Sohn eine reichere Frau wünſchte und deshalb ſeiner Neigung zu einem armen Mädchen immer noch viele Bedenken entgegenſetzte.

Um das Mädchen noch näher unter Augen zu haben und ſich von ihrer Gemüthsart und von ihrem

Fleiße zu überzeugen, lud ſie dieſelbe ein, ihr zuweilen in ihrer Wirthſchaft zu helfen, und da die kleine Wirthſchaft der Mutter Manon zu beſorgen nicht viel Aufwand forderte, blieb Louiſon immer noch Zeit übrig, ſich der Mutter Verdier zu widmen.

Als aber die Sache nun ſo gut eingeleitet war, konnte Verdier ſeiner Geliebten endlich auch mit Muße den Garten zeigen, den er ſo ſehr lieb hatte und auf den er auch ein wenig eitel war, denn vieles darin war ſeine neue Schöpfung. Marie fand den Garten zwar nicht ſo reich, wie den ihrer Eltern auf der Inſel Martinique mit ſeiner Fülle tropiſcher Gewächſe; aber für einen herrſchaftlichen Garten im gemäßigten Klima war er reizend genug, und indem er das alterthümliche Schloß von maleriſcher Schönheit von beinahe drei Seiten umgab und ſich terraſſenförmig daran anlehnte, bot er zugleich eine weite Ausſicht über Gebirg und Thal. Der Fronte des Schloſſes gegenüber ſtieg die Säule eines Springbrunnens fröhlich plätſchernd empor und löſte ihren hohen Strahl immerwährend in ſilbernen Perlen auf. Das alles machte ſich hübſch, und auf Meilen in der Runde war dieſer Fleck Erde der angenehmſte, der angenehmſte zum Verweilen.

Der Gärtner zeigte ſeiner Geliebten alle ſeine ſchönen Blumen, indem ſie, leicht geſchürzt, ihm beim Gießen derſelben behülflich war, denn die Sonne brütete heiß über der Gegend. Er zeigte ihr auch ein dunkles Bosquet von Myrthen, von dem ſeine Braut einſt ihren Kranz flechten ſollte. Louiſon ließ die duftenden Zweige durch ihre Finger gleiten und lächelte ihn an.

„Wie glücklich könnten wir hier zuſammenleben,“ ſagte Verdier, „wenn du meine Frau werden wollteſt.“

„Gemach, lieber Freund,“ antwortete ſie. „Erinnere dich an das, was wir miteinander verabredet haben, als du zum erſten Male bei mir auf der Bank ſaßeſt.

Du kennſt mich erſt gar eine kurze Zeit und denkſt immer noch zu gut von mir. Wenn du nun meine Fehler entdeckteſt, würde es dich reuen, dir Verpflichtungen gegen mich aufgelegt zu haben.“

„Du treibſt deinen Scherz mit mir,“ bemerkte Verdier ein wenig verdüſtert.

„Gewiß nicht,“ antwortete ſie. „Nein, Verdier, es iſt mein voller Ernſt. Ich ſchlage dir ja nichts ab. Da haſt du meine Hand, ich will niemals einen andern lieben als dich und werde mich auch nicht weigern, deine Frau zu werden, ja ich wünſche es vielleicht mehr als du ſelbſt. Aber weil ich ein armes Mädchen bin, mußt du dich ſchon deiner guten Mutter wegen nicht übereilen. Ich weiß wohl, was ihr Herz beſchwert. Laß ſie erſt volles Vertrauen faſſen. Und dann iſt es auch der Leute wegen, ſie ſollen nicht ſagen, daß du vorſichtiger in der Wahl hätteſt ſein ſollen.“

Verdier fand, daß ſie nur allzu gewiſſenhaft ſei und konnte ſeine Ungeduld, das ſchöne Mädchen ganz ſein nennen zu dürfen, kaum bewältigen.

Aber Louiſon wußte wohl, was ſie that, indem ſie ihm Zurückhaltung auferlegte. Sie theilte ſeine Gefühle und ſeine Hoffnungen, ſie wünſchte ſich kein beſſeres Glück, als an ſeiner Seite in dieſem ſchönen Garten leben zu können, ſie bildete ſich in der That nichts Höheres mehr ein, als daß er ſie als armes Mädchen heirathen werde, und dachte gar nicht mehr daran, daß ſie jadoch in die Lage kommen könnte, Anſprüche auf ihr eigenes reiches Erbe zu machen, welches ſie in den Händen ihrer Vettern in Bordeaux wußte und daher für immer verloren gab. Ja ſie fürchtete von dieſer Seite her einmal in ihrem Glück geſtört zu werden, und mußte, wenn ſie daran dachte, plötzlich weinen. Sie hätte daher am liebſten in Verdiers

Wunſch eingewilligt und ihn ſobald als möglich geheirathet, weil man ſie als ſeine Gattin doch nicht mehr von ſeiner Seite würde haben reißen können; aber ſie fühlte ſich in ihrem Gewiſſen verbunden, keinen entſcheidenden Schritt zu thun, bis ihre Gouvernante angekommen ſei oder ihr wenigſtens ſchriftlich ihren mütterlichen Rath ertheilt haben würde. Dieſes letzte zarte und heilige Band, welches ſie an ihre Heimath knüpfte, wollte ſie nicht eigenmächtig zerreißen.

Sie ſah es daher einigermaßen für ein Glück an, daß von Seiten Verdiers ſelbſt eine Eheverzögerung eintrat. Man erfuhr nämlich, der Beſitzer des Schloſſes von Perouſe ſei in Paris mit Hinterlaſſung vieler Schulden plötzlich geſtorben und das Schloß mit allen dazu gehörigen Gütern ſollte verkauft werden. Damit war Verdiers Dienſtverhältniß aufgelöst. Er wußte nicht, ob der künftige Beſitzer ihn beibehalten oder ob er einen anderweitigen Dienſt erſt würde ſuchen müſſen und konnte unter dieſen Umſtänden nicht ſo ſchnell Hochzeit machen, als er gewünſcht hätte.

Beinahe zu gleicher Zeit kam damals ein Brief an die Amme an, in welchem Madame Loranthe von Martinique aus ſchrieb, daß ſie die Inſel bald verlaſſen und nach Frankreich zurückkehren werde, da Mariens Oheim in Bordeaux als ihr Vormund bereits alle Güter ihres Vaters übernommen und ſie ſelbſt dort nichts mehr zu thun habe. Sie wußte nämlich, als ſie den Brief ſchrieb, noch nicht, was unterdeß in Bordeaux geſchehen war und daß der Agent des Vormunds die Verwaltung des Erbes bald in die Hände des Gouvernements würde niederlegen müſſen. Durch Mariens Brief von deren Aufenthaltsort unterrichtet, verſprach ſie derſelben, ſie wolle gleich nach ihrer Landung in Europa zu ihr eilen, und beſchwor ſie, unterdeß keinen voreiligen Schritt zu thun.

Die Amme fühlte ſich in ihrem Gewiſſen merklich erleichtert, da ſie nun wußte, Madame Loranthe werde anſtatt ihrer alle Sorge und Verantwortung wegen Marien übernehmen.

Marie ſelbſt war beruhigt. Von ihrer bewährten Freundin hoffte ſie den beſten Rath und zweifelte nicht, ſie werde, wenn ſie erſt Verdier ſehe, ihre Wahl billigen und mit ihr darin übereinſtimmen, daß ſie dem Retter ihres Lebens nicht geringer lohnen könne, als mit ihrer Perſon. Sie hoffte, Madame Loranthe werde bei ihr bleiben. Dieſelbe mußte immerhin ein kleines erſpartes Vermögen mitbringen, und Marie ſelbſt beſaß ja noch ihre werthvollen Brillanten, welche hinreichten, Verdiers künftige Lage angenehm zu machen, was er auch weiter beginnen würde. Obgleich nun der Herbſt gekommen war mit kühlen Regentagen, die Berge voll Nebel hingen, das Laub von den Bäumen fiel und man das erſte Holz in den Kamin trug, ſo reichte doch ein Blick, ein Händedruck Verdiers hin, um ihren Augen das Land wieder in ein Paradies voll Blüthen zu verwandeln.

Er hatte nicht ſo guten Muth wie ſie, denn daß die Erfüllung ſeines liebſten Wunſches ins Ungewiſſe hinaus verzögert werden ſollte, verdroß und ſchmerzte ihn. Seine Mutter tröſtete ihn indeſſen wenigſtens dadurch, daß ſie gegen Louiſon zärtlicher war als jemals und ihr offen ſagte, ſie würde ſie gern zur Schwiegertochter annehmen. Marie warf ſich der Mutter ihres Geliebten mit Freuden in die Arme und verſicherte ſie, daß ſie ihr ſtets eine gute Tochter bleiben werde.

Aber das alles konnte Verdier ſelbſt noch nicht beruhigen. Als im Spätherbſt wieder warme und ſonnenhelle Tage kamen, ſaß er einſt mit Louiſon unter dem alten rieſengroßen Kaſtanienbaume, welcher wie ein

Eckthurm am Ende der Gartenterraſſe ſtand und von wo man die günſtigſte Ausſicht auf Schloß und Garten in die ganze Umgegend hatte.

„O meine Louiſon," rief er aus und ſeufzte. „Wenn ich dich ſo vor mir ſehe und dieſen ſchönen Garten, dem ich nächſt dir und meiner Mutter am meiſten Liebe zugewendet habe, ſo weiß ich euch in meiner Seele gar nicht wieder voneinander zu trennen. Hier mit dir mein ganzes Leben zuzubringen, war mein innigſter Wunſch, den ich nun wohl werde aufgeben müſſen, denn im erſten Frühjahr wird das Schloß verkauft, und neue Herren bringen neue Leute mit."

Louiſon umfaßte ihn und ſagte: „Wenn wir uns nur ſelbſt behalten, du und ich, ſo können wir überall glücklich ſein.

„Ja gewiß," ſagte Verdier. „Aber ich möchte mich doch nicht gern von meinen Blumen trennen, die ich wie meine Kinder liebe, weil ich ſie gepflanzt habe." Und dann betrachte dieſe ganze reizende Umgebung. Ich bin ſo gewohnt, dein Bild in dieſem Rahmen zu ſehen, daß du mir nicht zürnen darfſt, wenn ich auch den Rahmen liebe und von dem Bilde nicht gerne getrennt ſehen möchte."

XIV.

Der Pfarrer.

Mittlerweile war das zärtliche Verhältniß zwiſchen Verdier und Louiſon ruchbar geworden. Das ganze Dorf redete davon als von einer Neuigkeit, und es war nicht jedermann damit zufrieden; denn außer der ſchönen Jeanette hatten ſich auch andere Mädchen auf Verdiers Hand Hoffnung gemacht, und außer Robin hatten auch andere junge Männer die arme Louiſon liebenswürdig gefunden. Man redete alſo hin und her über das neue Pärchen und kam auf die Bemerkung, daß man von Louiſons Herkunft eigentlich gar nichts wiſſe. Sie galt als eine Waiſe, aber ſie konnte ebenſo gut ein Findelkind oder desgleichen ſein, das die Amme nur gegen Vergütung aus fremder Hand übernommen habe. Man wollte beobachtet haben, ſeit Louiſon in der alten Lortet Haus gekommen, ſehe es darin blanker und wohlhabender aus.

Dieſes Geſchwätz blieb dem Pfarrer von Perouſe nicht verborgen. Ein ſchon bejahrter, lebenserfahrener und rechtſchaffener Mann, wollte er die arme Louiſon, deren beſcheidenes Weſen ihm gefallen hatte, vor übler Nachrede ſicher ſtellen. Er ließ daher die Amme zu ſich kommen und erkundigte ſich bei ihr nach den Eltern des Mädchens. Sie kam in Verlegenheit und ſuchte nach Ausflüchten; als er ihr aber begreiflich machte, daß er das junge Paar nicht würde trauen können, wenn er den Taufſchein der Braut nicht geſehen habe, fing die Alte an zu weinen und beichtete ihm. Was er nun hörte, erregte ſeine Verwunderung. Er befahl der Alten, ihm Marien ſelbſt zu ſchicken, ſicherte ihr aber tiefſte Verſchwiegenheit zu.

Da ſich Marie im Herzen keiner Schuld bewußt war und zu dem ehrwürdigen Pfarrer Vertrauen hegte, leiſtete ſie ſeiner Aufforderung willig Folge und trat mit kindlicher Ergebenheit über ſeine Schwelle. Er aber behandelte ſie nicht mehr wie ein Landmädchen, ſondern wie eine Dame, indem er ſie bat, ſich zu ſetzen, und ihr ſagte, wie ſehr ihn ihr trauriges Schickſal gerührt habe. Er mißbilligte auch nicht, daß ſie ſich einen Gatten aus niederem Stande ausgewählt habe, weil ſie demſelben den größten Dank ſchuldig, und weil er ſelbſt von ſo biederem Charakter wäre. Allein als treuer Diener der Kirche könne er ſie nicht unter fremdem Namen trauen, noch dulden, daß ſie mit einer Unwahrheit an den Altar trete. Auch ſei es zu leichtſinnig von ihr, ein reiches Erbe aus bloßer Furcht vor einem Vormund aufzugeben. Er könne es wohl entſchuldigen, daß ſie, ſo jung und von Liebe erfüllt, wie ſie ſei, das Nützliche nicht anſchlage. Aber was uns der Eltern Segen hinterlaſſe, dürfe man nicht aufgeben, vielmehr ſei ſie die Erhaltung desſelben ihrem Gatten und ihren künftigen Kindern ſchuldig.

Marie entgegnete ihm erröthend, daß ſie Verdier ihre Herkunft zu verſchweigen dringend Urſache gehabt habe, weil ſie gefürchtet habe, ihn verlieren zu müſſen, wenn er erführe, ſie ſei nicht blos ein armes Landmädchen.

Der Pfarrer lächelte, aber es freute ihn zu erfahren, wie ehrenhaft Verdier denken müſſe, daß ſeine Geliebte ſo große Furcht vor ſeinem Stolze hege.

Wohlan, meine Tochter, tröſtete er ſie, wir wollen deine Angelegenheit mit etwas mehr Vorſicht und etwas praktiſcher behandeln, als du ſie bisher behandelt haſt, da du allein ſtandeſt und dir nicht recht zu helfen wußteſt. Vor allen Dingen müſſen wir erkunden, was aus deinem Erbe geworden iſt. Ich werde unter der Hand in Bordeaux durch gute Freunde darnach forſchen laſſen, was dich nicht in Verlegenheit bringen ſoll, da ich geheim genug verfahren werde.

Marie dankte ihm wie einem Vater und küßte ihm gerührt die welke Hand, die ſo oft arme Menſchen geſegnet hatte.

Ehe noch der Pfarrer Antwort aus Bordeaux erhalten hatte, kam wieder ein Brief der Frau Loranthe an, aus dem nächſten Städtchen geſchrieben, wo ſie nach ihrer Rückkehr nach Europa endlich angekommen, aber vorſichtig zurückgeblieben war, um alles unnöthige Aufſehen, welches ihre Ankunft in Perouſe wahrſcheinlich veranlaßt haben würde, zu vermeiden. Sie meldete in dem Briefe nur kurz, daß ſie glücklich über die See gekommen ſei und gute Nachrichten mitbringe; Marie und die Amme ſollten nur gleich zu ihr kommen.

Marie war vor Freuden außer ſich, allein ihre Entfernung, auch nur auf einen Tag, hätte bei Verdier Verdacht erregt. Sie ſprach deswegen mit dem Pfarrer, welcher den Frauen ein gutes Mittel an die Hand gab, wie ſie die Gouvernante bequem, ungeſtört und ſogar auf längere Zeit ſehen und ſprechen könnten, ohne daß es auffiele. Sie ſollte ſich nämlich nach dem Schloſſe von Perouſe erkundigen, als ob ſie beauftragt wäre, dasſelbe zu kaufen. Man würde ihr dann ein Zimmer im Schloß einräumen und ſie könne immerhin einige Zeit hier verweilen.

Dieſer Vorſchlag wurde dankbar angenommen, und der alte Pfarrer fuhr allein nach dem Städtchen, nur durch ein kurzes Billet Mariens legitimirt. Die Gouvernante war nicht wenig überraſcht, ſtatt Marien und der Amme den alten geiſtlichen Herrn eintreten zu ſehen, ſagte ihm aber den beſten Dank, nachdem er ſie von allem in Kenntniß geſetzt hatte, was ſie wiſſen mußte. Sie ſelbſt überraſchte ihn mit der Nachricht, die ſie aus Bordeaux mitbrachte, daß Mariens Erbe ſich nicht mehr in den Händen ihres Oheims befinde. Dieſe Nachricht wurde dem Pfarrer einige Tage nachher aus Bordeaux beſtätigt.

Er fuhr unverzüglich mit der Gouvernante zurück und ließ ſie im Pfarrhauſe abſteigen, wohin Marie und die Amme beſchieden wurden, während er zugleich den Kaſtellan des Schloſſes erſuchen ließ, den Kamin eines ſchönen Zimmers für einen Gaſt zu heizen.

Marie und die Gouvernante weinten vor Rührung und Freude, als ſie nach langer Trennung zum erſten Mal einander in die Arme ſanken. Frau Loranthe hatte ſich wenig verändert, war aber höchlich erſtaunt über das blühende und rüſtige Ausſehen Mariens, die gar nicht mehr ſo zart und bleich wie ehedem war und deren Teint und Taille bewies, daß ſie ein rechtes Bauernmädchen geworden war.

Die ſchmerzliche Erinnerung, die das erſte Wiederſehen in beiden Freundinnen erweckte, wurde glücklicherweiſe zurückgedrängt durch die guten Nachrichten, welche die Loranthe mitbrachte. Marie vernahm mit holder Freude, daß ſie von ihren Verwandten nichts mehr zu fürchten habe, und daß der Wunſch des Pfarrers, ſie möchte nicht um ihr Erbe gebracht werden, ſchon in Erfüllung gegangen ſei. Allein es blieben ihr immer noch ſchwere Sorgen übrig. Wird die Staatsgewalt ihr, der Unmündigen, auch die freie Wahl des Gatten überlaſſen? Wird man der reichen Erbin erlauben, den armen Verdier zu heirathen? Und wie ſollte Verdier von dem Betruge, der ihm bisher geſpielt worden war, unterrichtet und ausgeſöhnt werden? Was ſollte Marie anfangen, um den Liebling ihrer Seele feſtzuhalten, wenn ihn ſein Stolz verleitete, ſie zu fliehen? Man hatte jedoch Zeit zu überlegen, und vor der Hand war für Marien nichts dringender, als ihre treue Gouvernante mit dem Gärtner bekannt werden zu laſſen. Das fügte ſich leicht, da die Loranthe ſich den Garten zeigen laſſen mußte. Verdier gefiel ihr wohl, ſie redete lange mit ihm und ſagte nachher zu Marien, indem ſie das freudig bewegte Mädchen küßte: Gute Marie, als du mir von deinem Davonlaufen ſchriebſt, zitterte ich für dich. Nun denn, du haſt mit wenig Verſtand gehandelt, aber dein Herz hat dich gut geführt.

Nachdem nun auch die Gouvernante nichts mehr gegen Verdier einzuwenden hatte, kamen die geheimen Berathungen im Schloſſe bald zu einem gedeihlichen Ende. Die Gouvernante ſelbſt war es, die den ſinnreichen Plan ausdachte, ſo daß Marie vor Vergnügen in die Hände klopfte, als ſie denſelben anhörte und der Rathgeberin dankbar um den Hals fiel. Auch dem Pfarrer ſchien Frau Loranthe das Richtige getroffen zu haben, weshalb er zur Ausführung des Planes ſeine Hülfe anbot. Und dieſe war von großem Werthe, denn er empfahl dieſe ganze Angelegenheit ſeinem Biſchofe und legte ſowohl für Marien als für ihren Verlobten das beſte Zeugniß ab. Während er auf dieſe Weiſe ſich an die geiſtliche Behörde wandte, reiſte Frau Loranthe alsbald wieder ab, um, von Marien dazu bevollmächtigt, ſich mit den weltlichen Behörden zu benehmen.

Der eigenthümliche und intereſſante Fall erregte in den entſcheidenden Kreiſen Theilnahme. Man war von Seiten der Staatsbehörden, wie von Seiten des Biſchofs gerne geneigt, dem Wunſche der jungen Erbin entgegenzukommen. Nur ein formelles Hinderniß ließ ſich ſchwer beſeitigen. Sie ſollte und mußte ſich nämlich in

Perſon ſtellen, um die von ihr gewünſchten Vollmachten in Empfang zu nehmen. Marie wußte nicht, was ſie thun ſollte. Heimlich fortgehen, ohne vorher Verdier von allem zu unterrichten, ſchien ihr ebenſo unrecht, als es ihr andrerſeits bedenklich war, den ſchönen Plan, mit deſſen Ausführung ſie Verdier auf's angenehmſte überraſchen wollte, voreilig zu verrathen. Der Pfarrer aber rieth ihr, immerhin die kleine Reiſe zu unternehmen, und wurde ſelbſt ihr Begleiter.

XV.

Der Verlaſſene.

Von allem, was bisher vorgegangen war, hatte Verdier keine Ahnung. Man kann ſich alſo denken, wie überraſcht und beſtürzt er war, als er Louiſon am Tage nach ihrer heimlichen Abreiſe beſuchen wollte und nicht mehr fand. Sie hatte nur einen Brief für ihn zurückgelaſſen, den ihm die Amme übergab. Darin bat ſie ihn, von ihrer Abweſenheit nichts Uebles zu denken, da ſie ſich nur in guter Abſicht und in Geſellſchaft des Pfarrers auf kurze Zeit entfernt habe in einer ihm ſelbſt nützlichen Angelegenheit, von der ſie ihn jedoch erſt unterrichten könne, wenn ſie zurückgekehrt ſein werde. Sie verſicherte ihn dabei ihrer ewigen Liebe und Treue und hoffte ihn bald geſund und fröhlich wiederzuſehen.

Verdier war bei Leſung dieſer ganz verſtändig und wohlwollend geſchriebenen Zeilen doch wie vom Schlage gerührt. Daß hinter dem einfachen Mädchen ein Geheimniß ſtecken ſolle, wollte ihm nicht in den Kopf. An etwas Unlauteres dachte er zwar nicht, dafür waren ihm Louiſons unſchuldige Augen ſo gut Bürge, wie die Begleitung des Pfarrers. Aber daß etwas hinter ſeinem Rücken vorgegangen war, und daß Louiſon gegen ihn, der ihr doch am nächſten ſtand, etwas verſchwiegen hatte, lag am Tage, und das kränkte ihn nicht nur, ſondern es erzürnte ihn. Er ſtellte die Amme zur Rede, die ihn aber verſicherte, ſie wiſſe nichts mehr, als in dem Briefe ſtünde. Louiſon ſei mit dem Pfarrer weggefahren, von ihm ſei alles ausgegangen, von ihm werde er nach ſeiner Zurückkunft alles erfahren. Louiſon werde nicht lange ausbleiben, und damit ſolle er ſich beruhigen. Aber wer ſich nicht beruhigen ließ, war Verdier.

Die Leute im Dorfe ſteckten die Köpfe zuſammen, und die alten fabelhaften Gerüchte von Louiſons Herkunft tauchten auf's neue und in rieſenhaften Vergrößerungen auf. Man ſcheute ſich nicht, ihre Ehre anzutaſten, und es gab Perſonen, die es recht darauf anlegten, ſich jetzt an Verdier zu reiben, ſein Mißtrauen zu verſtärken und ihn ſo raſend als möglich zu machen. Wenn er Louiſon nicht ſo ſehr geliebt hätte, würde er einen raſchen Entſchluß gefaßt haben, aber ſeine ruhiger urtheilende Mutter redete ihm zu, ſeinen verletzten Stolz nicht blicken zu laſſen und die Entwicklung der Dinge abzuwarten.

Eine wohlthätige Zerſtreuung für ihn war in dieſer ſchweren Zeit der Zudrang von Fremden auf das Schloß; denn der Tag, an welchem dasſelbe öffentlich verſteigert werden ſollte, nahte heran, und die Kaufluſtigen oder ihre Agenten, die alles vorher in

Augenſchein nehmen wollten, kamen in nicht geringer Anzahl herbei, weil die Schönheit und herrliche Lage des Schloſſes viele Liebhaber anlockte. Es war Ende Februar, das Wetter gut, die Wege waren nach langer Näſſe wieder trocken geworden: Ueberall ſpürte man die Nähe des Frühlings und ſchwollen ſchon die Knospen an den Geſträuchen, die zuerſt im Jahre blühen. Indem der Gärtner vollauf zu thun hatte, den Fremden alle Einrichtungen des Gartens zu zeigen, behielt er den Tag über kaum Zeit, ſeinem Schmerze nachzudenken. Deſto ſorgenvoller aber waren ſeine Nächte.

Am letzten Tage vor der großen Auction war immer noch keine Nachricht von Louiſon angelangt, und Verdiers Unruhe ſtieg auf's höchſte. Er mußte an dieſem Tage die ſchönſten Blumen, die er unter Glasfenſtern gezogen hatte, abſchneiden und zu Bouquets und Kränzen zuſammenbinden laſſen, welche morgen, wenn die Auction vorüber ſein werde, dem neuen Herrn des Schloſſes überreicht werden ſollten. Wie gern hätte er ſich bei dieſem Geſchäft von Louiſon helfen laſſen, welche viel Geſchick in der Anordnung von Blumen beſaß. Aber er vermißte ſie in andern Beziehungen noch viel mehr und konnte nur ſeufzend an ſie denken.

Als es Abend geworden war, ſetzte er ſich einſam unter den alten Kaſtanienbaum und blickte ſehnſüchtig in die Ferne hinaus, aus der Louiſon immer noch nicht zurückgekehrt war, oder, wie er je länger je mehr fürchtete, vielleicht nie wiederkommen oder nur wiederkommen würde, um ihm ein Geheimniß zu enthüllen welches ſie für immer von ihm trennen würde. Wie ihm früher Marie entrückt worden war, ſo ſah er jetzt wieder Louiſon ſich entrückt, und ſeine Angſt und Sehnſucht vermiſchte die Bilder von Beiden, ohne daß ihn auch nur eine Ahnung auf die Spur der Wahrheit geführt hätte. Wenn ſeine trüben Augen in der Ferne nichts erſpähen konnten und er ſie abwandte, fiel ſein Blick auf das prächtige Schloß und den Garten und trübte ſich nur noch mehr, denn dieſes ſchöne Beſitzthum ſollte morgen ſchon einen neuen Herrn erhalten.

Es wurde dunkel, und Verdier ging heim. Seine Mutter, als ſie ihn ſo verſtimmt ſah, raffte alle ihre mütterliche Liebe zuſammen, um ihn zu tröſten. Aber die Sorgen eines verliebten Herzens kann keine Mutter heilen. Es war ihm lange nicht möglich einzuſchlafen, denn er malte ſich die ſchwärzeſten Bilder aus von dem, was kommen könnte, von Erzürnungen, die er nicht würde unterdrücken, und Demüthigungen, denen er nicht würde entgehen können. So ſehr wird auch der bewährteſte Mannesmuth durch Ungewißheit und Zweifel gebrochen.

XVI.

Erklärungen.

Am andern Morgen hatte ſich Verdier eben feſtlich angekleidet, um der großen Auktion beizuwohnen, als es ſanft an ſeine Thüre klopfte und Louiſon, blühend und heiter wie immer, hereintrat und ihn küßte, ehe er ſich beſinnen konnte. Dann küßte ſie auch die anweſende Mutter, verſprach ihr, daß ſie bald alles wiſſen ſollte, bat ſie aber, ſie jetzt auf einige Augenblicke mit Verdier allein zu laſſen.

Als nun die Mutter hinausgegangen war, faßte Louiſon Verdiers Hand, ſah ihm hell in die Augen und ſagte:

„Da haſt du mich wieder, Martin, ganz ſo, wie ich dich verlaſſen habe, mit nicht einem Fünkchen weniger Liebe und Treue, und du haſt unrecht gehabt, wenn du, wie mir die Mutter Manon ſagte, um meinetwegen arge Gedanken gehegt haſt.“

„Louiſon“, ſprach Verdier ernſt, „du biſt meine Braut geweſen und hätteſt kein Geheimniß vor mir haben ſollen. Ich halte mich von dir für hintergangen, was es auch ſein mag, was dich zu deiner plötzlichen Abreiſe trieb.“

Louiſon ſchlug die Augen nieder, hob ſie aber wieder zu ihm auf und ſagte: „Es iſt wohl etwas Wahres dran, daß ich dich hintergangen habe, mein Freund; aber ich fürchte doch nicht, daß du mir nicht vergeben ſollteſt, wenn du mich erſt angehört haben wirſt.“

„So rede denn“, rief er und ſetzte ihr mit einer befremdlichen Feierlichkeit, die ſeine innere Unzufriedenheit verrieth, einen Stuhl hin.

Louiſon aber ſetzte ſich nicht, ſondern fiel Verdier zu Füßen und umfaßte ſeine Kniee. „Vergieb mir, Martin,“ ſagte ſie mit einer ſo ſanften und rührenden Stimme, daß es ihm ins Herz drang: „vergib mir die einzige Sünde, die ich gegen dich begangen habe, weil ich ſie nur aus Liebe beging. Ich täuſchte dich, denn ich bin nicht Louiſon. Ich bin die, welche einſt ſo wie jetzt vor dir lag, als du ſie aus dem Meere zogeſt, und die dich innig bittet, ſie noch einmal zu dir empor zu ziehen.“

„Marie“, rief Verdier, „Marie!“ ſah ſie an, zog ſie raſch zu ſich empor, ſah ſie noch einmal an und ſank weinend in ihre Arme. Dann riß er ſich plötzlich wieder von ihr los und ſagte: „Nein, es iſt ja nicht möglich.“

„Und doch, Geliebter“, ſagte Marie, indem ſie ihm mit beiden Händen die Wangen ſtreichelte und ihn zwang, ſie zu küſſen, und doch iſt es ſo. „Ich bin Marie Desfontaines und keine andere. Wirſt du mir nun meine Verkleidung nicht verzeihen, da ich ohne ſie ja gar nicht in den Beſitz deiner Liebe hätte gelangen können?“

Sie erzählte ihm in der Kürze, was ihr in Bordeaux widerfahren und wie ſie nach Perouſe gekommen ſei. Er wußte ſich vor Erſtaunen kaum zu faſſen, denn das alles hatte er nie geahnt. „Böſer Engel“, rief er, „daß du mir ſo lange alles das verſchwiegen haſt. Du entzückſt mich bis in den Himmel, wenn ich denke, was du aus Liebe zu mir gewagt haſt — und marterſt mich doch auch wieder; denn wenn du jenes reiche Mädchen biſt und wenn du wider den Willen deiner Verwandten gehandelt haſt, kann keine Rede davon ſein, daß wir uns noch heirathen könnten, denn meine Ehre erlaubt nicht, ſie und die Geſetze zu betrügen. Du zerreißeſt alſo das Band zwiſchen uns, von dem du mich glauben machen willſt, daß es jetzt erſt eng geſchlungen ſei.“

„Es iſt leider wahr,“ antwortete ſie, „daß ich noch einen Vormund habe, der mir Einwendungen macht; aber wenn du mir hilfſt, ihn zu überreden, ſo werden wir gewiß noch glücklich miteinander ſein.“

Ehe ſie noch weiter reden konnte, trat der Pfarrer, der ſchon ein Weilchen unbemerkt in der Thüre geſtanden war, zu ihnen heran und bat Verdier, ſogleich mit ihm auf's Schloß zu gehen, da die Verſteigerung bereits beginne.

„Geh“, ſagte Marie, „ich folge dir. Wir haben nachher noch Zeit genug, um mehr miteinander zu reden.“

In unbeſchreiblicher Verwirrung folgte Verdier dem Pfarrer. Marie aber begrüßte Verdiers Mutter, verſicherte ſie, daß alles eine gute Wendung nehmen werde, und bat ſich ihre Begleitung auf das Schloß aus.

XVII.

Die Verſteigerung.

Im großen Saale des Schloſſes präſidirte der königliche Auktionator, dem der Maire des Orts und der Agent, den die Gläubiger des frühern Eigenthümers abgeordnet hatten, zur Seite ſaßen, einer zahlreichen Geſellſchaft von Kauf- und Schauluſtigen. Zuerſt wurden die Akten vorgeleſen, die ſich auf die Nothwendigkeit der Veräußerung bezogen, und ſodann ein langes Inventar aller zum Schloſſe von Perouſe gehörigen Gebäude, Grundſtücke u. ſ. w. Erſt nachdem dies alles vorausgegangen war, eröffnete der Auktionator mit gehobener und feierlicher Stimme die eigentliche Verſteigerung an den Meiſtbietenden, und mit geſpannter Erwartung hörte jeder an, welche Summen geboten wurden, und aller Augen wandten ſich derjenigen Perſon zu, welche wieder eine höhere Summe bot.

Die meiſte Aufmerkſamkeit aber zog eine Dame von mittlerem Alter und in einem einfachen weißen Kleide auf ſich, weil ſie alle anderen Kaufluſtigen überbot. Das war Madame Loranthe, welche ſich früher ſchon das Schloß als muthmaßliche Käuferin angeſehen hatte und daher den Angehörigen des Schloſſes ſchon bekannt war. Immer lebhafter wurde das Intereſſe, als immer weniger Käufer zu konkurriren fortfuhren und endlich die Dame mit ihrem höchſten Gebote von 300,000 Livres allein übrig blieb. Da ſich nun nach einer Pauſe, in welcher die tiefſte Stille herrſchte, kein weiterer Käufer meldete, wurde der Dame das Beſitzrecht zugeſprochen; aber der königliche Kommiſſär forderte ſie auf, ſich hinſichtlich ihres Namens und Standes und ihrer Mittel zu legitimiren.

Sie legte hierauf dem Kommiſſär einige Urkunden vor, welche derſelbe mit Aufmerkſamkeit las, worauf er mit lauter Stimme verkündete: der wahre Käufer, in deſſen Namen die hier anweſende, hinlänglich legitimirte Madame Loranthe das Schloß erſtanden hat, und dem es fortan rechtmäßig zugehören wird, heißt Martin Verdier.

Verdier, welcher mit wenig geſpannter Aufmerkſamkeit der Verhandlung angewohnt hatte, weil ſeine ganze Seele mit Marien beſchäftigt war, fuhr jetzt erſt wie aus einem Traume auf. Er hatte früher keine Ahnung von dem geheimen Einverſtändniß zwiſchen der fremden Dame und Marien gehabt. Jetzt aber ging ihm ein Licht über alles auf. Er erkannte die Großmuth ſeiner Geliebten; denn dieſer Kauf konnte nur ihr Werk ſein. Er wollte ihrer nun würdig ſein, und indem er ſich der zudringlichen Glückwünſche der Anweſenden erwehrte, welche höchlich überraſcht waren und noch mehr wiſſen wollten, bat er den Kommiſſär, die Urkunden leſen zu dürfen, blickte hinein und las:

Im Namen des Königs.

Auf Anſuchen der Marie, Tochter und Erbin des Etienne Desfontaines auf Martinique, und in Erwägung,

daß von der geſetzlichen Vormundſchaft über dieſelbe und von der Verwaltung ihres Vermögens die Agnaten durch Beſchluß des Gerichtshofs von Bordeaux definitiv ausgeſchloſſen worden ſind,

daß die Bittſtellerin ſelbſt zu Martin Verdier, Gärtner in Perouſe, allein Vertrauen hegt und ihn zum Vormunde wünſcht,

daß gedachter Verdier als ein rechtſchaffener Mann bekannt iſt,

daß ferner die Bittſtellerin gedachtem Verdier, auch wenn er die Vormundſchaft über ſie nicht annehmen wollte, aus ihrem Vermögen die Mittel zur Erwerbung des Schloſſes von Perouſe überläßt und ihm dasſelbe zum Geſchenk macht,

beſchließt das königliche Waiſengericht:

1.) Martin Verdier wird bevollmächtigt, die Vormundſchaft über Marie Desfontaines und die Verwaltung ihres Vermögens zu übernehmen.

2.) Derſelbe wird bevollmächtigt, Schloß und Gut von Perouſe als Eigenthümer zu beſitzen.

Nachdem Verdier aus dieſer Urkunde erkannt hatte, mit welcher Treue Marie an ihm hing, welcher Opfer ſie für ihn fähig geweſen und wie er ſie durch ſeinen falſchen Argwohn gekränkt hatte, raffte er ſich zuſammen und wollte alles wieder gut machen. Zuerſt erklärte er mit einer feierlichen Würde, daß er kraft der vorliegenden Papiere in der That nunmehr Herr des Schloſſes ſei, begrüßte als ſolcher ſeine bisherigen

Nachbarn und Freunde und drückte der Frau Loranthe dankbar und ſtillſchweigend die Hand. Man umdrängte ihn, man wollte mehr von ihm erfahren; aber er bat die Anweſenden um Geduld, verſprach, ihnen ſpäter vollen Aufſchluß zu geben, erſuchte ſie aber jetzt, da die Amtshandlung im Schloſſe nunmehr ihr Ende erreicht habe, den Saal zu verlaſſen. Nur den Auktionator und den Maire bat er noch zu verweilen, um ſich mit ihnen zu Marien zu begeben.

Nachdem aber der Saal ſich entleert hatte, öffnete ſich eine Seitenthür, und Marie ſelbſt trat mit dem Pfarrer, Verdiers Mutter und der alten Amme herein. Sie war nicht mehr als Louiſon ländlich gekleidet, ſondern zeigte ſich wieder als Marie in einem ſeidenen Feſtkleide und im blitzenden Schmuck ihrer Brillanten. Verdier eilte auf ſie zu und wollte zu ihren Füßen ſinken, aber ſie litt es nicht, ſondern bat ihn vor den Verſammelten zu erklären, ob er ihr Vormund werden wolle?

„Marie", rief er, „vergib mir mein Unrecht." Dann aber ſtand er feſt hin und ſagte: „Ja ich will es."

„Wohlan", fuhr Marie fort, „ſo iſt meine erſte Bitte, Herr Vormund, daß Ihr mir erlaubt, den Herrn des Schloſſes von Perouſe heirathen zu dürfen."

Jetzt konnte Verdier ſich nicht mehr halten, ſondern ſank vor ihr auf die Kniee, aber auch ſie kniete neben ihn, und der Pfarrer legte ſeine Hände auf ihre Häupter, um ſie zu ſegnen.

Die alte Frau Verdier weinte vor Freuden und wußte ſich in das unerwartete Glück ihres Sohnes kaum zu finden. Die Amme dankte Gott, daß alles ein ſo gutes Ende genommen habe, und ſah nun auch ihre alten Tage geſichert. Die Gouvernante ga-

Mariens dringenden Bitten nach, bei ihr zu bleiben, und ſorgte raſch und umſichtig, daß für den Haushalt des jungen Paares alles Erforderliche angeſchafft wurde. So kam es, daß ihre Hochzeit ſchon im Mai gefeiert werden konnte, und über einem ſchönern Frühlingstage als dieſem hat die Sonne nie wieder gelacht.

Der Wald von Chaumont.

I.

Der Marktgang.

Nicht viel weiter als drei Tagereiſen von Paris lebte im ſiebenzehnten Jahrhundert auf einem frei liegenden Hofe eine wohlhabende Pächterin, Mutter Lebois, mit ihrer Tochter Jolante. Ihr Mann und ihre andern Kinder waren geſtorben. Die Tochter fand nicht wenige Anbeter, weil ſie als einzige Erbin ihrer Mutter eine gute Partie und überdieß ſchön von Angeſicht und in ihrem Benehmen ziemlich intereſſant war. Denn ſie war nicht wie die andern Mädchen ihres Alters und Vermögenſtandes putzſüchtig, kokett und eine muthwillige Tyrannin ihrer Liebhaber, noch viel weniger empfindſam und verliebt, ſondern vielmehr gleichgültig gegen alle, die ſich um ihre Gunſt bewarben, unempfindlich für Schmeicheleien, wie für feinere Verführungskünſte, und immer ein wenig zerſtreut oder in ſich verſunken, als gehöre ſie eigentlich nicht zu ihren Umgebungen. Man würde jedoch Unrecht gehabt haben, ihr dieſes Benehmen als Stolz auszulegen, denn ſie war gutmüthig, gehorſam gegen ihre Mutter, fleißig und geſchickt zu allen häuslichen Arbeiten, wohlthätig gegen Arme, und gab ſich in ihrer beſcheidenen Kleidung und in ihrem anſpruchsloſen Weſen für weniger aus, als ſie war.

Die Mutter hatte ſie außerordentlich lieb, ſchüttelte aber zuweilen den Kopf über ihre allzulange Unempfindlichkeit gegen die Jünglinge der Nachbarſchaft, unter denen der eine oder andere war, den ſie gern als Schwiegerſohn würde ins Haus genommen haben. Jolante war zwanzig Jahre alt. In dieſem Alter pflegen dort die Mädchen auf dem Lande ſchon verſorgt zu ſein. Mutter Lebois verfehlte daher auch nicht, ihre Tochter aufmerkſam zu machen, welcher unter ihren Bewerbern den Vorzug verdiene und malte ihr den Eheſtand in lockenden Farben aus, ohne zu bemerken, daß ſie gerade durch dieſe Abſichtlichkeit das feine Gefühl der Tochter verletzte. Als jedoch die Mutter immer dringender wurde, glaubte Jolante, ihr das verlangte Opfer bringen zu müſſen, und erklärte ſich willig, den Mann zu heirathen, den die Mutter für ſie ausgeſucht hatte. Das war Gauthier, ein junger Pächter in der Nachbarſchaft, von guten Sitten und von einem ſanften und nachgiebigen Charakter. Auf den letztern Umſtand hatte die Mutter beſonderes Gewicht gelegt, weil ihr verſtorbener Mann heftig und zuweilen etwas rauh geweſen war und ſie nicht wünſchte, ihre Tochter möchte gleich ſchlimme Erfahrungen machen.

Man hatte ſich verſtändigt, und der Bräutigam war hochbeglückt, obgleich er in einiger Sorge ſchwebte, weil er Jolantens Miene zu kalt fand, als ſei, wenn er ſie auch körperlich bei der Hand faſſen konnte, doch ihre Seele abweſend. Zudem fürchtete er ſich ein wenig vor der Eiferſucht ſeiner minder glücklichen Nebenbuhler und war beſchränkten Geiſtes genug, um ſeiner Braut dieſe Schwäche zu verrathen. Aber ſie tadelte ſeine Feigheit ſo wenig, als ſie ſeine Keckheit gelobt haben würde. Sie hörte ihn an, weil es ihre Mutter ſo haben wollte, dachte aber nichts dabei.

Die Mutter hoffte, wenn ſie nur erſt Mann und Frau wären, würde ſich alles beſſer ſchicken und ſuchte daher die Hochzeit ſo viel als möglich zu beſchleunigen. Zu dieſem Behuf machte ſie an einem klaren Frühlingsmorgen mit ihrer Tochter einen Gang in die nächſte kleine Stadt, um noch nachträglich, was zur Ausſteuer und Hochzeitsfeier nöthig war, einzukaufen.

In der Stadt waren ſie eben beide mit Körben, die ſchon halb gefüllt waren, am Arme aus einem Laden getreten und gingen der Marktgaſſe entlang, als ſie am großen Thor einer Herberge drei Reiter erblickten, die von den Pferden abgeſtiegen waren. Zwei davon ſchienen nur Diener zu ſein, der dritte aber war ein junger Offizier in der reichen Uniform der damaligen Zeit, einen langen Degen mit ſchwerem, vergoldetem Korb an der Seite und in einem grauen, mit einer weißen Straußfeder verzierten Hute, der ihm ein ganz beſonders feines und vornehmes Anſehen gab. Er blickte unzufrieden drein, und ſchien auf etwas zu warten. Seine Züge aber waren von einem ſolchen Adel und von einer ſo unvergleichlichen Schönheit, daß Jolante im Vorübergehen wie gebannt ſtehen blieb und ihren Korb fallen ließ. Er bemerkte es nicht und achtete nicht auf ſie, denn er ſchien heftig bewegt und mit ganz andern Gedanken beſchäftigt zu ſein. Erſt als die Mutter Jolanten fortzuziehen ſuchte und ihr den Korb wieder aufnöthigte, fiel ſein Blick auf das Mädchen und durchdrang ſie bis in die innerſte Seele, obgleich er ihn in ſeiner Zerſtreuung nicht auf ihr haften ließ, ſondern gleich wieder von ihr abwandte. Zum Glück für das Mädchen, denn ſie konnte ſich nun ein wenig faſſen und der Mutter, wenn auch mit widerſtrebendem Herzen, folgen. Die Macht der Liebe hatte dieſes unbewachte Herz plötzlich ergriffen und wie ein Blitz getroffen, ſie kannte ſich ſelbſt nicht mehr, ſie lebte in einer neuen Welt. Ihre Kniee wankten, ſie war bleich wie der Tod geworden. Ihre Mutter hieß ſie auf eine Bank an der Kirche niederſitzen und frug ſie, was ihr fehle? Aber die Tochter hörte ſie nicht und antwortete nicht und blieb ohne die geringſte Theilnahme für alles, was um ſie her vorging. Vergebens bot ihr die Mutter eine Erfriſchung an, ſchlug ihr vor, wenn ſie ſich krank fühle, zu einem Arzt oder in eine Apotheke zu gehen, und ſuchte ſie auf alle Art wieder zur Beſinnung zu bringen. So war ſie noch nie geweſen. Der Mutter wurde daher immer mehr Angſt.

Plötzlich aber raffte ſich Jolante auf, ſah die Thränen in den Augen der Mutter, umfaßte ſie und ſagte mit kindlicher Demuth: „Ach, verzeiht mir, meine Mutter!“

„Iſt dir wieder wohl, mein Kind?“ frug Mutter Lebois. „Aber ums Himmelswillen, was iſt dir denn zugeſtoßen? Warum biſt du denn ſo außer dich gerathen, als wir bei den fremden Reitern vorbeikamen?“

„Ich weiß nicht, meine Mutter.“

„Was hat dich denn an ihnen erſchreckt? Oder hat dir einer etwas geſagt, was ich nicht gehört hätte?“

„Nein, nichts.“

„Es iſt doch ſehr zu verwundern. Solches Kriegsvolk geht oft mit dem Teufel um. Ich meine, ſie haben dich behext, mein armes Kind.“

Jolante ſchwieg und blieb in ſich gekehrt.

„Wenn du dich nun wieder beſſer befindeſt, mein Kind, ſo wollen wir unſere Wanderung und unſere Einkäufe fortſetzen.“

„Einkäufe?“ frug die Tochter ganz erſtaunt, warf einen Blick auf ihren Korb, als ob ſie ihn zum erſtenmale ſähe und ſchob ihn verächtlich von ſich weg. Die Erinnerung an die Hochzeit, an Gauthier, dämmerte wie aus weiter Ferne in ihr auf, wie etwas, wovon ſie vor langer Zeit einmal geträumt habe.

Wie konnte man es wagen, ihr dieſes matte Bild wieder vorzuführen? Ihre Miene wurde ungeduldig. „Nein,“ rief ſie, „einkaufen will ich nichts mehr. Laßt das ſein für heute und für immer, liebe Mutter. Ich brauche keine Ausſteuer.“

„Biſt du von Sinnen, Jolante?“ frug die Mutter. „In acht Tagen iſt ja die Hochzeit.“

Jolante lachte laut auf, aber es war nicht ein Lachen der Freude, ſondern eines ſchrecklichen Hohnes.

Die Mutter wagte ſich kaum klar zu machen, was ſie argwohnte. Sie hatte wohl geſehen, daß die plötzliche Veränderung ihrer Tochter in dem Augenblick begonnen hatte, in welchem ſie an der Reitergruppe vorbeigegangen waren, und daß ſie den Offizier wie in Begeiſterung und verzückt angeſehen hatte. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge konnte der Anblick eines jungen Mannes, er mochte noch ſo ſchön und vornehm ſein, ein ſonſt ſo beſonnenes und ſittſames Mädchen nicht um den Verſtand bringen. Die gute Mutter ſchwebte alſo, nach dem Aberglauben der Zeit, in der ſchweren Beſorgniß, es handle ſich hier um eine wahrhafte Bezauberung. Aber dieſe Einbildung gab ihr auch wieder Muth, denn ſie zweifelte nicht, wenn ſie ſich einem Prieſter anvertrauen würde, durch geiſtliche Mittel die Krankheit der Tochter eben ſo ſchnell wieder heilen zu können, als ſie entſtanden war. Im Uebrigen hielt ſie es für das Beſte, für heute die Einkäufe einzuſtellen, in denen ſchwerlich mehr ein Segen war, und nachdem ſie in einer abgelegenen Herberge ſich ein wenig geſtärkt hatte, die Heimreiſe anzutreten.

Jolante, die nichts hatte eſſen noch trinken wollen, folgte mechaniſch den Schritten der Mutter.

„Mein liebes Kind“, ſagte dieſe, als ſie die Mauern der kleinen Stadt hinter ſich hatten, „ich bitte Gott, daß er dich in ſeinen heiligen Schutz nehme, denn was dir begegnet iſt, daran haben, ſo muß ich fürchten, die böſen Mächte ihren Antheil."

„Nein, meine Mutter! Ich glaube, daß ich nie in meinem Leben frömmer und im Herzen demüthiger geweſen bin, als heute."

„Du haſt, glaube ich, doch eine ſchwere Sünde begangen, bei der dich der Böſe hat faſſen könner."

„Nein, meine Mutter."

„Ja, meine Tochter. Du haſt den, den du nach Gottes Gebot und deiner Mutter Wunſch lieben ſollteſt, nicht wie es dir geziemt und deine Pflicht war, geliebt."

„Ja wahrhaftig, das iſt wahr, aber eine Sünde iſt es nicht in meinen Augen. Kann man ſich denn zwingen, den zu lieben, den man, nur weil es Andere wollen, lieben ſoll? Vergib mir, du haſt es gewollt, liebe Mutter, und ich habe es ja auch gewollt, weil du es wollteſt. Aber ob es auch Gottes Wille geweſen iſt, liebe Mutter, das iſt eine andere Frage, und das kann ich ſeit heute nicht mehr glauben."

11.

Die Nacht im Walde.

In dieſem Augenblick vernahmen ſie den Schlag von Pferdehuſen hinter ſich und ſahen im raſchen Trabe die Reiter nachkommen. Voran ritt der ſchöne

Offizier mit einem andern vornehmen Herrn, den er wahrſcheinlich in der Stadt erwartet hatte. Sie waren in eifrigem Geſpräch begriffen, welches ſie im Vorbeireiten, um von den beiden Frauen nicht gehört zu werden, etwas leiſer fortſetzten. Aber Jolante hörte deutlich, daß der ſchöne Offizier von ſeinem Gefährten Herr Vicomte angeredet wurde und daß ſie vom Foret de Chaumont ſprachen. Das war der Wald, der ſich bis nahe an den Hof der Mutter Lebois erſtreckte. Der Zug brauste vorüber, ohne daß Jolante den wundervollen Fremdling, der ihr zum erſtenmal ihres Herzens Ruhe geraubt hatte, länger als wenige Secunden hätte feſt ins Auge faſſen können. Aber ſie dachte jetzt weniger mehr über ſeine Schönheit nach, als über das Werk, was er vorhatte. In der Stadt war ihr ſein Geſicht ſorgenvoll erſchienen, jetzt ſchien es von Unwillen zu glühen. Die Reiter hatten fühlbar große Eile, und Jolante konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß ſie einer Gefahr entgegenritten. Was hatte dieſe Bewaffnung und dieſer raſche Ritt nach dem Walde von Chaumont zu bedeuten? Es war kein Krieg im Lande, und auch eine Jagd konnte nicht ihre Abſicht ſein, denn die Reiter führten kein Jägerzeug und keine Hunde mit ſich.

Der Mutter war bei ihrem Anblick wieder recht unheimlich geworden, beſonders da ſie ſah, wie Jolante wieder erbleichte, und am ganzen Leibe zitternd unverwandt der weißen Feder auf dem grauen Hute nachblickte, die noch aus weiter Ferne in der Sonne glänzte.

Was wird es nun mit Gauthier werden? dachte die gute Frau Lebois und verwünſchte die mütterliche Eitelkeit, durch die ſie verleitet worden war, den Putz und die künftige Haushaltung ihrer Tochter zu vermehren, des beſcheidenen Mädchens, das immer ſo einfach gelebt hatte. Wären ſie nicht in die Stadt gegangen, ſo würde das Unglück nicht geſchehen ſein.

Aber Jolante faßte ſich wieder und raffte all ihre Kraft zuſammen. Sie ging ſogar ſchneller als vorher. Es war, als zöge ſie eine geheime Gewalt dem Unbekannten nach. Die Mutter war damit zufrieden. Es iſt beſſer ſo, dachte ſie, als wäre Jolante wieder in die vorige Schwäche gefallen. Ihr einziger Wunſch war, ſobald als möglich mit dem Mädchen wieder unter das heimathliche Dach zu kommen.

Ihr Weg führte ſie gegen Abend eine Strecke weit am Foret de Chaumont vorüber. Da hörten ſie aus der Tiefe des Waldes zweimal nacheinander deutlich, obgleich fern, den Knall von Feuergewehren, und Jolante fuhr zuſammen, als hätte es ihr eigenes Leben gekoſtet. Die Mutter meinte, es würden Jäger geweſen ſein. „Komm, mein Kind“, rief ſie, indem ſie das Mädchen aufrecht erhielt und ihr die thörichte Furcht auszureden ſuchte, obgleich ſie ſelbſt zitterte.

Sie kamen heim. Aber Jolante konnte keine Ruhe finden. Immer noch klang ihr der dumpfe Knall in den Ohren, und ſie war von einer Bangigkeit erfüllt, welche ſie unwillkürlich weinen machte. Ihre Mutter, jetzt viel muthiger, da ſie zu Hauſe war, predigte beim Abendeſſen eine lange Weile an ſie hin, halb erzürnt und halb mitleidig. Endlich ging ſie zu Bette und Jolante ſollte ihr folgen. Aber das Mädchen konnte nicht ſchlafen und lehnte ſich angekleidet in einen Stuhl, von fürchterlichen Träumen gequält. Sie warf ſich vor, nicht gleich von der Straße aus, auf der ſie mit der Mutter gekommen war, in den Wald hineingegangen zu ſein und nachgeforſcht zu haben. Es war ihr gleich anfangs ſo vorgekommen, als ſeien die fremden Reiter in Kampf gezogen. Wenn dem ſchönen zarten Jüngling ein

Unglück zugeſtoßen wäre? Die Sorge um ihn, der ihre ganze Seele erfüllte, ließ ihr keine Ruhe. Sie ſchwankte zwar noch immer aus Furcht, ihre Mutter zu kränken. Plötzlich aber war ihr Entſchluß gefaßt. Sie zündete Licht in einer Laterne an, warf ihren Regenmantel um und verließ leiſe das Haus. Draußen wachte der große Hofhund und wedelte ſie an. Da freute ſie ſich, an ihn erinnert zu werden. „Du kannſt mir helfen, ſeine Spur zu finden, und mich im Nothfall beſchützen,“ ſagte ſie, band ihn von der Kette los und nahm ihn mit.

Da ſie die ganze Gegend von Jugend auf kannte und die Stelle im Walde, woher die Schüſſe gekommen waren, wohl berechnen konnte, ſchlug ſie die nächſte Richtung dahin ein und ſchickte den Hund voraus. Es währte lange und ſie ging wohl eine Stunde weit und ſuchte in der muthmaßlichen Gegend des Waldes umher, bis endlich der Hund anſchlug. Eilig folgte ſie ihm und ſah beim Scheine der Laterne ſchon von weitem die weiße Feder aus dem Dunkel des Waldes hervorleuchten. Noch einige Schritte, und ſie ſah den Hund vor einer Leiche ſtehen. Es war die des ſchönen Offiziers, ſeine Bruſt war ganz mit Blut bedeckt.

Laut aufſchreiend warf ſich Jolante vor ihm auf die Kniee, beleuchtete ihn mit der Laterne und lauſchte zitternd, ob er ſich nicht bewege, ob er nicht, wenn auch nur leiſe, noch athme. Sie faßte ſeine Hand und ſtrich über ſeine Stirne. Er war noch nicht erſtarrt, er hatte noch die Wärme des Lebens. Da galt es raſch zu handeln. Sie befahl dem Hunde, wie ſie oft gethan, wenn er ſie ins Feld begleitet hatte, heimzukehren und hoffte, das kluge Thier werde bei dieſem ungewöhnlichen Anlaß daheim Lärm machen. Dann beugte ſie ſich über den Fremdling, riß die Knöpfe ſeines ſammetenen Rockes auf, verſtopfte die noch immer blutende Wunde ſeiner Bruſt mit ihrem Halstuch, umfaßte ihn dann mit beiden Armen, legte ihren Kopf dicht an den ſeinigen und ſuchte ihm das entſchwundene Leben wieder einzuhauchen.

Nach einer langen ſchrecklichen Pauſe fühlte ſie, daß er athme. Die Wärme, die ſie ihm mittheilte, ſchien ihn ins Leben zurückzurufen. Ganz entzückt erhob ſie ſich wieder, um die Laterne näher zu ſtellen, und beobachtete ihn mit Blicken der Liebe, die ihm ſagen ſollten: Lebe mit mir, oder laß mich mit dir ſterben!

Endlich ſchlug er die Augen auf und ſah erſtaunt in das Geſicht des Mädchens. Aber er war zu ſchwach, um reden zu können, und ſie wußte nicht, was er ſie fragen zu wollen ſchien. Sie warf aber raſch ihren Regenmantel ab und deckte ihn über den Verwundeten, um ihn vor dem Froſt der Frühlingsnacht zu ſchützen, auf den ſie ſelbſt nicht achtete. Und ſie ſagte zu ihm: „Ihr ſollt nicht ſterben, Ihr ſeid hier in der Nähe eines Hofes, wo man Euch alle Pflege wird angedeihen laſſen, deren Ihr bedürft.“

Aber er antwortete nicht. Seine Augen ruhten lange auf dem Mädchen und ſeine Züge hatten dabei den ſanfteſten Ausdruck. Es ſchien ihm wohlzuthun, zwiſchen Leben und Sterben in ein paar Augen, wie die ihrigen, zu blicken. Sie glichen Sternen einer beſſern Welt. Er dachte wohl kaum mehr an die, in der er noch athmete. Da er nun aber auf alle ihre freundlichen Zureden nichts antwortete, und überhaupt noch gar nicht wieder zur Beſinnung gekommen zu ſein ſchien, wollte das arme Mädchen faſt vergehen vor Wehmuth.

Nach einer Weile veränderten ſich ſeine Züge. Er ſchien zum erſtenmal den körperlichen Schmerz zu fühlen, ſo daß ſein edles Antlitz davon krampfhaft durchzuckt wurde. Seine matte Hand fuhr nach der Wunde und blieb auf dem weichen Tuche des Mädchens liegen. Dann blickte er um ſich und frug mit Unwillen: „Seid ihr denn Alle fort? und habt mich allein gelaſſen?“

„Zürnet nicht“, rief Jolante bittend, „bleibt ſanft! Ich, die Euch hier gefunden hat, werde Euch nicht verlaſſen, und andere gute Menſchen werden Euch helfen.“

„Ja, du biſt wie mein Schutzengel gekommen, wenn du nicht mein Todesengel biſt. Ich danke dir. Aber ich bin ſo matt, und der Tod brennt in mir. Löſch ihn, wenn du kannſt. Gib mir Waſſer.“

Jolante beſann ſich, daß nicht weit von hier eine kleine Waldquelle rinnen mußte, und nahm die Laterne, und da ſie kein anders Gefäß bei ſich hatte, den Hut des Verwundeten, um ihm darin den erſehnten Labetrunk zu holen. Sie eilte ſo ſchnell als möglich, immer in Angſt, er könne, bis ſie wiederkomme, ſterben.

Er lebte noch und ſtärkte ſich an dem friſchen Trunke. Auch rieb ſie ihm die heiße Stirn und die Hände mit Waſſer. Das ſtählte ſeine Nerven wieder. Er blickte umher auf die alten Bäume im finſtern Walde, den die Laterne nur ſchwach beleuchtete, und dann wieder auf das barmherzige Mädchen, das ſo unerwartet mitten in der Nacht zu ihm gekommen war.

„Haſt du meine Begleiter nicht geſehen?“ frug er.

„Nein, mein Herr!“

„Wer hat dich denn hergeführt?“

„Ich glaube, der liebe Gott.“

„Der liebe Gott“, wiederholte er, ſeufzte tief und ſchloß die Augen wieder, indem er ſeine beiden Hände über der Wunde faltete und ſeine Lippen wie zum Gebet bewegte. Das Mädchen, welches neben ihm kniete, faltete auch ihre Hände und betete mit ihm. Aber der Schmerz unterbrach ſein Gebet. Er öffnete die Augen wieder und ſagte mit einem angſtvollen Ausdruck: „Wenn es Gottes Wille nicht wäre, daß ich am Leben bleiben ſollte, ſo ſorge, daß dieſer Ring in keines andern Menſchen Hände komme, als in die meiner Braut, der ſehr edlen Marquiſe Ninon de Auzuz. Er bemühte ſich, den Ring vom Finger zu ziehen, aber ſeine Kräfte reichten nicht hin, und Jolante war durch die Erwähnung ſeiner Braut unwillkürlich ſo außer aller Faſſung gekommen, daß ſie nicht daran dachte, ihm zu helfen. Sie hatte einen Augenblick geglaubt, indem ſie den ſchönen Fremdling dem Tode abrang, es für ſich zu thun. Nun erblickte ſie ihn, ihr ſelber ewig unerreichbar, zwiſchen dem Grabe und einer fremden Braut. Aber wie hatte ſie auch ſo thöricht ſein können, nur auf einen Augenblick zu vergeſſen, daß ein ſo vornehmer und von der Natur ſo herrlich begabter Jüngling nicht für ſie beſtimmt ſei? Sie beſann ſich, ſeufzte und ſagte dann mit Feſtigkeit: „Behaltet den Ring, vielleicht iſt mein Gebet zu Gott kräftiger als das Eure, und Ihr werdet geneſen und keines Trauerboten bedürfen.“

Etwas mehr als eine Stunde mochte vergangen ſein, da hörte Jolante den Hund von ferne bellen, und nicht lange darauf kam Jeanrenaud, ihr alter treuer Freund, dem der Hund den Weg gewieſen, durch den Wald, von einem andern Knechte begleitet. Hintennach kam auch die Mutter mit einer Magd; denn ſie war, als der Hund auf dem Hofe einen gewaltigen Lärm mit ſeinem Gebell machte, aufgewacht, hatte ihre Tochter vermißt und ſchwebte ihretwegen in Todesängſten. Als ſie nun aber ankam, den ſchönen Offizier aus der Stadt daliegen ſah und Jolante ihr um den Hals fiel und kurz erzählte, was vorgegangen ſei, fing ſie bitterlich zu weinen an, denn ihr Mutterherz konnte das Mitgefühl nicht verleugnen, und als gute Chriſtin mußte ſie ſich des armen, in ſeinem Blute liegenden Menſchen annehmen. Aber ſie zitterte in der Vorahnung eines ſchweren Verhängniſſes, welches von heute an in ihr ſtilles Haus kommen ſollte.

III.

Der ſchöne Gaſton.

Der Verwundete wurde glücklich in das Haus der Frau Lebois gebracht und dort unter Herbeiziehung eines Arztes aus der Stadt auf's ſorgfältigſte gepflegt. Nachdem er ſich als Vicomte d'Airvault zu erkennen gegeben hatte, wurde auch nach ſeinem Vater geſchickt, deſſen Schloß kaum zehn Meilen weit entfernt war. Unterdeß war es Jolante, die ſich am meiſten um den Leidenden bemühte und deren Troſt und Hülfe er auch am liebſten anzunehmen ſchien. Eine ſeiner erſten Bitten an ſie war, ſich von ihm einen kurzen Brief an ſeine Braut dictiren zu laſſen, worin er der Marquiſe meldete, daß er noch lebe und geſund zurückzukehren hoffe, ſie möge ſich daher durch keine falſchen Gerüchte beunruhigen laſſen. Jolante ſchrieb den Brief, obgleich ihre Hand dabei zitterte. Seitdem ſie wußte, daß er eine Braut habe, ein Umſtand, welcher ihn mehr noch als ſein Stand in eine unabſehbare Ferne für dieſes irdiſche Leben entrückte, und beim Anblick ſeines Blutes und in der Angſt um ſein Leben, wobei ſich ihr die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge vor Augen ſtellte, war das erſte leidenſchaftliche Feuer, welches er in ihrem Herzen entzündet hatte, gereinigt, verklärt und vergeiſtigt. Je öfter ſie ihn ſah, um ſo mehr erſtaunte ſie immer von neuem über die Schönheit ſeiner Züge, deren Macht ſie ganz überwältigte. Aber ich darf ihn, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, nur noch lieben, wie ich einen Engel lieben würde, von dem ich wünſche, daß er mir, wenn ich aus dem Grabe auferſtehen werde, entgegentreten möchte.

Sein Benehmen gegen ſie war von gleicher Zartheit. Er hatte erfahren, daß ſie durch die Schüſſe im Walde erſchreckt und aufmerkſam gemacht worden war, und daß ſie die Ahnung noch ſpät in der Nacht in den Wald zu gehen veranlaßt habe, und es war kein Zweifel, daß er ihr die Erhaltung ſeines Lebens verdankte; denn wenn er allein im Walde hätte liegen bleiben müſſen, würde er wohl nie wieder erwacht, oder nach ſeinem Erwachen verblutet und verſchmachtet ſein. Sein Herz war alſo von Dankbarkeit gegen das Mädchen erfüllt, welches ihn je mehr und mehr zu rühren anfing, als er, der ſchon ſo viele Frauenherzen bezaubert hatte, in ihren warmen Augen bald leſen konnte, daß er ihr nicht gleichgültig war. Da er aber ſeine in der vornehmen Welt berühmt gewordene Schönheit nie mißbraucht hatte, um die Unſchuld zu berücken und die Treue zu brechen, wie die meiſten ſeiner Standesgenoſſen, ſo zwang er ſich, gegen ſeine liebevolle Pflegerin eine ſtudirte Kälte zu zeigen. Es ſchien ihm weniger ſündhaft, ſie zu beleidigen, als ſie zu bezaubern.

Sein Vater kam an, nur von wenigen Dienern begleitet, eilig und in großen Sorgen. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Sohne, bei der kein Dritter zugegen war, und trat nachher ſehr aufgeregt aus der Kammer heraus. Erſt ſpäter erfuhr man, ein Nebenbuhler des ſchönen Gaſton d'Airvault habe ihn im Zweikampf zu tödten geſchworen, und ſowohl der Secundant als die beiden Diener Gaſtons ſeien von ihm beſtochen geweſen.

Der alte Vicomte blieb einige Tage auf dem Hofe, wie eng auch die Räume waren, welche Frau Lebois ihren Gäſten anbieten konnte. Er dachte an keine Bequemlichkeiten, ſondern nur an ſeinen Sohn, und dankte der guten Hausfrau und ihrer Tochter mit altfranzöſiſcher Grazie für alle Mühe, welche ſie ſo zuvorkommend übernommen hatten. Jolante intereſſirte ihn lebhaft. Er hatte gehört, welches Verdienſt ſie ſich um ſeinen Sohn erworben habe. Er war ein Kenner der Frauen. Das ſtille beſcheidene Weſen und die Demuth des Mädchens ſchien ihm eine tiefe Glut der Seele bei viel Verſtand zu verbergen. Er widmete ihr daher eine achtungsvollere Aufmerkſamkeit, als es ihr Stand verlangte, und ſie freute ſich darüber, obgleich ſie wohl wußte, daß auch dieſer väterliche Sonnenſchein ihr nur wie im Vorüberflug zu Theil wurde. Als der Arzt, der ſchon aus der Stadt gerufen worden war, und ein anderer, den der Vicomte ſelbſt hatte nachkommen laſſen, übereinſtimmend die Wunde des ſchönen Gaſton für nicht tödtlich erklärten und ſogar hofften, er werde nach wenigen Wochen in das Schloß ſeines Vaters gebracht werden können, reiſte der Vater wieder ab, um in Paris beim Könige ſelbſt Beſchwerde zu führen und die Braut ſeines Sohnes zu tröſten.

Eines Tages frug Jolante, indem ſie ſich an das Bett des Kranken ſetzte: „War der Brief, den ich

Euch heute morgen brachte, von Eurer Braut, mein Herr?"

„Ja, meine Freundin."

„Warum iſt denn Eure Braut nicht ſelbſt gekommen? Liebt Sie Euch denn nicht von ganzem Herzen?"

„Mein Kind, das verſtehſt du nicht. In ihrem Stande würde es ſich nicht ſchicken, zu mir zu reiſen, da ſie noch nicht mit mir verheirathet iſt."

„Wenn ich Eure Braut wäre, würde ich zu Euch kommen und mich um eine Sitte nicht kümmern, die mir lieblos ſcheint. Ja, das würde ich thun und wenn ich eine Prinzeſſin wäre. Oder heirathet man denn in Eurem Stande nur, ohne zu lieben?"

„Es iſt nicht ſehr ſchmeichelhaft für mich, Jolante, daß du die Meinung hegen kannſt, ich könnte meiner Braut vielleicht nicht gefallen."

„Ihr liebt Euch alſo Beide? Iſt ſie ſo ſchön, als Ihr eine Braut zu haben verdient?"

„Sieh', wie artig du einlenkſt, um deine ſchlimme Vorausſetzung von vorhin wieder gut zu machen und mir eine Schmeichelei zu ſagen."

„Ich ſchmeichle Euch gewiß nicht, mein Herr. Ich ſage nur, was ich denke."

„Du ſcherzeſt, Jolante. Aber ich kann dir nicht vorenthalten, daß meine Braut ſehr ſchön iſt. Du ſollſt ſie ſelber ſehen, denn du wirſt mir doch nicht abſchlagen, zu meiner Hochzeit zu kommen, wozu ich dich einladen werde, dich und deine Mutter, um Euch meine Achtung zu bezeugen."

„Ich danke, mein Herr Vicomte. Ihr werdet vornehmere Gäſte haben, zu denen wir nicht paſſen würden."

„Haſt du mir nicht das Leben gerettet? Haſt du mich nicht, da ich ſchon vom Tode umnachet draußen im Walde lag, wie aus dem Grabe wieder herausgeriſſen, und wollteſt mir die Freude nicht machen, dich meiner Braut vorſtellen zu dürfen, ihr, der du mich wiedergeſchenkt haſt, die ich ohne dich wohl nie in meine Arme ſchließen würde?“

„Zu Eurer Hochzeit komm ich dennoch nicht, mein Herr. Aber wenn Ihr wieder einmal ſterben wollt, dann laßt es mich wiſſen, dann will ich gerne zu Euch kommen.“

Sie wollte etwas hinzufügen, aber plötzlich liefen ihr Thränen über die Wangen, und damit er es nicht ſehen ſollte, verließ ſie ſchnell die Kammer. Gaſton blickte ihr nach, und ſein Herz klopfte laut. Er war erſchrocken. Er wollte ſich Vorwürfe machen, daß er das Herz des Mädchens gequält habe, aber ſeine Gedanken nahmen eine andere Richtung. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, die Melancholie des Mädchens ging auf ihn ſelbſt über. Die glücklichen Verhältniſſe, in denen er aufgewachſen war, hatten ihn vor Gefahren nicht geſchützt. Seine Schönheit, welche die Herzen bezauberte, hatte doch in allen Geſellſchaften, in denen er gelebt, giftige Schlangen der Eiferſucht geweckt. Wie gutmüthig und unbefangen er immer war, ſah er ſich doch von Feinden umgeben, die ihn tödtlich haßten. War er nicht ſchon um ſeiner Braut willen auf den Tod verwundet worden? Die Kugel war nahe an ſeinem Herzen vorbeigegangen, um dieſes Herz zu ſchrecken, daß er an ſein Glück nicht mehr glaube, daß er in den Armen der Geliebten ſelbſt vor dem Tode zittere.

Er ſchämte ſich aber bald, ſich einer ſo weichen Stimmung hingegeben zu haben, und zürnte beinahe dem Mädchen, das ihn dazu veranlaßt hatte und deren Kummer allzu grell gegen die frohen Hoffnungen abſtach, mit denen er ſeine volle Geneſung und das Wiederſehen ſeiner reizenden Braut erwartete.

Jolante ſtörte ihn aber auch nicht mehr in ſeinen verliebten Träumen, ſondern bediente ihn von dieſer Zeit an ſtumm und mit niedergeſchlagenen Augen.

IV.

Der Abſchied.

Erſt als Gaſton ſoweit hergeſtellt war, um in einem bequemen Wagen nach dem Schloſſe ſeines Vaters hinüberzufahren, und die Stunde bevorſtand, in welcher er abgeholt werden ſollte, ſchloß ſich ihm die Seele des Mädchens noch einmal auf. Jolante kam zu ihm, als er eben allein im Wohnzimmer auf dem Sorgenſtuhle der Mutter Lebois ſaß.

„Weil ich Euch“, begann ſie, „nun nicht mehr allein ſehen werde, mein Herr, will ich Euch in dieſem letzten Augenblicke, der mir dazu vergönnt iſt, noch dafür danken, daß — daß ich Euch geſehen habe.“

Er lächelte, ſie aber fuhr ernſthaft fort: „denn ich möchte nicht leben, ohne zu wiſſen, daß es ein Weſen Eurer Art in der Welt gibt, und da ich es nun weiß. freut es mich ſo ſehr, daß ich Euch wahrhaftig dafür danken muß, oder Eurer Mutter, die Euch geboren hat.“

„Seltſames Mädchen! Wieviel beſſer müßte ich ſein, wenn ich einen ſolchen Dank verdiente.“

„Vergönnt mir, mein Herr Gaſton, Vicomte d'Airvault, Euch zu huldigen und Eure Hand zu küſſen."

Sie ſenkte ſich wirklich auf die Kniee nieder und drückte einen zarten Kuß auf ſeine rechte Hand.

Als ſie ſich wieder erhoben hatte, ſagte ſie: „Mehr habe ich Euch nicht ſagen wollen, und damit nehme ich Abſchied von Euch."

Er aber faßte ihre Hand, hielt ſie zurück und rief: „Iolante, ich danke dir, und möchte dir tauſendmal danken. Ich fühle mich beengt und unglücklich, daß ich nicht weiß, wie ich dir deine Sorge um mich mit irgend einer Liebe erwidern ſoll. Ich bitte dich, dieſen Ring von mir zum Andenken zu behalten."

Er zog einen koſtbaren Brillantring vom Finger. Sie betrachtete ihn. Es war nicht der Brautring, aber immer ein Ring, und erſchrocken wandte ſie ſich davon ab.

„Keinen Ring, mein Herr! Einen Ring von Euch darf nur Eure Braut haben. Ich werde Euch auch ohne Ring nicht vergeſſen."

„So muß ich mich an deine Mutter wenden, die nicht ſo ſtolz und eigenſinnig ſein wird, um nicht einzuſehen, was ich ihr ſchulde und wozu mich die Dankbarkeit verpflichtet. Du willſt mir nicht erlauben, dankbar zu ſein. Das iſt unrecht."

„So zürnt mir, edler Herr, und ſcheidet in Unfrieden von mir. Es iſt vielleicht beſſer ſo."

„Nein, deiner Seele, die ſich für Andere opfert und nichts für ſich will, kann Niemand zürnen. Aber es bangt mir, dich ſo zu verlaſſen, und Trauer überfällt mich, wenn ich dich anſehe. Ich möchte dich froh und glücklich zurücklaſſen."

„Ihr wißt, Herr Vicomte, daß das nicht möglich iſt, denn Ihr habt in meine Seele geblickt. Sagt alſo lieber nicht, daß Ihr mir ein Glück wünſcht, welches Ihr mir in dem Augenblicke entzieht, in welchem Ihr ſcheidet. Ich werde um Euch weinen, und das wird mein ganzes Glück ſein."

Er wollte ſie tröſten und legte ſeinen Arm um ſie, hielt aber wieder inne, fuhr mit der Hand über die Stirne und ſagte mit einem Blick voll Schmerz und doch auch voll Entſchloſſenheit: „Ich begreife, daß mein Mitleid ein ſchlechtes Geſchenk für dich wäre, und habe zu viel Achtung für dich gewonnen, um mit einer Albernheit von dir Abſchied zu nehmen. Ich kann nur den allmächtigen Gott bitten, daß er dir helfe nach ſeinem heiligen Willen, der die Herzen der Menſchen lenkt."

„Und ich weiß, daß derſelbe Gott mir die Laſt auferlegt hat und daß es nicht ohne ſeinen heiligen Willen geſchah, wenn ich Euch im Walde nicht verſchmachten ließ. Wenn dem nicht ſo wäre, mein Herr, würde ich glauben, mich im Stande der Sünde zu befinden, und würde erröthen müſſen, Euch meines Herzens Meinung geſagt zu haben. Weil ich aber Gott im Auge gehabt habe, darum verweiſe ich Euch nun ſelbſt an Ihn und bitte Ihn, Eure Schritte zu lenken, daß Ihr nicht mehr in ſo ſchwere Gefahren fallt, wie im Foret de Chaumont. Wenn Euch die Sonne des Glücks in einem langen freudenvollen Leben beſcheint, dann vergeßt mich. Aber wenn es Euch nicht ſo wohl ginge, dann denkt an mich, die ich unabläßig für Euch beten und in Gedanken bei Euch ſein werde. Ich weiß nicht, ob ich nicht zu traurig bin, um nicht alles ſchwarz anzuſehen, was es vielleicht nicht iſt. Aber ich habe ein Gefühl, als ob ich Euch nicht laſſen ſollte, wenn Ihr auch meinen Augen entſchwunden ſein werdet. Ihr wußtet damals auch nicht, als Ihr für todt im Walde lagt, daß ich an Euch gedacht habe, und doch war es Euch nützlich, und ich glaube, Ihr habt einen Troſt darin gefunden, daß ich an Euch dachte, und es war Euch nicht unlieb, mein Herr. So laßt es zwiſchen uns bleiben.“

„Ja, mein Schutzengel. Aber bei ſolchen Geſinnungen ſollteſt du auch nicht verſchmähen, das kleine Andenken, welches ich dir biete, anzunehmen. Er reichte ihr nocheinmal den Ring hin und bat ſie: „Ich beſchwöre dich, wenn du mich nicht vor mir ſelbſt verächtlich machen willſt, nimm ihn an. Nicht die Juwelen und nicht das Gold machen ſeinen Werth aus, ſondern die Dankbarkeit.“

Jolante betrachtete den Ring, den ſie vorher verabſcheut hatte, und riß ihn plötzlich mit einer gewiſſen Gewaltthätigkeit an ſich. Ein räuberiſches Gefühl wandelte ſie an. Ja, ſie wollte den Ring, ſie mußte ihn jetzt haben. Ein Ring, dachte ſie, iſt ein geheimnißvoller Talisman. Eine magiſche Kraft wohnt in ihm. Er bindet den, der ihn gibt, und die, welche ihn nimmt.

„Ich nehme ihn,“ ſagte ſie, „weil Ihr es verlangt, und weil ich mich nicht für unwerth achte, ein Kleinod von Eurer Hand zu beſitzen. Ich danke Euch und werde Eure Gabe hoch in Ehren halten.“

Sie wurden unterbrochen. Der alte Vicomte war gekommen. Man begrüßte ſich, man packte und rüſtete zur Abfahrt. Die kleine Mahlzeit, ohne welche Frau Lebois ihre Gäſte nicht entlaſſen wollte, war bald verzehrt. Dann brach man auf, und Gaſton ſaß ſchon im Wagen, als er Jolanten noch einmal die Hand zum Abſchied reichte. Darauf riſſen die feurigen Roſſe den ſchönen Jüngling hinweg, vielleicht auf immer.

Mutter Lebois dankte Gott, daß ſie fort waren, und ihr Geſicht zeigte eine große Heiterkeit aus mehr als einem Grunde. Sie war nämlich vom alten

Vicomte auf das großmüthigſte beſchenkt worden und hatte geglaubt, für ſo viele Unruhe, die ſie ausgeſtanden, einen ſo reichen Lohn auch wohl annehmen zu dürfen. Die Hauptſache aber war ihr, daß ihre arme Tochter nun keine böſe Anfechtung mehr haben würde. Aus den Augen, dachte ſie, aus dem Sinn! Wenn Jolante den ſchönen Gaſton nur nicht mehr ſieht, wird die Macht der Gewohnheit ſie ins alte Geleis zurückführen.

Das Mädchen nahm Rückſicht auf ihre Mutter und unterdrückte ihren Schmerz. Sie fühlte ſich ſeit ihrer letzten Unterredung mit Gaſton nicht mehr ſo troſtlos, als ſie gefürchtet hatte, daß ſie es nach dem Abſchied ſein würde. Sie küßte heimlich ſeinen Ring. In ihm, bildete ſie ſich ein, beſitze ſie ein Pfand von ihm. Sie glaubte, ſo lange ſie den Ring habe, nicht ganz und nicht für immer von Gaſton getrennt zu ſein, möge auch kommen, was da wolle. Denn die Liebe iſt abergläubiſch und erfinderiſch in Troſtgründen und im Feſthalten der letzten Hoffnung.

V.

Fiebergluth.

Die Mutter hatte aus guten Gründen, ſo lange der Vicomte in ihrem Hauſe lag, Gauthier fern gehalten, und dieſer hatte aus natürlicher Schüchternheit auch nicht gewagt, ſich den vornehmen Gäſten aufzudrängen. Jetzt aber war die Zeit gekommen, in welcher im Hauſe Lebois in Bezug auf ihn eine Entſcheidung getroffen werden mußte. Er verfehlte nicht, ſeine wohlerworbenen Rechte geltend zu machen und an die Hochzeit zu erinnern. Die Mutter war auf ſeiner Seite und hielt der Tochter alle Vernunftgründe und Pflichten vor, durch welche ſie bewogen werden ſollte, die dem Gauthier einmal gegebene Zuſage nicht zu brechen. Aber das Mädchen berief ſich darauf, daß ſolche Zuſagen nicht unbedingt bindend ſeien, was ſie erſt nach der Hochzeit würden. In allen Fällen, in welchen nur Unglück in der Ehe vorauszuſehen ſei, zieme es ſich und ſei es nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht der Braut, zurückzutreten. Es handle ſich nicht um ſie allein, ſondern auch um Gauthier. Sie könne ihn unmöglich glücklich machen.

Die Sache gab in der Umgegend viel zu reden. Die Verwandten miſchten ſich ein. Jolante wurde von allen Seiten beſtürmt, fand indeß auch Vertheidiger. Denn die jungen Männer, welche ſie dem unbedeutenden Gauthier nicht gönnten, traten auf ihre Seite, und ihre Väter und Mütter ſtimmten ihnen meiſtens zu. Die Urſache, warum Jolante ſich ſo plötzlich von Gauthier abgewendet hatte, konnte Niemand errathen. Man grübelte aber auch nicht darüber nach, weil es genügte zu wiſſen, die ſchöne Tochter wolle ſich einen Bräutigam nicht aufdrängen laſſen, welcher nur der Mutter und nicht ihr ſelbſt gefalle. Die Mutter aber, welche, nachdem alle natürlichen Vorſtellungen bei der Tochter nichts fruchteten, immer mehr überzeugt wurde, Jolante ſei behext, wandte ſich an den Pfarrer.

Was dieſer eifrige Diener der Kirche mit ihr in der Beichte verhandelte, erfuhr begreiflicher Weiſe Niemand. Aber es hatte auffallende Folgen. Nachdem er nämlich mit Gauthier geſprochen hatte, trat dieſer von ſeiner Bewerbung zurück und entſagte freiwillig allen Anſprüchen auf die ehemalige Braut. Jolante ſelbſt aber fing von dieſer Zeit an zu ſiechen und fiel in ein lange währendes und heftiges Fieber. Ihre Liebe rang mit der Frömmigkeit; denn der Prieſter hatte ihr ſcharf ins Gedächtniß gerufen, daß Gott uns verboten hat, fremdes Gut zu begehren. Sie konnte nicht aufhören, mit dem zärtlichſten Gefühl an Gaſton zu denken, und ſollte es doch nicht thun, ſollte vielmehr jeden Gedanken an ihn verbannen? Dieſer innere Kampf warf ſie auf's Krankenbett. Vergebens ſuchte ſie ſich aufrecht zu erhalten um der Mutter willen. Sie fühlte tief, welchen Kummer ſie ihrer guten Mutter ſchon gemacht habe, und hätte ihr um alles gern die neue Laſt der Krankenpflege erſpart. Aber es war nicht möglich, ihre körperliche Kraft brach unter der Schwere ihres Seelenleidens zuſammen.

Eine von Gott und Welt verlaſſene Liebe, wohin ſollte ſie ſich flüchten, eine angſtvoll flatternde Taube zwiſchen dem Himmel voll zürnender Blitze und dem ſtürmenden Meere?

Einſt glaubte man, ſie ſchliefe, und durch die halb offene Kammerthüre hörte ſie von dem ſchönen Schloſſe des Vicomtes erzählen. Ein Gehülfe des Wundarztes, der den Verwundeten dahin begleitet hatte, war zurückgekommen und hatte viel von den Wundern jenes Schloſſes zu berichten gehabt, was ſich dann die Weiber im Zimmer der Mutter Lebois wiedererzählten. Da baute ſich vor den verſchloſſenen Augen des fieberkranken Mädchens in dem reizendſten Garten der Erde ein feenhaftes Schloß auf, voll von reich verzierten Säulen und glänzenden Fenſtern, und im Innern öffnete ſich ein Vorſaal, deſſen Wände rings von alten Waffen und Hirſchgeweihen umgeben waren, und über den breiten Treppen Sääle voll Pracht und buntfarbigen Draperien von Sammt und Seide, und eine lange Reihe von Zimmern voll von Spiegeln und Gold- und Silbergefäßen.

Indem Jolante alle dieſe Schilderungen mit anhören mußte, war es ihr zu Muthe, als rühre der Tod mit eiskalten Fingern ihr Herz an, und vom Fieberfroſt zuletzt erſtarrt, ſank ſie in eine lange Ohnmacht. Aber ihre Seele wurde dem qualvollen Kerker entführt in jene freien Regionen, in die uns zuweilen der Traum aufnimmt, wie wir wünſchen, einſt im Himmel aufgenommen zu werden.

Denn ſie fühlte ſich im Traume geſund und fröhlich, wie nie zuvor, und ſaß in einer fremden Gegend, die ihr dennoch bekannt erſchien, unter den von lauem Winde ſanft bewegten Blättern eines Baumes, indem ſie aus zerſtreuten Blumen einen Kranz zuſammenwand; zu ihren Füßen aber lag Gaſton, der lächelnd zu ihr aufblickte.

„Für wen windeſt du den Kranz?“ frug er.

„Für deine Braut, Gaſton.“

„Die biſt du.“

„Deswegen wirſt du mir ihn auch aufſetzen, wenn er fertig iſt. Ach, es athmet eine ſo gute Luft hier, und Alles iſt hier ſo ſchön, wie du, mein Freund.“

„Ich will dir helfen, Jolante.“

„Nicht doch, du würdeſt ihn nur verderben. Da ſieh, du zerreißeſt ihn ja wieder — aber ich habe Geduld und ich werde ihn ſo ſchön vollenden, daß alle Perlen und Juwelen im Kranze deiner Ninon —“

„Geh doch, ſie lebt ja nicht mehr, und Niemand lebt mehr, der dich quälte. Alle ſind ja lange todt, meine und deine Feinde, meine und deine Verwandten, mein Vater, deine Mutter —“

„Ach meine Mutter!“ —

Plötzlich fuhr bei dieſen Worten Jolante wieder aus dem Schlafe auf, beſann ſich und ſeufzte, daß ſie nur geträumt hatte. Aber der Traum hatte ſie lieblich getröſtet, und ſie fühlte ſich ruhig, wie wenn ein Hauch aus dem Paradieſe ihr die Fiebergluth weggeweht hätte.

Von dieſer Zeit an war ihr geholfen. Eine wunderbare Zufriedenheit war über ſie gekommen. Sie ängſtigte ſich nicht mehr im Gewiſſen über ihre Liebe zu Gaſton. Sie blickte heiter in die Zukunft, als ob die Zeit ſchon Ewigkeit wäre. Zur Freude der Mutter nahmen auch ihre körperlichen Kräfte von Tag zu Tage wieder zu, und nach kurzer Zeit konnte ſie das Bett verlaſſen, genas vollſtändig und konnte der Mutter wieder im Hauſe und Felde Hülfe leiſten wie ehedem. Die Mutter hatte eine unendliche Freude an ihr und liebkoſte das ihr wiedergeſchenkte Kind mit einer Zärtlichkeit, als ob ſie ihr neu geboren wäre. Aber ein Trauerflor lag dennoch über dieſer Freude. Die Mutter hatte ihr Kind wieder und hatte es nicht. Jolante war träumeriſcher als je.

VI.

Der Flüchtling.

Der Herbſt war gekommen. Ein warmer Septembertag ohne Sonnenſchein, indem eine graue Wolkendecke den ganzen Himmel verhüllte, ſtimmte das Gemüth zur Stille. Jolante war auf das Feld hinausgegangen, um dem alten Jeanrenaud ſein Veſperbrod und einen Topf mit friſcher Milch zu bringen.

Sie war ſchon nahe an der Stelle, wo Jeanrenaud arbeitete, als ſie auf der Straße einen Reiter daherkommen ſah im breiten Strohhut eines Bauern und mit einem groben Mantel bedeckt. Er ſchien auf dem müden Pferde zu wanken. Als er ihr aber nahe gekommen war und das Geſicht nach ihr hinwendete, erkannte ſie unter der fremdartigen Kopfbedeckung ein bekanntes Geſicht, das ſchönſte auf der ganzen weiten Erde.

„Jolante!“ rief der Reiter, ermannte ſich plötzlich, ſchwang ſich vom Pferde und eilte auf ſie zu.

„Gaſton!“ ſchrie das Mädchen auf, „Herr Vicomte, wo kommt Ihr her in dieſem Aufzuge?

Er faßte ſie bei der Hand und ſagte: „Dir darf ich es vertrauen. Ich wollte zu Dir, zu Euch. Ich bin auf der Flucht, ich werde verfolgt und bin ſo müde, daß ich kaum weiter kann. Auch das Thier kann mich nicht hundert Schritt mehr tragen. Ich hoffte Euern Hof zu erreichen und von Euch ein friſches Pferd zu erhalten. Nun ich Dir aber begegnet bin, die Du mir zum zweitenmal als Schutzengel entgegen kommſt, iſt es beſſer, ich laſſe mich nicht von Euern Leuten erblicken. Es könnte ein Gerede geben und verrathen werden, daß ich hier war. Das könnte auch Euch Verderben bringen. Aber ich ſehe, du haſt da Brod und Milch. Gieb mir davon.

Sie hielt ihm den Topf hin und er trank mit vollen Zügen. Sie aber ſagte: „Ich will Jeanrenaud rufen. Ihr kennt ihn ja, unſern alten, zuverläßigen Knecht. Dort arbeitet er im Felde. Er ſoll Euch unſer beſtes Pferd aus dem Stalle holen und hieher bringen.“

Der Vicomte, welcher halb verſchmachtet war, aß ſo gierig von dem Brote, daß er ſeinen Dank und ſeine Zuſtimmung nur durch ein Kopfnicken zu verſtehen gab. Das Mädchen rief den Knecht herbei. Dieſer grüßte den Vicomte, den er wiedererkannte, nicht ohne Erſtaunen. Gaſton reichte ihm die Hand; Jolante aber belehrte ihn, was er zu thun habe. Da eilte er ihren Willen zu vollziehen.

„Wir ſind hier nicht ſicher“, rief Gaſton. „Laß uns zum Walde gehen.“ Jetzt erſt wurde dem Mädchen bange, denn da Gaſton ſo viele Beſorgniß hegte, mußten ſeine Verfolger wohl nicht mehr weit entfernt ſein. Sie rief daher Jeanrenaud nach, „er ſolle das Pferd an den Rand des Waldes bringen“, und folgte dem Vicomte dahin, während dieſer ſein mattes Pferd langſam am Zaume führte. Im Walde aber ließ er es graſen und ſetzte ſich mit dem Mädchen an eine Stelle nieder, von wo aus er die Straße beobachten konnte, ohne ſelbſt geſehen zu werden.

„Aber ich bitte Euch“, rief Jolante, als ſie neben ihm ſaß, „laßt mich nicht länger in Angſt, ſondern ſagt mir, was für ein Unglück Euch begegnet iſt!“

Gaſton rieb ſich die Stirn und ſagte nach einer kleinen Pauſe: „Meine Braut hat ſchlecht an mir gehandelt. Ich fand ſie in den Armen eines Andern und durchbohrte den Elenden mit meinem Degen. Es war ein Prinz, ein naher Verwandter und Liebling des Königs. Das Uebrige denke dir ſelbſt. Wenn ſie mich gefangen nehmen, fällt mein Kopf unter dem Henkerbeil. Um mein Wappen nicht mit Blut zu ſchänden, welches der Henker vergoſſen hat, um meines geliebten Vaters willen, mußte ich flüchten. Ich ſuchte ein Verſteck auf meinem väterlichen Schloße, aber ich wurde entdeckt und konnte nur eilig in Bauerntracht entkommen. Ich muß nun die Grenze zu erreichen ſuchen und ferne vom Vaterlande warten, bis beſſere Tage kommen, bis man anerkennen wird, daß ich in meinem Rechte war und dem Geſetz der Ehre folgte.“

„Ja," rief das Mädchen, „Ihr habt recht gehandelt, und das freut mich von Euch, obgleich es Euch in ſo großes Unglück geſtürzt hat. Und es freut mich auch, weil Euch die Schlange nicht vergiftet hat, die nach Eurem Herzen zielte, und nun eine Andere das Recht hat, Euch zu lieben, ohne daß das in fremde Rechte greift und Gott mißfällig iſt."

„Du biſt mir gut geblieben?"

„Ja, mein Herr, ſo ſehr, daß ich krank wurde vor Liebe und nur durch einen Traum genas, in dem Ihr zu meinen Füßen lagt, wie jetzt, und ich fröhlich war, wie jetzt. Aber mein Gott, wie reißt mich die Freude hin zu vergeſſen, daß Euch der Tod droht. Es iſt keine Zeit jetzt, daß ein thörichtes Mädchen Euch von ſeinen Liebesſchmerzen vorplaudert."

„Doch, Jolante, doch! Ich höre dich gerne reden, wie du redeſt, und deine Augen geben mir einen wunderbaren Troſt. Es gibt in dieſer Welt noch reine Seelen voll unſchuldiger und uneigennütziger Liebe. Ich habe die deine nicht vergeſſen. Ich dachte an dich mitten unter den Treuloſigkeiten von Paris, wie man, wenn uns glühendes Gift eingegoſſen wird, nach der kriſtallreinen Quelle dürſtet. Wenn mir der Tod nun droht, da meine Verfolger mit der ganzen Macht Frankreichs ausgerüſtet ſind — wenn er mich in wenigen Tagen, vielleicht noch heute ereilt, ſo biſt du, Jolante, die zarte Blume, die mir noch am Rande des Abgrunds blüht, und die ich nicht im blinden Todesſchrecken überſehen, die ich vielmehr feſt im Auge behalten will als meinen letzten Troſt."

Er ergriff ihre Hand und ſah zu ihr empor mit einem ſo ſeelenvollen Blicke, daß ſie zu zittern anfing, weil ſie nicht gefaßt war, ſo viel Glück zu ertragen, und weil ihr ahnte, es ſei ihr erſtes und letztes Glück. Denn ein Mann ſo hohen Standes hätte ſich in einer beſſern Lage nicht zu ihr herabgelaſſen. Nur das äußerſte Unglück, die Nähe des Todes konnte ihn alle Rückſichten des Lebens vergeſſen machen. Der erſte Morgenblick der Liebe war für ſie zugleich ein trauriger Abſchiedsblick. Wenn Gaſton auch gerettet wurde, ſie fühlte, daß ſie ihn nie wiederſehen würde. Aber ihre Seele erhob ſich, und ſie erwiderte ihm:

„Ich will vom Unglück nicht den Schein des Glückes ſtehlen. Ich danke Euch, daß Ihr Euch liebreich meiner erinnert habt. Aber vergeßt mich jetzt, um allein an Eure Rettung zu denken. Verſinkt nicht in dieſes ſchmerzliche Träumen, das aus Euren Augen ſpricht. Erwägt, was Ihr auf Eurer weiten Flucht bedürfen werdet, und ſagt es mir, wenn ich es Euch noch verſchaffen kann.“

„Ach Jolante, ich bedarf nichts als Ruhe.“

„Ihr ſeid ſehr ermattet, ich ſehe es wohl, und es iſt kein Wunder. Selbſt ein ſo edler Muth wie der Eurige kann den Körper nicht länger beherrſchen, als deſſen Kräfte ausreichen. Darum folgt mir auf den Hof, wir wollen Euch ſicher verbergen. Ruht bei uns aus, ein geſunder Schlaf wird Euch erquicken und wieder ſtärken.“

„Es iſt nicht möglich. Ich bin meinen Verfolgern voraus. Ein friſches Pferd, welches mich weiter und immer weiter bringt, iſt das Einzige, was mich ſichern kann. Bleibe ich irgendwo liegen, ſo wird man mich auffinden, und dann bin ich verloren.“

„O wäre ich doch ein Mann, um Euch folgen zu können. Ich würde mein Leben für Euch laſſen. — Aber ſeht, dort kommt Jeanrenaud und bringt zwei Pferde mit und iſt bewaffnet. O wie brav er iſt, er will Euch begleiten, Euer Beſchützer ſein. Das ſieht ihm ähnlich. Er iſt alt, aber ſtark und felſenfeſt, ein alter Soldat aus Turennes Regimentern."

Das war er, und begrüßte, als er an den Wald gekommen, den Vicomte nach Soldatenart.

„Hier iſt das Roß", rief er. „Nun beeilt Euch, edler Herr, und laßt mir die Freude, Euch das Geleit zu geben."

Jolante bebte zuſammen, denn nun ſollte ſie Gaſton verlieren. Aber ſie faßte Muth und half ihm das müde Pferd ſuchen, dem er den Mantelſack und das Piſtolenhalfter abnehmen wollte, um ſie dem friſchen Roſſe, welches ihm Jeanrenaud brachte, aufzuladen. Weil aber Gaſton über ſeinem Geſpräch mit dem Mädchen vergeſſen hatte, nach ſeinem Thiere zu ſehen, hatte es ſich eine Strecke weit im Walde verlaufen und war endlich zuſammengeſunken. Als ſie es fanden, hatten ſie Mühe, dem wie todt daliegenden Thiere das Gepäck abzunehmen. Während ſie aber noch damit beſchäftigt waren, rief ihnen Jeanrenaud zu, „er ſehe Reiter kommen." Sie eilten ſo viel als möglich. Jeanrenaud kam ihnen mit beiden Pferden entgegen, um unter den Bäumen nicht geſehen zu werden. Aber es war ſchon zu ſpät.

VII.

Kampf und Tod.

Eben hatte Gaſton ſich auf das Roß geſchwungen welches ihm Jeanrenaud bereit hielt, als ſchon die fremden Reiter im Galopp heranſtürmten und weil ihren ſcharfen Blicken der bewaffnete Knecht mit den beiden Pferden nicht entgangen und ſeine Bewegung ihnen verdächtig vorgekommen war, auch ſogleich den Wald durchſuchten.

„Es ſind ihrer viere,“ ſagte Jeanrenaud mit Ruhe, „aber wenn Ihr einen guten Degen führt, Herr Vicomte, ſo wollen wir ſie beſtehen.“

Gaſton erkannte einen ſeiner verhaßten Feinde an der Spitze der kleinen Reiterſchaar und ſtürzte ihm mit bloßem Degen entgegen.

„Ergebt Euch, Mörder!“ rief der fremde Cavalier.

„Stirb, Verräther!“ rief Gaſton und rannte ihm den Degen durch den Leib. Aber der zweite Reiter drückte ſeine Piſtole auf Gaſton ab, und dieſer ſank blutend vom Pferde. Jolante, die keinen Augenblick von ſeiner Seite gewichen war, hatte eine große Piſtole aus dem Halfter ſeines Pferdes geriſſen und erſchoß den zweiten Reiter in dem Augenblick, in welchem Gaſton fiel. Dann warf ſie die rauchende Piſtole weg, fing jammernd den Geliebten in ihren Armen auf und war eben im Begriff, ihn unter den nächſten Baum niederzulegen, als ſie ſelbſt, von einer Kugel in die Seite getroffen, neben ihn hinſank.

Jeanrenaud hatte ſchon den Dritten Reiter mit ſeinem mächtigen Degen vom Pferde geſtoßen, als er ſah, wie der vierte auf das Mädchen ſchoß. Da er nun Jolanten von Jugend auf herzlich lieb gehabt hatte, ſchrie er, als er ſie fallen ſah, laut auf und ſchäumend vor Wuth dem Reiter zu: „Tod dir und ewige Verdammniß!“ Der feige Mörder floh, aber Jeanrenaud ritt ihm in raſender Mordluſt nach, bis er ihn erreicht und mit vielen Stichen getödtet hatte.

Unterdeß rangen Gaſton und Jolante mit dem Tode. Die Kugel in der Bruſt, konnte keines von Beiden ihm entrinnen. Im erſten Taumel des Hinſtürzens verloren ſie einen Augenblick die Beſinnung; als ihnen dieſelbe aber wiederkehrte, dachte keines mehr an ſich, ſondern ſuchte nur nach dem Andern.

„Jolante“, rief Gaſton mit matter Stimme.

„Gaſton“, antwortete Jolante, „mein Gaſton!“ und kroch auf dem Boden die wenigen Schritte zu ihm hin, die ſie von ihm hinweg geſchleudert worden war.

„Arme Jolante!“ ſeufzte er, „die eines beſſern Schickſals ſo werth war.“

„Wohl mir,“ hauchte ſie aus ſterbender Bruſt, „wohl mir, daß ich mit dir ſterbe.“

„Ich werde dich dort wiederſehen, meine Jolante, und dir lohnen mit ewiger Liebe.“

Er breitete die Arme nach ihr aus, ſie umſchloß ihn und Beide küßten ſich zum erſtenmale, und ihre Lippen blieben ungetrennt, als ihre Seelen ſchon entflohen waren.

So fand ſie Jeanrenaud, als er erhitzt vom Kampfe zurückkam. Er warf ſich herab vom Pferde; da er aber ſah, daß hier nicht mehr zu helfen war, betrachtete er die ſchöne Gruppe lange ſtumm und mit gefalteten Händen. Dann rief er, um nicht in zu große Rührung zu verſinken, den alten Trotz in ſich auf und ſagte: „Wenn ich deinen Tod nicht gerächt hätte, Mädchen, ich würde nicht ruhig ſterben können.“

Einige Leute, die zufällig auf dem Felde die Reiter geſehen und das Schießen gehört hatten, ſchlichen beſorgt herbei. Der Knecht ſchickte ſie aber ſogleich auf den Hof und in das nächſte Dorf, um den Vorfall zu melden und Anſtalt zur Beerdigung der Todten zu treffen. Er ſelbſt aber blieb als Wache zurück und duldete nicht, daß Jemand die Leichen berühre.

Bald ſtrömte alles in den Wald. Auch die unglückliche Mutter Lebois kam, und ihr Jammer war herzzerreißend. Der alte Pfarrer fand ſich ebenfalls ein, forderte die Anweſenden zu einem ſtillen Gebet auf und nahm mit der Ortsbehörde Rückſprache. Die Leiche Gaſtons wurde von der Leiche Jolantens getrennt. Als ihre Lippen ſich voneinander löſten und Beide dabei noch im Tode wie glückliche Kinder zu lächeln ſchienen, lief ein leiſes Ach durch den Kreis der Umſtehenden, und kein Auge blieb trocken. Der Pfarrer aber befahl, Gaſton und Jolante beide dicht neben einander auf dem Kirchhof zu begraben und ſegnete die Gräber unter großem Zulauf des Volkes ein. Daß ſie bei einander ruhen ſollten, war der letzte Troſt der Mutter.

Als die Nachricht von Gaſtons Tode ſeinem Vater zugekommen war, eilte dieſer ſelbſt herbei. Aber die Beerdigung war ſchon vorüber. Er weinte bittere Thränen um den einzigen Sohn. Anfangs wollte er ſeine Leiche ausgraben und in das Erbbegräbniß ſeiner Familie bringen laſſen. Als ihm aber der Pfarrer den Ring überreichte, den er einſt Jolanten in der Beichte abgenommen und unterdeß im kleinen Schatze ſeiner Kirche bewahrt hatte, und ihm Kunde gab von der Liebe und Treue des Mädchens, da ſtand der Vicomte von ſeinem Vorhaben ab und wollte die Liebenden im Tode nicht mehr trennen; vielmehr kniete er vor ihrem Doppelgrabe nieder und betete für beide, als wären beide ſeine Kinder.

Voß

und die Symbolik.

Eine Betrachtung

von

D. Wolfgang Menzel.

Literariſche Anzeigen.

Bei Buchhändler Friedrich Franckh in Stuttgart haben im Laufe des Jahrs 1823 und 1824 die Preſſe verlaſſen, und ſind in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz um beigeſezte Preiſe zu haben;

Anekdoten=Tagebuch der Frau von Campan, nebſt einer Sammlung bisher ungedruckter Briefe derſelben. Herausgegeben von Maigne. Aus dem Franz. überſ. von Friedr. Ritter. gr. 8. broſchirt 1 fl. 36 kr. oder 21 gr. ſächſ.

Auszug aus den Memoiren des Herzogs von Rovigo, den Tod des Herzogs von Enghien betreffend. A. d. Franz. gr. 8. broſchirt. 45 kr. oder 12 gr.

von Bismark, General. Neues Schützenſyſtem für die Reiterei. gr. 8. broſch. 2 fl. oder 1 Rthlr. 3 gr.

Byron, Lord, Briefwechſel mit einem Freunde und ſeiner Mutter in den Jahren 1809—1811. Nebſt Erinnerungen und Beobachtungen von R. C. Dallas. Mit Lord Byrons Bildniß und deſſen Familienſitz Newſtead Abtey. 3 Thle. gr. 8. broſch. Jeder Theil 1 fl. 30 kr. oder 21 gr. ſächſ.

Caraſcoſa, General, hiſtoriſche, politiſche und militäriſche Denkwürdigkeiten über die Revolution des Königreichs Neapel in den Jahren 1820 und 1821, und über die Urſachen, welche ſolche herbeigeführt haben. Mit 1 Karte. A. d. Franz. gr. 8. broſch. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gr.

Daunou. P. C. F. Was wollen die Völker? oder Verſuch über die individuellen Bürgſchaften, wie der gegenwärtige Zuſtand der Geſellſchaft ſie fordert. A. d. Franz. überſezt, und allen Freunden der öffentlichen Ordnung dargeboten, von J. Th..... gr. 8. broſchirt 1 fl. 30 kr. oder 21 gr. ſächſ.

Denkwürdigkeiten der Miß Henriette Wilſon, Englands Ninon. Nach dem Engliſchen. 1r u. 2r Band. gr. 12. broſchirt. Jeder Band 1 fl. 36 kr. oder 21 groſch. ſächſ.

Denkwürdigkeiten, Rückerinnerungen und Anekdoten aus dem Leben des Grafen von Segur. Pair von Frankreich. Aus dem Franzöſiſchen 1r Band gr. 8. broſch. 3 fl. oder 1 Thl. 21 gr. ſächſ.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Ferdinands des Siebenten, Königs von Spanien. Aus dem Engliſchen des Michael J. Quin überget tragen von Friedrich Ritter. Mit 1 Bildniß. gr. 8. broſchir- 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr. ſächſ.

Denkwürdigkeiten zur Lebensgeſchichte des Don Raffael Riego. Von einem ſpaniſchen Officier. Aus d. Engl. gr. 8. broſchirt 1 fl. 12 kr. oder 18 gr. ſächſ.

Geſchichte des ruſſiſchen Feldzugs in dem Jahre 1812 und 1813 von M... nach dem Franzöſiſchen überſezt und mit vielen Anmerkungen herausgegeben vom Hauptmann von Kausler. Mit Karten und Planen, 2 Bände. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr.

Voß

und die Symbolik.

Eine Betrachtung

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart,
bei Friedrich Franckh.
1825.

Der Leſer wird aus dem Titel ſchon erkannt haben, daß er eine Streitſchrift in die Hand nimmt. Die Vorurtheile, die gegen Schriften dieſer Art nicht mit Unrecht herrſchend geworden, werden auch dem Urtheil über die meinige vorangehen, an dieſem aber von ſelber abſterben, daher ich mich nicht beſonders dagegen verwahren will. Uebrigens aber gebietet jedem Polemiker ſchon die allgemeinſte Pflicht, die Motive ſeiner Polemik offen darzulegen, wenn auch eine ſchlechte Strategik bisher den Mißbrauch, ſie zu verdecken, beinahe geheiligt hat.

Sofern ich gegen Johann Heinrich Voß ſchreiben werde, muß ich bemerken, daß er mich nie, weder im bürgerlichen Leben, noch in irgend einer Schrift perſönlich beleidigt hat, daß wir überhaupt nie in eine perſönliche Berührung gekommen ſind, uns in dieſer Hinſicht gar nicht kennen.

Sofern ich im Weſentlichen zu Gunſten der Männer ſchreiben werde, die von Voß angegriffen worden ſind, muß ich ebenfalls bemerken, daß ich mit ihnen in keinerlei perſönlicher Verbindung bin.

Man kann Beweiſe fordern. Die erſte Bemerkung wird mir Voß ſelbſt beſtätigen. Wenn er an die letztere, zufolge eines Argwohns, der tief in ſeiner Seele wurzelt, der ihn überall nur perſönliche Partheienwuth wittern läßt, nicht wird glauben wollen, ſo wird ſie doch durch die zwei Umſtände beſtätigt, erſtens, daß ich ohne alle perſönliche Schonung ſeinen Gegner, wie ihn ſelbſt behandelt, zweitens, daß in dieſer Schrift keine Spur von ſolchen Waffen zu finden iſt, deren ſich ſeine alten Gegner bedienen würden, weder gelehrte von der Art, wie ſie Creuzern eigenthümlich ſind, noch witzige, die ſeine alten Feinde aus einer längern Bekanntſchaft mit ſeinen ſchwachen Seiten oder unlautern Handlungen hätten zurüſten können.

Sofern ich mich überhaupt hier in einen Streit einlaſſe, muß ich bemerken, daß mir daraus auf keine Weiſe perſönlicher Vortheil erblühen kann. Voß iſt bekanntlich ein böſer, gefährlicher Gegner. Er beſitzt alle Mittel, dem Feinde zu ſchaden, weil er keine ſcheut. Sein alter Freund Stollberg hat es mit dem Leben büßen müſſen, ihm mißfallen zu haben, iſt vom raſchen Vipernſprung und Biß plötzlich Todes verblichen, und noch zu ſeinem Glück, denn ein langſames Einſaugen jenes Giftes würde ſeinem weichen Herzen einen tauſendfachen Tod bereitet haben. Einen andern Gegner hat Voß mundtod gemacht, gelähmt durch giftigen Anhauch. Der ihm in jeder Hinſicht, nur nicht an Trotz und Nervenkraft, überlegene Creuzer iſt vor dem Ungeheuern ſeiner Beſchuldigungen, wie vor einem Meduſenhaupt in Erſtarrung verſunken, und wie viele andere geſittete Gegner hat Voß nicht mit einem Schmutz beſpritzt, wie der Fuchs, der ſeine Feinde am ſicherſten durch Geſtank zu vertreiben weiß *).

---

*) Es fällt mir ein, daß Voß dies zugleich als eine Satyre auf ſeinen Namen deuten könnte. Jeder ſieht aber ein, daß hier die Sache ſpricht, der Name zufällig iſt. Ich verachte gänzlich, mit Perſonalſatyre mich zu beflecken, ſo nahe ſie oft liegen möchte, ſo daß z. B. zu einem getreuen Holzſchnitt des Herrn Voß noch nicht einmal ſo viel Aufwand an Witz erfordert wird, als er ſelbſt an Creuzers Porträt verſchwendet, indem er ihn z. B. als geſchornen Crucerus in eine Mönchskutte ſteckt, oder als rothen Kreuzer aus der Taſche wirft. Mit ſolchen Waffen zu kämpfen, iſt weibiſch und verächtlich, verräth Mangel an beſſern und ehrlichern Waffen und einen noch größeren an Adel der Geſinnung. Möge der Unterſchied zwiſchen Voß nnd mir ewig darin beſtehen, daß er, ob er in die geiſtige Sphäre einer Wiſſenſchaft oder eines Charakters einzudringen verſuche, von dem magnetiſchen Mit-

Wenn ich nun auch für mein Leben und meine Geſundheit keine ſonderliche Gefahr befürchte, ſofern ich ſtarke Nerven habe, und mich im Voraus rüſte wie der Peſtarzt oder der hörnerne Sigfried, ſo bleiben einem umſichtigen Manne, wie Voß, noch immer Mittel genug übrig, mir im bürgerlichen oder literariſchen Leben zu ſchaden, welche Abſicht ich ihm hier nicht etwa a priori böslich unterſchiebe, was ich nur als Analogon ſeines Verfahrens gegen alle andern Gegner a posteriori zu ſchließen befugt bin. So kann er ſich auch z. B. gegen mich auf den Eſel ſetzen, und als tobender Dominikaner Ketzer, Ketzer! ſchreyen und das Kreuz wider mich predigen, wobei ich es ihm überlaſſen will, in welcher Rangordnung er mich dem Autotafée beiwohnen laſſen will, ob als Papiſten, oder Schwärmer, oder Idealiſten, oder als Romantiker. Er kann den Teufel abermals an die Wand malen, und als Bänkelſänger mit dem Stecken darauf weiſen:

---

telpunkt derſelben ſtets abgeſtoßen, daß ich dagegen ſtets davon angezogen werde. Während ihm alles Peripheriſche, alles Neben- und Außenwerk einzig und allein gilt, gilt mir allein das innerſte Centrum der wiſſenſchaftlichen Idee oder des perſönlichen Charakters. Er mag bei ſeinem philologiſchen Nagen an der Schaale der Wiſſenſchaft, bei ſeinen biographiſchen und porträtirenden Beſchäftigungen mit berühmten Männern aller Idee ſich begeben, ich werde dagegen jede Aeußerlichkeit draußen laſſen.

ſeht, das iſt Menzel! ſo wie er früher gerufen: ſeht, das iſt Stollberg, das iſt Creuzer! er kann bei offener Entgegnung auch heimliche Winke geben, halbe Worte fallen laſſen, aufmerkſam machen auf Dinge, die er noch in petto hätte, und jeden Argwohn, dem ein unſchuldiges Menſchenkind blos geſtellt werden kann, gegen meinen Namen richten, wie er es bereits gegen Creuzer gethan. Er kann hinterrücks durch Correſpondenz und heimliches Aufſtiften vor mir warnen, mir irgend eine Carriere, die ich nicht etwa als Vogel in der freien Luft zu machen gedächte, abzuſchneiden trachten. Er kann ein Dutzend Blätter oder mehr, die er beackert und beſäet oder durch ſeinen Anhang beſtellen läßt, gegen mich in Anſpruch nehmen, und meine Werke in einem vielſtimmigen Concert auspfeifen laſſen. Schade, daß ich nicht auf der Wartburg geweſen bin, ſonſt würde ſich vielleicht Anlaß nehmen laſſen, mich auf eine menſchenfreundliche Weiſe der hohen Polizey als „Mitſchwärmer auf der Wartburg“ in Erinnerung zu bringen, wie den Doctor Carové. Er kann Notizen über meine Perſon und meinen Lebenslauf einſammeln, und bunte Fleckchen daraus zu einer Hanswurſtjacke zuſammenflicken, wie er mit den Biographien von Stollberg und Creuzer gethan. Schade, daß ich keine rothe Perücke trage, worüber Witze zu machen wären. Noch vielmehr Schade, daß ich fünfzig Jahr jünger bin als Voß, und daß er meine wenigen Jugendſünden nicht einmal würde ausſpioniren können. Er könnte, wenn ich ſein Nachbar wäre, ſich ein Ständchen bringen, und durch die von Begeiſterung erhitzte Jugend auf dem Nachhauſewege mir die Fenſter einwerfen laſſen, und was dergleichen zarte Liebkoſungen mehr ſeyn können. Er könnte ſich endlich noch einen zweiten Ehrenbecher und Sorgenbrecher ſchenken und mich darauf vielleicht als Sirene figuriren laſſen, die ihm ſüße Schlaflieder ſingt. Kurz, man ſieht, daß ich von einem Kampfe, der mir unabweislich mit verjährter Unreinlichkeit, mit Schlamm und Gift droht, keine Freude, keinen Gewinn zu erwarten habe.

Von jeder perſönlichen Rückſicht abgeſehen, liegt alſo der Grund, warum ich ſchreibe, rein in der Sache, über die ich ſchreibe. Dieſe ſcheint mir an ſich wichtig, der Rede überhaupt vollkommen werth. Der Streit zwiſchen Voß und Creuzer iſt nicht nur in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, ſondern auch als ein hiſtoriſches Factum von Bedeutung, das erſte durch den Gegenſtand des Streites, das zweite durch die Weiſe, wie er bisher geführt worden. Gegenſtand ſind die Principien der philologiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, und man muß bekennen, daß die Frage darnach im Conflikt der hier ſich widerſprechenden Partheien ſchärfer als je bezeichnet worden. Die Art und Weiſe ferner, wie dieſer Kampf geführt worden, gewährt ſelbſt ein hiſtoriſches Intereſſe, indem ſie uns einen hellen Blick theils in den allgemeinen Partheienkampf unſerer Zeit eröffnet, mit deren Farben dieſe wiſſenſchaftliche Polemik ſich ſchmücken und rüſten zu müſſen geglaubt hat, theils in den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Gelehrtenwelt, wodurch uns ſo manches enthüllt wird, was uns Lebende eben ſo wenig gleichgültig laſſen kann, als es die Nachwelt ohne Rüge überſehen wird. Mit einem Wort, dieſer Streit greift in's Innerſte der Wiſſenſchaft hinein, und iſt zugleich ein höchſt charakteriſtiſches Zeichen der Zeit. Wir können daraus den Standpunkt der Wiſſenſchaft, den Standpunkt der gegenwärtig herrſchenden Partheien und den Standpunkt der Bildung bei der vorzugsweiſe ſogenannten gebildeten oder gelehrten Klaſſe in unſerer Zeit abmeſſen. Ein ſo glückliches Zuſammentreffen findet ſich ſelten, und die Nachwelt wird nicht umhin können, ſolche Erſcheinungen aus dem Strome der Begebenheiten herauszuheben. Was aber der Nachwelt zur Belehrung dienen wird, kann es auch der Mitwelt, wenn es von einem gleich unbefangenen Standpunkt aus betrachtet wird. Die Selbſterkenntniß, zu der es einmal dieſe Zeit gebracht, darf keinen Augenblick ſtille ſtehen bleiben. Nicht nur deum colit, ſondern auch diabolum vicit, qui novit; zur Wahrheit und geſunden Vernunft im Urtheilen kann aber überhaupt keine Zeit zu früh kommen.

Aus dieſem allgemeinen Geſichtspunkt habe ich das Intereſſe meiner Schrift mir ſelber gerechtfertigt, die ich, wenn ſie blos einer gelegentlichen Polemik hätte dienen können, nie geſchrieben haben würde.

Uebrigens bin ich dabei genöthigt, gegen die angreifende Parthei in jenem Streithandel, d. h. gegen Voß polemiſch zu verfahren, wie es die Sache mit ſich bringt, und dieß iſt wenigſtens für die Mitwelt nicht ohne Intereſſe.

Es gilt die Ehrenrettung Creuzers, eines um die Wiſſenſchaft hochverdienten, im bürgerlichen Leben reinen und liebenswürdigen Mannes, den Voß mit den ſchwärzeſten Farben öffentlich verläumdet.

Es gilt die Entlarvung eines unberufenen öffentlichen Anklägers, der ehrliche Namen denuncirt, und zugleich die Demüthigung eines literariſchen Klopffechters, der es endlich fühlen ſoll, daß er die Tribune und das Schwert in der Zunge nicht allein gepachtet hat.

Es gilt die Ehre der deutſchen Literatur theils gegen die Poiſſardenwuth eines Autors ſicher zu ſtellen, theils gegen die Lächerlichkeit jener Familienfeſte, die jetzt von der weit verbreiteten Sippſchaft und Clientel der Voßiden um des vermeinten letzten Sieges willen gefeiert werden.

Es gilt die Ehre der Wiſſenſchaft vor dem Publikum gegen ein um ſich wucherndes Gelichter von Schulgelehrten zu retten, und darzuthun, daß die Wiſſenſchaft unendlich reicher und tiefer iſt, als daß ſie in den bornirten und ſeichten Köpfen dieſer Gelehrten nur Raum fände. Woran ſie nagen, iſt die Schaale des Wortes; in den Kern der Idee dringen ſie nicht. Worüber ſie ſtreiten, iſt lediglich Nebenſache; der Hauptgegenſtand und Mittelpunkt des Streites bleibt ihnen unſichtbar, ſie arbeiten ſich eifrig mit Fehl- und Seitenhieben ab, ruhen dann erſchöpft aus, feiern Siege und halten alles für abgethan. Es ſollte mir äußerſt ſchmeichelhaft ſeyn, wenn ich im Stande wäre, an einem Beiſpiel recht klar zu zeigen, wie in der ſchulgelehrten Kaſte gerade die größte Verſtandesloſigkeit, oft wahre Simpelhaftigkeit zu finden iſt, ſo daß wir, was ein natürliches Gefühl auf dem unterſten Standpunkt in dem Volksſprüchwort: je gelehrter, deſto verkehrter! ſchon herausgefunden, auf dem höchſten nur zu beſtätigen haben. Ich darf noch mehr ſagen. Ich betrachte die meiſten Schulgelehrten aller Fächer genau ſo, wie die Pfaffen vor der Reformation. Sie fangen ſeit einiger Zeit an, wie im bürgerlichen Leben, ſo in der Literatur gegen gute Köpfe zuſammenzuhalten, eine gelehrte Adelskette zu bilden. Eine Idee, die mit ihrem alten Syſtem ihren Ruhm umſtoßen, oder ſie zu einer ungewöhnlichen, in der Regel auch unmöglichen

Geiſtesanſtrengung nöthigen würde, die weiſen ſie ab, ſuchen ſie zu ignoriren oder verketzern ſie. Kurz ſie verfahren, wie die Prieſter jeder Zeit gegen die Propheten verfahren ſind.

Hieraus und aus dem Folgenden wird ſich zugleich ergeben, daß ich mit Recht meine Betrachtung in eine populäre Darſtellung einkleide. Schon das muß beachtet werden, daß der Voßiſche Streithandel, welches auch ſein Gegenſtand ſeyn möchte, in ſeinem Verfolg in Perſönlichkeiten ausgebrochen iſt, die unter das Geſetz des bürgerlichen Anſtandes gehören und dem Urtheil des ganzen Publikums anheimfallen. Sodann kündigt uns Voß eine für Staat und Sitten höchſt verderbliche Richtung des Creuzeriſchen gelehrten Wirkens an, und fordert das geſammte Publikum auf, an dieſer Entdeckung den lebhafteſten Antheil zu nehmen, die Warnungen zu hören, die drohende Gefahr in ihren Keimen zu erſticken. Die zuſammenhängenden Fäden aber, die von den angedrohten öffentlichen Wirkungen zu den geheimen Urſachen führen, werden zugleich einen ſichern, auch Ungelehrten gangbaren Weg in das gelehrte Kampfgebiet eröffnen; ſo daß, was in der Wirkung allen ſchädlich, auch in der Urſache allen klar ſeyn, was aber außer dieſer Beziehung liegt, beſeitigt werden kann. Aber auch abgeſehen von dem Voßiſchen Aufruf rechtfertigt ſich die Appellation an den geſunden Weltverſtand des Publikums ſchon durch das allgemeine Intereſſe des Gegenſtandes, und was an dieſem der Gelehrſamkeit allein anheimzufallen ſcheint, kann uns nicht irren. Es werden gelehrte Dinge zur Sprache kommen, aber ſie brauchen ſich nicht in's Dunkel der gelehrten Sprache zu verſtecken. Es iſt nichts in der Welt ſo gelehrt, daß es nicht auf die rechte Weiſe dargeſtellt jedem geſunden Verſtande begreiflich gemacht werden könnte, und ich wage zu behaupten, daß der letzte Endzweck aller gelehrten Wiſſenſchaft ihre Verſtändlichkeit für alle iſt, ſo wie es das Criterium der höchſten Weisheit von jeher geweſen iſt, daß ſie ſich dem Roheſten wie dem Gebildetſten gleich eindringlich gemacht. Die gelehrte Sprache iſt in der That nur als Surrogat für die höchſte allgemein begreifliche, als Schülerhaftigkeit, als Lallen des erſten Sprachverſuchs zu rechtfertigen. Das Publikum iſt in einem unſäglichen Irrthum befangen, wenn es ſich durch jene gelehrten Formen von der wahren Weisheit getrennt glaubt. Gott entzieht ſich dem Volk durch kein heiliges Tempeldunkel, und die Weisheit durch kein Bücherdunkel.

Wenn ich mich auf dieſen allgemeinen Standpunkt zunächſt zum Beſten des Publikums ſtelle, ſo wird doch gerade von ihm aus auch zum Beſten der ſtreitenden Gelehrten manche Anſicht zu gewinnen ſeyn, welche die engen Schranken der Schulgelehrſamkeit nicht zulaſſen. Wie die Natur den Helden Geſetz und Schranke völlig anſpruchlos nachweiſt, ſo iſt es einem natürlichen Verſtande vergönnt, die Verirrungen und Extreme des gelehrten Treibens zu erkennen und abzuweiſen. Ein geſunder Verſtand ſieht oft, wo der Gelehrte blind iſt, und im Widerſtreit mit dem Gelehrten immer das Rechte, weshalb er denn auch noch immer Recht behalten hat. Dieſer Verſtand entwickelt ſich in der Maſſe als öffentliche Meinung, inſtinktartig, organiſch als Naturgeiſt, als von der Individualität unabhängiger Weltverſtand. Oft wird er durch ein Individuum vertreten; wenn aber auch nicht, ſo behauptet er ſpäter ſein Recht in der allgemeinen Meinung. Immer zwar wird die Maſſe anfangs jene zerfloſſene, jeder Form leicht fügſame, Charakterloſigkeit, wie Shakeſpeare im Cäſar ſie geſchildert, nach einer Seite hin jedem auf ſie wirkenden Charakter bloß geben, und damit ſoll entſchuldigt ſeyn, was kleinlicher Partheigeiſt zu wechſelſeitiger Verunglimpfung jener gelehrten Männer hie und da ſich erlaubt hat. Ein Andres aber wird in der Maſſe nicht minder verkannt, jene unbezweifelte Autorität der öffentlichen Meinung, die anfangs ſchwankend ſich immer bald zurecht findet, jedes Uebermaaß und Unrecht abweiſt und die Zunge der Wagſchale ſtets auf die ſen rechte Mittellinie mit dem innern Naturtriebe der magnetiſchen Nadel zurückführt. In dieſem höhern Sinne das Publikum zu vertreten, ſcheint nach Verſuchen der erſten Art allerdings heilſam, ja geboten.

Um uns hiſtoriſch zu orientiren, wird Folgendes genügen. Voß hat eine eigene Behandlungsweiſe der Mythologie, eine andre Creuzer. Ohne daß weder Voß noch Creuzer die alleinigen erſten Begründer dieſer verſchiedenen Methoden ſind, die auf der Anwendung allgemeiner Principien der hiſtoriſchen Critik beruhen, theilen ſich doch nach denſelben alle Gelehrten dieſes Fachs in zwei große Partheien. Voß hat ſchon Creuzer's Vorgänger angegriffen, Creuzer die mit Voß übereinſtimmenden. In einzelnen Recenſionen ſind ſie endlich ſelbſt hinter einander gekommen, doch immer innerhalb der gelehrten Schranken. Da kündigt uns Voß auf einmal in einigen Recenſionen der Jenaiſchen Allg. Lit. Zeit. an, Creuzers mythologiſche Werke, vor allem ſeine berühmte Symbolik ſeyen Lüge und abſichtliche Verdrehung der Wahrheit, um einen ſtaatsgefährlichen und ſittenverpeſtenden Geiſt in die gelehrte Jugend zu pflanzen. Creuzer antwortet darauf in einem fliegenden Blättchen, Voſſiana überſchrieben, ungefähr ſo viel als: Voß ſey nicht recht bei Sinnen und es ſey lächerlich, mit ihm zu ſtreiten. Darauf giebt Voß ein ſelbſtſtändiges Werk, die Antiſymbolik heraus, worin jene Recenſionen verbunden und weiter ausgeführt, zugleich aber mit einem Schlußwort und einer Ermahnung an die Pfleger der Wiſſenſchaft und Erziehung begleitet worden. Hier ſtehen nun alle Beſchuldigungen dicht gedrängt beiſammen, mit lautem Aufruf, ſie zu hören, zu beurtheilen, zu bekräftigen. Creuzer hat nicht darauf geantwortet.

Indem ich zuerſt auf die Perſönlichkeiten des Streites eingehe, folge ich einem von Voß ſelbſt vorgeſchriebenen critiſchen Geſetze; denn mit Recht befiehlt er, allemal erſt die Stimmung, Abſicht des Autors und alles, was ſein perſönliches Verhältniß zum Gegenſtand ſeiner Urtheile ins Licht ſetzt, genau zu prüfen, bevor man dieſen Urtheilen Glauben ſchenkt. Ich unterſcheide nun zunächſt unter den Perſönlichkeiten der vorliegenden Streitſache alles, was wirklich zur Sache gehört; ſo daß ich es Voß nicht vorwerfe, wenn er Creuzer einen unwiſſenden Gelehrten, einen abſichtlichen Verfälſcher der Wahrheit, einen Verführer der Jugend und des Volkes, einen Prediger ruchloſer Dinge nennt, noch ſeinem Gegner, wenn er Voß mit der äußerſten Verachtung brandmarkt, weil dieſe perſönlichen Invectiven nothwendig aus der Sache fließen. Wir finden aber in der Antiſymbolik auch eine Menge reiner Perſönlichkeiten, die nichts mit der Sache zu thun haben, nnd in unedler Kampfweiſe nur das Schwert zu vergiften beſtimmt ſind, ſchlechtes Nidingswerk, wie es unſre Vorfahren zu nennen pflegten. Voß ſucht die Perſönlichkeit ſeines Gegners lächerlich zu machen, entweder weil er ihn (und allerdings nicht mit Unrecht) für ſchwach genug hält, daß er ſich darüber ärgern

gern könnte, und dieſen Aerger zu verurſachen, ſich auf eine faſt weibiſche Weiſe kitzeln läßt, oder weil er dadurch im rohen Haufen die Lacher auf ſeine Seite bringen will und für ſeine Radikalkur der Mythologie von dem angehängten Witz etwa die Wirkung hofft, die ein Quackſalber mit ſeinem Handlanger, dem Hanswurſt, erzielt. Die Perücke des Gegners wird Zielſcheibe des Muthwillens, den man ſonſt wohl an Schulknaben, aber nicht an einem alten Schulmeiſter zu entſchuldigen pflegte. Auch der Name Creuzer wird auf mancherlei ſpaßhafte Weiſe verdreht. Auf Geberden, wie denn Jeder ſeine beſonderen hat, wird angeſpielt. Endlich bietet der Umſtand, daß Creuzer ein Gevatter von Görres iſt, gegen dreißig Gelegenheiten dar, wo der Name Gevatter in lächerliche Verbindung gebracht werden kann. Noch ärger aber ſind die mehr verſteckten Perſönlichkeiten, da Voß die von Creuzer ausgeſprochenen Sätze in der Art verdreht, daß ſie einen Schein der Lächerlichkeit oder gar Verächtlichkeit auf den Verfaſſer werfen. Ich enthalte mich billig, hievon Auszüge zu geben, da ich mich nicht gern ohne Noth beſudele. Der Leſer, dem es darum zu thun iſt, mag ſelber nachleſen. Den Schlüſſel zum ganzen Verfahren wird er in Folgendem finden. Creuzer muß oft gewiſſe Bilder erwähnen, womit die Alten religiöſe Ideen ſymboliſch bezeichneten und die von Gegenſtänden aus der Natur entlehnt ſind, an welchen die frühere Zeit keinen

Anſtand nahm, die aber nach unſern Begriffen ſchamhaft verhüllt und verſchwiegen zu werden pflegen. Voß benutzt dieſen Umſtand, um dieſen Bildern die trivialſte Deutung zu geben, den Gegner dadurch lächerlich zu machen und die Geſitteten ganz von ihm abzuwenden, als ſey es mit ſeinen Werken nur auf ſolchen Schmutz abgeſehen. Auf ähnliche Weiſe haben einſt die Mönche dem Volk weiß gemacht, die ſchwarze Kunſt, Buchdruckerei, ſey eine Kunſt des Teufels. Voß befleißigt ſich ſodann, gerade indem er nur leiſe andeutet, einen deſto ſtärkern Verdacht bei Unkundigen zu wecken, daß ſein Gegner gewiſſe unnatürliche Laſter des üppigen Südens billige, weil auch ſie zur religiöſen Symbolik gehört. Wir wünſchen ſehr, daß unſre Leſer dieſe Bemerkungen beherzigen mögen, um in den künſtlichen Fallſtricken ſich zurecht zu finden.

Wer der Menſchen Thun nur einigermaßen begriffen, ſieht leicht ein, daß ſo viel Gift, das perſönlich morden ſoll, auch nur ſelbſt in einer krankhaft gereitzten Perſönlichkeit ſich eiterhaft entwickeln konnte. Nur die tiefſte perſönliche Beleidigung konnte Voß zu dieſer Art des Kampfes reizen, die als gränzenloſe Rachluſt in jeder Weiſe ſich kund giebt. Es bleibt uns alſo nur übrig, die Gründe derſelben aufzuſuchen. Aeußere Gründe werden wohl höchſtens in den übermüthigen Scherzen gefunden, mit denen im Anfang des Jahrhunderts die Creuzer befreundeten und zum Theil in Heidelberg ſelbſt lebenden Romantiker den Meiſter der alten ſteifen Schule mißhandelt haben, ſodann in der glücklichen Rivalität des jüngern Mythologen Creuzer. Jenes Erſte hätte Voß verachten, das Zweite ſich zum Sporn, oder wenn er ſich erhaben genug fühlte, zur Folie dienen laſſen müſſen und man kann bei einem ernſthaften, ſeiner Kraft und Würde ſich bewußten Manne wohl ſchwer vorausſetzen, daß ihm das geringe Mißgeſchick durch Spötter und Nebenbuhler, wie es wohl Jedem begegnet und Voß nicht um ein Kleines an ſeinem großen Ruf und Namen gefährdet hat, ſo viel böſes Blut angeſetzt und einen jahrelang verhehlten gallenbittern Grimm genährt haben ſollte. Dürften wir dies vermuthen, ſo müßten wir Voß zugleich einer ſehr unmännlichen Eitelkeit und Schwäche, ja in Rückſicht der ſpäten Rache, eines feigen und rückhaltigen, was man ſagt — heimtückiſchen Charakters zeihen. Dieſe Folge fällt jedoch mit der Vorausſetzung von ſelbſt hinweg, wenn uns nicht Alles trügt und wir dürfen die äußern Veranlaſſungen einer Beleidigung als nichtig erkennen, dagegen nur einen innern Grund ſuchen, der alle andern aufwiegt und die Voßiſche Oppoſition gegen Creuzer durch die Verbindung erklärt, in der ſie dieſen Gegner mit andern deutſchen Männern darſtellt. Demgemäß ſcheint es mir, daß lediglich die Morgenröthe des neuen poetiſchen Geiſtes in

Deutſchland für Voß die große grimmige Beleidigung geweſen, daß der Eos Roſenmantel dem auf klaſſiſchem Acker pflügenden Stier ſofort ſpaniſch vorgekommen und ihn mit wüthender Kampfluſt ins Amphitheater fortgeriſſen. Es giebt Menſchen, deren ganze Perſönlichkeit ſo innig mit einer gewiſſen Richtung des Zeitgeiſtes verwachſen iſt, daß ſie als Inkarnationen derſelben, thätig und leidend für dieſelbe eintreten und jede entgegengeſetzte Richtung auch für perſönliche Feindſchaft nehmen und als ſolche an allen Perſonen rächen, die mit jener Richtung irgend zuſammenhängen. So hat die der Poeſie abſagende Richtung ihre Inkarnation in Johann Heinrich Voß genommen und darum iſt die ganze Poeſie der neueren Zeit, ſo weit ſie dieſen Namen verdient, eine perſönliche Beleidigung jenes verdienten Gelehrten, und er rächt ſie als ſolche an allen poetiſchen Perſonen, an den Ideal- und Naturphiloſophen, an den Schwärmern und Pietiſten, an den Katholiken, Romantikern und Symbolikern, wie ſein Schlußwort des Näheren beſagt. Creuzer aber, der in der Symbolik das große reiche Gebiet der alten Philologie, das Voß bisher als ſein Lehn- und Pachtgut, wovon er lebt, betrachtet hatte, für die Poeſie angeſprochen, muß eben darum, auch abgeſehen von aller äußern perſönlichen Berührung, als der größte Feind von Voß ſich kund geben und würde es, auch wenn er tauſend Meilen von ihm, und tauſend Jahre vor ihm gelebt hätte. Di-

Art, wie nun die gereizte Perſönlichkeit ihre Rache genommen, braucht nicht erſt beurtheilt zu werden, denn ſie verurtheilt ſich ſelbſt. Der gelehrten Welt überhaupt mag aber eine Nutzanwendung davon abgezogen werden. Iſt der gelehrte Stand nicht ſchon entheiligt genug, daß er ſich noch ſelbſt zu des Pöbels Kurzweil in die Perücken fahren muß? Wird die Wiſſenſchaft nicht ſelbſt verächtlich, wenn ihre Bekenner in Geſinnung und Sprache tief unter den Pöbel hinabſteigen? Zeigt ſich hier nicht ein Verfall der Wiſſenſchaft, ein in ihrem allzueinſeitigen Vorherrſchen erzeugtes Verderben, das ſo ganz an die Entartung der früheren Kirche mahnt? Wiederholt ſich hier nicht das ganze Syſtem ohnmächtiger Wuth und Bosheit, wie es Pfaffentücke je erſonnen, oder kann Voß uns irgend einen gelehrten Kampf nachweiſen, der mit einem ſolchen jeſuitiſchen Raffinement und mit einem ſo überflüſſigen Mangel an Decenz geführt worden, als der ſeinige, etwa ſein früherer Angriff auf Stollberg ausgenommen? Was ſollen wir zuletzt für die Jugend erwarten, vor deren Augen der Lehrer entweiht, die ſelbſt zur Theilnahme der Entweihung aufgefordert wird?

Wenden wir uns zur eigentlichen Hauptſache, der harten ja peinlichen Beſchuldigungen, die Voß in der Antiſymbolik gegen Creuzer vorbringt und die er ſelbſt in Nr. 3. der Intellig. Blätter der Jen. Allg. L. Zeit. vom verfloſſenen Januar folgendergeſtalt ſummariſch bezeichnet: „Schwere Anklagen, Anklagen, nicht nur der Unwiſſenheit und der Kopföde, ſondern wozu kein Ehrliebender ſchweigt, der Unwahrhaftigkeit, der Tummmacherei, des Betrugs, der geheiligten Sodomsgräuel.“ Wir faſſen dieſe Klagen aber in zwei Hauptklagepunkte, davon der eine Ziel und Zweck des Betrugs, der andere die Mittel die dafür aufgewendet worden, in ihrer Verruchtheit zu enthüllen bemüht ſind.

Als Ziel und Zweck des Creuzeriſchen Wirkens, und namentlich ſeiner Symbolik, giebt uns Herr Voß im Allgemeinen die Herſtellung einer Theokratie an. Näher wird uns dieſelbe bezeichnet als Bonzenthum, Prieſterherrſchaft, höchſt gefährlich für den Staat, weil damit die Geiſtlichkeit der wohlthätigen Zucht weltlicher Miniſterien entzogen werden würde, weil ferner nach einer alten Bemerkung des Herrn Voß, Länder, wo die Prieſter noch etwas zu ſagen haben, alſo zunächſt katholiſche, zu Revolutionen geneigter ſeyen, als proteſtantiſche. Sie wird uns ferner bezeichnet als „hildebrandiſche Nacht,“ prieſterliche Verdummungsmethode des Mittelalters, höchſt gefährlich für die Bildung, weil freie Geiſtesforſchung wider einem blinden gebotenen Glauben Platz machen müßte. Endlich giebt ſie ſich als Sodomiterei zu erkennen, und die Bacchusgräuel, die Orgien, der Laſterpfuhl des Heidenthums ſind ihre Zugaben, ſo daß ſie eben deshalb auch höchſt gefährlich für die Sitten ſich erweiſt. Für dieſen Zweck nun, ſagt Voß, beſteht eine große geheime Verſchwörung in Deutſchland, und Creuzer iſt einer der Haupttheilnehmer. So verſchieden die Mittel ſind, mit welchen die verſchiedenen Glieder der ſchwarzen Brüderſchaft ihre Abſicht durchzuſetzen ſtreben, ſo haben ſie doch alle den gleichen ruchloſen Zweck, und alle thun, was ſie thun, abſichtlich. Die Schändlichkeit ihres Unternehmens iſt Allen klar; dennoch fahren ſie fort, dafür zu handeln. Darum thut es Noth, daß ein Johann Heinrich Voß, dem die Augen allein aufgethan ſind, die blinde Mitwelt warnt, vor drohendem Verderben rettet; und der Mann ſchreit wirklich ſo gräßlich, daß wir zuſehen müſſen, ob der Wolf in der Fabel nicht in der That endlich einmal gekommen iſt, nachdem der Hirt ſo oft mit leerem Gaukelſpiel uns herbeigelockt, ob der böſe Geiſt wirklich droht, ehrlichen Leuten den Hals umzudrehen, oder ob wir nur wieder über eine jener vielen Spukgeſchichten lachen ſollen, da Leute, denen der Geiſt ſelbſt entwichen, ihn als Geſpenſt umwandeln, und in der Furcht zum mißgeſchaffenen Ungeheuer anſchwellen ſehen.

Der Zweck wird uns erſt durch die Anwendung der Mittel verrathen. Die Rollen, in welche ſich desfalls die ſchwarzen Brüder im Verborgenen getheilt haben, ſind nach Voß folgende. Schwärmer verwirren das Herz, Philoſophen den Kopf, daß ſie dem aufgeſperrten Rachen der neuen Hydra entgegentaumeln. Jeſuitiſche Miſſionäre machen die Leute katholiſch. Romantiker locken als zauberhafte Spielleute in den Venusberg des Mittelalters. Den bacchiſchen Triumphzug aus der Hölle ſchließen dann die Mythologen von der ſymboliſchen Schule, die eine uralte Theokratie mit ewigen und unabweislichen Religionswahrheiten, die aber alle auf reine Ruchloſigkeit des Bonzenthums abzwecken, erſt erlügen, dann anpreiſen und herſtellen wollen. So könnten wir denn nicht nur mit heiler Haut katholiſch werden, wer's nicht ſchon iſt, ſondern ſogar unter das Joch der Braminen, Bonzen, Fakirn und Bacchanten fallen.

Bevor wir im Einzelnen prüfen, ob das ſo verſchiedenartige Wirken jener Männer, vom einzelnen Standpunkt aus, mit dem perſpektiviſch in den Hintergrund geſtellten Ziele in einem wirklichen Zuſammenhange ſteht, fällt es uns zunächſt auf, daß ſie einer Vereinigung, einer gemeinſamen Abſicht beſchuldigt worden. Möchte doch Jeder auf ſeinem iſolirten Wege zu jenen ruchloſen Reſultaten gelangt ſeyn; unglaublich ſcheint es doch, wenn wir, wieder den klaren Geſetzen Voßiſcher Kritik gehorchend, die perſönlichen Verhältniſſe jener Männer prüfen, daß ſie, die zu verſchiedenen Zeiten gelebt, an entlegenen

Orten gewirkt, einander nur zum Theil gekannt, mit den verſchiedenſten Geiſtesgaben ausgeſtattet die abweichendſten Wege der Wiſſenſchaft und Kunſt oder des Lebensberufes verfolgt, in denen allein eine zu Grunde liegende, aber ganz unabhängig entwickelte poetiſche Kraft ein tertium comparationis darbietet, daß gerade dieſe Männer ihre ſo ausgezeichnete Originalität einem albernen Bundeszweck aufgeopfert haben ſollten. Die Voßiſche Zumuthung an unſern blinden Glauben wird noch lächerlicher, wenn wir uns an die bürgerlichen Tugenden, an den ſtreng ſittlichen Wandel der meiſten Angeſchuldigten erinnern. Der geheime Bund alſo für Theokratie iſt wenigſtens in Bezug auf jene Männer ein Voßiſcher Traum. Ob jeder einzeln und außer Zuſammenhang mit den Uebrigen ſo gewirkt, daß ſie unbewußt auf ein gleiches Reſultat hinführen, und ob dieſes die gedrohte Throkratie ſey, kann allein noch in Frage kommen. Indem wir uns aber ſtreng an die Voßiſchen Kritikgeſetze halten, muß es uns allerdings auffallen, daß Voß von einem ſolchen Bunde träumt, und es wird dadurch von vorn herein ein verdächtiges Licht, entweder auf ſeine Urtheilskraft oder auf ſeine Abſicht geworfen. Die Art, wie Voß auf das Bündlerweſen hindeutet, macht die Abſicht am verdächtigſten. Er läßt uns mehr ahnen, als er beweiſt, vergrößert die furchtbaren Vorſtellungen von dem Feinde, indem er ihn nicht deutlich beſchreibt, macht uns bange vor Angriffen, die aus dem

Dunkel drohen, erregt den Argwohn gegen jedes Wort und jeden Mann, von denen wir nicht wiſſen können, ob ſie nicht zum Bunde gehören und uns auf verſteckte Weiſe betrügen wollen. Das Alles iſt zu künſtlich angelegt, als daß Voß nicht eine Abſicht damit haben ſollte. Wirkliche Furcht vor einem ſolchen Traumbild, die aus Mangel an Urtheilskraft entſprungen wäre, würde ſich anders äußern.

Wir müſſen aber ſehen, ob im Einzelnen die Beſchuldigungen ſich bewähren, hauptſächlich an Creuzer. Voß wirft ihm vor, ſeine Rolle ſey, jeden ruchloſen Pfaffentrug der ſpätern Zeit als uraltes heiliges, allen Völkern gemeinſames Religionsgeſetz durch Verfälſchung der hiſtoriſchen Wahrheit vor den Augen der Unmündigen darzuſtellen, um ihn dadurch zu heiligen und wo möglich wieder einzuführen. Wir müſſen nun ſehen, erſtens — ob Creuzer wirklich die geſchichtlichen Zeugniſſe verfälſcht, und zweitens — ob das, was er desfalls aufgeſtellt, jenem Zwecke diene.

Indem wir alſo zunächſt von allen Beſchuldigungen der Abſicht abſehen, betrachten wir das angeſchuldigte Falſum rein als ſolches. Leider müſſen wir auch bei dieſer Parthie des Kampfes Herrn Voß manches raffinirte Strategem nachweiſen, wodurch ſeine Abſicht abermals verdächtig wird. Er richtet ſeine ganze Kraft auf Einzelnheiten, Nebendinge, deren Erörterungen die Entſcheidung der Hauptſache nicht um ein Kleines näher bringen. Sodann ignorirt er die eigentliche Baſis, auf welcher das Syſtem ſeines Gegners beruht, ſo daß Unkundige glauben möchten, es ſey keine vorhanden. Jene Nebendinge füllen den größten Theil der Antiſymbolik aus, eine einzige Abhandlung über die Sirene wohl ein Drittel allein. Voß weiſt nämlich nach, daß Creuzer eine garſtige Harpye für eine ſchöne Sirene gehalten; indem er ſich aber viele Bogen hindurch von dem ſchadenfrohen Vergnügen dieſes kleinen Fundes nicht loszureißen weiß, giebt er dem prüfenden Kenner gerade den Beweis in die Hände, daß er Größeres nicht aufzufinden gewußt. Das Maaß der entdeckten Irrthümer richtet ſich nach dem der dabei verweilenden Betrachtung. Alle noch ferner gerügten kleinen Täuſchungen und Nachläſſigkeiten Creuzers verhalten ſich nun zu der ſo ſchreiend und anhaltend auspoſaunten von der Sirene, wie die Kürze ihrer Rüge zu der Länge von jener. Was iſt es aber mit dieſer Sirene? Wir haben über die Täuſchung ſo gut lachen müſſen wie Voß, aber darin auch nicht die mindeſte Handhebe gefunden, an dem ganzen Syſtem Creuzers zu rütteln, weshalb die Unterſuchung darüber ganz von der Hauptſache, dem Angriff auf das Syſtem und ſeinem gefährlichen Geiſt hätte getrennt werden müſſen. Die Verwechſelung einer Sirene, ſchon dem Gegenſtande nach eine der unbedeutendſten Nebenparthien des Werkes, ändert im Weſen und Geiſt des Syſtems auch nicht das Mindeſte. Soll aber ein Irrthum im Einzelnen und Kleinen auf einen allgemeinen großen des ganzen Werkes ſchließen laſſen, ſo iſt dies der ärgſte Irrthum des Herrn Voß ſelbſt, und ich erinnere ihn an Napoleon, an deſſen Feldherrntalent Niemand einer verlornen Schlacht wegen gezweifelt hat, und an Winkelmann; der ſich einſt ganz in der Weiſe wie Creuzer in der Würdigung einer Antike, die ihm Mengs untergeſchoben, täuſchen laſſen, ohne daß ihm irgend Jemand ſeine tiefe Kenntniß des Alterthums abſprechen kann.

Bei weitem wichtiger für unſre Streitſache wird der Umſtand, daß Voß die wahre Grundfeſte des Creuzeriſchen Syſtems als nicht vorhanden ignorirt. Sie beſteht, um es in einen kurzen Ausdruck zu faſſen, in der innern Conſequenz aller religiöſen Symbole bei allen alten Völkern als einem, mit der Natur und dem menſchlichen Geiſte im Allgemeinen und mit dem Charakter der Länder und Völker insbeſondere innig verwachſenen Organismus. Auf analytiſchen Wege mußte Herr Voß nothwendig auf die Principien der Creuzeriſchen Lehren zurückgehen, wenn er die Extremitäten verſtehen wollte, und er mußte ſie doch wohl verſtehen, bevor er ſie anzugreifen wagte. Auf ſynthetiſchem Wege, das Gebiet der ſymboliſchen Literatur überblickend, mußte Voß die Creuzeriſchen Lehren im Zuſammenhange mit denen anderer Symboliker würdigen, um was vielleicht bei Jenem nur Folge, Ausführung iſt, bei dieſen im Princip ſich zu erklären, und dieſer Weg hätte ihn vor allem auf Görres, und zwar auf deſſen aſiatiſche Mythengeſchichte geführt, worin der innerſte Grund aller ſymboliſchen Wiſſenſchaft aufgeſchloſſen iſt, deren Ideen Creuzer, wie alle neuern Symboliker nur ausſpinnen, die Jedem Princip, Richtung, Fach anweiſt. Voß wirft aber nnr ſelten verzagte Blicke auf dieſen Görres, und ſucht ihn auf jede Weiſe zu umgehen. In ähnlicher Art ſind alle Voßiden und anderen Opponenten der Symbolik bisher verfahren, und dies iſt der faule Fleck der ganzen Oppoſition. Spiegelgefecht iſt euer Wüthen, bis ihr die Kraft an jenem geiſtigen Helden ſelbſt geprüft, den bisher euer Blick nur geſucht, um ihn am geſchickteſten zu vermeiden. Will Voß der Helleniker Achilleus ſeyn, ſo mag er ſich auch unter den Aſiern den Hektor ſuchen, um den großen Kampf auszuſtreiten, nicht ſeinen ſchwächeren weicheren Bruder Paris. Voß iſt aber wohl nur der Hahnrei Menelaos, dem Creuzer die Helena oder helleniſche Poeſie entführt hat. Bis ihr Görres angreift, ihr Männer der alten Schule, iſt der ganze Kampf ein unbedeutendes Vorpoſtengefecht. Bis ihr ihn widerlegt habt, thut ihr wohl, den Triumph einſtweilen aufzuſchieben, den ihr jetzt ſo gemüthlich feiert! Wir haben aber guten Grund zu glauben, daß dieſer Forderung nicht ſo bald entſprochen werden wird, am wenigſten von

Voß. Dieſem Gelehrten mangelt es gänzlich an der Gabe, Ueberblicke zu gewinnen, den Geiſt der Welt, Natur, Geſchichte in ihren großen Typen zu ergreifen. Dies zeigt ſich ſchon in der höchſt ſchülerhaften Verwerfung ganzer Jahrhunderte, Jahrtauſende, wenn ſich etwas Contrebande von Prieſterſchaft oder Poeſie darin erblicken läßt; in dem bornirten Glauben, es ſey nur zweimal in der Welt zu loben geweſen — zu der Zeit als die Leute lebten, die er, Voß, überſetzt hat, und zu der Zeit, da er ſie überſetzt; in der troſtloſen Behauptung, die Menſchheit habe Jahrtauſende lang auf allen Vieren kriechend Eicheln geſpeiſt, ſey dann im griechiſchen Zeitalter auf einem kleinen Fleck Erde zu etwas Vernunft gekommen, im Mittelalter wieder in die Beſtialität zurückgeſunken und jetzt erſt ſeit Einführung Voßiſcher Claſſicität und „edler Menſchlichkeit" auf Schulen zum zweitenmale auf die Beine geſtellt worden, wobei denn natürlich die Gefahr ſehr nahe liegt, daß wir leicht wieder auf alle Viere zurückfallen könnten. Von dieſer albernen Anſicht der beſchränkteſten Perſönlichkeit iſt denn freilich keine Brücke zu den großen Weltanſichten eines Schelling, Görres und dem zufolge Creuzers zu ſchlagen, und die unermeßliche Kluft wird durch keine antiſymboliſche Critik jemals auszufüllen ſeyn.

Immer die innere Beweiskraft der Creuzeriſchen Lehren ignorirend, drängt Voß alle ſeine einzelnen Negationen in den Hauptſatz zuſammen: daß alle ſymboliſchen Lehren der Griechen nur in Büchern niedergelegt ſind, die lange nach Homer verfaßt worden, daß aber Homer ſelbſt von dieſer Symbolik nichts weiß. Hieraus folgert er, daß auch die Lehren ſelbſt ſpäter entſtanden ſeyen. Der Satz iſt wahr, die Folgerung falſch. Die ſpätere Abfaſſung von ſymboliſchen Schriften beweiſt nichts gegen das Alter der darin enthaltenen Lehren, ſondern läßt daſſelbe vollkommen gelten, wenn innere Gründe dafür ſprechen. Dieſe letzteren ſind aber vorhanden und wir finden ſie zunächſt in dem Charakter ihres Inhaltes. Solche Symbole können in einer Zeit, die überhaupt ſchon erfindet, nicht mehr erfunden werden, und wo die Kraft fehlt, kann dabei vollends die Abſicht des Erlügens nicht in Frage kommen. Dieſe Symbole ſind entſtanden mit der Menſchheit, und ihre Mannigfaltigkeit mit der Mannigfaltigkeit der Länder, Völker und ihrer Phyſiognomien und ein ſpäter Indier mag ſo wenig ſeinen Brama erfinden als ſein Geſicht, und die Lotosblume, auf der die alte Gottheit ewig ruht, würde, wenn ſie heute zum erſten Male aufgetaucht wäre, nur noch zu einem türkiſchen Blumenſcherz Anlaß geben, oder aber in ein europäiſches Herbarium wandern. Ein äußerer Grund des Alterthums der Symbole aber liegt in der Uebereinſtimmung der entlegenſten Religionsſyſteme. Wenn wir zum Beiſpiel durch die Alexandriner vor Chriſto, durch die Scandinavier im zehnten Jahrhundert, durch Indier und Chineſen noch bis auf unſre Zeit eine einige durchgreifende oft bis auf die Namen übereinſtimmende Symbolik uns überliefert finden, zu der ſich die einzelnen Ausführungen nur verhalten, wie Farben zu Licht oder wie Entwickelungsperioden zum Keim, ſo iſt doch wohl eine ältere Quelle derſelben mit eben ſo viel mathematiſcher Gewißheit vorauszuſetzen, als von einer Seite mit zwei Winkeln auf den dritten Winkel und deſſen jene beiden erſt verbindenden Schenkel zu ſchließen iſt. Voß läßt uns freilich vermuthen, daß, wo ſich Aehnlichkeiten finden, dieſelben nur den griechiſchen Urſprung bezeichnen, ſo wie er denn gar naiv die Sakontala zu einem griechiſchen Baſtard ſtempelt; indeß ſpringt die Lächerlichkeit in die Augen, die Symbolik und Poeſie aller alten Völker zu einem Auswuchs der alexandriniſchen Pfaffenſymbolik und dieſe zu einer Giftpflanze machen zu wollen, die in der Verweſung der Zeit hervorgeſchoſſen. Voß tritt hierin völlig zu der blinden Heerde, die ſich von den Sonnenſtrahlen der Wahrheit nur geſtochen fühlt, und dabei eher an Dolch und Gift denkt, als an die Sonne; zu jenen Unglücklichen, die ein ewiger Argwohn peinigt, und die ſich ſelbſt zum Tantalus verdammen, weil ſie den Strom der Zeiten und die goldne Frucht aller Bildung für vergiftet halten; zu jenen Thoren endlich, die das Begreiflichſte auf's Unbegreiflichſte erklären, mit ihren Zweifeln die Wahrheit erſt beſeitigen,

dann

dann mit einem Wechſelbalg erſetzen und gern wie die Schlupfweſpe thun möchten, die ihre unſaubern Eier in der Puppe eines Schmetterlings verbirgt, damit ſtatt deſſelben ſofort eine nackte fatale Brut hervorkomme. Wie Voß mit klaren Worten die tiefe Symbolik der alten Welt, die Jahrtauſende nicht auslernen werden, ſofort für alberne und boshafte Erfindung der Alexandriner ausſchreit, ſo haben ſich Andere, namentlich Rühs, über das Alterthum und die Aechtheit der Edda weidlich geärgert und die ganze nordiſche Poeſie als Erfindung müßiger Mönche verſchrien, ſo haben früher die Engländer an der Aechtheit ihres Oſſian gezweifelt. Sie alle ſind zu Schanden geworden, Voß wird es nicht minder werden. Als äußerſtes Extrem dieſer ſkeptiſchen Richtung und als Spiegel für die ganze Schule giebt ſich ein gewiſſer Müller kund, der vor einiger Zeit in zweien zu Düſſeldorf erſchienenen äußerſt ſcharfſinnigen Geſchichtswerken (die Urſprache und meine Anſicht der Geſchichte) die Behauptung aufgeſtellt, alle ältere Geſchichte summa summarum ſey erfunden, es habe nie ein Staat exiſtirt als der öſtreichiſche, von dieſem aber ſeyen die Provinzen abgefallen und hätten liſtiger Weiſe die verſchiedenen Sprachen und Geſchichten erfunden, um ſich einen legitimen Urſprung und das Recht der Integrität anzudichten. Schließlich iſt zu bemerken, daß ein Umſtand, auf den Voß ſo viel Gewicht legt, das Schweigen Homer's nämlich aber die Symbolik, leicht aus dem Weſen der Heldenpoeſie in ihrem Gegenſatz gegen Prieſterſymbolik ſich erklären läßt. Auf dieſelbe begreifliche Weiſe gedenkt Oſſian der Druiden und keltiſchen Symbolik nicht, obwohl das Daſeyn derſelben Niemand beſtreiten wird.

Was ging es das größere Publikum aber an, wie die Gelehrten ſich herumzanken, wenn wir nicht erführen, daß die Anſichten Creuzers ein Mittel für ſchändliche Zwecke ſeyn ſollen. Ich könnte Voß mit Recht entgegnen, daß, wenn Creuzers wiſſenſchaftliche Principien an ſich Wahrheit enthalten, auch das darauf gebaute Syſtem wohl keinen andern Zweck haben wird, als alle wiſſenſchaftlichen Syſteme, nämlich die Wahrheit gegenüber dem Irrthum, auf eine klare Weiſe gegenüber der unklaren auszuſprechen. Indeß will ich der Annahme des Herrn Voß Schritt vor Schritt folgen und alſo einſtweilen an die ſchlechte Abſicht des Herrn Creuzer glauben. Dabei fällt mir aber ſogleich wieder ein, warum Voß nicht den Mittelpunkt, die Neſthecke, die Pandorabüchſe aller jener verderblichen ſymboliſchen Lehren bei Görres aufſtöbert; ja es nimmt noch mehr Wunder, da Görres ſeine Behauptungen weit conſequenter, klarer, unzweideutiger äußert als Creuzer, der in Präciſion des Gedankens und der Sprache hinter ihm zurückbleibt; da endlich Görres den Voß ſo verhaßten Papismus mit den klarſten Worten lehrt, während der Kläger bei Creuzer wirklich Mühe hat, die Beziehungen auf den Papismus herauszufinden und in's gehäſſigſte Licht zuſammenzuſtellen. Bietet etwa die Undeutlichkeit und das Schwankende Creuzers, ſchwache Seiten dar, die dem allwärts geharniſchten Görres in ſeiner eiſernen Conſequenz nicht abzugewinnen ſind? Wie mag Voß aber dem Vorwurf begegnen, daß er, der doch das große Banner gegen Symbolik und Papismus führt, das Publikum über die wahre Macht des Feindes täuſcht, indem er ſie vorbeigeht und eine Nebenparthie angreift; daß er ſeine große Waſſerſpritze auf den Widerſchein des Feuers und nicht vielmehr auf das Feuer richtet. Wenn wir bei einer ſo ernſten Sache uns aufgelegt fänden zu ſcherzen, ſo möchten wir leicht Herrn Voß als heimlichen Agenten des Papismus darzuſtellen wiſſen, der durch falſche Angriffe die wirklich gefährlichen abzuwenden ſich habe beſtechen laſſen.

Wo iſt nun aber, um bei Creuzer und ſeiner Symbolik allein ſtehen zu bleiben, die große Gefahr zu finden? Worein ſetzt ſie Voß? Wie bringt er nur die bloße Vermuthung darauf? Auch hier ſind ihm neue Kriegsliſten vorzurücken, durch die es ihm überhaupt erſt gelingt, die Anklage zuſammen zu ſchmieden. Kunſtreich weiß er dem Publikum eine Bangigkeit einzuflößen, eine ungewiſſe Furcht vor heimlich lauerndem Verderben. Nebel läßt er aufſteigen, darin angſterregende Bilder ſchnell vorüber fahren und wieder ſchwinden, Dolche, Papſtmützen, Scenen aus Orgien. In das heimliche Grauen und die Erwartung ſchrecklicher Dinge weiß er ſodann den Argwohn einfließen zu laſſen, der ſchon durch die Zuſammenſtellung gegen Creuzer ſich richtet und wieder auf's Kunſtreichſte verſtärkt wird, indem die Perſönlichkeit von Creuzer im ſchlimmſten Lichte gezeigt, ihm Unwiſſenheit, Unlauterkeit der Geſinnung, zu jedem Laſter hinführende Schwüle der Phantaſie und Gefühle bei gänzlichem Mangel an Charakter und ächtem Wiſſen angedichtet wird; ſo daß der Leſer ſchon Angſt vor dem Manne hat, bevor er noch weiß, was er verbrochen, ihm alles Verruchte zutraut und ihn als Gefäß jener ſtygiſchen Dämpfe betrachtet, woraus die böſen Geiſter hervorſteigen. So aufgeregt erſetzt des Leſers Phantaſie leicht die offenbaren Mängel und Täuſchungen der eigentlichen Klage ſelber, und Voß bedient ſich mit großem Scharfſinn und bei den meiſten Leſern wohl auch mit Erfolg derſelben Mittel, die Geiſterbeſchwörer und Taſchenſpieler anzuwenden pflegen, um den Zuſchauern die Unvollkommenheiten ihrer Kunſt zu verbergen. Indem die Erwartung einmal auf die Erſcheinung eines ſcheußlichen Geſpenſtes geſpannt iſt, wird der Wechſelbalg, der endlich zu Tage kommt, ohne ſtrenge Viſitation, als natürlich und nothwendig angenommen, weil man ihn ja erwartet. So kann Voß bei aller Armſeligkeit ſeiner Beſchuldigungen doch auf einen Erfolg pochen und es kann ihn dreiſter machen, daß ſo viele nachgeglaubt, was er als ſeinen Glauben vorgeſpiegelt. Er kann die Blöße ſeiner Verläumdungen ſchon keck mit der vox populi, d. h. mit dem Zetergeſchrei derer bedecken, die ſie ihm zuerſt geglaubt. Wir aber decken jene Blößen auf. Klagen, wie ſie Voß aus der Symbolik Creuzers zuſammenſtickt, laſſen ſich aus jedem Buche, ja aus der Bibel ſelbſt herausdeuteln. Er reißt nämlich aus dem Zuſammenhange des Ganzen einzelne Stücke weg, was die erſte, ſtellt ſie willkührlich zuſammen, was die zweite, und legt ſie willkührlich nach einem andern Sinne als dem des Verfaſſers aus, was die dritte Sünde wider den heiligen Geiſt der Critik iſt. So allein gelingt es ihm, das Geſpenſt einer drohenden Prieſterherrſchaft mit Orgien aus einem Werke zu beſchwören, das ſchon durch ſeine Offenherzigkeit darthut, wie wenig es einem ſolchen Zwecke zu dienen geeignet ſey. Der Schlüſſel des Voßiſchen Verfahrens iſt hierbei folgender. Wo Creuzer erklärt, ſchiebt ihm Voß unter, er billige und ſo fort — er bezwecke die Herſtellung des Gebilligten. Da jedoch die Erklärung auch mit einer Menge der unſchuldigſten Dinge ſich befaßt, deren Herſtellung unſchädlich wäre, ſo greift Voß nur das heraus, dem eine Schattenſeite abzugewinnen iſt, deſſen Herſtellung gefährlich wäre;

ſtellt dies künſtlich zuſammen, und macht, mit Uebergehung aller Vorzüge des Creuzeriſchen Werkes dem Publikum weiß, es laufe mit dem ganzen Werke nur auf den von Voß durch ſeine Deutung hinzugebrachten Schmutz, auf die erſt von Voß hineingelegte Verruchtheit hinaus. Ein Beiſpiel wird dies noch klarer machen. Unlängbar ſind im Chriſtenthum Symbole der früheren Zeit enthalten, herrliche, denen kein ſchlechter Sinn untergelegt werden kann, andere, da der Gegenſtand des Symbols aus der Natur entlehnt von Leuten, die ſich in Obſcönitäten gefallen, leicht mißdeutet werden kann. Gefliſſentlich wählte nun Voß dieſe Art von Symbolen heraus, mit Uebergehung der ſchöneren, und giebt ihnen auch nicht die natürliche alte Deutung, ſondern ſeine eigene neuere, die trivialſte. So glaubt denn der Leſer nicht nur, daß einzelne chriſtliche Symbole zufällig geſchändet werden, ſondern daß Creuzers Werk gar keine andre Abſicht habe, als dieſe Entheiligung. Dies iſt aber weder der Zweck des Werks, noch iſt auch in jenen einzelnen Symbolen Entheiligung zu finden, wenn man ihren reinen Sinn nur verſtehen will. Um ferner darzuthun, daß Creuzer die Herſtellung des Heidenthums billige, greift Voß zum zufälligſten Vorwand, den ihm eine Sonderbarkeit oder Nachläſſigkeit Creuzers darbietet. Dergleichen iſt zum Beiſpiel der Ausdruck Kirchenlied, deſſen ſich Creuzer von einer heidniſchen Hymne bedient. Völlige aus der

Luft aber oder aus dem Dunſt der Hölle gegriffen iſt der Verdacht, der durch die doppelſinnigen Anſpielungen auf Paſſion und Geſchlechterwechſel gegen Creuzers Sittlichkeit leiſe angeregt und durch Wiederholungen genährt wird. Ich will dies, wie die ganze Beſchuldigung des neuen Heidenthums für wahnwitzig halten; ſonſt wüßte ich keinen Namen, der entehrend genug wäre, den Leumund zu brandmarken, der den reinen ſittlichen Ruf Creuzers, wie er ihn unter den Augen ſeiner Mitbürger bewährt hat, zu beſudeln wagte. *)

---

*) Beiläufig erinnern wir uns hier an die Stelle eines altdeutſchen Dichters, darin ſich der reinere Sinn der frühern Zeit über den vorchriſtlichen Orientalismus ausſpricht. Die Uebereinſtimmung indiſcher und chriſtlicher Lehren ward ſchon bei Gelegenheit der Kreuzzüge bemerkt, und wie hätte man ſich nicht freuen ſollen, einiges von dem Heile, das man den heidniſchen Völkern bringen wollte, ſchon vorzufinden. Möchte ſich Voß, der doch ſeinen Kreuzzug gegen Aſien in einer weit cultivirter und toleranter ſeyn ſollenden Zeit unternommen, durch jene alten Kreuzfahrer beſchämen laſſen, die er ohne Zweifel nur als Barbaren zu mißkennen gewohnt iſt. Während er, Voß, der große Mytholog und Wahrheitsforſcher, nur auf das triviale Subſtrat eines Symbols geſehen, um ſofort die ganze Lehre als Gräuel des Heidenthums zu verwerfen, haben jene Streiter des Chriſtengottes, denen man in dieſer Hinſicht Blindheit nicht einmal vorwerfen würde, bei denen man ſie voraus zu ſetzen

Voß mag nun Geſpenſter ſehen, wie er will; vernünftigerweiſe wird Niemand an eine Herſtellung des Hei-

---

pflegt, doch durch alle Hüllen hindurch geblickt und in der verhaßten Schaale des Heidenthums den ſüßen Kern zu finden gewußt. Mit Freuden vernahmen ſie die Kunde von fernen Landen und grauer Vorzeit, da ein Geſetz herrſchte, dem ähnlich, dem ſie ſelber dienten. Und ſollen wir neue Chriſten dieſe Freude nicht mehr theilen? Wenn noch das papiſtiſche Mittelalter im 14ten Jahrhundert mehr auf die Sache, als auf den Namen ſah, und das Chriſtliche bei den Hindus nicht nur tolerirte, ſondern pries, ſollen wir denn blinder oder ungerechter ſeyn, und die Sache um des Namens willen verwerfen? Wenn unſer Dichter, Heinrich von Neuenſtadt, in einer Handſchrift des 14ten Jahrh. (Cod. palat. 401. Bl. 16, c—d) von den Braminen behaupten durfte, daß ſie ſchon vor Chriſti Geburt nach chriſtlichen Grundſätzen gelebt hätten, welcher Voß will ſich denn etwa zum Papſt aufwerfen und neuen Mythologen verbieten, dieſe alte Behauptung zu beweiſen? Des Dichters Worte ſind folgende:

In India ist ein lant
Bragmana ist ez genannt,
Daz volk heizt Bragmani
Vnd sint aller bosheit fri.
Sie lebten nach der cristen E (Geſetz)
Dusent jar oder me,
E dann got uf Erden
Geborn wolte werden.

denthums in unſern cultivirten nüchternen Polizeizeiten denken und von allen Voßiſchen Beſchuldigungen läßt ſich nur eine feſthalten, daß Creuzer den Katholicismus begünſtige. Indeß finden wir uns der Billigkeit gemäß, da uns Voß ſo großen Tadel abgezwungen, hier auch zu bemerken veranlaßt, daß Creuzers Werk viele Mängel hat, die ſein Gegner gar nicht zu entdecken im Stande war, weil er ſich nicht auf den Standpunkt deſſelben zu ſtellen wußte. Statt nach leeren Beſchuldigungen, mit der Abſicht ſie zu finden, herumzugreifen und zu tappen, hätte Voß ſie auf dem eigenen Gebiet des Gegners begründen können und in der beſten Abſicht. Creuzer läßt oft das an ſich herrliche Gefühl für ſein Lieblingsſtudium bis zur Verdunkelung des abſtrakten proſaiſchen Begriffes, in den der Gegenſtand für die Wiſſenſchaft gebannt ſeyn muß, vorwalten; und eben ſo oft verliert er ſich in ein Detail der critiſchen Unterſuchung, wo es ihm geht wie dem Zerſtreuten, der den Handſchuh ſucht, während er ihn an hat. Jenes iſt ein alter Fehler der Poeten und Schwärmer, dieſes der Philologen. Beides aber führt von der logiſchen Strenge, von der architek-

---

Sie lebten auch nach der Art,
Do Cristus geborn wart,
Ein groz stern erschein in do,
Des wart daz volk vnmazzen fro.

toniſchen Genauigkeit eines Syſtemes ab, verwirrt die Schüler und giebt bösartigen Gegnern Blößen preis, die nicht im Syſtem liegen, ſondern in dem, der es darſtellt, von jenen aber leicht auf das Syſtem bezogen werden. Dieſe Mängel weiter auszuführen, gehört nicht hieher, da wir uns nur an die Beſchuldigungen des Herrn Voß zu halten haben.

Was nun das Katholiſiren Creuzers betrifft, das von allen jenen peinlichen Beſchuldigungen zurückgeblieben, ſo frage ich: hat er Proſelyten gemacht oder nur Verſuche dazu? Dies iſt nicht der Fall. Voß würde das längſt gemeldet haben. Alſo beſchränkt ſich die Klage wieder dahin, daß Creuzer in ſeinen Schriften den Katholicismus lobt, wobei dem Leſer ſein Urtheil überlaſſen bleibt. Es wäre lächerlich, den Katholicismus oder nur diejenigen unter den ihm eignen Gütern, die auch der ſtrengſte Proteſtant anerkennen muß, gegen Voß zu rechtfertigen. Ich würde ſogar fürchten müſſen, daß der Mann mich gar nicht verſtände. Für ihn wird es weit ſchlagender und begreiflicher ſeyn, wenn ich nur darthue, daß die wider dem Proteſtantismus eigenen Güter durch Creuzers Wirken durchaus gefördert, durch die Oberflächlichkeiten eines Voß aber gerade gefährdet werden. Wie oft Creuzers Gefühl überwallt, ſo iſt doch ſeine Symbolik weſentlich ein Werk des Verſtandes, der freien Denkkraft und Forſchung, nnd erklärt uns auf die dankbarſte

Weiſe, was ſich dem Verſtande ſonſt in das Dunkel des Bildes verbirgt. Mit Erklärung fällt zwar nicht das Heilige des Symbols, aber doch die im Nimbus thronende dunkle Macht hinweg, die befangen auf Gemüth und Sinne wirkt und von Prieſtern leicht zur Täuſchung und Verdummung, zur Schreckniß und Knechtung des unmündigen Haufens mißbraucht wird. Welches ärgeren Proteſtantismus ſoll man den zeihen, der die geheime Prieſterweisheit allem Volk enthüllt? Und welches größere Lob ſoll der verdienen, der den einmal erwachten Verſtand ſo reich entwickelt und allſeitig auch auf das Verborgenſte anwendet, da es Naturgeſetz der neueren Zeit geworden, den Verſtand ſo vorzugsweiſe zu bilden, wie früher das Gemüth und noch früher Leib und Sinne? In dieſer Hinſicht muß Creuzer unter die entſchiedenſten Proteſtanten gerechnet werden, und würde es factiſch ſeyn, ſelbſt wenn er Katholik hieße. Wie ſtellt ſich aber Voß dar? Malt er uns nicht leibhaftig den Teufel an die Wand? Erweckt er nicht brütende Furcht, den dümmſten Aberglauben an geheime Mächte, die nirgends exiſtiren als in ſeinem Gehirn? Entflammt er nicht durch Täuſchung der Unmündigen und pfäffiſches Hetzen den ſchlummernden Fanatismus? Will er nicht ſeine einſeitige höchſt beſchränkte Weltanſicht, trotz einem Papſt mit Bann und Ketzerverdammung, als allein ſeligmachenden Glauben durchſetzen? Will er nicht eine

Hierarchie der nüchternſten Proſa mit eiskalten Schauern über die Welt gießen? Erkennt er eine Geiſtesfreiheit an, ſobald ſie etwas Höheres und Schöneres zu denken fähig iſt, als er ſelber?

Ich habe jedoch Herrn Voß nicht nur Creuzer, ſondern auch andere Namen gegenüber zu ſtellen, die er in ſeinem Schlußworte verdächtigt hat. Da treten zuerſt die unglücklichen Berliner Geiſterſeher aus den achtziger Jahren auf; dann die Pietiſten und Schwärmer — Lavater, Stilling, Krummacher; plötzlich wieder die aus ſich ſelbſt conſtruirenden Philoſophen — Fichte, Schelling; dann die geſammten Romantiker — die Schlegel, Tieck, Novalis u. ſ. w.; ferner die verſteckten Jeſuiten und Proſelytenmacher z. B. Stollbergs; endlich die Symboliker — Heine, Gottfried Hermann, Creuzer und andere, nur von fern das letzte Ende vom Schatten von Görres. Sie alle ſind, wie wir bereits erfahren, in der ſchwarzen Verſchwörung, und was allein bei den Proſelytenmachern von Handwerk Zweck, und bei den Berliner Geiſterſehern Mittel war, wird nun ohne Unterſchied allen jenen ſo verſchiedenen originellen Geiſtern vorgeworfen. Von jenen erſten ſey nicht die Rede. Ueber ſie iſt der Stab ſchon von denen ſelbſt gebrochen, die Voß mit ihnen zu verwechſeln wagt. Oder begreift Herr Voß nicht, daß kein ſtrengerer innerer Gegenſatz denkbar iſt, als unter den Berlinern zwiſchen den Geiſterſehern und Fichte, unter den Katholiken zwiſchen Görres und einem Van der Wyenbergh und Hohenlohe?

Von Lavater, Stilling, Krummacher gilt zunächſt, daß jeder auf freie Weiſe ſelbſtſtändig, einem innern Triebe der Natur folgend, zu ſeiner originellen Schwärmerei gelangte, die weder aus einer fremden Quelle ſchöpfte, noch fremden Zwecken diente. Wenn ſich aber eine Neigung zu katholiſchem Weſen bei ihnen aufſpüren läßt, ſo erklärt ſich dies einfach und allein aus einem innern natürlichen Grunde. Der Pietismus in unſerer Zeit iſt eben nichts anderes, als die Rückwirkung zum Katholicismus, die allemal erfolgt, wo der Proteſtantismus allzuherb, nüchtern, für das Herz unerquicklich wird, wo das Göttliche nur in die kalte Abſtraktion gebannt wird; denn die Offenbarung der Gottheit im Gefühl, vor und außer und über allen Verſtandesbegriffen, iſt ſo ewig als die Menſchheit ſelbſt und ſchafft ſich, wo ſie der unduldſame nach Alleinherrſchaft ſtrebende Verſtand in einem proteſtantiſchen „Denkglauben“ (wie ihn Herr Paulus mit treffender Kürze bezeichnet) als ketzeriſch verwirft, die eigene Kirche ſelber in den pietiſtiſchen Sekten, die eben deshalb aus Gegenſatz entſpringen, im Gegenſatz befangen, ihrerſeits den Verſtand in Glaubensſachen abweiſen und indem ſie ein katholiſches Element in ſich aufnehmen, in der Poſition, indem ſie dem orthodoxen Proteſtantismus widerſagen, auch in der Negation dem Katholicismus verwandt werden. Wie mag ſich aber Voß, wenn er Urſach und Wirkung zuſammenzureimen weiß, über das Ueberhandnehmen des Pietismus und wieder des Katholiſirens im Pietismus verwundern, da nur Proteſtanten ſeiner Art von der ſtrikteſten Obſervanz die erſte und fortdauernde Urſache jener Gegenwirkung ſind.

Den Idealphiloſophen wirft Voß vor, daß ſie vom hiſtoriſchen Boden und von der Empirie ſich entfernt, und die Gemüther zur Empfängniß erlogener Religionsſyſteme vorbereitet hätten. Hier überſieht Voß wieder gänzlich die nothwendige hiſtoriſche Entwickelung des ſogenannten philoſophiſchen Jahrhunderts. Jenes wiſſenſchaftliche Leben in einer großen Sphäre, jede die einzelnen Syſteme in ſich begreifend, ruht auf ſich ſelbſt, dient ſich ſelbſt allein. Die neue deutſche Philoſophie bezeichnet aber auch in Bezug auf ihre Zeit und ihre Wirkung in derſelben die Herrſchaft und Aeußerung einer ungemeſſenen ächt proteſtantiſchen Geiſtesfreiheit. Darum drang ſie auch weniger in die katholiſchen Schulen ein und ward mehr auf proteſtantiſchen gepflegt, wenn ſich nicht proteſtantiſche Pfaffen herrſchſüchtig und intolerant und „tummmachend“ gleich Jeſuiten dagegen erhoben, wie z. B. gegen Leſſing und Fichte.

Am lächerlichſten äußert ſich Herr Voß über die romantiſchen Dichter, weil er ſie am wenigſten begrei ſen konnte und hier ganz im Nebel tappt. Wenn Voß ſie einer böſen Einwirkung auf das Zeitalter beſchuldigt, ſo kann er dieſelbe nur in ihren Poeſien als ſolche finden. Sie beſteht aber in der Neigung zum Katholicismus, in der Anpreiſung des „barbariſchen papiſtiſchen" Mittelalters. Die erſtere hat ſich bewährt, indem Fr. Schlegel wirklich katholiſch geworden, ſo wie Stollberg, A. W. Schlegel und Tiek aber ebenfalls, wie Voß vermuthet, heimliche Katholiken ſind. Auch Werner mag hier erwähnt werden. Wenn Herr Voß ſich über das Weſen eines Dichters einigermaßen verſtändigen könnte, ſo dürfte ihm einfallen, daß es überhaupt thöricht iſt, ein Arg an den eigenthümlichen Neigungen der Dichter zu nehmen. Sie haben ihr Privilegium von der Natur, anders zu ſeyn als Herr Voß, eine Narrenfreiheit, wenn Herr Voß ſie ſo nennen will. Wer, nüchternen Verſtandes, wird ſich nach ihnen kehren? oder meint Voß, die Dichter ſeyen nicht dem unwiderſtehlichen Zuge der Natur gefolgt, ſondern ſie hätten abſichtlich zu falſchen Götzen ſich gewendet, ja wohl gar ihre artigen Verschen und Lieder zu dem einzigen Endzweck verfertigt, den Uebertritt zu beſchönigen und andere zu locken? es ſcheint faſt, Voß treibe den Argwohn bis zu dieſer Spitzfindigkeit, denn ihm erſcheint ja die ganze romantiſche Poeſie nicht als etwas Natürliches, durch innere reine Begeiſterung Erzeugtes, ſondern als ein unnatürliches, gekünſteltes, undeutſches Machwerk. Er ſcheut ſich nicht auszurufen: „können ſie noch deutſch, die romantiſch gaukelnden Wildfänge geſammt?“ Hierauf läßt ſich nun nicht viel mehr antworten, da bekanntlich jeder Streit mit dem Blinden über die Farbe nicht zur Entſcheidung kommen kann.

Führen wir aber die Betrachtung ſchließlich nach der Grundurſache des ganzen vulkaniſchen Ausbruchs von Feuer, Waſſer und Schlamm gegen die ſonnige Blumenwelt des in einem neuen Frühling erwachten deutſchen Genius zurück, ſo wird eine tiefere Einſicht in den Entwicklungsgang des menſchlichen Geiſtes im ſteten Kampfe großer Gegenſätze, dem unbefangenen Forſcher leicht einen Spiegel darreichen um ihn Herrn Voß vorzuhalten, und ihm darin das Problem ſeiner Erſcheinung aufzulöſen. Darin wird er auch erſt die Erklärung des Symbols auf ſeinem Becher finden, den ihm das ſchadenfrohe Schickſal als Vexirbecher in die Hände geſpielt. Die Harpye, die ſich dort im Spiegel beſchauen muß, mag ihn ſein Gewiſſen immer auf ſich ſelbſt deuten laſſen.

Dem eignen ſelbſtgeſetzten Zwecke nach Widerſacherin und Verderberin der Poeſie, dem höhern ihr gebotenen Zwecke nach Sporn und Folie derſelben, iſt der Poeſie von jeher als reiner Gegenſatz eine Antipoeſie entgegengetreten, daſſelbe was in der Kirche auf religiöſem Gebiet der Antichriſt genannt zu werden pflegt. Wie nun die Poeſie ihren Lieblingsſitz in gewiſſen Ländern vorzugsweiſe

weiſe aufgeſchlagen, ihre hohen Feſte zu gewiſſen Zeiten gefeiert, die Incarnation in gewiſſen Individuen, ihren Propheten, den Dichtern genommen, ſo hat die Antipoeſie andere Länder und Zeiten beherrſcht, und in andern Individuen ſich eingefleiſcht. In unſerer Zeit, der Wende zwiſchen zwei widerſprechenden Geiſtesrichtungen, ſind Poeſie und Antipoeſie hart an einander gerathen, und in extremer Aeußerung haben ſie die vortrefflichſten Dichter, gegenüber die entſchiedenſten Antipoeten hervorgebracht. Unter den letzten ſcheint Johann Heinrich Voß beinahe eine völlig reine Incarnation der Antipoeſie zu ſeyn, ſie ſelbſt ganz in irdiſcher Erſcheinung, ihr eigenes Meiſterſtück. Darum herrſcht in ihm eine unauslöſchliche Antipathie gegen das Poetiſche mit der Gewalt des Inſtinktes vor. Die Antipoeſie würde jedoch in einem Ritter der Proſe, der die Burg der Poeſie gleichſam nur von außen belagert hätte, nur geringen Erfolges ſich erfreut haben. Sie verſtand den Krieg beſſer und wußte ſich in die Poeſie ſelbſt zu verſtellen, um das Volk zu verwirren. Der Baum drängt ſich über das Unkraut, aber die Schmarotzerpflanze muß er dulden. So wuchs die Voſſiſche Antipoeſie luſtig auf der deutſchen Poeſie und Voß war ein Dichter. Von dieſem geſchickten Standpunkt aus wußte die Antipoeſie trefflich zu wirken. Sie zog die Maſſe des Publikums an ſich, indem ſie ſich ſehr pfiffig als philologiſche Poeſie der Jugend bemeiſterte und derſelben durch geſchickte Interpretation allen Geſchmack für ächte, vorzüglich vaterländiſche Poeſie verdarb. Sie warf ſich den Poeten ſelbſt zur Meiſterin, zur Normalpoeſie auf und hielt Schule, wobei ſie, wie früher der Jeſuitismus mit der Wiſſenſchaft, ſo mit der Poeſie verfuhr und den Geiſt derſelben mit ſicherer Conſequenz abtödtete. Sie ſuchte den Sprachſchatz an ſich zu reißen und unter eigenem ſchlechten Gepräge umzuſetzen. Da blühte das goldene Zeitalter unter dem Zeichen des Eutiniſchen Leuen auf. Da wurden den Bübchen altclaſſiſche Capriolen eingebläut und eingepappelt, damit ſie den natürlich ſchönen Gang verlernten. Da mußten ſie den poetiſchen Wohllaut der Sprache aufgeben und das unwillige Organ nach fremdem Miston bequemen. Da wurden ſie aus der heimiſchen Natur in die Verzerrung einer fremden hineingeſchraubt. Der Vater ward zum „Erzeuger,“ die Mutter „Gebärerin,“ die Amme „Säugerin.“. Der Willkomm hieß: „woher der Männer und wer die Erzeuger?“ Die Suppe ward noch gekocht, aber nach claſſiſchem Recept; das Bübchen noch gelüßt, aber nach claſſiſchen Citaten. Der Jüngling liebte noch die Natur zu durchwandeln, doch den Homer in der Hand. In die Mitte des nordiſchen Barbarenlandes ließ ſich die Antipoeſie hernieder in Geſtalt des Orpheus Voß und die Philiſter ſprangen umher und hüpften convulſiviſch nach den martervollen Menſuren ſeiner Lieder, und hingen ſich alle an ſeinen ungeheuern Zopf folgend zum alten Hellas. Die Sprache, ſüße Gewöhnung der Natur, eine ſchwer zu beſiegende Zaubergewalt, ward dennoch von der Antipoeſie in Voß glücklich feſt gemacht, geknebelt, abgeſtochen, der Geiſt ausgetrieben, der todte Leichnam in die Marterkammer der fremden Metrik geſchleppt, geſchunden, gerädert, geviertheilt, mit grauſamer Wolluſt zerfleiſcht, bis an dem kalten Eiſen Blut und Fetzen hingen, und die Mutter Deutſchland ihr Kind nicht mehr wieder erkannte. Doch was darf man in Deutſchland nicht verſuchen, woran das Publikum ſich nicht bald gewöhnte. So ſagt Göthe in einer zarten Redensart: „der nie genug zu ſchätzende Voß konnte das Publikum zuerſt nicht befriedigen, bis man ſich nach und nach in die neuere Art hinein hörte, hinein bequemte (Weſtöſtlicher Divan, Seite 529). Als die Antipoeſie dies glücklich vollbracht, war ſie endlich ſtark genug geworden, den ſcheinbaren Frieden zu brechen, die Poeſie, an deren Seite ſie ſich gedrängt, vom Sitze zu ſtoßen, die ächten Poeten, deren Anſehen ſie lange genug untergraben, endlich offenſiv anzugreifen. Lange war der Boden, worauf die Poeten fußten, mit künſtlichen Minen unſicher gemacht. Daß keiner auf die Griechen ſich berufe, hatte Voß die griechiſche Poeſie in Beſchlag genommen, ſogar den Shakespeare, und ſo viel ſich mit kleinen Mitteln thun ließ, alles poetiſche darin als unkauſcher weggetilgt, und da er die große Mauth an der Hauptſtraße nach Griechenland an ſich gebracht, ließ er nichts ohne ſeinen Stempel ein- noch auspaſſiren. Die Götter und Heroen kamen mit dem Voſſiſchen Zopf zur lieben Schuljugend und dieſe mit dem Zopf nach Hellas. Fiel es denn den Herrn von Schlegel ein, die Mauth zu umgehn und wirkliche Antiken als Contrebande einzuführen, ſo konnte Voß dreiſt fragen: erkennt ihr ſie wohl, die Baſtarde? ſind das Griechen? wo iſt der Zopf? So auch mußte Shakespeare ſeufzend auf der Tortur Voſſiſcher Ueberſetzungen den Ueberſetzern eingeſtehn, daß ihm bisher nichts gefehlt, als der Zopf. Indem alſo eine Voſſiſche Hellenik und ſogar Romantik als Wechſelbalg bereitet worden, konnte die ächte bei ächten Dichtern ſofort in Zweifel gezogen, angegriffen, verworfen werden. Auf dieſer wohl berechneten Baſis beruht nun die Operationslinie der Antipoeſie. Nach langer Rüſtung fällt ſie plötzlich mit Siegesgeſchrei in den verhaßten Feind. Von ihr als von den Lebensprincip und Inſtinkt beherrſcht, bezeichnet Voß auch mit aller nur dem Inſtinkt möglichen Sicherheit und Conſequenz alles, was unter ſeinen Zeitgenoſſen poetiſch iſt, als Gegenſtand ſeines Haſſes.

Wenn die Einheit des Voſſiſchen Weſens als Incarnation eines feindſeligen Principes den Kindern der Poeſie zuwider ſeyn mag, ſo kann die wechſelſeitige Antipathie doch vor dem höhern Richterſtuhl nicht mehr gelten, und wir rechtfertigen die Erſcheinung des Herrn Voß von dieſem Standpunkt aus als eine nothwendige in der Natur der Dinge, im Kampf der entgegengeſetzten Grundtriebe des Lebens begründete. Zugleich aber folgt aus unſerer Anſicht ein ſehr weſentlicher Unterſchied für die Critik einzelner Voſſiſcher Aeußerungen und Handlungen. Wollte man dieſelben, wie anderwärts herkömmlich iſt, nach dem Maaßſtab einer im Allgemeinen angenommenen Moral würdigen, ſo würde man Voß ohne Zweifel ſehr oft unrecht thun. Man muß ihn vielmehr immer nach der Conſequenz der in ihm liegenden Grundrichtung prüfen, und dann wird ſich ſogar ergeben, daß er allemal, wo ihn die Poeten tadeln und unmoraliſch nennen, rein dem Geſetz ſeiner Natur folgend, conſequent und moraliſch gehandelt hat, während das, was andere an ihm loben möchten, als inconſequent tadelnswürdig erſcheint. Demzufolge wird alles Gehäſſige ſeiner Strategeme wegfallen, und nur die wenige Redlichkeit zu tadeln übrig bleiben. Nicht Erfindung der Bosheit iſt, was alſo ſcheinen möchte; es iſt nur reine Aeußerung eines in ihm liegenden Naturtriebes, der ihn regiert, dem er willenlos gehorcht. Wenn der Wurm an der Blüthe nagt, ſo mag ihn der Gärtner wegheben, aber nicht darum tadeln.

Dies iſt ungefähr das Hauptreſultat der Ueberlegungen, die ſich mir bei Betrachtung des merkwürdig gewordenen Streithandels aufgedrängt, deren Begründung in der Natur der Sache liegt, die mir auszuſprechen ſcheinen, was die Unbefangenen fühlen, die bei der Nachwelt einſt ihre Beſtätigung finden werden, kann die Mitwelt ſich ſelbſt vor Köpfen wie der Wald vor Bäumen nicht ſehen. Sie werden ſich auch ſchon in der Folge des Kampfes ſelbſt beſtätigen, indem die Kämpfer, wenn auch nicht durch mich veranlaßt, ſondern nur dem natürlichen Gange des Streites folgend, die von mir als noch unerörtert bezeichneten Streitpunkte, namentlich in Betreff des Werkes von Görres werden aufnehmen müſſen.

Ich zweifle nicht, das eben abgehaltene Stiergefecht wird in zarten Gemüthern einige Alteration hervorbringen. Der ſchöne freundliche Familienkreis deutſcher Gelehrten, darin jede Heimtücke und Niedertracht verſtattet iſt, wenn ſie nur bei Leibe nicht zum öffentlichen Eklat gedeiht, wird jammern und die Köpfe mit der beliebten Exclamation zuſammenſtecken: viel wahres, ja, ja, aber er macht es zu arg! Wenn in Deutſchland irgend ein Mann einmal Mode geweſen iſt, ſo meint er, ein kleiner infallibler und unantaſtbarer Papſt zu ſeyn, welches jedoch eben ſo lächerlich iſt, als wenn irgend eine alte Schöne im achtzigſten Jahre noch die Anſprüche macht, die ſie im achtzehnten machen durfte, oder wenn etwa gar eine ganze Geſellſchaft von alten Weibern das Monopol der Reize und der Bewunderung unverjährt behaupten wollte. Die Deutſchen ſind aber leider doch einmal ſo, und wer mit dem guten Willen, der Kraft und dem Beruf, Wiſſenſchaft und Geſchmack zu befördern, irgend einen der alten literariſchen Familienväter antaſtet, muß noch immer die Anfechtung erfahren, wie Luther, deſſen Feder dem Papſt an die Krone und den Mönchen an die Bäuche ſtieß, oder wie Schiller, als er es wagte, ſeine Meinung über den beliebten Bürger zu äußern. Man geſteht, der Tadel iſt gerecht, aber man bildet ſich ein, es verſtoße gegen die Pietät. Vor lauter Rückſicht gegen die Menſchen ſoll man denn gegen die Menſchheit ſelbſt und ihre heiligen Rechte der Wahrheit und Schönheit völlig rückſichtslos werden. Das Schlimmſte iſt, daß auch der billigſte Tadel den Gegenſtand deſſelben wirklich auf eine ganz unglaubliche Weiſe verletzt. Der Deutſche iſt ſo eiferſüchtig auf ein öffentliches Urtheil, daß er an einem tadelnden ſterben, an einem lobenden zum Narren werden kann. Iſt dieß aber wirklich unſere Natur, oder eine vorübergehende und auszurottende Krankheit? ich glaube das letztere, und das Beiſpiel je der edelſten Deutſchen, die über Tadel und Lob gleich erhaben waren, dient mir zum Beleg. Auch auf Frankreich und England, woher wir ſchon ſo manches geborgt, kann verwieſen werden. Dort iſt von jener erbärmlichen Winſelei gekränkter Autoren nichts zu vernehmen. Dieſe Leute erkennen ihren Standpunkt, wiſſen, daß ſie nur je ein kleines Glied im Ganzen ſind. Ein berühmter deutſcher

Mann hat bisher aber faſt immer gethan, als ſey er ein kleiner Gott.

Dieß kann allgemein gelten. In meinem Handel gegen Voß brauche ich ſo weit nicht auszuholen, um mich zu rechtfertigen, wenn auch jedes meiner Worte gegen ihn mit Pfundſporen anſprengte, jeder Periode wie ein Streitwagen in den Feind raſſelte. Kann ein Mann, der nichts ſchont, für ſich Schonung verlangen? Kann Voß, der durch öffentliche Verläumdung ſeine Gegner ſo brandmarkt, daß jeder vernünftige Menſch vor ihnen fliehen müßte, daß die Regierungen nichts dringenderes zu thun hätten, als ſie wie ſchädliche Beſtien abthun zu laſſen, wenn ſeine unſinnigen Verläumdungen irgend eine Stätte fanden, für eben dieſe Verläumdungen Schonung verlangen? Erſcheint es unbillig, wenn ich wie jener Stahlfabrikant ihm ſeine Feile von einer noch härtern durchſägt mit dieſer zurückſchicke? Die alten Geſetze pflegten die Verläumdung dreimal ſo ſcharf zu beſtrafen, als das Verbrechen, das ſie einem Unſchuldigen angedichtet. Wär' es demnach unbillig, wenn meine Zunge noch dreimal ſo ſcharf geſchnitten hätte, als die ſeinige? Ueberhaupt aber, wenn die Fröſche am ärgſten ſchreien, ſo verkündigen ſie ſelbſt das Gewitter, deſſen Donner ſie übertäubt.

Anhang.

Bericht von einigen vorzüglich intereſſanten Werken, welche in jeder guten Privatbibliothek, Leſegeſellſchaft und Leihbibliothek anzutreffen ſind.

Geheime Papiere

von

Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

gr. 8. broſchirt 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr.

Dieſe ſo intereſſante als originelle Schrift, deren Verfaſſer unſtreitig den erſten Platz in der politiſchen Literatur der Deutſchen einnimmt, ſtellt politiſche Anſichten auf, die in der That Vielen ein Geheimniß zu ſeyn ſcheinen, ſie wird als ein Wort zu ſeiner Zeit denkenden Staatsmännern und unbefangenen Beobachtern des gegenwärtigen öffentlichen Lebens empfohlen, und die Aufmerkſamkeit derſelben in hohem Grade in Anſpruch nehmen.

Politik des Tages.

Enthaltend:

Die Cabinette und die Völker,

von Bignon;

und

die Lage Europa's im Anfange des Jahres 1823.

Preis 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl.

In einem Zeitraume von zehn Jahren iſt unſtreitig nichts ſo vortreffliches in hiſtoriſcher und politiſcher Hinſicht erſchienen, als dieſes Werk des Herrn Bignon, indem ſolches nicht nur politiſche Deklamationen, wie ſo manches Werk der Art, enthält, ſondern die Intereſſen der Völker auf eine klare und freimüthige Art beleuchtet; das Ganze aber eine politiſche Geſchichte der lezten zehn Jahre bildet, für den Geſchichtsforſcher, wie für jeden gebildeten Mann gleich wichtig.

Was wollen die Völker?

oder:

Verſuch über die individuellen Bürgſchaften, wie der gegenwärtige Zuſtand der Geſellſchaft ſie fordert,

von

P. C. F. Daunou.

Aus dem Franzöſiſchen überſezt und allen Freunden der öffentlichen Ordnung dargeboten, von

J. v. Theobald.

Broſchirt 1 fl. 30 kr. oder 21 gr. ſächſ.

Dieſe intereſſante Schrift empfiehlt ſich durch gründliche Unterſuchung über die wichtigſten Angelegenheiten der Völker und durch lichtvolle Darſtellung der allgemeinen Staatsbedürfniſſe jedem denkenden Leſer, der an dem bedeutungsvollen Streite der Geiſter in unſern Tagen Antheil nimmt. Die Sache, worum ſich's handelt, iſt hier auf den einfachſten Ausdruck zurückgeführt, wodurch der Verwirrung der Begriffe am ſicherſten vorgebeugt wird. Die Schrift iſt als ein Handbuch des konſtitutionellen Syſtems allen Ständemitgliedern, ſo wie allen Verfaſſungsfreunden anzuempfehlen.

Briefwechſel

von

Lord Byron,

mit einem Freunde und ſeiner Mutter in den Jahren
1809—1811.

Nebſt Erinnerungen und Beobachtungen

von

R. C. Dallas.

Mit Lord Byrons Bildniß und deſſen Familienſitz Newſtead-Abtey.

3 Theile. gr. 8. broſchirt. Jeder Theil 1 fl. 30 kr. oder 21 Gr. ſächſ.

Dieſes Werk, welches in London ſogleich bei ſeinem Erſcheinen, auf Verlangen von Byrons Verwandten von der engliſchen Regierung unterdrückt wurde, iſt nun ſo eben in Paris erſchienen, und erregt daſelbſt das größte Aufſehen. In dieſen Briefen, welche nach Byrons Abſicht nicht zur Bekanntmachung beſtimmt waren, zeichnet ſich derſelbe ganz wie er iſt. Er entfaltet darin freiſinnig ſeine kühne Meinungen über die Geſellſchaft, über Religion, Sittlichkeit und Politik, und die ganze Kraft ſeiner Seele, die ganze Wärme ſeiner Poeſie iſt in denſelben anzutreffen.

Memoiren

der

Madame du Hauſſet,

Kammerfrau der Frau von Pompadour.

Als Eingang zu den Memoiren der Frau v. Campan.

Aus dem Franzöſiſchen übertragen.

gr. 8. broſchirt 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Vorſtehende Memoiren ſind für die Beſitzer der **Memoiren der Madame Campan** von der größten Wichtigkeit, ſo wie für jeden Freund der Geſchichte unentbehrlich.

Nach dem Tode der Madame Pompadour verbrannte deren Bruder, Hr. v. Marigny, alle Papiere, die ſich in ihrem Nachlaſſe vorfanden, bis auf das Manuſkript, welches obige Denkwürdigkeiten enthält, und durch Herrn Senac von Melhan zufälliger Weiſe entdeckt wurde. Man müßte bedauern, wenn die Papiere der Madame du Hauſſet zu Grunde gegangen wären; dieſe Frau ſtand mit ihrer Gebieterin auf dem vertrauteſten Fuße, und hatte zu allen Stunden den Zutritt in ihre geheimſten Gemächern. Man ſieht, was ſich in denſelben ereignet, und verliert kein Wort, was daſelbſt geſprochen wird. Die Erzählerin malt alle die niedrigen Leidenſchaften, die um die Favoritin in Bewegung ſind; die Angebereien der Staatsmänner, die Habſucht der Hofleute, und den ſchamloſen Wetteifer der vornehmſten Damen. Eine ſolche Zeit der Unordnung und Verderbniß mußte nothwendigerweiſe die Zeiten der Unruhe herbeiführen, und es iſt merkwürdig, zu ſehen, was den Untergang der Reiche herbeiführt.

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben
Ferdinand des Siebenten,
Königs von Spanien.

Aus dem Engliſchen des Michael J. Quin übertragen von Friedrich Ritter.

Mit einem Bildniß.

gr. 8. broſchirt 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 12 gr.

Dieſes aus ſicheren Quellen geſchöpfte und mit Urkunden belegte Werk eines ſpaniſchen Rechtsgelehrten, gibt nicht nur die hellſten Aufſchlüſſe über den Charakter und die Handlungen des gegenwärtigen Königs von Spanien, ſondern berichtet auch alles getreu, was ſich mit demſelben vor-, und auf ſeiner Reiſe nach Valençai und ſeinem Aufenthalte daſelbſt, bis zum Ausbruche der ſpaniſchen Revolution, zugetragen hat.

Indem es mit eben ſo viel Freimuth als Unpartheilichkeit und Wahrheit die Umgebungen des Monarchen ſchildert, und von manchen Begebenheiten die geheimſten Triebfedern aufdeckt, beleuchtet es die Ereigniſſe eines Landes, welches ſeit mehr als einem Jahrzehend die Aufmerkſamkeit aller Politiker auf ſich gezogen hat, und liefert ſomit merkwürdige Materialien für einen künftigen Geſchichtſchreiber der jetzigen Zeit.

Denkwürdigkeiten
des
Oberſten Voutier
über den gegenwärtigen Krieg der Griechen,

aus dem Franzöſiſchen überſezt mit einem Vorworte von
Dr. Schott.

Mit den Bildniſſen von Colocotroni, Maurocordato, Ypſilanti, Kapitän Georg und einem griechiſchen Soldaten, gr. 8. broſch. 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 12 ggr.

Die Anſtrengungen der Griechen, ſich dem ſchimpflichen Joche der Barbarei zu entwinden, und der Schauplatz ihrer Siege über die Feinde der Chriſtenheit und aller Civiliſation, hat ſeit drei Jahren die Augen der Welt zu ſehr auf ſich gezogen, als daß ein ungeſchminkter und wahrhafter Bericht deſſen, was ſich von dem erſten Ausbruche des Krieges an, bis auf die neueſte Zeit daſelbſt ereignete, aus dem Munde eines Augenzeugen und Mitkämpfers nicht eine willkommene Gabe für diejenigen ſeyn ſollte, welche auch nur einigen Antheil an den Schickſalen der Söhne Sparta's und Athens genommen haben.

Herr **Voutier** nämlich, einer der erſten, die dem bedrängten Volke aus fremdem Lande zu Hülfe geeilt, und deſſen Verdienſte um daſſelbe von der griechiſchen Regierung mit gerechter Anerkennung gewürdiget worden ſind, hat ſeine Erfahrungen in Memoiren niedergelegt, welche erſt mit dem Schluß des Jahres 1823 in Paris die Preſſe verlaſſen haben.

Was er berichtet, iſt in **keinen öffentlichen Blättern** und noch in **keinem** Werke verzeichnet; was er geſehen hat, erzählt er mit gewiſſenhafter Treue, und er verhehlt ſelbſt die Schwächen und Fehler derjenigen nicht, denen er das Wort redet.

Selbſt denen, die nach angenehmer Unterhaltung trachten, wird Herr Voutier genügen. Er trägt die Thatſachen vor, in der Reihe, wie ſie ſich begeben haben, und man erfährt neben dem Berichte über die gelieferten Schlachten, die Beweggründe des Aufſtandes; erhält eine vollſtändige Ueberſicht der Revolution im Allgemeinen, und eine Charakteriſtik der Männer, die zu dem großen Werke mitgewirkt haben; nicht weniger werden die nach der Natur gezeichneten und alſo wohlgetroffenen

Bildniſſe der Hauptperſonen

mitgetheilt. Auch ſind anziehende örtliche Beſchreibungen und Darſtellungen von Sitten und Gebräuchen mit lebendiger Wahrheit eingemiſcht und aus dem Leben gegriffene Anekdoten würzen hie und da das Ganze.

Memoiren
über
die Kriege des Kaiſers Napoleon in Europa.
Seit 1796 bis 1815.

1ſter bis 4ter Band enthält:

Feldzug des Kaiſers Napoleon in Deutſchland im J. 1809, nebſt den beſondern Operationen der Armee-Corps in Italien, Polen, Sachſen und Walchern.

Von
General Pelet.

Das Werk iſt dem Publikum bereits durch den Auszug bekannt, den Graf Las Caſes im fünften Theile ſeines Memorials aus demſelben geliefert hat. Der Verfaſſer iſt einer von den wenigen Männern, die Napoleon ganz begriffen haben; er hat ihn, wie Las Caſes es bezeugt, für den gehalten, für den er ſelbſt in St. Helena gehalten ſeyn wollte. Er ſpricht mit der größten Verehrung und Begeiſterung von ſeinem Kaiſer und Feldherrn. Napoleon, von dem Grafen Las Caſes mit dem Gemüthe aufgefaßt, erſcheint hier in der ruhigen Erleuchtung des Verſtandes. Das Werk hat einen von aller politiſchen Meinung ganz unabhängigen, hiſtoriſchen und ſcientifiſchen Werth, den man anerkennen und ehren kann, ohne irgend einer Parthei anzugehören; bei reinen Männern aller Partheien, wird der Genuß der Vorzüge dieſes Werkes nie durch eine abweichende Meinung getrübt werden. Selbſt in dem Urtheil über Perſonen ſpricht ſich durchgängig Redlichkeit, Milde und Billigkeit aus. Daſſelbe Intereſſe alſo, das die Denkwürdigkeiten des Grafen Las Caſes, zu deren Ergänzung Pelets Werk unentbehrlich iſt, erregten, daſſelbe Bürgerrecht in den hiſtoriſchen Archiven der Zeit, das dem Memorial unangefochten eingeräumt wurde, wird auch dieſem Werk geſtattet werden. Es iſt überdem, was nicht überſehen werden wird, eine gründliche Anleitung zur ſtrategiſchen Kunſt.

Tagebuch
der
politiſchen und militäriſchen
Ereigniſſe in Spanien.

Vom Juli 1822 bis Juli 1823.

Vom

Grafen Pecchio.

Nach dem Engliſchen.

gr. 12. broſchirt 1 fl. 12 kr. oder 18. gr. ſächſ.

Für die neueſte Tagesgeſchichte unſtreitig ein höchſt intereſſantes und treffliches Werkchen! Graf Pecchio gibt in dieſem Tagebuch charakteriſtiſche Skizzen der merkwürdigſten Ereigniſſe und Erſcheinungen. Graf Pecchio ſchreibt blühend und prachtvoll.

Aus der Maſſe deſſen, was er beobachtet, beſchrieben und mit geiſtreichen Zügen gezeichnet hat, heben wir einſtweilen Folgendes heraus:

Der 7te Juli 1822. — Die Communeros. — Der Kongreß in Verona. — Sind die Revolutionen anſteckend? — Ball und Schaubühne. — San Miguel. — Don Juan Romero Alpuente, Grenadier von 65 Jahren, Ex-Deputirter. — Chriſtabend in Balleſtero's Haus. — Der 7te Juli ein Schauſpiel. — Spaniſche Beredtſamkeit. — Was will das Volk? — Die Kortes am 9ten Januar. — Der Beichtſtuhl. — Aufſtand am 27ſten Februar. — Des Königs Reiſe. — Abisbal. — La Mancha, noch immer Don Quixote's Vaterland. — Malaga. — Neues Miniſterium. — Granada. — Franzoſen in Madrid. — Riego. — Cadix im Jahre 1823 u. ſ. w.

Antrag

die Regierung um ein Geſetz zu bitten,

wodurch der Nachdruck als ein, das Eigenthum
beeinträchtigendes, der öffentlichen Moral ſchädliches,
und die Ehre des württembergiſchen Namens vor
dem Auslande verunglimpfendes Inſtitut
unbedingt aufgehoben würde,

vorgetragen

in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 2 Juli

von

Dr. Wolfgang Menzel,

Abgeordneten von Balingen.

Stuttgart,
In der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
1833.

[redacted]

Motion

des

Abgeordneten von Balingen,

Dr. Menzel,

die Regierung um ein Geſetz zu bitten,

odurch der Nachdruck als ein, das Eigen-
hum beeinträchtigendes, der öffentlichen
oral ſchädliches, und die Ehre des wür-
embergiſchen Namens vor dem Auslande
erunglimpfendes Inſtitut unbedingt
aufgehoben würde.

Meine Herren!

Schon am 23. Mai 1821 brachte Herr Weber, amaliger Abgeordneter von Künzelsau, eine Motion, elche das Verbot des Nachdrucks verlangte, an die ammer. Sie begann mit den Worten:

> „Deutſchland, das mit Wohlgefallen auf das conſtitutionelle Würtemberg blickt, und vorzugsweiſe dem Schwaben das Lob der Biederkeit und Redlichkeit beilegt, — Deutſchland kann nicht begreifen, wie gerade bei dieſem biedern Volke, und unter einer, durch Humanität ſo ausgezeichneten Regierung, das Gewerbe des Büchernachdrucks könne geduldet werden. Es iſt wohl ein Ueberreſt der verfaſſungsloſen Zeit, und die Regierung hatte ſeit ihrem ſegensvollen Wirken wichtigere Aufgaben zu löſen und auch gelöst, als daß ſie ihre Aufmerkſamkeit einem ſo untergeordneten Gegenſtande der Geſetzgebung hätte ſchenken können, als der Nachdruck iſt.“

Dieſe Motion wurde berathen, und da man 1821 bereits im tiefen Frieden lebte, der auch nachher noch über ein Jahrzehend gedauert hat, und für innere Verbeſſerungen einen ſo weiten Spielraum darbot, ſo hätte auch wohl dieſer untergeordnete Gegenſtand eine befriedigende Erledigung finden können.

Aber es iſt eine alte Erfahrung, daß man gerade dann am wenigſten an Verbeſſerungen denkt, wenn man Zeit dazu hätte. Die Motion **Webers** wurde nur mit 40 Stimmen gegen 40 unterſtützt, und der damalige Präſident **Weishaar** entſchied durch ſeine Stimme, daß Würtemberg noch ferner das gelobte Land der Nachdrucker bleiben ſolle.

Noch bis auf den heutigen Tag iſt die alte Buchbinder-Ordnung des Herzogs **Eberhard Ludwig** von 1719 in Kraft, in welcher das ſpäter erſt ſich ausbildende Verhältniß einer Verlagshandlung im Gegenſatz gegen Speditionshandlungen, Buchdrucker, Buchbinder und Antiquare, noch nicht erkannt und unterſchieden iſt. Daher kommt es denn, daß noch heute jeder erſte beſte Buchbinder, Buchtrödler oder Buchdrucker verlegen darf, was er will, ohne Rückſicht darauf, ob es Original oder Nachdruck iſt.

In dieſer unumſchränkten Willkühr ſind die würtembergiſchen Verleger nur einerſeits durch eine Willkühr anderer Art, nämlich durch die verfaſſungswidrige, und nur factiſch als zufällige und temporäre Gewalt beſtehende Cenſur, und andererſeits durch das Königliche Reſcript vom 25. Febr. 1815 beſchränkt. Dieſes Reſcript nämlich unterſagt den Nachdruck einer Original-Ausgabe, ſofern der rechtmäßige Verleger gegen eine Taxe von 15 fl. und 2 Frei-Exemplare ein Privilegium darauf gelöst hat. Ein ſolches Privilegium gilt aber nur auf ſechs Jahre, wenn es nicht unter beſondern Umſtänden auf einige Jahre mehr ausgedehnt wird, und gilt nur de dato für noch nicht gedruckte Werke. Es kann nicht auf bereits erſchienene Werke, oder frühere Theile eines Werkes zurückdatirt werden.

So verhält es ſich bei uns. In allen andern gebildeten Staaten verhält es ſich anders. In England und Frankreich, die eine ſo große Literatur und ein ſo durchgebildetes politiſches Leben beſitzen, und ſeit einiger Zeit auch in Rußland, iſt der Nachdruck unbedingt verboten. Auch der deutſche Bund hat im achtzehnten Artikel der Bundesakte ein ähnliches Verbot verſprochen, und durch den Bundesbeſchluß vom 6. September 1832 ſich noch beſtimmter in dieſem Sinne erklärt. Auch haben alle Bundesſtaaten, mit Ausnahme Würtembergs, bereits dem Nachdruck entſagt, da ſelbſt Oeſterreich in jüngſter Zeit nachgedruckten Werken das Imprimatur verſagt. In Würtemberg aber iſt jener Bundesbeſchluß nicht nur nicht publicirt worden, noch könnte es auch irgend etwas helfen, wenn er publicirt wäre; denn er verlangt nur Gleichſtellung der auswärtigen Bundesangehörigen mit den Einheimiſchen. In Würtemberg iſt aber der einheimiſche Verleger, wenn er kein Privilegium löst, oder löſen kann, ſo wenig vor Nachdruck geſchützt, als ein auswärtiger.

Alle jene gebildeten Staaten, welche den Nachdruck verboten haben, gingen von dem Grundſatz aus, daß er ein Eingriff in das Eigenthum ſey. Sofern aber, wie ſehr häufig der Fall iſt, der Nachdrucker dem rechtmäßigen Verleger, noch vor dem Erſcheinen der Originalausgabe, die Aushängebogen aus der Druckerei buchſtäblich *ſtehlen* läßt, um ſie ſogleich nachzudrucken, oder ſofern der Nachdrucker ſich ſogar heimlich eine Abſchrift des Manuſcripts, z. B. Collegienhefte eines Univerſitäts-Profeſſors verſchafft, und dieſelben druckt, ehe der Verfaſſer ſelbſt an eine öffentliche Herausgabe gedacht hat, inſofern iſt der Eingriff in das Eigenthum zugleich ein wirklicher Diebſtahl.

Ich will zuerſt die Eigenthumsrechte des *Schriftſtellers* vertheidigen, und kann deßfalls nicht umhin, die Worte des vormaligen Vice-Präſidenten dieſer Kammer, des Frhrn. v. *Cotta*, die derſelbe bei Gelegenheit der erwähnten Weber'ſchen Motion in der Debatte äußerte, hier zu wiederholen. Er leitete das Eigenthumsrecht aus dem Zwecke der bürgerlichen Geſellſchaft her:

> „Nur deßwegen ſey man aus dem Naturſtand in den bürgerlichen Verband getreten, um das Eigenthum zu ſichern, und durch Geſetze jeden Eingriff in daſſelbe zu verhindern, und wo noch keine Geſetze für die einzelnen Fälle vorhanden ſeyen, werden ſie, wie hier bei'm literariſchen Eigenthum, vom Geſetzgeber verlangt. Die Engländer ſeyen uns hier vorangegangen, und nicht nur gegen den Nachdruck haben ſie durch das Geſetz die Schriftſteller in ihrem Eigenthum geſichert; auch die Erfinder jeder Erfindung, jeder nützlichen Einrichtung, von Inſtrumenten und Maſchinen, werden durch Patente in dieſem ihrem Eigenthum als Erzeugniſſe des Geiſtes geſichert, und dieſen gedoppelten Vorgang müſſe man nachahmen, denn nur wenigen erfinderiſchen Köpfen ſey es möglich, 10 — 20 Jahre ihres Nachdenkens, Fleißes und Aufopferung einem Gegenſtande zu widmen, und den Nutzen, der daraus hervorgehe, Andern zu überlaſſen, und nichts für ſich als Erſatz zu erhalten. Nur durch ſolche Patente, nur durch Geſetze gegen den Nachdruck, ſichere man die Erfinder und ihre Wittwen und Waiſen, daß ſie nicht darben dürfen, während die Geſellſchaft den größten Vortheil von den Erzeugniſſen ihres Geiſtes genieße. Er glaube daher, daß die Nothwendigkeit, das literariſche Eigenthum den Schriftſtellern und deren Vertretern durch ein Geſetz gegen den Nachdruck zu ſichern, in dem Zweck des geſelligen Verbandes liege, und nicht bezweifelt werden könne.“

Die Vertheidiger des Nachdrucks nöthigen mich, noch beſtimmter das Eigenthumsrecht des Schriftſtellers zu bezeichnen. Sie ſagen: es gebe kein geiſtiges Eigenthum, Geiſt und Wahrheit, wie ſie in guten Büchern enthalten ſeyn mögen, ſeyen ein Gemeingut der Menſchheit, wie das Licht, und Jeder könne ſein Licht beliebig bei'm Andern anzünden, Niemand könne ein ausſchließliches Monopol darauf beſitzen. Ich würde dieß unbedenklich zugeben, wenn der Schriftſteller ein ätheriſches Lichtweſen wäre, das weiter nichts zur Exiſtenz bedürfte, als ſein Licht. Er bedarf aber neben der himmliſchen, auch der irdiſchen Speiſe; auch der unſterbliche Shakespeare hat eſſen und die Mahlzeit, die er in einer Londoner Taverne zu ſich nahm, bezahlen müſſen. Seine Feder hat uns Werke von ſo hoher Schönheit hingezaubert, daß wir dabei an etwas Gemeines nicht denken mögen; aber ſo gewiß dieſe Feder von einer gemeinen Gans war, ſo gewiß hat der, welcher ſie führte, auch von ihr leben, durch ſie ſeinen täglichen Unterhalt verdienen müſſen.

In dieſem Sinne muß der Schriftſteller doch wenigſtens eben ſo viel Eigenthumsrecht an die Erzeugniſſe ſeiner Feder haben, als der Krämer an das, was er mit ſeiner Elle, der Bauer an das, was er mit ſeinem Pfluge verdient.

Dieſes Eigenthumsrecht kann ihm aber auf keine andere Weiſe geſichert werden, als wenn *die Verbreitung ſeiner Geiſtesprodukte von ihm ſelbſt abhängig gemacht wird*, wenn Niemand ſie verbreiten darf, als der rechtmäßige Verleger, mit dem er darüber contrahirt hat.

Es iſt gewiß, daß jedes gute Buch, nach Abzug der Druck- und Speditionskoſten, noch einen bedeutenden Gewinn abwirft. Wem gebührt von Gott und Rechtswegen dieſer Gewinn? Gewiß nur dem Urheber des Buchs, oder dem, welchem er das Buch gegen ein Honorar auf dem Wege des Vertrags überlaſſen hat. Kein Dritter hat ein Recht auf dieſen Gewinn, am wenigſten aber der, welcher ſich ihn ſchon anmaßt, noch ehe der Schriftſteller und der rechtmäßige Verleger des Ihrigen gewiß ſind.

Der Schriftſteller wird aber durch den Nachdruck offenbar in ſeinem Honorare verkürzt. Geſetzt, das Publikum conſumirt 10,000 Exemplare, und der Nachdrucker verkauft die Hälfte davon, ſo erhält der Verfaſſer auch nur für die Hälfte vom rechtmäßigen Verleger Honorar, und würde es für das Ganze erhalten haben, wenn das Publikum die andere Hälfte ebenfalls vom rechtmäßigen Verleger, der alsdann um ſo viel mehr Exemplare hätte drucken können, gekauft haben würde. Oft weigern ſich die rechtmäßigen Verleger ausdrücklich, dem Verfaſſer ein, ſeinen Leiſtungen angemeſſenes Honorar zu zahlen, weil ſie den Nachdruck fürchten. Dieß geſchieht in allen Fällen, wo von Werken die Rede iſt, die man nicht mehr privilegiren laſſen kann. Ich will einen beſtimmten Fall anführen, der ſehr merkwürdig iſt.

Vor einigen Jahren beſuchte mich der unter dem Namen Tromliz als Unterhaltungs-Schriftſteller bekannte Obriſt v. Witzleben, und klagte mir mit gerechter Entrüſtung, er habe hundert Meilen weit mit Extrapoſt hieher reiſen müſſen, um den Nachdrucker Richter in Kannſtadt vom Nachdruck ſeiner ältern Romane und Novellen abzuhalten; denn würden dieſe nachgedruckt, ſo könne er für die Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften vom rechtmäßigen Verleger nur ein verhältnißmäßig ſehr geringes Honorar bekommen. Er ſey zu obgedachtem Richter gegangen, und dieſer habe ſich endlich durch ſeine dringenden Bitten zu dem edelmüthigen Entſchluſſe bewegen laſſen, vom Nachdrucke der betreffenden Schriften abzuſtehen, wofern ihm Tromliz eine Entſchädigung von — ich weiß nicht mehr wie vielen — hundert Gulden baar auf den Tiſch lege. Dieſe Summe hat der arme Dichter, wie er ſagte, in ſeiner Noth, um die weite Reiſe nicht ganz umſonſt gemacht zu haben, obgedachtem Richter wirklich ausbezahlt.

Aehnliche Beiſpiele waren bisher nur von Tunis, Tripolis und Algier bekannt. Zu dieſen Raubneſtern mußten die Hanſeeſtädte und die kleinen italieniſchen Staaten ſchicken, um ihnen die Gunſt, nicht beraubt zu werden, mit ſchwerem Gelde abzukaufen.

Uebrigens wird der Schriftſteller durch den Nachdruck nicht bloß in ſeinem Honorar verkürzt. Er muß es ſich auch gefallen laſſen, daß der Nachdrucker den Inhalt ſeiner Schriften durch fehlerhaften Abdruck, durch willkührliche Auslaſſungen entſtellt.

Endlich wird durch den Nachdruck der erſten Auflage das Erſcheinen einer zweiten verbeſſerten Auflage zuweilen ganz verhindert, zuweilen wenigſtens verzögert, wodurch der Schriftſteller eines wichtigen Rechtes und Vortheils verluſtig geht, denn es iſt ihm oft ſehr daran gelegen, in der zweiten Auflage zweckmäßige Verbeſſerungen oder Nachträge anzubringen. —

Ich gehe zu dem Eigenthumsrechte des Verlegers über. Er beſitzt dieſes Recht in zweiter Hand durch Uebertragung von Seiten des Verfaſſers. Er erlangt daſſelbe gegen eine vertragsmäßige Gegenleiſtung, das Honorar.

Schon Weber ſagt in ſeiner Motion: „Iſt das Honorar ein Recht, ſo iſt der Nachdruck ein Unrecht.“ Sobald der Verleger ein Honorar zahlt, muß er die Garantie haben, daß er allein das Werk in Verlag bekommt. Es wäre ſchlechterdings unmöglich, ohne dieſe Garantie ein Honorar feſtzuſetzen. Das Honorar iſt die Pflicht des Verlegers; jene Garantie, das Monopol auf das Buch, iſt ſein Recht. Eins kann ohne das andere nicht beſtehen. Wenn der Verleger dem Verfaſſer einen Theil des erſt zu hoffenden Gewinns als Honorar vorauszahlen ſoll, muß er wenigſtens verſichert ſeyn, daß er dieſen Gewinn nicht noch mit einem Nachdrucker werde theilen müſſen. Er übernimmt ſchon ein Riſico, indem er das Honorar bezahlt und das Buch auf ſeine Koſten drucken läßt, ehe er noch weiß, ob das Buch auch hinlänglich Käufer finden werde, die ihm ſeinen Verluſt decken.

Dies iſt die Rechtsbaſis alles literariſchen Verkehrs.

Es iſt allgemein und auch in Würtemberg anerkannt, daß der Schriftſteller nicht daſſelbe Buch an zwei verſchiedene Verleger verkaufen, und ſich von jedem derſelben Honorar zahlen laſſen dürfe. Wenn ich den Einfall hätte, ein Manuſcript zugleich an die Cotta'ſche und Metzler'ſche Verlagshandlung zu verkaufen, ſo würden ſie ſowohl untereinander, als gegen mich proceſſiren, nur einer von Beiden würde die Erlaubniß des Drucks und die Leiſtung des Honorars an mich zugeſprochen werden, ich aber würde mit Fug und Recht verurtheilt werden, der andern dafür, daß ſie das ihr angetragene Buch nun nicht drucken darf, eine Entſchädigung zu geben. Nach demſelben Rechtsgrundſatz aber, der zwei verſchiedenen Verlegern nicht geſtattet, ein und daſſelbe Buch gegen Honorar zu verlegen, darf es noch viel weniger einem zweiten Verleger geſtattet ſeyn, daſſelbe Buch unhonorirt im Nachdruck zu verlegen, nachdem ein erſter Verleger es ſchon honorirt hat. Es wäre das non plus ultra geſetzlicher Inconſequenz, wenn mir verboten ſeyn ſollte, doppeltes Honorar zu empfangen, ohne daß es zugleich den Verlagshandlungen verboten wäre, eine doppelte Auflage meines Werks zu veranſtalten. Gleichwol beſteht dieſe Inconſequenz in Würtemberg wirklich.

Wenn die Geſetze den Zweck und die Pflicht haben, das Eigenthumsrecht zu ſchützen, ſo iſt der rechtmäßige Verleger eines ſolchen Schutzes vollkommen bedürftig und würdig, denn er ſetzt einen bedeutenden Einſatz gegen einen ungewiſſen Gewinn, und wenn es zum Beſten der Geſellſchaft überhaupt einen literariſchen Handel geben ſoll, ſo muß das Geſetz, welches dem Verleger ſeinen, von dem Bedürfniß oder der Laune des Publikums abhängigen Gewinn nicht ſichern kann, ihn wenigſtens vor dem offenbaren Verluſt durch den Nachdruck ſchützen, denn dies kann das Geſetz.

Es ſtreitet gegen alle geſetzliche Vernunft, daß Jemand ein Riſico übernehmen und, wenn er glücklicher Weiſe ſtatt Verluſt Gewinn hat, dieſen Gewinn mit einem Unberufenen, der kein Riſico übernommen hat, theilen ſoll. Sagt man auch, der rechtmäßige Verleger gewinne genug, er theile mit dem Nachdrucker nur den Ueberfluß, ſo iſt dies doch ein ſchlechtes Argument, denn der rechtmäßige Verleger muß ſich durch den Gewinn eines glücklich abgeſetzten Buches für die Verluſte entſchädigen, die er bei ſo manchem leidet, das ihm als ſogenannter Ladenhüter ſitzen bleibt.

Dem Muthe der rechtmäßigen Verleger, unbekannte Werke von Neulingen auf ihr Riſico zu drucken, verdanken wir die trefflichſten Werke unſerer Literatur. Es iſt natürlich, daß ſich die Verleger oft über den Werth eines Buches täuſchen; aber ohne den Muth, ſich an den Druck neuer Bücher zu wagen, würde auch das Beſſere nicht bekannt werden. Für die vielen Verluſte, die aus dieſem Riſico entſpringen, gebührt den rechtmäßigen Verlegern die volle Entſchädigung durch die verhältnißmäßig wenigen Bücher, welche Glück machen.

Wie aber die Schmarotzer-Pflanze den Baum, ſo ſaugt der Nachdruck dem rechtmäßigen Buchhandel die geſunden Säfte aus. Ein Haufe Unberufener, der keine Pflichten, kein Riſico übernimmt, der Nichts wagt, muſtert die Bücher durch, läßt alle die liegen, bei denen die rechtmäßigen Verleger Verluſte erlitten haben, und nimmt ihnen durch den Nachdruck der beſten Werke auch den beſten Theil ihres Gewinnes weg. Sie theilen immer nur den Gewinn, nie den Verluſt. Nur der aber hat einen rechtlichen Anſpruch auf Gewinn, der auch am Verluſte ſeinen Theil trägt.

Man pflegt gern einzuwenden, daß, wenn auch in der That Schriftſteller und Verleger durch den Nachdruck Einbuße leiden, doch das geſammte Publikum dabei gewinne, indem es gute Bücher zu wohlfeilern Preiſen erhalte, wodurch überhaupt gute Bücher mehr verbreitet würden. Hierauf kann ich nur erwiedern, daß es ein jeſuitiſcher Grundſatz iſt, wenn der Zweck das Mittel heiligen ſoll, daß es dem Criſpinus mit nichten erlaubt war, Leder zu ſtehlen, wenn er auch den Armen Schuhe daraus machte, und daß es überhaupt kein öffentliches Wohl auf Koſten des Rechts giebt. Ueberdies thut man aber dem Nachdruck viel zu viel Ehre an, wenn man ihm allein oder auch nur vorzugsweiſe die Wohlfeilheit guter Bücher zuſchreibt. Nirgends ſind die guten Bücher verhältnißmäßig wohlfeiler, als in England und Frankreich, wo kein Nachdruck exiſtirt, und ſelbſt in Deutſchland hat die Wohlfeilheit guter Bücher in dem Maaß zugenommen, in welchem der Nachdruck auſſerhalb Würtemberg abgenommen hat. Gerade je weniger der rechtmäßige Verleger die Concurrenz des Nachdruckers zu beſorgen hat, um ſo eher kann er zu ſeinem Gewinne kommen, ohne den Preis des Buchs auf eine ſchamloſe Höhe zu treiben. Das Publikum ſorgt ſchon dafür, daß geitzige Verleger ſich bekehren, und ſo verblendet iſt keiner, daß er nicht begreifen ſollte, er verkauſe eher viele wohlfeile Exemplare, als wenige theure, und gewinne von jenen mehr als von dieſen. Sollte dennoch hie und da ein Verleger dem Publikum Gewalt anthun, und nützliche, vielleicht unentbehrliche Bücher zu kaum erſchwinglichen Preiſen verkaufen wollen, ſo braucht eine erleuchtete Geſetzgebung doch keineswegs zum Nachdruck ihre Zuflucht zu nehmen, um jene Preiſe herabzudrücken. Es ſteht ihr alsdann immer noch der Weg offen, nach Beſchaffenheit des Papiers, des Drucks und der Bogenzahl ein Maximum des Preiſes feſtzuſetzen. Ein ſolches Geſetz ließe ſich vollkommen durch die Nothwehr rechtfertigen, in welcher ſich die Geſellſchaft gegenüber einem wucheriſchen Kaufmann befinden würde, und wenn jenes Maximum nur den Gradationen des Werthes einen billigen Spielraum ließe, würde der Verleger nicht dabei verlieren, denn es iſt und bleibt eine unläugbare Erfahrung, daß die Zahl der conſumirten Exemplare mit dem Preiſe des Buchs in umgekehrtem Verhältniß ſteht, daß der Verleger eher eine Million Exemplare, jedes zu 9 kr. verkaufen kann, als ein Exemplar zu 1000 fl., und daß er bei verhältnißmäßiger Wohlfeilheit allezeit mehr gewinnt, als bei Uebertheurung. So lange es nun im eigenen Vortheile des Verlegers liegt, wohlfeile Preiſe zu machen, und ſo lange es der Geſetzgebung möglich iſt, den Mißbrauch übertriebener Preiſe auf eine ſchonende Weiſe zu verhüten, ſo lange bedarf es keines Nachdrucks.

Man ſetzt bei einer Hungersnoth wohl das Maximum des Getreidepreiſes feſt, aber man duldet keine Aufpaſſer, welche die Bauernwagen anfallen und zu plündern drohen, damit die Bauern nur ſo ſchnell und wohlfeil als möglich ihr Getreide verkaufen.

So viel über die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks. Ueber ſeine Moralität will ich mich nicht ausführlich ausbreiten. Ich begnüge mich, Ihnen einige Beiſpiele von der Handlungsweiſe unſerer Nachdrucker vorzutragen.

Sie kennen bereits die merkwürdige Verhandlung zwiſchen dem Nachdrucker Richter von Cannſtadt und dem Oberſten v. Witzleben. Ich füge ein zweites Beiſpiel hinzu. Derſelbe Richter hatte vor einigen Jahren kaum in Erfahrung gebracht, daß Herr Spindler, ein bekannter Lieblingsſchriftſteller der Deutſchen, bei der Frank-Hallberger'ſchen Verlagshandlung die Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke beabſichtige, als auch er die nämlichen ſämmtlichen Werke in ſeinem Verlag als Nachdruck ankündigte. Der rechtmäßige Verleger hatte an Herrn Spindler bereits contractmäßig ein beträchtliches Honorar bezahlt und wandte alles an, ſich des Nachdrucks zu erwehren. Er konnte jedoch von der betreffenden Behörde, welche dem Reſcript vom 25. Febr. 1815 gemäß handeln mußte, nichts weiter als ein Privilegium auf die noch nicht erſchienenen Werke Spindlers erlangen, Richter aber durfte ungehindert alle früher erſchienenen Werke dieſes Schriftſtellers nachdrucken und fügte ſeiner Anzeige derſelben die höhnende Bemerkung zu: nur dieſe früheren Schriften Spindlers taugten etwas und er habe ſeitdem nichts Geſcheidtes mehr geſchrieben. Spindler mußte ſich dieſen Schimpf und Hallberger den Verluſt gefallen laſſen, hätten ſie aber den Contract nicht ſchon vorher abgeſchloſſen gehabt, ſo würde Spindler des Nachdrucks wegen ein viel geringereres Honorar erhalten haben, und hätte nach einem langen Kampfe mit der Noth des Lebens die Genugthuung entbehren müſſen, endlich einmal die wohlverdienten Früchte ſeines Talentes zu erndten.

Ein dritter Fall.

Der Nachdrucker Wolters in Stuttgart druckte das chirurgiſche Handbuch von Chelius nach, und als der rechtmäßige Verleger, Groß in Heidelberg, ſich darüber beſchwerte und ihm nachwies, daß Wolters den Buchdrucker-Geſellen Wagner beſtochen habe, ihm die Aushängebogen des genannten Werks aus der Druckerei wegzuſtehlen, höhnte ihn Wolters unterm 1. Mai 1829 öffentlich im Schwäbiſchen Merkur aus und ſagte unter Anderem:

> „Der Streit gehöre nicht vor das Publikum, das ſich um dergleichen Gegenſtände des Privatintereſſes wenig bekümmere.“

Ein vierter Fall.

Der Buchdrucker Macklot in Stuttgart druckte Rotteck's Weltgeſchichte nach. Als ſich der rechtmäßige Verleger, Herder in Freiburg, darüber beſchwerte, rückte Macklot unterm 13. Juni 1831 Folgendes in den Schwäbiſchen Merkur ein:

> „Glücklicherweiſe für ihn und ſeine Abnehmer ſtehe Macklot nicht unter der Machtvollkommenheit des Freiburger Bibliopolen, ſondern er habe ſich des Schutzes unſerer gerechten Würtembergiſchen Regierung zu erfreuen, ſein Unternehmen ſey ein geſetzlich erlaubtes und werde unfehlbar vollendet, wie es begonnen worden.“

Ein fünfter Fall.

Im Schwäbiſchen Merkur vom 18. Juli 1832 rückte der Nachdrucker Enslin von Reutlingen eine Annonce ein, die er ausdrücklich dem gebildeten Stande, den Herrn Erziehern und Lehrern zur Beachtung empfahl, und worin er ſeinen Nachdruck der „Moral von Ammon“ gegenüber der

Göſchen'ſchen Originalausgabe nicht nur auf jede Weiſe herausſtrich, ſondern auch dieſe höhnenden Worte gegen den rechtmäßigen Verleger hinzufügte:

> „Die tollen, keineswegs uns beleidigenden, noch im geringſten Schaden bringenden Ausfälle des Hrn. Göſchen tragen vielmehr dazu bei, daß unſere Ausgabe, von welcher bereits 1500 Exemplare verkauft ſind, demnächſt vergriffen ſeyn wird, und daß wir dann nicht ſäumen werden, eine zweite Nachdrucksausgabe folgen zu laſſen. Domine Goeschen, ut placeat?“

Genug! Dieſe Beiſpiele mögen hinreichen, einen Maßſtab für die moraliſche Würdigung des Nachdrucks zu geben. In der That, man glaubt ſich auf einer engliſchen Landſtraße zu befinden, wo uns ein Ritter der Induſtrie den Rock auszieht, und uns noch lachend zuruft: Was beklagſt du dich? dein Rock ſteht mir viel beſſer als dir.

Verſchiedene Buchhandlungen klagen, daß ſie ſelbſt ein erkauftes Privilegium vor Nachdruck nicht ſchütze. Die v. Seidl'ſche Verlagshandlung in Sulzbach führt die Beſchwerde, daß ſie ſeit zwölf und mehr Jahren für jede neue Originalauflage der Morgen- und Abendopfer von Witſchel ein neues Privilegium in Würtemberg gelöſt habe, und daß die Reutlinger dieſes Werk dennoch unaufhörlich nachdrucken, wobei ſie bloß die kleine Schlauheit anwenden, ſtatt ihrer eigenen die Firma: „Wien bei Bauer“ unter den Titel zu ſetzen. Im Juli 1832 kaufte der Buchhändler Markus in Bonn ein würtembergiſches Privilegium auf Walters Kirchenrecht, und am 19. März 1833 kündigte der Nachdrucker Rapp in Rottweil daſſelbe Buch im Schwäbiſchen Merkur an. So werden auch die längſt privilegirten Stunden der Andacht und das Converſations-Lexicon fortwährend nachgedruckt. Auf dem Reutlinger Nachdruck von Bröders lateiniſcher

Grammatik wurde ſogar das Würtembergiſche Privilegium der Originalausgabe auf dem Titel mit abgedruckt.

Zu bedauern iſt, daß ſelbſt Schulbehörden in Würtemberg nachgedruckte Werke in Schulen einführen, z. B. den Rochow'ſche Kinderfreund und Tillichs Leſebuch. Dieß ſtimmt wenigſtens nicht mit den Aeußerungen unſers Bundestags-Geſandten überein, der am 13. Februar 1823 (vergl. die Allg. Zeit. von dieſem Jahr Beil. 33) den Nachdruck zwar nicht für unrechtlich, aber doch für unedel und unbillig erklärte.

Die Vorſteher der deutſchen Buchhändler-Börſe in Leipzig haben eine Petition verfaßt, welche Hr. Dekan Münch heute ins Diarium eintragen läßt. Sie bitten im Namen aller Buchhändler Deutſchlands um die Verwendung dieſer hohen Kammer für ein endliches Verbot des Nachdrucks. Sie klagen einſtimmig was ich Ihnen vorgetragen: alle Staaten der gebildeten Welt, und insbeſondere die deutſche Bundesſtaaten haben den Nachdruck verboten, nur Würtemberg allein nicht, nur hier iſt den Piraten des Buchhandels noch eine ſichere Zufluchtsſtätte gewährt. Vernehmen Sie dieſe Klagen eines ehrenwerthen Standes! Klagen, in welche ganz Deutſchland einſtimmt.

Gerechtigkeit iſt die Baſis des conſtitutionellen Staats. Ohne Gerechtigkeit iſt die Verfaſſung nichts werth, ſind ihre Vertreter in dieſer Kammer Nullen oder noch etwas Schlimmeres. Ueben Sie daher Gerechtigkeit und thun Sie, was in Ihrer verfaſſungsmäßigen Gewalt liegt, um endlich dieſe Schmach alter Ungerechtigkeit aus den Würtembergiſchen Geſetzen, dieſen Flecken vom Würtembergiſchen Namen wegzuwiſchen!

Ich erlaube mir zum Schluß nur noch darauf aufmerkſam zu machen, was daraus entſtehen müßte, wenn alle deutſchen Staaten auf dieſelbe Weiſe verfahren wollten, wie es Würtemberg bisher gethan hat. Wäre der Nachdruck überall freigegeben, ſo müßte der Buchhandel zu Grunde gehen, denn kein vernünftiger Menſch würde ferner ein Honorar für Bücher zahlen wollen, die ihm Jedermann ſogleich nachdrucken könnte. Ebenſo wäre der Buchhandel ruinirt, wenn alle deutſchen Bundesſtaaten ſich ein Privilegium gegen den Nachdruck mit 15 fl. und zwei Frei-Exemplaren, größere Staaten wohl gar nach Verhältniß mit noch mehr bezahlen ließen; denn die Privilegienkoſten würden dann, nach den 38 Bundesſtaaten verachtunddreißigfacht, die Druck- und Honorarkoſten überſteigen, und kein vernünftiger Menſch würde mehr ein Buch verlegen wollen.

Nun haben wir zwar, indem die übrigen Bundesſtaaten gerechter und billiger ſind, als wir, einen Vortheil vor ihnen voraus. Durch den Nachdruck ſtrömt manche Summe Geldes in unſer Land, die ſonſt ausbleiben würde; iſt es aber gerecht, iſt es dem allgemeinen Völkerrecht und iſt es der Bundespflicht angemeſſen, auf nachbarliche Koſten uns wohlzuthun, des Nachbars Schafe zu ſcheeren?

Und wie? wenn es den Bundesſtaaten, deren litterariſches Eigenthum unſere Nachdrucker ſo oft und lange ſich zugeeignet haben, einmal einfiele, Repreſſalien zu gebrauchen? Dann wären unſere rechtmäßigen Verleger ruinirt. Ja noch mehr! Würtemberg, das an geiſtigen Produkten verhältnißmäßig reicher iſt, als faſt alle andern deutſchen Staaten, würde die Früchte dieſes Vorzuges nicht mehr einſammeln. In irgend einem geiſtesarmen Winkel Deutſchlands würde ſich ein Nachdrucker niederſetzen, und z. B. Schillers Werke zu 100,000 unter das Publikum werfen. Was Würtembergiſche Gelehrſamkeit, Würtembergiſches Dichtergenie, Würtembergiſche Induſtrie im litterariſchen Gebiete hervorbrächte, würde der erſte beſte Plattländer als gute Priſe für ſich anſprechen. Können wir nun aber eine Regel gelten laſſen, die, wenn ſie gegen uns ſelbſt angewendet würde, uns den größten Schaden brächte? „Was du nicht willſt, das dir geſchicht, das thu' auch keinem Andern nicht!“

Es könnte auch der Fall eintreten, daß von Seiten des deutſchen Bundes eine Mahnung an Würtemberg erginge, den bereits in den europäiſchen Bann verurtheilten Nachdruck nicht ferner innerhalb ſeiner Gränzen zu hegen. Einer ſolchen Mahnung aber aus eigenem Antrieb, aus eigenem Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl zuvorzukommen, würde der anerkannt hohen Stellung angemeſſen ſeyn, welche Würtemberg unter den civiliſirten, und namentlich unter den litterariſchgebildeten Staaten einnimmt.

Dem gemäß, meine Herrn, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen den Antrag zu ſtellen:

> Sie möchten die Regierung um ein Geſetz bitten, durch welches die Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck unbedingt und für immer ſichergeſtellt würden,

und ich kann hiebei aus dem zuletzt angeführten Grunde den Wunſch nicht unterdrücken, daß ein ſolches Geſetz wo möglich noch auf dieſem Landtage zur Verabſchiedung gebracht werden möchte.

24 00

Rede

gehalten am

Liederkranz-Feſte

im

Saale des Bürger-Muſeums,

am 1. Januar 1836

von

Dr. Wolfgang Menzel.

K. LANDES-BIBLIOTH. STUTTGART

Stuttgart, 1836.
iſſion der Carl Auguſt Sonnewald'ſchen Buch- und
Muſikalienhandlung.

W. G.
oct K

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart.

Meine Herren und Damen!

Der erſte Tag im neuen Jahre, zu dem wir uns heute alle Glück gewünſcht haben, und der uns in dieſem geſelligen Kreiſe vereinigt, muß uns zu heitern Empfindungen ſtimmen. Wir ſehen hier zwei Geſellſchaften, die ſich beide ſchon längſt um die Herſtellung einer großartigeren und ſchöneren Geſelligkeit in dieſer Stadt bemüht haben. Für die Bürgergeſellſchaft iſt dies der erſte Jahrstag, an welchem ſie die ihr zunächſt verwandte und befreundete Geſellſchaft, den Liederkranz, in ihrem Eigenthum empfangen kann, in dieſem ſchönen Saal, in dieſem einfachen und doch geräumigen, in dieſem bürgerlichen und doch großartigen Hauſe, deſſen Erwerb wir als einen Gewinn für die Stadt Stuttgart, als einen Stolz der Bürgerſchaft, als einen Sieg des Bürgerſinns, und wenn es in dieſer muſikaliſchen Geſellſchaft erlaubt iſt, ein ſolches Bild zu gebrauchen, als die Auflöſung einer Diſſonanz in den ſchönen Schlußaccord betrachten dürfen.

Sehen wir gemeinſchaftlich unſere Vereinigung am heutigen Tage als ein gutes Zeichen für die Zukunft an, und hoffen wir, der Geiſt der Geſelligkeit werde den Geiſt des Abſchließens und der Trennung, dem niemals eine Blüthe der Freude und niemals eine Frucht für das gemeine Wohl entſprießt, immer mehr verbannen.

Sie meine Herren und Damen des Liederkranzes, werden ſich am heutigen Tage wohl gerne an etwas erinnern, das Ihre Kunſt insbeſondere betrifft, und doch zugleich von allgemeinem vaterländiſchen Intereſſe iſt. Wenn Sie die herrliche Gabe der Muſik üben, ſo möge Ihnen immer der Gedanke vorſchweben, daß Sie zugleich etwas für die Ehre Ihres Vaterlandes thun.

Wir leben hier in der Heimat des Geſanges. Unter allen Ländern iſt Deutſchland, unter allen Provinzen Deutſchlands iſt Schwaben die geſangesreichſte von jeher geweſen. Vor ſiebenhundert Jahren ſtand beinah auf jedem Berg am obern Rhein, an der obern Donau und am Neckar eine Burg, und beinahe in jeder Burg ſaß ein ritterlicher Minneſänger, von denen uns tauſende von Liedern noch wohl erhalten ſind, die uns vom Frühling ſangen, von den Blumen, vom Geſang der Vögel und vom lachenden Sonnenſchein, ſo ſchön, wie ſie noch heute ſind, von den Frauen und Jungfrauen, ſo gut und zart und ſchön, wie ſie noch heute ſind, von Gott mit ſo frommen Gemüth, wie es noch heute im unverdorbenen Volke gefunden wird. Aber jeder dieſer alten edlen Sänger ſang für ſich allein zur Harfe oder Zither, und klagte in einſamer Winternacht auf ſeiner Burg um den entſchwundenen Lenz, um die entfernte Liebe oder zog an den Höfen der Fürſten umher. Endlich gingen ſie alle unter, wie ihre Burgen, und nur ein großes altes Buch, das Rüdiger Maneß fleißig zuſammen getragen, bewahrt in ſeinen welken Blättern die tauſend zarten Lieder auf, die einſt lebendig von den Lippen der Sänger gefloſſen.

Das Schickſal des Geſanges, in einem Buch begraben zu werden, traf von nun an faſt alle neuen Lieder. Nur wenig erhielt ſich lebendig im Volksgeſang oder ging in denſelben über. Die neuen Sänger waren ſtumm, ſie ſangen nicht mehr, ſie ſchrieben nur ihre Gedichte auf und begruben ſie in die Bücher. Nur wenige fanden einen Componiſten und wurden geſchickt gemacht, von einzelnen Stimmen geſungen zu werden. Doch auch in dieſer geſangesarmen Zeit bewahrte Schwaben ſeine alte Ehre, indem es die meiſten und beſten Dichter erzeugte, deren Namen oben an ſtehn in der Reihe der ruhmgekrönten Dichter Deutſchlands.

In unſerem Jahrhundert endlich iſt zuerſt bei den Schweizern und Schwaben, den verwandten Brüderſtämmen, auch wieder dem lebendigen Geſange ſein Recht geworden, und nicht mehr dem einzelnen Sänger, nein, dem geſelligen, dem vielſtimmigen Geſange. Das ganze Volk hat ſich die Zunge gelöst, und tauſendſtimmig von jedem Geſchlecht und Alter machen die Singvereine die Lieder lebendig, die ſtumm und todt in den Büchern ſchliefen.

Dieſe Belebung des todten Wortes und die Theilnahme Vieler, wo ſonſt nur einzelne Stimmen ſparſam hervortraten: dieſe ſind es, die eine große und wohlthuende Reform in der poetiſchen und muſikaliſchen Welt hervorgebracht haben.

Nicht jeder kann ein Dichter oder Componiſt ſeyn, aber die meiſten können ſingen, und dadurch nimmt ein ganzes Volk Theil an dem, was ſeine Meiſter des Geſanges ſchaffen, dadurch erſt wird das Schöne Gemeingut des ganzen Volkes, dadurch werden die Dichter ſelbſt ermuthigt und neu begeiſtert, weil ſie nicht ſtumme Leſer, ſondern weil je ihre ſchönſten Lieder in den Menſchenwald hinausgerufen, ſogleich ein lebendiges Echo finden. Dadurch werden auch die Dichter gezwungen, ſich dem Geiſt und Sinn des Volks zu fügen und zum Herzen des Volkes zu reden, damit es in der Bruſt des Volkes jenes Echo hervorrufe.

Schön aber iſt, daß das Volk für ſein in allen Einzelnen vorhandenes Gemüth die Sprache des Geſangs gefunden hat. In tauſend und aber tauſend Knospen liegt dieſes Gemüth verſchloſſen. Soll es nicht laut werden, ſollen die Knospen nicht aufgehen? Man vergleicht den Mund der Jungfrauen mit Knospen der Roſe, aber ſind ſie nicht noch ſchöner, wenn ſie erſt aufgehen und vereinigt blühen wie ein volles Roſenbeet, ſo, daß ſie auch der Blinde ſehen kann? Die Natur hat die Schwäbinnen reichlich mit Schönheit ausgeſtattet, aber indem ſie ihr Gemüth im Geſang entfalten, fügen ſie ihren Reizen den ſchönſten hinzu, da man ſelbſt im Himmel einen Engel erſt dann als einen wahren Engel erkennt, wenn er ſingt.

Erſt dann, wann die ganze Fülle des Gemüths, die in unſrem Volke wohnt, ſich im Geſange ausſprechen lernt, kann auch dem Kirchengeſange ſein volles Recht werden. Die Singvereine bilden einen Gegenſatz der Vokalmuſik gegen die Inſtrumentalmuſik, der Natürlichkeit gegen die übertriebene Künſtlichkeit, des warmlebendigen Gemüths gegen den kaltberechnenden Verſtand, ſie hindern, daß die Kunſt nicht noch weiter ſich verirre ins Ueppige, blos Sinnliche und Tändelnde, und in die muſikaliſche Seiltänzerei, die ſich nur im Unnatürlichen und im Aufſuchen von Schwierigkeiten gefällt, die das Ohr kitzeln, ohne zum Herzen zu dringen, ohne die Seele zu erheben.

Der Liederkranz, die übrigen hieſigen geſelligen Vereine für Geſang, die ganze ſanggeübte Bevölkerung dieſer Stadt und die zahlreichen Singvereine im Lande und in einigen benachbarten Ländern, die wir noch mit zu Schwaben rechnen dürfen, haben jeder ihren ehrenvollen Antheil an der Erweckung und Bildung der herrlichen Gabe des Geſangs im Volke. Möge dieſes Bewußtſeyn immer lebendiger in Ihnen ſeyn, möge der gute Geiſt, der Ihren Verein gegründet und in dem er unter mancherlei Wechſel fortgedauert hat, immer bei Ihnen bleiben. Ihre Aufgabe iſt und bleibt eine doppelte, erſtens ſich die Popularität zu bewahren, Ihren muſikaliſchen Kranz immer einer möglichſt großen Menge von Theilnehmern offen zu halten, ſich niemals ariſtokratiſch abzuſchließen und zweitens, das Heilige, das in ihrer Kunſt iſt, zu achten und durch einen edlen Volksgeſang auch zur Veredlung der Volksgeſinnung beizutragen.

Wir haben heute das neue Jahr angetreten; es iſt das verhängnißvolle Jahr 1836, von dem uns alle Prophezeihungen melden, daß darin die Welt untergehen werde. Sollte dieſer betrübte Fall eintreten, ſo faſſen Sie ſich ein Herz und — ſingen. Der Schwan ſingt, wenn er ſtirbt. Arion, der Töne Meiſter, griff in die goldnen Saiten, ſang das ſchönſte ſeiner Lieder und ſtürzte ſich ins Meer. Ein alter König im Norden wurde in einen Thurm voller Schlangen geworfen und ſtarb ſingend. Johann Huß wurde zu Conſtanz verbrannt und ſtarb ſingend. Ein Trompeter wollte über den gefrorenen Rhein gehn, das Eis brach, er ſchwamm auf einer Scholle fort, ergriff ſeine Trompete und blies das Lied: „Nun danket alle Gott,“ bis ihn der Strom verſchlang. Endlich hat ſchon ein Dichter vom Weltuntergange vorhergeſagt:

> Wenn die Erde, ganz in Feuer,
> Einſt in tauſend Stücke ſpringt,
> Steht der Sänger mit der Leyer
> Auf dem letzten Stück und — ſingt.

Aber die Sache iſt nicht ſo gefährlich; wenn alle Prophezeihungen in Erfüllung gingen, hätte dieſe Welt ſchon oft untergehn müſſen. Die Welt hat jetzt zu viel zu thun, ſie hat keine Zeit zum Untergehn. Sie muß erſt noch die Eiſenbahnen fertig machen, auf denen künftig die Singvereine von ganz Deutſchland zuſammenkommen werden, um Männer-Chöre aufzuführen, vor deren gewaltigem Klange alle weltzerſtörenden Kometen auf ihrer Bahn zurückbeben werden.

Treten wir daher das neue Jahr getroſt und mit fröhlichem Herzen an. Die alte Erde liegt feſt, und was auch auf ihr zu Grunde gehe, das Gute beſteht, wie die Lebenskraft im winterdürren Baume, und das Schöne kehrt immer wieder, wie die Blüthen im Mai. Ueber dem längſt begrabenen Frühling der alten Minneſänger iſt ein neuer Frühling aufgegangen in den ſchwäbiſchen Gauen, und ſeiner edlen Sänger erfreut ſich das Volk, des Volkes freun ſich die Sänger. Lebendig im Munde des Volks erſchallen ihre Lieder.

Wer kennt nicht die im weiten Umkreis der deutſchen Erde hochgefeierten Namen? Doch nur einen will ich ſtatt aller nennen.

An der Stätte, wo der Heros dieſer neuen ſchwäbiſchen Sänger, wo der geliebteſte Dichter des großen Deutſchen Volks und der geachtetſte Europas, einſt als Jüngling über ſein erſtes Gedicht ſinnend ſtand, wo Friedrich Schiller ſtand, wird ſich bald ſein ehernes Standbild erheben, das ihn ganz ſo darſtellt, wie er ſinnt, und den erſten unſterblichen Gedanken denkt, — das koſtbare Bild von der Dankbarkeit aller Deutſchen gegründet, vom größten Künſtler Europas ausgeführt. Und wo es ſtehe, immer wird es in unſrer Mitte ſtehn, in der Mitte des Kranzes, den wir, der Liederkranz, ihm zuerſt gewunden, und nie wird ihm neben dem Lorbeerkranze auf ſeinem Haupte der lebendige Kranz liebender Menſchen, mitfühlender Herzen und treuer Sänger fehlen, die ſeine Lieder ſingen.

Dies iſt die Ehre des ſchwäbiſchen Geſanges, und ihrer eingedenk grüne und blühe der Liederkranz nicht nur im neuen Jahre, ſondern immer fort, ſchmücke ſich jedes Jahr mit neuen und immer reichern Blumen und halte, durch das unzerreißbare Band der Ehre verbunden, feſt zuſammen.

BIBLIOTHEK

des

LITERARISCHEN VEREINS

in Stuttgart.

VI.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stuttgart
gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins.
1843.

259

Briefe
der
Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte
von Orleans

an die Raugräfin Louiſe

1676—1722

Herausgegeben

von

Wolfgang Menzel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit einer Schriftprobe und einem Regiſter.

Stuttgart
gedruckt auf Koſten des literariſchen Vereins.
1843.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Dem hochgebornen Herrn Grafen

Chriſtoph Martin

von Degenfeld-Schomberg

ehrerbietigſt zugeeignet.

Vorbericht.

Die deutſche Fürſtin, deren Briefe wir hier im Auszuge mittheilen, entſtammte dem alten Hauſe Wittelsbach von väterlicher, dem heſſiſchen Hauſe von mütterlicher Seite. Eliſabeth Charlotte wurde 1652, alſo bald nach dem weſtphäliſchen Frieden, zu Heidelberg geboren. Ihr Vater war Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz, Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich, der im dreißigjährigen Kriege ſein Leben verlor, und der ſchönen Eliſabeth Stuart, geb. Prinzeſſin von England; ihre Mutter Charlotte, Tochter der ebenfalls im dreißigjährigen Kiege ſo berühmt gewordenen Landgräfin Amalie von Heſſen-Caſſel.

Schon in ihrer Jugend zeichnete ſich Eliſabeth Charlotte durch ihren lebhaften Geiſt und durch ein eigenthümlich kräftiges und offenherziges Weſen aus. Allein im Jahre 1671 mußte ſie ſich gegen ihren Willen mit dem Herzoge Philipp von Orleans, Bruder König Ludwigs XIV. von Frankreich, vermählen. Ihr Vater hoffte durch dieſe Verbindung die Sicherheit ſeines, von der franzöſiſchen Grenze her beſtändig bedrohten Landes zu erkaufen. Die fromme Tochter gehorchte, konnte ſich aber nicht enthalten zu ſagen: „So bin ich denn das politiſche Lamm, welches für das Land ſoll geopfert werden.“* Das Opfer war umſonſt dargebracht, denn gerade dieſes Ehebündniß ſtürzte die rheiniſche Pfalz in einen Abgrund von Elend. Als nämlich Karl Ludwig im Jahre 1680 und deſſen Sohn und Nachfolger

---

* Nach Chevreana I. 186 und Reiger 183, in Wund's Geſchichte Karl Ludwigs S. 196 und Moſers hiſt. Archiv V. S. 477.

Karl kinderlos im Jahre 1685 geſtorben war, ſprach Ludwig XIV. die Pfalz als Erbe Eliſabeth Charlottens, und mithin als Eigenthum Frankreichs an, ließ ſie aber, da er ſie nicht behaupten konnte, auf die unmenſchlichſte Weiſe verheeren, Städte und Dörfer niederbrennen und das reiche Land einer Wüſte gleich machen. Man kann ſich denken, wie der edlen und ehrlichen deutſchen Fürſtentochter, welche dieſem Greuel zum Vorwande dienen mußte, bei der Nachricht zu Muthe war, daß man ihr Vaterland verödet, ihr geliebtes Heidelberg* in Aſche gelegt, und daß man in ihrem Namen das Volk mordete, an dem ſie mit unverbrüchlicher Liebe und Treue hing. Sie blieb nämlich — eine faſt wunderbare Ausnahme in dieſer wie in jeder Zeit — mitten im Pariſer Hofleben eine einfache deutſche Frau, die ſich ihrer deutſchen Sitte und Sprache nicht nur nicht ſchämte, ſondern ſich derſelben rühmte und bis in ihr hohes Alter nicht davon abließ.

Die Prinzeſſin beſaß einen hellen Verſtand und große Munterkeit. Sie war ſtets um die Perſon Ludwigs XIV., der ſie hoch in Ehren hielt. Nach ſeinem Tode beherrſchte ihr eigener Sohn als Prinz-Regent das franzöſiſche Reich. Bei ſo viel Geiſt nun und in einer ſolchen Stellung war ſie von allem unterrichtet, was am Hofe vorging. Ihre Schreibſeligkeit aber bewog ſie, von allen Hof- und Staatsſachen an ihre Verwandten und Freunde, namentlich in Deutſchland zu ſchreiben, was ihr oft Unannehmlichkeiten und eine läſtige Aufſicht von Seiten der franzöſiſchen Miniſter zuzog, die ihre der Poſt anvertrauten Briefe aufbrachen.

Schon der Freiherr von Pöllnitz hat in ſeinen Memoiren auf den Werth ihrer Briefe aufmerkſam gemacht. Er lernte die Prinzeſſin in Paris kennen und ſchildert ſie folgendermaßen: „Sie war ſehr geſprächig und redete gut; beſonders fand ſie ein Vergnügen darin, ihre Mutterſprache zu reden, weshalb ſie gern deutſche Landsleute bei ſich ſah. Sie ſchrieb fleißig an die Kurfürſtin von Hannover und noch viele andere Perſonen in Deutſchland. Doch waren es nicht etwa kurze Briefe, ſondern ſie füllte oft 20 — 30 Bogen mit eigener Hand an. Es ſind mir davon verſchiedene zu Geſicht gekommen, die wohl verdient hätten im Druck zu erſcheinen.“

---

* Noch in ihrem letzten Lebensjahre ſchrieb ſie, daß der Gedanke an den Brand des Heidelberger Schloſſes ihr den Schlaf raube.

Aus den hier abgedruckten Briefen an die Raugräfin Louiſe wird dies beſtätigt. Unzähligemal erwähnt die Prinzeſſin, daß ſie an Matante, d. h. an ihre geliebte Tante, die Kurfürſtin Sophie von Hannover (Schweſter ihres Vaters Karl Ludwig, Gemahlin Ernſt Auguſts von Hannover und Mutter König Georgs I. von England) wöchentlich mehr als einen und immer einen ſehr langen Brief geſchrieben habe. Dieſe Correſpondenz begann wahrſcheinlich mit dem Jahre 1671, in welchem Eliſabeth Charlotte nach Frankreich kam, und endete erſt mit dem Jahre 1714, in welchem die Kurfürſtin Sophie ſtarb; ohne Zweifel übertreffen dieſe Briefe alle andern, welche die Prinzeſſin ſchrieb, und auch die vorliegenden an hiſtoriſchem Intereſſe. Ich habe nicht ermitteln können, ob ſie noch vielleicht in Hannover oder England vorhanden ſind. Wären ſie es, ſo würde es ein großes Verdienſt ſeyn, ſie öffentlich bekannt zu machen.

Ferner ſchrieb die Prinzeſſin, wie ſie ſelbſt ſagt, ſehr viele Briefe an ihre Tochter, vermählte Herzogin von Lothringen. Ob dieſe Briefe vielleicht mit der Lothringiſchen Dynaſtie nach Wien gekommen und noch vorhanden ſind, iſt mir nicht bekannt.* Desgleichen ſchrieb ſie viel an ihre beiden Stieftöchter (aus der erſten Ehe ihres Gemahls, Philipp von Orleans), nämlich an die Königin Marie Louiſe von Spanien (Gemahlin Karls II.) und an die Herzogin Anna Maria von Sardinien (Gemahlin des Victor Amadeus); auch an die Herzogin Charlotte Felicitas von Modena, Gemahlin des Herzog Reinald I. Vom Schickſal aller dieſer Briefe iſt mir nichts bekannt.

Sehr intereſſante Briefe ſchrieb ſie ferner an die Prinzeſſin von Wales, Caroline, geb. Prinzeſſin von Anſpach, Gemahlin des nachmaligen König Georg II. von England, von der auch in den hier vorliegenden Briefen an die Raugräfin oft die Rede iſt. Dieſe erſt in den ſpätern Jahren der Prinzeſſin nach England geſchriebenen Briefe ſind in einem nach franzöſiſchen Rückſichten modificirten Auszuge und in franzöſiſcher Ueberſetzung in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gedruckt worden. Ich habe die erſte Ausgabe davon nicht bekommen können, wohl aber eine ſpätere unter dem Titel: Mélanges historiques, anecdotiques et critiques sur la fin du regne de Louis XIV. et le commencement de celui de Louis XV., par Madame la princesse Elisabeth Charlotte de Bavière. Paris. Collin, 1807. 8. Es iſt darin faſt nur auf franzöſiſche Begebenheiten und Perſonen Rückſicht genommen, und doch faſt alles ausgelaſſen, was die Prinzeſſin mit unnachahmlicher Naivetät über die damalige Corruption des franzöſiſchen Hofes geſchrieben hat. Dieſe Verunſtaltung der ſo vortrefflichen Briefe veranlaßte ſchon im Jahre 1789 eine hohe Perſon, den herzogl. Braunſchweigiſchen Geheimen Rath von Praun mit der Herausgabe der deutſchen Originale zu beauftragen, und dieſelben erſchienen zum erſtenmal unter dem Titel: Anecdoten vom franzöſiſchen Hofe, vorzüglich aus den Zeiten Ludwigs XIV. und des Duc Regent aus Briefen der Madame d'Orleans, Charlotte Eliſabeth, Straßburg 1789, eigentlich in der Schulbuchhandlung (Vieweg) in Braunſchweig und in zwei folgenden Auflagen daſelbſt 1790 und 1793. Sie enthalten viel mehr als die franzöſiſche Ausgabe, ſind aber ebenfalls nur Auszüge und nicht chronologiſch, ſondern nach Rubriken geordnet. Es befinden ſich dabei auch einige wenige Briefe an den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig. Aus dieſer alten Sammlung hat auch Schiller im 24ſten und 28ſten Bande ſeiner hiſtoriſchen Memoiren Einiges mitgetheilt.

---

* Ein großer Theil derſelben dürfte im Schloß zu Luneville im Jahre 1719 verbrannt ſein.

Auch an viele andere ausgezeichnete Perſonen ſchrieb die Prinzeſſin, unter andern an den berühmten Philoſophen Leibnitz, den Freund ihrer geiſtreichen Tante Sophie, was ſie ſelbſt einmal in den vorliegenden Briefen erwähnt. Wahrſcheinlich jedoch war dieſe Correſpondenz nicht umfaſſend. Sehr anziehende Briefe ſchrieb ſie an ihre ehemalige Erzieherin, die Frau Geheimräthin von Harling in Hannover und ſpäter an deren Wittwer. Dieſe Briefe ſind unter dem Titel: „Bekenntniſſe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte aus ihren Originalbriefen, Danzig, 1791“ im Auszug gedruckt erſchienen, welches Werk auch eine kurze Lebensgeſchichte und ſehr gute Charakteriſtik der Briefſtellerin enthält. Endlich befinden ſich noch auf der königlichen Bibliothek in München Copien der Briefe, welche ſie an ihren vertrauten Rath, dem Abbé de Polier, geſchrieben, einen ehrwürdigen Greis, der von früher Jugend an ihr väterlicher Freund war.

Aus den beiden bereits gedruckten Sammlungen der Briefe an die Prinzeſſin von Wales und an Herrn und Frau von Harling hat Profeſſor Schütz in Halle eine Menge Auszüge mitgetheilt unter dem Titel: „Leben und Charakter von Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Leipzig bei Leopold Voß, 1820.“ Darin hat er auch viele gute Notizen aus gleichzeitigen Memoiren eingeflochten, aber überall ſchon Bekanntes.

Die Briefe, welche wir hier zum erſtenmal herausgeben, und die bisher ganz unbekannt geblieben ſind, wurden uns durch die Gewogenheit des Herrn Grafen Chriſtoph Martin von Degenfeld aus deſſen Familienarchiv mitgetheilt. Es hat damit folgende Bewandniß. Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz hatte ſich von ſeiner ſtörriſchen Gemahlin Charlotte ſcheiden laſſen und mit dem ſanften und liebenswürdigen Fräulein Louiſe von Degenfeld vermählt, die er zur Raugräfin erhob. Aus dieſer zweiten Ehe des Kurfürſten ſtammten fünf Söhne und drei Töchter, die nach dem Tode des Vaters 1680 in eine bedrängte Lage kamen, da ſie zwar den Titel Raugrafen zu Pfalz führten, aber nicht ſucceſſionsfähig waren. Ihr Bruder Kurfürſt Karl, und ſeit deſſen Tode 1685 Philipp, von der katholiſchen Nebenlinie Pfalz-Neuburg, der die Kurpfalz nunmehr trotz Frankreichs Widerſpruch erbte, wollte ſelbſt die billigſten Anſprüche jener Raugrafen nicht gelten laſſen, und dieſe fanden nirgends Schutz, als bei der guten Tante Sophie in Hannover und bei der treuen Halbſchweſter Eliſabeth Charlotte in Paris. Während die jungen Raugrafen ſich für fremde Kriegsdienſte ausbildeten, lebten die drei Raugräfinnen theils in Frankfurt, theils in Hannover, theils in England, wo die älteſte, Karoline, den Herzog Meinhard, Sohn des berühmten Marſchall und Herzog Friedrich von Schomberg heirathete, aber ſchon 1696 ſtarb. Die beiden jüngern, Amalie und Louiſe, kehrten nach Deutſchland zurück. An den älteſten unter den jungen Raugrafen, Karl Ludwig, und an die beiden jüngern Schweſtern ſchrieb Eliſabeth Charlotte vom Jahre 1676 an, als dieſelben noch zarte Kinder waren, eine lange Reihe freundlicher und tröſtender Briefe. Die erſten ſind nur an Karl Ludwig gerichtet, der ſie auch in Paris beſuchte und an dem ſie mit ganzer Seele hing, weshalb ſehr zu bedauern iſt, daß ihre Correſpondenz mit ihm nicht vollſtändig erhalten iſt und ſich nur auf kaum mehr als ein halbes Dutzend Briefe beläuft. Später wechſeln einige wenige Briefe an den jüngern Bruder Karl Moritz, und ſehr viele an Amalien und Louiſen ab; da aber auch Amalie 1709 ſtarb, ſo folgen bis 1722, in welchem Jahre Eliſabeth Charlotte ſelbſt ihr Leben beſchloß, ausſchließlich Briefe an Louiſen. Die ältern Briefe ſind, als an Kinder gerichtet, auch weniger reich an geſchichtlich werthvollen Notizen, aber ſie zeigen uns den Charakter der Briefſtellerin im edelſten und liebenswürdigſten Lichte. Vergeſſend, daß ihre eigene Mutter verſtoßen worden war, um einer glücklicheren Nebenbuhlerin Platz zu machen, ſah ſie die Töchter dieſer Nebenbuhlerin nicht mit ſcheelen Augen an, ſondern ehrte in ihnen die Töchter ihres Vaters, und liebte in ihnen leibliche Schweſtern mit einer Treue, wie ſie gewiß nur ſelten gefunden wird. Nach und nach gewinnen aber die Briefe auch an hiſtoriſchem Intereſſe, in dem Maaß, als Amalie und Louiſe älter wurden, und mit dem Jahr 1714, in welchem die Kurfürſtin Sophie ſtarb, ſcheint das ganze Vertrauen, welches Eliſabeth Charlotte früher vorzugsweiſe dieſer ihrer Tante erwieſen, nunmehr auf Louiſen überzugehen, die bei der Tante lebte, denn wenn ſie Louiſen vorher gewöhnlich nur kurze Briefe ſchrieb und darin immer bemerkte, daß ſie der Tante viele Bogen geſchrieben, ſo werden von nun an die Briefe an Louiſe ſelbſt öfters viele Bogen lang.

Alle dieſe Briefe ſind in deutſcher Sprache und bis auf wenige Ausnahmen ſehr leſerlich geſchrieben. Die Prinzeſſin beſaß eine feſte, faſt männliche Hand, wie die beigelegte Probe zeigt, und die bis in ihr Alter nicht wankte, und liebte große Buchſtaben und klar auseinandergehaltene Zeilen.

Da ſich die Prinzeſſin nach weiblicher Weiſe gern in weitläuftige Beſchreibung vorübergehender kleiner Unpäßlichkeiten, in Klagen über die franzöſiſchen Aerzte, langen Entſchuldigungen wegen verſpäteter Antwort, Beſchwerden über das läſtige Hofceremoniel, die vielen Viſiten, die ewige Unruhe und Störung ꝛc., ſo wie in umſtändlichen kleinen Beſtellungen und in Condolenzen und Tröſtungen bei Krankheits- und Todesfällen der zahlreichen Verwandtſchaft und Dienerſchaft ihrer Schreibluſt überläßt, und auch ſehr oft wiederholt, ſo würde es unzweckmäßig geweſen ſein, alle dieſe Briefe, oder alles in ihnen abdrucken zu laſſen. Hier konnte nur ungefähr ein Drittel des Ganzen mitgetheilt werden, nämlich alles, was einen geſchichtlichen Werth hat, und was uns die Zeit und ihre Sitten näher bringt. Dahin gehören auch zahlreiche Anecdoten und Scandale, die in einer ungemein naiven Weiſe erzählt werden. Da die Prinzeſſin die offenſte Seele von der Welt und eine ſehr kräftige Natur beſaß, und am franzöſiſchen Hofe nur zu viele ſittliche Verderbniß aller Art mit anſehen mußte, iſt es begreiflich, daß ſie ſich darüber zuweilen in den derbſten Worten äußert. In dieſer Beziehung an den Briefen aus misverſtandener Pruderie irgend eine Cenſur zu üben, konnte uns nicht einfallen. Sogar ſolche Aeußerungen, in denen ſie einer vorgefaßten irrigen Meinung folgt oder ſich durch das Salongeſchwätz ihrer Zeit hat täuſchen laſſen, glaubten wir nicht unterdrücken zu müſſen, da ohne Zweifel das, was die Höfe von einander geglaubt haben, in gewiſſem Sinne nicht weniger zur Geſchichte gehört, als was ſie wirklich gethan haben.

Wie die eigenthümliche Orthographie, ſo iſt auch die Zeitfolge der Briefe beibehalten und das ſchnelle Auffinden einzelner Gegenſtände durch ein Regiſter erleichtert. Die früher erſchienenen Briefe an die Prinzeſſin von Wales verloren dadurch, daß ihre Sprache moderniſirt und ihr Text ohne Rückſicht auf die Zeitfolge zerriſſen und nach Rubriken eingetheilt war, ſehr viel von ihrer Originalität.

Enthalten nun unſere Briefe wohl nicht ſo viel Geſchichtliches und was über die Politik ihrer Zeit Aufſchluß geben könnte, als muthmaßlich in den Briefen an die Kurfürſtin Sophie geſtanden haben mag,* ſo ſind ſie gleichwohl äußerſt reich an treffenden Charakteriſtiken hiſtoriſcher Perſonen und an jenen kleinen Zügen, die uns die Phyſiognomie des Jahrhunderts oft treuer als große Haupt- und Staatsactionen ausmalen. Vor allem aber enthalten ſie, was in den Briefen an die Prinzeſſin von Wales bei weitem nicht ſo hervortritt, das herzerfreuende Charakterbild der Prinzeſſin ſelbſt, ein Bild, worauf das Vaterland, das ſie geboren, ſtolz ſein darf.

---

* Nach dem Tode dieſer Kurfürſtin bat Eliſabeth Charlotte die Raugräfin Louiſe aufs dringendſte, ein Paket Briefe zu verbrennen, worin ſie der Verſtorbenen Aufklärung über das Gerücht gegeben hatte, welches ihren Sohn beſchuldigte, alle direkten Nachkommen Ludwigs XIV. vergiftet zu haben, um ſelbſt König von Frankreich zu werden. Ueber ſolche Dinge zog ſie die Kurfürſtin, nicht aber die Raugräfin ins engſte Vertrauen.

Schließlich werfen wir noch einen Blick auf die Kinder und Nachkommen Eliſabeth Charlottens und auf die großen Weltgeſchicke, die einſt im Schooße dieſer deutſchen Fürſtin geſchlummert. Ihr Gemahl Philipp, dem ſie als Gattin und Wittwe mitten unter den Laſtern des Hofes eine unverbrüchliche, wahrhaft deutſche Treue bewahrte, obgleich er ein ziemlich fader und geiſtloſer Prinz war und ſie nicht einmal liebte, ſtarb im Jahre 1701. Ihr erſtgeborner Sohn ſtarb als Kind. Ihr zweiter Sohn war der berüchtigte Philipp von Orleans, Prinz-Regent von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. Geiſtvoll und gewandt, war dieſer Prinz doch tief in die Pariſer Lüderlichkeit verſunken, und bildet ſomit den grellſten Gegenſatz zu ſeiner grundehrlichen und ſittſamen Mutter, die er übrigens bis an ihr Ende mit großer Ehrerbietung behandelte. Sehr wider ihren Willen hatte er ſich mit einer natürlichen Tochter Ludwigs XIV. von der Maitreſſe deſſelben, Frau von Monteſpan, vermählen müſſen, deren Bruder, der Herzog von Maine, nach des Königs Tode, von der letzten Maitreſſe des Königs, der Frau von Maintenon, unterſtützt, ihn von der Regentſchaft zu verdrängen ſuchte. Ueber alle dieſe Intriguen giebt der Briefwechſel ſehr ausführlichen Aufſchluß. Des Regenten Sohn war Ludwig, der die Markgräfin Marie von Baden heirathete und 1752 ſtarb, deſſen Sohn Ludwig Philipp, ſtarb 1785, und deſſen Sohn war der berüchtigte Herzog Philipp von Orleans, der unter dem Namen Egalité eine der übelſten Rollen in der Revolution ſpielte, deſſen beſonnener Sohn aber, Ludwig Philipp, jetzt regierender König der Franzoſen iſt.

Eliſabeth Charlotte hatte auch eine Tochter, die nach ihr Eliſabeth Charlotte genannt und dem regierenden Herzog Leopold von Lothringen vermählt wurde. Aus dieſer Ehe ging Franz von Lothringen hervor, der die letzte Habsburgerin Maria Thereſia heirathete und unter dem Namen Franz I. deutſcher Kaiſer wurde. Mithin war Eliſabeth Charlotte die Urgroßmutter Joſephs II. und Marie Antoinettens und Leopolds II., Großvaters des jetzt regierenden Kaiſers Ferdinand von Oeſterreich.

Eliſabeth Charlottens Tante Sophie in Hannover war die Mutter Georgs, der als Georg I. König von Großbritannien wurde. Sie hatte als Tochter des vertriebenen Böhmenkönigs Friedrich und der unglücklichen Eliſabeth Stuart in den traurigſten Umſtänden den ebenfalls armen und nachgebornen Prinzen Ernſt Auguſt von Braunſchweig geheirathet, der aber durch einen ſonderbaren Glücksfall die Brüder überlebte und Kurfürſt von Hannover wurde, und deſſen Sohn Georg eben durch ſeine aus dem Blute Stuarts ſtammende Mutter den Anſpruch auf den brittiſchen Thron erbte. Sophiens Tochter, Sophie Charlotte, wurde dem erſten König von Preußen Friedrich I., und Georgs I. Tochter Sophie Dorothea dem zweiten König von Preußen Friedrich Wilhelm I. vermählt, und wurde die Mutter Friedrichs des Großen. — Ernſt Auguſt, Sophiens Gemahl und Georgs I. Vater, hatte noch zwei Brüder: 1) Johann Friedrich von Hannover, vermählt mit einer Pfalzgräfin von Simmern (die als Herzogin von Hannover ihre letzten Tage in Paris zubrachte), Vater der ſchon gedachten Herzogin Charlotte Felicitas von Modena (deren Sohn Franz Maria III. ſpäter die Charlotte Aiglé von Valois, Tochter des Prinz-Regenten Philipp von Orleans und Enkelin unſerer Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte heirathete), und der Kaiſerin Wilhelmine Amalie, Gemahlin Joſephs I.; 2) Georg Wilhelm von Celle, vermählt mit der Franzöſin Eleonore d'Esmieres, Vater der Sophie Dorothea, welche Georg I. heirathete.

Da mehrerer von Sophiens Geſchwiſtern in den nachfolgenden Briefen gedacht wird, iſt es nöthig, auch dieſer intereſſanten Perſonen und ihrer wunderbaren Schickſale kurz zu denken. Sämmtliche Kinder des vertriebenen Böhmenkönigs (deſſen Sarg in Lothringen, als man ihn vor den Kaiſerlichen flüchten wollte, verloren ging, ſo daß man nicht einmal weiß, wo ſeine Gebeine endlich Ruhe gefunden) kamen in eine um ſo traurigere Lage, als auch ihre mütterlichen Verwandten, die Stuarts in England, vertrieben, ihrer Mutter Bruder König Karl I. ſogar enthauptet wurde. Karl Ludwig und Sophie hatten noch folgende Geſchwiſter: Heinrich Friedrich, der ſchon 1629 bei Amſterdam ertrank; Robert, der lange Zeit die königliche Armee in England gegen Cromwell befehligte und in ſeinem Alter ſich beſonders mit Chemie abgab; Moritz, der ſeinem Bruder Robert im Kampfe beiſtand, zuletzt, vom Lande vertrieben, wenigſtens den Seekrieg gegen die engliſche Republik fortſetzte, aber in den amerikaniſchen Gewäſſern ſpurlos verſchwand; Eduard, der katholiſch wurde und in franzöſiſche Dienſte trat; Philipp, der ebenfalls Frankreich diente und im Felde umkam; Guſtav, der früh ſtarb; Eliſabeth, welche die Hand des Polenkönigs Ladislaw ausſchlug, weil ſie um keinen Preis katholiſch werden wollte, dann gelehrte Studien trieb, Deskartes und William Penns Freundin war, und als lutheriſche Aebtiſſin von Herford ſtarb; Henriette Marie, die den berühmten Fürſten Racoczi von Siebenbürgen heirathete; Louiſe, eine ſehr geſchickte Malerin, die unvermählt blieb, plötzlich entfloh, katholiſch und eine Nonne wurde, und als Aebtiſſin zu Monbuiſſon in Frankreich lebte, wo ſie von Eliſabeth Charlotte zuweilen beſucht wurde.

Der Wittelsbacher Stamm, dem Eliſabeth Charlotte durch ihre Geburt angehörte, theilte ſich in den pfälziſchen und bayriſchen Hauptaſt. Kurpfalz erbte 1685 Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, dem 1690 ſein Sohn Johann Wilhelm, und dieſem hierauf 1716 deſſen Bruder Karl Philipp folgte. Aus den Nebenlinien lebte damals Pfalzgraf Chriſtian Auguſt von Sulzbach († 1708), deſſen Sohn Theodor († 1732), und deſſen Söhne Joſeph Karl Emanuel († 1729), und Johann Chriſtian († 1733). — Pfalzgraf Chriſtian II. von Birkenfeld († 1717) und ſein Sohn Chriſtian III. von Zweibrücken († 1735), mit deſſen Söhnen Chriſtian IV. und Friedrich; ſo wie Chriſtians II. Bruder Johann Karl von Gelnhauſen († 1704) und ſein Sohn Friedrich Bernhard. — In Bayern regierte Kurfürſt Max Emanuel.

Das heſſiſche Haus, dem die Prinzeſſin von mütterlicher Seite her angehörte, war damals in die Linien Caſſel (mit den Nebenlinien Philippsthal und Rheinfels), Darmſtadt und Homburg getheilt; das Naſſauiſche, von dem auch viel in den Briefen die Rede iſt, in die Linien Saarbrück, Ottweiler, Idſtein, Weilburg, Uſingen, Siegen, Dillenburg, Hadamar. Ueber ihre Verzweigung muß man das Nähere in den genealogiſchen Handbüchern ſuchen.

Die Halbbrüder Eliſabeth Charlottens und rechten Brüder Louiſens, die fünf jungen Raugrafen, ſtarben alle kinderlos, die meiſten auf dem Bett der Ehre. Karl Ludwig, der älteſte, an den die erſten

Briefe Eliſabeth Charlottens gerichtet ſind, ſtarb 1688 in venetianiſchen Dienſten vor Negroponte am Fieber; Karl Eduard fiel 1690 in kaiſerlichen Dienſten gegen die Türken; Karl Auguſt 1691 in brandenburgiſchen Dienſten gegen die Franzoſen; Karl Kaſimir in demſelben Jahre im Zweikampf; Karl Moritz ſtarb 1702 am Trunke. — Von den Schweſtern heirathete, wie ſchon geſagt, nur Karoline, den einzigen Sohn des Herzog von Schomberg. Aus dieſer Ehe blieben, nach dem Tode eines erwachſenen Sohnes, des Lord Harwich, auch nur zwei Töchter übrig, davon die eine, Friederike, den engliſchen Miniſter Lord Holderneß, die zweite, Marie, aber ihren Vetter, den ſchwäbiſchen Grafen Chriſtoph Martin von Degenfeld heirathete, der den Namen Schomberg dem ſeinigen beifügte, und deſſen Nachkommen in ihrem Archive neben den Reliquien des tapfern Schomberg auch die der Raugrafen und Raugräfinnen, und unter andern auch die hier zum erſtenmal veröffentlichten ſo anziehenden Briefe aufbewahren. Näheres über die Schombergiſche und raugräfliche Familie in Kazners, gräfl. Degenfeld-Schombergiſchen Hofraths, Leben Friedrichs von Schomberg (Zwei Bände. Mannheim 1789) und in deſſelben: Louiſe, Raugräfin zu Pfalz (Drei Theile. Leipzig 1798).

Obgleich uns hier nur die Briefe der Prinzeſſin an die Raugräfin vorliegen, und keine von denen, welche die letztere wieder an jene ſchrieb, ſo läßt ſich doch auch aus dieſen Briefen hinlänglich der Charakter Louiſens, wie der Charakter Eliſabeth Charlottens ſelbſt erkennen, und er erſcheint in eben ſo ſchönem Lichte. Louiſe widmete ſich mit der edelſten Aufopferung dem Wohle ihrer Geſchwiſter, und als dieſe todt waren, dem ihrer beiden engliſchen Nichten, wovon wir die rührendſten Beweiſe in den Briefen ſelbſt finden. Auf ihr ruhte zugleich der religiöſe Geiſt ihres Vaters Karl Ludwig und ihres Großvaters Friedrich. Ihre Bemühungen, durch die Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte auf deren Sohn, als er Regent wurde, einzuwirken, um das Loos der unter Ludwig XIV. vertriebenen und zum Theil ſogar auf die Galeeren geſchickten Reformirten in Frankreich zu erleichtern, verdienen Beachtung.

Möge dies genügen, um dem geneigten Leſer, bevor er die Briefe ſelbſt lieſt, zur Orientirung zu dienen und gleich im Eingange die

Aufnahme von Briefen zu rechtfertigen, die, ohne ein hiſtoriſches Intereſſe darzubieten, doch nicht weggelaſſen werden durften, wenn das ſchöne Charakterbild der beiden edlen Schweſtern nicht verwiſcht werden ſollte. Einiges Weitere zum Verſtändniß der Briefe werde ich in Noten beifügen.

Stuttgart, den 1. November 1843.

Wolfgang Menzel.

St Clou den 27 aprill 1676

Hertzlieb Carllutzgen weillen ich glaube daß ihr Nun wider Im lande ſeyt vndt derentwegen meine am̄e Euch wirdt zu ſehen bekommen, ſo hab ich ſie nicht weg wollen laſſen, ohne ihr ein Zettelgen ahn Euch mittzugeben, worinen ich Euch Erinere, daß ihr mich alß lieb behalten ſolt, den ich hab Euch Schwartzköpffel recht lieb vndt verbleibe allezeit Ewer affectionirte freündin.

Elisabeth Charlotte.

Paris den 2 may 1677

Hertz lieb Carllutz ich hab im Anfang alß ich Ewere trawerigkeit Erfahren vber Ewer mama todt Eüch nicht gleich ſchreiben wollen, weillen ich woll weiß daß man Im ahnfangs, vndt In den Erſten mouvementen von Einer rechtmäßigen betrübnuß, vnmöglich brieffe leſen Kan, jetzt aber hoffe ich, daß ihr Ein wenig wider bey Eüch ſelbſten ſein Könnet, derowegen wo fern, Eüch meine freündtſchafft lieb, vndt die verſicherung daß ſie allezeit werden wirdt Eüch In Etwaß tröſten Kan, ſo wünſche ich daß dießer brieff Eüch Zu Einigem troſt gereichen möge, den glaubt lieb Carllutz, daß ich Euch noch alß ſo lieb habe, alß wie vor dießem — — —

St Clou den 25 aprill 1681

Hertz Allerlieb Carllutz, Es iſt zwar war, das ich ſeyder, unßer aller ſo abſcheülich unglück, vndt ſchleünigen todt I. G. deß Churfürſtens unßers Herren Vattern, 3 brieff von Eüch Entpfangen vom 6 nouember 1680, $\frac{3}{13}$ februari 1681 vndt $\frac{17}{27}$ mertz, habe aber ſolche auß nachfolgende urſachen nicht beantwortet, Erſtlich weillen ich damahlen, Nehmlich alß ich Eweren Erſten brieff entpfangen, ſchon ahn meinen bruder Ewer aller wegen geſchrieben, vndt derowegen ſeiner antwort Erwarttet, Zum andern alß ich ſolche Eben nicht dermaßen gefunden, alß ich Es vor Eüch gewünſcht habe ich noch Zwei mahl ahn meinem bruder vndt auch ahn J. G. die Churfürſtin mein fraw Mutter geſchrieben vndt Eüch Zum beſten, vndt ſtark recommandiret Ewere geſchwiſterig all Ins gemein vndt Eüch noch abſonderlich, dießes alles aber wie ich ſehe hatt Eüch leyder mehr geſchadt alß genutzt, die Churfürſtin mein fraw Mutter iſt gar raisonable vnd ſcheynet gar nicht Erbittert zu ſein, mein Bruder aber wie ſie mir geſchrieben iſt gar übel mitt Eüch zu frieden, In meinem letzten brieff den ich ihm geſchrieben, habe ich Ein Lang Capitel von Eüch gehalten, Ihn auch gebetten das Er mir doch ſagen möge warumb Er böß auff Eüch ſeye, ſintemahlen Ich Eüch wie ihr hir wahret In ſolchen gutten sentimenten vor ihm geſehen, das ich unmöglich glauben Könte das ihr ſeyderdem Etwas gegen ihm hettet thun Können, ſo ihm zu wider were, Könte derowegen nichts anderſt hierauß urtheilen alß das Er jemandes bei ſich haben müſſe, ſo Eüch Einige böße officien müße geleyſtet haben, bätte ihn derowegen mir alle vrſachen zu ſchreiben ſo Er über Eüch zu Klagen hette, den ich verſichert were das ich Eüch leicht bey ihm justificiren würde, auff dießen brieff hatt Er mir aber gar nicht geantwortet, auffs wenigſt biß auff dieße ſtunde nicht, dießes iſt gar Ein böß Zeichen vndt alles was ich Eüch hirauff ſagen Kan iſt, das Es mir von grundt meiner ſeelen leydt iſt, das Es Eüch übel geht, vndt wen Es mir möglich were Eüch beßer zu dinen alß ich Es bisher gethan, wolte ich Es von Hertzen gerne thun, mehr aber alß ich bisher gethan iſt unmöglich, denn ich habe mir dadurch ſchir meiner fraw Mutter vndt meines bruders unwillen überen Halß gezogen, Nun aber iſt nicht anderſt zu thun alß das ihr Eüch gedulden müßt, den mein fraw Mutter ſchreibt mir ſelber das ſie glaubt das mitt der Zeit mein bruder gegen Eüch Endern wird, ſie ſagt auch das Er Ewere ſchweſtern lieb hatt, drumb werden ſie Euch dortten auch woll gutte officien leiſten Können vnterdeſſen aber rahte ich Eüch, die gelegenheit, nicht auß der handt zu laſſen ſo Eüch oncle offerirt, bey Ihm zu bleiben, geht derowegen Nur In gottes Nahmen nach hannover; vndt weillen ich glaube das ihr wegen Ewerer lange reiße woll waß gelt von Nöhten habt, ſo ſchreibt mir Nur ſo bald ihr zu hanover werdet ahnkommen ſein, ſo will ich Eüch Ein weckſelbrieffgen von 800 pistollen ſchicken.

— — — ich habe mehr alß 10 brieff von unßerer Konigin In spanien* bekommen, welche ganß voller amities vor Eüch ſein apropo von ihr, ihr armer St chaman, den ſie alß maman hieße ligt auffen todt man meint nicht das Er davon Kompt die ihn Kenen ſagen das Er auß lieb vor ſie ſtirbt, den ſeyderdem Er auß spanien wider Kommen iſt hatt Er Keine luſtige ſtunde mehr gehabt das dauert mich recht — — —

St Clou den 26 Juni 1681.

Wiß den Hertzlieb Carllutz daß Es hier noch Eben iſt wie ihr Es gelaßen habt, Eben ſo voll, falſcher teüffel, welche mich ſtehts haßen vndt mir ſo viel desagrementen zu wegen bringen alß Es Immer möglich iſt, drumb geſtehe ich Eüch hiemitt frey herauß das ich ſeyder Eine Zeither ſo gritlich vndt von bößem humor geweſen bin, das Es mir durchauß unmöglich geweßen auch das geringſte ahn zu fangen, vndt umb die wahrheit zu bekenen ſo hatt mich noch dazu Ewer vnd Ewerer geſchwiſterig Zu ſtandt betrübt, Inſonderheit alß Ich geſehen das ich Eüch ſo wenig Nutz ſein Kan vndt das je mehr ich meinen bruder vor Eüch rede je mehr irilire Ich Ihn, gegen Euch,

— — — Was meines brudern boßen humor gegen Eüch betrifft, ſo darff ich ſchir nichts mehr vor Eüch ahn Ihn ſagen, den ſo viel Ich von ihm verſpüren Kan ſo iſt Er Ein wenig jalous von Eüch vndt meint ich hette Eüch lieber alß Ihn, derowegen wen ich was ſage ſo mache ich übel ärger mitt jasmin aber will ich Euch ſagen, was vor Ein mittel Ich gefunden, vmb Ihn zu zu ſprechen laſſen, das beſte ſo ich bey der ſachen finde, iſt das J. G. die Churfürſtin mein fraw Mutter, nicht gegen Eüch iſt, vndt ſie vermag viel bei meinem bruder, damitt ihr aber ſehen möget das ich Eüch hirin Keine falſche Hoffnung gebe, ſo ſchicke ich Eüch hirmitt den letzten brieff ſo ich von J. G. Entpfangen, worauß ihr auß ihrer aygenen handt Erſehen werdet wie ſie gegen Eüch vndt Ewere geſchwiſter geſinnet iſt

— — — was olimpe ahn belangt ſo hatt Es Nun Kein gefahr mehr bey ihr den der amant qui lance la foudre, importunirt ſie gar nicht, vndt Es hatt Keine suitte gehabt, Ihr habt Ein gutt gedechtnuß die pasagen von den operaen ſo woll zu behalten, ſolche Kunſt Kan ich auch über die maßen woll wie ihr woll wißt, wen ihr jetzt hir weret, Köntet ihr Eüch woll wider bey der olimpe ahnmelden ohne die (majesté supreme) wie man Im Balet ſingt zu förchten aber apropo vom Balet man hatt auff Etliche melodeyen lieder auff die olimpe gemacht worinnen ſie nicht iſt Zum beſten tractiret worden, wen ihr hir geweßen weret hettet ihr Vielleicht auch Ewer plätzgen In ſelbigen liebe gefunden den alle ihre amants ſeindt mit Nahmen drinnen genent

---

* Marie Louiſe, Tochter des Herzogs Philipp von Orleans aus erſter Ehe, alſo Eliſabeth Charlottens Stieftochter, 1679 an Karl II. an Spanien vermählt.

St Germain den 1 Januari 1682

An Carl Ludwig

— — — ich griche alle woche Brieff von unßerer Königin In spanien worinen Ewer gar offt gedacht wirdt vndt ſeyder meiner reiß nach fontainebleau vnd In teütſchlandt hab ich ihrer woll 6 oder 7 bekommen ſo voller Complimenten vor Eüch ſein, ſeyderdem ich wider hier nach St Germain nach unßerer reiße Kommen, hab ich Ewer liebes ſchreiben vom 11 nouember Entpfangen, Ich glaube wie ihr, das Ewere ſache mitt meinem bruder Entlich Einmahl gutt werden wirdt, vnd ich bin persuadirt das die vissitte ſo webenheim vergangen jahr nach heydelberg gethan viel dazu geholffen hatt I. G. die Churfurſtin mein fraw Mutter iſt gar nicht verbittert gegen Eüch contrarie ſie hatt mir geſagt daß ſie Ewere geſchwiſterig alle lieb hatt, Carolline hatt mir auch geſchrieben wie ich zu Strasburg war, vndt ſcheindt all Consenz von I. G. zu ſein, Ich habe mein beſtes gethan umb Eüch bei mein fraw Mutter zu recomandiren Ihr auch geſagt das ſie mir den großten gefallen von der Welt Erweißen würde, ſich Ewer ahnzunehmen, vndt das Ich Ewer gutt gemüht woll Kente das wen ſie Eüch obligiren würde, würdet ihr gar reconoissant ſein, vndt das ich Eüch von hertzen lieb hette, das Es mir leydt were das mein bruder nicht auch die sentimenten vor Eüch hette ſo ich habe

— — — Ich hatte woll von hertzen wünſchen mögen das Es ſich hatte ſchicken Können das ich Eüch Zu Strasburg hette ambrassiren Können, ich glaube wir würden mitt Einander geheullet haben, den wie ich bey dem ockſen bin vorbey gefahren iſt Es mir Ein gefallen wie ich J. G. den Churfürſten das letzte mahl da geſehen da iſt mir daß flenen ſo greülich ahnkommen das ichs nicht hab verhalden Können, vndt der gutte copestein vndt ich wir haben mehr alß Eine ſtunde mitt Einander geweint, ich hab ihn gantz lieb drumb, der arme menſch, war ſo fro wie Er mich ſahe das Er gantz bleich wie Ein todt wart, Er hatt Eüch von hertzen lieb, das iſt auch noch Eine urſach worumb ich viel auff ihn halte,

---

Versaille den 21 Julli 1682

Hertz Allieb Carlutz ich ſchreib Euch jetzt ob ich zwar heütte ſchon ſo gritlich bin, wie Eine wantlauß undt deſſen leyder Nur zu viel urſach habe, den Es geht jetzt mitt mir von allen den leütten die ihr woll Kennt, undt wo von ihr ſchon Etliche eschantillons geſehen habt, wie ihr hir wahret, taußend mahl ärger als zu der Zeit, undt dieße teuffels werden täglich doller undt raßender, gott weiß waß ſie Endtlich mitt mir ahnfangen werden, aber von dießen trawerigen ſachen will ich Eüch nicht ſprechen, den ich bin verſichert das ihr mich lieb habt, undt das Es Eüch alſo gar leydt ſein wirdt zu vernehmen daß dieß ritter Zeüg ſo die oberhandt bey monsieur* hatt, undt mir alles leydt ahnthut, ſo Nur Zu Erdencken iſt, Zu dem ſo iſt auch Kein mittel hirzu derowegen ahm beſten, das ich davon ſchweige undt die jenige nicht mitt mein chagrin betrübe, ſo mich lieb haben, — — —

La ferté sous joar den 18 Julli 1683.

Hertz allerlieb Carlutz vor Ein tag oder 14 hab ich zu Bockenheim Eweren brieff vom 30 may Empfangen daß ich aber dortten nicht darauff geantwortet, deßen urſach Könt ihr woll leicht Erahten, den ihr ohne Zweyffel woll werdet vernohmen haben, daß ich J. G. mein fraw Mutter dortten geſehen. Es iſt mir von hertzen leydt daß ich Eüch nicht hab In teütſchland ſehen Können, Ich hab doch weillen ich nicht mit Eüch reden Konnen, viel von Eüch geſprochen, ſo woll mitt J. G. die Churfürſtin alß auch mitt daß Amelie welche mitt ihrem herrman auch Zu thumfäßel bei Churfürſtin war J. G. werden Nun louisse Zu ſich Nehmen, umb allzeit bey ſie

* Unter dieſem monsieur ſchlechthin iſt immer ihr Gemahl Philipp verſtanden.

zu ſein, matante ſchreibt mir daß weillen daß freullen von levenstein jungfer von mdlle Dauphine wirdt ſo Könte amelisgen auch woll gut dazu ſein, Es iſt aber meine meinung gantz nicht, den ich geſtehe daß ich nicht woll vertragen Könte, amelisgen hinter mad^{le} de rembure und jarnac zu trottlen ſehen, welche ſie ma compagne ruffen würden, glaube daß ihr auch woll meiner meinung ſeit, apropo von unſerm hoff hir Eine gewiße person hatt mich gefragt ob ihr ſie gantz vergeſſen hettet, ich hab geantwortet, Nein, aber Ewer unglück wolle, daß ihr nicht von ihr ſprechen dörfft, da ſagte ſie ich ſolt ihr, ihr Einen andern Nahmen geben, alß den ſie ordinari führt, ich ſagte daß iſt ſchon geſchehen undt ihr heißt princes toutine da lacht ſie von hertzen undt ſagte je vou prie madame quand vous escrives a ce peauvre raugraff dittes Luy que toutine Luy faite compliments qu'elle ne L'aime pas d'amour comme on avoit dit, mais de bonne amitie et qu'elle souhaitte qu'il Luy conserve aussi celle qu'il luy a tesmoignes avoir, daß hab ich verſprochen undt halte Es hirmitt wen ihr mir antwort ſo ſetzt Ewer compliment auff frantsösch damitt ich Es weißen kan den Ihr ſagt woll daß bißes ſo ſie Eüch macht Eine antwort meritirt, daß iſt alles waß ich Euch vor dißmahl ſagen werde adieu hertzlieb Carlutz behalt mich alß lieb undt ſeit verſichert daß ich biß In todt Ewer getrewe und affectionirte freündin verbleibe

Elisabeth Charlotte

alle unßere Jungfern
fragen gar offt wie Es Eüch geht
und ſagen ſie mögten Eüch gerne
wider ſehen, ich glaube toutine were
auch woll damit zu frieden.*

Paris den 22 decembre 1691.

Hertz liebe Louise, Ich habe heütte Eweren Lieben brieff Entpfangen vom $\frac{29\ 9\text{br}}{8\ \text{Xbre}}$ ſo In matante von tarante paquet Eingeſchloßen war, undt habe darauß mitt freüden geſehen, daß Ihr wie auch Ewere geſchwiſterig, mich noch alß lieb habt, daß ich groß Mittleyden getragen, über den Verluſt ſo wir noch wider gethan, von Einem Ewerer brüder, ſolt Eüch woll Kein wunder Nehmen den ob ich zwar bißher noch nicht glücklich genung geweßen umb Eüch Zu Erweißen, daß ich mich vor Eüch raugreffliche Kinder interessire, ſo Kan ich Euch meine Liebe Louise doch mitt warheit verſichern daß ich ſolches jederzeit gethan habe, undt auch allezeit thun werde, vorm Jahr hatte ich ſehr gewünſcht Ewere Zwey brüder zu kenen, ſo ich Nie geſehen hatte, aber Nun Muß ich geſtehen (habe ich ſo Zu ſagen Gott gedanckt) daß ich ſie Nie geſehen, den ich weiß waß ich noch vor ſchmertzen Entpfinde wen ich ahn meinem lieben Carllutz S. gedencke hatte ich dieße gekent, würde ich vielleicht ſie auch ſo bedawert haben, die warheit zu bekennen ſo hette unß gott der allmächtige ſey der Etliche Jahren her, Erſchrecklich heimgeſucht, den wir haben ja alles nach Einander verlohren, ma tante die Hertzogin hatt mir dieſen letzten raugraff ſo geblieben, ſehr gelobt, wolte gott ich könte matante der Hertzogin der Mühe Entheben, vor Eüch übrige zu ſorgen, ich wolte mir Eine rechte Freude drauß machen. — — —

---

* Wer dieſe Dame war, erfahren wir nicht. Auch brechen hier die Briefe ab, ſo daß uns von dem ganzen traulichen Verhältniß der Schweſter zum Bruder kaum mehr als die Andeutung bleibt.

Versaille den 5 Mertz 1695

An Louiſe.

— — — Ich ſehe ſchir Nie wie die leütte gekleydt ſein undt behalt Es noch weniger, meine Eintzige continuirliche Kleydungen ſeindt grand habit undt jagtskleydt wen ich reitte, ſonſten trag ich nichts, auch mein leben keine robe de chambre noch manteau, habe auch In meiner garderobe Nur Einen Entzigen nachtsrock Nur damitt auffzuſtehen und Zu bette Zu gehen, ſonſt nichts.

— — — Der König jacob von Engellandt hir hatt nicht haben wollen daß wir vor ſeine fr. Dochter[*] trawen ſollen, hatt ſtark dagegen gebetten, Er hatt dießen todt gar nicht Entpfunden, daß hatt mich wunder genohmen, den mich deücht, man kan ſeine Kinder nicht vergeßen, waß ſie Einem auch Zu Leydt thun mögen, ſo rührt ſich doch daß geblüdt wie man mir König Wilhelm beſchrieben hatte hette ich woll mein leben nicht gemeint daß Er ſo tendre vor ſeiner gemahlin ſein ſolte, ich weiß Es ihm recht danck, undt jammert mich von hertzen hette ich gedörfft, hette ich all lengſt ahn caroline geſchrieben ihm mein compliment Zu machen undt mitt leydten zu bezeügen.

---

[*] Maria, Tochter Jacobs II. und Gemahlin Wilhelms III. von Oranien, welche letztere ihren Vater vom engliſchen Thron herabſtürzte und ſich an ſeine Stelle ſetzte.

Paris den 14 may 1695

An Louiſe.

— — — Es iſt mir lieb daß Carl Moritz mich lieb hatt ob Er mich ſchon nicht kent, daß geblüdt muß Es thun, daß ich ihn lieb habe iſt kein wunder ich habe ihn auff die Welt kommen ſehen, undt über daß, ſo habe ich Einen ſolchen respect vor J. G. unßer H. Vatter S. In meinem Hertzen behalten, daß ich alles lieb habe waß J. G. Kinder ſein, Ich wünſche daß der H. rittmeiſter Carl meritz balde obriſter mag werden, liebe Louise man ſtirbt Nur wen die beſtimmbte Zeit kompt, Carl meritz wirdt nicht lenger leben alß ſein destin iſt, Er mag bey hoff oder In Kriegsdienſten ſein, drumb laſt ihn Nur ſeine inclination folgen den alles wo Zu Einem die natürliche inclination treibt thut man beßer alß wozu man ſich zwingt.

— — — Wir haben hier Einen graffen von nassau ſo gar Ein wackerer Ehrlicher herr iſt, undt von jeder man ſehr estimirt wirdt, der hat auch brieffe umb Ein fürſt zu ſein, will Es aber nicht ſein, daß gefelt mir recht woll ahn ihm, das dantzen iſt den Nun gantz auß auß der moden überal, hir In frankreich ſo baldt assambleén ſein, thut man nichts alß landtsknecht ſpiellen, diß ſpiel iſt ahm meiſten In vogue, aber die jungen leütte wollen nicht mehr dantzen, ich thue weder Eines noch das ander Ich bin viel zu alt um Zu dantzen, undt ſeyder J. G. unßers H. Vattern S. todt, habe ich nicht gedantzt und auß Zweyen gar ſtarcken urſachen ſpiel ich nicht, die Erſte iſt daß ich kein geldt habe undt die Zweyte daß ich daß ſpiel nicht liebe, daß ſpiellen iſt hir greülich hoch, undt die Leütte werden wie dolle menſchen wen ſie ſpiellen, Eins heült daß ander ſchlegt mitt der fauſt auf der taffel daß die gantze. Kammer drüber zittert, der 3te läſtert gott daß Einem die haar drüber Zu berg ſtehen, Suma alle ſein wie verzweiffelte Menſchen welche Einem bang machen ſie Nur ahnzuſehen. — — —

St Clou den 17 Julli 1695

An Louiſe.

— — — alle gutte pfältzer von alter Kundtſchafft bitte ich auch von meinetwegen zu grüßen, heütte verfluche ich den Krieg woll mehr alß Nie, mein armer ſohn ſo wider Kranck geweßen, undt noch daß quinquina braucht, hatt marchirt undt iſt bey Einem charmützel geweßen der marechal de villeroy iſt dem printz de veaudement auff ſeine ariere garde gefahlen hatt ihm 4 bataillonen geſchlagen, mein ſohn war bey alles undt man verfolgt den feyndt noch, hab alſo doppelte ängſten, den ob mein ſohn ſchon ohne wunden davon Kompt, iſt doch zu ſorgen, daß ihn daß fieber wider ahnſtoßen wirdt In dem Er ſich woll greülich wirdt erhitzt haben, Ein gutter frieden were wohl zu wünſchen, Ich bin des kriegs woll Müde, Ich bitte liebe louisse informirt Eüch doch obs war iſt, daß man bey gießen Einen halm gefunden, ſo der landgraff von darmſtatt bewachen ſoll laßen, worauff 11 ähren ſein ſollen, undt ob man Einen dergleichen gefunden zu Ende deß 30 Jährigen Kriegs — — —

Paris den 23 Julli 1695

An Louiſe.

— — wie viel Kinder hatt den jetzt die Landtgräffin von Cassel Ich meinte mein Vetter der landtgraff were In der armeé, made de savoye[*] hatt mir viel gutts von dem Elſten Landtgraffen geſchrieben ſagt Er ſeye lebhafft undt gar artlich, und hette ihr geſagt daß Er mich Zu ſehen wünſcht drumb liebe louisse ſolt ihr dießen printzen Zu ſehen bekommen, bitte Ich Euch ſagt ihm daß Es mir recht leydt ſeye daß der krieg verhindert, daß Er nich herkommen iſt des printz Carls von brandenburgs[**] historie iſt Eine wunderliche begebenheit wie die teutſche Comedianten alß pflegen Zu ſagen, Ich war die Erſte ſo ahn matante dieße ſchöne Zeittung geſchrieben den unßere Hertzogin von savoye welche mir gar fleißig ſchreibt, hatte mir Es geſchrieben daß Nun Casal über undt geſchleyfft ſol werden werdet ihr ohne Zweyffel ſchon Erfahren haben wie Es Zu namur Zu geht, weiß ich nicht Ich glaube hertzog max iſt noch nicht in savoyen ankommen, alſo gottlob kein gefahr ausſtehen, den allem ahnſehen nach wirdt woll diß Jahr nichts dort mehr vorgehen, hertzog christian wirdt mehr gefahr außſtehen hertzo max iſt der Eintzige von meinen Vettern von hannover welche mir unbekandt weilen Er aber ſeiner fraw Mutter ſo lieb iſt, wünſche ich ihm alles glück und guts — — —

---

[*] Anna Maria, Tochter Philipps von Orleans, alſo Eliſabeth Charlottens Stieftochter, an den Herzog von Savoyen vermählt.

[**] Karl Philipp, ein jüngerer Sohn des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm, verliebte ſich zu Turin in die ſchöne Gräfin Solmeur und heirathete ſie heimlich. Sein Bruder, König Friedrich I. von Preußen, ließ ſie gewaltſam trennen, wobei ſich Karl ritterlich wehrte und verwundet wurde. Bald darauf ſtarb er aus Gram. Die Gräfin wurde aus dem Kloſter, wohin man ſie gebracht, wieder entlaſſen und heirathete den ſächſiſchen Marſchall Grafen von Wackerbarth.

St. Clou den 24 Julli umb 11 morgends

geſtern abends wie Ich wider von paris komme Erfuhre Ich ohngefehr Eine historie da Ich mein leben nicht von gehört hatte, Ich bitte Eüch liebe louisse ſchreibt mir, ob ihr Etwaß davon wiſt, Nehmblich daß J. G. unßer herr Vatter nach Ewerer fraw Mutter todt Einen ſohn ſolle bekommen haben von Einer ſchweytzeriſchen Jungfer ſo bei der fraw Raugräffin ſolle geweßen ſein, undt holländerin geheyßen haben, undt daß der Churfürſt Seelig gelt ſolle In die ſweitz geſchickt haben daß Kindt dort Zu Erziehen laßen, undt daß der bub dort Erzogen wirdt und gar artig ſein ſolle undt viel verſtandt haben.

Fontainebleau den 27 7br 1695

— — Von der fraw abtiſſin von herforth hatt mir matante possirliche historien geſchrieben wir haben auch Einen Courländer hir In den troupen ſo pretendirt daß Er greülich bei dießer abtißin In gnaden iſt, hatt mir brieff von ihr gewießen worinen Ich ſehe daß ſie ſich ſehr vor ihm interessirt Er heiſt ambotten, ſie hatt mir Ihn auch durch die fraw von platten ſehr recomandiren laßen, Er iſt Ein Junger menſch von 20 Jahren, zwar nicht heßlich von geſicht noch übel geſchaffen, aber gar nicht ahngenehm, hatt verſtandt undt ſchreibt gar woll allein Ein wenig voller Einbildung, ſie hette ihn gern wider bey ſich ambott will aber nicht hin hirauß ſecht ihr woll liebe Louisse daß Ich viel von dießer abtißin humor gehört, hir macht man nichts alß lieder gegen jederman den König ſelber ſpart man nicht, aber Inſonderheit iſt Man deschainirt gegen den armen Duc de villeroy Es geht kein Tag vorbey daß man nicht Ein Neue liedt auff ihn hört, Ich bin verſichert daß viel leutte die ihrigen vor namur verlohren haben wen der printz von homburg nicht von ſeinem trepan ſtirbt wirdt Es ihn ſonſt nicht heßlich machen Ich habe viel leüte hier geſehen ſo trepanirt ſein worden, undt gar nicht von geſicht verEndert ſein, Ich bin recht fro daß der gutte herr max außer gefahr iſt, — — —

Fontainebleau den 8 8br 1695

— — Franckfort wirdt jetzt wie Ich ſehe der rendevous von allen teütſchen fürſten, der gräffin von hohenlo hauß iſt den der rendevous de beau monde wie Ich ſehe Ich habe Ein contrefait von pfaltzgraffs carl 3 gemahlin geſehen wie ſie noch margraffin von Brandenburg war, daß war gar nicht hübſch ſolte das Kleine princessgen ſo ſie hinterlaßen nicht ſchöner werden, wirdt ihre ſchönheit nicht Zu rühmen ſein, Ich wolte daß ſie die princes amalie von hannover Zur fraw Mutter bekämme, mich deücht der Churfürſt Zu pfaltz thäte beſſer ſein gelt ahn die arme verderbte pfältzer ahnzuwenden, alß ahn Carnavals divertissement das were löblicher Vor gott undt der welt.

— — — wie ich ſehe auß waß ihr mir hierauff ſagt mercke ich woll daß man verpichter alß Nie In teütſchlandt auff auf der moden iſt, In meinem Sinn iſt dieß Eine groſe Thorheit.

— — — Ich glaube nicht daß der ſpigel wider her In frankreich darff Er hatt Ettlich ſtarcke ſchulden gemacht undt gar übel bezahlt, ſolte Er herkommen würde man ihn bey dem Kopf Kriegen, der König iſt auch persuadirt daß Er wunderliche Comerce hir hatt, undt hatt mir vorm Jahr befohlen haxsthausen deßwegen zu ſchreiben damitt Er hintern möge daß dießer Cammerdiener nicht wider kommen möge, alſo glaube Ich nicht daß Er ſich bey hoff wirdt weißen dörffen ſolte ſeine Mutter Zu Franckfort ſein ſolt ihr ſie deßwegen warnen den Es were mir leydt daß Einem pfaltzer Unglück hir begegnen ſolte. — — —

Paris den 30 october 1695

Hertzliebe Louisse, Ehe ich auff Ewer ſchreiben vom $\frac{5}{15}$ 8br antworte Muß ich Euch Erſt vor die Zwey virgillius dancken, ſo Ich Endtlich geſtern Entpfangen habe, ob Es zwar die nicht ſein, ſo ich Einmahl geleßen, und ahn Carllutz wahren und wie ſchon vor dießem geſagt, In ungereimbte vers ſein, ſo ſeindt ſie mir doch ahngenehm weillen ſie von Ewer handt Kommen Liebe Louisse, undt werde ſie leßen, umb mich In der teütſchen ſprach zu unterhalten undt ſelbige nicht Zu vergeßen alſo werden mir doch die virgillius nicht unnutz ſein — — —

Versaille den 11 Xbr 1695

An Louiſe.

— — — und halte Es vor Ein groß lob wen man ſagt daß ich ein teütſch hertz habe, undt mein Vatterlandt liebe diß lob werde ich ob gott will ſuchen biß an mein Ende zu behalten Ich habe Nur gar Zu Ein teütſch hertz, den ich Kan mich noch nicht getröſten über waß In der armen pfaltz vorgangen, darff nicht daran denken, ſonſten bin ich den gantzen tag trawrig, biß Sambſtag werde Ich leyder wider In daß widerwertige paris — — —

Versaille den 11 Februari 1696

An Louiſe.

— — — Ich finde daß Pfaltzgraff Carl wohl thut von ſeiner bollen lieb abzuſtehen, daß Er ſonſt auch den heüraht ſcheüet Kan Ich Ihm nicht verdencken wie ſehr Ich doch wünſchen mögte, daß Er unßer princes amalie bekommen mögte, Etlich mahl glücken heürahten allein Es iſt rar undt unter taußenden ſeindt nicht Zwey ſo was baugen, undt weillen Es wie Ich gar gewiß weiß ſogar eine rare ſache iſt, undt die Hertzogin von parme ſchon glücklich In ittalien geweßen fürchte Ich daß Es unßere hertzogin von modena nicht ſein wirdt gutte heürath ſeindt als wie daß ſo man vom phenix ſagt man findt Nur Einen In Einem seculo nichts iſt unglücklicher In der welt alß Königin In spanien. Ich weiß es durch unßer Königin S. ſo mir von tag Zu tag Ihr leben beſchrieben portugal ſoll noch ärger ſein da Kan man woll daß teütſche ſprichwort Zu ſagen, (Es iſt nicht alles golt waß glentzt) — — —

Versaille den 8 mertz 1696

An Louiſe.

— — — Unßere hertzogin von hannover kan mir nicht genung außſprechen wie glücklich ihre fraw dochter zu modene iſt undt wie magnific alles dortten iſt, gott gebe daß Es wehren möge. Ich will den König ſondiren wen Es apropo Kan kommen, ob Er Euch Ewerer gütter würde In der pfaltz genießen laßen, undt Eüch darnach gleich die antwort berichten, liebe Louise, bey mir ſoll Es nicht liegen undt würde mich Eine rechte freüde machen wen Ich Eüch undt Ewere geſchwiſter Einigen dinſt thun Könte, waß mich aber fürchten macht daß Es der König nicht Erlauben wirdt iſt weillen Carl moritz In Brandenburgischen Dinſten iſt, will derowegen Nur vor Eüch undt amelise ſprechen.

Versaille den 26 mertz 1696

Hertzliebe Louise, Ich ware ſchon Zu alt, wie Ich In Franckreich kommen, umb von gemühte Zu Endern, mein grundt war ſchon geſetzt, undt hiran iſt gar nichts zu admiriren, liebe louisse, aber ich were unerhört Zu blamiren wen Ich falſch were, undt die nicht liebte, die Ich Zu lieben ſchuldig bin, daß Ewer Hertz ſich bewegt wen ihr meine brieffe leſt, daß Muß daß geblüde thun, undt ſeindt wir Einander ja Nahe genung umb deßen regungen Zu Endtpfinden Ihr habt recht zu glauben daß ich ſchreibe wie Ich rede den Ich bin Zu naturlich, umb anderſt zu ſchreiben alß Ich gedencke, die gutte duchesse de guisse deß Königs undt monsieur daß ſeu monsieurs Dochter iſt unß hir In meiner nachbarſchaft In 5 tagen weg geſtorben, Es hatt mich recht gejammert, Es ware Eine rechte gutte undt gottsfürchtige fürſtin, wir aßen alle tag mitt Einander meine antichambre war nur zwiſchen meiner Cammer undt ihr cabinet habe ſie alſo biß In Ihr Ende geſehen, ſie hatt biß In dem letzten augenblick geſprochen, iſt gar ruhig undt ohne regret geſtorben — — —

Versaille den 8 aprill 1696

Hertzliebe Louisse, Caroline hatt groß recht mir nicht In dießen troublen Zu ſchreiben ſie mögte ſich händel dadurch machen, die conspiration von Engellandt wirdt ſtarck hir geleügnet undt man gibt vor König willhelm diß geſchrey Nur auß beyde Könige* hir ſchwartz Zu machen, wen Ich meine Meinung davon ſagen ſol ſo glaube Ich weder Eins nochs ander, ſondern Nur, daß die ſo die conjuration In Engellandt gethan die ſach ohne die Könige hir, ihr wißen ſo heßlich gemacht haben, undt unter Ihren Nahmen außgebreit, den Es iſt gewiß daß der König hir leütte 2 Jahr Im gefängniß gehalten hatt ſo ihm Nur die proposition gethan König wilhelm Zu Ermorden Kan alſo ſolch ordre nicht geben haben, undt König jacob iſt auch zu fromb dazu. Ich werde mich all mein leben Erinnern, wie ſehr mich J. G. der Churfürſt unßer Herr Vatter S. mich Eüch alle recomandirt hatt alß Ich Zu Strasburg abſcheydt Nahme, alſo alles waß In meinem vermögen jemahlen wirdt kommen können Euch meine affection Zu bezeügen da werde Ich Nie ahn fehlen, wir gehen In Ein par ſtunden nach marly alwo ich hoffe gelegenheit zu finden mitt dem König Zu ſprechen.

Paris den 28 aprill 1696

Hertz liebe Louise, Es iſt mir lieb daß die gutte gräffin undt freüllen von Leiningen ſo woll mitt mir Zu frieden ſein undt J. L. Zeügnuß geben, daß Ich mein beſtes hier vor ſie gethan habe, franckreich wirdt mir woll mein gemüht nicht Endtern, undt je mehr Ich hier böße undt falſche gemühter ſehe undt finde je mehr will Ich mich befleißichen ihnen nicht gleich zu ſein, Es kompt mir gar Zu abſcheülich vor, weillen Man In der faſten nichts gethan alß Cartten ſpiellen mögte man woll die beüttel lehren und alſo ſingen Können wie die buben Zu Heydelberg thaten vom berg, wen ſie den Sommer undt winter herumb führten

Nun ſin wir In der faſten
da lehren die bawern die Kaſten
wen die bawern die Kaſten lehren
wolle unß gott Ein gutt jahr beſchehren
ſtrû ſtrû ſtro, der Sommer der iſt do.

Ich bin verſichert daß Es Euch wundern wirdt daß Ich mich noch dießer ſchönnen ſach ſo woll Erinere, Es iſt mir lieb daß mein gruß heir ferdinand von degenfelt* ſo ahngenehm geweßen ſcheuet Nie mir meiner alten bekandten undt freünden ahndencken zu wißen zu thun, den daß Erfrewet mich recht In Ihrem gedechtnuß Zu bleiben, undt bitte Eüch liebe Louisse alle die ſo Eüch Commission vor mir geben, wider von meinetwegen Zu grüßen.

---

*) Ludwig XIV und Jacob II.

Versaille den 13 may 1696

Hertzliebe Louisse, ſeyder ich Eüch geſchrieben habe Ich Eine reiße von 12 tagen nach paris thun Müßen welches mir wie ordinarie gar übel bekommen den die lufft iſt mir da unerträglich, Es hatt mich dortten Ein 3 tägig fieber ahngeſtoßen, Meine Dochter iſt Nun gott ſey Danck In volkomener geſundtheit, aber nicht ſehr gewackſen noch fett daß wackſen hatt ſie nicht mehr von Nöhten ſie iſt groß genung Einen halben Kopff lenger alß ich, undt nicht übel geſchaffen hatt auch unter unß geſagt Keine boße Minen, mein ſohn aber iſt Klein undt hatt gar keine gutte Minen, ob Er Zwar In ſeiner taille nicht übel geſchaffen iſt, Ich habe Nun Einen andern Mahler gefunden hoffe alſo daß Ich Eüch mitt der Zeit undt ahn Caroline auch die 3 contrefaitten werde ſchicken Können, der mahler ſo mir abgeſchlagen iſt nicht plumper alß Ein anderer Frantzoß, plump ſein iſt die gröſte Mode hier undt auch daß die gröſten alles von den geringſten leyden Müſſen, hier iſt In der that kein hoff alß deß Königs ſeiner, der unßere iſt vor keinen hoff zu rechnen, den Es ſeindt gantz andere manieren alß In teutſchlandt Man kans ſichs unmöglich Einbilden Man ſehe Es dan, — Es iſt gar gewiß daß die Könige hir den assassinat von König wilhelm nicht befohlen hatten ſondern iſt nur Ein dessein von den conspirateurs geweßen, Es ſcheindt woll daß

---

1) Die Biographie dieſes ausgezeichneten Mannes ſteht ausführlich im 3ten Theil von (Katzners) „Louiſe, Raugräfin zu Pfalz, Leipzig 1798.“ Ferdinand war der ſchönen Louiſe Bruder und verlor in venetianiſchen Dienſten bei Belagerung der türkiſchen Feſtung Urana durch einen Schuß beide Augen, behielt aber ſeines hohen Geiſtes und ſeiner reichen Kenntniß wegen eine große Thätigkeit bei, erklärte dem Kurfürſten Karl Ludwig, „daß er den letzten Blutstropfen opfern würde, um das Todesurtheil ſeiner Schweſter Louiſe zu unterzeichnen, wenn der Churfürſt ihre Ehre nicht herſtellte und ſie gar nicht oder auch nur heimlich heirathe,“ bewog dadurch den Kurfürſten wirklich zur öffentlichen Heirath, ſetzte ſich bei ihm in die höchſte Achtung, kam aus Italien zurück und wurde ſein Geheimerath. Er ſtarb, von Jedermann geehrt, im 81. Jahre 1710.

König wilhelm gar nicht cruel iſt, In dem Er ſelber ſorg gehabt daß ſein Schwiger Herr Vatter mitt ſeiner gantzen famillien davon kommen iſt — — —

Ihr Müſt mir ſo baldt moglich Ein memoire ſchicken wo der junge herr Herr von degenfelt gefangen worden undt wo Er Nun iſt, ſonſten kan Ich Ihn unmoglich helffen, aber ſo baldt Ich wißen werde wo Er gefangen worden, undt wo Er ſich aufhelt, will Ich fleißig vor Ihm solicitiren, undt Ihr Kent die fraw von degenfelt verſichern daß Ich mein beſts vor Ihm thun werde Ihn loß Zu bekommen ſie hatt recht Zu treiben daß Er auß Franckreich kompt, den ſchönne buben Leyden mehr gefahr hir alß ſchonne metzger adieu.

Elisabeth Charlotte.

St. Clou den 11 Juni 1696

Hertzliebe Louisse, wenn Ich nicht ſchon auß Eines von matante ſchreiben geſehen hette, daß Ihr In hollandt gereiſt ſeydt würde Ich ſehr verwündert geworden ſein Ewer werthes ſchreiben auß dem Haag dadirt zu ſehen, Meine geſundtheit iſt Nun gott ſeye Danck wider gar volkommen, undt iſt meine Kranckheit bei 6 Kleinen accessen vom fieber blieben, habe Es wie ordinari mitt jagen verjagt, daß caroline ſich ſo übel befindt iſt mir hertzlich leydt, gott gebe daß ihr ſie In Einen beßern ſtandt finden möget, wenn ihr In Engellandt ahnkommen werdet ambrassiret ſie doch hundert mahl von meinetwegen, Es iſt gewiß woll Ein Zeichen Von Einer trewen ſchweſterlichen liebe daß Amelisgen undt Ihr Eüch resolvirt über die ſee zu gehen caroline Zu beſuchen, Es were Eine poßirliche ſache wen wir auff dieße weiße Zu Sammen Kommen ſolten Ihr Könnt woll gedencken daß wen Ich wißen Könte daß man Eüch auffgefiſcht hette daß Ich Keine ruhe haben würde biß wir Eüch hir haben würde, da Ihr woll viel hören undt ſehen ſoltet ſo Eüch woll ſonſten unglaublich vorkommen würde, In den Erſten ſchlagten ſo vergangen ſein habe Ich daß glück gehabt Etlichen gefangenen Zu dienen undt zu helffen wen ſie hir Ins landt kommen ſein, daß mag woll andern die hoffnung geben haben, daß Ich Ihnen auch beyſtehen würde, Ich vermag wenig thue aber doch mein beſtes wen Ich landtsleüte finde ſo meiner von Nöhten haben, Ich Erinere mich noch gar perfect vom haag findt dießen ort ſehr ahngenehm, allein Ich glaube daß unßere pfältziſche lufft viel geſünder iſt, jederzeit iſt alles gar thewer Zu hollandt geweßen, König wilhelm iſt Nun nicht mehr Zu Loo ſondern bey ſeiner armeé, gott gebe Nur daß Es auff Keiner ſchlagt möge außgehen, den Es iſt mir gar Zu bang vor meinem ſohn, Ich Erinere mich Noch gar viel von allem waß Ich In meiner Jugendt gehört undt geſehen habe, Ich darff aber ahn die gutte pfaltz nicht gedencken, Es macht micht Zu trawrig undt Ich Kan nichts helffen.

St Clou den 22 Julli 1696

Hertzliebe Louisse undt amelisse, geſtern abendts habe Ich gantz ohngeſehr, aber mitt nicht wenige beſtürtzung aus der holländiſche gazetten geſehen, wie daß gott der allächtige caroline Zu ſich gezogen hatt, Ich verſichere Eüch daß ichs recht Entpfinde, beklage Eüch auch daneben von grundt meiner ſeelen, den Ich leicht gedencken Kan, waß Ihr beyde, bey dießem trawrigen fall außſtehen Müßet, gott der allmächtige, wolle Eüch tröſten — — —

St Clou den 12 augusti 1696

Hertzliebe Louise, die gutte caroline S. hatt woll Ein ſchön Endt genohmen undt iſt Ihre fermeté Zu admiriren, wen die leütte ſo auß dem naturel ſchlagen, iſt Es allezeit Ein bößes Zeichen, Ich finde ſehr löblich ahn dem duc de chomberg daß Er ſo touchirt iſt Er jammert mich auch von hertzen undt ſeine liebe Kinder ſagt ihm von meinetwegen daß Ich mich vor glücklich ſchätzen ſolte wen Ich Ihm undt ſeine Kinder durch Einige ahngenehme Dinſte Erweißen Könte.

Paris den 22 augusti 1696

Hertzliebe Louisse, wer Einen feſten glauben auf jener welt haben Kan, iſt woll glücklich den In dießer iſt wenig troſt undt vergnügen weder Zu hoffen noch Zu finden, die ſeindt auch nicht die unglückſeeligſten die ahm Erſten fort gehen, mich deücht, daß wir alle ſo J. G. deß Churfürſten S. Kinder ſein unß alle wenig vom Zeitlichen glück Zu berühmen haben, gott gebe daß wir daß Ewige finden möge, Ich Nehme gar nicht übel daß mir der duc de schomberg noch nicht geantwortet hatt, ſagt Ihm von meinetwegen daß wen Er meinen ſolte daß ahn mich Zu ſchreiben Ihm die geringſte ungelegenheit oder soubçon bey König wilhelm verurſachen ſolte, ſolle Er Es unterwegen laßen, daß geſchrey geht ſtarck hir daß König wilhelm die Churprintzes von Brandenburg heürathen wirdt.

Versaille den 22 Januari 1697

An Louiſe.

— — — Es iſt Eine verdrießliche ſache daß die pfaffen machen, daß die christen Einander ſo Zuwider ſein müßen, die 3 christliche religionen wen man meinen raht folgte, ſolten ſich vor Eine halten, undt ſich nicht informiren, waß Man drinen glaubt ſondern Nur ob man nach dem Evangellien lebt, undt dagegen predigen wen man übel lebt, aber die christen unter Einander heürahten laßen, undt In welche Kirch gehen, alß ſie wollen, ohne Es übel zu finden ſo würde mehr Einigkeit unter den christen ſein alß Nun iſt, — Ich habe Eine ſolche Estime vor König wilhelm daß Ich den lieber Zum ſchwieger ſohn hette alß den römischen König, Ich Kan meiner tochter daß mit warheit nach ſagen, daß ſie gantz und gar Keine pense Zur coquetterie undt gallanterie hatt, auf dießem article gibt ſie mir gar Keine Mühe und glaube daß wer ſie auch bekommen mag, hirin nichts wirdt Zu fürchten haben, ſchön von geſicht iſt mein Dochter nicht, hatt aber Eine ſchönne taille gutte Minnen ündt hübſche hautt undt iſt Ein gutt gemühte — — —

Versaille den 18 februari 1697

An Louiſe.

— — — Ich glaube daß Es unß alle papa S. Kinder ahngeboren iſt Entweder Jung Zu ſterben oder unglücklich Zu leben, den Keines von unß allen iſt Es anderſt gangen, aber wie Ihr gar recht ſagt ſo Muß Man ſein beſtes thun ſich von den betrübten Zuſchickungen nicht daß hertz Zu viel Ein Nehmen zu laßen — — —

Paris den 4 mertz 1697

An Louiſe

— — — die pfaffen Können Nie ohne Zanck bleiben haben ſie nicht gegen andere religionen Zu ſtreitten, ſo disputtiren ſie unter Einander wie Ich alle tage hir ſehe, Ich halte Es mitt dem waß der gutte Ehrliche oberſter webenheim mir alß pflegt Zu ſagen (Es iſt Nur Eine gutte undt rechte religion In der welt undt die Kan ſich In allerhandt religionen undt ſprachen finden, Nehmblich die von den Ehrlichen leütten, den die ſeindt überall Einer meinung und weillen Man nicht durchauß Ehrlich leben Kan Man lebe dan nach den precepten von Evangellien alſo iſt daß gar gewiß die rechte religion) aber daß heüfflein davon iſt gar Klein, — Ich bin gantz persuadirt daß mein tochter Ein alt Jungfergen bleiben wirdt, nach aller aparentz, Ewer König wirdt woll die princes von denemarck bekommen der romische König bilde Ich mir Ein die Zweyte princes von Savoyen, der Hertzog von lotheringen deß Keyßers Dochter, alſo iſt nichts mehr überig vor die Meine. — — —

Versaille den 17 mertz 1697

An Louiſe

— — — wie Könt Es möglich ſein daß wir alle I. G. deß Churfürſtens S. Kinder anderſt dencken Können alß daß wir alle unglücklich ſein da ja Keines glücklich geworden iſt, weillen unß gott ſo viel undt mancherley hertzenleydt Zuſchickt, ſo ſcheyndt Es woll Klar daß Er unß nicht luſtig haben will, den Es iſt gegen der natur unglücklich undt luſtig Zu ſein, — — —

Ich weiß nicht ob Ihr Eüch noch Erinern Könt wie luſtig Ich In meiner Jugendt geweßen, Nun bin Ichs gar nicht mehr bin woll 6 wochen ohne lachen, Ich meinte nicht daß musig (außer Etliche geigen die acten Zu unterſcheiden) in den engliſchen Commedien wehren, die Comedie iſt waß Ich noch ahm liebſten von Zeit Vertreib habe, I. G. unßer herr Vatter S. pflegte Zu ſagen, daß Keinere ſchönere Comedien In der welt wehren alß die Engliſche hoffe alſo daß ſie Eüch Ein wenig VerEnderung geben würde — — —

St Clou den 15 may 1697

An Louiſe

— — — Donnerstags war Es mein ſchreibtag nach hannover wo Ich ſo lange brieffe hinſchreibe daß Ich hernach Zu Müde bin weiter Zu ſchreiben freitag fuhre Ich Ins port Royal bliebe aber nicht lang dortten den monsieur ſo Im palais Royal hatte mir rendevous ins opera geben fuhren auch Erſt dort weg wie Es Zum Ende war Kammen umb halb 10 Erſt wider her, Sambſtag fuhr Ich umb 8 morgendts hir weg 5 meil von hir den wolff Zu jagen Kamme Erſt umb 5 wider umb 6 aß Ich Zu nacht undt fuhr hernach mitt monsieur ſpatziren Sontags wars wider die post von hannover und Muſte auch In Kirch Montags war die post von Savoyen und kammen viel leütte Zu mir unter andern die groß hertzogin von florentz daß hinterte mich wider abendts bekammen wir Zeittung daß meines ſohns tochtergen auff den todt lege ſeindt alſo geſtern nach paris — — —

Ich wolt daß Ihr mir Ein wenig Einen weittern bericht gethan hettet von der ceremoni ſo Ihr Zu windsor geſehen, den ſolche ſachen ſo indifferent ſein, helffen mir hir trefflich Zur Conversation da Ich offt große Mühe habe waß hervor Zu ſappeln, Man hatt woll recht daß man vor nichts ſchweren ſolle alß Nahßen abbeyßen und Ellenbogen Küſſen, den Wer hette woll jemallen gedencken Können daß Ich Eüch auß franckreich undt Ihr mir auß Engellandt ſchreiben würdet freyllich geht Es wunderlich In der welt her, Ich weiß nicht ob Ihr Eüch noch der Jungfer Colbin Erinert ſo Meine hoffmeiſterin war die pflegte alß Zu ſagen (Es geht nirgendts wunderlicher her alß In der welt) — —

wen Ihr wißen ſoltet wie alles hier iſt ſolte es Eüch gar kein wunder Nehmen, daß Ich nicht mehr luſtig bin, Ein andere In meinem platz ſo nicht ſo auß dem grundt luſtig geweßen were würde vielleicht vor Kummer lengſt geſtorben ſein, Ich aber werde Nur dick undt fett darvon — — —

St Clou den 21 Juni 1697*

Hertz liebe Louise, Vor Ein tag oder 14 habe ich Ewern Lieben briff vom $\frac{11}{21}$ may zu recht Entpfangen, Konnte aber ohnmöglich

* Der ganze Brief iſt mit der linken Hand geſchrieben.

darauff antwortten, den ich noch nicht fix genung mitt der lincken handt zu ſchreiben und dem freüllen von rathsamshausen die brieffe Zu dictiren, were Ein wenig beſchwerlich den ſie ortografirt bludts übel, will Eüch derowegen ſelber alles verzehlen, und meinen Zuſtandt berichten, Es iſt just heütte Vier wochen daß Ich mit mons^{r} Le dauphin den wolff jagen wolte Es hatte geregnet, undt war glat wir hatten 2 ſtundt lang Einen wolff geſucht, undt nichts gefunden, wolten derowegen In Eine andere enseinte reitten da man meinte das der wolff hinkommen were, wir gingen den gantz gemeſſen ſchritt auff Einmahl rent Einer ungefähr vor uber daß gibt meinem pferdt Luſt auch Zu renen Es Erhebt ſich Ein wenig undt mitt den hindern füßen Kompt Es auff daß Naße graß da glitſchen Ihm die beyden Hinderfüß auff Einmahl auß undt felt gantz gemach auff die rechte ſeitte Mein rechter Ellenbogen findt just Einen ſtein damitt ginge mir der groſze Knochen vom arm auß auß Einader, Man ſuchte gleich deß Königs balbirer Konte Ihn aber nicht finden Er hatte Ein HuffEißen verlohren, und war In Ein ander dorff geritten ſein pferdt beſchlagen Zu laßen, Ein Bawer ſo Eben da war ſagte daß Zwey meil von dar Ein gar geſchickter balbirer were ſo alle tag arm und bein Einrichtet, wie Ich hörte daß Er Eine ſo groſze experientz hatte, ſetzte Ich mich In Calesch undt fuhre Hin Litte groſze ſchmertzen unterwegens, ſo baldt Er mir aber den arm wider Eingericht hatte, fühlte Ich gar keine ſchmertzen mehr ſetzte mich derowegen wider In Calesch undt fuhre Im vollem drab her, andern tags Kommen monsieur und meine balbirer die curiositet ahn, Zu ſehn ob mein arm recht Eingericht war, Ich glaube Es miſchte ſich auch Ein wenig Neidt mitt unter, daß der Bawer Es ſo woll gemacht hatte, gehen undt machen dießem armen Man weiß, das wen Er nicht gleich nach meinem arm ſicht, Könte der Kalte Brandt dazu ſchlagen der arme Bawer leſt ſich von den bößen balbirer überreden, macht mir den arm loß ſo 9 tag hette ſollen verbunden bleiben, bewegen mir den arm hin undt her, verbinden mich ſo übel daß man andern tags wider alles auffmachen Muß, welches mir Eine ſolche abſcheüliche geſchwulſt auff die handt undt den arm gezogen daß Ich noch auff dieſe ſtunde die fauſt nicht Zu thun Kan, noch die handt Zum Mundt führen.

St Clou den 19 Julli 1697

An Louiſe

— — — Es iſt Ein ſchlim Zeichen vor die lander wo man fragt, ob die ſo ſich heüratʒen Können reich ſein, den daß weiſt, daß man wenig nach tugendt fragt, Ich glaube daß Engellandt nicht der Eintzige ort iſt wo böße Ehen undt wunderliche Männer ſein, wer die nicht finden will, Müſte die welt raumen — — —

St Clou den 4 7br 1697

An Louiſe

— — — Es iſt woll war daß der ledige ſtandt der beſte iſt, undt der beſte Man daucht den teüffel nicht, amelise reflectionen haben mich von hertzen lachen machen, undt die wehren woll gutt, wen Es bei unß ſtünde nicht geheüraht Zu werden, und wir unßern freyen willen hetten, allein ich bin persuadirt daß alles destin iſt, undt Es gar nicht bey unß ſtehet Zu thun waß man gerne wolte, liebe In den Eheſtandt iſt die mode gar nicht mehr die Einander recht lieb haben passiren vor ridicule, die catholischen hir laßen den heüraht In Ihrem Cathegisemus ver Ein Sacrement passiren In der that aber leben ſie mitt Ihre weiber wie die ſo nicht glauben daß Es Ein Sacrement ſeye undt noch waß ärger, nichts wirdt mehr aprobirt alß daß die Mäner galanterien haben, undt Ihre weiber verachten aber umb nicht Zu weit In dießem text Zu Kommen ſo will Ich lieber Von meinem arm ſprechen — — —

Paris den 10 9br 1697

An Louiſe

— — Man Muß Nie die Hoffnung verliehren wen In der that ſolte war wehren, waß Vor Ein par monat In geſchrey gangen. Nehmlich daß mein tochter Hertzogin Von Lothringen werden ſolte, ſo Könte Es ſich ja leicht Zu tragen daß wir Einander rendevous Zu nancy geben Könten. Ihr werdet Nun albereits Erfahren haben wie daß der frieden mitt dem Keyßer undt reich Nun auch geſchloßen undt unterſchrieben iſt, Es Muß Ein ſonderliche Vermallebeyung auff den general frieden ſein, daß Er ſchir nirgends mitt freüden ahn genohmen wirdt, ob er Zwar ſchon ſo gar lang iſt gewünſchet worden,

den der pöpel Zu paris hatt ſich auch nicht drüber Erfrewen wollen Man hatt ſie ſchir dazu Zwingen Müßen ſo baldt glaube ich nicht daß der Krieg wider ahngehen wirdt, Jn poln glaube Jch wirdt auch Kein großer Krieg werden den Man ſagt daß Es nicht woll dortten vor unſerm printz de Conti gehe. J. L. mögten woll baldt wider herkommen, worin Jch J. L. vor glückſeeliger ſchatzen würde alß wen Er Konig Jn poln würde, den Es iſt Ein ſchmutzig undt wildt landt, undt die groſe herrn gar Zu interessirt, wir haben den Churfürſten von saxsen Zwey Jahr lang hir gehabt Kene alſo ſeine ſtärke woll, allein Es iſt wunderlich daß Man davon Jn den Zeittungen ſpricht Man Könte nicht ſo viel von printz de Conti ſagen den ob Er Zwar länger von person alß der Churfürſt iſt, iſt Er doch gar ſchwach — — —

Wie Jch ſehe ſo liebt Jhr daß ſpiellen Eben ſo wenig alß ich, Lombre iſt ſehr a la mode hir Man ſpilt nichts als landsknecht undt L'ombre hir Jm landt, daß dantzen iſt waß rarers glaube aber daß Es wider auff Kommen wirdt, den die Zu Künftige Duchesse de bourgogne dantzt über die Maßen woll Man Kan woll bey dem Bal ſein ohne dantzen — ſchreibt mir doch liebe Louisse wie der Hertzog von Lotheringen außſicht undt waß vor Einen humor Er hatt, Jhr ſagt Zwar daß Er viel gedantzt hatt aber nicht ob Er woll dantzt undt gutte Minen hatt, der cavalier ſo die blinde Kuhe proponirt bin Jch verſichert iſt nicht der von der Compagnie ſo daß ſchlimbſte gemühte hatt, Muß von unßern Zeitten ſein den Zu unßer Zeit ſpilte Man lang ſpielger, Etlich mahl ſeindt avanturen ſo divertiren ob Man ſchon die leütte nicht Kent, darumb ſchreibt mir Nur fort waß Newes vorgeht, die groſte mode hir Nun iſt Einen ſtarken huſten Zu haben Jch bin 8 tag hart dran feſt geweßen, habe nicht auß der Cammer gekönt, monsieur hatt Es Nun auch, Mir war Es Kein wunder, den hir Zu paris Kan Jch Nie geſundt ſein, habe daß exempel ſeyder 26 Jahren, aber Man rufft mir Jn dießem augenblick vmb Jn die Kirch Zu gehen den Es iſt ſontag heütte, nach der Kirch werden wir monsieur le dauphin hir haben ſo mitt unß Zu Mittag Eßen Kompt wirdt hernach landsknecht ſpiellen undt abendts werden wir alle mitt Einander Jns opera daß ſo Man jetzt ſpilt iſt Zwar Nur Ein Balet aber recht artig Es heiſt LEurope galante Man Erweiſt drin wie die frantzoßen Spanier ittallieuer undt turquen amour machen der nationen .humor iſt aber ſo perfect drin observirt, daß Es recht possirlich iſt, adieu liebe louisse Jch ambrassire Eüch ſambt Carl Moritz undt amelisse von hertzen und verſichere Eüch daß ich Eüch von hertzen lieb behalte

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 5 december 1697

An Louiſe

— — — diß landt iſt greülich verführiſch vor Junge leütte, und ſie Erwerben mehr Ehre Jm Krieg, alß hir nichts Zu thun alß herumb Zu ſchlendern, undt Zu desbouchiren, wo Zu unter unß gerett mein ſohn Nur gar Zu viel inclination hatt, undt meint weillen Er Nur die weiber lieb hatt, undt nicht von der andern desbauchen iſt, ſo jetzt gemeiner hir iſt alß Jn ittallien, ſo meint Er Man ſolle Jhn noch dazu loben, undt dank wißen mir aber ſteht ſein leben gar nicht ahn — — — — wolte gott alles ſtünde bey Mir ſo würdet Jhr baldt Jn alles Ein Völlig vergnügen haben, den ſeydt verſichert daß ich Nie meine interesse Ewer freündtſchafft vorziehen werde, die unßer armes Vatterlandt ſo lange Jahren Eingehabt haben ſich woll dabey befunden drumb wollen ſie nichts wider davon geben von dem ſo ſie gezogen haben Jch allezeit habe Keinen heller davon bekommen waß monsieur auch Jn meinem Nahmen bekommen da werde ich auch wenig Von Zu ſehen bekommen ſo ſeindt die frantzöſche heürath die Maner ſeindt allezeit herr undt Meiſter über alles waß Jhre weiber gehört, Jch bins gewahr worden — — —

St Clou den 17 Juni 1698.

An Louiſe

— — — Zum ſterben habe ich Eben Keinen gar großen troſt von Nöthen Jch wünſch den todt nicht, undt ſcheü Jhn auch nicht ohne den heydelbergischen cathegisemus Kan Man woll lehrnen ſich nicht Zu ſehr ahn die welt Zu attachiren Jnſonderheit hir Jm Landt, da alles ſo voller falſchheit Neydt undt boßheit iſt, undt alle Laſter ſo unerhört Jm Schwang gehen, allein weillen ſterben gantz wider die natur iſt Kan mans doch nicht wünſchen ob Man gleich die welt nicht liebt, hir ahn dießem großen hoff, habe ich mich ſchir Zum Eynſidtler gemacht, undt Es ſeindt gar wenig leütte hir Jm landt mitt welchen Ich offt umbgehe bin auch gantze lange tage gantz allein In meinem Cabinet, worinen ich mich mitt leßen undt ſchreiben occupire, Kompt jemandes mich Zu ſehen ſehe ich ſie Ein augenblick rede vom wetter oder Zeittungen, den wider In meine Einſambkeit, 4 mahl die wog habe ich ſchreibtag Montag In Savoyen mittwog nach modene donnerſtag undt Sontag ſchreibe ich große machtige brieffe ahn ma tante nach hannover, von 6 biß 8 fahre Ich mitt monsieur undt unßern damen ſpatziren 3 mahl die woch fahre ich nach paris und alle tag ſchreibe ich ahn meine freündinen ſo dort ſein Ein oder 2 mahl die woch jache ich, ſo geht meine Zeit hin, Ihr ſeydt woll lobens werth Ewer ſchweſter undt Ihr daß Ihr Eüch mitt wenigen Vergnügen Könt, ahn HE Cantzeller wießer, habe ich Eüch ſehr recom̄andirt Er hatt mir auch verſprochen ſein beſtes vor Eüch Zu thun alle die ſo auß teütſchlandt kommen rühmen Eüch beyde un Erhört wie tugendtſam ihr lebet daß höre ich mitt freüden — — —

franckreich iſt der ort von dar wo Man ahm wenigſten gutte remedien hatt die abtecken daügen gar nichts außer clistir medicinen undt gar gemeine sirop haben ſie gar nichts undt wißen auch nichts rechts — — —

---

marly den 4 Julli 1698

An Louiſe

— — — die ſo ſich die ſachen hir nicht ſo ſchwer Einbilden alß ſie In der that ſein Meinen der König undt der hoff ſeyen noch wie ſie vor dießem geweßen, aber alles iſt leyder dermaßen geEndert, daß wer ſeyder der Königin tode von hoff geweßen were undt Nun wider her Kämme, würde meinen Er Komme In Eine gantz andere welt,[*] hirauff were noch viel Zu ſagen, aber Es iſt der feder nicht Zu Vertrawen, den alle brieffe werden geleßen undt wider Zu gepitſchirt, ma tante pflegt Zu ſagen Einer iſt des andern teüffel In dießer welt, und daß iſt woll wahr wir wiſſen woll daß alles von gott Kompt undt ſein allmacht von Ewigkeit resolvirt wie die ſachen ſein ſollen, weillen der allmachtige unß aber nicht mitt Ihn raht genohmen, ſo leſt Er unß auch nicht wißen, warumb alles geſchicht — — —

mir gebürts nicht nach andere leütte Zu ſehen, ob ſie heßlich oder ſchön ſein, nach dem mich der allmachtige ſo gar heßlich hatt ſein

[*] Durch den Einfluß der Maintenon. Vgl. den Brief vom 23. May 1720.

laſſen aber Ich bin jetzt In Einem alter wo Man ſichs deſto leichter Zu getröſten haben Kan In dem wen Ich ſchon ſchön geweſen were Müſte Ich doch jetzt ſchon heßlich geworden ſein geht alſo mitt Einem hin, freylich halte ich mehr von Innerlicher alß Eüſerlicher ſchönheit, — Ich habe Eüch ſchon letztmahl meine Meinung geſchrieben über die pfarrn undt pfaffen ſo die Comedien verbietten, ſage alſo weyter nichts drauff alß Nur daß wen die herrn Ein wenig weitter alß Ihre Naß ſehen wollten, würden ſie begreiffen daß der gemeinen leütte gelt ahn den Comedien nicht übel ahngelegt iſt Erſtlich ſeindt die Comedianten arme teüffel ſo ihr leben dadurch gewinnen, Zum andern ſo macht die comedie freüde, freüde gibt geſundtheit, geſundtheit ſtärcke, ſtärke macht beßer arbeyten, alſo ſolten ſie Es mehr gebietten alß verbieten, die fraw von Schelm bitte Ich von meinetwegen Zu grüßen, Ich habe Ihre ſchweſter die lenor* Zu St. Clou ſie iſt luſtiger alß Nie Ich admirire ſie täglich wie ſie noch ſo luſtig ſein Kan, Es ſcheindt aber wie Ihr von ihrer ſchweſter gret ſprecht daß ſie Es ſo de race haben, luſtig Zu ſein undt gutte Einfäll Zu haben, — Ich glaube Ihr habt Kein unrecht Erſt zu ſehen, wie Es In der pfaltz Zu gehen wirdt, Ehe Ihr wider hin geht — —

St Clou den 2 augusti 1698

An Louiſe

— — — waß die pretensionen ahnbelangt waß Man noch vor den armen Zu heidelberg ſchuldig iſt ſo Kan ich hierauff nichts ordoniren den alles waß von der gantzen Erbſchafft Kommen iſt und auch noch Zu hoffen iſt. wirdt woll unter meinem Nahmen gefordert ſo lang monsieur aber lebt bekomme ich nichts davon den monsieur alß maitre de la Comunauté wie Man Es heiſt, iſt ſo lang I. L. leben, herr und meiſter über aber alles ich Kan von Keinem heller ordoniren noch disponiren den Mein heürathß contract iſt auff parisser brauch Eingericht worden, Es iſt war daß, die Sachen mitt Churpfaltz Zu Franckfort ſollen tractirt werden, undt Man verſpricht mir daß Eüch dortten auch ſoll recht geſchafft werden, Churpfaltz Muß woll ſchulden machen den ſein hoff ſolle über die Maßen magnifiq ſein des Königs envoyes hatt mitt verwunderung davon geſchrieben — —

---

* Die Frau von Rathſamhauſen, die treue Dienerin der Prinzeſſin bis ins hohe Alter.

Port Royal den 22 augusti 1698

An Ameliſe

— — — Den vergangenen Montag iſt Zu versaille auff Einen ſtutz Eine von meinen gar gutten freündinen ahm ſchlag geſtorben ſie hieße La princesse despinois, Es war Ein dame die große meritten hatten, gar gutten Verſtand Eine politesse ſo über die Maßen war, undt daß beſte gemühte Von der welt, ſie dachte ahn nichts als ihre freünde und Verwante Zu dienen ſie war von gar gutter geſellſchafft suma Es iſt Ein rechter Verluſt, daß die gutte princes geſtorben, undt mir ſehr Zu hertzen gangen — — —

wen man ſchon ſchön iſt wehrt Es doch nicht, undt Ein ſchön geſicht Endert baldt, allein Ein gut gemüht iſt Zu allen Zeitten gutt, Ihr müſt meiner ſehr Vergeſſen haben wen ihr mich nicht mitt unter den heßlichen rechnet, Ich bin Es all mein tag geweßen, undt noch ärger hir durch die blattern worden, Zu dem ſo iſt meine taille monstreuse In dicke, ich bin ſo VierEckt wie ein würffel meine hautt iſt retlich mitt gelb vermiſcht Ich fange ahn graw Zu werden habe gantz vermiſchte haar ſchon, meine ſtirn undt augen ſindt ſehr runtzelicht meine Naſe iſt Eben ſo ſcheff alß ſie geweßen, aber durch die Kinderblattern ſehr brodirt ſo woll alß beyde backen Ich habe die backen blat, große Kinbacken, die Zän Verſchliſſen das maul auch Ein wenig VerEndert In dem Es größer undt routzellicher geworden ſo iſt meine ſchöne figur beſtehlt — — —*

Ich weiß woll Daß Man Von printzes amelie Vor den römischen König ſpricht Es kommt aber noch nichts gewißes hirvon, mein tochter iſt ſo persuadirt daß ſie mitt dem herzog Von Lotheringen glücklich ſein wirdt, daß ich Es gantz hoffe, wen ſie Nur Zu frieden iſt werde ich Es auch ſein — — —

St Clou den 26 aug 1698

An Louiſe

— — — wie ich aber vergangen Jahr den arm auß Einander gefahlen hatte, undt ſonſten nichts thun Konte iſt mir daß liedermachen ahn kommen habe deren 3 oder 4 auff frantzoſch all ſchlim genung

* Die Prinzeſſin übertreibt ihre Beſcheidenheit. Ihre Miene war, wie die noch erhaltenen Portraits bezeugen, durch den Ausdruck ihres ehrlichen, gutmüthigen und muntern Weſens ſehr anziehend.

gemacht undt ahn ma tante der Churfürſtin von Braunschweig geſchickt mitt dem arm wehe iſt meine vaine poetique wider vergangen, daß Keyſer carl Kopf waßer iſt mir noch nicht zu händen Kommen dancke Eüch aber Liebe louisse vor die Mühe ſo ihr Eüch deß wegen geben habt, daß ſo ich ſo gutt finde undt mir made magercroòn (?) deß dänischen envoyes fraw geben, iſt gar nicht rothlich ſondern weiß wie brunen waßer, Es iſt daß Eintzige welches mich Zu paris Erhelt, wo ich allezeit Kopfwehe habe. Hir ſeindt die cavaliers nicht ſo verbicht auff die damen daß ſie ſie enleviren Ich meinte die Engellander wehren auch wie die Frantzoßen, dem trieriſchen residenten iſt Es mitt ſeiner tochter gangen wie daß holländiſch ſprichwort raht und ſagt man ſoll den pot ſchäumen oder Er ſcheümbt ſich ſelbſt ſeine tochter trawen oder ſie traut ſich ſelbſt — — —

Fontainebleau den 10 octobre 1698

Hertzliebe amelise Vor Etlich tagen habe ich Ewer ſchreiben vom $^{20}/_{30}$ 7tr Zu recht Entpfangen Ich war eben zu montargie Von wo wir geſtern wider kommen ſein — haben den Courir hir gefunden mitt meiner dochter heürahts dispense alſo wirdt ohnfehlbar daß beylager biß montag ſein gehen ſelben tag gleich nach paris undt Zwey tag hernach wirdt ſie weg Ihr Könt leicht gedenken Liebe amelise daß mir daß hertz jetzt ſchwer iſt, undt daß ich Näher bei dem weinen alß bei dem lachen bin, den mein dochter undt ich haben Einander Nie quittirt, werden aber Nun woll Vor langer Zeit geſchieden ſein, welches Dan Ein wenig Zu Hertzen geht, Kan alſo Vor dießmal gar nichts luſtiges ſagen, Ich habe die augen all augenblick voller threnen Muß Es doch Immer Verbeyßen, umb nicht außgelacht Zu werden, den die ſeinige recht lieb Zu haben Verſtehet man In dießem lande nicht Ich weiß das wen ihr recht wißen ſoltet wie mirs umb hertz iſt würde ich Eüch recht jammern In welchem ſtandt ich aber ſein mag ſo werde Ich doch Eüch undt Ewer ſchweſter allezeit lieb behalten

Elisabeth Charlotte

Fontainebleau den 18 8br 1698

Hertzliebe amelise, Es iſt ſchon 3 oder 4 tag daß daß Ich Eweren Lieben brieff ſambt der Com̄edie Von Carl Moritz * Ent-

---

* Derſelbe legte ſich auf die Dichtkunſt: es hat ſich aber, ſo viel uns bekannt, nichts von ſeinen Comedien erhalten.

pfangen habe, habe Eüch aber ohnmöglich Eher als Nun davor dancken Können, Ich habe ſie gleich geleßen, ſie Endet waß Kurtz allein Es ſeindt ſachen drinnen ſo nicht ſchlim ſein, Zum exempel der poet iſt gutt, der marquis iſt auch nicht ſchlim, aber Es iſt Kein recht Endt dran Ich ſehe woll worauff Fagotin gemacht iſt daß iſt auff mezetin gemacht weillen Ihn der König In poln Zum tresorier de la chambre gemacht hatt, die übrigen persoñage Kan Ich nicht ſo woll alß dieße Errahten wenn die teütſche nicht ſchlimmer alß die frantzöſche iſt wirdt ſie noch woll der Mühe werdt ſein daß man ſie leſt — — —

Daß freüd mich daß ſich weiber undt jungfern umb unßern printzen Von Birkenfeld geſchreißen haben da will Ich Ihn braff mitt plagen wenn J. L. wieder hier ſein werden, waß wird aber Fanchon moreau Vom opera hir Zu ſagen, welche dießes printzen heroine iſt, ſie wirdt ſingen Mußen daß die unbeſtandigkeit der Männer Ihr gemeines laſter iſt, aber a bon chat bon rat, ſie wirdt Ihm nicht getrewer ſein alß Er ſie, den die dame Hatt gar Eine Mittelmäßige tugendt undt ſchlegt Niemand nichts ab, Ich wolte daß die teütſche fürſtinen Ihm die franzöſche operatrice auß dem Kopff bringen mogte Ich habe beyde fürſtinen Zu hannau ſehr rühmen hören — Die Ratzsamsheusserin wirdt mir baldt Eine relation Von dieſer fürſtin thun — Ich wolt J. L. nicht rahten nach paris Zu Kommen, die wohnug iſt nicht avantageuse dort Vor teütſche fürſtinen den alle damens werden pretendiren Vor ſie Zu gehen, ſie mögen tittel haben oder nicht, Ich glaube daß Ihr herr ſo woll weiß wie Es hir iſt ihr dieße thorheit nicht wird thun laſſen — iſt dieße fürſtin nicht ſchön ſo Muß ſie Ihren beyden herrn brüder nicht gleichen den ſie ſeindt beyde recht ſchön, Es iſt mir leydt Ewerthalben wen ich höre daß alle geſelſchaften ſo von franckfort weg reißen den daß gibt Euch doch Ein wenig verEnderung — Ich ſehe daß Kleine gräffgen Von Leiningen ſehr ſelten aber wen Ich Ihn ſehe caressire Ich Ihn doch ſehr, filtz Ihn auch Etlich mahl Ein wenig — graf reus ſo bey Ihm hatt felt nicht Von Verſtandt iſt raissonable ſie ſeind Einmahl mitt mir auff der jagt geweßen — — —

Hertzog Christian wirdt meinen Ich hette auß der ſchul geſchwetzt und Eüch ſein leben beſchrieben den Ich plag Ihn auch Immer mitt, den Ich weiß J. L. gantze historie, ſein herr bruder hette Es woll bleiben Können laßen ſo Einen dollen heüraht Zu thun Die lieb ſchier weg gejagt wirdt hatt ſich wie Ich ſehe nach franckfort retirirt — — —

Versaille den 12 xebr 1698

An Amelise

— — — bey dem König unter unß geſagt iſt wenig Zu hoffen, Zu recompensiren waß man durch den krieg gelitten da will Er nichts von hören, der König hir hatt woll wie man ſagt gar Keine ſeyde bei dem Krieg geſpunden, ſolte der König Einen Kleinen Krieg (wie ich doch nicht hoffen will) mitt churpfaltz ahnfangen, wirdt Es baldt Zum Ende gehen, weillen Im reißwigiſchen friedens tractat ſtehet das wen der König gleich feindtſeligkeitten gegen ſelbigen Churfürſten verüben ſolte Im fall dießer meinem herrn nicht bezahlte, waß Er mitt Ihm iſt Eines worden ſo ſoll dießes vor Keine interuption deß generals frieden gehalten werden, undt ſich Niemandes der ſach ahn Nehmen alſo Könte ſelbiger Krieg nicht lang wehren — — —

Marly den 6 Februari 1699

An Amelise

Liebe amelisse glaubt nicht, daß der verſtandt In Complimenten beſtehet, In meinem ſin Erſcheindt Er viel mehr wen Man woll undt naturlich ſchreibt wie Ihr thut, die alberſten leütte von der welt Können ein Compliment behalten undt ſchreiben, aber woll von alles Zu reden undt Einen coulanten ſtiel haben daß iſt rarer alß ihr woll meint derowegen, hatt Ewere große demutt unrecht Eüch glauben Zu machen daß ihr nitt wohl ſchreibt, Niemandes würde Eüch mehr von meinem leben Verzehlen können alß Eben die rotzenheusserin, den ſie iſt alle Jahr 5 oder 6 monat bey mir undt quittirt mich nicht bis Ich ſchlafen gehe, mein dochter iſt Zwar ſehr content In Ihrem Eheſtandt allein ſie iſt Nun ſchwanger und Erſchrecklich Krank dabey, mitt ohnmachten undt übergeben

— — wer nicht Im Zwang Leben will muß frankreich Meyden wie Ihr mir Ewer leben beſchreibt finde Ich Es recht ahngenehm, hir gereüht Es Einem baldt wenn man frey geſprochen hatt, darumb lebe ich ſo Einſam, mich wundert daß der Kaißer den romischen König ſeine leütte hatt ſelber wehlen (laßn), daß müſte hir mons le dauphin nicht unterfangen Es ging nicht ahn, Es iſt mir leydt daß man der romische Konigin Eine intrigante fraw gegeben daß wird ihr übel Zu ſtat Kommen, welches mir ſehr leydt were den ich habe die gutte Königin recht lieb, die pflugin wirdt aber auch genung Zu thun bekommen, den wie ihr liebe amelisse recht remarquirt Es iſt keine geringe arbeit freüllen hoffmeiſterin Zu ſein — — —

Marly den 6 Mertz 1699

An Louiſe

— — — Wie fro Ich Immer bin wen Ich auß paris weg fahre, den dar bin Ich auch Immer Krank undt habe bitter lange weill dortten Ich werde aber leyder Zu Ein tag 8 hin vor Eben ſo lange Zeit ſchir, Es iſt mir ſchon gantz ſchwer drüber aber Es Kan nicht anderſt ſein den In der Zeit wirdt der König die duchesse de bourgogne herführen wo Niemandes bey ſein darff alß Ihre damens undt die made de maintenon wehlet weder monsieur le dauphin noch keine von deß Königs naturliche döchter werden hier ſein dürffen, monsieur le dauphin wirdt mitt der printzes de Conti nach meudon made de chartre wirdt mitt unß nach paris made la duchesse mitt Ihrem Man undt ſeiner gantzen familien auch nach paris wen der König aber wider nach versaille werdt, werden wir unß alle wider dort Einfinden, Ich habe dem abé de Thessaut ſchon wißen laßen daß Ihr ſeine geſelſchaft regretirt, Ich halte Ihn auch Vor Einen Ehrlichen menſchen, Er hatt aber Einen bruder ſo gar nicht ſo woll zu trawen iſt, undt Ein falſcher geſell iſt, Ihr ſpot meiner liebe louise Zu ſagen daß man meine hohen qualitetten Erkennen Kan, Ich Kene mich ſelber woll, weiß alſo Nur gar zu gewiß daß ich keine hohe qualitetten habe, aber Man Muß ſein, wie unß unßer herrgott gemacht hatt, Kan mich Keiner qualitetten piquiren alß von hertzen aufrichtig Zu ſein Es iſt mir leydt daß unßer Vatterlandt ſich verdirbt undt die rechtſchaffne leütte auch dortten rare werden, Ihr betriegt Eüch ſehr wenn Ihr meint daß Ich groß interesse In den pfaltziſchen Sachen habe mit der Zeit Kans meinen Kindern Zu gut Kommen, aber Ich werde woll mein leben Keinen heller noch pfenig daven Zu ſehen bekommen, wie Mein heüraths contract gemacht iſt, iſt monsieur herr undt meiſter von alles undt die 2 mahl hundert taußend thaler ſo er ſchon auß der pfaltz bekommen hatt Er verthan ohne mir Einen heller davon Zu geben, alſo würde Es wen mehreres Kommen ſollte nicht beßer gehen, alſo fordert Nur frey waß ihr Zu ſordern habt, mir geſchicht gar Kein tord dabei, vom König werdet Ihr woll nichts bekommen, Er will von Kein dedomagement hören, ſo offt Ich nach paris gehe iſt Es ſicher daß Ich Krank werde, aber ſo bald Ich wider auß dießer bößen Lufft weg bin, wirdt Es mir wider woll, den Ich bin gar nicht Kranklich von natur, Ich Muß geſtehen paris iſt mir unerhört Zu wieder — mein dochter iſt Ein wenig beßer alß ſie ſeyder ſie ſchwanger geweßen ſie haben Einen artige faß nacht gehalten von turquen moren alten teutſchen undt spanier ſeindt In triomph wägen durch die ſtatt gefahren zu nancy undt haben wägen mit verkleyten mussicanten bey ſich gehabt, die damen Saßen in den wagen undt die cavalier Zu pferdt jede quadrille Vmb Ihre nation damen herumb, die gantze ſtatt war mitt lichter vor den fenſtern beleücht, Etwaß daß mich noch hoffen macht daß meine dochter keine dochter bekommen wirdt, iſt daß ich noch Krähcker alß ſie war wie Ich mitt meinem Elſten Sohn S. bin ſchwanger gangen, Ihr habt woll recht Gott lob Zu ſagen nicht In dem ſtandt Zu ſein ſo Etwaß Zu Erfahren durch Eygene experientz Ich dachte nicht daß die Engellander ſo ſonſten dolle Köpff genung haben, ſo com̄ode vor ihre weiber wehren, Ich estimire ſie drüber, Es iſt den gutt Einen Engellander Zu nehmen, die hir Im landt ſein ſeindt Eben nicht ſo docille Müßen ſchon von den frantzosen verdorben ſein worden — Ihr habt mir Einen rechten gefallen gethan liebe Louisse mir deß jungen herrn von degenfelts relation Zu ſchicken finde ſie ſehr exact auffgeſetzt vor Einen ſo Jungen menſchen undt woll geſchrieben — wer ſich resolvirt Zu heürathen Maß ſich Zu Viel unglück resolviren undt je höher man ahm bret iſt je Entpfindtlicher ſeindt die unglück den Man hat Viel weniger troſt alß andere leütte, fürchte die gutte römische Königin wirdt Es baldt Entpfinden wen man mir Ihre Jugendt Ihren ſtandt und noch dazu tonen golt deß Jahrs geben Könte mitt dem beding daß ich ſo wie ſie In ſtetten ceremonien leben ſolte, wolte Ichs nicht ahnnehmen den Ich würde In 8 tagen Vor lange weille ſterben, grandeur halte ich vor bloße chimeren wen Keine große macht dabei iſt undt Konte mich gar nicht In daß leben ſchicken, Gott gebe daß unßere romische Königin Einen andern humor alß Ich haben möge, die Keißerin Muß übel Erzogen ſein überlautt ahns Kayßers taffel Zu Knotern — morgen wirdt Es

8 tag ſein daß Man hir die trawer Vom Churprintz Von Bayern genohmen daß hatt aber ahn Kein divertissement verhindert, alle die gedantzt haben die trawer bei dem ball abgelegt, der Churfürſt von Bayren Liebden jammert mich woll von hertzen, — Ich hette nichts Erfahren von waß Zu venedig bey der Konigin In poln Einzug vorgangen wen Ihr mir den gefallen nicht gethan hettet mirs Zu ſchreiben, ſie hatt Zwey ungezogene ſohn die mögen ihr woll händel In ittallien machen, der König In poln Ihr herr war Eben ſo Karg alß ſie darumb haben ſie auch ſo viel bar gelt geſamblet, — ma tante die fraw Churfürſtin Zu Braunshweig ſchreibt Immer recht possirlich undt artlich, I. V. hatten mir auch geſchrieben daß Ihre fraw dochter die Churfürſtin von Brandenburg Carl Moritz ſolieb hatt ſchon Kan Ich mir Ihn auch woll nicht Einbilden wen ich gedencke, wie Es war wie Er Ein Kindt war, undt wie ſein aug iſt, aber Ein gutt gemühte ſollt man doch über alles ſchätzen, die ſchönheit vergeht daß gemüdt aber bleibt — — —

Port Royal den 20 Mertz 1699

Hertzliebe Louisse, amelisse hat gar exacte relation gethan von waß Zu franckfort bey dem freüdenfeſt vorgangen, daß hatt mich recht amusirt, Ich Muß geſtehen daß Es mich recht von hertzen Erfrewet hatt daß unßere printzes amelie jetzt römische Königin ſo woll reussirt, undt Eine ſo großе passion bey ihrem König verurſachet hatt, Ich dachte woll daß wen I. M. der gemahlin tugendt undt verſtandt Einmals Kenen würden daß ſie ſie alß dan Lieben undt estimiren würden, aber daß ihre figure ſo Eine passion verurſachen würde, daß geſtehe ich habe ich mich gar nicht verſehen, gott gebe daß dieße passion lange Jahren dauern möge, wenn wünſchen waß dazu thun könte, würde dieſe Königin gewiß Nie unglücklich werden, — wie ihr und amelise mir Ewere assambléen beſchreibt iſt Es gar nicht langweillig, den Ich ſehe nicht daß ihr vill Zwang dabey habt, Ihr ſagt nicht welche ſpielger man geſpillt hatt, Es wirdt ja nicht blinde Kuhe undt Verſteckels geweßen ſein wo Man frey undt ſchwetzen undt lachen darff da macht man ſich viel Luſtiger bey als wen Man bey großen festen iſt wo man nicht lacht, undt gar ſtammig ſein Muß — wie ihr mir den Landgrafen von Rhainfels beſchreibt unter unß gerett ſo muß Er Ein wenig geſchoßen ſein, daß Erfrewet die

Compagnien wen ſich Etliche Zancken alß wie dießer landtgraff undt die alte gräffin von hohenlch, — wie Kompts daß diß Jahr alles ſtiller zu düßeldorff hergangen iſt, die messalliancen choquiren mich Immer Es iſt ſchadt vor daß wittgensteinsche hauß daß ſie ſich ſo mißheürahten den ſie ſeindt doch gar gutte alte graffen, Man ſichts dem wießer woll ahn daß Er undt ſeine fohrfahren mehr mitt der feder alß mitt degen gefochten haben, aber ſolche heüraht gerewen meiſten theils, Es were ſchadt wen dieße mode in teütſchlandt auffkommen ſolte den daß haben die teütſchen heüßer über andere nationen, daß daß geblüdt nobler undt purer iſt — von der ſaxſiſchen prophezeyung habe ich nichts gehört allein Es wirdt Keine geringe arbeyt ſein den Türcken auß grichen landt Zu jagen, umb Keyßer dort zu werden, die entreprisse iſt rumblich die ſach aber glaube ich iſt nicht leicht Ins werk Zu ſtellen Ich glaube das die Königsmarckin* ſich Gyllen Muß wo ſie noch gefahlen will, den ſie iſt Nun die Jungſte nicht mehr, Vielleicht bringt ſie dem König ſeinen ſohn In poln In hoffnung Einen amadis auß grichen landt auß Ihm Zu machen apropo von amadis de grece wir werden Nun baldt Ein opera bekommen ſo dießen Nahmen führt, Ich glaube leicht daß Ihr der Königmarckin gar nicht Miß gönt deß Königs in poln maitresse Zu ſein, — wo iſt Carl moritz Nun, iſt Er wider Zu berlin, oder noch Zu wien wir haben hir Nun Viel teütſchen fürſten vorgeſtern hatte ich Ein ſtück 6 umb mich herumb pfaltzgraff christian. den Cardinal von Fürstenberg den Hertzog von mecklenburg Ein printz von sacksen gotha, deßen fraw Mutter deß fürſten von waldecks dochter, den Kleinen printzen von anspach und Ein printz von württenberg deß administrators ſohn, 4 teütſche graffen und ſonſten noch viel teütſche Cavaliers wir wahren 21 teutſchen, In meiner Cammer und wurde mehr teütſch alß franzöſch geſprechen wie ihr woll gedencken Könt.

Versaille den 3 april 1699

An Louiſe

— — — die jagd iſt jetzt die Zeit Vertreib nicht ſo ich ahm meiſten liebe, ſondern die Comedien auff der jagd gehe ich Nunmehr Nur wegen meiner geſundtheit, den wen ich keine ſtarke bewegung habe, ſo habe ich abſcheüliche miltz ſchmertzen Ein wolff iſt viel weniger alß ein hirſch Zu fürchten den wen ſie gejagt attaquiren ſie die menſchen Nie, Ich weiß woll daß I. G. unßer herr Vater S: Nie hatt leyden wollen daß Man jagen ſolle undt reitten, daß habe ich auch Erſt hir gelernt Ich bin woll 4 oder 25 mahl gefallen daß hatt mich aber gar nicht abgeſchreckt, — Es Kan geſchehen daß ich Einsmahls bloß von deß Königs gnaden werde leben Müßen den verthut monsieur ſein gutt undt mein gutt undt Kompt vor mir Zu ſterben ſo habe ich ich nirgends nichts Zu Nehmen den daß apanage Kan mir nicht Kommen In dem wen mein ſohn ohne ſohn ſterben ſolte Kompt Es dem König wider Zu, wie manslehen, bleibt mir alſo weder heller noch pfennig überig, undt daß apanage Kompt meinem Sohn Zu da hab ich nichts ahn Zu pretendiren, Man Muß Ein wenig Ein philosoph hir werden ſonſten Müſt man in ſteben angſten leben undt Konte Nie ruhig ſein, gutte worte Zu geben helffen hir nichts, man gibt Einem Kein heller mehr Alß Einem verſchrieben iſt, Im testament Kan Kein man ſeinem weib noch Ein weib ihrem Man waß geben, Die geſetze ſeindt ſehr hart vor die weiber hir im Ehe ſtande daß macht auch ſo viel bößen Ehen hir Im landt — — —

---

* Die berühmte Aurora von Königsmark.

St Clou den 16 april 1699

An Ameliſſe

— — — Es Nimbt mich ſehr wunder daß der Margraff von ahnſpach die Churprintzes von Brandenbourg bekompt den Ich hatte gehort daß ſelbige meinen Vettern den Elſten printzen von cassel haben würde, daß der margraff madle d'armagnac nicht gewolt hatt daß Kan Ich nicht übel finden allein Er hatte woll Einen hohern heürahꝛt thun Können hir alß obgedachte darmagnac, und Zweiffle daß Er mitt der Churprintzeß von Brandenbourg bekommen wirdt waß Er mitt dießer hette haben Können den Ich glaube nicht daß ihm der Churfürſt 8 mahl $\frac{m}{100}$ francken geben wirdt Heürahꝛt ſeindt wie der todt, ſtundt undt Zeit iſt dazu beſtimbt, daß Kan man nicht Entgehen, wie Es von unßerm herr gott verhengt iſt, ſo Muß Es geſchehen außer ahn Ewer geſchwiſter ſagt ahn Niemandes waß Ich Euch vom margraffen von anspach geſchrieben habe, dießer margraff hatt ſich hir überall beliebt gemacht undt Eine groſze despense gethan, Es iſt gar Ein ſchönner herr, viel ſeindt hinter Ihm her geweßen undt hetten ihn gern desbauchiren wollen aber Er hats recht artig gemacht Er hatt ihnen blat herauß geſagt, diß laſter were ſeine ſache nicht, undt hette Einen ſolchen abſcheüen darvor, daß Er nicht davon wolle reden hören, hatt ſich bey allen Ehrlichen leutten Ein groß lob dadurch Zu wegen gebracht, Ihr werdt mir Einen gefahlen thun mir daß Neüe buch Zu ſchicken (die allgemeine ſchaubüne der welt) undt dabey Zu ſetzen waß Es Koſt werde

---

Versaille den 7 may 1699

An Louiſe

— — — Der graff von waldeck ſo hir geweßen ſicht ſturiſch drein, Es wundert mich gar nicht das Er der printzes von birchenfeld nicht gefelt Ich glaube nicht daß ihr herr Vatter ſie zwingen wirdt dießen graffen Zu Nehmen, wen Er gleich reich werden ſolte, wen ſie ihn nicht will — — —

St Clou den 19 may 1699

An Ameliſſe

— — — Daß Carttenſpil undt Inſonderheit daß Landts Knecht richt dolle handel hir ahn ſeyder dießen winter ſeindt 4 wackere officirer In Einer ſolchen Verzweyfflung geratten daß ſie ſich ſelber vmb leben gebracht haben, der letzte ſo ſich mitt ſeiner Eygenen pistol Erſchoßen war Ein lotheringer hieß mons de permilliac, ſchiene Eyn geſcheyder menſch Zu ſein, hatt mir vor 6 wochen brieff von meiner dochter gebracht war Cammer Junker bey dem hertzog, dieße 4 officirer hetten beßer gethan ſich bey den teutſchen Zeit Vertreib Zu halten undt ſpielger Zu ſpiellen undt Milch zu trincken ſo wehren ſie nicht In die Verzweyfflung gerathen ſich ſelber Zu Erſchießen undt Zu Vergifften wie dieße gethan haben — — —

Man ſagt hir der Konig In ſchweden wolle die Churprintzes Von Brandenburg Nehmen wen dem ſo iſt glaube Ich daß der Churfürſt Ihr herr Vatter lieber Eine Königin alß margraffin auß Ihr machen wirdt Ich Kan nicht glauben daß König wilhelm ſich ſein leben wider Verheürahten wirdt, hatt genung mitt ſeinem parlement Zu thun ohne ſich noch mitt Einer gemahlin Zu beſchwehren die Engliſche nation iſt widerlich mitt ihrer großen falſchheit undt unbeſtandigkeit König von Engellandt jammert mich In ſolchen händen gefahlen Zu ſein, den wen Er mitt ſeinem Verſtande König von Einem anderm Volck geworden were glaube Ich daß Er Eine glückliche regirung würde gehabt haben — —

noch Eine ſach die mir nicht gefelt, iſt wen die uhralten graffen ſich Zu fürſten laßen machen daß ärgert mich auch, laſt Eüch nicht bang ſein Ich werde dem graffen von nassau nichts ſagen ſo Eüch wirdt handel Konnen machen den Ich piquire mich von discretion — —

St Clou den 22 may 1699

An Louiſe

Die Junge graffen von weilburg werden Morgen Zu mir Kommen, heütte iſt ihr hoffmeiſter Zu mir Kommen, dem habe Ich ſchon geſagt, wie ſehr Ihr Eüch der Freündtſchafft berümbt ſo der graffen fraw Mutter undt tante Euch Erwießen, Ich habe dem hoffmeiſter mons meüvius ſchon geſagt, wie Ein Ellendt undt gott laſterliches leben die Jugendt hir führt, undt wie Er woll acht haben Muß daß ſeine Zwey Junge herrn hir nicht verführt werden, den die burſch ſeindt greülich über Junge artig Leütte Verpicht undt weillen ſie ſo Ewere gutte Freünde ſein will Ich mein beſtes thun, ſie hir vor alles übel Zu wahren — — —

Im übrigen ſo wirdt mich deß herrn Ludolfs buch ſehr amussiren finde die Kupfferſtück hübſch, wer hatt ſie aber geſtochen, ſo baldt daß Zweyte buch und 3 buch In truck Kommen werdten bitte ich liebe louisse mir ſie auch Zu ſchicken — — — tregt der herr Ludolf ſeine rotte peruque noch, die Er unten Knüpfft Ich glaube Ich bin nicht In ſeinen gnaden den ob Er zwar Zimblich lang In Franckreich geweßen iſt Er doch Nur Einmal Zu mir Kommen, Es iſt Ein wunderliche ſache daß die gar gelehrten ſo Nariſche maniren ahn ſich haben undt nicht wie ander leütte ſein Können — — —

St Clou den 28 may 1699

An Ameliſe

— — — Daß ſchönne teütſche Compliment (daß man Einem Zu Einer Kalten milch ladt undt waß der löffel noch mehres geben wirdt) Muß Erfunden ſein worden ſey der Ich auß teütſchlandt weg bin Den Zu meiner Zeit habe ich Es Nie gehört, Ihr ſeydt woll glücklich noch lachen Zu Können, mir iſt Es gantz Vergangen, ob ich Zwar vor dießem mehr als jemandes gelacht habe, wer daß lachen Vertreiben will mag ſich nur In Franckreich heürathen, Es wirdt Einem bäldt genung vergehen — — —

Port Royal den 12 Juni

An Ameliſe.

— — — Ich Muß aber lachen, daß ihr die fortune ſo delicat außſprecht, und Nur fordune heißt, wen dieße fordune dan Eüch Nur In andern ſachen favorabel iſt, werdt Ihr Eüch woll Endtlich getröſten Können, daß Ewere brieffe übeller alß Louisse ihrer beſtehlt werden Ich glaube Liebe amelisse daß ihr verſuchen wolt, ob ich noch filtzen Kan, daß Ihr mir ſo was abgeſchmacktes daher ſagt, Nehmblich, (daß Ewere brieffe mir Zu offt Kommen, undt daß ſie mich importuniren) den wen die ſo ich lieb habe mir mitt ſolchen discoursen hervor Kommen, ſo Zürne ich Ich recht laſt Eüch diß vor dieß mahl Zur wahrnung dinnen Liebe amelisse, undt Kompt mir nicht mehr damitt auffgezogen, ſonſten werde Ich Zürnen Ich glaube daß ihr das frantzöſch ſehr delicat außſprecht, den ſchir überall wo man ordinarie Ein t ſetzt ſetzt ihr Ein d, alß bonne fordune indention, imporduniren, den hir Im landt ſagt man fortune, intention, importuner, Es Muß alſo ſehr delicat herauß Kommen mögte Es gerne hören — — —

Der Sawerbrunen iſt hir Im landt auch ſehr ala mode geweßen, hatt man aber Mäner feil In den teütſchen Sawerbrunen daß daß ſprichwort ſagt daß man deßwegen In Sawerbrunen Zicht — — —

ſo baldt Ich Einen ameis hauffen finden werde, werde Ich daß remedium verſuchen welches angenehm iſt den Es richt wie Eßig undt Ich riche gerne Eßig, hir Im landt ſeindt die ameishauffen nicht In den wießen ſondern Nur in den wäldern, aber ſo offt Ich deren finden werde will Ich Es thun dancke Eüch liebe amelisse Zum Voraus davor — — —

Es iſt mir Immer bang darbey wen Ich Kinder ſo witzig Vor dem rechten alter ſehe den Es iſt Ein Zeichen daß ſie nicht lange leben iſt mir alſo bang vor dem Kleinen Churprintzen Von Brandenburg, König In Engellandt glaube Ich iſt nicht ſehr pressirt Zu heürahten Dießer König iſt gewiß durch ſeine meritten Einer Von den größten Königen ſo jemahlen gecrönt worden, aber unter unß will Ich Eüch woll geſtehen, daß wen Ich ledig were oder witwe, undt Er mir die gnade thete meiner Zu begehren, ſo wolte Ich lieber Ledig bleiben, alß die gröſte König von der welt werden, undt einen Man haben, daß heürahten iſt mir abſcheülich verleydt, dancke doch vor den wunſch welchen allen andern außer mir gefahlen würde auß dießem discours ſecht ihr woll daß Ich Eüch ſehr woll verſtanden habe, Ich

Estimire den König von Engellandt ſehr Ich Erkene ſeine meritten Ich wolte daß Er mein tochter Man hette Können werden dazu hette Ich Ihn lieber gehabt.

St Clou den 23 Juni

An Louiſe

— — — Die graffen von nassau ſcheinen gutte Kinder Zu ſein Ich hoffe ſie werden nichts übels hir lehrnen, Ich weiß unßern gutten Ehrlichen teütſchen recht danck nicht In daß abſcheüliche laſter Zu fallen ſo hir ſo ſehr Im ſchwang geht daß Es gantz offendtlich iſt, Man vexirt die Junge Kerls hir daß dießer und jener verliebt von Ihm iſt Eben wie Man In teütſchlandt Eine ungeheürathe Jungfer vexirt, waß noch mehr iſt, die weibsleutte ſein In Ein ander Verliebt, welches mich noch mehr Eckelt, alß alles, Man Kan woll von hir Im landt ſagen wie In der heylligen ſchriefft ſtehet, (alles fleiſch hatt ſich Verkehret) Es iſt mir alß bang daß man mitt den moden die laſter von hir auch wird In unßer Vaterlandt bringen, den wen die Frantzoßen Einen hübſchen teütſchen, ſehen lauffen ſie ihnen ſo lang nach alß ſie Können umb ſie Zu ertappen, Ich weiß Ihrer Viel, ſo ſich nicht haben persuadiren laſſen, undt Mitt Ehren davon Kommen ſein andere aber ſeindt ärger worden, alß die Frantzoßen ſelber undt haben Ein ſolch gots-läſterliches leben geführt daß Es nicht außzuſprechen iſt Ich Muß lachen daß Ihr glaubt daß Mansleütte ſein ſo gar Keine desbauche haben, daß Müßen phenix ſein, undt glaube Ich daß die ſo Ihr beſchuldiget Keine galanterie Zu haben, Es Eüch mehr Undanck wißen würden, alß die ſo ihr beſchuldiget desbauchirt Zu ſein, oder die teütſchen Müßen ſehr different Von den Frantzoßen ſein, den ſie halten ſichs vor Eine rechte Ehr Desbauchirt Zu ſein, undt wer ſich piquiren ſolte ſeine fraw allein Zu lieben würde vor Ein sot passiren, und würde von jederman verſpot und veracht werden ſo iſt Es hir beſchaffen — — —

Man ſpricht jetzt von nichts, alß von deß conseilliers Fraw ſo ihren man hatt assassiniren laßen, wie ſtandthafftig die den todt auß geſtanden aber jammerlich iſt gerichtet worden den der hencker hatt ihr 5 oder 6 mahl In den Kopff gehawen, Ehr Er ihr den Kopff hatt abbringen Können, Es iſt Eine ſolche menge leütte geweßen ſo die execution haben ſehen wollen daß man die fenſter 50 Louis dor getheüret hatt, si hieß made Ticket, ſie hatte ſich Ihre geburt ſtellen laßen undt Man hatte Ihr geſagt undt geprophezeyet, daß wen ſie ſich Nur Vor Eine Mans handt hüttete ſo ihr Eygenen Nahmen führt ſo würde ſie unerhört lang leben undt glücklich ſein, ſie hieße mitt Ihrem Zu Nahmen Carlier, undt Es findt ſich just daß der hencker ſo ſie gericht den ſelben Nahmen hatt, daß iſt doch Etwaß remarquables — — —

St Clou den 26 Juni 1699

An Amelise

— — — Die Fraw von Katzamshaussen iſt Zu nanceie wirdt In 8 tagen hir ſein mein dochter hatt ſie nicht Ehr von ſich laßen wollen den ſie hatt ſie ſehr lieb, Ich höre Nie Manheim Nenen ohne ſeüffzen Mein gott wie hat mich der ort gejammert Ich Kans dem jetzigen Churfürſten nicht gutt heißen ſo Einfaltig In der religion Zu ſein undt die Juden den christen vorzuziehen die werden woll thun nachts Zu ſtehlen waß ſie Tags geben.

St Clou den 10 Julli 1699

Hertz liebe amelisse vorgeſtern habe ich Ewern lieben brieff vom $\frac{20}{30}$ Juni Zu recht Entpfangen, würde geſtern gleich drauff geantwortet haben, wen Ich nicht Ein Klein reißen 7 frantzöſcher Meillen von hir gethan hette, nach maubisson malante die fraw abtißin dorten Zu beſuchen, welche Ich gott ſey danck In volkommener geſundheit gefunden habe, I. L. gleichen ſehr I. G. unßerm herrn Vattern S: bin alſo recht gern bey ihnen undt were Es nicht ſo weit Von hir ginge Ich öffter hin, ſie ſprechen noch gutt teutſch, Können perfect teutſch frantzöſch Engliſch undt holländiſch, — Ich habe lachen müßen, daß ihr Louisse Ihren tag habt Verſäumen laßen undt hernach den Ewerigen nicht sediren wollen, bin Euch darvon verobligirt liebe amelisse den daß Erweiſt mir wie lieb Ihr mich habt Es iſt Kein wunder daß Ich das frantzöſche corecter weiß, nach 28 Jahren, daß Ich In franckreich bin, alß Ihr die Nie In franckreich geweßen, Im teütſchen habe Ich Eüch aber In Keinen Eintzigen brieff fehlen ſehen, Ihr tröſt mich ſehr liebe amelisse mir Zu ſagen das Ich mein teütſch noch nicht vergeßen habe undt noch Corect ſchreibe, den In wehrendem Krieg habe Ich wenig teütſch geſprochen, würde alſo gar kein Wunder ſein wen Ech Etliche frassen vergeßen hette Zu meiner Zeit war Es ſchon der brauch daß Man frantzöſche wörter mitt den teütſchen Miſchte, thue Es auch Etlich mahl, den Man Muß woll hirinen den brauch folgen, allein waß mich Verdrießen Kan iſt wen Es auß affectation geſchicht, diß wort Könt Ich auch ohnmöglich anderſt auff teütſch ſagen, glaube auch nicht daß Ein ander wort auff teütſch dazu iſt, Ich geſtehe auch gern das mir alle Complimenten bludts Zu wider ſein Ich Kan ſie nicht auß ſtehen, alle die meine gutte (freündt) ſein denen Verbiette Ich die Complimenten — — —

Schwalbach iſt Ein artiger undt glücklicher ort wen man dort frey leben Kan, ohne daß man dort übel findt waß man thut, ſolchen ort Kan man hir in franckreich nicht finden, die frantzöſche damens laſt über Ewere inocente Luſt, lachen wie ſie wollen ſie haben Keine ſo wahrhaffte freude nicht, man mag ſie Nur bey ihrem ſpiel von 24 ſtunden ſehen, umb davon Zu judiciren wie verzweyffelt ſie außſehen, Eine weint die bittern threnen die ander iſt fewer rodt, undt gehen ihr die augen Im Kopff alß wen ſie In die gichter fallen wolt, die 3te iſt bleich wie der todt undt wie halb ohnmächtige undt Mäner undt weiber ſehen auß wie beßeßene Können Niemandes bey nah umb ſich leyden das ſeindt hießige freüden, aber warlich nicht die Meinen, wolte lieber mit gutten freünden Im grünen graß bey Einem brunen Eßen wie Ihr undt louisse die fraw von degenfelt undt ſchelm gethan habt, diß landt hatt noch über dem Engliſchen das Alle desbauchirten männer undt weiber politisch ſein, und dem hoff gefahlen wollen, welches manche untrew undt verähterrey gibt, aber In welchen landt Es auch ſein mag, ſo Muß man, wen man geheüraht iſt, die jalousie auß dem hertzen banissiren, den daß Kan Nie Kein gutt thun, ſeine händt In unſchuldt waſchen gibt woll vor ſich ſelber Ein ruhig gewißen allein Es gibt Kein angenehm Comerce undt mitt Einem ruhigem gewißen Kan Einem doch die Zeit bitter lang fallen, undt manche ſehr langweillige ſtunden haben, Ich bekümmere mich nicht über der welt weßen aber Es macht mich die welt genung verachten umb wenig luſt Zu Nehmen In geſellſchafft Zu ſein, Man hört von nichts alß tragiquen avanturen baldt werden 5 weiber noch gericht werden, ſo ihre mäner umbs leben gebracht haben, noch Etliche haben ſich ſelber ums leben gebracht — — —

St Clou den 17 Julli 1699

Hertzliebe Louisse, — weillen die Sünde ſo gemeyn bey den heyden ja gar bey den Erſten menſchen war, ſo jetzt hir Im Lande

Imi ſchwang geht, ſo iſt Es ſich wenig zu verwundern daß Es noch ſo iſt, den gewiß ſeyder dem die Menſchen nicht beßer geworden undt ſeyder die Erſten christen undt martirer ſehen wie wenig unterſcheydt (leyder) Zwiſchen der heyden undt unßern Zeitten, wie Es Zu augustes Zeitten bei den höffen Zu ging, ſo geht Es hir auch undt nichts iſt rarer In Franckreich alß der christlich glaub, Ich weiß nicht ob Etlich leütte Ihre laſter noch vor ſünden halten, allein Vor Keine ſchande wirdt Kein laſter mehr gehalten wen Ihr Herr von Einem Landt wehret würdet Ihr Eben ſo ambarassirt ſein die laſter auß Zu reütten, alß Ein anderer, wehren ſie nicht ſo gemein Könte Es ahngehen, aber weillen Es ſo gar gemein waß will man thun ſolte der König alle die abſtraffen nach verdinſt ſo laſterhafft ſein, würde Er ohne fürſten Edelleütte undt bedinten bleiben, ja Kein hauß In Franckreich würde ohne trawer ſein, wo Ich ahm Erſten Erfahren daß weiber Einander unzüchtiger weiß Können lieb haben, daß war wie Ich von Iburg wider Kam, undt die alte abtißin von herford geſtorben war ſo viel ahn Eine von ihren Jungfern eine donep von geſchlegt gelaßen hatte, da wolte ſich I. G. unßer herr Vatter S. halb Kranck lachen, undt ſagte ſo dolle ſachen von dem Dinſt ſo die donnepin dießer abtißen geleiſt, In welcher platz ma tante die printzes lisbet Kommen war, daß Ich woll merckte daß waß unrechts dahinder ſein Müſte, hatt mich alſo Kein wunder genohmen wie Ich wider daVon gehört der duc de chemberg hatte recht diß laſter iſt ſehr gemein In Franckreich, aber In teütſchlandt hört man doch gott lob ſelten von dergleichen wuſtereyen, Ich kann leicht begreiffen, waß Eine ſolche wißenſchafft In einem soubçoneussen undt argwohniſchen menſchen wie Ewer ſchwager iſt Muß Zu wegen gebracht haben, diß laſter iſt noch Viel gemeiner In der türkey alß hir, da ſeyndt die weiber Im serail ſo verdicht auff Einander, daß ſie gar nichts nach den Mänern fragen ſo ſeindt ſie hir nicht, den alle die von dem humor lieben auch die Männer, aber In der türckey haben ſie ſolche jalousien von Einander daß ſie ſich unter Einander poignardiren Ich geſtehe daß Ich diß laſter durch auß nicht begreiffen Kan, Ein weibs menſch Kompt mir noch daußendtmahl Eckelhaffter Vor alß Ein Manſmenſch, waß Ihr aber ſagt iſt woll wahr daß Einem die mansleütte beſchuldigen daß man die weiber liebt, wen man nach Ihnen nichts fragt, die Mode von den weibern wirdt ſo baldt nicht In teütſchland Kommen alß die Männer lieb, den daß lernen die Jungen burſch hier In den collegium und accademien mitt andern Kindern, die teütſche medger Kommen aber nicht In Franckreich und In teütſchlandt iſt dieße inclination nicht, ſeindt alſo ſicher — — —

Port Royal den 31 Julli 1699

An Louiſe.

— — — Der junge graff von Leiningen iſt noch nicht hir wen Er aber ſich bey mir wirdt ahnmelden werde Ich nicht unter laßen Ihm meinen raht trewlich mitt Zu theilen daß bitte Ich Euch J. L. der fraw Landtgräffin von homburg ſambt viellen Complimenten Zu Verſichern, ſie hette Ihm Keine severer hoffmeiſterin geben Können alß mich den Ich laße den Jungen Leütten vor welche Ich mich interessire nichts vorbey gehen. Es iſt war daß ich ſehr viel auff ſeinen (Ich will ſagen des Jungen graff) von leiningen H. Vatter gehalten habe, würde derowegen ſorg Vor den Jungen graffen getragen haben wen man mir Ihn gleich nicht recomandirt hette, vill geſchweygen den Nun, daß ſeine fraw Mutter liebten, daß Verttawen Zu mir hatt Ihren ſohn Zu recommandiren. Ich werde allezeit fro ſein wen Ich Ehrlichen teütſchen werde In Etwaß dinnen Können — —

---

marly den 7 augusti 1699

An Ameliſſe

— — — ſey der Meiner reiße wovon Ich Eüch geſchrieben hatte Die ich nach maubisson gethan, habe ich J. L. matante der fraw abtißin noch Eine vissitte geben, und gott ſey Danck J. L. noch friſcher undt luſtiger gefunden alß die ander reiße, ſie iſt luſtiger hatt mehr vivacitet ſicht hört undt geht beßer, alß Ich, undt all Ebenwoll iſt ſie just 30 Jahr alter alß Ich den den 11. april ſeindt J. L. 77 Jahr alt worden, Ich hoffe alſo das ſie noch lang leben wirdt, ſie mahlt jeßt Ein ſchön ſtück vor Ihre fraw Schweſter unßere liebe Churfürſtin zu Braunsweig Es iſt daß gegoßene Kalb, nach dem poussin, ſie wirdt ahngebett In Ihrem closter führt gar Ein ſtreng aber doch ruhig leben, iſt Nie Kein fleiſch ſie ſeye dan gar Kranck ſie ligt auff harte matratzen wie Ein ſtein, hatt Nur ſtro ſtuhl In Ihre Cammer ſteht umb mitternacht auff umb Zu betten, Vor dießem gliche ma tante Die fraw Churfürſten gar nicht ahm Churfürſten S: wundert mich daß ſie ihm Nun gleicht Mein gott liebe amelisse Ihr müßt Eüch ſelber gar nicht mehr gleichen wie Ihr Ein Kindt wahret wen Ihr Der Königin unßer groß fraw Mutter gleicht, Ich Erinnre mich ihrer noch alß wen Ich ſie heütte geſehen hette allein ſie hatte Ein ganz ander geſicht alß ihr wie Ihr Ein Kindt waret den da hattet Ihr blunde haar ein breit geſicht undt ſchone farben, die Königin In Böhmen aber hatte ſchwartze haar, Einlang geſicht ſtarcke Naß Suma gantz Ein ander art von geſicht Der churfürſt unßer Herr Vatter S: gliche der Königin ſeiner fraw Mutter Viel — — —

gezwungenheit iſt contrainte undt nicht affectation, aber daß rechte wort hir Von auff teütſch weiß Ich nicht habt Ihr Niemandes Von Der fruchtbringenden geſellſchafft zu franckfort dem mans fragen Könte, Es Kan auch nicht ſteiffigkeit ſein den viel affectirte leütte halten ſich nicht ſteiff, ſondern threhen ſich undt wiſpeln den gantzen leib ohn auffhören — — —

Das Sauffen iſt gar gemein bey die weiber hir In franckreich undt made de mazarin hatt Eine dochter hinterlaßen ſo Es auch Meiſterlich Kan die marquisse de richelieu — — —

Fontainebleau den 1 8tr 1699

An Ameliſe

— — — Ich wolte, daß Ich Carl moritz hette ſprechen Können, mich beücht Ich wolte Ihn Einen ſolchen abſcheü Vors Sauffen gemacht haben daß Er ſich Vielleicht davon würde corigirt haben, den Ich Vernehme leyder daß Er Zu berlin alle tage voll iſt, undt den gar dolle ſachen ſolle Vorbringen Er thete beßer nur Commedien Zu machen — — —

Ich weiß nicht ob die Königin In portugal zu bekagen iſt den Ich glaube ſie iſt glücklicher todt Zu ſein alß Königin in den landt undt bei dem Konig geblieben Zu ſein, undt Ich glaube daß Ihr die luſt In portugall woll vergangen wirdt ſein Vor ihrem todt Vorgeſtern hatt man hir die trawer Vor dieße Königin genohmen, der König In portugal ſolle gar Ein bößer herr ſein, hatt ſeine gemahlin Vielleicht ſo gezercht daß ſie Endtlich auch böß geworden iſt, Man meint hir dieße Königin hette ſo woll alß Ihre forfahrerin Von Ihrem König met verlöff die frantzoſen bekommen undt were daran geſtorben den der geringſte ritz macht ſterben wen Man die Kranckheit recht hatt, die Keyßerliche prinzessin ſo In portugal Muß iſt woll Zu bedawern, Ich Kan leicht glauben daß Es der hoffmeiſterin weder In spanien noch In portugal gefallen hatt, glaube nicht daß die princes von parma undt (nicht barma) wie Ihr ſchreibt, glücklicher iſt alß Ihre fraw ſweſtern die von ſpanien ſchreibt mir Etlich mahl gar hoffliche Brieffe iſt mir alſo recht leydt daß die gutte Königin ſo unglücklich iſt, wen man die leütte ſo unerhört qüehlt ſo werden ſie Endtlich böß, Es were Ein glück vor gantz Europa wen die Königin In spanien Ein Kindt bekommen Könte bub oder medgen alleß were gutt wens Nur Ein Kindt were und leben blieb Man Muß Kein prophet ſein umb Zu ſehendaß Es Krieg geben Muß wen der König In spanien ohne Erben ſterben ſolte den Man weiß ja woll daß alle hohe häübter ſo dieße sucession pretendiren Keiner dem andern cediren wirdt alſo woll durch den Krieg wirdt Mußen auß gemacht werden — — —

Fontainebleau den 1 octobr 1699

Hertzliebe Louisse dießer ort hir iſt der, wo Ich ahm wenigſten Zum ſchreiben gelangen Kan, wegen der Viellen jagten Commedien undt apartements Zu dem ſo haben wir den Engliſchen * Königlichen hoff 18 tag hir gehabt, habe alſo offt Zur Königin gemüſt, alſo ohnmöglich Eher alß Nun auff Ewern Zwey ſchreiben vom $\frac{19}{29}$ aug. und $\frac{5}{15}$ 7br Zu antworten Können Ich würde Es heütte auch noch nicht gekönt haben, wen der Engliſche hoff nicht heütte morgen umb 10 Verreiſt were — Es iſt aber auch Einmahl Zeit daß Ich auff Eüere ſchreiben Komme, von meiner trawrigen reiße ſo ich nach bar habe thun ſollen undt welche Zu rück gangen will Ich nichts mehr ſagen, alß daß Euch liebe louisse ſehr verobligirt bin, ſo ſehr part Drinen genohmen Zu haben, weillen der König nicht hatt Erlauben wollen daß man Ein mittel finden Möge, der Ceremonie Zu Entgehen ſo darin beſtundt daß der Hertzog von lotteringen pretendirt Eine chaisse a bras vor monsieur undt mir Zu haben, weillen der Keyßer ihm ſelbigen gibt, der König aber antwort hirauff das der Keyßer Einen ceremonial habe undt der König Einen andern, alß Zum exempel der Keyßer gibt den Cardinals chaissen a bras, die dörffen hir Nie Vor den König ſitzen, der König hatt deß Hertzogs Vorfahren Zum exempel ahngezogen, ſo hir geweßen undt Nie Kein chaisse a bras

* Jacobs II., des aus England vertriebenen Königs.

pretendirt haben, ob der alte hertzog Von lotheringen Zwar feu monsieur ſein leiblicher ſchwager war, hatt Er doch weder vor monsieur nach ſeyner leiblichen ſchweſter Nie nichts alß Ein tabouret gehabt monsieur will woll Eine chaisse a dos geben, undt der König consentirt drin, aber der hertzog pretendirt wie Ein Churfürſt tractirt Zu werden undt daß will der König nicht Zu geben monsieur hatte proponirt daß mans machen ſolte wie bei dem König Von Engellandt der pretendirt unß Keine chaisse Zu geben wir aber pretendiren Eine Vor Ihm Zu haben derowegen ſetzt Er ſich Nur wen wir dar ſein auff Ein tabouret ſo wolten wir Es auch machen, daß hatt aber der König durchauß nicht leyden wollen undt wir haben nicht nach dar gewolt umb de hautte lutte unßerm hertzog kein affront ahnZuthun, alſo die reiße gebrochen worden, da wiſt Ihr Nun recht den grundt Von der ſachen, — Ich würde fro geweſt ſein wen Ich Carl moritz geſehen hette, wen Er Es aber gemacht hette wie Ich höre daß Er Es Nun Zu berlin macht, würden wir nicht Lang gutt freündt geblieben ſein undt Ich würde braff gezürnt haben, den wie man mir bericht ſo ſeüfft Er ſich alle tag blindt voll, undt bringt den Ein hauffen toll Zeüg bey J. L. der Churfürſtin von Brandenburg Vor, daß iſt doch Eine rechte ſchande wen Ich glauben Könte daß Ein Ernſtlicher Verweiß In Corrigiren Könte wolte Ich Ihm ſchreiben, daß macht mich meinen Lieben Carl Lutz noch mehr regrettiren den der ſtehlte ſo nichts ungereimbtes ahn Von wem hatt Er daß Sauffen den papa S. trunck ja ſein leben nicht, Es verdrieſt das der Eintzige ſohn ſo Von meinem H. Vatter S. überbleibt Ein Vol Seüffer ſein ſolle, umb gottes willen thut doch Ewer beſt Carl moritz Zu corigiren — — —

6

Fontainebleau den 14 8br 1799.

An Louiſe.

— — — unßer graff von hannaw iſt gar Ein gutter Ehrlicher menſch, Ich glaube aber nicht daß Er ſehr capable iſt, Eine compagnie Zu divertiren, Er hatt Eine dolle ſprach, Ich plag Ihn Immer — unßer printz von birckenfelt wo fern den die Kinder blattern nicht verdorben haben iſt Er Ein hübſcher wollgeſtalter herr, aber Ein wenig blödt wen J. L. bey leütte ſein ſo ſie nicht Kennen — pfaltzgraff christian iſt gar Ein gutter herr, Er hatt recht wir ſchreiden Ein ander Zimblich offt, Ich finde nicht daß dießer alte pfaltzgraff Endert deücht mir Er iſt wie Ich J. L. all mein leben geſehen habe, — Es iſt war daß der printz gern undt well dantzt, Ich Kan nicht begreiffen wie die printzes von anspach lieber den graffen von hannaw alß printz von Birkenfelt genohmen hatt, der graff iſt reicher daß iſt gewiß, aber die personnen ſeindt ſehr unterſchiedtlich, undt ob graff von hannaw Zwar von guttem hauß, ſo iſt der printz doch noch vom beßern ſie hatt daß hollendiſche ſprichwort gefolgt (liefen iſt liefen maer kaken gat er all) — die princes von anspach Muß Ihrem herrn bruder nicht von geſicht gleichen, den Es ſeindt wenig damens, ſo ſo ſchön gebildt ſein alß J. L. Man Kan Kein ſchönner geſicht nicht mahlen, alß dießer margraff hatt, undt Eine ſchöne taille dabey, Ich weiß aber nicht ob der humor gar gutt iſt, undt ohne caprissen, da wolt Ich meine handt nicht vor Ins fewer legen, mir hatt Er Einen dollen tour gethan, Man hatte mich gebetten, Ihm Ein heüraht vorZuſchlagen wie Ich Ihm die ſach proponire ſagt Er ja Es ſtehe Ihm nicht übel ahn, batte mich Ich ſolle Ihm doch ſchreiben ob die ſach ahngehen könte undt ob gewiße personnen drin consentiren würden, ſo baldt Ich Erfahren, wie Es mitt der ſachen beſchaffen, ſchreibe Ich Ihm, Er hatte mir verſprochen mir gleich Zu antwortten Es iſt 9 monat daß Ich J. L. geſchrieben habe, habe noch Kein antwort, daher judicire Ich daß Etwaß über Zwergs Im hirn Kaſten ſein Muß, — nichts iſt beßer umb Die conversation Zu Meyden alß daß ſpiellen wer Es Kan, den Ich Könte Es ohnmöglich — der gutte pfaltzgraff von Birchenfelt Muß woll ſeine fr dochter geben, ahn wen ſie Nehmen will, denn der gutte herr iſt Eben In Keinem ſtandt Zu wehlen Ich finde daß die printzes Kein groß unrecht hatt den graffen von waldeck nicht gern Zu Nehmen, Er iſt gar nicht angenehm — — —

P. S.

Ich weiß nicht ob Ich Letzmahl die Zeit gehabt habe Zu berichten daß wir Landtgraff Carl von Reinfels mitt ſeinen Zweyen printzen hir gehabt haben Er lobt Eüch undt amelisse über die Maßen Carl moritz aber gibt Er ſchlegt lob, ſagt Er ſeye Ein crackeller ſoll Seüffer undt lache alle menſchen auß, daß ſeindt 3 ſchlimme qualitetten thete woll ſich davon Zu corigiren, der Durchlauff hatt den landtgraffen hir weg gejagt alſo ſeine reiß met verlöff mitt Einem

Dreck beſigelt worden, ſein Klein printzgen iſt Ein ſchön Kint, aber bitter übel Erzogen Es iſt ſchabt vor daß Kint, der Elſte ſcheindt Ein gutter herr Zu ſein, aber iſt auch der Durchdribenſte nicht wie mir drücht der alte herr beklagt ſich hir unerhört über ſeinem herrn bruder undt verzehlt ſeine Uneinigkeit mitt ſeinem herrn Bruder ahn jederman, daß lag mir ſchwer ahn undt ob ſie Zwar meine Nahe Vettern ſein bin Ich doch froh daß ſie wider weg ſein.

Paris den 13 9br 1699

An Ameliſe.

— — — wie Luſtig man ſich In der leibZiger Meß gemacht habe ich auß relationen geſehen ſo mir ma tante die fraw Churfürſtin von Braunsweig geſchickt, aber wie Es auß dießen Relationen Lautt ſo hatt der printz von bareit die printzes von weissenfelt Nur auß purer Lieb undt nicht auff ahngeben ſeiner Fraw Schweſter genohmen, — Ich bin verſichert daß der printz Von Birckenfelt ſich braff hatt In teütſchlandt außlachen machen, der fanchon contrefait Im ſack Zu tragen, alle rechtſchaffene leütte lachen ihn hir auch genung mitt auß ſeine heroine von Einer coureussen Zu machen Ich habe Ihm auch meine meinung gar dichte drüber geſagt, Es hilfft aber nichts, die Junge leütte Müßen außraßen, dieße leichtfertige ſtücker Koſten mehr alß Etwaß recht fanchon Ihr preiß iſt gemacht ſie Koſt über taußendt pistollen den der grand prieur de vandosme Erhelt ſie undt iſt jalous von ihr undt wen Er Etwaß Erfährt ſoll Er ſie prüglen alſo Müßen die andern woll die püffe bezahlen, jedoch ſo hatt ſie der printz von Birckenfelt Viel wollfeiler alß andere den ſie hatt Eine ſtarcke inclination Vor ihm, weillen Franckreich gar voll von coquetten weibern iſt hette der printz beßer gethan Eine Zu Nehmen ſo ihm braff gelt geben Könte, alß Eine ſo Er thewer bezahlen Muß — — —

Versaille den 12 Jan: 1700

An Louiſe.

— — — Mein dochter hatt daß glück ſehr von ihrem herrn geliebt Zu werden, undt Ihn überauß Zu liebendt Ich hatte Es nicht gemeindt wen Ichs nicht bey Naſen geſehen hette, — ſchickt mir ein memorial vor Ewers ſchwagers interesse ſo ſich ahm König adressirte ſo werde Ich Es überreichen undt die ſach apuiren den der König würde die gedult nicht haben daß Ich Ihm Mündtlich davon ſpräche,

---

marly den 21 Januari 1700

An Ameliſe.

— — — mein lieber duc de bery iſt noch Zu Jung umb Zu heürahten, dem duc danjou aber Könte Es beßer gelten, Es iſt gar Kein mergen daß der König von maroc die printzes de conti Zur Königin begehrt, aber der König hatt Es rundt abgeſchlagen, die printzes de conti iſt gar ſchön geweßen Ehe ſie die Blattern gehabt ſeyder aber iſt ſie verEndert doch noch Eine perfect ſchöne taille undt gar hohe minen tantzt überauß woll, Ich habe Kein Eintzig Kupffer ſtük von der printzes de conti geſehen ſo ihr gleicht — daß Man nach rom geht antiquitetten Zu ſehen wie Mein Vetter der Landtgraff Von Cassel daß Kan ich woll begreiffen aber nicht daß Man alle daß pfaffenwerck ſehen will nichts iſt langweilliger, viel ſeindt vielleicht auch hin die 30000 galande damen Zu ſehen aber wer von dem Zeüg curiositet hatt mag Nur nach franckreich Kommen da wirdt Er Eben ſo viel finden, were ſeine Sünde recht berewen will hatt nicht Nohtig nach rom Zu renen In der Cammer iſt die rewe Eben ſo gutt In franckreich fragt man nicht Viel nach rom noch nach dem papst Man iſt persuadirt daß wie auch war Man woll ohne ihm Seelig werden kann —

Versaille den 23 april 1700

An Ameliſe.

— — — meine Dochter iſt Nun woll hertzlich betrübt über den Verluſt Ihres ſöhngens, Ich ſchreibe ahn louisse wie Er geſtorben iſt, ſie hatt auch ſonſt noch dieße woche Ein trawerig spectacle gehabt Ihr herr ſchwigerVater hatt In ſeinem testament ahn ſeinen ſöhnen begehrt daß ſo baldt ſie wider possession Vom hertzogthum Lotteringen bekommen mögten, ſeinen Cörper hollen Zu laßen, undt Zu nancie Zu begraben daß hatt mein ſchwiger ſohn libbt gethan groß Vatter undt Enckel werden alſo mitt Einander begraben, welches Ein trawerig spectacle iſt, mein arme dochter iſt woll Zu beklagen daß Erweiſt woll daß man In dießem leben nicht volkommen glückſeelig ſein Kan den Im übrigen iſt ſie gott ſey Danck das glückſeeligſte undt Vergnügſte

Menſch von der welt, mein dochter hatt gar nichts Von mir bin aber mons müller obligirt mir Zu Zu meßen waß ahm beſten ahn mein dochter iſt — die Kleine rotzenhaussen* iſt all artlich aber Keine große ſchönheit ſie hatt Keine ſchönne taille iſt Klein Von person undt hat waß hohe axellen allein Eine ſchönne haut, farben, augen undt Zähn, ſingt undt tantzt woll, und iſt Ein gutt Ehrlich metgen, —

St Clou den 18 Juni 1700.

An Ameliſe

— — — Es iſt mir lieb daß mein junger Vetter ſo Einen gutten heürath gethan hatt, gott gebe Nur daß das ordinari ſprichwort ſich nicht bei Ihnen Erfülle den man ſagt Ihmer daß wen geſchwiſter Kindt Einander heürahten das Es unglück bringt, gott gebe daß daß contrari ſich bej Ihnen Ein finden möge,** reichtumb iſt nicht allezeit waß ahm meiſten Vergnügen gibt humoren ſo ſich Zu ſammen ſchicken machen glücklicher, wen die devotion Nur nicht In bigotterie auffſchlegt, ſo iſt ſie ſehr löblich allein daß rechte Mittel iſt ſchwer Zu treffen, Ich hoffe daß Ihr und Louisse Zu der heimführung nach Cassel werdt den daß wirdt Eüch doch waß verEnderung geben, —

Port Royal den 13 Julli 1700

An Louiſe.

— — — Es iſt Etwaß rares daß Eine gute Zeitung ſo geſchwindt ahnkompt den ordinari ſeindts Nur die bößen ſo ſo gar geſchwindt gehen, bin von Hertzen fro daß Ich Eüch dadurch ſo Eine große freüde geben, waß Ich dabei gethan iſt nicht Danckens werht den Es ja meine ſchuldigkeit iſt vor Caroline Kinder Zu ſorgen, undt Ihnen Zu dienen wo Es mir möglich ſein Kan, untrew ſchlecht ſeinen Eygenen herrn, wie daß ſprichwort ſagt ſo iſt Es baron willich auch mitt dem proces gangen Er wollte ſich Nun gern accom̄odiren, wie Ihr liebe Louisse auß meinem letzten ſchreiben werdet Erſehen haben, Ich weiß nicht wer vor baron willich solicitirt hatt, Ich habe hir nichts daVon gehört, Ich habe mein leben Niemandts ſo descontenancirt geſehen alß baron willich war wie Er letzt Zu mir Kame, undt ich zu Ihm ſagte warumb Leſt der herr urlaub fodern Zu mir Zu Kommen Ich ſcheüe Ihn gar nicht den Ich habe Erhalten waß ich gewolt habe bin alſo ſehr woll Zu frieden Ich ſagte diß mit lachen der baron wurde fewer rodt undt descontenancirt daß Er Eine Zeit war ohne die ſprach Zu finden Er welte doch Endlich die ſach In plesanterie threhen ſagte Ich hette die ſach auff meinem gewißen, Ich andtworth Ich glaube daß Ewer gewißen Eüch mehr Vorwerffen wirdt, nicht zu helffen daß Zwey brüder Einig werden, alß Ich mir daß Ich vor Eine gerechte ſach gesolicitirt habe, da würde Er noch beſchambter ſagte es iſt meine ſchuldt nicht wen die raugräffin louisse will, ſo werden die bruder Verglichen werden, J. H. haben die charitet und ſchreiben Ihr daß ſie ſich Vergleicht Ich ſagte Louisse wünſcht nichts mehr alß Einen gutten Vertrag Ich will Ihr alſo woll deßwegen ſchreiben allein baron willich Es Muß auffrichtig Zu gehen Er wirdt gemeint haben, ich wuſte ſchon waß ſein advocat Zu wetzelar gethan hatt mich Verlangt Zu Erfahren, waß Er Nun ahnfangen wirdt, Ich glaube Er wirdt forchten daß daß exempel Zu paris Ihm unglück Zu wetzelar bringen mögte, undt jetzt Ernſtlicher ahn dem accomodement gedencken, laſt Eüch nicht gerewen daß die ſach Vor mir Kommen den Ich bin fro geweßen gelegenheit Zu finden Eüch Zu gefahlen undt Ewern neveux undt niepçen Zu dienen — — —

---

* Wilhelmine, die nachher noch eine abentheuerliche Rolle ſpielen wird.

** Friedrich, Erbprinz von Heſſen-Caſſel, vermählte ſich mit Uricke Eleonore, Schweſter Karls XII. von Schweden, intriguirte ſchon bei deſſen Leben gegen ihn, ſpielte bei ſeiner Ermordung in Friedrichshall eine Hauptrolle und wurde wirklich König von Schweden, regierte aber elend und unter der Vormundſchaft der ſchwediſchen Ariſtokratie, und da er keine Kinder hinterließ, kam nach ſeinem Tode im Jahr 1751 Schweden an Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp.

Port Royal den 27 Julli 1700.

Hertzliebe Louisse, Es iſt ſchon Länger alß 14 tag, das Ich Ewern Lieben brieff vom 10 Julli Entpfangen habe, Es war mir aber unmöglich Eher alß Nun drauff Zu antwortten, bin auch Ein wenig Kranck gweßen Ein art von colera morbus gehabt ſo mich hatt ober undt unter ſich gehen machen — Ich habe den fürſten von Ostfrislandt geſehen wie er noch gantz jung war undt hir Zu paris ſahe damahls ſehr geſundt auß ſolle aber Nun gar Ellend geworden ſein — den jungen Hertzog von wolffenbüttel habe ich auch hir geſehen, war ein heßlich ſchätzgen und Erſchrecklich desbauchirt wurde verliebt von Carllutz S. der Entpfing Ihn aber übel, hatte Ihn ſchier den halß gebrochen, alle andere fürſtliche personnen Kenne Ich gar nicht ſo Zu Schwalbach ſein den herr Von stein glaube Ich nicht daß Ich jemahlen geſehen habe aber die fraw von stein estimire Ich ſehr, ſie hatt verſtandt und meritten ſollt Ihr ſie noch ſehen wen Ihr dieſen brieff Entpfangen werdet bitte Ich Eüch liebe louisse ſie doch von meinetwegen freündtlich Zu grüßen Ich Kan nicht begreiffen warumb amellisse wegen ſchwäche der Füße nicht Zu den fürſtlichen personnen wirdt ſitzt Ihr andern den nicht bey Ihnen In Ewern vissitten, — wir haben hier vergangene woche Eine abſcheüliche ſache gehabt die Duchesse d'ussac (?) iſt von den met verlöff met verlöff frantzoßen verfault geſtorben ſie war des prince de monaco tochter Eine tugendſame Ehrliche gutte dame Ihr wüſter man den ſie adorirte hatt ſie ſo Zu gericht Ich Kan nicht begreiffen wie biß menſch Ihren man hatt lieb haben Können Er iſt abſcheülich heßlich ſtinkt wie Ein bock iſt alle tag voll undt ſeüfft mitt laquayen undt thut noch waß ärgers mitt Ihnen, da Er ohne Zweyffel dieße wüſterey auffgefiſcht hatte, jedoch, ſo hatt In ſeine gemahlin ſo lieb undt wehrt gehabt daß ſie im ſterben ſolle geſagt haben ſie ſtürbe content wen ſie Ihn Nur noch Einmal ſehen Könte ſie war ſchwanger undt Von den remedien iſt ſie am 8ten mont NiederKommen Ihr ſohn iſt Eine halbe ſtundt nach der geburt geſtorben undt ſie 4 tag nach der Niederkunfft ihr herr Vatter jammert mich von hertzen.

Marly den 29 Julli 1700

An Ameliſe.

— — — von der abtißin von herford ſo Eine princes von Churland iſt habe ich freylich woll gehört, ſolle Eine dollen capricieussen Kopff haben, undt ſehr Coquet ſein wundert mich alſo gar nicht daß Ihr Ihrer gern Mußig geht — — —

Marly den 6 augusti 1700.

An Louiſe.

— — — hir ſehe Ich monsieur Nie, ahn taffel ſitzen wir nicht bey ſamen, den gantzen tag ſpillen J. L. undt nachts iſt jedes In ſeine.

Cammer monsieur hatt die Schwachheit Zu glauben daß man Ihm unglück bringt darff alſo Nie bey J. H. ſpil ſein, aber Zu St Clou werde Ich Ewern Danckſagung ablegen den da ſpilt Er daß große landtsknecht Nur Zwey mahl die woch, monsieur hat unß hir Einen ſchrecken Eingejagt hatt Zwey acces Vom 4tagigen fieber bekomen heütte iſt ſein tag hatt aber gott lob noch nichts, undt ſpilt drüben Im salon, gott gebe daß ſich dießen abendt nichts ahnmelt —

St Clou den 31 augusti 1700

An Louiſe.

— — — Es iſt hir Eine fürſtin Von nassau Ich habe ſie nicht ſehen Können den der König hatt nicht Erlauben wollen daß Ich ſie alß Eine fürſtin tractirt — diß laſter ſo der Hertzog von wolffenbüttel hatt undt welches Nun ſo gar unerhört gemein hir im landt iſt davon corigiren ſich die leütte Nie mahlen, wundert mich alſo gar nicht daß dießer hertzog noch ſo iſt, gott verzeys mirs aber Ich finde daß Verliebt Von ſeiner ſchweſter Zu ſein noch Etwaß abſcheülicher iſt, mich deücht die welt wirdt je lenger je ärger, jedoch ſo Kan ſolche lieb auch unſchuldig ſein Von made duches werde Ich nichts mehr ſagen, alſo Nur daß ſie gar nicht Von Verſtand gefehlt hatt aber Von denen gutten leütten die alles Entſchuldigen, Ihr Man hatt gar Kein Verſtand iſt heßlich und ſtinckendt dabey Maner Nehmen hir Im landt iſt gar Eine gewagte ſach, die rewe folgt baldt — — —

Versaille den 21 Januari 1701.

Hertzliebe Louisse und amellisse Heütte iſt Es mir unmöglich daß ich ahn jede von Eüch beiden a part ſchreibe den ich bin noch Zu mat von meiner Kranckheit umb Viel Zu ſchreiben Können ſo Lang der König In spanien hir geweßen habe ich unmöglich ſchreiben Können nach dem ſeindt wir nach paris alwo Ich Einen gar ſtarcken huſten bekommen Endlich hatt mich daß fieber mitt froſt ahngeſtoßen — — —

Versaille den 8 mertz 1701.

An Ameliſe.

— — — den ſontag war predig undt Muſte ahn ma tante die fraw Churfürſtin Zu Braunsweig ſchreiben, welche brieff allezeit gar lang ſein, Montag fuhr Ich mitt monsieur le dauphin auff die wolffs jagt funden aber nichts ob wir Zwar lang ſuchten, dienſtag renten wir den hirſch Zu St germain damitt ging der tag Vorbey undt abendts war Com̄edie, Mitwogen ſchriebe Ich nach lotheringen undt modene undt ginge In die predig Donnerſtags wieder auff die wolffjagd die wehrte 4 gantzer ſtunden, undt mehr aber Ich fuhr nach 4 ſtunden nach hauß hatte Nur der Zeit abendts matante brieff ſo Ich frühe morgendts ahngefangen hatte auß Zu ſchreiben, freitag war wider predig, undt hatte den gantzen tag affairen den mein premier escuyer iſt geſtorben ſeine witwe hatt Ein brevet de retenüe alſo wer ahn deß Verſtorbenen platz den dinſt haben will, Muß der witwe die charge abkauffen, ſo Von 42000 thaller iſt, daß macht viel gethuns, darumb habe ich courir über courir bekommen, undt wider andworten Müßen, damitt iſt mein tag hingangen Sambſtags fuhren wir wider auff die wolffjagt wie ich wider Kam ſchriebe Ich ahn mein dochter abendts war Comedie wider, Sontags ſchribe ich nach hannover undt ginge In die predig welche gar lang wehrte, ſchribe auch nach paris, Montag alß geſtern ſchriebe Ich ahn mein dochter undt In savoyen daß führte mich biß Es wider Zeit war In die Commedie Zu gehen welches die letzte iſt biß auff fontainebleau Es war la mort de pompée et le medicin malgré luy, alſo ſecht Ihr woll liebe amelisse daß mir Kein Zeit alß heütte überblieben Zu ſchreiben, Es würde Zu lang fallen auff alle Ewere liebe brieffe Zu antworten underfange alſo Nur den letzten, Vom 27 februari, meine geſundtheit iſt gott ſeye Danck Nun gar perfect, daß jagen iſt mir über die Maßen woll bekommen Es iſt gewiß daß wen man Ein wenig Kranck geweßen lernt man Kenen waß gutt oder ſchädtlich Zu der geſundtheit iſt, alſo wirdt man Ein halber Doktor mitt, Ich lachte woll hertzlich geſtern abendts In der Com̄edie den der Comediant ſo der Vatter von Lucinde ſpilte wollte auff Ein mahl ruffen wie Er den thun ſolte ah ma fille parle, Ich weiß aber nicht waß Ihm Im Maul Kam ſchrihe ahn ſtatt parle, a me fille pelle daß gab Ein praff gelächter, — Carl moritz jammert mich recht umb waß Er ahn ſeinem aug außſtehet, den Es thut mir Nür wehe Zu gedencken daß man Etwaß In Ein aug ſchneyden Muß den Kein gliedt deß menſchen iſt Entpfindlicher, Ich fürchte Er drinckt Zu Viel undt daß iſt den augen ſehr ſchädtlich Ich habe ma tante geſchrieben wie ſehr Carl Moritz ſich der gnaden rümbt ſo Er von I. L. undt dem Churfürſten von Braunsweig Entpfängt, — Ich hoffe ma tante wirdts machen wie Ihre fraw ſchweſter die fraw abtißin von maubuisson welche den 11 april In Ihr 80 Jahr tretten wirdt undt ſicht die Kleinſte ſchrifften ohne brill, hatt noch Ihre Zän Zwar Verſchließen aber doch noch alle Im Mundt, und geht beßer alß Ich iſt Immer luſtig undt recht possirlich ſo auff den ſchlag wie J. G. unßer herr Vatter der Churfürſt S. war wen J. G. S. Von gutten humor waren. — — —

Versaille den 19 april 1701

An Louiſe

— — — In jener welt werden wir vielleicht wißen waß der teuffel thun Kan In dießer aber Verſpürt man Nur die boßheit Von boßen Menſchen, Ich habe gehört umb Es auff gutt teütſch Zu ſagen daß die Churfürſtin Zu pfaltz ſehr jalous Von Ihrem herrn ſein ſolle, aber damitt richt man wenig auß — — —

---

port Royal den 15 may 1701

An Ameliſe.

— — — Vielle hir glauben den frieden ohn ahngeſehen alles Zum Krig bereydt wirdt gott gebe Es, mich deücht Man Verſtehet die ſach nicht recht In teütſchlandt undt alle haubter ſeindt Nicht Einig genung umb die freyheit recht Zu mainteniren — — —

Nie Kan man ſchande haben die jenigen Zu bedienen ſo unß ſo Nahe ſein undt ſo Viel meritten haben wie unßere liebe Churfürſtin von Braunschweig iſt, Ich bin Verwundert wen Ihr mir ſagt daß Ihr jetzt mager ſeydt den wie Ihr Ein Kindt wahret, da wahret Ihr ja recht fett, daß macht mich glauben daß Ihr Es noch Einmahl werden werdet, Ich bin Erſt nach 41 Jahr fett worden alſo mögte Es Eüch auch noch woll geſchehen liebe amelisse, Ich apropire ſehr daß Ihr nach hannover geht, bey der Churfürſtin Zu ſein Kan Eüch Nie anderſt alß repetirlich ſein, mich deücht Es braucht nicht viel gentillisse bey hoff Zu ſeyn, man iſt natürlicher bei hoff alß In den provintzen undt ſtätten — — —

alle brieffe werde geoffnet ſo In frankreich Kommen undt dort weg gehen, Ich weiß Es gar woll frag aber nichts darnach ſchreibe doch alles waß mir In Kopff Kompt — — —

Versaille den 15 Julli 1701.

Hertzliebe Louisse heütte iſt Es Erſt 8 tag daß mich daß fieber quittirt hatt, habe nach meinem unglück noch 18 acces vom fieber bekommen, hoffte ſchir daß mein Ellendes leben Einmahl Endigen würde, Es iſt aber gottes wille nicht geweßen, bin ohne remedien courirt, Es iſt mir aber noch Eine gar große Mattigkeit geblieben, undt ſchwachheit In den ſchencklen welches mir gar ſpaniſch Vorkompt den Niemandts ahm hoff iſt ſo beßer gehen Konte alß Ich, Ich glaube daß mir noch ſo wehe In den ſchenckeln thut, iſt daß der abſcheüliche ſchrecken ſo mir monsieur S. ſo ſchleüniger todesfall* Verurſachet In den ſchenkeln gefallen welche mir 24 ſtundt gezittert habent alß wenn man Im ſtärckſten froſt Vom fieber ligt, Man Kont auch nichts Erſchrecklichers ſehen umb 9 abendts geht monseur In Voller geſundtheit luſtig undt lachendt auß meiner Cammer, umb halb 10 rufft man mir da findt Ich J. L. S. ſchon ohne ſprach Kandte mich doch noch undt ſagte Etlich wort mitt großer Mühe, die gantze nacht biß andern morgen umb 6 bracht Ich da Zu bis gar Kein hoffnung mehr wahr, da wurde Ich wie ohnmächtig undt man trug mich weg Ich bin Eüch ſehr verobligirt Liebe Louisse Vor allen part ſo Ihr In mejn unglück genohmen welches woll abſcheülich iſt, undt dancke auch vor alle gutte wünſche, Ich bitte Eüch laſt doch J. M. der verwitibten Königin Von Denemarck wißen, daß Ich ſehr touchirt bin, daß J. M. mir die gnade gethan meiner In meinem unglück Zu gedencken ſage auch demütigen Danck daVor, und wünſche von hertzen, daß J. M. alleZeit Vor allem unglück undt betrübtniß mögen befreyet bleiben, die Königin hatt Eüch tractirt wie Ihr Es überall ſoltet ſein undt Es iſt ridicul Von der Churfürſtin Zu pfaltz daß ſie Es nicht thut, Ich glaube liebe Louisse daß Ihr mich woll lieb genung habt umb mir Einen großen dinſt Zu Erweißen welcher were, Euch unter der handt Zu Erkundigen wem moras ſeine descharge geben Von waß Er Vor mich In der pfaltz Entpfangen, und ſelbigen menſchen Zu bitten Eüch Eine copie davon Zu geben, undt mir Es Zu ſchicken, den daß wirdt mir ſehr Nöthig ſein, In meinen affairen mitt meinem ſohn, der König thut mir Viel gnaden davon werde Ich hinfüro bloß leben Müßen undt iſt amelisse woll übel bericht geweßen daß Ich ſo woll Verſorgt ſolle ſein weillen aber lamantiren meine ſach gantz undt gar nicht iſt, ſo will Ich hir von Schweygen Nur daß ſagen daß Es mir deß Jahrs ahn $\frac{m}{80}$ franken fehlen wirdt, daß Mein hauß nicht haben Kan waß Nöthig, will geſchweygen daß waß Zu meiner luſt oder Vergnügen überbleiben ſolte.

---

* Ihres Gemahls, Philipps von Orleans.

Versaille den 15 Julli 1701.

An Ameliſe.

— — — wer Von puren gnaden lebt Kan Kein gar groß glück Zu hoffen haben wir ſeindt alle den VerEnderungen Zu ſehr unterworffen In dießer welt umb alleZeit auff gnaden Zu Vertrawen Könnent aber bisher habe ich mich deß Königs gnaden ſehr Zu rühmen ſo woll Vor mich alß meinen ſohn welchen J. M. Zu Einem großen herrn gemacht haben, Von meinem ſohn bin Ich ſehr Content J. L. leben gar woll mitt mir, Er iſt Ein gutter bub und hatt Ein gutt gemühte — — —

---

marly den 29 Julli 1701.

An Louiſe

Ich hette hoch an Nöhten In meinem betrübten ſtandt waß Zu finden ſo mich divertiren Konte außer daß ſpatziren gehen iſt mir jetzt nichts Erlaubt, mein gröſter troſt ſtehet in deß Königs gnaden welche noch continuiren J. M. ſeindt mir Entgegen Kommen undt haben mich mitt ſich ſpatziren geführt, Ich bin Erſt ſeyder Sontag hier der König aber war ſchon ſeyder Mittwochen hir, Ich habe nicht Eher her gedorfft weillen leyder Vergangen Sambſtag monsieur S. begrabNuß war welcher tag ob Ich Zwar nicht dabey mich doch hatt hertzlich weinen machen, wie leicht Zu Erachten iſt — — —

---

marly den 11 Augusti 1701.

An Louiſe.

— — — ſo offt ich bey monsieur S. lebzeiten Ein inventarium begehrt, von waß mons de moras mittgebracht, hatt man mirs allezeit abgeſchlagen. Ich ſehe auch Nun gar Zu woll warumb Es gegeſchehen, Ich bin fro Zu Vernehmen daß Herr ferdinant Von degenfelt noch In gutter geſundtheit iſt, undt ſich meiner noch Erinert, auch mittleyden mitt mir gehabt hatte bitte Ihr wollet Ihm doch Von meinetwegen ſehr dancken, vor ſein christlichen mittleyden, freylich hette Ich trewe leütte von Nöhten, allein bey mir ſteht Es nicht leütte ahnZuNehmen den der König hatt mir auß ſeinem raht Einen Man geben ſo vor mich ſorgen ſoll — — —

---

marly den 18 augusti 1701.

An Ameliſe.

— — — glaubt mir daß Es viel iſt, daß mein ſohn mich lieb hatt den dazu iſt Er wahrlich gar nicht ErZogen worden, den man hatt Von ſeiner Zarten Jugendt ahn mitt fleiß gearbeytet Ihn Von mir abZu Ziehen, jedoch ſo hat ſein gutt naturel die oberhandt genohmen, aber hier von wer noch Viel Zu ſagen, derowegen beßer Zu Schweygen — — —

Fontainebleau den 12 8br 1701.

An Ameliſe.

— — — Meine geſundtheit iſt Nun gott lob ſehr Volkommen, undt damitt ſie ſo bleiben Möge fahr Ich ſo offt auß alß mir möglich iſt, undt Es iſt auch umb ſie Zu erhalten daß mich der König auff die jagt führt Etlich mahl wen mein Miltz Zu ſtarck raſt alles waß hir iſt geht alle tag auff die jagt undt Zwey mahl die woch In die Com̄edie außer Ich, wie Ihr leicht gedencken Könt Ich Muß geſtehen unter unß gerett daß Es mir nicht Eine Kleine mortification iſt dießer beyden divertissimenten Zu Entberen müßen, Zu fuß gehe Ich gar offt ſpatziren undt jedes mahl Eine gutte frantzöſche meill durch den waldt durch, daß Vertreibt die melancoley welche ſonſten hart nachſetzt, Inſonderheit wen Ich Von affairen reden hören da Ich Mein leben Vor dießem nichts Von gehört Es were mir hoch von Nöthen daß Ich die ſachen ſo woll alß louisse verſtehen Könte, wen Ich dan Von ſachen here ſo ich nicht recht begreiffen Kan, (den Im 50ten Jahr Zu lernen iſt waß ſpat) den werde Ich bludts launiſch und kritlich wie Eine wandtlauß apropo Von wandtleüße ſie hetten ſchir die Königin In spanien die Junge In den spanischen galléen gefreßen Man hat ſie gantze nächte bewachen Müßen, ſie iſt Vor Etlich tagen Zu toullon ahnKommen, wirdt Von dar Zu landt nach Barcelone, I. M. Können nicht lenger auff der ſehe dawern wie ſie mir geſchrieben haben, Ich mögte nicht In dießer Königin platz ſein, Königin ſein iſt überall beſchwerlich aber Königin In spanien iſt noch ärger alß alles mich deücht malante die fraw Churfürſtin würde ſich beßer daZu ſchicken Können alß Ich — König wilhelm Endert oft von favoritten ſolle jetzt wie Man ſagt wider Einen Neüen ahn albermale platz haben daß die Königin ſeine gemahlin bey Ihren lebens Zeiten Keine rivalle bekommen iſt nicht Zu Verwundern die Von König wilhelms inclination ſein, fragen nach Keine weiber nichts In dießer ſach bin Ich ſo gelehrt hir In franckreich worden daß Ich bücher davon ſchreiben Könte — — —

Ich bin alß Verwundert daß man bey jetzigen Zeitten Keine rechte Kinder mehr ſicht den Kinder von 9 Jahren wißen Nun Zu reden undt Zu leben wie menſchen von 30 Jahren — — —

Ich Muß geſtehen daß mir König jacobs todt alle trawerigkeit wider In Kopff gebracht die Königin iſt In Einem ſtandt ſo Einen ſtein Erbarmen mögte, der gutte König jacob iſt mitt Einer ſolchen ſtandthaftigkeit geſtorben die nicht Zu beſchreiben gantz ruhig alß wie Einer Einſchläfft den tag Vorher Ehe Er ſtarb rieff Er lautt Ich Verzeye Von grundt meiner ſehlen meiner tochter alles waß ſie mir übels gethan hatt undt bitte gott daß Er ihr Es auch Vergeben möge wie Im gleichen dem printzen von oranien undt allen meinen feinden — — —

Fontainebleau den 13 8br 1701.

Hertzliebe Louisse, König jacob wahre nicht Zu bejammern den I. M. haben mitt freüden dero Leben geEndiget aber wer Zu beklagen iſt, und mich recht betrübt hatt daß war die gutte Königin die iſt In Einem ſtandt daß Es Einen ſtein Erbarmen mögte, Kan ſich deß Königs todt nicht getröſten, ob ſie Zwar Ihr leydt gar christlich nimbt, Vor Ewere gutte wünſche liebe louisse dancke Ich Euch Von hertzen, Ich wuſte nicht daß die cron Denemarck hülff In ittallien ſchickt, ſie habens dort nicht Von Nöhten Es geht Nur Zu woll vor die Keyßerlichen dort, Ich weiß der Königin von denemarck recht danck daß ſie ſo Viel Von Eüch helt Ich glaube daß I. M. Nun wider bey dem König Ihren herrn ſohn ſein, Ich Kan mir leicht Einbilden wie betrübt der abſchidt Von dießer Königin und Ihrem herrn brudern liebden geweßen Man weiß woll wen man ſich quittirt aber nicht wen man ſich wieder ſicht von hir Kan Ich Eüch gar nichts Neües ſagen, Ich gehe ſpatzieren leße undt ſchreibe undt Etlich mahl führt mich der König auff die jagt In ſeiner calesch, alle tag jagt jemandes hir ſontags jagt mein ſohn undt auch Mittwochen Montag undt Donnerſtag daß König hundt Dinſtag undt ſambſtag jagt monsieur le dauphin den wolff freitag undt dinſtag jagt der Mons le Comte die reh thier Montags mons le duc du maine ſein herr bruder den hirſch undt dinſtag mons le duc den hirſch, man ſagt daß wen man alle Esquipagen Zu ſammen führen ſolte würde Man 900 hundt auff Einmahl ſehen, wo nicht gar taußendt, daß iſt alles waß Ich von hir ſagen Kan, Zwey mahl die woche iſt Commedie aber Ihr Könt wohl gedencken daß Ich nicht Nein gehe welches mich genung maliſicirt, den Ich geſtehe daß die Commedien noch der gröſte ſpaß iſt, ſo ich In dießer welt habe, undt die Eintzige luſt ſo mir nicht Verlaydt iſt.

---

fontainebleau den 4 9bris 1701.

An Ameliſe.

— — — Es iſt noch nicht lang, daß man mir Eine von den pasquillen geſchickt auff den ittalienischen Krieg welche mich hatt lachen machen, den Es iſt ſo perfect geſchrieben wie die frantzosen alle teütſch reden, daß manns nicht ohne lachen leßen Kan, den Jungen Vettern ſo Ihr In Ittallien alß volontaire habt iſt Er des oberſten Degenfelts ſohn? — — —

meinet Ihr liebe amelisse daß ich die Bibel nicht mehr leße weillen Ich hir bin, Ich leße alle morgen 3 capittel, Ihr müſt nicht meinen daß die frantzöſche Catholischen ſo alber ſein wie die teütſchen Catholischen, Es iſt gantz Ein andere ſach mitt, ſchir alß wens Eine andere religion were, Es leſt hir die heylige ſchriefft wer will, Man iſt auch nicht obligirt ahn bagatellen undt abgeſchmackte miracle Zu glauben Man helt hir den papst nicht vor unfehlbar, wie Er mons de lavardin Zu rom excommunicirte hatt man hir Nur drüber gelacht, man bett Ihn nicht ahn man helt nichts auff wallfahrten, und hundert dergleichen, worinen Man hir Im landt gantz different Von den teütſchen Catholischen iſt wie auch Von den spaniern undt ittalleinern — — —

Man ſagt hir König wilhelm hette die waßer ſucht undt ſeye todt Kranck Ich werde Es aber nicht glauben biß Ichs anderwerts her Erfahre Er were ſchadt daß ſo Ein Verſtandiger König ſo wenig leben ſolte, waß man Ihm aber beſchuldiget iſt Nur gar Zu war alle Junge Engelländer ſo mitt Mylord portLandt ambassade herKommen alß ſie ſahen daß Es Zu paris Eben Zu geht wie bey Ihrem hoff haben ſie Keine ſcheü gehabt alles gantz natürlich Zu Verzehlen wie Es her geht ſolle Von dem abbe marle Verliebt geweßt ſein wie von Einer damen undt Ihm die händt Vor alle menſchen geKüßt haben daß große Zeichen noch daß dießer König verliebt von Jungen Mänern iſt, iſt daß Er nichts nach weiber fragt den glaubt mir liebe amelisse die Mäner ſeindt ſo ſie müßen Eines oder daß andere lieben König carl S: hatt allein die weiber geliebt Es ſeindt aber noch Vielle die beyde lieben deren findt man hir gar Viel, undt mehr alß Von Denen ſo Nur Von Eine inclination ſein König Carl iſt nicht Verliebt Von made mazarin geweßen ſondern Von made de portsmuth vndt von Einer Commediantin, die Mäner glauben die weiber Können nicht ſein ohne waß Zu lieben weillen ſie ſelber ſo ſein drumb Muß man Ihnen dieße fragen Zu gutt halten, Ich glaube daß lieben oder nicht lieben, nicht allerdings bey unß ſtehet aber die haben gott Zu dancken denen Er hir inen Einen ruhigen Sinn gibt undt Vor ſolch unglück bewahrt ſo taußendt andere unglück nach ſich Zicht, Drumb Muß Man mitt leyden mitt denen haben welche gott In ſolch unglück fallen leſt — — —

Versaille den 10 xbris 1701.

An Louiſe.

— — — Daß testament von mein Herr Vatter S. iſt mir gar woll Zu paß Kommen Es ſolle wie man mir verſichert mir gar Nöhtig geweßen Dancke Eüch alſo noch mahlen Von Hertzen davor — — —

mein heurahts contract hatt man ſo Ellendt auff geſetzt als wen Ich Ein bürgers dochter were Kan nicht begreiffen wie J. G. der Churfürſt S. mich ſelbigen hatt unterſchreiben machen, aber mein hauß iſt ſo groß daß ob der König mir Zwar 250 taußend francken pension giebt undt man mein heüraths guht undt alles dabey regnet ſo fehlt Es noch ahn noch Einmahl ſo viel alß der König mir gibt umb mich nach meinem ſtandt gemeß Zu unterhalten, und daß weillen auff alle chargen gerechtigkeitten ſeindt, alle Erkaufft ſein undt Ich alſo nicht retranchiren Kan, auch hir Im landt ſo thewer undt außer preiß iſt, Es iſt alſo gar weit gefehlt daß Ich die pfaltziſche gelter frey undt Zu ſpielgelt ſo Zu ſagen haben ſolte — — —

Versaille den 13 xbr 1701

An Ameliſe.

— — — Der Junge herr Von Degenfelt iſt just des Herrn Degenfelts ſohn den wir den oberſten Degenfelt hießen Den Er hieß christoffel hatt waß ahn Einem aug Ich habe Ihn gar woll gekandt Er war Immer In meiner Cammer den Er war Ein wenig charmirt von die woltzogin daß Effel daß hernach den Eberfritz den Veninger beKommen, diß ſeindt aber alte geſchichten, herr ferdinant Muß Nun woll nicht weit Von daß 70 Jahr ſein den Ich glaube daß Er woll 20 Jahr älter iſt alß Ich Ich habe Ihn allezeit recht Estimirt undt Viel von Ihm gehalten, Es deüchte mir auch daß Er mich nicht haſte, Er iſt all ſein leben Ein wenig dick geweßen — man ſagt daß In ittallien In den operaen die ſtimmen undt die decorationen beſſer ſein alß hir allein daß orquestre die simphonien Kleyder vndt tänze ſollen Zu paris beßer ſein alß In ittallien — — —

Von König wilhelm iſt nur gar Zu wahr waß man Von Ihm ſagt, aber alle heros wahren auch ſehr hercules thesée allexandre cesar, dieße alle wahren ſo undt hatten Ihre favoritten Die Von dem laſter ſeindt undt die H ſchriefft glauben bilden ſich Ein daß Es Nur ſünde geweßen wie noch wenig leütte In der welt wahren undt waß ſie thetten den Menſchlichen geſchlecht ſchaden Konte In dem Es verhindert mehr menſchen Zu werden aber Nun daß die Welt gantz peuplirt iſt halten ſie Es nur Vor Ein divertissement halten Es aber heimlich ſo viel ſie Können den gemeinen man nicht dadurch Zu ärgern aber unter leütte von qualitet reden ſie öffendtlich davon halten Es Vor Eine gentilesse wißen auch woll Zu ſagen daß ſeyder sodom und gomora unßer herr gott Niemandt drumb geſtrafft hatt, Ihr werdet mich gelehrt finden In dießem text, Etlich mahl habe ich davon reden hören ſey der Ich In franckreich bin, — wer gott In der warheit undt nach ſeinem wordt Dinnen will Muß woll alle tag Die heylige ſchrifft leßen ſonſten würden wir In finſterniß ſein Ich bin persuadirt daß die rechte religion die iſt ſo Ein christ In ſeinem hertzen hatt undt auff gottes wort gegründet iſt daß übrige ſeindt Nur pfaffen geſchwetz In welcher religion Es auch ſein mag Man Kan allein durch die wercke Von rechten glauben judiciren wehr wohl thut liebt gott undt ſeinen negſten daß ſeindt die geſetz undt prophetten wie unßer herr christus unß lehrt, alle abergläubiſche meßen werden hir dermaßen geſtrafft daß Ein prieſter ſo Vor Meuße die Meß hir leßen würde gebrent würde werden wie Ein Zauberer — — —

Versaille den 23 xbr 1701.

An Ameliſe.

— — — mad^{le} spanheim iſt gar Ein artig medgen ſo woll von geſicht alß von taille, Er hatt recht ſie ware ſehr a la mode ging auch mitt großen ſchmerzen weg, Ich verſichere liebe louise daß diß Junge medgen ſich gar woll bey alles waß In Engellandt artig iſt, wirdt weißen dörffen, — Ihr embrouillirt die marquisse de richelieu mitt der Duchesse die Duchesse iſt Lengſt todt, aber die marquisse iſt auff allerhandt weiß abſcheülich desbauchirt legte ſich Eins mahls hir In monsieur le dauphins bett ohne daß Er ſie drumb gebetten umb bey Ihm Zu ſchlaffen wie Er In ſein Cammer Kam ſagten die Cammerdiener m^{er} une dame est dans votre lit qui vous attand Elle n'a pas voulu se nomer Er ging hin ſach wer Es war, wie Er ſahe daß Es die marquisse de Richelieu war ſchlieff Er bey ihr ſagte Es aber andern tags ahn alle menſchen dieße marquisse iſt jetzt In Einem closter Nahe bey fontaineblau — ſolte die gräffin Von Sintzendorff Eine galanterie gehabt haben mitt St morice Kan Es Nur ſein umb Ihren Man Zu bezahlen, Vor alle untrewe ſo Er Ihr hir Erwießen, den Er ſolle mit Mans undt weibspersonnen Zu thun gehabt haben, aber Ich bin woll Ewerer Meinung daß man den St. maurice ohnmöglich lieb Kan haben — — —

Von paris hört man gar wunderliche geſchichten Ein burgers mättgen ſo Zimblich reich war undt von 14 Jahren, wurde Von Einem Jungen menſchen ahngeführt, undt wurde ſchwanger, ſie war ſchlaue genung, die ſach Zu Verhehlen, undt heimblich Nieder Zu Kommen bekam Einen ſohn den trug ſie gleich aux enfants trouves alß wens Ihr Kindt nicht wer, Zeichnete Es aber umb Es mitt der Zeit wider Zu Kenen Können Ein par Jahr hatte ſie große ſorg Vor daß Kindt undt gab Ihm alles was Ihm Nöhtig war, In der Zeit wirdt Ein reicher Kauffman Von paris Verliebt von diß menſch undt heüraht ſie, ſie die wie ſchon geſagt Schlau war dachte daß wen ſie aux enfants trouves gehen ſolte, daß Es Ihrem Man Einen argwohn geben mögte Inſonderheit wen ſie gelt hin trüge, resolvirt ſich auff

Einen ſtutz nicht mehr hin Zu gehen ſie lebt ſo 20 Jahr mitt Ihrem Man welcher Ihr all ſein gutt gibt und ſtirbt, ſie hatte Eine große Inclination Vor Ihres mans Erſter laden Knecht Er hatte ſie auch lieb ſie heürahten Ihn dießen Sommer wie Ihr man außgezogen bey Ihr war wirdt ſie auff Ein mahl gewahr daß Er daß Zeichen ahm leib hatt ſo ſie Ihrem ſohn gemacht, ſie Erſchrickt leſt ſich aber nichts mercken leüfft aux enfant trouves undt fragt wo der Jung hin Kommen ſeye ſo ſie Zu Ihnen gethan ſie ſagen Er hette inclination gehabt wie Er ahnfangen groß Zu werden umb Ein Kauffmann Zu werden, Er hette daß weßen gelehrnt undt were In dem Laden Von Einem reichen Kauffmann gangen Nenten Ihr darauff Ihren Erſten Man da Konte die fraw nicht mehr Zweyfflen daß Ihr Zweyter man nicht Ihr ſohn were ſie lieff gleich Zu Ihrem BeichtsVatter undt geſtundt Ihm den gantzen handel der BeichtsVatter ſagte ſie ſolte die ſach heimblich halten, nicht mehr bey Ihrem Man ſchlaffen biß die ſach In der sorbonne vorgetragen würde ſein Man weiß noch Eygendtlich nicht waß die sorbonne drüber ordonirt hatt — — —

Versaille den 28 xbr 1701

An Louiſe.

— — — Es geſchicht ſelten daß Ein heürahten ſo woll sortirt wirdt alß der Vom fürſten Von Naßaw Siegen und die princessin francisca Von Heßen homburg, dießer fürſt muß Endtwetter Eine ungemächlichkeit haben ſo nicht Zum heürathen tauglich iſt oder Ein phenix ſein, den Ich glaube nicht daß Ein Junger Mansmenſch In der welt ſein Kan ohne inclination Vor desbauche Zu haben Es ſey Vor mäner oder weiber, aber Etliche ſeindt ſchamhafftiger alß andere undt Können Ihr ſpiel beßer Verbergen alß andere ſeindt auch offt die gefährlichſten undt bey welchen die Laſter ahm lengſten Kleben bleiben, die fürſtin Von nassaw ſo hir Zu paris geweßen habe ich nicht Zu ſehen bekommen, Man hatt woll Von dießer fürſtin geſagt daß ſie gar große vivacitet hette, Man hatt Ihr ſonſten nichts übels nach geſagt, contrarie ſie hatt jederman hir gar woll gefahlen — — —

Versaille den 8 januarii 1702

Hertzliebe amelisse geſtern abends alß Ich wider von marly Kommen hatt man mir Ewer ſchreiben Vom letzten December gebracht, worauff Ich hiemitt gleich andwortten werde, undt Euch meine Meinung recht Von Hertzen grundt ſagen, Im heürahten deücht mir Müßen Erſtlich 2 haubt punckten betracht werden der Erſte ob der Man In Einem ſtandt iſt undt mittel genung hatt, nach ſeinem ſtandt Zu leben, Zum andern, ob die person Einem nicht gantz Zu wider iſt undt man wen die Mittel da ſein Vergnügt mitt Einem menſchen leben Kan, gegen den ſtandt habe ich nichts Zu ſagen Ich weiß wer die graffen von wittgenstein ſein finde alſo Dießes ſehr sortable, aber noch Eine reflection iſt Zu machen Nehmblich ob Ihr Eüch auch resolviren Könt die gedult Zu haben ſo Man Im heürahten haben Muß undt Eüch Einem Man ſo Zu soumettiren daß man mitt allen ſeinen Schwachheitten gedult haben Kan, undt ſie mit gedult Ertragen, ohne welches Nie Kein glück Im Ehe ſtandt ſein Kan, wen Ihr dieße resolutionen faßen Könt liebe amelisse ſo will Ich Euch rahten Zu heürahten Ich lobe Eüch die ſache nicht acceptirt gehabt Zu haben, ſo lang deß graffen Eltern gelebt undt Keine charge gehabt hatt aber Nun ſie todt ſein, Er herr Von ſeinen guttern iſt, und Eine ſeines ſtandes gemäß charge hat, ſehe Ich nicht mehr wie Ihr die ſach abſchlagen Könt, Ich geſtehe Zwar, daß Ich woll glaube, daß Ein lediger ſtandt nicht widerlich iſt undt vielleicht glücklicher, allein wen man alt wirdt fält doch ſo Eine Verachtung auff die alten Jungfern daß ſie ſelber Ihren ſtandt nicht mehr Ertragen Können undt die Mäner ſuchen, wen Es nicht mehr Zeit iſt, undt werden darnach Nur außgelacht, iſt alſo beßer noch Jung heürahten, Ihr werdet Zu berlin ahn Einem ahngenehmen hoff ſein, welches beßer iſt alß gantz allein Zu franckfort hauß halten Ich bin recht touchirt Von Ewer Vertrawen liebe amelisse, Ich ſage Eüch auch meine gedancken recht von Hertzen grundt wie Ich Es dencke, Ihr ſecht auch woll daß malante meinung wie die Meine iſt, überwegt alles waß Ich Eüch hir geſchrieben undt Nembt Ewer parthey hierauff Ich bitte gott den allmächtigen von grundt der Seelen daß Er Euch Eingeben möge, waß Zu Ewer glück undt avantage gereichen Kan, die heürahten ſo auß raison geſchehen ſeindt offt Viel glücklicher alß die auß amour undt liebe geſchehen den liebe (Ich Verſtehe Verliebt ſein) undt hymen ſein undt bleiben ſelten beyſammen, heürahten wen alle gutte raisons ſich dabey befinden iſt Keine Naredey ma tante hatt mir gar nichts von der ſach geſchriben Ich habe auch nichts davon geſagt undt nicht gethan alß wen Ichs wüſte, wen glück wünſchen Zu waß helffen Könte, ſo würdet Ihr gewiß gar glücklich werden den Ich Verſichere Eüch liebe amelisse daß Ich Eüch Ein Volkommen Vergnügen wünſche, dancke Eüch ſehr Vor Ewern NeüJahrswunſch, undt Verſichere Eüch daß In welchem ſtandt Ihr auch ſein möget ſo werde Ich allezeit Eine rechte trewe freündtſchafft undt liebe Zu Eüch tragen wie Es daß geblüdt In unß Erfordert

Elisabeth Charlotte.

P. S.

Es Verlangt mich recht Zu wiſſen, welche parthey Ihr werdet genohmen haben.

Versaille den 1 februarii 1702

Hertzliebe Louise die überbringerin dießes brieffs iſt Eine von meinen Cammerweyber Eine witwe, ihr Man hieß du fresne, ſie aber iſt meiner ammen dochter undt die ſo Ich allezeit suzon hieße, ſie geht nach cassel wegen Ihrer ſchweſter Erbſchafft; J. L. der Landtgraff hatt durch repressaille ſeinem secretaire der nanon perteaut Erbſchafft geben, aber Ich hoffe, daß wen J. L. Erfahren werden, daß Erſtlich der Secretarius In dem ſtück gelogen daß ſeiner frawen gutter gar nicht ſeindt confisquirt worden undt Zum andern daß weillen suzon Eine pfältzerin undt nicht Zu metz gebohren ſo wirdt Er Ihr recht ſchaffen wie ſie Es mitt mehren umbſtänden Erweißen wirdt, bitte Eüch derowegen Eüch Ihrer Ein wenig ahnzu Nehmen undt ſie Zu Cassel Zu recommandiren damitt ſie audientz haben möge, ſie iſt gar Eine gutte fraw undt dint mir ſehr fleißig allein ſie hatt Eine gar dolle ſprach, ſo woll In teütſch alß In frantzöſch Lenor, die fraw Von rotzenhaussen hört ſie recht gern reden, undt ſie allein Kan Ihre art Von reden behalten, macht mich offt von hertzen drüber lachen, ſie wirdt Eüch viel Von hir Verzehlen Können, wen Ihr ſie Verſtehen Könt, Ich glaube daß ſie lang unterwegen ſein wirdt, undt ſich noch Ein wenig Zu Metz auffhalten, derowegen werde Ich Vor dießmahl nichts mehr ſagen daß Ich Eüch bitte Ihr glauben Zu geben wen ſie Eüch verſichern wirdt daß Ich Eüch allezeit von hertzen lieb behalte

Elisabeth Charlotte

---

marly den 2 mertz 1702

An Ameliſe.

— — — Waß Iſt den, dem graff von warttenberg vor Eine quint ahn Kommen, daß Er dem graffen von wittgenstein daß heürahten Verbiethen will, Er iſt ja weder ſein bruder noch ſein Vater noch ſein Vormundt, Ich hoffe die Liebe Königin wirdt die ſach ſchon wider Zu recht bringen, undt ma tante auch. — — —

---

versaille den 12 mertz 1702

An Louiſe

— — — Der gutten fraw von Harling todt iſt mir recht Zu hertzen gangen, Es macht mich gantz trawerig undt ob der gutten frawen Zwar woll geſchehen In dem ſie Niemahlen recht hette geneßen Können, undt Nur gelitten hette, ſo iſt Es doch allezeit betrübt gutte freünde Zu Verliehren, Ich glaube daß Es J. M. der Königin In preussen auch wirdt leydt geweßen ſein, den die gutte fraw hatte ſie auch ſo woll alß mich Erzogen — — —

---

marly den 16 mertz 1702

An Ameliſe.

— — — Der Churfürſt von Braunsweig hatt daß daß Er unleydtlich drucken undt kalt iſt In ſeinen reden oder redt gar nicht — —

---

meudon den 8 april 1702

An Louiſe.

— — — ma tante ſcheindt ſehr touchirt Zu ſein, von deß Königs in Engellandt* todt welcher jederman mehr verwundert hatt allein mich deücht Es iſt mehr Zu verwundern daß er ſo lang hatt leben Können ſo Krancklich wie J. M. S: wahren, der gutte hertzog Von Zelle wirdt auch woll betrübt über dießen todtsfall ſein den Er hatte dießen König hertzlich Lieb, beym Hertzog von Zelle undt ma tante Kan man ſagen wie Im alten ſprichwort alte liebe rostet nicht, dießer Hertzog iſt woll der beſte herr von der welt Ich habe Ihn recht lieb aber ſeine Gemahlin* Kan Ich nicht Estimiren Es iſt Immer ſchadt daß der herr ſo Mißheüraht und Ich kann nicht leyden daß Ein ſolcher Hertzog Eine gemahlin hatt die ſich glücklich hir geſchätzt hätte undt allen Ihren möglichſten fleiß ahngewendt hatte umb Einer Von monsieur S: Erſten Cammerdienern Zu heurahten deſſen ſohn noch In meinen dinſten iſt — Es iſt Ein Zeichen Von der Königin In preussen gutt naturell daß ſie die hohen Ihrigen ſo ungern quittirt hatt, wie Ich auch Von Ihrem hoff höre Muß Es doll dort hergehen — — —

---

* Wilhelm.

Versaille den 22 april 1702

An Ameliſe.

— — — Daß der Churfürſt** Ein truckener ſtörriger herr iſt, habe ich gar woll ahn J. L. verſpürt wie ſie hir wahren den ſo viel amitié Ich Ihm auch Erwießen hatt Er doch Nie Kein Vertrawen In mir faßen wollen, noch mitt mir reden, habe Ihm aller wörter außpreſſen müßen, welches Eine gar ohn ahngenehme ſach iſt, worinen Er aber daß große unrecht hatt iſt mitt ſeiner fraw Mutter ſo Zu leben deren Er doch allein respect ſchuldig iſt, Mißtrawen hochmuht undt Kargheit machen dießen Churfürſten wie Er iſt, ſorgt nicht daß Ich Eüch händel ahnmachen werde, Ich werde mein leben nicht nachſagen waß Ihr mir geſchrieben habt, Ich merckte Es offt auß malante ſchreiben ob ſie ſchon nichts ſagt daß ſie übel Zu frieden iſt daß ſchlimbſte iſt daß dießer Churfürſt Kein gutt naturell hatt welches man woll ahn dem Verſpürt wie Er auch mitt ſeinen herrn brüdern umbgeht, Es iſt mir leydt daß der Churfürſt Carl moritz ſo Verdirbt den daß ſauffen Kan Kein gutt auff die lenge thun, Er wird ſich mitt umbs leben bringen, undt Vorher noch das hirn ſchwechen daß Er all ſeinen Verſtandt drüber Verliehren wird — — —

Ich wolte daß daß hauß wolffenbübel mitt den honnoverischen VerEyniget were, den Es bringt Kein glück wen man gegen ſein Eygen hauß Krig führt, Ich Zweiffle nicht daß alle hohe Verwanten undt alliirten Von König wilhelm ſehr beſtürtzt undt betrübt über ſeinen todt geweßen ſein mich hatt Er auch gejammert unßere Königin In

---

* Georg Wilhelm von Braunſchweig-Zelle heirathete die Franzöſin Eleonore d'Ezmiers. Unſere Prinzeſſin konnte ihr nie verzeihen, daß ſie eine Unebenbürtige und noch dazu eine Franzöſin war.

** Georg von Hannover.

Engellandt hir * hatt In dießem fall ſich recht genereuse undt Chriſtlich Erzeigt Viel Engelländer alß ſie die Zeittung von König wilhelms todt Erfahren, wolten freüden fewer machen allein die Königin ließ Es außleſchen undt überall Verbieten daß Niemandt freüden Zeichen über dießes Königs todt geben ſolte, ſie ſelbſten auch ſprach davon ohne Einige annimositet Ich habe ſie recht drüber admirirt Es iſt gewiß daß dieße arme Königin Ihr unglück nicht meritirt und recht tugendſam iſt, Ich bin persuadirt daß ma tante jetzt glücklicher iſt alß ſie ſein würden wen ſie Königin In Engellandt ſein werden den die Engellander ſeindt falſche undt wunderliche Köpffe — — —

Versaille den 22 april 1702

An Louiſe.

— — — Ich meinte der graff von warttenberg würde ma tante nicht abſchlagen derffen wen ſie von dem heürahtt von amelise geſprochen hette, Man Kan nicht ahntragen heißen weillen der graff von wittgenstein die ſach Erſt ſelber gewünſcht undt begehrt hatt, Es were nur die obstaclen aplaniren geweſt welches ſehr different iſt, Ich glaube nicht daß Es bey unß menſchen ſtehet unß glücklich zu machen — — —

---

marly den 29 april 1702

An Louiſe

— — — Ich bin In rechten ſorgen wegen den conseillier d'ectat ſo mir der König geben umb ſorg vor meine affairen zu haben, Es iſt Ein gar Ehrlicher Man undt der über die Maßen Viel Verſtandt hatt undt recht ahngenehm in der conversation iſt, Es iſt Ihm Ein fluß auff die bruſt durch Einen ſtarcken huſten gefallen, Er ſpeyt bludt undt iſt Ein alter Man fürcht unerhört Er mögte drauff gehen welches Ein recht unglück vor mich were, den Meines ſohns raht iſt gar nicht woll Vor mich intentionirt Es ſeindt lautter leütte die bey monsieur S. Zeitten Ihre handt braff gefült haben fürchten Nun Mein ſohn mögte Ihre conduite examiniren undt Ihnen rechenſchafft fodern, wollen derowegen ſich auff alle weiße Einſchleichen wen Er auch

---

* Die Wittwe des vertriebenen Königs Jakob II., Maria Beatrix Eleonore von Eſte, Tochter des Herzogs Alphons II. von Modena.

Zu Kurtz Kommen mögt, dießer Man aber mons de pomereu leſt nichts Verbey gehen undt examinirt alles genau waß Mich betrifft bin alſo recht bang daß Er ſterben mögte, gott behütte mich davor den trewe leütte ſo Es aufrichtig mitt Einem Meinen ſeindt rar hir Zu landt — — —

Es iſt Ein groß unglück mitt den Mißheürahten Es wirdt Nie Nichts guts drauß, J. L. meines Vettern des Churfürſten von Braunsweigs heüraht hatt Viel mehr bößes alß guttes Zu wegen undt auff alle weiße Eine Ewige ſchande, die Hertzogin hatt mehr urſach alß Niemandts betrübt über Ihrer dochter unglück Zu ſein, den hatte ſie ſie nicht In Ihrer Erſter Jugendt Zu der coquetterie und gallanterie Erzogen ſo were ſie nicht In daß unglück gefahlen worinen ſie Nun ſteckt, * Es ſeindt leütte hir ſo nicht ſagen daß ſie nicht criminelle geweßen undt Ein Jung menſch wie ſie war ſo ſich Küſſen und begreiffen Leſt thut woll alles überige auch, Ihr habt Ihr gar recht geantwortet Es were woll Zu wünſchen Daß nicht geſchehen were waß geſchehen iſt, dieſe Hertzogin iſt von gar geringer Herkunfft undt Es were Ihr Eine Ehre geweßen mon' premier valet de chambre Zu heürathen denckt Nun wie ſich daß Zu Einem hertzog von Braunsweig ſchicken Kan, undt waß Ihr geſchehen iſt freylich Vor Ein groß glück Zu rechnen, In ſonderheit iſt Es rar daß Ein Verſtandiger herr wie hertzog georg wilhelm iſt, Ein Menſch heüraht mitt welcher Er ſo viel Jahr ohne heüraht gehauſt hatt, daß der fürſt von anhalt ſeine apotekers dochter Vor Eine fürſtin gern wollte passiren wachen Kan Ich woll glauben aber ſeindt woll andere fürſten Näriſch genung die ſach passiren Zu laßen, und Eine ſolche creatur Vor Eine fürſtin Zu Erkennen daß were ja gar Zu abgeſchmackt, ** der Hertzog von holstein iſt noch raisonabler — hir iſt Es Nun gar ſtill undt trawerig

---

* Sophie Dorothee, Tochter des Herzog Georg Wilhelm von Zelle und der d'Esmires, mit dem Kurfürſt Georg von Hannover vermählt, hatte den Grafen von Königsmark zum Buhler. Die Sache wurde bekannt, ſie auf Lebenszeit eingeſperrt, der Graf in einem Kloak erſtickt.

** Der in der Kriegsgeſchichte unter dem Namen des alten Deſſauers rühmlichſt bekannte Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau vermählte ſich mit der Apothekerstochter Anna Luiſe Föhſe, einem in jeder Beziehung achtungswürdigen Mädchen. Der Kaiſer legitimirte dieſe glückliche Ehe, die ein Triumph weiblicher Tugend und männlicher Treue war. In dieſem Fall, wie in einigen andern ließ ſich unſere Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von einem Vorurtheil zu einem unverdienten Verdammungsurtheil hinreißen.

Man ſicht lautter trawerig leütte deren Meuer Kinder Verwantten oder freünd Zu den Krieg gezogen ſein, der Krieg iſt leyder nur gar Zu rechter Ernſt.

---

marly ſambſtag den 6 may 1702

Hertzliebe amelisse, geſtern wie Ich Ewer ſchreiben Entpfunge Kame Ich Eben Von der jagt mitt J. M. dem König, die jacht war perfect ſchön, der König hatt kleine Calesche undt kleine pferdtger, die renen aber ſo ſtarck daß Man allezeit bei den hunden iſt, undt die jagt ſchir Nie Verliehrt Eben alß wen man Zu pferdt were, die jagt wehrte Nur anderthalb ſtundte undt die hunde Erſoffen den hirſch allernegſt hir bey In Einem weyer, Es war recht ſchön alle die hunde mitt dem hirſch Ins waßer Zu ſehen alle die die leütte magnifick gekleydt ſo drumb herumb wahren undt alle die jäger ſo auff den jagts hörner ſehr woll blaßen, Es war Ein recht ſpecktackel, — Man verſichert mich aller ortten her daß der Römische König * gar gewiß auff den Rhein Kommen habe aber nicht gehört daß J. M. biß auff franckfort werden ſondern Man hatt mir geſagt Er würde Zu heydellberg bleiben, die Königin wie Man mir Verſichert ſolle gar gewiß nicht mitt Kommen alſo wirdt franckfort nicht ſo ſehr Im glantz ſein daß man ſich Zum Krieg prepariret iſt Kein wunder, den Es iſt Ein außgemacht ſach, undt glaube nicht Zu ſehen wie der Krieg ahnfengt daß meine Kinds Kinder Nie den general frieden wider ſehen werden — — —

Versaille den 12 may 1702

An Louiſe.

— — — Ich Muß lachen daß Es Euch frewet, daß Ich von dem Lateiniſchen geplär nicht Eingenohmen bin, außer bludts Einfältige leütte ſonſten leſt ſich Niemandes davon Einnehmen, Man geht Nur ahn ſolchen orten den pöpel auch Zu scandalisiren aber ſonſten macht Niemandes groß werck drauß. Von den Zeügs aber gar befreyet Zu ſein iſt ohnmöglich mein beruf undt Kindtlicher gehorſam haben mich her gebracht, hir Muß Ich leben undt ſterben, undt mein Ver-

---

* Der nachmalige Kaiſer Joſeph I., der im ſpaniſchen Erbfolgekriege den Feldzug am Rhein mit der Belagerung Landaus eröffnen ſollte.

hengnuß völlig Erfüllen, meinem gott dinne Ich wie Ichs Kan undt Verſtehe, laß Ihn Im überigen walten — — —

die commisarie ſo Zu rom meinen proces unter handen gehabt haben fünfftzig dauſendt thaller bekommen, abbe theaut (thesseut) hatt die quittancen In original geſehen wie Ers dem papst ſagte andwortete der papst (beklagt mich daß ich mitt ſolchen gottloßen undt falſchen böſen leütten umbzugehen habe die daß recht umb gelt beugen), aber daß unrecht Zu Erſetzen da ſprach Er nicht Von der abbé de theaut iſt viel betrübter umb die ſach alß Ich, den ſo baldt Ich geſehen, daß monsieur die ſach nach rom geſchickt habe Ich ſie vor Verlohren gehalten, alſo mein parthie ſo woll gefaßt daß Ich gar nicht drüber Erſchrocken wie die Zeittung ahngekommen iſt — — —

Versaille den 17 Juny 1702

Hertzliebe Louisse Es wirdt mir ohnmöglich fallen heütte auff alle Ewere liebe brieffe Zu antworten ſo Ich In meiner wehrenden Krankheit Entpfangen undt noch ſeyder dem, den Ich bin Zwar geſundt aber noch unerhört matt — — —

Versaille den 3 Jully 1702

Hertzliebe Amelise geſtern habe ich durch Ein ſchreiben von ma tante die fraw Churfurſtin von Braunsweig wie auch durch Eines Von Ewer ſchweſter leyder Erfahren daß der arme Carl moritz geſtorben, welches mir Von Hertzen Leydt iſt, undt beklage Eüch von grundt meiner ſeelen — — —

Marly den 12 jully 1702

An Ameliſe

Landaw wirdt leicht Können genohmen werden weillen Man Es nicht deffendirt wen Man den wüſten melac Ein wenig den buben butzen mögte were Es mir gar nicht leydt Ich Kan Ihn nicht leyden weillen Er ſo gar barbarisch undt cruel iſt — — —

Versaille den 22 julli 1702

— — — wen Carl moritz S den Wein nicht ſo ſehr geliebt hette were Er Ein perfecter philosophe geweßen Er hats aber thewer genung bezahlt den Ich bin ſicher daß daß Sauffen ſein leben Verkürtzt hatt, daß Er nicht ohne drincken ſein Konte Erwieße wie ſeine Leber Verhitzt undt Verbrendt war, Ich wolte daß Er mir ſein gutt gedachtnuß hette Vermachen Können, daß hette Ich hir hoch von Nöhten, Ich weiß wohl warumb Man Carl Edewart nicht ſo woll hatt Leyden Können undt lieb haben alß Carl moritz Er war Zu tockmaußiſch undt wollte ſein Leben ſeine meinung über nichts ſagen Ich habe mein leben nicht auß Ihm Krigen Können waß Er haſt oder liebte waß Ihm gefelt oder Mißfelt, Ich ſagte Ihm taußendtmahl ſagt mir waß Ihr gern thut, waß Ihr gern habt, da machte Er Nur Ein reverentz lachte Verhont aber ſonſt Konte Ich nichts auß Ihm Kriegen daß Iſt langweillig undt macht ungedultig auff die lenge, habe Ihn alſo bey weitem nicht ſo lieb haben Können alß CarlLutz, ahn den Kan ich nicht gedencken ohne daß mir die threnen noch In den augen Kommen — —

were der frantzöſche hoff noch Wie Vor dießem Da Man hir Zu leben Konte lehrnen, aber Nun aber da Niemandes mehr weiß waß polites iſt, außer der König undt m^{sr}, da alle Junge leütte ahn nichts alß pure abſcheüliche desbauchen gedencken, da Man die ahm artigſten findt ſo ahm plumbſten ſein, da wolte Ich Niemandts rahten ſeine Kinder bey Zu ſchicken, den ahn ſtatt daß ſie waß guts ſolten lehrnen werden Lautter untugenden lehrnen, alſo habt Ihr woll groß recht übel Zu finden daß die teütſchen Ihre Kinder Itzunder In franckreich ſchicken wollen, die ſeindt gewiß alle Zeit zu Estimiren Die Ihr gutt undt bludt Vors Vatterlandt geben, undt bin ich auch hirin Ewer Meinung Ich wolte daß wir beyde Mansleütte wehren undt Im Krieg, aber diß iſt woll Ein ohnNohtiger wunſch man Kans aber offt nicht laßen wen der römische König den 13 Zu wehrthem geweßen Muß Er all lengſt Vor landau ſein wir haben hir gar nichts Neües will derowegen Schließen louise ambrassire Ich Von hertzen undt Verſichere Eüch liebe amelise daß Ich Eüch allezeit recht lieb behalte

Elisabeth Charlotte.

Marly den 27 Julli 1702

An Louiſe

Carl lutz macht mich noch die princes von allen haßen, den hette die Ihn nicht ſo mitt Ihrer verfluchten coqueterey Verfolgt, weil Er Zu hannover blieben undt nicht umbkommen — — —

mein dochter undt Ihr herr ſeindt noch ſo Kindiſch undt Kalberiſch daß mir alzeit bang wen ſie Schwanger iſt, gott gebe daß ſie unß dießmahl Einen buben geben mag — — —

---

marly Mitwoch den 9 augusti

— — — geſtern wahren wir vor undt nach dem Eßen drunten Im gartten mitt dem Konig gar ſchönne statuen plaisiren Zu ſehen ſie Koſten $\frac{m}{100}$ francken die beyde, Eine iſt die renomée die ſitzt auff Ein geflügelt pferdt, alles iſt von Einem Eintzigen ſtück weißen marber, daß ander iſt Ein mercurius der ſitzt auch auff Einem pferdt Man Kan nichts ſchönneres ſehen, Ich glaube nicht daß Man in der welt Einen ſchönneren garten finden kan alß dieß hir iſt — — —

Man hatt hir Zeittung bekommen, daß der König In Schweden mitt $\frac{m}{12}$ Man deß Königs In poln armée In grundt geſchlagen ſo noch Einmahl ſo ſtarck war, der König In poln ſolle Verwundt undt darneben Verlohren ſein daß Man nicht weiß wo I. M. hinkommen ſein were Er hübſch Churfürſt Von saxsen geblieben, ſo were Ihm diß nicht widerfahren, Lenor ſagt hirauff wens der geiß Zu woll iſt geht ſie auf Eyß undt bricht Ein bein — — —

lenor will auch gutt davor ſein daß Ihr Keine Sünde habt, worüber Ihr Eüch jemahlen betrüben mögt Es ſeye den ſagt ſie daß Ihr Ein wenig von dem Darmſtättiſchen hoff Von der pietisterey mögt ahngeſteckt geworden ſein auß dießer plaisanterie werdt Ihr ſie woll Erkennen, Ich habe lachen Müßen daß Ihr ſagt daß der Römische König nachmittags umb 4 die Meß gehört, daß Kan nicht ſein, den man ſagt Keine nachmittags Es Muß daß salut geweſt ſein, Man ſieht woll daß Ihr die catholische Kirchen gebrauch nicht wiſt, Ich habe noch nicht gehört daß Landaw über ſeyn jedoch ſo iſt Es über 14 tag daß Es über ſein ſolte, wie Kan daß arme Heydelberg der Römischen Königin Nun gefahlen In dem ſtandt wie Es Nun iſt, Ich Kan nicht ohne ſchmerzen dran dencken In allen arméen gibt Es deserteurs In ittallien Kommen die deserteurs auß den dänischen droupen mitt funfftzigen undt hundert melac iſt gar nicht blessirt worden, Er iſt Ein Braver undt gutter soldat aber greülich cruel mich deücht wie Ich ſchon geſagt daß die teütſchen Ihre Belägerungen gar langſam führen, die lotheringer ſeindt ordinarie nicht gar woll gezogene leütte wundert mich alſo gar nicht daß der nellancourt Eüch nicht gefelt — — —

Versaille den 18 aug 1702

An Ameliſe

— — — wie kompts daß Ihr Ein frantzoſch freüllen habt den daß ſeindt ordinarie gar ſchlegte Edelleütte ſo gar nicht mitt unßerm teütſchen adel Zu Vergleichen ſein den wen hir Ein burger Ein charge de secretaire de Roy Kaufft, passirt Er gleich Vor Ein gentilhome, undt Zu dem ſo Nehmen ſie Nie die Mißheürahten In acht ſondern heürahten allerhandt burgers metger auch woll gar bawerinen wen ſie Nur gelt haben ſeindt alſo offt mitt allerhandt handwerksleütte Verſchwägert, die gemeine noblesse iſt hir ſelber gar wenig geachtt — — —

coquetten weiber ſeindt nichts rares Ich glaube Man findt deren überal, aber ſey der wan iſt Man In teütſchlandt ſo gedultig geworden den die Eltern Zu meiner Zeit hetten Ihrer dochter In Ihrer gegenwart ſo nichts gelitten Ich Erinere mich noch wie Man den vice Kantzler mieg außgelacht hatt daß Er ſeiner dochter amelie alles gelitten hatt.

Fontaineblau den 29 7bris 1702.

Hertzliebe Louisse, Ich glaube daß Lutzifer expresse teüffelger beſtehlt, ahn ſchreiben Zu Verhindern umb die leütte braff toll Zu machen, den biß her iſt Es mir durchauß ohnmöglich geweßen ahn Euch noch ahn amelise Zu ſchreiben, noch auff Ewere Zwey Liebe brieffe von 27br undt 10 aug. Zu andtworten heütte aber habe ich mir feſt vorgenohmen daß mich nichts dran hindern ſolle, undt umb Eüch Zu Erweißen wie feſt Ich Es vorgenohmen habe, ſo ſchreibe Ich Euch Nun, ob Zwar eine Duchesse Kommen mich Zu beſuchen, ſo ſchreib ich doch Immer fort umb den wehr teüffel auch Einmahl doll Zu machen Ich Komme auff Ewere ſchreiben, Ihr embruillirt Immer meines ſohns gemahlin, mit mich, wegen den Nahmen ſo ſie Nun führt Von Duchesse d'orleans, Ich bins Nur wen Man madame ſagt die Duchesse d'orleans iſt allezeit meines ſohn gemahlin — — —

wie Ich Zu Vor ahn dießem ort von meinem brieff ware, Kamme man mir ſagen, daß die Kutzſchen Kommen waren, habe Im waldt ſpatziren fahren wollen, wie Ich allezeit thue, wir ſeindt aber

Kaum Nauß geKommen ſo hatt unß der Kutzſcher über undt über geworffen Eine von meinen damens iſt daß gebrochene glaß In die axel Kommen undt hatt Ihr die axel In 2 orten Ein fingers breydt auffgeſchnitten ſie hatt auch Einen Kleinen ſchnit In den backen, Ich hatten 7 hundt In der Kutzſchen Keinen Eintzigen iſt nicht daß geringſt leydt widerfahren — Ich fürchte liebe luisse daß der leydige Krieg alles wider Verderben wirdt, waß Ewer bawern ſeyder 15 Jahren wider gutt gemacht haben, den die durch marchen Können Nie nichts guts thun, Ihr macht mir gar Ein avantageux portrait Vom jungen herrn von Degenfelt den Carllutz war gar nicht heßlich, undt hübſcher alß Er Muß gar waß hübſches ſein, — Ich glaube daß daß teüffelgen wo von Ich Zu Vor geſprochen unß hatt umbwerffen machen, den ſeyder Ich wider habe fort ſchreiben wollen, iſt der König Zu mir Kommen weillen Er Vernohmen waß unß begegnet iſt hernach die Duchesse de Bourgogne hernach prinzesse de conti undt Ein gar hauffen Damen Es iſt wie Eine procession Muß derwegen wider meinen willen ſchließen undt Vor dießmahl nichts mehr ſagen alß daß Ich allezeit liebbehalte

Elisabeth Charlotte.

Fontainebleau den 12 8br 1702

An Ameliſe.

— — — deß landtgraff Von darmstadt gemahlin iſt gar keine princes Ich Kene Ihre fraw Mutter gar woll ſie iſt deß Duc davres Dochter, Es ſeindt leütte von qualitet aber unter unß gerett Es iſt gar nichts fürſtliches In Ihrem haus ſeindt nicht mehr alß alle hießige Ducs auch ſein undt glaubt mir der landtgraff iſt gantz Verquackelt mit dießem heürath, Ihr Mutter iſt gar übel geſchaffen hatt aber gar großen Verſtandt Ich habe Ihren Vatter auch gekendt war Ein wackerer Man — — —

Der fürſt taxis daß iſt auch wider Ein doll fürſtenthum wen Ihr daß Vor fürſten Zehlen wolt werdet Ihr woll bey Dutzenden finden die lockowitz ſeindt gar Neüe fürſten vor 4 Jahren waren 2 brüder hir hatten aber den rang nicht die ſich ſo geſchwindt wider heürahten wollen die weldt wider Erſetzen In waß der Krig umb bringt Ich hoffte daß die Romische Königin die heidelberg bleiben ſolte undt dortten Einen pfaltziſchen Ertzherzog machen weillen J. M. ja ſchwanger ſein ob wir pfaltzgräffinen Zwar die gröſten heübter Von der welt ſo Zu ſagen gemacht haben ſo will Man hir Kaum glauben daß Von gutten hauß undt Kompt Ein pfaltzgraff her wirdt Ihm Ein lumpener duc den rang disputtiren daß Kan mich offt ſo doll machen daß Ich auß der hautt mögt fahren mein ſohns gemahlin aber findt daß ſie groß recht haben Ich habe manche disputte ſchon mitt Ihr drüber gehabt — — —

Nun der dicke thurn nicht mehr Zu heidelberg leyder iſt Kan ich mir nicht Einbilden wo man daß opern ſpillen wirdt Es ſey den Im Keyſers ſahl Im otto henrichs bau, Ich bitt Eüch liebe amelise ſchreibt mir wo die Römische Konigin Zu heydelberg logirt hatt, unter unß gerett der Churfürſt Zu pfaltz hette beßer gethan die 20000 thaller ahnzu wenden daß arme ſchloß wider Zu bawen alß Von Ein opera daß iſt gar nicht apropo In itziger Zeit, — Ich habe jetzt Nur 9 hundtger In meiner Cammer daß Ich aber ahm liebſten gehabt iſt dießen Sommer geſtorben die mobsger ſeindt ordinarie gar trew Ich habe aber die Esponieulger lieber — — —

Versaille den 31. xbr 1702.

An Louiſe

Es iſt doch Eine abgeſchmackte ſach, daß man nicht leyden will daß wir Einander ſchrieben den wir wißen ja die secreten Von ſtade nicht, undt Miſchen unß In Keine ſtadtshändel waß iſt dem Keyſer Dran gelegen daß wir Einander ſagen daß wir unß lieb haben — —

Versaille den 7 Januari 1702.

An Ameliſſe

Ich höre viel Von der philosophie die welbt vor nichts Zu ſchätzen aber In der pratica findt ſichs wenig, undt Ich habe offt geſehen daß die ſichs ahm meiſten berumbt offt die ſchwächſten In der Noht gefunden — — —

Ich Muß lachen daß Ihr ſagt damitt die damen auch plaisir haben mögen ſo bey Eüch Zu gaſt wahren, ſo hettet Ihr 3 messieurs dazu gebetten und von 3 differenten nationen, Ich wolte daß die ministre d'estat Mittel finden Könten dieße 3 nationen ſo woll Zu Vergleichen alß Ihr gethan ſo würden wir baldt Einen gutten frieden haben — — —

Versaille den 18 merts 1703.

An Louiſe

— — — Daß iſt wohl Etwaß rares daß Eüch Mein Herr Vetter der Churfürſt* woll Entpfangen hatt, den der wirdt unßerm herr gott Keine rechenſchaft geben über ſeine überflüßige wörter, ma tante bezeügt mir Eine rechte freüde über Ewere ahnkunft — — —

Versaille den gründonnerſtag 5 april 1703.

Hertzliebe Louise ma tante große brieff ſeindt mir Ein großer troſt Ich habe nicht ſo baldt Einen beantwortet daß Ich den andern gleich mit großen Verlangen wider Erwarte überleße auch dero gnädige ſchreiben mehr alß Einmahl den ahngenehmer Kan Man woll nicht ſchreiben alß J. L. thun, gott ſey Danck daß die Lieb Churfürſtin wider In ſo perfecter geſundtheit iſt matante die fraw abtißin iſt auch gott ſey Danck wider gantz woll dieſe fürſtinen haben gott lob ſtarcke naturen hoffe daß ſie es weit bringen werden — — —

wen die Engländer nicht ſo ohnbeſtandig wehren were woll waß Von Ihrer afféction ſo lang Ihre fürſten nicht Könige ſein haben ſie ſie lieb ſo bald ſie auff den thron ſteigen werden ſie Ihnen feindt daß Mißfelt mir ahn Ihnen — — —

Versaillie den 8 april 1703.

An Louiſe.

— — — ma tante von maubisson iſt nun wider woll Ich ſchicke J. L. der Churfürſtin Ein brieff ſo die fraw abtißin liebden mitt Eygener handt geſchrieben ſie werden alſo nicht mehr In ſorgen Vor ſie ſein, der Krieg Muß die pfältziſche lufft geEndert haben undt daß Vielle brennen den Zu Meiner Zeit wahren unterſchiedliche leütte Zu heydelberg Zu manheim auch im gebirg hinter closter Neüburg ſo über 100 Jahr alt wahren Ich fandt Ein Man bey dem closter Neüburg ſo noch Ins holtz ging undt hundert undt 10 Jahr alt war Zu manheim war Ein Man Von 102 jahr und ſein fraw war hundert jahr alt bey Meyßenheim hatt mein bruder mir geſagt daß Er

---

* Georg von Hannover.

Einen bawer geſehen ſo 124 Jahr alt war, alſo ſegt Ihr woll daß man Vor dießen Viel dergleichen exempel gehabt hat — — —

Versaille den 27 may 1703.

An Ameliſe.

— — — Ich weiß nicht ob der Hertzog von meiningen welchen Ihr Zu frankfort habt, der jenige iſt welchen wir Vor Etlichen jahren hir gehabt haben iſt mittelmäßiger lenge mehr fett alß mager, Eine blunde peruque Einen gar blatten mundt Zimlich dick und rundt geſicht, woll manirt aber Ein wenig Zu complimentisch alzeit vor mich, — die princes von anspach jammert mich von hertzen, Ihr herr bruder S: war der ahngenehmbſte herr den man ſehen mogt ſchön wie Ein Engel Von haubt bis zu füßen

---

Versaille den 7 7br 1703.

Hertzliebe Louise Ich bin Zwey mahl auff den todt gelegen man ſagt daß ich dem todt Nun Entgangen bin Es iſt doch heütte 22 tag daß mich daß fieber Kein augenblick Verlaßen — — —

Versaille den 23 9bris 1703.

Hertzliebe Louise Vergangenen Dinſtag habe ich Ewern Lieben brieff vom 30 8bris In malante paquet gefunden Ich hette auch gleich drauff geantwortet allein deß marchals de tallards ſohn Kamme Eben ahn undt brachte die Zeittung wie Landau Capitulirte undt ſein H. Vatter Eine ſchlagt gegen meinen Vettern dem Erbprintzen Von Cassel * gewonnen aber Es ſeyndt auff beyden ſeytten ſehr viel Leütte umbkommen — ob der Junge landtgraff mein Vetter Zwar die ſchlagt Verlohren ſo geſteht man doch daß Es Nur ſeye weillen auff dießer ſeytten Viel mehr troupen wahren aber ſie loben unerhort dießen printzen ſagen man Könne nicht mehr Hertz Erweißen alß Er Erwießen hatt ſie machen einen rechten heros auß Ihm daß ſolte Ihn doch In ſeinem unglück tröſten daß Er ſeine feinde obligirt hatt ſein lob überall auß Zu breitten — — —

Ich höre recht gern wen man ſich luſtig macht daß Kan ich mich

---

* Friedrich, derſelbe, der nachher König von Schweden wurde. Er wollte Landau entſetzen und wurde bei Speyerbach geſchlagen.

Nie berühmen den Mittags Eße ich gantz allein undt abendts bey dem König wo Es ſtiller hergeht alß In Einem Closter — — —

Versaille den 28 xbr 1705.

An Ameliſe

— — — Der graff von nassau weilſburg hatt ſchlegte Ehre Eingelegt hergegen Erſchalt meines Vettern deß Erbprintzens von hessen lob allerſeits, Ich glaube der printz von homburg ſo geblieben war der ſo Einmahl ſo Eine Kurtze reiße hieher that, undt welchen ich Einmahl geſehen, daß arme gräffgen von nassau jammert mich recht, ſein Herr Vatter hatt Ihn ſchändlich Verlaßen, undt iſt der Erſte durchgangen ſein ſohn rieff Ihm, er ſolte Ihm helffen Er ließ aber den ſohn Im ſtich undt ging durch — — —

Ich wuſte woll daß der fürſt Von vssingen Ein frewen Von Lowenſtein geheüraht hatte aber nicht daß Es Eben dieße ſey ſo jetzt Zu franckfort iſt — gebt Ihrer ſchweſter ſo hir iſt viel Einen größern Nahmen alß den ſo ſie führt danjou daß ſeindt deß Konigs brüder oder Enckeln die dame aber heiſt d'angeau alſo gar Ein großer unterſchiedt den dießer iſt gar kein fürſt ſondern Nur Ein Edelman, Ich Kene den Jungen fürſten von ussingen gar woll Er iſt hir Zu paris geweßen, Es iſt Ein gutt Kindt aber nicht artig ſondern ohne Einige vivacitet, iſt wie Man alß Vor dießem In teütſchlandt ſagt, Ein gutter frommer herr, Es wirdt aber ſeine ſchuldt nicht ſein wo der friden nicht gemacht. wie Eine gräffin Von greiffenſtein alß pflegt Zu ſagen wen ſie jemandes ſahe ſo Eben nicht viel geiſt hatte — Ich Muß lachen über die Vergleichnuß ſo Ihr macht von denen ſo auß der armée Kommen, ahn daß alte ſprichwort wo Kompt ihr her von der hochzeit daß Muß langſam geſagt werden undt Zu der hochzeit geſchwindt, — die vers auff St Evremont ſeindt nicht just den wolt Er Nur die welt undt Künſten Kenen ſo hatt Er gott nicht geſucht were alſo nicht a l'escole pour cognaitre Dieu, Ich habe St Evremont Nie geſehen aber woll ſein contre fait daß außgenohmen die loupe undt geweckſ ſo Er Im geſicht gehabt viel ahn chevreau gleicht — Ich glaube In dem alter worinen dießer Man war hatt Ihn made mazarin wohl ohne scandalle auff Ihren halß Konnen liegen laßen, wer der allein drauff gelegen hette man nicht ſo übel von Ihr gerett — — —

Versaille den 30 xbr 1703

An Louiſe

— — — Der König hatt mir ſelber geſagt daß printz philip Von homburg geblieben iſt, Es iſt mir auch leydt daß der gutt Eberfritz verwundt iſt Ich werde Nun baldt ſeine ſchweſter lenor wider hir bey mir haben.

Versaille den 17 februari 1704.

An Ameliſe.

— — hir findt man gar wenig weibsleütte ſo nicht von natur Coquet ſein undt iſt Es recht rar wen man Eine findt ſo Es nicht iſt, Vor gott mag es wohl ſchlimm ſein aber vor der weldt iſt Es luſtiger daß iſt gewiß, die coquetten flattiren ſich weillen man In der heylligen ſchriefft findt daß unſer Herr christus ſo Viellen Von ihren gattungen gnädig geweßen daß Er ſich Ihrer ſchwachheit auch Erbarmen wirdt alß Nehmblich der marie magdeleine der samaritin dem weib ſo Im Ehebruch begriffen war, daß flatirt ſie, Ihr meindt Ihr würdet der coquetterie baldt Müde werden allein Ich habe ahn viellen hören ſagen daß wer Einmahl Verliebt geweßen iſt Kan ſonſt Kein ſpaß mehr ohne den leyden undt daß mans Nie Müde wirdt.

Versaille den 30 mertz 1704

An Ameliſe.

— — — Ich habe daß gutte werck die faſten zu halten nicht gethan, Ich Kan daß fiſch Eſſen nicht vertragen, undt bin ich gar woll persuadirt daß Man beſſere werck thun Kan, alß ſeinen magen Verderben mitt zu Viel fiſch Eſſen — — —

weillen Ich die Ehre habe den König In pohln Zu Kenen jammert Er mich, aber daß Kan Niemandes leügnen daß Er Eine große thorheit gethan ſich Zum König In poln Zu machen, da Kont man woll mitt warheit ſagen hoffart Kompt Vor dem fall — — —

Die warheit Zu bekenen ſo deücht mich daß Es Nun ſo doll In teutſchlandt Zu geht alß wen die teütſchen Keine teütſchen mehr weren, undt wie ich davon höre Kene ich nichts mehr undt alles Muß unerhört geEndert ſein Ihr ſprecht woll von der coquetten Ihre Qual aber nicht Von Ihrer luſt Man leydt mehr umb die Menſchen alß

Vor die Seeligkeit, weillen Menſchen lieben, ſich Zu unßere ſchwachheit ſchickt die Seeligkeit aber Eine ſolche unbegreiffliche ſache iſt, daß Es ſchwerlich Ins menſchen hertz Kommen Kan Ich bin nicht coquet Von meiner natur daß Kan man mir woll Zeügnuß geben, aber ich begreiff waß die menſchliche Schwachheit Vermag undt beklag die ſo In ſolch unglück fahlen mehr alß Ich ſie condamnire — die prediger ſagen auff den Cantzlen waß ſie ſagen Müßen aber nicht allemahl waß ſie dencken oder wißen, Ich geſtehe daß daß Zeitlich nicht Viel wehrt iſt, aber daß Ewige undt himelliſche iſt Schwer Zu Verſtehen undt halte ich Es Vor Eine pure gnade gottes wen der almechtige Erleücht daß himmeliſche Zu Verſtehen, undt die Seeligkeit dazu Zu Erlangen Ich glaube Man Muß gott fleißig drumb bitten, hernach aber auch ſich nicht viel Quellen waß andere thun Ein jeder hatt In dießer welt ſeine plag gott weiß allein warumb Er alles verortnet hatt, undt wie Er jedem ſeine Zeit undt ſtunden geſetzt hatt dem Ergieb ich alles — Ich dancke Eüch ſehr liebe amelise Eüch mitt mir wegen meines zweytten Enckels geburt Zu Erfrewen Lenor ſagt daß alle meine KindsKinder nicht heßlich ſein warumb ſchreibt Euch daß wilhelmel frantzöſch ihr ſeyd doch beyde teüſche, adieu liebe amelise ich ambrassire Eüch Von hertzen undt bitte Eüch Zu glauben daß ich Eüch allezeit Von Hertzen lieb behalte

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 29 april 1704

An Ameliſe

— — — ſeydt Ihr den ſo Einfältig daß Ihr meint daß die catholischen Keinen rechten grundt deß chriſtenthums haben glaubt mir liebe amelise der christen grundt iſt bey allen christlichen religionen derßelbe waß den unterſchiedt ahnlangt iſt Nur pfaffen gezäng. ſo die Ehrliche leütte Nie ahngeht, aber waß unß ahngeht iſt woll undt christlich Zu leben, Barmhertzig ſein undt unß der charitet undt tugendt befleißen, darauff ſolten ſich die herrn prediger befleißen dießes den christen Ein Zu prägen, undt nicht nach Zu grübellen auff alle punckten wie ſie verſtanden werden, aber daß würde dern Herrn autoritet Mindern, drumb legen ſie ſich Nur auff dießes undt nicht auffs Vornehmbſte und Nohtwendigſte, — Ich Muß lachen daß Ihr Eüch ſcheüt franzöſche wertter In Ewere brieffe zu ſetzen, da Ich ja mein teütſch ſchir ſelber Vergeße, daß Kompt mir aber Vor daß unßer gutte teütſchen alß frantzöſch ſchreiben wollen alß wen man nicht auff teütſch ſchreiben Könte, Ich fürchte, daß teütſche wirdt ſich Endtlich ſo verliehren daß Es Keine ſprache mehr ſein wirdt — — —

Das Sauffen iſt Nur gar Zu ſehr In der mode unter den Jungen weibs personnen undt Man lebt hir wie Im Vollen frieden Man denckt Nur die Duchesse de Bourgogne Zu Erfrewen mitt Colationen pressenten fewerwerck undt dergleichen, will Nur noch ſagen daß Ich Nun Einmahl wider teütſchen hir geſehen habe Einen Jungen graffen von wied ſo ſchön wie Eine dame iſt Ein oberſtleütenandt ſo salmuth heiſt die ſein Zu den pfaltziſchen troupen bey ſpeyger gefangen worden und Einen hattenbach von Cassel Von hattenbach iſt Ein rechter gutter feiner menſch Ich mag Ihn recht woll Leyden, Erſcheindt noch auff den rechten alten teütſchen ſchlag zu ſein wie die leütte ſo gutt wahren Zu meiner Zeit ſein geweßen.

Versaille den 29 Juni 1704

An Ameliſe

— — — Man ſpricht Nun anderſt alß Zu meiner Zeit, den da hette man gemeint Ein fürſten Zu offendiren wen man Ihm ſeine Kriegs chargen Zum tittel gebe wie ich ſehe daß Ihr dem margraffen Von baden thut, — wie Ich ſehe ſo liebt Ihr die Kinder Eben nicht ſonderlich weillen Es Eüch frembt Vorkompt daß die fraw margraffin Von Baden Liebden ſo occupirt mitt den Prinzen iſt — — —

Fontainebleau den 21 7tr 1704

An Ameliſe.

— — — Ich habe die liſte * verlohren ſo Ihr mir geſchickt aber ſo Viel Ich mich deren Erinern Kan ſo Kene ich Nur Zwey Von allen denen ſo drauf ſtehen die andern ſein wie Ich glaube nicht viel beſunders mons' de prié iſt von qualitet Ich Kene Ihn woll war vorm jahr aide de Camps vom duc de Bourgogne undt iſt der marschalle de la motte Naher Vetter, mado de vantadour iſt

---

* Der in Deutſchland gefangenen franzöſiſchen Offiziere.

alſo auch ſeine daß dieße dame iſt mein Dame d'honneur geweßen ſie iſt die Erſte Duchesse von franckreich alſo Kan ſie Keine dame datour ſein, ſie iſt Nun ſambt ihrer Mutter Kinder hoffmeiſterin des enfants de france daß iſt gar Eine große charge bey hoff aber ich ſehe woll daß Ihr wenig von dem handel hir wißt, Es ſeindt wenig leütte bei hoff ſo ihre haar tragen Es iſt aber wahr, daß mons de prié ſeine noch hat — wen ſie gemeint ſie Könten nicht geſchlagen werden ſo hätten ſie ſich beßer gewehrt und nicht Ergeben wie ſie gethan Der König hatt die hart abſtraffen laßen ſo ſich ſo übel gehalten haben — die Engländer deücht mir ſeindt ordinarie ahn ſchonſten milord malboroug war vor dießem ſchön und woll geſchaffen.

Fontainebleau den 21 7tr 1704

An Louiſe

— — — Daß ſeindt dolle moden daß man Kinderhoffmeiſterrinnen den reichsgräffinen vorziehet da iſt kein rum noch raison bey Ich kene die lamotten gar woll ſie ſeindt unßers Herr Vatter oberſtalmeiſter lamot niece Eine iſt Jungfer freüllen ſolt ich ſagen bey der Churfürſtin meiner fraw Mutter geweßen die ander iſt bey ma tante der princes Von tarante geweßen hernach zu malante Kommen wen ahn den Churfürſtlichen hoffen Man die hoffmeiſterin ſo hoch bringen will ſolten ſie den lautter reichsgraffinen zu hoffmeiſterinen Nehmen ſo thäte man Keine ungerechtigkeit — amelise hat groß recht alle ceremonien Zu hütten und ſich nicht dabey Zu finden da Es ſo beſtelt iſt — Ich finde auch daß Ihr woll thut Ewer hauß Zu franckfort Zu behalten Im fall Es Eüch nicht Zu hannover gefahlen ſolte dieße retraite Zu haben — Ich bin alß Verwundert wie Ihr die affairen und proces ſachen habt lehrnen Können, welches mir gar ſchwer Vorkompt — Ewer ſchwager passirt Vor Ein wenig gritlich und incompatible ſolle ſich derowegen wider auß portugal gezogen haben — ruffignie tuht woll übel gegen ſeinen König Zu Krigen Von welchem Er ſo manche gnaden Erlangt hatt auch noch ſeyder Er hir weg undt in Englandt der König hatt Ihm ſeine gnade Nie Entzogen biß Er gegen Ihm gedint hatt, finde alſo gar abſcheülich daß Er ſich dazu resolvirt. ob Er ſchon Einen andern Nahmen genohmen undt mylord galovay heiſt ſo iſt Er doch derſelbe ruffignie den der König Vor ſo vielle andere distingiret hatt ſolte alſo mehr

Erkandtnuß haben — daß die letzte ſchlagt bey hochſtädt gewohnen daß iſt war aber Ich glaube daß wen man Erfahren wirdt wie Es auff der See Zu gangen undt unßer grand admiral die große victorie Erhalten, wirdt daß die freüde bey den Englendern undt holländern ſehr vermindern, den conte de montfort der Zu franckfort iſt Kene ich gar nicht aber mons de prié Kene ich woll.

Versaille den 20 9br 1704

An Ameliſe.

Deß printz dharcour ſohn iſt Zwar Ein fürſt vom Lotheringischen hauß führt aber den Nahmen Von prince de loraine nicht, dießer Nahme gehört allein meinem Enckel deß Hertzogs printzgen Von lotheringen Dießer heiſt wie ſchon geſagt le prince de maubeck ſeine Zwey Elſte Brüder heiſt man L'abbé dharcourt undt le prince de monlor, dießer jüngſte rümbt über die Maßen wie hofflich Ihr Ihn tractirt habt, ſeine fraw Mutter hatt mich ſehr gebetten, Euch undt louise Ihretwegen auffs beſt Zu dancken — — —

---

marly den 13 December 1704

An Louiſe.

mylord malbouroug Muß geEndert vor 24 Jahren war Er Einer Von den ſchönſten Mänern ſo man mitt augen ſehen mag, die princes d'harcour hatt Eine Neüe betrübnuß Ihr Zweyter ſohn der prince de monlor iſt durchgangen Zu den holländern der gleicht ſeinem Herr Vatter wie Zwey tropffen mons' de Maubeck aber der Mutter undt ſeinem groß Vatter auff der fraw Mutter ſeytten — Es war meine ſchuldt nicht daß mons hattenbach ſo ſpätt nach cassel Ich habe gar offt Vor Ihn solicitirt — — —

Versaille den 24 Januari 1705

An Louiſe.

— — — In dießem augenblick bekomme Ich Ein gnädig Schreiben von matante vom 16 worauß Ich ſehe daß J. M. die Königin In preussen * den ſelbigen abendt Zu hannover ſein ſolle, welches woll Eine große freüde ſein wirdt hoffe daß Ihr undt amelise mir Eygendtlich alle divertissementen berichten werdet, ſo Man Im Carnaval haben wirdt Inſonderheit wie die liebe Königin ſich masquiren wirdt — man meint daß der princes dharcourt Zweyter ſohn geraht nach wien iſt, Er beſchwehrt ſich daß ſein Herr Vatter undt fraw Mutter Ihn haben wider ſeinen willen geiſtlich machen wollen — — —

---

marly den 28 Jan. 1705

An Amelise.

— — — nach der gottheit Zu Nehmen ſo Kan man gott nicht Ehren, den die Menſchen ſeindt Zu ſchwach undt gering gegen gott umb In Ehrn Zu Können, aber nach unßerer art zu reden Müßen wir unßerm Herr gott woll menſchen tugendten geben, alſo Kan man ſagen daß alles guttes undt bößes Zu gottes Ehre gereicht den wie Er die bößen ſtrafft ſo gegen Im Sündigen, darauß Entſtehet ſeine gerechtigkeit waß gutts geſchicht Kompt von Ihm undt Erweiſt ſeine gütte, alſo geſchicht nichts alß Zur Ehre gottes — — —

Die cavalier trüncken ſo woll mitt der Camermagt alß Ihrem freüllen, wen ſie Nur coquet iſt, Sauffen haben ſie auch gern, aber die warheit Zu bekenen ſo ſeindt Es nicht mägte ſo ſich hir voll Sauffen ſondern leütte von gar großer qualitet daß Zigen undt Zechen iſt all Zimblich der masquen art, drumb habe ich dießen ſpaß nie ſonderlich geliebt mich deücht daß made de belle mont In Einem alter iſt worinen ſie die masqueraden woll Entberen Könte, mitt dem heüraht habe ich gehort hette oncle Rupert ** ſie betrogen da hatt Er nicht woll ahn gethan, ſolle Einen Camerdiner wie Einen pfarher geklepdt haben undt ſie ſo geheüraht haben, ſie war gar Jung wie ſie ſo ahngeführt worden oncle Rupert logirte In Ihres Vatters hauß, Engländer haben mirs ſo Verzehlt.

Versaille den 14 Februar 1705.

Hertzliebe Louise, wie unerhört Ich Erſchrocken bin, auß matante undt Ewerem ſchreiben Vom 3 dießes monts ſo ich heütte morgen

---

* Der Tante, nämlich der Kurfürſtin Sophie von Hannover, Tochter Sophie Charlotte, Gemahlin Friedrichs I. von Preußen.

** Pfaltzgraf Ruprecht, Bruder des Kurfürſten Karl Ludwig, General Karls I. von England gegen Cromwell.

Entpfangen habe, Zu vernehmen, welch Ein abſcheülliche Verluſt wir alle ahn der lieben S. Königin In preüssen gethan, Kan ich Eüch nicht außſprechen liebe Louise Es betrübt mich woll Von grundt meiner Seelen, undt ſetzt mich In ſolchen Erſchrecklichen ſorgen wegen matante die fraw Churfürſtin daß ich weder raſt noch ruhe haben Kan die augen thun mir ſo wehe daß ich ſie nicht mehr auff thun Kan, biß Nun habe ich nicht auffgehört Zu weinen — — —

---

marly den 19 februari 1705.

Hertzliebe Louise Vergangen Dinſtag habe ich Erſt Ewer liebes ſchreiben Vom 6 dießes monts Entpfangen, Es iſt Ein Ellendt wie Man mitt den brieffen umb geht, Zu mons de Louvois Zeitten Laße man alle brieffe ſo woll alß Nun, aber man liefferte ſie doch Zu rechter Zeit Nun aber daß cröttel der torcy die post hatt Zergt Es Einem unerhört mitt den brieffen undt Ich hab mein leben Keine größere ungedult gehabt brieffe von hannover Zu haben alß Nun, den Es iſt mir gar Zu bitter angſt vor matante — — —

Versaille den 5 mertz 1705.

Hertzliebe amelise, mein leben hatt mich nach monsieur S. todt nichts mehr Erſchreckt undt beſtürtzt, alß dießer ſchönnen Königin ſo geſchwinder todt, welchen Ich woll von grundt meiner ſeelen beweint habe, Es iſt woll war liebe amelise daß dießes ſehr moralisiren macht waß Eüch dabey Eingefallen gemandt mich ahn daß Lutherische tooten Liedt daß Ich offt geſungen wie Ich Zu hannover war.

Heütt ſeindt wir ſchön geſundt undt ſtarck
Morgen todt undt ligen Im ſarck
heütt blühen wir wie die roßen rot
Baldt Kranck und todt
iſt allenthalben Müh und Noht,

Ich Kan nicht begreiffen warumb Man matante nicht gleich auß dem hauß geführt hatt, ſo baldt ſie Ihr unglück Erfahren, den Zu dem ſelben hauß Zu ſein wo des todten Cörper iſt, daß iſt Etwaß abſcheüliches, ſo die betrübtnuß ſtündtlich Verneüern Muß, Ich bin lenger alß 10 nächte geweßen daß Ich nicht habe ſchlaffen Können, auß ängſten Vor matante die fraw Churfürſtin, biß Ich Vernohmen daß Es gott lob beßer wirdt Es iſt beßer liebe amelise daß matante ſich nicht Zwingt undt Ihre threnen ſließen leſt, als wen I. L. ſich verhalten ſolte welches gar ungeſundt were, ach hette Ich die wahl Können haben würde Ich auch woll Vor dieße liebe Königin geſtorben ſein, den die Königin hette matante über mich tröſten Können Ich Kan I. L. aber nicht über dieße ahngenehme Königin tröſten.

Versaille ſambſtag den 7 mertz 1705.

An Louiſe.

— — — Ihr macht mich gantz ſtolz daß Ihr mir ſagt liebe louise daß mein woll meinendt Compliment ſo ich Eüch gebetten ahn I. L. den Churfürſten undt Hertzog Ernſt Auguſt Zu machen ſo gar güttig iſt auffgenohmen worden Es iſt war daß Hertzog Ernſt Auguſt ſich überall ſehr beliebt macht hir hatt man auch mehr von I. L. gehalten alß vom Churfürſten ſein herr Bruder Es iſt woll Kein wunder daß Er über die Königin ſeine fraw Schweſter betrübt geweßen wen Es auch nur daß spectacle geweßen were, Ein ſchön jung menſch ſo In 3 tagen geſundt und todt Zu ſehen, ſo ſolte Es Einem Zu Hertzen gangen ſein, will geſchweygen denn Eine geliebte ſchweſter —

---

marly den 18 april 1705.

An Ameliſe.

-- — — bin Eüch ſehr verobligirt daß Ihr Eüch Erfrewet undt gott dancket daß Ich wider geſundt bin, — In der bibel Zu leßen da fele ich Nie ahn, laße geſtern den 54 und 55 pſalm daß 14 undt 15 Capittel In sanct matheus undt daß 3 undt 4te Capittel In sanct Johanes, den ich Muſte vor heütte undt morgen leßen, den heütte hette ichs nicht gekönt den wir haben morgendts den hirſch gejagt — daß man die reformirten hir Im landt übel tractiret hatt apropire Ich nicht, allein man ſieht woll daß die politic allein ſchuldig dran iſt, aber dießes alles ſeindt materien die gutt teste a teste ſein aber In post brieffen deücht Es nichts will derowegen Ewerm gutten exempel folgen und von waß anderſt reden — — —

Daß jubillee hatt noch nicht alle abbés bekehrt Man mögt Zu paris noch woll Ettliche finden ſo ſich vor den damen ſchicken, daß habe ich mein leben nicht begreiffen Konnen wie Man Verliebt Von geiſtlichen leütten ſein Kan, — weder Ewer ſchweſter noch Ihr habt gar die reputation nicht coquet Zu ſein daß Ihr nicht dissimuliren Könt liebe amelise da Könte Ich woll ſagen je reconnois mon sang, daß habe ich auch Nie lehrnen Können ob Es mir Zwar woll hoch Nohtig geweſt were, In dießem landt, da Man gar wenig sinceritet findt, waß mich hir ahn freündtſchafft Zu machen verhindert iſt daß man ſchir Keine mitt Jemandes hir haben daß man nicht gleich ſagt man ſeye verliebt In Eüch oder Ihr ſeyd Verliebt In jemandes daß hatt mich alle Commerce brechen machen undt habe gar Keine freünde mehr bringe mein leben einſahm Zimblich langweillig aber doch In ruhen Zu Ich ſehe daß Ihr von der opinion ſeydt wie man, Im opera von alceste ſingt

je ne point de choix a faire
songeons a aimer et de plaire
et vivons tousjours en paix
Lhymen destruit la tendresse
il rend l'amour sans attraix
voulles vous aimer sans cesse
amants n'espousses jamais
voulles vous aimer sans cesse
amants, amants n'espousses jamais

undt ein cavalier ſo vor Ein jahr geſtorben ſagte alß quel amour quen puisse avoir dais qu'en entre au lit d'himen Lamour sort du Coeur, da ſeht Ihr liebe amelise daß Ihr nicht allein von Ewer opinion ſeydt.

---

marly den 5 may 1705

An Ameliſe.

— — — Ich möchte wißen welch liebt Man In der Lutherischen Kirch geſungen wie Ihr Nein ſeydt gangen Ich weiß nicht ob ma tante Eüch geſagt daß mein ſohn geſunden, daß die melodey Von gott will Ich nicht laßen Ein entrée Von balet geweßen iſt von charle 7 — — —

---

marly den 16 may 1705.

An Ameliſe.

— — — ob wir Zwar hir 14. 15. 16 ja 17 personnen ahn Einer taffel Eßen, geht Es ſtiller her alß In Einem nonen refetoir Ein jedes iſt vor ſich weg undt wirdt Kein wordt geſprochen, noch ahn Kein lachen gedacht — — —

Versaillie den 23 may 1705.

An Ameliſe.

— — — Ein docktor hir ſagte Einmahl alß man Ihn fragte warumb der Königin Ihre Kinder nicht geſundt weren wie gemeine Kinder andtwortete Er c'est que Le Roy n'aporte que la Rinsure de ces veres a la reine ſo mögts mitt dem Römischen König auch woll gehen, Es iſt nichts heimbliches daß der itzige Keyßer galant a outtrance iſt die gantze weldt redt davon — — —

Daß iſt auch war liebe amelise daß Ich der Keyßerin fraw Mutter unßer Hertzogin Kein rast noch ruhe gelaßen habe biß ich ſie von hir weg gebracht habe, den Es war mir alß vor daß Es Ihr glück ſein würde — — —

Versaille den 11 Juni 1705.

An Ameliſe.

— — — Ihr hettet nicht Nöhtig gutts von Euch zu ſagen den andere leütte ſagens genung — — —

---

versaille den 18 Juni 1705.

An Ameliſe.

— — — man hat mich nie gefiltzt In der Kirch Zu ſchlaffen habe mirs alſo ſo ſtark ahngewont, daß Ich Es nicht wider abgewehnen Kan, wen Man morgendts predig ſchlaffe Ich nicht aber nachmittags Kan Ich Es ohnmöglich laßen, In den Com̄edien ſchlaff Ich Nun aber gar offt Im opera Ich glaube daß der teüffel wenig dran denckt ob Ich In der Kirch ſchlaff oder nicht den ſchlaffen iſt Eine indifferente ſach welche Keine Sünde ſondern Nur Eine menſchliche Schwachheit iſt, wir ſehen wenig prediger ſo die Kunſt haben unßere passionen Zu dempffen ſeindt ſie ſtark ſo werden ſie unßer Meiſter ſeindt ſie ſchwach, werden wir Meiſter, aber die Herrn predicanten thun nichts davon noch dazu, ſie ſeindt menſchen Eben wie wir undt haben genung mitt ſich ſelber Zu thun wen Ihr predigen wolt verſprech Ich Eüch In Ewer predig nicht Zu ſchlaffen undt weillen Ihr Ein Luſtige christin ſeydt ſo hoffte ich Ihr würdet auch den himmelsweg mitt geigen behencken — — —

marly den 9 Julli 1705

An Ameliſe.

— — — hett Ich gewüſt daß Ihr bey dem marchalk bulau Eßen würdet wolte Ich Eüch liebe amelise gebetten haben dießen meinen alten gutten freündt Zu grüßen, Ich heiß Ihn noch als Jochem henderich, wie In unſern Jungen Jahren die leyder Nun lengſt vorbey ſein — — —

marly den 30 Julli 1705.

An Louiſe

— — — Daß die von nassau sigen Von ihrem herrn iſt nimbt mich nicht wunder ſie ſolle ſehr coquet ſein der fürſt von sigen hatt Eben Keinen großen sparen nicht content Von ſeiner gemahlin Zu ſein, ſie machts ihm doll genung — — —

marly den 6 augusti 1705.

An Ameliſe.

— — — trianon iſt gantz Nahe Nur Ein ſtuckſchuß weit von versaille da iſt der ſchönſte gartten ſo In der weldt mag geſehen werden mich wunderts daß Ihr nichts davon gehört den Niemands iſt jemahlen Zu versaille geweßen, ohne trianon Zu ſehen — — —

Ich fuhr geſtern nach st Germain die Königliche personnen dort Zu beſuchen, wie Ich wider Kam muß Ich von hembt undt Kleyder und lappen Endern undt daß geſicht waſchen den Ich war alß wen man mich Ein graw masque ahn gethan hette — Ein ſchiffman hatt mir geſagt daß Es In indien nicht warmer iſt alß Nun hir Es iſt lenger alß 2 mont das Es nicht geregnet hatt die blatter von den bäumen wie geſengt Von der hitze — — —

Viel frantzöſche weiber ſeindt auff Einen ſchlag. Inſonderheit die ſo coquet undt desbauchirt geweßen ſo baldt ſie alt genung werden Keine amants mehr Zu haben werden ſie devot oder auffs wenigſt ſtellen ſich als wen ſie Es wehren alß den aber werden ſie ordinarie gar gefahrlich den ſie werden Neydig undt Können niemandts mehr leyden — — —

Versaille den 13 augusti 1705.

An Louiſe

— — — Es iſt war daß ma tante mir Ihres Enckels deß Churprintzen Zu Braunsweigs heüraht mitt der princes Von anspach * geſchrieben und bericht hatt, Ich bin fro daß ma tante Ein Compagnie ahn dießer princes bekompt ſo J. L. gefelt und ahngenehm iſt, gott gebe glück und ſegen dazu bin auch fro vor Eüch liebe Louise daß ſie Eüch woll gewogen iſt, wirdt den das beylager nicht Zu anspach geſchehen alle alte bräuche Kommen den In teütſchlandt ab, wie ich ſehe, weillen die princes Vor dem beylager nach hannover ſolle — —

mich deücht Es ſteht nicht fürſtlich ſich In manteau wie alle burgersleutte undt Cammermagt Zu heütten, und Ich finde Ein manteau Viel ungemächlicher alß Ein grand habit Inſonderheit ſeindt mir die Cornetten unleydtlich, ach liebe Louise Ich Muß auffhören Ich ſchwitz gar unerhört werde derowegen nichts mehr ſagen alß wie daß Ich Eüch Im Sommer windter herbſt undt frühling ſo lang Ich Lebe allezeit lieb behalte

Elisabeth Charlotte.

---

marly den 10 aug. 1705.

Hertzliebe amelise Es ſeindt hir viel Leutte ſo J. L. die princes Von anspach geſehen und Loben ſie alle ſehr — Ich will hoffen deß Churprintzens heüraht wirdt glücklich weillen Es ſo luſtig ahnfengt freylich Muß ſo Ein heüraht den hoff auffmuntern alles hatt ſeine Zeit wie der König salomon ſagt trawern und freüden, daß trawern hat lang gewehrt Nun iſt Es auch Zeit daß die freude wider Kompt — Es iſt Ein groß glück wen Ein heyraht mitt jedermans Vergnügen

---

* Die nachmalige Prinzeſſin von Wales, mit der Eliſabeth Charlotte in ſpätern Jahren ſo viele Briefe wechſelte.

geſchicht den daß geſchicht nicht allemahl wie Ich Nur Zu woll Erfahren wünſche ſehr daß dießer heüraht allezeit glücklich ſein möge, — mein ſohn hatt mir Einen braffen ſchrecken Eingejagt, hatt ſich mit ſeinem dollen leben Kranck gemacht, mitt ballen ſpillen baaden und ſeine metres Zu offt Zu beſuchen Es fing ſtarck ahn hatt aber doch baldt auffgehört gott lob den Er iſt Gott lob Nun wider gantz geſundt — der Churprintz undt die princes ſeindt Eben nicht ſo gar jung umb Zu heürahten den ſie ſeindt beyde 22 Jahr alt wie in der durchleüchtigſten welt ſtehet Im ſelbigen buch macht Man die princes 7 mont älter alß Ihren Breütigam Ihr herr bruder Kene ich woll Er iſt gar Ein gutt Kindt, Es Kam Ihm hir wie Ein heimwehe ahn nach den Kinderblattern Ich bilde mir Ein wen Er Zu hanover ſein wirdt mogte woll Ein doppelter heüraht geſchehen — der verſtorbene margraff war ſchön wie Ein Enckel von Kopff biß Zu füßen, Er hatte mehr verſtandt alß ſein herr Vatter gehabt hatte, Eben Keine große vivacitet waß Er aber ſagte war de bon sens, undt hatte mehr verſtandt alß der itzige margraff ſein herr bruder

---

marly den 17 7br 1705.

Hertzliebe amelise mir Nent Ihr den Hertzog von Zel woll recht den Er war mir recht lieb undt Es iſt mir von hertzen leydt daß Er todt iſt nach ſeiner gemahlin frag ich nichts, da hat man mehr unEhr alß Ehre von gehabt, will alſo nichts von Ihr ſagen

---

Fontainebleau den 30 7bris 1705.

An Ameliſe.

— — — Ich Kan nicht leügnen daß man nicht doll von den jessuwiter Colegium ſpricht allein dortten wie anderwerdts wer ſelber nicht desbauchirt iſt leydt Keine gefahr, undt printz salmont hatt mehr angſt alß gefahr ausgeſtanden nichts iſt aber ordinairer In Engellandt alß dießes laſter wie Ich von Engllander ſelber weiß, auch alle die ſo mitt mylord portlandt nach paris Kommen haben Ein abſcheülich leben mit Eben den desbauchen Zu paris geführt mylord westmorland mylord raby undt noch 3 oder 4 andere haben ſich hir nicht geſcheüt Zu ſagen waß Vor inclinationen ſie hatten wie man mir Verzehlt — wen Ihr Euch Vor den leütten grawen wolt liebe amelise Müſt Ihr mitt wenig leütten umbgehen Bibel leßen thut dazu gar nichts — ruſſigny der Ein Elſter Von der Kirch von charanton war Iſt Einer Von den argſten von dießem handtwerck, undt ſein bruder la Caille motte welche reformirt wahren undt die Bibel Immer laßen wahren ärger alß Keine ſo hir ſein undt verſtanden gar woll raillerie wen man ſie mitt vexirt la Caille motte ſagte il Faut bien que j'aime les hommes car je suis trop lait pour etre aimes des dames, In teütſchlandt ſeint auch Viel ſo ahn dießem laſter hangen — der graff von Sintzendorf ſo envoyes vom Keyßer hir geweßen, wen Er Einen wolgeſchaffenen pagen ſahe, Endert Er von farb undt war ſo außer ſich ſelber, daß Es Eine ſchandt Zu ſehen war — Ihr fragt warumb ſie ſo verbottene freüden Nehmen wollen aber ſeyder adam iſt Es ſo daß die Menſchen lieber Verbottene alß Erlaubte ſpeyßen genießen mögen, undt glaubt mir In allen Landen ſeindt ſolche Benjametter — wir Kommen alleweill von der hirſchjagt undt werden gleich In die Com̄edie Vom tartuffe, adieu liebe melise ſeydt verſichert daß Ich Eüch recht lieb habe undt allezeit behalten werde ſo woll alß auch louise.

Elisabeth Charlotte.

---

marly den 5 9br 1705

An Ameliſe.

— — — Es iſt Eine rechte ſchande daß Eüch Churpfaltz nicht bezahlt, gott gebe baldt Einen gutten friden daß J. L. Kein pretext mehr haben Mögen, Euch daß Ewerige auff Zu halten, Ich habe Nie gedacht daß ihr auff ma tante unkoſten lebt — molliere hatt Viel artige Commedie gemacht Ich glaube aber wie Ihr das tartuffe die beſte iſt — — —

---

marly den 5 9br 1705.

An Louiſe.

— — — Es iſt war liebe Louise daß ma tante mir Kein wordt von Ihrem fall geſchrieben weillen ſie aber den von clef ſo woll überſtanden undt der Kopff nicht blessirt worden hoffte undt wünſchte ich daß Es Keine böße nachfolg haben wirdt, bitte aber liebe Louise mir doch fleißig J. L. Zu ſtandt Zu berichten, vor daß ſie Erſchrocken mögen ſein iſt mir nicht (bange) Ich Kene ma tante ſie hatt Hertz wie Ein Mansmenſch ſo courage hatt nichts Erſchreckt ſie leicht, Ich habe ſie Ein mahl Zu Klagenburg auß Einem brandt Im nachtsrock salviren ſehen da die flam ſchon alle ſeytten In die Cammer ſchlug ſie waren grob ſchwanger, und Erſchracken gar nicht lachten Nur noch Ein ander Mahl hatten wir Neüe pferdt ahn Einer calesch die gingen Mitt unß durch undt raderten den Kutſcher, oncle ſprang von der calesch undt hilt die pferdt matante war auch dermahlen nicht Erſchrocken ob ſchon groſze gefahr Vorhanden bin alſo ſicher daß der fall I. L. gar nicht Erſchreckt — — —

Ey Liebe Louise glaubt nicht allemahl die ſo viel von devotion undt gotsfurcht ſprechen ſeindt die devotesten In Itzigen Zeitten dint Es offt Nur Zu Einem Deckmantel viel Boßheitten Zu Verbergen undt wie Ich Eüch ſehe, würdet Ihr hir Im landt offt betrogen werden, Zu dem ſo iſt die wahre devotion Eine gnade von gott die Er nicht alle menſchen gibt — — —

---

marly den 12 9br 1705.

An Ameliſe.

— — — mein gott wie gehen die ſachen In dießer weldt die hertzogin Von Zel war gebohren Amelise undt Eüch auffzuwartten Können Nun wahrt amelise Ihr auff — — —

Versaille den 29 9bris 1705.

An Louiſe.

— — — Man ſpricht offt gegen waß umb Es beßer Zu Erfahrn aber glaubt mir liebe Louise denen iſt nicht ahm beſten Zu trawen ſo ſo offt von der devotion ſprechen, den devotion iſt Ein gefährlicher Deckmantel Ich werde Es hir täglich gewahr — Ich geſtehe daß Es beſſer were daß Man allezeit mitt respect Von der chriſtlichen Religion ſpreche, aber die ſeindt die ſchlimbſten nicht ſo vexiren, die ärgſten ſeindt die heüchler undt hypocritten, unter dießem Vorwandt geſchicht ahm meiſten übels, die VerZeyen Nie ſeindt inplacable feinde undt In dem Vorwandt daß ſie Ihre Negſten Corigiren wollen declariren ſie alle medissancen undt halten ſie vor war, die wahre devotion beſtehet glaube Ich In gott lieben undt charitet — — —

Versaille den 26 9br 1705.

An Ameliſe.

— — — Ich Muß lachen daß Ihr Eüch In meine protection recomandirt daß iſt Eine ſchlegte ſach, undt Ich bin wie man hir Im ſprichwort ſagt, (de ces saints qui ne guerissent de rien) undt die nichts alß bloße wünſche vor die thun Können da ſie ſich Vor interessiren — daß die Killmanseck verſtandt hatt habe ich woll auß Ihren brieffen geſehen, wie man mir aber die freüllen pelnitz beſchreibt hatt dieße noch mehr vivacitet alß die Erſte — Es ſeindt wenig leütte gantz ohne religion, aber Ein jeder hatt die ſeine auff ſeinen ſchlag und wie Er glauben oder begreiffen Kan unßer herr gott leſt alle menſchen mitt ſo unterſchiedtlichen humoren geboren werden daß Es ohnmöglich iſt daß Eines wie daß ander dencken Kan, unßer hoff Zu heydelberg Muß ſehr nach meinem abzug verEndert ſein, den unßer papa S: hatt ja allezeit vexirt mitt allen Religionen, Nur in ſchertz umb ſich Zu divertiren, wie unßere liebe Churfürſtin auch thut.

Versaille den 3 xbr 1705.

Hertzliebe amelise, wo ſeydt Ihr undt Louise den geſtocken, daß Ihr die weldt ſo wenig Kendt mich deücht Man bedarff Eben nicht lang ahn hoff ſein ohne ſie baldt Zu Kenen, aber wer alle die haßen woldt, ſo die junge Kerls lieben, würde hir Kein 6 menſchen lieben Können oder auffs wenigſt nicht haßen Es ſeindt deren allerhandt gattungen Es ſeindt die die weiber wie den todt haßen, undt nichts alß Mansleütte lieben Können andere lieben Mäner undt weiber von denen iſt my lord Raby, andere lieben Nur Kinder von 10. 11. Jahren, andere junge Kerls von 17 biß 25 Jahren undt deren ſeindt ahm meiſten, andere desbauchirten ſein ſo weder Mäner noch weiber lieben undt ſich allein divertiren, deren iſt die Menge nicht ſo groß alß der andern Es ſeindt auch ſo mitt allerhandt desbauchiren vieh undt menſchen waß Ihnen Vor Kompt Ich Kene Einen menſchen hir ſo ſich berümbt hat mitt alles Zu thun gehabt haben biß auff Krotten ſeyder Ich Es weiß Kan Ich den Kerl ohne abſcheü nicht ahnſehen Er war In meines Herrn S: dinſten undt Ein rechter boßer Menſch hatte gar Keinen Verſtand — da ſeht Ihr liebe amelise daß die weldt noch ſchlimmer iſt alß Ihr Nie gemeint habt —

Versaille den 17 xbr 1705.

An Ameliſe.

— — Die herrn prediger ſeindt ordinari nicht ſehr Zeit vertreiblich mich deücht man verliehrt den respect Vor die geiſtlichen wen man ſie ſo Nahe undt offt ſieht, aber Es iſt gewiß daß Es leütte wie andere ſein — unßer herr Vatter hatt alles woll gethan waß Einen regenten Zu Kompt aber ſie liebten die predigen bey weittem nicht ſo ſehr alß Ihr undt Louise Ich geſtehe daß Es billiger undt beßer iſt Nie alß mitt respect und soumission Von Religion undt himmel Zu reden allein Ich glaube wen Nur auß luſtigem humor undt nicht auß boßheit oder Verachtung der religion Einem Einige vexirerey Entfehret daß Es Eben Keine todtſünde iſt undt daß Es ſchir übeller gethan iſt medissance Von ſeinem Negſten Zu ſagen, aber Ich glaube daß In allen ſachen Ein unterſchiedt Muß gemacht werden, daß man über die Negſten lachen Kan wen Es nicht gegen die Ehre geht — le malade imaginaire iſt nicht von moliere Commedien ſo ich ahm liebſten ſehe, tartuffe gefehlt mir beßer — daß iſt ſehr ordinarie daß ſchwangere weiber Kein fleiſch richen Können ohne übel werden ſo war ich auch, Man iſt gern waß man In ſeiner Jugend Zu Eßen gewohnt iſt — Es iſt Nun 34 Jahr daß Ich In franckreich bin undt habe mich noch nicht ahn daß Eßen hir Im landt gewohnen Können Es mein leben Kein ragout — — —

Versaille den 4 februari 1706.

An Ameliſe.

— — — Man Kan über Ein mergen gar woll weinen, den alle tendre sentiementen attandriren die gutte gemüther wen Ihnen dergleichen sentiementen Zu ohren Kommen, ſtelt man ſich In ſelben platz, und denckt wie Einen in ſolchen fall Zu Muhte, findt alſo nicht daß Es lacherlich iſt, die Weinen Zu ſehen ſo ſich auff Ein ſo tendre objet alß Eine Mutter iſt ſo Ihre dochter opffern wirdt ſehen Zu attandriren, daß hatt nichts ridiculles undt Ich bin verſichert daß der noble venitianisch pfaff ſo durch Ein ſolch ſpecktacle iſt touchirt worden, Kein böß gemüht hatt, alſo kan man Ihm dieße ſchwachheit durch Ein gutt motif Entſchuldigen, den iphigenie iſt Ein gar touchant ſtück hatt mich offt weinen gemacht, und wen Ich In die Commedien mich nicht attendrirte undt touchirt fünde würde Ich Keine luſt davon haben.

---

marly den 14 februari 1706.

An Ameliſe.

— — — Ich bin verwundert daß Man nicht mehr hofflich Zu hannover iſt, den Zu oncle undt hertzog georg wilhelms Zeitten war man Es ſehr, man Kan In der weldt nicht hofflicher ſein alß die Zwey herrn wahren, meine Vettern werden ſich gar nicht beliebt machen, wen ſie Ihres herrn Vattern und onclen S: Exempel nicht folgen — — —

Versaille den 25 februari 1706.

An Louiſe.

— — — Daß café iſt nicht ſo Nöhtig vor pfarer alß catholiche priſter ſo nicht Heürahten darffen den Es ſolle Keüſch machen — — —

Versaille den 4 mertz 1706.

An Ameliſe.

— — — matante die fraw churfürſtin hatt mir auch geſchrieben, wie der Königen anne von Englandt geburtstag iſt celebriret worden — Ich Kan nicht begreiffen waß gala heiſt den Es iſt Kein teütſch wordt — Ich Kan nicht Errahten warumb der Churfürſt Von Braunsweig nicht bey dem feſt geweßen — malante findt die freüllen von degenfelt ſchon welches leicht Zu glauben ſie ſindt von ſchonner race — tantzt man gar nicht mehr teütſche tantz In teütſchlandt daß man jetzt drüber lacht Ich finde Keine thorheit Im luſtig machen den daß iſt geſundt die thorheit iſt In trawerig ſein den daß macht kranck undt iſt Zu nichts Nutz — Ich liebe daß frantzoſche dantzen gar nicht Ein Ewig menuet iſt mir unleydtlich — — —

Versaille den 11 mertz 1706.

An Louiſe.

— — — gott ſeye danck daß unßere Liebe Churfürſtin den carnaval ſo woll außgeſtanden undt gebe Ihr noch manche ſo J. L. Erfrewen möge Ich hoffe daß ſie bey dem jetzigen ſo gar ſchönnen wetter wider Zu Nehmen werden — mad· hatt woll groß recht deß churprintzen [*] extravagansen nicht Zu hertzen Zu Ziehen, daß marquisisch franzosch geblüdt [**] leſt ſich In Ihm ſpüren daß Er wen Er woll thet greülich Verhehlen ſolte den Es gibt Ihm gar Keine Eher man thut dem printzen daß große unrecht von der welt Ihm ſeine sotissen Zu verbergen undt Es ſeinem Herrn Vatter nicht Zu ſagen den Er iſt noch jung genung corigirt Zu werden undt bleibt Er wie Er iſt, wirdt Er kein lob Erwerben Brutalitet ſteht jedeman übel aber großen Herrn noch mehr, ſein Herr Vatter ſolte ſich ſelber informiren ob Er mitt ſeiner groß fraw Mutter lebt wie Er ſoll undt Ihm ſolches expresse Einbringen, den der Churprintz thut ſich ſelber tord wo Er nicht den größten respect vor matante hatt — — —

Versaille Mitwog den 17 mertz 1706

Hertzliebe amelise Es iſt Kein marquis ſondern Ein Conte de [***] der Nun Zu hannover iſt Ich Kene Ihn woll undt alle ſeine Verwanten ſo Er hir hatt ſeints brudern gemahlin iſt Erſt Kürtzlich geſtorben war deß Duc de Rohans dochter die gräffin Von furstenberg ſeine fraw Mutter wondt auff Ihre gütter ſo ſie hir hatt, ſie hatt Nun Keine galanterie mehr aber ſehr galandt geweßen Ich glaube Es Were Ihr ſchwer Ihrer Kinder Vätter Zu Nehmen der Elſte gleicht viel mehr ahm Cardinal alß der Jüngſte graff ſo Nun Zu hannover ſeinen humor Kene ich nicht Kene viel mehr ſeine Zwey elſte Brüder deren Einer todt iſt, hatte Einen dollen heüraht gethan Ehe Er geſtorben, daß der jüngſt Einen duel gehabt undt deßwegen auß dem landt gemüſt daß iſt war — Ich glaube daß Mein ſohn der Einig Junge menſch In der weldt iſt dem ſein Eygen haar übel ſtehet Man Kan Ihn nicht mitt Leyden Nachdem die geſichter ſein ſtehet die peruque woll oder übel aber ordinari gehts wie Ihr liebe amelise gar recht ſagt daß ſie die alten leütte jünger undt junge leütte älter macht — — —

[*] Georg Auguſt von Hannover, nachmals Georg II. von England.

[**] Kurfürſt Georg, nachmals König von England, hatte Sophie Dorothee, Tochter des Herzog Georg Wilhelm und der Eleonore d'Esmieres verheirathet, welche letztere unſerer Briefſtellerin ſtets ein Dorn im Auge blieb.

[***] Der Name fehlt im Briefe.

Versaille den 17 mertz 1706.

An Louiſe.

— — — Ich weiß gar woll wie Es Kompt daß Ich Ewr brieffe ſo unrichtig Entpfangen undt Ihr die Meinen auch Es iſt der post meiſter ſchuldt nicht ſondern daß ministre der ober post meiſter iſt ſchuldt der will allezeit alle meine brieffe leßen, umb den König davon ahnzutragen waß Im beliebt, Er Kan nicht viel teütſch man Muß Ihm unßere brieffe überſetzen, deßwegen gehen ſie ſo unrichtig, den Er leſt ſie Nur nach ſeiner gelegenheit wider Zu machen undt lieffern, dadurch aber Erlangt Er meinen ſegen nicht, gott verzey mirs aber Ich Verfluche diß mantgen offt Ich glaube Es hatt Ihm unglück bracht den Er iſt Nun Kranck — — —

Versaille den 25 mertz 1706.

wen der mylor lincoln ſeinen Nahmen geprononcirt hatte wie Ihr Ihn lieb Louise ſchreibt, ſo würde Einsmahls Ein leibguarde von monsieur Zu St Clou nicht geantwort haben wie Er that Es war umb Sommer umb halb 10 abendt wir wahren ahm fenſter monsieur und Ich undt Wartten daß man ahngericht hatte umb Zu nacht Zu Eßen auff Einen ſtutz ſehen wir Eine Kutzſch mitt 6 pferden daher Kommen undt Einen Man auß ſteygen, mons rieff qui est ce cela qui arive — Ein guarde andtwortet ma foy monsieur je nose le dire a V. A. Royale — monsieur ſagte qu'elle sotisse je veux savoir qui sest — der guarde ſagte he bien monsieur puis que vous le voulles savoir son nom est une sotise Carl il y a du Con en son nom — Ich meinte monsieur würde ſich todt lachen — — —

Versaille den 11 april 1706.

Hertzliebe amelise — Ihr ſeydt ſehr devot den ſontag nicht auß Zu gehen, aber Ich halte Eine vissitte gefahrlicher alß Eine Comedie den Es iſt ſchwer nicht In vissitten Von ſeinem negſten Zu reden welches Eine großere Sünde alß Ein spectacle Zu Zu ſehen, Ich werde nicht aprobiren daß Man den Sontag In die comedie ginge ahnſtatt In Kirch aber wen man ſeine ſchuldigkeit bey gott abgelegt finde Ich wie ſchon geſagt daß Ein spectacle weniger gefahrlich vor daß gewißen iſt alß die Conversation —

Versaille den 11 april 1706

Hertzliebe Louise Vergangen donnerſtag ſchriebe Ich Einen ſo unerhörten langen brieff ahn J. L. die Churfürſtin daß Ich ahnmöglich ahn Eüch noch ahn amelise andtwortten Könte, werde Es derowegen heütte thun — — —

Es iſt viel daß der Churprintz * ſein unrecht Erkenndt undt Es iſt woll loblich ahn ihm ſich zu corigiren — mein gott wo Kompt dießes printzen hochmuht her mag Nur ahn ſeine Mutter gedencken wie auch ahn ſeine groß Mutter von Mutter ſeytten ſo wirdt Er urſach genung Zur demutt finden — — —

---

marly den 22 april 1706.

An Louiſe.

— — — Die historie von deß herrn von degenfelts Camerdiener hersch iſt boßirlich daß Erinert mich waß meinem ſohn Einmahl begegnet iſt Es geht Ihm wie allen frantzoßen ſo nie recht teütſch lehrnen, Ich hatte Ihm Einen teütſchen ſprachmeiſter geben laßen nachdem Er 4 gantzer Jahr gelehrnt ſagt Ich Zu meinem ſohn umb Eine ſprach Zu Lehrnen ſo Muß man ſprechen drumb rede Etlichmahl mitt mir — Einsmahl waren wir In der gallerie Ich weiß nicht waß wunderliches dort vorging ſo wolte mein ſohn daß teütſche ſprichwort cittiren (art leſt nicht von art) Kompt mitt Ein amphase daher undt prononcirt wie Eine sententz (arsch leſt nicht von arsch) Ich erſchrack meinte Er wolte mir Etwaß wüſt ſagen, ich rieff bub ſchweig ſtill, examinirte waß Er ſagen wolte meinte In der that wie Es den hir gar gemein iſt, Er hette Etwaß abſcheüliches geſehen nach dem Er mir aber In frantzöſch explicirt waß Er hette ſagen wollen, lernt Ich Ihm den unterſchiedt Er wolte ſich Kranck lachen, ſagte aber doch Er ſehe woll daß Er daß teütſch nicht lehrnen Könte, hatt Es auch gantz negligirt ſeyder dem —

---

* von Hannover.

meudon den 6 may 1706.

An Louiſe.

— — — Ich Erinere mich daß man Zu Bacherach tabletten Von ſchifferſtein macht ſogar gemachlich ſein man ſagt Man verkaufft auch derſelben Zu franckfort, alſo bitt Ich Eüch liebe Louise laſt mir doch Ein par Kleine dablettger Kauffen, undt ſchickt mir's durch die post und den Zettel dabey waß Es Koſt will Es mit Danck bezahlen.

---

marly den 13 may 1706.

Hertzliebe Amelise, Louisse hatt mir geſchrieben gehabt daß Ihr mitt von der Braunsweigische reiß geweßen ſeydt drumb hatt es mich nicht frembt genohmen, Kein ſchreiben letzte post von Eüch Zu bekommen — In Engen Kutſchen iſt nichts ungemächlicher alß Ein Estrapontin, Ich ſehe daß Ihrs In reißen macht wie ich Nehmblich braff In der Kutſch Zu ſchlaffen, daß Kan ich unmöglich laßen matante ſchläfft ſelten In Kutſch, wer ſaß den gegen über ma tante daß Ihr auff dem estrapontin wahret — Hertzog anthon ulrich * iſt der beſte herr von der welt undt hatt malante die fraw Churfürſtin allezeit Hertzlich lieb gehabt, wundert mich alſo nicht daß J. L. fro geweßen malante nach 15 Jahren wider Zu ſehen drumb habe ich den gutten Hertzog lieb weillen Er ſo viel affection Vor ma tante hatt, Es Kan leicht ſein daß dießer Hertzog ziel frantzöß Silber geſchir hatt den Er iſt lang gutt frantzöſch geweßen da mag Er woll viel pressenten bekommen haben, ma tante iſt auch ſehr content von alles waß ſie Im salsthal geſehen unßers Königs contrefait wo Es gleicht werdet Ihr gutte minen geſehen haben welches unßer König noch über alle menſchen hatt — der Ertzherzog Muß Erſt auß Barcelonna ſein, Ehe J. L. die ſchonne princes bekommen — Ich habe allezeit-gehört daß man gar höfflich ahm Wolfenbüttelischen hoff iſt, Zu oncle S. Zeitten war man Es auch Zu hannover, undt dadurch haben ſich die herrn bey gantzer weldt beliebt gemacht, Ich höre aber nicht daß der itzige Churfürſt noch Hertzog Ernſt auguſt In dieß fußtapffen tretten, Es wirdt Ihnen mitt der Zeit gerewen Ihr habt gar woll gethan dem adel nicht zu cediren, der Churfürſt thut ſich ſelber tord wen Er Eüch den adel vorzieht,

---

* von Braunſchweig-Wolfenbüttel.

den wie Er Es auch macht ſo Kan Er doch nicht hindern, daß Ihr nicht geſchwiſter Kindt mitt Ihm ſeydt, alſo beſchimpfft Er ſich ſelber wen Er Eüch beſchimfft, undt Man wirdt ſehen, daß Er ſich von adlichen personnen gouverniren leſt wen Er den reichsgraffen Ihr recht nicht gibt —

marly den 20 may 1706

An Ameliſe.

— — — Iſt Es möglich daß Ihr glaubt daß unßer junger König In Engellandt * Ein falſch Kindt undt nicht der Königin ſohn iſt, da wolt ich woll mein Kopff Zu pfandt vor ſetzten, daß Er daß rechte Kindt iſt Erſtlich ſo gleicht Er ſeiner fraw Mutter der Königin wie Zwey tropffen waßer zum andern ſo Iſt Eine dame bey ſeiner geburt geweßen, die der Königin gar nicht gutt iſt aber umb der bloßen warheit hatt ſie mir verzehlt daß ſie expresse da geweßen umb alles woll In acht Zu nehmen, hatt daß Kindt ahn der nabel ſchnur gehefft geſehen undt Kan nicht Zweyfflen daß Es nicht der Königin ſohn iſt die Engländer gehen doll genung mitt Ihre Könige umb, umb nicht frembt Zu Nehmen ſollen daß Man Kein empressement genung hatt Ihr König Zu werden — In lotteringen halt man auch eine wurſt hir iſt man Zu gravitetiſch Es ging nicht ahn Entwetter hatt man hir daß alles drunter undt drüber ohne messure geht, oder Eine ſteiffe gravitet adieu Hertzliebe amelise ſeydt verſichert daß Ich Euch allezeit lieb behalte —

marly den 20 may 1706.

Hertzliebe Louise, Vor meine andtwortten dörfft Ihr mich gar nicht dancken, den Ich ſchreibe Eüch von hertzen gern, ſo lang der Krieg wehrt wirdt man nichts gutts von der post Zu hoffen haben, Es war nicht monsieur S: ſo ſo doll teütſch geſprochen, ſondern mein ſohn, den man den duc dorleans undt nicht monsieur heiſt dießer Nahmen gehöret allein der Könige brüder undt enfants de france Zu der frantzoſen teütſch finde Ich gar nicht artig, ſie reden widerlich In meinem Sin Es iſt Ein Ick undt ack, daß ich nicht leyden Kan, Eben ſo wenig undt noch weniger alß wen jemandts übel frantzöſch ſpricht mad^{e} bellemont Ihr reden finde Ich possirlich die fraw von

---

* Karl Eduard, Jakobs II. Sohn.

Rathsamshaussen ,redt auch gar possirlich Ich habe Einmahl Ein frantzöſch dialogue Zu St Clou Zwiſchen dieße Beyde gehört das war nicht ſchlim — ſeyder 13 tagen iſt die Rotzenheusserin wider hir undt allezeit luſtig, da ſitzt ſie undt arbeyt, den die ſo Kein tabouret haben darffen ſitzen wen ſie arbeytten, waß dieße beyde damen gut haben iſt daß man über Ihr ſchlim reden lachen darff ſo viel man will ſie werden nicht böß drüber, ſondern lachen mitt — Es iſt mir lieb daß Ihr meint daß mein gruß und ahndencken dem Herrn ferdinant von degenfelt ahngenehm ſein wen Er wegen Dicke nicht reißen Kan Muß Er unbeholffener ſein alß Ich, Es iſt woll gewiß daß Ihr dießen oncle nicht ſehen werdt wo Er Zu venedig bleibt den da werdt Ihr woll nicht hin, meines Bruders gemahlin todt, iſt mir recht Zu hertzen gangen ſie hatt gar Einen Sanfften todt gehabt wie mir mons vos geſchrieben der mir auff Befehl der Churfürſtin von saxen Eine gantze relation davon gethan — — —

Versaille den 3 Juny 1706

An Louiſe.

— — — Ich weiß woll wie Es iſt wen man ſich ſo auff der jagt Von der Sonnen Verbrendt den daß iſt mir gar offt geſchehen daß Ich von morgendts umb 5 biß abendts umb 9 In der Sonnen geweßen, daß Ich wider roht wie Ein Krebs nach hauß Kommen undt daß geſicht gantz Verbrendt hatte drumb habe ich auch jetzt ſo Eine braune rauhe hautt — Vor den ſtaub ſorgt man hir Nie Ich habe In reißen geſehen daß ſo Ein ſtaub war daß man ſich gar nicht in der Kutſchen ſehen Konte undt der König befahl doch nicht daß man nicht Neben der Kutſchen reytten ſolte, — Zu hanover denkt man noch ahn ſich luſtig Zu machen undt man thut woll den daß Erhelt daß leben aber hir iſt dieße mode gantz verbey; — nachts In der lufft Zu ſein ſchadt gar nichts Zu marly gehe Ich offt Im monſchein ſpatzieren wen man gedult hatt, heilt man offt Eher alß mitt viellen remedien, alle die Viel brauchen ſeindt bey weyttem nicht ſo geſundt alß die ſo nichts brauchen undt Ich ſehe daß die den Docktern glauben allezeit waß brauchen Müßen, drumb brauche ich nichts Ich ſeye den recht Kranck undt laß den Doctor predigen ſo lang Er will — — —

Elisabeth Charlotte.

Marly den 12 juni 1706.

Hertzliebe amelise ob die pitzſchirt Zwar Unverſehrt ſcheinen, ſo ſeindt die brieffe nicht deſto ſicherer den Man Kan ſie gar woll auff undt wider Zu machen, Ich weiß die Kunſt mein ſohn hatt mirs gelehrnt, ahn allen höfen iſt man Mißträwiſch, und liſt die brieffe Es ſeye dan daß Ein expresser ſie In Eygenen händen überlieffert — Ich habe alle böße bücher und historien geleßen, nichts iſt alberer den ſie ſtecken leütte Zu ſamen ſo Ihr leben lang nicht mitt Einander geſprochen pater petters buch iſt ſo falſch daß Es gantz ungedultig macht undt andere mehr ſo ſo übel gemacht daß Man Kein eintzig augenblick Muß bey dießem hoff geweſt ſein, daß man nicht gleich ſicht daß Kein Eintzig wordt war dran ſein Kan, hir Im landt Können ſolche bücher gar nicht ſchaden den Man ſicht gleich daß Es jemandts geſchrieben ſo Keine ſeele hir Kent — ma tante hatt mir woll geſchrieben daß der König In preüssen nach hannover mit ſeinen cronprintz Kommen werde, aber Kein wordt Vom heüraht.

---

marly den 24 Juni 1706.

Hertzliebe Louise, Eines von den ſchreibtäffelger habe Ich Zu recht Entpfangen, dancke ſehr davor ſie Kommen mir gar woll Zu paß — Es wundert mich daß Ihr Eüch papa S. tabletten nicht mehr Erinert die allezeit auff der hohen taffel lagen wo J. G. S. auffſchrieben gantz ſtehent, wen Ichs Im ſack tragen wolte würde Ich Es ſo Zu recht machen laßen wie jene aber In den ſchräncken iſt Es nicht Nöhtig — Mein ruhiges leben wirdt Nun baldt In großen ſorgen Verwandelt werden, den mein ſohn geht über 8 Tagen nach jtalien alwo Er die armée commandiren wirdt, mons de vandosme wirdt die Flanderische Com̃andiren unter Churbeyern mein ſohn wirdt den marechal de villars unter ſich haben, — J. L. der Churfürſt Muß ſparſam ſein, undt die unkoſten ſcheüen, daß Er nichts luſtigs anſtehlt wegen der victorie ſo Man Ewerer ſeydt Erhalten — wie Kompts daß man die ceremonie von Engliſchen ordre auff Zwey unterſchiedtliche tage hält Es Konte ja woll In Einem geſchehen, ma tante hatt mir den mylord halifax auch über die Maßen gelobt —

Versaille den 8 Julli 1706

Hertzliebe Louise Es iſt Zwar war, daß matante die fraw Churfürſtin mir von der verlobnuß geſchrieben, allein Ich hore ſo gern von dieß alles daß es mir gar nicht leydt ſein Kan daß Ihr mir auch davon ſprecht den waß Eines von den umbſtänden vergiſt behält daß ander — Ich höre viel gutts von brautt undt Breudigam[*] — geſtern habe ich der princes contrefait Entpfangen, finde daß J. L. Viel ahn dero Herrn Vettern gleichen wie J. L. der Churfürſt vor den Kinderblattern wahren, und die Churprintzes gleicht viel ahn Ihren artigen oncle S: den printzen Von Eyßennach — Es iſt woll naturlich daß Ihr Eüch über der printzes glück freudt weillen Ihr J. L. lieb habt, alles waß mir matante von Ihren Enckel dem cron printz verzehlt gefelt mir recht woll, wolte gott Ihr ander Enckel[**] were auch ſo raisonable undt von guttem gemüht —

Versaille den 15 julli 1706.

Hertzliebe amelisse — daß iſt eine dolle mode daß freüllen mitt dem Churfürſten herumb reißen wen Ihre Churfürſtin nicht dabey iſt — Mein gott wie werden der Churprintz undt die Churprintzeß Einander ſo Müdt werden allezeit ſo bey ſamen Zu ſtecken — Ich glaube ſie hette gern daß Er Eine metres hette umb Ihn Vom halß Zu bekommen, drumb helt ſie den discours, aber Es iſt doch nichts dabey Zu gewinen — alles hatt ſeine Zeit Man muß hoffen daß unßers Königs glück widerkommen wirdt undt der marlbouroug wider wirdt gebutzt werden[***] — ſolte unßerm König unglück durch weiber Zukommen iſt Es nicht die Königin anna Ich weiß woll wer[†] aber ſtille laſt unß alle den Frieden wünſchen adieu liebe amelise

---

[*] Kurfürſt Georg von Hannover (nachmals König Georg I von England), Sohn der Kurfürſtin Sophie (die hier immer Matante heißt), vermählt ſeine Tochter Sophie Dorothee mit dem Kronprinzen von Preußen (nachher König Friedrich Wilhelm I). Aus dieſer Ehe ſtammte der große Friedrich.

[**] Der Kurprinz von Hannover.

[***] Im Widerſpruch mit ihren ſonſt den Franzoſen nicht ſehr günſtigen Aeuſſerungen, wünſcht ſie dießmal den franzöſiſchen Waffen Glück, weil ihr Sohn die Feldherrnrolle in Italien übernommen.

[†] Sie meint die Maintenon, Ludwigs XIV berühmte Maitreſſe.

Ich habe noch 3 brieff Zu ſchreiben undt ſchon 24 Bogen ohn matante geſchrieben Muß alſo Enden behalte Euch allezeit lieb.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 15 julli 1706.

Hertzliebe Louise heütte morgen habe ich Ewern lieben brieff Vom 6 dießes monts Zu recht Entpfangen — Mein ſohn iſt Nun bey ſeiner armée alſo fangen meine ſorgen ahn Meinem ſohn iſt Es Es recht leydt geweßen alß er vernohmen daß unſer Vetter der Erbprintz * auch In Ittallien geht — Mein ſohn wie alle Menſchen estimirt J. L. recht die fraw landtgraffin hatt ſchon ſo viel unglück ahn Ihre printzen Erlebt daß ſie recht Zu beklagen ſein dießen wackern herrn auch wider weg Zu Ziehen ſehen — gott verleye bald frieden Es iſt Zeit — Es iſt Eine große charitet von matante die Hertzogin Von Zelle Zu beſuchen undt Ein rechte generositet den ſie hatt Es nicht ohn ma tante verdint — frantzöſche weiber ſeindt nie ſo kränklich alß ſie ſich ahnſtellen, daß dint Zur conversation ſich Zu Klagen Ich ſehe Es taglich hier

---

marly den 29 julli 1706.

An Ameliſe.

— der König In preüssen ſucht alles herfor waß möglich, umb mehr ceremonien Zu haben, daß Kan ich woll nicht begreiffen, den wie Ihr woll wiſt ſo bin Ich der ceremonien Erbfeindt daß iſt aber Kein wunder daß man bey Ein Königlich beylager en robe ſein wirdt, Es were recht ridiculle anderſt und ſollte man meinen Es wehren Nur Cammer magte ſo ſich heürathen — den Ich habe ma tante unterdeßen Einen unterrock gewehlt ſo nicht heßlich iſt naturliche Blumen mitt goldfeſton auff Einen ſchwartzen grundt — die teutſchen figuren ſeindt nicht anderſt alß die frantzoſchen den Man trifft ja Keine andere tracht In teütſchlandt alß hier —

Versaille den 5 augusti 1706

Hertzliebe Louise — Ihr werdt mir Einen rechten gefallen thun mir Eine exacte relation Vom beylager Zu thun, matante hatt

---

* Friedrich von Heſſen-Caſſel.

allezeit großer luſt zu geben alß andere Zu Nehmen, finde magnifiq alles waß ſie vor pressenten geben bin fro daß Ihr auch ewer part davon habt gott gebe glück Zu dem artigen heüraht — mein ſohn iſt Zimblich beliebt hoffe daß nicht mehr ſo Viel durchgehen werden, ſein armée iſt Nun verſamblet Er Campirt Zu st benedetto — Ich wünſche wie Ihr leicht denken Kont den frieden mehr alß Nie —

Versaille den 12 augusti 1706.

Hertzliebe Louise — Es iſt gott lob nicht war, daß Es ſo gar übel mitt matante die fraw abdißin von maubuisson iſt, Ich ſchickte J. L. geſtern den brieff Von unßer lieben Churfürſtin mein valet de pied ſandt J. L. In Ihrem gartten ſie ſeindt beßer alß ſie wahrn wie Ich letzt dort war; J. L. haben Ein groß alter den ſeyder dem april ſeindt ſie In Ihr 85 Jahr getretten ſie ſehen noch ohne brill haben daß gehör gutte undt den Verſtandt auch, aber wen der mont Im ab Nehmen iſt haben ſie Mühe Zu reden undt ſtammeln ſehr auch Mühe Zu gehen den Ein ſchenckel iſt ſchwach aber ſie Eſſen woll ſchlaffen woll undt ſein luſtig hoffe alſo ob gott will daß Es noch ſo baldt nicht Zu Einem Endt Kommen wirdt — wer alter undt viel friſcher iſt alß J. L. daß iſt der gutte Ehrliche mons' de polier wen er die augbrawen ſchwärtzen wolte würde Er ſein wie vor 50 Jahren Er iſt woll geht ſo ſtrack alß Nie hatt ſeine Zähne noch liſt ohne brill undt iſt wie Ihr Ihn all Ewer leben geſehen habt geht doch jetzt In ſein 87 Jahr wen man Ihn ſicht kan man Kein ſcheü vor dem großen alter haben — Morgen werde ich expres nach paris mitt dem mons' schultes die stoffen Vor der printzes braut Kleyder Zu wehlen adieu liebe Louise ſeydt Verſichert daß Ich Eüch allezeit lieb behalte.

Elisabeth Charlotte.

---

marly den 19 augusti 1706.

An Ameliſe.

— — — Ich dachte nicht daß der Churfürſt Von Braunsweig ſo luſtig ſein Könte — Ich habe offt war genohmen daß wen alte leütte wie [illegible] [illegible] Ins raſen undt Zu die luſt Kommen ſeindt ſie ärger alß junge leütte, deß envoyes Von Engellandt fraw iſt made bellemonts ſtiefftochter ſolten alſo gutt freünde mitt Einander ſein, die Engellander aber Können Einander Nie leyden daß ſehn wir ahn dem Engliſchen hoff * Zu st Germain, da ſeindt ſie alle wie hunde undt Katzen gegen Einander — ma tante wirdt ſehr parirt ſcheinen In ſo langer Zeit Kein golt getragen Zu haben alſo Nun — bey dießem beylager gott gebe daß ſie noch bey dießer printzes Kinder Hochzeit ſein mag — Es Muß Le sort de nostre sang ſein allezeit ſcheff coiffürt Zu ſein, den unter hundert tagen bin ich 99 ſcheff, undt frag Eben ſo wenig darnach alß ihr ob ich Zwar nicht ſo gottsförchtig bin, hiemitt iſt Ewer ſchreiben völlig beantwort ſage derowegen nichts mehr alß daß Ich Eüch von Hertzen lieb behalte.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 26 augusti 1706.

An Ameliſe.

— — — Ich habe Nie von dem philosophen spinoza gehört war Es Ein spanier den mich deücht der Nahm iſt spanisch — daß iſt woll gewiß daß der Churfürſt von Braunsweig ſelten freündtlich iſt — wundert mich recht daß J. L. Louisen beſucht haben Er will ſich vielleicht corrigiren welches woll gethan were — — —

Versaille den 2 7br 1706.

An Louiſe.

— — — Man wirdt Itzunder geſchafftig Zu hannover ſein Nun alle frembden dort ſein — Man ſagt Im ſprichwordt hir (a quelque chose malheur est bon) alſo wirdt Eüch Ewere Kranckheit Manche Mühe Erſparen — Ich werde dem gutten Ehrlichen mons polier Heütte Ewern brieff ſchicken der wirdt Ihn von hertzen frewen daß Ihr Eüch ſeiner noch Erinert wo mitt Er ſich ahm meiſten Erhelt iſt mitt dem taback rauchen alle tag Nimbt Er Ettliche pfeyffen taback — Es iſt kein wordt war, daß mein ſohn die armée nicht hatt ahn Nehmen wollen Er iſt leyder Nun vor Turin, undt Ich fürchte ſehr der printz Eugene ſo Ihm folgt undt Er, werden Ein ander teüffels dings In die haar Kommen, bin In rechten ängſten deßwegen, undt dieſe Zeittung ſo geſtern ahnkommen hatt mich mehr

---

* Der Hof der vertriebenen Familie Stuart.

alß Einmahl dieße nacht geweckt — adieu liebe Louise Jch wünſche daß wen Jhr dießen Brief Entpfangen werdet daß Jhr wider Jn volkommener geſundtheit ſein mögt undt Ewere gutte natürliche farb wider haben, ſeydt verſichert liebe louise daß Jch Eüch allezeit lieb behalte.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 9 7br 1706.

An Ameliſe.

— — — wilß gott mein dochter Verliehrt Keine Zeit Kinder Zu bekommen Es wirdt Nun 8 Jahr daß ſie geheüraht iſt undt ſie geht mitt dem 8ten Kindt ſchwanger — vorgeſtern dachte Jch Noch ahn Eüch liebe amelise, den alle meine leütte Kammen alle, undt zopfften ahn meinem aufgeſetz den Es war gantz ſcheff, Es geſchicht mir offt, wen Jch einmahl gerade auff geſetzt bin, macht Man mir complimenten drüber aber Es iſt rar — Jch muß lachen ob ich Zwar wenig luſt dazu habe daß Jhr ampasade vor ambassade geſchrieben ampassade heiſt man hir Einen sergenten welches ſchön were umb die Churprintzes abzufordern — der braudt rock undt alles ander gerähte wirdt woll baldt Von hir weg, Jch werde Jhn aber nicht Vor ſeiner abreiße ſehen, den der ſchultes iſt ſo impertinent mit mir umb gangen, daß Jch nichts mehr von dem flegel hören will — Liebe amelise Jhr habt Jn Ewer Verzehlung von den pressenten Ein bouquet Vergeßen, mit Einem Rubinen ring ſo ma tante mir ſchreibt daß der König Jn preüssen ahn ſeines Herrn Sohns braudt geben, mich deücht Laq undt porcelaine ſeindt Zu Saubere ſachen umb vor Ein Kackſtuhl Zu dinen Es Müſte den Ein ſchauſcheiß ſein, wie Man Jn den gastereyen Vor dießem ſchau Eßen hatte, Jn teütſchlandt — Jch bin gantz unluſtig, den Erſtlich ſo bin Jn Jn rechten ängſten undt ſorgen Vor meinem ſohn der biß über den Ohren Jn der belagerung von turin ſteckt, undt ſich ſo wagt Daß Es Ein wunder daß Er noch beym leben iſt, undt Zum andern ſo hatte ich mich heütte auff brieff von ma tante geſpitzt undt habe Keine Entpfangen daß macht mich ſo leüniſch undt Jch vor dießmahl nichts mehr ſagen alß daß Jch Eüch recht lieb behalte liebe amelise.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 16 7br 1706

Hertzliebe Louise freyllich hatt mir amelise geſchriben waß Ihr der König In preussen geantworttet hatt ſie war damahlen gar luſtig den ſie hatt mir damahlen viel vexirerey geſchrieben wo Ich Eine andere Zeit auff ſelbigen thon würde geantwortet haben, aber ſev der Vorgeſtern habe ich alle luſt Zu lachen undt vexiren verlohren In dem Ich die betrübte Zeittung bekommen daß man meines ſohns raht nicht hatt folgen wollen undt haben ſich In den linien forciren laßen * Mein ſohn hatt Zwey groſze wunden davon getragen Eine Ins Dicke fleiſch ahn den hüfften undt Ein andern musquettenſchuß In dem lincken arm biß auff den Knochen doch ohne denſelben Zu Zerſchmettern der balbirer verſichert daß gar keine gefahr dabey iſt gott gebe Es — Ich danke Eüch liebe louise Mein compliment bey J. L. dem cronprintz abgelegt Zu haben, alle die dießen printzen ſehen loben J. L. über die Maßen — Ich habe ahn matante geſchrieben warumb schultes ſo plumb geweßen undt wie man Ihn Erdapt hatt, Niemandts weiß beßer Zu leben undt hatt mehr politesse alß mons' göritz glaube alſo daß Er schultes plumbe maniren nicht aprobiren wirdt, waß mich ahm meiſten dran Verdrißt iſt daß Ich der braut nicht habe nach ma tante befehl dienen Können, hette Er gebracht waß Ich geſchickt were ſie gewiß beßer gebutzt geweßen, Ich Kan nicht vertragen daß der König In polen ſo vindicatif iſt undt ſeinem ſo Nahen Vettern nicht Verzeyen will ma tante ſchreibt die Churfürſtin Von saksen wäre nach magdeburg gezogen die Königin aber In saksen blieben — adieu liebe Louise Ich werde ahn amelise ſchreiben undt auff Zwey Von Ihren brieffen andtwortten habe noch über daß 4 brieff Zu ſchreiben den Man accablirt mich mitt brieffen wegen meines ſohns unglück adieu liebe louise Ich ambrassire Eüch von Hertzen undt In leydt ſo woll alß In luſt behalte ich Eüch Von Hertzen lieb.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 16 7br 1706.

Hertzliebe amelise Ich werde heütte auf Ewere Zwey ſchreiben andtworten ob ich Zwar Ein wenig Mühe Zu ſchreiben den Ich habe

---

* Vor Turin. Prinz Eugen erfocht hier bekanntlich einen ſeiner größten Siege über die Franzoſen.

Zwey tage lang nichts gethan alß weinen, über meins ſohns unglück undt wunden, den ob man mir Zwar ſehr verſichert daß Kein lebens gefahr dabey iſt, ſo ſchmertzen mich doch ſeine ſchmertzen, Ich habe die augen ſo roht undt dick daß ich ſchir nicht brauß ſehen Kan, wie leicht Zu glauben iſt, Ihr ſeht woll liebe amelise daß Ich In dem ſtandt wo Ich Nun bin daß ich nicht vexiren Kan wie Ihr were mir Ewer brieff In Einer Zeit Kommen würde Ich braff drauff geantwortet haben, aber heütte Kan nicht ſein, daß hertz iſt mir Zu ſchwer — Ich ſchicke Eüch aber meine andtwort auffs Konigs von preussen Compliment auff ein bladt a part wie Ihr Es begehrt — Vom ſchultes werde Ich nichts mehr ſagen Er wirdt baldt weg, werde Ihn Vergeßen alß wen ich Ihn mein leben nicht geſehen hette, die Weſtpfälinger ſeindt ordinari nicht ſo plumb, Ihr habt woll gethan nichts durch Ihn fallen Zu laſſen Er hette Es überzwerg gebracht den Er ſeüfft ſich ſo voll mit die Kauffleutte daß Es Ihm ſchir daß leben gekoſt hette den Er iſt Erſchrecklich gefahlen ſo daß man Ihn hatt Müßen Zur ader laßen — jeder Man lobt den cron printz aber der Churprintz wirdt nicht ſo ſehr gelobt* — Ich bin nicht wie der Chronprintz Ich rahte ſelten Zum heüraht den Es ſindt wenig die gelingen alleweille ſchlegt es 8te Ich Muß alſo ſchließen umb mein paquet noch nach paris bey Zeit Zu ſchicken, Kan alſo nichts mehr ſagen alß daß ich Eüch liebe amelise lieb behalte.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 30 7br 1706.

Hertzliebe louise — meinen armen ſohn hette die belagerung von Turin undt deßen Entſatz ſchir daß leben gekoſt, iſt abſcheülich verwundt doch hofft man daß Er ſeyder dem 24ſten außer gefahr iſt wirdt aber Zwey finger lahm bekommen, biß alleß macht mich woll noch nach dem frieden ſeüfftzen — Ich bin 3 tag ſo unruhig undt In ſorgen geweßen, daß ich glaube Ich were Von Sinnen Kommen wens lenger gewehrt hette —

---

* Die nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm I von Preußen und Georg II von England.

Versaille den 28 october 1706.

Hertzliebe Louise, warum Ich alß gern alles wißen will undt nicht leyden Kan daß man mir waß Verhehlt, ob ich zwar denen nicht helffen Kan vor welchen Ich In ſorgen mag Kommen, ſo Kan Ich doch nicht leyden daß man Einen wie Einen Naren daher leſt gehen, undt luſtig ſein, undt lachen wen man recht urſach hatt traurig Zu ſein, jederman ſitzt Einem ahn, undt man wirdt jederman Zum ſchauſpiel daß iſt mein ſach gantz und gar nicht, daß ſprichwordt (waß Ich nicht weiß macht mich nicht heiß) Kompt Er auf die jalousie dießen chagrin ſolte man Mänern und weibern Verhehlen, ſo Viel Möglich iſt, aber waß ſeinen Kindern begegnet Meine ich daß Man allezeit wißen Muß — Von meines ſohns unglück werdt ich nichts mehr ſagen Es iſt gottlob Vorbey undt Er iſt friſch undt geſundt, allein ſo were Ihm bey Nahe wider Ein groß unglück begegnet In dem Er mitt dem pferdt gefahlen In ſeiner reiß nach grenoble mein ſohn meint Es ſey Einem Man Eine ſchandte wen Er ſich nicht hart ſtelt hatt alſo wider alles Einrahten reitten wollen, undt dieße reiße von pignerol nach Briancon hette Ihm ſchir daß Leben gekoſt — wo es möglich iſt werden meine angſten wider ahngehen den Mein ſohn pretendirt wider In jttallien EinZufallen, Er iſt diß Jahr ſo Erſchrecklich unglücklich daß woll alles Zu fürchten iſt — Ich habe lengſt geſagt daß Man die Zwey ſpaniſche Könige* mitt Ein ander ſolle ſchlagen laßen, unßer hette Vortheil den Er iſt ſtarck hatt greüliche faüſt Ich würde christlicher finden daß die Zwey Könige ſich umb Ihr Königreich ſchlügen alß ſo viel christen bludt Vergießen Zu machen — die fürſtin Von frantzhagen hatt woll urſach gehabt matante lieb zu haben die Ihr alle Ehre Erwießen Ihre printzen Müßen Ihr nicht nach ſchlagen weillen ſie ſo alber ſein undt kein Verſtandt haben, die armuht macht ſchmutzig, die printzen Müßen übel Erzogen ſein worden, Ich weiß nicht waß ſie Zu hannover geſucht haben — Es iſt Eine rechte ſchandt Von Churpfaltz Eüch nicht Zu Zahlen Könte Es Nun beßer alß Vorhin da Er ja meines brudern gemahlin nichts mehr Zu geben hatt — wir haben Eben ſo ſchön wetter hir alß Ihr Zu hernhaussen jedoch ſo ſcheindts heütte alß wens Endern wolte der Barometre iſt 7 Staffeln höher alß Er geweßen — In dießem augenblick Komt Ein Courier von meiner dochter Muß wider antworten Kan alſo Vor dießmahl nichts mehr ſagen alß daß ich Eüch allzeit von herzen lieb behalte

---

* Erzherzog Karl (nachher Kaiſer Karl VI) und der franzöſiſche Philipp (nachher König Philipp V von Spanien).

Elisabeth Charlotte.

Marly den 4 9br 1706.

An Amelife.

— — — Ich wünſche woll Von hertzen mit Eüch liebe amelise daß daß heßliche kriegsweßen Einmahl Ein Ende Nehmen möge, Ich ſehe aber leyder gar ſchlegte ahn ſtalt dazu — waß mich glauben macht daß man Kein unrecht hatt Zu glauben daß ſchweden gutt freündt mitt franckreich iſt, iſt daß unerhörte lob ſo man dießem Jungen König * hir gibt, lobenswerth iſt Er daß iſt woll wahr, allein man lobt hir nicht wen man nicht auff dieße ſeydt glaubt — matante die fraw Churfürſtin ſchreibt mir daß die Churfürſtin von saksen gar Einen artigen Cavalier nach hannover geſchickt hatt — Keine reverentz Zu machen iſt Ein bawern ſtoltz, damitt Man ſich ſelber mehr dort ahn thut alß ahn andere, den je hoher (man) iſt je hofflicher Muß Man ſein, damitt andere Ein exempel (nehmen) In der weldt Kan man nicht höfflicher ſein alß unßer König iſt aber ſeine Kinder undt Kindtskinder ſeindt Es nicht — Könte Ich mitt Ehren nach teütſchlandt, würdet Ihr mich bald ſehen, teütſchlandt war mir lieber undt funde Es nach meinem ſin viel ahngenehmer, wie Es weniger pracht und mehr auffrichtigkeit hatte nach pracht frag ich nichts, Nur nach redtlichkeit auffrichtigkeit, und wahrheit, Es ſchickt ſich leyder nicht daß ich wider In teütſchlandt ſoll, Man hatt mich unter unß gerett wider meinen gutten willen hieher geſteckt hir Muß Ich leben, undt auch ſterben Ich mag woll oder übel ſein undt woll kein aparentz daß wir Einander In dießem leben wider ſehen, waß In jenem geſchicht weiß gott allein, Ich bin Eüch doch recht verobligirt ſolches zu wünſchen undt werde Eüch allezeit Von Hertzen lieb behalten.

Elisabeth Charlotte.

---

* Karl XII, der damals als Held des großen nordiſchen Krieges ſeine Siegeslaufbahn verfolgte, während zugleich der ſpaniſche Erbfolgekrieg im Süden wüthete. Frankreich ſchmeichelte dieſem jungen König, aber er ging ſeinen eigenen Weg und ließ ſich nie für das franzöſiſche Intereſſe gewinnen.

Versaille den 19 9br 1706

Hertzallerliebſte Louise, Ich Kan Euch Nun ſichere Zeittungen Von Meinem ſohn ſagen, den Vergangen Montag umb 3 uhr Kame Er gantz unvermuhten auff der post hir ahn, Er iſt gott lob Nun geſundt aber Er wirdt all ſein leben lahm bleiben Er Kan Nur den daumen undt Erſten finger regen die 3 andern ſeindt Einwardts gebogen wirdt ſie ſein leben nicht ſtrecken Können, aber Es iſt Viel daß Er noch bey leben iſt, den hette Er Kein harnisch ahngehabt, hette Er 15 tödtlich wunden bekommen — mein ſohn hatt gar nicht von ſein Esquipage Verlohren — Ich wünſche den frieden woll Von grundt meiner ſeelen, wie leicht Zu Erachten iſt, Man ſicht hir die VerEnderung des glücks aber weillen daß glück auff Einer Kugel oder raht ſtehet ſo Muß Man hoffen daß Es wider Vor hir auch threhen wirdt — Ich finde daß freüllen pelnitz Zu loben iſt, Niemandts mehr nach Ihrer Königin Zu dienen, weillen ſie Zu leben hatt, ſie machts auch wie st paulus ſagt, wer heüraht thut woll, wer nicht heüraht thut beſſer — daß were auch woll mein ſin geweßen wen Es ſich hette ſchicken Konnen aber Es iſt mein destin nicht geweßen — — —

Versaille den 28 9br 1706.

Hertzliebe amelise Ich Muß von Hertzen lachen daß Ihr findt daß Ich In meinem Contrefait ſo ich malante geſchickt ſchon undt woll außſehe wen Ein groß dick geſicht plat Maul undt Kleine Enge augen waß ſchons ſein ſo bin ichs gar gewiß, undt werde noch alle tag ſchönner den Ich werde noch alle tag dicker — hertzliebe amelise Ein jeder Muß ſein Verhengnuß folgen, daß Meine hatt mich In franckreich geführt da habe ich gelebt da Muß Ich auch woll ſterben, teütſchlandt iſt mir noch allezeit lieb undt Ich bin ſo wenig propre vor franckreich daß Ich mein gantz leben mitten Im hoff, In Einer großen Einſamkeit Zu bringe, weillen Ich aber woll ſehe daß Es gottes will iſt daß ich hir ſein undt bleiben ſolle, habe ich mich drin Ergeben — Es iſt Eine thorheit Zu glauben daß man nichts hübſches noch magnifiques alß In franckreich machen Konne, Es ſeindt mitt den vertriebenen reformirten ſchir die beſten arbeybtsleütte auß franckreich gangen, alſo leicht zu glauben, daß Man jetzt In teütſchlandt Eben ſo ſchönen ſtoffen undt allerhandt Zeüg wirdt haben

Können alß man hir hatt — Man ſicht nicht mitt Einem ſchmutzigen Maul Zum fenſter Rauß, Man habe den Einen reichen witwer geheüraht, Vielleicht wirdt Eüch dießes begegnen, Es Kan Eüch liebe amelise Nie ſo viel glück undt Vergnügen Zu Kommen alß Ich Eüch von grundt der ſehlen wünſche den Ich habe Eüch undt louise von hertzen lieb.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 2 xbr 1706.

Hertzliebe Amelise Vergangen Montag habe ich Eweren lieben brieff Vom 16 9bris Zu recht Entpfangen dancke Eüch ſehr vor die relation Vom beylager Von hir Kan ich Eüch nichts ſchonnes (ſchreiben) Man hört von nichts alß Kinderblattern undt fleckfieber, welches gar nichts artiges iſt — Ich finde possirlich daß ſich die ſtatt undt hoff damen ſo geſtoßen haben, die daß freüllen schullenburg* ſo hart geſtoßen, Muß ſich nicht pichiren politique Zu ſein — ſolche art von predigen wie Man bey ſolchen occassionen macht Kommen ſchir allezeit alber hervor — Es hatt mich gefrewet Zu ſehen daß man noch nach alten teütſchen brauch mitt fackeln gedantzt hatt, Ich wünſche Eüch glück dazu liebe amelise die cron bekommen Zu haben, ma tante hatt mir Zwar auch Eine relation geſchrieben aber gar In Einem Kurtzen begrieff adieu Hertzliebe amelise ich ambrassire Eüch von hertzen undt behalte Eüch recht lieb.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 2 December 1706.

Hertzliebe Louise — Ich dancke Eüch ſehr Eüch mitt mir wegen meines ſohns ahnkunfft Zu Erfrewen, ſeyder Er Ins balhaus ſpillen geht iſt ſeine handt ſo viel beßer worden, daß Er Nun wider alle finger regen Kan, undt auff der flötten ſpiellen, hoffe alſo daß wen Er daß badt von Bourbone wirdt gebraucht haben wie dießen frühling geſchehen ſolle das alß den alle Kräfften wider Kommen werden, undt mein ſohn nicht lahm bleiben, aber wen auch gleich Ein finger lahm bleiben ſolte iſt Es doch ſchir Vor nichts zu rechnen waß

* Maitreſſe des Kurfürſten Georg.

ſonſt hette geſchehen Können — wen mein ſohn gleich nicht wider In Ittallien geht iſt doch woll Zu vermuhten daß ſo lang der leydige Krieg weren wirdt Er woll nicht Zu hauß bleiben wirdt, wünſche alſo den frieden recht Von hertzen —

Ich bin fro daß ma tante jemandts hatt ſo I. L. divertirt, den wie ſie von der freüllen pelnitz ſpricht Muß ſie ſehr amussant ſein, Vor dießem deücht mir hatte matante die graffin platten lieber alß die Kielmanseck —

Vorgeſtern bekam Ich Ein brieff von mein tochter die ſchrieb mir daß ſie Ein ſchreiben von dem freüllen von fürstenberg bekommen ſo Nun zu rastat iſt, weillen printz louis ſie hatt hollen laſſen umb ſie noch Einmahl Vor ſeinem Endt Zu ſehen, die ſagt daß dieſer Herr ohnmöglich davon Kommen Kan, war doch Ein wenig wider beßer Zu paris hatt man Ihn todt geſagt Er war Es aber nicht, Ich will glauben daß man Ihm unrecht gethan hatt — Wir haben Ein ſchweſter undt nieçe hir vom graff frieß, die niepce iſt Ein ſchön menſch undt die Mutter hatt Verſtandt, brilliren ſehr hir — — —

auch mons' oberg Kene ich woll Er war mitt dem lieben printz Carl S: hir Ich habe In meinem Ein mein leben von nichts abſcheulichers gehört alß den frieden ſo König augustus gemacht Er Muß voll undt doll geweßen ſein, wie er die articlen* Eingegangen iſt Vor ſo Ehrvergeßen hette ich Ihn mein Leben nicht gehalten, Ich ſchäme mich vor unßer nation daß Ein teütſcher Konig ſo unehrlich iſt — — —

Versaille den 9 xbris 1706

An Amelise.

— — — Ich dancke vor die gedruckte Zeittung dadurch ſehe ich wie Es hir In teütſchlandt Zu geht ob Es zwar nichts Neües mehr iſt, Es iſt noch beßer waß altes Zu wißen alß gar nichts — Ich habe auch ſchon dran gedacht daß der König von Schweden Viel von Meinem armen bruder S: hatt — ſeyder König augustus ſo Einen liederlichen undt leichtfertigen frieden gemacht, Kan ich Ihn nicht mehr leyden — — —

---

* Des Altranſtädter Friedens.

Versaille den 16 xbr 1706.

Hertzliebe louise dießen nachmittag umb 4 habe ich Ewern lieben brieff Zu recht Entpfangen dancke vor die dabey liegende Zeittung wie auch die Copie von Königin Zu denemarck brieff J. M. ſchreiben woll undt reden gutt mitt Eüch ſcheindt woll daß ſie Eüch recht lieb hatt undt daß iſt mir lieb — Ihr ſeydt gar Zu demütig liebe louise Zu ſagen daß Ihr der Königin Zu denemarck nicht wehrt ſein leütte Von Ewer geburt undt tugendt ſeindt alles werde — — —

Versaille den 23 xbr 1706.

An Ameliſe.

— — — alle hanerey Müßen dem pietisten Eine pension machen weillen Er ſo ſehr gegen den Ehebruch ſchreydt wen Ihm auch Nur Ein jeder Einen thaller geben ſolte würde Er baldt gar reich werden wegen der menge, daß Er aber gegen dem König In preussen geſchrieben meritirte woll corection — hir iſt auch Ein art pietisten ſo man Quietisten heiſt ſie ſeindt nicht ſo ſchlim wie die ordinarie pietisten ſo In teütſchlandt ſein, Man hört nicht daß ſie desbeauchirt ſein — der pfarherr ſo ſich ſo mitt dem Nieren bratten mortificirt hatt, Meint woll waß ſchönnes gethan zu haben undt Ich finde daß Es Eine thorheit iſt, hette beßer gethan davon Zu Eßen undt ſeiner frawen danck zu wißen daß ſie Vor Ihm ſorgt, undt ſie alſo Erfrewdt daß ſie waß gethan ſo Ihm angenehm geweßen, aber wie Man Im ſprichwordt ſagt ſo viel Köpff ſo viel Sin — der verſtorbene König von Siam alß unßer König Ihm ſagen ließ Er bette Ihn die christliche catholische religion ahn Zu Nehmen, andt wortete Er Er glaube daß Man In allen religionen Könte ſelig werden, undt gott liebe nichts mehr alß die VerEnderung drumb gleicht ſich nichts In der welt jede grüne blätter wehrn different undt daß alſo unßer Herr auff unterſchiedliche maniren wolle ahngebett ſein, drumb Müße unßer König fortfahren gott dem allmachtigen auff ſeine weiß wie Er Es gelehrnt Zu dienen, Er aber wolle gott auff ſeine manir loben undt dienen undt wen Es gottes wille ſein ſolte daß Er Ihm anderſt dienen ſollte würde Er Es Ihm ſchon Ins Hertz geben, Ich finde daß Er hirin nicht unrecht hatte — Ich glaube daß noch Eine gutte Zeit dahin iſt Ehe der Jüngſte tag Kommen, wir haben den antechrist noch nicht geſehen Ehe Er kompt werde Ich Eüch noch offt Verſichern Können daß Ich Eüch recht lieb habe liebe amelise

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 13 Januari 1707.

An Ameliſe.

— — -- Muß aber doch Ein wenig filtzen daß Ihr mir Eine Entſchuldigung macht, mir Ewern Neüjahrs wunſch In postscriptum geſchrieben Zu haben warumb iſt den daß nicht Eben ſo gutt alß wen Ihrs Im brieff geſetzt hettet, bin Eüch Eben ſehr davor verobligirt aber macht mir doch ſo Keine ohn Nohtige façons undt complimenten, daß iſt gar Langweillig — — —

Versaille den 27 Januari 1707.

An Louiſe

— — — mein dochter hatt mir ſchon vor mehr alß 8 tagen printz louis* todt bericht ſeine gemahlin jammert mich recht aber wie hatt ſie Ihn ſo lieb haben Können den Er war recht heßlich undt desbauchirt dabey, hette woll waß übels von Ihm bekommen Können, printz louis hatt gar vernünfftig gethan den mönchen weg Zu ſchicken ſo Ihm ſo impertinent Zu geſprochen daß war gar nicht Nöhtig Vor ſeine ſeeligkeit, printz louis hatt nicht geſehen daß Es andern beßer geht ſo ſolcher Monchen raht folgen. — Ich habe hören ſagen daß der general Tungen ahn printz louis platz die armee comandiren ſolle, aber weill Man Es In teütſchlandt nicht weiß Muß Es nicht war ſein — — —

waß iſt den I. L. dem Churfürſt Vor Eine freüde In die axel gefahlen den ordinari ſeindt I. L. weder luſtig noch freundtlich, iſt Es nicht Vielleicht daß die printzes Von Zoldern Ihm In die augen geſtochen, den nichts macht luſtiger als Neüe liebe — — —

---

[*] Von Baden, der berühmte Feldherr.

Versaille den 3 februari 1707.

Hertzliebe amelise, Ich bin recht fro daß Eüch daß ſilberne ſchächtelchen gefrewet hatt aber Es meritirt woll nicht alß Ein raritet verwahrt Zu werden, den Es iſt Keines nicht — Louise undt Ihr gebt Ein ander den Kein Neü Jahr wie Ich ſehe weillen biß daß Erſte pressent iſt ſo Ihr von dießen Jahr Entpfangen habt — tragt Ihr taback Im ſack daß hette ich nicht gemeint iſt Eine heßliche mode, Ich dachte nicht daß Ihr ſo a la mode wehret — Ich gonne Eüchs von hertzen Eüch braff luſtig gemacht Zu haben, daß Könt Ich mich Nie berühmen Ich Eße das gantze Jahr durch Zu mittag Mutter allein Eylle mich ſo viel möglich den Es iſt Verdrießlich allein Zu Eßen undt 20 Kerls umb ſich haben ſo Einem Ins Maul ſehen undt alle bißen Zehlen, Eße derohalben In weniger Zeit alß Eine halbe ſtunde nachts Eße Ich mitt dem König da ſindt wir 5 oder ſecks ahn taffel jedes iſt Vor ſich weg wie In Einem closter ohne Ein wort Zu ſagen alß Ein par wordt heimblich ahn ſeinem nachbar, Es wunder mich nicht daß made haw Eüch woll Zu Eßen geben Ich finde daß die Engelländer beßer Zurichten alß die frantzoßen, Ich wolte gern lenger plaudern aber heütte Kans nicht geſchehen habe Zu Viel Zu ſchreiben nur noch ſagen daß Ich Eüch von Hertzen lieb behalte.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 10 februarii 1707

An Louiſe.

— — — Ich Kan mich nicht genung verwundern, daß matante nicht bey der Churprintzes Niederkunfft geweßen die ſach geht J. L. ja genung ahn wegen Ihr Herrn ſöhn Hertzog max undt Ernst august, den ſolte der Churprintz Keine Erben haben ging die Chur ja geraht auff Hertzog max alſo deücht mir daß ſie übel gethan haben ma tante nicht dazu Zu ruffen, den daß iſt ja Ein respect ſo der Churprintz J. L. ſchuldig iſt Es iſt auch wunderlich daß die Kindtbetterin nicht beſucht wirdt mein gott wie wirdt alles ſo wunderlich In der welt, — ſagt man jetzt audientz Cammer Zu meiner Zeit ſagte man pressentz fraw princessin ſagte man Zu meiner Zeit auch nicht ſondern Nur princessin alles Endert, — Ich habe Eine bitte ahn Eüch liebe Louise ſagt doch ob Ihr die medaille bekommen Könt da Ich Eüch die Abſchrifft hir bey Von ſchicke ſchreibt mir wen Ihr ſie bekommen

Könt waß ſie Eüch gekoſt ſo werde Ichs Eüch mitt Danck bezahlen — ma tante ſchreibt mir Eben von den wolffenbütteliſchen princessinen wie Ihr liebe Louise mir würde die wolffenbüttelſche princes beßer gefahlen alß die von Zoldern den Ich ſehe lieber waß ahngenehm alß ſchön iſt — Hertzog anthon ulrich hat mir all lengſt geſchrieben wo Zu Er ſein Enckel destinirt, die cronprintzes iſt woll unter Einem glücklichen ſtern geborn aber wen daß glück Nur wehrt, den alles iſt ſo unbeſtandig In der welt, daß man auff nichts bawen Kan —

---

marly den 3 mertz 1707.

Hertzliebe Ameliſe, Vergangenen Montag habe ich Ewern lieben brieff Vom 18. febr. Zu recht Entpfangen, Ihr habt recht waß uns alle hir serieux macht ſeindt hundert jntriguen den man Kan nicht reden ohne daß Einem affaire drüber Kommen alß Zum exempel Ein Nar Zu paris bildt ſich Ein Er Könne Engel In Eine Cammer Kommen machen Mein ſohn hatt ſich mitt dem Narren divertiren wohlen da hatt man Ihm Zu paris auffgebracht Er ſuche wahrſager ſo Ihm ſagen ſolten wie lang der König leben würde undt hundert dergleichen impertinentzen auß dießem exempel ſecht Ihr wie Es hir iſt, — alles was Ihr mir Von Braunsweig Verzehlt finde Ich artig undt ahngenehm — Ich bin auch fro daß man Eüch Zu wolffenbüttel distingirt hatt — die Kilmanseck Muß reviren wen ſie Eüch gleich will ſein Es ſeye dan daß ſie proben gibt daß ſie des Verſtorbenen Churfürſten dochter * iſt welches ſie nicht thun Kan, weillen Ihre Mutter Einen Man hatte, der Churfürſt von Braunsweig vergiſt daß Ihr geſchwiſterkindt mitt Ihm ſeydt alſo deßhalben ſolte Er Eüch souteniren, die metres Muß Es anderſt haben wollen ſo geht bey höffen her, aber ich Muß wider meinen willen Enden, den Es iſt ſchon halb 7 Ich habe noch 5 brieff Zu ſchreiben undt umb ¾ auff 9 Muß Ich In die Mußig alſo Nur noch In Eyllſagen daß wen Ein fürſt Eüch Erhalten Könte thet Ihr nicht übel Ihn Zu Nehmen, adieu Ich ambrassire Euch von Hertzen und behalte Eüch allezeit recht lieb.

Elisabeth Charlotte

---

* Ernſt Auguſt, Georgs Vater, hatte neben ſeiner geiſtvollen und liebenswürdigen Gemahlin Sophie mehrere Maitreſſen, darunter auch die Gräfin Kielmannsegge, Mutter der Perſon, von der hier die Rede iſt.

marly den 3 mertz 1707.

Hertzliebe louise, ich bin recht fro daß ma tante ſich ſo luſtig Zu Braunsweig gemacht hatt, daß iſt gutt Vor die geſundtheit, undt hoffe daß Es J. L. daß leben Verlängern wirdt — ſie haben woll gethan die beyden heüßer ſich wider Zu Vereinigen — Es iſt Kein wunder daß man die freüde nicht Zu hannover jetzt ſicht wie vor dießem, der Churfürſt iſt ſo froid daß Er alles In Eyß Verwandelt daß wahren ſein Herr Vater undt oncle nicht, Es wirdt noch mitt der Zeit ärger werden wen der Churprintz waß Zu ſagen wirdt haben der weiß gar nicht waß fürſtlich iſt wie Ich auß allem ſeinem thun verſpüre — Ich bitte Eüch liebe louise macht mein Compliment ahm gutten margraffen Von ahnſpach Es iſt Ein gutt Kindt — Ich glaube daß Es der Churprintzes genung gerewet geheüraht Zu ſein ma tante hatt wie mich deücht die Churprintzes lieber alß Ihr Eygen Enckel den Churprintzen, undt hatt auch recht hirin den Er lebt Nicht alß wen Er die Ehre hatte ma tante Enckel Zu ſein, Ich mögte dießem Churprintzen Einmahl recht die Meinung ſagen, undt Ihm recht ſagen wer Er iſt undt wie ſeine große Ehre iſt ma tante Enckel Zu ſein — — —

Versaille den 17 mertz 1707.

An Louiſe.

— — — Ich admirire den Hertzog Von wolffenbüttel allezeit waß Neües undt artiges Zu jnventiren Können ſich ſelbſt undt andere Zu Erfrewen — ma tante hatt mir dieß alles beſchrieben, finde Es recht artig, wie weit bin Ich hir davon Etwaß luſtiges Zu horen oder Zu ſehen, alle divertissementen hir gehen mitt Einem ſolchen trawerigen weßen ab daß man Eher meinen ſolte Man ging Zur Begräbnuß alß Zum bal — — —

Man ſolte den Docht Von die Waxslichter ſo Man In der redoutten brendt In Brandewein beitzen ſo wirdt daß waxlicht ſo man hernach macht lichter brenen undt Keinen Dampff geben — — —

Versaille den 27 mertz 1707.

Hertzliebe amelise Man ſagte Zu meiner Zeit In teütſchlandt Ein ſchelm der ſein wordt nicht helt, alſo Muß Ich Eüch woll heütte ſchreiben, ob Ich Zwar ſo Einen abſcheülichen huſten undt ſchnupen habe, daß Ich weder ſehen noch reden Kan, ſo will Ich Eüch doch heütte ſchreiben undt auß Einem irtum helffen — Ich ſehe daß Ihr meinen ſohn Vor Einen prince de sang halt, aber Er iſt Es nicht, ſeinen ſtandt heiſt man petit fils de france undt der hatt Einen größern rang undt Viel mehr privillegen alß die prince du sang, ſie saluiren die Königinen, ſitzen Vor Ihnen, fahren In Ihren Kutſchen, welches prince du sang nicht thun dürffen, Ihre domestiquen haben freyheitten, werden wie les enfants de france par quartier gedinnet, haben premier Escuyier premier ausmonier premier maistre d'hotel daß haben die prince du sang nicht, auch Keine leibquart wie mein ſohn, undt ſchweitzer wacht, alſo In allem gar Ein großer unterſcheydt Zwiſchen les prince du sang et petit fils de france — Ich höre alß recht gern wie Es in teütſchlandt Zu geht, bin wie die alten Kutſcher, oder fuhrleütte die noch gern die peitſch Klacken hören wen ſie nicht mehr fahren Können alſo thut Ihr undt louise mir alß Einen rechten gefahlen mir Zu berichten wie Es Zugeht undt wie luſtig Man ſich macht — weill der Hertzog von Curland Von bößem humor undt Kräncklich iſt hettet Ihr Ihn Nehmen ſollen umb baldt Eine fürſtliche witib Zu ſein, Er hette Eüch viel vermachen Können, den ſie ſollen Viel baar gelt haben — ſchönheit ohne gelt da fragt Niemandt mehr nach — mich Verlangt ob der König In ſchweden ſeine pagen widerfordern wirdt — den gar großen printzen Von Bevern Kene ich woll undt Zwey Von ſeine herrn Brüder die Zwey Elſten Kommen mir gar fein Vor der Jüngſte aber deücht mir Ein wenig höniſch Zu ſein —

Versaille den 30. mertz 1707.

An Louiſe.

— — — ma tante ſagt daß die gräffin von sintzendorf ſchönne historien von geſpenſter weiß die höre ich recht gern, dieße gräffin von sintzendorf iſt vielleicht von denen ſo mitt Einem ſchuß Verſtandt haben — wie Ich den Churprintz beſchreiben höre Muß Er Voller fantesien ſein, Ein gelehrter Verſtandt iſt nicht allezeit Ein ahngenehmer Verſtandt, Er hatt groß recht wen Ihn gereüet ſeine ſchuldigkeit nicht bey ma tante Zu thun den wen Er Es nicht thut wirdt Ihn jederman Vor jmpertinent halt Er mag Churprintz ſein wie er wolle die Churprintzes hatt mehe fürſtlich bludt In Ihren adern alß der Churprintz alſo mehr jnclination Vor waß waß rechts iſt alß Er, gott gebe daß auß dem printzgen waß beßers alß ſein herr Vatter werden mag — mich deücht Es iſt Zu viel daß ſich die Zwei regierende herrn auff ſchwediſch gekleydt ſelbigen König Zu ſehen — — —

Versaille den 6 april 1707.

An Louiſe.

— — — Ich bin woll Ewerer Meinung, daß Eine Kleine Compagnie ſo Einem gefelt ahngenehmer iſt alß Ein großer ſchwarm, aber umb Es ahngenehmer Zu finden Muß Man Etlich mahl Im ſchwarm ſein — generahl schulenberg Erinere ich mich gar woll Ehe Er nach turin ging war Er Etlich Zeit hir, halte Ihn vor Einen gutten Ehrlichen Man, Es mag woll ſein daß Ich Ihm geſchrieben habe Ich Erinere Es mich aber nicht mehr, Er hatt aber offt genung Von meiner ſchriefft bey der Hertzogin Von savoyen geſehen umb meine handt woll Zu Kenen — die fraw von degenfelt wie Ihr Es ſagt liebe louise iſt ja Verſchwägert weillen Ihr bruder deß schullenburgs ſchweſter geheüraht Ich glaube Er were woll Zu frieden Nur ſchwägerſchafft Zu haben — — —

Versaille den 7 april 1707.

An Ameliſe.

— — — Es Muß Etwaß In der lufft ſein ſo überall die Junge leütte ſo faul macht Zu meiner Zeit war Es die mode gar nicht, undt mich deücht unßere luſt undt freüden gingen beßer Von Hertzen alß alleß waß die Junge leütte Nun mitt Ihre gemachlichkeit jnventiren — Ich bin gantz Ewer Meinung liebe amelis daß die welt gantz verkehrt wirdt — Ich bin alles ſo Müde waß ich ſehe daß ich Gantz Ein hermitte Einſidlerin Im mitten von hoff geworden bin gehe mitt Niemandts umb alß meinen leütten, bin höfflich ſo viel mir möglich mitt Jedermann, habe aber mitt Niemandts Kein particuliere freündtſchafft, undt lebe gantz allein Es ſeye daß ich ſpatzieren fahr, ſonſten ſehe Ich Von 2 biß halb 9 Keinen ſeelen Menſchen ſchreibe leße oder mache Korb wie die ſo ich ma tante geſchickt hatte — — —

Versaille den 14 april 1707.

An Amelíſe.

— — — Ich habe viel von der fürſtin Von hohen Zoldern gehört ſolle gar galandt ſein, (ſolche) artt leütte wen ſie Jung ſein bekommen ſie wen ſie alt werden Müßen ſie ſpendiren — — —

Ich weiß nicht ob geiſtliche bücher Im Engliſchen ahngenehmer ſein, aber In teütſch undt frantzöſch findt Ich ſie alle ſo bitter langweillig (außer die bibel die Ich Nie Müde werde) aber alle andern ſchlaffen mich Ein — — —

Versaille den 28 april 1707.

An Louiſe.

— — — charteau neuff hatt mir vergangen die operaen undt medaillen bracht Wo for Ich Eüch ſehr dancke aber Ihr hettet mir durch dieße gutte gelegenheit auch alle die ſchicken ſollen ſo gegen franckreich gemacht den daß folgt die historie, undt Ich habe ſchir alle die ſchlimbſten ſchon ſo Zu König wilhelm Von Englandt Zeitten gemacht worden daß Nimbt man hir nicht übel der Konig undt ſeine minister haben ſie ſelber, alſo hettet Ihr Kein façon davon machen ſollen Kont Ihr wider bekommen ſo ſchickt mir ſie durch die Erſte gelegenheit — charteauneuff ſpricht woll, habe Ihn aber nicht lang entreteniren Konnen den Er war bey meinem ahnziehen undt toilette wo alß Viel leütte Kommen charteauneuff wirdt Eüch die Bezahlung bringen — adieu liebe louise ſeydt Verſichert daß Ich Eüch allezeit Von Hertzen lieb behalte undt Muß noch Einmahl ſagen daß ich Von Hertzen fro bin daß Ihr außer gefahr ſeydt gott behütte Euch ferner

Elisabeth Charlotte.

---

marly den 19 may 1707.

An Louiſe.

— — — Daß der Churfürſt nicht nach Eüch hatt fragen laßen wundert mich gar nicht Er fragt nach Niemandts aber Es geſchicht denen auch ſo nach Niemandts fragen daß Niemandts nach Ihnen fragt der Churfürſt piquirt ſich nicht hofflich Zu ſein undt (man) ſichts wohl ahn ſeinem hoff den Einen unhofflichern ſchlungel alß der Junge graff platen * iſt, ſo bey dießem Churfürſten ſo In gnaden — were ſelbiger mir nicht von ma tante ſehr recomandirt worden undt ſein Vatter und Mutter vor dießem meine gutte freünde wolte Ich Ihn In Einen ort haben ſtecken laßen, wo Er Zeit bekommen hette, reflectionen Zu machen undt morus Zu lehrnen den Er hatte die Bastille woll verdint, aber umb obgemelten urſachen habe ich Ihn salvirt — Ich bin fro daß Hertzog Ernst august doch Zu leben weiß und hofflicher alß der Churfürſt monsieur S: war woll ſo gutt alß der Churfürſt von Braunsweig der hatt Nie gefehlt Zu meinen damen Zu geben wen ſie Kranck wahren nicht allein die dame dhonneur ſondern auch dame datours Ich Kan nicht begreiffen wie J. L. dießer Churfürſt ſo von den gnädigſten undt höfflichſten Eltern gebohren ſo In der weldt leben mögen ſo unhofflich wildt undt ſtöriſch geworden — — —

Versaille den 7 Julli 1707.

An Louiſe.

— — — Man Muß die warheit bekenen, die teütſchen haben Es nicht ſchön gemacht, ſie Müßen die ſach hart ahnfangen wo ſie Ihre Ehre Erſetzen wollen — mich deücht weillen der margraff Von Bareydt ſo Kräncklich iſt, hatte man Eine ſchönne außrede Einen andern general Zu wehlen ohne daß Er Es übel finden Könte, weillen dießes margraffen ahnſchlag lächerlich ſein hettet Ihr liebe louise ſie mir woll ſchreiben ſollen den Ich habe daß lachen hoch von Nöhten — Mich deücht daß Es Eine große ſchandt Vor dem Hertzog Von wirtenberg iſt ſein landt nicht beßer Zu beſchützen — Vor Eüch werde Ich ahn mons de marechal de villars ſchreiben, wegen Ewer gütter undt der degenfeltischen auch,

Es iſt Ein teütſcher der König meint daß Er Ein pfältzer iſt, In die jnvaliden der iſt hundert undt 9 Jahr alt undt hatt Eine dochter von 22 Jahren, ich wolte daß matante die fraw Churfürſtin auffs wenigſt biß alter Erreichen mag — — —

---

marly den 28 Julli 1707.

An Ameliſe.

— — — villar habe ich nicht geſchrieben weillen Ich Vernohmen daß Er In der pfaltz undt wider auß ſchwaben iſt, habe gemeint Es

---

* Kurfürſt Ernſt Auguſt hatte neben der Kielmannsegge auch eine Gräfin Platen zur Maitreſſe gehalten.

were ohn Nöhtig aber weillen Ihr woll meint daß Es noch apropo werde Ich Es noch thun Ich habe alleweil ahn ma tante geſchrieben Ich glaube die teütſche generals ſeindt alle Zu Naren geworden — Es iſt noch Kein dopelter Keyßer allein wen Es war iſt wie man ſagt daß der König In ſchweden ſich Zum Römischen König machen will ſo mogt Es auch doppelt werden Ich glaube nicht daß man jemahlen dollere ſachen Erlebt hatt alß die ſo In unsern seculo Vorgehen — — —

Versaille den 14 augusti 1707.

An Ameliſe.

— — Den 25 wirdt der Duc de Bourgogne und ſein Herr Bruder der Duc de bery werden In die armee nach prouence gegen den Hertzog Von savoye der Jüngſte geht Nur alß volontaire der Elſte aber wrrdt die Armée commandiren — der prinzes von tarante ſohn der duc de la trimouille iſt In Einer ſchrecklichen betrübtnuß den Er hatt ſeine gemahlin Verlohren die docktoren haben ſie Eben umbgebracht wie unßer Königin S: ſie hatte Ein geſchwer Man hatt ſie ſo offt Zur ader gelaßen daß daß geſchwer Eingeſchlagen iſt In wenig tagen geſtorben — ma tante ſchreibt mir daß der Churprintz nicht mitt ſein Herr Vatter In die armée geht daß iſt ſchimpfflich daß man bey ſein weib ſitzen bleibt wen die gantze weldt In ſewer iſt, Es ſeye den daß Ihm ſein Herr Vatter die regierung auffgetragen hatt Ich glaube liebe louise daß Ihr undt Ich dolle generals ſein würden, hetten wir aber glück würde man unß ſo viel admiriren alß Man die unglücklichen blasmirt,

---

marly den 21 augusti 1707.

— — — Man meint daß Nun baldt Etwaß In teütſchlandt Vorgehen wirdt, den die Zwey armeen canoniren ſich Ich habe Es ma tante nicht ſagen mögen den J. L. werden Nur Zu baldt Zu gedencken haben daß dero herr ſohn der Churfürſt baldt In gefahr wirdt ſein ohne daß Ich J. L. nach dran gemahne — vilar iſt gar Kein poltron geht Er Zurück Muß Er Es urſach haben, wen die Keyßerin nicht were ſo ich hertzlich lieb habe were Es mir lieber daß der König In ſchweden römischer Keyßer were alß Kein anderer weillen Er von unßerm hauß iſt aber der Keyßerin Kan Ich nichts übels wünſchen umb die ſach allerſeytten gutt Zu machen Müſte der

Keyßer ſterben, undt der König In ſchweden den Keyßer thron mitt der Keyßerin beſitzen — Ich bin recht fro daß malante nach Braunsweig geht daß wirdt die trawerige gedancken Vertreiben, Erfrewe mich mitt Eüch liebe amelise daß Ihr auch hin werdet — daß ſprichwordt habe ich mein tag nicht gehört daß man ſagt man ſtoße Einem das Maul auff den tiſch wen man Einem Zu gaſt ladt ſo wollte Ich daß Ihr mir daß maul auch auff den tiſch ſtoßen möget — Nun rufft man mir Zur taffel Kan alſo nicht mehr alß In Eyll ſagen daß Ich Eüch allezeit von Hertzen lieb behalte

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 1 7br 1707.

An Ameliſe.

— — — wie Es mitt der Belagerung von toullon abgeloffen werdet Ihr Nun woll wißen, undt Erfahren haben — Es iſt wider Kalt hir undt recht widerliches wetter, J. L. der Churfürſt von Braunsweig wirdt ſchlimme wege finden — waß der general Thunge ahm Keyßer geſchrieben finde ich recht artig — Vor die Zeittung ſage Ich auch großen Danck — Ich wolte gern lenger blaudern aber Ich weiß nichts Neües, undt Es iſt Zeit In Kirch Zu gehen ſage alſo weiter nichts alß daß Ich Eüch Von Hertzen lieb behalte.

Elisabeth Charlotte.

Fontaineblau den 14 7br 1707.

An Ameliſe.

— — — Ihr werdt Nun woll wißen daß unßere printzen hir nicht Zu feldt gehen Toulon hatt ſich ohne ſie Entſetzt, Ein frantzosch ſprichwordt ſagt qui trop ambrasse mal est rain, Man hatt Toulon undt marseille auff Einmahl Einſchlucken wollen beydes hatt gefehlt — —

Ach liebe amelise wen Ich Ein ſchloß In die lufft bawe iſt Es alß daß ich nach hannover Zu ma tante Komme undt Eüch alle ſehe, und daß frewet mich wen Ich aber reflection mache wie ohnmöglich Es iſt werde Ich gantz betrübt, will derowegen hir von nichts mehr ſagen — wie iſt Es möglich daß Ihr alle meine Eßen die Ich ſo gerne Eße ſo woll habt behalten Können Es iſt doch leyder 36 Jahr daß wir nicht mitt Ein ander geßen haben, Es wirdt mir hungerich Es Nur geleßen Zu haben — — —

Fontainebleau den 14 7bri= 1708.

An Louiſe.

— — — In dießem augenblick bekomme Ich Eine Zeittung auß spanien, welche mich recht In ſorgen ſetzt daß ſieber hatt meinen ſohn Zimblich ſtarck ahngeſtoßen, alle ſeine leütte ſeindt Kranck geweßen, Nun iſt Er Es auch, Er hatt mir ſelbſt geſchrieben meint Es ſeye Nur Von fatigue — der Hertzog Von savoye hette die leütte nicht ſo bludt übel tractiren ſollen wen Er ſie hette auff ſeine ſeytte bringen wollen, wie daß ſprichwort ſagt mitt Eſſig fengt man Keine Mücken, Er hatt ſich durch brenen ſengen undt violiren ſo Erſchrecklich Verhaſt gemacht daß Kein provancal Ihn nicht ſelber gern umbs leben bringen mogte lieber alß ſich Ihm Ergeben — wen dem Churprintzen die regirung In ſeines Herrn Vattern abweßenheit ſolte auffgetragen werden Müſſen J. L. Viel Zu lehrnen haben In dem ſie noch Nie In den raht geweßen — nicht allein der dauphin ſondern auch der Duc de Bourgogne gehen hir Im raht —

Versaille den 27 8br 1707.

An Ameliſe.

— — — geſtern bekammen wir Zeytung daß gott lob mein ſohn die ſtatt Lerida mitt ſtürmenter handt bekommen ſie haben ſich abſcheülich gewehrt münchen, weiber, alles iſt auff die bresch Kommen undt hatt die ſtatt deffendirt aber die unßerigen haben feſt gehalten, hernach iſt alles In das ſchloß, der printz von darmstatt * hatt mein ſohn bitten Laßen Zu Erlauben daß die mönchen undt weiber auß dem ſchloß mögten, Mein ſohn hatt aber geantwortet ſie wehren alle gar courageux undt hetten die ſtatt ſo woll deffendirt daß Es alſo billig were daß ſie das ſchloß auch deffendiren undt laßt Niemandts herauß wir hoffen alſo daß ſchloß durch hunger Zu bekommen, gott gebe Es den Es wirdt nicht Eine geringe Ehre vor meinem ſohn ſein den Zwey große generals haben den Ort Verfehlt mons le prince

* Der tapfere Prinz Georg, der für den Kaiſer in Spanien focht und Gibraltar eroberte, das aber nachher die Engländer für ſich behielten.

undt Le Comte dharcour Ein fürſt vom lotheringischen hauß, alſo bekompts mein ſohn wirdt Er recht Ehre davon haben —

Versaille den 24 9br 1707 um 8 abendts.

Hertzliebe amelise Ich habe wider 4 ſchreiben von Eüch bekommen ſo ich nicht beantwortet habe Eines vom 4 vom 8 vom 11 undt daß heüttige vom 15 Ich bin recht beſchembt drüber habe aber unmöglich anderſt thun Können, den wegen deß übergangs von Lerida, welches mir ſeyder 8 tagen ſo viel vissitten undt brieffe Zu wegen bringt, daß Ich mich nicht Zu behelffen weiß, wan dießer ſchwarm Ein wenig vorbey wirdt ſein werde Ich fleißiger ſchreiben Nun aber da Ich noch vor dem Eßen 5 große brieff Zu beantwortten habe Kan Ich In Eyl nichts mehr ſagen alß daß Ich mit freüden leße daß die liebe pfaltz ſich wieder Erholt, aber habt acht deß villars hussaren ſtreyffen weit biß ſchir nach franckfort reiſt nicht ohne Escorte adieu Ich wünſche Eüch Eine glückliche reiße undt ambrassire Eüch Von hertzen.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 12 Januari 1708.

An Ameliſe.

— — — Daß iſt alber In teütſchlandt daß Man verbiedt Zu ſchreiben, weder Ihr noch Ich Miſchen unß ja In Keine ſtadtsſachen warumb ſolten wir den Einander nicht ſchreiben wer hatt den die alber possen auffgebracht ſo In den Vorigen Kriegen Nie geweßen iſt — ma tante werde Ich dießen brieff ſchicken damitt Ihr Ihn ſicher bekommen mögt — Es hatt mich recht In der ſeelen gefrewet daß Ihr ſagt daß das gutte Ehrliche Heidelberg wider ſo woll gebawet iſt gott woll Es vor ferner unglück bewahren aber ſeydt mons de louvois todt brent undt ſengt man nicht mehr wie Zu ſeiner Zeit hoffe olſo daß Es nicht mehr wirdt gebrendt werden Ich bitte ſchreibt mir wo Ihr logirt undt In welcher gaß Ihr wondt, Ich mögte auch wißen ob die Heilige geiſt Kirch undt die Neckarbrück wider gebawet ſein, warumb leſt der Churfürſt daß ſchloß nicht wider Zu recht machen Es iſt ja woll der Mühe werdt Heydelberg hatt Eine gutte lufft aber ſie iſt beßer Im ſchloß alß In der ſtatt — ſchreibt ahn fraw von degenfelt daß ſie Ihren ſohn herſchicken Kan Ich werde ſeine hoffmeiſterin ſein undt vor Ihn ſorgen, ſchreibt ob ſie Einen paß haben will den ohne paß Kan Er nicht herrein Es Muß auch specificirt ſein wie viel leütte Er mitt bringt, ſchreibt mir biß alles ſo werde Ich Eüch Einen paß ſchicken — ma tante ſchreibt daß louise resolvirt. Ein fontenelle ahm arm Zu ſetzen daß iſt mir leydt den Es iſt Eine ſchlime unſaubere ſach und gefehrlich dabey undt hilfft Zu nichts — Ihr ſagt nicht ob ſie die 2 bouteillen vom Docter gendron haben will jedoch ſo ſchicke Ich ſie hirbey ſie Muß ahn Kein ſchreiben dencken ſo lang Ihre augen nicht heyll ſein, ambrassirt ſie von hertzen von meinetwegen, undt ſagt Ihr daß Es mir von Hertzen leydt iſt daß ſie noch nicht heyll iſt undt weillen biß daß Erſte Mahl In dießem Jahr iſt, daß Ich Eüch ſchreibe ſo Muß Ich nach guttem alten heydelberger brauch Ein glückſeliges Neües Jahr wünſchen ſambt vollkommener geſundtheit langes leben undt alles waß Ihr undt louise Eüch ſelbſten wünſchen undt begehren möget undt verſichere Eüch beyde daß Ich Eüch nicht weniger lieb In dießem alß alle andere Jahre meines Lebens behalten werde

Elisabeth Charlotte.

---

meudon den 3 7br 1708.*

An Ameliſe.

— — — Mein liebe amelise daß ſchreiben worinen Ihr mir berichtet daß der junge degenfeldt wider loß habe ich nicht Entpfangen Ich habe Es aber durch ma tante daß ChurBayern Ihn gleich wider Zurück geſchickt hatt — wo mir recht ſo Ken Ich den generalen schulenberg Er ging hir durch nach turin ſcheindt Ein rechter gutter Ehrlicher Menſch Zu ſein, Ich wußte aber nicht daß Er fraw undt Kinder hatte — wan man Im Krieg mitt geſunden gliedern, undt dem leben davon Kompt wie S Max ſohn iſt Nur gott Zu dancken — meindt Ihr liebe amelise daß In der armée nicht auch viel böße buben ſein ſo dießelbe inclination haben wie die frantzosen, wen Ihr daß glaubt betriegt Ihr Eüch ſehr, die Engländer ſeindt Eben ſo arg undt machen Es gar nicht beßer Ich Muß auch lachen daß Ihr meint daß dieße Sünde nicht In teütſchlandt iſt, glaubt mir ſie Können die Kunſt auch, wen Carlutz nicht geweßen were, hette der Kleine printz von Eyßennach ſo In ungarn geblieben, den printzen von wolffenbüttel umbs leben gebracht, welcher Ihn forciren wolte, undt der printz von Eyßennach wolte Es nicht leyden, carllutz hatt mir auch Verzehrt daß gantz osterreich voll von ſolchen laſtern iſt — untrew der Mäner wirdt vor nichts gehalten und untrew der weiber wirdt auch gemein In der weldt — alles überig ſo Ihr cittirt ſeindt Nur menſchliche Schwachheitten deren man nicht Entgehen Kan weill wir alle menſchen ſein, wehren wir alle perfect hetten wir das leyden christi nicht von Nöhten daß ja unßere fehlen bedecken muß — — —

---

* Der Jahrgang 1708 enthält ſehr wenig Briefe.

---

fontainebleau den 7 8br 1708.

Hertzliebe Louise, Ich dancke Euch ſehr Mein compliment ſo woll ahn J. L. dem Churfürſt undt hertzog Ernst august abgelegt Zu haben — matante hatt mir geſchrieben wie trawerig Es zu Zel abgangen iſt, welches woll nicht anderſt hatt ſein Konnen, waß iſt aber Nun die Hertzogin In Ihrer betrübtnuß iſt ſie reformirt oder Catholisch — Ein jedes ſo jemandts Verliehrt ſo Ihm lieb iſt Nimbt Es nach Seinem humor —

Versaille den 25 october 1708.

Hertzliebe Louise umb In Etwaß Zu Erſetzen daß Ich ſo lange nicht geſchrieben ſo ſchreibe Ich heütte ob Ich Zwar Von grundt der ſeelen betrübt bin, und recht Kopff undt augen wehe habe von viellem ſchreyen dan Vorgeſtern habe ich Eine gutte und trewe freündin verlohren, Nehmblich die Comtesse de beuveron, welches mich greülich touchirt hatt — hinfüro verſpreche ich alle woch Zu ſchreiben, den Nun die arme fraw todt ahn welcher Ich alle tag große brieffe andtwortete habe ich mehr Zeit — Ich bin fro daß daß gutte Ehrliche ſchwetzingen wider gebawet iſt, aber Es iſt mir recht leydt daß Churpfaltz daß arme liebe ſchloß Von Heydelberg nicht wider Zu recht leſt machen daß iſt heßlich In dem Es ja das ſtammhauß iſt — — —

Versaille den 1 9br 1708.

An Ameliſe.

— — — Ich Erinere mich perfect deß ſchelmen deß Seyller, Er war daß Jahr da der frieden Zu reissewich geſchloßen hir hatt aber Nie Zu mir gewolt ob Er Zwar envoyer Vom Keyßer hir war

Ich begegnete Ihn ungefehr In der promenade Vom Canal Seyller wurde ſo bleich daß Man ihn weg führen Muſte, hatt hundert lügen hir geſagt, Er were mitt mir Erzogen worden den Er were Mein bruder Von der lincken ſeytten, Er iſt nicht geEndert habe ihn gleich gekendt, Er hat Nie In der Comedie Von sejanus geſpilt aber woll Im pastor fido da war Er Ergasto des mirtil confident, der fuchs der biblioteckarius war sejanus ſchütz stiberius Mein bruder marco undt drusus clos agripine graff von wittgenstein nero graff von Bentheim drussus undt weiß nicht mehr wer Calicula mich deücht — — — Ich ſehe Es noch ſpillen der Kleine paul war arontzius, sacharies der Vorſinger latziaris, munchinger der Cammer page war silius — fücks Kam mitt J. G. mein fraw Mutter nach bockenheim ſo baldt Ich Ihn ſahe rieffe Ich die götter bewahren den großmachtigſten sejanus da fing Er gleich ahn Zu ſpillen die gutte Churfürſtin ſo nicht wußte waß Es war meinte der Menſch were Näriſch worden Ich lachte wol von Hertzen drüber, wo mir recht iſt ſo war der glöder auch von der comedie von sejanus undt damahlen In der sapientz — alijarius Kene Ich gar nicht Tobias Metzler habe ich gekendt aber Er war Kein dockter — ohne ruhm Zu melden ſo war mehr politesse ahn unßerm hoff alß bey dem jetzigen hoff — von den alten Zeitten Kompt mir nie nichts albers vor undt Ihr thut mir Einen rechten gefahlen davon Zu reden undt daß Neüe höre ich gern umb den unterſchiedt Zu ſehen — ſeydt (Ihr) ſo Einfaltig Zu glauben daß Junge Mansleütte bey itzigen Zeitten ohne metressen leben daß VerunEhrt Einen herrn gar nicht — pfaltzgraff von Birckenfelt iſt Ein tapfferer wackerer herr der gutte Qualitetten halt undt Ein gutt gemüht Ich Mogte Ihm gern alles glück gönnen wen der printz von sulzbach In manlichen alter ſein wirdt, wirdt Er Eben ſo woll metressen haben —

Versaille den 17 november 1708.

An Ameliſe.

— — — Ewere ſchreiben werde Ich mein leben nicht Müde werden Contrarie Ich bin recht fro wen Ich ſie Entpfange den Ich habe noch allezeit Ein teütſches Hertz undt gemühte, undt Ihr thut mir allezeit Einen rechten gefahlen, mir Zu berichten wie Es in der gutten Ehrlichen pfaltz Zu geht, glaubt alſo gar nicht daß Ihr mir Zu offt Kommen Könt — der made de Beuveron todt iſt mir über die Maßen Zu hertzen gangen den Ich bin persuadirt daß ſie mich lieb gehabt hatt, ſie hatte meritten gutten Verſtandt, und war mir trew, undt daß findt man ſelten hir Ich habe noch Eine gutte freündin bey ſo ich auch ſehr liebe welche voller meritten undt tugendten iſt Nehmblich meine dame datour ſo made de chasteautier heiſt — — —

Versaille den 15 xbr 1708.

An Ameliſe.

— — — wenn unßere gutte Ehrliche teütſchen folgen wolten waß man guts In franckreich thut werden ſie zu loben aber Zu folgen waß ſelber hir gethadelt wirdt daß iſt abgeſchmackt und ridicule, der gottsfürchten undt die Es wie Eine profession folgen ſeindt Nur Zu viel hir Im landt und alles waß ahm ſchlimbſten iſt bedeckt ſich mit dießem Mantel welches der devotion ſelber ſchimpfflich iſt — — —

Versaille den 22 december 1708.

An Louiſe.

— — — Ich hoffe ma tante unßere liebe Churfürſtin wirdt mons' polier exempel folgen, der wirdt Im Zu Künfftigen Januari 89 Jahr alt werden Er geht ſtrack ohne ſtock ſicht ohne brill hatt noch ſeine Zähn, und den Verſtandt Eben wie Er Ihn gehabt hatt, außer daß Er viel gottsförchtiger, undt nichts alß von gotsfürchtigen ſachen ſpricht und ſchreibt wen Ich ſolche gutte exempel ſehe freüdt Es mich und hoffe daß ma tante Es auch ſo weit bringen wirdt — Ich meinte Es were Keine universitet mehr Zu heydelberg undt daß die sapientz abgebrendt wehre undt Keine studenten mehr, bin fro daß die universitet wider aufgericht iſt — — —

Versaille den 5 Januari 1709.

An Louiſe.

— — — Ich wolte von grundt der ſeelen gern der Landgraffin von homburg dinen aber Ich Kan Es ohnmöglich weill Ihre ſach gegen dem pfaltzgraffen Von Zweybrücken welcher Eben Nun hir iſt, alſo würde Es mir gar Zu übel ſtehen Vor dieße fürſtin gegen einen Von meinem Hauß Zu solicittiren, hette ſie Ihre ſach gegen Einen

Andern hir gehabt wer Es auch ſein mögen würde Ich mein beſtes vor ſie gethan haben — — —

Versaille den 19 Januari 1709.

An Ameliſe.

— — — mons' polier iſt nicht bey hoff Er iſt In der Einſamkeit Zu paris, geht Nur auß umb In die predig bey den ſchwediſchen envoyes Zu gehen undt wen Ich nach paris gehe Kompt Er zu mir, Er ſchreibt mir aber alle tag undt allezeit Etwas gottsförchtiges — — —

---

marly den 9 februari 1709.

An Louiſe.

— — — Eines von Meinen hündtger iſt alleweil auff die taffel geſprungen undt auff dieß papir, undt hatt Ein gantz wordt außgewiſcht wie Ihr ſecht die dame ſo dieße ſchönne action verĳcht heiſt (Candace née robe) weillen Ihre mutter Ins Kindbett Von Ihr auff auff meinen Sametten rock Kommen drumb heiſt ſie née robe — made la princesse war Eben bey mir, wir ſprachen mitt Einander undt ſaßen auff Ein Loderbett, auff Einmahl faht die charmille ſo hinder mir lag ahn Zu winſeln daß thut ſie allezeit wen ſie will daß Ich ſie caressiren ſolle, made la princesse ſagte Zu mir vostre chiene ce demaine qu'es telle Ich ſagte Elle veux que je la caresse wie Ich die handt hinter mir thue umb ſie Zu caressiren findt Ich waß Naß wie Ich darnach ſehe liegt daß hündtgen gantz In der haut Eingewickelt noch auff meinem rock made la princesse lachte von Hertzen drüber diß iſt aber Eine alte historie undt ſchon vor 3 Jahren geſchehen den die ſpringende dame iſt ſchon 3 Jahr alt — Ich bin gewiß daß wen Ihr herkommen Köntet daß gendron Ewere augen heyllen würde, den Er thut die ſchönſten curen von der weldt Vor die augen, Mein armer docktor iſt vor 14 tagen In jene welt ſpatziert, Es iſt mir recht leydt den Es war Ein rechter gutter Ehrlicher Man undt dergleichen leütte ſeindt ſehr rar, überall aber Inſonderheit hir Im landt — — —

Es ſeindt viel leütte hir Im Landt Erfrohren, die wolff haußen auch abſcheulich hir, den courier von allançon haben ſie Sambt ſeinem pferdt gefreßen undt vor der ſtatt du mon haben 2 wolff Einen

Kauffmann attaquirt Einer ſprang Im auff die Bruſt undt fing ſchon ahn ſein justau corps Zu Zerreißen Er ſchrie Zwey dragoner ſo Vor der ſtatt ſpatzirten Kammen dem Kauffmann Zu hülff Einer zog den degen undt ſtieß den wolff damitt durch undt durch der wolff leſt den Kauffman undt ſpringt den dragoner ahm halß der Cammerraht Konte nicht geſchwindt genung dazu Komen Er bracht den wolff Zwar umb allein daß graußame thier hatt den dragoner ſchon Erwürgt, der Zweyte wolff Kam von hinden wurff den dragoner Zu boden undt biß Im die gurgel ab Ehe Man Ihm auß der ſtatt Zu hülff Konte Komen wie die hülff kam fandt Man Einen wolff undt die Zwey dragoner todt der Zweyte wolff aber hatte ſich auß dem ſtaub gemacht — der pfaltzgraff von Zweybrücken iſt bey weittem nicht Von ſo boßem humor alß ſein Herr Vatter, deücht mir Ein gutter Herr Zu ſein allein Er hatt ſich In ſeinem heüraht Ein wenig Zu ſehr precipittirt, den Er hatt ſich geheüraht Ehe J. L. die dispence von bekommen haben, Nun will der papst nicht In den heüraht contentiren daß solicirt Er Nun bey dem nuntzius, Er lebt recht woll Mitt ſeiner gemahlin, freylich iſt ſie alter alß Er, der pfaltzgraff von 2 brücken iſt Nun den 2 april 39 Jahr alt worden, undt ſeine gemahlin wirdt Im Juni den 16 51 alt werden, iſt alſo 12 Jahr alter alß Ihr herr — — —

Versaille den 16 februari 1709.

Hertzliebe louise Vor Etlichen tagen habe ich Ewer Liebes ſchreiben vom 2 dießes monts Entpfangen, war recht Von Hertzen betrübt wie ich Es bekam, den Man brachte mir Eben die betrübte Zeitung wie daß unßere tante die princes Louise von maubuisson Endtlich geſtorben nach Einer langen Kranckheit, undt ob Eine weibs person Zwar woll nicht viel weytter Kommen Kan In dem J. L. 86 Jahr undt 9 mont alt geworden ſo hatt Es mich doch von Hertzen geſchmertzt den die gutte fürſtin hatte mich lieber alß Ihre andere niepcen die doch bey J. L. S. Erzogen wahren worden, welches mich ſehr touchirt hatte, Zum andern ſo iſt mir auch bang daß dießer todsfall matante unßere liebe Churfürſtin Zu ſehr alteriren wirdt undt ahn dero geſundtheit ſchaden Zum 3ten ſo mir alle Jahr Eine rechte luſt 4 oder 5 mahl des Jahrs dort Zu mittag Zu Eßen den gantzen tag bey ma tante Zu bleiben Mein Hertz dort auß Zu ſchütten, undt abends In der Kühle wider Zu Kommen habe die gutte fürſtin woll von Hertzen beweint — In dießem augenblick da Ich Eüch ſchreibe iſt Man drunten In die Commedie aber mir iſt Es gar nicht comedisch bin noch recht trawerig, werde morgen die trawer ahnthun — Ich bin recht In ſorgen Vor amelise, Es ſey den daß Ein wenig Mutter wehen ſich In Ihrem Zu ſtandt befinden ſonſten ſolte Ich fürchten daß Es Etwaß gefehrliches ſein mögte — — —

Versaille den 23 februari 1709.

An Louiſe.

— — -- morgen wirdt Ein Neüer docter ſeinen Eydt bei mir ablegen Ein Junger Menſch von 42 Jahren, dießer iſt mein 4ten dockter ſeyder Ich In franckreich bin der wirdt mir woll den garauß machen weillen ich bey 15 Jahren Elter bin alß Er Ich Kene Ihn nicht Man hatt mir aber ſo Viel guts Von Ihm geſagt daß Ich Ihn gewehlt — — —

Versaille den 2 mertz 1709.

An Louiſe.

— — — Mein leben habe ich Keine ſo trawerige Zeitten geſehen alß Nun gemeine leütte ſterben weg wie mucken vor Kälte —

hir iſt das Ellendt auch mitt den Mühlen gangen, viel leütte ſein hungers geſtorben Zu paris deßwegen — geſtern Verzehlt Man Mir Eine Erbärmliche historie Von Einer armen frawen ſo auff dem Markt Ein brodt In Einem becker laden ſtahl der becker lieff dem weib nach ſie fing ahn Zu weinen undt ſagte (wen Man mein Ellendt wüſte man Nehme mir daß brodt nicht Ich habe 3 Kleine Kinder gantz Nackendt ohne fewer noch brodt ſie Ruffen nach brodt Ich Kans nicht mehr außſtehen habe derowegen daß brodt geſtohlen) der Comissarius Vor dem Man ſie geführt hatte ſagte ſegt Zu waß Ihr ſagt den Ich will mitt Eüch In Ewer hauß, ging auch mitt wie Er In die Camer ſahe Er 3 Kleine Nackende Kinder In alten Lumpen gewickelt In Einem Eck ſitzen die Zitterten Vor Kalte alß wen man daß fieber hatt, Er fragte daß alſte ou est vostre pere — deriere la porte ſagte daß Kindt der Comissarius wolte ſehen waß der Vatter hinter der thür thät, der hatte ſich verzweyffelt und gehengt hinter der thür, der comissarius Erſchrack daß Er ſchir verſtarrt, dergleichen ſachen hört Man täglich — Man ſchreibt mir alleweil von paris daß Eine Jungfer dort Ihren Eygenen todt prophezeyet hatt undt auch noch mehr andere ſachen unter andern ſolle ſie geſagt haben daß diß Jahr Eine große ſchlagt bey bethune ſolle gehalten werden, ſo die unßerigen gewinnen, undt daß hernach Erſt Ein frieden werden wirdt, Etliche monat werden Erweißen ob die prophezeyung war iſt waß aber war worden iſt daß die Jungfer den tag undt die ſtundt geſtorben wie ſie Es prophezeyet hatte — alſo ſagt man daß bey den wilden In Cannaden ſeindt Viel ſo ſehen Kommen waß geſchicht Vor 10 Jahren war Einer hir Ein frantzöſcher Edelman ſo page bey dem marechalle d'humiere geweßen ware, und Eine Vor meinen Cammerfrawen geheüraht hatte, brachte Einen wilden mitt Einsmahl alß man ahn Nichts dachte undt ahn taffel ſaß fing der wilde ahn trawerig Zu werden undt grimassen Zu machen Longeuil (ſo heiſt der Edelmann) fragte Ihn waß iſt dir hatt dir jemandts waß Zu leydt gethan — Nein ſagte der wilte undt weinte bitterlich — Longeuil ſagte Ich will absolute wißen waß dir iſt — Er ſagte Zwinge michs nicht zu ſagen Es geht dir Neher ahn alß mir — dießer wolte Es doch wißen ſo ſagte Ihm der wilde alleweill habe ich durch daß fenſter geſehen daß dein Bruder Von Einen ſo Er Ihn Nente Erſtochen iſt worden ahn dem undt dem ort In Cannada — Longeuil fing ahn zu lachen undt ſagte du biſt Ein Narr worden, der wilde ſagte Ich bin Kein Narr ſchreib auff waß Ich ſage du wirſt Nur gar Zu baldt Erfahren daß Es war iſt — auß curiositet ſchriebe Es Ein jedes auff ſo ahn taffel ſaß dabey den tag undt die ſtundt 6 mont hernach wie die ſchiff auß cannada wider ahnkommen bekam Longeuil die Zeittung von ſeines brudern todt Eben wie der wilde Es ahn taffel durchs fenſter In der lufft geſehen hatte dieß iſt gar Eine warhaffte historie — Es ſcheindt In alles daß die gutte pfältzer Ihres Erſten Churfürſten bludt lieber haben, alß die Neüe regenten drumb habe ich ſie noch alle von Hertzen lieb — — —

Versaille den 9 mars 1709.

An Louiſe

— — — Mein dochter hatte mirs geſchrieben, graff von nassaw Muß Ein declarirter favorit Von Churpfaltz ſein daß Er ſich ſo über ſeine Kranckheit bekümert hatt, ſo fleißig Vor Ihm betten Zu laßen undt den docktor ſo ſehr Zu beſchencken — aber daß gemeine geſchrey iſt nicht vor dießen graffen, den wie Ich gehört ſo iſt Es gar Ein unwürdiger ſavorit undt Churpfaltz thet ſich ſelber mehr Ehre ahn Eüch Zu bezahlen waß J. L. Eüch ſchuldig ſein den ſchulden Zahlen ſolte billig allezeit Vor die pressenten gehen —

Versaillie den 16 mertz 1709.

Hertzliebe Amelise Es hatt mich recht von Hertzen Erfrewet Ewere Handt wider Zu ſehen dancke gott daß Ihr dem Ledigen todt Entloffen ſeydt, jagt Ihn weit von Eüch daß Er Erſt nach 60 Jahren wider Kommen mag, Ihr habt mich woll von Hertzen gejammert, weiß dem herrn doctor Nebel recht danck Eüch ſalvirt Zu haben — — —

versaille den 23 mertz 1709.

An Louiſe.

— — — Dießen abendt habe ich brieff von made de malauze bekommen die ſchreibt mir daß Ewer neueu der junge Duc de chemberg Etwaß gethan ſo Ich recht aprobire ob Es Zwar ſeinen Vatter Erzürnt Er ſolle Von Ihm gangen ſein undt hatt Ihm Einen respectablen brieff geſchrieben daß Er umb Verzeyung bätte daß Er Ihn ſo offt gebetten Ihn Endtwetter reißen Zu laßen oder Im Krieg zu ſchicken, Er hette Nie Keines Von beyden thun wollen, alſo hette Er wider ſeinen willen die parthie Müßen Nehmen, alle Menſchen aprobiren Ihn — — —

Versaille den 30 mertz 1709.

An Louiſe.

— — — des marchalk Landas hauß auff dem Kleinen marck geradt vor den brunnen Erinere ich Mich noch gar woll, den Ich bin offt drin geweßen Man Konte Es auch Von Meiner Cammer undt pressentz ſehen — aber wie Ihr mir heydelberg Nun beſchreibt würde Ich Es Nimmer Kenen iſt die h Geiſt Kirch undt closter Kirch wider gebawet wie ſie vor war mitt die 2 ſpitze thurn oder iſt Es geEndert den Man hatt mir Verſichert daß die Kunſt Von ſpitze thürn Zu machen gantz abkommen ſeye undt Kein baumeiſter Itziger Zeit Es mehr machen Könne, drumb wolte Ich wißen ob die mode

In teütſchlandt auch abkommen iſt ich mögte auch wißen ob die verbrannte Neckerbrück nicht wider gebawet iſt worden — Ihr ſagt wie der Cammer director von Churpfaltz geheißen hatt — der dockter Nebel* Kan nicht Viel jünger als 40 Jahr ſein, wen Er deß Nebels Erſtes Kindt iſt, aber auch nicht alter den Es iſt wo mir recht iſt Nur 41 Jahr daß ſein Vatter ſich geheürahtt hatt, die ahm wenigſten brauchen finde Ich die beſten doctoren — Ich habe mein leben von Keinem ſo wunderlichen Zu ſtandt gehört alß Amelise hatt, wie heiſt der doctor dieße Krankheit — wer iſt doctor brauner Ich habe Nie von Ihm gehört — — —

Versaille den 6 april 1709.

An Louiſe.

— — — wen man doctor ſicht Kan man historger genung Erfahren den ſie wißen allezeit Etwaß Zu Verzehlen — doctor fauſt war von recht gutter geſelſchafft — doctor Nebel hatt groß unrecht nicht Zu mir Zu Kommen, alle teütſchen Insonderheit Ehrliche pfältzer haben Einen freyen Zutritt bey mir — — —

Versaille den 27 april 1709.

An Louiſe

— — — Herr christoff Von Degenfelt war nicht ſchon hatte Ein aug Kleiner alß daß ander, herr ferdinant undt Herr max wahren ſchön, herr hanibal war auch nicht heßlich — printz eugene hatt meritten undt verſtandt iſt aber Klein undt heßlich von person hatt die oberlefftzen ſo Kurtz daß Er den Mundt Nie Zu thun Kan man ſicht alſo allezeit 2 große breyte Zähn die Naß hatt Er Ein wenig auffgeſchnupfft undt Zimblich weitte Naßlöcher aber die augen nicht heßlich, und lebhafft — — —

---

* Ein ausgezeichneter Arzt dieſes Namens in der neueſten Zeit und an demſelben Orte war vielleicht ſein Nachkomme. Ueberhaupt dürften dieſe und ähnliche öfter ſich wiederholende Notizen über Heidelberg (dem, als ihrer Geburtsſtadt, die Prinzeſſin ſtets die wärmſte Anhänglichkeit bewahrte) für die Heidelberger von Intereſſe ſein.

marly den 5 may 1709.

An Louiſe.

— — — Montags Muß Ich ahn die Zwey Königinnen In spanien ſchreiben wie auch ahn die Hertzogin Von savoye undt arbeydt noch mitt Meinen leütten, da werden alle ordre undt Zahlungen außgetheilt Dinſtags haben wir die vissitten Von den ambassadeurs undt Envoyes, undt nach mittags ſchreibe ich ahn mein dochter und ahn 3 von Ihre Kinder die mir ſchon ſchreiben, Mitwogen ſchreib ich ahn die Hertzogin Von hannover nach modene undt waß mir ſonſt noch Vor ſchreiben Zu handen kommen Donnerſtags ſchreibe ich wider nach hannover undt gehe Etlich mahl In daß abendt gebett undt salut ſo woll alß den Sontag freytags ſchreibe ich wider nach Luneville ſambſtag aber habe Ich Keinen post tage drumb habe ich den Ewerigen drauß gemacht — — —

Versaille den 8 juni 1709

An Louiſe

— — — Ich bin fro Vor die arme pfaltzer daß Churpfaltz ſich Einmahl resolvirt hatt ſeine unterthanen beßer Zu tractiren Erfahrens die ſo In pensilvanien gereiſt ſein werden ſie ſchon wider Kommen — ich wünſche von Hertzen daß der Churfürſt Eüch auch contentiren möge, daß iſt woll gewiß daß wen Ich ſo glücklich geweßen were Ein Mansmenſch Zu ſein undt Churfürſt Zu werden daß Ihr Vellig Contentement würdet gehabt haben undt meine unterthanen auch — — —

waß ſolle ich hir ahnfangen alle junge leütte ſo woll alß die alten lauffen der faveur nach, die maintenon Kan mich Vor Ihren todt nicht leyden die Duchesse de bourgogne hatt Nur lieb waß dieße dame lieb hatt, Ich habe all mein beſtes gethan dießer allmächtigen dame gnadt Zu Erwerben habe aber nicht dazu gelangen Konnen bin alſo von Alles außgeſchloßen undt ſehe den König Nur ahn taffel abendts — freylich Muß Ich hir nichts thun alß waß andere wollen Ich war weniger gebunden wie Mein herr S: noch lebte alß Nun, Ich darff nicht außer Versaillen ſchlaffen ohne deß Konigs urlaub alſo ſecht Ihr woll daß Ich nicht unrecht habe mich bey Eüch In die liebe pfaltz Zu wünſchen, aber unßer herr gott will nicht daß Man Jn dießer weldt Vollig Vergnügt ſein ſoll amelise undt Jhr habt die freyheit aber Jhr ſeydt ungeſundt Jch bin Jn der sclaverey aber Jch habe gott ſeye danck gar Eine volkommene geſundtheit — meint Jhr daß man hir nicht lamentiren hört nacht undt tag hört man nichts anderſt hir iſt Nun die hunger noht ſo violent daß Kinder Eins daß ander ſchon gefreßen haben, daß iſt arger alß Einen todt geſchlagen finden — der König iſt hir ſo resolvirt den Krieg fort Zuführen daß er heütte morgen alß ſein golt service tellerſchüßel ſaltzfaß Sume alles waß Er goltes hatt Jn die Müntz geſchickt, Louisdor davon Zu Müntzen — — —

marly den 22 juni 1709.

An Louiſe.

— — — Jch dancke Euch ſehr liebe amelise Vor alles gedruckte ſo Jhr mir geſchickt Man mags Nur leßen umb Zu ſehen daß der frieden ſo nicht werden Kan daß heiſt man hir le partage de mongomerie tout d'un coste et rien de l'auttre — ſo Kan der frieden nicht werden, die propesitionen ſeindt gar Zu Barbarisch Einen groß Vatter gegen ſein leibliche Enckel ſo Jhm allezeit soumis undt gehorſam geweßen Zu hetzen wollen iſt Etwaß Barbarisch undt unchriſtlich* — — —

Versaille den 13 Julli 1709.

An Louiſe.

— — — Jch dancke Eüch ſehr liebe Louise Vor die gazetten ſie divertiren mich recht, undt wan Jch ſie geleßen gebe ich ſie 2 teütſche pagen ſo ich habe Einen neühoff undt Ein Keversberg umb Jhr teütſch Zu exerciren undt nicht Zu Vergeßen — Jch bin heütte gantz launiſch habe Viel Verdrießliche ſachen Jm Kopff Ein ſchatzmeiſter hatt mich abſcheülich beſtollen, daß gibt mir viel Zu thun — Man iſt gar Zu jnteressirt Jn dießem landt daß thut alle daß Kauffen und Verkauffen Von chargen daß macht ſie alle Zu ſchelmen

---

* Ludwig XIV, von Eugen und Marlborough überall geſchlagen und in die Enge getrieben, bot Frieden an, aber man verlangte von ihm, er ſelbſt ſolle ſeinen Enkel, Philipp V von Spanien, für deſſen Erbrecht er den ganzen Krieg begonnen, nunmehr aus Spanien, wo ſich derſelbe bereits feſtſetzte, mit franzöſiſchen Waffen verjagen; was der König aus Ehrgefühl verweigerte.

— Es iſt Eine langweillige undt Verdrießliche ſach In allem hir, waß ſoll man ſagen aber ou la gesvre est liée jl faut qu'elle broutte wie daß hießige ſprichwort ſagt — — —

Versaille den 20 Julli 1709.

An Louiſe.

— — — Von hir Kan ich Eüch nichts Neües ſagen, als daß Ich In Einem großen labirindt ſtecke, In dem Mein ſchatzmeiſter mir mehr alß hundert taußendt thaller geſtollen undt leſt meine leütte undt mich ohne Einen heller, Man wirdt Ihn Nun rechenſchafft geben machen, unterdeßen iſt Es gar ungemächlich ſo ohne Einen heller Zu leben, aber Es iſt mein verhengnuß allerhandt Verdrießlichkeitten Zu Erleben — — —

Versaille den 27 Julli 1709.

Hertzliebe Louise Ich bin recht In ſorgen Vor Ewer geſundtheit Nun Ich ſeyder Vergangenen Mitwog Ewer unglück gewiß weiß, wen Ihr mir ſelber nicht ſchreiben Könt, ſo laſt mir durch Ewer freüllen ſchreiben wie Es mitt Eüch iſt, undt ob von Viellen weinen Ewere augen nicht wider ſchlim geworden ſein — Meine hoffnung iſt daß wie Ihr liebe louise gar gottsfürchtig ſeydt daß Ihr Eüch in gottes willen Ergeben werdet undt Inſonderheit der Ihr nicht Zweyfflen Könt daß Amelise* Im himmel iſt, weillen ſie ja ſo woll gelebt undt allezeit ſo gottsfürchtig geweßen, undt doch Von Einer großen Marter abgekommen iſt — deß Menſchen leben iſt ſo Kurtz daß mir Nur (ſo Zu ſagen) Zu baldt Zu denen Kommen die unß vorgangen ſein — Ich habe Eüch letztmahl vergeßen Zu ſagen, daß Ich vor amelise trawern werde, wie Ich Vor Ewere brüder undt vor Caroline leyder ſchon getrawert habe gott der allmächtige liebe louise woll Eüch beyſtehen undt treſten Ich Verbleibe allezeit Vor Eüch wie Ichs Eüch ſchon ſo offt verſprochen habe.

Elisabeth Charlotte.

---

* Seit Ameliſens Tod ſind alle hier abgedruckten Briefe ausſchließlich an Louiſen gerichtet, daher wir von nun an die Ueberſchriften weglaſſen.

marly den 24 augusti 1709.

— — — Ich wolte daß Ihr hir bey unß ſein Köntet, daß iſt gewiß daß die gärten hir ſchön ſein, aber Es Müßen auch gutte leütte drin ſpatziren, wens luſtig ſein ſolte, undt Keine ſo Einem haßen Verachten undt außlachen, daß findt man aber Eher hir alß waß guts, noch freundtſchafft — aber laſt unß von waß anderſt reden dießes bringt Einen Zu weit Im texst — Vergangenen dinſtag fuhr Ich nach paris alles war In allarm wegen brodt alles lieff In den gaßen die dächer wahrn voller leütte die laden machte man Zu wie Ich Ins palis Royal Kame rieff man mir Il y a une revolte il y a deja 40 personne de hier, Ein ſtundt hernach aber hatten der marechal de boufler undt Duc de Gramont alles geſtilt, wir gingen alſo ruhig Ins opera, biß Sambſtag alß heütte über 8 tag werden wir wider nach versaille daß iſt alles waß Ich weiß, adieu Hertzliebe louise ſeydt Verſichert daß ich Eüch allezeit Von Herz lieb behalte

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 14 7br 1709.

— — — Ihr werdet Nun Viel Cammeraden In betrübtnuß haben den vor 4 tagen haben die unßerigen Eine ſchlagt bey mons Verlohren haben ſich aber dießmahl Erſchrecklich gewehrt alſo ſein gar viel leütte umb kommen auff beyden Seytten Man ſicht nichts alß trawerigkeit undt threnen — made dangeau die Ein geborn freüllen von Lewenstein iſt, hatt Ihren Eintzigen ſohn abſcheülich verwundt, Man hatt Ihm Einen ſchenckel Nahe bey dem Bauch abgeſchnitten Man weiß noch nicht ob Er davon wirdt Kommen oder nicht — — —

Daß iſt ordinaire daß die francis caner possirlith predigen, Vom patter abraham* habe ich Nie nichts gehört — Ich fürchte daß die fraw von degenfelt Einen Von Ihren Kindern auch mögte In dießer ſchlagt Verlohren haben, Es iſt abſcheülich hart auff beyden ſeytten abgangen, das hertz iſt mir gantz (ſchwer) von allen betrübten leütten ſo Ich ſehe undt von alle bekandten ſo umb Kommen ſein, daß iſt arger alß Eine rohte ruhr woran die Landgraffin von darmstat geſtorben ſie ſeindt den In doppelter trawer ahn dem hoff den ſie werden ſchon ohne Zweyffel vor die verwitibte Churfürſtin Zu pfaltz getrawert haben, Man Könte dießen Zwey fürſtinen daß alte veau de ville ſingen dans la rüe de la Tournelle un coup de foudre est Tombés jl n'a pas pas Casses de cervelle Car jl n'en a point trouvés. den ſie hatten nicht viel hirn — Ich Erinere mich der alten Churfürſtin Zu pfaltz noch gar perfect, Ich habe ſie Zu heydelberg geſehen, wie ſie noch Hertzogin Von Neüburg war, hatte dolle ſprichwörtter wen ſie verwundert über waß war ſagte ſie alß Ey daß dich der Kanhack, undt Ihren herrn Küſte ſie vor alle menſchen undt hieß Ihn (mein angelli) — Ihr werdt Nun wißen daß Es war iſt daß mercy geſchlagen aber die Ewerige haben Ihre revange in flandern gehabt Ein gutter frieden were woll Zu wünſchen — Ich Zweyffle daß die ſach von meinem ſchatzmeiſter ohne mein Verluſt ablauffen wirdt den der ſchelm hatt gar gewiß mehr geſtollen alß Er Vermag — Mein ſohn bezahlt mir nicht Einmahl waß Er mir geben ſoll, weit davon daß Er mir Vorſtrecken Könte ſeine ſpaniſche Campagnen wo Man Ihm alles hatt marquiren laßen undt wo Er alles mitt ſein Eygen gelt hatt Erkauffen Müßen haben Ihn recht ruinirt Es iſt abſcheülich waß Mein ſohn verthan hatt, der König hatt Meinem ſohn Keinen heller geben alleß reißen Campagne belagerungen alles iſt auff ſeinen Eygenen Koſten gangen — ſo Eine Ellende undt Erbarmliche Zeit wie wir Nun habe ich mein leben nicht Erlebt gott gebe daß durch Einen gutten frieden alles Endern möge — — —

---

* a sta Clara, dem berühmte Prediger in Wien.

Versaille Sontag den 13 8br

— — — In dießem augenblick Entpfange Ich Ein ſchreiben von made de malausse die ſchreibt mir daß Ewer neueu* bey der graußame ſchlacht geweßen undt friſch undt geſundt davon kommen iſt, deßen ich mich noch mitt Eüch liebe louise habe Erfreüen wollen, den Ich weiß wie lieb Ihr Ewern neueu habt, hoffe undt wünſche daß Ihn gott der allmächtige Zu Ewerm troſt noch ferner erhalten möge.

Versaille den 18 8br 1709.

— — — alle Ewer ſchreiben Von heydelberg undt franckfort habe ich Zu recht Entpfangen, undt auch drauff geantwortet aber meine brieffe ahn Eüch, liebe Louise, ſtecken alle in ma tante paquetten die Man ſo lang auffhelt, umb unß alle braff doll zu machen undt darin reuissiren die minister undt allmachtigen damen beßer alß dießes Königreich zu regieren — Es frewet mich daß Ihr ſo woll Entpfangen ſeydt worden Zu hannover undt wilkom geheißen Es Erfrewet mich auch daß Ihr ma tante nicht geEndert gefunden habt — —

---

* Der junge Schomberg.

Versaille den 26 8br 1709.

— — — bin fro daß unßere brieffe Endtlich wider ahnfangen Zu rutſchen, den Es war Ein betrübt undt gar langweilliges weßen keine ſchreiben mehr von Einander Zu bekommen, aber vor den frieden werden ſie doch woll nicht gar recht gehen, die belagerung von mons iſt Nun gantz zum Endt, wir werden ſehen ob dieß die ſchuldt war, oder nicht, Ich glaube Es nicht ſondern, Vielmehr aber, daß Man Es mir Zu Leydt gethan hatt, den Ich Kene die leütte hir gar woll, aber genung hir Von — Ich bin recht froh daß Ihr Niemandts Von den Ewerigen In der abſcheülichen Bataille Verlohren habt alle tag ſehen wir Offecirer auff Krücken Kommen daß jammert Einen recht Ein Junger Menſch ſo Mein page geweßen undt Erſt Vor Ein par Jahren In den troupen iſt, iſt da auch In Krücken In meiner Cammer daß jammert mich recht, Es iſt auch Ein Edelmann Von Elſaß da Ein wangen von geſchlegt der iſt Eben ſo Zu gericht — Es iſt abſcheülich alles waß Man Nun hört und ſicht Es iſt woll Eine rechte betrübte Zeit, geht Man auß dem hauß folgen Einem viel armen nach die ſchwartz von hunger alles wirdt mitt Zettel bezahlt Nirgendts iſt gelt alles iſt betrübt Nirgendts Keine freüde biß auffs wetter iſt alles trawerig Nun — — —

Im januari wirdt der gutte Ehrliche mons polier 90 Jahr alt Er hatt den Verſtandt noch ſo gutt undt ret alß wen Er Nur 40 Jahr alt were undt gutt gedächtnuß leſt ohne bril, aber ſeine ſchenckel ſeindt ſteiff worden, undt ſein geſicht waß bleicher alß vor dießen, anderſt iſt gar keine Enderung ahn Ihm Ich halte Ihn Vor Einen rechten Heylligen Er lebt In Einer gar großen gotsfurcht undt thut alles guttes ſo In ſeiner macht undt gewalt ſtehet, iſt ruhig undt luſtig dabey, fürcht ſich gar nicht Vor den todt, Ergibt ſich gantz In den willen gottes, Es wirdt mir recht leydt ſein wen Ich Ihn Verliehren werde — — —

Versaille den 2 9br 1709.

— — — heütte iſt der hoff nach marly Ich habe aber noch Zu viel böße nächte, hoffe doch Zu künfftigen Mitwog Zu folgen Können, den Man ſagt daß Chur Bayern[*] bis Donnerſtag hinkommen wirdt undt wie Man ſagt daß I. L. gar höfflich ſein, iſt mir bang daß I. L. mich hir beſuchen mögten wollen hir Zu mir Kommen, undt wie Man mir gar leicht paquetten gibt, undt reden macht wen Ich nicht dran gedencke, alſo will Ich mich bey den großen hauffen halten damitt Man mir nichts auffbringen Mag den die alte dame[**] die In ſo großen gnaden haſt mich abſcheülich Ich habe all mein beſtes gethan Ihre gnaden Zu gewinen, aber nicht dazu gelangen Können, ſie hatt, wie Man hir ſagt (une haine jnplacable) gegen mich undt meinen ſohn, aber waß will Man thun Man Muß alles folgen waß raisonnabel iſt, und dencken hütt dich nur vor der that der lügen iſt woll raht, (gehe man nur) Im ſeinen gerechten weg fort, gott wirdt alles richten

marly den 9 9br 1709.

— — — Iſt es möglich daß Ihr liebe Louise nie Keine parforce jat geſehen habt Ich habe gewiß mehr alß tauſendt hirſch fangen ſehen, habe auch manchen braffen fall Im jagen gethan, In 26mahl daß Ich gefallen bin, habe ich mich Nur Ein Eintzig mahl wehe gethan — — —

geſtern ſahe ich Einen herrn den ich lengſt gern geſehen hette weillen Ich ſo gar viel Von ihm gehört hatte Nehmlich Churbayren I. L. ſeindt ganz jn Cognito hir, wollen weder vissitten geben noch Entpfangen, Er jammert mich recht den Er ſicht betrübt auß, ob I. L. Zwar In Cognito ſein, ſo hatt Ihn doch unßer König Neben ſich In den rollwagen geſetzt, wie Er I. L. den garten gewießen — — —

In Einer halben ſtundt werden wir In die mussiq gehen welches alte Leyern ſein den man ſingt Nur die alten Operaen von Lully Es geſchicht mir offt drüber Einzuſchlaffen — — —

---

[*] Max Emanuel, Churfürſt von Bayern, der mit Frankreich gegen das deutſche Reich kämpfte und ſeit der Niederlage bei Hochſtädt aus Deutſchland vertrieben war.

[**] Die Maintenon. Vergl. den Brief vom 7. Decbr. d. J,

Versaille den 16 november 1709.

— — — Ich hatte Keine Mühe Zu Errahten daß der cronprintz Von preüssen Zu hannover oder Zu der ghör ſein Müſte, den waß ſolten J. L. In der armée weyder gethan haben da mons über undt die armeen ſich Zertheyllet hatten, undt ſie hatten ahm hanoverischen hoff Einen ſtarcken magnet ſo ich woll gedacht J. L. geſchwindt würde Eyllen machen Es iſt mir recht lieb daß mein ahndencken dießen ahngenehmen undt hohen gaſt, nicht Zu wider geweßen undt ſie beyde mein Compliment ſo gar güttig ahngenohmen haben, ſehe auch darauß liebe Louise daß Ich mein Compliment In gutten händen gethan, den Ihr Es habt ſo woll Endtpfangen machen — der cronprintz iſt noch Jung genung Zu warſen wen man Ein temperament hatt fett Zu werden mac man auch thun waß Man will ſo bleibt man fett Es iſt doch hofflich ahm cronprintz daß Er Eüch beſucht hatt Es iſt loblich ahn die cronprintzes daß J. L. ſo beſtändig In Ihrer freünhtſchaft ſein, undt die abweßenheit Eüch nichts von Ihrer freündtſchaft hatt verliehren machen — — —

diß jahr undt vergangen winter ſeindt alle Nußbäum hir Im landt Erfrohren, ſagt mir doch ob die Von der bergſtraß auch Erfrohren ſein — Es iſt mir leydt daß man daß arme friderichsburg ſo veracht undt nicht wider In ſeinem rechten ſtandt bringen will — Zu meiner Zeit hatte Ewere fraw Mutter Kein ander hauß alß daß holtzerne ſchwediſche hauß ſo vor den Erſten Bavillon ſtundt, aber Ich Kan nicht glauben daß wen Ihr Churpfaltz Klagen ſolte daß die Mongen Eüch Ewer hauß genohmen daß Er Eüch nicht ſolte recht ſchaffen, aber Eins iſt war daß pfaffen Nehmen wo ſie Können, undt ſich nicht viel bekümmern wembs gehört oder nicht — — —

Versaille den 7 xbr 1709.

— — — Die allmechtige fraw traut mir nicht, den ſie hatt mir all Ihr leben Zu wider gelebt Zu meines Herrn Zeitten hatten ſeine favoritten ſie gewohnen welche alß gefürcht ich mögte dem König Klagen wie ſie Meinen Herrn S: plünterten undt mir viel Zu leydt thaten, undt ſonſten dolle leben führten, drumb gewahnen ſie dieße mitt trawen machten Ihr bang ſagten ſie wüſten Ihr leben, undt woltens wo ſie nicht Vor Ihnen ſein würde, alles dem König ſagen (den Ich habe Ihre traüung durch die Dame ſelber aber nicht über waß man ſie getrewet von ſie ſelber Erfahren, undt durch deß chevalier de loraine freündt Erfahren waß ſie geſagt hatten) alſo hatt ſie mich all Ihr leben Verfolgt, traut mir alſo Kein haar meint Ich ſeye ſo vindicaf wie ſie welches Ich doch gar nicht bin aber diß ſeindt die urſachen warumb ſie mich Von Konig abhelt, dazu hatt ſich noch Eine andere urſach geſchlagen Nehmblich die liebe ſo ſie vor die Duchesse da Bourgogne hatt undt fürcht weillen der König gar Keinen widerwillen gegen mir hatt undt mein natürlicher humor J. M. nie Mißfallen ſo fürcht ſie daß wie ſie woll weiß daß Ich den König ſehr respectire undt liebe alſo Eher mich bey Ihm attachiren Könte In meinem alter alß Eine junge printzes wie die duchesse de bourgogne iſt alſo dieße bey dem König außſtechen Könte derowegen Muß ſie mich abhalten undt daß thut ſie auch durch alle weiß undt wege, undt daß iſt nicht zu Endern — — —

meines ſohns gemahlin iſt ſo grob ſchwanger daß Ich mich nicht Ein augenblick Endtfernen Kan, Ich fürchte wir werden Nur Ein medgen bekommen, den die Duchesse d'orlean iſt Immer Kranck, biß mitwog trit ſie In Ihrem 10 mont Kan alſo nicht viel weitter gehen, wolte got ſie Konte unß wider Einen buben geben wie der iſt ſo ſie ſchon hatt, Es iſt gar Ein artig Kindt Ich habe Es lieber als die 3 medger mitt Einander — — —

Versaille den 11 januari 1710.

— — — Ich dancke Euch ſehr liebe Louise mir glück Zu meinem Enckel mad^{lle} de montpensier Zu wünſchen, Ich werde aber weder freüdt noch leydt ahn Ihr Erleben, den wen ſie groß wirdt ſein, werde Ich lengſt unter der Erden ſein — — —

Versaille den 2 februari 1710.

— — — mich deücht der Churfürſt Von Braunsweig fragt wenig nach leütte Von Qualitet, wen aber daß die leütte Von Qualitet gewahr werden werden ſie Ihn verlaßen undt wirdt Nur mitt lumpen

Zeug bedint werden — herr max ſein ſohn Muß ſeindt ahm hoff haben ſo In faveur ſein den ſonſt ging Eine ſolche ſach Von ſich ſelber ohne solicittation, Er hatt vielleicht die Von der faveur nicht genung Erſucht Zu gefahlen, oder gefehlt Ihnen Vielleicht Zu Viel den Von den art leütten Kan Eins undt anders ſein, ma tante gnade mag Ihm auch woll geſchadt haben den die favoritten Konnen die nicht leyden ſo der Mutter oder ſonſt Verwanten gnade haben, wollen Nur Ihre creaturen placiren Ihre authoritet Zu Erweißen — — —

Versaille den 15 februarie 1710.

Hertzliebe Louise Ich Komme jetzt Eben von der Duchesse de Bourgogne die Zwiſchen 8 undt Ein Virtel auff 9 Ins Kindtbett Von Einem printzen gekommen iſt, ſo Man den Duc Danjou heiſt, ſie iſt geſchwindt Nieder Kommen Nur Eine ſtunde In KindsNöhten geweßen, aber ſie hatt greülich gelitten, den daß Kindt war übel gethrehet Kam mitt dem hindern In die gebuhrt Man hatt daß Kindt bey die füßger herauß gezogen — — —

Ich finde meine Enckel ſo delicat, daß Ich nicht glauben Kan daß Er lang leben wirdt Er iſt Zwar groß vor ſein alter aber ſonſt In alles ſchwach undt delicat, die Kinder ſeindt artiger In Meinem Sin wen ſie Ein wenig Kopiſch ſein * Es iſt Ein Zeichen Von Verſtandt, die Churprintzes hat recht Im den Kopff In der Erſten Jugendt Zu brechen, undt nicht Zu leyden daß Er ſein ſchweſtergen nicht ſchlegt, ſondern ſie caressiren machen Ich habe meinen ſohn Klein mein leben Keine Maulſchel geben Ich habe Ihn aber ſo braff mitt der ruhte geſtrichen daß Er ſichs noch Erinert, Maulſchellen ſeindt gefahrlich In dem Es dem Kopff ſchadtlich ſein Kann — — —

Versaille den 13 mertz 1710.

— — — Der princes von wolffenbüttel todt jammert mich von hertzen, aber von dem humor wie der Erbprintz iſt, wirdt Er ſich baldt mitt ſeinen pagen tröſten wie Eüch Carl Lutz S. wird Verzehlt haben ſo Einmahl spectateur von ſeinen verliebten humor geweßen Carl Lutz salvirte Ihm das leben den Er hatte ſich Eben übel adressirt, undt Einen attaquirt ſo nicht von dem humor war — — —

---

* Ihren eigenen Kopf haben.

Versaille den 3 april 1710.

— — — Ich geſtehe daß mich die Zeittung von Hertzog anthon ulrichs * Enderung der Religion ſehr surpressirt hatt Kan die urſach ſo Ihr meint Nicht davon begreiffen den daß bringt Kein heller gelt mitt alſo Kan reich werden die urſach nicht ſein, mich verlangt Zu hören waß J. L. mir hirvon ſagen werden, Er hatt dieße parthie nicht Zu geſchwindt genohmen, weillen Er Erſt In ſeinem 77 Jahr Endert, hatt die ſach mitt bedacht examiniren Können — — —

Versaille den 17 april 1710.

— — — 27 millionen habe ich ſagen wollen daß le clergé ahm König gibt die geiſtlichen ſeindt reich hir, daß Ertzbiſchtum von Rheims allein tregt 65 taußendt francken Ein, Es ſeindt noch viel ſo — Der Keyßer iſt nicht souverain von gantz teütſchlandt wie der König über franckreich hir iſt, alſo Kan Es nicht ſo gehen — wir horen hir nichts alß von Krieg undt Kriegsgeſchrey welches Mir woll Von hertzen leydt den Ich wünſche den frieden — — —

---

marly den 10 may 1710.

— — — Es wundert mich daß Eine printzessin von mecklenbourg Einen graffen von stolberg geheüraht hatt, den die regirende Königin von Denemarck iſt Eine princes Von mecklenburg — —

Mein dochter hatt Ein groß Mittleyden mitt der fürſtin Von homburg Ich bin froh daß ſie Ihren proces gewunen allein Es war mir ohnmoglich dießmahl vor ſie Zu solicittiren weillen die confiscation Von Ihren güttern dem printz von Birckenfelt gegeben worden Der Mein freündt undt Vetter habe alſo gegen J. L. nicht solicittiren Können — — —

---

marly den 31 may 1710.

Hertzallerliebe Louise, Vor Etlichen habe Ich ungefehr die holländiſche Zeittung geleßen, undt darinnen Eine Zeittung welche mir

---

* Von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Seine Enkelin Eliſabeth hatte Kaiſer Karl VI. geheirathet. Aus Dankbarkeit für dieſe Ehre wurde Anton Ulrich noch in hohem Alter katholiſch.

recht von hertzen leydt iſt Nehmblich den todt von herr ferdinand Von degenfelt undt weiſſen Ich nicht Zweyffle daß Eüch dießer todt auch ſehr wirdt Zu hertzen gangen ſein alßo ſage Ich Eüch hiemitt daß Ich Eüch von Hertzen beklage den nichts iſt betrübter alß freündt undt verwantten Zu Verliehren, Ich meinte nicht daß Er ſo alt were alß In den gazetten ſtehet den ſie ſagen daß Er 80 Jahr alt geweßen ſeye — — —

Versaille den 7 Juni 1710.

— — — Ehe Ich Ewer ſchreiben beantworte liebe Louise Muß Ich Eüch part geben Von meines Enckel mad^{ll} Ihr glück die wirdt den Duc de bery[*] heürahten Vergangen Montag Kam der König in mein Cammer Zu marly undt declarirt Es offendtlich den tag vorher hatt man mirs heimblich geſagt mitt Verbott ahn Keinem menſchen Kein wordt davon Zu ſagen J. M. wolten erſt In 4 tagen declariren Montag Morgendts noch, wie Ich Zum König ging ſo medicin genohmen hatte verbotten mir J. M. Es ahn Keinem Menſchen Zu ſagen alß In Zwey tagen undt ſelben abendts Kam alles herauß dinſtag fuhr Ich nach St. Clou unßerer Junge braut glück Zu wünſchen Mitwog Kam ſie nach marly Ihre fraw Mutter undt Ich führten ſie Zum König, der ambrassirte ſie undt pressentirt Ihr den Duc de bery welches die Junge braut Ein wenig beſchämbt ſie wirdt Ein groß menſch werden den ſie wirdt den 20 augusti Erſt 15 Jahr alt werden undt iſt ſchon 2 finger hoher alß Ich, Ihr breütigam iſt just 9 Jahr alter alß ſie den Im augusti wirdt Er 24 Jahr alt werden — Man hatt nach rom geſchickt ſo baldt die dispence wirdt ahnkommen ſein ſolle daß beylager ſein, Ich geſtehe daß mich dießer heürahт woll hertzlich Erfrewet — — —

Versaille den 21 Juny 1710.

— — — mir Kompt Es recht ſchimpfflich Vor, daß Churpfaltz Eüch daß Ewerige ſo Zurück helt, Lenor hatt mir ſchon geſchrieben daß Ihr bruder der Eberfritz geſtorben iſt daß hatt mich auch gejammert wegen der uhralten Kundtſchafft — — —

---

[*] Dieſe Enkelin, Tochter des Herzog von Orleans, hieß Marie Louiſe und ihr Bräutigam war Karl, Herzog von Berry, jüngſter Sohn des Dauphins Ludwig, welcher der einzige Sohn Ludwigs XIV. war. Karls beide ältere Brüder waren Ludwig (Vater Ludwigs XV.) und Philipp V. von Spanien.

Versaille den 28 Juni 1710.

— — — Vergangen dinſtag aß Ich Zu gaſt bei mad^{e} dorleans In Ihr ſchloßgen ſo ſie hatt bawen laßen, Man heiſt Es Lestoille Es iſt Ein recht ahngenehmer ort auff Einer ſeytten iſt Es Ein parterre mitt 2 boulingrin alles Voller Blumen mitt alléen Von maronie d'jnde umbringt, undt Ein großen potagé ſo dieffer liegt alß daß parterre alſo daß Man oben Von der Mauer welche blatt undt breydt iſt darauff Kan man ſitzen undt den gantzen potagé durchſehen alſo ſich alles drauß Zu Eßen geben laßen waß man will, auff der andern ſeytten deß hauſe iſt Ein waldtgen undt wen Man In das vestibulle tritt ſicht Man gleich In Einem dicken waldt 3 alléen a perte de veüe In der Mitten Von der Mittelſten allée iſt Ein großer rundt ſo Man hir une estoille heiſt undt da nimbt daß heüßgen ſeinen Nahmen her 10 alléen gehen darauß alß Eine ſchönner alß die ander, daß heüßchen iſt Klein aber Sauber, Erſtlich findt Man nach dem Man 4 ſtaffeln geſtigen Ein vestibule Mitt 4 fenſter gegen Ein ander über undt 2 große thuren die auch wie fenſter ſein undt 4 andere thuren ohne fenſter Zwiſchen den thuren ſeint taffeln von ſchönem mertel undt über die taffeln 2 große gemähls daß Zur rechten iſt der König die Königin S: ſo monsieur le Dauphin wie Er Ein Kind war auff dem ſchoß helt die Reine mere undt mons S: ſeindt auch in dem ſtück, gegenüber bin Ich mitt Meinen Kindern wie ſie noch gantz Klein undt Ich jung war auff jede thur ſeindt Kinder gemahlt der conte de thoullusse mad^{e} dorleans jungſter bruder wie Er 5 Jahr alt war iſt wie ein Amour ſo ſchläfft undt auff den rücken licht, gegenüber iſt mein Enckel der duc de chartre ſo mitt Ein fackel auch wie Ein gott der liebe fligt auff der 3ten thur iſt le comte d'Eux Ihr neuveu deß duc de maine Zweyter ſohn, daß 4 contrefait iſt deß duc du maine Elſter ſohn auch In amour auff der rechten handt iſt Ein Cabinet Cambrisses mitt marbre taffeln undt drüber ſpigel In goltene rahmen, In der Zweyten Kamer iſt Ein bett von gelben tuch mitt weißen Knopff brodirt undt voller Eycheln undt festungs, auff jeder thur Inwendig ſeindt contrefaitten mein dochter der hertzog Von lotheringen alle Ihre Kinder par undt par, hinder dießen apartement ſeindt garderoben Zwey undt Ein entresol, auff der lincken ſeytten ſeindt auch Zwei Kammern worinnen made d'orleans Kinder zwey undt zwey gemahlt ſein, auch alles Lambressirt, das Bett iſt jndianisch undt die ſtühl auch die taffel iſt Vom dem ſchönnen marbre ſo Man griotte heiſt unter Einem ſpiegel, hinter dießem apartement iſt Eine Kleine gallerie undt Zwey garderoben — wen man Ins holtz geht iſt auff der rechten Ein heüßgen, wo die Küchen ſeindt undt Keller wen man dort ſpeiſt — ſo iſt Lestoille liebe Louise wo Ich dinſtag Zu Mittag geßen Es war Niemandts ahn taffel alß mein ſohn ſeine gemahlin ſeine Elſte dochter unßere brautt, Ihre hoffmeiſterin Meine 3 damen undt made dorleans dame datour undt Ich — biß 5 habe ich au papillon ſpillen ſehen, hernach bin Ich biß Vmb 7 ſpatziren gangen, alß den wider In Kutſch undt hieher,

Versaille den 5 Julli 1710.

— — — Dießen abendt umb 5 wirdt die Verſpechung undt contract unterſchreiben Ins Königs cabinet Vor ſich gehen undt morgen 11 wirdt die Vermählung geſchehen gantz In der ſtille, den Es wirdt morgendts Keine taffel gehalten abendts aber wirdt der König mitt ſein gantz Königlich hauß, madlle mein Enckel wirdt Erſt morgen Eine hoheit werden heütte iſt ſie noch altesse serenissime, den altesse royalle geht nicht weitter alß petit fils et petite fille de france die übrigen ſeindt Nur prince undt princesse du sang alſo Keine hoheit ſondern Nur durchleüchtig der Duc de chartre iſt mager genung umb durchleüchtig Zu ſein, Es iſt Eine possierliche historie wie dießer heüraht gemacht worden Es leſt ſich aber nicht auff der post ſchreiben Ein haß hatt Es Eher gemacht alß freündſchafft ſo gehts hir, unßer heüraht iſt beßer reglirt alß der landtgräffin Von homberg Ihres printzen den bey unß hatt der breütigam 9 Jahr mehr alß die brautt welches beßer iſt alß wen die brautt ſo viel alter iſt, von deren Könte man, wie Eine historie Von meiner hoffmeiſterin der gutten Jungfer Colb S: die Verzehlte daß Zu Metz In der reformirten Kirchen eine geſtandene dame geheüraht hatt ſo Einen jungen buben geheüraht wie ſie Zuſamen Vor dem pfarher Kommen ſagte der pfarher (pressentes vous cest Enfant pour estre pabtisses) ſo hette man die gräffin von Limburg auch fragen Können, mitt ihren 18 Jährigen herrn, apropo von tauffen, Vorgeſtern hatt man Meinem Enckel den

Duc de chartre undt madll de valois die ceremonien von der tauff geben und die Nahmen der Duc de Bourgogne undt haben unßern Duc de chartre auß der tauff gehalten Man hatt Ihm deß Duc de Bourgogne Nahmen Louis geben — unßer Breüdigam der Duc de Berry undt ſeine Braut haben mad^{le} de valois genent charlotte aglaé — — —

Marly den 19 Julli 1710.

— — — iſt Es deß gemingers von michelfelts fraw da Ihr mitt geſpilt habt, wens die iſt habe ich Ihren Man woll gekendt, den Er hat mir Einmahl Zu heydelberg Vor hoffmeiſter auffgewahrt wie mons polier mitt Carl Lutz S: Ins badt gereiſt war — den Nahmen von spina Erinere ich mich auch noch gar woll Eine Kleine spina ſo hernach ſtarb Kam mitt mir ſpillen undt Verzehlt mir märges aber hoffdocktor habe ich Niemandts gekendt alß Dockter fauſt, Docter jsrael undt Dockter winckler, der ſpina deßen dochter Zu mir Kommen, war Docter In rechten — — —

ſolte der Churfürſt Mein Enckel auß lautteringen Nehmen damitt daß die pfaltz wider ahns rechte bludt Käm, Ich glaub daß Es den guten alten pfältzern gefahlen ſolte, Ich wolte gern noch lenger blauttern aber Ich habe ſchon 21 bogen ahn ma tante geſchrieben — — —

---

marly den 27 julli 1710.

— — — Ich bin geblieben ahn dem wo Ihr mir ſagt daß I. L. die Churfürſtin Zu pfaltz die Kinderplattern hatt, ſolte dieße Churfürſtin Zu ſterben Kommen, wolte Ich daß der Churfürſt mein Enckel die princes von lotheringen auffs ſalzfaß geſetzt würde, ahn dießer were nicht Zu Zweyfflen daß ſich noch daß alte Churpfaltziſche bludt finden würde und ſolte die Einen printzen bekomen glaube Ich daß Ihn die unterthanen heydelberger undt manheimer woll ſo gern haben ſolten alß den Jungen pfaltzgraffen von sultzbach ſo artig Er auch ſein mag, — Ich Kene die montlesun undt Lostange Es ſeindt Zwey gar differente geſchlechter, beyde ſeindt Ins Konigs Leibquarde officirer geweßen monleseun ſeindt all Ihr leben catholisch geweßen, die Lostangen aber ſeindt reformirt geweßen undt catholisch worden der König hatt woll Zwey monlesun pagen gehabt Einer ſtarb vergangen Jahr der ander iſt exempt des gardes, ſolche art leütte beügen ordinari nichts, aber daß Er übel reverentzen macht, wer In jetzigen Zeitten Kein Zeichen, daß Er nicht Von Qualitet iſt den die junge leütte piquiren ſich nun nichts Zu wißen noch Zu Können — der Junge Tonere ſo Einer von den beſten heüßern iſt macht die reverentz ärger alß Kein bawer ſo hinter den pflug geht — nichts wißen nichts Konnen unhöfflich plump ſein daß iſt die gantilesse von jetziger Zeit — — —

Versaille den 17 augusti 1710.

— — — Ich weiß das die Churfürſtin Zu pfaltz wieder geſundt die Verwitibt Königin In spanien hatt mirs geſchrieben, were Es Zu deß landts beſten undt Eine person welche man ſehr regretiren Konte, were ſie gewiß geſtorben weillen ſie aber die pfaltz ruinirt iſt ſie bey leben blieben, unßer herr gott weiß woll daß Er allein Meiſter iſt, undt alles ſchickt wie Er Es Von Ewigkeit Verſehen hatt undt nicht wie Es unß menſchen ſcheindt Ich wolte lieber daß unßer printz Von Birckenfelt Könte Churfürſt werden den Es iſt Ein gutter herr der Ein gutt gemüht hatt, undt die pfaltz nicht übel tractiren, wie Man Nun thut —

---

marly den 4 7br 1710.

— — — Ich Erfrewe mich mitt Euch daß die cronprintzes Von preüssen die Ihr ſo hertzlich lieb habt Einen printzen Zur weldt bracht — — —

Versaille den 6 8br 1710.

— — — hannover undt herrn haußen ſeindt Nun Ein Klein Engellandt geworden weillen alles ſo vol Engländer ſteckt ma tante hatt mir von den artigen Englander geſchrieben, der chevallier Muß übel Erzogen ſein worden ſo ſich bey dem Churprintz hatt ſetzen wollen Ein frantzos hette Es nicht gröber gemacht die jtzunder gewondt, ſich überall Nieder Zu ſetzen — reiche leütte ſeindt leicht verwendt, meinen, nichts ſeye beßer alß ſie — Ich bin wie Ihr liebe louise Ich kan daß wider heürahten nicht begreiffen den Entweder hatt Man urſach gehabt—den Erſten Zu lieben oder Zu haßen, hatt man Ihn lieb gehabt wie Kan man den Einen andern In deßen platz ſetzen, undt iſt Man unglücklich geweßen ſo Kan Ich nicht begreiffen wie man Es wagen Kan ſich wider In die gefahr Zu begeben alſo Kan Ich daß wider heürahten nicht verzeyen Es ſey daß man hungers ſtirbt undt jemandts findt ſo Einem woll Brodt geben will, In dem fall iſt Es Erlaubt aber ſonſt nicht — — —

marly den 6 nouember 1710.

— — — Muß doch noch vorher ſagen das Ich vorgeſtern woll den Erſchrecklichſten ſchrecken gehabt ſo Ich mein leben außgeſtanden, umb Es mitt wenigen wortten Zu Verzehlen, ſo Müſt Ihr wißen liebe Louise daß Vergangen dinſtag wie wir alle die st hubert celebrirten undt ſchon Einen hirſch gefangen hatten, undt den andern renten, ſehe Ich Einen daher renen der ſtürtzt mitt dem pferde Ich meinte Erſt Es were Ein piquer ſahe woll daß Er ſehr blessirt war, den Er hatte Mühe auffzuſtehen wie Man Ihm auffhilfft undt Ich Ihn ins geſicht ſehe war Es mein ſohn denckt wie mir Zu Muht war Ich Nahm Ihn In Mein calesch führt Ihn her der ſchmertzen war aber abſcheülich Konten nicht wißen ob der arm gebrochen oder verrengt war Es hatt ſich doch gefunden daß Er Nur verengt, wie Es aber just die axel war woran mein ſohn ſchon 2 mahl verwundt undt wo man Ihm nerven abgeſchnitten ſo war der ſchmertzen ſo Erſchrecklich daß Er war wie Ein menſch daß In den letzten Zügen ligt ſo baldt die axel wider Eingericht hatt Er Keinen ſchmertzen mehr Entpfunden iſt Nun wider woll, undt man hatt Ihn Zur ader gelaßen, Er helt die Cammer nicht hatt den arm In Einer ſchärp undt geht überall herumb Es iſt Eine halbe ſtundt daß Er da bey mir ſitzt — — —

marly den 13 9br 1710.

— — — Ihr habt woll groß recht liebe louise Zu glauben daß Es gar Etwaß rares iſt leütte hir Im landt Zu finden ſo nicht jnteressirt außer Meine dame ùatour mad^{e} de charteautier Kenne Ich Keinen Eintzigen Menſchen ſo Es nicht iſt, die armuht thut Es nicht, Es iſt den frantzoſen ahngeboren, und Es Kompt bey hoff auch von den ſchlimmen brauch daß alles gekaufft wirdt undt Es iſt Erlaubt auff ſein gelt Zu profittiren daß macht alle leütte jnteressirt, umb dießes abzuſchaffen habe Ich dießmahl meines secretarius charge nicht Verkauffen laßen undt mitt dem beding geben daß ſie nicht ſolle Verkaufft werden Meines ſchatzmeiſter charge habe ich auch nicht

Verkauffen laßen ſondern Einem Ehrlichen man In commission geben, hoffe alſo daß Es hinfüro beßer hergehen wirdt — wen alle Junge leütte graw ſolten werden ſo boße Kranckheitten gehabt, würdten viel leütte In allen orten undt Endten graw werden, den nichts iſt gemeiner — —

---

marly den 5 februari 1711.

— — — Es iſt mir leydt liebe louise In wißen, daß Ihr Euch ahns Caffé gewohndt habt nichts iſt ungeſunder In der weldt undt alle tag ſehe Ich leütte hir ſo Es Quittiren Müßen weillen Es Ihnen große Kranckheitten Verurſachet die fürſtin Von hannaw hertzog Chriſtians Von Birbkenfeldt dochter iſt davon geſtorben mitt abſcheülichen ſchmertzen Man hatt den caffé nach Ihrem todt In Ihrem magen gefunden ſo hundert Kleine geſchwehrn drinen verurſachet, laſt Eüch doch daß Zur warnung dinnen — — —

Versaille den 18 mertz 1711.

— — — unßer Herr gott wirdt Churpfaltz wegen ſeiner ungerechtigkeit ahn Eüch ſtraffen, Ich wolte daß man mir Ewer ſilbergeſchir Zu geſprochen hette Ihr würdets baldt wider haben, Es iſt Eine rechte ſchande waß Churpfaltz ahn Eüch thut, freyllich hatt man mir alles genohmen die haar ſolten Eüch Zu berg ſtehen wen Ich Eüch Verzehlen ſolte wie man In allem hir mitt mir umbgangen iſt undt noch umbgeht, Es iſt aber ohn Nohtig davon Zu reden auch lautt Es ſo unglaublich daß Man mich Vor hipocondre undt Miltzſüchtig halten ſolte wen Ich Es Verzehlen ſolte — Man hatt mir die flügel mitt fleiß ſo beſchnitten, daß wen Ich gleich mein Herr undt Meiſter were, würde Ich doch nicht reißen Konnen — — —

---

marly den 16 april 1711.

Hertzliebe Louise, Meine jntention war heütte gar exact auff Ewer liebes Vom 30 mertz Zu andtwortten ſo Ich letztmahl nicht gekondt hatte allein Ich habe woll nicht Erachten Konnen daß unglück ſo ſeyder dem geſchehen, Nehmblich daß monsieur Le Dauphin *

---

* Ludwig, Vater des Herzog von Berry ꝛc., vergleiche den Brief vom 7. Juni 1710.

dinſtag nachts umb 11 ſtarben da man Ihn gantz außer gefahr gemeint daß fleckfieber hatt ſich Zu den Kinderblattern geſchlagen undt den gutten Herrn Erſtickt der König iſt ſelbe nacht gleich her hatt aber Verbiehten laßen daß wir ſelbe nacht nicht her ſolten — Ich habe mich doch vmb 12 wieder ahngethan umb Zu msr Kinder Zu gehen welche Ich In Einer betrübtnuß gefunden daß Einen ſtein Erbarmen mögt umb 3 uhr morgendts bin Ich ſchlaffen gangen habe aber Kein aug Zugethan biß umb 7 daß Ich wider auffgeſtanden bin umb her Zu Kommen dem König daß leydt Zu Klagen der hatt mich woll In der ſeelen touchirt den Er iſt In der großen betrübtnuß, all Ebenwoll iſt Er nicht gritlich ſpricht mitt jederman, undt gibt ordre In alles undt Man ſicht Eine soumision In gottes willen die nicht auß Zu ſprechen, troſt ſich mitt dem Einigen daß msr Beichtvatter Verſichert daß msr gewißen In Einem gar gutten ſtandt war daß Er hoffen kounte daß Er auff oſtern woll Zum H abendtmahl gangen alſo ſeelig geſtorben — der König redt ſo christlich daß Es Einem recht Zu Hertzen geht, undt hatt mich geſtern den gantzen tag flenen machen —

---

marly den 19 april 1711.

— — — Ich bin der ſchönnen predigen unwürdig den Ich Kan daß ſchlaffen nicht laßen der thon von dem prediger ſchlafft mich gleich Ein, Zu Heydelberg ging Ich bitter ungern In die frantzoſche Kirch den Es dauchte mir gantz Etwaß anderſt ſein alß die teütſchen der ſtiel von marot Kam mir mehr bouffon alß devot vor — wir ſeindt hir aber In großer trawer den Ich glaub Ich habe Eüch ſchon verzehlt liebe louise wie unverſehens der arme mons le dauphin geſtorben — ſeine Kranckheit war abſcheülich, die Duchesse de villeroy hatt Nur Zu versaille mitt Ihrem Man geſprochen ſein Kleydt ſo In mons Le dauphins Cammer geweßen hatt ſie ſchon angeſteckt — —

---

marly den 26 april 1711.

— — — waß mir heütte ſo Viel Zeit beNohmen iſt deß Keyßers todt ſo auch wie Ihr Nun ſchon wißen werdet ahn den Kinderblattern geſtorben iſt ſo woll alß unßer dauphin, jedes iſt herrein Kommen davon Zu reden die 2 Keyßerinnen jammern mich woll von Hertzen — —

marly den 7 may 1711.

— — — Der König hir iſt In der that christlich aber In religions ſachen ſehr unwißendt hatt ſein tag deß lebens die bibel nicht geleßen, glaubt alles waß Ihm pfaffen undt falſche devotten ſagen alſo Kein wunder daß Es ſo übel Zugangen, Man ſagt Ihm Es Muß ſo ſein Er weiß nicht beßer, undt meinte ſich Zu Verdamen andere ahnZuhören — — —

---

marly den 14 may 1711.

Hertzallerliebe Louise geſtern habe Ich Ewer liebes ſchreiben vom 4 dießes monts Zu recht Entpfangen, Ich werde aber Mühe haben drauff zu andtworten, den Ich habe den gantzen tag bitterlich geweint, undt nicht ohne urſach den Ich habe heütte die betrübte Zeyttung Erfahren, daß meine dochter noch Ihren Elſten ſohn undt letzte dochter verlohren undt die Zwey Jüngſte printzen ſeindt noch nicht außer gafahr alſo Zu fürchten daß Innerhalb 8 tagen meine dochter alle Ihre ſchönne undt liebe Kindter Verliehren wirdt Ich fürchte ſie wird auß leydt ſterben oder den Verſtandt verliehren, den die artige Kinder wahren meiner dochter Einige luſt undt freüde, alle menſchen die ſie ſahen lobten Ihren Verſtandt undt ſchönheit

---

marly den 28 may 1711.

— — — wen Ich ütrecht Nenen höre dencke Ich noch ahn Meine junge Jahren wie ich dort geweßen, wolte Gott wir wehren noch Zu der Zeit undt Ich wüſte waß Ich Nun weiß, hir haben wir wenig Neües geſtern Kam Chur Bayern her Ich hatte aber die Ehre nicht J. L. zu ſehen den ſie gingen Nur In deß Königs Cabinet wo prophanen wie Ich bin nicht hinkommen, undt Im salon wo Man ſpilt gehe Ich nicht hin den die ſpieller ſehen die ſo nicht ſpillen ſcheel ahn undt Meinen alß Man bringt Ihnen unglück, drum gehe Ich Nie hin — heütte aber habe ich J. L auff der jagt geſehen undt geſprochen Mein gott wie iſt der Herr geEndert ſeyder Vergangen Jahr ſein Kien iſt ſpitz ſeine Naß auch der Mundt iſt Eingefahlen ſo daß Kien undt Naß ſchir gantz Zuſamen ſtoßen undt ſicht viel älter auß alß Er In der that iſt Er hatt aber gutte Minen noch undt

Eine artige taille daß iſt alles waß Ich Eüch vor dießmahl ſagen Kan, undt daß Ich Eüch allezeit von Hertzen lieb behalte.

Elisabeth Charlotte.

---

marly den 18 Juni 1711.

— — — Daß contrefait daß mir matante vom printzgen geſchickt darin gleicht Er ſeinem groß herr Vatter Hertz jörg wilhelm wie Zwey tropffen waßer wen Er Ihm nur auch In gütte gleich wirdt iſt alles gutt, daß warme wetter Incomodirt mich Nie undt ſo heiß die Son auch ſein mag macht ſie mir Kein Kopffwehe — Chur Bayren ſoll Erſter tagen herkommen undt mitt unß jagen ſo werde Ich J. L. ſelber Ewern brieff überreichen ob Zwar Meine recommandation ſchlegt bey Ihm iſt Er Kan mich nicht leyden iſt ambarassirt mitt mir wie Ein Kindt — umb Eüch die warheit Zu ſagen ſo habe ich dießen Churfürſten gar nicht ſo ahngenehm gefunden alß Man Ihn beſchreiben ſtehlt ſich hir gar nicht Churfürſtlich, Ich verliehre ſchir gedult drüber aber ſtille, davon iſt nicht Erlaubt Zu reden — — —

---

marly den 9. Julli 1711.

Hertzallerliebe louise ob ich heütte daß hertz Zwar recht ſchwer undt trawerig habe, weillen Ich geſtern durch mons de polier [*] neueux Erfahrn daß der gutte Ehrliche Man Vorgeſtern geſtorben iſt, Er iſt wie Ein junger Menſch geſtorben In Einem redoublement Vom fieber undt recht mitt freüden geſtorben nachdem Er 91 Jahr undt 6 mont undt 2 tag gelebt Er hatt Kein augenblick radottirt ſeyder mehr alß 10 Jahren lebt Er In der gröſten devotion Von der weldt gabe Von dem wenigen ſo Er hatte ſchir Alles den armen, undt lebte wie Ein rechter Heyliger, ſein todt geht mir recht Zu hertzen — — —

Der Churfürſt hatt geantwort Er wolle alles genaw Exsaminiren undt Eüch hernach andtwortten, daß Er mich nicht leyden Kan iſt Kein alter groll Vom hauß ſondern Nur ſein cour hir bey dem Torcy undt andere mehr Zu machen die mich haßen, Es iſt Ihm woll Zu Verzeyen Er hatte der Leütte Von Nohten hir Müſte ja ſonſt hungers ſterben, Ich dancke Eüch ſehr vor die relation von der landtgräffin todt Es war gar leßlich geſchrieben hatt mich recht gejammert, daß iſt nicht Zu fürchten Vor meinen Vettern den landtgraffen — waß die ſterbenden ſagen iſt kein Euangellion die Hertzogin Von wolffenbüttel hatt Ihren herrn auch geſagt Es würde Kein Jahr vorbey gehen ſo werde Er Ihr folgen Es iſt doch nicht geſchehen — — —

---

[*] Der alte treue Lehrer, Freund und Diener der Prinzeſſin noch von Heidelberg her, ein franzöſiſcher Schweizer, deſſen ſie gar oft in ihren Briefen gedenkt.

Fontainebleau den 20 Julli 1711.

— — — Es braucht Keine Danckſagung daß Ich Ewer ſchreiben Chur Bayern überreicht daß Koſt nicht die geringſte Mühe undt Ich mögte gern waß beßeres Vor Eüch Zu thun Können, liebe Louise, recomandation iſt ſchlegt bey dießem herrn den Ich bin gantz undt gar nicht In J. L. gnaden Er Kan mich nicht leyden, weillen Es mich Verdrieſt daß man Ihn hir nicht tractirt wie Es ſein ſolle, undt weill Ich Es gutt mit Ihm Meine, ſo weiß Er mirs Undanck, aber hirauff were noch viel Zu ſagen unter unß aber nicht auff der post da noch Viele andere leßen unßere brieffe alß wir, — freyllich hatt unßer König Lützenburg noch In ſeiner gewahlt undt dem Churfürſten geben, unßer König In spanien überleſt J. L. alles waß Er noch In Niederlanden hatt, deß Churfürſten freündtlichkeit gegen mir iſt Kurtz geweßen, den Er hatt mir nicht allein nicht adieu geſagt ſondern Er hatt Zu der Dauphine princes de conti geſchickt Ihnen adieu undt Complimenten machen laßen undt mir Kein wordt — — —

Versaille den 12 xbr 1711.

— — — Ich bin Verſichert daß wen Ihr den ſchelmen den Seyſler ſehen werdet daß Er Eüch doch ſehr ahn unßere heydelbergische Zeitten Erinern wirdt, wie Er Vor Etlichen Jahren hir war wolte Er nicht Zu mir Kommen, ſagte hundert lügen unter andern ſagte Er ahn mons de Torci daß Er unßer bruder were daß Ich aber Eüch andern Viel lieber gehabt hette als Ihn daß Ich Ihn allezeit übel tractirt hette drumb wolte Er nicht Zu mir Kommen, Ich habe aber dem Torcy die rechte ſach Verzehlt wie Er alß Ein arm Kindt deſſen Vatter Ein tuch farber war, aber ſo arm daß Er ſeinen ſohn nicht hette studiren Können laßen wen unßer Herr Vatter, Ihn nicht auß purer barmhertzigkeit In die Neckarſchul geſchickt hette daß

Er woll studirt hette undt daß Ihn J. G. der Churfürſt hette reißen laßen, daß Er Ihn hernach Zum Bibliotecckarius gemacht hernach Zum geheimen Secretarius daß aber der undanckbare Seyller ſich nicht contentirt hette ſeinen landtsfürſten ſeinen herrn undt gutthäter Zu Verlaßen, da Er Ihm ahn Nöhtigſten gehabt ſondern Er hatte Ihn noch beſtohlen undt Nöhtige ſchrifften mitt ſich weggeführt, umb Eine größere fortun ahm Keyßerlichen hoff Zu machen, ſo habe ich hir Erklärt welch Ein Ehrlicher man Herr Baron Seyller iſt — — —

Es iſt leicht Zu glauben daß Ihr Müht Von solicittirn ſeydt, Könt Ihr Ewer recht nicht Verkauffen, Ein andere person Konte vielleicht den boßen Cammerpressidenten Eher Zu recht bringen, von dießem graffen Von ſchooßberg habe ich mein leben nicht Nenen hören wo iſt Er Zu hauß iſt Es nicht von den blackſcheyßer den man Zum graffen gemacht hatt — adieu Hertzlieb Louise, Ich Muß ſchließen den Es wirdt ſpätt — — —

---

marly den 21 Januari 1712.

Hertzliebe Louise Ich habe alß gehofft Ich würde Einen tag finden worinen Ich Eüch recht würde undt ordentlich andtwordten Können aber Es ſeindt mir ſo Viel Verdrießliche ſachen Vorgefahlen, daß Ich Kein augenblick Alß Nun habe finden Können Eüch Zu ſchreiben — Ein Verfluchtes Cammermagtgen da mde de Bery Ihre favoritten van gemacht hatte, hatt die Mühe genohmen Mein Sohn ſeine gemahlin Zu brouilliren wie auch made de Bery mitt Ihrer fraw Mutter, die ſo recht hatte boß Zu ſein hatt alles dem König geklagt der hatt die Cammermagt weg gejagt Ich bin In dieße ſach gemiſcht worden weillen der Konig mir befohlen made de Bery Zu filtzen wen ſie waß unrechts thete Ihr Kont woll gedencken daß Ich überal habe ſuchen Müßen alles wider gutt Zu machen bin alſo nicht ohne Verdrießliche affaire geweßen — Mein gott werden Ich mein leben nichts alß Verdrießliches hören, undt Nie nichts angenehmes, aber dießer text würde mich Zu weit führen — — —

Versaille den 19 mertz 1712.

Hertzallerliebe Louiss Ich will Einen tag In der woch expres Nehmen umb Eüch ſchreiben Zu Können den bißher ſeindt mir alß

Verhindernüße Zu geſtoßen Kan Eüch Nur In aller Eyll danken mir den troſt geben Zu haben Zu Verſichern daß mein ringelgen ma tante ahngenehm geweßen, Ich Kan woll gewiß Verſichern daß Es Ein Demant* undt Kein saphir iſt ſonſt were Es nichts rares, Es könte nicht brilliant ſein wen Es Ein saphir were, daß bücsgen iſt hir gemacht aber nach Einem teütſchen adieu Es ſchlegt Zehn glaubt daß Ich Ewch allezeit hertzlich lieb behalte

Elisabeth Charlotte.

---

marly den 21 april 1712

Hertzallerliebe louise Heütte alß Ich Eben ahn taffel war habe Ich matante paquet ſambt die Zwey medaillen Entpfangen ſo Ihr mir liebe louise geſchickt habt ſo Eine rechte suitte In der Itzigen historie macht, dancke Eüch von hertzen davor thut mir Einen rechten gefallen Mitt liebe louise, Ich habe allerhandt medaillen romische grichiſche von golt undt ſilber die goltene habe ich hir gekaufft die silberne hatt mir ma tante geſchenckt, Ich habe Viel auch moderne wie dieße ſo Ihr mir Vielle geſchickt alßo curieusse requeuils In der gleichen ſachen — Ich hoffe daß mitt der Zeit Mein ſohn ſie auch Lieben undt Ich alſo Meine Mühe Zu wehlen nicht übel werde ahngelegt haben — — —

Versaille den 5 may 1712.

— — — dancke Eüch auch ſehr part In mein chagrin genohmen Zu haben ſo woll wegen der Verluſt aller hohen personnen ſo Ich hir verlohren hatte wie auch mein ſchmertzen, wegen der abſcheülichen Calomnie damitt man meinen unſchuldigen ſohn bezeüget hat** alles hatt gott lob hir Ein Endt genohmen auch die ahm meiſten geplabert haben leügenen Nun undt laßen unß umb Vergebung bitten aber die ſolche ſachen jnventiren undt auffbringen berümen ſichs nicht daß wirdt alß unter der handt geſpilt — — —

---

* Blaue Diamanten waren damals eine neue Mode.

** Am 14. April 1711 war der Dauphin Ludwig geſtorben, am 18. Februar 1712 ſtarb auch deſſen Sohn Ludwig, dem am 12. Februar bereits ſeine Gemahlin im Tode vorangegangen war. Man beſchuldigte nun den Herzog von Orleans, alle dieſe Perſonen vergiftet zu haben, um ſelbſt König von Frankreich zu werden, obgleich der letztverſtorbene Ludwig einen Sohn, den nachmaligen Ludwig XV und auch noch zwei Brüder, Philipp V von Spanien und den Herzog von Berry, hinterließ.

---

marly den Sambſtag 18 Juni 1712.

— — — Ich Erinere mich mons' sleünitz undt ſeiner frawn gar woll, daß geſchrey ging aber damahlen daß Er Zwey weiber hatte, die ſo Ich geſehen war nicht ſchön — groß vogt Bullaw iſt Ein Ehrlicher Menſch undt mein gutter freündt aber graff platten Verachte Ich ſehr, undt wer Er nicht Vom hanovrischen hoff geweßen, undt ſein Vatter undt Mutter Vor dießem meine gutte freünde geweßen Säß Er mir noch In der Bastille Es iſt Ein jnsolent desbauchirt burschgen woran ich gar nichts guts gefunden, Er mag woll die frantzoßen haben den weillen Er Einer Von den gemeinſten huren iſt Von paris nach fontainebleau auff der post nachgeloffen, iſt Es woll Kein wunder daß Er voller frantzosen ſteckt — den gutten Ehrlichen jochem henrich fandt Ich wie Ich In port Royal fuhr In Einer Landtkutſch Kente Ihn gleich ſagte abendt Zu christian august haxsthaussen Jochem henderich iſt Zu paris Ich habe Ihn ahn kommen ſehen C. A. haxsthaussen ſagte Es Könne nicht ſein Ich Müſt Einen andern Vor Ihm ahngeſehen haben, Ich beſtundt drauff Er were Es Ich glaub Es ware woll Ein Jahr 12 oder 15 daß Ich Ihn nicht geſehen hatte Er hatte aber noch daſſelbe geſicht ſo Er In ſeiner jugendt gehabt, haxthaussen ſuchte Ihn ſo lang biß Er ihn fandt undt Zu mir brachte — — —

Fontainebleau den 3 augusti 1712

— — — heütte morgen umb 8 wie Ich auß dem bett auff ſtundt Kam die Zeittung daß die belagerung Von Landresie auffgehoben Muſte mich alſo geſchwindt ahnthun umb Zu den König Zu gehen mein compliment Zu machen bey dem König Muſte Ich lang wartten den J. M. wahren nicht ahngezogen hernach Muſte Ich Zu made de maintenon Von dar mitt dem Konig In die Meß alſo war Es nach 11 wie Ich wider In mein Cammer Kam da Kammen Viel leütte mich auch Zu complimentiren alſo daß ich den gantzen morgen nicht habe ahn ma tante ſchreiben Können, alſo auch nicht ahn Eüch welches mir ſehr leydt — — —

Versaille den 8 xbr 1712.

— — — Ich Kan weder Thé Caffé noch chocolatte Vertragen Kan nicht begreiffen wie man Es gern drinckt thé Kompt mir vor wie heü undt Miſt caffé wie ruß undt feig bonnen, undt chocolatte iſt mir Zu Süs, Kan alſo Keines leyden chocolatte thut mir wehe Im magen, waß Ich aber woll Eßen mögte were Eine gutte Kalteſchal oder Eine gutte bierSub daß thut mir nicht wehe Im magen, daß Kan Man hir nicht haben, den daß bier deücht nichts hir Man hatt auch hir Kein braunen Köhl noch gutt Sawr Kraut diß alles Eßet ich hertzlich gern mitt Eüch, wolte gott Ich Konte ſo glücklich werden, aber Man rufft mir Zur taffel Muß wider willen ſchließen — Von den frantzoſchen ragaut Es ich Kein Eintziges adieu hertzliebe louise.

Elisabeth Charlotte.

---

marly den 2 mertz 1713.

Hertzallerliebe louise Ich hatte gehofft daß weillen der König geſtern medicin genohmen daß J. M. Erſt morgen jagen würden undt Ich alſo Zeit finden Eüch Einsmahls Einen raisonablen brieff Zu ſchreiben aber le Diable au contre temps wie Man Es hir heiſt hatt dieß es Endern machen undt wir haben heütte gejagt habe Erſt umb 3 Zu Mittag geßen hernach ahn ma tante geantwortet, undt 14 Bogen geſchrieben bleibt mir alſo gar wenig Zeit überig — — —

Ein violetter demant iſt Kein ametist gar nicht ſondern Ein rechter demant wie Ihr werdet geſehen haben gott gebe nur daß Er matante gefahlen mag Meine hoffnung iſt wegen der raritet Nur bitte ich Eüch mir die rechte warheit Zu ſagen ob daß arme demantgen gefahlen hatt oder nicht war doch gutt gemeint — Ich hatte gehofft waß Neües Zu ſchicken ſo noch nicht geſehen worden hir ſicht man ſie Nur ſeyder 30 Jahr aber der König hatt Einen allein gar Ein großen demant, Etlich jahr hernach ſuchte man Einen Vor die Konigin, welcher aber nicht ſo groß war wo dießer her Kompt weiß Ich nicht — — —

marly den 10 mai 1713.

— — — Ich habe Einmahl Einen Hertzog von Meiningen hir geſehen Man hatt mir Ihn ſchön beſchriben Ich funde Ihn aber recht heßlich Waſſer blawe runde augen undt Ein blatt geſicht wie Ein Theller iſt Es der ſo geſtorben, aber Ich bin Ein Nar ſeh da das Es die Hertzogin undt nicht der Hertzog iſt ſo geſtorben — ordinari wen Man ſich auß lieb heürahtt wirdt hernach Ein haß drauß Ich weiß viel exempel hir Von, die ich mitt Meinen augen geſehen ordinarie wen Man Viel ahn der haut Künſtelt verdirbt man ſie gantz, ſo iſt Es meiner fraw Mutter S: gangen, Ich habe mich mein tag nicht von ſchönheit piquirt undt nichts nach meiner hautt gefragt, ſonſt würde Ich nicht 30 Jahr lang Zu allen Zeitten gejagt haben wie Ich gethan — — —

Versaille den 18 Juni 1713.

— — — Man hatt ſein leben nichts gleichers geſehen alß Rigeaut mich gemahlt hatt — — —

---

marly den 15 Julli 1713.

— — — Es Kompt mir wunderlich vor daß alle die wolffenbüttelische Herrn alle ſo vertheilt ſein, der alte Herr zu salsthal der Elſte prints auff Ein Landtgutt, und der von Bevern zu Braunsweig haben alßo wenig Commers Zuſammen, wie Ich dießen Herrn Zu versaille geſehen wie auch ſeinen großen herrn bruder Kommen ſie mir beyde gar fein vor — Ich bin woll Ewerer Meinung daß dieße hertzogin Von Beuvern die glücklichſte unter den 3 en ſchweſtern[*] ſein wirdt, bey der Keyßerin iſt Es Ein Gezwungenes langweilliges weßen, bey dem Czaar ſtirbt der wirdt moscovien wider wild werden die czaarwitzin alſo ſehr Zu beklagen, aber bey den ſeinigen In ſein Vatterlandt Zu bleiben Können, halte Ich Vor daß glückſeeligſte Von der weldt den In frembten ländern iſt man doch allezeit suspect, iſt man woll bey den fürNehmbſten gibt man jalousie undt findt hundert leütte ſo auff nichts aplicirt ſein alß Einem Zu ſchaden, iſt Man übel felt Einem alles über den halß, Von dießem allen Könte Ich Ein groß buch ſchreiben würde aber mehr ſagen alß Nöhtig ſein würde Inſonderheit weillen meine brieffe alle geleßen werden, aber es ſchlegt 11 Ich Muß auch ahnfangen ahn ma tante Zu ſchreiben — Ich habe mich Ein wenig amussirt den wie Ich angefangen Zu ſchreiben iſt der fürſt ragotzqui ſo hir unter den Nahmen vom graff charoubt iſt Zu mir Kommen Er iſt Ein recht gutter Herr allezeit von guttem humor, hatt Verſtandt undt gar viel geleßen Verſtehet ſich auff alles hatt Meine medaillen undt gegrabene ſteine begehren Zu ſehen, welche Ich Ihm gewißen daß hatt mich auffgehalten aber Ewer liebes ſchreiben iſt doch Völlig beantwortet bleibt mir alſo nichts mehr überig alß Eüch Zu verſichern daß Ich Eüch allezeit lieb behalte —

---

[*] Anton Ulrichs Enkelinnen, Eliſabeth, Gemahlin Kaiſer Karls VI, Charlotte Chriſtine Sophie Gemahlin des ruſſiſchen Prinzen Alexei, den bekanntlich ſein eigener Vater, Peter der Große, hinrichten ließ; und Antonie Amalie, Herzogin von Braunſchweig-Bevern. Die mittlere der drei Schweſtern entfloh ihrem brutalen Gemahl Alexei, der ſie mit Schlägen mißhandelte, indem ſie ſich todt ſtellte, ging nach Nordamerika und heirathete dort den Lieutenant d'Auband, den ſie nach der Inſel St. Moriz begleitete, wo er als Major in franzöſiſchem Dienſt ſtand.

Elisabeth Charlotte.

---

marly den 22 Julli 1713.

— — — wie Ich ſehe, ſo ſeindt die hoff freüllen Verdorbene Kinder, welches ordinarie geſchicht, wen ſich Eine drunter befindt deren Man nichts ſagen darff — wen ma tante blattern ahn den füßen gangen hette were nichts leichters Zu heyllen Man faſt rohte cramoissi ſeyden In Eine Nehe Nadel undt ſticht die blaß ſo auff, daß Man nicht Ins fleiſch ſticht, undt Zieht die ſeyde ſo gemach nach, daß Man die blaß nicht auff reißt undt wen die ſeyde In der blaß iſt ſchneydt Man die ſeyden ahn beyden Enden ab undt leſt die Seyde In der blaß die trucknet daß waſſer ſo den ſchmertzen verurſachet undt wen alles heyll iſt felt die alte haut von der blaß mitt ſambt der ſeyden ab — — —

---

marly den 29 Julli 1713.

— — — Ich geſtehe Liebe Louise Ich Kan nicht Vertragen, teütſche Zu finden die Ihre Mutterſprach ſo Verachten daß ſie Nie mitt andern teütſchen reden oder ſchreiben wollen, daß ärgert mich recht, undt die Königin In preüssen wen Ich ſie nicht Von jeder

Man Loben hörte alß Eine gar tugendeſame fürſtin Sonſten ſolte Ich fürchten daß ſie mitt frembden ſprachen auch der fremben Lander fehler aprobiren ſolte undt nicht mehr ahn unßere alte teütſchen maximen gedencken, ſo doch warlich nicht Zu Verwerffen ſein — weillen Man ſich Im reden woll der wortter Monsieur Madame und madll bedint warumb Kont Man Es nicht auch ſo woll Im ſchreiben thun, wen Man Nur die teütſche Handt ſchreiben Kan hatt man nicht Nöhtig brieff Zu lehrnen machen Man Kann ja Nur ſchreiben wie Es Einem Im Kopff Kompt wie Ich thue den Muß Ich gezwungen ſchreiben würde Ich mich Mein leben nicht dazu resolviren Können, umb woll frantzöſch Muß Man die ſprach gar woll Können, ſonſten Kompts doll herrauß — Ich habe frantzöſche brieffe Von teütſchen geſehen ſo nichts alß Ein teütſch über ſetzt wahren, welches wunderlich auff frantzöſch lautt, Inſonderheit wen Man tittel drin ſetzt, welches gar nicht bräulich iſt — — —

---

marly den 5 augusti 1713.

— — — hir thut Man ſchweinsblaßen Zwiſchen den taffet undt hut wen Man Zu pferdt auff die jagt geht den daß hindert daß Einem die ſohn ſo heiß ſie auch ſein mag nie auff den Kopff ſtechen Kan — Es iſt Eine abſcheüliche ſach mitt dem Tabaque, Ich hoffe daß Ihr Keinen Nehmt liebe louise, Es ärgert mich recht wen Ich hir alle weibsleüt mitt den ſchmutzigen Naßen, alß wen ſie ſie In dreck mitt Verlaub gerieben hetten, daher Kommen undt die finger In alle der Mäner Tabactiere ſtecken ſehe den Muß ich gleich ſpeyen ſo Eckelt Es mir — Ich bin gar nicht Verwundert daß die Neüe Commedianten ſich nicht gutt gefunden haben Man findt gar Keine gutte Comedianten mehr Ins Königs troupe ſeindt Nur 2 gutte weiber undt Zwey gutte Mäner pour le serieux undt Einen pour Le Commique — — —

Fontainebleau den 30 7br 1713.

— — — laſt unß von waß Nohtigeres reden, die Engländer hir haben mir Zu Verſtehen geben, daß Ewer neueu* mitt Verlaub die frantzoßen hatt laſt Es nicht Einwurtzeln ſonſt werdt Ihr Ihn Verliehren ſchickt Ihn nach paris da heilt man dieße Kranckheit beßer alß

---

* Der junge Schomberg. Er ſtarb daran, welches Urſach war, daß ſeine zwei Schweſtern das Erbe allein behielten.

In Keinem ort von der welt mylord oglithorpe hatt mir Verſprochen ſeinen urlaub bey dem general dem duc dormont Zu Erhalten, daß Er wirdt nach paris dörffen, biß Er courirt ſein wirdt denckt Ernſtlich ahn dieße ſach den In der Kranckheit Muß man Keine Zeit Verliehrn — Ich Kan Eüch ohnmöglich heütte lenger entreteniren den Man rufft mich umb In die Commedie Zu gehen — Man ſpilt heütte Le missantrope welches Ein von molieren commedien iſt ſo Ich ahm liebſten ſehen undt höre —

Petitbourg den 11 8br 1713.

— — — Einen von den 2 pelnitzen Kene ich woll, iſt Etliche monat hir geweßen Er iſt all possirlich wen Er will, Kan woll reden, undt redt nicht wenig Ich hoffe das Er ma tante divertiren wirdt — —

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 19 octob. 1713.

— — — Ich Erfrewe mich auch mitt Eüch liebe Louise daß Ewer neueu wider geſundt iſt, undt wünſche Von hertzen daß Unßer Herr gott Eüch lange Jahre Erhalten wirdt undt Ihr ſeine ariere neueux ſehen möget — Ich dencke weillen Ihr ſo tendre Vor Eweren neueu ſeydt waß were Es den geweßen wen Ihr Eüch geheüraht hettet Man und Kinder bekommen, ſo wehret Ihr vor ſorgen geſtorben ſein — — —

Versaille den 26 8br 1713.

— — — wen Ewer neueu Nur die Kleine gallanterie hatt were Es beßer alß bruſtwehe aber hatt Er die große iſt Es der bruſt Eben ſo gefahrlich, auch ſehr gefahrlich Vor daß leben — —

---

marly den 5 9br 1713.

Hertzallerliebe Louise Ich war Vergangen ſo Erſchrocken über den Verluſt Von Eweres armen neuex mylord harwich * daß Ich daß hertz nicht hatte Eüch Ein wordt Zu ſchreiben, noch auff Ewer liebes ſchreiben Vom 20 8br Zu antwortten — Ich weiß auch nicht

---

* Name des jungen Schomberg von einer engliſchen Herrſchaft.

waß Ich Eüch ſagen ſoll, den In ſolchen fallen Kan gott allein tröſten — Ich weiß daß Ihr recht gotsforchtig ſeindt hoffe alſo daß Ihr Eüch In den willen gottes Ergeben werdet, Ich weiß woll daß Es hart Zu Verſchmertzen Zu Verliehren, woran man ſein Hertz gehengt — — —

Versaille den 21 xbr 1713.

— — — die wilhelmel* hatt Einen brieff ahn Ihrer Mutter geſchrieben, worinen ſie gar nicht Nariſch ſcheindt ſagt Nur daß die Verfolgung der christen ſo ſie hir geſehen hatte ſie glauben machen ſie were nicht In den rechten weg ſeelig Zu werden, hette alſo Ihr gewißen Müßen In ruhen ſetzen drumb ſey ſie durchgangen, daß geht woll hin aber der diebſtal iſt zu Viel ſie hatt Keinen bedinten mitt weder Mans noch weibs person, ſie iſt mitt dem Kleinen Kindt Ein metgen Von 8 Jahren weg undt Man ſagt ſie ſeye In Ein lutherisch Thom ſtifft Ins wirttenbergiſch landt gangen mehr weiß man nicht Von Ihr den ſie hatt Ihren brieff nicht datirt — — —

Versaille den 8 februari 1714.

— — — der Comte de broglio hatt mir Ewern brieff geſchickt undt was Er Eüch geantwort, Er iſt gar Ein feiner Ehrlicher Menſch Kan Er Eüch dinen wirdt Er Es gern thun Er iſt nicht Interissirt wie der Marechall de villars — — —

Versaille den 15 mertz 1714.

— — — Ich glaube daß Ihr nun ſchon wiſt daß der Keyßer undt unßer Konig den frieden geſchloßen haben alleweill geht der marechal de villar auß meiner Cammer — — —

Versaille den 22 mertz 1714.

— — — Ich geſtehe daß Ich Im ahnfang recht touchirt über die Königin In spanien den J. M. hatten Viel tugendt undt meritten undt Verſtandt ſeindt dochter von der Königin Von sicillen welche Ich wie mein leiblich Kindt liebe, Zu dem ſo hatte ſie Ein exact Comerce Von brieffen mitt mir gehalten, undt wo ſie mir hatt gefahlen thun Können hatt ſie Es gethan — Ihre fraw ſchweſter unßere Verſtorbene Dauphine hatt ſie obligirt die 3 letzte Jahren woll mitt mir Zu leben, bin J. M. S: alſo gantz verobligirt geweßen werde ſie alſo all mein leben regretiren — aber Man Kan nicht allezeit trawerig ſein wie den Erſten tag — Ich glaube nicht daß unßer König In spanien großen Luſt Zu der Konigin In spanien ſo Zu Bajone iſt, hatt den ſie gefählt Ihm gar nicht auß mehr alß Einer urſach halben, der Verſtandt von dießer undt der Verſtorbene ſeindt ſehr unterſchiedlich undt die manieren noch mehr, ſie iſt Ihm auch Zu alt — Ich dancke Eüch von Hertzen mir noch Eine Abſchrifft Von Sauer Kraut mitt hecht geſchickt Zu haben aber wie Ich nicht gern fiſch Eße hette Ich Es lieber wie man Es ordinari ohne fiſch iſt

---

* Die junge Rathſamhauſen.

Ich habe gott lob Einen gutten machen undt verthaue daß Sawerkraut gar woll — ma tante hatt mir die Comedie Verzehlt von der graffin platten Kinder Ich wünſche daß ſie Ehrliche leütte Mogen werden alß Ihr Vatter iſt, den Ich gantz undt gar nicht Estimire — der Konig In poln thut woll Vor ſeine Kinder Zu ſorgen Ich muß wider willen abbrechen undt nur verſichern daß Ich Eüch Von Hertzen lieb behalte

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 8 april 1714.

— — — Ich haben den gutten anthon ulrich geſtern undt heütte Von hertzen beweint der gutte herr S: hatt ſich meiner In todt bett Erinert undt Viel ſagen laßen daß hatt mich ſo gejammert daß Ich bitterlich geweindt habe Ich war dem herrn recht verobligirt hatt mir alle freündt ſchafft Erwießen ſo Ihm Immer Moglich war werde Ihn alle mein leben regrettiren Er hatt Ein ſchön undt christlich Endt geführt — — —

---

marly den 20 april 1714.

Hertzallerliebe Louise heütte morgen habe Ich daß Vergnügen gehabt 2 paquet auff Einmahl von ma tante Zu bekommen Eines war vom 16 wo bey Ewer lieber brieff war, undt noch Eins vom

20 waß mich aber wunder genohmen, iſt daß man den Erſten brieff zu hannover ſelber auffgehalten hatt man hatt mir noch Ein pagen ſtückelgen dabey gethan den Man hatt umb Zu weißen ohne Zweyffel daß die Zwey brieffe geleßen worden die blatter gantz Verlegt Von Einem brieff Zu andern, daß Kan Niemandts alß Ein trunckenboldt gethan haben bilde mir alſo Ein daß Es der graff platten ſeye, aber Er mag ma tante brieff ſo Ich heütte geſchrieben Nur wider leßen ſo wirdt Er ſein ſach finden — — —

marly den 10 may 1714.

— — — wir haben vor 9 tagen den armen Duc de bery haben ſterben ſehen ſo Nur 27 Jahr alt iſt undt dick fett undt geſundt ſchin alß wen Er hundert Jahr leben ſolte Ich glaube daß Er ſie auch Erlebt hette wen Er ſich ſelber nicht ſo lieberlich umbs Leben gebracht hette, aber Ich will nicht mehr von dießen trawerigen ſachen ſprechen den Es macht Einem Nur daß hertz ſchwer undt hilfft doch Zu nichts — — —

Versaille den 27 may 1714.

— — — Es iſt Ein groß glück vor mich geweßen daß der Duc de Berry ſchon von ſo langen Jahren auff gehörrt mich lieb Zu haben, ſonſten hette ich mich nicht troſten Konnen Ich Muß doch geſtehen daß Ich Im Erſten augenblick undt noch Etliche tag hernach bin recht Von Hertzen betrübt geweßen, wie Ich aber reflection gemacht daß wenn Ich geſtorben were daß Er Nur drüber gelacht hette daß hatt mich geſchwindt wider getröſt — — —

marly den 2 juni 1714.

— — Nein liebe Louise die freüllen von Rotzenhaussen hatt Keine 60,000 francken, und wen ſie waß gehabt hette dörffte Ihre Mutter Ihr nichts geben ohne all Ihr gutt confisquirt Zu haben undt noch gar weg gejagt Zu werden den Man Kan nicht Erbitterter ſein als der König über daß freüllen von Ratzsamhaussen iſt, ſie hatts mit Ihrem durchgehen undt Religion Endern ſo weit gebracht daß ſie alle die Ihrigen bey Einem haar Ins gröſte unglück von der Welt geſteckt hette ſie hatt mir Etlichmahl geſchrieben Ich darff Ihr aber nicht andtwortten Ich würde mich ſonſt Zu rechten ungnaden bey dem

König ſetzen hir ſeindt die Religionen nicht frey wie Jn teütſchlandt, wer von Religion Endert wirdt criminel, und wen die Mutter ſchon wolte Könte ſie Jhrer dochter nicht helffen ohne ſich undt alle die Jhrigen Jn's großte unglück Von der welt zu ſtecken — Die Mutter ſicht woll daß ſich die dochter nicht heürahten Kan, wolte Nur gern daß ſie Jn Einem ſtifft were, weißenbach Muß ſeine liebe auff ander gelt wenden — Jch meinte Nun Ewer neueu nicht mehr were daß Jhr Eüch liebe Louise nicht mehr mitt deß Duc de chemberg affairen plagen würdet — Jch habe Eüch ja Verſprochen alle Jahr Eine Kirbe[*] Von Versaille Zu ſchicken hir bey Kompt ſie weillen Es Eben LL undt R ſein formirt Ewer ſchiffer just wünſche daß Es Eüch gefahlen mag, mir Kans gar Kein ungelegenheit machen, ſo weitt Erſtreckt ſich mein beüttel woll, Jch finde daß Jhr auch unrecht habt malante pressent außgeſchlagen Zu haben das Kan J. L. nicht gefahlen, den wen Man waß gibtt gibt Man Es auß gutten Hertzen daß ſollte auch ſo angenohmen werden, von ſeinen herrn iſt Kein ſchandt gelt Zu Nehmen.

---

marly den 10 Juni 1714.

— — — Jch habe heütte undt geſtern vors Vatterlandt gearbeit gott gebe daß Jch waß guts außrichte — findt Jhr jemandts Jm Vatterlandt noch von meiner Kundtſchafft ſo grüſt ſie freündtlich von meinetwegen, Jch wolte gern mehr ſprechen — — —

---

marly den ſontag 24 juni 1714.

Hertzallerliebe Louise weillen Jch auß Einem ſchreiben von hannover, worinen Leyder der Verlauff von unßern leyder allzugroßen unglück[**], Erſehen, daß Man Eüch zurück geruffen, undt Jch alſo nicht Zweyfflen Kan, daß Jhr jetzt wider Zu hannover ſeydt, drumb ſchreibe ich Eüch, nicht umb mich mit Eüch Zu tröſten ſondern umb meine threnen ſo mir häufig jetzt auß den augen rinen, mitt den Ewern Zu Miſchen unßer Verluſt iſt unEndtlich, Mein weinen Kan auffhören, aber Nie meine trawerigkeit nicht — dieße liebe Churfürſtin S: war all mein troſt Jn allen widerwertigkeitten ſo mir hir ſo heüffig Zu geſtoßen ſein, wen Jch Es J. L. S: geklagt, undt ſchreiben wider

[*] Kirchweih-Geſchenk.

[**] Der Tod der Kurfürſtin Sophie von Hannover.

von ſie Entpfangen, war Ich wider gantz getröſt, Nun bin ich alß wen Ich gantz allein auff der weldt were, Ich glaube daß mir unßer Herr gott diß unglück Zu geſchickt umb mir die angſt deß ſterbens Zu beNehmen, den Es woll gewiß iſt daß Ich Nun ohne leydt Mein leben Enden werde, undt ohne Nichts In dießer weldt Zu regrettiren, Meine Kinder ſeindt Verſorgt, haben auch troſt genung In dießer weldt, umb mich baldt Zu vergeßen Können, alſo helt mich nichts mehr auff, wen Es gottes will wirdt ſein, mich abzufordern, wen Es baldt geſchehen Könte, were Es Eine große gnade vor mir, den ſo Kämme Ich Meiner Qual ab — — —

---

marly den 1 Julli 1714.

— — — Dieße Liebe Churfürſtin S: hatt mich durch dero gnädige ſchreiben, auß Manche betrübtnuß undt Hertzen Leydt gezogen, ſo Ich hir Im Landt Entpfunden, aber Nun Lebe ich ohne troſt, undt habe auch Keinen Nirgendts Zu hoffen, alſo Könt Ihr liebe Louise leicht Errachten waß vor Ein Ellendes undt traweriges leben Ich hinfüro biß ahn mein Endt führen werde — die threnen hören auff, aber der Innerliche ſchmertzen undt trawerigkeit wirdt biß ahn mein Endt wehren Ich weiß ſelber nicht mehr ob ich Eüch geſchrieben habe Liebe Louise wie ich diß unglück Erfahren undt wie man mirs durch meinen beichtsVatter hatt ahnkünden Laßen Es kamme mir Ein Zittern ahn alß wen man In Einem ſtarken fieber den froſt hatt, Ich wurde auch dabei bleich wie der todt war woll Eine Viertelſtunde ohne weinen aber der ahtem fehlte mir war alß wen Ich Erſticken Müſte, hernach Kammen die threnen heüffig undt wehrten tag undt nacht darnach wurde Ich wider trucken undt Erſtickte biß die threnen wider heüffig kammen, daß hatt ſo bißher gewehrt — — —

ach liebe Louise wie weit bin ich von matante S: tugendten undt Verſtandt, ach Nein In dießer welt iſt J. L. S: nicht Zu Vergleichen, Mein gott liebe Louise wie Kan Ich mich ohnmöglich Von dießem unglück wider Erhollen ma tante war Mein Eintziger troſt In allen widerwertigkeytten hir ſie machte mir mitt Ihren luſtigen brieffen alles leicht, waß mich auch ahm betrübſten gebaugt hatt ſie hatt mir dadurch bißher daß Leben Erhalten, Zu dem Vor waß ſolle Ich mich Conserviren Ich bin Niemandts nichts Nutz undt mir ſelber beſchwehrlich — — —

Ich pretendire Eüch liebe Louise fleißig Zu ſchreiben, Ihr ſeydts allein die Mir noch Von alles waß mir Nahe undt lieb iſt überig ſeydt, In gantz teütſchlandt — adieu liebe Louise Ich weiß wie Ihr Zu beklagen ſeydt, den Ich bin gewiß daß Ich fühle waß Ihr fühlet, aber In welchem ſtandt Ich auch ſein mag ſo werde Ich doch ſo lang mein Ellendes leben währen wirdt allezeit dieſelbe Vor Eüch ſein undt Eüch von Hertzen lieb behalten.

Elisabeth Charlotte.

---

marly den 10 Julli 1714.

— — — waß Ich tag undt nacht auſtehe Kan Ich Eüch unmöglich beſchreiben, undt Ich hab noch die Qual daß Ich mich Zwingen Muß, den der König Kan Keine traurige geſichter leyden Ich Muß auch wider Meinen willen, auff die jagt In der letzten weinte Ich bitterlich, den der Churfürſt von Bayern Kam Zu meiner Calesch undt machte mir Ein Compliment auff mein Verluſt da Konte ich nicht mehr halten ſondern brach gantz herauß, daß wehrte die gantz jagt, Ich ſahe woll daß Man mich drüber außlachte aber Es konte nicht anderſt ſein — — —

---

marly den 14 Julli 1714.

— — — Ich habe Eüch Etwaß Zu bitten Nehmblich der freüllen wilhelmine von Rotzenhaussen ſo Zu franckfort iſt Zu berichten daß Ich Zwar alle Ihre ſchreiben Entpfangen aber ohnmöglich habe beantwortten Können ohne mich des Königs höchſte ungnadt über den halß Zu Ziehen, daß Ich woll auß Ihren brieffen ſehe, daß ſie nicht weiß den großen tord den ſie Ihrer Mutter mitt Ihrem durchgehen gethan — Der König hatt gleich alles waß Ihr Zu gehoren Kan Confisquiren Laßen, undt hette Ich nicht die Confiscation Vor Ihrer Mutter außgebetten were ſie Vor Ewig ruinirt geweſt, undt ſolte der König wißen daß ſie Ihrer dochter Ein ſpel groß Von der Confiscation ſchicken ſolte, were ſie Vor Ewig Verlohren, und dörffte Ihr leben nicht wider her, hette ſie ſich Nur noch biß auff den frieden gedult ſo hette ſie mitt ſack undt pack weg Ziehen Konnen undt hett Ihrer Mutter nicht geſchadt wie Nun, ſie Muß ſich alſo gedulden die Mutter iſt woll Intentionirt Vor ſie undt hatt ſie treüllich Lieb ſie Kan aber nicht offendtlich thun waß ſie gern wolte, die ſach Muß gar behudtſam geführt werden, den die gefahr iſt Zu groß Es iſt nicht außzuſprechen welchen Zorn unßer König gegen daß Menſch hatt — —

marly den 22 Julli 1714.

— — — ach Liebe Louise hette Ich Kein andere betrübtnuß alß die daß mad^e^ de bery Zu frühe Jns Kindtbett Kommen undt Eine dochter bekommen, ſo were Ich leicht Zu tröſten, daß gutte Kindt iſt woll Verſorgt undt gar gewiß bey unßerm Herr gott, die Mutter iſt friſch undt geſundt, Ich finde ſie auch nicht unglücklich ohne Man undt Kinder Zu ſein ſie hatt Einen größern rang alß ſie jemahls hette Wünſchen mögen, iſt die Erſte Jn franckreich, hatt daß Jahr 2 mahl hundert und $\frac{m}{50}$ francken Mehr Einkommen alß Ich, Ich habe Nur $\frac{m}{450}$ francken undt ſie hatt $\frac{m}{700}$, alſo wie Ihr ſegt ſehr reich undt Ihr hauß iſt nicht großer alß daß Meine, alſo viel überflüſſig ſie iſt geſundt undt jung, ſo geliebt Von Vatter undt Mutter daß ſie mitt Jhnen machen Kan waß ſie will, hatt alles die fülle jouwellen undt meublen Kan alſo nicht ſehen worinen Ihr unglück beſtehet were ſie Königin hette ſie Nur mehr Zwang were aber nicht glücklicher — —

Ich glaube nicht Leyder Etwaß gutts außgericht Zu haben Vor unßer liebes Vatterlandt, der König war Zwar nicht gar übel jntentionirt, allein die minister welchen J. M. mehr glauben alß mich wißen die ſachen ſo zu threhen daß waß Man auch ſagen Kan wenig hilfft — — —

Ich bin alß Verwundert wie ſo Viel leütte den Caſſe Lieben der Einen ſo bitter übellen geſchmack hatt, Ich finde daß Er Eben ſchmeckt wie Ein ſtinckendter ahtem der Verſtorbene Ertzbiſchoff von paris hatt Eben ſo gerochen, daß Eckelt mich — — —

ich finde doch daß Ihr glücklicher ſeydt alß Ich, den Erſtlich ſeydt Ihr Ewer Eygen herr Kont hin wo Ihr wolt, Zum andern ſeydt Ihr bey dem lieben Rhein logirt undt Jn der gutten pfaltz Zu dem ſo Könt Ihr ohne Zwang mitt Ewer gutten freünden Leben Eßen undt drincken mitt wem Ihr wolt, daß iſt doch tröſtlich, Ich habe Von aller grandeur nichts alß den Zwang welches gar nichts ahngenehmes iſt — wir haben gar nichts Neües hir, Vergangenen Montag war deß Duc de Berry begräbnuß, Mein ſohn hatt Es nicht außſtehen Können, hatt den König gebetten Ihn von der Ceremonie Zu dispensiren welches auch geſchehen iſt — — —

marly den 29 julli 1714.

— — — Ich wuſte woll daß der Stanislas* Zu 2 brücken war aber nicht daß Es der König In ſchweden Ihm vor ſein leben geben hatt, mich deücht J. M. hetten beßer gethan Es dem armen pfaltzgraffen Von Zweybrücken Zu geben der Es doch hoch von Nöhten undt daß Es beßer were ſeinem Eygenen hauß guts Zu thun alß Einem frembten poln — — —

---

marly den 9 augusti 1714.

— — — man hatt hoffnung daß barcelonne baldt übergehen wirdt den Man hatt le chemin couvert ſchon Eingenohmen, aber Etwaß daß Ich possirlich finde iſt, daß der villaroel Eine gasconade gemacht hatt alß Man Ihn gefragt wen Er ſich den Ergeben wolle, ſo hatt Er geantwort, Er woll daß signal ſelber geben den wen Er ſich nicht mehr würde wehren Können wolle Er ſich auff Eine Tonne mitt pulffer ſetzen undt In die lufft ſprengen laßen, hatt darauff Einen gantz ſchwartzen fahnen mitt todten Köpff arborirt — Ich glaube daß Ihr ſchon werdt In den gazetten geſehen haben wie abſcheülich die Duchesse de vandosme iſt umbgeworffen worden mitt Ihrem geſicht hatt ſie daß Kutſchenglaß zerbrochen iſt gantz balaffrirt, hatt am backen Eine wunde biß auff den Knochen, alle Ihr leütte ſeindt auch blessirt Ein laquay hatt den ſchenckel Entzwey Ein ander die axel der 3te den fuß Etliche damen ſo bey Ihr In der Kutſch wahren ſeindt blessirt nur Ein wenig — ſie war Ihr compliment ahn Ihre ſchweſter die duchesse du maine Kommen machen, Vor Waß ſo woll der Mühe werth iſt, aber Ich glaube Ihr werdt Es ſchon In den gazetten geſehen haben Nehmblich daß der König Im parlement alle ſeine bastert Vor prince du sang Erklärt hatt, undt deüchtig Zu Erben nach dem daß rechte Linge abgeſtorben wirdt ſein — die printzes de veaudemon da matante S. ſo viel von gehalten, iſt Vergangen donnerſtag ahm ſchlag geſtorben daß iſt alles waß Ich Neües weiß ſo ſich ſchreiben leſt, Es were noch gar Viel Zu ſagen, aber weillen alle brieffe ſo Ich auff die post ſchicke auffgemacht werden darff Ich Es nicht wagen — —

Die fürſtin von nassau Ziegen habe ich nicht geſehen wie ſie hir In franckreich war, hir hatt ſie Vor artig aber gar nicht Vor ſchön passirt, wie die mir geſagt ſo ſie geſehen haben, ſeindt die Berlips jetzt graffen mich deücht ſie wahrens Zu meiner Zeit nicht, der Fürſtin von siegen Ihr herr ſoll wunderlich ſein Er hatt hir vor Einen halben Narren passirt. undt ſie war ſehr coquet das iſt alleß waß Ich Von Ihnen weiß — die stadion ſeindt auch Neüe graffen beücht mir.

---

* Staniſlaus Leſcinſky von Polen.

Versaille den 23 aug 1714.

Hertzallerliebe louise Vergangen Sambſtag wie Ich wider Von paris kam, wo Ich hingangen war umb 2 vissitten Zu thun undt Eine Zu Entpfangen, die Zwey ſo Ich Zu thun hatte wahren In dem Kleinen carmelitten closter wo Viel personnen Von qualitet ſein, undt 3 oder 4 ſo Ich gekandt wie ſie noch weltlich wahren, hernach fuhr Ich Ins palais Royal wo Ich madlle de valois mein Enckel ſo jetzt nicht mehr auff dem Landt, ſondern Zu paris In dem closter iſt ſo die Königin Mutter gebawet hatt, undt worinen Ich mich nicht mehr resolvire den gegen über Ihrem Chor iſt Eine Capelle, worrinen monsieurs, Meines Elſten ſohns, der Königin, der dauphine undt der 3 dauphins wie auch deß duc de Bery Hertzen ſein In ſilberne Hertzen Eingeſchloßen worüber Ein ſchwartzer flohr hengt undt Eine crone auff dem flohr, dieße vission Kan Ich ohnmöglich außſtehen, Muſte mich Kranck weinen hütte mich alſo ſehr In dieß closter Zu gehen madlle de valois mein Enckel ſo ſchir ſo groß Nun alß Ich, iſt bey mir geblieben, umb 5 aber ſchickte Ich ſie wieder In Ihr closter undt fuhr In daß Von Ste marie Zu challiot, wie ſich unßere Königin von Engellandt den gantzen Sommer aufhelt dort Erfuhr Ich die ſicherheit Von der Königin anne In Engellandt todt, undt wie unßer Churfürſt Von Braunsweig iſt gleich Etliche ſtunden hernach proclamirt worden alß König von den 3 Königreichen Englandt ſchottlandt undt Ihrlandt, waß weytter auß dießem allen wehren wirdt ſol die Zeit lehren — — —

wolte gott Ich Könte glauben daß Man ſich In jener weldt ſehen wirdt, undt Kenen Konte ſo würde mir der todt leichter ahnkommen allein weillen In jener welt ſein wirdt waß Kein aug geſehen Kein ohr gehört undt Nie In Keines menſchen Hertz Kommen iſt, alſo iſt nicht Zu glauben daß Etwaß dort wie hir wirdt ſein, Zu dem ſo glaube Ich daß wen Man ſich In jener weldt dießer Erinern Können würde Man nicht durchauß glücklich In der ſeeligkeit noch durchaus unglücklich In der verdammnuß ſein Können, den Man würde ſich doch Immer vor die jnteressirn ſo Man lieb hatt, undt part Nehmen wens Ihnen woll oder übel gehen würde, alſo ſchließe Ich daß jene weldt gantz waß anderſt ſein Müße, undt daß Man ahn nichts mehr gedencken wirdt alß ahn unßern Herr gott undt den Zu Loben, daß iſt Meine Meinung Liebe Louise, alſo Kan mich Mein Eygener todt nicht tröſten über die ſo Ich verlohren habe, Es Kan mich nur tröſten, alles waß hir böß undt Verdrießlich iſt Zu Verlaßen undt Eine Ewige ruhe Zu genießen — — —

Ich weiß nicht ob Es war iſt aber Man ſagt hir daß die Engländer den Churfürſten Zu Braunsweig woll Zu Ihrem König haben wollen, aber daß ſie ausdingen werden daß der Churprintz Ihr König Nie ſollt werden Hertzog max Kene Ich nicht aber Hertzog Ernſt august mochte Ichs unter unß gerett lieber gonnen alß dem Churprintz den Mein Vetter Hertzog Ernſt august der von allen ſeytten gutt undt von gantzer teütſchen raçen * iſt, alß den Churprintzen der ſo gar ſchlime argen hatt undt den Man mir ſo doll beſchrieben daß Ich ſeine gemahlin Woll Von hertzen offt beklagt den Von J. L. habe ich allezeit alles guts gehört undt großes lob, Estimire J. L. alſo von Hertzen — Ich wuſte woll daß Ein letzter wille war auffgeſetzt worden den unßere liebe Churfürſtin, hatte Es mir geſchrieben undt dabey geſetzt, daß ſie mir Einen rohten demant vermachen wolle ſo ſie Von Ihrem Herrn S: bekommen hatte ſchickt man mirs werde Ich Es mitt Danck ahnNehmen, ſchickt man mirs nicht werde Ich Kein wordt davon ſagen den bettlen Kan Ich nicht, undt habe den ring auch nicht Von Nöhten umb ahn Mein hertzallerliebe Tante S: Zu gedencken — hir ſagt Man der patter der jesuwit der bey hertzog max Zu wien iſt hette J. L. Catholisch gemacht wen daß iſt hatt Er nichts mehr ahn die cron Engellandt Zu pretendiren — Es iſt war daß unßer König In spanien die printzes Von parme bekompt, aber glaubt mir Es iſt gar nicht wahr daß Er dießen heüraht unbewuſt der printzes des ursin gemacht hatt aber Ich glaube ſie spargirt dieße Zeittung auß weillen ſie hir Leütten Verſprochen gehabt, daß Es Eine Von Ihren dochtern gelten ſolte, ſo Muß ſie ja Nun Es nicht geſchicht Zur außrett Nehmen daß ſie Es nicht gewußt hatt — — —

---

* Georgs I. Gemahlin Sophie Dorothee (Tochter der Franzöſin d'Esmieres) gebar den Kurprinzen, nachmaligen Prinzen von Wales und zuletzt König Georg II. von England, in dem alſo franzöſiſches Blut war. Georgs I. Brüder dagegen, Max Wilhelm (welcher katholiſch wurde) und Ernſt Auguſt (proteſtantiſcher Biſchof von Osnabrück), waren von väterlicher und mütterlicher Seite gut deutſch.

Fontainebleau den 1 7br 1714.

— — — wir ſeindt hir ſeyder Vorgeſtern, haben unterwegen In deß duc dantins hauß geſchlaffen ſo petitbourg heiſt iſt gar Ein ſchönner ort Inſonderheit der gartten ſo magnific — Ich habe ohnmöglich mitt dem König weder dort hin noch hie her gekont, den Ein par tag Ehe wir Von versaille habe ich Einen gar ſtarcken huſten undt ſchnupen bekommen, habe gefürcht den König Eckelen Zu machen, undt die Junge burſch durch Meinen huſten Zu viel Zu lachen geben bin alſo In Mein Kutſch mitt Meinen damen undt hündtger her — geſtern hatt man gejagt Ich bin aber nicht mitt geweßen, wegen Meines huſten, Vor dießem were Es mir Eine große Qual geweßen Eine ſchönne jagt Zu Verliehren, Nun frag Ich Kein haar mehr darnach — — —

Ich habe brieff von mons de wersebé bekommen, der ſchreibt Man hette Ihm von hannover auß befohlen Mein paquet ahn made Beningsen Zu ſchicken, Ich Kan nicht begreiffen weßwegen, den Ich Kene ja dieße dame gar nicht waß will ſie den mitt Meinem brieff machen Es ſtehen ſachen drin ſo ich nicht gern hette daß andere alß Ihr liebe louise leßen ſolte, undt Ich hatte Es ahn matante durch dieße gutte gelegenheit von Mons de wersebé geſchrieben, weilln Ich dachte daß Es ſicher undt In der lieben Churfürſtin S. Eygenen henden Kommen würden, aber Vor die made de Beningsen war Es gar nicht geſchrieben, undt Ich bin angſt daß ſie Es andern frantzoßen weiſt die nicht manquiren, werden Es wider her ahn mons de Torcy Zu ſchreiben welches mir abſcheüliche händel wirdt machen den die minister wünſchen nichts mehres Meinen dadurch ahn andere ſo ich nicht Nenen will Ihren Cour Zu machen, undt Zu hannover Kan der Churfürſt Itziger König In Engellandt Kein fuß verthrehen daß Es nicht gleich her berichtet wirdt undt ahn allen höffen wo frantzoſen ſein geht Es ſo zu, bin alſo nicht In geringen ſorgen wegen meines brieff — — —

Die princes Von parme Kan nicht unfruchtbar ſein, den Es ſeindt nicht die jtalienische ſondern die portugaisische weiber ſo ſo früh auffhören Kinder Zu bekommen, den die ſeindt ſo In 9ten Jahr alle Manbar aber die jtalienische damen nicht Zu dem ſo iſt ja Ihre fraw Mutter Eine pfaltzgräffin, die ſelten fehlen ſchwanger Zu werden — Man hatt mir Eine relation Von parme geſchickt ſo Ich heütte Entpfangen, worin ſtehet daß der Hertzog von parme ſeiner niepce undt ſtieffdochter (den ſie iſt leyder) 2 Ohrring ſambt Einem demanten creutz VerEhrt von $\frac{m}{150}$ livres, Es ſolle auch gar Ein ſchon opera ündt feüerwerck dort gehalten werden Ehe die Königin In spanien dort weg wirdt, milord sèekercke mylord harangs ſo hernach Duc d'hamilton geheißen, hatt mir Verzehlt wie Es In Engellandt Zu gangen undt wie unßer Churfürſt Von Braunsweig mitt ſo gar großen freüden iſt proclamirt worden, Mein gott liebe Louise Ich Kan mich nicht drüber Erfreüen den Ich fürchte Es wirdt Nur lautter unglück nach ſich Ziehen weillen Es ja Einem rechten Erben Entzogen wirdt ſo Ein frommer gutter tugendtſammer Herr iſt, Zum andern ſo ſeindt die Engländer dolle Köpffe mitt welchen ſchwer Zu leben iſt undt welche alle Ihre König haßen, den milord peterbouroug wie Er hir war lobte unßern König über die Maßen, jemandts ſagte wie lobt Ihr die Könige Nun, Er andtwortete (j'aime tout les Roys hors les nostres) waß iſt Vor Eine hoffnung undt Vertrawen auff ſolche leütte Zu ſetzen — alſo gibt mir unßer Churfürſtens Erhöhung mehr ſorgen alß freüde den Ich fürchte daß Es Ein ſchlim Endt wirdt Nehmen welches mich doch hertzlich Leydt ſein ſolte — — —

---

fontaineblau den 6 7br 1714.

Hertzallerliebe Louise unßer Commerce richt ſich Nun gantz woll Ein, gott lob, den Vergangen Montag habe ich Ewer Liebes ſchreiben vom 25 aug. Zu recht Entpfangen worauff Ich wills gott heütte vollig andtwortten werde, Ich Kan Euch nicht außſprechen Liebe Louise wie ſehr Es mich In ruhen ſetzt darauß Zu Erſehen daß mein paquet ſo Ich mons de wersebé von ma tante S: geben hatte In Ewern händen iſt, den auß alles waß Ihr darinen geleſen ſegt Ihr woll daß Ich urſach hatte In rechten ſorgen Zu ſein daß mein paquet In andere händen hir kommen mögte — — —

In dießer wirdt Man gebohren umb Zu leyden, iſt Es nicht auff Eine manier ſo iſt Es auff die ander daß beſte wie mich deücht, iſt, ſeinen gerechten weg fort zu gehen undt ſich In gottes ſchutz Zu befehlen, undt wirdt Man ahngefochten ſich auffs beſt Zu wehren wie Ihr ſecht daß Ich gethan, ſeydt In Keinen ſorgen vor mich Ich bin Zu alt, umb mich waß weiß Zu machen laßen — Ich glaube nicht daß Man mich mehr plagen wirdt, den Ich habe gar trucken geſagt daß Man mich mitt frieden laßen ſolle, daß man doch nichts mitt mir außrichten würde, auch ſeyder dem hatt Man mich Nur gebetten nicht davon Zu reden welches Ich leicht accordire, den Ich gebe mich gar vor Keinen apostel auß ſo baldt Ich wider Zu versaille ſein werde, werde Ich thun waß der König Von Englandt begehrt undt alle die brieffe von unßer lieben Churfürſtin S: verbrenen wo Etwaß Vom hauß drinen ſtehet — die alte Zoht die Hertzogin von Zell breydt Zu paris Ein geſchrey auß, ſo mich piquirt hatt Nehmblich daß der Churfürſt Von Braunsweig ſeyder Er König iſt ſie mitt aller gewalt hatt haben wollen umb ſie mitt ſich nach Englandt Zu führen, daß ſie aber Einen ſo großen widerwillen gegen Ihrem König hatt daß ſie Ihm ſagen laßen ſie wolle lieber all Ihr leben Im ſchloß allen Zu bringen alß wider alß ſeine gemahlin Zu wohnen daß gibt Ein ridicul ſo mich Verdriſt Ich Kan nicht glauben daß Es war iſt glaube Eher daß Contraire Nehmblich daß ſie ſich offrirte, undt Man ſie nicht hatt ahnNehmen wollen, Ich bitte Eüch liebe louise Informirt waß dran iſt undt ob ich recht Errahten habe — bißher habe Ich mich nicht Resolviren Können Einen Eintzigen brieff von matante S Zu brinen alß die welche ſie mir expresse befohlen Zu brenen, freyllich habe ich matante Kinder lieb ſie ſeindt mir ja Nahe genung dazu Zum andern aber ſo war Ich ja I. L. S: ſo Ergeben, daß ſie nichts lieb haben Konten, ſo mir nicht auch gleich lieb war — unßer Neüer König hatt daß Er iſt trucken undt Mißtraüiſch, undt wen Man bey ſich ſelber Verſpürt daß Man Nie Keine urſach hatt geben daß Mißtrawen Zu Erwecken ſo Vertrieſt Es Einem doch Ein wenig — — —

---

fontainebleau den 16 7br 1714.

— — — Die fraw von mosbach geweßene Lopes de villa nova habe ich Eine harangue gemacht die Ihr nicht gefahlen Ich habe Ihr geſagt, umb Eüch Zu Erweißen daß ich Eine gutte christin bin ſo habe Ich Eüch woll Entpfangen ahn meine taffel genohmen mitt Einem wordt woll tracktirt, aber weytter begehrt nichts Von mir den Es Muß doch Ein unterſchiedt ſein unter die ſo woll, undt nicht woll gethan haben, drumb fordert mir nichts weytter, aber da hatt ſie ſich nicht mitt begnügen laßen ſondern ſie hatt mir noch 3 großе bettel brieff geſchrieben, aber Keine antwort bekommen ſie iſt gott lob wider weg, Ich hette ſie woll Mein leben nicht gekandt, ſolche abſcheüliche

VerEnderung ſiht man Nirgendts Man Kendt ſie Nur ahn der ſtim undt ahn lachen, ſie ſagt Ein geiſtlicher ſo Ihr ſeindt geweßen hette Einen Balbirer beſtochen, der Ihr Verſprochen hatte Ihr waß Zu geben Vor die Kinderblattern Narben, der hette ſie ſo Zu gericht undt daß ſie ſchir dran geſtorben were, aber wie ſie Es ſelber Verzehlt lautt Es nicht alß wens nicht die Kinderblattern geweßen wehren ſondern waß ärgers, undt wen daß were, ſo hette Man woll recht übel Von Ihr Zu reden, undt Ihr habt gar woll gethan nicht mitt Ihr Zu baden den Es were gar nicht rahtſam geweßen, ahnſtatt geſundtheit, mitt Ihr hette man In dem baadt woll Eine ſchlimme Kranckheit bekommen Können, waß Ihr von Ihr ſchreibt wirdt ſie gar gewiß nicht Erfahren, Ich Zweyffle nicht daß ſie den teüffel Von mir ſagen wirdt weillen ſie ſo rachgirig iſt undt Ich Ihr gar nichts geben hab waß ſie mir gefordert Man weiß hir gar Zu woll alles waß ſie mir In Ihrer jugendt Zu leydt gethan alſo wen Ich ſie alß Eine beſundere freündin tractirt hette würde Man mich auß gelacht haben, aber mitt Ihr Eßen iſt Ihr recht den wen Man Einmahl hir hoffreüllen geweſt ſo Kan man allezeit mitt unß Eßen ja mitt Königinen ſelber wen da ſein, Waß hilffts, aber ſie iſt damitt nicht Zufrieden, aber Ich frag wenig darnach, ſie Mag Von mir ſagen waß ſie will, gutte Minen hatt ſie noch undt iſt nicht übel geſchaffen aber daß geſicht iſt abſcheülich Zugericht und gar nicht Kenbar Mehr, — daß freüllen von Rotzenhaussen ſolte nach Engellandt gehen den weillen I. M. der König wie In den teütſchen Zeittungen ſo Ihr mir geſchickt habt ſtehet daß Er In ſeinen Titteln den Nahmen von (beſchützer deß glaubens) führt ſo Muß Er ja woll denen beyſtehen ſo ſeine Religion ahn Nehmen undt die Catholische Verlaßen, Ich geſtehe daß mich dießer Tittel wunder genohmen, daß Muß Ihm ahnkommen ſein ſeyder Er König iſt den mich deücht wie Er Churfürſt war ließ Er Es woll bey dem Negſten bewenden — ma tante S: hatt mir alß geſchrieben ſie dächte nicht ahn dießes Königreich glaube die Königin were vor Ihrem bruder heimblich, und würde Ihm Endtlich daß Königreich Zu ſpiellen — — —

Vor meinem ſohn undt dochter leben bin Ich woll Zufrieden aber gar nicht von ſeiner dochter, die Kan mich nicht leyden undt Ich habe gar Keine jnclination Vor ſie unter unß gerett, ſie hatt gar Zu Einen wunderlichen humor iſt auch bitter übel Erzogen, Ich weiß nicht woran Ihre fraw Mutter gedacht hatt ſie ſo blitzübel Zu Erziehen — — —

fontainebleau den 20 7br 1714.

— — — Meint Ihr liebe Louise daß Ich allezeit In freüden undt divertissementen Lebe Nein wahrlich, Ich will Eüch ſagen wie Mein Leben iſt umb 9 ſtehe Ich ordinari auff gehe wo Ihr woll rahten Könt, hernach bette Ich nach dem Ich gebett leße Ich 3 Capittel In der bibel Eines vom alten testament Ein psalm undt Ein Capittel Im Neüen testament hernach Kleyde Ich mich bey Meinem auffſetzen Kommen Viel Mansleütte Von hoff Zu mir umb 11 gehe wider In Mein Cabinet leße oder ſchreibe wen nicht Mehr leütte Kommen Kommen mehr leütte ſo entretenire Ich ſie biß umb 12 ſo gehe Ich In die Kirch wen Ich wider Komme ſo Eße Ich Zu Mittag Nehmblich umb 1 bin ordinari ¾ ſtundt ahn taffel mitt großer Lange den Ich ſinde nichts langweilligers alß allein Eßen, undt daß leütte umb Einen herumb ſtehen undt ſehen Einen Ins Maul — ob Ich ſchon 43 Jahr hir Kan Ich doch daß Ellende Eßen nicht gewohnen — nach dem Eßen gehe Ich In mein Cabinet ruhe Ein halb ſtündtgen auß hernach leße oder ſchreibe Ich biß daß man Zur taffel geht Zum König abendts legen die damen Ihre vissitten ab nachmittags Kommen Meine damen undt ſpillen biß umb 9 Ein ombre oder berlan, gantz Nahe bey Meiner taffel dem ſehe Ich Etlich mahl Zu, Etlichmahl Kompt mad dorleans umb 9 auch Etlichmahl die duchesse de Bery Nach ¾ auff 10 Kompt Mein ſohn den gehen wir mitt Einander Zu deß König nacht Eßen ſtellen uns ahn unßere platz ahn taffel, biß der König Kompt, Etlich mahl Kompt Er nicht vor halb 11 da ſtehen wir oder ſitzen ohne Ein wordt Zu ſagen nach dem Eßen geht man Ins König Cammer da bleibt man Ein Vatter unßers lang ſtehen hernach macht der König Ein reverentz undt geht In ſein Cabinet undt wir folgen Ihm Ich aber Nur ſeyder der letzten dauphine todt, da ſpricht der König, umb halb 12 gibt Er unß den abſchibt undt Ein jedes geht In ſein Cammer Ich gehe nach bett aber made la Duchesse fengt alß den Erſt Ihr ſpiel ahn, welches die gantz nacht durch wehrt biß ahm tag — In den Zeitten wo Man Commedien hatt gehe ich umb 7 Nunder undt nach der Commedie Zu deß Königs nacht-Eßen, jagt man ſtehe Ich umb 8 auff gehe umb 11 In Kirch, Eße umb halb 12 umb 1 geht man auff die jagt, nach der jagt Ziehe ich mich wieder ahn daß werdt Ein ſtundigen hernach ſchreibe Ich den alle woch habe ich noch Zu ſchreiben Sontag dinſtag undt freytag ahn mein tochter Montag ahn die Koniglnen Von spanien undt sicillien Mitwoßen ahn die Hertzogin von hannover — — —

wir werden Einander woll nicht wider ſehen alß In jenner welt Im thal josaphat, waß will Man thun Man Muß ſich woll In den willen gottes Ergeben — daß hoff leben macht die beßer Kennen undt wen Man ſie recht Kent hatt Man mehr abſcheüen darvon alß liebe den Man wirdt aller falſchheit undt boßheit gewahr, daß Verleydt alle luſt, undt macht die Einſamkeit lieben, hörte Ich aber Eine frantzöſche predig Würde Ich ſie auß gewohnheit gantz durchauß außſchlaffen — ma tante hatt Nie geſtehen wollen daß hertzog max catholisch iſt drumb habe ich Es nicht geglaübt Englender haben hir geſagt daß der Churprintz Ihnen gar nicht gefält, undt daß Er gantz ridicule ſeye mitt reden undt thun — — —

---

fontainebleau den 22 7br 1714.

— — — Es were Eine ſchandt wen der jtzige König In Engellandt Eüch die 1400 fl. Nicht geben ſolte ſo ma tante Eüch hinderleſt den Er iſt ja Nun reich genung — mylord seekercke deß Duc d'hamilton bruder hatt mir geſagt daß Man In Engellandt dießem König Mehr Ein Kommens Mache, alß Einiger König jemahls Vor Ihm gehabt hette, alſo hoffe Ich daß Er ſeiner fraw Mutter letzten willen nachKommen wirdt, undt Eüch geben waß Eüch gebührt — — —

daß Man Einander In jener weldt Kenen ſolte liebe Louise hirin ſeindt mir woll differenter Meinung, Es Müſte Ein gantz Neü miracle geſchehen wen daß ſein ſolte, wen wir Nur 20 oder 30 Jahr ſein ohne die beſten freündt Zu ſehen Kenen wir ſie Kaum mehr will geſchweygen den wen Man ſo Viel hundert Jahr wirdt todt geweßt ſeyn, daß iſt meine Meinung warumb ſolte unßer Herr Gott nichts Volkommen machen Konnen außer waß auff unßern ſchlag iſt waß ſeindt wir Ellende menſchen gegen gott Zu rechnen, daß Er ſich nach unßerm ſchlag richten ſolte, undt ſeine Ewigkeit auff menſchlicher weiß richten, daß Kan Ich nicht glauben, iſt Es nicht gnade genung daß Er unß ſeinen Einigen ſohn geſchenckt der unß Von der Ewigen Verdamnuß Erloßet hatt, waß ſollen wir weytters begehren, haben allezeit urſach gott Zu dencken, aber wir thuns hir ſehr unperfect aber dort werden wirs perfect thun Können alſo gantz geEndert ſein, undt dieße Enderung Eben macht mich glauben daß wir gantz anderſt ſein werden, alß hir, undt unß alſo gar nicht mehr Kenen — — —

micht deücht liebe louise daß Ewer ſchwager[*] unter unß gerett gar Zu Einen wunderlichen humor hatt umb daß Ihr glücklich undt vergnügt bey Ihm würdet leben Können den bey ſeiner metressen Zu leben, were ja Ewer ſach nicht, ſegt Ihr ſie nicht wirdt ſie Ewern ſchwager gegen Eüch Verhetzen, alſo glaube Ich nicht daß Ihr woll thun würdet nach Englandt Zu gehen — — —

geſetzt König jacob werde reformirt Kan man Ihm den ſein Königreich abſprechen waß ſolt alß den auß König gorgen werden Ich werde Es nicht Erleben aber Ihr ſeydt noch Jung genung dazu freylich habe ich hir ſchon 2 mahl den peterbourug geſehen Er hatt dolle discoursen hir geführt, Verſtandt hatt Er wie der teüffel, aber gar Einen dollen wunderlichen Kopff undt ſpricht wunderlich Ins gelach Nein — wie wirdts der König In Engellandt Nun machen da Er die ceremonien ſo ſehr haſt Ein König Kan nicht ohne daß ſein — —

Der Landtgraff von darmstat tröſt ſich Vielleicht über ſeine gräffin von sintzendorff todt wie orphée über ſeine Euridice, weillen Er den printz taxis ſo umbhalſt — — —

---

fontainebleau den 22 7br 1714.

— — — Es piquirt mich recht daß die alte heßliche Hertzogin von Zel noch bey leben iſt, undt daß unßere liebe Churfürſtin ſo viel friſcher war todt Muß ſein — Ich bin fro daß der Neüe König Eüch ſo freündtlich geſchrieben — — —

---

fontainebleau den 30 7br 1714.

— — nach 9 uhr Kam der Churprintz Von saxen welchen Ich nach dem nachtEßen dem König pressentirte Er machte dem König Ein groß Compliment ohne ambaras recht mitt gutter manir recht woll Es iſt Ein ſchönner herr groß vor ſein alter Er iſt woll Einen halben Kopff Lenger alß ſein Herr Vatter hatt gutte Minen, Er gefelt alle Menſchen woll hir, Er iſt gar nicht affectirt, geſtern jagte Er mitt ſolchen freüden daß Es Eine rechte Luſt Zu ſehen war, die jagt war recht ſchön wir fungen 2 hirſch Einen nach dem andern Es war nicht mitt deß Königs ſondern mitt mons le ducs hunden morgen wirdt Man mitt deß Königs hunden jagen, unter unß gerett, Ich glaube nicht daß Er catholisch geworden iſt, den warumb ſolte Man Es hir Im Landt Verhehlen wen Er Es were wen Man ſeine leütte fragt ſagen ſie alle ſie wüſten nicht waß Er were, der Envoyes Mons suhm hatt mir noch possirlicher davon geſprochen, Er ſagte (der printz thut woll ſich nicht Zu Erklären ſo lang ſein herr Vatter lebt, den ſolte Er König In poln Müſte Er catholisch ſein ſonſt Kan Er Es nicht ſein ſolte Er aber Churfürſt Von saxsen bleiben wer Er ſeinen unterthanen lieber Lutherisch alß Cateolisch alſo thut Er gar woll ſich nicht Zu Erklären) — — —

---

[*] Meinhart Herzog von Schomberg.

Elisabeth Charlotte.

Fontainebleau Sontag den 14 8br

Man ſagt hir König Georg ſeye Nur In Engellandt gangen ſeinen herrn ſohn Zu Establiren daß Er Ihn auch werde ſuchen Zu crönen laßen, undt hernach wider nach hannover Kommen undt nicht mehr In Engellandt gehen, drumb hatt Er gewiß ſeinen gantzen hoff Zu hannover behalten wie Er iſt Ich Könte Ihn In dem ſtück nicht desaprobiren, den In ſeinem platz würde Ich Es auch ſo machen — —

Ihr werdt Nun woll wißen undt Erfahren haben liebe Louise daß Barcelonne über iſt, Ich aprobire daß Volcker Einem herrn getreüe ſein wen Er ſie wieder lieb hatt aber wen Man Von Einem Herrn Verlaßen wirdt were Es ja billig nicht ſo Viel bludt Zu vergießen, undt ſich hübſch Zu Ergeben aber die Verfluchte mönchen ſo fürchten daß ſie unter den frantzoſchen König nicht ſo desbauchiren Konten wie vorhin, undt nicht mehr ſo geEhrt würden werden, haben In allen Ecken von den gassen gepredigt daß Man ſich nicht Ergeben ſolte hette man meinen raht wollen haben ſo hette Ich gerahten daß Man dieße ſchelmen alle In die galleren ſchicken ſolte ahn ſtatt der armen unſchuldigen reformirten ſo dort noch ſtecken — Es iſt mir Leydt liebe louise daß Ich Eüch In den Itzigen Jahren nicht wider ſehen werde, da Ich Eüch doch In Ewern ſo gar Jungen jahren geſehen habe, wiſt Ihr noch wie hertzlich Ich mitt Eüch weinte wie Ich Eüch nach closter Neüburg Zu der gräffin von Labach führte — Ich weiß nicht ob Ihr lang dort geblieben ſeydt — — —

Ich habe Eüch ſchon geſchrieben daß wir den Churprintzen von saxsen hir haben undt welchen (tag) daß Ich Ihn dem König pressentirt habe Er reussirt gar woll hir aber mitt mir iſt Er gar ſcheü Ich glaube daß Mein altes geſicht Ihm Mißfehlt aber daß Kan Ich nicht Endern — Er hatt recht ſeine leütte bey ſich der polnische graff gefält mir recht woll wie auch mons hagen Es ſeindt artige verſtandige leütte — — —

---

fontainebleau den 20 8br 1714.

Hertzallerliebe Louise dießes iſt Leyder der Letzte brieff ſo Ich Euch von dem Lieben fontainebleau ſchreiben werde den biß Mitwog werden wir weg, undt Montag wirdt die Letzte jagt In dießem ſchönnen waldt ſein, bey marly undt versaillen iſt nichts ſo dabey Kommen Kan, waß mir noch ahn dießem ort hir gefelt iſt daß alle Sähl undt gallerien gantz (teütſch) außſehen wen man In den ſchweytzer ſahl geht ſicht Er recht auß wie Ein alter teütſcher ſahl mitt Ercker undt getaffelts undt bäncken, Ich fühle augenſcheinlich daß die Lufft hir wie auch daß jagen mir woll bekompt undt mir Eine gutte geſundtheit gibt Es vertreibt undt dissipirt die trawerige gedancken undt nichts iſt mir ungeſunder alß trawerig ſein — bißher ſeindt gott Lob alle unßere jagten gar woll abgeloffen — Vergangen donnerſtag fung Man Einen hirſch der Ein wenig böß war Ein Edelman ſtieg auff den felßen hinter dem hirſch undt gab Ihm Einen hieb In den ſchenckel, da könnte Er den Kopff nicht mehr bücken war alſo ohne gefahr hinter meiner Calesch war Eine Calesch mitt 3 geiſtliche, der Ertzbiſchoff von Lyon undt 2 abte, welche daß jagen nicht gewont ſein die wie der hirſch ſich Ihnen Nur wieß ſprangen 2 auß der Calesch undt Verſteckten ſich hinter der Calesch plat auff dem boden Es iſt mir leydt daß Ich dieße scene nicht geſehen habe, hette mich braff lachen machen den wir ander alten jäger ſcheüen die hirſche nicht ſo ſehr — Ich habe auff der jagt Ewer compliment ahm Churprintzen gemacht, undt I. L. geſagt wie Ihr Ihn liebe Louise Ewers respect Verſichert Er hatt mir Nur Eine große reverentz gemacht aber nichts geantwortt, Ich bin gar nicht In ſeinen gnaden, Ich glaube daß Er meint Ich würde Von Religion reden, undt Ihn persuadiren wollen Zu Endern, den Es iſt noch gar nicht geſchehen, aber der gutte Herr betrigt ſich ſehr, Ich bin gat Kein apostel, und finde gar gutt daß Ein jeder nach ſeinem gewißen glaubt undt ſolte man meinem raht folgen, würde Nie Kein Zanck über die Religion werden, undt Man würde die laſter, undt nicht die glauben Verfolgen, undt ſuchen Zu Verbeßern undt Corigiren — — —

Ich glaube nicht daß der Churprintz Nie bekandt mitt mir wirdt, Ich ſehe woll daß Er mich ſcheütt, hir ſpricht Er gar wenig Man Muß Ihm die worter außpreßen, Er iſt ſchön von geſicht hatt gutte maniren undt Minen, daß wenige ſo Er ſpricht iſt woll geſagt, Man ſicht woll daß Er Verſtandt hatt, undt ahngenehm iſt wens Ihm beliebt Er gefelt hir ahn jeder Man daß iſt waß Ich Eüch Vom Crpr: Von saxsen ſagen Kan — waß Chur Bayern ahnbelangt ſo Kompt Er gar nicht fleißig Zu mir In 5 Jahren habe ich J. L. Nur Zwey mahl In Meiner Cammer geſehen daß iſt ja nicht Zu viel undt mitt mir hatt Er gar Keine freündtſchafft Nur mitt made la duchesse undt Ihren döchtern — — —

Lenor Ihre dochter die freüllen wilhelme Nimbt Eine gutte parthie ſie wirdt ſich woll dabey befinden undt In dießer gelaßenheit mehr ruhe haben undt finden, In dießer welt hatt ja Niemandts freyheit, mich deücht Ein gutter heüraht were reputirlicher den von ſtifftsfreüllen habe Ich alleZeit übel reden horen — — —

Ich habe gar Eine ſchönne große bibel Zu versaille darin ſeindt In folio ſchönne Kupfferſtück ſie iſt Zu Luneburg gar ſchön gedruckt undt recht leßlich Ich leße allezeit drin wen Ich Zu versaille bin, aber Zu marly habe ich Eine bibel von merian von franckfort ſo mir ma tante Von maubuisson S: Kurtz Vor Ihrem Endt geben, wen Ich reiße habe Ich Biblen In 2 Tomen aber ſie haben Viel fehler Im gedruckten vndt Etliche wörter ſeindt auch nicht recht, ſie ſeindt Zu Basel getruckt, die wittenbergische habe ich nie geſehen — —

Versaille den 27 8br 1714.

— — — Hernach kam mons Le dauphin * mein nachbar Zu mir Es iſt Ein ſchön Kindt aber gar nicht woll Erzogen, ſondern gantz Verwendt Er iſt Zart und delicat Man fürcht wen Er flenen ſolte alſo leſt Man Ihm thun waß Er will — — —

Da Kompt made la princesse herrein ſo baldt ſie weg wirdt ſein werde Ich außſchreiben — made la princesse mitt Ihrer ſchönen Enckel madll de clermont geht alleweill weg iſt Eine gutte ſtundt hir geweßen Ihr ſchön Enckel heiſt madll de clermont Man Kan Kein

* Nachher Ludwig XV.

ſchonner geſicht mahlen viel leütte ſo made de mazarin geſehen finden daß ſie Ihr gleicht aber hübſcher iſt.

Versaille den 3 9br 1714.

— — — Ich habe ſchon 4 blatter Von den Zeittungen geleßen aber den ort noch nicht gefunden will gleich nach ſuchen, da habe Ich Es gefunden — liebe louise Man hatt meine harangue wie Ich dem Churprintzen pressentirt gar übel überſetzt den Erſtlich ſo heiße Ich den Konig mein leben nicht sire, ſondern Monsieur, waß man Enfants de france heiſt, die heyßen den König Nie sire, daß fengt bey die petits Enfants de france ahn alß Zum exempel Mein ſohn mein dochter etc. — waß Ich Zu dem König ſagte, war Nur Monsieur voicy le prince Electoral de saxsen, qui souhaitte que je le pressente a V. M., der printz bratt herzu mitt recht hohen undt gutten Minen undt machte dem König ohne dem geringſten ambaras ſein Compliment hatt gleich deß König undt gantzen hoffs aprobation dadurch Erworben, der König hatt Ihm gar höfflich geantwortet, — der printz hatt dem König ſeine Zwey hoffmeiſtern graff cos undt Baron hagen pressentirt, welche hir auch ſo woll alß Ihr herr gar woll gerahten undt ſich Von jederman Estimiren — wen alle correspondentzen ſo man Von franckreich In teütſchlandt hatt nicht beßer ſein alß dieße wie Ich den Churprintzen pressentirt habe, ſo verdien die Corespondenten Ihr gelt übel — Liebe Louise Ich habe I. L. den Churprintzen gefragt ob Er Einen andern hoffmeiſter hir Erwahrt Er ſagt aber Er wiße Kein wordt davon — der general Lutzenburg hatt Eine ſchweſter hir made desalleur Ihr Kent ſie vielleicht den Ihr Man, ſo jetzt baldt auß Turquay Kommen wirdt, wo Er ambassadeur geweßen, iſt Vorher lang ambassadeur Zu berlin geweßen, wo Ihr ſie woll mögt geſehen haben, Zu der S. Konigin Zeitten, Man hatt dazu geſagt daß Er Ein wenig verliebt Von der ſchönnen Königin S. geweßen — damitt Ich aber wider auff ſeine fraw Komme ſo wolt Ich ſagen daß der general ſeine ſchweſter ſolt mitt Im raht Nehmen den ſie hatt Verſtandt wie der teüffel aber Ich glaube daß Er (der Kurprintz) mitt dießer Zucht Eben nicht ſo unſchuldig bleiben wirdt, alß Er Nun iſt, den Er wirdt ſo gehütt, daß Man Ihm weder mitt mans noch weibs perſonnen allein reden leſt, Man Kan nicht mehr politesse haben alß der palatin Von Lithuanie hatt, mons hagen weiß auch gar woll Zu leben undt ſcheindt Ein feiner Man Zu ſein Ich findt Ihn verſtändig In allen ſtücken außer In der Religion da iſt Er bludts Einfältig, Ja Er hätte gerne gehabt daß Ich ſeinen printzen Zugeſprochen hette, allein Ich habe Ihm geſagt daß das predigen den weibern nicht Zu Kompt undt daß mich unßer Herr Zu Keinem apostel geſandt hette, drumb würde Ich mitt dem printzen Nie Von Religion reden Er helt noch feſt wie Eine Mauer, undt leſt ſich nicht persuadiren — Man führt In Vorgeſtern In die vesper, Er Kam Eben wie Man Einen pſalm In mussiq ſang daß hörte Er Zu ſo baldt die Mußiq auß war lieff Er fort — ſo baldt Ich mons hagen ſehen werde will Ich Ihm ſagen wie viel guts Ihr mir von ſeiner frawen ſchreibt, daß wirdt Ihm gefahlen den Er hatt ſie hertzlich lieb — Ich dancke Eüch ſehr vor daß Kupfferſtück Von König Von Engellandt ſolte Ihm dießes gleichen Müſte Er abſcheülich VerEndert ſein, Ich finde Kein Eintzig Lignament Von Ihm undt daß Kupfferſtück gleicht In jung den gutten alten monsieur polier S: undt wie dießer König hir war hatt Er Ein ſchön geſicht undt gar Keinen großen Mundt die Kinderblattern undt Zeit Müßen J. M. ſehr geEndert haben, Er hatte mir durch mons marline ſagen Laßen ſo baldt Er In Englandt wolle Er mir ſchreiben undt Commerce mitt brieffen mitt mir haben, geſtern aber bringt mir mons prior Ein brieff Vom ſeinem König aber nicht von ſeiner handt, ſondern Nur durch secretaire, daß hatte Ich nach mons marlini Compliment nicht Erwart, wen Ich aber dencke wie dießer König allezeit vor mir iſt, ſo ſolle Er mir doch nicht ſehr wunder Nehmen, Er iſt daß gegenſpiel von ſeiner fraw Mutter, Es Mag Gehen wie Es wolle ſo werde Ich mich doch allezeit Erinern daß Er matante ſohn iſt, undt Ihm deßwegen alles glücks undt wollfahrt wünſchen, wie Ichs Ihm auch heütte geſchrieben, die printzes von galle jammert mich, den ma tante war noch Ihr troſt, mehr ſag Ich nichts, aber Ich Estimire ſie recht, den Ich finde Ein recht gutt gemüht In Ihr, daß woll rahr jetzigen Zeitten iſt — — —

marly den 8 9br um halb 7 abendts 1714.

— — — Ich lebe ſchir In der welt alß wen Ich gantz allein were, Mein dochter werde Ich woll Mein Leben nicht Mehr ſehen, Mein ſohn iſt In ſeiner famillen occupirt, fraw undt dochter da iſt ſein Eintzig Vertrawen auff, mich ſicht Er Nur von halb 10 biß um 10 abendt ſcheindt alß wen Er Nur Kompt wen ahm Meiſten leütte bei mir ſein, oder Ich ahm Meiſten Zu ſchreiben habe, expres umb nicht Vertrawlich mitt mir Zu Reden, Mein parthie iſt gantz gefaſt, Ich werffe Ihm nichts vor Von ſeiner jndifferentz gegen mir Ich laß Ihn undt ſeine fammille ſchalten undt walten wie ſie wollen, undt miſch mich In gar nichts Ich beſuche ſeine gemahlin ſeine dochter alß wers bludtsfrembte fürſtinen wehren — — —

---

marly den 11 9br 1714.

Hertzallerliebe Louise — von fontainebleau will Ich nichts mehr ſagen, daß iſt Nun Vorbey, allein Es iſt gewiß daß Ich Es Vor den ahngenehmbſten ort von gantz franckreich halte undt waß wie noch dran gefelt iſt daß Er gantz teütſch außſicht, Ich bin auch gar woll Logirt habe Eine raisonable salle des gardes Eine antichambre ſo groß genung iſt umb drinen Zu Eßen, Eine große ſchlaffKammer auch Eine Kleine mitt Einem alcove wo Ich vor dießem In ſchlieff wie Mons S: noch lebte Ein groß undt ſchön Cabinet wo Es Im heißen ſommer Nie heiß iſt Eine Kleine garderobe wo mein met verlöſt Kackſtuhl iſt daß hatt Ein degagement auff den balcon undt graben darnach habe ich noch bey Meiner Cammer 2 andere Cabineten die lehne Ich Meiner dame datour made de chasteautier, den ſie iſt ſo abſcheülich hoch Logirt daß Es gar Zu ungemachlich Vor ſie were ſo offt deß tags auff und abzuſteigen — durch die fenſter In meiner Cammer Kan Ich alles ſehen waß In dem hoff ſo Man la Cour de Loval heiſt passirt undt Im Cabinet ſehe ich alles waß Im Vorhoff ſo man La Cour des cuissines heiſt Vorgeht undt auch Im hoff de la consiergerie wo gar viel Leütte Logiren alſo Kan Einem dort die Zeit Kein augenblick Lang fallen — — —

vergangen freytag iſt mir Eine possirliche avanture begegnet ſo Ich Euch doch Verzehlen Muß, wie wir au rendevous Kommen, wurde mir abſcheülich Noht Zu pißen ich ließ mich gantz anß ander Eck vom walt führen, undt ſtiege hinter einer dicken hecken ab aber ſecht wie der teüffel ſein ſpiel hatt, Ich hatte nicht ſo baldt ahngefangen Zu pißen ſo ſchickt Er den hirſch geradt wo Ich war, da wurde mir ſo bang daß die gantze jagt folgen würde daß Ich geſchwindt wider Zu der Calesch Eyllen wolte allein Eine brombeer ſtrauch wickelt ſich vmb Mein fuß undt Ich platzſch Nauß wie Eine crotte that mir aber Kein wehe den Es ſeindt ſo viel blätter Im holtz daß man drein wie In Einem feder bett felt, Ich Muſte aber Vmb hülff ruffen den Ich war ſo Eingewickelt daß Ich nicht allein auffſtehen Kont, bliebe bey der jagt ſo Zwey ſtundt just dawerte undt gar ſchön war — — —

Mir hatt man daß bibel leßen gar nicht verbotten überall habe ich biblen merian ſeine iſt hir, die Luneburgische Zu versaille undt Zu fontainebleau, die reißbibel ſo In 2 Tomen iſt, undt wen Ich Von Einem ort weg gehe Zeichene Ich auff Ein Klein papirgen ahn welche capittel undt psalmen Ich bin Kan alſo gleich wider leßen — —

Versaille den 18 9br 1714.

— — — Der Kleine Dauphin ſicht übel aus wen die Zähnger Ihm wehe thun aber wen Er Ein wenig woll auß ſicht iſt Es Ein ſchön Kindt hatt große pech ſchwartze augen Ein rundt geſichtgen Ein hübſch mäulgen daß helt Er aber Ein wenig Zu viel offen Ein Klein Näßgen ſo woll geſchaffen iſt ſchwartze härger iſt woll geſchaffen gantz geradt artige ſchenckel und füßger Summa Es iſt Eher Ein ſchön als heßlich Kindt, Es iſt allezeit ſchonner geweſt alß ſein brüdergen der ander aber war lebhaffter undt ſtarcker alß dießer — die Eintzige ſöhn wen ſie delicat ſein, werde allezeit Verzogene Kinder, wen die Kinder Mütter haben ſo vor ſie ſorgen, ſo werden die Kinder beßer Erzogen, wundert mich alſo nicht daß die princessinen Von hannover woll Erzogen ſein — unßer dauphin Verſtehet die Landt Cartte auff Ein Endt wie Ein großer Menſch Man Lernts Ihm Im ſpillen — mich deücht vor dießem hatt man bey den reformirten undt lutterischen Keinen Nahmens tag gefeyert Nur den geburtstag, wirdt Hertzog Ernst august den gantz allein Zu hannover Zu Künfftig Jahr regieren, aber Ihr ſagt Er wirdt auch hin hannover wirdt den Eine wüſteney werden daß jammert mich den hannover iſt mir lieber alß gantz Engellandt Ich Kan nicht begreiffen liebe Louise wie Ihr Eüch ſo leicht resolviren Könt übers Meer Zu gehen wer mich resolviren Konte übers mehr Zu gehen der Müſte mir gewiß woll verobligirt ſein nichts Kompt mir abſcheülicher vor alß die ſehe, Zu dem ſo iſt Ewer ſchwager Ein wunderlicher Man bey dem Ihr wie Ihrs auch ahnfangen mögt Keinen Danck Verdienen werdet — — —

marly den 22 9br 1714.

— — — Kan weder caffé chocolat noch thee vertragen, Kan nicht begreiffen wie man darauß Ein delice machen Kan, mir were Es gar kein regal gutten braunen Kohl Sawer Krautt ſchincken undt Knackwürſt, ſchmeckten mir viel beßer undt Einen gutten Krautſalat mitt ſpeck dieße delicatten ſpeißen ſeindt Mein ſach — Ich Kene den Herrn wießer haben Ihn hir alß envoyer geſehen Er ſicht recht auß wie Ein jud, ſolle auch ſo jnteressirt ſein, ſolle die arme pfaltz abſcheülich außſaugen — — —

Versaille den 2 December 1714.

— — — Mitwog habe ich Einen ſolchen abſcheülichen ſchrecken gehabt daß Ich noch nicht davon Erſetzt bin wie Ich nach dem Eßen In Mein Cabinet ſaß, Kam Ein Cammerdiner von Meinem ſohn daher geloffen, undt iſt bleich wie Ein todt undt rufft ah made msr cest trouves si mal quil vient d'evanvuir sans Cognaissance, jhr Könt leicht gedencken Liebe Louise welch Einen abſcheülichen ſchrecken mir dießes Verurſachet Ich ſprang auff Lieff ahn die ſtieg wie Ich ahn die ſtieg Kam Zitterte Ich ſo Erſchrecklich daß Ich nicht ſteigen Konte Muſte porteur Erwartten umb mich hinauff tragen Zu laßen, Ich war ſo bleich undt alterirt daß Meine damen Meinten Ich würde auch ohnmechtig werden, waß mich ſo ſehr Erſchreckt hatte, war, daß Mein ſohn wie Er Nur 4 Jahr alt war hatt Er Einen formellen ſchlagfluß gehabt undt wie Nun nichts gemeiner iſt alß ſchlag flüß, ſo hab ich gemeindt Meinen ſohn todt Zu finden, wie Ich In die Cammer Kam ſahe Ich Ihn gleich Ins geſicht Er lachte ſahe nicht übel auß, Ich ſahe übeller auß alß Mein ſohn Er hatte nichts über Zwergs ahn den augen noch den Mundt ſcheff auch die Zunge nicht ſchwer rette ſo net alß ordinarie, daß Erweiſt woll daß Es gott ſey danck, Nur Eine ohnmacht geweßen, welche daher Kommen daß Er mitt Einen abſcheülichen huſten undt ſchnupen bey ſeiner dochter wie Ein wolff gefreßen undt noch mehr geſoffen wie Es Leyder Immer dort hergeht, darauff iſt Er gleich In ſein Cammer undt hatt ſich bey Ein groß feüer In Einer gar warmen Cammer geſetzt undt iſt gleich Entſchlaff wie Er aber wider wacker worden hatt Er ſich übel befunden (wie leicht Zu glauben) undt iſt ohnmächtig worden — —

Versaille den 27 xbr 1714.

— — — nach dem Eßen habe ich Eine halbe ſtundt In meine Cammer ſpatzirt umb die digestion Zu thun habe mich mitt Meine thierger amusirt den Ich habe In mein Cabinet 2 papegayen Ein Cannarie Vögelgen, undt 8 hündtger — — —

Vor 14 tagen ſolte Ich auch nach paris, aber wie Ich Eben auß dem Bett, Kam Mein ſohn undt ſagte ſeine gemahlin finge an In KindtsNöhten Zu Kommen, undt daß daß gewäßer ſchon durchgebrochen were Ich that mich geſchwindt ahn, ging Nüber, da hörtten die ſchmertzen auff, andern morgen fing Es wider ahn daß hatt ſo gewehrt von freyttag umb 5 morgendts ahn biß dinſtag umb halb 5 abendts da daß arme unglückliche printzesgen iſt ahngeſtogen Kommen daß arme Kindt jammert mich Niemandts hats ahnſehen wollen, alß Ich, Es iſt aber auch Zeit daß Ich wieder ahn Ewer liebes ſchreiben Komme, Ich bitt Eüch Hertzliebe louise danckt doch mons botmer Vor die ſchönne goltene medaille ſo Er mir durch ſeinen neuen mons von hoym geſchickt hatt — — —

Versaille, den freytag 4 Januari 1715.

— — — Ich finde Es gar nicht ſchön ahm König von Engellandt Eüch Zu Londen Zu wißen, undt Eüch nichts ſagen Zu laßen, den wen Ihr gleich nicht Leiblich geſchwiſter Kindt mitt Ihm wehret, undt Nur ſeiner fraw Mutter hoffmeiſterin ſo were Er doch aus respect Vor ſeiner fraw Mutter ſchuldig Eüch hofflichkeit Zu Erweißen, undt Eüch Zu ſehen ſuchen, mich deücht aber der gutte König fragt wenig nach denen, ſo ſein fraw Mutter geliebt hatt — waß will man ſagen Ein jeder hatt ſeinen humor, undt nach den 54 Jahren corrigirt man ſich nicht mehr, Ich wünſche Von hertzen daß Ihr Ewere Niepcen baldt nach Vergnügen Verſorgen möget damitt Ihr baldt wider In die gutte lufft Von unßer liebes undt gelobtes Vatterlandt Kommen möget, Ewer ſchwager wolte gern ſeine dochter verheüllen wie der seigneur harpagon sans dot, aber daß geht Nirgendts woll ahn, die freyher ſeindt woll ſo Verliebt des beaux yeux de la Cassette alß von der damen ſchönheit — Es Verbrieſt mich auff Ewere niepcen daß ſie nichts von unßer lieb Vatterlandt halten, Ein rechter auffrichter teütſcher iſt beßer alß alle Engländer mitt Einander — wie Ihr mir die jüngſte von Ewern niepcen beſchreibt ſo bilde Jch mir Ein daß ſie caroline S: gleicht wen daß iſt glaube Jch daß dieße die liebſte bey Eüch ſein wirdt — Man ſagt daß Ein Ein mariage de Consience iſt waß der Duc de Schemberg gethan hatt.

Versaille den 10 Januari 1715.

Hertzallerliebe Louise, wir haben heütten den Hirſch gejagt, daß wetter war nicht ſonderlich ſchön Ein ſolcher dicker Nebel daß man nicht 4 ſchrit Vor ſich ſehen Kan, undt man ſahe den hirſch undt die hunde Nur wie ſchatten, ſie doch über auß woll undt fungen den hirſch in 3/4 ſtundt — — —

Vorgeſtern Kam die Zeittung daß die printzes de vrsins der Königin Jn ſpanien Endtgegen ſolte Jhre hoffmeiſterin ſein Es iſt Eben die ſo gantz spanien regirt hatt, Jhr hochmuht hatt ſie geſtürtzt ſie hatte brieffe gegen dieße Junge neüe Königin geſchrieben, die Man der Königin überlieffert hatt, wie ſie Zur Königin nach xadrague Kommen iſt ſie der Königin Nur auff die helffte Von der ſtiegen Entgegen Kommen, hatt hernach alles unrecht gefunden Jhre Kleydung undt daß die Konigin ſo lang unterwegen geweßen, ſolle geſagt haben wen ſie ahns Königs Platz were, wolte ſie die Königin Entwetter gar wider weg ſchicken oder auffs wenigſt 3 mont dort ſitzen laſſen worauff die Königin Jhren offizier Von der Leibquarde befohlen, Jhr dieße Narin Vom geſicht Zu thun undt Jn arest Zu ſetzen hatt gleich Einen courir Ahn Konig geſchickt über die dame ſtarck geklagt, der König hatt geantwort ſie ſolle thun waß ſie gutt findt ſo hatt ſie die Königin umb 11 abendts Jn Eine Kutzſch geſetzt Jhr Nur Eine Cammermagt undt laqueyen mitt geben undt 12 Leib Quart umb ſie wider Jn franckreich Zu führen welches gleich geſchehen Mich Kan ſie nicht dawern weillen ſie allezeit Meinen ſohn ſo abſcheülich Verfolgt hatt undt dem König undt die Verſtorbene Königin Jn spanien persuadirt hatt alß wen Mein ſohn ſie hette detroniren wollen, undt gegen Jhr Leben undt Jhren conspirirt hatte welches ſo falſch iſt, daß ſie mitt allen Jhren beſtechen doch nichts hatt überweißen Können, auß dießen urſachen Muß ich geſtehen, daß ich mich gar nicht über Jhr unglück betrüben, wie Jhr Liebe Louise leicht werdet gedencken Können, den Es iſt gantz natürlich — waß mich Vertriſt iſt daß dießer bößer teüffel her wirdt Kommen bin gewiß, das ſie Jhren gifft gegen Meinen ſohn undt mir ausſchütten gott wolle unß beſtehen — waß weitter Vorgehen wirdt mitt dießer alten dame werde Ich Eüch Liebe Louise berichten — Ihm überigen haben wir hir Lauter trauerige Zeittungen, der Ertzbiſchoff von Cambray iſt Vor Etlichen tagen geſtorben, ſehr regretirt Er war Meines ſohns großer freündt, der gutte marechall de chamillie ſo auch Ein gar gutter Ehrlicher Man war, iſt auch vor 3 tagen geſtorben — — —

Es iſt hir Ein printz von anhalt Zeits, der hatt mir große complimenten von der printzes von wallis bracht, aber der König hatt mir kein gruß ſagen laßen Nicht Ein wordt, unßere hertzogin Von hannover die Zu modene iſt wirdt nicht beßer tractirt alß Ihr undt Ich, Ich weiß nicht wo dieße Verachtung herKompt den wer Ich reformirt ſo hette Er nicht König ſein Können, den Ich war Naher bey der cron alß Er, undt Es iſt Nur durch mein hauß undt durch ſeine liebe fraw Mutter S: daß Er König iſt — Ich bitte Eüch Liebe Louise danckt doch I. L. die printzes von wallis von Meinetwegen gar dinſtlich vor I. L. ahndencken wo Vor Ich I. L. ſehr verobligirt bin — Ich weiß nicht welchen unterſchiedt der Konig gorgen Zwiſchen den printz von wallis undt König jacob will machen undt dem printz von wallis den Er war ja ſo gewiß heritier pressentif daß Kein anderer Vor Ihm war, undt noch Ein Zweydt exempel Kan Ich geben wie König willhelm noch lebte war ja die princes anne nechtſte Erbin von reich, die hatt mir doch durch myLord portLand geſchrieben aber Ich ſehe woll daß Er Kein Commerse begehrt undt Man muß ſich dießes unglücks getröſten Ich werde nicht deſto weniger der printzes von wallis trewe dienerin verbleiben undt ſie ob Ich I. L. Zwar unbekandt ſo doch recht lieb behalten — — —

Ich weiß nicht anderſt alß daß ſich der Junge Meißenbuch gar woll hir verhalten, Man ſicht woll daß Ihn ſeine Mutter auß lieb Verdorben hatt den Er iſt Eben nicht ſonderlich woll gezogen — Ich Muß allezeit ſo In Eyll ſchreiben daß Ich die helffte vergeße waß Ich Zu ſagen habe, madlle de molausse iſt recht Eine person Von meritten, die Ich ſehr Estimire bin alſo fro daß Ihr gutt freünde ſeydt hiemitt iſt Ewer liebes ſchreiben Vollig beantwort undt Es wirdt ſpät Muß noch 3 brieff ſchreiben dießen abendt bitte Entſchuldigt die fehler von dießem brieff Kan Ihn unmöglich wegen obbemelten urſachen überleßen noch corigiren Nur ſagen daß ich Eüch nicht allein In dießem ahngefangenen Jahr ſondern all die Zeit meines lebens Von Hertzen lieb behalten werde.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 25 Januari 1715.

— — — Ich habe Eüch ſchon bericht wie mons Benningsen undt Mons Erff Zu mir Kommen ſein, ſcheinen mir gar feine Leütte Zu ſein, Ich Erinere mich noch Einen Zu Meiner Zeit Zu Zel undt Zu hannover geſehen Zu haben, der von Zelle gab mir Eine uhr ſo Er ſelber gemacht hatte undt die Erſte war ſo ich mein leben gehabt habe, der ander war verliebt Von der Cammer Jungfer gibson den Zu der Zeit hießen die hoffjungffern noch nicht freüllen, Man wußte Von Keine freüllen alß gräffliche, ja gar fürſtliche freüllen, den Ich Erinere mich Noch daß Man Meine Tante printzessin Lisbeth von hessen Cassel nicht anderſt alß freüllen Lisgen geheyßen hatt, aber wo von rede, es iſt lenger alß Ihr ſelber ſeydt den Es iſt Nun woll 66 Jahr damitt Ich wider auff die ſchloßhaupt Mäner Komme deren Nahmen mir Entfahlen ſein ſo ſpilte der von hannover den gantzen tag piquet mit gibson die war Eine Engländerin undt ſprach gar übel teütſch wir lieffen alle hin ſie ſpiellen Zu ſehen, welches recht possirlich war, wenn gibson Zehlen wolte undt 3 Knechte hatte ſagte ſie alß Ich habe 3 Knoachte den andtworttete der ſchloß haubtman gantz Ernſtlich (3 achten gelten nicht Im piquet undt daß fing alle mahl wider ahn ſo offt ſie 3 Knechte hatte), aber Ich weiß nicht wie Ich auff die alte geſchichte Komme, mons Benningsen hatt mir deß König In Engellandt Compliment gemacht, welches mir Eine ahngenehme surprisse geweßen, den Ich habe nicht gedacht daß J. M. weder ahn mich noch ahn Meinen ſohn gedächten, ob Ich Zwar dieſelbe medaille In golt Von mons Botmar habe ſo Ihr Liebe Louise mir geſchickt, ſo iſt mir doch die Ewere auch gar ahngenehm geweßen, den Ich hatte ſie nicht In ſilber undt war mir nohtig wegen der suitten Von der Engliſchen historie ſo Ich In Silber habe — — —

Die frantzoßen wißen die ahnſteckende Kranckheitten gar nicht Zu heyllen Zum exempel die Letzte Dauphine hatte daß Fleckfieber man ſolte Ihr waß Zu ſchwitzen Eingeben haben den ſie fing ahn von natur Zu ſchwitzen, war recht wie Ein ſcharlach Von haupt biß Zu füßen, da Nahmen die Docter ſie In vollem ſchweiß auß dem Bett undt Laßen

Ihr ahm ſuß Zur aber da wurde ſie gleich weiß wie dieß papier undt throhte auff Einmahl gantz Zu ſterben ſtarb auch den andern tag, hette Man Ihr miledy kent pulver Eingeben undt braff ſchwitzen machen, hette man ſie (gerettet) Ich ſagte Es woll aber Man hörte mich aber nicht ahn, wie Es allezeit hir gehet — — —

Wir haben hir 14 tag Lang Eine grimige Kalte außgeſtanden ſeyder geſtern aber iſt daß wetter auffgangen, Es war Zeit den ſonſten were gantz paris Verfrohren, den wie die seine Zugefrohren war hatt man Kein holtz bekommen Man hatt ſich drumb geſchlagen, waß aber ahm possirlichſten war iſt daß man Ein ander ſtocker holtz undt ſcheydt wie Ein bijou Zum Neüen jahr mitt großem Danck geſchenckt hatt — —

mad dorleans iſt nicht In der gewohnheit pupen Zu bekommen ſie hatt 6 medger gegen Einen Einzichen buben bekommen, daß arme Kindt ob Er ſchon Ins 12 Jahr geht iſt Er doch gar delicat nicht ſtarcker alß Ein Kindt von 9 Jahren — — —

Der printzes des ursain Ihr disgrace werdet Ihr ſchon auß den gazetten geſehen haben mir iſt Es leydt daß ſie herkompt, den ſie iſt meine ſohns gröſte feindin von der welt, thut ſachen gegen Ihm ſo die haar Zu berg ſtehen machen, Ein andermahl will ich Eüch Von Ihr ſtreich Verzehlen aber heütte Kan Ich's ohnmoglich Nur ſagen daß Ich Eüch all mein leben lieb behalten werde liebe Louise.

Elisabeth Charlotte.

Versaille den 7 februari 1715.

Hertzallerliebe Louise, Vorgeſtern hatt mir mylord stairs die ſchachtel Mitt dem bezuar Von goa gebracht ſo mir die printzes Von wallis die Ehre gethan Zu ſchicken wo vor Ich J. L. ſehr verobligirt bin undt bitte Eüch ſehr liebe Louise wen Ihr die printzessin wider ſehen dörfft J. L. doch meine demütige Danckſagung abzulegen undt meine Erkundtnuß zu bezeügen hirauff Könt Ihr liebe Louise nicht zu viel ſagen den Man Kans nicht mehr Endtpfinden, alß Ich Es In meinem hertzen thue, Es findt wenig ſachen In dießer welt ſo mich ſo ſehr touchirt haben als die Continuirliche gutte ſo dieße printzes mir ſpüren leſt, worauß woll Erſcheinet wie Lieb ſie matante unßere liebe undt Seelige Churfürſtin gehabt, den Ich habe ja personlich die Ehre nicht von J. L. bekandt Zu ſein die gütte ſo ſie

Vor mir hatt Muß alſo daher Kommen, undt daß rührt mir daß Hertz gantz — — —

Die jessuwitter machen Es Zu goa, Mein ſohn hatt gantze ſchachteln Voll davon, ſo die patter monsieur S: Vor ſeinem Endt geſchickt hatte Es hatt mich Einmahl woll Hertzlich lachen machen wie Es Monsieur Entpfing war die Duchesse de bouillon dabey die vergangen Jahr geſtorben die ſtahl Ein par von dieße Eyer undt lieff damitt weg Monsieur lieff nach umb Es wider Zu Nehmen, ſie ſchlugen ſich mitt Einander ſchir made de bouillon behilt den ſieg, Es war gar possirlich, mich wundert daß Man In Engellandt Etwaß von jessuwitter Nimbt undt Ihnen ſo Viel trawet, Ich habe Es ahn mylord stairs geſagt der hatt hertzlich drüber gelacht — — —

wir haben gar nichts Neües hir, Man ſpricht von nichts alß von dem persianischen abgeſanten geſtern hatt Er ſeine Entrée Zu paris gethan Er iſt der dolſte Kopff ſo man ſein tag geſehen Er hatt Einen warſager bey ſich den consultirt Er umb Zu wißen welche tag undt ſtunden glück- oder unglücklich ſein, will man Ihn den waß proponiren ahn die tage ſo Er nicht Vor glücklich helt ſo wirdt Er böß beißt die Zähn Zuſamen undt Zigt den ſäbel auß undt ſein poignart undt will alles Niedermachen — aber man rufft mich umb In Kirch Zu gehen Kan alſo vor dießmahl nicht mehr ſagen alß daß Ich Eüch Von hertzen lieb habe ambrassire undt all mein Leben behalte — —

Versaille den 15 febr. 1715.

— — — daß freüllin ſo hoffmeiſterin bey den Koniglichen printzessinen In Engellandt iſt, iſt ſie von den gemingen ſo wir ahn unßerm hoff Zu heydelberg gehabt undt die Man die man die gemingen von mickefelt geheyßen hatt — — —

Versaille den 12 mertz 1715.

— — — ſeytten ſtechen undt pleuresiren, apropo Von dießer Kranckheit, der Cardinal Von bouillon iſt Vergangene woche Zu rom dran geſtorben iſt woll gar Kein ſchadt, den Er war falſch wie der teüffel, undt recht boßhafft, auch abſcheülich desbeauchirt mitt buben war hoffartig mitt Einem wordt nichts Nutz, daß iſt die beſte leichpredig ſo Er wehrt iſt — Ich finde nicht genung daß Ewer ſchwager nur nach Eüch fragen leſt, Er Konte woll die Mühe Nehmen Eüch ſelber Zu beſuchen Ich Komme jetzt auff waß Ihr mir wegen Ewers niepce undt Vettern von Degenfelt meldet, Muß aber noch vorher ſagen daß Ewer Vertrawen liebe Louise mir recht daß Hertz gerührt hatt undt wens möglich ſein Könte Eüch lieber Zu haben, ſo würde biß Vertrawen Zu mir dießes Zu wegen gebracht haben, Ich finde den heürahtt den Ihr gern ſehen wolt, sortable genung, wen Nur der freyer reich genung iſt daß ſie gemachlich nach Ihrem ſtandt werden leben Können, den wie unßere liebe S: Churfürſtin alß pflegt Zu ſagen (liefften iſt liefften maer kacken gaet vor all) den ſolten durch dießen heürahtt die Zwey junge leütte ſo Einander lieben Content ſein, der Karche Vatter aber würde ſich über Eüch Zu beſchweren haben alß wen Ihr Ewere leibliche niepce Ewern Vettern sacrifirt hettet, hatt Er aber mittel genung nach ſeinem ſtandt Zu leben, ſo iſt nichts dagegen Zu ſagen daß iſt meine Meinung Liebe Louise den die liebe Vergeht mitt der Zeitt undt wen Es hernach ſchmahle bißger gibt, undt Viel Kinder Kommen, die nicht nach Ihrem ſtandt Können Erzogen werden, wirdt man denen bitter feindt, ſo den heürahtt gemacht haben, undt ahn ſtadt freünde bekompt Man Ertzfeinde, Ich habe dergleichen exempel mehr geſehen Liebe Louise drumb warne Eüch darvor Es iſt ſchadt wen reichtumb ſich nicht bey tugendt findt, der Cavalier iſt der damen oncle a la mode de Bretagne alle Karge leütte wollen Ihre dochter Nie verheürahten auß forcht Ein heürahts gutt Zu geben Müßen, fürchte daß Ihr große Mühe mitt Ewerem ſchwager haben werdet Ehe Er ſich wirdt resolviren Können Zu geben damitt ſie woll Zu leben haben mögte, Ich Verſichere undt gebe Eüch meine parolle daß Ich ahn Keinen ſeelen menſchen darvon reden werde weder teütſche noch frantzosen Ewern brieff werde Ich auch gleich Verbrenen — wie Ich Von den Engländern habe reden horen ſo iſt Ihr adel Eben ſo doll alß hir, hatt Ewer ſchwager Ein fehler In ſeinem hauß ſo Muß Es von der Engliſchen ſeytten her ſein den von der teütſchen ſeytten ſeindt ſie gutt der wunderliche humor von Ewerem ſchwager mag auch woll von der Engliſchen groß Mutter Kommen, dem ſeye wie Ihm woll ſo wünſche Ich daß alles Zu Ewerm Vergnügen außſchlagen möge, mylord pettersbouroug pretendirt noch Capitaine des gardes Vom König In Engellandt Zu ſein, Er Könte ſich unterſchreiben alß wie die nonen hir die alß nach Ihrem Nahmen ſetzen Religieusse jndigne alſo Könte mylord peterbouroug woll unterſchreiben

Capitaine des gardes jndigne aber Es ſchlegt 5 Jch Muß Zu mons le dauphin — — —

Versaille den 19 april 1715.

— — — Jch bin noch dazu (wie man Jn der lieben pfaltz ſagt) heütte gritlich wie Eine wandtlauß undt habe Es auch recht urſach, aber Jch Kan nicht alles ſagen Nur Ein Eschantillon Nehmblich daß der König der printzes des ursin, ſo recht ſtraffwürdig iſt meinen ſohn Vor Einen vergiffter Zu passiren machen, die recompensirt Man undt gibt Jhr 40 taußen francken pension, die ander 2 urſachen ſo mich gridtlich machen ſeindt nicht beßer alß dieße, ſolche ungerechtigkeitten machen Einem daß leben ſatt, man Muß dazu ſtillſchweygen undt darff nichts ſagen — — —

Versaille den 13 april 1715.

— — — Jch geſtehe daß deß printzen Von sicillien todt mir recht Zu Hertzen gangen wegen der Königin ſeiner fraw Mutter, ſo Eine recht tugendtſame fürſtin iſt, die viel meritten hatt Vorgeſtern habe Jch noch Einen brieff von J. M. bekommen ſo Einen ſtein Erbarmen mögte, ſie nimbt Jhr unglück recht christlich ſagt ſie fürcht ſich ſehr geſündigt Zu haben ſich nicht gleich Jn gottes willen Ergeben Zu haben, allein daß Ein trew Mütterliches Hertz nicht unEndtpſindlich ſein Könne, daß ſie doch wünſcht undt hofft ſich mitt der Zeit beßer Jn gottes willen Zu Ergeben Können, dieße Königin war noch nicht gar Zwey Jahr alt wie Jch Jn franckreich Kam, ſie hatt Nie Keine andere Mutter alß mich geſehen helt mich alſo Vor Jhre rechte Mutter Jch liebe ſie auch alß wen ſie mein Kint were, undt die Königin Jn spanien S: Jhre fraw ſchweſter habe Jch auch hertzlich geliebt, aber wie Eine ſchweſter den Jch war Nur 10 Jahr älter — Man hatt mir heütte Eine dolle historie auß Engellandt Verzehlt mögte wißen ob Es war iſt, Man ſagt der printz von wallis were Jn Einer Commedie geweßen, da hatte man die letzt verſtorbene Königin anne geſpilt die hette ſich auff dem theatre ſo woll geſoffen undt were Jn Einen Seßel gefallen da were Ein mylord auff dem theatre geſtiegen undt hette den comedianten Mitt dem bloßen degen balaffrirt ſo hette der printz geruffen ahn ſeinen Capitaine des gardes, Er ſolle den mylord niederſchießen ſo hette der gantz parterre über laut geruffen thut man Einen ſchuß ſo wirdt Es Ein Signal ſein alles Nieder Zu machen, waß Ins Königs parthey iſt, undt der Caplein des guarde hette Zum printzen geſagt ſchießen were gutt Zu hannover aber hir thut Es ſich gar nicht gutt, Man ſagt auch hir daß der printz Von wallis gantz mitt ſeinem Herrn Vatter Brouillirt were undt daß ſie nicht mitt Einander ſprächen, daß Man der printzes Von wallis Ein art von suplication geben hatte worinen ſtundt daß ſie die from undt gerecht were ſolte doch betrachten daß daß Königreich Niemandts mitt recht gehöre alß dem ſo Man den pretendenten hieße weillen Er jacobus deß Zweytten ſohn ſo gewiß were alß Ihr herr deß graff Königs Marcks * ſohn ſey, daß were doch abſcheülich insolent wen Es war were daß Man der gutten printzessin daß geſagt hette — Engellandt iſt Ein doll landt Man Verzehlt auch gar viel von milord boullinbrock welches Zu lang Zu Verzehlen were, ſolche leütte wie die Englander ſindt Kan man In der welt nicht mehr finden, Inſonderheit wen war iſt waß Ich Eüch alleweill geſchrieben Ich habe Es Mühe Zu glauben, Ich habe allezeit gehört daß Kinsinton Ein ſchönner ort iſt Mann hatt die außſichten davon In Kupffer geſtochen wir haben ſie hir — mich deücht Es iſt recht naturlich ſein Vatterlandt alß allen andern Ländern Vorzuzichen, aber unßer Vatterlandt iſt doch In der that gar ſchön undt wirdt Von jederman die Es ſehen admirirt — Es iſt hir Ein ressident von genua, der hatt Einen ſolchen widerwillen gegen Engellandt gefaßt, daß Er ſagt daß Er nicht allein ſein leben nicht wider Nein wolle ſondern Er wolte nicht Einmahl daß ſein contrefait dort ſein ſolte, undt dem Muß Man auch Kein gelt geben haben, mich wundert daß weillen Baron görtz Eüch geſagt daß ma tante S: Testament ſolle gehalten werden, daß Man Eüch doch nicht gibt waß Eüch von rechts wegen Zu Kompt, Man Kan auch hirauff ſagen wie unßere jungfer Colbin alß pflegt Zu ſagen, Es geht nirgendts wunderlicher her alß In der welt hiemitt iſt Ewer letztes ſchreiben vollig beantwortet — — —

---

* Georgs I. Gemahlin, Sophie Dorothee, (Tochter der Franzöſin d'Esmieres und des Herzogs von Zelle) lebte in einer vertrauten Verbindung mit dem ſchönen Grafen Königsmark. Es wurde entdeckt, der Graf in einem Kloak erſtickt, die Kurfürſtin auf Lebenszeit eingeſperrt. Daher das Gerücht, daß der damalige Prinz von Wales, nachher Georg II, Königsmarks Sohn ſey.

Versaille den 3 mai 1715.

— — — gleich nach dem Eßen Eine gutte halbe ſtundte hernach wie Mein Enckel Zu mir Kommen der Duc de chartre, habe ich Ihm Ein spectacle geben, ſo ſeinem alter gemäß, drei hundt 3 dauben undt Eine Katz Ein triomph wagen darin ſitzt Eine hündin ſo andrienne heiſt Eine große Katz führt den wagen Eine daub iſt der Kutzſcher 2 ſeindt die pagen undt Ein hundt iſt der Laquay der ſitzt hinden auff der hundt heiſt piquart undt wen die dame auß der Kutzſch ſteicht ſo tregt Ihr piquart den ſchlep, andrien wen ſie gekleydt iſt geht ſie Nur auff die hinderfüße, die Katz heiſt castille ſie ſpringt durch reiffen, picard thut auch wie die pferde auff der reydtſchul Man satelt Ihn undt ſetzt Ihm Eine pupe auff den rücken wie Einen reütter, der hundt undt dißes finde Ich ahm artigſten dantzet durch 3 reiffen Les olivette gar geſchickt, dießer Kerl hatt noch Eine hündin ſo badine heiſt, die Kendt alle die Kartten undt bringt welche man will, aber hiemitt genung von dießer Badinerie ſo baldt Ich wider In Mein Cabinet Kommen, bin ich Entſchlaffen — — —

Engellandt iſt der Duchesse de porstmuth gar gewiß viel ſchuldig, von der gattung iſt Es woll die beſte fraw ſo Ich Mein leben geſehen, ſie hatt Ein gutt gemühte undt von gutten Commerse Zu Monsieur S. Lebenszeit hatten wir ſie gar offt Zu St Clou Kene ſie alſo gar ſehr — — —

Versaille den 10 may 1715.

— — — Könt Ihr Eüch Liebe Louise verwundern daß Ich Etlichmahl urſach habe, unluſtig Zu ſein nach dem Ihr meinen großen brieff geleßen den Ich ahn ma tante S: unßer liebe Churfürſtin durch mons de wersebé geſchrieben hatte der alte groll wirdt Nur mitt dem leben Enden undt alles waß die Zot[*] Nur wirdt Erdencken Können mir böß office Zu leyſten undt mich Zu chagrinniren daß wirdt ſie thun Es findt ſich Eine Neüe urſach, Nehmblich weillen Ich Ihre Hertzensfreündin die die Itzige Königin In spanien weggejagt hatt nicht habe ſehen wollen, die urſach warumb Ich biß weib nicht hatt ſehen wollen iſt, daß Mein ſohn mich drumb gebetten, den ſie iſt ſeine ärgſte feindin undt hatt Ihn wollen offendtlich Vor Einen vergiffter passiren machen — Mein ſohn hatt ſich nicht contentirt ſeine unſchuldt Zu beweißen, ſondern Er hatt alle jnformationen Ins parlement tragen laßen, daß ſie da mögen verwahret werden daß Kan die ander mir nicht verzeyen daß Ich Ein ſolch weib nicht ſehen will, aber wie daß teütſche ſprichwordt ſagt (gleich undt gleich geſelt ſich gern, ſprach der Teüffel Zum Kollenbrenner) Ich Muß mich auff alles bößes gefaſt halten, undt geduldt Nehmen, mein ſohn ſo Mich In dieß Labirint geführt, führt mich nicht herauß auß forcht ſein dochter In ungenadt beyder dame Zu bringen, aber hiemitt genung von dießen Verdrießlichen ſachen — Es iſt Ein Ellendt wen die Leütte mitt welchen man Zu thun Muß haben, wie Ihr mitt Ewerm ſchwager, Keine raison begreiffen wollen, wen man durch Trübſall ſeelig wirdt habe ich ahn meine ſeeligkeit gar nicht Zu Zweyfflen den deren habe ich viel mehr hir Im landt außgeſtanden alß luſt noch freüden, daß weiß gott, wen Es Ein Zeichen iſt daß Man Von gott geliebt iſt, wen Man der welt überdrüßig iſt, ſo hatt mich gott der allmächtige gewiß ſehr lieb, den Man Kan der welt nicht überdrüßiger ſein alß Ichs bin — die ſo große gewahlt hir hatt, iſt piquirt gegen die Königin In spanien weillen ſie Nur ahm König undt nicht ahn ſie geſchrieben hatt, drumb waß ſie Ihr wirdt Zu leydt ahn thun Können wirdt ſie gewiß thun, aber die Königin In spanien iſt weit davon, fragt alſo nichts darnach, Ihr Könt woll gedencken daß Ich Eüch die $\frac{m}{40}$ gulten viel lieber gönnen mögte alß dießem bößem weib aber der König gibt Keinem Menſchen nichts von waß Man Im Krieg Verlohren hatt, ſagt Ce sont les malheurs de la guerre — —

---

[*] Die Maintenon.

Ich glaube daß Ewere Jüngſte niepce mehr Zu weinen hatt, alß die Elſte In fall der herr Von Degenfelt wider mitt Eüch In teütſchlandt geht — — —

Von printzen Von ſchwartzenburg werde Ich nichts ſagen alß daß Ich gehört daß Es ſchir noch Verdrißlicher Vor teütſche fürſten In Engellandt Zu bleiben iſt alß hir, den man Ihnen gar Keinen rang accordiren will — Es iſt gar gewiß daß mylord petterbouroug wider In Engellandt iſt wie Er hir Von ſeinem König undt printzen geſprochen hatt Er woll merittirt daß Man Ihm den hoff verbiet — In Engellandt iſt Es genug Ihr König Zu ſein, umb gehaſt Zu werden, daß Lob hatt der König jörgen allezeit gehabt recht gerecht Zu regiren aber mich deücht wen Man ſo gar gerecht iſt Muß Man Es In alles ſein, undt mich deücht Ihr liebe Louise habt Eüch ſeiner gerechtigkeit Eben nicht ſehr Zu rühmen, roht heiſt man hir Kein ſchminck Nur daß weiß, Ich finde daß ſchmincken auch abſcheülich Es iſt ſehr gemein jetzt hir — — —

---

marly den 28 may 1715.

— — — Da der Duc de schomburg ja alle articlen Vor ſeiner dochter Eingangen iſt Koſtet Es Ihm ja nichts mehrers die ſach Zu unterſchreiben worauff wahrt Er den, Man ſolte Ihm Zu Verſtehen geben daß wen Er ſeine 2 dochter auff Einmahl heüraht daß Ihm daß Ein hochzeit ſpart — Ich habe heütte morgen Vergeßen Zu ſagen daß der König dem Churprintz Von saxsen Einen gar ſchönnen demanten (geſchenkt hat) gar artig Eingefaſt, der oberſte demant ſo den Knopff Vormirt wirdt allein $\frac{m}{10}$ thaller geſchätzt alle die demante ſeindt brillants, ſonſten weiß Ich gar nichts Neües — — —

---

marly donnerſtag den 30 may.

— — — wir ſeindt dießer nachmittags lang In der kirch geweßen weillen Es heütte himmelfahrtstag iſt — Mein gott wie gehen die Zeitten Vorbey vor 52 Jahren war Ich den himmelfahrtstag Zu clef auff meiner rückreiß In die liebe pfaltz, aber ahn dieße glückliche Zeitten will Ich nicht mehr gedencken — — —

ſeydt Verſichert Liebe Louise daß wen Es mir möglich iſt, fehle Ich nicht Eüch lange brieffe Zu ſchreiben, aber daß mögt Ihr mir woll Keinen Danck wißen den Ich thue Es gar gern, ach liebe Louise Ich habe ja ſchir Niemandts mehr alß Eüch ſo ſich In gantz teütſchlandt Ver mich jnteressirt, alles iſt mir ja Leyder abgeſtorben — wen Ichs betracht finde Ich mich offt alß wen Ich Vom himmel gefahlen were — Ich bin Eüch ſehr verobligirt Zu wünſchen daß alles nach Meinem wunſch gehen möge aber Liebe Louise daß Kan Vor außländer undt frembten hir Nie geſchehen, Muß Nur daß noch ſagen daß Man ſich hir Vor Eine Ehre helt Keine Verwanten Zu lieben, die Es thun ſagt man ſeindt Bürgerlich Meines Vettern deß Erbprintz Von hessen Cassel Beylager iſt Nun Volzogen, Ich hoffe daß der herr Von degenfelt ſo bey Ihm iſt, Eüch Eine Beſchreibung davon thun wirdt, Es ſolle gar prachtig hergangen ſein, ſchickt Er Eüch Eine Beſchreibung bitte Ich Eüch ſehr liebe Louise mir Eine copie davon

Zu ſchicken — mich deücht unßer gutter König In ſchweden, thete beßer Einen guten Frieden Zu machen, alß Ewig Krieg Zu führen — —

Versaille den 7 Juni 1715.

— — — Den ring ſo Man mir von matante unßerer lieben Churfürſtin S: ſchicken wirdt, wirdt mir Zwar threnen Koſten, werde Es aber doch all mein leben bey mir tragen, undt In mein Testament ſetzen daß nach meinem todt Es der princes von wallis wider geſchickt ſolle werden damitt Es allezeit In händen ſein mag ſo matante geliebtt hatt, vndt geliebt geweßen — Ich bilde mir feſtiglich Ein, daß Man Eüch Muß böß office bey König jörgen geleiſt haben, daß J. M. Eüch ſogar mitt distinction übel tractirt mich deücht Ihr thet woll Ein Esclircissement mitt dießem König Zu haben, undt In Zu desabussiren, In fall man Eüch böße office geleiſt hatt, den dießer König iſt berümbt daß Er gar gerecht ſeye, alſo Muß waß dahinder ſtecken, den Er würde ja nicht ahn Eüch ahnfangen ungerecht Zu werden undt Es iſt doch auch nicht ahngenehm In Eines ſo großen Königs ungnade Zu ſein — — —

Ich Erfreüe mich mitt Eüch liebe Louise das Ihr Endtlich Zum Zweck Von Ewerer reiße gelanget ſeydt, undt Ewere Elſte niepce werdet Vor Ewerer abreiße Verheüraht ſehen wünſche Von Hertzen daß Ihr daßelbige Vergnügen noch ahn der Jüngſten auch Erleben möget, ſie nach Ewerm wunſch Verheürath Zu ſehen, wen alles mitt der Elſten gantz richtig undt außgemacht wirdt ſein, ſo bitte Ich Eüch macht mein Compliment undt glückwünſchung ahn den Duc de schonburg undt Ewer niepce — — —

marly den 14 juni 1715.

— — — morgens Zwiſchen 8 undt 9 Wie Ich Eben die hände wuſch Kamme mein ſohn In mein Cammer undt Erfreütte mich mitt gar Ein ahngenehm pressent, Er bracht mir 17 goltene antique medaille ſo gar ſchön ſein Kommen auß dem ſchatz den man Neülich bey modene gefunden hatt wie Ihr liebe Louise In den holländiſchen gazetten werdet geſehen haben, die hatt Er heimblich von rom Kommen Laßen dieße ſorg mir dießen gefallen Zu Erweißen hatt mich recht In der ſeelen gefrewet nicht ſo ſehr wegen der wehrt vom pressent alß meines ſohns Vorſorg — gleich drauff Entpfinge Ich Ewer liebes ſchreiben mitt dem Kupfferſtück welches mich auch gefreüet — — —

Ihr ſeydt wohl die beſte tante ſo Man jemals geſehen, bey Ewer lebens Zeit waß Ihr habt ſchon unter Ewern niepcen Zu theyllen da Ihr Es doch wohl unterdeßen Ewer Leben Zeit hettet behalten Können undt Ihnen In Ewer testament Verlaßen — Ich hette mein leben nicht gedacht daß Ihr Ein creütz tragen würdet liebe Louise daß hatt mich lachen machen Ich habe dießen putz Nie getragen Ich ſehe die creütze gar nicht gern dieße form gefählt mir nicht — Ich Erfrewe mich mitt Eüch daß Ewer Elſte niepce Endtlich geheüraht iſt, aber ſeydt Ihr auch woll ſicher daß der heüraht volzogen iſt, die warheit Zu ſagen ſo bin Ich Ein wenig Mißtreüiſch mitt wunderlichen leütten, wie Ewer gutter herr ſchwager iſt, undt Kompt Es mir gar wunderlich Vor daß Er ſo Ein Klein hauß genohmen ſeines dochter mans Mutter nicht bey der hochzeit Zu haben, noch Eüch — — —

---

marly den 18 juni 1715.

— — — biß freytag werde Ich ohnmöglich ſchreiben Können, Ich werde ſelben tag umb 9 morgendts nach paris Im palais Royal Zu mittag Eßen mitt meine Enckeln den Duc de chartre undt madle de valois, nach dem Eßen werde Ich ſie beyde Ins jesuwitter Colegium führen, umb Eine Commedie von den ſchüllern ſpillen Zu ſehen welches ſchir alle Kinder von condition ſein, unter andern hatt mein ſohn auch Ein Kindt dort ſo Er Von sery hatt welche mein freüllen geweßen Man heiſt Ihn le chevalier dorleans, der bub hatt Viel Verſtandt iſt aber nicht hübſch undt Klein Vor ſein alter, Mein Enckel ſein brüdergen hatt Ihn ſehr lieb, macht ſich auff dießen tag Eine große freüde — — —

---

marly den 2 julli 1715.

Hertzallerliebe Louise Ich habe ſo viel Zu ſagen daß ich nicht mehr weiß wo mitt Ich ahnfangen ſolle. Ich will aber bey matante S: ring ahnfangen weillen mir mein Hertz ſo ſchwer drüber war daß Ich den gantzen morgen geflent dießen ring werde Ich all mein leben behalten, Er iſt mir ſo gerecht alß wen Er Vor mich gemacht were worden — — —

mylord stairs ſagte mir letzt mahl daß die ſachen In Engellandt

Nun ruhig wehren undt daß alles nicht ſo übel gehe alß Es die gazetten ſagen mich wundert daß man die gräffin von bückeburg bey der princes Von wallis leſt — Vergangenen ſambſtag habe ich Zu verſaillen deß Königs Zu preussen Kupfferſtück Zu mein buch gethan Ich finde daß Er ahn oncle S: dem Churfürſten Von Braunsweig gleicht — — —

---

marly den 12 julli 1715.

— — — ſolte umb 11 Zu paris ſein, aber Ich Kam Erſt umb halb 12 hin durch Eine avanture so mir ſchir den halß gekoſt hette undt den 5 damen ſo mitt mir In meiner Kutſch wahren, alß Nehmblich meine dame dhonneur die Dauphine de Brancas made de charteautier Meine Dame datour, Made La marechalle de clerembeau Meine dame, die fraw von Rathsamshaussen undt made börstel, wie wir Eben In den Cour Kammen rieffen die garden man ſolte ſtill halten Es war auch Eben Zeit den daß hinterſte raht wen wir noch Zwey ſchritt gefahren wehren were ganß [illegible]efahlen, den Kein Einßiger rayon vom raht (Ich weiß nicht wie man daß auff teütſch heiſt undt habe Es mein leben nicht gewuſt, biß mehr Im Zirckel ſo Ihn umbringt, undt were daß raht Zerfahren, weren wir über undt übergangen, den Ich fahre allezeit den großen grab, Ich Nahme geſchwindt der Escuyer Kutſch undt fuhr Ins palais Royal, abendts Ein Viertel auff 11 Kamme Ich Erſt wider her morgendts ſchrieb ich ahn mein dochter Zu paris, aber nachmittags biß daß opera ahnging hatte Ich Kein augenblick Vor mir ſelber Man führte Zwey Neüe printzen Zu paris ahnkommen Ein fürſt von anhalt undt Einer von oſtfrießlandt, welche die warheit Zu bekenen 2 ſo heßliche ſchatzger ſein alß Ich mein leben geſehen habe der Erſte iſt dür wie Ein holtz hatt Eine gantz weiße crepirte peruque undt feuer rohte augen, undt voller Kinderblattern mähler, Eine Naht an die ander, Er iſt ſo mager daß Er drüber gebogen iſt, undt hatt Ein abſcheülich maul, undt gar wüſchte Zähn, der von oſtfrießlandt iſt dick den Kopff In Krellen, undt daß gantze geſigt Im fett Verſunken, die Naß dick undt blatt, Summa ſie ſeindt beyde gar heßlich — Vorher habe ich Einen art Von raht gehalten mitt allen meinen Leütten, den conseiller destat den der König mir geben umb vor mich Zu ſorgen der jntendant Von meinem hauß undt mein ſchatzmeiſter, haben Eine gutte ſtundt Von Lautter gar Verdrießliche ſachen geſprochen, welche mich recht grittlich gemacht haben, undt nicht ohn urſach, aber hir Von were gar Zu langweillig Zu reden — — —

weillen Ich die Kinder undt Inſonderheit die Kleinen buben liebe ſo hatt mich die Commedie Im Colege divertirt die Kinder haben recht artig gemacht hir ſpilt man bey die jesuwitter Keine geiſtliche Commedie auffs wenig die Zwey ſo Ich geſehen die Erſte Von Einem duc de Bourgogne undt dießes letzte war Essope au Colesge, ſein herr ſindt daß Er ſo Viel Verſtandt hatt daß Er die Kinder Im Colege beßer unterrichten wirdt alß die Meiſter, Esope umb zu ſehen waß Vor humor die Kinder wahren, leſt Kauffleütte Kommen mitt allerhandt wahren, undt Erlaubt Ihnen Zu Kauffen undt Zu wehlen waß ſie wollen, undt davon judicirt Er Von Ihren humor macht jedem drauff Etliche fablen die recht artlich Erzehlt ſein undt auff jedes sujet Kommen, die Kinder aber ſo Muthwillig ſein thun den Essope allerhandt possen ahn, auß dießem allem ſegt Ihr woll liebe Louise daß Es gar Keine geiſtliche Commedien ſein, aber Zu St. cire hatt made de maintenon Etliche geiſtliche Commedien durch mons racine machen laſſen alß Ester undt attalia die ſeindt über die Maßen ſchon undt Keine Quackeleyen drin — — —

Von grundt der ſeelen wolte Ich gern mitt der printzes Von wallis corespondiren den Ich habe J. L. Von hertzen lieb, allein unter unß gerett Man iſt hir gar delicat auff den Engliſchen hoff, ſo gern Ich Es auch wolte ſo darff Ich warlich doch nicht ahnfangen In dießer Zeit nicht, aber Endert Es ſo werde Ich gewiß nicht manquiren, undt werde J. L. mitt freüden ſchreiben aber Nun iſt Es leyder noch Keine Zeit — dieße printzes Kan Sich lieben machen vor wem J, L. wollen ſie iſt gar Zu Estimable umb nicht von jederman geEhrt undt geliebt Zu werden — Ich fürcht Ewer ſchwager wirdt nicht lang mehr leben, weillen ſein humor ſich ſo verbeßert, den wen man ſo ſehr Endert iſt Es Ein Zeichen Vom todt Ich habe Viel Jüngere alß Ihn geſehen dennen Es ſo gangen iſt Es were mir recht leydt wegen der alten Kundtſchafft undt auch weillen Ich glaube daß Es Eüch betrüben ſolte, liebe Louise, undt Ich wünſche Eüch Viel mehr allerhandt freüden undt Vergnügen — Von den Zeittungen ſo Vom parlement In den holländiſchen Zeittungen ſtehen davon werde Ich Kein wordt reden die politic iſt mein ſach nicht, Es iſt mir Zu hoch Ich gehe nur Teste a Teste undt beſinde mich woll darbei, wünſchen aber glaube Ich iſt Erlaubt Mein wünſch alſo were daß

König jorgen Keyßer würde, undt daß der chevallier de St George[*] In ſeine 3 Konigreiche Konig were ſo were alles recht nach Meinem ſin, den wen dießer König romischer Keyßer ſolte werden ſo würde ja unßere Liebe printzessin Römische Königin, printz Ernst august Müſte Churfürſt Von Braunsweig werden undt printz max den Ich nicht Kene weillen Er Catholisch iſt Müſte geiſtlich undt Cardinal undt hernach bischof Von osnabrück werden mich deücht daß Ich dieß alles gar woll außgedacht habe wolte gott Es Könte geſchehen, Ich glaube daß Ihr Von Hertzen amen dazu ſagen würdet.[**] — — —

marly den 18 julli 1715.

— — — Ich hatte Eine Von meines ſohns döchtern mitt mir genohmen die Ihr leben Keine jagt geſehen Es war die 3te Von den Lebendigen den die Erſte iſt lengſt todt hatt Keine 3 Jahr gelebt Man heiſt dieſe madle de valois Es iſt Ein melgen Von 14 Jahren wie ſie noch Ein Kindt war meinte Ich ſie würde recht ſchön werden, aber Ich bin ſehr In meiner hoffnung betrogen Es iſt Ihr Eine große habichs Naß Kommen die hatt alles Verderbt, ſie hatt daß artigſte Näßgen Von der weldt gehabt, ſo Endern die Kinder Ich ratte woll waß Es iſt man hatt Ihr Erlaubt ſchnupfftaback Zu Nehmen daß hatt Ihr die Naß ſo wackſen machen, hett man mir geglaubt hette man Keines Von den Kindern Ins closter geſteckt aber Ihr fraw Mutter denckt anderſt alß Ich, die 2 will mitt aller gewalt Ein none werden daß Verdrieſt mich undt Erfreüet die fraw Mutter, aber nur gedult Ich bin gewiß Es wirdt Ihnen allen gereüen ſo Zu dießem handel geholffen haben Ich habe mir nichts dabey Vorzuwerffen den Ich habe mein beſtes gethan die ſach Zu wehren auff dießem allem were noch Viel Zu ſagen aber Es ſeindt Keine ſachen ſo der post Zu Vertrawen ſein — — —

Die graffin von warttenberg iſt noch Zu paris undt führt Ein doll leben Ich habe ſie Nie geſehen ſie Kompt nicht mehr nach hoff ſie hatt ſich mitt Einem jungen minquitz Einen saxsen Verſprochen, der hatt

---

[*] So nennt ſich der engliſche Prätendent Jakob III. Stuart, Sohn des vertriebenen Jakobs II.

[**] Hierbey ſteht von Louiſens Hand geſchrieben. NB. Ich thue nicht Amen Sagen.

Ihr alle Ihre juellen geſtohlen undt iſt mitt durchgangen, ſie hatt drüber geklagt undt hatt Ihn wieder auß flandern hollen laßen Er hatt ihr aber Einen offenen brieff geſchrieben worinen ſtehet daß waß Er gethan Vor Keinen diebſtal passiren Könne weillen Er Erſtlich mit Ihr Verſprochen were Zum andern ſo hette ſie Einen pollen woll $\frac{m}{50}$ francken Verſprochen, weillen Er Nur Einmahl die frantzoßen Von Ihr bekommen Nun ſeye Es gewiß daß Es Ihm 2 mahl geſchehen alſo Müſte Er ja woll doppelt bezahlt werden, der Cavalier iſt loß geſprochen worden Mitt dem beding daß Er die juwellen wider geben ſolte daß hatt Er gethan, undt ſie hatt die unkoſten bezahlen Müßen Kein Ehrliche dame ſicht ſie mehr, Ein ſchändlicher leben Kan man nicht führen, alß ſie führt, wirdt von aller weldt Veracht undt Verlacht — — —

---

marly den 26 Julli 1715.

Hertzallerliebe Louise Ich habe ohnmöglich Vergangen dinſtag auff Ewer liebes ſchreiben vom $^{4}/_{15}$ andtwortten Können noch Montags Vorher ahnfangen den ſelbgen tag führde unß der König alle Ins Läger Von ſeinem regiment ſo hir gar Nahe bey Campirt, wir wahren dort von halb 3 biß 6 abendts Es iſt gewiß daß Es meritirt geſehen Zu werden ſie ſeindt alle Nagel Neü gekleydt ligt graw mitt ſeydene bouttonieren, Von golt farb undt coulleur de feu bandt — — —

Der Duc de chomburg thut gar woll alle tag auß Zu fahren oder Zu reitten den daß iſt recht geſundt Ich Verſpüre Es bey mir ſelbſt, daß Erhelt auch den gutten humor undt macht daß die Melancolie nicht überhandt Nimbt — Es iſt mir lieb daß Er ſo Viel Von dem herrn Von degenfelt helt daß macht mich hoffen daß Ewer Zweyter wunſch wegen Ewer jüngſte niepce auch möge Volzogen werden — Ich liebe die Commedien mehr alß die operaen Ich habe an I. G. unßer Herr Vatter offt ſagen hören daß Keine ſchönnere Commedien In der welt ſein alß die Engliſche — — —

---

marly den 2 aug 1715.

— — — wen Engliſche Catholische Herkommen ſtellen ſie ſich gar heyllig alß wen ſie alle heylligen freßen wolten aber wen mans beym licht beſicht ſteckt allzeit waß dahinder, umb die wahrheit Zu ſagen ſo habe ich ſo Viel falſches von den Engländern Erlebt daß ich nicht gar Viel Von der nation halten Kan, wie Ich ſehe ſo halt Ihr auch nicht mehr davon alß Es Können ſich doch noch Ehrliche leütte finden ordinari, wen unter Viel boßen ſich waß gutts findt iſt es auß der Maßen gutt aber da ſchlegt Es 9 Ich Muß ſchließen wider Meinen willen Ein ander Mahl Ein mehrers Nun aber werde Ich Nur noch ſagen daß König jacob mir offt geſchworen Er hette ſein leben nicht gedacht Einig Enderung Zu machen noch die Religionen Zu Zwingen aber man hette Es Ihm auffgebracht, umb Ihn weg Zu jagen — — —

---

marly den 8 augusti 1715.

— — — ſobald Ich wider Zu versaille ſein werde werd Ich daß bruſtbild beſtehlen undt Es nach Rigeaut copiren der hatt mich ſo perfect gleich gemahlt, daß Es Zu verwundern iſt, da werdt Ihr ſehen liebe Louise wie alt Ich geworden bin — — —

Es were Kein wunder daß der pretendent luſt hatt wider auff Einen thron Zu ſteygen, wo von Ihm ſeine religion allein abhelt, undt welcher Ihm ja nach allen rechten gebührt Ich weiß nicht wie die Engländer dießen Herrn haßen Können, Er iſt Einer Von den frömbſten undt beſten menſchen den unßer Herr gott geſchaffen hatt Ich wolte wie Ich ſchon Etlich mahl geſagt daß unßer König jorgen romischer Keyßer würde, undt der pretendent König In Engellandt Aber wünſchen hilfft Zu nichts — — —

Meines ſohns gemahlin hatt Einen grawen papagayen der lernt alles waß Er hort undt macht alle Menſchen nach, Er weiß alle Nahmen Von die Cammerdiener undt Cammer Knecht, undt rufft ſie ſo perfect wie Ihre Hertzogin, daß ſie alle gelauffen Kommen — Letztmahl ſaß Er auff Einem wo arbeitsleütte wahren die Etlichmahl nicht gar ſauber reden, wie ſeine Hertzogin Zu Ihm Kam ſagte Er Madame baise mon Cul, Ihr Kent leicht dencken wie daß biß Ein gelächter gab — Ich habe auch 2 papagaien ſie ſeindt grün, Einer haſt mich wie den Teüffel Kan alle Menſchen leyden ohne mich, undt der ander hatt mich allein lieb undt beiſt alle menſchen — — —

Der Königin In spanien Zu Bayonne brieff beſtehen In nichts alß Complimenten undt Commissionen, undt Commissionen ſo Etlich mahl Verdrießlich genung ſein, alß Zum Exempel Etlich mahl will ſie Einen biſchoff machen den Ein capitaine au garde den will ſie Eine abtey Vor jemandts haben, den Eine pension aber wie Ich daß böße ſage ſo Muß Ich auch daß gutte ſagen Ich bin der gutten Königin doch ſehr verobligirt ſie hatt Viel Zu meines ſohns rascomodement geholffen durch die Königin Ihre niepce mitt dem König Zu spanien ſie ſcheindt gat Ein gutt menſch Zu ſein aber Ich wolte daß ſie nicht ſo Kindiſche wörtter hette, da Ich nicht ahn gewondt. bin, alß Hertzen mamagen, undt daß ſchätzgen undt hertzgen Kan Ich mein leben nicht gewohnen, alſo Konnen dieße brieff mich ja auch nicht Erfreüen, alſo Kan Ich Eüch liebe Louise mitt warheit ſagen daß Ewere liebe ſchreiben von den ahngenehmbſten ſein ſo Ich jetzt Entpfangen Kan — mein dochter iſt In Einer großen betrübtnuß prinlz frantz Ihr herr ſchwager der bey Ihr Erzogen worden, den Er war nur 8 Jahr alt wie Mein dochter In lotteringen Kommen ſie hatt Ihn wie Ihr Eygen Kindt geliebt, der iſt Vor 14 tagen ahn den Kindernblatter geſtorben — wen die Engliſchen Catholischen hir ſein, ſtellen ſie ſich gar gottsfürchtig, und Eyfferig ahn, Es war Einer Vor Etlichen Jahren bey ma tante die äbtißin Zu maubisson den ſahe Ich vor Einen oberſten ahn Er trug Eine Lange peruque undt Eine cravatte, undt weillen Er Keinen degen ahn hatte hilte Ich Ihn Vor Einen gefangenen, Er hatte gutte Minen ſchon Ein Man bey Jahren, Ich fragte wer iſt der officir ſie fing ahn Zu lachen, undt ſagte Es were Ein jacobiner Mönch der Käme Eben auß Engelandt der ſagte mitt threnen daß die catholisch religion ſo gehaſt were, daß die mönchen Ihren rechten habit nicht tragen dörffen, Ich ſagte wen daß Nur iſt ſo iſt nicht viel Zu Klagen den die peruck ſteht beßer alß Ein geſchorner Kopff Ich meinte ma tante würde ſie über unßer dialogue Zu börſten lachen, die Engelländer ſollen alle abſcheülich desbauchirt ſein, Inſonderheit mitt Mansleütten Es ſoll noch ärger ſein, alß hir In franckreich undt In jtallien — met verlöff met verlöff bordels ſeindt gar Viel Zu paris wo offt große desorde Vorgehen — Ich glaube Ich habe Eüch ſchon geſagt daß König jacob gar nicht geſtanden vndt biß In ſein todt geleügnet daß Er die freyheit Von der Religion hette ablegen wollen, dieße weldt iſt Nun ſo böß daß Ich nicht glaube, daß ſie wirdt verſchlimmern Können — — —

made dorleans iſt gar nicht Meines humors ſie wolte daß alle Ihre dochter nonen wehren, ſie iſt nicht ſo Einfeltig daß ſie Meint daß das Ihre dochter Eher Im himmel (brächte) Es iſt Nur pure faulheit den iſt daß faulſte menſch Von der welt ſie fürcht wen ſie Ihre dochter bey ſich hette Müſte ſie Vor Ihr Erziehen ſorgen undt die Mühe mag ſie ſich nicht geben ſie hatt mirs ſelber geſtanden — Nichts In der weldt Eckelt mich mehr alß der ſchnupfftapack, Er macht heßliche naßen durch die Naß reden, undt abſcheülich ſtincken Ich habe leütte hir geſehen ſo den Süßſten ahtem von der weldt gehabt haben, undt nach dem ſie ſich dem tapack Ergeben ſeindt ſie In 6 monden ſtinckendt geworden wie böcke, Ich finde nichts heßlicher alß tapack Nehmen undt die Naßen Zu haben alß wen ſie mitt Verlaub Im dreck gefahlen wehren — wie hatt der Duc de schomburg ſeiner Elſten dochter Erlaubt ſchnupfftaback Zu ſchnupffen Es iſt nichts heßlicher unßer König liebt Es ohne Vergleichung Eben ſo wenig jedoch ſo Nehmens alß ſeine Kindter undt Kindtskinder, ohnahngeſehen daß ſie wißen daß Es dem König Mißfelt, Es iſt beßer gar Keinen Nehmen alß wenig den Es iſt gewiß wer wenig Nimbt Nimbt bald viel den drumb heiſt Mans lherbe Enchantée weill Es die Es Nehmen ſo ahn ſich Zicht daß ſie nicht mehr ohne Es Zu brauchen dawern, drumb habt acht auff Eüch liebe Louise — Ich habe lang nichts von der gräffin von warttenberg gehort aber Man meint daß Es nicht richtig mitt Ihr undt Ihrem ſohn geht Es iſt ſchon Ein Jung über 15 Jahren undt ſie woll nicht leyden daß Er anderſtwo alß In Ihrem bett ſchlaffen ſolle, Man hatt ſie gewarnt daß die leütte übel davon reden aber ſie fragt nichts darnach — — —

Ich weiß Ewerem Herrn ſchwager recht danck daß Er noch gutt teütſch iſt, Ich Kan nicht leyden wen die teütſchen anderſt alß teütſch ſeyn wollen undt Ihre nation Verachten, die ſo ſein deügen ordinarie nicht Ein haar — — —

Versaille den 13 augusti 1715.

— — — mylord stairs hatt mir geſtern Ein Eygenes Handtſchreiben Von Konig jörgen gebracht, ſehr hofflich, helfft mir davor dancken, Ich bin hertzlich fro daß Er Euch gerechtigkeit Erweiſt undt geben will waß Eüch unßer liebe Churfürſtin S: überlaßen — — —

Versaille den 15 august 1715.

— — — unßer König iſt leyder nicht woll Er ängſtet mich, daß Ich halb Kranck drüber bin undt weder recht Eße noch ſchlaffe, gott gebe daß Ich Mich betriege, aber ſolte daß unglück geſchehen ſo ich fürchte ſo iſt Es woll daß groſte ſo mir jetzt widerfahren Könte undt wen Ich die umbſtänden ſagen ſolte, iſt Es Etwaß ſo abſcheüliches daß Ich nicht dran dencken Kan, ohne daß Ich Eine ganse haut bekomme, ſagt ahn Niemandts In Engellandt waß Ich Eüch hir ſage Ich bin recht In der ſeellen betrübt — — —

Dießes iſt Zu abſcheülich wen Ihr wüſtet liebe Louise wie alles hir iſt würdet Es Eüch Kein wunder Nehmen, daß Ich ſo Einſam lebe, Ich Kan undt mag nicht ſpillen, undt wer nicht ſpilt Zu dennen Kompt man nicht gern — Conversation iſt gar Kein mode mehr, alle menſchen ſeindt ſo ſcheü undt fürchten ſich ſo ſehr Zu reden, daß Eins den andern ſcheüdt, Ich bin In Keinem alter mitt junge burſch herumb Zu ſpringen, waß leütte von meinem alter ſein oder bey Nahe ſeindt bey der allmächtigen damen deren favorittin Ich gar nicht bin, ſo Muß Ich ja woll allein bleiben, liebe Es, gibt mir Keine Mühe den die Geſelſchafften ſeindt mir Eher Verbrießlich alß ahngenehm, wen Man nicht offenhertzig reden Kan, undt nur vom wetter oder vom ſpillen oder Von Kleyder, daß werde Ich gleich Müde, bin viel lieber allein, da ſegt Ihr Nun die urſachen Von meinem allein ſein, undt Ich glaube daß Ihr finden werdt daß Ich Kein unrecht, mitt intriguen Kan undt will Ich nichts Zu thun haben — hatt der chevallier de st george nicht groß recht ſeinen Vätterlichen thron Zu beſteygen wollen, undt ſein Eüßerſt dazu Zu thun, daß Kan man Ihm Eben ſo wenig Verdencken alß König jörgen ſich In ſeinem thron Zu befeſtigen — — —

Versaille den 20 august 1715.

An Louiſe.

— — — man mag woll viel In König jacobs Nahmen gethan haben da Er nichts Von gewuſt hatte, da ſeindt die pfaffen ſehr capabel Zu — alle Verbitterungen ſo Man gegen die Religionen hatt da ſeindt die pfaffen auff allen ſeytten ſchuldig ahn den, ahnſtatt Mittel Zu ſuchen frieden Zu ſchaffen, ſo ſuchen ſie (Ich ſage auff allen ſeytten) Nur Mittel Zu finden, alle christen gegen Ein ander auff zu hetzen, Meinen dadurch über die hohen haüpter Zu herſchen den ſie ſeindt ſo daß man unter hundert Kaum Einen Eintzigen findet ſo nicht voller ambition iſt, Ich bin persuadirt daß wen Man ſich offenhertzig mitt Einander verſtehen wollte daß ſich alle religionen Vergleichen Könten undt Nur Ein hirt undt Eine Heerde machen — —

Ihr werdet auß meinem letzten ſchreiben Erſehen haben liebe Louise, wie daß Ich den höfflichen Eigenhändigen brieff Von König jorgen woll Entpfangen hab — hir bei Equian Verzehlt Man Eben ſo Eine historie wie die ſo Ihr mir da Verzehlt habt, wie der Man undt die fraw dodt waren hatt man Ihnen nachfolgendes Epitaphe gemacht

Si git la soeur si git le frere
Si git la fille, si git le pere,
Si git la fame et le mary
Et jl n'y a que deux corp icy.

Made de maintenon iſt nicht Kranck geweßen ſie iſt friſch undt geſundt, wolte gott unßer König were ſo woll, ſo were Ich In wenigern ſorgen alß Ich leyder bin — — —

Versaille den 27 augusti 1715.

Hertzallerliebe Louise ob ich Zwar In Einer ſolchen abſcheülichen betrübtnuß bin daß nicht weiß waß Ich thue oder rede ſo will Ich doch auff Ewer liebes ſchreiben andtwortten, ſo Viel mir möglich wirdt ſein, Muß aber vorher ſagen daß wir geſtern daß betrübte undt touchante spectacle geſehen haben ſo man ſein leben ſehen wirdt; unßer lieber König nach dem Er ſich Zum todt bereydt undt wie Es hir der brauch iſt ſeine letzte sacrementen Entpfangen vorgeſtern umb 8 abendts undt alles ordonnirt wie Er Es nach ſeinen todt will gehalten haben, hatt den jungen dauphin hollen laßen Ihm ſeinen ſeegen geben, undt Zu geſprochen hernach hatt Er die Duchesse de Berry mich undt alle ſeine andern dochter undt Enckeln Kommen laßen, Er hatt mir mitt ſolchen tendren wortten adieu geſagt, daß Ich Mich noch ſelber Verwundere wie Ich nicht rack ohnmächtig worden bin, Er hatt mich verſichert daß Er mich allezeit Geliebt hette, undt mehr alß Ich ſelber gemeint daß Es Ihm leydt ſeye daß Er mir jemahlen chagrin gegeben, Er bätte Ich ſolte mich doch ſeiner Etlichmahl Erinern, welches Er glaubte daß Ich thun würde, weillen Er persuadirt ſeye, daß Ich Ihn allezeit lieb gehabt hette daß Er mir Im ſterben glück undt ſeegen wünſche, undt daß Ich all mein leben möge Vergnügt Zu bringen Ich wurff mich auff die Knie Nahm ſeine handt undt

Küſte ſie Er ambrasirte Mich, Hernach ſprach Er ahn die andern Er ſagte Er recommandire Ihnen die Einigkeit Ich meinte Er ſagte Es Zu mir, Ich (ſagte) daß Ich E. M. In biß undt all mein leben gehorſamen würde, Er threhet ſich herumb lachelte undt ſagte Ich ſage Eüch biß nicht Ich weiß daß Ihr Es nicht von Nohten habt undt Zu raisonable dazu ſeydt Ich ſage Es ahn die andern princessinen Ihr Könt leicht gedencken In welchen ſtandt mich dießes alles geſetzt hatt der König hatt Eine fermeté die nicht außzuſprechen iſt gibt alle augenblick ordre alß wen Er Nur Eine reiß thete Er hatt ahn alle ſeine leütte geſprochen undt adieu geſagt Meinem ſohn hatt Er alles ahn befohlen, undt Ihn Zum regenten gemacht mitt ſolcher tendresse daß Es durch die ſeele drinckt, Ich glaube daß Ich die Erſte Vom Königlichen hauß ſein werde ſo den König folgen wirdt, wen Er ſtirbt, den Er lebt noch aber wirdt doch ſchwächer undt Es iſt nichts Zu hoffen leyder — warumb Ich glaube daß Ich die Erſte ſein werde ſo den König folgen wirdt, iſt Erſtlich mein hohes alter Zum andern ſo baldt der König verſchieden wirdt ſein führt man den Jungen König nach vincene wir andern all aber werden nach paris wo die lufft mir ſchädtlich, Ich werde dort In Meiner trawerigkeit ſitzen ohne gutte lufft ohne exercitzien, werde alſo nach aller aparentz Krank werden Müßen, Es iſt nicht war daß made de maintenon todt iſt, ſie iſt In voller geſundtheit Ins Königs Cammer, welchen ſie weder nacht noch tag Quittirt, daß iſt alles waß Ich Eüch Von dießen betrübten Zuſtandt worinen wir hir leben ſagen Kan — — —

ſtirbt der Herr wie nicht Zu Zweyfflen ſtehet, ſo iſt Ein größer unglück vor mich alß Ihr Eüch Immer Ein bilden Könt, auß Viellen urſachen die ſich nicht ſchreiben laßen, Ich Kan undt weiß nichts Vor mir Zu ſehen alß Ellendt undt unglück, ohne Verdruß ungemach undt lange weill undt ungemach Kan ich Zu paris nicht leben — — —

Versaille den 6 7br 1715.

Hertzallerliebe Louise Es iſt gar lang daß Ich Eüch nicht geſchrieben habe, aber Es iſt mir gantz ohnmöglich geweßen, bin bißher ſo accablirt geweßen, undt ſo hertzlich betrübt daß Es mir ohnmöglich geweßen Zu ſchreiben hab meine arme Naße augen Zu Vor Mein dochter freytag undt dinſtag geſpart, Vergangen Sontag iſt unßer Seeliger König geſtorben umb halb 9 morgendts Ihr Könt woll gedencken daß Ich Viell vissitten habe Entpfangen Müßen undt geben, undt Viel brieff Entpfangen undt ſchreiben, heütte habe ich Eines Von Ewern lieben ſchreiben Entpfangen Vom $\frac{2\ \text{7br}}{22\ \text{aug}}$ vorgeſtern habe ich daß vom $\frac{18}{29}$ aug auch bekommen, Kan aber ohnmöglich heütte auff beyde andtwortten, Nur auff daß letzte, freyllich bin ich Nun In Voller betrübtnuß, ſo woll wegen deß Königs Verluſt alß auch daß Ich In daß Verfluchte paris Muß, undt Vor Ein gantzes Jahr, werde Ich aber Kranck ſo gehe ich durch undt gehe nach St Clou, Mein gott waß werde Ich doch Vor Eine Qual außſtehen aber Klagen hilfft Zu nichts Es iſt beßer daß Ich auff Ewer liebes ſchreiben andtworte Ich bin gantz naturlich wen mir waß Zu Hertzen geht, Muß Ich Es gantz Entpfinden bißher hatt Es mich noch nicht geſchadt aber Es iſt doch war daß Ich Einen großen troſt Entpfangen daß daß gantze Volck die troupen undt daß gantze parlement Vor Meinen ſohn geweßen ſein, undt ſeine feinde die den König auff ſeinen todtbett betrogen, undt gegen Meinen ſohn haben unter ſchreiben machen den affront gehabt daß Mein lieber ſohn öffendtlich Vor regent iſt Erklären worden, undt ſie mitt Ihrer Caballe haben cediren Müßen Mein ſohn Nimbt ſich aber der ſachen ſo abſcheülich ahn, daß Er weder nacht noch tag mehr ruhe hatt, Ich ſorge Itzunder daß Er Kranck drüber Möge werden undt ſonſten fahren mir noch manche trawerige gedancken durch den Kopff die Ich nicht ſagen Kan alſo iſt doch der troſt nicht volkommen — Mein ſohn hatt ſelber offendtlich In parlement geſprochen, undt Man verſichert daß Er nicht übel ſolle gerett haben, danckt dem Baron görtz ſehr Vor ſein Compliment, undt daß Es mich freüdt daß Er ſich noch vor mich undt die Meinigen interessirt, waß Ihr unß wünſcht Könte Ohne miracle geſchehen — der junge König iſt gar delicat, dieſelbe minister ſo Zu unßers verſtorbenen Königs Zeitten regirt ſeindt noch In Ihren platzen alſo iſt nicht Zu glauben daß ſie weniger curieux ſein alß ſie geweßen, undt Muß man ſich gefaſt halten daß die brieffe noch geoffnet werden, Zu paris iſt Es ſchir ohnmöglich daß Ich mich conservire den waß mir bißher die geſundtheit Erhalten war die lufft undt exercitzien jagen undt ſpatziren fahren Zu paris habe ich weder lufft noch exercitzien, waß drauß werden wirdt, ſoll die Zeit lehren, waß gott will da werde Ich mich In Ergeben aber die abſcheüliche boßheit undt falſchheit der weldt, verleydt Einem daß leben ſehr — Von aller weldt geliebt ſein Kan Ich mich woll gar nicht flattiren Ich höre gern daß König jörgen ſambt ſeine gantz Königliche famille ſich woll befinden gott Erhalte ſie, Ich weiß nicht ob Ich Eüch nicht ſchon geſchrieben daß der portugaissischer ambassadeur hir ſo Eine magnifique entrée gehalten daß Er golt undt ſilber außgeworffen medaillen Von ſeinem König — Ich wolte daß printzes caroline heütte Ein ſchüßel mitt pfirſchinck gehabt hette wo von wir dießen nachmittag geßen ſie wahren ſo ſüß alß wen Zucker drinen wer — Es iſt leicht Zu gedencken daß die printzes Von wallis über printzes Carolline doll Vatter unßer hatt gelacht Es iſt auch recht poßirlich — mylord stairs hatt mir der 2 Elſten printzessinen contrefait geben, Ich finde daß die Elſte waß Von printz Ernst august hatt Ich bitte Eüch liebe Louise danckt doch J. L. die printzes von wallis demütig Vor daß gar ahngenehme present Man rufft mich Zur taffel Kan mein brieff nicht überleßen Entſchuldigt die fehler liebe Louise undt glaubt daß Ich Eüch Von hertzen lieb behalte

Elisabeth Charlotte.

Paris den 10 7br 1715.

Hertzallerliebſte Louise ſeyder geſtern ſeindt wir Endtlich In dießer betrübten ſtadt, Ich habe meine Zeit geſtern abendts In threnen undt braff Kopff wehe Zu gebracht, Mein ſohn hatt mir aber Ein Neü apartement (welches ohne Vergleichung beßer iſt alß daß andere), geben hoffe hir ohne rechte oder gar große Kranckheit fort Zu Kommen In dießem Neüen apartement, wie Es weitter gehen wirdt werde Ich Eüch berichten liebe Louise — dinſtag den 10 umb Ein Viertel auff 5 nachmittags Man Muß die warheit bekenen dießer ort iſt woll Verdrießlich, Ich habe heütte morgen umb halb 11 ahngefangen Zu ſchreiben, aber nichts alß die wenige Zeyllen ſo Ihr da ſegt ſchreiben Können den Ich habe ſo abſcheülich viel leütte gehabt das mir der Kopff gantz threhet, alß wen Ich woll were weiß ſchir nicht mehr waß Ich thue oder rede — Es iſt Eine rechte Qual hir zu ſein, aber Es iſt noch Kein Zeit hirüber Zu Klagen, den Ich Muß Es leyder ſuchen Zu gewohnen — dieße woche habe Ich Kein friſch ſchreiben Von Eüch Entpfangen werde alſo Nur auff daß vom $^{18}/_{29}$ aug No. 28 andtwortten — alle unßere ſorgen vor dem König ſeindt leyder Zum Endt, geſtern hatt Man unßern König ſeeliger nach St denis geführt, daß gantz Königliche hauß iſt Zerſtreüet wie ſtahren — der junge König fuhr geſtern nach vincene, made de Bery nach St Clou Mein ſohns gemahlin undt Ich hieher mein ſohn Kam Erſt her nach dem Er den Jungen König nach vincene begleydt hatte wo alle andere hinkommen ſein weiß Ich nicht — durch Meine letzte ſchreiben werdet Ihr liebe Louise meine Hertzliche betrübtnuß Erſehen haben, bin Eüch doch ſehr verobligirt Vor Ewere gutte wünſche — den Duc de Leeds habe ich weder geſehen noch von Ihm gehört, mich deücht Es iſt alle Zimblich die moden In Engellandt ſtarck Zu drincken, wie der Duc de richemont hir war, ſoff Er ſich alle tag voll, daß iſt die Verkehrte welt daß Vätter reißen undt ahn Ihrem Kindern reißgeldt fordern, der ſohn hatt Verſtandt gehabt nicht Zu ſeinem Vatter Zu gehen undt den haußhoffmeiſter hin Zu ſchicken, den der dolle Vatter würde Es Ihm woll nicht beßer gemacht haben — Ich habe nicht gehört daß Neüe Lords hir ahnkommen wehren, aber die warheit Zu ſagen, ſo habe Ich ſeyder 3 wochen wenig gehört, noch mich jnformirt wie Es In der weldt Zu geht, den Ich meinte Vor betrübtnuß Zu Vergehen, bin auch Noch hertzlich betrübt aber waß will man thun Man Muß ſich woll In gottes willen Ergeben — ah da Kompt Meines ſohns gemahlin Ich bin heütte ſchon mehr alß 30 mahl jnterompirt worden, aber ſo gehts In paris — Verſichert J. L. die princes von wallis daß Ich hir ſtarck treiben wirdt ahn die geſtochene ſtein wie auch ahn daß Contrefait ſo J. L. mir die Ehre gethan haben Zu begehren — — —

---

paris den 13 7br 1715.

An Louiſe.

— — — Ach liebe Louise mich wundert nicht, daß Eüch unßers Königs S. todt Zu hertzen gangen, waß Ich Eüch davon geſchrieben iſt nicht Zu Vergleichen waß wir leyder gehört undt geſehen haben, der König war von ſich ſelber gutt undt gerecht, allein daß alte weib hatte Ihm ſo Eingepregt, daß Es Niemandts gutt mitt ihm meint, alß ſie undt ſeine minister daß Er Niemandts alß ſie ſeinem beichtsvatter undt ſeinen ministern getrawet, undt wie gutte König nicht gelehrt war alſo hatt der jessuit undt daß alte weib In geiſtlichen ſachen undt die minister In weltlichen ſachen dem König alles weiß gemacht waß ſie gewolt haben, undt die minister wahren Meiſten theils der alten Zott creaturen, alſo Kan Ich mitt warheit ſagen, daß alles waß bößes geſchehen, nicht vom König Kommen Man hatt

Ihm alß weiß gemacht ſeine ſeeligkeit beſtehet drauff, undt Ihr wiſt liebe Louise wen Man davon persuadirt iſt, iſt man nicht Zu abussiren — — —

geſtern hatt man den Jungen König Ins parlement Zu ſein lit de justice geführt da iſt meines ſohns Regence enregistriret worden alſo gar ſicher undt gewiß — — —

Mein ſohn bin ich Verſichert mogte wünſchen daß Ich Vergnügt hir mögte ſein, aber daß ſtehet nicht In ſeinem Vermögen Es iſt Nur Zu wünſchen daß Ich bald daß fieber bekommen möge, den Ich habe Verſprochen nicht Eher hir weg Zu gehen biß ich Kranck werde, Kopffwehe iſt nicht drin gerechnet, den ohne daß Kan Ich nicht Zu paris ſein bekomme Ich aber daß fieber gehe Ich In unßer liebes St Clou — Mein ſohn hatt woll andere ſachen Zu thun, alß ahn meine luſt undt Vergnügen Zu gedencken, Er hatt wohl von Nöhten daß man gott fleißig Vor Ihm bitt, mich deücht Er iſt ſehr resolvirt deß Königs letzte ordre Zu folgen, undt friedtlich mitt ſeinen nachbarn Zu leben — Ich glaube daß wen Es allein bey meinem ſohn ſtünde daß Er gern allen bedrenckten beyſtehen wolte aber viel ſachen werden nicht durchauß bey ihm ſtehen undt umb Zu weißen daß Er alles nicht auß ſeiner Eygenen fantasie regiren will, ſo hatt Er ſchon unterſchiedtliche räht geſtifft, Einen Vor die ſtaadsſachen, Einen raht vor die geiſtlichen ſachen, Einen vor die frembdten affairen, Einen vor Kriegsſachen, alſo Kan Er nichts thun alß waß hirin beſchloßen wirdt werden, undt Es wirdt ſchwer Zu glauben ſein daß der geiſtliche raht, ſo In pfaffen beſtehen wirdt favorable Vor die Refugirten ſein — Ich habe mir Vorgeſetzt mich In nichts In der weldt Zu miſchen, franckreich iſt gar Zu lang Leyder (unter unß gerett) durch weibern regirt worden, Ich will nicht urſach waß mich ahnlangt daß Man daßelbige Von meinem ſohn ſagen mag, Ich will daß gutt exempel geben Meinem ſohn dadurch die augen Zu offnen ſich Von Keinem weib welche Es auch ſein mag regiern Zu laßen — St Clou iſt Ein ort ſo mir lieb undt wehrt iſt den Es iſt der ſchönſte ort von der welt allein were Ich gleich hingangen bette mich gantz paris gehaſt, die doch alle ſo Eine groß affecten Vor mein ſohn undt mich bezeüget, daß Es woll billig iſt daß Ich mich Vor Ihnen Zwinge, Nein liebe Louise glaubt nicht daß mich deß Königs todt In freyheit ſetzt Zu leben wie Ich Es gern wolte, Man Muß nach Landtsbrauch leben, undt da hatt man die wahl gantz undt gar nicht, Man Muß In meinem ſtandt Eine rechte victime Von der grandeur ſein, undt allezeit gegen willen thun auffs wenigſt gegen, waß man gerne thete, Ihr ſolt mir liebe Louise gar nicht verobligirt ſein, Eüch In meiner betrübtnuß Zu ſchreiben den nichts Erleichtert mehr daß Hertz alß denen ſein leydt Zu Klagen die Man lieb hatt undt welche recht part ahn unßer unglück Nehmen, Es iſt war daß alle menſchen den König todt gemeint wie made de maintenon weg gefahren ſie hatt Es ſelber gemeint gehabt weillen Er Eine ſtarcke Ohnmacht gehabt allein Er iſt wieder Zu ſich ſelber Kommen undt noch gelebt, wie Ichs ſchon geſagt — Ich will nicht mehr Von dießen trawerigen ſachen reden, den Es ſchmertz mich Zu ſehr ſtandthafftig iſt der König biß Im letzten augenblick geweßen, ſagte auch Zu made de maintenon In lachen Ich meinte ſterben were ſchwehrer alß Es iſt Ich Verſichere daß Es Keine gar groſze ſach iſt Kompt mir gar nicht ſchwer vor — Er iſt 2 mahl 24 ſtundt geweßen ohne mitt jemandts Zu reden In der Zeit hatt Er nichts gethan alß betten undt alß geſagt mon dieu ayes pitie de moy seigneur je suis prest a paroitre devant vous a quoi tient jl mon Dieu que vous ne me prenies — darnach hatt Er ſein unßer Vatter ahndachtig gebett undt den glauben, undt alß ſeine ſeel In gottes handen befohlen biß Im die ſeel auß — — —

Paris den 17 7br 1715.

An Louiſe.

— — — Daß parlement hatt meinem ſohn (beygeſtimmt), alß Er offendtlich ſein recht nach ſeiner gebuhrt geforbert, welches Er deſto mehr recht hatt Zu begehren, alß Ihm der König Vor ſeinem Ende geſagt, Er hette Zwar Ein Testament allein daß wo fern Mein ſohn waß drinen finden ſolte ſo Ihm nicht ahnſtändig were ſo ſolte Er Es nach ſeinem Sin Endern Es war gantz In faveur deß Ducs du Maine gemacht, alſo nicht ſchwer Zu rahten wer Es dictirt hatte, aber hir Von nichts mehr — Mein ſohn hatt mich Zu offt Von Eüch reden hören liebe Louise umb nichts Von Eüch Zu wißen auch wie Ich Ihm dießes ſagte undt Ewer Compliment machte, ſagte Er (made la raugrave a Donc oublies que ces deux freres ont estés icy, et que Le Cadet estoit mon amis) batte mich auch Ich ſolte Eüch ſehr Von ſeinetwegen dancken — ſein handtwerck ſo Er ahngetretten iſt gar Keine leichte ſach, den alles iſt In Einem gar Ellenden ſtandt Muß lange Zeit haben alles wider Zu recht Zu bringen, ſehe alſo nichts Vor augen alß Mühe undt Qual, undt nirgendts nichts Vergnügliches weder Vor Ihm noch Vor mich undt dazu hatt Er noch Neydt undt haß Zu gewartten auch ſo daß man mehr alß 40 Zettel gegen Ihn In der ſtatt außgeſtrewet hatt undt Duc et pairs haben daß gantze parlement Von hauß gegen meinen ſohn auffwicklen wollen, weillen Er aber Im parlement undt bey den pöpel auch Von allen troupen ſehr geliebet iſt, ſo haben ſie Nur die ſchandt davon gehabt, Ihren bloßen bößen willen Zu Erweißen, aber Ich ſehe nicht gern daß Mein ſohn ſo viel feinde hatt den bey Einer ſo großen regierung Kan Man nicht jedermann Zufrieden ſtellen, die Es den nicht ſein ſchlagen ſich Zu den feinden undt wer weiß waß Endtlich drauß werden wirdt — — —

Paris den 24 7br 1715.

— — — Meinen ſohn ſehe ich Nur Einmahl deß tags, Es iſt, morgendts oder abendts, bleibt aber kein halb ſtundt bei mir, Er iſt Zu Mittag undt Zu nacht bey ſeiner gemahlin, Ich Eße gantz allein bin mitt hundert geſichter umbringt mitt welchen Ich reden Muß, Ich Mag Luſtig oder trawerig ſein, den gantzen langen tag Kommen Leütte ſo mich Im ſchreiben jnterompiren die Muß Ich wider entreteniren daß wehrt biß 8 abendts, summa Ich habe hir nichts alß Zwang undt widerwertigkeit undt Nie nicht die geringſte freüde oder Vergnügen, ſo iſt mein Ellendes leben Nun mehr beſtelt liebe Louise, aber Man Muß woll wollen waß gott will, Mein gott Liebe Louise Ich ſehe woll daß Ihr dieß landt nicht Kendt, Mein ſohn wirdt Nun biß Im himmel Erhoben, weillen alle meinen waß Von Ihm Zu profitiren aber wie alle Mahl über 50 begehren waß Nur Einer haben Kan, ſo macht man gleich 49 malcontenten, undt ſo Viel feindt Von allen ſtänden — Mein ſohn gibt ſich ſo große Mühe Von 6 morgens ahn biß 12 In Mitternacht daß ſehr Zu fürchten iſt daß Er drüber Kranck wirdt werden — — —

Paris den 27 september 1715.

— — — Den gantzen tag Kommen Verdrießliche leütte, ſo mich plagen jedes will Ich ſolle Vor Es reden, Vor meinen ſohn bin Ich In ſorgen den Ich fürchte Er wirdt ſich Zu todt arbeytten Er hatt tag noch nacht Keine ruhe wirdt Es nicht außſtehen Konnen, ohne Kranck werden, wen Ihr diß Vor Ein freüdig getroſt undt ahngenehm leben halt, ſo Kan ich luſtig undt getroſt ſein, Ich weiß nicht ob mein ſohn König wirdt werden daß ſtehet bey gott aber wen Er Es gleich werden ſolte ſo Kan Er nichts thun, alß waß ſein gewißens raht Ihm rahten wirdt, In welchem Ich nicht gewehlet bin, wie Ihr woll dencken Könt, Eins iſt woll ſicher daß wen Er ſeine Eygene jnclination folgte, ſo würdt woll Kein menſch In der welt geplagt ſein wegen der Religion, aber mitt pfaffen Kompt man nicht leicht Zu recht, Ich finde daß der Keyßer über die Maßen woll gethan hatt, die disputten Zu Verbietten daß finde Ich recht christlich. undt exemplar, gott gebe daß Es überall In der gantzen christenheyt möge gefolgt werden — — —

---

paris den 8 8br 1715.

— — — Im anfang habe Ich nach St Clou gekönt, weillen die Duchesse de Berry dort war, mitt welcher Ich (unter unß) gar nichts Zu thun will haben wir simpatissiren gar nicht mitt Einander Ich lebe höfflich mitt Ihr wie mitt Einer bludts frembten Menſchen, beſuche ſie aber nicht offt noch miſche mich In nichts waß ſie ahngeht, noch Ihre fraw Mutter noch Ihre ſchweſtern Ich bekümere mich umb nichts alß mich ſelber, die höffe ſeindt hir nicht wie bey unß auch nicht wie Zu Monsieur S: Zeitten da wir alle mitt Einander aßen undt unß alle abendten mitt Einander Ins große apartement Verſambleten, jedes iſt apart hir Ich ſpeiße allein Mein ſohn undt ſeine gemahlin allein, ſie iſt ſo faul daß ſie ſich nicht resolviren Kan Ein augenblick Ein leibſtück ahn Zu thun ligt allezeit In Einer Escharpen auff Einen loderbett, will Niemandts ſehen alß die ſo ſein wie ſie Ich aber halte Meine ordinarie, bin recht ahn gethan en grand habit undt leyde Niemandts alß die auch ahngethan ſein, made de Berry Im Luxembourg folgt Ihrer Mutter exempel alſo ſegt Ihr woll liebe Louise daß Kein rechter hoff Nirgendts ſein Kan, ach liebe Louise Ihr Kendt die frantzoßen nicht, ſo lang ſie hoffnung Zu waß haben, Iſt alles admirabel bekompt aber Einer waß 50 pretendiren hatt man gleich 49 feindt, die gegen Einen Caballiren, undt den teüffel ahnmachen Ich Kene den hoff undt die ſtatt Zu woll, umb mich Ein augenblick Zu Erfreüen haben Können daß Mein ſohn Regent iſt — — —

Jch habe Eüch doch Mein wordt gehalten, undt gar heimblich Vor die arme Leütte * Jn den galleren solicittirt, habe auch Verſprechung aber ſagts Keinen Menſchen nicht, liebe Louise, wen Nur der gewißensraht mir nicht Verderbt, Kein Engländer Kan ſein leben ſo jnteressirt ſein, alß alle frantzoßen ſein außer made de chasteautier die iſt daß widerſpiel Von allen jnteressen ſie geht hir in Zu weit, auß forcht den Verdacht Zu haben, wie andere Zu ſein, Jch bitte Eüch ſchreibt mir doch waß Mein ſohn vor den König Jn Engellandt gethan hatt, den Jch weiß Es warhafftig nicht, Es iſt gewiß daß ſo lang Jch Jn teütſchlandt geweßen, habe Jch ſolche wüſtereyen nicht geſehen alß hir aber Jn teütſchlandt wirdt nicht alles gekaufft undt Verkaufft wie hir, daß macht die leütte Zu jnteressirt — wie Kan Man Einen Herrn hir lieben, den man 9 mont iſt ohne Zu -ſehen undt Nur 3 monat dint, undt bey welchem Man Nur ſein gelt gelegt umb drauff Zu profitiren, Jch wünſche daß J. L. die printzes Von wallis Noch Content Von dießem Zweytten brieff ſo Jch J. L. heütte geſchrieben, ſein Mögen — — —

mitt der luſt gehts bey mir wie der fraw von Rotzenhaussen ſprichwort, (Es geht Klein her, wie der wolff ſprach ſo ſchnacken fraß) undt umb die rechte warheit Zu ſagen ſo weiß Jch nicht mehr waß luſt undt Zeitverdreib iſt — — —

Jch habe allezeit gehört daß abſcheüliche desbeauchen Jn Engellandt Vorgehen, aber Zu paris macht mans nicht beßer alß Zu sousdreck, undt man hört überall Eckelhaffte ſachen, genung Jhr gebt mir gutte opinion Vom herrn von degenfelt, daß Er ſo jung Er auch iſt Vor ſolchen desbauchen geEckelt hatt — — —

Paris den 15 8br 1715.

An Louiſe.

— — — wen Jhr alle particuliariteten Von meinem leben wißen ſoltet würdet Jhr Eüch nicht verwundern daß ich nicht luſtig bin ſondern Viel mehr wie Jch nicht traweriger bin alß Jch bin — Jch dencke offt ahn daß geſetz Von Lutherischen liedt undt ſinge Es manchmahl

---

* Reformirte, die unter Ludwig XIV. der Religion wegen litten.

ſolt ja ſo ſein
daß ſtraff undt pein
auff ſünden folgen Müßen
ſo fahre fort
undt ſchone dort
undt laß mich hir woll büßen.

Ich bin mein leben nicht ruhiger alß wen Ich gantz allein ſein Kan daß geſchicht mir aber gar ſelten Leyder, ſehe nicht daß der Zwang Luſtiger machen Kan, die fraw von Rotzenhaussen iſt ahngenehm Luſtig undt poßirlich, ſie thut auch all Ihr beſts mich auff Zu Mundern allein Ihre Luſt benimbt nicht waß mich trawerig macht, ma taute S: hatte Viel troſt den Ich nicht habe, ſie hatte Eine ahngenehme printzessin bey ſich deßen heüraht ſie ſelber gemacht undt gewünſcht hatte, ſie war absolutte herr undt Meiſter von ſich ſelber Konte hingehen wo ſie wolte undt thun waß ſie wolte, daß Endert den text, Ein Ewiger Zwang iſt Eine betrübt ſach, Inſonderheit wen Es Nur mitt dem todt Endern Kan — — —

In dießem augenblick Komme Ich Von ſpatziren Es iſt daß ſchönſte wetter daß man ſehen mag wie Im Mayen Ich bin In Kleine holtzgen geweßen ſo Man Le bois De boulogne heiſt darinen iſt Ein alt ſchloß ſo françois premier gebawet hatt ſo madrit heiſt weillen dießer König daß ſchloß hatt Bawen laßen auff dem model Vom ſchloß Zu madrit In spanien wo dießer König gefangen geßeßen — In dießem hoff hatt Eine dame ſo Vor dießem Mein Jungfer (hofffreüllen ſolte Ich ſagen) geweßen ſie heiſt chausseray Ein artig Landtheüßgen die habe ich dort beſucht undt Ihr Klein gärtchen Etlich mahl durch ſpatzirt daß iſt mir woll bekommen, befinde mich Viel beßer Nun — Ich weiß nicht waß mein ſohn ahn mylord stairs geſagt hatt wegen der galleriens allein Ich Kan Eüch Verſichern daß wie Ich Ihm davon geſprochen hatt Er mir gutte hoffnung geben, aber auch dabey geſagt daß ſie ſich gedulten Mußen auß unter ſchiedtlichen urſachen Könte Er ohnmöglich geſchwindt In der ſach gehen — Liebe Louise Ich wolte daß Ihr auß Engellandt weg wehret den alles ſchlegt Eüch übel Zu In Engellandt Ewere niepce dawert mich die Ihren Herrn lieb hatt ſo baldt Von Ihm geſchieden Zu werden, wen Er Nur nicht auch In ſeiner provintz assasinirt wirdt, ſie hatt woll gethan In dießem tumult nicht mitt Zu gehen Es iſt Eine abſcheüliche nation ſo gegen Einen König den ſie ſelber geruffen undt Erwehlt Zu conspiriren undt gegen ſo viel unſchuldige teütſchen — Ein Engländer hir Ein mylord duglas hatt mir geſagt daß der Stervey Erſtlich alles geleüchnet hette, biß Man Jhm ſeinen Eygenen brieff gewißen da hatt Er die resolution genohmen ſich umbzubringen, undt Es Jns werck geſtelt gott ſeye danck daß der König mitt ſeinem Königlichen hauß undt auch Jhr liebe Louise der gefahr ſo glücklich Endtronnen ſeydt gott behütte ferner undt helff Eüch alle auß dem Verfluchten landt — Jch darf die liebe printzes Von wallis nicht ſo offt mitt ſchreiben überlauffen, aber Jch bitte liebe Louise ſagt doch ahn J. L. daß Jch recht geſchaudert habe wie Jch dieße Conspiration Erfahren, undt dancke gott dem almächtigen daß Es ſo woll abgeloffen — Jn den letzten Zeitten hatt daß alte weib undt die Ministers Viel ſachen ohne deß Königs wißen gethan, daß aber der junge König jacob auff ſeinen thron Zu ſteygen ſucht Kan man Jhm nicht Verdencken, aber die auff ſein parthie ſein, ſolten offendtlich Krigen undt nicht durch assassinats — Es iſt nicht Zu Verwundern daß die Engländer Meinen daß Man leicht Ein Türck werden Kan, den ſie ſeindt ſo leicht Zu allerhandt dolle religionen Zu bewegen — ma tante S. hatte die Türcken recht lieb ſagte Es wehren Ehrliche Leütte

Jhr habt woll gethan liebe mir daß buch Von deß Rocheyutte Leben nicht Zu ſchicken daß hette alles Verderben Können — — —

Paris den 18 8br 1715.

An Louiſe.

— — — Mein ſohn hatt ſo woll feinde alß freündt Jch fürchte Es wirdt ſich mitt der Zeit Nur gar Zu Viel außweißen — wer Meint daß feindt Jn franckreich nicht ſchaden Können Kent die nation nicht, alles iſt ſchädtlich undt wenig Nützlich hir — Man hatt mich unerhört plagen wollen, aber Jch ſpeiße die gutte Leütte ſo Kurtz ab mitt je me mesle de Rien, daß man mich Endtlich Jn ruhen leſt, undt habe woll gott Jn mir ſelber gedanckt, die pathie genohmen Zu haben, Jch hette ſunſt weder nacht noch tag ruhe gehabt, den der Inderesse iſt ſo groß hir daß man biß auff ſeine Eygene Cammermägt Verfolgt wirdt — — —

Mein Dockter iſt Ein geſchickter Man, Er hatt auch ſo gutte minen daß Man Jhn Eher Vor Einen obersten alß Vor Einen dockter ahnſehen ſolte, ich habe alſo gedacht wie Jch Jhn genohmen daß wen die letzte Verſtorbene Churfürſtin Zu pfaltz die wie Man geſagt Einen Docter geheüraht hatt, wen ſie dießen geſehen würde ſie den Ihrigen untrew geworden ſein, Einen docktor Konte Ich ohnmöglich lieben wen Er auch were wie Ein Engel, aber wie unßere liebe Churfürſtin pflegt Zu ſagen Einem jeden ſeine weiß gefelt undt ſeinen dreck Vor weyrauch helt — Mein hündtgen daß allezeit bey mir ſein will ſpringt auff mein papir undt hatt mir dort oben 3 wortten außgewiſcht Ich weiß nicht ob Ihr Es werdt leßen Können aber damitt Ich wieder Komme auff waß Ich habe ſagen wollen ſo ſeindt die docktoren dume teüffel hir, undt Meinen Es ſeyen Keine beßere In der welt alß ſie — —

Ihr jammert mich recht liebe Louise ſo viel auff allerhandt art undt weiße In Engellandt, Ich wolt daß Ihr nicht hingangen wehret, der *gutte Herr von degenfelt hatt mehr* alß Eine Kranckheit In Engellandt bekommen. Er jammert mich wo fern Es Kein gutt Endt gewindt, Ich glaube daß ſein chagrin urſach ahn ſeiner Kranckheit iſt — —

---

paris den 29 8br 1715.

— — — die falſchheit iſt mir unleydtlich, undt daß findt Ich hir In allen Ecken, daß Verleydt mir daß leben, auch daß bludt ſo man mir heütte gelaßen iſt Lautter melancolisch bludt, Es iſt Kein wunder wen Ihr den detail wißen ſoltet, daß Ich leben Kan Es leſt ſich aber durch die post nicht ſchreiben tugendtſam wie Ihr liebe Louise ſeydt, die haar würden Eüch Zu berg ſtehen wen Ihr Alles wißen ſoltet — — —

---

paris den 14 9br 1715.

— — — Ey liebe Louise halt Ihr mich Vor Ein Kindt, dem Man Etwaß Verhehlen Muß, daß würde Ich nicht aprobiren den habe ich nicht Lang genung gelebt umb Zu wißen, wie Man ſein parthey Zu alles Nehmen Muß, undt Von gottes handt ahn Nehmen waß Er unß ſchickt daß Verhehlen Kan Ich Vor Meinen todt nicht Leyden Es macht die Leütte daher gehen, wie Naren alle menſchen wißen waß Ihnen ahngeht, undt ſie ſelber nicht, daß iſt mein ſach gar nicht, Ich würde Es Niemandts gutt heißen ob Man Zwar die ſachen nicht Endern Kan, Muß Man doch alles wißen — — —

Ich glaube daß Nun noch Viel dem König görgen untrew werden ſollen, Nun der chevallier de st georgen In ſchottlandt ſein wirdt, man hatt mir dießen abendt Verzehlt wie er durchgangen, Er war Zu comercie bey dem printz de veaudemont undt jagte den hirſch, nach der Jagt gab Er Ihnen Ein retour de chasse, ſie wahren ahn taffel biß umb 4 nach mitternacht, wie Er In ſeine Caumer Kam ſagte Er, Er ging Zu ſpät ſchlaffen umb frühe auffzuſtehen. Man ſolte Ihn Nur biß umb Zwey Uhr nachmittags ſchlaffen laßen, wie ſeine leütte umb 2 Uhr Kammen Ihn auff Zu wecken, funden ſie nichts Im bett, ſie Erſchracken lieffen Zum printz de veaudemont der ſtelte ſich alß wen Er nichts wuſte ſagte Man Müſte den chevallier de st george ſuchen, nach dem Man Ihn Eine ſtundt überall geſucht undt nicht funden, ſagte der printz de veaudemont Laſt unß Zu mittag Eßen, den alle Zugbrücken ſeindt auffgezogen Niemandt Kan Vor 3 tagen auß dießem ſchloß, ſo iſt der chevallier de st george fort Kommen incognito In Bretagnien, dar hatt Er alß Ein reißender Ein fiſcher ſchiff genohmen, daß hatt Ihn in die ſee Zu Einen großes ſchottiſch ſchiff geführt worinen Viel ſchottiſche Herrn wahren ſo mitt Ihm nach ſchottlandt ſein, gutte nacht liebe Louise morgen Ein mehrers, ſo ſtirb ich dieße nacht nicht wie Jungfer colb alß pflegt Zu ſagen — mylord petterbouroug halt Ich Vor Einen dollen Vndt gefahrlichen Narren — — —

Die Engländer Müßen nicht ſo Verpicht auff Ihrer religion ſein alß Ihr woll gemeint habt, liebe Louise, weillen ſo woll reformirten alß Catholische dießen jungen König wider beruffen undt geholt haben, waß wirdt aber auß dießem allem werden Es iſt mir bang Vor beyde, König jorgen iſt matante unßer Lieben Churfürſten ſohn welches mich mehr touchirt alß daß Er mein geſchwiſter Kindt iſt, der ander Iſt mein ander geſchwiſter Kindt undt Er iſt der beſte Menſch Von der welt, Er undt die Königin ſein fraw Mutter haben mir hir allezeit alle freündtſchafft Erwießen In allen occassionen, Kan ſie alſo ohnmöglich haßen, iſt mir alſo bang Vor Beyde — —

wie Ewer ſchwager mitt Eüch lebt meritirt Er nicht daß Ihr Eüch ferner mitt ſeinen affairen Quellet wie Ihr bißher gethan habt, den Eüch ohne den geringſten Danck nach Erkandtnuß allezeit Zu plagen iſt Eüch liebe Louise nicht Zu rahten, Ich habe lengſt gehört daß Er ſich durch Ein Menſch regiren leſt mitt welcher Er Kinder hatt, daß benimbt Ihm alle lieb vor ſeine rechte Kindter, undt da iſt Kein raht Zu, mich deücht weillen Er ſich ſo durch das Menſch regiren leſt, ſo Müſte Man ſuchen das Menſch Zu gewinen, oder bang Zu machen ohne daß hettet Ihr noch In der welt genung Zu leyden, Erſtlich ſo ſeydt Ihr die geſundtſte nicht leydt alſo offt In dießem ſtück, Zum andern ſo Erweiſt Eüch Churpfaltz auch ungerechtigkeit genung umb In dießem auch Zu leyden, alſo gar nicht Nohtig daß Ihr mehr Leydt liebe Louise, mitt Ewere freündtſchafft Vor Ewere Verwanten, folgt Ihr die frantzößſche regle nicht ſo ſagt (Charite bien ordonnée Commance par soy mesme) — — —

geſtern habe ich ſelber mitt Mons dargenson geſprochen, ſeyder Einem Jahr, daß Cartel auß der Bastillen, wißen weder ſeine Verwanten hir noch Niemandts wo Er hin Kommen iſt, Er iſt nicht auß Zu forſchen, Er iſt gar gewiß ſeyder Ein Jahr nicht mehr In Keinem gefängnuß, wo Er aber iſt mag gott wißen, Niemandts hir weiß Es — — —

P. S.

Ich muß noch ſagen daß Es woll ungerecht iſt daß mylord stairs meinen ſohn beſchuldigt ahn deß Königs In Engellandts flucht part Zu haben wie Kan Er wißen waß Zu Comersie Vorgeht undt ſo baldt der chevallier de st george incognito durch Britanien wie Kan Mein ſohn rahten daß Er dort iſt man hatt Ihm die ſach Erſt 8 tag hernach geſagt wie Er hin geſchickt war alles ſchon gethan — —

Paris den 26 9br 1715.

— — — Ich halte die printzes Von wallis Vor Zu gerecht jemandts ohne urſach übel Zu tractiren, Nimbt mir alſo gar nicht wunder daß ſie Eüch woll Entpfängt, wie ſie mir Von Eüch ſchreibt liebe Louise ſo jnteressiren J. L. ſich ſehr In alles waß Eüch undt die Ewerigen betrifft undt Condamnirt Ewern ſchwager ſehr nicht beßer mitt Eüch Zu leben, Er iſt auch Zu Condamniren hirin undt daß Er ſich opiniatrirt ſeine Jüngſte dochter den Herrn von degenfelt Ich glaube nicht daß Er ahn ſeinem gutten hauß Zweyffelt, den daß iſt Ihm ja der Ein teütſcher iſt Zu woll bekandt, aber wie Er gar Karg iſt findt Er Ihn Vielleicht nicht reich genung Vor ſeine dochter — —

---

paris den 10 Decembre 1715.

— — — geſtern hatt mir Ein strasburgische fraw ſo von der fraw von Rotzenhaussen gekandt iſt hatt mir Eine ſchüßel mitt ſauer

Kraut undt ſpeck geben undt Eine Ente drin Es war nicht ſchlim aber daß Kraut war frantzöſch Kraut, welches bey weittem nicht ſo gutt iſt alß unßer teütſch Kraut, hatt wenig geſchmack undt iſt auch gröber geſchnitten, den Man hatt hir nicht die Meßer, wie man Es rein ſchneyden ſoll — — —

Die historie Von der dame ſo Einen ſchiffman geheüraht iſt possirlich, undt gemandt mich ahn Eine ſo dießen Summer Vergangen Eine dame J. Lotteringen ſo made de rassiere heiſt, wolte Ein freüllen beſuchen ſo Jn der nachbarſchafft wohnt undt Vom hauß chosseul war, Wir Kenen ſie alle gar woll ſie iſt fille d'honneur bey der duchesse du maine geweßen, made de Rossiere wie ſchon geſagt fuhr Zu madle de choiseuil man ſagt ſie ſolle Nauff Jn Jhre Cammer gehen, wie ſie Jn die Cammer Kompt findt ſie madle de choiseuil Jm bett mitt Jhrem gärttner ſo grand Colas heiſt made de Rossiere Erſchrack undt ſagt ah bon dieu Madle qu'estce que mon jardinier fait dans vostre lit, madle de choisseuil andtwortete Er wer Jn Jhrem bett weillen Er Jhr Man were undt ſie hette Jhn auß recognoissance geheüraht, weillen ſie Etliche tage Vorher Jns waßer gefahlen war undt grand Colas allein were Jhr Zu hülff Kommen undt hette Jhr daß leben Errett, alſo hette ſie nicht gewuſt wie ſie Jhr Erkandtlichkeit Erweißen Könte alß Jhn Zu heürahten welches ſie gegen alle Jhrer Verwanten wißen undt willen gethan, ſie hatt Jhn durch den hertzog Von lotheringen wollen anoblisiren laßen daß iſt nicht ahngangen, ſie hatt Es bey dem König S: Erſucht daß hatt auch gefehlt alſo iſt die fiere madle de choiseuil dame grand Colas geblieben — — —

Herr Leibenitz * dem Jch Etlich mahl ſchreibe gibt mir die vanitet daß Jch nicht übel teütſch ſchreibe, daß tröſt mich recht den Jch würde recht betrübt ſein wen Jch Es vergeßen ſolte — — —

paris den 27 xbr 1715.

— — — Es geſchahe waß ſo Mir leydt war Jch Muſte doch drüber lachen Eine abtißin Eine dame Von Qualitet ſo deß Verſtorbenen Ertzbiſchofs von paris niepce, undt Zur Zeit wie Jch noch Jns port Royal ginge mad de Beuveron war ſie dort abtißin a labaye au bois, die hatt mich ſo lang wir hir ſein gebetten Zu Jhr

---

* Der berühmte Philoſoph, der mit ihrer Tante in Hannover viel verkehrte.

Zu Komen undt Ich hatte Ihr Verſprochen, ſie noch Vor daß Endt deß jahrs (zu ſehn) Ich fuhr alſo geſtern hin, undt mußte die vesper undt salut dort hören den Es war geſtern der zweyte christag, wie alle gebetter auß wahren gab die abtißin mir Eine colation Von lautter Confituren Ich Nahm Nur Eine borne dabis umb die colation nicht Zu verſchmähen Ich Eße nicht Zwiſchen der Mahlzeit, Es war Viel popel Volck Ins closter gedrungen, ſo baldt Ich den rücken gewandt umb In Ein ander ort Zu gehen wurff ſich der pöpel auff die Colation undt plünderten ſie die Colation die armme abtißin wolte Vor mich Eine ſchönne große taffel Von martzepan ſparen daß Verdroß dem pöpel ſie warffen ſich auff die arme dame undt ſchlugen ſie gotts jamerlich alſo iſt wie Ihr ſegt, dieße ſo lang verlangte vissitte bitter übel abgeloffen, ſo gehts In der weldt waß man offt ahm meiſten wünſcht ſchlegt Einem ahm übelſten auß — — —

waß deſto mehr an madle de choiseuil Zu verwundern war iſt daß wie ſie In der that Von gar gutten hauß iſt, ſo war ſie ſo ſtoltz undt Verachte alle andere Leütte, Niemandts war vom gutten hauß genung mitt Ihr umb Zu gehen, undt alle der hoffart Endigt mitt dem heüraht vom gärtner grand Colas — — —

hir habe ich Kein wordt davon gehört daß die rebellen ahn meinen ſohn ſollen geſchrieben haben wie Er geſtern hir war hatte Ich Ewer paquet noch nicht undt heütte habe Ich Ihn noch nicht Zu ſehen (bekommen) ſo baldt Er Kommen wirdt (werde) Ichs Ihm fragen aber waß Ich woll gewiß weiß iſt daß Mein ſohn wo fern Es war iſt, Entwetter den brieff nicht ahngenohmen, oder doch nicht nach gefahlen wirdt geantwortet haben, den Ich Kan Euch mitt warheit Verſichern daß Er von hertzen Vor ſeinem oncle a la mode de Bretagne den König jörgen iſt —

In dießem augenblick Kompt man mir ſagen daß Vor Ein halb ſtundt Einer Man weiß nicht wer Er iſt durch den gartten gangen mitt Einem ſchönnen demanten ring die filoux haben Ihn Im garten gefolgt haben Ihm Ein masque Von pech Vor daß Maul geſchlagen undt haben Ihm ſeinen ring Eine goltene uhr undt 14 piſtollen genohmen, die mode Von dem masque mitt pech iſt Ewaß Neües — —

Es iſt war daß die Rebellen Ihm * Einen abgeordten geſchickt mitt Einem brieff Er hatt ſie aber wider zurück geſchickt ohne weder

---

* Ihrem Sohne.

ſie noch Ihren brieff Zu, leüfft alſo Eine andtwort In Londren ein ſie iſt falſch daß Könt Ihr Kecklich Verſichern — — —

Es iſt leyder nicht war, daß Churbayern ahn meine Enckel denckt Mad dorleans hatt ſecks döchter gehabt die Erſte iſt gantz jung geſtorben Kein 2 Jahr alt worden die Zweytte iſt die Duchesse de Bery die 3te iſt 17 Jahr alt man heiſt ſie Madle de chartre daß iſt die ſo none will werden, die iſt die hübſchte, von geſicht undt taille, die 4te heiſt man madle de vallois die iſt dießen october 15 Jahr alt worden Hernach iſt der Duc de chartre ſo 12 Jahr Im augusti geworden, hernach iſt madle de montpensier ſo In Einem closter bey Beauvais iſt die 5te den 11 dießes monts 6 Jahr alt worden, wir haben noch Eine hir ſo madle de beaugelois ſo Ein Jahr alt iſt undt Made la duchesse d'orleans iſt wider ſchwanger — Man hatt ſein leben nicht gedacht madle de chartre ahn den chevallier de st george Zu geben aber Es iſt war daß daß geſchrey davon gegangen aber die jnteressirten haben nie dran gedacht — —

Paris den 14 Januari 1716.

Hertzallerliebe Louise Ich will heütte ahn Eüch ahnfangen Zu ſchreiben den ſonſten werde Ich Eben ſo wenig dazu gelangen Können alß Vergangenen freytag welches damahlen Eine Nagel Neüe VerhinderNuß war, den Mein apartement were bey Einem haar Verbrendt, Ich hatte befohlen daß man mich umb 7 wecken ſolte, den Ich hatte unerhört Viel den tag Zu ſchreiben Ich hatte Ein ſchreiben Von der printzes Vom wallis Entpfangen Von 28 ſeytten undt Einen Von meiner dochter von 12, dachte alſo früh ahnzufangen, Nachts umb halb 3 hörte Ich abſcheülich oben über meiner Cammer Lauffen daß Ich wacker davon wurde hofft doch baldt wider Einzuſchlaffen aber umb 3 ſehe ich den Cammerknecht In mein Cammer Kommen ſo ordinarie daß feuer macht der macht mir Mein feuer, Ich rieff Evin que voulles vous faire vous reves jl s'en faut bien quil ne soit encore 7 heures et je vous assure que 3 heure viene que de sonner, Er andtwort, je le say bien Madame, mais il faut pour tant que vous vous Levies sil vous plait Car l'opera brulle heuresement Le vant porte La flame du Corté du cu de sac, mais si le vant changoit et qu'il porta la flame du costé du theatre, Le palais Royal seroit tout Enflame que vous n'ories pas Le temps de vous chausser, wie Ich daß gehort bin Ich geſchwindt auffgeſtandten undt hab mich ahngezogen, wie Ihr woll leicht dencken Könt liebe Louise, daß opera iſt nicht weitter Von meiner garderobe alß Ewer fraw Mutter Cammer wie ſie noch Im Engliſchen Bau Zu Heydelberg Logirte Vom dicken thurm, were daß theatre ahngebrandt were Es wie Ein feuerwerck ahngangen, mitt allem dem holtz gemahlte tücher geöhlte höltzer undt cordin Kein ſeelen Menſch hette biß hauß salviren Können, aber Man iſt Es gott lob noch bey Zeit gewahr — Einer ſo deß Konig S: Erſter Cammerdiener geweßen undt Mons Bontemps Kam umb 2 uhr Vom ſpil ging bey dem palais royal Vorbey undt ſahe die flame auß dem opera ſahl Er rieff au feu undt Kam undt weckte mein ſohn, alle brandtglocken wurden gleich geleütt, dadurch ſich 200 arbeydtsleütte Verſambleten, man ſchickte auch alles hin waßer Zu tragen alſo iſt man dem unglück Vorkommen, Ich bin biß umb 7 da alles gelöſcht bin In die Cadel gangen hab dort gott gedancket daß Ich nicht Verbrendt bin habe mich hernach wider Zu bett gelegt undt biß umb 1 Uhr geſchloſſen bin Hernach wider auffgeſtanden umb halb 3 ahn taffel alſo Erſt umb halb 4 Erſt Von Taffel habe hernach unerhort Viel vissitten bekommen auff dieße avanture hernach habe ich ahn die printzes Von wallis geantwortet, undt ahn mein dochter Ihr Könnt woll gedencken Liebe Louise daß mir dieß alles meine Zeit benohmen daß Ich Eüch ohnmöglich Eher alß heütte habe ſchreiben Können, paris iſt gar Zu Verdrießlich In dem Man allezeit thun Muß waß man nicht will undt mitt großer Mühe thun Kan waß man gern wolte, Erlebe ich den frühling werde Ich woll Eine große freüde haben, auß dießer widerlichen ſtatt Zu Kommen — — —

unßer Kleiner König hir au thuillerie iſt In perfecter geſundtheit gott lob undt Kein augenblick Kranck geweßen Er iſt gar lebentich, undt bleibt Kein augenblick In ſelber postur, die rechte warheit Zu ſagen ſo iſt Er Ein ungezogen Kindt Man leſt Ihm Alles zu auß furcht Er mögte Kranck werden undt Ich bin persuadirt, daß wen man Ihn corigirte würde Er ſich nicht ſo ſehr passioniren undt daß Kan Ihm mehr ſchaden alß wen man Ihn allen ſeinen willen leſt, aber jederman will Ins Königs gnaden ſein ſo Jung Er auch ſein mag — —

Paris den 21 Januari 1716.

Hertzliebe Louise Ich weiß nicht wie der winter In Engellandt iſt, aber hir haben wir die grimichſte Kälte ſo Ich Zeit meines Lebens

Entpfunden, Es dawert ſchon ſeyder 5 gantzer wochen, undt wirdt alle tag ärger Es iſt heütte ahm Termomettre 11 gradt kalter alß geſtern wir haben dieße gantze Vergange woche Keine briffe auß Engellandt bekommen, welches mir zwar leydt iſt aber Es Nimbt mich gar Kein wunder nach dem Man mir geſagt daß die ſee bey Calais ſo Erſchrecklich weit In daß mehr gefroren iſt, daß die Engliſche ſchiff zwar Kommen ſein, aber wieder Zurück nach Douvre ſein, undt wegen daß Eyß nirgendts haben ahnlanden Können, welches mir von hertzen leydt den Ich mögte Von Hertzen gern wißen, wie Es Nun Zu geht, da der pretendant (wie ſie Ihn heißen) In ſchottlandt ahnkommen, undt ob ſie unßerm König jörgen noch treü Verbleiben, der armen Königin Von Engellandt were Ihres herrn ſohns ahnkunfft undt gutte reception In ſchottlandt ſchir bitter übel bekommen, die arme Konigin iſt der freüden nicht gewohndt, dießes aber hatt J. M. ſo unerhört gefreüet daß Ihr daß fieber gleich drüber ahngeſtoßen — Ich finde liebe Louise daß die Printzes von wallis groß recht hatt, übel Zufrieden Vom Duc de schomberg Zu ſein, daß Er dem König nicht dancken Kompt Vor die gnade ſo Er Ihm gethan Ihn Zu geheimen raht Zu machen, die printzessen ſolt Er auch dancken Vor Ihm gerett Zu haben, wo hatt Er daß gelehrnt, wie Er hir war, war Er polie undt wußte woll Zu leben, Ich habe Ihn allezeit recht höfflich geſehen, ſein humor hatt ſich, wie Ich ſehe, nicht In Engellandt Verbeßert — —

Es iſt gewiß daß Hir Zu paris mehr Verhindernüße Zu ſchreiben In Einen tag Kommen alß Zu Versaille Einer gantzen woche, geſtern hatte Ich 29 teütſchen fürſten, graffen undt Edelleütte, die fürſten wahren der Erbprintz Von württenberg der iſt Nicht ſchön, aber recht artlich, undt Ein recht gutt Kindt Er hatt Einen wackern Ehrlichen Man Zum hoffmeiſter den jüngſten Herrn von forstner die 2 andern fürſten wahren Ein fürſt von ahnhalt der iſt Eben nicht übel geſchaffen aber Er bildt ſich Ein Er ſeye ſchön undt iſt recht Heßlich undt Ein wunderlicher humor die Rotzenheusserin macht Ihm alle tag waß Neües weiß, Er iſt Verliebt Von Eine Von meines ſohns dochter Madle de chartre wen Er ſie ſicht macht Er grimassen daß Mans nicht außſtehen Kan, Man Muß lachen, wen mans gleich nicht will — wir haben noch Einen printzen hir Ein fürſt von oſtfrießlandt, der iſt auch nicht ſchön die Zwey ſeindt wie Cammerrahten dießer letzte iſt gar Ein gutter Menſch bildt ſich nichts In der welt Ein, undt geht ſeinen gerahten weg fort, undt hatt gar kein ridicul ahn ſich, die graffen ſo wir hir haben ſeindt Ein graff von weissenwolf graf hoim, undt noch 3 andere oestereichsche graffen deren Nahmen mir jetzt nicht Einfelt Ein graff von harach alle der printzen hoffmeiſter undt Edeleütte, 2 hohen officir von alſäßiſchen regiment der Eine ſo Brigadirer iſt heiſt Bernholt undt iſt Lenor ihr dochter Man, der ander heiſt tristet Ein Baron von Roswurm Mein harling Ein Börstel von geſchlecht mitt Einem wordt Es wahren wie Ich ſchon geſagt ſo viel teütſchen bey mir, daß Erinerte mich ahn Ein alt histörgen ſo Zimblich Possirlich iſt, daß Jahr wie Carl Lutz Ewer bruder her Kam ſtundt Ich gar übel mitt dem chevallier de Loraine, undt daß falſch geſchrey ging daß Ich Carllutz hatte hollen laßen umb mich ahn den chevallier de Loraine Zu rechen, Viel Cavallier Von hoff brave Leütte Kammen undt batten mich umb gottes willen ſie vor deß raugraffen seconden ahnZu Nehmen Ich Lachte Von Hertzen undt ſagte daß Ich gar Keine ſchlagerey ahnfangen wolte, Ich weiß nicht ob der chev: hirVon gehört hatt, oder nicht, aber Einsmahls alß CarlLutz undt Ich undt noch Viel andere teütſchen In meiner Kammer wahren, Kam der chev: de Loraine In meine Cammer wie Er unß teütſchen aber bey Samen ſahe, threhete Er Kurtz umb undt lieff davon alß Wen Er den teüffel geſehen hette Einr von ſeinen gutten freünden der fragte Ihn ou coures vous donc si viste, der chevallier de Loraine andtwortete made ne m'aime pas Elle est entoures de son Raugraff et encore d'auttres grands allements j'y pourais mal passer mon temps, cest pour quoi je pris Le parti Le plus sur car que sait ce qui croit pust mavoir si Madame dissoit me parmi tout ces allement, jls sont mauvais raillieus Dieu sait ce qui messeroit arives, alle die Es gehört haben, haben hertzlich drüber gelacht — — —

Die Abtiſſin de Labaye au bois hatt der peüpel nicht mitt willen geſchlagen aber weillen ſie Ihnen wehren wolte die colation Zu plündern haben ſie über Einen hauffen gerendt undt auff ſie getretten, undt Zu geſchlagen damitt ſie Zeit gewinen mögten alles Zu plündern, Hir fordert man Keine satisfaction Von waß der peupel thut —

Ewere Reflection undt Meine ſeindt just Ich habe Es hundertmahl remarquirt, daß wen man Etwaß ſehr wünſcht undt Es geſchicht Kompt allezeit Etwaß darzu ſo alles Verſaltzt undt Verdirbt daß hatt mich Vom Wünſchen corigirt — Es iſt Eine Heßliche ſach umb die passionen, Ich bins ſo Müht alß wen Ichs mitt Löfflen gefreßen hettte wie die gutte fraw von harling alß pflegte Zu ſagen — Ich will auch nichts weitters ſagen, den Es were Leyder Nur gar Zu Viel auff dießen text Zu ſagen undt Zu Verzehlen, aber daß liß ſich Nur Teste a teste ſagen oder durch ſichere gelegenheitten aber nicht durch die post, Es geht hir Im Landt ſelten beßer ſondern wie mir die Hertzogin Von mecklenburg mir alß Verzehlt daß Zu der Königs Louis XIII Zeitten Ein Nar bey hoff geweßen der Kam Einsmahls nach mitt Einem wehr geheng worauff Er Lautter atzellen hatte brodiren laßen, Ich glaube liebe Louise daß Ihr woll wiſt daß man Eine atzel auff frantzosch Eine atzel pié heiſt, der Nar ſtelt ſich Vor dem König undt trehete alß ſein wehrgeheng herumb, der König fragte Ihn que tu La Er andtwortete sire je vay tout comme vostre cours, comment donc ſagte der König der Nar andtworte je vais de pies en pié et vostre cour aussi, ſo Könte Ich auch woll Zu meinem ſohn ſagen — Ihr Könt nicht glauben liebe Louise wie Es Eine gutte ſach umb die pomade divine drumb habe ich Eüch Ein büchsgen geſchickt das Ihr Es allezeit Im ſack tragen Könt — Man Mag auch ſo reiche Heürahtthun alß Man will wen Man Lumpen Zeüg nimbt bleibt die Reüe nie auß, mich argerts recht wen Ich ſo ungleiche heürahtſehe —

In ſchottlandt wie Ihr Nun woll wißen werdet, iſt der prentendent woll Entpfangen undt alß König auffgenohmen worden Ich Kan nicht ſagen wie ſehr mir nach brieffen auß Engellandt Verlangt, umb Zu horen waß dießes herrn ahnkunfft In ſchottlandt In Engellandt guts oder bößes außrichten wirdt, Man ſagt hir mylord mar hatte ſich Nur ahngeſtelbt alß wen Er umb gnadt bitt umb König jörgen Zu amussiren undt ſeinem jungen König Zeit Zu geben In ſchottlandt Zu Kommen — Kein ſchiff hatt mylord mar gar gewiß Von hir bekommen, da wollte Meine handt woll vor Ins feüer ſtecken, undt noch weniger iſt Es war daß Man gelt geſchickt hatt dießes letzte iſt ohnmöglich, Es iſt nicht aparantlich daß Nun der Krieg ſo baldt Ein Endt mitt den rebellen Nehmen Kan — Ihr habt woll recht Zu disputiren liebe Louise daß mein ſohn auffrichtig Er iſt Leyder Nur gar Zu gutt undt auffrichtig daß macht Ihm fehler begehen — timide Zu ſein wie Ewer Jünge niepce ſtehet Einem Jungen freüllen woll ahn undt Ich hoffe daß Es Ihr glück bringen wirdt —

paris den 11 februari 1716.

— — — Ein reütter Von deß prince de Lambesq ſein Regiement hatte Einen bruder Zu nancy den wolte Er beſuchen, andern tags wolte ſein bruder Ich weiß nicht ſuchen oder Entgegen gehen, fandt aber nichts von ſeinem armen bruder alß den Kopff undt Eine fauſt, In welcher Er nach ſeinen bloßen ſabel hatte, Muß ſich gegen den wolff gewehrt haben, ſie gehen troupen weiß 7. 8. mitt Einander undt attaquiren die reißenden, haben ſchon ſehr Viel Leütte gefreßen hir Im Lande fangen ſie auch ahn daran iſt der abſcheüliche harte wintter (ſchuld), die auff dauung deß wetters hatt ſchir ſo viel leütte umbgebracht alß die Kalte 8 arme waſcherinen waren In Ein platten ſchiff umb Zu waſchen, dieße ſchiff waren ahn ſtarcke ſeiller ahngebunden daß Eyß hatt die ſeillen oder ſtrick wie Ein Meßer abgeſchnitten, daß Eyß hatt daß ſchiff weggeführt Eine hatt daß hertz gehabt Von Eyſchollen Zu Eyßſchollen Zu ſpringen daß hatt Ihr Zeit geben daß Man Ihr ſtricke hatt Zu werffen Können die iſt salvirt worden die andern aber ſeindt alle umbkommen Eine hatt daß Eyß den Kopff glatt abgehauen, Eine andere den Leib Zertheylt ander haben die ſchulden Zerhauen gehabt aber waß ahm abſcheülichſten war Eine ſchwanger fraw die hatt daß Eyß den bauch auff geſchnitten, daß armen KindtsKöpffen hatt man auß dem bauch herauß geſehen haben ſo biß nach St Clou geſchwummen, war abſcheülich Zu ſehen wie man ſagt — — —

---

paris den 14 februari 1716.

— — — Der graff von nassau hatt $\frac{m}{20}$ francken Verſpilt, mitt Etlichen damen hir, Ich glaub ſie haben In Ein wenig beſchißen mitt Verlaub, den ſie haben die reputation woll Zu ſpillen Kommen — —

Die printzes ſagt daß Ihr noch hoffnung habt alles Zu guttem Endt mitt Ewerem ſchwager Zu bringen, gott gebe Es undt daß Ihr Vergnugen wider nach hauß gehen möget

---

Paris den 21 februari 1716.

— — — Ich Muß Euch Nur noch ſagen den Es Erſtickt mich, daß Es der papst undt Konig In spanien ſeie ſo den praetententen gelt geben haben der papst hatt $\frac{m}{50}$ fl geben undt der König In spanien hatt 3 mahl hunderttaußendt thaler, geben Von meinem ſohn hatt Er weder heller noch pfening bekommen — gutte nacht liebe Louise Ich bin ſo ſchlafferig daß Ich die feder nicht mehr halten Kan Muß doch noch ſagen daß Ich meinen Vetter Von hessen Landtgraff jorgen geſehen, Man hatte mir Ihn ſo ſchön gemacht, daß Ich Ihn gar nicht ſchon gefunden Er hatt Ein abſcheülich groß Maul undt lacht nicht ahngeNehm adieu Ich ambrassire Von Hertzen undt werde Eüch Von Hertzen lieb behalten ſo lang Ich lebe

---

paris den 28 februari 1716

Hertzallerliebe Louise Ich glaube der teüffel auß der hellen iſt Von ſeiner Ketten Kommen umb mich doll Zu machen Ich bin expres umb heütte morgen umb 7 auffgeſtanden In hoffnung Zeit Zu finden ahn Eüch undt madle de malauze die printzes Von wallis undt mein dochter Zu ſchreiben ahn mein dochter hab ich geſchrieben undt auch ahn die princes Von wallis allein wie Ich ahn Eüch undt madle de malauze haben andtworten wollen hatt mir der teüffel au Contretemps Ein halbdutzendt Duchesse daher geführt die mir all mein Zeit haben Verliehren machen, dazu mein ſohn mitt Ein abſcheülich Kopffwehe Er hatte ſchir Ein aug Verlohren hatt ſich Im balhauß ſelber die raquette In Ein aug geſchlagen hatt ſich nicht ſchonnen wollen die 3 letzte tag Von carnaval, hatt Er biß 6 gewacht undt Ein doll leben geführt daß macht mich gantz gritlich — — —

Der chevallier de st. George iſt bey ſeiner fraw Mutter mein ſohn hatt Ihn bitten laßen auß franckreich Zu Ziehen

---

St. Clou den 23 juni 1716.

— — — Churpfaltz todt hatt Man mich noch nicht notificirt Ich weiß aber doch daß Er Es iſt — printz Carl Itzigen Churfürſt hatt Eine große naredey gethan wo ſein heyrath war iſt Ich glaub daß nach dem pfaltziſchen hauß recht der printz Von sultzbach dießen Mißgebohren pfaltzgraffen wirdt disputtiren Können — — —

St. Clou den 7 julli 1716.

— — — wie Jch Eben der printzes Von wallis brieff Enden wolte Kam man mich hollen, weillen mad d'orleans Jn Kindes Nöhten war, Es war just 11 Uhr Ehe die Kutzſchen fertig wurden war Es halb 12 wir Kamen umb Ein Viertel auff 1 ahn wie Jch Jn die antichambre Kam war alles gar ſtill undt man ſagte mir mitt leißer ſtim Jl y a pres d'une heure que S. A. R. est accouschée tres heureussement aber Man ſagte mir dießes mitt ſo trawerigen Minen daß Jch nicht Zweyffelen Konte daß made d'orleans Eine 7te dochter bekommen hette, undt habe mich leyder nicht betrogen — — —

St. Clou den 1 September 1716.

— — — Mein dockter iſt nicht gar kein charlatan undt liebt die remedien nicht ſonderlich, aber Meine leütte ſo jnteressirt ſein undt forchten durch Meinen todt Jhre chargen Zu Verliehren die plagen Jhn — — —

Die printzes Von wallis iſt ſo ſehr über der graffin Von Bückeburg Vertrettenen fuß Erſchrocken meinte Er were gebrochen, daß Jch ſehr fürcht daß Es dem Kindt davon die printzes ſchwanger iſt ſchaden wird — wir haben ſeyder 14 tagen Ein abſcheülich exempel davon ahn der Jungen marquise de Bethune ſo deß Ducs de Gevre ſchweſter iſt, ſie iſt glücklich Eines ſchonnen puben geNeßen aber weillen Einen bettler Jn der Kirch geſchehen, ſo ſie auff Einmahl Erſchreckt Jn dem ſie Jhm Einen Krebs Jn der bruſt geſehen ſo alles fleiſch abgefreßen, daß Kindt war Eben ſo undt nach dem man Es getaufft iſt Es geſtorben hatte die bruſt undt über den magen wie Ein ſpineweb gehabt, Man hatt hundert exempel Von dergleichen alſo iſt mir bang vor der printzes Von wallis ſchrecken — — —

St. Clou den 13 9br 1716.

— — — Jch wolbt' daß die liebe printzes von wallis ſchon wider glücklich Jm Kindtbett were Jch bin recht Jn ſorgen Vor J. L. ſie hatt mir gantz daß hertz gewohnen liebe Louise Jch mache Eüch Mein Compliment daß Ewer ahnſchlag ahngangen undt Herr max ſohn * Zum graffen worden, Ihr wißt daß Ich Eüch offt geſagt Eüch Ewers ſchwagers ſachen nicht ſo ſehr ahnZuNehmen, den Er würde Es Eüch Keinen danck wißen, geht Ein wenig gemach auch mitt Ewerer niepcen undt denckt daß ſo gutt gemütt man auch haben Mag ſich Nie In Einen ſtandt ſetzen Muß Von ſeinen Verwandten Zu despondiren undt Ihren gnaden Zu Leben, wens auch gleich leibliche Kinder wehren, den Man ſicht überall leütte den ſolche ſachen gereüet haben, denckt bitte Ich ähn meine woll meinente Erinerung undt ſeydt Verſichert daß Ich Eüch Von Hertzen lieb behalten werde.

Elisabeth Charlotte.

St Clou den 19 9br 1716.

— — — Ich Erinere mich jetzt daß wie Ihr mir Von mein Enckeln geſchrieben heiſt Ihr ſie Königliche Hoheit den tittel führen Nur die ſo man Enfant de france undt petits Enfants de france, Enfants de france ſeindt der Könige Leibliche Kinder undt Ihre brüder der Könige bruders Kinder wie mein ſohn undt ſeine ſchweſter wie auch die noch Lebende groß Hertzogin, denen gibt man mitt recht den tittel Von Altesse Royal oder Königliche Hoheit, aber meines ſohns ſohn undt töchter ſeindt Nur prince du sang die haben Keinen andern tittel alß altesse serenissime undt unter enfants de france undt ſie iſt gar Ein großer unterſchiedt In alles ſie haben Kein service par quartie man Kaufft die chargen nicht undt Ihre chargen haben Keine grand officier noch premier ausmonier noch premier Escuyer noch chevallier dhonneur, die privillegien Von unß ſeindt daß wen wir gleich ſterben behalten unßere bedinten ſo man officier de maison Royale heiſt Ihre prerogativen daß wen ſie gleich bawern ſein doch nicht wie die andern gelt geben Müßen ſondern haben Viel freyheiten alß wen wir noch Lebten daß Konnen der prince du sang Ihre nie haben alſo wie Ihr ſecht, nicht allein Im tittel ſondern In alles gar Ein großen unterſchiedt — Ich habe gedacht daß Es Eüch nicht leydt ſein würde alle dieße unterſchiedt Zu wißen unßere Kinder haben quartier undt officier wie wir auch daß Kauffen undt Verkauffen der chargen, allein Es iſt doch noch Ein unterſchiedt ſie haben Keine chaisse a bras·

---

* Der junge Chriſtoph Martin von Degenfelt, ihr Vetter, der ſie nach England begleitet und dem ſie die Hand ihrer ſanften Nichte Marie, Tochter des alten Schomberg, zuwenden wollte.

noch chaisse a dos bey unß wäſchen auch nicht mitt unß ſie ſeindt aber wie wir auff den drap du pied In der Kirch bey dem König die prince du sang aber wie auch unßere Enckeln darffen nicht auffs drap de pied weder bey dem König noch bey unß, ſondern außer dem drap de pied, daß iſt alles reglirt Es weiß Ein jedes wo Es hin ſoll ſeindt wie In tribunen darff Niemandts alß unßere Kinder ſich bey unß Knieen aber Neben den printzen undt princessinen du sang Kommen alle damen Knieen wen ſie Nur Von Condition ſein alſo ſegt Ihr woll daß Ein großer unterſchiedt In allem iſt — mitt mir Kan Kein mans menſch Eßen alß prince du sang souverains undt Cardinals mitt meinen Kindern Eßen alle fürſten undt Ducs, mitt den prince du sang alle Edelleütte, Vor unß Kan Niemandts ſitzen alß Duchessen undt printzessen bey unßern Kindern alle Damen die Duchessen haben Lehnſtühl undt die Ducs auch bey den printzen du sang ſitzen die Duc In chaisse a bras wie ſie undt ſie begleytten ſie an der thur undt generallement alle Mansleütte ſitzen bey ſie, undt Eßen Mitt Ihnen, Es ſeindt noch mehr dergleichen unterſchiedt ſo mir jetzt Eben nicht Einfahlen — — —

Paris den 11 xbr 1716.

— — — Vor die gutte potſchafft ſo Ihr mir von der printzes von wallis jetzt gott ſey danck gutten geſundtheit gebt ſchicke Ich Eüch liebe Louise Ein Klein potten brott Nehmblich Ein gantz ſchlecht ſchächtelgen Von golt mitt Ein Klein demanten ringelgen mitt 4 Kleine aber wahre grüne demäntger, wünſche daß ſie Eüch gefallen möge, undt hoffe daß Es noch waß rares In Englandt mag ſein, rechte grüne demantier Zu ſehen — — —

Man ſagt hir die printzes war ſchir umbs leben Kommen weillen Ein Engliſcher accoucheur nicht hatte Leyden wollen daß die teütſche hebamme die printzessin helffen ſolle, undt daß der ſtreitt die printzes ſchir daß leben gekoſtet hette, Ich mögte wißen liebe louise ob Es war iſt — — —

Mich deücht das Churpfaltz beßer thete ſeine fraw dochter dem printzen Von Sultzbach ſeinem rechtmäßigen Erben zu geben alß ſich ſelber Zu heürahten, den Nimbt Er Eine Ertzhertzogin ſo wirdt Er Nur die pfaltz auff Neüe ruiniren, da Hergegen wen Er Nur ſeine printzessin dem printz Von sultzbach gibt Kan Er ſeinen hoff regliren wie Er will undt die übermaßige despance ſo ſein Herr Bruder gehabt abſchaffen — Ich wünſche Von Hertzen daß das arme Heydelberg dießem jetzigen Churfürſten gefahlen möge damitt Er daß liebe ſchloß wieder Zu recht möge machen Laßen, den Ich Kan nicht laßen mich noch Immer Vor den ort meiner geburdt Zu jnteressiren — — —

Paris den 15 xbr 1716.

— — — man ſagt daß Eine Engliſche dame d'honneur ſo Eine witwe iſt ſchwanger Vom printzen Von wallis ſein ſolle, Ich bitte Eüch liebe Louise ſagt mir ob Es war iſt oder nicht, ſolte Es war ſein würde Ich die printzessin Von Hertzen beklagen, den ob J. L. Zwar weder jalous ſein noch ſein wollen, ſo Kan doch Ein ſolcher Esclat In ſeinem Eygenen hauß nicht gefahlen, undt alle Engländer ſein hoffartig undt haben wunderliche Köpffe Könte alſo woll waß unahngenehmes Vor die printzes Zu wegen bringen welches mir Von Hertzen leydt ſein ſolte, mitt Einem wort von huren Kompt Nie nichts gutts würde alſo die gutte printzes woll Von Hertzen beklagen wo fer Es war iſt — — —

Paris den 5 merts 1717.

Ich Erfreüe mich mitt Eüch liebe Louise daß der Graff degenfelt ſeine liebſt bekommen gott laße Eüch viel troſt undt freüde ahn Ewern niepcen undt Ihren Männern Erleben macht Ihnen mein Compliment undt auch ahn den Duc de chomberg Zweyffle nicht daß Es Ihm Ein troſt wirdt ſein ſeine 2 dochter Verſorgt Zu ſehen, gutte nacht liebe louise gott Erhalte Eüch undt gebe Eüch alles waß Ewer hertz begehrt ſeydt Verſichert daß Ich Eüch allezeit lieb behalte

Elisabeth Charlotte.

(Die Prinzeſſin wurde bald darauf ſehr krank.)

---

paris den 14 may 1717.

Hertzallerliebe Louise Ich habe heütte Eine große vissitte gehabt Nehmblich Mein heros den Czaar *, Ich findt Ihn recht gutt wie waß wir alß Vor dießem gutt hießen Nehmblich wen man gar nicht

---

* Peter der Große.

affectirt undt ohne façon iſt, Er hatt Viel Verſtandt undt rett Zwar Ein gebrochen teütſch aber mitt Verſtandt undt gibt ſich gar woll Zu Verſtehen, Er iſt höfflich gegen jeder Man, undt macht ſich ſehr belibt Ich habe den Czaar In Einer wunderlichen postur geſehen Ich Kan noch nicht Kein leibſtück ahn thun bin Eben wie Ich Vom bett auff ſtehe Ein nachtshembt Camissol nachtsrock ahn, undt Einen gürtel —

(Die Prinzeſſin blieb den ganzen Sommer hindurch krank. Aus dieſer Zeit ſind nur Briefe der Frau von Rathſamhauſen vorhanden, welche in einer kaum leſerlichen Schrift die Krankheitsgeſchichte enthalten.)

St Clou den 11 august 1717.

— — — Es iſt leicht Zu begreiffen, daß Ihr Viel werdet Zu thun gefunden haben nach dem Ihr ſo gar lang Von hauß geweßen ſeydt, Ich bin Von Hertzen froh daß Ihr wieder geſundt ſeydt, gott Erhelt Eüch lang dabey welches Ich deſto mehr hoffe, weillen Ihr Nun wider Gott Lob In Einer gutten Lufft ſeydt die printzes Von wallis hatt mir ſchon printz wilhelm Von hessen beylager bericht, aber J. L. Loben die brautt nicht ſehr ſagt ſie were gar heßlich undt hatt dabey Einen wunderlichen Kopff, printz wilhelm wider woll gar gewiß regirender Landtgraff werden den Es iſt Kein aparantz daß ſein Elſter herr bruder Kinder bekompt — wie made de langallerie hir war ſagte Man ſchon daß das Kindt davon ſie ſchwanger war dem Landtgraffen Zu gehört, ſie iſt gar nicht ſchön, undt hatt ſehr affectirte maniren ahn ſich, ſo wie die galanten damen de la province den bey hoff iſt man nicht affectirt, Man Kan ſie ſchir nicht ohne lachen ſehen, Ein ridicul personage, Langallerie jammert mich recht iſt Ein unglücklicher menſch — Es iſt rar frantzossin undt nicht coquet ſein — Ich hatt Nie gehört daß mein Vetter der Landtgraff galland geweßen alß dießmahl aber alle mäner wer ſie auch ſein mogen ſeindt coquetter alß die weiber, Einer Verdirbt den andern In dem fall, den Es iſt Ihnen Keine ſchande — der graff von waldeck ſo ſich Zum fürſten hatt machen laßen iſt der pfaltzgraffen Von Birckenfelts ſchwager Ich habe Ihn hir geſehen, Ich halte Ihn nicht Vor gar ſchlaw Er iſt dick fett undt ſpricht Kein wordt, Einen tag lang, Ich Weiß nicht ob ſeine gemahlin Ihn Nun gar lieb hatt, allein ſie hatt Ihn bitter ungern genohmen, Es ſoll Ihm gar leydt ſein Ewern bruder Erſtochen Zu haben — — —

St Clou den 19 augusti 1717.

— — — Ihr werdet gar woll thun liebe Louise den jetzigen Churfürſten nicht Zu Verſeümen undt Ewere ſachen richtig Zu machen aber Es gefelt mir nicht ahn dießem Churfürſten daß Er Zu dusseldorf residiren will die arme pfaltz Verlaßen Man hatte mir hoffnung geben daß Er daß arme ſchloß Zu heydelberg wider bauen würde undt Zu recht machen wolle undt da wohnen Man hatte mir ſchon geſchrieben daß die Churprintzeßen ſchwanger iſt Ich habe Viel guts Von Ihr undt Ihrem Herrn gehört — Es iſt Zeit daß wider Neüpfaltzgraffen Kommen den ſeyder wenig jahren ſeindt Viel drauff gangen

---

St Clou den 9 7br 1717.

— — — ſchicke Eüch hirbey Ein patron vom hocca Ich habe noch vergeßen dabey Zu ſetzen daß die 30 Kugeln mitt Zettel, In Einem ledern ſack ſein, welchen Man allezeit ſchüttelt, undt Man hatt Einen großen holtzern löffel mitt welchen Man Eins nach dem andern Eine Kugel Zicht wen die Kugel gezogen gibt man ſie dem der die Banque helt undt die ffol Vor ſich hatt der mitt Einem höltzel ſtößt den Zettel herauß undt pressentirt Ihn ahn die person ſo die Kugel gezogen ſo den Zettel auffrohlt undt ahn der gantzen geſelſchafft weiſt der Banquié macht ſeine rechnung Zicht alles waß auff der taffel ſtehet, bezahlt hernach alles waß der Zettel mitt ſich bracht hatt findt Man Ein ſchiffer wo Niemandts nichts auff geſetzt iſt alles Vor den Banquier daß iſt daß gantze ſpiel, geſtern Zum exempel hatt Ich auff 29 geſetzt, wie Ich Es gezeichnet daß hatt mir 176 jettongs bekommen, wo die 9 ſo Ich geſetzt hatte, durch diß exempel hoffe Ich werdet Ihr alles begreiffen, wir ſpiellen Kein hoch ſpiel Nur aux dix sols, aber bey dem König hatt man Es allezeit mit Louisd'or geſpilt Verſpilt der Ertzbiſchoff Von Reims In einen wagem auff der ſchweinsjagt In Einer halben ſtundt $\frac{m}{2}$ louisdor der hilt die banque Es iſt rar daß die Banquier Verliehren undt daß ſpiel iſt verbotten worden weillen Le Banquier Zu viel avantage hatt — — —

Man hatt 30 ſchwartze Kugeln ſo In der Mitten Eine höhle haben worinen man Einen gerollten Zettel Inſteckt, undt jeder Zettel hatt Eine chiffer undt Num wie ſie auff der taffel gezeichnet ſein Nehmblich von 1 biß 30 undt die Zettel haben Von Eins biß 10 Ein ſtrich von 11 biß 20, 2 ſtrich von 21 biß 30 drey ſtrich, wen man In der mitten ſetzt undt daß ſchiffer Kompt ſo Zicht man 27 jettong auff die helfften bekompt man 14 jettong auff den Ecken 7 die Ecken haben pars ahn 4 chiffer über Einander ſtehen Kompt Eines Von 3en Zicht man 9 jettong auff die reye bekombt man 3 ſtück alß Zum exempel ſetzt man auff Eine reye 1 thaller undt Kompt Eine reye ſo gibt man Einen 3 thaler, undt ſo forthin auff jede daß iſt daß gantze ſpiel.

I	(26)	27	28	29	30
	21	22	23	24	25
II	16	17	18	19	20
	11	12	13	14	15
III	6	7	8	9	10
	1	2	3	4	5

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27	28	29	30

St Clou den 12 7br 1717.

— — — Es freudt mich recht daß heydelberg wider gebawet iſt, undt Man auch wider ahm ſchloß arbeydt, aber waß mich recht ärgert, iſt daß Ein jessuwitter closter ahn ſtatt daß Commissariat gebawet jessuwitter ſtehen heydelberg übel ahn, wie auch franciscaner Mönchen, ſo die closter Kirch In haben, ſie haben mir geſagt ſie wohnden Nahe bey dem ober thor mein gott wie offt habe Ich In dem Berg Kirſchen gefreßen morgendts umb 5 Uhr, mitt Ein gutt ſtück brodt, damahl war Ich luſtiger alß Ich Nun bin — — —

St. Clou den 19 7br 1717.

— — — Ich habe nie gewuſt daß Ihr Etwaß ahn meinem ſohn Zu pretendiren habt, warumb habt Ihr ſo lang davon geſchwigen, Ich were Nie daß man daß ſeine fordert, gelt jetzt fordern iſt Eine ſchwere den Nirgendts nichts vorhanden iſt den Man ſucht In alles deß Verſtorbenen Konigs ſchulden Zu Zahlen mein ſohn hatt ſelber die pension alß regent cedirt daß Konigs ſchulden wahren nicht mehr alß 2 mahl hundert tauſendt millionen, Man Muß lang Kratzen Ehe ſich dieße Suma findt, Zweyffelt nicht daß Ich mein beſtes dazu reden wen Ich davon höre undt Ihr thut woll mir die ſach nicht unter händen Zu geben den Niemandts In der Welt Verſtehet weniger die affairen wen Ich davon reden hore oder Man mir grichiſch Vorleſt Verſtehe Ich Eins wie daß ander — — —

— — — Die Churfürſtin Zu pfaltz iſt Nun ſchon In jttallien Ich habe geſtern brieff Von unßerer Hertzogin Von modene bekommen, die ſchreibt mir daß ſie Zu Trente (ſo wie Ich glaube man auff teütſch trient heiſt) Erwardt wirdt der großhertzog Ihr Herr Vatter hatt J. L. Einen gantzen hoff Entgegen geſchickt 2 hundert personnen garden Edelleütte undt 4 damen Von der gröſten Qualitet Von dem Landt Ich wuſte daß Ihre fraw Mutter nicht Leyden würde daß ſie durch franckreich Kämme undt hirin hatt ſie groß recht franckreich iſt Kein ort Vor Churfürſt undt Churfürſtinen ſie ſeindt hir wie fiſch auß dem waßer undt machen sotte figuren — Ich weiß nicht warumb Man den printz Von sultzbach nicht Churprintz heiſt Er iſt Es ja Itzunder In der that, den der Churfürſt will woll ſo lang leben alß der pfaltzgraff

Von sultzbach alſo bleibt der printz doch Churprintz den ſolte ſein Herr Vatter Churfürſt werden were Er ja auch Churprintz, alſo meines Erachtens ſolte Er den Nahmen ſchon führen — Man ſagt daß die printzes wie ſie Ihre ſchwiger Eltern geſehen hatte ſie ſie ſo ſchlegt gefunden undt ſo Ellendt undt wunderlich gekleydt daß ſie bitterlich drüber geweindt hatt, aber iſt Es nicht Vielleicht daß dieße pfaltzgräffin auch Ein ſchuß hatt wie Ihr herr Vatter undt oncle gehabt den ſie iſt Landtgraff wilhelms Von Rheinfels dochter, der, der geſcheydtſte nicht iſt ſo woll alß ſein Herr bruder Landtgraff Carl war — wir haben wenig Neüe Zeittungen hir Ihr werdet wißen wie der papst den milord petterbouroug Zu boulogne In jttalien hatt gefangen Nehmen laßen, Niemandts weiß die urſach Er iſt 4 tag In weibs Kleydern herumb ſpatzirt, mitt Viellem Verſtandt hatt dießer Man doch auch Ein ſchuß undt iſt Nariſch genung ſoll gleich geſagt haben Er frage nichts darnach wen man Ihn ſchon umb bracht den Er hette ſeine harangue fertig ſo Er dem pöpel machen wolte, Man ſolle Ihn gefragt haben ob Er Kommen were den chevallier de st george auffs Königs In Englandts befehl, Zu Ermorden ſo ſolle Er geantwortet haben Nein der König iſt jncapable Eine ſolche ordre Zu geben aber Vor den printz Von wallis wolte Er nicht gutt ſein, den der were Es capable — — —

St Clou den 9 8br 1717.

— — — Clöster ſtehen dem gutten heydelberg bitter übel ahn, hatt stübensoll nicht In der Vorſtatt logirt, dießes alles iſt In der Vorſtatt der herrn garten, war ohne daß nicht Zu groß daß Kan mich recht Verdrißen das Mans Capucinern geben — Man heiſt hir die Capuciner der jessuwitten laquayen den ſie thun allezeit waß die andern wollen, alle jessuwitter ſeindt Zu paris ſo gehaſt alß In der pfaltz — — —

Paris den 17 8br 1717.

— — — der König hatt viel ſchulden gemacht weillen Er nichts Von ſeinen Königlichen pracht hatt retranchiren wollen, hatt alſo gelt gelehnt, wo Zu die minister praff geholffen, den wo der König Einen heller gezogen, da haben ſie mitt Ihren creaturen pistollen bekommen, undt durch Ihr ſchelmereyen undt ſtehlereyen, den König undt Königreich arm, ſich aber braff reich gemacht — Mein ſohn gibt ſich tag undt nacht Mühe undt ſorgen alles wider Zu recht Zu bringen undt Kein menſch weiß Ihm danck, hatt Viel feindt die Ihm alles übel threhen undt mitt fleiß leütte beſtellen Ihn bey den peüpel Verhaſt Zu machen welches leicht geſchicht, Inſonderheit weillen Er nicht bigot iſt — Mein ſohn iſt ſo wenig jnteressirt daß Er Nie hatt waß Ihm Von der Regence Von rechtswegen gebührt hatt Keinen heller davon genohmen, ob Er Es doch wegen ſeiner Viellen Kinder hoch Von Nöhten hette, der junge König hatt leütte umb ſich ſo meinen ſohn gar nicht gutt ſein, ob Er* Zwar ſein ſchwager iſt, aber Ein falſcher hipocrit der alle Heyligen freßen will undt doch der böſte Menſch von der welt iſt, Zu deß Königs Zeitten wen Er jemandts flatirte undt gutte wordt gab ware Es ſicher daß Er Ihm Ein ſtückelgen ahngemacht hatte, ſeine leibliche Mutter hatt Er Von hoffmachen gehen, ſeiner geweßenen hoffmeiſterin, der alten maintenon Zu gefahlen — Es war Ihm ſo bang daß ſeine fraw Mutter ſich wider bey hoff Ein ſchleichen mögte daß Er Ihre meublen auß dem fenſter werffen ließ, Ihr Könt leicht gedencken waß Einer Von dießem humor capabel ſein Kan, Ich fürchte Ihn Vor meinen ſohn wie den teüffel, undt finde daß Mein ſohn ſich nicht genug Vor Ihn hütt — — —

St Clou den 20 8br 1717.

— — — Mein dochter macht mich hoffen daß ſie dießen Zu Künpfftigen Januarie herkommen ſolle, aber Ich werde Es nicht glauben biß Ichs ſehen werde den der hertzog hatt Einen favoritten den Man Von ſeiner maitresse, der beſtilt ſeinen Herrn gotts jammerlich undt fürcht daß Man den hir Von Ihm desabussiren wirdt, undt begreiffen machen wie der Leichtfertige craon Ihn mitt ſeinem weib gewehren leſt, Ihn Nur Zu bedrügen undt Zu beſtehlen — — —

ſoltet Ihr Ein mahl herkommen bin Ich gewiß daß Es Euch hir nicht gefallen ſolte die desbauche geht überall Zu ſehr Im ſchwang die printzes Von wallis hatt mir der Hertzogin Von Eissenach todt noch nicht geſchrieben ſo Eine pietistin geweßen, dieße secte were meine ſach gar nicht, die hertzogin von hannover ſchreibt mir Langallerie gar gewiß hungers geſtorben iſt 21 tag geweßen ohne Zu

---

* Der Duc de Maine.

Eßen oder Zu drincken hatt ſich auch Im ſterben ſeine ſeel nicht an unßerm herr gott befohlen ſondern wie Er gefühlt daß Es ahn dem war daß Er ſterben ſolte hatt Er ſeiner frawen Contrefait genohmen, und mitt ſolcher tendresse dießem contrefait Zu geſprochen daß Er alle umſtehende hatt weinen machen daß iſt doch Ein Ellender todt undt daß objet meritirt Es nicht, iſt Ihm Zu untreü auch Zu heßlich Eine ſolche passion Zu Erwecken — Man hatt Ihn Enger Eingeſpert undt Niemandts mehr ſehen laßen da iſt ſeine Verzweifflung Von Kommen, aber Er hatt Es woll Verdint daß Man Ihn ſo tractirt hatt alß der Keyßer unter ſeinem gefangnuß Vorbey gefahren Ein Cammerhott Voll wuſterey auff Keyßers Kutſch geſchütt daß hatt dem Keyßer ſo verdroßen daß Er In (wie billig war) hatt beßer Einſperen laßen — mich jammert Er doch wegen der alten Kundtſchafft, Ich habe Ihn gekendt daß Er gar Kein Nahr wahr, die jalousie hatt daß ſie attaquirt daß hirn ſtarck Ich habe hir Eine fraw gekendt ſo Vor jalousie Von Ihrem Man auß betrübtNuß daß Ihre Zwei brüder ſo ſie ſehr lieb hatte, assasinirt hielt, gantz von Sinen Kommen, ſie Konte gar woll auff der Quitare ſpillen undt wen ſie wie Eine fourie war gab Man Ihr Eine Quittarie wen ſie ahnfing Zu accordiren undt Zu ſpillen würde ſie wieder raisonable — Langallerie hatt ſich hir mitt dem minister brouillirt hatt Ein buch Im truck geben umb Zu beweißen daß der ministre de la guerre den König beſtollen hatte, war darnach ſehr verwundert daß ſelbiger andere Ihm Vorzog, undt Ihn nicht wie Er Es pretendirte avancirt darauff Nahm Er ſeinen abſchidt undt ging Zum Keyßer daß gereühet Ihn hernach wolte wider Kommen Man wolte Ihn nicht ahnNehmen daß alles hatt Ihm den hirnkaſten Verrückt — — —

St. Clou den 24 8br 1717.

— — — unßer graff von nassau sarbrücken nicht der Itzige ſo ſo tölpelhafftig iſt, ſondern ſein herr bruder, den unßer König ſo Estimirt hatt, der ſagt Er wer der falſchte Menſch Von der welt geweßen, daß hatt mich wunder genohmen den Ich habe Ihn allezeit Vor gar Einen gutten Ehrlichen Menſchen gehalten, — Es Kan Kein menſch Keine ſtiege mehr ſteigen Ich höre hir Jung undt alten ſich drüber beſchwehren, Es iſt Etwaß auff alle bein gefahlen ſo ſie ſchwach macht Vor dießem wahren alle bein beßer, daß ſicht man noch ahn alle alte ſtiegen ſo ſo hoche ſtaffeln haben, hatten unßere forfahren böße Knie undt ſchenckel gehabt wie Man Nun hatt hetten ſie ſie gemächlicher machen Laßen — — —

In franckreich undt Englandt ſeindt die mylords undt Ducs ſo übermäßig ſtoltz daß ſie meinen ſie ſeyen über alles, undt ließ man ſie gewehren ſo würden ſie ſich beßer düncken alß die prince du sang undt die Meiſten ſeindt nicht Einmahl Edelleütte Ich habe Einmahl Einen Von dießen Duc braff beſcheyden Er ſtehlte ſich ahns Königs taffel Vor den printz Von 2 brücken, Ich ſagte über Lautt (dou vient que Mons Le Duc de st simon presse tant Le prince de deux pont a t'il envie de le prier de prendre un de ces fils pour page) alle Menſchen fingen ſo ahn Zu lachen, daß Er weg gehen Muſte, Es wehre mir leydt geweßen wen die Churfürſtin Zu pfaltz herkommen were, wen Man ſo ungerechte ſachen hört wirdt Man gantz ungedultig, In teütſchlandt Iſt man gar Zu hofflich den wen Ich dencke daß der bois solis mitt J. G. S: unßer herr Vatter undt mitt mir geßen, undt iſt Nur Ein fourir geweßen, Von der Königin hauß welcher mitt Keiner Von der Königin damen geßen hatte ſeine dochter hatt Ein hautbois Von deß Königs musicq geheüraht undt welcher gar Kein Edelmann pretendirt Zu ſein, ſie wohnen Zu fontainebleau, Kammen alle tag dort Zu mir der dochter Man heiſt philidor daß avillirt die Churfürſten wen ſie mitt ſo geringen Leütten Eßen, die Kommen dan undt berühmen ſich hir, — myLord peterbouroug hatt nicht gleich auß der gefengnuß gewolt will reparation haben Vor den affront ſo man Ihm ahngethan — were Ich In Einem gefengnuß undt Man gebe mir Meine freyheit wider, ging Ich geſchwindt herrauß ſagte hernach waß Ich Zu ſagen hatte aber In der gefangnuß bliebe Ich Kein augenblick lenger — dießer mylord iſt Ein poßirlicher Nar Ich glaube Er wolte lieber ſterben alß ſich Zu Enthalten waß überz wergs Zu ſagen, undt vor boßhafftig Zu passiren machen, die ſo Er nicht leyden Kan, Er ſolle die printzes von wallis lieb haben undt gern auffwarten aber den printzen nicht leyden Können — —

St Clou den 11 9br 1717.

— — — Ich wolte Liebe Louise daß Ihr hir ſchachſpill lehrnen Kontet, alle ſchach ſpieller höre Ich ſagen wie Eüch das ſie lieber mitt denen ſpieller ſpiellen ſo beßer ſpillen alß ſie alß mitt denen ſo Es nicht ſo woll Können alß ſie, die Erſte dauphine hatt Einen Kleinen pagen Von 12 oder 13 Jahren Ein ſohn Von Einem maitre d'hostel de quartier der hieß fretteisle der ſpilte beßer ſchach alß alle große ſpieller bey hoff letzt Verſtorbner Mons le prince ſperte ſich mitt dem buben Ein umb nicht Irr gemacht Zu werden aber der page gewahn Ihm allezeit ab welches Mons Le prince doll macht daß Er offt ſein Eygene peruque Vom Kopff rieß, undt dem pagen Ins geſicht wurff wen Er Ihn ſchach Matt gemacht hatte, hir ſpilt man die große ſpiel alß Bassette pharaon undt Landtsknecht gar Ernſtlich ſolte jemandts dabey lachen oder vexiren wollen würde Er übel Entpfangen werden — Es iſt mir lieb daß die Kleine spina woll ahnkommen iſt, undt Einen reichen Man bekommen, mich wundert daß Ihr Eüch der spina nicht mehr Erinert Ihr habt ſie offt geſehen den J. G. S: der Churfürſt unßer herr Vatter ließ ſich alß Merger Von Ihr Verzehlen die ſie gar woll Zu Verzehlen wußte — — —

mich wundert daß Man nicht In druck Erfahren wie daß beylager Zu Neüburg gehalten worden, denn Vor dießem druckte man lautter ſolche ſachen mitt allen umbſtänden Zu heydelberg — die opera werden woll jtalienisch ſein den In teütſchlandt liebt Man Nur die jtallienische Muſiq die Kan Ich nicht leyden deücht mir daß Es Lautt alß wen die Katzen auff den dach mitt Einander miauen — —

St Clou den 13 9br 1717.

— — — Liebe Louise waß Ihr wünſcht Kan ohnmöglich geſchehen, Aber Es were beßer gangen wen die refugirten ſo auß Englandt Kommen ſein ſich nicht ſo übel gehalten hetten undt alles mitt hauteur auß richten wollen undt gepralt hatten, undt ſich gar nicht soumis Erwießen undt ob Man Ihnen Zwar geſagt daß ſie Keine Verſamlen machen ſolten, undt Es Ernſtlich Verbotten haben ſie Es doch gantz offendtlich gethan, undt dadurch alle pfaffen undt Mönchen Ins harnisch gebracht, da war Kein hülff noch raht mehr haben alſo alles Verdorben, Ich hatte ſie durch den secretarius Von hollandt residenten wahrnen laßen aber Es hatt nichts geholffen ſie haben alles ſo Verdorben alß wen ſie Es mitt fleiß gethan hetten Nun iſt nichts mehr Vor Ihnen Zü thun, undt Ihre Eigene ſchuldt, — daß iſt woll gewiß daß alle große potenthaten Nur auff Ihre politesse undt jnteresse agiren, wen Es gott anderſt wolte würde Es gar gewiß geſchehen, den In der Heyligen ſchriefft ſtehet ja (daß gott der Könige Hertzen In ſeiner handt hatt, undt ſie Neyget wohin Er will) alſo Muß (man) Ihn gewehren laßen — — —

Ich dancke Eüch ſehr Vor die Silberne medaille ſo Ihr mir geſchickt Liebe Louise ſie Kompt mir woll Zu paß, den Ich habe dockter Luther auch In ſilber undt In golt — Ich bin persuadirt daß dockter Luther beßer gethan hette Keine aparte Kirch Zu machen, ſondern Nur die papstliche Ihrthum alß Zu wiederſtreytten ſo hette Er Viel mehr guts außrichten Können hiemitt iſt Ewer letztes ſchreiben Vollig beantwortet — Ich Komme jetzt auff daß wo Ich Vergangen donnerſtag geblieben war, Ich war ahn dem geblieben, wie Mein ſohn mehr gehaſt alß gelibt Kan werden undt wie ſein Elſter ſchwager undt ſeine gemahlin Ihren Eüßerſten fleiß ahn wenden Ihn bey dem Volck Verhaſt Zu machen made du maine hatt pasquillen außgehen laßen gegen Meinen ſohn, Es iſt Eine boße race alle der montespan Ihre Kinder der junge König hatt Eine artige figur undt Viel Verſtandt aber Ein bößes Kindt liebt Nur ſeine geweßene hoffmeiſterin ſonſten nichts In der welt undt Nimbt ohne urſach aversion gegen die Leütte, undt ſagt ſchon gern waß piquantes, Ich bin gar nicht In ſeinen gnaden, bekümere mich aber gar nicht drumb, den wen Er regiren wirdt werde Ich nicht mehr In dießer welt ſein noch Von ſein Caprice Zu despendiren haben, wen Ich Meinem ſohn ſage ſich Vor die boßen leütte Zu hütten ſo lacht Er undt ſagt vous saves bien made quon ne peust Evitter ce que Dieu vous a le tout temps destines ainsi sije le suis a perir, je ne Le pouris Evitter) ainsi je feres ce que qui est raisonable pour ma Conservation, mais rien dextraordinaire) Mein ſohn hatt woll ſtudirt undt Ein gar gutt gedächtnuß undt weiß Von allem Zu reden ſpricht woll Inſonderheit In publick, aber Er iſt Ein menſch hatt alſo ſeine fehler wie Ein ander aber waß Er ſchlimes hatt iſt Nur gegen Ihm ſelber den gegen andern iſt Er Nur gar Zu gutt, auff Ewere wünſch Vor Ihm ſage Ich Von Hertzen mitt Eüch amen — — —

St Clou den 18 9br 1717.

— — — made de Bery iſt wenig Zu Mittags aber mir were Es moglich daß ſie recht Eßen Könte ſie ligt Im bett undt friſt, Ein hauffen Käßkuchen Von allerhandt gattung ſteht Nie Vor 12 auff, umb 2 geht ſie ahn taffel iſt wenig umb 3 geht ſie Von taffel thut Keinen ſchritten, umb 4 bringt man Ihr allerhandt Zu freßen salat Kaß Kuchen obſt, abendts umb 10 geht ſie Zum NachtEßen freßen biß umb 12 umb 1 oder 2 geht ſie Zu bett, umb Zu Verdauen drinckt ſie die ſtarckſten Branden wein — — —

alle Junge leütte mans undt weibspersonnen führen Ein doll leben In franckreich je unordtlicher je beßer, daß ſoll artig ſein Ich Kans aber gar nicht finden, ſie folgen mein exempel nicht regullirte ſtunden Zu halten, undt Ich werdt gewiß Ihr exempel Nie folgen Kompt mir Sauiſch undt wie ſchweine Vor

Die fraw gemingen hatt groß recht Eüch auß zu lachen, daß Ihr Eüch über Einer Jungen ſchwangern frawen ohnmacht betrübt, Ich glaube daß Ihr undt Ewer Vetter die Eintzigen ſeydt, Er hatt mehr urſach ſich hirüber Zu betrüben alß Ihr weillen Er ſchuldig dran iſt — dieße Kunſt ohnmächtig Zu werden Konte Ich braff wen Ich ſchwanger war, wie Ihr mir Von Ewern beyden niepcen ſprecht ſo deücht mir daß die Jüngſte mehr Einen teütſchen humor undt älſte mehr Einen Engliſchen humor hatt alß die Jüngſte — — —

Die printzes Von wallis Kan nicht leyden daß man ſagt das der Churprintz Von saxsen ſchon ſeyder 5 Jahren Catholisch geworden iſt, aber Es iſt doch gewiß daß ſein oberhoffmeiſter graff Cos unßerm König S: die Confidentz gemacht hatt — Ich glaube woll daß Es deß Königs In poln Intention iſt das ſein Churfürſtenthum nicht mag VerEndert werden undt alles In der Religion bleiben wie Es iſt, allein ſtecken die pfaffen die Naß drin werden ſie ſelber nicht mehr Meiſter drüber ſein — der König In poln iſt ſo Erſchrecklich Verhaſt In gantz poln, daß man Zweyffelt daß ſie den Churprintzen ſein leben Vor König wehlen ſollen, die printzes Von wallis meint auch daß Er Eben ſo wenig die Ertzherzoginen bekommen ſolle daß die Elſte Vor den Churprintz Von Bayern Erſpart wirdt, undt die jungſte Vor meinen Enckel Von Lotteringen den Elſten behalten wirdt wen daß iſt wirdt ſie noch lang wartten Mußen den Mein Enckel iſt noch nicht 11 Jahr alt — — —

---

paris den 28 nouemb 1717.

— — — Vor anderthalb Jahren hatt ſich mein ſohn Einen abſcheülichen ſchlag auff Ein aug geben daß daß gantze aug Voller geronnen blutt geworden Er hatt gleich ſeinen augendocktor hollen laßen welcher Ihm Zwar gutte Mittel geben Ihm aber dabey Ein regulirt leben Vorgeſchrieben In Eßen In brincken etc… aber da hatt ſich mein ſohn nicht Zu resolviren Können hatt ſeine ordinarie leben fort geführt welches ſein aug Verſchlimmert die ungedult Iſt Ihm ahngekommen hatt den rechten augendockter Verlaßen allerhandt gebraucht ſo Man Ihm proponirt, undt ſich In nichts Zwingen Viel dabey In ſeinen geſchäfften geſchrieben undt leßen Müßen daß hatt Ihm das aug ſchir gantz Zu ſchanden gebracht, jetzt hatt Er ſich Zur ader gelaßen undt geſtern purgirt heütte Verſucht Er Ein pulver Von Einem curé ſo Ein teütſcher dießem curé geben ſo 8 ſtundt große ſchmertzen ſolle machen, undt Erſtlich Eine große jnflamation Verurſachen, Man Muß Es Zwey oder 3 mahl brauchen, Ich fürchte aber daß Er gantz blindt ahn dem aug werden wirdt undt daß rechte deücht von natur nicht viel habe alſo mitt recht Zu fürchten daß Er In wenig Zeit gar blindt wirdt werden Ihr Könt leicht gedencken wie mich diß unglück betrüben Muß, undt In ängſten ſetzen — aber Ich Komme wider auff Ewer liebes ſchreiben, die wünſche ſo Ihr mir thut Zu Meiner ſeeligkeit ſeindt woll die beſten ſo Man Immer thun Kan dancke Euch Von Hertzen davor — Ich Meinte Es wehren In franckfort ſelber reformirte Kirchen freylich iſt Es gemächlicher In ſeine Cammer Zu Comuniciren allein ohne Kranck ſein Erlaubt Man Es Einem hir nicht, ſo gern Ich auch In dem advent wolte predigen horen ſo Kan Ich Es nach dem Eßen nicht thun, den ſo baldt Ich waß geßen undt predigen höre Kan Ich mich deß ſchlafens ohnmöglich Enthalten, weder die reformirtten prediger noch catholiſchen pfaffen werden Ihr leben nicht Zu geben daß ſich die 3 Chriſtliche Religionen VerEinigen mögen ſie wollen alle regieren, undt daß ging nicht ahn, wen die Religionen ſich Vergleichen ſolten. Es Muß wie Ihr gar recht ſagt liebe Louiſe gott dem allmächtigen heimgeſtelt werden — — —

Die printzes Von wallis iſt gott lob glücklich geweßen ſie hatt einen ſohn bekommen, gott wolle alles Zu Ihrem beſten außſchlagen laßen, Es iſt gar gemein daß weiber In den 10ten mont gehen wie die printzes von wallis aber nicht daß ſie wie dieße printzes 5te woch ſchmertzen haben — Ich habe Nur 3 Kinder gehabt aber Nie nichts extraordinaris Mein leben habe ich mich nicht blessirt habe meine Kinder biß Zu Endt deß 9ten mont getragen, Im ahnfang braff gekotzt hernach alle tag ohnmechtig worden doch Immer Meinen geraden weg fortgangen, habe aber 10 ſtundt In den großen unleydtlichen ſchmertzen gelegen undt ſo 3 geſundte Kinder daher geſetzt davon mir gott daß Erſte genohmen Meins Herrn S: dockter der alte mons Esprit hatt Ihn umgebracht alß wen Er Ihm Eine pistolle Im Kopff geſchoßen hette daß ſeindt aber alte geſchichten — — —

wie der König In poln noch printz undt hier war, war Mein gutter freündt haxthaussen ſein hoffmeiſter der teütſche Köche, durch die ließ Ich mir Kohl Zu richten daß hatt mich courirt, bruſtwehe undt huſten Vertrieben Lenor iſt froh daß Ihr neueu geſtorben, aber Ihr ſchweſter die fraw Von ſchelm Lebt noch iſt aber Lahm ahn händt undt füßen, Ihre dochter iſt geſtorben aber die Mutter nicht aber der ſohn ſo Nun geſtorben, hatt ſeine Eygene Mutter auß dem hauß gejagt und alles beſtollen lenor iſt alſo fro daß Er todt iſt — Zu allen Zeitten hatt gott der allmächtige gutte undt böße leydt In der weldt gelaßen Es war glaube Ich umb daß die bößen die gutten brilliren machen undt In alles Erſcheinet deß hochſten macht, man ſagt auch Mehr bößes alß In der that iſt, aber daß wenig gottes forcht hir Im Landt iſt, iſt gar war — — —

Paris den 27 nouember 1717.

— — — St Clou iſt Ein Sommerhauß Viel Von meinen leütten haben Kammern ohne Cammin daß iſt Im winter nicht auß Zu ſtehen, Ich würde die Meiſten Von Meinen leütten dort ſterben machen ſo hart bin Ich nicht, den die leütte ſo leyden jammern mich gleich — die Zweytte urſach ſo mich her führt iſt daß die parisser mich lieb haben undt ſehr gewünſcht daß Ich herkommen undt den winter hir bleiben mag, alſo iſt Es ja billig daß Ich HerKomme, ob ich hir Zwar gar Eng logirt bin ſo habe ich doch Ein gutte warme Cammer undt Cabinet alſo würde Man Es Vor bizarr halten wen Ich nicht wie alle Menſchen In dießer Zeit wider In die ſtatt Käme, undt In allen ſachen deücht mir ſo Man In ſeinem leben thut iſt man ſchuldig die raisonableste partbie der ahngenehmſten Vor Zu Ziehen — Ich fürcht noch ſcheüe die Hitze nicht fürcht Viel mehr die Kälte, Mein ſohn iſt auch ſo, Er liebt recht daß heiße wetter Er undt Ich ſchwitzen nicht Es Muß unerhört heiß ſein wen wir ſchwitzen undt Zu warm haben — Viel Leütte Zu ſehen iſt Nie meine Luſt, habe alſo Von dem ſchwarm Von leütten ſo Man hir ſicht mehr Verdruß alß luſt, freylich bin Ich lieber gantz allein alß wen Ich mir die Qual ahn thun Muß Zu ſuchen waß Ich jeder Man ſagen ſoll den die frantzoſen haben daß ſie boß wen Man nicht mitt Ihnen ſpricht gehen ſie Mal content weg alſo Muß Man Vor jederman waß ſuchen, wen Ich allein bin ſo bin ich gantz ruhig, undt Zufrieden, undt wen Ich wider Zu den leütten Muß werde Ich trawerig vissitten thue Ich ungern, Ich haße alles waß ceremonien iſt oder art davon hatt — den tag alß Ihr mir geſchrieben Nehmblich den 13 war die printzes von wallis In Ihren gröſten ſchmertzen, umb Ihren printzen Zu bekommen, dießesmahl hatt unßer wünſchen gelingen, gantz England ſolle große freüde über dieße gebuhrt bezeügt haben aber die Engländer ſeindt ſo falſch daß Ich Ihnen Kein haar trawe — der Duc de schonburg Wirdt Es woll Verdroßen haben Nur Ein medgen Zu haben undt dem graffen Von Degenfelt auch, aber ſie ſeindt beyde Jung genung umb noch Viel ſöhn Zu bekommen hatt doch die printzes von wallis ſo woll 3 printzen ſo woll alß 3 printzessinen — — —

ſo bald Ich ahngezogen ging Ich In die Capel betten hernach Zu meinem ſohn, welcher Ein wenig beßer ahn ſeinem bößen aug ſicht Er Konte die farben nicht Mehr unterſchieden, undt Nun ſicht Er ſie woll waß robt iſt den wie Ich bey Ihm war, Kam der Cardinal de polignac Zu Ihm mitt ſeinem rohten Kleydt daß ſahe Er gleich, alſo gar gewiß beßerung, aber wo Vor mir bang iſt, iſt wen mein ſohn der ſich alle die Zeit über daß Er in den remedien iſt ſich gar Erbar gehalten In Eßen drincken undt allerhandt bößes leben, Ich fürchte wen Er wider außgehen wirdt, undt die desbeauchirte damen Ihn wider nachlauffen werden undt Zu Ihren petit soupé Laden werden, undt Ihm ſein dolles leben wider führen machen, daß alß den ſein aug wider ſchlim werden wirdt 'oder gar zu ſchanden gehen — nach die vissitte ahn meinem ſohn bin ich ahn Taffel nach dem Eßen biß umb 3 habe ich mein bibel geleßen 4 Capittel Im buch hiob 4 psalmen undt 2 Capittel In sanct Johanes die noch übrige Zwey habe ich heütte morgen auß geleßen — — —

Zu deß Königs Zeitten wahren die pretentionen gantz Ein andere ſache der König Konte ſo Viel generositetten thun alß Er wolte Er war herr undt Meiſter von ſeinem gelt, aber Mein ſohn der wie ſein Vormundt iſt, Muß ſparen den die ſchulden ſeindt abſcheülich, 2 mahl hundert taußendt Millionen mehr alß deß Königs Einkommen iſt — die alte Zot hatt daß Königreich Muhtwilliger weiß Zu ſchaden gebracht, unßer König hatt ahn Keinem Menſchen den Kriegsſchaden Erſetzt alſo darff Es mein ſohn nicht thun — Ich weiß leyder woll daß Eüch Mein bruder S: viel unrecht gethan umb dießes Zu Verhindern hatte der general Weibenheim gebetten Eine reiße Zu Meinem bruder Zu thun nach heydelberg welches Er auch gethan, aber Mein Bruder hatt geantwort unßere liebe Churfürſtin hette Ihn Zu ſehr drumb geplagt undt daß Ewere brüder Ihn Zu ſehr außgelacht hätten umb Ihnen guts Zu thun Ich andtwortete Es were nichts nicht guts thun Es were gerechtigkeit ſchaffen, Zu Monsieur Zeitten habe ich ſtarck Vor Eüch Kindern solicittirt — der Langhanß undt winckler haben meinem bruder braff Vor ſich undt Ihren creaturen beſtollen daß hatt Eüch auch geſchadt, habt Ihr den nicht Von Ewere ſchweſter undt bruder geErbt den Es iſt ohnmoglich daß Ihr alle mitt Einander Nur 500 fl gehabt habt, davor Kan man ja unmöglich leben, Es were Eine Ewige ſchandt wen Churpfaltz Eüch daß nicht bezahlen ſolte — — —

wo pfaffen ſich Einflicken helffen Verſprechungen gar wenig alſo mag der König In poln ſeinem Landt woll viel Verſprechen ſteckt Er monchen undt pfaffen undt Closter In ſaxſen wirdt nichts gehalten werden, die armen saxsen undt auch die Königin jammern mich von hertzen, die Königin ſolle Zwey mahl ohnmachtig geworden ſein dieße arme Königin leydt woll In dießem leben — Ich Kan die falſchheit Vom König In poln nicht leyden daß Er thut alß wen Er nichts davon gewuſt hette da Er doch mitt dem papst ahngelegt alles waß Vorgangen — Ich fürchte daß der ſohn Eben ſo falſch iſt alß der Herr Vatter, daß iſt woll war daß Es gar nicht Chriſtlich iſt, Leütte wegen der Religion Zu plagen, Ich finde Es abſcheülich aber wen Mans recht außgründt, hatt die religion den wenigſten part dran undt geſchicht alles auß politic undt Interesse dienen alle dem mamon aber unßern herr gott nicht, hiemitt iſt Ewer liebes ſchreiben vollig beantwortet Liebe Louise undt auch Zeit daß Ich Mich ahn thue Muß Zum König umb I. M. Zu dancken daß ſie mich Vergangenen dinſtag beſucht haben — — —

St Clou den 2 december 1717.

— — — Es iſt mir lieb daß Meine brieffe Eüch woll überlieffert werden Mons de Torcy iſt gar mein freündt nicht Könte Er waß finden mir Zu ſchaden würde Er Es nicht unterlaßen aber da iſt mir nicht bang bey, Mein ſohn Kendt mich Zu woll undt weiß wie hertzlich Ich Ihn liebe, alſo würde Es ſchwer ſein mich mitt Ihm Zu brouilliren, daß die brieffe woll Zu pitschirt ſein, will nichts ſagen, ſie haben Eine materie Von Queckſilber undt ander Zeugs daß pressirt man auff daß pittſchir daß Nimbt just die große Vom pitſchirr wen ſie Es abgedruckt haben undt man Es In der lufft leſt wirdt Es gar hart daß man wider mitt pitſchiren Kan brechen alles ſigel wacks Vom brieff ab ſehen ob daß waxs ſchwartz oder roht iſt wen ſie die brieffe geleßen undt abcopirt haben, pitſchiren ſie Es wider Sauber Zu, Es Kan Kein menſch ſehen daß Es auff gemacht worden, mein ſohn Kan die gama ſo heiſt man die matterie machen Ich brauch Es Nur Zur Kurtz weill — —

Mein dochter flatirt ſich den 10 februari hir Zu ſein aber Ich Kans nicht glauben, Ich ſehe woll daß Ihr herr auch luſt darzu hatt allein Er hatt Einen favoritten deßen fraw deß Hertzogs metres die Zigen Ihn biß ahns hembt auß, die werden dieße reiße nicht Erlauben ſtecken liber das gelt davor In Ihrem ſack, — wo Interesse regirt Kan man auff nichts bauen — Ich werde fro ſein Mein dochter Zu ſehen allein Ich weiß auß Langer experientz daß die ſachen ſo Man In dießer welt ahm meiſten wünſcht ſchlagen ahm übleſten auß — vor 16 Jahren wie der lotteringische hoff herkamme, gleich den 3 tag hernach bekamme Meine dochter die Kinderblattern gott weiß waß Nun geſchehen wirdt, Meine dochter Kan Keine chaisse a bras haben wo Ich bin noch Mein ſohn undt ſeine gemahlin auch nicht alſo Kan der Hertzog Von Lotheringen Keine haben wo Ich bin, aber Im überigen wirdt Man ohne ceremonien leben — — —

---

paris den 9 xbr 1717.

— — — Mein ſohns Kinder ſeindt wie ſchon geſagt Nur prince du sang der Duc de chartre iſt premier prince du sang Mons' le duc iſt der Zweytte undt ſo vorthan alle fürſtliche Kinder hir hatt Man ſo woll weibs alß Mans personen bitter übel Erzogen Von 9 Jahren ahn allen willen gelaßen, mad dorleans hatt ſich Kein augenblick umb Ihre Kinder bekümert, Ihr ſohn allein hatt daß glück gehabt gutte hoffmeiſter Zu finden ſo Ihn christlich undt woll Erziehen — daß iſt gewiß daß Ich Mein Leben Nirgendts ſo Ich ſage nicht fürſtliche ſondern adtliche ſo Ellendt habe Erziehen ſehen alß Man dieſe Kinder hir Erzogen hatt Es war dießelbe hoffmeiſterin ſo mein dochter gehabt die gott lob nicht ſo Erzogen iſt, Ich habe Einmahl die hoffmeiſterin Zu redt geſtelt warumb ſie nicht meine Enckeln wie mein dochter Erziehe ſo hatt ſie mir geantwort bey Madll habt Ihr mich beygeſtanden bey dieße Kinder hatt mich die fraw Mutter mitt Ihnen außgelacht wen Ich über ſie geklagt wie Ich daß geſehen habe ich alles ſeinen weg gehen laßen, daher Kompt die ſchöne Zucht — wie Ich den heürahts nicht gemacht habe Ich auch Nie Vor die Kinder geſorgt Vatter undt Mutter gewehren laßen — In teütſchlandt leſt man die printzessen Ihren willen aber Von der alten Churfürſtin Von saxsen habe Ich allezeit gehört daß ſie ſich ſternsvoll geſoffen hatt aber außer Ihr Von Keine andere — — —

---

paris den 11 xbr 1717.

— — — Ich Komme jetzt auff den Churprintzen Von saxsen alles waß ſeine hoffmeiſtern gethan war Lautter falſchheit den In derſelben Zeit daß ſie mich pressirten Ihrem printzen wegen der religion Zu Zu ſprechen thaten ſie dem König S: die Confidentz daß der Churprintz Catholisch ſey undt alle tag die Meß höre aber Heimblich In ſeiner Cammer — Ich habe gar different reden hören Von ſeinem heürahts, Etliche Verſichern daß der Churprintz Von Bayren die Elſte Ertzhertzogin haben ſolle, andere aber ſagen daß der Churprintz von saxsen ſich ſo beliebt Zu wien gemacht daß Man presseriren wirdt, die Zeit wirdt lehren waß drauß werden wirdt, aber Es ſoll gewiß ſein daß dießer Churprintz nichts Zur multiplication deücht — Dr Luther iſt geweßen wie alle geiſtlichen In der weldt ſo alle gern Meiſter ſein wollen undt regieren, aber hette Er ahn daß gemeine beſte der Chriſtenheit gedacht würde Er ſich nicht separirt, Er undt Calvinus hetten taußendt mahl mehr guts außgericht wen ſie ſich nicht separirt hetten undt ohne geraß Zu machen unterrichtet hetten, die alberuſten Romische jnstructionen würden allgemach Von ſich ſelber Vergangen ſein, wenig geiſtlichen hören gegen Ihren jnteressen alſo war nicht Zu hoffen daß Man lutherus hören Konte, ſo ſo ſehr darwider Rieff, aber hette Er rom gewehren laßen undt franckreich undt die teütſchen all gemach den jrtum gewießen, würde Er Viel mehr mitt außgericht haben, die refugirten habens gemacht wie aller frantzosen humor Es mitt ſich bringt wen ſie Meinen waß guts Zu hoffen haben geben ſie ſich Keine gedult undt Meinen alles ſey gutt undt gewonnen, haben

Keine moderation In nichts undt folgen Nur dero Sin, Kompt hernach Ein revers Meinen ſie alles verlohren ſeindt In alles extreme, alſo bin ich gar nicht verwundert geweſt daß ſie gegen allen Verbott gethan haben, den Es iſt kein Wunder daß frantzöſche Leütte frantzöſch gedancken undt maniren haben, Ich hatte Es gutt mitt Ihnen gemeint aber ſie haben mir nicht glauben wollen, alſo Kan Ich auch nicht mehr helffen ohne mir alle pfaffen von gantz franckreich über den halß Zu ziehen, ſo mir viel ſchaden undt Ihnen Nutzen bringen würde — Es iſt ſchwer daß Könige ſo ohne Vatter undt Mutter ſein, woll Können Erzogen werden Ein jeder will ſie ahn ſich Ziehen undt In gnaden ſein, undt mitt Zürnen oder unterrichten gewindt man Ihre gnade nicht, Müßen alſo Verzogen werden — — —

In dießem augenblick Entpfange Ich Ein ſchreiben Von der printzes von wallis, graff degenfelt hatt ſie Zu gevatter gebetten, Ewer ſchwager undt ſeine Elſte dochter ſein wünderliche Köpff undt meriltirten nicht die freündtſchafft ſo Ihr Vor Ihnen habt undt die Mühe ſo Ihr Euch Vor Ihnen gebt, Ich bin Ewerthalben recht böß auff ſie beyde, undt die printzes Von wallis auch, doch Verzeye Ichs Ewerm ſchwager Eher alß Ewerer Elſten niepce deren iſt Es nicht Zu Verzeyen Keine affection Vor Euch Zu haben Es ſeye dan daß Es Eine pure fantesie Von Einer ſchwangern frawen iſt, die printzes hatt graff degenfelt Verbotten Es Euch Zu ſchreiben aber Ich Kans Euch nicht Verbergen, ſie haben der Vatter undt die dochter nicht leyden wollen, daß Man Euch Zu gevatter bitt, aber die printzes hatt Es gewolt

---

Paris den 16 xbr 1717.

— — — geſtern iſt hir In der Nahe Ein gar tragique avanture Vorgangen, Ein abbé de qualité ſo Man Labbé de bon escuil geheißen, undt Ein großer ſpieller war undt $\frac{m}{4}$ francken gewonnen hatte, aß vor geſtern bey Einer damen ſo ſeine allirte war Zu nacht ließ ſich In Einer chaisse nach hauß tragen, hatte ſeinen Knecht ſo Ihm 14 Jahre gedint Zu hauß gelaßen, Es war Nur ¼ auff 1 nach mitternacht wie Er nach hauß kommen, Logirte just über Eines ſchuſters laden, morgendt wie die ſchuſters Knecht ahnfingen Zu arbeytten ſahen ſie bludt Vom boden fahlen, die ſchuſters fraw lieff Nauff fundt den ſchlüßel Ins abbé thür ſtecken machte auff ſahe aber Ein ſo abſcheülich spectacle daß ſie davon lieff undt überlaut rieff auff Ihrem geſchrey lieff alles herzu undt funden den abt undt ſein laquayen Ermordt man hatte Ihnen die Kopff gantz Zerſchlagen gefunden daß war daß bludt ſo herab auff die ſchuſter geſellen gefallen iſt bey jedem war Ein ſcheydt holtz voller bludt, undt In der Cammer war Ein Kleiner Degen undt Ein hirſch fanger ahn welchen man aber Kein bludt gefunden wie die ſach Zu gangen Kan Kein Menſch noch wißen geſtern ſeindt mehr alß taußendt Menſchen hin gangen biß abſcheülich spectacle Zu ſehen Man Kan nicht wißen ob dieb dieße that vericht weillen man uhren undt 7 louisdor Ins abbé ſack gefunden undt taußendt francken In Einem ſchranck, alſo Kan man gar nicht auß der ſach Kommen, Man hatt geſtern Von nichts anderſt geſprochen, wie Ihr woll dencken Könt, nach dießer abſcheülichen tragedie Muß Ich Eüch auch Ein poßenſpiel Verzehlen, wo von Man Ehe dieße tragique avanture geſchehen ſehr geſprochen hatt, undt Vergangene woche ſolle geſchehen ſein. Ein Vermeinter Mönch Ein franciscaner undt cordellier wie Man ſie hir heiſt Von 18 Jahren wolte Von Rouen nach paris reißen, wie Er ins Logement Kompt von der tagreiße undt mitt viellen leütten ahn taffel ſitzt Kompt Ihm Ein ſtarck grimen ahn man legt Ihn Zu bett Ein augenblick hernach hort man Ein geſchrey Im hauß Le Cordellier accouche et viste au secour Hernach rieff man jl est accouché dune fille, Man weiß noch nicht wer die person iſt, ſo ſich ſo wunderlich VerKleydt hatt — — —

Paris den 19 December 1717.

— — — Es iſt woll war daß Meines ſohns metressen wen ſie Ihn recht lieb hetten Vor ſein leben undt geſundtheit ſorgen, aber Ich ſehe woll daß Ihr liebe Louise die frantzoſche weiber nich Kent, nichts regirt ſie alß Ihre desbauchen undt jnteresse, dieße leichtfertige maistressen preferiren, Ihr plaisir undt bezahlungen geht Vor alles, nach der person fragen ſie Kein haar, daß deücht mir Eckelhafft undt were Ich ahn meines ſohn platz ſolte mir dießes gar nicht gefahlen, aber Er iſt dran gewohnt daß iſt Ihm alles wen ſie Ihn Nur divertiren Er hatt noch waß anderſt ſo ich nicht begreiffen Kan, Er iſt nicht jalous leydt daß ſeine Eygene bedinten bey ſeinen maitressen liegen daß deücht mir abſcheülich, undt weiß woll daß Er Keine rechte liebe Zu Ihnen trägt Könte ſich alſo deſto Eher corigiren, aber Er iſt ſo ſehr ahn dem Luder leben gewohnt bey Ihnen Zu Eßen undt

Zu drincken daß Er ſich nicht davon reißen Kan, welches mir offt ſehr Zu Hertzen geht, aber Ich will hoffen daß unßer Herr gott Ihn auß dießen Labirint Einmahl Erretten wirdt undt auß aller böße leütte hände Ziehen ſo Ihm Zu dießem allem helffen umb gelt Von Ihm Zu Ziehen aber hiemitt genung Von dießer Verdrießlichen ſach — Der Junge König gibt mir alle Jahr Ein par vissitten, woll gegen ſeinen willen undt danck Er Kan mich nicht leyden, Es iſt glaube Ich, weillen Ich Ihm Ein par mahl geſagt daß Es Einem großen König wie Er ſeye übel ahn ſteht mutin undt opiniatre Zu ſein — — —

mich wundert daß der Duc de schonburg ſeine dochter nicht Im Kindtbett beſucht, Ich weiß nicht wie die welt Nun wirdt Man folgt ſeine ſchuldigkeiten nicht Mehr In den famillen Es wundert mich nicht daß der graff degenfelt ſein dochtergen ſo lieb hatt alle Vätter lieben allezeit Ihre dochter mehr alß Ihrn ſohn undt die Mütter haben die ſohn ahm liebſten ſie ſeindt beyde Jung genung die Zwey Eheleütte umb buben undt medger In die Menge Zu haben — — —

Ich thue mein beſtes wo Ich Kan wie Ihr auß beyliegenden placet Erſehen Ich habe auch noch vor die 4 gebetten aber die ſeindts nicht ſeindt auch nicht wegen Religion In den gallern — — —

A Son Altesse Royale Madame Duchesse D'orleans Douairiere Madame

trente, des Religionnaires qui étoient detenus sur les galeres, penetrès d'une vive reconnoisance, de ce que Vostre altesse Royale a eut la charité d'interceder auprès du Prince Regent pour leur procurer la deliurance qui leur a été accordée prenent la liberté Madame de vous enrendre leur très humbles actions de grace, et d'assurer Vostre altesse Royale que pendant toute leur vie, sensibles a vostre bonté, jls ne cesseront de faire des voeux et depier dieu pour la santé et pour la precieusse conseruation, d'une si grande et si bonne Princesse. mais ils suplient très humblement Vostre altesse Royale de leur permettre de vous representer, qu'il leur est bien douleureux, de voir qu'on ait exclus de cette grace, quatre de leur Confreres et qu'on les aye retenus seuls dans les fers. Il est bien triste Madame et bien affligeant pour nous et pour eux qu'on aye fait ce reste. Nostre joye auroitété plus parfaite si comme nous ils auvient été compris dans Lordre du Prince Regent, Et nous esperons que Vostre altesse Royale qui est la meilleure et la plus genereuse Princesse du monde, aura la Charité de representer au Prince Regent qu'elle seroit l'affliction de ces quatre pauures captifs sils se voyoiens les seuls retenus dans les fers pendant que tous les autres ont été deliurés, seroit il possible qu'on en aye deliuré prés de 300. depouis le traité d'otrech et qu'on a voulu faire vn reste pour quatre, et après vn auoir deliuré qui estoient dans le même cas et dans de plus graue, Ils esperent mieux de la Clemence de Monseigneur Le Regent par Lintercession de vostre altesse Royale, Et ils prieront dieu toute leur vie pour vostre Santé et pour vostre conseruation.

Paris den 23 xbr 1717.

Mein ſohns aug iſt weder beßer noch ſchlimer der dorffpfaff hatt noch gutte hoffnung ſagt Es gehöre Zeit dazu Mein ſohn hatt ſich nicht auffs Neü Im balhauß blessirt, Es iſt noch alß der alte ſchlag * den Er ſich Vor anderthalb jahren geben, Er geſicht Nun nicht woll genung umb Zu ſpillen Kommen Mein ſohn iſt Incapable mehr alß Zwey oder 3 tag diet Zu halten, Viel Zu drincken iſt freylich ſchlim Vor die augen, undt Zu allem unglück Sauffen die damen hir mehr alß die Mansleütte undt mein ſohn (unter unß gerett) hatte Eine Verfluchte maitres die ſeüfft wie Ein bürſtenbinder, iſt Ihm auch gar nicht treü, aber da fragt Er Kein haar nach iſt gar nicht jaloux daß macht mich alß bang daß Er noch Etwaß ſchlimers Von dießem Commers Ertappen wirdt, gott bewahre Ihn davor, dieße Verteüffelte compagnie wo Er bey alle nacht Zu nacht iſt, undt ſizt ahn taffel biß 3 oder 4 Uhr morgendts daß Muß gewiß ungeſundt ſein, aber daß argſte iſt daß weillen Er nicht jaloux Kan Er Kein abſcheü Vor ſeiner boßen Compagnie Leben Nehmen, gott wolle unß beyſtehen undt nicht ſtraffen, Ich bitte Eüch leſt fleißig Vor ſeine Bekehrung. Er hatt keine andern fehler alß dieße aber ſie ſeindt groß — mylord stairs iſt todtlich Kranck geweßen aber Nun wieder Viel beßer ſeine gemahlin hatt ſich hir Ein groß Lob Erworben durch die ſorg ſo ſie Vor Ihren Man gehabt, ſie iſt weder nacht noch tag Von Ihm gewichen, Man

---

* Duclos ſagt in ſeinen Memoiren, das Augenleiden des Prinzregenten rühre uberhaupt nicht von einem Schlag beim Ballſpiel, ſondern von einem Schlage her, den ihm die Marquiſe von Arpajon mit dem Fächer gegeben habe, als er ſich unanſtändige Freiheiten bei ihr erlaubt habe.

weiß nicht wie die arme fraw Es hatt außſtehen Können, alſo habt Ihr liebe Louise woll recht ſie Eine braffe fraw Zu heißen —

unßer Liebe printzes Von wallis jammert mich ſo Von hertzen, daß Ich ſie geſtern beweindt habe, Es iſt auch recht Erbarmlich wie die fraw gräffen Von Buckenburg mir Ihren außzug auß ste james beſchreibt, die arme printzes hatt Eine ohnmacht über die andere bekommen, wie Ihre 3 Kleine printzesger In vollen threnen abſchidt Von der fraw Mutter genohmen haben, daß hatt mich recht touchirt — Ich Verzehle Euch die händel nicht ſo urſach ahn dießem desordre * ſein, undt wie der Duc de neu Castel ahn dießem allem ſchuldig iſt, den Ich Zweyffle daß der graff von degenfelt Eüch dieß alles ſchon wirdt Verzehlt haben, graff degenfelt undt ſeine gemahlin ſeindt Jung genung umb mehr Kinder Zu bekommen alß Nöhtig iſt, medger undt buben, undt Ihr ſeydt ja noch nicht alt genung umb ſolches noch Zu Erleben Können, wie mir die printzes von wallis den graff degenfelt beſchrieben ſo ſoll Er viel ſchönner alß Ewere niepce ſein, daß tochtergen hatt woll gethan dieße gleichnuß Zu Nehmen Zu dem ſo ſollen alle tochter glücklich werden, ſo den Vättern gleichen Man Muß hoffen daß der ſohn ſo folgen wirdt den daß ſolle auch glück bringen, die plaissanterie ſo Er Eüch über ſein dochtergen macht Lautt gantz alß wie ſein Vatter Herr max alß Zu ſprechen pflegte — —

Ich habe Nur frantzöſche undt Keine teütſche Köche, jedoch habe Einen Neüen ſo lang bey dem marechal de chamillie gebint wie Er Zu Strasburg geweßen, der Kan Sawer Kraut Zimblich woll Kochen Es hatt aber doch den friſchen geſchmack nicht wie bey unß — nichts iſt Verdrißlicher In meinem Sin alß allein Eßen, undt hir Muß Es ſein, drumb bin Ich lieber zu st Clou, den a la Campague ſpeiſt Man allezeit In Compagnie König undt Königin ſelber drumb hatt Man allezeit Zu marly mitt viel leütten geßen, In allen gar großen ſtatten iſt Es thewer leben aber Erhelt der Duc de schonburg ſeine dochter die doch ſeine Erben ſein nicht auff ſeinen Koſten — Von Herr max habe ich recht viel gehalten wen ſein ſohn ſo iſt würde Er mir auch gefahlen, Er wahr Ein gutter Ehrlicher Menſch undt ſeine fraw auch — — —

Mein ſohn iſt ſo überheüfft Von den Innerlichen affairen deß reichs daß herr Zachmann noch Keine audientz hatt haben (können), die

---

* Der Zwiſt König Georgs I. mit ſeinem Sohne, dem Prinzen von Wales, wovon noch mehr die Rede ſein wird.

gantze provintz Von Bretagnien will ſich Empören Man hatt troupen hinſchicken Müßen Mein ſohn iſt woll Zu beklagen undt Eine rechte gequelte ſeele Es iſt nicht auß Zu ſprechen waß Er von morgendts umb 6 biß andts umb 8 Zu thun hatt umb ſich Ein wenig wider Zu Erquicken thut Er die mahlzeiten wo Ich Im ahnfang dießes brieffs Von geſprochen — — —

will Nur noch ſagen daß die mortthat Endeckt iſt, der Cammerdinner hatte Ein weib daß war Ihm untreü ſie hatte Einen soldat au garde lieb mitt dem hatte ſie ahngelegt den Man umbs leben Zu bringen undt den abt ſo gelt gewohnen Zu beſtellen wie der Knecht eben Ermordt, Kam der Herr nach hauß, drumb haben ſie Ihn auch Ermordt die fraw hatt man gefangen die hatt gleich alles geſtanden, aber der ſchelmiſche soldat hatt ſich salvirt Ich wünſche Eüch Eine glückſeelige nacht undt bitte alle fehler Zu Entſchuldigen wo Ich Nie ahn fehlen werde iſt Eüch hertzlich lieb Zu haben.

Elisabeth Charlotte.

---

paris den 2 januari 1718.

— — — Es iſt deß Churfürſten Von Bayern Eygene ſchuldt daß Man Ihn hir In franckreich ſo Nieder gehalten, den Er ſelbſt hatt ſich ErNiederigt ahn ſtatt ſich Zu ſeinen leiblichen neueux Zu halten, iſt Er Nur mitt den printzen und printzessinen du sang umbgangen undt hatt ſich contentirt mitt denen Zu Eßen undt auff die jagt Zu fahren undt ahn ſtatt mitt damen Von Qualitet umbzugehen hatt Er Nur grisetten bey ſich gehabt undt lautter dergleichen gentilessen — Ihr betriegt Eüch ſehr liebe Louise wen Ihr meint daß Chur Bayren fro iſt wider In ſeinem landt undt Ehren Zu ſein Er regrettiret alle tag daß Lutter leben ſo Er hir geführt — — —

Paris den 6 januari 1718.

Ich Muß lachen daß Ihr Eüch geEylt habt, undt doch Zu ſpat Kommen ſeydt, daß gemandt mich ahn daß mergen ſo Man mir Verzehlt wie Ich noch Ein Kindt war, Es iſt wie Ihr wiſt gar lang gelitten, aber damitt Ich wieder auff mein Mergen Komme ſo wollte Eine ſchnecke Zur hochzeit Kommen Kam aber Erſt daß ander jahr Zur Kintauff, fiel über den Zaun undt ſagte Eylen thut Nimer gutt, wen unßere brieff Nur 9 tag alt ſein hatt man ſich nicht Zu beſchwehren — ſchreiben ſchadt mir nichts Ich Müſte lengſt todt ſeyn wen daß ſchaden ſolte, den Es geht Kein tag vorbey daß Ich Nicht Irgendts hin Zu ſchreiben habe, Meines ſohns aug iſt Ein wenig beßer gott lob alſo hoffnung, daß Es wider gutt werden wirdt, auß Englandt undt die ſo hingehen Verlihrn ſich Viel brieff, Es fehlen der printz Von wallis 4 Von den Meinen, alſo kein wunder, daß der Fr: gräffin Von der Bückenburg brieff ahn Eüch liebe Louise auch Verlohren worden — der graff degenfelt Konte woll den abbé du bois nicht finden, den Er war gewiß In der Zeit hir Zu paris iſt Erſt den Chriſtag wider nach Engellandt gereiſt, Ich werden dem abbé morgen ſchreiben den Ich habe heütte morgen Ein ſchreiben Von Ihm bekommen, undt werde Ihm Commission geben, den graff degenfelt Meinet wegen Zu grüßen, undt auch die graffin Ich weiß der Fr: gräffin rechten danck nach teütſchlandt Zu Verlangen daß iſt Ein Zeichen daß ſie Ihr teütſch geblüdt In ſich fühlt, undt nichts Von der Engliſchen boßheit In ſich hatt, daß der graff degenfelt nach hauß Verlangt iſt Kein wunder den teütſchlandt Ihm bekandt iſt — hetten unßere Ehrliche teütſchen Viel gelt würden ſie ſich Vielleicht auch Verderben undt wie andere nationen leben, waß hir die leütte Verdirbt iſt jnteresse undt abſcheüliche desbeauche — — —

Paris den 13 januari 1718.

— — — In hollandt undt oſtfrießlandt ſollen von dem letzten ſturm 2 ſtätte In oſtfrießlandt undt undt Eine In hollandt überſchwembt worden ſein undt $\frac{m}{20}$ personnen Zu grundt gangen ſein, daß iſt Erbermlich — In allem machen mich alß die undanckbarkeitten undt ungerechtigkeitten recht boß aber noch viel mehr wen Es gegen denen geht, ſo Ich lieb habe drumb hatt Es mich recht verdroßen, waß Ewer ſchwager undt alſte niepce gegen Eüch gethan hatten, Ewer niepce hatte daß gröſte unrecht, den Erſtlich iſt ſie Eüch respect ſchuldig undt Zum andern ſo war Es auch undanckbarkeit, den Ihr habt ſo Viel Vor Ewern niepce gethan, daß ſie all Ihr leben aplicirt ſoll ſein Vor alles waß Eüch gefahlen undt ahngenehm ſein kan, alſo iſt ſie nicht Zu Entſchuldigen — Ich liebe die gutte auffrichtige teütſche gemühter aber Von den ſtorige Engliſche da halte Ich gar nichts von daß ſie Caroline dochter iſt, iſt gutt, aber umb Von mir geliebt Zu werden Muß ſie auch Carolinen humor haben worte Kan man leicht ſagen aber Es Müßen ſich Keine contrari thaten finden undt nichts falſches — graff degenfelt aber macht Ihr mich lieb haben weillen Er Einen auffrichtigen teütſchen Sin hatt — Ich weiß leyder Nur Zu woll wie Es Zu st james Vorgeht undt deücht daß Es übel ärger wirdt, welches mir woll von Hertzen leydt iſt alles iſt leyder Nur Zu war, alß laſt Niemandts Nie nichts wißen waß Ihr mir ſchreibt — Englander ſeindt allezeit ſchlim geweßen, ſollen aber ſeyder König wilhelm dort regirt In größere laſter gefahlen ſein undt ſchlimmer worden Man hatt observirt, daß alle jnsularen allezeit falſcher undt boßhafftiger ſein alß die Leütte ſo In terre ferme wohnen — — —

Paris den 15 januari 1718.

— — — Ich habe heütte brieff auß Englandt bekommen, aber leyder noch nicht die Zeitung ſo Ich recht Von Hertzen wünſche, Es Müßen ſich böße Leütte Zwiſchen dem König In Englandt undt ſeinem herrn ſohn legen — — —

Paris den 20 Januari 1718.

— — — Man hatt mehr betten Von Nöhten alß Nie, den Es iſt Nun Eine dolle Zeit über all hört man von nicht alß unEinigkeit Zanck undt Zwitracht, undt von allerhandt laſter gehen Im ſchwang falſchheit, morden, ſtehlen, Leichtfertigkeit Es iſt alß wen, die alte ſchlang der teüffel ſich Von ſeinen Ketten loß gerißen hette undt In der lufft regiert, ſo Viel übels hört Man überall, alſo alle gutte christen woll urſach Zu betten haben, Es geht gar langſam mitt meins ſohns aug Zu, den Er will ſich In nichts In der welt ſchonnen, Er macht mich offt recht ungedultig mitt, die fürſtin Von nassau Siegen iſt daß nicht dißen fürſten von nassaus gemahlin der Ein wenig geſchoßen iſt undt hir Zu paris herumb ſchwürmbt, undt hungers ſtirbt alle wog hob ich ſchir Ein brieff von Ihm welchen Ich aber nicht beantwortte, den Ich bin In Keinem ſtandt fürſten Zu unterhalten Konnen — die gräffin von ussingen wirdt nichts guts mitt Ihrem hoffart außrichten, Ihre ſchweſter iſt gar nicht ſo, Nur gar Zu demütig wie auß dem heüraht ſcheindt ſo ſie gethan, ſie hatte Von Nohten daß Es hir, wie In Englandt, da die ſo Von groſser Qualitet ſein alß Ihre

Mäner, Ihren Eygenen Nahmen behalten — Ihr verliehrt nichts dran den fürſten Von waldeck nicht Zu ſehen, Er iſt heßlich undt ſicht thum aus, Ich weiß aber nicht ob Er Es iſt den Ich habe Keine große Conversation mitt Ihm gehabt — die fürſtin Von Ziegen Muß Mehr Verſtandt haben, alß Made dangeau ſchweſter die fürſtin Von ussingen — — —

wir haben ſchir allezeit daß unglück gehabt daß teütſchlandt allezeit franckreich nicht allein nachafft ſondern auch alles doppelt macht waß man hir thut derowegen wundert Michs nicht, daß Man In teütſchlandt franckreich Zu copiren ſo doll lebt — — —

ſeydt In Keinen ſorgen Ich werde mein leben nichts In Englandt ſchreiben ſo Eüch händel machen Kan — Ich glaube daß der König den Englandern weißen wollen daß Ihm nichts Zu lieb iſt wen Es Einen Vom parlement betrifft undt das Er ſie dadurch gewinen will — alle Menſchen Meinen wie Ihr liebe louise daß der printz mehr gethan alß man weiß undt daß der mylord argile Ihn Zu Etwaß persuadirt hatt ſo nichts guts iſt, Ich bin persuadirt daß wen der Konig meint daß wie Er mitt dem printzen Verfährt den Engländern Zu wieder were würde Er Es nicht thun, die duchesse de munster würde ſich Ein Zwey wen ſie die Königliche famille wider VerEingen würde, Ich ſage Von Hertzen amen Zu Ewerm wunſch daß die gantz famille wieder mag VerEyniget werden, —

wen der printz Von Naſſau nichts anderſt bekompt alß Von mir Kan Er woll hungers ſterben, Ich habe Nur waß mir Nohtig undt gar Keine Mittel Einen fürſten Zu Erhalten, Vor Meinem ſtandt bin Ich mehr arm, als reich, waß hatt der herr hir Zu thun warumb geht Er nicht In teütſchlandt, Er macht ſich hir Nur außlachen Von Jederman, Es ſeindt dolle Kopffe ſein bruder undt Ehr, ſein bruder ſo deß marquis de nesle ſchweſter geheüraht, wolte mitt aller gewahlt Von mir wißen warumb ſeine gemahlin Ihn nicht leyden Kan, Er ſtinckt abſcheülich auß dem Mund, Ich hette Ihm geſagt daß Ich glaube daß diß die urſach ſeye — — —

Paris den 27 januari 1718.

— — — freyllich weiß Ich Nur Zu woll waß In Englandt Vorgeht die printzes jamert mich Von grundt meiner ſeelen meritirte Viel glücklicher Zu ſein — die fürſtin Von siegen Muß Eine gutte freündin ſein der gräffin Von vssingen ſo gutten raht Zu geben haben den höfflich Zu werden wirdt ſie beliebt machen welches Ich gerne höre wegen Ihrer gutten Ehrlichen ſchweſter der marquise de dangeau gern gönne ſie iſt Eine recht tugendtſam Ehrlich menſch ſo von jederman Estimiret aber Ihr oncle der biſchoff Von strasburg hatt Ihr Einen gar Zu ungleichen heürahtthun wachen, ſie lebt Mitt dem Man ſo woll alß wen Er nicht allein Ihres gleichen ſendern auch über ſie were — Ich bin fro daß Ihr Meinen Vettern dem printzen Von hessen philips thal ſo Ein gntt Zeügnuß gebt daß Er fein iſt den Man hatt mir Verſichert daß landtgraff philips ſeine Kinder wie bauern hette Erziehen laßen, undt ſelber alß Ein burger In hollandt lebt, freylich iſt der Heßiſche printz leiblich geſchwiſter Kindt mitt dem König In Dennemarck, ſeine fraw Mutter undt Landtgraff philip ſeindt ja ſchweſter undt bruder geweßen — Ich dencke weillen dießer herr woll geſchaffen iſt, ſolte der König Vielleicht jalous Von Ihm geworden ſein Von Einiger metres den der arme König iſt weder hübſch noch woll geſchaffen were alſo Kein miracle wen ſo Eine dame den hübſchen Vettern lieber bekämme undt Eine jnteressirte person merckt ſolches baldt, undt daß ſetzt Keine freündtſchafft, Es ſeindt Viel leütte ſo übel auß ſehen wen ſie halirt undt von der Son Verbrendt ſein daß iſt Vielleicht dießen Landtgraffen auch geſchehen Ich hab lachen Müßen daß der fürſt Von waldeck nach ſeinem Oberſten leüfft ſo Ihm mitt dem gelt Von ſeinem regiement durchgangen — Ich fürchte der liebe frieden wirdt nicht lang wehren, weillen der Keyßer undt König In spanien ſo ſtarck werben, Ich deycke aber wie Im Opera Von thessée geſungen worden

que la guerre sanglante, passe en dauttres Estats
O minerve savante, o guerriere palas o gueriere palas.

Es Kan mir nicht leydt ſein wen der Keyßer den papst Ein wenig butzen ſolte Er hatt Es hoch Von Nöhten umb ſeinen hoffardt Zu dempfen Ich leße mein leben nichts waß den papst ahngeht habe alſo den brieff nicht geleßen ſo der papst ahm Churprintzen Von saxsen ſchreibt, Zu dem ſo ſeindt ſolche brieffe ordinarie In Latein da Ich Kein wordt Von Verſtehe, wan Mein ſohn wolte würde Er geſchwinder Couriren aber dazu Kan Man Ihn nicht resolviren die Verfluchte damen Verfolgen Ihn Zu ſehr — — —

Ich würde mich glückſeelig ſchätzen, wen Ich dem graff Degenfelt Einige ahngenehme dinſten Erweißen Könte, Ich Kan nicht ſagen wie ſehr mich die Königin Jn poln jamert dieße heüffige threnen Konnen Jhrem herrn ſohn Kein glück bringen — Jch weiß des Königs Jn poln prophezeyung nicht alß daß ſein geſchlegt ſeine Linie gantz außſterben ſolle undt da iſt groß aparantz Zu dem Ein herr der ſein leben ſo abſcheülich desbeauchirt hatt wie dießer Muß mehr im 50 Jahr Verſchließen ſein, alß Ein ander Jn 70 — Mein Vetter der herr landt graff Von Cassel hatt mir ſelber geſchrieben daß ſeines ſohns gemahlin ſchwanger iſt — Es war Vor Etlichen Jahren hir Einer ſo boyer hieß Ein Edelman der wolte le mouvement perpetuel finden allein Es ging nicht ahn, Mein ſohn ſagte Es gleich daß Es nicht ahngehen Konte — Jch bin fro wen Jhr Eüch liebe Louise Jn gutter geſelſchafft Ein wenig VerEnderung gebt, Jhr habt woll recht keine assamblee noch ſpiel Jm hauß Zu halten daß macht Zu Viel ungelegenheit — Es iſt Eine ſchande daß Churpfaltz Eüch ſo lang auffhelt daß Kan man nicht jnteressirt ſein (nennen) daß ſeinige umb Zu leben haben Zu fordern — den brandt Von Neüburch habe Jch Erfahren Es war daß Commedie hauß daß abgebrandt

---

Paris den 3 februari 1718.

— — — Jch glaube Jch habe Eüch ſchon geſchrieben wie daß der Rüelle ſo den abbé de bonnoeil undt ſeinen Knecht Ermort, ſich ſelber Erſtochen wie Man Jhn gefangen hatt der abt hatt Kein gutt leben geführt war nicht allein Ein ſpieller ſondern hatte auch maistressen, war aber Kein priſter, wen daß iſt meinen ſie Es ſeye Jhnen mehr Erlaubt, undt dencken nicht daß Es Nur mehr Verbotten aber nicht mehr Erlaubt iſt, daß große ſpiel hatt allerhandt unglück nach ſich gezogen, iſt Eine abſcheüliche ſache, daß Kleine ſpiel hatt wie Jr gar recht ſagt Mehr guts alß boß gethan, undt manche medisance Verhindert, die hir mehr Jm ſchwang geht alß ahn Einigem ort Jn der weldt, aber Man Muß auch die warheit ſagen — die weiber ſeindt auch Zu leichtfertig undt unverſchämbt Jnſonderheit die Vom gröſten hauß ſein, ſie ſeindt arger alß die Jn den huren heüßern, Es iſt Eine ſchandt undt ſpott waß man Verzehlt waß ſie öffendtlich Jm bal gethan haben, man ſolte ſie Einſpören Jch Kan nicht begreiffen wie der Man ſo gedultig iſt ſein groß herr vatter hatt ſeine gemahlin auß viel geringere urſachen Jn Ein ſchloß ſperen laßen wo ſie geſtorben iſt, Es iſt Ein ſchandt wie daß gantze hauß * beſchriehen iſt, ſchwiger Mutter döchter geſchrey alles führt Ein leben ſo gar nicht ſtandtsgemäß iſt, aber Es iſt Ihre ſach undt die Meine nicht, iſt mir Nur leydt daß ſie mir ſo Nahe Verwandt ſein, undt Eine ſo gar Ehrliche groß Mutter haben die ſchir Vor leydt drüber ſtirbt — — —

Meine letzte brieff auß Engellandt ſein vom $^{16}/_{27}$ januarie aber Es war noch alles Im ſchlimmen ſtandt Man ſagt hir Zu Paris daß die Verfluchte Englander Ihren Möglichſten fleiß thun, den König undt printzen gegen Einander Zu hetzen damitt ſie Im parlement unter Einander Eine regence wehlen mögen, undt nicht mehr unter dem printzen ſtehen ſollen, hir Zu iſt gar große aparantz, aber mich deücht je mehr der König undt printz ſolches mercken, je mehr ſollen ſie ſuchen ſich wieder Zu VerEinigen, den ſonſten mogten großere unglück folgen Es Kan Nie Keine urſach In der weldt ſein ſo Einen ſohn authorisiren Kan ſich ſeinem vatter nicht Zu unterwerffen, wer Er auch ſein mag will geſchweygen den wen Er ſein König auch iſt, mich deücht Es iſt Nie Keine große tendresse Zwiſchen Vatter undt ſohn geweßen unßere ſeelige Churfürſtin aber, gab dem Sohn daß unrecht, mitt Ihr ſelber hatt Er Nur daß letzte jahr woll gelebt — abbé du bois iſt In Englandt Kranck geworden daß mag Ihn woll gehindert haben den h: graffen Von Degenfelt Zu ſehen, Ich glaube Er wirdt woll thun Englondt Erſt nach ſeines Schwigers Vattern todt Zu Quittiren, Ich wolte daß meine freündtſchafft Ewern Kindern Zu waß Nutz ſein Könte, der arme alte duc de chomberg wirdt Es woll nicht lang mehr machen, alſo Könt Ihr noch woll lange Jahren Ewere Kinder bey Eüch behalten — Ich bin nicht mitt Ewer Elſte niepce Zufrieden ſie Muß Kein deütſch gemühte haben weillen ſie nicht danckbar iſt — — —

Paris den 10 februari 1718.

— — — Der König In Englandt wen Ichs ſagen darff, tractirt die princes Von wallis Zu hart, die doch nichts gethan hat Ihren Kindern Zu Verbietten Zu Ihr Zu Kommen die ſie ſo hertzlich liebt wo Konnen ſie auch beßer Erzogen werden alß bey Einer ſo verſtandigen undt tugendtſamen fraw Mutter, daß iſt übel bedacht In Meinem ſin waß man In den teütſchen Zeittungen ſagt Vom Czaar dochtergen iſt Kein wordt war, ſie were aber nicht die Erſte musco-

---

* Condé.

wittische printzes ſo Königin In franckreich geweßen were den henry premier hatte Eine geheüraht weillen Ein papst Ihm Ein heüraht hatte brechen machen mitt Einer Nahen baßen — — —

Paris den 13 februari 1718.

— — — wir hoffen daß Meine dochter den Zu künfftigen freytag oder auffs aller ſpäts heütte über 8 tag Mein dochter undt Ihr herr bey unß ſein werden welches mich Zwar ſehr Erfreüet, aber gott gebe daß Es ohne Verdrießlichkeit Zu gehen mag, allein, Ich fürcht die böße geſellſchafft ſo mein dochter wirdt ſehen Müßen welche Ihren mögligſten fleiß thun werden Ihr auch Eine Klecke ahn Zu hencken, laße Ich Es gehen mögt Ein unglück drauß Endtſtehen den der Hertzog von Lotheringen iſt nicht ſo jndifferent alß die Mäner hir ſein, auff die Ehre, undt würde gar Kein raillerie Verſtehen wen man meiner dochter Ein histörgen auff bringen ſolte, warne Ich ſie den ſo werde Ich Vor trouble feste passiren undt Vor bößen humor, undt überall undanck bekommen, ohne noch ſonſt Viel widerliche ſachen ſo ſich finden werden, das Es alſo Keine pure freüdte wirdt ſein Können — die desbeauchen Von dem Condéischen hauß ſeindt gar Zu abſcheülich undt offendtlich, waß Zu Verwundern iſt ſie haben die Erlichſte undt Tugendtſambſte groß Mutter ſo man In der welt finden Kan, die argſten medissansen haben ahn made la princesse nichts Zu beißen gefunden aber alle Ihre Enckeln geheürahte oder ledige haben die abſcheülichſte reputation von der welt Man ſchambte ſich recht Zu horen waß Man Von Ihnen Verzehlt undt Lieder ſingt, auß dießem allen ſegt Ihr woll liebe Louise daß Meine freüde nicht pur ſein wirdt Können undt allezeit mitt Ein wenig ſorgen undt Inquietuden gemiſcht ſein — Mein dochter hatt gar Ein gutt gemüht, aber ſie hatt Einen leichten humor undt iſt Complaisant gegen Ihres bruder gemahlin, ſo unter unß gerett Ein wenig Von Ihrer Mutter helt undt falſch iſt, daß wirdt gewiß unßere freüde troubliren — —

Die erſte urſach iſt gültig warumb daß freüllen degenfelt nicht caroline iſt geheyßen worden, die ander urſach ſeindt wenig heüßer ſo nicht Eine ſolche fantesie haben hir Im Königlichen hauß hatt man daß exempel daß die henry Keines naturlichen todes ſterben unglücklich umbkommen — — —

Man darff mir Keine particullariteten auß Englandt ſchreiben, der König wirfft ſich Jn großen extremiteten ſeinen Enckeln Zu Verbietten H. Vatter undt fr. Mutter Zu ſehen Jch wuſte woll daß Er hart iſt aber ſo hart hette Jch J. M. nicht gemeint, die arme princes iſt outtrirt jammert mich Von hertzen gott wolle Jhr leyden undt ihr unglück helffen Ertragen — — —

---

paris ſontag den 20 februari.

Hertzallerliebſte Louise Meine Lotteringische Kinder ſeindt Vergangen freytag glücklich hir ahngelangt Meine dochter war Jn ſolchen Erſchrecklichen freüden daß ſie gantz auß ſich ſelber war, Jch habe ſie nicht Viel VerEndert gefunden, aber Jhren herrn abſcheülich Er war Vor dießem mitt den ſchönſten farben undt Nun iſt Er gantz braun rodt, undt dicker alß mein ſohn, Jch Kan ſagen, daß Jch ſo dick undt fette Kinder habe alß ich ſelber bin — — —

Mein dochter iſt luſtig undt Vergnügt Jhr herr aber leſt Ein wenig den Mundt hencken, daß fiber iſt geſtern mitt Ein groß Erbrechen ahnkommen, gott bewahr unß Nur daß ſie die Kinderblattern nicht bekompt den der Hertzog von Lotteringen noch mein ſohn haben ſie Nie gehabt, undt der Hertzog würde nicht laßen offendtlich oder heimblich Zu Jhr Zu gehen, Es ſeindt ſchon 3 von ſeinen brüdern ahn dießer heßlichen Kranckheit geſtorben, iſt ſeinem hauß gar gefährlich, alſo iſt mir nicht woll bey der ſach, Jch will Eüch biß donnerſtag berichten wie Es iſt — Es iſt aber auch woll Einmahl Zeit daß Jch auff Ewer liebes ſchreiben Komme daß Jch Nur ahngefangen Zu beantwordten, Jch war geblieben wo Jhr ſagt Liebe Louise daß Jhr nicht melancolisch ſeydt, aber daß Jhr Eüch ſelbſten quellt weillen Jhr gern gerechtigkeit helt undt Zu weich Vor die Ewerigen ſeydt, diß letzte ſtehet nicht Zu Endern iſt Jm geblüht, aber daß Erſte ſo muß Man ſich Einmahl vor alles Verſichert halten daß die welt voller ungerechtigkeit ſteckt, undt daß ſo gerecht Man auch ſelber ſein mag doch dießes nicht wieder bey andern finden wirdt, undt daß der welt lauff nicht Zu Endern ſtehet, wen Man diß Einmahl persuadirt iſt, iſt man nicht mehr Verwundert waß Einem auch geſchehen mag Niemandts Jn dießer welt iſt perfect alſo Kan man ſich doch getröſten wie andere Zu ſein Man Muß woll ſuchen ſich Zu Corigiren, aber ſich auch nicht betrüben über waß nicht ſein Kan, Gott weiß alle ſachen undt warumb ſie geſchehen, alles iſt Verhengnuß Jn dießer weldt wen wir unßer beſts undt waß raisonable iſt gethan haben Müßen wir unß In gottes willen Ergeben, undt unß nicht plagen über waß nicht Zu unßer Vermögen ſtehet, gott hatt jedem ſein ſtundt undt Ziehl geſetzt daß Kan Niemandts überſchreytten — Keine weibspersonnen ſterben Vor betrübtnuß, Man gewendt unß Zu ſehr Von Kindtheit dran, Es geht mitt wie Mitt dem gifft Von mytridatte, Man gewondt unß ſo ſehr dran, daß Es unß nicht mehr ahm leben ſchaden Kan, aber woll ahn der geſundtheit drumb Muß Man ſich doch davor hütten ſo Viel Immer möglich iſt, daß iſt woll gewiß daß Lang alt Leben gar Kein ſpaß iſt, die jugendt iſt Zu Kurtz, Kaum ſpürt man daß Man jung iſt ſo wirdt man alt, geſtern ſagte Man daß Eine none Kürtzlich geſtorben ſo 135 Jahr alt war, die hatt Ein Lang alter gehabt, daß Verlange Ich woll nicht, aber wen Man Lang Jung bleiben Könte daß were Eine andere ſach, da ſolte Einem woll daß Maul noch wäßern — Ich weiß nicht wo die printzes Von waß auffgeſiſcht daß Mein Vetter Von Philipsthal ſo beüriſch unmanirlich undt übel Erzogen iſt waß Ihr mir ſchreibt iſt daß contraire, Es iſt mir lieb daß Er artlich — — —

---

paris den Donnerſtag 24 februari 1718.

— — — Ich glaube daß der Konig In Englandt nicht glaubt daß der printz von wallis ſein ſohn * iſt, den wen Ers glaubte were Es nicht moglich daß Er mitt ſeinem Eintzigen ſohn ſo Verfahren Könte wie Er mitt dießem thutt — — —

alle gräffin von leuenstein haben daß, daß ſie Ein wenig hoffärtig, aber die hir iſt, weiſt woll durch den heüraht ſo ſie gethan daß ſie gar nicht hoffartig iſt, Ihr oncle hatt ſich übel da Verſehen ſie jammert mich offt, ſie war artig undt iſt tugendtſam, hette woll waß beßers bekommen Können, Ich Kan die urſach nicht finden warumb der biſchoff Von strasburg dießen dangeau Erwehlt, Es ſeye den die urſach wie In der Commedie Vom Lavare La raison de sans tot hir hatt ſich die fürſtin von Siegen Eine wüſte Klack ahngeſetzt, ſie war ſehr coquet hir daß hatt Ihren Herrn undt ſie brouillirt — —

---

* Vergleiche den Brief vom 23. April 1715.

Paris den 6 mertz 1718.

— — — Durch Meine brieffe liebe Louise werdet Ihr Nur gar Zu böße Zeittungen auß Englandt bekommen die arme gutte printzes iſt woll Zu beklagen bey I. L. trifft daß ſprichwordt woll Ein daß Nie Kein unglück allein Kompt, Es Muß Etwaß hinter dißer ſach ſtecken ſo Niemandt weiß — Zu paris wo Man leicht romanissirt will Man daß der König ſeinen H. ſohn ſo haſt undt der printzessin ſo zu wieder iſt, weillen Er die printzes ſelber Zu lieb hatt, undt ſie Ihm Kein gehör hatt geben wollen, daß Kan Ich nicht glauben den Ich halte den König Vor gar Keine Verliebten Complexion undt glaube daß Er nichts liebt alß ſich ſelber, undt ſeine Eygene grandeur die princes soutenirt daß Ihr herr gleich Zum creütz gekrochen iſt undt alle möglichſte soumission — waß will den der König auch mehr haben unßer herr gott begehrt ja nicht mehr alß daß Man ſeine Sünde Erkendt ſie bereütt undt umb Verzeyung bitt, Ich fürcht der König In Englandt wirdt ſich ſelber nicht beßer dabey befinden der Englander ſinn Zu folgen undt ſich Von ſeinem herrn ſohn Zu trennen, den daß iſt Nur capabel mehr factionen Zu machen — daß Ihr mir Von der heydelbergiſchen Cammer ſprecht Erinert mich daß Ein brieff, ahn Churpfaltz Zu beantwortten habe welches Ich ſonſt Vergeßen hette will mitt Ewerm brieff Eine pausse machen umb dießen Zu ſchreiben — da iſt mein brieff gemacht gott lob Ich habe gedacht daß weillen Churpfaltz jetzt ſogar freündtlich mitt mir ob Es Eüch Vielleicht Nutzen Konte Liebe Louiſe wen Ich Eine Vorſprach Vor Eüch thete drumb habe Ichs gewacht undt habe Ein P. S. gemacht wie Ihr auff der andern ſeytten ſehen werdet

P. S.

(Die Raugraffin ſo Ich ſehr lieb habe, rümbt mir alß E. L. gnaden, wo vor Ich E. L. ſehr verobligirt bin aber die Cammer Zu heydelberg helt ſie Ein wenig lang auff, ſie iſt ja Nur die Eintzige vom gantzen geſchlegt ſo noch überig iſt, undt nicht mehr jung, wirdt alſo E. L. nicht Lang beſchwehrlich ſein Können bitte E. L. alſo gehorſamb, ſich dießer armen raugräffin Zu Erbarmen undt Zu befehlen daß Ihre ſach außgemacht mag werden)

Paris den 10 mertz 1718

— — — Meine lotheringische Kinder wollen morgen über 3 tag Verreißen, daß hertz wirdt mir ſchon gantz ſchwer drauff ſie wolten morgen weg Nehmblich der Hertzog, den meine dochter bliebe gern lenger dar, aber der Hertzog wolte morgen wieder verreißen Ich habe die 8 tag Erbetten, mein dochter iſt gott ſey danck, ſo feſt In Ihren gutten maximen befeſtiget daß ſie mitt allen menſchen umbgehen Kan ohne Zu fürchten daß ſie ſich Verderben wirdt, wie aber die junge Leütte Nun ſein, iſt nicht Erhört worden, die haar ſtehen Einem drüber Zu berg, Eine dochter damitt Ihr, Ihr Vatter durch die finger ſicht über Ihre desbauchen, ſcheüet ſich nicht Ihrem leiblichen Vatter Ein artig Cammer mägtgen Zu Vercouplen, die Mutter leſt die ſach geſchehen damitt Man Ihr auch waß Zu gutt helt, Suma Man hört undt ſicht nichts alß abſcheülich ſachen, wo vor Einem grauſt, Mein dochter geſtehet daß ob Ich Ihr Zwar dießes alles geſchrieben hatte, daß ſie Es nicht ſo hatt glauben Können, alß ſie Es taglich mitt Ihren augen geſehen — Junge Leütte glauben jetzt weder ahn gott noch ſein wort wißen nicht waß betten iſt alſo Muß ſie gott auch woll Verlaßen, Es iſt betrübt In Einer ſolchen Zeit Zu leben wo Einem gutten gemühte recht Eckelt mitt ſolchen Leütten umbZugehen, daß macht Einem ſo Müde daß Einem alles Verleydt, dancke doch gott Von hertzen daß mein dochter noch weiß waß tugendt iſt, undt Ein rechte abſcheü Vor daß hießige leben hatt, daß iſt mir doch Ein rechter troſt wie ich ſehe durch waß Ihr mir Von deß Kauffmans ſohn ſagt, ſo fangen unßere teütſchen die Engliſche maniren ahn ſich ſelbſt umbs leben Zu bringen daß Konten ſie woll bleiben laßen, die Eltern ſeindt In dem fall Zu beklagen Inſonderheit wen ſie Ehrliche leütte ſein, — die printzes Von wallis hatt mir die historie Von dem buben von 19 Jahren Verzehlt, ſo den König In Englandt hatt Ermorden wollen, hatt Es gar Keine ſcheü getragen ſondern gemeindt Es thue die ſchönſte that Von der welt Ich fürcht alß dießer Konig wirdt Kein gutt Endt In Englandt Nehmen die teüffel haßen Ihren Könige Zu ſehr, die ſach mitt dem König undt printzen wirdt woll ſo baldt Kein Endt Nehmen Ich finde daß die Verbitterung wirdt täglich größer Von den Zweyen jugen habe ich gar nichts gehört ob die printzes Zwar Ihre princessinen undt Kinder Können ſie doch nichts deſto weniger Ins König gebott ſtehen, Es iſt In Englandt Verbotten Man darff nichts herauß ſchreiben hir Im Landt hatt ſich weder die Konigin noch dauphinen Ihrer Kinder ahn zu Nehmen gehabt, der König hatt vor alles geſorgt undt Ihnen Ihre leütte geben, daß die Kinder aber herr Vatter noch fraw Mutter nicht ſehen noch von Ihren instructionen Nehmen daß iſt Viel Zu hart, Ich habe den König In Englandt allezeit Ein wenig trucken undt hart gefunden, die Engliſche lufft Muß Ihn noch mehr Verhärt haben, wie J. M. hir war habe Ichs Im woll Ins geſicht geſagt daß Er Zu trucken iſt, freündtlich habe ich Ihn mein leben nicht geſehen aber woll hofflich doch mitt truckenen maniren, Es iſt Von allen Menſchen Narren undt Klugen desaprobirt daß der König In Englandt ſo lang böß über ſeinem Eintzigen ſohn iſt — — —

Daß Ein jeder In dießer welt ſeine laſt hatt iſt woll war, die fraw von Rotzenhaussen, Ihr unglück iſt, daß Ihre dochter von Bernholt gar nichts deücht wen ſie Nur desbeauchirt wehre, daß wehre In jetzigen Zeitten Eine gemeine ſach, undt were Nur wie hundert taußent andere aber ſie iſt falſch undt Escrog, Ich bitt Eüch ſagts nicht nach, aber ſie hatt falſche Zettel auff Ihre Mutter ſchweſter, undt Einen graffen Von Manderſcheydt, alſo damitt die ſach nicht Lautt wirdt Muß die arme fraw gelt ſuchen die wüſte Zettel Zu Zahlen, damitt die dochter mitt die falſche Zettel nicht In gericht gefordert mögte werden, welche Eine Ewige ſchandt mögte nach ſich Ziehen, alſo iſt die arme fraw woll Zu beklagen, die Bernholden iſt die Elſte von der fraw Von Rotzenhaussen 3 dochter die wilhelme iſt die Zweytte undt die fraw Von Reding die tritte ſo Nun wittwe iſt — — —

Paris den 13 mertz 1718

— — — Der heüraht Von der printzes Von homburg mitt general major Von Schlieben iſt woll Ein ungleicher heüraht Ich Meinte aber Im ahnfang daß Es noch waß ſchlimmer wehre undt daß ſie den geheüraht hette ſo jetzt Zu Berlin iſt, den der hatt Eine alte dame In cascognen geheüraht ſo noch friſch undt geſundt undt undt die medissanten ſagen daß Er noch 4 andere weiber Im leben hatt, daß wer noch ärger aber Leſte man jetzt In teütſchlandt die princessinen herumb lauffen, wie In franckreich, daß war der brauch nicht Zu meiner Zeit, Man hatt woll groß recht Zu Cassel übel Zu frieden über dießen heüreht Zu ſein — die Zeit iſt herbey Kommen wie Jn der H. ſchriefft ſtehet daß 7 weiber nach Eines Mans hoßen lauffen werden, Niemahlen ſeindt die weibsleütte geweßen wie Man ſie Nun ſecht ſie thun alß wen Jhre Seeligkeit drauff beſtundt bey Mansleütte Zu ſchlaffen, die ahn heürahten gedencken ſeindt noch die Ehrlichſten — waß Man täglich hir hört undt ſicht iſt nicht Zu beſchreiben undt daß Von den hogſten — Zu Meiner dochter Zeit war Es gar nicht brauch, die iſt Jn Einer Verwunderung, daß ſie nicht wider Zu ſich ſelber Kommen Kan, über alles waß ſie hört undt ſicht, ſie macht mich offt mitt Jhrer Verwunderung Zu lachen, Juſonderheit Kan ſie ſich nicht gewohnen, wen ſie ſicht daß Damen ſo große Nahmen haben, ſich Jn Vollem opera Jn Mansleütte ſchoß legen, ſo Man ſegt ſie nicht haßen, mein dochter rufft mir alß Madame Madame — Jch ſage que voulles vous ma fille que j'y fasse ce sont les manieres du Temps — mais Elle sont villaines ſagt Mein dochter, undt daß iſt auch war, aber Erfahrt Man Jn teütſchlandt wo Man alles Von frankreich nachaffen will, wie die fürſtinen hir leben wirdt alles Zu ſchanden undt Verlohren gehen — die allezeit ander leütte tadtlen, ſeindt offt die Erſten ſo Jn ſelbige fehler fallen, ſo iſt Es der printzes von homburg auch gangen, unMuht macht nicht Verliebt, dieße printzes wen ſie ja hatt heürahten wollen hette doch woll Einen reichsgraffen bekommen Konnen ſo beßer geweßen were alß der ſchlieben, undt Kein Mißheüraht geweßen were, ſie Muß Verliebt Von dießem ſchlieben geworden ſein, den alter hilfft nichts vor thorheit — Jch finde den graff Von degenfelt nicht Zu beklagen Ewere niepce geheüraht Zu haben, undt wie Jn der Commedie ſteht Mons veaut bien Made et Made veaut bien Mons — wen Keine ſchlimmere galleren wehren wolten Viel rudern — Es iſt Leyder noch Kein Vergleich Jn Englandt Zu hoffen ſo viel Jch auß der printzes von wallis ſchreiben ſehe iſt alles noch ſehr Verbittert, ſeyder deß Kleinen printzen todt — Man hatt gar gutte goltſchmidt Jn Englandt aber die Meiſten ſeindt refugirte frantzoßen — Jch bitt liebe Louise, danckt die fürſtin Von ſiegen Vor Jhr ahndencken, wie ſie hir war habe ich ſie nicht Zu ſehen den ſie pretendirte saluirt Zu werden undt Zu ſitzen, daß geht hir nicht ahn wen Man nicht Von souveraine heüßer iſt, Jch glaube nicht daß paris Jhr gar favorable geweßen, undt finde daß Es beßer vor ſie geweßen were, wen ſie nicht herkommen were hir hatt Jhres Mans jalousie ahngefangen undt Er hatt ſich ſo Viel ridicule mitt geben daß Niemandts mehr mitt Jhm umbgehen will wir haben nichts Neües hir alß daß Eine alte fraw Von 102 Jahren ſo noch Ihren Volkommenen Verſtandt hatt, iſt Vorgeſtern nachts mitt Ihrem hundt undt Ihre Kazt Verbrendt — —

Paris den 17 mertz 1718

— — — In Englandt iſt alles ärger alß Nie, drumb darff Niemandt nichts davon ſchreiben, gantz paris ſagt der König In Englandt wolle offendtlich Erkleren daß der printz von wallis ſein ſohn nicht ſeye, undt Ihm noch mehr Verdruß Zu geben, wolle Er die schoullenburg jetzt duchesse de munster heürahten Ich habe ahn mylord stairs dieß alles geſagt Er ſagt aber Ich ſolle In Keinen ſorgen ſein Es würde gewiß nicht geſchehen, Ihr werdet ſchon auß Einem Meiner ſchreiben Erſehen haben daß Ich ſchon lengſt den todt vom Kleinen printzen Erfahren, die printzes glaubt daß Er Keines natürlichen todt geſtorben iſt, ſie jammert mich woll Von hertzen iſt ſehr Zu beklagen — — —

Lunati undt ſeine fraw ſeindt nicht mitt Kommen ſie ſolle Eine dolle humel ſein, Chur trier war Eben ſo Verliebt Von dießer alß unßer hertzog ſein herr bruder Von der craons iſt die Lunati hatt Ihm den letzten Heller abgezogen undt gantz ruinirt, malante unßer liebe Churfürſtin hilt die Lunati Vor Eine rechte narin ſie ſolß auch ſein, wolte Man ſolte ſie nach Churtrier todt beſuchen undt leydt Klagen alß wen sie ſeine gemahlin geweſt were, daß weiſt woll Ihren Näriſchen hirnKaſten, daß jnteresse macht Lunati über die jnclination Von ſeinem Vatterlandt gehen den Er iſt gar nicht jalous wie andere jttalliener ſein, Chur Bayern iſt gar heßlich Muß der Damen Mißfahlen haben den ſie iſt Sonſten gar nicht desinteressirt — die fürſtin Von Siegen ſolle gar nicht cruel Zu paris geweßen ſein, aber Es iſt Ihres Mans ſchuldt Er hatt durch ſeinen bößen humor Viel dazu geholffen, ſie hatte gar Zu woll Zu paris ahngefangen, umb nicht fort Zu fahren, der Verſtandt engagirt offt mehr alß Eine ſchonne figur, die Eüch gerahten haben dießer fürſtin nichts Zu ſagen haben gar woll gethan den daß geht Eüch ja gar nichts ahn undt ahnſtatt daß Man Eüch danck ſolte wißen würdet Ihr Eüch haßen machen, undt Viel feinde machen, Kinder Kan man Corigiren. aber geſtandene weiber ſo coquet ſein, daß Kan allein daß alter

Corigiren. drumb Muß man mitt den leütten gedult haben, ſie beklagen Ihnen aber nichts ſagen — — —

Paris den 24 mertz 1718

— — — Der Callendermacher hatt nicht gelogen Ich bin den 17 may gebohren 1652 Er hatte Nur dabey geſetzt haben alten ſtiel ſo were Es recht geweßen — — —

Die printzes von wallis ſagt daß ſeine ſchweſter die Duchesse de schoresburg dem König Einen fußfall gethan, umb Ihres brudern gnadt Zu Erbitten, den ſeine sentens iſt daß Er ſolle gehengt werden, der König ſolle geantwort haben, daß wen Er dießen Vergeben ſolte würden die Engländer Ihm verwerffen daß Er Ihm dieße gnadt thet weill Es Ein frembter iſt undt daß Er Ihn unfehlbar würde hencken laßen wen Es Ein Engländer were, Er hatt Einen ſchimpfflichen todt woll verdint allein Seine ſchweſter jamert mich, Millort peterbouroug hatt just noch Einen bruder auß jttallen In Engellandt geführt Kompt just ſeine bruder hencken Zu ſehen ſelle Eben ſo doll ſein alß der ſo Im gefangnuß iſt, die ſchweſter ſpricht viel undt Etlich mahl gar wunderlich ſtehlte ſich hir ahn alß wen ſie Verliebt Von Ihrem Herrn were aber deß Duc de Berry maistre de garderobe Mons de moudry Verſichert daß ſie In Jttallien nicht Viel nach Ihrem herrn gefracht den Er gar woll mitt Ihr geſtanden, daß ſie gar nicht prude war, mir ſchien ſie Eine gutte fraw Zu ſein, ſie ſagte vous voyes que mon cher Duc n'a qu'un seuil, La nature na Luy a donnes qu'on parce qu'il luy estoit jmpossible d'en refaire encore vn de la meme beauté) da hatt man ſie hir ſehr mitt außgelacht — Baleoti pretendirt nicht bruder Vom König In Englandt Zu ſein ſondern ſeine ſchweſter pretendirt deß Konigs ſchweſter Ich glaube Es aber nicht den ſie hatt nichrs von hauß Braunsweig Ihre Mutter wolte ſie Einmahl ahn oncle S: ſchicken Er andtwortet aber daß ſie woll wüßte daß Er Zu Viel Cammerahten gehabt In Ihrer lieb umb ſicher Zu ſein Können daß ſie ſeine dochter ſeye, von geſicht ſeindt Etlichmahl die jttalliener nicht heßlich aber ordinarie ſeindt ſie nicht woll geſchaffen undt haben heßliche bein undt Kein gutt air undt machen heßliche reverentzen — — —

Zu meiner Zeit Kammen die ſchweytzer weyber undt holten Ihre hundert Kreütter auff dem donnersberg In der pfaltz ſagten ſie wehren dort Kräfftiger alß In der ſchweytz — daß pressent ſo made de Berry Meiner dochter geben, iſt ſehr gallant, ſie hatt Ihr Ein Commode gegeben Eine Commode iſt Eine große Taffel mitt großen ſchubladen die taffeln ſeindt ſchön mitt Vergülten ornementen In dießen ſchubladen wahren alle alla mode Zeüg Escharpen Coeffuren andrienen bandt von allerhandt gattung ſtrümpff alles waß a la moden iſt, Vor taußendt pistollen wahren, donnerſtag den 24 mertz umb halb 3 nachmittags Ich würde heütte morgen Zu ſehr pressirt umb weitter fort Zu ſchreiben — Mein ſohn hatt ſeiner ſchweſter auch Ein artig pressent geben Ein necessaire daß iſt Ein vierEckt Käſtgen worin ſchallen von porcellaine undt alles waß Nöhtig chocolatte caffé undt thé Zu nehmen die ſchallen ſeindt weiß undt alles waß drauff Erhoben iſt golt undt Email undt iſt Ein ſchubladt mitt Ein jndianisch Plateau, undter dießem plateau iſt Ein Klein blau matrassein worunter allerhandt golte ſachen ſein, alß Estuiechez des guille fingerhudt, estuy de tiel Bouteille, Zwey goltene ſchachteln undt noch mehr Zeüchs alles Von purem golt, woll gearbeit — —

Paris den 27 mertz 1718.

— — — Mein dochter wirdt gott lob Erſt biß donnerſtag weg, daß wirdt auch baldt Kommen, den waß betrübt Kompt offter undt geſchwinder alß waß Erfrewen Kan, wens nach Meiner dochter undt Meinem Sin ging würden Ihr herr undt ſie nicht Vor oſtern weg, der gazettier iſt übel jnstruirt ſo lang der Hertzog lebt iſt Kein Eydt mehr vor die lehen abzulegen den der Hertzog hatt Es ſchon gethan ſolte Er aber ſterben, wirdt ſein ſohn Einen Neüen Eydt ablegen Müßen, der König iſt dem hertzog Viel gelt ſchuldig, undt auff die ſchuldt hatt man Ihm hundert taußendt francken geben ſeine reiße Zu thun hieher undt wider nach hauß, unßer herr gott hatt Erlaubt, daß wir Einander ſo Nahe ſein undt Ein ander lieb haben undt die freündtſchafft recht gedencken, undt probiren waß Man meint daß Nützlich ſein Könte — Gott gebe daß Es Etwaß guts würcken mag —

Man hatt mir die historie Von dem ſo umb Verzeyung bitten anderſt Verzehlt ſo mich deücht noch juster Kompt, Erſtlich ſo ſagt Man daß Er Eine fraw Eine Hur geſcholten undt deßwegen umb Verzeyung bitten Müßen, hatte derowegen geſagt wie Ewere historie auch ahnfengt Man ſagt Ich habe Eüch Eine hur geſcholten daß iſt war, Ich ſolte Eüch umb Verzeyung bitten, Es iſt mir Leydt Ich ſols nicht mehr thun, Ich Muß Es ſagen —

der printz Von Wales hatt Etwaß ſchönnes gethan wen dieß dem König In Englandt nicht touchirt wirdt woll Nimmermehr Kein friden Zwiſchen Ihnen beyden werden, Es ſeindt Leütte Zum printzen Kommen, die haben Ihm Zum chef de partie machen wollen denen hatt Er geandtwort daß Er ſein leben lang Kein partie gegen ſeinen Herr Vatter undt ſeinem König machen wolle, Man hats dem König geſagt — Ich glaube daß wen Es war were daß unßer printzes von wallis ſchwanger were, würde Es mir die printzes geſchrieben oder auffs wenigſt die gräffin Von der Bückeburg — die parisser leütte ſein ſo, ſie Meinen alß Verliebtigkeit Müße ſich In alles Miſchen — die printzes hatt mir bladt herauß geſchrieben daß ſie der König Nie hette leyden Konnen undt wunder genohmen, daß ſein herr ſohn ſie lieb haben Könte — discret Zu ſein iſt alle Zeit ſehr loblich aber gar rar, daß Eine Engländerin wie made de bellemont tracasserien gemacht daß iſt kein wunder dieße nation deücht nicht unter unß gerett der König In Englandt hatt Einen wunderlichen hirnkaſten, den ſeine fraw Mutter ſo Ihn ſo hertzlich liebt da hatt Er Nie Keine consideration Vor gehabt, daß gar nicht Zu Leben iſt were ſie nicht ſeine fraw Mutter geweßen were Er jetzt nicht König In Engellandt — alle Ihre Kinder die Königin In preüssen ſelber die Von Ihrer fraw Mutter adorirt geworden hatte nicht mitt J. L. S: gelebt wie ſie thun ſolte — daß iſt Ein Glück daß die letzt verwittibte fürſtin von ussingen Einen ſohn bekommen Es iſt Zu wünſchen daß Er dem groß herr Vatter undt nicht ſeinen herr Vatter nachſchlagen möge der groß Vatter war Ein artiger ~~hübſcher~~ ahngenehmer herr der ſohn aber Ein heßlich stupid Kindt ſo weder Zu ſieden noch Zu bratten war wie Ihr mir die gemahlin beſchreibt Muß große simpathie Zwiſchen beyden geweßen ſein — — —

Paris den 31 mertz 1718.

— — — Meine Lotteringische Kinder ſeindt mitt mir Zufrieden undt Ich mitt Ihnen, mitt Meiner Elſten Encklin (der Berry) bin Ich auch gar woll Zu frieden habe rechte hoffnung daß waß auß ſie werden würde den ſie iſt In allem Zu Ihrem beſten geEndert ſie hatt Vell Verſtandt undt gar Ein gutt gemühte, ſie fengt ahn Zu gott den allmächtigen Zu betten, die Laſter Zu haßen die tugendt Zu lieben, undt daß ohne aberglauben drumb hoffe Ich daß ſich gott auch über ſie Erbarmen undt ſie gantz bekehren wirdt, Von Ihrer 3ten ſchweſter habe ich Keine ſo gutte opinion. ſo bett ſie Ihr leben nicht, Zum andern ſo hatt ſie Kein gutt gemühte, fragt nichts nach Ihrer Mutter wenig nach Ihrem Vatter, undt will Ihn regieren mich haſt ſie arger alß den teüffel, Ihre ſchweſtern haſt ſie alle, ſie iſt ſo falſch In allen ſtücken undt ſpart offt die warheit, coquet abſcheülich Suma daß menſch wirdt unß allen noch Hertzen leydt geben, daß iſt gewiß, Ich wolte daß ſie ſchon geheüraht undt weit weg were, undt In frembten Landern Verheüraht, daß man hir nichts mehr Von Ihr hörte, Ich fürchte wir werden auch Hertzenleydt ahn der Zweytten Erleben ſo mitt aller gewalt Eine none werden will, undt daß gutte Menſch betrigt ſich ſelber, ſie hatt gar Kein nonenfleiſch undt die ſach wirdt nicht ſo baldt geſchehen ſein ſo wirdt ſie wie Ich fürchte In Eine Verzweyfflung fahlen undt iſt capapel ſich ſelber umb zu bringen den ſie iſt gehertzt undt fürcht den todt gantz undt gar nicht, Es iſt woll ſchadt Vor daß menſch, ſie hatt Viel guts ahn ſich iſt gar ahngenehm Von person Lang woll geſchaffen Ein hübſch angenehm geſicht ſchonnen Mundt Zahn wie perlen, dantzt woll hatt Eine ſchöne ſtim weiß die musiq woll, ſingt a livre ouvert waß ſie will ohne grimassen recht ahngenehm iſt Eloquent Von natur, hatt gar Ein gutt gemüht liebt alles waß ſie lieben ſolle ſie ſagt ahn alle menſchen daß ſie Niemandts regretire alß mich, alſo habe ich ſie auch recht lieb, Es iſt Kein Kunſt, dieße lieb Zu haben den ſie iſt recht ahngenehm, iſt mir alſo recht leydt daß ſie Eine none werden will, die 4te Von Meinen Enckeln iſt Ein gutt Kindt aber gar heßlich undt unahngenehm die 6te hergegen iſt Ein ſchon ahngenehm Kindt artlich Luſtig possirlich, die habe ich auch recht lieb Man heiſt die madll de beaugelois, ſie wirdt Verſtandt bekommen, die 6te ſo man madll de chartre heiſt iſt nicht gar heßlich aber Ein gar widerwertiges Kint, den ſo baldt Man ſie Näher ahnſicht ſo fangt ſie ahn Zu blären, der Duc de chartre iſt Ein artiger bub undt hatt Verſtandt aber Ein wenig Zu Ernſtlich vor ſein alter, undt iſt ſo abſcheülich delicat daß Ich nicht ohne ängſten anſehen Kann, Er darff Keinen dropffen über Eyß drincken bekompt gleich daß fieber kein obſt nichts darff Er Eßen alß waß Er gewohnt iſt Ich fürcht alß Er wirdt Es nicht lang machen welches doch Ein abſcheülich unglück Vor unß alle ſein würde, undt auch woll ſchadt Vor daß Kindt ſo gutten Verſtandt undt Ein gutt gemühte hatt, undt alles lehrnt waß Man will Er iſt nicht ſchön doch mehr hübſch alß Heßlich gleicht mehr der fr Mutter alß dem herrn Vatter, daß Kindt iſt Zu allen tugendten geneigt undt hatt Kein laſter, Ich habe Ihn deßwegen recht lieb, aber hiemitt iſt genung Von Meinen Kindern undt KindtsKindtern geſprochen Ich ſchicke Eüch hirbey Ihr alter auff Ein apart * Made dorleans hatt noch Eine ältere dochter alß made de Berry gehabt, ſo Man Madll de valois geheißen, hatt nicht Mehr alß Ein Jahr gelebt undt ſtarb Vor (ihrem) alter, gott Verzeye mirs aber Es war mir nicht leydt wie daß Kindt ſtarb —

Ich Komme aber wieder auff Ewer ſchreiben der Conseiller d'estast Mons de foucault, ſein ſohn, Mons de magny iſt ſchon längſt wider auff mein bitt auß der gefängNuß alßo iſt der Vatter gantz getröſt — frantzoßen ſeindt greülich frech, gehen überall hin undt ſcheüen nichts, unßere teütſchen ſeindt mehr respectueux undt beßer Erzogen, Es hatt ſich Kein wordt wahr gefunden daß der König In Englandt der printzes von wallis daß pressent Von ſpitzen geben, alles iſt leyder noch Im großen trouble, Ich glaube Ich habe Eüch doch Vergangenen ſontag die ſchönne that geſchrieben ſo der printz Von wallis gethan dennen Zu widerſtehen, ſo Ihn Zu chef de partie haben machen wollen, wen dem König dießes nicht touchirt wirdt woll ſein leben Kein frieden Zu hoffen ſein — der Duc de schonburg Muß Ein harter Kniper ſein daß unortendtliche leben außZuſtehen Können —

historien ſeindt auch lügen, In Meines groß Herr Vatters der König Im Böhmen historie hatt man geſetzt daß Mein groß fraw Mutter die Königin In böhmen auß purer ambition dem König Ihrem Herrn Keine ruhe gelaßen biß Er König worden, welches Kein wordt wahr iſt der printz von oranien ſo deß Königs In bohmen fraw Mutter bruder war hatt alle die ſach ahngeſponnen die Königin hatt

---

* Madame Duchesse de bery gebohren den 20 augusti 1695
Madll dorleans gebohren den 13 aug. 1698
Madll de valois gebohren den 22 october 1700
Mons le duc de chartre gebohren den 4 aug 1703
Madll de monpensier gebohren den 11 december 1709
Madll de Beaugelois gebohren den 18 december 1714
Madll de chartre 28 juni 1716

Kein wordt davon gewuſt undt nur damahl ahn commedien Baletten undt Roman leßen gedacht unßern Konig macht man In ſeiner historie auß generositet auß hollandt Ziehen undt den frieden machen, die rechte urſach war daß made de montespan nach Ihrem Kindt von made la duchesse nach versaille Kommen war die wolte der Konig wider ſehen — den hollandiſchen Erſten Krieg Miſt man deß Königs große ambition Zu, undt Ich weiß gewiß daß dieſer Krieg Nur ahngeſponnen war weillen Mons de lionne ſo damahl ministre war jalous Von ſeiner frawen mitt printz wilhelm Von furstenberg war, undt umb dem Zu ſchaden fing Er den Krieg mitt hollandt undt dem Keyßer ahn, Nun Kan man ſo lügen In ſachen ſo unß Vor der Naßen geſchehen, waß Kan man den glauben Von waß weitter iſt undt vor langen Jahren geſchehen, alſo glaube Ich die historien ſind (außer waß die H. ſchriefft iſt) Eben ſo falſch alß die romans Nur der unterſchiedt daß dieße Lenger undt Luſtiger geſchrieben ſein — — —

wir haben hir nichts Neües alß daß Einer ſo ſeine fraw hatt ſchlagen wollen Erſt biß gebett gethan (mon bon dieu faitte que le coup que je vais donner a votre servante la corige et la rende sage) — — —

Paris den 13 april 1718.

— — — Daß Muß Ich geſtehen daß Meine dochter gar nicht von der hitzigen natur iſt, wie die weiber hir ſein ſondern ſehr de sang froid undt gar nicht Zur desbauche geneigt, hatt abſcheü vor alles ſo unEhrlich iſt undt Kan ſichs nicht getröſten Ihr Vatterlandt ſo geEndert Zu finden — Ich habe ſchon offt gedacht daß wen teütſchlandt ſolche abſcheüliche conduitten Erfahren wirdt wie jetzt In franckreich Vorgehen, ob ſie Es nachmachen werden, oder wie billig were abſcheü davor haben werden, Ich glaube Es wirdt getheilt werden, Etliche werdens nachmachen undt andere nicht gott gebe daß von denen ſo Es heßlich finden die Meiſten ſein mögen — hir wirdt Ewer wunſch ſo baldt nicht Erhört werden Ich habe Keine hoffnung Mein leben Keine Enderung hir Zu Erleben, den Es Kan Keine Kommen biß der König geheüraht wirdt undt Eine raisonable Königin alles wider In die rechten ſchrancken pringt — Ihr müſt die affairen lieben, ſonſten were Es nicht möglich nach dem Ihr Vor aller Ewer Mühe, ſo Viel undanckbarckeit bey Ewerm ſchwager gefunden, daß Ihr Eüch wider resolviren Köntet Eüch mitt denen ſachen Zu plagen, Ich bin fro daß die printzes von sültzbach Einen printzen bekommen daß macht mich hoffen daß Churpfaltz ahn Keinen Nariſchen heüraht gedencken wirdt — Ich bitte Eüch ſagt mir doch liebe Louise die fürſtin Von nassau Sigen iſt ſie nicht daß freüllen Von hohen lohe worin Churpfaltz alß Er noch printz carl war, ſo Verliebt geweßen, undt mitt aller gewalt hatt heürahten wollen, undt geheüraht hätte wen die Keyßerin ſeine fraw ſchweſter Es nicht gehindert hette — — —

Liebe Louise, Ich weiß gantz undt gar nichts Neües, alß daß geſtern Eine abſcheüliche ſach Vorgangen Ein Kutſcher hatt ſeinem herrn mitt jnsolentz ſeine gagen gefordert ſein Herr ſagte tu est jvre aujourdhuy je te les donneres demain der Kutſcher wirdt böß reiſt ſeinen herrn ſeinen degen auß der ſcheydt, undt will Ihn Erſtechen, der Herr weicht auß Ervaſt den gutſchen umb den Leib reiſt Im den degen auß der handt undt ſtößt In Zur thür hinauß der Kutſcher geht Im hoff der Herr Nimbt Ein ſtock den Kutſcher Zu ſchlagen der Kutſcher ſo ſtärcker war alß der Herr wirfft den Herrn übern hauffen, Er tragt Ihn bey den haaren die Er Lang hatte, ſchlegt Ihn den gantzen hoff herumb geht hernach Zu Einem procurator undt macht ſeinen herrn Einen protzes welchen der Kutſcher Verlohren undt condemnirt wardt ahm carcan geſetzt zu werden der Kutſcher rufft Liverey Zu hülff 1000 Laquayen rotten ſich Zu ſamen Ziehen den Kutſcher auß dem carcan ſamblen ſtein, undt Kommen auff deß Kutſchers herrn hauß daß ſie ſo Zu ſagen belagern undt Zerſchlagen daß hauß ſo abſcheülich daß wetter fenſter noch ſpiegel drinen gantz geblieben, der Herr hatt ſich Im Keller salvirt Einen Von ſeinen laquayen geſchickt den guet a cheval Zu hollen wie der iſt Kommen haben die laquayen fort gefahren mitt ſteinen Zu werffen aber Le guet iſt auff die Zu pferdt Zu gerent hatt Etlich gefangen drey ſeindt geblieben undt Viel Verwundt die gefangen ſein, werden woll gehengt werden Inſonderheit der jnsolente Kutſcher — adieu hertzliebe Louise Ich ambrassire Eüch Von Hertzen undt werde Eüch all mein Leben lieb behalten

Elisabeth Charlotte.

Paris den 10 april palmSontag 1718.

Hertzallerliebe Louise Vorgeſtern iſt meine dochter undt Ihr herr umb 9 morgendts wider weg, daß beNimbt mir ſo Ein Ein wenig den ſchlaff meine dochter ſchriebe unß Von viller cotteres, wo ſie freytag geſchlaffen Es iſt 16 frantzöſcher Meillen von paris, umb Es auff teütſch zu rechnen 8 gutter ſtundt Von hir Es iſt Ein hübſch gemachlich ſchloß ſo Meinem ſohn Zu gehört bin offt mitt Monsieur dort geweßen Es ligt In Einem ſchönnen großen waldt, der Eintzige fehler dort iſt daß Man weit Muß waßer hollen Es deücht nichts dort undt Es iſt weder bach noch fluß dortten Im gartten ſeindt doch brunen wo Man daß waßer hergeleydt hatt weiß Ich nicht, der König S: Kamme mir dort Entgegen wie Ich In franckreich Kam — — —

Es were mir leydt umb Meines ſohns gemahlin geweßen, Erſtlich ſo lebt ſie ſo woll mitt mir alß Es ihr humor Erlaubt aber Zum andern, wen ſie geſtorben wehre weren mir Ihre Kindter auff den halß gefahlen undt medger woll Erziehen In dießem Landt iſt Eine ſchwere ſach, ſo wen Mans recht will wie ſichs gehört wenig ruhe gibt undt In meinem alter hatt man ruhe Von Nohten die 3 von den Erwackſenen dochter iſt gar Eine dolle humel mitt deren Ich Viel handel bekommen ſie hatt möglichſten fleiß ſchon ahngewendt Ihre fraw Mutter undt Elſte ſchweſter mitt Ihrem Herrn Vatter Zu brouilliren iſt falſch wie der teüffel undt ſtehet mir gar nicht ahn, würde alſo Mein überiges leben mitt Qual Zu gebracht haben undt waß weiß Ich ob mein ſohn nicht noch Eben ſo Einen dollen Mißheüraht wider würde gethan haben, den die frantzoßen undt Inſonderheit Mein ſohn fragen nach Keinen Mißheüraht, welches mich noch mitt Neüen ſchmertzen würde ſterben machen, alſo habe ich wie Ihr ſecht woll urſach gehabt über made dorleans Kranckheit Zu Erſchrecken — — —

Der Duchesse de schoresburg Bruder iſt gehengt worden hatte Es woll verdint Vor Edelleüte iſt Es doch Eine Heßliche ſage ahm galgen Zu Zaplen — — —

Paris H oſtertag den 17 april 1718.

— — — Ihr werdet auß meine nachfolgende ſchreiben Erſehen haben Liebe Louise wie daß Meine dochter undt Ihr Herr wieder Vor 10 tagen hir weg ſein Es hatt hart auff beyden ſeytten gehalten, geſtern habe ich brieff Von Ihr bekommen daß ſie gott lob friſch undt geſundt wider Zu Luneville ahnkommen ſein, ſie hatt mir Ihres älſten ſohns Maaß geſchickt der morgen über 8 tag Erſt 11 Jahr alt wirdt werden Er iſt just ſo groß alß mein Enckel der duc de chartre ſo den 4 aug. just 15 Jahr alt wirdt werden — Ich fürcht mein Enckel In Lotteringen wirdt Ein rieß werden den der Duc de chartre iſt nicht gar Zu klein vor ſein alter, Meine Lotteringische Kinder ſeindt alle ſtarck, die Mutter iſt auch geſundt undt ſtarck undt Keine faulle trentlerin wie made dorleans ſolche faulheit iſt nicht Erhört worden, ſie hatt ſich Ein Kollerbett machen laßen darauff ligt ſie wen ſie Landtsknecht ſpilt, wir lachen ſie alle mitt auß aber Es hilfft nichts, ſie ſpielt liegendt, ſie ſpeiſt Liegendt, ſie liſt ligendt Suma Ihr meiſtes Leben bringt ſie Ligendt Zu, daß Kan Nicht geſundt ſein, auch iſt ſie allezeit Kranck den Klagt ſie den Kopff Einen andern tag den magen Es fehlt gar offt Etwaß, daß Kan ja Keine geſunde Kinder machen jedoch ſo ſeindt die 3 älſten dochter geſundt undt ſtarck die Erſte undt 3 gar dick undt groß, ſeindt Menſchen wie bäum Inſonderheit Madll de valois aber hie mitt genung Von Meinen Enckeln geſprochen —

Zu London geht Es mitt dem Vertrag gar Langſam her mich deücht daß Leyder wenig parthie Zwiſchen Herrn Vatter undt ſohn iſt, der printz der dießes weiß hette ſich beßer Vorſehen ſollen, aber Junge leütte haben ordinarie mehr vivacitet alß jugement, undt wen daß iſt, werden ſie Erſt durch ſchaden weiß — der König In Englandt iſt Mißtrauiſch undt trucken, die Engländer ſeindt ſchlaue burſch ſehen woll daß ſie In trüben waßern fiſchen Können undt daß ſo lang die unEinigkeit Zwiſchen Vatter undt ſohn wehren wirdt, der König genug zu thun haben, undt nicht dencken wirdt Können ſich Ihnen woll Zu bemeiſtern drumb Erhalten ſie Ihn In dem humor der dem König ſo naturlich iſt, Ich glaube nicht daß Er ſo baldt nach hannover wirdt alß J. M. Es woll ſelber wünſchen, abbe de Bouquoy iſt Ein gutter Edelman Von Einem alten hauß aber In flandern geben ſich alle Edelleütte den Tittel von graffen alles iſt comte oder prince dortten, aber daß gibt Ihnen nirgendts Keinen rang, ſolche Narrn ſo boßhafft ſein wie der abbé de Bouquoy, wirdt man baldt Müde wunder mich alßo nicht daß mein Vetter der Landtgraff Ihn wider nach hannover geſchickt hatt, Er iſt arm ſucht alſo alles hervor gelt Zu bekommen — Ich glaube nicht daß deß Keyßers remonstrans bey cassel waß außrichten wirdt, allzeit Zu meiner Zeit piquirten ſich die souverains allein Von gott Zu dispendiren, undt Keinen Meiſter ahm Keyßer Zu haben, glaubt mir liebe Niemandts rechts wirdt hir Im Landt mitt Einen frembden wie Mons Bars iſt davon Ziehen, aber paris leüfft Voll Von denen Landtleüfferinen de mediocre vestre umb Kein wordt Zu ſagen, ſo ſich comtesse Nenen undt Tittiliren, ſo auff frembt passen undt ſie ErZagen, da haben wir hir hundert historien Von Nimbt aber ordinarie Ein ſchlecht Endt — gar gutte undt alte unverquackelte geſchlechter ſeindt gar rar hir, Jch Kene Keines ſo gantz gutt undt nicht Mißheürahtt iſt, daß argert mich recht, Jnſonderheit wen ſie hir mitt ſo gar hoch Nauß wollen — — —

---

paris den 24 aprill 1718.

— — — Die gewiſſe person * wo Zu Jch hoffnung habe daß ſie ſich beßern wirdt, hatt gar Ein gutten Verſtandt, gutt Hertz undt gemühte hette alſo gutte hoffnung Zu Jhrer beßerung wen ſie nicht mitt gar Zu bößer geſelſchafft umbringt were ſie hatt auch Von der Mutter ſeytten tanten undt baßen, ſo Ein dolles Leben führen, die Mutter geht Nur mitt fantasien umb Einen tag haſt ſie Jhre dochter ohne Zu wißen warumb Einen andern tag aprobirt ſie alles Es mag gutt oder boß ſein, daß macht mich forchten daß die gutte resolution ſo Man dieße ostern gefaſt Keinen beſtandt werde haben, undt der teüffel Jn daß gekehrte hauß wider Kommen wirdt mitt 7 boßen geiſter arger alß der Erſte war wie Jn dem Evangellion ſtehet, Suma man hort undt ſicht Viel unangenehme ſachen, ſo Jch wegen Vieller umbſtanden nicht Endern Kan undt mir doch Zu hertzen gehen — Mein dochter iſt nicht Lang genung hir geblieben, umb daß Jhr gutt exempel durch dringen Könte, Man hatt mich gefragt wie Jch mein dochter ſo woll Erzogen hette Jch hab geantwort Jhr allezeit mitt raison Zu ſprechen Jhr Erweißen warumb Jch Eine ſache gutt oder übel finde, Jhr Keine Erlaubte Luſt Zu wehren, aber Nie ohne Jhre hoffmeiſterinen dießen Ernſtlich Zu Befehlen Nicht Zu leyden daß weder mans noch weibs person welche Es auch ſein mag Nie Ein wordt heimblich mitt Jhnen reden mag, ſie Nie durch bößen humor Zu zürnen, ſuchen ſo Viel mir möglich Jhnen Kein böß exempel Zu weißen, die tugendt Vor Jhr Zu loben die Laſter Jn gemein Zu ſchelten undt abſcheü davor Zu weißen, Vor mein dochter den hoffmeiſterinen undt Cammermegten befehlen mir allezeit Zu ſagen Kommen waß Vorgeht, Zu trawen alle die weg Zujagen ſo dießem Befehl nicht nachkommen würden — auff dieße weiße habe ich meine dochter Erzogen, daß gott lob, Jhr ruhm weitt undt breydt Erſchalt, aber Man Muß nicht dencken

---

* Jhre Enkelin, die Herzogin von Berry.

daß Man Ein Kindt ohne Mühe Erziehen Kan alſo Muß man vigilland, undt nicht faull darbey ſein — — —

In teütſchlandt hatt man daß gutt daß man die personnen ſo übel leben ſehr Veracht, daß thut man hir nicht genung undt daß macht die junge leütte glauben daß wen alte predigen daß Es Nur geſchicht weillen ſie grittlich ſein, undt daß wie ſie jung wahren undt luſtig Es Eben ſo gemacht, daß Es Ihnen nicht ahn der reputation ſchadt weillen Man ſie Eben ſo woll tractirt alß andere ſo woll gelebt haben, undt Vor beßere geſelſchafft helt, daß Verdirbt alle junge leütte hir — — —

undter unß gerett die beyde fürſten von nassau ſein nicht geſcheydt haben ſchüß haben dolle Einfall, der jüngſte hatt ſeine gemahlin Einmahl In die Bastille geſetzt wie Er ſie wider herauß undt Zu ſich Nehmen wolte ſagte wolte lieber all Ihr leben gefangen bleiben alß mitt Ihm Zu leben, ſie iſt Eine mally Von geſchlegt deß marquis de nesle ſchweſter Eine dolle humel — Es geſchicht den teütſchen recht Von Ihren weibern mesprissirt Zu werden, warumb Nehmen ſie frantzöſche weiber — Es iſt woll Zu glauben daß alles beßer geht wen Eine person wie Ihr ſeydt daß aug drauff hatt, aber wen Man mir meine Mühe ſo wenig danck wüſte alß der Duc de schonburg Eüch bezeüget Liebe Louise Konte Ich mich nicht dazu resolviren — Ich finde nicht daß die Königin In preüssen übel ſchreibt ſie ſchreibt treühertzig undt ſcheindt Ein gutt gemüht Zu haben, wen daß iſt finde Ich alles gutt alſo Könt Ihr dießer Königin verſichern daß ich mitt Ihren brieffen Zu frieden bin, daß Ihr liebe Louise Ewer brieffe Veracht, iſt Eine Coquetterie umb ſie Zu loben machen, den Ihr wiſt ſelber woll daß Ihr woll ſchreitt, umb Eüch dieße coquetterie abzugewehnen will Ich nichts drauff ſagen daß ſolle Eure ſtraff ſein — — —

St. Clou den 28 april 1718.

— — — Ich habe geſtern brieff von der printzes Von wallis bekommen Vom $\frac{21}{10}$ dießes monts Man hatt die freüllen gemingen Von den printzessinen gethan der König In Englandt hatt Ihr ſagen laſſen Er were content Von Ihr aber die printzes hatt dem König gar Ein soumissen brieff geſchrieben der König aber hatt der printzes gar hart geantwort Nehmblich daß Es Ihrer bößen conduitten ſchuldt ſeye, Man wirdt den König außlachen mit ſolchen discoursen den der printzes reputation undt conduitte iſt gar Zu well Establirt umb daß Man Ihm glauben würde — Ich Kan den König nicht begreiffen, Ich glaube die Englander Verthrehen Ihm den Kopff ſambt dem hirn, gott wolle der printzessin beyſtehen — — —

Man ſtirbt doch nicht allezeit Von der Lungenſucht, Meißenbuch der J. L. Mein fraw Mutter S: hoffmeiſter war hatt doch mitt dießer Kranckheit über die 80 Jahr gelebt, der Docktor Nebel ſo den armen veningen unterfangen iſt Es deß Nebels ſohn ſo Zu meiner Zeit hoffapotecker war undt Einen ſchönnen obsgarten hatte — daß iſt Eine dolle art die Leütte Zu persuadiren Von glauben Zu Endern mitt brügel ſupen wen Man tragoner geſchickt hette würde Es nicht anderſt gehen wie mons de Louvoy Es hir Im landt gemacht — waß Chur Maintz ſagt finde Ich ſehr raisonnable den Landtgraff Von darmſtatt finde Ich recht geſcheydt ſeine unEinigkeit mitt ſeinen herrn ſohn geſtilt, undt Niemandts daZwiſchen gelegt — — —

St Clou den 5 may 1718.

— — — Ich geſtehe Es Ich bin Eben ſo wenig betrübt über made de vandosme geweßen alß ſie über mich geweßen were wen Ich geſtorben were undt noch 2 vrſachen warumb Ich gar nichts nach Ihr gefragt iſt daß ſie Meinen ſohn feindt war undt made la princesse nicht lieb hatte, ob ſie Zwar Ihre fraw Mutter war, ſo ſie hertzlich geliebt, Zum 3ten ſo hatt ſie Ein leben geführt, daß Keines Von Ihren Verwanten Ehre ahn gethan hatt undt ob Man Zwar Nie Niemandts Verdamen ſolle ſo ſtehet doch auch In der H ſchriefft daß wie der baumfelt ſo ligt Er, undt doll gelebt Zu haben, ohne Im ſterben ahn gott Zu gedencken undt reü Vor ſeine Sünde Zu haben, deücht mir daß made la princesse doch Kein groß unrecht hatt Vor Ihrer fraw dochter ſehr In ſorgen Zu ſein undt ſich Zu betrüben, freylig Muß Man auff gottes Barmherzigkeit Vertrawen — —

St. Clou den 8 may 1718.

— — — Hertzallerliebe Louise Heutte ſchreibe Ich Eüch mitt recht betrübten hertzen, undt Ich habe geſtern ſchir den gantzen tag geweindt den geſtern morgendts iſt die gutte frome tugendtſame Königin

In Englandt[*] morgendts umb 7 zu st germain geſtorben, die Muß woll Im himel ſein ſie hatt Keinen Heller Vor ſich behalten alles den armen geben gantze famillen hatt ſie unterhalten Ihr leben hatt ſie Von Niemandts übel gerett undt wen Man Ihr Etwaß hatt Verzehlen wollen Von jemandts-ſagt ſie alß si c'est mal de quelqu'un je vous prie ne me Le ditte pas, je n'aime pas les histoires qui attaquent la reputation, ſie hatt Ihr unglück mitt der gröſten gedult Von der weldt außgeſtanden undt daß nichts auß Einfalt den ſie hatte gar Viel Verſtandt war höfflich undt ahngenehm wie woll nicht ſchon, war allezeit luſtig Lachte undt vexirte mitt recht gutter manier, Lobte allzeit ſehr unßere printzes von wallis, Ich hatte dieße Königin recht lieb, Ihr todt geht mir recht Zu hertzen — — —

Ich ſehe die bähren nicht ungern dantzen, mitt den poln vorm jahr wahren Etlich hir Ich ſehe Etlich hir daß Erinert mich ahn Eine possirliche historie die Eine fille de qualité Vom hauß La force hir Erdacht ſie iſt lang bey hoff geweſt war freüllen bey Made de guise, Ein conseillers ſohn ſo gar reich war, undt Mons de Briou hieße wurde Verliebt Von madll de la force, undt heürahte ſie wider ſeines Watters willen, der Vatter wolte den heürahdt brechen undt Verbott ſeinen ſohn die dame Zu ſehen, noch Einig commerce mitt ſeiner fraw Zu haben, die beſtach Einen drumpetter ſolte Ihrem Man Nur ſagen daß wen Er bären ſehen würde undt der drumpetter Ein ſonderliche fanfare blaßen ſolte Er geſchwindt herundter Zu den beren gehen ſo In ſeinem hoff dantzen würden dieße dame hatte ſich In Eine bährenhautt Nehen laßen, wir daß Zeichen geben wahrt Nahm Mons de brou urlaub die bahren dantzen Zu ſehen da Kam der bähr ſo ſeine fraw war Zu Ihm undt ſprachen lang mitt Einander Man hatt gemeint daß thier wie Es gar Zahm war hatte Ihn alß caressirt, ſo Ein Einfall alß dießer iſt habe ich In Keinem Roman gefunden — — —

St Clou ſontag den 15 may 1718.

Hertzallerliebe Louise geſtern fuhr Ich nach paris beſuchte den König ſo Ich ſehr gewackſen finde — — —

Man ſagte geſtern Zu paris daß Churtrier ſeinen geiſtlichen ſtandt abdancken werdt ſich Zum Churprintzen machen undt Eine Ertzherzogin ſeine petitte niepce heürahten wolte, das wer Ein ſchlechter tour denn Er ſeine niepce undt neueux Von sültzbach thun würdte, ſchreibt mir doch liebe Louise ob biß= geſchrey In teütſchlandt auch geht — der Erbprintz Von darmstat ſolle ſehr desbeauchirt geweßen ſein ſolte Er ſeiner gemahlin woll Ein wüſt pressent Zum braudtſchatz geben haben, daß ſie ſo Kranckliche iſt, ſolche pressenten BeNehmen die liebe gar geſchwindt, der Landtgraff wirdt woll thun wider Zu heürahten wo Er Keine Erben Von ſeinem Herrn ſohn zu hoffen hatt mich deücht daß die Campagne Von Ungarn dem jungen printzen Von sultzbach beßer ahnſtehen ſolte, alß ſeinen geheürahten herrn bruder den unßer pfaltzgraffen ſeindt Nun thün geſehet, der von birckenfelt wirdt ſich woll nicht heürahten noch der albere Von Zweybrücken Kinder bekommen daß dießer Zweyg abgeht iſt Kein großer ſchadt aber woll daß der König In Schweden Keine Erben nach ſich leſt, den der thut dem hauß Ehre ahn, daß iſt doch Ein doller heüraht Vor Einen graffen Von wittgenstein Eine wiesserin Zu Heürahten, der' der wießer iſt doch Nur Ein ſchulMeißer geweßen, die Mißheürahten Kan ich nicht außſtehen — — —

---

[*] Jakobs II. Wittwe.

'St Clou den 19 may 1718.

Hertzallerliebe Louise geſtern fuhr Ich nach paris Meinen ſohn fraw undt Kinder Zu beſuchen undt auch Eine Neüe Commedie Zu ſehen, ſo nicht viel beſunders iſt, Es ſeindt ſchöune ſachen drinen der Tittel iſt artaxarte gar Tugendtſame Eine pathische historie, wie Ich In die Loge trat gab man mir Ewer liebes ſchreiben Vom 7 dießes monts, freylich bin Ich gern hir den da habe Ich ruhe Zu paris leſt man Einem weder ruh noch rast, undt wen Ich Es auff gutt pfaltziſch ſagen ſoll ſo geheyt man mich gar Zu übel Zu paris dießer bringt Einem Ein placet der ander plagt Einem Vmb Vor Ihm Zu reden dießer fordert Eine audientz jenner will Eine andtwort haben Sume Es iſt nicht auß Zu ſtehen wie Ich dort geplagt werde, Es iſt arger alß Nie bin mitt freüden wider weg gefahren, undt Man iſt gantz verwundert daß Ich Von dießen hudleyen nicht gantz charmirt bin, undt Ich geſtehe daß Es mir gantz unerträglich iſt, ohne gritlich ſein Kan Ich nicht Zu Paris ſein den Ich habe gar Zu Viel Verdrießliche grillen Im hirnkaſten aber Ich will Mein beſtes thun Niemandts damitt beſchwehrlich Zu fahlen daß große wie Kleine Ihre laſt In dießer welt haben iſt Kein wunder, den ſie ſeindt ja Nur Menſchen wie andere auch, alſo alles unterworffen waß den Menſchen In der welt begegnen Kan aber waß ſie ahm argſten haben iſt daß ſie allezeitt mitt ſo Viel leütte umbringt ſein daß Ihre unglücke Nie heimblich noch Verborgen ſein Können undt Müßen denen ſo weniger ſeindt alß ſie Zum spectacle dinnen,

die printzes Von wallis jammert mich woll Von grundt meiner ſehlen, Ich geſtehe Ich begreiffe nichts ahns Konigs Von Engellandts conduitte Ich glaube nicht daß die printzessin den printzen gegen den mylord neucastel auffgeſtifft hatt aber geſetzt ſie hette Es gethan undt nicht genung betracht daß Es dem König In Engellandt Verdrießen mögte, ſo iſt doch der fehler nicht ſo groß, daß Er nicht Könte durch Eine abbitt undt soumission außgelöſcht werden, der printzessin werde Ich Kein wordt ſagen waß Ihr mir da ſacht liebe Louise Ihr dörfft nicht fürchten Mein leben cittire Ich Niemandts, aber dießes Entſchuldiget den König nicht ſeines Entzigen ſohns Entſchuldigungen nicht mehr ahnZuNehmen undt Ihm Einen Engliſchen mylord Vor Zu Ziehen, ja ſo gar Barbarisch mitt Ihm umb Zu gehen Ihm nicht allein nicht Zu Verzeyen ſondern auch Verhindern daß Er In 4 monat ſeine liebe Kinder nicht hatt ſehen dörffen, daß finde Ich Zu hart Ich halte die freüllen gemingen Vor glücklicher dame d'atour alß Kinder hoffmeiſterin Zu ſein da hatt man nichts alß Mühe undt ſorgen bey, undt lachen Einem noch offt dazu auß — In Meinem Sin iſt Keine widerlichere nation, alß die Engliſche ſie ſeindt Zu boßhafftig, undt Zu Neydiſch umb daß Man ſie lieb Könt haben — — —

St. Clou den 26 may 1718.

Hertzallerliebe Louise geſtern abendts War Ich Vor 10 In mein bett alſo Kan Ich woll Itzunder ſchreiben Es iſt dieße nacht Eine hitze geweßen wie In den hundtstagen, Es iſt jetzt nicht Kühler der himmel iſt doch überzogen mögte woll Ein wetter geben, Ich welte Es damitt daß der regen den abſcheülichen ſtaub Ein wenig abſchlagen mag, undt Ich fürchte den donner gantz undt gar nicht die Rotzenheusserin will Verzagen wens donnert, die Duchesse de bery liebt Ihn auch nicht, mir Kompts wie Ein magnific spectacle vor, undt macht die allmacht gottes admiriren wie wunderbarlich Er alles In der natur gemacht hatt, aber Ich will nicht Länger hir Von raisonniren ſondern Komme ahn Ewer liebes ſchreiben Vom 10 dießes monts, ſo Ich Vergangenen Sontag nicht habe Vollig beantworten Können, Ich war geblieben waß Ihr liebe Louise Von meiner aderlaß ſagt, Mein ſohn hatt man harter ahngegriffen alß mich, den ſie haben Ihm 20 untzen bludt gelaßen, daß hatt Ihm aber gar nicht geſchadt contraire Er findt ſich beßer undt ſtärcker, Er ſicht auch beßer auß, undt nicht ſo violett alß Er war, Er wolte ahnfangs nicht davon hören wie Er aber Verſpürte daß Ihm Ein ſtarck Kopfwehe ahnKam wen Er Ein wenig ſtarck gearbeydt hatte, ſo hatt Er ſich auff Einmahl Dazu resolvirt, undt ſontag umb 4 morgendts ſeinen feltſcherer hollen laßen undt Zur ader gelaßen, Mein leben habe ich Kein Kopffwehe bey dem aderlaßen gehabt alß dieß letzte mahl — die Lufft iſt gar gutt undt pur hir Ich geNieße Es alle tag braff fahr umb 6 auß biß halb 8 die halbe ſtundt gehe Ich Zu fuß, daß Kompt mir aber ſehr ſchwer ahn den Ich habe gar Keine ſtärck noch Krafften mehr In den ſchenckeln leyder, welches deſto betrübter Vor Kompt daß Ich vor dießem 5 gantzer ſtundt habe gehen Können ohn Ein augenblick Müde Zu werden, Nun Kan Ich die geringſte ſtigen nicht mehr ſteygen undt wen Ich Ein halb ſtündtgen gangen bin Ich Müde undt Kan Nimer fort, Es iſt Eine Ellende undt betrübte ſach umb alter, 66 jahr iſt auch Keine vexirerey über morgen werde Ich ſie Volkommen haben den der 28 may n' stiel macht jetzt just den 17 alten ſtiehls alſo wirdt Es den 28 mein geburdttag ſein — Man Kan Kein ſchönner wetter haben alß wir Nun aber Ein wenig regen were woll Zu wünſchen den der ſtaub iſt abſcheülich — mein ſohns aug iſt weder beßer noch ſchlimmer alß Es geweßen Er ſchont Es gantz undt gar nicht, geht mitt Im ſtaub undt liſt undt ſchreibt viel, daß Muß Er thun auch glaube Ich daß Es Ihm nicht Viel ſchaden ſolte wen Er Nur ſonſt In ſeinem leben regullirter were, In Eßen, drincken etc.... aber dazu hilfft weder wahrnen noch ſagen, wen man Ihm davon ſpricht ſagt Er Ich habe vom 6 morgen biß In die nacht ſchwere undt Langweillige arbeytten wen Ich mich deß nachts nicht Ein wenig Luſtig machte Konte Ichs nicht außſtehen Müßte Vor melancoly ſterben — die ahn dem brandt Zu paris gelitten ſeindt ſchon wider getröſt man hatt queste Vor Ihnen gassen weiß gethan, werden baldt alles wider Erſetzt haben, Es iſt nicht war daß das ſpital l'hostel dieu Verbrandt iſt die Leütte ſo drin geſtorben ſeindt Nur auß forcht geſtorben alß ſchwangere weiber oder die Im Kindtbett aber daß feüer iſt nicht biß dahin gekommen Man hatt heüßer abgebrochen umb Es Zu wehren undt daß ſpital ſo ſalvirt, alſo macht Eüch weytter Keine ſorgen drüber — — —

Ich Meinte die wetzel wehren Ein gar alt hauß den der Cammer Juncker bey J. G. unßern Herr Vatter war undt geſchwiſter Kindt mitt dem veningen war passirt Vor Ein gutt undt alt geſchlegt Man hieß Ihn wetzel Von marsillen die printz Von wallis ſchreibt mir ſie hette freüllen gemingen Zur Bettſchamber-woomen gemacht waß biß Vor Eine charge iſt weiß ich nicht, den Ich weiß die Engliſche maniren undt chargen gantz undt gar nicht, aber Ihr liebe Louise die Ihr lang In Englandt geweßen ſeydt werdt Es woll wißen — der Konig In Englandt wirdt In allen ſtücken ſo wunderlich undt hart, daß Ich mich nicht genung über Ihn verwundern Kan, den Ich weiß nicht wo Er Es her hatt den daß gleicht weder ahn Herr Vatter noch fraw Mutter Noch oncle, die Engliſche Lufft Muß daß machen, Ich Kan nicht Errahten noch begreiffen waß auß dießem allem wehren wirdt, Ich glaube daß die discorde In allen Landen Ihr gifft geſchüdt hatt, den überall hört man nichts alß unEinigkeit, Es geht ſchir wie Es In der Zeit gehen ſoll, wen der jüngſte Tag Kommen ſoll — waß hatt aber der Landtgraff Von darmstat gegen ſeinen herrn ſohn daß ſie unEinig ſein, Man thut doch woll, Es geheim zu halt.. — —

St. Clou den 29 may 1718.

— — — Hernach fuhr Ich Ins Carmeliter closter umb die gutten leütte Zu dancken den ſie hatten mich ahngebunden Von Ihrer arbeydt, undt wie Es Nur die mode iſt Knopff Zu machen hatten ſie mir Le sac au nouid geſchickt — ſchreibt mir Liebe Louise ob ihr auch Knopff macht made dorleans thut nichts anderſt tag undt nacht In der Commedie überal wo ſie auch ſein mag macht ſie allezeit Knöpff — — —

Die Königin * iſt mitt hertzlichen freüden geſtorben undt hatt gott offendtlich gedanckt ſie von dießem leben Zu Erlößen, Ich bin well Ewerer Meinung Liebe Louise daß die Konigin Eher Eine Heylige alß Ihr herr S: glaube doch daß Er auch Im himel iſt den Er hatt mitt großer gedult In dießer welt gelitten, die Königin hatte große fermité undt rechte Königliche Qualiteten große noblesse generositet

---

* Von England, Jakob II. Wittwe.

politesse, einen angenehmen Verſtandt, ſchir allezeit luſtig, undt Konte recht ahngenehm railliren, raillirte mich Immer über die passion ſo Ich habe commedien Zu ſehen geſtundt mir doch daß ſie ſelber ſo geweßen wehre ſie Klagte Nie, Lachte Von hertzen daß ſie Eine Zeit geweßen, daß ſie nicht außfahren Konte weillen Ihre pferdt geſtorben undt ſie leyder Kein gelt hatte andere Zu Kauffen, lachte über Ihren Königlichen ſtandt wie magnific Er were undt wie alle grandeur dießer welt Nur Eytelkeitten ſeyen, daß wuſte ſie recht artig undt ohne chagrin Zu threhen, Ich habe Eine rechte gutte geſellſchafft ahn I. M. Verlohren, ſchön war die Königin nicht aber recht ahngenehm war unerhört lang, ſo groß alß unßer König S: undt ſehr mager, doch mehr ahm leib alß Im geſicht daß hatte ſie waß lang, aber doch Zimblich voll Verſtandt In den augen, die auch nicht heßlich wahren, aber große weiße Zähn, ſo Ihr biß ahm Endt weiß blieben ſein, die farb dem geſicht Ein wenich gebleydt, welches mehr geſchienen ſeyder I. M. daß rott quittirt hatten, gutte Minen undt ging woll, ſehr propre In Alles — Mein ſohn auß Erbarmung Vor die arme Bedinten wirdt Viellen Ihre pension laßen — — —

Die printzen Von Bayern ſollen gar nicht hübſch ſein aber viel Verſtandt haben Vattert ſichs bey Ihnen, ſo werden ſie den grisetten braff nach lauffen — Es iſt ſchadt daß das ſchonbergiſche hauß auß geſtorben, Es wahren wackere leütte — Ich finde daß Es ſiel iſt daß graff degenfelt noch verliebt Von ſeiner gemahlin iſt; wenig Mener ſeindt a Lespreuve Von Einem gantzen Jahr undt Man helt Es hir auff allen ſeytten Vor ſogar rar daß Ein ſprichwordt geworden daß wen jemandts Von Ehe leütten Verſichern Könne daß weder dem Man nach der frawen Ein gantz Jahr Volbracht ohne daß Einem nach dem andern gereüet geheüraht Zu ſein deßen par ſolle der Ertzbiſchoff Von paris ſeinen weingartten VerEhren, daß ſprichwordt iſt ſo gemein hir daß wen man Junge Eheleütte ſich Im Erſten Jahr um Eins ſicht ſagt man Nur jls n'eront pas la vigne de Mr Larchevesque — wen der graff Von degenfelt Nur nach teütſchlandt wirdt wen ſeine gemahlin nicht ſchwanger wirdt halte Ich daß Es noch Lange Jahren ahnſtehen wirdt, Ehe Ihr Ihn wider Zu ſehen bekompt, Ich weiß Es aber ſeiner gemahlin recht danck teütſchlandt Zu ſehen wollen ſie Muß Ihr teütſch bludt fühlen undt das iſt Ein gutt Zeichen Vor ſie, die La force iſt gar Eine romanesquise humel ſonſten würde ſie ſich nicht In die berenhaudt geneht haben ſie hatt Viel avanturen gehabt

Man will ſie Ein wenig Vor Eine hexsen halten aber daß glaube Ich nicht jedoch ſo hatt mir Einer Vom hauß mally ſo mein gutter freündt aber ſchon lengſt todt iſt Verzehlt daß Er ſchir Vor lieb Vor ſie geſtorben were undt ohne ſie nicht leben Können undt wolte ſie mitt aller gewalt heürahten weillen ſie aber In Keine gar gutten ruff war undt aucht bitter arm wolte ſein vatter den heüraht nicht Erlauben, badt derowegen Mons le prince ſo ſein Verwandter iſt geweßen Ihm Zu Zuſprechen, Man führte Ihn nach chantilly wo daß gantze hauß de Condé undt Conti Ihm Zu ſprachen ſeinem Vatter Zu gehorchen man Konte aber nichts gewinen nesle blieb feſt drauff Er wolte la force heürahten, wie man Ihn ferner plagte lieff Er wie Verzweyffelt In den gartten undt wolte ſich Erdrencken wie Er aber ſeine veste auffriß umb ſich Nackendt Ins waßer Zu ſprengen Zu riß Er Ein bandt woran Etwaß hing ſo Ihm la force Vor die geſundtheit gegeben undt woll recomandirt hatte Nie Von ſich Zu thun ſo baldt aber daß bandt mitt dem Seckelgen Von ſein halß war fundt Er ſich gantz anderſt undt ohne lieb mehr vor la force ging derowegen Zu Mons le prince undt ſagte waß Ihm begegnet were undt daß Er Verherſt müſte geweßen ſein, Ich habe Ihn offt mitt der historie außgelacht —

Ich Muß die warheit bekennen Mein Enckel die Duchesse de Berry lebt gar woll mitt mir undt Vergiſt nichts mir Ihre affection Zu Erweißen, daß macht auch daß Ich ſie lieb habe — Mein armer ſohn bringt ſich ſchir ums Leben alles In beßern ſtandt In der regierung Zu ſetzen undt Erwirbt doch wenig danck Vor alle ſeine Mühe undt arbeydt, Er jammert mich offt daß Ich bitterlich drüber weinen Muß, Er hatt mitt dolle jnteressirte Köpffe Zu thun Er macht mich offt bang daß Ich Meine Er Muß Kranck werden undt Kan Es Nimer aufſtehen, aber unßer herr gott Erhelt Ihn doch noch, aber hir mitt iſt Ewer liebes ſchreiben vollig beantwort liebe Louise undt Es iſt Zeit daß Ich mich ahnziehn werde alſo dißmahl nichts mehr ſagen alß daß Ich Eüch all mein leben Von hertzen lieb behalte.

Elisabeth Charlotte.

St. Clou den 2 juni 1718.

— — — nach mittags Kam mein ſohn her bracht unß nichts Neües alß die VerEnderung In der Müntz Nehmblich daß jetz Ein louis dor 36 Livre gilt Ein halber 18 undt Ein quart de Louis 9 die Viel gelt haben werden Viel brill gewinen, Jch bin aber nicht Von der Zahl den bar gelt undt Jch ſeindt nicht lang beyſamen— —

St Clou Pfingſt Sontag den 5 Juni 1718.

— — — waß die frag ahnbelangt ſo Jhr mir thut ob frembten Von Lutheriſche Jn Kriegs chargen hir Kommen Können, ſo leydt man Keine alß Jm Elſäßhen regiement undt unter den ſchweitzern, ſonſt Leydt man Keine Nirgendts, undt werden noch dazu geplagt undt ſelten beforbert ſie Endern den von Religion — — —

St Clou den 9 juni 1718.

Hertzallerliebe Louise Jch bin heütte Eine gutte ſtundt ſpatter auffgeſtanden alß ordinarie weillen Jch Eine ſtundt ſpatter nach bett bin, den Jch bin geſtern Erſt umb 10 Uhr Nachts Von paris Kommen wahre umb halb 11 morgendts hingefahren umb Jn Ein closter ſo man Lablaye au bois heiſt Eine gar langweillige undt lange ceremonie Zu Verrichten Nehmblich den Erſten ſtein Zu legen Eine Kirche Zu bawen, habe mich recht geſchambt den Man Entpfung mich mitt paucken brumpetten chalmayen brummllen undt pfeyffen undt ſtück Jch Mußte Eine gaßen Lang gehen wo daß fundament war, hatte all daß geraß Vereiniget ſo mich descontenancirt, Jhr Könt gedencken wie daß Ein popel Volck Verſamblet war Jch hatte Erſt Vor den ſchönnen marsch die Meß Jm closter gehört, mitt Einer ſchönnen mussiq wo der ſtein war ſungen die pfaffen 3 psalmen auff latein ſagten auch gebetter wo von Jch Kein wordt Verſtundt Es war Ein Erbabener ort gantz mitt Teppichen Vermacht drauff war Eine chaisse a bras unter Einem himmel da Mußt Jch ſitzen man bracht mir den ſtein worauff mein Nahmen geſchrieben undt Jn der Mitten Meine medaille lag, darauff warff man Kalck daß Muſte Jch gantz überſchmiren hernach that man Einen andern ſtein drauff undt Muſte Jch Meinen Seegen drauff geben daß machte mich lachen, den Es iſt Ein Krafftig ſache umb meinen ſegen, darnach ſchickte Jch den Erſten Von meinem hauß Nehmblich den chevallier dhonneur Mons de montagne mitt dem ſtein Jn den boden grundt den ſtein Zu placiren ahn mein platz den Jch Konte die Leytter nicht auff undt abſteigen wie Jhr woll gedencken

Kont, liebe Louise die ceremonie dauerte In allem anderthalb gutte ſtundt den nach dem man den ſtein unter den geraß von paucken Trumpetten drumllen hautbois undt pfeyffen auch ſtück ſchuß gelegt ſung man Ein Te deum In mussiq, welches blubts lang dauerte, Endigte umb 1 Uhr

da fuhr Ich nach dem palais Royal Es war Eine abſcheüliche hitze auch ſo daß Ich gar wenig aß Mein ſohn aß mitter 3 von ſeinen unverheyrahte dochter undt Meine damen nachmittags umb 3 fuhr Ich au Luxemburg undt beſuchte made la Duchesse de Berry Ich war aber ſo Müde von aller der fattigue daß ſo baldt Ich mich bey J. L. Einem recht Kühlen Cabinet geſetzt ſchlieff Ich gleich Ein wie Ein Murmelthier, war recht beſchambt wie Ich wider wacker wurde wardt Ich recht beſchambt aber Es war geſchehen Ich habe Eine gutte Viertelſtundt geſchlaffen — umb 5 fuhr Ich wider au palais Royal da fandt Ich made la princesse made la Duchesse mitt Ihren 2 dochtern madll de charelois undt madll de clermont Made dorleans Kam auch mitt Made de valois made la princesse fuhr nach hauß undt ließ mir madll de clermont made la Duchesse ging mitt Madll de charelois In Ihre loge, undt Ich mitt made dorleans undt obgemelte In unßere loge Es war umb Einen Neüen Commedianten Zu ſehen ſo ſich auff die probe gibt — Er ſpilte oreste In der Comedie Von andromaque Mein ſohn Kam In 4ten acten auch Zu unß, Man ſpilte pour petite piece Les vandage de suresone welches Ein artig ſtück were, wen mans nicht über hundertmahl geſehen hette, die Hitze war ſo Erſchrecklich In der Commedie daß Ich recht distillirte undt ſo ſchwitzte daß man mir daß bandt ſo die perlen bindt ſchir nicht loß machen Konte Ich hatte Es vorgeſehen Kammer weiber In der Esouyers Kemmen laßen mitt Einem großen paquet Von allem weißZeüg ſo mir Nöhtig war zog mich alſo von haubt Zu füßen wider anderſt ahn umb In den ſchweiß nicht In die Kühle lufft Zu fahren, fuhr Erſt weg nach dem Ich Ven alles geEndert mich Kammen undt pudern laßen mein weiß war durch und durch Naß, hette alſo wen Ich nicht geEndert hette Einen gutten huſten Ertragen Konnen aber ſo iſt Es geſundt glaube Ich Es matt doch ab aber Nun Ich drüber wider geſchlafen ſpur Ihr nichts mehr davon — wie Ich auß der Commedie ging gab man mir Ewer ſchreiben Vom $\frac{18}{17}$ may No 42, worauff Ich heütte Nicht allein hoffe Zu andtwortten ſondern auch noch waß mir Von Ewern letzten ſchreiben Von 24 may überig iſt geblieben — aber Ich fange bey dem friſchten ahn, deß 118 psalms melodey Erinere Ich mich nicht mehr Ich weiß aber woll daß daß 12 versickel mitt dem ahnfengt — daß lutheriſch christ feſtliedt aber weiß Ich noch woll wo man ſingt der tag der iſt ſo freüdenreich, aller creaturen, daß gottes ſohn Vom himmelreich, Aber die naheren Von Einer Jungfrawn iſt geborn

Marie du biſt außerkorn
Daß du Mutter wehreſt
Was geſchah ſo wunderlich
Gottes ſohn vom himmelreich
Der iſt Menſch gebohren

Ich habe mehr Lutherische Lieder behalten alß psalmen weillen ſie leicht Zu behalten ſein, Ihr habt recht liebe Louise ſeyder man den Callender geEndert hatt fellt mein geburdtstag auff den 28 may neües ſtiehl — die wünſche ſo Ihr mir liebe louise thut ſeindt woll die beſten undt mir ahm Nohtigſten bin Eüch recht davor Verobligirt, undt wünſche Eüch hergegen alles waß Ihr Eüch ſelbſten wünſchen undt begehren mögt — Es were mir leydt wen Ihr Eüch mit ahn Zu binden die geringſte ungelegenheit gemacht hettet, daß ſprichwordt Man Kan dem Mehr Kein waßer geben iſt nicht just In dem alle flüß In dem mehr Zu fließen — Es iſt mir lieb daß unßer commerse ſo richtig iſt gott gebe daß Es dauern mag, Ihr habt mich Ewer leben nicht geplagt liebe Louise daß heiß Ich nicht plagen, wen man mir Ein poßport abfordert, daß Iſt nichts Ich heiß plagen wen man mich In allen Ecken nach Leyfft undt allezeit daßelbe lied ſingt ſo Man mir ſchon hundert mahl geſagt, daß heiß Ich plagen — ahn den König Von Englandt werde Ich gewiß Vor Niemandts ſchreiben wie ſie noch Zu hannover wahren waß Ich gebetten iſt allezeit abgeſchlagen worden, alſo ſeindt wir beyde gleich glücklich In dießem fall

Zu paris ſagt man Es ſeye der herr Von Bernstorff der den König ſo gegen dem printzen undt printzes Von wallis Erzürnt der ſolte ſich woll In ſeiner ſeelen ſchammen Ein teütſcher Zu ſein, undt ſo falſch alß Kein Englander Nie, Ich Kene dießen Bernstdorff Von hören ſagen, Er war Erſt bey dem Hertzog Von mecklenburg welcher ſo lang In franckreich geweßen der wurde ſterbens Verliebt Von der hertzogin Von mecklenburg welche gar ſchon war, daß machte Ihn mitt allem ſeinen Verſtandt ſo Viel extravagantzen begehren daß Er fort Muſte die Hertzogin recomandirt Ihn ahn den Hertzog gorg wilhelm

Von Zel Von der Muß Er zum König von Englandt Kommen ſein, aber der König In Englandt der ſo ſehr fürrcht, das Man meinen mögte daß Man Ihn regirt wie leſt Er ſich den ſo durch dießen Bernstdorff führen undt daß gegen ſeine Kinder, Es Kan gar wohl ſein daß Mein ſohn ahn den König davon hatt ſprechen laſſen ohne Es mir zu ſagen den von ſtaatsſachen ſprechen wir Nie begehre ſie auch nicht Zu wißen, was Man nicht weiß, hatt man nicht Zu Verantwortten Ich bin nicht genug Ins Königs In Englandts gnaden umb Eine ſolche ſache Zu unterfangen, und wen deß Königs Eygene vatterliche tandresse nicht Vor Einen Eintzigen ſohn undt ſeiner tugendtſamen gemahlin ſich ſpüren leſt, waß ſollen andere ſagen, Ich glaube, daß daß beſſer iſt gott dem allmachtigen die ſach Zu übergeben undt fleißig Vor printz und printzes betten die arme printzes hatt abermal Ein boß Kindt gehabt mitt bludtſturtz, Ich bin gewiß daß wen der Konig recht wißen Konte wie Viel jmpertinentzen das ſagen macht Er würde der Zängerey Ein Endt machen undt ſehen daß die Ihm diß gerathen, ſeine wahre freündt nicht ſein —

Es iſt mir lieb daß die Cammer zu heydelberg raisonabler Vor Eüch wirdt Ich will dem Herrn Zachman bitten In meinem Nahmen davor zu danken ſelber ſchreiben darff Ich nicht ſehe woll daß meine correspondenz Churpfalz nicht angenehm iſt, weillen ſie nicht auff meinem Eygenhandigen ſchreiben antwortten — wen Ich Eüch diene, liebe Louise thue Ich Nur meine ſchuldigkeit, darff alſo ahn Keine andere Dankbarkeit gedenken alß mit mir Zufrieden Zu ſein — Ich kene alle frembten nicht ſo zu franckfort geweßen Kan alſo woll Entbehren Zeittungen Von Ihnen Zu haben, bin fro daß Ewer backen wider gutt und Ihr Euch Keinen Zahn habt außziehen laſſen, den der fluß felt wider auff Einen andern, der marcklſchreier den Ihr geſprochen Muß Ein Ehrlicher man ſein, Eüch ſo woll gerahten Zu haben, Ich bin froh wen Ihr gutte Luſtig Leütte bey Eüch habt daß iſt gutt Vor die geſundtheit — — —

Es ſeindt leütte die ſich Nie betrüben Können die fraw von degenfeldt mag Von denen ſein, Ich halte es vor glücklich den ſich Zu betrüben gewindt man nichts anderſt alß Eine boße geſundtheit, und Verwelcktes Herz wie unßere arme Königin In Englandt gehabt hatt — — —

St Clou den 12 Juni 1718.

— — — wir haben Nun gar nichts Neües hir, alß daß Man geſtern Einen moren gehengt hatt ſo vorgeſtern daß ſagte Er Müht Zu leben wehre, wolte Derowegen den Erſten Erſtechen ſo Ihm begegnen ſolte Ein armer ſchuhflicker begegnet dem moren Zu ſeinem unglück Er Nahme ſein ſack Meſſer und Erſtach den armen teüffel Er ließ ſich gleich hangen undt iſt mit freüden geſtorben waß ſolle ich Nun weitter guts ſagen — Es iſt Eine abſcheüliche hitze, habe dieße nacht nicht davor ſchlaffen Können, jetzt ſchlafferts mich Ich Muß mich aber ahnZiehen den weillen Es heütte ſontag iſt Muß Ich In Kirch Ich gehe Zwar alle tag In Kirch den daß iſt die ordre des Enfants de france alle tag die Meß Zu leſſen laſſen die petits Enfants de france ſoltens auch thun allein mad dorleans iſt Zu faull dazu Ein fauller menſch alß die iſt, glaube Ich nicht daß Zu finden iſt, das Kan Ich nicht begreiffen Ich bin Es nicht, den gantzen tag ligt ſie auff Einem lotterbett iſt liegendt ſpielt liegend, daß macht ſie auch wie Ich persuadirt bin ſo Kranͤcklich, ſie ſcheindt auch alter alß ſie In der that iſt — — —

St Clou den 19 Juni 1718.

— — — Knopff machen iſt hir mehr a la mode alß Nie undt auß gutten urſachen den wen damen ſo den Tabouret nicht haben arbeytten darffen ſie Vor made de berry undt mich ſitzen undt die Knopff werden Vor arbeydt gerechnet, drumb wen damen herkommen machen ſie Knöpff — — —

Es iſt die gröſte Lügen von der welt daß die Königin In Englandt * große Summe hinderlaſſen Erſtlich ſo hatt ſie Ihren Herrn ſohn ſambt allen ſeinen leütten Davon unterhalten hernach hatt ſie den Meiſten Von Ihren damen pensonen geben gantze Familien Von Engländern unterhalten undt hatt noch dazu ahn Ihren Mundt undt Kleyder erſpart umb den arme In den ſpittällern Zu geben durch den geitz war ſie woll Keine jtallienern, den ſie hatt ſo lang ſie gelebt Keinen Heller geſpart, und hätte ſie Viel gehabt were ſie magnifiq geweßen, daß Muß Man ſagen ſie hatt alle Königliche tugendten gehabt, Ihr Eintziger fehler war (den Niemandts iſt perfect In dießer welt) daß ſie ſo gar Zu Einfältig in der Religion war,

---

* Jakobs II. Wittwe.

ſonſten hab ich an Ihr Keinen Fehler gekenndt und den haben J. M. theuer bezahlt, den daß hatt all Ihr unglück Verurſachet, aber ſparen hat ſie unmoglich Konen den ſie war hir nicht gar regulirt bezahlt, hatt gelt lehnen Müßen undt ſchulden machen, daß Ihre domestiquen Ihre meublen geplündert Kan auch nicht ſein den ſie war mitt deß Königs meublen Zu st. germain meublirt, ſo werden auch die arme leütte Kein ander gelt bekomen alß waß der Königin noch rükſtellig iſt Es iſt Kein werdt war, daß die Königin S: ahn den marechal de villeroy geſchrieben hatt, daß ſeindt lautter Lügen, Man hatt wenig Königinnen In Englandt glücklich geſehen, die Konige dort ſeindt auch nicht die glücklichſten — — —

St. Clou den 24 Juni 1718.

Hertzallerliebe Louise ſeyder vergangen ſambſtag habe Ich Kein ſchreiben Von Eüch Entpfangen Ich Erwarte aber Eines dießen nachmittag, welches Ich gleich beantworten werde, ob ich Zwar heütte recht Von Hertzen gritlich bin, den Meines ſohns ſeinde deren Er In großer menge hatt (undt dazu die welchen Er ahm meiſten guts gethan hat) den Ein undankbare nation alß dieße hir iſt, Kan man woll nicht finden, dieße ſeine ſeinde haben Ihm daß gantze parlement revoltirt, daß Kan mitt Der Zeit revolten machen undt guerre siville gott weiß waß auß unß allen werden wirdt Ihr ſeht woll hirauß liebe Louise daß Ich Kein unrecht habe In ſorgen undt gritlich Zu ſein, gott wolle unß beyſtehen, — dießen morgen Kan Ich Eüch liebe Louise nicht lang entreteniren den Ich Muß Mich ahnZiehen umb In Kirch Zu gehen den Es iſt ein groß feſt hir heüte, warauff Ich meine meinung auff der post nicht ſagen darff — — —

die printzes Von wallis hatt mir gar nicht Verhehlt daß ſie Ein böß Kindsbett bekommen aber ſie hatte mir Eben geſchrieben wie J. L. Kranck geworden, die printzes hatt mir auch geſchrieben wie ſie den doner In Ein baum hat ſchlagen ſehen aber ſie rett nicht davon alß wen Es ſie ſehr Erſchreckt hatte aber der donner ahn ſich ſelber iſt ſchwangern weibern gefahrlich ohne ſchrecken In der gantzen natur iſt Er ſchadlich mir hatt Er 25 canarie Vögel umbgebracht — Ich weiß nicht wen Es wider gutt In Englandt werden wirdt, Es were aber auch wider Einmahl Zeit, Es wehrt Zu lang der printz machts ſchon die printzes ſcheindt ſehr content Von Ihrem Herrn, aber Zu glauben daß diß beſtändig ſein wirdt, unter unß gerett da Zweyffle ich ſehr den Ich weiß waß maner ſein, die Zeittung ſagen Kein wordt wahr In waß die printzes ahn geht, Es iſt leyder nicht wahr daß ſie Zu st james geweßen noch Zum König Kommen, — daß wirdt Eine große freyde bey mylord holdernesse ſein daß ſein Verluſt wider Erſetzt iſt, durch Einen Neüen ſohn, Ich Mag Eüch mein Compliment darüber, Kinder wehen Erſchrecken nicht den Es Muß ſo ſein, hir leydt man nicht daß Eine ſchwangere fraw Zu Einer In KindsNothen geht, den Man pretendirt daß Es blessiren Kan — — —

Wen Ich made dangean ſehen werde will Ich Ihr ſagen alles guts ſo Ihr mir Von Ihrer fraw ſchweſter geſchrieben, undt wie gutte freündt Ihr mit Einander ſeydt mad dangean iſt auch Eine tugendſame dame, die Nie hir ahm hoff hatt Von ſich reden machen, undt war doch In Einem frawenZimmer wo Es doll genug herging — Mein gott wen man Nur mitt Ehrlichen leütten umbgehen wolte Müſte Man Entweder allezeit alleinſeyn oder gar die weldt meiden waß gehts unß ahn waß leütte thun ſo unß nichts ahngehen, Liebe Louise, ſo lang Man In der welt iſt Muß Man mitt allerhandt Leütten umbgehen — Man macht den Itzunder Zum Herrn undt coadjutter ohne die ahngen Zu beweißen den daß Können gewiß die printzen Von Bayern Von Ihrer Mutter ſeytten gewiß nicht thun, den der König undt Konig In poln wahren Nur gar gemeine Edelleütte der Konigin In poln Vatter iſt mehr alß 30 Jahr Capitaine Von Mons S: ſchweitzer trabanten geweßen Ich habe Ihn gar woll gekanndt Ich bin froh daß der Zachman undt ſeine fraw Eüch geſchrieben, den dadurch ſeht Ihr liebe Louise daß Ich wahr geſagt habe, bis Sontag werde Ich Eüch den begehrten pasport ſchicken — wolte gott Es were wahr daß der König undt Mein ſohn reich wehren aber Es hat weit gefehlt der König S: ſtack In ſchulden über die ohren daß haben die minister undt die maintenon gemacht der Verſtorbene König hatt 2 hundtmahl taußendt millionen schulden hinderlaßen die Muß Mein ſohn ſuchen Zu Zahlen heiſt man daß reichthum — daß Zu homburg Eine Katz hundt und Katzen zur welt bracht iſt nicht ohne exempel hir, wie auch Ein hundt hatt eine ratte gemacht, wie iſt Es möglich daß Ihr die Katzen haſt der Churfürſt S. unßer Herr hatt ſie ja ſo lieb gehabt Ewer fraw Mutter hatt die Mäuß Erſchrecklich gefürcht die Katzen ſeindt In meinem Sinn die artigſten thier von der welt — Ich werde Eüch Nie ſchweygen machen liebe Louise, wen Ihr naturlich mitt mir rett waß

Eüch Einfelt den daß habe ich gern, adieu Hertz liebe Louise Jch ambraſſire Eüch Von hertzen und habe Eüch recht lieb.

Elisabeth Charlotte.

---

st. Clou den 25 Juni 1718.

— — — daß Man mir pasport abforbert plagt mich gar nicht Jch werde den brieff ſo Jhr mir geſchickt meinem ſohn morgen weißen Jch Muß lachen daß Jhr meint daß Es Ein Edelmann iſt man weiß hir Von Keinen gueneau alß Einer ſo deß letzt Verſtorbenen Königs leibdockter, ſo man hir premier medecin heiſt geweſen, und dem König Einmahl Ein poßirlich andtwort geben wie der König ſo gallant undt überall verliebt war fragte er Mons gueneau warumb der Königin Kinder ſo delicat wehren, und ſchir alle ſtürben da ſagte Er (sire e'est que V. M. ne porte ala reine que la reinsure du vere on jl n'y a plus n'y Esprit n'y force donnes luy ceque vous donnes a vos maitresses et ces Enfant seront forts) ſonſten habe Jch mein Leben Von Keinem guenau gehört, aber wer Er auch ſein mag weill Jhr Eüch Vor Jhm jnteressirt, werde Jch den pasport fordern — — —

St. Clou den 30 juni 1718.

— — — glaubt mir liebe Louise unterſchiedt der Chriſten religionen beſteht Nur Jn pfaffen Gezäng, ſo welche ſie auch ſein mögen, catholische, reformirte oder Lutherische haben alle ambition, undt wollen alle christen Einander wegen der Religion haßen machen damitt Man Jhrer Von Nöhten haben mag undt ſie über die Menſchen regieren mögen, aber wahre christen ſo gott die gnade gethan Jhn undt die tugendt Zu lieben, Kehren ſich ahn daß pfaffen gezäng nicht, ſie folgen gottes wort ſo gutt ſie Es Verſtehen mögen, undt die ordenung der Kirchen Jn welcher ſie ſich finden, laßen das gezäng den pfaffen, den aberglauben dem pöpel undt dinen Jhrem gott Jn Jhrem hertzen, undt ſuchen Niemandt Aergernuß Zu geben, diß iſt waß gott ahnbelangt Jm übrigen haben ſie keinen haß gegen Jhren negſten, welcher religion Er auch ſein mag, ſuchen Jhm Zu dinen wo ſie Können, undt Ergeben ſich gantz der göttlichen providentz — daß Jch Eüch lieb habe iſt weder Kunſt noch wunder, haben wir den nicht Einen vatter gehabt, undt welchen Jch mehr alß mein Eygen leben geliebt habe, daß Ihr Meiner fraw Mutter dochter nicht ſeydt, iſt Ewer ſchuld nicht Ihr reparirt daß unglück Ewerer gebuhrt durch Viel tugendten, warumb ſolt ich Eüch den nicht lieben ob tugendt Zwar Keinen rang gibt, ſo iſt ſie doch über alles Zu Estimiren, undt daß macht auch daß Ich Eüch Von Hertzen lieb habe, undt all mein Leben haben werde drumb liebe Louise mußt Ihr nicht mir, ſondern Eüch ſelbſten dancken daß Ich Eüch Estimire undt liebe — Ich bin nicht von denen devotten ſo ſtehts In den Kirchen ſtecken, undt paplen Viel Zeügs daher, wen Ich unßern Herr Gott die beſtimbte Zeit ahngeruffen, gehe Ich wider weg, undt thue waß Ich ſonſt Zu thun habe, Ich laße mich nicht ſtöhren undt ſtecke nicht Lenger In den Kirchen alß andere die den geraden weg fort gehen, undt wie daß ſprichwordt hir Lautt (Keine Heyllige freßen) alſo macht Eüch Keinen scrupel Ewer brieff hatt mich nicht ahn Meiner devotion geſtört —

ſeyder Vergangen ſambſtag 8 tag regents alle morgen aber nachmittags iſt Es ſchön wetter außer geſtern daß Es geregnet undt geſchloſt hatt — apropo Von hagel Er hatt 7 dörffer In Lotteringen ruinirt undt alles Zerſchlagen ſolle noch In andern ortten auch geweßen ſein, undt ſchloßen Von 2 pfundt ſchwer gefallen ſein, In lotteringen wie mein dochter mir ſchreibt contribuiren ſie Es den hexsen daß iſt Eine albern Meinung daß ſich weiber undt Maner In den wolcken Verſtecken Können undt hageln umb alles Zu verderben — Zu paris glaubt Man ahn Keine hexsen undt hört auch Von Keine Zu rouen glauben ſie daß hexen ſein undt dort hört Man Immer davon —

daß iſt nicht discret Von der graffen Von Wittgenstein Eüch Zu geißenheim mitt ſo Viellen leütten Zu überfahlen undt wen Ihr auch ſchon reich wahret Müſte Es Eüch doch jucommodiren ſo Viel leütte auff den halß Zu haben, Es ſeindt Viel leütte ſo welche gar Keine consideration haben Meinen alles ſeye Ihnen Zu dinnen, hir Im Landt desfraist Man Nur die Vornehmen personnen aber Kutſchenpferdt undt alle Livrey Müßen die herrn ſelber ErNehren, dieße Mode ſolte Man In teütſchlandt auch folgen, da man doch franckreich alles nachmachen will, Es iſt billig daß Eüch dieße gräffin fr. Mutter heiſt weillen Ihr Mutter trew ahn Ihr gethan habt wen Man ſich Vor personnen jnteressirt verdriſt Es Einem recht, wen ſie nicht ſein wie ſie ſein ſollen — daß iſt nichts Neües daß Ein Man Neben auß geht undt maitressen hatt, unter 10 taußenden findt Man nicht Einen, ſo nicht waß anderſt alß ſeine fraw liebt, ſie ſeindt noch Zu loben wen ſie Ihre weiber gutte worte geben undt nicht übel mitt Ihnen leben —

Schwetzingen iſt gar Zu Ein Kleiner ort umb Einen großen hoffſtaht Zu halten wie man ſagt daß Churpfaltz hatt, Es ſcheindt daß dießer Churfürſt Kein Comerce mitt mir halten will den Er hatt mir Weiter nicht Geſchrieben wo mir recht iſt ſo ſeydt Caroline undt Ihr Zu ſchwetzingen gebohren, wen die fraw Von veningen Meiner dochter gleicht, Kan ſie nichts Von H. max haben, Meine dochter hatt gutte minen undt Eine feine taille aber Ihr geſicht iſt gar nicht ſchön, ſie hatt Keine waß Man hir trais heißt aber Ein recht auffrichtig from undt gutt gemühte hätt mein dochter gott lob, welches Ich der ſchönheit Vorziehe, ſie hatt woll recht fro Zu ſein nicht ſchwanger zu ſein Ich fürchte aber doch daß ſie noch mehr Kinder bekommen wirdt, wen Ihr gott die Ihrigen Erhalten will hatt ſie Kinder genung, Es ſeyndt ja 3 printzen undt 2 princessin da, recht ſchönne Kinder, Mein dochter fürcht daß ſterben daß letzte tohte medgen ſo ſie gehabt hette Ihr ſchir den garauß gemacht — Ich halte Es vor Ein groß glück davon Zu reden wie Ein blinder Von den farben, den Es iſt In allem Im ahnfang undt Endt Ein gar heßlich undt gefehrliches undt ſchmutziges handtwerck ſo mir Nie gefallen Made de clasteautier ſagt alß daß wen Man jemandts den heüraht Verleytten wolle Muß man mich davon worauff die Rotzenheüsserin andtwort, daß Ich Nie recht geheüraht geweßen undt Nicht wüßte waß Ein rechter heüraht ſeie mitt Einem Man Von dem Man verliebt iſt, undt der Einem wider liebt daß diß alles Endert undt anderſt macht, darauff accessire Ich ſie den beyſchlaff Zu loben den wirdt ſie böß über mich undt Ich lache ſie auß, —

waß die printzes Von wallis Verurſacht ſo Erſchreckt zu ſein über der freüllen gemingen, war daß ſie wie ſie In gnaden war den König In Englandt gefragt hatte, wegen der freüllen, der Ihr Verſichert daß Er gar woll mitt Ihr Zu frieden were undt ſie Nie Von den printzessinen thun würde darauff hatte ſie gebauet, drumb hatt Es Ihr hernach deſto mehr Verdroßen — printz undt printzes Vo wallis ſeindt weit davon den König auff ſeinen geburdtstag geſehen Zu haben, aber waß ahm härteſten VorKompt, iſt daß der König nicht will daß der printz ſeine Kinder ſicht, undt Es ſchon 6 mont iſt daß Er ſie nicht geſehen da Er ſie doch hertzlich liebt, das findt Ich gar nicht raisonable ſie haben auch Ihre fraw Mutter nicht beſuchen dörffen wie ſie Ein böß Kindtbett gehabt, die arme Kinder pflückten letztmahl Ein Körbchen voller Kirſchen ſchickten Ihrem Herrn ließen Ihm dabey ſagen daß ob Zwar Ihre person nicht bey Ihm ſein dörfft daß doch Ihr ſehl hertz undt gedancken ſtehts bey Ihren lieben papa wehren, daß hatt mich attandrirt daß mir die threnen drüber ſeindt In den augen Kommen wie Ich Es geleßen der printz ſolle bitterlich drüber geweint haben, daß jammert mich recht —

Es iſt war daß mir der H Von würtzauß Etlich mahl geſchrieben die andtwort geben mir Keine Mühe den Ich ſchreibe durch Meines secretari handt der verſtehet aber Kein wort teütſch alßo Muß Ich die brieffe ſelber leßen, undt würtzoeus hatt In meinen Sin Eine handt ſogar ſchwer Zu leßen In dem letzten habe ich doch begriffen daß Er mir Viel guttes Zu meinem geburtstag wünſcht wo vor Ihn auch werde dancken laßen den Meine maxime allezeit woll auffZunehmen waß gutt gemeint iſt, Es gefällt mir alle Zeit recht woll wen Ich mercke undt verſpüre daß mich die gutte Ehrliche pfaltzer noch lieb haben, laßt derowegen Ewern herrn Kunckel auch Nur ſchreiben, Ich werde Ihm auch durch den Secretari andtwortten, daß Muß Ein pfaffen ahnſtalt ſein, daß Churpfaltz Kein reformirte pfältzer In ſeinen dienſten (will) der Herr Zachman iſt Es doch geſtern Kame er mitt fraw undt dochter her ſie ſeindt beyde der Man undt die fraw gar Kranck geweßen Meinten Zu ſterben, ſehen ſehr übel auß die großen affairen ſo mein ſohn mitt dem parlement hatt Müßen Ihn haben Vergeßen machen den pasport Vor Eüch Zu ſchicken den Er mir Verſprochen über morgen werde Ich nach paris undt Ihn ahn Mons gueneau gemahnen,

Mein ſohn iſt woll Eine geplagte ſehle Er hatt ſo Viel Zu thun das Er Kaum Eßen noch ſchlaffen Kann, jammert mich offt ſo ſehr daß mir die threnen drüber In den augen Kommen, thut hundert leütten guts die Es Ihm doch gar Kein danck wiſſen undanckbare Leütte alß hir Im Landt ſein habe ich Mein tag deß lebens nicht geſehen, dem pressident hatt Er Vergangen Jahr Zu fünffmahl hundert taußendt francken geholffen, der iſt Nun gegen Ihm wie der hinckende Bastard welchem mein ſohn Viel gefallen auch gethan undt ja dazu ſein ſchwager iſt, welches dießem falſchen teüffel ja Ehre genung iſt, die falſchheit iſt gar Zu arg hir Im landt iſt aber wen Ich alles hirauff ſagen ſolte waß Zu ſagen were Müſte Ich Ein buch ahn ſtatt Eines brieffs ſchreiben dieße ſagen machen mich offt recht trawerig — — —

St Clou den 7 julli 1718.

— — — bin hernach au palais Royal bey Made dorleans abgeſtiegen Mein ſohn iſt Entlich Kommen, undt ſeine Entſchuldigung gemacht, Konnte nicht mit mir Eßen hatt Nur ſeine 3 ledige dochter die Elſte Von den 3en iſt Eben ſo faul alß die Mutter den umb halb 1 war ſie noch nicht ahngezogen den wie Ihre fraw Mutter Leydt daß ſie den gantzen langen tag Vom Morgendts biß In die nacht ohne Leibſtück geht, welches ſie vor mir nicht thun darff drumb war Ihr leibſtück Verlegt Konte Es Lang nicht finden Kam Erſt Zum Zweyten Eßen, gleich nach dem Eßen Kam mein ſohn wider, bey welchem Ich Etliche Comissionen ablegte, umb $^3/_4$ auff 3 ſtieg Ich In Kutſch mitt duc de chartre Madll de valois undt Meinen damen au Colege des jessuittes ſo Zimblich weit Vom palais Royal iſt da ſahen wir die Kleinen schuller Eine Commedie ſpillen ſo le point d'honneur heißt Mein Kleiner Vetter de la trimouille hatt mich dazu Eingeladen die Kinder ſpilten artlich, Ich hatte aber den ſpaß ſchir ſchlim geEndigt, Man hatte Meinen Seßel auff Ein Klein haut dois geſetzt wie Ich weg wolte Vergaße ich daß Es Eine ſtaffel war meinte geradt auß Zu gehen, tradt fehl undt fiel dort Nauß that mir aber gar nicht wehe brach Nur daß glaß Von Einem Von meinen Vhren, Ich burzelte aber ſo poßirlich daß Ich vom colegium biß Ins palais Royal drüber von hertzen gelacht habe, undt noch lachen Muß wen Ich dran gedencke Inſonderheit wie mich 2 große jessuwitter ſo gar gravittätisch auffgehoben haben, da were Ein ſchon gemähls Von Zu machen Vor lachen Konte Ich nicht auffſtehen, wie Ich wider Ins palais Royal Komme ſchlug Es 6 Uhr, Ich ging mitt Meinem ſohn undt ſeiner gemahlin undt waß In Meiner Kutſch geweßen war In die Comedie Von ariance undt Le sicillien daß wehrte biß 3 Vierttel auff 9 Ich ging noch Ein augenblick In meine garderobe hernach In Kutſch undt wider her Mußten aber noch bey den thuillerien ſtill halten den wie Es gar ſchon wetter war hilten Eine ſolche abſcheüliche menge Von Kutſchen Vor der thür Vorm gartten daß man nicht durch Kommen Konte, alſo Kame Ich wie ſchon geſagt Erſt nach 10 uhr wieder her Ehe man ahngericht war Es über halb 11 undt wie Ich außgezogen undt Ins bett tratt war Es halb 12 alſo bin Ich heütte Erſt nach halb 8 auffgeſtanden —

daß closter wo Ich den Erſten ſtein gelegt iſt Ein nonen closter, undt die abtißin ſo jetzt dort iſt war Zu Meiner Zeit abtißin Im port Royal alß Ich alß dort hin ging made de beuvron Zu ſehen, Kene ſie alſo gar ſehr wen dieße umbſtanden ſich nicht dabey gefunden hetten, hette mich Kein teüffel dazu gebracht den Ich habe ſolches gethun abſcheülich, alles iſt woll abgeloffen alſo weitter nichts davon zu ſagen —

ahn deß herrn von Bernstorff hiſtori Kan Ich nicht Zweyfflen Ich weiß Es Von der hertzogin Von mecklenburg ſelber, Ich weiß auch gar gewiß daß Er den König Von Englandt, gegen den printzen undt printzes Von wallis auffhetzt Mein ſohn hatt ſie Vergleichen wöllen, aber der Bernstorff iſt mitt großem Zorn ahn abbe du bois ſagen Kommen, Er ſolle ſich In die ſach nicht Miſchen, man würde Es Ihm Keinen danck wißen — wo gar Zu große ambition iſt, da Kompt Leicht Verblendung — Es iſt Kein wort wahr daß die printzes den König Ihren ſchwiger Herr Vatter geſehen, Ich weiß nicht waß Vor Eine Luſt iſt die Man Nimbt ſo Zu lügen, undt In allen gazellen Zu ſeyen waß ſie woll wißen daß nicht war iſt. Mein ſohn hatt mir noch heütte confirmirt das Es der Bernstorff allein iſt, ſo dem König In Englandt gegen ſeine Nahe Verwanten Verhetzt alß gegen den printzen Von wallis undt ſeine gemahlin wie auch gegen dem König Von preüssen, der Menſch Muß mitt aller ſeiner gravitet Ein rechter teüffel ſein undt Ein boßer teüffel, Er hatt Ein interesse drin ſo Ich heütte nicht expliciren Kan weillen Ich Zu große Eyll habe — — —

St Clou den 14 julli 1718.

— — — wir haben gantz undt gar nichts Neües hir alß den heürahts Vom Duc d'albret deß Duc de Bouillons Elſter ſohn, der hatt deß Mons de Barbessieux dochter geheürahtt mitt willen Ihres groß Vatter undt groß Mutter Von der Mutter ſeytten, den marquis undt marquise d'allegre alle die Louvois aber haben ſich gegen den heürahts geſetzt wollen ſie nach Ihrem ſin verheürahten weillen ſie gar Ein groß heürahtgutt hatt, Nehmblich 5 mahl hundert tauſendt francken die Dame iſt Eben ſo Verliebt Vom Duc dalbret alß Er Von ſie, Mein ſohn hatt In den heürahts consentirt der printz de Conti hatt dem heürahts bey gewohnt ſo In offendtlicher Kirchen Zu st sulpice made de berry paroisse Vergangen Montag Vorgangen die Louvois undt Ihr ahnhang wollen dem Carl Einen protzes ahnmachen daß Er ſie geheürahtt hatt Er Entſchuldigt ſich aber damitt daß der prince de Conti Ihm Ein lettre de cachet Vom König gebracht undt der cardinal de nouille drein gewilliget hatt Mein ſohn ſagte aber der Lettre de Cachet were geben daß ſich Keine rechtmäßige oposition finden mag, undt die Louvoy ſagen ſie hetten Ihm die oposition Vor her geben der curé ſagt Er hätte ſie nicht geleßen, biß alles macht Einen greülichen lermen wie Ihr woll gedencken könt liebe Louise der comte devreux undt Mein Vetter der printz talmont ſeindt vor die Louvois weillen ſie ſagen daß ſie Vor deß duc d'albret ſohne Von der Erſten ſo Ihre neuveux ſein den iſt witwer Von deß Duc de La trimouille ſchweſter der marechall de villeroy ſohn hatt madll soulan Tante gehabt ſo auch Mons de Barbessieux ſchweſter geweßen alſo iſt daß gantze villeroyische hauß auch gegen dem heürahtt, mich deücht aber daß weillen der heürahtt consomirt iſt undt die Beyde Eheleütte Einander ſo hertzlich lieben ſolte man ſich nicht weytter dagegen ſetzen — —

wir haben ſeyder Kurtze Zeit hir Einen Jungen printzen Von anhalt hir der iſt ſo ſchwartz undt braun alß die Zwey andern printzen Von anhalt blundt undt weiß wahren, Er war nicht ſo heßlich wen Er nicht Einen weißen flecken auff der recht auch hette, ſein hoffmeiſter iſt deß hattenbach bruder ſo hir lang gefangen geweßen undt Von welchem Ich Viel halte den Er Ein rechter artiger Verſtändiger Menſch ſo gar woll raillerie Verſtehet undt vivacitet hatt aber dießer hatt nicht Viel vivacitet Verſtehet auch nicht ſo geſchwindt alß ſein bruder, Er gleicht Ihm aber Von geſicht — — —

Es iſt Nur allzuwahr daß Mein ſohn ambaras mitt dem parlement hatt, aber Es iſt nicht war daß Er gegen ſein groß fraw Mutter nach dem Cardinal mazarin geſprochen Er hatt mir geſagt das ſie ſich In ſachen miſchten ſo Ihnen nicht Zu Kämmen, undt ſo lang lauthorité Royale In ſeinen handen würdt ſein wolle Er ſie gantz Erhalten undt dem König wider geben wen Er majeur ſein würde wie Er ſie Entpfangen undt würde Nie leyden daß Man ſie attaquirt, biß her iſt noch nichts Zu fürchten, der pöpel hatt ſich nicht gerührt, noch die andern parlementen In den provintzen, Mein ſohns gemahlin bruder undt ſeine gemahlin ſeindt meines ſohns argſte feindt undt welche alles gegen Ihm auffwickeln hette Er mir wollen glauben hette Er Keine ſchwägerſchafft mitt undt Konte Verfahren ohne ihrenen Zu fürchten Zu ſehen — Mein ſohn Muß woll Mittel ſuchen deß Konigs S: ſchulden Zu Zahlen der Law ſo Man ſo haſt iſt Ein

Englander ſo großen Verſtandt hatt, daß Volck iſt nicht mehr gepreſt alß Zu deß Königs Zeitten, aber Man hatt ſie nicht soulagiren Können, undt Meines ſohns feindt profittiren Von dießem unglück umb den popel gegen Meinen ſohn aufZureitzen, daß Mein ſohn gelt ſamblet iſt Kein wordt wahr Er hatt nicht Einmahl Nehmen wollen waß Ihm Von gott undt rechts wegen alß regenten Zu Kompt, Ich glaube nicht daß jemandts In der weldt desjnteressirter iſt, Er iſt auch gar Zu wenig undt macht dadurch ſeine Kinder Zu bettler, Meiſten theils ſeindt die gazetten Lügen —

Ich glaube daß Es Eine große freüde bey mylord holdernessen iſt die Verluſt Von ſeinen ſohn Erſetzt Zu haben Ich wünſche der gräffin Von degenfelt auch Einen ſohn — Man Muß woll mitt alle menſchen leben iſt der börnberg vielleicht Ein Naher Verwandter Von der fraw ſchütz dern Man Vor dießem oberjager Meiſter ahn unßerm hoff war Ehe der herr Von veningen Es geworden ſeine fraw iſt freüllen von Meiner fraw Mutter geweßen, undt mitt I. G. auß heßen Komen ſo woll alß die Klauren ſo den ſibach geheüraht hatt, undt die ditfort ſo fraw von stein geworden, aber daß ſeindt alte geſchichten, Jungfer offen ſo meine hoffmeiſterin geweßen undt den ſtalmeiſter harling geheüraht hatt war das 4 freüllen, wer die 5te war wiſt Ihr woll undt habt ſie beßer gekendt alß alle die andern, außer waß unßere Nahe Verwanten ſein Muß man die welt gehen laßen wie ſie will Man macht ſich Nur Verhaſt undt hilfft Zu nichts, Man thut beßer alß wen Man die ſachen nicht wüſte — ſie fürſtin Von ſiegen wirdt Eüch haßen wie den teüffel den ſo ſachen Verzeyen die coquetten nicht, Ich wolte lieber daß die graffin berlips über Vom börnberg geſprochen hette alß Ihr liebe Louise — — —

St Clou den 21 julli 1718.

— — — wehren die pfaffen auff allen ſeytten waß man de bone foy heiſt, würden die 3 chriſtliche religionen baldt verglichen ſein aber der teüffel ſteckt Zu ſehr In allen pfaffen Einigkeit In der religion Zu ſehen Konnen Ihr jnteresse undt ambition geht über alles — — —

Edelleütte werden leicht In franckreich gemacht Kaufft Ein reicher bauer oder bürger Eine charge de secretaire du Roy dern In großer Menge ſein, ſo iſt ſein ſohn Ein gentilhomme, geht Ein bürgers ſohn

Ins Königs leib Quart undt bint 20 Jahr bekompt Er lettre de noblesse undt Nent ſich gentilhomme deß gleichen noch andere bedinten auch alß Camerdiner Kammerknecht undt dergleichen — — —

St Clou den 24 julli 1718.

— — — Donnerſtag werde Ich der fürſtin von ussingen ſchweſter die marquise de dangeau wilß gott hir Zum Mittag Eßen haben, ſie wirdt mitt der gutten Duchesse du Lude herkommen dieße 2 damen hab ich recht lieb, undt Ich flattire mich daß ſie auch waß Von mir halten, alſo werde Ich recht fro ſein ſie hir Zu haben, — coquette weiber ſeindt allezeit ahngenehmer alß die Ehrbaren Erſtlich ſo dencken ſie ahn nichts alß ſich ahngenehm Zu machen, daß iſt all Ihre Kunſt aber die Ehrlichen weiber gehen Ihren weg Nur geraht durch, daß iſt nicht ſo divertissant — mad dangeau Muß Ihre fraw ſchweſter nicht gleichen den ſie iſt ſehr mager Ich bin geſtern noch Im Carmelitten closter geweßen aber die printzes Von nassaw iſt noch nicht auff den randevous Kommen ſo Ich Ihr In daß closter geben hatte Man hatt mir geſagt ſie hette pretendirt Ich würde ſie Zu mir Nehmen aber, Mitt ſolchen wahren belade Ich mich nicht, gott bewahr mich davor, Ich habe Mich nicht mitt meinen Eygenen Enckeln beladen wollen, wie ſolte Ich den Ein bludts frembts Menſch Nehmen, die mir gar nichts ahngeht, Ich habe mich gantz Erklährt daß hirin nichts Zu thun ſeye, ſeyderdem habe ich nichts mehr Von Ihr gehört, Ihr aufferzucht fürchte Ich wirdt ſchlegt den In den Clöstern ſeindt lautter desbauchen undt In der weldt geht Es nicht beßer, Mogte woll arger werden alß die Mutter der fürſt Ihr herr Vatter geht mitt Niemandts recht umb, Man ſicht Ihn nirgendts passirt Vor Ein haaß undt Ich glaube Man hatt Kein unrecht hirin Man helt Ihn Vor böße geſellſchafft Kein Menſch will mitt Ihm umbgehn Er ſpilt nicht geht In Kein spectacle, Es weiß Niemandts waß Er den gantzen tag thut, Viel ſchulden hatt Er Zu paris daß iſt gewiß Er, helt taffel Von 14—15 couvert woran Er allein mitt ſeinen Leütten iſt den Niemandt will Zu Ihm auß forcht außgelacht Zu werden ſein printzes prettendirt den tabouret undt daß iſt Ihnen nicht accordirt worden Es iſt Ein jung medgen das printzessgen Von nassau ſiegen aber Kein Klein Kindt wie Ich davon hore reden Man fürt die hoffmeiſterin wirdt ſie Verkauffen, undt geldt

Von Ihr Ziehen — unßere carmelitten wo made de berry undt Ich ſo offt hingehen haben gar nichts pfaffiſch ahn ſich ſeindt recht raisonable, wen Man Ihre Kleydung nicht ahn ſicht ſolte man meinen Es ſeyen weldt leütte den ſie reden undt raisoniren sans façon Von alles, Man hatt mir nicht possitivement Von deß fursten Von ſiegen wegen proponirt die printzess Zu unterhalten, aber Man hatt mir geſagt daß Es ſchade were, daß Eine junge printzes wie die Von nassau In ſo boßen händen were daß ſie ſich Verliehren Könte undt daß Es Eine große charitet were daß jemandts ſie Zu ſich Nehme, worauff ich den braden gleich gerochen, undt umb alle hoffnung Zu beNehmen habe ich gleich geſagt daß Ich weder In ſtandt noch In willen bin Ein jung medgen Zu mir Zu Nehmen daß Ich alt bin undt ſo Viel ruhe mir ſchaffen alß mir Immer möglich ſein Könte, undt daß überige ſo Ich Eüch ſchon geſagt, —

Die printzes palatine iſt ſchuldig daß Es ſo Knap mitt mir hergeht, ſie hatt mein heürahts contract ſchlechter machen laßen alß Ein bürgerfraw, darumb habe ich alles In der welt cediren müſſen umb Zu leben Zu haben meublen juwellen alleß waß Von den Meinigen Kommen iſt waß geht mich daß ahn daß Mein ſohn regent iſt deß Konigs gelt iſt nicht daß ſeine undt Ich wolte Kein louis dor davon haben, weillen Es mir nicht mitt recht Zu Käme mein ſohn iſt nicht capabel ſo Etwaß Zu thun, aber, ſolte Er Es ſein undt daß Er mir geben wolte, würde Ich Es nicht ahn Nehmen da behütte mich mein gott Vor ungerecht gutt Zu begehren Nein da werde Ich mein gewißen nie mitt beſchweren — waß hilfft gutt gelt wen mans gewißen nicht ruhig hatt, Mein ſohn hatts noch beßer gemacht, Es Kompt Ihm alß regendt große sumen Zu die hatt Er Nie nicht Nehmen wollen, weillen Es dem König Sawer ahnKommen ſolte dieße Sumen Zu geben — die Enderung Von der Müntz hatt bißher noch Keine unordnung gemacht wie Es weytter gehn wirdt ſoll die Zeit lehren, Mein ſohn würdt ſchon deß Volcks gunſt haben wen Er nicht heimbliche feindt hette ſo alle tag Neüe pasquillen unter daß Volck gegen Ihn ſtreüen — auff Viel satisfaction Kan Ich mich nicht gefaſt machen, wen Mir nur Keine Neüe unglück Zu ſtoßen werde Ich ſchon Zufrieden ſein — — —

will der churfürſt daß arme manheim nicht wider bawen laßen umb dort Zu wohnen den Es iſt ja ſo Ein ahngenehmer ort Ich hab Es hertzlich geliebt Ich Kan leicht begreiffen wie man Eüch In der pfaltz plagt ſchwetzingen war mir auch lieb aber nicht ſo lieb alß Manheim undt heydelberg waß Ich aber nicht leyden Konte war closter Neüburg, da ging ich ungern hin — — —

St Clou den 28 julli 1718.

— — — geſtern Kam mad de Berry mitt mir Eßen, undt blieb den gantzen tag hir biß abendts, habe gebitt undt hernach geſchrieben, undt Mons harling gedanckt Vor Zwey exellente metwurſt ſo Er mir geſchickt welche made de berry ſo gutt gefunden daß ſie den reſt mittgenohmen hatt — Von der graffſchafft Von wurmbrandt habe ich Mein tag deß lebens nichts gehört, Muß Etwaß Neü gebacknes ſein, oder eſterreichiſches, den Von reich iſt Es gewiß nicht — die herrn Von limburg aber gar Ein gutt alt geſchlecht,

Der Churfürſt Von trier wie Ich ſehe iſt Kein wilder geiſtlicher, hir haben wir Einen ſogar Eyfferigen geiſtlichen biſchoff, der blatte gar geſchleckte haar getragen Kein weibs Menſch ahnſehen dörffen, ſich nie gebudert alß fette undt Kleine trawer Manſchetten getragen Es iſt noch Ein junger menſch von Etlich undt dreyſig Jahr Ich glaube Er iſt 32 alt, Ich weiß nicht wie Es Zugangen iſt aber der teüffel der herumb geht wie Ein brüllender Lew undt ſuchet welchen Er verſchlinge, dem Muß dieße devotion gechoquirt haben, hatt derowegen Ein ſpielwerck Von ſeiner jnvention drin ſetzen wollen undt hatt dem armen jungen biſchoff Eingegeben, Ein jung menſch ſo In ſeiner ſtatt Ein ſchlim leben führt, Zu bekehren Er ließ ſie hollen umb ſie Zu beichten, daß menſch iſt Jung undt ſchon wie Ein Engel undt iſt Eine durchtriebene, die hatt dem gutten biſchoff ſo Zu geſprochen, daß ſie Ihn Verführt Ehe Er ſie bekehrt hatt, Er hatt nicht mehr ohne daß Menſch leben Können, hatt ſeine alte bedinten abgeſchafft Nur Ihre Verwandten Zu ſich genohmen hatt ahnfangen die haar ſo ſo bladt wahren Zu frißiren, undt fuhr alle tag mitt der dame ſpatziren daß hatt den popel ſo geergert daß ſie ſteine nach ſeiner kutſch geworffen haben, die geiſtlichen ſo Ihm Zu ſprechen haben wollen hatt Er brügel Supen ahn gebotten, die haben diß alles ſeinen Verwandten bericht, wie die Zu Ihm Kommen wollen undt Ihn wahrnen hatt Er ſeine Verwanten wider Zurück geſchickt ohne ſie Zu ſehen, hatt Nur ſeine fraw Mutter geſehen, undt Zu Ihr geſagt Er wüſte nicht warumb Man ſo groß geraß macht daß Er mitt made de Rickard ſo heiſt die dame, umb gehe, Er hette ſie Nur bey ſich umb Ihm die Mußiq Zu lehrnen, daß ſie gar perfect woll Könte, alß alle die Verwanten geſehen daß nichts mehr hilfft haben ſie meinen Sohn gebetten die dame In Ein Zucht hauß Ein Zu ſperren laßen ſo st sulpice heiſt welches geſchehen der biſchof hatt geſchwohren daß Er ſein tag deß lebens Nie Keine Von ſeinen Verwanten mehr ſehen wolle, daß iſt daß Endt vom liedt, dieße historie hatt mich Erfreüet den Ich Kan die bradten (?) nicht leydten die Niemandts ahn ſehen wollen ſie ſeindt ordinarie fourbon, undt daß die fourberie Endeckt wirdt Erfrewet Es mich recht, —

Ich Komme aber auch wider auff Ewer liebes ſchreiben, warumb iſt daß freüllen schoulenburg Von Ihrer ſchweſter der duchesse de münster, hatt die Vielleicht gefürcht Es mögte Ihr gehen wie die historie Von Thessee undt ariane undt phedre, undt daß Ihr die ſchweſter die ſchu außtretten würde, Caroline haben alle menſchen auch gefunden daß ſie Einem marien bildt gleiche —

Mein gott wie wunderlich wirdt doch der König In Englandt liebe louise Ich Kan mich gar nicht mehr In Ihm richten, Ich fürcht Er wirdt Endtlich wie Ewer ſchwager werden, Ich bin gantz In ungnaden bey Ihm, wie Ich Ihm aber mein tag nichts Zu leydt gethan, undt nicht Vom Ihm Zu dependiren habe ſo will Ich mich dießes unglücks getröſten undt gott bitten daß Er dießem König ſeine Verblendung beNehmen möge. Die printzes Von wallis findt daß ſich Ihre Kinder nicht gebeßert haben ſondern ſehr verwendt undt wilt worden ſeyder freüllen gemingen nicht mehr bey Ihnen iſt die gräffin Von portlandt ſolle gar Eine ſchlegte hoffmeiſterin ſein, — der König ſolle ſeine Enckellen Nur In 3 monat Einmahl ſehen daß iſt nicht gar tendre, die printzes meint daß pr. amelie Viel Von unßer S. Churfürſten Ihr uhralt groß fraw Mutter haben wirdt daß iſt Keine ſchlime Gleichnuß daß Kan Ihr Keine ſchandt ahnthun wie Ihr andere groß fraw Mutter, die frantzößin — — —

St Clou den 31 julli 1718.

— — — wir wißen all lengſt den frieden mitt den Türcken den der courir ſo die Zeittung ahn graff Königseck hatt bringen ſollen iſt Zu Luneville Kranck worden undt Ein courier Vom hertzog hatt die brieff hergebracht undt mein dochter hatt mirs durch dießen courier die ſach geſchrieben Man ſpricht Von nichts Jtzunder alß wie die spanische flotte Jn sicillien Eingefallen undt parlerme Eingenohmen die Königin Jn sicillien ſchreibt mir daß alberonie Jhren König abſcheülich betrogen, aber Viel leütte wollen glauben daß ſie ſich mitt Einander Verſtehen, die Zeit wirdt lehren waß Es iſt, Es iſt mir dabey Eingefahlen wie die Commedie Von la mort de pompée ahnfängt Le destin ce declare et nous venons dentendre ce qu'il a decidés du beaupere et du gendre Jch habe der printzes Von wallis die gedruckte Zeittung geſchickt worinen die teütſche vers dancke Eüch Vor alles ſo Jhr mir geſchickt habt — alberoni glaube ich fragt wenig darnach daß deß Königs Jn spanien abNehmen, wen ſeine Kiſten undt Kaſten Nur braff woll werden — — —

Mein ſohn wirdt Nie gritlich alß wen man gegen ſeine plaisir ſpricht undt daß Muß doch Etlichmahl ſein, auff freüden mache ich mich gar nicht mehr gefaſt Jn dießer Welt gott bewahre mich Nur daß Jch Kein unglück ahn meinen ſohn Erlebe ſo werde Jch ſchon Zufrieden ſein, aber Wen Jch ſo lettre davis bekomme wie mir offt geſchicht daß man meinen ſohn assasiniren will oder Jm palais Royal Verbrenen undt dergleichen gentillessen, ſo habe ich Mühe Eine Zeitlang wider ruhig Zu ſein, Er aber lacht Nur drüber — — —

Der Bernstorff hatt den abbe du bois mitt ſolchem Eyffer gebotten ſich nicht Jns printzen ſach Zu Miſchen daß nicht Zu Zweyfflen daß Er bang war daß die ſach wider gutt werden mögte, daß Muß Ein undanckbarer Kerl ſein nach dem Er ſo viel guts Von Hertzog jorg wilhelm Entpfangen ſeinen Enckel ſo Zu Verfolgen der Jhm ſein Leben nichts Zu Leydt gethan hatt, der Vortheil ſo Er hatt iſt leicht Zu finden, den wen der printz übel mitt dem König ſtehen wirdt Können die minister ſchalten undt walten undt haben Niemandts ſo Jhnen auff den handen ſicht wie woll wehre wen der printz Jn gnaden den Er iſt Kein Kindt mehr undt Kan auff alles Nun ſehen, daß iſt ſchimpfflich daß alles allezeit auffs Gelt auß Kompt, daß ſeindt die rechte Kautzen ſo die devotion Zum deckel Jhrer boßheit Nehmen, hette Er Einen wahrhafften glauben undt were Ein gutter christ, ſo würde Er ſein beſtes thun, Vatter undt ſohn wer Es auch ſein mögte gegen Einander auff Zu reitzen, will den geſchweyge Einen König undt Königliche printzen die ſeine herrn ſein, daß halte Jch Vor Eine todt ſündt undt ſolte Er auch alle tag Jn Kirch gehen undt fleißiger betten alß Niemandt ſo glaube Jch doch nicht daß Er

Könte Seelig werden ſo lang Er In dem boßen VorNehmen Verharet, — Ewer ſchwager iſt ſchon alt Kan nicht mehr Lange Jahren leben, alſo werde Ihr Ewere Kindter bald bey Eüch haben, mir wars recht Leydt, wen Ihr Im herbſt nach Englandt Es iſt Eine widerliche undt untrewe ſache mit der See — hir pretendirt Man daß der fürſt Von Siegen weder heller noch pfenig aber Viel ſchulden hatt, Es were woll Ein großer Mutwill Von Ihm wen Er gelt hette ſeine dochter hungers Zu ſterben laßen, In der welt oder bey hoff were Es ſchwer mitt taußendt teütſche gülden Leben, aber In Einem closter Kan ſie gar woll daver nach Ihrem ſtandt leben — — —

St Clou den 4 augusti 1718.

— — — Ich habe Vorgeſtern brieff Von der printzessin Von wallis gehabt die ſchreibt mir Kein wort Von der conspiration, glaube Es alſo nicht apropo Von Conspirationen Mein ſohn Verzehlte mir geſtern In der Commedie daß der Czaar hatt Einen großen raht Verſamblet, alle biſchöffe undt reichsrähte wie ſie alle Verſamblet wahren hatt Er ſeinen ſohn Kommen Laßen hatt Ihn ambrassirt undt Zu Ihm geſagt iſt Es möglich daß nach dem Ich dir dein leben Verſchondt daß du mich Ermorden wilſt, der Haarwitz hatt alles geleügnet, da hatt Er der Czaar die brieff dem raht übergeben undt geſagt Ich Kan meinen ſohn nicht richten richt Ihr doch daß Es mitt gütte undt SanfftMuht undt nicht nach der rigeur gehen möge undt iſt weg gangen der gantze raht hatt dem printzen daß leben abgeſprochen, wie der czaarwitz daß gehört iſt Er ſo Erſchrecklich Erſchrocken, daß Ihn der ſchlag drüber ſolle gerührt haben, iſt doch Nur Etlich ſtundt ohne ſprach geweßen ſo baldt Ihm die ſprach widerkommen hatt Er ſeinem herr Vatter begehrt noch Einmahl Vor ſeinem Endt Zu ſehen der iſt Zu Ihm der Czaarwitz hatt Ihm alles geſtanden undt mitt threnen umb Verzeynng gebetten hatt noch 2 tag gelebt undt iſt mitt großrr reü geſtorben, unter unß gerett Ich glaube Man hatt Ihn vergifft umb die ſchandt nicht Zu haben Ihn In deß ſchinders handen Zu ſehen daß iſt doch Eine abſcheüliche historie, Kompt wie Eine tragedie Vor, undt gleicht Viel ahn andronic — — —

Ich meinte daß mons Laws Ein Englander undt Kein ſchottlander Es iſt gewiß daß Er greülich gehaſt iſt, Mir Kompt Er Vor alß Ein gutter Man Er hatt Viel Verſtandt were Vorgeſtern ſchir ahn Einer Coliq geſtorben — daß parlement iſt noch nicht geſtilt gibt noch Immer remonstrancen alle ſachen ſeindt In dießem Königreich ſo abſcheülich Verdorben, daß mein ſohn woll ſein leben weder Vergnügung freüde noch ruhe haben wird, daß iſt gantz frantzoſch daß Man die gantze handt begehrt, wen Man Einem Ein finger geben — Ich werde Mein leben nichts Von Meines ſohns regence haben alß große ängſten Vor ſeine person — — —

daß hette Ich dem Duc de schönburg Nie Zugetrawet daß Er Ein Kindt tragen noch Küſſen Könte, gar Klein Kinder reißen beßer alß große den Man ſetz die wige In die Kutſch ſchlaffen undt Seygen den gantzen tag — hir In franckreich iſt man nicht tenderer Vor Kinder alß In Englandt ſie laßen Ihre Kinder auff dem Landt bey amen undt bekümern ſich Ein oder Zwey Jahr nicht umb ſie, meine Naredey iſt daß Viel Kinder außgeweckſelt werden — — —

St Clou den 14 augusti 1718.

— — — Im großen faß hatt man Nie keinen Rhein wein gethan Nur lautter Necker wein, daß geſchrey geht daß der jetzige Churfürſt den wein nicht haſt, undt braff ſchepeln Kan — Es iſt Eine gutte Zeittung Vor mich wen der Bacheracher woll gerett den man Erlaubt mir Keinen andern nach durſt Zu drincken, den bourgogner Kan Ich nicht Leyden, Erſtlich ſo findt Ich den geſchmack widerlich, undt Zum andern ſo thut mir dießer wein wehe im magen, bleibt mir drin liegen wie Ein ſtein, der Bacheracher iſt im Vergleiche beßer, Ich weiß nicht waß der bleicher Vor Ein wein iſt hatte Nie davon gehört, alle wein ſo herkommen Kan man nicht führen Man ſchweffele ſie dan gehen doch gar geſchwindt durch — waß Kan Man ahn dem berg Zu heydelberg Endern Es iſt ja auff beyden ſeytten gantz verbauet, alſo Kan man nichts dran machen, Man mache den von dem Ketten thor ahn durch die fraw botz heym gartten hinder deß bettendorff hauß, da glaube Ich, Könte man Einen Kürtzern weg Nauff machen — Es iſt mir leydt daß man ſchwetzingen ſo geEndert hatt, den Ich habe alß gern daß die örter bleiben Wie Ich ſie geſehen habe Ihr werdet Mir Einen rechten gefallen thun liebe Louise wen Ihr mir berichten werden wie ſchwetzingen undt Heydelberg daß ſchloß Nun ſein, Ich habe gemeint daß Caroline undt Ihr Zu franckenthal gebohren wardt aber alle Ewere andern geſchwiſter Zu heydelberg.

außer Carl moritz den Ich Zu manheim habe ſehen auff die welt Kommen, Ich Erinere mich alß wens heütt were, den Es iſt Eine historie hirauff Ich habe Ewere fraw Mutter damahlen Einen gutten dinſt gethan Ewer bruder hatt daß auch ſo Verſetzt gehabt weillen I. G. der Churfürſt unßer herr Vatter Ihr Ein ſtoß Im aug geben wie ſie ſchwanger Von Carl moritz wahr, umb Ihr Einen brieff vor mich geben wollen Von meiner fraw Mutter S:

Sontag den 14 aug umb halb 5 nach mittags Ich Komme jetzt Eben auß der Kirch Es hatt umb 3 ahngefangen undt iſt Erſt jetzt Zum Endt Ich habe heütte morgen Kurtz abbrechen Müßen den Ich hatte Viel hungerige ſeelen umb mich undt Man rieff mich Zur taffel — Nun Komme Ich auff Mein alte historie, die Ich doch auß Verzehlen Muß, Komme Ich wider wo Ich geblieben bin (wie den I. G. S: meinen brieff In der nacht Im bett wider geben wolten ſtießen ſie der Raugräffin ungeſtehts ſo ſtarck mitt der fauſt auffs aug daß Ihr daß aug gleich geſchwul undt andern tags ſchwartz undt blau war Erſchrack wie Ich ſie ſo Verſtelt ſag ich ſagte her jeß made ſo hieß ich ſie auß befehl waß iſt daß Vor Ein auch Zu Ihrem glück Verzehlte ſie mir den handel alſo wie Carl moritz auff die Welt Kam hatte Er daß aug Eben ſo, (Ihr wiſt aber liebe Louise wie abſcheülich jalous undt Eyfferſüchtig der Churfürſt war, der bildt ſich Ein daß weillen der oberſte webenheim, der Einaügig war undt offt mitt unß geſpilt hatte daß Ewer fraw Mutter Ihn Zu offt ahn geſehen daß Carl moritz aug deßwegen ſo ſchwartz geworden were wie deß oberſten weibenheims pflaſter ließ mich derowegen gleich ruffen wie daß Kindt gebohren war undt ſagte Zu mir Lisse lotte ſegt diß auch iſt Es nicht wie daß pflaſter Von Ewerm gutten freündt dem oberſten Weibenheim, Ich fing ahn Zu lachen undt ſagte ach Nein I. G. Ich ſehe woll waß Es iſt, der Churfürſt ſagt, gantz Kritlich sacrement waß iſt Es den, Ich ſagte Es iſt Etwaß daß E. G. nicht geſehen haben Erinern ſie ſich noch woll wie ſie nach openheim reiſten undt mad nachts meinen brieff Von meiner fraw Mutter geben wolten umb Es mir andern tags Zu geben undt Ihr die fauſt Ins aug ſtießen andern tags wardt Ihr aug Eben wie E. G. daß Kindt ſein, mein gott ſagt der Churfürſt Lisse lotte wie soulagirt Ihr mich Eüch dießes Zu Erinern umb gottes willen ſagts der madame nicht, damitt war alles wider gutt, aber hette Ich mich Zu allem glück dieß nicht Erinert were Ein großer lermen worden, dieß iſt aber Eine alte wie woll gar wahre historie — Es iſt war daß Ihr alle Ewere geſchwiſter gar weitt Von Einander begraben habt — — —

Ich bin wie amelise habe alles Zu Heydelberg manheim undt ſchwetzingen lieb daß Zu Meiner Zeit war, alſo iſt Es mir leydt daß der arme graben wo Ich ſo offt geſiſcht habe, gefüllt iſt, weißenbach iſt Ein gutter Ehrlich Menſch aber unter unß gerett Ich fürchte Er wirdt Zum Nahren undt daß glaube Ich iſt die rechte urſach warumb daß freüllen Von Rotzenhaussen Kein luſt gehabt Ihrem heürahtt mitt Ihm Zu Volziehen Man lebt beßer allein alß Zwey mitt Einander die nicht reich ſein — — —

St Clou den 18 augusti 1718.

— — — Ich habe auch auff Ein Cantzelley ſchreiben ahn dem Erbprintzen Von würltenberg geantwortet, auß ſelbiger urſach, Er hatt mich Zu gevatter gebetten Zu ſeinem Neügebohrnen printzen, daß hatt alle menſchen verwundert den Man meinte die ſach unmoglich wie ſeiner gemahlin hoffmeiſterin davon geſpochen hatte —

Mein ſohn iſt der Menſch Von der weldt der ahm wenigſten jnteressirt, wir haben Ihm Nie persuadiren Können Zu Nehmen waß Ihm mitt recht Zu Kompt ſagt aber Er ſey regent Vor dem Konig Zu ſparen undt nicht umb Ihm despense Zu machen, Es iſt abſcheülich waß ſchulden der S: König hinterlaßen 2 mahl hundert taußendt millionen, daß Muß Mein ſohn dem König wider Erſparen, denckt alſo ob Er weydt ſpringen Kan — Meine Einkünfften Konnen In nichts vermehrt werden, waß Ein mahl Zum desputat gegeben worden undt Zum wittump bleibt undt Kan weder ſteygen noch abNehmen — — —

was hilfft daß daß printzesgen Von ſiegen In Ein closter Kompt Muß Ihre pension drin bezahlen undt daß Kan Ich nicht thun wie Ichs gleich wolte, Es iſt ſchwer Itzige Zeit Ein closter Zu finden wo die Kinder waß gutts lehrnen Konten die Carmelitten Nehmen Keine pensionaire undt alle andere closter wo pensionairen ſein, ſeindt mitt ſolchen Laſtern undt desbeauchen gefühlt das Einem davor grauſt Nur dran Zu gedencken die printzes iſt nicht reich genung Einen gutten heürahtt In franckreich Zu thun undt Einen ſchlimen wolte Ich Ihr nicht rahten — Man hatt In lotteringen ſtiffter, aber In franckreich ſein Keine, Es ſeindt viel closter ſo pensionaire Nehmen die fille ste. marie die Bernardinen die Urselinen undt Benedictinen undt waß daß geſchmeiß noch mehr iſt — — —

St Clou den 20 augusti 1718.

— — — Ich habe In ſorgen Zu ſein wegen meines ſohns, der leyder hir gar Zu Viel feindt undt noch mehr falſche freünde hatt, welche ſolche böße leütte ſein daß man alles bey Ihnen Zu fürchten hatt — daß Eines Von Meinen Enckelen Eine none wirdt gegen Ihres Vatters und Mein willen, daß die Mutter die Kinder Erzicht daß man ſchandt und ſpott dran hatt, daß ich diß alle tag Vor Meinen augen ſehen Muß, undt alles waß Ich dagegen ſage nichts hilfft daß Ich den puben ſo delicat ſehe daß Er gewiß nicht wirdt leben Können daß Ich alt undt Kridtlich werde undt In nichts Keine luſt mehr Nehmen Kan wen daß Vergnügen iſt liebe Louise beſitze Ich Es Vollkommen jedoch wie ſchon geſagt Kompt nichts Neües hervor bin ich all Zimblich Ruhig bey dießem alten übel, daß parlement verfolgt Meinen ſohn Mehr alß Nie ſtifften die Leüte undt burger Zu paris gegen Ihm auff, welches Viel unglück Verurſachen Kan abendts wen Ich ſchlaffen gehe, dancke Ich gott wen Nichts Neües undt Kein größer unglück Vorhanden daß macht Kein ahngenehmes leben, die Meiſten hir wolten gern den König In ſpanien Zum König der iſt Ein ſchwacher herr leſt ſich leichter regieren alß mein ſohn Ein jeder Meint dadurch ſeinen Vortheil Zu bekommen, alſo iſt Vor meinen ſohn Nirgendts nichts gutts Zu hoffen, undt nicht ſicher noch daß Er Konig wirdt werden wen gleich der Junge König ſterben ſollte, Vor Mein ſohn iſt Es Ein glück wen ſein Junger König lang lebt, die heimbliche feinde ſo Mein ſohn hatt beſchonnen Ihren haß mitt dem daß der König In spanien undt ſeine Kinder die rechten Erben ſein, undt daß Man dem König In spanien unrecht gethan ahn ſein Vatterlandt Zu renonciren machen, haben alſo Einen ſchein Von waß rechts, aber In der that iſt Es Nur jnteresse — — —

Ein ſolchen ſommer alß dießer iſt, habe ich mein leben nicht Erlebt, den Es iſt geſtern 3 wochen geweßen daß Es Keinen tropffen geregnet hatt undt alle tag ſteigt die hitze, die blätter an den bäumen Verdorren alß wen man ſie mitt feüer geſengt hette Ich weiß nicht waß Endtlich drauß werden, dawert Es noch ſo viel alß Es gedawert hatt Müßen Menſchen undt Vieh Verſchmachten, Es haben Etlich Leütte prophezeydt daß Es biß Mitwog regnen ſoll gott gebe Es, aber ſo lang Es nicht regnet wirdt man mich gewiß nicht Zu paris ſehen, wir finden daß Es hir gar heiß iſt aber alle die von paris Kommen ruffen, o wie Kühl iſt Es In st Clou paris iſt Ein abſcheülicher heißer undt ſtinckender ort Nun die gaßen ſtincken daß mans nicht außſtehen Kan der geſtanck Kompt Von den metzgern den In dießer hitze Verfault Viel fleiſch undt Viel fiſch daß mitt den Mengten leütten ſo In den gaßen pißen, macht Einen ſolchen abſcheülligen geſtanck daß Einem recht übel dabey wehren mögte — —

Ich Kan den König In Englandt gar nicht mehr begreiffen Er hatt allezeit Vor gerecht passirt ſo lang Er Churfürſt geweßen undt Nun hört man nichts Von J. M. alß Karchheit undt ungerechtigkeit undt daß ahn ſeinem Eintzigen ſohn daß iſt waß abſcheüliches, ob Er Zwar geſchwiſter Kindt mitt mir iſt früge Ich wenig darnach wen Er nicht ma tante ſohn were, aber Ihrethalben Verdrieſt Es mich recht undt waß ahm ärgſten iſt, liebe Louise iſt daß daß laſter mitt dem alter mehr Zu alß ab Nimbt, daß hatt unßere liebe Princes Von wallis Zum fortheil daß Man J. L. In nichts unrecht geben Kan ſie ſagt ſie hette Ihr Eintzig Vertrawen auff gott geſtehlt, der wirdt ſie auch woll nicht Verlaßen undt Ihre feinde dempffen die den Konig Von Englandt ſo gegen ſeine Kinder auffgeſtifft haben, Es Müßen boße teüffel ſein, ſo baldt Ich Erfahren daß alles auff gelt angeſehen war, habe ich woll gedacht daß alles nicht ſo baldt Zum Endt gehen würde, die Comtesse de portlandt hatte Keine apoplexie oder ſchlag bekommen das Muß auch Ein böß weib ſein weillen ſie alles hervor ſucht printz undt printzes Von wallis Zu chagriniren, ahn ſtatt daß ſie mittel ſuchen ſolte ſie Zu tröſten, undt Ihre gnade Zu gewinnen — wie man mir die Zwey printzessinen anne undt amalie beſchreibt gefiehl mir die printzes amelie mitt Ihren viven repliquen ahm beſten, dieße Zwey printzessin gemahnen Mich mitt Ihren humoren ahn meine Zwey tanten S: die die printzes Elisabeth abtißin Von herfordt undt unßere liebe Churfürſtin S: die fraw abtißin war auch In der gelährtigkeit begriffen aber unßere S: Churfürſtin hatte Einen ahngenehmen natürlichen Luſtigen Verſtandt, Es Kan gar leicht geſchehen daß printzes amelie Ihrer großgroß fraw Mutter nachſchlegt Man hatt Viel exempel daß Kinder Eher den großEltern alß leibliche Vatter undt Mutter nachſchlagen — Ihr habt recht liebe Louise In gantzen sieclen Kommen nicht wieder ſolche personnen wie unßere

Churfürſtin vor, Es fehlt leyder Viel daß Ich den Verſtandt nicht habe, noch die vivacitet ſo unßer S. Churfürſtin gehabt hatt waß man nur ahn mir lobt undt Zu loben hatt iſt Ein gutt auffrichtiges gemühte, undt daß Ich gott ſeye danck nicht ſo desbauchirt bin alß Es jetzt die mode unter den fürſtlichen personnen Vom Königlichen hauß In Franckreich iſt — — —

St. Clou den 25 augusti 1718.

— — — Ich habe gehört daß ſchir alle alte bedinten Von unßerm Heydelbergiſchen hoff In die marck Brandenburg undt ahm Berlinischen hoff gegangen ſein — — —

Ich bin gantz persuadirt daß alberonie ſo Ein boßer ſchelm iſt, den armen Konig Von sicillien gantz betrogen hatt, dießer König iſt der Erſte nicht den der cardinal betrogen hatt, ſeinen Eygenen herren hatt Er verrahten umb Mons de vandosme Zu gefahlen, dießen hatt Er der printzes des ursin auffgeopffert die printzes des ursin hatt Er der Neüen Königin sacrificirt, undt Nun betrigt Er den König Von sicillien, waß weytter wehren wirdt, ſoll die Zeit lehren, Es iſt gott lob Lang daß Ich Keine lettre d'advis bekommen Man weiß Nun wo ſie alle herkommen Kommen alle auß Einem laden undt Von Einer damen ſo meine Nahe daß iſt Nehmblich die Duchesse du maine, Ich Kan nicht begreiffen wie made la princesse ſo die beſte fürſtin iſt ſo man ſehen mag Eine ſo gar böße dochter Zur welt gebracht hatt, made du maine hatt Kein teütſch blubt In Ihren adern, der hoffart undt ambition machen ſie ſo Verteüffelt Ihr Man undt die maintenon undt andere böße rahtgeber helffen auch dazu, ſie meinen Es geſchehe dem Duc du maine daß groſte unrecht daß Er nicht regent iſt noch nach des Königs todt Zu pretendiren hatt König Zu werden, daß gibt Ihnen ſolchen haß Vor meinen ſohn daß Er Es nicht bergen Kan, Mein ſohn iſt der beſte Menſch Er Kan Niemandts haßen alle leütte dawern Ihn gleich, Es iſt war liebe Louise daß Es Erlaubt iſt ſich Vor böße leütte Vor Zu ſehen allein wen Man Es nicht thut Erweiſt dieße Verblendung Eben daß Ein unglück Vorhanden, Er mein ſohn Kan ſeiner gemahlin threnen nicht außſtehen undt dießen bruder hatt ſie lieber alß Man undt Kinder unter unß gerett, mich deücht die welt wirdt ſchlimmer alß ſie Nie geweßen In allen famillen iſt unEinigkeit Ich glaube daß Man deßwegen Zu franckfort prophezeyet hatt, daß der jüngſte tag ZuKünftig Jahr Kommen ſolle — unßere printzes Von wallis hatt Eine Neue betrübtnuß der König In Englandt hatt die 3 printzessinen ſeine Enckel In die Koſt bey mad portLand gethan — ſo baldt die Neüe pomade divine fertig wirdt ſein werde Ich Eüch ſchicken, — Es iſt mir recht leydt daß die arme leütte Von Bacherach ſo übel Vom wolckenbruch ſeindt tractirt worden den Ich drincke lautter Bacheracher — die Zu creutz-Nach jammern mich auch Müßen große ſchrecken undt angſt außgeſtanden haben, hiemitt iſt Ewer liebes ſchreiben Vollig undt exact beantwortet bleibt mir Nur überig Zu Verſichern daß Ich Eüch liebe Louise Von Hertzen lieb behalte

Elisabeth Charlotte.

St. Clou den 27 aug. 1718.

— — — Hertzallerliebe Louise Ich ſchreibe Eüch heütte umb die post nicht Zu Verfehlen, den morgen werde Ich nach paris alwo Ein ſchrecklich lermen iſt, Mein ſohn hat dem König Lit de justice halten machen daß gantze parlement hollen laſſen Ihnen deß Königs wegen Ernſtlich befohlen ſich In nichts In der regierung Zu miſchen, Nur In waß Ihnen Zu Kompt Nehmlich die processen auß Zu führen undt recht Zu ſprechen Man hatt den garde de seaux In ſeiner charge jnstallirt und weillen man gewiß weiß daß der Duc de maine undt ſeine gemahlin daß parlement gegen den König und meinen ſohn auffgehetzt, ſo hat man ihm des Königs auffſicht beNohmen, undt Mons' le Duc geben, Ihn auch von dem rang ſo Er gehabt alß prince du sang tractirt Zu werden Ihn undt ſeine Kinder desgratirt, Hergegen aber ſeinem jüngſten bruder, befeſtigt man In alles Vor ſein leben den der hatt ſich woll undt treulich gehalten, die leütte im parlement undt die Duchesse du maine ſeindt ſo boßhafft undt Verzweyffelt daß mir jetzt todtbange iſt daß ſie meinen ſohn assasiniren werden Ehe diß Vorgangen, hatt made du maine ſchon ahn offendtlicher taffel gar Einen tollen discours geführt undt geſagt (on dit que je revolte le parlement contre le Duc dorleans, mais je le mesprisse trop pour prendre une si noble vengence de Luy je sauray bien mon venger auttrement) hir auß ſecht Ihr liebe Louise waß vor eine dolle humel ſie iſt undt ob ich nicht recht habe In ängſten Vor Mein ſohn Zu ſein die leütte ſeindt gar Zu Verteüffelt hir Es iſt Keine luſt ſo Zu leben — — —

Mein gott Ich fürchte alß daß wir den Duc de chartre nicht behalten werden iſt gar Zu delicat, woll ſchadt den Er iſt ein gut from Kindt, ſo Kein laſter ahn ſich hatt, Er hatt Verſtandt und iſt woll Erzogen wolte gott ſeine ſchweſtern wehren wie Er mehr will Ich hir von nichts ſagen, wen Ein ManſMenſch In ſeinem 16 Jahr den Er iſt ſchon ſeyder den 4 15 Jahr vollig alt, wen ſage Ich gar Keine ſtarcke In dem jahr Vorhanden iſt wenig Zu hoffen, Er iſt Klein und Zart Vor ſein alter alle döchter ſo Erwackſen ſindt wie rießen ſo groß und ſtarck, dancke Eüch doch ſehr Vor Ewere gutte wünſche Vor daß gutte Kindt, — Ich weiß die tragique avanture Vom Czaarwitz gar gewiß den Leütte Von hir ſo dort ſein habens Meinen ſohn bericht, Man hatt Viel In den Zeitungen ſo nicht war iſt der Czaar iſt nicht mehr ſo Barbarisch alß Er geweßen Ehe Er gereiſt hatte, undt andere Höffe geſehen der Caarwitz hatte ſchriftlich aufgeſetzt wie er ſeinen Herrn Vatter hatt wollen Ermorden laßen und auff ſeiner Eygenen handtſchrifft iſt Er zum todt verurtheilt worden, der Caarowitz hatte alles braff geläugnet hette Ihn ſeine metres nicht Verrathen mitt der Handſchrifft hatte man Ihn nicht überzeügen Können, die convulsionen ſo daß gifft dem Czaar geben ſollen Etlich mahl abſcheülich ſein, Ich habe nur die Kleinen geſehen, waß Ihm daß leben noch mehr Verkürtzen wirdt iſt ſein ſtarckes ſauffen den der wein attaquirt die nerven noch mehr — mich deücht man macht den Krieg Nun wunderlich und gantz auff Eine Neue manir finde Es artlicher ſo — daß oſterreichſche Hauß hatt daß ſie ſeindt nicht danckbar außer Hertzog von Lottringen undt ſein Herr Vatter haben ja dem Keyßer woll gedint Zur danckſagung Nimbt der Keyßer ſo baldt der duc de mantou todt iſt le monserat undt gibt's dem Hertzog von savoyen da Es doch mitt recht dem Hertzog Von lotteringen gehört — — —

St. Clou den 4 7tember 1718.

— — — Man Kan nicht artiger noch ahngenehmer ſein alß die junge printzes de Conti iſt, ſie weiß woll daß Ich ſie lieb habe, Nimbt alſo gar nichts übel Von mir, den ſie iſt woll Verſichert daß Ich ſie nicht offendiren will, ſondern Nur vexire, der arme furst ragotzi wuſt auch woll, daß ſie ahngenehm war aber Mitt allen seinen gutten Minen hatt Er Ihr doch nicht gefallen, Er iſt Ein großer wollgeſchaffener Herr der gutte Minen hatt, ſein Geſicht iſt nicht hübſch auch nicht gar heßlich, auch nicht gar alt, jetzt hatt er 44 Jahr, Er iſt zu bedawern Ich glaube wir werden ihn wider hir ſehen, Er iſt ſehr devot predigt aber Nie hatt dabey Einen luſtigen humor lacht und ſchwetzt gern, Er wont hir auff dem Lande 5 oder 6 meihl Von paris ahn Einem ort bey mönchen ſo man camaldüllen heiſt undt ſchir ſo einen ſtrengen ordre haben alß die Carteusser Er lebt wen Er bei dießen mönchen iſt Eben wie ſie, ſtehet nach mitternacht mit Ihnen auff undt gehet mitt Ihnen betten, faſt auch oft Ich weiß nicht wie Er mit dem leben, und allen ſeinem unglück ſo luſtig ſein Kan, Es Muß In doch Innerlich plagen den Er iſt abſcheülich geEntert wie Er hir war dür und mager worden Wie Er In Frankreich Kam war Er dick ſtark undt friſch. aber hiemitt genug Von unßerm gutten Fürſt ragotzi — — —

ſo wünſche ich liebe Louise, daß Ihr hir bey mir In Meinem Kühlen Cabinet ſein Köntet, wie Ihr mir daß ſchönburgiſche Hauß Zu frandforth beſchreibt finde Ich Es nicht ſchon von den dunckle heüßer In Engen gaſſen da halt Ich gar nichts Von, Ich halte die Verdümpfte heüßer auch nicht Vor geſundt, undt finde daß alle ſtälle Im Sommer ungeſundt ſein. Der Eberfritz veningen ſoll Ein ſchon hauß Zu heydelberg undt auch Eins Zu rorbach gebauet haben, — Ich habe Eüch ſchon bericht, wie Herr Zachman mir geſagt daß Churpfaltz Zu heydelberg geweßen undt alles vissitirt hatt auch ordre geben Es wider Zu recht Zu machen undt In der lieben pfalz bleiben will ob man J. L. Zwar ſehr pressirt nach dusseldorf Zu gehen, ſo ſolle Ihm doch die lieb pfalz beßer gefahlen, iſt ſelbigen abendt wider nach ſchwetzingen, mich verlangt wen Ihr wider Zu heydelberg ſein werdt, den Ich hoffe daß Ihr mir alles Verzehlen werdet wie Es Nun dort iſt, In der hitze wirdt der Churfürſt ohne Zweyffel nachts gereiſt haben, den in der große hitze wehre Es ohnmöglich geweßen Menſchen und pferdt hetten Es nicht außſtehen Können undt wehre Zu grundt gangen — deß ſeindt ſchlimme aber alte teütſche bräuche Viel Zu ſauffen margraff anspach Kompt mir ſo delicat Vor, daß Ich nicht gedacht daß Er ſtark drinken Kenne — den fürſten Von ottingen Kenne ich nicht — Ich weiß ſo woll daß die Erbprintzes Von württenberg Einen printzen bekommen, daß Ich Zur gevatterin gebetten bin, die Erbprintzes von württenberg hatt ſich beßer gehalten als die von darmstadt, der verſtändige printz Von darmstadt ſo wir hir haben, hatt den parisser tribut bezahlt, Er iſt braff Kranck geweßen doch Nun wider woll — — —

Ich will Nun noch ſagen daß Ich mich geſtern bey einer ſchlacht gefunden wie Ich bey den thuillerien abends kam war Eine große presse Von Kutſchen Eine traversirte den Weg Meine pagen ſagten Zum Kutſcher Er ſolte platz machen, der ahn ſtatt platz zu machen ſchlegt meinem pagen die umbgekehrt peitſch ahm Kopff die 3 andern Kommen dießen Zu hülff ſchlagen den Kutſcher mit Ihren fackeln, der Herr dem der Kutſcher wehre Zicht den Degen undt ſtößt auf meine pagen Zu die garden Ziehen auch von Leder und ſchlagen Zu wie daß der Kerl in der Kutſchen ſahe ſprang er auß der Kutſchen undt salvirte ſich in den thuillerien wo die thür offen wahr, ſo hatt dieße ſchönne ſchlagt geEndet — — —

St Clou den 8 7br 1718.

— — — Ich Kan ſagen je recognois Mon sang ahn J. L. den Churfürſten Zu pfaltz daß J. L. die ceremonien nicht Lieben, die haße Ich auch wie den teüffel ſchickt mir Ich bitte Eüch die beſchreibung Von deß Churfürſten Einzug undt im fall Es In Kupfer geſtochen wirdt, mögte Ich gern Eines davon haben alle Zeit habe Ich dießen printz Carl ſo jetzt Churfürſt iſt über die Maßen loben hören, Nun werdt Ihr woll baldt Ewere pfalziſche reiß angeht Ich finde Eüch glücklich Liebe Louise, daß Ihr daß gelobte Landt wider betretten werdet Heydelberg ſchwetzingen, ſehr grüſt mir Meine alte Cammern und den gläßern ſahl und ſchreibt mir Viel davon — — —

st. Clou den 11 7br 1718.

— — — geſtern habe ich hir mit Meinem ſohn Einen juden aus der tauff gehoben, Einen hübſchen Man der gantz undt gar nicht judiſch außſicht, Ich habe Es ihm prophezeyt drumb hatt Er mich gebetten Ihn vor Einen patten ahn Zu Nehmen, Vor Einem Jahr bracht Er mir Einen brieff Von meiner dochter Ich meinte Er wer Ein christ, wie Ich aber meiner dochter brieff laß daß Es ein jud war wurde Ich gantz Verwundert, undt ſagte In lachen Zu Ihm, Ich weiß nicht ob Ihr Ein jud ſeydt allein ich wollte woll wetten daß Ihr Es nicht bleiben werdt und Ihr ſecht ſo wenig jüdisch auß daß Ich glaube, daß Ihr Einen christen Zum Vatter gehabt habt damahl

Verſicherte Er noch ſehr, daß Er Ein jud leben und ſterben geht drauff paris undt Logirt ſich Ungefehr In Ein hauß wo ſich Ein alter gar gelehrter abt findt ſo hebreisch Kan dießer fangt ahn mitt den juden Zu disputiren, Nimbt Zum Text (der Zepter Von juda ſoll nicht Entwendet werden, biß der messias Kompt) und Erweiſt Ihn dadurch, daß unßer Herr christus der rechte messias iſt, Er hatt noch Ein gantz jahr die gantz H: ſchrifft geleßen und nachgeſucht ſich Endtlich gantz persuadirt gefunden, hatt die tauff begehrt, Er thut Es nicht durch jnteresse den Er iſt Ein Banquié Von metz undt nicht arm ob Er Zwar Zu metz gebohren ſo ſpricht Er doch ſo gutt teütſch alß ich, undt hatt weder Einen judischen noch frantzoſchen accent, Er ſagte geſtern Zu der fraw von ratzamshaussen wie glücklich were Ich nun, wen mich gott jetzt gleich (nach dem Ich von der Erbſündt durch die tauff Entledigt bin Zu ſich Nehmen wolte den die Welt iſt, doch Nur arbeyt undt plag dieſer discours macht mich hoffen daß der gutte Menſch recht bekehrt iſt — Es iſt aber auch woll Ein mahl Zeit daß ich auff Ewer ſchreiben Komme Liebe Louise Nichts iſt Verdrießlicher alß wen man einen brieff gemacht daß Man Ihn wider abſchreiben Muß, ſo ſehr ich auch gewünſcht Einen Ehrlichen teütſchen bey mir Zu haben, der mir hirin ahn die handt gehn Könte, Ich habe aber Nie dazu gelangen Können — Man Kan nicht alles thun hir waß man will Man ſchlegt Es Einem hir nicht blatt ab, Man bringt ſo viel difficulten daß Man woll ſicht waß Es bedeütt — der printz Von darmstadt ſo hir iſt Eben der deſſen Herr Vatter ſich ſo messallirt hatt undt Einer duchessen dochter genohmen deren Nahmen mir jetzt nicht Einfällt Ich will Eüch dießen abendt ſagen, Es iſt ſchadt daß dießer herr ſo Eine boße ſeytte hatt, den ob Er Zwar weder ſchöne taille noch Geſicht ſo iſt Er doch ahngenehm — oh da felt mir der Nahme Von der duchesse Ein ſo deß printzen Von darmstatt groß fraw Mutter iſt, ſie heiſt duchesse davré ſie iſt Von Einem gutten ablichen Hauß auß normandie aber auch mehr nicht, ſie war Eine große freündin Von meinem Herrn H: habe ſie alſo gar offt geſehen, ſie iſt Erſchrecklich buckelicht undt übel gewackſen, aber hatt über die Maßen Viel Verſtandt, undt ſehr angenehm In der conversation Ich glaub Ihr Enckel wird Ihr hirin nichts nachgeben — Hertzog Von württenberg iſt auch gar Zu bruttal nicht Zu leydten wollen daß der Erbprintz, ſeiner Gemahlen die doch deß printzens leibliche fraw Mutter iſt nicht ſolle part geben daß ſie Einen Enckel hatt, daß Kompt Von der metres undt Von huren Kompt nichts gutts, daß daß Kindt Von der met verloff huren iſt Zur tauff getragen worden Kan wenig glück bringen, die metres Muß Eine impertinente undt effrontirte creatur ſein, ahn der Erbprintzes Zu ſagen daß ſie gern Ein Kint Vom hertzog hatte wer Kan ſein lachen über Eine ſolche jmpudentz halten — wir werden daß Kleine artige printzgen von durlach In Ein par tagen wider hir haben, wen Ich Ihn wider werde geſehen haben will Ich Euch berichten, ob Er gewachſen iſt oder nicht Komme mir Ein wenig wie Ein Zwergelchen Vor — ſchütz war nicht allein Tiberius In der Comedie Vom sejanus ſondern auch Titire In dem pastor fido der amaralis Vatter wo gent mirtilus undt Seyſler Ergastus war, ſchlot war amarilis, clos dorinde und mein bruder S: silvius Bentz mirtillus Vatter der oberpriſter, der Kleine paul der satirus undt cruſtel bolzheim corisqua Ich habe dieß alles noch vor augen alß wen Ich's heütte geſehen hette der munchinger war Lincus, undt im sejano silius mein bruder drusus deß Tiberius ſohn, die commedien haben mir allezeit gar Zu woll gefallen umb ſie Vergeßen Zu Können ſonſten habe ich gar Ein ſchlecht gedächtnuß — — —

Ich habe allezeit gehört daß man Euch gar woll Zu Cassel Tractirt hatt weillen I. G. S meine fraw Mutter Eüch gar woll dort recommandirt hatte, weillen ſie Eüch undt Ewere ſchweſter recht lieb gehabt hatte — — —

St. Clou den Mitwog 14 7br 1718.

— — — Viel leütte haben Eine jugendt ſchwer Zu überſtehen, aber wen ſie unter raisonable Leütte Kommen, undt die Erſte Jugendt Vergangen, werden ſie raisonabel wie wir ahn die duchesse de Berry ſehen, welche Nun gottsfürchtig ohne heücheley iſt — Made d'orleans ſo ſecht Man jetzt die none iſt 20 Jahr Ihre ſchweſter Made de Berry iſt 3 Jahr Elter undt madll de valois iſt 3 Jahr jünger alß die none, waß Ich fürcht iſt daß Es der damen gereüen wirdt none geworden Zu ſein, ſie frägt Kein haar nach ſterben forcht alſo daß wen die reüe Kommen wirdt das ſie ſich Entwetter ſelber umbs leben bringen wirdt oder gar durchgehen undt darvon lauffen Keines Von beyden deücht nichts — Es iſt nicht außZuſprechen wie viel feinde die regence Meinem ſohn gemacht hatt, Mein ſohn ſchont ſich Jn nichts, macht mich offt recht böß, ſagt Es Könne Jhm nichts geſchehen alß waß gott über Jhn Verſehen hatt, fürcht ſich Vor nichts Jn der welt — die Mansleütte ſeindt ſo persuadirt daß maistressen Zu haben Jhnen mehr Ehre alß ſchandt macht daß Keiner ſich Jn dießem ſtück corigirt — die abſetzung der Müntz iſt Nur Ein pretext ſo Lang die regence wehrt ſucht der duc du maine undt ſeine gemahlin daß parlement undt den popel gegen meinen ſohn auffZuwicklen daß Kompt noch auß ahnſtifftung der alten hexsen (wie die groß Hertzogin alß ſagt) ſo Zu st cire iſt, * die iſt Nun Kranck auß boßheit daß Jhr anſchlag ſo übel ahngangen — Jn Meinem Sin Erzicht made d'orleans Jhren ſohn Zu delicat, aber ich will nichts da gegen rahten, den ſolte Er Kranck werden würde man mir die ſchuldt geben, Es iſt gewiß daß diß Kindt Nun ſehr Tugendhafft undt raisonable iſt aber Er iſt noch Jn Keine ſchlimme Compagnie Kommen, da wirdt Erſt die gefahr ahngehen, den die junge leütte hir ſeindt ſo Verdorben, mitt Jhren sodomischen ſünden, daß ſie weder ahn gott noch teuffel glauben undt Es Vor Eine gentillesse halten — — —

St. Clou den 18 7br 1718.

— — — Es iſt kein wordt war daß Ein heürath Zwiſchen dem printz de piedmont madll de valois geſchloßen iſt Es ſtehet noch Jn weitten feldern wen ſie bekommen wirdt aber der Mons' le duc begehrt ſie Vor ſeinen zweytten bruder, den Comte de chareloy daß mögte woll Eher geſchehen alß mitt dem printzen de piedmont, Es kan Keine andere ſein ſo ſich heürathen alß Madll de volois den die wittib Vom duc de Berry iſt 6 Jahr alter alß der prince de piedmont, die Zweytte iſt ja Leyder Eine none geworden, die hatt Eine charge Jm closter iſt sacristine, Es iſt mir lieb daß man Jhr Etwaß Zu thun gibt daß Verhindert Lange weill undt Verjagt melancolie, damitt Jch aber wieder Komme auff waß Jch habe ſagen wollen, ſo iſt meins ſohns döchtergen ſo nach madll de valois iſt noch nich 9 jahr alt die hernach Nur 4 Jahr undt die letzte 3 Jahr, alſo ſecht Jhr woll daß Keine Von dießen 3en ſo baldt Kan geheüraht werden wen der heürath mitt piedmont fohrt gehen ſolte würde Jch Keine freüde daran haben den Es würde gegen der Königin Jn sicillen willen geſchehen welche mir lieber iſt alß alle Meine ſohns

---

* Der Maintenon.

dochter den Ich habe dieße tugendtſame Königin ſo lieb alß wen ſie meine Eygene leibliche dochter wehre undt wie Ihr leben Keine andere Mutter geſehen hatt Im hauſ als mich (den ſie war Nur 6 mont alt wie Ihre fraw Mutter geſtorben) alſo helt ſie mich gantz Vor Ihre fraw Mutter hatt auch daſelbe Vertrawen Zu mir alß wen Ich Es were, daß Verobligirt mich ja auch ſie alß mein Kindt Zu lieben, wünſche Ihr alſo alles Vergnügen undt Kein hertzen leydt, undt Eines Von den gröſten Hertzen leydt Von der welt iſt Einen Eintzigen ſohn wider ſeinen willen Verheüraht Zu ſehen daß Vergifft Einem daß gantze Leben Ich weiß Es Nur Zu woll, alſo Kan Ich dießen heüraht ohnmöglich wünſchen — freylich hatt der alberonie den König Von sicillen grob betrogen Es iſt Einer Von den böſten ſchelmen ſo Man In der welt finden Kan undt Einer Von den argſten feinden Von Meinem ſohn, Ein jtallienischer wüſter desbeauchirter bößewicht ſo In der welt mag gefunden werden hatt weder trew noch glauben Viel Meinen daß Er den armen Duc de vandosme der ſeine fortune gemacht Vergifft hatt der printzes des vrsin Zu gefahlen die hatt Er hernach weggejagt der Königin in spanien Zu gefallen Nun hatt Er dieße alte böße hexs wider In gnade ahn spanischen hoff geſetzt, auß dießem allem ſeht Ihr waß Es vor Ein feines bürſchen iſt, Er verdient woll gedemüght Zu werden — Ich Muß Euch doch liebe Louise Ein poßirlich dialogue Verzehlen Zwiſchen mylord stair undt dem spanischen ambassadeur der prince de chelamar dießer hatte durch gantz paris außgebreydt, daß Kein wordt wahr were daß die Engliſche flotte die spanische geſchlagen Er undt der spanische ahnhang Zu paris hatten daß ſo feſt Verſichern daß Niemandts dieße Zeittung mehr glauben wolte biß deß admiral beig ſohn ahn Kommen mitt der volligen relation undt liſte Von allen Kriegsſchiffen ſo In die lufft geſprengt gefangen undt Endttrunnen ſein, wie mylord stair dieße Zeittung hatte ſagte Er Zum prince chelamare hebien Mons' que dittes Vous pressentement de vostre flotte, le dis, ſagte dießer abgeſante, que la flotte est arivée heureusement a Cadix — mylord stair ſagte je ne vous parle pas de celle de Cadix je vous parle de celle de messine — de celle de Cadix ou tout Les gallions sont arives richement charges, Konte Kein andere andtwordt auß Ihm Kriegen — Komme jetzt wider auf Ewer liebes ſchreiben, Ich fürchte Es ſeindt Keine gar gutte urſachen ſo Eüch Verhindern nicht ſo baldt nach heydelberg Zu reißen, Ich weiß dem

Itzigen Churfürſten Zupfaltz undt ſeiner fraw dochter recht danck Heydelberg Zu lieben, mich deücht der Churfürſt ſolte Eüch woll Ins ſchloß logiren, weillen Ihr ja drinen gebohren undt Erzogen ſeydt ſchreibt mir bitte Ich wie deß Churfürſtens Liverey Nun iſt, ob ſie wie I. G. unßers herrn Vattern S: iſt oder anderſt weillen der magistrat die Chur undt fürſtliche personnen tractirt wirdt Es gewiß auff dem rahthauß geſchehen den daß Zolhauß bey dem Neckerthor noch die 3 pavillonen ſeindt nicht mehr dort noch der anfang Vom ſchloß, ſo Zu meiner Zeit war — Es freüdt mich daß daß gutte manheim wider freiheit Erworben hatt — — —

St Clou den 22 7br 1718.

— — — bißher iſt gott ſey danck noch Kein unglück geſchehen, aber Ich habe Keine ſicherheit daß Keines geſchehen wirdt, den Man treüet meinem Sohn mehr alß Nie, der Duc du maine iſt In boßheit gebohren undt Erzogen, ſeine Mutter war die böſte fraw von der welt Ich weiß 3 personen ſo ſie Vergifft hatt, die fontage Ihr ſöhngen, undt noch Eine Jungfer ſo bey der fontange war ohne die Ich nicht weiß, Er iſt Von der alten hexsen der maintenon Erzogen welche Ein Lebentiger teüffel, hatt Ihr leben ahn nichts gedacht alß dießen Bastard auff den thron Zu helffen undt mitt Ihm Zu regieren drumb hatt ſie Ihn Zu prince du sang Erklären machen, undt Ihm jetzt die regirung wollen unter der handt ſpillen machen, undt Meinem ſohn freyheit undt leben Nehmen wollen hatte Ihm die reichſten herzogen hir abgewendt undt Ihnen Zu Verſtehen geben daß ſie Vor den König In spanien arbeydt bey wen ſie mehr alß bey Meinem ſohn profitiren würden, welches Eine große Caballe gemacht, Mein ſohn iſt gar In Keiner ſicherheit deß lebens, welches mich manche Nächte ahm ſchlaff Verhindert, Ich glaub Es ſtundt mir Vor den Ich habe mich mein leben Kein augenblick über ſeinen Regence Erfreüen Können — Ich Kene alle boßheit dießes hoffs und der alten Zott mir gar Zu woll, umb nicht gleich gedacht Zu haben waß drauß Entſtehen würde, dießes alles macht mich trawerig undt gritlich, wie leicht Zu glauben iſt, der Erſte pressident iſt In made du maine Verliebt Ihr alſo gantz zum gehorſam, wir ſeindt alle In gefahr auff alle weiß gott wolle unß gnädig bey ſtehen dem thue mich undt

Meinen ſohn gantz Ergeben, undt will Von dießen ſo ſehr Verdrießlichen ſachen auffhören Zu ſprechen Meinen ſohn Von allen ſeinen abſcheüllichen feinden triomphiren Zu ſehen, iſt leyder weder ſicher noch gewiß der duc du maine würde ahn ſich ſelber nicht Viel freünde haben, wen Er ſeiner Caball nicht persuadirt hette wie ſchon geſagt daß Er vor den König In spanien arbeydt Er hatt Ein böß gemühte aber ſein gemahlin iſt noch ambitieusser undt ärger alß Er — —

die spanier ſeindt Ihres unglücks In sicillien getröſt weillen die jndianische flotte ſo glücklich ahnkommen undt ſo viel gelt undt großen reichthum, gebracht — Man Verſichert Von allen ortten her daß der frieden Zwiſchen dem Czaar undt Konig In ſchweden geſchloßen iſt aber man ſagt hir nicht daß ſie den spaniern Zu hülff Kommen wollen ſondern daß ſie Ins Landt Von Braunschweig undt Lunenburg wollen wegen Bremen — Ich glaube nicht daß unß der Jüngſte tag gar Nahe iſt, wolte gott daß die ſchlime leütte nicht Neher wehren — — —

St Clou den 25 7br 1718.

— — — ſo Verfluchte boße weiber wie die alte Zot undt made du maine ſeyn den iſt auff nichts In boßheit Zu trawen ſie thun noch mehr alß ſie Verſprechen, alle deß Königs Kinder Von der montespan außer der Comte de thoulouse ſeindt ſo hochmühtig Erzogen daß ſie meinen ſie wehren alle höher undt beßer alß wir, made d'orleans meint ſie hette Meinem ſohn gnadt undt Ehre gethan Ihn Zu heürahten Ihre Cammermegt undt bedienten reden nicht anderſt davon, halten alles guts ſo Mein ſohn Ihnen gethan Vor Keine gnade ſondern Vor ſchuldigkeit, made du maine iſt alſo weit davon gnade zu ſuchen, made d'orleans war wie Ein Verzweyffelt menſch, daß Einem recht bang dabey werden ſolte, waß mir noch übel that, war daß Ich auch böß wurde undt doch nichts ſagen wolte ſondern den Zorn In mir fraß, daß iſt nicht geſundt, Ich ſcheü allezeit ſehr Neue scenen Zu geben — — —

St Clou den 28 7br 1718.

— — — Ich war letzmahl ahn der dame geblieben ſo Ich made du Brelog Vermeine Zu ſein, Man thut woll ſie In Keine geſelſchaft Zu Nehmen den ſie iſt gar nichts Nutz, undt hatt Ein boßes Maul glaubt mir frantzöſche damen ſo ſich In teutſchlandt (außer refugirte) die andern ſeindt alle nichts Nutz undt nicht würdig Zu ſo Ehrlichen Verſamblungen undt geſelſchafften Zu Kommen — Ich habe noch der Zeit nicht gehabt den article Von unßerm gutten Ehrlichen fürſt Ragotzi Zu leßen, Er lebt woll gar nicht desbeauchirt auff Keine weiß, bett gar fleißig faſt gar offt daß Kan man ja woll devot heyßen, daß Er Zu den Turcken gegangen iſt Kein wunder der Keyßer tractirt Ihn übel undt ſtelt Ihm nach dem leben, undt die Turcken haben Ihm Verſprochen Keinen frieden ohne Ihm Zu machen undt wider Zu ſeinem fürſtenthum Zu helfen, daß Kan Er ja nicht abſchlagen, dießen nachmittag werde Ich ſeinem article In der gazetten leßen, iſt Er Vor spanien ſo bringt Ihn ſein freündt der marechal de Thessé darzu der ſehr spanisch iſt, wie ſchir alle marechaux de france ſein den ſie ſeindt ſchir alle creaturen Von der alten Zot, die hatt ſie ſchir alle gemacht waß ſie ſein undt Les herauds de La maintenon hatt man lengſt geſungen ſtundten In den Cordon Von hollandt — wen ſolte Ich lieber In mein Cabinet wünſchen alß Euch, liebe Louise, Ihr ſeydt ja waß wir jetzt In gantz teutſchland ahm geblüde ahm Negſten iſt, undt waß mir allein überig geblieben Von alles waß Ich In teütſchlandt ahm Meiſten geliebt habe, undt daran Kan Ich nicht Zweyfflen den Ich weiß wie treü Ewer fraw Mutter J. G. S. mein Herr Vatter geweßen iſt, alſo ſeydt Ihr ohnfehlbar waß Ich alleweill geſagt habe, undt wen Ihr auch Nur Carl Lutz ſchweſter ſeydt den Ich wie Mein leiblich Kindt geliebt habe undt ahn welchem ich nicht dencken Kan ohne daß mir die threnen In den augen Kommen, undt daß hertz ſchwer wirdt, auß dießem allem ſecht woll liebe Louise daß Es gar Keine flatterie iſt wen Ich Eüch bey mir In Mein Cabinet wünſche ſondern daß Es recht Von hertzen Ernſt iſt — daß iſt passirlich daß Ihr ſagt daß Ihr Zu Keiner Zeitvertreib geſchickt ſeydt undt unahngenehm, Meinet Ihr den daß Ich Lautter venus oder der ſchönen Hellena geſichter umb mich haben Muß daß ich In meinen alter lautter dantzendte undt ſpringendte personnen umb mich habe, Nein Nein liebe Louise Ich bin Nun In dem alter wo Keine luſt mehr hofft alß die Von der freündtſchafft — — —

alle frantzoßen Lieben paris über alles, die parisser habe ich Lieb aber Ich bin Nie gern In der Stadt alles iſt mir Zu wieder drin, daß art von leben, die hatte ſchir auff gutt pfaltziſch geſagt die geheüreyen ſo Man dort hatt alles waß man hört undt ſicht iſt unerträglich, Muß alß dort thun waß man nicht will Man hatt weder nacht noch tag ruhe dort, undt offt hört undt ſieht man gar Verdrißliche ſachen — Mons' marion hatt recht Zu ſagen daß Viel geſchminnckte Leütte hir Im Landt ſein, Es iſt Nur Zu war daß ſich weiber blaue adern haben mahlen laßen umb glauben Zu machen daß ſie ſo Zahrte heütte haben daß man die adern ſicht, Es iſt auch wahr daß jetzt weniger Leütte ſchön ſein alß Vor dießem wahren, Ich glaube ſie Veralten ſich mit Ihrem ſchminck — — —

Ich bin gewiß daß wen Churpfaltz ſich Ein wenig ahn die pfältziſche Lufft wirdt gewohnt haben (alles gut gehen wird), Ich weiß dem Churfürſten woll recht danck daß Ihm die augen übergangen ſein wie Er daß arme ſchloß geſehen, da darff Ich nicht ahn gedencken Es Kompt mir gleich Ein ſchaudern ahn — Ich werde Kein wordt ahn herrn Zachman ſagen Von alles war Ihr mir Von Churpfaltz ſchreibt, ob es Zwar mehr Zu ſein lob alß blasme iſt weillen Er ſo gnädig mitt der fraw Von degenfelt Von Eüch geſprochen ſo hoffe Ich daß Es Ein Zeichen iſt, daß Er Eüch contentiren will — — —

St. Clou ſontag 2 8br 1718.

— — — Churpfaltz undt Ich ſeindt Zimblich fein mitt Einander der forige Churfürſt war Ein gutt gemüht Ich habe Ihn lieb gehabt Er hatt mir allezeit Viel amitié Erwießen Er war bey mir In Meiner großen Kranckheit undt weinte ſo bitterlich daß alle meinten, Er were mein bruder, Ich habe Es J. L. S: all mein leben Danck gewuſt dießer Churfürſt iſt mir lieb weillen Er die pfaltz lieb hatt — Ich Kan Nur gar Zu leicht begreiffen, wie ſchmertzlich Es Euch ſein Muß Heydelberg Nun Zu ſehen, undt nichts mehr dort Zu finden waß Vor dießem dort geweßen wen Ich Nur dran gedencke Kommen mir die threnen In den augen, undt werde gantz trawerig —

Es iſt mir gar Zu bang Vor Meinen ſohn mitt den Verfluchten boßen leütten, der duchesse du maine undt der alten Zot maintenon Kranckheiten haben nicht lange gewehrt unkraut Vergeht nicht, die boßheit iſt bey dießen Leütten Zu ſtarck Eingewürtzelt umb durch Kranckheitten Vertilgt Zu werden Können, Ihre Cabale iſt ſehr ſtarck Ihr hinterhalt iſt ſpanien — man ſagt Im frantzoſchen ſprichwort (en mangeant l'apetit vient) ſie haben auß boßheit außgebreit daß noch Ein lit de justice würde gehalten werden umb das parlement auffs Neü gegen Meinen ſohn auff Zu wicklen, den Man Nie dran gedacht der König hatt Von ſeinen uhralt Herr Vatter Monsieur S: daß Er alles liebt weß ceremonien ſein le lit de justice hatt Ihn viel weniger Lange weill geben wie die remonstrancen — Mein gott liebe Louise Ich bin nicht wie der Junge König Ich liebe die ceremonien gantz und gar nicht — Der König were gar artig wen Er Nur Ein wenig mehr reden wolte aber man hatt mühe worter auß Ihm Zu Kriegen, hatt alſo gar Kein Mühe Zu ſchweigen, den duc du maine mogte Er woll Leyden den Er Verzehlte Ihm viel, der marechal de villeroy wirdt nicht abgeſchafft werden — — —

Es iſt ſchon lang daß der thumherr veninger hir iſt ſieht gar nicht veningerisch auß Es iſt Mein patte Er iſt 28 Ihr alt Könte alſo ja woll ſelber Vor ſich ſorgen undt ſeine ſachen führen, daß wehre ja ungerecht Vom Churfürſten wen Er die veningische Lehen den sickinische geben ſolte, da noch Ein veninger Im leben Ich treibe den veninger ſo Viel Ich Kan ſich Zu heürahten, die sickingische haben gutten apetit wie Ich ſehe, daß ſie Von allen ſeytten Erben wollen ohne rechte Erben Zu ſein Ich fürchte daß Pfaffenwerck mitt unterleüfft undt daß die sickingische pfaffen und beichtsvatter beſtochen haben dem Churfürſten weiß Zu machen daß wen Ein reformirter waß begehrt undt Ein catholischer daß mans dem Catholischen geben Muß Ich weiß dergleichen ſtückelger mehr, Ich wünſche liebe Louise daß Ihr Es Zu Einem beßern Zweck bringen möget, undt Es wieder auff die chombergische bringen megt — — —

St. Clou den 5 8br 1718.

— — — Ich glaube daß der jud von Lotteringen Nun gehengt iſt Man hatt mich Employren wollen umb Vor Ihm ahn Hertzog Von lotteringen Zu ſchreiben, aber Ich habe Es aber nicht thun wollen den Ich Kan Keine ſchelmen leyden, Ihr Kont mir andtwortten daß Ich dan Vor wenig Leütte redten ſolle undt daß iſt Nur Zu wahr liebe Louise der judt Von Lotteringen iſt halt ich gehengt worden, Es ſey den daß dem craon undt ſeiner frawen ſo viel gelt geben worden, daß ſie Ihn salvirt haben, wie gar offt ahn ſelbigen ort geſchicht, den die 2 personnen, ſo Ich alleweill genent, ſeindt abſcheülich jnteressirt — Ich findt Es gar wüſt undt heßlich wen große Leütte arme Kauffleütte daß Ihrige nicht bezahlen undt ſie obligiren Banqueroul Zu ſpiellen Ich halte dießes In meinem Sin Vor Eine gar große Sündt, den Es iſt übel ahn ſich ſelbſt undt Zicht noch manch unglück nach ſich alſo Ein gar groß übel, undt dazu ſehr ſchimpfflich In Meinem Sin, alles Zu dießer welt wirdt ſchlimmer und betrogener, daß macht mich offt ungedultig — — —

St. Clou den 9 8br 1718.

— — — Mein ſohn iſt gott lob wider Zu Volkommer geſundtheit Er Kamme geſtern umb 8ten her hatt mitt unß Zu nacht geßen, undt hir geſchlaffen wirdt heütte wider nach paris Er iſt recht Luſtig, ſo Verzehlte Er unß geſtern daß In spanien die muscketeller drauben ſo ſtarck ſein Ein Eintzige grappe ſo Er geßen Ihn ſternsvoll gemacht hatte, daß Er In Ein closter gangen wer undt nicht mehr gewuſt waß Er ſagt, undt den nonen allerhandt naredeyen geſagt hatte wo Er ſich noch Vor ſchambt, Er ſagt aber daß ſolcher rauſch nicht lang wehrde — — —

Mons' le duc de maine iſt Zu ſehr gehaſt umb daß Eine guerre civile ſeinetwegen Enſtehen ſolte, die historie Von dem Taback, iſt Eine lügen ſo deß Duc da maine Leütte Zu deß Königs Vorkammer au thuillerie jnventirt haben umb Zu ſagen daß der König Von Meinem ſohn gefahr leydt, herr undt leütte ſeindt alle voller boßheit, Es iſt aber ahn der gantzen historie Kein wordt wahr, Kompt aber wie ſchon geſagt auß den thuillerien — In allen regencen Von franckreich iſt allezeit alles ſo ſtörig geweßen den Ein jedes Meint Es Müſte Herr undt Meiſter ſein wen Ein Roy en chef regirt iſt Es anderſt — waß unßer arme madlle d'orleans Zur nonen gemacht iſt nicht anderſt alß die wenige liebe ſo ſie ahn Ihrer fraw Mutter Vor ſie geſpürt undt die fürcht ſo ſie gehabt geplagt Zu werden umb daß Duc de maine Eſten Sohn Zu heürahten daß hatt ſie resolviren machen auß der welt Zu gehen, den ſie hatt gedacht Nehme ſie Einen ſo würde die Mutter Einen Einigen haß undt fluch auff ſie werffen, undt der heüraht ſtundt Ihr gar nicht ahn alſo hatt ſie ſich Eher resolvirt Eine none Zu werden, Es iſt Eine böße Mutter, daß weiß gott aber hir von iſt nichts auff der post Zu Verzehlen — — —

St Clou den 13 8br 1718.

— — — ach Nein made de dangeau hatt gar nicht Zu ſorgen daß Ich Zu Ihr werde Eßen gehen Es iſt nicht der brauch undt Etwaß gantz extraordinaire daß Ich bey Niemandes alß woll In 10 Jahren Einmahl bey der duchesse de vantadour aß, alſo war Es daß gar nicht ſondern Nur daß ſie ſcheü iſt undt ſich Von Niemandts will ſehen laßen madll de vallois hatt ſie dießmahl abgeſcheuchet ſie will Niemandts Von der maison royale ſehen alß mich, ſie fliehet die duchesse de Berry Eben ſo ſehr alß Ihre ſchweſter Madll de vallois, daß iſt Ihr Einiger fehler daß ſie die alte Zot Vor Eine frome gottsfürchtige dame helt die doch Ein teüffel iſt, aber daß thut Ihr guttes gemüht ſie Kan undt will nichts übel gedencken Von Einer damen die ſie liebt, undt allezeit woll mitt Ihr gelebt ob ſie Ihr Zwar wenig guts gethan hatt, den ſie hette ſie ſollen Zur duchesse machen, Es hatt mich alß gejammert undt recht Verdroßen wen Ich ſo Viel duchesse habe ſitzen ſehen ſo nicht Ein mahl gutt Von adel ſein undt made dangeau ſtehen die doch Von ſo gar gutten gräfflichen hauß iſt, weiß nicht wie die arme fraw Es hatt außſtehen Können, Ich glaube daß macht ſie trawerig, Es Muß Ein Vehengnuß Im heürahten ſein, den Es iſt nicht Zu Erdenken, wie man Einer graffin von Leüenſtein den dangeau geben hatt ſo gar nichts Erhebenes iſt — Ich werde heütte Meinem ſohn Vor den oberſten ſchwartz ſprechen, undt Eüch biß ſontag die andtwordt berichten, Ich fürchte aber ſehr ſie wirdt nicht gutt den gelt bey hoff iſt gar Eine rare ſach 1000 litres ſeindt Nun ſchwehrer dort Zu funden alß Zu deß Königs S: Zeitten 2 mahl ſo Viel Es geht Klein her, wie der wolff ſagt ſo ſchnaacken fraß, wie die fraw von Rotzenhaussen alß pflegt Zu ſagen, undt Man Kan mitt wahrheit Von unßerm Konig ſagen daß Er Ein armer König iſt — — —

St. Clou den 15 8br 1718.

— — — deß Duc du maine ſach iſt nicht Von denen ſo Vorbey gehen Können Inſonderheit ſo lang die Zwey alten Zotten leben werden die maintenon undt princesse des vrsin den die ſtifften den Duc du maine undt ſein Kleine teüffelgen die gemahlin Zu alles böße ahn die des vrsin hatt deß noch gutte daß ſie unßern Herr gott nicht Ins ſpiel Miſcht undt die devotte nicht ſpielt wie die unßerige hir, Mein ſohn iſt gewiß nicht Jn Sicherheit, undt daß ängſtiget mich, Jch thue waß Jch Kan mich die angſten Zu beNehmen Jch bette fleißig Jch Ergebe meinen ſohn gott dem allmächtigen, undt Nehme resolution mich gantz Jn ſeinen willen Zu Ergeben allein Es will nicht allezeit hafften Ein recht Mütterliches hertz iſt Zu tendre Vor Einen Eintzigen ſohn umb nicht mitt ſchaudern Zu betrachten waß geſchen Kan, undt nachts Kompts mir Jm traume Vor undt macht mich aufffahren daß mir daß hertz Zittert Man Zämbt Eher die Lewen tiger undt alle grauſame thier alß böße leütte, wen Nur Ein feindt wehre ſo were daß alte teutſche liedt gutt aber wo Vielle feindt undt deren die helffte auß purem haß aber allzuſamen auß purem geitz ambition undt jnteresse agiren, die ſeindt nicht Zu Zähmen waß man auch thun mögte, alle die raisoniren wißen nicht Jn welchen bößen ſtandt Man Meinem ſohn biß Konigreich über laßen hatt, wen leütte Eine VerEnderung ſehen, Meinen ſie gleich ſie Müßen alle reich werden drumb Erfrewen ſie ſich gleich undt loben den ſo regirt, geſchicht daß aber nicht, wie Es den nicht geſchehen Kan, oh alßdan blasmiren ſie ſo viel alß ſie gelobt haben, wen ſolche Klagten Nur Jn bloßen wortten beſtünden, gings noch voll hin, aber die caballen ſeindt Zu arg — — —

die liebe Vor made dangeau Muß nicht groß bey Jhrer fraw ſchweſter der fürſtin Von ussingen ſein, daß ſie Jhr ſo ſelten ſchreibt — Engliſche personnen Jn comodiren ſich Jn Nichts, habe woll gedacht daß die lieb größer bey Eüch Vor ſie, alß Jhr Vor Eüch were, Englander wißen auch nicht waß danckbarkeit iſt — herr graff Von Degenfelt iſt Ein teutſcher undt hatt auch wie Jch ſehe Ein teütſch gemühte alſo Kein wunder daß Jhr Jn lieber habt alß Ewere Engliſche niepçen ſie haben caroline Zu frühe Verlohren umb unßere teütſche maniren gelernt Zu haben — — —

St. Clou den 20 8br 1718.

— — — Jch fange Meine andtwordt ahn daß Von heydelberg ahn, Es iſt mir durchs Hertz gangen, wie Jch geleßen daß Jhr Nun dort ſeydt die threnen ſeindt mir drüber Jn den augen Kommen, Jhr habt ſo Viel liebes Zu heydelberg Verlohren undt ſo Viel VerEnderungen dort Erlebt, daß Es woll nicht Zu Verwundern iſt daß Eüch die ahnKunfft dort trawerig gemacht hatt — iſt die brück wieder gebawet, Ihr logirt ohne Zweyff Ins Eberfritzen hauß bey ſeiner wittib ahn welchem ort aber iſt diß hauß gebawet, oder logirt Ihr Vielleicht In alten Landeß hauß auff den Kleinen marck wen Es da were hattet ihr mitt dem monenschein daß arme ſchloß woll ſehen Können — nach meiner rechnung ſeydt Ihr liebe Louise 13 ſtundt unterwegen geweßen, Ich dachte nicht daß franckfort ſo gar Nahe bey heydelberg weillen Ich's In ſo viel tag reißen gethan — Mich dünckt Ich ſehe Ewern weg Von hir werde die gantze Vorſtatt durch fahren durchs ſpeyer thor laß Kirchen undt wiblingen auff die recht handt undt fahrt bey offtersheim undt äpelle Vorbey durchs Kleine weltgen hernach In ſchwetzingen germersheim iſt doch Zimblich weit Von ſchwetzingen Ich habe Zwei mahl dort geſchlaffen Es ſeindt unerhört Viel ſchnacken dar, umb dort Zu jagen — — —

die fürſtin Von ussingen Muß Ihre ſchweſter made dangeau nicht gar lieb haben, ſo wenig Empressement Vor ſie Zu weißen, da ſie doch woll Ihr leben Einander nicht wider ſehen werden ſolche jndolentz gegen ſeine ſo gantz Nahe verwanten, Kan ich nicht begreiffen, Es iſt Kein wunder daß mitt dießer jndollentz alle Ihre amitié gezwungen ſcheinen — Muß doch die warheit geſtehen alle gallante weiber ſeindt divertissanter alß die Tugendthafften aber Es iſt Ihnen auch weniger Zu trawen alß den Ehrlichen — die fürſtin von ſiegen Muß pretendiren daß weillen ſie Kein mistere macht mitt dem jüngern dörnberg umbZugehen daß nichts übels Zwiſchen Ihnen beyden iſt, ſie hatt auch gemeint daß wen ſie Eine 3te person ſo nicht Von Ihren domestiquen were Zu ſich Nehme würde man gedencken daß gar nichts bößes geſchehen Könte, daß Man (finesse coussi de fil blanc) — alle coquetten Meinen daß Ihre amants ſie admiriren und ordinarie geht Es auff Ein außlachen auß, aber Es iſt Eine ſchlimme gewohnheit mitt der coquetterie die ſich Einmahl dran gewöhnt haben, haben Mühe davon Zu Laſſen — die Leütte ſo doll durch Einander reden ſeindt ordinarie poſſirlich, aber unter unß gerett alle die Rhein felsiSche haben all Ein ſchuß — —

Ich habe woll gedacht daß Es unßern gutten Ehrlichen pfältzern Eine große freüde ſeindt wirdt, Ihren Chürfürſten In der pfaltz Zu haben — der Mahn der die artige meßer Von allerhandt richendt holtz undt perlen Mutter Zu manheim machte war Ein anapaptist Ich bin ſchir alle woch Zu Ihm gangen undt hab Ihn arbeyten ſehen, ſie wahren 4 brüder Ein ſchmitt Einer der Meßer machte Einer der poll machte, Jch weiß nicht mehr waß der 4te war den die Jch ahm meiſten geſehen wahren der die pöll machte, undt der die woll richende meßer machte, die andern Zwey habe ich ſelten geſehen, aber wen Es noch der iſt Muß Er Erſchrecklich alt ſein, den Es war ſchon Ein geſtandener Man wie Jch noch gantz Ein Kindt war, undt Jch bin doch ja Nun ſchon 66 undt Ein halbes alt, ſeinen Nahmen hatt Jch Nie gewuſt — die wiederteüffer ſeindt gutte fromme aber nicht allezeit ſo geweßen wie man auß Jhren historien ſicht den ſie haben doll Vor dießem Zu münster gehauſt — Von natur bin ich mehr luſtig alß trawerig aber wen mich waß betrübt geht Es mir Erſchrecklich Zu hertzen, Mein gott berümbt Eüch nicht lang ohne betrübtnuß Zu ſein liebe Louise Es bringt unglück, gott davor Zu dancken iſt gutt aber Man muß ſonſten nichts davon ſagen — Jch habe meine resolution gefaſt Jch will mich nicht Vor der Zeit ängſtigen, undt gott dem allmächtigen alleß, alles übergeben, Er wirdts woll machen Jnſonderheit habe ich hoffnung weillen Meines ſohns ſach die gerechte iſt, daß der Duc du maine Heimbliche pratiquen Jn ſpanien hatt daß iſt Nur Zu wahr, aber daß Er gelt hingeſchickt hatt glaube Jch nicht Er mögte den König Jn spanien gern hir haben, umb Jn fall da gott Vor ſeye der Junge Konig mogt Zu ſterben Kommen, meinen ſohn Verhindern König Zu werden, den Mein ſohn da werden ſie nichts bey gewinnen, aber hetten ſie den König Jn spanien der leſt ſich threhen wie Man will unter dem würden ſie alle regiren, drumb ſeindt ſie ſo verpicht undt Verteüffelt auff dieße ſach — — —.

St. Clou den 23 Abr 1718.

— — — Es iſt leicht Zu finden warumb Mein ſohn Jn gantz franckreich gehaſt iſt, die alte Zot der duc du maine undt ſeine gemahlin wie auch die gantze spanische parthey haben Eygene leütte, die Von hauß Zu hauß gehen undt Meinen ſohn alß Ein Munſter außſchreyen alß Ein vergiffter Einen dieb der alles ſtiehlt da doch mein ſohn der desinteressirtſte menſch Von der welt iſt undt ſo gutt daß Er recht betrübt iſt wen Er nicht alles guts thun Kan, ſo Er wünſcht undt ſo jacapapel Menſchen Zu vergifften daß Er Keinem thier leydt thun Kan, aber ſie haben Jhre urſachen undt dessein formirt ſo ſie folgen, ſolche ſachen ſeyndt jederzeit, Jn den regencen geweßen, die ambition threhet manchem den hirnkaſten — — —

Hertzliebe Louise gott iſt Mein Zeüg daß Ich Eüch gern dinnen wolte In alles waß In meinen Vermögen ſtehet, allein betracht daß Ein gouvernement Zu geben Ein recompens iſt, daß der graff degenfelt dem König In Schweden Nie gedint hatt, alſo Kein recompens Von J. M. pretendiren Kan, daß der König ſo Viel officierer hatt ſo Noht undt Ellendt mitt Ihm Zu der Türckey außgeſtanden haben würde Es denen nicht Eine große morfication ſein Einen bludtsfrembten Menſchen, Zu bekommen ſehen waß ſie mitt trewen dinſten pretendiren Können daß deücht mir nicht billig Zu ſein, hette graff degenfelt dießem König gedint undt daß Es Nur umb die Preferance Zu thun were, ſo were die ſach billig undt würde Es gleich ohne difficultet thun — Ich ſage Eüch liebe Louise wie Ich Es dencke, allein findt Ihr daß Meine reflectionen nicht just ſein, undt Es noch Zeit iſt davon Zu ſprechen, Könt Ihr mirs Nur berichten ſo werde Ich thun — wir haben Keinen Schwediſchen abgeſanten Zu paris Nur Einen Envoyes ſo Mons croonstrom heiſt Ein gutter Ehrlicher Man, der gutten Verſtandt Es iſt ſchon über 30 Jahr daß Er hir envoyes iſt — — —

Ich habe geſtern ahn Mons gueneau ſchreiben laßen, Mein ſohn Klagt ſehr über Ihn, Er will Einen apostel abgeben undt docmatissiren, daß geht hir nicht ahn, wirdt ſeinen glaubensgenoſſen damitt mehr ſchaden alß guts thun, undt machen, daß man mehr Mitt den pasporten Ein halten wirdt, Ich habs Errahten dießer guenau iſt Ein petit neveu Von dem ſo premier medecin bey dem Verſtorbenen König geweßen, Er Muß Quinten haben, Zu pretendiren hir Im Land Zu predigen Können, waß mich noch mehr an Ihm verdrißt, iſt daß Ich Ihm possitivement geſagt daß Er ſich Keinehändel ahnmachen ſolle, undt nicht gedencken, ſeine niepce nach Englandt Zu führen Können, daß war ja genung geſagt — Ich bin Viel contenter Von Mons marion alß Von Mons guenau den Er hatt mir nichts Vorwerffen machen undt ſich woll comportirt, aber Mons guenau mitt ſeiner ſchlegten mine machts ſchlegt Ich bin boß auff Ihm undt hette Ich Erdencken Können daß Er ſich ſo übel ahnlaßen ſolte, würde Er Keinen pasport bekommen haben aber ſo ſeindt die frantzoſen, gibt Man Ihnen Einen finger ſo Nehmen ſie die handt ſolche possen wie Er ahnfengt macht hernach Manche Ehrliche leütte leyden alſo ſehr jmprudent aber hiemitt genung Von Mons gueneau mitt der ſcheffen perücke undt noch ſcheffern hirnkaſten — Es ſeindt

Viel leütte die daß reißen nicht woll Vertragen Können, ſo gehts, der fürſtin Von Taxis auch daß ſie ſo mager geworden, Es ſcheindt daß Ihr liebe Louise der fürſtin Von siegen freündtſchafft Verlohren, Ich glaube aber nicht daß Es Nöhtig ſein wirdt Einen pfahrer hollen Zu laß umb Eüch über dieß unglück Einen troſt Ein Zu ſprechen — —

iſt der Eß ſahl noch Zu ſchwetzingen der Einen Ercker hatt ſo auff den Vorhoff undt die Mühl ſicht Zu Meiner Zeit Logirte Mein bruder S: In dem apartement J. G. der Churfürſt unßer Herr Vatter undt Ewer fraw Mutter wahren Im Zweytten ſtockwerck wo die Cammern Luſtiger ſein undt über den gartten Ins flache felt ſehen, Ich logirte just gegen über die brück undt daß thor Vom ſchloß, hatt Man Ein ſtockwerck hinter diß apartement gemacht ſo Muß der graben gefühlt ſein worden, habt Ihr Meine Cammer nicht mehr gekendt, aber wie Nun alles dort geEndert iſt, würde Ich ſie woll ſelber nicht mehr Kenen, Keinen thurn weiß Ich Zu ſchwetzingen alß die Zwey ſchwindelſtiegen der ſchnecken welches gantz oben Ein Cabinet ſo Eine ſchöne außſicht hatt, undt wo Man daß ſchloß Zu heydelberg perfect ſicht — Ihr heißt den H. Von wollzogen alt, undt Er iſt Viel Junger alß Ihr undt Ich, ſeht Ihr Ihn Emahl wieder, ſo grüſt Ihn doch freündtlich Von meinetwegen undt fragt Ihn wo ſein bruder Carl hinkommen iſt Er war Ein hübſcher artiger bub — — —

St Clou den 1 9br 1718.

— — — Ich habe 4 spanheim gekandt den ſo In Englandt geſtorben undt Meines brudern S directer geweßen der professer undt noch 2 bruder ſo ſtudenten In sapientz wahren undt wunderliche heylligen weiß nicht ob die ſich geheyraht haben oder nicht oder ob dieße ſo Eüch die arttige Cartten geben deß professers dochter iſt, alle die spanheimer haben Viel Verſtandt — ſo possen alß prophezeyungen divertiren mich recht, die poßen machen nicht frommer didertiren Nur Ein augenblick wen man ſie liſt — die spanier mogte die ſach woll gereüen, Ihre flotte iſt teüffelsding gebutzt worden, ſie habens woll verdint den König In sicillien ſo falſchlich hintergangen Zu ſein — alberonie iſt Ein boßer teüffel — Ich ſage Von Hertzen amen auff den wunſch den Ihr liebe Louise Zum frieden thut — Herr Zachmann ſagt Churpfaltz ſeye ſeyder geſtern 14 tag Zu Heydelberg undt ſchwetzingen undt ſehr resolvirt In der lieben pfaltz Zu bleiben daß frewet mich — wie Ich nach hannover ging wandt Ich 3 tag umb nach francfort Zu Kemmen Erſtlich ſchlieff Ich Zu weinheim, die andere nach Zu Bensheim undt die 3 nacht deücht mich ſchlieſſen wir ahn Ein ort Nahe bey franckfort, aber nicht Zu franckfort ſelber, undt hernach noch Ein ort In Heßen undt darnach nach Cassel Von Cassel nach Minden undt Von Minden nach hannover ich Erinere Es mich alß wens Heütte wehre, Es iſt noch Ein ort Es war noch Ein ort wo wir Zu mittag geßen wo man gar woll iſt Ich Weiß nicht mehr wie der ort heiſt deücht mir doch Es ſeye fritberg haben exellente Krebs dort daß iſt man hir nicht ſie deügen nichts ſeindt Zähe — — —

St Clou den 3 9br 1718.

— — — Ich Weiß nicht ob Ich Eüch geſagt daß Ich den ponjatoschky hir geſehen habe, Vor Etlichen monaten, der Man iſt ſeher Estimirt, laſt Eüchs nicht leydt ſein mir wegen graff Von degenfelt geſchrieben Zu haben, Ich habe gern daß Ihr mir offenhertzig ſprecht, undt Ich ſag Eüch Hernach waß Ich thun Kan oder nicht, Ich wünſche daß Ewere niepce Ein glücklich Kindtbett bekommen mag allein diß Jahr blessiren ſich Viel weiber, Es ſeindt Etliche Jahren ſo unglücklich Vor ſchwangere weiber ſein andere daß alles woll abgehet, davon war ſchwer Zu raisoniren aber Es befindt ſich ſo, Ich Muß alß Lachen wen Ich die wiessern Eine gräffin Nenen höre der Vatter iſt Ein ſchulMeiſter geweßen aber Man ſichts Ihm auch woll an, hatt weder greffliche noch adelliche minen, Er hatt aber den troſt daß daß Einmahl Ein römischer Keyßer nicht mehr geweßen iſt alß Er, wie mich Meine medaillen Lehren Eugenius war auch Ein ſchulmeiſter geweßen die gräffin Von Blanckenheim weiß Ich nicht wer ſie Kenne daß geſchlecht nicht, aber woll die Von dalberg, der fraw Von sliquenel adel iſt noch Viel geringer wie Ich Eüch ſchon geſagt, den wie der Hertzog gorg wilhelm Ihn Zu ſich genohmen war Er Ein rechter bettelbub ſo ſein leben gewen liebsbrieffger Zu tragen, der Man wurde Es gewahr wolte den buben den halß brechen daß jammerte den hertzog Nahm Ihn Zu ſich undt führt Ihn mitt ſich nach hannover, Er hatt offt mitt unßer lieben Churfürſtin S: über ſeine falſche genealogie gelacht, Ich glaubte wen dießes sliquinels fraw wüſte Von welchen ſchlegten Herkommen Ihr Man iſt würde Es ſie betrüben, doch iſt Es Ein glück Vor ſie daß Ihr man ſo Ein Ehrlicher Menſch iſt, Ich mogte wißen ob Er Von der Erſten oder andern Ehe iſt — Es allandirt mich wen Ich ſchwetzingen Nenen höre, den Er Erinert mich gleich ahn Meine Jugendt, bin fro daß Ihr woll dort Entpfangen ſeydt worden Liebe Louise Von Chur und fürſtlichen personnen. iſt Ewer ſchwager hauß nicht In der Vorſtatt Zu heydelberg geweßen, aber wo weiß Ich nicht mehr, Ey Mein gott Es iſt den hoffleütten ja gar den frembten ſo Viel hundert jahr hir nicht beſchwehrlich gefallen Ins ſchloß Zu heydelberg durch den großen berg Zu fahren undt durch den burg weg Zu gehen, warumb ſolte Es den jetzundt ſo ſchwer ſein, Es iſt Ein großer unterſchiedt Von der lufft Zu heydelberg In der ſtatt oder auff dem ſchloß, auff dem ſchloß iſt ſie unvergleichlich beßer, Keine beßere Lufft in der welt, undt daß iſt doch Zu betrachten, den der Churfürſt iſt Kein Kindt mehr wirdt morgen 57 Jahr alt werden, daß iſt doch Kein Kinderwerck mehr wen deß Duc de schenburg hauß noch ſtündt undt bewohnlich were, Kan Ich woll begreiffen daß Er Es nicht gern Verkauffen mögte, aber Nur den bloßen platz daß Kan Ich nicht begreiffen Liebe Louise, Inſonderheit wen Er Es mitt Einem dorff Verkauffen Könte finde Ich daß Er Ein groß Vortheil dabey haben würde ahn Ewers ſchwagers reiß In teütſchlandt Zweyffle Ich gar ſehr, Es grauſt mir recht wen Ich ahn alles gedencke ſo Mons de Louvojs hatt brennen laß Ich glaube Er brent braff In jener welt davor, den Er iſt ſo plötzlich geſtorben daß Er nicht die geringſte reü hatt haben Konnen Er iſt Von ſeinem Eygenen dockter Vergifft worden den hatt man hernach auch Vergifft aber Ehe Er geſtorben hatt Er bekendt alles und wer Ihm daß ſtück hatt thun machen Man hatt Es aber gethrehet alß wen der dockter daß hitzige fieber gehabt, undt gefabelt hette weillen Er die alte Zot accussirt hatte aber mitt ſolchen umbſtänden daß man nicht dran hatt Zweifflen Können, Es iſt dießem man gangen wie In der H. ſchrifft ſtehet (Mitt welchen Maaß Ihr meßet ſoll Eüch gemeßen werden) Er hatt mitt dem ſchelmen dem Langhans undt winckler Zu gehalten ſie gleich wie die pfaltz genohmen worden In freyheit geſetzt ob ich Zwar ſehr dagegen betten, undt Er iſt durch ſeinen Eygenen dockter umbkommen wie ſchon geſagt Er hatt den armen weibenheim Vergifften laßen undt hatt Es nicht geleügnet undt Er iſt auch vergifft worden, ſo ſiecht Man, wen Mans recht examiniren will, die gerechtigkeit gottes In alles, undt ordinarie wirdt man auch In dießer welt geſtrafft wo mitt man geſündigt hatt — Churpfaltz hatt ſich all ſein leben überall beliebt gemacht durch ſeine Leüttſeeligkeit, überall deügen die minister nichts, ſehen Nur auff Ihr Eygen interessen daß geht Ihnen Vor Ihres herrn Ehre undt lob, undt je mehr gutte die herrſchafft hatt je jnsolenter ſeindt die minister — Bey frembten Zu Eßen Koſt mehr alß wen Man ſeine Eygene taffel hette, den Man Muß die bedinten beſchencken, wen noch dazu Bettelleyen Kommen geht Es hoch — — —

In welch geſchlegt gleicht die junge veningerin Ins degenfeltische oder Ins veningische — mich deücht Man Kan woll mitt ſeinen Kindern lachen undt Luſtig ſein ohne ſich Zu gemein Zu machen, Ich Erinere mich Meiner Kirſchnerin noch gar woll, wo Ein gar artig ahngenehm weibgen War Klein dick undt fett Ein rundt voll geſicht undt lißpelt Ein wenig Im reden, Mein gott ſie jammert mich Wo Von iſt ſie den blindt undt Krum worden — Herr RisMan iſt Es nicht der ſo Ein Cantzelist geweßen undt daß artige mariegen geheürahţ hatt, ſo Cammermägten bey Meiner hoffmeiſterin die Jungfer Colb war, Ich weiß Ihm Danck mitt threnen ahn den alten Zeitten gedacht Zu haben, wie auch den bürgern ſo ſich alß Ihr In die H. Geiſt Kirch gangen ſeydt ſich umb Ewere Kutſch geſtelt haben, undt Ihre affection Vor daß rechte pfaltziſche geblüdt bezeügt haben, daß weiſt daß ſie unßern herrn Vatter S undt bruder S: recht ohne jnteresse geliebt haben — wunderlich war der graff reüß genung undt ſehr famillier mitt der printzes Von holstein auch offt jalous, ſie hatten Keine acht auff mich weillen Ich damahlen Nur Ein Kindt Von 11 Jahren wahre ſie ließen mich alſo ohne ſcheü Ihre dispütten hören die mich offt divertirt hatt — — —

St. Clou den 10 9br 1718.

— — — mylord stairs iſt wider friſch undt geſundt, ſeine fraw ſolle ſehr wider nach hauß verlangen den ſie ſtirbt ſchir Vor jalousie hir, Ihr Man hatt Eine rechte passion Vor Eine artliche dame ſo Man made raimont heiſt, ſie iſt nicht allein hübſch ſondern auch verſtandig woll Erzogen weiß woll Zu leben, der Churfürſt Von Bayern iſt auch ſehr Verliebt Von ſie geweßen, undt hatt gar respectueux mitt Ihr gelebt durch Ihre modesten Minen ſolte man ſie Vor Eine vestale halten, welches ſie doch nicht gantz ſein ſolle, wie die medissance will, undt made stairs auch Meint, Ich habe dieße

Dame noch nicht geſehen den Ihr Man hatt ſeine Entree noch nicht gethan, undt Eher haben die ambassadricen Keinen rang bey hoff, daß der arme Zachmann Vor 14 tagen geſtorben, werdet Ihr ſchon auß Einem Meiner ſchreiben Erſehen haben, Vorgeſtern abendts iſt ſeine fraw undt dochtergen Zu mir Kommen ſie ſeindt ſo betrübt, daß Einem recht jammern, Man hatt mir Verzehlt daß das arme Kindt Zu Ihrem Canarie Vögelchen geſagt hatt, ſo Ich Ihr geben ach du armeß Volgen du ſingſt undt wir hören nicht auff Zu weinen du weiſt unßer unglück nicht, man Kan die Leütte nicht ohne threnen ahnſehen — Nein liebe Louise Es iſt weit darvon daß Eine envoyes fraw Vor mich den tabouret hatt deß Keyßers seine hatt Es nicht Einmahl, undt waß noch arger iſt alle Damen ſo Von gutten heüßern Konnen mitt mir Eßen ſo baldt ſie aber envoyes ſein Können ſie nicht mehr mitt mir Eßen aber die ambassadrissen werden Eben tractirt wie die duchessen Ich saluire ſie ſie Können mitt mir Eßen, undt ſitzen Vor mir Eben wie die Duchessen haben gantz denſelben rang wo der Ihrtum Von Kompt daß die fraw Zachmanin ſolle den Tabouret Vor mir gehabt haben, iſt daß wen Ich Ein ſpiel In meiner Cammer Verlaube undt damen Kommen ſo den tabouret nicht haben, Ich aber favorissiren will ſage Ich geht ſeydt Vom ſpiel made soyes du jeu alß den laß Ich Ihr Ein ſtuhl bey dem ſpiel geben, daß mag der fraw Zachmanin widerfahren ſein, alſo mag ſie jemandts haben ſitzen ſehen undt dadurch gemeint haben daß die envoyes den tabouret haben welches aber nicht iſt den ſo baldt daß ſpiel Zum Endt Müßen ſie wider wie Zu Vor ſtehen daß ſpiel iſt ſo wenig de consequence daß Meine Eygene Cammerweiber wen ſie ſpillen ſitzen Können — daß ſeinige fordern iſt keine betteley liebe Louise ſondern Eine billige ſache, ſchulden haben iſt Eine heßliche widerliche ſache aber der letzt Verſtorbene Churfürſt hatt ſich braff beſtehlen laßen, undt hatt ſeinen hoff Zu ſtarck auffgeführt, daß Konte Kein gutt thun auff die Länge der Itzige Churfürſt Könte ſagen wie auguste In der Commedie von Cinna

Lambition desplait quand Elle est assourie
d'un contraire ardeur son ardeur suivie
Et comme nostre Esprit jusques au dernier souper
tousjours vers quelque objet pousse quelque desir
jl ce raméne en soy n'ay plus ou ce prendre
et monté sur le fhiste jl aspire a dessendre
j'ay souhaitté l'Empire et j'y suis parvenu

mais en Le souhaittant je ne l'ay pas Connu
dans sa possession jay trouvé pour tous charmes
d'effroyables soucis d'etternelles allarmes
Mille Ennemis secrets la mort a tous propo
point de plaisir et jamais de respos.

Mein armer ſohn cittirt dieße vers auch gar offt undt mitt recht, daß wer Ein groß unglück Vor den pfaltzgraffen Von sultzbach wen Churpfaltz ſich persuadiren ließe wider Zu heürahten, aber wie man ſagt ſolle Er Es nicht thun Können undt Ein mariage de consience mitt dem freüllen Taxis gethan haben, dieße liebe dawert ſchon lang alſo Kan die Dame ſchon woll Ein wenig passirt ſein — — —

Es ſeindt Vor Etlichen Jahren Etliche teütſchen nach fontainebleau Kommen undt ließen Im walt die musiq iſt gar nicht ſchlim gefiel dem König auch — — —

St Clou den 20 9br 1718.

— — — waß mich hatt andtwortten machen, wie Ich gethan iſt daß ich nicht gewuſt, daß graff degenfelt oder Einige ſeiner verwanten, der cron ſchweden, jemahlen gedint hatten, den da hettet Ihr Kein wordt Von gedacht, undt daß Endert die ſach gantz, Ihr ſprecht mir Von Ewer fraw Mutter brüder alß wen Ich ſie nie geſehen hette Ich habe ſie alle 4 gar woll gekent, der Erſte war der blinde herr Von degenfelt der hieß ferdinant der Zweytte war der oberſte degenfelt, der hieß chriſtopff der 3te war Herr max undt der 4te undt jüngſte Von allen Kindern war Herr hannibal degenfelt der iſt page bey oncle S: geweßen, Von den 4 ſchweſtern Erinere Ich mich gar woll, die Erſte war die fraw Liebeſtein die hernach den Herrn von brou geheüraht ſo amptman Zu bocksberg wurde, die Zweyte war die raugräffin Ewer fraw Mutter, die 3te freüllen charlotte die 4te freüllen anne Catherine ſo den Herren von wolmershaussen geheüraht hatt, hirauß ſegt Ihr liebe Louise daß Ich Ewere Verwanten, gar nicht Vergeßen habe, waß Zu meiner Zeit war, Ich habe den Nahmen Von freüllen charlotten Man Vergeßen den ſie Erſt Verheüraht worden nach dem Ich weg bin — der König In ſchweden hatt daß gouvernement Von Zwey brücken, dem poln geben, weillen der König stanislas drumb gebetten Er iſt dießes Königs gutter freündt undt Verwanter, undt ſolle großen credit In poln haben, warumb dörfft Ihr liebe Louise nicht ſagen worinen der graff degenfelt Meinen Vettern, dem Landtgraffen gebint hatt den daß iſt ja Lobens wehrt, daß geheimnuß Kan Ich nicht begreiffen, Ich werde nichts davon ſagen, der guenault ſeüfft Er nicht, Er ſicht Ein wenig darnach auß mitt ſeiner ſcheffen peruque, wen die leütte ſo durch pasport Kommen wen ſie ſo waß ahnfangen ſchadt Es allen reformirten, undt macht die pfaffen außrühriſch — alleweil Kompt man mir ſagen daß der junge graff Von Leiningen weſterburg geſtern abendt geſtorben, Einer Von den frembſten tugendthafften jungen menſchen, ſo Ich mein leben geſehen Kam gar offt Zu mir Zu paris alle tag war hübſch undt woll geſchaffen, Er iſt ahn Einem hitzigen fieber geſtorben, des printz von durlachs dockter hatt Ihn tractirt, hatt Ihn nicht wollen Zur ader laßen weillen Er Es ſein leben nicht geweßen, Ich glaube daß wen man Ihm Zur ader gelaßen hette würden Es ſeine fabelley geſtilt haben undt daß fieber Vermintert haben aber Es hatt ſo ſein Müßen ſeine ſtunde war Kommen, Ihr dörfft Eüch liebe Louise Keine gedancken machen über deß Mons gueneaud übelles beginnen daß iſt Ewere ſchuldt nicht wen ſie waß Näriſch thun Ihr habt woll gethan der Damen die Vorſprach abzuſchlagen ſo Ihre dochter wider haben will ſo man In Ein closter gethan, den daß ging nicht ahn, Man würde ſie nicht Ihrer Mutter wider geben die Mutter were dan catholisch — über Mons marion hatt Kein menſch geklagt, Ich dachte nicht daß Kauffleütte pasport Von Nohten hatten — Zu paris ſeindt wenig unſchuldige divertissement alles fleiſch dort hatt ſeinen weg verkehrt — — —

St Clou den Donnerstag 24 9br 1718.

— — — Ich habe nach gedacht der Elſte woltzogen Kan woll bey Nahen Von Meinem alter ſein den ſeine ſchweſter Evegen war 2 jahr alter alß Ich der Jungſte bruder ſo carl geheißen der war Viel Jünger alß die andern waren, der war Ein hübſcher bub undt Junger alß Ihr, die lange rane leütte wie Ihr mir den woltzogen beſchreibt haben ordinarie Keine ſtarke, Er mögte der Compagnie auff der ſchweinsjagt woll durch Einen braffen purtzelbaum Zu lachen geben — Es iſt ſchadt daß man den gartten weg gethan In den In der lebendigen hecken ſo lengſt dem graben war, wahren Eine große Menge von Nachttigallen ſo die gantze nacht ſungen im Frühling, wo iſt aber daß artige clare bächelgen hin Kommen ſo durch den gartten floß undt bey welchem Ich ſo offt auff Einen umgeworffen weydenbaum geſeßen undt geleßen die bawersleütte Von ſchwetzingen undt offtersheim umb mich herumb undt plauderten mitt mir, diverdirte mich mehr alß die duchessen Im cercle — Ich glaube wen Ich Manheim, ſchwetzingen, oder Heydelberg wieder ſehen ſolte, glaube ich daß Ich Es nicht würde außſtehen Können, undt Vor threnen Vergehen Müſte, den wie alle Unglück dort geſchehen bin Ich lenger alß 6 monat geweßen daß ſo baldt Ich die augen Zu gethan umb Zu ſchlaffen habe Ich die örter Im brandt geſehen, bin mit ſchrecken auffgefahren undt lenger alß Ein ſtundt geweint, daß Ich geſchlotzt habe, was würde Es den ſein wen Ich mitt Meinen Augen ſehen ſolte, undt gedencken daß unßer herr Vatter undt bruder nicht mehr ſein wie auch Meine fraw Mutter — Ich bitte liebe Louise Kaufft mir wo Es Es Zu finden iſt Eine Landkartt Vom ampt Heydelberg Laſt ſie ſauber auff Ein duch Eleben damit ſie nicht Zu reiſt undt ſchickt ſie mir undt ſchreibt mir waß ſie Eüch Koſt Ich wills Eüch mitt Danck bezahlen liebe Louise, mich Verlangt recht nach dem abriß Von ſchwetzingen, bitt doch die fraw Von degenfeldt dran Zu treiben, weillen Man die durchleüchtigſte welt alle 3 Jahr druckt ſo Kan Ja Kein friſcheres alß daß Von 1716 Ihr hettet die durchleüchtigſte welt Nur waß man hir prochiren heiſt ſchicken ſollen ſo hette Ich Es hir Einbinden laßen, den man bindt hir beßer Ein, alß Zu franckfort — — —

paris den 27 9br. 1718.

— — — Die general majorin de la roche iſt die Nicht Eines de la roche fraw ſo Ich als oberſt Zu Friederichsburg geſehen, undt Ein soldat de fortune undt trompetter geweßen war, Ein großer dicker ſtarker man ſo mitt dicken backen voll geſicht ſchwartze haar — wir wißen Nun hir daß Es Eine faſche Zeittung geweßen daß der printz Eugenius ahn gifft geſtorben ſey, undt wie man Zu paris Von Einer extremitet Zur andern geht ſagt man Nun daß Er Herkommen wolle ſeiner niepcé ſo herkommen iſt, umb eine none Zu werden, Einen Man Zu ſchaffen, wo mir recht iſt hieß der bau wo Erſt die Capel hernach J. G. S. unßers Herrn Vatter apartement hernach daß meine In 3 ten ſtockwerck iſt, Zu Meiner Zeit der ruprechtsbau hieße, aber daß man den Engliſchen bau auch Etlich mahl den friderichs bau geheißen, wo Logirt den die printzes Von sultzbach wen Man daß frawenZimmer auß Meinem apartement gemacht hatt — den Nahmen Von wickenelhaussen hab ich mein Leben nicht gehört der Nahmen Von schoesberg iſt mir auch nicht bekandt aber woll der Von hatzfelt, daß weiß Ich woll daß Es Ein gutt geſchlegt iſt — mich verlangt recht nach dem abriß von ſchwetzingen, Es muß nicht mehr in der pfaltz ſein wie Zu unßern Zeitten da hatte man einen ſolchen abriß In 24 ſtunden gehabt undt bekommen Können, man folgt gewiß dort jetzt der ostereichsche Langſamkeit Zu alles — — —

Paris den 3 xbr 1718.

— — — Jungfer Elz Von Quadt iſt Meines brudern und meine Erſte hoffmeiſterin geweßen ſie war ſchon gar alt, wolte mir Einsmahl die ruhte geben den In meiner Kindtheit war Ich Ein Wenig Muhtwillig, wie ſie mich weg tragen wolte, Zapelte Ich ſo ſtark undt gab Ihr ſo Viel ſchläg In Ihre alte bein mitt Meinen jungen füßen daß ſie mit mir dort Nauß fiel, undt hette ſich ſchir Zu todt gefallen, wolte derowegen nicht mehr bey mir ſein, alſo gab man mir Jungfer Von offen Zur hoffmeiſterin, die Man ufflen hieß undt Zu hannover Mons harling geheuraht wie aber Mein bruder Zu den Manßleütten Kommen hatt ſich Jungfer Quadt In Ihr hauß Zu Ihrer ſchweſter Jungfer marie und noch 2 alten Jungfern ſo Ihre baßen wahren In Ihr hauß retirirt In der Vorſtadt gegen über den herrn gartten, wo Man mein bruder S: undt mich offt hingeführt dieſe alte damen Zu beſuchen Jungfer marie war unßer lieben Churfürſtin hoffmeiſterin geweßen, hiraus ſegt Ihr woll Liebe Louise daß Ich den schonburgischen hoff gar woll gekanndt habe, dieſe alte Jungfern wahren noch nicht todt wie Ihr gebohren ſeydt aber Ihr habt ſie Nie geſehen, ſie ſeindt alle 4 Erſchrecklich alt worden, ſie hilten Ihr hauß ſehr proper undt ſauber, Ihr tiſch Zeüg war wie In hollandt, ſie hatten auch Viel porcelainen ſo damahlen waß rares wahren, auß dieſem allem ſecht Ihr woll daß Ich die Jungfern Von Quadt gar woll gekandt haben — — —

bey bößen Leütten wie der Louvois war iſt alles laſter undt boßheit a la mode Es iſt gemein genung hir Im Landt, der Louvois die montespan die noch alte lebende Zott, ſo die großhertzogin alß die alten hexsen heiſt, Kan die Kunſt auch Meyſterlich, die 3 haben die Brinvillie Kunſt fortgeführt, gott gebe daß Es dabey bleiben mag — ahm berlinischen hoff iſt die moden doch auch geweßen, den der Churfürſt undt ſein Herr bruder vergifft geworden ſein der Jüngſte ſtarb dran undt alß er geöffnet wurdt fandt man demanten pulver In ſeinem Eingeweydt — — —

Paris den 11 xbris 1717.

Hertzallerliebe Louise geſtern habe ich Ewer liebes ſchreiben vom 29 9br no 94 Zu recht Entpfangen aber Ehe Ich drauff andtworte, undt noch daß Vom voriger post Zu Endte führe, will Ich Eüch Erſt Verzehlen Von Waß Mein Hertz gantz Voll iſt und mich recht ängſtiget Nehmblich die abſcheülich Verrätherey ſo man vergangen donerſtag gegen Meinen ſohn Endeckt hatt, will ſagen wie außkommen, Ein Engliſcher Banqueroutirer oder der ſich davor außgeben hatt nach spanien gewollt man hatt meinen ſohn gebetten Ihn Zu arestiren Mein ſohn hatt nachgeſchickt, derſelbe Kerl ſo Man bey polié Ertapt hatte heimbliche paquetten Vom hießigen spanischen ambassador Ihr Könt woll denken daß man die brieffe gleich auffgemacht, undt drin gefunden daß der abgeſante ahn alberoni ſchreibt daß Man ſich woll hütten ſelle, ſich Mit Meinem ſohn Zu Vergleichen daß ſo baldt der Verglich würde unterſchrieben ſein würde mein ſohn den Jungen König Vergifften aber daß Er Meinen ſohn ſo Viel wolle Zu ſchaffen daß Er ahn Keinen Krieg würde gedencken Können daß Er Ihm revolten Im gantzen König wolle ſchaffen, daß man Edelleütte in allen provintzen ſchicken Könte ſolche Zu revoltiren Ihr parthie were groß genug Zu paris Man ſolte nur braff gelt ſchicken undt nichts ſparen, Er hette ſchon ahn der handt wem Es Zu geben ſey — Ich fürchte ſehr Meines ſohns gemahlin hinckender Bruder wirdt ſich abermahl In dießen handeln finden Mein ſohn hatt den ambassadeur mitt 2 conseilles d'estat aretiren laſſen, wie Man Ihm umb die ſach gefragt hatt Er In lachen geantwortet Es were war, Er hette dieß alles geſchrieben umb Ein größer übel den Krieg Zu Verhütten, undt hette meinem ſohn bang wollen machen, undt wie Man Ihm Vorgehalten warumb Er ſo Viel übels Vom Regenten geſprochen hatt Er geantwortet Er Müſſe geſtehen Es were Ein wenig gifft In ſeinen brieffen allein In allen contrepoisson brauchte man gifft Es were Ein antitote größer übel Zu hindern, aber waß noch Zu verwundern iſt, iſt daß Man mad dangean ſohn frawen Vatter In dießer conspiration gefunden ſeine fraw iſt dochter Von meines ſohns 2 ten hoffmeiſter den marechal de navaille aber dießer haß Kompt dem pompadour Von der alten hexsen der printzes des vrsin Von wem Er freündt undt Verwandter iſt, welche meinen armen ſohn biß ahn Ihr Endt Verfolgen wirdt, auß keiner andern Urſach alß weillen Er ſie Zu alt gefunden umb gallant Zu ſein Konnen, Man hatt den pompadour In die Bastillie geſchickt, Es iſt Ein Ellender tropff, meint Es ſeye Ehr Vor Ihm ſich In ſo großen ſachen Zu finden undt Er bedenckt die ſchande nicht Ein Verachter ſeines Vaterlandts Zu ſein, Man hatt Ihn geſtern In die Bastillen geführt, da wirdt Er Zeit haben ſeine reflexion Zu machen — Mad dangean jammert mich den Es betrübt ſie Von Hertzen, wie ſie auch urſach hatt, Es iſt abſcheülich wie viel leütte In dießer conspiration gegen meinem ſohn begriffen ſein, daß ſetzt mich In unerhorten ſorgen, wie Ihr liebe Louise woll gedencken Könt, daß wirdt mich den Rest Von Mein gantzes leben unruhig machen, den Ich ſehe hirin Viel ſachen ſo ſich weder ſagen noch ſchreiben laßen, und abſcheülich ſein — Laſt unß von waß anderſt ſprechen, dießes iſt gar Zu betrübt, undt macht mich recht melancholisch Zu ſehen daß Mein armer ſohn ſich umb gutt undt Leben bringt, dem Vatterlandt Zum beſten, undt daß ahn ſtatt danck Er Lautter haß Erwirbt, undt In Keiner ſicherheit ſeines Lebens iſt, daß macht Einen Zittern Mein ſohn fragt Nur Zu wenig nach dießem allem aber genug Von dieſem trawerigen geſchichten.

Ich Komme wo Ich Vergangen donnerſtag geblieben war ahn Ewern lieben ſchreiben Vom 26 no 95 wir wahrn ahm beichts Vatter Von Churpfaltz geblieben, Ihr ſagt nicht wie Er heiſt, weillen Er friedtliebendt iſt, iſt Es mir leidt daß er alt iſt, Er Kompt ſelten waß beßers hernach, und Ich mögte wünſchen daß unßere gutte Heydelberger Ein wenig ruhig leben mögten — waß Vor große geſchafften hatt den der Herr von degenfeldt Zu franckfort daß Er Eüch nicht besucht Ihr thut ja ſeinem bruder gutts genung, umb daß Er Eüch ſeine danckbarkeit davor Erweißen ſolte, undt vor ſeine gröſten affairen halten ſolte bey Eüch Zu ſeyn liebe Ich weiß aber nicht wie die welt Nun wirdt die Tugenden Nehmen ab und die laſter Zu, gott ſtehe uns alle bey, Es iſt hoch Nöthig, die printzes Von wallis ſchreibt mir auch daß der Hertzog Von saxsen Zeitz geſtorben iſt, Es iſt Kein großer ſchadt, Es war wenig beſonders ahn Ihm ſehr desbauchirt mitt mansleütte, Meinte Vielleicht dadurch allamode Zu ſein — — —

Man ſpricht Von nichts alß Von der Conspiration, worunder ſich leütte finden, daß Einem die haar Zu berg ſtehen, aber dießen abendt Kann Ich nichts mehr ſagen — — —

Paris den 15 xbr 1718.

— — — Ich hatte nie gewußt daß Ewere fraw Mutter noch 3 ander brüder gehabt alß die 4 ſo Ich gekandt, freüllen charlotte Kan nicht Viel Kinder hinterlaßen haben den ſie war Ein alt Jüngfergen wie ſie ſich geheüraht hatt, ſie war aber Von allen ſchweſtern ſo ahm wenigſten Verſtandt hatte, ſie ſolle aber die haußhaltung undt affairen woll Verſtanden haben, die fraw Von wollmershaußen war Viel ahngenehmer alß ſie, Im himmel glaube Ich ſie woll, den der gehört Nur glauben undt tugendt Zu, undt Keine Schlauigkeit Ich glaube leicht daß Ihr den graffen Von Leiningen westerburg nicht gekanndt habt Es war gar Ein Junger Menſch Kaum 19 Ihr alt, war bey dem Erbprintzen von würdenberg Erzogen worden undt hatt ſeine reißen mitt J. G. gethan undt ſein Herr Vatter hatt Ihn Hernach wider hergeſchickt Einen protzes Zu führen gegen die Verwitibte Landtgraffin Von homburg undt Ihre ſchweſter, Ich habe woll geglaubt daß Ihr den gutten ſohn nicht Kennen würdet aber woll ſeinen bößen und ungerechten Vatter iſt Ein großer dicker ſchwartzer Man, iſt ſchon ahn der 3 ten Ehe unßer armer graff war von der Zweytten Ehe — Wan die ſtundt Kommen iſt, daß Man ſterben ſolle Muß Eine Verblendung Kommen über alles waß Einem daß leben retten Könte — Es iſt war daß Ich den printz von durlach ahn den König pressentirt habe, daß ich ſeinen groß Herr Vatter ſchir Ein mahl geheüraht hatte iſt gar war, daß Er mir aber gefahlen, iſt die groſte Lügen Von der welt da war der gutte herr Zu affectirt undt abgeſchmackt Zu, Es iſt gar Zu possirlich wie dießer heürath Zu Meinem großen troſt Zurückgegangen umb daß Ich Es Eüch nicht Verzehlen ſolte liebe Louise, Margraff friederich hatte gantz ordentlich ahngehalten bey J. G. dem Churfürſten unßerem Herrn Vatter der gantz drin Consentirt hatte, margraff friederich deß printzen Herr Vatter war auch feindt Von J. G. die Churfürſtin Mein fraw Mutter, wolte alßo ſeines Sohns heüraht nicht ohne Ihr Consents thun, welche derowegen expresse nach Cassel unter deßen aber daß dießer Herr auf der post nach Cassel reiſt kommen die

Lottringer mitt großen pelzen undt peltzen Mützen undt Entführen Zu Einem pfaltziſchen dorff alle pferdt weg die bawern Verſamblen ſich mit brügeln undt daß war Eben wie der alte margraff wieder Von cassel auff der post reydt die bawern Nehmen Ihn undt ſeine suitte Vor die lotteringische officir ſo Ihnen die pferdt geſtollen, ſchlagen alßo mitt Ihren brüglen getroſt Zu undt Nehmen Ihre pferdte der margraff Meinte Es wer Eine ahngeſtellte ſach, undt daß Ihn der Chur brüglen ließe weillen Er Meiner fraw Mutter consentz geholt hatte, brach den heüraht gleich undt ſchickt baron ermeck nach holstein ſelbige printzes Zu fordern, dießes war woll Eine Von den groſten freüden Ich mein Leben Entpfunden der junge margraff ſchickte Einen Dockter nach heydelberg, der Kam alß Von ſich ſelber wir wahren Eben Zu closter Neüburg, undt ließ mich fragen ob ich Ihm Erlauben wolte Mittel Zu ſuchen den holſteiniſchen heüraht Zu brechen undt ſich wider auffs wenigſt ſein herr Vatter mitt J. G. mein Herr Vatter Zu Vergleichen, Ich andtwortete daß Es mir leydt ſein ſolte Ihn Zu wehren ſeinem Herrn Vatter gehorſam Zu ſein, daß Er mir nichts ſchuldig were batte Ihn ſehr ſeinen heüraht fort Zu führen, da ſecht Ihr woll daß Ich gar nicht Verliebt Von dießem herrn war, wie Ich die avanture hörte fing Ich ahn Zu lachen undt ſagte Vor margraff friederig iſt mirs leydt (den In der that hilte Ich ſehr Viel auff dießen herrn) aber Es were possirlich geweßen wen Es dem jungen margraffen begegnet were nach dem wir alle beide geheüraht wehren hatt der arme herr mir Zu allen occasionen ſo viel freündtſchaff Erwießen daß wir gutte freünde geblieben ſein, Er hatt Einen Edelmann nicht ahn Nehmen wollen weillen Er übel Von mir geſprochen undt Ihm daß landt Verwießen bin Ihm alſo Verobligirt geweßen, die fraw Von Rotzenhaussen hatte dießen heüraht gern geſehen ſie ſich mitt mir darüber boullirt gehabt, Mein bruder den heüraht auch gern geſehen den Er hatte gehofft dadurch die chatarine barbe Zu bekommen, Von der Er recht Verliebt war, da ſeydt Ihr Nun Von dießer historie Völlig bericht, liebe **Louise** —

Churpfaltz hatt mir noch nicht auff der fraw Zachmanin geantwortet, Man ſagt daß der herr steingens ahn Zachmans platz kommen wirdt, Ich weiß nicht ob Er deüchtig daZu iſt, den Es iſt Ein wunderlicher Kopff Von gedult ſpeiſt undt Kleydt man ſich nicht, undt wen Churpfaltz bedinten ſo bezahlt würden würden ſie mitt der gedult nicht Zu frieden ſein, Ihr hettet gleich ahn Churpfaltz Klagen ſollen wen ſein befehl nicht vollzogen worden den ſonſten Verlaßen ſich die dieb auff Ewere gedult, Ich glaube daß Churpfaltz beſſer thäte nicht wider Zu heürahten iſt Es Ihm nicht lieber Enckellen Vor Erben Zu haben die ſchon Kommen ſein, alß noch Etliche Jahren auff Kinder Zu wartten — Es iſt Nie Ein Klück Vor einen Man über 50 Ein Jung Menſch Zu Nehmen, — Ich habe Von dem ridicullen serail gehört, ſo der margraff Von durlach helt, wie Ich jetzt von unßern teütſchen Es ſeyn fürſten oder andre Herrn höre ſo ſeindt ſie alle ſo Närriſch alß wen ſie auß dem bollhauß Kämmen, Ich ſchamme mich recht davor, waß ſagen aber die herrn pfarer Zu ſolchen leben, Ihr werdt mir ſagen Eben waß die beichtsvatter hir ſagen undt hirin habt Ihr recht, allein waß man nicht ahnklagt Kan man In der beicht nicht ſtraffen, ſo lange Leichtfertigkeit undt jnteresse Im ſchwang gehen werden alle ſachen In der weldt überzwerg gehen — ſeyden Ich meine pausse gemacht habe Ich Erfahren daß sandrasqui undt graff ſchlieben haben ſich In der conspiration gegen meinen ſohn, die ſach iſt mir In allem leydt, aber Es Verdrieſt mich recht, daß ſich teütſchen in dießer ſach gemiſcht, finden, ſchamme mich recht davor adieu Hertzallerliebe Louise Ich ambrassire Eüch Von Hertzen, undt behalte Eüch all mein Leben recht lieb.

Elisabeth Charlotte.

---

paris den 22 xbr 1718.

— — — war Ein Man ſo Zeüch Vor die mathematiquen macht, Einem goltenen Compas lignal undt crayon undt Eine neüe Invention wo durch Man wißen Kan Im gehen wie Viel ſchritt man thut Es iſt wie Eine Uhr daß bindt man ahn den gürtel undt ahns knie wie man geht ſo marquirt In Einem runden Zirckel jedes 10 ſchrit wen man geht marquiren, wen man ahn 100 Kompt marquirt der Zweyte Zircle undt ahn taußendt der 3te alſo Kan man alleZeit wißen wie viel ſchritt man gethan ohne Zehlen welches gar gemachlich —

---

paris den 29 xbris 1718.

Hetzallerliebe Louise Ich habe Eüch ſchon Vor 2 ſtunden ſchreiben wollen, hab aber nicht gekönt den Ich bin ſo Erſchrecklich beſtürtzt das mir dir handt Zittert, Mein ſohn iſt mir ſagen Kommen daß Er Endtlich ſeiner gemahlin bruder den Duc du maine undt ſeine gemahlin, hatt müßen arestiren Laßen, den ſie ſeindt die heüpter Von der abſcheulichen Spanischen Conspiration alles iſt Endeckt, Man hatt Es ſchrifftlich Von deß Spanischen abgeſandten Eygenen Händen gefunden undt die gefangene habens alles geſtanden, alſo iſt Es Nur Zu war daß der duc du maine Le chef Von der Conspiration iſt, alſo iſt Mein ſohn gezwungen worden, Ihn, ſeine gemahlin undt alle Ihre leütte Zu arestiren die gemahlin alß printzesse du sang hatt Man durch Einen Von deß Königs 4 capitaine des gardes Ihr herr aber ſo auff dem Landt war hatt man Nur durch Einen Lieuttenant des gardes arestiren laßen, daß Macht Einen großen unterſchiedt Von beyden made du maine iſt nach dijon geführt worden In bourgogne In Ihres neveux gouvernement Ihren Herrn hatt man nach dourlan geführt In Eine Kleine feſtung undt Ihre bedienten die Von der Conspiration ſein, hatt Man alle In die Bastille geführt Ihr ſecht woll liebe Louise daß diß alles Erſchrecklich genung iſt aber Ich Muß mich geſchwindt- ahnziehen undt Zu made d'orleans Nunder gehen, den ſie wirdt gewiß ſehr betrübt ſein.

donnerſtag umb Ein Viertel auff 9 abendts

daß Hertz iſt mir ſo ſchwer ſo Viel betrübte leütte heutte geſehen Zu haben, daß Ich ſchir nicht ſchreiben Kan made dorleans habe ich ſehr betrübt, aber Viel raisonabler alß made la princesse ſie ſagt, ſie hatt ſie Kan nicht Zweyfflen daß weillen Mein ſohn ſo hart mitt Ihrem bruder verfährt daß Er gar große urſachen gegen Ihm ſeiner gemahlin, Müſte gefunden haben aber ſie Konne ſich nicht deßwegen beklagen made la princesse aber will daß Es nicht möglich ſein Könne, ſo Ihr dochter undt dochter Man waß übels ſollen gethan haben ſie macht Einen recht ungedultig — — —

Daß große unEinigkeit Zwiſchen den Geiſtlichen iſt undt alle biſchoffe hir getheilt ſein die helfft Vor den papst undt waß die jessuwitter lehren die andern waß die ſo Man jansenisten heiſt lehren daß iſt war aber Ich bekümere mich weder umb Eins noch daß ander ſuche Chriſtlich Zu leben, umb woll Zu ſterben undt laß Zancken wer Luſt dazu hatt bekümere mich weder Vor Eine noch andere parthie — —

---

paris den 5 januari 1719.

— — — Ich habe Euch vor 8 tagen bericht wie daß Es herauß Kommen daß der duc undt die Duchesse du maine die uhrheber Von der conspiration ſein, ſeyder dem hatt man noch Etwaß Erfahren ſo den Duc du maine überweiſt Man hatt Ein brieff Vom cardinal alberone ahn dießem duc gefunden ſo Ihm mitt dießen wortten ſchreibt (dais que La guerre sera declarée mettes Le feu a touttes vos mines) nichts iſt deüttlicher, Es ſeindt böße undt verfluchte leütte — ach da Kompt man mir waß ſagen ſo mich jamert, Nehmblich daß der König In ſchweden In Einem ſturm geblieben iſt, Ich würde Es mich getroſten, wen Mein Vetter der Erbprintz Von Cassel König In ſchweden weren ſolte, Er hatt gleich Einen ſtillſtandt mitt denenmarck gemacht man hört nichts mehr alß lautter unglück — der duc undt duchesse haben In allen ortten hir ſchreiben laßen, ſich weiß undt Meinen ſohn ſchwartz Zu machen, alles waß die 6 personnen Erdacht gegen Mein ſohn iſt nicht auß Zu ſprechen iſt gar Zu falſch undt boßhafft undt Made dorleans undt made La princesse ſeindt gantz Verwundert wie Ich glauben Kan, daß der duc du maine undt ſeine gemahlin ahn waß übels gedacht haben, Es iſt doch Sonnenclar ich geſtehe daß macht mich ungedultig Es nicht Zu Erdencken waß libellen ſie In paris undt In den provintzen gegen meinen armen ſohn auß gebreydt haben auch in frembten Ländern geſchickt haben — ſchlieben ſo Ein bößer Menſch iſt, hatt den armen teüffel den sandrasqui Verführt sandrasquis Vatter war alß Er Mir Verſichert Commandant Zu franckenthal geweßen Vergangen Jahr geſtorben — — —

paris den 8 januari 1719.

Hertzallerliebe Louise wir haben abermahl Ein Neü unglück daß gantze ſchloß Zu Luneville iſt rein abgebrendt mitt allen meublen den 3ten dießes monts umb 5 uhr morgendts Eine paraque ging In brandt die leütte Im hauß woltens Verhehlen gruben unten Nunder undt meinten den brandt Zu Leſchen allein Es war nahe ahn Einen holtz hoff der windt führt die flam Ins holtz daß brandt gleich ahn fuhr Ins balhauß Vom balhauß Ins dach undt In Einer ſtundt Zeit iſt alles abgebrendt daß gantze garde de meuble iſt ahn Erſten Verbrendt Man hatt die archiven undt papiren salviren wollen aber hundert personnen ſeindt drüber Verbrendt die ſchloß capel auch ſo gantz Neü gebawet war undt gar ſchon ſoll geweſt ſein, iſt In aſchen, man rechnet den Verluſt Von 15 biß Zwantzig millionen die Kinder hatt man In decken Nackendt In bloßen hembt salvirt undt weg getragen, Mein tochter hatt ſich In chaissen mitt bloßen beinen wollen wegtragen laßen allein Ihre porteur Zitterten ſo Erſchrecklich daß ſie nicht tragen Konten, alſo muſte Mein arme dochter den gantzen gartten durch Im ſchne mitt bloßen füßen gehen, undt der ſchnee lach 2 ſchu hoch, Ihr Kont Gedencken welch Ein abſcheüſlich angſt ſie außgeſtanden biß ſie Ihre liebe Kinder wieder gefunden hatt —

— hirbey ſchicke Ich Eüch liebe Louise daß manifest worumb der Kieg gegen spanien ahngefangen undt darneben Ein boßhafft ſtück Ein copie Von Einen andtwortſchreiben Vom abgeſanten Von spanien ahn den hießigen nuntius, Es iſt Keine Linie wo nicht Eine boßheit In ſteckt, den sandrasqui habe Ich beßer Tractirt alß ſchlieben, den Vor dem hab ich ich mich jnterressirt undt Vor Ihm geſprochen aber ſchlieben hatt Viel Verſtandt Verzehlt possirlich, aber Mein leben habe ich nichts Vor Ihm geſprochen, Er hatt mich woll drumb Erſucht Ich habe Es aber Nie thun wollen, Er ſagt Ein mahl Zu mir E. K. H. ſagen offt ſchlieben redt gutt teütſch, ſchlieben hatt Verſtandt ſie ſagen aber Nie ſchlieben iſt gar Ein Ehrlicher menſch, hatt Ein gutt gemühte Ich ſagte daß Ihr gutt teütſch rede, hore, daß Ihr Verſtandt habt mercke Ich, aber daß Ihr die ander Zwey Qualitetten habt Müſt Ihr mir weißen, den Es ſteht nicht ahn der ſtirn geſchrieben — Ich habe Mein leben Von Keinem general gehört ſo francheville heiſt, Kene den Menſchen gantz und gar nicht undt wie Man ver dießem alß pflegt Zu ſagen wen Ihn gott nicht beßer Kendt alß ich iſt Er ſehr Zu beklagen, mogte woll Ein avantourier ſein alle der frantzoſen Narebey iſt Zu regieren undt weillen der König In spanien ſich gar leicht gouverniren leſt Wollen ſie Ihn haben Meinen alle Zu regieren — mein ſohn ſteht noch große gefahr mitt den Verfluchten boßhafftigen leütten auß wir haben hoch Von Nohten daß unß gott beyſtehe — — —

Afin que le Public soit instruit sur quel fondement Sa Majesté a pris la resulution le 9.e du present mois, de renvoyer le Prince de Cellamare Ambassadeur du Roy d'Espagne, Et d'ordonner qu'un Gentilhomme ordinaire de sa Maison l'accompagne jusqu'à la frontiere d'Espagne, on a fait imprimer les Copies de deux Lettres de cet Ambassadeur à M. le Cardinal Alberoni des 1.er & 2.e du present mois, signées par ledit Ambassadeur, & entierement écrites de sa main & sans chiffre.

Lettres

Du Prince de Cellamare Ambassadeur du Roy d'Espagne en France, dont l'une avoit pour suscription, Para S. Em.ª Et l'autre. En mano propria de S. Em.ª Et toutes deux recouvertes d'une enveloppe sans suscription.

M.

J'ay trouvé plus necessaire d'user de precaution, que de diligence dans le choix du moyen de faire passer à V. E. les papiers que j'ay renfermez icy; ainsi j'ay mis ce paquet entre les mains de D.ⁿ Vincent Portocarrero frere du Comte de Montijo qui va où vous estes, en le chargeant avec grand soin de le rendre à V. E. je l'ay cacheté doublement & j'y ay mis deux enveloppes. V. E. trouvera dans ce paquet deux differentes minuttes de Manifestes cottez No. 10 & 20. que nos ouvriers ont composées, croyant que quand il s'agira de mettre le feu à la mine, elles pourront servir de prelude à lincendie. Une de ces minuttes est relative aux instances de la Nation Françoise dont j'envoyay un Exemplaire à V. E. par mon Courrier extraordinaire; L'autre sans avoir rapport à ces instances, expose les griefs que souffre ce Royaume, en appuyant ſur ce fondement les resolutions de S. M. & et en demandant la convocation des Estats En cas que pour nostre malheur nous soyons obligez de recourir aux remedes extrêmes, et de commencer les entreprises, il sera bon que Sa Majesté choisisse une de ces deux voyes, & qu'Elle examine l'écrit cotté No. 30. dans lequel nos partisans prennent la liberté de luy proposer avec respect tous les moyens qu'ils jugent convenables, ou plustost necessaires pour l'accomplissement de nos desirs, pour éviter les malheurs que l'on prevoit estre prests d'arriver, & pour asseurer la vie de Sa Majesté Trés-Chrestienne & le repos public. L'Ecrit cotté No. 40. est un abregé de differentes choses arrivées dans le temps d'autres Minoritez, il peut servir d'instruction suffisante vour regler plusieurs des mesures que l'on doit prendre dans le cas present. Enfin j'envoye à V. E. en feüilles separées sous le No. 45. un Catalogue des noms & des qualitez de tous les Officiers François qui demandent de l'employ dans le service de S. M. aprés que V. E. aura vû tous ces Memoires, Elle pourra donner son avis sur ce qu'ils contiennent, Et Sa Majesté prendra les resolutions qu'Elle estimera les plus convenables à son service. Si la guerre & les violences Nous forcent à mettre la main à l'oeuvre, il faudra le faire avant que les coups que l'on nous portera nous affoiblissent, & que nos ouvriers perdent courage, sans épargner, ni le temps, ni les offres, ni l'argent. Si Nous sommes obligez d'accepter une Paix simulée, il faudra pour entretenir icy le feu sous la cendre, luy donner quelque aliment moderé; Et si la divine misericorde appaisoit les jalousies & les mécontentemens presens, il suffira par la reconnoissance à laquelle nous sommes obligez, de proteger & de favoriser les principaux Chefs qui s'interessent presentement avec tant de zele pour le service de nos Maistres, en meprisant les dangers ausquels ils s'exposent. En attendant les resolutions decisives de S. M. je tâche d'entretenir leur bonne volonté, & j'éloigne tout ce qui pourroit la rallentir, Je suis avec respect de V. E.

A Paris le 1.er Decembre 1718.

P. S. Outre les écrits cy-dessus, je remets à V. E. celuy qui est corté N. 50. dans lequel on fait paroître la force & le poids des deux differentes minuttes des Manifestes, & j'avertis V. E. qu'à cause des changemens qui sont arrivez, on a jugé à propos de s'éloigner de celle que j'ay envoyée par un exprés, dattée du prem.^{er} Aoust. De V. E. Tres humble &c. N. P.^{e} DE CELLAMARE.

M.

Le principal auteur de nos desseins me chargea avec empressement, il y a quelques mois, de faire passer à V. E. la Lettre cy-jointe & d'accompagner les instances de M . . . . des temoignages & des offices les plus pressans. J'ay differé d'executer cette Commission jusq'à ce que j'aye eû une occasion seûre pour ne point exposer le secret à quelque danger. Je diray presentement à V. E. que j'entens parler de ce sujet comme d'une personne de grand merite, & que l'interest que prend tout le parti à ce qui le regarde est grand. Il m'a esté proposé d'introduire au service de Sa Majesté M . . . . homme de qualité, & parce qu'il m'est recommandé par nos ouvriers, je l'ay distingué du Catalogue general que j'envoye à V. E. au reste ces M.^rs m'ont dit qu'ils peuvent disposer de la volonté de M . . . qui est celuy qui fut mandé icy par le Regent, pour soulever, comme lis le disent, les Miquelets de Catalogne, & ils voudroient s'en asseûrer encore davantage par quelque gratification annuelle ou par une pension.

Pour ce qui regarde les rèponses que V. E. donna à mes propositions du premier Aoust dernier, je dois luy marquer que les Lettres de creance que l'on demandoit devoient avoir lieu pour les offres, les demandes & les propositions que j'aurois à faire selon les conjonctures aux Parlemens, au Corps de la Noblesse, & aux Estats Generaux & que pour cet effet elles devoient estre dressées comme en forme de Plein-pouvoir, qui seroit en mesme temps limité par les instructions de Sa M.^té pour ma conduite.

Quand il s'agira de mettre la main à l'oeuvre, il sera necessaire que S. M. écrive à tous les Parlemens, conformement à la Lettre qu'Elle a dèja écrite au Parlement de Paris, & qui est demeurée en depost entre mes mains, & j'envoyeray par la voye ordinaire à V. E. un catalogue du nombre de ces Parlemens, & de la maniere dont on doit se regler pour les Suscriptions.

Il pourroit arriver dans les agitations presentes, ce que Dieu veûille detourner, quelque malheur à S. M. T. C. & je supplie V. E. de faire reflexion que la vie pretieuse de ce Monarque venant à manquer, je me trouverois embarassé manquant des instructions necessaires pour agir. Il pourroit aussi arriver que M. le Duc d'Orleans vint à manquer, dans lequel cas je me trouverois dans de tres grands embarras par rapport à la nouvelle forme que pourroit prendre la Regence, & à ses veûes qu'il conviendroit de faciliter ou non de la part de S. M.

M. le Duc de Chartres pourroit pretendre d'entrer à la place du Pere, & pour surmonter les obstacles de sa jeunesse, se soumettre à un Conseil semblable à celuy que le feu Roy avoit institué dans son Testament. M. le Duc de Bourbon pourroit aussi pretendre, à lexclusion du jeune Duc de Chartres, à l'autorité absoluë qu'exerce presentement M. le Duc d'Orleans, & il nous convient de prevoir ces cas, & de choisir les partis qui sont les plus utiles pour le service de S. M. ses zelez serviteurs

François penchent plus pour le premier que pour le second. Je suis avec respect de V. E.

Tres devoüé & tres obeissant serviteur. N. P. DE CELLAMARE.

A Paris le 2. Decembre 1718.

Lorsque le service du Roy & les precautions necessaires pour la seûreté & le repos de l'Estat permettront de publier les Projets, Manifestes & Memoires cottez dans ces deux Lettres, on verra toutes les circonstances de la detestable conjuration tramée par ledit Ambassadeur, pour faire une revolution dans le Royaume.

---

paris den 12 Januari 1719.

alle die boßheit Von der duchesse undt dem Duc du maine Kommen Von der alten Zot * her undt der pr. des ursin die 2 alten ſeindt Lebendige teüffel die jessuwitter mögen gar woll mitt unter dießem ſpiel ſein, allein Man Kan ſie noch nichts beſchuldigen den Man hatt noch nichts gegen Ihnen gefunden — wer nichts glaubt Kan ſich Nie beßern, die dencken ahn Nichts alß Ihre Intriguen undt Interessen — Ich habe Eüch ſchon geſchrieben wie Es mitt ſchlieben undt sandrasqui beſtelt war, Ich habe geſtern Ein liedt bekommen ſo ſchlieben auff die Konigin In spanien die Zu Bayonne iſt gemacht hatt — — —

1.

Wie ſchön wie wunderſchön ſpilt mir Zur qual dein Augenlicht.
Ich ſehne mich nach ſolchen ſternen
Die ſich Zu weit von mir Entfernen
Ich Seüffze, doch du hörſt mich nicht
Ich flehe, aber ach vergebens
Weil du O Sonne Meines lebens
Wilt andern auff, mir aber untergehen.

2.

Die Schult iſt Selbſten Mein, wen Ich Ein unglückſeelig bin
Daß macht, Ich habe lieben wollen
waß Ich Nur hett ahnbetten ſollen
Daß fuhret mich Zur Marter hin
Mein ſchickſal hatt mich auß Erſehen
Ich Soll In ſchönnen Feſſeln gehen
Kan doch Niemahls Erfreüet ſein.

---

* Der Maintenon.

3.

Mein Kindt, Erzürne nicht, Von deiner augen ſchönheits Schein
Die aller Menſchen Hertz Entzünden
undt mich Zu deinen füßen binden
mir offtmahl machen Schmertz undt pein
Zu ſpät Verbeutſt du mir daß lieben
Die weill mir ſchon Ins hertz geſchrieben
Dein allerſchonſtes augenlicht.

Paris den 15 Januari 1719.

— — — Man hatt gar unrecht In den gazetten geſetzt, daß made dangeau ſohn In der Conspiration iſt der drin iſt undt In die Bastille geführt iſt deß coursillons frawen Vatter der marquis de pompadour — pfaffen deügen ſelten waß, In ſeiner Jugendt abbé de lorière undt Enfant dhonneur Von Mons' le dauphin Er iſt verwandt undt freündt Von der alten hexsen der printzes des ursin daß hatt Ihm In dießes unglück geſtürtzt, made dangeau hatt Eine großere betrübtnuß alß die Von Ihres ſohns ſchwieger Vatter iſt, Ihr Elſter bruder der fürſt Von Lewenstein iſt geſtorben ich habe ſie heütte Im closter geſehen iſt Hertzlich betrübt — — —

---

paris den 21 Jan. 1719.

— — — ahn der conspiration Von Berlin, dieße hatt ſich gantz falſch gefunden der clement ſo ſie alle ahngeben, hatt In der folter geſtanden, daß Er alle fälſchlich ahngeklagt hatt, made blaspiel iſt wider auff freyem fuß geſtelt, aber, waß wirdt man ihr Vor Ihre Maulſchellen geben wo mitt der König In preüssen ſie ſolle regallirt haben, wie Er ſie hatt gefangen Nehmen laßen, daß findt Ich Zwar ſchlim aber noch nicht ſo arg, alß daß dießer König ſie hatt Zu gaſt gebetten Luſtig undt freündtlich mitt Ihr geſprochen undt ſie hernach ſo übergetracktirt daß iſt Zu falſch, undt gar auff Keine weiße Königlich — — —

Ich habe mich letzte post ſo Eyllen Müßen daß Ich Eüch nicht habe auff den Herrn Von Degenfelt recht andtwortten Können, ob ich Zwar nicht gar gern gevatter bin, ſo iſt Es doch Ein andere ſach mitt dem Herrn graffen Von degenfelt, Erſtlich ſo iſt Er Herr max ſohn, ſo all ſein leben Mein gutter freündt geweßen Kan alſo gar woll Von ſich ſelbſten pretendiren biß Vertrawen Zu mir Zu haben, Zum andern ſo iſt ja ſeine fraw Meine niepce, welches noch Eine rechte urſach iſt, Es iſt alſo hiran gar nichts Zu tadlen, undt Nehme Es mitt danck ahn, werde Ihn auch Erſter tage drauff andtwortten — den oberſten Kurtz Von Kau, Kene ich nicht anderſt alß daß Er mir Einen brieff Von der Konigin In spanien ſo Zu Bajonne iſt, gebracht, undt Zwey mahl mitt ſeiner gar großen frawen Zu mir nach St Clou Kommen iſt, wendt weiß auch anderſt nicht daß Er ſein Vetter iſt alß weill Ers Ihm geſagt daß Ihn die Verwittibte Königin hatt Zum majordome machen wollen, Konte leicht ſein, den ſie iſt ſo, macht ſich mitt allerhandt leütte gemein ſo ſie nicht Kendt daß Koſt Ihr alle Ihre juwellen die ſie Einen Jungen gemeinen Kerl Vertrawet, undt waß noch ahm ärgſten iſt, wie ſie ſie hatt widerholen wollen hatt der Bernheutter geſagt, die Königin hatte Ihn heimblich geheüraht, undt derowegen alle Ihre Juwellen geſchenckt, daß Kompt davon daß ſich die arme Konigin nicht nach ſtandts gemeß helt, ſondern mitt allerhandt Leütten Zu gemeine macht, der Schlieben der In der Bastillen ſitzt, bey dem, hatt man lieder gefunden ſo Er auff dieße Königin gemacht ſo ich abcopirt habe, undt Eüch hirbey ſchicke Liebe Louise Ich finde ſie nicht übel geſtelt — — —

---

paris den 26 januari 1719.

— — — Ich glaube daß Ihr Liebe Louise Nun ſchon wißen werdet, daß die conspiration Von berlin Zu nichts worden undt der Ertzſchelm der clement In der folter alle ſeine boßheit geſtanden, undt wie Er alle Ehrliche Leütte unſchuldiger Weiß ahn geklagt hatt, freylich iſt der clement Ein betrieger undt Ertzſchelm, Vor Einem Jahr Kam Er her undt wolt Meinen ſohn betriegen brachte falſche brieffe Vom printz Eugene aber Zu allem glück war ſeine handt hir Zu bekandt undt ob ſeine brieff Zwar ſehr woll nachgemacht wahren, ſo hatt man doch die falſchheit geſehen, undt dießes ſeine burschgen gebetten daß Königreich Zu raumen wo fern Er nicht Zu lang drin ſitzen wollen, iſt alſo geſchwindt wider fort, undt nach berlin wo Er daß ſchönne ſtückelgen ahngeſtellt hatt, dießer Kerl meritirt woll daß Man Ihm Eine reiße auff Einer leytter thun machte, ſo Ihn In jener welt führn mögte — — —

Ich war recht verwundert daß Ihr den pfaltzgraffen Von Zweybrücken august geheyßen den Ich wußte woll daß Er nicht ſo hieße den Es iſt noch Kein 14 tag daß Ich brieff Von Ihm bekommen habe, Er wirdt glaub Ich regieren, undt hoff halten wie ſein herr Vatter undt fraw Mutter, Man hörte Ein groß geraß ſo fragte Ein frembter waß daß wehre, ſagte daß der Vom hoff Es iſt nichts Neües, der Hertzog leüfft ſeinen Marſchalck nach umb Ihn Zu brügeln, undt die Hertzogin leüfft der hoffmeiſterin nach umb Ihr Maulſchellen Zu geben, daß geſchahe alle tag, Ich weiß woll waß man ſagen will, Mitt der frantzoſchen printzessin ſo der printz Von Birckenfelt heürahten ſolte Es iſt der Cardinal de rohan ſeine niepce Madll des melun, daß wolte Ich Ihm nicht rahten, Er würde den Cardinal Eben ſo baldt Zum ſchwager, alß Zum oncle bekommen, pfaffen rest iſt Eine wüſte ſach, über daß ſo iſt Ihr fürſtenthum Nur Eine bloße chimere ſie ſeindt Leütte Von gutten hauß aber Keine printzen noch princessinen gar nicht, der printz Von Birckenfelt hatt Keine luſt darzu Er hette Es lengſt thun Können wen Er gewolt hette, den Es iſt ſchon lange daß ſie Ihm nach leüfft, mitt Madll de melun würde Er Keine Kinder bekommen ſie iſt den 50 Jahren Näher alß den 40 igen — daß dolle leben ſo die fürſtin Von nassau ſiegen führt, hatt ſie franckreich Zu dancken da hatt ſie daß coquette leben gelernt, waß ſolte Ich mitt dem gemeinen Kerl ahnfangen haben der Ihres Herrn Cammer diener geweßen, weiß ſie dan nicht daß man Keine hergeloffene Leütte hir ahn Nimbt undt daß alle chargen In unßern heüßern gekaufft werden, — made dangeau iſt ſehr touchirt über Ihres Herrn bruder todt — wen die printzes Von Rheinfels nicht geſcheydter iſt alß der Herr Vatter undt oncle finde Ich daß der fürſt Von leuenstein Ein gar ſchlechten heürahtt gethan hatt — — —

der duc du maine hette woll gethan ſich auß der conspiration Zu halten, undt ſein klein ſcheff Zwergelgen auch davon abzuhalten — made dorleans iſt nicht ſonderlich Zu loben den ſie iſt nicht lang raisonable geweßen, Ich glaube nicht daß Ein man In der weldt die gedult habe die Er Mein ſohn hatt made la princesse hatt nicht große urſach Zu lieben ſie hatt ſie 5 Jahr mitt processen Verfolgt undt nicht geſehen weder ſie noch Ihr herr noch Ihre Kinder ſo baldt aber made de vandosme geſtorben undt made la princesse Eine reiche Erbſchafft gethan ſeindt ſie alle wider Zu Ihr geloffen — —

Paris den 2 februari 1719.

— — — mergen habe ich auch noch ahn mein arme dochter Zu ſchreiben die auff alle weiß troſt Von Nöhten hatt, Es iſt Eine Verfluchte ſach, mitt den Verfluchten maitressen ſie bringen überall unglück undt ſeindt Verteüffelt Meine arme dochter wirdts gewahr die Ihrige iſt Ein böß weib die Ihren möglichſten fleiß ahnwendt Ihr Ihren herrn gantz abzuziehen, Ich wolte nicht ſchwehren daß ſie daß hauß Zu luneville nicht hatt abbrenen machen, den Ihr haß gegen Meine dochter iſt Viel größer alß die liebe ſo ſie Vor den Hertzog hatt, Man hatt gefunden daß Ein man Kommen der hatt Einer frawen ſo ruffen wolte daß Es brendt den Mundt Verſtopfft undt geſagt (si vous cries au feu vous estes morte) undt ein anderer hatt geſagt (ce n'est pas moy qui ay mis le feu au chasteau) mein dochter meint Es komme Von der alten Zot her daß die ſie hatt Verbrennen wollen, umb ſich ahn mir undt meinen ſohn Zu rechnen waß Ihrem du maine undt ſeiner gemahlin geſchehen, Ich wolte auch davor nicht ſchwehren den ſie boßhafft genung dazu iſt — — —

Die Kinder ſo In der Jugendt gar ſchön, verderben ſich offt, die Lignamenten Müßen nicht delicat ahn den Kindern ſein, umb ſchön Zu bleiben ſie Müßen dicke ſchir unformliche geſichter haben, darauff arbeydt der Natur, undt macht waß ſchonner wen aber die geſichter gar woll formirt ſein, verdirbt alles Im wackſen die geſichter werden Lang die Naßen dick die Mäuller größer Alles Endert, aber Man hatt exempel daß Kinder ſo hübſch gebohrn ſein lang hübſch geblieben ſein, alß Nehmblich Ewer ſchweſter S: friderica, die iſt alleZeit hübſch geweßen — — —

made la princesse denckt wie Ihr ſagt, aber made dorleans hatt andere gedancken Ihr bruder der hingendt hatt Ihr weiß gemacht daß wen Mein ſohn ſterben ſolte wolte Er machen daß Ihr ſohn regent ſolte werden undt ſie regentin undt über daß gantze Königreich regiren daß macht Ihr großes Hertzen Leydt daß die conspiration Entdeckt iſt. Nun Erfährt man alles undt Kompt alles herauß — ſolche boßheitten alß Ich ſeytter Ich Eine Zeit her hören Müßen In der hollen geſchmiedt ſein worden, Es iſt ſchimpfflich daß Chriſten ſo gedencken Können, wen Ich Eüch alles ſagen Könte liebe Louise würden Eüch die Ihr from ſeydt, undt gott fürchtet würden die haar Zu berg ſtehen undt Es Vor unglaublich halten, undt Es iſt doch Nur Zu wahr — Ich Kan mein Verwanten ſo ſehr lieben alß Ein anderſt, allein die ſo Ich unwürdig Meiner freündtſchafft halte Verachte Ich mehr alß frembten, alß Zum exempel ſeyder Ich weiß daß Hertzog max ſich über ſeiner fraw Mutter unßer S. lieben Churfürſtin todt Erfreüet undt ſie bey dem Keyßer auß puren jnteresse Verklagt hatt, Kan Ich Ihn nicht mehr leyden noch Von Ihm hören, undt hette Ich Einen bruder der ſolche ſtückelger gethan hette wie der Duc du maine, ſo wolte Ich gewiß ſeinen Nahmen mein leben nicht mehr Nenen Viel weniger Ihn Vor bruder Erkenen, das glaubts Veſtiglich liebe Louise, waß ſo abſcheülich iſt, da würde Ich die Meinichen gar woll Verlaßen undt mich Nie In nichts miſchen ſo Ihnen ahngeht — unter unß gerett pfaffen auff welchen ſchlag ſie auch ſein mögen ſeindt wahrhafftig ſchlime geſellen, ohne ruhm Zu Melden, ſo habe ich geſtern Mein beſts Vor Euere glaubens genoſſen gethan mehr Kan ich nicht ſagen, den Es Keine post materie iſt, aber waß Ich ohne ſcheü ſagen Kan, iſt daß die Mönchen undt Meiſten pfaffen den teüffel nicht beügen — wen Es war ſolte ſein waß Man Vom König In preüssen ſagt, ſo iſt Er In Keinem ſtandt waß rechts Zu unterfangen den Man ſagt hir daß Er Von großen haubt ſchmertzen gantz Zum Narn geworden iſt, daß jammert Inſonderheit ſeiner Konigin wegen die ſo Eine tugendtſame fürſtin ſein ſoll — Ich habe heütte Ein ſchreiben Von J. M. bekommen, Ich zweyffle daß steingens lang hir bleiben wirdt den Er iſt In deß ſchlieben Verrähterey undt brieffen genent, alle der Königin In spanien leütte Verrahten ſie alle tag die Konigin hatt nicht willen auß Bajone Zu gehen, Es wirdt doch ſein Müßen wo fern der Krieg fort geht der steingens Kan nichts Von dießer Konigin Sagen ſie hatt Ihn weder ſehn noch ſprechen wollen, die spanier haben Lang auffgehort Ihr gelder Zu ſchicken, Von Kurtz Von Kan, Kan Ich nichts ſagen habe Ihn Nur Zwey mahl geſehen, aber da iſt Ein Mons falckenhan der ſagt Er Ken Ihn gar woll iſt Ein rechter betrieger hatt alles In ſchulden hir gelaſſen, undt hatt Einen saxsischen Edelman hir Einen Von ſeydtlitz 2 demanten geſtollen, Es iſt Kein wort war daß Man Ihm Commission geben rein wein Zu Kauffen, den Meinen Kauffen unßers Hertzogs Von lotteringen Leütten undt der Hertzog ſchenckt mirs ob Ich Zwar ſehr gebetten daß Er Erlauben moge daß Ichs bezahle alſo iſt der Herr Kurtz Von Kan nicht allein Ein dieb ſondern auch Ein lügner wen Ihr In wieder ſegt ſo ſagt Ihm hübſch daß Ich ſehr übel finde daß Er mir ſeine metres alß ſeine fraw pressentirt hatt — —

Paris den 4 febr. 1719.

— — — Ich Konte Es Vergeben daß Man Einen Im geh Zorn umb brächt alß falſchheit Zu üben wie die politiquen undt ſtandtsManen thun — die Zeittung Von brandt Zu luneville iſt Nur gar Zu war, Es were meiner armen dochter ſchir noch Ein größer unglück begegnet Ihr Herr iſt gar Kranck geworden die nacht bey dem brandt In den ſchnee Zu gebracht haben, hatt Ihm Einen fluß auff die bruſt Zu wegen gebracht daß Er Viel bludt geſpien Man hatt Ihm 3 mahl Müßen Zur ader laßen hatt dabey Ein ſtarck Continuirlich fieber gar ſtarck, welches wie Ihr leicht Erdencken Kont Meine dochter In todtesängſten geſetzt hatt den ſie liebt Ihren Herrn nicht wie die frantzöſche weiber ſondern Von grundt Ihrer ſeelen ob Er Zwar anderwerts ſehr Verliebt iſt, Ich glaube die craong hatt Ihm wie die Neydtſchen Zu dreßen Eine Muſcketnuß Zu freßen geben den wen Er ſie nicht ſicht iſt Er In Einer ſolchen Qual, daß Er drüber ſchwitzt, Es iſt gewiß Etwaß über Nattürliches, undt ſie hatt die Boßheit gehabt nicht Ins ſchloß Zu Kommen wollen Er ſie weit In der ſtatt mitt ſeinem ſtarcken huſten ſuchen Müßen, die hexß hatt Ihn Nur auß jnteresse lieb, Kan ſagen (gelt Ich hab dich lieb) frägt ſonſt gar nichts nach Ihm Ihr Könt gedencken waß Meine arme dochter bey dießem allem außſtehet, den die craong geht hart mitt Ihr umb In hoffnung ſie ungedultig Zu machen, undt urſach Zu klagen Zu haben umb den Herrn über Meine dochter (böß) Zu machen daß Er ſie haßen undt unglücklich machen mögte den der Man und die fraw ſeindt ſo jnteressirt undt boßhafft und dencken den Hertzog Zu miniren, aber Mein dochter gouvernirt ſich mitt ſolcher Behudtſamkeit daß Ihr Herr nichts finden Kan ſich gegen ſie Zu Erzürnen — daß feüer iſt gar gewiß mitt fleiß ahngezündt den Kerl expresse gehindert haben, undt den Leütten die Maüller geſtopfft haben ſo ruffen wollen daß fewer vorhanden, den Luneville iſt Meiner dochter wittumb, Ich glaube nicht daß die welt Nie bößer geweßen alß Nun aber Ihr ſegt woll daß wo Ich mich auch hinwenden undt threhen mag findt Ich nichts alß Verdrießlichkeitten undt Nirgendt Keine freüde, In lotteringen hatt man Keine Vorſorg vor nichts, den wie alles durch den craong regirt undt Er ahn nichts gedenckt alß Nur ſeine creaturen Zu placiren undt Von alles gelt Zu Ziehen ſo geht alles auch drunter und drüber undt meine arme Enckel In den Grund minirt — — —

— — — Ich fürcht die Unterthanen Zu Zweybrücken nicht lang mitt Ihrem Hertzog Zu frieden ſein werden, den unter unß gerett Er iſt gar Ein wunderlicher Kopff, Zu dem pretext weillen Er catholisch und ſie Lutterisch undt made de vandosme heürathen wie Er ſahe daß das nicht ahngehen Konte undt man ihn mitt außlachte ging Er wider nach strasburg, Er iſt noch über daß langweilig undt Verdrießlich aber Ich glaube Ihr Kennt Ihn woll — — —

König philip iſt nicht todt aber gar Kranck, dießer König iſt Ein gutter Menſch aber ſehr opiniatre wen Man Ihm Einmahl waß In Kopf geſetzt Kan Ihm Kein teüffel herauß, die printzes de ursin hatt Ihm Im Kopf gebracht Mein ſohn ſtünd Ihm nach dem leben, daß Kan Ihm Kein Menſch wider herauß bringen, drumb haſt Er Meinen ſohn abſcheülich, der Krieg iſt hir gegen spanien declarirt ſo woll alß In Englandt — — —

Paris den 9 febr. 1719.

— — — Ich habe Eüch ſchon deß Hertzogs Von Lotteringen gefahrliche Kranckheit bericht, Er iſt doch gott Lob außer gefahr, daß feüer iſt gar gewiß mitt fleiß Eingelegt worden undt Mein dochter soubconirt die alte Zott Zu st cire umb ſich Zu rechen Vor waß man Ihrem du maine gethan den Man hatt leütten daß Maul geſtopfft die nach- dem ſie den brandt geſehen haben ruffen wollen undt dießer Kam auß der Baracke ihr ahm Erſten In Brandt gangen undt dießer iſt Ein Kerl ſo bey der alten Zott niepce gedint dießes alte weib ſo wie Man ſagt Nun über die 84 Jahr alt iſt Es were doch Zeit bey Ihr frommer Zu werden wen ſie nicht gar In die hölle fahren will welches ſie Von jugendt auff biß jetzt gar woll verdint hatt — — —

---

paris den 16 februari 1719.

— — — wie abſcheüliche windte und ſturm jetzt ſein Einen ſo man Vor 8 oder 10 tagen hir gehabt hatt unglaubliche ſachen hir ahn geſtelt Er hat Bley Von Kirchenthürmen über daß waßer In Einem dorff geführt, Er hatt Zwey große ſchwere Kirchen thüren auß den angeln gehoben, hatt ſie gantz ſtrack hundert ſchritt davon ahn Eine Mauer ahngelehnt, undt Einen hannen Von dem Kirchthurn de st. germain de Lauxerois gantz Zum underſten oben gethrehet Er hatt Einen baum geſpalten unten Zu geſpitzt Ihn gantz geraht ſo dieff 20 ſchrit In die Erde geſteckt alß wen Er drin gepflantzt were, wen daß In der graffſchafft lipp geſchehen were hette man Es Vor hexenwerck gehalten aber Zu paris glaubt man ahn Keine hexen undt brendt ſie nicht, Ich habe auch Keinen glauben dran —

Ich finde daß der König In preussen der made blaspiel Eine große reparation ſchuldig ſie ſo unſchuldiger weiß gefangen geſetzt Zu haben, Er ſollte offendtlich Ihre unſchuldt ahn tag geben ſie wider Zu der Konigin thun undt Ihr undt den Ihrigen Viel Gnaden thun — Man Kan Vom preussischen hoff ſagen wie die fable Von la fontaine Lautt (La fourmy n'est pas preteusse) man ſagt der Könige lachte ſelber über ſeine Karchheit — Vielleicht hatt der clemen gemeint die hoffleüt würden Ihm gelt geben umb nicht ahngeklagt Zu werden —

wen Es Nur mit allen den divertissementen Zu Heydelberg nicht her geht, alß wie Ein jtalliener Ein mahl Zu varsaillen der groß hertzogin ſagte (Er ſehe ahm franzöſchen hoff ſehr Viel divertissmenten aber wenig freüden) mich deücht Es iſt nirgendts die mode mehr recht luſtig Zu ſein undt freüde Zu haben — Churpfaltz thut In einem Sinn gar woll ahn keinen heürahtt mehr Zu gedenken ſeine fraw dochter wirdt ja pfaltz graffen genug machen Können, Es geht Ein geſchrey alß wen dieſe printzes mitt Ihrem Herrn brouilirt ſeyn undt daß Er Urſach hatt jalous Von Ihr Zu ſein, daß gibt die heydelbergiſche Lufft nicht, daß Müſſen ſie von Neüburg oder Von dusseldorf gebracht haben, habt Ihr Etwaß davon geſpürt wie Ihr Zu ſchwetzingen geweßen — Man Nent den Cavalier nicht Von welchem der pfaltzgraff Von sultzbach jalous ſein ſolle Man ſagt Nur daß die printzes Ihren Herrn nicht mehr Leyden Kan, undt Es ſolle doch Ein gar ſchonner herr ſein wen Er iſt wie ſein Jüngſter bruder iſt Er gewiß ſchön, Er iſt Zu ſchon vor Ein Mannsmenſch den Es iſt eine delicatte ſchonheit gleicht ahn 2 ſchonne damen hir made de clemont Mons le ducſchweſter undt ahn made de flamarin, undt ahn flamarins neueu fraw, ſo Ihre ohne Zweyffel Zu hannover werdet geſehen haben — — —

Paris den 23 Febuari 1719.

— — — Ich ſehe lieber baume undt Ertreich alß die ſchönſten palast undt lieber Einen Küchengartten alß die ſchönſten gärtten mitt marmel undt ſpringbrunen geZiehret undt lieber Eine grüne wieße lengſt Einen bach, alß die ſchonſten Vergülten Cascaden mitt einem wordt, waß naturlich iſt, gefelt mir beßer alß alles waß die Künſte undt magnificentz Erdencken mag, ſolche ſagen deügen Nur Im Erſten ahnblick ſo baldt Mans aber gewohnt iſt denckt man nicht mehr dran undt waß noch mehr iſt man wirdt baldt Müde aber naturlich Waſſer wießen undt wälder Kan Ich mein leben nicht Müde werden — — —

ſo lange Ich meinen ſohn Von den VorNehmbſten hir Im Lande gehaſt ſehe, Kan Ich nicht In ruhen ſein ſeindt ſie bey Ihm ſo iſt nichts souplers undt Voller protestationen, Von hir gehen ſie In Ihren assambléen wo ſie den teüffel Von Meinen ſohn ſagen, undt allen möglichſten fleiß ahn Ihn von der gantzen weldt Verhaſt Zu machen undt wen ſie Jemandts finden ſo Ihn auch haſt thut man Ihnen taußende caressen undt Verſprechungen ahn dießer falſchheit Kan Ich mich nicht gewehnen daß ängſtet mich, den In den assambléen wünſcht man allezeit meines ſohns todt, Ich fürchte alß das Einer ſich Einmahl In Kopf ſetzen wirdt Eine ſtarke recompens Zu bekommen, Einen Verfluchten ſchlimmen ſtreich thun wirdt gott lob daß der carneval Vorbey iſt, den mein ſohn fing wider ahn gegen ſein Verſprechen Zum bal Zu gehen, Ich bin persuadirt daß Er ſchon dahin wehre, wen unßer Herr gott nicht frommen ſeelen Vor Ihm Erhört hette bitte derowegen liebe continuiret Vor Ihm Zu betten — Ich glaube nicht daß bößere undt falſchere Leütte In der Weldt Konnen gefunden werden, alß hir ſein Mein ſohn iſt Zu betäwern Er hatt die beſte jntensionen Von der welt, liebt ſein Vatterlandt mehr alß ſein Eygen leben, Er haſt Niemandts wolte gern alle menſchen Vergnügt ſehen Er arbeydt Tag undt deßwegen, Verſchießt Leben undt Geſundtheit Mitt — — —

Ich Kan nichts Vor der engliſchen brouillerie begreiffen den ſolte gleich der König Von groß Britanien glauben, daß der printz ſein ſohn nicht were daß hatt Er ja nicht Konnen In Englandt Erfahren undt hatt Ers Vor her gewußt warumb hatt Er Ihn alß ſeinen ſohn Erzogen Verheürahtt undt mit nach Englandt geführt, undt ſich Erſt Zwey Jahr mit Ihm brouillirt Es Muß Etwaß dahinter ſtecken ſo Niemandts weiß In meinem Sinn hat der König unrecht

J. L. die printzes Von wallis ſagt daß Kein werdt wahr iſt, daß der printz dem König Im parlament widerſprochen hatt — — —

---

paris den 25 februari 1719.

— — — meinem ſohn geblieben mit welchem Ich geſtern abends geſprochen, Ich habe Von Ihm wißen wollen obs war iſt daß ſeine gemahlin ihm persuadiren wolle nachts auß Zu gehen undt Runder Zu den masquen Im bal, daß hatt Er mir nicht allein geſtanden aber noch dazu alß Er geſagt daß Er Es thue mich Zu beruhigen hatt ſie geantwortet Ihre dochter de Berry mag mir bang umb Ihn allein Zu gouverniren, daß Es tord ahn ſein reputation thete forcht vor daß Leben Zu Erweißen, Ich bitte, ſagt mir Liebe Louise ob der lebendige teüffel In der helle ſchlimmer ſein Kan alß dießes weib, ſie fangt gantz ahn In ihrer Mutter ſtaffeln Zu tretten, dieß vermehrt meine ängſten, den Ich finde nicht daß Er bey ſeiner Eygenen gemahlin In ſicherheit iſt, gott wolle unß beyſtehen wir habens mehr Von Nothen alß Nie, Ihr Könt gedencken waß Es Eine ahngenehme ſach Vor mich iſt, die dießen heüraht all mein Leben wie Ein gräuel ahngeſehen, daß Ich Nun noch dieſe untrew finde, undt diß Verfluchte menſch alle tag Vor meinen augen ſehen Muß, daß iſt Eine holliſche Qual ſie Kan nicht leyden daß Ihre Kinder mich lieb haben wollen, hette auch gern, daß mein ſohn ſich und ſeine Kinder haßen ſolle, auß dießer letzten Geſchicht Laß Ich Eüch urtheilen ob die Erſte wahr iſt ſo Ich Eüch liebe Louise geſchrieben habe, diß alles macht mich traurig und gritlich wie Ihr leicht gedencken Könt undt Vergifft mir ſo Zu ſagen mein gantzes Leben, den wie Kan Ich mitt dießen umbſtanden Ein Augenblick Zu ruhen ſein Es gereüet meinen ſohn woll mir mitt ſeinem heüraht nicht geglaubt Zu haben, aber Eß iſt Zu ſpat gutt gemühte hatt daß Weib Nie gehabt Man Kan nicht fälſcher ſein alß ſie iſt, daran legt ſie allein Ihren Verſtandt ahn — die Meiſten Leütte hir ſeindt, als wen ſie auß der hölle Kämmen undt lebendige teüffel werden, Es iſt weder gemühte noch danckbarkeit bey Ihnen nichts alß jnteresse undt nagende ambition, ſo Ihnen alle boßheit Erdencken macht, ſie geht alle tag auff Ihr landtgutt waß Ihrem Herrn Zu gehört Kan ſie nicht leyden drumb hatt ſie dieß Landt ſo 3 meill Von st clou iſt gekaufft da hatt ſie auch Ihre Verteüffelt conferentzen In jener Welt wirdt ſie woll davor Zu andtwortten haben aber In dieſzer welt werde ich geſtrafft womit ich nicht geſündiget habe, den ich mich ja Von Einem Ende Zum andern In dieſzen boſzen heürahţ auff allewege oponirt habe, aber hiemitt genug Von dieſzen abſcheülichen ſachen — Ich habe mir doch Mein Hertz Ein wenig bey Eüch liebe Louise Erleichtern wollen, In dem Ich Eüch mein Elendt geklagt —

Ich Komme jetzt auff den böſzen Hertzog max, wundert Eüch nicht daß Eüch der patter wolff persuatiren wollen daß Hertzog max Ein gutt gemühte hatt undt unſzere liebe Churfürſtin S. ſeine fraw Mutter dadurch ſollt Ihr Meinen daß Er der patter Ihm dieß gutt naturel Eingepflantzt hatt, ſo ſeindt alle jesuwitter mein beichts Vatter hatt ſeinen moglichſten Fleiß ahngewendt umb mich Zu persuadiren daß nicht das geringſte übel Zwiſchen dem Hertzog Von lotteringen undt made de craong Vorgeht, undt ſagte mon pere tenes ces discours dans vostre Couvent a vos moines qui ne voyent le monde que par Le trou d'une bouteille, mais ne dittes jamais cela aux gens de La Cour nous savons trop que quand vn jeune prince tres amoureux est dans vue Cour ou il est Le maistre, quand il est avec vne fame jeune et belle 24 heure qu'il n'y est pas pour Enfiller des perles sur tout quand le mary ce Leve et s'en vu si tort que le prince arive, et pour les tesmoin qui sont dans Lachambre cela n'est pas vray, mais quand cela servit ce sont tous domestique a qui le maistre n'a qu'a faire vn clin doeuil pour le faire partir ainsi si vous croyes sauver vos pere jessuwiste qui sont les Confesseur vous vous trompes beaucoup Car tout le monde voit qu'ils Tollerent de double adulterre — pere de Lignière ſchwig ſtill undt hatt ſeyder dem nicht mehr davon geſprochen, alſo ſegt Ihr liebe Louise wie die jesuwitter ſein, alſo ſoll Es Eüch nicht wunder nehmen waß Eüch hertzog max ſein patter wolff hatt persuadiren wollen — der König In Englandt hatt ſein leben Kein Vertrawen Zu mir gehabt, ob ich Ihn Zwar ſehr lieb gehabt mehr weillen Er mein geſchwiſter Kindt iſt, aber Ich dencke hirin wie die sententz Laut ſo unſzer ſchreib Meiſter der wo mir recht iſt auch der Eweige geweſzen alß hat ſchreiben machen.

Waß nicht Zu Endern ſtehet,
Laß gehen wie Es gehet

Der König hatte gemeint Eüch Einen gefahlen Zu thun nach mir Zu fragen, undt Vielleicht geforcht Ihr moget Ihm wie billig war waß abfordern hatt alſo lieber Von mir ſprechen wollen, Ich cedire meinem ſohn gar gern alle freündtſchaft ſo Er Zu mir tragen mag — der Hertzog Von lotteringen ruinirt ſeine leibliche Kinder die craong undt Ihren Man reich Zu machen, Es iſt war daß der Hertzog tödtlich Kranck geweßen Nun aber iſt Er Vollig Courirt gott lob Mein dochter leydt Ein fegfeüer In dießer welt — Es ſeindt Nun 2 gemingen hir Ein großer blunder undt Ein Mittelmäßiger ſchwartzer ſo man mir geſtern pressentirt hatt, der blunde iſt der ſo auß Engellandt Kommen iſt — Ich mag woll Leyden wen Junge Leütte Von Calitet woll ſtudiren ſie ſollen doch Ehe ſie ſich In gelehrten ſachen miſchen Ein wenig weißen daß ſie hertz haben, ſonſten Kompt Es gar Zu dockteriſch herauß — — —

Paris den 5 mertz 1719.

— — — Der jtzige Hertzog Von Zweybrücken iſt Ein ſchlechter potentat undt woll der unahngenehmbſte Menſch In allem In figur In humor In allem ſo gott geſchaffen hat, Er bildet ſich Ein Er gleiche mir wie Zwey tropffen waßer hübſcher alß Ich iſt Er woll, Ich flattire mich nicht ſo gar unahngenehm Zu ſein, undt Ein wenig mehr Vernunfft zu haben ſeine gemahlin iſt nicht recht geſcheüt Es ſeindt Zwey heßliche widerwertige ſchätzger Zuſammen, Ich bin fro daß ſie Keine Kinder haben Es Müſten Naren werden, Ich habe ſchon Naren genung Zu Verwanten In dem Rheinfeldischen geſchlegt — — —

Paris den 9 mertz 1719.

— — — Einer wilß dem andern alleZeit Zu Vor thun In Kleydern In Espuipagen In ſpillen In Eßen undt drincken Zu dießem allem gehört gelt, daß Zicht Man wo Man Kan undt mag — wen alle die gottloßen ahn ſchlage Zu nichte gingen würden wenigere unglück In der welt ſein, alß Man ſicht — Von Baron görtz * ſo

---

* Graf Görtz. Miniſter Karls XII. von Schweden, war im Begriff ſeinen Heern mit Rußland zu verſöhnen und ſchon war in St. Petersburg der Contrakt genehmigt, nachdem Karl eine ruſſiſche Prinzeſſin heirathen ſollte, als Dänemark die Depeſchen auffing und die übrigen antiſchwediſchen Bundesgenoſſen und den Prinzen Friedrich von Heſſen, beſtimmten Thronfolger Karls XII. auf die Gefahr aufmerkſam machte, da kam ſchnell die Verſchwörung zu Stande, Karl XII. wurde durch einen meuchleriſchen Schuß aus der Welt geſchafft und Görtz, um nie etwas verrathen zu können, hingerichtet. Die Prinzeſſin wußte von dieſen Geheimniſſen nichts.

In ſchweden gefangen ſitzt hore Ich gar wenig den Ich habe den Kopff ſo Voll der hießigen ſachen daß Ich wenig ahn die frembten gedencken Kan daß were aber abſcheülich wen der goertz daß Vorgehabt meritirt woll hart geſtrafft Zu werden doch wolle Ich ſeines gutten Ehrlichen oncles halben daß Er nicht Ins ſcharpffrichters Handen Kommen mag ſondern nur eine Ewige gefengnuß Zur ſtraffe haben mögte, Mein ſohn hatt doch Vor Ihm geſchrieben, Er meint aber nicht daß Es Viel außrichten wirdt — Man ſagt hir daß die Keyßerliche Zu millan haben gemeint den chevallier de St gorgen auffZuſiſchen haben aber Nur den mylord mar undt mylord pertz Ertapt undt daß der chevalir de St george ſich ambarquirt undt Zur ſee In spanien iſt, wo alberoni Ihm Eine große flotte ſolle bereydt haben umb nach jrlandt Zu ſeglen — — —

nach mittags Kan Ich In Keine predigt gehen Muß gleich drin ſchlaffen undt wie man hir In Keiner tribune In der Kirchen ſitzt, ſondern gerahdt gegen der Cantzel unten In einer chaisse a bras wo Einen alle menſchen ſehen, ſo were Es Ein recht scandal undt ſeyder Ich alt bin worden ſchnarch Ich gar ſehr wen Ich ſchlaffe, welches Zu lachen geben würde und mögte den prediger ſelbſten Ihre machen —

Paris den 11 mertz 1719.

— — — Zu paris glaubt man Keinen hexsen undt brendt auch Keine, Ihr wehret J. G. unßers Herrn Vattern dochter nicht wen Ihr ahn hexerey glauben Köntet, den der war weit Von aberglauben, wen gifft bey denen mit unter laufft ſo man Vor hexen helt, oder sacrilegen Kan Es nicht hart genug geſtrafft wehren undt hette Ich Kein scrupel ſolche Leütte brenen Zu laſſen, aber daß ſie Verbrendt umb auff beßen oder Miſtgablen durch Camin Zu fahren ſich In die winde Verſtecken Zu Katzen machen undt dergleichen unglaublichen ſachen daß ſolte Man nicht thun — die historie Von dem rothe bandt iſt artlich Ich mogte wißen waß weitter auß dießer galanten oder Viel mehr desbeauchirten damen geworden iſt, undt wen Ihr noch mehr historger von hexsen Erfahren Könt werdt Ihr mir gefahlen thun ſie Zu berichten — — —

jalousie iſt Eine lange Kranckheit undt couriert nicht wie die blattern undt Zicht Lautter boſes nach ſich, beyde ſeindt Zu beklagen drüber mitt allerhandt humoren Kan man Zu recht Kommen außer die jalousie. da Kan man ſich nicht Vor hütten — Man hatt mir geſagt der pfaltzgraff Von sultzbach wer ſchöner als ſein Jüngſter Herr bruder der ahn die ſchonne madll de clemon gleicht alß wen Er Ihr Herr bruder were, alſo Müſte der Elſte gar ſchön ſein wen Er hübſcher alß der Jüngſte iſt — wen unßere teütſche damen gallant wollen thun ſtehets Ihnen bitter übel ahn, aber Eine geheürahte fürſtin ſo Ein Kindt hatt, Kan nicht mehr gehoffmeiſtert werden, ſie Muß ſich ſelbſten Zu helffen wißen, aber Man ſollte In acht Nehmen ob Keines Von Ihren freüllen Ihr die gallanterie In Kopff bringt undt ſelbige fort ſchaffen — die Sultzbachiſche Kinder haben daß ſie haben ſchönne figuren ſeindt aber Einfaltig daß Einer drüber lachen Muß —

Paris den 25 merts 1719.

— — — mylord stair hatt mich geſtern recht aufffahren, ſagte mir gantz trucken herauß, Man ſage In Englandt Mein ſohn were assasinirt worden, undt der Keyßer lege Kranck auff den todt hette die Letzte öhlung Entpfangen waß mich ahn dießer ſach Verdrieſt, iſt daß Ich ſehe daß die Caballe ſo gegen meinen ſohn iſt alle Zeit daß assasiniren Im Kopff haben, undt dieße Zeittung außbreytten, Zu ſehen, wie Es wirdt auffgenohmen werden, undt daß ſie den bößen Vorſatz noch Immer haben, daß wacht mich Heütte recht grittlich Inſonderheit, weillen unter unß gerett die duchesse de Berry Ihrem Herrn Vattern In Ein hauß Nahe bey versaillen Zu Nacht Eßen, ſeindt Erſt umb 3 nach mitternacht nach hauß Kommen alſo ſetzt ſie Ihren Herrn Vattern nicht allein In rechte Lebens gefahr, ſondern auch ſie Verliehren Beyde Ehre undt reputation dabey da wehre noch Viel Von Zu ſagen Ich will lieber Von waß anders reden den je mehr Ich hir Von rede, je gridtlicher undt traweriger werde — — —

Sontag den 26 umb halb 7 morgendts — — —

Ich muß die Duchesse de Berry doch Entſchuldigen ſie hatt ſich woll bey mir Verantwortet Mein ſohn iſt nicht In Ihrem hauß geweßen, ſondern, hatt ſeine metres nach st Clou mitt Viel andern Volſeüffer nach st Clou geführt, wo ſie den gantzen Tag gefreßen haben Ich glaub Mein ſohn ſchämbt ſich dieße solisse gethan hatt den Er iſt ſey der dem nicht Zu mir Kommen — In franckreich Kan nichts In der ſtille geſchehen, fürſten haben daß unglück hir Im landt daß ſie Keinen ſchrit thun Können, daß Es nicht die gantze welt weiß, Ihre Eygene Leütte ſeindt Ihre ärgſte feinde, den alle frantzoßen ſeindt ſo Neydiſch gegen Einander, daß umb Zu (verbeiten) daß die ſo beßer dran ſein alß ſie, die Herrn Verderben undt Zu laſter ahnreitzen, ſagen ſie alles, waß ſie wißen oder nicht wißen, alſo Kan bey leütten wie Mein ſohn iſt nichts geheim bleiben — — —

alle jessuwitter wollen daß man Ihr orden Vor perfect undt ohne Eintzigen fehler halten ſolle, derowegen wollen ſie allezeit alles Entſchuldigen, waß wo die beichtsvatter ſein, vorgeht, drumb habe ich auch Meinen beichtsVatter blad heraußgeſagt, daß waß Zu Luneville Vorgeht, nicht Kan Entſchuldiget werden, undt daß leicht Zu begreiffen iſt daß deß Hertzog beichtsvatter Ihm durch die finger ſicht, und daß weder Er noch Keiner Von den lotteringischen jessuwittern Von Luneville Niemandts wirdt waß weiß machen Können, undt daß Es Ein recht offendtlicher Ehebruch iſt, undt daß je mehr ſie den Hertzog undt ſeine Zot Zum Habendtmahl gehen, je mehr ärgernuß undt scandal Es geben wirdt — Es iſt noch nicht lang daß craong Ein gutt von 11 mahl hundert taußendt francken gekaufft, undt Von Ihnen ſelben weiß jederman daß ſie arm wie hjob ſein, recht bettelarm ſie ruiniren den Hertzog durchauß, den craon ſo premier minister iſt Zicht alles Zu ſich bezahlt nicht Einmahl die bedinten — — —

Die frantzoßen ſeindt In dem fall unleydtlich daß ſie alle frembt nationen recht haßen, undt Nur nach Ihrem jnteressen leyden Können, In Englandt ſolle Es Eben ſo ſein, die teutſchen haben Nur Zu wenig abſcheü, alles gefelt Ihnen ahn frantzoßen biß auff Ihre abſcheulichſte laſter — die fraw Von Zachman ob man ſie Zwar hir ſchon gefunden hatt ſich doch woll undt tugendtſam gehalten undt iſt gar nicht coquet geworden, hatt ſich hir ſehr deßwegen loben, den hübſch undt nicht coquet Zu ſein iſt Etwaß gar rares hir — Es freüet mich allemahl wen Ich noch affection Vor mich bey den gutten Ehrlichen pfaltzern Verſpüre, der Eberfritz iſt gar Zu lang mitt mir umbgangen In unßern Jungen Jahren umb daß ſeine fraw nicht von mir hette ſprechen horen undt die fraw Von Degenfelt kan auch woll Von mir gehört haben Von Ihrem Mann meinem gutten freündt Herr max — Von den Bernstein Kene Ich Keinen mehr alß den welcher Eine Zeitlang mitt ſeiner tanten Lenor hir bey mir geweßen waß Ich ahn die fraw Von Zachman geben, ſeindt Nur a la mode poßger, aber nichts magnifiqs In dem ſtandt bin Ich leyder nicht Viel magnifiqs Zu geben — In der printzes Von wallis ſchreiben, ſindt Ich noch Keine aparentz Von Vergleich Zwiſchen den König In Englandt undt Ihnen, welches mir hertzlich leydt iſt, Ich Kan nicht glauben daß dießer König bey Itziger unruhe nach hannover Kan, der hannoverische damen ſchöne Kleyder, weren ſein wie Man hir ſagt (jetter sa poudre au moineau) — In dießem augenblick Entpfange Ich Ewer liebes ſchreiben Vom 14 nro 21, dancke ſehr Vor die 2 ſchönen historien von geiſter, die Erfreüen mich recht, undt dienen mir Zur conversation bey made d'orleans, deren Ich ſonſten nicht Viel Zu ſagen habe — — —

alles wirdt täglich thewerer den ſeyder Ein Jahr her iſt alles noch umb die helffte theurer gewordten, Eßen drincken Kleyder meuble alles In Einem wordte biß auff die haßelNuß Koſten den dobelten wehrt — der Herr Von Dörnberg Muß ſich Zu ſtarck ahngegriffen haben, daß Er ſo Kranck darvon geworden, were woll Eine gnade gottes, wen Ihn daß bekehren Könte, die historie iſt possirlich hatt mich lachen Machen Es ſolte allen gallanten damen ſo gehen, umb ſie Zu corigiren, ſo würde Es nicht ſo Viel geben — — —

Paris den 30 merts 1719.

— — — Vor die rohte In den augen wen bludt drin geſchoßen iſt Ein gar leicht mittel gar gutt Ich habe Es probirt Nehmblich die augen mitt weiß roßen waßer, worinen Ein wenig weiß Zucker Candie Verſchwoltzen undt Ein wenig waßer Zu waſchen undt Ein tropffen Ins auch Zu tropffen laßen Es beißt Ein wenig, heilt aber gar gewiß, Ich habe dieß remedium Von Jungfer Colb meiner geweßenen hoffmeiſterin welche ſo lang mit unßer tante printzes Elisabeth die abtißin Von herfort Zu berlin geweßen, da war damahlen Ein gar berumbter dockter printzes Elisabeth bekam Erſchrecklich augenwehe, der dockter gab Ihr Ein waßer daß Courirte ſie, wie ſie wieder Von berlin Verreißen ſolte, batt ſie den dockter Ihr daß recept Von dießem Koſtlichen waßer Zu geben, da fandt Es ſich daß Es nichts anderſt war alß waß Ich obgemelt — — —

Es iſt Kein wunder daß Ich In ſorgen bin, den alle tag Erfehrt Man Neue Verrahterey, Vorgeſtern geht der Duc de Richelieu Zu marquis de Biron ſo mein ſohns gutter freündt iſt thut hundert protestation Von ſein attachement ahn meinem ſohn, pressirt daß man Ihn abfertigen ſolle Zu ſeinem regiement Zu reißen, In Eben ſelbiger Zeit jetercepirt mein ſohn Ein ſchreiben Von alberonie ahn dießen jmpertinenten Duc worinen ſeine Verrahterey Sonnen clar iſt alſo hatt Ihn mein ſohn geſtern Im bett auffiſchen laßen Nur die Zeit zu geben ſich ahn Zu thun undt Ihm In die Bastillen geführt, wie auch den marquis de sailliant ſo deß gouverneurs Von Metz neueu iſt ſo auch In den brieff genent iſt dießer hatt die ſchlimbſte reputation auff alle weiß Ein ſpieler ſo Immer betrigt Ein gar unEhrlicher Man ohne Hertz ſo In der armee davonn geloffen In Einem wordt Ein nichtswürdiger Menſch — der Duc de Richelieu wirdt Viel threnen In paris Koſten den alle damen ſeindt In Ihn Verliebt Ich Kans nicht begreiffen den Es iſt Ein Klein Krötgen ſo Ich gar nicht artig finde hatt Keine minen noch weniger Courage iſt jmpertinent untrew jndiscret, redt übel Von allen ſeinen metressen, jedoch iſt Eine printzes Vom Koniglichen geblüdt ſo Verliebt Von Ihm daß wie ſeine fraw ſtarb, wolte ſie Ihn mitt aller gewalt heürahten, aber Ihre fraw Mutter groß fraw Mutter noch bruder habens nicht Zu geben woll groß recht, den außer daß die Qualitet nicht gleich iſt, ſo were ſie all Ihr leben mitt dießem dollen menſchen unglücklich geweßen, ſo gar nichts deücht Ich Heyße Ihn allezeit HintzelMan den Er gleicht dießem boldergeiſt wie Zwey tropffen waßer — —

Paris den 2 April 1719.

— — — Ich werde ſo reveux In meinem alter daß Ich glaube daß Ich baldt Kindiſch werde werdben, oder ſo reveux wie unßere tante printzes Elisabeth Von herfort welche einen Cammerbott Vor Eine masque fordert undt ſagte dieße masque hatt Keine augen undt ſtinckt undt wenn J. L. S. trictrac ſpilten ſpien ſie Ins brett undt wurffen die würffel auff den Boden, ſie iſt auch gantz Kindiſch geſtorben undt war Nur 62 Jahr alt wie ſie ſtarb Ich werde ſpatter fabeln weillen Ich ſchon Nahe bei 67 bin, Es were aber Kein wunder daß Einem hir der Kopff brechen ſolte über alles waß man hört undt ſieht — — —

Es iſt nicht war, daß der chevallier de st george * Zu millan gefangen geſeßen, aber woll mylords mar pers undt noch Einer welcher wie Ich glaube mylord mar ſohn iſt, Man hatt ſie wider loß gelaßen Ihr her iſt In spanien, der papst und Er Verſtehen ſich woll mitt

---

* Der engliſche Prätendent, Jakob III.

Einander undt die spanier auch dießer chevallier de st george hatt noch Einen großen ahnhang In Irlandt ſchottlandt undt Englandt ſelber je doch ſo Verſichert die printzes Von wallis daß ſie nichts Zu fürchten haben — Baron görtz iſt der Eintzige ſo ſeinen neuen Vor unſchuldig helt, Ich gonne Ihm doch wegen ſeines oncle daß leben, Ich weiß nicht ob man ſo gutt frantzöſch In ſchweden iſt alß Ihr meint liebe Louise, daß Man Kein post Von deß Konigs todt gibt macht mich dran Zweyfflen, die politic obligirt offt gegen ſeine jnclination Zu handlen — — —

wir haben Nun unßere duchesse de Berry Kranck hatt daß fieber mitt vapeurs undt Mutterwehen, dieß letzt Kompt Ihr Von den abſcheülichen ſtarcken parfums ſo ſie Immer In Ihrer garderobe hatt wen ſie Ihre Zeit hatt, daß Muß ſchaden Ich habe gewahret Man hatt mir aber nicht glauben wollen, undt daß fieber Kompt Von dem abſcheülichen freßen ſo ſie Nacht undt tag thun ſetzen ſich umb 8 oder halb 9 ahn taffel undt freßen biß umb 3 Uhr des morgendts, daß Kan Kein gutt auff die lenge thun — Ich bin In rechten ſorgen ſo woll wegen made de Berry alß meines ſohn ſo da gott vor ſey übel mitt made de Berry gehen ſolte nicht Zu tröſten ſein ſolte, den ſie iſt waß Er In der welt ahm liebſten hatt, Es iſt mir zu todt angſt, waß ahm dem hoff Vorgangen ſo Ihr nicht nent iſt gar ordinarie bey höffen wo Junge leütte ſein — — —

Man ſagt Im ſprichwordt früher donner ſpatter hunger — — —

Paris den 8 april 1719.

— — — Die großen Leütte Erfrewen ſich Eben ſo ſehr mitt den kalckbildern alß die Kinder hir, made de chasteautier divertirt ſich mitt die kalckbilder mehr alß andere damen den ſie liebt Les plaisir jnocent, Es ſeindt aber Viel ſo Es machen alß wie die Letzt Verſtorbene Duchesse de Longueville die ſo devot geſtorben, aber In Ihrer Jugendt ſehr coquet undt gallant geweßen Ihr Man war gouverneur Von normandie ſie Muſte mitt Ihm hin, undt Es war Ihr gar leydt den hoff Zu Verlaßen, den ſie hatte Leütte dort gelaßen ſo Ihr lieber wahren alß Ihr Herr, jemandts ſo ſahe, daß Ihr die Zeit ſo lang were ſagte Zu Ihr, d'ou vient madame que vous vous laisses Ennuger Comme vous faittes que ne joues vous, je n'aime pas Le jeu andtworte ſie Er ſagt si vous voullies chasser je trouverais des chien non ſagt ſie, je n'aime pas la chasse, vousderies vous des ouvrages, non je ne travaillie point, vouderie vous vous promener jl y a des belle promenades icy, non ſagte ſie je n'aime pas La promenade, ſagte man Zu Ihr qu'aimes vous donc ſie andtwortte que voulles vous que je vous disse je n'aime point Les plaisir jnocent aber ſo gehts made de chasteautier nicht, ſie liebt nichts alß plaisir jnocent dieße Duchesse de Longueville war deß großen prince de Condé ſchweſter hatt Ein doll leben geführt hernach aber hatt Es Ihr gereüet hatt buß gethan undt nichts mehr gethan alß faſten undt betten deß hatt ſie ſo geEndert daß man nicht mehr ſehen Konte daß ſie ſchon geweßen war, die taille iſt Ihr allein hübſch geblieben, aber dieß ſeindt alte geſchichten, made de chasteautier iſt Eine gar Estimable dame Voller Tugendten ohne façon lacht undt plauttert gern, ſpilt die precieuse gantz und gar nicht — Ich hab Ein brieff Vom armen Baron goertz Entpfangen Er ſchreibt mir ſelber ſeines neueu todt Es jammert Ich wolte daß Ich Ihn nicht geſehen hette Mein Vetter der Erbprintz iſt woll Zu Verzeyen dießem Baron nicht favorable geweßen Zu ſein da Er allezeit gegen Ihm geweßen — Ich wolte daß die Engliſche minister Ihre ſtraff auch ſchon bekommen hetten Vatter undt ſohn ſo gegen Einander Zu reitzen — baron goertz hatt Eine fraw undt 3 Kinder hinderlaßen Es ſeindt teütſche hir ſo ſie Kenen undt geſehen haben, Er war nicht Viel Nutz wenig große ſpieller beügen was, fangen ahn dupe Zu ſein, undt Endigen mitt betrieger Zu werden aber Nun Muß Ich meine pausse machen die damen ſo man nicht In den gazetten genent ſeindt die marquisen de nesle undt poliniac Zwey hübſche aber wenig tugendtſame damen — — —

wir werden Erſt umb 11 Uhr In die pfarrkirch In die große Meß In ceremonien mitt alle Leib quart undt ſchweitzer trümellen undt pfeyffen, dazu gebe Ich heütte daß geſegnete brodt ſo 12 große art Von Kuchen Von 12 ſchweytzer In der Lyberey getragen, Vor herr gehen trumellen trompetten chalmayen die Kuchen ſtecken Voller Barderollen mitt Meinen wappen undt 6 lichter jedes hinten geht der maistre dhostel de quartier mitt dem stab der ausmonier In surplis der controlleur general de la maison undt begleitten Es biß In die Kirch, daß macht Ein geraß In der Kirch daß man ſein Eygen wordt nicht man Zerſchneydt daß geſegnete bordt undt Ich ſchicke Es ahn dem Konig made de Berry undt daß gantze Königliche

Hauß mitt dem maistre dhostel da ſeindt auch noch ceremonien bey ſo die princes du sang nicht haben, Ich frag aber ſo wenig darnach daß Ich nicht mehr weiß waß Es iſt, Es iſt woll Eine albere undt Nariſche Sach In allem, dießer brauch iſt allein In franckreich — aber hiemitt genung Von dem albern pain-benit Nur daß nochſagen daß Ich alle 3 Jahr dieße Ceremonien Muß thun laßen, der König aber alle Jahr undt noch öffter — — —

Paris den 13 april 1719.

— — — Es iſt mir Von Hertzen leydt, daß Ihr den chagrin habt Eine Kleine niepce Verlohren Zu haben, Mein gott liebe Louise der weibsleütte ſtandt iſt ſo unglücklich, daß Man ſich geſchwindt tröſten ſolle, wen Ein Klein medgen ſtirbt, den Es were doch Nur Eine unglückliche creatur drauß geworden — Ich bin heütte undt daß mitt recht Grittlicher undt Von ſchlimmern humor alß Nie, Es leſt ſich aber nicht ſchreiben, mich wundert daß gantz franckreich nicht untergeht wie sodom undt gomora, den ſolche boßheiten alß man hir Erlebt ſeindt nicht auß Zuſinen — Man ſolle bey Kindern mehr exprimentirte weiber gewehren laßen alß docktoren ſie Verſtehen beßer mitt Kindern umb Zu gehen, haußcreutz fehlen Nie, die weldt iſt unleydtlich gott ſtehe jedermann bey wolte gott Ewere niepce Konte gedencken wie Ich ſo were ſie baldt getröſt, Mein gott Zicht lieber Ewere niepce auß Englandt In unßere gutte teütſche Luft wirdt ſie ſchon couriren Es iſt die Lufft Von londen ſo ſie Kranck macht, Ihr wiſt wie ſchadtlich Euch Englandt iſt, wolt Ihr Euch wider dort Nein ſtecken daß were nicht prudent weillen daß leben Kurtz iſt undt ſo baldt Vergeht Muß Man ſich auffs beſt ſchonnen gott wolle Euch ſambt die betrübten Eltern troſten — der pretendent iſt Zu madrit aber der duc dormont auff den See wo man meint, daß Er nicht Viel außrichten wirdt, daß iſt woll gewiß daß alberoni alle unruhe ahnſtehlt — Ich dancke Eüch mir geſchickt Zu haben, waß auff den unglücklichen Baron görtz gemacht worden waß mir die printzes Vom wallis Von Ihm Verzehlt hatt mir die threnen In den augen Kommen machen ſich ſo Vom Hertzog Von holstein Veracht undt Verlaßen Zu ſehen, waß war den daß Vor Eine Quint Von Einen juden geſpenſter Zu agiren meritirte ſtraff wen man Ihm Ertapen ſolte adieu liebe Louise Ich habe doch vollig auff Ewer liebes ſchreiben geantwortet bleibt mir nichts mehr überig alß Zu Verſichern daß Ich Eüch allezeit Von hertzen lieb behalte.

Elisabeth Charlotte.

Paris ſontag den 16 april 1719.

Hertzallerliebe Louise geſtern abendts habe ich Ewer liebes ſchreiben Vom 4 dießes monts Zu recht Entpfangen werde aber Erſt Zu Künfftige post wo mir gott das Leben verleyt drauff antwortten, heütte aber auff daß vom 28 mertz no 25, nur daß auff daß letzte ſagen daß Ich Eüch ſchon geſchrieben daß Mein ſohn befohlen daß Man die lettre de naturalité Vor die fürſtin Von ussingen Verfertigen ſolle, Ich habe wendt gefragt waß Ihm ſeine Lettre de naturalité gekoſt haben, umb ſeiner frawen gütter Zu Erben Können ſie haben Ihm Zwey taußendt livres gekoſt, wegen der Siegel, ob fürſten, mehr alß Edelleüten Zahlen, weiß Ich nicht — Ich dancke Eüch ſehr liebe Louise Vor alle Ewere gutte wünſche Meine geſundtheit Erhelt ſich gott ſey danck gar woll, unahngeſehen Meinen Vielfältigen ſorgen undt chagrin, die ſich täglich Vermehren, gutte ſachen hören auff aber gar böße ſelten Liebe Louise, die welt wirdt alle tag ärger undt ſchlimmer undt boßhafftiger — Zu Meiner Zeit ſagte Man In der pfaltz daß ſprichwordt nicht wie jetzt undt Wie Ihr Es ſchreibt daß (wens den Leütten Zu woll geht ſo fangen ſie waß ahn ſich Zu Verderben) (Man ſagt wens der geiß Zu woll geht ſo geht ſie auffs Eyß, undt bricht Ein bein) — — —

Man ſagt hir daß man Verſpürt hatt daß In allen regencen man ſich ſo Maußig gemacht hatt undt allezeit rebellirt hatt, wo Kein König regirt bildt ſich Ein Jeder Ein Er Müße regieren ſie haben daß rebelliren ahngefangen Vor des Königs todt wie Man auß allen den briffen ſicht ſo Man In den rebellen Kiſten undt In deß ſpaniſchen abgeſanten ſeine gefunden, alſo die Enderung Von Müntz nicht dran ſchuldig, Mein ſohn hatt den König wie Er In die regence getretten mitt Zwey mahl hundert taußendt millionen ſchulden gefunden Er hatt woll Mittel ſuchen Müßen ſolche Zu Zahlen, hatt auch ſchon die helffte Von dießer ſchuldt abgelegt, ſolle man Ihm nicht danck wißen waß gemacht Zu haben ſo den popel nicht beſchwehrt undt Nur auff reichen fallen Kan, wo ſeindt In franckreich die es gutt Meineten Vor Ihren (König) außer mein ſohn undt den Comte de thoulouse weiß Jch Kein Eintzigen, Mein ſohn thut ſein beſts wie daß ſprichwort ſagt wie Einer der allein geicht, Vor jnteressirt Kan man Jhn woll nicht halten, den Er hatt auff ſeine Eygene pension alß regent, renonçirt dem König Keine Zu große despence Zu machen waß Jm übrigen iſt habe ich wenig guts Zu hoffen den Jn franckreich Muß mehr forcht alß lieb ſein, aber Mein ſohn iſt Zu gutt Er Kans nicht über daß Hertz bringen ſich förchten Zu machen undt daß wißen ſeine feindte Nur Zu woll, den tag wie Er obligirt den Jungen duc de Richelieu Jn die Bastille war Er betrübt alß wen Jhm ſelber Ein unglück, und dießen boßen buben ſolte Er weniger beklagen den der Kleine ſchelm Jhn gar offt ahn respect manquirt undt ſo Von ihm undt ſeinen tochtern geſprochen daß dieß allein ohne daß große Verbrechen ahm ſtaadt die Bastille meritirt hatte, aber da lacht mein ſohn nur über macht mich recht ungedultig mitt, vexirt mitt ſeiner 3ten dochter daß dieß bürſchgen ſie lorgnirt ahn ſtatt böß Zu werden, Jch habe Jhm doch meine Meinung dichte drüber geſagt undt Jhn beſchambt gemacht, Niemandt ſchambt ſich hir Jm Landt undanckbar Zu ſein, Es iſt alß wen ſie Es Jn die wette theten wer Es ahm Meiſten ſein Könte, wo Es Nöhtig iſt Muß Man Keine unruhe ſparen — Viel ſachen ſeindt ſo Niemandts Meinem ſohn ſagen will drumb frag Jch darnach Es Jhm Zu wißen thun Können, gott der almachtige Erhöre Ewere gutte wünſche liebe Louise Vor Meinem ſohn wo Zu Jch Von Hertzen amen ſage, undt lieber alß waß mich ſelber betrifft — — —

Von moscau weiß Jch Kein wordt der Czaar Muß Voll geweßen ſein wie Er dem armen mahler den Kopff abgehauet hatt, den wen Er nüchtern iſt, ſolle Er nichts mehr Von der Reusischen Barbary haben, aber wen Er Voll Kompts Jhm wieder ahn — Baron goertz jammert mich Von waß wir J. L. die printzes von wallis Von ſeines Vettern todt geſchrieben hatt mich die threnen Jn den augen Kommen machen, ſie ſchreibt mir daß der Hertzog Von holstein Jhm Vor ſeinem Endt hatte ſagen Er Verſichere Jhn ſeiner ungnadt undt daß Er ſich ſein leben weder ſeiner 2 döchter noch der ſeinigen ahnNehmen wolle, Er möge ſie recommandiren ahn wen Er wolle, wie daß der arme goertz gehört ſolle Er geſagt haben iſt dan die welt ſo undanckbar ſo ſterb ich undt Verlaße ſie mitt freüden, der Hertzog wirdt nichts ahn mir Verliehrn weillen Er die trewe diener nicht Erkenen Kan wirdt Er auch Nie Keine bekommen noch haben iſt darauff gar Vergnügt geſtorben, Madll de monpensier hatt die Kinderblattern nicht bekommen, die 2 kleine ſo ſie gehabt haben Kommen Nun wider alle tag Zu mir, die Kleine beaujolois iſt poßirlicher undt artlicher alß Nie undt gar nicht geEndert, mad la duchesse Ihre Kranckheit Kompt Von Viellen Brandenwein Sauffen undt ohnmaßigen freßen, wen ſie Ein wenig beßer iſt Kan ſie ſich nicht Im Eßen undt drincken moderiren ſchlegt alſo wider umb, Es iſt wie Ein miracle daß ſie noch leben Kan ſie ſolle wie durchſichtig ſein, hatt daß abNehmen ſie ließ mir doch geſtern ſagen ſie hoffe mir baldt Vor meine ſorg Vor ſie Zu dancken Können —

In dem plan Von ſchwetzingen finde Ich beßer den alten bau von Meiner Zeit alß In der Elevation, war recht fro die Mühl wider Zu ſehen, ſchwetzingen were beßer den frühling undt ſommer Zu bewohnen alß heydelberg den Man Kan beßer dort ſpatzieren Im Ketzſcher walt, welches Eine recht ſchonne promenade iſt wo Er noch ſtehet, undt baldt wirdt man Viel gutte Ertbeeren dort finden, Im Kleinen waltgen Zwiſchen ſchwetzingen undt Heydelberg ſeindt auch gar gutte, aber Zu Heydelberg ahn berg ſeindt die heydelberen ahm beſten bey paris ſeindt Keine Zu finden man bringt mir alle auß normandie ſeindt aber nicht ſo gutt alß bey unß, Viel Kleiner, druckener undt Sawerer alß In der pfaltz — der Churfürſt ſolte Friedrichsburch wider bawen, daß würde Ihm ja alle ſeine leütte wider logiren Können wo nicht In der Feſtung doch In der ſtatt manheim hirmitt iſt Ewer liebes ſchreiben Vollig beantwortet, adieu liebe Louise Ewer lieber brieff iſt mir gar nicht lang Vorkommen Ich Muß noch Ein par Wort ahn Mein dochter ſchreiben, Euch aber Nur noch Vorher Verſichern daß Ich Euch Von Hertzen lieb behalte.

Elisabeth Charlotte.

Paris den 20 april 1719.

— — — ſagt liebe Louise ob Ich nicht urſach habe In ſorgen Vor meinen ſohn Zu ſein Vorgeſtern hatt man Einen ſo La sonckere heiſt, Zu Luick fangen laßen welcher Verſprochen Meinen ſohn Zu enleviren undt todt oder lebendig In alberonie händen Zu lieffern, Er hatt Ihn Im bois de boulogne Nur Ein Viertel ſtundt Verfehlt — Ich habe den brieff ahn herrn Von gemingen woll beſtelt undt Ihm expres Einen valet de pied geſchickt Ich dencke Er würde mir andern tags ſagen Kommen, daß Er Jhn Entpfangen aber Nein Jch habe Es durch die andern teütſchen Erfahren Müßen die Jhn gefragt haben, daß iſt noch waß rohe undt Von der parisser politesse — Es geht hir mitt meinem ſohn wie Eine alzel Ein Mahl geßungen (boße geſelſchafft Verderben gutte Sitten) wen Er ahn nichts gedenckt Kommen Von den leichtfertigen burſch undt Verführern Jhn welche Nur ſchein freündt den Jn der that wißen ſie woll welche Ein lord daß dolle leben Meinen ſohn thut undt Er will nichts begreiffen daß Es ſeine feindt ſein, undt daß daß ſie Jhn Nur ahnleyttung geben ſich übel Jn acht Zu Nehmen undt bey dem popel Verhaſt Zu machen ſo ſachen Können mich recht ungeduldig machen — mylord stair ſolle ſich übel Vorgeſehen haben undt teüffels ding Verpfeffert worden ſein, aber da Kompt mons teray undt Zürnt mich Jch Muß wider willen Enden adieu liebe Louise Jch ambrassire Eüch Von Hertzen undt habe Eüch recht lieb.

Elisabeth Charlotte.

Paris den 22 april 1719.

Hertzallerliebe Louise Meine 12 Capittel Jn der bibel ſeindt geleßen den 37. 38. 39. und 40 pſalm daß 1. 2. 3. 4 cap Jn jesus sirach, daß 22. 23. 24 capittel st. Lucas undt 4 capittel Evangellium sanct Johanes nun werde Jch Eüch anderthalb ſtundt entreteniren hernach mich ahnziehen undt Jns closter Von val de grace fahren wo mein Enckel Von chelle ahn Kommen umb Jhre abtißin nicht abdancken Zu ſehen ſo Jhre rechnung jetzt mitt Jhren nonen macht mein ſchafft dießer abtißin Eine pension Von $\frac{m}{12}$ francken biß Eine andere abtey Vor Jhr ledig ſein wirdt, undt Mein Enckel wirdt abtißin Jn chelle bleiben Jch glaube nicht daß man jemahlen ſo Ein Junge abtißin alß dieße iſt wirdt geſehen haben den ſir wirdt Jm augusti Erſt 21 Jahr alt werden, wen Jch Jn dießem closter werde gebett haben werde Jch unßern Carmelitten adieu ſagen den Jch Kan morgen nicht Zu Jhne weillen mich made la duchesse dorlean Zu gaſt Jn Jhr landthauß gebetten, Es iſt Eine ſtunde Von hir, Montag Kan ich auch nicht hin den Jch bin wider Zu gast gebetten bey der großen printzes de Conti Zu chosie daß ſchönne hauß bey 2 ſtundt Von hir iſt ſo die große Madll S: gebaut hat und mons le dauphin hinterlaſſen, der König S: fundt aber daß Es Zu weit Von versalle war macht alſo daß Mons le dauphin Es mitt meudon Verteüſchte ſo made louvois Zu gehörte Von deren Erben hatt Es die printzes de Conti gekaufft, iſt gar Ein ſchönner ort undt gartten lengſt der Seine undt ſo nahe dem waßer daß man fiſchen Kan der gartten iſt groß undt ſchon dinſtag iſt mein großer ſchreibtag da gehe Ich auß Mittwog gehe Ich Zum König abſchiedt Zu Nehmen nachmittags In die Comedie, undt donnerſtag will Ich Eüch morgendts Ein par wordt ſchreiben Hernach In Kirch Von dar umb 12 In Kutſch undt nach dem gutten Ehrlichen st Clou umb den gantzen Sommer dort Zu bleiben ſo gott will,

da wiſt Ihr Nun Meinen gantzen march, Komme Nun auff Ewer ſchreiben Vom 4 april wo Ich letztmahl geblieben — mylord stair geſpräch hatt mich Miß fahlen aber nicht Erſchreckt, den Ich wuſte woll daß Mein ſohn gott lob geſundt war, der arme mylord stair ob Er Zwar überall herumb geht, ſolle doch gar Kranck ſein, undt Von den frantzößſchen Damen Zu Viel frantzosch gelernt haben, ſeine tugendtſame fraw jammert mich den ſo Könte auch woll waß davon Ertapt haben — daß mein ſohn taglich In der gefahr iſt assasinirt Zu werden, iſt Nur gar Zu war bißher iſt unß unßer herr gott noch ſonderlich bey geſtanden Er wolle In ferner gnädig Erhalten — dancke Eüch Vor Ewere gutte wünſche, mich deücht daß Mons l'Enfant Zu meiner Zeit ſchon In der frantzoſchen Kirch In der ſtatt manheim war Bosobel iſt aber nicht Zu meiner Zeit geweßen, Mein gott liebe Louise Ihr ſagt man wirdt nicht Müde die Zwei pfarrer Zu hören, aber Ich Muß Es Zu meiner ſchande geſtehen Ich finde nichts Langweilligers alß predigen hören ſchlaff gleich drüber Kein opium were ſo ſicher mich ſchlaffen Zu machen alß Eine predig, Inſonderheit nachmittags, Ich ginge auch nicht gern In die frantzöſche Kirch Zum h: abendt mahl den Es iſt ja gantz anderſt alß bey den teütſchen, undt gefehlt mir nicht Erſtlich ſo haben ſie Keine Vorbereytung Zum andern ſo ſeindt die pſalmen ſo man ſingt Zu alt frantzoſch iſt alß wen Man les amadis liſt Zum 3ten Kam mir daß geblär Von den Kleinen buben die die geſetz daher ſagen tu ne mentira point Tuera point &. — alber vor, undt Ich Konte auch nicht leyden daß man den Kelch In gläßer gab undt ſie hernach ſpült, wie Ichs Zu manheim geſehen, daß fundt Ich nicht Erbar genung Vor Eine ſo Heylige ſach Kam Eher wie Ein wirdts hauß herauß alß Eine Kirch undt Chriſtliche gemein nichts wirdt mich Nie hindern Meine teütſche bibel Zu leßen Ich habe 3 recht ſchöne bibeln die Von merian ſo mir matante die fraw abtißin Von maubuisson hinterlaßen Ein Luneburgische, ſo gar ſchön iſt undt Eine ſo mir die fürſtin Von oldenburg der printzes Von Tarante dochter Vergangen Jahr geſchickt die iſt Von Meiner taille Kurtz dick undt rundt der druck noch die Kupferſtuck ſeindt nicht ſo ſchön alß Von den andern beyden großen ſehn confus, wie Ich In franckreich Kam war Es jederman Verbotten außer mir die bibel Zu leßen hernach über Ein par jahr wurde Es jederman Erlaubt, die constitution ſo ſo groß lehrmen macht hatt Er wider Verbiethen wollen daß iſt aber nicht ahngangen, Ich lachte ſagte Ich werde die constitution folgen undt Kan woll Verſprechen die bibel nicht auff frantzöſch Zu leßen, den Ich leße ſie allezeit In teütſch — die wießerin Muß Von den Einfeltigen teütſchen Catholischen ſein ſo Nur die Heylligen, aber unßern Herr gott nicht Kenen die margraffin Von Baden printz Louis gemahlin Muß auch Von denen ſein ahn ſtatt Ihren Herrn ſohn ſeine exercitzien Zu lehrnen laßen undt Zu reißen, führt ſie Ihn In pelerinage nach nostre dame de lorette, alber Kan mans nicht Erdencken alle menſchen lachen ſie hiemitt auß — die bibel iſt Eine gutte Nothwendige undt dabey ahngenehme Lecture, Ich habe Ewern Kindern beyde daß leydt geklagt geſtern Vor 8 tagen Mein gott wie haben ſie ſo groß unrecht ſo betrübt über Ein medgen Zu ſein, Mein gott welch Ein glück were Es Vor Meinen ſohn wen Er ſeine 3 Erſte döchter In dem alter Verlohren hatte mehr ſage Ich nichts — — —

paris den 27 april 1719.

— — — betrübtnuß iſt jederman ſchädtlich aber Inſonderheit den Manern bin alſo nicht Verwundert daß graf degenfelt ſich übel befunden — den Duc de Richelieu iſt Ein Ertz desbeauchirter nichts Nütziger Menſch Ein poltron der doch weder ahn gott noch ſein wordt glaubt Er hatt ſein leben nichts gedaucht undt wirdt nichts deügen, falſch verlogen dabey ambitieus wie der teüffel, Er iſt aber leyder hir In franckreich nicht allein Vor dem humor, Man Konte Eher loven undt bären baudigen alß frantzoßen undt Ich finde Mein ſohn woll unglücklich mitt denen leütten Zu thun Zu haben, der duc de richelieu iſt nicht 24 jahr alt, Ich findt Ihn nicht ſo ſchön alß alle damen Ihn hir finden Er hatt gar Eine artliche rare taille undt hübſche haar Ein oval geſicht, aber ſchon gar helle augen undt Man ſicht Ihm den ſchelmen Im geſicht ahn, Er iſt polis undt hatt Verſtandt, aber ſicht doch dabey ſehr jnsolent auß undt daß Es Ein Verdorben Kind iſt, daß Erſte mahl Kame Er In die Bastille weillen Er ſich falſchlich berümbt Er hatte bey made la dauphine undt alle Ihren Jungen damen gelegen, welches Eine abſcheüliche Lügen war, daß Zweytte mahl Kamme Er In die Bastille weillen Er ſelber Zu wißen that, daß der chevallier de Bavier ſich mitt Ihm ſchlagen wolte undt diß ſtück Nun (qui Couronne loeuvre) wie Man Im ſprichwordt ſagt — Vor Zwey tagen hatt Man noch Ein Man Von qualitet In die Bastille ſchicken Müßen Vom hauß de Laval ſo Mitt Mons undt made du maine unter der decken geſpilt undt von den marquis de pompadour iſt ahn geklagt worden — alberonis Kan alß falſche ſtück thun, Ich finde Es ſehr loblich Vom admiral biegs ſich nicht Vom alberone beſtechen Zu laßen den wirdt man wenig In franckreich finden wo die Meiſten Keinen andern gott ahnbetten alß den gott mamon — den brieff Von Ewerer Elſten niepce habe ich auch nicht In Mein paquet gefunden, dießes undt der abriß Von der commette Müßen beyſamen geblieben ſein — die printzes Von tarante S: Meine tante hatt mir Verzehlt daß Im haag denſelben tag undt ſtundt daß Ihr oncle Landtgraff fritz umb Kommen alß ſie Im haag Im Vorhaus ſpatzirte mitt ma tante die fraw abtißin ſo da mahl noch bey Ihrer fraw Mutter der Königin Von böhmen war hatt Ein ander unter dem arm auff Einmahl ließ die printzes Von tarante Einen ſchrey undt ſagte jemandts drücke Ihr den arm abſcheüllich man beſahe den arm da ſahe man 4 finger undt Einen daumen marquirt, gantz blau, ſie ſchrieb gleich auff waß geſchehen war undt ſagte dabey Mein oncle Landtgraff fritz muß todt ſein den Er mir Verſprochen mir gar gewiß adieu Zu ſagen, Man ſchrieb Es auff undt ſach hernach daß Er ſelbigen tag umbKommen were, aber der fürſtin Von homburg avanture iſt noch wunderlicher alß dieße ſo Eüch mons Diesenhaussen geſagt, hiemitt iſt Ewer letztes liebes ſchreiben Völlig beantwordt — — —

Es were woll Kein wunder daß Ich überzwerg ſchriebe undt revirte mitt allen den Verdrießlichen ſachen ſo Ich Im Kopff habe, mögte woll Endtlich gar, wo nicht Zum Naren, doch Kindiſch wehren Mein Verſtandt iſt gering undt Kompt Meinem Herrn Vattern undt tanten nicht bey, habe Nur waß Man hir sens Commun heiſt ſich fort Zuſchlepen, aber Ich bin In gottes händen darauff iſt mein Einig Vertrawen — — —

Ihr habt recht Es Vor gefahrlich Zu halten, In Englandt betrübt Zu ſein, Vor graff degenfelt der Ein rechter teütſcher iſt hatt Es Keine gefahr, aber woll Vor ſeine gemahlin ſo In Engellandt gebohren undt Erzogen iſt, Ich bin nicht ſo delicat übel Zu Nehmen daß Ihr Ewere Kinder In Ewern wünſch bey Konigliche personnen ſetzt Es were ridicule wens anderſt wehre — naturliche reden gefallen mir beßer alß gezwungene den Ich bin gantz naturlich, undt ahn naturlich reden Zu horen Kan Ich Von Eüch ſagen (je recognois mon sang) Ich geſtehe daß Ich made de Berry Lieb habe weillen ſie mir Viel freündtſchafft Erweiſt, aber daß Ich ſie nicht gern anderſt ſehen wolte, iſt under unß gerett woll war, — waß hilffts daß Mein ſohn Entdeckt die ſo wider Ihn ſein, Er iſt Zu gutt, alle leütte jammern Ihn gleich undt ſtrafft Niemandts nach gebühr ab daß macht die andern gehertzter — — —

st Clou den 30 april 1718.

— — — ſeyder wan ſagt man Nun In teütſch, (dieße nacht hatt Es wider gefrihrt) den Zu Meiner Zeit ſagte man (gefrohren) Es iſt Kein wunder daß Es VerEnderlich wetter iſt den wie daß ſprichwort lautt

aprilen wetter
Jungfern lieb undt roßen Bletter
wehrt nicht lang

Das Eyß Kan Ich woll Entberen Es were mir aber leydt wen Ich pfirſching Entberen Müſte die Ich hertzlich gern Eße abricossen finde Ich nicht gutt hir Im landt Entweder ſeindt ſie gantz Mehlig oder ſchmecken Nur wie waßer aber die pfirſching ſeindt admirable hir, noch pflaumen wo man hir Ein groß werck Von macht, da frag Ich nichts nach, wens gar warm iſt drincke Ich mein waßer über daß Eyß aber den wein nicht finde daß Eyß den wein gantz Verdirbt undt Sawer macht — bißher iſt nichts drunten Im gartten Verdorben alß feygen undt abricosen en plain vend, nach weiße feygen frag Ich wenig rotte Es gern aber ſie ſeindt rar hir — der Duc de Richelieu iſt nicht In deß duc undt duchesse du maine conspiration, hatt Ein partie apart gemacht ſolle ſich Im Kopff geſteckt haben ſich ſe considerable Zu machen daß Er Einen über die Maßen großen Heüraht würde thun Konnen ſo Man biß dato nicht hatt Leyden wollen, Es iſt Ein gar jmpertinent personage In allen ſtuncken piquirt weder ahn gott noch ſein wordt Zu glauben — Nein der Duc über welchen ſich Zwey damen haben ſchlagen wollen iſt der Duc de Richelieu nicht ſondern der prince de soubisse deß Ducs undt prince de Rohan ſein ſohn, Er iſt nicht heßlich gleicht aber Einem Milchkalb der hatt aber die Ehre Mons le duc die ſchuhe außgetretten Zu haben, dießer aber hatt ſich mitt Einer andern getröſt ſo auch Einen wie der Man Es Erfahren, ſolle Er ſeine fraw gantz ſchwartz und blau geſchlagen haben, der gouverneur Von Metz mons de sailliant iſt Vor Etlichen tagen nach paris Kommen ſeinen neueu Zu discoulpiren, aber Ich glaube nicht daß Er dazu gelangen wirdt Können, aber Ich fürchte daß die burſch alle nicht nach würden werden geſtrafft werden, Mein ſohn Kan ſich nicht resolviren bludt Zu Vergießen, Ich fürchte aber daß Es Ihm gereüen wirdt, den wen man die frantzoſen nicht In forchten helt, helt man ſie nicht — deß Baron görtz döchter jammern mich Von Hertzen — Mein ſohn hatt ſich beßer Von ſeiner großen aderläß befunden alß man Es hette hoffen Können biß Zu Künfftigen Sambſtag wirdt die reye ahn mir ſein, will Eüch über 8 tagen berichten wie Es abgangen — Ich Muß geſtehen Ich bin alß Verwundert daß paris noch ſtehet undt nicht Verſunken iſt über alles gar bößes ſo tag undt nacht dort Vorgeht, daß Einem die haar Zu berg ſtehen mögen — — —

St. Clou den 4 may 1719.

— — — Les pains benis undt ſeine ceremonien ſeindt In Keinem andern Landt alß In franckreich, iſt gar Ein altes herkommen undt Kompt Von der Comunion ſo man Vor dießem In brodt In den Kirchen der gemeine außgetheilt hatt, alles waß Von Einer paroise iſt undt ſo Viel Mittel hatt 3 oder 4 pain benis gebens ahn Ihrem daß gibt offt große disputten wer Es Vor oder nach geben ſolle, die Kirch Verliehrt nichts dabey den man gibt lichter mitt gelt, die gantze maison royale gibt ahn daß licht ſo Ihr ausmonier pressentirt 13 Escusd'or, alſo iſt dieße ceremonie Zu der paroisse beſten, wen die Meß Zum Endt iſt ſchneydt man Le pain In ſtücken undt pressentirt Es unß man iſts In der Kirch aber Man ſchickts auch In den Cammern Es ſchmeckt wie Ein Kuchen — — —

Die fraw Von veningen ſo Ihr die generallin heiſt iſt scrupulos wegen der Nahe Verwandt meindt die heürahten wehren unglücklich wen geſchwiſter Kindt Einander Nehmen, der ſohn aber iſt nicht ſo scrubpulos waß noch drauß werden wird ſolle die Zeit lehren, Ich Miſch mich Nie In waß rom ahngeht der papst undt Ich haben Kein Commers mitt Einander werde alſo dieße dispence noch Kein andern bey Ihm Erſuchen, Ich halte nichts Von Ihm undt bin gar nicht papistisch, habe Es Lautt declarirt, die fraw Von veningen wie Ich höre ſolle ſehr pfäffiſch ſein, daß iſt widerlich alle pfaffiſch leütte ſeindt opiniatre, ohne raison undt unleydtlich — alle juwellen perlen rubinen demanten alles iſt theürer worden, die jubillirer Lügen abſcheülich,

Es iſt Kein wordt war daß Ich Von Nahmen geEndert habe, In franckreich Kan Ich Keinen andern Nahmen haben alß Madame den Mein Herr iſt deß König S: bruder undt deß Königs bruders frawen haben Keinen andern Nahmen ſo woll alß deß Königs dochter dieße aber Zu unterſchieden ſetzt man den TauffNahmen dazu alß wie henry quatre 3 döchter hießen made Elisabeth die würde Königin In spanien madam henriette die würde Königin In Englandt made christine die wurde Hertzogin von savoyen, deß Königs bruders döchter, heißen alle Mademoisellen die Elſte madll ohne andern Nahmen dazu die andern aber heiſt man nach den apanachen alß Madll de valois Madll de chartre Madll de monpensier Madll de Lançon undt ſo forthan alle der Könige ſohne heiſt Man Monsieur, den Elſten aber Monsieur ohne andere Nahmen ſeindt mehr werden ſie nach Ihren apanagen genent Duc de Bourgogne Monsieur duc de Berry, aber Man ſagt auß abus le Duc den daß ſolle man nicht ſagen den ſie ſeindt auch Monsieur undt madamen alſo Muß man nicht ſagen Le duc oder la duchesse de Berry ſondern Nur Monsieur duc de Berry Madame Duchesse de Berry, alſo ſegt Ihr ja woll daß man mich ohnmoglich grand Duchesse heyßen In allen meinen prevetten ſtehet Madame, Duchesse d'orleans aber In reden undt auff den überſchriefften Nur Madame — daß Ich nicht gehaſt bin iſt war, aber hirin iſt mehr glück alß recht undt Ich Konte ſagen wie athis (jndigne que je suis de l'honneur qu'on Madresse) dancke Eüch liebe Louise gern mein lob Zu hören, aber ob gott will ſo werde Ich Eüch Keine ſchande ahn thun, hoffe ob gott will daß mich die böße lufft hir nicht ahnſtecken wirdt — — —

geſtern war Ich Zu paris beſuchte unßere abtißin ſo in dem val de gracen iſt, Ihre fraw Mutter undt ſie ſeindt bitter übel mitt Einander die Mutter hatt unrecht, Es iſt Ein boß weib liebt weder man noch Kinder Nur Ihre brüder undt will Ihren Man Vor ungerecht passiren machen daß Er Ihren bruder arestirt hatt ſagt Er ſeye Ein Heyliger fromer gottfürchtiger her undt die conspiration were Nur Von ſeiner frawen Er hette Kein theil dran will nicht begreiffen daß Er ſich Zum chef Von der conspiration gemacht ſie iſt ſo de raisonabel daß ſie Einen auß der haut Konte fahren machen, Ich admirire Meines ſohns gedult Ich Könte ſie nicht haben, Ich bin mitt freüden wider auß paris, umb Von dießem allem nichts mehr Zu hören noch Zu ſehen o Mein Gott wie macht Einem diß alles daß leben ſo Müht, aber waß Ich noch ahm Verdrießlichſten Vor mich finde iſt daß Ich den gantzen Verdruß Von dießem heürahtt gehabt habe, undt Nun noch die angſten undt Mühe mitt haben Muß ſo auß dießem allem, Entſtehet, gott helff unß undt ſtehe unß bey wir habens hoch Von Nohten adieu hertz allerliebe Louise Ich ambrassire Eüch Von Hertzen undt behalte Eüch recht lieb

Elisabeth Charlotte.

St. Clou den 13 may 1719.

— — — Da Ihr mich fragt waß mich gritlich gemacht hatt, In detail Kan ichs nicht ſagen aber en gros iſt Es Ein abſcheüliche Coquetterie ſo Madll de valois gehabt mitt dem Verteüffelten duc de Richelieu der hatt Ihre brieffe ſchlepen laßen den Er hatt ſie Nur auß vanitet lieb alle Junge leütte haben die brieffe geſehen worinen geſtanden daß ſie Ihn hir rendevous geben hatt, Ihre fraw Mutter hette gern gehabt daß Ich ſie wider mitt mir her führen ſolte daß Ich aber bladt abgeſchlagen undt declarirt daß Ich ſie mein tag deß lebens nicht mehr bey mir haben will, daß man mich Nur Ein mahl betriegt, alle tag iſt man wieder a la charge, daß hatt mich wie Ihr woll gedencken Könt gantz gritlich gemacht, Ich habe Ein recht abſcheü vor daß menſch Es thut mir wehe wen Ich ſie ſehen Muß, welches doch ſein Muß umb Ein größern Esclat Zu Verhütten aber daß hertz threhet mir umb, wen Ich daß leichtfertig ſtück ſehen Muß, gott Verzeye Es der Mutter aber ſie hatt Ihre döchter woll bitter übel Erzogen, waß Mein ſohn ahn belangt ſo iſt Es Zwar gutt, daß Er die jnclination nicht gern Zu ſtraffen, aber wen Man obrigkeit iſt, ſo führt Man daß ſchwerdt ſo woll alß die wag undt Muß ſo woll ſtraffen Können umb gerecht Zu ſein, alß daß gutte Zu recompensiren der jmpertinente duc de richelieu iſt hardy undt fragt nach nichts Er kent meines ſohns gütte, iſt ſier undt gar nicht soumis, wen Man dießem ſein recht thet Müſte Er unter den brügel Suppen ſterben, Er hatt Es doppelt undt 3 fach Verdindt Ich bin von natur nicht gar cruel aber diß bürſchgen Konte Ich ohne Einen threnen Zu Vergießen hencken ſehen, bin recht piquirt gegen dießen hintzel Man, haße Ihn Von Hertzen, — Ich Meinte Ich hette Eüch ſchon geſchrieben Liebe Louise daß unßere none Zu chelle abtißin geworden Man hatt geſtern Einen courier deßwegen nach rom geſchickt — ich fürchte daß der maintenon todt werden wirdt alß wie der gorgone medussa Ihr todt daß Es noch Viel monstree produiren wirdt, were ſie aber Vor Etlich undt dreyßig jahren geſtorben, wehren alle arme reformirten noch In franckreich, undt Ihre Kirch Zu charenton were nicht rassirt, die alte hexse wie die groß Hertzogin alß pflegt Zu ſagen hatt daß alles mitt dem jessuwitter den pere de la chaisse die Zwey haben allein daß übel geſtifft — —

Es iſt noch nicht gar lang daß der S: König deß graff Von vehlen ſo page a la grande Escurie wahr wegen ſeinen abſcheülichen desbeauchen mitt Mansleütten wegjagen ließ Ihm ahnfang Kame Er Zimblich offt Zu mir, Ich warnte Ihn treülich aber da Kame Er nicht mehr Zu mir undt wen Er mich begegnet lieff Er davon iſt woll bezahlt worden, aber Man hieß Ihn Nur le Comte de vehlen — Heütte iſt Es mir ohnmöglich ahn die fursten Von ussingen Zu andtwortten den Ich habe heütte Zu Viel Zu thun, wegen meiner Kleinen pariser reiß Vor morgen, Macht wider Ein ſchon Compliment ahn J. L. den Jungen Erbprintzen Von darmstat, Ich glaub daß Es Kein unglück Vor dießem Herrn iſt nicht In Franckreich Zu Kommen die Meiſten Kommen nicht wieder gar geſundt nach hauß, Ich aber Verliehre dran J. L. nicht Zu ſehen unßer printz Von darmstatt ſo wie hir gehabt haben iſt nach jtallien Zu ſeinem Herrn Vatter wo Er Nun Eine ſtieff fraw Mutter finden wirdt welches den gutten Herrn offt Seüffzen macht hatt mich recht gejammert, Er fürcht daß ſeine ſtieffMutter Ihn mitt ſeinem Herr Vatter brouilliren wirdt undt auch ſeine fraw ſchweſter welche Er Hertzlich lieb Er iſt nicht ſchon aber Er hatt Ein gutt gemühte undt Viel Verſtandt — —

St Clou den 18 may 1719.

— — — made la duchesse dorleans Zu Banglonet Mein Enckel hatt nicht allein die abtey ahngenohmen ſondern ſie hatt ſie auch an Ihrem Vatter begehrt den ſie Konte deß villars ſchweſter hoffart nicht mehr außſtehen, ſo abtißin dort war Ich finde nicht daß ſolche abtißin ſehr Zu beklagen iſt Man gibt ihr $\frac{m}{18}$ livre pension deß Jahrs undt die Erſte abtey Von Ihrem ordre ſo vacant wirdt werden ſoll ſie bekommen, jedoch ſo ſchreydt ſie undt Ihr bruder alß wen mein ſohn Ihr daß große unrecht Von der welt thet, alß Mein Enckel undt ſie gantz gleich wehren, die leütte ſeindt gar Zu jnsolent hir In franckreich Inſonderheit die Ducs et pair ſie meinen ſie ſeyen dem Konig gantz gleich undt dießes villars groß Vatter war Ein procurator In Einem dorff, Es ſeindt noch mehr ſo Eben ſo wenig ſein, undt doch ſo hoch hinauß wollen — — —

Zu manheim habe ich Es mitt Meinen augen geſehen, daß Ein ſchwenckKeßel mitt gläßer da ſtundt undt man ſchenckte Ein wie In Einem wirdts hauß welches mich Erſchrecklich geargert hatt, habe derowegen Nie mehr In der frantzöſchen Kirch Zum H. abendtmahl gehen wollen, Zu Manheim hilten ſie In der frantzöſchen Kirch gar Keine Vorbereytung, Ich habe nicht anderſt den grünen donnerſtag comunicirt alß Ich Zu thun gewohnt Man hatt Es Nur In den gazetten geſetzt umb mich Verhaſt Zu machen, aber Viel leütte Meinen daß Ich mitt brodt undt wein Comunicire weillen In rang daß previllege iſt Einen Kelch durch deß priſters henden mitt wein Zu Nehmen nach dem Er die ostien dargereicht hatt, dieße gewohnheit Kompt noch Von Erſten Communion her da man unter den Zwey Espessen Communicirt hatt, daß geht nicht weitter alß ahn die Enfans de france — — —

St. Clou den pfingſtag 28 may 1719.

Hertzallerliebe Louise In dießem augenblick Komme Ich auß der capel, wo Ich Zum H: abendtmahl gangen undt Nun will Ich Euch entreteniren undt negſt gott Meinen geburdtstag mitt Euch ahnfangen den Ich bin gewiß das mir wenig leütte mehr guts dazu wünſchen alß Ihr liebe Louise — Ich will auff Ewer liebes ſchreiben Vom 13 no 36 antwortten undt noch Einmahl Vor die überſchickten medaillen dancken — gleicht die gräffin Von papenheim Ihrer fraw

Mutter Ich hatte ſie recht lieb, veninger ſcheindt Ein Ehrlicher Menſch Zu ſein, hoffe alſo daß Er ſein wordt halten wirdt, alle Menſchen ſagen daß ſeine Mutter gar wunderlich undt gar pfaffiſch iſt, wen die Ehe Zwiſchen geſchwiſter Kindt nicht Verbotten were würde Es Einen gar Zu großen abſchlag Vor den römischen hoff ſein, den da Zicht der papst braff gelt Von, undt bekümert ſich wenig umb die H. ſchriefft —

---

st. Clou den 1 Juni 1719.

— — — waß iſt daß Vor Eine rasserey, daß Man Zu heydelberg jetzt gegen den Cathechismus hatt da ſteckt waß pfäffiſch unter Ich wolte woll nicht davor ſchwehren daß Es die jessuwitter nicht ahngeſtelt hetten, den ſie ſeindt unbarmhertzig gegen andere Religionen Ich hab Kein regullirte Commerce mitt der fraw Von Zachman hatt mir alſo Kein wordt davon geſchrieben, aber alles Zanck undt ſtreyt iſt mir allezeit unleydtlich aber umb frieden Zu haben ſolte man die 80 frag außlaßen umb die warheit Zu bekenen ſo iſt Es auch Zu hart geſetzt, hette woll außgelaßen Konnen werden den Es weiſt Nur animossitet ohne probe, undt Man ſolte nicht ſo hart reden gegen Etwaß, ſo doch daß gedächtnuß daß leyden undt ſterben chriſti iſt, der Zanck undt die Verbitterung ſo dießes ahnſtelt iſt ärger alß die ſach ſelber, der Konig In preussen ſolte cathechismus drucken laßen, ohne dieße 80 frag ſo würde man woll Einem jeden ſeinen cathechismus widergeben, wie Ich allezeit Meine oder Man Konte die frage undt andtwort ſetzen ohne die abſcheülichen jntutiven ſo drin ſtehen undt (die Vermalledeytte abgotterey) außlaßen welche auch gar nicht Nöhtig Zu ſagen iſt, undt macht Nur widerwillen, undt Es were Nöhtiger daß man Mittel Süchte die Chriſtlichen Religionen Zu VerEinigen alß gegen Einander Zu hetzen aber die Geiſtlichen In allen 3 religionen haben nichts liebers alß Zanck, den ſie glauben das ſie dieß regieren macht, undt daß iſt auch war — — —

St Clou den 4 juni 1719.

— — — geſtern ſtarb Zu paris Ein 80 jahriger Man, Gott wolle Ihm Vergeben waß Er mir 30 Jahr lang (daß ich mitt Meinem Herrn S. gelebt) übels gethan hatt, Es iſt der marquis deffiat ſo oberſtallmeiſter undt jagermeiſter bey Meinem Herrn, undt auch bey meinem ſohn geweßen, Er hatt meinem ſohn Ein ſchön hauß undt gutt Von hundert taußendt francken Vermacht, mein ſohn hatt Es aber nicht ahn Nehmen wollen, ſondern ſeinen Erben widergeben Es war Ein ſteinreicher Man, Man hatt Tonnen undt Kiſten mitt golt In ſeiner Cammer ſtehen gehabt daß wie Kürtzlich daß feüer In ſeiner Cammer haben 6 Mäner die Kiſten nicht rücken Kennen ſo ſchwer wahren ſie Er hatt Keine Kinder nach gelaßen Lautter lachende Erben — — —

morgendts wie Ich umb halb 12 Zu paris ahnKam ſtieg Ich Ins Carmelitten closter ab da fandt ich die gutte duchesse du Lude ſo dort Zu mittag aß, die leydt tag undt nacht ahm potagram undt iſt doch luſtig undt ruhig dabey alß wen Ihr nichts fehlt ſicht auch recht woll auß, den ſie iſt ſchon 76 alt ſcheindt Keine 50 hatt Ein hübſch voll geſicht, Es Kam mir auch Eine daß, made la princesse leibliche niepce welche den comte d'oursch geheüraht, welchen der Keyßer Nun Zum hertzog undt fürſten gemacht weilen Er aber hir Kein rang hatt ſie alſo nicht ſitzen Kan, alſo Kan ſie mich nicht Im palais Royal ſehen ſondern Nur In Einem closter, wo Man allezeit ſtehet undt nicht ſitzt Ihres Herrn Vattern ſchweſter printzes christine Von salm welche Ihre niepce abſcheülich haſt daß ſie Keine none hatt werden wollen hatt dieße arme printzes mitt Ihrer tante made la princesse ſo broullirt daß ſie ſie nicht ſehen will ſie hette gern daß Ich Ihren frieden machte aber Es iſt Keine leichte ſache, den made la princesse hatt die princes christine Zu lieb umb nicht Ihr parthie gegen die niepce Zu Nehmen welche Ein wunder posturgen iſt hindern undt fornen Bucklicht undt ſo Klein daß ſie mir Kaum ahn die Naß geht ſie iſt weiß hatt große blaue augen ſo Eben nicht gar heßlich ſein, den ſie hatt Verſtandt drin ſpricht auch mitt großer vivacitel, ſpricht gar gutt frantzöß aber nicht ſo gutt teütſch hatt mir Einen linckiſchen accent, man gewondt ſich ahn Ihre figur aber der Erſte ahnblick surpronirt Es Erſchrickt Einer ſchir davor — —

Zu paris iſt Eine Erſchreckliche Hitze — Es iſt geſtern Eine fraw Zu paris todt In Ihrem bett gefunden worden die iſt ahn Etwaß wunderliches geſtorben, ſie war In Kurtzer Zeit ſo abſcheülich dick geworden, daß ſie gemeint ſie were waßerſüchtig geworden, undt hatt Viel dagegen gebraucht ſo ſie Nur Immer dicker gemacht derohalben iſt ſie auß flandern herkommen nach paris will Ich ſagen umb ſich In deß hollandiſchen docters helvetius Zu begeben welcher Ein gar gutter dockter iſt, undt Von großer reputation Vatter undt ſohn, ſeindt beide docktoren undt gar geſchickt undt gelehrt, Leütte, wie helvetieus Zu Ihr Kam Erſchrack Er Ihre dicke Zu ſehen ſagte Er Könte Ihr nichts ordinniren Er Müſte Erſt die Kranckheit examiniren biß war donnerſtag abendts freytag morgendts wie Er wider Zu made doujat Kompt findt Er ſie todt abendts hatt man ſie geoffnet undt funden daß Ihr daß fett Im leib ahngangen undt geſchmoltzen iſt ſo ſie Erſtickt hatt, daß iſt doch Ein wunderlicher todt Ich hab Ihren Vatter woll gekendt der war jntendant über der großen Madle S. Ihr hauß, Ich weiß nicht ob Er noch lebt hieß rolinde Ein gar Verſtandiger aber bößer Man — — —

tragen die pfarer cravatten des Kompt mir poßirlich Vor, wolff undt ſeine fraw Kene Ich gar wolff iſt gar Ein gutter Ehrlicher auffrichtiger pfältzer, Er iſt Kein Kauffman ſondern Ein Banquier, Mein ſohn helt Viel Von Ihm hatt Ihn Einen Ehrlichen Man funden hatt Vertrawen Zu Ihm, Er Kompt offt Zu mir wen Er hir iſt, ſeine fraw iſt gar ſchon geweßen — — — der haw iſt Es Ein ſohn Von oncle rupert den wo mir recht iſt hieß ſeine Commediantin haw — — —

Nein liebe Louise da will ich woll gutt vor ſein, daß unßere großhertzogin nicht wieder nach florentz wirdt, den Einen ſolchen Eckel undt widerwillen alß ſie gegen Ihren herrn hatt iſt nicht außZuſprechen macht mich offt lachen wen ſie Von Ihrem herrn ſpricht dan filtz ich ſie doch, Inſonderheit wen ſie ſagt daß wen Ihr herr vor ſie ſtirbt Ihn mitt allerhandt bundt bandt betrawern will den Zürn Ich undt ſage daß man ſie Vor Eine Nährin halten wirdt — — —

St Clou den 8 Juni 1719.

wie made dorleans Nun abtißin iſt folgen Ihr nonen überall ſo die auffwartung bey Ihr haben unter unß gerett Ein closter iſt nichts anderſt alß Ein übel regirter hoff ma tante die abtißin Von maubuisson hatt Nie Keine auffwarttung leyden wollen ſagte Ich bin auß der welt gangen umb Keinen hoff Zu ſehen, ſchürtzte ſich undt ging In Ihrem gantzen closter undt gartten allein herumb lachte über ſich ſelber undt über alles war woll recht poßirlich hatt gantz unßers herrn Vattern I. G. deß Churfürſten ſtim, glich Ihm auch mit den augen undt Mundt, undt hatte Viel Von I. G. S. maniren Konte ſich ſo Zu fürchten undt gehorchen machen — made de Berry iſt nicht devot, ſpielt daß personage gar nicht, Ihre Schweſter de vallois deücht nichts undt wirdt Ihr leben nichts deügen, iſt nicht werdt daß wir Von Ihr reden mad dorleans hatt mitt Ihr dießen abendt herkommen ſollen undt Etliche tage hir bleiben, aber Es iſt Ihr Ein fluß auf den Nacken gefahlen. Kan noch ſo baldt nicht Kommen, gott Verzey mirs Es iſt mir nicht leydt, daß ſeindt geſellſchafften deren Ich gar woll Entberen Kan gehe nicht gern mitt ſolchen leütten umb Ihre dochter de berry undt die none ſeindt nicht ſo noch Ihr ſohn gott lob auch nicht aber die Mutter undt tritte dochter ſeindt Es Meiſterlich der teüffel iſt nicht ſchlimmer, Ich bin allen dießer Leütten ſo Müde alß wen Ich ſie mitt löfflen gefreßen hette, wie daß ſprichwort ſagt — laß unß Von was anderſt reden, den dießes capitel macht mir die gall übergehen, Ich Kan nicht de sang froid davon ſprechen — — —

St Clou den 11 Juni 1719.

— — — Ich hatt dem Churfürſten gar Einen Ehrlichen Man Vorgeſchlagen ſo Viel Verſtandt hatt alle minister hir wol Kent undt alle ſachen auff Ein Endt Verſteht, aber der Churfürſt hatt Ihn nicht brauchen wollen die fraw Von Zachman Kent Ihn woll Ich habe ſie alß mitt Ihm vexirt, den mich deücht daß Er Verliebt Von Ihr geworden aber ſie nicht Von Ihn, Er hatt beßere Minen alß Ihr Klein mängen gehabt hatt den Es iſt ein großer ahnſehnlicher Man Er heiſt herr Feſch, wen Ihr die fraw Von Zachman ſeht ſo ſprecht Ihr Vom Herrn feſch waß gilts ſie wird lachen — — —

St. Clou den 15 Juni 1719.

— — — Man Muß die wahrheit bekennen wo jessuwitter regieren, Kompt ſelten waß guts herauß In particullier findt man wackere undt Ehrliche leütte aber In general ſeindt Es gar gefehrliche leütte, Ich Meinte dießen Churfürſten Zu ſchlaw ſich durch münchen undt pfaffen Zu regiren laßen, aber Ich hoffe daß man den Churfürſt ſehen wirdt, daß dieße plagen Ihn von ſeinen unterthanen wirdt Verhaſt Konnen machen wirdt. Es ſich Zu Etwaß beßeres Verſehen, undt ſolche ſchlimme rähte nicht mehr folgen, Von Willen habe Ich gehört daß die printzes Von sultzbach ſich blessirt weillen J. L. Im carneval Zu ſehr gedantzt haben, undt ſich gar nicht geſchondt aber mitt ſchaden werden Junge leütte weiß wer Es die Erſte ſchwangerſchafft ſo were Es gar gefährlich, aber die Zweyte daß Kan nichts ſchaden ſie wirdt baldt wider ſchwanger werden den ſie ſolle groſʒe vivacitet haben — — —

Der Herr von gemingen iſt wider hir weg Ehr hatt ſich gar woll gehalten, Er weiß woll Zu leben Er hatt Zu letzt mehr alß Im ahnfang geſprochen, Er gewindt dabey den Er ſpricht gar nicht übel ob ich Ihm Zwar geſagt mir ſeine brieffe Zu geben, allein Er hatt nicht gewolt Er iſt ſchon von 14 tagen weg ſagt Er gehe nach jtallien die fraw Von gemingen Kan mir nur Von den gutten willen dancken aber in der That habe ich weder Ihr noch Ihrem ſohn dinſt geleiſt — die den Konig Von Englandt ſo gegen ſeine Kinder hetzen haben Eine Schweere Verantworttung Vor gott — der Kil Mansegge iſt Ein unglück geſchickt ſie hatt Ihr Jüngſtes döchtergen auff Ein ſchiff gethan ſo deß Königs von Englandts Equipage führen ſolte, daß ſchiff iſt Verlohren gangen Es weiß Kein Menſch wo Es hinkommen iſt aber Es ſchlegt 10 Ich Muß ſchließen ſonſt wirdt Mons Teray mich Zürnen Nur noch ſagen daß Ich fürchte daß Ich Ewere Sündt bey dem König In Englandt bin undt daß Er Mehr Von Eüch halten würde wen Ihr mir nicht ſo nahe weret, adieu Ich ambrassire Eüch Von Hertzen undt behalte Eüch recht lieb

Elisabeth Charlotte.

St. Clou ſontag 18 Juni 1719.

— — — unßere duchesse de berry ſo ich geſtern beſucht iſt beßer gottlob Kan aber doch noch auff Keinen Fuß tretten, Es ſeindt Ihr die fußſollen undt Zähen ahn den Füßen auffgeloffen voller waßer die thun Ihr ſo wehe brennen alß wens lautter geſchwer wehren iſt woll Eine wunderliche Kranckheit den ſonſten befindt ſie ſich woll ſicht auch gar nicht übel auß, waß macht daß ſie beſſer iſt, iſt daß Man Ihr 2 mahl die woch medicinen gibt undt umb den andern tag Ein clistir, hir auß ſcheindt woll daß Ihre Kranckheit, Von dem abſcheülichen freſſen Kompt ſo ſie Vergangen Jahr gethan ſie Kam her ſetzte ſich in die seine blieb 3. 4 ſtundt Im waſſer fraß pastetten Kuchen ſalat ſchincken würſcht, allerhandt ſo Zeüch fuhr wieder a la meutte ſpatzirte bis gegen Mitternacht den ſetzten ſie ſich wider ahn taffel undt fraſſen auffs Neu biß umb 3 uhr morgendts, undt darauff gleich wurde auch ſo fett wie Eine gemäſte ganß — — Ich habe Eüch ja liebe louise Meines ſohns fieber bericht, Ich meine alzeit daß Ich Es gethan hette den Es war mein jntension Er iſt Zwar wider Zu gutter geſundtheit, aber Ich fürchte ſehr daß Es Keinen beſtandt haben wirdt den Er iſt auffs wenigſt ſo freßig alß ſeine dochter undt leſt ſich nichts wehren — — —

die engliſche nation iſt Eine böße falſche undanckbare nation die Meiſten Leütte Von Qualitet ſo Zu st germain undt Welche die Königin ſo dort geſtorben alle Erhalten undt Es offt ahn Ihre'n Mundt undt Kleyder Erſpart Ihnen guts Zu thun, undt gar Eine fromme tugendtſame Königin war, gegen deren deschainiren ſich alle Engländer Zu st germain ſagen taußendt lügen von Ihr, daß macht mich recht ungeduldig — — —

St Clou den 25 Juni 1719.

— — — Vor dießem macht man Ein ſo großes weßen vom 7ten ſohn daß die Könige hir Im Landt Eine pension drauff geſetzt hatten, daß iſt gantz abkommen den Man Endtlich woll geſehen daß Es Ein bloßer aberglauben war Man meint hir auch daß der 7bente ſohn die Ecruellen durch ahnrühren Könte Ich glaube aber daß Es Eben ſo Viel Krafft hatt alß der König In franckreich ahnrühren — wen Man Meinen raht folgen ſolte ſo ſolten alle potentallen befehl außgeben daß man In allen chriſtlichen religionen alle ſcheltwort abthun ſolte undt Ein jedes glauben undt leben laßen, wie Er Es Verſteht, undt die hart Zu ſtraffen ſo unEinigkeit Zwiſchen christen ahnſtellen wollen, den daß iſt waß gott ahm Meiſten Müßfehlt den ahn fiellen Orten deß Neuen Testaments ſagt unßer herr christus daß In (Gott lieben von gantzem Hertzen Von gantzer ſeelen undt allen Kräfften undt ſeinen Negſten alß ſich ſelbſt) darin beſtehet daß geſetz undt die prophetten worinnen die gantz christliche charitet begriffen aber Eines den andern Vor Verdampt Zu halten, iſt geraht gegen dieße charitet den daß macht den Negſten haßen ahn ſtatt Ihn Zu lieben alßo ſolte daß hoch Verbotten werden, aber Ich fürchte Man wirdt meinen raht, weder Nehmen noch folgen — der caissier Zu Heydelberg hatt Vielleicht waß vor Churpfaltz Erſpart den Hertzog Von württenberg Zu Entpfangen, drumb hatt Er Eüch nichts geben

Können — der Königs In preüssen raht Können Einen ſtarcken nachbrück haben, den Er hatt Eine ſtarcke armee auff den Fuß geſtelt Eine armée ſo mitt großen geſtücken ſprechen Kan, wirdt ſehr persuatif alſo hoff ich ſehr, daß des Königs In preussen brieff ahn Churpfaltz den armen pfältzern dinlich ſein wirdt gott gebe ſegen dazu — — —

St Clou den 6 Julli 1719.

Hertzallerliebe Louise geſtern war ich Zu paris da bracht man Mir Ewer liebes ſchreiben vom 25 Juni no 50 Ich machte Es In großer Eyll auff die hoffnung Zeittung von Eüch Zu Erfahren undt ob Eüch der ſchrecken nichts geſchadt auch ob Ihr außer daß schomburgische hauß ſonſten waß durch den abſcheülichen brandt Verlohren habt, den Ein augenblick Vorher Ehe Ich Ewer liebes ſchreiben bekomme, bracht mir die fraw von Rotzenhaussen Ein ſchreiben, ſo Man Von franckfort auß, ahn Einen Von Ihren gutten freünden Einen Kauffmann geſchrieben ſo Zu paris iſt Vom 29 Juni daß durch Einen Bierbrawer der brandt ahngangen ſo ſelbigen tag noch nicht geleſcht war ob Zwar ſchon wie Er ſchreibt 550 heüßer Eingeaſchert wehren undt unterandern Nent Er den schonburgischen hoff, worüber Ich woll hertzlich Erſchrocken bin — — —

Herr feſch iſt Ein witwer hatt Einen ſohn und bejammert noch alle tag ſeine Verſtorbene fraw Ich glaube aber daß wen die fraw von Zachman gewehlt hette würde ſie Ihn woll getröſt haben, Ich finde daß Er recht hatt den Man Kan Kein artiger Weibgen ſehen alß ſie iſt, ſo woll von Figur alß maniren, der Herr feſch iſt Ein ſchweitzer * ſo Viel Verſtandt Er iſt raht bey dem margraffen Von Durlach Ein rechter wacker Ehrlicher Man Er iſt hir bey hoff wegen den affairen Von den ſchweitzern, Er iſt reformirt — — —

St. Clou ſontag den 9 julli 1719.

— — — die boße pfaffen ſeindt ſchlimme geſellen, wen Ihnen waß Im Kopf Kompt leütte Zu plagen haben ſie Keine ruhe biß ſie Es Ins werck ſtellen, Ich habe ſie genugſam geſehen, wie ſie Es machen und Es hergeht, Es iſt Eine Ellendt wen man meint devol Zu

---

* Aus dem bekannten Baſler Geſchlecht, dem auch Napoleons Oheim, Cardinal Feſch entſtammte.

ſein undt Nur Zu glauben wen Einem die pfaffen weiß wollen machen, unßer S. Konig war ſo Er wußte Kein wort Von der H. ſchrift Man hatte Es Ihm nie leßen laſſen, Meinte daß wen Er Nur ſeinen beichts Vatter ahnhörte und ſein paler noster plabelte were ſchon alles gutt undt Er were gantz gotsfürchtig hatt mich offt recht gejammert, den ſein jntension iſt allezeit auffrichtig undt gutt geweßen, allein Man hatt Ihm weiß gemacht die alte Zott undt die jesuwitter daß wen Er die reformirten plagen würde, daß würde bey gott undt Menſchen den scandal Erſetzen ſo Er mitt dem doppelten Ehebruch, mit der montespan begangen, ſo haben ſie den armen Herrn betrogen, Ich haben dießen pfaffen Meine Meinung offt darüber Zwey Von Meinen beichts Vättern alß pere jourdan undt per de st pierre geben mir recht alſo gab Es Keine disputte, die Capuciner haben gar Zu Eine Einfaltige religion Lautter Lapereyen ſeindt aber Ins gemeine gutte Leütte — — —

Daß ſchiff mitt der Kleinen Kiehl Manſeck hatt ſich wider gefunden waß Ich von dießer avanture weiß hatt mir I. L. die printzes Von wallis geſchrieben, Mein gutter Vetter der König In Englandt hatt Einen wunderlichen hirnkaſten gleicht Von humor ahn Niemandts von allen ſeinen Verwandten — — — Gott ſey danck daß Es nicht wahr iſt, daß der schonburgische hoff Verbrandt iſt, wie Es In deß Kauffmanns brieff geſtanden, daß ſetzt mich gantz wider In ruhe — — —

---

st Clou den 13 Julli 1719.

— — — Ich hoffe heütte noch Zeittung Von Eüch Zu bekommen undt Ein Neheres Zu Vernehmen, nichts iſt Erſchrecklichers alß Eine ſtatt brennen Zu ſehen, Ich habe Es ſchon Viel mahl geſehen daß trawerige geleütt ſo Man darbey thut, macht die ſach noch traweriger undt abſcheülicher, hir heiſt man Es Le Tocsin Ich weiß nicht mehr wie man Es In teütſchlandt heißt — Es iſt Ein große charitet Von Eüch liebe louise die arme fraw Von gemingen salvirt Zu haben, allein Es iſt mir doch Ein wenig forcht ahnkommen Zu gedencken daß Ihr Ewere pferdt weggeſchickt undt daß wen der windt (wie leicht geſchehen Kan) gewendt hett daß Ihr deſto größer gefahr würdet gehabt haben Kein wagen Kutſch noch pferdt mehr Zu haben Eüch Zu salviren, Es muß Ein ſchlechter ahnſtalt Zu franckfort ſein gegen den brandt daß man nicht hatt helffen Können undt 500 heüßer Verbrandt ſein, Zu strasburg iſt beſſer order —

---

st Clou den 20 Julli 1719.

— — — Hertzallerliebe Louise made de Berry iſt noch nicht todt Ich fürchte aber Es wirdt baldt mitt Ihr auß ſein, den Es fengt ahn Zu donnern undt daß iſt Eine gefehrliche ſache, Vor leütte ſo todtlich Kranck ſein, Sie ſagte geſtern ſie ſterbe gern weill ſie ſich ja doch mitt gott verſehnt hette, undt daß wo fern ſie lenger leben ſolte, ſie vielleicht ſich wider gegen Ihren gott Verſündigen Könte wolte lieber ſterben daß hatt unß alle ſo touchirt daß Ich Es nicht außſprechen Kan, ſie iſt In der that Ein gutt Menſch hette die Mutter mehr ſorg vor ſie gehabt undt ſie beßer Erzogen, were nichts alß lautter guts auß Ihr geworden, Ich geſtehe daß mich Ihr Verluſt recht Zu hertzen geht — — —

aber laſt unß Von waß anderſt reden, dießes iſt gar Zu betrübt — waß Ihr rohtes In meinem brieff geſehen wahr himbern ſo Ich geßen hatte, undt die farb war mir ahn den fingern geblieben womitt Ich Mein papier halte — der papageyen dreck ſtinckt nicht ſehr undt die hundt daß laß Ich gleich weg tragen, Ich ſehe woll daß Ihr die hundt nicht liebt den wen Ihr ſie lieb hettet wie Ich, würdet Ihr gedult mitt Ihren ſchwachheitten haben, Inſonderheit wen Ihr Ein hündigen hettet wie die Reine jncognue daß alles Verſtehet, wie Ein Menſch undt Kein augenblick Von mir ſein Kan, ohne bitterlich Zu weinen undt Zu heüllen auch Kompt ſie Nie Von mir alß In der Zeit daß Ich bey made de Berry bin, da laß Ich ſie In der Kutſch die betrübniß iſt groß aber die freüde auch wen ſie mich wider ſicht, ſorgen geben die hundte aber ſie machen ſich ſehr beliebt, wen ſie trew ſein — — —

wie Ich Erſt In franckreich Kam wolte Ich nachts Im gartten Zu versailles ſpatziren der ſchweitzer ſo die wacht hatte wolte mich nicht durch laßen (Ich ſagte Zu Ihm gutter ſchweitzer laſt mich ſpatziren Ich bin deß König bruder fraw, hatt der König den Ein bruder, ſagt der ſchweitzer, ich ſagt wißt Ihr das nicht, wie lang dint Ihr bey dem König Er ſagte 30 jahr, Ich ſagte wie wißt Ihr den nicht daß der Konig Ein bruder hatt man macht Eüch ja deß gewahr Nehmen wen Er Vorbey fährt, ja ſagt der ſchweitzer wen man die trumel ſchlegt Nimb Ich daß gewehr waß gehts mich ahn Vor wem Es iſt, Ich habe Nie gefragt ob der König weib Kinder oder bruder hatt da frag Ich nichts nach) Ich habe den König hertzlich mitt dießem dialogue lachen machen — — —

St Clou den Sontag 23 Julli 1719.

Hertzallerliebe Louise, waß Ich ſo ſehr gefürcht iſt Endtlich umb halb 3 donnerſtags nachts geſchehen die arme duchesse de Berry iſt geſtorben, Es hatt just Ein mont gefehlt daß ſie Ihr 24 Jahre accomplirt hette den ſie war den 20 juni gebohren freytag nachmittags bin ich gleich nach dem Eßen nach Paris, habe meinen armen ſohn In Einer betrübniß gefunden daß Es Einen ſtein Erbarmen mögte, wir werden 3 mont Nur trawern, Man hette 6 mont trawern ſollen undt ſchwartze Kutſchen undt Liberey Nehmen allein die Neü regle Von der trawer In franckreich iſt allehalb abgezogen Man trawert, Vor Vatter undt Mutter da Man Vor dießem Ein Jahr trawerte tregt man jetzt Nur 6 mont die trawer undt trapirt, Vor brüder undt ſchweſter ſo Ein trawer von 6 mont war Nur 3 mont undt trapirt nicht, natürlicher weiß ſolte Ich gar nicht trawern weillen ſie Mein Kindt undt Enckel geweßen weillen ſie aber nach dem König daß haubt Von gantzen Königlichen hauß war, alßo wie man hir ſagt laisnée, ſo Muß Ich ſie wie eine ſchweſter betrawern, daß Kömpt mir gantz ungereimbt Vor daß man In franckreich ſeine Kinder nicht betrawert Es iſt Einem ja nichts Näher, aber man hatt dolle maniren In dießem Landt, woran Ich mich auch Nie gewehnen Kan, ſeindt daß Kauffen undt Verkauffen Von den chargen, undt hernach daß Man Nur 3 mont Von ſeinen leütten bedint wird undt alle ¼ Jahr ändert, waß ſie In den 3 mont gelehrnt Verlehren ſie wieder In den 9 mont Es macht auch untrewe bedinten den ſie Kauffen Ihre charchen, umb dran zu profittiren, undt Zu gewinnen wie ſie Können, da Vergiſt man ſich nicht, alſo lehrnt Es braff ſtehlen, undt wie Man Nur die haben Kan ſo gelt haben umb Zu Kauffen hatt man ander leütte bedinten den Ihre herrn geben Ihnen gelt die chargen Zu Kauffen daß wirdt Eine recompencen alſo Kan Man Kein wordt Vor ſein Eygen ſagen ſo nicht gleich welt Kündig wirdt Ein jeder ſagts ſeinem hern wider, ſtirbt man wie jetzt geſchehen Verzweyfflen alle die ſo auff Ihren chargen haben profittiren wollen, da ſegt Ihr liebe Louise waß Vor Ein Ellender ahn ſtalt dieß alles iſt, Könt alſo leicht gedencken waß Vor Ein lerm Lamentiren undt gebler Man hören Muß jetzt aber hirmitt auch Ein mahl genug Von allen den trawerigen undt betrübten ſachen geſprochen Ich will Von gantz waß anderſt reden — geſtern iſt der leiningſche proces Zum Endt gangen die fürſtin Von homburg undt Ihr Schweſter haben Zum 4ten mahl gewohnen, der graff Von Leiningen ſo In den troupen iſt Kam geſtern her er iſt wie Ein Verzweyffelter Menſch, ſahe ſo Verſtobert auß wen man mir ſagen ſolte daß Er Näriſch drüber würde, Es mich gar Kein wunder Nehmen, Ich glaube aber daß die freüde bey der fürſtin Von homburg groß ſein wirdt, den ſie hatten Es hoch Von Nöhten — — —

Man hatt mich gebetten mich Zu Erkundigen ob der Duc de schomberg Coubert Verkauffe, den Man mögte Es gerne Kauffen undt Man mögte wißen bey wem man ſich adressiren ſolte Im fall man Es Verkauffen wolte, ſchreibt mir derowegen liebe Louise, waß Ihr wolt daß Ich denen personnen andtwortten ſolte, ſo wir davon geſprochen, Es ſeindt leütte von Qualitet die Es Kauffen wollen, Ich habe geſagt daß Ihr des Duc de schenburgs affaires unter handen habt daß Ich Eüch alſo davon ſchreiben wolte, ſchreibt mir den ob mans verkauffen will undt waß Man davor haben wolte, Ich glaube Ihr werdet beßer thun Es Zu Verkauffen den, wie Ewere niepcen reformirt ſein werden doch weder ſie noch Ihre Kinder Es ſelbſten beſitzen undt Nur Von den bedienten hir beſtohlen werden — In dießem augenblick Kompt man mir ſagen daß Ewer ſchwager den 6 geſtorben ſoll ſein Ich habe gleich ahn mein ſohn geſchrieben, damitt Es ſich Coubert nicht mag außbitten laßen ſondern Vor Ewere niepcen behalten — — —

St. Clou den 27 julli 1719.

— — — graff degenfelt ſagt ſein Schwiger her Vatter hatte alle die frantzöſche gütter ſeiner gemahlin Vermacht, Ich habe Im geſchriben (daß Er ſehen mögte wie ſie ſich mitt Einander In dem ſtück Vergleichen wolten, daß Ich gethan waß bey mir geſtanden) — —

Man hatt gar Viel exempel daß Krancke leütte Im ſabeln undt ſterben prophezeyt haben Mein bruder S: ſolle Im ſterben daß gantze unglück Von der pfaltz In Lateinische versen recitirt haben

— Ihr habt die wilder woll gekandt undt wiſt woll liebe Louise daß der Elſte ſohn ſein Jüngſtes brüdergen unglücklicher Weiß Erſchoßen hatt Eine von den ſchweſtern bekam Ein hitzig fieber undt rieff alß laſt bruder carlgen nicht Zu bruder wilm Er wirdt Ihn Erſchießen welches Etlich tag hernach geſchehen — wen Ihr weg geht nach geisenheim ſo laſt wenig ſachen Zu franckfort In allen fell, den vielleicht gibt Eüch gott der allmachtige Eine warnung — — —

St. Clou den 30 julli 1719.

— — — In dem callender den Man Le Siegois heiſt traut Man Viel Von jncendie wie ſchon diß jahr geſchehen ahn viellen ortten, Man Kan nicht genung In dießen Zeitten auff feüer undt leicht achtung geben, Es iſt gewiß, Es iſt Etwas In dem geſtirn, ſo Zum feuer Neigt — waß hatte der graff Von Solms den bößen Kerl gethan ſo Ihm ſein dorff In brandt geſteckt, daß Zeichen ahm himmel haben wir hir Im aprill geſehen Ehe Ich Von paris weg, Ich glaub Ich habe Es Eüch damahl geſchrieben, waß wir Zu paris geſehen war In der Nacht wie Ein heller ſonnen ſchein hatt Kein Vatter unßers lang gethawert, ahn andern ortten In dießem landt hatt Man Es alß Eine feüerige Kugel geſehen — Von dem armen duc de schonburg ſage Ich nichts mehr den Ihr werdet durch mein letztes ſchreiben Erfahren haben daß Ich weiß wie Er geEndet hatt, Man meint daß Es Ein groß glück Vor ſeine dochter iſt daß Er ſo plötzlich geſtorben den Man ſagt daß ſein jntention geweßen ſeine metres Vor ſeine fraw Zu Erklären ſeine dochter Zu Enterben undt ſeinem bastart ſo Er mitt der metres hatt Vor ſeinen Erben Zu Erklären, daß were abſcheülich geweßen undt Ein falſch ſtück, nach dem Er ſeiner dochter undt graff degenfelt ſo viel amitié Erwießen aber Es iſt woll abgangen — — —

---

st Clou den 3 augusti 1719.

— — — Ich wuſte nicht daß die printzes Von wallis den geruch Von pomerantzen blüht nicht leyden Kan, Chur Bayern wirdt ohnmachtig wen Er pomerantzen oder cittronen ſicht — — —

St Clou den 6 augusti 1719.

— — — Ich habe Keinen Ergeitz will nichts regiren würde auch Keinen Luſt drin finden daß iſt der franzoſchen weiber Einige ſache Keine Küchen magt hir glaubt daß ſie nicht Verſtandt genung habe daß gantze Konigreich Zu regiren undt daß man Ihr daß gröſte unrecht Von der welt thut, ſie nicht Zu raht Zu Ziehen, daß hatt mich alle ambition gantz Verleydt, den Ich finde Ein ſolch abſcheülich ridicul hirin, daß mir davor grauſt, außer made de chasteautier ſonſten Kein Menſch hir Im Landt, ſo nicht jnteressirt iſt drumb wollen ſie alle regieren umb reich Zu werden ob ich Zwar nach Meinem ſtande arm bin wolte Ich mir doch Keine Mühe geben umb mehr Zu haben made de Berry ſo noch Ein mahl ſo Viel Einkommen hatte alß Ich, laßt außer waß man Von Ihrem golt bezahlen Kan meinem ſohn noch $\frac{m}{400}$ livres ſchulden, daß wirdt man ob gott will bey mir nach Meinem todt nicht finden — Es Muß Ein boßer ahnſtalt bey dem feüer Zu franckfort geweßen ſein, den hatte man gleich heüßer abgebrochen undt waß gebrendt außbrennen laßen, were nicht ſo Viel unglück geſchehen, Ihr habt woll recht liebe Louise, wen Ein unglück ſein ſoll Muß ſich alles dazu ſchicken — Ich habe die ſtorchen recht lieb haben mich Manche ſtunden ahn Meinen fenſter Zu heydelberg amussirt, Man Könte gantze bücher ſchreiben, Von waß man dießen Verſtändigen Vögel thun ſicht — die affairen wegen der Religion In der pfaltz ſeindt woll recht pfaffen werck, Man will ſehr glauben machen daß man Eine große freyheit der Religion In der pfaltz leſt daß breytten die wießer auß undt der vicecantzler franc Ich habe Es aber ſehr widerſtritten, wegen deß amportements ſo man gegen den heydelbergischen gehabt hatt, die pfaffen ſein freche ſchlüngel die ſich Nicht viel bekümmern ob ſie Ihres Herrn befehl übergehen oder nicht, Es iſt nicht Zu beſchreiben welche Eine unaußſprechliche Hitze Man ſeyder 14 tagen hir außſtehet — — —

St. Clou den 10 aug. 1719.

— — — Von der armen made de Berry Kranckheit, war ahn Ihrem todt ſchuldig iſt, daß iſt die Verfluchte mouchi Ihre favoritin die hatt ſie umgebracht alß wen ſie Ihr Ein Meßer Ins Hertz geſtoßen hatte, Man weiß Nun daß ſie Ihr nachts allerhandt ſachen Zu freßen geben mitt la fievre lente ſo dieße arme printzes ſchon hatte hatt ſie Ihr nachts fricassén Kleine Bastetten melonen salat Milch feygen undt pflaumen Eßen machen, undt böß bier In Eyß gekalt drincken machen undt die thür Zugeſpert undt In 14 tagen Keinen dockter ſehen laßen, daß hatt gemacht daß daß fieber ahn ſtatt double tierce continuirlich worden mitt 2 redoublementen deß tags ſo man nicht mehr hatt auffhalten Können, Mein ſohn hatt die böße hexs mitt Ihrem Man Exillirt Ich glaube daß wen ſie Zu paris geblieben were würden der Duchesse de Berry bedienten ſie geſteinigt haben Ich glaube Ich habe Eüch ſchon geſchrieben wie wenig ſie nach Ihrer fürſtin todt gefragt hatt, ſo Ihr mehr guts gethan alß ſie Immer wehrt iſt, Keiner Von der Duchesse de Berry Leütten haben Ihr nichts Zu Eßen geben waß ſie nicht hatt Eßen dürffen aber die favorittin hatt Es Im dorff hollen und Zu richten laßen undt gebracht durch Eine Hinterthür wen Man gemeindt daß ſie ſchlieffen, wenn ſie ſie mit fleiß wollen umbs leben bringen hatte ſie Es nicht anderſt machen Können — — —

St. Clou den 17 augusti 1719.

— — — gott verzey mirs aber Es Kompt mir poßirlich Vor daß der Herr Von sickingen ſo alle welt Erben wolte ſelber geſtorben iſt — Es iſt woll waß gar rares wen frantzoßinen Kinder woll Erzigen den daß wißen ſie ahm wenigſten machen Entweder coquetten oder bigotten auß Ihnen undt ſelten waß rechts, Ich habe nicht gern wen Kleine medger Zu Ernſtlich ſein den wollen ſie capabel ſein undt werden jmpertinent undt unleydtlich, ſehe Viel lieber daß ſie Kindiſch ſein — 2 ſtattger ſeindt Im grundt Verbrandt st menhout undt la charité In dießem letzten ſeindt 1300 heußer Verbrendt — —

St. Clou den 20 augusti 1719.

— — — Ehe ich graff von degenfelts briff Entpfangen, hatte Ich ſchon Coubert Vor die schonburgische Kinder außgebetten, ſo baldt Mans Ihnen geben Könt Ihr woll (glauben) daß ſie Es genießen werden wie Ihr herr Vatter Es genoßen hatt wenn ſie Es Verkauffen wollen weiß Ich Ihnen Zwey Kauffleütte Vor Einen ſchreibt mir Nur bey wem ſie ſich ahnmelden Müßen, ſie haben mich drumb gebetten, undt ſchreibt mir waß Es koſt, daß iſt Etwaß rares daß ſchwäger Einig ſein, iſt aber Löblich undt Ein Zeichen daß ſie beyde Ehrliche leütte ſein — — —

Es iſt nicht genung wen Man regirender herr iſt wie Churpfaltz daß man ſeinen unterthanen ſelber nichts Zu leydt thut, man ſolle ſie auch gegen böße pfaffen beſchützen undt Ihnen nichts leydts geſchehen laßen, ſo Meine Ichs allzeit Inſonderheit waß Kirchen geſehle undt gerechtigkeitten ahnbelangt, weillen die Badenische auch theil ahn creützn̄ach haben, Mußen dort mehr pfaffen undt monchen ſein alß anderwerts, undt Von dießem Zeüg Kompt ſein leben nichts gutts undt wie daß teütſche ſprichwort ſagt

wer will haben zu ſchaffen
der Nimb Ein weib
Undt Kauff Eine uhr
undt ſchlag Einen pfaffen — — —

St Clou den 27 augusti 1719.

— — — Vergangen freytag war noch Eine Erſchrecklich hitz Ich hatt Mein balcon offen biß umb 9 abendts ſahe alſo daß feüerwerck des thuilleries ſo man alle jahr macht den König Zu feyern, weillen Es deß Königs Nahmens tag iſt, alß wen Ich dabey were, Es iſt aber übel abgeloffen wie man mir freytag geſagt den 7 personnen ſeindt Im Zulauff Vom pöpel Erſtickt worden undter andern Eine ſchwangere fraw undt Ein abbé 8 ſchelmen undt filoux haben die presse gemacht umb Zu ſtellen, haben Einem armen metgen die coifure Vom Kopff gerißen weillen Es hübſche ſpitzen wahren — die hitze undt die Verfluchte wandtleüße, die haben mich noch die gantze nacht gebrilt, die printzes Von wallis ſchreibt mir daß man In gantz london drüber Klagt undt die Königin von sicilien ſchreibt daß man Ihr gantz bett voller wandtleüß gefunden hatt — — —

made de Berry hatte daß gantz apanage Von Ihrem Herrn S: daß hatt der König Nun wider Sambt der pension Von $\frac{m}{660}$ francken deß Jahres, die ſchulden fallen Meinem ſohn alß Erben heim, über alle beſoldung ſo ſie allen Ihren leütten jeder Zwey oder 3 Jahr ſchuldig iſt, Muß mein ſohn noch 4 mahl hundert taußendt francken Zahlen ſo ſie ſchulden gemacht hatt, iſt abſcheülich beſtohlen worden, alle Ihre bedinten ſcheinen ſehr getroſt Von Ihrer Verluſt, ja liebe Louise Ich bin auch getröſt auß viel urſachen ſo Ich nach Ihrem todt Erfahren undt welche ſich nicht ſchreiben laßen — — —

unßere liebe printzes Von wallis ortographirt bitter übel, hatt ſchreiben Nur Von ſich ſelber gelernt alſo gar Kein wunder daß Es In dießem ſtück ſchlegt Ich bins aber Lengſt gewohnt undt leße Es Nun gar woll aber Im ahnfang habe ich Ein wenig Mühe gehabt ſie ſchreibt gar artig undt genehm waß den Verſtanht ahn langt — —

St Clou den 31 augusti 1719.

— — — Vergangen Montag wolte Ich, wie ordinarie Ins bois de boullogne Zu chausseray aber alle meine Kutſcher Vorreütter beyleüffer undt ſtallknecht wahren ſo Kranck daß Ich Zu St. Clou bleiben Muſte die Mich geſtern geführt haben ſehen mehr todten alß Lebendigen gleich, die rohte ruhr undt ahnſteckende hitzige fieber regieren überall, Es iſt abſcheülich wie Viel leütte ſterben, man hort nichts anderſt alß Von unglück undt betrübtnuß Ein armer gärtner drunten hatt ſein Vatter undt Mutter die liegen auff den todt undt ſeine fraw iſt auff Einen ſtutz Närriſch worden leüfft tag undt nacht Man Muß allezeit bey Ihr ſein den ſie will alß Inß Waßer Lauffen, wo man ſich Nur hin thret ſicht man betrübte geſichter außer Mein Enckel der Duc de chartre der iſt gar luſtig undt Erfrewet — Ich weiß nicht ob Ich Eüch letzte post geſchrieben (den Ich habe gar Ein ſchlim gedechtnuß undt daß wirdt teglich ärger), daß mein ſohn daß gouvernement Von dauphiné Vom duc de La feuilliade $\frac{m}{800}$ Livre gekaufft Vor ſeinem ſohn den Duc de chartre, $\frac{m}{500}$ Vor daß gouvernement, und $\frac{m}{100}$ thaller Vor le Brevet de retenue ſo der Duc de La feuilliade hatte, alle gouverneurs de provintz haben capitaine des gardes, alſo hatt Man Meinem Enckel geſtern auch Einen geben ſo Er mir mitt freüden pressentirt — Es iſt des marquis do ſein dochter man, welche dochter bey der duchesse de Berry geweßen undt welche bey Ihr In ungnade Kommen war wegen der bößen favorittin der mouchi, made d'orleans hatt ſie In der Zahl Von Ihren damen ahngenohmen daß iſt daß Einzige ſo wir Neües hir haben ſeyder dieße 6 tagen iſt gar nichts Neües Vorgangen alß Viel ſachen In den financen ſo ich nicht Verzehlen Kan, den Ich begreiffe Es nicht, Nur daß weiß Ich daß Mein ſohn Ein Mittel gefunden mitt Einem Englander ſo mons' Law heiſt aber die frantzoßen heißen Ihn mons las, diß Jahr alle deß Konigs ſchulden Zu Zahlen ſo auff 2 mahl hundert taußendt millionen auß lauffen, der Junge König wirdt alſo auß Einen armen König Ein gar reicher werden — — —

Es iſt nicht Zu Verwundern wie die Duchesse de Berry ſchulden gemacht hatt ſie hatte einen jmpertinenten Jungen Menſchen bey ſich undt Ein Ehr Vergeßen weib ſo mitt dem Jungen Menſchen Zu gehalten die haben alles ſich geben machen daß hatt ſchulden über ſchulden gemacht den daß gantze hauß hatt drüber gelitten, ſie hatten eine ſolche authoritet über ſie gehabt, daß ſie Ihnen Nie nichts abgeſchlagen hatt — Ich wahr ahn die duchesse de Berry geblieben die ihre leütte ſo beſtollen haben, ſie hatt aber alles gar gutt willich geben hette Ich Eine ſichere gelegenheit würde Ich Euch Ein mehrers hir Von Verzehlen, aber ob Zwar daß unglück der gantzen welt Kündig iſt, ſo ſchickt Es ſich doch nicht In Meine feder, Nur daß ſagen daß Ich ſehr getroſt über meiner Enckelin todt bin durch alles waß Ich Von Ihr ſeyber Ihrem todt Erfahren hab — — —

Ich habe heütte nachmittag Erfahren daß Mein ſohn den Verfluchten Duc de richelieu auß der Bastillen gelaßen undt wider auff freyen fuß geſtelt hatt, ob Er zwar ſeine untrewe ſelber geſtanden, daß thut ſeine Zitterkopfigte gemahlin Ich Zweyffle nicht daß ſie Es ſo weit bringen daß Ihr bruder und bruders gemahlin auch loß gelaßen wirdt werden — — —

St Clou den 3 7br 1719.

— — — Mein ſohn Kam Vergangen freytag her, undt machte Mich reich Er fünde daß Ich Zu wenig Einkommen hette hatt Es mir alſo Von $\frac{m}{150}$ francken Vermehrt undt weillen Ich gott lob Keine ſchulden habe Kompt Es mir apropo umb mich die überige Zeit ſo ich noch Zu leben habe a Laisse wie Man hir ſagt ſetzen — — —

Die mouchi war woll die unwürdigſte favoritin ſo Man jemahlin geſehen hatt Ihre fürſtin betrogen belogen undt beſtohlen, ſie war auch Von gar geringer gebührt Ihr GroßVatter Von Mutter ſeytten, war Meines Herrn S ſeltſcherer controlleur general Vom hauß ſo auch Keine hohe charge iſt hieß forcadel, die Mutter iſt auch nicht Viel Nutz, hatt In Ihren witwen ſtandt lang mitt Einem geheürahten Man hauß gehalten, Man Kan ſagen daß dießes alles Zuſamen ſtinckende butter undt faulle Eyer ſein, waß dieſe mouchie possirliches gethan iſt daß ſie Ihren Eygenen amant den comte de Rion beſtohlen mad de berry hatte dießem gar viel geben In Edelgeſtein undt bar gelt daß hatt Er alles In Eine Kiſt gethan, dieße Kiſt hatte Er Zu meudon gelaßen die hatt Ihm ſeine liebe mouchi geſtollen undt iſt mitt fortgangen, das find Ich poßirlich — — —

wie Mein ſohn zur regence Kommen war der König In ſchulden Von 2 mahl hundtert taußendt millionen undt wilß gott übers jahr wirdt alles Liquitirt ſein, Mein ſohn hatt Einen Englander gefunden ſo Mons' Law heiſt undt die financen auff Ein Endt Verſtehet, der hatt Ihn dazu geholffen — — —

St Clou Mittwog den 13 7br 1719.

— — — Ich glaube daß unßers printzen Von Birckenfels Beylager iſt Nun Vorbey, In meinem Sinn ſeindt die Zwey Schweſtern ſehr unterſchiedtlich Verheyraht, die Elſte hatt den Erſten ſeegen aber Vielleicht wirdt die Jüngſte glücklicher ſein alß die Elſte den Ich glaube daß die graffen Von stolberg reich ſein, auffs wenigſt wirdt Er Vielleicht nicht ſo Viel ſchulden haben alß der alte Hertzog christian Von Birckenfelt ſeinem Herrn ſohn gelaßen hatt — Von der maitresse iſt nichts mehr Zu fürchten, ſie iſt heßlich undt gantz Kupfferig geworden undt der printz hatt ſie ſchon lang Ehe Er ahn heürahten gedacht, nicht mehr geſehen, alß hatt ſie Von deren nicht mehr Zu fürchten, waß Es weytter geben wirdt, ſolle die Zeit lehren, die Liebe iſt nicht geroſt aber daß geſicht Von der gläßerin iſt Verroſt — —

Es iſt woll Ein recht Ellendt daß die desbeauchen ſo Eingerißen haben Vor dießem war Es doch nicht ſo beücht Man horte nicht Von ſo abſcheülichen historien wie Nun Von deß margraffs Von Durlaches dolles leben habe ich gehört, Es iſt gar Zu Nariſch Ich förcht dießer Herr ſey gar Zum Nahren geworden den Näriſcher hatt mans Nie Erlebt, undt habe Nie Von der gleichen gehört alß Einen Mahler Zu paris ſo santerre hieß, der hatte Keine Mahler Jungen noch Knechte ſo Ihm binten lautter Junge Medger ſo Ihn auß undt ahn Zogen Er war aber nicht geheüraht — — —

St. Clou den 17 7br 1719.

— — — Ich habe Vergangen Mittwog Verſprochen daß Ich Eüch liebe Louise heütte Verzehlen wolte wie Meine reiß nach chelle abgangen, daß werde Ich hirmitt thun, Ich fuhr Vergangen donnerſtag umb halb 7 hir weg, mitt der duchesse de Brancas made de chasteautier undt die fraw Von Ratsamshaussen wir Kammen umb halb 10 Zu chelle ahn, Mein Enckel der Duc de chartre war ſchon ahn Kommen Ein halb Viertelſtundt Hernach Kam mein ſohn, Eben ſo lang Hernach Kam madll de valois ahn mad la duchesse dorleans hatt ſich expres Zur ader gelaßen, umb nicht dabey Zu ſein, den ſie undt die abtißin ſeindt nicht allezeit die beſten freündt aber wens ſie gleich geweßen were ſo hette Ihrer fraw Mutter natürliche faulheit Ihr nicht Erlaubt dabey Zu ſein, hette Zu früh auffſtehen Müßen umb nach chelle Zu fahren, Ein wenig nach dem Es 10 geſchlagen gingen wir In die Kirch der abtißin prié Dieu, war In der nonen Chor Von Violetten samet mitt goltenen fleurs de lis ganz Voll geſtickt, Mein prié Dieu war ahn der Balustrade Vom alter darauff wahren mein ſohn undt ſeine dochter war hinter Meine chaisse den die princessen du sang dörffen nicht auff mein trap de pied Knieen Nur les petits Enfants de france, wie Mein ſohn undt Meine dochter, Ich ſage Eüch diß liebe Louise, weillen Ich glaube daß Ihr dieße ceremonie nicht wiſt, deß Königs ganze mussiq war In der tribune ſungen Ein ſchön modet der Cardinal de noaille ſagte die Meß, der altar iſt gar ſchon Zu chelle Von lautter ſchwarz undt weißen Marmel, 4 groß mächtige Seüllen Vom ſchwarzen Marmel, oben undt unten weiß worauff 4 ſchönne woll gemachte figuren Von weißen marbre Von heylligen abtißinen ſein, worunder Eine iſt ſo unßerer abtißin gleicht alß wens Vor ſie gemacht were, daß Es doch lengſt gemacht Ehe ſie gebohren den ſie iſt Nur 21 Jahr alt, Es Kamen 12 Mönchen Von Ihrem ordre In geſtickten chasublen umb der Meß Zu dinnen nach dem der Cardinal die Epistel geleßen ging der ceremonie-Meiſter Jns nonen chor undt holte die abtißin, die Kame mitt gutte Minen mitt Zwey abtißinen gefolgt undt Ein halb Duzendt nonen Von Ihrem closter machte Eine große reverentz ahn dem altar undt mir, Eine ſtieg hinauf undt Kniete Vor dem cardinal Nieder der ſaß In Einer großen chaisse a bras Vor den altar Man bracht Ihr In ceremonien la Confession de foy die laß ſie hernach legte ſie ſich ganz blatt auff die lezte taffeln Vom altar da laß der cardinal Viel gebetter über ſie undt laß auch daß Evangelion hernach huben ſie die Zwey abtißinen ſo gefolgt hatten wider auff knicte wider Vor dem cardinal der gab Ihr Ein buch worinen Ihre regul Vom closter ſtehet damitt führt Man ſie wider an Ihrem plaz undterdeßen, laß Man Le credo undt Loffertoire, hernach bracht man dem Cardinal die chaisse a bras wieder undt die 12 pfaffen holten die abtißin a Loffrande die gingen wieder mitt den vorigen begleydt Vor dem altar, Man brachte Ihr Zur offrande 2 große Kertzen 2 leib brodt davon daß Eines Vergült daß andere gantz Verſilbert iſt 2 Tonnen davon Eines Vergült wie daß brodt daß ander Verſilbert iſt, nach dem ſie dießes alles mitt ceremonien dem celebrant pressentirt hernach führt man ſie ahn Ihrem ort wie Es ahn der Communion·Kam undt der cardinal communicirt hatte holte man die abtißin die hatte damahlen den ſchleyer über die Naße, ging Vor den altar mitt auff gehoben händen undt communicirte ginge hernach wider ahn Ihrem platz undt der cardinal Endigte die Meß biß auff den ſeegen, da holten die Zwölff Möngen en chape mitt dem CeremonieMeiſter abtißinen undt nonen ſie Kniete wider Nieder undt der Cardinal gab ihr den biſchoff ſtab oder crosse wie Mans hir heiſt ſie ſtundt auff behilt dießen ſtab In der handt undt threhete ſich gegen daß Chor ſo alle nonen ſehen Konten Hernach gingen die 12 pfaffen wider Vor Ihr her ſie gab die groſte der nonen ſo die charge hatt ſie Zu tragen der cardinal führte die Abdißin, die ſetzte ſich nicht wieder ahn Ihr pries Dieu ſondern Er führte ſie auff der abtißin ſtuhl ahm andern Endt, über dießem ſtuhl undt pries dieu war Ein dais de princesse du sang mitt fleur de lis undt Ihr wagen In Ihrem marsch ließen ſich paucken trompetten undt hautboie ſo baldt ſie In Ihrem trohn placirt war ging. der Cardinal mitt allem ſeinen pfaffen wider ahn dem altar ſtundt auff der lincken ſeytten mitt ſeinem biſchoffſtab In der handt undt die mussiq ſunge daß Te deum laudamus daß werdte Eine geſchlagene ſtundt unter dießem geſäng Kamme daß closter Von nonen Zwey undt Zwey undt Erwießen durch große reverentzen Ihre soumission daß Erinerte mich ahn wie man athis Zum grand prester de Cibelle macht, den da Kammen auch 2 undt 2 mitt reverentzen Ich Meinte Man würde ſingen wie In dem Opera

que devant vous tout sàbaise et tout tremble
vives heureux vn jours sont nostre Espoir
rien n'est si beau que de voir Ensemble
vn grand meritte avec vn grand pouvoir
que lon benisse
Le Ciel propisse
qui dans vos mains
met les sort des humain.

nach dem Te Deum gingen wir wider Jns Closter umb halb Zwölff ging Jch Zur taffel aß mitt Mein ſohn mein Enckel den duc de chartre die princesse victoire de soisson die junge madlle dauvergne deß Duc d'albret dochter, undt die 3 damen ſo mitt Mir Kommen wahren, Eine halbe ſtundt hernach ging unßere abtißin ahn taffel Jn Jhrem Sahl ahn Einem tiſch Von 40 couvert Mitt Jhrer ſchweſter madll de vallois undt 12 abbißin 2 damen ſo mitt madll de valois kammen wahren die geweßene 2 hoffmeiſterin die jetzige undt die vorige undt alles überige nonen Vom closter Es war poſſirlich Zu ſehen alle dieße taffel mitt dem ſchwartzen nonen Zeüg umbringt undt alles daß bunte Von der taffel, den Meins ſohn Leütte hattens hübſch undt magnific gemacht alles obſt hatt Man den pöpel plündern laßen wie auch die confituren nach dem Eßen umb ¾ auff 4 iſt mein Kutſch Kommen undt Jch bin wider weg — — —

st Clou den 1 8br 1719.

— — — umb halb 4 da fuhr Jch au palais Royal undt ſtieg bey made d'orleans ab die fundt Jch wieder gantz luſtig den ſie hatte Zeittung Von Jhrem Elſten bruder bekommen daß Er außer gefahr undt wider gantz woll ſeye Von dem colera morbus ſo Er gehabt, Jch dachte aber Jch ſagte Es nicht wie Jhr woll gedencken Kont liebe Louise daß das ſprichwordt war iſt unkraut Vergehet nicht, Mein ſohn Kam Zu ſeiner gemahlin Jch ſprach Ein ſtündtgen gingen wir mitt Einander wie auch ſein ſohn undt 3 von ſeinen dochtern Jn die Commedie ſahen Ein altes undt gar Neües ſtück ſo les nopces de vulcain heiſt, daß gar alte wahren les horace daß Neüe iſt all Zimblich possirlich unter dem ſchein daß momus die götter außlacht undt durch fablen Jhre fehler beſchreibt Verzehlt Er alle Mißbrauch die Zu paris Vorgehen hatt mich Lachen machen, die Commedie wehrte lang — — —

Vorgeſtern bekame Jch Ein ſchreiben Von Mons' le Roy der berichtet daß Mons' le fevre ſeine ſach ſo woll gemacht daß Er coubert umb Ein million Verkauffen wirdt welches Ewern niepcen beßer bekommen alß wen ſie dieß gutt behielten, Jch Kan nicht wißen wie Es Kompt daß Eüch Meine brieffe fehlen den Jch habe Eüch fleißig, waß mich noch dran Verdriſt iſt daß Jch fürcht daß man Eüch liebe Louise Mein contrefait wirdt geſtohlen haben, den nach Meiner rechnung iſt, Es just daß paquet ſo Eüch fehlt, aber thut mir der post Meiſter Von franckfort den possen, werde Ich nicht dabey laßen, ſondern ſo baldt der Herr benteritter hir wirdt ſein, werde Ich Ihn bitten daß man Ihn obligiren mag Es wider Zu ſchaffen, freylich fehlen mir auch noch 3 Von Ewern lieben ſchreiben, Es Muß Nur Eine jmpertinentz Von dem poſtmeiſter Zu franckfort ſein, ſo Eüch Zergen, weillen Er die schonburgische lehen nicht bekommen hatt, undt waß mich dieſes noch mehr persuadirt iſt, ich Zwey Von Ewern lieben ſchreiben auß dem ſchlangen baadt ſehr woll Entpfangen Konten alſo woll überkommen Muß alſo gewiß Eine jmpertinance pleniere wie die Hertzogin Von mecklenburg alß pflegt Zu ſagen, geweßen ſein Ich hoffe daß noch daß der poſtmeiſter nicht gar Zu unbeſonnen ſein wirdt mein Contrefait gar geſtohlen Zu haben, — Es iſt Erſt halb 9 Nun Ich werde dießen nachmittag Erſt meine brieffe Von paris bekommen, hoffe daß man mir Etwaß Von Eüch liebe Louise bringen wirdt, Es iſt ſehr apropo Kommen daß mein ſohn mir Meine pension Vermehrt, den man war übel mitt mir umbgangen, nach meines Herrn todt, Es war Meines ſohn ſchuldt nicht ſondern der alten Zott ſo gegen war undt Meines ſohns leütten ahngeben Es ſo gar übel Zu machen mitt Verſicherung daß Es des Königs wille were welches doch pure lügen wahre, welches hir auß woll Erwießen, daß ſo baldt Ich dem König Zu wiſſen gethan daß Ich das Jahr nicht außKommen Könte hatt Er meine pension mitt $\frac{m}{40}$ livre Vermehrt, daß hatt die Zott ſchir Vor Zorn bärſten machen, ſie ließ ahn Meinen leütten ſagen ſie ſolten ſich woll hütten mehr Zu fordern, Etwaß aber daß mich damahlen Von hertzen lachen machte, war daß der Duc undt die Duchesse du maine Meinen jntendanten Vom hauß hollen ließen undt Ihn fragten wie Es doch Kamme daß Ich mitt dem wenigen ſo Ich hette ohne ſchulden nach Meinem ſtandt leben Konte lagarde ſo hieß mein damahliger jntendant andtwortete (cest que Madame ce modere, et ne fait jamais de folle despense) damitt war daß ſchönne par woll bezahlt, den alle Ihre große ſchulden Kammen Von Ihren nechtlichen festen Zu seaux, die ſie Von abendt biß In hellen tag Zu brachten alß umb den andern tag mitt fewer werck Commedien masqueraden Kleine Neüe operas, undt festins daß hieß mans Les nuit blanches, la garde hatt ſie alle beyde alſo woll bezahlt, hette Mein ſohn nicht ſeine dochter Verlohren undt der König über die Maßen Viel Von Ihr geerbt hette Ich dieße pension nicht ahngenehmen, den Jch will nicht daß man ſagen Kan daß Mein ſohn ſeine famille auffs Königs despend reich gemacht hatt da Er deß Königs Vormund geweßen, Mein ſohn Kendt mich woll undt weiß daß Jchs Vor made de Berry todt nicht ahngenohmen hette — — —

Mein ſohn iſt Nur gar Zu gutt weillen Jhm der Kleine duc de Richelieu Verſichert, daß ſein wille geweßen Jhm alles Zu Entdecken, glaubt Er Es gleich undt leſt Jhn loß wo Zu ſeine metres Jch ſage deß Duc de Richelieu ſeine madll de charelois, Meinen ſohn Keine raſt noch ruhe gelaßen — Es iſt doch Etwaß abſcheüliches daß Eine princesse du sang Vor der gantzen welt Erkläret daß ſie Verliebt iſt, wie Eine Katz, Von Einem Kerl der Jhresgleichen nicht iſt, den ſie nicht heürahten Kan, undt der Jhr gar nicht trew iſt ſondern Ein halb dutzendt andere maitressen hatt, wen Man Jhr daß Vorhelt, andtwortet ſie, (bon jl n'a ces maitresse que pour me les sacrificer et pour me Conter tout ce qui ce passe entre eux) daß iſt woll abſcheülich man hatt Jhn umb Von Lufft Zu Endern nach st germain gebracht, da iſt dieß Ehr Vergeßen Menſch gleich Zu Jhm, wen Jch ahn hexerey glauben Könte ſolte Jch glauben daß dießer Menſch waß mehrers Könt alß ordinarie, den Er hatt nicht Ein Menſch gefunden ſo Jhm den geringſten widerſtandt thut, lauffen Jhn alle nach daß Es Ein ſchandt undt ſpott iſt Er iſt nicht ſchönner alß Ein ander Menſch, iſt jndiscret ſagt alles nach mitt umbſtänden undt hatt desclarirt daß wen Eine Keyßerin ſchön wie Ein Engel Jn Jhm Verliebt were, undt bey Jhm liegen wolte, auff die condition daß Er Es nicht nachſagen ſolte wolte Er lieber nicht bey Jhr liegen undt ſie ſein leben nicht ſehen, Er iſt Ein großer poltron, hoffartig jmpertinent undt daß iſt die oriflame Von den Meiſten damen ſo Ehre glück alles Vor Jhm Verſchertzen Es macht mich offt recht ungedultig, Er hatt weder Hertz noch gemüht, Jch bin gewiß daß Er Meinen ſohn mitt undanckbarkeit belohnen wirdt den Er iſt gar Zu nichts Nutzig, Jch will weitter nichts Von Jhm ſagen. Es macht mich Zu ungedultig — Jch weiß nicht ob Jhr liebe Louise Ein buch geleßen ſo mir unßere S: liebe Churfürſten geſchickt hatte Von Einem polter geiſt ſo Man hintzel Man heiſt der Duc de Richelieu gleicht Jhm ſo ſehr daß Jch Jhn Nie anderſt geheißen, den Er hatt helle augen wie Ein todten Köpffgen undt Kindiſche maniren undt iſt leicht geht geſchwindt recht wie hintzelman Jch heiße Jhn nicht anderſt — die übel von mons Laws undt ſeine banque ſprechen thun Es Nur auß bloßem Neydt den Man Kan nichts beßer ſehen, den Er bezahlt des Königs abſcheüliche ſchulden, undt macht die Implz Vermindern alſo den pöpel Erleichtern Von Ihrer laſt, daß holtz Koſt Nur die helfft daß Es gekoſt hatt alles entréen auff wein fleiſch undt waß In paris gebracht wirdt hatt alles abgenohmen daß macht Eine große freüde bey dem popel wie Ihr liebe Louise leicht gedencken Könt, alles wirdt wollfeyller werden, waß die entréen betrifft iſt daß nicht Ewaß ſchönes undt gutts Mons' Laws iſt gar Ein polier gutter Man Ich halte Viel Von Ihm Er thut mir auch gefahlen wo Er Kan, Er ſtiehlt nicht wie alle andere gethan ſo die financen reglirt waß Er prophetirt iſt mitt Ehren undt offendtlich daß Er Ein palais Von der Duchesse de Berry gekaufft iſt Eine pure Lügen ſie hatt Keines gehabt ſo ſie hette Verkauffen können alle heüßer ſo ſie gehabt alß meudon chaville undt la meutte ſeindt alle dem König wieder heim gefallen der Künig macht ſeine menagerie Von la meutte wirdt Kühe ſchaffe hüner Ziegen undt dauben dort halten — die wüſte Kranckheit alß Kindterblatter röttlen hitzige fieber rohte ruhr undt dergleichen regieren abſcheülich Zu paris aber Von allen orten In gantz Europa hört Man nichts anderſt, wie die pest Zu manheim war drügen wir alle ahm arm büchsger mitt rautten In Eßig getungt, daß iſt gar gutt Vor die böße Lufft habe Es gern gerochen den Ich liebe beydes Eßig undt rautten Viel finden daß rautten ſtincken Ich aber liebe den geruch Von rautten — — —

freylich habe Ich Meinen oncle a la mode de Bretagne den Näriſchen Landtgraff Carl Von hessen Rheinfels gekendt Man Konte nicht dollere poßen Vorbringen alß Er that, ſprach Immer Von ſeinem Kutſcher daß Er Von ſo gutter geſelſchaft wehre daß Er Ihn deßwegen bey ſich ſchlaffen ließe undt ſein Jüngſtes ſöhngen Von Ihm Erziehen laßen, Ich batt Ihn gantz Ernſtlich Er ſolte doch umb gottes willen ſolche alberne possen nicht Vorbringen wo mitt Ihm alle Menſchen mitt außlachten Er fuhr mir übers maul undt ſagte Er ſehe woll waß Es were Ich hette gern daß Er wider weg wehre den Ich ſchämte mich Meiner Verwantten Ich würde böß ſagte bladt herauß ja wen ſie ſo ſprechen habe ich woll urſach mich Vor ſie Zu ſchämmen wir ſchieden gar unEins Von Einander — — —

St. Clou den 7 8br. 1719.

— — — Ewere übermäßige demuth macht mich lachen, worin ſeydt Ihr Louise nicht werth, daß Ich Eüch lieb haben ſolle ſeindt wir den Einander nicht nahe genug dazu, ah Nun felt mir Ein waß Es ſein Muß, Ewere desbauche undt gottloß leben da hatte ich nicht gleich ahn gedacht, daß Muß Es ſein aber alles waß man hir ſicht Inſonderheit In den prinzessinen Vom Geblüdt, iſt ſo tugendtſam, daß man woll Ewere fehler Liebe Louise damitt bedecken Kan —

ſo Viel Ich Von der printzes Von wallis brieffen judiciren helt ſie recht Viel Von der Contesse de holdernesse ſagt ſie were ahngenehm undt hette Viel Verſtandt, die graffin Von degenfeldt gefelt ihr nicht ſo woll, ſie meindt Ihr werdet Ein wenig blindt ahn dießer niepce, undt glaubt Ihr mehr Verſtandt alß ſie In der that hatt, ahn den ſeinigen liebt man woll den Verſtandt, aber Es muß auch Ein gutt gemüht, darbey ſein die printzes Von wallis pretendirt daß die Comtesse de holdenesse beydes auff Ein beſitzt, undt gar desinteresirt iſt daß ſeindt doch 3 große Quantiteten Verſtandt gutt gemüht undt ohne interesse, deß iſt ſehr Estimable, ſie ſagt die gräffin Von degenfelt ſehe gantz pfaltziſch auß damitt brouillirtel ſie ſie nicht mitt mir — — —

st Clou den 15 8br 1719.

— — — Ich hoffe daß weillen der König In preüssen undt hollandt ſich der armen pfaltzer ahn Nehmen wollen, daß ſolches die pfaffen In der pfaltz bey J. L. dem Churfürſten raisonabler wirdt machen, dem J. L. der woll nicht ſo unbeſonnen ſein wirdt, denen wüſten ſchwartzen teüfflen Eher Zu gefahlen ſeine unterthanen Zu plagen, alß unEinigkeit mitt dem König In preüssen undt hollandt Zu haben, alßo hoffe ich daß man ſie hinfüre ungeblagt undt In frieden laßen wirdt gott gebe Es, Ich wünſche Es Von Hertzen den daß Vatterlandt undt die gutten Ehrlichen pfältzer ſeindt mir noch allezeit lieb, undt wünſche Ihnen alles guts undt glück — — alleweil ſagt mir der fürſt Von ſchwartzenburg daß die gräffin Von wartlenberg ſich wieder Verheürahtt ahn Einen ſchönen jungen Edelman ſo der Baron flor heiſt, undt Von guttem hauß iſt Ich habe dießen fürſten lachen machen wie Ich Ihn gefragt ob dießer flor den Kopff plat halte daß Er Ihm Erhohen wolte, durch Ein magnifiques gewicht — — —

St Clou den 19 8br 1719.

— — — Ich bin Nun Viel alter undt Verrunzelter alß daß contrefait iſt, den Es iſt ſchon 6 jahr daß Es gemacht iſt Ich will ſagen daß original den Es iſt Zu marly gemacht worden 2 Jahr Vor des Königs todt undt Es iſt Nun ſchon 4 Jahr leyder daß der König todt iſt, Man ſicht doch noch woll daß Ich Es bin, findt man Mein alter ſchön Kan man ſagen wie unßere S. liebe Churfürſtin alß pflegt Zu ſagen (on peut voir vne belle vielle, mais jamais vne vielle belle) — — —

Es freüet mich recht liebe Louise daß mein Einfall Eüch mein contrefait Zur Kirbe Zu ſchicken, ſo woll reuissirt hatt Es iſt war daß penels ſtück beſſer gemahlt iſt alß daß ſo Ich Vor 20 Jahren geſchickt daß hatte Nur Ein medgen gemahlt ſo ſeyder dem Verheüraht worden undt meinen goltſchmidt genohmen, die penels wahren gutte Meiſter Vatter undt ſohn haben woll gemahlt der Vatter aber iſt Nun lengſt todt, der ſohn mahlt je lenger je beſſer Er hatt Meinen ſohn den Ich Im ſack trage auch gar woll gemahlt warumb habt Ihr Eüch nicht Vermuht daß Ich Eüch waß ſchicken würde habe ich Eüch doch Verſprochen alle Jahr Eine Kirbe Zu ſchicken, undt der iſt Ein ſchelm der ſein wordt nicht helt, auff Ewere wurſt habe ich ſchon letzte post geantwortet ſage alßo nichts mehr davon — Mein beren Katzen affen geſicht iſt ſo viel danckens nicht wehrt liebe Louise, undt waß Ich Vor Ewere niepcen Von schomburg gethan iſt ja Nur meine ſchuldigkeit Ich glaube ſie werden Verwundert ſein, Eine million Zu theillen finden, Mons' le Roy Mein advocat hatt Mons' le fevre nicht geſchabt aber Mons' le fevre hatt ſich durch ſein Ehrlich Verfahren Ein Ewiges lob hir Erworben Ich habe Ein prefect außgebetten damit Ewer niepcen Ihr leben lang Keine unruhe In Ihrem Verkauffen finden mögen Kauffleütte haben ſie genung gefunden die chardons ſeindt Ehrliche leütte Mons' le fevre iſt gar woll mitt Ihnen Zu frieden — Es ſcheindt alß wen die printzes Von wallis Ewere niepce Von holdernesse recht lieb hatt, unter famillen findt Man alß leütte ſo luſt Nehmen famillen gegen Ein ander Zu hetzen, daß wirdt woll In Englandt auch nicht fehlen, aber Ich bin froh daß alles ſo woll abgegangen — waß graff degenfelt Vor Eüch gethan finde Ich ſchön undt Erkandtlich, da bin Ich nicht In ſorgen vor daß Ihr gar gewiß graff degenfelt wider bezahlen werdt — — —

st Clou den 21 8br 1719.

— — — Der König Jn Engellandt undt der Jn preüssen haben resolvirt wie man mir bericht den reformirten recht Ernſtlich bey Zu ſtehen, alſo werden die pfaffen nicht mehr muken dürffen, welches mich Von Hertzen Erfrewet, den Jch wünſche den gutten Ehrlichen Landsleütten alles guts undt glück. undt ſeegen undt den Verfluchten pfaffen, die ſie verfolgen, wünſche Jch den galgen ahn den halß, den ſie durch Jhrer falſchheit undt Betrug woll Verdint haben — — —

---

st Clou den donnerſtag 26 8br 1719

— — — Jch höre gar gern daß der Engliſche preüssische und hallandiſche envoyes nach Heydelberg ſein, den Jch hoffe daß ſie en despuit du pape et des Barbarins, wie der arme Duc de Grequi alß pflegt Zu ſagen, waß guts unahngeſehen aller Neüburgiſchen undt osterreichische pfaffen boßheit waß gutts Vor die gutten Ehrlichen pfaltzer außrichten werden, undt wünſche Es Von Hertzen, Jch wolte daß Jch bey Eüch Eßen Es bedürfft mir nicht mehr alß Jhr der geben Es Muſte aber auch Sawerkraut dabey ſein welches Jch hertzlich gern aber hir beücht daß Kraut nicht ſie Könnens nicht recht Zu richten undt wollens nicht thun, waß ſie aber nicht ſchlimm hir machen daß iſt gefühlt weiß Kraut — freylich ſchmertzts mich wen Jch weiß daß man die armen alten Einwohner Zu Heydelberg ſo plagt, hette ſchir auff gutt pfaltziſch geſagt (ſo geheydt) Es iſt Eine Ellende ſach daß wir Menſchen allezeit glücklich leben wollen, undt doch allen möglichen fleiß ahnwenden, Ein ander daß leben ſawer Zu machen, ſo Nariſch ſeyndt wir arme Menſchen, die ſich durch pfaffen regieren laßen, thun allezeit waß überzwergs Jch hilte Churpfaltz Vor geſcheytter alß ſich Von denen burſch Zu führen laßen undt alle die solissen ſo die pfaffen der Keyßerin ſeiner fraw ſchweſter thun machen, (die ſie gantz regieren) ſolte Jhm Zur wahrnung gedient haben, nicht Jn ſelbige fehler Zu fahlen undt Ein Churfürſt der Verſtandt ſolle gedencken, daß die wahre devotion Eines regenten iſt, recht undt gerechtigkeit, undt ſein wordt Zu halten undt wißen daß wer ihm dagegen raht Kein wahrer noch gutter Chriſt ſein Kan, alſo ſo bößen raht nicht folgen ſondern ferm wider reden, daß Man Eüch nicht bezahlt Erinnert mich ahn Einen dialogue ſo mich Einmahl von Hertzen hatte lachen machen Ein chnoisse hir Von st Clou ſo Ein gar gutter Ehrlicher Man war, aber severe Monsieur S: der ſich divertirte den hypocrytten Etlichmahl Zu ſpillen ſagte Mons' feuilliet (ſo hieß der chanoisse Von st clou ſo In I. L. cabinet Kommen war) j'ay grand soif seroisie rompre le jeune que de prendre vn jus d'orange Mons' feuillet andtwortete (oh Monsieur manges vn boeuff et soyes bon chretien et payes vos dettes) ſo Könte man auch ahn Churpfaltz ſagen — der gutte Mons' laws iſt vor wenig tagen recht Kranck geworden Vor Qual und Verfolgung Man leſt Ihm weder nacht noch tag ruhn, daß Er Kranck drüber geworden Nein Ich glaube nicht daß In der gantzen welt Ein jntresirter Volck Kan gefunden werden, alß die frantzoſen ſein, ſie machen Ein doll undt raßendt Mitt bettlen In brieffen In wortten In allerhandt manieren machen ſie mich ſo Erſchrecklich ungedultig daß Ich umb mich beiß wie Ein Eber,- Man Kan nicht mehr Verſtandt haben, alß Mons laws hatt, Ich wolte aber nicht ahn ſeinen platz ſein Vor aller welt gutt der Er iſt geplagt wie Eine Verdampte ſeel — — —

hatt der printz Von Heßen Rheinfeld ſo ja Ein arier Cadet iſt, gutt genug Eine Gemahlin Zu Erhalten ſonſten Iſt Er In meinen Sin Ein ſchlechter Heüraht Vor die printzessin Von Sultzbach ſo ſchir Eine Churprintzeßen iſt, da Zu ſo iſt ſein Herr Vatter ſo gar Nariſch geweßen daß alles bey dem ſohn Zu fürchten iſt, Ich glaube auch nicht daß waß ſonders hinter dießem printzen ſteckt iſt hir allezeit mitt nichts rechts umb gangen undt Eher ſchlim alß gutte geſelſchaft geſucht, Kan Kein 3 wordt raisonable nach Einander reden, Ich beklage dieße arme printzes, Einen ſolchen Ellenden heüraht gethan Zu haben, Es wirdt nach dem beylager auff Ein greüliche Lamy außgehen fürchte Ich, der printz hatt woll gethan ſeine wüſte haar abZuſchneyden, ſie ſtunden Ihm bitter übel — — —

---

st. Clou ſontag den 29 8br 1719.

— — — bracht man mir Ein brieff Von Meiner dochter die ſchreibt mir daß alberoni den Keyßer hatt wollen assasiniren oder Vergifften laßen hatt da Zu Einen graff Nimtsch Einen Schleßinger ſo deß graff eltheim ſeine ſchweſter geheüraht hatt gewohnen ſambt noch 2 jtalienisch äbt (den bey allen ſchlimmen Sachen Müßen allezeit pfaffen ſich finden) Ich weiß nicht wie die ſach außKommen allein all die ſchelmen ſeindt Ertapt ſo dieße abſcheüliche that Verrichten ſolten, wie Ihr vielleicht bey den Keyßerlichen Zu franchfort Erfahren werdet liebe Louise wie die ſach offenbaret worden undt heraußgekommen, bitte Ich Euch mir ſolches Zu berichten, mir iſt nicht woll bey dießer ſach den alberoni haſt Meinen ſohn noch mehr alß den Keyßer — — —

---

*)

st Clou den 2 november 1719.

— — — Man Kan nicht übeller gehen alß die franzoßen posten gehen ſie ſeindt aber auch unter curieussen oder postmeiſter dem Herrn Von Torcy, der hatt mir all ſein Leben alle meine brieff auffgemacht undt geleßen daß wie woll ſehr jmpertinent were noch woll hingangen den Ich frag nichts darnach wen man meine brieffe leſt, aber daß Er nach der alten Zott willen commantaire drauff gemacht, umb mich Von unßern König haßen machen daß war Zu grob Er mag aber Nun ſo Viel Commantaire machen alß Er will Es iſt mir nicht bang daß Er mich mitt Meinen ſohn brouilliren wirdt, ſolte ſich auch gleich daß böße pfäffgen der abbé du bois ſich gleich dazuſchlagen daß Kan nicht geſchehen, den ſie ſeindt Ertzfeindt haben abſcheüliche querellen gehabt wo ſie Ihre wahrheitten Einander dichte geſagt Man Konte Ihnen ſagen wie J. G. D. der Churfürſt unßer Herr Vetter alß pflegt Zu ſagen In gleichen fällen Caccordes vous Cannaille aber genung hir Von, Man Muß Zu frieden ſein liebe Louise wen die brieffe Nur nicht gantz Verlohren gehen, undt ſie doch Endtlich überkommen — — —

wen war iſt waß In den hollandiſchen Zeitungen ſtehet, wirdt die Heydelbergiſche ſach woll gehen den Es ſtehet drinnen daß auff der preussischen hollandiſchen abgeſandten beweiß daß Churpfaltz gegen den friedens tractaten In der Pfaltz tractire undt handtire, hatt der Keyßer ahn Churpfaltz geſchrieben undt die ſach gar Ernſtlich recomandirt daß wirdt den pfaffen die Mäuller ſtopffen, undt wie Ich hoffe alles wieder gutt machen den die pfaffen ſeindt ſo geſchaffen, daß ſo baldt ſie finden daß man Ihnen wider ſtehet werden ſie ſanfft wie Lämmer leſt man ſie aber gewehren ſeindt ſie reißende wölffe, Zu Meinen dieße leütte mitt SanfftMuht Zu gewinen iſt Ein jrtum undt abus, Man muß Ihnen gleich die Zähne weißen, ſonſten Kompt man nicht mitt Ihnen Zurecht, nichts iſt grauſamer alß Ein religions Krieg Ich glaube nicht daß ſich franckreich drin miſchen würdt wegen der pfaffen, mein ſohn würde Es nicht thun dürffen, den mitt der religion disputten Von den molenisten undt jansenisten würden ſich beyde gegen Ihn ſetzen undt Vor huguenot declariren weillen Er Keine parthie unter den Zweyen Nehmen will, Es iſt war daß In Bretagnen Ein großer desordre iſt, aber made du maine hatt woll ſo viel part drin alß alberoni made la printzes iſt Zu Ihrer dochter meint Ihr den Kopff Zu recht Zu bringen woran Ich ſehr Zweyffle daß Zwergelgen iſt Zu boßhaft — — —

daß article worauff Ich Eüch andtwortten will iſt wo Ihr Ihn Zweyffel ſeydt ob Mein abbé de st albin * deß chevallier ſo jetzt grand prieur Von franckreich bruder aber Nur Von Vatters ſeytten haben Zwey unterſchiedtliche Mutter gehabt der chev: iſt Legitimirt worden, den armen abbé aber iſt nicht Erkandt worden, der gleicht aber mehr alß ſein bruder ahn ſeinen Verwandten Er gleicht ſehr ahn Monsieur S: hatt auch Etwaß Von ſeinem Vatter, undt Viel Von Madle de Valois aber In meinem Sin iſt Er hübſcher Vor Ein man alß ſie Vor Eine printzes Er Etliche Jahr älter alß der chevalier, Er iſt betrübt ſeinen Jüngſten bruder ſo über ſich Zu ſehen, der chevallier ſo ſeyder Kurtzer Zeit grand prieur Von franckreich In den maltesischen ordre geworden, iſt der jetzigen mad d'argenson ſohn ſo wie ſie mein hofffreüllen geweßen sery geheyßen, deß abbé ſeine Mutter aber war Eine däntzerin, Vom opera ſo florance hieß Mein ſohn hatt noch Eine dochter Von der Lincken ſeydten ſo nicht Erkandt iſt worden Ein marquis de regur hatt ſie geheürath dieße iſt die beſte Commedianten dochter ſo In deß Königs troupe iſt heiſt la demare Es ſeindt noch 2 oder 3 Vorhanden ſo Ich mein lebetag nicht geſehen die ſeindt Von Einer frawen Von qualitet, Ihr groß Vatter iſt Meines ſohns hoffmeiſter geweßen hieß le Duc de la louireville war vorher der Königin chevallier d'honeur geweßen ſie iſt Eine witib ſeyder 2 jahren Ihr Man hieß Mons' de Berabas, war auch Ein Man Von Qualitet Ihre Mutter iſt dame datour Von der duchesse de Bery geweßen undt In Ihren dinſten geſtorben Ich glaube nicht daß mein ſohn ſicher ſein Kan daß die Kinder ſein ſein den ſie iſt Eine dolle humel die tag undt nacht Seufft wie Ein borſtenbinder, Mein ſohn iſt gar nicht jalous Einer Von leütten logirt bey ihr ſeindt a pot et a rot, Ein andrer ſo auch Von meines ſohn leütten iſt, hatt dießen Ein wenig auß geſtoßen, daß divert ihn Er lacht Nur drüber iſt gar nicht jalous wie Ihr ſegt, ich geſtehe daß Ich daß gar nicht begreiffen undt mich deücht daß wen Ich waß liebs

---

* Ihr Enkel, des Regenten unehelicher Sohn.

hette wolte Jchs Vor mich allein behalten undt Könte nicht leydten daß Es jemandts Neben mir lieb hätte, Es ſcheindt nicht daß Mein ſohn waß Von ſeinem groß herr Vatter Meinen herr Vatter S: hatt den wie wir wißen wahr J. G. S. jalous genung daß bin Jch Zeuge, aber J. G. S. hattens woll Kein Urſach, daß bin ich auch woll gewiß aber hiemit habe Jch Vor dieß mahl auch genung geplaudert wünſche daß die trait d'histoire Eüch Ein wenig amussiren mögen, werdt Eüch all mein leben Von Hertzen lieb behalten Liebe Louise.

Elisabeth Charlotte.

St. Clou ſontag 5ten 9br 1719.

— — — hette matante die printzes Von tarante bißher gelebt würden J. L. ſehr Viel Hertzenleyd ahn dießem Enckel Erlebt haben, den Er war gar nicht woll gerathen, Jch habe all mein beſtes bey Jhm gethan Jhn Ein wenig auff Einen gutten Fuß Zu ſtehlen, aber Es hatt nichts geholffen, Jch habe Jhn offt außgemacht wie Einen buben, Jnſonderheit wen Jch Jhn Jn lügen Ertapt woZu Er abgeſcheüllig geneygt war, machte historien Von Einem Endt Zum andern ſein oncle der printz tallmont haben Jhm nichts Vorbey gehen laßen Es hatt aber nichts geholffen hatte allezeit ſchlimme geſellſchaft, und war Erſchrecklich debauchirt, mitt Einem Wordt, Es iſt Kein ſchadt daß Er geſtorben, Er deüchte nicht, war dabey heßlich undt unahngenehm, Jch hatte Jhn mitt Les Estats de Bretagne auß der tauff gehoben drumb hieß Er auch charle Bretagne, Er hatt Ein Eintzig ſohngen hinterlaßen, ſo ſo ſchon undt ahngenehm iſt alß der Vatter heßlich undt unahngenehm gott gebe daß Er Jhm ſo wenig Jnnerlich alß Eüßerlich gleichen möge daß Er ſeiner Mutter Eüßerlich gleicht geht woll hin wen Er Jhr auch nur nicht Jnnerlich gleicht, den ſie deüchte auch gar nichts, iſt ahn den pocken geſtorben, die gantze familie wolte ſie ſcheyden laßen den der Man hatte ſie ſelber bey Jhrem Eygenen Kammerdiener liegen funden, ſie war ſchlaue hatte Verſtandt wußte daß Jhr Man ſchulden hatte gehet undt unterſchreibt ſich Vor Jhm, daß hatt dießen Einfaltigen tropfen ſo touchirt, daß wie man ſie ſcheyden wolte ſagt Er non nous sommes raccommodes hatt ſie alßo biß ahn Jhr Endt behalten, hierauß ſegt Jhr liebe Louise welch Ein fein coupel Es ware undt ob Jch große urſach gehabt biß ſchonne gar Zu regrettiren — Jn meinem letzten ſchreiben habe Ich Eüch explicirt wer der abbe de st albin iſt undt ſein bruder der chevallier d'orleans ſo Nun grand prieur iſt, der Ihn Zum coadjutor ahn genommen will In ſeinem 60 jahr den geiſtlichen ſtandt quittiren undt ſich heürahten, will Eine Engliſche dame heürahten Ich glaube aber nicht daß Es ahngehen Kan weillen Er ſein gelübte gethan da Er ſchon über 50 Jahr alt war, undt felt In ſtücken Von den frantzoßen — — —

Der Elſte bruder Von der faullen person iſts der Ihr den hirnkaſten ſo verdirbt, undt Ihr allerhandt ſchlimme ſachen In Kopf geſteckt, alle der montespan Kinder ſeindt ſchlimme leütte außer der comte de Thoulaise der iſt Ein Ehrlicher Man — Ihr werdet durch Einen Meiner ſchreiben ſchon Erſehen haben wie man hir daß leichtfertig ſtück Vom alberoni ſchon weiß, Ich ſehe aber nicht warumb Man die ſach ſo geheimb Zu wien halten will, weiß man den nicht daß alberoni Ein Ertzſchelm iſt, ſeinen Herrn den Hertzog Von parme hatt Er ahn mons de vandosme Verkaufft Mons de vandosme ahn die printzes das vrsin mad des vrsin ahn die Konigin Viel leütte wollen auch, daß Er Mons de vandosme Vergeben hatt, wer ſolche ſtück thun Kan dem iſt nichts Zu viel, der graff altheim undt ſeine ſchweſter jammern mich, den Es iſt Eine betrübte ſach Einen ſolchen Man undt ſchwager Zu haben wie der graff Nimbtſch iſt der woll Verdint gerähdert Zu werden, daß hatt alberonie Er Nimbt allezeit Viel leütte In ſeinen Conspirationen — — —

St Clou den 9 nov. 1719.

— — — wir haben hir gantz undt gar nichts Neües, alß daß Madll de valois ſich Vergangen Montag ſchir umbs leben gebracht hatte, Es iſt Ihr Eine Kindtheit ahnkommen In Vollem randt Zu pferdt durch Eine Kleine thür Zurenen ſie hatt ſich nicht genung gebückt undt den Kopf ſo hart ahngeſchlagen, daß ſie biß auff die grub Vom pferdt gefahlen, man hatt Ihr nachts gleich Zur aber gelaßen, undt man hofft daß Es Keine gefahr haben wirdt — — —

St Clou den 12 9br 1719.

— — — Ich bin recht gridtlich undt will Eüch die urſach ſagen geſtern abendts habe ich Erfahren daß mein ſohn undt made d'orleans Ihren ſohn Erlaubt haben bey den Verfluchten leichtfertigen ball Vom opera Zu gehen, welches dießes bißher ſo gantz frommen Kindts Verderben ahn leib undt ſeehl ſein wirdt, den Ins bordel oder bey den bal Zu gehen iſt woll all Eins — wie Ich auß der Kirch Kommen habe Ich den Jungen grand prieur ſo Man Le chev: d'orleans heiſt hir gefunden Er Kommt Von malte wo Er ſeine caravane gethan, undt ſein letztes gelübt abgelegt, Kan ſich nun nicht mehr heürahten alßo wirdt mein ſohn ſeine race auff der lincken ſeytten nicht multipliciren den der abt wirdt Ein priſter werden hatt gar Keine große inclination Dazu jammert mich Von hertzen iſt Ein rechter gutter Ehrlicher bub, der daß beſte gemüht hatt Von der welt, gleicht Viel ahn Meinem Herrn S: aber Er hatt Eine ſchönnere taille iſt Ein Kopff langer alß ſein Herr Vatter, Er jamert mich Von Hertzen —

St. Clou den 16 9br 1719.

— — — Ich habe gar offt In deß herrn oberamptsman Von Heydelberg deß Herrn Von Landteß hauß ſo geraht unter dem thiergartten war, offt deß morgendts umb 4 bin Ich Nunder gangen durch den burgweg undt habe dort ſo Voller Kirſchen gefreßen, daß Ich nicht mehr gehen Kundt, den ſie ſeindt unvergleichlich beßer In deß Landeß gartten alß In Keinem ort In Heydelberg Keinen großen platz habe ich Nie dort geſehen aber wo Zu meiner Zeit Ein großer platz war daß war auff der rechten ſeytten Von der frantzöſiſchen oder closter Kirch, da hatt man Einen hundtsſtall auß gemacht, war Vor dießem der solmische hoff geweßen — die printzessin Von oranien ſchriebe alß ahn J. G. S. dem Churfürſten unßeren Herr Vatter, daß ſie nach Heydelberg Kommen wolle den Solmiſchen hoff wider Zu bauen, Ihr Herr Vatter der graff Von solms war aber hoffmeiſter bey dem König In böhmen geweßen, undt die printzessin Von oranien war hofffreüllen bey der Königin In böhmen, die machte Ihren heüraht undt Ihre fortune, wurdt hernach ſo abſcheülich ſtoltz daß ſie die arme Königin In Ihrem unglück Verrachtete, undt Ein mahl der Königin pferdt Kranck wahren undt die arme Königin Ein geſpan bey dießer printzes lehnen wolte ſchlug ſie Es der armen Königin baldt, daß ſeindt aber alte geſchichten — — —

Die reiß Von ſchwetzingen nach heydelberg iſt Kurtz, ich glaube Ich Konte dießen weg Vom ſpeythor bis nach ſchwetzingen gantz allein noch finden, Von ſchwetzingen auß ließe Ich offtersheim undt Epelheim undt blanckenſtatt auff der lincken handt führe Erſt durch Ein flach felt hernach In der Mitten durch Ein Klein wältgen wieder Ins flach felt biß ahns ſpeyerthor, daß fahredt man bey des ſchinders hauß vorbey Von dar bey dem ſpittal hernach bey dem Quadischen hauß und die Lutteriſch Kirch hernach Zu Ende der gaß threhet man auff die rechte handt fohrt lengſt dem graben bey seckendorffs hauß Vorbey hernach bey des Seyllers Vatters hauß, deß ferbers da threhet man bey der Kelter auff Lincken handt umb, auff der Lincken handt auch findt man st anne Kirch darnach Kompt man ahn den großen berg undt führt nauß man leſt Bellerdorff hauß auch auff der Lincken handt undt daß alten marots hauß undt ſeinen Laden Etlich heüßer hernach findt man den brunen ſo Zwey röhr hatt, undt ſteht en face hernach threhet man Ein wenig auff die rechte handt ahn dießen ort iſt der berg ahm ſchwerſten Zu fahren auff der ſeytten war Zu meiner Zeit Ein ſchildt mitt Einer Silbern ſchaffe ſcheer, waß Nun iſt weiß Ich nicht darnach Kompt man In Einem lehren platz wo man die ſtell ſicht undt auff der rechten handt, iſt deß gartners hauß just wo der weg Von wolffbrunen ahnfangt hernach führt gegen über den gartten Im Vorhoff wo der Kleine gartten darnach threhet man auff der Lincken handt Zur brücken bey welchen Zwey geharniſchte mäner Von ſtein ſtehen undt oben drüber war Ein mont wie Eine Kugel, ſo Man Im ſchloß undt draußen ſahe, undt die ſchloß uhr war In Einem Vier Eckenden thurn drüber, da ſegt Ihr liebe Louise wie ich mein heydelberg noch ſo woll außwendig weiß — Es iſt Ein: böße nation daß pfaffen geſchlegt, der iſt glücklich ſo nichts mitt Ihnen Zu thun hatt, Ich bin froh daß Meine natürliche expression, Ich habe gutte daß Es Nun unßere gute Ehrliche pfältzer woll gehen wirdt weillen der Keyßer ſelber Vor ſie iſt Mein ſohn wirdt gar gewiß ſich nicht In dieße händel miſchen, Ich glaube nicht daß Churpfaltz undt mein ſohn Einander ſchreiben, den Ich glaube Es iſt difficultet wegen deß ceremonials, dem ſeye aber wie Ihm wolle ſo wolte Ich Mein Kopff Verwetten daß mein ſohn daß nicht geſchrieben hatt, daß iſt der pfaffen rechtes Krautt Ihren moglichſten fleiß Zu thun die Leütte Zu ſchrecken Ich hette heütte Ein Neües oder friſches ſchreiben Von Eüch liebe Louise heben ſolten — Ich bin fro daß die gutte made Zachman wieder woll iſt, der Breüdigam Muß Ein ſchweſter ſohn Von Seyller ſein weillen Er ſeinen Nahmen nicht führt — Zu meiner Zeit war

Kein Keyßerlicher post Meiſter Zu heydelberg — Ihr redt mir Von dem Ehr Vergeßenen undt Verlogenen ſchelmen den ſeyller alß wen Ich Ihn nicht Kente, Ich Kente Ihn gar woll J. G. S. hatten Ihn alß Ein armes Kindt auß Vorſtadt In die Neckerſchul gethan, undt weillen Er große Luſt Zum ſtudiren Erwieße Ließen In J. G. S. auß Zu studiren, machten Ihn Zum Bibliotiearius welches Er Etliche jahr Verwaltet, hernach wurde Er secretarius, nach dem Ihn J. G. In franckreich undt jtallien hatten reißen laßen, Er war Von Meines brudern S. Commedien In paster fido war Er Ergastus, Im sejanus Eudemus, hernach wie Ich ſchon hir war beſtellt Er J. G. archiffen lieff damitt nach wien undt wurde catholisch der Keyßer ſchickte Ihn her alß Envoges Er ließ den König bitten Ihm Zu Erlauben Keine audientz bey mir Zu haben, den Ich hette Ihn nie leyden Konnen fürchtete Ich mögte Ihn waß Verdrießliches ſagen, der König Erlaubt Es Ihm, Einsmahl alß Ich bey Einen ſchonnen tag früher alß ordinarie Von der jagt Kommen war Kam mir luſt ahn umb den canal Zu fahren wie Ich ahn den canal Kam ſandt Ich Seyller In Eine Von deß Königs Kutſchen ſo baldt Ich Ihn ſahe ſagte ich ah voila Seiler il n'est pas changes — seiller fuhr auff, alß wen Er den teüffel geſehen, wirdt bleich wie der todt, undt ſo übel daß man Ihn weg führen Muſte Mons' de torcy fragte warumb Er den ſo ſehr Vor mich Erſchreckte Ich hatte ja Verſprochen daß Ich Ihm nichts Vorwerffen wolte, Er andtwortete Er wer meines Herrn Vattern Bastert aber Ich hette Ihn Nie leyden Konnen undt all mein leben ſo außgelacht undt vexirt daß Er mich arger alß den teüffel fürchte man frachte mich obs war were Ich aber Verzehlte ſeine gantze historie Ich ſagte Man ſolte mir Ihn derführen wolte Von nichts alß Von alten Commedien ſprechen aber Man hatt Ihn Nie resolviren Können Zu mir Zu Kommen ſagte wen Er Meine ſtimme horen würdte Muſte Er bladt ohnmächtig werden, hirauß ſegt Ihr woll liebe Louise daß Ich ſeiller gar woll gekandt habe adieu Hertzliebe Louise Ich ambrassire Eüch Von Hertzen undt behalte Eüch Von Hertzen lieb.

Elisabeth Charlotte.

St Clou den 26 9br 1719.

— — — mich deücht daß die Kramets Vögel In der gantzen pfaltz gut ſein drumb heiſt man alle pfältzer auch Krametsvögel wie man die Sachſen herings Naßen undt die ſchwaben fröſch heiſt — —

St Clou den 26 9br 1719.

— — — Ich dancke Eüch ſehr liebe Louise daß Ihr mir die wienische geſchribene Zeittung geſchickt habt, hir ſeindts Nur die alberonische parthie ſo außſprengt daß Keine conspiration gegen dem Keyßer Vorgangen printz Eugenius hatt groß recht, Eine ſolche heßliche accusation nicht dazu laßen undt den Nimbtſch auff ärgſt Zu Verfolgen da glaube Ich printz eugenius woll unſchuldig den Er iſt nicht jnteressirt hatt Eine ſchöne that gethan, hir hatte Er viel ſchulden gelaßen ſo baldt Er In Keyßerlichen dinſten gerathen undt gelt bekommen, hatt Er alles bezahlt biß auff den letzten heller, auch die ſo Keine Zettel noch handtſchriefft Von Ihm hatten, hatt Er bezahlt, die nicht mehr dran dachten, O Ein Herr der ſo auffrichtig handelt, Kan gar unmoglich ſeinen Herrn umb gelt Verrahten halte Ihn alſo gar unſchuldig Von deß Verrähter nimbtsch ſeine accusation, der teüffels alberonie macht mir manche ſorgen gott ſtehe unß gegen dießen boßen Menſchen bei, Er iſt Eben ſo ſchwartz In ſeinen gewißen alß ſeine haar undt haudt ſein, aber Er hatt gar weiße Emissarien ſo nicht (beſſer ſind) made du maine iſt gar blundt, undt der cardinal de poliniac iſt Es auch geweßen, Ehe Er grau geworden, undt noch andere mehr weiß Ich Von dießer Klicke ſo weiß undt gar blundt ſein, undt doch wenig deügen — — —

St Clou den 29 9br 1719.

— — — Die historie Von mons Laws Kutſcher wen Es die iſt daß Er ſeinem Herrn Zwey Kutſcher Zugeführt undt alß ſein Herr Ihn gefragt ob die Kutſcher die Er Ihn Zuführt gutt wehren, andtwortet Er (jls sont si bon que celuy que vous ne prendres pas, je le prend pour moy) daß iſt gar war, aber man hatt noch hundert historien, Von der banque bey Mons' Laws Man hört undt ſicht jetzt nichts anderſt mehr undt alle tag Kommen Neüe historger hervor Eine dame ſo Mons' Laws nicht ſprechen wolte Erdacht Eine wunderliche manir mitt Ihm Zu ſprechen ſie befahl Ihrem Kutſcher ſie Vor Mons' Laws thür Umb Zu werffen rieff (coché verse donc) der Kutſcher wolte lang nicht dran Endtlich folgte Er ſeiner frawen befehl, undt wurff die Kutſch Vor Mons' Laws thür, daß Er weder auß noch Ein Konte, Er lieff gantz Erſchrocken Herzes meinte die dame hette halß oder bein gebrochen oder wie Er ahn die Kutſch Kam geſtundt Ihm die dame ſie hette Es mitt fleiß gethan umb Ihn Zu ſprechen

Können, Eine andere ſo Ich gar woll Kene undt welche mons' laws auch nicht ſehn wolte, die bedachte Eine ander liſt, umb Ihm Zu ſprechen ſie heiſt made de Buchu, ſie hatte alß spionen bey Mons' Laws umb Zu Erfahren wan Er außgehen würde, ſie Erfuhr daß Er bey made de simiane Zu mittag Eßen wolte, ſie fahrt Zu made de simiane (ſo Eine Von meines ſohns gemahlin damen iſt) undt bitte ſie, ſie megt Ihr doch Zu Mittag Eßen geben, dieß andtwortete Ein ander mahl will Ich Es Von hertzen gern thun aber heütt Kan Ich Es ohnmöglich thun, den Mons' laws hatt ſich Zu Ihr Zu gaſt geladen Mitt dem beding daß Niemandts ſich dabey finden mögte, alſo Kan Ich Eüch heütte nicht haben made de bouchu andtwortete nichts, gab aber Ihre laquayen undt Kutſcher odre daß wen ſie ahnfangen würde au feu Zu ruffen ſolten ſie mitt aller macht ſo ruffen, ſie hatten noch Einen Von Ihren leütten Ins hauß geſchickt umb Zu Erfahren, wen ſie ahn taffel ſein würden, da fragt ſie ahn au feu Zu ruffen alle Ihre leütte noch ſtärcker alß ſie, Alles Im gantzen hauß, Kam In allarm undt ließ Im hoff Zu ſehen wo den daß fewer were da ſprang Made de bouchu auß Ihrer Kutſche lieff Zu Mons' Laws undt geſtandt Ihm wie Es Nur Eine jnvention wehre, Ihn Zu ſprechen undt actionen Zu fordern — dieß alles geht noch woll hin aber waß 6 andere damen Von qualitet gethan haben, auß jnteresse iſt gar Zu unverſchämbt, ſie hatten Mons' Laws Im hoff auffgepaſt umbringten Ihn undt Er batte ſie mogten Ihn doch gehen laßen daß wolten ſie nicht thun Er ſagte Endlich Zu Ihnen, mes dames je vous demande mille pardon mais si vous ne me Laisses pas aller il fait que je creve car j'ay vne necessité de pisser qu'il m'est jmpossible de tenir d'avantage, die damen andtwortten he bien Mons' pisses pourvuque que vous nous Escoutties, Er that Es undt ſie blieben bey Ihm ſtehen, daß iſt abſcheülich, Er will ſich ſelber Kranck drüber lachen, da ſegt Ihr Louise wie hoch der geitz undt jnteresse hir Im Landt geſtiegen iſt, Es Eckelt Einem recht, außer Made de chasteautier, Kene Ich Niemandts In gantz franckreich ſo gantz ohne geitz iſt, aber Ich Kene Viel die Es ſo abſcheülich ſein, daß Einem wahrlich die haar davor Zu berg ſtehen, Ich mein alß Ich habe Es übel Verſtanden, laß Es mir repetiren, undt ob Ich Zwar ſeyder 48 Jahr daß Ich In franckreich bin mich dran hette gewohnen ſo iſt Es mir doch allezeit Neüe, dergleichen Zu ſehen undt Zu hören — — —

St Clou den 30 9br 1719.

— — — will ich Eüch Eine Vor mir gar ahngenehme Zeitung berichten, Nehmlich daß der heürahtt mitt Madll de vallois undt dem printzen Von modene richtig iſt der courier iſt geſtern nach rom die dispence Zu hollen den ſie ſeindt Jns II te gliedt Verwandt, die braudt will Verzweyfflen, ſie hette gern Jhren Vetter den comte de charoloy geheürahtt aber Er hatt nicht ahnbeißen wollen, den alle die Verwandten Jn den printzen undt printzessinen du sang haßen Einander wie den teüffel, ja gar die Zwey ſchweſtern alß made la Duchesse undt Meines ſohns gemahlin ſie hatten Einander ſchon Vorher nicht lieb wegen Ziemlich ſchlime discoursen ſo ſie Von Einander gehalten, aber was gar den garauß Jn Jhrer freündtſchaft gemacht war daß wie die Legitimen prince du sang nicht haben leiden wollen, daß die bastard prince du sang ſein ſolten hatt ſich made la duchesse Vor Jhre ſohne gegen Jhre brüder declarirt, made dorleans aber Vor Jhre brüder gegen die prince du sang daß hatt wie Jhr leicht dencken Könt Einen abſcheüllichen haß gewirckt ſo wie Jch faſt glaube all Jhr leben dawern wirdt, ob Zwar der Mons' le Duc undt prince de conti doppelt Verſchwachert ſein Mons' Duc deß printzens ſchweſter Zur gemahlin hatt, undt der prince Mons le Ducs ſchweſter ſo haßen ſie doch Einander ſo abſcheülich daß Es Eine rechte ſchandt iſt, alle prince du sang welche Mein ſohn alles gutts thut Jhnen Jhr pensionen Vermehrt, die ſeindt undanckbar undt haßen meinen ſohn wie den teüffel, Es ſeindt böße undt falſche leütte der printz de conti wirdt Endtlich gar Zum Närchen werden den Er iſt Voller caprisse undt die Vernunfft thut nichts bey Jhm baldt haſt Es ſeine gemahlin daß Er ſie umbringen will baldt hatt Er ſie lieb daß Er Keinen ſchrit Von Jhr geht Zu Jhrem glück iſt dießer Herr nicht wie ſeine raße hatt gar Kein Hertz, Einsmahls Kamm Er Vor ſeiner gemahlin bett mitt Einer geladenen pistol ſagte ſie ſolte Jhm nicht Entgehen Er wolte ſie Erſchießen ſie die ſeine ſchwachheit Kent hatt allezeit pistollen Jm bett Nahm auch Eine pistol ſagte Zu Jhm prenes bien garde de me tuer juste, Car si vous ne me tuer vous estes mort, tires le premier ſie iſt gar hertzhafft fracht Kein haar nach dem ſterben, dem printzen ſo gar nicht hertzhafft iſt wie Es Jn letzter Campagne Erwießen wurde bang undt ging davon — die printzes de conti iſt Ein artlich undt possirlich menſch Einſtmahl ſolte ſie mitt Jhrem Herrn auff die ſchweinsjagt par force, den anderſt jagt man ſie hir nicht, da thate die printzes de conti Einen großen degen ahn, der printz fragte ſeine gemahlin pourquoy faire cette Espée, da andtwortete ſie de sang froid jl y a dans les forest Tant de beste mechante et farouche je veux au moins avoir quelque chose a me defendre, et je m'enserviray bien aber wen Ich alle naredeyen Verzehlen ſolte ſo bey denen leütten Vorgehen Mußte Ich Ein buch ahn ſtatt Ein brieff ſchreiben — — —

Es Müßen dolle proben ſein ſo Chur Bayern Kinder Nun thun man Muß gnade geben wegen der Königs dochter ſonſten Käme es gar ſchlegt herauß dießer Churfürſten groß Vatter Mons' d'arquien ſo hernach Cardinal worden war Noch monsieur S: capitaine des suisses wie Ich In franckreich Kam Ihr groß Mutter iſt Im palais Royal geſtorben, daß ſchickte ſich nicht woll In die fürſtliche brobe Käme hir mitt ſchlegt In die augen herauß wer die sobiesqui ſein weiß Ich nicht habe aber doch allezeit gehört daß Es Nur Edelleütt ſein, der Churfürſtin leibliche tante iſt noch Zu paris die marquise de Bethune die war en survivance Von Ihrer ſchwiger Mutter dame d'atour Von der Königin S: daß lautt auch nicht fürſtlich undt iſt Es auch nicht — — —

Paris den 3 xbr 1719.

— — — Madll de valois heüraht habe ich von Hertzen gewünſcht, Nun Er ſicher, bin ich Zwar content darvon, Entpfinde aber die große freüde nicht ſo Ich gedacht Zu Entpfinden, aber wider In dem trawerigen paris Zu ſein, mitt geplagt Zu werden daß iſt mir ſehr Entpfindlich — Madll de vallois fengt ahn ſich Ein wenig Zu tröſten ſeyder ſie Ihre ſchönne Kleyder ſicht Man macht Ihr 40 Kleyder, ſie haben hir Von modene ſchöne demanten geſchickt, daß iſt auch Ein troſt — — —

Hir wirdt alles abſcheülich thewer, alles doppelt waß Es auch ſein mag, auß Engellandt ſchickt man alle demanten Juwellen undt bijoux her, alle die ſo Erſchrecklich In den actionen gewonnen haben Kauffen alles auff ohne handtlen noch marchandiren Es gibt poßirliche histergen. Vor Etliche tagen ware Eine dame Im opera die ſahe Eine andere dame Ins opera Kommen gar heßlich aber den ſchönſten ſtoff Von der welt undt Voller demanten, die dochter Von made begond fing ahn undt ſagte Zu Ihrer Mutter ma mere regardes bien cette dame parée jl me semble que c'est nostre cuissiniere marie die Mutter ſagte eh taisses vous ma fille cela ne peust estre die dochter ſagte wider eh ma Mere au nom de Dieu reguardes die Mutter ſicht ſie ſtarck ahn undt ſagte je ne say plus qu'en penser Elle luy rassemble bien, alles was Im amphitheater war fing an Zu murmeln marie la cuissinière ſie ſteht auff undt ſagt überlautt he bien croy je suis marie la guissiniere made begond je suis devenue riche je me pare de mon bien je n'en dois rien a personne, j'aime a me parer je me pare cela ne fait tord a personne qu'a donc à redire a cela, Ihr Könt welch Ein gelachter Es gab, der gleichen historien hatt man hundert — — —

Paris den 7 xbr 1719.

— -- — Ich weiß Eine Zeittung ſo mich woll Von hertzen jamert der marquis de la varene den Ich lengſt Kene Kam morgendts Zu mir undt Verzehlte Ein unglück ſo ſeiner dochter widerfahren ſo Ich gar woll Kene undt Ihren Man auch Er iſt Ein Inlander undt hatt Viel Verſtandt heiſt mons' du Boury Madll de varene hatt Ihn gegen Ihren Eltern willen genohmen ſie haben doch Endtlich drin consentirt, dieße dame war Zu genoua weiß nicht auß waß urſachen, wolte wider nach spanien Zu Ihrem Man, Es Muß dem marquis de varene Ein pressentiement Kommen ſein, Er ſchreibt ahn ſeine dochter, ſie ſolle bey leibe nicht Zu ſee gehen ob der trajet Zwar Kurtz ſeye den Man Kan In 24 ſtunden überKommen, aber Zu landt Muß Man Viel tag unterwegen ſein, daß hatt die arme mad du Boury ungehorſam ahn Ihrem Vatter, den ob ſie Ihm Zwar Verſprochen mitt Ihren Zwey Kindern über Landt Zu gehen, hatt ſie ſich doch embarquirt Ihr ungehorſam aber hatt übel gelungen den ſie iſt auff daß genouaische Schiff Von den algeriens gefangen worden, undt dieße Türcken ſeindt Mitt aller weldt In frieden außer mitt gene, daß iß woll Eine abſcheüliche fatalitet, ſie jamert mich doch Von Hertzen — der marquise de foy die Mein freüllen geweßen undt hinderson hieß iſt Eine avanture begegnet wie ahn die made de la houssage ſie wurde Kranck Zu mastricht fiel In Eine ſo abſcheülich lestargie daß ſie Kein aug noch nichts mehr rühren Konte ſo daß man ſie gantz Vor todt hilte ſie Konte doch wohl hören undt ſehen, aber Keine ſtim von ſich geben, auch wie ſchon geſagt nichts Rühren, horte undt ſahe wie man Ihr leichter umbs bett ſetzte Ein groß crucifix Vors bett mitt Zwey ſilbern leüchter ſtelte wie Es bey den catholischen brauchlich iſt, Man behunge auch die gantz Kammer mitt ſchwartz duch, undt ſchrieben auf Ihrem bett ſelber, Man befahl auch daß man den ſarck bringen ſolte wo man ſie Nein legen, wie ſie daß horte thate ſie Einen ſo abſcheülichen Effort daß Ihr die Zung geloßt wurde undt rieff lautt thut mir diß alles weg undt gebt mir Zu Eßen undt Zu drincken alles waß In der Kammer wahr Erſchracken ſo unaußſprechlich daß alles Vor ſchrecken über Einen hauffen fiehl, ſie hatt noch 3 Jahr hernach gelebt — — —

wie Ich von Churpfaltz hatte reden hören hette Ich Mein leben nicht gedacht daß dießer herr ſich den pfaffen ſo unterwerffen würde, hatt ja Vor raisonable passirt, undt ſich durch pfaffen regieren Zu laßen iſt gar nicht raisonable, aber leütte ſo In Ihrer jugendt nicht gar ortendtlich gelebt haben, undt alt werden, denen machen die pfaffen die helle heyß, undt weiß, daß alles wider gutt gemacht würde ſein, wen ſie Nur gegen reformirten undt Lutherischen ſein undt ſie plagen, daß hirn ſchwächt mitt der Zeit undt mitt dem alter, ſo geht Es Churpfaltz jetzt, gott der allmachtige wolle Ihm die augen öffnen, damitt Meine gutte landtsleütte ruhe undt frieden bekommen mögen welches Ich Ihnen woll Von grundt der Seelen wünſche, undt alle böße pfaffen Ihren verdinten Lohn bekommen mögen — — —

Es iſt Etwaß unbegreiffliches wie Erſchrecklich reichtum jetzt In franckreich iſt Man hört Von nichts alß millionen ſprechen ich begreiffe nichts In der welt Von der ſach, wen Ich Von allen den reichtumen höre, denck Ich daß der gott mamon jetzt Zu paris regirt —

---

paris den 9 xbr 1719.

— — — waß Ich von meinen Enckel gefürcht iſt, juſt geſchehen Er iſt In dem verfluchten bal Vom opera ſaahl In der hürger Vom opera handen gefahlen Ihr Könt leicht gedencken, waß ſie Ihm gelehrnet haben, Nun iſt Er wie Ein unbandig thier geworden wen Es die fraw Mutter Ihren Herrn Klagt will Er ſich Kranck lachen, die ſach iſt doch gar nicht lächerlich, den der delicate bub wirdt ſich mitt dießem leben umb leib ſeel undt leben bringen, daß iſt Nur Zu gewiß, Es iſt waß anderſt ſo ſich nicht ſchreiben leſt, aber nicht beßer iſt, alſo ſegt Ihr woll liebe Louise daß Ich rechtmäßige urſachen recht unluſtig undt gridtlich Zu ſein — Meines Enckels tugendtſamer sous gouverneur iſt ſo hertzlich betrübt, daß Ich fürchte, daß Es dem gutten Ehrlichen Man daß leben Koſten wirdt, Es ſeindt gar Zu gottloße leütte, hir umb jungen leütten nicht In allen laſtern Zu helffen, ſolte Es auch Nur auß haſt Vor meinen ſohn ſein, Ihn umb ſeinen ſohn Zu bringen, den man ſicht woll wie delicat daß Kindt iſt — franckreich hatt den säxsischen Churfürſten abſcheülich geſchadt, mein gutter freündt C. A. Von haxthaußen hatt mir Es offt mitt threnen geklagt, daß ſein printz Zu paris ſo unbandig geworden, daß Er nicht mehr mitt Ihm Zu recht Kommen Könne, ſo bald Junge Kinder In die desbeauchen fahlen, iſt Ihnen Kein laſter Zu Viel wo ſie nicht In fallen undt werden recht bestialisch — — —

nichts In der welt iſt ſchlimmer alß daß Zeüg Nemblich pfaffen undt mönchen, wollen allezeit regieren, alle geiſtliche In welcher religion Es auch ſein mag ſeindt ambitieux undt wollen allezeit regieren wo ſie ſein, daß gibt Ihnen der teüffel Ein ſie Zu Ertapen — wen die friedens tracktatten der Keyßer König In Englandt preüssen undt die Herrn ſtaaden, wie ſeine naturliche Vernunfft nichts bey Churpfaltz Vermögen, wie Kan Ich hoffen daß Ich waß außrichten ſoll daß gutt Vor Meine gutte Ehrliche Landtsleütte ſein Konte, Ich Kan ſie Nur Hertzlich beklagen, aber ſonſten nichts dienen daß iſt mir leydt genung — Ich ſehe leyder Nur Zu woll, daß mich gott Zu nichts gutts In franckreich geſchickt, den Ich habe, Mein leben (ſo Viel Ich mich auch drumb bemühet) dem Vatterlandt In nichts dienen Können, das iſt woll war daß Ich auß purem gehorſam Vor J. G. mein Herr Vatter undt oncle undt Tante Von hannover S: daß Ich In franckreich Kommen bin, meine jnclination war nichts weniger — — —

paris den 17 xbr. 1719.

— — — die printzessin Von wallis hatte mir ſchon der graffin Von holdernesse unglück bericht, Es war Ein alter Duc de Bellegarde hir Vor dießem der ſagte alß (je n'ay que Les peurs que lhonneur permet) aber der ſchrecken ſo Ewere Elſte niepce gehabt iſt gar gewiß Von denen, den Es ſchaudert Einem dran Zu gedencken 3 Kerl durch Ein fenſter Ein Zu ſteygen ſehen iſt Etwaß abſcheüliches, wundert mich gar nicht daß dießer ſchrecken Ihr Ein böß Kindtbett

Zu wegen gebracht hatt, Man iſt allezeit Krancker ahn boßen Kinbetten alß ahn gutten Man ſagt Ein gutt Kindtbett Erſetzt Ein boßes undt daß Es gutt iſt, gleich wider ſchwanger auff Ein böß Kindtbett aber Zu meinem Ein, deücht daß beſte nicht viel — — —

paris den 17 xbr 1719.

— — — die Lügen ſo Man Zu den gazëtten geſetzt daß der chevallier de st george mir geſchrieben hatte daß iſt Kein wort war daß mich aber der Herr nicht jammern ſolle daß Kan Ich nicht leügnen, den Er iſt der beſte Herr Von der welt höfflich undt polis undt, meritirt nicht ſo unglücklich Zu ſein alß Er In der that iſt — —

ſolche boßheit alß Man hir ſicht iſt glaube Ich noch nicht Erlebt worden, aber Es beweiſt woll daß alte teütſche ſprichwordt ſo ſagt (wo der teüffel nicht hin kommen Kan, da ſchickt Er Ein alt weib hin) den alles übel Kompt unß Von der alten maintenon ſo 84 Jahr alt iſt undt die printzes des ursin ſo 77 alt iſt, die Zwey alte hexsen wie die großhertzogin alß ſagt haben meines ſohns untergang Verſchwohren, die Erſte weillen ſie Ihre Auffenzucht den Duc du maine gern wolt auff dem throne ſehen die Zweytte aber hatt Keine andere urſach Meinen ſohn Zu haßen alß weillen Er gefunden, daß ſie Zu alt iſt umb noch gallant Zu ſein, ſonſten hatt Er Ihr ſein Leben nichts Zu leydt gethan, ſie die alle mitt Ihrer Zucht Verfolgen Meinen ſohn abſcheülich, undt ſo lang dieſe Zwey weiber leben werden, Muß ſich Mein ſohn alles übels Von der welt Verſehen, undt ſie befinden ſich beyde noch über die Maßen woll — — —

paris den 21 xbr 1719.

— — — madll de vallois hatt mehr ſchönheit alß ahn Muht ſie iſt daß iſt gewiß ſchönner alß Ihre fraw ſchweſter die abtißen Von chéllo aber dieße iſt unvergleichlich ahngenehmer, ſie hatt Ein gar ahngenehmes lachen, undt die ſchönſte undt perfectſte Zähn Von der welt, Können mitt recht Ein tour perlen Verglichen werden, ſchön Zahnfleiſch hatt auch Einen ahngenehmen nicht gar Zu Klein aber woll formirt ſchönne lefftzen ſie ſtottert Ein wenig aber Es ſteht Ihr nicht übel ahn den ſie macht Keine grimassen dabey, undt ſpricht undt lacht gantz naturlich ohne Zwang noch affecterie, ſie ſagt auch was ſie gedenckt daß hatt die brautt nicht, ſagt Nie waß ſie gedenckt, ſondern alle Zeit daß contrarie daß iſt mir unleydtlich Ich Muß geſtehen Ich wolte daß ſie ſchon Zu modene were — Es iſt gar war daß der Comte de charolois Eine printzessin Von Modene heürahten wirdt, wen die geſündigt hette würde ſie Eine hartte buße bekomen Ich kenne dießes menschens Kopff, wen ſie nicht das unglücklichſte Menſch Von der welt wirdt ſein ſo bin Ich woll betrogen, den alle aparentz iſt dazu ſie jammert mich recht, man ſetzt In Zeittungen waß man weiß oder nicht weiß man Nur daß daß bladt Voll wirdt, die Zeittung Vom Duc de chartre iſt nicht war Madll de valois ſolle wie man ſagt Von hir aux entiles gehen, Ihr halb bruder der grand prieur undt general des galleres wirdt ſie mitt deß Königs galleren nach modene führen, hir auß ſecht Ihr woll liebe louise, daß dießmahl die gazetten nicht wahr geſagt haben — — —

Ich finde den Herrn Benter Ritter Zwar gar unglaublich groß, aber Er hatt nichts förchtliches ahn ſich, Ich habe Ihn Vor 20 Jahren hir geſehen da war Er 20 Jahr alt aber Nur Von Mittelmäßiger lange iſt ſeyder dem ſo gewackſen daß iſt noch ahm meiſten Zu Verwundern, dießer Man hatt Verſtandt undt waß mir noch ahn Ihm gefelt iſt daß Er gar nicht oſtereichiſch ſpricht, ſondern recht gutt teütſch, Man Kan gar groß ſein ohne wie der Herr Bentereitter unßer marschalck Von stein Callenfels war gar Ein großer Menſch aber Er Kam dießem nicht bey — wir haben hir noch Zwey gemingen den bruder Von dem freüllen ſo hoffmeiſterin bey dem Engliſchen printzessinen geweßen undt noch Ein Kleiner bub, Von 14 oder 15 Jahren, der lebhaffter iſt alß all die großen, iſt Ein artiger bub, daß iſt Etwaß recht rares In Itzigen Zeitten Junge mansleütte Zu finden ſo Zu leben wißen, modest undt woll gezogen ſein, 4 tiſch In Einer Cammer wo man ſpilt daß heiſt hir (vn apartement) — Ich Muß Eüch Etwaß possirliches Von der fürſtin Von ſiegen Verzehlen ſie hatt Einen großen brieff ahn die printzes Von Wallis geſchrieben In welchem ſie ſehr bitt, die printzes mögte Ihr doch In aller Eyll 4 oder 5 taußendt thaller ſchicken daß were Ein geringes Vor Eine ſo große printzes wie ſie wer undt würde Ihr gar woll bekommen ſie ſolte Es Eüch aber nicht Zu wißen thun, den Ihr haſt ſie ſehr, ſie wiße aber nicht warumb den ſie hette Ihr beſtes gethan Ewere freündtſchafft Zu gewinen hette aber Nie dazu gelangen Können, Ich bin gewiß daß Eüch dießes histörgen wirdt lachen machen, daß iſt doch falſch ahn dießer fürſtin Von ſiegen daß ſie Eüch Complimenten leſt machen undt ſich doch bey der printzes Von wallis gegen Eüch beklagt, ſo ſachen mag Ich nicht leyden, Es iſt Kein Zeichen daß Ihr Neüer gallant ſie Verlaßen, daß ſie gelt fordert, den Zu frantzöſche Verliebten gehört Viel gelt, umbſonſt ſeindt ſie nicht Verliebt Von damen, gott Verzeye mirs Ich glaube Ich Vergebe dießer fürſtin Eher alle Ihre gallanterey alß Ihr falſchheit die gallanterie geht Ihr allein ahn, undt andern thuts nichts, aber die falſchheit daß geht alle menſchen ahn die mitt Ihr umb gehen — — —

Paris den 24 xbr 1719.

Hertzallerliebe Louise durch die poſt habe ich Kein ſchreiben Von Eüch Entpfangen, aber Mons marion hatt mir geſtern morgendts Ewer Lieben brieff vom 9 dießes monts gebracht iſt nicht gar geſchwindt Kommen, den Ewer liebes ſchreiben iſt just 15 tag alt worden, Er hatt mir auch daß buch Vom todten geſpräch überlieffert Ich habe Es gleich ahn meinem buchbinder geſchickt, dancke Eüch ſehr davor, Es Kan nicht Mittelmeßig ſein Es Muß Entweder gar artig oder gar alber ſein, machen ſie auch lachen, Eines hatt mich ſchon lachen gemacht Nehmblich daß Dialogue Von Mons de Turene undt made de la valliere, Ich glaube nicht daß ſie Ihr leben mitt Einander geſprochen haben, ſie hatten gar Kein commerse mitt Einander hette man ahn ſtatt made de la valliere made de Conquin geſetzt ſo hette man darin den gantzen tractat Erfahren Konnen, Von der alliance ſo feu madame Zwiſchen dem König Ihrem Herrn bruder undt dem hießigen König Ihrem Herrn ſchwager tractirt hatt Madame Consultirte den vicomte de turaine Zu dießer ſach umb jemandts Zu haben heimblich Zum König Zu ſchicken Können den die ſach ſolte heimblich Vor Monsieur gehalten werden — der alte Turaine würde ſterbend Verliebt Von Einer Jungen made de conquin ſo Immer bei Madame war undt ſehr In Ihre gnaden ob ſie Es Zwar gar nicht würdig war wie Ihr hören werdet, den ſie Verliebte ſich In den chevallier de Loraine ſo Madame Ihr ärgſter feindt war dießer umb Madame Ihre secretten Zu Erfahren Erlaubte ſeiner maitressen Ihren alten liebhaber Zu flattiren, umb daß secret Von dem tractat herauß Zu locken ſo ſie nicht auß madame hatte Ziehen Können Turene aber war gar Zu verliebt, umb feſt Zu halten, Er Vertrawete der Verahteriſchen Conquin den gantzen tractat die nicht faul Verzehlte alles dem chevallier de Loraine der ſagte alles ahn Monsieur der wurde bitter boß auff ſeine gemahlin ja auch gar auff den König, undt amporte ſich gegen beyde made ſagte dem König daß der chevallier de Loraine ſie mitt Ihrenn Herrn brouillirt hette der wurde Zwar drüber weg gejagt die arme made aber bezahlte Es mitt dem leben, ſie wolten aber Monsieur nicht mitt In Ihr secret Nehmen ſagten (jl. ne sauroit rien faire au Roy si nous luy avouons que nous voullons Empoissener madame ou jl ne Le souffrira pas ou bien je nous denoncera au Roy et nous fera tout pendre, alſo haben die Monsieur S: woll groß unrecht gethan ſo J. L. beſchuldigt daß Er ſeine gemahlin hette vergifften laßen, da war Er jn Capable Zu umb ſich Zu Entſchuldigen undt die ſach Zu Verhehlen daß Es Von Ihnen Kompt, haben ſie Monsieur weiß gemacht Madame were Von den andern vergifft worden, dießes iſt Eine alte aber gar wahre historie ab Es Zwar wie Ein roman Lautt aber umb auff meinen Vorigen secret Zu Kommen ſo ſegt Ihr woll liebe Louise daß wen man ahn ſtatt mad de la valliere made de Conquin geſetzt hette man waß artiges undt curieuses ſchreiben Können, aber wenig leütte wißen alle particulariteten, Ich weiß alles d'original, den Ich weiß Es Von dem Konig undt Meinem Herrn ſelber außer mad todt daß weiß ich von andern — — —

---

paris den 28 xbr 1719.

— — — Man ſagt gar Viel guts Von printzen Von modene Er ſoll Ein gar gutt gemühte haben undt gutten Verſtandt, nicht ſchön Von geſicht ſein, aber woll geſchaffen, undt ſehr raisonabel dießer printz ſolle gantz Verliebt Von ſeiner Zukünfftigen gemahlin contrefait geworden ſein, Er jammert mich Von grundt meine Seelen, gutte Ehen ſeindt In allem rar, aber Ich habe Vielle geſehen ſo ſich auß purer lieb geheürahtt haben undt ſich hernach gehaſt wie den teüffel undt ſich noch haßen, glücklich wer nicht geheürahtt iſt, wie froh were Ich geweßen wen man mir hette Erlauben wollen, Eine gutte Einſambkeit Zu führen, undt mich nicht Zu heürahten, ſolle ich Eüch die rechte gründtliche warheit ſagen warumb unßere printzen undt printzessinen Einander ſo haßen die urſach iſt daß ſie alle den teüffel nichts deügen, die Junge printzes de Conti iſt Immer luſtig, Ihr gröſte unglück da macht ſie poßen auß daß Man ohnmöglich undt iſt Immer luſtig, Ich filtz Lenor alle tag auß, daß ſie ſich nicht über Ihrer dochter heüraht ſich troſten Kan, waß Kan ſie davor daß Ihre dochter Eine jmpertinente iſt ſie ſolte ſie Nur mitt Ihrem groß Naßigten Man lauffen laßen Er wirdt ſie ſchon braff bezahlen, Ich Kene die frantzoßen undt weiß wie Ihre heüraht ſein — — —

Paris den 4 januari 1720.

— — — Ich habe hir Nur Qual undt Zanck, undt Nie nichts ahngenehmes, biß auff die Commedien ſo die Eintzige luſt iſt ſo mir In meinem alter geblieben die Können mir hir nicht gefahlen den die leütte ſeindt ſo abgeſchmackt hir daß ſie ſich ſo hauffen weiß auff daß theatre ſtellen undt ſetzen daß die Comedianten Kein platz Zu ſpiellen, daß iſt recht unahngenehm geſtern hatten wir Eine Neüe tragedie ſo nicht unEben iſt aber die Commedianten Konten nicht durch Kommen wegen der menge leütte — — —

Ein abbé Von Qualitet ſo mein gutter freündt iſt undt Von den beſten heüßern Von franckreich iſt hatt Viel Verſtandt aber doch Ein wenig waß wunderliches Im humor dießem iſt auff Einmahl In dem Sin Kommen daß Er nicht In der gutten religion were weillen man die armen reformirten ſo Verfolgt hatt, daß hatt Ihn resolviren machen ſelber reformirt Zu werden Iſt Zu deß holländiſchen ambassadeurs pfarher gangen wo Er der catholischen religion abgeſagt undt reformirt geworden, iſt weinachten Zum H. abendtmahl Verkleydt den ordinari ging Er alß Ein abt Kleydern mitt Einem rabat undt Mantel, Von dar Nimbt Es ſeine abts Kleyder wieder undt geht In vissitte Eine dame ſagt Zu Ihm abbé voicy vn vray temps pour vous qui ames a veiller, car vous jres sans doutte a la messe de minuit worauff der arme abbé d'entrague geantwortet moy je nires plus de ma vie a la messe daß hatt alle die leütte wunder genohmen ſagte Zu Ihm par qu'elle raison nires vous plus a la messe Er andtworttet de sans froid despuis que j'ay aies Le bonheur de Communier sous Les deux especes avec 6 cent de mes freres jay bien ressolu de ne plus jamais aller a la messe daß hatt gantz paris auffrüriſch gemacht die biſchoffe undt alle pfaffen haben ſich verſamblet undt haben resolvirt Zu meinem ſohn Zu Kommen undt begehren daß Man den abt In die Bastillen ſetzen ſolle, der arme Menſch Kam nachts Zu mir undt fragt mir raths Ich filtzte Ihn braff auß ſo jmprudent geſprochen Zu haben riechte Ihm Keine

Zeit Zu Verliehren ſich auß dem ſtaub Zu machen Er hatt Meinen raht gefolgt undt hatt ſich gott lob salvirt wo Er hin iſt weiß Ich nicht, aber woll daß man Ihn geſucht umb Ihn In die Bastille Zu ſchicken, aber Man hatt Ihn nicht gefunden halte Ihn alſo Vor salvirt, bin fro darüber — Nein, Ihr Kendt die frantzoßen nicht wen Ihr meint daß Etwaß In der welt ſie abhalten Können Nicht überall fornen dran Zu ſein ſolte Eins mahls dem abbè dentrague ahnkommen nach franchfort Zu gehen ſo ſegt Ihm doch daß Ich Eüch guts Von Ihm geſchriben Ihr Kont mitt Ihm umbgehen ohne scandal den wie Er gar Ein Klein Kindt war haben Ihm die hüner In Einem hoff wo Er Kacken gangen war alle ſeine ſieben ſachen abgefreßen daß hatt Ihm Einen ſolchen abſcheü Vor hüner geben daß wen Er Ein hun fligen ſicht wirdt Er übel — — —

Paris den donnerſtag 11 Januari 1720.

— — — Ich glaube daß der abbé dantrague gar Zum Naren geworden Er hatte ſich wie Ich Eüch letztmahl geſchrieben auff meine wahrnung salvirt war ſchon In flandern Konte Nur nach tournay gehen da war Er außer franckreich, undt In ſicherheit ahn ſtatt dießes ort geht Er 2 meill weitter, a Lisle da hette Er auch woll Etliche tag auß ruhen Können, wen Er ſich Nur heimblich gehalten hette den Es Kante Ihn Kein menſch dort aber ahn ſtatt daß Er ſich ruhig halten ſolte geht Er auff offendtlichen marck mitt billiet de banque undt schachert wie Ein jud ſpricht gegen meinen ſohn undt gegen die regirung man ſagts dem Commandanten de Lisle der leſt Ihn deßwegen gleich bey dem Kopff Nehmen, da Kame Es herauß daß Es der abbé dantrague war, hab Ihr Ewer leben Etwaß Nariſchers gehört oder geſehen Mein ſohn hatt gethan waß Er geköndt umb Ihn Zu salviren, Er hatt Ihm Zeit gelaßen ſich Zu salviren hatt Ihn nicht Verfolgen laßen da leſt Er ſich ſelber fangen wie Ein sot undt ahn ſtatt meinem ſohn danck Zu wißen daß Er durch die finger ſicht, deschainirt Er ſich gegen Ihn In Vollem marck a Lisle daß macht woll daß man ſein Verhangnuß nicht Entgehen Kan, — Ich Komme wider auff Ewer liebes ſchreiben, liebe Louise, wo Von mich deß abbé d'antrague historie Ein wenig abgezogen hatte, freylich geht mehr übels In paris Vor, alß jemahlen bey den Heyden ja gar Zu sodome undt gomora, die die tugendt folgen wollen undt chriſtlich

[illegible]

leben helt man Vor solten undt Leütte ſo Keinen Verſtandt haben die laſterhaffte Leütte werden geliebt die tugendtſamen gehaſt, welches Zu Erbarmen iſt — — —

Paris den 18 Jan 1720.

— — — Von den hießigen millionen will Ich nichts ſagen, bins ſo Müd das Ich nichts mehr davon hören Kan, undt ſchame mich recht daß die printzessinen du sang hir ſich In der banque tretten undt ſchlagen laßen umb pure jnteresse undt gelt Zu Samblen finde Es recht ſchimpfflich — — —

Paris den 25 Jan. 1720.

— — — Made du maine hatt Ihren Herrn Zwar gantz Entſchuldiget undt bekendt daß ſie die gantze conspiration unter ſeinem Nahmen ahnfangen daß Er Kein wordt davon gewuſt hatte alle die andern conspiranten ſo In der Bastillen geſeßen ſagen deßgleichen Muß alſo woll war ſein ob Es Zwar ſchwer Zu glauben dießer herr aber umb ſolches Zu Confirmiren, will ſeine gemahlin weder wißen noch ſehen, ſie iſt Verzweyffelt daß Mein ſohn Ihre Conspiration Im raht hatt leßen laßen, aber Konte daß dolle thier glauben daß mein ſohn auff ſich würde umb Ihret halben Nehmen alß wen Er die conspiration jnventirt hette undt ſie In alles Vor unſchuldig Erklären daß weib ängſtet mich noch, ſie iſt gar Zu amportirt nach Etwaß rares — alberoni hatt ahn mein ſohn geſchrieben Ihn umb Verzeyung gebetten undt declarirt daß alle libellen undt waß Man unter ſeinen Nahmen In spanien gegen Meinen ſohn geſchrieben were Ihm Von paris geſchickt worden Er offrirt alles Zu Entdecken undt Meinem ſohn Mittel Zu geben gantz spanien Ein Zu bekommen den Er wüſte all le fort et le foible Von dem Konigreich, ſeindt daß nicht feine bürſcher — Ihr macht mich lachen die Bekehrung Vom Duc undt der Duchesse du maine Zu wünſchen, liebe Louise Ich ſehe darauß daß Ihr die welt noch nicht recht Kendt noch die politiken ambitieussen die glauben weder gott noch teüffel, der Duc du maine hatt mir durch Einen Meiner gutten freünden Viel reprochen laßen machen, wie Ich ſo Viel boßes Von Ihm hette glauben Können daß Er ſolches nicht ahn mir Verdint hatte, Ich habe geantwortet, daß In der gantzen conspiration ſein Nahm bloß alß chef geſtanden daß Ich nicht Errahten daß ſeine gemahlin ſo gehertzt geweßen alles ohne ſein wißen, ahnzufangen undt fort Zu fahren were alſo woll Zu Entſchuldigen Ihn beſchuldigt Zu haben, Ey mein gott wo findt man beichtsVätter liebe Louise ſo leütte ohne glauben bekehren Komen man findt genung ſo ſich In politiquen affairen Miſchen wollen, aber umb mehr Zu brouilliren alß alles gutt Zu machen wo ſeindt die gewißenhafften leütte hir Im landt Man Muß früh auffſtehen ſie Zu finden Es ſeindt Keine ſtadtsurſachen ſo mein ſohn ſo clement machen, Er iſt Von natur der ſanffte undt beſte Menſch den gott geſchaffen hatt — —.—

unßer armer abbe d'antrague hatt ſich wie Ein sot Zu Lisle fangen laßen ſeine chaise war vor der thür durfft ſich Nur Nein ſetzen undt weg ſein Cammerdiner pressirte Ihn drauff aber Er wolte Erſt mitt gebranten Nageln ſeine augbraunen ſchwärtzen undt auff milch wartten ſeine handt Zu waſchen ſagte ahn alle ſo Ihn fragten que faitte vous icy andtwortet Er je me suis fait huguenot daß war ſchon In flandern Zu ſagen wo Man gantz papistisch iſt, ſo hatt Er ſich fangen laßen, Mein ſohn hatt befohlen daß Man Ihn woll tractiren ſolle, undt alles geben waß Er begehrt, biß auff pupen da Er gern mitt ſpilt wie Ein Kindt der Man hatt doch Verſtandt Ich Kan nicht begreiffen wie Man Zugleich Verſtandt haben Kan undt ſo gar Kindiſch ſein, Kein Heylliger wirdt Nie auß Ihm werden Er iſt gar Zu Verliebt Von Manßleütten, wen Er daß nachläßt werde Ich Ihn Vor Einen bekehrten halten — — —

---

paris den 4 febr. 1720.

— — — der abbé dentrague iſt gantz Entſchuldigt hatt nicht übel gerett aber wie Ich Eüch letzt bericht ſich durch ſeine Kinderpoßen fangen laßen — — —

heütte haben wir Einmahl Eine gutte Zeittung Erfahren Nehmblich daß der ſpaniſche frieden gemacht iſt — — —

Copie von waß Ich ahn Churpfaltz geſchrieben den 4 februari 1720.

P. S.

Darff ich woll die freyheit Nehmen E. L. gehorſambſt Zu bitt ſich der armen raugraffin Zu Erbarmen, die Cammer Zu heydelberg iſt Ihr noch $\frac{m}{20}$ gülden ſchuldig ſo Eine gering objet Vor Einem großen Churfürſten iſt wie E. L. ſein, aber Ein großer Verluſt Vor Eine arme reichsgräffin iſt, ſo ja Nur daß Zu leben hatt waß ſie auß der pfaltz Zicht E. L. ſeindt Zu genereux umb Ihr daß Ihrige nicht Zu folgen laßen ſie iſt ja die Eintzige ſo noch Von allen den raugraffen überig iſt Ich würde E. L. ſehr verobligirt ſein, wen ſie die charitet Vor ſie haben wolten Ernſtlich Zu befehlen, daß ſie bezahlt mögte werden.

(Von anderer Hand.)

P. S. Ich muß Ewer L. doch Klagen was vor ein wunderlich Geſchrey hier von Chur-Pfaltz dero Herr Bruder hier gehet, worüber ſich jederman verwundert; Man ſagt daß Ihr L. unßer altes Stammhauß, das arme Heydelbergiſche Schloß gantz wollen rassiren laßen; Weillen Ich dort gebohren undt erzogen bin, kan Ich ſolches nicht ohne Schmertzen hören, es hat mir ſchon ſo Viel Thränen gekoſt und würde mir aufs neue koſten, wo ſolches geſchehen ſolte. Ich habe aber Mühe Zu glauben, daß Ihr. L. der Churfürſt Zu Pfaltz, der ein Gnädiger undt gütiger Herr iſt, und ein Vater ſeiner Unterthanen ſeyn ſolle, ſo gar grauſam in dem armen Heydelberg, haußen ſolten. Ich bitte Ewer. L. nehmen doch diß arme Schloß, welches ja eine ſo geſunde Wohnung iſt, in dero protection, undt verhindern das Uebel im fall etliche böſe intentionirte vor das arme Heydelberg Ihr. L. dem Churfürſten dieſen böſen Rath, ſo Nie Zu Ihr. L. gloire gereichen kan, wider geben ſollen.

Paris den 11 Febr. 1720.

— — — paris iſt nicht mehr voll alß Es geweßen daß theüre leben ſo Nun überal iſt hatt Viel weg getrieben, heütte iſt alles golt undt ſilber Verbotten louis d'or undt thaller gelten nichts mehr lautter billiet de Banque undt piéces de 20 ſ: gelten Nur, ich leydt nicht daß man mir Von millionen undt actien undt primien undt souscriptionen ſpricht, Ich Kan nichts drin begreiffen, undt iſt mir Zu langweillig, Ich Kene Keinen Seelen menſchen In gantz franckreich ſo abſolutte desinteressirt iſt alß Mein ſohn undt made de chasteautier, die alle andere Niemandts außgenohmen, ſeindt Es recht ſpötlich, Inſonderheit die fürſten undt fürſtinen Vom geblüdt, die haben ſich

Jn der banque mitt dem commis herumb geſchlagen, undt ſonſt allerhandt ſchimpfflich ſachen, (gelt regirt die welt) daß iſt war aber Jch glaub nicht daß Ein ort Jn der welt iſt wo daß gelt die leütte mehr regirt alß Eben hir — — —

Paris den 18 febr. 1720.

— — — Es iſt Kein wordt war daß unßer S. Ein silice getragen undt Es ſich Von monchen undt franciscanern hatt geben da hatte der König Zu Viel Verſtandt, Es iſt auch der brauch bey weldtlichen leütten nicht, Man hatt Viel auff den König Von ſolchen ſachen gelogen die Konigin hatt auch gar gewiß Kein silice getragen Jch habe ſie hundert mahl nackendt geſehen wen Jch J. M. wie Es hir der brauch iſt Jhr hembt ahngethan habe, daß iſt Eine ceremonie die Erſte Cammerfraw gibt daß hembt ahn die dame dhonneur die dame d'honneur mir Jch der Königin bin ich aber nicht da Jemandts Von den petits Enfants de france undt Nur Eine princesse du sang ſo gibt Jhr die Erſte Cammerfraw daß hembt der Konigin ahn Zu thun undt nicht ahn die dame d'honneur wir haben Viel unterſchiedt ſo, der abbé d'entrague iſt noch Jmmer Jn der cittadel Von lisle wo man Jhm nichts leydts thut undt nach ſeine fantesie leben leſt — — —

---

paris den 25 februari 1720.

— — — Erſtlich ſo habe ich gar lang mitt Meinem ſohn geſprochen wegen der Lotteringischen affairen, hernach habe ich Lang mitt Einem reden Müßen, wegen Einer uhr ſo mir geſtollen worden Jn meinem Cabinet Es findt ſich daß Es Ein Edelman iſt daß hatt Ein groß lermen geben, wie Jhr liebe louise woll gedencken Könt — —

---

paris den 29 febr. 1720.

— — — waß den abbé d'Entrague ahn belangt ſo hatt Er gar gewiß ſo Viel Verſtandt alß man haben Kan, aber Er war der favorit Von allen ſeiner Mutter Kinder die weillen ſie Eine dochter wünſchte undt Keine hatte, hatt ſie dießen abbé alß Ein medgen Erzogen, drumb iſt Er wie Eine franche coquette geworden undt dem gemeinen laſter ſo hir regirt nachgangen — — —

Paris den 14 mertz 1720.

. — — — Es ſeindt Eben ſo boßе Leütte In franckreich alß alberonnie Immer ſein mag Ich habe gefürcht daß ſein gefengnuß Nur Ein ſpilgefecht Zwiſchen Ihm undt papst ſeye aber waß ſeyderdem Erfahren Erweiſt doch daß Es Ernſt iſt, wie Er In spanien war hatt Ihm der papst papieren Von Von consequants Vertrawet die hatt Er Ihm ſeyder alberonie auß ſpanien iſt, wieder gefordert, die hatt das ſeine burschgen nicht wieder geben wollen, daß hatt den papst Verdroßen, hatt Ihn deßwegen gefangen nach rom hollen laßen, wo Er woll Vor alle ſeine boßheit übel belohnt mag werden —

---

paris den 16 mertz 1720.

— — — wie Es gantz undt gar nicht wahr iſt daß Mein ſohn die betriegerey Von den pfaffen aprobirt hatt ſo man Zu heydelberg mitt der H: geiſt Kirch praticirt hatt, Ihr habt groß recht gehabt, Es nicht Zu glauben Liebe Louise Er hatt auch Churpfaltz wahrnen laßen nichts gegen den westphalischen frieden Zu thun Er Müſte ſonſt gegen Ihm ſein, der Keyßer hatt ſich In dießem fall gar woll gehalten undt gar nichts pfaffiſch wie ſein oncle ahngefangen alſo Zu hoffen daß alle unruhe geſtilt wirdt ſein In der armen pfaltz — — —

---

paris den 21 mertz 1720.

— — — Es iſt glaube Ich Keine undanckbare nation In der welt alß die frantzoßen Verachten wen man Zu ſanfft mitt Ihnen Verfährt ſie recht In Zaum Zu halten Müßen ſie forcht undt hoffnung haben, den wen ſie nichts Zu haben ſuchen ſie anderwerts waß weytter bekommen Inſonderheit wen ſie nichts Zu fürchten haben, aber wen man Ihnen forcht Einjagt undt dabey hoffnung gibt, ſo dienen ſie recht woll — — —

Paris den 23 mertz 1720.

— — — geſtern morgen hatt Ein junger menſch ſo artig undt woll geſchaffen iſt Eine abſcheüliche that begangen, Er iſt Von guttem Hauß undt Von den flanderischen graffen Von horn, Er hatte auff der foire de st germain 4 taußendt thaller Verlohren, die war Er ſchuldig undt wolte ſie bezahlen, Er dachte aber Ein ſchon ſtück Nahm drey ſchelmen Zu ſich ging a Rüe de quincampois ſuchte Ein Hauß auß wo Er Zum fenſter Nauß ſpringen Könte andern tags geht Er In die rue quincampois findt Einen Commis de La Banque fragt Ihn ob Er billiet de la banque hette, undt Ihm Etliche Verkauffen wolte dießer fragt Vor wie Viel der graff Von horn fordert Ihn mehr alß Er begehrte, führt Ihn drauff In Ein Cabaret de L'espie de bois ſo allernegſt La rue de quinCampois iſt, da haben ſie dießen Commis assasinirt, ſeindt alle 4 Zum fenſter Nauß geſprungen, aber der graff von horn hatt gemeint ſeine böße That Zu Verhehlen iſt gantz bluttig Zum commissaire du cartie geloffen, undt hatt geſagt man hette Ihn assasiniren wollen, der Commissaire ſahe ahn ſagte Mons' vous vous plaignes d'assasinat vous arivès tout en sang et vous n'estes pas blesses sur cela vous trouveres bon que je vous arestes In dem augenblick Kompt der Zweytte Kerl herein undt hört daß der Erſte ſagt tenes demandes a Mons' qui entre qui est temoign de l'assassinat, der Kerl (dem ſein bößes gewißen) ahnklagte, hörte, daß Man Ihn alß Zeügen Zurufften undt daß ſein Cammeraht alles geſtanden hette geſtunden alles gleich, wurde drauff arestirt undt ſie ſeindt In Einer ſchweren gefangNuß undt man meindt daß ſie bis Montag gericht werden werden — da melt man mir alle fürſten ſo hir Vom hauß Lotteringen ſein, alle die Vom Hauß d'arenberg alle die Vom hauß noaille, die jssenguien undt andere mehr die haben mich gar ſehr gejammert den ſie begehren nicht Ihres ſchlimmen Verwandtens leben ſondern daß man Ihn nicht offendtlich hinrichten ſondern heimblich Im gefangnuß Kopffen laßen, Ich hab Ihnen geſagt daß Ich ſie alle ſehr beklage allein daß ſie woll wüſten daß Ich mich In nichts Von der regence miſche Konte alßo nichts In dießer ſachen thun, Es ſchauttert mir aber wen Ich drangedencke —

wo Ihr mir liebe Louise ſagt daß Man In teüttſchlandt biß Ins 4te gliedt Königliche hoheytten gibt, daß Kan hir nicht ahngehen In dem die ſtändt Vom Königlichen hauß gar Zu reglirt ſeyndt waß man Enfants de france heiſt daß ſeindt alle deß Königs leibliche Kinder oder deß dauphins ſeine undt deß Königs brüder die werden par quartier bedient undt Ihre gemahlinnen undt Ihre chargen Im hauß werden gekaufft die haben waß man grands officier heiſt premier ausmonier premier Escuyer premier maistre d'hostel alle große feſt Muß der premier maistre d'hostel ſie mitt dem ſtab wie bey unß die haußhoffmeiſter auch ſtecke tragen daß geht nicht weitter, alle

Ihre officier welches Eygendtlich die bedinten ſein haben Viel privilegien Man darff Keine soldatten bey Ihnen logiren ſie haben freyheitten comitimus daß iſt wen ſie processen haben, ſo müßen Ihre gegenpart Kommen wo ſie ſein, undt Können unßere officier de la maison royall nicht obligiren anderwerts den proces Zu führen (Vielle Kauffen Nur deßwegen chargen In unßern heüßern) Niemandts ſitzt Vor unß alß regierende herrn cardinals printzessinen Von souveraine heüßer undt Duchesse de france, Les petits enfants de france iſt gantz Eine andere ſach die Maner allein haben grands officier, die weiber nicht ob ſie gleich altesse Royale tractirt ſie ſitzen Zwar Vor unß aber wir In der chaise a bras undt ſie haben Nur Ein taburet, die weiber werden nicht par quartier gedint, alle damen ſitzen Vor ſie undt die printzen undt Ducs haben chaisse a bras, alle Duc Eßen mitt Ihnen Kein mansmenſch iſt mitt unß alß die prince du sang Konigliche Bastert undt Cardinals undt waß außlandiſche regierende herrn ſein, die prince du sang Von dem Erſten biß auff den letzten haben Keinen andern Tittel alß altesse serenissime ſie haben Keine grands officier alles iſt mitt Ihnen allerhandt leütte undt ſitzt Vor Ihnen ſie begleitten die Duc Et pair undt die ambassadeur begleitten ſie ahn Ihre Kutſch Entpfangen ſie ahn der Erſten thur Von Ihrem gantzen apartement, In der Kirch In den tribunen iſt alles pesle maesle mitt Ihnen auff deß König tepich ſo man drap de pied heiſt darff Niemandts tretten noch Knien alß les enfants de france geraht hinter dem Konig hinter unß Les petits Enfants de france die prince undt princesse du sang haben Ihr careau außer dem drap de pied, dürffen nicht drauff ſtehen ſie haben kein quartier noch die chargen werden nicht bey Ihnen gekaufft noch Verkaufft haben Kein committimus alßo ſegt Ihr liebe Louise daß In alles gar Ein großer unterſchiedt iſt ſie begleitten unß ahn der Kutſch, ſie geben unß wie unßern Kinder den Muff undt handtſchu aber der unterſchiedt iſt daß an petits enfant de france pressentirt unßere hoffmeiſterin waß ſie geben ſollen, den prince undt princesse du sang Nur die Erſte Cammerfraw Es ſeindt noch Viel unterſchiedt ſo Zu lang Zu ſagen würden ſein wir haben valet de pied die ſolten geſchurtzte hoßen tragen wie pagen undt nichts ſolte valet de pied heißen alß die geſchürtzt hoßen tragen alles andere ſollt laquay heißen der princesse du sang Ihre dürffen keine geſchürtzte hoßen tragen, ſeindt alßo Nur laquayen In alles iſt der unterſchiedt groß les petit Enfant de france haben valets de pieds mitt geſchürtzte hoßen, alßo iſt In alles großer unterſchiedt undt die prince du sang wie meine Enckeln ſein, Können alſo Nie altesse Royale ſein — — —

graff von horn iſt auch Von denen ſo Von buben debauchirt ſein hatt Vergangen jahr umb Einen jungen cavallier ſeine liebe undt passion Zu Erweißen, ſich mitt ſeinem degen die handt durch undt durch geſtochen hette man Ihm nicht gewehrt hette Er ſich noch die ſeytte durchgeſtochen, durch die abſcheüliche Sünden undt durch daß ſpiellen werden alle Jungen leütte Verdorben undt Zu ſchelmen man ſolte Keine junge leütte mehr nach paris ſchicken ſie lehrnen nichts alß abſcheüliche laſter — — —

paris iſt Ein abgrundt aller laſter, Ich ſehe alß Es Müßen doch Viel gutte undt fromme leütte In paris ſein ſonſten Müſte paris untergehen In dem tag undt nacht ſo abſcheüliche ſachen Vor gehen Vergangen Mittwoch ſeindt 2 Kerl lebendig Verbrandt worden ſo wegen diebſtall Ins gefengnuß wahren Einer davon war Ein ſohn Von dem Weib ſo In meinem hauß Meine servietten undt tiſchtüger fournirt, man hatt Ihnen Einen priſter geben, den haben ſie violirt undt hernach gezwungen unßern Herrn christum Zu Verleügnen haben Ihn alß Er Es nicht thun wollen die Nägel abgerißen die hautt hinter den Kopff wo ſie die platte haben abgerißen ſolche ſchmertzen ahngethan auff allen ſeytten daß Er Etliche tag darnach geſtorben —

Paris den 30 mertz 1720.

— — — Ihr ſegt daß Churpfaltz gutte wortte gibt aber Kein gelt, Man hatt mir In Vertrawen geſagt Churpfaltz hätte man persuadirt daß Ihr die reformirten gegen Ihm auffgehetzt habt, aber Ich glaube die arme leütte hatten nicht Von Nothen auffgehetzt Zu werden wahren ohne daß betrübt genung daß man Ihnen Ihre heylige geiſtkirch genohmen — — —

alle tag hört man historien Von den banqzetteln, Ich finde Es recht Verdrießlich daß man Kein golt mehr ſicht den Es iſt 48 Jahr daß Ich alß golt Im ſack getragen habe undt Nun Nur ſilberne ſtücker wie unßere halbe batzen ſein, die ſeindt doch 30 ſol werdt werden aber alle Mont abNehmen — Es iſt gewiß daß Mons' Laws abſcheülich gehaſt iſt Mein ſohn hatt mir heütte Etwaß in der Kutſch geſagt ſo mich ſo touchirt hatt daß mir die threnen In den augen

Kommen ſein, Er hatt geſagt Le peuple a dit quelque chose qui ma tout a fait touches Le coeur j'y suis sensible Ich fragte waß ſie den geſagt hetten ſo ſagte Er daß wie man den comte de horn gerathert hette hetten ſie geſagt quand on fait quelque chose personellement contre nostre regent jl perdonne taut, mais quand on fait quelque chose Contre nous jl n'entend point raillerie et nous Rend justice Comme vous voyes par ce Conte de horn, daß hatt Mein ſohn ſo penetrirt daß mir wie ſchon geſagt die threnen drüber In den augen Kommen ſein daß Mons Laws Keine boße jntension hatt Erſcheindt woll darauß daß Er Viel gutter Kauff undt all ſein groß golt In Landsgütter ſteckt Muß alſo woll Im Landt bleiben, daß Er ſelber Von ſeiner arbeydt profitire iſt doch billig daß Er gelt nach Englandt, hollandt undt hamburg ſolle geſchickt haben Kan Ich nicht glauben Er macht die Zu ſtarck abſtraffen ſo Es thun were Er ſelber In der faulte würde man Ihn ahnklagen, Mein ſohn Verſtehet die finance ſachen auff Ein Endt — Ich glaube daß Ich Euch ſchon geſagt wie daß ich gar woll gerahten, mitt dem pabst undt alberonie daß Es lautter ſchelmerey iſt, undt Er iſt wider auff freyen fuß geſtelt — — —

Paris den 14 aprill 1720.

— — — mylord stair ſollen Viel mitt Einer maistres Verthan haben ſo made raimond heiſt ſie iſt nicht ſo ſchon alß ahngenehm, iſt, Churbayern maistres geweßen Nun hatt ſie Einen andern amant undt liebhaber welches myLord ſehr betrüben ſolle, Ihr jetziger liebhaber, iſt graff moritz Von saxsen der iſt nicht gar ſchön hatt aber gutte minen iſt jung undt ahngenehm, alßo iſt milady stairs vangirt Von Ihres Mans untrewe — Man braucht jetzt In franckreich Zu sumen Zettel undt Zu Kleinen gar Kleine silberne Müntzen, wie halbe batzen die gelten 30 sols werden aber alle monat abNehmen — alberonie iſt In die ſchweitz gereiſt bey dem abt Von st gallen waß Er dort Vor Ein teüffels leben ahnfangen Wirdt die Zeit lehren — daß böße hexgen die Duchesse du maine wirdt morgen nachmittags Zu mir Kommen, Ich hette Es woll Entbehren mögen, aber waß will man thun weillen mein ſohn ſie geſehen, Muß Ich ſie weillen ſie Es mitt aller gewahlt will woll auch ſehen — — —

St Clou den 21 april 1720.

— — — graff horn war bitter übel Erzogen undt hatte ſich Mitt alle filloux Von paris associrt alß Kein wunder daß Er ſo Zu nichts Nutz geworden war Ein leichtfertiger geſel In ahlen ſtücken, abſcheülicher sodomist, Suma außer daß Er Ein artige figur hatte war gar nichts lobliches ahn Ihm, den gebuhrt iſt Von nichts Zu rechnen wen Keine tugendt darbey iſt, Ein abgrundt Zieht den andern nach, hatt doch Ein ſchön Endt gehabt undt ſeine Sünde woll bereüt, hoffe daß In der allmachtige Zu gnaden wirdt ahngeſehen haben — Vor dießem iſt Es gar gewiß daß unßere teütſchen tugendtſam geweßen ſein, aber Nun höre ich daß ſie allezeit Viel laſter auß franckreich bringen, Inſonderheit die sodomie die iſt abſcheülich Zu paris — —

St. Clou den 27 april 1720.

— — — die Kutſcher historie iſt ſchon Vorn Jahr In England geſchehen die printzes hatt mir Es gleich geſchrieben, iſt poßirlich der Kutſcher Muß Keinen ſo großen bardt gehabt haben wie die Kutſcher hir Im Landt tragen, die avanture Von dem Kutſcher ſo Ins Kindtbett Kommen Erinert mich ahn den graffen Von Königsmarck deßen alter bruder der daß unglück Zu hannover dem iſt Ein recht ſchön Engliſch metgen In pagen Kleyder gefolgt Ich habe dießen pagen Zu chamber geſehen hatte Ein rundt geſicht lange braune augen undt haar, die haar kurtz und ſchon frissirt In großen bucklen ſchonne lebhaffte farben ſchonnen Mundt undt Zähn, aber waß Kurtz undt dick undt fett, wie wir von der jagt Kommen, wo mir der graff ſeine gantze avanture Verzehlt hatte, ſtellte Ich mich ahn alß wen Ich curieu wehre ſeine Türkiſche Zelt Zu ſehen, undt ritte hinein Er rieff ſeinen pagen umb Vom pferdt abzuſteygen der Kam geſchwindt geloffen undt halff ſeinem Herrn Vom pferdt da ſahe Ich ſie gantz Nahe, wie der graff nach jttallien reiſte Kam man Ihm In Ein wirdtshauß ſagen vostre page est fort malade d'une colique Ein augenblick rieff Man Mons' le conte, vostre page accouche bracht Ein metgen Zur welt, dießer page hatt ſich hernach In Ein Closter retirirt wo Er doch Keine none geworden hatt aber from undt Ehrlich gelebt biß ahn Ihr Endt Ihre dochter lebte noch In Einem closter Mons' Le marquis de Thiange ſo deß graffen gutter freündt war hatt nach deß graffen todt ſich deß armen Kindts ahngenohmen

Ihr Eine Kleine. pension Vom König Zu wegen gebracht wo Von daß arme Menſch lebt, den thiange iſt auch todt, war Ein gutter Ehrlicher Menſch wie woll Von Einer boßhaftigen Mutter, Ein rechter teüffel ſo woll alß Ihre ſchweſter die montespan, ſo noch ſchlimmer undt boßhafftiger war, alß die Thiange dieße Kont Ihren frommen ſohn Vor Ihren todt nicht leyden haſte Ihn aber Nur auß 2 urſachen die Erſte urſach war weillen Er nicht desbeauchirt war undt ſeine fraw Hertzlich lieb hatte, die ander urſach war daß Ihr ſohn gotsfürchtig war undt gern bettet, deß wegen ſagte ſie mon fils n'est qu'on sot, der König lachte ſo Von Hertzen wen Er mich über dießen damen wunderlichen discoursen verwundert ſahe — — —

der Cardinal mazarin pflegte Zu ſagen La nation francaise est la plus folie du monde jl crient et chantent contre moy et jls me laissent faire et moy je les laisse cier et chanter et fait ce que je veux waß Er aber possirlich gethan war alle böße lieder ſo man gegen Ihm gemacht, alß wen Er gar boß were auffZuſuchen laßen undt hernach ließ Er ſie heimblich alß wen Er nichts davon wüſte Verkauffen hatt mitt dießer manir $\frac{m}{10}$ thaller gewinen — — —

Sontag umb halb 6 abendts.

— — — made la duchesse de Bourbon, daß die fürſtin geſtorben iſt Kein wunder aber woll daß ſie ſo lang hatt Leben Können, außer Ihr unordendtliches leben war ſie auch Erſchrecklich Verwackſen alle die Mons' le duc Kenen Verſichern daß Er gar Müde Von Eheſtandt iſt undt ſich woll hütten wirdt, wieder Zu heürahten Er iſt gar Zu fro ledig Zu ſein — — —

die made de verue iſt des Königs Von sicillien declarirte metres geweßen ſie hatte Eine dochter mitt Ihm gehabt, ſo Er dem printzen de Carignan ſo jetzt auch Zu paris geben dießer printz iſt durchgangen hatt ſeine gemahlin Im ſtich gelaßen — — —

St. Clou den 9 may 1720.

— — — Man weiß nicht mehr waß hoff geweßen Keine damen wollen Zu mir Kommen weillen Ich nicht leyden will daß man Zu mir wie Zu made d'orleans ohne leibſtück undt In Echarpen undt Robe balante Kommen daß Kan undt mag Ich nicht leyden, will lieber Keine ſehen alß die fammiliaritet Zu Vertragen — — —

habe ich ahn den abbé du bois jetzt Ertzbiſchoff Von Cambray geſchrieben umb Jhm Zu dancken Vor die gutte Zeittung ſo Er mir heütte morgen geſchrieben undt durch Einen expressen geſchickt daß der frieden Zwiſchen dem König Jn Englandt undt ſeinen Koniglichen Kindern gemacht iſt, undt daß der printz undt printzes Von wallis nach Ein andern Zum König ſein Lang allein bey J. M. geblieben undt daß alles wider ſo gutt geworden, daß den 6 alß andern tags alle die Von deß printzen partie wahren ſeindt Kommen dem König die handt Zu Küßen, alles iſt wider gutt — — —

---

st Clou den 23 may 1720.

— — — made dorleans Verdirbt alle Damen hir helt Jhren respect gar nicht, ſie weiß nicht recht waß grandeur made de montespan undt made de maintenon Von denen die Erzogen worden, wuſtens ſelber nicht, undt ſie iſt Zu hoffartig Etwaß Von mir Zu Lehrnen wollen, Meint daß wehre au desous d'Elle, undt meint ſie ſeyn Viel höher alß Jch wen ſie Jhre Kammer Voll Leütte hatt undt alles unterſt Zum oberſten gehet mitt maniren mitt Kleydungen Suma Jn alles, aber wie ſie mich nicht jmittiren will, halte Jch Es auch nicht Von Nohten ſie Zu jmittiren, alſo bleibt Ein jedes (wie man Jm ſprichwort ſagt, wie Es geſcholten iſt) — Kein hoff iſt mehr Jn gantz franckreich daß hatt die maintenon ahm Erſten jnventirt den wie ſie geſehen daß der Konig ſie nicht Von Königin declariren wollen hatt ſie die junge dauphine Einen hoff Zu halten, alß Jn Jhrer Kammer bey ſich behalten, wo weder rang noch dignitet ware, ja die printzen undt die dauphine Muſten unter den Vorwandt daß Es Ein ſpiel were dieße dame ahn Jhr toillette undt ahn Taffel auffwartten die dauphine hatt ſie offt gekemtt wie Eine Cammer macht undt die printzen drugen Jhre ſchüßeln gaben die theller undt brachten Zu drincken daß hatt den gantzen hoff über Einen hauffen geworffen daß Niemandts mehr wußte, waß oder wer Er war, aber Jch bin Nie Jn dießem ſpiel geweßen wen Jch Zu der frawen ging ſetzte Jch mich Neben Jhrer niche Jn Eine chaise undt habe Jhr Nie weder ahn taffel noch ahn der toilette auffgewahrt Es wollen mir Etliche leütte rahten wie die dauphine undt printzen Zu thun Jch andtwortete aber (je nay jamais estés Eleves a faire des bassese et je suis trop vielle pour faire des jeux d' Enfants) ſeyder dem hatt man mir nicht mehr davon geſprochen — — —

st Clou den 26 may 1720.

— — — die Hertzogin Von hannover Kan nicht Eyllen weillen ſie Ihre Neüe Enckellin unßere madll de vallois ſehen will welche gar Kein Eyll hatt nach modene, iſt woll Eine dolle humel wie wir In der pfaltz ſagen, ohne ahngeſehen Ihres Herrn Vattern Ernſtlichen Vorbitt, will durch die gantze provence herumb ſpatziren undt toullon ſehen welches gantz Von Ihrem weg abgelegen iſt, ſie will auch wie man ſagt die ste Baume ſehen, führt alſo daß Königs hauß herumb welches dem Konig millionen da hatt ſie die geringſte consideration nicht Vor daß felt alles auff Ihren Herrn Vattern, daß macht mich auch gridtlich, ob Zwar Vatter undt Mutter Es woll Verdint haben, chagrin Von dießer dochter Zu haben ſie haben ſie beyde Zu ſehr Verzogen undt dadurch gantz Verdorben, Ich habe Viel dolle Köpffe In weibern geſehen aber Keines daß dießer gleich Kan Kommen Ihr montespanische gemüht, Erweißt ſich In alles aber Es iſt Meine ſchuldt nicht, Kan Zu Meinem ſohn ſagen wie In der Commedie (george dandin tu la voulu) aber hiemitt genung hir von — der Hertzog von modene hatt recht jmpertinent In den letzen Zeytten ſich gegen ſeiner fraw ſchwiger Mutter der Hertzogin Von hannover alß wen ſie geringer were alß Er undt der unterſchiedt Von Ihren geburden iſt doch auff allen ſeytten groß genung umb Ihr großen respect ſchuldig Zu ſein, Es ware billig daß ſie ſich In alles miſchen ſolte, da ſie ſeiner Kinder groß Mutter iſt, undt ſie alle mitt ſo großer ſorg undt fleiß Erzogen, Zu glauben daß man Eine frantzöſche fraw In der welt finden die nicht die frantzöſche maniren über alles ſetzt, undt Immer davon ſpricht, undt welche ſich nicht In alles Miſchen will daß iſt ohnmöglich, Von den Erſten biß auff der Küchenmacht wirdt man dießes finden — — —

---

st Cloa den 11 juni 1720.

— — — wie Ich aber durch daß gemeine geſchrey Ver Nehme, ſo geht alles noch bitter übel, Ich wolte daß laws mitt ſeiner Kunſt undt sisteme auff den plocksberg wehren undt Nie In franckreich Kommen, Man thut mir Zu große Ehre ahn Zu glauben wollen daß durch Meinen raht waß beßer geworden, durch Meinen raht Kan nichts beßer noch ſchlimmer werden, den wie ſchon geſagt ſo gebe Ich Keinen raht In nichts waß den ſtaadt ahngeht, aber die frantzoßen ſeindt ſo gewohnt daß weiber ſich In alles Miſchen daß Es Ihnen ohnmöglich Vorkompt, daß Ich mich In nichts Miſche, undt die gutten parisser bey welchen Ich In gnaden bin wollen mir alles guts Zu ſchreiben Ich bin den armen leütten recht verobligirt Vor Ihre affection Verdiene ſie gantz und gar nicht — — —

---

st Clou den 16 juni 1720.

— — — mich wundert daß mir die printzes Von wallis der Hertzogin Von Zel todt nicht geſchrieben daß macht mich glauben daß Es nicht war iſt, Ich wolte daß ſie Vor 40 Jahren geſtorben were, ſo hette ſie Viel übels undt unglück Verhütt, ſie war nicht Sonderlich Von humor ſondern wie ſchir alle frantzoſiſche weiber Von der welt ſein die allezeit capricieuse undt ambitieuse ſein undt alles regieren wollen, undt Ihnen unter thanig machen, wolte gott ſie were bey Ihrem ſchlegten adel In poitou geblieben, Ich ſage ſchlechten adel weillen ſie ſichs Einmahl Vor Eine Ehre gehalten Ein premier valet de chambre Von meinem Herrn S: Zu heürahten, bey der dauphine war Es ahnfangs Kinderſpil, aber die maintenon hatt ſie drinen Erhalten wollen umb alles Zu confondiren, weillen man ſie nicht Vor Königin Erklären wolte, freylich hatte die dauphine Verſtandt, undt Eben deßwegen thäte ſie alles waß daß alte weib wolte umb ſich bey dem König woll Ein Zu ſchreichen, hette daß arme menſch noch Ein par jahr leben Konnen hette ſie ſich auß Ihrer ſchlafferey auß gerißen undt hette der alten nicht mehr Von Nöhten gehabt, den ſie hatte des Königs Hertz gantz gewunen, die alte hatte den Duc du maine gewuhnen mitt Ihm meint ſie noch Zu regieren, auch wie ſie geſehen das diß ſtück Ihn gefehlt durch den arest Vom duc du maine iſt ſie Vor leydt geſtorben undt Von dem chagrin nicht wider auffkommen — — —

---

st Clou den 27 juni 1720.

— — — 3 Ducs hir die doch ſo gar hoch hinauß undt die 3 ſo von guttem hauß ſein undt Von beßerm heüßern alß die andere, haben In Meinen ſin Etwas abſcheüliches gethan der Duc dantin ſo deß montespan ſohn, undt alſo meines ſohns gemahlin undt made la duchesse bruder iſt, der Duc marechal d'Estré, undt der duc de la forcė der Erſte hatt alle ſtoffen auffgekaufft undt ſie thewerer alß die Kauff Zu Verkauffen, der 2 hatt allen Caffe undt chocolate Eingezogen umb ſie auch thewer Zu Verkauffen der 3te hatt Es ahm aller ſchlimbſten gemacht den Er hatt alle unſchlich lichter auffgekaufft undt ſie thewer Zu Verkauffen, undt hatt rechte l'Enchere auff die unſchlicht lichter gebracht wie Er die ſtieg herundter ging undt auß dem opera gehen wolte gingen Junge Muthwillige burſch auff die ſtieg ſagten da iſt Ein dicker ſack der ander ce n'est point de largent ce ne sorst que des chardells alle aber fingen ahn Zu ſingen daß letzte chorus Von opera Von phaeton

alles alles respandre La lumiere
puisse vn heureux destin
vous conduire a la fin
de vostre brilliante cariere
alles respandre la lumière.

Ihr Kont leicht gedencken waß diß Vor Ein gelächter Verurſaget — — —

---

st Clou den 30 Juni 1720.

— — — die billiets de banque ſeindt mir recht Zu wider, aber laſt unß Von waß anderſt reden dießes macht Einen gar Zu ungedultig, Mons' le fevre hatt die helffte Müßen Verliehren auff coubert, ohne Es Zu hindern Können — — —

Ich glaube daß unßere teütſche fürſten Nie Zu geben werden daß des Czaars ſohn oder Enckel (umb recht Zu ſagen) Eine Ertzhertzogin Nehmen ſolle, daß were Zu gefahrlich Vor gantz teütſchlandt — — —

Ich Muß lachen über die bekehrung Von der fürſtin Von nassau Siegen, die leütte ſo Man ſo predigen ſchickt, heiſt man missionaire Es ſeindt deren jetzt In lotteringen predigen 4 mahl deß tags, undt der Hertzog Von Lotteringen gehn 2 mahls deß tags In den predigen Ich fürchte daß mitt Ihrer dornen cron dieße arme fürſtin noch Näriſcher alß Ihr Herr geworden iſt, Ihr werdt ſehen daß die ſelbe Kette ſo ſie umb den alß gehabt da wirdt man ſie mitt ahnbinden Müßen, Von denen ſo ſich die offentliche dissipline haben auff der gaßen geben laßen daß würdt man hir Im landt nicht leyden undt

Vor Eine jnmodestie halten, wie Es auch In der that iſt, ſo albern ſachen Kan Ich nicht leyden Man würde ſo wenig leyden hir daß ſich weiber die dissipline geben ſolten daß der cardinal de noaille gantz abgeſchafft daß man den grün donnerſtag In pilgerſchafft mitt creütz tragen undt dissiplinen barfuß au mont rallerien ging — — —

---

st Clou den 14 Julli 1720.

— — — alle tag Muß Ich waß Verdrießliches horen Einen tag Kompt man ſagen Ich würde nichts mehr Zu Eßen haben den Meine officir undt prevoyeur Kontens nicht mehr außſtehen Nur Zettel undt Kein gelt Zu haben baldt ſagt man Ich Konne weder Kleyder noch ſtrümpff haben den die Kauffleütte wolten Keine billiet de Banque mehr Nehmen, Einen anderen tag ſagt man paris wirdt ſich Entpören — — —

---

st Clou den 18 Julli 1720.

Hertzallerliebe Louise Ehe ich auff Ewere liebe ſchreiben Komme ſo mir noch überig Zu beantwortten ſein Muß Ich Eüch Klagen undt ſagen welch Einen abſcheülichen ſchrecken ich geſtern außgeſtanden, Ich fuhr wie ordinari Zu den Carmelitten undt fundt die Duchesse du Lude dort, wir wahren gantz ruhig da Kompt made de chasteauthier herein blaß wie der bittere todt undt ſagt (made on ne sauroit vous cacher cequi ce passer, vous trouveres touttes Les Cours du palais Royal remplie de peuples, jls y ont portes des corps morts Escrasses a la banque Laws a estes obliges de ce sauver au palais Royal on a deschires son Carosse apres qu'il en a estés sortis, en mille piece, jls ont forces Les portes a 6 heures du matin) Ich laß Eüch gedencken wie mir bey dießer ſachen Zu Mudte war, Ich durffte Es mir doch nicht mercken laßen, den In ſolchen fehlen muß Man nicht bang ſcheinen fuhr alſo Zum König wie ordinarie. Mußte mich greülich Zwingen wie Ich bey der gaße st honnore Komme war Ein ſolch ambarras daß ich Eine halbe ſtundt ſtill halten Müßen da hörte Ich den popel ſchmollen, aber Nur über laws Von Meinem ſohn ſagten ſie nichts undt mir gaben ſie ſeegen Endtlich Kame Ich Ins palais aber alles war ſchon wider ſtill, undt der pöpel hatte ſich retirirt Mein ſohn Kam undt Verzehlte mir daß alle die ſach Von 10 sols ahngangen wern, undt die ſo Erſtickt worden In der bange hatten Es nicht Von Nohten Einer Von Ihnen hatte hundert thaller Im ſack undt Keines Von denen ſo ſich Ertrucken laßen wahre ohne gelt war alſo Nur Ein purer geitz undt daß ſie Ins palais Royal geloffen war gar gewiß auß ahnſtifftung boßer leütte, die Meinen armen ſohn abſcheülich haßen — — —

---

st Clou den 21 Julli 1720.

— — — daß Ich groß urſach gehabt habe, wegen Mr. Laws ſeinen gelt affairen In ſorgen Zu ſein, gelt iſt rarer alß Nie, waß aber nicht rar hir iſt daß iſt falſchheit boßheit Verrahterey undt geitz daß findt man die hülle undt die fülle hir, iſt aber nichts ahngenehmes noch Luſtiges, Es macht Einen daß leben Satt undt Müde — Ich weiß nicht waß Man Von Maner gemühter Viel helt wen ſie urſach haben bang Zu ſein, Law war vergangen Mitwog wie der todt ſo bleich alſo gar bang — die ſeinigen Zu lieben undt In ſorgen Vor Ihnen Zu ſein Kompt Mänern ſo woll alß weibern Zu, Es ſeindt mehr alß Einerley jalousie hir Im landt findt man mehr leütte jalous Von Ihren mänern auß ambition alß auß liebe, den ſie wollen allezeit alles regieren undt Es iſt Kein Küchen magt ſo nicht meint daß ſie Verſtandt genung hatt, daß gantze Königreich Zu regieren, wollen auch auff alle ſtandtsſachen allezeit raisoniren machen mich ſo ungethultig offt daß Ich trappeln undt ſtampffen mögte Es iſt Ein Irtum Zu glauben daß Man Einen Man wehren Kan, maistressen oder puben Zu lieben Es Muß Eins oder daß ander hir ſein daß beſte iſt den Man auß ſchuldigkeit aber nicht aus passion Zu lieben woll undt friedtſam mitt Ihm Zu leben, aber ſich Zu Nichts bekümern wo Er ſein wüſterey hintregt, auff dieße weiße bleibt Man Immer gutt freündt undt behalt friedt undt ruhe Im hauß — Ihr Könt der jalousen graffin ſagen ſie ſolle Ihre rivallen Vor Ein alt ſcheißhauß met verlöſt met verlöſt halten, ſo wirdt Ihr die jalousie gantz vergehen, den Es iſt ja nicht billig ſich Zu Queelen über waß man nicht Endern Kan, undt ſo Eine groſʒe Qual Vor die auß Zu ſtehen ſo gar nichts nach unß fragen, Von Einem Man ſolle Eine fraw allezeit Zu (frieden ſeyn) wen Er ruhig mitt Ihr lebt undt Ihr nichts Zu leydt thut, Es ſeindt Keine Ewige lieben, Ich Verſtehe Verliebt ſein Muß Mitt der Zeit Ein Endt Nehmen, alſo Muß

Man Nur gedult haben wie Ihr der gröſſtn gar woll gerahten habt — daß der graff Von Erbach ſeine ſchönne gemahlin nicht ſo lieb hatt alß die Erſte metres ob die gemahlin Zwar ſchön iſt daß gewandt mich ahn die vers ſo thessée In oedippe ſagt zu oedipe ſelber.

> si vous aves aimé, vous aves seu Cognoistre
> que l' amour de son choix veust estre le seul maistre
> que s'il ne choisit pas tousjours le plus parfait
> jl attache du moins les Coeurs aux choix qu'il fait
> et entre cent beautés digne de nostre hommage
> celle qu'il nous choisit plait tousjour davantage.

So iſt Es auch mitt dem graffen Von Erpbach gangen — — —

Einen geſchickten Man ſo Ich Kenne undt Mons' de haye heiſt den habe ich In den gartten ahngetroffen hatt mir Etwaß gar curieuses gewieſzen Nehmblich 30 damen Von dam brett wo mitt charlequins Trictrac oder damen geſpilt auff jeder dame ſo rodt undt weiß Von leichtem holtz ſein iſt Ein Contrefait Erhoben wie In golt geſchmeltz mitt lebhafften farben charlequint ſelber viel andere leütte ſo Zu ſelben Zeit gelebt solimann der Tarquische Keyßer Ein Churfürſt Von saxen Ein Hertzog Von Bayern undt gar viel damen Zu ſeiner Zeit In Ihrer damahligen tracht Es iſt recht ſchon albert durer ſolle Es gemacht haben, Es wirdt über taußendt pistollen Estimirt, Es auch Etwaß gar curieusses de haye ſticht gar woll In Kupffer, will alles In Kupffer ſtechen laßen undt die historien dabey ſchreiben, daß wirdt Etwas artiges werden — — —

---

st Clou den 28 julli 1720.

— — — wen Ihr Eüch Ein ander mahl In den finger ſtecht, ſo ſchneydt Ein wenig Von denſelben finger ſo geſtochen, den nagel ab undt thut den finger hinder daß ohr, wo es geſtochen worden undt reibts Ein wenig ſo Verſichere Ich Eüch wirdt Nie Kein geſchwer drauß werden — — —

---

st Clou den 4 aug 1720.

Meint Ihr den liebe Louise daß Ich mein leben weder pſalmen noch lutherisch Lieder ſinge Ich Kan noch Viel außwendig, undt ſinge ſie offt, findt Es tröſtlich Ich Muß Eüch doch Verzehlen waß mir Einmahl mitt Meinem Singen begegnet iſt Vor mehr alß 25 Jahren, Ich wuſte nicht daß Mons' rousseau ſo die orangerie gemahlt hatt reformirt wahr Er wahr auff Einem Eschaffaut oben Ich meinte Ich wehre gantz allein In der gallerie und ſang gantz lautt den 6 psalm (In deinen großen Zorn darin Ich bin Verlohrn, ach herr gott ſtraf mich nicht undt deinen grim der gleichen laß wider umb Erweichen undt mich In dem nicht richt) Ich hatt Kaum daß Erſte geſetz außgeſungen, ſo höre Ich In aller Eyll jemandts Vom Eschafaut herunder lauffen undt mir Zu füßen ſahlen Es war Rousseau Ich dachte der Man were Näriſch worden, ſagte bon Dieu Mons' Rousseau quaves vous, Er ſagte est jl possible Madame que vous ne scuvenies encore de nos psaumes et les chantes, le bon Dieu vous benisse et vous maintiene dans ces bon sentiements) hatte die threnen In den augen, Etlich tag hernach ging Er durch, weiß nicht wo Er hin iſt, aber wo Er auch ſein mag wünſche Ich Ihm Viel glück undt Vergnügen Er iſt Ein excellenter mahler en fresq, ſehr Estimirt Ich habe nie Erfahren Können wo Er hin Kommen iſt — — —

Es ſeindt wenig antiquen medaillen ſo ich nicht ſchon habe den Ich habe deren gar Nahe bey neün hundert habe Nur mitt 260 ahn gefangen, ſo Ich Von made venie gekaufft, ſo iſt dem damahligen Hertzog Von savoyen geſtollen, Ich ſchriebe Es gleich ahn die jetzige Königin Von sardaignen, undt offrirte ſie dem König wider Zu ſchicken aber die Kiſt war ſchon Verſtümpelt hatte die Meiſten Verkaufft die Königin ſchriebe ſie were Hertzlich fraw daß die wenige doch bekommen hette ſolte ſie behalten Ich habe ſie gar wollfeil Nur nach dem gewicht undt Es wahren doch gar rare darunter — — —

---

st Clou den 8 augusti 1720.

— — — Von Mons' Law sisteme werde Ich weder böß noch guttes ſagen, Es iſt mir gantz undt gar unbegreifflich, allein Ich ſehe doch daß Es Meinem ſohn ſo unerhört Viel unruhe Mühe undt ſorgen gibt daß macht mich wünſchen daß Es Niemahlen were unterfangen worden, Es chagrinirt mich nicht allein ſondern Es angſtet mich auch recht, den ſo jnteressirte leütte wie die frantzoßen ſein, Von Mons' le duc ahn Zu rechnen biß auff den geringſten Knecht, da iſt Keine ſicherheit bey den wen ſie waß Zu gewinnen Meinen Muß alles drauff gehen, undt Kein leben iſt ſicher dabey, Vor mir ſelber iſt mir nicht angſt, den da were Kein Vortheil dabey noch gewinſt aber Mein ſohn ſtehet gewiß große gefahr auß wolle gott Ich were allein In gefahr wolte mich Kein haar drumb bekümern — Es iſt noch Viel gelt In franckreich aber auß boßheit ſpert Es Ein jedes Ein undt will Es nicht Ins Comers ſetzen den ſie trawen dem M' laws nicht, Zum Krieg hatt Niemands luſt hier, aber woll Zum Luxe ſo Nie ſo hoch geſtiegen alß Nun, die Zeit wirdt lehrn waß auß dießem allem wehren wirdt — — —

---

st Clou den 10 august 1720.

— — — Ich Muß geſtehen daß mir Mons' Laws sisteme Nie gefahlen undt Ich alleZeit gewünſcht daß Mein ſohn Es nicht folge habe Nie nichts drinen begreiffen Konnen daß Man daß golt abgeſchafft hatt mich choquirt undt iſt mir betrigeriſch Vorkommen, wenn Ich die wahrheit ſagen ſolle, aber wie ſchon geſagt Ich Verſtehe Es nicht Muß alſo davon ſchweygen — — —

---

st. Clou den 15 aug. 1720.

— — — die parisser Leüte ſeindt die beſten Leütte Von der welt wen daß parlement ſie nicht auffgewickelt hette Hatten ſie ſich Ihr leben nicht Entpört auch armen leütte haben mich recht touchirt den ſie haben Nur gegen Mr' Laws undt nicht gegen meinen ſohn geſchriehen, undt wie Ich In der ſtatt durch den pöpel fuhr gaben ſie mir lautter Benedictionen, haben mich ſo touchirt daß Ich ſchir geweint hette, Es iſt Kein wunder daß man Mein ſohn nicht ſo ſehr alß mich liebt, daß thun ſeine feinde ſo Ihn Vor Einen gottloßen Menſchen außſchreyen, undt Vor Einen bößen Man da Er doch In der that der beſte Menſch Von der welt iſt, undt Nur gar Zu gutt — waß Ich auch Von Mons' laws sisteme habe rühmen hören, ſo habe ich Es nicht allein nicht Verſtanden, ſondern auch allezeit feſt geglaubt daß Es Kein gutt Endt Nehmen Könte, Ich Kan Kein blat Vors Maul Nehmen Ich habe Es Meinem ſohn blatt heraus geſagt aber Er ſagt Ich judicire übel davon weillen Ich nicht begreiffen Könnte, hatt Es mir außlegen (wollen) aber je mehr man mir davon ſpricht je weniger Kan Ich Es begreiffen — — —

Es were mir leydt wen das ſchloß Zu manheim nicht außgebaut, wir ſeindt ja gar offt Im Sommer dort geweßen ach Mein gott Ich weiß Nur Zu woll, waß J. G. S. umb's leben gebracht hatt darff Es aber nicht ſagen, Man weiß woll waß Meinen armen bruder umbs leben gebracht hatt, daß hatt der Verfluchte Langhans undt winckler gethan ſie habens dem Hertzog Von Neüburg ſelber geſtanden der hatt ſie (welches Man Ihm Zum Ewigen lob nachſagen Muß) gleich In Verhafft Nehmen laßen, gott wolle Eüch liebe Louise noch Viel freüde undt troſt, ahn den gutten pfältzern Erleben laßen — — —

St. Clou den 18 augusti 1720.

— — — biß her iſt Es noch ſtille ſo lang Es wehren wirdt aber Mr. Laws darff nicht auß dem hauß die weiber de la halle haben Kleine buben Zu spionen umb ſein hauß geſtelt Zu Erfahren wen Er auß dem hauß gehen wirdt daß bedeüt nichts guts Von Ihm, undt fürcht ſehr daß wider baldt Ein Neüer auffſtandt undt allarm Kommen wirdt — — —

Ich habe Mein leben Keinen Englander oder ſchottlander ſo poltron undt forchtſam geſehen alß Laws iſt der reichtum macht furchtſam, Man quittirt nicht gern ſein haab undt gutt, Ich glaube daß Er Etlich ſtundten hatt, wo Er ſich ſelber In die souciane oder missisipi wünſcht — — —

st Clou den 21 aug 1720.

— — — alle tags donnerts hir, ſtelt aber Nur poßen ahn hatt Einem weibs Menſch den gantzen Ermel Von leib abgebrendt, ohn Ihr den geringſten ſchaden Zu thun derſelbe ſchlag hatt Einem man den degen knopff Verſchmoltzen die ſpitz Vom degen, undt ſonſt gar Keinen ſchaden gethan, Einen offizirer Von den jnvaliden ſo Einen blauen rock tragen mitt Einer ſilbernen ſchnur undt ſilberne Knöpff, der Donner hatt alle daß ſilber abgezogen undt die ſeyden allein gelaßen ſo woll Von der ſilbern ſchnur alß Knopffen ſie ſeydt gar nicht Verbrendt, die bawern hir glauben wen ſo waß geſchicht daß hexen Meiſter Im donner ſtecken — — —

St Clou den Mittwog 28 aug 1720.

Der Hertzog Von mecklenburg wen Er In gedancken ſaß undt man Ihn fragte woran Er dächte ſagte Er je donne audiance a mes pensées ſeine Zweyte gemahlin Konte Es beßer thun, den ſie hatte mehr Verſtandt alß Er, Es war doch Eine wunderliche ſach mitt dießem herrn, Er war woll Erzogen, Konte über die maßen woll ſprechen Man Konte Ihm Kein unrecht geben wen man Ihn hörte aber In alles was Er that war arger alß Kein Kindt Von 6 Jahren thun Könte, Er Klagte mir Ein mahl ſein leydt Ich andtwortete nichts drauff, Er fragte mich warumb Ich nicht andtwortete, Ich ſagte blat herauß (waß ſolle Ich E. L. ſagen ſie ſprechen über die Maßen woll, aber ſie thun nicht wie ſie reden undt Ihre gantze conduitte iſt Erbarmlich, undt machen In gantz franckreich außlachen) Er wurde böß undt ging weg, aber Ich ſagte Ihm dießes weillen Er wenig tag Vorher dem König Eine audientz gefordert hatte der König meinte Er hette Von affairen mitt Ihm Zu tractiren, ließ Ihn In ſein Cabinet allein Kommen ſo ſicht Er den König ahn undt ſagt sire je vous trouve cru depuis que je n'ay eüe l'honneur de vous voir der König andtwortete, je ne croyes pas estre en aye de croitre (den der König war damahlen 35 Jahr alt) darnach ſagte Er sire vous aves bien bonne mine tout le monde trouve que je vous ressemble mais que j'ay encore mellieure mine que vous, der König lacht undt ſagt cela peust bien estre damitt ging Er wider weg, war daß nicht Eine ſchönne audientz — — —

St Clou den 5 7br 1720.

— — — Es geht hir Zwar alles ſtill her aber daß murmeln iſt groß, undt daß gibt doch Keine rechte ruhe, den Von Einem augenblick Zum andern Kan gar ſtarcke unruhe Kommen — Vor Etliche tagen haben laquayen Eine große jnsolentz begangen, Ich Kan nicht begreiffen wie Leütte leyden mögen, daß Ihre laquayen ſo jnsolent ſein, ſie haben dem armen Kindt ſo Von der promenade Kam, daß Laws ſein dochter alle wuſtereyen Von der welt nicht allein Zu geruffen undt mitt ſteinen geworffen Ich ſehe woll waß Es iſt, die Junge herrn jetziger Zeit haben ſich Zu gemein gemacht mitt Ihren Laquayen brauchen ſie Zu allerhandt jnfamien dörffen Ihnen hernach nichts ſagen, die Laquayen ſpillen den Meiſter undt die herrn derffen Ihnen auß obgemelten urſachen Kein wordt ſagen — — —

Die Königin In preüssen hatt mir ſchon daß unglück Von dem pulverthurm geſchrieben, aber ſie melt nicht daß ſie gar übel drüber Erſchrocken ſeyn ſondern ſie ſpricht Nur davon wie Von Einer Zeittung, undt Ein groß unglück, ſind aber nicht die fenſtern Im ſchloß geſprungen undt außgefallen daß Erinert mich ahn Einer avanture ſo Zu besancon ahn made de durafort begegnet undt welche meine dame datour geweßen ſie war deß duc marechals de duras ſchweſter undt Tante Von Madll de malause der marechal du duras war gouverneur Von bezancon undt damahlen war ſeine ſchweſter Noch nicht bey mir, In deß marchalcbs hauß Zu bezançon da war Ein gartten Im Endt Von gartten wahren nischen mitt statuen undter andern Eine figur Von jupitter ſo Etwaß gar ſchonnes iſt der König hatt Es gekaufft Es iſt der rechte jupitter Von capitole jetzt Zu versaille, made de durasfort war Ein mahl Zu bezancon gantz allein In Ihres brudern gartten, ging Zu der statue undt ſagte (o ca mons jupitter on dit que vous aves parles autre fois nous voila seuls parles moy donc aussi bien tenes vous la bouche entre ouverte In dem augenblick wie ſie daß ſagte Zerſpringt die pulvermühl mitt gar großen Knal mad de durafort meint jupitter fing ahn Zu reden Erſchrack ſo Erſchrecklich, daß ſie rack ohnmachtig wardt undt man ſie auß den gartten tragen Muſte — — —

St Clou den 14 7br 1720.

— — — Ich hette groß unrecht, wen Ich mich großen freüden berümen ſolte die Entpfindt Ich gar gewiß nicht mich deücht Es geht Ein wenig wie Ein Narr ahn louis XIII hoff der Kam Einsmahls Vor denn Konig undt hatte Ein groß wehrgehenck ahn worauff Lautter atzellen geſtickt war, der Konig ſagte (que veux tu dire avec ce Baudrier) der Narr andtwortete c'est pour aller Comme vostre cour de pie en pie sire) ſo deücht mir geht Es hir auch — — —

St. Clou den 19 September 1720.

— — — In Entpfange gar offt Von den Verfluchten anonimen ſchreiben, den Ich noch Vorgeſtern Entpfinge machte mich doch In aller ungedult Zu lachen, den Man gab mir gantz Ernſtlich den raht meinen ſohn wie Einen Narren Ein Zu ſperren laßen daß würde allen Zorn ſo Man gegen Ihm hatt beNehmen — — —

Laws undt ſeine sisteme daß hatt mir allezeit Mißfahlen undt Mißfalt mir noch Ich Kan nichts drin begreiffen, undt deücht mir daß

Man Eher ſachen Könte mitt allen den papiren daß Laws mel verlöff arſchwiſchige ſachen ahngefangen hatt, apropo hir Von Es iſt gewiß daß leütte widerfahren Jetzt In ſeiner großen Nöht dieße billiet de banque gebraucht hernach Einen gantzen tag Zu gebracht ſie wider Zu waſchen dazu Kan man ſagen daß ſpielgen ſtinckt den dieße billiet de banque Konten nicht woll richen, Man hatt hundert histörger auff dießen text — — —

St Clou donnerſtag den 3 october 1720.

— — — Die unrichtig Von der post Kompt von nichts, Liebe Louise alß Von deß torsis undt Ertzbiſchoffs Von Cambray animositet Zu wißen waß Ich ſchreibe, undt weillen ſie mir nichts bey Meinem ſohn ahn machen Konnen ſuchen ſie Mich bey andern Leütten Verhaſt Zu machen haben den marechal de villeroy geſagt Ich hette ahn mein dochter geſchrieben daß dießer marechal undt alle die ſo man de la ville cour heiſt meines ſohns feindt wehren, wie man mir davon geſprochen habe ich Kaltſinnig geantwort (jl est vray je l'ay Escrits a ma fille, et je luy escrit parce qu'il est vray et que Les Lettres de Lambassadeur d'Espagne en ont asses fait foy) aber auß dießem Eschantillon ſegt Ihr woll liebe Louise warumb Meine brieffe ſo übel gehen — — —

Es geht doch noch woll hin wen Man doch die brieffe nicht Verliehrt wie Es mitt Meinem Von 7 No 7 gangen undt Eweres Von No 67 gott weiß wo die 2 ſchreiben hingekommen ſein ob ſie Ein alt Miniſteriſchen oder Neüen Ertzbiſchofflichen hindern gewiſcht haben, wen daß were wolte Ich daß unßere brieffe beißen Konten wie ſie dem MerKen Von Kacka maman daß ſeindt hochwichtige wörter umb Von den Herrn ministern mitt aplication geleßen Zu werden, den Lestat wirdt hiemitt gedint werden, die urſachen warum die posten ſo übel gehen, aber Ich habe heütte morgen ſchon genung davon geſprochen, daß thewer leben hir iſt nicht ſo ſehr auß Noht, alß auß ſchelmerey von allen Kauffleütten wie ſie auch Nahmen mögen haben, alles iſt ſo gotts jammerlich jntereſſirt hir Im Landt daß Es recht Eckelhafft iſt, machen mich auß der haut fahren Vor ungedult Ich geſtehe Es mögte woll Ein par hencken ſehen — — —

st. Clou den 20 8br 1720.

— — — Eine arme fraw ſo allezeit bey mir iſt undt Meines letztverſtorbenen dockters dochter iſt undt Einen börſtel Von geſchlegt geheürahtt hatt, were geſtern ſchir wittib geworden durch Ein gar wunderlich accident In der rue de st anthoine fuhr mons börstel Ein Lehen Kutſcher welche ordinarie gar jnsolente Leütte ſein Kam überzwerg undt hindert Ihn fort Zu fahren M börstel riefſ dem Kutſcher Er ſolte wegfahren der fiacre andtwortet Ihm mitt jnsolentz börſtel wirdt böß, will den Kutſcher ſchlagen der ruft Zum pöpel voila Laws qui me veust tuer a mon secur der pöpel Verſamblet ſich mitt ſtein undt ſtöcken undt fangen ahn den börſtel Zu chargiren Er Muſte ſich In die Kirch salviren ſie Verfolgten Ihn biß ahn den altar da wir Zu allem glück Eine Kleine thür offen darin ſprang Er mitt dem andern jungen Edelman undt machten die thür Zu, ſonſten were Er geſteinigt undt Zerſchlagen worden — — —

---

st Clou ren 12 8br 1720.

— — — apropo Ich habe mich jnformirt wo der arme Mr. Rousseau hinkommen iſt, ſo ſich ſo hertzlich Erfrewet hatt alß Er mich In der orangerie die pſalmen ſingen hörte, Er iſt In hollande geſterben iſt mir leydt, Ich will nicht glauben daß Laws ſo boßhafft iſt, daß Er mitt fleiß alles Verderben hatt, aber Es iſt nicht deſto weniger alles In Einen gar Erbärmlichen ſtandt, welches Einem recht betrübt macht, Er hatt ohnmoglich auch Errahten Können daß alle frantzoßen Inſonderheit Vom Königlichen Hauß ſo Erſchrecklich jnteressirt ſein, aber ſtill hir Von, laſt unß Von waß anderſt reden, Ein junger Edelman ſo mein page geweßen undt Neühoff heiſt undt ſich bey mir woll gehalten, deßwegen hatt Ich Ihn ahn ChurBayern Recomandiren laßen der Ihm auch Eine gutte compagnie geben, Er hatt ſich aber In Bayern auff daß ſpiellen gelegt daß hatt Ihm Zum ſchelmen gemacht iſt exeroq worden hatt gelt gelendt undt nicht wider geben, ſagte Zu 2 chevallier de malte Ich habe noch Einen oncle undt tante bey madame Mein oncle iſt Mons wendt undt Meine tante die fraw Von Rotzenhaussen Ich will Eüch brieff ahn ſie geben, die werden Eüch gleich bezahlen gibt jedem Ein Zu pitschirt paquet wie die cavallier herkommen undt ſagten ſie brachten Ihren brieff Von Ihrem, neuveu Von Neühoff, ſie ſagten ſie Kenten den Neühoff woll were Madame page geweßen aber Er war Ihnen nicht Verwandt Machen die brieffe auff, da war Es Nur weiß papir darauß ſahen die armen maltesjsche ritter daß ſie betrogen fragten mir raht waß ſie thun Ich ſagte der Menſch iſt nicht mehr In meinen dinſten macht mitt Ihm waß Ihr wolt, Ich werde Es mich gar nicht ahn Nehmen, laſt Ihn gefangen ſetzen oder waß Ihr wolt Er Kam nach paris ſein ſchwager wolte Ihm predigen da wolte daß ſeine burschen Ihn Ermorden als Er aber hörte, daß man Ihn ſiſchen wolte, undt In Ein gefangnuß ſetzen, ging Er durch undt nach Englandt, dort wurde Eine dame Verliebt Von Ihm Er iſt Ein wolGeſchaffener Menſch, auch nicht heßlich Von geſicht weiß auch braff Zu plaudern, dieße fraw hatt Ihn geheüraht ſo baldt alß ſie geheüraht waren hatt Er Ihr alles genohmen undt iſt mitt fortgangen wider nach paris Kommen, die fraw iſt Ihm gefolgt Er hatt woll gedacht daß dieß Kein gutt thun würde, iſt nach ſpanien, da hatt Er Eine andere fraw genohmen, Ich weiß nicht wo die Englanderin hin Kommen iſt Ich weiß auch nicht ob dieß ſeine bürſchen nicht noch Ein weib In Bayern hatt Zwey iſt doch genung Er iſt noch ſo frech undt ſchreibt mir Einen großen brieff undt biedt mir ſeinen dinſt ahn, Kamme drauff nach paris ſchrieb mir wider daß weillen Ich Ihn nicht In dinſten Nehmen wolte ſo ſolte Ich Ihm Nur Erlauben daß Er wie die andern Edelleüte ſo meine pagen geweßen mir Nur auff wartten Ich ließ Ihm aber durch ſeinen ſtieff Vatter Ich wolte Ihn nicht allein nicht ſehen, ſondern Ich ließ Ihm Verbietten mir ſein leben nicht mehr Vor dem geſicht Zu Kommen, daß wen man bey mir wer Erzögen worden undt hernach ſo Ein Ertzſchelm würdt wie Er were, ſehe ich die ſchelmen Mein leben nicht mehr, Ich begegnete Ihn Einsmahl In Einer Kutſch alß Ich nach den Carmelitten fuhr Ich ſagte voila c'est honneste garson de neuhoff Er ſchlug die augen unter ſich undt wurdt bleich wie diß papier, Er iſt Zu ſeinem ſtieffvatter gangen hatt Ihn umb Verzeyung gebetten Verſprochen woll Zu thun hatt ſich auch Etliche monat ſo fein gehalten daß alle ſeine Verwanten gemeint Er were gantz bekehrt, aber Einen tag ließ Er woll Zu richten ſagte Er hette brieff auß ſpanien bekommen ſeine fraw Käm nach paris Er wolte Ihr Entgegenfahren fahrt weg wie Man Es bey dem lichten beſicht hatt Er ſeinen ſtiefvatter ſeine ſchweſter alles geſtollen Von 2 mahl hundert taußendt francken Er ſolle auch Laws ſeinem bruder Vor Ein million geſtohlen haben Es weiß Kein menſch wo Er hin geſtoben noch geſlogen iſt ſeine ſchweſter made de Trevous will Verzweyfflen, Er hatt Ihr nichts gelaßen iſt daß nicht Eine ſchönne historie — — —

man liſt hir Im landt nicht allein die bibel nicht ſondern die Meiſten piquiren ſich ſie nicht Zu glauben mich wundert nicht Viel unglück Zu ſehen bin mehr Verwundert paris nicht mitt ſewer Vom himel Verbrendt Zu ſehen — — —

---

st Clou den 26 8br 1720.

— — — Ich will Eüch Ein possirlich liedt daher ſchreiben ſo auff Einen Man gemacht worden welchen Ich gar nicht Estimire Nehmblich auff (Dubois) Meines ſohns geweßen precepter ſa Nun Ertzbiſchoff Von dem ort iſt wo der frieden gemacht ſoll werden, Es Muß jemandts ſein ſo Eben ſo wenig Von Ihm helt alß Ich Es iſt auff Eine gar gemeine melodey Man Muß dießen man nicht lieber haben alß Ich Ihn habe Ich glaube Liebe Louise daß Ihr die melodey Von joconde woll wißt darauff geht dießes liedt

je ne trouve pas Estonnant
qu L'on fasse vn Ministre
et mesme vn prelat jmportant
d'un maquereau d'une mistre
rien ne me surprend en cela
et ne fait on pas Comme
de son cheval Caligula
fit vn Consul a Rome —

St. Clou den 30 8br. 1720.

— — — printz Eugene hette Ich woll In dem Contrefait nicht gekandt, den wie Er hir war, hatte Er Eine Kurtze auff geſtutzte Naß, undt In dem Kupferſtück macht man Ihm Eine lange ſpitze Naß Er hatte die Naß ſo aufgeſtutzt, daß Er den Mundt Immer offen hatte, undt die 2 große forderſte Zähn ſahe Man gantz bloß, Ich Kene Ihn gar woll, habe Ihn offt geplagt wie Er noch Ein Kindt, da hatt man gewolt daß Er geiſtlich werden ſolte, war Wie Ein abbé gekleydt, Ich habe Ihn doch allezeit Verſichert daß Er Es nicht bleiben würde wie auch geſchehen wie Er den geiſtlichen habit Quittirte hießen Ihn die Jungen leütte Nur made simone undt made cansiene.

den Man pretentirte daß Er offt bey den jungen leütten die dame agirte da ſegt Ihr woll liebe Louise daß Ich den prince Eugene gar woll Kene, Ich habe ſeine gantze famille gekandt, Herr Vatter fraw Mutter bruder ſchweſtern, oncle undt tanten, iſt mir alſo gantz undt gar nicht unbekandt, aber Eine lange ſpitze Naße Kan Er ohnmoglich bekommen haben, made la duchesse dorleans ſagt ſeine Zahn wehren Ihm Vielleicht außgefahlen undt daß diß die ſtumpfe Naß herunder gezogen hatte, Ich weiß nicht ob daß ſein Kan — — —

Ich Muß lachen daß der lutzenburger jetzt auch Ein graff iſt hab dießen graffen page bey den letzt Verſtorbenen printz de conti geſehen Man hatt hir ſehr drüber gelacht daß Man Ihm dem Churprintzen Von saxsen Zum hoffmeiſter geben, aber unßere teütſchen haben daß alles halten ſie Vor perfect waß Nur auß franckreich Kompt Verſtandt hatt der Lutzenburg aber ſeine moeurs ſchicken ſich gar nicht Zu Einem hoffmeiſter Von Einem Churprintzen — — —

St Clou den 9 9br 1720.

— — — Zu paris macht daß missisipie Eben ſo Viel Verzweyffelte leütte alß die soudsée In Englandt gar viel Zu paris ſeindt Zu Naren drüber worden — Vergangen Mittwog hatte ſich noch Einer auß Verzweyfflung Zum fenſter Nauß geſtürtzt, undt den halß gebrochen, Ich wolte nicht In Mons laws hautt ſtecken Er hatt Zu Viel Vor gott Zu Verandtwortten, ahn ſo Viel unglück ſchuldt Zu ſein, fangen die frantzoßen Einmahl ahn die Engliſche mode Zu folgen ſich ſelber umbzubringen, ſo werden Eben ſo Viel umbKommen alß durch die pest, den alles iſt moden hir Im Landt — — —

baron görtz hatt mir Vor wenig wochen geſchrieben daß die Könige Von Englandt undt preussen ſo favorable resolutionen Vor die arme pfaltzer gefaßt hetten, aber Ich ſehe noch nicht daß waß drauff Erfolgt, Ein regirender Herr ſolle ſeine unterthanen nicht haßen, ſondern alß Ein Vatter lieben oder Man wirdts Vor gott Verandtwortten, Ich glaube alle Churpfaltz pfaffen werden ſich Alle über die armen heydelberger Verdammen — — —

St. Clou ſambſtag den 16 9br 1720.

— — — Ich habe Eine prophezeyung geſehen ſo Von genua ſolle gekommen worinen ſtehet daß die weldt anno 1727 gantz Vergehen undt Zu cristal werden ſolle, deß hatt mich lachen gemacht — — —

Ich weiß nicht mehr Von wem Ich Eüch Ein liedt geſchickt iſt Es nicht Vom Ertzbiſchoff Von Cambray wens Von dem iſt Kan Ich Eüch mitt warheit Verſichern daß Kein falſcher Ertzſchelm undt gantz franckreich iſt alß dießer waß mich verdrießt iſt daß Ihn mein ſohn ſo woll Kendt alß Ich undt doch dem Kleinen teüffel allein ahnhört undt glaubt daß iſt Verdrießlich — — —

---

st. Clou den 21 9br 1720.

— — — Die fürſtin von Siegen, Muß artlicher alß Ihr Herr ſein ſo gar Ein Langweillig personage, Ich habe Ihn gott lob lang nicht geſehen, Er Kam Einmahl Zu mir undt ſagte Ich Müſte Ihn In allem bey ſtehen Ich fragte warumb Er ſagte weillen Es catholisch wehre undt daß ſonſten die andern fürſten undt graffen Von nassau Mehr avantage haben würden, ſo hugenotten ſein alß Ein catholischer fürſt wie Er wehre Ich lachte undt ſagte, ſeine Religion iſt ſeine ſach undt nicht die Meine Ich habe mein leben Eine große estime Vor daß gantze hauß nassau gehabt undt Mein Chriſtenthum undt gottes wordt lernt mir Meine Negſten Zu lieben, undt nicht Zu haßen noch unrecht thun wegen der Religion alſo Könte Er ſich ſein leben nicht ſchlimmer adressiren alß bey mir partheyisch wegen der Religion Von dem gantzen hauß nassau würde Ich allezeit die ahm meiſten Estimiren welche religion ſie auch ſein mogen ſo Ich die Ehrlichſte Leütte finden würde Er ging feüer roht undt gantz beſchambt weg — — —

St. Clou den 28 nov. 1720.

— — — Die Hertzogin Von hannover wirdt Nur au Luxenburg ſein biß J. L. Ein Eygen hauß haben werden Ich wünſche daß ſie Ein hauß finden mag wo ſie ſo gemachlich undt woll ſein mag alß Im Luxemburg, Es iſt Kein wunder daß dieße Hertzogin franckreich liebt ſie iſt ja drin gebohren undt Erzogen worden, undt hatt ja noch Ihre liebe ſchweſter dort, Es Kan paris Ihr Mutterlandt nicht ſein den Ihre fraw Mutter war Eher Eine jttalienerin alß frantzoßin den ſie war ja Eine printzessin Von mantua der Keyßer Leonor leibliche niepce oder tante geweßen Ich weiß nicht mehr wie Es iſt — — —

---

st Clou den 30 9br 1720.

— — — die Hertzogin Von hannover iſt ſo wenig in den 27 Jahren geEndert daß Es Zu Verwundern iſt aber unter unß gerett mich deücht ſie Muß Ein wenig über Ihrer fraw Mutter pöttgen Kommen ſein den Ihr tein iſt Eben ſo Itzunder Es iſt war daß die Keyßerin gern gehabt hette, daß ſie (Nehmblich Ihre fraw Mutter) Zu wien geblieben were aber Ich Kan J. L. blasmiren nicht dort geblieben Zu ſein man ſagt Ihre fraw dochter wolte ſie Jn daß closter ſperen ſo ſie geſtifft hatt, undt closter ſeindt nicht jedermans thuns Ich Könte ohnmöglich Jn Einem closter dawern iſt Es nicht naturlich daß man lieber Jn ſeinem Vatterlandt iſt, wo man gebohren undt Erzogen undt Eine ſchweſter hatt, ſo Man all ſein leben über alles geliebt ſo Nariſch iſt unßere Hertzogin nicht, ſich hir Jn Ein closter Zu ſperen aber Ich Kan woll Errathen warumb ſie daß geſagt wirdt haben Es geht Ein geſchrey alß wen ſie mitt Ihrem jttallienischen secretari Ein mariage de Consience gemacht hette darumb wirdt ſie geſagt haben ſie wolle Jn Ein closter Jn franckreich damitt die Keyßerin Ihre fraw dochter daß geſchrey nicht glauben möge, ſo auch gar ſtarck hir geht, ihr werdt dem Menſchen woll Kennen ſo man accusirt Ihr Man Zu ſein den ſie hatt Ihm ſchon Zu hannover bey ſich gehabt, wie mir recht iſt heiſt Er marcelli — — —

---

paris den 14 xbr. 1720.

— — — Es iſt aber Ein ſchlegt Compliment wen man uhralt Mutter wirdt, Ich bin ſchon uhr alt Mutter geweßen den made Da duchesse de Bery hatt ja Zwey printzessinen undt Einen printzen gehabt daß Erſte medgen undt den printzen ſo 3 tag gelebt war Ein ſchon Kint Man hieß Ihn den Duc d'allancon daß 3 Kindt ſo auch Ein medgen war, habe ich nicht geſehen war damahlen mitt dem König Zu Rambouillet wie biß Kindt auff die weldt Kommen undt geſtorben — wen war iſt waß man Von der printzess Von moden ſagt ſo wirdt ſie woll ſo bald nicht ſchwanger werden Man ſagt ſie will nicht bey Ihrem Herrn liegen, ſie hatt Einen ſchwürigen dollen Kopff folgt Keinem raht Nur Ihren Sin ſo ſehr capricieus iſt — Man Erzicht hir Im Landt undt Inſonderheit dans la maison Royale die printzessinnen ſo bitter übel daß Es Ein ſchandt iſt, wen man ſorg Vor Ihnen hatt werden ſie anderſt den Ihr ſegt ja woll daß die Vor welche Ich geſorgt nicht ſo ſein den man Kan nicht beßer mitt ſeinem Herrn leben alß die Konigin Von sarduignen mitt Ihrem König undt mein dochter mitt Ihrem herrn lebt, aber wen Man den Kindern ſein leben nichts ſagt ſie von 7 biß 20 Jahren gantz nach Ihren fantasien leben leſt, da Kan nichts raisonabls Von Kommen — Ich habe mein partie gefaſt Ich werde mich nicht mehr umb Meine hießige Enckeln bekümmern ſie mogens machen wie ſie wollen — Mein ſehns heürahtt iſt ohne Meinen willen geſchehen Ich were alſo woll Ein großer Narr wen Ich mich über dieß alles Quelen ſolte Ich werde ſo lang Ich lebe mitt Ihnen alle woll undt höflich leben umb frieden Zu behalten aber damitt gethan Im übrigen lebe Ich a part Vor mich ſelber wie Ein reichſtattel — — —

paris den 28 xbr 1721.

— — — wie Kömpts daß Ewer Vetter der Herr von degenfelt nicht bey dem König In ſchweden bleibt da Er ſo In gnaden iſt, wollen die ſchweden Vielleicht Keine frembten leyden — Ich geſtehe Ich höre nicht gern wen cadetten Von fürſtlichen Heüßern ſich heürahten den daß macht alß abgetheilte Herrn undt bludtsarme fürſten, Ein wunderlich pressent deücht mich Ein jndianischen printz undt printzessin mich deücht der Landtgraff thäte woll ſie Zu Rantzonniren, undt wider nach hauß Zu ſchicken, weillen ſie ſo mitt allerhandt farben beſtrigen ſein Müßen Es wilden undt americaner ſein aber unter denen ſeindt nie weder fürſten noch Edelleütte, alles iſt gleich unter Ihnen, außer die ſie In Krieg führen denen gehorchen ſie Nur ſo lang der Krieg werdt hernach werden ſie wieder wie die andern Es Kommen gar offt Von den wilden her alßo weiß Ich gar woll wie Es bey den americanern hergeht, Ich habe Eine Cammerfraw ſo Einen françößiſchen Edelman geheürahtt ſo longeuil heiſt der ſeine gutter In Canada hatt undt In Koniglichen dinſten dort iſt, ſie undt 2 Von Ihren ſchweſtern ſo Nun alle todt ſein wahren Von Meinen Cammerfrawen Ihr Vatter undt Ihr Elſter bruder wahren meine apotecker, die iſt Vor 23 Jahren hir geweßen die hatt mir all der wilden Ihr leben Verzehlt, alſo weiß Ich Es gar perfect, undt mich Konte Kein ſchiff Capitein nichts weiß machen — — —

paris den 1 februar 1721.

— — — Ich Nehme ſehr ab, undt bin ſo matt daß Ich Kaum Meine feder halten Kan waß will man thun Man muß ſich woll In den willen gottes Ergeben, waß Er mitt unß machen will, Ich glaub Ich werde Endlich gantz auß trocknen wie die ſchildtkrotten Von der Ludwig Se ſo Ich Zu heydelberg In meiner Kammer hatte, ſo lang Ich aber noch Im leben bleibe werde Ich Eüch liebe Louise Von Hertzen lieb behalten

Elisabeth Charlotte.

paris den 15 februari 1721.

— — — geſtern führte mir mons' martirce den printz Carl Von Heßen philipsthal her, Es iſt Ein Herr Von gar gutten Minen hatt auch Ein hübſch geſicht, undt ſpricht raisonable undt woll Er will mitt aller gewalt In franckreich dinnen, Ich habe Ihm gerahten Erſt herZukommen undt alles Zu examiniren den Ich Kan daß wen Er ſehen wirdt wie alles hir iſt wie die frembten Veracht werden undt Zu nichts Kommen Können, daß Er ferner Luſt haben wirdt hir Zu bleiben, unterdeßen iſt mir dießes Eine laſt wie Ihr leicht gedencken Könt, — Zu glauben daß man hir nach meritten daß iſt Ein Irtum, den die ſo meritten haben werden ahm meiſten beneyt undt Verfolgt alſo preparire Ich mich ahn nichts alß verdrießliche ſachen hiran Zu Erleben, aber daß iſt mein täglich brodt, aber laſt unß Von waß anderſt reden dieß iſt Zu verdrießlich — Man ſpricht jetzt hir Von Nichts alß von des Duc de la force jnfamie undt wie Er ſich Zum Kauffmann gemacht hatt, heütte wirdt ſeine ſach Im parlament gericht werden, undt Man glaubt daß Es gar übel Vor Ihm ablauffen wirdt daß hatt Er gar woll Verdint, man macht pasquillen über pasquillen gegen Ihm, ſein leiblicher bruder iſt gegen Ihm, Er hatt Ihm auch Einen ſchlimmen possen gethan, Er hatt Ihm ſeine Legitime In billest de Banque geben, da Er gewuſt daß die billets Zu nichts mehr deügten Suma In allen ſtücken hatt dießer Duc ſeine Karchheit Erwießen heütte wirdt man hören wie Es ablauſen wirdt aber ahn dieſzem allem iſt Eüch wenig gelegen will alſo Nur Von meiner geſundtheit reden — — —

---

paris den 20 februari 1721.

— — — Vorgeſtern hatt Ich Eine große vissitte Man führte mir den Jungen König her, Er hatte unter andern Zwey personnen bey ſich ſogar Ernſtlich drein ſahen, Nehmblich ſein reichsoberſtalMeiſter printz Carl Vom hauß Lotteringen undt der Duc de noaille der Erſte capitaine des grandes, Ich wuſte damahl nicht waß Ihnen fehlte habe Es aber geſtern Erfahren, printz charle hatt Vor Zwey Jahren, die dochter Vom duc de noaille geheürahbt ſie war noch gantz Ein Kindt undt Nur 12 Jahr alt Man hatt ſie Ein Jahr lang Verhindert bei Ihrem Herrn Zu liegen aber ſeyder Ein Jahr ſeindt ſie beyſamen undt dieß Kindt iſt Ein fein Tugendtſam menſch geworden, ſo Ihren Man Hertzlich lieb gewuhnen, welches Kein groß wunder den Es iſt gar Ein ſchönner herr aber waß Zu wundern iſt, iſt daß daß junge weibgen ſo Nun Kaum 15 Jahr alt iſt, nicht coquet geworden wie ſchir alle junge weiber In franckreich ſein, ſondern In allen ſtücken gar Eine gutte conduitte gehalten ob ſie Zwar woll geſehen daß Ihr Man Keine jnclination Vor ſie hatte welches deſto mehr Zu Verwundern iſt da ſie artig Von geſicht undt wollgeſchaffen iſt, Vorgeſtern morgens ging printz charle Zu Ihr undt ſagt Zu Ihr madame jl faut nous separer, je ne me trouve pas asses de bien pour vous entretenir, daß arme weibgen Erſchrack ſagte vous aye desplus dans ma Conduitte dittes moy ce que c'est et je m'en corigeres, pour le bien, mettes moy dans vne chambre ne me donnes que du pain et de Leau et que je vous puisse voir je seres Contente, Er andtwortete je suis tres content de vostre Conduitte je n'ay pas la moindre plainte contre vous mais en vn mot Comme en mille vous estes mon aversion je ne vous puis souffrir ainsi je veux que vous retournies ches vostre pere, daß arme weibgen fing bitterlich ahn Zu weinen Er ſagte a quoy bon ces pleurs jls ne m'attandrirent alles vous en Sie ſagte puis que je suis si mal avec vous, jl n'est pas juste que jaille dans la maison de mon pere jl faut me cacher a jamais ließ alle Ihr bedinten Kommen bezahlte ſie woll, alles weinte Im hauß ſie ſetzte ſich In Kutſch und fuhr In Ein closter au fille ste marie wo ſie Eine tante hatt, alle welt beklagte der arme Menſch Ich habe dieße historie nicht ohne Threnen ahnhören Können, Es weiß Niemandts waß dem printzen ahnkommen iſt, der bißher gar SanfftMüthig geſchienen, Ehe Er ſich geheüraht war Er gar Verliebt Von Einer dame ſo Nun Eine witwe iſt, Etliche Meinen, daß dieß die urſach iſt — — —

Paris den 22 febr. 1721.

— — — geſtern hatt der duc de la force Einen großen affront bekommen Er wolte ſich In den platz Von Duc et pair Im parlement ſetzen da hatt Ihn der premier pressident auffgehalten und geſagt Es gebühr Ihm nicht da Zu ſitzen undt hatt Einen hussié geruffen (Faitte sortir la force) wie Er In die Kutſch geſeßen hatt Ihm der popel nach geloffen undt geſchriehen (jl a chié au lit) Er hatt ordre nicht auß ſeinem hauß Zu gehen, undt daß geſchrey gehet daß Er gantz Von ſeinem Hertzogthum degradirt ſolle werden, daß iſt Eine rechte ſtraff gottes, den Er den mamon allein Vor ſeinen gott gehalten, undt ſeine arme Mutter ſchir hungers ſterben laßen, hatt auch die armen reformirten abſcheülich Verfolgt, hatt ſich dadurch Von den pere de la chaisse undt der maintenon Eine pension Vom König Zu wegen gebracht aber Niemandt hatt Ihn ſonſt aprobirt, da ſtrafft Ihn Nun gott der allmächtige Vor daß Er Vor der gantzen welt Zu ſchanden wirdt.

---

paris den 27 februar 1721.

— — — Ich habe Von Hertzen lachen Müßen, daß Ihr ſo Ernſtlich Verzehlt, daß die redoute 700 Bastert Zu wegen gebracht hatt, Mein ſohn Kam Eben herein wie Ich Ewer liebes ſchreiben laß undt wie Es rar iſt mich lachen Zu ſehen ſo fragte Er mich waß Ich lachte Ich Verzehlte da lachte Er daß Er hotzelt undt ſagt Ich ſolte Eüch andtworten daß die redoutte Ein großer Vortheil Von J. L. dem Landtgraffen wehre weillen Es Ihn mitt 700 untherthanen Vermehrt hett — die Leütte Von Qualitet ſeindt In dießes Landt Viel arger desbeauchirt alß die gemeine Leütte, Vor dießem passirten die ſachen noch In gallantiren undt Ernſtlichen aber Ehrliche passionen aber Nun iſt alles pure desbeauche, undt Nirgendt Keine ſchamhafftigkeit mehr die weiber ſprechen mehr wüſtereyen alß die Mansleütte, haltens weder Vor ſchandt noch Vor Sündt — Es iſt den 17 dießes monts Eine abſcheüliche masquerade hir Jn der ſtatt Es war da auch Ein bal en masque da Kammen 6 masquen Zwey trugen fackeln undt Viel Ein brancar mitt Ein masque auch Jn domino daß ſtelten ſie Jn der Mitten undt gingen alle wieder weg, Man fragte den ſo auff dem brancar lag ob Er dantzen wolle alß Er aber nicht andtwortete; riß man Jhn die masque Vom geſicht, undt fandt daß Es Ein todter Menſch war den Man Erſtickt hatte, daß deücht mir abſcheülich die 6 Kerl Ermordt undt wie ſie nicht gewuſt wo ſie den todten Corper hintragen ſolte haben ſie die masquerade Erdacht —

Es ſcheindt alß wen aller glauben überall Erloſchen were, weder groß noch Klein hatt Keine religion mehr Jch weiß nicht waß Endtlich auß dießem allem werden wirdt, gott ſtehe unß allen bey — — —

Paris den 1 mertz 1721.

— — — Eſt iſt Zu hoffen daß bey dießem gelinden wetter alle Krancken wieder geſundt werden werden, welches Jch Eüch undt der fürſtin Von ussingen Von Hertzen wünſche, nach dern Von hadamar frag Jn weniger, Es wundert mich nicht daß die fürſtin Von ussingen nicht woll Zu frieden mitt Jhrer niepce iſt, ſie würde Es noch weniger ſein, wen ſie horte wie die frantzöſiſche officier ſo Zu strasburg geweßen Von Jhr ſprechen, hatt Ein doll leben Zu ſtraßburg geführt, undt alß dabey geſagt, daß ſie Meine baß were, welches ſie ob Es Zwar war woll hett ſchweigen Können oder Ein ander leben führen, ſie Muß Eben ſo Näriſch ſein, alß Jhr Herr Vatter geweßen, Es iſt Zwar war daß Ein officier mir den brieff Von Jhretwegen gebracht Es war Eine weiberhandt undt Jhr wapen drauff meine andtwordt war durch meinen secretarius, freylich habe ich mehr alß Einen brieff Von Jhr bekommen aber nicht mehr andtwortten laßen, den (a sotte demande point de response) wie man hir ſagt wie ſie Nun Einfaltig were ging Es woll hin aber dabey jnteressirt undt desbeauchirt Zu ſein deß iſt Zu Viel, warumb will ſie daß Jch Jhr gelt geben ſoll Jch bin Jhr ja nichts ſchultig undt nicht reich genung ſo ohnNothige pressenten Zu geben ahn fürſtinen, Jnſonderheit ahn denen dern Es mir Eine ſchandt iſt ſo Nahe daß Zu ſein — — —

Paris den 6 merts 1721.

— — — Mons de Louvois laße auch alle ſchreiben aber Er hatte gelehrte überſetzer den die ſchreiben Kamen allezeit Zu rechter Zeit ahn, daß bedeckte Ein wenig dieße jnsolentz daß man mir Meine brieff auffmacht undt lieſt, aber der Torry hatt Nie Keine ſo geſchickte überſetzer Ich glaub Es war mitt fleiß, umb nach ſeinem willen drauß Zu lügen Können wie Ihm beliebt, welches Er bey dem König S: auch gar offt praticirt — der abbé du bois macht es wie daß frantzosche ſprichwort Lautt (c'est vn petit chien qui fait Comme les grand jl pisse Contre Le mure parce qu'il Les y voit pisser) aber ich frag Kein haar darnach, den mitt meinem ſohn Kan Er mir Keine händel machen ſo bößen willen alß Er auch haben mag den Mein ſohn Kendt Ihn undt mich woll alſo Zu hoffen daß alle ſeine boßhaftige jntention umbſonſt ſein wirdt, Es iſt woll der böſte undt interessirteste pfaff ſo man ſehen mag gott wirdt Ihn heütte oder morgen ſtraffen — — —

---

paris den 8 merts 1721.

— — — die wahrheit Zu ſagen ſo lebt Mein ſohn gar woll mitt mir, mitt großer amitié war auch bang daß Ich ſterben würde, undt froh wie Er mich hatt geneßen ſehen, ſeine vissitten ſeindt mir geſunder alß daß Quinquina ſie thun mir nicht wehe Im magen undt Erfrewen mir daß hertz Er Verzehlt mir alß Etwas poßirliches ſo mich lachen macht Er hatt Verſtandt undt Verzehlt gar artig, Er iſt Von natur Eloquent, Nutz bin Ich Meinem ſohn nicht aber Ich habe Ihn alß Eine trewe Mutter woll hertzlich lieb, wen Ihr Ihn Kenen ſoltet würdet Ihr baldt ſehen daß Kein geitz noch boßheit bey Ihm iſt, ach gott Er iſt Nur gar Zu gutt, undt Verzeyet alles gleich waß man gegen Ihn thut, undt lacht Nur drüber, wen Er Ein wenig beßer die Zähn ahn ſeine böße Vettern weißen Könte würde ſie Ihn mehr fürchten undt weniger gegen Ihm entrepreniren ſolche boßheit undt geitz, alß In den 3en printzen Vom geblüdt ſteckt iſt nicht Zu begreiffen ſo lang mein ſohn Mons' le duc hatt gelt ſchaffen Können, hatt Er gethan alß wen Niemandts Ihn lieber hette, Nun Er nichts mehr gewinen Kan iſt Er gegen Meinem ſohn In allen ſtücken undt hatt ſich mitt ſeinem ärgſten feindt ſeinem ſchwager dem printz de conti VerEiniget umb gegen Meinen ſohn Zu ſein undt ſein bruder der comte de charolois auch aber Von dem iſt Es Kein wunder nach dem sodomitischen leben ſo Er continuirlich undt ohne ſcheü mitt dem printz de conti führt der doch ſein leiblicher ſchwager iſt den deß printz de conti gemahlin iſt ja deß comte de charolois leibliche ſchweſter daß iſt ja waß abſcheüliches, undt unerhört Ich weiß nicht wie paris nicht untergeht wegen den abſcheülichen ſachen ſo täglich drinnen Vorgeben, Es Müßen noch gutte undt fromme Leüdt In paris ſonſt were Es lengſt untergangen — Ein gutter Ehrlicher wackerer Man von Qualitet Von hoff iſt In der Vergangen woche recht Vor Hertzenleydt geſtorben, daß ſein ſohn ſo übel gerahten Er hatt Ihn ahn deß premier pressident dochter Mons' de mesme Verheürahtdt der iſt Von ſeiner frawen weg geloffen weillen Er ſo desbauchirt Vor Mäner iſt daß Er Keine weiber leyden Kan Er heiſt Mons' de lautterec undt ſein armer Vatter hieß Man Le marquis d'ambre Ich habe Ihn woll gekandt iſt allezeit bey hoff geweßen Er hatt dem premier pressident undt ſeines ſohns fraw umb Verzeyung bitten laßen undt ſagen daß Er ſeinen ſohn nicht woll gekandt daß Er den heürahtdt nicht gemacht hatte wen Er gewuſt wie unwürdig ſein ſohn were undt iſt ſelbe nacht Voller trawerigkeit geſtorben — — —

alles geht Nun überzwerg her In der gantzen weldt Ich glaub Ich habe Eüch daß poßirlich Liedt noch nicht geſchickt ſo Man auff der Made de st sulpice Ihren brandt gemacht hatt wie Ich Es außwendig weiß Kan Ich Es daher ſetzen

Le grand portail de st sulpice
ou l'on fassoit si bien l'office
est brulles jusqu'au fondement
qu'elle Rigeur quel jnjustice
Les Condés par amussement
ont brulles ce saint Esdifice.

Man meint daß ſie ſterben wirdt aber ſie hatt Es woll Verdint den Es war noch Kein mont daß ſie mitt dem conte de charlois Zu nacht geßen hatte, Er ſoff ſie ſternsvoll Zog ſie ſpitter nackendt auß undt goß hir heißen brey ahn Einem wüſten ort undt ſagt jl fauſ que petit Bichon mange aussi hatt ſie gotts jammerlich gebrendt hernach In Ein dißtuch Eingewickelt undt In Einem fiacre nach hauß geſchickt nach dem Ihr dießes geſchehen Kan ſie nicht beklagen — — —

paris den 13 mertz 1721.

— — — nein liebe Louise Es iſt Jch will nicht ſagen Einem duc et pair ſondern auch Keinen gantilhomme Erlaubt Einen Kauffman abzugeben, Zu dem hatt der Duc de la force und alle die ſo wahren auffgekaufft alle menſchen mitt ruinirt den ſie habens gar woll feill gekaufft undt ſo thewer wieder verkauffen laßen, daß alle rechte Kauffleütte umb auff Jhre wahren wider Zu gewinnen alles haben 3 mahl hoher ſetzen Müßen alß Vor dießem welches groß undt Klein ruinirt hatt, und alles ſo hoch gebracht daß die rechte hungers Noth ſchir Kommen were, wen Es länger gewehrt — Jhr werdet gedencken warumb Man den Duc de la force allein ſtrafft da doch Viel Duc et pairs Es nicht beßer gemacht haben, die urſach iſt daß die andern ſchlauer geweßen alß dießer undt Jhre ſach ſo heimblich geführt daß Man Jhnen nichts überweißen Kan freylich iſt der Duc de la force der alten Duchessen de la force ſohn ſo Jn Englandt, geſchicht Jn unglück wirdt Es Eine rechte ſtraff gottes ſein, daß Er die armen reformirten ſo Erſchrecklich Verfolgt wie auch ſeine leibliche Mutter undt ſie hatt ſchir hungers ſterben machen durch ſeinen unaußſprechlichen geitz die arme fraw jamerte mich recht, Man hatt Jhr daß unglück Von Jhrem ſohn Lang Verhehlt Einmahl bekompt ſie Eine hollandiſche Zeittung darinen ſtundt die gantze historie Von Jhrem ſohn, Nun will ſich die arme Mutter nicht tröſten laßen, ſie iſt woll unglücklich mitt Jhren Kindern, beyde ſohn ſeindt nicht allein heßlich undt unahngenehm ſondern ſie haben Jn allem gar nichts nobels ahn ſich den Moss' de Caumont iſt auch Jn Keiner großen reputation, Es were beßer gar Keine Kinder Zu haben alß ſo — J. L. die printzessin Von wallis wißen waß Einen abſcheülichen widerwillen Jch auff alle den händel Von mississipi hir undt Jn Engellandt Von sudsée habe undt actionen daß ſie mir Nie davon ſpricht Ewer neuen graff degenfelt ſolle gar nicht dabey profitirt haben, alle die actionen Kommen mir Vor wie die fable Esope (wo der Hundt mitt Ein gutt ſtück fleiſch über Eine brück geht undt Es Jns waſſer fallen leſt weillen Er meint Ein großer ſtück Jm waßer Zu ſehen) — — —

Paris den 15 mertz 1721.

Jch habe auß london nicht allein mylord stanops todt Erfahren welches mir Meines ſohns wegen gar leydt geweßen den Er war ſein großer freundt, ſondern Ich habe auch Zwey andern todt Erfahren welche Ich aber nicht gekandt habe wie den stanop, Nehmblich mylord Kregts ſo auch secretaire d'estat war undt der Duc de Rutlant, dieße Zwey ſeindt ahn den Kinderblattern geſtorben milord stanop aber von Einer abſcheüliche desbauche ſo 4 mylords mitt Einander gethan haben ſeindt alle 4 davon auff den todt gelegen, zwey ſein davon Kommen weill Einem daß bludt auß den ohren gangen undt dem andern Eine ader ahm ſchlaff auffgebrochen daß hatt ſie salvirt, Ich Kan die Luſt von den abſcheülichen desbeauchen nicht begreiffen findt Es bestiallisch — — —

wer hatt Eüch geſagt daß die Duchesse de la force nicht dießes Ducs fraw Mutter ſo In Englandt iſt, ſie iſt Es gar gewiß Ich Kene ſein gantz geſchlecht, habe ſeinen Vatter gekandt ſeine Mutter ſein bruder undt ſchweſter die ſchweſter iſt hofffreüllen bey made la dauphine Von Bayern geweßen, wurdt Hernach deß dauphins metres, aber ſo desbeauchirt undt untreü daß Er ſie verlaßen, lebt noch Ellendt Nun, ſie deügen alle nichts ſo Viel Ihr ſein die Mutter allein iſt Eine gutte Ehrliche fraw deren Mutter hab Ich auch gekandt war Eine hollanderin recht gutte Leütte der comte de thouloux hatt Ihr hauß Zu fontainbleau gekaufft ſo la riviere heiſt, ſie hatte noch Eine dochter die hatt ſie nicht ſo, hoch Verheüraht, ſondern Nur ahn Einen rahts Herrn Vom parlement ſo Mʳ le coq hieße, Ihr habt Liebe Louise gar recht Errahten warumb der Duc de la force die reformirten ſo abſcheülich Verfolgt hatt ſich durch der maintenon Eine pension davor geben laßen, auß Eyffer Von der Religion Könte Er Es nicht thun, Er iſt ja ſelber reformirt geweßen — — —

Paris donnerſtag den 20 mertz 1721.

— — — Ich habe hir Vor dießem Eine fraw gekannt, ſo man La persillie ſo Von gutten ſtattleütten war, undt Mittel gehabt Man ſahe woll daß ſie woll Erzogen war worden ſie ſpilte gar woll auff der quitare undt wen ſie In der gröſten furie Von Ihrer rasserey war undt alles Erwürgen wolte undt Man Ihr Ihre quitare geben Konte ſo baldt ſie ahn fing Zu ſpiellen, Kam ſie gantz wider Zu recht Es war auch auß betrübtnuß daß die arme fraw Näriſch geworden war, hatte aber Erſchreckliche unglück gehabt, Zwey brüder ſo ſie hertzlich lieb hatte, hatt Man Vor Ihren augen assasinirt ſie hatte auch Ihren Man gar Lieb der iſt Mitt Einer leicht fertigen Menſchen Von Ihr geloffen ſie hatt Ihn biß nach copenhagen gefolgt, da hatt Er ſie Von ſich gejagt, alß wen ſie ſeine fraw nicht ſondern Eine Narin were die Zwey unglück nach Einander hatt ſie ſich ſo Zu Hertzen gezogen daß ſie In der that recht Näriſch geworden iſt, ſie hatt mich recht gejammert, Ich war ſehr In Ihren gnaden hieß mich alß mon aimable aber ſo balt ſie Kame hilt Ich allezeit Eine Quittare fertig wie ſie Vor dießem Verſtandt gehabt war ſie all possirlich ſie hatte große Kopffſchmertzen undt bilte ſich Ein Es Käme Einer mitt Einem ochſen Kopff der ſtieße Ihren Kopff ſagte alß ah que cette Teste de veau me fait mal, et me fait tant de caquet en lair, daß hatt ſich hernach hir Im ſprichwordt gethrehet, Elle entend de caquets en Lair Comme la persillie — — —

Ich habe die gräffin Von nassau gar woll gekendt, unßers graffen deß printzen Von Birchenfelt ſchwiger her Vatter fraw Mutter, Es war warlich Eine gar Wackere Verſtandige gräffin, die heroiquische thaten gethan, hatt alß Man Ihr ſchloß Bombardirt ſich Zum todt preparirt daß H: abendtmahl Entpfangen, hatt alle Ihre leütte auß dem ſchloß heißen gehen undt iſt mitt Einem bettbuch In Einem sessel ſitzen blieben hatt daß ſchloß ſo Bombardiren Laßen, daß hatt die officirer ſo touchirt daß ſie daß Bambardiren haben auffhören laßen, iſt Ihr alſo nichts geſchehen — — —

Paris den 22 mertz 1721.

— — — weillen die Cavallier ſo hackeberg heißen geſagt ſie wehren Vielleicht Meines Brudern S: letzten precepter Verwandt, der bey dem Hertzog Von Zweybrücken iſt mögte woll brügelſuppen bekommen, den daß hatt dießer Herr Von ſeinem Herrn Vatter pfaltzgraff adolf undt auch ſeiner fraw Mutter die ſchlugen alle tag Ihre leütte man hörte geraß In Ihrem hauß wen man fragte waß Es were ſagten ſie o Es Iſt nichts ſonderlichs Hertzog adolf leüfft nach ſeinen marchalk undt die Hertzogin nach Ihrer hoffmeiſterin umb ſie Zu brügeln — Mein gott wie ſpricht Man Ein ſo gar wunderlich teütſch ahm pfaltziſchen hoff, ſo ſprach Man Zu meiner Zeit nicht Ich habe Mühe Es Zu Verſtehen — — —

Paris den 27 mertz 1721.

— — — Vor 8 tagen iſt ja Noch der chevallir schaub herüber Kommen, welcher Kein Engländer ſondern Ein gutter ſchweitzer Von Bassel Er iſt In allen großen ſachen gebraucht worden, war Erſt secretarius bey mylord stanop, Er hatt Viel Verſtandt undt iſt dabey Ein gutter Ehrlicher Man, Ich rede allezeit teütſch Mitt Ihm, daß thut Er gern, Er hatt Nun ſelber Einen daß iſt auch Ein ſchweitzer Von Bassel aber bey weittem nicht ſo ſchlaue alß der chevallier schaub ſein Herr Es iſt Ihr Etwas widerliches wider fahren denſelben tag alß Er ahnKommen Mons' jlten bruder ſo In Englandt iſt hatte Ihm 250 guinéen gegeben mitt Einem brieff ahn ſeinen bruder hir ſo baldt dießer secretarius ahn Kommen jnformirt Er ſich bey dem Engliſchen ambassadeur wo M' jlten logirt In paris man ſagt Ihm daß hauß undt ſo genaw daß Er Im Zweytten ſtockwerck logirt, Er geht hin fragt nach Mons' jlten, da Kompt Einer undt ſagt Er were Mons' jlten waß Er Ihm wolte der secretarius ſagt Einfaltig herauß Er hatte gelt Vor Ihm undt Einen brieff dießer Nimbt alles hübſch ahn fragt den secretarius ob Er nicht mitt Ihm Zu nacht Eßen wolle, der Nimbts ahn aber nach dem Erſten drunck wo der falſche Jlten opium Ihn gethan, wirdt Er ſehr ſchlafferig darauff ſagt der falſche Jlten Ihr ſeydt Zu Müde umb nach hauß Zu gehn da iſt Ein gutt bett ſchlaft Ein par ſtundt hernach Kont Ihr wider nach hauß, Ich will Ewer ſachen Einſchließen Er hatte 50 guinéen Im Sack, Eine goltene undt Eine ſilberne uhr, Mons' schaub war In angſten ſeinen secretarius nicht wider Kommen Zu ſehen Meinte Man hette Ihn beſtohlen undt ErMordt Er war aber Nur halb Errahten, dießer Kerl hatt Einen moren ſo Ihm trew iſt, der ging In daß hauß, undt fragte wo ſein Herr wehre Man andtwortete Er were droben In Einer Kammer undt ſchlieft ſeyder Etliche ſtunden der mor geht Nauff, weckt ſeinen Herrn, der ſucht ſeine Kleyder, die findt man Zwar In Einem Eck aber gantz lehr, Er ſagt Mons' jlten hatt alles Eingeſchloßen Man fragt nach dem cavalier ſo In der Cammer logirt der wirdt ſagt ſo bald ſich der frembte Zu bett gelegt hatt Er die post genohmen undt iſt fort der secretarius geht Zu M' schaub ſo Eben bey dem Engliſchen ambassadeur war, undt Verzehlt wie Es Ihm mitt Mons' jlten gangen war, der ambassadeur Merkte den possen fragte wie der Mons' jlten auß ſehe Er andtwortete, Es iſt Ein Klein braun artig Mängen da ſahe man daß

Ein betrug darhinder war der dieß ſchelmſtück gethan iſt Ein Engländer ſo täglich bey dem ambassadeur war undt mitt Ihm nach Cambray wolte heiſt dey, ſolle In der that Ein hübſch Mängen ſein aber ſeine that iſt woll heßlich — — —

Es iſt Kein wunder daß die graffin Von hohenloe mitt Ihrer fraw dochter Von nassau ſiegen nicht Zufrieden geweßen undt ſie EntErbt hatt nach dem leben ſo ſie geführt, chagrin machen ungeſundt undt die ſo Von Kindern Kommen ſeindt sensibler alß alle andere, undt greiffen Erſchrecklich ahn, Ich Könte hirvon auch woll Ein liedtgen Singen — — —

Paris den 29 mertz 1721.

— — — geſtern morgendts Kam Ein courier ahn daß der Herr papst Endtlich den 19 dießes monts Verreckt iſt welches die hießige Cardinäls ſehr betrübt weillen ſie nach rom Müßen, umb Einen andern papst Zu machen, daß Koſt Ihnen Viel gelt undt führt ſie Von paris wo ſie gern ſein, aber warumb wollen alle die pfaffen Cardinals ſein, undt hernach Verzweyfflen wen ſie nach rom Müßen — — —

manheim iſt Ein warmer ort, Ich Eriner mich daß wir Einmahl In der Mühlaw Zu nacht aßen, den Erſten May alles war gantz grün Es Kam ſo Ein ſchrecklich donnerwetter, alß wen himmel undt Erden Vergehen Euer fraw Mutter wurdt bang aber ſie Konte doch daß lachen nicht halten wie ſie die abſcheüliche grimassen ſahe ſo die forcht Meiner hoffmeiſtern der Jungfer Colbin Zu wegen bracht Ich meinte mich Kranck Zu lachen — — —

waß Ihren geitz Vermehrt, daß thut der Luxe undt daß hohe ſpillen, den da gehört Viel gelt Zu, daß iſt In general aber hernach auch die desbeauche hilfft Viel dazu den metressen undt favoritten Müßen bezahlt werden daß Nimbt auch Ein groß gelt weg — die st sulpice iſt nicht geſtorben, aber ſie wirdt Ihr leben lahm Man hofft Nun daß ſie ſich bekehren wirdt — die printzen haben Ihren Herrn Vatter Jung Verlohren die fraw Mutter hatt Nie ahn Ihrer Kindter printzen noch printzessinen aufferzucht gedacht, Nur ahn Ihr divertissement biß 5 morgendts Zu ſpillen Viel Zu Eßen, In spectaclen Zu gehen, ſonſten hatt ſie Ihr leben ahn nichts gedacht daß hatt Ihre Kinder alle ſo woll Erzogen, wie die alten ſungen ſo pfeyffen die Jungen, aber ſie iſt ſchon durch Ihre Kinder geſtrafft worden den der comte de charoloy ſie Ihn Einmahls filtzen wolte über ſein dolles leben andtwortete Er (jl faut que Le jeune Lassé n'ayt pas bien fait son devoir cette nuit que vous estes de si mauvais humeur si vous nous donnies des mellieurs exemple nous vivrions mieux) daß iſt Zwar Ein abſcheülicher discours, Von Einen ſohn ahn Ihre fraw Mutter aber ſie hatt Es auch woll Verdint — — —

Paris den 3 april 1721.

— — — Ich fürchte, der Margraff Von Durlach ſeyn Ein Narr In folio geworden freylich habe Ich ſchon Von ſeinem serail gehört der margraff Von Durlach iſt ſein leben nicht hir Im Landt geweßen, ſondern Nur ſein printz ſo hir ſo Erbar war wie Ein Jungfergen auch ſo daß Vielle Ihn davor gehalten haben hatt doch Erwießen daß Er Es nicht iſt, weillen Er Einen ſohn gehabt, die maitressen mit ruhten hauen iſt Ein ragoust Von desbeauchen, ſo mehr mahl geſchehen, bey pfaffen iſt Es mehr geſchehen — — —

desbeauchirte leütte haben gutt exempel ſo lang Zuſehen alß ſie wollen ſie corigiren ſich nicht daß violente Temperament undt gewehlte desbeauche Nimbt alß die überhandt, alſo folgen ſie Nur Ihre Verdambte Inclination undt halten tugendt Vor Einfalt undt sottisen, undt Meinen Viel Klüger Zu ſein undt ſehen nicht daß ſie ſich In dießer welt In Verachtung undt Je mer In die Ewige Verdammnuß führen — — —

Paris ſambſtag den 12 april 1721.

— — — Ich folge die moden Vom weitten undt Etliche Nehme Ich gantz undt gar alß wie die pagnies, die trag Ich nicht wie auch die robe ballanten die Kan Ich nicht leyden finde Es Eine jmpertinente tracht laß Niemandts mitt dießer tracht Zu mir Es argert mich iſt Eben alß wen Man Zu bett gehen ſolte, Es iſt Keine regel auff der Mode die ſchneyder undt faisseusse de robe de chambre undt die coeſeussen machen die Neüe moden, die moden Von den gar hohen Coeſuren habe ich nie a lexces gefolgt alſo mich deſto Eher wider Zu den Niederigen bekennen Können daß freüllen ſo Ein voeux gethan die hohe coeffuren Zu behalten Muß den hirnkaſten übel. beſtelt haben, den daß Kan weder gott noch Menſchen gefallen —

Ich weiß nicht waß Ihr Von Ewern nachbaren die ſtorchen ſagt, die fehlen woll Kein Jahr Zu Kommen, die ſicht man In franckreich nicht, Ich bitte ſagt mir doch ob Ihr deren In Englandt geſehen, den Man pretendirt daß ſie ſich In Keinen Königreichen auffhalten —

wir wiſen all Vor 8 tagen, der Königin In Denemarck todt, übermorgen werde Ich die trawer Nehmen, werdt aber Nur Ein mont trawern Ich liebe die Kleine trawern nicht den ſie Ziehen alleZeit Eine greßere Hernach Ich habe Es gar offt observirt, der König In denemarck ſolle doch ſehr touchirt geweßen ſein, undt ohnmachtig geworden ſein wie ſie Ihm Zu geſprochen hatt aber daß attandrissement Kam Ein wenig Zu ſpät iſt Es möglich daß die armen Königin Von dießem König hatt jalous ſein Können, ahn Ihrem platz were Ich Nur fro geweßen, wen Er mir Vom leib blieben wehre, den den Herrn hatt ſie ohnmoglich lieb haben Können, Er iſt gar Zu Heßlich undt alber, Ich ſehe Ihn noch wie Er Zu versaille mitt meiner dochter dantzte Er fing ahn Einem ort ahn vergaß waß Er thun ſolte blieb mitten Im ſahl ſtehen ſahe gen himmel ſpitzte maul undt augen der König ſagte Zu Mir (alles au secour de vostre peauvre neveu jl ne sait plus ou jl en est) Ich ſtundt auff führte Ihn wider ahn ſeinen platz, Ich ſchambte mich aber Vor Ihm, Ich habe princes anne auffs saltzfas geſetzt ſie ſolte mich jammern wo ſie dießen König Heürahten Müſte Er iſt gar Zu Heßlich undt abgeſchmackt — — —

Paris den 23 april 1721.

— — — Es iſt dem printz Von hessen Eine unangenehme ſach begegnet die Er woll hette Evittiren Können wen Er die Mühe genohmen mir Zu ſagen daß Er bey der Kintauff ſein wolte, hatte nichts In der Meß Zu thun, hette Er mich gefragt hette Ich Ihn auff der altan ſpatziren machen biß daß die Meß Zum Endt undt Ich Nunder gehen Könte, aber ahn ſtatt mir Ein wordt Zu ſagen geht Er In wehrender Meß geht Er In die Capel bleibt ſtehen wie alle andere Knien die garden hießen Ihn Knien Er wolte Es nicht thun die garden Zogen Ihn bey den Ermeln Endtlich rieff Ihn der marechal de villeroy undt hieß Ihn Nauß gehen, welches Er that hette Er mich Nur ahnſehen wollen wie Ich In der tribune war hette Ich Ihn gewuncken Zu mir Zu Kommen ſo were Ihm nichts widerliches widerfahren, aber wen Man nach ſeinem Eygenen Kopff thun will leüfft man offt ahn, Ich fürcht Es wirdt Ihm mitt der Zeit greülich gereüen Meinen trewen raht nicht gefolgt Zu haben —

st Clou den 26 april 1721.

— — — alles waß man In der bibel liſt wie Es Vor der Sündtfluht undt Zu sodom undt gomora hergangen, Kompt dem parisser leben nicht bey — Von 9 junge leütte Von Qualitet ſo Vor Etlichen Mit Meinem Enckel dem Duc de chartre Zu Mittag aßen war 7 ſo die frantzoßen hatten, iſt daß nicht abſcheülich — die Meiſten leütte hir Im landt ſetzen Ihren Eintzigen troſt In desbeauchen undt divertissement außer daß wollen ſie nichts wißen noch hören, noch ahn Eine Ewige glückſeeligkeit glauben Meinen daß nach dem todt gar nichts mehr ſeyn weder guttes noch bößes — — —

st Clou den 3 may 1721.

— — — Ich bin In allem auch In Eßen undt drincken noch gantz teütſch wie Ich all mein leben geweßen, Man Kan hir Keine gutte pfanen Kuchen machen milch undt butter ſeindt nicht ſo gutt alß bey unß, haben Keinen Süßen geſchmack ſeindt wie waßer die Kreütter ſeindt auch nicht ſo gutt hir alß bey unß die Erde iſt nicht fett ſondern Zu leicht undt Sandig daß macht die Kreütter auch daß graß ohne ſtercke undt daß Vieh ſo Es iſt Kan alſo Keine gutte Milch geben, noch die butter gutt werden, noch die pfanen Kuchen auch haben die frantzoſche Koche den rechten griff nicht dazu, wie gern wolte Ich den pfanen Kuchen Von Ewer Cammermagtgen Eßen daß ſolte mir beßer ſchmecken alß alles waß meine Köche machen — —

Man ſagt Zu paris daß der frawen von ſchleünitz Kranckheit Von nichts nicht Kompt alß auß betrübtnuß daß ſie gemeint Viel In missisipi Zu gewinnen, undt alles Verlohren hatt, Ich geſtehe Ich habe daß hertz nicht Barmhertzig genung, mich über die Zu betrüben undt ſie Zu bejammern ſo ſich auß purem geitz arm machen, Contraire daß Kompt mir alß lächerlich Vor, die arme fraw iſt abſcheülich heßlich, Kan nicht begreiffen wie 2 Mäner Nach Einander Verliebt Von dießer damen Können geweſt ſein, den ſie ſicht ja auß mitt Ihren

Langen Zähnen wie Ein pferdt daß Verrecken will, mich wundert daß made Von ſchleünitz mir Nie Von Eüch geſprochen hatt, jmpertinenter alß die langallerie iſt habe ich wenig leütte geſehen, Ich Kan ſie nicht leyden undt würde Meinen Vettern den landtgraffen glücklich ſchätzen, wen Er ſich Von dießer Närin loß machen Könte, ſie iſt In der that nicht anderſt alß Eine campagnarde Närin ſo nicht allein nicht zu leben weiß, ſondern Ins gelach hinein ſpricht ohne Zu wißen waß ſie ſagt undt wen ſie hundert sottissen geſagt iſt ſie gantz Verwundert daß Man ſie nicht admirirt, welches Ihren Näriſchen Kopff Erweiſt, ſie hatt mirs Keine obligation ſie nicht auß Meiner Cammer gejagt Zu haben, aber woll mein Vetter der landtgraff den Ich nicht In ſein cher objet habe betrüben wollen, den wen man die leütte ſo lieb hatt alß Er dieße Narin gehabt ſchmertzt Es recht wen man ſie übel tractirt — — —

St. Clou den 8 may 1721.

— — — Ich halte Es Vor Kein unglück daß printzes anne den König In denemarck nicht bekompt dießer Könte ſagen, wie le chevallier a la mode (celle qui ne m'aura point ne sera pas la plus malheureusse, Erſtlich ſo iſt Er Klein nicht woll geſchaffen, undt ſehr heßlich Von geſicht, alber abgeſchmackt undt widerlich In allen ſeinen maniren, ſein Envoy Mons warnick Verſichert ſehr daß Er ſeine fürſtin Von Schleßwig Nie Zur Königin wirdt machen aber Man ſicht woll ahn allen ortten, wie dieße Bestien Ihre Herrn regieren daß ſie alles thun waß ſie wollen, undt Es iſt ſchwer Zu glauben das ſie Keine Königin ſein will, waß Ich ahn dießem König noch abſcheülich finde iſt ſeine falſchheit daß Er ſich ahn ſtelt alß wen Er Vor betrübtnuß ohnmächtig wirdt wie ſeine Königin ſtarb undt den 3 tag hernach thut Er den wüſten heürahtt, daß finde Ich abſcheülich, gott gebe daß der cronprintz feiner undt Verſtändiger ſein mag alß der Herr Vatter damitt unßere printzes anne nicht unglücklicher werden mag alß Königinen ordinarie undt wie Man In dem opera Von Thessee ſingt

ce n'est point dans le rang supreme
qu'on trouve Le plus doux apas
et suivant vn bonheur extreme
est plus sur dans vn Rang plus bas.

ſollte der König In denemarck ſein wordt halten undt die metres nicht Zur Königin machen — deß Königs fraw Schweſter hatt Eine ſchönne undt heroique that gethan, ſich Von hoff Zu begeben undt Einen ſolchen resolutten brieff ahn den König Ihren herrn bruder zu ſchreiben souttenirt ſie Es wie ſie Es ahngefangen wirdt ſie bey der gantzen welt lob Erwerben — Man hatt mir geſagt daß dießer König ſo gar übel mitt ſeiner fraw Mutter ſolle gelebt haben daß Es Viel urſach ahn Ihrem todt geweßen wen daß iſt wirdt dießer König ſein leben Kein glück nicht haben Man ſicht ſchon woll wie Ihn gott Verläſt, die maintenon pflegte alß Zu ſagen (despuis quelques année jl regne vn Esprit de vertige qui ce respand par tout) undt hirin hatte ſie groß recht — — —

Der Margraff Von Bareydt undt ſeine gemahlin ſollen Ein doll par ſein, Lesprit de vertige regirt woll ahn dießem hoff auch mitt Ihrer Einſiedteley, Es iſt leicht Zu glauben daß Es In der Margraffſchafft Ellendt Zu gehen Muß, wo der Herr ſich deß landts nicht ahn Nimbt undt weder recht noch gerechtigkeit geübt wirdt ſeindt ſie In der that gotsfürchtig dabey Kan Man ſagen daß ſie Naren In folio ſein undt nicht wißen waß ſie thun — — —

St Clou den 12 juni 1721.

— — — waß Meine dochter an Ihrem fuß bekomen ahm Knochen auff Einen ſehnen iſt Ihr Eine dicke undt gar ſchmertzhaffte geſchwulſt Kommen die iſt auff gangen undt Viel materie herauß gangen geſtern bekamme Ich Einen brieff Von Ihr hatt Noch Erſchrecklich gelitten Es iſt Ihr faul fleiſch In die wundt daß hatt man abſchneyden Müßen undt Ihr große ſchmertzen Verurſachet, daß arme Menſch lebt In Einer continuirlichen Qual, den Es Kan Ihr ja nicht ahngenehm ſein, daß Ihr hoffmeiſterin lieber iſt, alß ſie, undt Man mehr consideration Vor ſie hatt alß Vor ſie undt Ihre Kinder der Man Von dießer Damen iſt der groſte Ertzſchelm ſo In der welt Zu finden undt ruinirt den Hertzog Von lotteringen Im grundt Zicht alles Zu ſich, Meine dochter Konte Endtlich woll Ihre partie Nehmen waß Ihres Herrn lieb ahnging, aber ſie hatt Ihre Kinder Hertzlich lieb undt Zu ſehen daß ſie durch den wüſten hannerey den craong ruinirt, wirdt daß betrübt ſie undt bringt Ihr durch die Seel ſie jammert mich woll Von Hertzen, aber Es iſt Ihr Zu helffen ſie hette die craong nicht Zur dame d'honneur Nehmen ſollen worauff Ein groß deshonneur Erfolgt — — —

Ich habe woll gehört daß Man brieffe bezahlt ſo Man Von der post bekompt, aber die Zu bezahlen, ſo Man auff die post giebt daß iſt gantz Etwaß Neües Ich habe Mein tag nichts davon gehört — — —

St. Clou den 19 juni 1721.

— — — der abbé du bois hatt mir ſagen laßen, daß Er gar nichts mitt dem posten Zu thun hatt, daß Es allein der marquis de Torcy hatt, daß iſt aber ſtinckende Eyer undt faulle butter, den Einer deücht Eben ſo Viel alß der ander, wehren beyde beßer ahn den galgen alß ahn dießen hoff, den ſie beügen den teüffel nicht undt falſcher alß wie galgen holtz wie Lenor alß pflegt Zu ſagen wen Er die curiositet hatt dießen brieff Zu leßen wirdt Er ſein lob drinen finden wie daß teütſche ſprichwordt ſagt

Der Lauſcher ahn der wandt
Der hört ſein Eygen ſchandt — — —

St Clou den 21 juni 1721.

— — — weillen Ich heütte nichts Neües weiß ſo will Ich Eüch doch Eine alte Begebenheit Verzehlen ſo mir widerfahren alß Ich daß Erſte mahl Zu bouifontaine war, Ich war damahlen noch Jung undt Nur 23 Jahr alt, alßo noch Zimblich Estourdie, Es geſchicht dießen armen mönchen daß ſie gantz Nariſch werden weillen ſie Nie reden dörffen, Ich lieff mitt der armen Theobon Im closter herumb fandt Eine thür worinen der ſchlüßel ſtack Ich machte die thür auff ging In die Zelle hinein da Kam Ein Mönch der ſahe auß wie Ein geſpenſt hatte nichts alß die hautt über die bein, war gelb wie Eine Quitte Ein großer Menſch der wurff ſich auff den botten hatt graße augen bleiche lefftzen Er Erdapte meine beyde füße hilte ſie ſo feſt daß Ich Keinen ſchritt gehn Konte Ich fürchte nichts mehr In der welt alß Naren Kont Ihr daher urtheillen wie Ich Erſchrocken bin, Ich Nahm doch Eine resolution undt ſagte Zum Nahren Leves vous je vous l'ordonne mitt Einer resolutten ſtim, den Ich dachte daß die leütte gewohnt ſein Zu gehorchen, Ich war In jagts Kleyder undt Zu pferdt hingeritten Er ſahe mich alſo Vor Ein mans Menſch ahn, theobon war Nauß geloffen ſagte Es were geweſt umb mir hülff Zu ſuchen, aber Ich glaube daß Es Viel mehr war daß ſie auß forcht weg geloffen war, den der Kerl ſahe gar Zu Kraß ſo baldt Meine füß wieder loß wahren lieff Ich geſchwindt davon den damahlen Konte Ich noch braff lauffen Muſte doch ſelber über Meine avanture lachen, 6 jahr hernach reiſten wir wider nach villes cetteres man ſagte mir morgendts daß der procureur Von der chartousse mir gern auffwartten wolte undt daß ordinarie compliment Von Ihrem closter machen, ſie bringen auch pressenten Kleine ſchirm undt beßen Ich war ahngethan ſagte man ſolte Ihn Kommen laßen, wie Er In die Cammer tratt Kente Ich Ihn gleich, ob Er Zwar fetter worden war hatte aber Keine dolle augen mehr, ſahe Vernünfftig auß wurde feüer roht wie Ich Ihn mitt Beſtürtzung, nach dem Er mir ſein compliment gemacht fing Er ahn Zu lachen undt ſagte j'ay pour que V. A. R. me trouvera bien effronté doser reparoitre devant Elle apres lorible Estat ou Elle ma veüe et ou je luy ay fait grand peur, mais il est de ma charge de venir et cette mortification m'est bien deüe pourveüe que je ne fasse pas encore peur a Madame — Ich andtwortete non mon pere quand vous me parleres aussi raisonablement que vous faittes pressentement, je ne pouris avoir peur de vous, mais jl est vray que je vous ay veüe bien malade — Er lachte undt ſagte Madame a trop de bonté de voulloir mespargner la honte d'avoir paru si fol devant ces yeux — Ich ſagte qu' est ce qui vous a guerie — Er ſagte la charité de nostre superieur qui voyant que j'estois devenu fol manque de sosieté ma permis de m'entretenir avec le monde et petit à petit voyant que cela faissoit vn bon Effect sur mon Esprit ma charges des affaire de la maison, ou jl a falu parler tout les jours a du monde ce la par la grace de Dieu tout jndigne que je suis ma rendu Le peu d'Esprit que j'avois aulieu donc de cacher le malheur que j'avois eüe, je dois Le publier par tout pour rendre grace a Dieu de m'avoir remis dans mon bon sens, Ich fundt den Man ſo Vernünfftig daß Ich lang mitt Ihm ſprach Er hatte Viel Verſtandt undt Kan Ich nicht begreiffen wo der Verſtandt ſich muß Verſteckt haben, den Ich habe den Menſchen gantz Näriſch geſehen Ich fragte Ihn warum Er meine füße gehalten hette da ſagte Er mir ſeine naredey ſeye geweßen daß Er ſich Ein gebildt Er wehre In Ein frembt Königreich alſo wie Er mich geſehen, hette Er gemeint Ich were ſein Neüer König hette ſich derowegen Zu meinen füßen geworffen aber geſchwindt auff geſtanden wie Ichs Ihm befohlen hette lachte ſelber über ſeine thorheit geſtundt doch mitt mir, daß ſein ordre Zu ſtreng wehre, Er wolte nichts drauff ſagen Zoge die axellen undt ſchlug die augen Nieder, aber man ſahe doch woll daß Er meiner Meinung war — — —

St. Clou den 25 juni 1721.

— — — Es hatt nicht ahn dem Hertzog noch ahn der Hertzogin von Simmern gelegen, daß Ich Creützenach geſehen, den ſie hatten gar ſehr gebetten daß Ich Eine reiße dahin machen mögte aber J. G. der Churfürſt unßer Herr Vatter hatt Es Nicht Erlauben wollen ſagte Es ſchickte ſich nicht daß Eine junge ungeheürahte princes wie Ich damahl wahre, ahn frembte hoffe reißen ſolte, undt vissitten thun, daß war die andtwort aber ahn mir ſagten J. G. die Hertzogin Von Simmern führe Kein ordentlich leben genung umb mich hinZuſchicken habe alſo creütznach nicht Zu ſehen bekommen, wie Ich den Hertzog Von Simmern geſehen undt gekandt war Er ſchon lengſt geheüraht ahn die printzes mary Von oranien Er war gar nicht Zu heyraden Ich hatte J. L. S. woll lieb Vor Einen Vettern undt freündt aber Heürahten hette Ich Ihn wahrlich nicht gemögt, dazu hette Er mir gar nicht gefahlen, Er war Klein undt Heßlich Es hette Kein unglück Vor die pfaltz abgewendt Louvois war gar Zu Verpicht drauff dazu ſo were Ich jetzt ſchon gar lengſt wittib den Es iſt ſchon 43 Jahr daß dieſer Herr geſtorben iſt, gott weiß wo Ich den hinKommen wehre wen unßer herr gott meine Kinder Erhelt bin Ich Nun ruhig — —

Die Verſtorbene printzes despinois war gar Eine couryeusse dame Ein dieb der auch Ein mörder war Kamme In Ihr hauß, alß wen Er Ihr waß Zu ſagen hette Zog Einen poignart herauß undt ſagte ſie ſolte Ihm gleich golt geben oder Er wolte ſie umb bringen ſie nicht faull ſpringt Ihm ahn den halß nimbt ſeine cravatte undt Zicht ſo geſchwindt daß der Dieb Erſticken ſolte rufft Zu gleich Ihren leütten, leſt Ihn fangen In Ihren ſtall führen den poignart Nehmen, undt braff abprügeln, Er ſagte Tant de coup qu'il vous plaira mais sauves moy la vie, daß that man den nach dem man Ihm über die hundert ſchläg geben ließ man Ihn lauffen — — —

St. Clou den 28 juni 1721.

— — — ob dem philip diderich Zwar recht geſchehen, ſich wie Ein alter narr da Er doch 3 Erwackſene ſohne hatte wider Zu heürahten undt Eine Junge osterreichische coquetten Zu Nehmen ſo iſt diß Menſch doch gar Zu grauſam mitt Ihm umbgangen meritirte ſtraff, wie haben die 3 ſohne Ihren Vatter nicht gerochen undt die ſtiefMutter auffs wenigſt Einſperen laßen, den durch Ihre flucht hatt ſie ſich ja ſelber genung ahngeklagt die 3 graffen Von schenburg Müßen Ellende leütte geweſt ſein — — —

St Clou den 10 julli 1721.

— — — Ihr werdet Nun wißen Liebe Louise wie Ihr woll groß recht gehabt habt, Vor Ewere Kinder In ſorgen ſie haben abſcheüliche gefahr In der See auß geſtanden mitt Einem Erſchrecklichen mehr ſturm, Ein ſchiff ſo auß virginie Kam hatt der Windt auff ſie getrieben were nicht Zu Ihrem glück Eine barque mitt 6 personnen Zwiſchen Ihnen Kommen Wer Ihr ſchiff Zerſchmettert worden aber alles waß In der unglückſeeligen Barque war iſt Zu grundt gangen die Jagt aber worinen Ewere Kinder wahren, haben Ihren Maſtbaum Verlohren, den Müßen ſie wider Zu recht machen laßen daß wirdt Ihre reiße Verlengern, wen Nur der ſchrecken den Ewere niepce außgeſtanden, Ihr nichts ſchadt, den wie Ihr woll wißen werdt ſo iſt ſie wider Schwanger, gott gebe daß alles nach Ewern Vergnügen außſchlagen möge, mich Verlangt Zu VerNehmen wie Es weitter abgeloffen, mich beücht graff degenfelt hette klüger gethan ſein Kinder machen Zu ſparen biß Er Zu hauß ſein würde, ſo hette Er ſeine gemahlin nicht In ſo große gefahr geſetzt, aber die Mäner ſeindt ſo ſie Meinen Es ſeye Kein freündtſchaft beßer Zu Erweißen alß In Kinder machen aber mich beücht daß Ein Sanfftes leben Vertrawen undt Estime hundert mahl mehr die freündtſchaft bezeügt alß die Wüſterey —

St Clou den 17 julli 1721.

— — — Es iſt Ein großer unterſchiedt In Einem Lande gebohren Zu ſein, undt die ſprach woll Zu Können, oder gantz frembt undt Erwackſen hinein Zu Kommen, iſt Ewere niepce die gräffin Von degenfelt Verliebt Von Ihren Herrn, wirdt ſie alles gutt undt ſchön finden (den daß iſt Eine Sauße ſo alle Eßen gutt ſchmecken macht) Ich will ſagen ſo alles hübſch undt gutt finden wen Man Nur bey dem iſt waß man Hertzlich liebt undt wie Man Zu dem prologue Von pourceauniac ſingt

quand deux Coeurs saiment bien
tout le Reste tout Le Reste n'est rien

alſo liebe Louise beſtehet die ſach hirin hatt ſie Ihren herrn Hertzlich lieb, wirdt alles reuissiren ſo Ihr ahn ſtehlt Ihr teütſchlandt gefallen Zu machen aber hatt ſie Ihre fr: ſchweſter lieber alß den Man wirdt ſich die Liebe deß Vatterlandts noch dazu ſchlagen welches Verhindern wirdt daß Ihr nichts In teütſchlandt gefahlen wirdt, Ich aprobire ſehr daß Ihr resolvirt habt nicht allezeit bey Ihnen Zu ſein, ſie werden Eüch deſto lieber behalten, undt daß ſprichwordt iſt gar war daß alt undt Jung ſich nicht reimpt wen auch gleich die jungen leütte Raisonabel genung wehren, Eüch wie ſie ſollen Zu lieben ſo ſeindt doch die bedinten nicht allezeit raissonable Zancken ſich, daß gibt froideur undt ſorgen Ihr werdet alſo gar woll thun Ewere gemachlichkeit Zu ſuchen — — —

Wie Ich Von dem Verſtorbenen Landtgraffen Von philipsthal meinem gutten Vettern S: gehört ſo ſoll Er Einer Von den Einfältigſten Menſchen Von der welt geweßen ſein, Ich glaube nicht daß die printzes Von Cassel reich genung Vor Ihren Vettern were, — paris gefält printz Carl gar woll, glaube nicht daß J. L. luſt hetten den frantzöſchen dinſt Zu Quittirn, Ich glaube auch nicht daß Es Ein glücklicher heürahtt ſein Könte die bißen würden Zu dünn werden undt bekommen ſie Kinder, würden Es ja lautter bettel fürſten werden, welches nicht artiges iſt folgt Er Meinen raht wirdt Er ſich ſein leben nicht heürahten Es ſeindt arme Landtgraffen genung, die fraw Mutter wirdt wohl Ihren frantzöſchen lotterin nicht abſchaffen ob ſie Es Zwar thun ſolte, den scandal Zu Meyden den Man ſpricht doll Von Ihr undt dießem Kerl, die Es ahm hofflichſten Vorbringen wollen ſagen, daß Ein menage de Consience brauß werden wirdt, Es iſt doch abſcheülich ahn dießer fürſtin Einen ſolchen Esclat Zu machen Inſonderheit In Ihren alten Tagen den ſie Muß nicht Jung mehr ſein, weillen Ihr älſter Herr ſohn ſchon 40 Jahr alt iſt, ahn alte weibern Kan Ich Eine ſolche thorheit noch weniger Vergeben, alß wens Ein Junck menſch wehre — — —

St Clou den 24 Julli 1721.

— — — Man hatt mir ſchon geſagt daß unßere gutten teütſchen ſich greülich Verdorben undt den gutten alten teütſchen glauben gantz abſagen, ſambt allen Tugenden, ſo die alten teütſchen beſeßen, undt ſich aller laſter der frembten nationen Ergeben, daß Kan mich recht Verdrießen, Einen teütſchen ſteht Es Viel übeller ahn, falſch boßhafft undt desbauchirt Zu ſein, den ſie ſeindt nicht dazu geborn Es geht Ihnen Zu grob ab, theten alſo beßer ſich bey den gutten alten teütſchen brauch Zu halten, Ehrlich undt auffrichtig Zu ſein, wie ſie Vor dießem geweßen — die pest Nimbt gott lob wider ab In provence, daß macht die leütte nicht fromer undt waß Zu Verwundern daß man In den spital Von Thulon 18 personnen hatt Zu ſamen geben Müßen, weillen ſie In mitten Von der pest leichtfertig gelebt haben — — —

daß iſt gewiß daß wer hollandt geſehen findt teütſchlandt ſchmutzig, aber umb teütſchlandt Sauber undt ahngenehm zu finden Müſte man durch franckreich, den nichts iſt ſtinckender undt Sauiſcher, alß man Zu paris iſt — — —

die ſchreibtaffel mitt der dieb Nahmen iſt Ein gudter fundt Man Muß hoffen daß alle dieße ſchelmen Erdapt werden Konnen, undt die galgen Ziehren, Catouche hatt ſich In flandern retiret, Ich glaube aber nicht daß Er mitt aller ſeiner gentilesse den galgen Endtgehen Kan — — —

Mein dochter iſt gottlob gantz wider geheyllet undt Kan beßer gehen alß ſonſt, ſie haben Nun Eine hochZeit ahn dem hoff Ein fürſt Von dem lotteringischen hauß ſo man den chevallier de Loraine heiſt undt deß comte de marsans ſohn iſt, heürаht der made de craon Zweyte dochter Ich rede ſicher den daß Es made de craon dochter iſt daß iſt gar gewiß, undt wie ſtein Callenfels alß pflegt Zu ſagen (daß überige bläſt der wächter) Ich wolte daß Meine dochter Ihren herrn nicht ſo gar lieb hette, alß ſie Ihn hatt, waß der Hertzog ſucht Zu Kauffen iſt alles vor ſeinen favoritten den craon ahn ſeine rechte Kinder denckt Er wenig undt daß betrübt Meine dochter ahm Meiſten —

wie printz Carl Von philipsthal gemeint die Konigin ſeine tante geſehen Zu haben wuſt Er nicht daß ſie todt war noch daß ſie Kranck war hatte ſchreiben Von Ihr bekommen — ahn ortern wo Man die geiſter glaubt ſicht man allezeit wie ahm casselischen hoff, ahn unßerm hoff da man ſie nicht geglaubt, undt auch Nie nichts geſehen alſo beſteht Es Viel In der Einbildung hir Im landt würde man Es Vor Ein affront halten wen man ſagen ſolte daß jemandts Zu from wehre buben Zu lieben, Von geheürahte Weiber macht man ſich Eine Ehre undt hatt Es gar Keine ſcheü, Von der H: ſchrifft wißen wenig leütte hir undt Es ſeindt noch weniger die Es glauben noch wißen wollen — — —

ſo lang Ich Zu heydelberg geweßen hab ich auch Nie Keine roman geleßen, aber ſeyder Ich hir bin habe Ich dieße Zeit wider Eingebracht den Es iſt Keiner ſo ich nicht geleßen hab astrée cleopatre alesie cassandre, poliscandre dießen hatten mir J. G. unßer herr Vatter S: Erlaubt Zu leßen, undt gar Viel ander Kleine romans Tarcis et celie lissandre et Caliste calvandro endimiro, amadis aber In dießem bin Ich nicht weytter Kommen alß ahn 17 Tome undt Es ſeindt 24, le Roman des Roman Theagene et Cariclée, daß iſt Zu fontainebleau Ins Königs Cabinet de Loval Zu fontainebleau gemahlt, gibt alſo große curiositet — — —

St Clou den 26 Julli 1721.

— — — geſtern Kam der Ertzbiſchoff Von Cambray * herreln undt gab mir part Von ſeiner Erhöhung Zur cardinals ſtelle nun hatt alberoni Einen Cammerratten — — —

St Clou den 7 aug. 1721.

— — — Kein menſch Kan ſich recht auff ſchwangere weiber Zu ſtandt Verſtehen alle ſchwangerſchafften ſeindt different Ich habe Nur 3 Kinder gehabt allein alle 3 ſchwangerſchafften wahren ſo different daß Ich ſelber nichts drin begreiffen Konte — — —

St Clou den 13·aug. 1721.

— — — Daß hatt man hir ſie haßen Einem nicht wegen daß übel ſo ſie Entpfangen ſondern wegen daß böße ſo ſie Einen gethan haben, den ſie Meinen Man ſeye ſo rachgirig wie ſie, undt deßwegen Müßen ſie haßen undt daß wirdt nicht geEndert, Ich weiß woll jemandt den Ich nicht lieben Kan, aber Ich thue Ihm Kein Leydts,

---

* Dubois.

daß iſt der Neüe cardinal dubois aber Er hat immer mein gantz leben Vergifft, gott wolle Es Ihm Vergeben aber Er mögte woll In jener welt davor leyden — — —

Es Kan Niemandts wen Er Es auch Zum poßen thun wolte Keine heßlichere noch abſcheülichere moden Vor mäner undt weiber Erdencken alß Nun ſein Ich Erſchreck offt wen Ich Es ſehe, Meine die leütte Kommen auß dem doll hauß oder auffs wenigſt Von dem bal en masque, Ewer hatt groß recht die jetzige frantzoſchen moden abſcheülich Zu finden — — —

---

st Clou den 16 augusti 1721.

— — — Kinder Zu lieben wie graff degenfelt thut iſt gemein, aber ſeine fraw Zu lieben iſt gantz auß der moden da findt man hir Im Landt Kein exempel Von, die moden iſt gantz abgekommen, aber a bon chat bon rat die weiber machens den Mänern nicht beßer Es iſt Zu verwundern wie alles hir lebt, Man findt noch woll unter den gar gemeinen leütten personen ſo Ihre weiber lieben alß Zum exempel Einer Von Meinen CammerKnechten der hatt Eine Von den heßlichſten weibern ſo man In der welt haben Kan ſie ſprach wie Eine Endt undt hatt Ein geſicht wie Eine Vertrettene Krott, war dicker alß lang undt all unwoll will der arme Man Verzweyfflen daß ſie Vor 8 tagen geſtorben iſt, aber unter den Leütten Von Qualitet Kene Ich Kein Eintziges par ſo Ein ander lieb hatt undt trew iſt, ſeindt alſo gar nicht Von dem humor wie die Herrn Von degenfelt — —

alle Monsieur gaston dochter hatten daß gar flinck mitt der handt Zu ſein undt Ihre leütte Mäner undt weiber Zu ſchlagen daß iſt nicht ohne exempel In franckreich die princesse d'harcourt der Duchesse de Brancas ſchweſter logirte über mich Zu versaille undt Ich horte offt wie ſie Ihren leütten mitt ſtöcken nach lieff der ſtock fiel Ihr Etlich mahl auß der handt undt rollte auff den boden, ſie bekamme Zuletzt Eine Cammerfraw die ſagte Zu Ihr ſie ſolte Es nicht mitt Ihr wagen, ſie wehr nicht gewohnt geſchlagen Zu ſein, Könte Es nicht ohne widergeben Vertragen, die printzes wolte Es doch wagen aber die Cammermagt war ſtärcker alß ſie riß Ihr den ſtack auß der handt undt brügelte ſie braff ab, ſeyder dem hatt ſie Niemandts Von Ihren leütten mehr ſchlagen dörffen, daß hatt den gantzen hoff divertirt — — —

St. Clou den 11 7br 1721.

— — — Man hatt hir Eine historie Von Einem apoteckerknecht Von des Königs apotecker wie der König noch gantz Jung war dem gab man brieff undt ſchickte Jhn nach Lion wie Er Dans la rue dEnfer Kamme, begegnet Jhm Ein man der fragte wo Er hinginge Er ſagte Er reiſte nach Lion, der andere fragte Jhn Jn wie viel tagen Er dieße reiße thun wolte Er ſagt Jn 10 tagen, der andtwortet würdt Jhr gern dießen abendt dort ſein, der apotecker lachte undt ſagte ja wen Es möglich wer, der ander gab Jhm Ein hoßen bandt undt ſagte binde diß hoßen bandt feſt ahn Ewern ſchenckel, ſo baldt Es gebunden war fühlt der Kerl ſich Jn die lufft heben, undt abendts leſt man Jhn Jn Eine ſtadt herunder Er fragt wo Er were Man andtwort Zu lion Er gin hin überliefferte alle brieffe, wurde aber hernach auß ſchrecken todt Kranck die natürliche farb iſt Jhm ſein leben nicht wider Kommen, Jch glaub Er lebt noch — Der apoteckers Knecht hatt geſagt Er hette gemerckt wen Er über Eine ſtadt gereiſt were, den Er hette die Klocken leütten hören, — Ewere historie Von dem ſchulmeiſter Von florsheim iſt ſchönner alß die Meine, Jn dem der mitt Jhm gereiſt ſchir were gekopfft worden, wen ſich der ſchulmeiſter nicht wieder Eingefunden hette, der Man ſo Er Erlöſt undt hernach Vor ſein leben freyheit bekommen Kan daß ſprichwordt mitt warheit ſagen (a quelque chose malheur est bon) dieße historie hatt mich recht divertirt ob Jch ſie Zwar nicht glaube, Jn ſchweden pretendirt Man daß Verdrincken Kein recht todt ſeye, ſie bringen dort auch Viel leütte wieder Zu recht man bindt die Verdrunckene auff Ein faß Jn Einer warmen ſtuben undt rolt daß faß Jmmer biß daß der Verſoffene alles waßer oben undt unten auß lehrt undt ſo bald der leib Gelehrt iſt undt wieder warm geworden, wirdt der Verſoffene wider lebendig, aber Es Muß Kein bludts Verwandter ſich dabey Einfinden, ſonſten Kan der Verſoffene nicht wieder courieren ſondern ſo baldt der Verwante Jn die Cammer trit geht dem patianten daß bludt ahn undt leüfft Jhn auß der Naß Mundt undt ohren Leütte haben mir Verſichert Es mitt Jhren augen geſehen Zu haben — —

Eine gutte Ehe iſt waß jetzt wie Jch glaube ahm rarsten Zu finden iſt, Jn dießer welt — — —

unßere printzes Von wallis iſt persuadirt daß Ewere niepce Jhren Man lieber hatt alß Er ſie aber wie Jch ſehe ſo Meint Jhr doch, daß graff degenfelt ſeine gemahlin Eben ſo lieb hatt alß ſie Ihn — — —

St. Clou den 13 7br 1721.

— — — iſt wormbs wieder gantz gebawet liebe Louise, undt iſt der thumb nicht Verbrendt Es iſt mir leydt umbs raht hauß geweßen, wo die ſchönne historie Vom Lindwurm gemahlt war wo Von die ſtatt den Nahmen Von wormbs führt — — —

St. Clou den 18 septemb. 1721.

— — — Es iſt gar war liebe Louise daß Es beßer iſt Zu gutt alß Zu böß Zu ſein, aber die gerechtigkeit beſtehet ſo woll In ſtraffen alß recompensiren, undt Eins iſt gewiß wer ſich Vor den frantzoßen nicht Zu fürchten macht Muß ſie baldt förchten, den ſie Verrachten leicht waß ſie nicht zu förchten haben, drumb wolte Ich gern daß Mein ſohn nicht ſo gar gutt wehre — — —

St. Clou den donnerſtag 25 7br 1721.

— — — wir ſeindt hir alle leütte engrand habit, den Ich habe Eine ceremonie umb 3 Vhr Nehmblich die reception Von dem Verfluchten Cardinal du Bois dem der papst ſeine Barette geſchickt hatt, den Muß Ich saluiren, ſitzen Machen undt Eine Zeit lang entreteniren, welches nicht ohne Mühe geſchehen wirdt, aber Mühe undt Verdrießlichkeit iſt daß tägliche brodt hir aber da Kompt unßer Cardinal ahngeſtochen, Ich Muß alſo Eine pausse machen — der cardinal hatt mich gebetten alle daß Vergangene Zu Vergeßen, Er hatt mir die ſchönſte harangue gemacht ſo Man hören Kan Viel Verſtandt hatt der Man daß iſt gewiß, were Er ſo gutt alß Er Verſtändig were were nichts ahn Ihm Zu wünſchen — — —

St. Clou den 2 8br 1721.

Hertzallerliebe Louise Ich Muß Euch dießen morgen In gar großer Eyll ſchreiben, den Ich Muß nach paris Meinen ſohn undt ſeiner gemahlin glück Zu wünſchen In der gutten botſchafft ſo Ihnen Vergangen Montag Kommen, daß der König In spanien Ihre dochter egehrt Vor ſeinem Elſten ſohn den printz des asturie Madll de nonpensieur hatt noch Keinen Nahmen, Ehe ſie nach spanien wirdt, wirdt man die ceremonien halten der König undt Ich ſollen ſie Nenen, hernach wirdt ſie unterricht werden undt comuniciren, undt nach Ihrer communion die confirmation Entpfangen, daß heiſt man dir 3 sacrementen auff Einmahl ſchir Entpfangen — — —

St. Clou den ſambſtag 4 8br 1721.

— — — Man ließ mir Kein ruhe Zu Eßen Muſte alle augenblick auffſtehen undt reden Erſtlich Kam der Comte de clermont mons le Ducs 3ter bruder Hernach die Duchesse de vontadour undt Ihre ſchweſter die Duchesse de la ferté wir wahren 12 ahn taffel aber Ich allein geplagt den Ich Muſte allein ſprechen Ich hatte den Duc de chartre ahn taffel ſeine 3 ſchweſtern undt Ihre hoffmeiſtern Meine 2 damen mad de segure ſo Eine halbe Enckelin iſt den ſie iſt auch Meines ſohns dochter aber Von der lincken ſeytten Er hatt ſie nicht Legitimirt wir hatt auch ahn taffel Lenor mad de pourpris Meines Erſten ſtallmeiſter fraw die marechalle de clerembeau undt Ich daß macht 12 personnen In wehrenden Eßen Kam auch noch der Cardinal de Gevre den Muſte Ich wieder auffſtehen undt reden, daß iſt noch nicht Zu Vergleichen Von dem ſo Ich nachmittags Von halb 2 biß halb 6 hatte Ich fandt made la princesse mitt unßer Hertzogin Von hannover undt die große printzes de Conti undt madll de clermont In meiner Cammer mitt allen Ihren damen, wie die weg wahren Kame die Kleine printzes de Conti mitt Ihrer dochter madll de la Roche farion mad du maine made la Duchesse Mitt Madll de charoloy auch alle Ihre damen, Es Kamen auch Viel ander princessinen ſo nicht Vom Königlichen hauß ſein alß princes despinois madll darmagnac Ihr niepce du Duchesse de valantinois die princesse de montauban Ich weiß nicht wer noch undt duchessen ohne Zahl die marchalle de noaille die marchalle de boufller die Duchesse de Lesdiguiere de laforce de nevers d'humiere de louvignie Duchesse de gramont de Roquelaure made dorleans Kamme noch Zu letz auch undt die ſchwigerdochter Von der Duchesse de Brancas die Duchesse de villar die Damen ſo nicht ſitzen wahren ohne Zahl Ich bin gewiß daß Ich noch Viel Tabouret Vergeße Es war Eine hitze In Meiner Cammer daß wen Ich nicht In augenblick In Meine

Garderobe gangen were were Jch übel worden aber waß ich ahm ärgſten hatte wahren Meine Knie die Von auffſtehen undt Niederſitzen ſo ſchmertzhafft worden daß Jch meinte recht übel Zu werden —

Da habe ich Einen braunen pfaffen den Jch offt Ein ſchelm heiße, der plauttert mir den Kopff ſo voll, daß Jch ſchir nicht mehr weiß, waß Jch ſage, auß dießem discour Könt Jhr woll Errahten daß Es Mein abbé de st albin ſo nun baldt bischof Von lan undt Duc et pair de france worden, daß iſt mir lieb den Jch habe den armen buben Von ſeiner Zarten Kindtheit ahn allezeit lieber gehabt, alß alle ſeine geſchwiſter, den Jch bin persuadirt daß Er Von allen Meines ſohns Kindern Legitime undt jllegitime der iſt ſo mich ahm liebſten hatt — — —

---

st Clou den 23. Oct 1721.

— — — Jch ſchicke Eüch hir bey den Verſprochen brieff Vom König Zu bohmen ahn die Königin ſeine fraw gemahlin iſt Ein rar ſtück — — —

De Strabach ce $^{11}/_{21}$ deMarce 1632.

Mon tres cher coeur. Jay repondue a vos cheres Lettres du $^{4}/_{14}$ de Mars le 25de Kitirngen de puis je nay point eu de vos Lettres ny Commodité de vous Escrire ce qui me fache le plus. Est que nos Lettres Sont si sourent jntercepté ce qui fait craindre decrire, Et ne faut rien dire que ce qu'on ne se soucie que tout le monde sache, jl me tarde Extremement d'auoir de vos lettres Et destre assuré de votre santé, pour moy je me porte For bien je suis tout le long du jour En Campagne auec Le Roy qui est fort honneste Énuer moy: le 26 Nous Sommes venue a Pfrum le 27 a wjnlen qui est Situé En vue fort belle Campagne, — le 28 L Roy fit mettre toutte son jnfanterie En Bataille pres de la ville elle est fort belle le 29 nous auons logée a wjlmorstorf En la maison dvn Baron de Milgzingen c'est celuy qui a Epouzé vne Contesse Dortimbourg elle y estoit auec sa Soeur vne Barone de Wolfestein Et Sa belle fille, je Croy qu'aués bien ouy parler deux a leur feu Cousin Le Comte hanry Dortemb. Elle a vn bien deplesant mary qui est 30. ans plus vieux quelle, Elle neseroit laides sielles estoreni bien coiffées, Et habillés Elles portent des Chapeaux auec des fort grand bors Et tout deriere

Sa teste Et des cheueux qui leurs cache presque tout le visage lvne auoit un pourpoint d'homme de Couppé a la Chemise auec vn Cotillon Elles estoient fort bigarement accommodées, hier le Roy est venu a fert Ei le matin jl est allée a Nuramberg jl dit n'auoir jamais veu vne plus belle ville aussi l'estelle Extraimmement Et fort peuplée, Le Majistrat la tresté fort bien En la maison ou jay esté logé autre fois, je suis allé voir la Contesse de Holoch Schillingsfurst Elle a esté fort aise de me voir Et souhette fort de vous venir Seruir Eu ce pays, nous y eumes les nouvelles de la mort du bon Comte henry de Solmes qui est mort de Sablessure iy ay bien perdu car jl mestoit fort affectioné, apres le disner Le Roy a fait le tour de la ville a pied je metonne quil peut faire tant dexercice card jl est bien gras, Se Soir nous Sommes arriue's issy ou nous auons trouvé les deux fils du feu Marquis Danspach Et le Surager qui est aussi Surt qu aveugle je voudrois qu'il eust excusé Son frére Le Roy attend le Duc Guillaume de Weinmar demain jl aura alors po. lemoin 24000 homes a pied Et 12000 a Cheval jl Souhete de voir 207 mais Tilly seretire jl est venu hier auec Son Armée a Neumarc, jl y a apparence qu il prendra Son Chemin Vers le Danuble je Croy que 120 (Ro) vistera (132 R Ba) Sil est possible le Marquis Chrisofle de Badin Et le Duc jean De Holsteinn sont arriue içy ainsy que je nay faute de compagnie de toutte sorte je crain que pour quelque temps les affaires En 158 (bas Palatinat) niront trop bien mais pourueu que cette marche Succede bien cela Seracommodera bien Le dit Duc De holstein dit que les pierreries Et argent de notre grand mere doiuent estre bien tost partagée En cinq partie Et pu'on parle de remettre toutte la partie de La Reine vôtre mere au Roy d'Angleterre qui Serait bien injuste Et le 123 retiendroit par ce moyen tout pour luy a Cause de ce que 116 luy doit, je Croy que luy deueriez Escrire Et le prier de vous faire tenir la moittié qui vous est deu Et luy remontrer que cela na rien de commun avec ce que 116 luy doit, je metonne que personne ne memande ce que Percka vous aporté Encest affaires ni ce que 123 (Rven) vous a Escrit jay peure que seres aussi peut heureux En cette Succession quend celle de feu la Reine Votre Mere, pour mes affaires je ne Say que vous Endire Dieu veillie quelles aillent bien Et que je puisse auoir bientost

le Contentement de vous voir Et de vous-pouvoir temoigner Combien perfaitement je Suis

Mon chere vnique Coeur

votre tres fidelle amy
Et tres affectionné Seruiteur
Frideric

ceux de Nuremberg ont fait praisant au Roy deux gouppes en forme de Globes Tereste Et Celleste extremement curieusement fait.

St. Clou den 30 oct 1721.

— — — die fürſtin ragotzi ſpricht polli undt de bon sens Ich weiß Ihr leben woll, Muß alſo geſtehen daß Ich mich Ihrer Ein wenig ſcheme, den alle Leütte wißen Ihre historien hir, Ich habe mein ſohn Von Hertzen lachen machen wen Ich Ihm geſagt Er ſolle nicht allein bey Ihr bleiben damitt ſie Ihn nicht Noht Züchtige, wie Man ſagt daß dem Czaar mitt Ihr geſchehen — — —

---

st Clou den 5 9br. 1721.

— — — die fürſtin Von Siegen hatt ſich In franckreich gantz Verdorben wie ſie herKamme lobte jederman Ihre modestie, aber ſie begab ſich In ſchlimme geſellſchafft, Ins ſpiellen Ins bal lauffen daß hatt ſie (wie viel andere) gantz Verdorben, undt In daß leichtfertig gantz unverſchämbte leben gebracht, wo wie Ich hore ſie noch In ſteckt, wie iſt Es Meinem Vettern dem Landtgraffen Von cassel In ſeinen alten tagen ahnKommen ſo gallandt Zu werden In ſeiner Jugendt hatt Man nichts davon gehört, wie die fürſtin Von Siegen lebt, gewindt Keine christliche Religion nichts bey Ihr, den Ich glaube daß ſie gantz ohne glauben iſt, hir ſagt man daß der Landtgraff Eine mariage de Consience gethan hette undt Ein freüllen Von Bernholt Von geſchlegt, Es Muß Nur ſein umb Ihn Zu wermen wie der König david gethan den Ich Kan nicht glauben daß wen Ein Man über 66 Jahr iſt, daß Er gar pressirt iſt undt den Eheſtandt ſo hoch Nöthig hatt, Es ſolle gar Eine ſchane dame ſein (alter hilft nicht Vor thorheit) wie daß alte teütſche ſprichwordt ſagt, undt die probe hir gar clar iſt wo anderſt war iſt, waß man ſagt, Man ſagt uch hir daß Chur Maintz auff den todt ligt Zorn undt betrübnuß eindt ſehr ungeſundt, daß Mögte Ihm woll ſeine niepce Koſten — —

st Clou ſambſtag den 15 9br 1721.

— — — daß Ihr ſagt liebe Louise daß deß fürſten Von dſtein gütter Zwiſchen den graffen Von nassau otteweiller undt der Von saarbrucken getheilt wirdt werden daß macht mich gedencken wie ngleich ſich die Zwey brüder Von saarbrücken geſehen der geſtorben var Ein rechter feiner ahngenehmer Herr voller politessen undt tugendt der jtzige aber iſt Ein Tolpel In folio, wie Ein beer, Kan weder gehen noch reden — — —

st Clou den 22 9br 1721.

— — — Wie Ihr Von den Itzigen Zeiten undt Meinen ſtandt ſprecht ſehe Ich woll daß Eüch dießer hoff undt landt gar unbekandt iſt, wolte gott der König lebte noch, Ich hatte mehr troſt mehr Vergnügen In Einem tag alß Ich In den 6 Jahren Von meines ſohns regence habe Erſtlich ſo war Ein hoff undt Kein burgerlich leben ſo Ich nicht gewohnen Kan, In dem Ich all mein leben bey hoff gebohren undt Erzogen bin Zu deß Königs Zeitten war mein ſohn gantze tage bey mir, Nun ſehe Ich Ihn Kaum In Einem monat Eine ſtundt Zu paris wo wir Ein antichambre In Comun haben bin Ich offt 3 tag ohne Ihn Zu ſehen Zu dem ſo gibt mir ſeine regence mehr ſorgen undt jnquietude alß troſt undt freüden, den bin Ich nicht Jahr undt tag geweßen ohne ruhe alß In ſorgen daß man Ihn Ermorden würde durch den abſcheülichen haß ſo man auff Ihm geworffen, Nun Zwingt Er ſich nicht mehr In ſeinen gallanterien leüfft gantze nachte herumb welches Er Zu deß Königs Zeitten nicht thun Konte alſo ſeine geſundtheit alleZeit In gefahr ſehe — — —

st clou den 29 9br 1721.

— — — wie Ich auß der Capel Kommen habe ich den graff hoim undt chevallier ſchaub hir gefunden die haben mir Verzehlt wie cartouche geſtern gerädert worden, daß hatt mich gar lang auffgehalten — — —

st Clou den 4 xbr 1721.

— — — Kleine leütte dantzen allezeit beßer alß gar große iſt die freüllen Von gemingen alßo groß wie Ihre brüder glaube Ich nicht daß ſie woll dantzt, Man hatt Kein groß Menſch perfect dantzen ſehen alß die große printzes de Conti aber Kein Menſch In der welt, hatt Nie ſo woll gedantzt als ſie, Ich bin Verwundert daß die freüllen gemingen ſo woll dantzt, Ich hobe aber Viel dicke leütte geſehen ſo woll dantzen Mein ſohn dantzt gar woll undt iſt dick, der Duc de sulli iſt Ein gar exellenter dantzer undt gar dick undt Ich habe Viel exempel geſehen daß dicke Leütte beßer alß große dantzen —

---

st Clou den 6 December 1721.

— — — Madll de monpensier Kan man nicht Heßlich heyßen ſie hatt Eine glatte hautt hübſche augen die Naß ging auch woll hin wen ſie nicht Zu Eng were der Mundt iſt gar Klein aber Mitt dießem allem iſt Es daß unahngenehmſte Kindt ſo Ich mein leben geſehen, In allem In maniren In reden In Eßen In drincken Es macht Einem recht ungedultig, wen man ſie ſieht, habe woll Keine threnen Vergoßen noch ſie auch nicht wie wir unß adieu geſagt haben Ich habe In spanien Ein ſtieffdochter Ein ſtieffEnckel undt jetzt Ein Enckel ſo Königinnen In spanien geweßen undt ſein werden, die liebſte Von allen war die ſtieffdochter die habe Ich Von Hertzen geliebt, alß wen ſie meine ſchweſter were den meine dochter Konte ſie nicht ſein Ich hatte Nur 9 Jahr mehr alß ſie, Ich war noch gar Kindiſch wie Ich herkommen wir haben mitt Einander geſpilt und geraſt — CarLutz S: undt der Kleine printz Von Eissenach wir haben offt Ein ſolch geraß gemacht, daß man nicht bey unß hatt dawern können, Es war Eine alte dame hir ſo made de hene hieß die haben wir Erſchrecklich geplagt ſie hörte nicht gerne ſchießen undt wir warffen Ihr Immer pelaren In den rock welches ſie Verzweyffelte lieff unß nach umb unß Zu ſchlagen, daß war der große ſpaß — ſolte Es war ſein daß der Infant Von spanien Eine Ertzhertzogin heürahten ſolte, undt graf Mansfelt noch Im leben ſein würde Ich Kein har Vor deß printz vndt printzes des asturie leben geben den Er hatt ſo gewiß unßere arme liebe Königin vergiftet alß Ich hir ſchreibe Im Keyßerlichen raht iſt man gar nicht scrupuleuse auff ſolche ſachen ohne der Keyßer wißen ſchicken ſie die leütte In jene welt — — —

paris den 19 februari 1722.

— — — geſtern bin ich Zu unßer Hertzogin Von hannover gefahren umb Ihr daß leydt Zu Klagen über die Hertzogin Von Zel e den 4 geſtorben ſein ſolle wolte Gott Es were Vor 60 Jahren geſchehen — — —

Paris den 21 Febr. 1722.

— — — große dicke undt ſtarcke Leütte leben nicht langer alß andere, welches wir ahn die arme fürſtin Von Rajotzi Verwichen Mittwog geſehen, ſontag war ſie friſch undt geſundt Montag bekompt ſie nach dem ſie Einen Zahn hatt außZiehen laßen Ein geſchwer Im Mundt undt daß fieber Man hatt Ihr 2 mahl ahm arm undt Ein mahl ahm Fuß Zur ader gelaßen, ſie ſchiene beßer Zu ſein nach dießer aderlaß Ein augenblick aber hernach ſagt ſie Es wirdt mir übel undt gibt den geiſt auff geſtern hatt man ſie begraben In Ihrem closter Ihre Leütte haben mir Eine gar wunderliche ſach Von Ihr Verzehlt, wie ſie noch Zu warschau war treümbt Ihr Eine nacht daß Ein frembter Man Zu Ihr Komme In Einer Kleinen Cammer ſo ſie auch Nie geſehen der bringt Ihr Einen becher undt ſagt ſie ſolle brincken, ſie hatte Keinen durſt der man ſagte ſie ſolle brincken den Es were der Letzte drunck ſo ſie Ihr leben drincken würde, darauff Erwacht der draumb iſt Ihr doch Immer Im Kopff geblieben wie ſie HerKamme logirte ſie ſich gleich In Ein hostel da befundt ſie ſich übel fordert Einen dockter Man holte Einen ſo deß Konig dockter parquartir iſt undt helvetius heiſt ſein Vatter iſt Ein hollander gar gelehrte leütte ſo ſehr Estimirt hir ſein wie ſie den dockter ſicht, Erſtaunt ſie, undt ſicht In der gantzen Cammer herumb graff ſchlieben fragte ſie waß Ihr were daß ſie ſo Verwundert ſie ſagte, waß ſie ſo wunder Nehme were daß helvetius Eben derſelbe Man were den ſie Zu Warchau Im traum geſehen, ſetzte In lachen dazu, aber Ich werde ahn dieſer Kranckheit noch nicht ſterben, den dießes iſt die Cammer nicht worin Ich mich Im traum gefunden, wie ſie aber Ins closter Von chasmidy Kammen, wo man Ihr Ein apartement geheürt hatte ohne daß ſie Es Vorher geſehen, ſagte ſie Zu Ihren leütten hirauß werde Ich nicht lebentig Kommen, den diß iſt Eben die Kammer, ſo Ich In poln Im traum geſehen wo Ich den letzten drunck gethan, welches auch geſchehen iſt gar wunderlich, aber mich deücht daß ſolche ſachen mehr den heßiſchen fürſtlichen personnen begegnen alß alle andern leütten, wo Es her Kompt mag gott wißen, wir andere pfältzer ſeindt gantz Contrarie wir hören undt ſehen weder geiſter noch träume — — —

Paris den 26 mertz 1722.

— — — Ich glaube nicht daß Man In der welt Ein artiger undt Verſtändiger Kindtgen finden Kan alß unßere Kleine jnfantin iſt, ſie hatt reflectionen wie Ein menſch Von 30 Jahren ſagte geſtern (on dit que quand on meurt a mon age qu'on est sauves et va droit en paradis que je serois heureusse donc si le bon Dieu me voulloit prendre) Ich fürchte daß diß Kindt Zu Viel Verſtandt hatt fürchte daß Es nicht leben wirdt bleiben, Man Erſchrickt recht, wenn man Es reden hört undt hatt die artigſte maniren ſo Ein Kindt haben mag Ich habe Ihr gnade gewuhnen ſie leüfft mir mitt offnen armen Entgegen biß In Ihrer antichambre ambrassirte mich Von Hertzen, Mitt dem König ſtehe ich auch nicht übel Ich habe geſtern ſeinen hoffmeiſtern Einen possen gethan ſo mich recht divertirt hatt, ſie ſeindt ſo jalous Vom König meinen alſo Man ſage Etwaß gegen Ihnen, habe ſie braff Erdapt Vorgeſtern hatt der König Eine windt colique gehabt geſtern Kam Ich gantz Ernſtlich Zum König ſteckt Ihm Ein Zettelgen In der Handt der marechal de villeroy wurde gantz ambarrassirt fragte mich gar Ernſtlich (quel billiet donnes vous la au Roy) Ich andtwortete eben ſo serieuse c'est vn remede contre la colique des vents der marechal jl n'y a que le premier medecin du Roy qui luy propose des remedes Ich andtwortet pour celuy cy je suis sur que Mons' dodart Laprouvera, jl est mesme Ercrit en vers et en chanson der König gantz ambarassirt laße Eß heimblich fing gleich ahn Zu lachen der marechal ſagte peust on le voir Ich ſagte o ouy jl n'y a point de secret Er fandt drin dießе folgende wördter

vous qui dans Le Mezantaire
aves vents jmpetueux
jl son dangereux
et pour vous en défaire
    petez
petés vous ne sauries mieux faire
    petez
trop heureux de vous defairer d'eux
    a ces malheureux

pour donner liberté tout Entiere
pettez
petez vous ne sauries mieux faire
pettez
Trop heureux delivrer deux.

Es wurde Ein ſo gelachter Im Cabinet daß Ich mirs ſchir gereüet hette den poßen ahngeſtelt zu haben den der marechal de villeroy wurde gantz — diß iſt noch Ein alter ſtreich Von meiner Jugendt — hir haben wir dolle historien Eine dame ſo noch unverheürahtt iſt hatt Einen courageussen mort begangen Einer ſo Ihre ſchweſter geſchwangert undt ſie nicht hatt heürathen wollen, hatt Einen Von Ihren brüdern Ermordt undt durch Ein fenſter Erſchoßen, den Jüngſten bruder daß geſicht balaffrirt, undt umb daß gantze geſchlegt Zu VerunEhren hatt Er Vorgeben Er hette mitt der Mutter Zu thun gehabt Könte derowegen die dochter nicht heürahten, Madll de st Etiene alß ſie geſehen daß Ihr noch lebender bruder nicht Hertz genung hatte die ſchandt Von ſeinem Hauß Zu nehmen, iſt ſie Zu dem Mons des Escart gereiſt hatt Zu Ihm geſagt vous aves deshonores ma famille tout entiere vous pouves Le reparer en Espoussant ma soeur, prenes garde a ce que vous me respondres Car si vous ne me Respondes pas bien poures vous enrespantir reguardes moy bien, me recognoisses vous, Er ſagte ouy je vous Cognois bien, vous estes Madll de st Estiene mais je n'espousseres pas vostre soeur quoy qu'elle soit grosse de moy da Nimbt madll de st Estiene Eine geladene pistol ſo ſie Im ſack hatt undt ſchieſt ſie Ihm durch den Kopff Er hatt doch noch Etlich ſtundt gelebt, undt gewinckt daß Er Ihr ſein todt Vergebe Man solicitirt für Ihr Ich finde daß dieß Ehrlich menſch der gnaden woll wehrt iſt — noch Eine wunderliche historie ſo wir haben iſt Von Einem Jungen pfaffen Von 21 Jahren ſo weillen Er woll ſtudirt hatt, undt man Ihn deßwegen Zu madll de vermendois gethan hatte, umb Ihr lattein Zu lehrnen, dießer junge abt iſt Verliebt Von Madll de vermandois geworden undt daß hatt Ihn gantz Nariſch gemacht hatt ahn made la duchesse geſchrieben daß Er ſie heürahten wolle hatt dießer Jungen printzes liebs brieff über liebs brieff geſchrieben, die abtißin hatt der printzes die brieff nicht geben ſondern den beichts Vatter Vom closter Zu dem Jungen abt geſchickt, undt Ihm die brieffe wieder geben laſſen undt dabey Ernſtlich Verbietten laßen nicht mehr Zu dem closter Zu Nahen, der junge abt hatt geantwort Ich ſehe woll waß Es iſt du biſt mein rival, undt wilt mir die printzes Entwenden, Es iſt Erlaubt ein rival daß leben Zu Nehmen nimt Eine pistol ſo Er Im ſack hatt, ſchießt Es dem armen beichts Vatter durch den Kopff daß Er Mauß todt felt Man hatt Ihn Condamnirt gerädert Zu werden, aber made la princesse solicittirt ſehr ſtarck Vor den armen Narren — — —

hir geſchehen Etlich mahl ſachen ſo Ich nicht glauben Kan daß salomon ſein leben davon gehört hatt, alß Zum exempel wie die poliniac Zu Ihren man geſagt je suis grosse vous saves bien que ce n'est pas de vous je vous conseil de n'en pas faire de bruit car si on mest cela en proces vous perdres parce que vous saver qu'el est dans les loix de ce pais cy que tout enfant né dans le maringe apartient au mary ainsi jl sera a vous de plus je vous le donne, daß halt Ich Vor gar Neü unter der Sonnen — — —

Paris den donnerſtag 16 april 1722.

— — — Junge leütte In dießen Zeitten dencken In der welt Nur ahn 2 ſtück ahn desbauchiren undt jnteresse, das Erſte Matt ſie ab undt daß Zweyte macht ſie nachdenckiſch den ſie gedencken Nur auff allerhandt weiß undt wegen gelt Zu bekommen, daß macht junge leütte jetzt ſo Ernſtlich, undt nach Meinem Sin gantz unangenehm, umb Einen artigen undt luſtigen geiſt Zu haben Muß man Einen ruhigen geiſt haben ohne ſorgen ſo Nur gedencken Kan wie Er ſich mitt Ehren luſtig machen Kan In Ehrlicher geſelſchafft, undt Von dießen gedancken iſt man jetzunder ſehr weit, ſie werden abbouttirt durch dieße Zwey laſter wo Von Ich alleweil geſprochen, ſie wollen weder wißen noch folgen wie man Vor dießem gelebt, undt ſehen nicht daß Ihre Neüe maniren weder Vor gott noch Vor der welt nichts deügen, aber Einer Verführt den andern Inſonderheit wen man ſicht, daß die große Herrn ſo dolle leben führen, undt ſich mitt allerhandt Canaille ſo gemein machen, daß Verdirbt alles, undt gibt Lautter böße jnclinationen — daß Ein jedes Qual undt ſorgen hatt iſt leyder Nur Zu wahr, geſtern habe Ich woll recht betrübte leütte geſehen ſo mich hertzlich jammern Nehmblich made la princesse undt Ihre Encklin die junge printzes de Conti welche Einen protzes gegen Ihren Eygenen herrn ahnfangen Muß Er will ſie mitt aller gewalt wider haben undt Er hatt ſie ſo abſcheülich tractirt daß ſie mitt aller gewalt Von Ihm will geſchieden ſein, daß Macht Einen greülichen lermen — —

St Clou den 14 may 1722.

— — — Ich weiß nicht ob ich Eüch daß ſchönne Dialogue geſchrieben ſo Vor Etlichen monat die marquisen de polignac undt die sabran mitt 2 Duchesse gehalten, die Duchessen wahren nicht Von ſo gutten hauß alß dieße 2 Damen ſein, die Damen wolten bey dem bal de Lautel de ville nicht leyden daß ſich die Duchessen über ſie ſtellen ſollen ſagten, (vous voulles vous mettre au dessus de nous pour montrer vos beaux habits qui sont de La boutlique de vostre pere die Duchessen piquirt über dießen discours andtwortten si nous ne sommes pas daussi bonne maison que vous, au moin nous ne sommes pas des putains Comme vous, die dames andtwortten ouy nous sommes des putains et nous Le voullons bien estre car cela nous divertit ſeindt daß nicht ſchonne discoursen Vor damen Von Qualitet, die fürſtin Von siegen Konte auch woll ſo ſagen Ich aprobire ſehr daß Man ſie nicht ſehen will Zu franckfort thete Man daß hir, würden die weiber Eingezogener werden alß ſie ſein, undt nicht ſo unverſchembt reden, alß wie Ihr ſagt daß ſie thun — — —

Ich glaube nicht daß Eine undanckbare undt ſchlimmere nation In der welt Zu finden iſt alß Eben die frantzoßen, hette Ichs nicht ſo mitt meinen augen geſehen, Könte Ichs nicht glauben — — —

St Clou den 16 may 1722.

— — — Ich dancke Eüch gar ſehr liebe Louise fleißig Vor mich Zu betten Ich habe Es hoch Von Nohten Zu Zeitlichen glück habe ich nichts mehr Von Nohten daß iſt auß Erhelt mir gott der allmachtige Nur Meine Kinder ſo bin Ich ſchon Zufrieden aber Vor die Ewige wollfahrt habe ich Es gar hoch Von Nohten wie auch Vor Meinem ſohn daß Ihn gott bekehren mag welches die Eintzige freüde iſt, ſo Ich Von gott Vor mich ſelbſt wünſchte, Ich glaube nicht daß man ſo woll In geiſtlichen alß weltlichen personnen In gantz paris hundert Menſchen findt ſo Einen rechten Chriſtlichen glauben haben, ja gar ahn unßern Erlößer glauben daß macht mich ſchaudern — — —

---

st Clou donnerſtag den 4 Juni 1722.

— — — der gelehrte Von hall gewindt gewiß Eine ſtaffel Im himmel urſach Zu ſein, daß der margraff Von durlach ſein scandalleus Leben Verleſt undt ſeinen serail abgeſchafft, Er ſolte aber den Verfluchten pfaffen ſo Ihn ohne Zweyffel durch jnteresse drin Verlaydt hart abgeſtrafft haben, abgeſetzt Zu haben iſt nicht genung Man ſolte Ihn Zum exempel In Eine Ewige gefengnuß geſetzt haben, ſo würden andere mehr ſorg haben ſo bößen raht Zu geben —

---

st Clou den 2 julli 1722.

— — — Ich bin fro daß graff degenfelt ſeine Sachen außgemacht hatt die sickingische Müßen ſehr jnteressirte leütte ſein, daß finde Ich abſcheülich daß gar Keine generositet bey leütten Von Qualitet mehr Zu finden iſt daß ſtundt doch woll daß iſt woll naturlich daß Churffaltz denen mehr gnadt thut die Er nicht ſo lieb hatt aber Ich findt doch daß Es Ein glück Vor graff degenfelt iſt ſeine ſach außgemacht Zu haben undt ohne Zang undt ſtreydt Zu leben Konnen — — —

---

st Clou den 16 julli 1722.

— — — die Landtsbettler ſeindt ordinarie große ſchelmen Es iſt Vor wenig Jahren Einer geradert worden ſo Es ſchon Ein mahl geweßen folgt Immer den hoff auff Einen Eßel nach, derſelbe ſchelm war Ein Morder hatt Viel leütte mitt Eygener handt Ermort ſtelte ſich ahn alß wen Er Vom Eßel gefahlen were rieff die ſo Vorbey gingen Ihn auß charitet Zu helfen wen Man Zu Ihm Kam hatte Ein Meßer undt Ein pfeyff gab den Erſten ſtich Inß Hertz pfiff da Kamen die Camerrahten undt ſtallen alles waß die armen leütte hatten — — —

---

st Clou den 30 julli 1722.

— — — Man hort Von nichts alß morden und ſtehlen, ſie haben In Einer capell In allen Ecken auch auff den altar Ihre nohtorfft abgelegt dabey Ein Zettel gelaßen daß wo man nicht auffhoren wolte Zu radern undt Zu hencken würde man paris In 4 örten ahnzünden — — —

---

st Clou den ſambſtag 1 augusti 1722.

— — — Ich glaube daß die gantz natur Verkehrt iſt man hör abſcheülich ſachen Von mort dieberey undt desbeauchen — — —

---

st Clou den 6 augusti 1722.

— — — Ich habe Mitt Einem Man geſprochen welcher mich ſo gejamert daß mir die threnen In den augen Kommen ſein, Es iſt auch woll Erbarmlich waß Ihm begegnet Vor 4 Jahren hatt Er ahn ſeinem Elſten Enckel deß Duc de villeroy ſohn ſo Man jetzt den Duc de Rais heiſt deß Ducs de luxemburg dochter Verheürahţ welche ſich gleich In allen desbeauchen auch ſo daß ſie dem Duc de Richelieu Zu gefahlen gantz Nackendt mitt Ihm undt ſeinen gutten freünden Zu nacht geßen Vor Etlichen mont hernach hatt ſie ſich ahn den wüſten Rion gehengt, der außſicht wie Ein waßer geiſt undt ondin ſie hatt ſich mitt dem nicht Contentirt ſondern ſeinen bruder ſchwager wolt Ich ſagen den chevallier dedie genohmen, alß rion Es Ihr hatt Verwerffen wollen hatt ſie geantwortet, ob Er den geglaubt hette daß ſie ſich allein mitt Ihm behelffen Könte, Von dem temperament alß ſie were ſolte Er Es Ihr danck wißen daß ſie Ihn ſparte undt andere mitt Ihm Nehme, den ſie Könte nicht Einſchlaffen ſie hette den 8 mahl wüſtereyn gethan, iſt daß nicht Ein fein bürſchen — — wie ſie den rion ſeinen ſchwager dedie gehabt war der Duc de Richelieu Ihr Confident auff Einmahl iſt Ihr die Luſt ahnKommen den Duc de richelieu wider Zu haben, wie aber dießer ſeine feſte resolution gefaſt, alle Junge Damen Zu haben, hatt Er ſeiner freündin declarirt daß wen ſie Ihn wieder haben wolte Müſte ſie Ihm Erſt Ihre geichwey die marquise de dalincourt livren, welches ſie Ihm Verſprechen Vergangen dinſtag batt die Duchesse de Rais Ihre geſchwey abendts mitt Ihr Zu versaille In den gartten zu ſpatziren welches ſie accordirt ſie wahren aber nicht ſo bald Ins höltzgen da Kam Rion mitt dem Duc de Richelieu ahngeſtrichen die wüſte Duchesse de Rais hilte Ihrer geſchwey die hände damitt fing ſie aber ſo Erſchrecklich ahn umb hülff Zu ruffen daß leütte ſo noch Ihm gartten ſpatzirten Ihr noch Zu rechter Zeit Zu hülff Kommen ſie lieff gleich Zu Ihrer Mutter der marechalle de bouffler undt Klagte Ihr unglück die führte ſie gleich In der nacht ſelber Zum marechal de villeroy welcher gleich mittwoch morgendts Eine Kutſche ahnſpanen ließ undt ſchickte die Duchesse de rais nach paris Von dar wirdt man ſie In Ein closter Einſperen auff dem Landt ſo merlou heiſt ſontag abendts hatt der arme marechal de villeroy Eine Neüe betrübtnuß außgeſtanden, worinen Er nicht weniger Zu Beklagen iſt, alß In der Erſten Ein cavalier ſo ſich diß jahr geheüraht hatt undt mons' de Ramburce heiſt Ein neueu undt ſchweſter ſohn Vom premier pressident der Kam nach versaille In ſeinem hochzeit Kleydt undt ſagte Im gartten Zu den junge burſch me voila en habit de nopce qui veust faire nopce avec moy, der junge bouffler melte ſich gleich ahn iſt Ein bub ſo Kaum 17 Jahr alt iſt Es ging aber Kahl ab da ſagte der marquis dallincourt jl faut que je response La honte de mon beau frere ſtelte ſich ahn ſeinen platz, undt führte die ſach mitt gewalt auß nach Ihm Kam der marquis de meusse ſo über die 40 alt iſt undt hilt ſein ritter ſpiel auch Im beyſein Vieller Leütte ſo Im gartten ſpatzirten unter andern des Comte de Roye der filtzte ſie braff auß, ſagte daß wen ſie ſich Vor gott nicht ſcheüen wolten, ſolten ſie ſich doch Vor ſich ſelber ſcheüen undt ſo Eine ſache Konte nicht Verſchwigen bleiben, aber ſie haben Ihn Nur außgelacht, aber ſo baldt der marechal de villeroy Es Erfahren hatt Er nachts ſelber ahn mein ſohn geſchrieben, Ein Lettre de Cachet begehrt damitt ſein Enckel der marquis d'allincourt excillirt möge werden, den marquis de rambure hatt Man In die Bastille geſchickt, undt meusse nach lotteringen den Jungen bouffler hatt man In ſeine gütter exillirt ſeine fraw Mutter iſt woll Zu beklagen iſt Eine rechte frome tugendtſame dame die Ihre Kinder mitt ſorg undt fleiß Erzogen hatt undt Muß Nun daß Ellendt ahn Ihnen Erleben jammert mich woll Von hertzen Ich Kene ſie gar ſehr iſt mitt Meinen Kindern Erzogen worden, mein ſohn Kendt ſie alſo gar woll, wie ſie aber Zu Ihm Kam Kendt Er ſie nicht mehr ſo abſcheülich iſt die arme marechale geEndert thut tag undt nacht nichts alß weinen, iſt woll Zu Erbarmen, Man ſpricht Von Nichts anderſt hir — — —

---

st Clou donnerſtag den 13 aug. 1722.

— — — were Ich wie der fürſt Von Sigen wolte Ich nicht thun alß wen Ich Meine gemahlin Kente Er würde ſie mehr ambarassiren paris hatt dieße fürſtin gantz Verderben ſie war nicht ſo doll wie ſie her Kam aber woll wie ſie weg wen die desbeauche Einmahl

In die gewohnheit Kompt ſeindt wenig ſo ſich davon corigiren, Ich Muß Eüch doch noch ſagen der alte marechal de ville Roy hatt Vor Etlichen tagen Eine fantesie Im Kopff hatt meinem ſohn nicht Erlauben wollen mitt dem König In particulier Zu reden welches Meinen ſohn den Kopff ſo warm gemacht daß Er Ihn hatt arestiren laßen undt nach villeroy führen der Duc dechare iſt deß Königs hoffmeiſter ahn deß marechals ſtatt — — —

---

st Clou den 30 aug. 1722.

— — — Es iſt Keine beßere Lufft In der welt alß die Zu heydelberg aber auff dem ſchloß In mein apartement iſt ſie noch unvergleichlich beßer Kein Menſch In der welt Kan beßer begreiffen waß Ihr liebe Louise In heydelberg gefühlt werdt haben alß Ich, Kan ohne ſchaudern nicht dran gedencken werdt dießen abendt nicht davon reden Es macht mir Zu trawerig Konnte nicht ſchlaffen — — —

---

st Clou den donnerſtag 5 9br 1722.

Hertzallerliebe Louise ſeyder Vorgeſtern bin ich wieder hir ahn Kommen, aber In Keinem gar Erwünſchten ſtandt — — —

In unßerer wehrender reiße * hab ich 5 werdte ſchreiben Von Eüch Entpfangen wo Vor Ich Eüch ſehr dancke, den ſie haben mich In den Ellenden ſtandt worinen Ich bin recht Er quickt, Ich habe nicht andtwortten gekönt ſo woll wegen meiner ſchwachheit alß auch wegen continuirlichen gethuns ſo woll wegen der Ceremonien alß auch meiner Kinder ſo Ich Imer umb mich gehabt habe alß auch ſonſten unerhört Viel leütte fürſten Herrn graffen undt biſchöffe undt Ertzbiſchöffe undt cardinäls, aber Ich glaube nicht daß In der weitten welt waß ſchönneres Kan geſchehen undt Erdacht werden, alß deß Königs crönnung Man hatt Mir die beſchreibung davon Vor biß Sambſtag davon Verſprochen, leſt mir gott leben und geſundtheit biß übermorgen, ſo werde Ich Eüch liebe Louise Eine gantze beſchreibung davon ſchicken, — Meine dochter iſt Ein wenig Verwundert geweßen, wie ſie mich geſehen den ſie hatt mir nicht glauben wollen hatt alß gemeint meine Kranckheit were Nur Eine außrett, wie ſie mich aber In rheims geſehen, iſt ſie ſo Erſchrocken daß Ihr die threnen In den

---

* Nach Rheims zur Krönung Ludwigs XV.

augen Kommen ſeindt, hatt mich geiamert, ſie hatt woll geſchaffene Kinder Ich fürcht über der Elſte wirdt Ein rieß werden den Er iſt ſchon 6 ſchuh hoch, undt doch Nur 15 Jahr alt die 4 andern Kinder ſeindt weder groß noch Klein Vor Ihrem Alter, der Jüngſte printz carl, iſt waß I. G. S. unßer Herr Vatter alß pflegt Zu ſagen (Ein wunderlicher Heylliger) daß Maul geht Ihm nicht Zu, undt iſt allezeit Luſtig raisonnirt Imer mitt ſeinen ſchweſtern undt recht possirlich Er iſt weder hübſch noch heßlich der hübſchte In meinem Sin Von den 3 buben iſt der Mittelſte, Von den medger iſt die Jüngſte Zwar die hübſchte, allein die Eltſte iſt ſo woll geſchaffen, daß Man ſie doch auch nicht Vor heßlich halten Kan, Ich wolte Eüch Von Hertzen gern lenger entreteniren Ich bin aber leyder Zu ſchwach noch dazu —

---

st Clou den 12 9br 1722.

— — — Ich hoffe Euch übermorgen die groſze relation Vom sacre Zu ſchicken Können, Ich weiß nichts Neües alß Eine Zeittung ſo mich recht Hertzlich Erfrewet hatt, alß Nehmblich, daß mein ſohn mitt ſeiner maitresse gebrochen undt findt daß Ein ſolch leben, Ein Zu ſchlim exempel Vor den König war, undt daß man Es Ihm mitt der Zeit Vorwerffen Könte, hatt alſo gantz gebrochen gott ſtehe Ihm ferner bey, undt wende alles Zu ſeinem beſten undt Seeligkeit, undt gebe mir auch waß mir Nutz undt ſeelich ſein mag In ängſten bin ich gar nicht ſonder ſehr tranquille waß der almachtige mitt mir machen will — — —

---

st Clou den Samſtag 21 9br 1722.

— — — liebe Louise Ich Nehme ſtündtlich ab leyde nacht undt tag undt alles waß man mir braucht hilfft Zu nichts, der allmachtige Verleye mir gedult Ich habe Es woll hoch Von Nohten, bin ich aber glücklich genung daß mich gott der allmächtige auß dießen ſchmertzen undt jammerthal Erlößen wirdt ſo bekümmert Eüch nicht Zu Viel wen Ihr mich Verliehren ſoltet den Es were Mein großes glück — — —

st Clou den donnerſtag 26 9br 1722.

— — — außer Meiner Kranckheit habe ich noch waß auff den Hertzen ſo mich recht Zu Hertzen geht unßre arme alte Marechalle de clerembeautt iſt ſogar Kranck — — —

---

st Clou ſambſtag den 29 9br 1722.

Hertzallerliebe Louise Ihr werdet heütte gar Einen Kurtzen brieff Von mir bekommen den Erſtlich ſo bin Ich übeller alß Nie habe dieße gantze nacht Kein aug Zu gethan, den geſtern morgen haben wir auff Einmahl unßere arme marechalchin Verlohren, war Vorgeſtern noch bey mir, Kein ſchlag hatt ſie gerührt aber ſie hatt nicht mehr Erwermen Konnen, ſie ſolle Ihren magen Zu ſehr mitt aigre de cedre Erfriſcht haben Es iſt mir woll Von grundt der Seelen Leydt, den Es war Eine dame Von großen Verſtandt undt gedachtnuß, undt war ſehr gelehrt aber ſie ließ Es ſich nie mercken, Man hörte ſie Von nichts gelehrts Man fragte ſie dann ſie hatt Ihres älſten bruder ſohn Zum Erben Eingeſetzt ob Es Zwar nichts rares iſt Eine person Zu 88 Jahren ſterben Zu ſehen ſo iſt Es doch ſchmerzhafft Eine gutte freündin Zu Verliehren mitt welcher man 51 Jahr gelebt hatt aber laſt mich Enden liebe Louise Ich bin gar Zu Kranck umb heütte waß mehres Zu ſagen Können liebe Louise, alß daß In welchem Ellenden ſtandt Ich auch ſein mag ſo werde Ich biß daß der garauß mitt mir Kommen wirdt werde Ich Eüch liebe Louise Von Hertzen lieb behalten.

Elisabeth Charlotte.

* * *

Regiſter.

Abendmahl, nach franzöſiſchem Ritus, Seite 393. 401.
Adel, franzöſiſcher. 75. 316.
Aerzte, 230.
Alberoni, 321. 328. 336. 357. 365. 429. 433. 449. 453. 458.
St. Albin, Abbé de, natürlicher Sohn des Regenten. 209. 506.
Amalie, Kaiſerin. 32. 33.
Amalie, Raugräfin. 65. 69. 143.
Anecdoten, 52. 63. ~~100.~~ 101. 118. 154. ~~182.~~ ~~197.~~ ~~213.~~ 218. 233. 234. 239. ~~240.~~ 242. ~~252.~~ 263. 264. 268. ~~283.~~ 284. 285. 288. 289. 295. ~~301.~~ ~~309.~~ 319. 336. 387. 395. 437. ~~441.~~ 442. 459. 460. 463. ~~470.~~ ~~472.~~ 486. 488. 489. ~~490.~~ 492. 499. 504. 514. 515. 517. 519. 520.
Anhalt. Fürſt von. 210. 237. 305.
Anſpach. Markgraf von. 35. 47. 79. 92. 93. 331.
Anton Ulrich von Braunſchweig, 102. 151. 167. 172.
Auguſt II. v. Polen. 34. 74. 81. 117. 260.
— III. als Kronprinz. 187. 191. 262.
Auguſt Wilhelm von Wolfenbüttel, 52. 53. 150.

Baden-Durlach, Markgraf Karl von. 83. 359. 361. 419 492. 518.
Bayreuth. 496.
Bennigſen, 181.
Bernsdorf. 314. 321.
Berry, Herzogin von, 152. 163. 173. 177. 226. 255. 285. 292. 386. 406. 410. 411. 414. 418.
Birkenfeld, Pfalzgraf Chriſtian von, 29. 46. 48. 419.
Bourgogne. Ducheſſe von. 141. 149. 150.
Broglio. 171.

Cartouche, 502. 511.
Charlotte, Kurfürſtin. Mutter Eliſabeth Charlottens, 2. 3. 4.
Chartre, Duc de, 150. 286. 442.
—, Mlle de, 286. 420. 444.
Chaſtautier, Frau von. 134. 157.
Clement, 369. 370.
Condé. 275.
Conti. Prinz von. 439. 485. 486.
—, Prinzeſſin von, 49. 330. 512. 516.
Coubert, 412. 415. 442. 464.
Craon. Frau von, 372. 377. 496. 502.

Dänemark, 272. 493. 495.
Danjeau. Frau von 80. 144. 272. 277. 343.
Darmſtadt, Landgraf von, 76. 187. 296. 332. 333. 400.
~~Degenfeld~~. Ferdinand von, 15. 62. 152.
— Chriſtoph Martin, Graf von, 16. 32. 62. 76. 131. 202. 227. 230. 232. ~~242.~~ ~~245.~~ ~~265.~~ ~~267.~~ ~~269.~~ 300. 344. ~~347.~~ 369. 500.
— die Familie, ~~353. 359~~.
Diamanten, 164. 166.
Dubois, Cardinal, 269. 430 473. 476. 478. 485. 497. 503. 506.
Dürer, Albrecht. 467.
Durafort, Mad. de, 472.

Eheſtand, 22. ~~32.~~ ~~66.~~ 466.
Eliſabeth Charlotte von Orleans, ihre Perſon, 27. 214. Kleidung, 7. 109. Jugend, 324. 359. 497. 512. Ehe, 71. 257. 443. Lebensweiſe, 25. 115. 185. 193. 226. 318. Feſte, 302. 313. Ihre Liebe zu Deutſchland, 12. 114. 123. 168. 169. 216. 427. 502.
England, 69. 182. 228. 270.
Entrague, Abbé, 448. 449. 451. 453.
Erbach, 467.
Ernſt Auguſt von Hannover, 88.
Eſpinois, Prinzeſſin von, 499.
St. Etienne, Mll. de, 515.
Etoile, Schloß, 153.
Eugenius, Prinz, 140. 437. 476.
St. Evremont, 80.

Feſch, 405. 408.
Feuersbrunſt, häufig im Jahre 1719, 413.
Florenz, Großherzogin von, 404.
Fontainebleau, 189. 193.
Frankfurter Brand, 48. 409. 410.
Franzöſiſcher Nationalcharakter, 454. 506.
Friedrich, König von Böhmen, 287. 508.
Friedrich von Heſſen, 50. 79.
Friedrich I. von Preußen, 107.
Friedrich Wilhelm I. von Preußen, 106. 112. 148. 369. 376.

Geiſtergeſchichte, 502.
Gemmingen, 201. 299. 311. 320. 406. 445. 512.
Georg I., ſein Charakter, 67. 68. 78. 98. 109. 122. 126. 192. 196. wird König von England, 179. 180. 182. 183. Zerwürfniß mit ſeinem Sohn, 274. 278. 280. 282. 283. 285. 291. 293. 297. 304. 305. 311. 314. 320. 327. 377. 461.
Georg II., 99. 112. 120. 122. 123. 180. 186. 203. 204. 267. 270. 271. 274. 277. 285. 312. 461.
Georg von Heſſen, 241.
Görz, Graf, 386. 388. 390.

Hadamar, Fürſtin von, 484.
Hanau, Graf von, 46.
Hannover, Herzogin von, 478. 479.
Harling, 67.
Harwig, Lord, der jüngere Schomberg, 139. 145. 169, 170.
Heidelberg, 77. 130. 132. 139. 140. 245. 249 250. 331. 340. 344. 345. 350. 355. 434. 435. 452.
Heidelberger Katechismus, 402.
Helvetius, 403. 404. 513.
Herford, Abtiſſin von, die ältere, 10. 42. 52. Die jüngere, 385.
Heſſen-Homburg, Landgräfin von, 64. 134. 151. 280. 412.
Heſſen-Philippsthal, Landgr. von, 272. 481. 493. 501.
Heſſen-Rheinfels, Landgr. von, 33. 47. 345. 425. 429.
Hexen, 381.
Hofleben in Frankreich, ~~25.~~ ~~31.~~ ~~45.~~ ~~60.~~ 61. 73. 84. 122. ~~123.~~ 157. 217. 226. ~~242.~~ 281. ~~359.~~ 398. 411. 439. 453. 455. 460. 461.
Horn, Graf, 455. 457. 458. 459.
Hunde, 77. 135. 205. 410.

Jagdparthien, 21. 34. 35. 54. 71. 193.
Jakob II., 7. 59.
— III., als Chevalier de St. Georges Prätendent von England, 103. 214. 231. 234. 235. 237. 239. 241. 385.
Jeſuiten, 250.

Kaffee, als neue Mode, 98. 158. 147.
Karl VI., Kaiſer, 429.
Karl von Lothringen, 482.
Karl Ludwig, Kurfürſt zu Pfalz, 10. 324. 469. 470.
Karl, Kurfürſt zu Pfalz, 2. 3. 469. 470.
Karl Ludwig, Raugraf, 4. 6. 52. 238. 512.
Karl Moriz, Raugraf, 8. 28. 72.
Karl XII. von Schweden, 114. 127.
Klöſter, franzöſiſche, 325.
Königsmark, 459.

Laforce, Mll. de, 295. 301.
— Duc de, 463. 464. 481. 483. 487. 488.
Langellerie, Made de, 246. 252.
La Perſilie, Md. de, 488.
Law, 322. 417. 424. 425. 429. 437. 452. 457. 462. 465. 466. 368. 469. 470. 471. 473. 474. 477. 487.
Leibniz, 233.
Leiningen, Graf von, 14. 29. 43. 354. 359. 412.
Leopold, Kaiſer, 90.

Lincoln, 100.
Löwenſtein, 277.
Longueville, Ducheſſe de, 387.
Louis von Baden, 119.
Lothringen, Leopold von, 23. 45. 49. 85. 251. 261. 276. 330. 341. 496.
Lothringen, Eliſabeth Charlotte von, 22. 23. 28. 32. 48. 110. 160. 251. 276. 279. 292. 363. 372. 374. 502. 521. 522.
Louiſe von Degenfeld, Raugräfin, Gemahlin des Kurfürſten Karl Ludwig, 324.
Louiſe, Raugräfin, ihre Tochter, 232. 309. 339.
Louvois, 350.
Ludolf, 37.
Ludwig XIV., ~~14. 57. 149. 159.~~ 160. 218. 219. 222. 224. 249. ~~250.~~
Ludwig XV., 190. 194. 236. 255. 265. 341. 514. 521.
Lunati, 282.
Luneville, Landgr. von, 363.

Maine Duc de, 328. 329. 337. 338. 346. 362. 423. 450.
Maintenon, Frau von, 141. 147. 148. 219. 222. ~~227. 335.~~ 337. ~~348.~~ 346. 368. ~~375.~~ 400. 423. 444. 461. 463.
Mannheim, 40. 318.
Maria Anna von Spanien, zweite Gemahlin Karls II., 214. 215. 370. 373.
Maria Beatrix, Jakobs II. Gemahlin, 69. 295. 299. 306.
Marie Louiſe von Spanien, Eliſ. Charl. Stieftochter, 3. 58. 171. 172.
Marlborough, 84. 85.
Maubuiſſon, die Aebtiſſin von, 40. 43. 108. 136.
Max von Hannover, 187. 191.
Max Emanuel von Bayern, 147. 160. 161. 162. 268.
Mazarin, Cardinal, 460.
Meinungen, 79.
Meklenburg, 470. 471.
Melac, 72.
Modena, 12. 13. 249. 250. 439. 444. 447. 462.
Molliere, 94.
Montpenſier, Mll. de, 148. 507. 512.
Moritz von Sachſen, 458.
Münzen, antike, 164. 208. 468.

Naſſau-Saarbrück, 511.
Naſſau-Siegen, Fürſtin von, 64. 91. 178. 317. 345. 446. 464. 478. 491. 510. 517.
Naſſau-Uſingen, Fürſt u. Fürſtin, 80. 270. 271. 277. 281. 282. 285.
Neuhof, 474. 475.
Niembſch, 429. 433. 437.

Orleans, Ducheſſe de, 215. 226. 261. 291. 313. 342. 378. 399. 405. 461.
Oſtfriesland, Fürſt von, 210. 237.

Painbenit, 387. 397.
Papſt, 49. 491.
Paris, 15. 32. 236.
Peter der Große, 245. 322 330.
Peterborough, Lord, 182. 187. 250. 253.
Pfalz, Regierungswechſel und Religionsverfolgung, 40. 55. 78. 133. 141. 145. 155. 156. 241. 244. 247. 331. 332. 340. 353. 428. 442. 457. 477.
Philipp v. Orleans, Eliſabeth Charlottens Gemahl, 5. 52. 56.
— Prinz Regent, deſſen Perſon, 15. ~~99.~~ 485. lüderliches Leben, ~~24. 93.~~ 259. 264. 266 511. ~~382.~~ Krankheiten, ~~157.~~ 195. 241. 257. 259. ~~260.~~ Benehmen gegen ſeine Mutter, 58. ~~198. 208.~~ italieniſcher Feldzug, 105. 111. 112. 113. 116. ſpaniſcher Feldzug, 129. 145. im Verdacht als Giftmiſcher, 121. 164. 206. als Regent, 220 223—226. 458. ſeine Stellung zu England, 234. Staatsſchulden, 249. 318. Maine'ſche Verſchwörung, 251. 255. 307. 321. 326. 328. 329. 342. 346. 378. 382. 390. ſpaniſche Umtriebe, 357. Kinder, 235. 287. 290 uneheliche Kinder, 209. 31. 434.
Philipp V. von Spanien, 326. 375. ſein Sohn, Prinz von Aſturien, 506. 507. 512. ſeine Tochter, 514.
Platen, 165. 173.
Pöllnitz, Frh. von, 170.
Polen, 23.
Polier, Abbé, 134. 146. 161.
Polignac, Marquiſe de, 516. 517.
Portsmouth, Herzogin von, 205.
Portugal, 44.

Quadt, Fräulein von, 356.

Racine, 211.
Rathſamhauſen, Wilhelmine v., 50. 104. 171. 173. 176. 280.
— Leonore, 26.
Raugräfliche Erbſchaft, von Pfalz vorenthalten, 26. 31. 158. 260. 278. 451.
Rakoczi, Fürſt, 168. 330. 339.
— Fürſtin, 510. 513.
Reformirte in Frankreich. 88. 223. 227. 254. 262. 265. 347.
Religioſität der Prinzeſſin, 18. 19. 62. 82. 118. 179. 186. 407. gegen die falſche Devotion, 95. 97. 118. religiöſe Indifferenz in Frankreich, 60. 71. Pfaffenunfug, 90. 217. 226. 262. 309.
Richelieu, Duc de, 385. 394. 399. 418. 424. 519.
— Marquiſe de, 63.
Robert, Pfalzgraf, 86. 404.
Romane, 503.
Rouſſeau, der Maler, 468. 474.

Savoien, Anna Maria von, 203.
Schaub, 490.
Schlieben, 361. 368.
Schönburg, die Grafen von, 449. 500.
Schomberg, Herzog von, 139. 187. 196. 203. 205. 206. 209. 231. 232. 237. 263. 26[illegible] 268. 412. 413.
Schwetzingen, 348. 354. 355. 391.
Seyller, 163. 436.
Sickingen, 341. 414. 518.
Simmern, Pfalzgraf von, 499.
St. Simon, 253.
Sittenloſigkeit des franzöſiſchen Hofes, 24. 37. 39. 42. 52. 53. 63. 81. 93. 96. ~~227.~~ ~~273.~~ 279. ~~281.~~ ~~288.~~ 457. 483. 484. 486. 491. 492. ~~494.~~ 504. 516. 517. 519.
Sophie, Churfürſtin von Hannover, 68. 79. 174. 175.
Sophie Charlotte von Preußen, 86. 87.
Spanheim, 348.
Spanien, 45. 197. 336. 357. 365.
Spiele, ~~22.~~ 41. 247.
Stanislaus Lescinsky, 178. 353.
St. Sulpice, Made de, 486.
Sulzbach, Pfalzgraf von, 376. 382.
Suzon, 66.

Tabak, 169. 212. 216.
Tanz, 98.
Taxis, 76.
Theater, 19. ~~23.~~ 26. ~~34.~~ 60. 62. ~~97.~~ 169. 211. ~~303.~~ 448.
Torcy, 181. 260. 473. 485.
Trier, Kurfürſt von, 282. 295.
Turenne, 446.

Urſini, Fürſtin, 180. 197. 203. 205. 206. 328. 343. 368. 444.

Valois, Mll. de, 212. 399. 433. 439. 462.
Vendome, Frau von, 178. 294.
Veningen, 341.
Villars, 171.
Viſionen, 138. 395. 412. 513.

Waldeck, Graf von, 36. 47. 246. 271.
Wales, Karoline, Prinzeſſin von, 92. 122. 198. 200. 204. 211. 232. 244. 245. 257. 267. 274. 278. 311. 320. 417. 461.
Wartenberg, Gräſin von, 212. 213. 216.
Weilburg, Graf von, 37. 80.
Wilhelm von England, 7. 14. 38. 59. 61. 62. 67.
Wilhelm von Heſſen, 246.
Wittgenſtein, 65. 67. 69. 296.
Würtemberg, 237. 325.

Zauberei, 505.
Zelle, Herzog von, 67. 70.
— Herzogin von, 70. 463.
Zweibrücken, Pfalzgraf von, 136. 371. 380. 489.

Die

Heidengräber am Lupfen

(bei Oberflacht).

Aus Auftrag des württembergiſchen Alterthums-Vereins

geöffnet und beſchrieben

von

dem K. württ. **Hauptmann von Dürrich** und **Dr. Wolfgang Menzel.**

Stuttgart.
Gedruckt in C. F. Arnold's Buchdruckerei.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die Gräber am öſtlichen Fuße des Berges Lupfen im K. württembergiſchen Oberamt Tuttlingen unſern des Dorfes Oberflacht wurden ſchon Ende des erſten Jahrzehends unſeres Jahrhunderts durch einen benachbarten Ziegelbrenner entdeckt, indem derſelbe nach Lette grub. Die Kunde von den daſelbſt aufgefundenen Alterthümern ſcheint ſich aber nicht weit verbreitet zu haben und ſelbſt als Dr. Sturm im Jahr 1823 die Beſchreibung von Schwenningen in Tübingen bei Oſiander drucken ließ, und darin jener Gräber und mehrerer darin gemachter Funde Erwähnung that, wurde die öffentliche Aufmerkſamkeit noch nicht darauf gelenkt. Erſt Herr Hauptmann v. Dürrich brachte den Gegenſtand wieder in Anregung, als er, mit topographiſchen Aufnahmen beſchäftigt, im Jahre 1844 in jener Gegend verweilte. Durch ihn veranlaßt, ließ Herr Oberamtsrichter Hartmann in Spaichingen im März 1846 einen erſten Todtenbaum ausgraben. Bald darauf that Herr Poſthalter Baader in Tuttlingen daſſelbe und überſchickte den von ihm erhobenen Todtenbaum mit einem darin gefundenen Bogen und einer hölzernen Schale dem Alterthumsverein in Stuttgart. Herr Hauptmann v. Dürrich und ich reisten zu Pfingſten 1846 an Ort und Stelle, erhielten durch die Güte des Herrn Oberamtsrichters Hartmann deſſen Todtenbaum mit ſeinem ganzen reichen Inhalt für den Alterthumsverein zum Geſchenk, und erhoben ſelbſt noch drei Todtenbäume. Da inzwiſchen die Aecker damals voll Frucht ſtanden, verſchoben wir die ſyſtematiſche Ausgrabung bis nach der Aerndte und quartierten uns am 25. Auguſt in dem nahen Dorfe Seitingen ein, von wo aus wir vier Wochen lang in ununterbrochener Thätigkeit das Todtenfeld bis zu deſſen wahrſcheinlicher Erſchöpfung ausbeuteten. Die Herrn Schultheißen in Oberflacht und Seitingen, ſo wie die Herren Geiſtlichen der Umgegend gewährten uns dabei freundliche Unterſtützung und Theilnahme, wofür wir ihnen im Namen des

Vereins unſern Dank zollen. Alle Gräber wurden unter unſeren Augen und größtentheils in Anweſenheit zahlreicher Zuſchauer aus der Nähe und Ferne eröffnet, ſo daß wir für die Echtheit aller gemachten Funde einſtehen können.

Alterthumskennern wird es nicht entgehen, daß es ſich hier von ganz neuen Funden handelt, von etwas, das noch nie dageweſen iſt. Die von uns geöffneten Gräber unterſcheiden ſich von allen Heidengräbern, die bis jetzt in deutſcher Erde aufgefunden worden ſind, durch den Luxus des darin angehäuften Holzes.

Herr Hauptmann v. Dürrich entwarf an Ort und Stelle die kleine Karte, den Proſpect der Gegend, die Abbildung der Särge und der darin gemachten Funde. Nach dieſen Entwürfen und nach den Funden ſelbſt, ſoweit wir dieſelben nach Stuttgart mitnehmen konnten, verfertigte Herr Eberlein die Zeichnungen zu den dieſer Schrift beiliegenden von den Herren Küſtner und Malté geſchickt und treu lithographirten Tafeln. Der Text der Beſchreibung iſt von mir verfaßt. Durch die Gefälligkeit des Herrn Profeſſor Fehling an der polytechniſchen Schule in Stuttgart wurden die von uns mitgebrachten feineren Holzgegenſtände, die ſonſt an der Luft zerfallen wären, in Salzſäure gelegt, und ſomit in ihrer Form erhalten. Sie ſind, wie alle übrigen Funde, welche von uns erhoben wurden, im Lokal des Alterthumsvereins in der ehemaligen Legionskaſerne aufbewahrt.

Wolfgang Menzel.

I.

Die Gegend.

Zwei Stunden von Tuttlingen erhebt ſich der hohe Lupfen, ein Berg, deſſen etwas ſchief abgeſtumpfter, mit einem Tannenwalde bedeckter Kegel einem Sarge nicht unähnlich iſt (ſ. Taf. **VIII**. Fig. 1). Insbeſondere aber, weil dieſer Berg die Landſchaft Baar beherrſcht, vergleicht ihn der Volkswitz mit einem auf der Bahre ruhenden Sarge*). Der Berg ſenkt ſich nach Oſten in ein langes baumloſes Wieſenthal hinab, auf deſſen entgegengeſetzter Seite, dem Lupfen gerade gegenüber, in der größten Steilheit und ganz baumlos der hohe Karpfen ſich mit einer Ruine erhebt, in ſeiner Form dem Hohenſtauffen merkwürdig ähnlich. Zwiſchen dieſen beiden ausgezeichneten Berggipfeln fließt durch das lange Wieſenthal der kleine Bach Elda, der ſich bei Wurmlingen mit dem Faulbach vereinigt und bei Tuttlingen in die große Donau ergießt. Auf der Seite des Lupfen zieht ſich längs der Wieſe und dieſelbe von den zum Lupfen aufſteigenden Aeckern trennend, die Vicinalſtraße hin, die von dem Dorfe Oberflacht nach dem Dorfe Durchhauſen führt, in der Richtung von Süden nach Norden. Nur ein paar hundert Schritt von Oberflacht ſteht an der rechten Seite dieſer Straße ein hölzernes Kreuz und die kleine Anſchwellung des Bodens um daſſelbe her heißt ſeit undenklicher Zeit der Kreuzbühel. In ihm ausſchließlich ſind die Gräber gefunden worden, von denen wir zu handeln haben. Der ganze Bühel war vor nicht langer Zeit noch Wieſe, und iſt es größtentheils noch; nur unmittelbar an der Vicinalſtraße iſt ein ſchmaler Streifen zu Bebauung an ärmere Bürger von Oberflacht vertheilt worden.

Keine örtliche Urkunde und keine Chronik ſpricht davon, daß hier jemals ein Kirchhof geweſen! Vielmehr begraben die Oberflachter ihre Todten, ſo weit die chriſtliche Erinnerung reicht, in den Kirchhof neben der Kirche des nahen Dorfes Seitingen (auf der Seite des Karpfen), wohin ſie eingepfarrt ſind. Aus der Topographie des chriſtlichen Mittelalters fällt daher keinerlei Licht auf die Gräber des Kreuzbühels. Eben ſo wenig läßt ſich aber auch aus der älteren römiſchen Topographie des Landes entnehmen, denn es findet ſich in den Gräbern durchaus wie keine chriſtliche, ſo auch keine römiſche Spur. Sie gehören wahrſcheinlich der dunklen Zeit bald nach der Völkerwanderung an, auf welche die ältere römiſche Landeskunde nicht mehr, die ſpätere chriſtliche noch nicht paßt. Aus dem Umſtande, daß faſt alle Gräber dicke Eichſtämme in Einwandungen von ſtarken Eichenbohlen enthielten, läßt ſich ſchließen, daß einſt hier viele und große Eichen wuchſen, wo jetzt alles voller Wieſen und Aecker iſt, über die ſich auf den Berggipfeln nur noch Tannenwald erhebt.

---

*) Mündliche Mittheilung eines Schullehrers aus der Gegend.

II.

Lage und Beſchaffenheit der Gräber.

Die kleine Karte auf Tafel **VIII.** Fig. 2. zeigt, wie die Gräber unterhalb der Straße lagen. Sie bildeten keine regelmäßigen Reihen, mehr nur Gruppen, und zwar ergab ſich aus dem Inhalt, daß die oberen unmittelbar an der Straße, eines ausgenommen, ſämmtlich Männern angehörten, bei denen ſich Eiſenwaffen und andere Auszeichnungen des freien oder Herrenſtandes fanden, daß ferner die mittleren Gräber, einige wenige ausgenommen, wieder Männern angehörten, bei denen ſich aber nur Bogen und Pfeile und lange Stäbe, vielleicht als Zeichen der Knechte, befanden, und daß endlich die Gräber unten in der Wieſe, eines ausgenommen, Weiber und Kinder enthielten. Sämmtliche Gräber waren von Eichbäumen und lagen in einer Tiefe, daß insgemein, wenn man mit dem eiſernen Bohrer auf ſie ſtieß, 4—5 Fuß tief gebohrt war. Nur ein Paar Särge lagen 2—3 Fuß tief, was aus dem Umſtand zu erklaren iſt, daß der Boden über ihnen, namentlich die unter dem fruchtbaren Boden liegende blaue Lette, durch den benachbarten Ziegler bereits weggeräumt worden war. Wo die Lette ganz fehlte, waren auch die Gräber zerſtört.

Die Erhaltung der hölzernen Särge verdankt man ohne Zweifel nur dieſer blauen Lette, in der ſie hermetiſch verſchloſſen lagen, und dem Waſſer, das ſich in ihrem Innern geſammelt hatte. Mit dem Waſſer war aus der die Särge umgebenden Lette der feinſte Schlamm in dieſelben eingedrungen und hatte ſich am Boden angeſetzt. In den obern Gräbern war dieſer Bodenſatz nur dünne und über ihm ſtand in den Särgen ganz klares, durchſichtiges, nur ſtark geſchwefeltes Waſſer. In den mittlern Gräbern lag der Schlamm viel höher und in den untern füllte er die Särge ganz aus, und war leider oft ſo trocken geworden, daß die darin begrabenen Gegenſtände nur mit größter Mühe unzerbrochen herausgebracht werden konnten.

Alle Gräber lagen ſo, daß die Füße der Todten der aufgehenden Sonne zugekehrt waren. Nur einige wichen unbedeutend nord- oder ſüdöſtlich ab.

Bei weitem die meiſten Särge waren ſogenannte Todtenbäume von Eichen-, einige wenige auch von Birnbaumholz. Die letzteren waren meiſt zerfallen. Wir fanden ſie insgemein von 9 Fuß Länge, die der Weiber und Kinder waren kürzer. Es ſind natürliche Baumſtämme, der Länge nach von einander geſpalten, inwendig wie Tröge ausgehöhlt und beide Hälften wieder übereinander gelegt, ſo daß eine den Deckel bildet. Sie ſind alle mit der Axt bearbeitet, von einer Säge findet ſich keine Spur, daher auch die Spaltung öfters unregelmäßig iſt. Die meiſten ſind auf der Rinde entkleidet und abgerundet, nur an einigen ſind Flächen angedeutet. Auf dem Deckel der meiſten Särge, welche Männer enthielten, ſind zwei Schlangen in erhabener Arbeit ausgehauen, ſo daß ihre gezahnten

Leiber auf dem Rücken des Sarges zuſammenlaufen, ihre Köpfe aber an beiden Enden des Deckels hervorſtehen und als Handhaben dienen. An den beſſer erhaltenen Schlangenköpfen ſind vorn im Maule, zu beiden Seiten deſſelben zwei Zähne, an den dicken Köpfen aber zwei Hörner oder Ohren angebracht; wo dieſe letzten fehlen, ſehen die leeren Löcher wie Augen aus. Auf den Särgen, worin Weiber lagen, fehlten dieſe Schlangen gänzlich, einen ausgenommen.

Einige Särge waren keine Todtenbäume, ſondern Todtenbettſtätten, und zeigten zwiſchen vier Pfoſten zierlich gedrechſelte Geländer. Der eine war von oben nach unten in zwei Stockwerke getheilt. Ein anderer von 11½ Fuß Länge hatte drei Abtheilungen der Länge nach. Einer hatte ein Giebeldach, auf deſſen Firſte die beiden Schlangen, wie an dem Deckel der Todtenbäume angebracht waren.

Die geringeren Särge lagen frei in der Lette, waren daher insgemein ſchlecht beſchaffen und zerfallen. Die beſſeren lagen geſchützt unter einer Bedachung von langen oder Querbrettern; die letztern lagen zuweilen doppelt, ſo daß durch die obern die Fugen der untern gedeckt wurden. In vielen Gräbern erhob ſich die Bedachung am Kopf und Fuß zum Schutz der Schlangenköpfe und Hörner, während die Mitte tiefer lag. Die beſten Särge waren noch überdieß zur Seite mit dickem Eichenbohlen umwandet und wie in einen Kaſten von allen Seiten eingeſchloſſen. Das Holz dieſer Bäume iſt an Farbe und Härte dem Ebenholz vergleichbar und ein treffliches Material für Schreiner.

Außerhalb der Särge befanden ſich nur ſelten einige Gegenſtände. Einmal z. B. lagen zwei große Holzſchalen, wie ſie ſonſt nur im Innern der Särge vorkamen, oben auf dem Todtenbaum (über den Füßen.) Ein andermal lag auf der einen Seite des Todtenbaumes eine Lanze, auf der andern ein Schild. Oefter jedoch fand ſich unterhalb des Sarges zu Kopf oder Füßen ein irdenes Gefäß oder ein hölzerner Leuchter (Lichtſtock). Einmal lagen unter dem Todtenbaum zwei lange Haſelruthen, zu dünne, um zur Unterlage zu dienen, alſo wohl von ſymboliſcher Bedeutung.

Innerhalb der Särge erblickte man immer zuerſt die großen Holzteller, Holzſchaalen und Holzflaſchen zu Füßen des Todten. Sie ſchwammen im Waſſer oder ragten doch über dem Schlamm hervor. Aus dem Schlamme ſelbſt mußten wir dann erſt die übrigen Gegenſtände ablöſen. Die Gerippe hielten in der Regel die Kniee dergeſtalt ausgebogen, daß dazwiſchen die Holzgefäße Platz hatten. Alle Schwerdter, Lanzen, Bogen und Pfeile lagen zur Rechten des Todten, nur ausnahmsweiſe fanden wir einmal ein Schwerdt zur Linken und zwar hoch hinauf an Kopf und Oberarm geſchoben. Zur Linken dagegen befanden ſich immer die Meſſer und die meiſten weiblichen Geräthſchaften.

Die Gerippe waren meiſt von der Zeit zerſtört, nur vier konnten wir erhalten und mitnehmen. Bemerkenswerth erſcheint, daß insgemein der Kalk aus den Knochen verſchwunden und nur der Leim zurückgeblieben war, weshalb die Hirnſchalen und großen Arm- und Beinknochen weich wie Leder waren.

Im Innern zweier Sargdeckel fanden wir, ſpinnenartig darüber ausgebreitet, Wurzeln (längſt vernichteter Geſträuche), die von oben her eingedrungen ſeyn mochten. Das Vorkommen von Spiralgefäßen in denſelben ſetzte außer Zweifel, daß es keine Rhizophoren ſeyen.

III.

Die Beſchreibung der einzelnen Funde.

Voraus iſt zu bemerken, 1) daß wir etwa ein Dutzend Gräber öffneten, in denen ſich gar kein Fund oder charakteriſtiſches Merkmal zeigte, daher wir ſie auch nicht aufgezeichnet haben, 2) daß wir die Gräber nicht der Reihe nach, ſondern nur zerſtreut bald hier, bald dort öffnen konnten, weil die ſehr vertheilten Aecker noch voll Kartoffeln, Hanf und Rüben, die Wieſen noch voll Gras ſtanden, und wir warten mußten, bis ſie erſt nach und nach von den verſchiedenen Beſitzern abgeleert wurden. Wir nummerirten die Särge nun nach der Zeit, wie wir ſie aufdeckten, nicht nach der örtlichen Reihenfolge, weshalb die Nummern, wie die kleine Karte auf Taf. VIII. zeigt, etwas durch einander liegen. 3) iſt zu bemerken, alle Särge waren von Eichenholz, wenn nicht das Gegentheil ausdrücklich angeführt iſt.

Das Grab Nr. 1 wurde unter dem Kreuz am Wege von Herrn Poſthalter Baader in Tuttlingen aufgedeckt und enthielt einen Todtenbaum mit Schlangenköpfen, nebſt einer ovalen hölzernen Schaale, dazu einen ſehr ſchön erhaltenen Bogen von Eichenholz, 6 Fuß lang. (Taf. X. Fig. 1.)

Nr. 2 wurde gleich daneben von Herrn Oberamtsrichter Hartmann in Spaichingen aufgedeckt und enthielt ebenfalls einen Todtenbaum mit Schlangenköpfen. In demſelben lag ein männliches Gerippe, das wir ganz erhielten, und von deſſen Hirnſchale durch einen gewaltigen Hieb ein Stück abgeſprengt war (Taf. IX. Fig. 1.). Es gab noch einen auffallend ſtarken Verweſungsgeruch von ſich. Zur Rechten des Gerippes lag ein eiſernes ſtark verroſtetes Schwerdt in einer hölzernen oben mit Birkenbaſt umwundenen Scheide (Taf. IX. Fig. 2.). Alle Schwerdter, die wir noch fanden, waren dieſem gleich, $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, $1\frac{1}{4}$ Zoll breit und zweiſchneidig. Ferner ein ſtarker Bogen, wie alle ſpäter gefundenen 7 Fuß lang, mit Reſten von Pfeilen (ſo eingedorrt, daß wir ſie anfangs für die Sehne hielten). Zwiſchen den Beinen des Todten lag ein noch in ſeiner Rundung erhaltener Kürbis, von 4 Zoll Durchmeſſer, eine welſche Nuß und 15 Haſelnüſſe. Die Füße des Gerippes ſteckten in ſchönen Lederſandalen (Taf. IX. Fig. 3 und 4). Dieſes, wie alles in den Gräbern gefundene Leder war ſehr dünn und weich, aber offenbar nur ſo durch die Zeit geworden.

Nr. 3 wurde, wie alle folgenden, von den Herausgebern und zwar, wie die nachfolgenden zwei, im Frühjahr 1846 aufgedeckt. Es enthielt einen ſehr zerſtörten Todtenbaum von Birnbaumholz. Darin lag auf Laub und Moos gebettet, ein gleichfalls ſehr zerſtörtes weibliches Gerippe. In der Mitte fand ſich im Schlamm ein merkwürdiger

Kamm von ſchwarzem Horn mit weißen Ringeln verziert in einem Futteral von demſelben Stoff mit denſelben Verzierungen (Taf. XI. Fig. 1). Dabei eine faſt ganz verroſtete eiſerne Schnalle mit vier an den Ecken eingelegten Purpurgläschen (Taf. X. Fig. 2). Endlich ein maſſiver Bronzering von 2 Zoll Durchmeſſer (Taf. XI. Fig. 2).

Nr. 4. Zerſtörter Todtenbaum von Birnbaumholz. Darin ein gleichfalls zerſtörtes männliches Gerippe, um deſſen Schamtheile ein ſchwarzes Wollentuch gewickelt war. Das Gewebe deſſelben iſt dicht, das Deſſin waffelförmig (Taf. IX. Fig. 5).

Nr. 5. In einem Verſchlag von dicken Brettern eine große Todtenbettſtatt, zierlich in zwei Stockwerke gezimmert (Taf. IX. Fig. 6. 7, 8). Im obern Stockwerk lag quer von Südoſt nach Nordweſt eine dicke Stange zu Füßen eine ſchöne Holzflaſche (Taf. IX. Fig. 9, 10). Im untern ein ziemlich zerſtörtes, doch noch deutlich kennbares Gerippe mit gekreuzten Armen und Beinen, zwiſchen denen ein langer weißrindiger Haſelſtab ſteckte. Zu beiden Seiten des Kopfes befanden ſich die merkwürdigen aus Holz auf's zierlichſte geſchnitzten Schuhe, die in halber Größe Taf. IX. Fig. 11—14 abgebildet ſind. An ſeinen Hüften fanden ſich Fetzen deſſelben ſchwarzen Tuchs, wie im Grabe 4. Zwiſchen ſeinen Beinen lag eine große Holzſchale, auf der noch eine kleine ſtand, die mit demſelben Tuch bedeckt war (Taf. IX. Fig. 15). Links vom Todten lag die Schale eines großen aber nicht mehr in ſeiner Rundung erhaltenen Kürbiſſes. In der rechten Hand des Todten befand ſich ein Kirſchkern. Quer vor ſeinen Füßen lag ein wie ein Bambusrohr geſchnitztes Stück Holz.

Nr. 6 wurde, wie alle folgenden Gräber von uns im Herbſt 1846 geöffnet, und enthielt in einem Verſchlag von dicken Brettern einen Todtenbaum mit Schlangenköpfen. Ueber dem Fußtheil des Sarges ſtand eine große tiefe Holzſchale (Taf. IX. Fig. 16), auf der umgeſtürzt noch eine zweite flachere (Taf. IX. Fig. 17, 18) als Deckel lag. Im Innern ein Bogen und drei Pfeile. Die Pfeile waren in allen Särgen gleich, zwei Fuß lang, oben dicker als unten, auf den Schwung berechnet. Unten ſah man noch Reſte des Kitts, womit die Befiederung befeſtigt war. Oben fand ſich keine Metallſpitze, nur einigemale die kleinen Nägelchen, womit die verlorne Spitze befeſtigt war. Der ſtumpfe Theil, auf dem die Spitze aufgeſeſſen, war bei einigen Pfeilen zinnoberroth.

Nr. 7 enthielt unter einem doppelten Bretterdeckel, aber ohne Seitenumwandung, einen Todtenbaum, an deſſen oberem Schlangenkopf auch noch die Hörner und Zähne erhalten waren (Taf. X. Fig. 3, 4). Außerhalb des Baumes lag zur Rechten der Füße eine eiſerne Lanzenſpitze (Taf. X. Fig. 5), die durch ein zartgedrechſeltes hölzernes Schälchen (Taf. X. Fig. 6) geſtoßen war. Daneben ein Thonkrug (Taf. X. Fig. 7). Im Innern des Baumes befand ſich ein wohlerhaltenes männliches Gerippe, welches wir ſammt dem Baume mitgebracht haben. Rechts von demſelben lag ein eiſernes, wohlerhaltenes Schwerdt (Taf. X. Fig. 8). Links lagen zwei eiſerne, noch ſcharfe Meſſer (Taf. X. Fig. 9, 10), ein wagrechtes, mit Schlangenköpfen verziertes Stück Bronze, woran wahrſcheinlich eine Taſche gehangen hat (Taf. X. Fig. 11 in natürlicher Größe abgebildet); eine Klemme von Bronze (Taf. X. Fig. 12, 13); ein Griffel von demſelben Metall (Taf. X. Fig. 14); ein merkwürdiges Stück Holz (Taf. X. Fig. 15), eine eiſerne Schnalle mit eingelegten Purpurgläſern, wie in Nr. 3; zwei Feuerſteine, etwas Filz und ein kleiner Fetzen ſchwarzes Tuch (Taf. X. Fig. 16). Zu Füßen eine Holzſchale (Taf. X. Fig. 17).

Nr. 8 enthielt einen Todtenbaum (Taf. X. Fig. 18, 19), außerhalb zu Füßen eine guterhaltene Holzſchale (Taf. X. Fig. 20), innerhalb eine zerbrochene irdene Schale, eine große Holzſchale (Taf. X. Fig. 21), mit einem farbigen Brei und darauf eine gut erhaltene Holzflaſche (Taf. X. Fig. 22, 23). Daneben eine kleine Holzſchale (Taf. X. Fig. 24). Zur rechten Seite wieder drei Pfeile (Taf. X. Fig. 25). Der lange Bogen lag quer über den Leib. In der Mitte des Sarges, dicht am Boden lagen zwei platte Hölzer in der Form von Händen und in deren natürlicher Größe (Taf. X. Fig. 26, 27, 28), nebſt einer ſchönen Klemme von Bronze (Taf. X. Fig. 29, 30).

Nr. 9 ein Todtenbaum (Taf. X. Fig. 31, 32). Am Fuße links ein großer, irdener Krug (Taf. X. Fig. 33), rechts ein hölzerner Lichtſtock, wie ſie jetzt noch in der Gegend üblich ſind (Taf. X. Fig. 34). Zur Seite rechts wieder ein Bogen mit drei Pfeilen.

Nr. 10. In einem zerfallenen Sarge ein Gerippe, deſſen Hals dicht oben anſtieß, während der Kopf zwiſchen beiden Füßen ruhte, mit dem Geſicht dem Leibe zugekehrt. Die Halswirbel waren nicht durchhauen, doch fehlte der erſte Wirbel. Zur rechten Seite lag ein dreimal in regelmäßigen Abſtänden ſcharf durchhauener Bogen, nebſt drei Pfeilen und eine lange Gerte lag der Länge nach über dem Gerippe. Sollte es das Grab eines Hingerichteten und ihm der Bogen zur Schmach durchhauen worden ſeyn?

Nr. 11 ſehr zerſtört, enthielt aber zu Füßen rechts, einen noch gut erhaltenen irdenen Krug mit Schnabel (Taf. XI. Fig. 3) an einer Seite geſchwärzt, wahrſcheinlich weil er oft am Herdfeuer geſtanden. Dazu Reſte von Bogen und Pfeilen mit zinnoberrothen Spitzen und von zwei Holzſchalen. Gerade in der Mitte des Sarges lagen 58 Kirſchkerne im Schlamm auf einem Haufen, was die zuſchauende Menge beluſtigte.

Nr. 12 lag ſehr tief und enthielt den kleinen Sarg eines Kindes faſt ganz zerſtört. Wir fanden darin nur ſechs Dauben eines kleinen Kübels und Reſte einer Holzſchale.

Nr. 13 war ganz zerfallen und leer und nur dadurch merkwürdig, daß ſtatt der Bretter platte Steine darüber lagen.

Nr. 14 hatte eine Bretterbedachung, wie gewöhnlich ein längliches Viereck bildend, deſſen Ecken aber ausnahmsweiſe abgeſtumpft waren. Darunter lag ein glatter und ganz runder Todtenbaum (ohne Schlangenköpfe), der eine weibliche Leiche enthielt. In dem Waſſer, das ſie bedeckte, ſchwammen 7 Birnen, braun und zuſammengeſchrumpft, aber noch gut zuſammengehalten und Schale, Kern, Stiel deutlich, noch 1—1½ Zoll lang. Bei der Leiche fand ſich ein Fetzen Tuch, wie in Nr. 4. 5., und von mehr lichter und brauner Farbe, ein Fetzen Tuch wie in Nr. 7, und ein fein geſäumtes Bändchen von 2 Zoll Länge, was wir Anfangs für Leinwand hielten, ſpäter aber als Seide erkannten. Es iſt ſehr ſtark gewebt und von brauner Farbe. Dazu noch zwei kleine hölzerne Geräthſchaften, die ohne Zweifel zu weiblichen Arbeiten gehörten (Taf. XI. Fig. 4, 5).

Nr. 15 ſehr zerfallen, darin aber noch ein guterhaltener Bogen, ein Pfeil und ein verroſtetes Meſſer mit einem kleinen, ſchon lange gebrauchten Schleifſtein. Ein kleiner Schlüſſel (Taf. XI. Fig. 6) fand ſich im Schutt außerhalb des Todtenbaums, aber ganz nahe bei ihm.

Nr. 16. Eine kleine, auf Säulen ruhende Kinderbettſtatt (Taf. XI. Fig. 7, 8), darin zu Füßen rechts ein kleines ſchwarzes Thongefäß (Taf. XI. Fig. 9) und Reſte einer großen Holzſchale. Quer über den Füßen ein hölzerner Schemel (Taf. XI. Fig. 10). In der Mitte des Leibes ein Fingerring von Bronze (Taf. XI. Fig. 11) und ein ſteinerner Wirtel (Taf. XI. Fig. 12). Am Halſe ſieben große Glaskorallen (Taf. XI. Fig. 13. f. g. k. l). Neben der Leiche links lag ein großes ſcepterartig geſchnitztes Holz (Taf. XI. Fig. 14).

Nr. 17 enthielt eine Bettſtatt (Taf. XI. Fig. 15, 16). Darin ein Paar merkwürdige Handſchuhe von Leder, am Rücken der Hand ſtark gefältelt, im Innern mit einem weichen, faſt ſchon aufgelösten Tuch gefüttert (Taf. XI. Fig. 17). Rechts ein Fäßchen aus einem einzigen Stück Eichenholz zierlich gedrechſelt (Taf. XI. Fig. 18). Zu Füßen zwei große Holzſchalen (Taf. XI. Fig. 19, 20) und eine kleine (Taf. XI. Fig. 21).

Nr. 18 ganz zerfallen, enthielt ein großes Meſſer mit einem leider ganz verroſteten Bronzegriff, deſſen ſchöne Verzierung kaum noch zu erkennen war.

Nr. 19 ein zerfallener Todtenbaum. Zu deſſen Füßen innen ein großer ſchwarzer Thonkrug (Taf. XI. Fig. 22) auf einen breiten Holzteller geſtellt, in welchem ein brauner Brei enthalten war. Den ganzen Sarg füllte eine dicke Schichte wohlerhaltenes Moos aus, welches wir mitgebracht haben. Auf demſelben lag eine weibliche Leiche, deren rothes Haar noch gut erhalten war, ſich aber an der Luft braun färbte. Darin ſteckte noch eine Haarnadel (Taf. XI. Fig. 23) und daneben lagen Reſte eines ledernen Käppchens und etwas ſchlackenartige Aſche. Um den Hals hatte ſie 20 kleinere bunte Glaskorallen (einige davon ſind auf Taf. XI. Fig. 13. a. c. m. abgebildet). Bei ihr fand ſich auch ein Haufen langſtieliger Birnen.

Nr. 20 zerfallen. Eine einzige gelbe Glasperle in der Gegend des Halſes, an den Füßen zwei Lederſandalen (Taf. XI. Fig. 13) und eine Holzſchale.

Nr. 21 ganz zerfallen, enthielt nur eine zerbrochene Holzſchale in bauchiger Krugform.

Nr. 22 ganz zerfallen und dicht voll zäher faſt trockener Lette, aus der wir jedoch 29 Glaskorallen, 14 Bernſteinſtückchen und einen mit einem Oehr verſehenen Pfirſichkern ausgruben. Der Letztere lag bei den Korallen und gehörte zum Halsband.

Nr. 23 ganz zerfallen, enthielt nur zwei Nuten mit einem Knopf und eine Haſelnuß.

Nr. 24 Todtenbaum mit Schlangenköpfen (Taf. X. Fig. 35, 36, 37); dabei von außen zu den Füßen rechts ein [illegible] (Taf. X. Fig. 38). Im Innern zu Füßen eine morſche Holzflaſche und eine kleine Holzſchale in einer größeren (Taf. X. F. 39, 40, 41), ein großes Meſſer (Taf. X. Fig. 42) mit einer Schnalle (Taf. X. Fig. 43) und ein ſieben Fuß langer Stab.

Nr. 25 ganz zerfallen. Aus der dicken Lette gruben wir wieder 23 Glaskorallen, 5 Bernſteinchen und einen ovalen Ametbiſt.

Nr. 26 zerfallen, mit dem Sarg wahrſcheinlich eines Knaben. Zu Füßen eine ſehr zierliche irdene Schale, ſchwarz mit polirten ſilber- oder bleiglänzenden Verzierungen (Taf. X. Fig. 44), ein gut erhaltener Kübel (Taf. X. Fig. 45, 46), Reſte eines Holztellers (Taf. X. Fig. 47, 48, 49) und in der Mitte des Sargs ein einziger Kirſchkern.

Nr. 27 zwar verfallen, zu Füßen links aber lag noch vollſtändig erhalten ein Webergeräth. Zwiſchen zwei feinen Brettchen von ovaler, etwas zugeſpitzter Form und 1 Fuß 5½ Zoll Länge (Taf. XI. Fig. 24) lagen acht ſehr dünne Brettchen (Taf. XI. Fig. 25, 26), zwei Spindeln oder Stecknadeln (Taf. XI. Fig. 27, 28) und ein äußerſt zierliches Rohr, welches genau einen württembergiſchen Fuß mißt (Taf. XI. Fig. 29, 30). Die ſehr zerſtörte weibliche Leiche lag auf Stroh gebettet, das noch ziemlich erhalten war. Daneben befand ſich eine ſchöne Holzſchaale.

Nr. 28. Todtenbaum mit Schlangenköpfen in einer ſchön gezimmerten Umwandung mit Geländer (Taf. IX. Fig. 19, 20). Außerhalb des Baumes zur Rechten lag eine ſehr ſchöne eiſerne Lanzenſpitze, mit vergoldeten Nägeln an den Schaft gebeftet, der mit einem dünnen Lederriemen ſpiralförmig umwunden war (Taf. IX. Fig. 21). Zur Linken der Reſt eines ovalen hölzernen Schildes, mit einer weißen Materie und dieſe mit Leder überzogen, von 2½ Fuß Länge und 1½ Fuß Breite. Unter dem Baume lagen zwei lange dünne Haſelgerten, wahrſcheinlich von ſinnbildlicher Bedeutung, da ſie als Stützen viel zu ſchwach geweſen wären. — Im Innern ein zerſtörtes männliches Gerippe, von ungewöhnlicher Größe (ein noch erhaltener Schenkelknochen von 1 Fuß 7 Zoll Länge), auch noch ein wenig ſchwarzes Haar, ein eiſernes Schwerdt, welches diesmal ausnahmsweiſe zur Linken und hoch am Kopfe lag, in einer hölzernen mit Leder überzogenen und mit Birkenbaſt umwundenen Scheide (Taf. IX. Fig. 22). Dazu eine dicke und eine andere ſehr kleine Schnalle von Bronze (Taf. IX. Fig. 23, 24), eine Holzflaſche (Taf. IX. Fig. 25, 26), ein einzelner Kirſchkern und mehrere Birnenkerne. Zu Füßen ein ſchöner ſchwarzer Krug mit 55 Haſelnüſſen (Taf. IX. Fig. 27).

Nr. 29 enthielt einen Sarg mit Schlangenköpfen, worin aber nicht eine männliche, ſondern ausnahmsweiſe eine weibliche Leiche lag. Das Gerippe haben wir mitgebracht. Es iſt, die obere Kinnlade ausgenommen, gut erhalten. Sie trug um den Hals 21 Glas- und 19 Bernſteinkorallen, dazu zwei bronzene Brochen zum Zuſammenhalten des Gewandes, mit Purpurglas verziert (Taf. XI. Fig. 32, 33) und einen Bronzering (Taf. XI. Fig. 34). Auch wieder zwei hölzerne Arbeitsgeräthe ganz ſo wie in Nr. 14, nebſt einem hölzernen Wirtel. Zu Füßen eine ſehr ſchöne Holzſchüſſel (Taf. XI. Fig. 35, 36). Außerdem fanden ſich bei ihr drei gut erhaltene welſche Nüſſe und ein Pflaumenkern.

Nr. 30 ſehr breite Bettſtatt, aber leider faſt ganz zerſtört. Aus der zähen Lette gruben wir die prachtvolle Broche, die in ihrer natürlichen Größe auf Taf. XI. Fig. 37, 38, 39 abgebildet iſt. Das einem feſten Kitt aufgelegte Blech von ſchwacher Vergoldung iſt mit Filigranverzierungen bedeckt (Taf. IX. Fig. 37); die kreuzförmige Verzierung in der Mitte von erhabener Arbeit (wie man auf Taf. XI. Fig. 38 ſieht), in ihren vier Ecken befinden ſich je drei ſehr kleine Glasperlchen; auch die rothen Steine ſind nur Glasfluß. Die untere Seite (Taf. XI. Fig. 39) ſcheint von Silber und hat eingerizte Zeichnungen ohne erkennbaren Sinn. Noch fand ſich dabei eine kleine Schnalle von Bronze (Taf. XI. Fig. 40) und zwei große Korallen (eine abgebildet Taf. XI. Fig. 13. e).

Nr. 31 das größte Grab, das wir gefunden haben. Es enthielt in einer Tiefe von 7 Fuß eine Bettſtatt von 11½ Fuß Länge und 3¼ Fuß Breite (Taf. **VIII.** Fig. 3, 4, 5, 6, 7). Sie war der Länge nach in drei Kammern getheilt. In der erſten von 7 Fuß Länge lag ein männliches Gerippe, der verhältnißmäßigen Kürze nach wahrſcheinlich einem Jüngling angehörig. Sein Kopf neigte ſich auf die rechte Seite und lag auf einem ſchönen eiſernen Schwerdte, an dem noch das doppelte Stichblatt und der Knopf erhalten waren (Taf. **VIII.** Fig. 8, 9) und auf einem geigenartigen Inſtrument von Holz (Taf. **VIII.** Fig. 10, 11), welche beide in ſeinem rechten Arme ruhten. In der Mitte des Leibes fand ſich eine ſehr breite Gürtelſchnalle mit zwei breiten vergoldeten Knöpfen (Taf. **VIII.** Fig. 12) und daran ein großes in einer Prachtſcheide ſteckendes Meſſer (Taf. **VIII.** Fig. 13, 14). Das Meſſer von 11 Zoll Länge iſt einſchneidig, hat einen breiten Rücken und iſt nach unten unbedeutend gekrümmt (Taf. **VIII.** Fig. 15). Die Scheide iſt doppelt ſo breit als das Meſſer: das Holz- oder Lederwerk, woraus ſie beſtanden haben mag, war verſchwunden, ſeine Form aber aus den drei goldglänzenden Reifen (Taf. **VIII.** Fig. 16) und dem gleichfalls goldglänzenden und ſchön verzierten Stiefel (Taf. **VIII.** Fig. 17) von einer tombakartigen Compoſition deutlich zu erkennen. In dieſer Abtheilung des Sarges fanden ſich noch ein kleines Meſſer und 172 Haſelnüſſe. In der zweiten Kammer lag ein eiſernes gut erhaltenes Pferdegebiß (Taf. **VIII.** Fig. 18) mit gleichfalls eiſernen Roſetten (Taf. **VIII.** Fig. 19, 20), in welche mit feinen Silberdrähten die kunſtreichſten Verzierungen eingelegt ſind; dabei noch eine Menge Beſchläge des verſchwundenen Riemenwerks, alle ſehr kunſtreich entweder von Bronze und in getriebener Arbeit (Taf. **VIII.** Fig. 21 22, 23, 24) oder von Eiſen und mit Silberdrähten (Taf. **VIII.** Fig. 25, 26, 27). Die dritte Kammer hatte zwei Unterabtheilungen. In der linken lag der Reſt eines hölzernen Sattels (Taf. **VIII.** Fig. 28) und eines bronzenen Pferdebruſtgurts mit wappenförmigen Schildchen (Taf. **VIII.** Fig. 29, 30). In der rechten befand ſich ein hölzerner Lichtſtock (Taf. **VIII.** Fig. 31) mit zwei Feuerſteinen, eine große vierfach umreifte Holzſchale (Taf. **VIII.** Fig. 32, 33) ein ſymboliſcher Todtenſchuh, aber nicht wie der in Nr. 5 verziert, ſondern einfach wie ein Leiſten nach der Form des Fußes geſchnitten und ſchön modellirt (Taf. **VIII.** Fig. 34, 35). Endlich eine hölzerne Tafel mit Zeichnungen (Taf. **VIII.** Fig. 36, 37). Daneben auf der rechten Seite außerhalb der Kammer lag eine eherne Lanzenſpitze, ſtark verroſtet.

Nr. 32 war ſehr zerſtört, enthielt aber ein Halsband von 55 ſchönen Glaskorallen (Taf. **XI.** Fig. 13. b. d), die Hälfte eines hohlen Bronzerings (Taf. **XI.** Fig. 41); den Reſt eines bronzenen Beſatzes (Taf. **XI.** Fig. 42), einige Lederfetzen und einige Haſelnüſſe.

Nr. 33 ſehr zerfallen, enthielt einen Fingerring (Taf. **XI.** Fig. 43) und eine kleine Schnalle (Taf. **XI.** Fig. 44) von Bronze, einen räthſelhaften kleinen dunkelgrauen Stein (in ſeiner natürlichen Größe Taf. **XI.** Fig. 45 abgebildet) und einen Knopf (Taf. **XI.** Fig. 46, 47).

Nr. 34 ſehr zerſtört, enthielt ein ganz verroſtetes Schwert, an dem aber die merkwürdige Holzſcheide (Taf. **IX.** Fig. 28, 29) noch erhalten war. Auf der rechten Seite einen Bogen (Taf. **XI.** Fig. 48) mit drei Pfeilen, mitten eine große eiſerne Schnalle, zu Füßen einen gut erhaltenen Kübel, ein hölzernes, höchſt kunſtreich gedrechſeltes Krüglein (Taf. **XI.** Fig. 49, 50) und eine feine Holzſchale (Taf. **XI.** Fig. 51). In letzterer fand ſich ein brauner Speiſebrei und dabei zwei räthſelhafte durchſichtige Häute, die eine rund wie eine Blaſe, die andere länglicht, ſo daß wir unwillkürlich dabei an eine Wurſt dachten.

Nr. 35 ſehr zerſtört, enthielt einen Holzbecher (Taf. XI. Fig. 52, 53) und fünf Feuerſteine.

Nr. 36 enthielt nur eine Schnalle (Taf. XI. Fig. 54) von Bronze und zwei Feuerſteine.

Nr. 37 enthielt nur einige Lederfetzen und ein räthſelhaftes Holz von 1 Fuß Länge (Taf. XI. Fig. 55, 56).

Nr. 38. Ebenfalls ſehr zerſtört. Oben zeigte ſich ein grader Kamm mit doppelten Zähnen (Taf. XI. Fig. 57), wobei noch etwas ſchwarzes Haar und Fetzen von Tuch wie in Nr. 7. Ein wirtelartiger Stein (Taf. XI. Fig. 58) ſchien auf eine weibliche Leiche zu deuten, als wir ihn für einen Schwerdtknopf erkennen mußten, da wir das Schwerdt dazu fanden. Auch deutete ein langer Stab im Sarge auf den Mann. Der Kamm gehörte alſo zum männlichen Kopfputz. Außerdem fand ſich noch ein Meſſer, ein eherner Knopf (Taf. XI. Fig. 59, 60). Zwiſchen den Füßen eine große hölzerne Schale mit Speiſebrei und Knochenreſten und darauf noch eine kleine Holzſchale (Taf. XI. Fig. 61, 62), zu Füßen rechts ein irdener Topf (Taf. XI. Fig. 63), worin gleichfalls ein Brei und Knochenreſte.

Nr. 39 ſehr zerſtört, enthielt einen langen Haſelſtab, etwas zerfetzte Lederſandalen, eine bronzene Schnalle, einen Feuerſtein, eine Haſelnuß und etwas Stroh.

Nr. 40 zeichnete ſich durch die ſeltene Form der Todtenbettſtatt aus, die einen förmlichen Dachgiebel bildete, auf deſſen Firſt die beiden Schlangen lagen (Taf. IX. Fig. 30, 31). Das Innere war leider ſehr zerſtört und wir fanden außer 30 Haſelnüſſen nur zu Füßen des Todten mehrere intereſſante Gegenſtände, ein ſehr dünnes rundes Blech von Erz, ein längliches Blech mit einem Schildchen (Taf. IX. Fig. 32), ein längliches, leider zerbrochenes, ſehr feines Glas mit aufgebrannten weißen Verzierungen (Taf. IX. Fig. 33), eine kleine noch elaſtiſche Lederſchleife, eine Holzſchüſſel (Taf. IX. Fig. 34, 35), eine zerſtörte Holzflaſche, zwei Holzſchuhe (Taf. IX. Fig. 36) und einige Schweinsborſten. Ueber dem Sarge lagen einige Harzſtückchen.

Im Schutt fand ſich noch ein verroſtetes Meſſer (Taf. IX. Fig. 37, 38).

Auf Taf. XI. Fig. 64 haben wir einen runden ſchweren Stein abbilden laſſen, aus dem Schutt über dem Grabe Nr. 19, wahrſcheinlich eine Schleuderkugel. Desgleichen auch ein kleines Bronzeſtückchen, was ſich im Schutt fand. (Taf. XI. Fig. 69).

IV.

Frühere Funde auf demſelben Grabfelde.

Die erſte Nachricht von den Oberflachter Gräbern ſteht in **Dr. Sturm's** „Verſuch einer Beſchreibung von Schwenningen in der Baar. Tübingen, in Commiſſion bei Oſiander 1823.“ Seite 6 und lautet wie folgt: „Schon ſeit 15 Jahren wurde auf dem ſogenannten Kreuzbühl, einem Weidplatze, nahe bei Oberflacht, einem drei Stunden ſüdweſtlich von Schwenningen entfernten Orte, am Fuße des hohen Karpfen, der zur Ziegelhütte erforderliche Lehm gegraben, wobei man auf Todtenbahren ſtieß, was die Vermuthung erzeugte, daß dieſer Platz früher ein Begräbnißplatz war. Im Jahr 1812 wurde ein Sarg ausgegraben, der aus einem 8 Fuß langen eichenen Stamm beſtund, deſſen Abſchnittsflachen an den Enden und am Deckel, durchaus ohne alle Anwendung von Sägen gemacht zu ſeyn ſchienen. Das ganze war ein großer Baumſtamm, der wie ein Trog ausgehöhlt war, (vielleicht rührt daher die in dieſer ganzen Gegend noch gegenwärtig übliche Benennung Todtenbaum ſtatt Sarg). Auf dem Deckel des Sargs war ein aus dem Deckel roh ausgehauenes, an dem einen Ende einem Streitkolben, an der andern einer Hellebarde ähnliches Bild und der Deckel mit zwei hölzernen ſtarken Nägeln ſo befeſtigt, daß dieſes ohne Anwendung eines Bohrers geſchehen zu ſeyn ſchien, im Sarg lagen in der Mitte deſſelben eine Handvoll Erde, drei Haſelnüſſe, ein Stück Eiſen, das ſeiner Form nach wahrſcheinlich eine Art war, der Schaft eines Pfeils, ein Flitſchbogen (Bogen zum Pfeilſchießen) ohne Sehne, und ein Krug, der zur Hälfte mit einer erdigen Maſſe angefüllt war, die metalliſch glänzte, jedoch ohne alle weitere Spur von einer Leiche. Von dieſen Gegenſtänden beſitzt Herr Oberacciſer **Weiß** in Tuttlingen namentlich das Stück Eiſen, wahrſcheinlich einer Art angehörig, eine Haſelnuß, und Stücke von dem eichenen Sarge, ſo wie von dem Schaft des Pfeils. — Im Monat März 1822 wurde bei weitern vorſichtigen Nachgrabungen folgendes gefunden. In der Tiefe von 8—9 Fuß ein vermoderter Sarg von Buchenholz, worin ſich gegen 25 Haſelnüſſe befanden, ein Körbchen, ein hölzernes Flaſchgen, in der Form einer Schoppen-Bouteille, ein irdener Krug von etwa 2½ Maaß, der bis zur Hälfte mit Erde angefüllt war, ferner eine hölzerne runde Schüſſel, ohngefähr in der Mitte des Sargs eine durchſichtige grünlicht-gelbe Glas-Koralle, von der Größe einer mittleren Haſelnuß, eine kleinere gelbe längliche gleicher Art, und eine von der Größe einer Wicke und von braunrother Farbe, eine gelbe geprägloſe Münze, von der Größe eines Kupferkreuzers. Da die erſtere durchbohrt und letztere mit einer Haſte verſehen war, ſo vermuthete man, daß ſolche Ueberreſte eines Paternoſter geweſen ſeyen. Dieſer Sarg zeichnete ſich vor allen übrigen aus, indem er von buchenen Brettern zuſammengeſchlagen, und in einem aus Stücken von Eichenholz beſonders verfertigten Trog lag, während die übrigen benachbarten Bahren alle blos ausgehauene eichene Blöcke von 7—8 Fuß Länge waren, in allen andern waren Haſelnüſſe, alles übrige vermodert, das eichene Holz war ſchwarz wie Ebenholz und aus gezeichnet ſchwer. Gegenſtände von dieſer Ausgrabung, namentlich die Glas-Korallen, Münze und hölzerne Schüſſel beſitzt der wirkliche Schultheiß in Oberflacht.“

Die Todtenbäume ſind hier ganz ſo beſchrieben, wie die ſpäter von uns aufgefundenen. Nur daß man damals die Schlangenköpfe nicht als ſolche erkannte, ſondern für Streitkolben hielt und einige anderweitige falſche Erklärungen verſuchte. Von den beſchriebenen Funden hat ſich nichts mehr in Oberflacht erhalten.

Herr Referendair Weiß in Tuttlingen hatte die Güte, uns vier Abbildungen von Todtenbäumen und einigen darin gefundenen Gegenſtänden mitzutheilen, die in den Jahren 1817 und 1825 aufgedeckt und von ſeinem Vater an Ort und Stelle gezeichnet wurden. Es iſt ein Todtenbaum (vom Jahr 1817) in gewöhnlicher Form mit den beiden Schlangenköpfen, ein Bogen und ein ſehr kleines bauchiges Gefäß, von dem nicht näher angegeben iſt, ob es Glas war, worauf die Höhe von nicht ganz zwei Zoll ſchließen läßt. Sodann die gezimmerte mit einem gedrechſelten Geländer verzierte Todtenbettſtätte eines Kindes (vom Jahr 1825), dazu eine Holzſchale und Holzflaſche von der gewöhnlichen Form. Die kurze handſchriftliche Notiz erwähnt, im Jahr 1817 ſeyen noch mehrere Särge erhoben, und im Jahr 1825 in der abgebildeten Bettſtatt auch noch Glasperlen gefunden worden. Des Fundes von 1825 iſt auch kurz gedacht in Wilhelmi's 11tem Jahresbericht der Sinsheimer Geſellſchaft 1846 S. 2. aus hinterlaſſenen Papieren von Karl Buzzerini in Buchau.

Vom Sohne des verſtorbenen Zieglers erfuhren wir, in welcher Richtung ſein Vater nach Lette gegraben habe, gewöhnlich von Nordweſt nach Südoſt mitten durch die Aecker, in denen wir ſelbſt gegraben haben, und ohne die Wieſe zu berühren. Die Ausſage des Sohnes, daß ſein Vater zuletzt die Särge nicht mehr erhoben, ſondern in der Erde gelaſſen habe, fanden wir beſtätigt, indem wir in dem bezeichneten Strich, wo er Lette ausgenommen, noch mehrere Särge mit ihrem Inhalt fanden. Da wir in dem engen Terrain noch ſo viele Funde gemacht haben, kann der Ziegler wohl im Ganzen nicht mehr als höchſtens zwanzig Särge zerſtört haben. Von dem, was er gefunden hatte ſein Sohn nichts mehr.

Dagegen erhielten wir durch Herrn Gemeinderath Kupferſchmid in Oberflacht den Reſt eines höchſt merkwürdigen meſſingglänzenden Beſchläges, mit dem der innere Rand eines Todtenbaumes ausgeſchlagen geweſen ſeyn ſoll. Er war zerriſſen worden, weil man ihn für Gold hielt. Als die Goldſchmiede das Metall nur für Meſſing erklärten, warf man das unnütze Blech weg und nur dieß eine Stück hatte ſich erhalten. Es iſt auf Taf. XI. Fig. 65. abgebildet. — Ferner erhielten wir die ſchöne Broche, abgebildet Taf. XI. Fig. 66. 67. 68.

Von einer Frau bekamen wir zwei Glaskorallen, die vor vielen Jahren neben mehreren andern in einem Todtenbaum gefunden wurden. Die Uebrigen ſind längſt verloren gegangen. Eine iſt vom reinſten Kriſtallglas, ſo groß wie eine welſche Nuß, zirkelrund und in ſchmale und lange Flächen geſchnitten, welche ſpiralförmig von einem Pol zum andern um die Kugel herumlaufen. Die Abbildung auf Taf. XI. Fig. 13. h. Die zweite Koralle iſt etwas kleiner, wirtelförmig glatt und gelblich-grün, aber ſehr geſchickt aus mehreren Stücken Glas zuſammengeſchmolzen, deren regelmäßige Ränder wie Brüche durchſchimmern. Taf. XI. Fig. 13. i.

Herr Poſthalter **Baader** in Tuttlingen beſitzt in ſeiner ſehenswerthen Kunſtſammlung unter anderm auch noch einen ſehr ſchön erhaltenen Bogen von Eibenholz aus einem früher ausgegrabenen Todtenbaum in Oberflacht.

Endlich erhielten wir noch zuverläſſige Nachricht von folgenden Gegenſtanden, die gleichfalls früher in Todtenbäumen von Oberflacht gefunden worden, aber verſchwunden ſind. Ein grünes Glas von der Größe und Form des von uns aufgefundenen, und was mit Kieſeln ausgefüllt geweſen ſeyn ſoll, befand ſich längere Zeit in Tuttlingen, bis es zerbrach. Eine kleine Wiege befand ſich im im Beſitz des Herrn Dr. **Groß** in Tuttlingen, ſoll aber vor nicht langer Zeit einmal als altes Holz von einer Magd in den Ofen geworfen worden ſeyn. Auch hörten wir von einer Schale, in der eine grüne Materie enthalten geweſen; von einem ſehr verroſteten Helme und von einer kleinen Kinderbettſtatt, die über einem Todtenbaum geſtanden haben ſoll.

V.

Ueberſicht der erhaltenen und mitgebrachten Funde.

I. Todtenbäume.

1. Der **Baader**'ſche. Nr. 1.
2. Der **Hartmann**'ſche. Nr. 2.
3. Der Todtenbaum, deſſen Schlangenköpfe noch die Zähne und Hörner haben. Nr. 7. Taf. X. Fig. 3. 4.
4. Der Todtenbaum Nr. 28. Taf. IX. Fig. 19. 20.
5. Der glatte Todtenbaum eines Weibes. Nr. 14.
6. Der Reſt einer Bronzeverzierung, womit ein Sarg inwendig ausgeſchlagen war. Taf. XI. Fig. 65.

II. Waffen.

a) Von Eiſen.

Schwerdter: in Nr 2. Taf. IX. Fig. 2.
in Nr. 7. Taf. X. Fig. 8.
in Nr. 28. Taf. IX. Fig. 22.
in Nr. 31. Taf. VIII. Fig. 8. 9.
in Nr. 34. mit der verzierten Scheide. Taf. IX. Fig. 28. 29.
in Nr. 38.

Meſſer: ein großes Waidmeſſer in prachtvoller, vergoldeter und breiter Scheide in Nr. 31. Taf. **VIII.** Fig. 12–17.
ein ähnliches, nur ſehr verroſtet in Nr. 18.
zwei kleinere, noch ſcharf, in Nr. 7. Taf. **X.** Fig. 9. 10.
noch eines in Nr. 31.
ein kleineres mit dem Schleifſtein in Nr. 15.
noch eines, Taf. **XI.** Fig. 37. 38.

Lanzenſpitzen: eine ſehr ſchöne in Nr. 7. Taf. **X.** Fig. 5.
eine eben ſo ſchöne mit vergoldeten Nägeln in Nr. 28. Taf. **IX.** Fig. 21.
eine ſehr verroſtete in Nr. 31.

b) Von Holz.

Bogen: in Nr. 1. Taf. **X.** Fig. 1.
in Nr. 2.
in Nr. 15.
in Nr. 34. Taf. **IX.** Fig. 28. 29.
in Nr. 10. der eichbaumne Bogen.
Reſte von Bogen aus Nr. 8. 9. 11.

Pfeile: nur drei aus Nr. 10 ließen ſich ganz erhalten. Sonſt nur Bruchſtücke. Taf. **IX.** Fig. 17. 18.

Stäbe: in Nr. 2. 5. 10. 24. 39.

Schild: in Nr. 28. ein Bruchſtück.

c) Von Stein.

Die Schleuderkugel in Nr. 20. Taf. **XI.** Fig. 64.

III. Gefäße.

a) Von hartem Steingut.

Großer runder Krug von grauem Steingut in Nr. 9. Taf. **X.** Fig. 33.
Krug mit Schnabel in Nr. 11. Taf. **XI.** Fig. 3.
Topf, worin Reſte von Fleiſchſpeiſen in Nr. 38. Taf. **XI.** Fig. 63.
Eine zerbrochene Schale in Nr. 8.

b) Von weichem Thon und ſchwarz gefärbt.

Kleinerer Krug in Nr. 16. Taf. **XI.** Fig. 9.
Kleinerer Krug mit ſilberglänzenden Verzierungen in Nr. 26. Taf. **X.** Fig. 44.
Großer Krug voll Haſelnüſſe in Nr. 28. Taf. **IX.** Fig. 27.

c) Von Glas.

Sehr ſchönes Trinkglas in Nr. 40. Taf. **IX.** Fig. 33.

d) Von Holz.

Große Holzſchüſſeln, in Nr. 5. Taf. **X.** Fig. 15.; in Nr. 6. Taf. **IX.** Fig. 16. 17. 18.; in Nr. 8 Taf. **X.** Fig. 20. 21; in Nr. 17. Taf. **XI.** Fig. 19. 20.; in Nr. 24. Taf. **X.** Fig. 39. 40. 41.; in Nr. 26. Taf. **X.** Fig. 47. 48. 49.; in Nr. 31. Taf. **VIII.** Fig. 32. 33.; in Nr. 34. Taf. **XI.** Fig. 51. Ungerechnet viele zerbrochene.

Kleine Holzſchalen: in Nr. 7. Taf. **X.** Fig. 6. 17.; in Nr. 8. Taf. **X.** Fig. 24.; in Nr. 17. Taf. **XI.** Fig. 21.; in Nr. 38. Taf. **XI.** Fig. 61. 62. Ungerechnet viele zerbrochene.

Bauchige Holzſchüſſel: in Nr. 29. Taf. **XI.** Fig. 35. 36.

Bauchiges Holzkrüglein: in Nr. 34. Taf. **XI.** Fig. 49. 50.

Holzkufe in Nr. 35. Taf. **XI.** Fig. 52. 53.

Holzfäßchen in Nr. 17. Taf. **XI.** Fig. 18.

Holzflaſchen von gewöhnlicher Form: in Nr. 5. Taf. **IX.** Fig. 9. 10.
in Nr. 8. Taf. **X.** Fig. 22. 23.
in Nr. 24. und Nr. 40.
von eigenthümlich dicker Form: in Nr. 28. Taf. **IX.** Fig. 25. 26.

Kubel: in Nr. 26. Taf. **X.** Fig. 45. 46.
in Nr. 12. und 34.

IV. Geräthſchaften.

a) Von Bronze.

Die ſchönen Verzierungen des Pferdegebiſſes in Nr. 31. Taf. **VIII.** Fig. 21—24.

Die Reſte des Beſatzes eines Pferdegurts in Nr. 31. Taf. **VIII.** Fig. 29. 30.

Ein räthſelhaftes Blech in Nr. 40. ſehr zerriſſen.

Ein räthſelhaftes Bronzeſtück mit zwei Schlangenköpfen in Nr. 7. Taf. **X.** Fig. 11.

Zwei Klemmen in Nr. 7 Taf. **X.** Fig. 12. und 13., und in Nr. 8. Taf. **X.** Fig. 29. 30.

Ein Griffel in Nr. 7. Taf. **X.** Fig. 14.

Ein kleines Bronzeſtück. Taf. **XI.** Fig. 69.

b) Von Eiſen.

Das Pferdegebiß in Nr. 31. Taf. **VIII.** Fig. 18. Die Verzierungen dazu von Eiſen mit Silberdrath. Fig. 19. 20. 25—27.

Der Schlüſſel in Nr. 15. Taf. **XI.** Fig. 6.

c) Von Holz.

Das muſikaliſche Inſtrument (Geige, Fidel) in Nr. 31. Taf. **VIII.** Fig. 10. 11.

Das Webergeräth in Nr. 27. aus dreizehn Stückchen beſtehend. Taf. **XI.** Fig. 24—30.

Zwei kleinere Geräthſchaften, zu weiblicher Arbeit gehörig, in Nr. 14. und 29. Taf. **XI.** Fig. 4. 5.

Ein Wirtel in Nr. 29.

Lichtſtöcke: in Nr. 9. Taf. **X** Fig. 34.

in Nr. 24. Taf. **X.** Fig. 38.

in Nr. 31. Taf. **VIII.** Fig. 31.

Der Kinderſchemmel in Nr. 16. Taf. **XI.** Fig. 10.

Ein Stück Sattel in Nr. 31. Taf. **VIII.** Fig. 28.

d) Von Stein.

Eine Menge Feuerſteine in Nr. 7. 31. 35. 36. und 40.

Ein Schleifſtein in Nr. 15.

Ein ſteinerner Degenkopf (wie ein Wirtel) in Nr. 38. Taf. **XI** Fig. 58.

V. Symboliſche Gegenſtände.

Die hölzernen Todtenſchuhe in Nr. 5. Taf. **IX.** Fig. 11—14.

in Nr. 31. Taf. **VIII.** Fig. 34. 35.

in Nr. 40. Taf. **IX** Fig. 36.

Die hölzernen Hände in Nr. 8. Taf. **X** Fig. 26—28.

Ein räthſelhaftes Holz in Nr. 27. Taf. **X.** Fig. 15

Ein ſehr kleiner Stein von der Form eines Beilchens oder Meißels geſchärft, wie dergleichen ſehr häufig, jedoch meiſt viel größer, auch in andern Gräbern gefunden worden ſind. In Nr. 33. Taf. **XI.** Fig. 45.

Eine hölzerne Tafel mit Zeichnungen in Nr. 31. Taf. **VIII.** Fig. 36. 37.

VI. Kleidungsſtücke.

a) Von Leder.

Stark gefaltete Handſchuhe in Nr. 17. Taf. **XI.** Fig. 17.

Sandalen in Nr. 2. Taf. **IX.** Fig. 3. 4.

in Nr. 20. Taf. **XI.** Fig. 31.

in Nr. 39.

Sehr viele Fetzen.

b) Von gewebten Zeugen.

Ein kleines feines Seidenband in Nr. 14.

Fetzen von Tuch mit waffelförmigem Deſſin in Nr. 4 und 5. Taf. IX. Fig. 5.

Desgl. von grobem Tuch mit einfacherem Gewebe in Nr. 7. Taf. X. Fig. 16.

VII. Schmuck.

Ringe von Bronze:
- ein großer hohler in Nr. 32. Taf. XI. Fig. 41.
- ein Armring in Nr. 3. Taf. XI. Fig. 2.
- kleinere Fingerringe in Nr. 16. Taf. XI. Fig. 11.
- in Nr. 29. Taf. XI. Fig. 34.
- in Nr. 33. Taf. XI. Fig. 43.

Schnallen von Bronze:
- in Nr. 24. Taf. X. Fig. 43.
- in Nr. 28. Taf. IX. Fig. 24.
- in Nr. 30. Taf. XI. Fig. 40.
- in Nr. 33. Taf. XI. Fig. 44.

Schnallen von Eiſen mit eingelegtem Purpurglas in Nr. 3. Taf. X. Fig. 2.

Desgl. in Nr. 7.

Brochen von Bronze:
- die Prachtbroche in Nr. 30. Taf. XI. Fig. 37—39.
- eine andere ſchöne Broche. Taf. XI. Fig. 66—68.
- zwei kleinere in Nr. 29. Taf. XI. Fig. 32. 33.

Kämme von Horn:
- Ein weiblicher Kamm in Nr. 3. Taf. XI. Fig. 1.
- Ein männlicher in Nr. 38. Taf. XI. Fig. 57.

Edelſteine:
- Ein Amethyſt von der Form und Größe einer Mandel an einem Halsband in Nr. 25.
- Bernſteine, 38 Stück an drei Halsbändern in Nr. 22. 25. und 29.

Korallen, 166 von reinem weißen Glaſe, von einfarbigem undurchſichtigem Glasfluß, von Porzellan und Thon, von verſchiedenen Glasflüſſen mit Zeichnungen, darunter:
- Eine weiße Glaskugel von der Größe einer welſchen Nuß mit ſpiralförmigem Schliff. Taf. XI. Fig. 13. b.
- Eine gelbgrüne wirtelförmige Koralle, aus vielen kleinen künſtlich zuſammengeſchmolzen. Taf. I.

Zwei große cylinderförmige Glaskorallen mit bunter Zeichnung in Nr. 30. Taf. XI. Fig. 13. e.

Sieben große Korallen mit bunten Augen, Sternen, Spirallinien ꝛc. in Nr. 16. Taf. XI. Fig. 13. f. g. k. l.

Die übrigen cylinderförmig, eiförmig, cannelirt, perlförmig ꝛc. in Nr. 19. 20. 22. 25. 29. 32. Einige davon abgebildet Taf. XI. Fig. 13. a. b. c. d. m. n.

VIII. Organiſche Ueberreſte.

Von Menſchen:

Drei männliche Gerippe in Nr. 2. 7. und 28. Nr. 2. mit dem durchhauenen Schädel.
ein weibliches Gerippe in Nr. 29.
Haare, rothe eines Frauenzimmers in Nr. 20.
ſchwarze eines Mannes in Nr. 28.

Von Thieren:

ein Pferdehaar in Nr. 29.
Schweinsborſten in Nr. 40.
Thierknochen von Fleiſchreſten in mehreren Töpfen.

Von Pflanzen:

Moos, ein ganzer Korb voll aus Nr. 20.
Stroh und Blätter faſt in jedem Sarge.
Haſelſtecken in mehreren Särgen.
Haſelnüſſe 307 Stück in Nr. 2. 5. 28. 31 und 40.
5 welſche Nüſſe in Nr. 2. 15 und 29.
Ein Pflaumenkern in Nr. 29.
Ein Pfirſichkern in Nr. 22.
Zwei Kürbiſſe in Nr. 2 und 5.
Birnen, 7 größere in Nr. 14.; viele kleinere in Nr. 32. Außerdem viele Birnenkerne zerſtreut in einigen Särgen.
92 Kirſchkerne in Nr. 11 und 29. und einige einzeln in andern Särgen.
Speiſebrei von unerkennbarem Stoff in den meiſten Gefäßen.

VI.

Welchem Zeitalter und welchem Volk gehören die Gräber an?

Da man noch jetzt in der Gegend des Lupfen jeden Sarg einen Todtenbaum nennt; da noch jetzt die Lichtſtöcke daſelbſt die nämliche Form haben, wie die in den Gräbern gefundenen; da noch jetzt die Schwarzwälder ſich hölzerner Teller bedienen und geſchickte Holzſchneider ſind; da noch jetzt in der Baar die Todten häufig in ihren Kleidern begraben werden und man denſelben vor noch nicht langer Zeit noch mancherlei Geräth aus dem Leben mit ins Grab gab (wie ältere Männer aus der Gegend übereinſtimmend ausſagten); ſo ſcheint es, man dürfe die im Kreuzbühel Begrabenen für die unmittelbaren Vorfahren der heutigen Einwohner, alſo für Alemannen halten. Damit ſtimmt auch überein, daß in dem Grabe Nr. 31. Schwerdt und Fidel in demſelben Arm ruhten, eine ohne Zweifel deutſche Sitte, die durch Volkers Vorkommen im Nibelungenliede erklärt wird, und daß die Schildchen am Pferdegurt in demſelben Grabe ſchon die Wappenform haben, die vor der Völkerwanderung nicht vorkommt. Die Todten können keine Römer geweſen ſeyn, weil ſich in den Gräbern weder eine römiſche Münze, noch römiſche Waffen, Thongefäße, und dergl., überhaupt keine Spur römiſchen Weſens fand. Sie können auch keine Kelten geweſen ſeyn, weil ſich die Gräber von allen bekannten Keltengräbern weſentlich unterſcheiden. In den ältern Keltengräbern findet man nämlich nur maſſive und verhältnißmäßig noch roh gearbeitete Bronzeſachen ohne Eiſen; in den ſpätern zeigen ſich überall Spuren der Vermiſchung mit den Römern und alle Keltengräber ſind von Stein und enthalten nur Gegenſtände von Stein oder Metall, niemals von Holz. Nur einige weibliche Schmuckſachen in unſern Gräbern, die Brochen, die Korallen, die Bronzeverzierungen ſind von derſelben Beſchaffenheit, wie man ſie auch in den keltoromaniſchen Gräbern z. B. in Nordendorf gefunden hat. Allein da ſich unſre Gräber in jeder andern Beziehung ſo auffallend von den Keltengräbern unterſcheiden, ſo darf man annehmen, als die deutſchen Alemannen ins Land kamen, fanden ſie eine kelto-romaniſche Bevölkerung vor, deren landüblichen Schmuck ſie beibehielten, wenn ſie nicht überhaupt Knechte und Weiber aus der Zahl der Beſiegten nahmen.

Die Todten können aber auch noch keine Chriſten geweſen ſeyn, weil ſich ſonſt auf den Todtenbäumen entweder ein Kreuz ſtatt der Schlangen, oder gar kein Zeichen gefunden haben müßte. Die Schlangen ſind offenbar ein heidniſches Sinnbild. Sie haben überall in der Symbolik des älteren Heidenthums eine doppelte, nämlich theils eine ſchlimme, theils eine gute Bedeutung. Die gute Bedeutung kommt ihnen zu, ſofern ſie die unter der Erde verborgene Lebenskraft darſtellen. Deshalb iſt der Wagen der Göttin Ceres, in dem dieſelbe in die Unterwelt fährt, um ihre verlorne Tochter Proſerpina wieder herauf zu holen, mit zwei Schlangen beſpannt. Proſerpina aber bedeutet in doppelter Weiſe einmal die der Erde anvertraute und wieder emporkeimende Saat, zweitens die der Erde anvertraute aber zu neuem Leben erwachende Leiche. Deshalb befinden ſich auch zwei Schlangen an dem berühmten Stabe des Gottes Merkur, weil dieſer Gott die Seelen in die Unterwelt und auch wieder herauszuführen das Amt hatte. Das iſt nun freilich römiſcher Todtenkultus geweſen und kein deutſcher. Aber man könnte bei den Schlangenbildern auf unſern Gräbern auch an die Schlangenbilder an den Schiffen denken, in denen die Leichen der nordiſchen Helden verbrannt zu werden pflegten. Jedenfalls hat auch im altdeutſchen Volksglauben die Schlange eine gute Bedeutung als Hüterin unterirdiſcher Schätze, als Sinnbild der wiederbelebenden Kraft. Das Schlangenbad im Naſſauiſchen hat den Namen von den kleinen Schlangen, die daſelbſt gefunden werden und die man als die wohlthätigen Genien der Heilquelle anſah. Eine weiße gekrönte Schlange unter einer Haſelſtaude wohnend ſpielt unter dem Namen des Haſelwurms eine Rolle im deutſchen Aberglauben, erſcheint aber anderwärts unter demſelben Baume in menſchlicher Geſtalt, weiß verſchleiert als wohlthätige Fee, die den unter der Haſel Schlafenden weiſſagende Träume verleiht ꝛc. Vergl. Prätorius Glückstopf S. 21. Bechſtein thüringiſcher Sagenſchatz II. S. 108. Gödſche ſchleſiſcher Sagenſchatz S. 103. Aus der heidniſchen Fee unter dem Haſelſtrauche wurde ſpäter in der Volksſage die chriſtliche Madonna gemacht. Vergl. Curioſitäten VI. S. 41. Gumpenberg marianiſcher Atlas I. S. 47. Die vielen Haſelſtäbe und Haſelnüſſe ſtehen demnach vielleicht mit dem Schlangenſymbol in einer Beziehung.

Davon abgeſehen, ſo iſt die ganze Behandlungsweiſe der Todten in unſern Gräbern eine heidniſche. Indem man ihnen Eſſen und Trinken, Licht, Wanderſtäbe, Schuhe und Waffen mitgab, ſetzte man voraus, ſie würden das alles nach dem Tode auf ihrer Wanderſchaft durch die Unterwelt brauchen. Der Chriſt braucht ſolche Mitgaben nicht, und wenn ſich auch noch bis tief in die chriſtliche Zeit in der Baar die Sitte erhalten hat, den Todten etwas mitzugeben, ſo iſt das doch ohne Zweifel nur ein tiefgewurzelter heidniſcher Aberglaube geweſen, der ſich durch die Bekehrung zum Chriſtenthum nicht hat ausrotten laſſen.

In den verſchiedenen Früchten, die den Todten mitgegeben wurden, konnten wir nur intereſſante Beweiſe von der damaligen Obſtkultur, aber nichts Symboliſches erkennen. Man nahm ſie wahrſcheinlich, wie ſie gerade die Jahreszeit darbot, und auch die vielen Haſelnüſſe mögen ſich daraus erklären, daß ſie im Winter eben am leichteſten aufbewahrt werden konnten, um ſtatt anderer Früchte, wenn es daran fehlte, in die Särge gelegt zu werden.

Die fünf Todtenſchuhe, die wir fanden, weiſen gleichfalls auf das Heidenthum hin. Sie kehren im fränkiſch-thüringiſchen und ſkandinaviſchen Todtenkultus wieder. Im Hennebergiſchen nennt man noch jetzt die letzte Ehre, die man Todten erweiſt, den Todtenſchuh, zum Beweiſe, daß das Mitgeben der Schuhe ehemals eine Hauptſache bei Beerdigungen geweſen iſt. Vergl. Grimm deutſche Mythologie 2. Aufl. S. 795. und Mone nordiſches Heidenthum

I. S. 454. In Skandinavien hießen dieſe Schuhe Heleke (Schuhe für die Hela, d. h. die Unterwelt oder Hölle). Der Gebrauch, ſie den Todten mitzugeben, iſt am ausführlichſten beſchrieben in Gisle Sturſons Saga (Lachmanns Ausgabe der Müllerſchen Sagaenbibliothek S. 126). Gerade daß unſere Todtenſchuhe nicht wirklich anziehbare Schuhe, ſondern nur maſſive Schuhbilder ſind, beweiſt deren ſinnbildlichen Gebrauch im Todtenkultus. Uebrigens ſind nur zwei davon eigentliche Schuhe, die drei andern ſind Abbilder von nakten Füßen, nicht ohne plaſtiſches Geſchick geſchnitten, welche Verſchiedenheit jedoch nicht hindert, daß beide gleiche Bedeutung gehabt haben. Ein feſter Fuß oder ein ſtarker Schuh für Hela kommt auf eins hinaus.

Merkwürdigerweiſe entſprechen aber dieſen ſymboliſchen Füßen auch ein paar ſymboliſche Hände oder Handſchuhe. Man kennt ſolche Handbilder nur unter dem Namen der ſogenannten Schwurhand, wie auch der Handſchlag, die aufgehobene Hand, die Darreichung von ein Paar Handſchuhen ꝛc. im deutſchen Rechtsgebrauch immer an Eidesſtatt die Verbürgung ausdrückt, worüber man Grimms deutſche Rechtsalterthümer nachleſen kann. Mit dem Todtenkultus ſteht dieſe Rechtsſymbolik in keinem Zuſammenhange; die hölzernen Hände, die wir nur in einem einzigen Todtenbaum fanden, ſind daher vielleicht auch nur Erinnerungszeichen aus dem Leben der beſtimmten hier begrabenen Perſon geweſen, und haben keine allgemeine Bedeutung für Gräber.

Alle dieſe Sinnbilder aber gehören der heidniſchen Vorzeit an. Sind nun unſre Todten, wie wir ſchon ſahen, weder Kelten noch Römer und auch noch nicht die ſpätern chriſtlichen Alemannen geweſen, ſo bleibt nichts übrig, als ſie für heidniſche Alemannen zu halten. Bekanntlich ſetzten ſich dieſe im vierten Jahrhundert in Schwaben feſt und blieben im Oberlande bis ins achte Jahrhundert noch Heiden. Man könnte auch an die gleichfalls germaniſchen Sueven denken, welche noch früher, ſchon vor den Römern, in die keltiſche Bevölkerung eindrangen und zu Cäſars Zeit unter Arioviſt über den Rhein gingen. Allein da ſchon im zweiten Menſchenalter nachher dieſe verſchobenen Sueven unter Marobeduus ſich wieder vor den Römern nach Böhmen zurückzogen, ſo iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie lange im Oberlande gewohnt haben. Auch beſaßen ſie ſchwerlich in jener frühern Zeit ſchon ſo mannigfaltige Metallarbeiten. Endlich läßt auch die Menge und Art der hölzernen Geräthe, wie oben ſchon bemerkt iſt, eher an unmittelbare Vorfahren der heutigen Bewohner, alſo an ſpätere Alemannen denken, als an die früheren Sueven, deren Zeit noch jenſeits der langen römiſchen Periode fällt.

Obgleich die Ringe, Brochen, Korallen ꝛc. in den Gräbern am Lupfen mit denen in Nordendorf genau übereinſtimmen, die letztern aber mit römiſchen Münzen ꝛc. verbunden vorkommen, alſo noch dem vierten Jahrhundert angehören, dürften die Gräber am Lupfen doch in eine etwas ſpätere Zeit fallen, als die in Nordendorf. Jene Schmuckſachen können ſich Jahrhunderte hindurch in Gebrauch erhalten haben. Was mir eine ſpätere Zeit der Beerdigungen zu Oberflacht wahrſcheinlich macht, ſind vor allem die Todtenbäume, die offenbar ſchon den Uebergang von den Steingräbern zu den hölzernen Särgen bilden. Ferner die Abweſenheit aller römiſchen Erinnerungen. Es ſcheint, daß die Römer wohl ſchon lange aus dem Lande vertrieben waren, als die Todten hier beerdigt wurden, weil ſich ſonſt wohl erbeutete römiſche Waffen, Münzen ꝛc. in den Särgen gefunden haben würden. Wahrſcheinlich aber gehören die Gräber nur wenigen Familien von Herren und Knechten an, die hier einen einſamen Hof im Walde bewohnt haben.

Daß die Gräber einer verhaltnißmäßig ſpätern Zeit angehören, ergiebt ſich auch aus der durch die Güte des Herrn Profeſſor Fehling veranſtalteten Analyſe der darin gefundenen Bronze. Dieſelbe enthielt

87.68	Kupfer
6.94	Zinn
1.15	Blei
4.13	Zink mit etwas Eiſen.
99.90	

In der älteſten keltiſchen Bronze kommt bekanntlich nur Kupfer und Zinn vor; wo ſich Zink und Blei finden, bezeichnen ſie ſchon eine ſpätere Zeit; eben ſo das Eiſen, das unter den ältern Bronzen ganz fehlt und erſt nach und nach ſparſam hervortritt.

Rechenſchafts-Bericht.

Wir fügen der Beſchreibung der Oberflachter Grabfunde nur eine kurze Rechnungsablage bei, indem wir uns einen ausführlichen Bericht über den dermaligen Stand, die Leiſtungen und Erwerbungen des Vereins für das bald erſcheinende vierte Jahresheft vorbehalten.

Auszug

aus der zweiten Jahres-Rechnung vom 1. Juli 1844 bis 1845.

Einnahme.	
1. An Reſt der erſten Rechnung . .	31 fl. 44 kr.
2. An Ausſtänden	3 fl. 21 kr.
3. An Beitrag von Seiner Königlichen Hoheit Kronprinz Carl von Württemberg, zum Ankauf der Herdtle'ſchen Zeichnungen der Standbilder der Grafen von Württemberg in der Stiftskirche zu Stuttgart . .	200 fl. — kr.
4. An Erlös von 26 Exemplaren des erſten Vereinshefts à 2 fl. 42 kr.	70 fl. 12 kr.
5. An Jahresbeiträgen von 498 Mitgliedern, welche 750 Aktien vertraten	2025 fl. — kr.
6. An Zinsgewinn	27 fl. 9 kr.
	2357 fl. 26 kr.
Vorſchuß	31 fl. 45 kr.
	2389 fl. 11 kr.

Ausgabe.	
1. Für Erhaltung von Denkmalern .	127 fl. — kr.
2. Für Ausgrabungen:	
a. bei Oebringen	100 fl. — kr.
b. bei Oberflacht	343 fl. 10 kr.
3. Für die Sammlungen des Vereins	194 fl. 25 kr.
4. Für Geräthſchaften	153 fl. — kr.
5. Für das Vereins-Lokal	37 fl. 25 kr.
6. Für die Aufnahms-Urkunde . . .	319 fl. 17 kr.
7. Für die Jahreshefte	932 fl. 17 kr.
8. Für Poſtporto, Schreibmaterialien, Copialien, Geldeinzug, Bedienung und Druckkoſten	177 fl. 13 kr.
9. Ausſtände	5 fl. 24 kr.
	2389 fl. 11 kr.

Druckfehler im Auszug aus der erſten Jahres-Rechnung vom 1. Juli 1843 bis 1844.

Die Ausſtände ſollten ſtatt mit 3 fl. 24 kr. mit 3 fl. 21 kr. und der Betrag der Ausgabe ſtatt mit 1985 fl. 54 kr. mit 1985 fl. 56 kr. vorgetragen ſeyn.

Anmerkung. Nach der Verſendung des dritten Vereinshefts kommen die Beiträge des vierten Jahrs 1. Juli $18^{46}/_{47}$ zum Einzug, und zwar ebenſowohl zur Erleichterung der Verwaltung als der auswärtigen Mitglieder des Vereins, mittelſt Nachnahme von der Poſt. Die Beſcheinigungen werden aber ſtatt auf den 1. Juli $18^{46}/_{47}$ auf das Jahr 1847 und auch ſpäter immer auf das Kalenderjahr geſtellt werden, wodurch die Einzahlungen mit den Rechenſchaftsberichten und Vereinsheften in Uebereinſtimmung kommen und Mißverſtändniſſen begegnet wird. Daß die für den 1. Juli $18^{46}/_{47}$ bereits ausgeſtellten Quittungen für das Jahr 1847 gelten, verſteht ſich hienach von ſelber. — Demnach gilt das dritte Vereinsheft, welches hiermit ausgegeben wird, für 1846, und das vierte, welches noch im Laufe dieſes Sommers nachfolgen wird, für 1847.

Zu dem Verzeichniß der Mitglieder.

Nach dem Rechenſchaftsberichte vom Jahr 1845 war die Zahl der Mitglieder 498, der Aktien 750.

Davon ſind ſeither aus dem Verein geſchieden a) durch den Tod: Archivrath Oechsle in Stuttgart. Oberſt-Stallmeiſter v. Maucler daſelbſt. Präzeptor Hirſcher in Ebingen. Pfarrer Lang in Troſſingen. b) durch Austritt: Buchdrucker Häring in Stuttgart. Oberamtmann Schüllermann in Saulgau. General-Major v. Wundt in Ludwigsburg.

Dagegen ſind bis zum Schluſſe des Jahres 1846 dem Vereine beigetreten:

Aulendorf. Se. Erlaucht Graf von Königsegg-Aulendorf.
Balingen. Oberamtsgerichts-Aktuar Sigel.
Baſel. Kaufmann Reinhold Glöklen.
Ernsbach. Kaufmann Blezinger.
Frankfurt a. M. Hermann Wirſing.
Gmünd. Kirchen- und Schulpfleger Nuber.
Kocherſteinsfeld. Baron v. Müller jun.
Königsbronn. Schultheiß Scheerer.
Köln. Franz Lenhart, Bildhauer und Mitglied der Direktion des kölniſchen Kunſtvereins.
München. Baron von Rettberg.
Nürnberg. Stephan Kellner, Glasmaler.
Reutlingen. Bildhauer Machelt.
Stuttgart. Diakonus und Schul-Inſpektor Heigelin. Rechtskonſulent Dizinger. Kataſterkaſſier Breunlin. Baron von Podewils. Buchhändler Theodor Lieſching. Lithograph Malté. Schloßverwalter Roth. Theatermaler Krämer. Architekt Beisbarth. Med. Dr. Auguſt Koch. Hiſtorienmaler Kurz. Lithograph Küſtner. Bankier Sigmund Benedict. Bergrath v. Schübler. Geograph Erbe. Literat F. Müller. Kunſtziegler- und Guts-Beſitzer Joſeph Beck. Kaufmann F. W. Steinbuch.
Troſſingen. Verwaltungs-Aktuar Lang.
Ulm. Hauptmann v. Bayha.
Weilheim. Dekan Schmid.
Wurzach. Kaplan F. Sieg.

Sonach betrug am Schluſſe des Jahres 1846 die Zahl der Mitglieder 525, der Aktien 777.

Berichtigung zum Mitglieder-Verzeichniß von 1845.

Es ſollte dort aufgeführt ſeyn:

Aſchaffenburg. Profeſſor Dr. v. Hefner.
Aulendorf. Domänen-Aſſeſſor Stier (ſtatt Klein).
Königseggwald. Rentmeiſter Boos (ſtatt Roos).
Meiningen. Oberlandbaumeiſter Döbner.
Reutlingen. Architekt Diegel.
Wurzach. Bierbraumeiſter Arnold. Anton Schranz (ſtatt Schwarz).

Seite 12 Nr. 13 des Rechenſchaftsberichts von 1845 ſollte ſodann ſtatt „des Grafen Georg I.“ „des Freiherrn Georg I.“ ſtehen.

Im Text des zweiten Jahreshefts Spalte 2 Zeile 6 lies „Vetter“ ſtatt „Vater“.

* * *

Die

Geſänge der Völker.

Lyriſche Muſterſammlung

in

nationalen Parallelen

von

Wolfgang Menzel.

Leipzig,
Verlag von Guſtav Mayer.
1851.

Vorwort.

Von den übrigen lyriſchen Sammelwerken der neuern Zeit unterſcheidet ſich das vorliegende dadurch, daß es nur *echte Nationallieder* enthält und zu denſelben aus dem Bereiche der vornehmen und gelehrten Poeſie nur ſolche hinzufügt, die ihres volksthümlichen Inhaltes und Tones wegen wirklich beim Volke allgemein beliebt wurden. Ein Werk dieſer Art fehlt noch. Herders „Stimmen der Völker“ waren nach einem ähnlichen Plane geſammelt; allein Herder kannte die echten Nationalgeſänge noch bei Weitem nicht in dem Umfange, wie wir ſie heute kennen. Alle andern neuern Sammlungen verfolgen nicht denſelben Plan, ſofern ſie nämlich entweder dem Lyriſchen auch noch Bruchſtücke aus didaktiſchen, epiſchen und dramatiſchen Werken einmiſchen und eine Eintheilung nach poetiſchen Gattungen und Versmaßen vornehmen, oder chronologiſch verfahren, alle ohne Ausnahme aber ſich vorzugsweiſe an die ſchriftlichen Werke der vornehmeren Dichter halten, nicht an den lebendigen Volksgeſang, und demnach auch meiſt nur die ſy jectiven Stimmungen und Reflexionen individueller Geiſter, nicht den Ausdruck des reinen Volksgemüths wiedergeben. Deshalb nun ſchien es mir der Mühe werth zu ſein, wieder einmal die echten Nationallieder zu ſammeln und auf den Plan Herders zurückzukommen, denſelben aber mit den reichen Mitteln unſerer Gegenwart weiter auszuführen.

Ich habe in meiner Arbeit zugleich auf *nationale Parallelen* Bedacht genommen. Durch alle Zeiten und Völker gehen *die ewigen Gefühle der reinen Menſchlichkeit* in einer wunderbar übereinſtimmenden lyriſchen Strömung hindurch, und es gewährt ein hohes Intereſſe, zu entdecken, wie man ſchon vor Tauſenden von Jahren im fernen Indien und China, Perſien und Hellas eben ſo menſchlich empfand, wie heute im gebildeten Europa. Je inniger aber die Verwandtſchaft der Grundgefühle in den Menſchen, um ſo charakteriſtiſcher treten die nationalen Unterſchiede in der Form hervor, daher ich möglichſt oft die verſchiedenen nationalen Ausdrucksweiſen deſſelben lyriſchen Gefühls vergleichend neben einander geſtellt habe.

Die unzähligen Gefühle, welche die Völker in ihren Liedern ausſprechen, ſind von einer ſittlichen Reinheit, daß ſie in dieſer Beziehung unbedingt den Vorzug vor der Kunſtpoeſie der höhern Bildungsſtufen verdienen. Wenn aber in ſpätern verderbteren Zeiten Manches zum Volkslied wurde, was jenen Charakter der Reinheit nicht mehr an ſich trägt, ſo habe ich in dieſer Sammlung, ſofern ſie auch in die Hände der reifern Jugend kommen wird, gefliſſentlich alles Ungeziemende vermieden, ohne darum den geſunden und heitern Volkshumor auszuſchließen.

Die Eintheilung des reichen Stoffes ergiebt ſich von ſelbſt. Den erſten Rang müſſen natürlicherweiſe die religiöſen Hymnen, Gebete, Danklieder ꝛc. einnehmen, aus deren faſt unendlicher Zahl ich jedoch nur ſolche hervorheben zu dürfen glaubte, die in beſonders charakteriſtiſcher Weiſe die Tiefen des religiöſen Bedürfniſſes bei allen Völkern, beſonders in den Hauptrichtungen der Gottesfurcht und des Gottvertrauens aufſchließen, und von denen die meiſten zur Liturgie gehörten, hochberühmt und überall geſungen waren.

Der zweite Rang gebührt ſodann den Liedern, in welchen Nationalſtolz, Freiheitsſinn und kriegeriſcher Muth der Völker ihren lebendigſten Ausdruck gefunden haben, und von denen ebenfalls eine große Zahl zu den berühmteſten Liedern der Welt gehört. An ſie müſſen ſich einerſeits die loyalen Nationalgeſänge zu Ehren geliebter oder gefürchteter Herrſcher, andrerſeits die Heldenlieder und wildfreien Geſänge der Soldaten und Jäger anſchließen.

Dieſen männlichen Liedern folgen ſodann die ſchönſten und zarteſten Liebeslieder aller Nationen, dazu auch eine Auswahl ſolcher Romanzen und Balladen, in denen Glück und Unglück der Liebe in rührenden Beiſpielen geſchildert ſind, und die zu den beliebteſten Volksliedern gehören.

Ferner die überall auf Erden vorkommenden Frühlingslieder und andere volksthümliche Geſänge, in denen die Natur und der landſchaftliche Hintergrund des Volkslebens ſich ſpiegeln. Ländliche Lieder; Geſänge häuslicher Arbeit, Freude und Trauer; Lieder der Freundſchaft und Geſelligkeit; Trinklieder, Scherzlieder; Klage- und Grabgeſänge.

Daß die vorliegende Sammlung nicht zu weit ausgedehnt wurde, geſchah mit Abſicht. Wenn ſich auch in den Raum eines mäßigen Bandes nicht alles Schöne zuſammendrängen läßt, was die Völkerpoeſie aufzuweiſen hat, ſo gewährt doch gerade die Auswahl des Beſten in jeder Gattung eine Befriedigung, welche beim langwierigen Durcharbeiten eines maſſenhafteren Materials leicht in Ermüdung übergehen würde. Der geſunde und ſtärkende Hauch echter Poeſie zertheilt ſich in bändereichen Werken und die Wirkung wird abgeſchwächt. Lieber mehr Geiſt, dachte ich, und weniger Papier!

Stuttgart, 1. October 1850.

Wolfgang Menzel.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Hymnen und Heldenlieder.

Nr.

A. Hymnen.

1. Altindiſche Hymne an den Donnergott Indra.
2. An den Donnergott.
3. Der 18. Pſalm Davids.
4. Chriſtliches Gewitterlied.
5. Indiſche Hymne an das Feuer.
6. An Setut.
7. Hymne an Varuna.
8. Altperſiſche Hymne an das Waſſer.
9. An Poſeidon.
10. Hymne an Uſha, die Morgenröthe.
11. Griechiſche Hymne an die Morgenröthe.
12. An die Sonne.
13. Griechiſcher Hymnus an die Sonne.
14. Der Sonnengeſang des heiligen Ambroſius.
15. An die Sonne.
16. An die Erntegöttin.
17. Chineſiſches Erntelied.
18. Chriſtliches Erntelied.
19. An die Regengöttin.
20. Gebet um Regen.
21. An den böſen Gott.
22. Buddhiſtiſches Gebet.
23. Das altperſiſche Vaterunſer.
24. Lob Jehovah's, des Schöpfers (104. Pſalm).
25. Hymne des heiligen Franziskus.

Nr.

26. Danklied des jüdiſchen Volkes (136. Pſalm).
27. Herr Gott, dich loben wir.
28. Ein veſte Burg iſt unſer Gott.
29. Gottvertrauen.
30. Hingebung an Gott.
31. Geiſtliches Liebeslied.
32. Geiſtliches Liebeslied.
33. Altdeutſches Weihnachtslied.
34. Weihnachtslied.
35. Oſterlied.
36. O Haupt voll Blut und Wunden.
37. Die ſchmerzenreiche Mutter.
38. Marienlied.
39. Altdeutſches Marienlied.
40. Maria hilf.
41. Bitt' für mich.
42. Altes Schifferlied.
43. Bußlied.
44. Gebet in höchſter Noth.
45. Der ewige Richter.
46. Der Tag des Zornes.

B. Vaterlandslieder.

47. Deutſchlands Ehre.
48. Des Deutſchen Vaterland.
49. Das Lied vom Rhein.
50. Der Straßburger Münſter.
51. Der Kölner Dom.
52. Das Rheinlied von 1840.

Nr.
53. Das Lied von Schleswig-Holſtein.
54. Rule Britannia.
55. Das Hochland.
56. Die Provence.
57. Norwegiſcher Nationalgeſang.
58. Die Flagge der Vereinigten Staaten.
59. Der Anſiedler im Weſten.
60. Yankee-doodle.

C. Heimwehlieder.

61. Klagelied der Juden in der babyloniſchen Gefangenſchaft (137. Pſ.).
62. Heimweh.
63. Heimweh.
64. Schottiſches Nationallied.
65. Lied des verbannten Prieſters.
66. Heimweh des Sklaven.
67. Soldatenlied.
68. Kaplied.
69. Heimweh.
70. Wanderlied.
71. Mignon.

D. Königslieder.

72. An den Kaiſer Auguſtus.
73. Chineſiſche Kaiſerlieder.
74. Loblieder auf den Schah v. Perſien.
75. Der Siegelring des Herrſchers.
76. Vive Henri quatre!
77. O Richard, o mon roi!
78. Oeſterreichiſche Nationalhymne.
79. Preußiſches Königslied.
80. Ruſſiſche Kaiſerhymne.

E. Freiheitslieder.

81. Altgriechiſches Freiheitslied.
82. Die Marſeillaiſe.
83. Die Pariſienne.
84. Belgiſches Nationallied.
85. Rhiga's Kriegshymne.
86. Die Riegohymne.
87. Noch iſt Polen nicht verloren.
88. Die letzten Zehn vom vierten Regiment.
89. Tells Lied.
90. Aufruf an das deutſche Volk.

Nr.
91. Vaterlandslied.
92. Freiheit.
93. Freiheitslied.
94. Gedankenfreiheit.

F. Nationale Heldenlieder.

95. Todtengeſang der Mongolen bei Dſchingis-chan's Leichenfeier.
96. Fang-Schu's Siegeslied.
97. Die Schlacht bei Murten.
98. Trommelſchlag der Lanzknechte.
99. Wilhelm von Naſſau.
100. Prinz Eugenius.
101. Das Lied von Marlborough.
102. Siegeslied von Oudenaarde.
103. Preußiſches Siegeslied nach der Schlacht bei Prag, 1759.
104. Der alte Deſſauer.
105. Friedericus Rex.
106. Friedrich d. Gr. im Elyſium.
107. Vive l'Empereur!
108. Bertrands Abſchied.
109. Die nächtliche Heerſchau.
110. Andreas Hofer.
111. Das Blücherlied.
112. Radetzky.

G. Völkerklagen.

113. Böſe Zeiten.
114. Fluch des Verſtümmelten.
115. Eſthniſche Bauernlieder.
116. Zornlied.
117. Italien.
118. Die Italiener in Rußland.
119. Hohenſtaufen.
120. Der deutſche Reichsadler.
121. Das Friedenslied.
122. Deutſche Freiheit.
123. Der Gefangene.
124. Die Fürſtengruft.
125. Letzter Troſt.
126. Der Invalid im Irrenhauſe.
127. Die zerſchlagene Geige.
128. Irland.
129. Fabrikelend.
130. Die Neger.

Nr.

H. Mannesſtolz in Liedern.

131. Mannesſtolz.
132. Die Tugend.
133. Römertugend.
134. Manneswerth.
135. Ausdauer.
136. Freiſinn.
137. Ich hab's gewagt.
138. Mannestreue.
139. Das Lied der Männer.
140. Männer und Buben.
141. Das alte Recht.
142. Im ſtändiſchen Kampfe.
143. An die Volksvertreter.
144. Wanderlied der Turner.

I. Kriegs- und Soldatenlieder.

145. Die altgriechiſchen Kriegslieder des Tyrtäos.
146. Chineſiſches Kriegslied.
147. Chineſiſcher Wachtpoſten.
148. Muhamedaner-Schlachtlied.
149. Waab-Oſjeg's-Geſang.
150. Kriegslied von Otaheiti.
151. Am Morgen der Schlacht.
152. Sturmlied.
153. Normannenlied.
154. Altſchottiſches Schlachtlied.
155. Fehdeluſt.
156. Verzage nicht.
157. Deutſches Soldatenlied.
158. Schlachtlied.
159. Schlachtlied.
160. Des Ritters Abſchied.
161. Lützow's wilde Jagd.
162. Soldatenlied.
163. Soldatenlied.
164. Der gute Kamerad.
165. Die Tabakspfeife.

K. Reiterlieder.

166. Arabiſches Reiterlied.
167. Turkomanniſches Reiterlied.
168. Mongoliſches Reiterlied.
169. Litthauiſches Soldatenlied.
170. Der ſchöne Reiter.
171. Das Reiterlied.
172. Morgenlied.
173. Reiterlied.
174. Huſarenlied.
175. Morgenlied.
176. Der treue Rappe.

L. Jägerlieder.

177. An den Jagdgott.
178. Der heilige Hubertus.
179. Chineſiſches Jagdlied.
180. Das Lied vom ſchönen Jäger.
181. Serbiſches Jägerlied.
182. Der Jäger.
183. Jägerlied.
184. Die ſchwarzbraune Hex.
185. Jägerlied.
186. Der Schütz.
187. Jagdlied.
188. Jägers Abendlied.
189. Der alte Jäger.

Zweites Buch.

Liebeslieder.

A. Sehnſuchtslieder.

190. Radha's Lied.
191. Chineſiſches Sehnſuchtslied.
192. Sappho's Lied.
193. Liebesglut.
194. Liebesglück.
195. Frage.
196. Einſamkeit.
197. Emmelinens Lied.
198. Du, du.
199. Unzugänglich.
200. Nonnenklage.
201. Nonnenklage.
202. Arabiſches Liebeslied.

Nr.
203. Die Fahrt zur Geliebten.
204. Weg der Liebe.
205. Nach Sevilla.
206. Wenn ich ein Vöglein wär'.
207. Vergiß mein nicht.
208. Volksliedchen aus dem Kuhländchen.
209. Die Wäſcherin.
210. Unwiderſtehlich.
211. Macaſſariſches Liebeslied.
212. Aennchen von Tharau.
213. Der Wunſch.

B. Liebeswerbung und Lockung.

214. Serbiſche Mädchenſitte.
215. Der Krüppel.
216. Der Tauſch der Herzen.
217. Das verlorne Herz.
218. Nina.
219. Das Liebeslied Heinrichs IV.
220. Das Hünchen.
221. Minnelied.
222. Heideröslein.
223. Werbung.
224. Das Veilchen.
225. Das Veilchen.
226. Die Spinnerin.
227. Sehnſucht.
228. Lockung.
229. Das puritaniſche Brautpaar.
230. Mennoniſtenliebe.

C. Brautlieder.

231. Die Königsbraut.
232. Altgriechiſches Hochzeitlied.
233. Die Raute.
234. Eſthniſches Hochzeitlied.
235. Litthauiſches Brautlied.
236. Das liebende Mädchen.
237. Die Waiſe.
238. Die ſchöne Braut.
239. Der Kranz.
240. Die ſterbende Braut.
241. Der ſilberne Spiegel.

D. Grüße der Liebe.

242. Perſiſches Liebeslied.
Nr.
243. An den Sturmwind.
244. Der Falke.
245. Nachtigall.
246. Nachtigall.
247. Frau Nachtigall.
248. Die Lerche.
249. Sehnſucht.
250. An die Biene.
251. Der Apfel.
252. Der Kranz.
253. Die Roſe.
254. Die Roſe.
255. An den Ebro.
256. An den Mond.
257. Bairiſcher Gruß.

E. Ständchen.

258. Indiſches Ständchen.
259. Indianiſches Ständchen.
260. Altrömiſches Ständchen.
261. Neurömiſches Ständchen.
262. Nachtgeſang.
263. Nachtgeſang.
264. Neapolitaniſches Liedchen.
265. Sicilianiſches Ständchen.
266. Spaniſches Ständchen.
267. Neugriechiſches Ständchen.
268. Schottiſches Ständchen.
269. Deutſches Nachtlied.
270. Nachtlied.
271. Ständchen.
272. Ständchen.
273. Vor dem Fenſter.
274. Vergebne Mühe.

F. Tagelieder.

275. Morgengeſang.
276. Chineſiſches Wächterlied.
277. Die Schwalbe.
278. Provenzaliſches Wächterlied.
279. Eine ſchöne Tageweis.
280. Altdeutſches Wächterlied.

G. Schifferlieder.

281. Chineſiſches Schifferlied.
282. Höhere Beſtimmung.

Nr.
283. Venetianiſches Fiſcherlied.
284. Barcarole.
285. Barcarole.
286. Barcarole.
287. Des Schiffers Heimkehr.
288. Die launenhafte Schöne.
289. Das Paſſauer Schifferlied.
290. Der Donauſtrudel.
291. Deutſches Schifferliedchen.

H. Liebesglück in Liedern.

292. Indiſche Liebesliedchen.
293. Indiſches Liebeslied im Gewitter.
294. Liebe im Regen.
295. Liebe im Regen.
296. Altrömiſches Liebeslied.
297. Verrath.
298. Der Kuß.
299. Der Kuß.
300. Slowakiſcher Liebesgruß.
301. Eſthniſches Liebesliedchen.
302. Mädchenübermuth.
303. Aller Welt Liebhaber.
304. Die Bienen.
305. Der Gefangene.
306. Im Mondſchein.
307. Unter der Linde.
308. Liebesglück.
309. Nach Oſterland will ich fahren.
310. Die größte Freude.
311. Jungbrunnen.
312. Das Ringlein.
313. Tanzreim.
314. Der Weber.
315. Auf der Alm.
316. Der Reiter.
317. Heilbronner Volksliedchen.
318. Kuhreigen.
319. Schweizerlied.

I. Liebesſtreit.

320. Indiſche Liebesliedchen.
321. Die Procidanerin.
322. Der Schmetterling.
323. Der Schmetterling.
324. Miska.

Nr.
325. Mutterkind.
326. Der Bach.
327. Die Spröde.
328. Reiterlied.
329. Röslein auf der Haide.
330. Röschen am Wege.
331. Das Würzburger Mädchen.
332. Wunſch.
333. Der Müllerin Nachbar.

K. Abſchiedslieder.

334. Leb' wohl.
335. Wermuth.
336. Abſchied eines Slowaken.
337. Schöne Minka.
338. Drei Reiter.
339. Troſt beim Abſchied.
340. Studentenlied.
341. Vergiß mein nicht.
342. Trotziges Entſagen.
343. Verabſchiedung.
344. An der Donau.
345. Huſarenliebe.

L. Liebesleid durch Trennung.

346. Liebesklagen.
347. Liebesklage einer Chineſin.
348. Trauer einer chineſiſchen Fürſtin um ihren gefangenen Gemahl.
349. Türkiſche Liebesklage.
350. Die Verlaſſene.
351. Die Roſe.
352. Amalia.
353. Müllers Abſchied.
354. Schäfers Klagelied.
355. Heimlicher Liebe Pein.
356. Die Hirtin.
357. Die Verlaſſene.
358. Guggisberger Lied.

M. Liebesleid durch Untreue.

359. Die Verſtoßene.
360. Die ungeliebte Gattin.
361. Klage des ruſſiſchen Mädchens.
362. Herzweh.
363. Mignon's Klage.

Nr.
364. Die Lieb' iſt todt.
365. Desdemona's Lied.
366. Klage der Verlaſſenen.
367. Die junge Römerin.
368. Zwei Röſelein.
369. Der Tannenbaum.
370. Trutzig und verzagt.
371. Liebesklage.

Drittes Buch.

Balladen und Romanzen.

A. Heldenſagen und Mordgeſchichten.

372. Das Lied vom alten Hildebrand.
373. König Karls Meerfahrt.
374. Der Birnbaum auf dem Walſerfeld.
375. Barbaroſſa.
376. Schwäbiſche Kunde.
377. Das Lied von Antequera.
378. Die drei Brüder.
379. Der Tod des Cid.
380. Don Alonſo der Getreue.
381. Wehe mir Alhama!
382. Edward.
383. Asbiorn Prude's Lied.
384. Die Peſt zu Elliant.
385. Das hungernde Kind.
386. Die Roßdecke.
387. Der treue Bruder.
388. Mou-San.

B. Volksthümliche Legenden.

389. Des Sultans Töchterlein.
390. Die heilige Dorothea.
391. Reiterlied vom heiligen Georg.
392. Ida von Toggenburg.
393. Der Geiger von Gmünd.
394. Der betrogene Teufel.
395. Der Teufel in Salamanca.

C. Elfenſagen.

396. Der Tannhäuſer.
397. Elfenhöhe.
398. Der bucklige Geiger.
399. Herr Olof.
400. Erlkönig.
401. Herzog Magnus und die Meerfrau.
402. Das Meermädchen.
403. Der Fiſcher.
404. Der Fiſcherknabe.
405. Meluſine.
406. Der Schwanritter.
407. Der Rattenfänger von Hameln.
408. Faſtrade's Ring.

D. Geiſterſagen.

409. Charos.
410. Der treue Bruder.
411. Wilhelms Geiſt.
412. Die Harfe.
413. Luiſe.
414. Lenore.
415. Lenore.

E. Sagen von glücklicher Liebe.

416. Klein Grimmer.
417. Die drei Budris.
418. Der Zauber des Geſanges.
419. Die Spinnerin.
420. Graf Eberſtein.
421. Des Goldſchmieds Töchterlein.
422. Mädchenſinn.
423. Die Erdbeeren.
424. Der Weidenbaum.
425. Die treue Gattin.
426. Liebesprobe.
427. Treue.
428. Die Weiber von Weinsberg.
429. Der Herr von Falkenſtein.

F. Sagen von unglücklicher Liebe.

430. Schön Mary.
431. Treue.

Nr.
432. Klein Roſa.
433. Der Wirthin Töchterlein.
434. Donna Maria da Padilla.
435. Die Königstochter.
436. Das Lied von der ſchönen Bernauerin.
437. Lord Gregory.
438. Lore Lay.
439. Lords Marie.
440. Der Kranz.
441. Murray's Mord.
442. Das Mädchen am Ufer.
443. Des Mädchens Klage.
444. Der Douglas Untergang.
445. Die Nonne.
446. Die Frau von Weiſſenburg.
447. Die böſe Mutter.
448. Untreue.
449. Die ſchöne Margherita.
450. Albertus Magnus.
451. Der Blaubart.
452. Die Bundesbrüder.

G. Räuberlieder.

453. Rob Roy.
454. Grablied für einen Haiducken.
455. Thimos Grab.
456. Baida, der Koſak.
457. Die Piraten.
Nr.
458. Rinaldini.
459. Der Wildſchütz.
460. Die rothe Lene.

H. Schwänke und Spottlieder.

461. Der Seehaas.
462. Schreiber.
463. Doctor Eiſenbart.
464. Handwerksburſchenlied.
465. Die Schneider.
466. Romanze von den Schneidern.
467. Der ſtaubige Müller.
468. Klagelied des Haſen.
469. Das Zopflied.
470. Deutſche Philiſterei.
471. Des heil. Antonius Fiſchpredigt.
472. Nachtigall und Kuckuck.
473. Der Kuckuck.
474. Die Gans.
475. Das Altejungfernlied.
476. Die Katze.
477. Der Schreiber im Korbe.
478. Der alte Mann.
479. Das böſe Weib.
480. Der Pantoffelheld.
481. Großweibel und Kleinmännel.
482. Im Wirthshaus.
483. Der Tod von Baſel.
484. Weibertroſt.

Viertes Buch.

Freuden- und Trauerlieder.

A. Frühlings-, Herbſt- und Winterlieder.

485. Indiſche Frühlingslieder.
486. Chineſiſches Frühlingslied.
487. Altgriechiſches Frühlingslied.
488. Altrömiſches Frühlingslied.
489. Arabiſches Frühlingslied.
490. Perſiſche Frühlingsluſt.
491. Türkiſches Frühlingslied.
492. Provenzaliſches Frühlingslied.
493. Mailied.
494. Mailied.
495. Mailied.
496. Mailied.
497. Frühlingslied.
498. Frühlingslied.
499. Schwäbiſches Frühlingslied.
500. Arabiſches Badeliedchen.
501. Wiederhall.
502. Abendlied.
503. Abendlied.
504. Bei Nacht.
505. Arabiſches Herbſtlied.
506. Der Regentag.

Nr.
507. Herbſtlied.
508. Herbſtlied.
509. Die letzte Roſe.
510. Der Schnee.
511. Der Winter.

B. Haus- und Arbeitslieder.

512. Chineſiſches Geburtstagslied.
513. Die junge Frau.
514. Häuslichkeit.
515. Polniſches Ernteliedchen.
516. Mutterfreude.
517. Wiegenlied.
518. Niederrheiniſches Wiegenlied.
519. Niederländiſches Wiegenlied.
520. Die goldene Hochzeit.
521. Der Großvatertanz.
522. Spinnerlieder.
523. Mein Pflüger.
524. Bergmannslied.
525. Appenzeller Kuhreihen.
526. Kuhreihen aus dem Haslithal.

C. Trinklieder.

527. Altgriechiſches Trinklied.
528. Chineſiſches Trinklied.
529. Perſiſches Trinklied.
530. Türkiſches Trinklied.
531. Die deutſchen Weine.
532. In dulci jubilo.
533. Trinklied.
534. Weingruß.
535. Studentenlied.
536. Gluckgluck.
537. Der Tod.
538. Der Papſt und der Sultan.
539. Das Rheinweinlied.
540. Weinluſt.
541. Vanitas.
542. Das Fläſchchen.
543. Das Weinlied von Novalis.
544. Trinklied.
545. Das Feuerlied.
546. Die Bitte Noahs.
Nr.
547. Die Arche Noä.
548. Das Königslied.
549. Der neue Diogenes.
550. Hans Gerſtenkorn.
551. Bierlied.
552. Bettellied.

D. Geſellige Lieder und Lieder des Frohſinns.

553. Maurerlied.
554. Der Landesvater.
555. Frohſinn.
556. Rundgeſang.
557. Ewiger Wechſel.
558. Zufriedenheit.
559. Aufmunterung zur Freude.
560. 's iſt mir alles Eins.
561. Der Freie.
562. Mein Rock.
563. Tabakslied.
564. Das Pinzgauerlied.

E. Todtenklagen.

565. Indiſche Liebesklage.
566. Klage um den Sohn.
567. Klage einer Kalmuckin.
568. Grablieder der Koſaken.
569. Mutterthränen.
570. Die Hand.
571. Die Waiſe.
572. Das Roß ohne Reiter.
573. Das Ringlein.
574. Das Schlachtfeld.
575. Klage um Darthula.
576. Grabgeſang.
577. Klage der ſchottiſchen Schiffersfrau.
578. Grönländiſche Todtenklage.
579. Nadoweſſiſche Todtenklage.
580. Grablied.
581. Grablied.
582. Grablied.
583. Grablied.
584. Israfil.

Erstes Buch.

Hymnen und Heldenlieder.

A. Hymnen.

1. Altindiſche Hymne an den Donnergott Indra.

Aus Colebrooke's Abhandlung über die h. Schriften der Inder, überſetzt von Poley, S. 89. Die ſiebente Hymne des erſten Buchs der Vedas, der über viertauſend Jahr alten Gebetſammlung der Braminen.

Den großen Indra prieſen die Sänger des Sáma-Veda, die Prieſter des Rig-Veda mit heiligen Hymnen und die Prieſter des Yagur-Veda mit Gebeten.

Mit ſeinen gelben Roſſen, die durch ein bloßes Wort mit dem Wagen verbunden ſind, iſt Indra, der goldſtrahlende Träger des Donners, überall.

Auf daß ſie weithin leuchte, ließ Indra die Sonne im Himmel ſich erheben, die mit ihren Strahlen die Welt erleuchtet.

Hilf uns im Kampfe, Indra, und in den beutereichen Schlachten, du Furchtbarer, der mit furchtbaren Waffen uns hilft.

Um großen Reichthum wie um geringe Gaben bitten wir Indra, ihn, unſern Beiſtand, den Träger des Donners.

Du Regenſpender, der du uns Früchte ſchenkeſt und unſere Bitten gewähreſt, eröffne die Wolke.

Alle Lobpreiſungen, die wir den andern Göttern geſungen haben, ſie alle gehören dem Träger des Donners, nicht finde ich für ihn ein paſſendes Lob.

Er, der Befruchtende, dem nichts widerſtrebt, er ſchützt mit ſeiner Macht die Menſchen, wie der Stier die Heerde.

Indra herrſcht über die Menſchen und die Reichthümer und über die fünf Kaſten.

Für euch rufen wir den Indra an, der überall über die Menſchen herrſcht, möge er für uns allein da ſein.

2. An den Donnergott.

Altgriechiſch, die 20. orphiſche Hymne, überſetzt von Dietſch.

Preis der hehren Gewalt, Lautdröhnender, dir in Umleuchtung!
Luſtiger, flammender Gott, glutbrauſender, lichtend die Lüfte,
Schwingend herab Blitzglanz im Donnergerolle der Wolken;
Schweres Zorns, graunvoll, unüberwindbar und heilig,
Blitzer Zeus, du Vater des Alls, o der Könige größter,
Bring' huldreicher Geſinnung ein liebliches Ende des Lebens.

---

3. Der 18. Pſalm Davids.

Ein Pſalm vorzuſingen, Davids, des Herrn Knechts: welcher hat dem Herrn die Worte dieſes Liedes geredt zur Zeit, da ihn der Herr errettet hatte von der Hand ſeiner Feinde und von der Hand Sauls.

Und ſprach: Herzlich lieb hab ich dich, Herr, meine Stärcke;

Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott; mein Hort, auf den ich traue; mein Schild und Horn meines Heils und mein Schutz.

Ich will den Herrn loben und anruffen, ſo werde ich von meinen Feinden erlöſet.

Denn es umfingen mich des Todes Bande, und die Bäche Belial erſchreckten mich.

Der Höllen Bande umfingen mich, und des Todes Stricke überwältigten mich.

Wenn mir Angſt iſt, ſo ruffe ich den Herrn an und ſchreye zu meinem Gott: ſo erhöret er meine Stimme von ſeinem Tempel, und mein Geſchrey kommt vor ihn zu ſeinen Ohren.

Die Erde bebete und ward bewegt: und die Grundveſten der Berge regeten ſich und bebeten, da er zornig war.

Dampf ging auf von ſeiner Naſe, und verzehrend Feuer von ſeinem Munde, daß es davon blitzete.

Er neigete den Himmel und fuhr herab: und Dunckel war unter ſeinen Füſſen.

Und er fuhr auf dem Cherub, und flog daher: er ſchwebete auf den Fittigen des Windes.

Sein Gezelt um ihn her war finſter: und ſchwartze dicke Wolcken, darin er verborgen war.

Vom Glantz vor ihm trenneten ſich die Wolcken, mit Hagel und Blitzen.

Und der Herr donnerte im Himmel, und der Höchſte ließ ſeinen Donner aus mit Hagel und Blitzen.

Er ſchoß ſeine Strahlen und zerſtreuete ſie: er ließ ſehr blitzen und ſchreckte ſie.

Da ſahe man Waſſergüſſe, und des Erdbodens Grund ward aufgedeckt, Herr, von deinem Schelten, von dem Odem und Schnauben deiner Naſen.

Er ſchickte aus von der Höhe, und holete mich: und zog mich aus groſſen Waſſern.

Er errettete mich von meinen ſtarcken Feinden: von meinen Haſſern, die mir zu mächtig waren.

Die mich überwältigten zur Zeit meines Unfalls, und der Herr ward meine Zuverſicht.

4. Chriſtliches Gewitterlied.

Aus Knapps Liederſchatz, Nr. 3175.

Die Wolken ziehen ſich zuſammen,
Der Himmel ſieht erzürnet aus;
Er ſendet Blitz' und Feuerflammen
Hochdonnernd in die Welt hinaus;
Schwerwolkig droht die dunkle Höh',
Die Menſchen ſind voll Ach und Weh!

Ihr Sünder! dieſes Zorngerichte,
Dieß Wetter habet ihr erregt;
Wenn Gott die ganze Welt zunichte
Mit ſeinen Donnerkeilen ſchlägt,
Wenn uns ſein Strahl zur Aſche macht,
Wird alle Schuld auf euch gebracht!

Doch, Vater, höre bei den Blitzen
Noch deiner armen Kinder Schrei'n.
Du wolleſt Stadt und Land beſchützen
Und uns im Zorne gnädig ſein!
Streck' aus den Arm, der uns bedeckt,
Vertreib' das Wetter, das uns ſchreckt!

O Herr, der Donner deines Wortes
Zerknirſch' uns den befleckten Geiſt,
Bis daß ein Jeder ſeines Ortes
Dich durch ein frommes Leben preiſt!
Rühr' unſre Herzen allzumal
Durch einen Buß- und Glaubensſtrahl!

Erſcheinſt du aber in dem Wetter,
O Jeſu, Richter aller Welt,
So ſei mein Heiland und Erretter,
Damit das Urtheil gnädig fällt,
Und uns den Himmel zuerkennt,
Und keine Glut, die ewig brennt!

5. Indiſche Hymne an das Feuer.

Die 12. der Vedas bei Poley, S. 92. Agnis (ignis) iſt der Gott des Feuers bei den Indern.

Den Agnis erwählen wir als Boten, ihn den allwiſſenden, den Förderer dieſes Opfers, der die Götter herbeiruft.

Den Agnis, den Agnis, den Träger des Opfers, den von Allen Geliebten, preiſen ſtets die Opferer als den Herrn der Menſchen.

Agnis, führe die Götter hierher, du (durch das Reiben der Hölzer) Erzeugter, auf daß ſie ſich niederlaſſen auf das (für ſie bereitete) Opfergras, denn du, o Preiswürdiger, ladeſt ſie ein.

Rufe die opferwünſchenden Götter, o Agnis, du Bote der Götter, und laß dich nieder mit ihnen auf das Opfergras.

Du glänzender Agnis, verbrenne unſere Feinde, die Freunde des Raxaſas.

Agnis wird entzündet durch das Feuer, er, der Weiſe, der Jüngling, ſchützt das Haus, trägt das Opfer, ſein Mund verzehrt die heiligen Gaben.

Den weiſen Agnis lobe, den Freund der Wahrheit und Tugend, beim Opfer, den feindetödtenden Gott.

Wer dich, o göttlicher Agnis, beim Opfer als Boten verehrt, den beſchütze auch du.

Wer dich, o Reiniger, beim Opfer der Götter mit Opfern ehrt, den erfreue.

Du, o glänzender Agnis, Reiniger, bringe die Götter hierher zum Opfer und zur heiligen Speiſe.

Bringe du, von uns mit heiligem Geſange Geprieſener, Reichthümer und Speiſe gewährende Nachkommen.

Du Agnis in reinem Glanze, der in allen Anrufungen der Götter geprieſen wird, nimm gnädig auf unſern Lobgeſang.

6. An Setut.

Das Feuer bei den alten Perſern. Uralte Gebethymne des perſiſchen Zendaveſta, überſetzt von Kleuker, I. 147.

Feuer! mit Demuth erheb' ich dich hoch! Gebe dir Gerüche mit Reinigkeit, mit Heiligkeit! Helfe dir, gelobe dir, Feuer! Ormuzd's Sohn! Der Menſch lobpreiſe dich mit Holz, mit Barſom, mit Fleiſch der Thiere, mit Havan! Dies alles iſt dir Opfer! Sei König der Jugend! Sei König der Geſchöpfe! Feuer, Ormuzd's Sohn!

Flamme an dieſem Ort! Lichtglänze an dieſem Ort! Sei Quell überfließenden Segens, ſo weit Weltdauer fortreicht, bis Auferſtehung der Kraft iſt! Bis zur Auferſtehung reiner Kraft gieb mir, was ich brauche! Feuer! Sohn Ormuzd's!

7. Hymne an Varuna.

Der Gott des Waſſers, die 25. der Vedas, bei Poley S. 103.

Die Gewäſſer, die Göttinnen, die unſere Kühe tränken, rufe ich an, den Flüſſen müſſen wir Opfer bringen.

Im Waſſer iſt Unſterblichkeit (Nektar), im Waſſer iſt Heilkraft, ihr Prieſter ſeid unverdroſſen im Preiſe des Waſſers.

Soma hat mir verkündet, daß im Waſſer alle Heilmittel ſeien, daß Agnis Alles beglückt und daß das Waſſer Alles heilt.

Ihr Waſſer! erfüllet meinen Körper mit Krankheit vernichtenden Heilmitteln, auf daß ich lange der Sonne Licht erblicke.

Ihr Waſſer! nehmt hinweg von mir Alles, was böſe in mir iſt, was ich Gewaltiges verübt, und allen Fluch oder Lüge, die ich geſprochen.

Heute habe ich die Waſſer verehrt, mit der Waſſer Weſenheit habe ich mich verbunden (im Baden), komm du mit dem Waſſer begabter Agnis, umgieb mich mit Glanz!

Umgieb mich mit Glanz, o Agnis, ſchenke mir Nachkommenſchaft und langes Leben.

Die Götter kennen mein Opfer, laß auch Indra mit den Rishis es kennen.

8. Altperſiſche Hymne an das Waſſer.

Aus dem Zendaveſta, von Kleuker, II. 196 f. Auf dem heiligen Urberg Albordj verehrten die Perſer den Urquell alles Waſſers und alles Lebendigen, Arduiſur.

Lobpreis . . . dem Waſſer, das von allen vier Weltenden aus wächſt und Alles mit Ueberfluß ſegnet. Aller Art Güter quillen aus Bordj's Nabel; Waſſer verdirbt alle Menſchen Dew's, die Böſes thun, Magiker, Paris, Entkräfter, die taub und ſtumm machen!

Von Arduiſur's Quellen fließt der große, erhabene, reine Same; ſie ſtrömen Tag und Nacht Flußwaſſer in die Welt und alle Gewäſſer, die auf Erden fließen, wie die in der Höhe.

Lobpreis dem Waſſer, das Ormuzd geſchaffen hat für das reine Iran-Vedj! O daß ich möge von jetzt an glücklich leben! Thue mir dieſe Gunſt, reiner, wohlthätiger Arduiſurquell! Wenn ich, Poroſchaſps Sohn, reiner Zoroaſter, das Geſetz betrachte, das glänzende Geſetz, und es thue, ſo gieb, o Quell Arduiſur, daß ich von jetzt an immerfort desgleichen thun mag; gieb mir, der ich Zur trage, und Lobpreis dir ſchenke, Arduiſur, gieb mir reines Leben! —

9. An Poſeidon.

Gott des Meers, orphiſche Hymne, 17. von Dietſch.

Höre mich, Poſeidaon, Umuferer, finſtergelockter .
Tummler der Roſſ', in der Hand den erzgebildeten Dreizack!
Der du die Gründe bewohnſt der weitgebrüſteten Meerfluth,
Herrſcher des Meers, im Gebraus Dumpfrauſchender, Ländererſchüttrer,
Reich des Gewogs, Holdblickender du, hinjagend das Vierſpann;
Der du im Meerorkan' emporthürmſt ſalzige Waſſer;
Der du zum dritten Theile gewannſt tiefwallendes Weltmeer,
An dem Gewog' dich erlabend und Wild', erhabener Dämon!
Schirme die Erdgrundveſt' und die glücklich laufende Schifffahrt;
Friede, Geſundheit bring' und reichliche Fülle des Segens!

10. Hymne an Uſha, die Morgenröthe.

Aus den Vedas, bei Poley S. 106.

Auf ſteigen der Morgenröthe glänzende Strahlen wie gelbe Wogen; ſie macht Alles zugänglich und offen, hell iſt die hehre Maghoni.

Glücklich wirſt du geſehen und weit ſtrahlend, dein Glanz und deine Strahlen ſteigen zum Himmel. Offenbar machſt du deine Geſtalt, glänzende Göttin Morgenröthe, ſchimmernd in Strahlen.

Es fahren ſie, die Schimmernde, Große und Geprieſene, die glänzenden, gelben Strahlen. Wie der pfeilſchießende Held die Feinde vertreibt, ſo verjagt ſie ſchnell die Schaaren der Finſterniß.

Bahnen haſt du und Pfade in den Bergen und in unwegſamer Gegend; bringe uns, du auf großem Wagen Erſcheinende, Speiſen zum Genuß, du Tochter des Himmels.

Mit Roſſen fährſt du, unbeſiegte Morgenröthe; Reichthum bringſt du nach Wunſche, du Tochter des Himmels, welche angerufen wird bei dem Morgengebet.

Bei deinem Lichte verlaſſen die Vögel und die ſpeiſegenießenden Menſchen ihre Wohnung; dem, der dir nahe iſt, giebſt du viele Güter, göttliche Morgenröthe, deinem ſterblichen Diener.

11. Griechiſche Hymne auf die Morgenröthe.

Orphiſche Hymne, von Dietſch, Nr. 79.

Göttin, vernimm, die den Menſchen den erderleuchtenden Tag bringt,
Eos, glänzendes Lichts, voll röthender Glut in dem Weltall,
Heroldin des mächtigen Gotts, des erhabenen Titan;
Die du den Wandel der Nacht, den ſchwarze Finſterniß zeichnet,
Bannſt mit des eigenen Lichts Aufgang in die Tiefen der Erde;
Führerin zu dem Berufe, der Sterblichen Lebenshülfe;
Deren ſich freut das Geſchlecht der Redenden: nimmer ja iſt wer,
Welcher dein Antlitz fleucht, das da herrſcht aus himmliſcher Höhe,
Wann du den labenden Schlummer den Augenwimpern entſchüttelſt;
Fröhlich iſt jeglicher Menſch, und was kreucht, und alle Geſchlechter
Der vierfüßigen Thier', und was fleugt, und in wimmelnder Flut wohnt,
Denn du gewährſt den Menſchen das volle, wirkſame Leben.
Selige, Hehre, wohlan, mehr' heiliges Licht in Geweihten!

12. An die Sonne.

Altperſiſche Hymne im Zendaveſta, von Kleuker, II. 107.

Sonne! Unſterblicher! Glänzender im Licht! Heldläufer! ſei mir hold! Mit Demuth rühm' ich deine Größe hoch! Sehne nach deinem Wohlgefallen! opfere dir Wünſche!

Wenn du der Sonne Licht empfindeſt, wenn ſie dich wärmt mit hundert, tauſend Izeds aus dem Himmel umgeben, ſo ſtrahlt ſie Licht aus überall und Glanz, wie Regentropfen ſtrahlt ſie Licht und Glanz; mit reichſtem Ueberfluß ſchenkt ſie der Erde Licht und Glanz, die Ormuzd rein geſchaffen; Ueberfluß giebt ſie der reinen Welt; Ueberfluß des Segens giebt ſie reinen Körpern; Verſchwendung läßt ſie von ſich aus — die Sonne der Unſterblichkeit — des Glanzes — und des Heldenlaufs.

Sonne — ſobald ſie ſich aufmacht, wird rein durch ſie die Erde, Ormuzds Geſchöpf; fließendes Waſſer wird rein; Waſſer des Quells wird rein; Waſſer der Flüſſe und Höhlungen wird rein; durch ſie wird rein das Volk der Heiligen, des Herrlichkeit-verſchlungenen Weſens Eigenthum.

Wenn die Sonne nicht hervorginge, ſo würden Dews auf den ſieben Erdkeſchvars Alles zerrütten; kein Himmels-Ized würde auf Erden ſein, kein Geſchöpf könnte dauern.

Rufe im Gebet zur Sonne — den Unſterblichen — Lichtglänzer — Heldläufer, und du wirſt alle Dews ſchmettern, der Finſterniſſe keine; du wirſt ſchlagen Räuber und Gewaltthäter; du wirſt ſchlagen den Verderber dieſer Welt der Uebel.

13. Griechiſcher Hymnus an die Sonne.

Von Dionyſius von Alexandrien, 270 vor Chriſto, überſetzt von Herder.

Schweig', o Aether, in heiliger Ruh',
Schweiget ihr Berge, ſchweiget ihr Thale,
Erd' und Meer und Windeshauch;
Schweiget ihr Tön' und Vögelgeſänge.
Nieder will ſteigen zu euch daher,
Phöbos, lockengeſchmückt, Phöbos, der Fürſt.

Vater der lichthellblickenden Eos,
Der du den roſigen Wagen dahintreibſt,
Unter geflügelter Roſſe Spur,
Hochprangend im Schmuck gold'nen Gelocks,
Ueber des Himmels unendlichen Rücken;
Flechtend den vielfach gewundenen Strahl,
Ziehſt du des Lichts ſegenvoll Netz
Rings um die Länder des Erdrunds.

Dich gebären die Ström' unſterblicher Glut,
Vielerſehnter Tag! und es tanzt
Dir der Geſtirne heiterer Chor
Ueber den Olympos dahin, o Herrſcher,
Stets dir ſingend ein heiliges Lied,
Ergötzt von des Phöbos Lyraklang.
Voran dir wandelt die bleiche Selene,
Unter Orion, dem Führer des Chors,
Auf dem Geſpann ſchwerwandelnder Rinder.

14. Der Sonnengeſang des heiligen Ambroſius.

Aus dem Lateiniſchen des 4. Jahrhunderts, überſetzt in Fortlages Geſängen chriſtlicher Vorzeit, S. 312.

Glanz väterlicher Herrlichkeit, der aus dem Licht das Licht gebiert,
Du Licht des Lichts und Quell des Lichts, du Tag, aus dem uns quillt der Tag.

Du wahre Sonne! fall' auf uns dein Strahlentag mit ew'gem Glanz;
Des heil'gen Geiſtes Freudenlicht geb' unſern Sinnen Helligkeit.

Wir rufen im Gebet dich an, den Vater dich des ew'gen Ruhms,
Den Vater dich der Gnadenmacht, daß fern, was unrein, von uns ſei.

Befeſt'ge uns in ſtrenger That, und ſtumpfe ab des Neides Zahn,
Zum Glücke wend' Unglück uns um, und Gnad', es zu ertragen, gieb!

Regier' und leite unſern Geiſt bei reinem und folgſamem Leib;
Warm glüh' in uns ein Glaube, der nicht kennt das Gift der Heuchelei.

Daß Chriſtus unſre Speiſe ſei, und unſer Trank der Glaube ſei,
Daß uns erfreu' voll Nüchternheit der Becher geiſt'ger Trunkenheit.

Froh gehe dieſer Tag uns hin, der Sünde Nacht zertheile ſich,
Des Glaubens Mittagslicht zerſtreu' dem Geiſte alle Dämmerung.

Das Morgenroth ſteigt hoch empor: als Morgenroth ſteig' er empor,
Im Vater er der ganze Sohn, der ganze Vater in dem Sohn.

15. An die Sonne.

Aus Friedrich von Spees Trutz Nachtigall vom Jahre 1634.

O ſchöne Sonn', du klares Gold!
Magſt wohl den Schöpfer preiſen,
Der immer dir ſich zeiget hold
Auf deinen Zirkelreiſen;
Er ſtreichet dir die Strahlen an
Mit beſſer gelben Farben,
Als wohl ſich nie gefärbet ha'n
Die gelbeſt' Weizengarben.

Er ſchärfet dir die gülden' Pfeil',
Mit Flämmlein zart befedert,
Er führet dich viel tauſend Meil'
Auf Straßen, ſtark berädert,
Er ſchenket dir die Silberbahn,
Die gülden' Roſſ' und Wagen,
So dich den runden Steg hinan
Von Oſt in Weſten tragen.

Sobald in friſchem Purpurſchein
Dich hebeſt nur zu Morgen,
Dir zeiget er die Wunder ſein,
Dir nichts hält er verborgen;
Er zeiget dir auf deiner Reiſ'
Den ganzen Himmelbogen,
Den ganzen grünen Erdenkreis,
Das Meer und Waſſerwogen.

Er zeiget dir die ſchöne Welt,
Die Vögel all' in Wolken,
Auch unſer' Schaf' und Küh' zu Feld,
Gleich eben friſch gemolken,
Auch Menſchen all' und alle Thier',
Was nur von wild- und zahmen
Der ſchönen Welt zum Schmuck und Zier
Man treiben mag zuſammen.

Er ſchicket dir die Vögelein
Zu Morgen gleich entgegen,
So dir den Willkomm bringen ein
Und Stimm' als Flügel regen;
Er heißet ſie dir ſpielen ſchön,
Daß weit und breit erſchallet,
Daß auch von Felſen ein Getön
Im Wiederſchlag erhallet.

Er ſpreitet dir die Felder grün,
Dir malet er die Garten,
Da manch' erhebte Blumenbühn'
Dir ſcheinet aufzuwarten.

Er läßt von dir Getraid' und Gras
Das Leben ſüß erlangen,
Auch Bäum' und Reben gleichermaß'
Von deinem Glanz empfangen.

Drum, ſchöne Sonn', du klares Gold!
Magſt wohl den Schöpfer preiſen,
Der immer dir ſich zeiget hold
Auf deinen Zirkelreiſen.
Ich helfen dir will jeder Zeit
Den ſchönen Gott verehren,
Und dich von ihm auf grüner Weid'
Noch manches Liedlein lehren.

16. An die Erntegöttin.

Orphiſche Hymne, 40. von Dietſch.

Deo, du göttliche Mutter des Alls, vielnamiges Weſen,
Jugendernährerin du, Glückſpenderin, hehre Demeter,
Segensquell', im Aehrengeſproß, allgebende Gottheit,
Welche der Frieden ergötzt und die Mühſal ihres Berufes;
Dein iſt Saat, dein Garben und Tenn', o Göttin des Fruchtgrüns,
Die du dir Wohnung erkorſt in Eleuſis heiligen Hallen!
Anmuthsvoll, liebreizend, der Menſchen Ernährerin allwärts;
Welche zuerſt zum Pflügen gebaut den Nacken des Stieres,
Und den Sterblichen gab den lieblichen Segen der Nahrung;
Wuchernder Blüthe, Genoſſin des Bromios, glänzender Ehre,
Fackelumſtrahlt, urrein, die im Sommer ſich freuet der Sichel!
Jetzt in der Tief', aufſteigend anjetzt, jetzt Jeglichem milde;
Kinderbeglückt, den Jünglingen hold, du Nährerin Männin,
Welche mit Drachengebiß den rollenden Wagen beſpannt hat,
Und in kreiſendem Lauf um den eigenen Thron froh jauchzet!
Eingeburt, an Sprößlingen reich, voll waltender Obmacht,
In der Geſtalten Gedräng', hehrblühender, buntes Geblümes!
Selige, komm, urreine, beladen mit Früchten der Ernte;
Frieden bringe zurück, und des Rechtes gefällige Satzung,
Ueberſtrömende Füll' und königliche Geſundheit!

17. Chineſiſches Erntelied.

Aus Schiking, dem älteſten Liederbuche der Chineſen, überſ. von Rückert, S. 334.

Wir führten wohl des Pfluges Steuer,
Und kräftig hat am Erdenfeuer
Die Sonne mit dem Thau geſchürt.
Wir haben reich geerntet heuer,
Ein Garbentauſend in die Scheuer,
Ein Hunderttauſend eingeführt.

Nun laßt uns draus die Tränke brauen
Den Ahnen und den Ahnenfrauen
Zum Opfermahl nach heil'gem Brauch.
Und wie wir ſie's genießen ſchauen,
Laßt uns mit fröhlichem Vertrauen
Nun unſer Theil genießen auch.

18. Chriſtliches Erntelied.

Aus Knapps Liederſchatz, Nr. 3198.

Lobſing', o frohes Erntefeſt,
Preiſ' ihn mit Freudenpſalmen,
Der Saat in Halmen ſprießen läßt,
Mit Aehren krönt die Halmen,
Und giebt, daß ſie voll Frucht gedeihn,
Thau, Regenguß und Sonnenſchein!

Noch ſtrahlet ſeiner Sonne Huld
Auf Sünder und Gerechte;
Noch ſchont, noch nährt er voll Geduld
Auch ſchuldbeladne Knechte.
O fallt auf's Neu' mit Kindesſinn
Am Thron des guten Vaters hin!

Des Erdenſegens reichen Theil,
Wer kann ihn meſſen, wägen?
Doch welch' unendlich größres Heil
Beut Gott in Chriſti Segen!
Vergeßt, wenn euch das Feld begabt,
Nicht Jeſum, der die Herzen labt!

O laßt uns guten Samen ſtreu'n
In ſtillen Glaubensthaten!
Der Herr giebt Thau und Sonnenſchein
Zum Wachsthum ſolcher Saaten.
Dann ziehn wir einſt im Jubelchor
Zum Erntefeſt durch Salems Thor!

19. An die Regengöttin.

Gebet der Indianer in Peru, aus Herders Stimmen der Völker.

Schöne Göttin, Himmelstochter,
Mit dem vollen Waſſerkruge,
Den dein Bruder dann zerſchmettert,
Daß es wettert Ungewitter,
Blitz und Donner! —

Schöne Göttin, Königstochter!
Und dann giebeſt du uns Regen,
Milden Regen. Doch du ſtreueſt
Oft auch Flocken, oft auch Schloßen:
Denn ſo hat dir's er der Weltgeiſt,
Er der Weltgott, Virakocha,
Anvertrauet, anempfohlen.

20. Gebet um Regen.

Neugriechiſche Anthologie, von Th. Kind, S. 73.

Perperuna zieht umher,
Und um Regen flehet ſie:
Regen gieb uns doch, o Herr,
Regen, der zur Arbeit frommt,
Daß in Sümpfen Waſſer ſei,
Und den Wein in Seen gieb:
Jeder Weinſtock einen Korb,
Jede Aehr' füll' einen Sack,
Daß Mehlhändler ärg're ſich,
Weil er's theuer nicht verkauft,
Und darob der arme Mann
Mit den Seinen ſich erfreu'!

21. An den böſen Gott.

Hymne der Neger auf der Inſel Madagaskar, in Talvj Volksliedern S. 78.

Zanchor und Niang erſchufen die Welt,
O Zanchor, wir richten an dich kein Gebet!
Der gütige Gott, der braucht kein Gebet.
Aber zu Niang müſſen wir beten,
Müſſen Niang beſänftigen.
Niang, böſer und mächtiger Geiſt,
Laß nicht die Donner ferner uns droh'n,
Sage dem Meer in der Tiefe zu bleiben,
Schone, Niang, die werdenden Früchte,
Trockne nicht aus den Reis in der Blüthe,
Laß nicht die Frauen gebären an Tagen,
Die Verderben und Unglück bereiten.
Zwinge die Mutter nicht mehr, die Hoffnung
Ihres Alters im Fluſſe zu tödten.
O verſchone die Gaben des Zanchor,
Laß ſie nicht alle, alle vernichten.

Siehe, du herrſcheſt ſchon über die Böſen,
Groß iſt, Niang, die Anzahl der Böſen,
Darum quäle nicht mehr die Guten!

22. Buddhiſtiſches Gebet.

Bei den Mongolen üblich, überſetzt von Talvj, Volkslieder S. 47. Der fünfhüglige Berg Utai in China mit vielen Tempeln iſt den Buddhiſten beſonders heilig. Erlük-Chan iſt der buddhiſtiſche Pluto oder Gott der Unterwelt; Dalai-Lama das im tibetaniſchen Volke (immer einem Knaben) durch Seelenwanderung fortlebende höchſte Weſen.

O glückliche Völker,
Geboren im Lande der Götter!
Wir flehen, ſetzt uns über
Ueber den großen rothen Fluß!
Möge hinüber wandeln unſre Seele
In die Wohnung auf dem fünfhügligen Berg.
Böſe Menſchen, argliſtige,
Die ihr beunruhiget die Brüderſchaft,
Wiſſet, es iſt ein Richter des Guten und Böſen,
Der gerechte König Erlük-Chan!
Die Prieſter lehren uns den heiligen Glauben,
Die Eltern die guten Sitten.
Dieſe kurze Lehre
Müſſen wir uns einprägen!
In dem Dunkel wandelnd durch das Thal
Kannſt du den Moraſt wohl ſehen?
Lebſt mit einem du in enger Freundſchaft,
Kannſt du ſeine Gedanken ſehen?
Mögen wir durch den Beiſtand des Dalai-Lama
Von unſern Feinden erlöſt werden!
Unſre geheimen und unſre offnen Thaten
Mögen die drei Heil'gen uns verzeihen!

23. Das altperſiſche Vaterunſer.

Zendaveſta von Kleuker S. 94.

Die erſte Gnade, warum ich dich bitte, o todzerſtörender Hom, iſt, daß ich gelangen möge zu den herrlichen Wohnungen der Heiligen, die ganz in Licht und Seligkeit glänzen!

Die zweite Gnade, warum ich dich bitte, o todzerſtörender Hom, iſt, daß mein Körper ewig ſei im guten Stande!

Die dritte Gnade, warum ich dich bitte, o todzerſtörender Hom, iſt Länge des Lebens!

Die vierte Gnade, warum ich dich bitte, o todzerſtörender Hom, iſt, immerfort groß, glücklich und mächtig zu ſein auf Erden, das Böſe zu zerſtören, den Darudj zu zernichten!

Die fünfte Gnade, warum ich dich bitte, o todzerſtörender Hom, iſt, daß du immerfort wachen mögeſt über mich als Sieger, die guten Gaben der Erde vermehren, das Böſe zerſtören und den Darudj zernichten wolleſt!

Die ſechſte Gnade, warum ich dich bitte, o todzerſtörender Hom, iſt, daß ich ſehen möge den Räuber — Mordzerreißer — Wolf; daß ich ihn ſehe zuerſt; daß kein böſewirkendes Weſen mich ſehe, ehe ich geſehen habe! Daß ich alle Uebel, die ſich begeben können, vorherſehe, um ihnen vorzuhelfen!

O Hom, gieb Kraft und Größe allen wirkſamen und lebendigſtarken Helden!

O Hom, gieb dem fruchtloſen Weibe viel Kinder voll Glanzes und Heiligkeit!

O Hom, gieb Vollkommenheit, Größe Jedermann, der in ſeinem Hauſe Aveſta's Nosken lieſt!

O Hom, gieb der Tochter, die lange ohne Mann geweſen iſt, ein Haupt voll Lebens und Verſtandes!

Und über die Ungerechten und Gewaltthätigen, o Hom, herrſche ein König, der aus Eigengewalt und Willkühr auf den Thron gedrungen iſt, und ſpreche: nach mir ſoll in den Provinzen meines Reiches weder Waſſer noch Feuer geehrt werden; ein König — der allen Segen und Ueberfluß immerfort verderbe und Güter und Früchte aller Art ſchlage!

---

24. Lob Jehovahs, des Schöpfers.

Der 104. Pſalm.

Lobe den Herrn, meine Seele. Herr, mein Gott, du biſt ſehr herrlich: du biſt ſchön und prächtig geſchmückt.

Licht iſt dein Kleid, das du anhaſt: du breiteſt aus den Himmel wie einen Teppich.

Du wölbeſt es oben mit Waſſer: du fähreſt auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und geheſt auf den Fittigen des Windes.

Der du macheſt deine Engel zu Winden, und deine Diener zu Feuerflammen.

Der du das Erdreich gründeſt auf ſeinen Boden, daß es bleibet immer und ewiglich.

Mit der Tiefe deckeſt du es, wie mit einem Kleide: und Waſſer ſtehen über den Bergen.

Aber von deinem Schelten fliehen ſie, von deinem Donner fahren ſie dahin.

Die Berge gehen hoch hervor, und die Breiten ſetzen ſich herunter: zum Ort, den du ihnen gegründet haſt.

Du haſt eine Grenze geſetzt, darüber kommen ſie nicht: und müſſen nicht wiederum das Erdreich bedecken.

Du läſſeſt Brunnen quellen in den Gründen, daß die Waſſer zwiſchen den Bergen hinfließen:

Daß alle Thiere auf dem Felde trinken und das Wild ſeinen Durſt löſche.

An denſelben ſitzen die Vögel des Himmels und ſingen unter den Zweigen.

Du feuchteſt die Berge von oben her: du machſt das Land voll Früchte, die du ſchaffeſt.

Du läſſeſt Gras wachſen für das Vieh, und Saat zu Nutz den Menſchen: daß du Brod aus der Erden bringeſt;

Und daß der Wein erfreue des Menſchen Herz, und ſeine Geſtalt ſchön werde vom Oel; und das Brod des Menſchen Herz ſtärke;

Daß die Bäume des Herrn voll Safts ſtehen; die Cedern Libanon, die er gepflanzet hat.

Daſelbſt niſten die Vögel, und die Reiger wohnen auf den Tannen.

Die hohen Berge ſind der Gemſen Zuflucht, und die Steinklüfte der Kaninchen.

Du macheſt den Mond, das Jahr darnach zu theilen: die Sonne weiß ihren Niedergang.

Du macheſt Finſterniß, daß es Nacht wird: da regen ſich alle wilde Thiere;

Die jungen Löwen, die da brüllen nach dem Raub und ihre Speiſe ſuchen von Gott.

Wenn aber die Sonne aufgehet: heben ſie ſich davon und legen ſich in ihre Löcher.

So gehet denn der Menſch aus an ſeine Arbeit, und an ſein Ackerwerk, bis an den Abend.

Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet, und die Erde iſt voll deiner Güter.

Das Meer, das ſo groß und weit iſt, da wimmelt's ohne Zahl, beide groß und kleine Thiere.

Daſelbſt gehen die Schiffe: da ſind Wallfiſche, die du gemacht haſt, daß ſie darinnen ſcherzen.

Es wartet Alles auf dich, daß du ihnen Speiſe gebeſt zu ſeiner Zeit.

Wenn du ihnen giebſt, ſo ſammlen ſie: wenn du deine Hand aufthuſt, ſo werden ſie mit Gut geſättiget.

Verbirgeſt du dein Angeſicht, ſo erſchrecken ſie: du nimmſt weg ihren Odem, ſo vergehen ſie und werden wieder zu Staub.

Du läſſeſt aus deinen Odem, ſo werden ſie geſchaffen: und erneuerſt die Geſtalt der Erden.

Die Ehre des Herrn iſt ewig: der Herr hat Wohlgefallen an ſeinen Werken.

Er ſchauet die Erde an, ſo bebet ſie: er rühret die Berge an, ſo rauchen ſie.

Ich will dem Herrn ſingen mein Leben lang: und meinen Gott loben, ſo lange ich bin.

Meine Rede müſſe ihm wohlgefallen: ich freue mich des Herrn.

Der Sünder müſſe ein Ende werden auf Erden, und die Gottloſen nicht mehr ſein. Lobe den Herrn, meine Seele. Halleluja.

25. Hymne des heiligen Franziskus.

Aus dem Italieniſchen von J. Görres.

Höchſter, allmächtiger, gütiger Herr!
Dein iſt der Preis, die Herrlichkeit, die Ehre und jegliche Benedeiung.
Dir allein gebühren ſie:
Und kein Menſch iſt würdig dich zu nennen.

Geprieſen ſei Gott, mein Herr, mit allen Creaturen, vornehmlich mit unſrem edlen Bruder, der Sonne:
Welcher den Tag wirkt und uns leuchtet durch ſein Licht.
Und ſchön iſt er und ſtrahlend in großem Glanze:
Von dir, o Herr, iſt er das Sinnbild.

Geprieſen ſei mein Herr um unſrer Schweſter willen, des Mondes, und der Sterne willen:
Welche er am Himmel geformet hat klar und ſchön.

Geprieſen ſei mein Herr um unſres Bruders, des Windes und der Luft willen, und der Wolken, und der heitern, und jeglicher Zeiten:
Durch welche du allen Creaturen Erhaltung ſchenkeſt.

Geprieſen ſei mein Herr um unſrer Schweſter willen, des Waſſers:
Welche ſehr nützlich iſt und demüthig, und köſtlich und keuſch.

Geprieſen ſei mein Herr um unſres Bruders willen, des Feuers, durch welchen du die Nacht erhelleſt,
Und er iſt ſchön und freudig, und ſehr ſtark und gewaltig.

Geprieſen ſei mein Herr um unſrer Mutter willen, der Erde:
Die uns ernährt, und beherrſchet, und mannigfaltige Früchte gebiert, und farbige Blumen, und Kräuter.

26. Danklied des jüdiſchen Volkes.

Der 136. Pſalm.

Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Danket dem Gott aller Götter: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Danket dem Herrn aller Herren: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Der große Wunder thut alleine: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Der die Himmel ordentlich gemacht hat: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Der die Erde auf's Waſſer ausgebreitet hat: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Der große Lichter gemacht hat: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Die Sonne, dem Tage vorzuſtehen: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Den Mond und Sterne, der Nacht vorzuſtehen: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Der Egypten ſchlug an ihren erſten Geburten: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Und führete Iſrael heraus: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Durch mächtige Hand und ausgereckten Arm: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Der das Schilfmeer theilete in zwei Theile: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Und ließ Iſrael durchhin gehen: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Der Pharao und ſein Heer ins Schilfmeer ſtieß: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Der ſein Volk führete durch die Wüſte: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Der große Könige ſchlug: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Und erwürgete mächtige Könige: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Sihon, der Amoriter König: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Und Og, den König zu Baſan: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Und gab ihr Land zum Erbe: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Zum Erbe ſeinem Knecht Iſrael: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Denn er gedachte an uns, da wir unterdrückt waren: denn ſeine Güte währet ewiglich.

Und erlöſete uns von unſern Feinden: denn ſeine Güte währet ewiglich.
Der allem Fleiſch Speiſe giebt: denn ſeine Güte währet ewiglich.
Danket dem Herrn vom Himmel: denn ſeine Güte währet ewiglich.

27. Herr Gott, dich loben wir.

Das berühmte Te deum oder der Ambroſianiſche Lobgeſang, nach dem Lateiniſchen des heil. Ambroſius aus dem 4. Jahrhundert, deutſch von Luther.

Herr Gott, dich loben wir,
Herr Gott, wir danken dir.
Dich, Vater in ewigkeit,
ert die Welt weit und breit.

All engel und himmels heer
und was dienet deiner er,
auch Cherubin und Seraphin
ſingen immer mit hoher ſtimm:

Heilig iſt unſer Gott,
Heilig iſt unſer Gott,
Heilig iſt unſer Gott,
Der Herre Zebaoth.

Dein göttlich macht und herrlichkeit
get über himmel und erden weit.
Der heiligen zwölf boten zal
und die lieben propheten all,
die teuren märtrer all zumal
loben dich, Herr, mit großem ſchall.

Die ganze werte Chriſtenheit
rümt dich auf erden alle zeit;
dich, Gott Vater im höchſten tron,
deinen rechten und einigen Son,
den heiligen Geiſt und tröſter wert
mit rechtem dienſt ſie lobt und ert.

Du könig der eren, Jeſu Chriſt,
Gott Vaters ewiger Son du biſt;
der jungfrau leib nicht haſt verſchmecht,
zurlöſen das menſchlich geſchlecht.

Du haſt dem tod zerſtört ſein macht
und all Chriſten zum himmel bracht.

Du ſitzſt zur rechten Gottes gleich
mit aller er ins Vaters reich.
Ein richter du zukünftig biſt
alles, das tot und lebend iſt.

Nun hilf uns, Herr, den Dienern dein,
die mit deim teurn blut erlöſet ſein.

Laß uns im himmel haben teil
mit den heiligen in ewigem heil.

Hilf deinem volk, Herr Jeſu Chriſt,
und ſegen, das dein erbteil iſt,
wart und pfleg ir zu aller zeit
und heb ſie hoch in ewigkeit.

Täglich, Herr Gott, wir loben dich,
und ern dein namen ſtetiglich.

Behüt uns heut, o treuer Gott,
für aller ſünd und miſſetat.

Sei uns gnädig, o Herre Gott,
ſei uns gnädig in aller not.

Zeig uns deine barmherzigkeit,
wie unſre hoffnung zu dir ſtet.

Auf dich hoffen wir, lieber Herr,
in ſchanden laß uns nimmermer.
Amen.

28. Ein veſte Burg iſt unſer Gott.

Das berühmte Lied, welches Luther nach dem 46. Pſalm dichtete, angeblich auf dem Wege nach Worms, wohin der Kaiſer ihn citirt hatte und tauſend Gefahren ſeiner warteten. Doch hat man ermittelt, daß das Lied erſt ſpäter nach dem Reichstag von Speier entſtanden iſt. Luthers geiſtliche Lieder, von König S. 158.

Ein veſte burg iſt unſer Gott,
ein gute wer und waffen.
Er hilft uns frei aus aller not,
die uns itzt hat betroffen.
Der alt böſe feind,
mit ernſt ers itzt meint,
groß macht und vil liſt
ſein grauſam rüſtung iſt,
auf erd iſt nicht ſeins gleichen.

Mit unſer macht iſt nichts getan,
wir ſind gar bald verloren:
Es ſtreit für uns der rechte mann,
den Gott hat ſelbs erkoren.
Fragſt du, wer der iſt?
er heißt Jeſus Chriſt,
der Herr Zebaoth,
und iſt kein ander Gott,
das feld muß er behalten.

Und wenn die welt voll teuffel wär
und wollt uns gar verſchlingen,
ſo fürchten wir uns nicht ſo ſer,
es ſoll uns doch gelingen.
Der fürſt dieſer welt,
wie ſaur er ſich ſtellt,
tut er uns doch nicht,
das macht, er iſt gericht,
ein wörtlin kann in fällen.

Das wort ſie ſollen laßen ſtan
und kein dank dazu haben,
Er iſt bei uns wol auf dem plan
mit ſeinem Geiſt und gaben.

Nemen ſie den leib,
gut, er, kind und weib:
laß faren dahin,
ſie habens kein gewinn,
das reich muß uns doch bleiben.

29. Gottvertrauen.

Berühmtes geiſtliches Lied von Paul Gerhard, das er nach ſeiner Vertreibung aus Berlin dichtete.

Befiehl du deine Wege,
Vnd was dein Hertze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt:
Der Wolcken, Lufft und Winden
Giebt Wege, Lauff und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kan.

Dem Herren muſt du trauen,
Wenn dirs ſol wolergehn,
Auff ſein Werck muſt du ſchauen,
Wenn dein Werck ſol beſtehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Vnd mit ſelbſt eigner Pein
Läſt Gott ihm gar nichts nehmen,
Es muß erbethen ſein.

Dein' ew'ge Treu und Gnade,
O Vater, weiß und ſiht,
Was gut ſey oder ſchade
Dem ſterblichen Geblüt:
Vnd was du dann erleſen,
Das treibſt du ſtarcker Held,
Vnd bringſt zum Stand und Weſen
Was deinem Raht gefällt.

Weg' haſt du allerwegen,
An Mitteln fehlt dirs nicht.
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Liecht:
Dein Werck kan niemand hindern,
Dein Arbeit darff nicht ruhn,
Wann du, was deinen Kindern
Erſprießlich iſt, wilt thun.

Vnd ob gleich alle Teuffel
Hier wolten widerſtehn,
So wird doch ohne Zweiffel
Gott nicht zu rücke gehn:
Was Er Ihm vorgenommen,
Vnd was Er haben wil,
Das muß doch endlich kommen
Zu ſeinem Zweck und Ziehl.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff', und ſey unverzagt.
Gott wird dich auß der Höle,
Da dich der Kummer jagt,
Mit großen Gnaden rücken:
Erwarte nur der Zeit;
So wirſt du ſchon erblicken
Die Sonn' der ſchönſten Freud'.

Auff! auff! gieb deinem Schmertze
Vnd Sorgen gute Nacht:
Laß fahren, was dein Hertze
Betrübt und traurig macht.
Biſt du doch nicht Regente,
Der alles führen ſol,
Gott ſitzt im Regimente
Vnd führet alles wol.

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er iſt ein weiſer Fürſt,
Vnd wird ſich ſo verhalten,
Daß du dich wundern wirſt,

Wann Er, wie Ihm gebühret,
Mit wunderbahrem Raht
Die Sach hinauß geführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit ſeinem Troſt verziehn,
Vnd thun an ſeinem Theile,
Als hätt' in ſeinem Sinn
Er deiner ſich begeben,
Vnd ſoltſt du für und für
In Angſt und Nöhten ſchweben,
Fragt Er doch nichts nach dir.

Wirds aber ſich befinden,
Daß du Ihm treu verbleibſt,
So wird Er dich entbinden,
Da du's am wengſten gläubſt:
Er wird dein Hertze löſen
Von der ſo ſchweren Laſt,
Die du zu keinem böſen
Bisher getragen haſt.

Wol dir, du Kind der Treue,
Du haſt und trägſt davon
Mit Ruhm und Danck-Geſchreye
Den Sieg und Ehren-Kron.
Gott giebt dir ſelbſt die Palmen
In deine rechte Hand,
Vnd du ſingſt Freuden-Pſalmen
Dem, der dein Leyd gewandt.

Mach' End, o Herr, mach' Ende
An aller unſrer Noht:
Stärck unſre Füß und Hände,
Vnd laß bis in den Tod
Vns allzeit deiner Pflege
Vnd Treu empfohlen ſeyn,
So gehen unſre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

30. Hingebung an Gott.

Von Benjamin Schmolke.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan!
So denken Gottes Kinder.
Wer auch nicht reichlich ernten kann,
Den liebt er doch nicht minder;
Er zieht das Herz   Nur himmelwärts,
Wenn er es läßt auf Erden
Beim Mangel traurig werden.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan,
Sei's Nehmen oder Geben;
Was wir aus ſeiner Hand empfahn,
Iſt ja genug zum Leben.
Er nimmt und giebt,   Weil er uns liebt;
Er übt auch im Entbehren,
Und will uns Demuth lehren.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan.
Wer darf ſein Walten richten,
Wenn er, noch eh' man ernten kann,
Den Segen will vernichten?
Weil er allein   Der Schatz will ſein,
Nimmt er uns andre Güter,
Zum Heile der Gemüther.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan;
Es geh' nach ſeinem Willen!
Läßt es ſich auch zum Mangel an:
Er weiß das Herz zu ſtillen.
Wer als ein Chriſt   Genügſam iſt,
Der kann bei kleinern Gaben
Doch Freud' und Nahrung haben.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan;
Das Feld mag traurig ſtehen:
Wir gehn getroſt auf ſeiner Bahn;
Was gut iſt, wird geſchehen!

Sein Wort verſchafft   Uns Lebenskraft!
Es nennt uns Gottes Erben;
Wie können wir verderben?

Was Gott thut, das iſt wohlgethan;
Laßt in Geduld uns faſſen!
Er nimmt ſich unſer gnädig an,
Und wird uns nicht verlaſſen!
Er, unſer Gott,   Weiß, was uns Noth,
Und wird es uns beſcheeren;
Laßt uns ihn gläubig ehren!

---

31. Geiſtliches Liebeslied.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt von A. W. Schlegel.

Hört, Sionitinnen,
Meine Geſpielinnen,
Seht mich mitleidig an!
Saget dem Bräutigam,
Liebe verwunde mich,
Nimmer geſunde ich.

Stützet die Wankende,
Schmachtend Erkrankende;
Bettet auf Düften ſie,
Kühlet mit Lüften ſie:
Denn in mir wälzen ſich
Flammen und ſchmelzen mich.

Häufet mir labende,
Schlummer begabende
Zweige zuſammen auf,
Legt mich in Flammen drauf!
Als Phönix ſterb' ich ſo,
Leben erwerb' ich ſo.

Ob Lieben Leiden ſei,
Ob Leiden Lieben ſei,

Weiß ich zu ſagen nicht;
Aber ich klage nicht.
Lieblich das Leiden iſt,
Wenn Leiden Lieben iſt.

Liebe, was quälſt du mich?
Beſſer entſeelſt du mich.
Zögernde Peinigung
Hemmt die Vereinigung:
Jahr' aus Sekunden hier
Machen die Wunden mir.

Brich aus des Lebens Schooß,
O Seele, ſterbend los!
Das Feuer eilt hinauf
Und nimmer weilt im Lauf
Bis an des Himmels Rand!
Dort iſt mein Vaterland.

32. Geiſtliches Liebeslied.

Von Angelus Sileſius (dem Jeſuiten Scheffler † 1677).

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit haſt gemacht,
Liebe, die du mich ſo milde
Wieder aus dem Fall gebracht:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Liebe, die du mich erkoren,
Eh ich noch geſchaffen war;
Liebe, die als Menſch geboren
Mir wollt' gleichen ganz und gar:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Liebe, die für mich gelitten
Und geſtorben in der Zeit;
Liebe, die mir hat erſtritten
Ew'ge Luſt und Seligkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Liebe, die mich überwunden,
Die mein Herz hat ganz dahin;
Liebe, die mir hat gebunden
Seel', Gedanken, Red' und Sinn:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Liebe, die ſich ewig übet,
Wie ſie mir als Lösgeld nützt;
Liebe, die mich ewig liebet
Und die Seele mir beſchützt:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Liebe, die mich wird erheben
Aus dem Grab der Sterblichkeit;
Liebe, die mich wird umgeben
Mit dem Glanz der Herrlichkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

33. Altdeutſches Weihnachtslied.

Bearbeitet von Luther.

Gelobet ſeiſt du, Jeſu Chriſt,
daß du menſch geboren biſt
Von einer jungfrau, das iſt war,
des freuet ſich der engel ſchar.
Kyrieleis.

Des ewigen Vaters einig kind
itzt man in der krippen findt,
In unſer armes fleiſch und blut
verkleidet ſich das ewig gut.
Kyrieleis.

Den aller welt kreiß nie beſchloß,
der ligt in Marien ſchoß,
Er iſt ein kindlein worden klein,
der alle ding erhält allein.
Kyrieleis.

Das ewig liecht geht da herein,
gibt der welt ein neuen Schein,
Es leucht wol mitten in der nacht
und uns des liechtes kinder macht.
Kyrieleis.

Der Son des Vaters, Gott von art,
ein gaſt in der werlet ward
Und fürt uns aus dem jammertal,
er macht uns erben in ſeim ſal.
Kyrieleis.

Er iſt auf erden kommen arm,
daß er unſer ſich erbarm
Und in dem himmel machet reich
und ſeinen lieben engeln gleich.
Kyrieleis.

Das hat er alles uns getan,
ſein groß lieb zu zeigen an.
Des freu ſich alle Chriſtenheit
und dank im des in ewigkeit.
Kyrieleis.

34. Weihnachtslied.

Von Luther.

Vom himmel hoch da komm ich her,
ich bring euch gute neue mär,
Der guten mär bring ich ſo vil,
davon ich ſingen und ſagen will.

Euch iſt ein kindlein heut geborn,
von einer jungfrau auserkorn,
Ein kindelein ſo zart und fein,
das ſoll eur freud und wonne ſein.

Es iſt der Herr Chriſt, unſer Gott,
der will euch fürn aus aller not,
Er will eur Heiland ſelber ſein,
von allen ſünden machen rein.

Er bringt euch alle ſeligkeit,
die Gott der Vater hat bereit,
Daß ir mit uns im himmelreich
ſollt leben nun und ewigleich.

So merket nun das zeichen recht,
die krippen, windelein ſo ſchlecht,
Da findet ir das kind gelegt,
das alle welt erhält und trägt.

Des laßt uns alle frölich ſein,
und mit den hirten gen hinein,
Zu ſen was Gott uns hat beſchert,
mit ſeinem lieben Son verert.

Merk auf, mein herz, und ſih dorthin:
was ligt doch in dem krippelin?
Was iſt das ſchöne kindelin?
es iſt das liebe Jeſulin.

Bis willekomm, du edler gaſt,
den ſünder nicht verſchmähet haſt,
Und kommſt in's elend her zu mir,
wie ſoll ich immer danken dir?

Ach Herr, du ſchöpfer aller ding,
wie biſt du worden ſo gering,
Daß du da ligſt auf dürrem gras,
davon ein rind und eſel aß.

Und wär die welt vil mal ſo weit,
von edelſtein und gold bereit,
So wär ſie doch dir vil zu klein,
zu ſein ein enges wigelein.

Der ſammet und die ſeiden dein
das iſt grob heu und windelein,
Darauf du, König ſo groß und reich,
her prangſt, als wärs dein himmelreich.

Das hat alſo gefallen dir,
die warheit anzuzeigen mir:
Wie aller welt macht, er und gut
für dir nichts gilt, nichts hilft noch tut.

Ach mein herzliebes Jeſulin,
mach dir ein rein ſanft bettelin,
Zu rugen in meins herzen ſchrein,
daß ich nimmer vergeße dein.

Davon ich allzeit frölich ſei,
zu ſpringen, ſingen immer frei
Das rechte Suſaninne ſchon,
mit herzenluſt den ſüßen ton.

Lob, er ſei Gott im höchſten tron,
der uns ſchenkt ſeinen einigen Son,
Des freuen ſich der engel ſchar,
und ſingen uns ſolchs neues jar.

35. Oſterlied.

Ein ſehr altes deutſches Lied, das urſprünglich nur aus der erſten Strophe beſtand, zu der allmählig mehrere hinzugefügt wurden. Sie ſtehen alle beiſammen in Wackernagels deutſchem Kirchenliede, S. 90 f. Die ſchönſte Redaktion iſt folgende:

Chriſt iſt erſtanden
von der marter allen,
des ſölln wir alle fro ſein,
Chriſt will vnſer troſt ſein,
Kyrioleiſon.

Wehr er nicht erſtanden,
ſo wehr die welt vergangen,
ſindt das er erſtanden iſt
ſo lobn wir den Herren Jeſum Chriſt.
Kyrieleiſon.

Es giengn drey heilge frawen
zu morgens in dem Tawe,
ſie ſuchten den Herren Jeſum Chriſt,
der von dem Tod erſtanden iſt.
Kyrioleiſon.

Maria du reine,
du haſt gar heiß geweinet
vmb unſern Herren Jeſum Chriſt,
der von dem Tod aufferſtanden iſt.
Kyrioleis.

Maria du zarte,
du biſt ein roſengarte,
den Gott ſelber gezieret hatt
mit ſeiner göttlichen Majeſtat.
Kyrioleis.

Chriſtus lag im Grabe
biß an den dritten tage,
verwundt an hend und füſſen:
O Sünder, du ſolt büſſen.
Kyrioleis.

Chriſte, lieber Herre,
durch deiner marter ehre
vorley vns ein gut ende
ein frölich aufferſtende.
  Kyrioleis.

Alleluia, Alleluia, Alleluia,
des ſölln wir alle fro ſein,
Chriſt wil vnſer troſt ſein.
  Kyrioleis.

36. O Haupt voll Blut und Wunden.

Berühmtes proteſtantiſches Kirchenlied von Paul Gerhard.

O Haupt vol Blut und Wunden,
  Vol Schmertz und voller Hohn!
O Haupt, zum Spott gebunden
  Mit einer Dornen-Krohn!
O Haupt! ſonſt ſchön geziehret
  Mit höchſter Ehr und Ziehr,
Itzt aber höchſt ſchimpfiret,
  Gegrüſſet ſeyſt du mir!

Du edles Angeſichte,
  Dafür ſonſt ſchrickt und ſcheut
Das große Welt-Gewichte,
  Wie biſt du ſo beſpeyt?
Wie biſt du ſo erbleichet?
  Wer hat dein Augenlicht,
Dem ſonſt kein Licht mehr gleichet,
  So ſchändlich zugericht?

Die Farbe deiner Wangen,
  Der rothen Lippen Pracht
Iſt hin und gantz vergangen;
  Des blaſſen Todes Macht

Hat alles hingenommen,
Hat alles hingerafft,
Und daher biſt du kommen
Von deines Leibes Krafft.

Nun was du, Herr, erduldet,
Iſt alles meine Laſt:
Ich hab es ſelbſt verſchuldet,
Was du getragen haſt.
Schau her, hier ſteh ich Armer,
Der Zorn verdienet hat,
Gib mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad.

Erkenne mich, mein Hüter,
Mein Hirte, nimm mich an:
Von dir, Quell aller Güter,
Iſt mir viel guts gethan:
Dein Mund hat mich gelabet
Mit Milch und ſüßer Koſt,
Dein Geiſt hat mich begabet
Mit mancher Himmelsluſt.

Ich wil hier bey dir ſtehen,
Verachte mich doch nicht:
Von dir wil ich nicht gehen,
Wann dir dein Hertze bricht;
Wann dein Haupt wird erblaſſen
Im letzten Todesſtoß,
Alsdann wil ich dich faſſen
In meinen Arm und Schooß.

Es dient zu meinen Freuden,
Und kömmt mir herzlich wol,
Wann ich in deinen Leyden,
Mein Heil, mich finden ſol!
Ach möcht ich, o mein Leben,
An deinem Kreutze hier
Mein Leben von mir geben!
Wie wol geſchähe mir!

Ich danke dir von Hertzen,
O Jeſu, liebſter Freund,
Für deines Todes Schmertzen,
Da du's ſo gut gemeint:
Ach gib, daß ich mich halte
Zu dir und deiner Treu,
Und wann ich nun erkalte,
In dir mein Ende ſey.

Wann ich einmal ſol ſcheiden,
So ſcheide nicht von mir!
Wann ich den Tod ſol leiden,
So tritt du dann herfür!
Wann mir am allerbängſten
Wird umb das Hertze ſeyn:
So reiß mich aus den Aengſten,
Krafft deiner Angſt und Pein.

Erſcheine mir zum Schilde,
Zum Troſt in meinem Tod,
Und laß mich ſehn dein Bilde
In deiner Kreutzes-Noth!
Da wil ich nach dir blicken,
Da wil ich Glaubens vol
Dich feſt an mein Hertz drücken:
Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wol.

37. Die ſchmerzenreiche Mutter.

Das berühmte lateiniſche Kirchenlied stabat mater dolorosa, nach der Ueberſetzung des Münchner Geſangbuchs von 1811.

Schaut die Mutter voller Schmerzen,
Wie ſie mit zerriſſnem Herzen
Bei dem Kreuz des Sohnes ſteht!

Ach! wie bangt ihr Herz, wie bricht es,
Da das Schwert des Weltgerichtes
Tief durch ihre Seele geht!

O wie bittrer Qualen Beute
Ward die Hochgebenedeite
Mutter des Gekreuzigten!

Wie die bange Seele lechzet!
Wie ſie zittert, wie ſie ächzet,
Des Geliebten Pein zu ſehn!

Weſſen Auge kann der Zähren
Bei dem Jammer ſich erwehren,
Der die Mutter Chriſti drückt?

Wer nicht innig ſich betrüben,
Der die Mutter mit dem lieben
Sohn in ſolcher Noth erblickt?

Für die Sünden ſeiner Brüder,
Sieht ſie, wie die zarten Glieder
Schwerer Geißeln Wuth zerreißt:

Sieht den holden Sohn erblaſſen,
Troſtberaubt, von Gott verlaſſen,
Und verathmen ſeinen Geiſt.

Laß, o Mutter, Quell der Liebe,
Laß die Fluth der heil'gen Triebe
Strömen in mein Herz herab!

Laß in Liebe mich entbrennen,
Ganz für den in Liebe brennen,
Der für mich ſein Leben gab!

Drück', o Heilige, die Wunden,
Die dein Sohn für mich empfunden,
Tief in meine Seele ein!

Laß in Reue mich zerfließen,
Mit Ihm leiden, mit Ihm büßen,
Mit Ihm theilen jede Pein!

Laß mich herzlich mit dir weinen,
Mich durch's Kreuz mit Ihm vereinen,
Sterben all mein Lebenlang!

Unterm Kreuz mit dir zu ſtehen,
Unverwandt hinauf zu ſehen,
Sehn' ich mich aus Liebesdrang.

Gieb mir Theil an Chriſti Leiden!
Laß von aller Luſt mich ſcheiden,
Die Ihm dieſe Wunden ſchlug!

Auch ich will mir Wunden ſchlagen,
Will das Kreuz des Lammes tragen,
Welches meine Sünden trug.

Laß, wenn meine Wunden fließen,
Liebestrunken mich genießen
Dieſes tröſtenden Geſichts!

Flammend noch vom heil'gen Feuer,
Deck', o Jungfrau! mich dein Schleier
Einſt am Tage des Gerichts!

Gegen aller Feinde Stürmen
Laß mich Chriſti Kreuz beſchirmen,
Seine Gnade leuchte mir!

Deckt des Grabes finſtre Höhle
Meinen Leib, ſo nimm die Seele,
Herr! ins Paradies zu dir!

---

38. Marienlied.

Das berühmteſte lateiniſche Marienlied in Italien: o sanctissima, o piissima etc., überſetzt von Follen.

O du Heiligſte!
O du Frömmeſte!
Süße Jungfrau Maria!
Mutter der Hulden,
Rein aller Schulden:
Bitte, bitte du für uns!

39. Altdeutſches Marienlied.

Marianiſcher Liederkranz, 1841, S. 24.

Frew dich du Himmels Königin,
frew dich Maria,
frew dich Gottes Gebärerin,
Alleluia, bitt Gott für vns Maria.

O Jungfraw der Jungfrawen Cron,
frew dich Maria,
vor deines lieben Kindes Thron,
Alleluia, u. ſ. w.

Geordnet biſt von Ewigkeit,
frew dich Maria,
vom Vatter der Barmhertzigkeit,
Alleluia, u. ſ. w.

Auß allen Frawen biſt erwählt,
frew dich Maria,
Jeſu zu einer Mutter beſtelt,
Alleluia, u. ſ. w.

Du biſt die ſchön verheißne Gab,
frew dich Maria,
den Altvättern vom Himmel herab,
Alleluia, u. ſ. w.

Du biſt der Welt auch vorgedeut,
frew dich Maria,
durch Wunderzeichen lange Zeit,
Alleluia, u. ſ. w.

Dich hat verkündt an manchem Ort,
frew dich Maria,
der heiligen Propheten Wort,
Alleluia, u. ſ. w.

Maria du biſt wolgeziert,
frew dich Maria,
der himmliſchen Bergen Begierd,
Alleluia, u. ſ. w.

Empfangen biſt du ohne Sünd,
frew dich Maria,
ein holdſeliges ſchönes Kind,
Alleluia, u. ſ. w.

Dir iſt Jungfraw von Gott erlaubt,
frew dich Maria,
daß du der Schlang zerknirſcht das Haupt,
Alleluia, u. ſ. w.

Du ſchöner Spiegel ohne Mähl,
frew dich Maria,
nach Jeſu aller Sünder Heyl,
Alleluia, u. ſ. w.

Du Gilgen vnder ſcharpffen Dorn,
frew dich Maria,
von Gott dem Herren außerkorn,
Alleluia, u. ſ. w.

O Königin der Himmelſcharn,
frew dich Maria,
thu vns in aller Noth bewahrn,
Alleluia, u. ſ. w.

40. Maria hilf.

Niederdeutſches Volkslied, dem das lateiniſche Lied Ave maris stella zu Grunde liegt. Aus den geiſtlichen Volksliedern, Paderborn 1850, Nr. 114.

Meerſtern ich dich grüße, o Maria hilf!
Mutter Gottes ſüße, o Maria hilf!
Maria hilf uns Allen aus dieſer tiefen Noth.

Du Roſe ohne Dornen, u. ſ. w.
Du von Gott erkorne, u. ſ. w.
Maria hilf uns Allen aus dieſer tiefen Noth.

Du Lilje ohne Gleichen, u. ſ. w.
Der ſelbſt die Engel weichen, u. ſ. w.
Maria hilf uns Allen aus dieſer tiefen Noth.

Du Quelle aller Freuden, u. ſ. w.
Du Tröſterin in Leiden, u. ſ. w.
Maria hilf uns Allen aus dieſer tiefen Noth.

Hoch auf deinem Throne, u. ſ. w.
Aller Jungfrauen Krone, u. ſ. w.
Maria hilf uns Allen aus dieſer tiefen Noth.

Gieb ein reines Leben, u. ſ. w.
Sichre Reiſ' darneben! u. ſ. w.
Maria hilf uns Allen aus dieſer tiefen Noth.

Dich als Mutter zeige, u. ſ. w.
Gnädig uns zuneige, u. ſ. w.
Maria hilf uns Allen aus dieſer tiefen Noth.

Nimm uns in deine Hände, u. ſ. w.
Uns das Licht zuwende, u. ſ. w.
Maria hilf uns Allen aus dieſer tiefen Noth.

Hilf uns Chriſtum flehen, u. ſ. w.
Fröhlich vor ihm ſtehen, u. ſ. w.
Maria hilf uns Allen aus dieſer tiefen Noth.

---

41. Bitt' für mich.

Kölniſches Volkslied. Geiſtliche Volkslieder, Paderborn 1850, Nr. 116.

O Maria, voll der Gnaden,
Mutter der Barmherzigkeit,
Ach, wie iſt mein Herz beladen,
Schwer von Gram und Traurigkeit!
Ach, über mich erbarme dich,
O du ſüße Mutter, bitt' für mich!

Bin ſo fern von lichten Straßen,
Bin ſo ganz verloren hier;
Thu in deinen Arm mich faſſen,
Ziehe mich hinauf zu dir.
Ach, über mich erbarme dich,
O du ſüße Mutter, bitt' für mich!

Chriſtus hat durch ſeine Wunden
Mich erlöſ't von Sünd' und Pein,
Mich in Liebe feſtgebunden,
Wollt' mein treuer Bruder ſein.
Ach, über mich erbarme dich,
O du ſüße Mutter, bitt' für mich!

Doch ich elend armer Sünder,
Ach, wo bin ich kommen hin?
Nimm mich unter deine Kinder,
Ob ich's gleich nicht würdig bin.
Ach, über mich erbarme dich,
O du ſüße Mutter, bitt' für mich!

Wann es endlich kommt zum Sterben,
Wenn mir naht die Ewigkeit,
Wolleſt mir bei Gott erwerben
Die erflehte Seligkeit.
Ach, über mich erbarme dich,
O du ſüße Mutter, bitt' für mich!

42. Altes Schifferlied.

Aus einem Programm für die Geſellſchaft der Freunde in der Noth, von Johannes Falk, Weimar 1818.

Wie, mit grimm'gem Unverſtand,
Wellen ſich bewegen!
Nirgends Rettung, nirgends Land,
Vor des Sturmwinds Schlägen!
Einer iſt, der in der Nacht,
Einer iſt, der uns bewacht;
Chriſt, Kyrie,
Du wandelſt auf dem See.

Einſt, in meiner letzten Noth,
Laß mich nicht verſinken!
Soll ich von dem bittern Tod
Well' auf Welle trinken!
Reich' mir dann liebentbrannt,
Herr, deine Glaubenshand!
Chriſt, Kyrie,
Komm zu uns auf dem See!

Nach dem Sturme fahren wir
Sicher durch die Wellen;
Laſſen, großer Schöpfer, dir
Unſer Lob erſchallen:
Lobt ihn mit Herz und Mund,
Lobt ihn zu jeder Stund!
Chriſt, Kyrie,
Ja, dir gehorcht die See.

43. Bußlied.

Nach einem alten lateiniſchen Kirchenliede, mitgetheilt in Langes kirchlicher Hymnologie, S. 619.

Mitten wir im Leben ſind
Mit dem Tod umfangen;
Wen ſuchen wir, der Hülfe thu',
Daß wir Gnad' erlangen?
Das biſt du, Herr! alleine.
Uns reuet unſre Miſſethat,
Die dich, Herr! erzürnet hat.
Heiliger Herre Gott!
Heiliger ſtarker Gott!
Heiliger, barmherziger Heiland! du ewiger Gott!
Laß uns nicht verſinken in des bittern Todes Noth.
Erbarm' dich über uns!

Mitten in dem Tod anficht
Uns der Hölle Rachen.
Wer will uns aus ſolcher Noth
Frei und ledig machen?

Das thuſt du, Herr! alleine.
Es jammert deine Barmherzigkeit
Unſre Sünd' und großes Leid.
Heiliger Herre Gott!
Heiliger ſtarker Gott!
Heiliger, barmherziger Heiland! du ewiger Gott!
Laß uns nicht verzagen vor der tiefen Höllenglut.
Erbarm' dich über uns!

Mitten uns in Höllenangſt
Unſre Sünden treiben;
Wo ſoll'n wir denn fliehen hin,
Da wir mögen bleiben?
Zu dir, Herr Chriſt! alleine.
Vergoſſen iſt dein theures Blut,
Das g'nug für die Sünde thut.
Heiliger Herre Gott!
Heiliger ſtarker Gott!
Heiliger, barmherziger Heiland! du ewiger Gott!
Laß uns nicht entfallen von des rechten Glaubens Troſt.
Erbarm' dich über uns!

44. Gebet in höchſter Noth.

Nach dem 130. Pſalm gedichtet, altdeutſches Lied, überſetzt von Luther (Luthers geiſtliche Lieder von G. König, S. 8).

Aus tiefer not ſchrei ich zu dir,
Herr Gott, erhör mein rufen.
Dein gnädig oren ker zu mir
und meiner bitt ſie öffne.
Denn ſo du das willt ſehen an,
wie manche ſünd ich hab getan,
wer kann, Herr, für dir bleiben?

Es ſtet bei deiner macht allein,
die ſünden zu vergeben,
daß dich fürcht beide, groß und klein,
auch in dem beſten leben.

Darum auf Gott will hoffen ich,
mein Herz auf in ſoll laßen ſich,
ich will ſeins Worts erharren.

Und ob es wärt bis in die nacht,
und wider an den morgen,
doch ſoll mein herz an Gottes macht
verzweifeln nicht noch ſorgen.
So tu Iſrael rechter art,
der aus dem geiſt erzeuget ward,
und ſeines Gotts erharre.

Ob bei uns iſt der ſünden vil,
bei Gott iſt vil mer gnaden;
Sein hand zu helfen hat kein zil,
wie groß auch ſei der ſchaden.
Er iſt allein der gute hirt,
der Iſrael erlöſen wird
aus ſeinen ſünden allen.

---

45. Der ewige Richter.

Das lateiniſche Kirchenlied des Pater Damianus: Jucundantur et laetantur, aus Zabuesnigs katholiſchen Kirchengeſängen, S. 241.

Wie die Böſen alle jubeln,
Wie ſie ſich des Frevels freun,
Die den Richter nicht erwarten,
Die nicht ſeine Ankunft ſcheun!
Wie ſie tobend, aufgeblaſen,
Spottend alles überſchrei'n!

Doch wie groß iſt ihre Blindheit!
Sind ſie nicht beweinenswerth?
Sie erkennen keinen Richter;
Stolz hat ihren Sinn verkehrt:
Ihre Tollwuth lacht des Weiſen,
Der ſie beſſre Sitten lehrt.

O ihr Kinder des Verderbens,
Sagt: wie werdet ihr beſtehn?
Dürfet ihr in dieſem Leben
Böſes ungeſtraft begehn:
Wird auch Chriſtus im Gerichte
Eure Laſter überſehn?

Seht, er kömmt! Er wird euch wecken,
Wie der Blitz erſchütternd weckt:
Mond und Sterne ſind erloſchen,
Sind mit Dunkelheit bedeckt:
Sterne ſtürzen in den Abgrund;
Und ihr würdet nicht erſchreckt?

Feurig wird die Erde glühen,
Wanken wird das Firmament;
Donner werden ſich durchkreuzen,
Miſchend jedes Element;
Blitz' auf Blitze durcheinander
Zünden an: und Alles brennt.

Seht, der Richter kommt erzürnet,
Der den Sturm und Donner ruft;
Und der Erdkreis, tief erſchüttert,
Wird zur ungeheuren Gruft:
Feuerballen, wie Lawinen,
Rollen ſengend durch die Luft.

Die dem Richter hohngeſprochen,
Sind jetzt alles Troſts beraubt:
Drohend blickt vom Flammenthrone
Der, an den ſie nicht geglaubt.
Hügel! Berge! wird man hören:
Stürzet über unſer Haupt!

Jedes Herzens tiefſte Falte,
Was geheim verborgen war,
Worte, Werke und Gedanken
Werden plötzlich offenbar.
Das Gewiſſen der Verbrecher
Leget laut das Zeugniß dar.

Die verworfenſten der Geiſter,
Die ſich des Verderbens freun,
Schrieben ſelbſt im Sündenbuche
Zeiten, Ort und Thaten ein;
Werden gegen die Verführten
Schadenfrohe Kläger ſein.

Alle guten Engel trauern,
Ueber Sünder aufgebracht,
Die ſich Himmel, Erde, Meere
Und Natur zum Feind gemacht:
Alle Schöpfung greift zun Waffen,
Rüſtig in gerechter Schlacht.

Seht, das Haupt der Ausgeſtoßnen,
Das verruchte Höllenthier,
Zeigt ſich zum gemeinen Scheuſal
Nackt und ohne Schminke hier;
Und mit ihm Verrath und Diebſtahl,
Menſchenhaß und Mordbegier.

---

46. Der Tag des Zornes.

Das berühmte, 1278 von Malebranca gedichtete lateiniſche Kirchenlied vom Weltgericht: dies irae, überſetzt von Follen.

Tag des Zornes, wann er taget:
Feuerloh die Zeit zernaget:
Wie Sibyll mit David ſaget.

Ha! wie wird dann ſein ein Beben:
Wird der Richter ſich erheben,
Allwärts ſtreng'res Recht zu geben!

Der Poſaune ſeltſam Hallen
Wird in allen Gräbern ſchallen:
Zu dem Richtſtuhl Geiſter wallen.

Tod und Leben ſtaunend ſehen,
Wie herfür die Leichen gehen:
Dem Gerichte Rede ſtehen.

Und man wird das Buch entfalten,
Darin Alles ſteht enthalten:
Darnach wird der Richter ſchalten.

Alſo wann da ſitzt der Richter:
Dunkles tritt in helle Lichter:
Rache trifft die Böſewichter!

Weh! wie arm bin ich zu ſagen!
Welchem Schirmvogt ſoll ich klagen,
Da Gerechte ſchier verzagen?

Der du, Fürſt furchtbarer Größe!
Nur verdammſt das heillos Böſe:
Born der Liebe! mich erlöſe!

Denk', o frommer Chriſt! in Gnaden:
Ich war Urſach' deinen Pfaden;
Wend' an jenem Tag den Schaden!

Suchend mich, ſankſt du in harter
Müh', um mich am Kreuz Erſtarrter!
Nicht umſonſt ſei ſolche Marter.

Richter der gerechten Rache!
Das Geſchenk „Vergebung“ mache:
Eh' der Rachetag erwache!

Stöhnend, gleich dem Böſewichte,
Roth von Schuld im Angeſichte
Bet' ich: Herrgott! gnädig richte!

Der du ſchuldfrei ſprachſt Marien:
Der dem Schächer du verziehen:
Haſt auch Hoffnung mir verliehen.

Unſer Beten iſt nicht theuer;
Doch du Gnadenreicher, Treuer:
Rette mich vor ew'gem Feuer!

Zu den Schäflein laß mich leiten:
Fern den Böcken laß mich ſchreiten,
Herr! zu deiner rechten Seiten.

Gott! wann du verruchte Bruten
Dann verdammſt zu Höllengluten:
Rufe mich mit deinen Guten!

Brünſtig Fleh'n zu dir ich ſende!
Aſche wird mein Herz elende!
Herre Gott, verwalt' mein Ende!

O du Tag, du Tag der Zähren,
Der aus Aſche wird verklären,
Reif zum Spruch, das Volk der Erden!
Dem, o Gott! laß Gnade werden.
Frommer Jeſu, Herre du:
Schenke denen Raſt und Ruh'!
Amen.

B. Vaterlandslieder.

47. Deutſchlands Ehre.

Von dem Minneſänger Walter von der Vogelweide, im 13. Jahrhundert geſungen. Nach der Bearbeitung in Görres Volksliedern, S. 211.

Ich han Lande vill geſehen,
Und nahm der beſten gerne wahr;
Uebel müße mir geſchehen,
Konnte ich je mein Herze bringen dar,
Daß mir wollte wohl gefallen fremder Sitte.
Was hülfe mich obe ich viel rechte ſtritte,
Teutſche Zucht gat vor ihn allen.

Von der Elbe bis an den Rhein,
Herwieder bis an das Unger Land,
Da mögen wohl die Beſten ſein,
Die ich in der Welte han erkannt;
Kann ich rechte ſchauen gut Gelaß und Liep,
Sam mir Gott! ſo ſchwur ich wohl, daß hie die Wib
Beſſer ſind, dann ander Frauen.

Teutſche Mann ſind wohl gezogen,
Recht als Engel ſind die Weib gethan;
Wer ſie ſcheltet, der iſt gar betrogen,
Ich enkan ſein anders nicht verſtan.
Tugend und reine Minne, wer die ſuchen will,
Der ſoll kommen in unſer Land, da iſt Wunne viel;
Lange müße ich leben darinne.

48. Des Deutſchen Vaterland.

Von Ernſt Moritz Arndt.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland? iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland, Weſtphalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweizer, iſt's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es iſt das Oeſterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt —
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälſchen Tand,
Wo walſch und falſch hat gleichen Klang,
Und deutſch meint Herzensüberſchwang —
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
O Gott vom Himmel ſieh darein!
Und gieb uns rechten deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

49. Das Lied vom Rhein.

Von Max von Schenkendorf.

Es klingt ein heller Klang,
Ein ſchönes deutſches Wort
In jedem Hochgeſang
Der deutſchen Männer fort;
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutſche Herz geſchworen. —
Wie oft ſein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das iſt der heil'ge Rhein,
Ein Herrſcher, reich begabt,
Deß Name ſchon, wie Wein,
Die treue Seele labt.
Es regen ſich in allen Herzen
Viel vaterländ'ſche Luſt und Schmerzen,
Wenn man das deutſche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felſenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von ſeinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Feſſeln lag der Held geſchlagen:
Sein Zürnen und ſein ſtolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauſcht,
Von Geiſterſchauern hehr umrauſcht.

Was ſang der alte Held? —
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh' dir, ſchnöde Welt!
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los und bar von Ehren!
Und willſt du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! geſtorbenes Geſchlecht
Und mein gebrochnes, deutſches Recht?

„O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutſchland vor mir lag
Und auf und ab am Ufer wallten
Die ſtolzen adligen Geſtalten,
Die Helden weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!

„Es war ein frommes Blut
In ferner Rieſenzeit,
Voll kühnem Leuen-Muth
Und mild als eine Maid;

Man ſingt es noch in ſpäten Tagen,
Wie den erſchlug der arge Hagen:
Was ihn zu ſolcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's verſenkt.

„Du Sünder, wüthe fort!
Bald iſt dein Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Erſteht wohl, wann er ſoll.
Es wird in dir die Seele grauſen,
Wann meine Schrecken dich umbrauſen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art!“

Erfüllt iſt jenes Wort:
Der König iſt nun frei,
Der Nibelungen Hort
Erſteht und glänzet neu!
Es ſind die alten deutſchen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutſche Kaiſerthum!

Wir huld'gen unſerm Herrn,
Wir trinken ſeinen Wein.
Die Freiheit ſei der Stern!
Die Loſung ſei der Rhein!
Wir wollen ihm auf's Neue ſchwören:
Wir müſſen ihm, er uns gehören!
Vom Felſen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer.

50. Der Straßburger Münſter.

Von Max von Schenkendorf.

In Straßburg ſteht ein hoher Thurm,
Der ſteht viel hundert Jahr';
Es weht um ihn ſo mancher Sturm,
Er bleibet feſt und klar.

So war auch wohl die fromme Welt,
Die ſolches Werk gedacht,
Zu dem ſie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.

Wie ſich, ein ew'ges Heldenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem ein heller, ſchlanker Strahl,
Der Thurm, gen Himmel ſtrebt:

So war auch einſt das deutſche Reich,
So war der deutſche Mann:
Auf ſtarkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan.

Und wie den feſten Bau umgiebt
Die ſchöne Heil'genwelt,
So hatte Jeder, was er liebt',
In ihren Schutz geſtellt.

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde thun:
Daß nimmermehr ſoll fremdes Joch
Auf deutſchem Nacken ruhn.

Wir ſprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünſtiges Gebet:
Daß Gott der Deutſchen ſtarker Hort
Verbleibe ſtet und ſtet.

Daß, wie der Thurm, der deutſche Sinn
Entwachſe ſeiner Zeit
Und nach dem Himmel ſtrebe hin,
Wenn ihn die Welt bedräut.

Und ob wir wieder heimwärts geh'n,
Wir wenden unſern Blick
Und ſchauen nach des Wasgau's Höh'n,
Wie nach dem Thurm zurück.

Die Bundesfahn' in Feindes Hand?
Der Thurm in welſcher Macht?
O nein, ſie ſind vorausgeſandt
Als kühne Vorderwacht!

Wir retten euch, wir haben's Eil,
Vergaß euch doch kein Herz;
O Wolkenſäul', o Feuerſäul',
Schaut immer heimathwärts!

51. Der Kölner Dom.

Von Maßmann.

In dem hohen Kölner Dome
An dem heil'gen deutſchen Strome
  Steht der Sitz des Biſchofs leer;
Sitz des Segens und der Predigt,
Sollſt du ewig ſein erledigt?
  Findet ſich kein Hirte mehr?

Alten Haß und neue Fehde
Lud man auf der Kölner Rhede
  In das lecke Schiff der Zeit:
Und es lief wie wildes Feuer,
Wie ein freſſend Ungeheuer
  Durch das Vaterland der Streit.

Und die Völker in der Runde
Staunten ob dem deutſchen Bunde,
  Ob dem neuen Riß im Reich:
Dieſe ſchürten, jene lachten,
Weil ſie alter Träume dachten,
  Alter Zeiten beutereich.

Doch die große Gnade Gottes
Nahm die Schmach des Völkerſpottes
  Von uns bald und wunderbar;
Denn er ließ die alten Grauen
Uns im welſchen Spiegel ſchauen,
  Daß die Augen wurden klar.

Dort am heil'gen deutſchen Strome
In dem hohen Kölner Dome,
Wo entbrann der neue Streit,
Laßt uns nun in ſel'gen Reuen
Unſern alten Bund erneuen
Recht in Grundeinmüthigkeit.

Keiner wird vor Gott beſtehen,
Der nicht mag verſöhnt eingehen
In den heil'gen Dom der Zeit;
Und der mächt'ge Strom des Lebens
Ueberfluthet, wer vergebens
Mit dem Lichte bleibt im Streit.

Kommt zur Buß', ihr deutſchen Brüder,
Heil'ger Volksgemeinde Glieder,
Schwört zum Bunde alt und neu:
Moſt, Jahrtauſende gekeltert,
Welterquickend, nie gealtert —
Trinkt: ſein Nam' iſt deutſche Treu.

Und zum ew'gen Bundeszeichen
Laßt des Domes Felſeneichen
Endlich wölben ſich zum Wald —
Hand an's Werk! es wird gelingen:
Laſſet friſch die Meißel klingen,
Daß es durch die Berge ſchallt.

---

52. Das Rheinlied von 1840.

Von Becker.

Sie ſollen ihn nicht haben
Den freien deutſchen Rhein,
Ob ſie wie gier'ge Raben
Sich heiſer darnach ſchrei'n;

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder ſchallend
In ſeine Wogen ſchlägt.

Sie ſollen ihn nicht haben
  Den freien deutſchen Rhein,
So lang' ſich Herzen laben
  An ſeinem Feuerwein;

So lang' in ſeinem Strome
  Noch feſt die Felſen ſteh'n,
So lang' ſich hohe Dome
  In ſeinem Spiegel ſeh'n.

Sie ſollen ihn nicht haben
  Den freien deutſchen Rhein,
So lang' noch kühne Knaben
  Um ſchlanke Dirnen frei'n;

So lang' die Floſſen hebet
  Ein Fiſch auf ſeinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
  In ſeiner Sänger Mund.

Sie ſollen ihn nicht haben
  Den freien deutſchen Rhein,
Bis ſeine Fluth begraben
  Des letzten Manns Gebein.

53. Das Lied von Schleswig-Holſtein.

Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen,
Deutſcher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was ſchwer errungen,
Bis ein ſchön'rer Morgen tagt!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung toſe,
Fluth auf Fluth von Bai zu Bai:

O, laß blüh'n in deinem Schooße
Deutſche Tugend, deutſche Treu'!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Doch, wenn inn're Stürme wüthen,
Drohend ſich der Nord erhebt,
Schütze Gott die holden Blüthen,
Die ein mild'rer Süd belebt!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Stehe feſt, mein Vaterland!

Gott iſt ſtark auch in den Schwachen,
Wenn ſie gläubig ihm vertrau'n;
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen ſchau'n!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland!

Von der Woge, die ſich bäumet
Längs dem Belt, am Oſtſeeſtrand,
Bis zur Fluth, die ruhlos ſchäumet
An der Düne flücht'gem Sand:
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Stehe feſt, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauſchend ſtolze Barken
Elbwärts zieh'n zum Holſtengau:
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Theures Land, du Doppel-Eiche,
Unter einer Krone Dach,
Stehe feſt und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

54. Rule Britannia.

Das berühmte Nationallied der Engländer, überſetzt in „Britannia, von Louiſe von Ploennies“ S. 93.

Als aus dem Wellenſchooß empor
Britannia einſt der Himmel rief,
War dies des Landes Freiheitsbrief,
Schutzengel ſangen dies im Chor:
Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Brite ſein!

Nationen, nicht wie du beglückt,
Sind wechſelnd Raub der Tyrannei,
Indeß du blüheſt groß und frei,
Zu ihrem Schreck und Neid geſchmückt.
Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Brite ſein!

Erhab'ner nur wirſt du erſteh'n,
Furchtbarer nur nach fremdem Streich,
So wie im Sturm feſt ſteht die Eich',
Indeß die Wolken leicht verweh'n.
Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Brite ſein!

Dich zwinge nie Tyrannenthum,
Strebt dich zu beugen ſeine Wuth,
Sie wecke nur die edle Glut,
Sich zum Verderben, dir zum Ruhm.
Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Brite ſein!

Für dich die Flur des Landmanns ſprießt,
Im Handel blüht der Städte Pracht,
Dein iſt des Meeres ſtolze Macht,
Und jeder Strand, den es umfließt.
Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Brite ſein!

Der Muſen freier Liederſchall
Den hochbeglückten Strand verſchönt,
Glückſelig Land, mit Reiz gekrönt,
Wo Tapferkeit der Schönheit Wall!
Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Brite ſein!

55. Das Hochland.

Fiedlers ſchottiſche Liederdichtung, II. 105.

Es lebe das Hochland, das ſchottiſche Hochland,
Die Heimath des Klansmanns, des Braven und Frei'n,
Wo die Wolke mit Luſt ruht an des Berges Bruſt,
Eh' ſie ziehet in's endloſe Meer hinein.

Der Waſſerfall da zum Winde ſingt,
Schaumſprüh'nd wie ein Geiſt von Licht und Macht,
Der Fiſcher kühn durch die Wogen dringt,
Im winzigen Kahne bei ſtürmiſcher Nacht.

Das Land iſt's von Schatten und Sonnenſchein und Regen,
Wo in raſender Wuth der Sturmwind kreiſt;
Hier ſtehn ihm gewaltige Mächte entgegen,
In der furchtbaren Klipp', die den Himmel zerreißt.

Mit Luſt ſah ich Englands herrliches Grün,
Lieb Erin, des Meeres Kleinod, mir war.
Doch ein treu ſchottiſch Herz kann für's Hochland nur glüh'n,
Schön blüht ſeine Heide und frei iſt ſein Aar.

56. Die Provence.

Vom Troubadour Peire Vidal, aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, überſetzt von Diez.

Aus der Luft ſaug' ich Erquicken,
Die mein Land Provence ſendet,
Alles freut mich, was es ſpendet,
Ja, ich höre mit Entzücken,
Was man Gutes von ihm ſpricht,
Frage und ermüde nicht:
So kann mich ſein Lob erfreuen.

Solch ein Land hat's nie gegeben,
Wie vom Rhoneſtrom nach Vence
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein ſo vergnüglich Leben.
Drum ließ ich in lauter Glück
Froh mein Herz bei ihr zurück,
Die den Trübſinn kann zerſtreuen.

Nichts darf uns des Tags beſchweren,
Wo wir ihrer uns beſonnen,
Da ſie Urquell aller Wonnen,
Und wer redet ihr zu Ehren,
Ihr, der Beſten ohne Streit
Und der Schönſten weit und breit,
Was er ſagt, er kann nicht lügen.

Was ich dicht' und ſonſt vollbringe,
Ihr verdank' ich's, da ſie Kenntniß
Mir verliehen und Verſtändniß:
Darum bin ich froh und ſinge,
Und was Schönes mir gelingt,
Selbſt was mir das Herz durchdringt,
Dank' ich ihren holden Zügen.

57. Norwegiſcher Nationalgeſang.

Söhne von Norwegens uraltem Reiche,
Singet zur Harfe den feſtlichen Klang.
Männlich ertöne der Jubel und ſteige,
Weihet dem Vaterland unſern Geſang.
Herrlich gelangen
Thaten, ſie prangen
Wo wir gedenken der Väter ſo traut.
Schwellende Herzen und glühende Wangen
Grüßen den lieben, den heiligen Laut.

Flieget der Geiſt zu geſchwundenen Zeiten,
Schaut er ſo herrlich des Vaterlands Glanz.
Kämpen, ſie wandeln an Dovrefjelds Seiten,
Stürmen zum Schiffesgefecht wie zum Tanz.
Wellen befahren
Männliche Schaaren!
Norwegens Ruhm dringt zu fernſtem Geſtad'.
Kämpen genug ſind daheim, zu bewahren
Erbliche Freiheit mit muthiger That.

Während die Stärke die Stählernen probten,
Während ſie ſtritten im kämpfenden Glied,
Reizten die Skalden die Runen und lobten
Herrlich die Thaten der Helden im Lied.
Könige, hehre,
Hielten das ſchwere
Scepter und übten die heilige Macht,
Strahlend durchleuchtet im Saale der Ehre
Ewig ihr Schild der Jahrhunderte Nacht!

Vorzeit — es ſchwand deine heilige Flamme,
Aber ſie glüht in des Norwegers Bruſt.
Noch iſt derſelb' er an Muthe und Stamme,
Immer der Freiheit und Ehre bewußt.
Wenn Nerwegs Hallen
Vom Ruhmlied ſchallen,

Schwellet von freudigem Stolze ſein Sinn.
Gerne wohl gäb' er den Süden in allen
Reizen um's ſchneeige Heimathland hin.

Herrlich erhebet ſich, nimmer zu wanken,
Tempel der Freiheit im nordiſchen Land.
Frei ſind die Worte und frei die Gedanken,
Frei wirkt zu Vaterlands Wohle die Hand!
Wallten und flogen
Vögel und Wogen
Freier doch nimmer als Norwegens Mann!
Treu dem Geſetz, das er ſelbſt ſich erzogen,
Hängt er dem König, dem Vaterland an.

O theures Land mit den wolkigen Spitzen,
Fruchtbaren Thälern und fiſchreichen Seen,
Du wirſt die Liebe der Deinen beſitzen;
Rufſt du, für dich wirſt du bluten uns ſehn.
Liebſtes der Lande,
Stehe, zum Pfande
Ewiger Freiheit, ihr Heiligthum!
Wachſe, ſo lang noch die Welle am Strande
Brauſet, o wachſe an Glück wie an Ruhm!

58. Die Flagge der Vereinigten Staaten.

Von Drake.

Als Freiheit von ihrer Berge Höhn
Ihr Banner in der Luft ließ wehn,
Zerriß ſie der Nacht Azurkleid,
Drauf pflanzend die Sterne der Herrlichkeit.
Des Himmels glänzend Gürtelband
Sie um die prächt'gen Farben wand;
Das reine Himmelsweiß ſtreifte ſie
Mit Strahlen von der lichten Früh.

Dann von der Sonne, wo er war,
Rief ſie, als Träger, ihrem Aar
Und gab ihm in die mächt'ge Hand
Das Symbol von ihrem Lieblingsland.

Großer Monarch der Wolken, du!
Der droben ſchwebt in Königsglanze;
Des Sturms Trompeten höreſt zu,
Und ſiehſt des Blitzes flücht'ge Lanze:
Wenn wild des Sturmes Krieger wettern,
Des Himmels Donnertrommeln ſchmettern;
Du Sonnenſohn, dein Amt iſt's, dein:
Zu ſchirmen das Panier der Frei'n,
In gelbem Schwefeldampf zu kreiſen,
Den Streich der Schlacht zurückzuweiſen,
Zu ſchaffen, daß es hold, gewogen,
Hoch flattre, ſo wie Regenbogen
Am nächtlichen Gewölk des Krieges,
Herolde des erſehnten Sieges.

Der Tapfern Banner! flattre offen,
Ein Pfad für des Triumphes Hoffen,
Wenn die Signaltrompet' erſchallt,
Das Heer im Marſch lang, glänzend wallt.
Eh' trübt mit ſeiner Lebensfluth
Das blanke Bajonett das Blut:
Blick' dorthin jedes Kriegers Auge,
Wo deine Himmelsglorien glüh'n!
Kriegswuth aus deinem Glanz er ſauge,
Wenn er im Sturm muß vorwärts ziehn.
Wenn brüllender Geſchütze Dampf,
Ein graues Bahrtuch, hüllt den Kampf,
Der blut'ge Säbel zuckt zum Streich,
Der Mitternacht Sternſchnuppen gleich:
Dann flamm' in Meteores Licht,
Daß zitternd fliehn des Auslands Kinder
Vor jedem Arm, der mannhaft ficht
Unter ſo ſchönem Todverkünder!

Flagge des Meers! Zur See deck' immer
Die Tapfern deiner Sterne Schimmer;
Wenn Tod, ſcheuchend des Sturmes Vögel,
Schwarz rauſcht um die geblähten Segel,
Wenn die Wellen fliehn in wildem Schreck
Vor'm Schiffsbord, ſchon zum Sinken leck:
Schau' jeder Todgeweihte doch
Zum Himmel und zu dir auf noch,
Noch ſinkend deine Farben zu ſehn,
Ob ſeinem Grab im Triumphe wehn.

O Flagge! freier Herzen Vertrauen,
Von Engelshand der Kraft verliehen,
Am Himmel deine Sterne wir ſchauen,
In Himmelsart deine Farben glühen.
Weh' ſtolz, o Fahne, unverwandt!
Wo iſt der Feind, der den Sieg je raubt uns,
Wenn der Fuß ſteht auf der Freiheit Land,
Der Freiheit Banner weht um's Haupt uns?

59. Der Anſiedler im Weſten.

Von dem Amerikaner Street, überſetzt von Freiligrath.

Der Siedler ſchwang ſein Beil ſo blank
In Wüſten, wo kein Laut iſt wach;
Des Walds Titanenſchaar — ſie ſank
Mit donnerndem Gekrach;
Der Adler mit Gekreiſch entflog
Dem Neſt, das ſich zum Sturze bog
Mit ſeines Laubdachs Pracht,
Und ein der erſte Sonn'ſtrahl zog
In Wolfes Höhlennacht.

Rauh war die Tracht und ſtark der Leib
Deß, der ſich mühte hier ſo ſchwer;
Es ſchafft' des Waidwerks Zeitvertreib
Die rohe Kleidung her.

Die Seel' in dieſem Leib ſprach Hohn
Dem Putz, der dort hat ſeinen Thron,
Wo Menſch und Menſch ſich drängt;
Die Haut des friſchen Wildes ſchon
Des Waldes Herrn umhängt.

Die Pfade durch des Urwalds Pracht,
Der Fluß, der Blumen küßt am Saum,
Der Wind, deß Hauch Muſik oft macht
In dem ſonnloſen Raum —
Die Tempel — Baumarkadenreih'n,
Das grüne Thal im Sonnenſchein,
Das Moor, die dunkle Schlucht —
In ſolchen Scenen, groß und rein,
Er ſein Ergötzen ſucht.

Sein Dach hebt ſich an heiterm Ort;
Am dunkeln Forſt das Korn er ſtreut!
Gewächs, das nicht im Wald kommt fort,
In Sonn' und Regen gedeiht.
Der Rauch, ſich kräuſelnd über'm Thal,
Gebrüll, Geblök und Glockenhall
Die Landſchaft wie verjüngt,
Die, ein lebendiges Denkmal,
Von der Verwandlung ſingt.

Das Veilchen weckte, Lenz, dein Gruß!
Roth wuchs die Roſe in die Höh';
Der Mais gelbt' in des Herbſtſtrahls Kuß,
Der Winter brachte Schnee;
Der Einſame noch dort ſich müht,
Die Luft durchtönt ſein Pfiff, ſein Lied;
Er ſchwingt in raſchem Zug
Das Grabſcheit, oder hin er zieht
Am Hügel mit dem Pflug.

Er ſieht Gewitters wilde Glut
Tobend auf ſelbſtgebrochnem Pfad,
Sengend das Land, den Wald, voll Wuth,
Wo es verheerend naht;

Sieht zu der Windsbraut Ungeſtüm,
Die Föhren niederreißt im Grimm,
Das Licht des Tages ſtört,
Wenn ſie, ein fegend Ungethüm,
Heulend vorüberfährt.

Sein Wolfhund bellt, die Büchſe knallt,
Des Bären Brummen nicht mehr droht;
Voll Blut und Schweiß die Klauen krallt
Der Panther und knirſcht im Tod.
Der flücht'ge Hirſch ſtürzt todeswund,
Der junge Wolf beißt in den Grund,
Der Biber, tödtlich matt
Vom Blei, ſinkt, Klagen in dem Mund,
In ſeine Waſſerſtadt.

Ein karges Loos! doch Preiſes werth!
Als ſcholl der Freiheit Aufgebot:
Hat er am kühnſten ſich bewährt
Zu Kampf und Blut und Tod!
Er färbte Bunkershill mit Blut,
Hielt feſt in trübſter Zeit den Muth
Und ſah aus dunkler Wolke
Bei Yorktown leuchten der Sonne Glut
Ob einem befreiten Volke!

60. Yankee-doodle.

Das nordamerikaniſche Nationallied.

1.

Ein Yankeebub' iſt ſchön und keck
Und nie zu fett — Herr!
Bei Tanz und fröhlichem Sprung und Jagd
So hurtig wie eine Ratte — Herr!
Yankee doodle, ſchütz' dein Ufer,
Yankee doodle dandy *), fürchte nicht Drohen und Prahlen,
Yankee doodle dandy!

---

*) doodle Taugenichts, dandy Zierbengel.

2.

Yankee doodle, Zauberklang,
Amerikaner Freude,
Es paßt zur Pfeife, Spiel und Sang
Und eben recht zum Streite.
Yankee doodle, Buben 'ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte,
Yankee doodle, drauf und dran,
Trommelt, blaſ't und fiedelt!

Frankreich, Spanien, Engeland
Soll'n unſer Land bekriegen:
Wir Yankee's haben Fuß und Hand,
Könn'n ſie noch All' beſiegen.
Yankee doodle, Buben 'ran! ꝛc.

Meint ein Feind im Uebermuth,
Wir ſei'n ſo leicht zu ſchlagen:
Wir dämpfen ſeinen kühnen Muth,
Könn'n auch noch Waffen tragen!
Yankee doodle ꝛc.

Ich wett' euch Flipp*) ein ganzes Maaß
Und laſſ' es gleich auftragen,
Daß Yankee-Buben auch mit Spaß
Zu Schiff ſie können ſchlagen!
Yankee doodle ꝛc.

Und giebt es Gründe, ſchwarz auf weiß,
So ſind wir auch nicht hinten:
Denn Zungen, ſcharf und ſpitz und heiß,
Sind auch bei uns zu finden.
Yankee doodle ꝛc.

Amerika iſt ein herrlich Land,
Ein Volk von lauter Brüdern,
Hat einer Kuchen in der Hand,
Er theilt ihn mit den Brüdern.
Yankee doodle ꝛc.

---

*) Ein dem Eierpunſch ähnliches und im Weſten ſehr beliebtes Getränk.

Wir ſchaffen, ſchlafen, beten auch,
Sind arbeitſame Leute,
Doch geb'n wir unſern Honig nicht
Den Drohnen hin als Beute.
Yankee doodle ꝛc.

Und dann am großen Freiheitstag*),
(Wer ſollte da ſich plagen?)
Da gehn wir Saus und Brauſe nach
Und ſorg'n auch für den Magen.
Yankee doodle ꝛc.

Seht unſre Mädchen, wie ſie blühn,
Seht unſre ſtarken Knaben,
Seht unſre Alten, friſch und grün,
Was woll'n wir mehr noch haben?
Yankee doodle ꝛc.

Ja, glücklich ſind wir, freie Leut',
Auch nicht ganz ungebildet:
Durch gute Schulen weit und breit
Wird unſer Volk gebildet.
Yankee doodle ꝛc.

Wir pflügen unſer eigen Land,
Wir haben's wohl errungen,
Drum fechten wir auch Hand in Hand,
Wenn Feinde eingedrungen.
Yankee doodle, Buben 'ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte,
Yankee doodle, drauf und dran,
Trommelt, blaſ't und fiedelt!

---

*) Feſt der Unabhängigkeitserklärung, 4. Juli 1776.

C. Heimwehlieder.

61. Klagelied der Juden in der babyloniſchen Gefangenſchaft.

Der berühmte 137. Pſalm.

An den Waſſern zu Babel ſaßen wir: und weineten, wenn wir an Zion gedachten.

Unſere Harfen hingen wir an die Weiden, die drinnen ſind.

Denn daſelbſt hießen uns ſingen, die uns gefangen hielten, und in unſerm Heulen fröhlich ſein: Lieber, ſinget uns ein Lied von Zion.

Wie ſollten wir des Herrn Lied ſingen im fremden Lande?

Vergeſſe ich dein, Jeruſalem: ſo werde meiner Rechten vergeſſen.

Meine Zunge müſſe an meinem Gaumen kleben, wo ich dein nicht gedenke: wo ich nicht laſſe Jeruſalem meine höchſte Freude ſein.

Herr, gedenke der Kinder Edom am Tage Jeruſalem, die da ſagen: Rein ab, rein ab, bis auf ihren Boden.

Du verſtörte Tochter Babel: wohl dem, der dir vergelte, wie du uns gethan haſt.

Wohl dem, der deine junge Kinder nimmt, und zerſchmettert ſie an den Stein.

62. Heimweh.

Das berühmte Klagelied einer edlen mit einem rohen Tartarfürſten vermählten chineſiſchen Prinzeſſin, von ihr ſelbſt im Jahr 107 v. Chr. gedichtet und noch jetzt durch ganz China geſungen. Aus Talvj, Volkslieder S. 37.

Meine Verwandten haben mich fortgeſchickt
In's ferne, ferne Land!
Dem Fürſten von Uſun mich hingegeben,
In's fremde Reich mich verbannt!
Eine ärmliche Hütte iſt ſein Haus,
Mit Filz behängt!

Seine Speiſe iſt Fleiſch
Und Milch ſein Getränk!
O wenn ich meiner Heimath gedenk',
Eine wilde Gans möcht' ich ſein, mit Schwingen
In's Vaterland zurück mich zu bringen.

63. Heimweh.

Eſthniſches Volkslied. Ausflug nach Eſthland, Meiningen 1830. S. 157.

O meine goldene Heimath,
Mein ſilbernes Gehöftchen,
Das theure, wo ich aufwuchs,
Wie eine Beere mich von der Erde erhob,
Wie Heu auf trocknem, luftigen Boden.
Unſer Dorf duftete nach Kümmel,
Das Feld des Dorfs nach Schwefel,
Die Wege umzäunt mit Stachelbeergeſträuch,
Die Zäune geflochten mit Hagedorn.
Aus dem Gehöfte floſſen Bierbäche,
Vom Dache herab Dünnbierbäche,
Gegen die Pforte Branntweinbäche,
Das Gehöftchen war unterhalb des Dorfs,
Am Gehöftchen ein Flüßchen,
Hier wuchſen freundliche Kinder
Und ehrbare Töchter auf.

64. Schottiſches Nationallied.

Von Burns, überſetzt von W. Gerhard.

Mein Herz iſt im Hochland, mein Herz iſt nicht hier;
Mein Herz iſt im Hochland, in Waldes Revier;
Dort jagt es den Hirſch und verfolget das Reh;
Mein Herz iſt im Hochland, wohin ich auch geh'!

Leb' wohl, mein Hochland, mein heimiſcher Nord!
Die Wiege der Freiheit, des Muthes iſt dort.
Wohin ich auch wandre, wo immer ich bin:
Auf die Berg', auf die Berge zieht es mich hin!

Lebt wohl, ihr Berge, bedecket mit Schnee!
Lebt wohl, ihr Thäler, voll Blumen und Klee!
Lebt wohl, ihr Wälder, bemooſtes Geſtein,
Ihr ſtürzenden Bächlein in farbigem Schein!

Mein Herz iſt im Hochland, mein Herz iſt nicht hier;
Mein Herz, liebe Heimath, iſt immer bei dir!
Es jaget den Hirſch und verfolget das Reh;
Mein Herz iſt im Hochland, wohin ich auch geh'!

65. Lied des verbannten Prieſters.

Volkslieder der Bretagne, von Keller und von Seckendorf, 1841. S. 148.

Hört eines Prieſters Wort vom Sprengel Gwenned an!
Für ſeinen Glauben lebt er weit von euch im Bann;
Zwar iſt von euch ſein Leib verbannt zu fernem Ort,
Sein Denken und ſein Herz bei euch ſind immerfort.

Seit ich durch ein Gebot ſo unerbittlich hart
Zu unglückſel'ger Stund' von euch geriſſen ward,
Seitdem ihr immerfort vor meinen Augen ſeid,
Und Tag und Nacht bewein' ich euer herbes Leid.

O Tag, an Schmerzen reich! o Tag der Kümmerniß!
Der mich ſo fern von euch, ihr lieben Kinder, riß.
O trübes Fahrewohl! So lang' ich leben mag,
Gedenk' ich immer dein, o trauervoller Tag.

Wie Jeremias einſt und Iſrael geweint,
Als ſie zu Babylon gefangen hielt der Feind;
So denk' ich jeden Tag, welch' Leidenheer euch drängt,
So daß mein Thränenſalz der Salzfluth ſich vermengt.

Auf meiner Klippe ſitz' am Strand allein ich hier,
Die bitt're Thräne rinnt herab die Wange mir,
Mit bittern Thränen feucht' ich meine Wangen ſehr,
Wenn eurer ich gedenk' dort drüben über'm Meer.

Geſegnet ſei mein Volk! Wohin die Zeit entſchwand,
Da jeden Tag um ſich der Hirt die Heerde fand,
Verkündend Gottes Wort, entlaſtend eure Bruſt,
Und dann im heil'gen Mahl euch ſpendend Himmelsluſt?

O lieben Kinder mein, wie drückt das Leid euch ſchwer!
Ihr ſucht mich jeden Tag und findet mich nicht mehr!
Und ich, gewiß, ich ſuch' auch euch; doch ach! wie ſchwer!
Den Vater ihr entbehrt, ich hab' nicht Kinder mehr.

Ihr lieben Schäflein mein, was wird aus euch nun gar?
Wer ſteht euch jetzt noch bei? Wer bietet Hülfe dar?
O Jeſus, guter Hirt! Vergiß ſie nicht im Leid,
Und deinen mächt'gen Arm leih' ihnen jederzeit!

Ihr ſel'gen Geiſter all', der Heil'gen ganze Schaar!
O Himmelskönigin, beſchirm' ſie immerdar!
In ihrer Pflichten Laſt laß Hülfe angedeihn,
In ihrem ſchweren Leid woll' ihnen Troſt verleihn!

Bretagne, Heimathland! nun öde wie ein Grab!
In welches Meer von Leid wardſt du geſtürzt herab!
Wie warſt du einſt ſo ſchön, ſo heiter, ſo voll Luſt!
Nun ſenkt ſich jedes Leid in deiner Männer Bruſt.

Verräther, denen Recht und Glauben nur ein Spott,
Die haben dich entſtellt, geworfen in den Koth,
Sie nahmen Alles dir, was einſt erfreut dein Herz,
Dem Abgrund riſſen ſie dich zu, wo wohnt der Schmerz.

Biſchöfe, Prieſter all' und Mönche ſind verjagt,
Der Klöſter reine Frau'n, ſie flieh'n das Land verzagt;
Die Meſſe iſt verſtummt, kein Sakrament man bringt,
Und durch der Kirche Schiff ſich nun die Brombeer' ſchlingt.

Die Tücher des Altars, Kelch, Kreuz, entweiht ſind all',
Verſtummt iſt das Geläut', weil man die Glocken ſtahl,
Die Kirche Wittwe ward, man hat ihr Gut entwandt,
Vom Tabernakel iſt der Leib des Herrn verbannt.

Die Kirche iſt erfüllt von lauter Roſſen gar,
Ein Stall; und Speiſetiſch iſt nun der Hauptaltar;
Der wahren Chriſten Schaar ſinkt weinend auf die Knie,
Die Böſen jauchzen Sieg und unterdrücken ſie.

Um unſre Sünden biſt im Zorn, du großer Gott!
Durch unſre Schuld uns all' ſo vieles Leid bedroht;
Wenn dir getreu wir ſind, dann ſchirmſt du treu uns gern,
Sind wir von dir entfernt, dann bleibſt von uns du fern.

In deinem größten Zorn bleibt Mitleid noch zurück;
Im Abgrund unſrer Pein läßt du erblüh'n das Glück;
Wir deine Kinder ſind, vergieb, vergieb! o Herr!
Was Böſes wir gethan, das ſtrafe nicht ſo ſehr.

Dem ganzen Königreich, der Kirche, ſo verheert,
Gieb, Gott, die Huld zurück, ſo flehentlich begehrt!
O Gott der Lieb', erbarm' dich unſerm Mißgeſchick,
Und führ' den Frieden uns, den Glauben uns zurück!

Wann Hirt und Heerden ſind wir wiederum vereint,
Zu ſingen deinen Preis? Wann wohl der Tag erſcheint,
Der unſre Thränen ſtillt? an dem wir deinen Ruhm
Verkünden mit Geſang in deinem Heiligthum?

O Tag der Seligkeit! O Tag voll Luſt und Glück!
Dein denk' ich jeden Tag und jeden Augenblick;
O Gott der Güte, laß doch kommen ſchnell den Tag,
Da meine Kinder all' ich wieder ſehen mag.

Geh' hin, mein Trauerſang, du Tröſter für mein Herz!
Geh'! ſage meinem Volk, wie mächtig iſt mein Schmerz!
Auf euren Flügeln ihn, ihr lieben Engel, tragt,
Und daß bei Tag und Nacht ich ihrer denke, ſagt!

O Täubchen! Nachtigall! wenn ſich die Zeit verjüngt,
Zu meinen Kindern fliegt, vor ihrer Thüre ſingt!
Warum kann fliegen nicht, nicht fliegen ich wie ihr?
Weit über's Meer ich flög' in's Heimathland von hier.

---

66. Heimweh des Sklaven.

Aus dem Spaniſchen, von Herder.

Wie ein armer Chriſtenſklave,
Wenn ein Kreuzesſegel aufblickt,
Auf Corſarens drohend Rufen
Mächt'ger nun zum Ruder greifet:

Dorthin hoffen ſeine Blicke,
Hieher rudern ſeine Hände,
Bis zu einer fernen Wolke
Sich ſein Rettungsſegel dämmert.

Bitter fließen ſeine Thränen
In die blauen ſtillen Wellen;
Lauter klingen ſeine Ketten,
Und das Ruder ſeufzet traurig:
„Warum weinſt du? warum weinſt du?
„Ruderſt doch mit allen Kräften
„Selbſt dich in dein Elend.“

Alſo wein' ich, alſo blick' ich
Hin zum fernen Rettungsſegel;
Lauter klingen meine Ketten,
Und mein Ruder ſeufzet traurig:
„Warum weinſt du? warum weinſt du?
„Ruderſt doch mit allen Kräften
„Selbſt dich in dein Elend.“

Fleuch heran, du Kreuzesſegel,
Und du Wind des guten Geiſtes,
Weh's heran! Ihr blauen Wellen,
Die ihr meine Thrän' empfanget,

Bringt es! Ach, wenn ich der Ketten,
Dieſer Ketten los noch würde,
Und mein Vaterland noch ſähe;
Ach, der Sklave wär' ein König!

67. Soldatenlied.

Wunderhorn I. 145.

Zu Straßburg auf der Schanz',
Da ging mein Trauren an,
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anſtimmen,
In's Vaterland mußt' ich hinüber ſchwimmen,
Das ging nicht an.

Eine Stunde in der Nacht
Sie haben mich gebracht:
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, ſie fiſchten mich im Strome auf,
Mit mir iſt's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich ſoll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm' doch meinen Lohn,
Das weiß ich ſchon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut' ſeht ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub' iſt doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir ſolches angethan,
Das klag' ich an.

Ihr Brüder alle drei,
Was ich euch bitt', erſchießt mich gleich;
Verſchont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, daß das Blut 'raus ſpritzt,
Das bitt' ich euch.

O Himmelskönig, Herr!
Nimm du meine arme Seele dahin,
Nimm ſie zu dir in den Himmel ein,
Laß ſie ewig bei dir ſein,
Und vergiß nicht mein.

---

68. Kaplied.

Von Schubart, den württembergiſchen Landeskindern vorgeſungen, die Herzog Karl in den holländiſchen Dienſt verkaufte.

Auf, auf! ihr Brüder und ſeid ſtark,
Der Abſchiedstag iſt da!
Schwer liegt er auf der Seele, ſchwer!
Wir ſollen über Land und Meer,
In's heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben ſteht,
Ihr Brüder, um uns her:
Uns knüpft ſo manches theure Band
An unſer deutſches Vaterland,
Drum fällt der Abſchied ſchwer.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den koſen Bruder, Schweſter, Freund;
Und Alles ſchweigt, und Alles weint,
Todtblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geiſt ſchlingt um den Hals
Das Liebchen ſich herum:
Willſt mich verlaſſen, liebes Herz,
Auf ewig? und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen ſtumm.

Iſt hart! drum wirble du, Tambour,
Den Generalmarſch drein.
Der Abſchied macht uns ſonſt zu weich,
Wir weinten kleinen Kindern gleich;
Es muß geſchieden ſein.

Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal;
So denkt nicht für die kurze Zeit,
Freundſchaft iſt für die Ewigkeit,
Und Gott iſt überall.

An Deutſchlands Gränze füllen wir
Mit Erde unſre Hand,
Und küſſen ſie, das ſei der Dank
Für deine Pflege, Speiſ' und Trank,
Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswoge ſich
An unſern Schiffen bricht,
So ſegeln wir gelaſſen fort;
Denn Gott iſt hier und Gott iſt dort,
Und der verläßt uns nicht!

Und ha, wenn ſich der Tafelberg
Aus blauen Düften hebt:
So ſtrecken wir empor die Hand
Und jauchzen: Land! ihr Brüder, Land!
Daß unſer Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier
Geſund an's Ufer ſpringt,
Dann jubeln wir, ihr Brüder, ha!
Nun ſind wir ja in Afrika.
Und Alles dankt und ſingt.

Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutſche brav und gut.
Und ſagen ſoll man weit und breit,
Die Deutſchen ſind doch brave Leut',
Sie haben Geiſt und Muth.

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir ſeinen Götterwein;
So denken wir, von Sehnſucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an euch,
Und Thränen fließen drein.

69. Heimweh.

Von Wyß, dem Schweizer Dichter.

Herz, mein Herz, warum ſo traurig,
Und was ſoll das Ach und Weh?
's iſt ſo ſchön im fremden Lande,
Herz, mein Herz, was fehlt dir mehr?

Was mir fehlt? es fehlt mir Alles,
Bin ſo ganz verlaſſen hie;
Iſt's auch ſchön im fremden Lande,
Dennoch wird's zur Heimath nie.

In die Heimath möcht' ich wieder,
Aber bald, ach ja recht bald!
Möcht' zum Vater, möcht' zur Mutter,
Möcht' zu Berg und Thal und Wald.

Möcht' die Berge wieder ſehen
Und die ſchönen Gletſcher dran,
Wie die flinken Gemſen ſpringen
Und kein Jäger vorwärts kann.

Möcht' die Glocken wieder hören,
Wenn der Hirt zu Berge treibt,
Und die Rinder freudig ſpringen,
Und kein Lamm im Thale bleibt.

Keiner hat uns lieb da draußen,
Keiner drückt ſo warm die Hand,
Und kein Kind will mir da lachen,
Wie daheim im Vaterland.

In die Heimath führ' mich wieder,
Wo ich jüngſt ſo glücklich war;
Ach! mir fehlen Luſt und Frieden,
Bis in meinem Dorf ich bin.

Herz, mein Herz, o laß das Trauern,
's iſt ein Schickſal, gieb dich drein!
Will es Gott, ſo kann er helfen,
Daß wir bald zu Hauſe ſein.

70. Wanderlied.

Von Juſtinus Kerner.

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geſchieden muß ſein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, ſie bleibet
Am Himmel nicht ſtehn,
Es treibt ſie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einſamen Strand,
Die Stürme, ſie brauſen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und ſingt in der Ferne
Ein heimathlich Lied.
So treibt es den Burſchen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimath hieher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus;
Die Blumen einſt pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimath
Das ferneſte Land.

71. Mignon.

Von Goethe.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?
Kennſt du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus? Auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! dahin
Geht unſer Weg! o Vater, laß uns ziehn!

D. Königslieder.

72. An den Kaiſer Auguſtus.

Von Horaz, die fünfte Ode des vierten Buchs, überſetzt von Binder.

Guter Götter Geſchlecht, du, des Romuliſchen
Volkes trefflichſter Hort, biſt ſchon zu lang' entfernt;
Früh gelobteſt du heiligem Väterrath
Heimzukehren; o kehre heim!

Gieb, o gütiger Fürſt, wiederum Licht dem Land!
Dann, wann mild wie der Lenz ſtrahlet dein Angeſicht,
Ja, dann fließet dem Volk froher der Tag dahin,
Schöner glänzet die Sonn' ihm dann!

Wie die Mutter den Sohn, welchen des neidiſchen
Südwinds zögernder Hauch über karpathiſche
Meerfluth hatte gebannt, länger als Jahresfriſt,
Fern vom theueren Vaterhaus,

Durch Gelübd' und Gebet rufet und Ahnungen,
Und vom krummen Geſtad' nimmer die Blicke kehrt:
Alſo ſucht im Gefühl ſehnender Zärtlichkeit
Seinen Cäſar das Vaterland.

Denn nun ſchreitet geſchützt durch das Gefild der Stier,
Huldvoll ſegnet die Flur Ceres mit Fruchtbarkeit;
Hin durch's friedliche Meer fliegen die Schiffenden;
Sonder Tadel beſteht die Treu'!

Kein unzüchtig Gelüſt ſchändet ein keuſches Haus;
Sitt' und ſtrenges Geſetz zähmte die Frevelthat;
Ihr gleichartig Geſchlecht ehrt die Gebärerin;
Strafe folgt auf dem Fuß der Schuld.

Wen ſchreckt Parther annoch, wen der beeiſte Scyth',
Wen Germaniens Brut, welche die Gräßliche
Auferzog, wer beſorgt, während noch Cäſar lebt,
Krieg des wilden Iberiens?

Still durchlebet den Tag Jeder auf eignen Höh'n,
Und Weinreben hinauf zieht er am Wittwerbaum;
Froh dann kehrt er von da wieder zum Wein und nennt
Beim Nachtiſche dich ſeinen Gott,

Ehrt mit vielem Gebet dich und mit Rebenſaft,
Den der Schal' er entgeußt, und zu den Laren fügt
Er dein göttliches Bild dankbar, wie Griechenland
Caſtor'n einſt und Herakles ehrt'!

Lang', o lange zu ruhn, gütiger Fürſt, verleih'
Uns, Heſperiens Volk, rufen wir Nüchterne
Früh am dämmernden Tag, rufen wir Trunkene,
Wenn im Meer ſich die Sonne birgt.

73. Chineſiſche Kaiſerlieder.

Aus Schiking, dem älteſten chineſiſchen Liederbuche, überſetzt von Rückert, S. 129. 209.

Jedem Kaiſerdiener ſind
Zwei Verbrämungen beſchieden,
Innenher ein Lammfell lind,
Für des Reiches innern Frieden.

Rauhes Pardelpelzgewand
Außenher, ein Bild des Sieges;
Denn des Friedens Unterpfand
Sind die Rüſtungen des Krieges.

An des Kaiſers Leib allein
Iſt die Zwieſpalt ganz vermieden;
Reines Lammfell hüllt ihn ein,
Ganz ein tiefer heil'ger Frieden.

Der Vögel Fürſt Hoang-Fong
Singt auf dem Baum U-Tong,
Davon des Baumes Kronen ſproſſen.
Der Kaiſer breitet aus die Flügel
Der Herrſchaft über Thal und Hügel,
Und ſammelt alle Reichsgenoſſen.

Der Vögel Fürſt Hoang-Fong
Singt auf dem Baum U-Tong,
Aufgeht des Baumes Blüthenkrone.
Der Kaiſer hebet ſeine Schwinge,
Und Hohe kommen und Geringe,
Und ſchaaren ſich an ſeinem Throne.

Der Vögel Fürſt Hoang-Fong
Singt auf dem Baum U-Tong,
Der Baum des Reiches ſteht im Glanze.
Wie rauſcht des Kaiſers Ruhmesfittig!
Die Fürſten alle ſtehen ſittig,
Und ſchwingen um ihn Speer und Lanze.

Der Vögel Fürſt Hoang-Fong
Singt auf dem Baum U-Tong,
Des Baumes Wipfel rührt die Sterne.
Der Kaiſer ſchüttelt ſein Gefieder,
Und Thau fällt auf die Nahen nieder,
Die friſch ihn tragen in die Ferne.

Der Vögel Fürſt Hoang-Fong
Singt auf dem Baum U-Tong,
Der Baum beſchattet weit die Erde.
Der Kaiſer fliegt mit ſtarkem Kiele,
Sein raſcher Wagen eilt zum Ziele,
Und ihm geherchen ſeine Pferde.

Der Vögel Fürſt Hoang-Fong
Singt auf dem Baum U-Tong.
Ich preiſe dich mit ſchwachem Kiele;
Nur wenig Züge ſchrieb die Feder,
Doch von den Zügen hier iſt jeder
Gerecht zu Sang und Saitenſpiele.

74. Loblieder auf den Schah von Perſien.

Aus v. Hammers Duftkörnern, S. 15 u. 28.

Durch deine Hand beſchämſt du, Padiſchah, die Wolke,
Sie wird darüber ſchwarz und regnet Thränenmolke;
Von deinem Lobe tönt das Schilf hinaus zum Meer,
Drum iſt das klare Aug' des Himmels thränenſchwer.
Du biſt der Sonnenheld, der auf dem Himmel reitet,
Von Sternen und vom Mond auf deinem Weg begleitet.
Durch die Gerechtigkeit wird es bewirkt allein,
Daß offen liegt das Gold der Blum' in Feld und Hain.
Im Walde jagt er Leu'n, im Fluſſe Krokodile,
Er führt mit ſich'rer Hand das Schiff durch Sturm zum Ziele.
Die Herzen fanget er, wie in dem Netz das Wild,
Und mit dem Hirtenſtab lenkt er die Heerde mild.
Es trinken auf ſein Wohl der Himmel und die Sterne,
Und um von ſeiner Burg den Feind zu halten ferne,
Schießt Sternenſchnuppen ab der Himmelswächter Heer,
Und feurig ſchwingt Arktur als Shakeſpeare*) ſeinen Speer.
Wetteifernd ſtreiten ſich die Stollen und die Schachten,
Indem ſie, was er giebt, ſtets zu erreichen trachten,
An Großmuth flieht beſchämt vor ihm der Wellen Heer,
Untief' iſt Ocean vor ſeiner Großmuth Meer.
Zwar ſtreuen Perlen aus die Wolken, wie die Hand,
Doch ſeine Huld umfaßt das Meer, das feſte Land,
Aus Scham, beſiegt zu ſein, glühn in dem Schacht Rubine,
Gold gelbt aus Eiferſucht, blaß iſt die Silbermine.

---

*) Ramih, der Speerſchwinger, auf unſern Sternenkarten Alramech.

Ohne Anfang iſt ſein Adel, als Himmel der Himmel,
Und unendlich iſt ſeine Gewalt, wie das Loos.
Was ſind die Himmel? — nur Staub vom Gürtel der Herrſchaft des Schahes,
Was iſt die Sonne? — ein Knopf, ſtrahlend vom Turban herab.
Wo er herrſchet mit Huld, dort herrſcht ein doppelter Frühling,
Frühling des Jahres und dann Frühling der ſpendenden Huld.
Beide regnen Gold und Silber auf Fluren und Länder,
Jener Frühling verhaucht, dieſer hingegen beſteht.
Wenn von ſeiner Huld ein Tropfen fiel' in die Hölle,
Würd' er dämpfen gleich ewig den hölliſchen Brand.
Seine Feder iſt die brautausſchmückende Zofe,
Welche die Schönheit des Sinns ſchmücket als reizende Braut.
Seine Feder iſt die brautenthüllende Amme,
Der die Braut des Worts keinen der Reize verhüllt.
Von der Amme dann geleitet zum ſtattlichen Brautbett,
Wird die Braut als Weib liebend dem Liebſten zu Theil.

75. Der Siegelring des Herrſchers.

Aus dem Türkiſchen des Baki, aus deſſen Diwan von Hammer, S. 20.

Da Seine Hand als Meer der Großmuth wogt,
Was Wunder, wenn in Gold gefaßt der Ring?
Da Seine Hand als Meer Juwelen wirft,
Was Wunder, daß den Wirbel ſchlägt der Ring?
Wie ſoll ich nicht die Hand dem Meer vergleichen,
Da Perlen aus derſelben taucht der Ring?
Der helle Stein iſt lichtes Glücksgeſtirn,
Und viele Pilger leitet dieſer Ring.
Im Sternenglücksverein erſcheint die Hand;
Der Neumond iſt der Stein, der Stern der Ring;
Sieh', auf der Finger friſchem Roſenbuſch
Die Roſ' im Thau gefeuchtet iſt der Ring,
Da er den Namen ſeines Herrn bewahrt,
Gehorchen die Geſchöpfe all' dem Ring.
Sie unterwerfen ſich dem Machtgebot,

Und Freie werden Sklaven durch den Ring.
Der Himmel iſt ein Türkis Deines Rings,
Durch Deine Macht beherrſcht die Welt der Ring.

76. Vive Henri quatre!

Altfranzöſiſches Nationallied.

Heinrich der Vierte,
Der Tapfre lebe hoch! :,:
Seht, er, der Eine
Iſt ein dreifacher Held,
Bei den Frau'n, bei'm Weine
Und als Soldat im Feld.

Stimmt, ihm zum Ruhme,
Mit mir ein Loblied an.
Herrſchend verbleibe
In Ruh' ſein Haus fortan,
Bis man Luna's Scheibe
Mit Zähnen faſſen kann.

Vivat die Ehre,
Die Mädchen und der Wein!
Prägt euch als Lehre
Den ſchönen Wahlſpruch ein:
Vivat hoch die Ehre,
Die Mädchen und der Wein!

Nie wär's gekommen
Zu jenem blut'gen Zwiſt,
Hätt', nicht verſunken
In Roheit, der Liguiſt
Fleißiger getrunken
Und eifriger geküßt.

77. O Richard, o mon roi!

Berühmtes Lied aus Gretry's Oper Blondel, Lieblingslied der Legitimiſten in Frankreich.

O Richard, o mein König!
Verläßt dich Jedermann,
Bleibt dir nur dieſer Arm,
Der retten möchte und nicht retten kann?
In Feſſeln ſchmachtet der,
Der nur für Andre lebte,
Und Niemand eilt zur Rettung her.
O Richard, o mein König!
Verläßt dich Jedermann,
Bleibt dir nur dieſer Arm,
Der retten möchte und nicht retten kann?
Und eine edle Freundin,
Weh' ihr, ihr zärtlich Herz,
Wird es den Schmerz ertragen?
Ach, ſolchem bittern Schmerz
Erliegt ein treues Herz.
Monarchen, wollt ihr einen Freund,
Sucht ihn nicht unter Lorbeerzweigen,
Er ruſt im ſtillen Myrthenhain
Und ſinnt auf ſüße Minnelieder,
Treu iſt ſein Herz, iſt treu und rein,
Treu, bieder, rein, wie ſeine Lieder.

78. Oeſterreichiſche Nationalhymne.

Gott erhalte Franz, den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!
Hoch als Herrſcher, hoch als Weiſer
Steht er in des Ruhmes Glanz.
Liebe windet Lorbeerreiſer
Ihm zum ewig grünen Kranz.
Gott erhalte Franz, den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz.

Ueber blühende Gefilde
Reicht ſein Scepter weit und breit;
Säulen ſeines Ruhms ſind: Milde,
Biederſinn und Redlichkeit,
Und von ſeinem Wappenſchilde
Strahlet die Gerechtigkeit.
Gott erhalte ꝛc.

Sich mit Tugenden zu ſchmücken,
Achtet er der Sorgen werth;
Nicht um Völker zu erdrücken,
Flammt in ſeiner Hand das Schwert:
Sie zu ſegnen, zu beglücken,
Iſt der Preis, den er begehrt.
Gott erhalte ꝛc.

Er zerbrach der Knechtſchaft Bande,
Hob zur Freiheit uns empor!
Früh erleb' er deutſcher Lande,
Deutſcher Völker höchſten Flor,
Und vernehme noch am Rande
Später Gruft der Enkel Chor:
Gott erhalte Franz, den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!

---

79. Preußiſches Königslied.

Heil dir im Siegerkranz,
Vater des Vaterlands,
  Heil, König, dir!
Fühl' in des Ruhmes Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu ſein,
  Heil, König, dir!

Nicht Roß, nicht Reiſige
Sichern die ſteile Höh',
  Wo Fürſten ſtehn!

Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
Gründen des Herrſchers Thron
Wie Fels im Meer!

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und verlöſche nie
Für's Vaterland!
Wir alle ſtehen dann
Muthig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern
Für's Vaterland!

Handlung und Wiſſenſchaft
Heben mit Muth und Kraft
Ihr Haupt empor!
Krieger und Heldenthat
Finden ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort
An deinem Thron!

Sei, Friedrich Wilhelm, hier,
Lang' deines Volkes Zier,
Der Menſchheit Stolz!
Fühl' in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu ſein!
Heil, König, dir!

80. Ruſſiſche Kaiſerhymne.

Gott ſei des Czaaren Schutz!
Kraftvoll und machtvoll
Herrſch' er zum Ruhm uns,
Zu unſrem Ruhm;
Herrſche dem Feind zum Trutz,
Rechtgläub'ger Kirche Schutz.
Gott ſei des Czaaren, des Czaaren Schutz!

E. Freiheitslieder.

81. Altgriechiſches Freiheitslied.

Das berühmte Lied aus Athenäus in Herders Stimmen der Völker.

Myrthenzweige ſollen mein Schwert umhüllen,
Wie 's Armodius und Ariſtogiton
Trugen, als ſie die Tyrannei erlegten
Und die Freiheit Athenen wieder ſchenkten.

Biſt, Armodius, Liebſter! nicht geſtorben.
Auf der Seligen Inſeln wohnſt du, ſingen
Dich die Dichter, ſingen, daß Held Achilles
Und Tydides und Diomed da wohnen.

Myrthenzweige ſollen mein Schwert umhüllen,
Wie 's Armodius und Ariſtogiton
Trugen, als ſie, an Athenens Feſte,
Den Tyrannen Ipparchus niederwarfen.

Euch, ihr Liebſten, ew'ger Ruhm wird bleiben.
Dir, Armodius und Ariſtogiton,
Daß ihr einſt den Tyrannen niederwarfet
Und die Freiheit dem Vaterlande ſchenktet.

---

82. Die Marſeillaiſe.

Berühmtes, noch jetzt vor allen andern vorherrſchendes Nationallied der Franzoſen, verfaßt 1789 im Beginn der franzöſiſchen Revolution von Rouget Delisle und zuerſt geſungen von den Marſeillern, die mit der rothen Mütze nach Paris kamen, um die Revolution zu beſchleunigen.

Ihr Männer, auf! Im Vaterlande,
Es kam des Ruhmes Tag herbei!
Die blutbeſpritzte Fahne wandte
Hoch wider euch die Tyrannei.
Hört ihr der rohen Söldner Horden
Das Feld durchziehen mit Gebrüll?

Sogar in euren Armen will
Der Feind euch Weib und Kinder morden!
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marſch, marſch, das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

Was fordert die Verrätherbande?
Was Kön'ge und ihr Sklavenheer?
Für wen bringt man der Zügel Schande
Und Ketten, längſt geſchmiedet, her?
Für euch — o Schmach! — für euch, Franzoſen; —
Fühlt ihr euch nicht in Wuth gejagt?
Ihr ſeid's, die man zu träumen wagt
In's alte Sklavenjoch zu ſtoßen.
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marſch, marſch, das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

Was, fremde Kriegerſchaaren wollen
Uns meiſtern an dem eignen Herd?
Was, unſre ſtolzen Krieger ſollen
Hinſtürzen durch der Knechte Schwert?
Gott! Unſre Nacken ſollten ſpannen
Solch' feile Hände in das Joch,
Herrn unſres Schickſals werden noch
Die feigen Söldner der Tyrannen?
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marſch, marſch, das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

Despoten bebt! Verräther zittert!
Ihr, aller Reihen Schmach und Hohn!
Das Vaterland habt ihr erſchüttert,
Den Vatermord ereilt der Lohn.
Soldat iſt Alles, euch zu ſchlagen;
Ob unſre Helden untergehn,
Frankreich läßt neue auferſtehn,
Die Waffen gegen euch zu tragen.
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marſch, marſch, das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

Als edle Krieger, Brüder, ſchwinget
Zur Gnade auch das tapfre Schwert!
Die euer Feind zum Streiten zwinget,
Die Armen ſind des Mitleids werth!
Doch nicht der blutige Despote,
Von Bouillé nicht der Mitgenoß,
Kein Tiger, der empfindungslos
Der Mutter Bruſt zu ſpalten drohte!
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marſch, marſch, das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

Stärk', Vaterlandeslieb', und leite
Den Rächerarm, der dir ſich weiht!
O Freiheit, ſüße Freiheit, ſtreite
Mit uns! Wir führen deinen Streit.
Zu unſern Fahnen, Mächt'ge, kehre
Der Sieg ſich auf dein Machtgebot,
Daß ſchau' der Feind, mäht ihn der Tod,
Dein Siegsgepräng' und unſre Ehre!
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marſch, marſch, das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

83. Die Pariſienne.

Franzöſiſches Freiheitslied von 1830.

Auf! Frankreichs Volk! auf! Volk der Braven!
Die Freiheit öffnet ihren Arm;
Ihr werdet, ſagten ſie, alle Sklaven,
Wir ſagten, Jeder wird Soldat!
Der alte Ruhm erwacht; es hieß:
Vorwärts, ihr Kinder von Paris!
Vorwärts, vorwärts gegen Kanonenknall,
Vorwärts gegen ihrer Bataillone Wall;
Stürmt auf, ſtürmt auf zum Siege!

Die Glieder ſchließt feſt nun zuſammen!
Auf, auf! ihr Kinder von Paris!
Für's Vaterland friſch in die Flammen!
Ihm opfert Gut und Bürgerblut!
O Tag, unvergeßlich für immer,
Paris ſieht die Despoten nimmer.
Vorwärts, vorwärts gegen u. ſ. w.

Umſonſt frißt uns der Kugelregen,
Es wachen neue Streiter auf,
Im Hagel glänzt hell uns entgegen
Manch' zwanzigjähr'ger General.
O Tag, unvergeßlich für immer,
Paris ſieht die Despoten nimmer.
Vorwärts u. ſ. w.

Wir brechen durch die dichten Schaaren,
Denn unſre blut'gen Banner führt
Held Lafayette mit Silberhaaren,
In zweien Welten der Freiheit Hort.
O Tag, unvergeßlich für immer,
Paris ſieht die Despoten nimmer.
Vorwärts u. ſ. w.

Soldat der Fahne von drei Farben,
Orleans, trugſt du ſie nicht auch?
Zum Blute derer, welche ſtarben,
Fließ' ein Tropfen wohl noch von dir,
Wie damals, als es vorwärts hieß,
Rufſt du auch jetzt mit ganz Paris:
Vorwärts u. ſ. w.

Tambour, ſchlage für unſre Brüder
Den letzten ernſten Todesmarſch,
Und auf die Todtenbahre nieder
Werf' Jeder ſeinen Todtenkranz!
Und du, Pantheon, umſchließe
Den Ruhm der Helden von Paris.
Traget, Brüder, ſie und entblößt das Haupt,
Nicht der Tod hat dieſe Banner uns geraubt,
Bewahrt ſind ſie dem Ruhme!

Seht die drei Farben, Frankreichs Wonne,
Zurückgekehrt der Krieger Stolz,
Durch die Wolken glänzt zur Sonne
Der Freiheit Regenbogen auf.
O Tag, unvergeßlich für immer,
Paris ſieht die Despoten nimmer.
Vorwärts, vorwärts gegen Kanonenknall,
Vorwärts gegen ihrer Bataillone Wall,
Stürmt auf, ſtürmt auf zum Siege!

84. Belgiſches Nationallied.

La Brabançonne, das Brabanterlied, von Jenneval, 1820.

Mit Sklavenketten uns zu binden,
War der Despoten kühner Plan;
Drum rückte mit ehernen Schlünden
Ein Prinz auf uns drohend heran.
Doch uns hielt unſer Muth und Glaube,
Und Naſſau's Hoffnung entſchwand wie ein Traum,
Die Orange, ſie liegt im Staube,
Hoch prangt der Freiheit ſchöner Baum.

Gerechtigkeit war unſer Streben,
Für das Recht kämpften wir allein,
Der König ſollte uns es geben,
Sollt' ein liebender Vater uns ſein.
Doch er, im ſtolzen Uebermuthe,
Färbt mit dem Schwert, das ſein Sohn erhebt,
Die Orange mit unſerm Blute,
Das ſelbſt am Baum der Freiheit klebt.

Du wackres Volk, das feſt geſtanden
Im Kampfe für dein höchſtes Gut,
Aus Hollands entehrenden Banden
Befreite dich ſiegend dein Muth.
Dein Panier mag laut es verkünden,
Du ſiehſt in Brüſſel bei'm Engel es wehn;
Und nach der Orange Verſchwinden
Wird hoch der Baum der Freiheit ſtehn.

Ihr Edlen all', die kämpfend ſanken
Von des Todes mörd'riſcher Hand,
Eh' Belgien, lohnend euch zu danken,
Selbſt eure Namen noch gekannt:
Das ſchönſte Loos ward euch beſchieden,
Ihr ſtarbt für's Vaterland, an Lorbeern reich!
Fern der Orange ſchlaft in Frieden,
Der Freiheit Baum beſchattet euch!

---

85. Rhigas' Kriegshymne.

Aus dem Neugriechiſchen, überſetzt in Elliſſens Thee- und Aſphodelosblüthen, 1840, S. 59.

Wie lange, Pallikaren, wie lange ſollen wir
Wie Löwen einſam hauſen in Bergeswildniß hier?
Wie lang' in Schluchten wohnen, nur Wald und Felſen ſehn?
Der Menſchen Städte meiden, den Ketten zu entgehn?
Fliehn Eltern, Brüder, Kinder, Genoſſen, Vaterland
Und Alles, was dem Herzen verbunden und verwandt?
's iſt beſſer, eine Stunde geathmet frank und frei,
Als vierzig Jahr' im Kerker, im Joch der Sklaverei!
Was mag ein Leben frommen, in Feſſeln hingebracht,
Wo der Vernichtung Blitze dir drohen Tag und Nacht? —
Ein Feuereifer eine uns Alle! Es iſt Zeit!
Herbei, auf's Kreuz zu leiſten den feierlichen Eid!
Die Arme hebt zum Himmel und ſchwört mit Hand und Mund,
Schwört bei dem Allerhöchſten aus tiefſtem Herzensgrund:
„Bei dir, o Gott, gelob' ich, du höchſter Weltenhort,
„Den Nacken nicht zu beugen vor der Tyrannen Wort.
„Nichts zwingen, nichts verführen ſoll mich zu ihrem Dienſt,
„Nicht Drohung noch Verheißung, Entbehrung noch Gewinnſt.
„So lang' ich leb' auf Erden, will ich, der Türken Schreck,
„Ihr ſtolzes Heer verderben; feſt ſteht der einz'ge Zweck.
„Getreu dem Vaterlande, brech' ich ſein Joch mit Macht,
„Will unzertrennlich ſtehen beim Feldherrn in der Schlacht.
„Der Himmel ſoll mich treffen, vergeſſ' ich meinen Eid;
„Der Blitz ſoll mich zerſchmettern, wie Rauch ſei ich zerſtreut!“

In Oſten und in Weſten, in Süd und Mitternacht
Sei'n freudig Aller Herzen für's Vaterland erwacht.
Bulgaren, Arwaniten, Sſerwen, Rhomäer! auf!
Vom Feſtland, von den Inſeln verſammelt euch zu Hauf'!
Umgürtet für die Freiheit euch, Brüder, mit dem Schwert!
Die Welt ſeh' uns als Männer, ererbten Ruhmes werth.
Ihr, die in fremden Landen des Krieges Kunſt erlernt,
Zu ſtürzen die Tyrannen, bleibt länger nicht entfernt!
Bleibt nicht! Mit offnen Armen ruft Hellas euch zurück,
Giebt Gut euch, Haus und Ehren und jedes Erdenglück.
Wie lang' willſt du den Säbel dem Dienſt der Fremden weihn?
Herbei, des Sieges Säule dem eignen Volk zu ſein!
Der Tod für Volk und Freiheit iſt höherer Gewinnſt,
Als goldne Ehrenwaffen in fremder Herrſcher Dienſt.
Sſuliotten und Mainotten! Geprieſ'ne Löwenbrut!
Wie kommt's, daß ihr noch ſchlummernd in euren Höhlen ruht?
Auf! Mawrowuni's Leuen, Olympos Königsaar,
Ihr Sperber von Agrapha! ſeid Ein Herz, Eine Schaar!
Ihr Chriſten von der Sſawa und von der Donau Strand,
Vereint euch mit den Brüdern, die Waffen in der Hand.
Gerechte Rach' entflamme das Blut! Schwört groß und klein,
Schwört, unſre blut'gen Dränger dem Untergang zu weihn.
Mannhafte Makedoner, ſteht auf mit Tigermuth!
Auf! Euren Grimm verſöhne nur der Tyrannen Blut!
Ihr Drachen auf den Inſeln, Delphine rings im Meer,
Wie Wetterſtrahl zuckt nieder auf unſres Feindes Heer.
Auf! Ydra's Waſſervögel! Pſarioten, ſeid bereit!
Den Ruf des Vaterlandes zu hören kam die Zeit.
Ihr, Hellas' würd'ge Söhne auf Hellas' Schiffen all',
Auf! das Geſetz gebeut es, auf! werft den Feuerball.
Ein Herz ſeid, Eine Seele, Ein Wille und Ein Geiſt!
Kämpft, bis die letzte Wurzel der Tyrannei zerreißt.
Entzünden wir ein Feuer im ganzen Türkenland
Von Bosniens Gefilden bis zu Arabiens Sand.
Laßt hoch auf unſrem Banner des Kreuzes Zeichen wehn,
Es müſſe blitzgetroffen der Feind vor uns vergehn.
Glaubt nicht, er wappne kräftig ſich mit des Muthes Schild:
Ihm ſchlägt das Herz, er zittert, wie aufgeſcheuchtes Wild.
Dreihundert Kirſaliden, ſie haben's ihm gezeigt,

Daß auch mit Feuerſchlünden dem Muth der Knechtſinn weicht.
Drum wozu noch das Zaudern? Was ſcheint ihr ſtarr und todt?
Erwacht! Seid einig! Hadert nicht in gemeiner Noth!
Wie unſre großen Ahnen ſich einſt mit Leuenmuth
Erhoben für die Freiheit, geſtürzt in Kampfesglut:
So ſchwingen wir auch, Brüder, den blanken Säbel hoch,
Und ſpannen die Muskete und brechen unſer Joch!
Zerſchmettern wir die Wölfe, die, ſelbſt in Sklaverei,
Der Griechen Söhne drängen mit blut'ger Tyrannei.
Das Kreuz des Heilands leuchte hoch über Land und See!
Gerechtigkeit erſcheine, des Feindes Macht verweh'!
Der Knechtſchaft grauſe Geißel ſei aus der Welt verbannt!
Als Freie laßt uns leben im freien Vaterland!

---

86. Die Riegohymne.

Das berühmte Freiheitslied der Spanier von 1820; aus Wolff's Halle der Völker, II, 29.

Chor. Soldaten, das Vaterland
Zu Kämpfen entbot,
Schwört ihm euch zu weihen,
Auf! Sieg oder Tod!

Auf! heiter und muthig,
Begeiſtert und tapfer,
Auf! ſinget, Soldaten,
Das Schlachtenlied.
Bei unſeren Sängen
Erſtaune der Weltkreis
Und ſeh' in uns Allen
Die Söhne des Cid.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Auf, ziehet die Schwerter!
Der ſchüchterne Sklave,
Nicht wag' er, zu ſchauen
Des Tapferen Blick.

Ihr werdet die Feinde
Verſtreuet im Staube,
Entfliehend dem Stahle,
Erblicken vor euch.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

So tapferes Wagen
Sah nimmer die Erde.
Nie ſtrahlte die Sonne
Beſeelterem Muth,
Als derer, die glühen
Wir ſah'n von dem Feuer,
Das Vaterlandsliebe
Riego'n erweckt! —

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Auf! preiſet den Führer,
Auf! ehret den Tapfern,
Der das Schwert des Befreiers
Zu ſchwingen gewagt;
Das Vaterland weinend
Vernahm ſeine Stimme
Und ſah bald in Freude
Verwandelt ſein Leid.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Sie hörten die Stimme,
Sie folgten dem Rufe,
Sie ſtarben mit Freuden
Für herrlichen Lohn.
Wir wagen zu ſprengen
Die laſtende Kette,
Die der Tapferen Daſein
Erfüllet mit Schmach.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Wohlauf, zu den Waffen!
Es können die Waffen
Verbrechen und Lüge
Beſiegen allein.

Erzittre, erzittre,
Erzittre, du Schlechter,
Gewahrſt du die Krieger,
Sie ſchwingen das Schwert!

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Die Kriegesdrommete
Erſchallet im Sturme,
Es donnern Kanonen
Mit flammendem Schlund;
Die Götter des Krieges
Sie rufen der Kühnheit,
Sie rufen dem Schutzgeiſt
Des ſpaniſchen Volks.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Sie nahen! Auf, eilet,
Auf, eilet, ihr Krieger!
Seht ihr ſie betroffen?
Sie ſenken das Haupt.
Auf, eilet! der Freie,
Er beugte für immer
Verkäuflicher Sklaven
Erniedrigte Stirn.

Chor. Soldaten, das Vaterland
Zu Kämpfen entbot,
Schwört ihm euch zu weihen,
Auf! Sieg oder Tod!

87. Noch iſt Polen nicht verloren.

Berühmtes Nationallied der Polen.

Noch iſt Polen nicht verloren!
In uns lebt ſein Glück,
Was an Obmacht ging verloren
Bringt das Schwert zurück. :,:

Kosziusko führet uns,
Schon entbrennt des Kampfes Hitze,
Polen macht ſich frei,
Bricht die Tyrannei.

Czaar hat 's blut'ge Schwert gezogen,
Schon fließt Polenblut;
Doch ſie ſind zum Kampf geflogen,
Sieg und Tod ihr Muth. :,:
Kosziusko führet uns u. ſ. w.

Wo ſind die geprieſ'nen Horden,
Die der Welt gedräut?
Polenblut iſt heiß geworden,
Daß es ſie nicht ſcheut. :,:
Kosziusko führet uns u. ſ. w.

Weißer Adler, Theurer, fliege
Deinen Flug voll Ruhm,
Dann wird unſer Land durch Siege
Freiheits-Heiligthum. :,:
Kosziusko führet uns u. ſ. w.

88. Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

Von Julius Moſen, 1831, mit einer ſchönen Melodie weit verbreitet.

Zu Warſchau ſchwuren Tauſend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe ſei gethan!
Tambour, ſchlag' an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit ſtillem Schmerz ſein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den alten Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tauſend Feuerſchlünden
Bei Oſtrolenka grimmig auf uns an;
Doch wußten wir ſein tückiſch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn!
Fragt Oſtrolenka, das uns blutend nennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an,
Und ob wir auch dem Schickſal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichſel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht: wer uns dies Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen friſch zu bluten an; —
Doch fragt ihr: wo die tiefſte Wunde brennt?
Ach, Polen kennt ſein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unſrer Seite dort wir ſtürzen ſah'n!
Wir leben noch, die Wunden ſtehen offen,
Und um die Heimath ewig iſt's gethan;
Herr Gott im Himmel, ſchenk' ein gnädig End'
Uns Letzten noch vom vierten Regiment!

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düſt'rem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein: Wer da? ſchallt; ſie ſtehen feſtgebannt,
Und Einer ſpricht: Vom Vaterland getrennt
Die letzten Zehn vom vierten Regiment!

---

89. Tells Lied.

Von A. W. Schlegel.

Seht dieſe heil'ge Waldkapell'!
Sie iſt geweiht zu ſelber Stell',
Wo Geßlers Hochmuth Tell erſchoß,
Und edle Schweizerfreiheit ſproß.

Hubertus! habe Dank und Lohn,
Des wackern Waidwerks Schutzpatron;
Tell klomm, ein raſcher Jägersmann,
Die Schlüft' hinab und alzenan.

Den Steinbock hat er oft gefällt,
Der Gemſ' in Wolken nachgeſtellt:
Er ſcheute nicht den Wolf und Bär,
Mit ſeiner guten Armbruſt Wehr.

Da rief ihn Gott zu höherm Werk
Und gab ihm Heldenmuth und Stärk';
Vollbringen ſollt' er das Gericht,
Das Geßlern Todes ſchuldig ſpricht.

Hier in dem Hohlweg kam zu Roß
Der Landvogt mit der Knechte Troß:
Tell lauſchet ſtill und zielt ſo wohl,
Daß ihn ſein Volk noch loben ſoll.

Die Sehne ſchnellt: es ſauſt der Pfeil
Des Himmels Blitzen gleich an Eil;
Es ſpaltet recht der ſcharfe Bolz
Des Geßlers Herz ſo frech und ſtolz.

Geprieſen ſei der gute Schütz!
Er iſt für manches Raubthier nütz;
Sein Aug iſt hell, ſein Sinn iſt frei,
Feind aller Schmach und Drängerei.

Sein beſtes Ziel ein Zwingherr iſt,
In Acht und Bann bei jedem Chriſt!
Kein Forſtrecht, kein Gehege gilt
Zu Gunſten ſolchem argen Wild.

Drum ehrt die heil'ge Waldkapell',
Allhier geweiht zu ſelber Stell',
Wo Geßlers Hochmuth Tell erſchoß
Und edle Schweizerfreiheit ſproß.

90. Aufruf

an das deutſche Volk im Jahre 1813 von Theodor Körner.

Friſch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du ſollſt den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Friſch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat iſt reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchſte Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gaſſe! — Waſch' die Erde,
Dein deutſches Land, mit deinem Blute rein!

Es iſt kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen;
Es iſt ein Kreuzzug, 's iſt ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus deiner Bruſt geriſſen;
Errette ſie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winſeln deiner Greiſe ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter ſchreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne ſchreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugſchar, laß den Meißel fallen,
Die Leier ſtill, den Webſtuhl ruhig ſtehn!
Verlaſſe deine Höfe, deine Hallen: —
Vor deſſen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will ſein Volk in Waffenrüſtung ſehn.

Denn einen großen Altar ſollſt du bauen
In ſeiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert ſollſt du die Steine hauen,
Der Tempel gründe ſich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht geſtählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wolluſt fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgſamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den ſchönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir daſtehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutſchen Sache,
O ruft ſie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Louiſe, ſchwebe ſegnend um den Gatten;
Geiſt unſers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutſchen freien Heldenſchatten,
Mit uns, mit uns und unſrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch ſchlägt dein Herz, hoch wachſen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch ſtehſt du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht und ſchmücke
Auch unſre Urne mit dem Eichenkranz!

91. Vaterlandslied.

Von E. M. Arndt.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtünde bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten
Und nimmer im Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der ſoll im deutſchen Lande nicht
Mit deutſchen Männern erben.

O Deutſchland, heil'ges Vaterland!
O deutſche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du ſchönes Land!
Dir ſchwören wir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der ſpeiſe Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsſchlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutſchen alle Mann für Mann
Für's Vaterland zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtſchaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann!
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eiſen röthen,
Mit Henkerblut, Franzoſenblut —
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann!
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen;
Auf! fliege, hohes Siegspanier,
Voran dem kühnen Reihen!
Wir ſiegen oder ſterben hier
Den ſüßen Tod der Freien.

92. Freiheit.

Von Max von Schenkendorf.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine
Süßes Engelsbild.

Magſt du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führeſt deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen,
In dem luſt'gen Wald,
Unter Blüthenträumen
Iſt dein Aufenthalt.

Ach, das iſt ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein ſtilles Weben
Wonnig uns durchdringt.

Wenn die Blätter rauſchen
Süßen Freundes Gruß,
Wenn wir Blicke tauſchen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf:
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnſucht auf.

Aus den ſtillen Kreiſen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweiſen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo ſich Gottes Flamme
In ein Herz geſenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt.

Wo ſich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig ſich verbinden,
Weilt ein frei Geſchlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch ſchwellen
Zu dem Licht empor.

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebſten fallen,
Wenn die Freiheit ruft;

Das iſt rechtes Glühen,
Friſch und roſenroth,
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wolleſt auf uns lenken
Gottes Lieb' und Luſt,
Wolleſt gern dich ſenken
In die deutſche Bruſt.

Freiheit, holdes Weſen,
Gläubig, kühn und zart,
Haſt ja lang erleſen
Dir die deutſche Art.

93. Freiheitslied.

Von Friedrich Schlegel.

Freiheit, ſo die Flügel
Schwingt zur Felſenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Fruhlings Luft;
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in deutſchem Klange,
Athme Waldesluft!

Was mit Luſt und Beben
In die Seele bricht,
Dies geheime Leben,
Iſt es Freiheit nicht?
Dieſe Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Seele ſpricht?

Frei ſich regt und froher
Ahnung in der Bruſt,
Und des Waldes hoher
Geiſt wird uns bewußt.
Linde Blüthenwellen
Schlagen an und ſchwellen
Höher ſtets die Luſt.

Höher noch entzündet
Flammt der Geiſt empor,
Weſſen Herz verbündet
Sich der Freund erkor.
Für die Freiheit ſterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmesflammen
Schlägt ihr Herz zuſammen
Zu der Sonne dort.

Ach, dem Vaterlande
Wird der Geiſt nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als ſeinen Herrn.
Kühnen Stolzes ſchlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür Alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da ſind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild.
Jeder ſtark alleine,
Stärker im Vereine,
Iſt des Ganzen Bild.

Doch die höchſte Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt ſie Alles auf.
Irdiſch hier in Thränen,
Steigt ihr ſanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in ſich verſenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Iſt der ew'ge Morgen
Seinem Geiſt geſchenkt.

Eins ſind dieſe dreie,
Eine Freiheit ganz,
Einer Sehnſucht Weihe
Flicht zu Einem Kranz
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesglut;
Du biſt der Gefühle
Herz- und Lebensblut;
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in Adlers Klange,
Athme deutſchen Muth.

---

94. Gedankenfreiheit.

Aus Hofmanns ſchleſiſchen Volksliedern, S. 307.

Die Gedanken ſind frei,
Wer kann ſie errathen?
Sie fliegen vorbei
Wie nächtliche Schatten.

Kein Menſch kann ſie wiſſen,
Kein Jäger ſie ſchießen.
Es bleibet dabei:
Die Gedanken ſind frei.

Ich denke, was ich will
Und was mich beglücket,
Doch Alles in der Still'
Und wie es ſich ſchicket.
Mein Wunſch und Begehren
Kann Niemand verwehren.
Es bleibet dabei:
Die Gedanken ſind frei.

Sperrt man mich gleich ein
Im finſteren Kerker,
So ſind es doch nur
Vergebliche Werke;
Denn meine Gedanken
Zerreißen die Schranken
Und Mauern entzwei:
Die Gedanken ſind frei.

Jetzt will ich auf immer
Der Liebe entſagen
Und will mich nicht mehr
Mit Grillen ſo plagen.
Man kann ja im Herzen
Stets lachen und ſcherzen
Und denken dabei:
Die Gedanken ſind frei.

Ich liebe den Wein,
Mein Mädchen vor allen,
Die thut mir allein
Am beſten gefallen.
Ich bin nicht alleine
Bei meinem Glas Weine,
Mein Mädchen dabei:
Die Gedanken ſind frei.

F. Nationale Heldenlieder.

95. Todtengeſang der Mongolen bei Dſchingischan's Leichenfeier.

Aus den Volksliedern von Talvj, S. 44.

Du des ew'gen Tegri wunderbar Erzeugter!
Der Menſchen Löwe, Tegriſohn, göttlicher Herrſcher!
Dein ganzes großes Volk verlaſſend,
Du Göttlicher! gingeſt du fort!
In erhab'ner Geburt.

Deiner würdig, deine Gattin,
Dein feſtbegründetes Reich,
Deine nach Wunſch geordnete Verwaltung,
Dein treu anhängliches Volk,
Alles iſt dort!

Deine liebende, ergeb'ne Gemahlin,
Dein goldner Königspalaſt,
Dein auf Recht gegründetes Reich,
Dein verſammeltes untergeb'nes Volk,
Alles iſt dort!

Das Land deiner Geburt, das Waſſer deines Bades,
Dein fruchtbares, untergeb'nes Mongolenvolk,
Deine vielen Würdenträger und Edle,
Dein Geburtsort Deligun Buldack am Onon,
Alles iſt dort!

Dein aus ſchwarzen Hengſtſchweifen gefertigtes Panier,
Deine Pauken, Becken, Trompeten, Pfeifen,
Dein alles Nennbare in ſich ſchließender goldner Palaſt,
Die Grasfläche von Kerulen, wo du den Thron der Arulad beſtiegſt,
Alles iſt dort!

Die in früher Jugend dir angetraute treffliche Gemahlin Bürte
Dſchuſchin,
Dein glückliches Land und großes Volk Borchatu-Chan,
Deine zwei vertrauten Freunde Bogordſchi und Muchuli,
Dein allenthalben feſtbegründetes Reich und Herrſchaft,
Alles iſt dort!

Deine gottmenſchliche Gemahlin, Dame Chulan,
Deine Lauten, Flöten und übrigen Inſtrumente,
Deine ſchönen zwei Gemahlinnen Dſhiſſu und Dſhiſſuken,
Dein Alles in ſich vereinigender goldner Palaſt —
Alles iſt dort!

Weil die Gegend von Charguna warm iſt,
Weil die beſiegten Tangud zahlreich ſind,
Weil Dame Kürbeldſchin ſchön war,
Haſt du dein altes Mongolenvolk verlaſſen,
Mein Herrſcher!

Deinem koſtbaren Leben konnten wir nicht zum Schilde dienen,
Doch deine dem Edelſteine Chas gleichende Hülle wollen wir geleiten,
Deiner Gemahlin Bürte Dſchuſchin ſie zu zeigen;
Den Wünſchen des ganzen großen Volks genug thun.

96. Fang-Schu's Siegeslied.

Aus Schiking, dem älteſten Liederbuche der Chineſen, überſetzt von Rückert, S. 188.

Die Vögel Sun erheben ſich zum Himmel
Und laſſen dann ſich nieder mit Gewimmel.
Fang-Schu, der Feldherr, führt ſein Heer,
Dreitauſend Wagen oder mehr,
Sein Heer iſt gut den Feind zu ſchlagen.
Fang-Schu, der Feldherr, ziehet aus,
Die bunten Roſſe ziehn mit Braus
Die Reihen viergeſpannter Wagen.

Roth iſt bemalt der Wagenrand,
Das Inn're weiche Mattenwand;
Die Köcher ſind von Fiſches Fell,
Der Roſſe Nacken tönen hell
Von Zaum und Zügel, goldbeſchlagen.

Die Vögel Sun erheben ſich zum Himmel;
Wo wird ſich niederlaſſen ihr Gewimmel?
Fang-Schu, der Feldherr, führt ſein Heer,
Dreitauſend Wagen goldſchmuckſchwer,
Die hohen Fahnen flattern ſchwingſchwang.
Fang-Schu, der Feldherr, zieht mit Braus;
Wie ſtrahlet Glanz ſein Wagen aus!
Und ſeine Klingeln gehen klingklang.
Die Riemen ſchwanken gelb und roth;
Er ſteht, geſchmückt mit Machtgebot,
Im Wagen wie ein Blüthenſtrauch,
Mit Edelſteinen grün wie Lauch,
Die an ihm leiſe ſchüttern tingtang.

Die Vögel Sun erheben ſich zum Himmel,
Und welches Land bedecket ihr Gewimmel?
Fang-Schu, der Feldherr, führt ſein Heer,
Dreitauſend Wagen reich an Wehr,
Sie treiben wohl den Feind zu Paaren.
Fang-Schu, der Feldherr, zieht voraus,
Es tönet laut der Trommeln Braus,
Und wohlgeſchaart ziehn alle Schaaren.
Zum Angriffszeichen gnüget ſchon
Den Muth'gen ein gelinder Ton;
Doch ſoll's des Rückzugs Zeichen ſein,
Und ſoll'n wir ihm Gehör verleihn,
So dürft ihr nicht die Trommel ſparen.

Ihr Leute von Man-King ſeid wild unbändig,
Das große Reich bekämpft ihr unverſtändig.
Fang-Schu, der Feldherr, hochbetagt,
Von Herzen friſch und unverzagt,
Zieht aus und führt, was er gefangen.

Wie groß iſt ſeines Wagens Macht,
Der lauter als der Donner kracht,
Und wie der Bliß erweckt er Bangen.
Fang-Schu, bewährt in ſeinem Thun,
Zwang das Rebellenvolk Hien-Yun;
Und als davon die Kund' erging,
Erſchrocken kam das Volk Man-King,
Des Reichs Befehle zu empfangen.

97. Die Schlacht bei Murten.

Von Veit Weber, der mit dabei war, abgedruckt in Schillings burgundiſchem Krieg.

Die Zeitung flog von Land zu Land,
Vor Murten liegt Burgund!
Und jeder eilt für's Vaterland
Zu ſtreiten mit Burgund.

Im Feld vor einem grünen Wald
Rief Knecht und Reitersmann,
Laut rief von Lothringen Renald:
„Wir wollen vorne dran.

„Die Führer hielten kurzen Rath,
„Doch dünkt er uns zu lang;
„Wann endigt ſich der lange Rath,
„Iſt ihnen etwa bang?

„Schon ſteht die Sonn' am Himmel hoch,
„Nicht träg im blauen Zelt,
„Und wir verziehen immer noch,
„Zu hauen in dem Feld!

„Zwar furchtbar knallte Karls Geſchütz,
„Man gab darum nicht viel,
„Man achtete nicht in der Hitz,
„Ob der und jener fiel.

„Im weiten Kreiſe blitzt das Schwert,
„Aus langt der lange Spieß;
„Blut dürſtete das breite Schwert,
„Blut trank der lange Spieß.

„Der Welſche kämpfte kurze Zeit,
„Der Knecht und Ritter lief;
„Das weite Feld ward überſtreut
„Mit Speeren Kniees tief.

„Der floh zum Strauch, der floh zum Hain
„Vor'm hellen Sonnenlicht,
„Viel ſprangen in den See hinein,
„Und dürſteten doch nicht.

„Sie ſchwammen wie der Enten Schaar
„Im Waſſer hin und her,
„Als wär' es wilder Enten Schaar,
„Schoß man ſie in's Geröhr.

„Auf Schiffen fuhr man in den See,
„Schlug ſie mit Rudern todt.
„Das Waidwort war noch Ach und Weh,
„Der grüne See ward roth.

„Viel klommen auf die Bäume hoch,
„Die ſchoß man wie die Kräh'n;
„Die Fittig' fehlten ihnen noch,
„Sie mocht' der Wind nicht wehn.

„Zwo Meilen lang bedeckte ſich
„Das Land mit Tod und Blut.
„Das Land, der Strauch, die Roſe glich
„Dem ſchwarzen Menſchenblut.

„Den Bergen war die Sonne nah',
„Die uns den Sieg gebracht;
„Die Welſchen, die man leben ſah,
„Die danken es der Nacht.

„Ein Lager, einem Marktplatz gleich,
„Kam in der Schweizer Hand.
„Karl machte ſchnell den Bettler reich
„Im armen Schweizerland.

„Schachzabel iſt ein Königsſpiel,
„Jetzt ſpielt's der Eidgenoß,
„Er nahm ihm ſeiner Fenden viel,
„Die Seite ſtand ihm bloß.

„Die Rochen halfen ihm nicht viel,
„Die Roſſe litten Noth;
„Er wende ſich, wohin er will,
„Schachmatt iſt ihm gedroht."

Der hatte ſelbſt die Hand am Schwert,
Der dieſen Reim gemacht;
Bis Abends mäht' er mit dem Schwert,
Des Nachts ſang er die Schlacht.

98. Trommelſchlag der Lanzknechte.

Aus der Reformationszeit. Wunderhorn, I, 97.

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Didum, Didum,
Bidi, Bidi, Bum!
Der Kaiſer ſchlägt die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Säbeln und mit Spießen!
Didum, Didum, Didum!
Ach Karle großmächter Mann,
Wie haſt ein Spiel gefangen an,
Ohn Noth in Teutſchen Landen?
Wollt Gott, du hättſt es baß bedacht,
Dich ſolchs nicht unterſtanden.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Ach Karle ſieh dich beſſer vor,
Bedenk den Feind vor deinem Thor,
Wenn du zu Papſt Gefallen
Solch greulich Mord willſt richten an,
Wovon die Land erſchallen.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Ach denke an Papſt Hildebrandt,
Er regte Krieg im Teutſchen Land,
Den Kaiſer zu vertreiben,
Und hetzte an viel Fürſten ſtark,
Im Bann mußt er ſtets bleiben.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Der Papſt zum Kaiſer wählen ließ,
Ein Fürſten Rudolph Kaiſer hieß,
Ein Kron thät er ihm ſenden,
Gebot den Fürſten allzugleich,
Von Heinrich ſich zu wenden.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Da ward vergoſſen großes Blut,
Als ſich beſchützt der Kaiſer gut,
Und Rudolph hat verloren
Die Schlacht und ſeine rechte Hand,
Mit der er falſch geſchworen.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Ach Hildebrandt, der feiert nicht,
Des Kaiſers Sohn er auch anricht,
Den Vater zu verjagen,
Das Reich darob zerriſſen ward,
Viel edles Volk erſchlagen.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Der Kaiſer muß vorm Papſte ſtehn,
Im Sünderhemd ganz nackt im Schnee,
Der Papſt der ließ ihn ſtehen,
Er lag in ſeiner Buhlen Schooß,
So wird es dir noch gehen.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Ach denk, der ganze Kaiſerſtamm
Durch Päpſte in groß Jammer kam,
Die Teutſche Macht zerriſſen,
Willſt du für ihre Büberei
Noch den Pantoffel küſſen?

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Wir haben auch auf unſrer Seit
Ein ſtarken Held, der für uns ſtreit,
Von Macht iſt nicht ſeins Gleichen,
Gotts ewiger Sohn mit ſeinem Heer,
Dem mußt du doch noch weichen.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Dies Liedlein iſt in Eil gemacht,
Einem jungen Landsknecht wohlgeacht
Zu freundlichem Gefallen;
Von einem, der wünſcht Glück und Heil
Den frommen Landsknechten allen.

Als ging der Butzemann im Reich herum,
Didum, Didum,
Bidi, Bidi, Bum!
Der Kaiſer ſchlug die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Die Kirchen uns wollt ſchließen,
Didum, Didum, Didum!

---

99. Wilhelm von Naſſau.

Holländiſches Volkslied von 1568, allgemein geſungen, als die Niederländer das Joch der Spanier abwarfen. Nach v. Soltau's hiſtor. Volksliedern, Nr. 68.

Wilhelmus von Naſſawe
Bin ich von Teutſchem Blut,
Dem Vaterland getrewe
Bleib ich bis in den Tod,

Ein Printze von Vranien
Bin ich frei vnerfehrt,
Den König von Hiſpanien
Hab ich allzeit geehrt.

In Gottesfurcht zu leben
Hab ich allzeit betracht,
Darum bin ich vertrieben
Vmb Land vnd Leut gebracht.
Aber Gott ſol mich regieren
Als ein gut Inſtrument,
Das ich mag wiederkehren,
Wol an mein Regiment.

Leid euch, mein Vnterſaſſen,
Die auffrecht ſein von Art,
Gott wird euch nicht verlaſſen,
All ſeit ihr nun beſchwert.
Wer fromm begert zu leben,
Der bitt Gott Nacht vnd Tag,
Daß er mir Krafft will geben,
Daß ich euch helffen mag.

Leib vnd Gut als zuſammen
Habe ich nit geſpart,
Mein Brüder hoch mit Nahmen,
Haben euch auch verwart.
Graf Adolf iſt geblieben
In Friesland in der Schlacht,
Sein Sel im ewigen Leben
Erwardt den jüngſten Tag.

Edel vnd Hochgeborn
Von kaiſerlichem Stamm,
Ein Fürſt des Reichs erkoren,
Als ein from Chriſtenmann,
Für Gottes Wort geprieſen
Hab ich freÿ vnverzagt,
Als ein Held ſonder Forchten
Mein edel Blut gewagt.

Mein Schild vnd mein Vertrawen
Biſtu, o Gott mein Herr,
Auff dich ſo will ich bawen,
Verlas mich nimmer mehr,
Das ich dort from mag bleiben,
Dir dienen zu aller Stund,
Die Tyrannei vertreiben,
Die mir mein Herz verwundt.

Von Allen, die mich beſchworen,
Vnd mein Verfolger ſind,
Mein Gott, wölſt doch bewaren
Den trewen Diener dein,
Das ſie mich nit verraſchen
In ihrem böſen Mut,
Ir Hände nit thun waſchen
In meinem vnſchuldigen Blut.

Wie David muſte fliehen
Vor Saulo dem Tyrann,
So hab ich müſſen weichen
Mit manchem Edelmann.
Aber Gott thet ihn erheben,
Erlöſen aus aller Noth,
Ein Königreich gegeben
In Iſrael ſehr groß.

Nach Sawr werd ich empfangen
Von Gott meim Herrn das Süß,
Darnach ſo thut verlangen
Mein fürſtelich Gemüt,
Das ich doch möge ſterben
Mit Ehren in dem Feld,
Ein ewigs Reich erwerben
Als ein getrewer Held.

Nichts thut mich mehr erbarmen
In meinem Widerſput,
Denn das man ſieht verarmen
Des Königs Landen gut,

Das euch die Spanier krenken,
O Niederlande gut,
Wenn ich daran thu denken,
Mein edel herz das blut.

Als ein Printz auffgeſeſſen
Mit meiner Herren Krafft,
Wol von dem Feind vermeſſen
Hab ich die Schlacht verwacht,
Der bei Maſtricht lag vergraben
Befürchtet mein Gewält,
Mein Reuter ſah man traben
Sehr muthig durch das Feld.

So es der Will des Herren
Auf die Zeit wer geweſt,
Het ich gern wöllen kehren
Von euch die ſchwer Tempeſt,
Aber der Herr dort oben,
Der alle Ding regiert,
Den man alzeit muß loben,
Der hat es nit begert.

Sehr chriſtlich war getrieben
Mein fürſtelich Gemüt,
Standhaftig iſt geblieben
Mein Herz in Widerſpüt.
Den Herrn hab ich gebeten
Aus meines Hertzen Grundt,
Daß er mein Sach wöll richten,
Mein Vnſchuldt machen kundt.

Vrlaub mein armen Schaafen,
Die hier in großer Not,
Ewer Hirt der ſol nit ſchlafen,
Vnd ſeid ihr nun verſtrewt,
Zu Gott wöllt euch begeben,
Sein heilſam Wort nempt an,
Als fromme Chriſten leben
Soll hie bald ſein gethan.

Vor Gott will ich bekennen
Vnd ſeiner großen Macht,
Das ich zu ſeinen Zeiten
Den König hab veracht,
Weil daß ich Gott dem Herrn,
Der höchſten Majeſtät,
Hab müſſen obedieren
In der Gerechtigkeit.

100. Prinz Eugenius.

Das berühmte öſterreichiſche Soldatenlied vom Jahre 1717 zu Ehren ihres glorreichen Feldherrn. Nach dem Text der hiſtor. Volkslieder von v. Soltau, Nr. 85.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wolt dem Kayſer wiedrum kriegen
Stadt und Feſtung Belgarad.
Er ließ ſchlagen einen Brucken,
Daß man kunt hinüber rucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geſchlagen,
Daß man kunt mit Stuck und Wagen
Frey paſſieren den Donaufluß:
Bey Semmalin ſchlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn zum Spott und zum Verdruß.

Am 21ſten Auguſt ſo eben
Kam ein Spion bey Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken futragiren,
So viel als man kunt verſpüren
An die 300,000 Mann.

Als Prinz Eugenius dieß vernommen,
Ließ er gleich zuſammen kommen
Sein' General und Feldmarſchall.

Er thät ſie recht inſtrugiren,
Wie man ſolt die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

Bey der Parole thät er befehlen,
Daß man ſolt die Zwölfe zählen,
Bey der Uhr um Mitternacht;
Da ſolt all's zu Pferd aufſitzen,
Mit dem Feinde zu ſcharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles ſaß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach ſeinem Schwerte,
Ganz ſtill ruckt man aus der Schantz;
Die Musketier wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer ſtreiten,
Es war fürwahr ein ſchöner Tantz.

Ihr Konſtabler auf der Schantzen,
Spielet auf zu dieſen Tantzen
Mit Karthaunen groß und klein,
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Heyden,
Daß ſie laufen all' davon.

Prinz Eugenius, wohl auf der Rechten
That als wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarſchall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
Halt' euch brav, ihr deutſchen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an.

Prinz Ludewig der mußt aufgeben
Seinen Geiſt und junges Leben,
Ward getroffen von dem Bley.
Prinz Eugenius ward ſehr betrübet,
Weil er ihn ſo ſehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

101. Das Lied von Marlborough.

Das berühmteſte Soldaten- und Volkslied der Franzoſen aus der Zeit des ſpaniſchen Erbfolgekriegs (wie das vom Prinzen Eugenius das beliebteſte der Deutſchen), bemerkenswerth durch die heitere Auffaſſung, da Marlborough der Feind der Franzoſen war und den Krieg überlebte.

Marlbrouk zieht hin zum Kriege,
Mironton, Mironton, Mirontaine,
Marlbrouk zieht hin zum Kriege,
Er weiß nicht, wann er kehrt. —

Er kommt zurück um Oſtern,
Mironton u. ſ. w.
Am Trinitatis ſonſt.

Vorbei iſt Trinitatis,
Marlbrouk kommt nicht zurück.

Madame ſteigt auf die Zinne,
So hoch ſie ſteigen kann.

Sieht ihren Pagen kommen,
Gekleidet ganz in Schwarz.

O Page, hübſcher Page!
Was bringſt du Neues mir?

Das Neue, das ich bringe,
Macht eure Aeuglein naß.

Legt ab die Roſarobe
Und die geſtickten Schuh'.

Zieht an die ſchwarze Robe
Und die bronzirten Schuh'.

Herr Marlbrouk iſt geſtorben,
Geſtorben und im Grab!

Ich ſah zu Grab' ihn tragen
Von Offizieren vier.

Der Eine trug den Küraß,
Der Andre ſeinen Schild.

Der ſeinen großen Säbel
Und der Andre, der trug nichts.

Rund um den Grabeshügel
Da pflanzt' man Rosmarin,

Und auf dem höchſten Zweige
Sang eine Nachtigall.

Als nun die Feier zu Ende,
Ein Jeder ging zu Bett',

Die Einen mit ihren Frauen,
Die Andern ganz allein.

Nicht, als ob es daran fehle,
Ich kenne deren viel

Von Blonden und von Braunen,
Kaſtanienfarbig auch.

So endet die Geſchichte
Vom großen Herrn Marlbrouk.

Und wem zu kurz ſie ſcheinet,
Mironton, Mironton, Mirontaine,
Und wem zu kurz ſie ſcheinet,
Fang' ſie von Neuem an.

---

102. Siegeslied von Oudenaarde.

Holländiſches Volkslied vom Jahre 1708, aus Wolffs Halle der Völker, I. 107.

Spart, Hollands edle Herren,
Jetzt nicht den Traubenſaft.
Auf, windet Lorbeerkränze
Den Helden reich an Kraft.
Laßt hören die Musketen
Zum Trotze den Bourbonen,
Fügt Trommeln und Trompeten
Zum Donner der Kanonen.

Laßt nicht die Freude ſchweigen;
Vendome mit ſeinem Heer
Muß euren Fahnen weichen
Und wagt es nimmer mehr.
Der Staaten Brandemoris,
Den fand er viel zu heiß,
Der Ritter von Sanct Joris
Schwimmt ſchon in ſeinem Schweiß.

Burgund mag auch nicht eſſen
Der Briten Pudding jetzt;
Berry verſchmäht den Käſe,
Den man ihm vorgeſetzt.
Die Suppe aus den Töpfen
Iſt beſſer nun für All',
Als ſo mit blut'gen Köpfen
Zu ſpielen Fangeball.

Der Doctor von Savoyen
Ließ nach der rechten Weiſ'
Holländiſch Pulver ſtreuen
Auf böſes Franzenfleiſch;
Dann hat er's noch begoſſen
Mit Spiritus von Stahl
Und Geiſt von blauen Bohnen
Aus Flaſchen von Metall.

Nun ſind ſie derb geſchlagen,
Die luſtigen Franzoſen,
Und wenn ſie's wieder wagen,
Verlieren ſie die Hoſen.
Dann packen ſie die Spindeln
Und fliehen nach Paris,
Um dort die nackten H—t—n
Zu zeigen dem Louis.

Spart, Hollands edle Herren,
Nicht edlen Traubenſaft
Und flechtet Lorbeerkränze
Den Helden voller Kraft.

Laßt hören die Musketen
Zum Trotze den Bourbonen,
Fügt Trommeln und Trompeten
Zum Donner der Kanonen.

---

103. Preußiſches Siegeslied nach der Schlacht von Prag, 1759.

Von Gleim.

Victoria! mit uns iſt Gott,
Der ſtolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht iſt unſer Gott,
Er liegt, Victoria!

Zwar unſer Vater iſt nicht mehr,
Jedoch er ſtarb ein Held,
Und ſieht nun unſer Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland;
Sein alter Kopf war kaum ſo weiß,
Als tapfer ſeine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff ſie eine Fahn',
Hielt ſie empor an ihrem Schaft,
Daß wir ſie alle ſahn,

Und ſagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geſchütz!“
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geſchwinder wie der Blitz.

Ach, aber unſer Vater fiel,
Die Fahne ſank auf ihn.
Ha! welch' glorreiches Lebensziel,
Glückſeliger Schwerin!

Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber ſtürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.

Du, Heinrich, wareſt ein Soldat,
Du fochteſt königlich!
Wir ſahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker ſtritt
Mit rechtem Chriſtenmuth:
Roth ward ſein Schwert, auf jedem Schritt
Floß dick Pandurenblut.

Auf ſieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär.
Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher,

Dacht' in dem mörderiſchen Kampf,
Gott, Vaterland und dich,
Sah tief in ſchwarzem Rauch und Dampf
Dich, ſeinen Friederich,

Und zitterte, ward feuerroth
Im krieg'riſchen Geſicht, —
(Er zitterte für deinen Tod,
Für ſeinen aber nicht. —)

Verachtete die Kugelſaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde flohn!

Nun dankt er Gott für ſeine Macht
Und ſingt Victoria!
Und alles Blut aus dieſer Schlacht
Fließt nach Thereſia.

Und weigert ſie auf dieſen Tag
Den Frieden vorzuziehn:
So ſtürme, Friedrich, erſt ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien!

---

104. Der alte Deſſauer.

Der berühmte altpreußiſche Zapfenſtreich, aus Kretzſchmers Volksliedern, Nr. 131.

Der König faßte den Beſchluß, ſein Rath hat's lang' bedacht,
Verglichen iſt's mit allen Rechten;
Man hat es anvertrauet uns, hat uns damit bedacht
Und hat ſich nicht vertraut den Schlechten!
Die Sache iſt genehm und gut, drum, Brüder, dran behend,
Wir führen ſie wohl an ein fröhlich End'!

Zur Rechten nicht, zur Linken nicht, gradaus gilt es zu ſchaun,
Und immer auf den Feind zu ſchreiten!
Wir führen nicht das Schwert als Zier; um Gaſſen uns zu haun,
Die uns zum frohen Sieg hinleiten,
Und ob's auch blitzt, und ob's auch kracht und dräut in wilder Haſt,
Der ſengt ſich nicht ſo leicht, der friſch zufaßt!

Die Kugeln pfeifen freilich wohl, doch uns macht das nicht bang',
Zum Pfeifen wiſſen wir zu ſingen;
Uns feſt zu machen kennen wir den alten Zauberſang,
Der ſchützt in allem Mord und Ringen:
Auf Gott vertraut und feſt gebaut auf unſer gutes Recht,
Hilft aus und ein, ihr Brüder, im Gefecht!

Das Schlimmſte, was uns treffen mag, blieb doch noch Keinem aus,
Die Zeit iſt Jedem zugewogen;
Und eben gut für Volkeswohl im luſt'gen Schlachtenbraus,
Als von den Sorgen krumm gebogen!
Der gute Gott, ohn' deſſen Will' kein Blatt vom Baume fällt,
Hat's eben, wie er will, mit uns beſtellt.

Drum friſch hinein durch allen Drang, trotz Mauer, Wall und Schanz',
Zum ſchönen Ziel hinan, zum Siege!
Bald naht das Feſt, wo wir nach Haus im grünen Eichenkranz
Heimkehren aus dem heil'gen Kriege.
Wir ſchauen unſer Vaterland in neuem Sonnenſchein,
Durch unſer Müh'n gerettet nun und im Gedeih'n!

105. Friedericus Rex.

Von Wilibald Alexis.

Friedericus Rex, unſer König und Herr,
Der rief ſeine Soldaten alleſammt in's Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tauſend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt ſechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls, ſprach ſeine Majeſtät,
„Daß jeder in der Bataille ſeinen Mann mir ſteht.
„Sie gönnen mir nicht Schleſien und die Grafſchaft Glatz,
„Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

„Die Kaiſ'rin hat ſich mit dem Franzoſen alliirt,
„Und das römiſche Reich gegen mich revoltirt,
„Die Ruſſen ſeind gefallen in Preußen ein,
„Auf, laßt uns ſie zeigen, daß wir brave Landskinder ſein.

„Meine Generale Schwerin und Feldmarſchall von Keith,
„Und der Generalmajor von Ziethen ſind allemal bereit.
„Kotz Mohren, Blitz und Kreuzelement,
„Wer den Fritz und ſeine Soldaten noch nicht kennt.“

Nun adjö, Lowiſe, wiſch ab das Geſicht,
Eine jede Kugel die trifft ja nicht;
Denn träfe jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch;
Die Kugeln ſind alle von Eiſen und Blei,
Und manche Kugel geht manchem vorbei.

Unſre Artillerie hat ein vortrefflich Kalliber
Und von den Preußen geht keiner nicht zum Feinde nicht über,
Die Schweden die haben verflucht ſchlechtes Geld,
Wer weiß, ob der Oeſtreicher beſſeres hält.

Mit Pomade bezahlt den Franzoſen ſein König,
Wir kriegen's alle Wochen bei Heller und Pfennig.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuz Sackerment,
Wer kriegt ſo prompt wie der Preuße ſein Traktament?

Friedericus, mein König, mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
Ach, hätt'ſt du nur öfters zu plündern permittirt,
Friedericus Rex, mein König und Held,
Wir ſchlügen den Teufel für dich aus der Welt!

---

106. Friedrich der Große im Elyſium.

Walters Volkslieder, S. 228.

Als jüngſtens Herr Mercurius
Im Himmel referirte,
Daß König Friedrich Maximus
In Preußen noch regierte,
Sprach Zeus: Er hat genug gelebt,
Zeit iſt es, daß man ihn begräbt,
Ich gebe ſeine Krone
Nun ſeines Bruders Sohne.

Als nun der Tod die Ordre ſah,
Erbebte ſein Gebeine.
Er ſprach zu Pluto: Ach, Papa,
Ich geh' nicht ſo alleine.
Ach, gieb mir Vater Ziethen mit,
Sonſt geh' ich wahrlich keinen Schritt,
Denn das will Vieles ſagen,
Allein ſich hin zu wagen.

Jetzt kriegte Ziethen den Befehl,
Die Sache auszuführen,
Auch mußte General von Scheel
Mit nach der Welt marſchiren.
Zeus ſprach: Ihr Herren, macht's geſcheidt;
Denn wenn ihr hier nicht glücklich ſeid,
So könnt ihr nur drauf bauen,
Den Himmel nie zu ſchauen.

Da ſtrich ſich Ziethen ſeinen Bart
Und ſprach im vollen Lachen:
Fritz wird nun bald nach ſeiner Art
Ein Herbſtmanövre machen.
Wagt er ſich nur nach Sansſouci,
So können wir ihn ohne Müh',
Anſtatt zu manövriren,
Zum Himmel transportiren.

Es machten ſich nun dieſe Herrn,
Nach alter preuß'ſcher Weiſe
Von Furcht und allem Zaudern fern,
Geſchwinde auf die Reiſe.
Sie gingen nach der Oberwelt,
Zu holen Preußens tapfern Held,
Und ſtanden auf der Lauer
Hart an des Schloſſes Mauer.

So ſtanden dieſe Herren da,
Dem König aufzupaſſen;
Weil aber Madame Podagra
Ein wenig ihn verlaſſen,
So ahnt' ihm nichts von der Gefahr,
Und weil es ſchönes Wetter war,
So ließ er ſich verleiten,
Ein wenig auszureiten.

Kaum war er eben vor dem Thor,
So fiel ein dicker Nebel,
Und gleich ſprang Vater Ziethen vor
Mit dem entblößten Säbel.

Dem König ward dabei nicht wohl,
Er griff nach ſeinem Terzerol,
Das war zu ſeinem Schaden
Den Morgen nicht geladen.

Verzeihen Eure Majeſtät,
Rief Scheel mit tiefem Bücken,
Sie ſehn, daß es nicht anders geht,
Und werden ſich drein ſchicken.
Im Himmel iſt es auch recht gut,
Dort fließt an keinem Säbel Blut,
Dort ſchweigen die Kanonen
Und iſt vortrefflich wohnen.

Auch können Eure Majeſtät
Im Himmel manövriren;
Bellona, die das Ding verſteht,
Hält viel vom Exerziren.
Auch iſt Ihr Name dort bekannt,
Denn an des Speiſeſaales Wand
Stehn alle Ihre Siege
Vom ſiebenjähr'gen Kriege.

Der König ſprach: Ich ſeh' es ein,
Ich muß mich drein ergeben,
Die Sache kann nicht anders ſein,
Aus iſt's mit meinem Leben.
Auf Erden hält mich nichts zurück,
Ich machte meiner Völker Glück,
Die Größe meiner Staaten
Iſt Zeuge meiner Thaten.

Der Tod verlas nun den Befehl
Und ſchüttelte die Senſe;
Des Pferdes Zügel faßte Scheel
Und Ziethen nahm die Trenſe.
Schnell, wie der Blitz nur fahren kann,
Ging ihre Reiſe himmelan,
Und unter ihnen ferne
Blieb Sonne, Mond und Sterne.

Vor'm Himmel ſtand ein Grenadier
Aus Potsdam als Gefreiter,
Der ſprach zur Wacht: Ich ſehe hier
Von weitem einen Reiter;
Es ſcheint mir, als ob's Friedrich wär',
Er iſt's! 'raus, Burſche, in's Gewehr!
Ihr müßt raſch präſentiren,
Das wird ihm recht charmiren.

Der König kam, der Offizier,
Die Wache ſalutirte,
Indeß der Tambour nach Manier
Das Kalbfell wirbelnd rührte.
Schnell ging es durch die Straßen durch
Bis zu des Donnergottes Burg,
Hier ſaß man grad' bei'm Mahle
Im großen Speiſeſaale.

Der Marſchall, der den Dienſt verſah,
Ging hin, ihn anzumelden;
Welch' froh' Gemurmel wurde da
Bei Göttern und bei Helden!
Erſtaunend blieb ſtill Alles ſtehn,
Um Preußens Friederich zu ſehn,
Ihn würdig zu empfangen
War Jedermanns Verlangen.

Hier ſchließe ich und ſchweige ſtill,
Das Andre zu beſingen,
Für meine Feder iſt's zu viel,
Um da hinein zu bringen,
Was Zeus für Friederich beſchloß,
Denn ſein Verdienſt iſt viel zu groß,
Zu viel that er auf Erden,
Um je belohnt zu werden.

107. Vive l'Empereur!

Der Freund des Geſanges, von Schröter, 1833, Nr. 24.

„Der Kaiſer ruft zu Kampf und Sieg,
Friſch, Bruder, zum Gewehr!
Für ihn und Frankreich in den Krieg,
Hoch, vive l'Empereur!“ :,:

Ich zog hinaus, da ſchluchzt' die Braut,
Die Eltern weinten ſehr:
Ich aber rief gefaßt und laut
Ein vive l'Empereur! :,:

Ich zog mit ihm durch alle Welt,
Zog mit ihm hin und her,
In Freud' und Trauer gleich geſellt,
Stets: vive l'Empereur! :,:

Und hatt' ich keinen Biſſen Brod,
Und war die Flaſche leer,
Und war ich müde bis zum Tod, —
Doch: vive l'Empereur! :,:

Und hieß es: „Grenadiere, ſtürmt!“
Friſch fällt' ich mein Gewehr,
Ob Leiche ſich auf Leiche thürmt,
Stets: vive l'Empereur! :,:

Die Kugel riß den Arm mir fort,
Die Wunde brannte ſehr,
Und dennoch war mein letztes Wort
Ein vive l'Empereur! :,:

Und als das ſchwere Werk gethan,
Hing, — Brüder, welche Ehr'! —
Der Kaiſer ſelbſt das Kreuz mir an,
Drum vive l'Empereur! :,:

Und als ich von ihm ſcheiden mußt', —
Wie ſchwer war es, wie ſchwer! —
Da rief ich doch aus voller Bruſt
Ein vive l'Empereur! :,:

Und birgt das Felſengrab ihn auch
Im wüſten, weiten Meer,
So ruf' ich mit dem letzten Hauch
Doch: vive l'Empereur! :,:

108. Bertrands Abſchied.

Als er Napoleon nach St. Helena begleitete.

Leb' wohl, du theures Land, das mich geboren,
Die Ehre ruft mich wieder fern von hier;
Doch ach! die ſüße Hoffnung iſt verloren,
Die ich gehegt, zu ruhen einſt in dir.
Der Held, deß Name füllt die Erde,
Hat mich mit Freundſchaft, Güte überhäuft.
Im Kampf und Glück wär ich ja ſein Gefährte,
Ich will es auch im Unglück ſtets ihm ſein!

Viel Tauſend ſonnten ſich in ſeinem Blicke
Und dankten ſeiner Güte Ehr' und Glück,
Doch kaum verließ der Sieg des Helden Schritte
Da zogen die Treuloſen ſich zurück.
Doch mich ſchreckt nicht der Wechſel dieſer Erde,
Ich bleib' ihm treu und will mich ganz ihm weihn.
Im Kampf und Glück war ich ja ſein Gefährte,
Ich will es auch im Unglück ſtets ihm ſein.

Ein nackter Fels, fern von Europa's Küſte,
Ward zum Gefängniß ewig ihm beſtimmt;
Nicht Freundſchaftstroſt dringt je in dieſe Wüſte,
Kein Weſen giebt's, das Theil am Schmerz hier nimmt.
Doch wenn ich Tröſter meinem Kaiſer werde,
So wird mein Schickſal dennoch herrlich ſein.
Im Kampf und Glück war ich ja ſein Gefährte,
Ich will es auch im Unglück ſtets ihm ſein.

Und iſt die Siegesbahn ihm auch verſchloſſen,
Blüht ihm kein Lorbeer mehr und keine Kron’,
Hat ihn die Welt aus ihrem Arm geſtoßen —
Wird dieſer Fels ſein Grab ſtatt einem Thron:
Vergebens ruft die Welt mich dann zurück,
Ich kann ihr nur des Herzens Triebe weih’n.
Ich theilte ja des Helden Ruhm und Ehre,
Auch über’m Grabe will ich treu ihm ſein!

109. Die nächtliche Heerſchau.

Von J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour ſein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emſig auf und ab.

Mit ſeinen entfleiſchten Armen
Rührt er die Schlegel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill’ und Zapfenſtreich.

Die Trommel klinget ſeltſam,
Hat gar einen ſtarken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erſtarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welſchland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilſchlamm decket
Und der arabiſche Sand,
Sie ſteigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen ’s Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter ſein Grab,
Und ſchmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinſen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr ſein Grab,
Kommt langſam hergeritten,
Umgeben von ſeinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an ſeiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht ſich die Truppen an.

Die Reihen präſentiren
Und ſchultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marſchäll' und Generale
Schließen um ihn den Kreis:
Der Feldherr ſagt dem Nächſten
In's Ohr ein Wörtlein leiſ'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich“ iſt die Parole,
Die Loſung: „Sanct Helena!“

Dies iſt die große Parade
Im elyſeiſchen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäſar hält.

110. Andreas Hofer.

Von Max von Schenkendorf.

Als der Sandwirth von Paſſeier
Inſpruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten ihm zur Feier
Mit den Geigen Mittags kommen;

Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hoch=Vivat zu bringen,
Wollen ihm zu ſeiner Ehre
Seine Heldenthaten ſingen.

Doch der Held gebietet Stille;
Spricht dann ernſt: Legt hin die Geigen!
Ernſt iſt Gottes Kriegeswille;
Wir ſind all' dem Tode eigen!

Ich ließ nicht um eitle Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'ſchen Feind beſiegen.

Kniet bei euren Roſenkränzen!
Die ſind meine frohſten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird ſich Gott der Herr drin zeigen.

Betet leiſe für mich Armen,
Betet laut für unſern Kaiſer;
Dies iſt mir das liebſte Carmen.
Gott ſchütz' edle Fürſtenhäuſer!

Ich hab' keine Zeit zum Beten;
Sagt dem Herrn der Welt, wie's ſtehe:
Wie viel Leichen wir hier ſäten,
In dem Thal und auf der Höhe;

Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr ſchießen, nicht mehr lachen;
Gott allein kann uns beſchützen!

111. Das Blücherlied.

Von Arndt.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus,
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwert.

O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter wie greiſender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes ſein.

Der Mann iſt er geweſen, als Alles verſank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch ſchwang;
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart,
Den Welſchen zu weiſen die preußiſche Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel ſich ſchwang!
Da iſt er's geweſen, der Kehraus gemacht,
Mit eiſernem Beſen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt ſolchen Strauß,
Daß vielen tauſend Welſchen der Athem ging aus,
Viel Tauſende liefen dort haſigen Lauf,
Zehntauſend entſchliefen, die nie wachen auf.

Am Waſſer der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzoſen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab!
Und nehmt, Ohnehoſen, den Wallfiſch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze, noch Burg,
Da mußten ſie ſpringen wie Haſen über's Feld,
Und hell ließ erklingen ſein Huſſa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzoſen das Glück und die Macht,
Da lagen ſie ſicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarſchall.

Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

112. Radetzky.

Von Juſtinus Kerner, 1848.

Oft pflegt das Alter ihr zu ſchelten,
Ihr Jungen! nennt es dumm und ſchwach.
Nur ihr, ihr ſeid die ſtarken Helden,
Schlagt Gott und Teufel auf das Dach.
O ſchaut, ihr Helden mit der Feder,
O ſchaut, ihr Helden mit dem Maul,
Vorſchielend unter dem Spritzleder,
Den Held Radetzky auf dem Gaul,
Wie er, ein Eid, vom hohen Roſſe
Schaut, zählend dreiundachtzig Jahr,

Und trägt zu Mailands Marmorſchloſſe
Siegreich zurück den deutſchen Aar.
Dies Bild beſchaut euch, liebe Jungen,
Und denkt, daß ihr (ſeht's ein und ſchweigt!)
Wenn ihr dies Alter einſt errungen,
Nicht einen Eſel mehr beſteigt.

G. Völkerklagen.

113. Böſe Zeiten.

Chineſiſche Volksklagen, aus Schiking, dem älteſten chineſiſchen Liederbuche, überſetzt von Rückert, S. 210. 218. 265.

1.

Im zehnten Mond, am erſten Monatstag
Hat ſich der Mond verfinſtert und die Sonne.
Was es den Herrn bedeuten mag,
Dem armen Mann bedeutet's keine Wonne.

Der Mond, die Sonne thun nicht mehr ihr Amt,
Ob's an der Luſt, ob's ihnen fehlt an Kräften?
Schlecht wird geführt das Reich geſammt,
Man braucht die Guten nicht zu den Geſchäften.

Die Blitze flammen und der Donner kracht,
Des Himmels Schrecken läßt nicht ruhn die Böſen.
Die Ufer bricht der Ströme Macht,
Und Berge ſtürzen ein von innern Stößen.

Das Hochland wird hinabgedrückt zum Thal,
Zum Hochland blähen ſich empor die Thäler.
Doch dies Geſchlecht iſt allzumal
Verſtockt und will nicht Beſſ'rung ſeiner Fehler.

Die Polizei des Reiches lenkt Hoang-Fu,
Fan iſt des Wiſſenſchaftenfachs Beſteller;
Kia-Pe, der Zölle walteſt du;
Tſchong-Yün beſorgt des Kaiſers Küch' und Keller.

Des Rechtes höchſte Pflege führt Tſu=Tſee,
Kuei iſt der Oberſte von allen Reitern;
Doch über Alle herrſcht Pao=See,
Das ſchöne Weib, durch die das Reich geht ſcheitern.

2.

O Vöglein auf dem Baume,
Du fliegeſt frei hinaus,
Es wächſt in jedem Raume
Ein Körnlein deinem Schmaus.
Du weißt es klug zu naſchen
Aus Netzen ſelbſt und Maſchen;
Du läſſeſt dich nicht haſchen,
Und lacheſt fröhlich deine Laurer aus.

O Vöglein auf dem Baume,
Du fliegeſt froh dahin;
Es reifet Kirſch' und Pflaume
Dir einzig zum Gewinn.
Du biſt in dieſem Lande
Der einz'ge frei von Stande,
Frei von des Kummers Bande;
O daß ich hätte deinen leichten Sinn!

Ich lieg' in ſchwerem Traume
Von nichts als Fahr und Noth.
Ich ſchweb' auf einem Baume,
Der ſtets zu brechen droht;
Und unten ringsum wachen
Mit aufgeſperrtem Rachen
Die Tiger und die Drachen;
Und wenn ich falle, fall' ich in den Tod.

O daß ich könnt' erwachen,
Als wie aus einem Traum, aus dieſer Zeiten Noth.

3.

Hingewelkt iſt Tiao, die Pflanze,
Weil des Himmels Thau gebrach.
Dem vom Glück zerſtörten Glanze
Dieſes Reiches denk' ich nach.

Tiao, die Pflanz', iſt nicht zu retten.
Hätten Eltern es gedacht,
Ich erlebte das; ſie hätten
Mich in's Leben nicht gebracht.

Größer wird der Kopf am Schafe
Durch des Leibes Magerkeit.
Mich erſchreckt das Bild im Schlafe
Von der arg entſtellten Zeit.

Unſres Staates Leib wird mager,
Und zu groß erſcheint ſein Haupt.
Der Gedank' an unſre Plager
Hat die Ruhe mir geraubt.

Unſres Schafes Leib iſt mager,
Und ſein Haupt iſt viel zu groß.
Stattlich iſt das Heereslager,
Doch betrübt des Landes Loos.

Fiſcher müſſen Gräſer eſſen,
Weil der Strom ſie nicht ernährt;
Denn die Brut der Schlei'n und Greſſen
Hat der große Hecht verzehrt.

Fiſcher ruhen aus vom Fiſchen,
Und die Reuße hängt am Zaun,
Dorret aus, daß man dazwiſchen
Kann die Stern' am Himmel ſchaun.

114. Fluch des Verſtümmelten.

Aus Schiking, dem älteſten chineſiſchen Liederbuche, von Rückert, S. 224.

Der ſein Zungenſchwert gewetzet
Und zu Tod mich hat gehetzet,
Gebet ihn den ſcharfen Tatzen
Aller Leu'n und Tigerkatzen!

Wenn die Tiger und die Leuen
Sich ihn anzugreifen ſcheuen,
Bringet ihn hinauf nach Norden,
Gebt ihn den Barbarenhorden!

Wenn die nordiſchen Barbaren
Selber ihm das Leben ſparen,
Gebet ihn dem Himmel hin,
Ihm zu thun nach meinem Sinn!

Ich, Meng-Tſee, der dieſes Lied geſungen,
Bin, ein Opfer von Verläumderzungen,
Im Palaſt des Kaiſers ein Eunuch.
Die ihr höret meinen Spruch,
Gebet ihm, dem es gelungen
Mich dazu zu machen, meinen Fluch!

---

115. Eſthniſche Bauernlieder.

Ausflug nach Eſthland. Meiningen, 1830. S. 117. 134.

1.

Der Sommer bringt uns um;
Der Winter mordet uns:
Die Heuzeit ſchneidet uns den Odem ab,
Die Ernte macht's mit uns vollends aus.
Leben herrſcht auf unſern Fluren,
So lange der Herr auf Oeſel iſt,
So lange der Herr im Pernauer Lande iſt.
Kommt er von Oeſel,
Aus dem Pernauer Lande zurück,

So flieht das Leben von unſern Fluren,
Das Leben ſchwindet von unſern Männern,
Die Freude von den Sammlern des Heu's,
Und das Glück von den Pflügern des Feldes.
Das Weinen tönt bis nach Kunda,
Das Geklage bis nach Allotag,
Bei'm Dudelſack pfeift die Peitſche.

Einige Stimmen.

Laßt uns drei die Hände geben,
Zuſammen vor's Gericht gehen,
Anzuflehen die Richter.

Vor dem Richter.

„Guter Herr,
„Beſte Frau,
„Seht auf das arme Gebiete herab,
„Wie grauſam man uns martert,
„Wie man die Geringen peinigt,
„Die Starken entkräftet,
„Der Jüngern Blut vergießt."

Der Richter.

Seid ruhig, Kinder!
Wir wollen rathſchlagen,
Wie man euch helfen könne! —

2.

Wohl wird man unſer Gebiet erkennen
Unter der Menge anderer Gebiete
Und in der Mitte des Kirchſpiels!
Viel Drangſal wird uns durch den Kubjas.
Die Gewalt iſt in den Händen eines alten Herrn.
Die Ochſen freſſen vor Eile am Joch,
Die armen Wallachen im Geſchirre.
Die Grauen zwiſchen den Fimern,
Die Schimmel kauen an Steinen.
Die Arbeitsmänner wie mit Zaunſtangen getrieben,
Die armen Arbeiterinnen wie mit dem Flegel bedroht,

In der Riege driſcht man mit Peitſchen,
Mit Prügeln trägt man die Garben zuſammen,
Mit Weinen driſcht man das Korn aus,
Das Wimmern hört man bis Nurma,
Das Geklage bis nach Allotag.
O wir armen Hofarbeiterinnen!
Täglich Sklaven des Amtmanns,
Und des Frohndienſtes Sklaven, wir Unglücklichen!
Wir armen Kinder, den Arbeiterinnen zur Hülfe gegeben!
Wie viel Trübſal erdulden wir!
Wie viel Hunger leiden wir!
Wie viel bittere Kälte ertragen wir!
Fiel der Schnee auch eiskalt herab;
Würde wie aus Matten der Hagel geſchüttet;
Göſſe der Regen wie in Strömen;
Immer muß der Sklave arbeiten:
Immer muß er raſch ſich drehen:
Immer ſich dem Gebote unterwerfen.
O wir armen Hofarbeiterinnen!
Nicht wiſſen's die Uebrigen daheim,
Noch begreifen's die Leute vom Hofe,
Wie es hier bei der Arbeit hergeht.
Bei der Arbeit bewegt ſich die lange Ruthe,
Geſchwungen wird die Faulbaumruthe,
Sauſend bewegt ſich die Aepfelbaumruthe,
Und ſchaukelnd die Ruthe von Lehnholz:
Dies, dies geſchieht bei der Arbeit.
Den Arbeiterinnen giebt man uns zur Beihülfe:
Zum Hofe werden ſie reihenweis genommen.
Wenn wir größere Arbeit zu thun nicht vermögen,
Wenn wir, wie ein Gänschen, uns noch nicht weit entfernen,
Oder, wie ein Hühnchen, noch nicht laut gackeln können;
Dann ſtellt man uns den Größern zur Seite.
O Gott, gütiger Gott!
Erhebe dich von deinem Sitze!
Blick' auf das arme Gebiet herab!
Wie man uns Arme quält!
Wie man die Kleinern peinigt,
Der Geringern Blut vergießt!

Wenn nichts weiter, doch den Koth zu ſchleppen
Und Steine zuſammen zu leſen.
O Gott, gütiger Gott!

3.

Aus Herder's Stimmen der Völker.

Tochter, ich flieh' nicht die Arbeit,
Fliehe nicht die Beerenſträucher,
Fliehe nicht von Jaans*) Lande;
Vor dem böſen Deutſchen flieh' ich,
Vor dem ſchrecklich böſen Herren.

Arme Bauern, an dem Pfoſten
Werden blutig ſie geſtrichen.
Arme Bauern in den Eiſen,
Männer raſſelten in Ketten,
Weiber klopften vor den Thüren,
Brachten Eier in den Händen,
Hatten Eierſchrift**) im Handſchuh,
Unter'm Arme ſchreit die Henne,
Unter'm Ermel ſchreit die Graugans,
Auf dem Wagen blökt das Schäfchen.

Unſre Hühner legen Eier
Alle für des Deutſchen Schüſſel;
Schäfchen ſetzt ſein fleckig Lämmchen,
Das auch für des Deutſchen Bratſpieß.
Unſrer Kuh ihr erſtes Oechschen,
Das auch für des Deutſchen Felder.
Pferdchen ſetzt ein muntres Füllen,
Das auch für des Deutſchen Schlitten.
Mutter hat ein einzig Söhnchen,
Den auch an des Deutſchen Pfoſten.

---

*) (Jaans) Johanns, ihres Mannes.

**) Geſchenke.

Fegefeu'r iſt unſer Leben,
Fegefeuer oder Hölle.
Feurig Brod ißt man am Hofe,
Winſelnd trinkt man ſeinen Becher,
Feuerbrod mit Feuerbrande,
Funken in des Brodes Krume,
Ruthen unter Brodes Rinde.

Wenn ich los von Hofe komme,
Komm' ich aus der Hölle wieder,
Komm' zurück aus Wolfes Rachen,
Komm' zurück aus Löwens Schlunde,
Aus des Hechtes Hinterzähnen,
Los vom Biß des bunten Hundes,
Los vom Biß des ſchwarzen Hundes.

Ei! du ſollſt mich nicht mehr beißen,
Buntes Hündchen, und du ſchwarzer!
Brod hab' ich für euch, ihr Hunde,
In der Hand hier für den ſchwarzen,
Unter'm Arm hier für den grauen,
In dem Buſen für das Hündchen.

---

116. Zornlied

des Troubadour Peire Cardinal im Anfange des 13. Jahrhunderts, überſetzt von Brinckmeier.

Ich dicht' ein Rügelied ſtatt einen Fluch
Und ſing' in meinem Unmuth, meinem Grimme,
Wie Böſewichter ſich erhöhn durch Trug,
Und Herzensgüt' und Tugend gehn in's Schlimme;
Denn Räuber ſeh' ich Redlichen vergeben,
Verbrecher die verdammen, die fromm leben,
Und Sünder predigen mit lauter Stimme.

Betrogen iſt in ſeinem tollen Wahn
Der Thor, der meint, daß Liſt und ſündlich Streben
Dem, der ſie treibt, je Schaden angethan,

Da ſie vielmehr ihn ſtärken und erheben.
Mich wundert's, daß nicht Alle ganz verderben,
Da man durch Schlechtthun nur kann Glück erwerben
Und Redlichkeit für Trug wird ausgegeben.

Ein gier'ger Herrſcher Seinesgleichen haßt,
Und voll von gleicher Habſucht ſind die Pfaffen,
Sie möchten Alles, was die Welt nur faßt,
Mit Ausſchluß jedes Andern an ſich raffen.
Um Land zu rauben, geben ſie Geſetze
Und ſpannen aus nach Beute ihre Netze,
Um immer mehr Gewalt ſich zu verſchaffen.

Mit allen Händen ſieht man ſie bemüht,
Die Welt zu fahn, die ſie auch ohne Zweifel
Erlangen, ſei's gewaltſam, ſei's in Güt',
Sei es mit Heucheln oder ſei's mit Schmeicheln,
Sei es mit Ablaß, Trinken oder Eſſen,
Mit Bannſtrahlſchleudern, Predigten und Meſſen,
Sei es mit Gott, ſei es auch mit dem Teufel.

---

117. Italien.

Das berühmte Sonett des Filicaja, frei überſetzt von Herder.

Italien, Italien, o du,
Das ſeine Schönheit unglücklich macht;
Ein traurig hartes Schickſal gaben dir
Mit ihrer Gunſt die Götter.

Wäreſt du
An Schönheit ärmer, oder reicher nur
An Kräften, daß man mehr dich fürchtete,
Wie oder minder liebte, und nur nicht
Herbeigelockt von deiner Schönheit Strahl,
Dich forderte zum Tode.

Vaterland!
Dann dürft' ich nicht die Ströme Krieger ſehn,
Die von den Alpen rollen; dürfte nicht
Die Heerden fremdes Vieh ſich tränken ſehn
Im blutgefärbten Po. Ich ſähe nicht
Dich ſelbſt, umgürtet, mit ſo fremdem Schwert
Umgürtet, kämpfen ſtets mit fremdem Arm,
Und überwunden oder Ueberwinderin
Doch immer dienen. — —

118. Die Italiener in Rußland.

Aus dem Italieniſchen des Grafen Leopardi, überſetzt von Kannegießer.

Warum ſind wir ſo trüber Tage Zeugen?
Warum, o du Geſchick voll Kümmerniß,
Gabſt du nicht eher Tod uns
Als Leben? da die Heimath ſich beugen muß
Vor argen Fremdlingen als niedre Magd.
Es nagt der Feile Biß
An ihrer Kraft vor unſrem Angeſicht,
Und irgend zu erweichen
Den ungeheuren Schmerz, der ſie benagt,
Durch Troſt und Hülfe ward uns nicht vergönnet.
Ach, unſer Blut und Leben ward dir nicht
Zu Theil, o Theur'; erbleichen
Darf ich nicht für dein Unglück. Drum entbrennet
Mein Herz vor Zorn und ſchwillt vor Mitgefühl.
Wohl ſtritten und erlagen deine Bürger
Zahlreich, doch keiner fiel
Für's Vaterland, nein, nur für deſſen Würger.

Hort, wirſt du nicht ergrimmen,
So biſt du anders als ehdem gar ſehr.
Auf Rußlands rauhen Steppen
Erlitt den Tod, doch werth nicht ſolches ſchlimmen,
Italiens Heldenſtamm, der Witt'rung Preis
Gegeben und dem Wild und Menſchenheer.

Und Schaar an Schaar ſank hin;
Gemagert, halbbekleidet, blutgeröthet,
Ward ihrer matten Körper Bett das Eis.
Da ſeufzten ſie, den letzten Athem ziehend,
Sehnſüchtig denkend der Ernährerin:
O daß wir nicht durch Wolf' und Sturm getödtet,
Nein, durch das Schwert, und für dein Wohl uns mühend,
O Vaterland! Nun ſieh' uns fern von dir,
Da hoffnungsvoller unſre Zeit geworden,
Fremd aller Welt allhier
Den Tod für die erleiden, die uns morden.

Des Nordens Wüſtenei vernahm die Klagen,
Der Sturm der Wälder auch vernahm ihr Weh.
So kamen ſie zum Ziele;
Die Leichen unbeachtet offen lagen
Zerfleiſcht, zerſtückt ſie von dem wilden Thier
Auf grauſem Meer von Schnee.
Nun wird der Edlen, Hehren Name gleich
Und eines ſein auf immer
Mit Feigen und mit Schlechten. Theure, ihr,
Wenn euer Leid gleich nie ſein Ende findet,
Beruhigt euch, und Troſt verleih' es euch,
Daß Troſt ihr nun und nimmer
In jetz'gen und in künft'gen Zeiten findet.
Ruht aus an eures ew'gen Jammers Bruſt,
Der Heimath Söhn', ihr wahren,
Weß Leids ihr euch bewußt,
Das iſt nur ähnlich dem, was ſie erfahren.

Um euch ſchon klaget länger
Die Heimath nicht, klagt den nur, der euch trieb,
Um gegen ſie zu ſtreiten,
Daß ſie zu weinen fortfährt bang und bänger,
Und eur' und ihre Fluth zu einer macht.

119. Hohenſtaufen.

Von Juſtinus Kerner.

Es ſteht in ſtiller Dämmerung
Der alte Fels, öd' und beraubt;
Nachtvogel kreist in trägem Schwung
Wehklagend um ſein mooſig Haupt.

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
Mit ihm der Sterne klares Heer,
Umſtrömt den Fels ein ſeltſam Licht,
Draus bilden ſich Geſtalten hehr.

Die alte Burg mit Thurm und Thor
Erbauet ſich aus Wolken klar,
Die alte Linde ſproßt empor,
Und Alles wird, wie's vormals war.

So Harfe wie Trompetenſtoß
Ertönt hinab in's grüne Thal.
Gezogen kommt auf ſchwarzem Roß
Rothbart, der Held, gekleid't in Stahl.

Und Philipp und Irene traut,
Sie wall'n zur Linde Hand in Hand:
Ein Vogel ſingt mit ſüßem Laut
Vom ſchönen griech'ſchen Heimathland.

Und Conradin, an Tugend reich,
Der ſüße Jüngling, arm, beraubt,
Im Garten ſteht er ſtumm und bleich:
Die Lilie neigt ihr trauernd Haupt.

Doch kündet jetzt aus dunklem Thal
Den bleichen Tag der rothe Hahn,
Da ſteht der Fels gar öd' und kahl,
Verſchwunden iſt die Burg fortan.

An ihrer Stätt' ein Dornbuſch ſteht,
Kalt weht der Morgen auf den Höh'n, —
Und wie der Fels, ſo kalt und öd'
Scheint rings das deutſche Land zu ſtehn.

120. Der deutſche Reichsadler.

Aus Fiſcharts Anhang zu Holzwarts Emblemata, Straßburg 1581.

Was Ruhm hat der jung Adler doch,
Wenn er ſich rühmt der Eltern hoch,
  Wie ſie frei wohnten in Bergsklüften
  Und frei regierten in den Lüften,

Und er ſitzt gefeſſelt auf der Stangen,
Muß, was der Menſch nur will, ihm fangen?
  Alſo was iſt dir für ein Ehr,
  Wenn rühmſt die alten Teutſchen ſehr:

Wie ſie für ihre Freiheit ſtritten
Und keinen böſen Nachbarn litten,
  Und du acht'ſt nicht der Freiheit dein,
  Kannſt kaum in dei'm Land ſicher ſein.

Läßt dir dein Nachbarn ſein Pferd binden
An deinen Zaun vorn und hinten?
  Sollt' auch ſolch feiger Art gebühren,
  Daß ſie ſoll Kron und Szepter führen?

Ja ihr gebührt für den Königsſtab
Ein hölzin Roß welchs ſie nur hab,
  Und führe für den Adler kühn
  Ein bunte Atzel nun forthin,

Und für den Weltapfel ein Ball
Den man ſchlägt, wenn er hupft im Fall:
  Weil heut doch ſchier kein Ernſt iſt mehr,
  Handzuhaben Freiheit und Ehr,

Sonder man ſcherzt nur mit der Freiheit,
Sucht fremde Sitten, Bräuch und Neuheit,
Und für alt teutſch Standhaftigkeit
Reißt ein weibiſch Leichtfertigkeit.

Drum iſt nichts, daß man Adler führt,
Wenn man des Adlers Muth nicht ſpürt.
Nichts iſt's daß man den Szepter trägt,
Und ihn wider kein Untreu regt.

Nichts iſt's daß man fürmalt die Welt
Und kaum ein Stück der Welt erhält:
Sonder man muß erweiſen ſein
Dieß, daß man will gerühmet ſein,

Und nicht der Alten wackre Thaten
Schänden mit Unthun ungerathen!
Aufrecht, treu, redlich, einig und ſtandhaft
Das gwinnt und erhält Leut und Landſchaft.

121. Das Friedenslied

des Paul Gerhard bei Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens.

Gottlob nun iſt erſchollen
Das edle Fried- und Freuden-Wort
Daß nunmehr ruhen ſollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wol auf und nim nun wieder
Dein Seitenſpiel hervor
O Deutſchland! und ſing Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe
Und dancke Gott und ſprich:
Herr deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Wir haben nichts verdienet
  Als ſchwere Straf und groſſen Zorn,
Weil ſtets noch bey uns grünet
  Der freche ſchnöde Sünden-Dorn,
Wir ſeind fürwar geſchlagen
  Mit harter ſcharffer Ruth:
Vnd dennoch muß man fragen:
  Wer iſt der Buſſe thut?
Wir ſind und bleiben böſe,
  Gott iſt und bleibet treu
Hilfft daß ſich bey uns löſe
  Der Krieg und ſein Geſchrey.

Sey tauſend mahl willkommen
  Du theure werthe Friedensgab:
Jetzt ſehn wir was vor Frommen
  Dein bey uns Wohnen in ſich hab!
In dir hat Gott verſencket
  All unſer Glück und Heyl!
Wer dich betrübt und kräncket,
  Der drückt ihm ſelbſt den Pfeil
Des Hertzleids in das Hertze:
  Vnd löſcht aus Vnverſtand
Die güldne Freudenkertze
  Mit ſeiner eignen Hand!

Das drückt uns niemand beſſer
  In unſre Seel und Hertz hinein,
Als ihr zerſtörten Schlöſſer
  Und Städte voller Schutt und Stein,
Ihr vormals ſchönen Felder
  Mit friſcher Saat beſtreut,
Jetzt aber lauter Wälder
  Vnd dürre wüſte Heyd:
Ihr Gräber voller Leichen,
  Vnd tapffern Helden-Schweiß,
Der Helden, derer gleichen
  Auf Erden man nicht weiß.

Hier trübe deine Sinnen
O Menſch und laß den Thränenbach
Aus beiden Augen rinnen!
Geh in dein Hertz und dencke nach:
Was Gott bisher geſendet
Das haſt du außgelacht.
Nun hat er ſich gewendet
Vnd väterlich bedacht,
Vom Grimm und ſcharffen Dringen
Zu deinem Heyl zu ruhn:
Ob er dich möchte zwingen
Mit Lieb und gutes thun.

Ach laß dich doch erwecken!
Wach auf, wach auf du harte Welt:
Eh als das letzte Schrecken
Dich ſchnell und plötzlich überfällt.
Wer aber Chriſtum liebet,
Sey unerſchrocknes Muths!
Der Friede den er giebet,
Bedeutet alles guts.
Er will die Lehre geben:
Das Ende naht herzu,
Da ſollt ihr bey Gott leben,
In ewgen Fried und Ruh.

122. Deutſche Freiheit.

Von Schubart im Kerker geſungen.

Da lüpfe mir, heilige Freiheit,
Die klirrende Feſſel am Arme,
Daß ich ſtürm' in die Saite
Und ſinge dein Lob.

Aber, wo ſind' ich dich, heilige Freiheit,
O du, des Himmels Erſtgeborne?
Könnte Geſchrei dich wecken; ſo ſchrie ich,
Daß die Sterne wankten,

Daß die Erd' unter mir dröhnte,
Daß geſpaltene Felſen
Vor dein Heiligthum rollten
Und ſeine Pforte ſprengten.

Könnten Thränen dich rühren;
Ach, du kämſt zum Feſſelbeladenen,
Dem ſchon neun ſchreckliche Jahre
Zährenfeu'r die Wange ſengt.

Aber hier biſt du nicht, wo Gallioten
Wie Vieh an Karren geſpannt,
Mit Ketten vorüberraſſeln;
Hier, Göttin, biſt du nicht.

Wo die ſtarre Verzweiflung
Am Eiſengitter ſchwindelt;
Wo des Langgefangenen Flüche
Fürchterlich im Felſenbauche hallen.

Aber wo biſt du?
Gottes Vertraute, wo biſt du?
Ach, daß du mir lüpfteſt die Feſſel;
So ſäng' ich, Göttin, dein Lob.

Doch weinend, wie der Siechling ſingt
Von der Geſundheit goldnen Gabe,
Wie der einſame Mann von der fernen Geliebten,
So ſing' ich, Göttin, dein Lob.

Haſt du verlaſſen Germania's Hain,
Wo du unter dem Schilde des Monds
Auf Knochen erſchlagener Römer
Deinen Thron erthürmteſt?

Wo du mit deinem aufgeſäugten Sohne
Hermann Winfelds Schlacht ſchlugſt,
Und die Aeſer der Freiheitshaſſer
Den Wölfen vorwarfſt zum Fraße?

123. Der Gefangene.

Von Schubart, in ſeinem Kerker auf Hohenasperg gedichtet.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durch's ſchwarze Eiſengitter
Starr' ich den fernen Himmel an
Und wein' und ſeufze bitter.

Die Sonne, ſonſt ſo hell und rund,
Schaut trüb auf mich herunter;
Und kommt die braune Abendſtund',
So geht ſie blutig unter.

Mir iſt der Mond ſo gelb, ſo bleich,
Er wallt im Wittwenſchleier,
Die Sterne mir — ſind Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

Mag ſehen nicht die Blümlein blühn,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach! lieber ſäh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber ſtehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren;
Möcht' nur in meinem Felſenbauch
Die Stürme brauſen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenſchein
Im Buſen einer Roſe?
Denn nichts iſt mein, ach! nichts iſt mein
Im Muttererdenſchooße.

Kann nimmer an der Gattin Bruſt,
Nicht an der Kinder Wangen,
Mit Gattenwonne, Vaterluſt
In Himmelsthränen hangen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einſamkeit,
Ich wälze mich auf Neſſeln;
Und ſelbſt mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Feſſeln.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Ketten ſchuf,
Um ſie damit zu ſtrafen.

Was hab' ich, Brüder! euch gethan?
Kommt doch und ſeht mich Armen!
Gefangner Mann, ein armer Mann!
Ach! habt mit mir Erbarmen!

124. Die Fürſtengruft.

Berühmtes Gedicht von Schubart.

Da liegen ſie, die ſtolzen Fürſtentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen ſie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blaſſen Tags erhellt.

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verweſungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberſchilde funkeln,
Der Fürſten letzter Stolz!

Entſetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Geußt Schauer über ſeine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen ſchaut.

Wie fürchterlich iſt hier des Nachhalls Stimme,
Ein Zehentritt ſtört ſeine Ruh'!
Kein Wetter Gottes ſpricht mit lauterm Grimme:
O Menſch, wie klein biſt du!

Denn ach! hier liegt der edle Fürſt, der gute,
Zum Völkerſegen einſt geſandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthe
Im Zorn zuſammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeiſter,
Doch kalte Thränen nur, von Stein,
Und lachend grub vielleicht ein welſcher Meiſter
Sie einſt dem Marmor ein.

Da liegen Schädel mit verloſchnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht,
Der Menſchheit Schrecken! denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod.

Nun iſt die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weiſen, der am Thron zu laut geſprochen,
In harte Feſſeln ſchlug.

Zum Todtenbein iſt nun die Bruſt geworden,
Einſt eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden
Wie zween Kometen ſtand.

Vertrocknet und verſchrumpft ſind die Kanäle,
Drin geiles Blut wie Feuer floß,
Das ſchäumend Gift der Unſchuld in die Seele,
Wie in den Körper goß.

Sprecht, Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeichelei'n in's taube Ohr!
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor!

Er ſteht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit beſchminkte Zofen ihn befächeln,
Schamlos und geil, wie er.

Sie liegen nun, den eiſern' Schlaf zu ſchlafen,
Die Menſchengeißeln, unbetrau'rt,
Im Felſengrab, verächtlicher als Sklaven,
In Kerker eingemau'rt.

Sie, die im ehrnen Buſen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und gottgeſchaffne, beſſ're Menſchen hielten
Für Vieh, beſtimmt zur Frohn;

Die das Gewiſſen, jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden niederſchreibt,
Durch Trommelſchlag, durch welſche Trillerſchläge
Und Jagdlärm übertäubt;

Die Hunde nur und Pferd' und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten, und Genie
Und Weisheit darben ließen; denn das Zürnen
Der Geiſter ſchreckte ſie:

Die liegen nun in dieſer Schauergrotte
Mit Staub und Würmern zugedeckt,
So ſtumm! ſo ruhmlos! noch von keinem Gotte
In's Leben aufgeſchreckt.

Weckt ſie nur nicht mit eurem bangen Aechzen,
Ihr Schaaren, die ſie arm gemacht,
Verſcheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wüthrich hier erwacht!

Hier klatſche nicht des armen Landmanns Peitſche,
Die Nachts das Wild vom Acker ſcheucht,
An dieſem Gitter weile nicht der Deutſche,
Der ſiech vorüberkeucht!

Hier heule nicht der bleiche Waiſenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm;
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe,
Von fremdem Solde lahm.

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seid menſchlicher, erweckt ſie nicht.
Ha! früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht,

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wenn ſie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräu'l zu einem Berge häufen,
Der flammend ſie bedeckt.

Ihr aber, beſſre Fürſten, ſchlummert ſüße
Im Nachtgewölbe dieſer Gruft!
Schon wandelt euer Geiſt im Paradieſe,
Gehüllt in Blüthenduft.

Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürſten Thaten wiegt,
Wie Sternenklang tönt euch des Richters Wage,
Drauf eure Tugend liegt.

Ach, unter'm Lispel eurer frohen Brüder —
Ihr habt ſie ſatt und froh gemacht —
Wird eure volle Schale ſinken nieder,
Wenn ihr zum Lohn erwacht.

Wie wird's euch ſein, wenn ihr vom Sonnenthrone
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr ſeid zu herrſchen werth.“

125. Letzter Troſt.

Von Theodor Körner.

Was zieht ihr die Stirne finſter und kraus?
Was ſtarrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt brauſt das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her,
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen!

Die Hölle brauſt auf in neuer Glut:
Umſonſt iſt gefloſſen viel edles Blut:
Noch, noch ſiegjubeln die Böſen!
Doch nicht an der Rettung des Himmels verzagt!
Es hat nicht vergebens blutig getagt,
Roth muß ja der Morgen ſich löſen.

Und galt es früherhin Muth und Kraft:
Jetzt alle Kräfte zuſammenrafft,
Sonſt ſcheitert das Schiff noch im Hafen!
Erhebe dich, Jugend, der Tiger dräut!
Bewaffne dich, Landſturm! jetzt kommt deine Zeit!
Erwache du Volk, das geſchlafen!

Und die wir hier rüſtig zuſammenſtehn
Und keck dem Tod in die Augen ſehn:
Woll'n nicht von dem Rechte laſſen,
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudig ſterben das Schwert in der Hand,
Und Knechtſchaft und Wüthriche haſſen!

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt:
Was giebt uns die weite unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden? —
Frei woll'n wir das Vaterland wiederſehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja, glücklich und frei ſind die Todten!

Drum heule, du Sturm, drum brauſe, du Meer!
Drum zittre du Erdreich um uns her!
Ihr ſollt uns die Seele nicht zügeln!
Die Erde kann neben uns untergehn:
Wir wollen als freie Männer beſtehn
Und den Bund mit dem Blute beſiegeln!

126. Der Invalid im Irrenhauſe.

Von Chamiſſo.

Leipzig, Leipzig! arger Boden,
Schmach für Unbill ſchaffteſt du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Trankſt mein rothes Blut, wozu?

Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Thor nicht alles glaubt!
Und von ſchwerem Säbelſtreiche
Ward geſpalten mir das Haupt.

Und ich lag, und abwärts wälzte
Unheilſchwanger ſich die Schlacht,
Ueber mich und über Leichen
Sank die kalte finſt're Nacht.

Aufgewacht zu grauſen Schmerzen,
Brennt die Wunde mehr und mehr;
Und ich liege hier gebunden,
Grimm'ge Wächter um mich her.

Schrei' ich wüthend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitſcht der Wächter mit der Peitſche
Mich in ſchnöde Ruh' zurück.

127. Die zerſchlagene Geige.

Von Beranger, überſetzt von Rubens.

Komm, armer Hund — ich will nicht fluchen,
Da friß, was ſchiert dich meine Noth?
Es iſt das letzte Stückchen Kuchen,
Wir betteln morgen ſchwarzes Brod.

Die Söldner da aus fremden Landen
Im Wirthshaus machten ſie Geſchrei:
„Spiel' auf!“ — Ich will nicht. — Aufgeſtanden
Schlägt einer mir die Geig' entzwei.

Die Einz'ge, die im Dorf zu finden,
Und ſtrich ich ſie, es klang für drei.
Wer ſpielt euch auf nun bei den Linden?
Mit Tanz und Jubel iſt's vorbei.

Früh, wenn ich ſie zur Hand genommen,
Das klang ſo friſch im Sonnenſchein,
Und freudig rief die Braut: Sie kommen,
Der Bräutigam, der Hochzeitreihn!

Der Pfarrer war nicht ungehalten,
Er ſchalt auf unſre Tänze nicht.
Geſtrichen hätt' ich alle Falten
Selbſt einem König vom Geſicht.

Mit unſrem Ruhm iſt's auf der Neige;
Einſt ſpielt' ich auf zur Siegesluſt,
Wie konnt' ich denken, arme Geige,
Daß du's dem Feinde büßen mußt?

Komm, armer Hund — ich will nicht fluchen,
Da friß, was ſchiert dich meine Noth?
Es iſt das letzte Stückchen Kuchen,
Wir betteln morgen ſchwarzes Brod.

Nun ſtehn ſie Sonntags mit verlegnen
Geſichtern um die Tenne her;
Wird Gott im Herbſt die Leſe ſegnen,
Begrüßt die Geige ſie nicht mehr?

Nach ſaurem Schweiß in Feld und Scheuern
Erholte ſich der Bauersmann,
Vergeſſen hatt' er Druck und Steuern
Und Hagelſchlag, wenn ich begann.

Im Nu war aller Haß verflogen,
Der Kummer machte Feiertag;
Ja, Wunder that mein ſchlechter Bogen,
Wie ſie kein Königsſtab vermag.

Kein Tropfen ſoll mein Auge netzen,
Gottlob, noch fühl' ich Kraft genug,
Und die Muskete ſoll erſetzen
Die Geige, die der Feind zerſchlug.

Lebt wohl, ihr Freunde, liegt zerſchlagen
Auch mein Gebein, früh oder ſpat,
Dann ſprecht: Er hat es nicht ertragen,
Daß man auf uns mit Füßen trat.

Komm, armer Hund — ich will nicht fluchen,
Da friß, was ſchiert dich meine Noth?
Es iſt das letzte Stückchen Kuchen,
Wir betteln morgen ſchwarzes Brod.

128. Irland.

Von Freiligrath.

„An roſt'ger Kette liegt das Boot,
Das Segel träumt, das Ruder lungert.
Das macht, der Fiſcherbub' iſt todt:
Das macht, der Fiſcher iſt verhungert.
Denn Irlands Fiſch iſt Herrenfiſch,
Der Strandherr praßt vom reichen Fange,
Leer aber bleibt des Fängers Tiſch —
So ſtarb der Fiſcher, ſo ſein Range.

„Die Heerde blökt, die Heerde brüllt;
Welch ein Gedräng von Küh'n und Schafen!
Der Hirt, von Lumpen ſchlecht verhüllt,
Treibt ſie an's Meer zum nächſten Hafen.
Denn Irlands Vieh iſt Herrenvieh:
Das gerne Paddy's Knochen ſtärkte
Und ſeiner Kinder brechend Knie —
Der Grundherr ſchickt's auf fremde Märkte.

„Drum iſt ſein Viehſtall ihm ein Born
Der Ueppigkeit und des Genuſſes,
Und jeglich Kuh- und Bullenhorn
Wird ihm ein Horn des Ueberfluſſes.
Er läßt zu London und Paris
Den Spieltiſch unter'm Gold ſich biegen: —
Sein Volk, das er zu Hauſe ließ,
Fällt unterdeß wie Winterfliegen.

„Halloh! Halloh! Grün Erins Jagd!
Paddy, lang' zu! das nenn' ich Ziemer!
Umſonſt! auch das wird fortgebracht
Meerüber mit dem erſten Steamer!
Denn Irlands Wild iſt Herrenwild!
Es füllt des Grundherrn Bauch und Taſchen: —
Der bleiche Knecht, des Elends Bild,
Hilf Gott! iſt ſelbſt zu ſchwach zum Paſchen.

„So ſorgt der Herr, daß Hirſch und Ochs,
Das heißt, daß ihn ſein Bauer mäſte!
Statt auszutrocknen ſeine Bogs —
Ihr kennt ſie ja: Irlands Moräſte!
Er läßt den Boden nutzlos ruhn,
Drauf Halm an Halm ſich wiegen könnte;
Er läßt ihn ſchnöd' dem Waſſerhuhn,
Dem Kiebitz und der wilden Ente.

„Ja doch bei Gottes Fluche: — Sumpf
Und Wildniß vier Millionen Aecker!
Ihr aber ſeid blaſirt und ſtumpf,
Faul und verfault — euch weckt kein Wecker!
O! iriſch Land iſt Herrenland;
Drum ſtehn die Mütter an den Wegen,
Den todten Säugling im Gewand,
Und flehn euch, ihn in's Grab zu legen.“

So ſchallt die Klage Tag und Nacht,
So grollt es Connaught durch und Leinſter,
Der Weſt hat mir den Schrei gebracht —
Er trug ihn ſchrill bis vor mein Fenſter.
Matt, wie ein angeſchoſſner Weih,
Herſchwebt' er über Höh'n und Sunde —
Der Schrei der Noth, der Hungerſchrei,
Der Sterbeſchrei aus Erin's Munde.

Erin — da liegt ſie auf den Knien,
Bleich und entſtellt, mit weh'ndem Haare,
Und ſtreut des Shamrocks welkend Grün
Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.
Sie kniet am See, ſie kniet am Strom,
Sie kniet auf ihrer Berge Kronen —
Mehr noch, als Harold Byron's Rom,
„Die Niobe der Nationen.“

129. Fabrikelend.

Aus dem Engliſchen des Elliot von Freiligrath.

Tiſch, Stühle, Bett — ſie nahmen's, gingen dann;
Dämoniſchwild ſah ihnen nach der Mann;
Sein mager Weib ſucht' ihn umſonſt zu halten;
Auf's Bierhaus wieſen ſeiner Stirne Falten —
Hurrah, Brodtar' und England!

Zum ſchwangern Leibe hielt ſie ſtumm die Hand,
Erſtach das Kind dann, das im Winkel ſtand;
Küßt' es und ſchrie, von Schluchzen unterbrochen:
„Was hat mich meine Mutter nicht erſtochen?"
Hurrah, Brodtar' und England!

Sie rang ſich auf, zur Kammer ſchlich ſie matt: —
Ach, ihres Jüngſten letzte Schlummerſtatt!
Ja, wer nicht Grab und Prieſter kaufen müßte —
Da lag das Kind ſeit Monden in der Kiſte! —
Hurrah, Brodtar' und England!

Wo aber mag des Todten Schweſter ſein?
Sterbend, o Gott, wo Keine ſtirbt, die rein!
Gefallen ſterbend, fern der Eltern Hauſe: —
„Mutter, o komm!" ächzt es durch ihre Klauſe. —
Hurrah, Brodtar' und England!

Sieh', vor dem Richter ſteht die Mutter wirr
Und Keiner redet: „Herr, das Weib iſt irr!"
Kalt, ſtumpf die Maſſen, die den Platz umdrängen;
Berauſcht im Schwarme ſieht ihr Mann ſie hängen!
Hurrah, Brodtar' und England!

Bald geht auch er in Kettenwucht einher;
Und wen, Tyrann, und wen erſchlug denn er? —
Die arme Wittfrau, die von Gram verzehrte,
Die von dem Miethsmann Wochenzins begehrte!
Hurrah, Brodtar' und England!

Großhändler ihr in Mangel, Noth und Blut —
O, ſtände eingegraben, was ihr thut!
Es iſt's! — In Herzen, die verzweifelnd klopfen,
Tief eingebrannt mit heißen, rothen Tropfen! —
Hurrah, Brodtax' und England!

130. Die Neger.

Von Beranger, überſetzt von Rubens.

Ein Schiff voll Sklaven zum Verkaufen
Führt auf den Markt der Kapitain;
Sie ſtarben weg zu ganzen Haufen:
„Der Teufel auch, ſo kann's nicht gehn!
Wie mag ich meine Ladung retten? —
He, luſtig, Kinder, guten Muth!
Seht her, da habt ihr Marionetten,
Ihr Sklaven, amüſirt euch gut!“

Den tödtlichen Verdruß zu ſtillen,
Ein Puppenkaſten ſteht bereit.
Policinell vertreibt die Grillen —
Den Schwarzen eine Neuigkeit.
Was die für große Augen machen
Und keiner weiß mehr, was er thut;
Sie ſehn ſich an, ſie weinen, lachen.
Ihr Sklaven, amüſirt euch gut!

Amtleut' und Magiſtratsperſonen!
O weh, er iſt verdammt zum Strick.
Der Henker nimmt ihn ohne Schonen
Bei'm Hals und bläſt ihm in's Genick.
Sie toben, lachen recht von Herzen
Und ſchrei'n, als packte ſie die Wuth. —
Der Menſch iſt treulos ſeinen Schmerzen.
Ihr Sklaven, amüſirt euch gut!

Der Teüfel kommt, der muß gefallen,
Die Farbe ſchon erfreut ihr Herz;
Er hat Bajazzo in den Krallen —
Ein Schlaftrunk mehr für ihren Schmerz.
Der Schluß iſt ganz nach Wunſch gerathen,
Ein Schwarzer ſiegt, nur wohlgemuth!
Den Armen träumt von Heldenthaten.
Ihr Sklaven, amüſirt euch gut!

Amerika im Angeſichte,
Wo ſie noch größ're Noth ereilt,
Durch Puppen ſind die armen Wichte
Von Heimweh und von Gram geheilt.
So machen's Könige: ſie geben
Euch Spielzeug, daß die Klage ruht;
Nur keinen Ueberdruß am Leben,
Ihr Sklaven, amüſirt euch gut!

H. Mannesſtolz in Liedern.

131. Mannesſtolz.

Aus Pindars erſter pythiſcher Siegeshymne, aus dem Jahre 490 vor Chriſto.

Fremder Ruhm drückt heimlich des Bürgers Bruſt, doch
Schwerer noch bei ihm unerreichbarem Glück.
Dennoch aber — Neid iſt beſſer als Mitleid —
Klimme zum Gipfel des Ruhms,
Lenke mit dem Steuer des Rechts dein Volk und
Schmiede der Zunge Richterſpruch auf trugloſer
Wahrheit Ambos.

Denn entſprühet Kleines ihr auch,
Achtet von dir man es dennoch
Hoch; von vielem Ordner biſt du;
Deiner Thaten jede beachten der Zeugen viel.

Schwoll des Ruhmes Blüthe ſehnſuchtsvoll
Dir die Bruſt, und ſoll ewig des ſüßen Preiſes
Wonne dir ſein, ſchone der Schätze nicht karg.
Gieb, des Schiffes weiſem Führer ähnlich, die
Buſigten Segel dem Wind.
Gleißneriſchen Vortheils Gewinn laſſ', o Freund, dich
Nimmer verblenden.

Nur des überlebenden Ruhms
Stimme dringt — wenn vom Leben wir ſcheiden,
Unſers Wandels Zeug', in's Ohr dem
Thatenverkünder und Sänger.
Nie ſtirbt Kröſos' menſchenbeglückende Huld.
Aber Phalaris, den wilden
Mörder in ehernem Stier, weiht
Ueberall dem Abſcheu der Nachruf.
Nie geſellt bei häuslichem Mahl
Die frohertönende Leier ihn der
Tugend lieblich lispelnden Wonnegemeinſchaft zu!
Glücksgenuß iſt der erſte der Preiſe,
Edlen Rufs Beſitz das zweite
Loos, und wo irgend ein Mann
Beide Gaben fand und errang,
Der hat der Kränze ſchönſten gebrochen.

132. Die Tugend.

Die berühmte Skolie des Ariſtoteles, bei Athenäus XV, 16, in Herders Stimmen der Völker.

O Tugend, ſchwer zu erringen
Dem ſterblichen Geſchlecht,
Des Lebens ſchönſte Belohnung,
Jungfrau du!

Um deine Schöne gingen
Die Griechen freudig in Tod,
Beſtanden harte Gefahren
Mit eiſerm Muth.

Du giebſt dem Herzen
Unſterbliche Frucht,
Die ſüßer als Gold und Eltern iſt,
Und als der zarte Schlaf.

Um deinetwillen hat Herkules
Und Leda's Söhne ſo viel ertragen,
Zeigten in Thaten
Deine Macht.

Aus Lieb' um dich ging Held Achill
Und Aeas*) in's Todtenreich,
Um deine ſüße Geſtalt hat ſich Atarne's Gaſtfreund
Den Glanz der Sonne geraubet.

Unſterblich ſinget ihn, ihn den Thatenreichen,
O Muſen, Töchter des Ruhms,
So oft ihr preiſet den Gott verbündeter Treu'
Und feſter Freundſchaft Lohn!

133. Römertugend.

Ode von Horaz, überſetzt von Binder.

Den Drang der Armuth lerne der Jüngling gern,
Im harten Kriegsdienſt kräftiglich aufgeblüht,
Erdulden und dem wilden Parther
Nah' er zu Roß, mit dem Speere furchtbar.

Sein Leben ſchwind' ihm unter des Himmels Blau
Dahin in Drangſal. Ihn von dem Feindeswall
Erblicke dann des fremden Herrſchers
Ehegemahl und erwachſ'ne Tochter

Und ſeufze bang: „Ach, daß mir der Bräutigam,
Im Schlachtgewühl noch Neuling, den grimmen Leu'n
Nicht reize, den blutgier'ger Jähzorn
Mitten hinein in das Mordfeld reißet! —“

---

*) Ajax.

Süß iſt's und ruhmvoll, ſterben für's Vaterland!
Der Tod ereilt, auch wenn er entfleucht, den Mann
Und ſchonet nicht wehrloſer Jugend
Knie, noch den feig abgewandten Rücken.

Die Tugend, unkund ſchnöder Verweigerung,
In ungetrübten Ehren erglänzet ſie:
Nicht nimmt ſie oder legt die Beile
Nach unbeſtändiger Volkeswillkühr.

Sie, die den Himmel jenen, die unverdient
Hinſcheiden, aufſchließt, wandelt verſagte Bahn,
Und Pöbelſchwärm' und feuchten Erddunſt
Schaut ſie verachtend im Schwung des Fittigs.

Auch ſich'rer Lohn harrt treuer Verſchwiegenheit.
Nie duld' ich, daß, wer heiligen Ceresdienſt
Ausbreitet, unter einem Dache
Weile mit mir und in ſchwacher Barke

Mit mir entſegle. Oft hat Diespiter,
Verſäumt, den Frevlern Redliche beigefügt;
Nur ſelten blieb gelähmten Fußes
Hinter dem Sünder zurück die Rache.

134. Manneswerth.

Aus Hamaſa, der älteſten Sammlung arabiſcher Volkslieder, überſetzt von Rückert, I. 22. 39.

Wo eines Mannes Ehre von Schmach iſt unbefleckt,
ſo ſtehet wohl ihm jedes Gewand, das ihn bedeckt.

Und kann er ſeiner Seele nicht Schweres legen auf,
ſo richtet ſich zur Höhe des Ruhmes nie ſein Lauf.

Sie warf uns vor, daß wenig ſei unſres Volkes Zal;
ich ſagt ihr: es ſind wenig die Edeln überal.

Nicht wenig iſt ein Häuflein, das ſich zu halten weiß
wie wir, nach Höchſtem ringend der Jüngling und der Greis.

Was tuts, daß wir ſind wenig, und bei uns iſt geehrt
der Schützling, wenn der Schützling der vilen iſt verſehrt.

Uns iſt ein Berg, der ſchirmet den Freund in unſerm Schutz,
der unerſteiglich bietet dem zagen Blicke Trutz.

Gewurzelt iſt im Boden ſein Grund, und zum Geſtirn
erhebt ihn unerreichbar die hohe Felſenſtirn.

Des Mannes Wert iſt nicht im Kleide,
und ob er geh' in Gold und Seide.

Des Mannes Wert iſt im Gemüte
und in der angeſtammten Güte.

Ich rüſte dem Geſchick entgegen
den Harniſch und den Hengſt, den regen,

den raſchen und die ſtreif'ge Klinge,
die ſpaltet Hemd und Panzerringe;

Und bin bereit zu einem Tage,
wo ich mit Kaab und Nahd mich ſchlage:

Ein Volk, die im Gewand von Eiſen
wie Leoparden ſich erweiſen:

Jedweder Mann wie Feuer lodert,
und bringt zur Schlacht mit, was ſie fodert.

Als unſrer Frau'n verſprengte Herde
ich rennen ſah auf harter Erde,

Und die Lamis war im Gewimmel
entſchleiert, wie der Mond am Himmel,

Ihr ſonſt verhülltes Antlitz offen;
da war der Notfall eingetroffen:

Da rannt ich an den Feindeswidder;
ihn anzurennen half kein dritter.

Sie haben auf mein Blut gewettet,
ich wette, daß mein Mut mich rettet.

Wie manchen Waffenbruder haben
hier dieſe Hände ſchon begraben!

Nicht zittert ich und zagt und klagte;
was hülf es, daß ich klagt und zagte?

Hin legt ich ihn, mich aufzuraffen,
ſo veſt, wie Gott mich hat geſchaffen.

Die Hingegangnen laß ich gehen
und rüſte mich, dem Feind zu ſtehen.

Gegangen hin ſind meine lieben,
ich einzeln wie das Schwert geblieben.

135. Ausdauer.

Arabiſches Volkslied, aus Rückerts Hamaſa, I. 77.

Geduld! Ausdauer in Geduld ziemt Freigebornem baß;
und auf den Unbeſtand der Zeit iſt für ihn kein Verlaß.

Ja, hülf es auch, daß feig ein Mann ſich ließe zitternd ſehn
vor einem Unfall, hülf es auch, gebückt und knechtiſch gehn;

So wär doch ein getroſter Mut in jedem Wechſelfall
des Unglücks einem freien Mann viel beſſer überall;

Wie denn vilmehr, da dem Geſchick kein Fliehender entrann,
und ſich vor dem, was Gott verhängt, der Menſch nicht bergen kann!

Drum, wie der Tage Wechſellauf ob uns mag kreiſen auch
mit Wohl und Weh, und wie das Glück mag üben ſeinen Brauch;

Geſchmeidigt hat es nicht an uns den ſtarren Lanzenſchaft,
noch uns zu dem hinabgebeugt, was iſt unehrenhaft.

Vilmehr als Saumroß boten wir ihm dar den edlen Mut,
auf den man legt Untragbares, und er trägt alles gut;

Und ſchirmten uns durch ſchöne Kraft des Duldens auf der Fahrt,
daß ſtark uns blieb die Ehre, die den andern ſchmächtig ward.

136. Freiſinn.

Arabiſches Volkslied, aus Rückerts Hamaſa, I. 246.

Ein Kleid von Woll', und frei das Herz von Leide,
iſt lieber mir als ein Gewand von Seide.

Ein Zelt, an das der Wüſte Winde ſchlagen,
iſt lieber mir als der Paläſte Ragen.

Ein hart Kamel im freien Feld zu reiten
iſt lieber mir als Maulthiers ſanftes Schreiten.

Ein Hund, der Gäſte meldet durch ſein Bellen,
iſt lieber mir als der Handpauken Gellen.

Ein Biſſen Brot im Winkel einer Hütte
iſt lieber mir als eines Kuchens Schnitte.

Ein ſchlanker, rüſtiger, von mir ein Vetter,
iſt lieber als ein Tölpel mir, ein fetter.

137. Ich hab's gewagt.

Von Ulrich von Hutten, 1521. Aus Uhlands Volksliedern, Nr. 350.

Ich habs gewagt mit ſinnen
und trag des noch kain rew,
mag ich nit dran gewinnen
noch muß man ſpüren trew;
dar mit ich main nit aim allain,
wen man es wolt erkennen:
dem land zu gut, wie wol man tut
ain pfaffenfeint mich nennen.

Da laß ich ieden liegen
und reden was er wil;
het warhait ich geſchwigen
mir wären hulder vil:
nun hab ichs gſagt, bin drumb verjagt,
das klag ich allen frummen,
wiewol noch ich nit weiter ſleich,
villeicht werd wider kummen.

Umb gnad wil ich nit bitten
die weil ich bin on ſchult;
ich het das recht gelitten,
ſo hindert ungedult
daß man mich nit nach altem ſit
zu ghör hat kummen laßen;
villeicht wils got und zwingt ſie not
zu handlen diſer maßen.

Nun iſt oft diſer gleichen
geſchehen auch hie vor
daß ainer von den reichen
ain gutes ſpil verlor,
oft großer flam von fünklin kam,
wer waiß ob ichs werd rechen!
ſtat ſchon im lauf, ſo ſetz ich drauf:
muß gan oder brechen!

Dar neben mich zu tröſten
mit gutem gwißen hab
daß kainer von den böſten
mir er mag brechen ab
noch ſagen daß uff ainig maß
ich anders ſei gegangen
dan eren nach, hab diſe ſach
in gutem angefangen.

Wil nun ir ſelbs nit raten
diſ frumme nation,
irs ſchadens ſich ergatten
als ich vermanet han,

ſo iſt mir laid;   hie mit ich ſchaid,
wil mengen baß die karten,
bin unverzagt,   ich habs gewagt
und wil des ends erwarten.

Ob dan mir nach tut denken
der curtiſanen liſt:
ain herz laſt ſich nit krenken
das rechter mainung iſt;
ich waiß noch vil,   wöln auch ins ſpil
und ſoltens drüber ſterben:
auf, landsknecht gut   und reuters mut,
laſt Hutten nit verderben!

138. Mannestreue.

Von Simon Dach.

Der Menſch hat nichts ſo eigen,
So wohl ſteht nichts ihm an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundſchaft halten kann,
Wann er mit ſeines Gleichen
Soll treten in ein Band:
Verſpricht ſich nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' iſt uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur ſollen leben
Und fern von Menſchen ſein;
Wir ſollen uns befragen
Und ſehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
Die Einſamkeit verhehlt?
Das giebt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt.

Der kann ſein Leid vergeſſen,
Der es von Herzen ſagt:
Der muß ſich täglich freſſen,
Der ingeheim ſich nagt.

Gott ſtehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt:
Dann ſoll mir auch gefallen,
Der mir ſich herzlich giebt.
Mit dieſen Bundsgeſellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen
Und breche durch den Tod.

139. Das Lied der Männer.

Von Bürger.

Wer nie in ſchnöder Wolluſt Schooß
Die Fülle der Geſundheit goß,
Dem ſteht ein ſtolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort: Ich bin ein Mann!

Denn er gedeiht und ſproßt empor,
Wie auf der Wieſ' ein ſchlankes Rohr;
Und lebt und webt der Gottheit voll,
An Kraft und Schönheit ein Apoll.

Die Götterkraft, die ihn durchfleußt,
Beflügelt ſeinen Feuergeiſt,
Und treibt aus kalter Dämmerung
Gen Himmel ſeinen Adlerſchwung.

Dort taucht er ſich in's Sonnenmeer,
Und Klarheit ſtrömet um ihn her.
Dann wandelt ſein erhellter Sinn
Durch alle Schöpfung Gottes hin.

Und er durchſpäht und wägt und mißt,
Was ſchön, was groß und herrlich iſt,
Und ſtellt es dar in Red' und Sang
Voll Harmonie, wie Himmelsklang.

O ſchaut, wie er voll Majeſtät
Ein Gott daher auf Erden geht!
Er geht und ſteht in Herrlichkeit
Und fleht um nichts; denn er gebeut.

Sein Auge funkelt dunkelhell,
Wie ein kryſtallner Schattenquell.
Sein Antlitz ſtrahlt wie Morgenroth;
Auf Naſ' und Stirn herrſcht Machtgebot.

Das Machtgebot, das drauf regiert,
Wird hui! durch ſeinen Arm vollführt.
Denn der ſchnellt aus wie Federſtahl;
Sein Schwerthieb iſt ein Wetterſtrahl.

Das Roß fühlt ſeines Schenkels Macht,
Der nimmer wanket, nimmer kracht.
Er zwängt das Roß, vom Zwang entwöhnt,
Er zwängt das Roß und horch! es ſtöhnt.

Er geht und ſteht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut:
Und dennoch, ſchaut, wo er ſich zeigt,
O ſchaut, wie ihm ſich Alles neigt!

Die edelſten der Jungfrau'n blühn,
Sie blühn und duften nur für ihn.
O Glückliche, die er erkieſt!
O Selige, die ſein genießt!

Die Fülle ſeines Lebens glänzt
Wie Wein, von Roſen rund umkränzt.
Sein glücklich Weib an ſeiner Bruſt
Berauſcht ſich draus zu Lieb' und Luſt.

Frohlockend blickt ſie rund umher:
„Wo ſind der Männer mehr, wie Er?“
Fleuch, Zartling, fleuch! Sie ſpottet dein,
Nur er nimmt Bett und Buſen ein.

Sie ſteht und fordert auf umher:
„Wo iſt, wo iſt ein Mann, wie Er?
Sie, ihm allein getreu und hold,
Erkauft kein Fürſt mit Ehr' und Gold.

Wie wenn der Lenz die Erd' umfäht,
Und ſie mit Blumen ſchwanger geht:
So ſegnet Gott durch ihn ſein Weib,
Und Blumen trägt ihr edler Leib.

Die alle blühn wie Sie und Er,
Sie blühn und duften um ihn her
Und wachſen auf, ein Cedernwald,
Voll Vaterkraft und Wohlgeſtalt.

So glänzt der Lohn, den der genießt,
So das Geſchlecht, das dem entſprießt,
Der nie in ſchnöder Wolluſt Schooß
Die Fülle der Geſundheit goß.

140. Männer und Buben.

Von Theodor Körner, 1813.

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmesſpfeifen wachend vollbracht:
Kannſt du freilich auf üppigen Pfühlen
Wollüſtig träumend die Glieder fühlen.
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn uns der Trompeten rauher Klang
Wie Donner Gottes zum Herzen drang:
Magſt du im Theater die Naſe wetzen
Und dich an Trillern und Laufern ergötzen.
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn die Glut des Tags verſengend drückt,
Und uns kaum ein Tropfen Waſſer erquickt:
Kannſt du Champagner ſpringen laſſen,
Kannſt du bei brechenden Tafeln praſſen.
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht,
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn wir vor'm Drange der würgenden Schlacht
Zum Abſchied an's ferne Treuliebchen gedacht:
Magſt du zu deinen Mätreſſen laufen
Und dir mit Golde die Luſt erkaufen.

Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht,
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze ſauſt,
Wenn der Tod uns in tauſend Geſtalten umbrauſt:
Kannſt du am Spieltiſch dein Septleva brechen
Und mit der Spadille die Könige ſtechen.
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht,
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Und ſchlägt unſer Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann, ſel'ger Soldatentod! —
Du verkriechſt dich in ſeidene Decken,
Winſelnd vor der Vernichtung Schrecken;
Stirbſt als ein ehrlos erbärmlicher Wicht,
Ein deutſches Mädchen beweint dich nicht,
Ein deutſches Lied beſingt dich nicht,
Und deutſche Becher klingen dir nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

141. Das alte Recht.

Von Uhland.

Noch iſt kein Fürſt ſo hoch gefürſtet,
So auserwählt kein ird'ſcher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in ſeinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden
So viel, ſo wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht iſt ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdenſohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wann ſich Männer frei erheben
Und treulich ſchlagen Hand in Hand,
Dann tritt das inn're Recht in's Leben
Und der Vertrag giebt ihm Beſtand.

Vertrag! Es ging auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen ſeine heil'gen Bande
Den Volksſtamm an das Fürſtenhaus.
Ob Einer im Palaſt geboren,
In Fürſtenwiege ſei gewiegt,
Als Herrſcher wird ihm erſt geſchworen,
Wenn der Vertrag beſiegelt liegt.

Solch' theure Wahrheit ward verfochten,
Und überwunden iſt ſie nicht.
Euch, Kämpfer, iſt kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht:
Nein! wie ein Fähnrich, wund und blutig,
Sein Banner rettet im Gefecht,
So blickt er, tief gekränkt, doch muthig
Und ſtolz auf das gewahrte Recht.

Kein Herold wird's den Völkern künden
Mit Pauken- und Trommetenſchall,
Und dennoch wird es Wurzel gründen
In deutſchen Gauen überall:
Daß Weisheit nicht das Recht begraben,
Noch Wohlfahrt es erſetzen mag,
Daß bei dem biedern Volk in Schwaben
Das Recht beſteht und der Vertrag.

---

142. Im ſtändiſchen Kampfe.

Von Uhland.

Und wieder ſchwankt die ernſte Wage,
Der alte Kampf belebt ſich neu;
Jetzt kommen erſt die rechten Tage,
Wo Korn ſich ſondern wird von Spreu,
Wo man den Falſchen von dem Treuen
Gehörig unterſcheiden kann,
Den Unerſchrocknen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann.

Den wird man für erlaucht erkennen,
Der von dem Recht erleuchtet iſt,
Den wird man einen Ritter nennen,
Der nie ſein Ritterwort vergißt,
Den Geiſtlichen wird man verehren,
In dem ſich regt der freie Geiſt,
Der wird als Bürger ſich bewähren,
Der ſeine Burg zu ſchirmen weiß.

Jetzt wahret, Männer, eure Würde,
Steht auf zu männlichem Entſcheid!
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter ſeid.
Es iſt ſo viel ſchon unterhandelt,
Es iſt geſprochen fort und fort,
Es iſt geſchrieben und geſandelt —
So ſprecht nun euer letztes Wort!

Und kann es nicht ſein Ziel erſtreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sei euch ein lohnend ſtolzes Glück!
Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen ſteigt herauf,
Ein Gott iſt's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltſam iſt ihr Lauf!

143. An die Volksvertreter.

Von Uhland.

Schaffet fort am guten Werke
Mit Beſonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht das Lob bethören,
Laßt euch nicht den Tadel ſtören!

Tadeln euch die Ueberweiſen,
Die um eigne Sonnen kreiſen:
Haltet feſter nur am ächten,
Alt erprobten einfach Rechten!

Höhnen euch die herzlos Kalten,
Die Erglühn für Thorheit halten:
Brennet heißer nur und treuer
Von des edlen Eifers Feuer!

Schmähn euch Jene, die zum Guten
Lautern Antrieb nie vermuthen:
Zeigt in deſto ſchön'rer Klarheit
Reinen Sinn für Recht und Wahrheit!

Was ihr Treues uns erwieſen,
Sei von uns mit Dank geprieſen!
Was ihr ferner werdet bauen,
Sei erwartet mit Vertrauen!

144. Wanderlied der Turner.

Von Maßmann.

Turner ziehn
Froh dahin,
Wenn die Bäume ſchwellen grün;
Wanderfahrt,
Streng und hart,
Das iſt Turnerart!
Turnerſinn iſt wohlbeſtellt,
Turnern Wandern wohlgefällt;
Darum frei
Turnerei
Stets geprieſen ſei.

Graut der Tag
In's Gemach,
Dann iſt auch der Turner wach;
Wird's dann hell,
Raſch und ſchnell
Iſt er auf der Stell',
Wandert hin zum Sammelort,
Und dann ziehn die Turner fort;
Darum frei ꝛc.

Arm in Arm,
Sonder Harm,
Wandert fort der Turnerſchwarm;
Weit und breit
Ziehn wir heut'
Bis zur Abendzeit.
Und der Turner klaget nie,
Scheuet nimmer Wandermüh';
Darum frei ꝛc.

Sturmesſaus,
Wettergraus
Hält den Turner nicht zu Haus.
Friſcher Muth

Rollt im Blut,
Däucht ihm Alles gut,
Singt den luſt'gen Turnerſang,
Bleibet froh ſein Lebelang;
Darum frei ꝛc.

Stubenwacht,
Ofenpacht
Hat die Herzen feig gemacht:
Turnerſang,
Wandergang
Macht ſie frei und frank,
Und dem Turner wohlbekannt
Wird das deutſche Vaterland;
Darum frei ꝛc.

Lebensdrang,
Todesgang
Findet einſt uns nimmer bang';
Friſches Blut,
Männermuth
Iſt dann Wehr und Hut.
Brauſt der Sturm uns auch zu Grund',
Fall'n wir doch zu guter Stund';
Darum frei ꝛc.

I. Kriegs- und Soldatenlieder.

145. Die altgriechiſchen Kriegslieder des Tyrtäos.

Ueberſetzt in Jacobs' griechiſcher Blumenleſe II. 195 f. Tyrtäos war ein lahmer Schulmeiſter aus Athen, der die beſiegten Spartaner im zweiten meſſeniſchen Kriege durch ſeine Lieder wieder zum Siege begeiſterte, 680 Jahre v. Chr.

1.

Herrlich fürwahr iſt ſterben dem Tapferen, wenn in der Vorhut
Muthig er Bürger und Land ſchützet und kämpfend erliegt.
Aber das eigne Gebiet und die herrlichen Fluren der Heimath
Meiden und betteln umher, bringet den bitterſten Schmerz;
Irrend von Lande zu Land mit der liebenden Mutter, dem greiſen
Vater, den Kindern noch klein, und mit dem blühenden Weib!
Alle fürwahr, die bittend er heimſucht, haſſen den Armen,
Wenn er der Armuth Drang weicht und der feindlichen Noth.
Schmach auch bringt er dem Stamm; er beſchimpft ſein ſtrahlendes Antlitz;
Schlechtheit jeglicher Art folgt ihm und herber Verdruß.
Niemand denket mit Ehren des Manns, der alſo herumirrt;
Auch nichts bleibet hinfort übrig von achtender Scheu.
Laßt uns kämpfen mit feurigem Muth für das Erbe der Väter;
Gebt für der Kinder Geſchlecht freudig das Leben dahin.
Jünglinge, auf und kämpft in geſchloſſenen Gliedern beharrend,
Nimmer gedenket der Furcht oder der ſchändlichen Flucht;
Sondern erſtarket an Muth, und die Bruſt voll kräftigen Mannſinns,
Laſſet im Kampf mit dem Feind Liebe des Lebens zurück.
Niemals laßt die Bejahrten zurück — nicht regen behend ſich
Ihnen die Schenkel — und flieht nicht von den Greiſen hinweg.
Schande ja bringt es dem Heer, wenn unter den Reihen der Vorhut
Weit vor den Jüngern voraus liegt der getödtete Greis,
Weiß ſchon Scheitel und Wangen umher von dem greiſenden Alter,
Und den gewaltigen Muth blutend im Staube verhaucht;
Schmählich die Schenkel entblößt. Wohl ziemt das Alles dem Jüngling;

Während die Blüth' ihn noch lieblicher Jugend bekränzt,
Dünket er ſtattlich den Männern zu ſchaun und den Frauen erfreulich,
Während er lebt; noch ſchön, fiel er im vorderſten Glied.

2.

Aber ihr ſeid ja des ſtets obſiegenden Herakles Abkunft!
Alſo getroſt! denn Zeus wendet die Augen nicht ab.
Fürchtet euch nicht, noch bebt vor der Schaar andringender Männer,
Sondern im vorderſten Glied halte der Kämpfer den Schild,
Feindlich erachtend des Lebens Genuß, und die Looſe des dunkeln
Todtengeſchickes erwünſcht, wenn ſie die Sonne beſcheint.
Wiſſet ihr doch, wie ſchrecklich das Werk des bejammerten Ares;
Wohl auch kennt ihr die Art völkerverderbender Schlacht.
Unter den Fliehenden waret ihr ſchon und bei den Verfolgern;
Beides, ihr Jünglinge, ſchon habt ihr genügend erkannt.
Die ſich im Kampfe vertraun und wanklos feſt in dem Glied ſtehn,
Stets in den vorderſten Reihn gegen die Feinde gekehrt,
Retten das hintere Volk, und ſie ſelbſt trifft ſelten der Tod nur.
Aber dem Bebenden weicht jegliche Tugend und Kraft.
Niemand möchte mit Worten fürwahr wohl Alles erzählen,
Was, wer Schändliches thut, Schändliches wieder erfährt.
Schmählich und grausvoll iſt es fürwahr, wenn kämpfender Feinde
Lanze den fliehenden Mann hinten im Nacken verletzt;
Schändlich auch iſt des Gefall'nen Geſtalt, wenn todt er im Staub liegt,
Und ſein Rücken zerfleiſcht blutet von Feindes Geſchoß.
Alſo ſtelle ſich Jeglicher feſt, und die Füße mit ſtarkem
Ausſchritt wacker geſtützt, beiß' er zuſammen den Mund.
Aber die Bruſt und Schultern und Bein' und Schenkel von unten
Wahre ſich Jeder, bedeckt mit dem geräumigen Schild;
Schwing' auch mächtiger Lanze Gewicht in der kräftigen Rechten,
Und ihm über dem Haupt flattre der ſchreckliche Buſch.
Alſo erlernend die Werke des Kriegs in der Thaten Vollbringung,
Und mit dem Schilde bewehrt, weich' er den Pfeilen nicht aus.
Sondern heran und dem Feinde genaht mit der Schärfe des Schwertes
Oder dem ragenden Speer, ſchlag' er mit Wunden den Feind.
Fuß an Fuß ihm ſetzend, und Schild mit dem Schilde geſtoßen,
Helm an den ehernen Helm ſtützend, und Buſch an den Buſch;

Bruſt an Bruſt; ſo nah' er im rüſtigen Kampfe dem Feind ſich,
Faſſend des Schwertes Gefäß oder den ſchattenden Speer.
Aber ihr Leichter'n, verbergt euch hinter dem Schilde der Andern;
Und mit des Steinwurfs Kraft bringet zum Wanken den Feind;
Auch hinſchleudert den Speer, den geglätteten, gegen die Feinde,
Stets dem gepanzerten Mann feſt an die Seite gedrängt.

3.

Nimmer gedenk' ich im Lied, noch acht' ich der Rede den Mann werth,
Welcher die Ringkunſt nur übt und der Füße Gewalt;
Wär' er an Größ' und gewaltiger Kraft den Kyklopen vergleichbar;
Thät' er im Laufen es ſelbſt Thrakiens Boreas vor;
Wär' er ein größ'rer Monarch, als Pelops, Tantalos Sprößling,
Und wie Adraſtos einſt ſüßer Beredtſamkeit voll;
Hätt' er auch jeglichen Ruhm, und ermangelte kräftigen Mannſinns.
Denn nie glänzet ein Mann unter den Tapfern im Krieg,
Der nicht ohne zu zagen den Mord in der blutigen Feldſchlacht
Schaut und gegen den Feind tretend erhebet den Speer;
Dies iſt die Tugend und herrlicher Preis in der Menſchen Geſchlechtern,
Und nichts Schöneres wird blühender Jugend zu Theil.
Heilſam, traun, auch iſt es der Stadt und den ſämmtlichen Bürgern,
Wenn ausſchreitend ein Mann unter die Erſten ſich ſtellt,
Wanklos, nimmer der ſchändlichen Flucht, noch denkend der Rettung;
Leben und duldſamen Muth ſetzt er im Kampfe daran,
Und giebt auch dem Benachbarten Muth, daß nicht er den Tod ſcheut.
Solch ein Bürger erglänzt unter den Tapfern im Krieg.
Plötzlich zur Flucht hin treibt er der erzumpanzerten Feinde
Schaaren, und raſtlos ſtets hemmt er die Wogen der Schlacht.
Selbſt wohl fällt er, im vorderſten Kampf ſein Leben verlierend;
Dann auch krönt er mit Ruhm Vater und Bürger und Stadt.
Oftmals wurde die mächtige Bruſt und der eherne Harniſch
Und hochbauchigen Schilds Rund ihm mit Lanzen durchbohrt.
Um ihn weint wehklagend zugleich ſo der Greis wie der Jüngling;
Drückender Sehnſucht Schmerz füllet die trauernde Stadt.
Ruhm umſtrahlt ſein Grab bei den Sterblichen; ſeine Erzeugten
Feiert die Welt und des Sohns Söhne und ſpätes Geſchlecht.
Nimmer erſtirbt ſein trefflicher Ruhm und der Name des Edlen;
Sondern im Schooße der Gruft lebet unſterblich der Mann,

Der, nie weichend und immer voran und im Kampfe beharrend,
Schützend die Kinder, das Land, Ares Geſchoſſen erlag.
Aber wofern er entflieht des erſtarrenden Todes Verhängniß,
Und ihn ſtrahlender Sieg ſchmücket im Lanzengefecht,
Hoch dann ehren ihn Alle zugleich, ſo die Jungen und Alten,
Und zu dem Hades hinab ſteigt er mit Freude gekrönt.
Greis auch, glänzt er vor Allen im Land und Keiner verletzt ihm
Weder die ehrende Scheu noch das gebührende Recht.
Naht er, erheben die Jüngern ſich ihm und die Altersgenoſſen
Weichen vom Sitz, und ſelbſt Aeltere treten zurück.
Strebe denn jeglicher Mann voll rüſtigen Muthes zu ſolcher
Tugend empor, und nie weich' er im Kampfe dem Feind.

146. Chineſiſches Kriegslied.

Aus Schiking, dem älteſten Liederbuche der Chineſen, überſetzt von Rückert, S. 143.

Haſt du kein Kriegsgewand?
Ich leihe dir den Kragen.
Der Kaiſer ruft im Land
Und heißt uns Waffen tragen.
Er rüſtet ſich und ruft ſein Heer;
So laß uns rüſten Spieß und Speer,
Und mit dir ziehen will ich ohne Zagen.

Haſt du kein Kriegsgewand?
Ich leihe dir die Schnallen.
Der Kaiſer läßt im Land
Den Ruf zum Kampf erſchallen.
Ihn ſchmückt das kriegeriſche Vließ;
Wir ſchmücken uns mit Speer und Spieß,
Und ich will mit dir ziehn, wir ziehn mit Allen.

Haſt du kein Kriegsgewand?
Ich leihe dir die Schienen.
Der Kaiſer ruft im Land,
Und alle ſind erſchienen

Die Krieger hell im Kriegsgeſchmeid;
So nehmen wir das Waffenkleid.
Geſchwind, ſie ziehn; wir wollen ziehn mit ihnen.

---

147. Chineſiſcher Wachtpoſten.

Aus Schiking, von Rückert, S. 70.

Sitzend auf dem Felsgeſtein,
Schlägt der Held das ehrne Becken,
Wacht allein und ſchläft allein,
Fürchtet nicht der Wildniß Schrecken,
Spricht: Geſchworen hab' ich eben,
Anders als mit meinem Leben
Nicht den Poſten aufzugeben.

Auf des Berges Felsabhang
Schlägt der Held das ehrne Becken;
Und ſo weit man hört den Klang,
Muß er Muth dem Land erwecken;
Denn er ſagt in ſeiner Mitten,
Daß nicht von Barbarentritten
Sind die Gränzen überſchritten.

Auf des Berges höchſtem Firſt
Schlägt der Held das ehrne Becken;
Und ſo weit du's hören wirſt,
Mußt du, Feind, zurücke ſchrecken;
Denn es redet dir das Zeichen
Von dem Helden ohne Gleichen
Und der Hut in unſern Reichen.

148. Muhamedaner-Schlachtlied.

Hamaſa, die älteſten arabiſchen Volkslieder, überſetzt von Rückert, I. 115.

Zu meiner Seele ſprach ich, als der junge Strauß ward rege:
ſei ruhig! warum zitterſt du, wo es nicht gilt zu zittern?

Sei ruhig, bis du ſieheſt, was wird aus dem Flore treten
von dieſen aufgetürmten blitzdurchzuckten Schlachtgewittern.

Und halte dich zu denen, die dem Pfad Mohammeds folgen;
und löge jedes Feiglings Mut, du halte Mut mit Rittern!

Wo Gottes Schwert ruft: Greift ſie an! da greifen wir die Feind' an,
und kehren uns an Alles nicht, was Rückenwend'ge wittern.

149. Waab-Oſjeg's-Geſang,

eines Häuptlings der indianiſchen Tſchippewäer, aus Talvj's Volksliedern, S. 122.

Am Tage, als unſre Helden gefallen,
Als unſre Helden gefallen:
Da focht' ich mit ihnen und dacht', eh' wir ſterben,
Bring' unſre Rache dem Feinde Verderben,
Bring' unſre Rach' ihm Verderben!

Am Tage, als unſre Häuptlinge ſanken,
Als unſre Häuptlinge ſanken:
Focht' ich Mann gegen Mann und kühn war mein Muth,
Und vorn aus der Bruſt da floß mir das Blut,
Da floß aus der Bruſt mir das Blut!

Und nimmer die Häuptlinge wiederkehren,
Und nimmer ſie wiederkehren!
Und ihre Kam'raden, die Narben nicht tragen,
Die ſollen wie Weiber ihr Schickſal beklagen,
Wie Weiber ihr Schickſal beklagen!

Gar ſchöne Winter woll'n wir verjagen,
Gar ſchöne Winter verjagen!
Wenn unſre Knaben die Schlachten beſtehen,
Und wir zu unſern Vätern gehen,
Zu unſern Vätern wir gehen!

150. Kriegslied von Otaheiti.

Volkslieder von Talvj, S. 75.

Unſer Anlauf ſoll ſein wie die rollende See,
Unſer Kampf wie das Ringen der Gebärerin,
Wie das Meer im Sturme ſo ſei er!
Wie das Meer, gehoben von Unwetters Macht!
Ruh, der erſtgeborne Gott, er bringe Verderben!
Die Häupter der Menſchen fanget wie Fiſche im Netze,
Jauchzen den Namen des Ruh zur Rechten und Linken!
So laßt uns die Häupter der Menſchen umſtricken!
Laßt uns ſtehn, ſo wie der Fels von Korallen,
Aber ſchrecklich bewegen, wie das Seeſtachelſchwein!
Unſre Ausdauer ſei wie die der Schaaren der Vögel,
Die auf den Wellen ſchlafen, in der Mitte des Sturms.

151. Am Morgen der Schlacht.

Nordiſches Skaldenlied aus Bartholin, in Herders Stimmen der Völker.

Tag bricht an!
Es kräht der Hahn,
Schwingt 's Gefieder;
Auf, ihr Brüder!
Iſt Zeit zur Schlacht!
Erwacht, erwacht!

Unverdroſſen
Der Unſern Führer!
Des hohen Adels
Kampfgenoſſen,
Erwacht, erwacht!

Har mit der Fauſt hart,
Rolf, der Schütze,
Männer im Blitze,
Die nimmer fliehn!
Zum Weingelage,
Zum Weibsgekoſe
Weck' ich euch nicht;
Zu harter Schlacht
Erwacht, erwacht!

---

152. Sturmlied.

Nordiſcher Skaldengeſang aus Bartholin, in Herders Stimmen der Völker.

Ich hört' in Norden
Ein Wetter aufſtehn;
Hagel raſſelt
Auf Helmen hart!
Wolkenſteine
Stieben im Wetter
In der Streiter Augen
Vom ſcharfen Sturm.

Es hagelt Schloßen,
Jed' ein Loth ſchwer!
Blut in's Meer,
Blut aus Wunden
Röthet den Speer.
Die Leichen lagen,
's war harter Kampf,
Das Heer der Grafen
Steht dem Kampf!

Der Sturmgeiſt grimmig
Schleudert ſpitzige
Pfeile von den Fingern
Den Fechtern in's Geſicht.

Die mächt'gen Fechter
Im harten Gewitter,
Dem Sturme ſtehend,
Weichen nicht!

Bis daß am Ende
Dem tapfern Grafen,
Geſchwächt an Kräften,
Der Muth erlag.
Zog ab die Flotte,
Befahl den Seinen,
Segel zu ſpannen!
Die Wellen ſchlugen!
In die hohlen Segel
Der Sturmwind blies.

153. Normannenlied.

Aus Bartholin, in Herders Stimmen der Völker.

Umſchifft hab' ich Sicilien,
Da waren wir Männer!
Das braune Schiff ging eilig,
Nach Wünſchen mit uns Männern!
Wie da, ſo hofft' ich, ſollte
Mein Schiff mir immer laufen; —
Und dennoch verſchmäht mich
Das ruſſiſche Mädchen.

Schlacht gab es bei Drontheim,
Größer war ihr Heer da:
Das Treffen, das wir gaben,
War grauſend blutig.
Gefallen der König,
Ich nur entkommen —
Und dennoch verſchmäht mich
Das ruſſiſche Mädchen.

Sechszehn ſaßen unſer
Auf vier Ruderbänken:
Des Meeres Sturm ward grimmig,
Das Schiff erſank im Waſſer:
Wir ſchöpften alle freudig;
So ſollt's immer gehen; —
Und dennoch verſchmäht mich
Das ruſſiſche Mädchen.

Künſte kann ich achte,
Weiß tapfer zu fechten,
Edel zu reiten,
Zu ſchwimmen künſtlich,
Schrittſchuh zu laufen,
Zu ſchleudern, zu rudern —
Und dennoch verſchmäht mich
Das ruſſiſche Mädchen.

Mädchen oder Wittwe! —
Als fern im Oſtland
Warme Schlacht wir gaben!
Da drängt' ich froh zur Stadt hin,
Brauchte friſch die Waffen,
Da ſind noch unſre Spuren —
Und dennoch verſchmäht mich
Das ruſſiſche Mädchen.

Geboren an den Küſten,
Wo ſie Bogen ſpannen,
Trieb ich Feindes Schiffe
Oft auf Meeres Klippen,
Ackert' fern von Menſchen
Das Meer allein mit Rudern —
Und dennoch verſchmäht mich
Das ruſſiſche Mädchen.

---

154. Altſchottiſches Schlachtlied.

Ueberſetzt von Freiligrath.

Donuil Dhu's Kriegsgeſang!
Schlachtlied von Donuil!
Töne mit wildem Klang!
Wecke Clan Conuil!
Kommt herbei, kommt herbei,
Auf zum Gefechte!
Horcht auf das Feldgeſchrei,
Herren und Knechte!

Meidet die Schlucht, ſo wild,
Felſige Bahnen!
Hört, wie die Pfeife ſchrillt!
Schaut auf die Fahnen!
Hügel-Plaid, Hochlands-Schwert,
Kommet hernieder!
Und wer ſie trägt und ehrt
Muthig und bieder!

Laſſet die Braut, das Weib!
Laſſet die Heerde!
Laſſet des Todten Leib
Ueber der Erde!
Laſſet die Jagd, den Teich,
Barken und Schlingen!
Bringt euer Kriegeszeug,
Tartſchen und Klingen!

Kommt, wie der Sturm kommt, wenn
Wälder erzittern!
Kommt, wie die Brandung, wenn
Flotten zerſplittern!
Schnell herab, ſchnell herab,
Schneller kommt Alle,
Häuptling und Bub' und Knapp',
Herr und Vaſalle!

Seht, wie ſie kommen, ſeht,
Wie ſie ſich ſchaaren!
Haidkraut im Winde weht,
Feder des Aaren!
Weg den Plaid, zieht das Schwert!
Vorwärts ihr Leute!
Donuil Dhu's Kriegsgeſang
Töne zum Streite!

155. Fehdeluſt

des Troubadour Bertran de Born, im 12. Jahrhundert, überſetzt von Diez.
S. 188.

Mich freut des ſüßen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüthe neu entſpringt;
Mich freut's, hör' ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
Erſchallet in den Wäldern;
Mich freut es, ſeh' ich weit und breit
Gezelt' und Hütten angereiht;
Mich freut's, wenn auf den Feldern
Schon Mann und Roß zum nahen Streit
Gewappnet ſtehen und bereit.

Mich freut es, wenn die Plänkler nahn
Und furchtſam Menſch und Heerde weicht;
Mich freut's, wenn ſich auf ihrer Bahn
Ein rauſchend Heer von Kriegern zeigt;
Es iſt mir Augenweide,
Wenn man ein feſtes Schloß bezwingt,
Und wenn die Mauer kracht und ſpringt,
Und wenn ich auf der Haide
Ein Heer von Gräben ſeh' umringt,
Um das ſich ſtarkes Pfahlwerk ſchlingt.

Vom wackern Herrn auch freut es mich,
Wenn er zum Kampfe ſprengt voran
Auf ſeinem Schlachtroß ritterlich:
Denn ſo ſpornt er die Seinen an
Mit kühner Heldenſitte!
Und wenn er angreift, iſt es Pflicht,
Daß jeder Mann mit Zuverſicht
Ihm nachfolgt auf dem Schritte:
Denn Jeder gilt für einen Wicht,
Bevor er wacker kämpft und ficht.

Manch farb'ger Helm und Schwert und Speer
Und Schilde ſchadhaft und zerhaun,
Und fechtend der Vaſallen Heer
Iſt im Beginn der Schlacht zu ſchaun;
Es ſchweifen irre Roſſe
Gefall'ner Reiter durch das Feld,
Und im Getümmel denkt der Held,
Wenn er ein edler Sproſſe,
Nur, wie er Arm' und Köpfe ſpellt,
Er, der nicht nachgiebt, lieber fällt.

Nicht ſolche Wonne flößt mir ein
Schlaf, Speiſ' und Trank, als wenn es ſchallt
Von beiden Seiten: Drauf, hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hülferuf die Freunde weckt,
Und Groß und Klein ſchon dicht bedeckt
Des Grabens grüne Matten,
Und Mancher liegt dahin geſtreckt,
Dem noch der Schaft im Buſen ſteckt.

156. Verzage nicht.

Das berühmte Kriegslied Guſtav Adolphs vor der Schlacht bei Lützen.

Verzage nicht, o Häuflein klein,
Obſchon die Feinde Willens ſei'n,
Dich gänzlich zu verſtören,
Und ſuchen deinen Untergang,
Davor dir recht wird angſt und bang,
Es wird nicht lange währen.

Dich tröſte nur, daß deine Sach'
Iſt Gottes, dem befiehl die Rach',
Laß ihn alleine walten.
Er wird durch ſeinen Gideon,
Den er wohl kennt, dir helfen ſchon,
Dich und ſein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott iſt, und ſein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort',
Und was dem thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn und Spott.
Gott iſt mit uns und wir mit Gott,
Wir werden Sieg erlangen.

157. Deutſches Soldatenlied.

Von Rudolph Weckherlin.

Friſch auf, ihr tapferen Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutſchem Blut,
Ihr, die ihr noch mit friſchem Muth
Belebet, ſuchet große Thaten!
Ihr Landsleut', ihr Landsknecht', friſch auf!
Das Land, die Freiheit ſich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig ſchlaget drauf
Und überwindend triumphiret.

Der iſt ein Deutſcher, wohl geboren,
Der, von Betrug und Falſchheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu',
Noch Glauben, noch Freiheit verloren.
Der iſt ein Deutſcher, ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Für die Freiheit mit ſeinem Schwert
In einige Gefahr ſich waget.

Denn wenn die Feind' ihn ſchon verwunden,
Und nehmen ihm das Leben hin,
Iſt Ehr' und Ruhm doch ſein Gewinn,
Und er iſt gar nicht überwunden.
Ein ſolcher Tod iſt ihm nicht ſchwer,
Weil ſein Gewiſſen ihn verſüßet,
Und er erwirbet Lob und Ehr',
Indem er ſo ſein Blut vergießet.

Sein Nam' und Ruhm allzeit erklingen
In allem Land, in jedem Mund;
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil ſein Lob die Nachkommen ſingen.
Die edle Freiheit iſt die Frucht,
Die er dem Vaterland verlaſſet,
Da der Herzloſe durch die Flucht
Wird ganz verachtet und gehaſſet.

Alſo zu leben und zu ſterben,
Gilt dem aufrechten Deutſchen gleich,
Der Tod und Sieg ſind ſchön und reich,
Durch beide kann er Heil erwerben.
Hingegen fliehen allen Dank
Die Flüchtigen und die Verräther,
Und ihnen folget ein Geſtank,
Weil ſie verfluchte Uebelthäter.

Wohlan derhalb, ihr wahren Deutſchen,
Mit deutſcher Fauſt, mit deutſchem Muth
Dämpft jetzo der Tyrannen Wuth,
Zerbrecht ihr Joch und Band und Peitſchen.

Unüberwindlich rühmet ſie
Ihr Titel, Thorheit und Stolzieren;
Aber ihr Heer mit ſchlechter Müh'
Mag überwindlich bald verlieren.

Ha! fallet in ſie! ihre Fahnen
Zittern aus Furcht; ſie trennen ſich;
Ihr' böſe Sache hält nicht Stich,
Drum zu der Flucht ſie ſich ſchon mahnen.
Groß iſt ihr Heer; klein iſt ihr Glaub';
Gut iſt ihr Zeug; böſ' ihr Gewiſſen.
Friſch auf! ſie zittern wie das Laub,
Und wären ſchon gern ausgeriſſen.

Ha, ſchlaget auf ſie, liebe Brüder!
Iſt groß die Müh', ſo iſt nicht ſchlecht
Der Sieg und Beut'; und wohl und recht
Zu thun, ſind ſie, denn ihr, viel müder.
So ſtraf', o deutſches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Böſen!
Die Freiheit und das Vaterland
Mußt du auf dieſe Weiſ' erlöſen.

158. Schlachtlied.

Von Morhof, aus dem 17. Jahrhundert.

Kein ſel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer vor'm Feind erſchlagen,
Auf grüner Haid' im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett, da ein'r allein
Muß an den Todesreihen,
Hier aber find't er Geſellſchaft fein,
Fall'n mit, wie Kräuter im Maien.
Ich ſag' ohn' Spott,
Kein ſel'ger Tod
Iſt in der Welt,

Als ſo man fällt
Auf grüner Haid',
Ohn' Klag' und Leid!
Mit Trommeln-Klang
Und Pfeiffen-G'ſang
Wird man begraben,
Davon thut haben
Unſterblichen Ruhm.
Mancher Held fromm
Hat zugeſetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zu gute.

159. Schlachtlied.

Von Zinkgref, aus dem 17. Jahrhundert.

Drumb gehet dapffer an, ihr meine Kriegsgenoſſen!
ſchlagt ritterlich darein! ewr Leben vnverdroſſen
vors Vatterland vffſetzt, von dem ihr ſolches auch
zuvor empfangen habt: das iſt der Tugent Brauch.

Ewr Hertz vnd Augen laſt mit Eiferflammen brennen,
keiner vom andern ſich menſchlich Gewalt laß trennen,
keiner den anderen durch Kleinmuth ja erſchreck,
noch durch ſein flucht im Hör ein vnordnung erweck.

Kan er nit fechten mehr, er doch mit ſeiner Stimme,
kan er nit ruffen mehr, mit ſeiner Augen Grimme
den Feinden abbruch thue in ſeinem Heldenmuth,
nur wünſchendt, daß er thewr verkaufen mög ſein Blut.

Ein ieder ſei bedacht, wie er das Lob erwerbe,
daß er in Mannlicher poſtur vnd ſtellung ſterbe,
an ſeinen orth beſteh feſt mit den Füſſen ſein,
vnd beiß die Zähn zuſamm vnd beide leffzen ein:

Daß ſeine Wunden ſich Lobwirdig all befinden
davornen vff der Bruſt vnd keine nicht dahinden,
daß ihn der Tode ſelbſt auch in dem Tode Zier,
vnd mann inn ſeim Geſicht ſein Ernſt noch leben ſpür.

So muß, wer Tyranney geübriget will leben,
er ſeines Lebens ſich freywillig vor begeben:
wer nur deß Todts begert, wer nur friſch geht anhin,
der hat den Sieg, vnd dann das Leben zu gewin.

160. Des Ritters Abſchied.

Von Theodor Körner.

Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Recht und Vaterland zu ſtreiten;
Da zieht er noch vor ſeines Liebchens Haus,
Nicht ohne Abſchied will er von ihr ſcheiden:
„O weine nicht die Aeuglein roth,
Als ob nicht Troſt und Hoffnung bliebe!
:,: Bleib' ich doch treu bis in den Tod :,:
Dem Vaterland und meiner Liebe!"

Und als er ihr das Lebewohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen,
Er ſammelt ſich zu ſeines Kaiſers Macht,
Und muthig blickt er auf der Feinde Reihen.
„Mich ſchreckt es nicht, was mich bedroht,
Und wenn ich auf der Wahlſtatt bliebe!
:,: Denn freudig geh' ich in den Tod :,:
Für's Vaterland und meine Liebe!"

Und furchtbar ſtürzt er in des Kampfes Glut,
Und Tauſend fallen unter ſeinen Streichen,
Den Sieg verdankt man ſeinem Heldenmuth,
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.
„Ström' hin, mein Blut, ſo purpurroth,
Dich rächten meines Schwertes Hiebe;
:,: Ich hielt den Schwur: treu bis zum Tod :,:
Dem Vaterland und meiner Liebe!"

161. Lützow's wilde Jagd.

Von Theodor Körner, aus dem Kriege von 1813.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?
Hör's näher und näher brauſen.
Es zieht ſich herunter in düſteren Reih'n,
Und gellende Hörner ſchallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grauſen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort raſch durch den finſtern Wald
Und ſtreift von Bergen zu Bergen?
Es legt ſich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchſe knallt,
Es fallen die fränkiſchen Schergen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Jäger fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort brauſt der Rhein,
Der Wüthrich geborgen ſich meinte;
Da naht es ſchnell, wie Gewitterſchein,
Und wirft ſich mit rüſt'gen Armen hinein
Und ſpringt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die ſchwarzen Schwimmer fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was brauſt dort im Thale die laute Schlacht,
Was ſchlagen die Schwerter zuſammen?
Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wer ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winſelnde Feinde gebettet?

Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland iſt ja gerettet!
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefall'nen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutſche Jagd
Auf Henkers Blut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land iſt ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir 's auch nur ſterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln ſei 's nachgeſagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

162. Soldatenlied.

O du Deutſchland, ich muß marſchiren,
O du Deutſchland, ich muß fort;
Eine Zeitlang muß ich ſcheiden,
Eine Zeitlang muß ich meiden
Mein geliebtes Vaterland.

Nun ade, herzliebſte Mutter,
Nun ade, ſo leb' ſie wohl;
Hat ſie mich mit Schmerzen geboren,
Für die Feinde auferzogen,
Scheiden, das bringt Herzeleid.

Nun ade, herzliebſter Vater,
Nun ade, ſo leb' er wohl;
Will er mich noch einmal ſehen,
Steig' er auf des Berges Höhen,
Schau' herab in's grüne Thal,
Sieht er mich zum letzten Mal.

Nun ade, fahr' wohl, feins Liebchen,
Weine nicht die Aeuglein roth;
Trage dieſes Leid geduldig,
Leib und Leben bin ich ſchuldig,
Es gehört dort oben Gott.

Die Trompeten thun ſchon blaſen
Draußen auf der grünen Haid';
Länger darf ich nicht verweilen,
Muß zu meinen Brüdern eilen,
Horch, die Trommeln wirbeln drein.

Große Kugeln hört man ſauſen,
Aber kleine noch viel mehr.
O ſo gebe Gott im Himmel,
Daß ich aus dem Schlachtgetümmel
Glücklich zu euch wiederkehr'!

163. Soldatenlied.

O Straßburg! o Straßburg!
Du wunderſchöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
Ein mannicher Soldat.

Ein mancher und ſchöner,
Auch tapferer Soldat,
Der Vater und lieb Mutter
Böslich verlaſſen hat.

Verlaſſen, verlaſſen,
Es kann nicht anders ſein.
Zu Straßburg, ja zu Straßburg
Soldaten müſſen ſein.

Die Mutter, die Mutter,
Die gieng vor 's Hauptmanns Haus:
„Ach Hauptmann! lieber Hauptmann!
Gebt mir den Sohn heraus!"

Und wenn ihr mir gebet
Selbſt noch ſo vieles Geld;
Muß doch dein Sohn jetzt ſterben
In weiter breiter Welt.

In weiter, in breiter,
Allvorwärts vor den Feind,
Wenn gleich ſein ſchwarzbraun Mädchen
So bitter um ihn weint.

Sie weinet, ſie greinet,
Sie klaget gar zu ſehr.
Gut' Nacht, mein herzig Schätzchen!
Ich ſeh' dich nimmer mehr.

164. Der gute Kamerad.

Von Uhland.

Ich hatt einen Kameraden,
einen beßern findſt du nit!
Die Trommel ſchlug zum Streite,
er gieng an meiner Seite
in gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen:
gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
er ligt mir vor den Füßen,
als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad.
Kann dir die Hand nicht geben,
bleib du im ewgen Leben
mein guter Kamerad!

165. Die Tabakspfeife.

Von Pfeffel.

„Gott grüß' Euch, Alter! — ſchmeckt das Pfeifchen?
Weiſt her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon, mit goldnem Reifchen? —
Was wollt Ihr für den Kopf?"

„O Herr, den Kopf kann ich nicht laſſen!
Er kommt vom bravſten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Baſſen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet ſah man unſre Leute
Der Türken Glieder mäh'n." —

„Ein andermal von Euern Thaten;
Hier, Alter, ſeid kein Tropf,
Nehmt dieſen doppelten Dukaten
Für Euern Pfeifenkopf."

„Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadenſold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur: Einſt jagten wir Huſaren
Den Feind nach Herzensluſt,
Da ſchoß ein Hund von Janitſcharen
Den Hauptmann in die Bruſt.

Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan —
Und trag' ihn ſanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte ſein. Vor ſeinem Ende
Reicht' er mir all ſein Geld
Und dieſen Kopf, drückt' mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe ſchenken,
Der dreimal Plünd'rung litt;
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder ſiegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erſt nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß.“

„Schön, Vater, Ihr entlockt mir Zähren.
O ſagt, wie hieß der Mann,
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann.“

„Man hieß ihn nur den tapfern Walter:
Dort lag ſein Gut am Rhein ....“
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut iſt mein.

Kommt, Freund, Ihr ſollt bei mir nun leben!
Vergeſſet Eure Noth:
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und eßt von Walters Brod.“

„Nun top, Ihr ſeid ein wackrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank ſoll, wenn ich ſterbe,
Die Türkenpfeife ſein.“

K. Reiterlieder.

166. Arabiſches Reiterlied.

Aus Hamaſa, der älteſten Liederſammlung der Araber, überſetzt von Rückert, I. 41.

Bald die Schenkel preſſ' ich an mein Rößlein veſt,
um dem Tode zu entgehn, und treib 's zur Flucht,

Bald auch ſporn' ich 's wider Willen in den Kampf,
wo das Leben ſich vor'm Tod zu ſträuben ſucht.

Alles beides iſt mir angeſpannte Art,
und zum Kampfwerk dient allbeides mir zur Zucht.

Doch ein Frühauf, wenn er blindlings drohn mir will,
ſchützt, ſo lang ich leb', ihn weder Berg noch Schlucht.

167. Turkomanniſches Reiterlied.

Aus Talvj, Volkslieder, S. 55.

Ich halt' ein Araberroß für den Tag der Schlacht
Und leb' in ſeines Schattens kühlender Nacht!
Die Helden erſchlag' ich im Kampf, in dem heißen,
Halt' ein Araberroß und ein Schild von Eiſen!
Kuruchli!

Den Eiſenbogen, den bieg' am Tage der Schlacht,
Sitz' grad auf dem Roß und Keiner wanken mich macht!
Nicht Bruder noch Schweſter mir ward, als einziges Kind bin zu preiſen,
Halt' ein Araberroß und ein Schild von Eiſen!
Kuruchli!

Vor meinem Athem da ſchmilzt das Eis auf den Höhn,
Das Waſſer meiner Augen das machet Mühlen gehn!
Alſo ſprach, den ſie Jonas den Puräer geheißen,
Halt' ein Araberroß und ein Schild von Eiſen!
Kuruchli!

168. Mongoliſches Reiterlied.

Aus Schiking, dem älteſten chineſiſchen Liederbuche, überſetzt von Rückert, S. 353.

Roſſe, derb von Hinterbacken,
Breit von Naſen, hoch von Nacken,
Roſſe, weich und kraus von Mähnen,
Stark von Hufen, weiß von Zähnen,
Gelbe, rothe, braune Roſſe
Nährt der Fürſt in ſeinem Schloſſe.
Seine Roſſe ſind die beſten,
Er der beſt' in Oſt und Weſten.

Roſſe, ſtumpf und ſteif von Schweifen,
Gleicher Farb' und bunt von Streifen,
Glatt von Haut und rauh von Haaren,
Roſſe, jung und alt von Jahren,
Ausgeſuchte, auserprobte,
Unverſuchte, unvertobte,
Deren Muth nicht iſt zu dämpfen,
Wie des Fürſten Muth in Kämpfen.

Roſſe, kurz und lang geſtreckte,
Schmal gewürfelt, breit geſleckte,
Roſſe, fein und ſtark geſchenkelt,
Dicht betupft und leicht beſprenkelt,
Tiger-, Pardel-, Löwenroſſe
Zieht der Fürſt in ſeinem Schloſſe;
Raſtlos ſtreben ſie zum Ziele,
Wie der Fürſt in Ernſt und Spiele.

Roſſe, die wie Gemſen hüpfen,
Roſſe, die wie Schlangen ſchlüpfen,
Roſſe, huſchend wie die Schwalben,
Rappen, Füchſe, Schecken, Falben,
Schimmel, Apfel-, Eiſenſchimmel,
Alle Farben unter 'm Himmel;
Vorwärts alle gehn ſie grade,
Wie der Fürſt im Ehrenpfade.

169. Litthauiſches Soldatenlied.

Aus Rheſa's Dainos, 2. Auflage, S. 143.

Was klagte der Vater, der Bejahrte?
Er ließ den Sohn hinaus in's Feld ziehn:
Jung iſt mein Söhnlein,
Schwach an Erfahrung.
  Stehe feſt,
  Zittere nicht,
  Halte die Fahne im Angeſicht!
  Und wirſt du fallen,
  Wirſt du doch mit Ehren ſterben.
  Dein wird man gedenken im Grabe!

Da reiten Brüder, unſere Kameraden;
Was macht mein Sohn anjetzt im Felde?
Der Streit iſt heftig, ſie feuern, ſie ſchlagen.
Da liegen Gewehre zerſtreut und Schwerter.
  Stehe feſt,
  Zittere nicht,
  Halte die Fahne im Angeſicht!
  Und ſollſt du fallen,
  Wirſt du doch mit Ehren ſterben.
  Dein wird man gedenken im Grabe!
Dort liegt, dort ſchläft mein Sohn im Grabe.
Auf ſeinen Hügel träufelt der Thau.

170. Der ſchöne Reiter.

Serbiſches Volksliedchen, aus W. Gerhard's Wila, I. 105.

Jüngling ſteiget vom ſchlanken Roß,
Schmauſt in der Herberg' ein luſtiger Troß;
Stecken ſie Alle die Köpfe heraus,
Locken ihn winkend zum Zecherſchmaus.

Sieht er beleuchtet vom Abendglanz
Reizendes Mädchen im Nelkenkranz.
Mägdlein, führe das Roß am Zaum,
Führ' es ein wenig in Hofes Raum!

Führt ſie das Roß zum Gartenthor,
Flüſtert leiſe dem Roß in's Ohr:
Brauner mit goldener Mähne, ſprich!
Gieb mir Beſcheid, ich bitte dich!

Hat dein Herr ſich die Braut gewählt?
Oder iſt er ſchon gar vermählt?
Und das wiehernde Rößlein ſpricht:
Nein, beim Himmel! noch iſt er 's nicht.

Aber wehet der herbſtliche Wind,
Kehret er wieder, du liebliches Kind!
Kehret geſchmückt mit feſtlichem Strauß,
Führt dich als ſelige Braut nach Haus.

Freudig erglänzet des Mädchens Blick:
Redeſt du wahr? — o ſüßes Glück!
Wüßt' ich es, gäb' ich mit frohem Sinn
Gleich die ſilbernen Spangen hin.

Zügel und Stirnband beſchlüg' ich dir
Mit der zerſchmolzenen Spangenzier,
Und vom Halsſchmuck ächt und fein
Sollten die Buckeln vergoldet ſein.

171. Das Reiterlied.

Aus Schiller's Wallenſtein.

Wohl auf, Kameraden, auf 's Pferd, auf 's Pferd!
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herren und Knechte;
Die Falſchheit herrſchet, die Hinterliſt,
Bei dem feigen Menſchengeſchlechte.
Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Des Lebens Aengſten, er wirft ſie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen!
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft 's heute nicht, trifft es doch morgen;
Und trifft es morgen, ſo laßt uns heut'
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos,
Braucht 's nicht mit Müh' zu erſtreben;
Der Fröhner, der ſucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Der Reiter und ſein geſchwindes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte!
Es flimmern die Lampen im Hochzeitſchloß;
Ungeladen kommt er zum Feſte.
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold:
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Warum weint die Dirn' und zergrämet ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort!

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt:
Die Bruſt im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt;
Friſch auf! eh' der Geiſt noch verdüftet.
Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein.

172. Morgenlied.

Von Max von Schenkendorf.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer aus der Ruh';
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod. :,:

Du reicher Gott! in Gnaden
Schau her vom blauen Zelt:
Du ſelbſt haſt uns geladen
In dieſes Waffenfeld.
Laß uns vor dir beſtehen
Und gieb uns heute Sieg:
Die Chriſtenbanner wehen;
Dein iſt, o Herr, der Krieg. :,:

Ein Morgen ſoll noch kommen,
  Ein Morgen mild und klar:
Sein harren alle Frommen
  Ihn ſchaut der Englein Schaar.
Bald ſcheint er ſonder Hülle
  Auf jeden deutſchen Mann;
O brich du Tag der Fülle,
  Du Freiheitstag brich an! :,:

Dann Klang von allen Thürmen
  Und Klang aus jeder Bruſt,
Und Ruhe nach den Stürmen
  Und Lieb' und Lebensluſt.
Es ſchallt auf allen Wegen
  Dann frohes Siegsgeſchrei —
Und wir, wir wackern Degen,
  Wir waren auch dabei. :,:

173. Reiterlied.

Von Theodor Körner.

Friſch auf, friſch auf mit raſchem Flug!
  Frei vor dir liegt die Welt:
Wie auch des Feindes Liſt und Trug
  Uns rings umgattert hält.
Steig', edles Roß, und bäume dich,
  Dort winkt der Eichenkranz.
Streich' aus, ſtreich' aus und trage mich
  Zum luſt'gen Schwertertanz!

Hoch in den Lüften, unbeſiegt,
  Geht friſcher Reitersmuth:
Was unter ihm im Staube liegt,
  Engt nicht das freie Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg' und Noth
  Und Weib und Kind und Heerd;
Vor ihm nur Freiheit oder Tod
  Und neben ihm das Schwert.

So geht's zum luſt'gen Hochzeitfeſt,
   Der Brautkranz iſt der Preis;
Und wer das Liebchen warten läßt,
   Den bannt der freie Kreis.
Die Ehre iſt der Hochzeitgaſt,
   Das Vaterland die Braut;
Wer ſie recht brünſtiglich umfaßt,
   Den hat der Tod getraut.

Gar ſüß mag ſolch ein Schlummer ſein
   In ſolcher Liebesnacht;
In Liebchens Armen ſchläfſt du ein,
   Getreu von ihr bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
   Die neuen Blätter ſchwellt,
So weckt ſie dich mit freud'gem Stolz
   Zur ew'gen Freiheitswelt.

Drum, wie ſie fällt und wie ſie ſteigt,
   Des Schickſals raſche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt,
   Wir ſchauen's ruhig an.
Für deutſche Freiheit woll'n wir ſtehn,
   Sei's nun in Grabes Schooß,
Sei's oben auf des Sieges Höhn,
   Wir preiſen unſer Loos.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
   Was hilft euch euer Spott?
Ja! Gottes Arm führt unſer Schwert,
   Und unſer Schild iſt Gott.
Schon ſtürmt es mächtig rings umher,
   Drum, edler Hengſt, friſch auf;
Und wenn die Welt voll Teufel wär',
   Dein Weg geht mitten drauf!

174. Huſarenlied.

Aus des Knaben Wunderhorn, I. 43.

Es iſt nichts luſt'ger auf der Welt,
Und auch nichts ſo geſchwind,
Als wir Huſaren in dem Feld,
Wenn wir bei'm Schlachten ſind.
Wenn's blitzt und kracht dem Donner gleich,
Wir ſchießen roſenroth,
Wenn's Blut uns in die Augen läuft,
Sind wir ſternhagelvoll.

Da heißt's: Huſaren insgemein
Schlagt die Piſtolen an,
Greift durch, den Säbel in der Hand,
Haut durch den nächſten Mann.
Wenn ihr das Franſche nicht verſteht,
So macht es euch bequem,
Das Reden ihm ſogleich vergeht,
Wie ihr den Kopf abmäht.

Wenn gleich mein treuer Kamerad
Muß bleiben in dem Streit,
Huſaren fragen nichts darnach,
Sind auch dazu bereit;
Der Leib verweſet in der Gruft,
Der Rock bleibt in der Welt,
Die Seele ſchwingt ſich durch die Luft
In's blaue Himmelszelt.

---

175. Morgenlied.

Kretzſchmers Volkslieder I. Nr. 196. C. 346.

Morgenroth! Morgenroth!
leuchteſt mir zu frühem Tod.
Bald wird die Trompete blaſen,
dann muß ich mein Leben laſſen,
ich und mancher Kamerad.

Kaum gedacht, kaum gedacht,
wird der Luſt ein End' gemacht!
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
heute durch die Bruſt geſchoſſen,
morgen in das kühle Grab.

Doch wie bald, doch wie bald
ſchwindet Schönheit und Geſtalt!
Prahlſt du gleich mit deinen Wangen,
die wie Milch und Purpur prangen,
ach, die Roſen welken all'!

Und was iſt, und was iſt
aller Männer Freud' und Lüſt?
Unter Kummer, unter Sorgen
ſich bemühen früh am Morgen,
bis der Tag vorüber iſt.

Darum ſtill, darum ſtill
füg' ich mich, wie Gott es will.
Und ſo will ich wacker ſtreiten,
und ſollt' ich den Tod erleiden,
ſtirbt ein braver Reitersmann.

176. Der treue Rappe.

Aus dem Neugriechiſchen, in Elliſſen's Thee- und Asphodelosblüthen, S. 99.

Am Wardhari, am Wardhari,
Auf Wardhari's offnem Feld
Liegt im letzten Kampfe Wewro,
Der zum Tod getroff'ne Held.

Spricht ſein Rappe: „Alle ziehen!
Auf, Gebieter, eilen wir!“
— „Ziehen kann ich nicht, mein Rappe,
Sterben, ſterben muß ich hier.

„Komm und ſcharr' mir mit den Füßen,
Mit dem Silberhuf ein Grab.
Faſſ' die Leiche mit den Zähnen,
Wirf ſie in die Grub' hinab.

„Bring' die Waffen meinen Brüdern,
Sag', daß ſie der Todte ſchickt.
Bring' mein Tuch der Heißgeliebten,
Daß ſie weint, wenn ſie 's erblickt.“

L. Jägerlieder.

177. An den Jagdgott.

Finniſche Runen, finniſch und deutſch von v. Schröter, 1834, S. 97.

Kuizpana, du Waldes König,
Du falbbärt'ger Waldes-Häuptling!
Leite deine goldnen (Thiere,
In dem freudenreichen Walde,
Leite deine Silber-Thiere);
Blaſe aus die rothen Garne
Grad' über von Nordens Strome,
Schwinge deine blauen Fäden,
Daß die Kleinen, daß die Großen
Kommen, Wildpret alles Schlages,
Klau'n von allen Arten Haaren,
Von Lappmarkens weiter Höhe!
Wenn du nähere nicht findeſt,
Hole ſie noch länger dorther,
Aus des weiten Lappmarks Ecken!

178. Der heilige Hubertus.

Aus dem Feſtkalender von Pocci und Görres.

Hubertus ritt mit Speer und Hund,
Zu jagen Hirſch und Reh,
Die Wälder aus, die Wälder ein,
Zum ſpiegelhellen See.
Wie ſchallt ſo laut das ſtille Thal
Von Ruf und Hörnerklang,
                    Trala!
Jetzt ſpringt gehetzt der weiße Hirſch
Vom hohen Felſenhang.

Das Jagen iſt Hubertus' Luſt,
Er jagt und jagt ihm nach,
Und jagen möcht' er für und für
Bis an den jüngſten Tag.
Es geht bergauf und geht bergab,
Vorbei die ſteile Wand,
                    Trala!
Bis in der engen Felſenkluft
Der Hirſch gefangen ſtand.

Hubertus zielt mit ſcharfem Speer
Recht nach des Hirſches Bruſt;
Da ſinket ihm die ſtarke Hand,
Da bricht die wilde Luſt:
Denn hell vom Haupt des Thieres blickt
Zu ihm ein Kreuzesbild,
Und ſchickt ihm einen Pfeil in's Herz,
Und macht das wilde mild.

Hubertus beugt ſich vor dem Herrn,
Sein Jagen iſt geſtillt;
Die Ewigkeit, die Seligkeit
Iſt nun ſein einzig Wild.
Ein Jäger Gottes ward er da,

Geehrt im Himmelreich,
Trala!
Drum, fromme Jäger, ruft ihn an,
Er betet dort für euch.

179. Chineſiſches Jagdlied.

Aus Schiking, von Rückert, S. 190.

Der Feind iſt gezähmt
Und Frieden im Land,
Doch ſei nicht gelähmt
Dem Muthe die Hand!
Der Feind iſt erſchlagen;
Euch rufet zum Jagen,
Daß ihr euch nicht grämt,
Der Kaiſer im Jägergewand.

Die Roſſe ſind gleich
An Gang und an Zug,
Die Wälder ſind reich
Von Thieren genug.
Im Graſe des Parkes
Die Hirſche voll Markes
Erwarten den Streich;
So ſetzet die Wagen in Flug!

Die Wagen ſind ſchwer
Von Jägergeräth,
Und fliegen wie leer,
Vom Winde gebläht.
Auf ſchütterndem Rande,
Vom rothen Gewande
Umwallt, ſteht hehr
Des goldnen Schuh's Majeſtät.

180. Das Lied vom ſchönen Jäger.

Chineſiſches Volkslied, aus Schiking, von Rückert, S. 100.

Die Hund' an den Ringen,
Sie raſſeln im Springen.
Der Mann iſt wie ein Baum,
Der mit den Hunden jagen
Geht in des Waldes Raum;
Ich muß ihm Liebe tragen.

Die Hunde, ſie ſpringen
Mit raſſelnden Ringen.
Als wie ein Berg iſt er,
Der jagend mit den Hunden
Im Felde zieht einher;
Mein Herz iſt an ihn gebunden.

Die Hund' an den Ringen,
Sie ſpringen und klingen.
Als wie ein Wald der Bart
Beſchattet ihm die Wangen;
Er zieht auf ſeiner Fahrt
Und weiß nicht, was er gefangen.

181. Serbiſches Jägerlied.

Aus W. Gerhard's Wila, I. 104.

Sonne färbt der Berge Saum,
Mädchen ſchläft am Tannenbaum;
Ruht ihr Haupt auf grünem Klee,
Wogt ihr Buſen, weiß wie Schnee.

Hat zwei Täubchen eingewiegt,
Sind noch traulich angeſchmiegt,
Liegt ein Rehkalb ſorgenlos
Schlummernd in des Mädchens Schooß.

Mir behagte das Revier,
Uebernachten wollt' ich hier;
Nahm das Rößlein bei dem Zaum,
Band es an den Tannenbaum.

Auf der Tanne ſchwankem Aſt
Hielt mein grauer Falke Raſt.
Immer noch im Purpurſchein
Schlummerte das Mägdelein.

Frißt das Roß den grünen Klee,
Hetzt der Hund das junge Reh,
Vor des Falken Würgerſinn
Sinken auch die Täubchen hin.

War nun Alles aufgezehrt,
Was die liebe Jagd beſcheert;
Aber Keines that mir leid,
Blieb mir doch die ſüße Maid.

182. Der Jäger.

Uhland, Volkslieder, Nr. 101.

Es jagt ein jeger wolgemut,
er jagt auß friſchem freiem mut
wol unter ein grüne linden,
er jagt derſelben tierlein vil
mit ſeinen ſchnellen winden.

Er jagt über berg und tiefe tal
under den ſtauden überal,
ſein hörnlein tet er blaſen;
ſein lieb under einer ſtauden ſaß,
tet auf den jeger loſen.

Er ſchweiſt ſein mantel in das gras,
er bat ſie daß ſie zu im ſaß,
mit weißen armen umbfangen:
„ſo gehab dich wol, mein tröſterin!
nach dir ſtet mein verlangen.

Hat uns der reif, hat uns der ſchne,
hat uns erfrört den grünen kle,
die blümlein auf der heiden:
wo zwei herzlieb beinander ſind
die zwei ſol niemant ſcheiden.“

183. Jägerlied.

Uhland, Volkslieder, Nr. 105.

Es ritt ein jäger wolgemut
wol in der morgenſtunde,
wolt jagen in dem grünen wald
mit ſeinem roß und hunde;
als er da kam auf grüne heid
fand er ſeins herzen luſt und freud;
im meien, am reien
ſich freuen alle knaben und mägdelein.

Der guckguck ſcherzt, der aurhan pfalzt,
dazu die turteltauben,
da fieng des jägers rößlein an
zu ſchnarchen und zu ſchnauben,
der jäger dacht in ſeinem mut:
das jagen das wird werden gut;
im meien, am reien
ſich freuen alle knaben und mägdelein.

Der jäger fand ein feines wild,
fein hurtig und geſchwinde,
es war ein ſchönes weibesbild,
das ſich allda ließ finden;
der jäger dacht in ſeinem ſinn:
wo das wild iſt, da komm ich hin;
im meien, am reien
ſich freuen alle knaben und mägdelein.

„Gott grüß euch, zartes jungfräulein,
dazu vil tugendreiche!
was ich in diſem wald erſchleich,
das mach ich mir zu eigen."
„ach edler jäger wolgeſtalt!"
ſprach ſie „ich bin in eur gewalt."
im meien,   am reien
ſich freuen alle knaben und mägdelein.

Er nam ſie bei irer ſchneeweißen hand
nach aller beizer weiſe,
er fürt ſie in ir vaterland,
vil glück auf ire reiſe!
das glücke das iſt kugelrund,
es freut ſich mancher roter mund,
im meien,   am reien
ſich freuen alle knaben und mägdelein.

184. Die ſchwarzbraune Hex.

Wunderhorn I. 34. Uhland, Volkslieder, Nr. 103.

Es blies ein Jäger wohl in ſein Horn,
Wohl in ſein Horn,
Und Alles, was er blies, das war verlor'n.
Hop ſa ſa ſa,
Dra ra ra ra,
Und Alles, was er blies, das war verlor'n.

Soll denn mein Blaſen verloren ſein?
Verloren ſein?
Ich wollte lieber kein Jäger ſein.
Hop ſa ſa ſa, ꝛc.

Er zog ſein Netz wohl über den Strauch,
Wohl über den Strauch,
Sprang ein ſchwarzbraunes Mädel heraus.
Hop ſa ſa ſa, ꝛc.

„Schwarzbraunes Mädel, entſpringe mir nicht,
„Entſpringe mir nicht,
„Hab' große Hunde, die holen dich."
Hop ſa ſa ſa, ꝛc.

„Deine großen Hunde, die holen mich nicht,
„Die holen mich nicht,
„Sie wiſſen meine hohe weite Sprünge noch nicht."
Hop ſa ſa ſa, ꝛc.

„Deine hohe Sprünge, die wiſſen ſie wohl,
„Die wiſſen ſie wohl,
„Sie wiſſen, daß du heute noch ſterben ſollſt."
Hop ſa ſa ſa, ꝛc.

„Sterbe ich nun, ſo bin ich todt,
„So bin ich todt,
„Begräbt man mich unter die Röslein roth."
Hop ſa ſa ſa, ꝛc.

„Wohl unter die Röslein, wohl unter den Klee,
„Wohl unter den Klee,
„Darunter verderb' ich nimmermehr."
Hop ſa ſa ſa, ꝛc.

Es wuchſen drei Liljen auf ihrem Grab,
Auf ihrem Grab,
Die wollte ein Reuter wohl brechen ab.
Hop ſa ſa ſa, ꝛc.

Ach Reuter, laß die drei Liljen ſtahn,
Die Liljen ſtahn,
Es ſoll ſie ein junger friſcher Jäger han.
Hop ſa ſa ſa, ꝛc.

185. Jägerlied.

Pfälziſches Volkslied, bei Kretzſchmer I. Nr. 220. S. 392.

Es wollt' ein Jäger jagen,
Drei Stündlein vor dem Tagen,
Ein Hirſchlein oder Reh, juchhe!
Ein Hirſchlein oder Reh.

Ach Jäger, du haſt verſchlafen,
Dein Schlaf thut mich erfreuen,
Lieb Jäger, jetzt iſt es gut,
Lieb Jäger, jetzt iſt es gut.

Das thut den Jäger verdrießen,
Er wollt' das Jungfräulein erſchießen,
Dieweil ſie ſo reden that,
Dieweil ſie ſo reden that.

Sie fiel dem Jäger zu Füßen,
Ach Jäger, thu' mich nicht erſchießen!
Dem Jäger das Herze brach,
Dem Jäger das Herze brach.

Sie thät den Jäger fragen:
Darf ich den grünen Kranz tragen
In meinem goldfarbigen Haar?
In meinem goldfarbigen Haar?

Grün Kränzlein darfſt du nicht tragen,
Ein ſchneeweiß Häublein ſollſt du tragen,
Wie ein jung Jägersfrau trägt,
Wie ein jung Jägersfrau trägt.

186. Der Schütz.

Von Schiller.

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen,
Früh am Morgenſtrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König iſt der Weih:
Durch Gebirg und Klüfte
Herrſcht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was ſein Pfeil erreicht:
Das iſt ſeine Beute,
Was da fleucht und kreucht.

187. Jagdlied.

Von G. B. Hanke.

Friſch auf zum fröhlichen Jagen!
Es iſt ſchon an der Zeit;
Es fängt ſchon an zu tagen,
Drum, Jäger, ſeid bereit!
Auf, laßt die Faulen liegen,
Gönnt ihnen ihre Ruh!
Wir eilen mit Vergnügen
Dem grünen Walde zu.

Seht, wie das Heer von Sternen
Den goldnen Glanz verliert,
Und wie ſie ſich entfernen,
Wenn ſich der Morgen rührt.

Die Vöglein in den Wäldern
Sind ſchon vom Schlaf erwacht,
Und haben auf den Feldern
Ihr Morgenlied gebracht.

Friſch auf zum fröhlichen Hetzen,
Fort in das grüne Feld,
Wo man mit Garn und Netzen
Das Wild gefangen hält!
Auf, ladet eure Röhren
Mit Pulver und mit Blei,
Und macht der Jagd zu Ehren
Ein fröhlich Jagdgeſchrei!

Friſch auf, ihr lieben Brüder,
Ergreifet das Geſchoß!
Auf, legt die Sorgen nieder
Und geht auf's Wildpret los!
Und friſcht die matten Hunde
Durch frohen Zuruf an,
Und ruft aus vollem Munde,
So viel ein Jeder kann.

Will gleich zu manchen Zeiten
Blitz, Wetter, Sturm und Wind
Einander widerſtreiten,
Die uns zuwider ſind:
So ſind wir ohne Schrecken
Bei allem Ungemach,
Und jagen durch die Hecken
Dem ſchnellen Wilde nach.

188. Jägers Abendlied.

Von Goethe.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr.
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein ſchnell verrauſchend Bild
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſchehn.

---

189. Der alte Jäger.

Von Franz von Kobell.

Es ſchlaft a Diendl untern Baam,
Daneb'n liegt ihr Huet,
Der Tag is warm, bei'm Baam is's kühl,
Sie ſchlaft ſo süeß, ſo guet. —

Da kimmt a Jager aus'n Wald,
An alter finſtrer Mon;
Der ſchaugt dees Diendl in ſein Schlaf
Grad im Vorbeigehn on.

Auf oamal aber kehrt er um,
Jetz ſteht er lang' vor ihr,
Auf's Mieder ſchaugt er, g'fallt ihm g'wiß
Da dran dees reichi Gſchnür.

Er werd' ja do˜ koa Räuber ſein,
Und werd' ihr ja nix thoan,
Is ja a bluetjungs Diendl no˜
Und grau is ſcho˜ der oan.

Na ſchau, er geht und thuet ihr nix
Und do hat'n was druckt,
Er hat ſi˜ hinter'n Ohrna kratzt
Und's Hüetl hat er g'ruckt. —

Zweites Buch.

Liebeslieder.

A. Sehnſuchtslieder.

190. Radha's Lied.

Aus dem berühmten indiſchen Gedicht Gita-Govinda, dem Hohenliede der Inder.
Radha iſt die Geliebte des ſchönen, aber treuloſen Gottes Kriſchna.

Ich denk' an ihn! obgleich, mir ach! entronnen,
Für andre Mädchen ſeine Sinne glühn,
Und andre ſich an ſeiner Liebe ſonnen:
So denkt doch meine Seele nur an ihn.

Ich denk' an ihn, mit deſſen Flötentönen
Sich Göttertrank vom ſchönſten Mund vermiſcht,
An ihn, dem Steine rings das Ohr verſchönen,
Aus deſſen Aug' ein Pfeil der Liebe ziſcht.

Ich denk' an ihn, in deſſen Lockenwogen
Wie Mondenlicht die Pfauenfeder glüht.
Sein Mantel ſtrahlt, wie wenn, vom Regenbogen
Erhellt, die blaue Wolk' am Aether zieht.

Ich denk' an ihn, der bei des Grußes Bieten
Mit neuem Glanz die rothen Lippen ſchmückt,
Die Lippen ſüß, wie Bandhujiva's Blüthen,
Wenn ſie ſich heiß zur Hirtin Kuß gebückt.

Ich denk' an ihn, der rings umzog'nes Dunkel
Mit ſeiner Edelſteine Strahl bezwingt,
Die ihm die breite Bruſt mit Sterngefunkel,
Die Hand- und Fußgelenk' ihm dicht umringt.

Ich denk' an ihn, auf deſſen Stirn, von Sandel
Ein Zirkelbogen ſchön gezeichnet, flimmt,
Wie wenn der Mond in nächtlichſtillem Wandel
Durch halberhellte, blaſſe Wolken ſchwimmt.

Ich denk' an ihn, der, wenn ich ruht' umwoben
Von des Codambabaumes Schattendach,
Zu meiner Luſt im Tanz den Fuß erhoben,
Er, deſſen Seel' aus ſeinen Augen ſprach.

Wenn auch, in Schmerz verſenkt,
Wenn, tief von ihm gekränkt,
Mein Buſen ſtets durch neue Wunden leidet,
So preiſ' ich doch entzückt
Die Würde, ſo ihn ſchmückt,
Den Zauber, ſo die Glieder ihm umkleidet.

191. Chineſiſches Sehnſuchtslied.

Aus Schiking, von Rückert, S. 150.

Die Waſſerlilie wächſt am See,
Sie ſteht in Blüthe.
Um einen ſchönen Mann iſt Weh
Mir im Gemüthe.
Wohin mich drehn, wohin mich wenden?
Im Wachen und im Schlafen enden,
Am Abend und am Morgen,
Nicht enden dieſe Sorgen,
Die Thränen meinem Aug' entſenden.

Die Waſſerlilie ſteht am Teich
Mit blüh'nden Dolden.
Es iſt mein Herz an Schmerzen reich
Um einen Holden,
Dem ſchön zu ſeinen beiden Wangen
Die vollen Locken niederhangen.
Im Wachen und im Traume
Nicht weiß ich, welchem Raume
Sich zu ſoll wenden mein Verlangen.

Die Waſſerlilien an der Fluth
Sind aufgeſchloſſen.
Den Edlen wünſch' ich ſchön und gut
Mir zum Genoſſen,
Der mit dem klaren Augenlichte
Mir macht des Schlafes Ruh' zunichte,
Daß ich mich wend' im Streite
Von der zu jener Seite,
Und lieg' auf meinem Angeſichte.

192. Sappho's Lied.

Altgriechiſch, überſetzt von Ramler.

Selig, gleich den ewigen Göttern, wer dir
Gegenüber ſitzend die ſüßen Töne
Deiner Lippen ſauget, und ach! dies holde
Lächeln der Liebe.

Seh' ich dies, ſo pocht mir das Herz im Buſen,
Mir erſtickt im Munde das Wort, die Zunge
Iſt mir wie gelähmet; die Haut durchläuft ein
Plötzliches Feuer.

Nichts mehr ſehn die Augen, die Ohren brauſen,
Kalter Schweiß bricht aus, mich ergreift ein Zittern,
Gleich dem Graſe welk' ich dahin, der Athem
Fehlt mir, ich ſterbe.

193. Liebesglut.

Von dem Troubadour Bernard de Ventadour, aus dem 12. Jahrhundert,
überſetzt von Diez, S. 31.

Liebeswonne will mir gar
Noch den Sinn verrücken:
Blumen ſeh' ich bunt und klar
Selbſt den Winter ſchmücken,

Sturm und Regen wunderbar
Mehrt nur mein Entzücken,
Und mein Sang, er ſteigt fürwahr,
Alles will mir glücken!
So fühlt mein Herz ſich kühn
Vor Lieb' und Wonne glühn:
Kält' und Schnee wird Blüth' und Grün
Vor den ſel'gen Blicken.

Ohne Kleid, im Hemd zu gehn,
Sollt' mich nicht verdrießen:
Liebe läßt vor Nordwinds Wehn
Mich ja Schutz genießen.
Toll iſt's, ſich nicht vorzuſehn,
Nur die Luſt zu büßen;
Wahrt' ich drum mich vor Vergehn,
Seit ich bei der Süßen
Um Liebe mich bemüht,
Wovon mir Ehre blüht;
Tauſche nicht, was auch geſchieht,
Mit den reichen Frieſen.

194. Liebesglück.

Von Goethe.

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll ſein,
Hangen und bangen
In ſchwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt; —
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt! —

195. Frage.

Aus Mozart's Figaro.

Die ihr die Triebe
Des Herzens kennt,
Sagt, iſt es Liebe,
Was hier ſo brennt?

Ich will euch's ſagen,
Was in mir wühlt,
Euch will ich's klagen,
Euch, die ihr fühlt.

Sonſt war's im Herzen
Mir leicht und frei;
Es waren Schmerzen
Und Angſt mir neu.

Jetzt fährt wie Blitze
Bald Pein, bald Luſt,
Bald Froſt, bald Hitze
Durch meine Bruſt.

Ein heimlich Sehnen
Zieht, wo ich bin,
Zu fernen Schönen
Mich traulich hin.

Dann wird von Leiden
Und inn'rem Harm,
Und dann vor Freuden
Mein Buſen warm.

Es winkt und folget
Mir überall,
Und doch beglücket
Mich ſüße Qual.

Die ihr die Triebe
Des Herzens kennt,
Sagt, iſt es Liebe
Was hier ſo brennt?

196. Einſamkeit.

Aus der Oper Precioſa.

Einſam bin ich nicht alleine;
Denn es ſchwebt ja ſüß und mild
Um mich her im Mondenſcheine
Dein geliebtes, theures Bild.

Was ich denke, was ich treibe
Zwiſchen Freude, Luſt und Schmerz,
Wo ich wandle, wo ich bleibe,
Ewig nur bei dir, mein Herz.

Unerreichbar, wie die Sterne,
Wonne blinkend, wie ihr Glanz,
Biſt du nah, und doch ſo ferne,
Fülleſt mir die Seele ganz.

Und mit innigem Verlangen
Wandl' ich durch der Blumen Duft,
Suche dich, will dich umfangen,
Und umfange kalte Luſt.

Da durchbebt ein neues Sehnen
Mir die heiße, volle Bruſt,
Löſt ſich auf in milde Thränen,
Bringt mir Wehmuth, düſt're Luſt.

Klagt, ihr Töne, tönt, ihr Saiten;
Ach, ich fühl's mit trübem Sinn,
Daß ich in den dunkeln Weiten
Einſam und alleine bin.

197. Emmelinens Lied.

Aus der Oper: Die Schweizerfamilie.

Wer hörte wohl jemals mich klagen,
Wer hat mich je traurig erblickt?
O Himmel, ich kann's nicht ertragen,
Wie hier es im Herzen mich drückt!
Ich hüpfe und ſinge,
Ich tanze und ſpringe,
Und immer umgaukeln mich Freude und Luſt,
Vor Wehmuth und Sehnſucht zerſpringt mir die Bruſt;
Sprich, Vater, warum ſollt' mir bangen? —
Ach, Alles ſteht mir zu Gebot,
Es bleibt mir ja nichts zu verlangen,
Zu wünſchen nichts mehr als — der Tod!
Und ſiehſt du auch Thränen,
So haben nicht Sehnen,
Nicht Leiden die fröhlichen Augen genetzt;
Es iſt nur die Freude, die mir ſie erpreßt.
Ich bin ja ſo fröhlich,
So glücklich, ſo ſelig,
Ganz außer mir bin ich vor Freude und Luſt,
O Himmel, vor Wehmuth zerſpringt mir die Bruſt!

198. Du, du.

Reinhold, Liederbuch S. 260.

Du, du liegſt mir im Herzen,
Du, du liegſt mir im Sinn!
Du, du machſt mir viel Schmerzen,
Weißt nicht, wie gut ich dir bin.
Ja, ja, ja!
Weißt nicht, wie gut ich dir bin.

So, ſo, wie ich dich liebe,
So, ſo liebe auch mich!
Die, die zärtlichſten Triebe
Fühle ich ewig für dich!
Ja, ja, ja!
Fühle ich ewig für dich!

Doch, doch darf ich dir trauen,
Dir, dir mit leichtem Sinn?
Du, du kannſt auf mich bauen,
Weißt nicht, wie gut ich dir bin.
Ja, ja, ja!
Weißt nicht, wie gut ich dir bin.

Und, und wenn in der Ferne
Dir, dir mein Bild erſcheint;
Dann, dann wünſch' ich ſo gerne,
Daß uns die Liebe vereint!
Ja, ja, ja!
Daß uns die Liebe vereint!

---

199. Unzugänglich.

Aus Schiking, dem älteſten chineſiſchen Liederbuche überſetzt von Rückert, S. 13.

Im Süderland auf einer Flur
Stehn Bäume ſchön von Zweigen;
Sie haben Zweig' am Gipfel nur,
Man kann hinan nicht ſteigen.

Am Ufer, das der Han beſpült,
Luſtwandeln ſchöne Frauen;
Es darf, wer Luſt nach ihnen fühlt,
Sich nicht an ſie getrauen.

Des Fluſſes Fluth iſt tief und breit,
Man kann hindurch nicht waten;
Ein Ufer iſt vom andern weit,
Die Fahrt iſt nicht zu rathen.

200. Nonnenklage.

Aus dem Chineſiſchen. Elliſſen's Thee- und Asphodelos-Blüthen, S. 22.

Zur erſten Stunde der Nacht erſcheint
In Fo's Pagode ein Mägdlein und weint,
In Händen weißperlenen Roſenkranz,
Das Auge voll perlenden Thränenglanz.
„O wehe mir Armen!
„Die ohne Erbarmen
„Die Welt verſtieß.
„In Frühlingsblüthe,
„Ach! nie erglühte
„Die Liebe mir ſüß!"
Gegen ihren Vater leiſe Klag' entſchlüpft dem Munde,
Ueber ihre Mutter ſeufzt ſie ſchwer aus Herzensgrunde:
„Ach! aus frohem Vaterhauſe
„Schleppten ſie mich her zur Klauſe.
„Muß zum Altar Morgens treten,
„Fo und Quan-In anzubeten.
„Aber kommt der Abend, ſend' ich
„Sehnſuchtsvoll den Wunſch in's Weite,
„Seh' mich träumend an der Seite
„Eines Gatten, hold, verſtändig." —

Und um die zweite Stunde der Nacht
Das Mägdlein noch jammernd und thränenvoll wacht.
Sie denkt an die Schweſtern, gattenbeglückt,
Mit Reizen und köſtlichen Kleidern geſchmückt.
„Ach, fremd dem Harme,
„Hält jede im Arme
„Ein ſüßes Kind,
„So lieblich ſchmeichelnd,
„Die Mutter ſtreichelnd —
„Wie ſelig ſie ſind!"
Steigen ihrer Freuden Bilder auf im öden Herzen,
Ach! ſo bricht es in der Fülle eig'ner, bitt'rer Schmerzen.
„Schwarze Haare auf dem Scheitel
„Kunſtvoll ordnend, reizend, eitel

„Sehn im Streben zu gefallen
„Sie ſich hochbeſtaunt von Allen.
„Friſch gepflückte Blumen prangen
„Auf dem Haupt, es leicht umkränzend,
„Von den Ohren ſieht man glänzend
„Goldne Ringe niederhangen.“

Und um die dritte Stunde noch ſinnt
Und ſeufzt das arme verſtoßene Kind.
Der Mond hat die Höhe des Laufs erreicht,
Sie ſieht, wie die Scheibe nach Weſten ſich neigt.
In heiligen Räumen
Erwacht ſie aus Träumen
Zu leiſem Gebet,
Sie wäſcht die Hände
Zur Weihrauchſpende
Den Göttern und fleht:
„O-Mi! Nan-Wu! Quan-Schi-In! Ihr hohen Himmelsgötter!
„Nan-Wu! Quan-Schi-In! O werdet eurer Magd Erretter!
„Schützend, helfend, huldvoll zeigt euch!
„Gnädig meinem Flehen neigt euch!
„In geliebten Gattenarmen
„Laßt mich wonnevoll erwarmen.
„Dankend weih' ich euch Kapellen,
„Bau' euch ſtattliche Pagoden,
„Will auf neugeweihten Boden
„Eure goldnen Bilder ſtellen.“

Und um die vierte Stunde der Nacht
Beſiegt ward das Mägdlein von Schlafes Macht.
Ihr nahet ein Schüler der Weiſen im Traum,
Er tritt in der Zelle beſchränkten Raum.
„Er herzet nach Luſt mich,
„Er zieht an die Bruſt mich,
„An's klopfende Herz,
„Auf's Lager ſich beugend,
„Sich über mich neigend
„Mit zärtlichem Scherz —“
„Horch! was klopft? — Der Sturmwind raſſelt an des Kloſters Pforte,
„Vor dem rauhen Schall zerſtoben ſüße Liebesworte.“

„Wiederhall des Klopfers draußen
„Hör' ich in der Seele brauſen.
„Wachend ſeh' ich mich betrogen;
„Goldne Bilder, ach! entflogen.
„Wie ich hin und her mich kehre
„Auf dem thränenfeuchten Bette,
„Sinn' ich, was das Herz errette
„Aus der jammervollen Leere."
Sie ſchläft von der fünften Stunde der Nacht,
Bis ſchimmernd im Oſten das Frühroth erwacht,
Bis Kin=Hi von Zweig zu Zweigen ſich ſchwingt,
Mit hellem Gezwitſcher den Morgen beſingt.
Sie betet, im Herzen
Gefoltert von Schmerzen,
Von bitterſter Qual.
Ach! Eines nur denkt ſie
Und ſehnſuchtsvoll lenkt ſie
Den Blick in das Thal.

Gegen ihren Vater leiſe Klag' entſchlüpft dem Munde,
Ueber ihre Mutter ſeufzt ſie tief aus Herzensgrunde.
„Nein! ſie durften's nicht erzwingen,
„Nicht zum öden Berg mich bringen,
„Nein, ſie durften's nimmer, nimmer!
„Eines nur verwirrt mich immer,
„Kann's nicht tragen, kann's nicht faſſen:
„Düſtere Prophetenworte
„Weihten mich dem grauſen Orte,
„Zwangen mich die Welt zu laſſen." —
„Wie ſchmauſen ſo köſtlich die Frauen der Welt,
„Was den Gaumen kitzelt, der Zunge gefällt!
„Ich Arme erquicke mit Reis mich kaum,
„Mit bitterem Thee nur benetz' ich den Gaum.
„Sie prunken in Seide,
„In prächtigem Kleide
„Von goldnem Brokat.
„Ich gehe, o Schande!
„In här'nem Gewande
„Mit faſernder Naht."

„Heute iſt des Kloſters Oberbonze nicht im Hauſe!
„Einen Gatten ſchnell zu ſuchen, flieh' ich aus der Klauſe.
„Nicht Verrath der guten Leute,
„Die mich ſehen, ſcheu' ich heute,
„Nicht die Feſſeln, die mich bannten.
„Einem holden, liebentbrannten
„Gatten will ich mich vereinen.
„Weichet Sorgen! Weichet Schmerzen!
„Ueber's Jahr am Mutterherzen
„Halt' ich einen ſüßen Kleinen.“
„Ein Jahr — zwei Jahre wohl nähre ich ihn,
„Dann wird mich ſein Händchen am Kleide ſchon ziehn;
„Dann läuft es, mein Söhnchen, dann ſpricht es auch ſchon,
„Es ruft ſeine Mutter mit lallendem Ton.
„Ich ſelber bewahre
„Ihn ſieben — acht Jahre,
„Dann ſchick' ich ihn fort,
„Daß ſorgſam die Weiſen
„Den Sohn unterweiſen
„Mit lehrendem Wort.“

„Recht gelehrt zu werden ſei er achtzehn Jahr' befliſſen;
„Aus dem Grund muß er die Sſe Schu und die Ging's dann wiſſen.
„In der Wiſſenſchaft Vertiefung
„Harrt er, daß des Reiches Prüfung
„Nach des Kaiſers Schluß beginne,
„Treuer Fleiß den Lohn gewinne.
„Wenn ihm unter den Doktoren
„Nicht der erſte Platz beſchieden,
„Iſt das Mutterherz zufrieden,
„Wird der dritte ihm erkoren.“
„Geſprengt kommt der Bote auf ſchäumendem Thier,
„Die Heimkehr des Sohnes verkündet er mir,
„Der grüßt erſt den Vater nach Ahnenbrauch,
„Dann grüßt er die Mutter, die liebende, auch.
„Wohlan denn, mein Hoffen,
„Biſt eingetroffen!
„Nun flecht' ich entzückt
„Die wallenden Haare,

„Daß Alles erfahre,
„Wie hoch ich beglückt!" —

Alſo hat das Mädchen leiſe zu ſich ſelbſt geſprochen
Und die läſt'ge Kette, eh' das Wort verhallt, zerbrochen.

Wie der Fiſch, im Garn gefangen,
Muthvoll ſeid'nem Netz entgangen,
Froh ſich regt auf freien Wogen,
Iſt ſie ihrer Haft entflogen.
Nur der Sehnſucht Stimme lauſchend,
Eilt vom Berge ſie geſchwinde,
Daß ſie den Erſehnten finde,
Lieb' um ſüße Liebe tauſchend.

201. Nonnenklage.

Aus der alten Limburger Chronik.

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich gemacht zur Nonne,
Und mir den ſchwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter.

Kein' ſchön're Freud' auf Erden iſt,
Als in das Kloſter zu ziehn.
Ich hab' mich drein ergeben,
Zu führen ein geiſtlich Leben;
O Liebe, was hab' ich gethan!
O Liebe ꝛc.

Des Morgens, wenn ich in die Kirche geh',
Muß ſingen die Meſſ' alleine;
Und wenn ich das Gloria patri ſing',
So liegt mir mein Liebchen immer im Sinn.
O Liebe, was hab' ich gethan!
O Liebe ꝛc.

Da kommt mein Vater und Mutter her,
Sie beten für ſich alleine;
Sie haben ſchöne Kleider an,
Ich aber muß in der Kutten ſtahn;
O Liebe, was hab' ich gethan!
O Liebe ꝛc.

Des Abends, wenn ich ſchlafen geh',
So find' ich mein Bettchen alleine;
So denk' ich denn, daß Gott erbarm!
Ach hätt' ich mein Liebchen in dem Arm!
O Liebe, was hab' ich gethan!
O Liebe ꝛc.

202. Arabiſches Liebeslied.

Aus der Hamaſa, von Rückert, II. 107.

Was iſt Lieb' als nur ein Seufzer
einem andern Seufzer nach,
Und ein Brand im Eingeweide,
den nie Kühlung unterbrach!

Ein Erguß der Thrän' im Auge,
Majja, wenn vor'm Aug' empor
Steigt ein Berg von deiner Gegend,
den ich nie bemerkt zuvor.

203. Die Fahrt zur Geliebten.

Lappländiſch, in Herder's Stimmen der Völker.

Sonne, wirf den helleſten Strahl auf den Orra-See!
Ich möchte ſteigen auf jeden Fichtengipfel,
Wüßt' ich nur, ich ſähe den Orra-See.

Ich ſtieg' auf ihn und blickte nach meiner Lieben,
Wo unter Blumen ſie itzo ſei.

Ich ſchnitt' ihm ab die Zweige, die jungen friſchen Zweige,
Alle Aeſtchen ſchnitt' ich ihm ab, die grünen Aeſtchen. —

Hätt' ich Flügel, zu dir zu fliegen, Krähenflügel,
Dem Laufe der Wolken folgt' ich, ziehend zum Orra-See.

Aber mir fehlen die Flügel, Entenflügel,
Füße, rudernde Füße der Gänſe, die hin mich trügen zu dir.

Lange genug haſt du gewartet, ſo viel Tage,
Deine ſchönſten Tage,
Mit deinen lieblichen Augen, mit deinem freundlichen Herzen.

Und wollteſt du mir auch weit entfliehn,
Ich holte dich ſchnell ein.

Was iſt ſtärker und feſter als Eiſenketten, als gewundene Flechten?
So flicht die Lieb' uns unſern Sinn um
Und ändert Will' und Gedanken.

Knabenwille iſt Windeswille,
Jünglings-Gedanken lange Gedanken.

Wollt' ich alle ſie hören, alle —
Ich irrte ab vom Wege, dem rechten Wege.

Einen Schluß hab' ich, dem will ich folgen,
So weiß ich, ich finde den rechten Weg.

204. Weg der Liebe.

Nach dem Engliſchen des Percy reliq. und d'Urfey's collect. in Herder's Stimmen der Völker.

Ueber die Berge,
Ueber die Wellen,
Unter den Gräbern,
Unter den Quellen,

Ich ſtieg' auf ihn und blickte nach meiner Lieben,
Wo unter Blumen ſie itzo ſei.

Ich ſchnitt' ihm ab die Zweige, die jungen friſchen Zweige,
Alle Aeſtchen ſchnitt' ich ihm ab, die grünen Aeſtchen. —

Hätt' ich Flügel, zu dir zu fliegen, Krähenflügel,
Dem Laufe der Wolken folgt' ich, ziehend zum Orra-See.

Aber mir fehlen die Flügel, Entenflügel,
Füße, rudernde Füße der Gänſe, die hin mich trügen zu dir.

Lange genug haſt du gewartet, ſo viel Tage,
Deine ſchönſten Tage,
Mit deinen lieblichen Augen, mit deinem freundlichen Herzen.

Und wollteſt du mir auch weit entfliehn,
Ich holte dich ſchnell ein.

Was iſt ſtärker und feſter als Eiſenketten, als gewundene Flechten?
So flicht die Lieb' uns unſern Sinn um
Und ändert Will' und Gedanken.

Knabenwille iſt Windeswille,
Jünglings-Gedanken lange Gedanken.

Wollt' ich alle ſie hören, alle —
Ich irrte ab vom Wege, dem rechten Wege.

Einen Schluß hab' ich, dem will ich folgen,
So weiß ich, ich finde den rechten Weg.

204. Weg der Liebe.

Nach dem Engliſchen des Percy reliq. und d'Urfey's collect. in Herder's Stimmen der Völker.

Ueber die Berge,
Ueber die Wellen,
Unter den Gräbern,
Unter den Quellen,

Ueber die Fluthen und Seen,
In der Abgründe Steg,
Ueber Felſen, über Höhen
Find't Liebe den Weg!

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feu'rwurm nicht liegt,
In Höhlen und Spalten,
Wo die Fliege nicht kriecht,
Wo Mücken nicht fliegen
Und ſchlüpfen hinweg,
Kommt Liebe, ſie wird ſiegen
Und finden den Weg!

Sprecht, Amor ſei nimmer
Zu fürchten, das Kind!
Lacht über ihn immer,
Als Flüchtling, als blind,
Und ſchließt ihn durch Riegel
Vom Taglicht hinweg;
Durch Schlöſſer und Siegel
Find't Liebe den Weg!

Wenn Phönix und Adler
Sich unter euch beugt,
Wenn Drache, wenn Tiger
Gefällig ſich neigt,
Die Löwin läßt kriechen
Den Raub ſich hinweg;
Kommt Liebe, ſie wird ſiegen
Und finden den Weg.

Den gordiſchen Knoten,
Den Liebe ſich band,
Kann brechen, kann löſen
Ihn ſterbliche Hand?
Was müht ihr, was ſinnet
Ihr liſtigen Zweck?
Durch was ihr beginnet,
Find't Liebe den Weg.

Und wär' er verriegelt,
Und wär' er verkannt,
Sein Name verſiegelt
Und nimmer genannt;
Mitleidige Winde,
Ihr ſchlüpftet zu mir,
Und brächtet mir Zeitung
Und brächtet ihn mir.

Wärſt fern über Bergen
Wärſt weit über'm Meer:
Ich wandert' durch Berge,
Ich ſchwämme durch's Meer;
Wärſt, Liebchen, ein' Schwalbe
Und ſchlüpfteſt am Bach,
Ich, Liebchen, wär' Schwalbe
Und ſchlüpfte dir nach.

205. Nach Sevilla.

Spaniſches Volksliedchen.

Nach Sevilla, nach Sevilla —
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen ſtehen, —
Aus den Fenſtern reiche Leute,
Schön geputzte Frauen ſehen;
:,: Dahin ſehnt mein Herz ſich nicht. :,:

In Sevilla, in Sevilla —
Wo die letzten Häuſer ſtehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus den Fenſtern ſehen,
Ihre Blumen zu begießen;
:,: Dahin ſehnt mein Herz ſich ſehr. :,:

In Sevilla, in Sevilla —
Weiß ich wo ein reines Stübchen,
Helle Küche, ſtille Kammer,
In dem Hauſe wohnt mein Liebchen,
An dem Pförtchen glänzt ein Hammer;
:,: Klopf' ich, — macht die Jungfrau auf. :,:

206. Wenn ich ein Vöglein wär'.

Herder, Stimmen der Völker.

Wenn ich ein Vöglein wär',
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir;
Weil's aber nicht kann ſein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu',
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht,
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

207. Vergiß mein nicht.

Thüringiſches Volksliedchen in Walter's Volksliedern, S. 274.

Blau iſt das Blümelein,
Heißet Vergiß nicht mein,
Leg' es an's Herze dein
Und denk' an mich.

Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Sind wir an Liebe reich,
Denn die ſtirbt nie bei mir,
Das glaube mir.

Wär' ich ein Vögelein,
Würd' ich bald bei dir ſein,
Fürcht' Falk und Habicht nicht,
Flög' raſch zu dir.

Schöſſ' mich ein Jäger todt,
Sänk' ich in deinen Schooß,
Sähſt du mich freundlich an,
Gern ſtürb' ich dann.

208. Volksliedchen aus dem Kuhländchen.

Mitgetheilt von Meinert.

Wenn ich ein Waldvöglein wär',
Wollt' ich fliegen über Meer,
Schönſter Tauſendſchatz, zu dir!
Aber du biſt gar weit von mir,
Und ich von dir!

Schönſter Schatz, das weißt du wohl,
Daß ich dich nicht lieben ſoll,
Weil es alle Leut' verdrießt;
Weil es alle Leut' verdrießt,
Drum lieb' ich dich.

Unten in dem Gärtelein
Wächſt ein ſchönes Blümelein,
Blümelein Vergiß nicht mein;
Ich vergeſſe nimmer dein,
Vergiß nicht mein!

209. Die Wäſcherin.

Mutzl, Blumenleſe aus ſpaniſchen Dichtern, 1830. S. 82.

Aufgeſtanden war ich, Mutter,
Früh am Sanct Johannismorgen,
Sah ein Mädchen einſam ſtehen
Unten an dem Meeresſtrand.

Ganz allein wuſch ſie und trocken
Wand allein ſie ihre Linnen,
Hing ſie auf am Roſenſtrauche,
Und indem die Tücher trocknen,
Hob die Kleine an ihr Lied:

„Wo weilt meine Liebe, wo?
Und wohin ihn ſuchen geh' ich?“

Auf und ab am weiten Meere
Ging die Kleine lieblich ſingend,
Goldnen Kamm in ihren Händen,
Für das goldne, weiche Haar.

„Schiffer, kommeſt aus der Ferne,
Sage mir — und ſchiffe glücklich! —
Saheſt du nicht meine Liebe,
Sahſt du nicht ihn wandeln dort?“

210. Unwiderſtehlich.

Volkslieder der Polen, 1833. S. 36.

Ach, ich kann nicht eſſen, ſchlafen,
Und nicht fröhlich ſcheinen!
Giebt es keinen Gott im Himmel
Und kein Mitleid bei den Menſchen?
Er iſt arm, ſagt mir die Mutter,
Und ihn lieben ſollſt du nicht.
Doch ich liebe, denn die Scheunen
Sind für mich kein Glück.

Neulich ſprach der alte Nachbar
Heimlich mit der Mutter;
Doch ich weiß ſchon was ſie ſprachen,
Denn der Alte brummte. —

Durch die Wieſe fließt das Bächlein,
Menſchen möchten's halten:
Doch es reißt die Dämme nieder
Und fließt weiter fort.
Und dem Herzen wollen Menſchen
Liebe nicht vergönnen?
Aber Herz und Bach zu halten,
Ach, die Welt vermag es nicht!

211. Macaſſariſches Liebeslied.

Aus Talvj, Volkslieder S. 73.

Laß nur die Welt dich tadeln, ich liebe dennoch dich!
Erſcheinen einſt zwei Sonnen am Himmel auf einmal,
Nur dann ſtirbt meine Liebe! Sink' in die Erde du,
Durch Feuer geh', ich folge, wohin du immer gehſt!
Ich liebe dich, du liebſt mich, doch trennt uns das Geſchick.
Mög' uns nur Gott vereinen, ſonſt bringt mir Lieb' Verderben!
Der Augenblick ſcheint ſel'ger, wo ich dich, Liebſte, treffe,
Als wenn ich die Gefilde der Seligkeit beträte!
Sei zornig, ſtoß' mich von dir, nicht ändert ſich mein Herz!
Dein Bild nur ſieht mein Auge im Wachen wie im Schlaf.

Nur Träume, ja nur Träume ſind meiner Liebe günſtig!
In Träumen ſteh' ich vor dir in Zwiegeſpräch mit dir!
Und daß es, wenn ich ſterbe, nur ja nicht heiß': ich ſei
Geſtorben wie ein Andrer, nein, nur aus Lieb' zu dir!
Was wär' wohl zu vergleichen den ſüßen Traumgebilden,
Die meine Liebe malen ſo friſch vor mein Gemüth?
Trenn' mich vom Vaterlande, weit, weit entfernt von dir,
Mein Herz iſt immer mit dir, das trennt ſich nie von dir.
Wie oft im Schlafe find' ich mich wandernd hin und her,
Dich ſuch' ich, dich, und hoffe, ich finde endlich dich!

212. Aennchen von Tharau.

Von Simon Dach.

Aennchen von Tharau iſt die mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet, in Lieb' und in Schmerz;
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut! —
Du, meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu ſchlahn,
Wir ſind geſinnet, bei einander zu ſtahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unſrer Liebe Verknotigung ſein.
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'! —
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum!

Recht als ein Palmenbaum über ſich ſteigt,
Hat ihn erſt Regen und Sturmwind gebeugt;
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß,
Nach manchen Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut! —
Du, meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!

Würdeſt du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt da, wo man die Sonne kaum kennt;
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer!
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'! —
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum!

213. Der Wunſch.

Von Salis.

Wann, o Schickſal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunſch gewährt:
Nur ein Hüttchen, ſtill und ländlich;
Nur ein kleiner eigner Herd;

Und ein Freund, bewährt und weiſe,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh'!
Ach und ſie! das ſeufz' ich leiſe,
Zur Gefährtin ſie dazu.

Wenn ich noch ein Gärtchen hätte,
Bauten wir's mit eigner Hand.
Statt geſchorener Boskette
Und der Hagebuchenwand
Dämmert' uns ein Dach von Latten,
Dicht mit Rebengrün bedeckt,
Tief in Silbertannen-Schatten
Vor des Neides Blick verſteckt.

Statt Kanäl' und Gartenteiche,
Nur ein Röhrenbrunnen-Trog!
Statt Alleen und Taxusſträuche
Früchte, die ich ſelbſt erzog;
Durch ein Gatter, nur von Pfählen,
Durch den Vorhof, eng und klein,
Eilt' ich, ſtatt nach Marmorſälen,
In ihr trautes Kämmerlein.

Bei des heitern Morgens Friſche
Hörten wir im Buchenhain,
Dort am Waſſer im Gebüſche,
Nachtigallen-Melodei'n.
Auch begänne ſie Geſänge,
Wäre Philomel' entflohn,
Und in meine Seele dränge
Tiefer noch ihr ſüßer Ton.

Unter'm Strauch voll Hageroſen,
Auf dem rothbeblümten Klee,
Könnten wir ſo traulich koſen,
Wie auf ſeid'nem Kanapee.
In dem Duft entblühter Bohnen,
Unter Pappeln, hoch und ſchlank,
Bauten wir, trotz goldnen Thronen,
Eine kleine Bretterbank.

Beeren, die ihr Finger drückte,
Honig, der der Wab' entfloß,
Kräuter, die vom Beet ſie pflückte,
Milch, die ſie in Schalen goß:
Ha! bei ſolchem Göttermahle
Säßen wir, wie froh, wie ſtolz!
Wär' auch Löffel, Kelch und Schale
Nur aus weißem Buchenholz.

Mit den holden Dörferinnen,
Nach der Weidenpfeife Schall,
Einen Maientanz beginnen,
Gilt uns mehr als Maskenball.
Lieber, als der Prunk der Bühnen
Dem verwöhnten Städterſchwarm,
Wär' ein Pfänderſpiel im Grünen
Mir an meines Mädchens Arm.

In geſtirnten Sommernächten,
Wann der Mond die Schatten hellt,
Wallte ſie an meiner Rechten
Durch das thaubeträufte Feld.
Oft zum milden Abendſterne
Hüb' ich den entzückten Blick;
Oefter ſenkt' ich ihn, wie gerne!
Auf ihr blaues Aug' zurück.

Vieles wünſcht' ich ſonſt vergebens!
Jetzo nur zum letzten Mal
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedensthal,
Edle Muß' in eigner Wohnung,
Und ein Weib voll Zärtlichkeit,
Das, der Treue zur Belohnung,
Auf mein Grab ein Veilchen ſtreut!

B. Liebeswerbung und Lockung.

214. Serbiſche Mädchenſitte.

Volkslieder der Serben, von Talvj. I. 3.

Schön Militza hat gar lange Brauen,
Sie bedecken ihr die rothen Wänglein,
Rothen Wänglein und das weiße Antlitz.
Habe ſie geſehn drei lange Jahre,
Konnt' ihr nicht in's ſchöne Auge ſchauen,
Nicht in's Auge, noch in's weiße Antlitz.
Da zum Ringeltanze lud ich Mädchen,
Lud zum Tanz Militzen auch, die Jungfrau,
Ob ich nicht in's Aug' ihr ſchauen könne? —
Als ſie Ringeltänz' im Graſe tanzten,
War es heiter — plötzlich überzog ſich's,
Daß der Blitz erglänzte durch die Wolken,
Und die Mädchen all' gen Himmel ſchauten.
Nur Militza that es nicht, die Jungfrau,
Sah in's grüne Gras, ſo wie ſie pflegte.
Flüſternd redeten die andern Mädchen:
„O Militza! Freundin und Geſpielin!
Biſt du überklug? wie? oder albern?
Daß du ſtets das grüne Gras beſieheſt,
Nicht mit uns auf nach den Wolken blickeſt,
Nach den Wolken, die der Blitz durchſchlängelt?“
Ihnen drauf erwiederte Militza:
„Weder bin ich überklug noch albern;
Auch die Wila nicht, die Wolken ſammelt,
Bin ein Mädchen, darum ſeh' ich vor mich.“

215. Der Krüppel.

Neugriechiſche Anthologie von Th. Kind, S. 61.

Dort an dem weißen Marmorſtein
Ein Burſche ſpällte Stein' entzwei
Mit ſeinem Einen Arme.
Ein blondes Mädchen ging vorbei
Und fragt ihn, freundlich grüßend:
Sag', was du haſt, mein lieber Burſch,
Und ſpällſt mit Einem Arme? —
Ein blondes Mädchen küßt' ich einſt,
Da hieben ſie mir 'n Arm ab;
Doch noch Ein Mal wohl küßt' ich ſie,
Und koſtet's auch den andern,
Und ſagten ſie zur Mutter auch:
Dein Sohn, der arme Krüppel.

216. Der Tauſch der Herzen.

Römiſches Liedchen in den Agrumi von Kopiſch, S. 265.

Laß, Schöne, dich zu holdem Tauſch bewegen!
Gieb mir dein Herz und nimm dafür das meine,
Dein Herz wird meines liebevoller pflegen,
So wie das meine wiederum das deine.
Wie ſüß iſt es, in ſtillen Herzensſchlägen
Die Wünſche zu verſtehen, dein' und meine!
Wenn beide Herzen ſich in einem regen,
Begehrt, was meins begehret, auch das deine!
Laß, Schöne, dich zu holdem Tauſch bewegen,
Gieb mir dein Herz und nimm dafür das meine!

217. Das verlorene Herz.

Neapolitaniſches Liedchen, in den Agrumi von Kopiſch, S. 107.

Ich ging einmal ſpazieren
Am Meeresſtrande:
Ach, da verlor mein Herz ich
Im tiefen Sande.

Da fragt' ich an dem Strande
Die Schiffer alle:
Daß du es trügſt im Buſen,
Sagten mir alle.

Nun komm' ich dich zu bitten,
Bei Lieb' und Treue.
Ich ohne Herz, du aber
Haſt deren zweie!

Und weißt du, was du thun kannſt,
Du liebe Kleine,
Behalt' dir meines, ſchenke
Du mir das deine.

218. Nina.

Venetianiſches Liedchen, in den Agrumi von Kopiſch, S. 25.

Nina, o ſag' nicht nein!
Dem, der dich liebt, o Kindchen,
Schenk' mir ein Viertelſtündchen:
Dann bleib' ich ewig dein!
Sei Herzchen nicht ſo ſpröde!
Komm etwas in die Nähe!
Wie gern ich Kind dich ſehe,
Sagt nicht die Lippe mein!
Drum dem, der ſo dich liebet,
Nina, Nina, Nina,
Nina, dem ſag' nicht: nein!

Zwar ſeh' ich Narrethein —
Dich Schelmin mit mir treiben,
Doch wirſt mein Schatz du bleiben,
Doch lieb' ich dich allein!
Nur da ſo ſchmachten müſſen,
Und ſtehn mit trocknem Munde,
Zu keiner Zeit und Stunde
Ertrag' ich dieſe Pein!
Drum dem, der ſo dich liebet,
Nina, Nina, Nina,
Nina, dem ſag' nicht: nein!

219. Das Liebeslied Heinrichs IV.

an die ſchöne Gabriele d'Eſtrées, überſetzt von Louiſe von Ploennies.

Reizende Gabriele!
Ob wund von Liebespfeilen,
Folg' ich des Mars Befehle,
Zur Kriegesfahn' zu eilen.
O bittres Trennungsbeben!
O Tag voll Schmerz!
Gieb Liebe oder Leben
Doch auf, mein Herz!

Dich ſchönen Stern zu meiden,
Gedanke voller Weh'n!
Erinn'rung mehrt mein Leiden —
Tod — oder Wiederſehn!
O bittres Trennungsbeben!
O Tag voll Schmerz!
Gieb Liebe oder Leben
Doch auf, mein Herz!

Komm, theile meine Krone,
Den Preis der Tapferkeit,
Den mir geweiht Bellone,
Den dir mein Herze weiht.

O bittres Trennungsbeben!
O Tag voll Schmerz!
Gieb Liebe oder Leben
Doch auf, mein Herz!

Trompeten, Pfeifen alle,
Ich will, daß immerfort
Ihr ruft dem Wiederhalle
Das ſüße Trauerwort:
O bittres Trennungsbeben!
O Tag voll Schmerz!
Gieb Liebe oder Leben
Doch auf, mein Herz!

220. Das Hünchen.

Franzöſiſches Volksliedchen, bei Strobel I. 122.

Komme her, du kleines Schäfchen,
komme, daß ich dich liebkoſe:
wäreſt du ein art'ger Hirte,
wollte ich dein Liebchen werden;
Siehe! meiner großen Schweſter
giebt man oft den Namen: Hünchen!
und darum, wie ſchmerzt es mich,
daß ich immer noch zu klein bin!

Hinter einem Buſch verborgen,
kam auf einmal zu dem Mädchen
gar ein ſchmucker Burſch hervor;
der zu ihr ſprach: Liebes Hünchen!
Hoch verwundert ob der Sache,
blieb ſie ganz verſtöbert ſtehen,
da ſie ſah, daß, obſchon Kind noch,
ſie zum Lieben nicht zu klein ſei.

221. Minnelied

des Walther von der Vogelweide, aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, in das Neudeutſche übertragen von Simrock.

„Nehmt, Herrin, dieſen Kranz!"
ſo hatt' ich jüngſt zu einer holden Maid geſagt:
„dann zieret ihr den Tanz
durch eure Blumen, die ihr auf dem Scheitel tragt.
Hätt' ich viel Gold und Edelſteine,
die ſchmückten euer Haupt,
ſo ihr dem Worte glaubt.
Seht, wie ich's treu und redlich meine."

Sie nahm, was ich ihr bot,
gleich einem Kind, das eine Gabe hat beglückt.
Ihr Antlitz wurde roth,
ſo wie die Roſe aus den Lilien purpurn blickt.
Verſchämt, den lichten Blick zu zeigen,
verneigte ſie ſich hold.
Das war mein Minneſold:
erlang' ich mehr von ihr, wohl werde ich's verſchweigen.

Mir iſt von ihr geſchehen
ſo Holdes, daß ich muß den Sommer allen Maiden
feſt in die Augen ſehen:
find' ich die Meine wieder, fort ſind alle Leiden.
Iſt ſie vielleicht bei dieſem Tanze?
Ihr Frauen, habt die Güte,
rückt etwas auf die Hüte:
ſäh' ich ſie wieder unterm Kranze!

222. Heideröslein.

Uhland, Volkslieder, Nr. 56.

Sie gleicht wol einem roſenſtock,
drumb gliebt ſie mir im herzen,
ſie tregt auch einen roten rock,
kan züchtig, freundlich ſcherzen,

ſie blüet wie ein röſelein,
die bäcklein wie das mündelein;
liebſtu mich,   ſo lieb ich dich,
röslein auf der heiden!

Der die röslein wirt brechen ab,
röslein auf der heiden,
das wirt wol tun ein junger knab,
züchtig, fein beſcheiden,
ſo ſten die ſteglein auch allein,
der lieb gott weiß wol wen ich mein:
ſie iſt ſo grecht   von gutem gſchlecht
von eren hoch geboren.

Wann mich das mägdlein nit mer will,
röslein auf der heiden,
ſo will ich weichen in der ſtill
und mich von ir tun ſcheiden,
ſo will ich ſie auch faren lan
und will ein anders nemen an,
ein ſchöns, ein jungs,   ein reichs, ein frums,
röslein auf der heiden.

Das röslein das mir werden muß,
röslein auf der heiden,
das hat mir tretten auf den fuß
und gſchach mir doch nicht leide;
ſie gliebet mir im Herzen wol,
in eren ich ſie lieben ſol,
beſchert gott glück,   gets nicht zurück
röslein auf der heiden.

Behüt dich gott, mein herzigs herz,
röslein auf der heiden!
es iſt fürwar mit mir kein ſcherz,
ich kan nicht langer beiten.
du komſt mir nicht auß meinem ſinn
dieweil ich hab das leben inn;
gedenk an mich   wie ich an dich,
röslein auf der heiden!

Beut mir her deinen roten mund,
röslein auf der heiden,
ein kuß gib mir auß herzengrund
ſo ſtet mein herz in freuden!
behüt dich gott zu ieder zeit,
all ſtund und wie es ſich begeit;
küß du mich, ſo küß ich dich,
röslein auf der heiden!

Wer iſt der uns diß liedlein macht
röslein auf der heiden?
das hat getan ein junger hacht
als er von ir wolt ſcheiden;
zu tauſent hundert guter nacht
hat er das liedlein wol gemacht;
behüt ſie gott en allen ſpott
röslein auf der heiden!

223. Werbung.

Tſchiſchka, öſterreichiſche Volkslieder, S. 126.

Z'nächſt bin ich halt gangen
Ueber's Bergel in'n Wald,
Daſelbſt g'freut's mich zu wohnen,
Weil's Dudeln ſchön hallt.

Weil's Dudeln ſchön hallt
Im ſtockfinſtern Wald,
Und ein Dirndel dort graſet,
Die mir gar ſo gefallt.

Die mir gar ſo gefallt,
Wie keine auf der Hald,
Und ſchön ſchwarzaugig iſt,
Und nicht z'jung und nicht z'alt.

Und nicht z'jung und nicht z'alt,
Von wunderſchöner Geſtalt,
Ich geh nimmer heraus,
Wenn mich's Dirndel möcht vom Wald.

Und Dirndel vom Wald,
Geh, ſei nicht ſo kalt,
Nimm dich zuſammen und ſag mir's bald,
Ob meine Lieb dir nicht g'fallt?

224. Das Veilchen.

Beliebtes Volksliedchen, aus dem Wunderhorn, I. 339.

Knabe.

Blühe, liebes Veilchen,
Das ſo lieblich roch,
Blühe noch ein Weilchen,
Werde ſchöner noch,
Weißt du, was ich denke,
Liebchen zum Geſchenke
Pflück' ich Veilchen dich,
Veilchen, freue dich.

Veilchen.

Brich mich ſtilles Veilchen,
Bin die Liebſte dein,
Und in einem Weilchen
Werd' ich ſchöner ſein!
Weißt du, was ich denke,
Wenn ich duftend ſchwenke
Meinen Duft um dich:
Knabe, liebe mich!

225. Das Veilchen.

Von Goethe.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.

Da kam eine junge Schäferin,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher, daher,
Die Wieſe her und ſang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es ſang und ſtarb und freut' ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch.

---

226. Die Spinnerin.

Volkslieder von Erk, II, Nr. 72.

Ich ſaß und ſpann vor meiner Thür,
Da kam ein junger Mann gegangen;
Sein blaues Auge lachte mir,
Und röther glühten meine Wangen.
Ich ſah vom Rocken auf und ſann,
Und ſaß verſchämt, und ſpann und ſpann.

Gar freundlich bot er guten Tag
Und trat mit holder Scheu mir näher.
Mir ward ſo angſt, der Faden brach;
Das Herz im Buſen ſchlug mir höher:
Betroffen knüpft' ich wieder an,
Und ſaß verſchämt, und ſpann und ſpann.

Liebkoſend drückt' er mir die Hand
Und ſchwur, daß keine Hand ihr gleiche,
Die ſchönſte nicht im ganzen Land
An Lieblichkeit und Rund' und Weiche.
Wie ſehr dies Lob mein Herz gewann:
Ich ſaß verſchämt, und ſpann und ſpann.

Er lehnt' an meinen Stuhl den Arm
Und rühmte ſehr das feine Fädchen.
Sein naher Mund ſo roth und warm,
Wie zärtlich haucht' er: Süßes Mädchen!
Wie blickte mich ſein Auge an!
Ich ſaß verſchämt, und ſpann und ſpann.

Indeß an meiner Wange her
Sein ſchönes Angeſicht ſich bückte,
Begegnet' ihm von ungefähr
Mein Haupt, das ſanft im Spinnen nickte;
Da küßte mich der ſchöne Mann:
Ich ſaß verſchämt, und ſpann und ſpann.

Mit großem Ernſt verwies ich's ihm:
Doch ward er kühner ſtets und freier,
Umarmte mich voll Ungeſtüm
Und küßte mich ſo roth wie Feuer.
O ſagt mir, Schweſtern! ſagt mir an:
War's möglich, daß ich weiter ſpann?

227. Sehnſucht.

Von Schiller.

An der Quelle ſaß der Knabe,
Blumen band er ſich zum Kranz,
Und er ſah ſie fortgeriſſen,
Treiben in der Wellen Tanz.
Ach, ſo fliehen meine Tage
Wie die Quelle raſtlos hin,
Und ſo ſchwindet meine Jugend,
Wie die Kränze ſchnell verblühn.

Fraget nicht, warum ich traure
In des Lebens Blüthenzeit!
Alles freuet ſich und hoffet,
Wenn der Frühling ſich erneut;
Aber dieſe tauſend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Buſen
Mir den ſchweren Kummer nur.

Was ſoll mir die Freude frommen,
Die der ſchöne Lenz mir beut?
Eine nur iſt's, die ich ſuche;
Sie iſt nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild;
Ach! ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungeſtillt.

Komm herab, du holde Schöne,
Und verlaß dein ſtolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schooß.
Horch, der Hain erſchallt von Liedern
Und die Quelle rieſelt klar;
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

228. Lockung.

Gedicht von Ludwig Tieck, 1841, S. 83.

Geliebter, wo zaudert
Dein irrender Fuß?
Die Nachtigall plaudert
Von Sehnſucht und Kuß.

Es flüſtern die Bäume
Im goldenen Schein,
Es ſchlüpfen mir Träume
Zum Fenſter herein.

Ach! kennſt du das Schmachten
Der klopfenden Bruſt?
Dies Sinnen und Trachten
Voll Qual und voll Luſt?

Beflügle die Eile
Und rette mich dir,
Bei nächtlicher Weile
Entfliehn wir von hier.

Die Segel, ſie ſchwellen,
Die Furcht iſt nur Tand:
Dort, jenſeit der Wellen,
Iſt väterlich Land.

Die Heimath entfliehet, —
So fahre ſie hin!
Die Liebe, ſie ziehet
Gewaltig den Sinn.

Horch! wollüſtig klingen
Die Wellen im Meer,
Sie hüpfen und ſpringen
Muthwillig einher.

Und ſollten ſie klagen?
Sie rufen nach dir!
Sie wiſſen, ſie tragen
Die Liebe von hier.

---

229. Das puritaniſche Brautpaar.

Engliſches Scherzlied, in Talvj Volksliedern, S. 584.

Du ſchwurſt bei deinem Gott, Jeanie,
Bei dem weißen Händchen dein,
Bei den Sternen allen im Himmelszelt,
Du wollteſt bleiben mein!

Und ich ſchwur bei meinem Gott, Jeanie,
Und bei dem Herzen dein,
Bei den Sternen reich am Himmelszelt,
Du ſollteſt werden mein!

Fluch treffe die Hand, die da löſt ſolch' Band,
Und das Herz, das uns möcht' entzwei'n,
Aber keine Hand ſoll löſen das Band,
Als Gottes Finger allein.
Ob niedrig auch mein Hüttchen iſt,
Und mein Kleid weder zierlich noch fein,
Ich hülle in den Mantel der Liebe mich
So reich in den Armen dein!

Ihr weißer Arm wär' ein Kiſſen für mich,
Weich wie das weichſte Vließ;
Ihre Flügel über uns Liebe ſchwingt,
Da ſchlaf' ich feſt und ſüß.
Maid meiner Liebe, komm her zu mir,
Komm her und knie bei mir,
Der Morgen iſt voll von Gottes Sein,
Und ich kann nur beten mit dir!

Der Morgenwind ſpielt mit den Blüthen ſo lind,
Die Vögel ſingen ſo traut!
Der alte Herr lehnt an dem Gartenzaun,
Die gute ehrliche Haut!
Wir nehmen die Bibel, wenn er kommt heim,
Dann ſingen die Pſalmen wir,
Du ſprichſt von mir zu deinem Gott,
Und ich, ich ſpreche zu dir!

230. Mennoniſtenliebe.

Holländiſches Scherzlied, in Wolffs altholländiſchen Volksliedern, S. 72.

Ich freite einſtmals auch ein Mennoniſtenfüßchen,
Die ich gar löblich grüßt' mit einem feinen Küßchen;
Doch Alles war umſonſt, ſie ſprach: „Bei Ja und Nein,
Es kränket meine Ehr', ich bitt' Euch, laßt das ſein.

Es iſt den Schweſtern nicht geſtattet zu verkehren,
Als mit dem feinſten Volk, mit Brüdern unſrer Lehren.“
Ich klagte meine Glut, ich ſchildert' meinen Schmerz,
Ich ſchwur, die Liebe ſei gegraben mir in's Herz.

Doch ob ich's that, ob nicht, nichts konnte ſie bewegen,
Ich fragte, ob ſie wüßt' ein bibliſch Wort dagegen?
Und darmit trieb ſie mich, ſo wie der Wind die Flaumen,
Ich wußte nichts davon, ſie hatt' es auf den Daumen.

Moſes hatt' ſie im Kopf, den David wie gebeten,
Sie hatt' in ihrem Hirn ein Kloſter für Propheten,
Und die Apoſtelſchaar, die wohnt' in ihrem Leib;
Ich dacht': Sanct Velten ſpielt mit dem gelehrten Weib.

Was ſie an mir erblickt', nichts ſchien ihr zu behagen,
Bald war mein Haar zu lang, bald allzuweit mein Kragen;
Manſchetten viel zu groß, die Stärke viel zu blau,
Die Hoſen gar zu weit, das Wamms paßt zu genau.

Ein jeglich Band zu lang, gar auf den Schuhen Schnallen,
Kurzum, zu weltlich war's, es konnt' ihr nicht gefallen;
„Nun, guten Abend denn,“ ſprach ich, und ſie nach Brauch:
„„Im Namen Gottes geht,““ — „habt ſeinen Frieden auch.“

Es war nicht lang' nachher, da kam ich zu ihr wieder,
Verändert ganz und gar; die Augen ſchlug ich nieder;
Mein Mantel war ganz ſchlecht, verſchnitten auch mein Haar,
Mein Kragen ſtark geſteift, ganz weiß und ſimpel war.

Auf meinen Kleidern ſaß kein Schnürchen kraus und rund,
Kein einzig weltlich Wort ging mir aus meinem Mund.
„Friede ſei dieſem Haus,“ ſo ſprach ich, und ich ſah
Sie an, als läg' vor mir der Himmel offen da,

Mit gar zu frommem Blick; ich nannte ſie nur Schweſter,
Da that ſie denn, als wär' ich aller Menſchen beſter.
Ich las ihr auf der Stelle ein fromm Capitel vor
Und ſprach ihr auch von nichts als Gottesdienſt in's Ohr.

So ward mir ihre Gunſt, ſie dünkte ſich weit freier
Und ich ward mit der Zeit viel kecker als ein Freier,
Nahm einſt ſie in den Arm und ſprach: „Bei Ja und Nein!
Ich will es thun!“ und drauf küßt’ ich ſie ſüß und fein.

Sie that, als zürne ſie, und ſagte: „Laß das ſein;
Vor böſer Menſchen Blick vermeide ſelbſt den Schein.“
Ich ſchwur ihr, daß ich ſie ganz heimlich ja geküßt,
Und ſprach: „„Stumm, wie das Grab, wahrhaftig, daß Ihr’s wißt.““

Ich löſchte ſchnell das Licht. „O,“ hub ſie an zu ſprechen,
„Schwört nicht; doch thut es, denn Ihr ſollt den Schwur nicht brechen.“
Da ſucht’ ich denn ſogleich im Dunkeln hin und wieder
Nach einem Sitz und zog ſie leiſe zu mir nieder.

Ich ſprach: „„Fürwahr, mein Kind, nun wollen wir uns letzen
Und bei der Finſterniß im Stillen uns ergötzen.““
„Schwörſt du fürwahr,“ ſprach ſie, „in deinem böſen Wahn,
O hätteſt du nur nicht den ſchweren Eid gethan.

Ich wär’ um alle Welt nicht her zu dir gekommen,
Die Keckheit wird dir nun nicht übel aufgenommen.“
„„Du kommſt zu mir?““ ſprach ich. Sie ſagt’: „Es thut mir leid,
Doch kommen muß ich wohl, du brichſt ſonſt deinen Eid.“

C. Brautlieder.

231. Die Königsbraut.

Aus Schiking, der älteſten chineſiſchen Liederſammlung, überſetzt von Rückert, S. 71.

Die erhabne Braut iſt eines Königs Kind,
Und ein König, den ſie Bruder grüßet;
Königinnen ihre beiden Schweſtern ſind,
Und ein König iſt es, der ſie küſſet.

Herrlich als ein Baum in ſeidnem Laubgewand
Schwillt ihr Wuchs und ſchwellet das Gemüthe;
Und ein fünfgetheilter Zweig iſt jede Hand,
Farb'ge Nägel ſind daran die Blüthe.

Ihrer Wangen Haut iſt ein geronnener
Rahm, der Jeden reizet, der ihn ſiehet;
Ihres Mundes Lächeln ein begonnener
Frühlingstag, der ſich mit Duft umziehet.

Dunkle Schmetterlinge ſind die Augenbrau'n,
Und die Zähne feuchte Kürbiskerne;
Doch im bläulich weißen Himmel dunkelbraun
Leuchten wunderbar die Augenſterne.

Roſſe vor dem Wagen heben ihr Genick
Stolz empor, die Königsbraut zu tragen.
In ihr Reich ein fährt ſie, und mit einem Blick
Hat ſie ganz in Feſſeln es geſchlagen.

232. Altgriechiſches Hochzeitlied.

Aus Brunks Analectis S. 116, in Herders Stimmen der Völker.

Königin der Götter, Liebe!
Und du Luſt, der Menſchen Stärke,
Und des Lebens Wächter, Hymen!
Euch beſingen dieſe Töne,
Euch beſingen meine Lieder,
Hymen und die Lieb' und Wolluſt.

Jüngling, ſiehe, ſieh dein Mädchen!
Locke ſie, daß ſie nicht fliehe,
Wie ein fortgeſcheuchtes Rebhuhn.
Freund Cythereus, o Stratokles,
O Stratokles, Freund Myrillens,
Schaue, ſchaue an dein Weibchen:
Wie ſie ſchön iſt! wie ſie glänzet!
Königin von allen Blumen
Iſt die Roſe und Myrilla
Königin von allen Mädchen.
Wie die Sonne glänzt dein Brautbett,
Lauter Myrthe blüht dein Garten.

---

233. Die Raute.

Volkslieder der Polen, 1833, S. 10.

Unſers Nachbars ſchönes Hannchen
Hatte einen böſen Traum,
Und ſie fand am frühen Morgen
In dem Gärtchen vor dem Fenſter
Die Raute zertreten.

Raute, Raute, grüne Raute,
Wer hat dich zertreten?
Pflanzte dich zum Hochzeittage,
Sahe nach dir jeden Morgen
Wie nach meinen Augen.

Ach, wüßt' ich doch, armes Mädchen,
Wer die Raute mir zertrat;
Fluchen würd' ich ihm drei Tage,
Denn mein Glück wird nun auch ſterben,
Da du nicht mehr biſt.

Und ein Vöglein von dem Zaune
Sprach nun zu dem Mädchen:
Wüßteſt du, ach! wer die Raute
In dem Gärtchen dir zertreten,
Du zürnteſt ihm nicht.

Wer zertrat denn meine Raute?
War's der Hagel in der Nacht?
Oder war's der alte Bock,
Mit dem Hannchen ſieben Jahre
Auf der Wieſe ſpielte?

Und das Vöglein ſprach zum Mädchen:
Es war nicht der ſchlimme Hagel,
Noch war es der alte Bock;
Doch dein Jüngling kam durch's Gärtchen
Und zertrat die Raute.

Und was wollte denn der Knabe,
Da ſein Hannchen ſchlief?

Ach, er wollte Hannchen ſehen,
Denn im Fenſterlein war's helle:
Hannchen ſchlief noch nicht.

Und er ſah durch's Fenſterlein,
Wie die liebe Mutter
Hannchen in der Milch gebadet
Und für heut zum Hochzeitfeſte
Ihre Haare flocht.

234. Eſthniſches Hochzeitlied.

Aus Herders Stimmen der Völker.

Schmück dich, Mädchen, eile, Mädchen,
Schmücke dich mit jenem Schmucke,
Der einſt deine Mutter ſchmückte.
Lege an dir jene Bänder,
Die die Mutter einſt anlegte:
Auf den Kopf das Band des Kummers,
Vor die Stirn das Band der Sorge.
Sitze auf den Sitz der Mutter,
Tritt auf deiner Mutter Fußtritt;
Weine, weine nicht, o Mädchen!
Wenn du bei dem Brautſchmuck weineſt,
Weineſt du dein ganzes Leben.
Dank dir, Jungfrau, ſchöne Jungfrau,
Daß du deine Treu' bewahret,
Daß du deinen Wuchs gewachſen.

Jetzo führen ſie zur Hochzeit
Frohe Schweſtern, ſchöne Schweſtern,
Iſt dem Vater keine Schande,
Iſt der Mutter keine Schande,
Bringt dem Bruder keinen Schimpfhut,
Nicht der Schweſter Schimpfesworte.
Dank dir, Jungfrau, ſchöne Jungfrau.

Junges Mädchen, komm, o Mädchen!
Ei, was horchſt du in der Kammer?
Stehſt da blöde hinter Wänden,
Lauſcheſt durch die kleinen Spalten.

Junges Mädchen, komm, o Mädchen,
Lerne die Verwandtſchaft kennen,
Lerne deine Freund' empfangen,
Deine Schwiegermutter grüßen,.

Deiner Schwägrin Hände reichen.
Schwiegermutter, Schwiegerinnen
Stehen all' in Silbermützen —
Junges Mädchen, komm, o Mädchen!

---

235. Litthauiſches Brautlied.

Ueberſetzt von Michaelis in deſſen ſcherzhaften Liedern.

Der Winter kam: ich ſaß
Und mußte weben.
Jetzt, da es früher tagt,
Jetzt hab' ich abgeſagt,
O Mutter, dieſem arbeitsvollen Leben.

Es kommt die Roſenzeit:
Nun, Mutter, ſuche
Dir eine Spinnerin
Und eine Weberin
Zu deinem weiß und bunten Feiertuche.

Hab' ich nicht gnung gewirkt?
Nicht gnung geſponnen?
Ward ich nicht bleich und krank?
Webt' ich nicht Tage lang,
Ja bis zum Untergang der Abendſonnen?

Nein, Mütterchen, nun darf
Ich nicht mehr weben.
Ei ſieh doch meinen Mann!
Ihm muß ich nun fortan
Auf ſeinen Wink zu Scherz und Liebe leben.

Mich Arme dauern zwar
Die blonden Locken.
Sieh, wie der Wind mit ſpielt!
Ach, ihr habt ausgeſpielt,
Ihr lieben, feinen, ringelrunden Locken!

Auch mußt du nun herab,
Jungfräulich traute
Narciſſenblum' im Kranz,
In meinem kleinen Kranz
Von Immergrün und unverwelkter Raute.

Ach, meinem loſen Mann
Wirſt du zum Raube!
Er kommt und hüllt mein Haar,
Das ſonſt dein Pflanzort war,
In eine weite, große, tiefe Haube!

236. Das liebende Mädchen.

Volkslieder der Serben, in Talvj, I. 15.

Als wir geſtern in der Herberg' waren,
Speiſten wir ein herrlich Abendeſſen,
Und wir ſahn ein ſchönes Mädchen ſtehen,
Auf dem Haupt ein Kranz von Perlentulpen.
Und ich gab mein Roß ihr, es zu führen,
Da zum Roſſe ſprach das Mädchen flüſternd:
„Sag' mir, Brauner, mit [illegible] Mähnen,
Sag' mir, hat dein Herr ſich [illegible] vermählet?“ —
Und das Roß entgegnete ihr wiehernd:
„Nein, beim Himmel! noch nicht, ſchönes Mädchen,
Iſt mein Herr vermählet; doch im Herbſte,
Nächſten Herbſt denkt dich er heimzuführen.“
Und das Mädchen ſprach zum Braunen freudig:
„Wenn ich wüßte, daß dies Wahrheit wäre,
Möcht' ich meine Spangen gleich zerſchmelzen,
Deinen Halfter dir damit beſchlagen,
Mit dem reinen Silber es beſchlagen
Und mit meinem Halsſchmuck es vergolden.“

237. Die Waiſe.

Litthauiſches Volkslied, aus Rheſa's Dainos, S. 150.

Was fiel, o Jüngling,
Dein liebend Auge
Auf mich verwaiſtes Mägdlein,

Die ich nicht habe
Weder Vater noch Mutter,
Noch irgend einen Verwandten?

Es wächſt im Walde
Ein grüner Eichbaum;
Ach, das iſt nicht mein Vater!

O würd' der Stamm zum Vater,
Die Aeſte doch zu Händen!
Die Blätter doch zu Wörtlein!

Still, weine nicht, o Mägdlein,
Du meine zarte Lilie,
Ob deinen Kummertagen!

Verſteheſt du zu ſpinnen?
Den Webeſtuhl zu regieren?
Auf grüner [illegible] zu harken?

Wohl [illegible] ich zu ſpinnen,
Den Webeſtuh[illegible] regieren,
Auf grüner Wieſe zu harken.

238. Die ſchöne Braut.

Wunderhorn, II. S. 12.

Komm heraus, komm heraus, du ſchöne, ſchöne Braut,
Deine gute Tage ſind alle, alle aus.
O Weyele Weh! O Weyele Weh!
Was weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Mußt die Jungfern laſſen ſtehn,
Zu den Weibern mußt du gehn.

Lege an, lege an, auf kurze, kurze Zeit
Darfſt du ja wohl tragen das ſchöne Hochzeitkleid.
O Weyele Weh! O Weyele Weh!
Ach, was weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Mußt dein Härlein ſchließen ein
In dem weißen Häubelein.

Lache nicht, lache nicht, deine rothe, rothe Schuh
Werden dich wohl drücken, ſind eng genug dazu.
O Weyele Weh! O Weyele Weh!
Ach, was weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Wenn die Andern tanzen gehn,
Wirſt du bei der Wiege ſtehn.

Winke nur winke nicht, ſind gar leichte, leichte Wink',
Bis du an dem Finger einen goldnen Hochzeitring.
O Weyele Weh! O Weyele Weh!
Ach, was weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Goldne Ketten legſt du an,
Mußt in ein Gefängniß gahn.

Springe heut, ſpringe heut deinen letzten, letzten Tanz,
Morgen kannſt du weinen auf dem ſchönen Hochzeitkranz.
O Weyele Weh! O Weyele [illegible]
Ach, was weinet die ſchöne B[illegible]ehr!
Mußt die Blumen laſſen ſtehn,
Auf den Acker mußt du gehn.

239. Der Kranz.

Litthauiſches Volkslied, aus Rheſa's Dainos Nr. 43.

Es wuchſen im Garten Ahornbäume,
Es klagten im Garten Rautenſträucher,
Sie klagten, klagten, klagten
Um die jungfräulichen Tage.

Iſt dir leid um die Muhme?
Iſt dir leid um die alte Mutter?
Oder iſt dir leid, o Jungfrau,
Um die jungfräulichen Tage?

Nicht iſt mir leid um die Muhme,
Nicht um die alte Mutter;
Es iſt mir leid, es iſt mir leid nur
Um die jungfräulichen Tage.

Gehe, Mütterchen, weit von hier!
Trage das Kränzlein weit von mir!
Weißt es ſelbſt doch, o Mütterlein,
Daß ich es nicht mehr tragen werde.

---

240. Die ſterbende Braut.

Litthauiſch, in Herders Stimmen der Völker.

Durch's Birkenwäldchen,
Durch's Fichtenwäldchen,
Trug mich mein Hengſt, mein Brauner,
Zu Schwiegervaters Höfchen.

Schön Tag! Schön Abend!
Frau Schwieger, liebe,
Was macht mein liebes Mädchen?
Was macht mein junges Mädchen?

Krank iſt dein Mädchen,
O! krank von Herzen,
Dort in der neuen Tenne,
In ihrem grünen Bettchen.

Da über'n Hof ich,
Und herzlich weint' ich,
Und vor der Thüre
Wiſcht' ich die Thränen.

Ich drückt' ihr Händchen,
Streift' ihr den Ring auf:
Wird's dir nicht beſſer, Mädchen?
Nicht beſſer, junges Mädchen?

Mir wird nicht beſſer,
Nicht deine Braut mehr!
Du wirſt mich nicht betrauern,
Nach Andern wirſt du gaffen.

Durch dieſe Thüre
Wirſt du mich tragen;
Durch jene reiten Gäſte,
Gefällt dir jenes Mädchen?
Gefällt dir 's junge Mädchen?

---

241. Der ſilberne Spiegel.

Volkslieder aus der Bretagne, von Keller und v. Seckendorf, S. 191. [Der ſilberne Spiegel war ein charakteriſtiſches Hochzeitgeſchenk.

Hört an, ihr Alle, was ich bring',
Hört an, ein neues Lied ich ſing'.

Auf Marchaida von Kerglüjar, —
Die ſchönſte Maid der Welt ſie war.

Die Mutter ſprach: Lieb Töchterlein,
Wie ſeid Ihr ſchön, Marchaida mein!

„Die Schönheit nichts mir helfen kann,
Gebt Ihr nicht bald mir einen Mann.

Sobald der Apfel roth ſich ſchmückt,
So muß er eilig ſein gepflückt,

Und bricht man ihn nicht gleich zur Stell',
So fällt er ab und faulet ſchnell.“

Tröſte dich nur, mein Töchterlein,
Du ſollſt nun bald vermählet ſein !

„Und ſterb' ich, eh' das Jahr entfließt,
Gar groß dann Euer Kummer iſt.

Sterb' ich, eh' dieſes Jahr läuft ab,
So legt mich in ein neues Grab.

Legt mir auf's Grab der Sträußchen drei,
Von Roſen eins, von Lorbeer zwei.

Gehn Brautleut' über 'n Kirchhof dann,
Ein Sträußchen jedes nehmen kann.

Und eines dann zum andern ſagt :
Hier iſt das Grab der jungen Magd !

Weil Silberſpiegel ihr gefehlt,
Der Hochzeitſchmuck, ſie todt ſich quält'.

Begrabt nur an der Landſtraß' mich,
Um mich kein Glöcklein ſchwinget ſich.

Um mich kein Glöcklein ſchwinget ſich,
Kein Prieſter geht hinaus für mich."

D. Grüße der Liebe.

242. Perſiſches Liebeslied.

Aus dem Diwan des Hafis, überſetzt von v. Hammer, II. 9.

Morgenwind, bringe vom Haus der Freundin Düfte,
Ich leid' an Krankheit, Seelenruhe bring' mir!
Meinem betrogenen Sinn, den Stein der Weiſen,
Das iſt, vom Staub der Thür ein Zeichen bring' mir!

Heiß iſt der Kampf, den das Herz beginnt mit Blicken,
Ihr Augenpaar ſtatt Pfeil und Bogen bring' mir!
Trennung und Schmerz und die Fremd' macht mich zum Greiſen,
Ein Glas voll Wein aus Jünglingshänden bring' mir!

Schenke! die Wonne von heut laß nicht auf morgen,
Ein ſicheres Geleit vom Schickſal bring' mir!
Weg war das Herz, als zu dem Oſt Hafis geſprochen:
O Wind, vom Haus der Freundin Düfte bring' mir!

Einen Geruch, o Wind, vom Weg der Freundin bring' her.
Meinen Gram trag' fort, frohe Nachricht bring' her!
Sag' mir ein Wort von ihr, das Geiſt und Seele neu macht,
Einen Brief von ihr, ſtille Kunde bring' her.
Bringe mir einen Staub, der Nebenbuhler ſei blind!
Einen Staub zum Troſt blut'ger Augen bring' her!
Wonnegenuß iſt nicht im Herzen roher Sinnart,
Bring' mir deshalb ſtets die Kund' vom Schelmenaug' her.
Daß ich mit deinem Hauch erfriſch' den Sinn des Wohldufts,
Bringe Düfte mir der Geliebten, mir her!
Bringe bei deiner Treu' vom fernen Weg des Freunds Staub,
So doch, daß ſolches nicht Fremde merken, mir her!
Lange ſchon hat mein Herz geſehn des Wunſches Ziel nicht,
Schenk'! o bringe ſchnell reine Becher mir her!
Dankbar für's Wohlſein, für die Freiheit, Sänger der Flur,
Bring' zum Käſicht mir Kund' vom Roſenbeet her.

Ferne von ihr war ich, und bitter mir Geduld ward,
Bringe einen Kuß von den Lippen mir her.
Färbe Hafiſens Kleid mit purpurfarb'nem Weine,
Bringet ihn dann ſelbſt trunken von dem Markt her.

243. An den Sturmwind.

Waliſches Bardenlied, aus Elliſſen's Polyglotte, I. 50.

Wind, du Renner raſch bereit,
Brüllend ſtreifſt durch's Land du weit,
Furchtbar biſt du, rauh dein Gruß,
Weltſchreck ohne Schwing' dein Fuß;
Himmels Rüſtherr ſandte dich
Stützenlos, doch fürchterlich;
Wie ſo leicht, wie blitzgeſchwind
Schweifſt du über 'n Hügel, Wind!

Liebe-Hemmniß, herbe Pein!
Heimath-Wohlfahrt engt mich ein.
Keck zerſtreuſt du's Laub im Lauf,
Keiner fragt dich, hält dich auf,
Keine Heerſchaar und kein Fluß,
Stahlſchwert nicht, noch Regenguß;
Du ertrinkſt nicht, ungewarnt,
Wirſt, ungreifbar, nie umgarnt;
Dich hemmet keiner Mutter Sohn,
Sprichſt der Liſt, dem Feuer Hohn;
's iſt kein flücht'ges Roß dir noth,
Braucheſt Brücke nicht, noch Boot;
Scheuſt nicht Häſcher, noch Dynaſt,
Fegſt die Blätter frei vom Aſt!
Keiner ſieht dich, Regen-Neſt!
Tauſenden dich hören läſſ'ſt!
Gottes Gnadenſpender mild,
Eichenbrecher brüllend wild!
Luftdurchſauſer, früh voll Grimm,
Spreuzerſtreuer rauher Stimm';

Störenfried der ſtillen Fluth,
Urbild kind'ſchem Wankelmuth;
Liſtig ſchmeichelnd gehſt auf Raub,
Streuſt und häufſt gefall'nes Laub;
Freier Hügel-Plünderer,
Mitleidsloſer Himmelsherr,
Der du ſchweifſt zur Welt-Mark weit,
Bergſturm, ſei zur Nacht bereit!

O daß ich zu bitterm Schmerz
Schön-Morvudd geweiht mein Herz!
Feſt in Banden hält ſie mich, —
Heb' zu ihrem Hauſe dich,
Stürm' an's Thor, daß auf es ſpring',
Noch vor Tag die Botſchaft bring';
Kannſt du 's, bring' bis an ihr Ohr,
Hauch' ihr meine Seufzer vor. —
Wind, der hoch die Luft durchſtrich,
Zu der Edeln, Trauten ſprich,
Weil ich leb' auf Erden hier,
Weih' ich treuſte Liebe ihr,
Sei verloren ohne ſie,
Bräch' auch ſie die Treue nie.

Niedrig! — wähle klug die Bahn;
Hoch! — der Schönſten ſollſt du nahn,
Morvudd mit dem goldnen Haar!
Glücklich hin und heimwärts fahr'!

---

244. Der Falke.

Volkslieder der Serben, von Talvj, I. 7.

Ueber Sarajewo fliegt ein Falke,
Suchet Kühle, um ſich abzukühlen,
Findet eine Tann' in Sarajewo,
Drunter einen Born mit friſchem Waſſer,
An dem Born die Wittwe Hyazinthe,
Und die duft'ge, jungfräuliche Roſe.

Sann der Falke, Alles wohl bedenkend,
Ob die Wittwe Hyazinth' er küſſe,
Oder ob die jungfräuliche Roſe?
Aber ſinnend kam er zum Entſchluſſe,
Und ſprach alſo zu ſich ſelber leiſe:
„Gold iſt mehr werth, wenn auch abgetragen,
Mehr als Silber, wenn auch neu geſchmiedet."
Und er küßt die Wittwe Hyazinthe.
Zürnend ſpricht die jungfräuliche Roſe:
„Sarajewo! Unheil ſoll dich treffen!
Weil der böſe Brauch in dir begonnen,
Daß die Jünglinge die Wittwen lieben,
Und die greiſen Greiſe ſchöne Jungfrau'n!"

245. Nachtigall.

Neugriechiſches Lied in Elliſſens Thee- und Aſphodelosblüthen, S. 104.

Auf, Vögelchen, flieg' an den Strand,
Flieg' glücklich über Meer an's Land!
Du weißt den Weg! Geſchwinde
Zum ſüßen, holden Kinde!

Und findſt du ſie und ſiehſt du ſie,
So zwitſchre ſanfte Melodie,
So ſüß, ſo lieblich pfeife,
Daß dich ihr Händchen greife.

Und fragt ſie: Vögelchen, woher?
Wer ſandte doch dich über's Meer?
So ſprich: Mich ſelber bring' ich,
Des Herren Seufzer ſing' ich.

Er ſandte von der Inſel mich,
Vor dir zu ſingen minniglich,
Sein Leiden dir zu klagen,
In Tönen dir's zu ſagen.

Demüthig neig' das Köpfchen dann,
Fleh' ihre Schönheit flüſternd an,
Den holden Platz erbitte
In ihres Buſens Mitte.

Ach — liebes Vögelchen, verzeih',
Es muß heraus: biſt du auch treu? —
Mußt treulich meiner warten,
Kommſt du in jenen Garten!

Ich ſag' es dir jetzt nett und rund
Und thu' mein ſcharf Gebot dir kund:
Laß ja nicht dich berücken,
Die Aepflein anzupicken!

Das wäre dir ein theurer Schmaus!
Die Zunge riſſ' ich gleich dir aus,
Wie Tereus ſie — wirſt's wiſſen! —
Der Schweſter ausgeriſſen.

246. Nachtigall.

Uhlands deutſche Volkslieder Nr. 15.

Es ſtet ein lind in jenem tal,
iſt oben breit und unden ſchmal.

Iſt oben breit und unden ſchmal,
darauf da ſitzt fraw Nachtigal.

„Du biſt ein kleines waldvögelein,
du fleugſt den grünen wald auß und ein.

Fraw Nachtigal, du kleines waldvögelein!
ich wolt, du ſoltſt mein botte ſein.

Ich wolt, du ſoltſt mein botte ſein
und faren zu der herzallerliebſten mein.“

Fraw Nachtigal ſchwang ir gefider auß,
ſie ſchwang ſich für eins goldſchmids haus.

Da ſie kam für des goldſchmids haus,
da bot man ir zu trinken herauß.

„Ich trink kein bier und auch kein wein
dann bei guten geſellen friſch und frölich ſein.

Ach goldſchmid, lieber goldſchmid mein,
mach mir von gold ein ringelein!

Mach mir von gold ein ringelein!
es gehört der herzallerliebſten mein.“

Und da das ringlein war bereit
groß arbeit war daran geleit.

Fraw Nachtigal ſchwang ir gefider auß,
ſie ſchwang ſich für eins burgers haus.

Da ſie kam für des burgers haus,
da lugt das braun meidlein zum fenſter auß.

„Gott grüß euch, jungfraw hüpſch und fein!
da ſchenk ich euch ein ringelein.“

Was ſchenkt ſie dem knaben wider?
ein buſch mit kranichsfedern.

Die federn waren wol bereit,
es ſol ſie tragen ein ſtolzer leib.

247. Frau Nachtigall.

Aus dem Wunderhorn I. 93.

Nachtigall, ich hör dich ſingen,
Das Herz möcht mir im Leib zerſpringen,
Komme doch und ſag mir bald,
Wie ich mich verhalten ſoll.

Nachtigall, ich ſeh dich laufen,
An dem Bächlein thuſt du ſaufen,
Du tunkſt dein klein Schnäblein ein,
Meinſt, es wär der beſte Wein.

Nachtigall, wo iſt gut wohnen,
Auf den Linden, in den Kronen,
Bei der ſchön Frau Nachtigall,
Grüß mein Schätzchen tauſendmal.

248. Die Lerche.

Böhmiſches Volkslied, aus der Königinhofer Handſchrift, S. 179.

Eine Maid, ſie jätet Hanf
Dort am Herrengarten,
Da die Lerche ſpricht ſie an:
„Warum doch ſo traurig?"

Wie ſollt' ich nicht traurig ſein?
Liebe kleine Lerche!
Meinen Liebſten führten fort
Sie zum Felſenſchloſſe.

Hätt' ich eine Feder nur,
Schrieb ich ihm ein Briefchen,
Und du flögſt damit zu ihm,
Liebe kleine Lerche!

Habe Blättchen nicht, noch Feder,
Daß ich ſchrieb ein Briefchen.
Grüß den Theuren mit Geſange,
Daß ich hier verſchmachte.

249. Sehnſucht.

Römiſches Liedchen, in den Agrumi von Kopiſch, S. 219.

O du weicher Hauch der Lüfte,
Sag', warum du einſam ſeufzeſt?
Seufzer ziemen mir alleine,
Die ich unbeglückt hier weine:
Ihn erſehnend, der nicht achtet
Meiner unnennbaren Qual!

Ach vergeblich, ach vergeblich
Schmachtet Roſe wie Jasmin:
Fern von ihm, der mich entzücket,
Wär' ich da wohl je beglücket?
Kommt er nimmer mich zu tröſten,
Mit dem blauen Himmelsblick?

Emſ'ge Biene, die du ſchweifend
Von der Blume fliegſt zur Blume:
Siehſt du ihn, ſo gieb ihm Lehre:
Daß er zur Geliebten kehre,
Wie du kehrſt zum Kelch der Roſe
In dem erſten Morgenroth!

250. An die Biene.

Sicilianiſches Liedchen, in Herders Stimmen der Völker.

Sage, ſag', o kleine Biene,
Wohin eilſt du ſchon ſo frühe?
Noch auf keinem Gipfel taget
Nur ein Strahl der Morgenröthe.

Allenthalben auf den Wieſen
Zittert noch der Nachtthau funkelnd;
Nimm in Acht dich, daß er deinen
Goldnen Flügelchen nicht ſchade.

Sieh, die Blümchen alle ſchlummern
Noch in ihren grünen Knoſpen,
Schließen noch die Köpfchen träumend
Dicht an ihre Federbettchen.

Doch du ſchlägſt ſo raſch die Flügel!
Eileſt emſig deines Weges!
Sage, ſage mir, o Bienchen,
Wohin gilt's? Wohin ſo frühe?

Suchſt du Honig? Wenn nichts anders,
So laß ruhen deine Flügel,
Ich will dir ein Oertchen zeigen,
Wo du immer Honig findeſt.

Kenneſt du nicht meine Nice?
Nice mit den ſchönen Augen,
Ihre Lippen hauchen ſüße
Süßigkeiten unerſchöpflich.

Auf der ſchöngefärbten Lippe
Meiner einzig Hochgeliebten
Da iſt Honig! auserleſ'ner!
Da, o Bienchen, ſauge, ſauge!

251. Der Apfel.

Serbiſche Volkslieder, von Talvj, II. 41.

Geſtern Abend ſtrömte Regen nieder,
In der Nacht war Glatteis drauf gefallen.
Und ich ging den Liebſten aufzuſuchen.
Sieh, da fand ich auf der grünen Wieſe,
Auf der Wieſe meines Liebſten Dolman;
Auf dem Dolman lag ſein ſeiden Tüchlein,
Drauf von Silber ſeine Tamburine,
Bei der Tamburin' ein grüner Apfel.

Und ich ſann, ein Jedes überſinnend:
Wenn ich weg des Liebſten Dolman nähme,
Fürcht' ich, daß der zarte Jung' erfröre;
Wenn ich weg das ſeidne Tüchlein nähme,
War das Tuch einſt meiner Liebe Gabe;
Wenn ich weg die Tamburine nähme,
Iſt ſie ein Geſchenk von meinen Brüdern.
Sann und ſann, bis ich das Ein' erſonnen:
In den grünen Apfel will ich beißen,
Will ich beißen, aber nicht ihn eſſen,
Daß er wiſſe, ich ſei da geweſen,
Da geweſen, meinen Freund zu ſuchen.

252. Der Kranz.

Serbiſche Volkslieder, von Talvj, II. 25.

Smilje pflückt am kühlen Bach Schön-Smilje,
Pflückte ſich den Schooß voll und die Aermel,
Flechtete davon drei grüne Kränzchen.
Einen will ſie für ſich ſelbſt behalten,
Der Gefährtin ſie den andern geben,
Läßt den dritten in das Waſſer gleiten,
Biegt ſich nieder, leiſe Worte flüſternd:

Schwimme, ſchwimm' o du, mein grünes Kränzchen!
Schwimme bis zu Juris weißem Hofe,
Frag', mein Kränzchen, dorten Juris Mutter:
„Mutter, willſt du Juri nicht vermählen?
Freie ja nicht eine Wittwe für ihn,
Freie lieber ihm ein ſchönes Mädchen!“ —

253. Die Roſe.

Aus der Oper Fanchon.

Dort in des Mädchens Schooße
Erblick' ich, o wie ſchön!
Noch eine junge Roſe,
Und glaube dich zu ſehn;
Ich eile mich zu bücken,
Erhaſche ſchnell mein Glück,
Und gebe mit Entzücken
Dir ſelbſt dich ſelbſt zurück.

Die Roſe iſt an Reizen
Das treue Bild von dir,
Doch ſcharfgeſpitzt durchkreuzen
Auch Dornen ſich an ihr.
Warum hüllt jede Roſe
Sich ſtreng in Stacheln ein?
Sei du die Dornenloſe,
Vollkommen ſchön zu ſein.

254. Die Roſe.

Von Tiedge.

An Alexis ſend' ich dich;
Er wird, Roſe, dich nun pflegen;
Lächle freundlich ihm entgegen,
Daß ihm ſei, als ſäh' er mich!

Friſch, wie du der Knosp' entquollſt,
Send' ich dich, er wird dich küſſen:
Dann — jedoch er wird ſchon wiſſen,
Was du Alles ſagen ſollſt.

Sag' ihm leiſe, wie ein Kuß
Mit halb aufgeſchloſſ'nem Munde,
Wo mich, um die heiße Stunde,
Sein Gedanke ſuchen muß.

255. An den Ebro.

Spaniſches Volkslied, aus Arentsſchildts Völkerſtimmen, 1847, S. 85.

Mächtiger Ebro,
Schönes Geſtade,
Würzige Wieſen,
Waldige Pfade,
Sagt meiner Süßen,
Wenn ihr ſie ſchauet,
Herzliches Grüßen
Sei euch vertrauet.

Köſtliche Perlen,
Die ihr durchſtrahlet
Morgens die Wieſen,
Sticket und malet
Friſche Geſträucher,
Pflanzen und Felſen,
Sagt meiner Süßen,
Wenn ihr ſie ſchauet,
Herzliches Grüßen
Sei euch vertrauet.

Ragende Pappeln,
Glänzend Geſtade,
Wo die Geliebte
Wandelt die Pfade;
Sagt meiner Süßen,
Wenn ihr ſie ſchauet,
Herzliches Grüßen
Sei euch vertrauet.

Plaudernde Vögel,
Die ihr mit Singen
Grüßet den Morgen auf
Klingenden Schwingen,
Sagt meiner Süßen,
Wenn ihr ſie ſchauet,
Herzliches Grüßen
Sei euch vertrauet.

256. An den Mond.

Walter, Volkslieder. Nr. 18.

Guter Mond, du gehſt ſo ſtille
In den Abendwolken hin,
Blickſt ſo traurig, und ich fühle,
Daß ich ohne Ruhe bin.
Traurig folgen meine Blicke
Deiner ſtillen, heitern Bahn;
O wie hart iſt das Geſchicke,
Daß ich dir nicht folgen kann.

Guter Mond, dir will ich's ſagen,
Was mein banges Herze kränkt,
Und an wen bei meinen Tagen
Die betrübte Seele denkt.
Guter Mond, du darfſt es wiſſen,
Weil du ſo verſchwiegen biſt,
Warum meine Thränen fließen
Und mein Herz ſo traurig iſt.

Dort an einem kleinen Thale,
Wo viel junge Bäumchen ſtehn,
Dort bei einem Waſſerfalle
Wirſt ein ſchönes Häuschen ſehn.
Geh durch Wälder, Buſch und Wieſen,
Blicke ſanft durch's Fenſter hin,
Dann erblickeſt du Louiſen,
Aller Mädchen Königin.

Nicht mit Golde, nicht mit Seide
Wirſt du dieſes Mädchen ſehn,
Im gemeinen netten Kleide
Pflegt mein Mädchen ſtets zu gehn.
Nicht von Adel, nicht von Stande,
Was man ſonſt ſo hoch verehrt,
Nicht von einem Ordensbande
Hat mein Mädchen ihren Werth.

Nur ihr Reiz, ihr gutes Herze
Macht ſie liebenswerth bei mir;
Stolz im Ernſte, froh beim Scherze,
Jeder Zug iſt gut an ihr;
Anmuthsvoll ſind ihr' Geberden,
Schön und reizend iſt ihr Blick,
Kurz, von ihr geliebt zu werden,
Scheinet mir das größte Glück.

Mond, du Freund der reinen Triebe,
Schließ' dich in ihr Stübchen ein,
Sag' es ihr, daß ich ſie liebe,
Daß ſie mir nur ganz allein
Mein Vergnügen, meine Freude,
Meine Luſt, mein Alles iſt,
Daß ich gerne für ſie leide,
Wenn ſie nur einſt glücklich iſt.

Daß ich aber ſchon gebunden,
Und die Freuden zu geſchwind,
Meine ſüßen Freiheitsſtunden
Schon bei mir verſchwunden ſind.
Daß ich aber ohne Sünde
Lieber lebe auf der Welt;
Geh und ſag's dem lieben Kinde,
Wie ihr dieſe Lieb' gefällt.

257. Bairiſcher Gruß.

Liederbuch für deutſche Künſtler, S. 250.

Chimmt a Vogerl geflogen, ſetzt ſich nieder auf main Fuß,
Hat a Zetterl im Goſcherl, und vom Diarndl an Gruß.

Und a Büchſerl zum Schießen, und a Straußring zum Schlagn,
Und a Diarndl zum Lieb'n muß a luſtger Bue han.

Haſt mi allweil vertröſtet uf die Summerizeit,
Und der Summer is chimma und main Schatzerl is weit.

Daheim is main Schatzerl, in der Fremd bin i hier,
Und es fragt halt chain Chatzerl, chain Hunderl nach mir.

Liebs Vogerl, flieg weiter, nimm a Gruß mit, a Kuß!
Und i chan di nit begleita, wail i hierblaibi muß.

E. Ständchen.

258. Indiſches Ständchen.

Aus den Liebesliedern des Amaru, überſetzt in den Fremden Blumen von Vagamundo, 1833, S. 17, Nr. 7.

Du kannſt ihn grauſam, unerhöret ſchmachten
So lange laſſen an verſchloſſ'ner Pforte?
Viel beſſer ſchrieb er ſeines Schmerzes Worte
So ſüß und zart in leichten Sand. So machten
Sie deine Papageien nicht zum Liede
Und Spott. Es wäre Zeit, du machteſt Friede.
Gleichgültigkeit iſt kindiſch nur. Wie lange
Noch folgſt zur eignen Qual du dieſem Hange?

259. Indianiſches Ständchen.

Aus Nordamerika, in Talvjs Volksliedern, S. 124.

Erwache, Blume des Waldes, ſchöner Vogel der Steppe! Erwache, du mit dem Auge des Rehes!

Wenn du mich anblickſt, bin ich glücklich, wie die Blumen, wenn ſie den Thau fühlen!

Der Athem deines Mundes iſt ſüß, ſüß wie der Duft der Blumen am Morgen; ſüß wie ihr Duft am Abend im Monde des welkenden Blattes!

Springt nicht das Blut meiner Adern dir entgegen, wie der Strudel der Sonn' entgegenſpringt im Monde der leuchtenden Nächte?

Dir ſingt mein Herz, wenn du nahe biſt, wie die tanzenden Zweige dem Winde im Monde der Erdbeeren!

Wenn du nicht heiter biſt, meine Geliebte, ſo iſt mein Herz verdüſtert, gleich den glänzenden Gewäſſern, wenn Schatten von den Wolken oben fallen.

Dein Lächeln macht mein unruhiges Herz ſich erhellen, wie die Sonne die Wellchen gleich Gold ſcheinen macht, die der kalte Wind gekräuſelt hat.

Und ich! o ſieh mich, Blut meines ſchlagenden Herzens!

Die Erde lächelt, die Gewäſſer lächeln, die Himmel lächeln — aber ich, ich verlerne zu lächeln, wenn du mir nicht nahe biſt. Erwache, erwache, meine Geliebte!

260. Altrömiſches Ständchen.

Ein in des Plautus Curculio Act 1, Scene 2 aufbewahrtes Volksliedchen. aus Vorberg, Dichter des röm. Alterthums I. 21.

Riegel, ihr Riegel, ich grüße euch inniglich,
O, ich lieb' und verehr' euch, und bitt' flehentlich:
Gebt mir nach, Riegelein, folget dem Liebenden.
Mir zu Lieb' macht, als wärt Tänzer ihr aus der Fremd':
Springet auf in die Höh', laſſ't heraus jene Maid,
Welche mir Armen noch all' mein Blut ſauget aus. —
Aber ſieh! ſieh! du bleibſt wie im Schlaf, böſes Schloß,
Unbewegt, und willſt nicht öffnen dich, mir zu Lieb'.

261. Neurömiſches Ständchen.

Aus den Agrumi von Kopiſch, S. 13.

Ach, ſie ſchläft, nur ich benetze
    Dieſe Wangen hier mit Thränen!
    Lied voll Schmerzen, trag' mein Sehnen
Zu der Heißgeliebten Ohr!

Aber ach, wenn ſie nun plötzlich
  Mich erkennt am düſtern Klagen? —
  Nein, ich darf den Sang nicht wagen,
Denn er ſchreckt zu wild empor!

O ihr nächt'gen, milden Lüfte,
  Hallet lieblichere Töne,
  Wecket ſanfter meine Schöne!
Iſt ſie wach, ſo heb' ich an:
Sing' ihr alle meine Qualen,
  Allen Kummer, alle Schmerzen,
  Alle Seufzer aus dem Herzen!
All' mein Leid klag' ich ihr dann!

262. Nachtgeſang.

Römiſches Volkslied in den Agrumi von Kopiſch, S. 9.

Du biſt das ſanfte Feuer,
Biſt meine Seele, du!
Zu allen meinen Gefühlen ....
    Schlaf' ſüß, was willſt du hinzu? ....
Zu allen meinen Gefühlen ....
Haſt alle Schlüſſel du!
Und hier von dieſem Herzen ....
    Schlaf' ſüß, was willſt du hinzu?
Und hier von dieſem Herzen
Haſt jedes Theilchen du
Und wirſt mich ſterben ſehen ....
    Schlaf' ſüß, was willſt du hinzu?
Und wirſt mich ſterben ſehen,
Ja ſterben, befiehleſt du! ....
Schlaf' ſanft, geliebtes Leben,
    Schlaf' ſüß, was willſt du hinzu? —

263. Nachtgeſang.

Von Goethe.

O gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenſpiele
Schlafe! was willſt du mehr?

Bei meinem Saitenſpiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdiſchem Gewühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Vom irdiſchen Gewühle
Trennſt du mich nur zu ſehr,
Bannſt mich in dieſe Kühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Bannſt mich in dieſe Kühle,
Giebſt nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willſt du mehr?

264. Neapolitaniſches Liedchen.

In den Agrumi von Kopiſch, S. 285.

Ich wollt', ich wär' ein Vögelein und flöge,
Damit mein Mädchen mich im Bauer finge:
Ach, oder wenn ich flatternd um ſie zöge,
Im Schnabel brächt' ich ihr viel ſchöne Dinge!

Ich wollt', ich könnt' als leichtes Lüftchen blaſen,
Und von dem Haupte dir den Schleier wehen!
Ich wollt', ich könnte dich als Sturm umraſen:
Um dich, mein Kind, vor mir in Furcht zu ſehen!
Dich, dich, mein Kind! o weh! *)
Guitarre ohne Saiten,
Wie klänge die, o weh!
O weh, o weh, o weh!
Der Kuckuck, er hol' ihr den Vater, die Mutter,
Die Muhme, die Schweſter, o weh!

265. Sicilianiſches Ständchen.

Aus Silchers Volksmelodien, I. 7.

Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel:
Du meiner Augen Ziel,
Laß dein Herz lauſchen!
Den Gram zu bethören
Mit bebendem Ton,
O laß mich beſchwören
Den zaub'riſchen Mohn!
Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel:
Du meiner Augen Ziel,
Laß dein Herz lauſchen!

Thränen ſchon ſtocken,
Umſchleiert die Wimper fällt,
Selig zur ſchönſten Welt
Träume dich locken.

---

*) Die Saite der Guitarre iſt dem leidenſchaftlichen Sänger zerſprungen; deshalb verwünſcht er das Inſtrument und, echt volksthümlich, auch deſſen ganze Sippſchaft.

Von Noth und von Kummer,
Vom Tage ſo grau,
Entführt dich der Schlummer
Zur ſonnigen Au.
Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel:
Du meiner Augen Ziel,
Laß dein Herz lauſchen!

Grünende Traube
Rankend zur Wölbung ſchwell,
Duftiger Blüthen voll
Baut ſich die Laube.
Die Sorgen zerfließen
Im murmelnden Bach,
Und Welken umſchließen
Das glückliche Dach.
Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel:
Du meiner Augen Ziel,
Laß dein Herz lauſchen!

266. Spaniſches Ständchen.

Aus Mutzl's Blumenleſe, S. 150.

Schläfſt du, liebes Mädchen?
Oeffne deine Thür,
Kommen iſt die Stunde.
Willſt du gehn mit mir?

Haſt du keine Schuhe
An den Füßchen ſchön,
Laß ſie, manche Waſſer
Haſt du durch zu gehn.

Tief ſind, tief die Waſſer
Des Quadalquivir:
Kommen iſt die Stunde,
Komm, o komm mit mir!

---

267. Neugriechiſches Ständchen.

Aus Elliſſens Thee- und Asphodelosblüthen, S. 97.

Es ſaß ein junger Pallikar
Im Schmuck mit glattgeflocht'nem Haar
Vor Sſaloniki's Pforte.
Ein Tamburin in Händen hielt
Mit goldnen Knöpfen er und ſpielt'
Und ſang die Liebesworte:

„Du glänzend goldnes Fenſterlein!
Du Silberladen reich und fein,
Den Gruß der Herrin bringe:
Sie zeig' ihr ſüßes Antlitz mir;
Kein wilder Drache lauert hier,
Kein Leu', der ſie verſchlinge.

„Der Löwe flieht des Feuers Glanz,
Doch Sehnſucht füllt das Herz mir ganz
Nach ihren Feuerblicken.
Zu dunkel iſt des Mondes Licht,
So mög' ihr holdes Angeſicht
Als Sonne mich entzücken."

---

268. Schottiſches Ständchen.

Von Robert Tannahill, in Fiedlers ſchottiſcher Liederdichtung, II. 80.

O ſchläfſt du ſchon, lieb Elſe?
O ſchläfſt du ſchon, lieb Elſe?
Oeffne bald, denn furchtbar hallt
Der Waſſerfall am Teufelsfelſen.

Schwarz und regnig iſt die Nacht,
Nicht ein Stern am Himmelszelte,
Blitze zucken, Donner kracht,
Sturmwind brauſt mit Winterkälte.

Aengſtlich ſtöhnt am Bach die Weid',
Und der Wald ächzt wild und traurig;
Laut die Eiſenpforte ſchreit,
Und der Uhu heult ſo ſchaurig.

Und nicht laut ich reden kann,
Denn dein Vater ſchläft daneben,
Eiſig ſauſt der Wind mich an,
O ſteh auf, mein theures Leben.

Sie macht' ihm auf, ſie ließ ihn ein,
Den naſſen Plaid warf er danieder:
„Wind und Regen ſtürmet drein,
Bin bei dir nun, Elschen, wieder."

Jetzt, da du wacheſt, Elschen,
Jetzt, da du wacheſt, Elschen,
Kümmern mich nicht Waldgeſtöhn,
Eulenſchrei und Teufelsfelſen.

269. Deutſches Nachtlied.

Aus des Knaben Wunderhorn, III. 13.

Ach, edler Schatz, verzeih' es mir,
Daß ich ſo ſpät bin kommen,
Die große Lieb' aus Herzensbegier
Hat mich dazu gezwungen.

Jetzt liegt mein Schatz, mein edler Schatz
Gar ſanft in ſeinem Bettchen,
Ei möcht' ich ihn ganz inniglich
Mit meiner Muſik wecken.

Erweck' ich ſie, erſchreck' ich ſie,
Es muß mich herzlich reuen,
Ach könnte ich doch bei ihr ſein
Und ruhn in ihren Armen.

Sie hat zwei Criſtalliniſch Stein',
Auf Elfembein auch Purpur,
Solt ihr geſchehn daran ein Leid,
So ſpräng' mein Herz in Stücken.

270. Nachtlied.

Aus Fröbels Taſchenliederbuch, S. 63.

Leiſe rauſcht es in den Bäumen,
Und die ſtille Liebe wacht;
Iſt's vergönnt, von dir zu träumen?
Süße, komm! der Abend lacht;
Einen Kuß, dann gute Nacht!

Lächelſt du nach Mädchenweiſe?
Unten harr' ich, Liebe wacht;
In den Liedern ſanft und leiſe
Sang ich oft, wie ich gedacht:
Einen Kuß, dann gute Nacht!

Längſt ſchon hat mich's fortgetrieben
Ungeſtüm mit ſüßer Macht;
Immer iſt ein Wunſch geblieben,
Sehnſucht hat ihn angefacht:
Einen Kuß, dann gute Nacht!

Laß, o laß mich glücklich ſcheiden,
Um mich an der ſüßen Pracht,
In den ſchönſten Augen weiden!
Sage, wenn mein Lied vollbracht:
Einen Kuß, dann gute Nacht!

271. Ständchen.

Von Uhland.

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für ſüße Klänge doch?
O Mutter, ſieh! wer mag es ſein,
In ſpäter Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich ſehe nichts,
O ſchlummre fort ſo lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!“

Es iſt nicht irdiſche Muſik,
Was mich ſo freudig macht;
Mich rufen Engel mit Geſang,
O Mutter, gute Nacht!

272. Ständchen.

Von Emanuel Geibel.

O ſtille dies Verlangen,
Stille die ſüße Pein!
Zu ſeligem Umfangen
Laß den Geliebten ein.
Schon liegt die Welt im Traume,
Blühet die duft'ge Nacht,
Der Mond im blauen Raume
Hält für die Liebe Wacht.
Wo Zwei ſich treu umfangen,
Da giebt er den holdeſten Schein —
O ſtille dies Verlangen,
Laß den Geliebten ein!

Du biſt das ſüße Feuer,
Das mir am Herzen zehrt;
Lüfte, lüfte den Schleier,
Der nun ſo lang' mir wehrt;
Laß mich vom roſ'gen Munde
Küſſen die Seele dir,
Aus meines Buſens Grunde
Nimm meine Seele dafür!
O ſtille dies Verlangen,
Stille die ſüße Pein,
Zu ſeligem Umfangen
Laß den Geliebten ein!

Die goldnen Sterne grüßen
So klar vom Himmelszelt,
Es geht ein Wehn und Küſſen
Heimlich durch alle Welt;
Die Blumen ſelber neigen
Sehnſüchtig einander ſich zu,
Die Nachtigall ſingt in den Zweigen —
Träume, liebe auch du!
O ſtille dies Verlangen,
Laß den Geliebten ein!
Von Lieb' und Traum umfangen
Wollen wir ſelig ſein.

273. Vor dem Fenſter.

Von A. von Kotzebue.

Komm, fein Liebchen, komm an's Fenſter,
Alles ſtill und ſtumm!
Die Verliebten und Geſpenſter
Wandeln ſchon herum.

Dein getreuer Buhle harret:
Komm in ſeinen Arm!
Seine Finger ſind erſtarret,
Doch ſein Herz iſt warm.

Zwar die Sternlein ſich verdunkeln,
Luna leuchtet nicht;
Doch wo Liebchens Augen funkeln,
Da iſt helles Licht.

Drum, fein Liebchen, komm an's Fenſter,
Alles ſtill und ſtumm;
Die Verliebten und Geſpenſter
Wandeln ſchon herum.

274. Vergebne Mühe.

Volkslieder von Erk, III. Nr. 14.

Denk' ich alleweil, denk' ich alleweil,
Schön Schätzlein wär' mein; :,:
Jetzt ſeh' ich's vor Augen,
Es kann ja nicht ſein. :,:

Wo ich ſtehe, wo ich gehe,
Das Herzlein thut weh;
Den Leuten iſt's zuwider,
Wenn ich mit ihr nur geh'.

Herzlich Schätzlein, biſt du drinnen?
Geh' 'raus und mach' auf.
Es friert mich an mein' Fingerle,
Bin ſonſt nicht wohl auf.

„Friert dich's an dein' Fingerle,
Zieh' Handſchühle an;
So kannſt du recht klopfen,
Klopf' nur einmal an!“

Was hilft mir mein Klopfen,
Du machſt mir nicht auf;
Du thuſt mich vexiren
Und lachſt mich nur aus!

F. Tagelieder.

275. Morgengeſang.

Aus Shakeſpeare's Cymbeline.

Horch, horch, die Lerch' am Himmelsthor ſingt;
Die liebe Sonn' wacht auf!
Von allen Blumenkelchen trinkt
Sie ſchon ihr Opfer auf.
Das Hochzeitknöspchen freundlich winkt
Und thut ſein' Aeuglein auf;
Was hold und lieb iſt, lieblich blinkt,
Auf, ſchönes Kind, wach' auf,
Wach' auf, wach' auf!

276. Chineſiſches Wächterlied.

Aus Schiking, von Rückert, S. 95.

Sie ſprach: Es kräht der Hahn.
Er ſprach: Er darf noch nicht.
Sie ſprach: Der Tag bricht an.
Er ſprach: O nein, mein Licht!

Steh' auf, ſteh' auf und ſchaue,
Ob nicht der Himmel graue!
Auf geht der Morgenſtern,
Der Tag iſt nicht mehr fern.

Auf! es iſt Zeit zu ſcheiden;
Enteil'! und triff in Eil'
Den Anfang unſrer Leiden,
Den Hahn, mit einem Pfeil!

277. Die Schwalbe.

Römiſches Liedchen, in den Agrumi von Kopiſch, S. 81.

Ins Haus der Dame kam ich, mein Herz ging wie ein Hammer,
Und ſanft fand ich ſie ſchlummern allein in ihrer Kammer.

Ich nahm ſie bei dem Händchen, noch ſchlummerte ſie innig:
„Ein Liebesküßchen, eines!“ — „„O weh! verrathen bin ich!““ —

„Nein, nicht biſt du verrathen, ich bin dein trauter Knabe,
Du weißt, wie treu und lange ich dich geliebet habe!“ —

„„Und biſt du jener Knabe, wie biſt du eingedrungen?““ —
„Durch's Fenſter, das du zeigteſt, bin ich hereingeſprungen.“ —

„„Und biſt du jener Knabe, geh' auf die andre Seite
Und ſing' dich ein und ſchlaf' bis — die Schwalbe ſinget heute.““ —

O Schwalbe, ſchöne Schwalbe, wie haſt du mich betrogen!
Noch war's nicht Zeit, da kamſt du mit Singen angeflogen!

O Buhlerin von Schwalbe, du ſingſt mir Gram und Kummer:
Du haſt mich aufgewecket von meinem ſel'gen Schlummer!

O Schwalbe, ſchöne Schwalbe, daß dich dein Lügen tödte!
Du biſt ſchon ſingen kommen noch vor der Morgenröthe! —

278. Provenzaliſches Wächterlied

des Troubadour Guiraut von Borneil, aus dem 12. Jahrhundert, überſetzt von Diez, S. 141.

„Glorreicher König, Licht und Glanz der Welt,
Allmächt'ger Gott und Herr, wenn dir's gefällt,
Sei meinem Freund ein ſchützender Begleiter:
Seitdem die Nacht kam, ſah ich ihn nicht weiter,
Und gleich erſcheint der Morgen.“

„Geliebter Freund, wachſt oder ſchläfſt du noch,
Schlaf' jetzt nicht mehr, der Morgen ſtört dich doch;
Ich ſeh' den Stern ſchon groß im Oſten ſtehen,
Der uns den Tag bringt, klar iſt er zu ſehen,
Und gleich erſcheint der Morgen."

„Geliebter Freund, ich warne mit Geſang:
Schlaf' jetzt nicht mehr, das Vöglein ſingt ſchon lang',
Das im Gebüſch ſich ſehnt nach Tageshelle;
Der Eiferſücht'ge, fürcht' ich, kommt zur Stelle,
Und gleich erſcheint der Morgen."

„Geliebter Freund, tritt an das Fenſter nur,
Betrachte ſelbſt den Schein der Himmelsflur:
Daß ich ein treuer Bote, wirſt du ſagen,
Doch folgſt du nicht, mußt du den Schaden tragen,
Und gleich erſcheint der Morgen."

„Geliebter Freund, ſeitdem ich von dir ſchied,
Schlief ich nicht ein, nein, harrte ſtets gekniet,
Zu Gott, dem Sohn Maria's, ſtieg mein Flehen:
Dich woll' er mir zum treuen Freund erſehen,
Und gleich erſcheint der Morgen."

„Geliebter Freund, da draußen auf dem Stein
Haſt du gebeten, daß ich nicht ſchlief' ein,
Vielmehr dort wachte, bis es würde tagen;
Jetzt will mein Sang und ich dir nicht behagen,
Und gleich erſcheint der Morgen." —

„Lieb ſüßer Freund, ſo ſelig ruh' ich traun,
Ich möchte Tag und Morgen nimmer ſchaun,
Im Arm der Schönſten, die ein Weib geboren,
Drum ſollen mich die eiferſücht'gen Thoren
Nicht kümmern noch der Morgen."

279. Eine ſchöne Tageweis.

Volkslied aus Wackernagels deutſchem Kirchenliede, S. 839.

Wach auff, meines hertzen ein ſchöne,
zart allerliebſte mein!
Ich hör ein ſueß gethöne
von klaynen wald vögelein.
Die hör ich ſo lieblich ſingen,
ich mayn, ich ſehe des tages ſchein
von Orient her bringen.

Ich hör die hannen kreen,
ich ſpür den tag darbey,
Die küelen windtlein ween,
die ſtern leuchten frey,
Singt vns fraw Nachtigalle,
ſingt vns ein ſueſſe melodey,
ſy melt den tag mit ſchalle.

Der himel thut ſich ferben
auß weiſſer farb in plaw,
Die wolcken thun ſich ferben
auß ſchwartzer farb in graw,
Die morgenröt thut her ſchleychen:
wach auff mein lieb vnd mach mich frey,
die nacht wil mir entweychen.

Ich ſolt dir ein potten ſenden,
der mir ein potſchafft würb:
Ich forcht er thue ſich wenden,
das vnſer lieb verdürb.
Schick dich zu mir allaine,
feins lieb, biß vnuerzagt,
in trewen ich dich maine.

So darff ich niemants vertrawen,
hertz lieb, in diſem Fall;
Die klaffer machen vns ein grawen,
der iſt ſo ein groſſe zall.

Wenn vnſer lieb ſich ſol meyden,
der klaffer findt man vber all,
noch wil ich mich nit ſcheyden.

Du haſt mein hertz vmbfangen
mit aller inprünſtigen gir,
Ich bin ſo offt gegangen,
feins lieb, nach deiner zir,
Ob ich dich möcht erſehen,
ſo wurdt erfrewt das hertz in mir:
die warhayt thun ich iehen.

Mein hertz das leydet ſchmertzen,
darzu klegliche pein,
Wo zwey herzenn lieb thun ſchertzen,
die on einander nit künnen ſein,
Kains thuts dem andern verſagen,
ſo wirdt erfrewt das hertz in mir;
die warhayt muß ich ſagen.

Selig ſey der tag vnnd ſtunde,
darinn du biſt geborn.
Got grüeß mir dein rotten munde,
den ich mir hab außerkorn.
Kan mir kain liebere nit werden:
feines lieb, ſchaw, das mein lieb nit ſey verlorn,
du biſt mein troſt auff erden.

Feins lieb, merck auff mein ſingen,
es geſchicht in kainem ſchertz:
Der klaffer wil mich verbringen
mit ſeinem falſchen hertz:
Das bringt mir groß leyden.
gott geb dir tauſent gutter nacht,
von hinnen wil ich mich ſcheyden.

280. Altdeutſches Wächterlied.

Volkslieder, von Görres, S. 115.

Der Wächter ruft an den Tag,
Wohl an der Zinne, da er lag;
Wohl auf! es muß geſchieden ſein
Und wo zwei Herzlieb bei einander ſein,
Scheiden ſie nit bald,
Es taget vaſt vor jenem Wald.

Nun lieg, gut Geſell! und hab Gemach,
Es iſt verwahr nit heller Tag;
Der Tag das ſein die lichten Stern,
Der Wächter betrög uns Beide gern;
Das ſag ich dir,
Die Mitternacht iſt noch nicht herfür.

Die Nachtigal ſingt ihren Ton,
Als ſie vorlängſt hat geton,
Dabei ſpürt man des Tages Schein,
Wohlauf! es muß geſchieden ſein;
Es taget vaſt,
Ich laß euch weder Ruh noch Raſt.

Sie drückt ihn freundlich an ihre Bruſt;
Sie lagen nach ihres Herzens Luſt
Mit weißen Armen umfangen:
Sie ſprach: Schöner Buhl! gehab dich wohl,
Laß dirs wohl ſein!
Sie bot ihm ihr rothes Mündelein.

Der gut Geſell freut ſich der Wort,
Kehr dich herum, mein höchſter Hort!
Du haſt erfreut das Herze mein,
Verſchwunden iſt mir all mein Pein,
Zu aller Friſt
Du mir die Herzallerliebſte biſt.

Was zoch er von den Handen ſein?
Von rothem Gold ein Fingerlein;

Nimm hin mein Lieb wohl zu der Letz,
Damit dich deines Leids ergötz
Zu dieſer Zeit.
Damit ſchied er traurig über die Haid.

Das Mägdlein ſchrie mit Leid Ade!
Nun behüt dich Gott vor allem Weh!
Du biſt meines Herzens edler Troſt;
Gedenk, Herzlieb, mein Elend groß,
So ich erduld;
Noch bin ich ihm von Herzen hold.

G. Schifferlieder.

281. Chineſiſches Schifferlied.

Aus Schiking, von Rückert, S. 48.

Ueber'm Fluſſe drüben
Iſt die Junggeſellenflur;
An dem Ufer hüben
Wohnen lauter Jungfern nur.
Alle Jungfern ſind begriffen
Ueber'n breiten Strom zu ſchiffen.
Schiffet nur!
Schiffet nur!
Ich will nicht mit ſchiffen.

In dem ſchwanken Nachen
Steht der Fährmann, winkt mir zu:
Willſt du's anders machen,
Als die andern? Närrchen du!
Schmücke dich mit deinen Flittern,
Vor den Wogen laß dein Zittern,
Fahre zu!
Fahre zu,
Trotz den Ungewittern!

Ei, dein Reden ſpare,
Fahre denn, wer fahren mag!
Und ob jede fahre,
Bleib' ich doch im Jungfernhag.
Kommſt du zu den Junggeſellen,
Sollſt du meinen Gruß beſtellen:
Wer mich mag,
Wer mich mag,
Komm' an meine Schwellen!

---

282. Höhere Beſtimmung.

Volkslieder der Polen, 1833, S. 64.

Jüngling.

Eichenbaum, du Eichenbaum
Ueber meiner Hütte,
Lange ſtandſt du da, doch heut
Haue ich dich nieder.
Siehe an das blanke Beil,
Das ich heut geſchliffen,
Ach! im Kurzen liegſt du da,
Wie hoch du auch ſteheſt.

Eiche.

Ach! ich ſchützte gegen Froſt
Winters deine Hütte,
Und des Sommers da gab ich
Schatten dir und Kühlung.
Jetzo da der Frühling kommt,
Haueſt du mich nieder?
Wohin flieget denn mein Laub
Und mein Sänger hin?

Jüngling.

Siehe, dorten hinter'm Fluß,
Dort mein Liebchen wohnet,
Dorten giebt's noch manchen Baum,
Dahin fliegt dein Sänger.

Und aus deinem Stamme werd'
Einen Kahn ich machen:
Aus den Aeſten zimmre ich
Einen ſchönen Schlitten.
Und dort wo dein Sänger iſt
Und dein Kahn geflogen,
Sommers, Winters werde ich
Zur Geliebten fahren.

283. Venetianiſches Fiſcherlied.

Das berühmte O pescator dell' onde.

O lenke durch die Welle, Fidelin!
Den Kahn auf dieſe Stelle, Fidelin!
:,: So rief die Römerin.
Und der Fiſcher mit der Barke zu der Schönen flog er hin,
Fidelin, lin, lin. :,:

Was giebt es hier zu fiſchen? Fidelin!
Ließ meinen Ring entwiſchen, Fidelin!
:,: Die Fluth verſchlang mir ihn.
Und der Fiſcher mit der Barke zu der Schönen flog er hin,
Fidelin, lin, lin. :,:

Nimm dieſe fünf Zechinen, Fidelin!
Leicht ſind ſie zu verdienen, Fidelin!
:,: Ein artiger Gewinn!
Und der Fiſcher mit der Barke zu der Schönen flog er hin,
Fidelin, lin, lin. :,:

Behalte die Zechinen, Fidelin!
Ich kenne dir zu dienen, Fidelin!
:,: Wohl köſtlichen Gewinn!
Und der Fiſcher mit der Barke zu der Schönen flog er hin,
Fidelin, lin, lin. :,:

Biſt, Liebchen, ſchön zum Malen, Fidelin!
Kannſt ohne Geld bezahlen, Fidelin!
:,: So wahr ich Fiſcher bin!
Und der Fiſcher mit der Barke zu der Schönen flog er hin,
Fidelin, lin, lin. :,:

---

284. Barcarole.

Venetianiſch, in den Agrumi von Kopiſch, S. 261.

Die Nacht iſt ſo lieblich,
Geſchwinde Ninette:
Laß in der Barkette
Uns athmen das Kühl!
Süß einſames Flüſtern!
Es leuchtet uns Luna,
Es wogt die Laguna:
O wonnig Gefühl!

Dem Toni befahl ich
Den Vorhang zu heben,
Daß Labung uns geben
Die Hauche vom Meer!
Laß ruhen den Fächer;
Schon ziehn um die Wette
Dich fächelnd, Ninette,
Zephyre daher!

Wenn auch unter ihnen
Ein loſer, ein freier
Dir rückte am Schleier
Der athmenden Bruſt,
Auch gar um die Kniee
Dir ſchlüge mit Flügeln
Und ließ' ſich nicht zügeln
In ſtürmender Luſt:

Laß, laß ihn gewähren:
Wir ſind ja alleine
Und Toni der kleine
Denkt nur an die Fahrt:
Er ſieht nicht, er hört nicht.
Kaum thut er das Seine,
Iſt dumm wie von Steine
Und täppiſcher Art!

---

285. Barcarole.

Venetianiſch, aus der Britannia von Louiſe von Ploennies, S. 325.

Leiſ' rudre hier, mein Gondolier, daß ſtill die Wellen bleiben,
Daß auf der Welt ihr Ohr allein es hör', wohin wir treiben;
Ja, wenn den Himmel Sprache auch wie Sternenblick beſeelte,
Er wohl von Liebenden wie ich manch ſüßes Wort erzählte.

Nun halte hier, mein Gondolier, ſtill, ſtill, ich muß nun ſteigen
Auf jenen luftigen Balkon, halt' Wache hier in Schweigen.
Ach! mühten Tag und Nacht nur halb wie um die Frau'n auf Erden,
Wir um den Himmel droben uns, wir müßten Engel werden.

---

286. Barcarole.

Aus dem Italieniſchen überſetzt von Gries in deſſen Gedichten II. 254.
Vergl. Rückerts Gedichte II. 226.

Abends führt' ich in dem Nachen
Meine Schöne, blond und ſchlank;
Doch es ward ihr ſchwer zu wachen,
Und ihr holdes Auge ſank.
Zwar ich weckte ſie bisweilen,
Doch der Schlummer mußte ſiegen;
Denn der Barke ſanftes Wiegen
Wiegte bald ſie wieder ein.

Zwiſchen Wolken ließ ſich Luna
Halb verhüllt am Himmel ſehn;
Und es ruhte die Laguna,
Und es ſchwieg der Winde Wehn.
Nur ein leiſes Lüftchen ſpielte
Mit der Locken goldner Fülle,
Hob mit zartem Hauch die Hülle
Von des Mädchens Buſen weg.

Von ſo holdem Reiz befangen,
Stand ich da in trunkner Luſt,
Sah die Blüthe dieſer Wangen,
Dieſen Mund, die ſchöne Bruſt.
Tauſend wechſelnde Gefühle
Wogten ſtürmiſch mir im Herzen,
Ein Gemiſch von Freud' und Schmerzen,
Das ich nicht zu nennen weiß.

Schauend ſtand ich eine Weile,
Sah das Alles mit Geduld;
Hätten gleich mich Amors Pfeile
Faſt gereizt zu ſüßer Schuld.
Endlich warf ich raſch mich nieder,
Wollte ſchlummern, leiſe, leiſe;
Doch ſo nah dem Feuerkreiſe
Fand ich leider keine Ruh.

287. Des Schiffers Heimkehr.

Volksliedchen von Sorrent, in den Agrumi von Kopiſch, S. 17.

Man ſagt: er kommt nun wieder, er kommt nun wieder!
Ach, wie der Mond will ich ihn ſtill empfangen
Und ihm der Worte zwei, nur zwei ihm ſagen:
Wie ging dir's draußen, wo bliebſt du ſo lange?

Du haſt mir Leid gegeben, ja Leid gegeben
Und eine Stunde nach der andern Thränen!
Doch, nun zu Hauſe mein Herzgeliebter kehret:
Stillt euch, ihr Augen, laßt nun alle Thränen!

288. Die launenhafte Schöne.

Sicilianiſch, in den Agrumi von Kopiſch, S. 11.

Alſo geboren wurdeſt du,
Daß Herzeleid mir werde!
Du änderſt ja in jedem Nu
So Rede wie Geberde!
Mir iſt gerad' als ſähe ich,
Wie eine Bark' in Wellen
Die grimmen Winde auf und ab
Und hin und wieder ſchnellen!

Ach, und ich Unglückſeliger
Bin in der Barke drinnen,
Wie du mich treibſt, wie du mich wirfſt,
So irr' ich, faſt von Sinnen!
Bald ſeh' ich in der Höhe mich,
Bald von dem Meer umfangen!
Ach, werd' ich jemals, jemals ſo
Zum Hafen hingelangen!

289. Das Paſſauer Schifferlied.

Kretzſchmers Volkslieder, II. Nr. 323, S. 586.

Geh i halt wohl in den Wald,
In den Wald ſpazieren,
Kommt ein Schiffmann von Paſſau an,
Wollte mich vexiren;
Und als ich kam an's Schiff dahin,
Saßen nichts als Mädel drin.
Schwäbiſche, bayriſche Dirndl, juchhe!
Muß der Schiffmann führen.

Schiffmann, lieber Schiffmann mein,
Ich möcht' etwas fragen:
Wo habt ihr eure Mädel dann
Z'ſammen aufgeladen?
Zu Linz, zu Ems, zu Wietingen,
Zu Regensburg, zu Boſſingen!
Schwäbiſche, bayriſche Dirndl, juchhe!
Muß der Schiffmann führen.

Schiffmann, lieber Schiffmann mein,
Wie weit iſt noch vom Strudel?
Zum Strudel habt ihr nicht mehr weit,
Seid nur keine verzagte Leut',
Mag das Schiff ſich bäumen,
Mögen die Wellen ſchäumen,
Schwäbiſche, bayriſche Dirndl, juchhe!
Muß der Schiffmann führen.

Sollt' etwa eine drunter ſein,
Die keine Jungfrau wäre,
So thu' ſie gleich zum Schiff ausſteigen;
Die Jungfrauſchaft verloren,
Der iſt der Tod erkoren,
Drunten auf der Seiten
Mag ſie wieder einſteigen.
Schwäbiſche, bayriſche Dirndl, juchhe!
Muß der Schiffmann führen.

Es kommen ihrer hundert und drei
Ueber das Feld gelaufen,
Das war ein ſehr groß Geſchrei,
Zu ſitzen auf einem Haufen!
Konnt' keine über den Strudel fahren,
Als ein Mädchen von achtzehn Jahren.
Sie iſt nicht ausgeſtiegen,
Iſt im Schiff geblieben.
Schwäbiſche, bayriſche Dirndl, juchhe!
Muß der Schiffmann führen.

290. Der Donauſtrudel.

Ei, du mein lieber Schiffsmann mein,
Ob's noch weit bis zum Strudel mag ſein?
Aber geſteh' mir auch ehrlich,
Ob's nit iſt gefährlich.
Schwäbiſche, bayriſche Dirndel, juchhe!
Die muß der Schiffsmann fahren!

Wer noch nie geliebet hat,
Fürchte nicht des Strudels Kraft:
Doch wer die Lieb' ſchon erfahren,
Mag ſich wohl bewahren.
Schwäbiſche, bayriſche Dirndel, juchhe!
Die muß der Schiffsmann fahren!

Und auch ein Dirndel von vierzehn Jahren
Iſt mit über den Strudel gefahren:
Aber ſie iſt auch geblieben,
Weil ſie thät ſchon lieben.
Schwäbiſche, bayriſche Dirndel, juchhe!
Die muß der Schiffsmann fahren!

291. Deutſches Schifferliedchen.

Bei Zarnack II. 46.

Das waren mir ſelige Tage!
Bewimpeltes Schiffchen, o trage
Noch einmal mein Liebchen und mich! —
O wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende,
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren, wir fuhren auf Wellen,
Da ſprangen die Waſſer die hellen,
Die ſilbernen Fiſche herauf;
Wir fuhren und fuhren durch Auen,
Da ließen die Lämmer ſich ſchauen,
Da liefen die Heerden zu Hauf'.

Wir ſpielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns Manches zu lachen
Und hatten des Scherzes nicht Raſt;
Wir ließen die Hörner erklingen,
Wir Alle begannen zu ſingen,
Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

Das waren mir ſelige Tage!
O! Herzenserwählte, o! ſage:
Sie waren ſo ſelig auch mir!
Dann ſuch' ich das Schiffchen mir wieder,
Und ſetze mich neben dir nieder,
Und ſchiffe durch's Leben mit dir!

H. Liebesglück in Liedern.

292. Indiſche Liebesliedchen.

Aus den Gedichten des Amaru, überſetzt in den Fremden Blumen von Vagamundo, Nr. 1. 2. 4. 17.

1.

Wird ſein Name neben mir genannt,
Bebt mein Buſen unterm engen Mieder
Unwillkührlich; hab' ich ihn erkannt,
Bricht ein kalter Schweiß durch meine Glieder.
Kommt er aber, fühl' ich mich
Von den Armen ſanft umſchlungen
Meines Herrn, wenn wonniglich
Liebe ganz mein Herz durchdrungen, —
Ach! ich fühl' es zum Voraus! —
Iſt mein Widerſtehen aus.

2.

Als ſie ſanft dich von ſich weiſend wehrte
Mit der Hand dir, halberzürnet ſagte:
„Laß mich, Böſer, laß mich!“ und doch wagte
Halbgeſchloſſ'nen Aug's — was ſie begehrte,
Gab es wolluſtblickend kund — nach dir zu ſchaun:
O! wie glücklich biſt du! Denn du haſt genoſſen
Amritam den Himmelsnektar, den zu braun
Aus dem Ozean die Götter ſich entſchloſſen.

3.

Wirft ſich nicht zu ſeinen Füßen,
Streckt nicht nach dem Saum die Hand,
Ihn zu halten ſpricht in ſüßen
Tönen „bleibe“ nicht; — ſie ſtand,
In den Augen eine Zähre
Nur, das Auge ruht auf ihm. —
Und er bleibt; die Thrän' iſt Wehre
Seinem ſtrengen Ungeſtüm.

4.

„Unſchuld'ges Kind, ſo unerfahren,
Ja thöricht, Einem Lieb' allein zu ſchenken,
Ihm Treu' ein Lebenlang zu wahren
Und immer nur ihm zu gefall'n zu denken,
Der dich betrügt am Ende! Faß ein Herz!
Was ew'ge Treu'! Erhöre nur zum Scherz
Den Andern!“ — „Stille,“ ſagt erſchreckt
Die junge Schöne zur Verführerin,
„Still! Deiner Zunge Sprache weckt
Den, dem ich ewig eigen bin,
Aus ſeines Schlummers ſüßer Luſt;
Er hört dich hier in meiner Bruſt.“

293. Indiſches Liebeslied im Gewitter.

Aus den „Jahreszeiten“ des berühmten Dichters Kalidaſa, überſetzt in Höfers indiſchen Gedichten, I. 80.

Donner rollen und tropfenſpitze
Waſſerpfeile vom Regenbogen,
Deſſen Sehne ſprühende Blitze,
Haben Wanderers Sinn umflogen.

Bunte Blätter und Coccinellen
Schmücken der Erde grünen Leib,
Gleichſam wie am Hals die hellen
Edelſtein' ein junges Weib.

Heut' ein Feſt der Luſt zu feiern,
Bläht der Pfau den goldnen Schwanz,
Kuß, Umarmung zu erneuern,
Schickt er ſchnell ſich an zum Tanz.

Bäume fällend, laufbeſchleunigt,
Wie ein Weib zu Luſt und Kuß,
Hat dem Meere ſich vereinigt
Bergenteilend jetzt der Fluß.

Wenn die Gräſer zärtlich blühen,
Der Gazelle Mund verletzen,
Wald! wem ſoll dein Blüthenſprühen
Nicht das Herze hoch ergetzen?

Wen machſt du, o Wald, deß Boden
Von Gazellenaugen ſchimmert,
Die wie dunkler Lotus wogen,
Nicht in Sehnſucht ſchwer bekümmert?

Wenn die Wolken hell ertönen,
Und die Nacht vom Blitz erhellt wird,
Suchend wandeln dann die Schönen,
Denn von Lieb' ihr Herz geſchwellt wird.

Wenn die Wolkendonner rollen
Und der Weiber Herzen bangen,
Wie ſie dann, ihr kürzlich Schmollen
Schnell vergeſſend, heiß umfangen!

294. Liebe im Regen.

Chineſiſches Volkslied, aus Schiking von Rückert, S. 99.

Der Regen rauſcht gelind,
Und leiſe ſauſt der Wind,
Zuſammen tönen ſie,
Der Hahn ruft drein Kie-Kie.
Da mich erfreut des Liebſten Gruß,
Was acht' ich Wind und Regenguß?

Der Regen fällt gelind,
Der Regen und der Wind
Sie machen es Siao-Siao,
Der Hahn macht es Kiao-Kiao.
Da mich erfreut des Liebſten Gruß,
Macht nichts mir auf der Welt Verdruß.

Der Regen und der Wind.
Des Himmels Fenſter ſind
Verhängt von dunklem Flor;
Der Hahn ruft wie zuvor:
Da mich des Liebſten Gruß erfreut,
Was kümmert mich der Himmel heut'?

295. Liebe im Regen.

Heſſiſches Volkslied, aus des Knaben Wunderhorn, III. 16.

Als ich kam zur Stube rein,
Da iſt gut wohnen!
Ich hab ſo lang draußen geſtanden,
Daß Gott erbarm!

Ich ſeh dies an deinem Hut,
Wie dein Hut tröpflen thut,
Von Regen iſt er naß,
Von wegen meinem Schatz.

Ich ging wohl über Berg und Thal,
Wär mir kein Weg zu ſchmal,
Zu meinem Schätzchen wollt' ich gehn
Alle Wochen ſiebenmal.

Dort ſteht ein ſchöner Lorbeerbaum,
Der ſteht ſchön da,
Und ein ſchöner Reutersbub,
Der ſteht mir an.

Herz mich ein wenig, küß mich ein wenig,
Hab mich ein wenig lieb,
Wenns auch regnet oder ſchneit,
Wenns unſer Herz nur erfreut.

---

296. Altrömiſches Liebeslied.

Von Catullus, überſetzt von Schwenk, S. 8.

Laß uns, Lesbia, leben und uns lieben,
Und der grämlichen Alten böſen Leumund
Allzuſammen dem Aſſe gleich uns achten.
Tage können vergehn und wiederkommen.
Iſt uns aber das kurze Leben einmal
Hin, dann ſchlafen wir jene Nacht auf ewig!
Gieb denn Küſſe mir tauſend, wieder hundert,
Tauſend wieder in einem fort, und hundert.
Sind's viel Tauſende nun, ſo wirren alle
Durcheinander wir dann, ſie nicht zu wiſſen,
Daß kein Neidiſcher auch ſie uns beſchreie,
Wenn er wüßte, wieviel es Küſſe wären.

---

297. Verrath.

Aus dem Neugriechiſchen, in Elliſſens Thee- und Aſphodelosblüthen, S. 98.

Warum, mein Liebchen, ſollt' ich dich nach Herzensluſt nicht küſſen?
Es war ja Nacht; wer ſah uns denn? Wer in der Welt kann's wiſſen?
„Uns ſahen Nacht und Dämmerung, uns ſahen Mond und Sterne;
Ein Stern ſtieg in das Meer hinab, dem Meer verrieth er's gerne.
Das Ruder hört's vom Meer und eilt's dem Schiffer anzubringen,
Den Schiffer hört man's in der Früh' vor Liebchens Fenſter ſingen."

298. Der Kuß.

Aus Fiedlers ſchottiſcher Liederdichtung, II. 190.

„O Lieber, ſtill! in ſolcher Angſt
War ich noch nie zuvor.
Der Kuß, den hinter der Thür du nahmſt,
Traf wohl der Mutter Ohr."
„„Die Mau'r iſt dick, ſei ohne Furcht,
Und ſpotten ja ſie los,
So ſag' ich, 's flog ein Pfropfen auf,
Und ſchieb's auf's roſt'ge Schloß.""

Wir traten ein und Gretchen glüht'
Wie eine Kohle noch,
Und ich, ich wär' gekrochen gern
In ein Kaninchenloch.
Die Mutter blickt — o welch ein Blick!
Die Mütter ſind aufgebracht,
Und auf 'nen Kuß hinter der Thür,
Wie geben ſie da nicht Acht!

Der gute Vater da ſaß doch;
Als hätt' er geſeſſen in Rom,
Saß er am Feuer und ſchmaucht' die Pfeif'
Und rührt' keinen Finger drum.
Doch kichernd ſtanden im Winkel da
Die albern'n Schweſtern vier;
Ich wollt', ſie hätten 'ne Winternacht
Geſtanden hinter der Thür.

„Wie dürft ihr's wagen, ſo kühn zu ſein?"
Die Mutter da begann.
Da lachen die vier Schweſtern auf,
Und ich lauf', was ich kann.
Ein Beſen fuhr mir vorbei am Ohr
Und Scheuerlappen dazu,
Ich küſſe nie wieder hinter der Thür,
Wie gern ich's ſonſt auch thu'.

299. Der Kuß.

Spaniſches Liedchen, aus Arentsſchildts Völkerſtimmen, S. 87.

Weil die Mutter mich geſcholten,
Weil ich dich, mein Freund, geküßt,
Gieb, o gieb den Kuß mir wieder,
Den du mir haſt abgeküßt.

Gieb den Kuß mit gutem Willen,
Daß ihr Zürnen mög' vergehn;
Daß wir wahrhaft ſagen können,
Daß zurück die That geſchehn.

Und es wird dir Nutzen bringen,
Wenn zurück den Kuß du giebſt;
Gieb, o gieb geſchwind, Geliebter,
Jenen Kuß, wenn du mich liebſt.

Gieb den Kuß um Gottes willen,
Mutter iſt ſo wunderbar. —
Dacht'ſt zurück zu geben einen,
Und nun haſt du zweie gar.

300. Slowakiſcher Liebesgruß.

Aus den ſlaviſchen Melodien von Kapper, S. 5.

Dornen am Strauche,
Stechende Dornen!
Weicht nur ein Wenig,
Nur ein Wenig,
Daß ich dem Mädchen mein
Roſen mag pflücken! —

Dann aus den Roſen
Wind' ich ein Sträußchen,
Ein zierliches Sträußchen;
Geb' es dem Bache,
Daß er es trage
Hin vor ihr Fenſter!

Schaut aus dem Fenſter
Mein trautes Mädchen,
Sieht ſie das Sträußchen:
„Was bringſt du, mein Sträußchen?“
„„Viel herzliche Grüße
Vom Liebſten dein!““

Für jedes Röslein,
Für jedes Knöſplein
Nachts in der Laube
Küſſ' ich der Holden
Glühende Küſſe
Auf die glühende Wange.

Dich aber will ich,
Stattlicher Roſenſtrauch!
Täglich begießen,
Daß du nicht trockneſt,
Daß du nicht dorreſt
In der Mittagsſonne.

Will dich pflegen,
Stattlicher Roſenſtrauch!
Daß du noch trageſt
Viel tauſend Roſen! —
Stechende Dornen,
Weicht nur ein Wenig —
Nur ein Wenig!

301. Eſthniſches Liebesliedchen.

Aus Herders Stimmen der Völker.

Jörru, Jörru, darf ich kommen?
Nicht, o Liebchen, heute.
Wäreſt du doch geſtern kommen,
Nun ſind um mich Leute.

Aber morgen, früh am Morgen,
Schlankes, liebes Aeſtchen,
Kannſt du kommen ohne Sorgen,
Da bin ich alleine.

Wenn der Maienkäfer ſchwirret,
Früh im kühlen Thaue,
Hüpf' ich, Liebe, dir entgegen,
Weißt, auf jener Aue.

302. Mädchenübermuth.

Neugriechiſch, überſetzt von Th. Kind in deſſen Anthologie. S. 55.

In der Mitte zweier Meere
Stand ein hoher Thurm erbaut.
Ein blondes Mädchen ſaß darin
Und reihte, reihte auf und wieder,
Schmückte dann ſich mit den Schnüren;

Und mit der Sonne habert ſie,
Und zu der Sonne ſagt ſie:
„Komm, Sonne, denn ich will ausgehn nun!
Und wenn du, Sonne, nun erſcheinſt,
Da ſchmachten alle Kräuter;
Und wenn ich, Sonne, nun erſchein',
Da ſchmachten alle Männer."

303. Aller Welt Liebhaber.

Römiſches Liedchen, in den Agrumi von Kopiſch, S. 59.

Aller Welt Liebhaber bin ich,
Jede Locke kann mich binden,
Jedes Angeſicht entzünden,
Keines Nebenbuhlers ſorg' ich!
Ich nehme, was mir Liebe hat beſchieden,
Mit Allem, Allem ſtell' ich mich zufrieden!

Iſt ſie lahm, ſo wen'ger flieht ſie,
Iſt ſie reich, ſo ſchickt ſie Gaben,
Iſt ſie garſtig, wen'ger zieht ſie!
Iſt ſie dumm, will ſie nichts haben!
Iſt bucklig ſie und will ſich ſpröd' erzeigen,
Muß ſie ſich mir ihr ſelbſt zum Trotze neigen.

Eine, welche ſchielt mit Blicken,
Füllt mich gänzlich mit Entzücken!
Hierher blickt ſie, raubt da drüben,
Immer ſchlau in ihrem Lieben!
Mit ſolchen Augen, mit ſo mannigfachen,
Kann ſie mit zween auf einmal Liebſchaft machen!

304. Die Bienen.

Venetianiſches Liedchen, in den Agrumi von Kopiſch, S. 71.

Setz' auf die Au voll Blumen
Dich nicht mit leichten Sinnen!
Nein, fliehe weit von hinnen!
Geliebte, gieb wohl Acht:
Jedwede trägt ein Bienchen,
Das, gebend ihm ein Küßchen,
Vom Safte naſcht ein Biſchen
Und das zu Honig macht.

Wenn nun im Flug ſie merken,
Daß einer deiner Küſſe
Viel mehr enthält der Süße,
Als jede Blume dort:
So wagſt du, daß ſie plötzlich
Beſtürmen deine Lippen,
Und um die Wette nippen
Sie mir den Honig fort!

305. Der Gefangene.

Spaniſches Liedchen, in Mutzl's Blumenleſe, S. 148.

Wer, ach, wer hält ihn gefangen,
Meinen Lieben,
Wer, ach, wer hält ihn gefangen?

Meiner erſten Lieb' Verlangen,
In Sevilla liegt's in Banden:
Meinen Lieben,
Wer, ach, wer hält ihn gefangen?

In Sevilla liegt's in Banden,
Meine Locke hält's gefangen:
Meinen Lieben,
Meine Lock' hält ihn gefangen.

306. Im Mondſchein.

Portugieſiſches Liebeslied, aus Silchers Volksmelodien, S. 6.

Das Mondlicht ſcheint in Fülle
Mit der Geſtirne Glaſt,
Wir gehen froh und ſtille
Und halten uns umfaßt.
Und von der Nacht Gewande
Strömt mächtig über die Lande
Und löſet alle Bande
Der Thau der ſüßen Nacht.

O Zauber ohne Ende,
So göttlich biſt du nicht,
Als wenn mein Lieb die Hände
Mir um den Nacken flicht.
Von jener goldnen Ferne
Wend' ich die Augen gerne —
Mir leuchten nur zwei Sterne,
Und doch mit hell'rem Licht.

307. Unter der Linde.

Das ſchönſte Gedicht des Minneſängers Walter von der Vogelweide, im Anfang des 13. Jahrhunderts, nach der Faſſung in Görres' Volksliedern, S. 99.

Unter der Linden
An der Haide,
Da unſer zweier Bette was,
Da möget ihr finden
Schöne Beide
Gebrochen Blumen und Gras.
Vor dem Walde in einem Thal,
Tandaradei! ſchöne ſang die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Da was mein Friedel kommen eh;
Da ward ich empfangen,
Here Fraue,
Daß ich bin ſelig immer meh.
Er küßte mich wohl tauſend Stund,
Tandaradei! ſeht wie roth iſt mir der Mund!

Da hat er gemachet
Alſo reiche
Von Blumen ein Betteſtatt,
Des wird noch gelachet
Innigliche,
Kommt jemand an daſſelbe Pfat;
Bei den Roſen er wohl mag
Tandaradei! merken, wo mir's Haupt lag.

Daß er bei mir lege,
Wüßt es jemand,
Und welle Gott ſo ſchämt ich mich.
Was er mit mir pflege,
Nimmer niemand
Befinde das, wann er und ich,
Und ein kleines Vögellein,
Tandaradei! das mag wohl getreue ſein.

308. Liebesglück

des Minneſängers Ulrich von Lichtenſtein, aus deſſen Werken herausgegeben von Tieck, S. 209.

In dem Lufte-ſüßen Maien
Wann der Wald gekleidet ſtaht,
So ſieht man ſich ſchöne zweien
Alles das, was Liebes hat,
Und iſt miteinander froh,
Das iſt recht, die Zeit will ſo:

Wo ſich Liebe zu Liebe zweiet,
Liebe hohen Muth verleiht,
In der beider Herze maiet
Es mit Freuden alle Zeit,
Trauerns will die Liebe nicht,
Wo man Lieb' bei Liebe ſicht.

Wo zwei Lieb einander meinen
Herziglichen ohne Wank,
Und ſich beide ſo vereinen,
Daß ihr Lieb' iſt ohne Krank,
Die hat Gott zuſammen geben
Auf ein wunnigliches Leben.

---

309. Nach Oſterland will ich fahren.

Berühmtes altdeutſches Volkslied, aus Wolffs altholländiſchen Volksliedern, S. 25.

„Nach Oſterland will ich fahren,
Da wohnt mein ſüßes Lieb;
Ueber Berg' und über Thale,
Schier über die Haide,
Da wohnt mein ſüßes Lieb.

Vor meines Liebchens Thüre,
Da ſtehn zwei Bäumchen fein;
Der eine trägt Nüſſ' von Muskaten
Schier über die Haide,
Der andre trägt Nägelchen fein.

Die Nüſſe ſind ſo runde,
Gewürznägelchen riechen ſo gut.
Ich meint', mich freite ein Reiter,
Schier über die Haide,
Nun iſt es ein armes Blut."

Er faßt' ſie bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand;
Er führte ſie ſo ferne,
Schier über die Haide,
Wo ſie ein Bettchen fand.

Da lagen die Zwei verborgen,
Die liebe lange Nacht,
Vom Abend bis zum Morgen,
Schier über die Haide,
Bis ſchien der helle Tag.

„Die Sonn' iſt untergegangen,
Die Sterne blinken ſo klar;
Ich weiß, daß ich mit dem Liebchen,
Schier über die Haide,
In einem Baumgarten war.

Der Garten iſt geſchloſſen,
Und es kann Niemand hinein,
Als nur die Nachtigallen,
Schier über die Haide,
Die fliegen von oben hinein.

Man ſoll der Nachtigall binden
Den Kopf an die Füße nun,
Damit ſie nicht kann erzählen,
Schier über die Haide,
Was zwei ſüße Liebende thun.“

„„Und habt ihr mich auch gebunden,
Mein Herz iſt nicht minder geſund;
So kann ich doch noch ſchwatzen,
Schier über die Haide,
Von zwei ſüßen Liebchen, todtwund.““

310. Die größte Freude.

Uhlands Volkslieder, Nr. 60.

Kein größer freud auf erden iſt
denn der bei ſeiner liebſten iſt,
bei ſeiner liebſten alleine;
der mag wol reden was im gebriſt
und was im in ſeinem herzen gelüſt,
freundlich tun ſie anſchauwen.

Ich hatt ein bulen, das iſt war,
drei viertel lenger denn ein jar,
ich dorft es niemand ſagen;
ich hatte ſie lieb von ganzem herzen,
ich dorft ir kein freundlichs wort zuſprechen,
ich forcht, ſie möcht mir's für übel haben.

Ich gieng wol über ein grünen plan,
da ſah ich vil hübſcher jungfrauwen ſtan,
mein feins lieb war darunder:
mein lieb daucht mich die ſchönſte ſein,
die herzallerliebſte mein,
für andern außerkoren.

Mein feins lieb tregt ein ſchwarzes kleid,
darunder tregt ſie groß herzenleid,
das kan ir niemands wenden,
denn du allein, du höchſter hort!
tröſt ſie mit einem freundlichen wort,
tröſt ſie in irem elende!

Ich hab ein ring an meiner hand,
den gäb ich nit umb das teutſche land,
er komt von iren henden,
der ring der iſt von rotem gold,
darumb bin ich dem mägdlein hold,
wolt gott, ich möcht ir dienen!

E ich mein bulen wolt faren lan,
e wolt ich mit ir ins elend gan,
wolt meiden weltliche freude;
hab ir vertraut auf guter baut,
der herzallerliebſten mein,
ich will ſie noch wol finden.

Der uns diß liedlein neuw geſang
ein freier knab iſt er genannt,
hat es ſo wol geſungen;
er get zu Lüneburg auß und ein,
bei der herzallerliebſten ſein,
er bleibt wol unverdrungen.

311. Jungbrunnen.

Uhlands Volkslieder, Nr. 30.

Bei meines bulen haupte
da ſtet ein güldner ſchrein
darinn da leit verſchloßen
das junge herze mein;
wolt got, ich het den ſchlüßel!
ich würf in in den Rein;
wär ich bei meinem bulen,
wie möcht mir baß geſein!

Bei meines bulen füßen
da fleußt ein brünnlein kalt,
und wer des brünnleins trinket
der jungt und wirt nicht alt;
ich hab des brünnleins trunken
ſo manchen ſtolzen trunk,
vil lieber wolt ich küſſen
meins bulen roten mund.

In meines bulen garten
da ſten zwei beumelein,
das ein das tregt muſkaten,
das ander negelein;

muſkaten die ſind ſüße,
die negelein die ſind räß,
die gib ich meinem bulen
daß er mein nicht vergeß.

Und der uns diſen reim ſang,
ſo wol geſungen hat,
das haben getan zwen hawer
zu Freiberg in der ſtat,
ſie haben ſo wol geſungen
bei met und külem wein,
darbei da iſt geſeßen
der wirtin töchterlein.

312. Das Ringlein.

Wunderhorn II. 15.

Bald gras ich am Neckar,
Bald gras ich am Rhein,
Bald hab ich ein Schätzel,
Bald bin ich allein.

Was hilft mir das Graſen,
Wann die Sichel nicht ſchneidt?
Was hilft mir ein Schätzel,
Wenn's bei mir nicht bleibt?

So ſoll ich dann graſen
Am Neckar und Rhein,
So werf ich mein goldiges
Ringlein hinein.

Es fließet im Neckar,
Und fließet im Rhein,
Soll ſchwimmen hinunter
In's tiefe Meer 'nein.

Und ſchwimmt es, das Ringlein,
So frißt es ein Fiſch,
Das Fiſchlein ſoll kommen
Auf's Königs ſein Tiſch.

Der König thät fragen,
Wem's Ringlein ſoll ſein?
Da thät mein Schatz ſagen,
Das Ringlein g'hört mein.

Mein Schätzlein thät ſpringen
Berg auf und Berg ein,
That mir wiedrum bringen
Das Gold-Ringlein fein.

Kannſt graſen am Neckar,
Kannſt graſen am Rhein,
Wirf du mir immer
Dein Ringlein hinein.

313. Tanzreim.

Aus des Knaben Wunderhorn, III. 127.

Mein Schätzle iſt hübſch,
Aber reich iſt es nit;
Was nützt mir der Reichthum,
Das Geld küß ich nit.

Schön bin ich nit, reich bin ich wohl,
Geld hab ich auch a ganz Beuterl voll:
Gehn mer noch drei Batze ab,
Daß ich grad zwölf Kreuzer hab.

's Kranzerle weg,
Und's Häuberle her;
Jungfrau geweſt,
Und nimmermehr.

314. Der Weber.

Walters Volkslieder, S. 71.

Mein Liebſter iſt ein Weber,
Er webt ſo ämſiglich
An einem Stückchen Linnen,
Der Linnen iſt für mich!
Der Aufzug iſt die Liebe,
Die Treue ſchlägt er ein,
Denn Liebe muß mit Treue
Recht feſt verbunden ſein.

Das Garn hab' ich geſponnen
In mancher langen Nacht,
Und hab' an dich, mein Liebſter,
Wohl ſtets dabei gedacht.
Und kommt das Stück vom Stuhle,
Bleich' ich's im Sonnenſchein;
Und über's Jahr im Sommer
Soll unſre Hochzeit ſein.

Ich ſitz' derweil und nähe
Ein Hochzeithemdchen mir,
Und träume ſüße Träume,
Von Liebe und von dir!
Das Hemdchen weiß von Linnen,
Das Band von Seide roth:
Die Unſchuld und die Liebe
Thun in der Ehe noth.

---

315. Auf der Alm.

Tſchiſchka, öſterreichiſche Volkslieder, S. 112.

Ich weiß ein' ſchön' Glocken,
Die hat ein' ſchön' Klang,
Und ich weiß ein ſchön Dirnl,
Das hat ein' ſchön' Gang.

Ich weiß ein' ſchön' Alm auch,
Die hat 'nen Kleeplatz,
Da geht ein ſchön Dirnel
Und das iſt mein Schatz.

Und beim Dirnel ihrer Hütte,
Da ſingen die Schwalben,
Da laufen die Gemslein
Schon höh'r über die Alm.

Je höher das Thürmel,
Je ſchöner 's Geläut;
Je weiter das Dirnel,
Je größer die Freud.

Aus dem Thal bin ich gangen,
Auf die Alm bin ich g'rennt,
Da hat mich mein Dirnel
Am Dudeln erkennt.

„Und ich weiß nicht, wie's iſt,
Daß du mir gar ſo lieb biſt.
Die Leut' ſehn mir's an,
Daß ich dich gar ſo lieb han!

„Du Dirnel, du liebes,
Haſt ein Goſcherl, ein ſüßes!
Haſt ein Leiberl, ein weiß's,
Haſt ein Herzel, ein treu's.“ —

„Mein Herzel iſt treu,
Iſt ein Geſchlöſſerl dabei,
Und ein einziger Bu
Hat das Schlüſſerl dazu!“ —

316. Der Reiter.

Liederbuch für deutſche Künſtler, S. 246.

Main Schatz iſt a Reiter, a Reiter muß ſein,
Das Roß iſt des Kaiſers, der Reiter iſt main.
Lalle-ralla-la – – – – la – – – – – –

Main Herzerl iſt treu, iſt a Schlüſſel dabei,
Und a ainziger Bua hat den Schlüſſel dazua.

Treu bin i, treu bleib i, Treu hab i im Sinn,
Treu bleib i maim Schatzerl in Frankfurt und Wien.

Je höger de Thurm, deſto ſchöner es G'läut,
Je waiter main Schatzerl, deſto größer d' Freud.

Da drüb'n überm Bergerl, wo der Kirchthurm herſchaut,
Do wird mir vom Pfarrer main Schatzerl ang'traut.

Zwai ſchneewaiße Tauberl flieg'n über main Haus,
Und der Schatz, der mi b'ſtimmt iſt, der bleibt mir nit aus.

---

317. Heilbronner Volksliedchen.

Wo e kleins Hüttle iſt,
Iſt e kleins Gütle;
Und wo viel Bube ſind, Mädle ſind, Bube ſind,
Da iſt's halt lieblich.

Lieblich iſt überall,
Ueberall auf Erden,
Wenn's nur zu machen wär, mögli wär, zu machen wär,
Müßt'ſt du mein werden.

Schätzle, das kann nit ſein,
Muß ja jetzt wandre;
Aber wohin ich geh, wo ich ſteh, wo ich geh,
Denk' an kein' andre.

Wenn zu mein'm Schätzle kommſt,
Sag, i laß grüßen,
Wenn's fragt, wie's geht, wie's ſteht,
Sag, auf zwei Füßen.

Wenn's freundlich lachen thut, freundlich iſt, lachen thut,
Sag, i ſei g'ſtorben;
Wenn's aber trauern thut, klagen thut, weinen thut,
Sag, i komm morgen.

Mädle, trau net ſo wohl,
Du biſt betrogen.
Daß i di aber gar nit mag, nimmer mag, gar nit mag,
Sell iſt verlogen.

318. Kuhreigen.

Wann i in der Fruh aufſteh
Ai ei ei a,
Und zu meiner Schwaigrin geh
Ai ei ei a,
Und da nimm i glei mei Sichel
Und da gras i mit mein Michel
Und da gras ma' in den Klee.
Ei ai ei a, ai ei ei ai, ai ai ai ei ei ei, ai ai ai ai ai ai a a a ai ai a.

Schwaigrin du biſt meine Freud'
Ai ei ei a,
Wann i 's Vieh auf d' Alme treib
Ai ei ei a,
Und aft thun ma's Kuhla malcha
Und da krieg ma gute Kalma,
Treib'n mir's abi zu den Stier,
Ei ai ei a, ꝛc.

Wann der Halda blaſt in's Horn
Ai ei ei a,
Treib'n ma's Kuhla von den Born
Ai ei ei a,

Than ma's Kuhla abi ſtreicha
Und die Mili zamma ſeicha
Aft'n treib'n mir's hin zum Bach,
Ei ai ei a, ꝛc.

Schwaigrin bring den Sechta her
Ai ei ei a,
's Kuhla giebt uns Mili mehr
Ai ei ei a,
Kann ma's Kuhla nimma malcha,
Oft'n krieg'n ma gute Kalma
Kuhla giebt uns Mili mehr,
Ei ai ei a, ꝛc.

---

319. Schweizerlied.

Mitgetheilt von Goethe.

Uſem Bergli
Bin i g'ſäſſe
Ha de Vögle
Zugeſchaut;
Hänt geſunge
Hänt geſprunge
Hänts Neſtli
Gebaut.

In á Garte
Bin i g'ſtande
Ha de Imbli
Zugeſchaut;
Hänt gebrummet
Hänt geſummet
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wieſe
Bin i gange
Lugt' i Summer-
Vögle a;

Hänt geſoge
Hänt gefloge
Gar z' ſchön hänt's
Gethan.

Und da kommt nu
Der Hanſel
Und da zeig i
Em froh,
Wie ſie's mache,
Und mer lache,
Und mache's
Au ſo.

I. Liebesſtreit.

320. Indiſche Liebesliedchen.

Von Amaru, überſetzt in den Fremden Blumen von Vagamundo,
Nr. 6. 8. 10. 36.

1.

„Schmeichl' ich dir mit ſüßem Worte,
Giebſt du nur mit kaltem Ton
Voller Groll und voller Hohn
Antwort mir. Ja! ſo verdorrte
Mein Verlangen keimend ſchon!

Willſt zufrieden, ohne Sorgen
Scheinen und im Auge ſtehn
Thränen dir und ſtille Wehn —
Warum hältſt du ſie verborgen? —
Muß ich an den Seufzern ſehn.“

„Wohl! ſo halt' ich's nicht zurücke,
Undankbarer, daß ich's weiß,
Mit der Ueberwindung Fleiß
Liebſt du mich, von anderm Glücke
Träumſt an meiner Bruſt du heiß!“

2.

„Auch grauſam will ich einmal ſein.“ Er ſchweigt.
„Ich ſtell' erzürnt mich, ſpricht er doch auch nicht.“
Den Blick am Boden Beide: ſein Geſicht
Erzwungen lächelnd; in das Auge ſteigt
Ihr bald die wahre Thrän'. — Es iſt genug,
Verſtellte Kälte war's, Prob', ein Verſuch.

3.

„So ſoll mein Herz im Buſen mir zerſpringen
In tauſend Stück', abmagern meiner Glieder
Noch volle Friſche, wenn es, Freundin, wieder
Dem Ungetreu'n gelang mich zu gewinnen.“
Kaum iſt der Schwur im Zorn der Lipp' entflogen,
Als ungeduldig ſie das Auge wendet
Nach jener Eck', um welch' er oft gebogen
Zu ihr, die volle Lieb' ihm gern noch ſpendet.

4.

Mit einem kalten, abgemeſſ'nen Gruß
Empfängt ſie mich, zieht in des Kleides Falten
Sogleich zurück den wunderzarten Fuß,
Weiß wohl auf ihren Lippen feſtzuhalten
Ein ihr entſchlüpftes Lächeln. Glaubet nicht,
Daß einen Blick ſie weiter auf mich richtet.
Wag' ich zu ſprechen, plötzlich unterbricht
Sie meiner Rede Strom. — Wie gern verzichtet'
Ich nicht noch lang' auf ihre ſanfte Liebe,
Daß unverſieget mir noch lange bliebe
Der Quell von tauſend neuen Freuden, —
An ihrem Zorne mich zu weiden!

321. Die Procidanerin.

Volksliedchen von der Inſel Procida, in den Agrumi von Kopiſch, S. 125.

Ich habe einen Liebſten
 Recht von den Frommen,
Geht aus zu einer Thüre,
 Zur andern herein.
Wart du Schelmengeſicht du!
 Hinweg! Fort, fort!

Dann ſeh' ich ihn ſchon wieder
 So freundlich kommen:
„O Liebſte, laß doch wieder
 Beiſammen uns ſein!“
O du Schelmengeſicht du!
 Hinweg! Fort, fort!

Ich wende mich und ſag' ihm:
 Du ſollſt verkommen!
Nach einem Stündchen ſoll ich
 Schon wieder verzeihn?
O du Schelmengeſicht du!
 Hinweg! Fort, fort!

322. Der Schmetterling.

Lettiſches Volkslied in Kruſe's Urgeſchichte des eſthniſchen Volksſtammes, S. 171.

An Baches Rand im Thale
Ein bunter Schmetterling flatterte;
Ja flatterte, flatterte, flatterte,
Ein bunter Schmetterling flatterte.

Da war ein feines Mägdelein,
Wie toll ſie haſcht nach dem Vögelein,
Ja Vögelein, Vögelein, Vögelein,
Wie toll ſie haſcht nach dem Vögelein.

So haſcht' ſie thöricht immer fort
Und ſtürzte in des Baches Tieſe —
Ja Tieſe, Tieſe, Tieſe, —
Und ſtürzte in des Baches Tieſe.

Gefallen in den tiefen Strom,
Da weint ſie Klage-Thränen —
Ja Thränen, Thränen, Thränen,
Da weint ſie Klage-Thränen! —

Sie weinet Klage-Thränen,
Man mög' zur Hülf' ihr eilen,
Ja eilen, eilen, eilen,
Man mög' zur Hülf' ihr eilen! —

Ein braver Jüngling eilt herbei
Und rettet das feine Mägdelein,
Ja Mägdelein, Mägdelein, Mägdelein,
Und rettet das feine Mägdelein.

Er führet heim das Mägdelein,
Daß nimmer es haſch' nach dem Vögelein,
Ja Vögelein, Vögelein, Vögelein,
Daß nimmer es haſch' nach dem Vögelein.

Sie danket ihm herzinniglich
Und haſcht nicht mehr nach dem Schmetterling,
Ja Schmetterling, Schmetterling, Schmetterling,
Und haſcht nicht mehr nach dem Schmetterling.

---

323. Der Schmetterling.

Volksliedchen aus der Dauphiné, in [illegible] franzöſiſchen Volksdichtern, I. 134.

Kleiner Schelm von Schmetterling,
Flieg' nur, flieg' . . . ich haſch' dich ſchon!

Goldnen Staub auf ſeinen Flügeln
Und geziert mit tauſend Farben,
Flattert er auf blauen Veilchen
Und dann auf Vergißmeinnichten,

Hin und her auf bunter Wieſe.
Und ein Kind, ſchön wie ein Engel,
Mit orangenrunden Wangen,
Kaum bekleidet, eilt' ihm hinten
Nach und pauf! — allein es fehlt ihn,
Und der Wind im Hemdchen ſpielend
Machte ſeine Blöße ſehen . . .

Kleiner Schelm von Schmetterling,
Flieg' nur, flieg', ich haſch' dich ſchon!

Endlich ſetzt der Buttervogel
Sich auf ein Frühlingsgoldknöpfchen,
Und das ſchöne Kind kommt hinten
Hergeſchlichen, leiſe, leiſe . . .
Und nimmt ihn dann ſchnell gefangen
In der Hand, raſch zu dem Hüttchen
Trägt es ihn mit tauſend Küſſen;
Aber ach! den Kerker öffnend
Findet es in ſeinen Händchen
Nichts als Goldſtaub von den Flügeln . . .

Kleiner Schelm von Schmetterling!

324. Miska.

Ungariſches Liedchen, überſetzt in Wolffs Halle der Völker, II. 129.

Miska kommt mit gelben Stiefeln und im Scharlachkleid;
Panni harrt am Ufer dorten wohl geraume Zeit.
Wart' nicht, Panni, warte nicht, denn der Miska ſtutzt,
Daß er ſeine Stiefeln nicht und ſein Kleid beſchmutzt.

Wagt er auch ſein Scharlachkleid, weilt er dennoch dort,
Denn er kann nicht durch den Strom, der den Steg trieb fort,
Deſſen Bretter riß die Fluth weithin an das Land;
Panni hat vom Liebſten auch ihren Blick gewandt.

Nicht das Kleid und nicht der Fluß, nicht des Nachbars Hund,
Daß ſich Beide abgewandt, hat gar andern Grund;
Böſes hat der Neid geſchwatzt — und es ging zurück
Ein Verlöbniß, einſt erzeugt von der Liebe Glück.

325. Mutterkind.

Aus Görres Volksliedern, S. 190.

Es ſollt ein Mädlein waſchen gan
Ihr Hemdlein weiß, ihr Aeuglein klar;
Sie hört einen Reuter ſingen.
Sie winket ihm mit ihrer ſchneeweißen Hand,
Daß er ihr hülffe auswinden, ja winden.

Ach Jungfrau! wollt ihr mit mir gan?
Da wo die ſchönen Röslein ſtan,
Draußen auf jener Wieſen.
Ach Reuter! weißt du, der Vater nicht will,
Es möcht ihn ſonſt verdrießen, ja verdrießen.

Ach Jungfrau! wollt ihr mit mir gan?
Da wo die taigen Birnen ſtan,
Dort draußen auf jener Haiden.
Ach Jungfrau! wollt ihr mit mir gan?
So geb ich euch der taigen, ja taigen.

Ueber die Haide ſo komm ich nit,
Es ſei dann zuvor meinem Mütterlein lieb;
Mein Mütterlein das will ich fragen;
Und heißt's mich dann mein Mütterlein,
So will ich's fröhlich wagen, ja wagen.

Ich bin bei meinem Mütterlein geweſen!
So hat ſie mir den Text geleſen,
Daheime ſoll ich bleiben,
Und ſo ich über die Haide komme,
So geſchehe mir als den andern Weiben, ja Weiben.

326. Der Bach.

Spaniſches Volksliedchen, aus Geibels Volksliedern der Spanier, S. 7.

Schäumend floß der Bach und ſpritzte
Mich mit ſeiner Fluth,
Seid nicht bange, liebe Mutter,
Daß er's wieder thut.

Leiſe rann der Bach im Fliehn,
Der Verräther, wie im Traume,
Unter Blumen, unter'm Schaume,
Daß er faſt lebendig ſchien;
Ueberſchreiten wollt' ich ihn,
Da beſpritzte mich die Fluth;
Seid nicht bange, liebe Mutter,
Daß er's wieder thut.

Wo er zwiſchen Kieſeln ſprang,
Macht' er tauſend Fäll' und Kreiſe,
Recht als wollt' er leiſe, leiſe
Schmeicheln mir mit ſeinem Klang.
Und ich glaubt' ihm, was er ſang,
Da beſpritzte mich die Fluth;
Seid nicht bange, liebe Mutter,
Daß er's wieder thut.

Meine Schürze fein und weiß
Hat er ganz und gar benetzet,
Und ſich lachend drob ergetzet
Mit den Blumen dort im Kreis.
Künftig bleib' ich heim, ich weiß,
Er beſpritzt mich mit der Fluth;
Seid nicht bange, liebe Mutter,
Daß er's wieder thut.

327. Die Spröde.

Von Goethe.

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferin und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang,
So la la! le ralla!

Tyrſis bot ihr für ein Mäulchen
Zwei, drei Schäfchen gleich am Ort,
Schalkhaft blickte ſie ein Weilchen;
Doch ſie ſang und lachte fort,
So la la! le ralla!

Und ein andrer bot ihr Bänder
Und der dritte bot ſein Herz;
Doch ſie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla!

---

328. Reiterlied.

Uhlands Volkslieder, Nr. 154.

Ich reit einsmals zu Braunſchweig auß,
da ſah ein feins meidlin zum fenſter auß
mit iren braun äuglin klare,
ein ſolchs brauns meidlin muß ich han
es koſt recht was es wölle.

Sie ſah mich über die achſel an,
ſie ſprach: „du biſt kein edelman,
du biſt nit meines gleichen,
ein edelman den muß ich han,
ein hüpſchen und ein reichen.“

„„Brauns meidlin, laß mich unverſchmächt!
ich bin meins guts ein armer knecht,
ich bin wol deines gleichen:
ein reicher kaufman kan werden arm,
ein armer reuter reiche.““

„Gut gſell! du ſolt mich recht verſtan
und wie du mich wilt ſo ſolt du mich han,
in einem roſengarten
da will ich ſein die liebſte dein
und deiner will ich warten.“

* * *

Und wann die kleinen waldvögelein ſingen
und die blümlein auß der erden ſpringen
ſo fröwen ſich alle die leute,
ſo muß ich armes reuterlein
wol über die heide reiten.

Und der uns diſes liedlein ſang
ein freier hofman iſt er genant,
er hats ſo wol geſungen,
er trinkt vil lieber den külen wein
dann waßer uß dem brunnen.

---

329. Röslein auf der Haide.

Deutſches Volksliedchen, in Herders Stimmen der Völker.

Es ſah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war ſo friſch und ſchön,
Und blieb ſtehn, es anzuſehn,
Und ſtand in ſüßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Der Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Daß ich's nicht will leiden.
  Röslein, Röslein, Röslein roth,
  Röslein auf der Haiden.

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden.
  Röslein, Röslein, Röslein roth,
  Röslein auf der Haiden.

---

330. Röschen am Wege.

Fröbel, Taſchenliederbuch, S. 52.

Ich ſah ein Röschen am Wege ſtehn,
Das war ſo blühend, ſo wunderſchön;
Es hauchte Balſam weit um ſich her,
Ich wollt' es brechen und — ſtach mich ſehr.

Doch hört nur weiter, was nun geſchehn:
Ich ging vorüber und ließ es ſtehn:
Eh' noch ſein Ende der Tag erreicht,
War's ſchon von der Sonne ganz abgebleicht.

Ihr lieben Mädchen, dies ſing' ich euch;
Ihr ſeid in Allem dem Röschen gleich;
Ihr lockt durch Schönheit uns um euch her,
Dann ſeid ihr ſpröde und quält uns ſehr!

Und nun die Lehre, ſie iſt nicht ſchwer,
Drum ſing' ich weiter kein Wörtchen mehr,
Leicht könnt ihr's zeigen, daß ihr's nun wißt,
Wenn ihr nur alle den Sänger küßt!

331. Das Würzburger Mädchen.

Liederbuch für deutſche Künſtler, S. 240.

Und die Würzburger Glöckli hab'n ſchönes Geläut
Und die Würzburger Maidli ſein kreuzbrave Leut'.
La la la, la la, la la la, la la la la la la, la la la la, la —

Dort drunten im Thale geht's Bächli ſo trüb,
Und i kann dir's nit hehle, i hab di ſo lieb.

Und wenn i dir's zehnmal ſag, i hab di ſo lieb,
Und du giebſt mi kein Antwort, ſo wird mi ganz trüb.

Und a bißela Lieb und a bißela Treu,
Und a bißela Falſchheit iſt allweil dabei.

Und vor d' Zeit, daß du mi g'liebt haſt, da dank i di ſchön,
Und i wünſch, daß dir's allizeit beſſer mag gehn.

332. Wunſch.

Walter, Volkslieder, S. 277.

Wenn ich ſonſt 'nen Schatz möcht',
Müßt's en anderer ſein,
Und ſo friſch wie en Hecht,
Nit zu groß und nit zu klein.

Und ich ſuch' mir ein' aus
Mit 'nem pfiff'gen Geſicht,
Mit 'nem Garten am Haus,
Denn ſonſt mag ich ihn nicht.

Wenn er treu für mich dächt'
O dann liebt' ich ihn recht,
Und da fällt mir's erſt ein,
En recht geſchwußerl' müßt's ſein.

Und e biſſele Lieb',
Und e biſſele Treu',
Und e biſſele Falſchheit
Iſt allzeit dabei.

Wenn i wiſperl, wenn i ſchrei',
Und du hörſt mi nit glei,
So muß i verſtehn,
Daß i weiter ſoll gehn.

Und wenn i dir's zehnmal ſag',
Daß i di lieb,
Und du giäſt mi kei Antwort,
So wird mir's ganz trüb.

333. Der Müllerin Nachbar.

Von Chamiſſo.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der ſauſet darin:
Ich wollte, ich wäre der Müller,
Von wegen der Müllerin.

Der Müller iſt geſtorben,
Gott ſchenk' ihm die ewige Ruh'!
Ich wollte, es holte der Henker
Den Flegel von Knecht noch dazu!

Am Sonntag in der Kirche,
Da glaubt' ich, ſie ſchiele nach mir;
Sie ſchielte an mir vorüber,
Der Knecht, der ſtand an der Thür.

Und als es ging zum Tanze,
Da kam ſie eben mir recht,
Sie grüßte mich freundlich und fragte —
Und fragte mich gar nach dem Knecht.

Der Knecht, der Knecht! — Ich wollte . . . .
  Mir kocht in den Adern das Blut —
Ich wollte an ihm mich rächen,
  Ich wollte, ich hätte den Muth.

Ich wollte . . . Nun, was weiß ich?
  Ich weiß nicht, wo ich bin. —
Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
  Der Wind, der ſauſet darin.

K. Abſchiedslieder.

334. Leb' wohl.

Das berühmte Farewell des Lord Byron, überſetzt in der Britannia von Louiſe von Plœnnies, S. 381.

Leb' wohl! wenn je ein heißes Flehen
Für Andre droben ward gewährt;
So wird das meine nicht verwehen,
So wird dein Name dort gehört.
Umſonſt ſind Thränen, Seufzen, Klagen,
Ja, mehr, als blut'ge Thränen ſagen,
Wenn ſterbend ſie die Schuld vergießt,
Das Wort „Leb' wohl, leb' wohl!" verſchließt.
Der Mund iſt ſtumm, die Augen brennen,
Doch von dem Herzen, von dem Sinn
Will ſich die ew'ge Pein nicht trennen,
Kommt nimmermehr zur Ruhe drin.
Doch klagen ſoll die Seele nimmer,
Durchſtürmt auch Lieb' und Schmerz ſie immer;
Mein Geiſt kennt nur der Liebe Schmerz,
Und „Lebe wohl!" nur ruft dies Herz!

335. Wermuth.

Serbiſche Volkslieder, von Talvj, II. 72.

Gab den Ring das Mädchen,
Ihn zurück dem Jüngling:
„Nimm den Ring zurücke,
Haſſen dich die Meinen,
Vater dich und Mutter,
Bruder dich und Schweſter!
Doch nicht wolle, Knabe,
Uebles von mir reden!
Bin ich doch, ich Arme!
Ein unſelig Mädchen!
Säete Baſilicum,
Wermuth iſt erſproſſen.

Wermuth, Wermuthskräutlein,
O du bittre Blüthe!
Mögeſt du nun ſchmücken
Meine Hochzeitgäſte,
Wenn ſie — o Unſel'ge!
Mich zu Grabe tragen.“

336. Abſchied eines Slowaken.

Kappers ſlaviſche Melodien, S. 14.

Gebt mir meine Wandertaſche
Reich beſetzt mit bunten Knöpfen,
Gebt mir Hakenſtab und Flaſche
Und den braunen Mantel!

Gebt mir auch die blaue Binde,
Die ſie mir geſchenkt am Kirchtag,
Daß ich um den Hut ſie winde,
Will zu meinem Mädchen.

Will das Band zurück ihr geben,
Daß es länger nicht mehr binde
Herzen, die in dieſem Leben,
Ach, getrennt ſein müſſen. —

Weinend ſtand ſie auf der Schwelle,
Ihre Wangen bleiche Roſen,
Ihre Augen thränenhelle,
Weinend nahm das Band ſie.

Schön Marina, laß das Klagen,
Schön Marina, laß das Weinen,
Kann als Denkmal nicht mehr tragen
Deiner Liebe Zeichen.

Du wirſt ziehn durch duft'ge Haine,
Aber ich durch düſtre Wälder;
Du wirſt ziehn bei'm Sonnenſcheine,
Aber ich bei'm Mondſchein.

Dich wird ſanftes Lüftchen koſen,
Aber mich wird Sturmwind treiben;
Du wirſt wallen weich auf Roſen,
Aber ich auf Dornen.

Du wirſt ſpinnen Gold und Seide,
Wohnen ſtolz im Herrenſchloſſe;
Ich mit ſchwerem Draht und Leide
Ewig wandern — wandern!

337. Schöne Minka.

Nach einer ruſſiſchen Nationalmelodie bearbeitet von Tiedge, in den Kriegsjahren von 1813—1815 allgemein geſungen.

Olis: „Schöne Minka, ich muß ſcheiden!
Ach, du fühleſt nicht das Leiden,
Fern auf freudeloſen Haiden,
Fern zu ſein von dir!
Finſter wird der Tag mir ſcheinen;
Einſam werd' ich gehn und weinen;
Auf den Bergen, in den Hainen
Ruf' ich, Minka, dir.

„Nie werd' ich von dir mich wenden;
Mit den Lippen, mit den Händen
Werd' ich Grüße zu dir ſenden
Von entfernten Höhn.
Mancher Mond wird noch vergehen,
Ehe wir uns wiederſehen;
Ach, vernimm mein letztes Flehen:
Bleib' mir treu und ſchön!"

Minka: „„Du, mein Olis, mich verlaſſen?
Meine Wange wird erblaſſen!
Alle Freuden werd' ich haſſen,
Die ſich freundlich nahn.
Ach! den Nächten und den Tagen
Werd' ich meinen Kummer klagen;
Alle Lüfte werd' ich fragen,
Ob ſie Olis ſahn.

„„Tief verſtummen meine Lieder,
Meine Augen ſchlag' ich nieder;
Aber ſeh' ich dich einſt wieder,
Dann wird's anders ſein!
Ob auch all' die friſchen Farben
Deiner Jugendblüthe ſtarben,
Ja mit Wunden und mit Narben
Biſt du, Süßer, mein!""

338. Drei Reiter.

Wunderhorn I. 253.

Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus,
Ade!
Feins Liebchen ſchaute zum Fenſter hinaus,
Ade!
Und wenn es denn ſoll geſchieden ſein,
So reich' mir dein goldenes Ringelein,
Ade! Ade! Ade!
Ja, ſcheiden und laſſen thut weh.

Und der uns ſcheidet, das iſt der Tod,
Ade!
Er ſcheidet ſo manches Jungfräulein roth,
Ade!
Und wär' doch geworden der liebe Leib
Der Liebe ein ſüßer Zeitvertreib,
Ade! Ade! Ade!
Ja, ſcheiden und laſſen thut weh.

Er ſcheidet das Kind wohl in der Wieg',
Ade!
Wann werd' ich mein Schätzel doch kriegen?
Ade!
Und iſt es nicht morgen? Ach, wär' es doch heut,
Es macht uns allbeiden gar große Freud,
Ade! Ade! Ade!
Ja, ſcheiden und laſſen thut weh.

---

339. Troſt bei'm Abſchied.

Oeſterreichiſches Volkslied, mitgetheilt von Tſchiſchka und Schottky.

Wenn zwei von 'ander ſcheiden,
Thut's Herzerl gar weh!
Schwimmen die Augen im Waſſer
Wie d' Fiſcherle im See.

Wie die Fiſcherle im See
Schwimmen hin, ſchwimmen her,
Schwimmen auf und nieder:
Bübel, kommſt bald wieder?

Darfſt nicht ſo weinen,
Darfſt nicht ſo bang ſein!
Biſt ein kreuzſauber Dirnel,
Ich laß dich nicht allein.

Mein Herz und dein Herz
Sind zuſammen verbunden;
Das Schlüſſerl, das das aufſperrt,
Wird nimmer gefunden.

'ſ wird nimmer gefunden,
Und 's ſperrt nimmer auf,
's iſt 'ne brennende Lieb
Und ein Kreuzſchlüſſerl drauf.

340. Studentenlied.

Von Uhland.

So hab' ich nun die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüſtig meiner Straßen,
Es giebt mir Niemand, Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerriſſen,
Es wär' auch Schade um das Kleid;
Noch in die Wange mich gebiſſen
Aus (großem) übergroßem Herzeleid.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben,
Von Einer aber thut mir's weh!

341. Vergiß mein nicht.

Berglied vom Harz, im Berliner kleinen feinen Almanach, I. Nr. 28.

Allerſchönſter Engel,
Allerſchönſtes Kind! :,:
Komm, eile doch,
Und küſſe mich,
Und mache geſchwind!
Alldarum ſo bitt' ich dich,
Komm, mein Schatz, und küſſe mich,
Mein allerſchönſter Schatz,
Vergiß mein nicht.

Deine ſchwarzen Augen,
Die ha'n mich verführt, :,:
Dein Zuckermund
Hat manche Stund'
Mein Herze gerührt.
Alldarum ſo bitt' ich dich,
Komm, mein Schatz, und küſſe mich,
Mein allerſchönſter Schatz,
Vergiß mein nicht.

Ich reiſ' in der Welt herum,
Und du bleibſt hier :,:
Doch ſchicke ich
Annoch täglich
Mein' Seufzer zu dir.
Alldarum ſo bitt' ich dich,
Komm, mein Schatz, und küſſe mich,
Mein allerſchönſter Schatz,
Vergiß mein nicht.

Waſſer, Waſſer, Waſſer her,
Es hat Gefahr! :,:
Denn ſonſten verbrenn' ich
Ganz und gar.
Komm, kühle mich,
Denn fühle ich
Mein Herz wie Wachs zerrinnt.
Alldarum ſo bitt' ich dich,
Komm, mein Schatz, und küſſe mich,
Mein allerſchönſter Schatz,
Vergiß mein nicht.

---

342. Trotziges Entſagen.

Aus des Knaben Wunderhorn, III. 125.

Schätzlein, freu' dich, juchze,
Das Abſcheiden thut weh;
Die Liebe thut wanken,
Wie ein Schiff auf der See.

Daß im Wald finſter iſt,
Das machen die Birken;
Daß mich mein Schatz nit mag,
Das kann ich merken.

Daß im Wald finſter iſt,
Das machen die Aeſt;
Daß mich mein Schatz nit mag,
Das glaub ich feſt.

343. Verabſchiedung.

Oeſterreichiſches Volksliedchen, mitgetheilt von Tſchiſchka und Schottky.

Zwiſchen uns zwei auf der Alm
Iſt die Lieb' verſchwunden;
Iſt in die See 'reinfall'n,
Hab' ſie nimmer gefunden.

Zu dir bin ich gangen,
Bei dir hat's mich gefreut;
Zu dir komm' ich nimmer,
Der Weg iſt mir zu weit.

Der Weg iſt mir zu weit
Und der Berg iſt mir zu hoch;
Zu dir geh' ich nicht mehr,
Weil ich dich nicht mehr mag.

's wär' mir nicht zu weit
Und 's wär' mir juſt recht;
Du biſt mir kein ſchöns Dirnel,
Du biſt mir zu ſchlecht.

344. An der Donau.

Volksliedchen aus des Knaben Wunderhorn, III. 123.

Er. Du Dienerl, du nett's,
Du liegſt mir im Herz;
Du kömmſt mir nicht raus,
Bis die Liebe iſt aus.

Sie. Aus iſt ſie mit dir
Im ganzen Revier;
Wenn die Donau eintrocknet,
Dann heirathen wir.

Er. Sie trocknet nit ein,
Bleibt alleweil naß;
Jetzt muß ich halt ſchauen
Um ein anderen Schatz.

---

345. Huſarenliebe.

Aus dem Wunderhorn, I. 381.

Huſar.

Wohlan, die Zeit iſt kommen,
Mein Pferd das muß geſattelt ſein,
Ich hab mir's vorgenommen,
Geritten muß es ſein.
Geh' du nur hin, ich hab' mein Theil,
Ich lieb' dich nur aus Narrethei;
Ohne dich kann ich wohl leben,
Ohne dich kann ich ſchon ſein.

So ſetz' ich mich auf's Pferdchen,
Und trink' ein Gläschen kühlen Wein,
Und ſchwör' bei meinem Bärtchen,
Dir ewig treu zu ſein.
Geh' du nur hin ꝛc.

Mädchen.

Du glaubſt, du biſt der Schönſte
Wohl auf der ganzen weiten Welt,
Und auch der Angenehmſte,
Iſt aber weit gefehlt.
Geh' du nur hin ꝛc.

In meines Vaters Garten,
Wächſt eine ſchöne Blume drin,
So lang' will ich noch warten,
Bis die noch größer iſt.
Geh' du nur hin ꝛc.

Beide.

Du denkſt, ich werd' dich nehmen,
Ich hab's noch nicht im Sinn,
Ich muß mich deiner ſchämen,
Wenn ich in Geſellſchaft bin;
Geh' du nur hin, ich hab' mein Theil,
Ich lieb' dich nur aus Narrethei;
Ohne dich kann ich wohl leben,
Ohne dich kann ich ſchon ſein.

L. Liebesleid durch Trennung.

346. Liebesklagen.

Bodenſtedts poetiſche Ukraine, S. 31. 33.

1.

Brauſt es, weht es, und der Bäume
Gipfel tief ſich neigen —
Thut mir 's Herz weh und in's Auge
Bittre Thränen ſteigen.

Trüb in endlos bittrem Kummer
Meine Tage ſchwinden —
Nur in heißen Thränen kann ich
Noch Erleicht'rung finden.

Thränen tröſten, doch ſie bringen
Glück nicht, das verſchwunden —
Nie vergißt, wer Glück genoſſen,
Währt's auch nur Sekunden.

Und doch Menſchen giebt es, die mein
Schickſal mir beneiden;
Iſt der Halm auch glücklich, dorrend
Einſam auf der Haiden?

Ohne Thau und ohne Sonne
Auf der Haid' im Sande...
Traurig ohne den Geliebten
Iſt's im fremden Lande! —

Ohne ihn hab' ich kein Schickſal,
Scheint die Welt Gefängniß —
Ohne ihn nicht Glück noch Ruhe:
Noth nur und Bedrängniß.

Sprich, wo biſt, mein Lieber, mit den
Schwarzen Augenbrauen?...
Komm, den Kummer, den du ſelber
Mir gemacht, zu ſchauen!...

O, zu wem ſoll ich mich wenden?
Wer, der mit mir gern iſt?
Der mich liebt und den ich liebe —
Wenn der Eine fern iſt?

Hätt' ich Flügel, zum Geliebten
Schnell geflogen käm ich,
Aber hier mein junges Leben
Welk' ich und vergräm' ich.

2.

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde ſich;
Unter den Menſchen ein Mägdelein
Weinete bitterlich.

O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankſt nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchſt deinem Schickſal du?

Kann die Hopfenranke nach oben ziehn,
Wenn keine Stütze ſie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glühn,
Wenn ihr Koſack ihr fehlt?

347. Liebesklage einer Chineſin.

Aus Schiking, von Rückert, S. 133.

Am Boden winden ſich die Ranken,
Weil auf kein Baum ſie nahm;
So winden mir ſich die Gedanken,
Fern iſt mein Bräutigam.
Wer iſt bei mir? ich bin allein;
Wer ſollte bei mir ſein?
Ich bin allein mit meinem Gram.

Um einen Grabſtein weben Ranken
Ein trauriges Geſchmeid;
Mir weben traurige Gedanken
An einem Hochzeitkleid.
Wer iſt bei mir? ich bin allein,
Allein mit meiner Pein,
Mit meinem Kummer, meinem Leid.

Von Seide ſind gewebt die Decken,
Die Kiſſen goldgeſtickt;
Auf ihnen ſeh' ich nicht ſich ſtrecken
Ihn, dem ſie ſind beſchickt.
Wer iſt bei mir? ich bin allein,
Ich und des Mondes Schein,
Der traurig in die Kammer blickt.

Nach Winternächten, Sommertagen,
Nach manchem langen Jahr
Wird man zuletzt zuſammen tragen
In's Grab uns als ein Paar.
Wer iſt bei mir? ich bin allein;
Mit dir will ich zu zwei'n
Dort ſein auf lang, auf immerdar.

348. Trauer einer chineſiſchen Fürſtin um ihren gefangenen Gemahl.

Aus Schiking, von Rückert, S. 45.

Von Baum zu Baum, hinab, hinan,
Schwingt ſich nach Luſt der Goldfaſan.
Er, den ich lieb', iſt fern gefangen;
Ich ſeh' ihn nur im Geiſte nahn,
Nicht wirklich kann er zu mir gelangen.

Im Gartenhain auf grünem Plan
Laut rufend geht der Goldfaſan;
Der nach mir ruft, iſt mir entriſſen.
Den niemals meine Augen ſahn,
Ohn' ihre Luſt zu ſehn, ihn ſoll ich miſſen.

Zu Sonn' und Mond ſchau' ich hinan,
Die leuchtend gehn auf ihrer Bahn;
Was wird mein Licht mir vorenthalten?
So neu iſt mir's, daß ich nicht kann
Begreifen, wie die Welt noch iſt bei'm Alten.

349. Türkiſche Liebesklage.

Aus dem Diwan des Baki, überſetzt von J. v. Hammer, S. 85.

Wund iſt die Bruſt von dem Gram und Gedanken der Trennung,
Siehe gefeſſelt das Herz von den Schmerzen der Trennung!
Iſt es ein Wunder, wenn blutig die Thränen entſtrömen?
Ward nicht zerſtücket das Herz von dem Dolche der Trennung?
Längſt iſt verſchwunden in Nichts die Geduld und die Ruhe,
Und es erhellte den Weg die Fackel der Trennung.
Armen gekränkten Verliebten ergeht es ſo übel,
Daß ſie verhandelt um nichts der Befrachter der Trennung.
Durſtigen Mundes erharret den Trunk des Genuſſes
Baki auf Polſtern des Grams, erkrankt an der Trennung.

350. Die Verlaſſene.

Böhmiſches Volkslied, aus der Königinhofer Handſchrift, S. 177.

Ach, ihr Wälder, dunkle Wälder,
Miletiner Wälder!
Warum lacht in gleichem Grüne
Sommers ihr und Winters?
Gerne, ach, möcht' ich nicht weinen,
Nicht mein Herz betrüben;
Aber ſagt, ihr lieben Leutchen,
Wer ſoll hier nicht weinen?
Vater mein! wo biſt du, Vater? —
Liegt verſcharrt im Grabe.
Mütterlein! wo, Mutter, biſt du? —
Ach, ſie deckt der Raſen. —
Mir lebt Bruder nicht, noch Schweſter,
Mir den Liebſten raubt' man.

351. Die Roſe.

Böhmiſches Volksliedchen, aus der Königinhofer Handſchrift, S. 173.

Ach, du Roſe, ſchöne Roſe!
Warum biſt du früh erblüht?
Früh erblüht im Froſt erſtarrt?
Vor dem Froſte früh verwelkt?
Nun entblättert und verdorrt?

Abends ſaß ich, lange ſaß ich,
Saß bis an den Hahnenruf;
Doch erwarten mocht' ich nichts,
Ob der Kien auch all' verbrennt.

Ich entſchlief, mir war im Traume,
Wie wenn, ach, mir armer Maid

Von der Rechten niederglitt,
Glitt mein goldnes Ringelein,
Glitt mein ſchmucker Edelſtein.
Ach, ich fand nicht mehr den Stein,
Harrt' umſonſt des Liebſten mein.

352. Amalia.

Von Schiller.

Schön, wie Engel voll Walhalla's Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er.
Himmliſch mild ſein Blick, wie Maienſonne,
Rückgeſtrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küſſe — paradieſiſch Fühlen!
Wie zwo Flammen ſich ergreifen, wie
Harfentöne in einander ſpielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, ſchmelzen Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel ſchwammen
Wie zerronnen um die Liebenden.

Er iſt hin — vergebens, ach! vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er iſt hin, und alle Luſt des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach!

353. Müllers Abſchied.

Wunderhorn I. 102.

Da droben auf jenem Berge,
Da ſteht ein goldnes Haus,
Da ſchauen wohl alle Frühmorgen
Drei ſchöne Jungfrauen heraus;

Die eine, die heißet Eliſabeth,
Die andre Bernharda mein,
Die dritte, die will ich nicht nennen,
Die ſollt' mein eigen ſein.

Da unten in jenem Thale,
Da treibt das Waſſer ein Rad,
Da treibet nichts als Liebe,
Vom Abend bis wieder an Tag;
Das Rad, das iſt gebrochen,
Die Liebe, die hat ein End',
Und wenn zwei Liebende ſcheiden,
Sie reichen einander die Händ'.

Ach Scheiden, ach, ach!
Wer hat doch das Scheiden erdacht?
Das hat mein jung friſch Herzelein
So frühzeitig traurig gemacht.
Dies Liedlein, ach, ach!
Hat wohl ein Müller erdacht;
Den hat des Ritters Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht.

354. Schäfers Klagelied.

Von Goethe.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal
An meinem Stabe gebogen
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll.
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch Alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh!

355. Heimlicher Liebe Pein.

Aus des Knaben Wunderhorn, III. 17.

Mein Schatz der iſt auf die Wanderſchaft hin,
Ich weiß aber nicht, was ich ſo traurig bin,
Vielleicht iſt er todt und liegt in guter Ruh,
Drum bring' ich meine Zeit ſo traurig zu.

Als ich mit mei'm Schatz in die Kirch' wollte gehn,
Viel falſche, falſche Zungen unter der Thüre ſtehn,
Die eine red't dies, die andre red't das,
Das macht mir gar oft die Aeugelein naß.

Die Diſtel und die Dornen, die ſtechen alſo ſehr,
Die falſchen, falſchen Zungen aber noch viel mehr,
Kein Feuer auf Erden auch brennet alſo heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Ach herzlieber Schatz, ich bitte dich noch eins,
Du wolleſt auch bei meiner Begräbniß ſein,
Bei meiner Begräbniß, bis in's kühle Grab,
Dieweil ich dich ſo treulich geliebet hab'.

Ach Gott! was hat mein Vater und Mutter gethan,
Sie haben mich gezwungen zu einem ehrlichen Mann,
Zu einem ehrlichen Mann, den ich nicht geliebt,
Das macht mir ja mein Herz ſo betrübt.

356. Die Hirtin.

Aus des Knaben Wunderhorn, III. 120.

Die Kirſchen ſind zeitig,
Die Weichſeln ſind braun,
Hat jede einen Buben,
Muß auch um einen ſchaun.

Du ſchöner Kuckuck,
Wo ſingeſt denn du?
Du ſingeſt im Walde,
Verführeſt mich balde.

Bin ich oft mit meinem Schätzchen
In den Wald hineingegangen;
Und die Vöglein haben geſungen
Nach meinem Verlangen.

Wann ich jetzt oft allein
In den Wald hinaus geh',
So thut's mir im Herzen
Tief drinnen ſo weh.

Dort laß ich mein Kühlein
Am liebſten freſſen,
Wo ich oft bin des Abends
Bei meinem Bübchen geſeſſen.

Ein ſchöns, ein ſchön Häuschen,
Ein ſchön, ein ſchön Bett;
Ein ſchöns, ein ſchöns Bübchen,
Sonſt heirath' ich nicht.

357. Die Verlaſſene.

Walters Volkslieder, S. 147.

Wenn i zum Brünnle geh,
Seh andre Mädle ſteh',
All' ſtehn bei ihrem Schatz,
Wer ſtänd bei mir?

Mei Mutter mag mi net
Und kein Schatz han i net,
Ei, warum ſtirb i net,
Was thu i do?

Geſtern iſt Kirchweih g'weh,
Mi hat me g'wiß net g'ſeh,
Denn mir iſt gar zu weh,
I tanz ja net.

Wenn i nu g'ſtorbe bin,
Tragt mi zum Kirchle hin,
Legt mi in's Grab hinei:
Wer weint um mi?

Laßt die drei Rösle ſtehn,
Die an dem Kreuzle blühn,
Habt ihr das Mädle kennt,
Das drunter liegt?

358. Guggisberger Lied.

Kuhn, Schweizer Kuhreihen.

's iſch ebe=n=e Mönſch uf Erde, Simeliberg! :,:
Und d's Vreneli ab=em Guggisberg,
Und d's Simes Hans Joggeli änet dem Berg!
's iſch ebe=n=e Mönſch uf Erde,
Daß i möcht' by=n=ihm ſy.

U mah=n=er mir nit werde, Simeliberg! :,:
Und d's Vreneli ab=em Guggisberg,
Und d's Simes Hans Joggeli änet dem Berg!
U mah=n=er mir nit werde,
Vor Chummer ſtirbe=n=i.

U ſtirbe=n=i vor Chummer, Simeliberg!
Und d's Vreneli u. ſ. w.
U ſtirbe=n=i vor Chummer,
So leit me mi i=d's Grab.

I mynes Büehlis Garte, Simeliberg!
Und d's Vreneli u. ſ. w.
I mynes Büehlis Garte,
Da ſtah zweu Bäumali.

Das eini treit Muſchgate, Simeliberg!
Und d's Vreneli u. ſ. w.
Das eini treit Muſchgate,
Das andri Nägeli.

Muſchgate die ſy ſüßi, Simeliberg!
Und d's Vreneli u. ſ. w.
Muſchgate die ſy ſüßi,
Und d' Nägeli ſy räß.

I gab's mym Lieb z'verſueche, Simeliberg!
Und d's Vreneli u. ſ. w.
I gab's mym Lieb z'verſueche,
Daß 's myner nit vergeß.

Dört unte = n = i der Tiefi, Simeliberg!
Und d's Vreneli u. ſ. w.
Dört unte = n = i der Tiefi,
Da ſteit is Mühlirad.

Das mahlet nüt als Liebi, Simeliberg!
Und d's Vreneli u. ſ. w.
Das mahlet nüt als Liebi,
Die Nacht und auch den Tag.

Das Mühlirad iſch broche, Simeliberg!
Und d's Vreneli u. ſ. w.
Das Mühlirad iſch broche,
Mys Lied das het e = n End.

M. Liebesleid durch Untreue.

359. Die Verſtoßene.

Aus Schiking, überſetzt von Rückert, S. 51.

Für den Winter Süßigkeiten,
Früchte, hatt' ich eingemacht;
Andre wollt' ich mehr bereiten,
Aber du mit Unbedacht
Haſt mich aus dem Haus geſtoßen,
Eh' mein Süßes du genoſſen.

Eine Andre freiſt du heute,
Deren Blüthe dich entzückt.
Flüchtig iſt der Lenz der Bräute;
Wenn nun her der Winter rückt,
Wirſt du nicht — wer kann es wiſſen? —
Meine ſüßen Früchte miſſen?

360. Die ungeliebte Gattin.

Chineſiſche Liebesklage, aus Schiking, von Rückert, S. 107.

O wie ſchmolz die Stimm' in Weichheit,
Als du mit dem Gruß der Gleichheit
Mich als Braut willkommen hießeſt
Unter deines Hauſes Thor!
O wie ſchwamm dein Aug' in Rührung,
Als zur feierlichen Erkührung
Du mit dir mich trinken ließeſt,
Und beſchworſt, was ich beſchwor!

Ach, es log der Stimme Weichheit,
Ach, es trog der Gruß der Gleichheit,
Der als Braut mich hieß willkommen,
Der mich ſchmeichelnd lockt' ins Haus.
Bin ich denn dir gleich geworden?
Biſt du denn mir gleich geworden?
O, ich fühl' es ſchwer beklommen,
Alſo gleicht es nicht ſich aus.

Unſre Lieb' iſt nicht in Gleichheit.
Kann wohl der Gewänder Reichheit,
Kann der Schmuck mich ſchadlos halten,
Tröſten für die Ungebühr,
Daß, nach Liebesgrußes Wehrung,
Ich dir biete der Verehrung
Scheuen Gruß, und du den kalten
Gruß der Höflichkeit dafür?

Tiefer fühlt's mein Herz als deines,
Von dem Becher Hochzeitweines
Trankeſt du den obern Schaum nur,
Und dein Lieben iſt verſchäumt.
Doch ich trank das auf dem Grunde,
Bittern Wehſchmack mir im Munde,
Und ich klage leiſ' im Traum nur,
Daß ich's anders mir geträumt.

361. Klage des ruſſiſchen Mädchens.

Aus Silchers Volksmelodien, I. 9.

Ach, ihr Bäche, Wieſenbäche,
Kühle Wäſſerlein!
Helft mir weinen, helft mir weinen,
All' ihr Mägdelein!

Ruft, daß er nicht flieh', dem Liebſten,
Der ſich abgewandt.
Eine andere Geliebte
Führt ihn an der Hand.

Unter'm Birnenbaum ſo blühend
Mägdlein ſinnend ſaß,
Und ſie weinet und ſie ſchluchzet,
Neigt ſich über's Grab.

Trocknet mit dem weißen Tüchlein
Ihre Thränen wohl;
Nach des Liebſten Fenſter blicket
Sie ſo ſehnſuchtsvoll.

Ach, fürwahr, es iſt erkranket
Der Geliebte mein,
Denn noch immer bleibt verſchloſſen
Jenes Fenſterlein.

Ganz mit ſchwarzem Tuch verhänget
Sind die Fenſter dicht,
Und das Zeichen rother Blumen
Steht am Fenſter nicht.

362. Herzweh.

Schottiſches Volkslied, bei Talvj, Volkslieder S. 597.

O weh, o weh! hinab in's Thal,
Und weh, und weh, den Berg hinan!
Und weh, weh jenem Hügel dort,
Wo er und ich zuſammenkam!
Ich lehnt' mich an einen Eichenſtamm,
Und glaubt', ein treuer Baum es ſei,
Der Stamm gab nach, der Aſt, der brach,
So mein Treulieb iſt ohne Treu'!

O weh, weh, wenn die Lieb' iſt wonnig
Eine Weile nur, weil ſie iſt neu!
Wird ſie erſt alt, ſo wird ſie kalt,
Und iſt wie Morgenthau vorbei!
O, wofür kämm' ich nun mein Haar?
O, wofür ſchmück' ich nun mein Haupt?
Mein Lieb hat mich verlaſſen,
Hat mir mein Herz geraubt!

Nun Arthurs Sitz ſoll ſein mein Bett,
Kein Kiſſen mehr mir Ruhe ſein!
Sanct Antons Brunn ſoll ſein mein Trank,
Seit mein Treulieb iſt nicht mehr mein!
Martinmeßwind, wann willt du wehn,
Und wehn 's Laub von den Bäumen her?
Und lieber Tod, wann willt du komm'n?
Denn ach, mein Leben iſt mir ſchwer!

's iſt nicht der Froſt, der grauſam ſticht,
Noch weh'nden Schnee's Unfreundlichkeit,
's iſt nicht die Kält', die mich macht ſchrein,
's iſt ſeine kalte Härtigkeit.
Ach, als wir kam'n nach Glasgoſtadt,
Wie wurden wir da angeſchaut!
Mein Bräutigam gekleid't in Blau,
Und ich in Roſenroth, die Braut!

Hätt' ich gewußt, bevor ich küßt',
Daß Liebe bringet den Gewinn,
Hätt' eingeſchloſſen im Goldenſchrein
Mein Herz und 's feſt verſiegelt drin!
O! o! wär' nur mein Knäblein da
Und ſäß' auf ſeiner Amme Knie,
Und ich wär' todt und wär' hinweg,
Denn was ich war, werd' ich doch nie!

---

363. Mignon's Klage.

Von Goethe.

Ueber Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach, ſie regt in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer Morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume ſelber kommen
Nun in trauriger Geſtalt,
Und ich fühle dieſer Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt.

Schon ſeit manchen ſchönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren;
Jedes kommt an ſeinen Ort;
Aber ach, die ſteten Schmerzen,
Feſt im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank ſind ſie genommen,
Weil es heute Feſttag iſt;
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerriſſen iſt.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich ſcheinen
Und ſogar geſund und roth;
Wären tödtlich dieſe Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, ſchon lange wär' ich todt.

364. Die Lieb' iſt todt.

Von Thomas Moore, überſetzt in Arentsſchildts Völkerſtimmen, S. 195.

O ſieh mich nicht ſo lächelnd an,
Laß ruhn mein Herz einmal:
Die Lieb' iſt todt, der Jugend Wahn,
Der Hoffnung Glück und Qual.

Kannſt du, wenn ruht des Sommers Tanz
Und Eis den Quell umwebt,
Dem Blatt erneuen Duft und Glanz,
Das dürr im Winde bebt?

O ſieh mich nicht ſo lächelnd an,
Laß ruhn mein Herz einmal:
Die Lieb' iſt todt, der Jugend Wahn,
Der Hoffnung Glück und Qual.

O wär' in meiner Jugendzeit
Tief in mein Herz dein Blick
Gefallen, prieſ' ich gottgeweiht
Mein ſeliges Geſchick.

Doch jetzt bricht er durch meine Nacht,
Wie Sommerſonnenſtrahl
Das Wrack beſcheint im Wogenſchacht
Und ſchärft des Elends Qual.

O ſieh mich nicht ſo lächelnd an,
Laß ruhn mein Herz einmal:
Die Lieb' iſt todt, der Jugend Wahn,
Der Hoffnung Glück und Qual.

---

365. Desdemona's Lied.

Aus dem Franzöſiſchen in Herders Stimmen der Völker.

An einem Baum, am Weidenbaum ſaß ſie,
Gedrückt die Hand zum Herzen ſchwer von Leide,
Geſenkt das Haupt, auf ewig fern der Freude,
So weinte ſie, ſo ſang ſie ſpät und früh:
Singt alle Weide!
Singt meine ſüße, liebe, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

Der helle Strom, er fühlet mit ihr Ach!
Er rauſchet ſanft zu ihren Klagetönen,
Der Fels in ihm, erweicht von ihren Thränen,
Hallt traurig den gebrochnen Seufzer nach.
Singt alle Weide!
Singt u. ſ. w.

Du hangend Laub, geliebte Weide du,
Was neigſt du dich herab zu meinem Leide?
Mir Kranz zu ſein in meinem Leichenkleide!
Hier ſchwur er mir; hier find' ich meine Ruh.
Singt alle Weide!
Singt u. ſ. w.

Er ſchwur mir Treu'. Treuloſer, lebe wohl!
Ich flehte dir: ſoll ohne dich ich leben?
„Du kannſt dein Herz ja einem Andern geben."
So ſprachſt du mir. Leb' wohl, leb' ewig wohl!
Singt alle Weide!
Singt meine ſüße, liebe, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

---

366. Klage der Verlaſſenen.

Aus den Volksliedern der Spanier von Geibel, S. 71.

Es weinte das Mädchen,
Gerecht war ihr Schmerz,
Weil treulos der Liebſte
Gegangen von ihr.
So jung ſchon verließ er
Das liebliche Kind,
Daß kaum ſie mehr wußte,
Wie lang' er ſchon fort.
In Thränen um ihres
Geliebten Verrath,
So ließ ſie die Sonne,
So fand ſie der Mond;
Und Kummer auf Kummer
Erfüllt ihr die Bruſt
Gedank' auf Gedanke,
Und Leiden auf Leid.
O weine nur, Herz,
Gerecht iſt dein Schmerz.
Wohl ſprach dann die Mutter:
Um Gott, du mein Kind,
Brich ab mit den Klagen,
Sonſt bricht mir das Herz.

Doch gab ſie zur Antwort:
O nimmer! O nie!
So viel ſind der Leiden,
Der Augen nur zwei,
Die ſollen nun, Mutter,
Genügen der Pein,
Die ſollen nun weinen
Der Thränen ſo viel,
So viel als aus ihnen
In ſchönerer Zeit
Entzündende Pfeile
Die Liebe verſchoß.
O weine nur, Herz,
Gerecht iſt dein Schmerz.
Auch ſing' ich nicht, Mutter,
Und ſcheint es dir ſo,
Sind Thränen und Sehnen
Mein ganzer Geſang;
Denn als er davonzog
Mit all' ſeinem Raub,
Da ließ er mir Schweigen,
Nur Schweigen zurück,
Und mit ſich entführt' er
Die Stimme des Liebs.
O weine nur, Herz,
Gerecht iſt dein Schmerz.

367. Die junge Römerin.

Neapolitaniſches Liedchen, in den Agrumi von Kopiſch, S. 91.

O du Verräther,
Haſt mich verlaſſen,
Machſt mich erblaſſen —
Um die da, ach!

Freilich an jener
Iſt Alles ſchöner!
Doch ob ſie treu iſt —
Zeigt ſich hernach!

Ja, wie du, Falſcher,
Mich du betrogen —
Eh' heut verflogen,
Täuſchet ſie dich!
Und dieſe Thränen,
Den Schmerz, das Sehnen
Zahlſt du mit Zins mir
Wieder zurück!

---

368. Zwei Röſelein.

Wunderhorn I. 190.

Knabe. Geh ich zum Brünnelein,
Trink aber nicht,
Such ich mein Schätzelein,
Find's aber nicht.

Setz ich mich ſo allein
Auf's grüne Gras,
Fallen zwei Röſelein
Mir in den Schooß.

Dieſe zwei Röſelein
Gelten mir nicht,
Iſt's nicht mein Schätzelein,
Die ſie mir bricht?

Dieſe zwei Röſelein
Sind roſenroth,
Lebt noch mein Schätzelein,
Oder iſt's todt?

Wend ich mein Aeugelein
Rum und um her,
Seh ich mein Schätzelein
Beim andern ſtehn.

Wirſt ihn mit Röſelein,
Treffen mich thut,
Meint, ſie wär ganz allein,
Das thut kein gut.

Wärſt du mein Schätzelein,
Wärſt du mir gut?
Steck die zwei Röſelein
Mir auf den Hut.

Mädchen. Wirſt doch nicht reiſen fort,
Haſt ja noch Zeit.
Knabe. Ja, ich will reiſen fort,
Mein Weg iſt weit.

Hin, wo ihr treue Lieb
Kein Mägdlein bricht.
Mädchen. Schatz, nimm zu Haus vorlieb,
Hin findſt du nicht.

Röslein am Strauche blühn
Ewig doch nicht,
Lieb iſt ſo lang nur grün,
Bis man ſie bricht.

Nimm die zwei Röſelein
Auf deinen Hut,
Ewig beinander ſein
Thut auch kein gut.

Wenn die zwei Röſelein
Nicht mehr ſind roth,
Werf ſie in Fluß hinein,
Denk, ich wär todt.

Knabe. Biſt du todt allzumal,
Thut mir's nicht leid.
Untreu find't überall,
Wen ſie erfreut.

369. Der Tannenbaum.

Altdeutſches Lied, bei Zarnack II. 51.

O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu ſind deine Blätter!
Du grünſt nicht nur zur Sommerzeit,
Im Winter auch, wenn's friert und ſchneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu ſind deine Blätter!

O Mädelein, o Mädelein, wie falſch iſt dein Gemüthe!
Du ſchwurſt mir Treu' in meinem Glück,
Nun arm ich bin, gehſt du zurück.
O Mädelein, o Mädelein, wie falſch iſt dein Gemüthe!

Die Nachtigall, die Nachtigall nahmſt du dir zum Exempel!
Sie bleibt, ſo lang der Sommer lacht,
Im Herbſt ſie ſich von dannen macht!
Die Nachtigall, die Nachtigall nahmſt du dir zum Exempel!

Der Bach im Thal, der Bach im Thal iſt deiner Falſchheit Spiegel!
Er ſtrömt allein, wenn Regen fließt,
Bei Dürr' er bald den Quell verſchließt.
Der Bach im Thal, der Bach im Thal iſt deiner Falſchheit Spiegel!

370. Trutzig und verzagt.

Aus des Knaben Wunderhorn, III. 124.

Wann mein Schatz Hochzeit macht,
Hab ich einen traurigen Tag:
Geh ich in mein Kämmerlein,
Wein' um meinen Schatz.

Blümlein blau, verdorre nicht,
Du ſtehſt auf grüner Heide;
Des Abends wenn ich ſchlafen geh,
So denk ich an das Lieben.

O du mein liebes Herrgottle,
Was han i der denn thaun,
Daß du mir an mein lebelang
Net willſt heurathen laun.
Jetzt will i nimmer betta,
Will net in Kirche gaun;
Geb acht, i kann de nötha,
Du wirſt me heura laun.

Adam und Eva haben 's Lieben erdacht,
Ich und mein Schätzle haben's auch ſo gemacht.

Mein Gott und mein Herr,
Wie fällt mir's ſo ſchwer!
Kein Vater, kein Mutter nit mehr,
Kein lieb Schätzele mehr!

Wegen eim Schätzele trauern,
Das wär mir ein Schand;
Kehr mich nur herummer,
Geb der andern die Hand.

In der Kirch, da iſt ein Tritt,
Wo man zwei Lieben zuſammen giebt.

Hab ein Ringlein am Finger,
Dadurch ſeh ich nur;
Da ſeh ich mein Schätzle
Seine falſche Natur.

Aus iſt es mit dir,
Mein Haus hat kein Thür;
Mein Thür hat kein Schloß,
Von dir bin ich los.

Dort drüben am Rhein,
Da liegen drei Stein;
Dort führt mir ein Andrer
Mein Schätzele heim!
Führt er mir ſie heim,
So iſt es mir recht;
So iſt er der Meiſter,
Und ich bin der Knecht.

---

371. Liebesklage.

Volkslieder von Erk, IV. Nr. 35.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Und ja ſo gar nicht lachſt?
Ich ſeh' dir's an den Aeuglein an,
Daß du geweinet haſt. :,:

„Und wenn ich auch geweinet hab',
Was geht's denn Andre an!
Hat mir mein Schatz was Leids gethan,
Wenn ich's nur dulden kann.“

Es iſt nicht lang, daß 's g'regnet hat,
Die Läubla tröpfeln noch.
Ich hab emal a Schätzel g'habt,
Ich wollt', ich hätt' es noch!

Und wenn ich luſtig leben will,
So geh' ich in den Wald;
Da vergeſſ' ich all' mein' Traurigkeit
Und leb' wie mir's gefallt.

Drittes Buch.

Balladen und Romanzen.

A. Heldenſagen und Mordgeſchichten.

372. Das Lied vom alten Hildebrand.

Aus dem Wunderhorn, I. 128. Die ältere Form bei Uhland, Nr. 132.

„Ich will zu Land ausreiten,“
Sprach Meiſter Hildebrandt,
„Wer wird die Weg mir weiſen
„Gen Bern wohl in das Land?
„Unkund ſind ſie geworden
„Mir manchen lieben Tag,
„In zwei und dreißig Jahren
„Frau Utten ich nicht ſah.“

„Willt du zu Land ausreiten,“
Sprach Herzog Amelung,
„Was begegnet dir auf der Heiden?
„Ein ſtolzer Degen jung.
„Was begegnet dir in der Marke?
„Der junge Hildebrandt,
„Ja ritteſt du ſelb zwölfe,
„Von ihm würdſt angerannt.“

„Und rennet er mich an
„In ſeinem Uebermuth,
„Zerhau ich ſeinen grünen Schild,
„Das thut ihm nimmer gut,
„Zerhau ihm ſeine Bande
„Mit einem Schriemenſchlag,
„Daß er's ein ganzes Jahr
„Der Mutter klagen mag.“

„Und das ſollt du nicht thun!"
Herr Dieterich wohl ſpricht,
„Denn dieſer junge Hildebrandt
„Iſt mir von Herzen lieb.
„Zu ihm ſollſt freundlich ſprechen,
„Wohl durch den Willen mein,
„Daß er dich laſſe reiten,
„So lieb ich ihm mag ſein."

Da er zum Roſengarten reit,
Wohl in der Berner Mark,
Er kam in viel Arbeit;
Von einem Helden ſtark,
Von einem Helden jung,
Ward er da angerannt.
„Nun ſage mir, viel Alter,
„Was ſuchſt in Vaters Land?

„Du führſt den Harniſch eben,
„Wie eines Königs Kind,
„Du machſt mich jungen Helden
„Mit ſehnden Augen blind;
„Du ſollſt daheime bleiben
„Beim guten Hausgemach,
„Bei einer heißen Glute."
Der Alte lacht und ſprach:

„Sollt ich daheime bleiben
„Bei gutem Hausgemach?
„Ich bin in allen Tagen
„Zu reiſen aufgeſetzt,
„Zu reiſen und zu fechten
„Bis auf mein Heimefahrt;
„Das ſag ich dir, viel Junger,
„Drauf grauet mir der Bart."

„Dein Bart will ich ausraufen,
„Das ſag ich, alter Mann,
„Daß dir dein roſenfarbnes Blut
„Die Wangen überläuft;

„Dein Harniſch und dein grünes Schild
„Mußt du mir hierauf geben,
„Dazu auch mein Gefangner ſein,
„Willt du behalten Leben.“

„Mein Harniſch und mein grünes Schild
„Mich haben oft ernährt;
„Ich traue Chriſt vom Himmel wohl,
„Ich will mich deiner wehren!“
Sie ließen von den Worten,
Und zogen ſcharfe Schwerdt,
Was dieſe zwei begehrten,
Des wurden ſie gewährt.

Ich weiß nicht, wie der Junge
Dem Alten gab ein'n Schlag,
Daß ſich der alte Hildebrandt
Von Herzen ſehr erſchrak,
Sprang hinter ſich zurücke,
Wohl etlich Klafter weit:
„Nun ſag du mir, viel Junger,
„Den Streich lehrt' dich ein Weib!“

„Sollt ich von Weibern lernen,
„Das wäre mir ja Schand',
„Ich hab viel Ritter, Grafen
„In meines Vaters Land;
„Auch ſind viel Ritter, Grafen
„An meines Vaters Hof,
„Was ich nicht lernet hab,
„Das lern ich heute noch.“

Er nahm ihn in der Mitte,
Da er am ſchwächſten war,
Und ſchwang ihn dann zurücke
Wohl in das grüne Gras.
„Nun ſage mir, viel Junger,
„Dein Beichtvater will ich ſein,
„Biſt du ein junger Wolfinger,
„Von mir ſollt du geneſen.

„Wer ſich an alte Keſſel reibt,
„Empfahet gerne Rahm,
„Alſo geſchiehet dir Jungen
„Von mir altem Mann;
„Dein Geiſt mußt du aufgeben
„Auf dieſer Heiden grün,
„Das ſag ich dir gar eben,
„Du junger Helde kühn.“

„Du ſagſt mir viel von Wölfen,
„Die laufen in das Holz,
„Ich bin ein edler Degen
„Aus deutſchem Lande ſtolz.
„Mein Mutter heißt Frau Utte,
„Die edle Herzogin,
„Und Hildebrandt der Alte,
„Der liebſte Vater mein.“

„Heißt deine Mutter Utte,
„Die edle Herzogin,
„So bin ich Hildebrandt der Alte,
„Der liebſte Vater dein!“
Aufſchloß er ſeinen grünen Helm,
Küßt ihn auf ſeinen Mund:
„Nun muß es Gott gelobet ſein!
„Wir ſind noch beid' geſund.“

„Ach Vater, liebſter Vater!
„Die Wund, die ich geſchlagen,
„Die wollt ich dreimal lieber
„An meinem Haupte tragen.“
„„Nun ſchweig, mein lieber Sohn!
„Der Wunden wird wohl Rath,
„Nun muß es Gott gelobet ſein,
„Der uns zuſammen bracht!““

Das währte nun von Neune
Bis zu der Veſperzeit,
Allda der junge Hildebrandt
Zu Bernen einher reit.

Was führt er auf dem Helme?
Von Gold ein Kreuzelein.
Was führt er auf der Seiten?
Den liebſten Vater ſein.

Er führt ihn zu der Mutter Haus,
Ihn oben an zu Tiſch,
Und bot ihm Eſſen und Trinken,
Das däucht der Mutter fremd.
„Ach Sohne, liebſter Sohne mein!
„Der Ehren iſt zu viel,
„Du ſetzeſt den gefangnen Mann
„Ja oben an den Tiſch.“

„Nun ſchweiget, liebſte Mutter,
„Und höret, was ich ſage:
„Er hätt' mich auf der Heiden
„Schier gar zu tod geſchlagen.
„Nun hört mich, liebe Mutter!
„Gefangen ſollte ſein
„Herr Hildebrandt der Alte,
„Der liebſte Vater mein?

„Ach Mutter, liebſte Mutter!
„Ihm biethet Zucht und Ehr.“
Da hub ſie an zu ſchenken,
Und trug's ihm ſelber her.
Er trank und hatt' im Munde
Von Gold ein Ringelein,
Das fiel da in den Becher
Der lieben Frauen ſein.

---

373. König Karls Meerfahrt.

Von Ludwig Uhland.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit ſeinen zwölf Genoſſen,
Zum heil'gen Lande ſteuert' er
Und ward vom Sturm verſtoßen.

Da ſprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und ſchirmen,
Doch hält mir dieſe Kunſt nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann ſprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe ſchlagen;
Was hilft mir das, wenn alſo ſtark
Die Wind' und Wellen jagen?“

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er ſah auf ſeine Wehre:
„Es iſt mir um mich ſelbſt nicht ſo,
Wie um die Altekläre.“

Dann ſprach der ſchlimme Ganelon,
Er ſprach es nur verſtohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!“

Erzbiſchof Turpin ſeufzte ſehr:
„Wir ſind die Gottesſtreiter;
Komm, liebſter Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!“

Graf Richard ohne Furcht hub an:
„Ihr Geiſter aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienſt gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!“

Herr Naimis dieſen Ausſpruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch ſüßes Waſſer und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer.“

Da ſprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinſt in's Trockne legen.“

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu ſingen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen ſchwingen."

Da ſprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den rothen Wein,
Als Waſſer aus dem Meere."

Herr Lambert ſprach, ein Jüngling friſch:
„Gott woll' uns nicht vergeſſen!
Aeß' lieber ſelbſt 'nen guten Fiſch,
Statt daß mich Fiſche freſſen."

Da ſprach Herr Gottfried lobeſan:
„Ich laſſ' mir's halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen."

Der König Karl am Steuer ſaß,
Der hat kein Wort geſprochen,
Er lenkt das Schiff mit feſtem Maß,
Bis ſich der Sturm gebrochen.

374. Der Birnbaum auf dem Walſer-Feld.

Von Follen.

Dort auf der Walſer-Haide,
Dort auf dem Walſer-Feld,
Da wird mit rother Schneide
Die letzte Mahd beſtellt;
Da wird der oft gehau'ne,
In's Mark erdorrte Baum
Im Sturm der Heerpoſaune
Getränkt mit rothem Schaum.

Wohl auf der Walſer-Haide
Der dürre Birnbaum ſteht;
Schon dreimal hat die Schneide
Zur Wurzel ihn gemäht,
Dreimal iſt er erſtanden
Aus tiefſter Wurzel ſtark,
Dreimal hinwieder ſchwanden
Die Säfte bis in's Mark.

Es dehnt ſich ihm zur Seiten
Das Bodenloſe-Moos:
Die Helfenburg vor Zeiten,
Jetzt tief im Erdenſchooß.
Als Marke von drei Ländern
Steigt ob demſelben Moor
In Fels- und Waldgewändern
Der Unterberg empor.

Nun höret Wunder ſagen
Vom tiefen Unterberg:
Ihn hat in Heidentagen
Gehöhlt ein wild Gezwerg;
Der Wölbung Breit' und Länge
Iſt mächtig ausgeſpannt,
Und gehn zwölf Geiſtergänge
Hinauf in's deutſche Land.

Auf unterird'ſcher Matten
Dort athmet fremde Luft,
Wo nie getrübt ſich gatten
Der Blumen Licht und Duft;
Dort ſtehn zwei reiche Bronnen
In Marmel wohlgethan,
Die treiben recht mit Wonne
Thauſprudel himmelan.

Zur Rechten draus und Linken
Im tiefen Wieſengrün
Die Blumen ſieht man trinken
Und mannigfach erblühn:

Bis beide Flüſſ' im Strome
Zum Marmelbecken gehn,
Und vor dem goldnen Dome
Als Silberſpiegel ſtehn.

Dem Dom genüber ſpiegelt
Vier Rieſen dieſe Fluth,
Die Arme ſind verſiegelt,
Ihr Stolz gelähmte Wuth;
Es ruht ihr demantſteinern
Arm⸗, Bruſt⸗ und Nackenband
In eines viermal kleinern
Gekrönten Helden Hand.

Dringt unſre Sonne nimmer
In's unterird'ſche Haus,
Doch geht ein Heil'genſchimmer
Von Domes Kuppel aus;
Empor zwei Thürme ſchießen
Von buntem Edelſtein,
Und ihre Blumen ſprießen
Und ſonnen ſich im Schein.

Zwei Säulenbündel tragen
Die Heil'gen ob dem Thor,
Und ſtehn in's Kreuz geſchlagen
Zwei Kreuzesſchwerter vor;
Das ein' iſt diamanten,
Das ander' iſt Rubin,
Smaragd⸗ und Sapphirkanten
Die Griff' und Knäuf' umziehn.

Hoch donnernd und ergötzlich
Das Domgeläut erſchallt,
Und ſchafft lebendig plötzlich
Den Palm⸗ und Eichenwald;
Dann ziehn viel reine Pfaffen
Voll Eifer nach dem Dom,
Und Volk in hellen Waffen,
Ein wogenvoller Strom.

Zweifach den Bart geſpreitet
Auf goldnes Bruſtgewand
Voran mit Krone ſchreitet
Ein Held den Stab in Hand:
Das ſind die Streiter Chriſtes
Und die vom deutſchen Reich,
Und Karl der Kaiſer iſt es,
Ein Hirt und Held zugleich.

Im Klang geweihter Harfen,
Im Waffenblitz und Licht
Geht Karl mit ſeinem ſcharfen
Tiefſinnigen Geſicht
In all dem Volk wie einſam:
Ein heilig Herrſcherbild,
Und doch ſo treu gemeinſam
Mit allen traut und mild. —

Wie lang die deutſchen Helden
Dort unten halten Wacht:
Das muß die Zukunft melden
Und ſteht bei Gottes Macht;
Imgleichen was ſie ſingen
Und ſegnen leiſ' und laut,
Iſt von verborgnen Dingen
Und Gottes Herz vertraut.

Auch dämmert in der Niſche
Dort Kaiſer Friederich.
An einem Marmeltiſche
Verzaubert hält er ſich;
Doch wann den Tiſch zum dritten
Sein Funkelbart umreicht,
Dann kommt er vorgeſchritten
Und Bann und Zauber weicht.

Dann fängt im Walſer-Felde
Der Baum zu grünen an, —
Und das iſt ſichre Melde:
„Bald wird die Schlacht gethan!“

Und wird er Früchte tragen
Am ſtrotzenden Geäſt:
„Dann wird die Schlacht geſchlagen,
Dann kommt das Erntefeſt.“

Dann hebt es an zu raunen
Im Volk von Land zu Land,
Dann blaſen Heerpoſaunen
Die Welt in Waffenbrand;
Drängt Alles zum erdorrten,
Ergrünten Baume ſchon:
Aus Unterberges Pforten
Steigt Karl zum Hohen-Thron.

Dann ſoll'n die Guten richten
Die Böſen allzumal,
Zerſchlagen und zernichten
Bei Wals im Rachethal.
Dann ſtrahlt in hehrem Feiern
Vom Baum der Welfenſchild.
— Und Keiner kann entſchleiern
Den Geiſt von dieſem Bild.

375. Barbaroſſa.

Von Friedrich Rückert.

Der alte Barbaroſſe,
Der Kaiſer Friederich,
Im unterird'ſchen Schloſſe
Hält er verzaubert ſich.

Er iſt niemals geſtorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf ſich hingeſetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einſt wiederkommen
Mit ihr zu ſeiner Zeit.

Der Stuhl iſt elfenbeinern,
Darauf der Kaiſer ſitzt;
Der Tiſch iſt marmelſteinern,
Worauf ſein Haupt er ſtützt.

Sein Bart iſt nicht von Flachſe,
Er iſt von Feuersglut,
Iſt durch den Tiſch gewachſen,
Worauf ſein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er ſpricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und ſieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch ſchlafen
Verzaubert hundert Jahr!“

376. Schwäbiſche Kunde.

Von Uhland.

Als Kaiſer Rothbart lobeſam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüſt und leer.

Daſelbſt erhub ſich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutſche Reitersmann
Hat dort den Trunk ſich abgethan.
Den Pferden war's ſo ſchwach im Magen,
Faſt mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und ſtarker Hand,
Deß Rößlein war ſo krank und ſchwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und koſtet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da ſprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkiſche Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu ſchießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht ſich nit,
Ging ſeines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ ſich den Schild mit Pfeilen ſpicken,
Und thät nur ſpöttlich um ſich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel ſchwang.
Da wallt dem Deutſchen auch ſein Blut,
Er trifft des Türken Pferd ſo gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erſt ſein Schwert mit Macht,
Er ſchwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten ſieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem iſt's, als würd' ihm mitten

Durch Kopf und Leib hindurchgeſchnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Chriſtenſchaar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die ſahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unſer Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiſer vernommen,
Der ließ den Schwaben vor ſich kommen,
Er ſprach: „Sag an, mein Ritter werth,
Wer hat dich ſolche Streich' gelehrt?“
Der Held bedacht' ſich nicht zu lang:
„Die Streiche ſind bei uns im Schwang,
Sie ſind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt ſie halt nur Schwabenſtreiche.“

377. Das Lied von Antequera.

Berühmte ſpaniſche Romanze, überſetzt in Mutzl's Blumenleſe, 1830. S. 35.

Früh, drei Stunden vor dem Morgen,
Ritt der Mohr aus Antequera,
Einen Brief in ſeinen Händen,
Der um ſchnelle Hülfe bat.

War der Brief mit Blut geſchrieben,
(Doch nicht, weil's an Dinte fehlte,)
Und der Alte, der ihn trug,
Zählte hundert zwanzig Jahre.

Schneeweiß fiel ſein Bart herab,
Und der kahle Scheitel glänzte:
Auf dem Haupte war das Häubchen,
Schön und fein, von hohem Werth.

Und der Mohrin, die's verfertigt,
Dienet er als ſeiner Dame:
Auch die Binde ziert das Haupt
Mit den Quaſten feiner Seide.

Zum Begleiter auf dem Ritte
Nimmt er einen jungen Pagen,
Nicht als mangl' es ihm an Knappen,
Viele hat er ja zu Hauſe!

Siebenmal vom Hinterhalte
Brechen vor zahlloſe Reiter:
Doch das Roß des Alten fliegt
Spottend mitten hin durch alle.

Hin auf Archidona's Eb'ne
Rief er aus mit lauter Stimme:
„Großer König, wenn du wüßteſt
Meine ſchreckenvolle Botſchaft,
Du zerraufteſt deinen Bart
Und das Haar in lautem Jammer!“

Wie ihn kommen ſah der König,
Kam er zum Empfang entgegen
Mit dreihundert ſeiner Ritter,
Blüthen ſeines Mohrenlands.

„Sei willkommen, edler Mohre,
Künde Glück und Gutes uns.“ —
„Allah ſei mit dir, mein König,
Allah mit den Reitern allen!“ —

„Welche Nachricht bringſt du mir,
Sprich, von meinem Antequera?“ —
„Sagen will ich's, guter König,
Sicherſt du mein Leben mir.“ —

„Wohl, dein Leben ſei geſichert,
Wenn nicht Hochverrath du hegeſt.“ —
„Allah möge mich bewahren,
Daß ich je Verräther ſei!

„Deine Hoheit, König, wiſſe:
(Wär' ich nicht der erſte Bote!)
Jene Stadt, dein Antequera,
Iſt vom Feinde hart umdrängt.

„Don Fernando, der Infante,
Hält es eng und feſt belagert,
Und er drängt und ſtürmt gewaltig,
Läßt nicht ab bei Nacht noch Tag.

„Deine treuen Mohren eſſen
Hungernd ſchon gekochtes Leder:
Naht von dir nicht Hülfe, König,
Bald iſt's, bald um ſie geſchehn."

378. Die drei Brüder.

Die erſte Romanze vom Cid, aus dem Spaniſchen überſetzt von Herder.

Trauerndtief ſaß Don Diego,
Wohl war keiner je ſo traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an ſeines Hauſes Schmach.

An die Schmach des edlen alten
Tapfern Hauſes der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Abarcos übertraf.

Tief gekränket, ſchwach vor Alter,
Fühlt' er nahe ſich dem Grabe,
Da indeß ſein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.

Sonder Schlaf und ſonder Speiſe
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über ſeine Schwelle,
Spricht mit ſeinen Freunden nicht,

Höret nicht der Freunde Zuſpruch,
Wenn ſie kommen ihn zu tröſten;
Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt' er, ſchände ſeinen Freund.

Endlich ſchüttelt er die Bürde
Los, des grauſam-ſtummen Grames,
Läſſet kommen ſeine Söhne,
Aber ſpricht zu ihnen nicht;

Bindet ihrer aller Hände
Ernſt und feſt mit ſtarken Banden;
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

Faſt ſchon iſt er ohne Hoffnung,
Als der jüngſte ſeiner Söhne,
Don Rodrigo, ſeinem Muthe
Freud' und Hoffnung wiedergab.

Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts;
„Vater," ſpricht er, „Ihr vergeſſet,
Wer Ihr ſeid und wer ich bin.

„Hätt' ich nicht aus Euren Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebotne Schmach."

Strömend floſſen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen,
„Du," ſprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, biſt mein Sohn.

„Ruhe giebt dein Zorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt dein Unmuth!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unſers Hauſes Feind,

„Hebe ſich dein Arm!" — „Wo iſt er?"
Rief Rodrigo, „wer entehret
Unſer Haus?" Er ließ dem Vater
Kaum, es zu erzählen, Zeit.

379. Der Tod des Cid.

Aus dem Spaniſchen, von Herder.

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid ſo oft begleitet
In und ſiegreich aus der Schlacht,
Rauſchet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt:
Denn es brechen ſeine Blicke,
Er ſieht euch zum letztenmal.

Lebet wohl, ihr ſchönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen ſeines Ruhmes,
Seines Glückes, ſeines Muths;
Lebet wohl, ihr ſchönen Höhen,
Und du Ausſicht auf das Meer hin.
Ach, der Tod, er raubt uns Alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen ſeine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal.

Was hat er geſagt, der gute
Cid? Er liegt auf ſeinem Lager.
Wo iſt ſeine Eiſenſtimme?
Kaum noch kann man ihn verſtehen,
Daß er ſeinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal ſehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In ſo mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen ſiehet,
Die ſonſt in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen ſeinen Freund,

Fühlt' er ſeinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, ſteht mit großen
Augen ſtumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts ſprechen,
Er auch nichts zu ſeinem Herrn.
Traurig ſieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal.

Gerne hätt' ſich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geſchlagen;
Ohne Sprache ſitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauſchen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenſter
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich ſchweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entſchläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Clarinetten, tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entſchlief.

---

380. Don Alonſo der Getreue.

Aus den Volksliedern der Spanier, von Geibel, S. 125.

Don Alonſo Perez Gusman
Traurig ſitzet er am Mahl,
Schmecket ihm der Wein wie Galle,
Rührt die Speiſen er nicht an.
Denn ein Brief war von den Mohren
Ihm geſchoſſen in die Stadt:
„Uebergebt die Stadt Tariſa,
Uebergebt ſie, edler Graf,
Denn im Treffen auf dem Meere
Fiel dein Sohn in unſre Hand.

Wenn du uns die Thore öffneſt,
Laſſen wir ihn frei alsbald,
Geben ihm zu ſeinem Leben
Noch ein Roß von feiner Art;
Purpurn ſollen ſein die Decken,
Und von Golde der Beſchlag,
Und der Zaum von Silberglöckchen,
Daß es klingt bei Schritt und Trab;
Aber giebſt du uns die Stadt nicht,
Schlagen wir das Haupt ihm ab.“

Auf die Mauer ging Alonſo,
Sah hinunter in das Thal,
Vor das Zelt des Mohrenhauptmanns
Führten ſeinen Sohn ſie da;
Ketten trug er an den Händen,
Ketten trug er um den Hals,
Und der Bart hing auf die Bruſt ihm
Nieder von der langen Haft.
Als Alonſo dies gewahrte,
Wohl vernehmet, was er ſprach:
„Tödtet meinen Sohn, ihr Mohren,
Lieber ſchlagt das Haupt ihm ab,
Eh' daß ich an meinem König
Uebe ſchmählichen Verrath.“

Als er dieſes Wort geſprochen,
Warf er ſelbſt ſein Schwert hinab,
Daß ſie mit der eignen Klinge
Führen möchten jenen Schlag.
Wuth erfaßte da die Mohren,
Da ſie ſolchen Muth erſahn,
Und den edlen Jüngling trafen
Mit dem Schwert ſie dergeſtalt,
Daß das Haupt von ſeinen Schultern
Rollte blutig in den Sand.

Von dem Tag ward Don Alonſo
Der Getreue zubenannt.

381. Wehe mir Alhama!

Die berühmte mauriſche Romanze von der Eroberung Alhama's, einſt allgemein geſungen von den Morisco's in Spanien und ſo tief die Gemüther rührend, daß die Regierung das Singen derſelben verbieten mußte. Ueberſetzt in Pandin's ſpaniſchen Romanzen, S. 103.

Es durchritt der Maurenkönig
Die volkreiche Stadt Granada,
Von dem Thore von Elvira
Bis zu dem von Bivirambla.
Wehe mir, Alhama!

Ihm ein Schreiben ward gebracht,
Daß erobert ſei Alhama,
Und er warf es in die Flammen
Und erſchlug den Abgeſandten.
Wehe mir, Alhama!

Saß von ſeinem Maulthier ab,
Schwang ſich raſch auf ſeinen Rappen,
Ueber'n Marktplatz Zacatin
Sprengt er auf zu der Alhambra.
Wehe mir, Alhama!

Zur Alhambra kaum gelangt,
Läßt er den Befehl ergehen,
Daß Drommeten laut erſchallen
Und die hellen Silberzinken.
Wehe mir, Alhama!

Und des Krieges Keſſelpauken
Weithin rufen zu den Waffen,
Um die Mauren aufzumahnen
In dem Thal und in Granada.
Wehe mir, Alhama!

Als ſie nun den Schall vernahmen,
Der ſie rief zum blut'gen Mars,
Drängten ſie ſich Schaar auf Schaar,
Daß erwuchs ein groß Geſchwader.
Wehe mir, Alhama!

Da hub an ein alter Maure,
Er zum König alſo ſprach:
„Weshalb rufſt du uns, o König?
Weshalb dieſer Ruf zum Kampfe?“ —
Wehe mir, Alhama!

„Euch, ihr Freunde, muß ich ſagen
Eine höchſt betrübte Mähr;
Denn den Chriſten kühn und tapfer
Widerſteht nicht mehr Alhama.“
Wehe mir, Alhama!

Drauf ein greiſer Pfaffe ſprach,
Dicht und lang ſein grauer Bart:
„Das verdienſt du, hoher König,
Hoher König, das verdienſt du.
Wehe mir, Alhama!

„Du erſchlugſt die Bencerragen,
Einſt die Blüthe von Granada,
Nahmſt die Abgefall'nen auf
Von Cordova, der namhaften.
Wehe mir, Alhama!

„Drob ward, König, dir verhängt
Eine doppelt ſchwere Strafe:
Du verdirbſt ſammt deinem Reich,
Untergeht mit dir Granada.
Wehe mir, Alhama!

„Wo das Recht nichts wird geachtet,
Iſt es Recht, daß nichts Beſtand hat,
Und daß untergeh' Granada,
Und du mit ihr untergeheſt.“
Wehe mir, Alhama!

Feuer ſprüht' ihm aus den Augen,
Als der König dies vernahm.
Und wie jener von dem Rechte,
Von dem Rechte ſprach auch er.
Wehe mir, Alhama!

„Von dem Recht weiß kein Monarch,
Daß des Unrechts man ihn zeihe.“ —
Alſo ſpricht der Maurenkönig,
Lechzend nach der Luſt der Rache.
Wehe mir, Alhama!

Maurenpfaffe, Maurenpfaffe!
Du mit deinem greiſen Barte,
Dich zu fah'n gebeut der König,
Weil verloren ging Alhama!
Wehe mir, Alhama!

Und das Haupt dir abzuſchlagen,
Es zu pflanzen auf Alhambra,
Daß dir eine Zücht'gung werde,
Und dem Anblick Andre zittern.
Wehe mir, Alhama!

„Ritter, wackre Ehrenmänner,
Sagt dem König meinerſeits,
Ihm dem König von Granada,
Daß ich nichts verſchuldet habe.
Wehe mir, Alhama!

„Daß verloren iſt Alhama,
Laſtet ſchwer auf meiner Seele,
Und verlor ſein Reich der König,
Hat wohl mehr verloren Mancher.
Wehe mir, Alhama!

„Aeltern miſſen ihre Kinder
Und die Frauen ihre Gatten.
Liebſtes hat verloren Mancher,
Mancher Ehr' und Ruhm und Habe.
Wehe mir, Alhama!

„Eine Tochter ich verlor,
Die des Landes Blüthe war,
Hundert Goldſtück' gab ich hin,
Nicht zu groß ſchien mir die Gabe.“
Wehe mir, Alhama!

Als der Prieſter alſo ſprach,
Ward vom Rumpf getrennt ſein Haupt
Und gepflanzt auf die Alhambra,
Wie der König es befahl.
Wehe mir, Alhama!

Knaben, Mädchen, Weiber, Männer
Weinen ob ſo großem Unfall,
Und es weinten alle Damen,
Welche waren in Granada.
Wehe mir, Alhama!

Aus den Fenſtern, in den Straßen
Iſt gebreitet ſchwarz Gewand,
Wie ein Weib wehklagt der König,
Groß fürwahr iſt ſein Verluſt.
Wehe mir, Alhama!

---

382. Edward.

Schottiſches Volkslied, aus Percy reliqu. in Herders Stimmen der Völker.

Dein Schwert, wie iſt's von Blut ſo roth?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie iſt's von Blut ſo roth,
Und gehſt ſo traurig her? — O!
O ich hab' geſchlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geſchlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab' ich wie Er — O!

Dein's Geiers Blut iſt nicht ſo roth,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut iſt nicht ſo roth,
Mein Sohn, bekenn' mir frei — O!
O ich hab' geſchlagen mein Rothroß todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geſchlagen mein Rothroß todt.
Und 's war ſo ſtolz und treu — O!

Dein Roß war alt und haſt's nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und haſt's nicht noth,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!
O ich hab' geſchlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geſchlagen meinen Vater todt,
Und weh, weh iſt mein Herz — O!

Und was für Buße willt du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun thun?
Mein Sohn, bekenn' mir mehr — O!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern über's Meer — O!

Und was ſoll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Hof und Hall?
So herrlich ſonſt und ſchön — O!
Ich laſſ' es ſtehn, bis es ſink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich laſſ' es ſtehn, bis es ſink' und fall',
Mag nie es wieder ſehn — O!

Und was ſoll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehſt über Meer? — O!
Die Welt iſt groß, laſſ' ſie betteln drin,
Mutter, Mutter!
Die Welt iſt groß, laſſ' ſie betteln drin,
Ich ſeh' ſie nimmermehr — O!

Und was willt du laſſen deiner Mutter theu'r?
Edward, Edward!
Und was willt du laſſen deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, das ſage mir — O!

Fluch will ich euch laſſen und hölliſch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich euch laſſen und hölliſch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr rieth et's mir! — O!

---

383. Asbiorn Prude's Lied.

Ein altes Skaldenlied des Nordens, in Herders Stimmen der Völker.

Saget 's meiner Mutter:
Sie wird den Sommer heurig
Ihr's Sohnes Haar nicht kämmen.
Svanhid' im ſchönen Dänn'mark,
Ich hatt's ihr zugeſaget,
Zu ihr bald heimzukommen, —
Nun ſeh' ich, wird das Schwert wohl
Die Seite mir durchbohren.

Anders war 's dort drüben!
Vier ſaßen wir trinken,
Fuhren mit Freuden
Die Furth nach Hördland,
Meth wir tranken, ſchwatzten,
Lachten viel beiſammen. —
Nun lieg' ich beklommen
In der engen Rieſenkluft hier.

Anders war 's dort drüben!
Da wir all' beiſammen waren,
Fuhren prächtig, vorne
Storolfs Sohn vor allen,
Land'te mit den langen
Schiffen im Oreſunde —
Nun muß ich hier ſchändlich
Die Rieſenſtätte ſchauen.

Anders war 's dort drüben!
Orm, im Schlachtenſturme,
Strömt' den durſtigen Raben
Manches reiche Mahl.
Manche wackre Männer
Gab er den gier'gen Wölfen,
Trefflich an der Iſa *)
Traf er Todeshieb.

Anders war 's dort drüben!
Da auch ich, mit ſcharfem Schwerte,
Warm von harten Hieben,
Männerhaufen mäht'.
's war am Elfers Eiland
Entgegen dem ſchwülen Mittag,
Orm hagelt herrlich
Pfeil' auf die Räuber,
Auf die er traf.

Anders war 's dort drüben!
War'n alle noch bei'nander,
Gaut'r und Geiri,
Glum'r und Stari,
Sam'r und Seming'r
Oddvarars Söhne,
Haukr und Hoki,
Hroko und Tocki.

Anders war 's dort drüben!
Da wir oft zuſammen ſchifften,
Hrani und Hogei,
Hialmr und Stafnir,
Grani und Gunnar,
Grimr und Sonvir,
Tumi, Torfvi,
Teite und Geitir.

Anders war 's dort drüben!
Selten wir 's ausſchlugen,

---

*) Die Weichſel.

Uns zu ſchlagen; ſelten
Rieth ich's ab, mit Schwerte
Scharfes Schwert zu ſprechen.
Doch Orm war immer
Unſer der Erſte.

Wüßte Orm
Hier meine Qualen,
Die Stirne falten
Würd' er grimmig,
Dem gräulichen Rieſen,
Wie er's verdient,
Dreifach zahlen.
Ha, wenn er's könnt'?

384. Die Peſt zu Elliant.

Volkslieder der Bretagne von Keller und von Seckendorf, 1841, S. 15.

Ein heil'ger Barde wohnt' vordem
Zwiſchen Fauet und Langolen.

Ihr von Fauet, ſo rief der Mann,
Laßt Meſſen leſen hier fortan,
In jedem Monat ſei's gethan!

Die Peſt von Elliant iſt fort,
Siebentauſend Menſchen nahm ſie dort,
Noch hundert andre jenem Ort.

Wahr iſt's, es kam nach Elliant
Der Tod und raubt' dem ganzen Land
All', außer zweien, die er fand.

Ein ſechzigjährig Mütterlein
Mit ihrem Sohn ſie ſchont' allein,
Der trug die Peſt in's Land herein.

Zu Elliant ſteht des Marktes Plan
Voll Gras, daß man es mähen kann;

Das enge Gleis erblickt man nur,
Auf dem der Todtenwagen fuhr.

Wer da nicht weint, wer's auch mag ſein,
Zu Elliant, hätt' ein Herz von Stein.

Seht achtzehn Karr'n an Kirchhofs Thor,
Und achtzehn andre fahren vor.

Neun Kinder aus demſelben Haus
Derſelbe Wagen führt hinaus,
Die Mutter ziehend ging voraus.

Der Vater pfeifend hinterdrein,
Der ward verrückt vor großer Pein.

Laut heult' und rief zu Gott das Weib,
Geſchlagen hart an Seel' und Leib.

„Begrabet die neun Söhne mir,
Eine Wachsſchnur gelob' ich hier,

Die zweimal um die Kirch' ſich ringt
Und viermal um das Kreuz ſich ſchlingt.

Der Söhne neun gebar ich hier,
Nun kommt der Tod und nimmt ſie mir!

Nimmt ſie vor meiner Thür, ich hab'
Nun Niemand weiter, der mich lab'!“

Der Kirchhof bis zur Mauer wohl,
Die Kirch' iſt bis zur Treppe voll.

Am Kirchhof eine Eiche ſteht,
Ein weißes Tuch am Wipfel weht,
Die Peſt hat Alles hier gemäht.

385. Das hungernde Kind.

Uhlands Volkslieder, Nr. 119.

„Mutter, mutter! es hungert mich,
gib mir brot, ſonſt ſtirb ich!“
„warte nur, mein liebes kind!
morgen wollen wir ſäen.“

Als es nun geſäet war
ſprach das Kind noch immerdar:
„mutter, mutter! es hungert mich,
gib mir brot, ſonſt ſtirb ich!“
„warte nur, mein liebes Kind!
morgen wollen wir ſchneiden.“

Als es nun geſchnitten war
ſprach das Kind noch immerdar:
„mutter, mutter! es hungert mich,
gib mir brot, ſonſt ſtirb ich!“
„warte nur, mein liebes kind!
morgen wollen wir dreſchen.“

Als es nun gedroſchen war
ſprach das Kind noch immerdar:
„mutter, mutter! es hungert mich,
gib mir brot, ſonſt ſtirb ich!“
„warte nur, mein liebes kind!
morgen wollen wir malen.“

Als es nun gemalen war
ſprach das kind noch immerdar:
„mutter, mutter! es hungert mich,
gib mir brot, ſonſt ſtirb ich!“
„warte nur, mein liebes kind!
morgen wollen wir backen.“

Als es nun gebacken war
lag das kind auf der totenbar.

386. Die Roßdecke.

Wunderhorn II. S. 260.

Im Land zu Frankereiche
Ein alter König ſaß,
Der all ſein Land und Reiche
An ſeinen Sohn da gab.

Das war aus Alters Schwäche,
Daß er ſich des verwandt,
Der Sohn thät ihm verſprechen:
Ich nähre dich zur Hand.

Der Sohn gar bald ſich nahme
Ein Hausfrau minniglich,
Die war dem Vater grame,
Sprach alſo klägelich:

Der alt Mann thut ſtets huſten,
Bei Tiſch, das graut mir ſehr,
Und nimmt mir Eſſens Luſten,
Macht mir die Zunge ſchwer.

Der Sohn thät ihren Willen,
Ließ auch den Vater ſein
Da legen in der Stillen
Unter die Stiege hinein.

Ein Bett darinnen ſtunde
Von Heu und auch von Stroh,
Recht als ein andrer Hunde
Viel Jahre lag er ſo.

Die Königin thät ſich legen,
Gebahr ein Sohne gut,
Der ward ein ſtolzer Degen
Und hätt ein frommen Muth.

Als der die Sach erkannte,
Bracht er zu aller Stund
Seim Ahnherrn Speiß und Tranke,
Was er nur finden kunt.

Er bat ihn an eim Tage
Um eine Roßdeck alt,
Daß er nit kalt da lage,
Der fromm Jüngling lief bald.

Da er zum Roßſtall kame,
Ein Roßdeck, die war gut,
Er von dem Pferd da nahme,
Zerriß ſie mit Unmuth.

Sein Vater ihn da fragte,
Was ihm die Roßdeck thät:
„Ich bring ſie halb,“ er ſaget,
„Deim Vater an ſein Bett.

„Das Halbtheil ich behalte
„Für dich, wenn du da ruhſt,
„Wo deinen Vater alte
„Du jetzt verſperren thuſt.“

387. Der treue Bruder.

Chineſiſche Romanze, aus Schiking, von Rückert, S. 61.

Swen-Kong, bethört von Liebe, ſpricht
Zu ſeinem Erſtgebornen Ki:
In dieſem Reich verweile nicht,
Geh' unverweilt in's Reich von Tſi,
Mit Grüßen, die ich ſende
An meines Schwähers Haus.
Geh', ſchwöre, daß behende
Die Fahrt du richteſt aus.
Held Ki verneigt ſich dem Beſcheide
Und ſchwört mit ſeinem höchſten Eide,
Zu gehn, ob er den Tod auch leide.

Swen-Kiang, bethört von Liebe, ſpricht
Zu ihrem Erſtgebornen Schiu:
Ob deinem Herzen von Gewicht
Iſt Bruderhuld, das zeige du!
Der Meuchler iſt gedungen
Für Ki, den Bruder dein;
Schon iſt der Dolch geſchwungen;
Vermagſt du's, halt' ihn ein!
Held Schiu in ſeines Bruders Kleide
Eilt vor dem Bruder auf die Heide,
Daß er für ihn den Tod erleide.

Held Schiu, bethört von Liebe, ſpricht
Zum Meuchler, der nicht ihn bedroht:
Ich bin Held Ki; thu' deine Pflicht,
Und gieb mir, was man dir gebot! —
„Daß du ſo ſchön dich ſtelleſt,
Verdienet meinen Dank.
Nimm hin! gieb Acht, du fälleſt
Leicht wie noch Keiner ſank.“ —
Er liegt in ſeines Bluts Geſchmeide,
Doch Ki kommt nachgeeilt zur Heide,
Als ob er ihm den Vortritt neide.

Held Ki, bethört von Liebe, ſpricht
Zum Mörder, noch vom Blute roth:
Den Falſchen trafſt du, Böſewicht!
Nicht dieſem war's, mir war's gedroht. —
„Und hab' ich es gegeben
Dem Falſchen, wie du ſagſt;
Der rechte kam nun eben,
Da nimm, daß du nicht klagſt!“
Nun liegen ſie zuſammen beide.
Sagt's dem Swen-Kong, daß er entſcheide,
Wer ihm zu Lieb' und wer zu Leide.

388. Mou-Lan.

Chineſiſche Romanze, aus Wolffs Halle der Völker, II. 90.

Tſi-Tſi, noch ein Mal Tſi-Tſi!
Mou-lân webt vor ihrer Thüre,
Nicht hört man des Schiffchens Schwirren,
Nur der jungen Dirne Seufzer.
„Woran denkſt du, junge Dirne?
Worauf ſinnſt du, junges Mädchen?“ —
„An nichts denkt die junge Dirne,
Auf nichts ſinnt das junge Mädchen.“

„Geſtern erſt ſah ich die Liſte,
Zahllos Heer hebt aus der Kaiſer.
Zwölf der Theile hat die Liſte
Und in jedem Vaters Namen.
Keinen Sohn haſt du, mein Vater!
Keinen Sohn, zum Krieg erwachſen.
Keinen Bruder haſt du, Mou-lân,
Der an Jahren älter wäre.“

„Morgen will ich nach dem Markte,
Pferd und Sattel mir zu kaufen,
An der Stelle meines Vaters,
Wie ein gutes Kind, zu dienen.“
Auf dem Oſtmarkt kauft ein Pferd ſie,
Auf dem Weſtmarkt einen Sattel,
Auf dem Südmarkt einen Zügel,
Auf dem Nordmarkt eine Peitſche.

Lebewohl ſagt ſie am Morgen
Ihrem Vater, ihrer Mutter.
Abends bei dem gelben Fluſſe
Will die Nacht ſie dort verbringen;
Höret Vater nicht, noch Mutter,
Die die liebe Tochter rufen,
Höret nur das dumpfe Rauſchen
Von des gelben Fluſſes Wellen.

Drauf am Morgen nimmt ſie Abſchied,
Scheidend von dem gelben Fluſſe;
Abends iſt ſie angekommen
Bei des ſchwarzen Fluſſes Quelle.
Höret Vater nicht, noch Mutter,
Die die liebe Tochter rufen,
Höret bei dem ſchwarzen Fluſſe
Nur des Yenchan wilde Reiter.

„Wohl zehntauſend Meilen Weges
Hab' ich in dem Krieg durchzogen;
Ueber Felſen, über Schluchten
Setzt' ich flüchtig wie ein Vogel.
Meinem Ohre trug der Nordwind
Des Nachtglöckchens Ton herüber,
Und auf meine Eiſenkleider
Schien der Mond mit kaltem Lichte,
Und nach hundert wilden Kämpfen
Iſt der Feldherr uns gefallen.“

„Nach zwölf ewig langen Jahren
Kehrt' zurück der tapfre Krieger
Und geht alſo gleich zum Kaiſer.
Auf dem Throne ſitzt der Kaiſer
Und vertheilt der Würden eine
Oder tauſend Unzen Silbers.
Was ich wünſche, fragt der Kaiſer.
Mou-lân wünſcht nicht Amt, noch Würde,
Leih' ihm eins von den Kameelen,
Die an einem einz'gen Tage
Mehr als tauſend Meilen machen,
Daß es nach dem Vaterhauſe
Bringe ein geſchiednes Kind.“

Als der Vater und die Mutter
Ihrer Tochter Rückkehr hören,
Eilen fort ſie aus dem Thore,
Gehn ihr alſobald entgegen.
Als der ältern Schweſter Rückkehr

Ihre jüngern Schweſtern hören,
Laſſen gleich ſie ihre Kammer,
Schön geſchmückt mit reichen Kleidern.
Als der ältern Schweſter Kehren
Nun ihr jüng'rer Bruder höret,
Schleift er alſobald ein Meſſer,
Um ein junges Lamm zu tödten.

„Meine liebe Mutter! Oeffnet
Mir des Saals nach Oſten Thüre;
Setzet mich auf einen Seſſel,
Der nach Weſten iſt geſtellet;
Zieht mir aus das Kleid des Kriegers,
Legt mir an die alten Kleider.
Meine Schweſtern, vor der Thüre
Wartend, ordnen ihren Hauptſchmuck
Und durchflechten vor dem Spiegel
Reich ihr Haar mit goldnen Blumen.“

Mou-lân geht aus ihrer Kammer
Und beſucht die Kriegsgenoſſen;
Von Erſtaunen und Verwund'rung
Sind ergriffen die Genoſſen;
Zog ſie doch in ihren Reihen
Fort mit ihnen zwölf der Jahre,
Und ſie haben nicht erfahren,
Daß Mou-lân ein Mädchen war.

Man erkennet bald den Haſen,
Weil im raſchen Lauf er ſtolpert,
Und an den erſchreckten Blicken
Kennet man alsbald die Häſin;
Doch wenn ſie zuſammen laufen,
Wer erkennt da ihr Geſchlecht?!

B. Volksthümliche Legenden.

389. Des Sultans Töchterlein.

Wunderhorn I. 15.

Der Sultan hatt' ein Töchterlein,
Die war früh aufgeſtanden,
Wohl um zu pflücken die Blümelein
In ihres Vaters Garten.

Da ſie die ſchönen Blümelein
So glänzen ſah im Thaue,
Wer mag der Blümlein Meiſter ſein,
Gedachte die Jungfraue.

Er muß ein großer Meiſter ſein,
Ein Herr von großen Werthen,
Der da die ſchönen Blümelein
Läßt wachſen aus der Erden.

Ich hab' ihn tief im Herzen lieb,
O dürft' ich ihn anſchauen!
Gern ließ ich meines Vaters Reich
Und wollt ſein Gärtlein bauen.

Da kam zu ihr um Mitternacht
Ein heller Mann gegangen:
„Thu auf, thu auf, viel ſchöne Magd,
„Mit Lieb bin ich umfangen.“

Und ſchnell die Magd ihr Bettlein ließ,
Zum Fenſter thät ſie gehen,
Sah Jeſum ihr viel ſchönes Lieb
So herrlich vor ſich ſtehen.

Sie öffnet ihm voll Freudigkeit,
Sie neigt ſich tief zur Erden,
Und bot ihm freundlich gute Zeit
Mit ſittſamen Geberden.

„Woher, woher, o Jüngling ſchön?
„In meines Vaters Reichen
„Mag keiner dir zu Seite gehn,
„Sich keiner dir vergleichen.“

„Viel ſchöne Magd, du dachteſt mein,
„Um dich bin ich gekommen
„Aus meines Vaters Königreich,
„Ich bin der Meiſter der Blumen.“

„O Herr, o Herr, wie weit, wie weit
„Iſt's zu des Vaters Garten?
„Dort möcht ich wohl in Ewigkeit
„Der ſchönen Blumen warten.“

„Mein Garten liegt in Ewigkeit
„Und noch viel tauſend Meilen,
„Da will ich dir zum Brautgeſchmeid
„Ein Kränzlein roth ertheilen.“

Da nahm er von dem Finger ſein
Ein Ring von Sonnengolde
Und fragt, ob Sultans Töchterlein
Sein Bräutlein werden wollte.

Und da ſie ihm die Liebe bot,
Sein Wunden ſich ergoſſen.
„O Lieb, wie iſt dein Herz ſo roth,
„Dein Hände tragen Roſen.“

„Mein Herz, das iſt um dich ſo roth,
„Für dich trag ich die Roſen,
„Ich brach ſie dir im Liebestod,
„Als ich mein Blut vergoſſen.“

„Mein Vater ruft, nun ſchürz dich, Braut,
„Ich hab dich längſt erfochten.“
Sie hat auf Jeſus Lieb vertraut,
Ihr Kränzlein war geflochten.

390. Die heilige Dorothea.

Wunderhorn II. S. 325.

Gleich wie ein fruchtbarer Regen
Iſt der Martyrer Blut,
Und Frucht durch Gottes Segen
Reichlicher bringen thut.
Durch's Kreuz die Kirche bringet
Und wächſt ohn Unterlaß
Durch Tod zum Leben ringet,
Wer herzlich glaubet das.

Aus guter Zucht und Namen
Erſchwingt ſich gute Art,
Von Gott die Frommen kamen,
Der frommer Kinder wart't.
Iſt Dorothea geboren
Von Aeltern keuſch und rein,
So geht ſie nicht verloren,
Und bleibt ſie auch allein.

Die Heiden wollten zwingen
Sie zur Abgötterei,
Dem Feind wollt's nicht gelingen,
Chriſtum bekannt ſie frei.
Ein Urtheil ward gefället,
Verdient hätt ſie den Tod,
Ritterlich ſie ſich ſtellet,
Und ſchrie ernſtlich zu Gott.

Und Theophil dem Kanzler,
Dem jammert die Jungfrau ſehr;
Er ſprach: O ſchon dein Leben,
Verlaß die falſche Lehr,
Und friſt dein junges Leben!
Drauf Dorothea ſpricht:
„Ein beſſres wird er geben
„Und das vergehet nicht.

„Zum ſchönen Paradieſe
„Komm ich nach meinem Tod,
„Daß ſie ſich Chriſtum wieſen,
„Stehn da viel Röslein roth,
„Draus wird mir Chriſt, mein Herre,
„Machen ein Ehrenkranz,
„Der Tod geliebt vielmehre,
„Als ſo ich ging zum Tanz.“

Doch Theophil die Rede
Erklärt für lauter Spott,
Sprach: Liebe Dorothea,
Wenn du bei deinem Gott,
Schick mir auch Aepfel und Roſen
Aus Chriſti Garten ſchön! —
„Ja, ſprach ſie, heilge Roſen
„Die ſollſt du wahrlich ſehn.“

Das Fräulein war gerichtet,
Da klopft es an ſein Haus,
Der helle Morgen lichtet,
Ein Knäblein ſtehet draus,
Geſchwingt mit goldnen Flügeln,
Reicht's Roſenkörbchen dar,
Verſchwindet auf den Hügeln,
Von wo es kommen war.

Und auf den Roſenblättern
Da ſteht geſchrieben klar:
„Mein Chriſtus iſt mein Retter,
„Und er mir gnädig war,
„Ich leb' in Freud und Wonne,
„In ew'ger Herrlichkeit!“ —
„Mein Irrthum iſt zerronnen!“
Theophilus ſagt mit Freud.

Bald fing er an zu preiſen
Dich Chriſtus wahren Gott,
Und ließ ſich unterweiſen
Wohl in des Herrn Gebot.

Hat heilge Tauf empfangen
Und Chriſtum frei bekennt,
Zur Marter iſt gegangen
Und mit der Ros verbrennt.

391. Reiterlied vom heiligen Georg.

Kretzſchmers Volkslieder, II. Nr. 37, S. 85.

Herr König, was rufeſt du Ach und Weh?
Mein Töchterlein klaget am Drachenſee;
Durch das Ried klingt und zieht das Reiterlied!
Mein Töchterlein klaget am Drachenſee!

Als ſie da ſaß in Trauern ſchwer,
Da ritt der Ritter Jürg daher.
Durch das Ried u. ſ. w.
Da ritt der Ritter Jürg daher.

O Jungfrau zart, gieb mir Beſcheid:
Weshalb ſtehſt du in ſolchem Leid?
Durch das Ried u. ſ. w.
Weshalb ſtehſt u. ſ. w.

Die Jungfrau ſprach: Flieh' bald von hier,
Daß du nicht ſterben mußt mit mir.
Durch das Ried u. ſ. w.
Daß du nicht u. ſ. w.

Ich will durch Hülfe von Gottes Sohn
Allhier euch ritterlich Beiſtand thun.
Durch das Ried u. ſ. w.
Allhier euch u. ſ. w.

Flieht, Ritter, ſchont das junge Leben,
Ihr müßt den Leib drum geben!
Durch das Ried u. ſ. w.
Ihr müßt u. ſ. w.

Der Ritter ſetzt ſich geſchwind zu Roß
Und eilet auf den Drachen groß.
Durch das Ried u. ſ. w.
Und eilet u. ſ. w.

Das heilige Kreuz macht' er vor ſich,
Gar chriſtelich und ritterlich.
Durch das Ried u. ſ. w.
Gar chriſtelich u. ſ. w.

Dann rannte er an mit ſeinem Spieß,
Den er tief in den Drachen ſtieß.
Durch das Ried u. ſ. w.
Den er u. ſ. w.

Dann zog der Ritter aus ſein Schwert
Und ſchlug den Drachen zu der Erd'.
Durch das Ried u. ſ. w.
Und ſchlug u. ſ. w.

Der König bot dem heiligen Mann
Viel Silber und Gold zu Ehren an.
Durch das Ried u. ſ. w.
Viel Silber u. ſ. w.

Das ſchlug der Ritter alles aus:
Man ſoll's den Armen theilen aus.
Durch das Ried u. ſ. w.
Man ſoll's den u. ſ. w.

Als er nun ſchier wollt ziehen ab,
Die Lehr' er noch dem König gab:
Durch das Ried u. ſ. w.
Die Lehr' u. ſ. w.

Die Kirche Gottes, des Herren dein,
Laß dir allzeit befohlen ſein!
Durch das Ried klingt und zieht das Reiterlied!
Laß dir allzeit befohlen ſein!

392. Ida von Toggenburg.

Von Uſteri.

Von Toggenburg Graf Heinrich kam,
Idda, geborn us hochen Stam
Von Kirchberg, thät er frein, den Ring
Sie züchtiglich von ihm empfing.

Man ſah by Arbeit und Gebet
Die fromme Gräfin früh und ſpät,
Dem Graf hielt ſie getreulich Hus,
Klopft ſelber ihre Kleider us.

Einſt hatte ſie ihr Hochzytkleit
Und Schmuck zu ſonnen usgeſpreit,
Da kam ein Rab zum hochen Ort,
Trug das Verlobungsringlein fort.

Die Gräfin ſcheut den jähen Zorn
Des Herrn, verſchwieg was ſie verlorn,
Wollt förderſt alles noch durchſehn,
Und heimlich uf den Finder ſpähn.

Einſt zog ein Jäger durch den Wald,
Hört junger Raben Schrein, und bald
Drang er hinuf durch Laub und Aeſt,
Und fand das Ringlein in dem Neſt.

Ein Böſewicht, dem Jäger gram
Und auch der Gräfin, das vernam,
Erhitzt den Graf mit falſchem Tand,
Zeigt ihm den Ring an Dieners Hand.

Von jäher Zornesflamm erblindt
Graf Heinrich ſtrax den Jäger bindt
An wildes Roß, bergab es jacht,
Ihn grauſamlich um's Leben bracht.

Druf eilt er in der Gräfin Gmach,
Veracht ihr Thrän und was ſie ſprach:
Stürzt ſie vom hochen Ritterſaal
Hinab in's grauſam tiefe Thal.

Das Buſchwerk brach den jähen Fal,
Und unverletzt kam ſie zu Thal,
Dankt Gott für ſeiner Gnaden Schyn,
Globt fürder ewig ſein zu ſyn.

Zog weiter druf im Walde fort,
Sucht einen wild verwachſnen Ort,
Trug Stein und Reißig da zu Huf,
Baut ſich ein armes Hütlin uf.

Hie dienet Gott mit Müh und Gfahr
Die Gräfin ſiebenzehen Jahr,
Da funden ſie bei dem Gejecht
Mit Schreck und Freud des Grafen Knecht.

Der Graf erhört's und eilt herbei,
Bezeugt ihr knieend Leid und Reu,
Bat, daß ſie lebten ungetrennt:
Ihr Unſchuld hätt' er längſt erkennt.

Das ſchlug ſie ab, doch mildiglich,
Sagt, meinem Gott gelobt' ich mich,
Und bat ihn, daß er in der Au
Ihr eine kleine Zelle bau.

Hie dienet Gott ſie ſpat und früh,
Und wenn in's nahe Kloſter ſie
Zur Mette ging, begleitet ſy
Ein Hirſch mit leuchtendem Gewyh.

Ihr frommes Thun den böſen Feint
Verdroß, zu ſtören er's vermeint,
Doch triumphieret ihr Gebet,
Mit Wunder groß ſie leuchten thät.

Zuletzt erhöret gnädiglich
Der Herr ihr Bitt, nahm ſie zu ſich,
Gab ihr die Himmelsfreuden dort,
Hie lebt ſie noch durch Wunder fort.

---

393. Der Geiger von Gmünd.

Von Juſtinus Kerner.

Einſt ein Kirchlein ſonder Gleichen,
Noch ein Stein von ihm ſteht da,
Baute Gmünd der ſangesreichen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen mondenklar,
Hell wie Morgenroth bekränzten
Goldne Roſen den Altar.

Schuh' aus reinem Gold geſchlagen,
Und von Silber hell ein Kleid
Hat die Heilige getragen:
Denn da war's noch gute Zeit,

Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimat Land,
Man der Gmünd'ſchen Künſtler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilia's Kirchlein viel;
Ungeſehn woher, erſchallten
Drin Geſang und Orgelſpiel.

Einſt ein Geiger kam gegangen,
Ach, den drückte große Noth,
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brod!

Vor dem Bild hat er geſungen
Und geſpielet all' ſein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
Horch! melodiſch rauſcht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild ſich nieder
Aus der lebenloſen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten goldnen Schuh.

Nach des nächſten Goldſchmieds Hauſe
Eilt er, ganz von Glück berauſcht,
Singt und träumt vom beſten Schmauſe,
Wenn der Schuh um Geld vertauſcht.

Aber kaum den Schuh erſehen,
Führt der Goldſchmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geſchleppt des Liedes Sohn.

Bald iſt der Proceß geſchlichtet,
Allen iſt es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechſte Räuber war.

Weh! du armer Sohn der Lieder
Sangeſt wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollſt, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man ſchallen,
Und man ſieht den ſchwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen ſoll dein Flug.

Bußgeſänge hört man ſingen
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man bringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mit zu führen,
War des Geigers letzte Bitt'.
„Wo ſo viele muſiciren,
Muſicir' ich Geiger mit!“

An Cäcilia's Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehaſſet,
Seufzt: „Das arme Geigerlein!“
„„Eins noch, bitt' ich — ſingt er — laſſet
Mich zur Heil'gen noch hinein.““

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals ſein Leid,
Und er rührt die Himmliſchmilde:
Horch! melodiſch rauſcht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild ſich nieder
Aus der lebenloſen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erſtaunen ſteht die Menge,
Und es ſieht nun jeder Chriſt,
Wie der Mann der Volksgeſänge
Selbſt den Heil'gen theuer iſt.

Schön geſchmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl geſtärkt mit Geld und Wein,
Führen ſie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergeſſen,
Schön zum Feſt erhellt das Haus,
Und der Geiger iſt geſeſſen
Obenan beim luſt'gen Schmaus.

Aber als ſie voll vom Weine,
Nimmt er ſeine Schuh' zur Hand,
Wandert ſo im Mondenſcheine
Luſtig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch ſo arm gegangen —
Und es muß getanzet ſein.

Drum auch hört man geigen, ſingen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wenn alle Saiten ſpringen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingeln, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch imm'er ſchallen
Selbſt aus Trümmern luſt'ger Klang.

394. Der betrogene Teufel.

Görres' Volkslieder, S. 292.

Es war ein Ritter in große Armuth kummen,
Er hat verzehret all ſein Gut,
Das haben wir wohl vernummen;
Sein Armuth die war alſo groß,
Er wollt ſich ſelber ertödten.

Er kam einſtmals in einen Wald geritten,
Da ſtund der Teuffel an dem Weg,
Und hätt ihrer beider gebitten.
Der Teuffel ſprach: willſt du mir heimlich beiſtehn,
Ob ich dir möge gehelffen.

Und willſt du mir dein Fräulein hergeben,
So will ich dir ſchaffen Kiſten und Kaſten Gut:
Gar wohl dann kannſt du leben,
Und ſtirbſt du nit: hab einen guten Muth,
Dieweil du haſt dein Leben!

Dem Fräulein frumm, dem kam die neue Mähre
Das neue Gut freut ſie alſo viel;
Von wannen kummt es heere?
Da ſie den Ritter erſt anſach,
Da hett er Leid und Ungemach.

Ach Fräulein fein! und willſt du mit mir reiten
Spatzieren durch einen grünen Wald?
Da find man jetzt zur Zeiten
Der kleinen Waldvöglein alſo viel,
Die kleinen Waldvöglein ſingen.

Sie kamen mit einander in einen Wald geritten,
Da ſtund ein Kapelle klein
Wohl an des Weges Mitten;
Die war Maria der werthen Mutter,
Maria unſrer lieben Frauen.

Die Ritterin ſprach: nun laß mich abtreten,
Denn ich will in die Kapelle gan,
Ein Ave Maria beten.
Sie knieet für den Altar fein
Kreuzweis mit ihren Armen.

Die Ritterin in ihrem Leid entſchlafen war;
Maria von dem Altar trat,
Kam für den Ritter gegangen dar:
Sie ſaßen auf und ritten dahin,
Als ob es die Ritterin wäre.

Sie kamen mit einander wohl in den Wald geritten,
Da ſtund der Teuffel an dem Weg,
Und hätt ihrer beider gebitten.
Der Teuffel ſprach: Du haſt mich betrogen,
Du falſcher Lügner! Du Böſewicht!

Du verhießeſt mir, du wollteſt dein Fräulein daher bringen:
So bringſt du mir die himmliſche Königin,
Mit der muß es mir miſſelingen;
Ich muß ja ihr entweichen,
Muß entweichen immerdar.

Du böſer Gaſt fahr hin! fahr hin dein Straßen,
Zu aller deiner Geſellen Schaar!
Das Fräulein mußt du mir laſſen,
Sie kommt in meines Kindes Reich
Nun und ewiglich Amen.

---

395. Der Teufel in Salamanca.

Von Theodor Körner.

Als einſt vor vielen langen Jahren
Zu Salamanca im Kellergewölbe
Der Teufel auf dem Katheder ſaß,
Wie andre Doktoren, und derſelbe
Schwarze Kunſt nach eignen Heften las,
Da hatt' er viel Zulauf, das läßt ſich denken,
Es wimmelte alles auf Tiſchen und Bänken,
Denn er verſtand ſich herrlich darauf;
Und ward die Magie ihm gar zu trocken,
So gab er weislich luſtige Brocken
Und ſpaßhafte Schwänke die Menge in Kauf.
Das war ſo ganz für der Herren Magen,
Kein andres Collegium mocht' ihnen behagen,
Und ſie ſahn das erſte Mal mit Gram,
Daß auch das Halbjahr zu Ende kam.
Das freute den Argen, und er rief ſchließlich:
„Gewiß iſt euch meine Weisheit erſprießlich,
Das iſt euch allen ſicher ſchon klar,
Drum erſuch' ich um's billige Honorar,
Und bitte mir, ich ſag's grad' heraus,
Eine von euren Seelen aus.

Wer zuletzt wird aus der Kellerthür gehn,
Dem will ich und ſoll ich den Hals umdrehn.
Wenn's euch gefällt, ſo mögt ihr loſen."
Da fingen die Herren an zu toſen,
Schimpften den Doktor einen argen Wicht,
Schwuren insgeſammt unverhohlen,
Der Teufel ſolle den Teufel holen;
Aber all ihr Sträuben half da nicht.
Sie mußten ſich endlich noch bequemen,
Die fatalen Würfel zur Hand zu nehmen.
Zur Hölle verdammt war ein junger Graf,
Da er die niedrigſten Zahlen traf;
Doch behielt er den Kopf auf der rechten Stelle
Und meinte: Noch gehör' ich nicht der Hölle,
Noch hat der Teufel mich nicht in den Klauen,
Drum will ich noch menſchlicher Liſt vertrauen!
Drauf ſtellt ſich der Teufel zur Kellerthüren,
Und ließ einen nach dem andern paſſiren,
Und als nun der Graf als der letzte kam,
Der Teufel ihn bei der Kehle nahm.
Der aber ſchrie: Haſt keinen Theil an mir,
Das Loos traf meinen Hintermann hier,
Und wies auf den Schatten an der Wand,
Denn die Sonne dem Keller ſchief über ſtand.
Da hielt ihn der Teufel länger nicht,
Denn er war geblendet vom Sonnenlicht,
Und packte wüthend im argen Wahn
Mit ſeinen Klauen den Schatten an.
Der Graf ſchlüpfte behend hinaus
Und lachte den armen Teufel aus.
Doch noch was Wunderbares ſich fand,
Denn als er in lichter Sonne ſtand,
Erſchraken alle und ſtaunten ſehr: —
Der Graf warf keinen Schatten mehr!

C. Elfenſagen.

396. Der Tannhäuſer.

Aus dem Wunderhorn I. 86. Vergl. Uhlands Volkslieder Nr. 297, die ältere Form.

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuſer wollen wir ſingen,
Und was er wunders hat gethan
Mit Frau Venuſſinnen.

Der Tannhäuſer war ein Ritter gut,
Er wollt groß Wunder ſchauen,
Da zog er in Frau Venus Berg,
Zu andern ſchönen Frauen.

„Herr Tannhäuſer, Ihr ſeid mir lieb,
„Daran ſollt Ihr gedenken,
„Ihr habt mir einen Eid geſchworen,
„Ihr wollt nicht von mir wanken.“

„Frau Venus, ich hab es nicht gethan,
„Ich will dem widerſprechen,
„Denn niemand ſpricht das mehr, als Ihr,
„Gott helf mir zu den Rechten.“

„Herr Tannhäuſer, wie ſaget Ihr mir!
„Ihr ſollet bei uns bleiben,
„Ich geb Euch meiner Geſpielen ein'
„Zu einem eh'lichen Weibe.“

„Nehme ich dann ein ander Weib,
„Als ich hab in meinem Sinne,
„So muß ich in der Höllen-Glut
„Da ewiglich verbrennen.“

„Du ſagſt mir viel von der Höllenglut,
„Du haſt es doch nicht befunden,
„Gedenk an meinen rothen Mund,
„Der lacht zu allen Stunden.“

„Was hilft mir Euer rother Mund,
„Er iſt mir gar unmehre,
„Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
„Durch aller Frauen Ehre.“

„Herr Tannhäuſer, wollt Ihr Urlaub han,
„Ich will Euch keinen geben,
„Nun bleibet, edler Tannhäuſer zart,
„Und friſchet Euer Leben.“

„Mein Leben iſt ſchon worden krank,
„Ich kann nicht länger bleiben,
„Gebet mir Urlaub, Fraue zart,
„Von Eurem ſtolzen Leibe.“

„Herr Tannhäuſer, nicht ſprecht alſo,
„Ihr ſeid nicht wohl bei Sinnen,
„Nun laßt uns in die Kammer gehn
„Und ſpielen der heimlichen Minnen.“

„Eure Minne iſt mir worden leid,
„Ich hab in meinem Sinne,
„O Venus, edle Jungfrau zart,
„Ihr ſeid ein Teufelinne.“

„Tannhäuſer, ach, wie ſprecht Ihr ſo,
„Beſtehet Ihr mich zu ſchelten?
„Sollt Ihr noch länger bei uns ſein,
„Des Worts müßt Ihr entgelten.

„Tannhäuſer, wollt Ihr Urlaub han,
„Nehmt Urlaub von den Greiſen,
„Und wo Ihr in dem Land umbfahrn,
„Mein Lob das ſollt Ihr preiſen.“

Der Tannhäuſer zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen:
„Ich will gen Rom in die fromme Stadt,
„All auf den Papſt vertrauen.

„Nun fahr ich fröhlich auf die Bahn,
„Gott muß es immer walten,
„Zu einem Papſt, der heißt Urban,
„Ob er mich wolle behalten.

„Herr Papſt, Ihr geiſtlicher Vater mein,
„Ich klag Euch meine Sünde,
„Die ich mein Tag begangen hab,
„Als ich Euch will verkünden.

„Ich bin geweſen ein ganzes Jahr
„Bei Venus einer Frauen,
„Nun will ich Beicht und Buß empfahn,
„Ob ich möcht Gott anſchauen."

Der Papſt hat einen Stecken weiß,
Der war vom dürren Zweige:
„Wann dieſer Stecken Blätter trägt,
„Sind dir deine Sünden verziehen."

„Sollt ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
„Ein Jahr auf dieſer Erden,
„So wollt ich Reu und Buß empfahn,
„Und Gottes Gnad erwerben."

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden:
„Maria Mutter, reine Magd,
„Muß ich mich von dir ſcheiden,

„So zieh ich wieder in den Berg,
„Ewiglich und ohn Ende,
„Zu Venus meiner Frauen zart,
„Wohin mich Gott will ſenden."

„Seid willkommen, Tannhäuſer gut,
„Ich hab Euch lang entbehret,
„Willkommen ſeid, mein liebſter Herr,
„Du Held, mir treu bekehret."

Darnach wohl auf den dritten Tag
Der Stecken hub an zu grünen,
Da ſandt man Boten in alle Land,
Wohin der Tannhäuſer kommen.

Da war er wieder in den Berg,
Darinnen ſollt er nun bleiben,
So lang bis an den jüngſten Tag,
Wo ihn Gott will hinweiſen.

Das ſoll nimmer kein Prieſter thun,
Dem Menſchen Mißtroſt geben,
Will er denn Buß und Reu empfahn,
Die Sünd ſei ihm vergeben.

397. Elfenhöhe.

Altdäniſche Heldenlieder, überſetzt von W. Grimm, S. 156.

Ich legte mein Haupt auf die Elfenhöh,
Meine Augen begannen zu ſchlafen,
Da kamen gegangen zwei Jungfraun heran,
Die wollten Rede ſo gern mit mir haben.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn.

Die eine ſtreichelte mir die weiße Wang,
Die andre ins Ohr thät mir flüſtern:
„Du ſteh auf, ſchön junger Knab,
Willt du dich zum Tanze rüſten."

„Wach auf, ſchön junger Knab,
Wenn du zum Tanze willſt ſpringen,
Meine Jungfraun ſollen das Lieblichſte
Das dich lüſtet zu hören vorſingen."

Und über alle Weiber ſchnell,
Ein Lied hört' ich eine beginnen:
Der reißende Strom ſtand ſtill dabei,
Der gewohnt war ſonſt zu rinnen.

Der reißende Strom ſtand ſtill dabei,
Der gewohnt war ſonſt zu rinnen:
Mit ihren Floſſen ſpielten die Fiſchlein klein,
Die in den Fluthen ſchwimmen.

Mit ihren Schwänzlein ſpielten ſie,
Die kleinen Fiſch in der Fluth allzumale,
Die Vöglein, die all in den Lüften ſind,
Begonnen zu ſingen im Thale.

„Hör du, ſchön junger Knab,
Und willt du bei uns bleiben,
Da woll'n wir dich lehren Buch und Rune,
Darzu auch leſen und ſchreiben."

„Ich will dich lehren binden den Bär,
Das wilde Schwein an der Eiche Stamm:
Der Drache, der liegt auf vielem Gold,
Soll fliehen vor dir aus dem Land."

Sie tanzten auf, und ſie tanzten ab,
Da in dem Elfen-Zug:
Da ſaß der ſchöne junge Knab,
Geſtützt auf ſein Schwerte gut.

„Hör du, ſchön junger Knab,
Willt du nicht mit uns reden,
Soll das Schwert und ſcharfe Meſſerlein
Dein Herz in Ruhe noch legen."

Hätte Gott nicht gemacht mein Glück ſo gut,
Daß der Hahn ſchwang die Fittig ſofort,
Gewiß wär ich blieben auf der Elfenhöh,
Bei den Elfenjungfrauen dort.

Das will ich jedem guten Geſell,
Der zu Hof ausreitet, ſagen:'
Er reite nicht nach der Elfenhöh,
Und lege ſich da zu ſchlafen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

398. Der bucklige Geiger.

Volkslied aus dem Weſterwald, bei Kretzſchmer II. Nr. 47. S. 106.

Es wohnet ein Fiedler zu Frankfurt am Main,
Der kehret von luſtiger Zeche heim,
Und er trat auf den Markt, :,: was ſchaut er dort? :,:
Der ſchönen Frauen ſchmauſten gar viel an dem Ort!

Du bucklichter Fiedler, nun fiedle uns auf,
Wir wollen dir zahlen des Lohnes vollauf!
Einen feinen Tanz :,: behende gegeigt, :,:
Walpurgis-Nacht wir heuer gefei'rt.

Der Geiger ſtrich einen fröhlichen Tanz,
Die Frauen tanzten den Roſenkranz,
Und die Erſte ſprach: :,: mein lieber Sohn, :,:
Du geigteſt ſo friſch, hab' nun deinen Lohn.

Sie griff ihm behend' unter's Wamms ſofort
Und nahm ihm den Höcker vom Rücken fort:
So gehe nun hin, :,: mein ſchlanker Geſell, :,:
Dich nimmt nun jedwede Jungfrau zur Stell'!

399. Herr Olof.

Volkslieder der Schweden. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius,
von Mohnike, S. 49.

Herr Olof er ritt einſt aus in der Frühe,
Und hin kam er, wo die Elfen tanzten:
Der Tanz, er geht gut,
Gut geht er im Haine.

Elfenvater reicht hin ihm die weiße Hand:
„Komm, komm, Herr Olof, mit mir zum Tanz!"
Der Tanz ꝛc.

„„Nicht tanzen ich will, nicht tanzen ich mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeittag.""

Und Elfenmutter reicht hin ihm die weiße Hand:
„Komm, komm, Herr Olof, mit mir zum Tanz!"

„„Nicht tanzen ich will, nicht tanzen ich mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeittag.""

Und Elfenſchweſter reicht hin ihm die weiße Hand:
„Komm, komm, Herr Olof, mit mir zum Tanz!"

„„Nicht tanzen ich will, nicht tanzen ich mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeittag.""

Und die Braut ſpricht zu denen, die um ſie ſtehn:
„Was mag es bedeuten, daß die Glocken gehn?"

„„Auf unſrer Oe iſt es Sitte längſt,
Daß der Bräut'gam mit Läuten die Braut empfängt.

Und die Wahrheit ich euch nicht verbergen will:
Auf der Todtenbahr liegt Herr Olof ſtill.""

Am andern Tag, eh' die Sonne war da,
Drei Leichen in Herr Olofs Hauſe man ſah.

Es war Herr Olof und ſeine Maid,
Die Mutter auch ſtarb vor Kummer und Leid.
Der Tanz, er geht gut,
Gut geht er im Haine.

400. Erlkönig.

Von Goethe.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand.“

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.“

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

401. Herzog Magnus und die Meerfrau.

Volkslieder der Schweden, aus der Sammlung von Geijer und Afzelius,
von Mohnike, S. 113.

Herzog Magnus er ſah durch das Fenſter im Schloß,
Wie die Fluth hintobte, die wilde,
Und ſiehe, da ſaß auf dem Strome groß
Ein gar liebliches Frauengebilde.
„Herzog Magnus, Herzog Magnus, verlobt euch mit mir,
Ich hätt' euch zum Manne ſo gerne;
O ſagt doch nicht Nein, ſondern Ja — Ja.

Und ich will euch geben ein gehendes Schiff,
Wie nie es beſeſſen ein Ritter,
Es geht auf dem Lande ſo wie auf der Tief'
Und ſcheut nicht Sturm noch Gewitter.
Herzog Magnus &c.

Und ich will euch geben ein Röſſelein grau,
Wie nie thät ein Ritter es reiten,
Es geht auf dem Meer wie auf feſter Au,
Und durch die Wälder die weiten.“
Herzog Magnus &c.

„„O bleibe mir fern mit Verlöbniß und Band,
Mit der Stille nicht hab' ich zu ſchaffen;
Ich diene dem König, dem Vaterland,
Darf nicht mich in Weiber vergaffen.““
Herzog Magnus &c.

„Und ich will euch geben ſo vieles Gold,
Wie ihr immer nur möget begehren,
Und Perlen und Steine, ſo viel ihr wollt,
Die ſollt ihr beſitzen in Ehren.“
Herzog Magnus &c.

„„O gerne verlobte ich wohl mich mit dir,
Wenn du wäreſt vom Chriſtengeſchlechte,
Doch du biſt ein ſo häßliches Meerungethier,
Solch Liebchen mir iſt nicht das rechte.““
Herzog Magnus &c.

„Herzog Magnus, Herzog Magnus, o höre mich,
Und laß dein Höhnen und Schelten,
Denn willſt du mit mir nicht verloben dich,
So wird dein Verſtand es entgelten.“
Herzog Magnus ꝛc.

„„Ich bin ein Königsſohn ſo gut;
Wie kannſt du doch ſo nach mir ſtreben?
Ich wohn' auf dem Lande und nicht in der Fluth,
Im Waſſer ja kann ich nicht leben.““ —
Herzog Magnus, Herzog Magnus, verlobt euch mit mir,
Ich hätt' euch zum Manne ſo gerne;
O ſagt doch nicht Nein, ſondern Ja — Ja.

402. Das Meermädchen.

Schottiſches Volkslied, in Fiedlers Geſchichte der ſchottiſchen Liederdichtung, II. 129.

„Die Nacht iſt ſchwarz und der Wind bläſt ſcharf,
Weißer Schaum netzt meine Brau'n,
Und ich fürcht', ich fürchte, lieb Mädchen,
Daß nimmer das Land wir ſchaun.“
Darauf ſprach das Meermädchen,
Sie ſprach gar froh und frei:
„„Nie ſagt' ich ja meinem Bräutigam,
Daß zu Land die Hochzeit ſei.

„„Nie ſagt' ich, ein irdiſcher Prieſter
Sollt' ſegnen uns ein zur Eh',
Nie ſagt' ich, ein irdiſch Gebäude
Sollt' halten uns beide je.““
„Und wo iſt der Prieſter, lieb Mädchen,
Soll Erdenmenſch er nicht ſein?“
„„O! es rauſcht der Wind und es brüllt die See
In unſre Hochzeit drein.““

„Und wo iſt die Wohnung, lieb Mädchen,
Iſt ſie nicht auf Erden zu ſehn?"
„„Dort unten, ſprach das Meermädchen,
In den grünen Tiefen der See'n.
Gebaut iſt von Schiffskielen ſie,
Und von der Ertrunk'nen Gebein,
Die Fiſche das Wild ſind in meinen Parks
Und die Waſſerwüſte mein Hain.

„„Meiner Wohnung Dach ſind die Wogen blau,
Der Boden der gelbe Sand,
Weiße Blumen in den Gemächern blühn,
Die nimmer blühn auf dem Land.
Und haſt du geſehn, mein Bräutigam lieb,
Ein irdiſches Land, das je
Acker auf Acker gab fruchtbaren Lands,
Wie ich ſie dir gebe der See?

„„In einer Stunde der Mond geht auf,
Und hell das Sternlein lacht,
Dann ſinken wir ſechzig Klafter tief
In der Wäſſer finſtere Nacht.""
Wild, wild der arme Bräutigam ſchrie,
Laut lachte die Braut darein,
Der Mond ſtieg auf und es ſanken die zwei
In die Silberfluth hinein.

403. Der Fiſcher.

Von Goethe.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf zur Todesglut?
Ach, wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Antlitz nicht
Herab in ew'gen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

404. Der Fiſcherknabe.

Aus Schillers Wilhelm Tell.

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe ſchlief ein am grünen Geſtade;
da hört er ein Klingen
wie Flöten ſo ſüß,
wie Stimmen der Engel
im Paradies.

Und wie er erwachet in ſeliger Luſt,
Da ſpülen die Waſſer ihm um die Bruſt,
und es ruft aus den Tiefen:
lieb Knabe, biſt mein!
ich locke den Schläfer,
ich zieh' ihn herein.

405. Meluſine.

Kretzſchmers Volkslieder, II. Nr. 7. S. 24.

Du edler Graf von Lützelburg,
Was reitſt ſo ſpät den Forſt hindurch?
Willſt raſten nicht an meinem Born?
Einkehren nicht in mein ſchön Schloß?
Im Walde fließt ein Börnlein klar!

Der Born iſt mir gar wohl bekannt,
Das Schloß ward nimmer mir genannt,
So wie ich ſie allheut erſchau',
Sah ich nie Mägdlein oder Frau.
Im Walde fließt ein Börnlein klar!

Ach, edler Graf, kehr' bei mir ein,
Du ſollſt mein Herzallerliebſter ſein,
Mein ſtolzes Schloß, das geb' ich dir,
Mein Land und Leut' gehören dir!
Im Walde fließt ein Börnlein klar!

Dein bin ich dann, ſo Nacht als Tag,
Nur aber an dem Saterstag,
Dann ſchließ' ich mich in's Schlafgemach,
Damit ich drinnen beten mag.
Im Walde fließt ein Börnlein klar!

Graf Lützelburg, ſchau', welch ein Maal
Trägt Sohn und Tochter an dem Hals!
Deine Frau muß wohl eine Hexe ſein,
Drum ſchließt ſie ſich am Satertag ein.
Im Walde fließt ein Börnlein klar!

Und ſchließt ſie ſich am Satertag ein,
Will ſchaun ich durch's Schlüſſellöchelein,
Ob ſie beten thut am Heiligenſchrein,
Ob ſie den Böſen ehrt mit Zauberei'n.
Im Walde fließt ein Börnlein klar!

Der Graf ſchaut durch das Schloß im Zorn,
Im Bad ſieht er die eigne Frau,
Recht oben iſt ſie ſchön und friſch,
Im Waſſer unten als wie ein Fiſch.
Im Walde fließt ein Börnlein klar!

Im Angeſicht wie Milch und Blut,
Die Brüſte zart, die Arme rund,
Doch unten Schuppen blau und grau,
Als wie ein Lindenwurm und keine Frau.
Im Walde fließt ein Börnlein klar!

So hebe dich weg, du ſchändlicher Wurm,
Du giftige Schlange, du Ungethüm!
Du haſt geſchändet mir mein Geſchlecht,
Die Höllenſtrafen wären dir recht!
Im Walde fließt ein Börnlein klar!

Leb' wohl, leb' wohl, ich muß nun fort,
Mich treibet dein verdammend Wort,
Darf raſten nicht im Erdengrund,
Muß wiederkehren zur Unglücksſtund'.
Im Walde fließt ein Börnlein klar!

So oft ein Herr des Schloſſes ſtirbt,
Ein neuer Gebieter den Gau erwirbt,
Dann ſchweb' ich über dem Thurm mit Klag',
Du ſchauſt mich an deinem Todestag.
Im Walde fließt ein Börnlein klar!

406. Der Schwanritter.

Volkslied aus dem Bergiſchen, bei Kretzſchmer II. Nr. 48. S. 79.

O ſag' mir an, Frau Mutter lieb,
Wo treff' ich dann den Vater mein?
Laß ab, mein Sohn, du ſchaffſt mir Leid,
Weiß nicht, wo iſt der Vater dein.

Wo iſt denn wohl ſein Heimathland,
Sag' an, daß ich ihn ſuchen kann!
Sein Heimathland iſt mir unbekannt,
Weiß nicht, wohin er ſich gewandt.

Wie kam er dann hier in das Land,
Frau Mutter lieb, macht mir bekannt,
Damit ich kenn' den Vater mein,
Damit ich ſein mag kundig ſein.

Ich ſtand am Fenſter im Gemach
Und weinte meinem Vater nach,
Da ſchwamm ein Schifflein auf dem Rhein,
Ein ſtolzer Ritter ſtand darein.

Der lenkte an der Hand den Schwan,
Ein gülden Kettlein glänzte dran,
Der Schwan, der ſchwamm dem Ufer zu;
Der Ritter grüßt' die Fenſter herauf.

Der Ritter trug ein gülden Schwert,
Das war die halbe Grafſchaft werth,
Ein Hörnelein von rothem Gold,
Das hing von ſeinem Nacken ab.

Am Finger glänzte ihm ein Ring,
Der über alle Kleinod' ging,
Der Ritter führt' ein'n blanken Schild,
Sechs Königsſtäbe drauf gebild't.

O Mutter, das iſt ſeltne Mähr,
Kannſt du mir ſagen gar nichts mehr?
Ich kann dir ſagen nur noch Eins,
Das macht, daß ich jetzt immer wein'.

Dem Vater ich geloben ſollt',
Daß ich ihn nicht erfragen wollt',
Von wo er zu mir kommen iſt,
Doch frug ich ihn zu jener Friſt.

Die Frag' hat ihn getrieben fort,
Doch dachte er der Kinder noch,
Er ließ dir Schild, er ließ dir Schwert,
Sein ganzes Erb' iſt dir beſcheert.

Dem Bruder, dem gab er das Horn,
Der Gau zu Cleve iſt ihm erkor'n,
Dem jüngſten Bruder ward der Ring,
Das Land von Heſſen er empfing.

Mir aber ließ der Ehgemahl
Nichts ſonſt zurück als Leid und Qual;
Wer einmal ihn geliebt ſo ſehr,
Der kann ihn nie vergeſſen mehr.

407. Der Rattenfänger von Hameln.

Kretzſchmers Volkslieder II. Nr. 44. S. 100.

Kommt daher ein Wundermann,
Hatte bunte Kleider an,
:,: Ratz' und Maus zuſammen er pfeift,
Die er in dem Fluß erſäuft. :,:

Doch der Rath will geben nicht,
Was er ihm als Schuld verpflicht,
:,: Meint, es wäre gar zu leicht,
Pfeifen wär' ein Teufelsſtreich. :,:

Kommt in Zorn der Wundermann,
Wie er bunt war angethan,
:,: Spielte er hindurch die Stadt,
In der Kirchen ſaß der Rath. :,:

Spielt' Gaſſ' auf und ſpielt' Gaſſ' ab,
Zog dann ſchnell zum Strom hinab,
:,: Hundert und noch mehr der Kind
Mit ihm fortgezogen ſind. :,:

Spielt' ſie in ein fernes Land,
Wie noch keines iſt bekannt,
:,:Wo da Milch und Honig fließt,
Nach ihm ziehen ſie vergnügt. :,:

Immerzu die Pfeife klingt,
Doch das Land weiß nicht, wo 's liegt.
:,: Ach, du armes deutſches Blut,
Wie war 's in der Heimath gut! :,:

408. Faſtrade's Ring.

Niederrheiniſches Volkslied von Karl dem Großen, bei Kretzſchmer II.
Nr. 57. S. 94.

Der Mai iſt nicht in Blüthen karg,
Schön Lindenzweig;
Der König ſitzt an der Liebſten Sarg,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

Er ſitzt drei Nacht, er ſitzt drei Tag,
Schön Lindenzweig;
Kein Junker ihn da tröſten mag,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

Er ſitzet an den Sarg gebannt,
Schön Lindenzweig;
Und küßt die kalte Todtenhand,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

Der Biſchof hat des Zaubers Acht,
Schön Lindenzweig;
Zu brechen denkt er des Teufels Macht,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

Der König ſitzet unverwandt,
Schön Lindenzweig;
Er ſtreift den Ring von der Todtenhand,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

Er ſteckt an die Hand den Zauberring,
Schön Lindenzweig;
Der König da von der Leiche ging,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

Begrabt die Holde, begrabt ſie ſein,
Schön Lindenzweig;
Ich muß bei meinem Biſchof ſein,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

O Biſchof, du mein Troſt, mein Licht,
Schön Lindenzweig;
Du kennſt die Flamme im Herzen nicht,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

Und ob du dich wend'ſt und vor mir fliehſt,
Schön Lindenzweig;
Mein armes Herz du nach dir ziehſt,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

Der Biſchof flieht bis an den Rhein,
Schön Lindenzweig;
Und wirft den Zauberring hinein,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

O flieh, du Biſchof, in guter Ruh,
Schön Lindenzweig;
Ich eile den lichten Wellen zu,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

Die Wellen murmeln manch Liebeswort,
Schön Lindenzweig;
Von meines Herzens Licht und Hort,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

Ich baue am Rheine mir ein Schloß,
Schön Lindenzweig;
So hold wie er kein Strom mir floß,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

O Rhein, o Rhein, du Liebſter mein,
Schön Lindenzweig;
Hier will ich leben, begraben ſein,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

D. Geiſterſagen.

409. Charos.

Aus dem Neugriechiſchen, in Elliſſens Thee- und Asphodelosblüthen, S. 84.

Wie dort ſo ſchwarz die Berge ſtehn, wie ſie ſo düſter ragen!
Mag ſie der Sturmwind peitſchen wohl? Mag ſie der Regen ſchlagen?
Nein, nicht der Sturmwind kann ſie ſo und nicht der Regen quälen;
Der Todesengel kommt vorbei mit abgeſchiednen Seelen.
Ihm ſchweben Jünglinge voran, im Rücken ſchweben Greiſe,
Auf ſeinem Sattel Kindlein zart geordnet reihenweiſe.
Die Greiſe bitten flehend ihn, die Knaben auf den Knieen:
„Mein Charo! laß im Dorf, laß uns am kühlen Quell verziehen,
Daß ſich am Spiel die Jugend freu', die Greiſ' am Trunk erquicken,
Das Blümchen auf der bunten Au die zarten Kindlein pflücken."
„Nicht laſſ' ich euch im Dorf verziehn, nicht an der kühlen Quelle!
Die Mütter kommen mit dem Krug zum Brunnen klar und helle;
Das Mutterauge würde ſchnell die Kindlein dort erkennen;
Die Gatten fänden wieder ſich — wer könnt' auf's Neu' ſie trennen?"

410. Der treue Bruder.

Neugriechiſches Volkslied, in Elliſſens Thee- und Asphodelosblüthen, S. 101.

Es hat eine Mutter der Söhne neun,
Neun Söhn' und ein einiges Töchterlein.
Sie badet das Mägdlein im Dunkel der Nacht,
Sie kämmt ihr das Haar, wenn der Morgen erwacht,
Sie ſchnürt ſie beim Lichte des Mondes.

Zur Mutter ſpricht Koſtas, ihr älteſter Sohn:
„Begehrt wird Arete zu Babylon,
So ſende die Schweſter an meiner Hand
Als Gattin dem Freund in das ferne Land,
Daß ich mich des Weges erfreue.“ —

„O Koſta, du Kluger! welch thörichtes Wort!
Wer bringt mir mein Kind von ſo fernem Ort,
Zu künden mir, ob ſie in Freud' oder Noth?“ —
Die Märtyrer ſtellt er zu Bürgen und Gott,
In Freud' oder Noth ſie zu bringen.

Neun Brüder ſie ſterben im zweiten Jahr,
Auf Konſtantins Leiche zerrauft ſie ihr Haar:
„Auf, Koſta! ſchaff' mir mein Töchterlein her,
Mir bürgen Gott und die Märtyrer;
Du bringſt ſie in Noth oder Freude.“

Und Koſtas erhebt ſich um Mitternacht;
Im Flug iſt der Weg durch die Lüfte vollbracht.
Er findet Arete im Mondenlicht,
Die ſorgſam die Haare ſich glättet und flicht.
„Auf, Schweſterlein! auf zur Mutter!“ —

„O Bruder, nach Hauſe! zu welcher Zeit!
Iſt Freude dort, nehm' ich mein goldenes Kleid;
Iſt Noth, mein Brüderlein, laß mich hin,
Hin mit dir eilen, ſo wie ich bin.“ —
„So komm, ſei's Noth oder Freude.“ —

Am Weg, den ſie wandeln, am Pfad, den ſie gehn,
Laut zwitſchern die Vögel, wohl kann ſie's verſtehn:
„Seht, ſeht mit dem Todten die Schöne dort!" —
„O Konſtantin, hörſt du der Vögel Wort?" —
„Laß immer die Vögelchen ſingen!" —

„O Koſta, mein Bruder, ich fürchte mich ſehr!
Nach Weihrauch duftet's rings um dich her!" —
„Das macht, wir waren am Abend hinaus
Zu Ajo Janni im Gotteshaus,
Und ſtark hat der Prieſter geräuchert."

„Auf, Mutter, auf, öffne die Pforte geſchwind!
Arete iſt hier, ſo empfange dein Kind!" —
„In der Heiligen Namen, entweich' von der Schwell'!
In der Heiligen Namen, entweiche mir ſchnell!
Die Tochter iſt weit in der Ferne!" —

„Auf, Mutter, auf! öffne die Pforte geſchwind!
Dein Konſtantin iſt es, er bringt dir dein Kind.
Die Märtyrer ſtellt' ich als Bürgen und Gott,
Die Schweſter zu bringen in Freud' oder Noth!" —
Sie öffnet, da flieht ihre Seele.

---

411. Wilhelms Geiſt.

Aus Urſinus ſchottiſchen Balladen, S. 95.

Zu Hannchens Thür da kam ein Geiſt
Mit manchem Weh und Ach!
Und drückt' am Schloß und kehrt' am Schloß,
Und ächzte traurig nach.

„Iſt's Vater Philipp, der iſt da?
Biſt's, Bruder, du, Johann?
Oder iſt's Wilhelm, mein Bräutigam,
Aus Schottland kommen an?"

Dein Vater Philipp, der iſt's nicht!
Dein Bruder nicht, Johann!
Es iſt Wilhelm, dein Bräutigam,
Aus Schottland kommen an!

Hör', ſüßes Hannchen, höre mich,
Hör' und willfahre mir!
Gieb mir zurück mein Wort und Treu,
Das ich gegeben dir!

„Dein Wort und Treu geb' ich dir nicht,
Geb's nimmer wieder dir!
Bis du zu meiner Kammer kommſt
Mit Liebeskuß zu mir!“

Zu deiner Kammer ſoll ich ein,
Und bin kein Menſch nicht mehr?
Und küſſen deinen Roſenmund?
So küſſ' ich Tod dir her!

Nein, ſüßes Hannchen, höre mich,
Hör' und willfahre mir!
Gieb mir zurück mein Wort und Treu,
Das ich gegeben dir!

„Dein Wort und Treu geb' ich dir nicht,
Geb's nimmer wieder dir!
Bis du mich führſt zur Kirch' hinan
Mit Treuering dafür!“

Und an der Kirche lieg' ich ſchon
Und bin ein Todtenbein.
's iſt, ſüßes Hannchen, nur mein Geiſt,
Der hier zu dir kommt ein!

Ausſtreckt ſie ihre Lilienhand,
Streckt bebend ſie ihm zu:
„Da, Wilhelm, haſt du Wort und Treu,
Und geh, und geh zur Ruh!“

Und ſchnell warf ſie die Kleider an
Und ging dem Geiſte nach,
Die ganze lange Winternacht
Ging ſie dem Geiſte nach.

„Iſt, Wilhelm, Raum noch dir zu Haupt,
Noch Raum zu Füßen dir?
Iſt Raum zu deiner Seite noch,
So gieb, o gieb ihn mir!“

Zu Haupt und Fuß iſt mir nicht Raum,
Kein Raum zur Seite mir!
Mein Sarg iſt, ſüßes Hannchen, ſchmal,
Daß ich ihn gebe dir!

Da kräht' der Hahn, da ſchlug die Uhr!
Da brach der Morgen für!
Ach, Hannchen, nun, nun kommt die Zeit,
Zu ſcheiden weg von dir!

Der Geiſt — und mehr, mehr ſprach er nicht
Und ſeufzte traurig drein,
Und ſchwand in Nacht und Dunkel hin,
Und ſie, ſie ſtand allein!

„Bleib', treue Liebe! bleibe noch,
Dein Mädchen rufet dich!“
Da brach ihr Blick, ihr Leib der ſank,
Und ihre Wang' erblich! —

412. Die Harfe.

Volkslieder der Schweden, aus der Sammlung von Geijer und Afzelius,
von Mohnike, 1830, S. 23.

Es wohnte ein König in Engeland,
So hört' ich ein Vögelein ſingen —
Zwei Töchter die hatt' er jung und gewandt;
Grade nun ſteht der Wald in der Blüthe.

Und die Schweſter ſagte zur Schweſter ſchön:
  So hört' u. ſ. w.
„Komm, laß uns wieder zum Strande gehn."
  Grade nun u. ſ. w.

Die jüngſte war ſchön und glänzte wie der Tag,
Die ältſte war ſchwarz wie die finſtre Nacht.

Die jüngſte ging voran mit wallendem Haar;
Es folgte die ältſte, doch falſch ſie war.

Und wie ſie nun gingen am Strand daher,
Da ſtieß ſie die Schweſter in's tiefe Meer.

Und die Jungfrau ſtreckt empor die ſchneeweiße Hand:
„O Schweſter, du liebe, o hilf mir auf's Land.

Und Schweſter, du liebe, o hilf mir auf's Land,
Ich will dir auch geben mein rothes goldnes Band."

„„Dein rothes goldnes Band wird mir doch beſchert,
Doch nimmermehr ſollſt treten du auf Gottes grüne Erd.""

„Und Schweſter, du liebe, o hilf mir auf's Land,
Und ich will dir auch geben meinen rothen goldnen Kranz."

„„Dein rother goldner Kranz wird mir doch beſchert,
Doch nimmermehr ſollſt treten du auf Gottes grüne Erd.""

„Und Schweſter, du liebe, o hilf mir auf's Land,
Ich will dir auch geben meinen jungen Bräutigam."

„„Auf's Land will ich helfen dir nimmermehr,
Dein Bräutigam er wird mir ja doch beſchert.""

Die Fiſcher ſie ruderten wohl in der finſtern Nacht,
Und kamen an den Ort, wo die Jungfrau lag.

Sie fanden der Jungfrau ſchneeweißen Leib
Und brachten ihn leiſe auf's Land ſogleich.

Des Weges nun ein Harfner reiſt,
Er machte eine Harfe ſich aus der Maid.

Und er nahm der Jungfrau ſchneeweiße Bruſt,
Der Klang ſollte Jeden erfüllen mit Luſt.

Und er nahm der Jungfrau Fingerlein
Und machte daraus die Schrauben fein.

Und er nahm das ſchöne goldne Haar der Maid
Und machte daraus die Harfenſaiten.

So nimmt er die Harf' in die Arme ſein
Und geht in den Hochzeitshof hinein.

Die Harf' er ſpielte ſchön und laut:
„Und höre, was die Harfe ſpricht, du junge Braut!"

Der erſte Griff auf der Harf' erklang:
„Die Braut ſie trägt mein rothes goldnes Band!"

Und der zweite Griff auf der Harf' erklang:
„Der Bräutigam iſt mein lieber Bräutigam!"

Und der dritte Schlag, den die Harfe ſchlug:
„Meine Schweſter ſtieß mich in die tiefe Fluth."

Am Sonntag ſaß die Braut noch mit der goldnen Kron',
  So hört' ich ein Vögelein ſingen —
Am Montag aber fand ſie auf dem Holzſtoß ihren Lohn.
  Grade nun ſteht der Wald in der Blüthe.

413. Luiſe.

Erks Volkslieder, I. Nr. 30.

„So alleine wandelſt du?
Schon iſt Mitternacht vorüber,
Regenwolken ziehn herüber;
Mädchen, Mädchen, geh' zur Ruh!"

„„Ruhen kann ich nicht allein,
Mein Geliebter hat verſprochen,
Heute bei mir anzupochen;
Ruhen kann ich nicht allein.""

„Ruhen ſollſt du nicht allein;
Hat dein Liebſter dir gelogen,
Nun ſo ſei er auch betrogen:
Führ' mich in dein Kämmerlein!“

„„Bringen will ich dich hinein,
Eng iſt's, es mißt kaum drei Schritte;
Aber Ruh in meiner Hütte:
Rings umher wächſt Rosmarin.““

„Wie das Leichhuhn ängſtlich ruft,
Wie die Winde ſchaurig blaſen!
Iſt das nicht der Kirchhof-Raſen?
Ha! ich witt're Gräberduft.“

„„Ruhig iſt mein Schlafgemach,
Einſam iſt es, kühl und düſter,
Und hier ſtört uns kein Geflüſter,
Und hier wohnt kein Weh und Ach!““

„Weh! das iſt Luiſens Grab,
Die ich treulos einſt verlaſſen.
Mädchen, mußt mich nicht umfaſſen,
Denn du ziehſt mich ja in's Grab.“

„„Sieh, Luiſe ſteht vor dir,
Die du dir zur Braut erwählet;
Nun hat uns der Tod vermählet,
Komm und ſchlummre nun bei mir!““

414. Lenore.

Wunderhorn II. S. 19.

Es ſtehn die Stern am Himmel,
Es ſcheint der Mond ſo hell,
Die Todten reiten ſchnell.

Mach auf, mein Schatz, dein Fenſter,
Laß mich zu dir hinein,
Kann nicht lang bei dir ſein;

Der Hahn der thät ſchon krähen,
Er ſingt uns an den Tag,
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weit bin ich her geritten,
Zweihundert Meilen weit
Muß ich noch reiten heut;

Herzallerliebſte meine!
Komm, ſetz dich auf mein Pferd,
Der Weg iſt reitenswerth:

Dort drin im Ungerlande
Hab ich ein kleines Haus,
Da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Heide,
Da iſt mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut.

Laß mich nicht lang mehr warten,
Komm Schatz zu mir herauf,
Weil fort geht unſer Lauf.

Die Sternlein thun uns leuchten,
Es ſcheint der Mond ſo hell,
Die Todten reiten ſchnell.

Wo willſt mich denn hinführen?
Ach Gott! was haſt gedacht
Wohl in der finſtern Nacht?

Mit dir kann ich nicht reiten,
Dein Bettlein iſt nicht breit,
Der Weg iſt auch zu weit.

Allein leg du dich nieder,
Herzallerliebſter, ſchlaf,
Bis an den jüngſten Tag.

415. Lenore.

Von Bürger.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus ſchweren Träumen:
„Biſt untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willſt du ſäumen?“ —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geſchrieben,
Ob er geſund geblieben.

Der König und die Kaiſerin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenſchlag und Kling und Klang,
Geſchmückt mit grünen Reiſern,
Zog heim zu ſeinen Häuſern.

Und überall, allüberall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelſchall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut;
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundſchaft gab,
Von Allen, ſo da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte ſie ihr Rabenhaar
Und warf ſich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach daß ſich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was iſt mit dir?“ —
Und ſchloß ſie in die Arme.
„O Mutter, Mutter! hin iſt hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott iſt kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“

„Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunſer!
Was Gott thut, das iſt wohlgethan;
Gott, Gott erbarmt ſich unſer!“ —
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun iſt's nicht mehr vonnöthen.“ —

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament.
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wiedergeben.“ —

„Hör', Kind! Wie, wenn der falſche Mann
Im fernen Ungarlande
Sich ſeines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, ſein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib ſich trennen,
Wird ihn ſein Meineid brennen.“ —

„O Mutter, Mutter! hin iſt hin!
Verloren iſt verloren!
Der Tod, der Tod iſt mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!

Liſch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, ſtirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott iſt kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!" —

„Hilf Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge ſpricht;
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdiſch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen." —

„O Mutter! was iſt Seligkeit?
O Mutter! was iſt Hölle?
Bei ihm, bei ihm iſt Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Liſch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, ſtirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht ſelig werden."

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern;
Sie fuhr mit Gottes Vorſehung
Vermeſſen fort zu hadern,
Zerſchlug den Buſen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trap, trap, trap,
Als wie von Roſſeshufen;
Und klirrend ſtieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch, und horch! den Pfortenring,
Ganz loſe, leiſe, klinglingling;
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich dieſe Worte:

„Holla, holla! thu' auf, mein Kind!
Schläfſt, Liebchen, oder wachſt du?
Wie biſt noch gegen mich geſinnt?
Und weineſt oder lachſt du?" —
„Ach, Wilhelm, du?.. So ſpät bei Nacht!..
Geweinet hab' ich und gewacht,
Ach großes Leid erlitten!
Wo kommſt du her geritten?" —

„Wir ſatteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe ſpät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen." —
„Ach Wilhelm, erſt herein geſchwind!
Den Hagedorn durchſauſ't der Wind;
Herein, in meinen Armen,
Herzliebſter, zu erwarmen!" —

„Laß ſauſen durch den Hagedorn,
Laß ſauſen, Kind, laß ſauſen!
Der Rappe ſcharrt, es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hauſen.
Komm, ſchürze, ſpring' und ſchwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen." —

„Ach! wollteſt hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf ſchon angeſchlagen." —
„Sieh hin, ſieh her! der Mond ſcheint hell;
Wir und die Todten reiten ſchnell.
Ich bringe dich zur Wette
Noch heut in's Hochzeitbette." —

„Sag' an, wo iſt dein Kämmerlein?
Wo, wie dein Hochzeitbettchen?" —
„Weit, weit von hier!.. Still, kühl und klein!..
Sechs Bretter und zwei Brettchen!" —

„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!
Komm, ſchürze, ſpring' und ſchwinge dich!
Die Hochzeitgäſte hoffen,
Die Kammer ſteht uns offen.“ —

Schön Liebchen ſchürzte, ſprang und ſchwang
Sich auf das Roß behende:
Wohl um den trauten Reiter ſchlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre hurre, hop hep hop,
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„Ach nein! . . Doch laß die Todten!“

Was klang dort für Geſang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch, Glockenklang! horch, Todtenſang:
„Laßt uns den Leib begraben!“
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib;
Mit, mit zum Brautgelage!
„Komm, Küſter, hier! Komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und ſprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!“

Still Klang und Sang. . . Die Bahre ſchwand. . .
Gehorſam ſeinem Rufen
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? — . . . Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„Ach! Laß ſie ruhn, die Todten.“

Sieh da! ſieh da! Am Hochgericht
Tanzt' um des Rades Spindel,
Halb ſichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luſtiges Geſindel. —
„Saſa! Geſindel, hier! komm hier!
Geſindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette ſteigen!“

Und das Geſindel, huſch huſch huſch!
Kam hinten nachgepraſſelt,
Wie Wirbelwind am Haſelbuſch
Durch dürre Blätter raſſelt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Wie flog, was rund der Mond beſchien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —

„Graut Liebchen auch? . . . Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„O weh! Laß ruhn die Todten!“ —

„Rapp'! Rapp'! Mich dünkt, der Hahn ſchon ruft . .
Bald wird der Sand verrinnen . .
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft . :
Rapp'! tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht iſt unſer Lauf!
Das Hochzeitbette thut ſich auf,
Die Todten reiten ſchnelle!
Wir ſind, wir ſind zur Stelle.“ —

Raſch auf ein eiſern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichenſteine
Rund um im Mondenſcheine.

Ha ſieh! Ha ſieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward ſein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte ſich, wild ſchnob der Rapp'
Und ſprühte Feuerfunken;
Und hui, war's unter ihr hinab
Verſchwunden und verſunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinſel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwiſchen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rund um herum im Kreiſe,
Die Geiſter einen Kettentanz
Und heulten dieſe Weiſe:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes biſt du ledig!
Gott ſei der Seele gnädig!“ “

E. Sagen von glücklicher Liebe.

416. Klein Grimmer.

Altdäniſche Heldenlieder, überſetzt von W. Grimm, S. 298.

Grimmer geht über den Boden dahin,
Kann wohl ſcherzen mit dem Schwert:
Gebt uns Jungfrau Jageberg
Auf unſre Herren-Fahrt.
  Nun ſegelt Grimmer vom Lande!

„Mir dünket, du biſt ſo klein,
Du kannſt nicht um dich hauen,
Sie treiben dich gar bald zurück,
Wie du dich unter Helden läßt ſchauen.“

Ich aber bin nicht alſo klein,
Ich kann mich ja wohl wehren:
Wenn ich mit Helden kämpfe,
Mein Schwert kann ich da rühren.

„Ein Kämpfer hauſt in Birtings Land,
Er iſt ein Held ſo kühn,
Kannſt du ihn zur Erde fällen,
So nimm meine Tochter hin.“

Grimmer trat zur Thür hinaus,
Beides mit Harm und Sorg':
Welche Antwort gab dir der Vater mein?
Sprach Jungfrau Jageborg.

„Ein Kämpfer hauſt in Birtings Land,
Kämpfers Namen mag er tragen:
Ich gewinne dich mit Ehre,
Kann ich zu todt ihn ſchlagen."

Da ſprach zu ihm die junge Magd,
„Mein Vater will Euch verrathen:
Der Kämpfer iſt für Euch zu ſtark,
Führt Euch in große Gefahren.

„Ich will Euch leihen einen Helm ſo gut,
Drauf mögt Ihr Euch verlaſſen,
Ich geb' Euch einen Panzer ſo hart,
Keines Schwertes Zahn darf ihn faſſen.

„Ich will dir geben ein Schlachtſchwert gut,
Einen Harniſch, den du magſt tragen:
Auf Erden giebt's kein Waffen mehr,
Das ihn je könnt zerſchlagen.

„Ein Schwert will ich dir geben,
Daß du in der Hand es trägſt:
Das zerbeißet hartes Eiſen ſo leicht,
Als du in's Waſſer ſchlägſt."

Der Kämpfer ſtand auf Bratings Burg
Und ſah hinaus ſo weite:
Was iſt das für ein Stücklein zertrümmert Schiff,
Das will zu uns herſchreiten?

Das war der kleine Herr Grimmer,
Der ſteuerte ſein Schifflein an's Land,
Das war der große Kämpfer,
Der reicht ihm die weiße Hand.

„Klein Grimmer, ſei willkommen,
Hier kannſt du glücklich ſein:
Ich geb dir meiner Schweſter Tochter,
Und halb die Lande mein."

Nicht will ich, daß Jungfrau Jageborg
Höre daheim im Land,
Daß ich ſollt nehmen deiner Schweſter Tochter,
Und dir gehen alſo zur Hand.

Wir wollen gehn auf Vimmings Höh,
Dort ſoll ein Streiten geſchehn,
Es ſollen wir das Leben laſſen
Eh aus dem Kreiſe wir gehn.

Darauf antwortet' der Kämpfer,
Er hatte ſo raſch eine Hand:
„Den erſten Schlag, den will ich haben,
Es iſt in meinem Land."

Den erſten Schlag der Kämpfer ſchlug,
Er führt ſo grämliche Red':
Er ſchlug den kleinen Grimmer,
Daß er fiel zur ſchwarzen Erd'.

Auf da ſtand klein Grimmer,
Nicht lang er harren thät:
Nun ſollſt du ſtehen auch gegen mich,
Eh die Sonne geht zu Bett.

Der andre Schlag kam Grimmer zu,
Er ſchlug mit der rechten Hand:
Er ſchlug in des Kämpfers vergüldeten Helm,
Daß im Herzen die Klinge ſich wandt.

Da ſprach der Kämpfer zur ſelbigen Stund,
Todt fiel er zur Erde nieder:
„Gäbe Gott im Himmelreich,
Das wüßt' Raadegaard mein Bruder."

So fröhlich iſt klein Grimmer,
Daß der Streit ein End genommen,
Er führet heim in der Jungfrau Land
Gold und Silber, das er gewonnen.

Nun liegt der Kämpfer erſchlagen,
Sein Blut rinnt, bis er todt,
Doch Grimmer lebt der junge Geſell,
Führt weg das Gold ſo roth.

Grimmer harrte da nicht länger,
Hät den Kämpfer überwunden;
So fröhlich ſegelten all ſeine Mann,
Daß ſie die Beute gefunden.

Die Jungfrau ſtand im hohen Saal,
Sie ſah hinaus zum Strand:
„Dort ſeh ich meinen verlobten Mann,
Er legt ſein Schiff an den Sand.“

Hab Dank, du junger Grimmer,
Du hältſt deine Treu ſo ſehr:
Am Monatstag, der darnach kam,
Da mußte die Hochzeit geſchehen.
Nun ſegelt Grimmer vom Lande!

---

417. Die drei Budris.

Mickiewicz Werke. Aus dem Polniſchen von Karl von Blankenſee, I. 108.

In den Schloßhof hernieder
Rief Held Budris die Brüder,
Seine Söhne, und alſo begann er:
„Führt hervor eure Roſſe,
Und macht ſcharf die Geſchoſſe:
In den Krieg ſchon wehen die Banner.

Hab's in Wilno erfahren,
Daß alsbald unſre Schaaren
Nach der Welt drei Seiten ſich kehren.
Olgierd wird Reußens Gauen,
Skirgiel Lachia's Auen
Und Fürſt Kieyſtut Teutonien verheeren.

Ihr ſeid kräftig und munter,
Steigt zum Kampf denn hinunter,
Von der Litthauer Göttern geleitet.
Nicht mehr tauge zur That ich,
Doch den Ziehenden rath' ich:
Ihr ſeid drei, drei Wege denn ſchreitet.

Einer mag ſich bereiten
Unter Olgierd zu ſtreiten
Längs dem Ilmen in Nowogrods Feldern.
Dort giebt's Zobelbeſätze
Und viel andere Schätze,
Und der Kaufmann dort ſtrotzet von Geldern.

In den Kampf zieh' der Zweite
In Fürſt Kieyſtuts Geleite:
In dem Blut er der Kreuzritter wate!
Dort giebt's Bernſtein wie Sand,
Und manch köſtlich Gewand
Und brillantengeſchmückte Ornate.

Dring' mit Skirgiel der Dritte
Bis in Lachia's Mitte;
Wohl an Prunkgeräth dort nicht zu denken.
Doch ſtatt deß mag er bringen
Gute Schilde und Klingen,
Und von dort eine Tochter mir ſchenken.

Denn die ſchönſte der Frauen
Iſt die Lachin zu ſchauen:
Wie das Kätzlein tändelt ſie gerne.
Weiß, wie Milch, ſind die Wangen,
Schwarze Wimpern umfangen
Ihrer Augen hellleuchtende Sterne.

Dorther hab' ich vor lange
In der Jugendluſt Drange
Eine Lachin zum Weib mir erkoren;
Und lebt jene gleich nimmer,
Denk' ich ihrer doch immer,
Wenn mein Auge dorthin ſich verloren."

Alſo mahnt er ſie weiſe,
Segnet dann ſie zur Reiſe:
Sie ziehn hin auf verſchiedenen Wegen.
Herbſt und Winter erſcheinen,
Und noch ſiehet er keinen,
Budris glaubet im Kampf ſie erlegen.

Auf der Schneebahn zum Schloſſe
Eilt ein Mann hoch zu Roſſe,
Unter'm Mantel was bergen wohl mocht' er?
— „Ei, ein Kubel! Im Kubel
Nowogrodiſche Rubel?"
— „„Nein, mein Vater, die Lachiſche Tochter.""

Auf der Schneebahn zum Schloſſe
Eilt ein Mann hoch zu Roſſe,
Unter'm Mantel was bergen wohl mocht' er?
„Bringſt wohl Bernſtein, mein Zweiter?
Warſt in Deutſchland ja Streiter!"
— „„Nein, mein Vater, die Lachiſche Tochter.""

Auf der Schneebahn zum Schloſſe
Eilt ein Mann hoch zu Roſſe:
Voll von Beut' iſt der Mantel des Dritten;
Doch noch eh ſie getheilet,
Held Budris ſchon eilet,
Zu der dritten Hochzeit zu bitten.

---

418. Der Zauber des Geſanges.

Altſchwediſche Balladen, überſetzt von Mohnike, S. 126.

Die Feldmagd klein ſtrich durch Wald und Thal;
So gut ſie kann —
Sie ſinget ſo lieblich für die Ziegen all'.
So gut ſie ſingen konnte.

Und der König lag wachend im Saale ſein:
So gut u. ſ. w.
„Wie ſingt dort ſo lieblich ein Vögelein!“
So gut u. ſ. w.

Kein Vöglein iſt's, das im Walde ſingt;
Der Ziegenmaid Lied durch die Lüfte klingt.

Und der König ſprach zu den Dienern zwei:
„Geht, holet die Maid mir ſofort herbei!“

Und zur Feldmaid ſprachen die Diener zween:
„Klein Feldmaid ſoll hin zum Könige gehn.“

„„Und wie könnt' ich wohl hin zum Könige gehn?
Im grauen Walmar ſehet ihr mich hier ja ſtehn.““

„Nicht ſieht der König auf die Kleider dein,
Ihn lüſtet nur zu hören das Feldlied dein.“

Und der König er ſprach zu den Zofen darauf:
„Ihr ziehet der Feldmaid den Walmar aus.“

Sie zogen den Walmarrock ihr ab
Und legten ihr Zobel und Marder an.

Klein Feldmaid geht in's Hochgemach nun,
Mit ſeidenen Strümpfen und Goldſpangenſchuh'n.

Klein Feldmaid geht zum König ſodann;
Der König ſieht ſie gar freundlich an.

„Klein Feldmaid, ſing' ein Liedlein mir,
Eine ſeidene Schürze auch geb' ich dir."

„ „Eine ſeidene Schürze ſteht mir nicht fein;
Viel lieber geh' ich weiden die Ziegen mein." "

„Und höre, kleine Feldmaid, ein Liedlein ſinge mir:
Ein ſchönes Schiff mit Rudern auch geb' ich dir."

„ „Ein ſchönes Schiff mit Rudern ſteht mir nicht fein;
Viel lieber geh' ich weiden die Ziegen mein." "

„Und höre, kleine Feldmaid, ein Liedlein ſinge mir,
Mein Königreich zur Hälfte auch geb' ich dir."

„ „Dein Königreich zur Hälfte ſteht mir nicht fein;
Viel lieber will ich gehn mit den Ziegen mein." "

„Und höre, kleine Feldmaid, ein Liedlein ſinge mir:
Mein Wort und meine Ehre auch geb' ich dir."

„ „Dein Wort und deine Ehre ſind mir zu hoch;
Wohl aber kann ich ſingen dir mein Liedlein doch." "

Sie ſang ein Lied und ein zweites ſo ſchön,
Da begannen im Fluſſe die Schiffe zu gehn.

Und ſie ſang ein viertes, ein fünftes ſodann,
Da tanzten der König und alle ſeine Mann.

„Und was du mir verſprochen, das laß mich ſehn;
Und laß mich nun hin zu meinen Ziegen gehn."

„ „Und was ich dir verſprochen, das ſoll geſchehn;
Doch nimmer ſollſt du mehr mit den Ziegen gehn." "

Und die Jungfrau'n und Mägde kräuſ'ten ihr Haar;
    So gut ſie kann —
Und der König bracht' ihr die Goldkrone dar.
    So gut ſie ſingen konnte.

419. Die Spinnerin.

Serbiſches Volkslied, aus W. Gerhards Wila, S. 123.

Spannen junge Spinnerinnen,
Spannen Flachs zu feinem Linnen,
Spannen ſpät bei Lampenſchein;
Doch vor allen andern Mädchen
Drehte Röschen glatt ihr Fädchen,
Dreht' ihr Fädchen rund und fein.

Und es bringt zum Ohr des Zaaren,
Wie ein Kind ſo jung an Jahren
Fleißig ſich zum Rädchen hält;
Schickt ihr Flachs zu einem Wocken,
Blond und weich, wie Röschens Locken:
Röschen, ſpinne mir ein Zelt!

Und von dem, was noch — ſo ſchreibet
Ihr der Zaar — dir übrig bleibet,
Die mit Spinnen du vertraut:
Davon magſt du Kleider ſpinnen,
Hochzeitkleider, und darinnen
Mir im Arme ruhn als Braut.

Klug iſt Röschen, voller Pfiffe;
Federchen vom Weberſchiffe
Schicket ſie dem Zaar in's Haus.
Zaar! was du, vermag nicht Jeder;
Zaar! hier haſt du eine Feder!
Mach' mir einen Webſtuhl draus!

Und von dem, was noch — ſo ſchreibet
Röschen ihm — dir übrig bleibet,
Werd' ein Luſthaus aufgebaut!
In dem Luſthaus will ich wohnen,
Drinnen Kunſt und Fleiß belohnen,
Dir im Arme ruhn als Braut.

420. Graf Eberſtein.

Von Ludwig Uhland.

Zu Speier im Saale, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen,
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im luſtigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen:
„Graf Eberſtein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet ſein.“

Ei! denket der Graf, Euer kaiſerlich Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er ſucht ſein Roß,
Läßt ſeinen Troß
Und jagt nach ſeinem gefährdeten Schloß.

Um Eberſteins Veſte da wimmelt's von Streitern,
Sie ſchleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberſtein
Grüßet ſie fein,
Er wirft ſie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiſer am Morgen gekommen,
Da meint er, es ſeie die Burg ſchon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und ſeine Gewappneten all'.

„Herr Kaiſer! beſchleicht Ihr ein andermal Schlöſſer,
Thut's Noth, Ihr verſtehet auf's Tanzen Euch beſſer,
Eu'r Töchterlein
Tanzet ſo fein,
Dem ſoll meine Veſte geöffnet ſein.“

Im Schloſſe des Grafen, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen,
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüſtert er leiſe, nicht kann er's verſchweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet ſein.“

421. Des Goldſchmieds Töchterlein.

Von Uhland.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein:
„Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt doch du, Helene,
Mein theures Töchterlein!“

Ein ſchmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach' mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Kränzlein tragen ſoll.
Ach! ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
„O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüße Braut!"

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
Es halb an's Fingerlein.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!"

Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut':
„Du haſt, o lieber Goldſchmied mein,
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüße Braut.

Doch daß ich wiſſe, wie ihr 's ſteh',
Tritt, ſchöne Maid, herzu!
Daß ich an dir zur Probe ſeh'
Den Brautſchmuck meiner Liebſten,
Sie iſt ſo ſchön, wie du."

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hatt' die ſchöne Maid
Heut angethan mit ſondrer Müh',
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſetzt ihr auf den goldnen Kranz,
Er ſteckt ihr an das Ringlein,
Dann faßt er ihre Hand.

„Helene ſüß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt!
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.

Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,
Das ſollte dir ein Zeichen ſein,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir.“

422. Mädchenſinn.

Altdäniſche Heldenlieder, überſetzt von W. Grimm, 1811. S. 135.

Es war ſpät am Abend und der Thau fiel ſchon herab,
Da lüſtet es den Herzog Heinrich zu ſchlagen ſeine goldene Harf'.
Da oben an den Bergen.

Außen ſtand die Jungfrau Malfred und horchte da auf die Tön':
„Gott gebe, daß Herzog Heinrich nun wollte zu uns gehn!

„Er ſollte nimmer ſchlafen, als nur in den Armen mein,
Er ſollte nimmer trinken, als nur den klaren Wein.“

Das war ihre liebe Pflegmutter, die ſprach zu ihr die Wort':
Schweig ſtille, Jungfrau Malfred, ſonſt leid'ſt du darum Spott.

Und biſt du noch ſo kleine und biſt ſo jung eine Maid:
Dein Vater will dir nicht geben einen Mann als erſt in Jahren drei.

„Und laß mich ſein ſo kleine, ſo jung als ich nun bin:
Und würd' er mein heut Abend, ich wollt' ihn haben recht lieb.“

Nicht wußt' die Jungfrau anders, als ſie wären beid' allein,
Aber außen ſtand Herzog Heinrich, horcht auf ihr Reden fein.

Außen ſtand der Herzog Heinrich, und dieſe Worte ſprach er:
Wohl dir, Jungfrau Malfred, haſt du mich lieb ſo ſehr.

Das war ſpät am Abend und hernieder fiel der Thau,
Da leitete der Herzog Heinrich aus dem Stall ſein Rößlein grau.

Das war ſpät am Abend, der Thau trieb über die Zinnen,
Da lüſtet es Herzog Heinrich die ſtolze Malfred zu finden.

Sein Roß ſattelt er ſich ſelber und ritt dann fort allein,
Er nahm nicht Geſellen und Buben mit ſich; denen durft' er trauen klein.

Einen Sattel von Silber, einen Zaum von Gold legt er auf ſein Roß fürwahr,
So ritt er den kleinen grünen Stege hin, wo der Jungfrau Kämmerlein war.

Steh nun auf, Jungfraue Malfred, in deinen Saal laß mich nun ein,
Ich bin der Herzog Heinrich, der Allerliebſte dein.

„Ihr ſeid ein gewaltiger Herre, rathet über Burgen und Feſten:
Ich kann mir nicht rathen heut Abend vor ſolchen reichen Gäſten.“

Was aber kümmert mich dein Meth, was kümmert mich dein Wein?
Leg mich in deine weiße Arm, nenn mich den Allerliebſten dein.

„Leg ich dich in den weißen Arm, ſag mein Allerliebſter zu dir:
Hört das mein lieber Vater, gar ſehre zürnt er mir.“

Und daß ich reden wollt mit dir, hab ich geſprengt mein Roß hierher:
Läßt du mich nicht heut Abend ein, du gewinnſt mich nimmermehr.

„Ich ſorg nicht um dein graues Roß und um ſein ſchlechtes Glück:
Mich kümmert mehr meine Ehre und Spott hinter meinem Rück.“

Du ſteh auf, ſtolz Malfred, und laß mich ſchnell zu dir ein,
So reit ich zu deines Vaters Burg und bitte um dich ſein.

„Habt Dank, Herzog Heinrich, Ihr kommt doch nicht herein,
Eh Ihr bittet Vater und Mutter und die Verwandten mein.“

Fort ritt der Herzog Heinrich, ſo zornig war ſein Muth;
Alleine ſtand klein Malfred, ſo laut lachte ſie dazu.

Hab Dank, Jungfraue Malfred, ſie durft' zu dem Ritter ſo reden,
Er ritt an ihres Vaters Hof und bat um ſie mit Ehren.

Hab Dank, Herzog Heinrich, er wollt' die Jungfrau lieben,
Er freite ſie am Landestag mit all ihrer Freunde Willen.

Da gewann er die Jungfrau Malfred, weil ſie ihre Ehre hät lieb:
Nun iſt ſie eine gewaltige Frau, ſie herrſcht über Burgen viel.
Da oben an den Bergen!

423. Die Erdbeeren.

Böhmiſches Volkslied, aus der Königinhofer Handſchrift, S. 169.

Geht mein Liebchen Beeren ſammeln,
Geht zum grünen Walde;
Ritzt ein Dorn mit ſcharfem Stachel
Ihr das weiße Füßchen.
Liebchen, ach, es kann vor Schmerzen
Auf den Fuß nicht treten.

Was du Dorn, du ſcharfer Stechdorn,
Thatſt du ihr ſo wehe?
Wirſt dafür, du ſcharfer Stechdorn,
Aus dem Buſch gereutet.

Harre, Holdchen, harr' im Kühlen,
Hier im grünen Buſche;
Hin zur Wieſe will ich ſpringen
Um mein weißes Rößlein.

Rößlein weidet auf der Wieſe
Dort im dichten Graſe;
Liebchen harret hier im Kühlen,
Harret des Geliebten.

Liebchen hebet an zu klagen,
Leiſ' im Föhrenbuſche:
„Ach, was wird die Mutter ſagen?
Ich unſel'ge Dirne!

„Immer ſagte mir die Mutter:
„„Hüt' dich vor den Burſchen!““

Was ſich vor den Burſchen hüten?
Sind recht gute Leutchen."

Und ich kam auf meinem Rößlein,
Weiß wie Schnee, geritten;
Sprang vom Rößlein, band's am Baumaſt
Mit dem Silberzaume.

Faſſ' die Maid und drück' an's Herz ſie,
Küßt' ihr fein das Mündchen;
Und ſchön Liebchen hat vergeſſen
Auf den Dorn im Füßchen.

Und wir liebten und wir koſ'ten,
Bis ſich Sonne neiget.
„Schnell, Geliebter, ſchnell nach Hauſe,
Sonne geht uns unter!"

Hurtig ſprang ich auf mein Rößlein,
Auf mein ſchneeig Rößlein;
Nahm mein Liebchen in die Arme,
Ritt mit ihr nach Hauſe.

---

424. Der Weidenbaum.

Litthauiſches Volkslied, aus Rheſa's Dainos, S. 179.

Ei, mein Hengſt, mein Hengſtlein,
Du, mein lieber Brauner!
Warum willſt du nicht koſten
Schönen, reinen Hafer?

Wird dir wohl zu ſauer
Dieſe weite Reiſe,
Dieſe weite Reiſe,
Zweimal hundert Meilen?

Neun Ströme ſind wir
Hindurchgeſchwommen,

Noch dieſen zehnten
Wollen wir durchtauchen!

Pferdchen ſchwamm an's Ufer,
Brüderchen ſank unter:
Bruder hielt im Sinken
Einen Weidbaum feſte.

Ei, du Weidbaum, Weidbaum,
Steheſt du noch grünend?
Sollſt nicht länger grünen,
Als noch dieſen Sommer.

Ich will dich fällen,
Will deine Zweige kappen;
Will aus deinem Stamme
Bretter ſchneiden laſſen,
Kleine weiße Bretter.

Davon will ich bauen
Kleine weiße Wiege
Für mein junges Mädchen;
Und aus deinen Aeſten
Will ich dielen laſſen
Meines braunen Roſſes Schauer.

425. Die treue Gattin.

Pandin, ſpaniſche Romanzen, S. 5.

„Rittersmann aus fernen Landen,
Nahet mir und haltet ſtill,
In den Boden ſtoßt die Lanze,
Bindet Euer Roß hier an,
Daß von Euch ich mög' erfragen,
Ob bekannt Euch iſt mein Gatte.“ —

Euer Gatte, edle Frau?
Gebt mir Zeichen von ihm an. —

„Jung iſt er und blonden Haares,
Ritterlich und feiner Sitte,
Und ein Freund der Würfelbecher
Und auch wohl des Zabelſpiels.
Führt auf ſeines Schwertes Knaufe
Eines Grafen Wappenſchild,
Trägt ein reich Brocatgewand,
Purpurröthlich ausgeſchlagen,
Und ein portugieſiſch Fähnlein
An dem Ende ſeiner Lanze,
Das er einem tapfern Franken
Im Turnier einſt abgewann.“ —

Nach den Zeichen, edle Frau,
Iſt verblichen Euer Gatte.
Er ward in Valencia,
In dem Hauſe eines Kaufherrn,
Bei dem Würfelſpiel erſchlagen,
Ein Mailänder bracht' ihn um.
Ihn beweinen viele Damen,
Auch der tapfern Ritter viele;
Doch beweinet ihn vor allen
Eine Tochter jenes Kaufherrn,
Und man ſagt ſich allgemein,
Daß ſein Liebchen ſie geweſen.
Wollt Ihr wieder Euch vermählen,
Keinen andern wählt, als mich. —

„Mein Herr Ritter, welch' Verlangen,
Welche Zumuthung, Herr Ritter!
Lieber, als Euch das gewähren,
Laß ich mich zur Nonne machen.“ —

Nicht zur Nonne laßt Euch machen,
Denn der ſo geliebte Gatte
Iſt es, den Ihr vor Euch ſeht.

426. Liebesprobe.

Wunderhorn I. 60.

Es ſah eine Linde in's tiefe Thal,
War unten breit und oben ſchmal,
Worunter zwei Verliebte ſaßen,
Vor Lieb' ihr Leid vergaßen.

„Feins Liebchen, wir müſſen von einander,
„Ich muß noch ſieben Jahr wandern."
„Mußt du noch ſieben Jahr wandern,
„So heirath' ich mir keinen Andern."

Und als nun die ſieben Jahr um waren,
Sie meinte, ihr Liebchen käme bald,
Sie ging wohl in den Garten,
Ihr feines Liebchen zu erwarten.

Sie ging wohl in das grüne Holz,
Da kam ein Reuter geritten ſtolz:
„Gott grüße dich, Mägdlein feine,
„Was machſt du hier alleine?

„Iſt dir dein Vater oder Mutter gram,
„Oder haſt du heimlich einen Mann?"
„Mein Vater und Mutter ſind mir nicht gram,
„Ich hab' auch heimlich keinen Mann.

„Geſtern war's drei Wochen über ſieben Jahr,
„Da mein feines Liebchen ausgewandert war."
„Geſtern bin ich geritten durch eine Stadt,
„Da dein feins Liebchen hat Hochzeit gehabt.

„Was thuſt du ihm denn wünſchen,
„Daß er nicht gehalten ſeine Treu?"
„Ich wünſch ihm ſo viel gute Zeit,
„So viel wie Sand am Meere breit."

Was zog er von ſeinem Finger?
Ein'n Ring von reinem Gold gar fein.
Er warf den Ring in ihren Schooß,
Sie weinte, daß der Ring gar floß.

Was zog er aus ſeiner Taſchen?
Ein Tuch ſehr weiß gewaſchen.
„Trockne ab, trockne ab dein Aeugelein,
„Du ſollſt hinfort mein eigen ſein.

„Ich thu' dich nur verſuchen,
„Ob du würdſt ſchwören und fluchen;
„Hättſt du einen Fluch oder Schwur gethan,
„So wär ich gleich geritten davon."

427. Treue.

Wolffs altholländiſche Volkslieder, S. 28.

Es ſollt' eine Jungfrau früh aufſtehn
Und ihren Liebſten ſuchen gehn;
Sie ſucht' ihn unter den Linden,
Und konnt' ihren Liebſten nicht finden.

Mit einem Mal kam ein Herr daher.
„Was thut Ihr hier allein?" fragt er,
„Zählt Ihr die grünen Bäume,
Oder die gelben goldnen Roſen?"

„„Ich zähle die grünen Bäume nicht,
Und pflück' auch alle goldnen Roſen nicht.
Ich hab' meinen Liebſten verloren,
Keine Nachricht kommt mir zu Ohren.""

„Habt Ihr Euren Liebſten verloren?
Keine Nachricht kommt Euch zu Ohren?
Er iſt auf Zeelands Auen
Und verkehrt mit andern ſchönen Frauen."

„„Iſt er auf Zeelands Auen,
Verkehrt mit andern ſchönen Frauen,
So möge der Himmel ſein Führer ſein
Mit allen den hübſchen Jungfräulein.““

Was zog er aus ſeinem Aermel hold?
Eine Kette von rothem Gold.
„Die will ich Euch, ſchönes Kind, ſchenken;
Wollt nicht an den Liebſten mehr denken.“

„„Und wäre die Kette noch einmal ſo lang,
Und hinge vom Himmel zur Erde entlang,
Viel lieber mag ſie mir fehlen,
Als daß ich einen Andern thät wählen.““

Das aber rührte dem Herrn ſein Blut.
Er ſprach: „Schönes Kind, ſeht Euch vor, was Ihr thut,
Ihr ſeid meine rechte Frauen,
Mit keiner Andern laß ich mich trauen.“

428. Die Weiber von Weinsberg.

Von Bürger.

Wer ſagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll ſein ein wackres Städtchen,
Soll haben, fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg frein.

Einsmals der Kaiſer Konrad war
Dem guten Städtlein böſe,
Und rückt' heran mit Kriegesſchaar
Und Reiſigengetöſe,
Umlagert' es mit Roß und Mann
Und ſchoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerſtand,
Trotz allen ſeinen Nöthen,
Da ließ er hoch von Grimm entbrannt
Den Herold 'nein trompeten:
Ihr Schurken, komm' ich 'nein, ſo wißt,
Soll hängen, was die Wand bepißt.

Drob als er den Avis alſo
Hinein trompeten laſſen,
Gab's lauter Zetermordio,
Zu Haus und auf den Gaſſen.
Das Brod war theuer in der Stadt;
Doch theurer noch war guter Rath.

O weh mir armen Korydon!
O weh mir! Die Paſtores
Schrien: Kyrie Eleyſon!
Wir gehn, wir gehn kapores!
O weh mir armen Korydon!
Es juckt mir an der Kehle ſchon.

Doch wann's Mathä' am letzten iſt,
Trotz Rathen, Thun und Beten,
So rettet oft noch Weiberliſt
Aus Aengſten und aus Nöthen.
Denn Pfaffentrug und Weiberliſt
Gehn über Alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen lobeſan,
Seit geſtern erſt getrauet,
Giebt einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet;
Den ihr, ſofern ihr anders wollt,
Belachen und beklatſchen ſollt.

Zur Zeit der ſtillen Mitternacht
Die ſchönſte Ambaſſade
Von Weibern ſich in's Lager macht
Und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt ſanft, ſie bettelt ſüß,
Erhält doch aber nichts, als dies:

„Die Weiber ſollten Abzug han
Mit ihren beſten Schätzen,
Was übrig bliebe, wollte man
Zerhauen und zerfetzen.“
Mit der Capitulation
Schleicht die Geſandtſchaft trüb davon.

Drauf, als der Morgen bricht hervor,
Gebt Achtung! was geſchiehet?
Es öffnet ſich das nächſte Thor,
Und jedes Weibchen ziehet
Mit ihrem Männchen ſchwer im Sack',
So wahr ich lebe! Huckepack. —

Manch Hofſchranz ſuchte zwar ſofort
Das Kniffchen zu vereiteln;
Doch Konrad ſprach: Ein Kaiſerwort
Soll man nicht drehn noch deuteln.
Ha bravo! rief er, bravo ſo!
Meint' unſre Frau es auch nur ſo!

Er gab Pardon und ein Bankett,
Den Schönen zu gefallen.
Da ward gegeigt, da ward trompet't,
Und durchgetanzt mit allen,
Wie mit der Burgemeiſterin,
So mit der Beſenbinderin.

Ei! ſagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
Iſt gar ein wackres Städtchen.
Hat, treu und fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muß, kommt mir das Freien ein,
Fürwahr! muß eins aus Weinsberg frein.

429. Der Herr von Falkenſtein.

Teutſches Volkslied in Herders Stimmen der Völker.

Es reit der Herr von Falkenſtein
Wohl über ein' breite Haide.
Was ſieht er an dem Wege ſtehn?
Ein Maidel mit weißem Kleide.

„Wohin, wohinaus, du ſchöne Magd?
Was machet ihr hier alleine?
Wollt ihr die Nacht mein Schlafbuhle ſein,
So reitet ihr mit mir heime."

„Mit euch heimreiten, das thu' ich nicht,
Kann euch doch nicht erkennen."
„Ich bin der Herr von Falkenſtein
Und thu' mich ſelber nennen."

„Seid ihr der Herr von Falkenſtein,
Derſelbe edle Herre,
So will ich euch bitten um 'n Gefangnen mein,
Den will ich haben zur Ehe." —

„Den Gefangnen mein, den geb' ich dir nicht,
Im Thurm muß er verfaulen!
Zu Falkenſtein ſteht ein tiefer Thurn
Wohl zwiſchen zwei hohen Mauren." —

„Steht zu Falkenſtein ein tiefer Thurn
Wohl zwiſchen zwei hohen Mauren,
So will ich an die Mauren ſtehn,
Und will ihm helfen trauren." —

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um:
„Feinslieb, biſt du darinnen?
Und wenn ich dich nicht ſehen kann,
So komm' ich von meinen Sinnen."

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um:
Den Thurm wollt' ſie aufſchließen:

„Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär',
Keine Stund thät' mich verdrießen!“ —

„Ei, dörft' ich ſcharfe Meſſer tragen,
Wie unſers Herrn ſein' Knechte;
So thät' mit 'm Herrn von Falkenſtein
Um meinen Herzliebſten fechten!“

„Mit einer Jungfrau fecht' ich nicht,
Das wär' mir immer eine Schande!
Ich will dir deinen Gefangenen geben;
Zieh mit ihm aus dem Lande!“

„Wohl aus dem Land, da zieh' ich nicht,
Hab' Niemand was geſtohlen;
Und wenn ich was hab' liegen lahn,
So darf ich's wiederholen.“

F. Sagen von unglücklicher Liebe.

430. Schön Mary.

Schottiſches Volkslied, aus Arentsſchildts Völkerſtimmen, S. 167.

O, daß ich läg' in Mary's Gruft!
Bei Tag und Nacht ſie nach mir ruft;
O, daß ich läg' in Mary's Gruft
Am ſchönen Kirkonnell See!

Verflucht ſei, wer die That gedacht!
Verflucht die Hand, die ſie vollbracht!
In meinem Arm des Feindes Macht
Traf ſie mit Todesweh.

O glaubt nicht, daß mein Herz war ſchwer,
Als ſie erbleicht und ſprach nicht mehr —
O, ſchwer ward ihr der Tod ſo ſehr
Am ſchönen Kirkonnell See.

Ich ging entlang dem Waſſer klar,
Der Feind allein mein Führer war,
Der Feind allein mein Führer war
Am ſchönen Kirkonnell See.

Ich faßt' ihn, hub die Klinge mein,
Ich hackte ihn in Stücke klein,
Ich hackte ihn in Stücke klein
Für ſie, die für mich ſtarb.

Die über Alles lieblich war;
Ein Kranz von ihrem ſchönen Haar
Umſchling' mein Herz für immerdar,
Bis ich den Tod erwarb.

O, daß ich läg' in Mary's Gruft!
Es tödtet mich des Himmels Luft,
Bei Tag und Nacht ſie nach mir ruft:
„O komm und ſtill' mein Weh!“

O Mary ſchön, o Mary fein!
Froh wär' ich, dürft' ich bei dir ſein,
Wo du ſchläfſt, in dem Bett ſo klein
Am ſchönen Kirkonnell See!

Ich wollt, mein Grab wär' grün genug,
Mein Aug umzög' das Leichentuch,
Daß ich in deinen Armen ruht'
Am ſchönen Kirkonnell See.

Ich wollt, ich läg' in Mary's Gruft:
Bei Tag und Nacht ſie nach mir ruft!
Und ich bin müd des Himmels Luft,
Seit ſie traf Todesweh.

---

431. Treue.

Aus Walter Scotts ſchottiſchen Liedern, überſetzt von Schubart, S. 155.

Es ſaßen drei Raben auf einem Baum,
Die waren ſo ſchwarz, als ſie zu ſchaun.

Der eine zu ſeinem Geſellen ſprach:
„Wo nehmen wir unſer Frühſtück, ſag'?“

„Dort unten auf jenem grünen Gefild
Liegt todt ein Ritter unter ſeinem Schild.“

„Seine Hunde ihm zu Füßen ruhn,
So wohl ſie ihren Herrn bewahren thun.“

„Seine Falken die fliegen ſo emſiglich,
Daß kein Vogel es wagt zu nahen ſich.“

„Es kommt wie eine Gemſe fein
Zu ihm herab die Liebſte ſein.“

„Sie hebt ſein blutig Haupt im Tod,
Und küßt ſeine Wunden, die waren ſo roth.“

„Sie nimmt auf ihren Rücken ihn
Und trägt ihn zu des Ufers Grün.“

„Sie begräbt ihn wohl zu dieſer Friſt,
Sie ſtirbt, eh's Lied geendet iſt.“

„Gott ſende jedem Ritter zur Stund'
Solch 'ne Buhle, ſolche Falken und Hund'!“

432. Klein Roſa.

Altſchwediſche Balladen, überſetzt von Mohnike, 1836, S. 88.

Klein Roſa ſie diente an des Königs Hof,
Mit Ehren und mit Zucht —
Und ſie diente daſelbſt acht runde Jahr.
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt wohl Beides,
Roſen und Lilien.

Und der Herzog ſo zu klein Roſa ſprach:
Mit Ehren u. ſ. w.
„Roſa lilla, Roſa, gieb mir deine Hand!“
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt u. ſ. w.

„„Herzog, ach Herzog — o redet nicht dies:
Dort ſteht euer Vater, er hört es gewiß.““

„Mag hören, wer es will; mag hören, wer es mag:
Ich rede ja nur, was das Herz mir ſagt.“

Kaum ausgeſprochen war dieſes Wort,
Da ſandte auch der König ſchon den Herzog fort.

Er ſandte den Herzog in ein fremdes Land,
Doch einem Grafen gab er Klein Roſa's Hand.

Die Schiffe ſie gingen wohl hin und her,
Nach Roſa lilla fraget der Herzog ſehr.

„Wohl geht es Roſa lilla, es geht ihr fein:
Und heute um vier Wochen wird ihre Hochzeit ſein.“

„„Wenn heute um vier Wochen ihre Hochzeit wird ſein,
So komm' auch ich hinüber und ſtelle mich ein.““

Und Roſa lilla ſah aus dem Fenſter hinaus:
Da ſieht ſie die Flaggen, die weißen und blau'n.

„Ich ſehe die Flaggen, die weißen und blau'n,
Und die von mir gewirkte kann ich deutlich ſchaun.“

Und Roſa lilla lief zum Meeresſtrand;
Sie lief, bis ſie war in des Herzogs Arm.

Sie ſetzten ſich auf einen Stein ſo hart;
Sie ſprachen ſo viel von der Liebe Gefahr.

Sie ſprachen ſo viel von der Liebe Harm,
Bis Beide lagen todt einander im Arm.

Schnell ward zum König die Kunde gebracht:
„Roſa lilla liegt todt in des Herzogs Arm.“

„„Zum Trotz ſei dieſes als Strafe verhängt:
Sein eigen Grab ein jedes von Beiden empfängt.““

Da wuchſen nun Lilien auf jedem Grab;
Sie wuchſen zuſammen mit jeglichem Blatt.

Da wuchſen nun Roſen und ſchoſſen empor,
Sie wuchſen zuſammen im ſchönſten Flor.

„Und hätt' ich geglaubt ihre Liebe ſo hold
Mit Ehren und mit Zucht —
Ich hätte ſie getrennt nicht für vieles Gold.“
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt wohl Beides,
Roſen und Lilien.

433. Der Wirthin Töchterlein.

Von Uhland.

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten ſie ein.

„Frau Wirthin, hat ſie gut Bier und Wein?
Wo hat ſie ihr ſchönes Töchterlein?“

„„Mein Bier und Wein iſt friſch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.““

Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.

Der Erſte, der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:

„Ach, lebteſt du noch, du ſchöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieſer Zeit.“

Der Zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte ſich ab und weinte dazu:

„Ach, daß du liegſt auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet ſo manches Jahr.“

Der Dritte hub ihn wieder ſogleich
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit!“

434. Donna Maria da Padilla.

Aus den Volksliedern der Spanier, von Geibel, S. 122.

„Donna Maria da Padilla,
Schaut mich nicht ſo traurig an;
Wenn ich zweimal mich vermählte,
Hab' ich's nur um Euch gethan.
Daß Ihr ſeht, wie ich verachte
Donna Blanka, mein Gemahl,
Hab' ich ein Panier zu ſticken
Nach Sidonia ſie geſandt;
Soll's mit ihrem Blute färben,
Sticken mit den Thränen klar;
Solch' Panier, Donna Maria,
Muß ſie ſchaffen Eurethalb."

Und er rief Ortiz Injigo,
Einen wackern Edelmann,
Wollt' ihn nach Medina ſchicken,
Zu vollführen dort die That.
Doch es ſprach der gute Ritter:
„Solches thu' ich nimmerdar,
Denn wer ſeine Herrin tödtet,
Uebt an ſeinem Herrn Verrath."
Zorn'gen Muths ging da der König
In ſein innerſtes Gemach,
Einen Schergen ließ er kommen,
Einen Diener ſeiner Jagd.

Als zur Kön'gin dieſer eintrat,
Traf er beim Gebet ſie an;
Aber ſie, den Knecht erblickend,
Hat ihr Ende gleich geahnt.
Und er ſprach: „Es hat, o Herrin,
Mich der König hergeſandt,
Daß mit Eures Schöpfers Gnade
Ihr die Rechnung fertig macht.
Eure Stund' iſt nun gekommen,
Die ich nicht verzögern darf."

„Freund, ſei dir mein Tod verziehen,“
Sprach die ſchöne Fürſtin da,
„Will's mein Herr der König alſo,
So geſcheh's, wie er befahl;
Beichte wird er mir nicht wehren,
Wehrt er's, ſeh' es Gott nicht an.“
Ihre Thränen, ihre Klagen
Rührten ſelbſt den finſtern Mann,
Als mit ſchwacher Stimme bebend
So zu ſprechen ſie begann:
„O mein Frankreich, ſüße Heimath,
O mein Blut Bourbon'ſchen Stamms,
In's achtzehnte Jahr erſt geh' ich,
Heute ward ich ſiebzehn alt.
Jungfrau ſterb' ich, denn der König
Hat als Weib mich nie erkannt.
Sprich, Caſtilien, was verbrach ich?
Nimmer ſann ich auf Verrath;
Die du mir geſchenkt, die Krone,
War von Blut und Thränen gar,
Aber eine andre beſſ're
Wird mir nun im Himmel bald.“

Als ſie dieſes Wort geſprochen,
That der Scherge ſeinen Schlag,
Daß das Hirn aus ihrem Haupte
Spritzte durch den weiten Saal.

435. Die Königstochter.

Aus den Volksliedern der Spanier, von Geibel, S. 151.

Auf die Jagd ging aus der Ritter,
Auf die Jagd, die vielgewohnte,
Müde folgen ihm die Hunde,
Und der Falk iſt ihm verloren.

Lehnt er ſich an einen Eichbaum,
Der ſich wunderhoch emporſtreckt,
Siehet auf dem höchſten Zweige
Droben eine Königstochter,
Die den ganzen Baum beinahe
Deckt mit ihres Hauptes Locken.

„Nicht entſetzet Euch, Herr Ritter,
Noch ſeid alſo ſehr erſchrocken,
Bin des Königs von Caſtilien
Und der edlen Kön'gin Tochter.
Auf dem Arm der Amme haben
Sieben Fey'n mich einſt beſprochen,
Daß ich einſam hier im Wipfel
Sieben Jahre hauſen ſollte.
Seit dem bittern Tag ſind endlich
Heut' die Jahre voll geworden;
Drum um Gott, mein edler Ritter,
Nehmt mich fort von dieſem Orte,
Sei es, daß Ihr mich zum Weibe
Oder nur zum Liebchen wollet.“ —

„„Harret meiner, edles Fräulein,
Bis zum nächſten Morgenrothe,
Zu der Mutter, die ich habe,
Will ich gehn, um Rath zu holen.““

Ihm erwiederte das Mädchen,
Traurig ſprach ſie dieſe Worte:
„Weh dem Ritter, weh dem Ritter,
Der das Kind verlaſſen konnte!“
Heimwärts ging er, Rath zu holen,
Ließ ſie auf dem Wipfel droben;
Und die Mutter rieth ihm, daß er
Sie zum Liebchen nehmen ſollte.

Aber als er wiederkehrte,
Fand er leer den Wipfel droben,
Sah auch, wie man fort ſie führte
Mit viel adligem Gefolge.

Da der Ritter ſo ſie ſchaute,
Fiel er nieder auf den Boden,
Endlich wieder ſich erholend,
Sprach er zornig dieſe Worte:
„Große Buße ziemt dem Ritter,
Der ein ſolches Gut verloren,
Selber will ich ſein mein Richter,
Und mein Urtheil ſei geſprochen,
Daß man Hand und Fuß mir abhau',
Und zur Stadt mich ſchleif' am Boden.“

---

436. Das Lied von der ſchönen Bernauerin.

Aus Büſchings wöchentlichen Nachrichten III. 409, bald nach dem Tode der ſchönen Agnes Bernauer geſungen, als ſie, die Baderstochter zu Straubing und Geliebte Herzog Albrechts von Bayern, auf Befehl ſeines grauſamen Vaters, des Herzogs Ernſt, in der Donau ertränkt worden war, 1435.

Es reiten drei Ritter zu München hinaus,
Sie reiten wohl vor der Bernauerin Haus:
„Bernauerin, biſt du drinnen?
ja drinnen?

„Biſt du darinnen, ſo tritt du heraus,
Der Herzog iſt draußen vor deinem Haus,
Mit all' ſeinem Hofgeſinde,
ja Geſinde.“

Sobald die Bernauerin die Stimme vernahm,
Ein ſchneeweißes Hemdlein zog ſie da an,
Wohl vor den Herzog zu treten,
ja treten.

Sobald die Bernauerin vor's Thor 'naus kam,
Drei Herren gleich die Bernauerin vernahm:
„Bernauerin, was willſt du machen?
ja machen?

„Ei, willſt du laſſen den Herzog entwegen,
Oder willſt du laſſen dein jung friſches Leben
Ertrinken im Donauwaſſer?
ja Waſſer?“

„Und eh' ich will laſſen mein'n Herzog entwegen,
So will ich laſſen mein jung friſches Leben
Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer.

„Der Herzog iſt mein
Und ich bin ſein,
Sind wir gar treu verſprochen,
ja verſprochen.“

Bernauerin auf dem Waſſer ſchwamm,
Maria, Mutter Gottes, ſie rufet an,
Sollt' aus der Noth ihr helfen,
ja helfen.

„Hilf mir, Maria, aus dem Waſſer heraus,
Mein Herzog baut dir ein neu Gotteshaus,
Von Marmelſtein einen Altar,
ja Altar!“

Sobald ſie dies hat geſprochen aus,
Maria, Mutter Gottes, hat geholfen aus
Und von dem Tod ſie errettet,
ja errettet.

Wie die Bernauerin auf die Brücken kam,
Ein Henkersknecht zu der Bernauerin kam:
„Bernauerin, was willſt machen?
ja machen?

„Ei, willſt du werden ein Henkersweib,
Oder willſt du laſſen deinen jung ſtolzen Leib
Ertrinken im Donauwaſſer?
ja Waſſer?“

„Und eh' ich will werden ein Henkersweib,
Eh' will ich laſſen meinen jung ſtolzen Leib
Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer.“

Es ſtund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag',
Bernauerin iſt ertrunken,
ja ertrunken.

„Auf, rufet mir alle Fiſcher daher,
Sie ſollen fiſchen bis an das rothe Meer,
Daß ſie mein Feinslieb ſuchen,
ja ſuchen.“

Es kommen gleich alle Fiſcher daher,
Sie haben gefiſcht bis in's rothe Meer,
Bernauerin ha'n ſie gefunden,
ja gefunden.

Sie legen 's dem Herzog wohl auf den Schooß,
Der Herzog viel tauſend Thränen vergoß,
Er thät gar herzlich weinen,
ja weinen.

„So rufet mir her fünftauſend Mann,
Einen neuen Krieg will ich heben an
Mit meinem Herrn Vater eben,
ja eben.

„Und wär' mein Herr Vater mir nicht ſo lieb,
Ich ließ ihn aufhenken wie einen Dieb,
Wär' aber mir 'ne große Schande,
ja Schande.“

Es ſtund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag',
Sein Herr Vater iſt geſtorben,
ja geſtorben.

„Die mir helfen meinen Herrn Vater begraben,
Rothe Mäntel müſſen ſie haben,
Roth müſſen ſie ſich tragen,
ja tragen.

„Und die mir helfen mein Feinslieb begraben,
Schwarze Mäntel müſſen ſie haben,
Schwarz müſſen ſie ſich tragen,
ja tragen.

„So wollen wir ſtiften eine ewige Meſſ',
Daß man der Bernauerin nicht vergeſſ',
Man wolle für ſie beten,
ja beten.“

---

437. Lord Gregory.

Aus Fiedlers Geſchichte der volksthümlichen ſchottiſchen Liederdichtung, I. 237.

O ſchwarz, ſchwarz iſt die Mitternacht,
Laut brüllt der Sturmwind drein,
Vor deinem Schloß ein Wand'rer wacht,
Lord Gregory, laß mich ein.

Verbannt von Vaters Haus bin ich,
Weil Lieb' ich dir geſchenkt,
Aus Mitleid denn erbarme dich,
Wenn Liebe dich nicht drängt.

Denkſt, Gregory, du des Hains, o ſag',
An Irvine's ſchönem Strand,
Wo vor die junge Liebe brach,
Die lang' ich nicht bekannt.

Da ſchworeſt du mir ſtets auf's Neu',
Für immer mein zu ſein,
Mein Herz — ſo liebend war's und treu,
Nie kam ihm Argwohn ein.

Hart iſt, Lord Gregory, dein Herz,
Und eiſern Sinns biſt du,
Du Blitz, der zucket himmelwärts,
O ſo gieb du mir Ruh'!

Seht, Donner hoch am Himmelszelt,
Eu'r willig Opfer hier!
Doch ihm verzeiht, was er gefehlt
Am Himmel und an mir.

438. Lore Lay.

Von Clemens Brentano.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Sie war ſo ſchön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Biſchof ließ ſie laden
Vor geiſtliche Gewalt —
Und mußte ſie begnaden,
So ſchön war ihre Geſtalt.

Er ſprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Lay,
Wer hat dich denn verführet
Zu böſer Zauberei?“ —

„„Herr Biſchof, laßt mich ſterben,
Ich bin des Lebens müd,
Weil jeder muß verderben,
Der mir in's Auge ſieht.

Meine Augen ſind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberſtab,
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!““

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erſt bekennt,
Warum in dieſen Flammen
Mein eigen Herz ſchon brennt?

„Den Stab kann ich nicht brechen,
Du ſchöne Lore Lay,
Ich müßte denn zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei.“ —

„„Herr Biſchof, mit mir Armen
Treibt nicht ſo böſen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott.

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr,
Den Tod ſollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her.

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat ſich von mir gewandt,
Iſt fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Die Augen ſanft und wilde,
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte ſtill und milde,
Das iſt mein Zauberkreis.

Ich ſelbſt muß drin verderben,
Das Herz thut mir ſo weh,
Vor Schmerzen möcht' ich ſterben,
Wenn ich mein Bildniß ſeh'.

Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich ſterben wie ein Chriſt,
Denn Alles muß verſchwinden,
Weil er nicht bei mir iſt.““ —

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt ſie in's Kloſter hin!
Geh Lore! Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn.

Du ſollſt ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen ſchwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deiner Todesreiſ'.“

Zum Kloſter ſie nun ritten
Die Ritter alle drei
Und traurig in der Mitten
Die ſchöne Lore Lay.

„„O Ritter, laßt mich gehen
Auf dieſen Felſen groß,
Ich will noch einmal ſehen
Nach meines Liebſten Schloß.

Ich will noch einmal ſehen
Wohl in den tiefen Rhein,
Und dann in's Kloſter gehen
Und Gottes Jungfrau ſein.““

Der Felſen iſt ſo jähe,
So ſteil iſt ſeine Wand,
Da klimmt ſie in die Höhe,
Bis daß ſie oben ſtand.

Die Jungfrau ſprach: „„Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein ſtehet,
Der ſoll mein Liebſter ſein!

Mein Herz wird mir ſo munter,
Es muß mein Liebſter ſein!““ —
Da lehnt ſie ſich hinunter
Und ſtürzet in den Rhein.

439. Lords Marie.

Engliſches Volkslied, aus Wolffs Halle der Völker, I. 90.

Des Lords Marie ſtrich die Locken auf
Mit einem Kamm von Gold,
Sie zog die ſeidnen Strümpfe an
Und ging zum Tanz, ſo hold.
Süß fiel auf ihre Locken der Thau,
Sanft auf die Stirn hinab;
Ein Tropfen fiel auf den ſüßen Mund,
Ich glaub', ich küßt' ihn ab.

„Wo haſt du die holde Dirne her,
So zierlich und ſo ſchlank?
Sie macht, — ſprich! wo haſt du ſie her? —
All' unſern Mädchen bang.
Wo haſt du her das liebe Kind?
Sein Blick wie der Himmel ſo rein!
Sprich! willſt du koſten, ſüße Maid,
Dieſen Becher mit rothem Wein?“

Weiß, weiß ihr ſchlanker Nacken war,
Wie des Schnees heller Schein;
Doch röthlich, röthlich ward ihr Hals,
Als ſie ſchlürfte den blutrothen Wein.
„Komm, fremdes Täubchen! auf dein Wohl!
Du mit dem goldnen Kamm;
Gar Mancher weiß deinen Namen nicht,
Trinkt doch dein Wohl, du Lamm.“

Nun ſpielt mir auf „Mariechen“ ſprach ich,
Der Pfeifer that nach meinem Wort;
Doch der Fiedler der ſtrich ganz verkehrt
Und warf den Bogen fort.
„Hier, auf dein Wohl in rothem Wein,
Du Maid aus fremdem Land;
Denn nimmer verwirrt ein Paar Augen vorher
Mir meine ſichere Hand.“

Einer Kirſche glich ihr ſüßer Mund,
Einen lieblichern ſah ich nicht,
Und unter den dunkeln Locken ſchien
Ihre Stirn wie Morgenlicht.
Ihr ſüßer Odem macht wehen ihr Haar,
Als ſie flog im Tanze rund;
Aus den blauen Augen die Liebe grüßt
Und weilt auf ihrem Mund.

„Dein goldgeſticktes Strumpfband iſt los!
Nicht wahr, du zürnſt mir nicht?“ —
Da hob ſie zitternd die weiche Hand
Zum erröthenden Angeſicht.
„Deine goldne Schnalle fiel dir hin,
Du luſtige Tochter des Lord!“ —
Da drängten ſich Thränen in ihren Blick.
„O, fort von hier! ſchnell fort!“

„O, Magd, ſchieb' den ſilbernen Riegel weg,
Daß ich kann in's Kämmerlein!
Nimm dieſen Kuß, du Bauernknab'!
Darf dich nicht laſſen ein.
Und nimm,“ ſprach ſie, „den goldnen Kamm
Und die Locke von meinem Haar;
Denn ach! wohl ſagt es mir das Herz,
Nie treff' ich dich wieder, fürwahr.“ —

440. Der Kranz.

Litthauiſches Volkslied, aus Rheſa's Dainos, 2. Aufl. S. 47.

Welche Wunder, große Wunder!
Rauten ſäet' ich, Roſen blühten.
Flecht', o Mädchen, einen Brautkranz,
Einen Kranz von grünen Rauten!
Geh', o Mädchen, aus nach Waſſer!
Und ich ging hinaus nach Waſſer:
Da erhob der Nordwind ſich,
Wehte meinen Kranz hernieder,
Trieb ihn auf des Meeres Höhe.
Drei Jünglinge auf grüner Wieſe.
Wer will von euch ſein mein Lieber?
Wer wird nach dem Kranz hinſchwimmen?
„Und ich werde ſein dein Lieber,
„Ich will nach dem Kranz hinſchwimmen,
„Auf des Meeres Höhe.“ —
Das Kränzlein kam zum Ufer,
Der Jüngling ſank zu Grunde.
Das Kränzlein lag auf den Händen,
Der Jüngling auf dem Brette. —

441. Murray's Mord.

Schottiſches Volkslied vom ſchönen Murray, den Maria Stuart liebte.
Aus Herders Stimmen der Völker.

O Hochland und o Südland!
Was iſt auf euch geſchehn!
Erſchlagen der edle Murray,
Werd' nie ihn wiederſehn.

O weh dir! weh dir Huntlei!
So untreu, falſch und kühn,
Sollſt ihn zurück uns bringen,
Ermordet haſt du ihn.

Ein ſchöner Ritter war er,
In Wett- und Ringelauf;
Allzeit war unſres Murray
Die Krone oben drauf.

Ein ſchöner Ritter war er,
Bei Waffenſpiel und Ball.
Es war der edle Murray
Die Blume überall.

Ein ſchöner Ritter war er,
In Tanz und Saitenſpiel;
Ach, daß der edle Murray
Der Königin gefiel!

O Königin, wirſt lange
Sehn über Schloſſes Wall,
Eh' du den ſchönen Murray
Siehſt reiten in dem Thal.

442. Das Mädchen am Ufer.

Altengliſches Volkslied, in Herders Stimmen der Völker.

Die See war wild im Heulen,
Der Sturm, er ſtöhnt' mit Müh,
Da ſaß das Mädchen weinend,
Am harten Fels ſaß ſie.
Weit über Meeres Brüllen
Warf Seufzer ſie und Blick,
Nicht konnt's ihr Seufzer ſtillen,
Der matt ihr kam zurück.

„Ein Jahr nun hin und drüber!
Ein Jahr voll bitterm Weh!
O warum gingſt du, Lieber,
Und trauteſt dich der See?

Hör' auf, hör' auf zu toben,
O Sturm, und gönn' ihm Ruh!
Hier in der Bruſt das Toben,
Ach! wüthet mehr als du.

Der Kaufmann ſchätzegierig,
Verzweifelnd flucht er dir;
Was iſt Verlieren Schätze
Zu dem, was ich verlier'?
Und würf'ſt du ihn auf Küſten
Von Gold und Demant ſchwer;
Ein' Reich're kann er finden,
Ein' Treu're nimmermehr."

So ſeufzend, weinend lag ſie,
Erharrend ihn zu ſehn.
In jeden Sturm floß Seufzen,
In jede Wog' eine Thrän';
Als ſchnell auf weißen Wellen
Ein blaſſer Leichnam ſchwamm,
Todt ſank auf ihn das Mädchen,
Er war — ihr Bräutigam.

443. Des Mädchens Klage.

Von Schiller.

Der Eichwald brauſet,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein ſitzet
An Ufers Grün,
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet:

„Das Herz iſt geſtorben,
Die Welt iſt leer,
Und weiter giebt ſie
Dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“

Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf;
Die Klage, ſie wecket
Die Todten nicht auf;
Doch nenne, was tröſtet und heilet die Bruſt
Nach der ſüßen Liebe verſchwundener Luſt,
Ich, die Himmliſche, will's nicht verſagen.

Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf!
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf.
Das ſüßeſte Glück für die trauernde Bruſt
Nach der ſchönen Liebe verſchwundener Luſt
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

444. Der Douglas Untergang.

Altſchottiſche Ballade, aus Wolffs Halle der Völker, I. 76.

„Steh' auf, ſteh' auf, Lord Douglas,“ ſprach ſie:
„Leg' an deine Rüſtung ſofort;
Werd' es nimmer geſagt, daß die Tochter dein
Zur Nachtzeit freit einen Lord.“

„Steht auf, meine ſieben Söhne kühn,
Legt an eure Rüſtung ſofort,
Habt ſcharf auf die jüngſte Schweſter Acht,
Denn die ält'ſte iſt dieſe Nacht fort.“

Er ſchwang ſie auf ein milchweiß Roß,
Auf ein apfelgraues ſich,
Ein Jagdhorn hing an der Seite ihm,
So ritten ſie luſtiglich.

Lord William über die Schulter blickt,
Ob er was könnt' erſpähn;
Da hat er ihre ſieben Brüder kühn
Wohl ihm nachjagen ſehn.

„Steig' ab, ſteig' ab, Lady Margret," ſprach er:
„Und nimm mein Roß an der Hand,
Damit ich deinen ſieben Brüdern kühn
Und dem Vater halte Stand."

Sie hielt ſein Roß an der milchweißen Hand
Und weinte nimmermehr,
Bis ihre ſieben Brüder fallen ſie ſah
Und den Vater hart fechten, der ſie liebte ſo ſehr.

„O hemme die Hand, Lord William," ſprach ſie:
„Deine Hiebe ſind wunderbar ſchwer.
Treue Liebſten kann ich viele bekommen,
Doch keinen Vater mehr."

Sie nahm ihr weißes Tuch heraus
Von holländiſchem Linnen ſo fein,
Und legt' auf des Vaters Wunden es auf,
Weit röther als der Wein.

„O wähle, Lady Margret," ſprach er:
„Willſt du gehn oder bleiben hier?" —
„Ich will gehn, will gehn, Lord William," ſprach ſie:
„Du ließeſt ſonſt keinen Führer mir."

Er ſchwang ſie auf ein milchweiß Roß,
Auf ein apfelgraues ſich,
Ein Jagdhorn hing an der Seite ihm,
So ritten ſie trauriglich.

Sie ritten fort, ſie ritten fort,
So lange der Mondſchein währt,
Bis daß ſie an ein Waſſer kamen,
Da ſtiegen ſie vom Pferd.

Sie beugten ſich, einen Trunk zu thun
Aus dem Quell, der klar dort entſprang,
Da floß ſein gutes Blut mit dem Strom,
Und ihr ward Angſt und bang.

„Halt ein, halt ein, Lord William," ſprach ſie,
„Du biſt getroffen fürwahr." —
„Meines Scharlachmantels Schatten iſt's nur
Dort auf dem Waſſer klar."

Sie ritten fort, ſie ritten fort,
So lange der Mondſchein währt,
Bis ſie kamen zu ſeiner Mutter Thür,
Da ſtiegen ſie vom Pferd.

„Steh' auf, ſteh' auf, Frau Mutter," ſprach er:
„Steh' auf und laß mich ein;
Steh' auf, ſteh' auf, Frau Mutter," ſprach er:
„Ich gewann heute Nacht das Liebchen mein.

O mache mein Bett, Frau Mutter," ſprach er:
„O mach' es tief und breit,
Und deſto feſter wird ſein mein Schlaf,
Legſt du Lady Margret mir zur Seit'."

Lord William ſtarb lange vor Mitternacht,
Lady Margret lange vor Tag;
Und jedes Paar, das zuſammen kommt,
Mehr Glück als ſie haben mag.

In St. Maria's Kirche begrub man ihn
Und ſie in St. Maria's Chor.
Aus ihrem Grab eine Roſe ſproßt',
Aus dem ſeinen ein Weißdorn hervor.

Die trafen ſich, verzweigten ſich,
Um ſich recht nah zu ſein,
Daß Jeder ſah, man ſenkte dort
Zwei treue Liebende ein.

Doch der ſchwarze Douglas ritt vorbei
Und war ſo grauſam — weh! —
Er riß den guten Weißdorn heraus,
Warf ihn in St. Maria's See.

---

445. Die Nonne.

Uhlands Volkslieder Nr. 96.

Ich ſtund auf einem berge,
ich ſah in tiefe tal,
ein ſchifflein ſah ich ſchwimmen
darin drei grafen warn.

Der jüngſte von den dreien
der in dem ſchifflein ſaß,
gab mir einmal zu trinken
den wein auß ſeinem glas.

Was zog er von ſeinem finger?
einen ring von gold ſo rot:
„nimm hin, du hübſche, du feine,
trag in nach meinem tod!“

„Was ſoll ich mit dem ringlein tun,
wenn ichs nicht tragen darf?“
„ei ſag, du habſts gefunden
draußen im grünen gras!“

„Ei warum ſolt ich lügen?
ſtünd mir gar übel an;
vil lieber wolt ich ſagen
der jung graf wär mein man.“

Es ſtund wol an ein vierteljar,
dem grafen traumts gar ſchwär
als ob ſeine herzallerliebſte
ins kloſter gangen wär.

Der herr ſprach zu dem knechte:
„ſattel unſer beider pferd!
wir wollen reiten berg und tal,
der weg iſt reitens wert.“

Und als er vor das kloſter kam
gar leiſe klopft er an:
„wo iſt die jüngſte nonne,
die letzt iſt kommen an?“

„Es iſt ja keine kommen,
es kommt auch keine herauß.“
„ſo will ich das kloſter anzünden,
das ſchöne gotteshaus.“

Sie kam herauß geſchritten,
ſchneeweiß war ſie bekleidt,
ir har war abgeſchnitten,
zur nonn war ſie bereit.

Was hat ſie in den händen?
von gold ein becherlein;
er hat kaum ausgetrunken,
ſpringt im ſein herz entzwei.

---

446. Die Frau von Weiſſenburg.

Altdeutſches Volkslied, aus dem Wunderhorn I. 242.

Was wolln wir aber ſingen,
Was wollt ihr für ein Lied?
Ein Lied von der Frauen von Weiſſenburg,
Wie ſie ihren Herrn verrieth.

Sie ließ ein Briefelein ſchreiben,
Gar fern ins Thüringer Land,
Zu ihrem Ludewig Buhlen,
Daß er da käm zur Hand.

Er ſprach zu ſeinem Knechte:
„Du, ſattel mir mein Pferd,
„Wir wollen zur Weiſſenburg reiten,
„Es iſt nun Reitens werth.

„Gott grüß euch Adelheid ſchöne,
„Wünſch euch ein guten Tag:
„Wo iſt eur edler Herre,
„Mit dem ich kämpfen mag?“

Die Frau lenkt ihren Herren,
Im Schein falſches Gemüths,
Er reitet Nachts ganz ſpäte
Mit Hunden nach dem Ried.

Da Ludewig unter die Linde kam,
Ja unter die Linde ſo grün,
Da kam der Herr von der Weiſſenburg
Mit ſeinen Winden ſo kühn.

„Willkommen Herr von der Weiſſenburg,
„Gott geb euch guten Muth,
„Ihr ſollt nicht länger leben,
„Denn heut dieſen halben Tag.“

„Soll ich nicht länger leben,
„Denn dieſen halben Tag,
„So klag ich's Chriſto vom Himmel,
„Der all Ding wenden mag.“

Sie kamen hart zuſammen
Mit Wort und Zorn ſo groß,
Daß einer zu dem andern
Sein Armbruſt abe ſchoß.

Er ſprach zu ſeinem Knechte:
„Nun ſpann dein Armbruſt ein,
„Und ſchieß den Herrn von der Weiſſenburg
„Zur linken Seite ein.“

„Warum ſoll ich ihn ſchießen
„Und morden auf dem Plan?
„Hat er mir doch ſein Lebelang
„Noch nie kein Leid gethan.“

Da nahm Ludewig den Jägerſpieß
Selber in ſeine Hand,
Durchrannt' den Pfalzgraf Friederich
Unter der Linden zur Hand.

Er ſprach zu ſeinem Knechte:
„Reiten wir zur Weiſſenburg,
„Da ſind wir wohl gehalten
„Nach unſerm Herz und Muth.“

Da er nun gegen die Weiſſenburg kam,
Wohl unter das hohe Haus,
Da ſah die falſche Fraue
Mit Freuden zum Fenſter aus.

„Gott grüß euch, edle Fraue,
„Beſcher euch Glück und Heil,
„Eur Will, der iſt ergangen,
„Todt habt ihr euren Gemahl.“

„Iſt denn mein Will ergangen,
„Mein edler Herre todt,
„So will ich's nicht eher glauben,
„Ich ſeh denn ſein Blut ſo roth.“

Er zog aus ſeiner Scheiden
Ein Schwert von Blut ſo roth;
„Sieh da, du edle Fraue,
„Ein Zeichen von ſeinem Tod.“

Sie rang ihr weiße Hände,
Rauft aus ihr gelbes Haar:
„Hülfreicher Chriſt vom Himmel,
„Was hab' ich nun gethan!“

Sie zog von ihrem Finger
Ein Ringelein von Gold:
„Nimm hin, du Ludewig Buhle,
„Gedenk da meiner Huld.“

„Was ſoll mir doch das Fingerlein,
„Das veracht gewonnen Gold,
„Wenn ich daran gedenke,
„Mein Herz wird nimmer hold.“

Des erſchrak die Frau von der Weiſſenburg,
Faßt einen traurigen Muth:
„Verlaß mich holder Fürſte nicht,
„Mein edler Herr iſt todt.“

447. Die böſe Mutter.

Wunderhorn II. S. 232.

Albert Graf von Nürnberg ſpricht:
„Herzogin, ich liebe nicht;

„Bin ein Kind von achtzehn Jahren
„Und im Lieben unerfahren,

„Würde doch zum Weib dich nehmen,
„Doch vier Augen mich beſchämen;

„Wenn nicht hier vier Augen wären,
„Die das Herze mein beſchweren.“

Orlamündens Herzogin
Spricht zu ſich in ihrem Sinn:

„Wittwe bin ich ſchön vor allen,
„Aller Fürſten Wohlgefallen;

„Wenn nicht hier vier Augen wären,
„Würde ſeine Lieb' mich ehren.

„Kinder ihr vom ſchlechten Mann,
„Der mich hielt in ſtrengem Bann;

„Weil ihr meine Land' ererbet,
„Wenn ihr nicht unmündig ſterbet.“

Alſo Oel in Flammen wüthet,
Das ſtatt Waſſer aufgeſchüttet.

Alſo deutet ſie die Rede
Auf zwei eigne Kinder ſchnöde,

Die im Saal zum Spiel abzählen,
Unter ſich den Engel wählen:

„Engel, Bengel, laß mich leben,
„Ich will dir den Vogel geben.“

Nadeln aus dem Wittibſchleier
Zieht ſie, daß er falle freier,

Zu dem wilden Hager ſpricht:
„Nimm die Nadeln und verricht',

„Schwarzer Hager, du mein Freier
„Fürchteſt nicht den ſchwarzen Schleier,

„Fürchteſt du nicht auch vier Augen,
„Die zum Zuſehn hier nicht taugen.

„Setz' dich mit zu ihren Spielen,
„Daß ſie keine Schmerzen fühlen,

„Daß die Wunden niemals ſprechen,
„Mußt du in das Hirn ſie ſtechen.“

Herulus zum Hager ſpricht,
Eh' er ihm das Hirn einſticht:

„Lieber Hager, laß mich leben,
„Will dir Orlamünde geben,

„Auch die Plaſſenburg die neue,
„Und es ſoll mich nicht gereuen.“

Herula zum Hager ſpricht,
Eh' er ihr das Hirn einſticht:

„Lieber Hager, laß mich leben,
„Will dir meine Docken geben,

„Engel, Bengel, laß mich leben,
„Will dir meinen Vogel geben.“

Hager ſich als Mörder nennt,
Eh' er ſich das Hirn einrennt.

„Gott, ach Gott, wo werd' ich ruhen?
„Höre ſchon den Vogel rufen,

„Gott, ach Gott, wo ſoll ich fliehen?
„Sehe ſchon den Vogel ziehen.“

Albert ſpricht zur Herzogin:
„Das war nicht der Rede Sinn,

„Meinte unſre eignen Augen,
„Wie wir nicht zuſammen taugen.“

Beide Kinder unverweſet
Liegen noch im Marmorſarge,
Als wär heut' der Mord geweſen,
Recht zum Trotze allem Argen.

448. Untreue.

Herder, Stimmen der Völker.

Es ſtehen drei Stern' am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein:
„Gott grüß euch, ſchönes Jungfräulein,
„Wo bind' ich mein Röſſelein hin?“

„Nimm du es, dein Rößlein, beim Zügel, beim Zaum,
„Bind's an den Feigenbaum.
„Setz' dich ein' kleine Weile nieder,
„Und mach' mir eine kleine Kurzweil."

„Ich kann und mag nicht ſitzen,
„Mag auch nicht luſtig ſein,
„Mein Herz iſt mir betrübet,
„Feinslieb, von wegen dein."

Was zog er aus der Taſchen?
Ein Meſſer, war ſcharf und ſpitz,
Er ſtach's ſeiner Lieben durch's Herze,
Das rothe Blut gegen ihn ſpritzt.

Und da er's wieder herauſſer zog,
Von Blut war es ſo roth:
„Ach reicher Gott vom Himmel,
„Wie bitter wird mir der Tod!"

Was zog er ihr abe vom Finger?
Ein rothes Goldringelein,
Er warf's in fließend Waſſer,
Es gab ſeinen klaren Schein:

„Schwimm hin, ſchwimm her, Goldringelein!
„Bis an den tiefen See!
„Mein Feinslieb iſt mir geſtorben,
„Jetzt hab' ich kein Feinslieb mehr."

So geht's, wenn ein Mäidel zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderſelten gut;
Das haben wir Beid' erfahren,
Was falſche Liebe thut.

449. Die ſchöne Margherita.

Italieniſches Volkslied, in den Agrumi von Kopiſch, S. 231.

„Wer klopft an meiner Thüre?
Wer klopft an meinem Thor?“ —
„„Ich, Herr der Meeresſchiffe,
Dein Diener, bin davor!““ —

„Nennſt du dich meinen Diener,
So öffn' ich dir geſchwind!“ —
Im Hemdchen, huſch! entriegelt
Die Thür das ſchöne Kind.

„„Sagt mir, mein ſchönes Weibchen,
Wo weilt jetzt Euer Mann?““ —
„Ich weiß, daß er aus Frankreich
Nie wiederkehren kann.“ —

„„Sagt mir, mein ſchönes Weibchen,
Hört er Euch nicht etwan?““ —
Das Weibchen blickt in Schrecken . . .
Da kennt ſie ihren Mann.

Auf ihren Knieen weinend
Sie ihn um Gnade fleht.
„Ich habe keine Gnade
Für die, die mich verräth.“ —

Da griff er zu dem Schwerte
Und hieb den Kopf ihr ab.
Der Kopf fiel laut zu Boden
Und rollt' das Haus hinab.

Inmitten ihrer Kammer,
Da keimt ein Blümelein,
Die Margarethenblume,
Sie ſtarb in Liebespein.

Nun läutet alle Glocken,
Denn todt iſt Margareth.
Sie ruht nach Liebesſchmerzen,
Wo jene Blume ſteht.

---

450. Albertus Magnus.

Kretzſchmers Volkslieder, II. Nr. 69, S. 145.

Die Königin blickt durch's Fenſter,
Ein Jüngling der ſtand daraus,
Sie winkt' ihm von dem Söller,
Er ſollte kommen in's Haus.

Er kam und blieb von Nachten,
Und als der Tag anbrach:
Deiner Lieb' hab' ich genoſſen,
Nun geh und ſäum' nicht lang.

Sie nahm ihn bei den Händen
Und führt' ihn auf ein Brett,
An einer Schnur ſie zuckte,
Daß er hinfallen thät.

Hinein in ein tiefes Waſſer
Warf ihn das falſche Weib,
Acht Jünglinge darneben,
Die kamen um ihren Leib.

So waren's ihrer neune,
Die Zahl war viel zu klein,
Den zehnten wollte ſie ſuchen,
Albertus ſollt' es ſein.

Der ſchaute in ihr Herze
Durch ſeine ſchwarze Kunſt,
Der ließ ſich nicht betrügen
Von der Königin Liebesbrunſt.

Neun Knaben ſeh' ich ſchweben
Hier in der Kammer herum,
Dein Bett hier iſt ein Schifflein,
Will mit mir ſchlagen um.

Die Königin wurde zornig,
Ließ binden ihm Fuß und Hand:
Ihr Diener, ihn zu verſenken,
Werft ihn vom Meeresſtrand.

Und wie ſie ihn geworfen
Tief in den Meeresgrund,
Da brachen ſeine Stricke,
Frei ſchwamm der Knab' zur Stund'.

Wer ihn ermordet, ich gebe
Mich ihm mit Leib und Blut!
Da ziſchten viele Pfeile
Recht auf des Jünglings Bruſt.

Und wie der Jüngling winket,
Da werden zu Vögeln die Pfeil',
Der Jüngling ſteht im Walde,
Im Walde, frei und heil.

Den Vöglein in die Schnäbel
Er ſeine Brieflein band:
Die Königin mordet' neune,
Darauf geſchrieben ſtand.

Sie flogen über die Heide,
Wohl über die Stadt und Land,
Der falſchen Königinne
Zu offenbaren die Schand'.

451. Der Blaubart.

Niederrheiniſch in Kretzſchmers Volksliedern, II. Nr. 15, S. 39. Ein älteres, längeres Lied in Uhlands Volksliedern, Nr. 74.

Ulrich ging aus ſingen, heraus,
:,: Und ſang dem König ſein' Tochter heraus. :,:

Sie ging von Kammer zu Kammer,
:,: Sucht ihr Gold und Kleinod zuſammen. :,:

Sie ging wohl bis an den Wald,
:,: Da kam eine Turteltaub' geſandt: :,:

Kehr um, kehr um, gut Königskind,
:,: Der Ulrich, der betrüget dich. :,:

Sie gingen wohl durch die weite Welt,
:,: Herr Ulrich nahm ihr Gut und Geld. :,:

Sie gingen hin bis an den Rhein,
:,: Er führte ſie in den Wald hinein. :,:

Hörſt du das Waſſer rauſchen?
:,: Da ſollſt du ſitzen und lauſchen! :,:

Sag', willſt du hangen am höchſten Baum?
:,: Or willſt du fließen im Waſſerſtrom? :,:

Ich will nicht hangen am höchſten Baum,
:,:, Ich will nicht fließen im Waſſerſtrom! :,:

So mußt du ſterben hier durch mein Schwert,
:,: So mußt du liegen in kühler Erd'. :,:

Eh' daß er ihr das Haupt abhaut,
:,: Bat ſie ſich noch drei Rufe aus. :,:

Den erſten Ruf, den ſie da that,
:,: Den that ſie an Gott den Herrn! :,:

Den zweiten Ruf, den ſie da that,
:,: Den that ſie an Vater und Mutter! :,:

Den dritten Ruf, den ſie da that,
:,: Der galt ihrem jüngſten Bruder. :,:

Es ritten drei Jäger wohl in dem Wald,
:,: Sie hörten eine feine Magd klagen. :,:

Der jüngſte nahm ſein Schwert zur Hand:
:,: Mich ruft meiner Schweſter Stimme. :,:

Guten Tag, guten Tag, Herr Ulrich mein,
:,: Wo haſt du gelaſſen mein Schweſterlein? :,:

Guck hin, guck her in die Taſche mein,
:,: Worin an vierzehn Züngelein! :,:

Die rötheſte von den Zungen all'
:,: Iſt die Zung' aus deiner Schweſter Hals. :,:

Als Ulrich kaum das Wort geredt,
:,: Da fiel ſein Haupt von des Bruders Schwert.

452. Die Bundesbrüder.

Wila, ſerbiſche Volkslieder, von Gerhard, I. 174.

Iwan Ljubowitſch von Trau gebürtig
Kam einmal in's Wergorazgebirge;
Freundlich hat ihn Zyrill Sborr empfangen
Und acht Tag' in ſeinem Hof bewirthet.

Drauf iſt Zyrill Sborr nach Trau gekommen,
Wohnt in Iwan Ljubowitſcha's Hofe,
Und acht Tage tranken ſie zuſammen
Wein und Branntwein aus demſelben Becher.

Als Zyrill nun wieder heim begehrte,
Hielt der Iwan ihn zurück am Aermel,
Sagte: „Laß uns zu dem Popen gehen,
Daß wir Beide Bundesbrüder werden!“

Und ſie gingen drauf zu einem Popen;
Dieſer las die heiligen Gebete;
Nahmen auch das Abendmahl zuſammen,
Schwuren, Brüder bis zum Tod zu bleiben.

Einmal ſitzt Iwan, die Pfeife ſchmauchend,
Mit gekreuzten Beinen vor dem Hofe,
Als ein Burſch, mit Staub bedeckt die Füße,
Vor ihn tritt und höflich ihn begrüßet:

„Zu dir, Iwan Ljubowitſchu, ſendet,
Sendet mich der Zyrill Sborr, dein Bruder.
Bei dem Berge wohnt ein Hund von Türken,
Welcher feindlich gegen ihn geſinnet,
Und er bittet dich, ihm beizuſtehen
Und mit ihm den Türken zu beſiegen.“

Iwan holt aus ſeinem Haus die Flinte,
Steckt in ſeinen Sack ein Hammelviertel,
Wirft das Thor zu, trennt ſich von der Heimath
Und gelangt in's Wergorazgebirge.

Und der beiden Bundesbrüder Kugeln
Trafen immer in das Herz der Feinde;
Keiner, noch ſo ſtark und ſo behende,
Keiner wagt es, ihnen Stand zu halten.

Und die Helden machten viele Beute,
Nahmen Ziegen, Zicklein, gute Waffen,
Stoffe, reich an Werth, gemünztes Silber,
Und auch noch ein ſchönes Türkenmädchen.

Von den Ziegen, Zicklein, Waffen, Stoffen
Nahm der Iwan Ljubowitſch die Hälfte,
Und der Zyrill Sborr die andre Hälfte,
Doch die Schöne konnten ſie nicht theilen.

Beide wollten ſie zu Hauſe führen,
Denn ſie liebten dieſes Mädchen Beide,
Liebten ſie ſo heftig, daß im Leben
Sie zum erſten Male ſich entzweiten.

Aber Iwan Ljubowitſchu ſagte:
„Haben heute Branntewein getrunken,
Was er thut, weiß Keiner von uns Beiden:
Wollen morgen ruhig drüber ſprechen.“
Lagerten ſich nun auf eine Matte,
Schliefen ſo bis an den hellen Morgen.

Zyrill war der Erſte, der erwachte,
Stieß den Iwan an, ihn aufzuwecken:
„Nun, Ljubowitſch, da du wieder nüchtern,
Willſt du mir das Türkenmädchen geben?“

Keine Antwort gab der Ljubowitſchu,
Sondern ſetzte ſich und helle Thränen
Brachen vor aus ſeinen ſchwarzen Augen.

Auch der Zyrill ſetzte ſich und blickte
Bald auf ſeinen Freund, bald auf die Sklavin,
Und bisweilen blickt' er auf den Handſchar,
Auf den Handſchar auch in ſeinem Gürtel.

Burſche, die mit in den Krieg gegangen,
Sagten zu ſich: „Was wird nun geſchehen?
Werden Brüder wohl die Freundſchaft brechen,
Die ſie in der Kirche ſich geſchworen?“

Haben lange Zeit noch ſo geſeſſen,
Stehen endlich auf mit einem Male;
Iwan faßt die Sklavin bei der Rechten,
Und Zyrill ergreift ſie bei der Linken.

Thränen ſtürzten jetzt aus ihren Augen,
Groß wie Tropfen des Gewitterregens,
Und ſie ziehn die Handſchar', und vereinigt
Senken ſie ſie in der Sklavin Buſen.

„Ehe ſoll ein Türkenmädchen ſterben,
Als daß unſre Freundſchaft unterginge!“
Haben drauf die Hände ſich gedrücket,
Sind einander ewig treu geblieben.

G. Räuberlieder.

453. Rob Roy.

Volkslied von dem berühmten engliſchen Räuber, in Fiedlers ſchottiſcher Liederdichtung, I. S. 52.

Rob Roy vom Hochland kam
Hinab in's Niederland,
Zu ſtehlen 'ne muntre Dirn' hinweg,
Daß ſie hielt ſein Haus in Stand.

Er ſetzt ſie auf ein milchweiß Roß,
Scheut Keinen in der Welt,
Bis jenſeit Balmahall zuletzt
Im Hochgebirg' er hält.

Und ſprach darauf: Begnüge dich,
Begnüg' mit mir dich, Lady,
Wo wirſt du finden in ganz Lennep
So braven Mann, wie mich, Lady?

Rob Roy mein Vater ward genannt,
Mac Gregor war ſein Nam', Lady,
Die ganze Gegend nah und fern
Mac Gregors Ruhm vernahm, Lady.

'ne Hecke war er ſeinem Freund,
'ne Hechel ſeinem Feind,
Und wo ein Mann mit ihm anband,
Der hat es bald beweint.

Bin auch ſo kühn, bin auch ſo kühn,
Bin kühner wohl an Muth, Lady,
Und wer mein Wort zu beſtreiten wagt,
Fühlt meinen Claymore gut, Lady.

Drum gieb dich drein, drum gieb dich drein,
Gieb in Geduld dich drein, Lady,
Denn nun biſt du mein ehlich Weib,
Bis daß du todt wirſt ſein, Lady.

454. Grablied für einen Haiducken.

Wila, ſerbiſche Volkslieder von Gerhard, II. 106.

Gott befohlen, glückliche Reiſe!
Dieſe Nacht iſt voller Mondſchein,
Helles Licht, den Weg zu finden;
Gott befohlen, glückliche Reiſe!

Beſſer die Kugel als das Fieber!
Lebteſt frei, biſt frei geſtorben,
Und gerächt hat dich der Iwan,
Fünfe hat dein Sohn erſchlagen.

Ja, wir haben ſie gejaget
Von Tſchapliſſa bis zur Ebne;
Keiner hat das Haupt gewendet,
Noch einmal nach uns zu ſchauen.

Gott befohlen, glückliche Reiſe!
Dieſe Nacht iſt voller Mondſchein,
Helles Licht, den Weg zu finden!
Gott befohlen, glückliche Reiſe!

Sag' dem Vater, daß ich wohl ſei,
Meine Wunde nicht mehr fühle,
Und die Jellena, meine Gattin,
Einen Knaben mir geboren.

Gab ihm ſeinen Namen: Wladen,
Lehr' ihn, wenn er groß geworden,
Eine Flinte loszuſchießen
Und ein braver Held zu werden.

Meine Aelteſt' entführte Kruſitſch,
Seit ſechs Monden iſt ſie ſchwanger,
Und ich hoff', auch ſie gebieret
Einen ſchönen, ſtarken Knaben.

Twark iſt über's Meer gegangen,
Haben nichts von ihm vernommen,
In dem Land, wohin du geheſt,
Magſt du ihm vielleicht begegnen.

Säbel haſt du, Pfeif' und Tabak
Und den ziegenhärnen Mantel,
G'nug für eine lange Reiſe,
Wo man weder friert noch hungert.

Gott befohlen, glückliche Reiſe!
Dieſe Nacht iſt voller Mondſchein,
Helles Licht, den Weg zu finden;
Gott befohlen, glückliche Reiſe!

---

455. Dhimos Grab.

Aus dem Neugriechiſchen, in Elliſſens Thee- und Asphodelosblüthen, S. 65.

Die Sonne ſank und Dhimos Schaar ſteht ſeines Winks gewärtig.
„Holt Waſſer, Kinder! Haltet euch zum Abendmahle fertig!
Lambraki, du mein Neffe, ſetz' dich mir zunächſt zur Erden.
Da! nimm die alten Waffen hin, mußt Kapetan nun werden.
Doch den verwaiſten Säbel hier, den laß ich euch, ihr Braven!
Nun haut mir grüne Zweige ab, laßt drauf mich Müden ſchlafen.
Und holt den Prieſter, daß ich ihm die Sünden offenbare.
War Armatole zwanzig Jahr, war Klephti dreißig Jahre.
Nun kommt der Tod, nun iſt es Zeit, daß ich in's Grab mich lege;
Doch macht mein Grab mir hoch und weit, daß ich mich frei bewege,
Daß die Musket' ich laden kann und aufrecht ſtehn im Streite.
Laßt mir auch ja ein Fenſter auf, laßt's an der rechten Seite,
Daß ich die Schwalben kommen ſeh', die uns den Frühling bringen,
Daß Nachtigallen mir den Gruß zum ſchönen Maitag ſingen."

456. Baida, der Koſak.

Bodenſtedts poetiſche Ukraine, S. 115.

In Bereſtetſchek der Stadt, der berühmten Stadt,
Trinkt Baida an Meth und Branntwein ſich ſatt;
Und nicht wenig trinkt Baida: in Einem fort
Zecht er zwei Tage, zwei Nächte dort.
Schickt der Sultan der Türken Geſandte hin,
Läßt einladen Baida, ſoll zu ihm ziehn:

„Und grüß' dich, Baida, berühmter Held!
Sei mein treuer Vaſall du im Frieden und Feld,
Und ſollſt die Prinzeſſin, meine Tochter, frein,
Sollſt Herr der ganzen Ukraine ſein!“

Verflucht, Sultan, iſt der Glaube dein,
Und häßlich, Sultan, dein Töchterlein!
Da rief der Sultan die Haiducken zur Stell':
„Auf! fangt dieſen Baida und bringt ihn mir ſchnell!
Ergreift dieſen Baida und bindet ihn,
Und hängt ihn bei der Seite an den Baum dort hin!“

Und der viel kühne Baida, in Einem fort
Hängt er zwei Tage, zwei Nächte dort;
Und bäumelt dort Baida, daß ihn verdroß,
Und er ſucht mit den Augen ſein ſchwarzes Roß;
Und hängt dort Baida vom Baume herab,
Und er ſucht mit dem Blick ſeinen jungen Knapp':

Du mein junger Knappe! auf, eile ſchnell
Und bring' meinen ſtrammen Bogen zur Stell',
Meinen Bogen und meinen Köcher hol',
Meinen Köcher mit ſpitzen Pfeilen voll!
Mein Auge erſpäht drei Tauben von fern,
Davon ſchöſſ' ich eine für den Sultan gern,
Die zweite ſoll der Sultanin ſein,
Die dritte dem holden Töchterlein!

Und er ſpannt ſeinen Bogen — der erſte Pfeil fliegt,
Und todt der Sultan im Blute liegt;
Trifft der zweite die Schulter der Sultanin,
Fährt der dritte durch's Haupt der Tochter hin.

Und Dank dir, Sultan, daß ich gehängt!
Hätteſt wiſſen ſollen, wie man Baïda fängt.
Hätteſt ihm ſollen den Kopf abſägen,
Seinen Leichnam in tiefe Erde legen,
Mit Gold beſtechen ſeinen treuen Knappen,
Auf die Seite ſchaffen ſeinen ſchwarzen Rappen!

457. Die Piraten.

Serbiſches Volkslied, aus Gerhards Wila, II. 160.

Tapfer iſt Lepa, ein braver Krieger,
Tüchtiger Soldat auch Tſchernyegor.
Beide rauben viele Koſtbarkeiten
Reichen Müßiggängern in den Städten,
Doch großmüthig gegen Gußleſpieler,
Wie es braven Helden wohl geziemet,
Reichen ſie auch Armen manche Spende.

Darum haben dieſe beiden Helden
Schönſter Frauen Herzen ſich errungen.
Die Jewekhimia, hold und reizend,
Freite der Lepa, und Tſchernyegor
Nahm zur Frau die blonde Naſtaſia.
Wenn ſie von der See zurückekehren,
Rufen ſie geſchickte Gußleſpieler
Und ergötzen ſich bei Wein und Branntwein.

Einſt erbeuteten ſie eine Barke,
Zogen an das Ufer dieſe Barke,
Sahn ein ſchön brokatnes Kleid darinnen.
„Ich — ſo ruft Lepa — ich war der Erſte,
Der ſie enterte, die reiche Barke;
Ich allein, ich will die Robe haben

Für Jewekhimia, meine Gattin."
„„Aber nein! — entgegnet Tſchernyegor, —
Her zu mir, ihr meine jungen Krieger!
Helft mir dem Lepa das Kleid entreißen!" "
Dieſes ſprechend ſchießt er ſein Piſtol ab,
Fehlt Lepa und tödtet ſeinen Pagen.
Alle Säbel flogen aus der Scheide,
Und es war entſetzlich anzuſchauen,
Wie es gräßlich iſt, davon zu ſingen.

Sprang hinzu ein alter Gußleſpieler:
„Haltet! — ſchrie er — wollt ihr Brüder morden,
Morden um ein Kleid von Goldbrokate?"
Nahm das Kleid und riß es drauf in Stücken.

Nun von Beiden war Lepa der Erſte,
Der den Säbel in die Scheide ſteckte;
Gleiches that wohl auch der Tſchernyegor,
Aber ſeitwärts ſchielt er auf den Gegner,
Weil er einen Todten mehr, als dieſer.
Aber der Lepa ſprach zu ſich ſelber:
„Meinen Pagen hat er mir getödtet,
Der mir täglich angebrannt die Pfeife:
Nun! für ſolchen Frevel ſoll er büßen!"

Angelangt in Tſchernyegors Hofe,
Sah er ſeine ſchöne Naſtaſia,
Die beſchäftigt war ein Lamm zu kochen.
„Guten Morgen, lieber Herr! — ſo ſprach ſie —
Willſt vielleicht ein Gläschen Branntwein trinken?" —
„„Bin des Branntweins wegen nicht gekommen;
Bin gekommen dich hinwegzuführen;
Sklavin ſollſt du werden bei den Türken,
Nimmer wieder losgekaufet werden.""

Nimmt hierauf die blonde Naſtaſia,
Kehrt ſich wenig an ihr kläglich Schreien,
Sondern trägt ſie fort in ſeine Barke
Und verkauft ſie einer Caravelle,
Die vor Anker lag unfern der Küſte.

Singe nicht mehr vom Lepa, ich ſinge
Von dem Tſchernyegor, welcher wüthend,
Daß er einen Todten mehr als jener.

„Meine Hand verfluch' ich, die den falſchen,
Den verrätheriſchen Feind gefehlet!
Aber weil ich ihn nicht tödten konnte,
Will ich die ihm theure Gattin rauben
Und verhandeln an die Caravelle,
Die vor Anker liegt unfern der Küſte.
Wenn er wiederkehrt nach ſeinem Hofe
Und nicht mehr Jewekhimien findet,
Wird er ganz gewiß vor Kummer ſterben."

Auf die Schulter nimmt er jetzt die Flinte,
Geht und tritt in's Haus des ſchönen Weibchens.
Und nicht Mitleid hatt' er mit der Schönen,
Faßte ſie bei ihren ſchwarzen Haaren,
Trug ſie auf den Schultern in die Barke,
Von der Bark' an Bord der Caravelle.

„Schiffspatron! ich will dies Weib verkaufen
Für ſechshundert goldene Zechinen."
Sprach der Schiffspatron: „„Zu viel verlangſt du;
Eine ſchön're Sklavin kauft' ich eben
Für fünfhundert."" — „Nun! ſo gieb fünfhundert;
Aber laß mich doch die Schöne ſehen!"
Die fünfhundert goldenen Zechinen
Nahm er drauf und lieferte dagegen,
Die in Thränen ſchwamm, Jewekhimien.

Gingen Beide nun in die Kajüte,
Und der Schiffspatron hob auf den Schleier
Von der ſchönen blonden Naſtaſia.
Als Tſchernyegor ſein Weib erkennet,
Sein geliebtes Weib, da ſchreit er laut auf,
Und aus ſeinem ſchwarzen Augenpaare
Stürzen jetzt zum erſten Male Thränen.
Wiederkaufen will er ſeine Gattin,
Doch der Türke will ſie nicht verkaufen.

Sieh! da ſpringet mit geballten Fäuſten
Tſchernyegor wieder in die Barke:
„Rudert, Burſche! rudert an die Küſte!
Meine Krieger ſollen ſich verſammeln,
Müſſen dieſes große Schiff erobern;
Denn es birget meine Naſtaſia!“
Schaumbedeckt den Schnabel, flog die Barke
Durch die Fluth wie eine wilde Ente.

Als er ſich dem Strand genähert, ſieht er
Den Lepa, wie er das Haar ſich ausrauft:
Springt der Tſchernyegor aus der Barke,
Springt an's Land, geht dem Lepa entgegen,
Und die Hand ihm drückend, ſpricht er alſo:
„Deine Gattin hab' ich dir entführet,
Du, Lepa, entführteſt mir die meine;
Tödtete dir deinen lieben Pagen,
Dafür iſt ein Mann mir mehr gefallen;
Laß uns quitt ſein! unſer Haß erſterbe!
Laß uns einig ſein, wie ſonſt wir waren,
Und vereint die Frauen wieder holen!“

Der Lepa, die Hand ihm drückend, ſagte:
„Du haſt wohlgeſprochen, Bundesbruder!“

Riefen nun die jüngeren Matroſen,
Schifften ein Piſtolen und Musketen,
Ruderten bis zu der Caravelle —
Bundesbrüder, wie ſie ſonſt geweſen;
's war ein Schauſpiel herrlich anzuſehen! —
Und ſie enterten die Caravelle. —
„Unſre Frauen, oder ſeid des Todes!“ —
Und ſie nahmen ihre Weiber wieder,
Aber ſiegend haben ſie vergeſſen,
Den empfang'nen Preis zurückzugeben. —

458. Rinaldini.

Von Vulpius.

In des Waldes finſtern Gründen
Und in Höhlen tief verſteckt,
Ruht der Räuber allerkühnſter,
Bis ihn ſeine Roſa weckt.

„Rinaldini! — ruft ſie ſchmeichelnd; —
Rinaldini, wache auf!
Deine Leute ſind ſchon munter,
Längſt ging ſchon die Sonne auf.“

Und er öffnet ſeine Augen,
Lächelt ihr den Morgengruß.
Sie ſinkt ſanft in ſeine Arme,
Sie erwiedert ſeinen Kuß.

Draußen bellen laut die Hunde,
Alles ſtrömet hin und her,
Jeder rüſtet ſich zum Streite,
Ladet doppelt ſein Gewehr.

Und der Hauptmann ſchön gerüſtet
Tritt nun mitten unter ſie.
„Guten Morgen, Kameraden!
Sagt, was giebt's denn ſchon ſo früh?“

„Unſre Feinde ſind gerüſtet,
Ziehen gegen uns heran.“
„Nun wohlan! ſie ſollen ſehen,
Ob der Waldſohn fechten kann.

Laßt uns fallen oder ſiegen!“
Alle rufen: „Wohl, es ſei!“
Und es tönen Berg' und Wälder
Rund herum vom Feldgeſchrei.

Seht ſie fechten, ſeht ſie ſtreiten!
Jetzt verdoppelt ſich ihr Muth;
Aber ach! ſie müſſen weichen,
Nur vergebens ſtrömt ihr Blut.

Rinaldini eingeſchloſſen
Haut ſich muthig kämpfend durch
Und erreicht im finſtern Walde
Eine alte Felſenburg.

Zwiſchen hohen, düſtern Mauern
Lächelt ihm der Liebe Glück,
Es erheitert ſeine Seele
Dianorens Zauberblick.

Rinaldini, lieber Räuber!
Raubſt den Weibern Herz und Ruh'.
Ach! wie ſchrecklich in dem Kampfe,
Wie verliebt im Schloß biſt du!

459. Der Wildſchütz.

Tſchiſchka, öſterreichiſche Volkslieder, S. 92.

Grüß' dich Gott, mein' liebe Reſel,
Jetzt bin ich ſchon da,
Geh', laß mich nur ein,
Ei, ſchlag' mir's nicht ab!

„Ei du mein lieber Franz'l,
Zieh aus nur dein'n Rock,
Und laß dir die Zeit nicht lang ſein,
Weil ich's Nachtmahl uns koch'.

„Was ſoll ich uns denn kochen,
Was wär' dir denn recht?
Ein Schmälzkoch thät' ich kochen,
Wenn's dir wär' nicht zu ſchlecht.

„Ei du mein lieber Franz'l,
Zieh' aus deine Schuh',
Und laß dir die Zeit nicht lang ſein,
Derweil ich die Küh' melken thu." —

Die Küh' ſind bald gemolken,
Die Milch iſt geſiegen;
Drauf bin ich nach dem Nachtmahl
In's Bett hinein geſtiegen. — —

Früh ſteht die Reſel auf
Und will Krapfen backen. —
„Zwölf Jäger ſtehn draußen —
Soll ich ihnen aufmachen?"

„„Willſt du nicht aufmachen,
Werden wir ſelber machen auf;
Den Wildſchützen Franz'l
Haſt beherbergt die Nacht.""

„Ei du mein lieber Franz'l,
Wie wird's uns denn gehn?
Zwölf Jäger ſtehn draußen,
Haben ſechs Hund' auch bei ſich!"

Ei du mein' liebe Reſel,
Ei fürcht' dich nur nicht,
Ich thät mich nicht fürchten,
Wär'n's nur nicht ſo viel. — —

Da laden ſie ihre Büchſen
Und ſchießen auf mich;
Wir alle haben geſchoſſen,
Nun ſchieß' einmal ich!

Sechs hab' ich geſchoſſen,
Sechs ſind davon g'rennt!
„Gelt ja, meine lieben Jäger,
Habt mich auch nicht recht kennt?"

Drauf laſſen ſie ihre Hund' aus
Und hetzen ſie auf mich,
Da hab' ich ſie alle gebunden,
Hab' ſie hingelegt vor ſie. —

Drauf nehm' ich mein Flintel,
Geh hinauf auf die Alm,
Da ſind die ſechs Jäger
Auf die Knie nieder gefall'n.

Sie haben mich gleich gebeten
Um Gnad' und Pardon,
Soll ſie diesmal verſchonen,
Sie hätten mir nichts gethan.

„Ei, meine lieben Jäger,
Um eins muß ich euch fragen:
Ob ich mir halt heut noch
Kleine Gemſen darf jagen?"

„„Ei du, mein lieber Franz'l,
Ei frag' nur gar nicht,
Jag' du kleine Gemſen,
So viel als du nur willſt.""

„Und eins, meine lieben Jäger, —
Jetzt geht's zum Beſchluß:
Wenn wir wieder zuſammen kommen,
Habt nur keinen Verdruß!"

460. Die rothe Lene.

Von Beranger, überſetzt von Rubens.

Eins ſchläft ihr an der Bruſt in Ruhe,
Eins liegt ihr auf dem Rücken ſchwer;
Das größte ſchnatternd, ohne Schuhe
Und Strümpfe, zieht ſie hinterher.
Dort führen ſie ihn, ihrer Zehne,
Sie ſieht's, wie er vor Wuth erblaßt.
Herr Gott, ſei mit der rothen Lene:
Den Wilddieb haben ſie gefaßt!

Ich ſah ſie einſt in ſchönſter Blüthe,
Sie nähte, las, ſie ſang, ſie ſpann;
Ein frommes Kind, voll Herzensgüte,
Im Dorf geliebt von Jedermann.
Die Hand, ſo weiß wie Flaum der Schwäne,
Drückt' ich ihr einſt beim Tanz in Haſt.
Herr Gott, ſei mit der rothen Lene:
Den Wilddieb haben ſie gefaßt!

Ein Pächter, reich, von ihren Jahren,
Gab ihr ſein Wort und hielt es nicht,
Weil man von ihren rothen Haaren
Im Dorfe mit Verachtung ſpricht;
Dann kamen Andre, die und jene;
Doch ſie war arm, zum Betteln faſt.
Herr Gott, ſei mit der rothen Lene:
Den Wilddieb haben ſie gefaßt!

Da ſprach ein Lump: Komm, du dort hinten,
Roth oder blond, ich nehm' dich doch.
Man ſtreift nach mir: doch ſieh', drei Flinten
Hab' ich und dort im Wald mein Loch.
Mein Bett iſt Moos und Reis und Späne,
Der Schloßpfaff ſegne uns die Raſt.
Herr Gott, ſei mit der rothen Lene:
Den Wilddieb haben ſie gefaßt!

Da hat ſie ſich ihm zugeſchworen,
Iſt ihm gefolgt zum Felſenhorſt,
Und hat nun dreimal ſchon geboren
Allein und hülflos tief im Forſt.
Drei Buben ſind's voll Mark und Sehne,
Friſch, wie im Lenz ein Blüthenaſt.
Herr Gott, ſei mit der rothen Lene:
Den Wilddieb haben ſie gefaßt!

Was kann des Weibes Herz noch laben?
O Mutterliebe wunderbar!
Sie lächelt, denn die Buben haben
Doch von dem Vater ſchwarzes Haar.

Sie lächelt und zerdrückt die Thräne:
Ihr Troſt erleichtert ihm die Laſt.
Herr Gott, ſei mit der rothen Lene:
Den Wilddieb haben ſie gefaßt!

H. Schwänke und Spottlieder.

461. Der Seehaas.

Wunderhorn II. 445. In der Volksſage ſind es nur ſieben Schwaben.

Neun Schwaben gingen über Land,
Zu einer Dornenhecken,
Allda der Jokel ſtille ſtand,
Thät' Abenteuer ſchmecken.

Es ſchlief ein Haas ganz ſtarr im Gras,
Die Ohren thät er recken,
Die Augen offen, hart wie Glas,
Es war ein rechter Schrecken.

Hätt' jeder ein Gewehr, gewiß,
Er wollt's für'n andern ſtrecken,
So hatten's all' neun nur ein' Spieß,
Wer darf den Haas mit wecken?

Drum hielten's einen Kriegesrath,
All' neun ganz einig ſchiere,
Sie wollten thun eine kühne That
An dem grauſamen Thiere.

All' neun an ihrem Schwabenſpieß
Stehn männlich hint'r einander,
Du Jokel biſt der vorderſt g'wiß,
Sprach einer zu dem ander.

Du Ragenohr, geh' du voran!
Der vorderſt thät auch ſprechen:
Ich muß dahinten vorne ſtahn,
Ich ſchieb', du mußt nur ſtechen.

Der vorderſt ſprach: wärſt du vorn dran,
Du ſprächſt nit mein Geſelle,
Du Ragenohr, geh' du voran,
Hier iſt ein' harte Stelle.

Der Haas erwacht ob ihrem Streit,
Ging in den Wald hinſchweifen,
Der ſchwäbiſch Bund thät als ein' Beut
Des Haaſen Panner ergreifen.

Sie wollten auch dem Feind zur Flucht
Ein' goldne Brücken ſchlagen,
Und han da lang ein' Fluß geſucht,
Und kunnten kein' erfragen.

Da ſtand ihn'n auch ein See im Weg,
Der bracht' ihn'n große Sorgen,
Weil in dem Gras, nit weit vom Steg,
Ein Froſch ſaß unverborgen.

Der immerdar geſchrieen hat
Mit der quaterten Stimme,
Wadwad, Wadwad, Wadwad, Wadwad,
Da ging's dem Ragenohr ſchlimme.

Glaubt, daß der Spiritus ihm rief
Wad, wad! er könnt' durchwaden,
Da thät er in dem Waſſer tief
Erſaufen, ohn' zu baden.

Sein Schaubhut auf dem Waſſer ſchwamm,
Da lobten ihn die andern:
Seht bis an Hut, der gut Landsmann!
Durch's Waſſer thut er wandern.

Der Froſch ſchrie wieder: Wadwad, Wad,
Der Jokel ſprach: uns allen
Der Landsmann ruft auf ſeinen Pfad,
Wir ſollen nit lang fallen.

Wir ſollen wahrlich jetzt vielmeh
Alsbald ohn' Kriegesrathe
Wohl alle ſpringen in den See,
Weil wir noch ſehn den Pfade.

So richt ein Froſch neun Schwaben hin,
Die ſchier beſiegt ein' Haaſen,
Drum haſſen Schwaben immerhin
Die Fröſch' und auch die Haaſen.

462. Schreiber.

Uhlands deutſche Volkslieder, Nr. 263.

Papirs natur iſt rauſchen
und rauſchen wil es vil,
man kans nit wol vertuſchen,
denn es ſtäts rauſchen wil,
es rauſcht an allen örten
weil ſein ein ſtücklein iſt:
desgleichen die gelerten
rauſchen on argeliſt.

Auß lumpen tut man machen
der edlen ſchreiber zeug,
es möcht wol jemands lachen,
fürwar ich dir nit leug:
alt lumpen ſchon gewaſchen
darzu man brauchen tut,
hebt manchen auß der aſchen
der ſunſt lit große not.

Ein feder hintern oren
zu ſchreiben zugeſpitzt,
tut manchem heimlich zoren,
da vorn der ſchreiber ſitzt
für andern knaben allen;
ob man in ſchreiber heiſt
ſo tuts dem frewlein gfallen
und liebt in allermeiſt.

Die dinten in der flaſchen
den edlen ſchreibern wert
oft füllet ire taſchen;
kein edler kunſt auf erd
dann wann man tut ſo ſchmieren
papir mit dinten ſchon,
daran tuns nichts verlieren
und gibt in guten lon.

Die ſchreiber muß man haben
ſamt irem zeug und gunſt,
nach inen tut man traben,
der ſchreiber iſt die kunſt;
vorm ſchreiber muß ſich biegen
oft mancher ſtolzer helt
und in ein winkel ſchmiegen
wiewol es im mißfelt.

Das ſchreiben iſt alleine
der allerhöchſte ſchatz
ob mans gleich tut verkleinen
doch bhelts allein den platz;
den glauben tuts erhalten,
macht guten frid im land
das ſich ſunſt tät zwiſpalten,
all ander künſt ſind tant.

Ein ſchreiber wil ich bleiben,
ein ſchreiber wil ich ſein
und tuns hiemit verſchreiben
der allerliebſten mein,
damit wil ich's beſchließen
der ſelben lobeſan;
obs iemands würd verdrießen
dem ſchreiber leit nichts dran.

463. Doctor Eiſenbart.

Ich bin der Doctor Eiſenbart,
Kurir' die Leut' nach meiner Art,
Kann machen, daß die Blinden gehn,
Und daß die Lahmen wieder ſehn.

Zu Wimpfen accouchirte ich
Ein Kind zur Welt gar meiſterlich,
Dem Kind zerbrach ich ſanft 's Genick,
Die Mutter ſtarb zum guten Glück.

Zu Potsdam trepanirte ich
Den Koch des großen Friederich,
Ich ſchlug ihn mit dem Beil vor'n Kopf,
Geſtorben iſt der arme Tropf.

In Ulm kurirt' ich einen Mann,
Daß ihm das Blut vom Beine rann,
Er wollte gern gekuhpockt ſein,
Ich impft's ihm mit dem Bratſpieß ein.

Des Küſters Sohn in Dudeldum
Dem gab ich zehn Pfund Opium,
Drauf ſchlief er Jahre, Tag und Nacht,
Und iſt bis jetzt noch nicht erwacht.

Sodann dem Hauptmann von der Luſt
Nahm ich drei Bomben aus der Bruſt;
Die Schmerzen waren ihm zu groß,
Wohl ihm, er iſt die Juden los.

Es hatt' ein Mann in Langenſalz
Ein'n centnerſchweren Kropf am Hals,
Den ſchnürt' ich mit dem Hemmſeil zu,
Probatum est, er hat jetzt Ruh.

Zu Prag da nahm ich einem Weib
Zehn Fuder Steine aus dem Leib;
Der letzte war ein Leichenſtein,
Sie wird wohl nun kuriret ſein.

Das iſt die Art, wie ich kurir',
Sie iſt probat, ich bürg' dafür,
Daß jedes Mittel Wirkung thut,
Schwör' ich bei meinem Doctorhut.

---

464. Handwerksburſchenlied.

Kretzſchmers Volkslieder, I. Nr. 239, S. 428.

Seid luſtig und fröhlich,
Ihr Handwerksgeſellen,
Denn es kommt die Zeit,
Die uns all' erfreut,
Sie iſt ſchon da.

Wir haben uns beſonnen,
Feierabend genommen,
In der Still',
Reden nicht zu viel,
Brauchen auch nicht viel Wort.

Wir haben uns beſonnen,
Wo wir werden hinkommen,
Reiſen iſt kein' Schand,
Zu Waſſer und zu Land,
Gehn auch Abends zu Biere.

Wir haben uns beſonnen,
Wo wir werden hinkommen,
In das Oeſterreich,
Gilt uns alles gleich,
Wien iſt die Hauptſtadt.

Kaiſer, Königin zu ſehn,
Etwas zu erlernen
Von Beſcheidenheit,
Von der Höflichkeit,
Wie auch von Manier.

Preßburg in Ungarn
Hat uns bezwungen,
Breslau in der Schleſing,
Bin ich ſchon geweſen,
Das gefällt mir wohl.

Moskau in Rußland,
Allerlei Leder ſind mir da bekannt,
Juchten und Korduan;
Zucker und Marzipan
Ißt man allda zum Frühſtück.

Botzen in Elliſchland,
Inſpruck im Tyrolerland;
Setz' mich auf das Meer,
Fahre hin und her,
Nach Holland hinein.

Amſterdam in die Holland,
Schöne Farben ſind uns da bekannt,
Gerün und blau,
Gehelb und grau,
Wie auch die Carmoiſine.

Haben einen weiten Gang,
Fort in das Schwabenland,
Frankreich in Paris,
Wo ich den Bruder Hanauer krank verließ,
Iſt allda ein Lazarethe.

Dresden in Sachſen,
Wo die ſchönen Mädel auf den Bäumen wachſen,
Hätt' ich daran gedacht,
Hätt' ich eine mitgebracht
Für den Altgeſellen, auf der Poſt.

Prag in Böhmen mag ich auch nicht ſein,
Sein ſo viele Juden darein.
Alle liebe Tag'
Iſt es eine Klag',
Daß eine Mordthat geſchah.

Dreißigtauſend groß und klein,
Studitutidenten thun drein ſein.
Jederzeit
Iſt es ihre Freud',
Wenn ſie machen brave Leut'.

Können Juden vexiren,
Recht tribuliren;
Sie gehn hin und her,
Mit Schweinenſchmeer
Schmieren ſie ihnen die Bärte.

Haben noch einen harten Stand
Bis unten in's Kravattenland,
Sitz' ich auf der Sau,
Und herummer ſchau,
Belgrad iſt ſchon da.

Nun adje, Heidelberg,
Biſt eine rechte Staatsherberg,
Iſt ganz ſtill,
Wenn man will
Singen da die ganze Nacht.

Heidelberg, du werthe Stadt,
Weil es ausgeregnet hat,
Mit dem Sonnenparableh
Geh' ich nach der See,
Wenn ich komm' vom großen Faß.

Kopenhagen an dem Sunde,
Viele Schiffe liegen da zu Grunde,
Ueber's weite Meer
Bringt man Stockfiſch her,
Wie auch Seehunde.

London in England,
Schöne Pferde ſind uns da bekannt,
Die laufen ſo geſchwind,
Wie der Wirbelwind,
Haben aber keinen Schwanz.

Wer da reiſen will nach Schottland,
Mache ſich mit dem Schurnalier bekannt,
Der hat einen Gaul,
Aber der iſt faul,
Wie die Tauſend Schock Schwerinoth!

Durch die Mark und Brandenburg,
Da reiſte ich nur ſo eben durchhin.
Dort frißt und ſäuft man ſehr,
H—ret noch viel mehr,
Berlin iſt die Hauptſtadt darinnen.

In Halle an der Saal'n,
Da wollt's mir nicht gefall'n,
Weil da der Handwerksburſch
Allzuviel leiden muß
Von den Herren Studioſibus.

Bamberg an der Rechenitz,
Da trank ich mir manchen Spitz
An dem guten Bier,
Das man hat allhier
In der Opertſchia.

Nun hab' ich bereits alles erzählt,
Wie es in der Welt hergehen thut, gemeld't,
Wie 's im Mond mag ſtehn,
Hab' ich nicht geſehn,
Denn ich verſteh' mich nicht auf die Sternguckerei!

465. Die Schneider.

Wunderhorn II. S. 376.

Es waren einmal die Schneider,
Die hatten guten Muth,
Da tranken ihrer neunzig,
Neun mal neun und neunzig
Aus einem Fingerhut.

Und als die Schneider verſammelt waren,
Da hielten ſie einen Rath,
Da ſaßen ihrer neunzig,
Neun mal neun und neunzig
Auf einem Kartenblatt.

Und als die Schneider nach Hauſe kamen,
Da können ſie nicht hinein,
Da ſchlupften ihrer neunzig,
Neun mal neun und neunzig
Zum Schlüſſelloch hinein.

Und als die Schneider recht luſtig waren,
Da hielten ſie einen Tanz,
Da tanzten ihrer neunzig,
Neun mal neun und neunzig
Auf einem Geiſenſchwanz.

Und als ſie auf der Herberg waren,
Da hielten ſie einen Schmaus,
Da fraßen ihrer neunzig,
Neun mal neun und neunzig
An einer gebacknen Maus.

Und als ein Schnee gefallen war,
Da hielten ſie Schlittenfahrt,
Da fuhren ihrer neunzig,
Neun mal neun und neunzig
Auf einem Geiſenbart.

Und als die Schneider nach Hauſe wollen,
Da haben ſie keinen Bock,
Da reiten ihrer neunzig,
Neun mal neun und neunzig
Auf einem Haſelſtock.

Und als die Schneider nach Hauſe kamen,
Da ſaßen ſie beim Wein,
Da tranken ihrer neunzig,
Neun mal neun und neunzig
An einem Schöpplein Wein.

Und als ſie all' beſoffen war'n,
Da ſah man ſie nicht mehr,
Da krochen ihrer neunzig,
Neun mal neun und neunzig
In eine Lichtputzſcheer'.

Und als ſie ausgeſchlafen hatten,
Da können ſie nicht heraus,
Da wirft ſie alle neunzig,
Neun mal neun und neunzig
Der Wirth zum Fenſter hinaus.

Und als ſie vor das Fenſter kamen,
Da fallen ſie um und um,
Da kommen ihrer neunzig,
Neun mal neun und neunzig
In einem Kandel um.

466. Romanze von den Schneidern.

Wunderhorn I. 335.

Es ſind einmal drei Schneider geweſen,
O Je, es ſind einmal drei Schneider geweſen,
Sie haben ein' Schnecken für einen Bären angeſehen,
O Je, O Je, O Je!

Sie waren deſſen ſo voller Sorgen, O Je, u. ſ. w.
Sie haben ſich hinter ein' Zaun verborgen, O Je, u. ſ. w.

Der erſte ſprach: Geh' du voran, O Je, u. ſ. w.
Der andre ſprach: Ich trau' mich nicht vor, O Je, u. ſ. w.

Der dritte, der war wohl auch dabei, O Je u. ſ. w.
Er ſprach: Der frißt uns alle drei, O Je, u. ſ. w.

Und als ſie ſind zuſammengekommen, O Je, u. ſ. w.
So haben ſie das Gewehr genommen, O Je, u. ſ. w.

Und da ſie kommen zu dem Streit, O Je, u. ſ. w.
Da macht ein jeder Reu' und Leid, O Je, u. ſ. w.

Und da ſie auf ihn wollten hin, O Je, u. ſ. w.
Da ging es ihnen durch den Sinn: O Je, u. ſ. w.

„Heraus mit dir du Teupels-Vieh, O Je, u. ſ. w.
„Wann du willt haben einen Stich.“ O Je, u. ſ. w.

Der Schneck, der ſtreckt die Ohren heraus, O Je, u. ſ. w.
Die Schneider zittern, es iſt ein Graus, O Je, u. ſ. w.

Und da der Schneck das Haus bewegt, O Je, u. ſ. w.
So haben die Schneider das Gewehr abgelegt, O Je, u. ſ. w.

Der Schneck, der kroch zum Haus heraus, O Je, u. ſ. w.
Er jagt die Schneider beim Plunder hinaus.
O Je! O Je! O Je!

467. Der ſtaubige Müller.

Schottiſch, von Burns, überſetzt von W. Gerhard.

Hei! der ſtaubige Müller
Und ſein ſtaubiger Flaus!
Blanke Kronen will er,
Pennies giebt er aus.
Staubig war der Flaus,
Staubig Mütz' und Weſte,
Staubig war der Kuß,
Den er mir erpreßte.

Hei! der ſtaubige Müller
Mit dem ſtaubigen Sack!
Füllt den Sack mit Mehle,
Trägt ihn huckepack.
In den ſtaubigen Sack
Staubig Silber füll' er:
Geb' ich 's Röckchen gern
Für den ſtaubigen Müller.

468. Klagelied des Haſen.

Aus Hofmanns ſchleſiſchen Volksliedern, S. 77.

Geſtern Abend ging ich aus,
Ging wohl in den Wald hinaus,
Kommt ein Häschen her zu mir
In dem grünen Waldrevier,
Kommt das Häschen dicht heran,
Daß mir's was erzählen kann.

Biſt du nicht der Jägersmann?
Hetz'ſt auf mich die Hunde an?
Wenn dein Windſpiel mich ertappt,
Haſt du Jäger mich erſchnappt.
Wenn ich an mein Schickſal denk',
Ich mich recht von Herzen kränk'.

Wenn ich dann geſchoſſen bin,
Trägt man mich zur Küchen hin,
Legt man mich auf's Küchenbrett,
Spickt den Buckel wohl mit Fett,
Steckt den Spieß von hinten ein,
Ei, wie mag ſo grob man ſein!

Wenn ich dann gebraten bin,
Trägt man mich zur Tafel hin;
Der eine bricht mir's Bein entzwei,
Der andre ſchneid't ſich ab ein Theil,
Der dritte nimmt ſich's Allerbeſt' —
Laßt's euch ſchmecken, ihr werthen Gäſt'!

Ich armer Haſ', wie bin ich blaß,
Geh' dem Bauer nicht mehr in's Gras,
Geh' dem Bauer nicht mehr in's Kraut,
Hab's bezahlt mit meiner Haut.
Wenn es aber ſo ſoll ſein,
Mag der Teufel ein Häslein ſein!

Ich armer Haſ', das Maul iſt weit
Und der Kopf ſehr ungeſcheut,
Lange Ohren, langer Bart,
Als wär' ich von Katzenart.
Wenn ich an mein Schickſal denk',
Ich mich recht von Herzen kränk'.

Ein Schwänzlein hab' ich, das iſt klein,
Wünſcht' wohl, es möchte größer ſein.
So klagt das Häslein fort und ſpricht:
Weh mir, ach! ich armer Wicht!
Wenn ich an mein Schickſal denk',
Ich mich recht von Herzen kränk'.

469. Das Zopflied.

Von Chamiſſo.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf ſo hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, ſo iſt's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink ſich umgedreht,
Und wie es ſtund, es annoch ſteht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er ſchnell ſich anders 'rum
's wird aber noch nicht beſſer drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich links, er dreht ſich rechts,
Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich wie ein Kreiſel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und ſeht, er dreht ſich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

470. Deutſche Philiſterei.

Von Hofmann von Fallersleben.

Welch ein Leben, welch ein Streiten
Für die Wahrheit und das Recht
Auf der Bierbank!
Unſre Sitten, unſre Zeiten,
Nein, ſie ſind fürwahr nicht ſchlecht!
Auf der Bierbank.

Weg mit Gilde, Zunft und Innung,
Weg mit allem Rang und Stand!
Auf der Bierbank —
Hier gilt nur allein Geſinnung,
Hier gilt nur das Vaterland!
Auf der Bierbank.

Alle Lauheit geht zu nichte
Und der Freiſinn wird geſtählt
Auf der Bierbank —
Und dem Gang der Weltgeſchichte
Fühlen wir uns mitvermählt
Auf der Bierbank.

O, wie ſind wir treu verbunden,
Gutes Muths und gleichgeſinnt!
Auf der Bierbank —
O, die ſüßen lieben Stunden,
Warum fliehn ſie ſo geſchwind!
Auf der Bierbank.

Deutſchland iſt noch nicht verloren!
Deutſchland ſtrotzt von Kraſt und Geiſt
Auf der Bierbank —
Allem ſei der Tod geſchworen,
Was nur wälſch und undeutſch heißt!
Auf der Bierbank!

471. Des heil. Antonius Fiſchpredigt.

Aus des Pater Abraham a Santa Clara Judas.

Antonius zur Predig
Die Kirche findt ledig,
Er geht zu den Flüſſen
Und predigt den Fiſchen;
Sie ſchlag'n mit den Schwänzen,
Im Sonnenſchein glänzen.

Die Karpfen mit Rogen
Sind all hierher zogen,
Haben d' Mäuler aufriſſen,
Sich Zuhörens befliſſen:
Kein Predig niemalen
Den Karpfen ſo g'fallen.

Spitzgoſchete Hechten,
Die immerzu fechten,
Sind eilend herſchwommen,
Zu hören den Frommen:
Kein Predig niemalen
Den Hechten ſo g'fallen.

Auch jene Phantaſten,
So immer beim Faſten,
Die Stockfiſch ich meine,
Zur Predig erſcheinen:
Kein Predig niemalen
Den Stockfiſch ſo g'fallen.

Gut Aalen und Hauſen
Die Vornehme ſchmauſen,
Die ſelber ſich bequemen,
Die Predig vernehmen:
Kein Predig niemalen
Den Aalen ſo g'fallen.

Auch Krebſen, Schildkroten,
Sonſt langſame Boten,
Steigen eilend vom Grund,
Zu hören dieſen Mund:
Kein Predig niemalen
Den Krebſen ſo g'fallen.

Fiſch große, Fiſch kleine,
Vornehm und gemeine,
Erheben die Köpfe
Wie verſtänd'ge Geſchöpfe:
Auf Gottes Begehren
Antonium anhören.

Die Predig geendet,
Ein jedes ſich wendet,
Die Hechte bleiben Diebe,
Die Aale viel lieben.
Die Predig hat g'fallen,
Sie bleiben wie alle.

Die Krebs gehn zurücke,
Die Stockfiſch bleiben dicke,
Die Karpfen viel freſſen,
Die Predig vergeſſen.
Die Predig hat g'fallen,
Sie bleiben wie alle.

472. Nachtigall und Kuckuck.

Herders Stimmen der Völker.

Einmal in einem tiefen Thal
Der Kuckuck und die Nachtigall
Eine Wett' thäten anſchlagen,
Zu ſingen um das Meiſterſtück:
Wer's gewänn' aus Kunſt oder aus Glück,
Dank ſollt' er davon tragen.

Der Kuckuck ſprach: „So dir's gefällt,
Hab' der Sach' einen Richter erwählt."
Und thät den Eſel nennen.
„Denn weil der hat zwei Ohren groß,
So kann er hören deſto baß,
Und was recht iſt, erkennen!"

Als ihm die Sach' nun ward erzählt,
Und er zu richten hat Gewalt,
Schuf er: ſie ſollten ſingen!
Die Nachtigall ſang lieblich aus:
Der Eſel ſprach: „Du machſt mir's kraus;
Ich kann's in Kopf nicht bringen."

Der Kuckuck fing auch an und ſang,
Wie er denn pflegt zu ſingen:
Kuckuck, Kuckuck! lacht fein darein,
Das gefiel dem Eſel im Sinne ſein,
Er ſprach: „In allen Rechten
Will ich ein Urtheil ſprechen.

„Haſt wohl geſungen, Nachtigall!
Aber Kuckuck ſingt gut Choral,
Und hält den Takt fein innen.
Das ſprech' ich nach meinem hohen Verſtand,
Und, ob es gölt' ein ganzes Land,
So laß ich's dich gewinnen."

473. Der Kuckuck.

Weſtphäliſches Volkslied, bei Kretzſchmer, Nr. 100.

Ein Schäfermädchen weidete
Die Lämmer an der Hand,
Auf einer Flur, wo friſcher Klee
Voll Gänſeblümchen ſtand,
Da hörte ſie im nahen Hain
Den Vogel Kuckuck luſtig ſchrein:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Da ſetzte ſie ſich in das Gras,
Sprach ganz gedankenvoll:
Ich will doch zählen hier zum Spaß,
Wie lang' ich warten ſoll.
Faſt bis zu hundert zählte ſie,
Indeß der Kuckuck immer ſchrie:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Da ward das gute Mädchen toll,
Sprang auf wohl aus dem Gras,
Nahm einen Stab vom Grund und lief
Hin, wo der Kuckuck ſaß.
Derſelbe merkt' es noch zum Glück,
Flog ſchreiend in den Wald zurück:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Sie lief hin, in den Wald hinein,
Ward endlich müd' und ſprach:
Magſt meinethalben immer ſchrein,
Ich lauf' dir nicht mehr nach.
Sie kehrte um, da trat hervor
Der Schäfer und rief ihr in's Ohr:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

474. Die Gans.

Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel
Federgans?
Einen Ritter mit ſammt dem Sabel
Trägt die Gans auf ihrem Schnabel.
Federgans! Federgans! Federgans!

Was trägt die Gans auf ihrem Kopf
Federgans?
Einen dicken Koch mit ſammt dem Topf,
Ein altes Weib mit ſammt dem Kropf,
Einen Soldaten mit ſammt dem Zopf
Trägt die Gans auf ihrem Kopf.
Federgans! Federgans! Federgans!

Was trägt die Gans auf ihrem Kragen
Federgans?
Einen Fuhrmann mit Roß und Wagen
Trägt die Gans auf ihrem Kragen.
Federgans! Federgans! Federgans!

Was trägt die Gans auf ihren Flügeln
Federgans?
Einen ſtattlichen Ritter mit ſammt den Bügeln
Trägt die Gans auf ihren Flügeln.
Federgans! Federgans! Federgans!

Was trägt die Gans auf ihrem Rücken
Federgans?
Ein altes Weib mit ſammt den Krücken,
Die Stadt Augsburg mit ſammt der Brücken
Trägt die Gans auf ihrem Rücken.
Federgans! Federgans! Federgans!

Was trägt die Gans auf ihren Zehen
Federgans?
Ein' Jungfrau, die thut Hemdlein nehen,
Trägt die Gans auf ihren Zehen.
Federgans! Federgans! Federgans!

Was trägt die Gans auf ihrem Schwanz
Federgans?
Ein' Jungfrau in dem Hochzeitkranz,
Eine Braut mit ſammt dem Kranz
Trägt die Gans auf ihrem Schwanz.
Federgans! Federgans! Federgans!

Was trägt die Gans auf ihrem Bauche
Federgans?
Ein Weinfaß mit ſammt dem Schlauche
Trägt die Gans auf ihrem Bauche.
Federgans! Federgans! Federgans!

Was trägt die Gans auf ihren Füßen
Federgans?
Die Braut, den Bräut'gam zu begrüßen,
Trägt die Gans auf ihren Füßen.
Federgans! Federgans! Federgans!

475. Das Altejungfernlied.

Aus dem Wunderhorn I. 351.

Jungfrau. Ach! Andreas, heil'ger Schutzpatron,
Schenke mir doch einen Mann!
Sieh herab auf meinen Spott und Hohn,
Sieh mein hohes Alter an!
Krieg' ich einen oder keinen?
Echo. Einen!

Jungfrau. Einen, einen, ei, das iſt ja ſchön!
Wird er auch beſtändig ſein?
Oder wird er viel nach Andern gehn?
Wird er wohl ſtets um mich ſein,
Sich bemühn, mir zu gefallen?
Echo. Allen!

Jungfrau. Allen, allen, pfui! das iſt nicht gut;
Doch, noch ſage mir geſchwind:
Iſt es denn ein Mann, der viel verthut,
Und wer ſeine Leute ſind —
Sind ſie denn von meines Gleichen?
Echo. Leichen!

Jungfrau. Leichen, Leichen, — ja da erbt man viel;
Hat er denn ein eigen Haus?
Wenn er mich nun einmal haben will,
Und wie ſieht es drinnen aus? —
Iſt es wohl von rechter Länge?
Echo. Enge!

Jungfrau. Enge, o das ſeh' ich auch noch nach,
Wenn er nur ein andres ſchafft;
Doch wie ſteht es um das Schlafgemach?
Sind die Betten auch von Tafft,
Wo ich drinnen ſchlafen werde?
Echo. Erde!

Jungfrau. Erde, Erde, das klingt wunderlich,
Und iſt ein bedenklich Wort!
Doch, Andreas! ſag', ich bitte dich,
Sage wirklich mir den Ort,
Wo du ihn haſt aufgehoben!
Echo. Oben!

Jungfrau. Oben, oben hat er ſeinen Platz?
Ach, nun merk' ich meine Noth!
Der von dir mir auserkorne Schatz
Iſt wohl endlich gar der Tod? —
Iſt denn mir nichts überblieben?
Echo. Lieben!

Jungfrau. Lieben, lieben ſoll ich bis in's Grab —
Ach welch bittres Herzeleid!
Weißt du keinen, der mich haben mag —
Hier in dieſer Zeitlichkeit?
Keinen Krummen oder Lahmen?
Echo. Amen!

476. Die Katze.

Provenzaliſch, vom Grafen Wilhelm Poitiers geſungen im Anfang des 12. Jahrhunderts, überſetzt in Diez, Leben und Werke der Troubadours, S. 10.

Einſt mußt' ich durch Auvergne ziehn
Und ging verkappt ſo für mich hin,
Traf da die Gattin von Guarin
Und von Bernat;
Sie wünſchten bei Sanct Lenhard mir
Glück auf den Pfad.

Die eine ſprach mich freundlich an:
„Grüß' Gott dich ſchön, Herr Pilgersmann;
Du biſt, ſoviel ich merken kann,
Von guter Art,
Doch zuviel Thoren findet man
Hier auf der Fahrt."

Vernehmet, was ich ſprach ſofort,
Von Stock und Feſſel nicht ein Wort;
Ein Wälſch war hier am rechten Ort:
„Tarrababart
Martababellioriben
Saramahart."

Da ſprach Agnes: „Ei, ſieh doch an,
Da haben wir den rechten Mann!
Thun wir ihm Lieb's und Gutes an:
Denn er iſt ſtumm,
Durch ihn kommt, was wir heimlich thun,
Auch nicht herum."

Sie ſchlug mich in den Mantel ein
Und zog mich an den Herd hinein,
Da konnt' es mir nicht wohler ſein:
Es that mir gut;
Ich wärmte mit Behaglichkeit
Mich an der Glut.

Kapaunen trug man auf den Tiſch,
Der Wein war gut, das Brod war friſch,
Und mit Begierde nahm ich riſch
Die Mahlzeit ein;
Kein Küchenjunge war dabei,
Wir drei allein.

„Der Burſche, Schweſter, iſt nicht dumm
Und ſtellt ſich nur bei uns ſo ſtumm;
Hol' du den Fuchs, den Kater, drum
Geſchwind herbei:
Vertreiben will ich ihm gewiß
Die Heuchelei.“

Sie ließen mich das Raubthier ſchaun,
Mit großem Schnurrbart, langen Klau'n,
Da überfiel mich Angſt und Graun,
Mir ſank der Muth,
Und faſt verging mir alle Luſt
Und Liebesglut.

Als unſer Schmaus zu Ende war,
Mußt' ich mich ausziehn ganz und gar,
Die Katze ſetzten ſie fürwahr
Mir auf's Genick,
Und ſchunden mich von Kopf zu Fuß
Im Augenblick.

Frau Ermeſſind nahm ſie am Sterz
Und zog ſie emſig hinterwärts,
Zerriß die Haut mir ohne Scherz
Wohl hundertmal:
Doch ich verhielt mich ſtill und ſtumm
Trotz aller Qual.

477. Der Schreiber im Korbe.

Aus dem Wunderhorn I. 53.

Es ging ein Schreiber ſpazieren aus,
Wohl an dem Markt da ſteht ein Haus,
Heinriche Konrade der Schreiber im Korb.

Er ſprach: „Gott grüß' euch, Jungfrau fein,
„Nun, wollt ihr heut mein Schlafbuhl ſein?“
Heinriche Konrade der Schreiber im Korb.

Sie ſprach: „Kommt ſchier her wiedere,
„Wann ſich mein Herr legt niedere.“
Heinriche ꝛc.

Wohlhin, wohlhin gen Mitternacht,
Der Schreiber kam gegangen dar.
Heinriche ꝛc.

Sie ſprach: „Mein Schlafbuhl ſollſt du nicht ſein,
„Du ſetz'ſt dich dann in's Körbelein.“
Heinriche ꝛc.

Dem Schreiber gefiel der Korb nicht wohl,
Er durft' ihm nicht getrauen wohl.
Heinriche ꝛc.

Der Schreiber wollt' gen Himmel fahren,
Da hat er weder Roß noch Wagen.
Heinriche ꝛc.

Sie zog ihn auf bis an das Dach,
In's Teufels Nam fiel er wieder herab.
Heinriche ꝛc.

Er fiel ſo hart auf ſeine Lend',
Er ſprach: „Daß dich der Teufel ſchänd'!“
Heinriche ꝛc.

„Pfui dich, pfui dich, du böſe Haut!
„Ich hätt' dir das nicht zugetraut."
Heinriche ꝛc.

Der Schreiber gäb ein Gulden drum,
Daß man das Liedlein nimmer ſung.
Heinriche Konrade der Schreiber im Korb.

478. Der alte Mann.

Schottiſch, von Burns, überſetzt von W. Gerhard, S. 205.

Die Kinder ſpringen hinaus und ſchrein:
„Den Vater beißen die Enten, O!"
Der Teufel mag — rief 's alte Weib —
Die Zeit mit dem Krüppel verſchwenden, O!
Bald krüppelt er aus, bald krüppelt er ein,
Und krüppelt ſo krank und ſchwächlich; O!
Sieben lange Jahr' ich neben ihm lag,
Und immer war er gebrechlich, O!

„Halt' deine Zunge, du zänkiſch Weib,
Halt's Maul, du alter Beſen! O!
Ich weiß die Zeit, du weißt ſie auch,
In der du zahmer geweſen, O!
Da machteſt du gern ein Süppchen mir,
Und Alles war dir behäglich — O!
Nun aber naht das Alter mir,
Das fühl' ich, leider! täglich — O!"

479. Das böſe Weib.

Schottiſch, von Burns, überſetzt von W. Gerhard, S. 194.

Ein Bauer in Kellyburn ſeufzte ſchwer;
(Hei, Thymian keimet und Raute ſprießt!)
Er hatt' ein Weib, das plagt' ihn ſehr; —
Und Thymian welket und Raute ſchießt.

Er traf den Teufel auf ſeinem Revier;
(Hei, Thymian ꝛc.)
Der ſagte zum Bauer: „Wie geht es dir?“ —
Und Thymian ꝛc.

Ich nahm ein Weib, das iſt — verzeiht! —
(Hei ꝛc.)
Noch ſchlimmer als Eure Herrlichkeit; —
Und Thymian ꝛc.

„Behalte das Füllen, behalte den Stier:
(Hei ꝛc.)
Doch dieſes Weib, das gieb du mir!“ —
Und Thymian ꝛc.

Von Herzen gern! — der Bauer ſpricht —
(Hei ꝛc.)
Doch ſie zu beſſern, das hoffet nicht! —
Und Thymian ꝛc.

Der Teufel ſteckt ſie in weiten Sack —
(Hei ꝛc.)
Und trägt wie ein Krämer ſie huckepack; —
Und Thymian ꝛc.

Er trägt die Metze durch's Höllenthor —
(Hei ꝛc.)
Und ſchiebt hinter ihr den Riegel vor; —
Und Thymian ꝛc.

„Bewacht das Weib, bewacht mir's gut!" —
(Hei ꝛc.)
Und Funfzig erſcheinen mit Teufelswuth; —
Und Thymian ꝛc.

Die Hexe beißt wie ein wilder Bär, —
(Hei ꝛc.)
Und wen ſie packet, der naht nicht mehr; —
Und Thymian ꝛc.

Ein Teufelchen ſchreit in tiefſter Noth: —
(Hei ꝛc.)
„Hilf, Herr! ſie kratzt uns Alle noch todt!"
Und Thymian ꝛc.

Der Teufel ſchwört beim Schwefelfluß, —
(Hei ꝛc.)
Solch' Weib ſei gar eine harte Nuß; —
Und Thymian ꝛc.

Der Teufel ſchwört bei Pulver und Blei,
(Hei ꝛc.)
Ihn freu' es, daß er noch ledig ſei; —
Und Thymian ꝛc.

Da ſteckt er wieder die Hex' in den Sack, —
(Hei ꝛc.)
Und trägt zu dem Bauer ſie huckepack; —
Und Thymian ꝛc.

„Lang' bin ich Teufel, wie Jeder weiß: —
(Hei, Thymian keimet und Raute ſprießt!)
Ein Weib erſt macht die Hölle mir heiß!" —
Und Thymian welket und Raute ſchießt.

480. Der Pantoffelheld.

Bodenſtedt, poetiſche Ukraine, S. 58.

Hat die Frau den Mann geſchlagen,
Iſt der Mann zu klagen geſchritten —
Hört er ſich vom Richter ſagen:
Er ſoll ſelbſt um Verzeihung bitten!
Sitzt die Frau mit gekreuzten Beinen
Hoch auf dem Ofen bequemlich —
Steht der Mann, in der Hand den kleinen
Hut, bei der Thüre dämlich:
„Bitte, verzeih' mir, lieb Weibchen,
Daß du mich geſchlagen, mein Täubchen!
Werd' auch nach dem Markte laufen,
Dir Meth und Bier zum Geſchenke kaufen!“

— Ach, vom Meth ſchmerzt mir der Rücken,
Und das Bier macht 's Blut verdicken,
Kauf' mir lieber Branntewein,
Das wird mir viel geſunder ſein.
Aber hör', noch einen Willen
Sollſt du, Bauer, mir erfüllen:
Vor mir tanzen, eh' du geheſt,
Sollſt du, tanzen wo du ſteheſt! —
Ruft erfreut der Bauer da:
„Ei, du meine Liebe!
Sieh', ich tanz', ich tanze ja,
Sei nicht mehr ſo trübe!“

Wundert euch, ihr Herren, nicht,
Wie das Spiel geſpielt,
Daß der Mann zum Tanze fliegt,
Wenn die Frau befiehlt.
Unſre Zeit iſt ſo verſtockt,
Daß — um's kurz zu ſagen —
Wem die Prügel aufgehockt,
Der muß die Schuld auch tragen.

481. Großweibel und Kleinmännel.

Hofmann, ſchleſiſche Volkslieder, S. 219.

Großweibel zum Tanze ging, he juchhe!
Kleinmännel wollt' auch mitgehn.
Vallateritte vallala hopſaſa ſa!

„Kleinmännel, bleib' du daheim,
Mach' Schüſſel und Teller rein!“

Großweibel reckt 's Spinnrad hin:
„Hier, Mann, hier ſitz und ſpinn!“

Großweibel vom Tanze kam,
Kleinmännel in's Auge nahm.

„Mann, wie viel haſt du geſponn'n?“
„„'ch hab' dreimal 'rum gewund'n.““

Großweibel den Rockſteck'n nahm,
Kleinmänneln um Kopf thät ſchlag'n.

Kleinmännel zum Nachbar lief,
Hielt ſich den Kopf und rief:

„„Ach, Nachbar, hört mich an!
Mich hat mein Weib geſchlag'n.““

Nachbar, das darfſt du mir nicht ſag'n,
Meine hat mich erſt geſtern geſchlag'n.

„„Wenn die Weiber das Recht ſoll'n hab'n,
So dürfen wir gar nichts mehr ſag'n.““

482. Im Wirthshaus.

Büſchings Volkslieder, S. 297.

„Weible, du ſollſt hame gehn,
Dein Mann, der iſt krank.“ —
„„Iſt er krank? Gott ſei Dank!
Noch ä Tanzel oder zween,
Naher will i hame gehn.““

„Weible, du ſollſt hame gehn,
Sie ha 'n Doctor Hans geholt.“ —
„„Hans geholt? brav gerollt!
Noch ä Tanzel oder zween,
Naher will i hame gehn.““

„Weible, du ſollſt hame gehn,
Dein Mann liegt in 'n Zügen.“ —
„„Liegt in 'n Zügen? Laßt 'n liegen!
Noch ä Tanzel oder zween,
Naher will i hame gehn.““

„Weible, du ſollſt hame gehn,
Sie geben ihm 's letzte Oel.“ —
„„Letzte Oel? Mein Empfehl!
Noch ä Tanzel oder zween,
Naher will i hame gehn.““

„Weible, du ſollſt hame gehn,
Dein Mann d' liegt auf 'm Schragen.“ —
„„Liegt 'r auf 'm Schragen? Laßt 'n wegtragen!
Noch ä Tanzel oder zween,
Naher will i hame gehn.““

„Weible, du ſollſt hame gehn,
En Andrer is ſchon da.“ —
„„En Andrer is da? Hopſaſa!
Noch ä Tanzel oder zween,
Naher will i hame gehn.““

483. Der Tod von Baſel.

Volkslieder von Erk I. Nr. 56.

Als ich ein Junggeſelle war,
Nahm ich ein ſteinalt Weib; :,:
Ich hatt' ſie kaum drei Tage,
Ti Ta Tage,
Da hat 's mich ſchon gereut. :,:

Da ging ich auf den Kirchhof hin
Und bat den lieben Tod: :,:
„Ach! lieber Tod von Baſel,
Bi Ba Baſel,
Hol' mir mein' Alte fort!“ :,:

Und als ich wieder nach Hauſe kam,
Mein' Alte war ſchon todt;
Ich ſpannt' die Roſſ' an 'n Wagen,
Wi Wa Wagen,
Und fuhr mein' Alte fort.

Und als ich auf den Kirchhof kam,
Das Grab war ſchon gemacht:
„Ihr Träger, tragt fein ſachte,
Si ſa ſachte,
Daß d' Alte nit erwacht!“

„Scharrt zu, ſcharrt zu, ſcharrt immerzu
Das alte böſe Weib!
Sie hat ihr Lebetage,
Ti Ta Tage,
Geplagt mein'n jungen Leib.“

Und als ich wieder nach Hauſe kam,
All' Winkel war'n mir zu weit;
Ich wart'te kaum drei Tage,
Ti Ta Tage,
Und nahm ein junges Weib.

Das junge Weibel, das ich nahm,
Das ſchlug mich alle Tag';
„Ach! lieber Tod von Baſel,
Bi Ba Baſel,
Hätt' ich mein' Alte noch!“

---

484. Weibertroſt.

Arabiſches Liedchen, aus dem Geiſt des Orients, von Günsburg, S. 185.

Ein altes Weib ſprach zum Propheten:
Sei mir geſegnet mit Gebeten!
Am jüngſten Tage, wo das Paradies
Geſchmücket wird mit goldnem Kies,
Zum Freudenſitze hoch und rein,
Gehn alte Weiber wie ich ein?
„Behüte Gott, daß Edens Garten
„Der alten Weiber ſollte warten!
„Nur junge Schönen blühen drin,
„Mit Knospenmund und Silberkinn.“
Als dies das alte Weib vernahm,
Der Schmerz die Sprache ihr benahm.
Dann fing ſie an ein lautes Stöhnen
In wehmuthsvollen Klagetönen. —

Und fröhlich ſagt ihr der Prophet:
„Damals kein altes Weib beſteht,
„Sie werden alle wieder jung
„Durch Paradieſesreinigung,
„Und mit der Jugend kehrt zurück
„Der Hoffnung und der Liebe Glück.“

Viertes Buch.

Freuden- und Trauerlieder.

A. Frühlings-, Herbſt- und Winterlieder.

485. Indiſche Frühlingslieder.

Aus den Jahreszeiten des Kalidaſa, überſetzt von Peter von Bohlen, S. 107.

1.

Die Herzen froher Menſchen zu verwunden,
Geliebte, nahet ſich der Frühlingsheld,
Der Bienen ſich zur Bogenſehne füget
Und Mangoblüthen ſtatt der Pfeile hält.

Die Jungfrau liebt, der Zephyr weht mit Düften,
Die Bäume blühn, der Lotus ſchmückt die See'n,
Die Nächte ruhig und die Tage labend:
Wie iſt im Frühling Alles doch ſo ſchön!

Wo Teiche mit Juwelengürtel prangen
Und gleich dem Monde glänzt die Mädchenſchaar,
Wo unter Blumen Mangobäume ſchwanken,
Da bietet ſich des Lenzes Wonne dar.

Guirlanden um die Bruſt, mit kühlem Sandel,
Den Odem würzig von des Betels Duft,
Den Leib umgürtet, gehen ohne Bangen
Die Schönen, wo Ananga's Freude ruft.

Vom goldenfarbigſeidenen Gewande
Umſchlungen, tritt die Lüſterne hervor,
Sie hat des Buſens Hügel überzogen
Mit einem zarten krokusgelben Flor.

Am Ohre ſchwanken Karnikarablumen,
In dunklen Locken der Aſoka glüht,
Und auf dem Scheitel duften Jasmindolden,
Wenn freudig ſie dem Freund entgegenzieht.

2.

Die Wälder wogen mit des Kinſuka Blumenröthe
Und Parijatas wie von glühender Feuerflamme;
Es glänzt und flimmert überall, wo der Lenz erſcheinet,
Gleich einer Jungfrau nun im Purpurgewand die Erde.

Warum verwunden, wie mit Schnäbeln der Papageien,
Uns der Palaſa und die Blüthe der Karnikaren,
Wenn Nachtigallen unter ſüßem Gekoſe vollends,
Schönmünd'ges Mädchen, noch der Jünglinge Herzen rauben?

Denn wo ſie freudig und mit lautem Geſange jubeln,
Da werden plötzlich auch des Jünglings Worte trunken;
Den holden Bräuten wird das ſchüchterne Herz beweget,
Daß im Gemache ſie verſchämet darob erröthen.

Der Hauch des Lenzes hat den Nebel hinweggenommen,
Er ſchüttelt leiſe mit den blumigen Mangozweigen,
Läßt weit ertönen nun den fröhlichen Ruf des Kuckucks
Und ſtiehlt ſich ſäuſelnd in die liebende Bruſt der Menſchen.

Entzückend glänzen in den Gärten Jasmingebüſche
Mit weißen Blüthen, wie der tändelnden Jungfrau Lächeln.
Sie feſſeln ſelber wohl das fromme Gemüth des Weiſen,
Und wie viel mehr noch weſſen Seele die Lieb' erfüllet!

---

486. Chineſiſches Frühlingslied.

Aus Schiking, von Rückert, S. 103.

Gebrochen iſt das Eis,
Die Flüſſe fließen frei,
Die Flüſſe Tſchin und Wei;
Und Frau'n und Männer tragen grünes Reis.

Das Mädchen ſpricht: ich gehe;
Der Mann: ich ging in's Thal,
Doch wenn ich's recht beſehe,
So geh' ich noch einmal.
Drüben über Wei, dem Fluß,
Sammelt ſich mit frohem Toſen
Mann und Weib zum Frühlingsgruß,
Eines reicht dem andern Klapperroſen.

Gebrochen iſt das Eis,
Die Flüſſe fließen frei,
Die Flüſſe Tſchin und Wei;
Und Frau'n und Männer tragen grünes Reis.
Das Mädchen: ob ich gehe?
Der Mann: ich ging in's Thal.
Da ich dich gehen ſehe,
So geh' ich noch einmal.
Drüben über Wei, dem Fluß,
Findet ſich mit trautem Koſen
Mann und Weib zum Frühlingskuß,
Eines reicht dem andern Tuberoſen.

487. Altgriechiſches Frühlingslied

des Anakreon, überſetzt von Ramler.

Siehe, wie die Charitinnen,
Nun der Frühling wiederkehret,
Ganz mit Roſen ſich bedecken.
Siehe, wie die Fluth des Meeres
Sich in ſanfte Ruhe wieget.
Siehe hier den Taucher ſchiffen,
Und den Kranich dort heraufziehn.
Heiter ſtrahlet Titan wieder
Und zertheilt die grauen Nebel,
Und des Landmanns Arbeit glänzet,
Und der Feigenbaum treibt Früchte,

Und der Oelbaum neue Früchte,
Und Lyäus edle Staude
Steht gekränzet: zarte Träubchen
Blicken aus dem jungen Laube.

488. Altrömiſches Frühlingslied.

Horaz Oden IV. 7, überſetzt von Binder.

Fort iſt der Schnee: ſchon grünet von Neuem das Gras auf den Fluren
Und auf den Bäumen das Laub;
Wechſelnd erneut ſich die Erd' und, geſenkt in ihre Geſtade,
Fließen die Ströme dahin.
Muthvoll führt mit den Nymphen und Zwillingsſchweſtern die Anmuth
Nackend den tanzenden Chor.
„Hoff' Unſterbliches nie," ſo mahnt dich das Jahr und die Stunde,
Raubend den wonnigen Tag.
Fröſte verdränget der Zephyr, den Lenz verſcheuchet der Sommer,
Wieder entſchwindend, ſobald,
Ueppig an Obſt, uns Früchte der Herbſt ausſpendet, und bald kehrt
Läſſiger Winter zurück.
Aber des Himmels Verluſt, ſchnell kehrend erſetzt ihn das Mondlicht;
Wir, ſind wir einmal hinab,
Wo Aeneas der Fromme, der mächtige Tullus und Ancus,
Schatten dann ſind wir und Staub.
Wer weiß, ob zu der Reihe der Jahre den morgenden Tag noch
Himmliſche Götter verleih'n?
Alles entfliehet den Händen des gierigen Erben, was deine
Fröhliche Seele genießt.
Biſt du verblichen einmal, und kündiget dir der geprieſ'ne
Minos den richtenden Spruch:
Nimmermehr führt dich Geſchlecht, noch Beredtſamkeit, nimmer, Torquatus,
Frömmigkeit wieder zurück.
Weder Diana befreite den keuſchen Hippolytus jemals
Aus der plutoniſchen Nacht,
Noch auch Theſeus riß die letheïſchen Feſſeln von ſeinem
Theuren Pirithous ab.

489. Arabiſches Frühlingslied.

Aus dem Geiſt des Orients, von Günsburg, S. 191.

Die Fluren kleidet blauer Blumen Schleier,
Die Berge ſiebenfarb'ger Seidenſtoff.
Die Erde hauchet Duft der Moſchusblaſen,
Die Weiden tragen Papagei'n wie Blätter.
Es kam um Mitternacht des Frühlings Weh'n,
Willkommen Nordwind! Heil euch Frühlingsdüfte!
Du meinſt, der Wind trägt Moſchus in dem Aermel,
Und Spiele liegen in des Gartens Armen.
Die weiße Roſe trägt im Halsband Perlen,
Rubinen ſind Syringen Ohrgehänge.
Der Ahorn ſtreckt fünf Finger aus, wie Menſchen,
Der Roſen rothes Weinglas zu ergreifen.
Vielfarbig iſt die Flur, der Aſt vielfarbig,
Das Waſſer trägt, die Wolke regnet Perlen.
Du glaubſt mit Recht, daß die gefärbten Maale
Den Glanz entlehnen von des Kaiſers Maalen;
Durch Kaiſermahle iſt jetzt froh die Welt,
Von denen jetzt die Welt verdunkelt wird.

490. Perſiſche Frühlingsluſt.

Aus dem Diwan des Hafis, überſetzt von Hammer, II. 110.

Vom Duft des Roſenbeets gelockt
Ging ich heut' früh in Gärten,
Um Nachtigallen gleich
Mein trunknes Hirn zu heilen:
Ich ſah mit unverwandtem Blick
Der Roſe in die Augen,
Die in der Dämmerung
Wie eine Lampe flammte.
Sie war auf ihre Schönheit ſtolz
Und ſtolz auf ihre Jugend,

Weil ſich das Herz Bülbal's
Ihr ganz ergeben hatte.
Die liebliche Narciſſe ſchloß
Mit Sehnſucht auf das Auge,
Die Tulpen brannten ſich
Aus Neid ein Maal in Buſen.
Die Lilien verlängerten
Der Zunge Schwert zum Schimpfe,
Die Anemone ſprach
Leis wie ein Ohrenbläſer.
Bald hielt ich Flaſchen in der Hand
Gleich wahren Weinverehrern,
Bald nahm ich wie der Schenk'
Der Trunkenen den Becher.
Benutze die Gelegenheit,
Die Zeit der Luſt und Jugend,
Hafis braucht außer dem
Propheten keine Botſchaft.

491. Türkiſches Frühlingslied.

Aus dem Diwan des Baki, überſetzt von Hammer, S. 15.

Frühlingslüfte hauchen neues Leben,
Blumen wachen auf vom Schlaf zum Leben;
Jugendquell beſeelet friſch die Pflanzen,
So daß Ahorn und Cypreſſe tanzen;
Fluren deckt ſmaragdene Tapete,
Silberſtoff verhüllt die Blumenbeete;
Oſt kam an mit reichen Güterballen,
Und er lud den Lenz ab zu Gefallen;
Aufgeſchlagen iſt der Bäume Lager,
Und die Pinien ſind Roßſchweiftrager;
Regen fällt aus dichten Wolkenſchaaren
Reißend, raubend wie ein Strom Tataren;
Wolkenammen ſtreuen Silberflittern
Auf die Säuglinge, die freudig zittern;
Weil man jetzt nur Feſt, nicht Schlacht verkoſtet,
Sind der Lilien Dolche ganz verroſtet;

Oſtwind ſchlitzt Jasminen auf von vornen,
Knospen werden aufgeknöpft von Dornen;
Blumenhemde haucht vom Morgenthaue,
Roſenwangicht iſt die Blüthenaue;
Um die Braut der Flur zu ſchmücken helle,
Hält Jasmin den Kamm, den Spiegel Quelle.
Mitten unter Frühlingsfeierpſalmen!
Blüthen trägt der Wind mit Macht zum Himmel,
Und die Luft ſcheint nur ein Sterngewimmel.
Roſe füllt mit Wein den goldnen Becher,
Knospenmund pflegt viel und ſüß zu koſen,
Aufzureden um dadurch die Roſen.
Laß die Zeit nicht ungenützt verfließen,
Sonſt wirſt gelb aus Reu', wie die Narciſſen.

492. Provenzaliſches Frühlingslied

des Troubadours Arnaut de Marueil, aus dem 12. Jahrhundert, überſetzt von Diez, S. 124.

Süß wenn Lüfte mich umwallen,
Im April, eh' Mai erwacht,
Häher dann und Nachtigallen
Singen durch die heitre Nacht,
Jeder Vogel ſeine Sprache
Fröhlich ſpricht, wie's ihm gefällt,
In der Kühle früh am Tage
Seinem Weibchen zugeſellt.

Und da Alles ſeinem Triebe
Folgt, wenn ſich das Grün erneut,
Kann auch ich mich einer Liebe
Nicht entziehn, die mich erfreut;
Neigung und Gewöhnung pflegen
Mich der Fröhlichkeit zu weihn,
Wenn ſich ſüße Lüfte regen,
Neue Kraft der Bruſt verleihn.

Schöner ſie als friſche Blüthe,
Weiß, wie Helena nicht war,
Ganz voll Freundlichkeit und Güte,
Zähne blank, die Reden wahr,
Treu ihr Herz und ohne Tücke,
Farbe friſch, die Haare braun;
Gott, der ſie erhob, beglücke
Stets die lieblichſte der Fraun!

Gnädig iſt's, wenn ſie mich ſchonet,
Nicht durch lange Prüfung führt,
Und mit einem Kuß mir lohnet,
Und noch mehr, wenn mir's gebührt.
Und dann mög' es oft ſich fügen,
Daß wir uns im Feld ergehn;
Wahrlich, ihren holden Zügen
Kann ich nimmer widerſtehn.

---

493. Mailied

des Minneſängers Ritter Ulrich von Lichtenſtein, aus deſſen Frauendienſt, herausgegeben von Tieck, S. 63.

Nun ſchauet, wie des Maien Zeit
Gezieret hat den grünen Wald,
Und ſchauet, wie die Heide breit
Mit wonniglichen Blumen ſtaht;
Die Vögel ſingen Widerſtreit,
Ihre Freude iſt worden mannigfalt,
Viel gar verſchwunden iſt ihr Leid,
Der Maie ſie getröſtet hat.

Der Maie tröſtet, was da lebt,
Nur mich nicht minneſiechen Mann,
Das Herze mein iſt minnewund,
Drum muß ich ohne Freude ſein.
Wenn ſich mein Leib zu Freuden hebt, —
Das Herze ſieht mich weinend an
Und ſpricht, es ſei viel ungeſund,
So laß ich denn die Freude mein.

Der hohe Minne gehr'nde Mann
Mit ſtetem Muthe, das bin ich,
Meine hohe Minne gehr'nde Gier
Trägt viel unſanft das Herze mein:
Fraue, die nie Falſch gewann,
Weibes Krone bedenke dich
Genädiglichen noch zu mir
Durch die viel hohe Würde dein.

Sie ſprechen, ich ſollt' auf Gottes Wege
Dein Lob nicht ſingen Fraue mein;
Da es ihnen an mir miſſehaget,
So will ich ſprechen mein Gebet:
Deine Ehre habe Gott in ſeiner Pflege,
So muß dein Leib empfohlen ſein
Marien, der viel heren Maget,
Die nie an jemand miſſethät.

---

494. Mailied.

Uhlands Volkslieder, Nr. 57.

Herzlich tut mich erfrewen
die frölich ſummerzeit,
all mein geblüt vernewen,
der mei vil wolluſt geit;
die lerch tut ſich erſchwingen
mit irem hellen ſchal,
lieblich die vöglin ſingen,
vorauß die nachtigal.

Der kuckuck mit ſeim ſchreien
macht frölich iederman,
des abends frölich reien
die meidlin wolgetan;
ſpazieren zu den brunnen
pflegt man in diſer zeit,
all welt ſucht freud und wunne
mit reiſen fern und weit.

Es grünet in den welden,
die beume blüen frei,
die röslin auf den felden
von farben mancherlei;
ein blümlin ſtet im garten,
das heißt Vergiß nicht mein,
das edle kraut Wegwarten
macht guten augenſchein.

Ein kraut wechſt in der awen
mit namen Wolgemut,
liebt ſer den ſchönen frawen,
darzu holunderblut,
die weiß und roten roſen
helt man in großer acht,
kan gelt darumb geloſen,
ſchön krenz man darauß macht.

Das kraut Je länger ie lieber
an manchem ende blüt,
bringt oft ein heimlich fieber
wer ſich nicht dafür hüt;
ich hab es wol vernommen
was diſes kraut vermag,
doch kan man dem vorkommen:
wer Maßlieb braucht all tag.

Des morgens in dem tawe
die meidlin graſen gan,
gar lieblich ſie anſchawen
die ſchönen blümlin ſtan,
darauß ſie krenzlin machen
und ſchenkens irem ſchatz,
den ſie freundlich anlachen
und geben im ein ſchmatz.

Darumb lob ich den ſummer
darzu den meien gut,
der wendt uns allen kummer
und bringt vil freud und mut;

der Zeit wil ich genießen
dieweil ich pfennig hab,
und wen es tut verdrießen,
der fall die ſtiegen ab!

495. Mailied.

Uhlands Volkslieder, Nr. 58.

Wie ſchön blüt uns der meie,
der ſommer fert dahin!
mir iſt ein feins junkfreulein
gefallen in meinen ſin;
oft ſehen tut den augen wol,
wenn ich an ſie gedenke
mein herz iſt freudenvol.

Wenn ich des nachts will ſchlafen
kumt mir mein feins lieb für,
und wenn ich dann erwache
ſo find' ich nichts bei mir;
erſt hebt ſich an ein' große klag,
wenn ich von ihr muß ſcheiden
das macht mich alt und graw.

Ein blümlein auf der heiden
mit namen Wolgemut
laß uns der lieb gott wachſen,
iſt uns für trauren gut;
Vergiß mein nicht ſtet auch darbei:
grüß mir ſie gott im herzen
die mir die liebſte ſei!

Wolt gott, ich ſolt ir wünſchen
zwo roſen auf einem zweig!
ach gott, ſolt ich ſie wecken
mit meinem ſtolzen leib!

das wär meins herzen große freud,
tu mich, herzlieb, nun tröſten
mit eim freuntlichen wort!

---

496. Mailied.

Von Hölty.

Tanzt dem ſchönen Mai entgegen,
Der in ſeiner Herrlichkeit
Wiederkehrend Reiz und Segen
Ueber Thal und Hügel ſtreut:
Seine Macht verjüngt und gattet
Alles, was der grüne Wald,
Was der zarte Halm beſchattet,
Und die laue Wog' umwallt.

Tanz', o Jüngling, tanz', o Schöne,
Die des Maies Hauch verſchönt!
Menget Lieder in's Getöne,
Das die Morgenglocke tönt!
Singt in's Säuſeln junger Blätter,
Und der holden Nachtigall
Liebejauchzendes Geſchmetter;
Und erweckt den Wiederhall.

Flieht der Stadt umwölkte Zinnen!
Hier, wo Mai und Lieb' euch ruft,
Athmet, ſchöne Städterinnen,
Athmet friſche Maienluft!
Irrt mit eurem Sonnenhütchen
Auf die Frühlingsflur hinaus,
Singt ein fröhlich Maienliedchen,
Pflücket einen Buſenſtrauß!

Schmückt mit Kirſchenblüthenzweigen
Euch den grünen Sonnenhut,
Schürzt das Röckchen, tanzet Reigen,
Wie die Schäferjugend thut!

Bienen ſumſen um die Blüthe,
Und der Weſtwind ſchwärmt ſich matt,
Schwärmt und haucht auf eure Hüte
Manches weiße Blüthenblatt.

497. Frühlingslied.

Von Salis.

Unſre Wieſen grünen wieder,
Blumen duften überall;
Fröhlich tönen Finkenlieder,
Zärtlich ſchlägt die Nachtigall.
Alle Wipfel dämmern grüner,
Liebe girrt und lockt darin;
Jeder Schäfer wird nun kühner,
Sanfter jede Schäferin.

Blüthen, die die Knoſp' entwickeln,
Hüllt der Lenz in zartes Laub;
Färbt den Sammet der Aurikeln,
Pudert ſie mit Silberſtaub.
Sieh! das holde Maienreischen
Dringt aus breitem Blatt hervor,
Beut ſich zum beſcheidnen Sträußchen
An der Unſchuld Buſenflor.

Auf den zarten Stängeln wanken
Tulpenkelche, roth und gelb,
Und das Geißblatt flicht aus Ranken
Liebenden ein Laubgewölb'.
Alle Lüfte ſäuſeln lauer
Mit der Liebe Hauch uns an,
Frühlingsluſt und Wonneſchauer
Fühlet, was noch fühlen kann.

498. Frühlingslied.

Von Ludwig Tieck.

Frühling wandelt durch die Matten,
Blumen unter ſeinem Fuß,
Dämmernd grün des Waldes Schatten,
Nachtigall giebt ihren Gruß.

Rückgezogen alle Gäſte,
Lerchen in dem Himmelblau,
Wald begeht die frohen Feſte,
Vöglein ſingen, rauſchen Weſte,
Duften Blumen auf der Au.
Ach wie ſüß und holdes Sehnen,
Nimmſt gefangen meine Bruſt,
Leiden ſind ihr unbewußt,
Wohlbewußt die Freudenthränen.

Aus der Ferne kommt ein Grüßen,
Gaſtlich kehrt es bei mir ein,
Wohlbekannt mir iſt der Schein,
Liebe läßt ihn niederfließen:
Rothe Lippen, euer Küſſen
Soll nun meine Andacht ſein.

499. Schwäbiſches Frühlingslied.

Von Ritter, mit einer reizenden Melodie, wird jährlich bei Schillers Todtenfeier im Mai geſungen und iſt ein Lieblingslied in Schwaben.

Regſt du, o Lenz! die jungen Glieder,
  Erwacht aus ſtarrer Dunkelheit,
Und kehrſt in neuem Glanze wieder,
  In aller deiner Lieblichkeit?
Kommſt du, vertraulich uns zu grüßen,
Der Welt ihr Leben zu verſüßen
  Und auszulöſchen Gram und Leid?

Ja, dich, den Liebling, zu empfahen,
  Lauſcht bange Sehnſucht allerwärts;
Es überſtrömt bei deinem Nahen
  Von Dank und Liebe jedes Herz.
Der Seele raſcheres Bewegen
Verkündet dich mit deinem Segen,
  Mit deinem Ernſt und deinem Scherz.

Mit Grün ſind mild bedeckt die Auen,
  Und Schlucht und Hügel ſind es auch,
In Blüthenſchnee gehüllt zu ſchauen
  Iſt Baum an Baum und Strauch an Strauch.
Die Blume träumt von Wonnetagen,
Und ſchalkhaft muntre Lüfte tragen
  Von dannen ihren Balſamhauch.

Und wo ſich hin das Ohr mag neigen,
  Den Forſt empor, die Flur entlang,
Da jauchzt und lockt es von den Zweigen,
  Da girrt's hervor vom Felſenhang.
Die Bäche, die dem Berg entfliehen,
Sie werden laut in Melodieen,
  Und ſelbſt die Luft iſt voll Geſang.

So mußte ſich die Erde ſchmücken,
  So klang's auf Höhen und im Thal,
Als des geweihten Sängers Blicken
  Der Tag erglänzt' zum letzten Mal.
Man hörte um ſein Grab erſchallen
Den Klageruf der Nachtigallen
  Und bleich entſchwand der Sonne Strahl.

Doch wenden wir den Blick vom Grabe
  Hinauf, wohin ſein Geiſt ſich hob,
Der gleich dem Lenz ſo manche Gabe
  Des Schönen unſerm Geiſt verwob!
Wir wollen keinen Schmerz erneuen,
Wir wollen uns des Frühlings freuen,
  Die Freude iſt ſein höchſtes Lob!

500. Arabiſches Badeliedchen.

Aus Hamaſa, von Rückert, S. 328.

Uns ſchirmte vor'm Hauch der brennenden Wüſt' ein Stromthal,
das ſelber umſchirmte doppeltes Laubgewinde.
Wir traten in ſein Gebüſch, das zu uns ſich neigte,
wie zärtlich ſich neigt die Amme zu ihrem Kinde;
Und ſaugten allda auf unſeren Durſt Kryſtallen,
und ſüßer als Wein, im Strome, der fließt ſo linde:
Das Mädchen, die hellen Kieſel im Grund erblickend,
erſchrickt und befühlet eilig ihr Halsgebinde.

---

501. Wiederhall.

Aus dem muſikaliſchen Zeitvertreiber, Nürnberg 1609, und im Wunderhorn, III. 71.

In dieſem grünen Wald
Wir wollen fröhlich ſingen,
Hört, wie es wiederhallt
Und fröhlich thut erklingen.

Ach wie ein' Lieblichkeit
Und holdſeliges Leben
Die ſchöne Sommerzeit
Und helle Sonn' thut geben.

Dieweil die Vögel all'
In Luſt und Freuden ſchweben;
Voraus die Nachtigall
Ihr Stimmlein thut erheben.

Warum ſoll uns denn nicht
Der Sang aus uns erfreuen?
Hört, Echo widerſpricht
Und will uns überſchreien.

Der Herr vom Himmelsthron
Woll' ſeine Gnade geben,
Daß wir den Sommer ſchon
Oefter mit Freud erleben.

502. Abendlied.

Von Claudius.

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Seht ihr den Mond dort ſtehen?
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön!
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſehn.

Wir ſtolze Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wiſſen gar nicht viel.
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte
Und ſuchen viele Künſte
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil ſchauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,

Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich ſein!

Wollſt endlich ſonder Grämen
Aus dieſer Welt uns nehmen
Durch einen ſanften Tod;
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unſer Herr und unſer Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kalt iſt der Abendhauch.
Verſchon' uns Gott mit Strafen
Und laß uns ruhig ſchlafen
Und unſern kranken Nachbar auch!

503. Abendlied.

Willkommen, o ſeliger Abend,
Dem Herzen, das froh dich genießt!
Du biſt ſo erquickend, ſo labend,
Drum ſei uns recht herzlich gegrüßt!

In deiner erfreulichen Kühle
Vergißt man die Leiden der Zeit,
Vergißt man des Mittages Schwüle
Und iſt nur zum Danke bereit.

Wenn ſäuſelnde Lüfte uns kühlen,
Kein Horcher, kein Lauſcher uns ſtört,
Dann wird unter Wonnegefühlen
Der Becher der Freundſchaft geleert.

Im Kreiſe ſich liebender Freunde,
Gelagert auf ſchwellendem Grün,
Verzeiht man dem fluchenden Feinde
Und läſſet in Frieden ihn ziehn.

Und drückt eine reizende Schöne
Im traulichen Dunkel die Hand: —
Kein Dichter beſchreibet die Scene,
Sie iſt mit dem Himmel verwandt.

Beim Wiederſchein himmliſcher Kerzen
Fei'rt Liebe den ſchönſten Triumph;
Da ſchlagen die Herzen an Herzen
Und Echo ruft leiſe: — Triumph!

Drum Heil dir, o Abend voll Milde!
Du ſchenkſt dem Ermüdeten Ruh',
Verſetzeſt in Edens Gefilde
Und lächelſt uns Seligkeit zu.

504. Bei Nacht.

Von Ludwig Tieck.

Im Windsgeräuſch, in ſtiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er ſeufzt und weint und ſchleicht ſo ſacht
Und ruft die Sterne an.
Mein Buſen pocht, mein Herz iſt ſchwer
In ſtiller Einſamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid.
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch ſo gerne!

Da klingt es plötzlich um ihn her
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht ſein Herz ſo ſchwer,
Er dünkt ſich neu erwacht.
O Menſch, du biſt uns fern und nah,
Doch einſam biſt du nicht;
Vertrau' uns nur, dein Auge ſah
Oft unſer ſtilles Licht.

Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

505. Arabiſches Herbſtlied.

Geiſt des Orients, von Günsburg, S. 222.

Was ſagt der Herbſt der Roſ' in's Ohr,
Daß ſie die Haube von ſich wirft?
Es ſtreut der Wind mit vollen Händen
Von Bäumen Blättergold herab.
Er fliegt in dieſer Blätter Plünderung
Wie Fledermäuſ' nach allen Seiten.
Auf finſtern Tannen glänzt der Schnee,
Wie weißer Bund auf Inderſcheitel.
Die Blätter ſind mit Roth gefärbt,
Weil ſie des Herbſtes Sturm verſchlangen.
Das Waſſer trägt nun Silbertafeln,
Wie Knaben, die zur Schule gehn.
Es ſchaut die Nachtigall die Roſe
Gefallen von dem Thron der Herrſchaft.
Aus Schnee trägt ſie ein Leichentuch
Und heißt nicht mehr des Lebens Säng'rin.

506. Der Regentag.

Von dem Amerikaner Longfellow, überſetzt von Freiligrath.

Der Tag iſt kalt und trüb und traurig;
Es regnet und der Wind weht ſchaurig;
Noch hält ſich die Reb' an der Mauer mit Noth,
Doch am Boden ſchon liegen die Blätter todt,
Und der Tag iſt trüb und traurig.

Mein Leben iſt kalt und trüb und traurig;
Es regnet und der Wind weht ſchaurig;

Noch hält ſich mein Geiſt an der Zeit, die geflohn,
Doch die Träume der Jugend, dicht fallen ſie ſchon,
Und die Tage ſind trüb und traurig.

Sei ſtill, mein Herz, und laß dein Kümmern;
Durch Wolken ſieh die Sonne ſchimmern;
Nicht du allein kennſt der Erde Qual,
Durch jedes Leben brauſt Sturm einmal:
Mancher Tag muß trüb ſein und traurig!

---

507. Herbſtlied.

Von Salis.

Bunt ſind ſchon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbſt beginnt.
Rothe Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.

Wie die volle Traube
Aus dem Rebenlaube
Purpurfarbig ſtrahlt!
Am Geländer reifen
Pfirſiche mit Streifen
Roth und weiß bemalt.

Sieh! wie hier die Dirne
Emſig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt;
Dort mit leichten Schritten
Jene goldne Quitten
In den Landhof trägt!

Flinke Träger ſpringen,
Und die Mädchen ſingen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder ſchweben
Zwiſchen hohen Reben
Auf dem Hut von Stroh!

Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröthe
Und im Mondenglanz;
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutſchen Ringeltanz.

508. Herbſtlied.

Von Ludwig Tieck.

Wie rauſchen die Bäume
  So winterlich ſchon;
Es fliegen die Träume
  Der Liebe davon!
Und über Gefilde
  Ziehn Wolkengebilde,
Die Berge ſtehn kahl,
  Es ſchneidet ein Regen
Dem Wandrer entgegen,
  Der Mond ſieht in's Thal,
Ein Klagelied ſchallt
  Aus Dämmrung und Wald:

Es verwehten die Winde
  Den treuloſen Schwur,
Wie Blitze geſchwinde
  Verſchüttet vom Glück ſich die goldene Spur;
O dunkles Menſchenleben,
  Muß jeder Traum einſt niederſchweben?
Roſen und Nelken
  Bekränzen das Haupt,
Und ach! ſie verwelken,
  Der Baum ſteht entlaubt,
Der Frühling, er ſcheidet,
  Macht Winter zum Herrn,
Die Liebe vermeidet
  Und fliehet ſo fern. —

Verworrenes Leben,
Was iſt dir gegeben? —
Erinnern und Hoffen
Zur Qual und zur Luſt —
Ach! ihnen bleibt offen
Die zitternde Bruſt.

509. Die letzte Roſe.

Von Thomas Moore, überſetzt von Pfizer.

Letzte Roſe des Sommers —
Noch allein blüht ſie dort!
All' die lieblichen Schweſtern
Sind welk und ſind fort.
Keine Blum' ihrer Gattung,
Keine Knospe mehr lauſcht,
Die ſpiegelt ihr Erröthen,
Mit ihr Seufzerduft tauſcht.

Verlaſſ'ne, nicht ſollſt du
Hinſchmachten am Strauch!
Wenn die Lieblichen ſchlummern,
Geh', ſchlummre du auch!
Sanft ſtreu' deine Blätter
Auf dem Beet ich umher,
Wo duftlos und todt liegt
Der Schweſtern ſüß Heer.

So mög' ich auch bald folgen,
Wird Freundſchaft dem Staub,
Und die Thauperl' am Kelche
Der Liebe zum Raub.
Wenn das treue Herz modert
Und das zärtliche floh:
Ach! in öder Welt einſam —
Wer noch weilte gern ſo?

510. Der Schnee.

Aus dem Diwan des türkiſchen Dichters Baki, überſetzt von Hammer, S. 13.

Mit Schnee iſt nun bedeckt des Walds, der Fluren Luſt;
So decket Maal der Reu' des frommen Büßers Bruſt.
Das Silber, das der Himmel auf die Erde ſtreute,
Las Berg und Thal zuſammen ſich als reiche Beute.
Der Drechsler, der den Becher dieſer Welt gedreht,
Hat nun den Abfall in dem Schnee herabgeſä't.
Weil aus der Wolke Saum das Silber fließet nieder,
Beugt, es zu ſammeln, bis zur Erde ſich der Flieder.
Wer ſich in dieſer Zeit Geduld aufſpeichern kann,
Wird, wie der Strauch des Felds, zuletzt ein reicher Mann.
Der Winter iſt der jüngſte Tag; es iſt kein Wunder,
Wenn aus der Erd' aufſteht der Silberminen Plunder.
An jedem Aſte hängt ein Spiegel jetzt von Eis,
Baumwollen-Krämpler ſind die Bäume und das Reis.
Wird in der höhern Welt vielleicht jetzt Lenz gefeiert?
Sind dies die Blüthen, die der Wind herunter ſcheuert?

511. Der Winter.

Von Beranger, überſetzt von Rubens.

Nirgends eines Vogels Spur,
Weit und breit des Winters Schrecken;
Und mit eiſ'gem Mantel decken
Stadt und Dorf ſich, Feld und Flur.
Wie die blanken Scheiben funkeln,
Blühend, blitzend in Karfunkeln!
Thüren ſchrillen, und im Dunkeln
Schnatternd ſchleicht mein Hund herein.
Aus der Aſche laßt zur wackern
Glut entfacht die Flamme flackern,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Wandersmann, was denkſt du doch?
Geh' zu Vater und Geſchwiſtern.

Deutlich an des Feuers Kniſtern
Merk' ich: kälter wird es noch.
Kälte thut mir nichts zu Leide,
Röschen kommt im Winterkleide,
Läßt gehüllt in Pelz und Seide
Linden Schutz mir angedeihn.
Schätzchen, deine Hände frieren,
Sitz' auf's Knie mir ohne Zieren,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Dunkel wird's, es kommt die Nacht
Auf dem Schnee daher geſchlichen.
Röschen, nun der Tag entwichen,
Hält bei uns die Liebe Wacht.
Doch ein Pärchen noch, ein heitres!
Eingetreten, ohne Weitres!
Kommen konnte nichts Geſcheitres,
Um ſo fröhlicher wird's ſein.
Mehr aus Lieb' als Froſt zuſammen
Rückt und drückt euch um die Flammen,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Für das Koſen faſt zu hell
Iſt's beim unbeſcheidnen Lichte;
Röschen bringt ein Paar Gerichte,
Wie ſo köſtlich, wie ſo ſchnell!
Und den Appetit zu mehren,
Giebt der Freund uns Räubermähren
Und geſpenſtiſche Affairen,
Schrecklich, aber wahr, darein.
Brennend ſchlägt der Punſch in ſpitzen
Flämmchen auf und grünen Blitzen,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Mag der Winter noch ſo dicht
Berg und Thal mit Eis umhüllen,
Noch ſo dumpf der Nordwind brüllen,
Unſre Lieder ſtört er nicht.
Stille Luſt nicht zu verſäumen,
Eine Welt voll ſchönen Träumen

Aufzubaun in engen Räumen
Lädt der traute Herd uns ein.
Laßt die Thüren nur verſchloſſen,
Und, bis wieder Roſen ſproſſen,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

B. Haus- und Arbeitslieder.

512. Chineſiſches Geburtstagslied.

Aus Schiking, von Rückert, S. 38.

An des Hauſes Pforte
Stellt ſich rechts der Knecht,
Und am andern Orte
Links die Magd zurecht,
Harrend, bis es ſich erweiſet,
Welch' Geſchlecht
Die gebar, die jetzt im Hauſe kreiſet.

Jedes hält ein Zeichen
Von Bedeutung ſchwer,
Die ſich beide gleichen,
Ungleich doch ſo ſehr.
Nämlich den beſennten Bogen
Schwinget er,
Sie die Spindel weich mit Garn bezogen.

Wenn man auf die Windel
Legt ein Mägdelein,
Steckt die Magd die Spindel
An den Pfoſten fein.
Nichts beſcheert iſt einem Mädchen,
Als allein
Still zu ſpinnen feines Glückes Fädchen.

Ob ſie Jungfrau bleibe,
Oder ſei vermählt;
Schande jedem Weibe,
Der die Spindel fehlt!
Wenn der Kaiſer ſie zu ſeiner
Gattin wählt,
Spinne ſie das Fädchen um ſo feiner.

Wenn das Glück gewogen
Einen Knaben ſchenkt,
Kühn wird Pfeil und Bogen
Vor dem Thor verſchränkt.
Stets ſei er zum ernſten Spiele
Hingelenkt,
Ob er niedriger, ob höher ziele.

Welch' Geräth berühren
Er noch ſonſt mag klug,
Ob die Feder führen,
Oder ob den Pflug;
Führt er nicht auch Pfeil und Bogen
Gut genug,
Iſt das Vaterland um ihn betrogen.

Unſre Pfeile müſſen
Schwirren in der Luft,
Feinde ſcharf begrüßen,
Wo der Kaiſer ruft;
Dann nach abgethanen Schrecken
Unter'm Duft
Schatt'ger Wälder Jagdluſt ihm erwecken.

513. Die junge Frau.

Aus Schiking, dem älteſten Liederbuch der Chineſen, überſetzt von Rückert, S. 11.

Von ihrer Eltern Haus ging
Die junge Frau in's Thal;
Wie zierlich ihr am Arm hing
Das Körbchen lang und ſchmal!

So zierlich ihr am Arm hing
Das Körbchen lang und ſchmal,
Darein ſie an zu leſen fing
Blumen und Kraut im Thal.

Das Körbchen war zur Hälfte voll,
Als eine Thräne lief,
Die Bruſt von einem Seufzer ſchwoll,
Die Jungvermählte rief:

Es kommt mir Jemand in den Sinn,
Der mir bewegt das Herz.
Sie warf am Weg die Blumen hin:
Fahr' wohl, du Mädchenſcherz!

Ihr Mägde, blicket nur, o ſeht,
Ob dort ſich hebt kein Staub.
Ein Staub von meinem Gatten geht
Mir über Gras und Laub.

514. Häuslichkeit.

Friderici Ehren-Liedlein, Roſtock 1614. XXIV. Wunderhorn II. 13.

An allem Ort und Ende,
Soll der geſegnet ſein,
Den Arbeit ſeiner Hände
Ernähret ſtill und fein,
Gott will ihm dazu geben
Ein' Ehfrau tugendreich,
Die ein'r fruchtbarn Weinreben
Sich ſoll verhalten gleich.

Recht wie junge Oelzweige
Wachſen und grünen friſch,
So ſollen in der Reihe
Die Kindlein um den Tiſch
Gar fein und höflich ſtehen,
In Zucht und guter Sitt',
Der Vater ſoll ſie ſehen
Im dritt und vierten Glied.

515. Polniſches Ernteliedchen.

Volkslieder der Polen, 1833, S. 18.

Komm doch, Herr, und laß dich ſehen!
Auch du, Herrin, laß die Schlüſſel klingen,
Auch du, Fräulein, komm und ſpiel' mit uns,
Denn drei Kränze brachten wir für's Haus.

Der eine iſt von hundertjähr'gem Eichenlaub,
Der zweite von tauſendkörnigen Aehren geflochten;
Der dritte, der dritte iſt ſchöner als Eiche und Aehren —
Doch den zeigen wir noch nicht.

Und den Kranz von Laub, den geben wir dem Herrn,
Auf daß er das rüſtige Alter der Eiche erlebe;
Und den Kranz von Aehren, den geben wir der Frau,
Auf daß Ueberfluß in ihrem Hauſe gaſte.

Und den dritten, den flechten die Mädchen dem Mädchen
Des Morgens von Blumen und Thau,
Auf daß ſie friſch wie ein Thautropfen bleibe,
Und ihre Aeuglein wie Kornblumen glänzend.

---

516. Mutterfreude.

Von Leopold, Graf Stolberg.

Schlafe, ſüßer Knabe,
mir am Buſen ein.
Wohl mir, daß ich habe
dich, mein Bübelein!
Unter dieſem Herzen,
Bübchen, trug ich dich;
hier an dieſem Herzen,
Bübchen, ſäug' ich dich.

Kühle Weſte dringen
in den Buſch hinein,
kleine Vögel ſingen
ihre Jungen ein.
Bübchen, es erſchallet
mein Geſang für dich;
Bübchen, es umwallet
meine Locke dich.

In dem warmen Neſte
liegt das Vöglein weich,
in dem Schirm der Aeſte,
unter'm Blüthenzweig.
Sanfter Schlummer labe
dich in meinem Arm;
ruhe, ſüßer Knabe,
ruhe weich und warm!

517. Wiegenlied.

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Der Vater hüt' die Schaf,
Die Mutter ſchüttelt's Bäumelein,
Da fällt herab ein Träumelein.
Schlaf, Kindlein, ſchlaf.

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Am Himmel ziehn die Schaf,
Die Sternlein ſind die Lämmerlein,
Der Mond der iſt das Schäferlein.
Schlaf, Kindlein, ſchlaf.

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Chriſtkindlein hat ein Schaf,
Iſt ſelbſt das liebe Gotteslamm,
Das um uns all zu Tode kam.
Schlaf, Kindlein, ſchlaf.

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
So ſchenk ich dir ein Schaf,
Mit einer goldnen Schelle fein,
Das ſoll dein Spielgeſelle ſein.
Schlaf, Kindlein, ſchlaf.

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Und blök nicht wie ein Schaf,
Sonſt kommt des Schäfers Hündelein
Und beißt mein böſes Kindelein.
Schlaf, Kindlein, ſchlaf.

Schlaf, Kindlein, ſchlaf.
Geh fort und hüt die Schaf,
Geh fort, du ſchwarzes Hündelein,
Und weck mir nicht mein Kindelein.
Schlaf, Kindlein, ſchlaf.

518. Niederrheiniſches Wiegenlied.

Kretzſchmers Volkslieder II. Nr. 355. S. 647.

Die Blümelein ſie ſchlafen
Schon längſt im Mondenſchein,
Sie nicken mit den Köpfen
Auf ihren Stengelein.
Es rüttelt ſich der Blüthenbaum,
Er ſäuſelt wie im Traum:
Schlafe, ſchlafe,
Schlaf' du, mein Kindelein!

Die Vögelein ſie ſangen
So ſüß im Sonnenſchein,
Sie ſind zur Ruh gegangen
In ihre Neſtchen klein.
Das Heimchen in dem Aehrengrund,
Es thut allein ſich kund:
Schlafe, ſchlafe,
Schlaf' du, mein Kindelein!

Sandmännchen kommt geſchlichen
Und guckt durch's Fenſterlein,
Ob irgend noch ein Liebchen
Nicht mag zu Bette ſein.
Und wo er nur ein Kindchen fand,
Streut er ihm in die Augen Sand.
Schlafe, ſchlafe,
Schlaf' du, mein Kindelein!

Sandmännchen aus dem Zimmer,
Es ſchläft mein Herzchen fein,
Es iſt gar feſt verſchloſſen
Schon ſein Guckäugelein;
Es leuchtet morgen mir willkomm
Das Aeugelein ſo fromm!
Schlafe, ſchlafe,
Schlaf' du, mein Kindelein!

519. Niederländiſches Wiegenlied.

Aus Wolffs Halle der Völker, I. 121.

Es dunkelt, mein Röschen,
Nun ſpiele nicht mehr,
Ich leg' dich zur Ruhe,
Dich ſchläfert ſo ſehr.
Du liegſt in der Wiege
So warm und ſo ſacht,
Mög' Gott dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht!

Da liegſt du mein Alles
In friedlicher Ruh;
Nun ſchließt ſich dein Mündchen,
Die Aeuglein gehn zu.
Doch ſieh, wie der Engel
Im Traume ſüß lacht;
Mög' Gott dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht! —

Da liegſt du mein Alles
In ſchuldloſer Ruh';
Meine Bruſt iſt dein Himmel,
Die Welt lacht dir zu. —
Noch ſchläfſt deiner Triebe
Einſt drohende Macht. —
Mög' Gott dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht!

Glückſelig, mein Röschen,
Wer ſchlummert wie du!
O bleibe dir immer
Die ſchuldloſe Ruh'! —
Die Liebe der Mutter
Dich ſorgend bewacht;
Mög' Gott dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht!

520. Die goldene Hochzeit.

Schottiſches Lied, bearbeitet von Herder.

Vor manchen, manchen Jahren,
Als ich zuerſt dich ſah,
War deine Locke rabenſchwarz,
Braun deine Wange da.
Jetzt iſt die Wange bläſſer,
Wie Silber glänzt dein Haar,
Und dennoch biſt du lieber mir,
Ja lieber,
Als mir der Jüngling war.

Des Lebens ſchroffen Hügel
Erſtiegen Hand in Hand
Wir, wie es Wind und Wetter gab,
Hin über Fels und Sand.

Jetzt iſt der Abend milder,
Wir ſtiegen ſanft hinab,
Und dort am Fuß erwartet uns
Zuſammen
Ein Brautgemach, das Grab.

Wohlauf, ihr Söhn' und Töchter,
Singt unſern Hochgeſang,
Und ſtreuet Myrthen vor uns her
Den kurzen Weg entlang.
Und preiſet jede Stunde,
Die uns der Himmel gab,
Je länger und je lieber,
Je lieber,
Umſchatt' einſt unſer Grab.

521. Der Großvatertanz.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamſell und Madam.
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren echt deutſch noch an Seel' und an Leib.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da herrſchte noch ſittig verſchleierte Scham.
Man trug ſich fein ehrbar und fand es nicht ſchön,
In griechiſcher Nacktheit auf Straßen zu gehn.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirthſchaft kein widriger Kram.
Sie las nicht Romane, ſie ging vor den Herd,
Und mehr war ihr Kind als ein Schooßhund ihr werth.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war es ein Biedermann, den ſie bekam.
Ein Handſchlag zu jener hochrühmlichen Zeit
Galt mehr, als im heutigen Leben ein Eid.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da ruhte die Selbſtſucht gefeſſelt und zahm.
Sie war nicht entbrochen den Banden der Scheu,
Wie jetzo ein alles verſchlingender Leu.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war noch die Thatkraft der Männer nicht lahm;
Der weibiſche Zierling, der feige Fantaſt
Ward ſelbſt von den Frauen verhöhnt und gehaßt.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da rief noch der Vaterlandsfreund nicht voll Gram:
„O gäbe den Leutchen ein holdes Geſchick
Die glücklichen Großvaterzeiten zurück!“

---

522. Spinnerlieder.

Aus des Knaben Wunderhorn III. 36 u. 40.

I.

Spinn, Mägdlein, ſpinn!
So wachſen dir die Sinn,
Wachſen dir die gelbe Haar,
Kommen dir die kluge Jahr!

Ehr, Mägdlein, ehr
Die alte Spinnkunſt ſehr;
Adam hackt und Eva ſpann,
Zeigen uns die Tugend-Bahn.

Lieb, Mägdlein, lieb
Der Hanna ihren Trieb;
Wie ſie mit der Spindel kann
Nähren ihren blinden Mann.

Preis, Mägdlein, preis
Der Mutter Gottes Fleiß;
Dieſe heilge Himmelskron
Spann ein Röcklein ihrem Sohn.

Sing, Mägdlein, ſing,
Und ſei fein guter Ding;
Fang dein Spinnen luſtig an,
Mach ein frommes End daran.

Lern, Mägdlein, lern,
So haſt du Glück und Stern;
Lerne bei dem Spinnen fort
Gottes Furcht und Gottes Wort.

Glaub, Mägdlein, glaub,
Dein Leben ſei nur Staub;
Daß du kommſt ſo ſchnell ins Grab,
Als dir bricht der Faden ab.

Lob, Mägdlein, lob,
Dem Schöpfer halte Prob;
Daß dir Glaub und Hoffnung wachs,
Wie dein Garn und wie dein Flachs.

Dank, Mägdlein, dank
Dem Herrn, daß du nicht krank,
Daß du kannſt fein oft und viel
Treiben dieſes Rockenſpiel.
Dank, Mägdlein, dank.

2.

Spinn, ſpinn, meine Tochter,
Ich kauf dir ein Paar Schuh.
Ja, ja, meine liebe Mutter,
Auch Schnallen dazu;
Kann wahrlich nicht ſpinnen,
Von wegen meinem Finger,
Meine Finger thun weh.

Spinn, ſpinn, meine liebe Tochter,
Ich kauf dir ein Paar Strümpf.
Ja, ja, meine liebe Mutter,
Schön Zwicklen darin;

Kann wahrlich nicht ſpinnen,
Von wegen meinem Finger,
Meine Finger thun weh.

Spinn, ſpinn, meine liebe Tochter,
Ich kauf dir einen Mann.
Ja, ja, meine liebe Mutter,
Der ſteht mir wohl an;
Kann wahrlich gut ſpinnen,
Von all meinen Fingern
Thut keiner mir weh.

523. Mein Pflüger.

Schottiſch, von Burns, überſetzt von W. Gerhard.

Mein Pflüger iſt gar ſchlank und hübſch,
Ein luſtig, treues Blut, jo!
Das Strumpfband knüpft er unter'm Knie,
Die Mütze ſteht ihm gut, jo!

Wählt euch zum Schatze, wen ihr wollt,
Den Jäger, Fiſcher, Krieger:
Ich lobe meinen Pflüger mir —
Juchhei! — den muntern Pflüger!

Oft tritt er Abends ganz durchnäßt,
Ermüdet, in das Stübchen.
„Wirf deine naſſen Kleider weg
Und geh' zu Bett, mein Bübchen!"

Die Strümpfe waſch' ich meinem Schatz
Und plätt' ihm Hemd und Kragen;
Das Bettlein hab' ich auch gemacht,
Das wird ihm wohlbehagen.

Ich war in Oſt und war in Weſt
Und auch im nächſten Städtchen: —
Doch wenn mein Schatz zu Tanze geht,
Beneiden mich die Mädchen.

Schneeweiße Strümpfe trägt er da
Und blanke Silberſchnallen,
Die blaue Mütz' ein wenig ſchief —
Und ſo gefällt er Allen.

Ja, Scheun' und Acker ſind mir lieb,
Denn ſeit dem Hochzeitmorgen
Seh' ich die Schüſſel täglich voll
Und habe keine Sorgen.

Wählt euch zum Schatze, wen ihr wollt,
Den Jäger, Fiſcher, Krieger!
Ich lobe meinen Pflüger mir —
Juchhei! — den wackern Pflüger!

---

524. Bergmannslied.

Erk, neue Sammlung deutſcher Volkslieder IV. Nr. 72.

Friſch auf, friſch auf!
Der Steiger kommt;
:,: Er hat ſein helles Licht Bei der Nacht :,:
:,: Schon angezünd't. :,:

Schon angezünd't;
Es giebt ſein'n Schein.
Und damit ſo fahren wir Bei der Nacht
In's Bergwerk hinein.

In's Bergwerk hinein,
Wo die Bergleute ſein;
Und da graben ſie das Silber und das Gold Bei der Nacht
Aus Felſenſtein.

Der Eine gräbt das Silber,
Der Andre das Gold;
Und dem ſchwarzbraunen Mädelein Bei der Nacht,
Dem ſein ſie hold.

525. Appenzeller Kuhreihen.

Aus Toblers Appenzeller Sprachſchatz S. 124.

Wönn = d = er iha, wönn = d = er iha, Loba?
Alſama mit Nama, die alta, die junga, die alta,
Alſama Loba, Loba = = = = Loba, Loba, Lo = = = = ba.
Chönt aleſama, alſama, alſama Lo = = ba Lo = = = ba.
Wenn = i em Vech ha pfeſſa, ha pfeſſa, ha pfeſſa, ha pfeſſa,
So chönd alſama zuhaſchlicha, — ſchlicha, wol zuha, da zuha.
Trib iha alſama, wol zuha, das zuha.
Höpſch ſönds ond frei, holdſälig dazue. Loba, Lo = = = ba.

Wäß wol, wenn = er's Singa vergod:
Wenn e Wiega i = der Stoba ſtod,
Wenn de Ma mit Füſta dre ſchlod
Ond der Loſt zue ala Löchera inabloſt.
Lo = = ba, Lo = = = ba, Loba, Loba, Lo = = = ba.

Trib iha, iha alſama, n' alſama:
Die Hinked, die Stinked; die Bbletzed, die Gſchegget;
Die Gflecket, die Bbläſſet; die Schwanzert, Tanzert;
Glinzeri, Blinzeri, d' Lehneri, d' Fehneri; d' Schmalzeri, d' Hasleri,
D' Moſeri; 's Halböhrli, 's Möhrli; 's Eöugli, 's Triefäugli;
Die erſt Gel ond die Alt; 's Chrommbe ond die E;
Der Großbuch und die Ruch; d' Langbeneri, d' Haglehneri, —
Trib iha wol zuha, da zuha, das zuha. Lo = = ba. —
Sit das i gwibet ha,
Ha n' i ke Brod me ka,
Sit das i gwibet ha,
Ha n' i ke Glöck me ka, Lo = = ba. —

Wenn's aſa wol god
Ond niena ſtill ſtod,
So iß jo grotha, Loba, Lo = = ba. —
's iß kena Lüta bas, as öſera Chüeha;
Si trinkid oſ = ſem Bach, ond mögid trüeha.

526. Kuhreihen aus dem Haslithal.

Kretzſchmers Volkslieder II. Nr. 309 S. 557.

Har Kuhli! ho Lobe! hie unte, hoch obe,
Trib uſe, trib inne, den Reigen anſtimme;
Bring z'erſt die Dreichelkuh,
Die Brämi, die Giger, die Nämi, die Stiger,
Die Melche, die Galte, die Junge, die Alte,
Trib o fri wacker zu.
Die Groß́e, die Kleine, die Gliche, die Gemeine,
Muß ine thu!
Ach, Schätzeli, häb en guete Muet,
Am Fridag wei mer fahre.
Es Ziger und Patznideli,
Das chaſt denn eſſe, Lideli!
A dir will i nit ſpare!

Chühreiben im Maien! gang Bub, du mußt reihen,
Bring d' Brandi und d' Hägi, d' Holbandi und d' Schäggi
Wohl ab der grüne Weid!
Die Schwarze und Albe, die Rothe und Falbe,
Die Harte und Linde, die G'mache und G'ſchwinde!
Leg an dis Hirtechleid.
Bring d's Kränzli und Pfifer, das Schnäpfli und Schlifer
Wohl ab der Weid!
O angenehmi Sommerzeit,
Uf ſchöne wilde Heide
Git 's ſchöne grüne Plätzeli,
Mein herzgeliebtes Schätzeli,
Von dir mag i nit ſcheide!

Der Gade, wie Fade! gang Bub, es möcht ſchade!
Trib's g'mächli zum Bächli, das Brückli het Lückli,
Nimm dinen Hirtenſtab.
La dat Spiesli nit ſteche, das Brückli möcht breche,
La keini id 's Stägli, trib alle im Wägli,
Fahr ordeli vorab!
La keini vor Dure, bis all' a der Fure,
Denn trib ſe im Trab;
's is eine ja 'ne große Narr
Der b'ſtändig um Geld ſorget;
Mußt eſſe, trinke, luſti ſi,
Beim ſüße Moſt un kühle Wi,
So lang der Wirth is borget!

C. Trinklieder.

527. Altgriechiſches Trinklied.

Von Anakreon, Nr. 19, überſetzt von Ramler.

Die ſchwarze Erde trinket;
Es trinkt der Baum ſie wieder;
Das Waſſer trinkt die Lüfte,
Die Sonne trinkt das Waſſer,
Sogar der Mond die Sonne:
Was wollt ihr denn, ihr Freunde,
Das Trinken mir verwehren?

528. Chineſiſches Trinklied.

Aus Schiking, von Rückert, S. 249.

Unſre Gäſte werden trunken
Und der Anſtand höret auf.
Ihre Augen ſprühen Funken
Und die Zung' hat freien Lauf.

Die verſchobnen Mützen ſchwanken,
Hangen nur an einem Haar;
Steife Bein' im Tanze wanken,
Alte Stimmen ſingen klar.

Da du mir nur Becher leerteſt,
Biſt du ſchon wie ausgetauſcht;
Wenn du um noch einen kehrteſt,
Wäreſt du wohl gar berauſcht.

Zwar ich muß mich deiner ſchämen,
Weil ich völlig nüchtern bin;
Doch willſt du mit heim mich nehmen,
Führe ſacht' mich immerhin!

Zwar du führeſt mich in Pfützen,
Doch mir ſelber ſchwankt der Kopf.
Laß auf deinen Arm mich ſtützen,
Und ich halte dich beim Schopf.

529. Perſiſches Trinklied.

Aus dem Diwan des Hafis, überſetzt von v. Hammer, II. 187.

Steh' auf, wir wollen das Ordenskleid
Zur Schenke tragen.
Wir wollen heiliges Gaukelſpiel
Zu Markte tragen.

Die Ohren habe ich mir verſtopft
Vor aller Predigt,
Wie lang' ihr Prediger wollt ihr noch
Die Schande tragen?

Daß alle Frommen das Glas zugleich
Zum Trunk ergreifen,
Laßt uns die Leiern in der Früh
Zum Wirthe tragen.

Zum Zehrungsgeld für Betrunkene,
Für Calendere,
Laßt uns zum Käufer das Ordenskleid,
Den Teppich tragen!

Und werden Dornen von Frommen uns
In Weg geleget,
Belohnen wollen mit Roſen wir
Solch ein Betragen.

Vor unſerem wollenen Kleide ſelbſt
Iſt's eine Schande,
Wenn wir mit ähnlichem Sinn den Ruhm
Der Tugend tragen.

Wer nicht den Werth der Zeit erkennt,
Sie nicht benützet,
Wird über ihre Verwendung einſt
Viel Reue tragen.

Vom hohen Dache des Himmels ſtürzt
Das Unglück nieder,
Wir wollen Sicherheitshalb ſogleich
Zur Schenk' uns tragen.

530. Türkiſches Trinklied.

Aus Baki's Diwan, überſetzt von J. v. Hammer, S. 88.

Iſt als Freudengeber nicht das Glas viel beſſer?
Iſt als Luſtigmacher nicht der Wein viel beſſer?
Giebt es einen reinern Trinkort als die Flaſche,
Deren Bruſt ein reiner Spiegel und viel beſſer?
Becher iſt beim Feſt ein zarter Schöner,
Deſſen Antlitz lieblicher als Roſ' und beſſer.
Als Gefährte, um den Gram hinweg zu jagen,
Iſt fürwahr ein Glas vom rothen Wein viel beſſer.
Baki, in der Schenke iſt der Staub des Thors
Mehr als Dara's Weltenherrſchaft und viel beſſer.

531. Die deutſchen Weine.

Aus Widmanns muſikaliſcher Kurzweil, Nürnberg 1623.

Zu Klingenberg am Maine,
Zu Würzburg an dem Steine,
Zu Bacharach am Rhein,
Hab' ich in meinen Tagen
Gar oftmals hören ſagen,
Soll'n ſein die beſten Wein'.
Jung'! ſchenk' mir ein
Ein Gläslein fein,
Und bring' mir's her,
Wie ich's begehr'.
Mein lieber Herr!
Ich will euch dieſen bringen,
Fröhlich und guter Dingen.
Friſch auf ihr Herrn! her und dran,
Das Fäßlein hat kein'n Panzer an.

Bin ich ſchon nit am Maine,
Zu Würzburg an dem Steine,
Noch dieſesmal am Rhein,
Sein dennoch andre Reben,
Die auch gut Säftlein geben,
Lieblich und edle Wein'.
Jung'! ſchenk' mir ein u. ſ. w.

Im Wirtenberger Lande
Iſt weit und breit bekannte
Das edle Neckarthal,
Da wächſt ein geſunder Safte,
Der giebt uns gute Kräfte,
Mit Freuden oftermal.
Jung'! ſchenk' mir ein u. ſ. w.

Und kann ein Land nit haben
Des edlen Weines Gaben,
So führt's der Fuhrmann drein.
Darum an allen Orten
Von viel und manchen Sorten
Wird gefunden guter Wein.
Jung'! ſchenk' mir ein u. ſ. w.

Im fruchtbar'n Taubergrunde
Wächſt Wein ſtark und geſunde,
Auch an viel Orten mehr,
Dabei wir fröhlich ſingen,
Und oft mit Freuden ſpringen,
Gut Wein jagt Trauern fern.
Jung'! ſchenk' mir ein u. ſ. w.

In Oeſterreich und Steier
Sind gewachſen fern und heuer
Geſund' und gute Wein',
So die Leut' luſtig machen,
Daß ſie ſingen und lachen,
Tag und Nacht fröhlich ſein.
Jung'! ſchenk' mir ein u. ſ. w.

532. In dulci jubilo.

Altes deutſches Studentenlied.

In dulci jubilo
Nun ſinget und ſeid froh,
Unſers Herzens Wonne
Latet in poculo,
Gezapfet aus der Tonne
Pro hoc convivio,
:,: Nunc, nunc, bibito. :,:

O crater parvule,
Nach dir thut mir ſo weh,
Erfreue mein Gemüthe,
O potus optime,
Durch deines Weines Güte,
Et vos concinite,
:,: Vivant socii. :,:

O vini caritas,
O Bacchi lenitas,
Wir haben 's Geld vertrunken
Per multa pocula,
Doch haben wir zu hoffen
Nummorum gaudia;
:,: Ei, wären ſie da! :,:

Ubi sunt gaudia?
Nirgends mehr, denn da,
Wo die Burſchen ſingen
Selecta cantica,
Und die Gläſer klingen
In villae curia;
:,: Ei, wären wir da! :,:

Zum Beweiſe, wie geiſtliche und weltliche Lieder in einander übergingen, ſiehe hier das entſprechende Kirchenlied:

In dulci jubilo
Nun ſinget und ſeid froh!
Unſres Herzens Wonne
Liegt in praesepio!
Und leuchtet als die Sonne
In matris gremio.
Alpha es et O!

O Jesu parvule!
Nach dir iſt mir ſo weh!
Tröſt mir mein Gemüthe,
O puer optime,
Durch alle deine Güte,
O princeps gloriae!
Trahe me post te!

O Patris caritas!
O nati lenitas!
Wir wär'n All' verdorben
Per nostra crimina,
So hat er uns erworben
Coelorum gaudia!
Eja! wär'n wir da!

Ubi sunt gaudia?
Nirgend mehr denn da,
Da die Engel ſingen
Nova cantica,
Und da die Schellen klingen
In regis curia.
Eja! wär'n wir da!

---

533. Trinklied.

Aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, im Wunderhorn II. 423.

Die liebſte Buhle, die ich han,
Die liegt beim Wirth im Keller,
Sie hat ein hölzern Röcklein an,
Und heißt der Muskateller.
Sie hat mich nächten trunken gemacht,
Und fröhlich mir den Tag vollbracht,
Drum wünſch ich ihr ein gute Nacht.

Sie hat mich auch ſo angelacht,
Daß ich die Sprach verloren,
Und hat mir geſtern Bauchweh gemacht
Wohl zwiſchen meinen Ohren;
Drum thu ich ihr ein Poſſen heut,
Und bring zu ihr ein andre Maid,
Die mag mit ihr beſtehn den Streit.

Nun, Mägdlein, halt dein Kränzlein feſt,
Daß du nicht kommſt zum weichen,
Mein Wein thut heut gewiß ſein Beſt,
Gar ſanft wird er einſchleichen.
Mein Herz hält Waſſer als ein Sieb
Mein Buhl, er iſt mir gar zu lieb.
Steig ein, ſchleich ein du lieber Dieb.

Soll ich mein Kränzlein halten feſt,
Das ſein hängt an der Pforten,
Viel lieber wär ich nie geweſt
In dieſem ſchweren Orden.
Mein Buhl dreht mir die Sinnen all,
Das Gläslein hat ein glatten Schall,
Gib acht mein Knab, daß ich nit fall.

Und wenn es in ein faul Faß käm;
So müßt mein Wein verſauren,
Und wenn ich eine andre nähm,
So müßt mein Herz vertrauren;

Drum will mein Buhl mir ſtehen bei,
Er lehrt mich ſagen alſo frei,
Daß ich dich mein mit ſteter Treu.

Und wär ein Fäßlein noch ſo rein,
So findt man Druſen drinnen,
Und wär ein Knabe noch ſo fein,
Iſt er doch falſch von Sinnen.
Mit Spinnen voll ein Zuckerlad,
O weh, der mich verführet hat
Auf dieſen ſteilen Rebenpfad.

Ach Mägdlein, laß dein Weinen ſein,
Bis daß geweint die Reben,
Und bringſt du mir ein Knäbelein,
Ein Winzer ſoll es geben,
Und bringſt du ein klein Mägdelein,
Soll's nähen mit der Nadel fein
Den Schlemmern ihre Hemdelein.

---

534. Weingruß.

Vom Meiſterſänger Hans Roſenpluet.

Nun grüß' dich Gott, du edeles Getrank,
Erfriſch' mir meine Leber — ſie iſt krank —
Mit deinen geſunden heilſamen Tropfen.
Du kannſt mir all' meine Trauer verſtopfen.
Selig ſei der Winzer, der um dich hackt,
Selig ſei der Leſer, der dich abzwackt
Und dich in einen Kübel legt,
Selig ſei der, der dich in die Kelter trägt,
Selig ſei der Küfer und die Hand,
Die dich mit Reifen umband
Und dir gemacht ein hölzern Haus,
Selig ſei der, der dich rufet aus,
Selig ſei der Wirth, der das Schenken erdacht,
Selig ſei der Bot', der dich hergebracht,
Selig ſei der, der dich hat eingeſchenkt!

Unſelig ſei der, der das erdenkt,
Daß man das Maß ſoll machen klein.
Nun behüt' dich Gott vor dem Hagelſtein
Und vor des kalten Reifes Froſt,
Du ganz Labung, du halbe Koſt!
Selig müſſen die Alle ſein,
Die da gerne trinken Wein;
Denen muß Gott allzeit Wein beſcheeren,
Und Speiſe, damit ſie den Leib ernähren.
So will ich denn der Erſt' ſein, der dir Bahn bricht
Und mit einem tüchtigen Trunk dich anſticht.

535. Studentenlied.

Ça, ça geſchmauſet!
Laßt uns nicht rappelköpfiſch ſein!
Wer nicht mit hauſet,
Der bleib' daheim!
Edite, bibite, collegiales,
Post multa saecula
Pocula nulla!

Der Herr Profeſſor
Lieſt heut kein Collegium,
Drum iſt es beſſer,
Man trink' eins 'rum!
Edite etc.

Auf, auf, ihr Brüder,
Erhebt den Bacchus auf den Thron,
Und ſetzt euch nieder!
Wir ſitzen ſchon!
Edite etc.

So lebt man immer,
So lang' der ſchöne Lenz uns winkt,
Und Jugendſchimmer
Die Wangen ſchminkt!
Edite etc.

Knaſter, den gelben,
Hat uns Apollo präparirt,
Und uns denſelben
Recommandirt!
Edite etc.

So lebt man heiter,
Weil es noch flotter Burſche heißt,
Bis daß man, leider!
Ad patres reiſt!
Edite etc.

Bis daß mein Hieber
Vom corpus juris wird beſiegt,
So lang', mein Lieber,
Leb' ich vergnügt!
Edite etc.

Denkt oft, ihr Brüder,
An unſre Jugendfröhlichkeit!
Sie kehrt nicht wieder
Die goldne Zeit!
Edite etc.

---

536. Gluckgluck.

Aus Hofmanns ſchleſiſchen Volksliedern, S. 259.

In Gluckgluck leb' ich,
In Gluckgluck ſchweb' ich;
Und wer in Gluckgluck lebt,
Das iſt mein Bruder.

Hat mich kein Mädchen lieb,
So läßt ſie's bleiben.
Wer weiß, ob mir's gefällt,
Bei ihr zu bleiben.

In Gluckgluck leb' ich,
In Gluckgluck ſchweb' ich;
Und wer in Gluckgluck lebt,
Das iſt mein Bruder.

Hat mich kein Meiſter lieb,
So läßt er's bleiben.
Wer weiß, wo mich der Wind,
Der kühle Wind hintreibet.

In Gluckgluck leb' ich,
In Gluckgluck ſchweb' ich;
Und wer in Gluckgluck lebt,
Das iſt mein Bruder.

Treibt mich der kühle Wind
Aus meinem Lande,
So treibt er mich doch nicht
Aus meinem Stande.

In Gluckgluck leb' ich,
In Gluckgluck ſchweb' ich;
Und wer in Gluckgluck lebt,
Das iſt mein Bruder.

Hab' ich kein'n Kreuzer Geld
In meiner Taſche,
So hab' ich doch Gluckgluck
In meiner Flaſche.

537. Der Tod.

Von Leſſing.

Geſtern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Geſtern bei dem Saft der Trauben,
Bildet euch mein Schrecken ein,
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend ſchwang er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
Fort von hier, du Bacchusknecht,
Fort, du haſt genug gezecht!

Lieber Tod, ſprach ich mit Thränen,
Sollteſt du nach mir dich ſehnen?
Siehe, da ſteht Wein für dich!
Lieber Tod, verſchone mich!

Lächelnd griff er nach dem Glaſe,
Lächelnd trank er's auf der Baſe,
Auf der Peſt Geſundheit leer,
Lächelnd ſtellt' er's wieder her.

Fröhlich glaubt' ich mich befreiet,
Als er ſchnell ſein Drohn erneuet:
Narr, für einen Tropfen Wein
Denkſt du meiner los zu ſein?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden,
Laß mich; ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das iſt, magſt du leben,
Sprach er, nur ſei mir ergeben:
Lebe, bis du ſatt geküßt
Und des Trinkens müde biſt!

O, wie ſchön klingt das den Ohren!
Tod, du haſt mich neu geboren!
Dieſes Glas voll Rebenſaft,
Tod, auf gute Brüderſchaft!

Ewig ſoll ich alſo leben!
Ewig! denn beim Gott der Reben!
Ewig ſoll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun.

538. Der Papſt und der Sultan.

Von Gleim.

Der Papſt lebt herrlich in der Welt,
Es fehlt ihm nicht an Ablaßgeld;
Er trinkt den allerbeſten Wein:
Drum möcht' ich auch der Papſt wohl ſein.

Doch nein! er iſt ein armer Wicht:
Ein deutſches Mädchen küßt ihn nicht;
Er ſchläft in ſeinem Bett allein,
Drum möcht' ich doch der Papſt nicht ſein.

Der Sultan lebt in Saus und Braus,
Bewohnt ein wunderſchönes Haus
Voll allerliebſter Mägdelein:
Drum möcht' ich wohl der Sultan ſein.

Doch nein! er iſt ein armer Mann;
Er lebt nach ſeinem Alkoran:
So trinkt er keinen Tropfen Wein,
Drum möcht' ich auch nicht Sultan ſein.

Vereint wünſch' ich mir Beider Glück,
Das wär' ein goldenes Geſchick!
Den Vorſchlag, Brüder, geh' ich ein:
Halb möcht' ich Papſt, halb Sultan ſein.

Drum, Mädchen, gieb mir einen Kuß!
Denn jetzt bin ich der Sultanus.
Kommt, Brüder, ſchenkt recht fleißig ein!
Damit ich auch der Papſt kann ſein.

539. Das Rheinweinlied.

Von Claudius. Die neuere Behauptung, es ſei von Sander aus Baden gedichtet, iſt eine Fabel.

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Wächſt ſolch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Ungarn noch aus Polen,
Noch wo man franzmänn'ſch ſpricht;
Da mag St. Veit, der Ritter, Wein ſich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus ſeiner Fülle,
Wie wär' er ſonſt ſo gut?
Wie wär' er ſonſt ſo edel und ſo ſtille,
Und doch voll Kraft und Muth?

Er wächſt nicht überall im deutſchen Reiche;
Und manche Berge, hört!
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, ſieht aus wie Wein,
Iſt's aber nicht; man kann dabei nicht ſingen,
Dabei nicht fröhlich ſein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht ſuchen,
Wenn Wein ihr finden wollt;
Das bringt nur Silbererz und Koboldkuchen
Und etwas Lauſegold.

Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter,
Er macht nur Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kuckuck und ſein Küſter
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben,
Geſegnet ſei der Rhein!
Da wachſen ſie am Ufer hin und geben
Uns dieſen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freun und fröhlich ſein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

---

540. Weinluſt.

Von Schmidt.

Hier ſitz' ich auf Raſen
Mit Veilchen bekränzt,
Hier will ich auch trinken,
Bis lächelnd am Abend
Mir Hesperus glänzt.

Zum Schenktiſch erwähl' ich
Das duftende Grün,
Und Amor zum Schenken;
Ein Poſten, wie dieſer,
Der ſchickt ſich für ihn.

Das menſchliche Leben
Eilt ſchneller dahin
Als Räder am Wagen,
Wer weiß, ob ich morgen
Am Leben noch bin.

Wir alle vom Weibe
Geboren ſind Staub;
Der früher, der ſpäter,
Wir werden einſt alle
Des Senſenmanns Raub.

Und deckt mich des Grabes
Unendliche Nacht,
Was hilft's, daß ein Arzt mich
Mit köſtlichen Salben
Zur Mumie macht?

Drum will ich mich laben
Am Wein und am Kuß,
Bis daß ich hinunter
In's traurige Reich
Der Schattenwelt muß.

Drum will ich auch trinken,
So lang' es noch geht;
Bekränzt mich mit Roſen
Und gebt mir ein Mädchen,
Die 's Küſſen verſteht!

541. Vanitas.

Von Goethe.

Ich hab' mein Sach auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt;
Juchhe!
Und wer will mein Kamerade ſein,
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bei dieſer Neige Wein.

Ich ſtellt' mein Sach auf Geld und Gut,
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud und Muth;
O weh!
Die Münze rollte hier und dort
Und haſcht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort.

Auf Weiber ſtellt' ich nun mein Sach,
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach;
O weh!
Die Falſche ſucht' ſich ein ander Theil,
Die Treue macht' mir Langeweil:
Die Beſte war nicht feil.

Ich ſtellt' mein Sach auf Reiſ' und Fahrt,
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart;
O weh!
Und mir behagt' es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht.

Ich ſtellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr,
Juchhe!
Und ſieh! gleich hatt' ein Andrer mehr;
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan,
Da ſahen die Leute ſcheel mich an,
Hatte Keinem recht gethan.

Ich ſetzt' mein Sach auf Kampf und Krieg,
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg;
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſein,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab' ich mein Sach auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt;
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus.
Nur trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus!

542. Das Fläſchchen.

Von Langbein.

Ich und mein Fläſchlein ſind immer beiſammen;
Niemand verträgt ſich ſo herrlich, als wir!
Steht auch der Erdball in feindlichen Flammen,
Spricht's doch die zärtlichſte Sprache mit mir:
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Liebliche Schöne,
Zaubriſche Töne,
Und ſie verſtehet der Mohr und Kalmuck.

Mancher vertändelt mit Weibern ſein Leben,
Höfelt und härmet und ſchmachtet ſich krank,
Denn auch den roſigen Lippen entſchweben
Oft genug Grillen und Launen und Zank.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Sagt mir die Schöne,
Welcher ich fröhne,
Und ſie begehret nicht Kleider und Schmuck.

Wenn ſich das Schickſal, mit Wettern gerüſtet,
Wider mich frohen Geſellen erboſ't,
Und mir den Garten der Freude verwüſtet,
Dann iſt das Fläſchlein mein kräftigſter Troſt.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Flüſtert die Treue,
Und wie ein Leue
Trotz' ich dem Schickſal und ſage nicht Muck.

Ich und mein Fläſchlein, wir ſcheiden uns nimmer,
Bis mir der Luſtbach des Lebens verrinnt,
Und in des Schreiners verhaßtem Gezimmer
Schreckbar ein ewiges Dürſten beginnt.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Dich muß ich miſſen?
Dorthin geriſſen,
Unter des Grabſteins umnachtenden Druck!

Sie nur, ſie dürſten nicht, die ihn erleben,
Den einſt die Todten erweckenden Ruf.
Köſtlichen Wein muß es oben doch geben,
Wo Er regiert, der die Reben erſchuf.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Klingt es dort wieder;
Himmliſche Brüder,
Reichet mir einen verjüngenden Schluck!

543. Das Weinlied von Novalis.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn ſich erkoren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schoß quillt ſtill empor,
Und wenn des Herbſtes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdiſche Geſchoß.
Er träumt von Feſten und von Siegen
Und baut ſich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner ſeiner Kammer,
Wenn er ſich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang' er träumt, ſich um ihn her,
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luſtumwundner Speer.

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſehn,
Läßt ruhig ſeine Prieſter ſchalten
Und kommt heraus, wenn ſie ihm flehn.

Aus ſeiner Wiege dunklem Schooße
Erſcheint er im Kryſtallgewand;
Verſchwiegner Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hocherfreut;
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er ſpritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

Er nahm als Geiſt der goldnen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, ſeine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es Keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

544. Trinklied.

Von E. M. Arndt.

Bringt mir Blut der edlen Reben,
Bringt mir Wein!
Wie ein Frühlingsvogel ſchweben
In den Lüften ſoll mein Leben
Durch den Wein.

Bringt mir Ephen, bringt mir Roſen
Zu dem Wein!
Mag Fortuna ſich erboſen,
Selbſt will ich mein Glück mir loſen
In dem Wein.

Bringt mir Mägdlein hold und mundlich
Zu dem Wein!
Rollt die Stunde glatt und rundlich,
Greif' ich mir die Luſt ſekundlich
In dem Wein.

Bringt mir auch — das darf nicht fehlen
Bei dem Wein —
Aechte treue deutſche Seelen
Und Geſang aus hellen Kehlen
Zu dem Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Liebe,
In dem Wein!
Sorgen fliehen fort wie Diebe,
Und wie Helden glühn die Triebe
Durch den Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Wonne,
In dem Wein!
Ha! ſchon ſchau' ich Mond und Sonne,
Alle Sterne in der Tonne,
In dem Wein.

Höchſter Klang, wem ſollſt du klingen
In dem Wein?
Süßeſtes von allen Dingen,
Dir muß ich's im Stillen bringen
In dem Wein.

545. Das Feuerlied.

Von E. M. Arndt.

Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein,
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Was ſoll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Waſſer, ohne Saft und Kraft?
Gemacht für Fröſche, Kröten, Drachen
Und für die ganze Würmerſchaft?
Für Menſchen muß es friſcher ſein,
Drum bringet Wein! und ſchenket Wein!

O Wonneſaft der edlen Reben!
O Gegengift für jede Pein!
Wie matt und wäſſ'rig fließt das Leben,
Wie ohne Stern und Sonnenſchein,
Wenn du, der einzig leuchten kann,
Nicht zündeſt deine Lichter an!

Es wäre Glauben, Lieben, Hoffen
Und alle Herzensherrlichkeit
Im naſſen Jammer längſt erſoffen
Und alles Leben hieße Leid,
Wärſt du nicht in der Waſſersnoth
Des Muthes Sporn, der Sorge Tod.

Drum dreimal Ruf und Klang gegeben!
Ihr frohen Brüder, ſtoßet an!
Dem friſchen kühnen Wind im Leben,
Der Schiff und Segel treiben kann!
Ruft Wein, klingt Wein und aber Wein!
Und trinket aus und ſchenket ein!

Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein!
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

546. Die Bitte Noahs.

Von Kopiſch.

Als Noah aus dem Kaſten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;

Der roch des Noah Opfer fein
Und ſprach: „Ich will dir gnädig ſein,
Und weil du ſo ein frommes Haus,
So bitt' dir ſelbſt die Gnade aus.“

Da ſprach der Noah: „Lieber Herr,
Das Waſſer ſchmeckt mir gar nicht ſehr,
Diewiel darin erſäufet ſind
All ſündhaft Vieh und Menſchenkind;
Drum möcht' ich armer alter Mann
Ein anderweit Getränke han.“

Da griff der Herr in's Paradies
Und gab ihm einen Weinſtock ſüß,
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und ſprach: „Den ſollt du pflegen ſehr!“
Und wies ihm alles ſo und ſo,
Der Noah war ohn' Maßen froh.

Und rief zuſammen Weib und Kind,
Dazu ſein ganzes Hausgeſind';
Pflanzt' Weinberg' rings um ſich herum,
Der Noah war fürwahr nicht dumm,
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fäſſer ein.

Der Noah war ein frommer Mann:
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr',
Das macht ihm eben kein Beſchwer,
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Ein kluger Mann daraus erſicht,
Daß Weingenuß ihm ſchadet nicht,
Und item, daß ein kluger Chriſt
In Wein niemalen Waſſer gießt,
Dieweil darin erſäufet ſind
All ſündhaft Vieh und Menſchenkind.

547. Die Arche Noä.

Von Wilhelm Müller.

Das Eſſen, nicht das Trinken
Bracht' uns um's Paradies;
Was Adam einſt verloren
Durch ſeinen argen Biß,
Das giebt der Wein uns wieder,
Der Wein und frohe Lieder.

Und als die Welt auf's Neue
In Bacchus Luſt verſank,
Und in der Sünde Fluthen
Die Kreatur ertrank,
Blieb Noah doch am Leben,
Der Pflanzer edler Reben.

Er floh mit Weib und Kindern
Wohl in ſein größtes Faß,
Das ſchwamm hoch auf den Fluthen
Und Keiner wurde naß.
So hat der Wein die Frommen
Dem Waſſertod entnommen.

Und als die Fluth zerronnen,
Da blieb das runde Haus
Auf einem Berge ſitzen
Und Alle ſtiegen aus,
Begrüßten froh das Leben
Und pflanzten neue Reben.

Das Faß blieb auf dem Berge
Zum Angedenken ſtehn:
Zu Heidelberg am Neckar
Könnt ihr es ſelber ſehn.
Nun wißt ihr, wer die Reben
Am Rhein uns hat gegeben.

Und will noch Einer wagen,
Den heil'gen Wein zu ſchmähn,
Der ſoll in Waſſerfluthen
Erbärmlich untergehn!
Stoßt an und ſingt, ihr Brüder:
Der Wein und frohe Lieder!

548. Das Königslied.

Von Franz von Kobell, mit einer herrlichen Melodie.

Ein König iſt der Wein!
Mit Segen reich beladen
Iſt er von Gottes Gnaden
Und mancher Purpur ſein,
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein!
Mit ſeinem Rebenbande
Umſchlingt er alle Lande,
Beherrſcht ſie groß und klein,
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein,
Wohnt im kryſtall'nen Hauſe
Und hüllt beim Fürſtenſchmauſe
In Gold ſich prangend ein,
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein,
Giebt königliche Feſte
Für viele tauſend Gäſte
In ſeinem Schloß am Rhein,
Ein König iſt der Wein!

Auf immer für den Wein!
Der Schmuck an ſeinem Throne,
Das Kleinod ſeiner Krone
Heißt Freude=Sonnenſchein,
Auf immer für den Wein!

549. Der neue Diogenes.

Von Beranger, 1815. Ueberſetzt von Rubens.

Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Scheer' ich wie du mich um die Welt den Henker,
Alter Zänker,
Vergnügt und frei,
Roll' ich mein Faß und trink' und ſing' dabei.

Das Waſſer war's, was ewig aus dir belfte.
Ich trinke keins. Ein Faß mit altem Wein,
Ich legt' es leer in eines Monats Hälfte
Und zog mit meiner Weisheit dann hinein.

Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Scheer' ich ꝛc.
Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Roll' ich ꝛc.

Wo mir's gefällt, da ließ ich ſchon mich halten,
Doch Götter ſelbſt ſind morgen nicht wie heut'.
Ich dreh' in meinem Faß mich auf der alten
Erdkugel, die ſich dreht, wie Glück und Zeit.

Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Scheer' ich ꝛc.
Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Roll' ich ꝛc.

Parteien — die ich immer nur geſchlagen
Mit meiner Kolbe — war ich nie geſellt;
Vor meiner Tonne wird mich Keiner fragen:
Zu wem hältſt du, der ſich an gar nichts hält?

Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Scheer' ich ꝛc.
Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Roll' ich ꝛc.

Ich ſpotte gern verjährter Vorurtheile,
Bin weder Stern noch Ordensbändern gut:
Und fremd der Unruhſtifter frevler Eile,
Trägt meine Freiheit Blumen auf dem Hut.

Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Scheer' ich ꝛc.
Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Roll' ich ꝛc.

Die Fürſten mögen beim Kongreß die Erde
Vertheilen, jeder klug in ſeinem Kram:
Meint ihr vielleicht, daß ich ſie fragen werde,
Ob auch zur Sprache meine Tonne kam?

Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Scheer' ich ꝛc.
Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Roll' ich ꝛc.

Die Höfe flieh' ich und der Gnäd'gen Lächeln,
Mir imponirt kein Titel, Prunk und Rang:
Drum wird mir auch, bei meiner Luſt zum Hecheln,
Bei Königen für meine Sonne bang.

Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Scheer' ich ꝛc.
Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Roll' ich ꝛc.

In Neu=Athen nach Menſchen ſucht' ich gerne,
Doch lockt es immer mich nach Einer Spur,
Und geh' ich Nachts mit brennender Laterne,
Als Fackel leuchtet ſie der Liebe nur.

Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Scheer' ich ꝛc.
Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Roll' ich ꝛc.

Von Steuern frei, vom Dienſte der Kaſerne,
Glaub' ich ein guter Bürger doch zu ſein:
Gebricht's im Herbſt einmal an Fäſſern, gerne,
Von Herzen gern werd' ich das meine leihn.

Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Scheer' ich ꝛc.
Alter Zänker,
Vergnügt und frei
Roll' ich ꝛc.

---

350. Hans Gerſtenkorn.

Schottiſches Bierlied, von Burns, überſetzt von W. Gerhard.

Drei Könige ſaßen im Morgenland,
Drei Könige friſch und roth;
Die ſchwuren einſt mit ſchwerem Eid
Hans Gerſtenkorn den Tod.

Sie ſtürzten ihm mit ſcharfem Pflug
Erd' über's blonde Haupt;
Und ſagte man, er lebe noch,
So haben ſie's nicht geglaubt.

Doch hob, ſobald der milde Lenz
Mit warmen Schauern kam,
Hans Gerſtenkorn ſich wieder empor,
Was Alle Wunder nahm.

Die Sommerſonne brannte ſchwül;
Er wurde dick und ſchwer,
Und ſchirmte ſein bedrohtes Haupt
Mit manchem ſcharfen Speer.

Allein ſo günſtig war ihm nicht
Des Herbſtes milder Strahl;
Sein Knie erſchlafft, er hing den Kopf
Und wurde bleich und fahl.

Geſchwunden war die junge Kraft,
Der Jugend friſcher Muth:
Das nützten ſeine Feinde gleich
Und zeigten ihre Wuth.

Sie fällten grauſam ihn am Knie
Durch ſcharfer Waffe Hieb;
Auf einen Karren banden ſie
Ihn feſt wie einen Dieb.

Sie legten auf den Rücken ihn
Und bläuten auf ihn los,
Und hingen umgekehrt ihn auf,
Dem Wind und Wetter bloß.

In Waſſerkufen tauchten ſie
Den Leib ſchon todeswund;
Und wenn er da nicht ſchwimmen kann,
So ſinkt er auf den Grund.

Und hin und her noch ſtießen ſie
Ihn auf der Tenn' im Haus,
Und löſchten ihm von Lebensglut
Das letzte Fünkchen aus.

Und über'm Feuer röſteten ſie
Hans Gerſtenkorns Gebein;
Ein böſer Müller aber quetſcht'
Ihn unter hartem Stein.

Nun tranken ſie ſein Herzensblut,
Des Sieges ſich bewußt;
Mit jedem Schlucke mehrte ſich
Ihr Jubel, ihre Luſt.

Hans Gerſtenkorn mag wohl ein Held,
Ein Held geweſen ſein:
Denn wer von ſeinem Blute trinkt,
Dem glüht's in Mark und Bein.

Der Mann vergißt bei ſolchem Trank
Sein Leid und Mißgeſchick,
Und ſelbſt das Herz der Wittwe jauchzt,
Wär' auch die Thrän' im Blick.

So lebe denn Hans Gerſtenkorn —
Den Becher in die Hand! —
Nie ſterbe ſein berühmt Geſchlecht
Im lieben Vaterland!

551. Bierlied.

Reinhold, allgem. deutſches Liederbuch, S. 93.

Auf, ſinget und trinket
Den köſtlichen Trank!
Auf, ſinget und bringet
Der Freud' euren Dank!
Trinkt, vornehme Sünder,
Aus Gold euren Wein,
Wir freun uns nicht minder
Beim Bierkrug von Stein.

Aus goldnen Pokalen
Trank Rom ſeinen Wein,
Bei feſtlichen Mahlen
Des Siegs ſich zu freun;
Der Deutſche der Gerſte
Veredelten Saft,
Drum war er der Erſte
An Muth und an Kraft.

Noch ſchnarchten Roms Krieger,
Beſieget vom Wein,
Und wähnten die Sieger
Der Deutſchen zu ſein;
Da ſtürmten, wie Wolken,
Wie Wirbel im Meer,
Des Vaterlands Retter,
Teut's Söhne daher!

Im Oſten erblinkte
Der Morgenſtern ſchön,
Sein Flammen, es winkte,
In's Schlachtfeld zu gehn;
Da ſchwangen die Mannen,
Im fürſtlichen Rath,
Ihr Trinkhorn zuſammen
Der trefflichen That.

Vom Schlachtfeld erſchallte
Das Jammergeſchrei,
Und Römerblut wallte
In Strömen herbei.
Da hatten Roms Krieger
Den blutigen Lohn,
Und Hermann, der Sieger,
Zog jubelnd davon.

Da konnte Roms Kaiſer
Des Siegs ſich nicht freun,
Er weinte ſich heiſer
Und trau'rte beim Wein.

Doch höher nun ſchwangen
Die Mannen im Fried'
Ihr Trinkhorn und ſangen
Der Freiheit ein Lied.

552. Bettellied.

Büſchings Volkslieder, S. 61.

Ik und mein junges Weib
Können ſchön tanza,
Sie mit dem Bettelſack,
Ik mit dem Ranza.
Schenkt mir mal bayriſch ein,
Wollen mal luſtig ſein,
Bayriſch, bayriſch, bayriſch muß 's ſein.

Des Schulzens Mägdala
Thut mir gefalla,
Sie heißt Gretela,
Liebt mich vor alla.
Schenkt mir mal bayriſch ein,
Wollen mal luſtig ſein,
Bayriſch, bayriſch, bayriſch muß 's ſein.

Hinter'm Dorf, in dem Sand
Bauern thun dröſcha,
Mädel hat 's Hemd verbrannt,
Henker mag's löſcha.
Schenkt mir mal bayriſch ein,
Wollen mal luſtig ſein,
Bayriſch, bayriſch, bayriſch muß 's ſein.

Schlächter gehn auf das Land,
Wollen was kaufa,
Haben 'n Stock in der Hand,
Müſſen brav laufa.
Schenkt mir mal bayriſch ein,
Wollen mal luſtig ſein,
Bayriſch, bayriſch, bayriſch muß 's ſein.

Mein Weib geht in die Stadt,
Ik bleib daraußa,
Was ſie erbettelt hat,
Thu ik verſauſa.
Schenkt mir mal bayriſch ein,
Wollen mal luſtig ſein,
Bayriſch, bayriſch, bayriſch muß 's ſein.

D. Geſellige Lieder und Lieder des Frohſinns.

553. Maurerlied.

Laßt uns, ihr Brüder,
Weisheit erhöhn;
Singet ihr Lieder
Feurig und ſchön!

Maurer, euch bindet
Heilige Pflicht;
Suchet, ihr findet
Wahrheit und Licht!

Lachet, wenn Thoren
Weisheit verſchmähn;
Wir ſind erkoren,
Wahrheit zu ſehn!

Götter der Erden
Steigen vom Thron;
Maurer zu werden
Iſt ihnen Lohn.

Ihr, die zu Söhnen
Weisheit erkor,
Klagenden Tönen
Leihet das Ohr!

Menſchen beglücken,
Lehrt uns Natur;
Folgt mit Entzücken,
Brüder, der Spur!

Thränen verwandeln
In heitern Blick,
Göttlich zu handeln,
Sei unſer Glück!

Strahlen zu borgen
Brauchen wir nicht;
Uns ſcheint vom Morgen
Göttliches Licht!

Es leuchtet nieder
Bis in die Gruft,
Wo Gott uns wieder
Schöpferiſch ruft.

Laßt uns, ihr Brüder,
Weisheit erhöhn,
Singet ihr Lieder
Feurig und ſchön!

---

554. Der Landesvater.

Studentenlied.

Alles ſchweige!
Jeder neige
Ernſten Tönen nun ſein Ohr!
Hört! ich ſing' das Lied der Lieder,
Hört es, meine deutſchen Brüder,
Hall' es wieder, froher Chor!

Deutſchlands Söhne!
Laut ertöne

Euer Vaterlandsgeſang!
Dem Beglücker ſeiner Staaten,
Dem Vollender edler Thaten
Töne euer Lobgeſang.

— — — *) lebe!
Ihn erhebe
Jeder brave Muſenſohn!
Herz und Hand dir, Herr, zu weihen,
Sammeln wir uns hier in Reihen,
Segnen dich auf — — — *) Thron.

Hab' und Leben
Dir zu geben
Sind wir alleſammt bereit;
Sterben gern zu jeder Stunde,
Achten nicht des Todes Wunde,
Wenn das Vaterland gebeut.

Lied der Lieder,
Hall' es wieder:
Groß und deutſch ſei unſer Muth!
Seht hier den geweihten Degen;
Thut, wie brave Burſche pflegen,
Und durchbohrt den freien Hut!

Seht ihn blinken
In der Linken,
Dieſen Schläger, nie entweiht!
Ich durchbohr' den Hut und ſchwöre:
Halten will ich ſtets auf Ehre,
Stets ein braver Burſche ſein.

Nimm den Becher,
Wackrer Zecher,
Vaterländ'ſchen Weines voll!
Nimm den Schläger in die Linke,
Bohr' ihn durch den Hut und trinke
Auf des Vaterlandes Wohl.

---

*) Name des Regenten und des Landes.

Landesvater,
Schutz und Rather,
Unſer —*) lebe hoch!
Ewig ſoll mein —*) leben,
Und mein Mädchen auch daneben,
Er für Alle, ſie für mich.

555. Frohſinn.

Frohſinn, Frohſinn, liebe Leute!
Frohſinn iſt für Alles gut,
Er vertreibt den Gram, bringt Freude
Und giebt auch im Unglück Muth.

Streicht die Falten vom Geſichte,
Singt euch frei vom Schmerzgewichte,
Reißt den Jammer nicht zum Lichte:
Dazu habt ihr morgen Zeit!
Chor: Frohſinn, Frohſinn u. ſ. w.

Nutzt es, wenn in Gram ihr bliebet?
Freunde, lebt und lacht und liebet,
Die Gedankenqual verſchiebet:
Dazu habt ihr morgen Zeit!
Chor: Frohſinn, Frohſinn u. ſ. w.

Hat die ganze Welt den Sparren,
Zieht man rückwärts an den Karren,
Scheltet Narren drum nicht Narren:
Dazu habt ihr morgen Zeit!
Chor: Frohſinn, Frohſinn u. ſ. w.

Andre laßt an Galle ſterben,
Denkt, da giebt es brav zu erben;
Denn zum Sterben und Verderben:
Dazu habt ihr morgen Zeit!
Chor: Frohſinn, Frohſinn u. ſ. w.

---

*) Name des Regenten.

Jubelnd laßt die Gläſer blinken,
Doch, wenn kühne Thaten winken,
Rufe Jeder: Laßt das Trinken!
Dazu habt ihr morgen Zeit!
Chor: Frohſinn, Frohſinn u. ſ. w.

556. Rundgeſang.

Von Uſteri.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Roſe,
Eh' ſie verblüht.

So Mancher ſchafft ſich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet ſie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blüht.

Freut euch des Lebens ꝛc.

Wenn ſcheu die Schöpfung ſich verhüllt
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So ſcheint am Abend nach dem Sturm
Die Sonne, ach! ſo ſchön!

Freut euch des Lebens ꝛc.

Wer Neid und Mißgunſt ſorgſam flieht,
Genügſamkeit im Gärtchen zieht,
Dem ſchießt ſie bald zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte bringt.

Freut euch des Lebens ꝛc.

Wer Redlichkeit und Treue übt,
Und gern dem ärmern Bruder giebt,
Da ſiedelt ſich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an.

Freut euch des Lebens ꝛc.

Und wenn der Pfad ſich furchtbar engt,
Und Mißgeſchick uns plagt und drängt,
So reicht die holde Freundſchaft ſtets
Dem Redlichen die Hand.

Freut euch des Lebens ꝛc.

Sie trocknet ihm die Thränen ab
Und ſtreut ihm Blumen bis in's Grab,
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht.

Freut euch des Lebens ꝛc.

Sie iſt des Lebens ſchönſtes Band,
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand,
So wallt man froh, ſo wallt man leicht
In's beſſ're Vaterland.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Roſe,
Eh' ſie verblüht!

---

557. Ewiger Wechſel.

Von Kotzebue.

Es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond.
Es blüht eine Zeit und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Es haben viel fröhliche Menſchen
Lang' vor uns gelebt und gelacht;
Den Ruhenden unter dem Graſe
Sei fröhlich ein Becher gebracht.

Es werden viel fröhliche Menſchen
Lang' nach uns des Lebens ſich freun,
Uns Ruhenden unter dem Graſe
Den Becher der Fröhlichkeit weihn.

Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen
Und haben uns Alle ſo lieb,
Wir heitern einander das Leben;
Ach! wenn es doch immer ſo blieb'!

Doch weil es nicht immer kann bleiben,
So haltet die Freude recht feſt!
Wer weiß denn, wie bald uns zerſtreuet
Das Schickſal nach Oſt und nach Weſt.

Und ſind wir auch fern von einander,
So bleiben die Herzen ſich nah,
Und Alle, ja Alle wird's freuen,
Wenn Einem was Gutes geſchah.

Und kommen wir wieder zuſammen
Auf wechſelnder Lebensbahn,
So knüpfen an's fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an!

558. Zufriedenheit.

Von Miller, dem Verfaſſer des Siegwart.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!
Giebt Gott mir nur geſundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn,
Und ſing' aus dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So Mancher ſchwimmt in Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und iſt doch immer voll Verdruß
Und freut ſich nicht der Welt:
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie ſchweigen ſeine Klagen ſtill.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und däucht mir doch ſo ſchön;
Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
Läßt Keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein
Darf ſich ja auch des Maien freun.

Und uns zu Liebe ſchmücken ja
Sich Wieſe, Berg und Wald;
Und Vögel ſingen fern und nah,
Daß Alles wiederhallt.
Bei Arbeit ſingt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei ſüßer Ruh.

Und wenn die goldne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt;
Wenn Alles in der Blüthe ſteht,
Und Aehren trägt das Feld:
Dann denk' ich: alle dieſe Pracht
Hat Gott zu meiner Luſt gemacht.

Dann preiſ' ich laut und lobe Gott,
Und ſchweb' in hohem Muth,
Und denk': es iſt ein lieber Gott
Und meint's mit Menſchen gut! —
Drum will ich immer dankbar ſein
Und mich der Güte Gottes freun!

---

559. Aufmunterung zur Freude.

Von Hölty.

Wer wollte ſich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in ſeinen Blüthentagen
Die Stirn in düſtre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege ſtehn.

Noch rinnt und rauſcht die Wieſenquelle;
Noch iſt die Laube kühl und grün;
Noch ſcheint der liebe Mond ſo helle,
Wie er durch Adams Bäume ſchien!

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menſchen krankes Herz geſund;
Noch ſchmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund!

Noch tönt der Buſch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch ſtrömt, wenn ihre Lieder ſchallen,
Selbſt in zerriſſ'ne Seelen Ruh!

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu ſein!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun!

560. 's iſt mir alles Eins.

Neueres Volkslied, ohne bekannten Verfaſſer.

's iſt mir alles Eins, 's iſt mir alles Eins,
Ob ich Geld hab' oder keins;
Wer e Geld hat, kann ein Weibchen hab'n
Und wer keins hat, kann von Glück nachſag'n.
's iſt mir alles Eins, 's iſt mir alles Eins,
Ob ich Geld hab' oder keins.

Wer e Geld hat, der kann ſpeculir'n,
Und wer keins hat, der kann nichts verlier'n.
's iſt mir alles Eins, ꝛc.

Wer e Geld hat, der hat viele Sorgen,
Und wer keins hat, ſchläft ſanft bis am Morgen. ꝛc.

Wer e Geld hat, darf nach Mädchen ſchillen (ſchielen),
Und wer's nicht thut, erſpart ſich manche Grillen. ꝛc.

Wer e Geld hat, kann in's Theater fahr'n,
Und wer keins hat, macht ſich z' Haus d'n Narr'n. ꝛc.

Wer e Geld hat, kann zum Feuerwerk gehn,
Und wer keins hat, kann's von Weitem ſehn. ꝛc.

Wer e Geld hat, kann ſich 'n Orden kauf'n,
Und wer keins hat, kann auch ſo 'rum lauf'n. ꝛc.

Wer e Geld hat, der kann grob ſein,
Und wer keins hat, der kann's auch ſein. ꝛc.

Wer e Geld hat, der kann Auſtern eſſ'n,
Und wer keins hat, der kann d' Schalen freſſ'n. ꝛc.

Wer e Geld hat, trinkt viel fremde Wein',
Und wer keins hat, kriegt kein Zipperlein. ꝛc.

Wer e Geld hat, der zahlt baar den Kauf,
Und wer keins hat, ſagt: Ei ſchreibet's auf! ꝛc.

Wer e Geld hat, kann 'n Hund hab'n,
Und wer keins hat, thun d' Flöh' nit plag'n. ꝛc.

Wer e Geld hat, der muß auch ſterb'n,
Und wer keins hat, muß ſchon ſo verderb'n. ꝛc.

---

561. Der Freie.

Von Beranger, überſetzt von Rubens.

Frei bin ich, ja das ſollſt du wiſſen,
Du übermüth'ge Sklavenbrut!
Nur auf der Armuth hartem Kiſſen
Fand ich der Freiheit edles Gut.

Seht Lieder ſie in mir entfachen,
Zum Zeichen, wie ſie hold mir ſei.
Mein Lischen hat allein das Recht zu lachen,
Wenn ich ihr ſage: frank bin ich und frei,
Ja, ja, das bin ich, frank und frei.

Arm in der Wildniß auferzogen,
Irr' ich im feinen Haufen, um,
Vor Ketten ſchützt mich dieſer Bogen,
Und Frohſinn — all' mein Eigenthum.
Die Pfeile, die ſchon Manchen ſtachen,
Sind, wie ſie's nennen, Spötterei.
Mein Lischen hat ꝛc.

Man lacht der Schmeichler im Palaſte,
Der kriechenden Bedientenſchaar
Im Hotel, das ſich nur dem Gaſte
Aufthut mit einer Kron' im Haar.
Ein Narr, wer auf Verlangen ſtachen
Hofrittern ſingt vor der Baſtei.
Mein Lischen hat ꝛc.

Macht hemmt die Füße nur im Wandern,
Langweil iſt jedes Fürſten Loos,
Er führt den Kettenzug, die Andern
Knüpft eher noch die Freude los.
Nein, Herrſchen ſind nicht meine Sachen,
Mich lockt nur Liebestándelei.
Mein Lischen hat ꝛc.

So werd' ich nie des Kummers Beute,
Und ſchlendre froh durch Buſch und Hag;
Reich bin ich, hab' ich Brod für heute
Und Hoffnung für den andern Tag.
Stets leg' ich fröhlich meinen Nachen
Zur ſanften Abendruhe bei.
Mein Lischen hat ꝛc.

Liſettchen, ei! warum ſo zierlich?
Was ſoll dir all' der Schmuck und Tand?
Ha ha, ſie ſpielte gern manierlich
Mir Herz und Hand in Hymens Band.
Man kann doch nie genugſam wachen.
Nein, Lischen, laß die Kleriſei,
Und du behältſt hinfort das Recht zu lachen,
Wenn ich dir ſage: frank bin ich und frei,
Ja, ja, das bin ich, frank und frei.

562. Mein Rock.

Von Beranger, überſetzt von Rubens.

Mein armes Röcklein, häng' um meine Lenden
Dich treu: wir werden mürb' zugleich.
Zehn Jahre bürſt' ich dich mit eignen Händen,
Kein Sokrates verfuhr ſo weich.
Ob Sturm und Regen niemals ruhte,
Die Hitz' auf's alte Fell dir brennt:
Wir trotzen Allem mit gelaſſ'nem Muthe,
Mein alter Freund, wir bleiben ungetrennt.

Noch weiß ich wohl den Tag, den ewig ſchönen,
Wo ich zum erſtenmal dich trug,
Mein Namenstag, wo dich und mich zu krönen,
Ein lieber Gaſt die Saiten ſchlug.
Der Freunde Schaar, die deine Blöße
Nicht ſcheut, ich weiß, daß ſie uns kennt,
Und heut' ſich noch im Lied für uns ergöſſe.
Mein alter Freund, wir bleiben ungetrennt.

Im Rücken iſt ein Fleck, vernäht ein bischen,
Er mahnt mich an ein ſüßes Glück;
Am Abend war's, ich that, als wollt' ich Lischen
Entfliehn, ſie hielt mich flink zurück.

Da gab es Riſſe, und in ſolcher Lage
Wer wäre noch davon gerennt?
Zum Flicken brauchte ſie zwei volle Tage.
Mein alter Freund, wir bleiben ungetrennt.

Hab' ich dich je nur Moſchus einzuſchlucken
Gezwungen gleich der Stutzerwelt?
In Antichambern dich dem Achſelzucken
Der Großen jemals bloßgeſtellt?
Was litt nicht Frankreich durch der Herrn Begierde
Nach Kreuz und Band und Adelspergament!
Feldblumen waren meines Knopflochs Zierde.
Mein alter Freund, wir bleiben ungetrennt.

Vorbei iſt nun das Rennen jener Tage,
Das eitle Treiben, das wir durchgemacht,
Die Tage kühner Luſt, gepreßter Klage,
Oft himmelblau, noch öfter ſchwarze Nacht.
Naht, ſich für ewig auszukleiden,
Die Stunde, die man ſeufzend nennt,
O halte noch, ſie ſchlägt vereint uns beiden.
Mein alter Freund, wir bleiben ungetrennt.

563. Tabakslied.

Ueber die Beſchwerden dieſes Lebens
Klagt und lamentirt ſo mancher dummer Schnack,
Mich neckt all' und jede Noth vergebens,
Hab' ich nur mein Pfeifchen voll Tabak.
Heute aber will ſich's nicht beſtät'gen,
Heut' verläßt mich mein Geſchmack,
Heute gäb' ich für ein ſchönes Mädchen
Selber meine Pfeife voll Tabak.

Hungert der Soldat mit Widerwillen,
Fehlet dem Matroſen Rum und Rack,
Dann vertreibt er ſich die Grillen
Durch ein Pfeifchen Rauchtabak;

Doch erſcheint ein Mädchen ſchön von Zügen,
So macht ſchnell ſein Herz Ticktack,
Ja ihm erliſcht wohl voll Vergnügen
Selbſt ſein Pfeifchen Rauchtabak.

Ich befolge immerdar die Lehre
Des berühmten und hochweiſen Herrn von Krack,
Weil ich alles Beides ſehr verehre,
Schöne Mädchen und ein Pfeifchen Rauchtabak.
Trotz des Krieges Donnertönen
Trug er ſtets bei ſich im Reiſeſack
Das Gemälde einer ſeiner Schönen
Und ein Pfeifchen Rauchtabak.

564. Das Pinzgauerlied.

Aus Kretzſchmers Volksliedern I. Nr. 135.

Die Pinzgauer wollten wallfahren gahn,
Kyrie eleiſon!
Dahin, wo Sanct Salvator thät ſtahn,
Kyrie eleiſon!
Deshalben wär'n wir kommen, deshalben war'n wir do,
Juch, juchhe! Kyri, Kyrie!
:,: Gelobet ſei die Krispel und die Salome! :,:

Ach, Sanct Salvator, gütiger Mann,
Kyrie eleiſon!
Sieh gnädig die armen Pinzgauer an,
Kyrie eleiſon!
Die Pinzgauer ſind wir jo, das wißt ihr ja von je,
Juch, juchhe! Kyri, Kyrie!
:,: Gelobet ſei die Krispel und die Salome! :,:

Beſchere uns Haber, beſchere uns Heu;
Kyrie eleiſon!
Uns auch von den alten Weibern befrei!
Kyrie eleiſon!

Die jüngen ſind uns lieber, das wißt ihr ja von je,
Juch, juchhe! Kyri, Kyrie!
:,: Gelobet ſei die Krispel und die Salome! :,:

Beſchere uns Schafe, beſcher' uns Rinder,
Kyrie eleiſon!
Und dazu auch recht viele Kinder;
Kyrie eleiſon!
An Dutzend ſind er genung, das wißt ihr ja von je,
Juch, juchhe! Kyri, Kyrie!
:,: Gelobet ſei die Krispel und die Salome! :,:

Du wolleſt uns auch vor dem Hagel bewahr'n,
Kyrie eleiſon!
Sonſt ſchmeißen wir dich wahrlich vom Altar'n,
Kyrie eleiſon!
Grob ſind wir genung, das wißt ihr ja von je,
Juch, juchhe! Kyri, Kyrie!
:,: Gelobet ſei die Krispel und die Salome! :,:

Unſer Herr Pfarrer, der wäre ſchon recht,
Kyrie eleiſon!
Wenn er nur beſſer predigen möcht';
Kyrie eleiſon!
Bei der Köchin kann er's beſſer, das wißt ihr ja von je,
Juch, juchhe! Kyri, Kyrie!
:,: Gelobet ſei die Krispel und die Salome! :,:

Wenn nur der Teufel den Amtmann thät hole,
Kyrie eleiſon!
So brauchten wir doch keine Sporteln bezohle,
Kyrie eleiſon!
Die Bauern kann er ſchinden, das wißt ihr ja von je,
Juch, juchhe! Kyri, Kyrie!
:,: Gelobet ſei die Krispel und die Salome! :,:

Damit ſich keiner das Jäckel thät verbrenne,
Kyrie eleiſon!
Beſchere uns auch allen ein ſeliges Enne,
Kyrie eleiſon!

Im Himmel da geht's luſtig, das wißt ihr ja von je,
Juch, juchhe! Kyri, Kyrie!
:,: Gelobet ſei die Kriſpel und die Salome! :,:

E. Todtenklagen.

565. Indiſche Liebesklage.

Aus Bhaminivilaſa, überſetzt in Höfers indiſchen Gedichten, II. 142.

Da feindlich, wehe! das Geſchick ſich mir abgewendet,
Des Hauſes Perle zu dem Himmel empor gegangen,
Wem willſt du ferner denn, Gemüthe, dein Leiden klagen?
Wer ſoll mit kühlendem Gekoſe den Schmerz dir ſänften?

Du naht'ſt mir einſtens mit beſcheidenen Lächelblicken,
Den lieblich tändelnden Genoſſen des Liebesgottes:
Und jetzo willſt du, o Geliebte, mit ſanften Worten
Auch nicht ein weniges mir lindern des Herzens Kummer?

Was ſinnlich, gehet nun den Pfad des Vergeſſens Alles,
Das Wiſſen ſelber, das erworben mit Müh', entſchwand mir:
Nur ſie, die Einzige, mit den Augen des jungen Rehes,
Entweicht dem Herzen, die gefeierte Gottheit, nimmer!

Doch du, die eilig du zum Sitze des Friedens eingingſt,
Erbarmungsreiche, dem Erbarmen entſagt'ſt du wahrlich,
Daß nicht du lächelſt mir wie früher am Morgen ferner
Mit Seitenblicken den gebrochenen lotusſüßen!

Du hielteſt, fürchtend, daß die Füße dir ſtraucheln möchten,
Den Stein beſteigend bei der Hochzeit, an meiner Hand dich,
Und nun beſteigeſt du den Himmel, verlaſſend mich hier,
Mit ihm zu buhlen, — ſo in mancherlei Weiſe denk' ich.

Die Tadelloſe, die an Tugend und Anmuth Reiche,
Die Reichgeſchmückte, mit dem goldenen Ohrgehänge,
Sie, gleich dem eigenen Gedichte, das Herz erfreuend,
Die Holde weichet aus dem Herzen mir nie und nimmer!

Und wurd'ſt du Liebliche dem Zorne, hervorgerufen
Durch irgend einen meiner Scherze, ſo unterthänig,
Daß Gattentreue! du verlaſſend mich, plötzlich aufwärts
Zum Sitz der Seligen, du Selige, gingſt, dem fernen?

Da deine Scherze, die wie Nektar erquickend, einſtens
In meinem Geiſte an der Seele der Dichtung reiften,
Wie ſollen jetzo, du Entzückende, geiſterquickend
Und hochentzückende Gedichte uns, fern dir, werden?

Auf Erden weilend, „o Entzückender, Holder!“ alſo
Mit ſüßen Worten zu dem himmliſchen Sitz du hobſt mich:
Und jetzt verweilend in dem Himmel, Gazellenauge!
Wirfſt du mich nieder in den Staub auf der Erde Boden?

---

566. Klage um den Sohn.

Arabiſches Volkslied, aus Rückerts Hamaſa, I. 324.

Geſtürzt iſt mein Sohn von glänzenden Höhn,
vor denen dem eignen Adler bangt;

Geſtürzt von den Firſten ragender Wart',
ihm ausgeglitten iſt Fuß und Hand.

Er hat keine Mutter, die ihn beweint;
er hat keine Schweſter, die ihn verlangt.

Geſtürzt von harten Felſen iſt er,
ſein Herz zerſprang an der Felſenwand.

Ich werde geſcholten, daß ich geweint,
da ich ihn ſucht' und ihn nicht fand.

Warum ſoll geſcholten werden ein Mann,
bekümmert und alt, dem der Sohn hinſchwand?

567. Klage einer Kalmuckin.

Talvj, Volkslieder, S. 51.

Dein gelbfahles Roß, Geliebter,
Im Sallfluß ſinkt es hin ermattet!
Du fällſt, mein tapfrer Jüngling, du der Meine!
So mag der Mond dir zur Gefährtin werden!

„Das Adlergefieder, mein Haargeflecht,
Nehmt es von mir, bringt's treu der Meinen zu;
Ach! kommt ihr an, laßt meine Zärtlichſte
Die Schreckenskund' auf zarte Weiſe wiſſen!
Und ſaget ihr, die goldgeſchriebne Seelmeſſ'
Soll ſie zwölf Jahr lang für mich leſen laſſen!"

Ach ja! hab' ich doch ſchon den dir beſtimmten Fahlen
Für deine Seelmeſſen verwendet, Liebſter!

„Wenn ihr beim Rückzug meiner Liebe denket,
Zieht nicht vorüber bei der Zärtlich-Liebſten."
Daß du nicht kamſt, ich ſchrieb's der Ferne zu,
Doch ach! nun bricht mein liebend Herz um dich!
Ach hätte doch an die drei Hügel des Sammar-See's
Dein ſchöner Fahler dich zurückgebracht!
Du wackrer Jüngling, ach du ſonſt der Meine!
Könnt' ich dich jemals aus dem Sinn verlieren?
Ach! ſäh' ich doch dich einmal, einmal wieder!

568. Grablieder der Koſaken.

Bodenſtedts poetiſche Ukraine, 1845. S. 23. 27.

1.

Steht am Waſſer die Platane,
Tief hernieder hängend,
Sorgen quälen den Koſaken,
Ihm das Herz bedrängend.

Senk' dich, Bäumchen, nicht herunter,
Biſt noch grün und blühend!
Gräm' dich nicht, Koſak, ſei munter,
Biſt noch jung und blühend.

Wollt' ſich gern der Baum nicht ſenken —
Doch die Fluth zernagt ihn;
Wollt' ſich der Koſak nicht kränken —
Doch tief Wehe plagt ihn! —

Ritt mit Lanze und Geſchoſſe
Und im Kriegsgewande,
Ritt auf ſchwarz gemähntem Roſſe
Fern zum Ruſſenlande.

Iſt im Ruſſenland geblieben,
Dort auch zu vergehen —
Die Ukraine, ſeine Lieben
Sollt' er nie mehr ſehen.

Sterbend ſprach er: Mir ein großes
Grab wird man errichten —
Sträuchlein trägt auf ſeinem Schooß es,
Voll von ſüßen Früchten.

Werden Vöglein Beeren pickend
Her zum Grab ſich ſchwingen,
Aus der Heimath mich beglückend
Frohe Kunde bringen.

2.

Die Winde heulen, es wogt das Gras,
Der arme Koſak liegt todt und blaß;
Auf ſchwankendem Sträuchlein ruht ſein Haupt;
Die Augen von grünen Blättern umlaubt.
Iſt zur Erde gefallen ſein blank Geſchoß,
Steht ihm zu Füßen ſein ſchwarzes Roß;
Doch ihm zu Haupte, im hohen Gras,
Ein taubenfarbiger Adler ſaß.
Und er pflegt den Koſaken, bringt Troſt ihm dar,
Hüpft um ſein Haupt mit dem Lockenhaar ...
Und der Koſak ſpricht dem Adler zu:
Sei, grauer Adler, mein Bruder du!
Und wenn du anfängſt, o Bruder Aar,
Mir auszuhacken mein Augenpaar:
Fliege, fliege zu meiner Mutter hin.
Bring' der Mutter, der vor Gram ſich verzehrenden,
Kunde vom Sohne, dem nimmer kehrenden;
Aber wiſſe, Bruder Aar, eh' du zu ihr fliegſt,
Was du, wenn ſie dich fragt, ihr zur Antwort ſprichſt:
Sag' der Mutter: Dein Sohn im Dienſte ſtand
Bei dem Chane der Krimm, dem Tartarenland,
Hat durch den Dienſt gewonnen eine Königsmaid,
Eine Todtengrube auf kahler Haid'!

569. Mutterthränen.

Litthauiſches Volkslied, aus Rheſa's Dainos, 2. Aufl. S. 97.

Ueber die Brücke ritt ich,
Mein Roß verſcheuchte ſich,
Vom Roß fiel ich hernieder.

O weh! das war mir
Ein weiches Bettlein
Im reinen, klaren Waſſer.

Ich hob empor mich,
Schauete um mich her:
Mein Gefährte war verſchwunden.

Ich ſelber trauernd,
Mein Roß betrübet:
O weh, was nun beginnen?

Da kamen geflogen
Drei weiße Schwäne
Her aus des Königs Garten.

Die ließen ſich hernieder,
Die weißen Schwäne,
Dort auf des Bruders Grab.

Ein Schwan zu Füßen,
Ein Schwan zu Haupte,
Ein Schwan zur Seite.

Die Braut zu Füßen,
Die Schweſter zu Haupte,
Die Mutter an der Seite.

Die Braut betrauerte
Ihn drei Wochen lang,
Die Schweſter drei Jahre.

Und ach, die Mutter,
Die Hochehrwürdige,
So lang' ihr Haupt am Leben war.

---

570. Die Hand.

Litthauiſches Volkslied, aus Rheſa's Dainos, S. 145.

Her flog ein ſchwarzer Rabe,
Trug eine weiße Hand her,
Und einen goldnen Ring daran.

Dich frag' ich, lieber Vogel:
Wo haſt du, ſchwarzer Rabe,
Die weiße Hand erhalten,
Und wo das goldne Ringlein?

Ich war im großen Kriege:
Da ſchlug man große Schlachten,
Da flocht man Zäune aus Schwertern,
Da grub man Gräber mit Flinten,
Da floß das Blut in Strömen.
Da liegt nicht nur ein Söhnlein,
Da weint nicht nur ein Vater.

O weh! das iſt mein Ringlein;
Nun kehrt mein Jüngling nicht wieder,
Es fließen meine Thränen.

571. Die Waiſe.

Litthauiſches Volkslied, aus Rheſa's Dainos, 2. Aufl. S. 49.

Sie ſandten mich zum Walde,
In's Wäldchen hin nach Beeren,
In den Wald nach Heidelbeeren.
Die Beeren hab' ich nicht geleſen,
Die Heidelbeeren nicht gepflücket.
Ich ging hinauf den Hügel,
Zu meiner Mutter Grabe;
Da weinte ich bittre Thränen
Um die geliebte Mutter.
„Wer weint um mich da oben?
Wer tritt auf meinen Hügel?“

Ich, ich, o liebe Mutter,
Die Einz'ge, die Verwaiſte.
Wer wird mein Haar nun kämmen?
Wer meine Lippen waſchen?
Wer reden Liebesworte?

„Gehe zur Heimath, o Tochter!
Dort wird eine andre Mutter
Dir kämmen dein Haupthaar,
Dir deine Lippen waſchen.
Dort wird ein zarter Jüngling
Dir reden Liebesworte.“

---

572. Das Roß ohne Reiter.

Volkslieder der Polen, 1833, S. 46.

In die Schlacht da zog der Sohn,
Daheim weint die Mutter;
Nachts da brennt im Fenſter Licht,
Denn die Schweſtern wachen.
Ob ſich Staub am Wege hebt,
Nachts die Brücke donnert,
Stürzen Alle aus dem Haus,
Ob der Gaſt nicht kehret?
Doch es kehret Niemand heim,
Kinder tragen Kreuze;
Und der Rabe krächzt am Tag,
Und des Nachts die Eule. —

Eines Morgens läßt ſich ſehn
Etwas auf der Straße,
Und man hört der Bügel Klang
Und des Pferdes Wiehern.
Alle ſtürzen aus dem Haus:
Roß kam ohne Reiter.
„Wo iſt unſer Bruder, Roß?
Roß, wo iſt mein Sohn?“

Hinter Bergen, hinter Wäldern,
Ach, in fernem Lande,
Hinter Flüſſen, hinter Meeren
Fiel der Sohn und Bruder!

Ach, wer wird ihn dort bedecken,
Wer mit Thränen waſchen?
Ach, wer wird ein Lied ihm weinen,
Und wer um ihn trauern?

Thau, der decket ihn im Sommer
Und im Herbſt der Nebel;
Schnee, der bleichet ihn im Winter,
Blumen decken ihn im Lenz;
Und die Lerche unter Blumen
Wird ihm Lieder ſingen,
Und die Blumen jeden Morgen
Um den Todten trauern.

---

573. Das Ringlein.

Volkslieder der Polen, 1833, S. 51.

Auf dem großen Teiche
Schwimmen weiße Schwäne,
Und am grünen Ufer
Sitzt ein ſchönes Mädchen.
In den Lüften droben
Kreiſcht ein ſchwarzer Rabe;
In den Schooß des Mädchens
Fällt ein goldnes Ringlein.

Woher haſt du, Rabe,
Dieſes goldne Ringlein?
Ich kenn' dieſes Ringlein,
Hab' es von der Mutter,
Trug es dann drei Jahre
Und gab es dem Jüngling,
Der mich jeden Sonntag
Hat nach Haus getragen.

Und der Rabe ſagte:
Frag' nicht nach dem Ringlein
Und nicht nach dem Jüngling,
Der dich jeden Sonntag

Hat nach Haus getragen:
Denn roth iſt mein Schnabel
Und in ferne Lande
Zog in's Feld dein Jüngling.

574. Das Schlachtfeld.

Volkslieder der Polen, 1833, S. 53.

Ausgeackert liegt der Boden,
Doch durch Pferdes Hufe;
Dicht beſäet ſind die Furchen,
Doch mit Eiſen-Hagel;
Auch geegget ſind ſie fleißig,
Doch mit Menſchenkörpern;
Auch befeuchtet ſind ſie fleißig,
Doch mit Chriſtenblut.

Unter todten Pferden, Menſchen
Liegt ein junger Pole;
Unter fürchterlichem Aechzen
Ringt er mit dem Schmerz.
Und er öffnet noch das Auge,
Das ſchon ſterbend bricht:
Und umher, umher da ruhn
Seine Brüder tief.

Weder Vater, noch die Mutter,
Noch ein Freund iſt da;
Ach! und Niemand, der zu Grabe
Brächte ſeinen Leib;
Der nach ſeinem Tode noch
Eine Glocke zog,
Und an ſeinem Grabe noch
Eine Thräne weint.

Ferne, ferne, da erklinget
Noch der Roſſe Huf;
Ferne, ferne, da erklirret
Noch der Ritter Schwert.

Und die ſchwarzen Raben kreiſchen,
Fliegen hin und her,
Und zerhacken ſchon die Leiber,
Die noch lebend ſind.

Und auf fernen, fernen Fluren,
Da begrüßt der Wind
Unter bangen, bangen Klagen
Einer Mutter Herz.
Und ſie ſtrecket nach den Wolken
Ihre Arme aus,
Und ſie fraget: Sage, Wolke,
Sahſt du nicht mein Kind?

Und die Wolke dieſes ſpricht:
Weine, armes Weib!
Denn die ſchlanke Pappel haute
Nieder dir der Feind.
An des Dnieſters Ufern ſah
Ich dein einzig Kind;
Einſam lag es und bei ihm
Stand ſein treues Roß.

Und als ich die Wunde ſah
Und ſein jung Geſicht,
Schützt' ich ihn, wie einſtens du,
Vor der Sonne Glut,
Und benetzte ſeine Schläfe
Mit dem kühlen Thau.
Aber hinter ihm da kam
Dicht der Raben Schaar,
Die zerhackten ſeinen Leib
Und ſein blaues Aug'.

575. Klage um Darthula.

Von Oſſian.

Mädchen von Kola, du ſchläfſt!
Um dich ſchweigen die blauen Ströme Selma's!
Sie trauern um dich, den letzten Zweig
Von Thrutils Stamm!

Wann erſtehſt du wieder in deiner Schöne?
Schönſte der Mädchen in Erin!
Du ſchläfſt im Grabe langen Schlaf,
Dein Morgenroth iſt ferne!

Nimmer, o nimmer kommt dir die Sonne
Weckend an deine Ruheſtätte: „Wach' auf!
Wach' auf, Darthula!
Frühling iſt draußen,
Die Lüfte ſäuſeln,
Auf grünen Hügeln, holdſeliges Mädchen,
Weben die Blumen! im Hain wallt ſprießendes Laub!"

Auf immer, auf immer, ſo weiche denn, Sonne,
Dem Mädchen von Kola, ſie ſchläft.
Nie erſteht ſie wieder in ihrer Schöne!
Nie ſiehſt du ſie lieblich wandeln mehr.

576. Grabgeſang.

Aus Shakeſpeares Cymbeline.

1.

Liege nun, dich ficht nicht an
Winterfroſt und Sommerglut;
All' dein Tagwerk iſt gethan,
Biſt daheim und haſt es gut.

Alle.

Goldne Fraun und Herrn, in's Grab
Müſſen ſie all' zuſamm'n hinab.

2.

Liege nun, dir thut nichts mehr
Geißel, Frohn und hart Gericht.
Kleid'r= und Nahrungsſorge ſchwer,
All' dir eins und drückt dich nicht.

Alle.
Scepter, Arzt und Weiſ', in's Grab
Müſſ'n dir nach ſie all' hinab.

1.
Lieg' und fürchte nun nicht mehr
Blitz und Donnerkeile hart.

2.
Freund' und Feind' und Läſterer,
Leid' und Freud' biſt du verſcharrt.

Alle.
Stutzer jung und ſchön, in's Grab
Müſſ'n zu dir ſie all' hinab.

1.
Kein Beſchwörer härme dich!

2.
Kein Bezaubrer lärm' um dich!

1.
Böſe Geiſter fliehen dich!

2.
Schädliches nicht nahe ſich!

1.
Habe ſanfte Ruh' im Grab!

2.
Und dein Grab viel Ruhm hab'!

577. Klage der ſchottiſchen Schiffersfrau.

Talvj, Volkslieder, S. 504.

„Mein Liebſter baut' ein wacker Schiff und führt' es in das Meer,]
Mit ſieben mal zwanzig Seglern kühn, wie flog es ſtolz daher!
Ach! drei mal zwanzig ſanken tief, drei ſtarben auf der See,
Die Niederung von Holland gab mir bitt'rer Trennung Weh!

„Mein Liebſter baut' ein ander Schiff, fuhr's in die Fluth hinaus,
Nur zwanzig Segler blieben ihm, zu bringen es nach Haus;
Da macht der wilde Sturm ſich auf, hoch, hoch das Meer thät ſchwellen,
Und riß mein Lieb mit ſeinem Schiff hinab in's Grab der Wellen.

„Nicht Haube deckt ſeitdem mein Haupt, noch Kamm kommt in mein Haar,
Ohne Licht und Kohl' im Kämmerlein will ſitzen immerdar!
Noch nehm' ich je ein andres Lieb nicht bis zur Sterbeſtund',
Denn Einen Liebſten liebt' ich nur, der liegt im Meeresgrund!"

„„O ſchweig, o ſchweig, mein Töchterlein, o traure nicht ſo ſehr,
Sei ſtill, giebt's doch in Galloway noch andre Burſchen mehr!""
„O keinen giebt's in Galloway! für mich giebt's keinen, weh!
Denn Einen Liebſten liebt' ich nur und der liegt in der See!"

578. Grönländiſche Todtenklage.

Aus Cranz grönländiſcher Reiſe.

Wehe mir! daß ich deinen Sitz anſehen ſoll, der nun leer iſt! Deine Mutter bemühet ſich vergebens, dir die Kleider zu trocknen!

Siehe, meine Freude iſt in's Finſtere gegangen und in den Berg verkrochen!

Ehedem ging ich des Abends aus und freute mich! ich ſtrengte meine Augen an und wartete auf dein Kommen.

Siehe, du kamſt! Du kamſt muthig angerudert mit Jungen und Alten!

Du kamſt nie leer von der See; dein Kajack war ſtets mit Seehunden oder Vögeln beladen.

Deine Mutter machte Feuer und kochte. Von dem Gekochten, das du erworben hatteſt, ließ deine Mutter den übrigen Leuten vorlegen und ich nahm mir auch ein Stück.

Du ſaheſt des Schiffleins rothen Wimpel von Weitem und rufteſt: Da kommt Lars! (der Kaufmann.)

Du liefſt an den Strand und hielſt den Vordertheil des Schiffleins.

Dann brachteſt du deine Seehunde hervor, von welchen deine Mutter den Speck abnahm. Und dafür bekamſt du Hemden und Pfeileiſen.

Aber das iſt nun aus! Wenn ich an dich denke, ſo brauſet mein Eingeweide!

O daß ich weinen könnte, wie ihr Andern, ſo könnte ich doch meinen Schmerz lindern!

Was ſoll ich mir wünſchen? Der Tod iſt mir ſelbſt annehmlich geworden! — Aber wer ſoll mein Weib und meine übrigen kleinen Kinder verſorgen?

Ich will noch eine Zeit lang leben; aber meine Freude ſoll ſein in Enthaltung deſſen, was den Menſchen ſonſt lieb iſt.

---

579. Nadoweſſiſche Todtenklage.

Talvj, Volkslieder, S. 120.

O hätt'ſt du gelebt, mein Sohn, gelebt,
Bald hätte, und wie! deine junge Hand
Den mächtigen Bogen ſpannen gelernt!

Verderben, mein Sohn, o hätt'ſt du gelebt,
Verderben hätten bald deine Pfeil'
Den Feinden unſres Stammes gebracht!

Du hätteſt getrunken ihr Blut, ihr Blut,
Und hätteſt verzehret ihr Fleiſch, ihr Fleiſch,
Und Sklaven in Menge hätt'ſt du gemacht!

Mit nervigem Arm hätt'ſt du ihn erfaßt,
Den Büffel, den mit dem Pfeil du durchbohrt,
Wärſt du am Leben geblieben, mein Sohn!

Und hätteſt bekämpfet des Bären Wuth,
Den zornigen Bären hätt'ſt du bekämpft,
Wärſt du am Leben geblieben, mein Sohn!

Das fliehende Elenthier hätt'ſt du erreicht,
Das raſcheſte Reh auf dem wald'gen Berg,
Das hätteſt du ſicherlich eingeholt.

O hätt'ſt du gelebt, mein Sohn, mein Sohn,
O was für Thaten hätt'ſt du gethan,
Wenn lebend errungen du Manneskraft!

O hätt'ſt du gelebt, mein Sohn, mein Sohn,
Dann hätte dein Vater dich angeführt
In jeglicher Tugend unſres Stamms!

580. Grablied.

Von Gottlieb Neumann, aus Lange's kirchlicher Hymnologie, S. 657.

Ei, wie ſo ſelig ſchläfeſt du
Nach manchem ſchweren Stand,
Und liegſt nun da in ſüßer Ruh'
In deines Heilands Hand!

Sein Leiden hat dich frei gemacht
Von aller Angſt und Pein;
Sein letztes Wort: „es iſt vollbracht!"
Das ſingt dich lieblich ein.

Du läßt dich zur Verwandelung
In dies Gefilde ſä'n,
Mit Hoffnung und Verſicherung,
Viel ſchöner aufzuſtehn.

Verbirg dein liebes Angeſicht
Im kühlen Erdenſchooß!
Wer hier gelebt in Chriſti Licht,
Der erbt ein ſelig Loos.

Wir hoffen, daß dein Seelenfreund,
Der ewig treue Hirt,
Der's hier mit dir ſo wohl gemeint,
Dich ſchön empfangen wird.

Er führe, was ihm lieb und werth,
Und was ſich zu ihm hält,
Als ſeine auserwählte Heerd'
Auch vollends durch die Welt!

---

581. Grablied.

Theomele, Nr. 285.

Wie ſie ſo ſanft ruhn
Alle die Seligen,
Die tapfer kämpften
Den großen Lebenskampf!
Wie ſie ſo ſanft ruhn
In den Gräbern,
Bis ſie zum Feſte erwecket werden!

Du Herr, Verſöhner,
Wardſt auch in's Grab verſenkt,
Da du am Kreuze
Hatteſt für uns vollbracht.
Nicht zum Verweſen
Lagſt du, Heiliger,
Zum großen Feſte erſtandſt du wieder.

O wenn auch wir nun
Wie all' die Seligen
Mit dir beſtehen
Den ſchweren Lebenskampf,
Dann wirſt, Erlöſer,
Du uns rufen
Aus unſern Gräbern zum ew'gen Feſte.

582. Grablied.

Eine Hand voll Erde
Deckt mich einſtens zu,
Wenn ich müde werde,
Gehe ich zur Ruh'.
Dann trifft mich kein Kummer,
Sanft in kühler Gruft
Schlaf' ich Todesſchlummer,
Bis Jehova ruft.

Eine Hand voll Erde
Wird zuletzt doch mir,
Ob ich hier Beſchwerde
Litte für und für.
Ob mich Armuth quälte,
Oder ob ich reich,
Ob ich Ahnen zählte,
Iſt der Welt dann gleich.

Eine Hand voll Erde
Wird zuletzt aus mir,
Weiß auch, daß ich werde
Würmer-Sätt'gung hier.
Denn im Grab' iſt Friede,
Und der Kummer ruht;
Werden wir einſt müde,
Ach! hier ruht ſich's gut.

Eine Hand voll Erde
Und ein wenig Moos
Iſt auf dieſer Erde
Einſt mein letztes Loos.
Ob ich groß und mächtig
Hier geweſen ſei,
Ob mein Haus ſo prächtig,
Iſt dort einerlei.

Eine Hand voll Erde
Wirft vielleicht mein Freund,
Traurig von Geberde,
Auf mein Grab und weint.
Wenn ich den nur habe,
Der zum Hügel ſchleicht,
Ach! dann wird im Grabe
Gottes Erde leicht.

583. Grablied.

Von Salis.

Das Grab iſt tief und ſtille,
Und ſchauderhaft ſein Rand,
Es deckt mit ſchwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in ſeinem Schooß,
Der Freundſchaft Roſen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlaſſ'ne Bräute ringen
Umſonſt die Hände wund;
Der Waiſe Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch ſonſt an keinem Orte
Wohnt die erſehnte Ruh';
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr ſchlägt.

584. Israfil.

Der Todesengel der Muhamedaner. Arabiſche Romanze in Tholucks Blüthenſammlung, S. 80.

Sag', vernahmſt du wohl, daß einſt zu Omars Zeit
Lebt' ein Lautenſpieler, ruhmvoll weit und breit?
Jede Freud' bei ſeinem Ton zum Jubel ſteigt,
Nachtigall ſteht hochentzückt und ſinnt und ſchweigt.
Schweigt die Lieb' ſelbſt, traun, er löſt der Zunge Lauf,
Einen Ton nur braucht's, es ſtehn die Todten auf.
Israfil er iſt. Wenn er in Liebe ruft,
Kehrt der Geiſt zum Bein zurück in feuchte Gruft.
Als des Lebens Bote ward er hergeſandt,
Schwingen kriegt bei ſeinem Ton der Elephant.
Gleiche Tön' im Innern hört der Weiſen Schaar,
Für Verſtand und Sinn ſind ſie nicht offenbar.
Hört der Menſch doch auch der Feen Geſänge nicht,
Ob die Fee ſie gleich an ſeinem Ohre ſpricht.
Höher nun als Feengeſang die Klänge ſind,
Denn auch Feen im Kerker dieſer Erd' noch ſind.
Was zuerſt nun wird im Innern offenbar?
„Gottgeborne ſind nur die Prophetenſchaar."
Nun, ſo weigert euch nicht mehr des Untergehns!
Sterbt in euch, freut euch in Gott des Auferſtehns!
Wird von jenem Wunderſang Ein Ton nur laut,
Längſt Verweſter Haupt dann aus dem Grabe ſchaut.
Horch' nur auf, nah in der Bruſt klingt dir der Ton,
Doch Beſchreibung und Begriff ſuch' nicht davon.
Hört der Geiſt ihn, der erſtarrt im Grabe liegt,
Flugs im Leichentuch er aus den Gräbern fliegt.

Alphabetiſch geordnetes Verzeichniß der Lieder und Geſänge.

A.

Seite

Abends führt' ich in dem Nachen . 334
Aber ihr ſeid ja des ſtets 199
Ach! Andreas, heil. Schutzpatron 593
Ach! du Roſe, ſchöne Roſe! . . . 389
Ach, edler Schatz, verzeih' es mir . 319
Ach, ich kann nicht eſſen, ſchlafen . [illegible]
Ach, ihr Bäche, Wieſenbäche . . . 398
Ach, ihr Wälder, dunkle Wälder . 380
Ach, ſie ſchläft, nur ich benetze . . 313
Aennchen von Tharau iſt die mir 268
Albert Graf von Nürnberg ſpricht 540
Allerſchönſter Engel 380
Aller Welt Liebhaber bin ich . . . 348
Alles ſchweige! 683
Als aus dem Wellenſchooß empor 64
Als der Großvater die Großmutter 642
Als der Sandwirth von Paſſeier . 146
Als einſt vor vielen langen Jahren 462
Als Freiheit von ihrer Berge Höhn 68
Als ich ein Junggeſelle war . . . 604
Als ich kam zur Stube rein . . . 342
Als jüngſtens Herr Mercurius . . 138
Als Kaiſer Rothbart lobeſam . . . 424
Als Noah aus dem Kaſten war . . 671
Alſo geboren wurdeſt du 336
Als ſie [illegible] dich von ſich weiſend 340
Als wir geſtern in der Herberg' 292
Alter Zänker 675
Am Boden winden ſich die Ranken 387
Am Tage, als unſre Helden gefallen 203
Am Wardhari, am Wardhari . . 231
An Alexis ſend' ich dich 308
An allem Ort und Ende 636
An Baches Rand im Thale 365
An dem reinſten Frühlingsmorgen 370
An den Waſſern zu Babel ſaßen wir 75
An der Quelle ſaß der Knabe . . . 281
An des Hauſes Pforte 634
An einem Baum, am Weidenbaum 402
An roſt'ger Kette liegt das Boot . 175
Antonius zur Predig 588
Auch grauſam will ich einmal ſein 364
Auf, auf! ihr Brüder und ſeid ſtark 82
Auf dem großen Teiche 705

Seite

Auf die Jagd ging aus der Ritter . 528
Auf! Frankreichs Volk! auf! Volk 98
Aufgeſtanden war ich, Mutter . . 266
Auf grünen Bergen wird geboren . 668
Auf, ſinget und trinket 679
Auf ſteigen der Morgenröthe . . . 9
Auf, Vögelchen, flieg' an den . . . 301
Aus der Luft ſaug' ich Erquicken . 66
Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen . 670
Ausgeackert liegt der Boden 706
Aus tiefer not ſchrei ich zu dir . . 48

B.

Bald die Schenkel preſſ' ich 222
Bald gras ich am Neckar 356
Befiehl du deine Wege 27
Bei meines bulen haupte 335
Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher 663
Blau iſt das Blümlein 264
Blühe, liebes Veilchen 279
Brauſt es, webt es, und der Bäume 385
Bringt mir Blut der edlen Reben . 669
Bunt ſind ſchon die Wälder 629

C.

Ca, ça geſchmauſet! 658
Chimmt a Vogerl geflogen 311
Chriſt iſt erſtanden 37

D.

Da droben auf jenem Berge . . . 390
Da droben auf jenem Berge . . . 391
Da feindlich, wehe! das Geſchick 697
Da liegen ſie, die ſtolzen Fürſtentrümmer 167
Da lüpfe mir, heilige Freiheit . . 164
Danket dem Herrn, denn er iſt 23
Da Seine Hand als Meer der Großmuth wogt 91
Das Eſſen, nicht das Trinken . . . 673
Das Grab iſt tief und ſtille 715
Das Mondlicht ſcheint in Fülle . . 350
Das Volk ſteht auf, der Sturm 190
Das waren mir ſelige Tage! . . . 338

Seite
Das Waſſer rauſcht', das Waſſer 474
Dein gelbfahles Roß, Geliebter 699
Dein Schwert, wie iſt 's von Blut 436
Den Agnis erwählen wir als Boten 6
Den Drang der Armuth lerne der 181
Den großen Indra prieſen 3
Denk' ich alleweil, denk' ich alleweil 323
Deo, du göttliche Mutter 14
Der alte Barbaroſſe 423
Der Eichwald brauſet 541
Der Feind iſt gezähmt 234
Der Gott, der Eiſen wachſen ließ 111
Der Kaiſer ruft zu Kampf und Sieg 142
Der König faßte den Beſchluß 136
Der König Karl fuhr über Meer 417
Der Mai iſt nicht in Blüthen karg 480
Der Menſch hat nichts ſo eigen 187
Der Mond iſt aufgegangen 625
Der Papſt lebt herrlich in der Welt 662
Der Regen rauſcht gelind 342
Der Ritter muß zum blut'gen 215
Der ſein Zungenſchwert gewetzet 152
Der Siedler ſchwang ſein Beil ſo 70
Der Sommer bringt uns um 152
Der Sultan hatt' ein Töchterlein 449
Der Tag iſt kalt und trüb und 628
Der Vögel Fürſt Hoang-Fong 89
Der Wächter ruft an den Tag 329
Der Winter kam: ich ſaß 291
Des Lords Marie ſtrich die Locken 537
Des Mannes Wert iſt nicht im 183
Die Blümelein ſie ſchlafen 639
Die erhabne Braut iſt eines Königs 287
Die erſte Gnade, warum ich 19
Die Feldmagd klein ſtrich durch 504
Die Fluren kleidet blauer Blumen 613
Die Gedanken ſind frei 116
Die Gewäſſer, die Göttinnen 7
Die Herzen froher Menſchen zu 609
Die Hund' an den Ringen 235
Die ihr die Triebe 251
Die Kinder ſpringen hinaus und 598
Die Kirſchen ſind zeitig 393
Die Königin blickt durch's Fenſter 554
Die liebſte Buhle, die ich han 656
Die Mühle, die dreht ihre Flügel 374
Die Nacht iſt ſchwarz und der 473
Die Nacht iſt ſo lieblich 333
Die Pinzgauer wollten wallfahren 695
Die ſchwarze Erde trinket 649
Die See war wild im Heulen 540
Die Sonne ſank und Dhimos 562
Die Vögel Sun erheben ſich zum 119
Die Wälder wogen mit des Kinſuka 610
Die Waſſerlilie wächſt am See 248
Die Winde heulen, es wogt das 701
Die Wolken ziehen ſich zuſammen 5
Die Zeitung flog von Land zu Land 121
Don Alonſo Perez Gusman 431
Donna Maria da Padilla 527
Donner rollen und tropfenſpitze 341
Donuil Dhu's Kriegsgeſang 208
Dornen am Strauche 346
Dort an dem weißen Marmorſtein 272
Dort auf der Walſer-Haide 419
Dort in des Mädchens Schooße 308
Drei Könige ſaßen im Morgenland 677
Drumb gehet dapffer an 214
Du biſt das ſanfte Feuer 314
Du des ew'gen Tegri wunderbar 118
Du Dienerl, du nett's 383
Du, du liegſt mir im Herzen 253
Du edler Graf von Lützelburg 476
Du kannſt ihn grauſam, unerhöret 312
Durch deine Hand beſchämſt du 90
Durch's Birkenwäldchen 295
Du ſchwurſt bei deinem Gott 283

E.

Eichenbaum, du Eichenbaum 331
Ei, du mein lieber Schiffsmann 338
Ei, mein Hengſt, mein Hengſtlein 513
Ein altes Weib ſprach zum 605
Ein Bauer in Kellyburn ſeufzte 599
Eine Hand voll Erde 714
Eine Hopfenranke im Garten allein 386
Eine Maid, ſie jätet Hanf 304
Ein Goldſchmied in der Bude ſtand 508
Ein heil'ger Barde wohnt' vordem 440
Ein Kleid von Woll' 185
Ein König iſt der Wein! 674
Einmal in einem tiefen Thal 590
Einſam bin ich nicht alleine 252
Ein Schäfermädchen weidete 591
Ein Schiff voll Sklaven zum 178
Eins ſchläft ihr an der Bruſt in 571
Einſt ein Kirchlein ſonder Gleichen 457
Einſt mußt' ich durch Auvergne 595
Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand 279
Ein veſte Burg iſt unſer Gott 26
Ein Yankeebub' iſt ſchön und keck 72
Ei, wie ſo ſelig ſchläfeſt du 712
Erhebt euch von der Erde 227
Erwache, Blume des Waldes 312
Es blies ein Jäger wohl in ſein 238
Es dunkelt, mein Röschen 640
Es durchritt der Maurenkönig 433
Es geht ein Butzemann im Reich 123
Es ging ein Schreiber ſpatzieren 597
Es hat eine Mutter der Söhne neun 483
Es jagt ein jeger wolgemut 236
Es iſt nichts luſt'ger auf der Welt 230
Es kann ja nicht immer ſo 687
Es klingt ein heller Klang 56
Es lächelt der See, er ladet zum 475
Es lebe das Hochland 65
Es reit der Herr von Falkenſtein 521
Es reiten drei Ritter zu München 530
Es ritt ein jäger wolgemut 237
Es ritten drei Reiter zum Thor 378

Seite
Es ſah eine Linde in's tiefe Thal 516
Es ſah ein Knab' ein Röslein ſtehn 371
Es ſaß ein junger Pallikar 318
Es ſaßen drei Raben auf einem 523
Es ſchlaft a Diendl unter'n Baam 243
Es ſind einmal drei Schneider 583
Es ſollt' eine Jungfrau früh 517
Es ſollt ein Mädlein waſchen gan 368
Es ſtehen drei Stern' am Himmel 551
Es ſtehn die Stern am Himmel 489
Es ſteht in ſtiller Dämmerung 160
Es ſtet ein lind in jenem tal 302
Es war ein Ritter in große Armuth 460
Es waren einmal die Schneider 582
Es war ſpät am Abend 510
Es weinte das Mädchen 403
Es wohnet ein Fiedler zu Frankfurt 469
Es wohnte ein König in Engeland 486
Es wollt' ein Jäger jagen 240
Es wuchſen im Garten 294
Es zogen drei Burſche wohl über 526

F.

Fahnen, gute, alte Fahnen 430
Feuer! mit Demuth erheb' ich dich 7
Fort iſt der Schnee 612
Frei bin ich, ja das ſollſt du wiſſen 691
Freiheit, die ich meine 112
Freiheit, ſo die Flügel 114
Fremder Ruhm drückt heimlich 179
Freudvoll und leidvoll 250
Freut euch des Lebens 686
Frew dich du Himmels Königin 43
Friedericus Rex, unſer König und 137
Friſch auf, friſch auf! 646
Friſch auf, friſch auf mit raſchem 228
Friſch auf, ihr tapferen Soldaten 211
Friſch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen 109
Friſch auf zum fröhlichen Jagen 241
Frohſinn, Frohſinn, liebe Leute! 685
Früh, drei Stunden vor dem 426
Frühlingslüfte hauchen neues Leben 614
Frühling wandelt durch die Matten 622
Für den Winter Süßigkeiten 396

G.

Gab den Ring das Mädchen 376
Gebrochen iſt das Eis 610
Gebt mir meine Wandertaſche 376
Geduld! Ausdauer in Geduld 184
Gefangner Mann, ein armer Mann! 166
Geh ich zum Brünnelein 405
Geh i halt wohl in den Wald 336
Geht mein Liebchen Beeren ſammeln 512
Geliebter, wo zaudert 282
Gelobet ſeiſt du, Jeſu Chriſt 33
Geſtern Abend ging ich aus 585
Geſtern Abend ſtrömte Regen nieder 306
Geſtern, Brüder, könnt ihr's 660

Seite
Geſtürzt iſt mein Sohn von 698
Glanz väterlicher Herrlichkeit 12
Gleichwie ein fruchtbarer Regen 451
Glorreicher König, Licht und Glanz 325
Göttin, vernimm, die den Menſchen 10
Gott befohlen, glückliche Reiſe! 561
Gott erhalte Franz den Kaiſer 93
Gott geb' ihm ein verdorben Jahr 259
Gott grüß' euch, Alter! 220
Gottlob nun iſt erſchollen 162
Gott ſei des Czaaren Schutz 95
Grimmer geht über den Boden 498
Großweibel zum Tanze ging, he 602
Grüß' dich Gott, mein' liebe Reſel 569
Guter Götter Geſchlecht, du des 87
Guter Mond, du gehſt ſo ſtille 310

H.

Har Kuhli! ho Lobe! hie unte. 648
Haſt du kein Kriegsgewand 201
Hat die Frau den Mann geſchlagen 601
Hei! der ſtaubige Müller 584
Heil dir im Siegerkranz 94
Heinrich der Vierte 92
Her flog ein ſchwarzer Rabe 702
Herr Gott, dich loben wir 24
Herr König, was rufeſt du Ach und 453
Herrlich fürwahr iſt ſterben 198
Herr Olof, er ritt einſt aus in der 469
Hertzlich lieb hab ich dich, Herr 4
Herzlich tut mich erfrewen 617
Herz, mein Herz, warum ſo traurig 84
Herzog Magnus er ſah durch das 472
Hier ſitz' ich auf Raſen 664
Hingewelkt iſt Tiao die Pflanze 151
Höchſter, allmächtiger, gütiger 22
Höre mich, Poſeidaon 9
Hört an, ihr Alle, was ich bring' 296
Hört eines Prieſters Wort 77
Hört, Sionitinnen 31
Horch, horch, die Lerch' am Himmelsthor ſingt 324
Hubertus ritt mit Speer und Hund 233

J.

Ich bin der Doctor Eiſenbart 577
Ich denk' an ihn! 247
Ich dicht' ein Rügelied ſtatt einen 156
Ich freite einſtmals auch 284
Ich ging einmal ſpazieren 273
Ich habe einen Liebſten 365
Ich hab' mein Sach auf Nichts 665
Ich habs gewagt mit ſinnen 185
Ich halt' ein Araberroß 222
Ich han Lande vill geſehen 54
Ich hatt einen Kameraden 219
Ich hört' in Norden 205
Ich legte mein Haupt auf die 467
Ich reit einsmals zu Braunſchweig 370
Ich ſah ein Röschen am Wege ſtehn 372

Seite
Ich ſaß und ſpann vor meiner Thür 280
Ich ſtund auf einem Berge 545
Ich und mein Fläſchlein 667
Ich weiß ein' ſchön' Glocken 358
Ich will zu Land ausreiten 413
Ich wollt', ich wär' ein Vögelein 315
Jedem Kaiſerdiener ſind 88
Ihr Männer, auf! im Vaterlande 96
Ik und mein junges Weib 681
Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild 243
Im Land zu Frankereiche 443
Im Süderland auf einer Flur 254
Im Windsgeräuſch, in ſtiller Nacht 627
Im zehnten Mond, am erſten 149
In Bereſtetſchek der Stadt 563
In dem hohen Kölner Dome 63
In dem Lufte-ſüßen Maien 351
In den Schloßhof hernieder 501
In der Mitte zweier Meere 347
In des Waldes finſtern Gründen 568
In die Schlacht da zog der Sohn 704
In dieſem grünen Wald 624
In dulci jubilo (Trinklied) 654
In dulci jubilo (Kirchenlied) 655
In Gludgluck leb' ich 659
In's Haus der Dame kam ich 325
In Straßburg ſteht ein hoher 58
Jörru, Jörru, darf ich kommen? 347
Iſt als Freudengeber 652
Italien, Italien, o du 157
Jüngling ſteiget vom ſchlanken 225
Iwan Ljubowitſch von Trau 557

K.

Kein größer freud auf erden iſt 354
Kein ſel'grer Tod iſt in der Welt 213
Kennſt du das Land, wo die 86
Kleiner Schelm von Schmetterling 366
Klein Roſa ſie diente 524
Königin der Götter, Liebe! 288
Komm, armer Hund, ich will nicht 173
Komm doch, Herr, und laß dich 637
Komme her, du kleines Schäfchen 275
Komm, fein Liebchen, komm an's 322
Komm heraus, komm heraus 293
Kommt daher ein Wundermann 479
Kuizpana, du Waldes König 232

L.

Laß nur die Welt dich tadeln 267
Laß, Schöne, dich zu holdem 272
Laßt uns, ihr Brüder 682
Laß uns, Lesbia, leben und uns 343
Leb' wohl! du theures Land 143
Leb'wohl! wenn je ein heißes Flehn 375
Leipzig, Leipzig! arger Boden 172
Leiſe rauſcht es in den Bäumen 320
Leiſ' rudre hier, mein Gondolier 334
Lenore fuhr um's Morgenroth 491
Letzte Roſe des Sommers 631

Seite
Liebe, die du mich zum Bilde 32
Liebeswonne will mir gar 249
Liege nun, dich ficht nicht an 708
Lobe den Herrn, meine Seele 20
Lobpreis ... dem Waſſer 8
Lobſing', o frohes Erntefeſt 15

M.

Mächtiger Ebro 309
Mädchen von Kola, du ſchläfſt! 707
Main Schatz iſt a Reiter 360
Man ſagt: er kommt nun wieder 335
Marlbrouk zieht hin zum Kriege 131
Meerſtern ich dich grüße 44
Mein armes Röcklein, häng' um 693
Meine Verwandten haben mich 75
Mein Herz iſt im Hochland 76
Mein Liebſter baut' ein wacker 700
Mein Liebſter iſt ein Weber 358
Mein Pflüger iſt gar ſchlank und 645
Mein Schätzle iſt hübſch 357
Mein Schatz der iſt auf die 392
Mich freut des ſüßen Lenzes Flor 209
Miska kommt mit gelben Stiefeln 367
Mit dem Pfeil, dem Bogen 241
Mit einem kalten, abgemeſſ'nen 364
Mit Schnee iſt nun bedeckt 632
Mit Sklavenketten uns zu binden 100
Mitten wir im Leben ſind 47
Morgenroth! Morgenroth 230
Morgenwind, bringe vom Haus 298
Mutter, mutter! es hungert mich 442
Myrthenzweige ſollen mein 96

N.

Nach Oſterland will ich fahren 352
Nach Sevilla, nach Sevilla 263
Nachtigall, ich hör dich ſingen 303
Nachts um die zwölfte Stunde 144
Nehmt, Herrin, dieſen Kranz! 276
Neun Schwaben gingen über Land 573
Nimmer gedenk' ich im Lied 200
Nina, o ſag' nicht nein 273
Nirgends eines Vogels Spur 632
Noch iſt kein Fürſt ſo hoch gefürſtet 193
Noch iſt Polen nicht verloren 105
Nun grüß' dich Gott, du edeles 657
Nun ſchauet, wie des Maien Zeit 616
Nun will ich aber heben an 464

O.

O, daß ich lag' in Mary's Gruft! 522
O du Deutſchland, ich muß 217
O du Heiligſte! 42
O du Verräther 404
O du weicher Hauch der Lüfte 305
Oft pflegt das Alter ihr zu ſchelten 148
O gieb, vom weichen Pfühle 315
O glückliche Völker 18
O hättſt du gelebt, mein Sohn 711

Seite
O Haupt voll Blut und Wunden . 38
O Hochland und o Südland . . . 539
O lenke durch die Welle, Fidelin! . 332
O Lieber, ſtill! in ſolcher Angſt . 344
O Maria, voll der Gnaden 45
O meine goldene Heimath 76
O Richard, o mein König! 93
O ſag' mir an, Frau Mutter lieb . 478
O ſchläfſt du ſchon, lieb Elſe? . . 318
O ſchöne Sonn', du klares Gold! 12
O ſchwarz, ſchwarz iſt die 533
O ſieh mich nicht ſo lächelnd an . . 401
O ſtille dies Verlangen 321
O Straßburg! o Straßburg . . . 218
O Tannenbaum, o Tannenbaum . 407
O Tugend, ſchwer zu erringen . . . 180
O Vöglein auf dem Baume 150
O weh, o weh! hinab in's Thal . 599
O wie ſchmolz die Stimm' in . 397

P.

Papirs natur iſt rauſchen 575
Perperuna zieht umher 17
Preis der hehren Gewalt 4
Prinz Eugenius, der edle Ritter . . 129

R.

Regſt du, o Lenz! die jungen Glieder 622
Reizende Gabriele 274
Riegel, ihr Riegel, ich grüße euch . 313
Rittersmann aus fernen Landen . 514
Rob Roy vom Hochland kam . . . 560
Roſſe, derb von Hinterbacken . . . 223

S.

Sage, ſag', o kleine Biene 305
Saget's meiner Mutter 438
Sag', vernahmſt du wohl 716
Schätzlein, freu' dich, juchze . . . 381
Schäumend floß der Bach und . . 369
Schaffet fort am guten Werke . . . 195
Schaut die Mutter voller 40
Schläfſt du, liebes Mädchen? . . 317
Schlafe, ſüßer Knabe 637
Schlaf, Kindlein, ſchlaf 638
Schleswig=Holſtein 62
Schlummerlos rauſchen 316
Schmeichl' ich dir mit ſüßem . . . 363
Schmück' dich, Mädchen 290
Schöne Göttin, Himmelstochter . 16
Schöne Minka, ich muß ſcheiden! 377
Schön Militza hat gar lange . . . 271
Schön, wie Engel voll Walhalla's 390
Schweig', o Aether, in heiliger . . 11
Seht dieſe heil'ge Waldkapell' . . 108
Seid luſtig und fröhlich 578
Selig, gleich den ewigen Göttern . 249
Setz' auf die Au voll Blumen . . 349
Siehe, wie die Charitinnen . . . 611
Sie gleicht wohl einem Roſenſtock 276

Seite
Sie ſandten mich zum Walde . . . 703
Sie ſollen ihn nicht haben 61
Sie ſprach: Es kräht der Hahn . 324
's iſch ebe=n=e Mönſch uf Erde . . 395
's iſt mir alles Eins 690
Sitzend auf dem Felsgeſtein 202
Smilje pflückt am kühlen Bach . . 307
So alleine wandelſt du? 488
Söhne von Norwegens uraltem . 67
So hab' ich nun die Stadt verlaſſen 380
Soldaten, das Vaterland 103
So ſoll mein Herz im Buſen mir 364
Sonne färbt der Berge Saum . . 235
Sonne! Unſterblicher! 10
Sonne, wirf den helleſten Strahl 260
Spannen junge Spinnerinnen . . 506
Spart, Hollands edle Herren . . . 132
Spinn, Mägdlein, ſpinn 643
Spinn, ſpinn, meine Tochter . . . 644
Steh' auf, ſteh' auf, Lord Douglas! 542
Steh' auf, wir wollen das 650
Steht am Waſſer die Platane . . 700
Süß wenn Lüfte mich umwallen . 615
's war Einer, dem 's zu Herzen . 586
Swen=Kong, bethört von Liebe . 444

T.

Tag bricht an 204
Tag des Zornes, wann er taget . 51
Tanzt dem ſchönen Mai entgegen 620
Tapfer iſt Lepa, ein braver Krieger 564
Tſi=Tſi, noch ein Mal Tſi=Tſi . . 446
Tiſch, Stühle, Bett — ſie nahmen's 177
Tochter, ich flieh' nicht die Arbeit . 155
Trauernd tief ſaß Don Diego . . 428
Turner ziehn 196

U.

Ueber die Berge 261
Ueber die Beſchwerden dieſes . . . 694
Ueber die Brücke ritt ich 701
Ueber'm Fluſſe drüben 330
Ueber Sarajewo fliegt ein Falke . 300
Ueber Thal und Fluß getragen . . 400
Ufem Bergli 362
Ulrich ging aus ſingen 556
Umſchifft hab' ich Sicilien 206
Und die Würzburger Glöckli . . . 373
Und wieder ſchwankt die ernſte . . 194
Unſchuld'ges Kind, ſo unerfahren 340
Unſer Anlauf ſoll ſein 204
Unſers Nachbars ſchönes Hannchen 288
Unſre Gäſte werden trunken . . . 650
Unſre Wieſen grünen wieder . . . 621
Uns ſchirmte vor'm Hauch 624
Unter der Linden 350

V.

Verzage nicht, o Häuflein klein . 211
Victoria! mit uns iſt Gott . . . 134

Seite
Vom Duft des Roſenbeets gelockt 613
Vom himmel hoch da kumm ich her 35
Von Baum zu Baum, hinab, hinan 388
Von ihrer Eltern Haus ging . . . 635
Von Toggenburg Graf Heinrich . 455
Vor manchen, manchen Jahren . 641

W.

Wach auff, meines hertzen ein . . . 327
Wann i in der Fruh aufſteh . . . 361
Wann mein Schatz Hochzeit macht 408
Wann, o Schickſal, wann wird . 268
Warum, mein Liebchen, ſollt' ich . 344
Warum ſind wir ſo trüber Tage . . 158
Was blaſen die Trompeten? . . . 147
Was fiel, o Jüngling 293
Was frag' ich viel nach Geld und . 688
Was glänzt dort vom Walde im . 216
Was Gott thut, das iſt wohlgethan 30
Was iſt des Deutſchen Vaterland? 55
Was iſt Lieb als nur ein Seufzer 260
Was klagte der Vater, der Bejahrte 224
Was Ruhm hat der jung Adler doch 161
Was ſagt der Herbſt der Roſ' in's 628
Was trägt die Gans auf ihrem . 592
Was wecken aus dem Schlummer 321
Was welln wir aber ſingen . . . 546
Was zieht ihr die Stirne finſter . 171
Wehe mir! daß ich deinen Sitz . . 710
Weible, du ſollſt hame gehn . . . 603
Weil die Mutter mich geſcholten . 345
Welch ein Leben, welch ein Streit. 587
Welche Wunder, große Wunder! 539
Wenn ich ein Vöglein wär' . . . 264
Wenn ich ein Waldvöglein wär' . 265
Wenn ich ſonſt 'nen Schatz möcht' 373
Wenn i zum Brünnle geh 394
Wenn zwei von 'ander ſcheiden . 379
Wer, ach, wer hält ihn gefangen 349
Wer hörte wohl jemals mich . . 253
Wer klopft an meiner Thüre? . . 553
Wer nie in ſchnöder Wolluſt . . . 188

Seite
Wer reitet ſo ſpät durch Nacht . . 471
Wer ſagt mir an, wo Weinsberg 518
Wer wollte ſich mit Grillen . . . 689
Wie die Böſen alle jubeln 40
Wie dort ſo ſchwarz die Berge . . 482
Wie ein armer Chriſtenſklave . . 80
Wie kommt's, daß du ſo traurig . 409
Wie lange, Pallikaren, wie lange 101
Wie mit grimm'gem Unverſtand . 46
Wie rauſchen die Bäume. 630
Wie ſchön blüt uns der meie . . . 619
Wie ſie ſo ſanft ruhn. 713
Wilhelmus von Naſſawe. 125
Willkommen, o ſeliger Abend . . 626
Wind, du Renner raſch bereit . . 299
Wird ſein Name neben mir genannt 339
Wirſt ſich nicht zu ſeinen Füßen . 340
Wir führten wohl des Pfluges . . 15
Wo eines Mannes Ehre 182
Wo e kleins Hüttle iſt 360
Wönn-d-er iha, wönn-d-er iha, . 647
Wohlan, die Zeit iſt kommen . . 383
Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd 226
Wohlauf! noch getrunken 85
Wohl wird man unſer Gebiet . . 153
Wund iſt die Bruſt von dem Gram 388

Y.

Yankee doodle, Zauberklang . . . 73

Z.

Zanchor und Niang erſchufen die . 17
Z'nächſt bin ich halt gangen . . . 278
Zu Bacharach am Rheine 534
Zu Hannchens Thür da kam ein . . 484
Zu Klingenberg am Maine. . . . 652
Zu meiner Seele ſprach ich. . . . 203
Zur erſten Stunde der Nacht . . . 255
Zu Speier im Saale. 507
Zu Straßburg auf der Schanz' . . 81
Zu Warſchau ſchwuren Tauſend . 106
Zwiſchen uns zwei auf der Alm . . 382

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Zur

Deutſchen Mythologie.

Von

Wolfgang Menzel.

I.

Odin.

Stuttgart.
Buchhandlung von Paul Neff.
1855.

Odin

von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart.
Buchhandlung von Paul Neff.
1855.

Vorrede.

Die Forſchungen über deutſche Mythologie nehmen einen erfreulichen Fortgang. Und doch hat man bis jetzt an eine Hauptſache noch nicht gedacht, nämlich an eine umfaſſende Monographie des Odin. Die zahlreichen Erinnerungen an dieſen Hauptgott ſind noch nirgends auch nur einigermaßen vollſtändig geſammelt, geſchweige denn geordnet und erklärt worden. Ja ſelbſt die wichtigſten Mythen Odins, die den Hauptinhalt der alten Eddalieder bilden, hat man in ihrer alten Dunkelheit gelaſſen; da man doch ſich hätte eingeſtehn ſollen, die ganze Edda bleibe ein verſchloſſenes Buch, ſo lange man die Hauptmythen von Odin nicht verſtehe, und die ganze Vorſtellung, welche ſich die moderne Zeit von jenem Odin mache, ſey und bleibe demnach auch vage und ungewiß. Bei ſo großen Dunkelheiten und Lücken der Erkenntniß war es jedenfalls von einigen Schülern Jakob Grimms voreilig, wenn ſie auf Grund ſeines berühmten Hauptwerkes über deutſche Mythologie, welches die

Unterſuchung überall vorſichtig nur eröffnet, nirgends aber für abgeſchloſſen erklärt und das Nordiſche überhaupt nicht erſchöpfen will, ſchon fertige Syſteme des nordiſchen und altdeutſchen Götterglaubens aufzuſtellen verſuchten.

Indem ich in der vorliegenden Monographie (einer Arbeit vieler Jahre) nur eine möglichſt vollſtändige Sammlung aller Odinsmythen und irgend welcher im deutſchen Volk noch erhaltenen Erinnerungen an Odin, ſodann zum erſtenmal eine natürliche, ein Verſtändniß allein ermöglichende Eintheilung der in den Edden arg durcheinander geworfenen Mythen von Odin bezweckt und, wie ich hoffe, auch erzielt habe, ſcheint es mir, meine Arbeit könne über den engen Kreis derer hinaus, die ſich ſpeciell mit deutſcher Mythologie beſchäftigen, auch wohl in dem weiteren Kreiſe aller Freunde deutſcher Geſchichte und Volksthümlichkeit Theilnahme finden. Denn es handelt ſich hier von den älteſten Erinnerungen unſeres Volkes überhaupt und von dem alten Hauptgotte, auf den das Volk aus ſeiner Denk- und Gefühlsweiſe und aus ſeiner Erfahrung gleichſam die Quinteſſenz übertrug. Ich habe dieſen nationalen Geſichtspunkt bei meiner mühevollen Unterſuchung nie aus dem Auge verloren und glaube daher, meine kritiſche Forſchung wird nicht überall ſo langweilig ſeyn, daß ſie nicht auch eine ganz populäre, für jeden deutſchen Stammgenoſſen intereſſante Seite darböte.

Das deutſche Volk, wie es der edeln indokaukaſiſchen Race entſproſſen und heldenherrlich in die Weltgeſchichte eingetreten iſt, hat auch ſchon auf der heidniſchen Vorſtufe ſeiner Geiſtesentwicklung und gerade in ſeinem Religionsſyſtem ſeine ganze Eigenthümlichkeit in einer äußerſt charaktervollen Weiſe ausgeſprochen. Spuren eines uralten Zuſammenhangs des altdeutſchen Göttermythus mit dem indiſchen und perſiſchen laſſen ſich nachweiſen, aus der gemeinſamen ariſchen Wurzel iſt aber wie im Gangesthal und in Iran, ſo wieder im Norden Europa's je ein ganz anderer Baum gewachſen. Gar keinen Einfluß aber übten auf die nordiſche Götterlehre Griechen und Römer, die vielmehr welchen vom Norden her empfingen, denn das ſ. g. klaſſiſche Alterthum war viel geſchmeidiger, empfänglicher und paſſiver, als der ſtahlfeſte, durchaus männliche Norden.

Wenn die andern alten Völker in ihren Religionsſyſtemen die höchſte Stelle unter den Göttern Weſen einnehmen ließen, die ſegensreich im Raum oder doch nur in dem regelmäßigen Wechſel der Zeit walten und deren Amt iſt, die von ihnen feſtgeſetzte phyſiſche und ſittliche Weltordnung auch zu erhalten, ſo erkannten dagegen die alten Deutſchen die höchſte göttliche Potenz nur in der großen welthiſtoriſchen Bewegung des Geiſtes, der in der Zeit den Raum durchſchreitet und durchſtürmt. Alles Räumliche war ihnen untergeordnet; hier ſahen ſie nur Rieſen, Zwerge, Elben und Vanen walten, die in ihrem Glauben nicht die höchſte Stelle einnehmen. Die in der Zeit, in den Menſchenſchickſalen, in der Geſchichte waltenden Götter dagegen, die ewig fortſchreitenden, alles ändernden, zerſtörenden und Neues ſchaffenden Aſen waren es, denen ſie die höchſte Gewalt zuſchrieben und über allen ſtand ihnen Odin, der Aſen größter, der treibende Geiſt der Zeiten ſchlechthin. Hieraus allein ſchon läßt ſich erkennen, wie außerordentlich verſchieden von allen andern Religionsſyſtemen des Alterthums und vollkommen eigenthümlich das deutſche geweſen iſt.

Jener treibende Geiſt, den die alten Deutſchen zum Weltprincip erhoben, lag in ihnen ſelbſt. Sie liebten nicht die Welt blos zu betrachten, oder ſich blos in die Welt zu ſchicken, ſondern ſie wollten handeln in der Welt, die Welt beherrſchen, Weltgeſchichte machen. Der Freiheit und dem kühnen Drange des Geiſtes ſtand aber viel im Wege. Man mußte daher rechten und derſelbe praktiſche Scharfſinn, der die älteſten Volksrechte durchdringt, ſchuf auch die Götterlehre. Alle deutſchen Stämme haben ſchon zur Heidenzeit ein außerordentlich klar und fein ausgebildetes Recht unter ſich gepflogen. Dieſer Rechtsſinn bewährt ſich nun auch in den genau abgewogenen Stellungen, in welchen ſich ihrem Religionsſyſteme zufolge Aſen, Vanen, Menſchen, Elben und Rieſen gegenſeitig befinden. In keinem Götterſyſtem des Alterthums wird ſo viel gerechtet, vertragen und mit Eiden bekräftigt, wie im deutſchen. Allein die Welt iſt nicht gemacht, um im ewigen Einerlei derſelben Ordnung zu verharren. Am allerwenigſten konnten deutſche Völker, in denen es gährte und glühte und die eine unzähmbare Kraft zu Thaten drängte, an Ruhe ſich gewöhnen. Der kühne Drang nach Freiheit, ein kaum je in einem andern Volke ſo energiſch erwachtes Bewußtſein der Freiheit, und das Gedränge, die Noth des Kampfes, der Uebermuth im Siege, die Luſt, Unrecht zu thun, traten hier in ſchneidenden Gegenſatz gegen das ſittliche Gefühl. Dieſen Gegenſatz nun, nicht zu verſöhnen, aber zu erklären war ein Hauptthema der altdeutſchen Theologie.

Dieſe Theologie weicht höchſt auffallend von der ſittlichen Grundlage der altindiſchen und altperſiſchen ab. Von einer Hingebung des Individuums an das Allgemeine, wie bei den Indern, oder von einem begeiſterten Kampf für das Gute gegen das Böſe, wie bei den Perſern, war bei unſern Vorfahren niemals die Rede. Sie würden das für unpraktiſch gehalten haben. Dazu war ihre Individualität viel zu trotzig und herriſch. Sich die Arme möglichſt frei zu halten, darauf kam es ihnen vor allem an und dieſer Freiheitsdrang war ſtärker in ihnen, als der ſittliche Skrupel.

Ich muß hier ſogleich ein ſehr gemeines Vorurtheil bekämpfen. Man glaubt nämlich dem Odin, weil er der höchſte Gott war, auch das Prädikat eines guten Gottes beilegen zu müſſen, wofür ihn aber die alten Deutſchen ſelbſt niemals gehalten haben.

In Odin wurde nichts anderes verehrt, als was man jetzt die „Praxis“ nennt. Er iſt ohne Zweifel als der „abſolute Geiſt“ aufgefaßt worden, aber die Speculation unſerer Urväter machte den nämlichen Gang durch, den Göthe nicht ohne tiefen Inſtinkt ſeinen Fauſt machen läßt, indem derſelbe den Satz „im Anfang war das Wort“ ungenügend findet und ſagt „im Anfang war der Sinn“ (Geiſt), und auch damit nicht zufrieden weiter geht „im Anfang war die Kraft“, aber weil die Kraft doch nicht unwirkſam bleiben kann, zuletzt triumphirend ausruft „im Anfang war die That“. In dem nämlichen Sinn war ſchon unſern Urahnen der Gott Odin Wort, Geiſt, Kraft, That. Um dieſen Begriff aber in ſeiner Ausſchließlichkeit zu erfaſſen, muß man von ſittlichen Forderungen ſchlechthin abſehen. Man kann ihn nicht kürzer und deutlicher zuſammenfaſſen, als wenn man ihn mit „Praxis“ überſetzt. Die alten Deutſchen und Normannen hatten als Odinsdiener nichts anderes im Sinn, als eine erfolgreiche, abſolut wirkſame Praxis. Sie waren ehrlich genug, um einzugeſtehen und zu behaupten, was ſich nicht leugnen ließ, daß die ſ. g. ſittliche Welt nicht durch Sittlichkeit, ſondern lediglich durch Praxis gelenkt wird, und ſie waren als Heiden noch unfähig, den tiefen Widerſpruch zwiſchen dem, was geſchieht, und dem, was ſeyn ſoll, im Sinn der chriſtlichen Lehre ausgleichen zu können. Sie verurtheilten die geſammte Sittlichkeit und Tugend von vorn herein in die Minorität. Aber nicht, um einſeitig dem Böſen die Weltherrſchaft zu vindiciren, was unnatürlich und unwahr geweſen wäre, ſondern nur, um eine zur Sittlichkeit ſich indifferent verhaltende Praxis als den wahren Ausdruck deſſen, was in der Welt regiert, zu bezeichnen.

Es iſt ein für allemal unmöglich, die falſchen Vorſtellungen, die man ſich von den alten Deutſchen als unſchuldigen Naturkindern gemacht hat, mit der wahren, echten, hinlänglich in den Edden beurkundeten Odinslehre zu vereinigen. Man muß auch das Vorurtheil aufgeben, als ob vom heidniſchen Odin zum chriſtlichen Gott der Uebergang leicht geweſen wäre; man muß vielmehr erkennen, daß die chriſtliche Bekehrung bei den Odinsdienern eine weit härtere Schale aufzubrechen hatte, als bei den Verehrern des Zeus-Jupiter.

Die alten Deutſchen waren Eroberer, vom Kriegsdämon beſeſſen und gleichſam trunken im Thaten- und Siegesdrange, darum auch unbarmherzig und allen Völkern umher ein Schrecken. Unter ſich aber hatten ſie, ſo weit die Geſchichte ihr Andenken bewahrt hat, ſtets erbitterte Feindſchaft, die ſich nicht blos offen mit Gewalt, ſondern auch durch Liſt, Heimtücke und Verrath Luft machte. Die Geſchichte beſtätigt auf jeder Seite den odiniſchen Geiſt der altdeutſchen Könige, Häuptlinge und Krieger. Man muß an die blutigen Heroen der Völkerwanderung, an die normänniſchen Seeräuber, an die wüthenden Kämpfe der deutſchen Stämme unter einander, an die Greuel in den Königsgeſchlechtern der Skandinavier, Franken, Burgunden, Gothen ꝛc. denken. An Geſtalten, wie ſie in der Nibelungennoth hervortreten, beſonders an den grimmen Hagen, an Charaktere, wie ſie noch Shakeſpeare in ihrer ganzen Herzenshärte, Trotzigkeit und Heimtücke ſo meiſterhaft ausgemalt hat. In der deutſchen Männerwelt iſt auch heute noch viel von jener altheidniſchen, echt odiniſchen Härte, gepaart mit Verſchlagenheit. Im anglo-normanniſchen Charakter hat ſich dieſer Zug am ungeſchwächteſten erhalten, im praktiſchen England und Nordamerika, aber auch unter uns wird er noch vielfach gefunden in den höchſten Ständen, bei Kriegern und Kaufleuten und bei echten Bauern, die überhaupt in ihrer zähen Nervenkraft und Ausdauer, in ihrer Grobheit zugleich und

Schlauigkeit, in ihrer rein praktiſchen, von jeder Sentimentalität himmelweit entfernten Auffaſſung der Dinge noch dem älteſten Volkscharakter viel treuer geblieben ſind, als die mittleren durch die claſſiſche Schulbildung verweichlichten und in vieler Beziehung verdummten Claſſen. Alte ungelehrte Praktiker, die nichts von Odin wiſſen, ſtehen ihm gleichwohl viel näher, als mancher ſchwachſinnige Stubengelehrte, der von ihm weiß, ohne ihn zu kennen.

In der Härte Odins liegt etwas Stolzes und furchtbar Schönes. Wenn auch die Welt unter ſeiner Gewalt in Verderben ſinkt, ſo iſt es doch keine Verweichlichung und Entnervung. In Sünde und Tod, in der Luſt, Unrecht zu thun, und in dem Trotz, der dem verdienten Tod entgegengeht, ſtählen ſich alle Nerven, wird die durch die Welt ſtürmende Kraft ſich erſt recht voll und ganz ihrer ſelbſt bewußt, lacht das unbändige Herz in übermenſchlicher Luſt. Ein ſchöner, ruhmvoller Tod im Kampf muß, wenn er nichts verſöhnt, noch wieder gut macht, doch das Daſeyn würdig abſchließen. So ſetzten die alten deutſchen Heldengeſchlechter und Heldenvölker ihr Leben ein. So riſſen ſich, die auf dem Bette in Frieden ſtarben, noch mit einer Eiſenwaffe blutige Wunden, um den Schlachtentod nachzuahmen. Von Odin ſelbſt, dem himmliſchen Vertreter dieſer ganzen kriegeriſchen Race, glaubte man, er könne nicht ewig leben, ſondern müſſe im letzten ungeheuerlichen Weltkampf zu Grunde gehen, in dem Kampf, den ſeine Verſchuldung herbeigeführt, in dem die ganze Welt aus den Fugen gehen, alle Materie wider den Geiſt, alle Todten wider die Lebendigen, Erde und Hölle wider den Himmel ſich empören würden.

Das Uebergewicht des Böſen wurde in der heidniſchen Vorſtellungsweiſe unſerer Ahnen erſt ausgeglichen durch die Verjüngung des Himmels und der Erde nach jenem ſelbſtverſchuldeten Weltende. In der neuen Welt erſt ſollte die Unſchuld und das Recht, die Liebe und die Treue regieren, und ſollte alles Böſe und alle Willkühr ausgeſchloſſen ſeyn. Darin lag eine Ahnung der künftigen chriſtlichen Welt. Wie im alten Judenthum die Meſſiasidee gleich einem goldenen Faden fortläuft, ſo im heidniſchen Germanenthum die Erwartung des Gimil, der neuen beſſern Welt. Odin wurde mit vollem Bewußtſeyn nur als der in der vergänglichen Zeitlichkeit waltende Gott aufgefaßt, der mit dieſer Zeitlichkeit enden und dann nie wieder auferſtehen würde; im neuen Himmel und in der neuen Erde ſollte dagegen der ſchöne weiße Baldur regieren, der in dem früheren böſen Zeitalter gerade um ſeiner Heiligkeit willen gemordet wurde. Odin verhält ſich demnach nur, wie in den gnoſtiſchen Chriſtenſekten der Demiurg. Er iſt nicht der ewige alleinige Gott, ſondern, wenn auch in der Zeit allein herrſchend, doch auch auf die Zeit allein beſchränkt und mit ihr dem Untergange geweiht.

In welcher höchſt eigenthümlichen Beleuchtung von einem ſolchen Princip aus einerſeits die Schöpfung und das Leben der Natur, andrerſeits der menſchliche Geiſt in ſeiner ſchrankenloſen Freiheit, und drittens die ſittliche Schönheit, wo ſie ungerufen hervortrat oder nur von feinern Seelen geahnt und erſehnt wurde, jenem harten Heldenvolk erſchienen iſt, hat die bisherige Forſchung noch nicht klar genug erkannt. Und doch beruht gerade darin wie der ſpeculative, ſo der äſthetiſche Hauptgewinn aus den Edden.

Ich muß mich in der vorliegenden Monographie darauf beſchränken, nur erſt einen Theil der noch tiefverſchattet in unabſehlicher Ferne ausgebreiteten altdeutſchen Mythenwelt zu enthüllen. Und das iſt gerade der Theil, in welchem die ſchroffſte, unſerer modernen Verweichlichung befremdlichſte Härte jenes alten Heidenthums hervortritt. Wenn der Scharfſinn der Speculation in der Auseinanderlegung und Anwendung des unſittlichen Grundgedankens auch überraſcht, durch ſeine wunderbare Eigenthümlichkeit und durch die Kühnheit ſeiner Hieroglyphen Staunen erregt, ſo wird damit doch das heimliche Grauen vor der ſchwarzen Tiefe im innerſten Kern der unſittlichen Lehre nicht beſeitigt. Man lernt daraus mehr, als es der moderne Geſchmack liebt, die wirkliche und leibhafte Finſterniß des Heidenthums erkennen. Aber eine ſolche Erkenntniß thut unſerer Zeit noth, in der es herkömmlich geworden iſt, für das Aeſthetiſche im Heidenthum zu ſchwärmen und dagegen in der chriſtlichen Bekehrung das Hereinbrechen der ſ. g. mittelalterlichen Finſterniß zu ſehen. Das hiſtoriſche Urtheil iſt dadurch verkehrt worden und muß erſt wieder richtig geſtellt werden; man muß ſich lebendig in die Heidenzeit verſetzen, um wieder dankbar den erſten Morgenſtrahl der chriſtlichen Frühe zu begrüßen.

Von dem ſchwarzen Hintergrunde jenes Heidenglaubens an die unbedingte Herrſchaft eines Machtprincips, dem keine Güte inwohnte, löſen ſich gleichwohl in den uns erhaltenen Mythen einige Geſtalten von hellerem Scheine ab, in denen das gute Princip wie eine Nordlichtdämmerung vor dem Morgen des wahren chriſtlichen Tages denſelben vorbedeutet, gleichſam ſehnſuchtsvoll ankündigt, aber nicht erreichen kann. Dieſe Vertreter des Guten, Edlen, Zarten und Reinen im altdeutſchen Heidenthum haben etwas unendlich Rührendes. Ich kann natürlicherweiſe hier, wo ich nur von Odin zu handeln habe, nicht von der biderben, echt volksthümlichen Rechtlichkeit des Thor, noch von der Huld der göttlichen Frauen reden. Nur in wenigen Umriſſen werde ich, wie es der Stoff verlangt, der unheimlichen Geſtalt Odins das lichte Bild des Baldur entgegenhalten und in dem eng an den Odinsdienſt geknüpften

Walkyrienglauben die zarteſte Blüthe des Sittlichen in der nordiſchen Poeſie aufſchließen.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß die ſittlichen Ideen, die ſich neben der odiniſchen Praxis und im Gegenſatz gegen dieſelbe geltend machten, gerade wegen ihrer Unterordnung und Unterdrückung um ſo ſtärker müſſen reagirt haben. Es lag eine eigene geheimnißvolle Macht innerlichſter Rührung und Sehnſucht in der Auffaſſung alles Edlen, Schönen, Unſchuldigen als eines unterdrückten und leidenden Opfers. Daher ohne Zweifel auch die Empfänglichkeit ſo Vieler im Volke für die Bekehrung zum Chriſtenthum. Ehe ſie zur tieferen Einſicht der chriſtlichen Wahrheit gelangten, mochten ſie im „weißen Chriſt“ wohl zunächſt den von den Todten auferſtandenen Baldur ahnen, und in „Unſrer lieben Frau“ die ihnen längſt vertraute Mutter aller Huld. Indem das alte Odinsreich unterging, ſtellte die chriſtliche Kirche Gimil dar, den neuen Himmel und die neue Erde, deren Nähe die fremden wunderbaren Glockentöne zum erſtenmal dem heidniſchen Urwald verkündeten.

Odin.

Erſtes Buch.

Odins Wirken in der Natur.

1.

Der germaniſche Mercurius.

Alle unſre einheimiſchen Quellen ſtimmen darin überein, daß der höchſte unter den Göttern der heidniſchen Zeit in Skandinavien Odin, in Deutſchland und England aber Wodan oder Woden genannt wurde.

Schon die Römer lernten ihn bei den Germanen dieſſeits des Rheines kennen. Wie ſie aber jeden fremden Gott der Bequemlichkeit wegen gern mit dem Namen desjenigen ihrer eigenen Götter bezeichneten, mit dem er die meiſte Aehnlichkeit zu haben ſchien, ſo gaben ſie einſtimmig unſrem Wodan den Namen Mercurius. Tacitus ſagt von den Germanen: Deorum maxime Mercurium colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis litare fas est (Germania 9). Paul Warnefried im achten Jahrhundert ſagt ausdrücklich I. 9: Wodan sane, quem adjectu litera Gwodan dixerunt, ipse est qui apud Romanos Mercurius dicitur et ab universis Germaniae gentibus ut deus adoratur. In gleicher Weiſe ſagt Jonas von Bobbio von den Alemannen: deo suo Vodano, quem Mercurium vocant, Mabillon, ann. Bened. II. 26. In den additamentis operum Matthaei Paris ed. Watts, Paris 1844 p. 25: Mercurium, Voden anglice appellatum. Bei Galfredus Monemutensis 1587 VI. 43 ſagt der

Angelſachſe Hengiſt: colimus maxime Mercurium, quem Woden lingua nostra appellamus. Endlich kommt noch Wodenstag, Godenstag für dies Mercurii (Mittwoch) vor. Vgl. die hierüber ſehr ausführlichen Notizen bei Grimm d. Myth. 108 f.

Da die Edda, die Hauptquelle für unſre Kenntniß des nordiſchen Heidenthums, viel ſpäter abgefaßt wurde, als das Werk des Tacitus, ſo iſt es wichtig, daß der Vorzug, den nach ihr Odin vor allen Göttern genoß, ſchon von Tacitus durch die hohe Stellung, die er dem germaniſchen Mercurius anweist, bezeugt wird. Vergleicht man die ſchöne Schilderung, welche Tacitus von der Sitteneinfalt und Treue der Germanen entwirft, ſo ſollte man ihm kaum glauben, daß ſie keinen höhern Gott, als gerade den ſchlauen, durch und durch geiſtreichen, aber treuloſen, ja ſogar diebiſchen Mercurius verehrt haben ſollen. Allein er hat nur Wahres berichtet; der Odin, den wir aus den ſpäteren Quellen viel genauer kennen lernen, hat wirklich alle Eigenſchaften des Mercurius.

Die Vergleichung des Odin mit dem Mercur lag ſehr nahe, obgleich dem Mercur bei weitem kein ſo hoher Rang unter den römiſchen Göttern zukommt als dem Odin unter den deutſchen. Beide Götter hatten ausſchließlich mit einander gemein den Grundbegriff des Gewinnes, Erfolges, der Wunſcherfüllung durch überlegenen Geiſt ohne alle Rückſicht auf Moral. Das iſt und bleibt der Hauptgedanke. Sodann aber iſt der römiſche Mercur (daſſelbe was der griechiſche Hermes) auch Erfinder der Schrift und Muſik, wie Odin, und Führer der Todten, wie Odin, Vermittler zwiſchen dem Reiche der Geiſter und Körper. Auch alle Attribute des Hermes-Mercur kehren bei Odin wieder: der Hut, der Mantel, der Stab (Wunſchgerte), der beflügelte Schritt, der Beutel (Wunſchſeckel). Da die Griechen bekanntlich ihre Götter aus älteren Götterſyſtemen des Orientes, Aegyptens und des Nordens recrutirten, ſo iſt gar nicht unwahrſcheinlich, ſie haben vieles auf ihren Hermes überhaupt vom nordiſchen Götterſyſteme übergetragen. Das Umgekehrte iſt nicht wahrſcheinlich, weil Odin ein vielumfaſſenderes Weſen iſt, als Hermes-Mercur. Die Griechen entlehnten ihren Hermescultus zunächſt von Samothrake, deſſen Myſterien auf den Norden weiſen, zunächſt auf das ſchwarze Meer und ſeine Küſten, auf das Gebiet der Geten und Skythen, wohin auch noch viele andere Spuren des Odinscultus führen.

2.

Der einheimiſche Name des Gottes.

In Grimms d. Myth. 120 f. iſt die Etymologie des Wortes Wodan, Wuodan, Guodan, Voden, Weda, nordiſch Odhinn (was ich nach ſchon älterem Herkommen in Odin vereinfache), aufs ſcharfſinnigſte entwickelt. Wenn dieſer Name auch in unſren chriſtlichen Gott übergegangen iſt, ſo darf man dabei doch nicht an den Grundbegriff des Guten, den wir ihm jetzt beilegen, denken. Der Name leitet ſich vielmehr urſprünglich her von wuot (animus), vgl. das bairiſche wueteln (ſich regen, wuſeln) Schmeller bayr. Wörterb. IV. 203. Er hängt zuſammen mit vadan, (vadere, waten, hindurchgehn) wehen, wachen, dem elbiſchen Wicht und Wätling, ferner mit odhr, ingenium, adj. odhr, praecipitans, vehemens, gothiſch vods, furiosus, daher Wuth, ſo daß ihm der Begriff der Bewegung, des Geiſtigen und Lebendigen zu Grunde liegt, ohne irgend eine ſittliche Beziehung.

Auch wurde Odin nie wegen ſeiner Güte, ſondern nur wegen ſeiner Macht angebetet, als ein Gott, der Alles kann, als ein Gott der That, des Erfolgs, des Glückes und Sieges. Im Volksglauben hat ſich der Nebenbegriff des Wüthens, des gewaltigen und ſtürmiſch drängenden Geiſtes vorzugsweiſe erhalten, ſofern Wuodans Heer durchgängig nur das wüthende heißt. Ein anderer Nebenbegriff iſt der des Od (Gut), in der Bedeutung des Reichthums, noch erhalten in den Namen Allod, Feod, Kleinod.

Die Vielſeitigkeit des odiniſchen Weſens erhellt aus den Beinamen, die ihm zunächſt die jüngere Edda 3 als ſeine zwölf Hauptnamen beilegt: Allvater, Herran oder Herian (der Heerführer), Hnickar (nicht ſowohl Waſſergott, als Herr des Erfolges zur See, Schutzgott der Schiffer und Seeräuber, vgl. das zweite Eddalied von Sigurd dem Fafnirstödter 18), Hnikudr (mit demſelben Grundbegriff), Fiölnir (der vielartige, viel ſeyend und viel machend), Oski (der Wunſch), Omi (von omr = sonus, vgl. Grimm d. Myth. 131 und Ed. Gerhard, Nachlaß aus Rom S. 99, wo auf die römiſche Oma [bona dea] und omen aufmerkſam gemacht wird), Biflidi (bif = motus, lidi = gelind), Swidar und Swidir (der Schwitzer?), Widrir (der Wettermacher), Jalg oder Jalkr (der Greis). — Dazu kommen nun noch eine Menge andrer Beinamen in Grimnismal 46 und in der j. Edda 20, wo es ausdrücklich heißt, jeder dieſer Namen ſey durch eine beſondere Begebenheit veranlaßt worden, was alſo eine Menge uns verloren gegangener Mythen vorausſetzt. Dieſe Benennungen ſind Hangagod (Hängegott, weil Odin ſelbſt einmal hing oder als Gott der Erhängten), Haptagod (Haftgott, Gott der Gefangenen?), Tarnagod (Fährmannsgott), Grimr (der behelmte, maskirte), Gangleri (viator indefessus), Hialmberi (helmbar), Thekr (gratus), Thridi (der Dritte), Thudr und Thydr (comis), Udr (von udi Regen?), Helblindi (von Hel und blind, als unterweltlicher Gott), Har (der Hohe), Sadr (der Säer), Swipal (von svipa geißeln, antreiben), Sanngetal (der das Wahre vermag), Herteitr (der bewaffnete), Bileigr und Baleigr (der ſturm- und flammenaugige), Bölwerkr (Nebelwirker), Grimnir (Eber), Glapswidr (betruggieria), Fiölsvidr (vielwiſſend), Sidhöttr (mit herabgelaſſenem breitem Hut), Siegvater, Atridr (vi vocis invasor, impetum faciens), Farmatyr (Fährmannsgott), Jafnhar (gleich hoch), Göndlir (nodosus), Harbardr (der Gott im Bart), Kialar (der den Schiffskiel lenkt), Thror (Hirſch, auch ein Zwergname), Yggr (Schrecken), Thundr (tendere, pandere), Wakr (wacker), Skilfingr (von skelfa, zerreiben?), Wafudr (Weber), Hroptatyr (clamator), Gautr (observator), Weratyr (Wermannsgott).

Noch mehr Namen hat Magnuſen lex. p. 639 f. aus andern Stellen der j. Edda und aus den Skalden geſammelt. Es ſind theils allgemeine Bezeichnungen des höchſten Gottes, wie: Allradr (der Allrathende), Allvaldr (der Allwaltende), Allmattkr (omnipotens) ꝛc., theils ſind ſie aus ſeinen Mythen entlehnt, wie Ari hin gamli (der alte Adler), Arnhöfdi (der Aarköpfige), ſofern Odin in Adlersgeſtalt nach Asgard zurückflog. Bemerkenswerth und beziehungsreich ſind folgende Namen: Audunn, der Reiche; Bestlu sonr, Sohn der Veſtla, der Gattin Börs, von der wir ſonſt nichts wiſſen; Biblindi (apes occaecans) oder Byblindi (pagos obscurans); Blindr, der Blinde; Brandr, der Brennende oder Brenner; Bruni, der mit den Augenbrauen, aus denen er zornig oder liſtig hervorſchaut, wie aus dem Hut und Mantel, der ihn gewöhnlich verhüllt; Brunn, der Braune, Dunkle; Draugadrottin, der Geſpenſter Herr; Drepsvarpr (lethaliter jaciens); Ennibrattr, (frontem arduam oder altam gestans); Eyludr (der Eilende?); Farmavgnvdr, iter accelerans;

Fastrider, celeriter equitans; Fiallgeigudr, terror montanus oder montes obliquo cursu pervadens; Folldardrottin, der Erde Herr; Forni, der Alte; Fornolfr, der alte Elbe; Fraridr, der Davonreiter; Galga gramr, des Galgens Herr, und Galga valldr, des Galgens Walter; Gangrada, gressum moderans oder dirigens; Gapthrosnir, der Ganungagap ausfüllt?; Geira drottin, der Geere (Speere) Herr; Geirtyr, Lanzengott; Geirölnir, Lanzenernährer, weil er ſie mit Blut ſpeiſt und tränkt; Gestumblindi, blind für die Gäſte oder Gestr blindi, blinder Gaſt; Gimnir, der Glänzende; ginar, der gähnende, weitoffene (de coelo); Ginnir, illusor; Gissur (?); Godsjadarr, der Gottheit Spitze oder Hafte; Gollnir, Gollor und Gollungr, der Goldner, Gold habende, machende, gebende; Grani, der Bärtige; Gunnar, der Streitbare; Gunnblindi, der Kampfblinde; Hagyrkr, der Behende; Haptabeidir, numinum provocator; Haptogud, numinum numen; Hengikjöptr, ore sive barbitio pendulo aut demisso praeditus; Herblindi, der die Kriegsheere blind macht; Hertyr, Gott der Heere; Hialdrgod, Gott des Schnees; Hjarrandi, axi sive polo inhaerens aut gaudens; Hlefreyr, maris dominus; Hlefrodr, maris peritus; Hrafnagud, der Raben Gott; Hrafnfreistadr, der Raben Ausfrager; Hrammi, raptor; Hrani (?); Hrjodr, consternens, diruens; Hrosshars grani, der Roßhaarbärtige; Hrostahilmir, cerevisiae princeps; Hvatmoder, animo audaci impetuosus; Hvedrungr, tempestatis effector; Jalfadr, (streporem efficiens?); Jardargud, Erdengott; Jolfadir, Julvater, d. h. Vater des Julfeſtes (zu Weihnachten); Jolnir, daſſelbe; Jorundr, pugnas adamans; Langbardr, der mit der langen Lanze; Laundungr, terras amplectens oder obiens; Mimsvinr, Mimirs Freund; Njotr, usu fructuarius; Olgr, aestuans, tumidus; Ragnadr, numinum princeps; Runhöfdi, runarum auctor; Sigarr, Sieger; Sigdir, falcem gestans; Sigmundr, victoriam tenens vel indulgens; Sigr-höfundr, victoriae auctor; Sigrunnr, thriumphator; Sigtryggr, fidus victoriae amicus; Sigthrorr, victor validus; Skollvaldr, der über den Wölfen waltet; Svolnir (vielleicht svolgnir, deglutiens, hauriens?); Tweggi, der Zweite; Tviblindi, zweimal blind oder blind machend; Ulfsbagi, des Wolfes Noth; Ungr, jung; Vagna-runni, curros agens; Valgautr, stragem servans; Valthaugnir, stragem accipiens; Vegtamr, wegmüde; Vidr-Mimir, der Mimir oder Meiſter des Wetters; Vifingr, confundens, illudens; Vinguir (?); Ymr, altisonus, streperus; Yrungr, Regner; Thidr, mitis, lenis; Thrasarr, contentiosus, tumultuosus; Throptr (?); Thrudr, fortis, validus.

Viele dieſer Namen ſind ſelbſtverſtändlich. Von einer guten Anzahl ſind noch die Erklärungen in Mythen erhalten, wie gezeigt werden ſoll, andere bleiben dunkel.

3.

Unterſchied zwiſchen Allvater und Odin.

Allvater und Odin ſind einerſeits identiſch und andrerſeits einander entgegengeſetzt. In der jüng. Edda 3 heißt es: Allvater lebt durch alle Zeitalter, hat alles geſchaffen, waltet in allen Dingen, großen und kleinen, und wird am Ende der Zeiten fortleben mit denjenigen Menſchen, die durch ihre Tugend zur Seligkeit berufen ſind, im Gimil (dem neuen Himmel). Odin aber iſt nach derſelben j. Edda 6 erſt in der Zeitlichkeit geboren, ein Sohn des Bör, Enkel des Buri, der ſelbſt erſt entſtand, nachdem vorher ſchon der Rieſe Ymir und die Kuh Audhumla da waren. Dieſer Odin beherrſcht innerhalb von Raum und Zeit Asgard und nimmt die ſeligen Helden in ſeine Walhalla auf, aber nur bis zum Weltende, bei welchem alle mit ihm ausziehen und mit ihm umkommen. Dieſes Walhallaleben vor dem Weltende iſt daher mit dem Gimilleben nach demſelben nicht zu verwechſeln. Nach der j. Edda 51, vgl. Voluſpa 54 und Vafthrudnismal 53 wird Odin am Weltende vom Rieſenwolf Fenrir verſchlungen und kehrt nie wieder. Allvater, nicht Odin, ſchafft den neuen Himmel und die neue Erde. In der Voluſpa am Schluß werden die guten Aſen genannt, die in der neuen Welt wiederkommen ſollen, vor allen Baldur, der reinſte aller Götter, in dem Allvater ſich in Gimil ebenſo zu emaniren ſcheint, wie er in der gegenwärtigen Welt als Odin gleichſam aus ſich ſelbſt heraustritt. Wie Baldur aus der Zeitlichkeit verſchwinden mußte, ſo herrſcht er in der Ewigkeit; Odin aber, Herr der Zeitlichkeit, verſchwindet für die Ewigkeit und iſt nicht mehr in Gimil.

Wir müſſen demnach Allvater als den ſchlechthin ewigen Gott, Odin aber nur als eine Emanation deſſelben innerhalb der Zeit anſehen. Allvater fing nie an und wird nie aufhören, Odin aber wurde geboren und ſoll vernichtet werden. Allvater war vor der Schöpfung und wird nach dem Untergang der gegenwärtigen Schöpfung eine neue, ſchönere, beſſere hervorbringen. Odin aber iſt in die gegenwärtige gebannt, beginnt und endet mit ihr, iſt gewiſſermaßen ihre Perſonification, die Zeitlichkeit im Gegenſatz gegen die Ewigkeit.

4.

Verwandtes im ſkythiſch-getiſchen Zamolxis.

In Lukians Skytha 4 ſchwört der Skythe bei den großen Göttern ſeiner Heimath, dem Akinakes (Schwerte) und dem Zamolxis. In deſſelben Autors Toxaris 38 und 56 ſchwört er beim Winde und Schwerte. Das ſind alſo wohl die nämlichen höchſten Götter. Zamolxis darf mithin auf den Wind gedeutet werden. Da aber im Namen Wodan der Begriff des Wehens, Wüthens liegt, ſo könnte er mit jenem Hauptgott der alten Skythen identiſch ſeyn.

Derſelbe Zamolxis wird öfter und aufs beſtimmteſte Hauptgott der Geten an der untern Donau genannt. Schon der alte Herodot IV. 94 meldet, nach dem Glauben der Geten ſeyen die Menſchen unſterblich und kämen nach dem irdiſchen Tode in das himmliſche Reich des Zamolxis, alſo wie nach Walhalla. Daß er Hauptgott der Geten geweſen ſey, ſagt auch Jamblichus sect. 173. Man hielt ihn für gleichbedeutend mit dem griechiſchen Chronos, Diogenes Laertius VIII. 1. 2. Photius lex. s. v. Chronos aber, der einſt das goldene Zeitalter beherrſchte, der von ſeinem Sohne Zeus abgeſetzt wurde und in einer Höhle im fernen Weſten ſchläft (um wieder zu erwachen und die goldene Zeit zurückzubringen) gleicht auffallend unſrem ewigen Allvater in ſeinem Verhältniß zu dem zeitlichen Odin. Suidas s. v. Ζάμολξις wiederholt, die Geten hätten den Zamolxis für den Chronos gehalten und geglaubt, alle Todten werden einſt zu ihm in ſein Reich kommen. Plato, Charmides 9 gedenkt des zamolxiſchen Unſterblichkeitsglaubens ebenfalls. Heſychius aber, der ihn Salmoxis nennt, gibt ihm auch die Namen Orcheſter und Ode, d. h. Meiſter des Tanzes und Geſanges. Das paßt ganz auf Odin als Erfinder der Dichtkunſt, und ſelbſt der Name Odin klingt in Ode an. Bei Origenes philosoph. 25 wird Zamolxis als Stifter der Druiden bezeichnet. Leo, Urſprung des deutſchen Volkes S. 93 zieht bei Jornandes die Namen Halmal-Augis als Stammväter der gothiſchen Könige zuſammen und identificirt ſie mit Zamolxis. Im Zamolxis der Geten würde ſich nach alledem beides, ſowohl die

Weſenheit des ewigen Allvaters als die des zeitlichen Odin wiederfinden.

Saxo Grammaticus III. 45 ed. Stephan. verſetzt Odins urſprünglichen Sitz nach Byzanz und die Ynglingaſaga 2 an den Fluß Tanaquisl d. i. Tanais ins ſ. g. Asaland, beide kennen alſo noch eine Herkunft des Volks und Cultus vom ſchwarzen Meere her, an dem jene Geten und Skythen zu Hauſe waren.

Von dem ſkythiſchen Dualismus Akinakes und Zamolxis findet ſich nur eine vage Spur wieder in den beiden Brüdern Alcis, die in einem heiligen Hain der Naharvalen verehrt wurden und ſeltſamerweiſe einen weiblich gekleideten Prieſter hatten, Tacitus Germ. 43. Sie ſcheinen für unzertrennlich gehalten worden zu ſeyn, denn Tacitus ſagt: deos, interpretatione Romana, Castorem Pollucemque memorant. ea vis numini: nomen Alcis. Ein Bild von ihnen hatte man nicht, ſie waren unſichtbar zugegen. Nur beiläufig ſey bemerkt, daß der griechiſche Cultus der Dioscuren (Caſtor und Pollux) von Samothrake ausgegangen iſt.

5.

Der Mythus von Odins Entſtehung.

Die beiden Edden lehren: Ehe die gegenwärtige Welt ſo wurde, wie ſie iſt, war ſie ein leerer Raum (Ginnungagap). Im Norden dieſes Raumes aber lag die Heimath der Nebel (Niflheim), entſtanden aus dem Brunnen Hvergelmir (d. h. rauſchender Keſſel). Aus dieſem floßen die zwölf Ströme Elivagar (ſtürmiſche oder kalte Wogen) in den leeren Raum und davon kamen auch wohl die Nebel, von denen Niflheim genannt iſt. Im Süden des öden Raums lag die Heimath der Flammen (Musplheim), aus der in gleichem Maaß, wie Nebel und Waſſer von Norden kamen, Feuerfunken herausflogen. Aus dieſen Uranfängen erhellt, daß Waſſer und Feuer als die Urelemente galten, wie wir den nämlichen Glauben auch bei den Indern und Perſern finden. Die ganze ſichtbare Welt iſt erſt aus der Vermiſchung dieſer Urelemente oder Urſtoffe entſtanden. Die Waſſerſtröme des Huergelmir erfroren zu Eis, indem ſie weiter in den öden Raum eindrangen, wurden aber wieder aufgethaut durch die Feuerfunken von Muſplheim und in Regen verwandelt. Aus dem Regen aber entſtand der Rieſe Ymir (von ymja, rauſchen) oder Oergelmir (der rauſchende Lehm). Derſelbe ſchlief und ſchwitzte und aus dem Schweiß unter ſeinen Armen wuchs Mann und Weib und mit ſeinen Füßen zeugte er einen Sohn. Dieſe ſeine Kinder waren die Hrimthurſen (Froſtrieſen), die ſich unter einander fortpflanzten. Als das Eis immer mehr aufthaute, entſtand die Kuh Audhumla (naſſer Reichthum), aus deren Euter vier Milchſtröme floßen, wovon Ymir ſich nährte. Die Kuh ſelbſt aber leckte Salz aus den Steinen und unter ihrer Zunge wuchs auch Buri hervor, der Stammvater der Aſen. Dieſer zeugte den Bör, Bör aber zeugte mit Beſtla, Tochter des Rieſen Bölthorn, drei Söhne, den Odin, Vile und Ve. Dieſe drei erſchlugen den Ymir, in deſſen ausſtrömendem Blut auch alle Hrimthurſen ertranken, ausgenommen Bergelmir, der mit ſeinem Weibe ſich in einem Boote rettete und das Rieſengeſchlecht fortpflanzte. Aus Ymirs Blut aber wurde das Meer, aus ſeinem Fleiſche die Erde, aus ſeinen Knochen das Gebirge, aus ſeinem Haare der Wald, aus ſeinem Hirn das Gewölk, aus ſeinem Schädel das Himmelsgewölbe. Jüngere Edda 5. Vgl. auch das ältere Eddalied Vafthrudnismal 31. — Studach hat in ſeiner Erklärung der ältern Edda an die altindiſche Lehre erinnert, nach welcher aus den Gliedmaßen und Eingeweiden des Gottes Brama die ſichtbare Natur ganz ebenſo entſtanden ſeyn ſoll, wie aus Ymir, nach welcher ferner auch die Kuh als erſte Nährmutter der Weſen erſcheint und endlich auch die Trimurti oder Dreieinigkeit (Brama, Wiſhnu, Shivas) den drei Aſenbrüdern Odin, Vile, Ve zu entſprechen ſcheint. Sofern die Deutſchen aus Aſien eingewandert ſind, können ſie allerdings jene alte Schöpfungslehre ſchon mitgebracht haben, was ich zugebe, ohne im Uebrigen im Herleiten des Deutſchen vom Indiſchen ſo weit gehen zu wollen, wie Kuhn und Leo.

Die Vergleichung mit dem Indiſchen liegt hier um ſo näher, als nach indiſcher Lehre Brama zuerſt in der Ewigkeit allein war, wie Allvater, und erſt, indem er ſich in Raum und Zeit emanirte, in die Trimurti des in Raum und Zeit ſchaffenden, erhaltenden und zerſtörenden Princips auseinanderging, wie die Dreiheit Odin, Vile, Ve. Ausdrücklich aber bezeichnet die indiſche Lehre die Niederkunft Bramas aus der ruhigen Ewigkeit in die bewegte Zeitlichkeit als einen Sündenfall des Gottes ſelbſt.

Auffallend bleibt immer, daß Buri, der erſte Aſe, auf eine beinah lächerliche Weiſe von einer Kuh aus dem Stein geleckt wird, alſo jedenfalls ſeinen Urſprung in der Zeit aus der dunkeln Tiefe und nicht aus dem lichten Himmel nimmt. Nach deutſcher Sage iſt auch Askanius, der Sachſen Stammvater, aus dem Harzfelſen im grünen Wald und an einem Springbrunnen hervorgewachſen. Froſchmeusler I. 2. Aventin, bayr. Chronik, 18. Die Herkunft aus dem Stein, der rohen Materie, deutet, wenn auch der göttliche Geiſt urſprünglich aus den höchſten Regionen kommt, doch auf eine Incarnation, auf eine Herabſetzung hin. Die Aſen werden in Raum und Zeit geboren, wie die Menſchen.

In Rigsmal 38 zeugt Heimdallr-Rigr die drei Stände, den erſten Knecht, Freien und Edeln, und der erſte Edle zeugt den Burr, Barn und Jod. Hier ſtimmen alſo die Namen der erſten Edeln mit denen der erſten Götter. In Buri und Bör liegt wohl nur der Begriff der Geburt überhaupt. Tacitus ſagt Germ. 2 von den Germanen ſeiner Zeit, ihr Stammvater ſey Thuisco (oder Thuisto), den ſie in Geſängen feiern als deum terra editum. Das könnte der von der Kuh aus dem Stein herausgeleckte Buri ſeyn. Des Thuisco Sohn war nach Tacitus Mannus, das könnte Bör ſeyn, und Mannus hatte drei Söhne, nach denen die am Meer wohnenden Germanen Ingäwonen, die in der Mitte Hermionen, die übrigen Iſtäwonen hießen. Das könnte die Dreiheit Odin, Vile, Ve ſeyn. Vgl. Grimm d. Myth. 323. Ich bin jedoch nicht dieſer Meinung. Tacitus unterſcheidet in Cap. 2 die göttlichen Stammväter der Menſchen von den höchſten Göttern der Germanen in Cap. 9 und ſcheint alſo keineswegs den Thuisco mit Mercurius zu identificiren. Ich vermuthe, jenes Cap. 2 der Germania ſtehe nur in Beziehung zum Eddamythus vom Heimdallr-Rigr, der von Odin verſchieden und ihm untergeordnet iſt.

Namen und Begriff von Beſtla und Bölthorn weiß ich leider nicht zu erklären. Sie kommen auch ſonſt nicht mehr vor.

6.

Die Sage von der rothen Kuh.

Im alten Eddalied Oegisdreka 23 wirft Odin dem Loki (Lohe, Feuer) vor, er ſey acht Monate lang unter der Erde als Milchkuh benutzt worden. Darunter dürfte nun wohl nichts anderes zu verſtehen ſeyn, als die Erdwärme, welche die Saaten zeitigt, den Milchſaft in die Pflanzen treibt. Vgl. Weinhold in Haupts Zeitſchr. VII. 11. Weinhold denkt hiebei auch an die Urkuh Audhumla, die den erſten Gott Buri aus dem Salzſtein leckte; indem er überhaupt aber zu viel von einer guten Seite in Lokis Gottheit vorausſetzt, überſieht er, daß ſchon in jener Urkuh eine gewiſſe Bosheit ſteckt, denn ſie leckt den Gott nur hervor, damit er den Rieſen Ymir tödte und wird ſo Urſach des Urmordes in der Welt.

Dieſelbe Flamme, die als Zunge der Audhumla nur ſpielend und leicht das göttliche Salz aus dem Steine leckt, muß als zerſtörendes Element unter die Erde gefangen gelegt und gleichſam zur Stallfütterung als Nutzkuh verurtheilt werden, indem ſie den Pflanzenkeimen unter der Eisdecke des Winters die nöthige Wärme gibt. Dieſe gefeſſelte Flamme wird aber dereinſt mächtig ausbrechen und die ganze Welt verbrennen. Das bedeutet die rothe Kuh, welche nach einer ſchönen Sage bei Müllenhoff, holſt. Sagen Nr. 509, über eine Brücke geführt werden ſoll, als Signal zum letzten Entſcheidungskampf, in dem ein König mit ſchneeweißem Bart auf weißem Roſſe ſiegen und den Frieden auf Erden zurückführen wird. Schon Kuhn in ſ. nordd. Sagen S. 496 hat richtig erkannt, daß es ſich hier um den Weltuntergang und um die Erneuerung des Himmels und der Erde, ganz wie in der Voluſpa handelt, weshalb er auch in der Brücke nur Bifröſt, den Regenbogen, erkennen kann, der unter den von unten ſtürmenden Rieſen und von oben herabſtürzenden Muſpelſöhnen zuſammenbricht. Die rothe Kuh bezeichnet ohne Zweifel das losgelaſſene Feuerelement.

Daß Loki als in die Erde gebannte Milchkuh gleichfalls die rothe Kuh iſt, erhellt aus einem Märchen bei Reynitzſch, von Truhten S. 128 f. Hier kommen nach einander die gute und die böſe Schweſter ins Reich der Unterwelt und die eine benimmt ſich ſo beſcheiden und brav, daß ſie reich beſchenkt durchs Goldthor entlaſſen wird, die andere ſo brutal, daß ſie durchs Pechthor heimgeſchickt wird. In der Unterwelt wird ihnen aber unter andrem auferlegt, eine rothe Kuh zu melken.

Loki konnte um ſo mehr als die unterirdiſche Feuerkuh aufgefaßt werden, da er nach einem andern Mythus wegen ſeiner

Frevel von den Aſen gebunden und unter die Erde in eine Schlangenhöhle gebannt wurde, wo er bis zum Weltende liegen muß. In der Kuhform erſchien er zuerſt bei der Schöpfung, in der Kuhform wird er auch wieder erſcheinen beim Weltuntergang.

7.

Mitgard.

Die Aſen erſchufen Mitgard und bauten Walhalla, j. Edda 42. Sie konnten erſt nach dem Tode und Auseinanderfallen des Rieſen Ymir in dem nunmehr ſich einer neuen Geſtaltung fügenden Raum ihren feſten Wohnſitz auswählen. Das war Mitgard, der Garten oder das Geheg in der Mitte der Welt, vorbehalten den Göttern und den unter ihrer Obhut ſtehenden damals noch nicht geſchaffenen lebendigen Weſen und Menſchen, im Gegenſatz gegen das ringsumher noch liegende Utgard (außerhalb des Gartens), das Rieſenreich, die lebloſe Natur.

Es handelte ſich nun darum, zwiſchen dem Rieſenreich und dem neuen Götterreich ein Mittelreich entſtehen zu laſſen, in welchem die Mittelweſen Vanen, Zwerge, Elben, Thiere und Menſchen entſtehen und leben konnten. Nach der Voluſpa 4. 5 waren zwar damals ſchon Sonne, Mond und Sterne und nach der j. Edda 42 auch ſchon die Vanin Freyja (die in allem organiſchen Leben wirkſame Göttin) vorhanden, aber ſie hatten noch keine geſicherte Stellung, und es kam eben darauf an, ihnen und ſomit dem Vanenreich in der künftigen organiſchen Natur ihren Platz zu ſichern, und in ihr auch die Elbenwelt und Menſchenwelt entſtehen zu laſſen.

Die j. Edda berichtet weiter: Zu den Aſen kam ein Baumeiſter und bot ihnen an, eine Burg zum Schutze Mitgards gegen die Rieſen zu bauen, alſo ohne Zweifel einen Burgring um Mitgard her. Er forderte Sonne, Mond und Freyja zum Lohn. Loki rieth den Aſen, ſie ihm zu geben und ſie ſtimmten zu unter der Bedingung, daß der Bau in einem Winter fertig werde und daß der Vertrag null und nichtig ſey, wenn der Bau am erſten Sommertag noch nicht vollendet ſey. Auch ſollte der Meiſter ganz allein bauen. Er wünſchte, ſich durch ſein Pferd Suadilfari (Eisfahrer oder Glattfahrer) Steine herbeitragen laſſen zu dürfen, was ihm endlich auf Lokis Rath auch noch zugeſtanden wurde. Hier iſt alſo Odin noch ohne Weisheit, wir werden ſehen, wie er ſpäter dazu gelangt. Er und ſeine Aſen ſind noch unerfahren in der Welt. Die Kuh, die ihren Aeltervater aus dem Stein geleckt hat, ſpielt immer noch die Ammenrolle der jungen Götter.

Warum iſt dem böſen Loki ſo viel daran gelegen, den Bau zu Stande zu bringen? Wie es ſcheint, gilt ſein Haß und ſeine Beſorgniß zunächſt der Sonne, dem Mond und der Freyja, gleichfalls noch jungen Weſen, die das künftige Vanenreich zu gründen und zu beherrſchen berufen ſind, deren Macht aber Loki gleichſam im Keim unterdrücken und vernichten will, indem er ſie in ewige Gefangenſchaft bei den Rieſen zu bringen ſucht. Denn erſt mit der Sicherſtellung der Sonne und des Mondes kommt Ordnung in die Welt, die dem Loki verhaßt iſt, und erſt mit Freyjas ungehemmtem Wirken kommt das organiſche Leben auf, das ſeine vollendeten Blüthen in der Menſchheit entfaltet, und dadurch Wiege des ſittlichen Lebens wird, deſſen, was dem Loki am tiefſten verhaßt iſt. Er ſucht alſo die Aſen in ihren Himmel einzuſchließen und gegen die Welt abzuſperren, um die ganze Schöpfung des Vanenreichs zu hindern.

Um den Burgring um Mitgard her, der die Rieſen abhalten ſoll, in den Himmel der Aſen einzudringen, richtig zu verſtehen, muß man ihm das Sinnbild des Regenbogens entgegenhalten. Nach der j. Edda 13 und 15 hindert das Feuer im Regenbogen die Rieſen, auf demſelben als auf einer Brücke in den Himmel zu ſteigen und Heimdallr wacht oben, daß ſie nicht heraufkommen. Heimdallr aber iſt wie der Himmelswächter und der Ordnung im Raum hält, ſo auch Vater der Menſchen, Erzeuger der drei Stände, und gerade er iſt in allen Mythen dem Loki entgegengeſetzt, ſo daß nach der Edda auch am Weltende Heimdallr und Loki einander gegenſeitig im letzten Kampfe tödten werden. Sie ſtehen ſich gegenüber wie Anfang und Ende, die einander zuletzt verſchlingen, aber auch wie das ordnende Princip dem deſtructiven. Man muß nun darauf achten, daß der zarte Regenbogen, der feine Strich ätheriſchen Feuers, der darin glüht, unter Heimdallrs Obhut hinreicht, den Himmelsſturm der Rieſen abzuhalten, wogegen Loki und der Baumeiſter einen ungeheuren Kraftaufwand im Bau eines unermeßlichen Steinwalls bedurften. Wir werden auch in andern Mythen denſelben Gedanken öfter wiederkehren ſehen. Um die Rieſen zu bezwingen, bedarf es nicht der Rieſenſtärke und des Maſſenhaften, ſondern nur eines zarten halbgeiſtigen Bandes, in dem eine den Rieſen und der Materie ſchlechthin überlegene geiſtige Macht ſich offenbart. So wird der ſchreckliche Wolf Fenrir, Lokis Sohn, nur durch das leichteſte unſcheinbarſte Band gefeſſelt.

Die Edda fährt fort: Der Vertrag mit dem Baumeiſter wurde durch die heiligſten Eide der Aſen bekräftigt. Als nun aber ſein Pferd die mächtigſten Felſen herbeizog und der Bau binnen drei Tagen fertig werden ſollte, fiel es den Aſen ſchwer aufs Herz, Sonne, Mond und Freyja geopfert zu haben. Sie merkten, Loki habe ſie überliſtet, fielen über ihn her und drohten ihm den Tod, wenn er nicht Rath ſchaffe. Da verwandelte er ſich in eine Stute und verlockte den Suadilfari, der den Bau liegen laſſend ihm nachlief. Der Baumeiſter aber wollte ſein Pferd fangen und lief hinter dem Hengſte, wie dieſer hinter der Stute. Und ſo die ganze Nacht, bis der Termin zum Bau verſäumt war. Da gerieth der Baumeimeiſter, der jetzt als Bergrieſe ſich kundgab, in raſenden Zorn; aber Thor, Odins Sohn, der hier zum erſtenmal genannt wird, vertrieb ihn mit ſeinem Hammer (dem Blitz). Der Rieſe wollte nun für ſich im Rieſenreich einen Bau aufführen, deſſen Zweck nicht genannt wird, wahrſcheinlich aber zur Abwehr gegen die Aſen, aber Thor kam auch dahin, erſchlug ihn und ſandte ihn in die Unterwelt zur Todesgöttin Hel. — Loki aber gebar als Stute das graue und achtfüßige Roß Sleipnir (der Gleitende), welches Odins Leibroß wurde.

Uhland in ſeinen Sagenforſchungen S. 109 erkennt in Suadilfari den Winterſturm, in Loki den linden Thauwind, im achtfüßigen Sleipnir die Windroſe. Ich glaube jedoch nicht, man dürfe hier zunächſt an das jährliche Aufthauen des Eiſes denken, ſondern es handle ſich um die erſte Sicherſtellung des Aſen- und Vanenreichs gegen das Rieſenreich. Allerdings wiederholt ſich in jedem Winter die Gewaltthätigkeit der Rieſen, ſo wie in jedem Frühling der Sieg des Donners und die Befreiung der Sonne und der in Freyja vertretenen organiſchen Geburten. Aber dem liegt eben das erſte Freiwerden des Vanenreichs aus dem Banne, in dem es die Rieſen nach Lokis ſchlimmem Rathe halten wollten, zu Grunde.

Loki, der den böſen Rath gab, wird von den höheren Mächten gezwungen, das Uebel wieder gut zu machen. Im Sinnbild der trächtigen Stute liegt eine deutliche Beziehung auf die vorhin beſprochene milchende Kuh. Als Kuh handelte Loki freiwillig, als Stute wird er gezwungen zu handeln, d. h. das Feuer muß den neuen Schöpfungen im Vanenreiche dienſtbar werden. Und zwar zunächſt in der Rotation des Lufthimmels und der Himmelskörper um die Erde, durch deren Regelmäßigkeit im Jahresverlauf alle organiſche Fruchtbarkeit in der Natur bedingt erſcheint.

8.

Sleipnir.

Was wir unter dem Roſſe Sleipnir zu verſtehen haben, darüber kann gar kein Zweifel obwalten.

Das Roß iſt hervorgegangen aus dem Umlauf des Rieſenpferdes und des Loki um Mitgard, es iſt alſo weſentlich die Rotation ſelbſt. Der unbewegliche Mittelpunkt des ſichtbaren Raumes iſt der Nordpol. Unter dem Nordpol lag die Götterburg. In derſelben Unbeweglichkeit erſtarrt lag unten die ganze Erde als das Rieſenreich. Eine regelmäßige Bewegung im Raum entſtand erſt durch die Rotation des ganzen ſichtbaren Himmels oder Luftraums um den Nordpol. Dieſer Luftraum hat im Norden gewöhnlich die graue Farbe und ſofern er zugleich nach der Windroſe in Nord, Nordoſt, Oſt, Südoſt, Süd, Südweſt, Weſt und Nordweſt getheilt iſt, konnte er ſchicklicherweiſe mit einem achtbeinigen grauen Roſſe verglichen werden, welches durch die ganze Länge der Zeit regelmäßig dahingleitend von dem Gotte Odin, als dem Allbeweger in der Welt, geritten wird. Dieſe Erklärung liegt um ſo näher, als dem Odin noch ein zweites Reitpferd beigelegt wird, welches die Bewegung der Menſchheit in der Zeit oder die Weltgeſchichte bedeutet, nämlich die Eſche Yggdraſill. Odin heißt Yggr (Schrecken), Draſill Träger oder Pferd, Yggdraſill der Träger oder das Pferd des Yggr, oder des ſchrecklichen Gottes, der durch die Weltgeſchichte ſtürmt. Auf dem Sleipnir reitend beherrſcht Odin den Raum und was ſich darin begibt, auf der Eſche reitend die Zeit und ihr ganzes Schickſal bis ans Ende.

Durch Sleipnirs Geburt iſt aber zugleich die Sicherſtellung des Vanenreichs zwiſchen dem Aſen- und Rieſenreiche bedingt. Sonne, Mond und Freyja, die allem Leben in der organiſchen Natur vorſtehende Liebesgöttin, werden den Rieſen nicht ausgeliefert, um von ihnen vertilgt oder nur gefangen gehalten zu werden, ſondern ſie erhalten ihre zwiſchen den Aſen und dem Rieſenreich vermittelnde Wirkſamkeit. Mit der Rotation des Himmels oder Luftraumes um den Nordpol iſt auch der Sonne und dem Monde ihr für die organiſche Natur ſo wichtiger Umlauf angewieſen. Im Vafthrudnismal 23 wird von Mundilfari, dem Vater der Sonne und des Mondes geſagt, er drehe ſich auf ſeiner Fußſohle, was gleichfalls die Rotation bezeichnet.

Endlich iſt damit auch der Erde ihre Fruchtbarkeit geſichert. Daher die Verehrung des Roſſes als eines Bringers der Fruchtbarkeit. Im Mecklenburgiſchen ließen die Bauern noch bis tief in die chriſtliche Zeit bei der Erndte einen Aehrenbüſchel auf dem Felde ſtehen, entblößten das Haupt und riefen dreimal:

Wode, hale dinem rosse nu voder
nu distel unde dorn,
thom andern jahr beter korn.

Gryse, spegel des pawestdoms. Rostok 1593 E. IIII^{b}. Frank, alt und neues Mecklenburg I. 57. Im Märkiſchen läßt man noch jetzt einen ſolchen Büſchel Aehren ſtehen, umbindet ihn mit einem bunten Bande, macht Muſik und tanzt dazu. Dieſer Büſchel heißt Vergodendeel. Kuhn, märk. Sagen 339. Deſſen nordd. Sagen S. 394. Den Namen erklärt W. Müller, altd. Rel. S. 117 mit vro, fro Herr, Goden = Wodan und Theil, Theil für Herrn Wodan. Man bindet bunte Bänder um dieſen Aehrenbüſchel auch im Remsthal, bei Hohenſtauffen ꝛc. E. Meier S. 439. In Bayern wird er Aswald genannt und bildet eine Figur mit eingeſtemmten Armen. Die jungen Burſche verfertigen ihn, die Mädchen pflücken die ſchönſten Blumen dazu; dann knien alle im Kreiſe umher und danken für die Erndte. Endlich walzen ſie um den Aswald. Panzer I. 241. — In der Ynglingaſaga 12 heißt das Heu Sleipnirs Speiſe. Daß man ohne weiteres Odin für einen Erndtegott hat nehmen wollen, ſcheint mir unpaſſend. Man kann höchſtens ſagen, von Odin hängt aller Gewinn ab und ſo auch zufällig der Erndtegewinn. Saat und Erndte haben aber ihren beſonderen göttlichen Vorſteher unter den Vanen. Dem Roſſe Sleipnir galt der Dank ohne Zweifel nur, weil es den Kreislauf des Jahres bezeichnete, durch den alle Fruchtbarkeit bedingt iſt.

Die alte Eddamythe iſt in eine Legende vom heiligen Olaf übergegangen. Als dieſer die erſte Kirche in Norwegen bauen wollte, gewann er dafür den Rieſen Flach, welcher zum Lohn dafür Sonne und Mond und den h. Olaf ſelbſt verlangte. Afzelius III. 181. Dem Mythus verwandt iſt eine isländiſche Sage von zwei Rieſen, welche ungeheure Baſaltwände aufthürmten, im Wettſtreit um eine Jungfrau, aber noch vor der Hochzeit verbrannten. Olaſſen, Reiſe I. 195. Hohe Baſaltfelſen in der Rhön, die ſ. g. Teufelswand, ſoll der Teufel dahin gebracht haben, doch fehlt eine genauere Sage. Schneider, Rhön 199.

Sehr zu beachten iſt, daß auch im proſaiſchen Anhang zum deutſchen Heldenbuch der Teufel in drei Nächten dem berühmten Dietrich ſeine ſchöne Burg Bern erbaut.

Die Mythe vom Roß Suadilfari erkennt man in der merkwürdigen Sage vom Schmied von Mittenbach wieder, bei Panzer, Beitrag I. 96. Hier läßt ſich der Schmied vom Teufel eine Ringmauer um ſeine Güter bauen und als ſie fertig iſt, nöthigt er ihn noch, indem er pfeilſchnell um die Mauer reitet, ihm den Weg vor ſeines Roſſes Hufen zu pflaſtern und gleich hinter ihm das Pflaſter wieder abzubrechen. In dieſem Schwank ſcheint Lokis Flucht verborgen zu ſeyn. — Auch in der Sage vom Schäferſtein an der Bramburg in Kuhns nordd. S. Nr. 264 ſcheint eine Erinnerung an jene Mythe verborgen zu liegen. Wenn dieſen Stein, heißt es nämlich, der Rieſe, der ihn trug, nicht hätte fallen laſſen, ſo würde er ein ſchönes Fräulein gewonnen haben. Vielleicht iſt unter dieſem Fräulein Freyja zu verſtehen und der Stein iſt ein Reſt des mislungenen Rieſenbaus. Eine Erinnerung an die Mythe enthalten wohl auch die alten Gebräuche, beim Bau eines Kirchhofs ein weißes Roß im Kreiſe umherlaufen zu laſſen und überhaupt die Stelle, wo gebaut werden ſoll, durch ein weißes Roß ſuchen zu laſſen. Vgl. Wolf, Beitrag 31. Als die Kirche zu Neukirchen gebaut wurde, ſah man jede Nacht ein weißes Roß im Kreiſe um die Kirche herlaufen und konnte morgens eine Spur im thauigen Graſe bemerken. Müllenhoff Nr. 136.

Nach der lettiſchen Mythe baute auch der Rieſe Kint einen ungeheuren Steinbau mit Hülſe einer einzigen weißen Stute. Jahresverhandlungen d. kurl. Geſellſchaft für Lit. u. Kunſt, Mitau 1822. II. 311. Kruſe, Urgeſch. d. Eſthen. 188.

Ein Wettrennen der Roſſe kommt auch in der Sage von

Hrungnir vor, Skalda 17. Dieſer Rieſe nämlich reitet auf dem Roß Gullfari (Goldmähne) in die Wette mit Odin. Er rennt ihm nach bis in die Burg Asgard, wo man ihn bewirthet. Nach des Rieſen Bezwingung erbt Thors Sohn Magni das Roß. Es liegt in der Natur des höchſten Gottes verglichen mit der des Rieſen, daß Odins achtfüßiges Roß eine viel allgemeinere Bedeutung haben muß, als Gullfari. Das Roß des Rieſen kann nur einen Sturmrieſen, den Wind bedeuten, während das Roß des Gottes höhere kosmiſche Bewegungen, den Lauf der Geſtirne, die Rotation des Jahres bezeichnet. Die Befruchtung Lokis durch das Sturmpferd kann daher erklärt werden durch die im Lauf des Jahrs unmittelbar den Frühlingsſtürmen folgende Fruchtbarkeit des Sommers. Die Vorſtellung iſt alt. Schon Homer, Ilias XX. 223, Ariſtoteles Thiergeſchichte VI. 17. 4, Virgil Landbau III. 273, Plinius Naturgeſch. VIII. 42, Auguſtinus de civit. dei XXI. 5 kennen die Befruchtung der Stute durch den Wind. Nach Aelians Thiergeſchichten IV. 5 aber iſt es Boreas, der Nordwind, Winterwind, der ſie ſchwängert.

9.

Die Sagen von der Teufelsmauer.

An den berüchtigten römiſchen Grenzwall, welcher zwiſchen Donau und Rhein das römiſche Reich gegen die Anfälle der Deutſchen ſchützen ſollte und deſſen Reſte vom Volke die Teufelsmauer genannt werden, knüpfen ſich Sagen an, die ihrem Weſen nach viel älter ſind, als jener Wall ſelbſt. Die Sagen beziehen ſich nämlich nicht auf die Grenze zwiſchen zwei feindlichen Völkern, ſondern auf den Gegenſatz zwiſchen Utgart und Mitgard.

Eine deutſche Sage berichtet, Gott und der Teufel hätten ihre Reiche einmal förmlich und für immer von einander abtrennen wollen durch eine große Mauer, die der letztere in einer Nacht noch vor dem erſten Hahnenkrähen habe bauen ſollen. Weil aber der Hahn zu frühe gekräht habe, ſey die Mauer unvollendet im Nordgau ſtehen geblieben. Das iſt der römiſche Pfahlgraben oder die Teufelsmauer. Döberlein, Teufelsmauer S. 70. Grimm d. S. Nr. 188. Müller, die Donau I. 54. Nach einer ſchwäbiſchen Sage wurde der Pfahlgraben gemeinſchaftlich von einem Schwein und goldnen Hahne gebaut. Preſcher, Hiſt. Bl. 1818. 67. Grimm d. Myth. 975. Genauer heißt es in Moſers O. A. Beſchreibung von Welzheim S. 111, Gott habe dem Teufel ſo viel Land erlaubt, als ein Schwein über Nacht umwühlen könne, da habe das Schwein den Pfahlgraben, der in dieſer Gegend Schweinegraben heißt, umgewühlt, ſey aber nicht fertig geworden, weil der Morgen, d. h. das Krähen des Hahns ihn überraſcht habe. Das Schwein iſt Sinnbild des Winters, der Hahn altbekanntes Lichtſymbol. Es handelt ſich alſo hier von einer großartigen Unterſcheidung der Nacht- und Lichtſeite in der Natur, oder vom Gegenſatz des rauhen anorganiſchen Chaos und der Rieſenzeit einer-, der Cultur andrerſeits. Nach Kuhns Nordd. S. Nr. 194 ſollte Chriſtus den Harz, der Teufel aber die Ebene behalten und eine Mauer dazwiſchen aufführen, wobei er aber durch das Krähen des Hahnes geſtört wurde. — In Gottſchalks Sagen S. 178 heißt es, bei Blankenburg im Harz ſteht eine Teufelsmauer, welche zwiſchen Gott und dem Teufel als Grenze aufgerichtet worden ſeyn ſoll. Da aber das Reich des Teufels nicht mehr groß genug war, die Menge ſeiner Bewohner zu faſſen, ſoll ihm Gott erlaubt haben, es zu erweitern und mit einer neuen Mauer zu umgeben. Nach Müllenhoff, Sagen Nr. 371 wurde das berühmte Danewirk, die Grenzmauer zwiſchen Sachſen und Dänen unter gleichen Umſtänden vom Teufel gebaut und durch Hahnenkrähen geſtört. Schon Procop in ſeiner Geſchichte des gothiſchen Kriegs IV. 20 ſagt von dem Grenzwall in Britannien, auf einer Seite ſey alles fruchtbares Land, auf der andern alles wüſt und voller Schlangen geweſen.

In einer Reihe von deutſchen Sagen muß dem Teufel für ſeinen Bau die Tochter des Hauſes verſprochen werden, ganz ſo wie in der Edda die Freyja. Der Teufel bedingt ſich, indem er die Steinsburg im Grabfeld in einer Nacht mit drei Mauern zu umgeben verſpricht, die Tochter des Ritters zum Lohn aus, aber ihre kluge Amme geht frühzeitig genug in den Hühnerſtall und macht den Hahn krähen. So wird der Teufel um die Tochter betrogen, holt aber aus Rache den Vater. Die drei unvollendeten Mauern ſind noch als große Baſaltwände zu ſehen. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes I. 262. In Gottſchalks Ritterburgen IV. 145 heißt die Burg im Grabfeld Hartenberg. Dieſelbe Sage gilt vom Teufelsſtein bei Themar. Thüringen und der Harz VII. 169, von

Falkendorf bei Herzogenurach, Schöppner bayr. Sagenbuch Nr. 652 und vom Gleichen bei Hildburghauſen, Büſchings Wöch. Nachr. III. 143. Den Teufelsgraben bei Koſelitz grub der Teufel für einen Müller, der ihm dafür ſeine Tochter verſprach, wurde aber durch Hahnkrähen verhindert. Ziehnert, Sachſens Volksſ. III. Nr. 9. Eine ähnliche Sage enthalten auch Müllenhoffs Holſt. S. Nr. 412. Hier iſt es ein armer Liebhaber, der ſich durch den Teufel ein großes Haus bauen läßt, um dadurch ſeine Geliebte zu gewinnen. — Bei Paarſtein ließ ſich ein Bauer durch den Teufel einen Damm über den See bauen, betrog ihn aber um den Lohn, indem er mit dem Licht in den Hühnerſtall ging, daß der Hahn zu früh krähte. Kuhn, Märk. S. Nr. 196. Daſſelbe that ein Hirt bei Galenbek, daſ. Nr. 203. Ein Schäfer am Naugarder See, nach Temmes Volksſ. aus Pommern, Nr. 233. Desgleichen Bauern in den Niederlanden, die ſich vom Teufel große Scheuern bauen ließen, die Teufelsſcheuern zu Montecuvez und Gallemaerde, Wolfs Niederl. S. Nr. 186. 187. Zu Geertsbergen, Grimm d. Myth. 979. Vgl. Kuhn nordd. S. Nr. 344. Desgl. Schambach und Müller, niederſächſiſche Sagen Nr. 167.

Bei einigen Sagen von Kirchenbauten hat die ſpätere Phantaſie ſtark eingewirkt. So ſoll der Teufel beim Bau der erſten Kirche zu Prag für den h. Adalbert eine Säule aus dem Vatican in Rom haben holen müſſen, die er aber, da der Hahn zu früh krähte, zerſchlug. Bechſteins Oeſtreichiſche Sagen S. 60. Dieſelbe Sage von St. Ottmars Kapelle in Nürnberg. Von der Hagens Briefe in die Heimath, I. 39. Eigenthümlich iſt die Sage von Aachen. Als der Teufel hier die Kirche baute, verlangte er die erſte Seele, die hineinkäme, zum Opfer. Man ließ aber einen Wolf zuerſt hinein. Da zertrümmerte er die eherne Kirchenthür, daß der Riß noch zu ſehen iſt. Der Wolf aber und deſſen vom Teufel entführte Seele in Geſtalt eines Tannzapfens wurden in der Kirche abgebildet. Grimms D. S. Nr. 186. — In einigen Sagen ſpottet der bauende Teufel der Menſchen. So baute einmal der Teufel für den Mönch Fulgundus, als er aber fertig war, vernichtete er ſchadenfroh den Bau wieder, weil der Mönch eingeſchlafen war. Beaufort, légendes Nr. 5. Ebenſo zerſtört der Teufel den Bau, wenn die Vertragszeit abgelaufen iſt. Nach Müllenhoffs

Holſt. S. Nr. 413 baute er einem Manne viele Häuſer, als aber die Zeit um war, wurde nicht nur der Mann von ihm geholt, ſondern fielen auch plötzlich alle ſeine Häuſer zuſammen. Daſelbſt Nr. 412 kommen auch zwei Beiſpiele vor von Rettung des Bauopfers durch Hahnkrähen.

Unter den nordiſchen Volksſagen, die hieher gehören, iſt beſonders die vom Dombau in Lund merkwürdig. Hier verſprach der h. Lorenz dem Teufel, der ihm die Kirche bauen mußte, eines ſeiner Augen. Mohnicke, Schwediſche Volkslieder S. 133. Auch Esborn Snare, für den der Troll Fin die Kirche zu Kallundborg baute, ſollte ſeine Augen verlieren, wenn er des Trollen Namen nicht erriethe. Thiele dän. S.

Damit hängt eine in Süddeutſchland vorkommende Symbolik zuſammen. Auf dem Kirchthurm zu Aggsbach, einem Dorf an der Donau, erblickt man einen Hahn, dem ein Pfeil mitten durch die Augen geſchoſſen iſt. Ein Ritter von Spitz ſoll hier einmal den Teufel gedungen haben, um durch die ſ. g. Teufelsmauer, einen noch vorhandenen Felſen, die Donau zu dämmen und das Waſſer bis zur Burg ſeiner Geliebten zu leiten, von wo er ſie einem Nebenbuhler entführen wollte.*) Aber ehe das Werk fertig war, krähte der Hahn, an dem ſich der Teufel rächte. Der Ritter that Buße und baute jene Kirche. Adelbert Müller, die Donau I. 154. Panzer 100. Von dem hinten mit einem Pfeil durchbohrten Hahne auf dem Kirchthurm zu Oberarnsdorf an der Donau bei Paſſau geht eine ganz ähnliche Sage. Weber, Deutſchl. II. 176.

Offenbar vertritt in dieſen Sagen der Hahn die Stelle des Loki in der Mythe von Suadilfari. Der Hahn wie das Pferd, beides ſind Sinnbilder des Lichts, des Feuers und Lebens. Der Hahn bezeichnet durch ſein Krähen den Aufgang der Sonne, wie das umkreiſende Pferd die Sonnenbahn. Die Hahnopfer zu Johanni (wenn die Sonne wieder geſchwächt wird, die Tage abnehmen, der Winter ſich naht), ſind Opfer für die Rieſen.

---

*) Ueber ähnliche Teufelsmauern, durch die der Teufel einen Fluß dämmen wollte, ſ. Wolf niederl. S. Nr. 182. Preusker, Blicke in die vaterl. Vorzeit II. 127.

10.

Die Vanen.

Woher die Vanen kamen, iſt in der Edda nirgends geſagt. Zuerſt waren nur Rieſen da, nachher kamen die Aſen. Erſt bei dem eben erzählten Bau wird der Vanin Freyja in Geſellſchaft der Sonne und des Mondes gedacht, ohne daß man weiß, wie ſie entſtanden iſt. Erſt ſpäter erfährt man, ſie ſey Göttin der Liebe, Tochter des Niördr, der im warmen Lande wohnt, Schweſter des Freyr, der gutes Wetter und Fruchtbarkeit ſchafft. Dieſe drei werden vorzugsweiſe Vanen genannt. Man darf ſie für Götter halten, die beſtimmt ſind, der Ernährung und Fortpflanzung, überhaupt der organiſchen Natur vorzuſtehen, während die Rieſen nur in der rohen anorganiſchen Materie und in den Elementen, die Aſen nur in den geiſtigen Gebieten, im Völkerleben und in den Weltgeſchicken walten. Sonne und Mond werden ihnen zugeſellt, weil vom Umlauf dieſer Himmelskörper die Jahres- und Tageszeiten und die Fruchtbarkeit der Erde, das organiſche Wachsthum ꝛc. abhängen. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß wir zu den Vanen auch noch andre verwandte Weſen rechnen müſſen, die Licht und Fruchtbarkeit bringen, und, wenn ſie auch mit Rieſen vermählt erſcheinen, doch in der Verbindung mit ihnen zugleich den Gegenſatz zu ihnen bezeichnen. So iſt Not, die Nacht, zwar die Tochter des Rieſen Norvi und ſelbſt Rieſin, aber ihre drei Männer und Söhne ſtehen den Vanen viel näher. Nach der j. Edda 10 heißt ihr erſter Mann Naglfari (der Nägelfahrer, was auch ein ganz aus den Nägeln todter Menſchen am Weltende zuſammengeſetztes Schiff bedeutet), eine Perſonification der von Menſchenhänden vollbrachten Arbeit. Folgerecht heißt ihrer beider Sohn Audr (Gut, Reichthum). Ihr zweiter Mann heißt Onar, ein noch nicht genügend erklärtes Wort (vgl. Haupt, Zeitſchr. III. 144), ihre Tochter von ihm Jördh (Erde). Ihr dritter Mann heißt Dellinger (deglingr, eigentlich der vom Tage kommende, der Sohn des Tages, Grimm M. 697, hier aber der, von dem der Tag kommt, vielleicht der Morgen), der Sohn von ihm dagr, der Tag.

Selbſt unter den Aſen, Odins Söhnen, kommen ſolche vor, die dem Begriff nach mehr zu den Vanen gehören ſollten. So Thor, Odins Sohn von der Jördh, der ſich bei ſeinem erſten Auftreten im Kampf für Freyja, Sonne und Mond gegen den Baumeiſter der Rieſen hervorthut, der als Gott des Gewitters gleich der Sonne die Fruchtbarkeit des Sommers befördert und es ſich zum Hauptgeſchäft macht, die organiſche Natur gegen die anorganiſche zu ſchützen, wie ſchon Uhland in ſeinen Sagenforſchungen nachgewieſen hat. Nicht minder hat Odins Sohn Vali (der Frühling) obgleich Aſe, ganz die Bedeutung eines Vanen. Noch mehr tritt das Vanenhafte bei den Aſinnen hervor, die mehr oder weniger im Naturleben walten.

Inzwiſchen iſt die Vermiſchung der Vanen einerſeits mit den Rieſen, andrerſeits mit den Aſen ſehr begreiflich, weil die organiſche Natur hier in die Materie eingreift, dort wieder ſelbſt von einem höheren Geiſt durchdrungen wird.

Ueber den Namen der Vanen iſt viel gerathen worden. Am beſten leitet man ihn wohl her vom altnordiſchen vaen, venustus, pulcher. Ich laſſe ihn ganz dahingeſtellt ſeyn und ſuche nur den Begriff dieſer Götter zu faſſen, ſo weit es hier nöthig iſt, um ihr Verhältniß zu Odin aufzuklären.

Befremdend erſcheint, daß ſie wiederholt die „weiſen“ Vanen genannt werden. Aber auch Mimir, der in Jötunheim oder im Rieſenreiche wohnt, iſt weiſer als Odin, der von ihm erſt Weisheit lernt. Das iſt nur relativ. Odin iſt noch ein junger Gott, kaum erſt in die Welt eingetreten, und wenn auch ganz Geiſt, doch noch unerfahren. Sein Geiſt kann erſt mit dem Gegenſtande wachſen, in den aus der Materie ſtufenweiſe entfalteten neuen Schöpfungen ſich übend. Er ſchöpft nicht alles aus ſich nach weiſer Vorherbeſtimmung; er taſtet anfangs noch unſicher und wie blind an der Materie herum. Er lernt erſt, wie man die Materie behandeln muß. Den Rieſen Ymir mit einem Schlage zu tödten, war der Geiſt in ihm ſtark genug; aber die neue Schöpfung fertig zu bringen, dazu bedurfte er der Schule, Erfahrung und Uebung.

Hiebei drängen ſich uns zwei Bemerkungen auf, einmal daß die Vanen, wie die Rieſen, ein von Odin, wenn auch nicht vom Allvater, unabhängiges Princip hatten, mit dem ſich Odin erſt vertragen, von dem er erſt lernen mußte; und zweitens, daß die Vanen wohl deshalb weiſe hießen, weil erſt in der geſicherten Vanenwelt, d. h. in der vollendeten organiſchen Natur Allvaters Weisheit kund wird und der Schöpfung Meiſterwerk fertig iſt.

11.

Hönir.

Die Edda ſpricht von einem Kriege zwiſchen Aſen und Vanen, der mit einer Sühne endete. Wie ſehr die Vanen anfangs von den Aſen zurückgeſetzt und misachtet waren, erhellt zur Genüge aus dem Bisherigen. Nach der Voluſpa 28 und 29 war es die Treuloſigkeit der Aſen, die auf Lokis Rath die Freyja den Rieſen hatten ausliefern wollen, was die Vanen ſo ſehr erbitterte und worüber auch Thor heftig in Zorn gerieth. Es heißt dort, die Vanen ſeyen in den Burgwall der Aſen eingedrungen, Odin aber habe ſeine Lanze in das Volk geſchleudert und da ſey der Mord zuerſt der Welt bekannt worden. Weiter erfahren wir von dem Kriege nichts. Noch einfacher heißt es in der Ynglingaſaga 4, Aſen und Vanen ſeyen einander ins Land gefallen und hätten abwechſelnd geſiegt, nachher ſich verſöhnt. Der Mythus legt weniger Gewicht auf den Krieg ſelbſt, als auf die Verſöhnung.

Bei der Sühne wurden endlich Geißeln gewechſelt und zwar gaben die Vanen den Aſen ihren Vater Niördr (der wahrſcheinlich die fruchtbare Erde und den Ernährer bedeutet), die Aſen dagegen den Vanen einen gewiſſen Hönir zur Geißel, Ynglingaſaga 4. Dieſer Hönir wird gewöhnlich zwiſchen Odin und Loki geſtellt, und wenn in dieſer nordiſchen Trimurti offenbar Odin die ſchaffende, Loki die zerſtörende Potenz bezeichnete, ſo würde ſich für Hönir die Bedeutung der erhaltenden Potenz gleichſam von ſelbſt ergeben. Dem entſpricht aber auch der ganze Begriff des nun geſicherten Vanenreichs. In Odin will der Geiſt unaufhörlich ſchaffen, in Loki die Materie unaufhörlich zerſtören, das erhaltende Princip kommt erſt zwiſchen beiden auf mit der Sühne der Vanen und hier tritt auch Hönir zum erſtenmal auf. Nur die Regelmäßigkeit des Sonnen- und Mondlaufs im Jahre und die Wiederkehr des Frühlings und der Fruchtbarkeit nach jedem Winter bedingt das conſervative Weltprincip. Aber das Einförmige darin konnte auch zu der Vorſtellung führen, Hönir ſey einfältig geweſen, wofür die Vanen ihn ausdrücklich hielten.

Wir werden Hönir noch thätig ſehen in den Mythen von der Schöpfung der Menſchen und von der Gründung des Nibelungenhorts, zwei der wichtigſten Mythen. Nachher iſt nicht mehr von ihm die Rede, aber nach dem Weltende, im Gimil ſoll er wiederkehren und ſich hier künftig ſelber ſein Loos wählen, Voluſpa 62. Das ſtimmt zu dem Begriff des erhaltenden Princips. Daſſelbe erſcheint innerhalb der Zeitlichkeit beſtändig unfrei, bedrängt theils vom immer Neues ſchaffenden, theils vom zerſtörenden Triebe, und in ſeiner Tendenz nach Einerleiheit zugleich einfältig. Aber in der Ewigkeit wird er allein herrſchen, frei und weiſe, indem hier nur das Gute dauert.

Man hat in Hönir einen älteren, in der Vorſtellungsweiſe nur zurückgetretenen Gott ſehen wollen (auch noch Müllenhoff, zur Runenlehre 37), aber ohne Grund. Er iſt vielmehr ein verhältnißmäßig neuer Gott und ſo recht ein Gott der Zukunft.

Was für ein Gegenſatz iſt der zwiſchen Hönir und Niördr? Hönir iſt Aſe und wird Vane, Niördr Vane und wird Aſe. Hönir bringt alſo etwas Geiſtiges zur Materie, Niördr etwas Materielles zum Geiſte. Ich denke mir die Sache ſo: Niördr, die Erde unter der Potenz der Vanen, nährt und kleidet alle Leiber, in denen Seele und Geiſt wirken ſoll. Hönir aber, das geiſtige Princip, das ſich der Materie hingibt, offenbart ſich als Schönheit. Die Ynglingaſaga nennt den Hönir ausdrücklich ſchön und auch ſchon ſein Name dürfte dieſen Grundbegriff enthalten.

Neben dem Hönir gaben die Aſen den Vanen noch den Mimir als Geißel, der ihnen zu klug war, weshalb ſie ihn erſchlugen. Ehe wir aber die wichtige Mythe von Mimir erörtern, müſſen wir erſt von Niördr reden, der als Geißel mit Hönir umgetauſcht wurde.

12.

Niördr.

Als den Hauptvanen bezeichnet die Edda ſtets den Niördr, Vater des Freyr und der Freyja. In der j. Edda 23 heißt es von ihm, er beherrſche den Gang des Windes und ſtille Meer und Feuer, man rufe ihn daher zur See und in der Fiſcherei an, er ſey ſo reich, daß er allen, die ihn darum bitten, ſowohl liegende als fahrende Güter gewähre. Daraus hat man unberechtigter Weiſe den Schluß gezogen, er ſey ein Meergott geweſen. Sein Walten auf dem Meere beſchränkt ſich nur darauf, die Wuth des Meeres und Stürme abzuhalten, damit die Schiffer ſicher fahren und die Fiſcher einen reichlichen Fang machen. Er iſt Beſchützer der Menſchen gegen das Meer und Förderer der Thierfruchtbarkeit im Meere, vorzugsweiſe aber Herr des fruchtbaren Bodens, ſo wie aller Erdengüter. Es iſt alſo unſtatthaft, ihn für das Element des Waſſers allein in Anſpruch zu nehmen. Nach der Ynglingaſaga 11 ſtand er dem Frieden und allen Erzeugniſſen der Erde vor. Nach der j. Edda 23 wohnte er zu Noatun am See, wo die Schwäne ſingen, die mit ihm vermählte Rieſentochter Skadi aber verlangte zurück zu den Bergen ihres Vaters nach Thrymheim, um dort auf Schlittſchuhen mit Bogen und Pfeil nach den Thieren zu jagen. Hier iſt deutlich Niördrs Heimath als Marſchland am Meeresufer dem ewigen Winter im rauhen Gebirg, die fruchtbare Vanenwelt der wilden Rieſenwelt entgegengeſetzt. Niördr iſt daher wohl identiſch mit Nor, welcher nach Björner, Kämpadater p. 1—4. 6 von dem Luftrieſen Kari abſtammte und Alfheim bewohnte, wie dort ausdrücklich geſagt iſt, im Gegenſatz gegen das nordwärts von Norwegen unter dem Eiſe des Pols liegende Jötunheim oder Rieſenreich. Ueberall alſo bedeutet dieſer Vane zunächſt die Fruchtbarkeit in der Erde, das bebaute Land im Gegenſatz gegen die Wüſte der Gebirge, aber auch zugleich die Fruchtbarkeit im Waſſer und in der Luft, die erſte Bedingung menſchlicher Nahrung und Anſiedlung.

Wie es ſcheint, geben alle Elemente, ſofern ſie ſich befruchten und zum Wohnplatz lebender Weſen machen laſſen, einen Theil ihres Weſens an Niördr ab. Alle Elemente ſind urſprünglich rieſiſch, aber ſie werden durchdrungen vom Hauch des organiſchen Lebens. Damit hängt wahrſcheinlich auch ein ſchöner alter Gebrauch in Tirol zuſammen. Zu Weihnachten nämlich, wenn die wiederaufſteigende Jahresſonne im Begriff iſt, das den Winter über entſchlafene organiſche Leben in der ganzen Natur zu wecken, füttert man die Elemente und ſtreut Mehl in die Luft, ins Waſſer, in die Erde und ins Feuer. Innsbrucker Phönix 1852. 47. Niördr iſt eben nur die perſonificirte Nahrung alles organiſchen Lebens. Er kann daher ſehr wohl Erdgott, aber auch Gebieter im Waſſer und Sohn des Luftrieſen ſeyn. Nicht minder ſcheint er mit Nari, dem Sohn des Feuerrieſen Loki identificirt werden zu müſſen. Dieſer Feuerſohn nämlich bedeutet das in den Pflanzen und Thieren wirkſame Lebensfeuer. Wenn nach der j. Edda 50 der böſe Loki von den Aſen überwältigt und mit den Gedärmen ſeines eignen Sohnes Nari bis zum Weltende feſtgebunden wird, ſo iſt darunter die Bindung des unterirdiſch, in den Vulkanen wüthenden Feuers durch die fruchtbare Erddecke, durch die tauſendfachen Wurzeln der Pflanzen verſtanden, in denen jenes unterirdiſche Feuer nicht mehr zerſtörend, ſondern als Wachsthum befördernde Lebenswärme wirkt. Dieſe Erklärung erhält noch größere Wahrſcheinlichkeit dadurch, daß Nari durch ſeinen Bruder Vali zerriſſen worden ſeyn ſoll. Vali erſcheint in andern nordiſchen Mythen als der Frühlingsgott, als Sohn Odins und der Rindr (der Erdrinde oder Eisrinde im Winter). Die Vertheilung des Lebensſeuers unter die organiſchen Weſen kann nun paſſender von niemand Anderem ausgehen, als vom Gotte des Frühlings, in dem alle Saat und Brut ſo lebendig ſich regt.

Eine weitere Beſtätigung erbält meine Erklärung durch Oegisdreka 34. In dieſem Eddalied, deſſen ariſtophaniſcher Sarkasmus manche tiefſinnige Mythe verbirgt, wirft Loki dem Niördr vor, er habe ſich von Hymirs Töchtern (den Rieſinnen) als Nachtgeſchirr brauchen laſſen. Das kann ſich wobl nur auf die Ueberſchwemmung der fruchtbaren Erde durch das im Frühling ſchmelzende Wintereis beziehen.

Warum heißt die Orchis mit ihrer handförmigen Wurzel im Norden Niardhar vöttr, Handſchuh des Niördr? Grimm d. M. 198. Dieſe geheimnißvolle Waldwieſenblume war ganz geeignet, dem ſtillen Wirken der Fruchtbarkeit im Boden zum Ausdruck zu dienen. In ihrer Wurzel erkannte man die zarte Hand der Natur ſelbſt. Dieſelbe Bedeutung hat das in Deutſchland allgemein unter dem Namen des Knabenkrautes bekannte Satyrium, welches der Orchis nahe verwandt iſt und zu Liebeszauber angewandt wurde. Valvaſor, Krain I. 356. Während die Orchis eine handartige Wurzel hat, daher Niördrs Handſchuh, in der chriſtlichen Zeit aber (nach Pantoppidan, Hiſt. von Norwegen I. 235 und Afzelius ſchwed. Volksſ. III. 241), wenn die Wurzel weiß war, Marienhand, wenn ſchwarz, Satanshand, und in Deutſchland nach Grimm d. M. 198 Liebfrauenhand, Jeſushand, Chriſthändlein heißt, beſitzt das Satyrium eine hodenartige Wurzel. Shakeſpeare im Hamlet IV. 7 ſcheint beide zu verwechſeln, indem er ſagt:

> Die bei den Schäfern derbern Namen führen
> Doch bei den Mädchen Todtenſinger heißen.

Vgl. Schmidt, Anmerkungen zu Shakeſpeare 211. Der derbere engliſche Name iſt Ragwort, deutſch Geilwurz.*) Nach Magnusen lex. p. 378 war die Wurzel dem Zeugungsgott Freyr und der Liebesgöttin Freyja heilig.

Der keuſche deutſche Mythus drängte die unreine Vorſtellung in den Hintergrund und nicht die Hoden, ſondern die Hand wurde das vorherrſchende Symbol; während bei den Griechen derſelbe Gedanke mit dem ſchmutzigſten Bilde ausgedrückt wurde. Denn die dem Uranus entriſſene Mannheit, aus der im Schaum des Meeres die Venus entſteht, bedeutet das nämliche.

Da die fruchtbare Thätigkeit im dunkeln Innern des Erdbodens wirkt, dürfte auch eine urſprüngliche Verwandtſchaft Niördrs mit dem Rieſen Norvi anzunehmen ſeyn, den die j. Edda 10 als Vater der Not (Nacht) nennt. Nach dem erſten Liede von Helgi in der ältern Edda iſt Norvi der Bruder einer Nerne. Vgl. Eigillsſaga 440. Grimm d. M. 380. Mone, Heidenth. I. 355. Die Nornen aber walten in der Zeit, während Niördr mehr im Raum wirkt. Denſelben Gegenſatz zwiſchen Raum und Zeit erkenne ich darin wieder, daß nach der Vilkinaſaga Nordian ein Bruder des Wade iſt und ſchön genannt wird. Er dürfte die ſchöne ſchon mit Pflanzen geſchmückte Erde bedeuten, während in Wade ſich mehr die wirkende Kraft offenbart. In gleicher Weiſe ſteht in Alpharts Tod 417 Nere ſeinem Bruder, dem alten Hildebrand, gegenüber, der in mehrfacher Beziehung als ein Zeitgott kenntlich wird. In der Klage 764 iſt Nere deſſelben Hildebrands Neffe. Viele Ortsnamen, die man auf die Nornen hat beziehen wollen, paſſen wohl mehr, als in fruchtbaren Gegenden liegend, zu Nere, Nerthus, Niördr. So Neresheim, Nierenſtein, Nürtingen, Nördlingen ꝛc.

Sehr beachtenswerth iſt, daß in den Traditionen, in denen die Götter als geſchichtliche Könige aufgefaßt werden, Niördr immer als Nachfolger Odins erſcheint. So in der Ynglingaſaga 11. So auch in der merkwürdigen alten Sage (Olaf Tryggvasons Saga,

---

*) Eine ſehr eigenthümliche Sage von der Entſtehung der Orchis hat ſich in Bocks Kräuterbuch 620 erhalten. Ehe die Ziemer, Amſeln Droſſeln ꝛc. im Herbſt wieder fortziehen, verſammeln ſie ſich auf den Wieſen und Weckholter Bergen und paaren ſich, und aus ihrer „überflüſſigen Geilheit, ſo etwan auf den Grund fallet“, entſteht die Orchis.

Hafn. II. 183. appendix Eddae jun. ed Rask p. 354. Magnusen, lex. p. 565), nach welcher Odin den Niördr und deſſen Sohn Freyr die Opfer lehrt und ſie zu Prieſtern einſetzt, Freyja aber dem Odin als Geliebte folgt. Hier ſcheint mir das richtige Verhältniß zwiſchen dem Aſen- und Vanenreich bezeichnet zu ſeyn: das letztere entſteht erſt aus dem andern und iſt eine Lieblingsſache Odins, des Geiſtes, der ſich ſehnt, die Materie, die er als anorganiſche Natur in Ymir getödtet, auf eine andere und ſchönere Weiſe als organiſche Natur wieder zu beleben.

13.

Thiaſſi.

Thiaſſis Wohnung wird in der j. Edda 23 Thrymheim genannt, woraus man ſchließen könnte, daß der Rieſe Thrym im alten Eddalied Thrymsqvida mit ihm zuſammenfalle. Dieſer Thrym raubt Thors Hammer, bedeutet demnach wohl den Winter, während deſſen Dauer die Gewitter verſchwunden ſind. Der Name Thrymr (tonus, sonitus) hängt mit Trompete zuſammen, bezeichnet aber vielleicht auch den Zertrümmerer. Im Namen Thiaſſi liegt vielleicht thio (nates) und thios (carnosum) in verächtlicher Bedeutung. Das würde zu dem Begriff des brüllenden und zerſtörenden Winterſturmes paſſen. Damit ſtimmt auch überein, daß Thiaſſi Adlersgeſtalt hat. Der Adler erſcheint im Norden immer als der Windmacher; im Vafthrudnismal 37 heißt es vom Hraesvelgr (Leichenfreſſer), er ſitze am Ende des Himmels, ein Rieſe im Adlergewand und fache den Wind über die Völker an. Demnach wäre Thiaſſi unter den Windrieſen zu ſuchen und iſt vielleicht Kari ſelbſt, der Stammvater derſelben, der deutſche Faſolt. Denn viele Namen kennt der Norden für daſſelbe Weſen.

Die wichtigſte Mythe von Thiaſſi findet ſich in der j. Edda 56. Die drei höchſten Aſen, Odin, Hönir und Loki waren auf Wanderſchaft und fanden eine Heerde Rinder, davon ſchlachteten ſie ein Stück und ſotten es, aber es wollte nicht ſieden, denn Thiaſſi ſaß als Adler über ihnen auf dem Baum und wehrte es. Erſt als ſie ihm Antheil an der Speiſe zuſicherten, löſte er den Zauber, fraß aber Lenden und Lunge des Ochſen allein auf. Darüber zornig ſtieß ihm Loki eine Stange in den Leib. Da flog der Adler auf und zog Loki, deſſen Hände an der Stange kleben blieben, mit ſich empor, ihn nicht laſſend, bis er ihm Iduna mit ihren Aepfeln aus der Götterburg Asgard zu rauben gelobte. Loki ging zur Iduna, ſagte ihr, er habe in einem Walde herrliche Aepfel geſehen, ſie ſolle doch hingehen, aber die ihrigen mitnehmen, um ſie mit jenen zu vergleichen, ergriff dann die Arme und lieferte ſie dem Rieſen aus. Allein als Iduna mit den Aepfeln nicht mehr da war, durch deren Genuß allein die Götter unſterblich waren, wurden die Aſen alt und grau und zwangen Loki, die Iduna wiederzuholen. Es gelang ihm mit Liſt in Freyjas Falkenkleid, indem er zu Iduna hinflog, ſie in eine Nuß verwandelte, in ſeinen Krallen hielt und davonfloh. Der Adler verfolgte ihn zwar aber die Aſen machten ſchnell ein Feuer auf der Zinne von Asgard, in dem er beim Heranfliegen verbrannte. Odin aber riß zuvor noch dem Adler die Augen aus und warf ſie an den Himmel, wo ſie zu zwei Sternen wurden (vgl. das Harbardslied 19). Endlich wird hier auch die Stammtafel Thiaſſis gegeben. Er iſt der Sohn Oelvaldis, der Bruder des Idhi und Gang. Die drei Brüder nahmen, als der Vater ſtarb, deſſen Gold in den Mund, damit jeder ſein Theil nach dem Maaß ſeines Mundes habe.

Uhland hat in ſeinen Sagenforſchungen S. 117 Thiaſſi bereits als Sturmrieſen gefaßt, ohne ſich jedoch auf die Erklärung ſeines Namens einzulaſſen. Sein Bruder Idhi (der Geſchäftige) und Gangr, der Gang oder das Geräuſch, ſtimmen zu der oben von mir herbeigezogenen Erklärung des Thrymr und Thiassi. Uhland erblickt in der Iduna die Vegetation, die im Winter verſchwindet, aber durch den Samen (die Nuß) gerettet und im Frühling wieder frei wird. Auch Weinhold hat in Haupts Zeitſchrift VII. 41 f. den Mythus erörtert, aber Bedenken getragen, die Iduna blos auf die Natur im Sommer zu beziehen, wie Uhland. Ich theile dieſes Bedenken. Der Mythus betrifft eine Zeit, in der es noch gar keinen Sommer, keine Vegetation auf der Erde gab. Iduna mit ihren ſinnbildlichen Aepfeln exiſtirte nur in Asgard und ſicherte nur die Unſterblichkeit der Götter. Der Rieſe benutzte den Umſtand, daß die drei Aſen ſich in ſein kaltes Reich verirrt hatten, um ihnen jene Göttin zu rauben und dadurch die den Rieſen ſo verhaßten Aſen an Altersſchwäche hinwelken zu laſſen, ehe ſie die Schöpfung der organiſchen Natur beginnen und vollenden konnten. Die Nuß iſt nur Symbol der noch nicht geborenen Vegetation, des noch verſchloſſenen Keimes, dadurch aber das Vorbild aller ſpätern Rettungen der Lebenskeime während des Winters. Die Aepfel, die außerhalb Asgard im Rieſenreich wachſen ſollen, wie Loki vorgiebt, und die Iduna mit ihren himmliſchen Aepfeln vergleichen ſoll, ſind auch erſt nur das täuſchende Vorbild der noch nicht exiſtirenden irdiſchen Vegetation. Der Mythus will nur die Macht Lokis hervorheben, deſſen Hitze nothwendig erſt die Kälte bewältigen muß, ehe eine Vegetation möglich iſt, und deſſen Liſt im Beiſpiel der Nuß zeigt, wie er die von Thiaſſi in der ſchrecklichſten Weiſe geltend gemachte Wintergewalt für die Vegetation dennoch unſchädlich zu machen weiß.

Die Schöpfung iſt ſo weit gediehen, daß ſich der Himmel um die Erde dreht mit Sonne, Mond und Sternen. Noch aber gehört die Erde den Rieſen. Da muß Niördr zuerſt der Eiswüſte Bauland abgewinnen, dann muß Loki den alles lähmenden Froſt vertreiben. Das ſind ganz einfache Vorbedingungen, die im rauhen Norden doppelt wichtig genommen werden mußten, weil es hier ſo ſchwer hält, bei kurzem Sommer der Natur eine reichere Vegetation abzugewinnen.

Noch unerklärt iſt die Rinderheerde, das Nichtſiedenkönnen und die magnetiſche Stange, ſo wie die Verbrennung und das Sternenpaar aus Thiaſſis Augen. Die Rinder ſind vielleicht Sinnbilder der Nahrung überhaupt. Das Nichtſiedenkönnen deutet auf die Kälte und dünne Luft im hohen Gebirge, wo bekanntlich das Waſſer nicht mehr ſiedet, und kann bezogen werden auf die urſprüngliche Kälte überhaupt, ebenſo die nicht loslaſſende Stange auf die feſſelnde Gewalt des Froſtes. Dem würde dann die Verbrennung als gerechte Strafe folgen, wobei man ſich den Kampf zwiſchen dem kalten Thiaſſi und heißen Loki als eine Wiederholung des Kampfs zwiſchen Muſplheim und Niſlheim denken muß, jetzt als Gegenſatz zwiſchen der abſolut unfruchtbaren Natur im Norden und dem fruchtbarer zu machenden Erdreich des Niördr. Die beiden Sterne ſind vielleicht die Zwillinge, die man in der heißen Jahreszeit am beſten ſieht, und in deren Zeichen am Himmel die ſiegreiche Sonne im Mai eintritt. Sie konnten daher wohl für Trophäen des beſiegten Winters gelten.

Ein Rieſe Tyaſſi kommt noch in der Hervararſaga vor. Hier wird er mit dem berühmten Schwert Tyrfing von Svafirlami getödtet, der ihm ſeine Tochter Frida entführt.

14.

Der Mythus vom Schatten.

Nach der jüngern Edda 23 wurde der Rieſe Thiaſſi von den Aſen liſtig verbrannt. Da erſchien ſeine Tochter Skadi, um ſeinen Tod zu rächen, wohlbewaffnet in Helm und Panzer mitten unter den Aſen, die ihr aber zur Sühne anboten, ſie möge ſich den ſchönſten unter ihnen zum Gatten auswählen. Sie durfte jedoch bei der Auswahl nur die Füße der Aſen ſehen. Angelockt durch die weißen Füße des Vanen Niördr hielt ſie dieſen für den ſchönen Aſen Baldur, wählte ihn und fand ſich getäuſcht. An einer andern Stelle der jüngern Edda 24 wird weiter bemerkt, Niördr habe nicht im rauhen Hochgebirg, ſondern lieber im Thal am warmen See wohnen wollen, Skadi aber lieber im Gebirg, in deſſen Schnee ſie auf Schlittſchuhen gejagt habe. Sie ſey ihm zwar gefolgt und habe ihm zwei Kinder geboren, die großen Vanengötter Freyr und Freyja; nachher aber habe ſie ſich allein ins Gebirge zurückgezogen, Niördr ſey geſtorben. Nach der Ynglingaſaga 9 heirathete nachher Skadi den Odin ſelbſt und hatte mit ihm viele Söhne.

Skadi heißt Elſter (pica) und dieſer Vogel erhält dadurch eine wichtige mythiſche Bedeutung. Sie beruht auf dem grellen Gegenſatz des Schwarzen und Weißen in der Farbe ſeines Gefieders. Wo Schwarz und Weiß einander ſcharf begrenzen, iſt Schatten, die Elſter iſt daher der Schattenvogel. Der Farbengegenſatz bedeutet aber hier den Urgegenſatz von Licht und Nacht überhaupt. Die Nacht iſt Skadi's Vater Thiaſſi, der ſchwarze allfreſſende Adler; das Licht iſt der weiße Gott Baldur. Skadi aber, von dem einen ſtammend und zum andern in Liebe hingezogen, vereint eben deshalb als Elſter die Farbe der Nacht und des Lichts. Hätte ſie Baldur gewonnen, ſo würde ſie ganz in ſein Licht übergegangen ſeyn; ihr war aber nur Niördr beſchieden, d. h. es war kein unmittelbarer Uebergang von der Rieſenwelt zur Aſenwelt möglich, ſondern derſelbe mußte vermittelt werden durch die Vanenwelt, in der organiſchen Natur, unter den Geſetzen des Raumes und der Zeit, in denen Nacht und Licht regelmäßig abwechſeln und ſich die Wage halten. Die Unterwerfung der anorganiſchen Natur unter die organiſche im Sommer iſt durch die Verbindung Skadi's mit Niördr eben ſo glücklich ausgedrückt, als die ſpröde Widerſpenſtigkeit der erſtern im Winter durch die Abſonderung Skadi's von ihrem Gatten.

Eine merkwürdige Erinnerung an Skadi dürfte die „weiße Jungfrau von Lauenburg" enthalten. Dieſelbe pflegt in der Mittagſtunde zu einem Buchenwalde hinzugehen und Schnee aus einem Tuch zu ſtreuen, der aber wieder ſchmilzt, ſo wie ſie zurückgeht. Schambach und Müller, niederſ. Sagen Nr. 113. Das entſpricht ganz dem Weſen der in den Süden eintretenden und ihn wieder fliehenden Tochter des Nordens.

Nach dem Morolf 811 hat die Elſter genau ſo viel weiße als ſchwarze Federn. Die tiefe Bedeutung dieſes Sinnbilds für das Naturganze erhellt auch aus einer Sage der Dithmarſchen, wornach ihr Land nicht eher wieder frei werden wird, bis ein dürrer Baum grünen wird, der aber nicht eher grünen kann, bis eine Elſter auf ihm niſten und fünf weiße Junge zur Welt bringen wird. Neocorus I. 237. Bolten I. 269. Die Elſter, halb Nacht halb Licht, bedeutet die gegenwärtige vom Gegenſatz getragene Weltperiode. Wird einſt die Elſter völlig weiß, ſo iſt das Böſe und Nächtliche in der Welt überwunden, ſo hört auch der bisherige Zeitenwechſel auf und es beginnt eine neue Weltperiode ohne Nacht in ewig ungeſtörtem Lichte. Die Vermählung Odins mit der Skadi iſt auch nur in dieſem Sinne zu verſtehen. Es iſt der Raum unter der Herrſchaft der Zeit.

Ohne den tiefen Sinn der Skadimythe zu verſtehen, hat doch Wiborg in ſeiner Mythologie des Nordens überſetzt von v. Etzel 193 ſehr richtig erkannt, daß die durch Saxo Grammaticus hiſtoriſirte Sage von Hadding und Ragnild ganz auf Niördr und Skadi paßt. Hadding tödtet einen Rieſen und wird von ihm ins Bein verwundet. Jungfrau Ragnild verbindet ſeine Wunde und legt heimlich ihren Ring hinein. Als ſie ſpäter unter vielen Männern ihren Gatten wählen ſoll, wählt ſie ihn, nachdem ſie erſt an dem Zeichen im Bein ihn wieder erkannt hat. Hadding aber mag nicht bei ihr in den Bergen wohnen und verlangt zum mildern Meeresufer. — Ich beziehe hierher auch noch die ſchöne lithauiſche Sage von der Ragaina, die letzte noch lebende Rieſentochter. Als der ſchöne Sonnenſohn Litwo um ſie freite, erhoben ſich alle todten Rieſen aus ihren Gräbern, um ſie in ihr finſteres Reich hinabzuziehen, aber ſie ergab ſich dem Geliebten und wurde durch ihn Stammmutter des litthauiſchen Volkes. Jordan, Litth. Volksſ. 64.

15.

Die Sage von der Alpenroſe.

In Tyrol heißt dieſe dicht unter dem Schnee der Gletſcher blühende, ſtachelloſe Roſe das Donnerröschen und man glaubt von ihr, wer ſie bei ſich trage, den müſſe der Blitz treffen. Die Sage geht, ein ſprödes Mädchen habe einmal ihrem verſchmähten Liebhaber zum Spott ein ſolches Röschen gegeben und alsbald ſey er vom Blitz erſchlagen worden. Berengarius Ivo, Dichtungen 1843. S. 87. Zingerle in Wolfs Zeitſchr. S. 76. Die Blume gilt wohl für ein Sinnbild der Sprödigkeit nur, weil ſie die Gemeinſchaft aller andern Blumen flieht und ſich in die unfruchtbaren Eiswüſten der Alpen zurückzieht. Sie bezeugt dadurch eine Wahlverwandtſchaft zu den Rieſen und wird wahrſcheinlich deshalb vom Donnerer verfolgt.

Dieſe Vorausſetzung erhält ihre Beſtätigung durch einen ſchönen Volksglauben auf der Inſel Island. Hier wächst nämlich auf den höchſten Bergen zwiſchen Eis und Schnee aus dürren Felſen ein Blümchen von der Gattung Steinbrech (saxifraga oppositis foliis) unter dem Namen Helga. Denſelben Namen aber ſoll eine ebenfalls auf dieſen Eisgebirgen einſam lebende Rieſentochter geführt haben und nach dem Volksglauben bezeichnet der Name ausdrücklich Heiligkeit und Reinheit. Olaſſen, Reiſe I. 153. Sollte es nicht einen Mythus gegeben haben, in welchem der Donnergott um die ſchöne ſpröde Schneejungfrau warb, aber verſchmäht wurde und ſich dafür rächte? Eine ſolche ſpröde Rieſenjungfrau, die im rauhen Winter zuzubringen liebt, haben wir ſchon an Skadi kennen gelernt.

Die ſehr merkwürdige griechiſche Mythe von der Chione (χιών, Schnee) iſt wahrſcheinlich als ohnehin dem Schnee und Eis entſtammt erſt aus dem Norden nach dem Süden gekommen. Der Mythus hat zwei Theile, die beide gleich gut, einer mit Helgas, der andere mit Skadi's Sage zuſammentreffen. Nach Servius zur Aeneis IV. 250 wurde Chione vom Mercurius mittelſt ſeines Schlangenſtabes eingeſchläfert und ſo in ſeine himmliſche Wohnung über den Wolken gebracht, wo er ſich ihrer Liebe erfreuen wollte. Aber ſie blieb immer kalt und ſpröde gegen ihn. Da verwandelte er ſie endlich aus Unmuth in den Schnee, der ſeitdem an den Gipfeln der höchſten Berge hängen bleibt und wenn er auf die Ebenen niederfällt, dieſelben unfruchtbar macht (ihnen die jungfräuliche und zugleich rieſiſche Sterilität mittheilt). Nach Ovid Met. XI. 300 f. und Hygin Fab. 200 rühmte ſich Chione, ſchöner zu ſeyn als Diana, weil Apollo und Mercur gleich heftig in ſie verliebt waren, gegen welche ſie gleichwohl ſpröde blieb. Als ſie aber vom Mercur eingeſchläfert und argliſtig berückt wurde, gebar ſie den liſtenvollen Autolykos, welcher ſchwarz und weiß von Farbe war. Vom Apollo empfing ſie den ſangkundigen Philammon, den ſie mit jenem zugleich in einer Zwillingsgeburt zur Welt brachte. Das ſieht der Sage von Skadi auffallend ähnlich. Auch Skadi liebt die Schneegebirge und zieht ſich ſpröde dahin zurück. Auch Skadi ſteht in Beziehung zu zwei Männern, ſie liebt den Baldur und bekommt den Niördr, nachher den Odin. In Odin verbirgt ſich Mercurius, in Baldur Apollo. Skadi iſt als Elſter ſchwarz und weiß, eben ſo Autolikos. Skadi iſt der Schatten, das Dunkel im Gegenſatz gegen das Licht, der Winter im Gegenſatz gegen den Sommer, die unfruchtbare Natur im Gegenſatz gegen die fruchtbare. Warum hätte man ihr nicht die Blume weihen ſollen, die auf der Schneegrenze blüht, als Sinnbild ihres ſpröden Sinnes?

Daß Chione dem Norden angehört, erhellt aus Pauſanias I. 38. 2, der ſie zu einer Tochter des Boreas (des Nordwinds) und der Orithyia macht; ſo wie aus Aelians Thiergeſchichten XI. 1, wo es heißt, derſelbe Boreas habe mit der Chione die drei rieſenhaften Boreaden gezeugt, die als Prieſter in Apollo's Tempel dienen unter den riphäiſchen Gebirgen am äußerſten Nordrand der Erde, von wo die Schwäne herabfliegen und den Tempel ſingend umkreiſen.

Wir kehren von dieſer Abſchweifung zu dem Mythus von der Verſöhnung zwiſchen Aſen und Vanen und von der gegenſeitigen Geißelſtellung zurück. Wie im Mythus von Sleipnir dem Vanenreich die obere Welt, die Rotation des Himmels um den Pol, der regelmäßige Umlauf von Sonne, Mond und Sternen, der Wechſel von Tag und Nacht und der Jahreszeiten geſichert erſcheint, ſo im Mythus von Niördr und Skadi die untere Welt, d. h. die

Erdoberfläche, ſo weit ſie organiſches Leben hervorzubringen fähig wird, im Gegenſatz gegen das unwirthbare Gebirge.

Es bleibt nur noch übrig, die Entſtehung der mannigfachen organiſchen Naturformen und Geſtalten in der Creatur und die Entſtehung des innerſten Lebens in derſelben nachzuweiſen, welches als eines der tiefſten Myſterien ſcheint anerkannt geweſen zu ſeyn.

Allein wie ſich an jedes neue Glied der Schöpfung ein Frevel knüpft, zuerſt Ymirs Mord, dann Lokis Argliſt gegen den Baumeiſter, dann Thiaſſis Mord, ſo auch wieder an die Entfaltung des organiſchen Lebens.

16.

Mimir.

Bei der Sühne zwiſchen Aſen und Vanen wurden gegen den Vanen Niördr, der als Geißel zu den Aſen kam, Hönir und Mimir ausgetauſcht, die als Geißel zu den Vanen kamen.

Mimir iſt eines der ſchwerſten Räthſel der Edda. Ich wage es nicht zu errathen, aber ich behandle es wie eine feſte Burg, gegen die man Laufgräben von allen Seiten eröffnet.

Nach der jüngern Edda 15 hat die Eſche Yggdraſill, die ein Sinnbild des geſammten Götter- und Menſchenlebens iſt, drei Wurzeln, die eine im Himmel der Aſen, die andere in der Hölle, die dritte im Rieſenreiche. An jeder dieſer Wurzeln befindet ſich eine Quelle, die im Himmel wird gehütet von der Norne Urd, die in der Hölle vom Wurm Nidhöggr und die im Rieſenreiche vom Mimir. Der letztere füllt täglich das Giallarhorn mit dem Waſſer des Brunnens, trinkt es und wird dadurch voll Weisheit. Allvater aber, der auch einmal von dem Waſſer trinken wollte, mußte dem Mimir zuvor ein Auge zum Pfande geben, weshalb Odin ſeitdem einäugig iſt.

Nach der Ynglingaſaga 4 wurde Mimir nebſt dem Hönir von den Aſen den Vanen als Geißel gegeben. Hönir begann die Vanen zu regieren, aber ſie bemerkten, daß er ſich immer von Mimir einflüſtern ließ, ärgerten ſich darüber und köpften den Mimir. Derſelbe ſtarb jedoch nicht ganz, denn Odin nahm ſein Haupt, ſalbte es ein, ſprach Zauberlieder darüber und erhielt es dadurch lebendig, um ſich in allen Nöthen bei ihm Rathes zu erholen. Nach der

Voluſpa 47 wird Odin noch unmittelbar vor ſeinem Ende ſich mit dem Kopfe Mimirs unterreden. Das Bild weist auf einen uralten barbariſchen Gebrauch hin, die Köpfe der Feinde aufzubewahren und Zauber damit zu treiben. Münter, dän. Kirchengeſchichte I. 161 vergleicht Mimirs Kopf mit dem orakelnden Kopfe des Orpheus, den Apollo um Rath frägt. Abgebildet auf Gemmen bei Lippert, Daktyliothek I. Nr. 156. 157.

Wer iſt nun dieſer Mimir, von dem Odin ſelber Weisheit lernt?

Vor allem müſſen wir hier feſthalten, daß Odin nur ein in der Zeit entſtandener Gott iſt, daß die Erinnerung des Ewigen, aus dem er emanirte, erloſchen iſt. Offenbar faßt ihn die Edda naiv und als unreif an Erfahrung auf. Erſt meiſtert ihn Loki, dann Mimir. Das könnte dem höchſten Geiſt nicht begegnen, wenn er nicht erniedrigt wäre in die Zeitlichkeit, um hier erſt zu wachſen. Zweitens muß feſtgehalten werden, daß es ſich in Mimirs Mythus um die erſte Schöpfung der organiſchen Natur handelt, die eben durch die Sühne zwiſchen Aſen und Vanen aus der rohen Materie (dem Rieſenreich oder Jötunheim, dem Mimir angehört) herausgebildet werden ſoll. Hierauf allein bezieht ſich die Weisheit Mimirs.

Was unter dieſer Weisheit eigentlich zu verſtehen ſey, ſagt das alte Eddalied Sigurdrifumal 14 ſehr deutlich. Hier nämlich lehrt Mimir dem Odin die ſ. g. Hugrunen (hugr Geiſt) ſo viel als Geiſtzeichen, geiſtige Signaturen, die auf alle Creaturen geſchrieben ſeyen und mit denen man zaubern könne. Ich gebe die Stelle hier nach Simroks Uebertragung:

Auf dem Berge ſtand er (Odin)
Mit blankem Schwert
Den Helm auf dem Haupte.
Da hub Mimirs Haupt an
Weiſe das erſte Wort
Und ſagte wahre Stäbe (Runen).

Auf dem Schilde ſtünden ſie
Vor dem ſcheinenden Gott,
Auf Arvakurs Ohr
Und Alswidurs Huf,
Auf dem Rad, das da rollt
Unter Rögnirs (Odins) Wagen,

Auf Sleipnirs Zähnen,
Auf des Schlittens Bändern.

Auf des Bären Tatze,
Auf Bragis Zunge,
Auf den Klauen des Wolfs,
Auf des Adlers Krallen,
Auf blutigen Schwingen,
Auf der Brücke Rand,
Auf des Löſenden Hand,
Auf des Lindernden Spur.

Auf Gold und auf Glas,
Auf dem Glück des Menſchen,
In Wein und Würze,
Auf der Wöle Sitz,
Auf Gugnirs Spitze
Und Granis Bruſt,
Auf dem Nagel der Norn
Und der Nachteule Schnabel.

In dieſen Bildern wechſeln auf eine merkwürdige Weiſe Wagen, Roſſe, Geräthe und andere Attribute der Götter mit Dingen aus dem gemeinen Naturleben, insbeſondere Thierformen ab und überall ſind kleine Kennzeichen, pars pro toto, ausgewählt, vom Roſſe nur der Huf, vom Wagen nur das raſche Umrollen des Rades, von der Brücke nur der Rand, vom Wolf nur die Kralle ꝛc. Am auffallendſten ſcheint der Nagel der Norn, allein wenn man erwägt, daß die Norn den Begriff der Zeit hat (weil die drei Nornen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeuten) und daß der Nagel ein Sinnbild des menſchlichen Finger, alſo der Arbeit iſt,*) ſo kann dieſe ſinnreiche Hugrune nicht mehr auffallen.

Wie es mir ſcheint, umfaſſen die Hugrunen, von denen nur eine Auswahl mitgetheilt wird, alle Naturformen, vorzugsweiſe aber ſind ſie Zeichen des Lebens und Wirkens in der organiſchen

---

*) Das Schiff Naglfar, auf dem am Weltende alle Todten daherfahren werden, iſt zuſammengeſetzt aus den Fingernägeln aller Menſchen, d. h. alsdann wird alle Arbeit auf Erden ein Ende haben. Denſelben Namen Naglfar führt in der j. Edda 10 der Gemahl der Not (Nacht) und ihr gemeinſchaftlicher Sohn iſt Audr (der Reichthum), was wiederum auf der Menſchen Fleiß deutet.

Natur. Wer dieſe Kennzeichen verſteht, der verſteht die ganze Fülle des Naturlebens und darauf kommt es eben hier an. Odin lernt von Mimir den Reichthum des noch nicht geſchaffenen organiſchen Lebens kennen. Die Hugrunen ſind nur ein Spiegel, in dem dieſe Naturfülle vorgeſpiegelt wird, und in dieſem Sinn mag auch Mimirs Brunnen als Waſſerſpiegel aufgefaßt werden.

In der Vilkinaſaga 25. 144 kommt Mimir als kunſtreicher Schmidt, bei Saxo Gramm. III. 40 Mimingus in derſelben Eigenſchaft vor, reich an Waffen und Geſchmeiden.

Sofern in der oben mitgetheilten Legende der h. Lorenz dem bauenden Teufel ſein Auge geben muß, könnte ſich dies ſowohl auf den Baumeiſter, dem die Aſen Sonne, Mond und Freyja verſprechen, als auch auf Mimir beziehen, dem Odin ſein Auge verpfändet. Inzwiſchen iſt nicht mehr als eine allgemeine Verwandtſchaft der beiden Mythen zu ermitteln, ſofern beide von der erſten Anordnung des Naturganzen handeln.

Mimir, obgleich in Jötunheim (dem Rieſenreich) zu Hauſe, ſcheint doch als kunſtreicher Schmidt und durch ſeine Hugrunen der Zwergenwelt verwandt, ja iſt vielleicht als eigentliches Princip der Zwergenwelt zu betrachten, ſofern die Zwerge (dvergar, Wirker) in allen kleinen Naturformen wirkſam ſind, wie die Rieſen in den Elementen und großen Maſſen. Die Zwerge werden aus dem Aaſe, dem verweſenden Leichname des Rieſen geſchaffen. Damit ſtimmt das Mumienhafte in Mimirs Haupt ganz überein.

Wie Ymirs Ermordung durch die Aſen für die Schöpfung des Raums und die Vertheilung der Elemente, ſo ſcheint Mimirs Ermordung durch die Vanen für die Schöpfung der organiſchen Natur nothwendig geweſen zu ſeyn. Beides ſteht inſofern im Zuſammenhange, als die Zwergenwelt nur eine Fortſetzung der Rieſenwelt (in deren Verweſung) iſt. Es liegt eine merkwürdige, aber in der Edda öfter charakteriſtiſch hervortretende Ironie darin, daß der noch unwiſſende Odin, welcher ſich als der Geiſter höchſter bald über Alles ſtellen ſoll, ſich urſprünglich von Loki und Mimir leiten und belehren laſſen muß, auf die wir ſo ziemlich die Begriffe von Teufel und Tod anwenden können.

Man darf annehmen, daß Begriff und Namen Mimirs mit der Mumie zuſammenfallen. In der claſſiſchen Literatur der Griechen und Römer kommt dieſer Name nirgends vor, er kam erſt im

Mittelalter auf und kann wohl deutſchen Urſprungs ſeyn, denn wie an Mimir, ſo mahnt er an die elbiſchen Mummeln (verſchleierte Jungfrauen, noch in der Knoſpe verſchloſſene Blumen, Schmetterlingspuppen).

Nicht zu überſehen iſt, daß Mimir mit dem lat. memor zuſammenhängt. Angelſ. mimor, meomor, gemimor (memoriter motus), mimerian (memoria tenere). Grimm d. M. 353. Mimern = phantaſiren, Bremiſches Wörterbuch III. 161. Dem entſpricht Mimirs Weisheit. Hoddmimir heißt in der j. Edda das Holz, welches übrig bleibt nach dem großen Weltbrande und in welches ſich Lif und Lifthraſir (Leben und Lebenskraft) retten, um auf der wiedergeborenen Erde ein neues glücklicheres Menſchengeſchlecht zu zeugen. Die Eſche Yggdraſill ſelber heißt nach Fiölsvinsmal 25 Mimameidr, Baum des Mimir, weil ſie über ſeinem Brunnen wächst. Wie nun in Hoddmimir die ganze Menſchheit auf einem engſten Raum concentrirt werden kann, um die Erinnerung derſelben und den Keim zu einer neuen Menſchheit in die neue Welt hinüberzubringen, ſo iſt auch Mimirs Haupt denkbar als eine Concentration aus Ymirs Leibe, worin die Erinnerung an Ymir bewahrt wird.

In der Voluſpa 48 heißt es vom Weltende:

Yggdraſill zittert,
Doch ſteht noch die Eſche.
Es rauſcht der alte Baum,
Da der Rieſe frei wird.

Man hat dieſen Rieſen bisher ausſchließlich auf Loki bezogen, allein es ſcheint mir, in ihm liege der Begriff des alten Ymir. Indem die Eſche wankt und fällt, d. h. die ganze Aſen- und Menſchenwelt ihr Ende erreicht, wird der Rieſe Ymir gerächt, gewinnen die rohen Elemente, gewinnt die Materie ihr altes Recht und inſofern ſteht der todte Ymir wieder auf. Das wird noch wahrſcheinlicher, als es in der unmittelbar vorhergehenden Strophe der Voluſpa heißt:

Odin murmelt
Mit Mimirs Haupt.

Und:

Mimirs Söhne ſpielen,
Der Mittelſtamm entzündet ſich.

Das heißt, während Odin, der Herr der Zeitlichkeit, ängſtlich bei Mimir Rath ſucht, haben deſſen Söhne (die Elemente der Materie) ſpielend (ſchadenfroh) bereits die Eſche in Brand geſteckt. Das entſpricht ganz der Blutrache an der Eſche für Ymirs Mord. Demnach iſt Mimir als das Princip des Unzerſtörlichen in der Materie aufzufaſſen, welches alle Formenwechſel überdauert.

Indem Odin einerſeits von Mimir erſt Weisheit lernt und andrerſeits doch mächtig genug iſt, den Todten wiederzubeleben, tritt deutlich ein Gegenſatz zwiſchen dem Wiſſen und der Erfahrung hier, der Macht und Freiheit dort hervor. Mimir verhält ſich wie das todte Wiſſen, im Buch verſchloſſen, Odin durchaus wie die That.

Zu den von Grimm d. M. 352 angeführten Ortsnamen, in denen eine Erinnerung an Mimir anklingt, Mimigardiford (Münſter in Weſtphalen), Mimidun (Minden), Memleben an der Unſtrut wären noch anzufügen: Mimmerhauſen, Schwab Bodenſee 140. Mimininga (Meiningen), Mimeslavo im Harz, Mimilingun (Mümling im Moingau) Chron. Gottvic. 621. 687. Endlich das ſchwäbiſche Memmingen. — Am gewiſſeſten knüpfen ſich wohl altheidniſche Erinnerungen an den Mieminger, einen hohen Berg in den bayriſchen Alpen unfern von den Quellen der Iſar, durch ein 5000 Fuß hohes Joch zuſammenhängend mit dem Wetterſteingebirge, ſo wie mit dem Solſtein und mit dem Karvendelgebirge. Walther, Topogr. von Bayern 71. Auf der Tiroler Seite deſſelben Gebirges liegt der Sonnenſpitz, Holaberg und der „Frauenſchritt". Staffler, Tirol II. 287. Eines Ortes Obermiemingen in Tirol erwähnen Zingerles Volksmärchen II. 173.

17.

Odins Auge.

Die tiefſte Bedeutung des räthſelhaften Mythus ſcheint mir in dem Opfer zu liegen, welches Odin mit ſeinem Auge darbringt. Daß man Odin im Norden durchgängig als einäugig dachte, erhellt aus den vielen Beweisſtellen, die Grimm d. M. 133 aus Saxo Gr. und den Sagaen zuſammengetragen hat und denen auch die deutſchen Sagen vom einäugigen Hagen anzureihen wären. Magnuſen lex. 541 ſucht eine blos phyſiſche Erklärung in der Halbirung des Jahres in eine Licht- oder gleichſam ſehende Sommer-, und in eine dunkle oder blinde Nachtſeite. W. Müller, altd. Rel. 184 hält für möglich, Odins Auge ſey die Sonne, die ſich in Mimirs Brunnen ſpiegle. Allein das wäre ein zu wohlfeiler nichtsſagender Raub und für Odin kein Opfer.

Das Opfer iſt die Hauptſache. Es frägt ſich aber zunächſt, in welcher Situation Odin das Auge zum Opfer bringt? Iſt es der junge, naive, unerfahrene Gott der Zeitlichkeit? oder muß man vielleicht an Allvater ſelber denken, der in ſündhafter Neugier aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit herabſinkt?

Bei den Indern iſt Brama, bei den Perſern Dſchemſchid, bei den Griechen Dionyſos in demſelben Falle. Die Neugier verführt ſie, das ewige Einerlei der Unſchuld in ihrem urſprünglichen himmliſchen Daſeyn zu verlaſſen und ſich die irdiſche Welt voll Reiz aber auch voll Uebel erſt vorzuſpiegeln, dann zu ſchaffen und ſelber in dieſelbe einzugehen. Brama wird durch das Bild der irdiſchen Welt verlockt, das er ſich ſelber vorſpiegelt. v. Bohlen, das alte Indien I. 161. Odin iſt gierig nach einem Trunke. Auch Dſchemſchid hat einen Becher, in dem die Welt ſich ſpiegelt. Odin opfert ſein Auge für den Trunk. Auch Dſchemſchid heißt das Auge des Ormuzd, welches höchſte urgute Weſen dieſes ſein Auge in Dſchemſchids Weſen eben auch nur dem irdiſchen Daſeyn aufopfert. Vgl. Creuzer, Symbolik 3. Auflage II. 634. Auch der griechiſche Dionyſos hat einen weltſpiegelnden Becher. Ein Trunk aus demſelben beraubt die Seele ihrer angebornen höheren und himmliſchen Natur und verſetzt ſie in den irdiſchen Leib. Macrobius, somn. Scip. I. 12. Creuzer, Symbolik IV. 119.

Ich möchte dieſe Analogie deshalb nicht ganz verwerfen, weil es ſich in der Schöpfungslehre der Edda, ſo weit wir ſie hier verfolgt haben, gerade um die organiſchen Creaturen handelt, deren materielle Beſtandtheile und Formen und deren Boden und räumliches Daſeyn bereits geſichert und zu deren Hervorrufung alles vorbereitet iſt, denen aber noch die Hauptſache, die Belebung, fehlt. Dieſe kann weder von den Rieſen, noch von den Vanen, ſie kann nur von Odin, dem höchſten Geiſte ſelbſt ausgehen. Warum aber ſollte ſie nicht als ein großes Opfer des Geiſtes aufgefaßt worden ſeyn? Der Geiſt erniedrigt ſich tief und bringt ein Opfer, indem er in die niedere Creatur, in die Materie, in das Aas des Ymir eingeht. Wenn Inder, Perſer, Griechen in gleichem Falle ſogar eine Verſchuldung des höchſten Geiſtes annahmen, ſo tritt dieſe Vorſtellung in der Edda wenigſtens hier noch zurück. Odin bringt nur ein Opfer. Wie es ſcheint, darf alſo nicht an Allvater, der vor der Zeitlichkeit iſt, gedacht werden, und darf derſelbe nicht mit Brama, Dſchemſchid, Dionyſos verwechſelt werden, wohl aber iſt erlaubt, eine Neugier des zeitlichen Odin in ſeiner erſten Unerfahrenheit vorauszuſetzen.

Die Hugrunen ſind das Alphabet der göttlichen Dichterſprache. Aus dieſen Bildern iſt die ganze Natur zuſammengeſetzt, in der Odin waltet, wie der Dichter in ſeinem Gedicht. Um keinen geringeren Preis gab er ſein Auge weg. Man darf, um Odin richtig zu würdigen, nie vergeſſen, daß er in Hugrunen dichtet, d. h. daß alles, was er erſinnt, Wirklichkeit wird. Seine Dichtergabe und die Fülle des irdiſchen und zeitlichen Lebens ſind identiſch. Dieſe Gabe aber empfing er von Mimir. Der höchſte Gott, der abſolute Geiſt ſelbſt, lernt von der Materie, vertieft ſich in ſie und producirt ſo die ihn ſelbſt überraſchende wunderbare Fülle der Natur. Das iſt ein naiver, genialer, tiefpoetiſcher Gedanke und der Philoſophie eines kräftigen Naturvolks durchaus nicht unwürdig.

Was ſollen wir uns unter dem Auge vorſtellen? Jedenfalls das Koſtbarſte, was Odin wegzugeben hatte. Die nächſte Frage iſt, was thut Mimir mit Odins Auge? Wenn er es nicht brauchte, würde er es nicht fordern. Wie es ſcheint, bedarf er das Auge des höchſten Geiſtes, um aus dem unerſchöpflichen Quell der Materie alle jene wundervollen Formen hervorzuzaubern, welche die Natur erfüllen ſollen und von denen er in den Hugrunen redet. Die hier vorausgeſetzte Gegenſeitigkeit iſt in der Natur begründet. Mimirs Weisheit bezeichnet nur die Vermittlung zwiſchen der Materie, aus welcher, und dem Geiſt, durch welchen die Naturformen entſtehen. Sofern nun die Sonne alle Creatur erſt weckt und ſichtbar macht, und durch das Licht von oben wie durch einen geiſtigen Zauber auf ſie wirkt, könnte man allerdings, aber auch nur aus dieſer Rückſicht, zu der Vermuthung zurückkehren, in Odins Auge ſey die Sonne gemeint. Gleichſam die Concentration des in der Zeit wirkſamen Geiſtes, zum Opfer gebracht der Materie und fortan in den Raum gebannt.

Das Augenopfer wiederholt ſich im Aberglauben von der Weihnacht, in welcher die Sonne des neuen Jahrs gleichſam geboren wird, im Solſtitio des Winters, dem Anfangspunkt des geſammten im Jahreslauf ſich vollendenden Naturlebens. Ein Knabe geht in der Weihnacht zum Fluſſe, um zu ſehen, wie in der heiligen Mitternachtsſtunde das Waſſer in Wein verwandelt wird, und ruft! In der Nacht der Weihen wird alles Waſſer Wein! Da ſteht ein langer ſchrecklicher Mann hinter ihm und ruft: So ſind deine Augen mein! Und der Knabe wird fortan blind. Ursini theol. symb. p. 110. Daſſelbe wird von einem Weibe erzählt in Müllenhoffs Sagen Nr. 231. Sollte wohl darin eine Erinnerung liegen an das erſte Augenopfer beim Anfang der Naturſchöpfung?

Daſſelbe Giallarhorn, aus welchem Mimir täglich Weisheit trinkt, dient zugleich dem Aſen Heimdallr als Wächterhorn. Er wird es blaſen, wenn das Weltende kommen ſoll, wie die Poſaune des Weltgerichts, Voluſpa 47. Dann wird das ewig überfließende Horn leer, d. h. die ganze Fülle des Lebens in der Zeit wird erſchöpft ſeyn. Ehe es leer iſt, kann es der Himmelswächter nicht blaſen. Es iſt alſo eine Art von Füllhorn. Sein Name erklärt ſich vielleicht aus dem angelſächſiſchen geola, nordiſch jul, Sonnenwende. Vgl. Grimm, d. Sprache S. 106. In der heiligen Julzeit, in der Winterſonnenwende, in der Weihnacht beginnt das Leben jedes Jahrs und füllt ſich das Horn des Segens, während in derſelben Zeit die Sonne in der tiefſten Winternacht gleichſam verſchwunden iſt. Dadurch würde das Augenopfer wohl am paſſendſten in Verbindung mit der Sonne gebracht werden.

Das Giallarhorn und Mimirs Kopf wiederholen ſich vielleicht in dem Trinkhorn, welches den Namen Grim der gute führt und dem Rieſenkönig Godmund gehört. An der Spitze dieſes ungeheuren Horns befand ſich ein Menſchenhaupt, das noch lebendig war und weiſſagte. Nach der Thorſtein Bäörmagns Saga (Auszug aus der Olaf Tryggvaſons Saga), überſ. in Wolfs Zeitſchr. I. 421. Die Sitte, unten an der Spitze des Horns einen Menſchenkopf abzubilden, ſcheint auf den Mythus von Mimirs Haupt Einfluß gehabt zu haben.

Die Trinkhörner, die man in den Solſtitien leerte, hatten vielleicht eine weiſſagende Bedeutung für das nächſte Jahr.

18.

Von der Zwerge Schöpfung.

In der Voluſpa 6 f. heißt es, die Aſen hätten ein glückſeliges und friedliches Leben geführt, nachdem ſie die Zeiten geordnet, Nacht und Tag, Morgen und Abend abgetheilt und der bis dahin über ihren Aufenthalt unſichern Sonne, dem unſichern Monde, den unſichern Sternen ihren Platz und regelmäßigen Lauf angewieſen hätten, d. h. alſo nachdem das Mittelreich der Vanen zwiſchen dem Aſen- und Rieſenreich anerkannt und Aſen und Vanen ausgeſöhnt waren. Die Glückſeligkeit der Götter bezeichnet die Voluſpa alterthümlich naiv damit, daß ſie ſich 1) einigten, 2) ſich ihre Wohnungen ſelber bauten und ſich ihre Hallen wölbten, 3) ſich mit dem Schmieden des Erzes zu allerlei Geräth und Schmuck beſchäftigten und 4) mit Würfeln ſpielten. Gleich darauf ſagt die Voluſpa, da gingen die hochheiligen Götter zu Gericht und hielten Rath, wer die Zwerge ſchaffen ſolle? Dieſe Zeitbeſtimmung iſt wichtig. Die Aſen hatten ſich von einem Meiſter aus der Rieſenwelt bedienen laſſen wollen, aber es war ihnen mißlungen. Sie waren auf ſich ſelber angewieſen, ſie fingen zu ſchmieden, zu arbeiten, zu ſpielen an. Aber das mußte ſie abermals dahin führen, ſich bedienen zu laſſen. Das Schmieden und Schmücken kam ſchicklicherweiſe den Zwergen zu. Bis dahin exiſtirten nur Götter und die denſelben widerſpenſtigen Rieſen, das Volk der Zwerge wurde von den Göttern als ein Bedürfniß gefühlt, ſie wollten ſich von denſelben bedienen laſſen. Die Menſchen exiſtirten damals noch gar nicht.

Die Schöpfung der Zwerge wurde aber auch aus einem andern Grunde nothwendig. Die Vanen nämlich waren blos die höchſten göttlichen Förderer des organiſchen Lebens im Großen, die Lenker der Geſtirne, die Ordner der Jahreszeiten, die Herren der Witterung, die Geber der Fruchtbarkeit. Aber es waren noch keine Creaturen im Detail da. Wie nun der alte Raum mit Rieſen angefüllt war, ſo mußte der neue von den Vanen eingenommene Raum des Mittelreichs mit anderartigen Geſchöpfen erfüllt werden. Das waren, ehe es Menſchen gab, die Zwerge und Elben, die wir als die Genien der unterſcheidbaren Minerale, Kräuter, Bäume und Thiere, kurz alles Sonderlebens, das aus der groben Materie hervorgeht, betrachten müſſen.

Nach der Voluſpa 9 und j. Edda 14 machten die Aſen die Zwerge aus dem Gebeine und Blut des todten Ymir. Aus den zahlreichen hier genannten Zwergnamen aber geht hervor, daß die Zwerge alle Lebensthätigkeit in der geſammten organiſchen Natur oder im Vanenreich umfaßten, und daß ſie nur en detail darſtellen, was die Vanen en gros. Unter ihren Namen kommen Himmelsgegenden, Bewegungsarten, Kräfte, Kraftmittel, Farben, Töne, Lebensäußerungen für alle Sinne, primitive Formen von organiſchen Weſen, Pflanzen- und Thiernamen ꝛc. vor, eine Mannigfaltigkeit, welche vollkommen den Hugrunen entſpricht, die Odin von Mimir lernt, und worin die talismaniſche Bedeutung aller einzelnen Naturformen ausgeſprochen liegt, das was die ſpätere Magie die Zauberei mit Signaturen genannt hat.

Nun erklärt es ſich, warum die Götter ſich in ihrem erſten Frieden ſo naiv mit Spielen und mit Schmieden und Schnitzeln begnügen. Der Mythus unterſcheidet abſichtlich dieſe ältere Armuth des Götterdaſeyns von dem ſpäteren Reichthum der Natur, und zeigt, wie aller dieſer Reichthum einerſeits von der Weisheit Mimirs, andererſeits von der Schöpfung der Zwerge ſich herſchreibe, welche dadurch als mit einander verbunden und von einander untrennbar charakteriſirt werden.

Was unter dem unterirdiſchen Arbeiten, insbeſondere Schmieden der Zwerge zu verſtehen ſey, erhellt am beſten aus einem bei Schambach und Müller, niederſächſ. Sagen Nr. 140 mitgetheilten Volksglauben. Wenn nämlich die Zwerge unter dem Boden fleißig Gold und Silber ſchmieden, ſo wird das Erdreich vom Schmiedefeuer erwärmt und das Korn ſteht auf ſolchen Stellen am üppigſten. auch miſchen ſich goldene und ſilberne Körner in die Aehren. Ueberall ſtehen Elben und Zwerge dem Feld- und Viehſegen, der Vegetation und Animaliſation vor und ſind die Genien ihrer mannigfaltigen Formen.

19.

Die erſten Werke der Zwerge.

Im Zwerge lag urſprünglich nicht der Begriff des Kleinen, ſondern des Wirkens. Dvergar ſind Wirker. Ihre erſten Werke erſcheinen in der jüngern Edda nur als Wiederholungen deſſen, was nach der Voluſpa 6 ſchon vor ihrer Schöpfung fertig war, nämlich der regelmäßige Zeitlauf, die Sonne und der Blitz. Inzwiſchen kommt es weniger auf die Abweichung der jungen Quelle von der ältern an, als auf den Begriff des Dienſtes, den die Zwerge den Aſen und Vanen bei der Schöpfung leiſteten. Dieſer Dienſt umfaßt nicht blos die organiſche Natur im engern Sinne, ſondern auch die aus der höhern aſtronomiſchen und atmoſphäriſchen Ordnung auf ſie einwirkenden, das organiſche Leben vorbereitenden und fördernden Mittel.

Was die Zwerge in dieſem Sinne wirken, wird in der Skalda 35 ausdrücklich der Schöpfung Lokis entgegengeſetzt. Die Zwerge bewirken hier alles, was in der Natur ewig, der boshafte Loki aber alles, was in ihr wechſelnd und vergänglich iſt. Für Odin machte nämlich der Zwerg Sindri (Feuerſtein), Sohn des Ivaldi (des innen Waltenden), den Ring Draupnir (Tropfner), von dem in jeder neunten Nacht ein neuer Ring herabtropft (die ewige Wiederholung gewiſſer Zeitumläufe in der ewigen Fortdauer), für den Vanen Freyr den Goldeber Gullinburſti, der durch alles durchrennt und überall leuchtet (die Sonne) und für Thor den allzerſchmetternden Hammer Miöllnir (Malmer, Blitz). Loki aber hatte gewettet, noch beſſere Dinge machen zu können, und machte für Odin den Speer Gungnir, von gunn, pugna (den Siegbringer in allen Schlachten, der aber eben deshalb nicht Leben ſchafft, ſondern Leben vernichtet und Sinnbild des Todes iſt), für Freyr das Schiff Skidbladnir (skid, Schuh, blad, Blatt), das über alle Länder und Meere fährt, ſich aber ganz klein zuſammenlegen läßt wie ein Tuch (die Wolke) und für Thor's Gattin Sif (die Getreidegöttin), nachdem er ihr das eigene Haar boshaft abgeſchnitten hatte, eine goldne Perücke (das Stroh und abgewelkte Laub). Der Gegenſatz dieſer Kunſtwerke ſpringt in die Augen. Der ewigen Zeitdauer ſteht der Tod jedes Einzelnen gegenüber, Ring und Speer. Der ſtrahlenden Sonne ſteht die ſchattende Wolke gegenüber, Eber und Schiff. Dem Blitz als dem Stärkſten in der Natur ſteht das abgewelkte Laub als das Schwächſte gegenüber, Hammer und Haar.

Es iſt merkwürdig, daß der Urſtoff, aus welchem alle dieſe entgegengeſetzten Dinge gemacht werden, das Feuer iſt. Sindri erſcheint als Schmidt, dem ſein Bruder Brok den Balg bläst, iſt aber ſelbſt nur die wohlthätige Feuerkraft wie Jarnſaxa, Thors

Gemahlin und Heimdallr's Mutter; während Loki die zerſtörende Kraft des Feuers im Verdunſten, Verwelken und direkten Tödten bezeichnet. Im Mythus der Skalda wird noch bemerkt, Loki habe in Fliegengeſtalt den Brok geneckt und geſtochen, um ihn bei ſeiner Arbeit zu ſtören, als aber dennoch die Zwerge etwas Beſſeres zu Stande gebracht wie er, hätten die Götter ihn ihrer Rache ausgeliefert und ſie hätten ihm den Mund zugenäht. Ich weiß dafür keine andere Erklärung, als für die ſpäter erfolgte Feſſelung Lokis und ſeines Wolfſohns Fenrir unter der Erde, nämlich den Sieg der geordneten Natur und friedlichen Vegetation über die Zerſtörungskraft des alten Chaos, namentlich die Verſtopfung des unterirdiſchen Feuers.

Ivaldi wird auch Vater der Iduna genannt, in deren Namen (id wieder) der Begriff des ewig Wiederkehrenden, des Unzerſtörlichen liegt, wie in Mimir, nur in einem andern Sinne, ſofern nämlich nicht das in der Mumie ſchlafende Leben, ſondern das aus dem Todten immer neu erwachende Leben gemeint iſt. Wir werden dies ſogleich in der Beziehung erkennen, in welcher Iduna zur organiſchen Lebenskraft ſteht.

Wir müſſen den in den Zwergen wirkenden Geiſt von der individuellen Lebenskraft der organiſchen Creaturen unterſcheiden. Das iſt der Unterſchied zwiſchen Sindri und Iduna. Wenn auch Ivaldi ihrer beider Vater iſt, ſo drückt doch Sindri allein das Prinzip der Zwergenwelt aus, während Iduna das aus dem Wirken der Zwerge erſt entſpringende und durch daſſelbe bedingte, aber gleichwohl von ihnen unabhängige Leben, etwas dem Zwerge an ſich Unerreichbares Höheres bezeichnet. Auf bedeutungsvolle Weiſe wiederholen in den Zwerg- und Elbenſagen dieſe geiſterhaften Weſen beſtändig, ſie hätten nur ein geſpenſtiſches Daſeyn und entbehrten der Seele.

Das organiſche Leben erſcheint bisher von allen Richtungen her vorbereitet, ſein Myſterium ſelbſt aber wird erſt in einem neuen Mythus offenbart.

20.

Kvaſir.

Nach der jüngern Edda 57 beendeten Aſen und Vanen ihren großen Krieg damit, daß ſie ſich verſöhnten und alle zugleich um ein Gefäß tretend in daſſelbe hineinſpukten in der Weiſe, wie nach altdeutſcher Sitte Männer, die ſich als Waffenbrüder verbündeten, ſich verwundeten, ihr Blut gemeinſchaftlich in einen Becher rinnen ließen und daraus einander zutranken. Grimm, Rechtsalterth. I. 193. Aus der Speichelmiſchung der Aſen und Vanen aber entſtand ein Mann, Namens Kvaſir, die perſonificirte Weisheit. Der Sinn iſt klar. Die Aſen, d. h. die geiſtige und Menſchenwelt ſoll ſich mit den Vanen, d. h. mit der organiſchen Natur vertragen, ihre Freiheit der Ordnung hingeben, in Harmonie mit ihr leben, das iſt die höchſte Erdenweisheit. Zugleich drückt Kvaſir eine Concentration aller göttlichen Tendenzen und Kräfte der Welt aus und ſteht inſoferne dem Auseinanderfallen des Rieſen Ymir gegenüber. Er iſt Ausdruck der abſoluten Harmonie. Uebrigens hat ſich ſein Name im deutſchen Käſe und im ruſſiſchen Getränk Quas erhalten. Beides bedeutet eine Miſchung. In Schwaben heißt nicht blos der aus Milch getrocknete Stoff, ſondern auch manche anderartige Miſchung Käs, z. B. bei den Maurern.

Der Mythus von Kvaſir ſcheint uralt und ſtimmt auffallend mit dem indiſchen Mythus von Amrita überein. Denn auch in Indien bekämpfen ſich zweierlei Götterreihen und verſöhnen ſich, indem ſie gemeinſchaftlich aus dem Milchmeer den Unſterblichkeitstrank Amrita buttern.

Kvaſir fuhr in der Welt umher und lehrte Weisheit, bis er zu den (damals neugeſchaffenen) Zwergen kam, unter denen Fialar und Galar, zwei Brüder, ihn einluden und erſchlugen, vorgebend, er ſey in der Fülle ſeiner Weisheit erſtickt. Aus ſeinem Blut aber mit Honig vermiſcht, bereiteten ſie einen Meth, der jeden, welcher ihn trank, zu einem Dichter oder Weiſen machte. Nachher ruderten ſie den Rieſen Gilling über das Waſſer, ſtürzten aber das Schiff um, daß er ertrank und warfen ſein jammerndes Weib mit einem Mühlſtein todt. Aber Gillings Neffe, der Rieſe Suttung, fing ſie und ſetzte ſie auf einer Klippe im Meer aus. Da verriethen ſie ihm, zum ihr Leben zu erkaufen, den köſtlichen Meth, den er im Hnitberge verbarg und von ſeiner Tochter Gunnlöd hüten ließ.

Daß gerade die Zwerge den Kvaſir umbringen müſſen, darin liegt ohne Zweifel ein tiefer Sinn. Ich denke mir, wie Ymirs Leib zerriſſen werden mußte, um die anorganiſche Natur im Raum zu bilden, ſo mußte Kvaſir ſterben, damit ſein Blut als das eigentliche Leben in die organiſche Natur eindringe. Das konnte aber nur unter Vermittlung der Zwerge geſchehen, die der ganzen Formenfülle der organiſchen Welt vorſtehen. Die Mörder ſind hier zugleich Wiedererwecker des Lebens. Dieſer Begriff ſcheint auch durch die beiden Zwergnamen angedeutet, denn Fialar heißt der goldkammige Hahn, deſſen Ruf beim Weltende die todten Helden erwecken ſoll, Voluſpa 34, Galar aber der Geller, Schreier.

Was Gilling bedeutet, weiß ich nicht. In der upſaliſchen Handſchrift heißt er Grillingr (Magnuſen lex. p. 543). Die Attribute des Waſſers und des Mühlſteins ſcheinen zur Bereitung des Meths zu paſſen.

Suttungr (Suptungr) der Supper, Schlürfer, Säufer könnte die einſaugende Eigenſchaft der Erde bedeuten, in welche Keime des höhern Lebens gepflanzt worden. Soferne Kvaſir die Eintracht zwiſchen Aſen und Vanen ausdrückt, mußte den Rieſen daran liegen, ſich der organiſchen Kraft, die in ſeinem Blut enthalten blieb, zu bemächtigen, die Aſen und Vanen ihres koſtbarſten Beſitzes zu berauben. Aber das iſt die Ironie des Mythus, daß indem die Rieſen ſich freuen, die Macht der Aſen und Vanen geſchwächt zu haben, gerade erſt durch ihren Raub die ihnen ſo verhaßte organiſche Natur vollendet werden kann. — Was der Hnitberg bedeutet, weiß ich nicht. Magnuſen Lex. p. 408 lieſt Hvitbiörg (weiße Berg).

21.

Odhrörir.

Suttung verbarg den Meth in drei Gefäſſen. Das vornehmſte heißt Odhrörir (ingenium movens), das zweite Bodn (oblatio), das dritte Son (reconciliatio), womit der Urſprung des Meths und der Sühne zwiſchen Aſen und Vanen gemeint ſeyn kann. Nun gelüſtete aber Odin nach dem köſtlichen Meth. Nachdem er den Entſchluß gefaßt, ſich liſtig deſſelben zu bemächtigen, kam er zuerſt zu den neun heumähenden Knechten des Baugi (Suttungs Bruder). Er bot ihnen einen Wetzſtein an, um ihre Sicheln zu ſchärfen. Jeder wollte den Stein haben. Er warf ihn in die Luft und indem ſie darnach mit ihren Sicheln ſchlugen, ſchnitten ſie ſich alle gegenſeitig die Hälſe ab. Odin aber kam zu Baugi mit unſchuldiger Miene, nannte ſich Bölwerkr (Uebelwirker) und diente ihm als Knecht, ſo viel Arbeit verrichtend, als vorher die neun zuſammen, den ganzen Sommer über, verlangte aber nachher den ausbedungenen Lohn, einen Trunk von Suttungs Meth. Baugi überließ es ihm, ſich denſelben ſelber zu verſchaffen.

Odin bohrte mit dem Bohrer Rati ein enges tiefes Loch in den Hnitberg. Rati kommt her von rata (permeare) Grimm, d. M. 856. Aehnlich heißt das Eichhorn, das auf der Eſche Yggdraſill auf- und abläuft und zwiſchen dem Adler im Wipfel und dem Wurm unter der Wurzel Zwietracht ſtiftet, Ratatöskr. Jüngere Edda 16. -- Odin ſchlüpfte als Schlange durch das enge Loch, lag drei Nächte bei der willigen Gunnlöd und trank den Meth in drei Zügen aus. In der ältern Edda, Havamal 105 f. heißt es, Odin habe die Gunnlöd betrogen und das Odhrörir nur durch Meineid gewonnen. Während dieſes Verfahren aber mißbilligt wird, heißt es doch mit einer Art von Triumph, Odhrörir ſey aus der Tiefe, in der es ſonſt ewig verſchloſſen geblieben wäre, heraufgeſtiegen auf die weitbewohnte Erde.

Man hat die Strophen im Havamal, worin Odin des Meineids bezüchtigt wird, für untergeſchoben gehalten, weil nur ſpätere chriſtliche Abſchreiber ſo übel von Odin hätten denken können, nicht die alten Heiden ſelbſt. Allein das heißt den Geiſt der Edda und des geſammten deutſchen Heidenthums verkennen. Man müßte dann auch die ganze Voluſpa für interpolirt halten, die ausſchließlich von der Schuld der Aſen handelt, als dem einzigen Motive des Weltuntergangs. Was insbeſondere Odin betrifft, ſo tritt ſeine Unabhängigkeit von der Moral gleichmäßig in allen Quellen hervor, wie überall von mir nachgewieſen werden wird.

Die jüngere Edda berichtet weiter, Suttung habe ſich ebenfalls in einen Adler verwandelt und den Odin verfolgt, der mit genauer Noth die ſchützenden Mauern der Aſenburg erreichte, wo er den genoſſenen Meth in Gefäße ausſpie, die ihm die Aſen vorſetzten, und nur einen Theill von hinten fallen ließ für die ſchlechten Dichter. Im Havamal 109 wird erzählt, die über Gunnlöds Schande und Suttungs Tod entrüſteten Rieſen hätten bei den Aſen ſelbſt dem unbekannten Bölwerkr nachgefragt, aber Odin habe ſich durch einen falſchen Eid gereinigt.

Im Havamal 105 f. ſagt Odin ſelbſt, was er um Odhrörir geopfert, wie tief er ſich herabgewürdigt habe:

Gunnlöd ſchenkte mir
Auf goldenem Seſſel
Einen Trunk des theuren Meths.
Uebel vergolten
Hab ich gleichwohl
Ihrem heiligen Herzen
Ihrer glühenden Gunſt.

Schlauer Verwandlungen
Frucht erwarb ich.
Wenig mißlingt dem Liſtigen.
Denn Odhrörir
Iſt aufgeſtiegen
Zur weitbewohnten Erde.

Zweifel heg ich
Ob ich heim wär gekehrt
Aus der Rieſen Reich,
Wenn mir Gunnlöd nicht half,
Die gute Maid,
Die den Arm um mich ſchlang.

Den Ringeid, ſagt man,
Hat Odin geſchworen.
Wer traut noch ſeiner Treue?
Den Suttung bezaubert er
Mit Ränken des Meths
Und ließ ſich Gunnlöd grämen.

Odin hebt in demſelben Liede 12 f. noch beſonders ſeine Berauſchung hervor:

Der Vergeſſenheit Reiher
Ueberrauſcht Gelage
Und ſtiehlt die Beſinnung.
Des Vogels Gefieder
Befing auch mich
In Gunnlöds Haus und Gehege.

Trunken ward ich
Und übertrunken
In des ſchlauen Fialars Felſen.

(Nach Simrocks Uebertragung.)

Odin raubte den koſtbaren Meth in Schlangengeſtalt. Auch führt er den Namen Schlange (Svafnir, Ofnir) und iſt wahrſcheinlich die h. Schlange, die von den heidniſchen Longobarden noch in Italien verehrt wurde. Vgl. Grimm, d. M. 649. W. Müller, altd. Rl. 70, 206. Die Schlange iſt Sinnbild der Wiedergeburt, des in der Erdennacht tief verborgenen Lebens, zugleich aber auch ein Sinnbild der Argliſt und des Böſen. In beiden Beziehungen paßt ſie hierher.

Man darf nicht außer Acht laſſen, daß in dieſem Mythus Odin gewiſſermaßen von der Eſche Yggdraſill niederſteigt, auf deren Gipfel ein Adler ſitzt, an deren Wurzel die Schlange nagt und an der zwiſchen Schlange und Adler das Eichhorn Ratatöſkr hin und herläuft. Odin folgt dem Weg des Eichhorns bis zur Schlangentiefe und erhebt ſich dann wieder zur Adlerhöhe. Er durchmißt alſo alle Gegenſätze im zeitlichen Leben wie mit einem Schritt. Er iſt der höchſte Gott, er wird Knecht, er wird die verworfene Schlange der Tiefe. In dieſem raſchen Uebergang vom Höchſten zum Niedrigſten und dem der Rückkehr liegt ohne Zweifel ein tiefer Sinn.

Dieſer merkwürdigen Concentration des Zeitlichen in Odins Herabkunft entſpricht die Concentration des Räumlichen im Odhrörir, dem Gegenſtand ſeiner Gier. Denn wie in Kvaſirs Blut alles Aſiſche und Vaniſche, mithin alles Göttliche concentrirt iſt, ſo wieder in dem Honig, mit dem die Zwerge jenes Blut gemiſcht, das ganze Naturleben, alle Vegetation und Animaliſation, ſoferne der Honig, von Thierchen aus Blumen geſammelt, ein Produkt und Sinnbild des Pflanzen- und Thierreichs zugleich, mithin der geſammten organiſchen Natur iſt. Wie Odin die Gunnlöd in glühender Berauſchung und Begeiſterung umarmt, durchdringt die Zeit den Raum wie ein befruchtender Blitz. Es iſt der höchſte Lebensmoment in der Natur.

Ich glaube daher, die Dichtergabe, die Odin durch den Trank erwirbt, iſt nur bildlich zu verſtehen. In dem Trank iſt die ganze Kraft und Fülle des Lebens concentrirt, der in unendlichen Schöpfungen ſich entfaltende Urzauber einer göttlichen Poeſie, deren Hervorbringungen wirklich und lebendig ſind, ausdrücklich unterſchieden von der gemeinen Dichtkunſt, die nur träumet, was nicht wirklich iſt, und die nicht Odin, ſondern Bragi handhabt.

Demnach kann ich auch Odins Berauſchung nur bildlich auffaſſen, als einen Moment, worin die tiefſte Erniedrigung mit der höchſten Erhebung zuſammenfällt. Das iſt die Generation, in welcher der Geiſt die innigſte Verbindung mit der Materie eingeht.

Sollte nicht unter dem Blut des von Aſen und Vanen gemeinſchaftlich zuſammengeſpuckten Kvaſir, verſüßt durch den Honig, ganz einfach der organiſche Urſtoff, jene weiche, milchige, mehligte und ſüße Subſtanz zu verſtehen ſeyn, die alle Keime und Samen enthalten und die in Gährung geſetzt zum berauſchenden Tranke wird? In der berauſchenden Kraft reproducirt ſich eben nur der Orgiasmus, der die Entſtehung alles organiſchen Lebens begleitet. Auf die Verſenkung des lebendigen Keimes in den finſtern Mutterleib der Erde ſcheint ſich vieles in dem Mythus vom Methe zu beziehen. Schon Odins Feldarbeit als Knecht weiſt auf eine Allegorie der Saat hin. Sofern Zwerge das Formgebende, Rieſen das Stoffgebende darſtellen, muß der Urkeim zunächſt in die Gewalt der Zwerge und Rieſen fallen, bis das in ihm wirkſame geiſtige Princip ihn wieder frei macht.

In Worten voll Triumph ſingt Odin:

Odhrörir
Iſt aufgeſtiegen
Zur weitbewohnten Erde.

Das kündigt die ganze über die Erde ſich verbreitende Fülle der lebendigen Weſen an.

In einigermaßen ähnlicher Weiſe durchdringt Zeus als goldener Regen das unterirdiſche Gemach der Danae und macht ſie fruchtbar. Diebiſch, ſich erniedrigend, vollbringt er doch das große Wunder der Vegetation.

Nach dem alten Eddalied von Odins Rabenzauber 2 wird Odhrörir von der Urd, Norne der Vergangenheit, am Urquell der Zeit gehütet. Nach demſelben Liede iſt Urd identiſch mit Iduna, die in ihren goldenen Aepfeln die Gabe der Unſterblichkeit bewahrt. Dadurch wird die gegebene Erklärung beſtätigt. In Odhrörir wird die Lebenskraft, die unſterbliche, immer neu ſich reproducirende Generation bewahrt, das tiefſte Geheimniß der organiſchen Natur. Iduna iſt die Tochter des Ivaldi und ſomit Schweſter der Zwerge. Sie bedeutet das Leben ſelbſt, die Zwerge nur deſſen Formen.

Die Selbſterniedrigung Odins in ſeiner Herabkunft zu Gunnlöd ſteht vielleicht in einem Zuſammenhang mit Odins Augenopfer. *) Im auffallendſten Gegenſatz aber ſtehen ſich Mimirs redendes Haupt und Kvaſirs im Odhrörir noch immer lebendig rollendes Blut gegenüber, die Mumie und der lebendige Samen, Tod und Leben. Ihre Mythen zeigen, wie Odin Herr über Leben und Tod wurde. Odhrörir ſcheint ſich zu Mimir zu verhalten, wie das Ei zum Todtenkopf, das noch formloſe beginnende Leben zur nur noch in der Form feſtgehaltenen Erinnerung des verſchwundenen Lebens. Das Ei im Munde der Schlange iſt ein uraltes Sinnbild der Urlebenskraft auch bei andern Völkern geweſen. Odin, zum Odhrörir ſchlüpfend und darin berauſcht, mahnt ſehr an die Dionyſosſchlange in der Ciſta und an das Sinnbild der Schlange im Becher, das auch in einem Sternbild verewigt iſt.

Schwierig iſt Gunnlöd zu verſtehen. Magnuſen lex. p. 408 leitet den Namen von gunnar, Streit und lada, einladen, ab, ſo daß er die zum Streit ladende, die Streitbare bedeuten würde. Ich habe daran gedacht, ob nicht Freyja, die Liebesgöttin, für welche dieſer Begriff paſſen würde, unter Gunnlöd verſteckt ſeyn könnte? Soferne es ſich im Mythus von Odhrörir, wie gezeigt worden, um das Myſterium der Generation handelt, iſt allerdings das dabei zuerſt wirkſame weibliche Princip Gunnlöd mit der Liebesgöttin identiſch. Sie bei den Rieſen zu finden, darf kein Bedenken erregen, denn aus der Mythe von Sleipnir erſahen wir ſchon, Freyja ſey urſprünglich den Rieſen verpfändet geweſen. Ehe ſie die Wunder der Generation in der organiſchen Natur entfalten konnte, mußte ſie dem Samen unter der Erde gleichen. Darum iſt ſie auch Tochter des Niördr, der für Fruchtbarkeit empfänglichen Erde. Gunnlöds Vater Suttung könnte als Einſauger wohl identiſch ſeyn mit Freyja's Vater Niördr; vgl. was oben aus Oegisdreka 34 von ihm geſagt iſt. Das eigentliche Myſterium, um das es ſich hier handelt, ſcheint abſichtlich und ſehr kunſtreich durch die Namensänderungen maskirt zu ſeyn, um profane Auffaſſungen abzuwehren. Das lag ganz im Geiſt des nordiſchen Mythus.

---

*) Zur Vorbemerkung für etwa noch weiter zu entdeckende Beiſpiele erwähne ich der Schlange vouivre in Hochburgund, die einen Karfunkel zum Auge hat und daſſelbe zuweilen ablegt, wer ſich aber dieſes Augs bemächtigen kann, erlangt ungeheure Reichthümer. Stöber Elſäß. Sag. S. 3.

Zur Unterſtützung meiner Vermuthung kann auch der bekannte Mythus von einer Allbuhlerei der Freyja mit den Alven (Oegisdreka 30) oder der Frigg mit den Zwergen (Saxo Gramm. V. 13) dienen. Damit iſt nur die Vertheilung der Generation an alle aus der Erde wachſende organiſche Individuen gemeint, während in der unterirdiſchen Umarmung Gunnlöds durch die göttliche Schlange der Uract der Generation als allgemeiner Begriff gefaßt wird.

Die Buhlerei Freyja's mit den Zwergen drückt vielleicht nur daſſelbe Verhältniß aus, was die Schweſterſchaft Iduna's mit den Zwergen. Zuletzt kann man ſich des Gedankens nicht enthalten, der gemeinſchaftliche Vater Iduna's und der Zwerge, jener räthſelhafte Ivaldi (der innen Waltende) möchte nur die Perſonification der odiniſchen Schöpferkraft ſelber ſeyn. Ivaldi und Odin fallen ſchon inſofern zuſammen, als beide Väter der Zwerge ſind. Ivaldi ſtellt nur die durch Mimirs Rath in Odin ſelbſt geweckte Kraft dar.

22.

Oda.

In Haupts Zeitſchr. I. 21 iſt zuerſt von J. Grimm und in den Nordalbing. Studien IV. 216 von Müllenhoff auf die Bedeutung der Frau Uote aufmerkſam gemacht worden, die 1) Mutter der Nibelungen, 2) Gattin des alten Hildebrand, 3) in Gudrun Sigebants Mutter (und Gattin) iſt; daſſelbe Weſen iſt Oda, die nach der Vilkinaſaga 4) Hagens, 5) Dietliebs, 6) Helches Mutter iſt. Grimm identificirt damit die Edda, Ahnfrau, Urmutter. Beide nordiſche Edden führen bekanntlich dieſen Namen als Erzählungen der Urahne, wie in Frankreich die Märchen von der Mutter Gans erzählt werden. Unter der Mutter Gans iſt Bertha mit dem Gansfuß zu verſtehen, und Bertha, die weiße Frau, die ſpinnende Mutter und Königin, iſt nichts anders als Uote, Oda und Edda, wie ſchon Grimm a. a. O. bemerkt hat. Der Edda oder Uote ſteht der männliche Atti, Etti als Aeltervater zur Seite, ein noch jetzt in den deutſchen Alpen allgemein üblicher Name.

Müllenhoff a. a. O. gedenkt eines in ſ. Sagen S. 383 mitgetheilten Märchens. Ein Vater bringt vom Jahrmarkt ſeinen drei Töchtern Geſchenke heim, der älteſten ein goldenes Spinnrad, der zweiten einen goldenen Haſpel, der dritten, welche Oda heißt, eine Schlange. Die Schlange ſoll vor der Hausthür ſchlafen, Oda nimmt ſie aber aus Mitleid zu ſich ins Bett, da wird die Schlange zu einem Prinzen und nimmt Oda zur Frau. Das erinnert ſehr an das Einſchleichen bei Gunnlöd. Das Spinnen iſt ein Sinnbild des Lebens. Die Parzen ſpinnen den Lebensfaden. Ganz ebenſo die Nornen der Edda. Göttinnen der geheim wirkenden Natur weben das neue Pflanzenkleid der Erde. Spinnrad und Haſpel paſſen inſoferne zur Schlange, von der alles Leben in der Natur herkommt. Noch deutlicher drückt den Gedanken der Wiedergeburt der Natur ein Märchen des Straparola aus. Hier wird eine Markgräfin im Schlafe von einer Schlange beſchlichen und gebiert davon eine Tochter Biancabella, und zugleich eine Schlange. Der Tochter iſt die Gabe verliehen, Perlen und Juwelen aus ihren ſchönen Haaren zu kämmen. Als ihr aber ſpäter Hände und Arme abgeſchnitten und die Augen ausgeſtochen werden, kommt ihre Zwillingsſchweſter, die Schlange, und heilt ſie wieder. Biancabella iſt deutlich die perſonificirte Vegetation. Ihre Haare ſind die Saaten, Perlen und Edelſteine das Fruchtkorn, die abgehauenen Hände das fallende Laub und die Erblindung bedeutet die Winternacht. Die heilende Schlange aber weist eben ſo deutlich auf die Wiedergeburt der Natur hin, die allemal in der Winterſonnenwende erfolgt.

Was aber Frau Uote, Oda betrifft, ſo kommt bei ihr nur die erſte Urzeugung des Lebens in Frage. Der in ihrem Namen liegende Begriff der Urmütterlichkeit, verbunden mit der Schlangenzeugung, berechtigt uns, ihre Sage auf die von der Gunnlöd zu beziehen und darin nur eine Beſtätigung für unſere Erklärung der letzteren zu finden.

Ich muß aber hieher noch eine andere höchſt bedeutungsvolle Sage beziehen, aus Kuhns nordd. Sagen S. 347. Ein armes Bauernmädchen, die jüngſte von drei Schweſtern, findet im Wald einen kleinen Wurm, macht ihm ein weiches Lager von Moos und trägt ihn freundlich, wie ein kleines Kind, herum. Nachdem ſie das drei Jahre hinter einander gethan hat, ſiehe, da findet ſie im Wald einen prächtigen Palaſt, bleibt in demſelben bei dem Wurm und erhält ſpäter Erlaubniß, ihre Heimath mit vielen Geſchenken zu beſuchen, ſoll aber nichts von dem Palaſt verrathen. Das thut ſie auch nicht, verſpätet ſich aber, von den Ihrigen mit Gewalt zurückgehalten, und kann den Palaſt im Walde nicht mehr finden. Ein altes Weib ſchenkt ihr drei Aepfel und Spindel, Haſpel und Spinnrad von Gold. Damit kommt ſie auf den Glasberg, wo ihr geliebter Wurm König iſt, aber eine andere geheirathet hat. Das arme Mädchen beſticht aber die Königin durch ihre goldenen Geſchenke und kauft ihr das Recht ab, beim Könige zu ſchlafen, der ſie nun erſt wieder erkennt und zu ſeiner Gemahlin erhebt. — Ein ganz ähnliches Märchen, kürzer gefaßt, in E. Maiers, Sagen aus Schwaben Nr. 57 iſt mit ſo eigenthümlich deutſcher und ſchwäbiſcher Gemüthlichkeit aufgefaßt, daß man augenblicklich dabei ausruft: ſo etwas iſt nur ein deutſches Mädchen zu thun im Stande und kein anderes in der ganzen weiten Welt. Ein Vater geht auf den Markt und fragt liebreich ſeine Töchter, ob er ihnen nicht etwas mitbringen ſolle? Die jüngſte wünſcht ſich drei Roſen auf einem Stiel. Solche ſieht der Vater unterwegs in einem Garten und pflückt ſie, aber der Herr des Gartens iſt ein Ungeheuer und zwingt ihn, ihm zum Preiſe für die Roſen die Tochter ſelbſt zu bringen. Das Mädchen fügt ſich in ihr Schickſal und pflegt das Ungeheuer, wie häßlich es immer iſt, mit treuem Gehorſam. Da iſt einmal das Ungeheuer verſchwunden und weit entfernt, ſich darüber zu freuen, ſucht das gute Mädchen ängſtlich im ganzen Garten nach ihm und ruft: „Liebes Thierle, wo biſt?“ Da kriecht das Unthier aus einem Graben hervor, ſtreift den häßlichen Pelz ab und verwandelt ſich in den ſchönſten Jüngling, der nur durch die uneigennützigſte Hingebung und Treue einer weiblichen Seele aus ſeiner Verwünſchung hatte erlöſt werden können.

Dadurch wird uns eine Erhebung Gunnlöds aus der Tiefe des Hnitberges zu Odins Walhalla angedeutet, eine Erhebung und Verklärung, deren Motiv einfach die Treue iſt. Das ſcheint mir ein tiefer, uralter, echter Zug deutſcher Sage. „Die hier gedienet, wird dort oben groß.“

Der alte Hildebrand, als Uotens Gemahl, kommt zwar im Sagenkreiſe des deutſchen Heldenbuchs nur als Dienſtmann des Berner Dietrich vor, hat aber alle Vorrechte des Alters und der Weisheit und es iſt nicht unmöglich, daß in ihm Erinnerungen an Odin verſteckt liegen. Er führt eine goldene Schlange im Wappen (W. Grimm, deutſche Sage S. 255, 274), das weist auf den ſchon erörterten Mythus von der Schlangenzeugung hin. Er führt auch drei Wölfe im Wappen (W. Grimm S. 233), das ſind Odins Attribute. Nach dem Berichte im Anhange des deutſchen Heldenbuchs wird er von Günthers Sohn erſchlagen. Günther iſt der nordiſche Gunnar, der in der Schlangenhöhle ſterbend ein ins hiſtoriſche Gebiet hineingezogener Loki zu ſeyn ſcheint. Lokis Sohn aber iſt der Wolf Fenrir, der am Weltende den Odin verſchlingen ſoll. Hildebrand führt auch ein Rad im Wappen, W. Grimm, S. 267. Dieſes Sinnbild iſt bedeutſam, denn es bezieht ſich auf die umrollende Zeit und charakteriſirt den „Alten". Hildebrand, der das Rad führt, der verſchwindet und todt geglaubt wird und doch wiederkehrt, der vor allen andern Weſen „der Alte" heißt, iſt, wenn nicht Odin ſelbſt, doch die Perſonification des in ihm liegenden Zeitbegriffs ungefähr wie in Ivaldi eben ſo ausſchließlich die odiniſche Schöpferkraft perſonificirt iſt.

23.

Frodis Frieden.

Soferne der weiſe Kvaſir Ausdruck der Harmonie und des Friedens zwiſchen Aſen und Vanen war, ſcheint es nicht zu kühn, auf ihn und ſeine Zeit die berühmte Erinnerung an Frodis Frieden anzuwenden.

In der Ynglingaſaga 12 wird zwar Frodis Frieden in die Regierungszeit des hiſtoriſchen Freyr verlegt, aber Frodi namentlich von Freyr unterſchieden, ſo daß die glückliche Zeit unter Freyr nur mit dem ſchon ältern ſprichwörtlich gewordenen Frieden Frodis verglichen wird. Im Namen liegt nur ſowohl der Begriff des Herrn, als der des Friedens und der Freude. Die Ynglingaſaga fährt fort, das Glück zu jener Zeit zu ſchildern, indem nicht nur Schweden, ſondern alle Länder Frieden, Fruchtbarkeit und Reichthum genoßen. Damals, bemerkt ſie für chriſtliche Leſer, ſey gerade Chriſtus geboren worden. In der Skalda 43 wird ebenfalls die Zeit des Kaiſer Auguſtus als die bezeichnet, in welcher in Dänemark der gute König Frodi geherrſcht habe. In der ganzen Welt ſey Friede geweſen, Niemand habe am Andern geſündigt, es habe keine Diebe gegeben, ein Goldring habe lange Zeit auf der Haide gelegen, ohne daß ihn Jemand mitgenommen hätte. Des Goldes aber ſey die reichſte Fülle geweſen, Frodi habe daſſelbe von zwei

Rieſenmädchen in einer Mühle mahlen laſſen. Dieſer Frodi aber regierte nicht in Schweden, ſondern in Dänemark. Nach Rymbegla trugen unter Frodi alle Aecker ohne Saat und war aller Erzreichthum der Erde aufgethan. Nach Saxo Gr. gab es in Dänemark mehr als einen König Frotho, von dem Aehnliches gerühmt wird. Daſelbſt II. 36 wird von Frotho I. erzählt, er habe ſeine Teppiche und ſogar die Speiſen mit Goldſtaub beſtreuen laſſen, und III. 92 von Frotho III., er habe öffentlich Gold ausgeſtellt, aber Niemand habe darnach gegriffen, ſo tiefer Friede und ſo allgemeine Ehrlichkeit habe gewaltet. Es handelt ſich hier begreiflich nicht von irdiſchen Königen, ſondern vom mythiſchen Urfrieden des erſten unſchuldigen Weltalters. Die Könige kommen nur inſoferne ins Spiel, als es ſehr nahe lag, auf friedlich regierende Könige die alte Erinnerung an den Urfrieden unter den himmliſchen Königen überzutragen. Daher findet ſich die Vorſtellung auch in England auf König Edwin angewandt, unter dem gleichfalls allgemeiner Friede geherrſcht und das öffentlich aufgehäufte Gold von Niemand berührt worden ſeyn ſoll, Beda II. 16.

Bedeutſam iſt Frothos III. Tod, wie ihn Saxo Gr. V. 95 erzählt. Nachdem das Gold lange genug unberührt im Freien ausgeſetzt geweſen, beredete ein böſes Weib ihren Sohn, es zu ſtehlen, täuſchte ſodann den erzürnten König zuerſt in Geſtalt eines Pferdes, dann in Geſtalt einer mit ihren Jungen graſenden Meerkuh und ſtieß als ſolche mit ihren Hörnern den guten König todtwund. Die Hauptſache iſt hier die Gier nach dem Golde, die den Frieden geſtört, wie nach der Voluſpa. In der Kuh ſcheint mir um ſo mehr Loki verborgen zu ſeyn, als wir dieſen bereits als Kuh kennen gelernt haben. Nach Saxo Gr. VI. im Eingang war Frotho III. ſo allgemein beliebt, daß es nach ſeinem Tode unmöglich war, ihn würdig zu erſetzen, daher man nur den Sänger zu ſeinem Nachfolger wählte, der das beſte Lobgedicht auf ihn machte, einen gewiſſen Hiarne. Hier ſpricht ſich deutlich der Gegenſatz zwiſchen Wirklichkeit und Sehnſucht, Erfüllung und Traum aus. Der Gedanke iſt: mit dem erſten goldenen Zeitalter ging die ſelige Wirklichkeit verloren und es blieb nur die Erinnerung daran und Sehnſucht darnach. Derſelbe Gedanke, den die Mythe von Kvaſirs Blut ausdrückte.

24.

Fiölnir.

Der reiche, überglückliche, zuletzt aber im Meth ertrunkene Fiölnir (der Vielbeſitzende) ſcheint gleichfalls dem Kvaſirmythus verwandt zu ſeyn.

In der Skalda 43 heißt es von Frodi, er habe ſich von dem Schwedenkönig Fiölnir die beiden Rieſenmägde Menja und Fenja kommen laſſen, um ihm Gold zu mahlen. Da er ſie aber nöthigte, ohne Raſt und Ruhe Tag und Nacht zu mahlen, ſangen ſie das zauberiſche Grottenlied (grotta, Mühle) und mahlten ihm ein Heer und der Seekönig Myſingr tödtete den Frodi und nahm die Mägde mit zur See. Auf dem Schiff mußten ſie ihm Salz mahlen und da er nicht dulden wollte, daß ſie aufhörten, mahlten ſie immer fort, bis das Schiff unterſank. Davon iſt das Meer ſo ſalzig geworden. — Von Fiölnir meldet die Ynglingaſaga 12, er ſey bei einem großen Gaſtmahl des König Frodi, den es beſucht hatte, des Nachts trunken geworden, in ein Faß voll Meth gefallen und darin erſtickt.

In den Mémoires de l'acad. Celtique V. 202, Wyß, Reiſe ins Berner Oberland 416 und Schwab, Ritterburgen d. Schweiz I. 113 iſt eine merkwürdige Volksſage aufgezeichnet, wonach die Alpen einſt ein Paradies voll Ueberfluß und Reichthum geweſen ſeyn ſollen. Nun, fährt die Sage fort, ſoll aber einmal ein ſchöner junger Hirt in die Milch gefallen ſeyn, auf der man mit Kähnen umherfuhr. Man fand ihn beim Buttern und begrub ihn in einer Höhle, die durch Bienen ganz mit Honig ausgefüllt war. — Es gibt bekanntlich eine ſehr ähnliche griechiſche Mythe. Nach Apollodor III. 3. 1 fiel des Minos junger Sohn Glaukos, indem er eine Maus (auffallend ähnlich mit Myſingr) verfolgte, in ein Honigfaß. Der weiſe Polyidos wurde von Minos auserſehen, ihn wiederzubeleben, nachdem Polyidos ſeine Weisheit dadurch zu erkennen gegeben hatte, daß er den beſten Vergleich einer dreifarbigen Kuh mit irgend einem Gegenſtand (einer Brombeere der Farbe nach) herausfand. Polyidos hätte aber den Knaben nimmer können lebendig machen, wenn er nicht einer Schlange das Geheimniß abgekauft hätte, die eine todte Schlange mittelſt eines Krautes wieder belebte. Das ſtimmt zu dem als Schlange im Hnitberg weilenden Odin, der von ſeiner Trunkenheit wieder erwacht, und nicht mehr zu Kvaſir. Fiölnir ſteht auch in einem Gegenſatz zu Frodi, iſt daher vielleicht Odin, wie auch Fiölnir ein Beiname Odins iſt. Nach dem Scholiaſten des Plato de republ. p. 611 beſuchte Glaukos jährlich einmal die Küſten, Unheil verkündend, mit großem Daherrauſchen, aber unſichtbar, zum Schrecken der ſich verſteckenden und ängſtlich betenden Fiſcher. Das mahnt an Odins wilde Jagd, kurz alles hat in dieſer Glaukosmythe eine nordiſche Färbung und ſie kam wohl mit Geten ans ſchwarze Meer.

Bedeutſam ſcheint mir, daß unter Frodis Frieden wie in dem Aſenhimmel der Voluſpa ausſchließlich von Gold die Rede iſt. Die Aſen ergötzen ſich am Schmieden des Goldes, Frodi läßt Gold mahlen, ſtreut überall Gold aus. Ein goldenes Zeitalter kannten auch die Griechen, aber nur bildlich, mit wirklichem Golde füllt es nur der nordiſche Mythus aus. Neben dem Golde macht ſich ſodann das Salz geltend und zwar im Gegenſatz gegen das Gold als Strafe gleichſam wegen Misbrauch des Goldes. Gold iſt das werthvollſte Produkt der Erde, Salz des Meeres. Das ſind die erſten mineraliſchen Vorſtufen für die noch nicht fertige organiſche Welt. Ohne Zweifel erkannte man die tiefe Bedeutung des Salzes für das organiſche Leben und ſeine Mythe ſteht deshalb in Verbindung mit der Mythe vom Meth.

Gold und Salz ſtehen ſich gegenüber, wie Frodi und Fiölnir, wie Kvaſir und Odin. Myſingr, die Maus, das Sinnbild des Todes, vermittelt ſie. Es iſt der Uebergang aus dem Goldalter, in dem es noch keinen Tod gab, in das Reich des Zeitlichen, des wechſelnden Lebens und Todes.

Wir müſſen die Betrachtung zum Raube des Odhrörir zurückführen, um den neuen Hader zu begreifen, der dem geſtörten Götterfrieden folgte. Gunnlöd heißt die Streitbare; aus Odins Umarmung derſelben ging das Leben, aber auch der Streit hervor.

Zweites Buch.

Odins Noth und Verbannung.

1.

Odin Hangagod.

Wir lernten oben unter Odins vielen Namen auch Hangagod kennen, den Hängegott.

Im Havamal ſingt Odin, wie er von ſeinem eigenen Speere verwundet, an einen Baum gehängt worden ſey und von Allen verlaſſen neun Nächte lang allein gehangen habe, hilflos verſchmachtend, bis er (durch den Trunk aus Odhrörir dazu geſtärkt) auf Runen ſann und durch das Abſingen von zweimal neun Runenliedern wieder frei, geſund und ſtark wurde. — Wer hat ihn in dieſe ſchmähliche Lage verſetzt? Unmittelbar vorher wird ſeines Meineids und Verraths an Gunnlöd gedacht. Dafür alſo leidet er die Strafe. Aber der Frevel ſelbſt gewährt ihm wieder das Mittel der Rettung. Vielleicht ſoll er ſich allein der Gabe ſchrankenloſer Freiheit nicht eher erfreuen dürfen, bis er zuvor erſt noch einmal die ganze Qual der Unfreiheit empfunden hat. In Odins Runenlied im Havamal iſt dieſer Gegenſatz klar ausgedrückt. Aus verſchuldeter Todesangſt am Galgen erhebt er ſich plötzlich zur Allmacht des Zauberers. Alle Lieder, die er ſingt, ſind raffinirte Zauberlieder ohne ein ſittliches Motiv nur darauf berechnet, dem Zauberſänger ſelbſt jeden Gewinn und Genuß zu ſchaffen und jeden

Feind zu verderben. Dieſes zweimalneunfache Runenlied Odins drückt ſein Weſen als Macht ſchlechthin, entkleidet von jeder ſittlichen Bedingung, am ſchärfſten aus. Das Lied, überhaupt eins der ſchönſten und tiefſinnigſten der alten Edda, beginnt (nach Simrocks Ueberſetzung):

Ich weiß, daß ich hing
Am windigen Baum
Neun lange Nächte,
Vom Speer verwundet,
Dem Odin geweiht.
Mir ſelber ich ſelbſt.
Am Aſt des Baumes,
Dem Niemand anſieht,
Aus welcher Wurzel er ſproßt.

Sie boten mir
Nicht Brod noch Meth:
Da neigt ich mich nieder
Auf Runen ſinnend,
Lernte ſie ſeufzend:
Endlich fiel ich zur Erde.

Hauptlieder neun
Lernt ich vom weiſen Sohn
Bölthorns, des Vaters Beſtlas
Und trank einen Trunk
Des theuern Meths
Aus Odhrörir geſchöpft.

Zu gedeihen begann ich
Und begann zu denken,
Wuchs und fühlte mich wohl.
Wort aus dem Wort
Verlieh mir das Wort,
Werk aus dem Werk
Verlieh mir das Werk.

Beſtla iſt nach der j. Edda 6 Odins Mutter, Börs Weib, Bölthorns Sohn iſt ein unbekannter Oheim Odins, unter dem wir uns wohl am eheſten Mimir denken können, von dem Odin die Hugrunen lernte. Der Hauptgedanke bleibt immer, daß der freie Geiſt aller Bande der Materie ſpottet. Welche Naturmächte auch den Odin hier binden, und wie es ſcheint haben ſich alle zu dieſem Zweck vereinigt, durch bloße Macht des Wortes (λόγος) von innen heraus macht er ſich frei und zum Herrn über alle.

Die Strafe Odins kann vielleicht als auf die ganze Zeitlichkeit ausgedehnt betrachtet werden, denn er iſt das Princip der Zeitlichkeit nach dem Verluſt und durch den Verluſt der Ewigkeit. Odin heißt im Grimnismal 54, Vaſthrudnismal 5, Odins Rabenzauber 15 Yggr; da nun drasill ein Pferd bedeutet, ſo heißt die berühmte Eſche Yggdraſill Odins Reitpferd. Vgl. Grimm, Rechts-Alt. 797. Das bezieht ſich auf das Hängen am Baum, die Eſche iſt Odins Galgen. Bezeichnet aber die Eſche das Wachsthum in der Zeit, ſo iſt Odin ihr Treiber. Er reitet ſie gleichſam zu Tode. Gewiß iſt bedeutſam, daß unter Odins vielen Namen hier gerade Yggr (Schrecken) ausgewählt iſt. Die ganze Weltgeſchichte wird dadurch zur Tragödie erhoben.

Es ſcheint ſich allerdings hier um den Gegenſatz zwiſchen Ewigkeit und Zeitlichkeit im Großen zu handeln. Die irdiſche und zeitliche Natur wäre unter dem Walten des weiſen Kvaſir und wenn die weiſen Vanen ungeſtört geblieben wären, ein reines Abbild des ewigen Friedens geblieben. Indem aber Odin ſich durch Loki und Mimir verführen ließ, wurde daraus nach und nach die arge Welt, in der wir leben.

Odin iſt voll Schuld und iſt ſich deſſen bewußt, und die Mythe hat deſſen keinen Hehl. In beiden Mythen, von Mimir und Kvaſir, wirft er ſich weg. Hier verſtümmelt, dort erniedrigt er ſich. Die Einäugigkeit iſt ein Schimpf, „der alte einäugige Schelm“, eine ſehr volksthümliche Vorſtellung. Das diebiſche Einſchleichen als Schlange und die Berauſchung macht ſich Odin im Havamal ſelber zum Vorwurf.

2.

Beziehungen zwiſchen Odin und Prometheus.

Nach der Ynglingaſaga 1 und 2 kam Odin mit den Aſen vom Tanaquiſl, das iſt Tanais oder Don her, und lag im Oſten dieſes Stromes Aſaheimr, die alte Heimath der Aſen. Im Oſten des Don aber liegt der Kaukaſus, der noch den Namen bewahrt. Ich will nicht viel Werth darauf legen, daß im Pſeudo-Plutarch von den Flüſſen ed. Huds. p. 11 die Zufluchtsſtätte des Chronos und die Lagerſtätte des Boreas in den Kaukaſus verſetzt werden, wobei man an Allvater und Bör denken könnte.*) Indeſſen muß ich an Prometheus erinnern, deſſen Mythus dem Kaukaſus angehört und auffallende Aehnlichkeiten mit dem Mythus unſeres Hangagod darbietet.

Prometheus, der Titane, bildete die erſten Menſchen aus Thon, und belebte ſie durch Feuer, das er vom Himmel ſtahl. Er hat nach Herodot IV. 45 zum Weibe die Aſia. Nach dem Scholiaſten des Apollonius Rhod. II. 1086 erzeugte er mit der Pandora den Deukalion, der bekanntlich mit der Pyrrha aus Steinen, die ſie hinter ſich warfen, eine neue Menſchheit bildete. Nach Heſiod Theog. 521 f. ließ dagegen Zeus durch den Hephäſtos die Pandora aus Erde formen, als das erſte Weib, um durch ſie die Menſchen zu verführen, denen er grollte. Nach Heſiod, Hauslehren 83 f. ließ ſich zuerſt des Prometheus eigener Bruder Epimetheus verführen und nahm die Pandora zu ſich, die nun gegen des Prometheus ausdrückliche Warnung die ihr von Zeus in Verwahrung gegebene Büchſe öffnete, aus der alle Uebel kamen. Prometheus ſelbſt wurde zur Strafe dafür, daß er ſich der Menſchen gegen Zeus angenommen, an den Kaukaſus feſtgeſchmiedet und täglich mußte ihm ein Adler die Leber ausfreſſen. Auch ſollte er nicht eher loskommen, bis ein Unſterblicher freiwillig für ihn zu ſterben ſich erbieten würde. Das letztere that nun der Kentaur Chiron, der unheilbar verwundet zu ſterben wünſchte. Darauf kam Herakles, tödtete den Adler und befreite den gefeſſelten Titanen. Am ausführlichſten behandelt im gefeſſelten Prometheus des Aeſchylos.

Prometheus am Felſen gefeſſelt hat Aehnlichkeit mit dem hängenden Odin. Jener bleibt ſich mitten im Leiden des edelſten Stolzes bewußt, dieſer überhebt ſich am Galgen in göttlicher Luſt. Jener wird geſtraft, weil er Menſchen gebildet und Sterblichen den Geiſt der Unſterblichkeit mitgetheilt hat. Dieſer wird geſtraft, weil er Gunnlöd berückt und Odhrörir geraubt hat. Wie es mir ſcheint, liegt in dem Oeffnen der Pandorabüchſe, ſofern Pandora das erſtgeſchaffene ſterbliche Weib iſt, eben ſo das Myſterium der Generation verſchleiert, wie im Raube des Odhrörir. Auf gewiß merkwürdige Weiſe ſtimmt auch der Tod des weiſen Chiron mit dem des weiſen Mimir überein. Beide ſind Bedingungen der neuen Schöpfung. Und endlich findet ſich auch das Schlangenattribut bei der Pandora, ſofern dieſe auch als Tochter des Schlangenmannes Erechtheus galt.

---

*) Lange bevor die Ynglingaſaga niedergeſchrieben wurde, berichtete ſchon Diodor von Sicilien V. 50, aus Thrazien ſey Butes, Sohn des Boreas, geflohen. Das mahnt doch ſehr an Odin, Sohn des Bör, der aus Aſaheim entflieht.

Prometheus iſt von den Dichtern, zumal von Aeſchylos, zum höchſten ſittlichen Ideal ausgemalt worden. In den ältern Relationen erſcheint er jedoch mehr nur als Dieb des Feuers und verſchlagen wie Odin. Gleichwohl bleibt zwiſchen beiden der große Unterſchied, daß Prometheus das Aufſteigen der Menſchen zur Gottähnlichkeit, vom Leibe zum Geiſt, Odin umgekehrt das Herabſinken des Gottes in die Materie, des Geiſtes zum Leibe bezeichnet. Beide Auffaſſungen aber wurzeln in demſelben Grundgedanken. Himmliſches Feuer und rohe Erde miſchen ſich in der erſten Erzeugung des Menſchen wie in allen folgenden. Der uns von den Griechen erhaltene Mythus vom Aſaheim im Kaukaſus darf alſo nicht unbeachtet bleiben, wenn darin von der Grundlehre der Aſen im Norden ſich ſo viel Verwandtes bewahrt hat.

Odins Strafe und Leiden wird noch anderweitig in nordiſchen Mythen motivirt, in der ſittlichen Bedeutung am vollkommenſten im Mythus von Baldur.

3.

Baldur.

Baldur iſt nach der jüngern Edda 22 und 49 der Sohn Odins und der Frigg, der beſte unter allen Aſen und von allen geliebt, ſchön von Angeſicht, ſo daß ein Schein von ihm ausgeht. Darum heißt das lichteſte aller Kräuter Baldurs Augenbraue (nach Münter, dän. Kirchengeſch. und Grimm d. M. 203 die Kamille). Er iſt aber nicht nur der ſchönſte, ſondern auch der weiſeſte, beredteſte und mildeſte unter den Aſen. Sein Urtheil wird von jedem gebilligt. Im Himmel bewohnt er Breidablik, eine hohe Halle, in der nichts Unreines geduldet wird. Vgl. Grimnismal 12.

Grimm d. Sprache I. 447 leitet den Namen von pald = liber, liberalis ab. Bei Jornandes 29 kommt balthu = audax vor. Im Angelſächſiſchen bealdor = princeps, vgl. Grimm d. M. 201.*) Doch iſt der Begriff des Lichts überwiegend, daher man das lithauiſche baltas, das ſlaviſche biala = weiß herbeigezogen hat und das noch in der franzöſiſchen Sprache aus dem Keltiſchen erhaltene bel = ſchön. W. Müller, altd. Rel. 254 denkt an den keltiſchen Gott Belenus, entſprechend dem Apollo, der wieder an den vorderaſiatiſchen Belus, Baal erinnert. Inzwiſchen haben die Mythen dieſer alten Sonnengötter nichts mit der unſers Baldur gemein. Die ſittliche Bedeutung der letztern unterſcheidet ſich auch von der des Apollo weſentlich. Apollo iſt das Licht des Geiſtes und der Poeſie im Gegenſatz gegen dumpfe Verthierung, Baldur das Licht der Unſchuld und des Rechts im Gegenſatz gegen die Finſterniß der Sünde. In Oegisdreka 26 heißt es: wenn Baldur noch lebte, würde Loki ſein freches Spiel mit den Aſen nicht treiben dürfen.

---

*) Bei Goldaſt script. rer. Alam. II. 105 f. finden ſich die altſchwäbiſchen Namen Baldo, Baldrad, Balſind, Paldarat, Paldarich, Paldhere, Paldhilt, Paldolt, Palthruth. Im Chron. Gottwicense p. 538. 622. 807. 809 die Ortsnamen: Baltowyler im Elſaß, Baldrisheim bei Worms, Pholesbronn, Palithi (Pölde). Am merkwürdigſten iſt daſ. p. 534 Baldern am Ausgang des Waldes Virgunda bei Elchewangis (Ellwangen) am Fluß Jachuſta (Jaxt). Sehr auffallend iſt auch Baldern in der Schweiz, von wo Hildegard und Bertha, angeblich zwei Töchter Karls des Großen, durch einen Hirſch mit Lichtern auf dem Geweih dahin geführt wurden, wo ſie das Frauenmünſter bauten, um welches her die Stadt Zürich entſtand. Meyer von Knonau, Erdk. der Eidgen. I. 118. Merkwürdig auch die Verbindung der drei Orte Baldern, Oetingen und Wallerſtein im Ries. An den Namen mahnt auch das baltiſche Meer, die weſtgothiſche Königsfamilie der Balthen, Jornandes V. 29, der angelſächſiſche Name bealdor, ſ. v. a. Fürſt. Ein Heiligthum des Baldur war Baldershag, bekannt durch die Frithiofsſaga. Grimm d. M. 201 f. führt den altdeutſchen Eigennamen Paltar, ferner die Ortsnamen Baldebrunno, Baldershain, Baldersſteti, Pholesbrunnen, Pholing, Polling, Pölde an. Die Zahl dieſer Namen kann noch anſehnlich vermehrt werden. Im Württembergiſchen kommt vor Baldersberg bei Ravensburg, Baltingen bei Biberach, die Stadt Pfullingen, Pfahlbronn im Oberamt Welzheim. Vgl. E. Meier XXI. Balderweil im Canton Zürich. Scheuchzer Naturg. d. Schweiz I. 60. Ein Baldersheim bei Würzburg, Baldeburn im Elſaß. Stöber, Alſatia 1851. 93. Im Bragur VII. 65 wird noch erwähnt: Baldringen, Baldersweil im Kletgau, Ballersbach im Naſſauiſchen, Balterſem in Brabant. Das Geſchlecht derer von Baldingen iſt zahlreich in Schwaben. Vollenborn, Phulsborn, Falsborn, Thüringen u. d. Harz VIII. 121. Walbolden in der Nähe von Wetterkirch, Freienhagen, Freckenhauſen an der Diemel. Schneider, sax. vetus 94.

Das phyſiſche Licht leuchtet fort, auch Geiſt und Poeſie verkommen nicht, aber Unſchuld und Recht ſind der ſündigen Welt verloren gegangen, darum kennen die Mythen der ſüdlichen Völker nur einen allmächtigen Baal, nur einen ewig lächelnden und fröhlich waltenden Apollo, während der nordiſche Baldur eine tief tragiſche Erſcheinung iſt, der einzige unter allen Aſen, der ſchon im Beginne des Weltlebens ſterben muß. Aber am Weltende, wenn alle Götter und Menſchen untergehen, wird in einer neuen ſchönen Welt Baldur wieder aufleben und ein ſeliges Reich beherrſchen. Voluſpa 61, j. Edda 53.

In der jüngern Edda 49 iſt ſein Tod umſtändlich geſchildert. Baldur, ein Sohn des Odin und der Frigg, war der Beſte und Schönſte unter allen Aſen. Als ihm nun einmal böſe Träume kamen, daß ſein Leben bedroht ſey, gingen die Aſen zu Rathe, wie das Unglück zu vermeiden wäre, und ſeine Mutter Frigg nahm allen Elementen, Steinen, Pflanzen, Thieren und Krankheiten einen Eid ab, daß ſie dem guten Baldur nichts Uebles thun wollten. Nur die Miſtel hatte ſie vergeſſen. Nun machten die Aſen zum Scherz alle möglichen Angriffe auf Baldur, ohne daß ihn irgend etwas zu verletzen im Stande war. Darüber wurde Loki böſe (denn er iſt das zerſtörende Princip), lockte als Weib verkleidet der Frigg das Geheimniß ab, nahm ſodann die Miſtel, gab ſie Baldurs blindem Bruder Hödur und wies ihn an, ſie auf Baldur zu werfen. Der Letztere aber fiel alsbald von dem Wurf um und war todt. Die Aſen klagten und weinten um ihn, vor Allen Odin, der am beſten wußte, welchen Verfall den Aſen Baldurs Tod bereite. Sie trugen ſeine Leiche zur See, um ſie auf ſein großes Schiff Hringhorn zu bringen, konnten das Schiff aber nicht ans Land ziehen, was erſt der böſen Rieſin Hyrrokin gelang, als ſie auf einem jungen mit Nattern gezäumten Wolfe daherritt. Darauf legten ſie die Leiche ins Schiff und verbrannten es. Baldurs Gemahlin aber, die ſchöne Nanna, verging vor Gram und ihre Leiche wurde zu ihm gelegt und mit verbrannt. Das Feuer wurde eingeweiht vom Thor mit ſeinem Hammer, als aber der Zwerg Litr vorbeilief, ſchleuderte ihn Thor mit dem Fuße ebenfalls ins Feuer. In dasſelbe legte auch Odin den Ring Draupnir, der davon die Eigenſchaft annahm, daß je in der neunten Nacht acht gleich ſchöne Ringe von ihm abtropften. Baldurs Bruder Hermodur mußte auf Odins achtfüßigem Roſſe Sleipnir in die Unterwelt zur Hela reiten und ihr Löſegeld für Baldur anbieten. Hela wollte jedoch nur darauf eingehen, wenn bewieſen würde, daß alle Weſen in der Natur Baldur geliebt hätten. Die Aſen ſandten nun durch die ganze Natur Boten aus, zu erkunden, ob alle Weſen um Baldurs Tod weinen würden? Und alle weinten, „wie wenn ſie aus dem Froſt in die Wärme kämen.“ Nur die Rieſin Tök wollte nicht weinen und ſo mußte Baldur bei der Hela bleiben.

Uhland hat in ſeinen Sagenforſchungen I. 144 f. dieſe altnordiſche Mythe ſehr ſchön, jedoch nicht genügend erklärt. Nach ihm bedeutet Baldur das Licht, den Tag, die Sonnen- und Sommerzeit, der blinde Hödur aber die Nacht und den Winter. Baldurs Tod bedeutet daher die Sommerſonnenwende, in welcher die Sonne gleichſam ſtirbt, weil von da an ihr Licht ſchwächer wird. Die Miſtel überwintert und erſcheint daher als Waffe des Winters. Nanna iſt die Pflanzenwelt, die mit dem Sommer ſtirbt, eine Tochter des Nep (neper, Knoſpe). Der Zwerg Litr bedeutet die Farbe, den Blumenflor. Das feſtſitzende Schiff deutet Uhland auf den Stillſtand der Sonne in ihrer Wende. Die Wolfreiterin Hyrrokin (die Feuerberauchte) deutet Uhland auf die Sommerhitze, es wäre aber paſſender, in ihr eine Botin des nahenden Winters zu ſehen, dem von der Sommerſonnenwende an das abſterbende Sommerleben entgegenläuft, und deſſen Sinnbilder der Wolf, Schlange und Heerdrauch ſind.

In einem zu Merſeburg aufgefundenen altdeutſchen Liede heißt es, Phol und Wodan ſeyen zu Walde geritten, Phol habe ſich den Fuß ausgerenkt und weder Sindgund noch Sunna, weder Frua noch Folla hätten es einrenken können, außer Wodan allein. Grimm d. M. 205 bemerkt hierzu ganz im Sinne Uhlands, das Pferd ſey ein Sinnbild des Lichtgotts und ſeine Erlahmung bedeute die Schwächung der Lichtkraft. Da aber hier Sunna ausdrücklich dem Phol gegenüber geſtellt wird, ſo kann dieſer, alſo auch der unter ihm verſtandene Baldur, nicht die Sonne ſelbſt bedeutet haben.

Es gibt für uns keinen Sonnengott, die Sonne iſt in Deutſchland immer weiblich verſtanden worden. Auch ſtirbt die Sonne nicht, ſondern wandelt fort durch alle Zeit; nur der Sommer iſt es, der alljährlich ſterben muß. Aber auch den Sommer ſcheint Baldur nicht zu bedeuten, dazu iſt er ein viel zu geiſtiges Weſen. Das jährliche Abſterben des Sommers kann nur als Folge und Nachbild eines göttlichen Urtodes aufgefaßt werden.

Man vermag die ſchöne Mythe von Baldur nicht zu ergründen, wenn man ſie nicht im Zuſammenhange mit den übrigen Mythen von der Schöpfung und Feſtſtellung des Vanenreichs betrachtet. Ehe Baldur ſtirbt, ahnt er ſchon, er werde ſterben, und erlahmt ſein Pferd. Alle Aſen und Vanen ſind um ihn beſorgt. Das heißt, die Götter möchten gerne ihren alten Frieden mit der neuen Naturordnung verbinden, aber vergebens, denn zwiſchen beiden Zuſtänden iſt ein unvereinbarer Gegenſatz. Nur das Ewige iſt rein, nicht das Zeitliche. Soll ſich das Zeitliche vollenden, ſo muß das Ewige aus ihm verſchwinden. Darum heißt es, Baldur habe bei ſeinem Tode ſeinen Sohn Forſeti (der Vorſitzende) als Gott der ſtrengen Gerechtigkeit hinterlaſſen. Er ſelbſt war die Liebe geweſen. Forſeti iſt unter den Aſen der Richter, er ſchlichtet allen Streit, Grimnismal 15. Vgl. j. Edda 32.

Am meiſten ſcheint man Hödur mißverſtanden zu haben. Er iſt Baldurs Bruder, er wird in Gimil wieder aufleben und mit Baldur in brüderlicher Einigkeit regieren. Er erhält in dem Mythus bei Saxo, den ich ſogleich erörtern werde, ſogar eine ſittliche Ueberlegenheit über Baldur. Ein ſolches Weſen nun kann man nicht blos als Gegenſatz gegen Baldur in ſchlimmer Bedeutung auffaſſen. Hödur wird ganz unſchuldigerweiſe Mörder ſeines Bruders.

Die beiden Brüder dürften nichts anderes bedeuten als einfach: Ewigkeit und Zeitlichkeit. Soferne in der gegenwärtigen Zeit die urſprünglich in der Ewigkeit begründete Tugend nicht beſtehen kann, muß Baldur von Hödur getödtet werden. Soferne aber in Gimil eine neue Zeit beginnen wird, in welcher jene Tugend nicht mehr beleidigt wird, können auch beide Brüder darin einig zuſammenleben. Hödur als Zeit iſt ein an ſich indifferentes Weſen, das Schädliche kommt in ihn hinein lediglich durch Loki, und ohne ſeine Schuld.

Warum hat man noch nicht an die Bedeutung der Opfer gedacht, die in Baldurs Scheiterhaufen geworfen werden? Es ſind Sinnbilder der Zeit: der Ring Draupnir, von dem die Nächte in regelmäßiger Zahl abtropfen; Nanna, in Odins Rabenzauber ausdrücklich bezeichnet als daſſelbe Weſen, was Iduna, die immer wiederkehrende; Litr, das Sinnbild der bunten Natur. Dieſe Opfer werden in den Scheiterhaufen Baldurs geworfen, nicht um darin unterzugehen, ſondern vielmehr um ihr Daſeyn zu beginnen und zu weihen, denn ſie ſollen Erſatz bieten für Baldurs Verluſt, als das Zeitliche geboren aus dem Ewigen, das nicht mehr iſt.

Warum nimmt Frigg allen Kreaturen Eide ab? Einfach darum, weil alle dieſe Kreaturen eben erſt geſchaffen worden ſind und das neue zeitliche Naturreich darſtellen, welches die Aſen gerne mit dem früheren göttlichen Frieden und Unſchuldsſtande vereinbaren möchten, welches aber ein neuer Zuſtand iſt, mit dem das Daſeyn des reinen Baldur nicht beſtehen kann. Die Verſammlung aller Kreaturen um den dem Tode geweihten Baldur iſt ein großartiges Bild, gewiß in tiefer Abſicht entworfen. Zum erſtenmal überſehen die Aſen die ganze organiſche Natur, die jetzt erſt vollendet iſt. Das anorganiſche Ganze war dereinſt Ymir, deſſen Mord nun durch den Mord Baldurs gerächt wird. Die neue Natur iſt gebaut aus Ymirs Leiche, aber ſie zu vollenden war nur möglich durch Baldurs Tod, durch das Opfer des Reinſten und Heiligſten im Geiſte. „Was raunte Odin ſeinem ſterbenden Sohn Baldur ins Ohr?“ fragt Odin in Vaſthrudnismal 54 und erhält zur Antwort: „das weiß nur Einer“, nämlich Odin ſelbſt. Schon in Mones Heidenthum I. 421 und wieder in Haupts Zeitſchr. VII. iſt darauf aufmerkſam gemacht, daß jeder Mord eine Sühne verlangt und daß hier Baldurs Mord Ymirs Mord geſühnt haben möge.

Man darf indeß nicht überſehen, daß Odin, bevor Baldur ſterben muß; noch immer von ſeiner urſprünglichen naiven Unerfahrenheit nicht völlig frei iſt, denn er weiß ſich, daß und warum Baldur ſterben ſoll, noch nicht zu erklären. Nach Vegtamsquida 6 ſchwingt er ſich auf ſein Roß Sleipnir und reitet hinab zur Hela, in deren Reich am öſtlichen Thor er die Völa aus ihrem Hügel (Grabhügel) heraufbeſchwört um ihm zu ſagen, warum den Baldur böſe Träume ſchrecken? Da zeigt ſie ihm unten in Helas Reich bereits den für Baldur nach ſeinem Tode hergerichteten Tiſch mit dem Methtrunk und verkündet ſeinen Tod und daß die Aſen nie hoffen dürfen, ihn wieder zu ſehen. — Zugleich aber erſcheint Odin hier in ſeiner wahren Geſtalt, als bloßer Zeitgott dem Ewigen entgegengeſetzt und untergeordnet. Er kennt das Verhältniß zum Ewigen gar nicht. Nirgends iſt er ſo deutlich blos als Demiurg aufgefaßt.

4.

Von Baldurs Pferde.

Nach Saxo Gr. III. 42 ließ Baldur nach einem Siege, als ſein Heer vor Durſt verſchmachten wollte, durch ſein Roß einen Quell aus der Erde ſtampfen. Ganz daſſelbe wird auch von Karl dem Großen erzählt, der mit ſeinem ſiegreichen Heere noch jetzt im Odenberge hauſen ſoll. Grimm d. M. 890. Die von Karls Roß ausgetretene Quelle heißt Glisborn. Bei Goulette ließ Karl V. für ſein Heer eine Quelle graben, auf deren Grund man ein Kreuz fand. Wolf d. M. Nr. 273. Karls des Großen Roß ſoll auch die berühmte Heilquelle zu Aachen mit den Hufen aus der Erde geſchlagen haben, daſ. Nr. 271. Auch wo jetzt Heilbronn ſteht, entdeckte Karl der Große auf der Jagd im Walde die herrliche Quelle. Jäger, Handbuch für Reiſende am Neckar S. 74. Wo der heilige Bonifacius umgekommen, ſchlug das Pferd Abbos eine Quelle, den ſog. Bonifaciusbrunnen bei Dokkum heraus. Kempii Frisia 1588 p. 295. Buddingh verhandeling over het Westland 11. Wolf Niederl. S. Nr. 19. Graf Arnold von Holland ſchlug mit der Lanze einen Quell für ſein durſtendes Heer aus dem Boden. Cronike van Hollant, Delft 1585 p. 70. Wolf, niederl. S. Nr. 34. Bei Dahn in den Vogeſen entſprang eine Quelle unter dem mächtigen Hufſchlag eines Roſſes, auf dem ein fliehender Jäger über einen Abgrund ſetzte. Spitz, rhein. Sagen- und Liederſchatz IV. 1809. Der Eſelsbrunnen bei Kloſter Allerheiligen entſprang unter dem Huf eines Eſels. Schnezler, Bad. S. II. 49. Ebenſo die drei Quellen zu Heidenheim, Anhauſen und Hilfbronn unter den Hufen der Eſel, auf denen der h. Wallburgis, Oswald und Willibald ritten. Panzer I. 132.

Baldur erſcheint in dem Quellenmythus allmächtig wie Odin, aber er macht von ſeiner Zauberkraft nur einen wohlthätigen, ſegensreichen Gebrauch in der Noth. In direktem Widerſpruch damit ſteht der egoiſtiſche und willkührliche Gebrauch, den Odin bei jedem Anlaß von ſeiner Ueberlegenheit macht. Gerade umgekehrt verhält ſich aber der Erfolg. Baldur hat mit ſeiner Hingebung für Andre Unglück, Odin mit ſeinem Egoismus Glück.

Das liegt ausgedrückt in dem ſchon erwähnten Merſeburger Segenſpruche, nach welchem Baldurs Pferd erlahmt. Dieſe plötzliche Erlahmung ſcheint mir einfach eine Vorbedeutung von Baldurs Tode zu ſeyn. Es iſt ein alter in vielen Annalen, Chroniken und Sagenbüchern wiederholter Aberglaube, daß wenn Könige und Helden bald umkommen ſollen, vor der Schlacht, oder beim Einritt durch ein Thor ihre Pferde ſtraucheln, z. B. das des König Alboin beim Einzug in Pavia. In der Segensformel heißt es aber, weder Sindgund noch ihre Schweſter Sunna, noch Frua, noch Folla ſeyen im Stande geweſen, Baldurs Pferd zu heilen, nur Wodan allein habe es vermocht. Hier ſteht alſo der glückliche Erfolg dem unglücklichen Verdienſt gegenüber. Unter dem kranken Pferde könnte man vielleicht das gekränkte Recht, die erlahmte Tugend der Aſen verſtehen. Jene vier Göttinnen, die offenbar ſämmtlich den Vanen angehören, vermögen beim beſten Willen das Pferd nicht zu heilen. Wodan allein kann, wenn er will, dem lahmen Recht wieder auf die Beine helfen, aber dadurch wird Baldur der Welt doch nicht erhalten.

5.

Hödurs Miſtel.

Die Miſtel, mit welcher Hödur ſeinen Bruder umbringt, iſt die bekannte Schmarotzerpflanze, die auf Bäumen wachſend dieſelben auch noch mitten im Winter grün erſcheinen läßt, und die deshalb als Immergrün, als Symbol der nie ſterbenden Vegetationskraft, von den alten galliſchen Druiden hochverehrt war.

Nach Plinius Naturg. XVI. 44 hieß die Miſtel bei den Galliern Allheil (omnia sanans) und wurde als vom Himmel auf die Eiche herabgekommen angeſehen. Der Oberdruide ſchnitt ſie mit goldener Sichel weißgekleidet feierlich vom Baume, und zwar am ſechsten Tage nach dem Neumond, der bei ihnen Monat und Jahr anfängt. Daß hier zunächſt an die Weihnachtszeit gedacht werden muß, erhellt aus den noch üblichen Volksgebräuchen. Im britiſchen

Wales grüßt man ſich noch heute zu Neujahr mit dem Ruf au guy l'an neuf, und hängt Miſteln an den Dächern auf. Ettmüller Voluſpa S. 42. Guy = viscum, Miſtel. Auch in England iſt noch jetzt allgemeiner Gebrauch, am Weihnachtstage unter einem an der Decke aufgehangenen Miſtelbüſchel zu tanzen, und jede Dame muß unter demſelben ihren Herrn küſſen. Wiener Jahrb. V. S. 51. Auch bekannt durch eine Scene in Dickens Pickwickiern. — Noch jetzt gilt die Miſtel in den Pyrenäen für heilkräftig gegen alles Gift, Ausland 1840. S. 172. In England glaubt man, wenn zwei Liebende ſich unter einer Miſtel umarmen, ſo ſiegen ſie über alle Hinderniſſe. Messangère dict. des proverbes S. 362. Im neuen Albertus Magnus, Nürnberg 1755 S. 155 heißt es, die Miſtel ſprenge alle Schlöſſer auf, und ein Schwalbenflügel zur Miſtel gelegt, bewirke, daß alle Vögel ſich verſammeln müſſen.

Daß die Miſtel im deutſchen Glauben nicht blos dieſe gute Bedeutung gehabt haben kann, verſteht ſich von ſelbſt, weil ſie ſonſt nicht von Hödur als tödtliche Waffe gebraucht worden wäre. Der Deutſche ſah über die grüne Farbe, die doch nur den Schein des Sommers lügt, hinweg in das ſchädliche Weſen der Pflanze und erkannte ſie als ein fremdes böſes Weſen, welches dem geſunden Baum aufhockt, um ihn auszuſaugen, als einen drückenden Alp, als eine blutſaugende Mahr. Deshalb heißt die Miſtel auch Marentaken. Man glaubte, ſie entſtehe da, wo ſich die Mahr auf den Baum ſetze. Wolf Niederl. S. 689. Denſelben Namen fand ſchon Keyßler ant. sept. 308 in Holſtein und das dict. des cultes rel. III. 101. s. v. gui de chêne im Elſaß. Margendrähen heißt er in Bocks Kräuterbuch 744.

Die böſe Rieſin Tuk, die Baldurs Wiederkehr aus dem Todtenreich verhindert, könnte vielleicht derſelben Symbolik angehören, wie die Miſtel. Toko heißt der Schütz, der den König Harald heimtückiſch erſchießt, wie Hödur ſeinen Bruder. Toggeli heißen in der Schweiz die Schmetterlinge, die allgemein im deutſchen Volksglauben als Mahren gelten. Wie die Schmarotzerpflanzen, ſo ſind auch die Inſekten der organiſchen Natur nur verderblich, denn ſie zehren durchaus von fremdem Leben.

In gewiſſem Sinn iſt die Zeitlichkeit ſelbſt eine Paraſit der Ewigkeit.

Die Winterſonnenwende, in welche der Cultus der Miſtel fällt, galt allgemein als Schluß des vorigen und Anfang des neuen Jahres, alſo als der relative Anfangspunkt der Zeit und durfte ſomit auch eine erſte Winterſonnenwende als abſoluter Anfangspunkt derſelben gelten. Das charakteriſirt nun den Miſtelträger Hödur deutlich als eine Perſonification der Zeit überhaupt.

Die Winterſonnenwende hat eine ſchlimme Bedeutung nur als Tod des alten Jahres, eine gute aber als Geburtsſtunde des neuen Jahres. Demnach auch die Miſtel. Hödur ſelbſt iſt in dieſem Doppelſinn zu nehmen.

Nach Schmellers bayr. Wörterb. I. 426 und Mone, Heldenth. I. 31 iſt Affolter ein altdeutſcher Name der Miſtel, ſonſt aber auch gleichbedeutend mit Apfel. Auch der Apfel iſt nach chriſtlicher Vorſtellung ein Symbol der Sünde. Sollte der gleiche Name auf beide Sinnbilder angewandt nicht einfach den Abfall bedeuten? In einer mir ſchriftlich von H. Prof. Zingerle mitgetheilten Notiz finde ich Abfaltersbach auf der Thurmthaler Wieſe in Tirol, wo eine große Stadt durch einen Zauberer untergegangen ſeyn ſoll. Vgl. Staffler, Tirol II. 394. Ein Ortsname Affoltern kommt vor im Canton Zürich und Canton Bern. Desgl. ein Albisaffoltern im Canton Zürich. Füßli, Erdbeſchr. d. Eidg. I. 149. 220. Affalterbach bei Moosburg in Bayern. Schmeller B. W. I. 31. Affaltrach O.A. Weinsperg und Affalterbach im O.A. Backnang im Würtembergiſchen. Affalterthal, Affalterhof und viermal Affalterbach in Franken, ſ. Bundſchuh lex. s. v. Affolderbach im Waldekſchen, Meyer, Ortsnamen des Canton Zürich, wo auch noch einer Affolterſcheuer gedacht wird, leitet S. 31 den Namen ſehr geſucht aus dem Keltiſchen von aphal Apfel und tra Baum her. Eher möchte ich noch an die Fifalter, den ſchweizeriſchen Namen für Schmetterlinge, denken, was auch auf die Identität der vegetabiliſchen Paraſiten mit den Inſekten hinweiſen würde. Im Chron. Gottwic. p. 628. 666. 780 und 831 kommen vor Affaltra, Affalterloch, Appoldro (in Friesland), Affiltra in einer Admonter Gloſſe bei Haupt, altd. Blätter II. 216.

6.

Baldurs Schwäche.

Im dritten Buche der däniſchen Geſchichte des Saxo Grammaticus, die mit unzähligen in hiſtoriſches Gewand gekleideten Mythen angefüllt iſt, wird ſehr ausführlich ein Mythus erzählt, in welchem Baldur unverkennbar die Bedeutung eines in Sünde fallenden Gottes hat, der aus der Ewigkeit heraus nach den Reizen der Zeitlichkeit begehrt, ganz ſo wie in den oben ſchon beigezogenen Mythen von Brama, Dſchemſchid, Dionyſos. Dieſer merkwürdige Mythus wird uns jetzt erſt verſtändlich, nachdem wir in Hödur den Begriff der Zeit erkannt haben, dem in Baldur der Begriff der Ewigkeit gegenüberſteht. Baldur iſt nun zwar nicht Allvater, der ewige Gott, ſondern Odins Sohn, allein in ihm iſt das Weſen Allvaters, die ewige Reinheit, auch noch innerhalb der zeitlichen und geſchaffenen Welt vertreten, die er eben deshalb wieder verlaſſen muß, ſofern er für dieſelbe zu rein iſt. Der Mythus aber will ſagen: Baldur konnte nicht ungeſtraft die Zeitlichkeit ſchauen, ſie verlockte auch ihn zur Sünde, wenigſtens zur Schwäche und eben dadurch wird ſein Tod motivirt, ſein ſchnelles Verſchwinden aus dem zeitlichen Leben, um erſt im ewigen wiederzukommen.

Saxo berichtet: Hother, König Hotbrods Sohn, König über Dänemark und Schweden, war der größte Held und Sänger, ſo daß ſich Nanna, Tochter des Königs Gewar von Norwegen, ſterblich in ihn verliebte. Aber Balder, Odins Sohn, ſah ſie einmal im Bade und verliebte ſich ſo in ſie, daß er, um ſie zu beſitzen, dem Hother nach dem Leben trachtete. Das kündeten Waldjungfrauen dem argloſen Hother auf der Jagd an. Hother warb nun um Nanna. Gewar aber rieth ihm, ſich erſt von dem Satyr (Zwerg) Mimring das Schwert und den Ring zu verſchaffen, durch deren Zauberkraft er den Balder beſiegen könne. Hother fuhr mit Rennthieren dahin, überfiel den Satyr und entriß ihm die Kleinode. Dieſe wollte nun Gelder, König der Sachſen, ihm wieder rauben, aber auf Gewars Rath wartete Hother, bis Gelder im Kampf alle ſeine Lanzen und Pfeile verſchoſſen hatte und beſiegte ihn dann, entließ ihn aber. Dann warb Hother mit unwiderſtehlicher Beredſamkeit die ſchöne Thora für den König Helgi, den ſie ſeiner häßlichen Sprache wegen vorher verſchmäht hatte. — Jetzt warb Balder um Nanna, ſie aber ſagte, er ſey ein Gott und ſie nur eine Sterbliche, daher zieme ſich ihre Verbindung nicht. Darauf begann Balder Krieg mit Hother, dem erſteren ſtanden alle Götter, dem letzteren die Menſchen bei. Die Menſchen waren ſchon im Begriff zu unterliegen, als Hothers Schwert den Hammer Thors durchſchnitt, und nun flohen die Götter. Hother aber vermählte ſich mit Nanna. — Balder rächte ſich, indem er einmal den unvorbereiteten Hother unterwegs überfiel und zur Flucht nöthigte. Doch gewann er die Nanna nicht, vielmehr wurde er durch Bilder der Nanna, die ihn jede Nacht umgaukelten, eine Zeit lang ganz entkräftet. Er ſtellte ſich indeß durch eine ſüße Speiſe wieder her und beſiegte den Hother noch einmal ſo gänzlich, daß dieſer allein in die Wildniß entfliehen mußte. Hier fand er die Waldjungfrauen wieder, die ihm riethen, dem Balder ſeine ſüße Speiſe zu rauben, dadurch werde er wieder von Kräften kommen. Da kam Hother als Harfner verkleidet zu den drei Jungfrauen, die für Balder das heilende Kraut ſammelten und dreier Nattern Gift hineinträufeln ließen, gewann ſie durch *ſeinen lieblichen Geſang und erhielt* von ihnen einen ſiegbringenden Gürtel. Als ihm nun Balder begegnete, verwundete er ihn in die Seite und Balder ſtarb nach wenigen Tagen.

Für die Charakteriſtik Baldurs und Hödurs iſt Folgendes beſonders wichtig. Saxo ſagt von ihrem Kampf: Hominibus adversum deos certatum crederes. Nam Baldero Othinus ac Thoro sacraque Deum agmina propugnabant. Das bezeichnet einen Kampf zwiſchen dem Himmliſchen und Irdiſchen, Ewigen und Zeitlichen, Göttlichen und Menſchlichen. Baldur bleibt auch in ſeiner Schwäche immer Gott, Hother auch in ſeiner Stärke immer nur Geſchöpf. In der Schwäche Baldurs läßt ſich eine Erinnerung an die altaſiatiſchen Mythen von Brama, Dſchemſchid und Dionyſos nicht verkennen. Alle dieſe alten Götter befanden ſich im Zuſtande vollkommenſter himmliſcher Reinheit, als ſie ſich dieſelbe erſt trübten durch Vorſpiegelung der ſchönen Sinnenwelt, Brama in Majas Schleier, Dſchemſchid und Dionyſos im ſpiegelnden Weltbecher. Ganz in ähnlicher Weiſe ſpiegelt ſich Baldur im Traume die Reize Nannas vor und wird dadurch geſchwächt, verliert dadurch die ihm angeborene göttliche Kraft, die jungfräuliche Heiligkeit und Unverletzbarkeit. Gleichwohl iſt er ſo ſehr Kind des Himmels, daß er nicht in die gemeine Wirklichkeit hinabſinken kann, ſondern ſterben muß.

Das iſt der Hauptſinn des Mythus und er iſt hinlänglich klar. Ganz damit ſtimmt überein, daß Nanna mit Hother vermählt wird, denn ſie gehört der Zeit an. Nanna bedeutet für die Zeit daſſelbe, was Skadi für den Raum. Skadi liebt Baldur und muß mit dem im Raum waltenden Niördr vorlieb nehmen. Nanna wird von Baldur geliebt, aber ſie fällt dem in der Zeit waltenden Hödur zu. Der ſcheinbare Widerſpruch im Tode Nannas nach der Edda und in ihrer Vermählung mit Hödur nach Saxo löst ſich, wenn man in ihr den Begriff der vollendeten Vegetation und Naturſchönheit erkennt, die einerſeits ausſchließlich der Zeit angehörend, doch andrerſeits in ihrem herbſtlichen Welken ein Abbild der mit Baldur verlornen himmliſchen oder ewigen Schönheit iſt, mithin auch echt poetiſch als mitſterbend mit Baldur gedacht werden konnte. In Mimring iſt wohl Mimir verborgen. Wenn man mit der Stärkung, die er dem Hother gewährt, die Weisheit vergleicht, die Mimir dem Odin verſchafft, ſo ſollte man meinen, in Hother ſelbſt ſtecke etwas von Odin.

Bekanntlich hat Saxo aus den zu ſeiner Zeit (im Beginn des 13. Jahrhunderts) noch wohlbekannten heidniſchen Sagen eine fabelhafte Geſchichte der Dänen zu deren Ruhm zuſammen ſchreiben müſſen im Auftrag des König Waldemar, der nach dem Sturz Heinrichs des Löwen und vor dem Aufkommen der Hanſa in Norddeutſchland um ſich griff. Saxo ließ ſich dabei oft von ſeinem poetiſchen Gefühl, vielleicht auch von dem beſonderen Anſehen leiten, das eine heidniſche Ueberlieferung genoß. Darum hat er auch jenen merkwürdigen Mythus von Baldur und Hödur, obgleich aus dieſem Bruderkriege für den Nationalruhm der Dänen nicht viel gewonnen wird, ungewöhnlich ausführlich behandelt. Zur Heidenzeit muß wohl gerade auf dieſen Mythus großer Werth gelegt worden ſeyn. Aus ſeiner Verſchiedenheit von der Baldursmythe in den Edden erhellt zugleich, welchen Mythenreichthum das heidniſche Zeitalter überhaupt, an die vielen deutſchen Stämme vertheilt, beſeſſen haben muß. An ſeiner Echtheit aber iſt nicht im entfernteſten zu zweifeln, denn wie hätte Saxo etwas ſo Eigenthümliches und Tiefſinniges erfinden können?

7.

Vom gefeſſelten Loki.

Für Baldurs tückiſche Ermordung wurde nach der jüngern Edda 50 und Oegisdreka am Schluß der böſe Loki ſogleich durch die Aſen beſtraft, indem ſie ihn, der ſich in einen Lachs verwandelt und in einen Waſſerfall verſteckt hatte, mit dem Netze fingen

(Thor packte ihn beim Schwanze, daher ſind alle Lachſe an dieſem Theil zuſammengedrückt), und unter der Erde über drei Steinen dergeſtalt mit den Därmen ſeines eigenen Sohnes Narvi feſſelten, daß er bis zum Weltende nicht mehr loskommen kann. Skadi*) hing eine große Schlange ſo über ihn, daß ihm ihr Gift in's Geſicht tropft; aber ſein Weib Sigyn ſitzt neben ihm und hält der Schlange ein Becken unter. Nur wenn ſie das volle Becken ausſchüttet, bleibt der Schlange Zeit, ihre brennenden Gifttropfen auf ihn fallen zu laſſen. Wenn er ſich dann vor Schmerzen krümmt, entſtehen die Erdbeben.

Die Feſſelung Lokis bedeutet, daß, wenn auch in Baldur die erſte Unſchuld der Welt gemordet wurde, darum doch nicht das Böſe in der Welt allein regieren ſoll. Baldur und Loki ſind die Extreme des Guten und Böſen, die gebunden erſcheinen müſſen und zwiſchen denen ſich die Welt in der zu ihrer Exiſtenz unvermeidlichen Halbheit bewegt.

Eine deutliche Spur des gefeſſelten Loki findet ſich in der rauhen Alb in Schwaben. Hier ſoll Chriſtus einmal vom Roſenſtein zum Scheuelberge nur einen einzigen Schritt gemacht haben und in den ſ. g. Herrgottstritten ſieht man noch die im Felſen zurückgelaſſenen Spuren ſeiner Füße. Indem er aber dieſen gewaltigen Schritt that, ſtürzte er zugleich den Teufel in die noch jetzt ſ. g. Teufelsklinge hinunter. Hier liegt er nun noch immer gefeſſelt, aber lebendig, und wenn bei heftigem Regen der Bach anſchwillt, ſagt man, der Teufel winde und rege ſich in ſeinen Banden. Prätorius, Weltbeſchr. II. 599. Grimm D. S. Nr. 184. Ritterburgen Württembergs IV. 8. Auch im Röthſeer Ried im O.A. Tettnang unfern vom Bodenſee ſoll der Teufel angebunden liegen. Mündlich v. H. Aſſeſſor Paulus. Auch im Pilatus, der in den See auf dem Pilatusberge in der Schweiz gebannt iſt, dürfte Loki zu ſuchen ſeyn. Eben ſo in dem unter dem Hohenak begrabenen Rieſen, den man noch athmen und ſtöhnen hört, Schöppner Nr. 80.

---

*) Skadi ſteht dem Loki, wie Kälte der Hitze entgegen. Im Oegisdreka 50 rühmt ſich Loki, zu ihres Vaters Thiaſſi Tödtung (im Feuer) das meiſte beigetragen zu haben, ſie aber erwiedert, von ihr ſollte ihm „kalter Rath“ kommen. Da erhebt ſich Sif und bringt ihm ſpöttiſch Meth im „Eiskelch“ zu. Die Drohung Skadis bezieht ſich aber auf die Qual Lokis in der kalten Erdtiefe unter den Schlangen.

Im bayriſchen Walde geht die Sage, Lucifer liege gefeſſelt unter der Erde, feile aber die Kette bis auf einen dünnen Faden alle Jahre ab und würde loskommen, wenn nicht je am Tage Jakobi jeder Schmied des Landes drei Hammerſchläge thäte, durch welchen Zauber die mächtige Kette plötzlich wieder ganz wird und ihre vorige Dicke erreicht. Mündlich von Oberbaurath Panzer. In Smaland herrſcht ganz derſelbe Volksglaube nur mit dem Unterſchiede, daß hier Lucifer die ſchwere Kette nicht feilt, ſondern mit ſeinen Klauen zerreißt. Mündlich von Schulinſpector Rußworm in Habſal. Aus den Mähriſchen Sagen, Brünn 1817 S. 69. 72. 123 führt Grimm D. M. 963 an, der Teufel vermöge eine leichte Schlinge von Baſt nicht zu zerreißen und werde auf dem Ambos mit dem Hammer geſchlagen. Da ich mir dieſe Märchen nicht verſchaffen konnte, weiß ich nicht, ob noch mehr, als Grimm anführt, darin enthalten iſt. Jedenfalls mahnt die Schlinge an das zarte Band des Wolfs Fenrir und das Hämmern an obige Schmiedſagen. — Dem gefeſſelten Loki entſpricht auch der Zauberer Gilbert, der die Inſel Wiſingsö untergraben wollte, aber von einem andern Zauberer, dem Kettil Runske an Händen, Füßen und Mund feſtgebunden in eine Höhle eingeſperrt wurde, wo er auf einer Ochſenhaut liegt und jährlich ein Härchen aus dem Felle zupfen darf, aber erſt frei wird, wenn das letzte Härchen weg iſt. Wedderkop, Bilder aus dem Norden II. 275. Vgl. Olaus Magnus III. 18. — Auf dem Felsberg liegt unter dem ſ. g. Felſenmeer ein Rieſe, den ein anderer Rieſe unter dieſen Steinen begraben haben ſoll, und den man noch zuweilen brüllen hört. Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 67.

Ein Rieſe aus Steinsberg im Elſangthal verſank in See, während die von ihm verfolgte Jungfrau entkam. Er liegt noch lebendig und ſchwer gefeſſelt unter dem Waſſer. v. Falkenſtein, Kaiſerſagen S. 50; v. Steinau, Volksſ. S. 49. Bei einem Hexenfeſt in Dalekarlien liegt der Teufel gebunden unter dem Tiſch. Grimm D. M. 1030. Oder unter einem Tiſch, an dem zwei Jungfrauen ſpinnen. Grimm D. S. Nr. 9.

Der Teufel Luxehales, der in Tirol von drei Burſchen beſchworen wird und ihnen Geld aus einer verſunkenen Burg heraufbringen muß, nach Zingerles Märchen Nr. 15, enthält vielleicht eine Erinnerung an Loki. Eben ſo der Ortsname Luxternis beim Oſterſtein unfern vom Reinſtein. Thüringen u. d. Harz VIII. 75.

Von dem Verhältniß des gleichfalls im Innerſten der Erde verborgenen Utgardaloki zu Loki werde ich erſt an einem andern Orte handeln können. Auch dürften hierher manche in der Sage vorkommende unterirdiſche Drachen zu zählen ſeyn, obgleich die Drachen in den meiſten Fällen nur den vom Frühlingsgott beſiegten Winter bezeichnen, weshalb ich hier noch nicht auf die Drachenſagen eingehen will. Mehr dem Loki entſpricht vielleicht der Rieſenkrebs, der im Mohriner See angekettet liegt. Wenn er ſich einmal losreißt, ſoll die Stadt untergehen. Kuhn, Märk. S. Nr. 230. Ein gleicher liegt auch im Teich bei Mühlhauſen. v. Tettau und Temme, Oſtpreuß. S. 197. Eine angekettete Rieſenlaus am Lusberg. Kuhn, Nordd. S. Nr. 147. Desgleichen unter einer Quelle zu Darſekow, deſſ. Märk. S. Nr. 36 und in einem Thurm bei Bismark. Temme, Sagen der Altmark Nr. 30. Loki, der ſich ſelbſt in eine Floh und eine Fliege verwandelt und als Vater der böſen Inſektenwelt zu betrachten iſt, könnte recht wohl unter dem angeketteten Rieſenungeziefer gemeint ſeyn.

8.

Rinda.

Saxo ſetzt die Mythe von Baldurs Tode alſo fort: Als der ſchöne Baldur todt war, wollte Odin ihn rächen, erfuhr aber durch den Finnen Raſtiolf, niemand könne Baldurs Tod rächen als ein Sohn, den Odin mit der Rinda, Tochter des Ruſſenfürſten, zeugen werde. Alsbald begab ſich Odin, ſein Geſicht mit dem breiten Hut bedeckend, nach Rußland, nahm dort Kriegsdienſt, ſiegte, wurde des Königs Liebling und brachte nun ſein Anliegen vor. Der Vater war bereit, aber die Tochter gab dem kecken Freier eine Ohrfeige. Da nahm er die Geſtalt eines Schmiedes an und hoffte ſie durch ein kunſtreiches Armband zu beſtechen, aber vergebens. Noch einmal in Kriegergeſtalt erſcheinend, bekam er abermals einen Stoß von ihr, daß er hinfiel. Endlich bewirkte er durch Zauberrunen, daß Rinda wahnſinnig wurde und ſchlich ſich in Geſtalt eines arzneikundigen Weibes bei ihr ein. Indem er ihr einmal die Füße wuſch, befriedigte er ſeine Neugier. Darauf verſprach er ihre Heilung, wenn man ſie feſtbände und als ſie gebunden vor ihm lag, gelangte er zu ſeinem Ziele und zeugte mit ihr den Bous, der ſpäter den Hother, Baldurs Mörder, erſchlug.

Je reiner und rührender Baldurs Erſcheinung iſt, um ſo greller contraſtirt mit ihr dieſe gemeine Argliſt Odins, die von den übrigen Göttern auch ſo wichtig genommen wurde, daß ſie, wie Saxo berichtet, den Odin abſetzten. Er wurde vom Thron geſtürzt, den er (nach Saxos hiſtoriſcher Auffaſſung) in Byzanz inne hatte. Dieſe Ortsangabe beweist nur, daß der Mythus alt iſt und von den einwandernden Odinsdienern ſchon aus der Ferne mitgebracht wurde. Statt des vertriebenen Odin wurde ein gewiſſer Oller zum höchſten Gott auserkoren, ein Zauberer, der auf einem Knochen über Meer fahren konnte, nach zehn Jahren aber dem zurückkehrenden Odin wieder weichen mußte und erſchlagen wurde.

Der auf einem Knochen über das Waſſer fahrende Oller iſt ohne Zweifel der in der j. Edda 30 erwähnte Aſe Uller, Sohn der Sif und Thors Stiefſohn, berühmt als Schlittſchuhläufer und als Schütz, den man bei Zweikämpfen anrufen ſoll. Auch Vuldur könnte unter ihm gemeint ſeyn, der im Beowulfsliede gegen den Rieſen Grendel zum Kampf gerufen wird. Vgl. darüber Bachlechner in Haupts Zeitſchr. VIII. 201 f. Der letztere hätte noch den Ullinger des deutſchen Volksliedes herbeiziehen ſollen, der ein Jungfrauenräuber und, wie es ſcheint, ein Wintergott iſt. Der Schlittſchuhläufer und Schütz gehören wohl auch dem Winter an, wie Bous = Vali dem Frühling. In Bous erkennt Bachlechner eine Spur des Beowulf. In Ullers vorübergehender Herrſchaft glaubt er einen Vorzug zu erkennen, den einmal ein Theil des nordiſchen Volks dem Ullercultus vor dem Odinscultus gegeben habe. Allein es ſcheint ſich doch nur um einen Gegenſatz von Winter und Sommer zu handeln, der zum erſtenmal in den Vordergrund tritt, während die höhere Macht Odins in den Hintergrund zurückweicht. Vielleicht wird damit die Wichtigkeit der erſten Scheidung von Winter und Sommer in der Natur ausgedrückt.

Man hat in Rinda die winterliche harte Erdrinde und in Bous (Boe, Boi, Bube) die junge Saat oder überhaupt den Frühling erkannt. Nach der j. Edda hieß der Sohn der Rindr (Rinda) Vali, d. i. der Frühlingsgott. Somit wird der ganze Mythus ins Naturgebiet hinabgezogen und ſcheint keine höhere ſittliche Bedeutung zu haben. Allein die letztere kann ihm, da Baldurs Tod damit in Verbindung ſteht, nicht fehlen. Ich will einige Andeutungen verſuchen. Die Geburt des Bous = Vali, als Erſatz für den verlornen Baldur, ſcheint das Verhältniß des jährlich ſich erneuernden Frühlings zu dem urſprünglichen Himmel auszudrücken. Die Eintracht der Götter und der Frieden im Himmel und auf Erden ging verloren, weil die Unſchuld und das Recht misachtet wurden, was in Baldurs Mord ausgedrückt iſt. Innerhalb der böſen Zeitlichkeit gibt es dafür nun keinen Erſatz außer in der jährlichen Wiederkehr des ſchönen Frühlings, der immer eine Erinnerung an den verlornen Himmel iſt, aber nicht dauert.

In dieſer Beziehung nun ſteht Rindas Entehrung durch Odin mit der Gunnlöds in einer ſichtbaren Uebereinſtimmung. Die Folge in beiden Fällen iſt die Vegetation, das Aufblühen der irdiſchen Natur im Frühling. Nun begreifen wir, warum dieſe Schöpfung des organiſchen Lebens auf Erden als eine Verſündigung Odins aufgefaßt werden konnte. Sie galt eben nur als ſchwacher Erſatz für ein ungleich Vollkommeneres, das verloren war. Vali verhält ſich zu Baldur wie das irdiſch Schöne zum himmliſch Schönen. Hier wiederholt ſich der Gegenſatz, den wir in Skadis ſinniger Mythe zwiſchen Niördr und Baldur hervortreten ſahen. Sehnſuchtsvoll blickt die Rieſentochter zum himmliſch Schönen auf, allein ihr iſt nur das irdiſche beſchieden.

9.

Von Odins feindlichen Brüdern und vom Mitodin.

Das Dunkelſte in Odins Mythus iſt das Verhältniß zu ſeinen Brüdern Vile und Ve. Nach der Ynglingaſaga 3 blieb er einmal lange aus, da bemächtigten ſich die Brüder ſeines Reiches und ſeines Weibes Frigg, er kam aber wieder. Vgl. auch Oegisdreka 26, wo Loki der Frigg vorwirft, mit Odins Brüdern gebuhlt zu haben. Nach Saxo Gr. I. 13 buhlte Frigg mit einem Künſtler, damit dieſer von Odins unberührbarer Statue das Gold raube, das ſie zu ihrem Putz verwenden wollte. Darüber grämte ſich Odin ſo ſehr, daß er entfloh. Da herrſchte für ihn Mitodin, ein berühmter Zauberer (vielleicht derſelbe Meiſter, mit dem Frigg gebuhlt), der den Menſchen befahl, jedem Gotte einzeln und nicht mehr allen gemeinſchaftlich zu opfern. Es kamen aber neue Götter auf und Magier als ihre Prieſter. Endlich kehrte Odin zurück, Mitodin floh nah Pheonia, wo ihn das Volk erſchlug, rächte ſich aber noch im Grabe durch die Peſt, die aus ſeinem Grabe hervorging, bis man ihn ausgrub und ihm einen Pfahl durch den Leib ſchlug. Frigg ſtarb, Odin ſetzte alle falſchen Götter wieder ab und vernichtete die Magier mit einem einzigen Blick, wie Schatten.

Es iſt zweifelhaft, ob hier geſchichtliche, verſchiedene Culte und Prieſterſchaften betreffende Erinnerungen zu Grunde liegen oder alles nur mythiſch zu verſtehen iſt. Man wird an die verſchiedentlich in den indiſchen Puranas vorkommenden Sagen von der uneinigen männlichen Trimurti und ihrem Verhältniß zum weiblichen Urprincip erinnert, das als Bhavani bald ihre Mutter, bald ihre gemeinſchaftliche Gattin, bald ihre Feindin und Tyrannin iſt. Olaus Magnus de gent. septentr. III. 3 nennt Thor, Odhen und Frigga die drei höchſten Gottheiten und ſtellt ihnen III. 4 drei andere, untergeordnete, zunächſt: Methodhin, Froe und Vagnoſt, von denen der erſte als Gegen- oder Nachbild Odins, der zweite Friggas, der dritte Thors erſcheint. Der Wagen im Namen Vagnoſt ſtimmt zu Oekuthor. (Wagenthor, weil dieſer Gott auf einem Wagen fährt.) Da Olaus in demſelben Kapitel von „andern Söhnen Odins und Thors“ redet, könnte Vagnoſt für einen Thorsſohn gelten. Bei Saxo Gr. I. 9 kommt ein Rieſe Vagnoſt vor, deſſen Tochter Hartgrepe eine mächtige Zauberin iſt. Bei Olaus M. III. 14 heißt Vagnoſts Tochter Hacberta und hat einen ſo auffallend pantheiſtiſchen Charakter, daß ſie keinem Weſen ähnlicher erſcheint, als der indiſchen Bhavani. Sie vermag nämlich alle Dinge zu verwandeln und umzukehren, den Himmel zur Hölle zu machen und umgekehrt, und alle Götter zu entkräften.

In die Verwirrung dieſer Mythen würde einige Klarheit kommen, wenn man annehmen dürfte, ein mütterliches Weltprincip habe ſeinen Urſitz in der Mitte des ſichtbaren Himmels, in dem ruhenden Polarſtern und nahen Bären- oder Wagengeſtirn gehabt, um das der ganze übrige Himmel ſich bewegt, und die männliche Trimurti, Schöpfer, Erhalter, Zerſtörer, habe ſich um ihren Beſitz und damit zugleich (nach Analogie der indiſchen Lehre) um den Beſitz der Welt geſtritten.

Auch um einen einfachen Urkampf des männlichen mit dem weiblichen Weltprincip überhaupt ſcheint es ſich zu handeln. Bei Saxo muß die treuloſe Frigg mit ihrer Vielgötterei ſterben, damit Odin allein wieder herrſche. Bei Olaus ſtemmt ſich Haeberta der ganzen Götterwelt entgegen. Saxos Nachricht iſt jedenfalls wichtig, weil ſie aufs neue den Gegenſatz Odins als des höchſten Gottes gegen alle andern darthut. Odin allein bemeiſtert ſich des Odhrörir, Odin allein des todten Mimir, Odin allein trotzt, am Galgen hängend, noch der ganzen Welt und übermeiſtert ſie. Dieſes Uebergewicht erſcheint nun auch wieder ſehr glücklich ausgedrückt in dem einzigen Blick Odins, der alle Magier in Schatten verwandelt. Man kann die Macht des Urgeiſtes nicht ſchöner auffaſſen, als in dieſer Macht des Auges und den Monotheismus gegenüber der Vielgötterei nicht ſiegreicher legitimiren.

10.

Odin in der Verbannung.

Sehr ſchwer iſt die Frage zu beantworten: wo hielt ſich Odin auf und was that er während ſeiner Verbannung? W. Müller iſt, ſo viel mir bekannt, der Erſte, der die Frage aufgeworfen und im Anhang zu Schambachs und Müllers niederſ. Sagen auch zu beantworten verſucht hat. Er zieht aber zu vielerlei herbei, was ſchwerlich daher gehört, und verwechſelt von vorn herein die Strafe Odins mit ſeinem Frevel ſelbſt. Denn S. 415 meint er, Odin ſey freiwillig in die Unterwelt gegangen, um mit Rinda den Sohn zu zeugen, der Baldurs Tod rächen ſollte, während doch bei Saxo ganz deutlich Odin erſt wegen des an der Rinda begangenen Frevels, und alſo nach demſelben in eine Verbannung geſchickt wird, in welcher er gar keinen rettenden Sohn mehr zu zeugen hat, weil derſelbe ſchon da iſt. Müller kommt mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, indem er andrerſeits in dem zu ſeiner Frau Uote heimkehrenden alten Hildebrand den zu ſeiner Frigg heimkehrenden Odin erkennt. Hier begegnet dem Odin ſein daheim gebliebener Sohn Hadubrand, mit dem er kämpft. Auch dieſer Sohn war alſo ſchon vor der Verbannung und Abweſenheit des Vaters daheim geboren worden.

Ich glaube nicht weiter gehen zu dürfen, als zu der Vorausſetzung, der im Hnitberge vorgegangene Frevel, d. h. die Erniedrigung und Vermiſchung des höchſten Geiſtes mit der Materie zum

Behuf der ſonſt unmöglichen Hervorbringung des organiſchen Lebens, habe unmittelbar als ein Sieg der Materie über den Geiſt aufgefaßt werden können. Indem Odin, nachdem er den Rieſen Ymir umgebracht, ſich doch wieder zur Materie herabließ, erhielt die Rieſenwelt ein wenn auch nur vorübergehendes Uebergewicht und das charakteriſirte ſich durch den erſten Winter in der Natur, aus dem erſt der im Frevel erzeugte Sohn Odins, Vali, als Frühlingsgott die Rettung, d. h. im Frühling wenigſtens einen Erſatz für den verlornen Himmelsfrieden, bringen ſollte. Der Geburt Valis, des erſten Frühlings in der Zeitlichkeit, mußte der erſte Winter vorhergehen. In die Wintermitte, Winterſonnenwende fällt überhaupt wie aller Zeit Anfang ſo das erſte Keimen der organiſchen Natur, die im Frühjahr zur Geburt reift. Wie räumlich, ſo auch zeitlich iſt die Rieſenwelt und rauhe Materie die äußere Hülle des reichſten Lebens. Das Symbol des Hnitbergs drückt nichts anderes aus. Auch Oller, der während Odins Verbannung regiert, hat, wie wir ſchon erkannten, Attribute des Winters.

Im Havamal hängt Odin in dunklen Nächten am (dürren?) Aſt ohne Labſal. Das kann man auf den unfruchtbaren, dunklen, alles im Froſt feſtbannenden Winter deuten. Aus innerer Kraft befreit ſich Odin, das würde auf die geheime Kraft des Lebens hinweiſen, die des Winters Feſſel ſprengt.

Müller denkt an Völundur (Wieland), ohne jedoch deſſen reichen Mythus einer näheren Unterſuchung zu unterwerfen. Ich will dies nachholen.

11.

Wieland.

Derſelbe lahme Schmiedegott, der bei den Griechen unter dem Namen Hephäſtos, bei den Römern unter dem Namen Vulkan beim Feuer unter der Erde göttliche Waffen ſchmiedet, kehrt auch in der deutſchen Sage wieder. Er perſonificirt die Winterarbeit am Feuerheerde, zugleich aber die unterirdiſche Wärme, wodurch die Natur aufs neue befruchtet wird. Er iſt der göttliche Knecht, der unter der Erde die Hufeiſen des weißen Lichtroſſes, die Sonnenpfeile, das Sonnenſchwert, den Hammer des Blitzes, die Rüſtung des künftigen Frühlings ſchmiedet, oder auch zierliche Kleinode arbeitet, den Schmuck der Saaten, des Laubes und der Blumen, endlich den Zauberring der ewig ſich wiedergebärenden Zeit ſelbſt.

Dieſer Schmied iſt in der deutſchen Sage hochberühmt unter dem Namen Wieland. Doch hat ſich die Sage vollſtändig nur im Norden erhalten. Ihr älteſtes Denkmal iſt Voelundar-quida, der ſechzehnte Geſang der alten Edda. Darnach herrſchte in Schweden König Niduth, welcher einmal von einem kunſtreichen Schmiede vernahm. Das war Völundur, Sohn eines Elfen, auch Vers 30 Elfenkönig genannt. Von ſeiner Jugend iſt nichts bekannt, als daß er mit ſeinen zwei ältern Brüdern Slagfild und Eigill einmal auf der Jagd dreien im See badenden Valkyrien ihre am Ufer liegenden Schwanhemden nahm und dadurch hinderte, daß ſie als Schwäne wieder fortflogen. Die drei Alfſöhne heiratheten nun die drei Valkyrien, Slagfild die Svanwitha, Eigill die Alruna, Völundur die Alvita. Hierauf trennten ſich die Brüder und Völundur lebte und arbeitete als Schmied. Als nun König Niduth von der trefflichen Arbeit dieſes Künſtlers hörte, ließ er ihn im Schlaf überfallen, an den Füßen lähmen und auf einer Inſel einſperren, wo er ausſchließlich für den grauſamen König arbeiten mußte. Als ihn aber gegen das Verbot die beiden jungen Söhne Niduths aus Neugier beſuchten, rächte ſich Völundur durch ihren Tod und ſchmiedete aus ihren Schädeln Trinkſchalen, aus ihren Zähnen ein Halsband, aus ihren Augen Juwelen ꝛc. Als auch Niduths Tochter Baudwilde einmal heimlich zu ihm kam, um ſich einen zerbrochenen Ring zuſammenlöthen zu laſſen, der einſt dem Völundur gehört hatte, that dieſer dem Mädchen Gewalt an, ſchmiedete ſich Flügel und flog auf und davon, indem er das Mädchen und ihren Vater, dem ſie weinend ihren Unfall erzählte, noch aus der Luft herab verhöhnte. Damit endet das Eddalied.

Nach der ſpätern Wilkinaſaga zeugte König Wilkinus mit einem Meerweib den Rieſen Wade und dieſer den kunſtreichen Völundur, der in ſeiner Jugend dem Schmied Mimer in die Lehre gegeben wurde. Nach einem Jahr wollte Wade den Sohn wieder abholen, Mimer wünſchte ihn aber wegen ſeiner Geſchicklichkeit zu behalten und ſie machten aus, Völundur ſolle noch ein Jahr bei dem Schmiede bleiben, wenn aber nach Verlauf deſſelben ſein Vater Wade ihn nicht hole, ſolle Mimer das Recht haben, den Knaben umzubringen. Wade ſteckte aber beim Abſchied von ſeinem Sohn heimlich ſein Schwert in die Erde und verbarg den Griff mit Reiſig; deſſen ſolle ſich der Sohn zu ſeiner Vertheidigung bedienen, wenn der Vater zur rechten Zeit nicht käme. Zwar kam nun Wade aus Sorge ſchon vor dem Jahrſchluß, fand aber den Berg, in dem die unterirdiſche Schmiede war, noch verſchloſſen und ſchlief ein. Da ſtürzte der Berg auf ihn und begrub ihn. Mittlerweile ging das Jahr zu Ende und Mimer befahl ſeinem Zwergenvolk, den Völundur zu enthaupten; dieſer aber griff nach ſeines Vaters Schwert, erſchlug das ganze Zwergenvolk und kroch mit den ihnen geraubten Schätzen in einen hohlen Baum, mit dem er ſich von einem Fluſſe forttreiben ließ. So ſchwamm er an König Nidungs Land, bei dem er als Tafeldiener angeſtellt wurde, nachdem er ſeinen ſchätzevollen Baum unter der Erde verborgen hatte. Als ihm einmal des Königs Tiſchmeſſer beim Abwaſchen ins Waſſer fiel, ſchmiedete er heimlich ein neues von ſolcher Schärfe, daß es Brod und Tiſch zugleich entzwei ſchnitt. Nidung ſtellte ihn nun als Schmied an. Darüber wurde der bisherige Schmied Aemilius neidig und prahlte, er habe einen Harniſch gemacht, den Völundur auf keine Weiſe werde verletzen können. Völundur aber ſchmiedete das Schwert Mimung und hieb damit ſeinen geharniſchten Nebenbuhler mitten von einander, ohne daß er es merkte. Schüttle dich, ſagte Völundur. Aemilius that es und fiel in zwei Hälften auseinander. Das gute Schwert Mimung zerſchnitt ſogar einen auf dem Waſſer ſchwimmenden Wollflocken. Als der König es verlangte, gab ihm Völundur ein anderes, obwohl ganz ähnliches. Der König fing einen Krieg an, vermißte aber ſeinen Siegerſtein (einen Stein, deſſen Beſitzer überall ſiegte) und bot dem ſeine Tochter zur Ehe, der ihm den Stein noch vor der Schlacht bringen werde. Völundur holte den Stein über Nacht mit ſeinem pfeilſchnellen Roſſe Schimming, bekam aber wegen der ſchönen Königstochter mit einem Höfling Streit, erſchlug ihn und wurde wegen dieſes Mordes verbannt. Verkleidet kam er wieder, diente dem König als Koch und wollte ihn vergiften; die kluge Tochter aber beſaß ein Meſſer, das jedes Gift anzeigte, und ließ ſich auch durch ein anderes Meſſer, das ihr von Völundur untergeſchoben wurde, nicht täuſchen. Endlich wurde Völundur entdeckt, zur Strafe gelähmt und eingeſperrt, um für den König kunſtreiche Werke zu ſchmieden. Er ließ aber heimlich ſeinen Bruder Eigill von ſeinem Unglück unterrichten, der ſofort an Nidungs Hof kam und ſich für den beſten Schützen in der Welt ausgab. Der König befahl ihm zur Probe, einen Apfel vom Kopfe ſeines eigenen kleinen Sohnes zu ſchießen. Eigill that es. Warum ſteckteſt du noch einen zweiten Pfeil zu dir? Um, antwortete Eigill, dich zu erſchießen, wenn ich den Apfel gefehlt hätte. Gleichwohl blieb Eigill in des Königs Dienſt und brachte ſeinem Bruder heimlich Federn, um ſich ein Federhemd daraus zu machen, in dem er fliegen konnte. Als nun Völundur ſich, ganz wie im Eddaliede, an den zwei Söhnen und der Tochter Nidungs gerächt hatte und zum Gipfel eines Hauſes emporgeflogen war, von wo herab er den König verhöhnte, ſollte Eigill auf ſeinen Bruder ſchießen, traf aber nur, wie ſie ſchon vorher verabredet hatten, eine unter Völundurs linkem Arme angebundene Blaſe mit Blut. Nidung glaubte, Völundur ſey ſchwer verwundet. Als er bald darauf ſtarb, verſöhnte ſich ſein Sohn Otwin mit Völundur und gab ihm ſeine Schweſter Baudwilde zur Ehe, die ihm unterdeß den berühmten Vidga (Wittich) geboren hatte.

Suchen wir aus dieſen merkwürdigen Mythen heraus, was ſich auf Odin beziehen könnte, ſo fällt zuerſt ins Auge, daß Wieland im Wunſchroſſe, ein ſiegreiches Schwert und einen Siegerſtein beſitzt, alſo Attribute Odins. Beſonders wichtig erſcheint Wielands Verhältniß zu Mimir. Er iſt Mimirs Schüler, das iſt auch Odin. Er ſteht in Verbindung mit den Zwergen, wie Odin. Er verkriecht ſich mit den geraubten Schätzen in einen hohlen Baum, wie Odin nach dem Raub des koſtbaren Odhrörir an einem Baum hängt. Er hat zwei Brüder, wie Odin. Wichtiger noch iſt die Uebereinſtimmung im Charakter. Wieland iſt wie Odin argliſtig und gewaltthätig. Zu Odins Verbannung und Strafe würde in der That Wielands Gefangenſchaft und Löſung eben ſo, wie ſein Trotz und ſeine kühne Befreiung paſſen. Wieland erhebt ſich im Federkleide ſo ſtolz und höhniſch, wie Odin durch die Kraft ſeiner Runenlieder vom Galgen im Havamal. Wielands Federhemd gleicht überdies dem berühmten Wunſchmantel, mittelſt deſſen Odin blitzſchnell den Raum durchmißt.

Daß die Zwergenſchätze in einen hohlen Baum verborgen werden, erinnert an die im Innern der Bäume den Winter über verborgene Vegetationskraft und ſtimmt mit den ſpäter zu erklärenden Mythen von der Eſche und von Hoddmimir zuſammen. Iſt meine

Vorausſetzung richtig, daß mit dem myſtiſchen Vorgang im Hnitberg das vorher nur in ſeinen äußern Bedingungen (durch die Vanen) und in ſeinem Formenreichthum (durch die Zwerge) vorbereitete organiſche Leben erſt wirklich beginnt und daß es ſich um die Schöpfung des erſten Frühlings auf Erden handelt, ſo würde wie jenes Verſtecken des Schatzes im hohlen Baume, ſo überhaupt die Gefangenſchaft und das kunſtreiche Schmieden Völundurs allerdings auf die Zwangsarbeit Anwendung finden, die ſich Odin durch eigene Schuld auferlegt hat.

In Depping Véland, Paris 1833 iſt fleißig geſammelt, was ſonſt noch von Wieland bekannt iſt. Vgl. Grimm d. Myth. 350 f. Im deutſchen Heldenbuch iſt Wieland als kunſtreicher Schmied und Wittichs Vater bekannt, doch wird nur im Anhang von ihm geſagt, er ſey, von zwei Rieſen aus ſeinem Reich verjagt, ſehr arm zu König Elberich gekommen und Schmied im Berge zu Gloggenhauſen geworden, ſpäter habe er bei König Hertwig mit deſſen Tochter zwei Söhne gezeugt. Von einem angelſächſiſchen Gedicht, das dem Eddalied ähnlich iſt, kennt man nur Bruchſtücke. Im Roman von Fierabras kommen drei ſchmiedende Brüder vor: Galand, Magnificans und Ainſiax (Cap. 9).

Wielands Name lebt in örtlichen Erinnerungen. Wielandshalle heißt ein Fels in Werend, wo ſeine Schmiede geweſen ſeyn ſoll. In Velevby bei Birkeby und bei Grosby zeigt man ſein Grab. Grimm, d. Heldenſ. 322. In Berkſhire liegt die Höhle des Schmied Wieland (Wayland smiths case); wer ein Stück Geld auf den Stein davor legt, dem beſchlägt Wieland das Roß. In der Nähe liegt Hügel und Thal des „weißen Roſſes.“ Grimm, d. Heldenſagen, 322. Hagen in den Abhandlungen der Berliner Akad. 1846 S. 531. Ein Wielandſtein mit nächtlicher Erleuchtung und Geiſterſpuk bei Kunſtein. Schöppner Nr. 1164.

Im Lenninger Thal der rauhen Alb ragt ein Wielandſtein hervor, auf dem einſt drei Brüder in der Kindheit fromm und friedlich, als Männer aber in ſtetem Hader und Kampf gelebt haben ſollen. Schwab, rauhe Alb 137. Sie gönnten einander nicht das Waſſer und jeder ließ es aus einem andern Brunnen holen durch eine Magd, die ein Wolf begleitete. Man ſagt noch ſprichwörtlich von böſen Brüdern: „ihr ſeid Kerle wie die drei Brüder auf'm Schlößle (Wielandſtein)“ Auch trennten ſie ſich, um jeder ſeine eigene Burg zu bauen: neben Wielandſtein die Schlöſſer Diepoldſtein und Raubern oder: Teck, Neuffen, Urach. Ihre Mutter aber, die gute Sibylle, verließ aus Kummer über ihre Söhne das Land und ihres Weges Spur erkennt man noch in der Farbe der Saat und des reifen Getreides. E. Maier, Sagen aus Schwaben Nr. 165.

Sollte dieſer ſeltſamen Volksſage nicht alter Mythus zu Grunde liegen? Die Mutter verhält ſich zu den drei Söhnen faſt wie die Bhavani zur indiſchen Trimurti. Für uns iſt hier nur von Wichtigkeit, daß die Entſtehung der Saat mit Wieland in Verbindung ſteht.

12.

Vom Knecht Ruprecht.

Es iſt ein eigenthümlicher Humor der deutſchen Sage, daß ſie die höchſten Götter auch als niedere Knechte und im Schmutz der Arbeit denkt. Dabei waltet aber nicht blos das Humoriſtiſche, ſondern auch ein ſittliches Motiv von tieferer Bedeutung vor. Der Deutſche verlangte nämlich, daß auch ſeine Götter arbeiten und dulden ſollten; er wollte nicht, daß ſie ewig müßig gingen und Unfug trieben, wie die griechiſchen.

Die Winterarbeit der Männer war, im Stall die Pferde zu pflegen, im Keller das Getränk zu beſorgen, am Feuer Waffen und Arbeitsgeräthe zu ſchmieden ꝛc. Als Vorbild für dieſe Winterarbeiter erniedrigt ſich nun der Naturgott im winterlichen Banne zum Pferdeknecht, zum Kellner, zum rußigen Schmiede, wie es ſcheint ſogar zum Schneider. Aber dieſe niedern Arbeiten ſind nicht nur Vorbilder des menſchlichen Thuns, ſondern auch Sinnbilder der viel großartigeren Arbeit, welche die niemals ruhende Natur im Winter verrichtet. Die Pferde, welche der göttliche Knecht hütet, ſind die Sonnenroſſe. Die Waffen, die er ſchmiedet, ſind die Pfeile der Sonne und die Blitze des Donnergottes. Und wenn der mythiſche Humor den Gott zuweilen zu einem ſchalkhaften Schneider macht, ſo iſt es das künftige Kleid der Erde, die Pflanzenwelt, die er zuſchneidet.

Am berühmteſten unter den göttlichen Knechten iſt der Knecht Ruprecht. Unter ihm verſteht man den ſchwarzen Mann, mit Ruß beſchmutzt und in Pelz verhüllt, der ehemals zu Weihnachten in Geſellſchaft einer als die Mutter Gottes gekleideten Frau in den Häuſern umging und die böſen Kinder ſchreckte, während die Frau den guten Kindern Geſchenke brachte. Schmeller, Bayr. Wörterb. I. 195. Buch vom Aberglauben 1790, I. 351. Reinmann, Volksfeſte 216 f. Haupt und Schmaler, Wend. Volksl. II. 221. Noch ausführlicher über ihn iſt Kuhn in ſeinen Nordd. Sagen 402 f. Darnach erſcheint Ruprecht in einem Strohkleide als perſonificirter Winter und hat einen Sack mit Aepfeln und Nüſſen bei ſich für gute, eine Ruthe für böſe Kinder. Zuweilen führt er einen Bären, gleichfalls ein Winterſymbol, an der Kette mit. Von der rauhen Hülle und dem groben Auftreten des Knecht Ruprecht nennt man ſprichwörtlich jeden wilden und rohen Geſellen einen Rüpel.

In dem Reiter auf weißem Pferde, der in der Mark bei den Weihnachtsgebräuchen, ſowie anderwärts auch zu Pfingſten bei den Mairitten vorkommt, und der auch zu den Volksfeſten in England gehört, erkennt Kuhn in Haupts Zeitſchrift V. 472 f. den Wodan. In Deutſchland heißt er der Knecht Ruprecht oder hat dieſen wenigſtens bei ſich. In England heißt er Hooden und führt Pfeil und Bogen mit ſich. Das engliſche Volk identificirt ihn auch mit einem berühmten Wildſchützen, Robin Hood, auf den, wenn er auch wirklich exiſtirt haben ſollte, doch mythiſche Züge übertragen ſind, denn Robin iſt Ruprecht und Hood Wodan. Vgl. Haupt Zeitſchr. VII. 473. Man hat viele engliſche Volkslieder von Robin Hood. Er ſoll im J. 1160 in Huntington geboren, aber geächtet worden ſeyn und gleich den edlen Räubern der modernen Romane die faule Gerechtigkeit im Staate durch eigenmächtige Beſtrafungen der Schuld und Rettungen der Unſchuld ergänzt haben. Vergl. Talvj Volksl. 487 f.

In Schwaben reitet Berthold auf weißem Pferde dem wilden Heere voran, nach einer Stelle in Peter Leu's Hiſtorie bei Grimm d. M. 884. „Zum Berthold führen“ heißt in Zürich, einander am Neujahr zum Weintrinken nöthigen. Stalder I. 150. 156. Grimm d. M. 257. „Er weiß, wo Bartel Moſt holt“ iſt eine ſehr bekannte Redensart, aus der jedenfalls hervorgeht, daß Bartel im Keller zu thun hat. Wäre nun unter Berthold Odin zu verſtehen, der dem wilden Heer voranreitet, ſo wäre er auch Odin, der die todten Helden in ſeiner Walhalla bewirthet und denen er reichlichen Trank ſpendet. Der ſprichwörtliche Name Schmutzbartel entſpricht ganz dem des ſchwarzen Knechts Ruprecht, Hollepöpel und Pelzmärten; leitet man auch den Schmutz von der Arbeit im Keller her, ſo iſt ja auch das nur Schmutz der Winterarbeit. — Dasſelbe Weſen iſt ohne Zweifel auch Berchtung, Stammvater der Wölfinge im Heldenbuch.

Da auf den 24. Auguſt der Bartholomäustag fällt, und in Pommern die wilde Jagd ſchon an dieſem Tage umherzieht (Grimm d. M. 883) ſo ſcheint es, der heidniſche Berthold ſey auf den chriſtlichen Bartholomäus insbeſondere wegen ſeines Amtes als Kellermeiſter der Walhalla bezogen worden. Der Keller nämlich wird im Herbſt gefüllt und mit dem Bartholomäustage beginnt der Herbſt. Der wilde Mann wurde in Stroh gehüllt, weil es um die Zeit der Erndte war, er heißt daher Strohbartel in Oeſtreich. Höfer, etymolog. Wörterbuch I. 313. Derſelbe wilde Mann heißt Schmuzli in der Schweiz. Stalder, Edict. II. 337. Pelzmärten in Schwaben, Haustrapp im Elſaß. Weinhold, Weihnachtsſpiele S. 41. Grampus in Oeſtreich. Schmeller B. W. II. 110.

Es iſt nöthig, dieſe Thatſachen des Volksglaubens in Erwägung zu ziehen, um daraus zu erklären, wie Odin in Knechtsgeſtalt und insbeſondere bei der Winterarbeit beſchäftigt aufgefaßt werden konnte, obgleich er der höchſte Gott war. Der Sinn, der in dieſem Gegenſatze liegt, iſt offenbar kein anderer, als der: Indem Odin, aus ſeiner reinen Geiſtigkeit heraustretend, in die Materie einging, um die ſchöne Natur, die Luſt des Lenzes und Sommers, die Fülle ſinnlicher Reize zu erwirken, mußte er ſich auch den Winter gefallen laſſen, wurde der höchſte Geiſt auf gewiſſe Zeit „Knecht der Natur“.

13.

Frau Uote.

In dem berühmten altd. Hildebrandsliede kehrt der alte Hildebrand vom fernen Oſten nach langen Jahren zurück zu ſeiner Frau Uote, die ihm ſeltene Treue bewahrt hat, wie noch Wolfram von Eſchenbach von ihr rühmt. Vgl. Grimm, deutſche Heldenſage S. 63. Unterdeß iſt ſein Sohn Hadubrand oder Alebrand herangewachſen. Vater und Sohn begegnen ſich, ohne einander zu kennen, und kämpfen. Der Vater wird vom Sohn verwundet und gefangen zur Mutter geführt, der er ſich zu erkennen gibt, indem er ſeinen Ring in ihren Becher fallen läßt. Der letztere Zug kommt nicht im älteſten Hildebrandsliede, aber in einem ſpäteren offenbar auf alte Ueberlieferung gegründeten Volksliede vor. Uhlands Volksl. Nr. 132.

W. Müller hat in Hennebergers Jahrbuch I. 177 und in Schambach und Müllers niederſächſ. Sagen S. 393 f. die Vermuthung ausgeſprochen, unter dem heimkehrenden Hildebrand könne Odin gemeint ſeyn, der aus ſeiner Verbannung zurückkehrt. Dagegen zeigen ſich nun aber weſentliche Bedenken, die Müller nicht gehoben hat. Frigg, zu der Odin heimkehrt, wird ausdrücklich untreu genannt, Uote dagegen wegen ihrer Treue gerühmt. Am grellſten ſtellt ſich der Gegenſatz heraus, wenn man ſich unter Uote, Oda das makellos treue Mädchen denkt, die den höchſten Gott, ohne ihn zu kennen, als armen Wurm gepflegt hat, und ihr jene Frigg des Saxo entgegenhält, die als Gattin des höchſten Gottes ſich einem gemeinen Mann verkuppelt, der nur das lebloſe Bild jenes Gottes verfertigt. Dort wird das ärmſte Mädchen durch ſeinen innern Adel zum Himmel erhoben, hier befleckt ſich die höchſte der Göttinnen. Dort ehrt die Unſchuld im häßlichen Wurm das Göttliche, hier laſſen ſich Uebermuth und Eitelkeit vom Göttlichen abwenden zum Gemeinſten. Der Himmelskönigin wird das Gold an der Statue ihres Gemahls lieber, als der Gemahl ſelbſt. Der Gegenſatz wiederholt ſich in faſt unzählbaren deutſchen Volksſagen. Denn kein Sagenkreis, ſo weit deutſche Zunge reicht, iſt reicher als der von den Aſchenbrödeln und Gänſehirtinnen und als Magd dienenden Königstöchtern, die durch ihre Treue und Geduld, wie jene Wurmpflegerin, die höchſte Würde im Himmel erwerben und Gemahlinnen des Königs auf dem Glasberge werden, der um ihretwillen die falſche Braut oder die unrechtmäßige Gemahlin verſtößt. Alle dieſe Sagen ſchon hier zu erörtern, erachte ich nicht für paſſend, da ich mir die Lehre von den weiblichen Gottheiten klar zu machen noch vorbehalten muß. — Der betreffenden Sagen von einer falſchen Braut oder Gattin, die verſtoßen wird, ſtehen andere entgegen, in denen ein falſcher Bräutigam oder Gemahl vertrieben wird, um dem rechtmäßigen Platz zu machen, und hier iſt allerdings möglich, daß Odins Verhältniß zu Mitodin oder zu ſeinen Brüdern in Frage kommt. Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß Frigg, zu der Odin heimkehrt, die Treue nicht bewahrt hat, wie Uote.

Sey dem, wie ihm wolle, ſo kommt in einer großen Menge von deutſchen Volksmärchen eine daheim verlaſſene Königin oder Rittersfrau vor, deren Gatte in fernen Landen abweſend iſt, und für todt gehalten wird, und die mit einem aufdringlichen Bräutigam eben die Hochzeit feiern ſoll, als der rechte Mann, aus ſeiner fernen Verbannung durch Teufelskunſt befreit, auf einem Mantel durch die Luft dahergeflogen kommt und ſich durch den in der Frauen Becher geworfenen Ring zu erkennen gibt. Jener Wunſchmantel iſt das bekannte Attribut Odins.

In einer Schweizer Sage (Wyß, Idyllen II. 302. Kohlruſch, Schweizerſagen I. 56. Schwab, Burgen der Schweiz II. 327) heißt es von dem Ritter Wernhart von Strättlingen, derſelbe lieh einmal aus Güte einem armen Pilger bei harter Winterkälte ſeinen Mantel. Der Pilger aber war der Teufel und kam nicht wieder. Als nach fünf Jahren der Ritter auf den Berg Gargano in Apulien wahlfahrtete (den Sitz des Erzengels Michael) und er bei dieſem Anlaß gefangen wurde, kam auf einmal der Teufel mit dem Mantel wieder zu ihm und zwar auf Befehl des h. Michael, und führte ihn in derſelben Nacht noch auf ſein Schloß Strättlingen zurück, wo eben ſeine Frau mit einem Andern Hochzeit halten ſollte. Als Bettler in den Saal tretend warf er ſeinen Ehering in den Becher, den die Frau ihm reichte, und daran erkannte ſie ihren Gemahl. Der falſche Bräutigam mußte nun weichen.

Daß der Teufel den Ritter in Einer Nacht glücklich zu der Frau heimbringt, die ſchon einen Andern heirathen ſoll, und die den Heimkehrenden am Ring erkennt, wiederholt ſich in der Sage von Gerhard von Holenbach. Caesar. Heisterb. VIII. 59. Vom Ritter von Bodmann am Bodenſee, E. Meier, Märchen Nr. 61. Vom edeln Morgener, Gräter Iduna II. 21 f. Vom Ritter Ulrich von Buchhorn, Grimm d. S. Nr. 525. Einem Schäfer in Baaders bad. Sagen, 405.

Häufig iſt in den Sagen erwähnt, der Teufel ſoll den Ritter noch vor Hahnkrähen zurückbringen. Damit iſt einfach die Nacht gemeint, die mit dem erſten Krähen des Hahnes endet. Eines mythiſchen Hahnes wird es zur Erklärung wohl kaum bedürfen.

Eine der ſchönſten und einfachſten Volksſagen dieſer Gattung iſt die von Ritter Kuno, der in der Gefangenſchaft bei den Sarazenen träumte, ſeine Frau heirathe einen Andern. In der Angſt verſchrieb er ſeine Seele dem Teufel, wenn er ihn vor Hahnkrähen heimbringe, unter der beſondern Bedingung, daß der Ritter frei ausgehen ſolle, wenn er unterwegs den Schlaf bezwingen könne. Da kamen zwei Falken, einer ſetzte ſich unterwegs auf ſein Haupt, der andere auf ſeine Fauſt und pickten ihn mit ihren Schnäbeln, daß er wach blieb. Davon nahm er und ſein Geſchlecht den Namen Falkenſtein an; ſein Schloß aber beherrſcht das berühmte Höllenthal im Schwarzwald bei Freiburg. Schreiber, Taſchenbuch 1844. S. 149 f. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 362.

Vor dem Nicolaithore in Breslau ſteht ein uralter ſteinerner Bildſtock mit vier Seiten, auf denen ein Kreuz, ein Ring, ein Hahn und ein Pferd abgebildet ſind. Ein Ritter war im h. Lande gefangen, da wurde ihm ſein Ehering geraubt. Einſt träumte ihm, ſein Weib daheim empfange den Ring von einem Andern zum ſichern Zeichen, daß er todt ſey. Da gelobte er ſich dem Teufel, wenn ihm dieſer helfe vor Hahnkrähen. Der Teufel ließ ihn nun auf einem Hahn durch die Luft reiten, als ſie aber des Morgens zu dem Kreuze vor Breslau kamen, krähte der Hahn und die Macht des Teufels war beſiegt. Aus dem Hahn wurde ein Roß und der Ritter kam noch gerade zurecht, um die Hochzeit ſeines Weibes zu hintertreiben. Kern, ſchleſiſche Sagenchronik S. 251. Bei Gödſche ſchleſ. Sagenſchatz S. 37 wird die Sage von einem jungen Geſellen erzählt. Vgl. Griesheim, Gedichte II. 369. — Noch einige ähnliche Sagen bei Bosquet, la Normandie p. 469. 470.

Die Vorſtellung war im Mittelalter äußerſt verbreitet und beliebt. Daher nicht wenige berühmte Dichtungen ihr ausſchließlich gewidmet ſind. So das altdeutſche Gedicht von „Reinfrit von Brunswig," handſchriftlich zu Gotha, aus dem Ende des 13. Jahrh. Vergl. Jakobs Beſchreibung der deutſchen Gedichte. Es kommt auch als Volksbuch vor, iſt aber am ausführlichſten umgearbeitet in dem ſpätern altd. Gedicht von Heinrich dem Löwen, handſchriftlich in Stuttgart vom Jahr 1474, edirt in Maßmanns Denkmälern S. 122. (Auch in Erlachs Volksliedern II. 290.) Ein anderes ähnliches Gedicht iſt als Volksbuch länger bekannt, edirt in Büſchings Volksſagen S. 213 und in Simrocks deutſchen Volksbüchern I. 1. Im Auszug in Reichards Romanbibliothek VIII. 127 f. Vgl. Hagen und Büſching Grundriß, 185. Görres Volksbücher S. 91. Ohne den Namen findet ſich die Sage auch ſchon in den Gestis Rom. der engliſchen Handſchrift. Vgl. Gräße, gesta, deutſch II. 234.

Das Stuttgarter Gedicht erzählt: Heinrich, Herzog von Braunſchweig, will Thaten und Ruhm erlangen, nimmt von ſeiner treuen Frau Abſchied und zieht ins h. Land. Unterwegs auf dem Meer überſteht er furchtbare Stürme, dann eine verderbliche Windſtille. Alle verhungern auf dem Schiff, bis auf Heinrich und einen treuen Knecht. Sie ſchlachten des Herzogs Pferd und nähren ſich davon. Ein Greif wird durch den Geruch angezogen und holt von dem Fleiſch. Nun erſinnt der Knecht für ſeinen Herrn das einzige Mittel, davonzukommen, indem er ihn in die noch übrige Pferdehaut näht, die der Greif holt und in ſein hohes Felſenneſt trägt. Hier tödtet Heinrich die jungen Greife und ſtürzt hinab. In der Wildniß rettet er einen Löwen aus den Klauen eines Drachen, zum Dank folgt ihm der Löwe und hilft ihn ernähren, bis ſie an ein großes Waſſer kommen. Heinrich macht ſich ein Floß und beſteigt es mit dem Löwen. Die Strömung treibt ihn aber in ein Loch unter einem Berge und er wird in die tiefſte Finſterniß fortgeriſſen, bis er mit dem Schwert ein Stück leuchtenden Karfunkel von der Bergwand haut. Damit findet er den Ausweg und kommt zu einer Burg, wo ihn Schnäbelmänner aufnehmen. Als er aber hier auch eine deutſche Frau findet, die ihn bittet, ſie wieder mit zu nehmen, fallen ſie über ihn her. Der Löwe indeß zerreißt ſie und er nimmt die Frau mit. Nun geräth er aber unterwegs unter das wüthende Heer, und einen der böſen Geiſter, der aus demſelben zurückbleibt, fragt er um Kunde von ſeiner Frau daheim. Da ſagt ihm der Geiſt, ſie ſey im Begriff, da er todtgeſagt werde, einen Andern zu heirathen. Er bittet den Geiſt, ihn durch ſeine Zauberkraft heimzubringen und der Geiſt verſpricht es. Heinrich muß ihm aber ſeine Seele verpfänden, falls er einſchlafe, bis ihm der Geiſt den Löwen nachgebracht (von der Frau iſt im Gedicht nicht mehr die Rede). Heinrich wird nun vom Geiſt nach Braunſchweig durch die Luft getragen und ſchläft ein. Als ihm aber der Löwe nachgebracht wird und ſeinen Herrn ſchlafen ſieht, brüllt er ſchon von Ferne, ſo daß Heinrich erwacht und der Geiſt betrogen iſt. Heinrich kommt nun auf die Burg zur Hochzeit, wirft ſeinen Fingerring in den Becher der Herzogin, wird dadurch erkannt und mit Jubel aufgenommen. Der Löwe bleibt bei ihm. Als Heinrich ſtirbt, legt ſich der Löwe auf ſein Grab und ſtirbt mit.

Im Volksbuch werden aus der Pferdehaut Ochſenhäute. Die Fahrt im dunkeln Berge und die Schnabelleute fehlen. Statt der wilden Jagd kommt einfach der Teufel. Originell iſt des Herzogs Schlaf auf dem Karfunkelſtein. Der Held legt ſich achtlos auf einen Stein, um zu ſchlafen, aber indem es Nacht wird, fängt der Stein an zu leuchten und ſtrahlt immer heller, ſonnengleich, je dunkler die Nacht wird. Schließlich beſiegt der Held einen dreizehnköpfigen Drachen durch ein Zauberſchwert und kehrt glücklich heim.

Aehnlich iſt das altengliſche Heldengedicht vom Hornkind (bei Ritſon II. 91 f. und im Auszug im Muſeum für altd. Lit. und Kunſt II. 284 f.) und das altfranzöſiſche Gedicht vom Prinzen Pontus (ein Auszug in Büſching und van der Hagen, Buch der Liebe I. und Reichardts Romanbibliothek XIX., vgl. Gräße, Sagenkreis S. 53). Auch hier vertreibt der Held den falſchen Bräutigam und gibt ſich durch den Ring zu erkennen.

10.

Hadubrand.

Im deutſchen Liede begegnet der alte Hildebrand bei ſeiner Heimkehr ſeinem unterdeß herangewachſenen Sohne Hadubrand oder Alebrand, ohne ihn zu kennen, wird von ihm verwundet, aber im Triumph der treuen Mutter heimgebracht. So dürfen wir uns denken, könnte Vali, der Sohn der Rinda (deſſen Name in Alebrand anklingt) dem ihretwegen verbannten Odin bei ſeiner Heimkehr begegnet ſein. Der Alte hat durch Sünde und Strafe, durch Luſt und Mühe den Frühling vorbereitet, jetzt tritt ihm derſelbe in voller Blüthe als ſein Sohn entgegen, ihn ſelbſt wunderbar überraſchend.

Vali iſt nur gezeugt worden, um Baldurs Tod zu rächen und er erfüllt ſeine Beſtimmung, indem er Baldurs Mörder, den blinden Hödur tödtet. Liegt nicht eine Anſpielung darauf im Namen Hadubrand?

Wir haben oben in Hödur den Begriff der Zeitlichkeit hervorgehoben im Gegenſatz gegen den in ſeinem Bruder Baldur liegenden Begriff der Ewigkeit. Der Frühling, das irdiſche Nachbild, gleichſam der periodiſche Erſatz der verlorenen Ewigkeit und Seligkeit, kann ſchon deshalb als eine die Zeit tödtende Potenz aufgefaßt werden, aber auch ſoferne er regelmäßig das alte Jahr vernichtet und ein neues bringt.*)

Die Wunde, die der alte Hildebrand von ſeinem Sohn empfängt, iſt eine wohlverdiente Strafe dafür, daß durch Odins Neugier und Uebermuth das irdiſche Leben voll Mühe und Leiden entſtehen mußte, in dem nur noch der Frühling an den verlorenen Himmel mahnt.

Dieſe Wunde hat ein merkwürdiges Gegenbild. Bei Rudbeck, Atlantis II. 5. wird eine Mythe von Odin mitgetheilt, nach welcher er zur Zeit der Sonnenwende (im Winter) ermüdet eingeſchlafen und von einem Eber zerriſſen worden ſey, aus ſeinem Blute aber ſeyen die Blumen entſtanden. Das iſt eine reine Frühlingsmythe, der Eber iſt überall Sinnbild des rauhen Winters. Wenn man erwägt, daß auch das unterirdiſche Schmieden der Zwerge, wie oben gezeigt worden, nur die Formenbildung der aus der Erde wachſenden Pflanzen bedeutet, ſo könnte man unter dem Eber auch den böſen König Nidung verſtehen und den ſchlafenden Odin, aus deſſen Blut die Blumen werden, auf den gefangenen Schmied Wölundur beziehen.

Rudbecks Mythus, deſſen Aechtheit Grimm d. M. 899 zu ſchnell in Zweifel gezogen hat, iſt in Deutſchland ſehr verbreitet in den Sagen vom wilden Jäger Hackelberg, von dem ich im vierten Buch ausführlicher handeln werde. Die Sage von Hackelberg geht noch weiter als Rudbecks Mythus. Den Hackelberg nämlich ſoll einer Weiſſagung zufolge ein Eber tödten. Er ſelbſt aber tödtet den Eber und ſtößt ihn hohnlachend mit dem Fuße, verwundet ſich aber den Fuß am Hauer des todten Ebers und muß nun doch ſterben. Grimm d. Sagen Nr. 312. Hackelberg charaterisirt ſich in aller Weiſe als Odin, ſogar im Namen (hekla Mantel, Odins Wunſchmantel). Der Sinn des Mythus iſt ſehr einfach. Odin umfaßt die ganze Zeitlichkeit, überlebt alſo jedes einzelne Jahr, muß aber doch in einem letzten Jahr ſelber endigen. Man kann das nicht ſinnreicher und zugleich deutlicher ausdrücken, als durch den Tod, den Odin vom Todten empfängt.

---

*) Hödur hat die winterliche Miſtel zum Attribut. Der ſteht direkt entgegen die bei den Sunwendgebräuchen zu Johanni eine Hauptrolle ſpielende, in den heißeſten Sommertagen mit gelben Blumen hoch aufſteigende mit weißen Wollhaaren bedeckte Königskerze (Wollblume). Das Volk nennt dieſelbe auch Hildebrand und Himmelbrand mit Bezug auf die heiße Jahreszeit. Schmeller, Bayr. Wörterbuch II. 196. Darin liegt wohl eine uralte mythiſche Erinnerung.

Der Frühling, des Zeitgottes geliebter und theuer erkaufter Sohn, verwundet ihn immer nur und gerne duldet der Vater die Wunde. Einſt aber kommt der letzte Winter, der Fimbulwinter der Voluſpa, mit dem die ganze Zeit endet. Das iſt der Eber.

Eine merkwürdige Aehnlichkeit zeigt der griechiſche Mythus von Odyſſeus, der nach langer Abweſenheit heimkehrend, die böſen Freier ſeines treuen Weibes vertreiben muß, ſelbſt aber, nachdem er alle Gefahren des Meeres überſtanden zu haben wähnt, von ſeinem Sohn Telogonos mit einer Fiſchgräte, dem Produkt des Meeres, getödtet wird.

11.

Fenrir.

Wie Odin den mächtigen Frühlingsgott als Sohn erzeugt, ſo ſtellte ihm Loki gleichfalls einen Sohn entgegen. Nach der jüngern Edda 34 zeugte der böſe Loki mit einer Rieſin den Wolf Fenrir, der zu ſo ungeheurer Größe und Grimmigkeit emporwuchs, daß die Aſen Verderben von ihm fürchtend ihn mit Liſt unſchädlich zu machen verſuchten. Sie brauchten dazu das wunderbare Band Gleipnir, welches aus dem leiſen Tritt der Katze, dem Weiberbart, des Berges Wurzeln, des Bären Sehnen, des Vogels Speichel (Koth) und des Fiſches Hauch (Leben) zuſammengewunden und weich wie Seide war. Der Wolf lachte über dieſes zarte Band und duldete, daß die Aſen es ihm anlegten, traute ihnen aber doch nicht recht und ließ ſich nur unter der Bedingung binden, daß ihm Tyr ſeine Hand in den Rachen lege. Als er ſich nun wider Vermuthen wirklich feſtgebunden ſah, biß er auch die Hand ab, blieb aber gefeſſelt (mit offen durch ein Schwert aufgeſperrtem Rachen) bis zum Weltende, an welchem er frei werden und den höchſten Gott Odin ſelbſt verſchlingen ſoll.

Unter dem räthſelhaften Bande (welches gleich dem Regenbogen zart und luftig und doch ungeheuer ſtark iſt) kann wohl nichts anderes verſtanden werden, als das ſtille Wirken der organiſchen Natur in der Erde, wodurch deren Rieſenkräfte im Innern beruhigt und die Oberfläche befähigt wird, ſich mit einer Decke von Pflanzen zu bekleiden und ein Wohnplatz für Thiere und Menſchen zu werden. Denn die Beſtandtheile des Bandes ſind gleich Mimirs Hugrunen und hier nur ironiſche Sinnbilder des organiſchen Lebens, das gar zarte und ſchwache Fäden ſpinnt, dem aber in ſeiner Geſammtheit allerdings die Macht inwohnt, die Oberhand über die anorganiſchen Maſſen zu gewinnen. Soferne nämlich die Elemente und von Rieſenkräften bewegten Räume ruhig, Berge und Land gefeſtet genug geworden ſind, um in der Luft die Vögel, im Waſſer die Fiſche, auf der ganzen Erdoberfläche die Thiere dulden zu müſſen, haben ſie auch ihre zerſtörende Gewalt verloren, ſind die wilden Elementarrieſen gebunden.

Der Symbolik, die mir im Bande Gleipnir zu liegen ſcheint, entſpricht, was Haupts Zeitſchrift VII. 84 aus einem Volksliede von den Faröerinſeln mittheilt, genannt Lokathattur. Der Rieſe Skrujmsli gewinnt im Schachſpiel einem Bauern deſſen jungen Knaben ab, den aber die drei höchſten Aſengötter, Odin, Hönir und Loki zu retten trachten. Odin birgt den Knaben in einem Gerſtenfelde; als dieſes vom Rieſen verwüſtet wird, birgt Hönir den Knaben geſchwind unter die Nackenfedern eines Schwanes; als der Rieſe auch dem Schwan den Kopf abreißt, birgt Loki den Knaben im Rogen eines Fiſches (Flunders) und tödtet endlich den Rieſen, indem er ihm die Beine abhaut. Dieſer Knabe bedeutet nun wohl auch nichts anderes, als die organiſche Lebenskraft in den Pflanzen der Erde, in den Vögeln der Luft und in den Fiſchen des Waſſers, ein Leben, gegen deſſen Herrſchaft die anorganiſche Natur ſich vergebens ſträubt.

Die Hand Tyrs ſcheint die pflanzenbildende Kraft in der Erde zu bedeuten, entſprechend dem Handſchuh des Niördr. Tyr iſt Kriegsgott, aber auch der römiſche Kriegsgott Mars war aus einer Blume gezeugt und ſein Name bezeichnet heute noch den Frühlingsmonat März, in dem die erſten Blumen ſproſſen. Die Vergleichung der im Frühling hervorſchießenden Pflanzenwelt „mit einem Heere, jedes Halmes und Blattes mit einer Lanze, einem Schwert und Schilde, der Blumen mit Helmen ꝛc. kehrt häufig in der deutſchen Sage wieder. Das Heer zieht feierlich ein, König Grünewald (der im Frühling wieder grünende Laubwald) erobert die Burg des Winters ꝛc. Die berühmte Sage vom Bürgermeiſter Gryn zu Köln, der die eine Hand in den Rachen des Löwen ſtieß, und mit der andern ihn tödtete, dürfte, wie ſchon Wolf, Beitrag I. 131 ſcharfſinnig erkannt hat, auf jenen alten Mythus vom Wolfe zu beziehen ſeyn. Sie wiederholt ſich in einer Sage vom Knollendam. Wolf, niederl. S. Nr. 302. — Die ritterlichen Spiele zu Oſtern und Pfingſten, der feierliche Einritt des Maigrafen oder Maikönigs in Norddeutſchland, der große Umritt bewaffneter Männer mit dem h. Blut zu Weingarten, die Pfingſtſchießen und Pfingſtwettreiten enthalten ſämmtlich die Erinnerung an jene altheidniſche Symbolik, die den Frühling als eine allgemeine Bewaffnung und Kriegsrüſtung auffaßte.

Aus dieſer Symbolik allein läßt ſich auch erklären, warum die bekannte Blume Eiſenhut oder Sturmhut (Aconitum) im Norden Helm des Tyr, Tyrhialm, das Märzveilchen Tysfiola, der Kellerhals Tysvidr, Tysved heißt. Grimm d. M. 180. 1045. Auch der anderweitige Namen dieſer Blume Wolfskraut, Wolfswurz, Teufelswurz erklärt ſich ausſchließlich aus der Mythe vom Tyr und Fenrir. Der Gegenſatz zwiſchen Tyr und dem Wolf iſt noch in dem Volksglauben erhalten, wonach die Wölfe vom Genuß dieſes Krautes ſterben ſollen. Gmelin, Pflanzengift 723. — Daß nach Oegisdreka 40 Loki ſich rühmt, Tyrs Weib berückt zu haben, kann auch wohl nur durch die bei der Vegetation wirkſame Erdwärme, das unterirdiſche Feuer, erklärt werden.

Das Hauptſymbol, die abgebiſſene Hand, erklärt ſich ſonach als das im Herbſt abfallende Laub. Tyr iſt die in jedem Jahr neu aus der Erde ſproſſende den Winter beſiegende Vegetation, die aber in jedem Herbſt wieder unterliegt. Durch dieſe Wechſel aber iſt alle äußere Weltordnung bedingt. Die Hand des Tyr ſcheint ein allgemeines Schutzſymbol geweſen zu ſeyn. Sie bindet, ſelbſt gebunden, das zerſtörende Princip. Sie iſt als abfallendes Laub, das als Frühlingsknospe wieder erſteht, Bürgſchaft der Wiedergeburt. Daher heißt es in einer alten Brandbeſprechung: brant stant as dem dode sine rechte hant. Wolf, Zeitſchr. I. 337. Der dode iſt hier nicht der Tod im heutigen Sinn des Wortes, ſondern

Tyr, Tio, Teut. Ich glaube hieher auch die ſymboliſchen Holzhände zählen zu müſſen, die ich in den alemanniſchen Gräbern am Lupfen (1846) gefunden habe und die noch in der Sammlung des Württembergiſchen Alterthumsvereins zu Stuttgart aufbewahrt werden. Sie ſind wahrſcheinlich den Todten mitgegeben worden als Pfand der Wiedergeburt.

Der altdeutſche Name des Fauſtpfandes ſcheint dieſer Symbolik anzugehören. Das Opfer der Hand von Seite Tyrs entſpricht dem Opfer des Auges von Seite Odins. Tyr aber ordnet ſich Odin unter, wie Fenrir dem Loki. In Odin und Loki walten höhere geiſtige Mächte, Tyr und Fenrir gehören nur dem Naturleben an.

Wenn nun gleich in der Edda Tyr und Vali als zweierlei Aſen neben einander genannt werden, und Tyr ausſchließlich als Kriegsgott aufgefaßt wird, ſo können ſie doch in der urſprünglichen Bedeutung zuſammenfallen. Wir ſehen ähnliches Auseinandergehen eines Grundbegriffs in zweierlei Perſonificationen mit beſonderen Funktionen auch häufig in der indiſchen und griechiſchen Mythologie. Daß in dem handloſen Tyr Vali verborgen ſey, dafür ſpricht auch das alte Lied vom Waltharius. Auch dieſer junge Held, der nicht nur dem Namen nach mit Vali Aehnlichkeit hat, verliert ſeine Hand.

Ich ſchließe hier die Schöpfungsgeſchichte ab. Alle bisher erörterten Mythen nehmen einzig Bezug auf die allmählige Herausbildung der in ihrer ſchönſten Fülle prangenden Natur aus der urſprünglichen Oede des Ginnungagap. Ein Wunder, das ſich gleichſam nach jedem Winter in jedem Frühjahr wiederholt. Man muß erwägen, welchen tiefen Eindruck das zauberiſche Hervorwachſen der Blüthen und Blätter, die Rückkehr der Zugvögel, der bräutliche Schmuck der Erde und die Fülle des Lebens im Mai nach dem langen harten Winter auf einfache, der Natur überhaupt noch näher ſtehende Menſchen macht. Eine ſolche Mainatur hervorzubringen, mußte ihnen als höchſte Aufgabe der Schöpfung überhaupt und als ein mit unendlicher Kunſt vollbrachtes Werk erſcheinen. Wenn aber irgend etwas die reine Freude daran trüben konnte, ſo war es das Bewußtſeyn und die herbe Erfahrung, daß ein fremder wilder Geiſt, der in den Völkern raſt und ſie zu wechſelſeitigem Morde treibt, den ſchönen Naturfrieden ſtört und dunkeln Verhängniſſen zutreibt. Dieſes Bewußtſeyn allein vermag das ſonderbare Verhältniß zu erklären, in welchem Odin zur Schöpfung ſteht. Er iſt unzweifelhaft der Schöpfer, ohne ihn kann die Natur nicht werden, wie ſie iſt. Alles drängt ihn zur Schöpfung, und doch iſt er anfangs ganz kindiſch und weiß nicht, was er ſchaffen ſoll, und als ihn Mimir belehrt hat, mißbraucht er ſeine Allmacht, und auch noch in der innigſten Vereinigung mit der Materie bleibt ſein Geiſt doch eigentlich der Natur noch immer fremd. Dieſe Auffaſſung iſt höchſt eigenthümlich und genial. In keines andern Volkes Mythologie findet ſich etwas Aehnliches. Nirgends wird die Freiheit des Geiſtes der Geſetzlichkeit der Natur ſo keck entgegengeſtellt.

Ich werde ſofort zu den Mythen übergehen, in denen Odin nur noch mit der Menſchenwelt und ihren Geſchicken zu thun hat. Indem ich aber jene Schöpfungsmythen verlaſſe, kann ich nur noch bemerken, daß es Jedem, der die Räthſelrunen Sleipnir, Mimir, Kvaſir, Odhrörir, Hödur ꝛc. beſſer erklären zu können glaubt, freiſteht, ſie aus dem feſten Gefüge, in dem ich ſie hier zum erſtenmal verbunden habe, wieder herauszureißen, wenn es möglich iſt. Er ſoll ſich aber nicht einbilden, eine einzige dieſer Runen zu verſtehen, wenn er ſie nicht auch alle im Zuſammenhang leſen kann.

12.

Odins Tod.

Ehe wir die kosmiſche Bedeutung Odins verlaſſen, müſſen wir, vorgreifend allem, was wir noch über ſein Walten in der Menſchheit zu ſagen haben, hier ſchon ſeinen Tod erwähnen. Die von ihm geſchaffene und regierte Welt muß untergehen, das iſt die Grundlehre der Edda. Ihr Untergang wird motivirt durch Baldurs Tod, durch den Verluſt der Reinheit, Unſchuld, Rechtlichkeit, und charakteriſirt als letzte Sühne für Ymirs Mord. Dieſer Mord des Urrieſen hätte keiner Sühne bedurft, wenn die aus ſeinen Trümmern erbaute Welt immer rein und heilig, ein Reich des Friedens und der Liebe geblieben wäre. Dann hätte ſie auch ewig dauern können. Aber das ſittlich Böſe ſchuf ihr den Tod.

Die Voluſpa 46 leitet das Weltende, ragnarok (Götterrauch, Weltbrand, in dem die Götter ſelbſt und alle geſchaffene Weſen untergehen) mit Folgendem ein (nach Simrocks Ueberſetzung):

Brüder befehden ſich,
Fällen einander,
Geſchwiſterte ſieht man
Die Sippe brechen.
Unerhörtes ereignet ſich,
Großes Unrecht.
Beilalter, Schwertalter,
Wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit,
Eh die Welt zerſtürzt.
Der Eine ſchont
Des Andern nicht mehr.

Wenn auch in andern Heidenreligionen das Bewußtſeyn einer Schuld von Anbeginn an und demnach die Vorſtellung eines ſchrecklichen Weltendes vorkommt, ſo zeichnet ſich doch die Religion der Edda durch gänzliche Abweſenheit von Bußgedanken und Zerknirſchung aus. Die altindiſche, die perſiſche Religion mahnt ihre Bekenner zu Reue und Demuth; daran aber läßt die Edda beim Weltuntergang Niemand denken, vielmehr umgürten ſich Aſen, Vanen und Menſchen, jeder ohne Ausnahme mit Waffen und ziehen alle todesmuthig zum letzten Kampfe aus. Derſelbe männliche Trotz kehrt wieder in der Nibelungennoth. Keiner der Burgunder bereut die ſchwere Schuld, alle ſind ſich bewußt, ihr Leben verwirkt zu haben, wehren ſich aber bis zum letzten Hauche.

Der Götterrauch iſt unter dieſem Geſichtspunkt eine Schlacht aller Weſen gegen einander, die ſo lange dauert, bis keines mehr übrig bleibt. Das großartigſte Kampfbild, das ſich denken läßt. Des Bildes Grundgedanke aber iſt: das durch den Geiſt aus der rohen Materie geweckte und in der organiſchen Natur und Menſchengeſchichte entrollte höhere Leben hat mit der Unſchuld und Treue, d. h. mit dem ſittlichen Princip ſein innerſtes geheimes Band, damit ſeine Berechtigung verloren und fällt unrettbar dem Tode, d. h. der Auflöſung in die rohe Materie anheim. Wie Ymirs Mord durch Baldurs Mord, ſo wird Baldurs Mord wieder durch den Götterrauch geſühnt.

Wir ſtellen aus der Voluſpa und der j. Edda 51 die Hauptzüge des Götterrauchs zuſammen. Schon brennt die Eſche. Sonne und Mond werden von den Wölfen, die immer hinter ihnen gejagt, endlich verſchlungen. Die Mitgardſchlange verläßt das Meer, in welches ſie bisher gebannt war, und wälzt ſich über das feſte Land. Fenrir wird der Bande ledig und ſperrt den Rachen ſo lang auf, daß er unten an die Erde, oben an den Himmel ſtößt. Von dieſem Stoße öffnet ſich die Erde und gibt ihre Todten heraus, die auf dem Schiff Naglfar daherfahren, und ſtehen alle Rieſen auf von Hrymr angeführt, und Loki wird frei und kommt mit ſeinem ganzen Geſchlecht. Zugleich hat Fenrirs Kiefer auch oben den Himmel eingeſtoßen und die Regenbogenbrücke zerbricht und Surtur fährt herab mit Muſpels feurigen Söhnen, ſein Schwert glänzt heller als die Sonne.

Sobald Heimdallr, der Himmelswächter, die Feinde der Götter von allen Seiten kommen ſieht, ſtößt er mächtig ins Giallarhorn (dem unten das gräßliche Aufheulen des Höllenhundes Garmr antwortet). Da laufen die Aſen zuſammen und Walhalla entleert ſich der bei Odin ſchmauſenden Helden (Einheriar), die ſich eilends zum Kampfe rüſten. Odin ſucht vergeblich Rath bei Mimir. Dann ermannt er ſich, ſetzt ſich zu Roß, bedeckt ſich mit dem Goldhelm und ſchwingt den Speer Gungnir, allen voran ſich in die Schlacht ſtürzend. Aber er ſpringt in den Rachen des Wolfs Fenrir und wird von ihm verſchlungen. An ſeiner Seite überwältigt Thor zwar die Mitgardſchlange, wird aber von ihrem Hauch vergiftet und fällt todt hin. Freyr unterliegt, weil er ſchwertlos iſt, dem Surtur, Tyr kämpft mit dem Hund Garmr und beide tödten ſich gegenſeitig. Ebenſo Loki und Heimdallr. Widar aber tritt mit ſeinem alldurchdringenden Schuh auf den Unterkiefer Fenrirs und reißt zugleich mit den Armen deſſen Oberkiefer aus. Endlich ſchüttet Surtur Feuer über das Schlachtfeld und die ganze Welt geht in Rauch auf.

Surtur erſcheint ganz deutlich als der eigentliche Vollſtrecker des Gerichts. Die Voluſpa 52 ſagt:

Surtur fährt von Süden,
Der Rieſe mit dem Schwert,
Von ſeiner Klinge ſcheint
Die Sonne der Götter.
Steinberge ſtürzen,
Rieſenweiber ſtraucheln.
Zu Hel fahren Helden,
Der Himmel klafft.

Was iſt mit den Aſen?
Was iſt mit den Alven?
All Jotenheim ächzt,
Die Aſen verſammeln ſich,
Die Zwerge ſtöhnen
Vor ſteinernen Thüren.

Das gibt ein vollkommenes Bild von dem allgemeinen Zagen vor Surtur. Dieſer aber verſchwindet wieder, indem der neue Himmel und die neue Erde geſchaffen werden, worin Baldur herrſchen wird.

Surtur und Baldur ſind mithin ewige Weſen, eins mit Allvater oder deſſen unmittelbarſte Emanationen, hoch über der Zeitlichkeit und alſo auch über Odin ſtehend, der von nun an für immer abgethan iſt.

Des Wolfes Fenrir Rachen, der Odin verſchlingt, wird gleichſam wieder Ginungagap, der urſprüngliche Abgrund, aus dem alles kam und der jetzt wieder alles verſchlingt.

Drittes Buch.

Odins Wirken in der Menſchheit.

1.

Aſiatiſcher Urſprung der Odinslehre und Verhältniß derſelben zu anderen aſiatiſchen Religionsſyſtemen.

Obgleich nach der Heimſkringla Odin mit den Aſen wirklich aus Aſien gekommen iſt, ſo wird der Name der Aſen doch nicht von dem Welttheil abgeleitet, ſondern mit Aſkr, dem erſten Menſchen, der zugleich die Eſche bedeutet, weil er aus Eſchenholz gemacht war, in Verbindung gebracht. As, plur. aesir iſt gleichbedeutend mit dem gothiſchen ans (Lucas 6, 41. 42 in der Bibelüberſetzung des Ulphilas), welches eigentlich den Balken, zugleich aber auch einen Menſchen bedeutet und wahrſcheinlich noch in den Hanſen des Mittelalters, in dem ehemals ehrenvollen, jetzt (mit der ganzen Nation) mehr ins Gemeine und Lächerliche hinabgeſunkenen Hans erhalten iſt. Die Gothen nannten ihre Großen anses i. e. semideos, Jornandes, Cap. 13.

Auch iſt, was die nordiſchen Aſen charakteriſirt, weſentlich das Menſchliche. Sie galten nur in dem Strom der Weltgeſchichte, die ſich durch den Raum ergießt, während den paſſiven Raum ſelbſt die Vanen als niedere Gottheiten beherrſchen. In der Menſchheit allein iſt Fortſchritt, ihretwegen iſt die Zeit da. Allen andern niederen Geſchöpfen genügt das ewige Einerlei im Raum.

Durch dieſe Ueberordnung der Bewegung über die Ruhe unterſcheidet ſich die Odinslehre am auffallendſten von der altägyptiſchen Religion, in der umgekehrt die Ruhe verewigt, die Bewegung gänzlich gehemmt war. Die höchſte göttliche Potenz für die Aegypter war die ewig gleiche Ordnung im Lauf der Geſtirne, im Lauf des Nils, in dem ſtets ſich wiederholenden Wechſel der Jahreszeiten, der Saat und der Aerndte, im ſtaatlichen und Privatleben. Die höchſte göttliche Potenz unſerer Nordländer war dagegen die ſchrankenloſe, freie, durch jedes Hinderniß fortſtürmende Kraft. Hat ſich dieſer merkwürdige Völkergegenſatz nicht vielleicht in einer unmittelbaren Berührung ausgebildet? Sind jene Skythen, die bis Aegypten vorgedrungen und zu denen hinwiederum die Aegypter unter Seſoſtris vordrangen, nicht Vorfahren, nicht Stammverwandte und Glaubensgenoſſen der alten Deutſchen und Skandinavier geweſen? Und bildet das alte Heiligthum in Samothrake, bilden die Geten mit ihrem Zamolxis nicht ein Mittelglied?

Die ägyptiſchen Götter ſind ausſchließlich als Vanen zu betrachten, die räumliche Natur und ihr Geſetz zieht hier den Menſchen gleichſam unter die, eben daher auch vergötterten Thiere hinab. Nichts iſt hier frei. Von Geburt an gehört jeder Menſch einer Kaſte, einem Fleck Erde, ſein ganzes Leben iſt ihm vorgeſchrieben, wie dem Thiere. Solchem Zwange konnte ſich der Adel deutſcher Natur nie unterwerfen. Hier ſtrebte alles nach That, nach Ausdehnung ins Weite, nach Durchdringung dunkler Fernen, nach Fahrten und Ruhm.

Die Odinslehre wurzelt in der uralten Religion der Arier, bildete aber nicht wie die altperſiſche Lehre den ſcharfen Gegenſatz von Gut und Böſe, ſondern vielmehr, und zwar in direktem Gegenſatz gegen die ägyptiſche Lehre, den Gegenſatz von Leben und Tod aus. Dem Kultus des Todes, des nur mumiſirten Daſeyns, am Nil ſcheinen ſchon die Skythen den Kultus des unbedingten Lebens entgegengeſetzt zu haben. Den Gegenſatz beider Völker faßt ſchon Herodot, am ſchärfſten aber Juſtinus II. 1 auf. Hier ſtreiten Skythen und Aegypter, welche von beiden Nationen die älteſte ſey? und die Skythen behaupten den Vorrang, das älteſte Volk in der Welt zu ſeyn, weil ſie auf der Nordhälfte der Erde wohnten, die zuerſt aus dem Flüſſigen erſtarrt und daher über das Meer erhoben worden ſey; während Aegypten unter dem Einfluß der Hitze von Süden her erſt viel ſpäter abgekühlt und bewohnbar geworden ſey. Das erinnert deutlich an den Gegenſatz von Niflheim und Muſplheim.

2.

Odin, Hönir, Loki.

Müſſen wir die Frage nach Odins Brüdern aus Mangel an erläuternden Quellen fallen laſſen, ſo iſt uns doch zum Glück eine echte nordiſche Trimurti erhalten in der oft wiederkehrenden Vergeſellſchaftung des Odin mit Hönir und Loki. Loki gibt ſich überall deutlich als das zerſtörende Princip zu erkennen, da nun Odin ohne Zweifel als das ſchaffende zu betrachten iſt, ſo bliebe für Hönir nur das erhaltende übrig. Das Wenige, was uns von Hönir bekannt iſt, widerſpricht dieſer Vorausſetzung nicht. Nach der Voluſpa 18 fanden Odin, Hönir und Lödur (Loki) einmal ein Stück Eſchenholz (askr) und machten daraus den erſten Menſchen; Odin gab ihm die Seele, Hönir die Sinne, Loki das Blut. In der Ynglingaſaga 4 wird Hönir von Seiten der Aſen den Vanen als Geißel gegeben, gilt aber für einfältig. Dagegen ſagt die Voluſpa 62, Hönir werde das Weltende überdauern und dann ſein Loos ſelber wählen. Das ſtellt ihn in eine Linie mit dem reinen Baldur, der auch beſtimmt iſt, in Gimil zu herrſchen, in der vollkommenen, reinen und idealen Welt, nachdem die gegenwärtige böſe Welt zerſtört ſeyn wird. Man muß demnach vorausſetzen, Hönir ſey in der Zeitlichkeit beengt und habe keine freie Wahl. Er iſt ein guter Gott, aber unterdrückt. In einer ſolchen Lage befindet ſich überhaupt das erhaltende Princip, ſofern das ſchaffende und zerſtörende ihm ſtets vorgreifen. Auch in der indiſchen Trimurti iſt Wiſchu als erhaltendes Princip vorzugsweiſe ein leidender Gott.

Die Abſtammung des Menſchen aus dem Holz iſt wichtig. Dem Askr (Eſche) zur Seite ſteht nach Voluſpa 17 die Embla (Eſche oder Ulme). Grimm d. M. 537 denkt an ambl (labor assiduus), woher auch das alte embſich, jedoch liegt es hier näher dem Baummann auch ein Baumweib zu geſellen. Auch die altperſiſche Sage kennt eine Entſtehung des erſten Menſchenpaars (Meſchia und Meſchiane) aus einem Baum. Es ſoll damit ohne Zweifel das Wachsthum des Menſchen und ſein inniger Zuſammenhang mit der geſammten organiſchen Natur bezeichnet werden, deren letztes und vollkommenſtes Produkt er iſt und deren niedere Produkte, Thiere und Pflanzen, ihm vorangehen mußten. Die Abſtammung von dem Baum iſt die unmittelbare des Menſchen, die aus dem Steine oder der Erde die mittelbare. So kann unter dem Aſcanius, der aus dem Harzfelſen im grünen Walde als Stammvater der Sachſen herauswächſt (ſ. oben) auch Askr verſtanden ſeyn. Tacitus Germ. 39 ſagt von den Semnonen, ſie hätten einen Hain für heilig und für den Urſprung des Volks gehalten (tanquam inde initia gentis). Das allbekannte Sprichwort „in Sachſen, wo die ſchönſten Mädchen auf den Bäumen wachſen," erhält noch die uralte Erinnerung.

Wie zur Erſchaffung des erſten Menſchen, ſo vereinigten ſich Odin, Hönir und Loki auch zur Gründung des berühmten Nibelungenhortes, den ſie für Oturs Mord als Sühne herbeiſchaffen mußten. Beides hängt zuſammen. Die Gier nach dem Schatze wird verhängnißvoll für die Menſchheit und motivirt ihr Verderben und Ende. Im Mythus von der Menſchenſchöpfung ſpielt das ſchaffende, in dem von Oturs Mord das zerſtörende Princip die Hauptrolle. Es ſcheint noch ein dritter Mythus von Odin, Hönir, Loki zu fehlen, in dem das erhaltende Princip oder Hönir die Hauptrolle hätte. Das iſt vielleicht der im Lokathattur, ſ. oben S. 102.

Die dunkle Erwähnung des erſten Mordes in der Voluſpa 25 kann ſich zunächſt nur auf den Mord Oturs beziehen, von dem im alten Eddalied von Sigurd, dem Fafnirstödter, und in der Niflungaſaga der jüngern Edda, ſo wie in der Volſungaſaga 23 Folgendes mitgetheilt wird: Odin, Hönir und Lödur (Loki), gingen einſt einen Fluß entlang, bis wo er einen Waſſerfall bildete. Darin erblickten ſie eine Fiſchotter, die eben einen Lachs gefangen hatte. Da warf ihn Loki mit einem Steine todt und freute ſich, das ſchöne Pelzthier mit dem Lachs zugleich gefangen zu haben. Als ſie aber bei dem Bauer Hreidmar übernachteten und die Otter zur Mahlzeit zubereiteten, erkannte dieſer an dem Fell ſeinen Sohn Otur, rief ſeine beiden andern Söhne Fafnir und Regin herbei und forderte von den Aſen für ſeines Sohnes Mord ſo viel Gold, als das Otterfell faſſen könne und als nöthig war, um das Fell auch noch von außen ganz zu überdecken. Da wußte nur Loki Rath, borgte von Ran, dem Weibe des Meergotts Aegir, ein

Netz und fing damit in demſelben Waſſerfall, in welchem er den Otur erſchlagen, einen Fiſch, in den ſich der mächtige Bergzwerg Andvari verwandelt hatte. Nach der jüngern Edda geſchah es in Schwarzalfaheim, im unterirdiſchen Reiche der Zwerge ſelbſt. Loki ließ den Zwerg nun nicht eher wieder frei, bis er ihm das Gold geſchafft hatte, und nahm ihm auch noch ſein Letztes, ſeinen Ring (der die Gabe beſaß, den Schatz zu erneuern), weshalb der Zwerg den Fluch über das Gold ausſprach, es ſolle allen ſeinen Beſitzern Verderben bringen. Die Aſen füllten nun und bedeckten den Otterpelz mit Gold, als aber noch ein einziges Härchen hervorblickte, mußte es Loki noch mit dem Ringe zudecken. Der Fluch des Zwerges aber ging bald in Erfüllung. Um des Goldes willen erſchlug Fafnir ſeinen Vater, ſein neidiſcher Bruder Regin aber beredete den jungen Sigurd, den Fafnir zu tödten. Fafnir hatte Drachengeſtalt. Als Sigurd ihn umgebracht, ſein Herz gebraten und etwas davon genoſſen hatte, verſtand er die Sprache der Thiere, die ihm verriethen, daß Regin ihm nachſtelle. Nun erſchlug er auch Regin und lud den Schatz ſeinem gewaltigen Roſſe Grane auf. Allein in der Folge wurde er heimtückiſch von Högni erſchlagen, der den Schatz im Rheine begrub und ſich hinrichten ließ, ohne zu geſtehen, wo der Schatz liege. Alles Gold, das man im Rheinſand findet, ſoll von ihm abgewaſchen ſeyn. Dieſer Schatz iſt der berühmte Hort unſeres deutſchen Nibelungenliedes, Sigurd unſer Sifrit, Högni unſer Hagen. Das hohe Anſehen des Nibelungenliedes bürgt dafür, daß der alte Mythus im geſammten heidniſchen Deutſchland verbreitet geweſen.

Wie Andvari wörtlich das emſige Umherſchauen und Sorgen bedeutet, ſo dürfte in Otur der Grundbegriff des Beſitzes liegen. Od iſt das Gut, daher Allod Grundbeſitz, Feod bewegliches Vermögen, Kleinod Schmuck. Das Sinnbild der Fiſchotter iſt wohl nicht ohne Abſicht gewählt, da dieſes Thier theils wegen ſeines koſtbaren Pelzes, theils weil es unter dem Waſſer wie in der Luft leben kann, merkwürdig iſt. Es gebietet alſo über beide Elemente. Daſſelbe gilt auch von der namensverwandten Otter (der Schlange), die ebenfalls in der deutſchen Sage große Schätze hütet. Ich möchte auch den Audr nicht außer Acht laſſen, der nach der jüngern Edda 10 ein Sohn der Not (doppelſinnig Nacht und Noth) und des Naglfari iſt. Der letztere erſcheint im Mythus vom Weltende als ein aus den Nägeln aller verſtorbenen Menſchen zuſammengeſetztes Schiff. Da nun aller mühſame Erwerb auf Erden durch die Finger vermittelt wird, ſo würde Audr, wenn er Od (den Beſitz) bedeutete, auf ſehr natürliche Weiſe die Geſammtheit aller Menſchennägel zum Vater haben.

Auch im Waſſerfall ſcheint ein Sinnbild verborgen. Loki wird ſpäter ebenfalls als Fiſch in einem Waſſerfall gefangen und zur Strafe für Baldurs Mord in der Unterwelt gefeſſelt. Es iſt wohl ein Sinnbild für die Strömung der Zeit und des Lebens überhaupt.

Es leuchtet ein, daß dieſem Mythus die ſittliche und tragiſche Idee vom Fluch des Goldes zu Grunde liegt, nach deſſen Beſitz der Menſch mit dämoniſcher Gier trachtet, dem er ſein edleres Seyn opfert, um deßwillen er verthiert und verteufelt.

Wie es ſcheint, drückt der Mythus auch die Unterordnung und Dienſtbarkeit der Zwerge in ihrem Verhältniß zu den höhern und von den Göttern mehr begünſtigten Menſchen aus. Den Zwergen wird der Naturreichthum entriſſen zum Vortheil der Menſchen. Aber nicht ohne ein Opfer, das die Menſchen zu bringen hätten (Otur) und nicht ohne eine Verſchuldung der Götter ſelbſt, daher der auf jenem Reichthum ruhende Fluch.

Der Nibelungenhort iſt verloren gegangen; damit meint der Mythus ohne Zweifel die Verborgenheit des Koſtbarſten, wozu der Menſch aus Unkenntniß gar nicht gelangen kann. Dieſes Verbergen des Naturreichthums vor den Menſchen iſt aber nur eine Folge des Mißbrauchs, den die Menſchen von dieſem Reichthum machten, als er ihnen zu Gebote ſtand, und eine weiſe Veranſtaltung der Götter zur Schonung der Menſchen ſelbſt. Deshalb iſt es von Wichtigkeit, daß Högni (in der deutſchen Sage Hagen), der den Hort im Rheine begräbt, Niemand anders zu ſeyn ſcheint, als wieder Odin ſelbſt. Wir werden noch öfter im einäugigen Högni den Odin wiedererkennen. Es liegt ganz im Charakter Odins, ein Unrecht durch ein anderes wieder gut zu machen und in der finſtern Geſtalt Högnis durch den Mord des edeln Sigurd den Fluch des Hortes zu ſühnen. Denn um die Menſchheit von dem Extrem des Böſen, was Loki angeſtiftet, zu erlöſen, mußte ihm das Extrem des Guten zum Opfer fallen in Sigurds ſittlichem Ideal. So innerhalb der Menſchheit, deren ſchönſte Seite Sigurd vertritt. Derſelbe Gegenſatz außerhalb der Menſchheit kosmiſch angedeutet innerhalb der Götterwelt ſelbſt iſt die Sühne für Ymirs Mord durch Baldurs Mord.

3.

Von der Eſche Yggdraſill.

Unmittelbar nach der Schöpfung des Askr und der Embla berichtet die Voluſpa 19 von der Eſche Yggdraſill, zum Beweiſe, wie genau beide zuſammenhängen.

Askr hat nur einen ſymboliſchen Sinn. Wörtlich iſt Asc der Aſiſche. Der Menſch iſt der Inbegriff der ganzen höhern Götter- oder Aſenwelt, d. h. aller im Völkerleben und in der Weltgeſchichte wirkenden Geiſtes-, Gemüths- und Willenskräfte im Gegenſatz gegen die Naturkräfte. Die Aſen aber ſind eben dieſe in ihrer Beſonderheit und höchſten Potenz aufgefaßten Geiſteskräfte. Der ſymboliſche Ausdruck dieſer Identität der Menſchen- und Aſenwelt iſt der Eſchenbaum. Daher bedeutet auch die berühmte, in der Voluſpa 19, Grimnismal 29, jüngern Edda 15 ſo majeſtätiſch hervortretende Eſche Yggdraſill nichts anderes, als eben wieder Askr, — nur daß jene der Makrokosmus, dieſer der Mikrokosmus iſt. Die Eſche ſelbſt gleicht einem ſchlanken und geſunden Manne, ihr Holz gibt feſte Lanzenſchäfte, weshalb es auch ſchon bei den Klaſſikern berühmt war. Es war den alten Deutſchen das Holz aller Holze, daher jedes verbrannte Holz noch heute Aſche heißt. Dieſe Verbrennung aber iſt wieder ein Sinnbild der menſchlichen Leichenverbrennung.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß es eine deutſche Mythe gab, in welcher der erſte Menſch Askr alle die Elemente, Stoffe und Kräfte wieder in ſich vereinigt, die im Rieſen Ymir auseinander gefallen waren, ähnlich der altindiſchen Mythe vom Puruſha, deſſen auseinanderfallende Theile ſich im Menſchen wieder vereinigten, ſo daß aus Puruſhas Auge die Sonne, aus der Sonne wieder des Menſchen Auge wurde ꝛc. Vgl. Asiat. researches VIII. 421. In einem altengliſchen rituale aus dem 10. Jahrhundert, im alten Emſingerrecht aus dem 14., in einem altdeutſchen Gedicht von den Evangelien aus dem 12. und im Pantheon des Gottfried von Viterbo, die alle bei Grimm d. M. 531 ausgezogen ſind, wiederholt ſich die Vorſtellung, daß Adams Leib aus den Elementen und aus der geſammten Natur zuſammengeſetzt ſey, ſeine Knochen aus dem Geſtein, ſein Blut aus dem Waſſer, ſeine Haare aus den Pflanzen, ſeine Augen aus Sonne und Mond ꝛc. Hier ſcheint in chriſtlicher Zeit nur auf Adam übertragen, was früher vom Askr gegolten haben mag.

Wie aber Ymir der Makrokosmus im Raum, ſo iſt es die Eſche Yggdraſill in der Zeit. Man muß ſie als den Stammbaum der durch die Weltgeſchichte fortwachſenden Menſchheit denken. Ygg heißt Schrecken und iſt ein Beiname Odins, drasill Pferd; der Name beſagt alſo: der ſchreckliche Odin, d. h. der Sturmgeiſt und Thatendrang reitet die Menſchheit in den Tod.

In der Voluſpa 19 heißt es (nach Simrocks Uebertragung):

Eine Eſche weiß ich,
Heißt Yggdraſill,
Den hohen Baum netzt
Weißer Nebel;
Davon kommt der Thau,
Der in die Thäler fällt.
Immergrün ſteht er
Ueber Urdas Brunnen.

Urd iſt die Norne der Vergangenheit, aus der Vergangenheit heraus wächst die Menſchheit zu einem herrlichen Baum heran, bethaut vom himmliſchen Segen. Ein ſehr ſchönes, einfaches Bild, in dem noch die erſte Unſchuld der Menſchen feſtgehalten iſt. Aber in Grimnismal 31 und j. Edda 15 hat die Eſche drei Wurzeln und ſteht über drei Brunnen. Nach dem Grimn. reichen die Wurzeln zu der Hel, zu den Hrymthurſen (Rieſen) und zu den Menſchen; nach der jüngern Edda zu den Aſen, Hrymthurſen und Niflheim. Alſo fallen Menſchen und Aſen zuſammen als die höhere geiſtige Welt, im Gegenſatz gegen die Rieſenwelt der Materie und gegen das böſe Princip. Der Sinn iſt, die Menſchheit wurzelt leiblich in der Rieſenwelt, geiſtig in der Aſenwelt, verfällt aber leiblich und geiſtig dem böſen Princip in der Zeitlichkeit. Der Baum der Menſchheit, obgleich bis in den Himmel ragend, wird dennoch gefällt.

Die Hauptwurzel, die von der Voluſpa allein genannte, führt zu Urds Brunnen im Aſenreich. Hier halten die Götter täglich Gericht, d. h. ſie ſchöpfen das Urtheil über der Menſchen Thun aus dem Spiegel des Jüngſtvergangenen im ewigen Quell des Gewordenen oder der Geſchichte. Daſſelbe, was Schiller als „die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht" bezeichnete. Die zweite Wurzel geht ins Rieſenreich zu Mimirs Brunnen, von dem ſchon die Rede war und aus dem Odin alle ſeine Weisheit ſchöpft. Die dritte Wurzel geht nach Niflheim, an ihr aber nagt die Schlange Nidhöggr (malo pungens). Im Grimnismal 34 ſind es viele Schlangen, die an der Wurzel der Eſche zehren. Die Schlange iſt die allzerſtörende, vergiftende, freſſende Gewalt der Sünde, die am Baume der Menſchheit heimlich nagt, und zum Untergange führt. Der an dieſer dritten Wurzel befindliche Brunnen Hvergelmir iſt der Urborn, aus dem alle Materie zuerſt in den öden Raum (Ginnungagap) floß, aber auch der Abgrund, der alles verſchlingt. Denn in ihn trieft beſtändig Waſſer vom Geweih des Hirſches Eikthyrnir.

Um die Eſche laufen beſtändig vier Hirſche, Namens Dain, Dvalinn, Dunneir und Durathror (die erſten beiden Namen kommen ſchon unter den vielen Zwergnamen in der Voluſpa 11 vor) und beißen die Knoſpen ab. Deshalb wird im Grimnismal 135 die Eſche beklagt, die mehr leiden müſſe, als Menſchen wiſſen, weil oben die Hirſche und unten die Schlangen an ihr nagen. Der Hirſch iſt Sinnbild der dahineilenden Zeit, die vier Hirſche dürften daher die Jahreszeiten bedeuten, die in ſtetem Zirkel um den Baum laufen, während das böſe Princip von unten ſeine Wurzel frißt. Nach Wedderkop, Bilder aus dem Norden, heißt Dain ſtillend, Dwalin einſchläfernd, Dunneir donnerliebend, Dyrathror Thore ſprengend. Die erſten beiden könnten ſich auf die Winter-, die beiden andern auf die Sommerſeite der Natur beziehen. — Von einem fünften Hirſch redet Grimnismal 26. Das iſt der Hirſch Eikthyrnir (worin der Begriff des Dornigen, des ſtachligen Geweihes hervortritt), welcher zwar nicht an der Eſche Yggdraſill, ſondern nur an dem vor Odins Saal ſtehenden Baum Lärrad das Laub abfrißt, von deſſen Geweih aber unaufhörlich Tropfen in den Brunnen Hwergelmir fallen. „Davon ſtammen alle Ströme" fügt Grimnismal bedeutungsvoll hinzu. Es iſt kaum ein Zweifel, wie auch ſchon Simrock richtig eingeſehen hat, daß hier ein Zurückfließen in den Urquell der Dinge gemeint iſt. Alle Bewegung und Regung in der Welt, alle Störung des Naturlebens und der Zeit beginnt im Hwergelmir, um durch der Zeiten Verlauf in dieſen Abgrund des Seyns zurückzuſinken. Das Tropfen vom Geweih des Hirſches bedeutet dieſen langſamen Verlauf.

Oben auf der Eſche Gipfel ſitzt ein Adler, der viele Dinge weiß, und zwiſchen ſeinen Augen der Habicht Vedrfölnir (von vedr Wetter und fölna = marceo, matt machen). Grimm d. M. 757 führt das Sprichwort an: haukr i horni, Habicht im Winkel d. h. ein heimlicher Rathgeber. Der Adler iſt nicht näher charakteriſirt, kann aber nur das gute, himmliſche Princip in der Menſchheit bedeuten, weil es in der j. Edda 16 und Grimnismal 32 weiter heißt, das Eichhörnchen Ratatöskr (von rata = elabi, permeare und töskr = pera, peram permeans? Grimm d. M. 756) laufe geſchäftig am Stamm der Eſche auf und ab und trage Zankworte zwiſchen der Schlange und dem Adler hin und her. Soferne die Schlange nun das böſe Princip iſt, kann der Adler nur das gute bedeuten und der Sinn iſt, ſo lange die Menſchheit dauert, wird ſie zwiſchen beiden Principen ſchwanken. Das Eichhörnchen dürfte mit dem menſchlichen Herzen zu vergleichen ſeyn, in dem gute und böſe Neigungen beſtändig umſchlagen.

Die j. Edda ſchließt die merkwürdige Beſchreibung der Eſche damit, daß ſie noch der Nornen erwähnt, welche den Baum beſtändig aus Urdas Brunnen mit heiligem Waſſer beſprengen, wodurch das Dorren deſſelben verhindert wird. Dieſes Waſſer iſt ſo rein und weiß, wie die Haut um das Eiweiß. Was davon auf die Erde fällt, wird Honigthau, von dem die Bienen leben. Endlich ſchwimmen in Urdas Brunnen zwei Schwäne, von denen alle andern auf der Erde abſtammen. Die Erklärung dieſer Symbole darf ich mir für eine ſpätere Arbeit vorbehalten.

Nach der Voluſpa 47 und 48 wird die Eſche am Weltende von Mimirs Söhnen angezündet und im Weltbrande wanken, doch lange nicht fallen, bis erſt der Rieſe frei wird, d. h. bis der todte Ymir an der Menſchheit gerächt iſt, die alte Rieſenwelt wieder über die organiſche Natur und Menſchenwelt obſiegt. Aber in Hoddmimir, einem aus dem Brand übrigen Holze, wird ſich der Keim zu einer neuen Menſchheit fortpflanzen (j. Edda 53).

Spuren der Eſche Yggdraſill finden ſich hie und da in deutſchen Sagen. Der Ort Arensboek in Holſtein führt den Namen von einem Adler, der dort auf uralter heiliger Buche ſaß. Müllenhoff Nr. 110. Einer heiligen Birke, unter der zahlloſe Schlangen niſten, gedenkt Olaus Magnus XXI. 29. Der Haß der Schlangen gegen die Eſchen lebt noch im Volksglauben. Durch einen Eſchenzweig ſoll man jede Schlange vertreiben. 138 Geheimniſſe 1726 Nr. 75. Arcanitäten 1715 S. 68. Vgl. Panzer, Beitrag I. 251.

Die Vorſtellung, daß die Menſchen von Eſchen abſtammen, wiederholt ſich bei Apollonius Rhodius, Argon. IV. 1641; bei Paläphatos, unglaubl. Begebenheiten Cap. 36, bei Heſychius, Euſtathius ꝛc.; jedoch nur die Menſchen des letzten oder ehernen Zeitalters. Es gab auch eine antike Mythe, derzufolge die Eſchen aus dem Blut des entmannten Uranus entſtanden ſind.

An der Eſche Yggdraſill Wurzel nagt der Wurm Nidhöggr, jüngere Edda 15. Aber auch ſchon der Römer Plinius, Naturgeſch. XVI. 13 kennt die Feindſchaft zwiſchen der Eſche und der Schlange. Die Schlange nagt unten, aber vom Zweig der Eſche oben wird ſie beſiegt. Plinius berichtet, wenn man einen Kranz von Eſchenlaub und Feuer um die Schlange lege, ſo ſtürze ſie ſich eher ins Feuer, ehe ſie das Laub berühre.

Sehr alt und immer noch gäng und gäbe im Volk iſt der Glaube, daß Eſchenholz mit dem menſchlichen Blute ſympathiſire und den Umlauf deſſelben gleichſam mit dem Umlauf der Sonne vermittle. Ein am Johannistage vor Sonnenaufgang aufwärts am Stamm gehauenes oder geſchnittenes Stück Eſchenholz ſtillt das Blut und heilt jede Wunde, weil an dieſem Tage die Sonne ſtill ſteht. Paullini, Bauernphyſik 74. Bock, Kräuterbuch s. v. — Deshalb war die Eſche auch ein Baum der Gräber, ein Sinnbild der Auferſtehung, des ſtets ſich erneuernden Lebens. Gilpin bemerkt in ſeinem ſchönen Werke über Waldſcenen, deutſche Ueberſ. Leipzig 1800. I. 14, daß in England noch oft uralte Eſchenſtumpen an abgegangenen Begräbnißorten ſtänden, und in Fürſts Gartenzeitung 1836 Nr. 39 wird einer ungeheuer großen uralten Eſche gedacht, unter der, als ſie endlich ein Sturmwind ausriß, eine Menge Gerippe entdeckt wurden, die im Kreis umherlagen, alle mit dem Kopf gegen den Stamm der Eſche gerichtet. Dieſes Zeugniß iſt deshalb wichtig, weil es dem Eſchenbaum dieſelbe Ehre ſichert, die ſonſt nur der Sonne zukommt, nämlich der Leichenorientirung. Alle Leichen deutſcher Heiden, die ich noch ausgegraben oder von denen ich gehört und geleſen habe, lagen mit dem

Geſicht gegen Oſten. Man verehrte alſo wohl in der Eſche etwas Sonnenhaftes, nicht blos das väterliche, ſondern auch das mütterliche Weltprincip.

Auf die Ortsnamen darf man nicht zu viel Gewicht legen, da ſie nach dem Baum auch ohne deſſen mythiſche Beziehungen oder auch zum Theil nach der Aſche benannt ſeyn können. Auffallend iſt die Verwandlung der Aſenburg (Asgard) in Asciburgium (Eſchenburg). Das iſt der Name des Rieſengebirges nach Ptolemäus, eines Ortes am Niederrhein nach Tacitus und der tabula Peuting. Vgl. Zeuß, die Deutſchen S. 7, wo noch der Ortsnamen Askituna, Ascloha, Aschaha ꝛc. gedacht iſt. Der Aſchberg, ein Wallfahrtsort in der Rhön, wie der hohe Aſchberg in Schwaben dürften ſchon ihrer ausgezeichneten Lage wegen heidniſchem Cultus ihren Namen verdanken. Auch Eſchborn, Aſchenbrunn ꝛc. kommen zuweilen vor. Vgl. Vogel, Topogr. von Naſſau 300. Ask heißt eine Gattung Boote auf der Donau und ihren Nebenflüſſen. Schmeller B. W. I. 122. Es waren wohl urſprünglich ausgehöhlte Bäume und die Aſcomannen, Seeräuber in der Oſtſee, dürften eben daher benannt ſeyn. Der ausgehöhlte Baum iſt zugleich Schiff und Sarg, Todtenbaum.

4.

Von der Irminſul.

In des Meibomii ſchon älterer dem dritten Theil ſeiner script. rer. Germ. einverleibten Abhandlung Irminsula saxonica und in von der Hagens kleiner Schrift „Irmin, Breslau 1817“ findet man alle Stellen der Annaliſten geſammelt, die von der Säule handeln. Ich erwähne hier nur die hauptſächlichſten.

Nach Ditmar von Merſeburgs Chronik bei Leibnitz scr. rer. Brunsv. I. 331 ſtand die Irminſul in Merſeburg. Nach den Annal. Hildesh. bei Leibnitz I. 712 bei Heresburg. Karl der Große ſoll hier die berühmte Säule und zugleich einen heiligen Hain (lucum) zerſtört haben. Heinrich von Hervord bei Meibomius script. rer. Germ. III. 18 identificirt Eresberg mit Mersberg. Es iſt inzwiſchen nicht Merſeburg in Thüringen, ſondern Stadtbergen an der Diemel gemeint. Karl der Große führte dieſe Zerſtörung des ſächſiſchen Heiligthums gleich in ſeinem erſten Feldzug gegen die Sachſen im Jahre 772 aus, wofür eine Menge Zeugniſſe vorliegen.

Die Annaliſten ſagen durchgängig Irminſul oder Yrminſul und nennen ſie fanum, idolum, simulacrum. Der Annalista Saxo bezeichnet ſie als columna non operis parvi fuerat, pariterque decoris. Erſt Gobelinus Persona, cosmodr. VI. 38 im 15. Jahrhundert macht daraus eine statua Hermetis und Cranz, Saxonia II. 9. beſchreibt umſtändlich eine ſchon ganz modern gedachte Statue. Davon kann nicht die Rede ſein, ſoferne uns ſchon Einhard, Karls des Großen Geheimſchreiber, und nach ihm Adam von Bremen I. 8 meldet, Irminſul heiße ſo viel als Allſäule, die alles trägt. Daſſelbe ſagt der Prieſter Rudolf aus Fulda, welcher im J. 865 ſtarb, alſo faſt noch ein Zeitgenoſſe Karls des Großen war: Truncum quoque ligni non parvae magnitudinis in altum erectum sub divo colebant, patria eum lingua Irminsul appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia. Pertz, Mon. germ. hist. II. 676. Womit übereinſtimmt, daß in altd. Gloſſarien bei Eccard, Francia orient. II. 987. bei Gerbert, iter Alem. 86 irminsul immer ganz allgemein mit altissima columna, bei Pertz, thes. aned. I. in einer Gloſſe ſogar mit einer Pyramide verglichen wird. Grimm d. M. 104. Irmin iſt nur Ausdruck einer Verſtärkung, kein Name. Von einer Säule des Irmin, etwa eines Gottes, iſt nicht die Rede.

In Grimms d. M. 759 wird die Irminſul auf die Eſche Yggdraſill bezogen und S. 330 wird namentlich auf die Verbindung der Irminſul mit der Irminſtraße und S. 336 auf den Umſtand aufmerkſam gemacht, daß ſich an die Irminſtraße noch drei andere Hauptſtraßen anſchließen, wie von der Eſche Yggdraſill aus drei Wurzeln nach dem Himmel, der Rieſenwelt und der Hölle laufen. Nach Torpe, anc. laws 192 heißen nämlich die vier großen Landſtraßen in England Watlingestrete, Fosse, Hickenildestrete und Ermingestrete.

In einer alten angelſächſiſchen Evangelienharmonie ſteht Irmintheod für das Menſchengeſchlecht überhaupt. Von der Hagen, Irmin S. 18. Wenn nun nach der Voluſpa 17 der erſte Menſch Askr aus einem bloßen Holzklotze beſtand, warum ſollte nicht die ganze Menſchheit unter demſelben Bilde als truncus ligni gedacht worden ſeyn, welche gleichwohl in ihrer Beſcheidenheit eine universalis columna iſt, sustinens omnia. Dieſe ſächſiſche Irminſul ſcheint mir aufs genaueſte die Vorſtellung von Askr mit der von der Eſche

Yggdraſill zu verbinden. Sollte ſie nicht ein uralter heiliger Eſchenſtamm geweſen ſeyn, vielleicht der letzte Reſt eines abgeſtorbenen Baumes, den man noch künſtlich ausſchmückte? Nach Letzner, Leben Karls des Großen vom Jahr 1603 und Meibomius, Irminsula cap. 4 ließ Karl der Große die Säule nur vergraben und ſie wurde ſpäter wieder ausgegraben und in Hildesheim aufgeſtellt. Nach Eccard, Franc. or. I. 621 trug ſie zu ſeiner Zeit ein Marienbild.

Man muß ferner erwägen, daß die Bäume als von einem Genius bewohnt gedacht, daher auch Wohnbäume genannt wurden, und daß man die Häuſer urſprünglich an ſolche heilige Bäume anbaute, damit man unmittelbar unter dem Schutz des Baumelben wohnen könne. Der aufrecht ſtehende Balke blieb auch, wo keine lebendigen Bäume mehr gebraucht wurden, als Healvudu (Hallbaum) gleich dem Schiffsmaſt der wichtigſte und heiligſte Theil des Hauſes. Vgl. Ettmüllers Beowulf S. 119. Als ein ſolcher-Hallbaum nun ſcheint die Eſche Yggdraſill für den ganzen Raum der bewohnten Welt gedacht worden zu ſeyn, bewohnt von einem Gott als Genius der Menſchheit. Ich beziehe hierauf auch die Säule, welche der gothiſche König Athanarich auf einem Wagen mit ſich führte, und die er, da viele ſeines Volkes zum Chriſtenthum abfielen, vor jedes Haus fahren ließ. Wenn die Bewohner des Hauſes die Säule nicht ſofort anbeteten und vor ihr opferten, ließ er ihnen als überwieſenen Chriſten das Haus anzünden. Sozomenus, Kirchengeſch. VI. 36. Dieſer König war, von den Hunnen vertrieben, nach der römiſchen Grenze ausgewandert und hatte wahrſcheinlich jene Säule als ein Palladium des Volkes mitgenommen.

Man muß hier auch an die berühmte heilige Eiche zu Dodona erinnern, aus deren Holz der Kiel des Schiffes Argo gezimmert war, auf welchem die Argonauten ihre Fahrt um die Welt machten. Apollonius Rhod. IV. 583. Orpheus Arg. 1156. Der Kiel konnte reden (wie im Norden die mit Runen bezeichneten Balken). Dodona ſtand in genauer Verbindung mit den Hyperboreern, es fand Verkehr dorthin Statt vom höchſten Norden aus. Auch der Gebrauch des großen Keſſels zu Dodona (Strabo VII. 479) mahnt an die heil. Keſſel der Skythen und Kimbern (Herodot IV. 66. 81; Strabo VII. 330), ſo wie an die Hexenkeſſel der deutſchen Sage.

Der plumpe Baumklotz darf ja nicht als ein Zeichen der Volksrohheit und des ſchlechten Geſchmacks aufgefaßt werden. Er bedeutet das Unzerſtörliche im Kern und Grundſtock. Die Eſche Yggdraſill wankt und zittert am Weltende im allgemeinen Weltbrande, aber ſie ſteht noch, Voluſpa 48. Sie heißt auch Mimameidr im Fiölsvinsmal 25 und der von ihr aus dem Weltbrand übrig bleibende Kloy dürfte wohl jenes räthſelhafte Hoddmimirholz ſeyn, in welchem ſich nach der jüngern Edda 53 beim Weltbrande Lif und Lifthraſir (Leben und Lebenskraft) retten, um auf der wiedergebornen Erde ein neues glückliches Menſchengeſchlecht zu zeugen. Mit dieſer Vorſtellung ſtimmt auch die ſchöne deutſche Sage vom uralten längſt verwelkten Birnbaum auf dem Waſerfelde überein, der plötzlich wieder grünen und blühen wird, wenn Kaiſer Karl im Untersberg erwacht und alle todten Helden zur letzten Entſcheidungsſchlacht führt, worauf die goldene Zeit zurückkehren wird.

In England wird in der Chriſtnacht der ſ. g. Julblock verbrannt, ein großer Klotz, um den ſich die ganze Familie verſammelt, um Lieder zu ſingen und zu trinken. Dieſer Klotz muß Tag und Nacht glühen, ſo lange die h. Tage dauern, aber es muß ein unverbranntes Stück übrig bleiben, um damit den Julblock im nächſten Jahr anzuzünden. Brand, pop. antiqu. I. 54. Grimm, Aberglauben Nr. 1109. Wie es ſcheint, ſollte am Schluß eines jeden Jahres das Chriſtnachtsfeuer ein kleines Vorbild des Weltbrandes ſeyn, und der Klotz ſtellte dabei die Eſche Yggdraſill, der unverbrannte Reſt aber Hoddmimir dar.

5.

Odin als der kriegeriſche Nationalgott der Deutſchen.

Odin führt eine Menge Beinamen von Krieg, Heer, Schlacht, Sieg, die ſchon im Eingang dieſes Buchs verzeichnet ſind. Er heißt Gott der Lanzen, Nährer der Lanzen, Herr der Heere, der Streitbare, der Kampfblinde, der die Heere blind macht, der Starke, der Schrecken, der Wehrmannsgott, der Sieger, der Siegesgott, Siegvater. Er zeugt ein ganzes Geſchlecht von Siegern. Nach der Volſungaſaga zeugt Odin den Sigi, dieſer den Rerir, dieſer den Volſung, dieſer den Sigmund, dieſer den Sigurd, d. i. den Sifrit des Nibelungenliedes. Nach der Ynglingaſaga 5 heißt Odins erſter Sitz im Norden Sigtuna. Nun weist Grimm zwar

d. M. 24 auf das altdeutſche Wort sihora (sire, Herr) hin, allein der Begriff des Sieges iſt mit Odin eben ſo innig verbunden als der des Herrn. Ueber die mit Sieg verbundenen Namen z. B. Sigipert, Sigwalt, Sigtrud, Sigibold, Sigimar, Segeſt, Sigune ꝛc. Vgl. Schweizer. Muſeum I. 110. Schmeller, B. W. III. 214.

Das vollſte Männerglück gewährt Odin, Sieg und Glück in allen Dingen; in ihm ſind alle Männer froh, was am beſten ausgedrückt iſt im Hyndlulied 3; da heißt es vom Heervater Odin, er

Giebt Sieg den Söhnen,
Gibt andern Sold,
Worte den Fürſten,
Witz den Mannen,
Fahrwind den Schiffern,
Lieder den Skalden,
Mannheit und Muth
Dem heitern Mann.

In der Ynglingaſaga 10 wird berichtet, Odin pflege den Schweden ſichtbar zu erſcheinen, wenn eine große Schlacht bevorſtehe und gebe dann den Einen, die da überleben, den Sieg, die Andern nehme er zu ſich nach Walhalla, welches beides den Schweden gleich angenehm ſey. Das war Grundgedanke des nordiſchen Heldenlebens, dem daher nie der Frohſinn abging. Der Ueberlebende iſt froh des Sieges, der Gefallene froh des ſeligen Lebens bei Odin. Bei Saxo Gramm. I. 17 und VII. 138 erſcheint Odin däniſchen Königen, um ſie in der Ordnung der Schlachten, in denen ſie ſiegen ſollen, ſelbſt zu unterrichten, dem Hading und Harald. Daſelbſt VIII. 157 wird erzählt, wie Odin die während der Schlacht durch Zauberei verblendeten Dänen, als ſeine Lieblinge, wieder ſehend gemacht und ihnen den Sieg verſchafft habe.

Die prachtvollſte Blüthe des Odincultus iſt aufgegangen in dem herrlichen Wechſelgeſang Biarcos und Hialtos bei der Beſtattung ihres Herrn, des Königs Rolf Krake bei Saxo Gr. II. 32 f. Sie ſingen den Ruhm ihres großen Königs und die Herrlichkeit des Siegesgottes, zu dem ſie, ihrem Könige mit der ganzen Waffenbrüderſchaft freiwillig nachfolgend, demnächſt gelangen und in Walhalla einziehen werden. Die Schönheit des lateiniſchen Gedichts läßt auf das nordiſche Original vielleicht nur einen ſchwachen Schluß zu. Die Hauptſtelle iſt:

Dum vita manet, studiamus honeste
Posse mori, clarumque manu decerpere funus
Ad caput extincti moriar ducis obrutus, ac tu
Ejusdem pedibus moriendo allabere pronus.

Im Havamal 149 f. rühmt Odin, daß er alle Mittel beſitze, um Feinde zu beſiegen und ſich vor ihnen zu ſchützen. Als Schlachtengott führt er den Todesſpeer Gungnir (violentus domitor? nach Biörn, ſchwed. Gunga, oscillari, althochdeutſch ginga, appetere. Grimm d. Sprache 688). Wenn er den weitſchattend über die Schlacht warf, fielen alle die Helden, über die er hinwegflog. Fornm. sög. V. 250. Vgl. Eyrbygg. saga 228. Grimm d. M. 134. Auch ritt er ein weißes Roß in der Schlacht, wovon nachher mehr, ſo wie von andern ſeiner Rüſtungs- und Waffenſtücke. Am Odinſtein auf Oeland wetzte man die Schwerter, ehe man in den Kampf zog. Ahlquiſt, Oelands Hiſt. II. 79. Adam von Bremen Cap. 233 ſagt: Wodan, id est fortior, bella gerit hominique ministrat virtutem contra inimicos. Auch Paul Warnefried I. 8 berichtet: Quod accedentes Vandali ad Wodan victoriam de Vinilis postulaverint. Als Heer- und Siegvater kehrt Odin auch in den zahlreichen deutſchen Sagen vom wilden Heer wieder.

Auf die gerechte Sache kommt es aber Odin nicht an. Die Edden und Sagas zeigen, wie oft er gefliſſentlich das Unrecht begünſtigt. Das iſt nicht lokiſch, nicht Bosheit aus Princip, ſondern elbiſch, launiſch, Rückſichtsloſigkeit aus Princip. Odin will durchaus und immer frei ſeyn, ſich daher auch an kein Recht und keine Moral binden laſſen. Eben ſo wenig feſſelt ihn Neigung. Er läßt ſeine Lieblinge plötzlich wieder im Stich. Das iſt nirgends charakteriſtiſcher aufgefaßt als bei Saxo Gr. VIII. 146. Hier ſpielt Odin mit dem König Harald Hildetand, unterweiſt ihn in allen Künſten des Krieges und Sieges, behandelt ihn als ſeinen auserkorenen Lieblingsſohn und ſetzt ſich zuletzt als Kutſcher vermummt vor ſeinen Wagen, um ihn in der Schlacht umzuwerfen und jämmerlich erſchlagen zu laſſen. Ein durchaus elbiſcher Zug, wenn man auch annimmt, daß der Gott den altgewordenen König nur habe umkommen laſſen, um ihn in ſeine himmliſche Walhalla zu befördern.

Im Oegisdreka, als der böſe Loki alle Götter zu verhöhnen kommt und keiner ihn an den Tiſch laſſen will, iſt es Odin allein, der ihn willkommen heißt und dem Widar befiehlt, ihm den Trunk zu reichen. Loki aber rühmt ſich bei dieſem Anlaß, daß Odin einmal das Blut mit ihm gemiſcht und ſein innigſter Waffen- und Blutbruder geworden ſey, und daß Odin geſchworen habe, ſich nie mit einem Trunke zu laben, wenn er nicht zugleich dem Loki dargebracht werde. Nur einmal wird Odin beim Mahl aufgebracht über Loki, weil er die Gefion ſchmäht; Loki aber erwiedert höhniſch, wie Odin dazu komme, ſich über eine Ungerechtigkeit zu beklagen, da er ſelbſt ja als Siegesgott ſo oft dem ſchlechten Mann zum Sieger mache. Man muß hiebei das Hauptgewicht nicht auf die Herabwürdigung des höchſten Gottes, ſondern auf die Wahrheit legen, die ſich in der ganzen Auffaſſung zu erkennen gibt. Odin galt hier nicht als Allvater, ſondern als der in der Zeit waltende Gott des Glücks und Erfolgs. Man erwog, was man erlebte. In großen Eroberern und ſchrecklichen Herrſchern trat nichts anderes hervor, als was man auf den Siegvater übertrug. Ueberdieß trat Odin aus Allvater nur in einer Trimurti heraus, als zeitlicher Schöpfer mußte er auch den zeitlichen Zerſtörer neben ſich haben, wie Brama den Schivas.

Odins Cultus erhält eine beſondere Bedeutung in der Zeit der großen Völkerwanderungen, in welcher ſich der deutſchen Stämme jener furor Teutonicus, jene Berſerkerwuth bemächtigte, ohne deren Jahrhundert langes Fortwüthen ſie das ungeheuer weit ausgedehnte, an Cultur überlegene und noch im Verderben zähe römiſche Weltreich nicht hätte überwältigen können. In dieſen wilden Kriegszeiten mußte nothwendig der Schrecken herrſchen und darum hieß Odin Yggr, d. i. Schrecken. Das Kriegsglück, die Siegestrunkenheit, die Erbeutung unermeßlicher Schätze in fremden Landen, der Uebermuth der Herrſchaft mußte ſich in der Eigenſchaft ſpiegeln, die man dem höchſten Nationalgott zuſchrieb. Es mußte ein Gott allmächtiger Willkühr werden. Nichts aber war natürlicher, als daß auf der andern Seite bei den niedergeſchmetterten oder mit dem Untergang nahe bedrohten Römern und Griechen ein Glaube aufkam, in dem die paſſive Angſt eben ſo überwog, wie bei den Deutſchen der active Schrecken. Daraus und daraus allein erklären ſich jene im ſinkenden Römerreich weit verbreiteten gnoſtiſchen und manichäiſchen Sekten, wovon jene an Gott verzweifelnd die Welt von dem ſ. g. Demiurg (dem Teufel) geſchaffen und regiert glaubten, dieſe an der Welt verzweifelnd einen allgemeinen Selbſtmord des unglückſeligen Menſchengeſchlechts als letztes Ziel anſtrebten.

Dieſer Gegenſatz in der Weltſtellung der ſiegenden Deutſchen zu den beſiegten Römern müſſen wir im Auge behalten, wenn wir Odins Charakter richtig auffaſſen wollen.

6.

Vom furor teutonicus.

Die Kriegswuth, Schlachtenluſt und Todesverachtung der Deutſchen wurde ſprichwörtlich bei den Römern als furor teutonicus. Das iſt perſonificirt Odin = Yggr, der Schrecken.

Die Kampfluſt artete in einen unwillkührlichen Krampf aus, in eine Krankheit, welche man im Norden die Berſerkerwuth nannte, von bar ohne und sark, Rock, weil ſich die Wüthenden nackt auszogen und ſo lange um ſich ſchlugen und alles umbrachten, bis ſie ſelbſt erſchlagen wurden. Es war nicht möglich, den einmal ſo Entbrannten wieder zur Beſinnung zu bringen.

Es iſt nicht nöthig, die Zeugniſſe der Griechen und Römer beizubringen, die alle darin übereinſtimmen, daß die alten Deutſchen das furchtbarſte Kriegervolk unter der Sonne geweſen ſind. Jedermann weiß, daß die Weltherrſchaft der Römer unter den Schlägen dieſer nordiſchen Helden in Trümmer ging. Ich erinnere an dieſe weltbekannten Dinge nur, um darzuthun, daß Odin, als der Schreckensgott, der adäquate Ausdruck des Volkscharakters, der Volkskraft geweſen iſt und daß ſich in ihm nur abgeſpiegelt hat, was lange vorher im Volke lag. Das Volk hat ſeinen Gott gemacht, nicht umgekehrt. Das Volk erträumte ſich einen ſüßen Lohn in der andern Welt für ſeine Thaten in dieſer Welt, aber es würde ſeine Thaten vollbracht haben auch ohne dieſen Lohn.

Schon die kriegeriſchen Geten glaubten, ſie kommen nach dem Tode zu ihrem Gott Zamolxis und dem Herodot IV. 94, der es zuerſt berichtet, folgen viele andere Zeugen nach, die alle die Tapferkeit und Todesverachtung der alten Deutſchen in unmittelbare Verbindung bringen mit jenem Unſterblichkeitsglauben. Die Geten, ſagt Pomponius Mela II. 2 ſind ad mortem paratissimi, weil ſie an den Uebergang in ein anderes Leben glauben. Wozu hätten ſie ihr Leben ſchonen ſollen, frägt Lucan Pharsal. I. 472, da ſie es ja wieder bekommen? Sie verachten den Tod, ſagt Appian IV. 1. 3, weil ſie hoffen, wieder aufzuleben. Die Kimbern jauchzen, ſagt Valerius Maximus II. 6, wenn ſie in den Schlachtentod gehen und jammern nur, wenn ſie auf dem Krankenbett ſterben ſollen. Allein man würde ſehr irren, wenn man glauben wollte, die Verheißung des künftigen beſſern Lebens habe jene Todesverachtung ausſchließlich hervorgebracht. Beides, die Todesverachtung und der Glaube an die Fortdauer, entſprang vielmehr aus der Kraft und dem Geiſt der Nation. Ein Heldenvolk mußte dieſen Heldenglauben haben, wie weichlichere Völker überall auch einen mattherzigeren Glauben gehabt haben, z. B. die Aegypter und Chineſen. Der beſte Beweis für die hier ausgeſprochene Behauptung liegt darin, daß die höchſte Luſt, welche die todten Helden in Odins Walhalla erwartet, wieder nur Kampf ſeyn wird, denn täglich werden ſie mit einander auf der Ebene Ida fechten bis zum Weltende. Alſo eine ideale Berſerkerwuth war allein das, was ſie auch noch vom Himmel verlangten.

Leo in ſ. „Urſprung und Werden des deutſchen Volks“ erinnert an den Fanatismus der Sekte Schiwas bei den Indern, allein ich leite die Kriegswuth der alten Deutſchen lediglich aus ihrem angeborenen Naturell, nicht aus irgend welchem Glauben ab. Der Glaube ſelbſt war ein Produkt des Naturelles.

Nur einzelne Ausſchweifungen und Grauſamkeiten ſcheinen durch den Glauben beſchönigt worden zu ſeyn, nachdem er einmal feſtgewurzelt war. Das gegen alle Natur ſtreitende Gewohnheitsrecht, ſchwache Kinder ſowohl als ſchwache Greiſe umzubringen, würde unter deutſchen Stämmen nicht ſo ſehr haben um ſich greifen können, wenn man ſich nicht mit dem Uebergang in ein beſſeres Leben getröſtet hätte. Ueber das Erſchlagen der Alten bei den Herulern vgl. Procopius, de bello Goth. II. 14. Dazu eine Menge ſpätere Zeugniſſe von andern deutſchen Stämmen bei Grimm, Rechtsalterth. I. 480 f.

7.

Odin als Stammvater deutſcher Königsgeſchlechter.

Ich will mich über den hiſtoriſchen Odin nicht verbreiten. Wenn er nach der Ynglingaſaga 2 aus Aſien öſtlich vom Tanaquisl (Don) hergekommen, in Schweden ſeinen Königsthron aufgerichtet hat und daſelbſt geſtorben iſt, ſo kann damit die Wanderung des Volkes und des Odinscultus richtig bezeichnet ſeyn, allein es kann keinen wirklichen König Odin gegeben haben, da der Begriff einen Gott und zwar den höchſten ſeit dem Beginn der Zeit vorausſetzt. Wenn vollends die Stammbäume der angelſächſiſchen Könige ihren Ahnherrn Wodan in eine junge Zeit verſetzen, ſo daß er nach Chriſto gelebt haben müßte, ſo ſpringt der Widerſpruch noch mehr in die Augen.

Gleichwohl iſt die übereinſtimmende Tradition, nach welcher faſt alle deutſchen Königsgeſchlechter in und ſeit der Völkerwanderung von Odin unmittelbar abſtammen ſollen, für die Mythologie inſofern ſehr wichtig, als daraus das intime Verhältniß Odins zur deutſchen Menſchheit überhaupt erhellt. Im Begriff Odins und der Aſen lag von vorne herein nie etwas Anderes, als der des Menſchlichen, wie bei der Erörterung der Begriffe Askr und der Eſche gezeigt worden iſt. Wie nun im Allgemeinen die Aſen das Menſchliche, ſo bezeichnet Odin insbeſondere wieder im Menſchlichen das Königliche. Der deutſche König war eo ipso ein Sohn Odins, ein Ausfluß ſeines Weſens.

Sämmtliche Königsgeſchlechter der Angeln und Sachſen leiten ihre Herkunft von Odin ab und ihre Geſchlechtsregiſter ſind uns noch vollſtändig erhalten. Nennius, hist. Brit. §. 57 f. Lappenberg, Geſch. von England I. 116. Grimm d. M. im Anhang zur erſten Auflage. Da das Blut jener angelſächſiſchen Könige durch Weiber in das der ſpäteren normänniſchen und aller folgenden Könige überging, ſo läßt ſich ſtreng genealogiſch die Ahnenreihe der jetzt regierenden Königin Victoria bis auf Odin zurückführen. In Dänemark herrſchte das Königsgeſchlecht der Skiöldunger, in Norwegen das der Säminger, die ſich gleichfalls von Odin herſchrieben. Vgl. Grimm d. M. 341. Unter den mythiſchen Stammvätern der Oſtgothen nennt Jornandes c. 14 den Gapt, der vielleicht Gaut, Wodan iſt. Grimm d. Sprache II. 774. Nur die ſchwediſchen Könige machen eine merkwürdige Ausnahme, ſofern ſie nach der Ynglingaſaga 11 von Niördr und Freyr abſtammen, alſo von den Vanen. Dagegen ſtammen die Volſungen (Nibelungen) durch Sige von Odin ab. Sie gehören dem Niederrhein und Franken an. Die Abſtammung der Merowinger ſteht damit kaum in Widerſpruch.

Das berühmte fränkiſche Königsgeſchlecht der Merowinger leitet Namen und Urſprung von einem ſtierartigen Meerwunder her, von welchem die Gemahlin des König Chlodio, als ſie einſt in der Mittagshitze am Meere baden wollte, plötzlich überfallen wurde und davon den Merowich gebar, den Stammvater aller folgenden Könige. Fredegars epitome 9 bei Bouquet II. 396. Chron. Ursperg 1609 p. 92. Die Merowinger ſollen zum Andenken an ihren Stammvater alle am Rücken borſtig geweſen ſeyn, weshalb man das Thier für ein Schwein gehalten. Vgl. Grimm d. M. 364. Bei Fredegar heißt das Meerwunder indeſſen bestia Neptuni, Minotauri similis, was auf eine Stierform hinweist. Leo Univerſalgeſch. II. 28 leitet den Namen von dem Fluß Merwe her, d. i. die vereinigte Waal und Maaß. Das Ungeheuer wäre alſo der Flußgott ſelbſt geweſen. Daß bei Griechen und Römern die Flußgötter Stierform hatten, iſt bekannt und bezieht ſich dieſes Symbol ausdrücklich auf die Fruchtbarkeit des Waſſers. Vgl. Müllenhoff in Haupts Zeitſchr. VI. 430. Eckermann (Kelten 267) denkt an das brittiſche Meurwin und Morvin; allein Merwe, Merwig braucht nicht aus dem Brittiſchen abgeleitet zu werden, um ſo weniger, als ſich der höchſte Stolz, die göttliche Abſtammung einer echt deutſchen Dynaſtie daran knüpft, zu welcher die Britten und Romanen nur als unterworfene Sclaven hinaufblickten.

Es hat ſich noch ein altdeutſches Gedicht erhalten „das Meerwunder“, freilich nur noch in einer Redaktion aus dem 15. Jahrhundert abgedruckt im alten Heldenbuch, darnach bei Hagen und im Auszug in Genthes Dichtungen des Mittelalters II. 328. Darin heißt es: Eine edle Königin wandelte am Ufer, als ſie von einem zottigen Meerwunder berückt wurde und nachher ein wahres Teufelskind gebar, einen unbändigen Buben voll Bosheit und Tücke. Als derſelbe jeden Frevel ausübte und Vater und Mutter tödten wollte, ergriff zuletzt die Mutter aus Verzweiflung Pfeil und Bogen und ſchoß auf den teufliſchen Sohn eine Menge Pfeile ab, denen er endlich erlag. Hierauf lauerte man auch am Ufer dem Meerwunder auf und tödtete es. In dieſer wahrſcheinlich ſehr alten Sage wird die Abſtammung der Merowinger von dem Meerwunder ausdrücklich abgelehnt, denn der überlebende und das Geſchlecht fortpflanzende Bruder iſt nicht des Meerwunders, ſondern des Königs Sohn. Dagegen erzählt wieder Leo Fioravantus in ſeiner Physica, im Auszug in Happels relat. cur. I. 88 die Geſchichte einer ſpaniſchen Dame, die am Ufer Galiciens einſam ſpazierend plötzlich von einem Meermanne überraſcht wurde und darauf einen außerordentlich ſtarken Sohn, den Stammvater eines adeligen Heldengeſchlechts, gebar. Sie nannten ſich Marinos. Es ſoll noch welche des Geſchlechts geben und ſie ſollen an gewiſſen Theilen des Körpers Schuppen wie Fiſche haben.

Es könnte ſich möglicherweiſe in dieſen Sagen von kühnen normanniſchen oder ſächſiſchen und frieſiſchen Seeräubern handeln, welche bekanntlich ſchon in ſehr früher Zeit die ganze Nordküſte Europa's beunruhigten und zum Theil unterwarfen. Der von dieſen Seemännern verehrte Odin war als Gott des guten Erfolges zur See, als Meeresgott Hnikar genannt. Grimm d. M. 135. In der Ueberwältigung der fränkiſchen Königin und ſpaniſchen Dame durch die Meerunholde könnte leicht die Erinnerung an die nordiſchen Seekönige verborgen liegen, die einſt an ihren Ufern landeten. Wie Odin die Meermädchen am Ufer überraſcht ſ. Harbardslied 18. Als Hnikar kommt Odin während eines Meerſturmes zu Sigurd ans Schiff und rettet ihn, indem er die wilden Wogen ſtillt. Zweites Eddalied von Sigurd 16. Odins Beinamen ſind Hlefreyr und Hlefrodr, maris dominus und maris peritus. Magnusen, lex. p. 642.

Ich glaubte dies bemerken zu müſſen, ohne damit behaupten zu wollen, was ſich nimmermehr beweiſen läßt. Der Merowinger Urſprung kann auch ganz anders gemeint ſeyn.

Bei den ſüddeutſchen Stämmen iſt die Abſtammung der Könige und Dynaſten nicht mehr wieder zu erkennen, da ſie zu frühe das Chriſtenthum annahmen oder von chriſtlichen Nachbarn unterdrückt wurden. Es ſcheint mir jedoch, die herrſchenden Geſchlechter werden ſich hier, wie im Norden, von Göttern hergeleitet haben. Darauf weiſt vornehmlich die Welfenſage hin. Das in Süddeutſchland mächtigſte und älteſte Geſchlecht der Welfen knüpft ſeine früheſten hiſtoriſchen Erinnerungen noch unverkennbar an Göttermythen an. Die ziemlich vage Behauptung in Lucäs Grafenſaal I. 21, nach welcher von den zwölf Welfen, den zugleich geborenen Söhnen Graf Iſenbrands, die zwölf edelſten Geſchlechter Schwabens abſtammen ſollen, erhält doch eine gewiſſe Beſtätigung durch die Verwandtſchaft der Volksſagen, die ſich einerſeits an den älteſten Welfenſitz am Bodenſee und andrerſeits an Helfenſtein, Staufen, Rechberg, Calw, Tübingen ꝛc. knüpfen. Auch beweist Schwabens ſpäte Bekehrung und die öfter wiederkehrende Empörung ſeiner einheimiſchen Dynaſten gegen die fränkiſche Herrſchaft, wie zähe hier das Heidenthum in den alten Familien wurzelte. Allein daß auch hier Odin als Stammvater zu vermuthen iſt, dafür ſpricht nichts, als daß Wodan auch in Schwaben verehrt war und daß neben ihm wohl kein Gott würdiger und geeigneter war, die Landesherrn gezeugt zu haben. Die Zwölfzahl der Welfen würde nämlich, obgleich ſie mit der Zahl der Aſen ſtimmt, nichts entſcheiden, denn auch der brittiſche Artur hat eine Tafelrunde von zwölf Helden. — Uebrigens kommen die Welfen auch in der Siebenzahl vor, gleich den ſieben Stammvätern der angelſächſiſchen Könige, die nach Roger von Wendovers flor. hist. I. 346 Brüder und ſämmtlich Söhne des Wodan und der Frea waren.

Da das Hauptintereſſe, welches die weitverbreitete und mannigfach variirte Welfenſage darbietet, mit der Charakteriſtik Odins nicht zuſammenhängt, ſo laſſe ich ſie hier fallen, um ſie an einem andern Ort wieder aufzunehmen.

8.

Odins Gegenſatz gegen Thor.

Wenn nicht bei Tacitus ſo beſtimmt Mercurius als höchſter Gott der Germanen genannt wäre, könnte man auf die Vermuthung fallen, vor Odin, deſſen Name erſt in der Völkerwanderung auftaucht, ſey Thor, Dunar, der Donnergott, der Deutſchen höchſter Gott geweſen. Galt doch der Donnerer auch bei den Römern und Griechen, auch bei den Slaven für das höchſte Weſen. Ja ſelbſt im ſkandinaviſchen Norden iſt der Rang zwiſchen Odin und Thor zweifelhaft. Thor ſteht in alten Denkmälern öfters dem Odin voran. So im Tempel zu Upſala in Schweden nach Adam von Bremen cap. 233, wo er auch potentissimus deorum heißt. In verſchiedenen Genealogien Fornald. sög. II. 13, der Sverrisſaga und andern, die von Adam oder Noa beginnen, in denen aber Thor immer um viele Generationen älter iſt, als Odin. Man findet ſie zuſammengeſtellt im Anhang zu Grimms d. M. erſte Auflage S. XX f. Auch in der berühmten Abſchwörungsformel, derzufolge die Neubekehrten dem Thunaer, Woden und Saxnote entſagen ſollten. Vgl. Grimm d. M. 184. Thor hat im Norden überdies den Beinamen Atli (Großvater). In der Hervararſaga 1 iſt Thor, um die Rieſen zu bekämpfen, eher da als Odin, der erſt viel ſpäter von ferne her in den Norden kommt.

In den Edden erſcheint zwar Thor als ein Sohn des Odin, aber in aparter Stellung. Die j. Edda 9 läßt alle Aſen von Odin und Frigg abſtammen, fügt aber alsdann die ſeltſamen Worte hinzu, mit der Jörd (Erde), die zugleich ſeine Tochter und Gattin geweſen, habe Odin den erſtgeborenen Thor gezeugt. Das gibt ihm eine Ausnahmsſtellung vor allen andern Aſen. Ja man könnte verſucht werden, den Donnerer, der ohnehin ein Naturgott iſt, ſammt ſeiner Mutter, der Erdgöttin, die auffallend an Nerthus und Niördr mahnt, zu den Vanen zu rechnen, und anzunehmen, dieſe alten Naturgötter ſeyen früher einmal allein verehrt worden, ehe die Wodansdiener einbrachen und die alten Götter ihren neuen, höhern, geiſtigern Göttern unterordneten.

Gewiß iſt, daß der Glaube obwaltete, nach dem Tode kommen alle Edeln zu Odin und nur die Knechte zu Thor. Harbardslied 24. Unter den Knechten kann das unterworfene, im Land ältere Volk, unter den Edeln kann das eingedrungene Siegervolk verſtanden ſeyn. Grimm d. M. XVII. ſagt ſchon: „dem edeln freien Wuotan gegenüber gibt Donar etwas Volksmäßiges, Bäuriſches kund. Er ſcheint die uralte, im Verlauf der Zeit von einer andern nahe verwandten, aber umfaſſenderen, doch nicht überall zurückgedrängte Gottheit.“ Odin ſitzt immer ritterlich zu Roß, Thor fährt bäuriſch auf dem Wagen. Odin mit den Aſen reitet zum Gericht an der Eſche Yggdraſill, Thor allein geht dahin zu Fuße, j. Edda 15. Nach dem alten Eddaliede Grimnismal 49 iſt Harbard ein Beiname Odins. Nach dem Harbardsliede derſelben alten Edda ſpottet Harbard den mit einem Futterkorb daherkommenden Thor aus und verkündigt ihm Armuth. Mit Recht ſieht Uhland, Sagenforſchungen 89, hierin den Gegenſatz kriegeriſcher Stämme gegen die alten friedlichen Bewohner des Landes. Derſelbe Gegenſatz iſt ausgeſprochen in Fornm. S. V. 245, vgl. Uhland S. 191, wo Odin den übermüthigen Siegern hilft, Thor aber die Unterliegenden warnend beklagt. Eben ſo in den vielen Sagen bei Saxo von den mehrfach vorkommenden Halfdanen, die als Heroen des Thorcultus populär erſcheinen gegenüber dem adeligen Odinscultus, Uhland S. 192 f. Endlich auch in der Gautreksſaga, wo der jüngere Starkather bei ſeiner Geburt von Odin mit Reichthum, Sieg, Dichtergabe und allem adeligen Glanze beſchenkt, von Thor aber mit dem Fluch beladen wird, ſchändliche Dinge (Nidingswerke) zu begehen, den allgemeinen Haß auf ſich zu laden und Hundetodes zu ſterben, Fornaldar sög. III. 32.

Bei alledem kann es ſich nicht von einem undeutſchen Volke handeln, das den Thor angebetet hätte und etwa von den deutſchen Wodansverehrern unterjocht worden wäre. Denn Thor iſt in ſeiner groben Ehrlichkeit durch und durch ein deutſcher Charakter, ja der wahreſte Ausdruck deutſcher Volksthümlichkeit, ſo daß ſelbſt Odin ihm gegenüber viel eher fremd erſcheint. In Odin tritt nur zu viel von dem hervor, was man ſpäter unter dem Namen der „welſchen Praxis“ der deutſchen Ehrlichkeit ausdrücklich entgegenſetzte und verdammte. Wir müſſen demnach den Gegenſatz zwiſchen Thor und Odin als einen innerhalb des deutſchen Stammgebiets ſelbſt uralten gelten laſſen, als den in der Natur ſelbſt gegründeten Gegenſatz zwiſchen der rohen, leichtgläubigen, etwas beſchränkten, aber biedern, grundehrlichen und in ſittlichem Erzürnen ſchrecklichen Volksmaſſe einerſeits, und den durch Geburt und Geiſt vornehmen, durch kühne Unternehmungen und Glück Emancipirten andrerſeits.

9.

Odins Grauſamkeit.

Die römiſchen Geſchichtſchreiber haben nicht verfehlt, die Grauſamkeit, mit welcher die germaniſchen „Barbaren“ bei ihren Raub- und Eroberungszügen verfuhren, ins gehäſſigſte Licht zu ſtellen. Daß ſie aber nicht zu ſehr übertrieben haben können, erhellt aus den ſichern Nachrichten, die noch in viel ſpäterer Zeit immer wieder das Nämliche von der Unbarmherzigkeit und Zerſtörungsluſt deutſcher Kriegsheere melden. Der furor teutonicus iſt bei den Geſchichtſchreibern ſo alt, wie das wilde Heer im Volksglauben. Beide aber führen auf den Cultus des Odin zurück. Ein ſo kriegsluſtiges, ſchlachtwüthiges und allen Nachbarvölkern ſchreckliches Volk konnte zu ſeinem Hauptgott nur ein Weſen ſich ausdenken, wie Odin war, um hinwiederum aus dem Glauben an daſſelbe Ermunterung zu neuen Uebergriffen und allezeit eine Rechtfertigung derſelben zu ſchöpfen.

Die beſte Rechtfertigung war, daß es die deutſchen Krieger nicht beſſer haben wollten, als die feindlichen, denen ſie den Tod gaben. Auch der deutſche Krieger wollte nämlich nur in der Schlacht gefällt werden, um dann unter den Einheriar in Walhalla des Himmels Freuden zu genießen. Der Tod wurde ſchlechterdings verachtet und wenn man ihm ſelbſt ſo keck in die Augen ſah, wie hätte man Umſtände machen ſollen, einen Feind zu tödten. Wer auf dem Bette ſtarb, ließ ſich noch mit der Spitze des Speeres blutig in die Stirne ritzen, als wäre er auf dem Schlachtfeld an einer Wunde geſtorben. Der aus dem Mythus unſchicklicherweiſe in die ſchwediſche Geſchichte hineingepfuſchte König Odin ließ an ſich ſelbſt dieſe blutige Sterbeceremonie vornehmen, Ynglingaſaga 10.

Natürlich, daß man dem Odin auch förmlich Menſchen opferte. Tacitus Germ. 9 läßt die Germanen ſeiner Zeit dem Mercurius Menſchenopfer bringen und es ſcheint, daß dieſem Gott allein ſolche Opfer gebracht wurden. Zu Lethra in Dänemark wurden alle neun Jahre einmal 99 Menſchen und eben ſo viele Pferde, Hunde und Habichte (oder Hähne) geopfert, ohne Zweifel hauptſächlich dem Odin, denn zu Lethra wurde kein höherer Gott verehrt. Ditmar von Merſeburg I. 9. Auch zu Upſala in Schweden wurden alle neun Jahre einmal von jeder Gattung Thiere und von Menſchen je neun männliche Individuen geopfert. Adam. Brem. IV. 27. — Noch wahrſcheinlicher iſt, daß dem Odin die Gefangenen im Kriege geopfert wurden. Tacitus erzählt annal. XIII. 57 von den Catten, ſie hätten in ihrem Kampf mit den Hermunduren um den Beſitz der h. Salzquellen alle ihre Feinde ſammt deren Roſſen und allem Lebendigen, ſo viel ſie deren habhaft wurden, dem Mars und Mercurius zum Opfer gebracht. Unter dem letztern kann nur Odin, wie unter Mars deſſen Sohn Tyr gemeint ſeyn. Die Kimbern und Teutonen brachten nach ihrem großen Sieg über die Römer an der Rhone alle Gefangenen ihren Göttern zum Opfer, indem ſie ſie an Bäume aufhingen, desgleichen die Pferde und die geſammte Beute, die man ins Waſſer warf. Orosius V. 16. In gleicher Weiſe gelobte Rhadagais, als er mit einer ungeheuren Schaar Gothen in Italien einfiel, alle Römer dem Jupiter zu ſchlachten, woran er jedoch durch ſeine eigene Niederlage verhindert wurde. Augustinus, sermo CV. 10. Unter Jupiter kann nur Thor gemeint ſeyn, aber der heilige Auguſtinus gibt zu verſtehen, Rhadagais habe mit der noch heidniſchen Partei unter den Römern in Verbindung geſtanden und inſofern der bei dieſen als höchſten Gott geltenden Jupiter vorgezogen. — Auch Arminius ließ nach ſeinem berühmten Sieg über Varus mehrere gefangene Tribunen und Anführer den Göttern opfern. Tacitus, annal. I. 61. Im Kampf mit Druſus ſchlachteten die Cherusker und ihre Nachbarn einmal 20 römiſche Centurionen. Florus IV. 12. Die Sachſen opferten den zehnten unter ihren Gefangenen. Sidon. Appollinaris VIII. 6.

Bei einer großen Hungersnoth brachten die Schweden einmal dem Odin ihren eigenen König, Olaf Tretelgia, zum Opfer und verbrannten ihn lebendig. Ynglingaſaga 47.

In ſittlicher Beziehung iſt bemerkenswerth, daß man dem Odin in ſchlechter, namentlich rein egoiſtiſcher Abſicht Opfer bringen durfte und eines guten Erfolges davon verſichert war. So erzählt dieſelbe Ynglingaſaga 29, der ſchwediſche König Ani habe dem Odin alle zehn Jahre einen ſeiner Söhne geopfert, wofür ihm Odin jedesmal zehn weitere Jahre zu leben bewilligt habe. So ſeyen nach und nach neun Söhne Anis abgeſchlachtet worden, bis endlich das Volk ſich darein legte und ihm keine Opfer mehr geſtattete. Da ſtarb er. Die Sage berichtet aber ausdrücklich, Odin ſey mit Ani einverſtanden geweſen, das erſtemal habe Ani ſeinen Sohn nur verſuchsweiſe geopfert, beim zweitenmal aber habe Odin das Verfahren des Rabenvaters gut geheißen und ihm von ſich aus den angenehmen Vorſchlag gemacht, fortan alle zehn Jahre einen Sohn zu ſchlachten.

Es ziemt ſich, auf ſolche Züge unſerer heidniſchen Vorzeit hinzuweiſen, um darzulegen, wie nothwendig und ſegensreich die chriſtliche Bekehrung war.

Die aus der Ynglingaſaga angeführten Beiſpiele ſtellen zugleich die an den Cultus des volksthümlichen Thor geknüpfte Bauernoppoſition gegen den odiniſchen Herrencultus ins Licht. Einmal opferten die Bauern den König ſelber ſeinem Gotte, das andremal hinderten ſie ihn mit Gewalt, länger ein unnatürliches Opfer zu bringen.

Odins Grauſamkeit iſt mit Ungerechtigkeit verbunden. Er freut ſich am Glück der Böſen und am Unglück der Guten. In Oegisdreka 22 wirft ihm das Loki ſelber vor. Loki, das böſe Princip, ſagt zu Odin, dem Allmächtigen:

Ungerecht unter den Sterblichen
Theilſt du den Streit.
Oftmals gabeſt du
Dem du nicht geben ſollteſt,
Dem ſchlechteren Manne, den Sieg.

Wie weit die Grauſamkeit im ältern nordiſchen Odinscultus ging, erhellt am deutlichſten aus der Halfsſaga. Hier erſcheint ein König Alfrek bereits mit Signe vermählt, als er ſich in die Geirhild, die er Bier brauen ſieht, verliebt und ſie als zweite Frau annimmt. Signe iſt begreiflicherweiſe höchſt betrübt darüber und fleht die Liebesgöttin Freyja um Schutz an. Alfrek beliebt, diejenige von beiden Frauen allein zu behalten, die ihm das beſte Bier brauen würde. Nun reicht Freyjas Beiſtand für die arme Signe nicht aus, denn nachdem Geirhild dem Odin ihr erſtes Kind geopfert und an einem hohen Kreuz aufgehängt hat, berührt Odin ihre Bierhefe mit ſeinem Speichel (worin noch die Kraft des Odhrörir wirkt) und verleiht dadurch ihrem Bier eine unübertreffliche Güte. Die tugendhafte und unſchuldige Signe wird nun verſtoßen, die Eingedrungene herrſcht allein und das verlorene Kind wird ihr alsbald durch ein zweites erſetzt. Vgl. Thormodi Torfaei hist. Norveg I. 4. 6. In dieſer Sage erkennen wir zwiſchen Freyja und Odin denſelben Gegenſatz wieder, in dem wir nachher einerſeits die Frigg, andrerſeits die Brynhildur ihm gegenüber finden werden. Die Göttin vertritt das ſittliche Princip der rechtmäßigen Ehe, der Gott die Ueppigkeit und Ausſchweifung. Wolluſt und Grauſamkeit erſcheinen hier in dem Kindesopfer der eingedrungenen Buhlerin auf ſchauerliche Weiſe gepaart. Aber gerade daran findet der Gott ſein Wohlgefallen.

10.

Von Odins „nobeln Paſſionen“.

Wenn auch mit abſichtlicher Karikirung, ſo iſt doch im altnordiſchen Harbardsliede der egoiſtiſche, rückſichtsloſe Charakter Odins durchaus nicht untreu aufgefaßt. Er bezeichnet ſich ſelber hier als einen Don Juan, der alle Weiber verführe (wie der griechiſche Zeus). So erzählt er mit größtem Behagen Vers 18, wie er ſieben eben ſo ſchöne als wilde Schweſtern am Meeresſtrande überliſtet habe, die gegen jeden andern ſpröde und unbezwinglich geweſen. Sie ſollen tiefe Thäler aufgewühlt und Stricke aus Sand geflochten haben. Es können mithin wohl nur Rans Töchter, die Wellenmädchen geweſen ſeyn. Auch von Nachtreiterinnen redet Odin (Vers 20), die er mit Liſt ihren Männern abgelockt habe, und (Vers 30) von einer ſchneeweißen Maid im Oſten, die er verführt. Dieſe Heldenthaten ſtellt er den rettenden und menſchenfreundlichen Thaten Thors ſpöttiſch entgegen. Im Zorn kommt endlich Thor ebenfalls auf die Weiber zu reden, erzählt aber nur, wie er die Rieſinnen erſchlagen habe. Abgeſehen von der Abſicht Odins, den Thor zu verſpotten, iſt doch hier wirklich die Laune eines rückſichtsloſen Siegers und üppigen Königs dem Pflichtgefühl des treuen und tapfern Knechtes oder Volkes gegenübergeſtellt, vornehmer genialer Uebermuth der bürgerlichen Redlichkeit.

Im Havamal 95 f. erzählt Odin ſelbſt, wie er einmal von Billings reizender Tochter doch genarrt worden ſey. Er ſaß im Schilf und lauerte auf ſie, wahrſcheinlich hoffend, ſie werde zum Bade kommen. Dann trieb ihn die Ungeduld zu ihrem Bette, aber ſie ſchalt ihn, bei Tage könnten ſie ja geſehen werden, damit ihre Liebe geheim bliebe, ſolle er des Nachts kommen. Nun kam er, fand aber ſtatt des Mädchens nur einen am Bett angebundenen Hund. Um ſich zu tröſten, erzählt er, wie es ihm dagegen ſo wohl gelungen ſey, die arme Gunnlöd durch ſchlaue Verwandlung als Schlange zu verführen.

Das lutheriſche Sprichwort „wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang“ bewährt ſich ſchon in Odin. Neben der eben geſchilderten Weiberliebe und vornehmen Luſt am Wechſel war ihm der Wein beſonders lieb. Nach der j. Edda 38 lebte er ausſchließlich vom Wein und überließ geringeres Getränk, ſo wie das Eſſen Andern. Man muß damit den Thor vergleichen, wie er bei Udgardaloki mittelſt des großen Trinkhorns beinah das Meer ausgetrunken hätte. In dieſem koloſſalen Trunk iſt das Volk, wie in dem ausſchließlichen Weingenuß Adel und Königthum, in beiden aber das Nationallaſter des Trinkens vertreten, deſſen Alter man hieraus ermeſſen mag. — Endlich war Odin Vater des Geſanges, Erfinder der Muſik, wie der Schrift. Er ſprach alles in Verſen und die Macht ſeines Wortes war ſo groß, daß man alles für wahr hielt, was er ſagte, auch wenn es nicht wahr war. Ynglingaſaga 6. Er galt mithin als das Ideal eines von tapferen Männern, ſchönen Frauen und ſangreichen Skalden umgebenen Königs an einem reichen Hoflager. Auch hierin ſpiegelt er nur das Geſchichtliche im Volke.

11.

Odins Beſchämungen durch Frigg.

Eines der tiefſinnigſten Lieder der alten Edda, das Grimnismal, iſt noch nicht genug gewürdigt worden. Es enthält die feinſte Blüthe der altnordiſchen Sittenlehre und zeigt aufs deutlichſte, wie bei Odin alles nur Willkühr und Zufall iſt, Rechtsgefühl und Treue aber nur bei Frigg wohnt.

Agnar, der ältere Sohn des König Hraudung, kam mit ſeinem jüngeren Bruder Geirröd einmal beim Fiſchangeln auf dem Meere verirrt in dunkler Nacht zu einem unbekannten Strande, wo ſich Odin und Frigg in Geſtalt armer Hüttenbewohner ihrer erbarmten. Odin aber begünſtigte den jüngeren und lehrte ihn ſeine eigenen Liſten, während der ältere von der guten Frigg gepflegt wurde. Im Frühjahr ſetzten ſie ſich wieder in ihren Kahn und kehrten glücklich heim, Geirröd aber, ſchon voll der Liſt Odins, ſtieß am Ufer den Kahn hinter ſich ſo weit weg, daß der noch darauf ſitzende Agnar abermals verirrte. Geirröd aber wurde König, weil ſein Vater geſtorben war, und herrſchte mit großer Macht. Da ſaß einmal Odin mit Frigg auf dem Hlidſkialf, dem Hochſitz im Himmel, von dem aus ſie alles ſehen konnten, und Odin wies auf eine Höhle, in der Agnar als Verbannter mit einer Rieſin Kinder zeugte, während Geirröd in königlicher Herrlichkeit lebte, und ſpottete Frigg aus, daß ſie den armen Schlucker zu ihrem Liebling erkoren habe. Frigg aber erwiederte, Geirröd ſey ein Geizhals und ungaſtlich. Odin wollte es nicht glauben und beſchloß ihn zu prüfen. Frigg aber ſandte ihre Dienerin Fulla ab, den Geirröd vor Odin als vor einem böſen Zauberer zu warnen. Als nun Odin an ſeinen Hof kam, in einen blauen Mantel gehüllt und ſich Grimnir nannte, erkannte der König, es müſſe wirklich ein Zauberer ſeyn, weil ihn die Hunde nicht packen wollten, und ließ ihn acht Nächte lang zwiſchen zwei Feuern peinigen. Aber Geirröds junger Sohn Agnar labte ihn mildthätig mit einem Trank. Im Wechſelgeſpräch mit dem Leidenden erfuhr endlich Geirröd, es ſey der höchſte der Götter und war ſo eilig, ihn aus dem Feuer zu erlöſen, daß er ſich in ſein eigenes ausgleitendes Schwert ſtürzte und ſtarb. Odin verſchwand, ſegnete aber des jungen Agnars Regierung.

In dieſer ſchönen Sage wird das Gaſtrecht als um ſo heiliger anerkannt, je weniger ſelbſt der ſonſt ſo willkührliche und eigenmächtige Odin ſich der ſittlichen Indignation über des Königs Ungaſtlichkeit erwehren kann. Ein Gott, von deſſen Genialität jede ſittliche Rückſicht fern liegt, wird nur in Bezug auf Gaſtfreundſchaft ein ſtrenger Richter. Nichts beweiſt mehr, wie hoch dieſe Tugend den alten Deutſchen ſtand.

Eine zweite Beſchämung erfährt Odin durch ſeine Gemahlin Frigg in der ſchönen Sage bei Paul Warnefried I. 8. Die Wandalen, im Kampfe mit den Winilern, bitten Wodan um Sieg. Dieſer aber, ohne ſich darum zu kümmern, wer die beſſere Sache verficht und demnach den Sieg verdient, ſagt in vornehmer Laune, die ſollten ſiegen, die er bei Sonnenaufgang zuerſt ſehen werde. Nun bittet die kluge Gambara, Mutter der jungen Winilerfürſten, die Frea, Wodans Gemahlin, um Sieg und Frea räth den Weibern, ihre langen Haare wie Bärte vorzunehmen und ſich ſo bei Sonnenaufgang vor Wodans Fenſter zu ſtellen. Als Wodan erwacht und jene ſieht, frägt er: wer ſind jene Langbärte? muß nun aber den Winilern Sieg verleihen, die davon den Namen Longobarden annehmen. In der hist. Franc. epitom. bei Bouquet II. 406 werden ſtatt der Wandalen die Chunen genannt.

Auch hier läßt ſich die Güte und ſittliche Ueberlegenheit Freas über ihren rückſichtsloſen Gemahl nicht verkennen. Die Beſchämung Wodans iſt um ſo markirter, als es gerade ſchwache Weiber ſind, denen er als Siegvater den Sieg gewähren muß, da es ihm doch geziemt hätte, ihn nur den tapferſten Männern zu gewähren, und als er Zufall und Weiberliſt entſcheiden läßt, wo nur die gerechte Sache hätte entſcheiden ſollen.

Erinnerungen an eine gemeinſchaftliche Verehrung des Wodan und der Frigg haben ſich beim Landvolk in England erhalten. Nach Kemble bei Grimm d. M. 280 tanzt das Landvolk bei Dent in Hallamſhire im Herbſt den ſ. g. Rieſentanz, wobei zwei als Wodan und Frigga Vermummte die Hauptrolle ſpielen und zwei Schwerter um den Hals eines Knaben ſchwingen, ohne ihn zu verletzen. Nach Llwyd, hist. of Wales p. 324 befindet ſich in Montgomeryſhire noch Odins Bett voll Schätze, wer ſie aber haben will, den ſchreckt ein Ungewitter ab.

12.

Gegenſatz zwiſchen Odin und Brynhildur.

In Frigg ſteht die weiſe und gütige Hausfrau, in Brynhildur die reine und hochedle Jungfrau dem Odin gegenüber.

Nach dem ältern Eddalied von Sigurdrifa 4, Brynhildurs Todtenfahrt 8 und der Volſungaſaga 29 war Brynhildur eine Walkyrie, d. h. eine von den himmliſchen Amazonen, die als Dienerinnen und Botinnen Odins ſich hauptſächlich mit irdiſchen Helden und Kriegern zu thun machen, ſich einen Lieblingshelden wählen und denſelben nach dem Tode in Odins herrlicher Walhalla bedienen, die man aber auch höher auffaſſen muß, nämlich als ein weibliches Ideal, für welches der junge Held ſchwärmt, dem er ritterlich dient, um deſſentwillen er die ſchwerſten Unternehmungen wagt und an dem er ſich ſittlich veredelt. Ein Verhältniß, wie es auch ſchon die Griechen in dem Schutz, den Pallas Athene dem Herakles gewährte, und in deren myſtiſchen Vermählung anerkannt und vielleicht ſogar nordiſchen Vorſtellungsweiſen urſprünglich entlehnt haben. Brynhildur nun hatte ſich den jungen Agnar zum Lieblingshelden erwählt. Als ſie einſt mit ihren acht Schweſtern badete, wurde ſie von dem jungen Helden überraſcht, er gab ihnen aber die Hemden (vielleicht Schwanenhemden) zurück und ſein Edelmuth bewog ſie, ihm fortan Glück in Schlachten zu verleihen. Als ſie aber in dieſem zärtlichen und natürlichen Intereſſe für den jungen Helden ſeinem Feinde, dem alten Hialmgunnar, Sieg und Leben entriß, wurde Odin darüber zornig, ſtach ſie mit dem Schlafdorn, alſo daß ſie in ihrer Rüſtung und geſchützt durch einen Feuerkreis (die Waberlohe) ſchlafen ſollte, bis ein Held, der ſich vor nichts fürchte, kommen und ihr den Nibelungenhort bringen würde, und verurtheilte ſie ſchließlich, ihre himmliſche Jungfräulichkeit und die damit verbundene Macht zu verlieren, indem ſie einem Manne vermählt werden ſollte. Nach langer Zeit kam Held Sigurd, ritt über die Waberlohe und weckte die Jungfrau, indem er mit dem Schwert ihren Harniſch löste. Sie widmete ihm hierauf ihre Huld und gab ihm, der damals noch kaum aus der Schmiede kam und wenig feinere Lebensart hatte, weiſe Lehren in allen edeln Dingen, ſo daß hier ganz das Verhältniß der Pallas zum Herakles wiederkehrt. Aber Odin duldete dieſe natürliche und ſchöne Verbindung nicht und lenkte es dergeſtalt, daß Brynhildur dem widerwärtigen Gunnar vermählt wurde.

Dieſer tiefſinnige Mythus iſt außerordentlich bedeutend in Bezug auf den ſittlichen Kern der Eddalehre. Odin ſpricht darin klarer als irgendwo ſein Princip aus, welches ſich gegen das Sittliche, wie gegen das Natürliche indifferent verhält, daher, ohne für das Unſittliche Partei zu nehmen, ſich doch nimmermehr einen moraliſchen Zwang anthun läßt und Unrecht thut, nur um ſeine vollkommene Freiheit und Willkühr ſicher zu ſtellen gegen jede anderſeitige Zumuthung. Ginge es in der Welt ſo, wie Brynhildur meint, ſo würde es immer natürlich zugehen und immer Recht geſchehen. Aber das ſoll die jungfräuliche Seele ſich nur nicht einbilden! In der Welt geht es anders her und ſoll es anders hergehen. Man wird ihr lehren, ſich auf die Natur und auf das gute Recht verlaſſen zu wollen! Sie muß geſtraft werden. Sie muß geradezu mit dem böſen Princip verkuppelt, ſie muß des Teufels werden, um zu begreifen, daß wir uns hier in keiner Unſchuldswelt befinden und daß Natürlichkeit und Gerechtigkeit nicht die Angeln ſind, um welche dieſe Welt ſich dreht. In dieſem Sinne bringt Odin die Jungfrau zuerſt in Verbindung mit dem Nibelungenhort, dem Anreizmittel zur böſeſten Gier, und vermählt ſie ſodann gegen ihren Willen und unter böſem Trug mit Gunnar. In dieſem Gunnar aber, den die ſpätere Nibelungendichtung ſehr zurückſetzt und vernachläſſigt, iſt urſprünglich niemand anders gemeint, als Loki, das böſe Princip ſelbſt. Gunnar heißt Streit, Gunnar endet in der Schlangenhöhle, wie Loki. Gunnars Sohn tödtet den alten Hildebrand, wie Lokis Sohn Fenrir den Odin. Sigurd, in dem das gute Princip wie in Baldur hervortritt, erkämpft die Jungfrau dem Gunnar, denn dieſer ſelbſt, den die Jungfrau in der Brautnacht verächtlich an Armen und Beinen zuſammenband und aufhing, wäre nicht fähig geweſen, ſie zu gewinnen, weil das Böſe ohnmächtig iſt gegenüber jungfräulicher Reinheit. Dieſes Betrogenwerden und Sichhergeben Sigurds, wodurch er unwiſſend dem Böſen dient, iſt ganz aus dem Leben gegriffen, hat ſich von jeher in der Welt, ſonderlich mit der Jugend und dem Volk unter dem Einfluß mächtiger und ſchlauer Verführer zugetragen. Es liegt alſo in dieſem Mythus die tiefſte Menſchenkenntniß und das Verſtändniß eines der tragiſcheſten Züge im Geſchick des deutſchen Volkes. Der Mythus endet aber würdevoll mit einer Apotheoſe Brynhildurs, denn nachdem das Unglück geſchehen und bis in ſeine gräßlichſten Folgerungen geführt hat, entreißt ſich die herrliche Amazone den teufliſchen Umgebungen und neuen Verwandtſchaften und verbrennt ſich lebendig mit der Leiche Sigurds. Darin wiederholt ſich die Verbrennung Nannas mit ihrem Gatten, dem reinen Baldur, der unter den Göttern eben ſo die Reinheit, den Seelenadel, Ehre und Recht vertritt, wie Sigurd unter den Menſchen, und der eben deshalb ſterben muß und in einer Welt, die Odin beherrſcht, nicht leben kann.

Der Gegenſatz zwiſchen dem gegen die Moral ganz indifferenten, rein egoiſtiſchen Odin und der ſittlich edeln Brynhildur tritt auch in vollkommener Doctrin hervor, indem uns in der älteren Edda Runenlieder von beiden erhalten ſind, die ſich aufs ſchroffeſte entgegenſtehen. In „Odins Runenlied" im Havamal ſingt Odin Zauberrunen, wodurch er, wie er ſelber ſagt, Folgendes erlangen will: 1) Hülfe in allem Streit, 2) Arznei in jeder Krankheit, 3) Abſtumpfen der feindlichen Waffen und eigene Unverletzlichkeit, 4) Befreiung aus jeder Haft, 5) Bannung feindlicher Pfeile, 6) Rückprall jedes feindlichen Zaubers auf den Feind ſelbſt, 7) Löſchung jedes Feuers, 8) Schlichtung jedes Streites, 9) Stillung des Meerſturmes, 10) Verjagung von Dämonenheeren, 11) Sieg über alle Feinde durch einen Geſang in den Schild, 12) Wiederbelebung von Todten, 13) Unverletzlichkeit der Günſtlinge, 14) Allwiſſenheit,

15) Macht der Aſen, 16) einen Liebeszauber, alle Mädchen gefällig zu machen, 17) einen andern, um ſie treu zu erhalten, 18) einen Zauber, den er niemand mittheilt als der, die ihn liebt oder ſeiner Schweſter. — Man erſieht hieraus, daß es Odin um nichts Sittliches, um kein Recht, ſondern lediglich um den Erfolg zu thun iſt, und zugleich, daß unter dem Meth, der den Gott ſo zauberkräftig macht, nicht eine Gabe der Dichtkunſt, ſondern allmächtiger Magie verſtanden iſt.

Um die Bedeutung dieſer Runenlieder für Odins mythiſchen Charakter vollkommen zu würdigen, muß man ſie mit den Runen der Brynhildur im alten Eddaliede von der Sigurdriſa vergleichen. Hier ſchneidet die Valkyrie für ihren geliebten Sigurd Siegrunen, daß er in jedem Kampf ſiegen muß, Aelrunen, die ihn gegen Betrug ſchützen, Bergrunen, die alles, was er will, ihm ſichern und bergen, Sturmrunen als Schutz auf dem Meere, Aſtrunen gegen Wunden, Gerichtsrunen, die ihm überall Recht verſchaffen, endlich Geiſtrunen, die ihn an Verſtand allen andern Menſchen überlegen machen. Alſo faſt alles wie in Odins Runen. Plötzlich aber wendet ſich Brynhildur und geht zu einer Bezauberung ganz anderer Art über, indem ſie ihren Geliebten beſchwört, ſtets den höchſten ſittlichen Adel zu wahren:

Das rath ich zum erſten,
Daß du gegen Freunde
Ledig bleibſt aller Schuld.
Sey zur Rache nicht raſch,
Wenn ſie dir Unrecht thun.

Das rath ich zum zweiten,
Keinen Eid zu ſchwören,
Der ſich als wahr nicht bewährt.
Grimme Feſſeln
Folgen dem Meineid.

Das rath ich zum dritten,
Daß du beim Dingwahl
Mit läppiſchen Leuten nicht rechteſt.

Dann folgen Mahnungen, der Verführung durch Weiber, durch Trunk zu widerſtehen. Ferner Mahnungen zur Todesverachtung im kühnſten Männerſtreite, zur Treue und Achtung der Unſchuld, zur weiſen Vorſicht und endlich auch Heilighaltung der Todten, die er fromm beerdigen und unter den Hügel legen ſoll, wo er ſie finde. — Nirgends iſt die Güte des weiblichen Weltprincips ſo ſcharf der Rückſichtsloſigkeit des männlichen gegenüber geſtellt, wie hier.

Ich bedaure ſehr, bisher über Agnar, den erſten von Brynhildur erkorenen Liebling, keine weitere Aufſchlüſſe in den Quellen gefunden zu haben. Da auch Friggs unglücklicher Schützling in ihrem Wettſtreit mit Odin denſelben Namen Agnar führt, fallen beide ohne Zweifel in einem Begriff zuſammen. Friggs Agnar iſt ein guter und armer Fiſcher (dieſer Begriff liegt auch in ſeinem Namen); ſein Bruder Geirröd (Speerröther), ein reicher und böſer König, kommt auch als Herrſcher im böſen Rieſenreiche vor, welches dem guten Rieſenreich des König Gudmund entgegengeſetzt wird. Handelt es ſich um den Gegenſatz zwiſchen einem friedlichen, frommen und einem räuberiſchen grauſamen Volke? oder von einem tiefer liegenden rein mythiſchen Gegenſatze?

In Bezug auf die Waberlohe muß ich bemerken, daß ich den umfangreichen Mythenkreis, deſſen Mittelpunkt dieſes Symbol bildet, hier bei Seite liegen laſſen muß, ihn aber ein andermal erörtern werde.

Viertes Buch.

Die Wunſchdinge als Attribute Odins.

1.

Vom Wunſche.

Verwünſchung bedeutet die Gebundenheit des urſprünglich Freien, die Gefangenſchaft des Ewigen in der Zeitlichkeit und zwar in Folge fremder Schuld. Daher es in den deutſchen Sagen überall das weibliche Weltprincip iſt, welches während ſeines unſchuldigen Leidens gegen Andere nur Liebe und Erbarmen übt. Der Wunſch bezeichnet dagegen die ungebundene Freiheit, das männliche Weltprincip, von dem die Schuld ausgeht. Ich kann dieſen Gegenſatz erſt dann vollſtändig durchführen, wenn ich (in einer andern Monographie) von weiblichen Gottheiten handeln werde.

Wenn auch die Menſchen ihre angeborene Freiheit durch ſittliche Pflichten einſchränken müſſen, ſo bleibt ihnen dennoch die abſolute Freiheit als ewiger Wunſch unbenommen und findet ihren vollkommenſten Ausdruck in Odin, der eben deshalb der mächtigſte der Götter iſt.

Unter den Beinamen, welche die jüngere Edda 3 dem Odin beilegt, kommt auch osci (Wunſch) vor. Vgl. Grimm d. M. 126 f., wo aus ältern deutſchen Schriftdenkmälern nachgewieſen wird, daß der Wunſch noch im 13. Jahrhundert von den Dichtern als ein göttliches Weſen perſonificirt wurde, von dem man Erfüllung aller

Wünſche erwartete. Vuscfrea (Wunſchesherr), der Name eines mythiſchen Helden von Deira, war vielleicht auch ein Name des Odin. „Des Wunſches Kind“ hieß, was wir jetzt das Ideal zu nennen pflegen. Philipp von Reichherzhauſen bei Duellius p. 276 ſpricht von „Wunſches Füßen“ einer Königstochter, und will damit ſagen, ihre Füße ſeyen ſo ſchön geweſen, als man nur wünſchen könne. Odin wurde aber nicht blos als der Gott gedacht, von dem man Erfüllung aller Wünſche hoffte, ſondern der ſelbſt jeden ſeiner eigenen Wünſche verwirklichen konnte. Dazu dienten ihm ſeine Waffen und Gewandſtücke; Alles, was er an ſich trug, war ein Zaubermittel. Wir werden ſie im Einzelnen erörtern.

Abgeſehen von allen einzelnen Wünſchen und Wunſchmitteln liegt im Grundbegriff des Wunſches, wie ſchon der Name ſagt, der von Wonne herkommt, nach Grimm d. M. 126 „der Inbegriff von Heil und Seligkeit, die Erfüllung aller Gaben“ und S. 131 „das Ideal“. In letzter Inſtanz iſt dabei an Gimil zu denken, das iſt das eigentliche Wunſchland, der ideale Zuſtand unter Baldurs Regierung. Allein die Wünſche der Menſchen ſowohl, als die Odin hegt und erfüllt, ſind viel öfter auf Herrſchaft, Gewalt und Genuß in dieſer Welt gerichtet.

In dieſer Beziehung tritt in den Wunſchſagen derſelbe Gegenſatz hervor, in dem Brynhildur und die Valkyrien (Wunſchmädchen) zu Odin ſtehen. Auch die Valkyrien nämlich können Wünſche erfüllen, aber ſie achten dabei auf Unſchuld, Recht und Verdienſt, während Odin immer nach Launen verfährt und nicht ſelten gerade den Unwürdigen beglückt oder durch das Glück zum Unheil verführt.

Auch den Zwergen und Elben wohnt die Gabe bei, Wünſche zu erfüllen. Da dieſe Weſen, von denen ich hier noch nicht ausführlicher handeln kann, ſich in gute und böſe theilen, ſo geht auch durch ihre Glücksgaben derſelbe Gegenſatz hindurch.

Der Glauben an die Wünſche, der ſo eigenthümlich unter dem deutſchen Volk hervortrat, erklärt ſich zum Theil aus der Waldeinſamkeit, in der die Jugend aufwuchs. Der äußeren Bedürfniſſe zum Leben waren wenige und ſie wurden leicht befriedigt. Aber aus dieſer Armuth des Lebens in einſamen, zerſtreuten Höfen ſehnte ſich der Geiſt hinaus in die Ferne. Die rege Einbildungskraft, durch alte Sagen und durch die Erzählungen weitgereiſter Männer befeuert, erfüllte die Ferne des Raums mit Wundern von Pracht und Herrlichkeit, die Ferne der Zeit mit kühnen und bunten Abentheuern. Nicht ſelten ſcheint in den Wunſchſagen eine Erinnerung an die Zeit zu liegen, in welcher die deutſchen Stämme in ihren Wäldern von dem Glanz des römiſchen Reichs in Süden hörten. Oft genug ſcheinen die Wunderreiſen zum Reich der Götter verwechſelt mit den Fahrten nach den damals noch blühenden Weltreichen im Süden.

2.

Odin, der Urzauberer.

In der Zeitlichkeit haben ſich alle Götter, wie Menſchen, einer gewiſſen Beſchränkung um der Ordnung und des Friedens willen unterwerfen müſſen, durch Geſetz oder Vertrag. Nur Odin iſt davon ausgenommen. Er allein hat ſich eine unbedingte Allmacht gerettet, erſchlichen, geſtohlen. Dieſe übt er nun kraft des geraubten Zaubertrankes in voller Willkühr aus, indifferent gegen das Sittliche, gleich unabhängig von Baldurs immer zum Guten, wie von Lokis immer zum Böſen tendirenden Sinne, das Wiſſen, der Wille, die Macht ſchlechthin.

Odin übt ſeine Macht nicht blos durch die Attribute, die ihn als Talismane umgeben, ſondern auch einfach durch das Wort aus, durch Runen, die er ſingt. Liliencron und Müllenhoff haben in Droyſens Monatſchrift 1852 in zwei Abhandlungen gründlich nachgewieſen, wie auf die ſ. g. Runenſtäbe und Looſe, womit man zauberte oder Ungewiſſes erkundete, je nur der Anlaut des Zauberliedes eingeſchnitten war, durch deſſen Abſingung (incantatio) der Stab erſt ſeine Zaubermacht empfing (S. 346). Die Zauberſchrift aber, in der dieſe Anlaute ausgedrückt waren, enthielt zugleich Signaturen. Jede einzelne Rune (der eingeritzte Buchſtabe) hatte eine Beziehung zu einem beſtimmten Gott, zum Menſchenleben, Geburt und Tod, Krieg, zu Pflanzen und Thierwelt ꝛc. In dieſer Beziehung fixirte ſich in der Runenſchrift, was in der Zwerg- und Elbenwelt ſtets lebendig blieb. Die zuerſt von Mimir dem Odin bezeichneten Hugrunen (von hugr, Geiſt), welche die Schöpfung der Zwerge motiviren, ſpiegeln ſich wieder in der Runenſchrift ab. Ueberall tritt uns derſelbe Zauber entgegen, der ausgehend von Geiſt und Wort die mannigfachſten Wirkungen und

Formen in der Natur bedingt. Die Schöpfung der Zwerge ſetzte das Normale aller dieſer mannigfachen Kräfte und Formen feſt, Odin behielt ſich aber vor, nach Willkühr Anomalien eintreten zu laſſen, die Wirkungen überall umzutauſchen.

Deshalb wird in der Ynglingaſaga 7, wo ausführlich von Odins Zauberkünſten die Rede iſt, nicht nur gerühmt, daß er durch alle Räume habe fliegen, allen Elementen habe gebieten können, daß er alle Schätze unter der Erde gekannt habe ꝛc., ſondern daß er ſich ſelbſt auch in jegliche Art Thier und jede beliebige Geſtalt habe verwandeln, Todte wieder habe lebendig machen, ja ſogar dem Einen ſeinen Verſtand habe nehmen und einem Andern geben können. Mit den normalen Runen konnten auch die Menſchen zaubern, aber dieſe Anomalien waren Odin allein vorbehalten.

In ſeiner Eigenſchaft als Zauberer führt Odin den Beinamen Seidmadr (Zaubermann). Grimm d. M. 136 führt aus einer Arundel'ſchen Handſchrift des brittiſchen Muſeums Nr. 351 fol. 39 die Worte an: Seith primus fecit literas und vergleicht desfalls den Odin mit dem Hermes-Theuth der Aegypter, der gleichfalls die Schrift erfunden haben ſoll. Jamblichus, de myst. Aegypt. VIII. 1. Plato, Phädros I. 96. Hygini fab. 143. Mit Recht nennt Grimm bei dieſem Anlaß Odin „den geiſtigſten Gott unſeres Alterthums“. Allein Odin geht in ſeiner Geiſtigkeit nicht nur über den Hermes der Alten hinaus, ſondern ſtellt uns auch, wie dies in keiner andern Mythologie auch der geiſtvollſten Völker vorkommt, die Freiheit als Princip des Geiſtes dar. Eine Auffaſſung von hoher Genialität. Wenn Hermes nur Erfinder der Schrift iſt, ſo iſt Odin viel mehr, nämlich der aus freiem Geiſte dichtende und alles, was er dichtet, wirklich machende Urpoet. Die Schrift iſt hier Nebenſache, die verwirklichende Zauberei allein die Hauptſache.

3.

Odins elbiſcher Charakter.

Es fällt auf, daß eine ſo ernſte und edle Nation wie die deutſche ihrem höchſten Gott ſo viele Neckereien nachſagen konnte, die ſich nur für böſe Zwerge, Elben und Nixen eignen. Dieſer Widerſpruch löſt ſich aber, wenn man in Odin den Urbegriff der geiſtigen Freiheit feſthält und bedenkt, daß er die höchſte poetiſche

Willkühr bedeutet. Sobald die Nation ſich einmal in das Ideal eines Dichters vertieft hat, der alles verwirklichen kann, was ihm in den Sinn kommt, mußte ſie ihm auch Tolles anſinnen. Der unſrer Nation vor allen andern angeborene Humor mußte ſich hier nothwendig geltend machen.

Aber auch jene untergeordneten Elben ſtehen in einem urſprünglichen Zuſammenhange mit Odin, weil es, obgleich an die Natur gebunden, doch immaterielle Geiſter, reine Dämonen ſind. Odin iſt der Urelbe, der Prototyp der ganzen Elbenwelt, der Geiſt der Geiſter. Wir haben bereits oben nach der Voluſpa 6 berichtet, wie bedeutungsvoll die Schöpfung der Zwerge, von Odin ausgehend, den zwiſchen Aſen und Vanen eben erſt geſchloſſenen Frieden wieder brach und wie Odin durch den Raub des Odhrörir, zu dem ihm allein die Zwerge durch Kvaſirs Mord verholfen, ſich eine Macht aneignete, die er vielmehr mit dem geſammten Götterverein hätte theilen ſollen.

Die Wahlverwandtſchaft Odins mit den Zwergen beruht in ihrer Geiſtigkeit, Rührigkeit, im Schöpfungsdrange und Geſtaltungstriebe. Die Zwerge (dwergar) ſind Wirker. Ihr Vater iſt Odin. Im zweiten Eddalied von Sigurd nennt ſich Andwari, der Otters Balg mit Gold füllen muß (den Nibelungenhort), Odins Sohn. Odin führt den Namen Fornolfr, der alte oder Urelb. (Magnusen, lex p. 640.) Der deutſche Süden ſcheint ſogar, im Widerſprnch mit der nordiſchen Edda, an ein älteres Daſeyn der Zwerge geglaubt zu haben. Im proſaiſchen Anhang zu dem noch zu wenig gewürdigten deutſchen Heldenbuch heißt es, die Zwerge ſeyen zuerſt in der Welt geweſen, erſt nach ihnen ſeyen die Rieſen gekommen, um den Zwergen gegen die böſen Drachen beizuſtehen; als aber die Rieſen ſelbſt an den Zwergen Gewalt übten, ſeyen erſt die Helden (Götter) erſchienen, um den Zwergen zu helfen. Damit ſtimmt auch der merkwürdige Umſtand, daß im Heldenbuche mehrere der am bedeutungsvollſten hervortretenden Helden, unter denen wir ohne Zweifel Götter zu verſtehen haben, geradezu von Zwergen erzeugt werden. So wird Otnit vom Zwerg Elberich und der Hauptheld des Heldenbuchs, Dietrich von Bern, von dem „böſen Geiſt Machmet“ erzeugt. Die nordiſche Vilkinaſaga, in welcher die alten Gedichte unſeres Heldenbuchs mit andern, uns verlorenen, verbunden ſind, macht Cap. 150 den Alfr zum Vater des Högni (Hagen) und läßt Cap. 18 den Vade aus der Verbindung des Wilkinus mit einem Meerweib entſtehen.

Gemeinſchaftlicher Name der Elben und Zwerge iſt Wicht, Wichtlein, nordiſch vaettr, vgl. Grimm d. M. 408 f., worin der Begriff des Wehens, Weckens, Wachens liegt. Damit verbindet ſich aber der Begriff des Oeffnens, Scheinens (des Weißen) und des Wiſſens und Witzes. Daſſelbe ſind die angelſ. Wätlinge, von denen die Milchſtraße den Namen Waetlingestreet führt, daſ. 330. Durch die Milchſtraße aber glaubte man, kämen die Seelen oder Keime der irdiſchen Weſen vom Himmel herab und ſtiegen nach dem irdiſchen Tode wieder zum Himmel empor, daſ. 331. Das alles charakteriſirt die Elben als rein geiſtige Weſen, die aus einer urſprünglichen Geiſterwelt erſt in die Sinnenwelt eingehen.

Alle unſre Elbenſagen gewähren den Elben trotz ihrer Gebundenheit an die Natur, ja trotz ihrer Gefangenſchaft in der Natur eine geiſtige Freiheit, Zaubergewalt und willkührliche Herrſchaft über Zeit und Raum, die nur als ihr urſprüngliches Erbe aus der Geiſterwelt angeſehen werden kann und vollkommen mit der Zauberei der Allmacht übereinſtimmt, in der ſich Odin ſo ſehr gefällt.

Odin beurkundet ſeine überwiegende Geiſtigkeit in vielen Mythen, indem er ſich verkleidet und in unſcheinbarer Geſtalt geiſtige Wettkämpfe mit Andern eingeht, die er dann immer durch ſeine Allwiſſenheit und durch ſeinen Witz beſiegt. So im Grimnismal, wo er den geizigen Geirröd prüft, im Vafthrudnismal, wo er den Vafthrudnir in Räthſelfragen beſiegt, im Harbardslied, wo er den Thor verhöhnt, in der Hervararſaga, wo er den König Heidrek verſucht, im Gylfaginning, dem erſten Theil der jüngern Edda, wo er den König Gylfi, der nach Asgard gekommen iſt, um die Aſen zu prüfen, durch ſeine Ueberlegenheit beſchämt.

Wie nach der Vorſtellungsweiſe des deutſchen Heldenbuchs die Götter aus den elbiſchen Weſen hervorgegangen ſind, ſo tritt im nordiſchen Odin der höchſte Gott wieder in den elbiſchen Charakter zurück, denn er iſt allmächtig, willkührlich, launig, hold und unhold zugleich, wie Elberich und auch alle ſeine Machtattribute ſind elbiſch. Ueberall erſcheint er bald in Verkleidungen, bald in ſeiner wahren Geſtalt geiſterhaft, tritt plötzlich aus der Unſichtbarkeit hervor, durchmißt blitzſchnell die weiteſten Räume, in der Erſcheinung wie im liſtigen und neckiſchen, nicht ſelten boshaften Charakter durchaus elbiſch. Es iſt daher nicht paſſend, daß die nordiſchen Künſtler z. B. Fogelberg dieſen Gott coloſſal und ſchwerfällig darſtellen.

An das Elbiſche in Odin mahnt auch der Name eines Giftkrautes cicuta Wodendungel in Meiger, Panurgia lamiarum etc. Hamburg 1587 I. 6. Liest man Wuotanes zunkal (sidus), ſo ſtimmt er mit Wodesterne, ein Pflanzenname in Bruns Beitr. 54. Liest man aber Wuotanes dungal (stercus), ſo entſpricht der Begriff des göttlichen Kothes der Schärfe des Gifts. Vgl. Müllenhoff in den nordalb. Studien I. 208. Stern könnte das Kraut nur von dem Blumenſtern heißen, der Bezug auf Odin bliebe aber unerklärt. Dung ſcheint mir volksthümlicher, wo von einem „dödtlick vergift", wie bei Meiger, die Rede iſt. Dem Namen lag ohne Zweifel ein verlorener Mythus zu Grunde.

4.

S. Aidanus.

Auch Maedoc genannt, ein iriſcher Biſchof und Heiliger des 7. Jahrhunderts, hat eine merkwürdige Legende, in welche offenbar Züge aus dem Odinsmythus übertragen ſind, ſo wie ihm auch wohl der Name Aidanus nur aus dieſem Grunde zugeſellt worden iſt. Wolf hat in ſeiner Zeitſchrift I. 344 zuerſt auf die Verwandtſchaft der Legende mit dem Mythus aufmerkſam gemacht. Die Quellen findet man unter dem 31. Jan. in den actis S. S.

Zunächſt fällt auf, daß Aidans Mutter im Traum den Mond in ihren Mund fallen ſah und darauf den Aidan gebar. Es iſt alſo ein Mondkind, eine Perſonification des Mondes, der allerdings zu Odin in einer Beziehung ſteht, die ich jedoch erſt bei der Erklärung des Heimdaller-Mythus einläßlich erörtern kann. Als der Knabe heranwuchs, geſellten ſich Wölfe zu ihm und ſpielten mit ihm. Auch Odin hat Wölfe zur Begleitung. Räthſelhaft erſcheint das ceraculum, was ein von Hunden verfolgter Hirſch, zu dem Heiligen fliehend, demſelben von den Hörnern abwarf und zurückließ. Später führt Aidanus den Molua, der ſich ſo ſehr nach Rom ſehnte, in einer Nacht dahin. Das ſtimmt ganz mit Odins ſchnellen Luftreiſen. Ein andermal geht der Heilige zu Fuß über das Meer, was ſich mehrmals wiederholt. Auch als Herr des Schlachtfeldes und Siegverleiher tritt er gleich Odin auf. Einmal zieht er mit einem Stab eine Linie, über welche die feindlichen Krieger nicht hinüberkommen ſollen. Einer will dennoch darüber ſchreiten, ſinkt aber gleich todt zuſammen. Ein andermal verleiht er einem ſchon verzweifelnden König den Sieg über viel mächtigere Feinde. Auch verwandelt er die Gerſte eines auf dem Felde ſäenden Sklaven in Gold, wodurch derſelbe ſich frei kaufen kann; erweckt eine Quelle aus der Erde; ackert mit einem Elfſtier, den er zu dieſem Zweck aus dem Meere zu kommen zwingt; fährt auf einem Meerungeheuer über das Meer; ſpaltet durch einen Fluch, der eigentlich einen rohen Häuptling hätte treffen ſollen, von dem er aber gnädig abgewendet wurde, einen Felſen mitten entzwei; läßt bei Nacht im Walde eine Kirche durch lauter Engel bauen, die zu ſehen er ſeinen Schülern ſtreng unterſagt; weckt einen jungen Mann durch bloße Berührung mit ſeinem Stabe (gleich Odins Wunſchgerte). Vom Himmel wird ihm ein hyacinthfarbenes Roß geſchickt. Endlich öffnet er auch einmal dem Abt Munna die Augen auf magiſche Weiſe und läßt ihn mit einem Blick die ganze Welt überſehen. Das iſt der Blick herab von Odins Hlidſkialf.

5.

Von der Wünſchelruthe.

Dieſe Ruthe entſpricht genau einem Hauptattribut des römiſchen Mercurius. Bekanntlich trägt Hermes-Mercurius den Caduceus, einen Stab mit zwei Flügeln, um den ſich zwei Schlangen winden, und zwar trägt er ihn als Bote der Götter und Zugführer der Todten. Die deutſche Haſel- oder Wünſchelruthe beſitzt nach dem noch heute herrſchenden Volksglauben die Gabe, alles zu zeigen, zu öffnen und herbeizuſchaffen, was man wünſcht, insbeſondere aber das unter der Erde Verborgene ſichtbar und dadurch erreichbar zu machen, Quellen, Erze, Schätze. Sie war aber zur Heidenzeit ein Sinnbild und Talisman der Wiedergeburt überhaupt und gehörte daher dem Todtencultus an. In dem alemanniſchen Grabfeld am Lupfen, welches ich 1846 in Gemeinſchaft mit meinem verehrten Freunde, Hauptmann von Dürrich, aufdeckte, fanden wir unter jeder Leiche einen Haſelſtecken, zuweilen noch zwei dergleichen unter dem Todtenbaum (einem Eichenſtamme), der die Leiche einſchloß. Offenbar ſollte hier die Wünſchelruthe zur Erhebung des Todten aus der Erde, zur Wiedergeburt behülflich ſeyn.

Die Wünſchelruthe kommt keinem andern Gott zu, als dem Odin, dem Urzauberer und Herrn der Todten, der ſelber Wunſch heißt. Auch die Ruthe wird im Nibelungenliede 1064 einfach „Wunſch“ genannt. Es heißt hier, ſie habe unter dem Nibelungenhort gelegen:

> Der wunsch lag dar under, von golde ein ruetelin.

Es wird hinzugefügt:

> Der daz het erkunnet, der möhte meister sin
> Wol in al der werlde über islichen man.

Demnach iſt die Ruthe als der köſtlichſte Beſtandtheil des Schatzes zu denken. Das Gold gewährt nur Reichthum, die Ruthe aber Herrſchaft. Das Scepter der Könige wird „Wunſchgerte“ genannt, Mone, Anz. VIII. 136.

Der Zauber mit der Haſel wurde ſchon in der Lex ripuar. 69, 4 verboten. Man glaubt aber heute noch, daß die Haſelruthe als vegetabiliſche Magnetnadel durch die unter der Erde verborgenen Metalle in Bewegung geſetzt werde und eben durch dieſe Bewegung die Nähe der Metallſchätze anzeige. Außer Metallen ſollte ſie auch Waſſer, ja ſogar geſtohlene Sachen oder den Dieb ſelbſt anzeigen. Schon der berühmte Chemiker Baſilius Valentinus, im 14. Jahrhundert Mönch zu Straßburg, brachte die Rabdomantie (Weiſſagung aus der Ruthe) in ein Syſtem und gab ſieben verſchiedene Arten an, die Haſelruthe in der Hand zu halten, um die Einwirkung der in den ſieben Metallen wirkenden Planeten auf die Ruthe zu erleichtern. Bald wurde ſie an beiden Enden gefaßt, bald im Gleichgewicht auf beiden Händen getragen, bald gebogen ꝛc., und ſo oft ein Metall auf ſie wirkte, ſchlug ſie gewaltſam um. Aufs umſtändlichſte und langweiligſte iſt dieſe Kunſt weiter ausgeführt in Zeidlers Pantomyſterium, Magdeb. 1700. Ueber neuere Verſuche vgl. den 27. Band von Gilberts Annalen und den neuen lit. Anzeiger von 1807 Nr. 22 f. Eine Haſelruthe als Bratſpieß gebraucht ſoll ſich von ſelbſt drehen. Paulini, Zeitverkürzende Luſt 727. Happel, rel. cur. I. 29. Vgl. über die Wünſchelruthe noch Breuner Cur. und Grimm d. M. 926 f.

Eine Haſelgerte war ohne Zweifel auch der Stock, den ein Knecht im Süderdeich zufällig fand und durch den zu ſeiner großen Ueberraſchung alles in Erfüllung ging, was er wünſchte. Müllenhoff Nr. 283. In Schwaben kann man mittelſt einer Haſelruthe den, welchen man haßt, auch in der weiteſten Entfernung prügeln. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 268. In Tirol ſchlug ein junger Bauer mit der Haſelruthe auf einen Steinhaufen und zauberte einen Palaſt daraus hervor. Zingerle, Tirols Volksdichtungen II. 353.

Die Haſelruthe, ausgezeichnet durch zähe Biegſamkeit, genießt noch eine eigenthümliche Verehrung als das bekannte Zuchtmittel (der Pater Haßlinger, als Generalbeichtiger der öſtreichiſchen Armee). Schon zur Heidenzeit wurden im hohen Norden die Gerichtsplätze mit Haſelruthen umſteckt. Müller, Sagaenbibliothek 85. Grimm, Rechtsalterthümer II. 809. Ebenſo die Kampfplätze, Arndt im rhein. Muſeum II. 247 und die Saatfelder, Grimm d. M. 617. Damit wurde nicht blos gedroht, den mit Ruthen zu ſtrafen, der den geheiligten Raum überſchreiten würde; es galt auch die Abwehr böſen Zaubers. Die ſ. g. Neidſtange, die man aufſteckte und dahin richtete, von wo man Gefahr beſorgte, beſtand aus einem Haſelſtocke, auf dem man einen Pferdekopf befeſtigte. Nach der Eigilsſaga im rhein. Muſ. II. 353. Wenn man mit Haſelgerten den Staub aus allen vier Ecken des Hauſes zuſammenfegt, in einen Sack thut und darauf ſchlägt, ſo bewältigt man die Hexen. Prätorius, Blorberg 115. Auch die Irwiſche ſoll man mit Haſelruthen vertreiben. Wolf, Zeitſch. I. 444.

Mit der Wünſchelruthe werden insbeſondere die Schlangen bezwungen. Auch das mahnt an den Caduceus. Um Mercurs Stab winden ſich zwei Schlangen. Unter dem deutſchen Haſelſtrauch auf deſſen Wurzel wächst die Haſelwurz oder Haſelmiſtel, unter Moos verborgen, eine Schmarotzerpflanze, die ſie ausſaugt, ſcharf und bitter, riechend wie Pfeffermünze. Unter dieſem ſeltſamen Gewächſe nun wohnt der Haſelwurm, eine weiße Schlange, welche Schätze bewacht. Die Schätze kann man aber nur mittelſt der Haſelruthe heben. Prätorius, Glückstopf 21. Die Ruthe iſt der Schlange Meiſterin. In der Gegend von Oberndorf im Schwarzwald gibt man den Kindern, wenn ſie weite Wege gehen, eine Haſelruthe gegen die Schlangen mit, nach einer mündlichen Mittheilung des k. Würtemb. Hauptmanns von Hueber. Wenn man mit der Haſelruthe einen Kreis um die Schlange zieht, kann ſie nicht heraus. Val. Kräutermann, kur. Zauberarzt 301. Auch in Bocks Kräuterbuch s. v. Wenn man die Miſtel von der Haſel herabſchießt, kann man auch den Haſelwurm fangen, ſonſt auf keine Weiſe. Wer von dem Wurm ißt, verſteht alle Sprachen. Der Haſelwurm wird bis 18 Schuh lang. Einer von 12 Schuh Länge beim Kloſter Illfeld fraß zwei Männer. Tharſander, Schauplatz ungereimter Meinungen II. 871. — Die Miſtel iſt ein Sinnbild der im Winter fortdauernden Vegetationskraft. Auch die Schlange iſt nur Sinnbild der unterirdiſchen Lebenskraft, der noch unter der winterlichen Schneedecke insgeheim wirkſamen Fruchtbarkeit. Die Schätze, welche die Schlange bewacht, ſind zunächſt vielleicht die unter der Erde verborgenen Saaten. Das Lernen aller Sprachen durch das Eſſen von der Schlange wäre demnach die Erkenntniß aller aus der Erde wachſenden und ſich von ihr nährenden Creaturen. Wie es ſcheint, hat die Schlange hier eine gute Bedeutung, wie die weiße Schlange immer, und weist hin auf die unterirdiſche Heilkraft der Natur, die das im Winter erſtorbene Leben immer wieder erweckt. Man muß hier auch daran denken, daß Odin ſelbſt in Schlangengeſtalt Odhrörir raubte, und die darin verborgene Lebenskraft aus den Tiefen der Erde zum erſtenmal frei machte.

6.

Vom Wunſchſchwerte.

Odin führt gewöhnlich als Waffe den Todesſpeer. Doch wird ihm auch ein Schwert gegeben. Hyndlulioth 2, erſtes Eddalied von Brynhildr 14. Das Schwert kommt, wie es ſcheint, mehr dem Kriegsgotte Tyr zu, der jedoch nur eine Emanation aus Odin iſt. Darauf deutet auch das berühmte, für Odins Enkel geſchmiedete Schwert Tyrfing hin. Speer und Schwert aber ſtimmen darin überein, daß beide, ſobald ſie gebraucht werden, unabwendbar Tod bringen. In ihnen culminirt das Verderbliche der Willkühr.

Der Mythus vom Schwerte Tyrfing ſtimmt auffallend mit dem vom Nibelungenhort zuſammen. Wie jener Hort, ſo bringt auch das Schwert jedem Verderben, der in ſeinen Beſitz gelangt. Die Geſchichte dieſes Schwertes bildet ausſchließlich den Inhalt der Hervararſaga, einer der ſchönſten nordiſchen Dichtungen. Nachdem Odin, heißt es hier, im Norden eingewandert war und ein Reich gegründet hatte, überließ er daſſelbe ſeinem Sohne Sigurlami, deſſen Sohn Svafurlami einmal die beiden Zwerge Dyrinn und Dvalinn antraf und ihnen das Leben nur unter der Bedingung ſchenkte, daß ſie ihm ein unüberwindliches Schwert ſchmiedeten. Da ſchmiedeten ſie das Schwert Tyrfing, gaben ihm aber den Fluch mit, daß es nie gezogen werden könne, ohne Jemand zu tödten, daß auch die kleinſte Wunde von ihm den Tod bringen und daß Svafurlami ſelber dadurch umkommen müſſe. Als der letztere nun einmal den Rieſen Tyaſſi getödtet und deſſen Tochter Frida entführt hatte, wurde er ſelbſt von dem Berſerker Arngrim angegriffen. Im Kampfe blieb ſein Schwert Tyrfing im Schilde Arngrims ſtecken, der ihm ſogleich den Arm abhieb, den Tyrfing ergriff und ihn damit umbrachte. Arngrim raubte Fridas Tochter Eyvora, zeugte mit ihr zwölf Söhne und überließ dem älteſten derſelben Angantyr den Tyrfing. Dieſer aber fiel mit allen ſeinen Brüdern, überwunden von einem gewiſſen Oddo, deſſen Kleid undurchdringlich war. Angantyrs einzige, erſt nach ſeinem Tode geborene Tochter Hervora, wuchs zu einer gewaltigen Amazone heran. Weil man ſie aber als eine angebliche Sklaventochter verachtete, ruhte ſie nicht, bis ſie ihre wahre Herkunft erfuhr und beſchwor am Grabhügel ihres Vaters deſſen Geiſt in einem berühmten, zuerſt von Herder überſetzten Wechſelgeſange, worauf ihr Angantyr das mit ihm begrabene Schwert Tyrfing herausgab. Mit dieſem verrichtete ſie nun große Heldenthaten, ließ ſich aber vom guten König Höfund zur Liebe bewegen, vermählte ſich mit ihm und bekam zwei Söhne, Heidrek und Angantyr. Aus Uebermuth zog der Erſte einmal das Schwert und mußte nun, dem Fluche zufolge, ſeinen Bruder damit tödten, weil Niemand anders da war. Später vermählte ſich Heidrek mit einer Königstochter und zeugte mit ihr einen dritten Angantyr, mit einer geraubten Hunnin aber den Hlödr. Als er einmal den blinden Geſt, einen ſchwierigen Unterthan, vor ſich beſchied, erſchien in deſſen Geſtalt Odin ſelbſt und gab ihm ſchwere Räthſel auf, welche Heidrek alle löste. Zuletzt frug Geſt: Was hat Odin dem ſterbenden Baldur ins Ohr geſagt? Da rief Heidrek: das weiß Niemand als Odin und der mußt du ſelber ſeyn. Raſch hieb er mit dem Tyrfing nach dem Gotte, der aber noch raſcher in Falkengeſtalt entfloh, ſo daß ihm das Schwert nur die Spitze des Schwanzes abhieb, weshalb die Falken ſeitdem abgeſtutzte Schwänze haben. Allein bald darauf wurde Heidrek im Schlafe von ſeinen eigenen Sklaven mit dem Tyrfing umgebracht. Angantyr erbte ſein Reich und das Schwert, aber der unterdeß zum Helden erwachſene Hlödr machte gleichfalls auf das Erbe Anſpruch, kam mit einem großen Heere Hunnen herbei, fiel aber in der Schlacht durch den Tyrfing. Dieſe ausgezeichnete Dichtung ſchließt mit einer ziemlich langweiligen Genealogie der Nachkommen Angantyrs.

Ich muß darauf verzichten, das Mythiſche in dieſer ganz ins hiſtoriſche Gebiet gezogenen Sage zu ermitteln. Es genügt, hier die verderbliche Wirkung des Schwertes und Odins Schadenfreude darüber feſtzuhalten.

Nach der Volſungaſaga gehörte einem andern von Odin abſtammenden Geſchlechte, den Volſungen, gleichfalls ein Erbſchwert an. Dem Sigmund ward es zerbrochen, ſein Sohn Sigurd aber ließ es wieder zuſammen ſchmieden und ſpaltete damit gleich den Ambos. Es hieß Gram und war ſo ſcharf, daß es auf dem Rheine ſchwimmende Wollflocken durchſchnitt. Nornageſt Saga 4. Von Hrolf Krakes Schwert Skofung heißt es in ſeiner Saga, es habe wie Tyrfing nicht entblößt werden können, ohne Jemand zu tödten. Nach ſchwäbiſcher Volksſage bei E. Meier Nr. 380 führte ein Herr vom Stöfflisberge bei Gönningen ein Schwert, womit er ungeſtraft alles umbringen konnte.

Von einer Menge anderer in den Sagen hochberühmter Schwerter wiſſen wir die nähere Bedeutung nicht mehr. Am bemerkenswertheſten ſind im deutſchen Heldenbuch die Schwerter des Dietrich von Bern und darunter insbeſondere das berühmteſte aller Schwerter, Eckeſahs, welches Dietrich vom Rieſen Ecke erbeutet, nachdem es dieſer dem Zwerg Alfrik (Alberich) weggenommen. Alfrik ſelbſt hat es unter der Erde geſchmiedet, doch aber wieder ſeinem eigenen Vater geſtohlen. Wenn er das Schwert auf die Erde ſtellt, ſcheint eine goldene Schlange die Klinge hinauf zu laufen, Vilkinaſaga 40. Von demſelben Schwert heißt es im deutſchen Heldenbuchsliede, Ecken Ausfahrt in der Dresdener Handſchrift 74 (in von der Hagens Ausg. 85), die Zwerge hätten es geſchmiedet und Dietrich hätte es vergebens zu zerbrechen geſucht. — Dietrich raubt nach der Vilkinaſaga 16 dem Rieſen Grim das gleichfalls von Alfrik geſchmiedete Schwert Nagelrinc, und nach derſelben Saga 23 (vgl. das Biterolfslied 157) bekommt er vom Wittich das von Wieland geſchmiedete Schwert Miminc, ohne das er den Sigurd nicht überwinden könnte. Vgl. über alle dieſe Schwerter Grimms d. Heldenſage Nr. 39.

Dietrich von Berns Sage enthält ohne Zweifel die Erinnerung an einen der größten Götter der alten Deutſchen, allein es iſt kaum wiederzuerkennen, ob in ſeiner ſagenhaften Phyſiognomie mehr Züge von Thor oder von Odin liegen. Eckeſahs wird zwar ausdrücklich auf den Rieſen Ecke bezogen, in dem man den Meergott Oegir hat wiedererkennen wollen. Jedoch wäre eher auf den ſkythiſchen Gott Akinakes hinzuweiſen, der bei Lukian, Skytha 4 und deſſen Toraris 38 und 56 als Schwert verehrt wurde. Vgl. oben das Capitel von Zamolris. Sollten nicht die hier immer neben einander als höchſte ſkythiſche Götter genannten Akenakes und Zamolris (Schwert und Wind) nur Emanationen, Kräfte und Symbole eines Gottes geweſen ſeyn? Auf Odin paßt ſowohl das Schwert als der Wind, denn er iſt vorzugsweiſe Allmacht und alldurchdringender Geiſt und Lebenshauch, Kriegs-, Siegesgott und Sturm in der Weltgeſchichte. Der Schwertgott iſt ſkythiſch, alaniſch, getiſch. Schon Herodot IV. 62 ſagt von den Skythen, ſie hätten den Ares (Kriegsgott) unter dem Bilde eines Schwertes verehrt, und Ammianus Marcellinus XXXI. 2 ſagt von den Alanen, ſie hätten gar keinen andern Gott verehrt, als nur das Schwert. Nach der gothiſchen Geſchichte des Jornandes 35 ſoll das göttliche Schwert der Skythen zur Zeit des großen Hunnenkönigs Attila wieder gefunden worden ſeyn. Nach Lambert von Aſchaffenburg bei Piſtorius 348 kam daſſelbe Schwert ſpäter an Herzoge von Bayern, Markgrafen von Meiſſen, Kaiſer Heinrich IV. und endlich an Leupold von Mersburg, den es tödtete, indem es bei ſeinem Sturz vom Pferde aus der Scheide fiel. (Ein Fluch, der an den Tyrfing erinnert.) Nach der Mansfelder Chronik 118 ſoll es nachmals vom Herzog Alba wieder in der Erde gefunden worden ſeyn. Grimm, d. Heldenſage 311. Grimm, d. M. 186. Damit ſcheint auch im Zuſammenhange zu ſtehen, daß der ſächſiſche Kurfürſt auserſehen wurde, dem deutſchen Kaiſer das Reichsſchwert vorzutragen, auf welche Ehre ſich auch die beiden gekreuzten Schwerter im ſächſiſchen

Kurwappen beziehen. Grimm, d. Sprache 611 f. glaubt dieſes Schwert auf den altheidniſchen Gott Saxnote, angelſ. Saxneat zurückführen zu dürfen, welcher in der bekannten Abſchwörungsformel neben Thunaer und Woden, welche die neuen Chriſten nicht mehr anbeten ſollen, als dritter geſtellt iſt und ſofern ſein Name den Schwertgenoſſen bedeutet, am beſten auf Tyr paßt. Grimm zieht neben dem Volksnamen der Sachſen (von Sahs, Meſſer) auch noch die der Cherusker und Suardones (Schwertträger) herbei.

Eide, die mit den Fingern auf dem bloßen Schwerte geleiſtet wurden, kommen oft und bis tief ins Mittelalter in Deutſchland vor. Kopp, Bilder und Schriften I. 68. Grimm, Rechtalt. 165 f. Wenn auch Güter mit dem Schwert übergeben und bei Hochzeiten der Braut ein Schwert vorgetragen wurde, ſo iſt das Schwert hier wohl überhaupt Sinnbild der Macht und Herrſchaft; ebenſo bei Gerichtsgebräuchen. Vgl. Grimm Rechtalt. a. a. O.

In der Skalda 50 wird ein merkwürdiger Gegenſatz ausgedrückt zwiſchen dem allvernichtenden Schwerte des Högni und der allbelebenden Zaubermacht ſeiner Tochter Hildr. Der Zwerg Dain hatte dem Högni das Schwert Dainsleif geſchmiedet, welches wie Tyrfing nie gezogen werden konnte, ohne Jemand zu tödten. Als Högni mit Hedin, dem Freier Hildrs, kämpfte und alle Leute deſſelben tödtete, weckte Hildr ſie alle wieder auf und ſo kämpfen ſie noch immer fort bis zum Weltende. Högni iſt der Hagen unſeres Nibelungenliedes, einäugig wie Odin und wahrſcheinlich Odin ſelbſt in deſſen Bedeutung als Geber des Todes; wogegen in Hildr das göttliche Weſen der Hulda oder Frau Holle, der Mutter aller Geburt und Wiedergeburt, hervortritt. Der hier ausgedrückte Gegenſatz erſcheint in einem merkwürdigen Bilde vermittelt, das uns von Hartlieb im Buch aller verbotenen Kunſt Cap. 88 in einer Pfälzer Handſchrift erhalten und bei Grimm d. M., erſte Auflage, im Anhang LXIV. mitgetheilt iſt. Hier heißt es nämlich, man könne in dem blitzenden Glanze eines Schwertes die Geiſter von allen denen, die durch daſſelbe Schwert umgekommen ſeyen, erkennen und ausfragen.

In demſelben Anhang CXLVI. heißt es in einer alten Beſchwörungsformel: Gott iſt mein Schuh, mein Hut, mein Schwert! Dieſe ſeltene, auf den Gott der Chriſten angewendete Symbolik bezieht ſich höchſt wahrſcheinlich auf Attribute des alten Odin.

Schwert, Horn und Mantel finden ſich beiſammen in einem deutſchen Märchen. Vgl. Wolf, Beitrag I. 14, wo auch noch zweier anderer deutſcher Märchen gedacht iſt, in denen einmal das Schwert die Eigenſchaft hat, wenn man Jemand mit der Spitze berührt, ſogleich deſſen Kopf fallen, und wenn man ihn mit dem Griff berührt, den Kopf wieder feſtſitzen zu machen. Ein andermal ſtößt man mit dem Schwerte ein ganzes Heer Soldaten aus dem Boden. Bei Müllenhoff S. 426 klopft der ſtarke Franz mit dem Schwerte ein Heer aus einem Baum heraus.

7.

Vom Wunſchpfeile.

Odin führt den Todesſpeer Gungnir (Voluſpa 28, zweites Lied von Helgi 28), der als Wurflanze eigentlich die Bedeutung eines Pfeiles hat. Wenn er ihn über eine Schlacht wirft, ſo müſſen alle die fallen, über die er hinwegfliegt. Eyrbygg. saga p. 228. Hervararſaga 18. Fornaldar sögur I. 503; V. 250. Damit ſcheint der Begriff der Beſitzergreifung verbunden, Odin erklärt die Fallenden für ſein Eigenthum und bringt ſie nach ſeiner Walhalla. In demſelben Sinn warf Kaiſer Otto I. ſeinen Speer in die Oſtſee. Damit ſtimmt der Rechtsgebrauch überein, herrenloſes Land dadurch in Beſitz zu nehmen, daß man einen Pfeil darüber hinwegſchoß. Odin ſcheint aber jedes beliebige Holz zu einer Wunſchlanze haben machen zu können. In der Sage von Styrbiörn heißt es, als der Schwedenkönig Erich dem Odin um Sieg Opfer gebracht, habe Odin ihm eine Lanze von Schilfrohr geſchenkt, die über Styrbiörns Heer hinweggeſchleudert mit den Worten: Odhinn a ydur alla (Odin hat euch alle) das ganze feindliche Heer blind gemacht habe. Finn Magnusen lex. p. 596. Und in der Gautreks oc Hrolfs saga p. 33 heißt es noch beſtimmter, Odin gab dem Starcather ein Schilfrohr, und ſo wie es den Vikar berührte, verwandelte es ſich in einen Speer und tödtete den Vikar.

Auf Odin darf wohl auch Oervar-Odd bezogen werden, der nach der Hervarar- und Oervaroddſaga drei nie fehlende und immer wieder zu ihm zurückkehrende Pfeile führte, daher ſein Name, von Oervar = Pfeil. Den Pfeil führt Odin auch als wilder Jäger. Etwas ganz Aehnliches iſt der Pfeil, deſſen Oberon (Elberich) auf der Jagd ſich bedient und an dem augenblicklich jedes Wild ſteckt, ſobald er es will. Nach dem franzöſiſchen Roman von Huon.

Man muß vor allem den guten und ſchlimmen Gebrauch unterſcheiden, der von dem Wunſchpfeil gemacht wird. Mit dem wohlthätigen Blitz kommt er in deutſchen Sagen nie in Verbindung, ſofern hier immer das Symbol des Hammers vorgezogen wird, wohl aber mit der Spitze der Saat, die ſich ſiegreich durch die Erde arbeitet, woher Oervandel, der mit dem Pfeil arbeitende, eine Perſonification der Saat, wie Uhland in ſeinen Sagenforſchungen erkannt hat. Daher auch der junge Held Waltharius, in dem wir den Frühlingsgott Ball wieder erkennen, vorzugsweiſe mit dem Pfeil bewaffnet iſt, Waltharius, Vers 342. Als Retter und Befreier dürfte auch der berühmte Schütze Tell aus einer ſchönen alten Mythe vom Frühlingsgott ſtammen. In vielen Märchen ſteht ein nie fehlender Schütz als Diener dem jungen Helden zur Seite, der die Königstochter und den Schatz gewinnt. In Legenden begegnet uns öfter der Pfeilſchuß ins Blaue hinaus, der aber auf wunderbare Weiſe in weiter Ferne dahin trifft, wo ein heilendes Kraut wächst, oder wo eine Kirche gebaut werden ſoll ꝛc. Auf Odin dürfen wir eine Sage von Karl dem Großen in Tabernämontans Kräuterbuch s. v., Eberwurz, beziehen. Bei einer großen Peſt träumte Karl, ein Engel weiſe ihn an, mit einem Pfeil in die Luft zu ſchießen und welches Kraut er treffen werde, das ſolle die Peſt heilen. Am Morgen ſchoß er nun den Pfeil, der in der Eberwurz (Silberdiſtel, daher auch Carlina genannt) ſtecken blieb, deren Genuß die Peſtkranken heilte.

Viele Sagen, in denen der Wunſchpfeil boshaft und zum Verderben gebraucht wird, ſcheinen mir im Gegenſatz gegen die eben bezeichneten als Herbſtmythen aufgefaßt werden zu müſſen und dürfte dabei das herbſtliche Sternbild, der Schütze am Himmel, keine geringe Rolle ſpielen. Jedenfalls gehören die faſt zahlloſen Sagen vom wilden Jäger alle in die herbſtliche Jagdzeit und drücken ſehr glücklich auf doppelte Weiſe die nationale Jagdluſt und den Sturmcharakter der rauhen Jahreszeit aus.

8.

Vom Wunſchwinde.

Der günſtige Wind heißt im Norden oscabyrr, in Hartmanns Gregor 597 Wunſchwint. Odin verleiht ihn den Schiffenden. Haupt, altd. Blätter I. 288. Vielleicht hatte Odins Hut oder Kappe Gewalt über die Winde. Bei Olaus Magnus III. 13 hat wenigſtens König Erich von Schweden einen Windhut; wohin er die Spitze deſſelben drehte, daher kam der Wind.

In der Oſt- und Nordſee kennen die Seeleute allerlei Windzauber. Ein Danziger Schiffer kaufte ſich in Schweden drei Winde in drei Knoten eines Tuches. Ein Paar Matroſen glaubten, es ſey Gold in den Knoten und öffneten ſie, da brachen furchtbare Stürme los und das Schiff ging unter. Karl, Danziger Sagen 13. Eben ſo Müllenhoff Nr. 301. Die Helgoländer tranken einander aus einer Glocke zu, um guten Wind herbeizuzaubern, daſ. Nr. 169. Die Hamburger Schiffer verbrennen zu gleichem Zweck einen alten Beſen und glauben, wenn ſie auf der See einen alten Beſen in das erſte Schiff werfen, das ihnen begegnet, ſo müſſe der Wind umſpringen. Kuhn, nordd. Sag. S. 454. Die Schiffer aus Pommern werfen zu demſelben Zweck Feuer über Bord, was auf ſehr alten Elementarcultus hinweiſt, oder locken den Wind mit Pfeifen. Temme S. 347. Daß man den Wind mit Pfeifen locken könne, iſt ein ſehr gemeiner Schifferglaube und dient öfters als Motiv von Seegefahren in den engliſchen und deutſchen Seeromanen, wo überhaupt alten diaboliſchen Matroſen allerlei alte Zauberkünſte angedichtet werden.

Nirgends iſt der Windzauber lieblicher und rührender, als an den Ufern der Bretagne. Hier kehren Frauen und Mädchen, deren Männer, Geliebte und Brüder zu lange auf der See ausbleiben, den Staub der heimiſchen Erde zuſammen und blaſen ihn in die Luft, in dem feſten Glauben, er rufe die Verlorenen zum Vaterlande zurück. Cambry, Reiſe ins weſtl. Frankreich, überſetzt von Fiſcher S. 47.

Ueberall in Deutſchland herrſcht der Volksglaube, wenn ein großer Wind gehe, ſo erhänge ſich Einer. Auch dieſer Wind gibt ſich in einer norddeutſchen Sage als Wunſchwind zu erkennen, indem er den Wunſch eines Sterbenden erfüllt. Bei Schleswig nämlich erhenkte ſich ein armer Liebhaber aus Gram, weil ſeine Braut ihm untreu wurde, ſogleich aber erhob ſich ein heftiger Wind und begrub ſeine eben auf dem Waſſer fahrende Braut in den Wellen eines Sees, der davon noch jetzt der Brutſee heißt. Müllenhoff Nr. 132.

Das Auftreten des Hutes als Frühlingszeichen und der Tanz um den Hut gehört vielleicht uralter heidniſcher Erinnerung an. In Bayern kommt noch ein Tanz um den bebänderten Hut vor. Welcher Tänzer zuletzt gerade unter dem Hut ſteht, wenn ein Schuß fällt, der bekommt den Hut. Schmeller B. W. II. 257. Eines Huttanzes nach der Erndte in Schwaben gedenkt auch E. Maier S. 449.

Unſichtbar machende Ringe, wie bei Suchenwirt XXV. 160 ſtammen wohl nicht aus der deutſchen Sage. Der Urring Draupnir iſt ein Sinnbild der ſich ſtets erneuernden Zeit.

9.

Vom Wunſchmantel.

Ein Mantel, den Odin gewöhnlich trägt und von dem er Heklumadr, Mantelmann heißt, brachte ihn wohin er wollte. Nach Saxo Grammaticus I. 12 fuhr einmal der Däne Hading mit Odin und in deſſen Mantel gehüllt durch die Luft und ſah durch ein Loch des Mantels auf die tief unter ihm liegende Erde hinunter. Auch Karl der Große wurde einmal auf dem Mantel heimgebracht. Guinguené 188. Val. Schmidt 89. 80. Auf Karl aber iſt viel Odiniſches übertragen. Nach Bosquet, la Normandie 33 hörte einmal Richard von der Normandie den Charles-Quint und ſeine wilde Jagd in der Luft, und ſah dann, wie die Jagd anhielt, und ſeine Leute ein buntes Tuch vor ihm ausbreiteten. Richards Gefolge floh entſetzt, er ſelbſt aber ſprang kühn auf das Tuch und redete mit dem König Karl, der ihm ſagte, er reite mit ſeinem geſpenſtiſchen Heere allnächtlich aus, um mit den Sarazenen zu kämpfen (alſo ganz ſo, wie Odin und ſeine Helden täglich von Walhalla auf die Ebene Ida reiten, um ſich noch als Geiſter am wechſelſeitigen Kampfe zu erfreuen). Richard begehrte mitzufahren, als er aber um Mitternacht in der Luft gerade über dem Berge

Sinai ſchwebte und von unten die Glocke des Kloſters hörte, wollte er hier beten und wurde zurückgelaſſen. Im Kloſter fand er einen ſeiner ehemaligen Ritter, der auf einem Kreuzzuge von den Sarazenen gefangen worden war und deſſen Frau daheim, weil man ihn todt glaubte, binnen drei Tagen einen Andern heirathen ſollte. Von dieſem Ritter empfing er einen Ring für ſeine Frau, wurde noch in derſelben Nacht vom wilden Heere wieder abgeholt und kehrte glücklich nach der Normandie zurück, wo er die Heirath abbeſtellte und den gefangenen Ritter auslöſen ließ. Mitten in die hiſtoriſche Zeit verlegt, enthält dieſe ſchöne Sage doch offenbar die heidniſche Erinnerung an Odins Todtenheer und Wunſchmantel. Vgl. was oben über Odins Heimkehr zu Frigg geſagt iſt.

Auf einem ſolchen Mantel (einer ledernen Decke) wird auch Heinrich von Ofterdingen von ſeinem Gönner, dem Meiſter Klingſor, in einer Nacht durch die Luft aus Ungarn nach der Wartburg zurückgebracht, weil er ſein Wort gegeben hatte, ſich zum berühmten Sängerkriege daſelbſt wieder zu ſtellen. Rohte, Chron. Thur. bei Menken II. 1697. Grimm d. S. Nr. 555.

In vielen deutſchen Märchen wird eine ſchöne Königstochter durch einen jungen Helden erlöst und gefreit, welcher ſich dabei nicht blos des Wunſchmantels, ſondern auch des Wunſchhutes und anderer Wunſchmittel bedient, die meiſt Attribute Odins, aber auch elbiſch ſind und die mir auf die Befreiung der Natur aus der Gewalt des Winters bezüglich und einfache Frühlingsmärchen zu ſeyn ſcheinen, weshalb ich ſie hier übergehe. Wenn man erwägt, daß der Frühling nur als ein irdiſches Abbild des himmliſchen Wunſchlandes angeſehen wurde, ſo erklärt es ſich, warum dieſelben Zaubermittel, durch die man ſich in den Himmel verſetzen zu können glaubte, auch bei der Wiedergeburt des Frühlings als wirkſam erachtet wurden.

Der Wunſchmantel war nicht blos zur ſchnellen Ortsveränderung dienlich, ſondern gewährte zugleich Schutz, Glück und Sieg, denn er war ja der Kriegsmantel des Siegesgottes. Daraus allein erklärt ſich, warum die Franken ſogar noch in der chriſtlichen Zeit ſo hohen Werth auf den Mantel oder die cappa (weiten Rock mit Kapuze) des h. Martin legten, den die merowingiſchen Könige in den Schlachten trugen und davon gewiſſen Sieg hofften. Legenda aurea ed. Graesse p. 749. Du Cange, glossar. II. 211. Das heilige Anſehen dieſes Kriegsmantels läßt ſich nicht aus dem Leben des Biſchof Martin erklären und wurzelt wohl in der Erinnerung an Odins Mantel. — In der gewöhnlichen Bedeutung als Mittel eines raſchen Ortswechſels erſcheint der Mantel des h. Beatus in der Schweiz. Der Teufel zertrümmerte ihm ſein Schiff auf dem Thuner See, der Heilige aber ſchwebte auf ſeinem Mantel ſicher ans Ufer. Wyß, Idyllen I. 200. Auch der Zauberer Dr. Fauſt fährt noch auf einem Mantel durch die Luft. Das Reiten der Hexen auf allen möglichen Dingen, Beſen, Gabeln, Spinnrocken ꝛc. gehört auch hieher und weiſt auf eine Beziehung der Hexen überhaupt zum Wunſchgotte hin.

10.

Vom Wunſchhute.

Der unſichtbar machende Hut ſcheint eine uralte Vorſtellung des europäiſchen Heidenthums zu ſeyn, denn auch bei den Griechen hat Hades, der Gott der Unterwelt, einen unſichtbar machenden Helm. Ilias V. 845. Dem entſpricht wohl der Helm Hildegrim, den Dietrich dem Rieſen Grimm und deſſen Weibe Hilde abgewinnt, obgleich Hildegrim nicht unſichtbar macht, ſondern nur gleich dem nordiſchen Oegishialmr (Helm des Meerrieſen Oegir) Schrecken und Entſetzen erregt. Es iſt jedenfalls bedeutſam, daß Sifrit die unſichtbar machende Tarnkappe dem Alberich mit deſſen Schätzen abzwingt; die Unterwelt iſt dunkel, unſichtbar machend, ſchrecklich und reich an Schätzen. Vgl. die ausführliche Erörterung in Grimms d. M. 217. Bei den Kelten tritt für den Helm die Kappe ein. Die Spitzkappe oder Kapuze war, wie alte Bildwerke beweiſen, uralte Nationaltracht der Kelten und findet ſich noch jetzt beim Landvolk überall an den ſüdweſtlichen Ufern Europa's. Die hohe Verehrung, die in Frankreich des h. Martins Kappe genoß, in der Mantel und Hut in einem Stück verbunden waren und von der ſogar die Namen Capelle (Aufbewahrungsort der h. Kappe) und Capellane, Hüter der h. Kappe, herkommen, läßt vermuthen, daß hier nur altes Heidenthum in chriſtliche Form umgewandelt worden iſt, wie überhaupt auf den h. Martin, mit deſſen Tage, 11. November, der Winter beginnt, Vieles von dem heidniſchen Winter- und Unterweltsgott übertragen worden zu ſeyn ſcheint.

Der Hut iſt ein unterſcheidendes Kennzeichen des griechiſchen Hermes und römiſchen Mercurius. Hermes leiht ſeinen unſichtbar machenden Hut dem Perſeus. Hygini astr. II. 12. Dieſer Hut gehört der Symbolik der Unterwelt an und bedeutet dieſe ſelbſt als das, was gleichſam mit der Erde wie mit einem Hute zugedeckt iſt. Hermes führt neben dem Hut den ſchlangenumwundenen Stab (caduceus) als Herold der Todten, als Pſychopompos, als Führer der Seelen in die Unterwelt. Sein Hut, ſein Stab und zuweilen auch ſeine Schuhe erſcheinen auf ſeinen Bildwerken mit kleinen Flügeln verſehen zum Zeichen, daß er den weiten Raum zwiſchen Ober- und Unterwelt mit Flügelſchnelle durchmißt. Auch Odin führt das Heer der Todten, auch er kommt in den nordiſchen Sagen gewöhnlich mit einem breiten Reiſehute vor, auch er trägt die ſchlangenbändigende Haſelruthe als Wunſchgerte. Von ſeinem breiten Hute hieß Odin Sidhhoettr, der Breithutige, oder überhaupt Höttr, der Hutige. Grimm d. M. 133.

Der unſichtbar machende Hut führt auch den Namen Tarnkappe, von Ternen, verbergen. Lachmann, Nibelungen S. 340. Den Namen Tarnhut erklärt Grimm d. M. 431 als bergende Haut, verſteht aber darunter einen Mantel, da es doch wohl näher läge, darunter Sifrits, denn von ihm iſt die Rede, unverwundbar machende Hornhaut zu verſtehen.

Die unterweltliche Bedeutung des Hutſymbols erhellt am deutlichſten aus den zahlloſen deutſchen Sagen, in welchen den unterirdiſchen Zwergen unſichtbar machende Hütlein oder Kappen zugeſchrieben werden. Sie heißen Helkappe, Nebelkappe, Wünſchelhut ꝛc. Grimm a. a. O. Ich rechne hieher auch die Spitzhauben, welche die jungen Burſchen in Tirol in der Wintermitte beim Berchtenlaufen tragen.

In den Acten des berüchtigten ſchwediſchen Hexenproceſſes von Blokula heißt es, bei den Hexenverſammlungen habe der Teufel als König des Feſtes einen großen und bunten Hut getragen. Da in der Hexenfeier altheidniſcher Cultus ſich verbirgt, iſt mit dem Huttrager vielleicht Odin gemeint. Wenn man ferner erwägt, wie oft Odin bei Saxo Grammaticus und in den nordiſchen Sagas mit ſeinem Mantel und tief ins Geſicht gedrücktem Hute als Reiſender und böſer Zauberer vorkommt, ſo darf man ſich auch nicht darüber wundern, daß in deutſchen Sagen der alte Gott mit dem Hute zum gemeinen Gaukler herabgewürdigt wird. So heißt es in Gräve's Volksſ. aus der Lauſitz 83 von dem Zauberer Martin Pumphut, derſelbe ſey zu Spuhle bei Hoyerswerda geboren, habe ſich aber gleich nach ſeiner Geburt unſichtbar gemacht und ſtatt ſeiner ſey eine Schlange in der Wiege gelegen. Er ſey jedoch wieder gekommen und ein überaus kluges Kind geworden. Bei Nacht, heißt es, umſchwärmten ihn vielgeſtaltige Geiſter. Als er heranwuchs, wurde er ein Müller und von ſeinem breiten Hute Pumphut genannt. Er war aber jedes Zaubers mächtig, überall und nirgends, ſchiffte in papiernem Kahn über die Flüſſe, ritt auf einer Heuſchrecke durch die Luft, blies bei Dresden ſo gewaltig durch ein Naſenloch, daß alle Windmühlen davon gingen, leitete einmal die Saale ab, daß kein Müller mehr mahlen konnte ꝛc. Endlich verſchwand er in Paderborn und ließ ſeinen breiten Hut zurück. Hier ſcheinen großartige Züge merkwürdig entſtellt zu ſeyn. Ich ſchließe noch zwei verwandte Zauberſagen an. Ein gewiſſer Pumpfuß lehrte einem Kammerherrn von Suckow alle ſeine Künſte und ſchwur, jetzt wiſſe er keine mehr. Darauf ließ ihn Suckow köpfen, um alleiniger Erbe ſeiner Kunſtſtücke zu bleiben. Aber des Henkers Arm erſtarrte und des Zauberers Hals blieb unberührt. Erſtaunt frug der Kammerherr, was das ſey? Pumpfuß aber lachte und ſagte: das Stückchen hab ich für mich behalten. Da war der Kammerherr noch froh, daß der Zauberer ging. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 65. Auch der Markgraf Hans von Schwedt lebt in der Sage noch als gewaltiger Zauberer und es ſind Züge aus dem älteſten Heidenthum auf ihn übergetragen, z. B. das Wiederlebendigmachen gegeſſener Fiſche aus den Gräten, das Fahren durch die Luft, das Aufpflügen eines Flußbettes ꝛc. Daſ. Nr. 38.

Der Wunſchhut hat in unſern Märchen und Sagen nicht blos die Bedeutung des Unſichtbarmachens, obgleich dieſe vorherrſcht. Im Märchen von Fortunatus wohnt dem Wunſchhütlein zugleich die Gabe des ſchnellen Ortswechſels bei, was ſich aus der Doppelbedeutung der cappa erklärt. Dem Hute wohnen noch andere Gaben bei. In Grimms Märchen Nr. 54 und Bechſteins Märchen Nr. 156 kommt ein Wunſchhut vor, deſſen Krämpen Batterien ſind, durch die, wer den Hut aufhat, alles zuſammenſchießen kann. In Grimms Märchen Nr. 70 bewirkt ein Wunſchhut, wenn man ihn gerade ſetzt, plötzliches Eintreten des Winters. Dieſe verſchiedenen Eigenſchaften des Wunſchhutes beweiſen nur, daß in ihm gleichſam die Allmacht Odins concentrirt gedacht wurde, des Wunſch- und Sieggottes, den keine Zeit und kein Raum hemmt und für den es kein Hinderniß gibt.

11.

Vom Wunſchpferde.

Mittel des ſchnellen Ortswechſels iſt in vielen Märchen und Sagen auch das Wunſchpferd, das ſeinen Reiter durch alle Lüfte führt. Ohne Zweifel darf man es auf Odins Roß zurückführen. Odin reitet als Siegesgott gewaffnet ein weißes Roß. So finden wir ihn an der Spitze des wilden Heeres überall in der deutſchen Sage wieder. Daß dieſes Roß aber zugleich ein Wunſchpferd geweſen ſey, erhellt aus dem Gebrauch, bei der Erndte einen Aehrenbüſchel für daſſelbe ſtehen zu laſſen, wodurch man im folgenden Jahr eine gute Erndte zu erlangen hoffte, wovon oben ſchon die Rede war. Es iſt das achtfüßige Roß Sleipnir. In der Hervararſaga 15 giebt der verkleidete Odin dem Heidrek als Räthſel auf: Wer hat drei Augen, zehn Füße und nur einen Schwanz? Antwort: der einäugige Odin, wenn er auf dem Sleipnir reitet. In der deutſchen Sage ſind mir die acht Füße noch nirgends vorgekommen. Das Ungeheuerliche dieſes Odinsroſſes läßt ſich aber in andern Zügen der deutſchen Sage nicht verkennen. Am gewaltigſten tritt es hervor bei Almquist, Oelands hist. I. 37. II. 212. Odin bindet, weil er zu Fuß mit einem Gegner kämpfen will, ſein Roß an einen Felſen, in den er zuvor mit ſeinem Schwerte ein Loch gebohrt hat. Das Roß aber reißt den ganzen Felſen aus und macht ſich frei. Ein unergründlicher Sumpf bezeichnet noch jetzt das Loch, wo es den Felſen ausgeriſſen. Nach Fornm. sög. 9, 55, 56, Torfaei hist. Norveg IV. 115, Magnusen lex. p. 645 ließ Odin ſein Pferd bei einem Schmiede beſchlagen und ritt dann in ungeheuern Sprüngen nach Schweden, wo ein Krieg ausbrach. Dieſe Sage hat ſchon Franciſci im hölliſchen Proteus Nr. 23 mitgetheilt, nur daß hier der Schmied den Reiter frägt, wo er übernachtet habe und Odin ihm einen weit entfernten Ort in Tilemark bezeichnet. Der Schmied erſchrickt, aber Odin ſagt ihm: „zweifle nicht, ſieh ſelbſt, wie mein Pferd ſpringen kann“ und macht einen Satz in die Luft und verſchwindet. — In gleich wildem Sprunge ſchüttelte einmal das Roß Sleipnir ſeine Hufe ab, die ſo heftig an einen Berg bei Weriö anſchlugen, daß ihre Spuren heute noch zu ſehen ſind. Afzelius, Schwed. Volksſ. II. 78. Solche Hufſpuren kehren häufig wieder. Auch das Roß Schimming ließ ſie im Felſen zurück, Wilkinaſaga 37. Das Roß des Pilatus ließ ſie zurück am See auf dem Pilatusberge. Scheuchzer, Naturgeſch. der Schweiz I. 202. Ein Teufelspferd die ſeinigen auf dem Teufelsberge bei Hof. Helfrecht, Fichtelgebirge 126. Ein anderes bei Nabburg. Der Schmied hatte ſchon drei Eiſen aufgeſchlagen, als er nun das vierte in Gottes Namen aufſchlagen wollte, ging das Pferd durch und ſchleuderte das Eiſen hoch an einen Thurm hinauf. Verhandlungen d. hiſt. Vereins d. Oberpfalz 1850 S. 194. Panzer 127. Ein ungeheures Hufeiſen wird auch in der Ruine Silberburg in Kärnthen aufbewahrt, herſtammend von einem eben ſo ungeheuerlichen Ritter. Auch werden hier Schätze von einer verwünſchten Jungfrau gehütet. Sartori, Burgfeſten Oeſtreichs III. 175. Erinnerungen an dieſes Wunſchpferd ſind noch häufig in der deutſchen Sage erhalten. Albertus Magnus beſaß ein 15 Fuß hohes Zauberpferd, welches ganz ſo unheimlich erſcheint, wie Odins Roß. Es machte einmal einen großen Sprung über die Mauern von Lauingen, ein andermal über die Donau. Sagenbuch von Burgau ꝛc. 1851 S. 68. Ich erwähne hier noch die Zauberpferde, auf denen man in Märchen durch die Luft reitet.

So wird Aſchenbrödel auf einem Wunſchpferde in die Königsſtadt zum Feſte und eben ſo ſchnell wieder in ihre ruſſige Küche zurückgebracht. So finden in Tirol junge Burſche bei der Pardatſcher Capelle nächtlich ein Roß, auf dem ſie blitzſchnell zu den auf den höchſten Bergen einſam wohnenden Sennerinnen und wieder zurückreiten. Steub, drei Sommer S. 136. Zu Steinbach beſtieg einer ein unbekanntes Pferd, das ihn zwei Tage lang durch die Luft führte und in weiter Ferne abſetzte. Baader Nr. 139. Drei Jungfrauen ſahen auf einem Spazierzang das ſ. g. Malegyspferdchen, bunt geſchmückt, allerliebſt, von weißer Farbe und mit zwei grünen Papageien auf den Schenkeln. Ein unbekannter Reitknecht erlaubte ihnen aufzuſteigen, das Pferd aber trug ſie in ein herrliches Schloß zu einem Gaſtmahl vornehmer Perſonen. Indem ſie hier des Pferdes Geſundheit tranken, ſchliefen ſie ein und erwachten zwei Stunden von Ypern im Graſe. Ein Bauer hielt ſie für Hexen und wollte ſie feſthalten, wobei eine ihren Rock verlor. Ein Wirth führte ſie auf ſeinem Wagen heim, aber die Pferde gingen irre, ſo daß ſie erſt ſpät die Stadt erreichten. Wolf, niederl. Sagen Nr. 388. Ritter Eberhard wurde durch teufliſche Eingebung von ſolchem Widerwillen gegen ſeine Frau, mit der er immer glücklich gelebt hatte, erfüllt, daß er ſich vom Teufel in Pferdegeſtalt durch die Luft nach Rom tragen und durch den Papſt von ſeiner Frau ſcheiden ließ; kaum aber war er auf dieſelbe Art heimgekehrt, ſo ſchwand der Zauber und er liebte ſeine Frau wieder mehr als je. Caesarius Heisterb. II. 37. Der fromme Winand vom Kloſter Elſelen wurde aus Jeruſalem, Gerhard von Hollenbach aus Indien durch ein Zauberpferd blitzſchnell heimgetragen. Daſ. X. 2.

Aus einer Höhle des Berges Sirling pflegte ein gewiſſer Philipp Hoyos blitzſchnell herauszureiten und wieder hinein. Insbruker Phönix 1851 S. 86. Ritter Gilgen Lorch ritt auf einem Teufelspferde die ſteilen Felſen hinauf zur Burg Rheinberg. Smets Gedichte S. 172.

Bei einem Wettrennen zu Colonna gewann für den Zauberer Heliodor ein Pferd, welches der Teufel ſelber war. Vita S. Leonis Thaumaturgae in den Actis 11. 20. Febr. Der Zauberer Michael Scott beſaß ein Pferd, welches er als Geſandter Kaiſer Friedrichs II. in Paris, als ihm der König von Frankreich eine abſchlägige Antwort gab, dergeſtalt auf den Boden ſtampfen ließ, daß alle Glocken läuteten und die Häuſer einzuſtürzen anfingen. Da gab der König nach. Nach Walter Scotts Noten zum lay of the last minstrel. Auch Giraldus de Cabreriis hatte ein Zauberpferd. Gervas. Tilber. c. 92 bei Leibnitz scr. rer. Brunsv. I. 991. Der Halberſtädter Canonicus Johannes Teutonicus hielt am Chriſttag drei Meſſen zu Halberſtadt, Mainz und Köln, indem ſein Pferd ihn durch die Luft trug. Magica, Isleb. 1597 p. 166. In Magdeburg ritt ein Zauberer ein Pferd, auf dem er in der Luft verſchwand, nachdem ſein Weib und ſeine Magd ſich noch hinten angehängt hatten. Rivander, promptuarium exempl. II. 115. Ein Zauberpferd von Holz kommt im altfranzöſ. Gedicht Cléomades vor. Vgl. Wolf, Leiſtungen der Franzoſen S. 33. Schmidt, Straporola 269 f.

Statt des Wunſchpferdes kommt in Märchen und Hexenſagen bisweilen nur ein Wunſchzaum vor, den man nur zu ſchütteln braucht, um gleich ein Pferd herbeizubeſchwören. Auf Island heißt ein ſolcher Zaum Gaudreid und man glaubt, man könne damit jeden Stecken, Knochen ꝛc. zu einem Pferde machen. Olaſſen, Reiſe I. 252. Den Zaum kennt auch eine Handſchrift cod. palat. 312. Grimm d. M. Anhang LVIII.

12.

Vom Glücks- und Siegespferde.

Viele Sagen ſind erhalten von einem ſiegverkündenden Huftritte. Der kann urſprünglich von niemand herkommen als vom Roſſe des Siegesgottes. Die echte Heldenmythe fehlt, ſpiegelt ſich aber in geſchichtlichen Sagen aus ſpäterer Zeit. Vor einer großen Schlacht verzweifelt der Heerführer am Siege, weil der Feind in zu großer Uebermacht erſcheint und thut den kleinmüthigen Ausſpruch: ſo wenig mein Roß ſeine Spur in dieſen Stein eindrücken kann, ſo wenig werden wir ſiegen. Darauf tritt aber das Roß tief in den Stein und der Heerführer gewinnt den nie gehofften Sieg. So der Holſteiner Graf in der Schlacht wider die Dänen bei Bornhövede. Schlesw. Holſt. Volkskalender für 1845 S. 139. Müllenhoff Nr. 605. So ein Markgraf Huder bei Stendal. Von Steinau, Volksſ. 287. Daſſelbe wiederholt ſich in den Schlachten bei Segeberg, Müllenhoff Nr. 544. Bei Darnſtedt, Temme, Sagen der Altmark 16. Bei Boddenſtedt und im Pickel- oder Bickenſtein bei Boitzenburg, Kuhn, märk. S. Nr. 40 und 300. Die Quelle bei Bergkirchen ſoll durch des berühmten Sachſenherzogs Wittekind Roß aus dem Boden geſtampft worden ſeyn, als er ausrief: ſo wenig mein Roß eine Quelle aus dem Boden ſtampfen kann, ſo gewiß iſt der chriſtliche Glaube nicht der rechte. Freiligrath, maler. Weſtphalen 68. Nach einer andern Sage entſprang dieſelbe Quelle, indem ein Bruder den andern verleugnete und ausrief: du biſt ſo wenig mein Bruder, als mein Roß eine Quelle aus der Erde ſtampfen kann. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 273.

Ein Hufeiſen als Siegeszeichen findet ſich auch auf einem Stein und im Wappen der Stadt Dornach in Sutherland, angeblich, weil der Jarl von Sutherland hier einmal in einer ſiegreichen Schlacht wider die Dänen, als ſein Schwert zerbrochen war, mit einem

Hufeiſen um ſich ſchlug. Worsaal, Dänen und Norweger, deutſch von Meißner S. 166.

Von Kuhn nord. S. Nr. 398 erhalten wir die Notiz, daß im Saterlande der Aehrenbüſchel, den man nach der Erndte auf dem Felde ſtehen läßt, Ramslohn heißt. Da wir nun oben ſchon ſahen, daß dieſer Büſchel dem Roſſe Odins zum Dank für den Erndteſegen geweiht wurde, ſo ſcheint dieſes Roß den Namen Ram geführt zu haben. Nur ſteht mit dem Namen Ramm auch ein anderes Glückspferd in nächſter Beziehung. Der Rammelsberg im Harz erhielt nämlich ſeinen Namen von Ramm, dem Jäger Kaiſer Ottos I., der einſt hier auf der Jagd ſein Roß anband, um zu Fuß dem Wilde nachzugehen. Unterdeß ſcharrte das ungeduldige Roß die Erde auf und es kamen Silberſtufen zum Vorſchein, worauf man zum erſtenmal den Erzreichthum des Berges erkannte. Von Ramm ſelbſt wurde der Berg, von ſeinem Weibe Goſe die zum Behuf der Erzgewinnung erbaute Stadt Goslar benannt, ſo wie auch das Flüßchen Goſe, woran ſie liegt, und das berühmte Bier, was aus dem Waſſer derſelben gebraut wurde. Auf einem Grabſtein ſchwingt Ram ein Schwert und Goſe trägt eine Krone. Botho, Saſſenchronik zum Jahr 828. Happel relat. cur. I. 753. Behrens, cur. Harzwald 145. Schneider, Saxonia vetus 168. Abweichend iſt die Sage in chron. Engelhus. bei Leibnitz scr. rer. Brunsv. II. 1073 erzählt, indem hier Kaiſer Heinrich I. einem gewiſſen Gundelkarl für ſeine gute Bewirthung auf der Jagd den Berg als Jagdrevier ſchenkt, deſſen Erzreichthum nachher erſt entdeckt wird.

Das Vorgebirge Ramnäs in Schweden trägt auf der äußerſten Spitze die Suraburg, wo der Held Rammer gehauſt haben ſoll. Afzelius, ſchwed. Volksſ. II. 158. Ramunder von der Ramunderburg in Schweden entführte eine Rieſentochter vom Amberge, daſ. 237. Ram kehrt oft in Perſonennamen wieder: Bertram, Guntram, Wolfram ꝛc.

Ram heißt ſowohl Rabe als Widder. Schmeller B. W. III. 82. Auf Pferde angewandt würde das erſte einen Rappen, das zweite eine ſ. g. Ramsnaſe bezeichnen. Schneller fügt hinzu, Rammeln bedeute Hoden, was auf Odins und ſeines Glücksroſſes Hervorbringungen paſſen würde. Hier fällt nun Ram mit dem achtbeinigen Roſſe Sleipnir in ganz gleicher Bedeutung zuſammen. Auch

Sleipnir haben wir oben als eine befruchtende Potenz erkannt. Zugleich zeigt ſich hier eine Annäherung des Odiniſchen Pferdeattributs an das bekannte Widderattribut des Mercur.

13.

Vom Heilpferde.

Von jenen Wunſchpferden, die auf Odin hinweiſen, müſſen wohl andere heilige Pferde unterſchieden werden, denen eine heilige Kraft inwohnt kraft der Reinheit des Gottes, der ſich ihrer bedient.

Von dieſer Art war das Roß Baldurs, von dem ſchon im zweiten Buche ausführlich die Rede geweſen iſt. Eben ſo Freyfari, das heilige Roß des guten Vanengottes Freyr. Dieſes Roß weidete frei, wurde reichlich gepflegt und durfte von Niemand geritten werden. Nach der Vatndälaſaga in Müllers Sagaenbibliothek I. 103. Olaf Trygwaſonsſaga II. 190. cap. 49. Grimm, d. M. 622. Der Schimmel, welcher nach Colshorn, deutſche Myth. 347 im Lüneburgiſchen aus einem mit Leinwand überzogenen Gerüſt und einem natürlichen Pferdekopf gemacht wird und den im Kreiſe herum verſammelten Mädchen zu Weihnachten wahrſagt, dürfte dieſer Beſtimmung wegen wohl auch eher dem Freyr als dem Odin zugehört haben.

Dagegen iſt das Kriegspferd immer Odins. Ein durchaus adeliges Thier machte es alle Aſen gleichſam zu Rittern, denn alle ſaßen zu Pferde. Wie ſchon bei den alten Perſern das Wiehern der Pferde als Orakel diente (Herodot III. 84), ſo auch bei den alten Deutſchen. Taciti Germ. 9. 10. Ein auf eine Stange geſteckter Pferdekopf ſchützte nach altdeutſchem Glauben gegen jeden böſen Zauber von der Seite her, wohin er gerichtet war, was man eine Neidſtange nannte. Saxo Gramm. 75. Eigillſaga 389. Vatndälaſaga in Müllers Sagaenbibliothek 110. Grimm d. M. 625. Die Heiligkeit des von keinem dämoniſchen Zauber antaſtbaren Roſſes erhellt am reinſten aus einer ſchönen Sage von der Jungfrau Swanhwitha, die mit ihren Schweſtern bei Nacht ritt und ihnen dringend empfahl, ja nicht abzuſteigen, weil ſie von den ſie rings umdrohenden böſen Geiſtern nichts zu fürchten hätten, ſo lange ſie die Roſſe nicht verließen. Weil die Geiſter unſichtbar waren, verlangte der trotzige König Regnar ſie zu ſehen und als ihm Swanhwitha die

Augen geöffnet hatte, ſah er ſie nicht nur wirklich, ſondern mußte auch die ganze Nacht mit ihnen kämpfen. Saxo Gr. II. 24.

Aus demſelben Grunde waren auch die Hufeiſen ein allgemeines Glückszeichen. Wer eins findet, dem ſoll es Glück bedeuten, Rockenphiloſophie II. 37. Buch vom Aberglauben 1790 I. 232. Die vielen Hufſpuren in Stein und Hufeiſen an alten Mauern hatten wohl urſprünglich die Beſtimmung, böſen Zauber abzuwenden. Man hing Hufeiſen vor Ställen auf gegen Hexen, Panzer I. 260. Mittelſt eines gefundenen Hufnagels kann man geſtohlene Sachen wieder erlangen, Rockenphil. III. 35. Zu Finzingen bei Altſtädt befindet ſich ein Teich, worin ein Stein liegen ſoll, in welchen ein Paar große Hufnägel eingeſchlagen ſind zum Zeichen, daß hier der Mittelpunkt der Erde ſey.

14.

Vom Wunſchſchiffe.

Dem Wunſchpferde entſpricht ein Wunſchſchiff, das wie über Meer ſo über Land und durch die Luft fährt. Ein ſolches unter dem Namen Skidbladnir (von Schuh und Blatt) wurde von Loki verfertigt und dem Freyr übergeben. Es ließ ſich zuſammenfalten und in die Taſche ſtecken, war aber groß genug, alle Götter zu tragen. Grimnismal 44, j. Edda 61. Wie es ſcheint, bedeutete es die Wolke, die auch in Alvismal 19 das Windſchiff heißt. Freyr herrſcht in der warmen Sonnenluft und macht die Erde fruchtbar, dazu dient ihm die Wolke. — Ein Wunſchſchiff beſaß auch nach chriſtlicher Legende der unterm 9. September verehrte h. Audomar, einſt Biſchof von Terouanne, der ohne Ruder, Segel und Wind fahren konnte, wohin er wollte.

Ein Wunſchſchiff iſt auch das der Wanne-Thekla, die über alle in der Luft fahrenden Geiſter gebietet und ſich zuweilen auf dem Pottelberge niederläßt, dann aber unter dem Befehle „Wind mit allen Vieren“ auf einem ſchönen Schiffe davonfährt. Wolf, niederl. Sagen Nr. 520.

Merkwürdige Erinnerungen an das Luftſchiff ſind noch folgende, auf welchem Geiſter das im Sommer verhagelte Getreide nach dem unbekannten Lande Magonia brachten; nach Agobar opp. ed. Baluz. I. 146. Gervasius Tilberiensis erzählt bei Leibnitz scr. rerum

Brunsv. I. 894, in England ſey einmal das Volk aus der Kirche gekommen, da habe es ein Schiff in der Luft erblickt, aus dem ein Anker herabgelaſſen geweſen ſey. Um dieſen, der ſich an einem ſteinernen Grabe angehackt, loszumachen, ſey Einer herabgeſtiegen, aber gefangen worden, worauf die Andern oben das Thau gekappt hätten und davongefahren ſeyen. Ein andermal ſey einem Irländer auf weiter Meerfahrt das Meſſer über Bord, aber noch an demſelben Tage aus der Luft durch den Schornſtein ſeiner Frau wieder auf den Tiſch gefallen. Ich erwähne hier noch eines ſonderbaren Bildes in der Kirche zu Weilheim im Würtembergiſchen. Es ſtellt Betende in einem Luftſchiffe dar, welches ein auf der Erde ſtehender Mann mit einem Haken zu entern trachtet, während ein anderer mit einer Armbruſt darnach ſchießt. Fiorillo, Geſch. d. zeichnenden Künſte in Deutſchland I. 311.

In einem heſſiſchen Märchen fährt ein junger Geſell mit zwölf Jungfrauen auf einem Schiffe bei Nacht ins Zauberreich, wo die Mädchen mit zwölf Königsſöhnen ihre Schuhe durchtanzen. Grimm, Märchen III. 225. Wie das Schiff in jenes Land kommt, iſt nicht geſagt. Die Zwölfzahl und die durchtanzten Schuhe könnten ſich auf die im alten Jahr abgelaufenen Monate beziehen.

Eine zauberiſche Schifffahrt zu Waſſer in die paradieſiſchen Tropenwälder kommt mehrfach vor und iſt vielleicht nur eine Erinnerung an noch ältere Sagen von Fahrten zu den ſeligen Inſeln. Zu Weſſingen wurde ein Schneider auf einem Wagen bis ans Meer und von hier auf einem Schiffe nach Oſtindien geführt. Mone, Anz. VIII. 184. Ein Schiffer in Dünkirchen fand alle Morgen in ſeinem ruhig im Hafen liegenden Schiff eine Unſauberkeit, bis er entdeckte, ſie rühre von Hexen her, die je über Nacht auf ſeinem Schiffe nach Spanien fuhren und zum Dank das Schiff verunreinigten. Er ſelber fuhr einmal mit und brachte Südfrüchte aus Spanien mit. Wolf, niederl. S. Nr. 386. Ein ähnliches Märchen bei Wagenfels, Bremer Volksſ. I. 86.

15.

Vom Seelenſchiffe.

Durch die deutſche Sagenwelt zieht ſich die Vorſtellung eines Schiffes, auf dem aus ferner Heimath die Götter und Menſchen dieſſeits ankommen und auf dem ſie wieder in das Reich der Seligen zurückkehren.

Das vornehmſte dieſer Schiffe dürfte wohl das der Aſegen ſeyn. Im Geſetzbuch der alten Frieſen ed. Wierdsma I. 130 f. Grimm d. S. Nr. 445 heißt es, Karl der Große habe den zwölf Aſegen (Richtern) der Frieſen in den ſieben Seelanden nur die Wahl gelaſſen zwiſchen Tod, Knechtſchaft oder Flucht auf einem ſteuerloſen Schiffe. Als ſie nun das letzte gewählt hatten und auf dem Meere vom Sturm überfallen um Rettung beteten, war plötzlich ein Dreizehnter unter ihnen, ſteuerte ſie mächtig durch den Sturm und warf die Achſe, die er auf der Achſel trug, beim Anlanden ans Ufer, daß ſie ein Stück Raſen aufriß, wo alsbald ein Brunnen entſprang. Den Ort der Landung nannten ſie Eſchwege und ſetzten ſich um den Brunnen in einem Kreiſe, der ſeitdem Achſenhof heißt, wo der Dreizehnte ihnen das Recht lehrte und dann verſchwand. Dieſe merkwürdige Sage geht ohne Zweifel weit über das Zeitalter Karls des Großen hinaus und bezieht ſich auf die Herkunft der Aſen, entſprechend der Flucht der Aſen, ihrer Ankunft im Norden und der Geſetzgebung, welche die zwölf Aſen oder Drottars von Odin empfingen, nach der Ynglingaſaga 5 und 8. Eine zweite Beziehung liegt darin auf die Herkunft der erſten Menſchen, denn Eſchwege weist auf die ſchon mitgetheilte Sage von Askanius hin.

Nach Börner's ſchönen Sagen aus dem Orlagau 118 kommt Mutter Perchta mit ihren Heimchen nebſt einem Pfluge auf einem Kahn über das Waſſer gefahren. Wolf, Beitrag 156 erinnert an die alten Steinbilder der niederländiſchen Göttin Nehalennia, die auf einem Schiffe ſteht, und an niederländiſche Muttergottesbilder in derſelben Stellung und erwähnt 164, daß nach dem Volksglauben zu Cortryk die Kinder zu Schiffe ins Leben kommen.

In Talvj's Volksl. 521 heißt es aus England, zu Weihnachten, alſo in dem Zeitpunkt, in dem Licht und Leben der Natur ſich erneuen, fahren drei Schiffe heran und bringen unſere liebe Frau und das Chriſtkind. Oefter kommen in der deutſchen Sage auch neugeborene Helden- und Götterkinder vor, die in kleinen Gefäßen ans Ufer ſchwimmen. So ſchwimmt nach der nordiſchen Sage Sigurd in einem Glasgefäß heran, Beowulfs Vorfahr in einem Schaff, wovon er ſelbſt Sceaf benannt wurde. Ein Schiff voll buntfarbiger Geiſter (vielleicht Wätlinge oder Wichte) fährt auf dem ſchwediſchen Wetterſee. Mone, Heldenthum I. 256. Ein Schiff, mit dem Geburt und Segen einzog, ſollte auch wohl dasjenige vorſtellen, was noch im zwölften Jahrhundert feierlich unter Muſik,. Tanz und großem Lärme in den Niederlanden umhergezogen wurde. Nach Rodulfi chron. abbatiae S. Trudonis XI. in Dachery, spicil. (1666. 4) VII. 501 (1723 fol.) II. 704 und Grimm d. M. 237. Auch das Narrenſchiff bei den Faſtnachtsfeſtzügen dürfte hieher gehören. Vgl. Simrock, Rheinland 348.

Aber auch die Todten fahren zu Schiffe wieder aus dem Leben. Nach ſchwediſcher Volksſage (Afzelius I. 4) ſchifft Odin die Todten nach Walhalla auf einem goldenen Schiffe. Damit iſt wohl ein Luftſchiff gemeint, da man ſich Walhalla oben im Himmel dachte. Das Seelenſchiff fährt aber auch blos über Meer. Wahrſcheinlich waren es die meeranwohnenden Völker, die zuerſt die Vorſtellung von einem Himmel oben im Aether fallen ließen und denſelben in eine ſelige Inſel jenſeits des Meeres verlegten. Der Untergang der Sonne im weſtlichen Meere mochte dazu die natürliche Veranlaſſung geben. Die Phantaſie folgte der Sonne gleichſam in ihr heimathliches Reich, in dem man ſich alle Seligen verſammelt dachte. Auch bei den Wallachen heißt der letzte Schimmer der Abendröthe Sorile morzilor, Sonne der Todten. Ausland 1848 S. 289. Die keltiſchen Völker, die ſich an den Weſtküſten Europa's am weiteſten ausgedehnt hatten, glaubten an ein Todtenreich jenſeits des Meeres. Vgl. Eckermann, Religionsgeſch. III. 1. 29. Mémoires de l'acad. Celtique III. 141. Grimm d. M. 793. Schon Claudian in ſeinem Gedicht an Rufin I. 123 gedenkt der Geiſterverſammlung an den galliſchen Ufern. Nach Tzetzes, dem Scholiaſten des Lykophron 1200 fahren die Fiſcher an der Nordſee alle Nacht die Todten über den Canal nach Britannien. Procop, de bello goth. IV. 20 erzählt das Nämliche. Das gilt von galliſchen Völkern. Aber die Griechen ſelbſt verſetzten das Paradies auf eine ferne im Weſten des Keltenlandes liegende Inſel, Ogygia. Hier ſoll ihr alter Gott Chronos und um ihn her alle Genoſſen des goldenen Zeitalters ſchlafen und nur je in der Weihnacht, zur Zeit der Saturnalien, erwachen. Plutarch, vom Mondgeſicht. Derſelbe, vom Verfall der Orakel 18. Pindar, Olymp. II. 127. Aeſchylos, gefeſſelter Prometheus 220. — Nach der bekannten antiken Vorſtellung, die auf ſo vielen Bildwerken erhalten iſt, waren es die Delphinen, von denen die Todten über Meer nach Elyſium getragen wurden. Daher war der Delphin überhaupt Sinnbild der glücklichen Schifffahrt. Die pythagoreiſche Lehre machte dieſes Glück zur See abhängig von der Achtung der Todten, daher das bekannte Epigramm des Simonides. Vgl. Klauſen, Aeneas I. 535.

Nach einer Notiz in Berckenmeyers kur. Antiqu. I. 142 galt Arles für ein Elyſium, wohin die Todten kämen. Man band die Leichen nur auf ein Brett, warf es in die Rhone und glaubte, es ſchwämme nach Arles. Unter den vielen Gräbern bei dieſer Stadt ſoll ſich auch das des Roland befinden. Der Glaube gehört alſo der fränkiſchen, nicht der altgalliſchen Zeit an.

Auch von den deutſchen Nordſeeufern fährt man in die andere Welt, in den Himmel bei Chimelofara oder Hemelamorfaart unfern von Stavern, nach Halmas tonneel der Nederlanden s. v., in die Hölle bei Helvetsfuis (Höllenfuß) am Ausfluß der Maas. Auch nahm man England für die andere Welt. In einer Heidelb. Handſchrift N. 341 Blatt 360 iſt von einer Frau die Rede, die in Priten geweſen und nun ſagen ſoll, wie es in der andern Welt ſtehe. Haupt Zeitſchrift VI. 192. Auch die Maren, die ein Mitteldíng ſind zwiſchen Elben und Geſpenſtern, entfliehen, wenn man ſie gefangen hat, immer nach England, als in ihre Heimath.

Erinnerungen an das Todtenſchiff kehren häufig in der deutſchen Sage wieder. Dahin gehört in der bei den Frieſen noch lebendigen Sage das Schiff Mannigful, welches ſo groß war, daß der Capitän zu Pferde darauf herumritt, um ſeine Befehle zu ertheilen, und von deſſen Einſchmierung mit Seife noch jetzt der weiße Schaum bei Dover herrührt. Müllenhoff Nr. 323. Der reitende Capitän dürfte Odin ſeyn, der gewöhnlich zu Pferde das wilde Heer der Todten führt. Das Schiff ſoll von ſo ungeheurer Größe geweſen ſeyn, daß ein Matroſe alt wurde, ehe er wieder vom Maſt herunter kam. Kohl, Marſchländer II. 256. Für eine bloße Fahrt über den Canal war wohl dieſes Schiff zu großartig. Es entſpricht mehr dem großen Todtenſchiffe Naglfar, welches aus den Nägeln aller todten Menſchen zuſammengeſetzt iſt und auf dem am Weltende das ganze Heer der Todten verſammelt ſeyn wird, um den letzten Kampf der Götter mitzukämpfen. Jüngere Edda 51. Als man Island entdeckt hatte, wurde das Todtenreich dorthin und zwar in den feuerſpeienden Berg Hekla verlegt. Hier wirkten wohl ſchon chriſtliche Vorſtellungen ein, obgleich die Flammen nicht ausſchließliches Kennzeichen der chriſtlichen Unterwelt ſind, da auch in der heidniſchen Sage der Flammenkreis in der Waberlohe eine Rolle ſpielt. Nach dem Hekla fahren die Seelen bald auf einem ſchwarzen, bald auf einem feurigen Schiffe. Wolfs d. Märchen Nr. 380 und Nr. 406. Fiſcher ſahen bei Island ein Schiff, auf dem ein Biſchof fuhr und hörten nachher, an demſelben Tage ſey der Biſchof geſtorben. Es war alſo ein Seelenſchiff, das zum Hekla fuhr. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter I. 642. Die Vorſtellung iſt älter, als die Entdeckung Islands. Der Berg Hekla ſelbſt erhielt ſeinen Namen wahrſcheinlich wegen dieſer Vorſtellung. Odin führt von ſeinem weiten Mantel den Namen Heklumadr (Mantelmann). Grimm d. M. 133. Der wilde Jäger, der das Heer der Todten führt, heißt auch in Deutſchland Hackelberg, daſelbſt 873.

Auch bei Leichenbegängniſſen nimmt das Schiff eine bedeutende Stelle ein, aus keinem andern Grunde, als weil man dadurch dem Todten die nothwendige Fahrt über das Waſſer erleichtern wollte. Baldurs Leiche wurde auf ein Schiff gebracht, das man auf offener See in Brand ſteckte. Jüngere Edda 281. Ebenſo König Haki, Ynglingaſaga 27. Gudrun ſagt zum ſterbenden Atli, ſie wolle ein Schiff kaufen für ſeine Leiche, nach dem alten Eddalied Atlamal 101. Man brachte die Schiffe nicht immer auf die See, ſondern begrub ſie auch mit dem Todten unter der Erde. Beiſpiele Laxdälaſaga 6, Landnamab. 42, Gisle Sturſensſaga 150. Auch die ausgehöhlten Eichenbäume, die ich 1846 am Lupfen ausgrub, und in denen ohne Zweifel heidniſche Alemannen begraben lagen, waren in ihrer Trogform Kähnen nicht unähnlich.

Das Ueberſchiffen ins Todtenreich ging in die chriſtliche Vorſtellungsweiſe über. Auf dem Grabe des Frankenkönigs Dagobert iſt in Bas-Relief dargeſtellt, wie ſeine Seele von Teufeln in ein Schiff geſchleppt, aber von den über das Waſſer ſchreitenden Heiligen Martin und Dionyſius wieder befreit wird. Mém. de l'Acad. Celt. IV. 28. Auch die ſ. g. Seelbäder gehören dieſem Glauben an das Durchgehen der Todten durch das Waſſer an. In manchen Gegenden ſtellt man nämlich ein Gefäß mit Waſſer hin, wenn Einer ſterben ſoll, damit ſeine Seele gleich baden kann. Auch nach dem Volksglauben der Grafſchaft Mark werden die Todten vom Teufel auf einem Kahne über Waſſer in die Hölle geführt. Auf dem Hiälwiäch (Helweg, Höllenweg) im Norden ſteht der Teufel als Ferge mit einem Ruder und nimmt die Seelen in Empfang, die ihm ſeine Großmutter bringt, um ſie einzuſchiffen. Wöſte, Volksüberlieferungen S. 49.

Nach dem Buch Magica, Isleb. 1597 p. 69 und den neuen Volksmärchen der Deutſchen, Leipzig 1792. III. 45 wurde ein Schiffer des Nachts von einem Mönche geweckt und mußte eine Menge ſchwarze und weiße Herrn über das Waſſer führen. Der Lohn wurde ihm vom Vorderſten mit eiskalten Fingern in die Hand gedrückt. Bei Wipfel ließ ſich auf dieſelbe Weiſe „das wilde Heer“ überſetzen und der Lohn war ein Knochen. Panzer I. 164. Dieſelbe Sage vom Spielberg, daſ. 176. Noch häufiger ſind es Zwerge, die ſich bei Nacht überfahren laſſen. So läßt auf der Arneburger Fähre Frau Harke ſich mit zahlloſen Zwergen überſetzen. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 126. Andrerſeits aber erſcheinen die Zwerge wieder wie Seelen Verſtorbener. Wenn nach Kuhn Nr. 291 die überſchiffenden Zwerge dem Fährmann eine Pferdekeule zum Lohn geben, ſo erinnert dieſer Zug auffallend an die wilde Jagd der Todten, denn aus dieſer Luftjagd wird häufig eine Pferdekeule heruntergeworfen. Ebenſo Leibrock, Sagen des Harzes II. 124. Inzwiſchen bezieht ſich die Schifffahrt der Zwerge in vielen Fällen wohl nur auf den Ein- und Auszug der Saaten, auf das Emporkeimen und Welken der Pflanzen, und in andern Sagen iſt überhaupt ein Fortziehen der Zwerge und Elfen aus ſolchen Gegenden gemeint, wo die heilige Stille der Natur durch der Menſchen Lärmen und Frevel geſtört wird.

Der Johannistag, von wo an die Sonne ihre Kraft verliert, war ein Todtenfeſt. An den Ufern Spaniens zeigt ſich am Johannistage ein Schiff, deſſen Führer ſo bezaubernd ſingt, daß alle Fiſche ſich um daſſelbe verſammeln und die Vögel ſich auf Maſt und Segeln niederlaſſen. Ein auf der Jagd vorbeireitender Graf bat ihn einmal, ihn das Lied zu lehren; der Schiffer aber erwiederte, er könne es nur den lehren, der mit ins Schiff komme. Carus, Span. Literatur I. 174. Auch bei den Sireneninſeln am Vorgebirge von Sorrent erblickt man zuweilen ein Geiſterſchiff, das man il nave di papa Lucerna nennt. v. Martens, Italien II. 602.

Auch an den deutſchen Nordſeeküſten erblickte einſt ein liebendes Mädchen, nachdem es lange auf die Rückkehr ihres Geliebten geharrt und alle Schiffe, nur nicht das ſeine hatte zurückkehren ſehen, endlich das Geiſterſchiff, auf dem er als Todter kam, um ſie abzuholen. Müllenhoff Nr. 223. Am Ufer der Normandie zeigte ſich ein heimkehrendes Schiff. Die Weiber liefen herbei, ihre Männer, Brüder, Väter zu begrüßen, aber das Schiff lag todtenſtill und verſchwand endlich unter dem Ruf „payez vos dettes“, d. h. bittet für uns. Bosquet, la Normandie p. 277. Eigenthümlich iſt die Sage von einem Todtenſchiff, das allemal erſcheint und hilft, wenn man es ruft. Es iſt ſchneeweiß und fährt ohne Maſt und Segel ſchnell und ſtill daher. Ein junger Schiffer rief es einſt und fuhr auf ihm davon. Bald darauf kam er mit vier Schiffen und reicher Ladung wieder und erhielt nun die ihm früher verſagte Hand eines reichen Mädchens. Aber am Hochzeitstage kamen vier Todtengerippe und entführten ihn. Asmus, Lübecks Volksſ. 114. Am frieſiſchen Ufer ſah ein reicher Mann ein Schiff daher fahren, auf dem Einer aus einem Trinkhorn ihm zutrank. Er reichte ihm die Hand und lud ihn ans Ufer, indem er aber ſagte: ſeyd Gott willkommen! verſchwand alles. Wolf d. M. Nr. 477.

In ſpätern Sagen hat ſich auch die Erinnerung an das alte Geiſterſchiff mit den Sagen von kühnen Weltumſeglern und verloren gegangenen Schiffen verknüpft, wobei auch wohl die Luftſpiegelung, die den Seefahrern zuweilen fremde Schiffe vor Augen ſtellt, ohne daß ſie vorhanden wären, ihren Einfluß geübt haben mag. Genug, namentlich in der Nordſee gehen Sagen um vom „fliegenden Holländer,“ einem geſpenſtiſchen Schiffe, deſſen Erſcheinen den Seefahrern Unglück bedeutet. Sein Führer ſoll der holländiſche Schiffer Barend Fokke ſeyn, der im Anfang des 17. Jahrhunderts ebenſo berühmt war durch ſeine Größe, Körperſtärke und Häßlichkeit, wie durch die unglaubliche Geſchwindigkeit, mit der er von Holland nach Java und zurück zu ſegeln pflegte, weshalb man glaubte, er habe auch nach dem Tode keine Ruhe und fahre immer noch umher. Magikon von J. Kerner III. 372. Zu einem Roman breit getreten vom Engländer Marryat in deſſen „Geiſterſchiff“. Nach einer Sage im Morgenblatt 1824 Nr. 45 führt das Schiff ein gewiſſer Ewert, der einſt als Seeräuber eine edle Spanierin an den Maſt gebunden verſchmachten ließ, nachdem er ihren

Bräutigam ermordet hatte. Von ihrem Fluche getroffen muß er nach ſeinem Tode ruhelos auf dem Meere umirren. Seine Fregatte iſt von ſchwarzer Farbe und fährt überaus ſchnell, aber unhörbar leiſe. Die Mannſchaft beſteht aus Gerippen, deren eines vorn ſteht mit einem Spieße. Nach Wolfs Niederl. Sagen Nr. 130 führt das Schiff ein ruhelos irrender Brudermörder. Nach Gräße, vom ewigen Juden 55, war es van der Decken, ein holländiſcher Schiffer, der im heftigſten Sturme „trotz Gott und Teufel“ um das Cap fuhr und zur Strafe nun ewig fahren muß. Nach Wolfs d. Märchen 525 iſt es der berühmte Seeheld Jean Bart, der auf einem feurigen Schiffe geſpenſtiſch umherfährt. Schön, aber wahrſcheinlich modern, iſt die Vorſtellung in einem Gedicht von Zedlitz, wonach ein alter König mit dem Geſpenſterſchiff in die Heimath zurückkehrt, wo Alles anders geworden iſt.

16.

Von der Wunſchgeige.

Odin war Erfinder des Geſangs und ſprach immer nur in Verſen, Ynglingaſaga 6. Vermittelſt der Runenlieder, die er ſang, konnte er jeden Zauber üben, wie er ſelbſt im Havamal rühmt. Man darf mithin wohl fragen, ob auf ihn, d. h. natürlich nur auf die beſſere Seite ſeines Weſens als Allvater, nicht jene Beherrſchung der Sphärenharmonie paßt, die wir anderwärts als eine dem Norden angehörige Vorſtellung erkennen. Im finniſchen Glauben iſt es der höchſte Gott Wäinämöinen (Wannewunne), der durch ſein Harfenſpiel die ganze Welt friedet und nach dem Klange der Töne in Harmonie bringt. Kalewala 22. 29. Schröter, finniſche Runen S. 71. Verhandlungen der eſthniſchen Geſellſchaft zu Dorpat I. 43. Thomaſſon, finniſche Mythol. 23. Auch die Griechen erfuhren, im höchſten Norden im Lande der Hyperboreer ſpiele und tanze Apollo im Tempel der Boreaden die ganze Nacht vom Frühling bis zum Herbſt. Diodor II. 47. Pythagoras, in deſſen Lehre ſo viel Nordiſches vorkommt, lehrt auch die Sphärenmuſik, d. h. der Planeten liebliches, obwohl uns unhörbares Erklingen in Accorden, indem ſie ihre Reigen am Himmel tanzen. Ariſtoteles de coelo II. 9. Jamblichi, vita Pythag. c. 15. Darauf wurde auch ſchon von den Alten die ſiebenſaitige Leyer des Apollo bezogen, worüber die intereſſante kleine Schrift Pipers von der Harmonie der Sphären S. 6 zu vergleichen iſt. Nicht minder gehört Orpheus, der mit ſeinem Geſang und Leyerſpiel ganz ſo wie der finniſche Urgott alle Weſen mit Tönen magnetiſirt, dem thrakiſchen Cultus, alſo beziehungsweiſe für die Griechen, dem Norden an.

Inzwiſchen kommt Odin mit einer Harfe nicht vor. Nur die dämoniſchen Geiger der deutſchen Sage dürften zum Theil auf ihn bezogen werden können. Ganz dem Odin angemeſſen erſcheint z. B. in Wolfs d. M. Nr. 26 eine Zaubergeige, deren erſter Strich alles tödtet, deren letzter aber alles wieder lebendig macht. In dieſen Kreis gehört auch der Spielmann, der ſeine Geige ſpielend ohne unterzuſinken über den Rhein gehen konnte. Montanus, Vorzeit von Cleve 256. Dem Horant im Gudrunliede lauſchen Wild, Würme, Fiſche.

Auch auf den chriſtlichen Teufel iſt die Zaubergeige übergegangen. Zu Bröns wollten Tanzluſtige einen Spielmann haben, und wenn es der Teufel ſelber wäre. Da kam der Teufel und ſpielte, daß ſie immerfort tanzen mußten, bis endlich ein Geiſtlicher ſie erlöste. Müllenhoff Nr. 202.

Die Harfe kommt mehr in nordiſchen als deutſchen Sagen vor, hauptſächlich aber mit den Elben und Nixen verbunden. Eine Götterſage dürfte nur in dem wunderbaren Liede von Held Vonwed zu finden ſeyn, in Grimms altdän. Heldenliedern S. 227 f. mit dem Refrain: ſchau dich um, Held Vonwed. Seine Mutter heißt ihn, die Goldharfe daheim ruhen zu laſſen und ſich auf den Weg zu machen und den Tod ſeines Vaters zu rächen. Er thut es, ſagt ihr aber, er werde nicht wiederkehren. Sie will es nicht glauben und waffnet ihn aufs Beſte mit Waffen und Zauberſegen. Erſt reitet er durch ödes Land, bis ihm Herr Thule mit ſeinen zwölf Söhnen begegnet, die ſchlägt er todt. Dann findet er den Thiermann, der ein Wildſchwein auf dem Rücken und einen Bären im Arm trägt und mit den Fingern auf Haſen und Hindinnen ſpielt. Der hat Vonweds Vater einſt getödtet und dafür tödtet ihn Vonwed jetzt in dreitägigem ſchwerem Kampf. Dann trifft er auf einen Hirten und tödtet ihn, weil er die ihm vorgelegten Räthſel nicht beantwortet. Einen zweiten Hirten, der die Räthſel löst, belohnt Vonwed. Darauf erſchlägt er Herrn Tyge Rold mit ſeinen zwölf

Söhnen, und belohnt einen dritten Hirten, der ſeine Räthſel löst, und eben ſo den in Pelz gehüllten Randulf, mit dem er erſt kämpfen will, der aber ſeine Räthſel löst. Nachher findet er einen König, der ſein Oheim iſt, entſchließt ſich aber heimzureiten zu ſeiner Mutter. Da begegnen ihm zwölf Spinnerinnen, die er als Zauberinnen todt ſchlägt, unwiſſend, daß ſeine Mutter darunter iſt. Heimkehrend ſitzt er allein und ſchlägt die Goldharfe, daß ſie zerſpringt. In dieſem Liede ſtehen Harfe und Schwert in ſo naher Verbindung, wie im Nibelungenliede Geige und Schwert des Volker. Sonſt mahnt das Lied am meiſten an das Schwert Tyrfing in der Hervararſaga, womit auch die Zwölfzahl der Erſchlagenen ſtimmt. Vonweds Singkunſt, Räthſel und Willkühr weiſen auf Odin und wir haben hier vielleicht den Reſt einer verlorenen Mythe vor uns.

17.

Vom Wunſchhorn.

Das Giallarhorn, in welches nach der Voluſpa 47 Heimdallr am Ende der Welt blaſen und alle Todten aufwecken wird, iſt zugleich das Trinkhorn des Mimir. Ohne Zweifel bedienten ſich die alten Deutſchen deſſelben Stierhorns auf der Jagd ſowohl zum Blaſen als zum Trinken. So konnte dem Thor, wenn er die Rieſen jagte, ſein Trinkhorn wohl auch als Jagdhorn dienen. Das Horn, welches Oberon (Elberich) führte, zwang Jedermann zu tanzen. Das iſt recht elbiſch und paßt auch auf Odin, wenn man ihn als wilden Jäger und Führer des Todtenreigens auffaßt. In Wolfs heſſiſchen Sagen Nr. 126 kommt ein Wunſchhorn vor; wenn das der Jäger bläst, ſo lauft ihm alles Wild in den Schuß.

Auffallend iſt, daß faſt in allen Sagen an das Horn der Begriff der Rettung geknüpft wird. Wenn Huon das ihm von Oberon verliehene Horn braucht, geſchieht es nur, um ſich aus äußerſter Gefahr zu retten. Er bläst, ſeine grimmigen Feinde müſſen tanzen und unterdeß kann er entfliehen. Sehr nahe verwandt damit ſind die Märchen von einem deutſchen Spielmann, der zugleich ein Jäger iſt. Nach Lothars Volksmärchen S. 26 f. ſoll ein Zauberer hingerichtet werden, verſchwindet aber und wird wieder gefunden als Jäger mit Pfeil und Bogen. Den Häſchern, die ihn verfolgen, ſagt er, ſeine Pfeile treffen unfehlbar, ſie ſollten ſich alſo hüten. Zum Beweiſe ſchießt er einen faſt unſichtbar hoch fliegenden Falken herunter, der in Dornen fällt, und als die Häſcher den Falken ſuchen, zieht er eine Pfeife hervor und pfeift, und die Töne bewirken, daß die armen Häſcher in den Dornen tanzen müſſen. — Der Sinn iſt vielleicht: der Zauberer iſt Odins Sohn Wali, der Frühlingsgott, er ſoll mit dem abſterbenden Jahre untergehen, aber in ihm wohnt die ewige Triebkraft, die der Pfeil hier (wie in der Sage von Oervandil) bedeutet, und mitten unter Dornen, als Sinnbildern des unfruchtbaren Winters, zwingt er gleichſam die Elemente (die Häſcher ſind vielleicht als Winterſtürme und Rieſen zu denken), nach ſeiner Pfeife zu tanzen. — Als Bruchſtück einer alten Mythe gibt ſich auch Grimms Märchen Nr. 8 zu erkennen, welches ſehr eigenthümlich iſt und wohl einen tieferen Sinn verbirgt. Ein Spielmann lockt wie Orpheus die Thiere, treibt aber ſeinen Spott mit ihnen. Einen Wolf klemmt er in ein Baumloch ein, einen Fuchs hängt er zwiſchen zwei Bäumen auf, einen Haſen läßt er ſich in der Schlinge fangen. Endlich findet er einen Menſchen, den er gleichfalls durch ſein Spiel bezaubert, und dieſer ſchützt ihn mit geſchwungener Axt gegen die wieder frei gewordenen Thiere. Dieſe Thiere gehören dem Winter an. Damit hängt auch die Vorſtellung vom Wolfe zuſammen, der von einem in dieſelbe Grube gefallenen Geiger durch Töne zahm gemacht wird. Kern, Lieder und Sagen 1847 S. 155 und vom Teufel, den ein Soldat nach ſeiner Querpfeife zu tanzen zwingt. Wolf, d. Hausm. S. 225.

In einem Faſtnachtſpiel von Ayrer kommt eine Zaubergeige und eine unfehlbare Flinte vor. Der junge Bauer Dölla erhält dieſe Gaben von einem Dämon und begegnet einem Mönche, der an ſeine Kunſt nicht glaubt und ihm ſpöttiſch Geld anbietet, wenn er einen weit entfernten Vogel ſchieße. Dölla ſchießt den Vogel, der Mönch will nun das Geld nicht geben, erbietet ſich aber dafür, den Vogel zu holen, der in die Dornen gefallen iſt. Wie der Mönch in den Dornen ſteckt, fängt Dölla zu geigen an und zwingt den Mönch zu ſpringen und zu tanzen, bis er blutig und zerkratzt das verſprochene Geld herausgibt. Nachher aber klagt der Mönch den Dölla als Dieb an und ſchon ſteht der letztere auf der Galgenleiter, als er ſich ausbittet, noch einmal ſeine Geige ſpielen zu dürfen und darauf Henker, Richter und das ganze Volk tanzen macht. — Im Marculphus 1741 Nr. 6 und in

Grimms Märchen Nr. 110, ſowie in einem Faſtnachtſpiel von Dietrich 1618 vertritt ein Jude die Stelle des Mönchs. Dasſelbe wiederholt ſich in: Jack mit dem Flötchen, Wolf d. Märchen Nr. 24. Hier erhält Jack von einem Zwerge, dem er von ſeinem Brode gegeben, die Zauberflöte, nach der er ſeine böſe Stiefmutter, Richter und Henker tanzen läßt. Alle dieſe Pfeifen und Flöten laſſen ſich auf Oberons Horn zurückführen und werden zur Rettung vor Feinden gebraucht. Hülfe bringt eine auch in folgender Sage. Eine Königstochter gelüſtete nach einem goldenen Apfel, den ein Soldat von einem Zwerge bekommen hatte, und entſchloß ſich, um dieſen Preis ſogar ihn zu heirathen, ſuchte ihn aber mit Liſt los zu werden, indem ſie ihm unmögliche Dinge aufgab, z. B. hundert Haſen zu hüten. Aber der Zwerg gab ihm ein Pfeifchen, durch das er die Haſen wirklich beiſammen hielt. Wolf, d. Hausm. 134 f. So hütete auch der ſ. g. Hinkelhirt mittelſt einer Zauberpfeife die Hühner, daſ. 369.

Der gräßliche Weheruf des Giallarhornes vor dem Weltende ſcheint ſich in den ſchönen Sagen von einem die weiteſten Fernen durchdringenden Hülferuf des Hüfthorns zu wiederholen. Als Held Roland wahrnimmt, er müſſe der Uebermacht der Feinde unterliegen, bläst er in ſein Horn Olifant ſo mächtig, daß es jenſeits der Pyrenäen weit durch ganz Frankreich tönt und von Kaiſer Karl vernommen wird. Ebenſo bläst nach einer deutſchen Volksſage ein unter Räuber gefallener Trompeter ſo gewaltig, daß es ferne bis zum Kurfürſten von Mainz in ſeinem Schloſſe ſchallt, der ihm Hülfe ſendet. Henninger, Naſſau in ſ. Sagen I. 221.

Das Hörnlein, womit man Mauern umblaſen kann, nach Grimm Märchen Nr. 54 gehört urſprünglich, wie Wolf Beitrag I. 16 richtig bemerkt, dem Odin als Siegesgott an. Darauf iſt wohl auch das aus Arioſts Gedicht bekannte Horn Aſtolfos zurückzuführen, das alles vor ſich her jagt. Der Siegesgott und der wilde Jäger fallen hier zuſammen.

18.

Vom Wunſchſeckel.

Wenn auch Odin in der Edda nicht wie Mercur den Seckel zum Attribut hat, ſo dürfte dennoch ihm der in den deutſchen Märchen ſo oft wiederkehrende Wunſchſeckel urſprünglich zugehören. Ueberhaupt iſt der unerſchöpfliche Seckel nur ein anderes Sinnbild für Odhrörir, nämlich ein Mittel, alle Wünſche zu befriedigen, und vielleicht auch für das zauberiſche Trinkhorn, entſprechend dem Füllhorn der Alten.

In den Märchen vom Wunſchſeckel wird deſſen Verluſt auf eine ſo bedeutſame Weiſe hervorgehoben, daß wir dadurch unwillkürlich an den Verluſt des Nibelungenhortes erinnert werden.

Hier kommt uns vor allem das berühmte Märchen vom Fortunatus in Betracht. Es findet ſich ſchon in den gestis Romanorum c. 120 und erſchien, ausführlicher behandelt, in deutſcher Proſa zum erſtenmal gedruckt, 1509. Hans Sachs (Werke III. 2. 50) und Roſenpluet (Tieck, altd. Theater II. 1) brachten ſie ſchon auf die Bühne. Ungleich geiſtreicher iſt die Bearbeitung in den engliſchen Comödien und Tragödien von 1624. Es gibt auch eine isländiſche und däniſche Bearbeitung in Verſen und Proſa, von der Hagen und Büſching Muſeum I. 276. Eine niederländiſche nach van den Bergh, Nederlandſche Volksromans 182. Vgl. von der Hagen, Muſeum für altd. Lit. I. 276. Görres, Volksbücher 71. Gräße, Sagenkreiſe des Mittelalters 191. Gräße legt zu viel Werth auf die ſehr entfernten Aehnlichkeiten einiger Märchen der 1001 Nacht mit der Fortunatusſage. Wäre auch ein Zuſammenhang nachzuweiſen, ſo iſt die arabiſche Sammlung jedenfalls ſehr ſpäten Urſprungs und jünger als die deutſche Sage. Auch die Uebereinſtimmung mit der 120. Erzählung der gesta Rom. iſt nur in Bezug auf die Weiberliſt klar und deutlich, aber in der deutſchen Sage iſt nicht dieſe, ſondern der Fluch des Goldes das Hauptmotiv.

Fortunatus von Cypern abentheuerte in der Welt umher und verthat all ſein Gut. Da erſchien ihm die Göttin Fortuna und gab ihm einen Seckel, aus dem er ſo viel Geld er wollte greifen konnte, und das Wünſchhütlein, das ihn nicht nur unſichtbar machte, ſondern auch dahin brachte, wohin er wollte. Nachdem er von dieſen Gaben erwünſchten Gebrauch gemacht hatte, vererbte er ſie auf ſeine Söhne Ampelo und Andaloſio. Der Letztere verlor den Seckel an die liſtige Prinzeſſin Agrippina von England, die ihm Liebe heuchelte, borgte von ſeinem Bruder den Wunſchhut und verlor auch dieſen an die Prinzeſſin. In ſeiner Verbannung aß er

Aepfel, wovon ihm Hörner wuchſen, die aber, nachdem er aus einer Quelle getrunken, wieder abfielen. Er nahm nun Aepfel und Waſſer mit, verkleidete ſich, verkaufte die Aepfel der Prinzeſſin, wovon ſie Hörner bekam, und befreite ſie davon um den Preis der Zaubergaben. Allein der Seckel wurde ihm zum zweitenmal durch habgierige Menſchen entriſſen, die ihn deshalb ermordeten. Aus Gram darüber ſtarb auch Ampelo, verbrannte aber vorher den Wunſchhut. Die Mörder griffen freudig in den Seckel, fanden aber nichts mehr drin, weil ſeine Zauberkraft nur ſo lange dauern ſollte, als noch Jemand von des Fortunatus Geſchlecht lebe. — In der weitern Ausführung dieſer tiefſinnigen Sage iſt die Poeſie des Glücks aufs vielſeitigſte aufgefaßt, wie es dem Fröhlichen lacht, den Unglücklichen plötzlich überraſcht und tröſtet, den Entbehrenden mit dämoniſchem Zauber verlockt, dem am treuſten bleibt, der es nicht ſucht und ſogar ſcheut, aber den Sichern und Uebermüthigen plötzlich treulos verläßt und nirgends von Dauer iſt, ſondern überall, wo es einmal eingekehrt, in nicht zu langer Zeit eine öde Stätte hinterläßt. — Dieſelbe Sage von Seckel und Hütlein (wozu noch eine Wunſchpfeife kommt) und von den langen Hörnern im Tiroler Volksmunde. Zingerle, Volksmärchen II. 142.

Nach Grimms Märchen III. 210 wurden drei alte abgedankte Soldaten von einem Männlein im Walde mit drei Zaubergaben beſchenkt. Dem einen gab er den Wunſchmantel, dem andern den Zauberſeckel, dem dritten das Horn, das alle Völker zuſammenblies. Allein ſie wurden durch die Liſt einer ſchönen Königstochter ihrer Gaben wieder beraubt. Den Seckel ſtahl ſie, indem ſie ſeinen Beſitzer trunken machte; den Mantel, indem ſie ſeinen Beſitzer ſo eilig verfolgen ließ, daß er ihn auf der Flucht verlor; das Horn endlich, indem ſie ſo ſchön ſang, daß ſein Beſitzer, um ihr zuzuhören, es liegen ließ. Hierauf mußten ſie ſich alle drei auf die Flucht begeben und trennten ſich von einander. Der Zweite, der den Seckel gehabt hatte, aß einen Apfel vom Baume und bekam davon eine ſechzig Meilen lange Naſe, an die ſich die beiden andern ſtießen und der Naſe nachgehend, wieder zu ihm kamen. Auf den Rath eines rothen Männchens aß er Birnen, worauf ſeine Naſe wieder kurz wurde. Nun begaben ſie ſich verkleidet zu der liſtigen Königstochter zurück, verlockten ſie, einen Apfel zu eſſen, und als ſie davon eine lange Naſe bekam, heilten ſie dieſelbe nicht eher mittelſt der Birnen, als bis ſie ihnen die geraubten Talismane wieder herausgab. Eine ganz ähnliche Sage, auch in Zingerle's Volksmärchen II. 73, und bei Schambach und Müller, niederſächſ. Sagen S. 310.

Nach Wolfs deutſchen Hausmärchen S. 116 belauſcht ein Jüngling drei Räuber und ſtiehlt ihnen den Zauberſeckel, Wunſchmantel und das allköpfende Schwert. Eine Königstochter heirathet ihn, ſchämt ſich aber ſeines armen Vaters, beraubt ihn im Schlafe ſeiner Zaubergaben und entflieht. Er kommt noch einmal zu den Räubern und ſtiehlt ihnen das Zauberhorn, den allöffnenden Schlüſſel und die Zauberſtiefeln. Durch das Horn bläst er ein Heer zuſammen, belagert die Königstochter und zwingt ihr das Geſtohlene wieder ab, wobei ſie nicht nackt und nicht gekleidet, nicht gehend, noch fahrend oder reitend zu ihm kommen muß. Sie thut es, bedeckt mit einem Fiſchnetz und auf allen Vieren kriechend.

Hinter der allgemeinen Moral der ſchönen Fortunatusſage verbirgt ſich, wie es ſcheint, ein älterer Mythus vom Mißbrauch und Verluſt der ewigen Güter. Im Zuſtande der Beraubung und Verbannung wachſen dem Betrogenen lange Hörner oder eine lange Naſe. Dieſes Sinnbild iſt bedeutungsvoll. Es kehrt in einer Menge deutſcher Märchen wieder, in denen es unzweifelhaft auf die Eiszapfen bezogen werden muß, die in den Winter hinein immer länger wachſen und im Frühling wieder ſchmelzen. Die langnaſige böſe Wintergöttin und der langnaſige Teufel bilden Mittelpunkte reicher Sagenkreiſe, die in Bezug auf den Winter ſtehen. Wenn nun in der Fortunatusſage der Verluſt der Wunſchdinge unmittelbar das Wachſen der Hörner oder der langen Naſe nach ſich zieht, ſo liegt darin vielleicht ein Gegenſatz ausgedrückt zwiſchen der Erfüllung aller Wünſche im erſten Unſchuldsſtande und dem Eintreten der Noth und des Wechſels in der Zeitlichkeit. Jener wird immer durch Frühling und Sommer, dieſe durch den Winter charakteriſirt.

Der Wunſchſeckel iſt auch in die chriſtliche Legende übergegangen. Die h. Sura, eine Jungfrau im 10. Jahrhundert, baute zu Dordrecht eine ſchöne Kirche, obgleich ſie nicht mehr als drei Groſchen hatte. Dieſe waren aber immer wieder da, ſo oft ſie in den Beutel griff. Als die Bauleute die Wunderkraft des Beutels merkten, erſchlugen ſie die Jungfrau und riſſen den Beutel an ſich, der aber fortan ſeine Wunderkraft verloren hatte. Ihr Kalendertag iſt der 10. Februar. Dieſelbe Heilige heißt auch Zuwaert. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 29.

Der Zuſammenhang des Wunſchſeckels mit dem Trinkhorn erhellt gleichfalls aus einer niederländiſchen Sage bei Wolf Nr. 183. Ein alter Geiger kam im Walde in ein unbekanntes herrliches Schloß, wo er der fröhlichen Geſellſchaft zum Tanze aufſpielen mußte. Als er aber unter den Tanzenden ſeinen längſt verſtorbenen Lehrer erblickte, und er vor Schrecken: heilige Mutter Gottes! ausrief, war plötzlich alles verſchwunden und er befand ſich allein im Walde. Nur ein weißer Geigenbogen war in ſeiner Hand geblieben, auf dem der Name eines verrufenen Mannes ſtand, und als er ihn dieſem brachte, empfing er dafür einen Wunſchſeckel, der nie vom Gelde leer wurde, den ihm aber ſpäter ein ſchwarzer Kerl wieder abnahm. Das ſtimmt ganz mit den zahlreichen Sagen überein, in welchen ein Spielmann bei Nacht tanzenden Geiſtern aufſpielen muß und ein Trinkhorn oder einen Becher zurückbehält. Iſt unter dem Schloſſe Odins Walhalla zu verſtehen, ſo iſt auch der Seckel oder das Trinkhorn wohl nur das Abbild eines Odinsattributes.

Abgeſehen vom Seckel iſt Odin Herr aller Schätze und Glücksgüter. Schon im Hyndluliod 2 heißt es: Das Gold gönnt und gibt er ſeinen Lieblingen. Nach der Ynglingaſaga 4 kannte er alle Schätze, Geſteine ꝛc. unter der Erde. Nach Olai Petri, svenska chrönica. Script. rer. suec. I. 2. 221 und Magnusen, lex. p. 595 ſagt ein ſchwediſches Sprichwort: Att the tiena Odenom som manga penningar och rykedomar samman slagga, d. h. die dienen dem Odin, die manche Pfennige und Reichthümer zuſammenſchlagen.

19.

Vom Wunſchtüchlein.

Das Tüchlein, auf welchem jede Speiſe ſteht, die man haben will, iſt nur ein Seitenſtück zum Wunſchſeckel, daher auch die Märchen von ihm mit der Fortunatusſage zuſammenſtimmen. Drei Brüder zogen in die Welt hinaus und fanden einen Berg ganz von Silber. Da nahmen die beiden ältern ſo viel ſie wollten und kehrten heim, der jüngſte aber zog weiter. Da fand er im Walde einen Tiſch gedeckt voll Speiſen, aß ſich ſatt und nahm das Tiſchtuch mit, damit es im Walde nicht verderbe. Als er nun wieder hungerte, dachte er: wenn doch jetzt wieder Speiſen auf deinem Tüchlein ſtünden! und ſiehe da, ſie waren da. Ein Köhler, den er an der Mahlzeit Theil nehmen ließ, bot ihm für das Tüchlein einen alten Ranzen an; wenn man an den klopfte, ſo marſchirten Soldaten heraus. Der junge Wanderer nahm den Tauſch an, klopfte aber gleich aus ſeinem Ranzen Soldaten heraus, mit deren Hülfe er dem Köhler das Tuch wieder raubte. Ein zweiter Köhler bot ihm für das Tuch einen Hut; wenn man den auf dem Kopf drehte, ſo war er mit Kanonen beſetzt und gab nach allen Seiten Feuer. Ein dritter bot ihm ein Horn; wenn man das blies, fielen alle Mauern ein. Beiden gab er zwar das Tuch, ließ es ihnen aber durch die Soldaten wieder abnehmen und behielt die Wundergaben alle vier. Als er heimkehrte und ſeine reichen Brüder ihn nicht aufnehmen wollten, ließ er ſie durch die Soldaten abprügeln. Darauf zwang er einen König, ihm ſeine Tochter zu geben. Dieſe ſtahl ihm liſtig ſeine Talismane, nur nicht das Horn, auf welchem blaſend er König und Prinzeſſin, Städte und Dörfer in alle Winde blies. Grimms Märchen Nr. 54. Aehnlich iſt ein däniſches Märchen von drei Schneidern, daſ. III. 94.

Verwandt ſind noch folgende Märchen. Drei Brüder gingen in die Welt. Der Aelteſte lernte bei einem Schreiner und bekam zum Abſchied von ihm ein Tiſchchen, auf dem alle Speiſen ſtanden, ſowie man ſie wünſchte. Aber ſchon im nächſten Wirthshauſe wurde ihm ein gemeines Tiſchchen dafür untergeſchoben. Der zweite Bruder lernte bei einem Müller und bekam von ihm einen goldſpeienden Eſel, aber auch dieſer wurde ihm in jenem Wirthshaus ausgetauſcht. Der dritte Bruder lernte bei einem Drechsler und bekam von ihm den Prügelſack; ſo oft er wollte, fuhren Prügel heraus und prügelten, wen er wollte. Der kam nun auch zu dem böſen Wirth und ließ ihn prügeln, bis er Tiſch und Eſel wieder herausgab. Grimms Märchen Nr. 36. Bechſtein, Märchen 140. Ganz ähnlich ein norwegiſches bei Asbjörnſen Nr. 7. Ein Burſch trägt Mehl, der Nordwind weht es ihm weg, der tapfere Burſch geht aber dem Winde nach und dieſer gibt ihm zum Erſatz die drei Gaben; um die erſten beiden wird er von einem Wirth betrogen, aber mit dem Stock holt er ſie wieder. Nach einer andern Sage in

Wolfs d. Märch. Nr. 26 gewinnt Einer ein Tiſchtüchlein mit derſelben Wundergabe, tauſcht es aber gegen einen Stock aus, dem man nur den Knopf abzudrehen braucht, um gleich tauſend Soldaten hervorzuzaubern, und durch dieſe gewinnt er das Tüchlein wieder. Ferner vertauſcht er es gegen eine Geige, bei deren Tönen alle Zuhörer vor Entzücken ſterben, und gegen einen zerlumpten Mantel, der, wenn man ihn ausbreitet, ſich in Gärten mit Paläſten verwandelt. Auch dieſe Gaben holt er ſich mit den Soldaten zurück. In einem Tiroler Märchen bei Zingerle, Volksmärchen II. 84 holt einer mit dem „Stock aus dem Sack“ das Wunſchtüchlein und die Dukaten legende Henne zurück. Aehnlich II. 185.

Statt des Tuches und Tiſches kommt auch ein ſpeiſevolles Töpfchen vor. Ein ſolches, zu dem man nur ſagen durfte: Töpfchen koch! um gleich einen ſüßen Hirſebrei darin zu finden, erhielt ein armes kleines Mädchen von einer Fee, aber mit der Warnung, auch wieder zu rufen: Töpfchen hör auf! weil es ſonſt überkochen würde. Als das Kind einmal ausgegangen war, rief ſeine Mutter: Töpfchen koch! und der Topf kochte, da ſie aber die Worte vergeſſen hatte, mit denen er wieder beruhigt werden konnte, ſo kochte er über und erfüllte das ganze Haus und endlich die ganze Stadt mit ſüßem Brei, bis das Kind zurückkam und rief: Töpfchen hör auf. Wer nun in die Stadt wollte, mußte ſich durcheſſen. Grimms Märchen Nr. 103.

Auch ein Fläſchchen kommt vor, worin alle Wünſche enthalten ſind. Wenn der Beſitzer ſagt: Fläſchlein thu deine Pflicht! ſo kommt heraus, was er will. Als es einmal dem, dem es gehörte, von einem Edelmann geraubt wurde, fand jener ein zweites Fläſchchen, in dem nichts als Prügel enthalten waren, und bediente ſich deſſelben, um den Edelmann zu beſtrafen. E. Meier, Märchen Nr. 22.

Wolf, Beitrag 19 hat, um das Tüchlein-deck-dich zu erklären, auf das Schmauſen in Walhalla, auf die Ziege, der die Milch nie ausgeht, auf den Eber, deſſen Fleiſch immer wieder nachwächst, hingewieſen und d. Märchen Nr. 89 aus der Cronicke van Hollant, Delft 1585 fol. 103^{b} die Erzählung des Biſchof Willibrand von Paderborn mitgetheilt, wonach auf „dem glücklichen Berge“ bei Tharſus ſich ein Tiſchchen befinden ſoll, auf dem man jede Speiſe findet, welche man will, und wohin daher die Pilger fleißig wallfahrten. Der glückliche Berg ſcheint wie der Glasberg die Erinnerung an die Walhalla zu enthalten und ſomit auch das Tüchleindeck-dich zu Odins Attributen zu gehören. Im Oegisbreka, wo die Aſen ſchmauſen, trägt ſich das Ael ſelber auf. Auch Wolfdietrich im Heldenbuch kommt zu göttlichen Frauen, bei denen ſich Speiſe und Trank ſelber aufſetzen.

Merkwürdig iſt eine Sage aus Tirol in Zingerles Volksmärchen II. 61 f., wo vier Brüder vier Tücher bekommen, der eine ein rothes, welches Gold bringt, ſo oft er will; der andere ein blaues, welches Speiſen trägt; der dritte ein ſchwarzes, durch deſſen Ritz er ſehen kann, was er will; der vierte ein weißes, welches unſichtbar macht.

20.

Von den drei Wünſchen.

Die berühmten humoriſtiſchen Märchen von den drei Wünſchen dürften in der Erinnerung an das göttliche Selbdritt wurzeln, wie auch die Zahl der Wünſche dem Selbdritt entſpricht. In deutſchen Märchen wandert oft Chriſtus mit Petrus ganz in derſelben Weiſe, wie die Aſen Odin, Hönir und Loki, in der Welt umher, ſo daß wahrſcheinlich der dritte Geſellſchafter erſt in der chriſtlichen Auffaſſung weggefallen iſt. Zuweilen bleibt Gott oder Chriſtus allein übrig und erſcheint dann als alter Mann, wie in ähnlichen Fällen Odin.

Am verbreitetſten iſt das Märchen von drei Wünſchen, die der wandernde Gott den Menſchen frei ſtellt und von denen ſie einen ſehr ungeſchickten Gebrauch machen. Die letzte Spur davon findet ſich in einem altdeutſchen Gedichte in Hagens Geſammtabentheuern Nr. 37. Hier iſt es ein Engel, der einem Ehepaar drei Wünſche gewährt. Da wünſcht ſich die dumme Frau ein koſtbares Kleid; der Mann, aus Zorn, daß ſie nichts Beſſeres gewünſcht, wünſcht, das Kleid möge ihr im Bauche ſitzen, daß ſie ſatt davon werde, und nun muß er den dritten Wunſch opfern, um das arme Weib von dem läſtigen Eingeweide zu befreien. — In einem andern Märchen kehrt Gott ſelbſt bei einem Reichen ein, der ihn abweiſt, dann bei einem Armen, der ihn aufnimmt. Dieſem ſtellt er nun drei Wünſche frei. Da wünſcht der Arme Geſundheit, tägliches Brod und ewige Seligkeit. Als der Reiche davon hört, reitet er geſchwind Gott nach und bittet auch um die Erfüllung dreier Wünſche. Gott räth ihm davon ab, erfüllt ihm aber am Ende ſeine Bitte. Der Reiche reitet vergnügt heim; indem aber ſein Pferd ſtolpert, ruft er aus: daß du den Hals brächeſt! und da liegt das Roß. Aergerlich packt er den Sattel auf, der ihm zu ſchwer wird; er ſeufzt dabei, o daß doch lieber meine Frau darauf ſäße! Da verſchwindet der Sattel vor ſeinen Augen, und als er heimkommt, ſieht er die Frau darauf ſitzen und muß den letzten Wunſch opfern, ſie davon zu befreien. Grimm, Märchen Nr. 87. Dieſelbe Sage wiederholt ſich in vielen Abänderungen bis in Hebels Schatzkäſtlein, wo die dumme Frau ſich eine Wurſt wünſcht, der Mann aber im Aerger wünſcht, die Wurſt möge ihr auf der Naſe ſitzen. Vgl. über die vielen andern Faſſungen desſelben Gedankens Grimm, Märchen III. 151 f. In Kirchhoffs Wendunmuth I. 180 wünſcht die dumme Frau zuerſt, ihr altes Haus möge abbrennen, damit ein neues gebaut werden könne. Der Mann wünſcht nun aus Aerger, der Brand möge der Frau in den Hintern fahren, und um ſie von der Qual zu befreien, muß er den dritten Wunſch opfern. In E. Meiers Märchen Nr. 65 wünſcht ſich der dumme Bauer eine ſchöne Hechel; da ſagt die Frau im Aerger: daß du drauf ſäßeſt! und um ihn wieder davon los zu machen, muß der dritte Wunſch preisgegeben werden.

Eigenthümlich iſt die Sage aufgefaßt in Wolfs deutſchen Märchen Nr. 9. Zwei ältere Schweſtern plagen die jüngſte und behandeln ſie als Aſchenbrödel. Ein graues Männlein, das bei ihnen Herberge begehrt, wird von den älteren abgewieſen, von der jüngeren aber liebreich gepflegt. Da bewilligt er ſämmtlichen drei Schweſtern, was jede zuerſt thun werde, ſoll immerfort geſchehen. Die älteren befehlen nun der jüngſten Schweſter, während ſie ſich auf etwas recht Kluges beſinnen, derweil die Wäſche vom Boden zu holen. Die jüngſte nimmt die Wäſche ab, die aber immer wieder dahängt, und bekommt in kurzer Zeit eine ungeheure Menge Leinwand zuſammen. Die beiden ältern Schweſtern beſinnen ſich unterdeß; die eine will aber erſt trinken und die andere piſſen, und kaum haben ſie angefangen, ſo können ſie nicht mehr aufhören. Eine ganz ähnliche Geſchichte aus Tirol ſteht in Zingerles Märch. Nr. 26. In einer dritten aus dem Elſaß kommt Chriſtus zu einem guten und böſen Weibe, wird von jener gut, von dieſer ſchlecht aufgenommen und gewährt jener, aus einem nie leer werdenden Weinfaß zu ſchöpfen, während dieſe unaufhörlich ihr Waſſer laſſen muß. Stöber Nr. 168.

Ein andermal kam Chriſtus zu einem armen Bauer, der ihn gut aufnahm. Zum Lohn hielt der Heiland das Licht unter eine Garbe und bewirkte dadurch, daß unaufhörlich Waizen aus der Garbe rann. Dadurch wurde der Bauer reich, durch Reichthum üppig und faul und wollte, um noch mehr zu haben, als er ſchon hatte, das Garbenwunder nachahmen, hielt gleichfalls das Licht unter eine Garbe und ſteckte dadurch Haus und Hof in Brand. Alſatia 1851. S. 30.

21.

Vom Wunſchlande.

Unſere Märchen kennen ein wunderbares Land, in dem alle kindiſchen Wünſche erfüllt werden und beſonders zu eſſen vollauf iſt. Ganz in die Sphäre der Kinderphantaſie hinabgezogen bewahren dieſe Märchen doch noch eine Erinnerung an das heidniſche Elbenreich, oder vielleicht noch mehr an Odins Walhalla. Denn im Elbenreich wird mehr geliebt, in Walhalla mehr gegeſſen und getrunken. Auch weiſen ganz beſtimmte Züge auf Walhalla. In Grimms Märchen Nr. 15 kommen zwei Kinder zum Brodhaus, deſſen Dach mit Kuchen bedeckt iſt und deſſen Fenſter von Zucker ſind. In Arndts Märchen Nr. 5 frißt ſich Clas Aveſtaken ein Jahr lang durch einen ungeheuren Pfannkuchenberg hindurch. In Bechſteins Märchen S. 189 wird das Schlauraffenland als ganz aus Eierkuchen, Pfefferkuchen, Schinken, Würſten, Weinbrunnen, Milchbächen und dergl. zuſammengeſetzt beſchrieben. Es gibt ältere Scherzlieder, worin dieſe Ueppigkeit ausführlich beſchrieben wird. Hans Sachs Werke, Nürnb. 1589. I. 407; ein anderes, gedruckt 1611, wieder abgedruckt in Haupts Zeitſchrift II. 564; zwei andere in Haupts altdeutſchen Blättern, I. 165; auch ein niederländiſches in Mones niederl. Volksliteratur 303. — In franzöſiſchen Märchen heißt das Land pays de Cocagne, in engliſchen Cockeney, in Italien la Cucagnia conquistata. Grimm, Märchen III. 249. Mone, Anzeiger VII. 496. Dieſe Namen leitet

Mésangère, dictionnaire des proverbes, s. v. unbedenklich von coquere, kochen, her, weil Alles darin gekocht, gebacken und gebraten iſt. Ueber das franzöſiſche pays de Cocagne vgl. noch Méon IV. 176. Roquefort glossaire supplément 192. Legrand, Fabliaux, deutſche Ausgabe II. 22. Es iſt das Land des ewigen Frühlings, in den Flüſſen fließt nur Wein, überall ertönt Muſik und wird getanzt oder geſchmaust. Die Dächer ſind von Eierkuchen, die Wände von Schinken, die Zäune von Bratwürſten, die Steine von Käſe, der Schnee von Zucker; Fiſche ſchwimmen, Vögel fliegen gebraten herbei; wilde Schweine laufen mit dem Meſſer im Rücken gleichfalls ſchon gebraten herbei und laden ein, ſich Stücke von ihnen abzuſchneiden; im Wald wachſen auf den Bäumen die köſtlichſten Kleider ꝛc. Wer unter Tanz und Schmaus altert, badet ſich im Jungbrunnen und kommt jung und ſchön wieder heraus. Die gebratenen Schweine verhalten ſich ganz wie nach der jüngern Edda 38 der Eber Sährimnir, der alle Tage für die Helden der Walhalla geſotten und von ihnen verzehrt wird, immer aber ganz bleibt.

Was den Namen Schlauraffenland betrifft, ſo zweifelt Niemand, daß darin von Affen die Rede iſt, die im tropiſchen Klima in der Fülle der Natur ſchwelgen. Ueber das Schlaur herrſchen ſehr verſchiedene Meinungen. Grimm, Märchen III. 249 erkennt darin ſchlau, als ob es kluge Thiere ſeyen, die jenes luſtige Land bewohnen oder die dem Leſer aus dem Buche heraus die Fratze machen. Ziemann im Wörterb. S. 401 erkennt in ſchlur etwas Träges. Mone, Anzeiger VIII. 616 macht das oberrheiniſche Schluri geltend, das einen gedankenloſen Müßiggänger bedeutet und mit ſchlaudrig, zeitverſchleudern zuſammenhängt. Im deutſchen Legrand II. 24 iſt in der Note auf das niederſächſiſche Sluren hingewieſen, was die gleiche Bedeutung hat. Mone a. a. O. weist ferner auf das wohl gleichbedeutende Maulaffe hin. In Schwaben halfen die Erdwichtel bei Nacht backen, bis ein Bauer ihnen zurief: 'flieht nach Araffenland. E. Maier Nr. 64. 6. Es will mich dünken, der Name laſſe noch eine andere Ableitung zu als von Affe. In Thüringen nennt man das Faſtnachtsgebäck Hornaffen. Berlepſch, Chronik der Bäckerzunft S. 175. Das Land dürfte den Namen von einem Gebäck erhalten haben, weil ja alles darin gebacken oder gebraten iſt.

Erſt in ſpäterer Zeit und nachdem die Lügenmärchen Lucians bekannt geworden waren, machte man aus dem Schlauraffenland überhaupt ein Zauberland des Unſinns oder die verkehrte Welt, worin die Spuren des Heidenthums gänzlich erloſchen ſind. In dem Volkslied bei Uhland Nr. 241, in Haupts altd. Blättern I. 163 ſowie in den Märchen bei Grimm Nr. 158 handelt es ſich um Nichts, als um eine lockere Anhäufung von Unmöglichkeiten. Im Volkslied heißt es z. B.: Im Schlauraffenland ſah ich bei der Nacht, ein Stummer ſagte mir, wo ich hingehen müſſe, ein Lahmer lief mir weit voran. Ich kam durch einen Wald ohne Bäume, durch einen Fluß ohne Waſſer. Ich fuhr auf einem Schiff hinüber, das gar nicht da war. Die Kühe gingen auf Stelzen, die Wagen waren vor die Roſſe geſpannt ꝛc. Die Darſtellungen werden witziger, wenn ſie auf „die verkehrte Welt“ hinauslaufen; z. B. der Haſe jagt den Jäger, das Kind hofmeiſtert die Alten; oder wenn Thiere den Menſchen karrikiren, z. B. der Storch ſtolzirt mit einem Degen an der Seite, der Ochs will das Kind wiegen ꝛc. Aehnlichen Unſinn enthält Grimms Märchen Nr. 158. Da läuft ein Mann ohne Fuß ſchneller als ein Pferd, eine alte magere Gais gibt hundert Fuder Schmalz, zwei Fröſche dreſchen Korn aus ꝛc.

Fünftes Buch.

Das wilde Heer.

1.

Begriff des wilden Heeres.

In gewiſſen Nächten, namentlich in den Solſtitien und Aequinoctien, ſieht und hört man das wilde Heer durch die Luft ziehen. Darüber ſind alle Sagen einverſtanden, daß es aus Geſpenſtern oder Dämonen beſtehe, inzwiſchen iſt keineswegs jedes wilde Heer dem andern gleich. Bald iſt es ein eigentliches Heer von wohlgerüſteten Kriegern mit Kriegslärm, Trommeln und Trompeten. Bald eine Jagd mit Jägern und vielen Hunden, denen ſcheues Wild voraneilt. Bald ein bachantiſcher Zug lachender und toller Weiber, bald ein klagender Zug, wobei viel wimmernde Kinderſtimmen gehört werden, bald ein Zug holder Weſen mit lieblicher Muſik.

In den h. Stunden der Sonnenwende und Tag- und Nachtgleiche, ſo wie in den h. Stunden der zwiſchen jenen beiden in der Mitte liegenden eigentlichen Sommer- und Winteranfänge (1. Mai und 1. November, Walpurgisnacht und Allerſeelen) dachte man ſich die ganze Geiſterwelt geöffnet, alles Unſichtbare ſichtbar. Wie ſich in dieſen h. Stunden die Schätze unter der Erde aufthaten, wie man Künftiges erkennen und Längſtverſtorbene wieder ſehen konnte, ſo nahm man insbeſondere die geiſterhaften Schaaren derer wahr, die im letzten Jahr geſtorben waren und von dannen zogen, ſo wie die Schaaren der Kinder, die eben erſt ankommend im neuen Jahr geboren werden ſollten. Man ſah ferner die im Frühling wiederkehrenden oder im Herbſt Abſchied nehmenden Elben des Sommerlebens in fröhlichem Tanz ꝛc. Die nähere Unterſcheidung dieſer geiſterhaften Ein- und Auszüge und Vergeſellſchaftungen in den h. Nächten muß einem beſonderen Buch von den Sunwendſagen vorbehalten bleiben. Hier gilt es zunächſt, das wilde Heer von Kriegern oder Jägern als das Gefolge Odins zu erklären.

Das wilde Heer heißt auch das wüthende, was wohl aus Wuotanes d. h. Wodans, Odins Heer entſtanden iſt, aber zugleich die ſtürmiſche Bewegung des Geiſterheeres bezeichnet. Vgl. Grimm d. M. 120 und 836. Wodan iſt der durch die Zeit wehende, ſtürmende Geiſt, der in die Geburt und wieder in den Tod treibende, nie ruhende Geiſt, der Thatendrang ſchlechthin. Deswegen läßt er die gefallenen Helden nicht einmal nach dem Tode ruhen, ſondern täglich ziehen ſie von der Walhalla nach der Ebene Ida aus, um hier zur Luſt mit einander zu kämpfen. Dieſen Grundbegriff des raſtloſen Sturmdranges in Odin müſſen wir feſthalten, um insbeſondere die wilde Jagd richtig verſtehen zu können.

In Schweden glaubt das Volk heute noch an das wilde Heer und ſagt, wenn daſſelbe durch die Luft zieht: Odin far förbi, Odin fährt vorbei. Magnuſen, lex. p. 647. In Schweden jagt Odin, in Norddeutſchland Wod. Müllenhoff Nr. 500. Grimm d. M. 871. Der Name kommt auch in weiblicher Form vor als Frau Gaudens Jagd, Grimm 877, wobei es unentſchieden bleibt, ob darunter urſprünglich der männliche Wodan (Fro Wodan, ſo viel als Herr Wodan) gemeint war, oder ob es wirklich eine Göttin dieſes Namens gab. Nach Kuhns norddeutſchen Sagen S. 427 zieht zur Frühling- und Herbſtzeit im Saterlande der Wöinjäger oder auch Weltjäger genannt, zu Weihnachten bei Altenburg das Wütenheer aus. So auch das Wütisheer bei Allmendingen, Jahn, Canton Bern S. 395.

In Mecklenburg ſah einmal ein Bauer den Wod, als einen langen Mann auf einem Schimmel, mit der wilden Jagd durch die Wolken ziehen und band ſich geſchwind mit einer Kette an einer Eiche an. Der Wod lud ihn ein, mitzujagen und wollte ihn mit Gewalt hinaufziehen, konnte aber nicht wegen der Kette. Da rief er: „mein wurden ſchon viele Männer, du biſt der erſte, der mir widerſtand, ich werde dirs lohnen.“ Nachher fiel ein Hirſch aus der Luft vor dem Bauern nieder, auch der Wod kam wieder, zerlegte den Hirſch und gab dem Bauern Blut und ein Hinterviertel. Da der Bauer aber kein Gefäß für das Blut hatte, hieß ihn der Wod den Stiefel ausziehen. In dieſem trug er nun das Blut nebſt dem Fleiſche heim, unterwegs wurde die Laſt immer ſchwerer und zu Hauſe fand er, daß alles Gold war. Löſch mecklenb. Jahrb. V. 78. Grimm d. M. 877.

Bei Schönau in der Lauſitz heißt der wilde Jäger Blauhütchen, wegen ſeines blauen Hutes. Der Hut iſt aber das Zeichen Odins. Blau erinnert an den Blaubart. Dieſer Jäger ſoll ein gewiſſer Bernhard von Biberſtein geweſen ſeyn, der die Bauern plagte. Auf dem nahen Hutberge ſoll eine Braupfanne mit Gold verborgen ſeyn. Preusker, Blicke in die vaterl. Vorzeit I. 141. Ein Herr von Wittorſt geht als wilder Jäger um, verwünſcht, weil er Nonnen ſchändete, Müllenhoff, holſtein. Sagen Nr. 493, was einigen Zuſammenhang mit der Blaubartsſage hat. In Dithmarſchen zeigt ſich der wilde Jäger auf dreibeinigem Roß mit zwei Raben, den gewöhnlichen Begleitern Odins. Müllenhoff S. 366.

Odin heißt in der Ynglingaſaga 7 drauga drottinn, Herr der Geſpenſter. Bei Saxo erſcheint er (nur dem Biarco ſichtbar) auf weißem Roß mit weißem Schilde, und ſo immer als Heer- und Siegvater. Wiborg, Myth. 146, Haupt, altd. Blätter I. 289. Daran erinnern noch die weißen Roſſe bei den Aufzügen zu Weihnachten, Faſtnacht, Pfingſten. Vgl. Kuhn, nordd. Sagen S. 369. Haupt, Zeitſchr. V. 472 f. Desgl. am Martinsfeſt im Beginn des Winters. Wolf, Beitrag I. 51. Der Schimmelreiter an der Spitze des wilden Heeres, Mone, Anz. III. 359, VII. 370, VIII. 306. Auch bei Kräehneck, Baader Nr. 265.

2.

Odin als wilder Jäger.

Die alten Deutſchen waren vorzugsweiſe ein Jäger- und Kriegervolk und lagen, wenn ſie nicht Krieg führten, der Jagd ob, indem ſie den wenigen Ackerbau den Sklaven und die Verfertigung von Kleidern ꝛc. den Weibern überließen. Deutſchland war mit Wäldern noch viel dicker überſät, als heute. Es war alſo ſehr natürlich, daß unter ſeinen Göttern auch ein großer Jäger vorkommen, ja eine ſehr hohe Stelle einnehmen mußte. Sodann mußte wohl die Jagd in rauhen, ſtürmiſchen Herbſt- und Wintertagen auf die Einbildungskraft des Volkes einen tiefen Eindruck machen. Das geheimnißvolle Rauſchen des Waldes, das Heulen des Sturmes, die unheimlichen Schatten, die flüchtigen Thiere haben etwas Geiſterhaftes. Man war in der rechten Jagdzeit am Schluſſe des Jahres, die Zugvögel waren entflogen, alles Grün der Natur erſtorben. Das Sterben der Natur mußte ſich unwillkührlich den alten Deutſchen unter dem Bilde einer Jagd, der Tod als Jäger darſtellen. Zunächſt nur als der alles Sommerleben tödtende Winter.

Wenn man aber den Grundcharakter Odins erwägt, ſo kann man ſich der Vermuthung nicht erwehren, Odin ſey als wilder Jäger aufgefaßt worden nicht blos in Bezug auf die Jagdliebe des Volkes und auf die Sturmzeit des Jahres, ſondern hauptſächlich wegen der raſtloſen Unruhe und des ungeſtümen Dranges in ſeinem Weſen. Er iſt der freie Geiſt ſchlechthin, ungebunden in allen ſeinen Aeußerungen. Er iſt der treibende Gott der Zeitlichkeit im Gegenſatz gegen den verborgenen, ruhenden oder ſchlafenden Gott der Ewigkeit, Allvater. Er ſetzt ſich über alle Schranken und Geſetze hinweg und behandelt die ganze Welt als freie Bürſch. Im Hildesheimiſchen heißt es, der Wol laufe dem wilden Jäger voraus, das iſt ohne Zweifel der Wolf. Seifart, Sagen aus Hildesheim S. 174. Odin wird überall von zwei Wölfen begleitet, die urſprünglich daſſelbe bedeuten, was die Sonne und Mond verfolgenden Wölfe. Auch Mittewinter heißt die Wolfszeit, die das alte Jahr frißt.

Die größte Mehrheit deutſcher Volksſagen nimmt an, der wilde Jäger müſſe wegen eines Frevels zur Strafe ewig jagen. Dabei haben ſich auch chriſtliche Vorſtellungen eingemiſcht. Ein Jäger ging am Weihnachtsmorgen, anſtatt in die Kirche, auf die Jagd und muß nun ewig jagen. Weſtphäliſche Sage in Firmenichs Völkerſtimmen I. 349. Einer wehrte dem Heiland, aus einer Quelle zu trinken, und muß nun zur Strafe bei Hahnenklee umgehen und durch die ſieben Bergſtädte ziehen. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 499. Leidenſchaftliche und grauſame Jäger werden vom Teufel ſelbſt in Geſtalt eines Wildes verlockt, in Abgründe geführt und wenn ſie den Hals gebrochen, zum ewigen Jagen verdammt. So verlockte der Teufel in Ebergeſtalt den Jäger Germar. Pröhle, aus d. Harz S. 84. In Hirſchgeſtalt einen Jäger auf dem Einkorn bei Hall. O. A. Beſchreibung von Schwäbiſch-Hall S. 256. Bei Löwenberg in Tirol jagt der wilde Jäger, weil er einen Prieſter im See ertränkt haben ſoll. Schriftliche Mittheilung von Prof. Zingerle. Zu Wynendeel wegen zu großer Jagdluſt im Leben. Wolf, niederl. Sagen Nr. 260. Eben ſo in der Dawert. Münſter'ſche Sagen 1825. S. 168.

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß der Glaube an den wilden Jäger älter iſt, als die Einführung des Chriſtenthums, deshalb muß man alle Beziehungen auf letzteres als ſpäteren Zuſatz betrachten. Die meiſten Sagen halten nur feſt, daß der wilde Jäger mit dem Ewigjagen für ſeine unbändige Jagdluſt beſtraft worden ſey. Ein Graf Schulenburg, weil er immer durch das Korn der Bauern geritteu war. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 150. Einer im Schwarzwald, der die Bauern wegen Jagdfrevel auf Hirſche hatte ſchmieden laſſen, und den nun eben dieſe Bauern auf ihren Hirſchen in ewiger Jagd verfolgen. Schreiber, Sagen Nr. 54. Eben ſo einer in Sachſen. Arndts Märchen I. 401. Lothar, Volksſagen S. 97. Aehnliche wilde Jäger, wegen ihrer rohen Jagdluſt verdammt, ſind der Tils in Niederſachſen, Harrys I. 6. Hans Jagenteufel, Junker Marten ꝛc. Vgl. Grimm d. M. 883. Baader, bad. Sagen Nr. 242. Der wilde Jäger führt ein Horn. Wolf, Beitrag I. 15. Häufig wird ihm ein weißes Roß zugeſchriebell, wie dem Odin, wenn er das geſpenſtiſche Kriegsheer anführt. Vgl. Grimm d. M. 880. 884. E. Maier, ſchwäb. Sagen Nr. 113. Zuweilen iſt er ohne Kopf. Panzer, Beitrag I. 296 und reitet ein dreibeiniges Pferd. Thüringen und der Harz VII. 203. Der Jäger Au jagt bei Nacht mit vielen Hunden, auf deren Schwänzen Lichter brennen. Müllenhoff Nr. 485. Mit ſchöner Muſik, von Jagdlärm unterbrochen, zog die wilde Jagd bei Jänikendorf vorüber. Kuhn, märk. Sagen S. 96. In den Ardennen fand ein Jäger eine anſehnliche Geſellſchaft von Herren und Damen, geſellte ſich zu ihnen und unterhielt ſich ſehr vergnügt, bis plötzlich alle verſchwanden. Wolf, niederl. Sagen Nr. 526. In Oberdeutſchland kehrten die wilden Jäger einmal ganz friedlich in einem Wirthshaus ein, fuhren aber plötzlich auf Böcken zum Fenſter hinaus. Mone, Anz. VI. 307. Vgl. Baader Nr. 289. Ein württembergiſcher Dienſtmann, Ulrich, gerieth zu einer Jagdgeſellſchaft und wurde von ihr eingeladen, aber alles, was er berührte, war Feuer. Grimm d. Sagen Nr. 527.

Insgemein iſt die Erſcheinung der wilden Jagd unheimlich und gefährlich. Blicker von Nannſtall, ein Ritter im Reichsforſt von Kaiſerslautern belehnt, wurde einſt durch die wilde Jagd und dadurch, daß der ſchwarze Jäger ihm rieſenhaft dicht auf den Leib ritt, ſo erſchreckt, daß er aus Angſt, indem er ins Hüfthorn ſtieß, um Hülfe herbeizurufen, die Lunge barſt und ſtarb. Schreibers Sagen I. Nr. 43. Einer wollte die wilde Jagd bei Eichſtädt an S. Walburg vorbeijagen ſehen, aber ſein Kopf wurde ſo dick, daß er ihn nicht mehr durchs Fenſter zurückziehen konnte, bis der Prieſter half. Schöppner I. 125. Durch H. Schullehrer Günzler erhielt ich ſchriftlich eine Volksſage aus dem Schwarzwald von einem jungen Burſchen, der gerade auf der Leiter ſtand, um einen Fenſterbeſuch bei ſeiner Geliebten zu machen, als die wilde Jagd vorbeiraste und er ſprachlos vor Schrecken ſich an die Leiter klammern mußte. Mit eben ſolcher Angſt ſah ein Bauernweib, indem ſie im Walde Erdbeeren las, über ſich die Hufe vom Roß des wilden Jägers in der Luft. Kuhn, märkiſche Sagen S. 175. Ein Bauernjunge zu Pettſe, der durch einen Erbſchlüſſel zur wilden Jagd hinaufſah, wurde auf dem Auge, mit dem er geſehen hatte, blind und redete auch nie mehr in ſeinem Leben ein Wort. Seifart, Sagen aus Hildesheim S. 5. Wer die wilde Jagd ſieht, wird blind. E. Maier, ſchwäb. Sagen Nr. 145. Man kann ſich vor ihr nur retten, wenn man in ein Kornfeld flüchtet. Guil. alvernus p. 1067.

Im Teufelswalde bei Augsburg verirrte ein Handwerksburſch, hörte immer Holzhacker in der Nähe klopfen und ſah doch Niemand. In immer größerer Angſt umherirrend ſah er auf einmal einen dämoniſchen Jäger mit zwölf Hunden vor ſich, der auf ihn zielte, und rettete ſich nur durch Gebet. Mone, Anz. VII. 363. Als die wilde Jagd am Spielberg (Spindelberg) über die Saale ſetzte, blieb ein Geſpenſt im Kahn zurück und rief: „wär ich gegürtet und geſchürzt, könnt ich auch mit.“ Da band ihm der Ferge Stroh um den Leib und das Geſpenſt fuhr den andern nach durch die Luft. Panzer, Beitr. I. 176.

Einem, der die wilde Jagd hörte und mit Halloh rief, wurde aus der Luft eine Pferdekeule zugeworfen, gleichſam als ſein Antheil, weil er durch ſeinen Ruf an der Jagd Theil genommen habe. Bei Leitzkau, Kuhn nordd. Nr. 151, auch Nr. 265 einem Heer von Arnſtedt. Kuhn märk. S. Nr. 63. So im Harz, Harrys niederſächſ. S. II. 5. Bei Halle, Sommer ſächſ. Sagen Nr. 3, bei Wettin, daſ. Nr. 4. Bei Eutin, Müllenhoff holſt. Sagen Nr. 499. Im Oldenburger Walde wurde nur ein Pferdefuß herabgeworfen. Daſ. Nr. 599 und 602. Ebenſo bei Moosburg, Panzer, Beitrag S. 63. Ein Ochſenviertel im Sonienbuſch in den Niederlanden. Wolf niederl. Sagen Nr. 259. Auch bei Schlippenbach, Kuhn nordd. Nr. 63. Ein halber Hirſch in Panzers Beitrag S. 132. Ein Gaisfuß, E. Meier, ſchwäb. S. Nr. 155. Ein Menſchenfuß, daſ. Nr. 131. Knochen, daſ. Nr. 131. Auch Baader, bad. S. Nr. 35. Vgl. Bosquet, la Normandie p. 69. — Da man Pferde nicht jagt, ſo kann die Pferdekeule ſich nur von geopferten Pferden der h. Nächte herleiten. Das läßt eine Beziehung der wilden Jagd zu heidniſchen Feſten an dem Tage vermuthen, an dem die Jagd ſich vernehmen ließ. Die Pferde haben aber auch Bezug auf den Tod. In einer heſſiſchen Sage bei Lyncker Nr. 16 ruft Einer der wilden Jagd zu „Halbpart" und nun fällt eine Pferdekeule vom Schindanger aus der Luft.

Die wilde Jagd wird hör- und ſichtbar nur in den h. Nächten der Sonnenwende, den Aequinoctien. Oft kommt in Sagen vor, daß ein Hund von der wilden Jagd zurückbleibt und erſt im nächſten Jahr ſich dem Zug wieder anſchließt, ſobald er wieder vorbeikommt; oder daß einem neugierigen Zuſchauer von einem der wilden Jäger ein Beil ins Knie geſchlagen und erſt im nächſten Jahr wieder herausgezogen wird. Davon ſpäter mehr, wenn ich die Sunwendſagen erörtern werde.

Der Palna-Jäger geht auf der Inſel Fünen um und fordert in der Neujahrsnacht von jedem Schmiede drei Hufeiſen; bekommt er ſie nicht, ſo entführt er den Ambos mit ſich in die Luft. Kohl, Dänemark II. 287. Vielleicht eine Erinnerung an Palnatoke. Im Speſſart nahm die wilde Jagd einmal einen Bauern mit ſeinem Ochſenwagen mit durch die Luft. v. Herrlein S. 161.

Man ſieht ſehr deutlich, wie ſich alten mythiſchen Grundzügen ſpätere Vorſtellungen beigemiſcht haben und wie die Einbildungskraft des Volks geſchäftig war, ſich die wilde Jagd auszumalen.

Der Glaube an die wilde Jagd iſt in Deutſchland ſehr allgemein verbreitet. Ich könnte noch Seiten mit Citaten ſolcher Orte füllen, an welche dieſe Erſcheinung ſich knüpft.

Beſondere Aufmerkſamkeit ſcheinen mir die Sagen zu verdienen, die den Frevel des wilden Jägers auf andere, als die bisher erörterte Weiſe charakteriſiren. Der wilde Jäger Wolf von Braun, der mit Roß und Hunden aus dem Braunsteich ausfährt, ſoll ſeinen Bruder ermordet haben. Gödſche, ſchleſ. Sagenſchatz S. 147. Eben ſo der Schütz Poppele, Graf von Hohentwiel, der ſeitdem umgeht, wenn Krieg kommen ſoll. E. Meier, ſchwäb. Sagen Nr. 85. Graf Schweighart von Trotzberg geht als ewiger Jäger um, weil er einmal eine weiße Hinde gejagt hatte. Scharff von Scharffenſtein, Gedichte 1847 S. 44.

Für die allgemeine Bedeutung des wilden Jägers als der durch die Zeitlichkeit hindurchſtürmenden abſoluten Willkühr ſprechen auch die volksüblichen Namen des ewigen Jägers, des Weltjägers, Kuhn, nordd. Sagen Nr. 325. Der Helljäger heißt er mit beſonderer Beziehung auf das Heer der Todten, das er führt. Vgl. Grimm d. M. 883; Kuhn, märk. S. Nr. 23; Haupt, Zeitſchr. IV. 391. Man wird verſucht, anzunehmen, Odin habe nicht blos, wie die Edda berichtet, mit ſeinen Helden in Walhalla gezecht und gekämpft, ſondern er ſey auch mit ihnen auf die Jagd gezogen und ſein Jagdgefolge beſtehe demnach aus Einheriar. Jedoch iſt bei der wilden Jagd keineswegs das Jagdvergnügen die Hauptſache, ſondern der wilde, unbändige Drang. Das iſt gut ausgedrückt im ſchwäbiſchen Volksglauben vom Elſenwäldle, durch den der auf einem Schimmel reitende wilde Jäger dergeſtalt dahintrabt, daß man glaubt, alle Bäume brechen zuſammen. E. Meier, Nr. 116. Sehr charakteriſtiſch iſt auch die Volksſage vom wilden Jäger bei Schildberg, welcher ſo lange jagen ſoll, bis er einmal einem noch ſchlimmeren Jäger begegnen wird. Leibrock, Sagen d. Harzes II. 45. Man kann unter dieſem noch ſchlimmeren Surtur und ſeine flammenden Reiter verſtehen.

Wie nahe es immer dem von böſen Herren geplagten Landvolk lag, ſich einen ſolchen Herrn nach dem Tode als wilden Jäger zu denken, ſo iſt doch der Begriff des letzteren allgemeiner zu faſſen und nicht aus irgend welchem Privatleben, ſondern aus dem alten Mythus von Odin herzuleiten, deſſen Stürmen durch die Zeitlichkeit, im Vergleich mit der ewigen Ruhe Allvaters, und deſſen Beruf, die Todten zu führen, hinlänglich die wilde Jagd erklärt. Dieſelbe ſtimmt ſo ſehr mit dem Weſen Odins überein, daß wir etwas vermiſſen würden, wenn die Volksſage nicht überall gerade dieſen Zug aus der Erinnerung an den alten Nationalgott bewahrt hätte. Wie den Gott, ſo bezeichnet die Nation ſelbſt in ihrem Vorſtürmen durch Europa nichts beſſer als „eine wilde Jagd, ein wildes Heer.“

3.

Dietrich von Bern als wilder Jäger.

Auch Dietrich von Bern wird in den Volksſagen der wilde Jäger genannt. Vgl. was Grimm d. M. 888 f. darüber zuſammengeſtellt hat. Im Orlagau heißt der wilde Jäger Berndietrich, Börner S. 213, 216, 236. Vgl. Preusker, Blicke III. 167. Bei den Wenden Dyterbernot. Haupt und Schmaler, wend. Volkslieder II. 185, 267. Dieterbenada, Liebuſch skythica 287. In Geldern Dirk met den bur, d. h. Dietrich mit dem Eber, weil er in der Chriſtnacht als wilder Jäger einen Eber jagt. Blommaert, aloude geschiedenis der Belgen, Gent 1849 S. 113. Als Herr des wilden Heeres erſchien Dietrich von Bern einmal an der Moſel, um den nahen Tod Kaiſer Heinrichs VI. und dem deutſchen Reiche großes Unglück anzudrohen. Godofr. Colon. ad annum 1197. Abel, König Philipp S. 35, 318. Diederich Blohm heißt der wilde Jäger in Holſtein. Müllenhoff N. 499. In Graubündten heißt er Ritter von Bernegg, worin auch noch die Erinnerung an Bern liegen könnte. Insb. Phönix 1851 S. 271.

Man hat in Dietrich von Bern den feuerathmenden, den alten Donnergott erkannt. In Tirol zieht die wilde Jagd am Tarants- oder Dornsberg vorüber. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 170. Der Berg bei Worms, aus dem das wilde Heer kommt, iſt wahrſcheinlich der Donnersberg. Chron. Ursperg. ad annum 1123. Grimm d. M. 1231. Thor iſt Herr der Todten, wie Odin, denn wenn Odin auch die Herren zu ſich nimmt, ſo bleiben dem Thor immer noch die Knechte. Er konnte alſo als Führer des wilden Heeres der Todten gedacht werden und es iſt nicht befremdend, daß er in dieſer Eigenſchaft vorzüglich an den öſtlichen Grenzen der deutſchen Nationalität, bei den Wenden, erwähnt wird, denn der

Deutſche identificirte die unterworfenen Wenden mit Knechten, Slaven mit Sklaven. Inzwiſchen iſt hier nicht blos an Thor zu denken. Dietrich hat eine weit allgemeinere Bedeutung, ſeine Erinnerungen ſtammen aus dem deutſchen Süden, ſind vielleicht ſehr alt, älter als die Edda, wie denn auch Bern als Siebengeſtirn mit dem Avalon der Kelten und mit dem Ver der alten Perſer zuſammenfällt.

Wie Dſchemſchid im himmliſchen Ver in Sünde fiel, weil er nach dem Irdiſchen trachtete, deſſen verlockendes Bild ihm ſein Becher ſpiegelte, ſo finden wir auch merkwürdige Erinnerungen von einer Verſündigung und Verſchuldung des Berner Dietrich. Nach einer ſlaviſchen, offenbar aber aus dem Deutſchen entlehnten Sage in Haupts und Schmalers wendiſchen Volksl. II. 185 war Diter Bernhard ein ſo frommer Mann, daß er ſeine Kleider an Sonnenſtrahlen aufhängen konnte. Einſt ſah er in der Kirche, wie der Teufel die Namen derer, die während des Gottesdienſtes ſchliefen, auf eine Kuhhaut ſchrieb und die Haut noch weiter auseinanderreckte, dabei er hinter ſich fiel und einen Zahn abbrach. Da lachte Diter, als er aber heimkam, konnte er ſeine Kleider nicht mehr an den Sonnenſtrahl hängen, weil er durch das Lachen in der Kirche geſündigt hatte. Da erboste er und that Brod in ſeine Stiefel, um die Gabe Gottes mit Füßen zu treten. Aber zur Strafe führte ihn ein Wagen in die Luft und führt ihn noch immer. Das iſt das Wagen- oder Siebengeſtirn am Himmel.

Vom Todtenpferde, auf welchem der Berner Dietrich reitet, wird ſpäter auch unter Odins Attributen die Rede ſeyn. Es ſcheint mir, wenn auch manches vom Donnergott Thor auf den hiſtoriſchen Helden Dietrich übertragen worden iſt, ſo doch gewiß nicht minder von Odin. Das eben Erzählte paßt nur auf den wilden Jäger Odin und auf Allvater, enthält aber mythiſche Erinnerungen, die von der Edda unabhängig und mitteldeutſch ſind.

Wilhelm Müller hat kürzlich in Hennebergers Jahrbuch 1854 I. 159 f. nachzuweiſen geſucht, es handle ſich lediglich um den hiſtoriſchen Theoderich, den berühmten Oſtgothenkönig, auf den alte mythiſche Züge übertragen worden ſeyen und es habe nie einen göttlichen Dietrich gegeben, aus deſſen urſprünglichem und ſelbſtſtändigem Begriff jene mythiſchen Züge herzuleiten ſeyen. Ich glaube das auch, jedoch mit der ausdrücklichen Einſchränkung, daß ich in dem deutſchen Heldenbuch überall Züge eines alten

Götterſyſtems hervortreten ſehe, welches dem eddiſchen innig verwandt, gleichwohl auch viel Eigenthümliches darbietet. Was davon auf den hiſtoriſchen Theodorich übertragen worden iſt, läßt ſich nicht allein aus den Edden erklären.

4.

Hackelberg.

Ein berühmter Name des wilden Jägers iſt Hackelberg, Hackelbörendt, Hackelbernd, auch Hackelblock. Den erſten Theil des Namens leitet Grimm d. M. 875 von hekla, Mantel, ab, dem bekannten Attribut Odins. Der zweite Theil ſcheint dem Berndietrich zu entſprechen. Block erinnert an den Blocksberg.

Ganz eigenthümlich iſt den Hackelbergſagen der Tod durch den Tod. Nach der Volksſage war Hackelberg Oberjägermeiſter im Braunſchweigiſchen und träumte einſt, er werde von einem wilden Eber beſiegt. Bald darauf ſah er den nämlichen Eber im Walde, erlegte ihn und rief, indem er ihn verächtlich mit dem Fuße ſtieß: der thut mir nichts mehr. Aber ein ſcharfer Zahn des todten Ebers drang ihm durch den Stiefel und riß ihm eine Wunde, an der er ſtarb. Grimm d. S. Nr. 312. Haupt Zeitſchr. V. 379. In Kuhns märk. Sagen iſt er blos ein Förſter Namens Bärens Nr. 205. Ganz daſſelbe wird in der Lauſitz von einem Herrn von Noſtiz erzählt, Gräve S. 190. Von einem Brandenburger Junker bei Köpenik. Kuhn, nordd. S. Nr. 83. S. 190. Etwas ähnliches von einem Metzger. Schnezler, bad. Sagen II. 427.

Der Sinn dieſer Sagen iſt ſchon am Schluß des zweiten Buchs erklärt worden.

In der Oervaroddſaga gilt daſſelbe vom Pferde, was in den vorigen Sagen vom Schwein. Oddr reizt durch ſeinen Uebermuth einen Wole, ihm zu ſagen, er werde durch den Pferdekopf ſterben, den er in der Hand hielt. Er begrub den Kopf, lebte 200 Jahre lang in vollem Glück und trieb ſich weit umher. Endlich trieb ihn der Uebermuth an die Stelle, wo er den Pferdekopf eingegraben hatte, und indem er darauf trat, fuhr eine Schlange, die in dem Kopf lebte, heraus und gab ihm den tödtlichen Stich. — Als Jäger bezeichnen ihn drei Pfeile, die er von ſeinem Vater Grim geerbt, die nie fehlten und immer zu ihm zurückkehrten. Von der iriſchen Prinzeſſin Aulvör bekam er ein unverwundbar machendes Hemd. Derſelbe Oddr war es, der nach der Hervararſaga die zwölf Arngrimsſöhne tödtete. Das Pferd iſt ein Sinnbild des ſchnellen Zeitlaufes überhaupt, wie der Eber ein Sinnbild des Winters. In Hackelberg iſt, wie dies auch ſchon durch das Attribut des Mantels angedeutet iſt, vorzugsweiſe das Dahinſtürmen Odins durch die Zeit perſonificirt.

Zur Strafe für ſeine unbändige Jagdluſt muß Hackelberg nach dem Tode als wilder Jäger umziehen. Weil er an einem Sonntag jagte, ward er verdammt, künftig in den h. zwölf Nächten der Wintermitte zu jagen, weshalb er auch Joljäger heißt, denn Jul iſt das Feſt der Wintermitte. Grimm d. M. 873. Im Drömling jagt er nach Temme, Sagen der Altmark. Vgl. Kuhn, märk. S. Nr. 17. In Kuhns nordd. Sagen Nr. 265 erſcheint er verdammt, weil er einen Hirſch geſchoſſen habe, auf deſſen Geweih ein Crucifix ſich zeigte. Im Süden des Harzes geht er alle ſieben Jahre einmal um. Im Buch vom Aberglauben 1790 I. 67 heißt es, Hackelberg müſſe ewig jagen und ſowohl er als ſein ganzes Gefolge mit allen Pferden und Hunden hätten keine Köpfe. In Schambach und Müllers niederſächſ. Sagen S. 421 wird von ihm erzählt, er habe ſeine eigenen Kinder umgebracht, die ihm nun als Jagdhunde folgten. Müller legt darauf großen Werth und möchte aus Odin einen Chronos machen, der ſeine eigenen Kinder frißt, und ihn mit den ſcheußlichen Räubern der deutſchen Volksſage, Lippolt, Papedöne ꝛc. in Verbindung bringen, die Jungfrauen rauben, in Höhlen bewahren und die mit ihnen erzeugten Kinder umbringen. In den Erden jedoch berechtigt nichts zu einer ſolchen Annahme und Odins Charakterbild verträgt ſich mit der Rohheit des Höhlenräubers nicht.

Hackelberg ſoll nach dem Tode in einem Berge ſitzen und Schätze bewahren, auf einem Schimmel ſitzend und das Schwert in der Hand. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 182. Er zieht als wilder Jäger umher und hat einmal einem, der zuſah, eine Pferdekeule zugeworfen. Unfern Wolfenbüttel bei Rocklum hat er als Rieſe einmal den Sand aus den Schuhen geſchüttet, woraus ein Sandhügel wurde. Daſ. Nr. 203.

Der wilde Jäger Habsberg, der bei Hägelberg im Wieſenthal umgeht (Schnezler bad. Sagenbuch I. 186), dürfte derſelbe ſeyn.

Eben ſo der Hackenmann im Canton Glarus, der als Kinderſcheuch bekannt iſt (Heer, Glarus S. 316).

In Kirchhofs Wendunmuth IV. Nr. 283 heißt es, wenn der wilde Jäger im Sölling jage, dürfe des andern Tages niemand anders jagen, weil ſonſt die Jäger ein Unglück treffe. Kirchhof ſelbſt will noch Hackelbergs Grab geſehen haben, einen leeren Platz im Walde mit „unartigem Gewächs und Schilf" bewachſen. Vgl. auch Schambach und Müller, niederſ. Sagen Nr. 98.

Daß Hackelberg Odin ſey, erhellt auch aus dem Volksglauben, nach welchem er im Sternbild des Wagens am Himmel fährt, ſein Kutſcher aber ſoll verkehrt auf dem Pferde ſitzen. Schambach und Müller Nr. 98.

Nach Otmars Sagen S. 241 Grimm d. S. Nr. 311 fliegt ihm eine verwünſchte Nonne, die Tut-Oſel voran. Sie hieß einſt Urſula, lebte in einem Kloſter in Thüringen und ſtörte durch ihre heulende Stimme den Geſang der Nonnen. Als ſie ſtarb, hörte man im Kloſter noch immer ihre heulende Stimme und ſah ihr Geſpenſt als große Ohreule. Alles floh, bis ein Geiſterbeſchwörer ſie verbannte. Seitdem geſellte ſie ſich zum wilden Heere und fliegt als Eule demſelben voran. Otmar, Sagen S. 241. Grimm, deutſche Sagen I. Nr. 311.

5.

Vom Nachtraben und himmliſchen Fuhrmann.

Vom „Nachtraben" oder „eiſernen Vogel" glaubt man, er ſey ein ungewöhnlich großer Rabe und wenn er har, har oder wark, wark rufe, ſo kündige es Krieg an. Er fliegt ſo ſchnell, daß man ihn einen Augenblick nachher, nachdem er hier geſchrien hat, eine Stund weit weg ſchon wieder hört. Schambach und Müller, niederſ. Sagen Nr. 96. Das kann kein anderer als Odins Vogel ſeyn. Er ſcheint aber auch vor dem wilden Heere herzufliegen, denn als ihn einmal Hirtenbuben hörten und hinaufrieſen „Halb Part", fiel ein Pferdeſchinken herunter, ganz wie in den Sagen von der wilden Jagd.

Der Nachtrabe ſoll ein verwünſchter Fuhrmann ſeyn, der zur Strafe für ſeine Sünden in den Vogel verwandelt wurde. Schambach und Müller Nr. 96. Daraus ſcheint ſich eine Identität zwiſchen dem Nachtraben, der dem wilden Heere voranfliegt, und dem Kutſcher des Wodanswagens als Wagengeſtirns am Himmel zu ergeben. Daſ. Nr. 95 heißt es, ein Bauer, der ſündigerweiſe des Sonntags Holz gefahren, ſey zur Strafe verdammt worden, den Wagen am Himmel zu fahren. Echter ſcheint die Sage in Grimms d. Myth. 688, da es heißt, der Fuhrmann Hans Dümcken oder Dümckt habe gewünſcht, ewig fahren zu dürfen und ſey deshalb ins Wagengeſtirn verſetzt worden. Das iſt das ſ. g. Reuterlein, der Stern Alcor über dem mittelſten Sterne der Deichſel am Wagengeſtirne. Der ewige Fuhrmann paßt ganz zum ewigen Jäger wie zum ewig fliegenden Raben. Bei Müllenhoff S. 360 iſt er Gottes Kutſcher, vernachläßigt ſein Amt und wird zur Strafe auf die Deichſel geſetzt.

6.

Die Sagen vom Moosweibchen.

Der wilde Jäger jagt das Moosweibchen. Bei Saalfeld flehte das Moosweibchen einen Holzbauer an, in den letzten Baum, den er fällen würde, drei Kreuze zu ſchneiden, weil ſie dann der wilde Jäger nicht verfolgen könne. Der Bauer that es nicht, wurde dafür aber vom Moosweibchen krumm und lahm gedrückt. Prätorius Weltbeſchr. I. 691. In derſelben Gegend hörte einmal ein Bauer die unſichtbare wilde Jagd und ſchrie aus Vorwitz mit Halloh, dafür hing am andern Morgen das Viertel eines Moosweibchens als Jagdbeute vor ſeiner Thür. Daſ. 693. Vgl. Schmidt, Reichenfels 143. Ein Menſchenfuß mit grünem Schuh fällt aus der Luft. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 76. Im Rieſengebirge jagt der Nachtjäger die mit Moos bewachſenen Rüttelweiber. Nur an Baumſtämmen, an denen der Holzhauer Gott walts! geſagt, haben ſie Ruhe. Prätorius Rübezahl II. 134. Vgl. Grimm deutſche Sagen Nr. 47, 48, 270. Döbeneck Volksgl. I. 68. — Bei Halle jagt der wilde Jäger die Lohjungfern. Sommer, ſächſ. Sagen I. 3. Bei Görlitz jagt der Nachtjäger das Holzweiblein. Kuhn nordd. Sagen S. 427. Am Aſchermittwoch jagt der Teufel die Holzweiblein. Rockenphiloſ. VI. 82. Das iſt auch däniſcher Glaube. Grimm d. M. Aberglauben CXVII. Satan jagt am Aſchermittwoch die Holzweibl, die ſich nur auf bekreuzigten Bäumen retten können. Eine, der zu Liebe ein Bauer ein Kreuz in den Baum ſchnitt, machte die Späne für ihn zu Gold. Lehmann, Erzgebirge 1699 S. 78, 187. Daſſelbe erzählt auch von Steinbach Ziehnert, ſächſ. Volksſ. III. 182. Eine andere ſchenkte Beeren und Nüſſe, die zu Golde wurden. Schöppner Nr. 1086. In Tirol fliehen die „ſaligen Fräulein" vor den „wilden Männern" und retten ſich gleichfalls auf bekreuzigte Bäume. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 209. Firmenich, Völkerſtimmen II. 669.

In Steiermark wird von den Wildfrauen daſſelbe erzählt. Dieſe Weiber ſind verwunſchene Menſchen und von der Rückſeite hohl oder muldenartig. Der wilde Jäger wirft eine halbe Wildfrau dem Mitjagenden zum Lohn aus der Luft herab. Seidl in Wolfs Zeitſchr. II. 32.

Nach Börners Sagen aus dem Orlagau S. 213 heißt der wilde Jäger Berndietrich und jagt das Moosweiblein. Es flehte einmal einen Schafknecht an, auf die Deichſel ſeines Wagens drei Kreuze zu ſchneiden, damit ſie darauf ruhen könne. Er that es, der wilde Jäger nahm nun aber den Wagen ſammt dem Weiblein mit fort. Nach S. 223 klagt das Moosweibchen, daß ihr Männchen vom wilden Jäger erſchoſſen ſey. Die Bitte, drei Kreuze in einen gefällten Baum zu ſchneiden, damit die vom wilden Jäger verfolgten darauf ausruhen können, kommt auch vor bei Rank, aus d. Böhmerwalde S. 275. Daher es fromme Sitte des Landvolkes ſey, in jeden gefällten Baum drei Kreuze zu ſchneiden.

Bei Müllenhoff holſtein. Sagen Nr. 500 heißt es, zu Weihnachten ziehe der Wode, ein Jäger auf hohem weißem Roſſe mit einem Jäger zu Fuß und 24 wilden Hunden durchs Land und jage die Unterirdiſchen. Einmal konnte er nichts erjagen. Da rief ihm ein Bauer zu, das ſey natürlich, weil er ſich am Morgen nicht gewaſchen habe. Da ſtieg der Wode ab, ließ ſein Pferd ſtallen, wuſch ſich und jagte weiter. Dann kam er bald zurück und hatte mehrere Unterirdiſche gefangen, die mit ihren langen blonden Haaren zuſammengebunden von ſeinem Pferde herabhingen.

Bei Priort kam in der Nacht ein Knecht mit Pferden auf einen Kreuzweg. Da flehte ihn eine Frau an, ſie hinüberzubringen, da ſie über den Kreuzweg nicht wegkonnte ohne fremde Hülfe. Er that es. Bald darauf kam der wilde Jäger und verlangte das Gleiche, da er jene Frau heute noch erlöſen müſſe, der er ſchon ſieben Jahre lang nachjage. Der Knecht brachte ihn hinüber und ſah ihn bald nachher wiederkommen, die Frau vor ſich auf dem Pferde queerübergelegt. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 115. Bei Ladeburg jagt der ewige Jäger kein Wild, ſondern ſeine Hure. Zu Einem ſtürzte ein nacktes Weib vom Jäger verfolgt und ſchützte ſich in dem Kreiſe, den der Zuſchauende um ſich gezogen; aus Angſt gab der letztere aber das arme Weib dem Jäger heraus. Daſ. Nr. 151. Dieſelbe Sage wird von Caesarius Heisterb. XII. 20. Bebelii facet. 1555 p. 11. Delrio disqu. p. 930 und in Wolfs niederländ. Sagen Nr. 258 erzählt. Hier iſt das Weib eine eben verſtorbene Pfaffenhure, ſie flieht hülfeflehend zu einem Soldaten. Dieſer packt ſie beim Haar und zieht das Schwert, um ſie zu ſchützen, aber als der wilde Jäger kommt, reißt ſie ſich ſelber los, daß ihre Zöpfe in der Hand des Soldaten bleiben und wird bald darauf vom Jäger eingeholt und über ſein Pferd geworfen. — Das iſt dieſelbe Sage, die Vincentius Bellovac. spec. hist. 29. 120 aus der ältern Chronik des Helinand entlehnt hat und die nachher von Boccaccio V. 8 und auch von Hans Sachs und Pauli in Schimpf und Ernſt Nr. 210 bearbeitet worden iſt. Vgl. Horſt Zauberbibl. II. 289. Ein Köhler ſah, wie ein altes Weib von einem Reiter auf ſchwarzem Roß verfolgt und eingeholt wurde. Der Reiter durchbohrte ſie mit dem Schwert, warf ſie in das Kohlenfeuer, zog ſie aber wieder heraus und nahm ſie vor ſich aufs Pferd. Der Köhler beſchwor ihn, zu ſagen, wer er ſey, worauf der Reiter ihm berichtete, er habe mit jenem Weibe im Leben gebuhlt und ihren Mann ermordet, weshalb ſie beide jetzt dieſe Strafe leiden und beſtändig wiederholen müßten, das ſchwarze Pferd aber, das er reite, ſey ein böſer Dämon.

Am Müggelnſee bei Berlin zeigt ſich alle dreimal ſieben Jahr die verwünſchte Tochter des böhmiſchen Königs Ottober, ein liebliches Seefräulein, die um Erlöſung fleht und erlöſt werden kann, wenn man ſie dreimal um die Kirche trägt. Sie wird von einem unſichtbaren Jäger mit lautem Hornblaſen und Hundebellen verfolgt. v. Steinau Volksſ. S. 282.

Die Erklärung der vom wilden Jäger verfolgten Frauen iſt nicht ganz leicht. Man hat an die in Moos und Stroh vermummten Popanze des Winters gedacht, die bei den Frühlingsfeſten von dem mit Blumen und Bändern geſchmückten Jüngling, der den Frühling vorſtellt, beſiegt und verjagt werden. Desgleichen an die

Altweiberpuppe, die in Italien bei Frühlingsanfang als Sinnbild des beſiegten Winters zerſägt wird (seccare la vecchia). Vgl. Grimm d. M. 727. 747. Desgleichen an das alte Weib bei der Poſterlijagd im Entlibuch. Am Donnerſtag vor Weihnachten fährt man dort zu Schlitten unter lautem Halloh und Jagdlärm ins nächſte Ort und läßt ein altes Weib oder eine Ziege unterwegs zurück. Stalder, Idiot. I. 208. Das iſt begreiflicherweiſe ein Symbol des nunmehr zurückgelegten alten Jahres.

Allein das verfolgte Weibchen erſcheint in den meiſten Sagen mitleidswerth und nur der Jäger unbarmherzig. Man ſollte alſo eher an ein umgekehrtes Verhältniß denken, an eine Verfolgung der Sommergöttin durch den kommenden Winter. Oder der heitern Elben in Wald und Wieſe, die ſich noch über der Erde aufhalten und von kaltem Sturm endlich verſcheucht werden. Aber alle ſolche organiſch-kalendariſchen Erklärungen eines gewöhnlichen Naturcultus reichen für die ſittliche und poetiſche Tiefe der deutſchen Sage nicht aus. Das darf man ein für allemal als Geſetz annehmen. Auch wo Naturverhältniſſe hineinſpielen, hat der Mythus immer eine tiefere Beziehung zum Nationalcharakter und zu den im Volk vorherrſchenden ſittlichen Ideen.

War einmal des Volkes Jagdluſt in den Mythus übergegangen, ſo konnte ſich auch das heiße Blut des Jägers nicht verleugnen. Welchem, der je in deutſchem Wald edlem Waidwerk oblag, wäre die ſüßeſte Fährte unbekannt geblieben? Das merkwürdigſte unter allen deutſchen Jägerliedern iſt das, welches ſchon Herder (von deutſcher Art und Kunſt, Hamburg 1773 S. 47) in ſeinem dunkeln Tiefſinn bewunderte und dem Hoffmann von Fallersleben in ſeinen Schleſiſchen Volksliedern S. 195 weitere Aufmerkſamkeit widmete. Es iſt ſehr weit verbreitet und in vielen Variationen vorhanden. Der Sinn iſt noch nie erklärt worden. Es beginnt:

> Es blies ein Jäger wohl in ſein Horn,
> Und alles, was er blies, das war verlorn,
> Soll denn mein Blaſen verloren ſeyn,
> So wollte ich lieber kein Jäger mehr ſeyn.

Dies motivirt den tiefen Unmuth und Trotz des Jägers. Da wirft er ſein Netz und es ſpringt ein ſchwarzbraunes Mädchen heraus. Ihr ruft im Liede bei Herder der (offenbar wegen früherer Verſchmähung) ergrimmte Jäger zu:

Wo aus, wo ein, du wildes Thier?
Alleweil bei der Nacht.
Ich bin der Jäger und fang dich ſchier.

Biſt du ein Jäger, du fängſt mich nicht,
Alleweil bei der Nacht.
Meine hohen Sprünge, die weißt du nicht ꝛc.

Aber ſie wird gefangen und muß ſterben. Auf ihrem Grabe wachſen drei Roſen. Ein Reiter will ſie pflücken.

Ei Reiter, laß du die Roſen ſtahn,
Es ſoll ſie ein friſcher junger Jäger han.

Man mag ſich nun das Sterben des ſtolzen Mädchens motivirt denken wie man will, jedenfalls erhellt aus dem Liede, daß der Jäger einen Zwang anwandte und daß die ſpröde Jungfrau den Zwang nicht ertrug. Trotz gegen Trotz, dieſes echt volksthümliche Moment iſt die Seele des Gedichts. Aber auch nach ihrem Tode will der trutzige Jäger ſie keinem andern gönnen, als einem friſchen jungen Jäger. Es iſt das eiferſüchtigſte Lied, was je über die deutſche Zunge kam. Aber auch das iſt echt deutſch an ihm, daß es die individuelle Leidenſchaft mit einer Rückſicht der Standesehre maskirt. Alle Keckheit und Verſchlagenheit des Jägers kocht in dieſem heißblütigen Liede.

Nicht minder heißblütig, aber viel argloſer iſt ein altes Jägerlied (in Montanus, Vorzeit von Cleve II. 442), worin der Jäger immer in der erſten Zeile der kurzen zweizeiligen Strophen vom Edelhirſch und in der zweiten von ſeiner Buhle redet, und beim ſtolzen Gang des Edelhirſches an den ſeiner Schönen denkt.

In einem franzöſiſchen lai des Bisclavaret bei Bosquet, la Normandie p. 81 klagt eine Jungfrau bei Tage, ſie werde jede Nacht als weiße Hinde von der wilden Jagd verfolgt. Wie wenig es möglich ſeyn mag, auszumitteln und genau nachzuweiſen, welche Göttin Odin als wilder Jäger mit ſo heißer Liebes- und Rachgier zugleich verfolgt, ſo ſcheint es mir doch unzweifelhaft, daß die Wuth des wilden Jägers auf die blondhaarige Schöne, die ihn jammernd flieht, in einem verlorenen Mythus würdig müſſe motivirt geweſen ſeyn.

Von Bedeutung ſcheint auch die Zeit der Verfolgung zu ſeyn. Sie fällt, wie die Erſcheinung der wilden Jagd überhaupt, vornehmlich in die winterliche Sonnenwende. Das iſt die Stunde, in der alles Unſichtbare ſichtbar und in der man mitten in der Zeitlichkeit an die Ewigkeit erinnert wird. Ließe ſich nun nicht denken, daß den verwünſchten Weſen ihre Verwünſchung in der Zeitlichkeit gerade in den Momenten wieder in ſchreckliche Erinnerung gebracht worden ſey, in denen die Zeit, wenn auch nur auf eine Stunde lang, gleichſam wieder zur Ewigkeit wurde?

Der wilde Jäger geht auch irdiſchen Frauen nach. Lili, die ſchöne Tochter eines Köhlers im Odenwieſenwald in Niederbayern, pflückte einſt Erdbeeren, als der wilde Jäger auf ſchwarzem Roß mit Hunden und Falken zu ihr kam und um ſie freite. In der Hoffnung, eine Ritterfrau zu werden, willigte ſie ein, aber am Hochzeittage brauste die ganze wilde Jagd durch den Wald und nahm ſie mit fort. Zuweilen ſoll man ſie noch auf dem Roß ihres Entführers erblicken, wenn das wilde Heer vorüberzieht. Panzer, Beitrag 86. Wahrſcheinlich der letzte Reſt einer ſchönen alten Odinsmythe.

7.

Vom ſchwarzen Todesroſſe.

Nach der j. Edda 49 reiten die Todten über neun Ströme ins Reich der Hel (Hölle), bis ſie über die Giallarbrücke kommen. Das Pferd, das mit dem alten Deutſchen begraben wurde, hatte ausdrücklich die Beſtimmung, ihn auf dieſem Ritt ins Todtenreich zu tragen. Reynitzſch, von Truhten S. 18. Grimm d. M. 796. In den Alemannengräbern am Lupfen fand ich 1846 zwar keine Pferdeknochen, aber Sattel und Gebiß von Pferden. Vgl. das 3. Jahresheft des Württemb. Alterthums-Vereins.

Oefters kommt im Zug der Todten ein leeres Pferd vor, welches beſtimmt iſt, einen, der bald ſterben ſoll, zu tragen. Ein Junker von Rechberg ſah einmal das wilde Heer vorbeireiten, ſetzte ſich auf das hintendrein laufende leere Pferd und kam nicht wieder. E. Meier, ſchwäb. Sagen Nr. 166. In Spangenbergs Adelſpiegel II. 13 heißt er Rechenberg und ſetzt ſich nicht auf das Roß, ſondern erfährt nur, es ſey für ihn beſtimmt, und wird noch im Laufe des Jahres erſtochen. Vgl. Hilſcher, vom wütenden Heere S. 30. Einmal ließ ſich eine Magd verleiten, das letzte Roß im wilden

Heere zu beſteigen. Haupt, Zeitſchr. I. 18. Kaiſer Heinrich VII. ſah einmal nach Sonnenuntergang ein rieſenhaftes Pferd in der Luft, worauf er bald ſtarb. Sabellicus I. 4. Magica, Isleb. 1597. 9. Ein Ritter, der kühn genug war, dem Geiſterheer, welches nach Jeruſalem zog, zu Roß zu folgen, kam glücklich zurück und brachte als Ehrengeſchenk der Geiſter zwei Talismane mit, ein Tiſchtuch, das ſich im Feuer reinigte, und ein Meſſer, deſſen Wunden ſtets tödteten. Nideri formicarius in fine.

Der Ritt geſchieht nicht immer freiwillig. Einſt erblickte man im wilden Heere ein großes Roß und vernahm, es ſey ausdrücklich beſtimmt, den wilden Grafen von der Mark abzuholen, der auch bald darauf ſtarb. Corneri chron. ad. ann. 1346. Bei Eccard, corp. hist. II. 1066. Auch Dietrich von Bern verſchwindet auf einem ſchwarzen dämoniſchen Pferde. Nach der Vilkinaſaga war Thiedreck ſchon ſehr alt, da kam ein außerordentlich großes und ſchönes Pferd, kohlſchwarz, das er aus Neugier beſtieg, das aber mit ihm durchging. Vergebens eilten ihm ſeine Diener nach, er konnte ihnen nur noch zurufen, das Roß ſey der Teufel. Im Anhang des Heldenbuches kommt ſtatt des Roſſes ein Zwerg, der zu Dietrich ſagt: dein Reich iſt nicht mehr von dieſer Welt, komm mit mir! Im altd. Gedicht von Etzels Hofhaltung 131 heißt es, der Teufel habe in Pferdegeſtalt den Dietrich in die Wüſte Rumenie geführt, wo er ſeitdem bis zum jüngſten Tage mit dem Gewürm kämpfen müſſe. Otto von Freyſingen chron. V. 3 wendet die Sage auf den Gothenkönig Theodorich an und erzählt, weil derſelbe den römiſchen Papſt gekränkt habe, ſey er vom Teufel geholt worden. — Im Speſſart klopft zur Adventszeit der ſ. g. Höllenhammer, ein geſpenſtiſches Pferd mit ſeinem Hufe. Auf dieſem Pferde ſollen einſt nach einander die drei Söhne des Grafen von Reinek verſchwunden ſeyn, auf Antrieb eines böſen Nachbars. v. Herrlein, Speſſart S. 232. Im Schwarzwald erblickte einmal der böſe alte Rochus Merz von Stafelfelden, auf der Nippenburg ob Schramberg hauſend, während eines heftigen Gewitters ein ſchneeweißes Roß, das er aus Neugier beſtieg, das ihn aber unter Blitz und Donner in den Abgrund führte. Koch, Ritterburgen Württembergs I. 73.

Einer ohne Zweifel deutſchen Sage entnommen iſt die 18. Erzähl. im Anhang zu den gest. Rom. deutſch von Gräße. Der Tyrann Antiochus in Rom forderte von dem armen und frommen Ritter Leontius ein ſchwarzes Roß, einen ſchwarzen Falken und ein ſchwarzes Jagdhorn. Trauernd und nicht wiſſend, wo er dieſe Dinge hernehmen ſoll, beichtet der Ritter und trifft dann auf einen alten Mann, der ihn zu einer ſchwarzen Burg weist, wo man ihm die drei Dinge gibt. Dieſe bringt er dem Antiochus, der gleich darauf Hundegebell hört und erfährt, ein Hirſch ſey in der Nähe, ſich nun ſofort auf das ſchwarze Roß ſchwingt, den ſchwarzen Falken ſteigen läßt, in das ſchwarze Horn bläst, davonjagt und vom Hirſch in die Hölle gelockt wird, aus der er nie mehr wiederkehrt.

Ein Graf von Mascon in der Bourgogne, der ruchlos gelebt hatte, ſaß einſt in ſeinem Schloſſe, als ein unbekannter Reiter ihn herausrief und mit unwiderſtehlicher Gewalt auf ein zweites Roß, das er bei ſich hatte, zu ſteigen nöthigte, worauf beide durch die Lüfte davonritten und man noch aus weiter Ferne das Wehgeſchrei des Grafen hörte. Ein Bild im Kloſter Clugny ſtellt den Vorfall dar. Petrus Venerabilis, mir. II. 1. Görres Myſtik III. 124. — Eine ähnliche Geſchichte bei Caesar. Heisterb. II. 7. Auch Papſt Benedikt ſoll auf einem ſchwarzen Teufelspferde in die Hölle geholt worden ſeyn. Wierus, de praestig. daemonum I. 16. Ein wilder Edelmann in Ungarn, Zongor, ſchickte einen Bauer mit einem Briefe in die Stadt und befahl ihm, die Antwort in einer unmöglich kurzen Zeit zu bringen. Der Teufel aber auf einem Wagen mit drei Pferden begegnete dem Bauer und fuhr ihn raſch hin und her, ſo daß er die Antwort zur rechten Zeit brachte. Da ſtarb Zongor vor Schrecken, der Bauer aber ſah den Teufel in demſelben Augenblick mit vier Roſſen davonfahren. Medniansky ungar. Sagen S. 289. Eine ganz ähnliche Begebenheit in Steffens luxemb. Sagen 1853 Nr. 8.

Hieher gehört auch die durch Bürgers Ballade ſo berühmt gewordene Sage von der Lenore, einem verlaſſenen Mädchen, welches von ihrem in der Schlacht gefallenen Geliebten auf ſchwarzem Roſſe geholt und ins Todtenreich entführt wurde. Vgl. Wackernagels Abhandlung über ſie in Haupts altd. Blättern I. 174 f., wo viele verwandte Sagen mitgetheilt ſind, in denen überall die Geliebte mit dem todten Freunde vereinigt wird, wobei mehrmals auch ausdrücklich wieder des ſchwarzen Roſſes gedacht wird. So Sigrun, die an Helgis Grabe weint, bis er herauskommt, eine Nacht bei ihr weilt und beim Hahnkrähen wieder davonreiten muß, nach dem zweiten Eddalied von Helgi. Hiezu iſt noch zu vergleichen Müllenhoff Nr. 224, wo ein Hans als Geſpenſt zu Roß ſeine Grete abholt und der Refrain „der Tod reitet ſo ſchnell“ ſich wie in Bürgers Ballade findet. In Kellers bretagn. Volksliedern Nr. 15 holt ein junger Todter ſeine Geliebte gleichfalls zu Roß ab, aber nicht in die Hölle, ſondern in den Himmel. Auch nach einer Sage aus Kärnthen (Noreja 1837 S. 246) holt ein Bräutigam als „todter Ritter“ ſeine Braut auf ſchwarzem Roſſe ab und ſtürzt ſich mit ihr in einen Abgrund.

Ein rührender und ſchauerlicher Zug von kindlicher Liebe kommt in der engliſchen Legende vor. Eine Zauberin hoffte durch ihre Kinder, einen Mönch und eine Nonne, die ſie dem Kloſterleben gewidmet hatte, aus des Teufels Klauen gerettet zu werden und ließ, als ſie ſtarb, ihren Leichnam mit Ketten befeſtigen und die frommen Kinder unabläßig an ihrer Seite beten. Aber ihre Schuld war zu groß und in der dritten Nacht kam der Teufel in Rieſengeſtalt, riß die Leiche aus den Ketten, ſetzte ſie auf ein rabenſchwarzes Pferd und jagte mit ihr zur Hölle. Higden polychron. 6. Bei Gale 15 script. S. 281. Auch in Corneri chron. ad a. 1045.

Ein „Virdunger Bürger“ (von Verdun) ergab ſich um Reichthums willen dem Teufel, der ihm im Alter ein ſchwarzes Roß zuführte, auf dem er mit ihm zur Hölle reiten mußte. Sein Sohn aber ruhte nicht, bis er durch eine Hexe erfuhr, wo ſein Vater ſey und ſelbſt zu ihm in die Hölle hinunterſtieg, wo er ihn wiederfand, ſich aber bei der erſten Berührung ſeiner die Hand verbrannte. Nachdem ihm der Vater ſeine Schuld bekannt, kam der Knabe glücklich wieder ans Tageslicht. Ottokar von Hornek, 335 bei Pez S. 298.

Eine Zauberin in England, die auf einem dämoniſchen Roß entführt wurde, hörte man noch lange in der Luft ſchreien. Rivander, promptuar. exempl. II. 135.

Eigenthümlich iſt die Sage vom „eiſernen Pferde“, das jedem Beſitzer Unglück bringt. Es wurde einem Ritter von Reineck angeboten, der dadurch mit ſeinem ganzen Geſchlecht zu Grunde ging. v. Herrlein, Sagen des Speſſartes V. 232.

Ein ſchwarzes feuerdampfendes Pferd geht um am Markgrafenberge in der Altmark. Kuhn, märk. Sagen Nr. 133. Ein ähnliches bei Königsberg, daſ. Nr. 240. Ein geſpenſtiſches Pferd zeigt ſich unſern Reichenhall, Panzer, Beitrag S. 11, am Engelſtein, S. 17, am Rachelberge, S. 19, bei Kelheim, S. 75.

Man kann nicht umhin, was Herodot IV. 71 f. von der Beſtattung der alten Skythenkönige erzählt, auf eine Vorſtellung von dem Leben der Könige in der andern Welt zu beziehen, die dem Leben in Walhalla ähnlich geweſen ſeyn muß. Mit dem todten Könige wurden nämlich auch ſeine Kebsweiber, ſeine Diener und Lieblinge und ſeine Pferde begraben. Fünfzig Knaben zu Roß und aufrecht ſtehend mußten das Grab umgeben, jeder die Zügel in der Hand, wie bereit, den König auf einem Heereszug zu begleiten.

Ein ſehr eigenthümliches Mittelding zwiſchen den Moosweibchen und den Todtenpferden ſind in Steiermark die liederlichen Dirnen, die mit Hufen beſchlagen, in der Chriſtnacht den ſchiffartigen Schlitten des wilden Jägers zum Hartkogel, einem Berge, fahren müſſen. Der Schmied, der ſie beſchlägt, heißt der Strammer, iſt beſtändig berauſcht und dreht einen großen breiten Hut auf ſeinem Kopfe. Seidl in Wolfs Zeitſchrift II. 32. Auch Hexen kommen ſehr oft in der deutſchen Sage vor, die an Händen und Füßen mit Hufeiſen beſchlagen als Reitthiere dienen müſſen.

8.

Allerſeelenfeſt.

Das chriſtliche Allerſeelenfeſt am 2. November iſt zwar erſt durch den berühmten Abt Odilo von Clugny eingeführt worden, nachdem die von Jeruſalem zur See heimkehrenden Pilger, am feuerſpeienden Aetna vorbeiſegelnd, in demſelben das Geſchrei der armen Seelen gehört hatten. Sigebert Gemblac. ad annum 998. Allein ſchon die viel ältern Heiden feierten um dieſe Zeit ein großes Abſchiedsfeſt des Sommers oder der ſcheidenden Vegetation, weil im Beginn des Winters alle Blätter gefallen, alle Zugvögel fortgezogen ſind, das ganze Sommerleben erſtorben iſt und der dunkle kalte Winter kommt, der Tod der Natur. Der 1. Nov. ſtand in dieſer Beziehung dem 1. Mai gegenüber, an welchem man den Einzug der Vegetation, des Sommers und der Zugvögel feierte. Beide Tage theilen das Jahr in eine Winter- und Sommerhälfte. Vgl. Mone, Heidenth. II. 55. Grimm d. M. 580. Es iſt hier noch nicht der Ort, näher auf dieſe Jahresfeſte einzugehen. Ich will nur nachweiſen, daß in den erſten Nächten des November (auch am 11., am Martinsabend) nach dem Volksglauben die Todten umziehen und von ihren noch lebenden Hinterbliebenen begrüßt wurden.

Zu Dieppe fiſchen am Allerſeelentage die Fiſcher nicht Fiſche, ſondern Todtengebeine. Um Mitternacht fahren die Todten in einem Wagen vorbei und man erkennt ihre Stimmen. Bosquet, la Normandie p. 276. In Böhmen glaubt man, an dieſem Tage fahren die Seelen aus dem Fegfeuer in den Himmel, man zündet ihnen Wachslichter an und betet für ſie. Schmalfuß, die Deutſchen in Böhmen S. 80. Den ausziehenden Todten wurden überall und werden zum Theil noch Speiſen hingeſetzt, um ſie zur Weiterreiſe zu ſtärken. So in Dauphine. Michelet hist. de France II. 235. Aus demſelben Grunde heißen noch jetzt die an dieſem Tage (und an einigen andern, z. B. auch in der Weihnacht) gebackenen Wecken = Seelen. E. Maier, Sagen aus Schwaben S. 452. Statt der Todten, die nicht mehr kamen, wurden an dieſem Tage auf dem berühmten Berg an der Wurmlinger Capelle bei Tübingen die Siechen mit Speiſe und Trank erquickt, offenbar nur ſtellvertretend. Man zog von Tübingen und Rottenburg aus zu Pferde auf den Berg, hörte in der Capelle am Grabe des Stifters, eines Grafen von Calw, die Meſſe und hielt dann ein großes Eſſen mit dreierlei Brod und dreierlei Wein, wobei drei Schweinsköpfe ſeyn mußten, für die Herren, Diener und für die Siechen. Crusius annal. III. 2. 17. Walz, fürſtl. Württemb. Stamm- und Namensquelle, 115. In Tirol werden am Allerſeelentage alle Gräber mit Herbſtblumen bekränzt und ein dreimaliger Umzug mit brennenden Kerzen gehalten. Weber, Paſſeir 170. Eines Geiſterzuges um dieſe Zeit mit Orgel, Geſang und Schwerterklirren am Ebersberge erwähnt Schwarz, Buchenblätter 94. Das Schwerterklirren würde auf Odins Einheriar deuten.

Am 2. Nov. ſteht im chriſtlichen Kalender das Allerſeelenfeſt und am 3. der h. Hubertus. Das iſt der Patron der Jäger und die Legende ſagt von ihm, er ſelber ſey ein gewaltiger Jäger geweſen, bis ihm einmal ein Hirſch erſchienen ſey, der zwiſchen ſeinen Geweihen ein Crucifix getragen habe, worauf der wilde Jäger ſich bekehrte und ein Heiliger wurde. Damit iſt allegoriſch das ganze Verhältniß des altdeutſchen Heidenthums zum Chriſtenthum ausgegedrückt. Das Volk Odins, des wilden Jägers, beugte ſich vor dem wahren Gotte.

9.

Odins Geiſterheer.

Odin iſt nicht blos wilder Jäger, ſondern auch Feldherr eines Geiſterheeres, drauga drottinn, Herr der Geſpenſter. Das ſind die Einheriar, Helden, die nach dem Tode zu ihm nach Walhalla kommen, im Gegenſatz gegen das gemeine Volk, das zum Thor kommt. Indeß handelt es ſich wohl nicht blos von einem Umzug der Einheriar, ſey es zum Kampf, ſey es um einen bevorſtehenden Krieg anzudeuten, ſondern auch von dem beſtändigen Zuzug der Geſtorbenen ins Todtenreich. Odins Todtenheer vermehrt ſich jährlich, täglich. Es iſt wahrſcheinlich, daß man glaubte, zur Zeit der Sonnenwende und Tag- und Nachtgleiche ziehe dieſes Todtenheer über die Erde, gleichſam um die Rekruten aufzunehmen. Das wilde Heer vom Ottersberge bei Bremen erwähnt Schneider Saxonia vetus p. 301.

Im zweiten Helgilied 37 heißt es vom todten Helgi, er ſey des Nachts mit großem Gefolge zu ſeinem Todtenhügel geritten. Das iſt deutlich das wilde Heer der Todten, das aus dem Hügel gefahren iſt und wieder dahin zurückkehrt. In der vorhergehenden Strophe 36 heißt es bedeutſam, als der Todtenhügel über Helgis Leiche gewölbt war, bot Odin in Walhalla ihm an, die Herrſchaft mit ihm zu theilen. Leiblich im Berge und geiſtig in Walhalla zugleich zu ſeyn, war alſo Volksglauben. Grimm d. M. 807 hat eine Menge altdeutſcher Redensarten verzeichnet, worin der Tod „Hauptmann vom Berge“, das Sterben „zum großen Heere gehen“, „des Todes Wappen tragen“ ꝛc. heißt. Nach Lavater „von Geſpenſtern“ S. 333 ſah man im Jahre 1089 bei Worms einige Tage und Nächte lang einen Heereszug durch die Lüfte ziehen und in einem Berge verſchwinden. Ein Mönch von Limburg frug die Vorbeiziehenden und erfuhr, es ſeyen die Seelen derer, die dem Fürſten dieſer Welt gedient. Daſſelbe erzählt auch Cruſius, ſchwäb. Chronik I. 532.

Ausſchließlich als ein Geſpenſterheer iſt das wilde Heer aufgefaßt in der Viſion des normanniſchen Prieſters Walchhelm. Derſelbe ſah im Jahre 1091 in den erſten Tagen des Januar, als er des Nachts zu einem Kranken ging, das wilde Heer vorüberbrauſen. Voran ein rieſenhafter Mann mit ſtattlicher Streitkolbe. Im Zuge viele Geiſtliche, auch eine Menge Weiber, alle beritten. Die Weiber hatten glühende Stacheln auf den Sätteln, in die ſie immer wieder zurückfielen, wenn ſie im Reiten ſich davon erhoben. Sie flehten den Prieſter kläglich an, für ſie zu beten. Walchhelm aber bekam Luſt zu einem ſchönen ſchwarzen Roß, das ledig im Zuge ging, fing es und ſetzte ſich darauf, wäre aber nun mit in die Hölle gerathen, wenn ihn der Geiſt ſeines Bruders nicht wieder von dem Pferde erlöſt hätte. Oderici Vitalis, hist. 8. Görres, Myſtik III. 90. Daſſelbe in Bosquet, la Normandie Nr. 72 f. Im Todtentobel bei Chur zeigt ſich zuweilen ein Todtenheer zu Roß, angeblich Rathsherren von Chur. Innsbrucker Phönix 1851. S. 271.

Die Volksſage hat in das Innere der Berge gute Kaiſer und edle Helden geſetzt, die dereinſt wieder hervorkommen und die guten Zeiten wieder bringen ſollen. In geradem Widerſpruch damit ſtehen die böſen Fürſten, die zur Strafe mit dem wilden Heer umziehen müſſen. In jenen iſt wohl Allvater, in dieſen aber Odin in ſeiner ſchlimmen Bedeutung gemeint. So heißt es vom däniſchen Könige Waldemar, er habe einmal gewünſcht ewig jagen zu dürfen und dieſer Wunſch ſey ihm zum Fluch geworden, er jage nun ewig durch die Lüfte. Müllenhoff, holſt. Sagen Nr. 487.*) Er reitet in der Johannisnacht auf ſchneeweißem Pferde, zuweilen ſeinen Kopf unter dem Arm tragend. Grimm d. M. 896. Auf Fühnen jagt der Palmjäger, das iſt Palnatoki (vgl. die Tellenſage). Thiele, dän. Sagen I. 110. Auch Chriſtian II. Thiele I. 187. Am berüchtigſten iſt aber an der däniſchen Halbinſel König Abel als wilder Jäger.

---

*) Er jagt im Gurrewalde, an den er gebannt worden ſeyn ſoll durch den Zauberring, den er hier in einen Moor geworfen hatte. Die Sage erzählt nämlich von ihm daſſelbe, was Karl dem Großen durch die Faſtrade widerfahren. Ein Mädchen ſoll ihn ſo bezaubert haben, daß er auch von ihrer Leiche nicht laſſen konnte, bis er ihr jenen Ring vom Finger zog. Büſchings wöchentl. Nachrichten IV. 188. Ich wage nicht zu entſcheiden, ob die hier verbundenen Sagen von dem Zauberring und von der wilden Jagd nur zufällig zuſammengeworfen ſind, oder ob ſie in einem älteren mythiſchen Zuſammenhange ſtehen.

Abel von Dänemark ſtürzte ſeinen Bruder Erich V. vom Thron, nahm ihn gefangen und ließ ihn in der Schley ertränken. Schon nach zwei Jahren aber ſchlugen ihn die Frieſen, die er unterjochen wollte, todt (im Jahre 1552). Als aber ſein Geiſt umging und die Leute beunruhigte, grub man ihn aus, ſchlug ihm einen Pfahl durchs Herz und verſenkte ihn in einem Sumpfe im Pöhlerwalde. Doch auch hier fand ſein Geiſt keine Ruhe, ſondern fährt als Führer des wilden Heeres bei Nacht durch die Lüfte auf feurigem Roß und von feurigen Hunden begleitet. Die Sage meldet ferner: um die Stelle, wo Erichs Leiche verſenkt worden, ſeyen unzähliche Möven geflogen mit dem Geſchrei Erich, Erich! und dieſe Möven identificirte die Sage wieder mit dem wilden Heere, in ihrem wilden Flug durch die Lüfte ſoll Abel fortleben mit ſeinen argen Geſellen, und dieſer Glaube iſt ſogar mit einem Volksfeſt, dem Mövenſchießen der Schleswiger, in Verbindung gebracht. Jene verwünſchten Seelen ſollen verdammt ſeyn, alle Jahre erſchoſſen zu werden und doch fortzuleben. Daraus erklärt man, daß die Zahl der Möven, wie viel man ihrer auch tödte, doch nie abnehme. Biernatzki, Volksb. für 1844 S. 86. Müllenhoffs, holſt. Sagen Nr. 183. 487. Oehlenſchläger hat Abels Unthat in einem ſehr mittelmäßigen Trauerſpiel behandelt.

Bei Oſterlügum, Amts Apenrade, liegt ein Rolandsberg mit einem Rolandsbrunnen. In dieſen letzteren heißt es, ſey Roland, nach einer verlorenen Schlacht, auf einem Wagen mit allen ſeinen Schätzen hineingefahren. Nicht weit davon iſt ein tiefes Moor, Frues Pyt genannt. In dieſes hat ſich Rolands Frau aus Verzweiflung ebenfalls mit Roß und Wagen hineingeſtürzt. Müllenhoff, holſt. Sagen Nr. 503. Nach einem burgundiſchen Gedicht des 17. Jahrh. reitet Charlemagne dem Luftheer voran, Roland aber trägt die Fahne. Journal des savans 1832 p. 496. Grimm d. M. 894. Nach Eckermann, Kelten II. 267 ſoll roulant die rollende Zeit bedeuten, wohl etwas geſucht.

Das bewaffnete Geiſterheer in der Luft iſt eine ſo alte Vorſtellung beim deutſchen Volk, daß ſchon Tacitus, Germ. 43 und Plinius, Naturgeſch. II. 57 davon berichten. Jener erzählt von den deutſchen Hariern, ſie hätten ſich in das wilde Heer verſtellt, ſchrecklich bemalt und bewaffnet, ſchwarze Schilde genommen und des Nachts angegriffen. Dieſer gedenkt des Waffenlärmes in den Lüften aus der Zeit der kimbriſchen Kriege. In Schwaben und Franken knüpft ſich die Erſcheinung des wilden Heeres häufig an die Teufelsmauer (den römiſchen Grenzwall). Falkenſtein, nordg. Alterthum I. 86. Döderlein, Teufelsmauer S. 34. Das wilde Heer, welches man bei Würzburg ſieht, ſoll aus Schweden beſtehen, die im dreißigjährigen Krieg hier im Kampfe fielen. Schöppner I. 250. Es entſpricht ganz dem Charakter der Sage, daß ſich das wilde Heer da ſehen läßt, wo viele Helden in der Schlacht fielen und von wo aus ſie in Maſſe ins Todtenreich ritten. Aus dem „Todtentobel“ bei Chur zieht ein Heer lärmend auf Roſſen aus. Sprecher-Bernegg im Insbrucker Phönix 1851 S. 271. Von einem bewaffneten Geiſterheer in der Luft meldet aus England Yuvar, tales and legends p. 220. Ein Geiſterheer ſtand einmal einem Herzog im Kampf gegen einen König bei. Wolf, niederl. Sagen Nr. 387.

Sehr gut iſt das Geiſterheer geſchildert im Sagenbuch von Burgau. 1851. S. 160. Bei Wertingen, unfern von Dillingen, hört man zuweilen das wilde Heer. Anfangs vernimmt man eine liebliche Muſik und athmet Wohlgeruch ein. Kommt es aber näher, ſo erſchallen nur Mißtöne und athmet man widrigen Leichengeruch, ein wilder Flug von Raben wird ſichtbar und ſchrecklicher Sturm durchbebt die Luft.

10.

Hellequin — Arlequin.

Wenn in Frankreich zur Herbſtzeit König Hugo mit dem wilden Heer umzieht (Franciſci, höll. Proteus S. 533. Ausland 1831. S. 176), ſo iſt vielleicht auf den König Hugo Capet nur übertragen, was früher von dem altbrittiſchen Hauptgott Hu gegegolten, wie auch der britiſche König Artur durch die Lüfte zieht. Gilbert. Tilber. II. 12. Der franzöſiſche Name der wilden Jagd la mesnie Hellequin iſt aber ohne Zweifel deutſchen Urſprungs und bezieht ſich auf die Hela oder Hölle. Zu den franzöſiſchen wilden Jägern gehören auch noch die Gefallenen von Ronceval, Richard von der Normandie und Karl V. Vgl. Gräße, Sagenkreiſe des Mittelalters S. 64. Von dem Schreckbild Hellequin hat man Arlequin ableiten wollen, was ganz zu dem eben ſo neckiſchen und elbiſchen als ſchrecklichen Charakter Odins ſtimmt, ſey es auch, daß der Name Arlequin erſt ſehr jung und aus Charles quints zuſammengezogen wäre. Grimm d. M. 894. Hellequin kommt ſchon in ſchriftlichen Denkmälern des 13. Jahrh. vor und iſt viel älter. Bosquet, la Normandie p. 70 leitet auch das quin aus dem deutſchen König ab und verſteht einen Helkönig. Vincent. Bellovac. spec. hist. III. 18. 5 ſpricht von einer familia Hellequini und verſteht darunter die Seelen, die im Fegefeuer gereinigt werden ſollen. Petrus Blessensis de curialibus ep. 14 hat Herkelini. Vgl. del Rio disqu. II. 27. 2. Hilſcher, vom wüthenden Heer S. 17. Walther Map im 12. Jahrh. hat den Namen Herla. Vgl. Walther Map von Philipps S. 59.

Hier fügt ſich auf natürliche Weiſe der Name und die Sage vom Halewin an. Das war nämlich ein zauberiſcher Sänger, in den ſich alle Mädchen, ſobald ſie ihn hörten, ſchrecklich verliebten, der aber alle an den Galgen hing. Vlämiſches Volkslied in Mones Anz. VII. 448. Uhland, Volksl. Nr. 74 d. Wolf, deutſche Sagen Nr. 29. In einem altd. Volkslied bei Kretſchmer II. 66. heißt der Jungfrauräuber Hillinger, worin ebenfalls Hel anklingt. Auf Odin darf man dieſen Namen beziehen, weil Odin, wie er die todten Helden in Walhalla verſammelt, alſo ein Herr des Todtenreichs iſt, ſo auch der erſte Sänger der Welt und aller Dichter Vorbild iſt. Der zauberiſche Spielmann, der zum Todtenreich hinlockt, kommt noch oft in deutſchen Sagen vor. Liſtig, neckiſch, boshaft läßt er ſeine Zaubertöne erklingen, läßt er darnach tanzen und tanzt vor, aber alle führt er zum Tode. Das entſpricht vollkommen der Doppelbedeutung des Hellequin — Harlequin.

Hillinger, Ullinger, Ulrich erſcheint in vielen deutſchen Liedern und Sagen als Ritter Blaubart, in deſſen Weiberluſt und Grauſamkeit zwar viel Odiniſches liegt, der aber doch zu gemein erſcheint und zuletzt zu ſchmählich unterliegt, als daß ich ihn auf Odin beziehen möchte. Er ſcheint mir vielmehr ein dem Oller verwandtes, winterliches Weſen zu ſeyn. Oller iſt ein Mitodin, ein Afterbild Odins, und leicht konnte man beide in den böſen Beziehungen verwechſeln. Der elbiſche Charakter aber, das neckiſche Verlocken, überhaupt der Humor, der mit dem Tode ſpielt, kann nicht dem

Oller, ſondern ausſchließlich dem Odin zukommen, deſſen überlegenem Geiſte und Luſt an Verſtellungen er entſpricht.

Der Mädchenräuber kommt in der deutſchen Sage auch als Vogelſteller vor. Der Vogelfänger Buntjack lockt auf der alten Burg bei Löbnitz ſchöne Mädchen zum Walde dadurch, daß er ihnen Vögel oder Blumen anbietet. Kaum aber ſind ſie ihm gefolgt, ſo verſinken ſie mit ihm unter die Erde. Einige verſchwinden für immer, andere ſind nach acht Jahren wieder herausgekommen. Er zeichnet ſich durch ſeine Luſtigkeit und immer durch eine buntgeſtreifte Jacke aus. Arndts Märchen II. 321. — Ganz übereinſtimmend damit heißt es in „Thüringen und der Harz“ II. 219 von der alten Burg Lobeda bei Jena, daß auch dort ein unterirdiſcher Vogelſteller, mit bunten Federn bekleidet, hauſe und ſchöne Mädchen entführe. Ein junger Fiſcher ſah einmal im Berge zwanzig ſchlafende Jungfrauen mit goldenen Spindeln ſitzen. Ein andermal fand er drei ſpinnende Jungfrauen, die ihn mit ſüßen Liebesliedern lockten, doch er widerſtand ihnen ſo wie den Schätzen, die ihm der Vogelſteller bot. — Auf ähnliche Weiſe lockt der Vogelſteller von Willitz, in allerlei Geſtalten ſich verwandelnd, die Mädchen in den Berg, aus dem ſie nicht wiederkehren. Gottſchalk, Volksmärchen II. 20. In einem ſchwäbiſchen Kinderſpiel verkauft ein Vogelſteller den Engeln und Teufeln Vögel. E. Meier, Kinderreime Nr. 389. Grimm d. M. 788 ſtellt viele, auch nichtdeutſche Beiſpiele zuſammen, aus denen erhellt, daß man den Vogel als Sinnbild der vom Körper geſchiedenen Seele nahm. Die Seele fliegt als Vogel aus dem Mund eines Sterbenden auf einem Schlachtfelde. Wolf d. M. Nr. 56. Zu Ypern fliegt der erlöste Geiſt einer Jungfrau als Vogel fort. Daſ. Nr. 57. Man öffnet, wenn einer ſtirbt, das Fenſter, damit die Seele hinausfliegen kann. Kuhn, nordd. Sagen S. 435. Die Seelen der Ertrunkenen fliegen als weiße Tauben aus dem Waſſer. Maerland II. 217. Auch im Sonnenliede der Edda fliegen Vögel als Seelen in der Unterwelt. Im Märchen vom Machandelbaum fliegt die Seele des geſchlachteten Brüderchens als Vogel auf und ſingt. In einer Viſion vom Jahr 1230 kommt ein in Kreuzform verwachſener Baum vor voll ſingender Vögel, das ſind wieder Seelen. v. Steinau, Volksſagen S. 175. Im Waſſerfalle bei Laufen flogen zwei Seelen als Vögel angſtvoll umher. Murer, paradisus S. Helvetiae florum p. 248.

Dieſe Vorſtellung iſt aber, wie geſagt, nicht ausſchließlich deutſch. Unter den fremden Vorſtellungen iſt am bemerkenswertheſten die der Finnen, welche die Milchſtraße den Weg der Seelen nennen. Grimm d. M. 331. Die Pythagoräer glaubten, alle Seelen kämen aus dem Aether durch die Milchſtraße in die irdiſche Geburt und kehrten auf dieſem Wege wieder heim. Damit hing die Vorſtellung zuſammen, daß die Vögel überhaupt aus der Höhe, aus dem Himmel kommen, Boten der Götter ſind, daher die Wichtigkeit der Augurien.

11.

Der Rattenfänger von Hameln.

Dieſe berühmte mythiſche Perſon hat ganz die nämliche Bedeutung wie der Vogelfänger. Wierus de praestig. daemonum I. 16 erzählt zuerſt von ihm. Ein Pfeifer, der in der Stadt Hameln durch ſein Spiel die Mäuſe hervorgelockt und vertilgt hatte, wollte ſich, als man ihm den Vertrag nicht hielt, für dieſen Undank rächen, lockte daher durch ſein zauberiſches Spiel die Kinder, 130 an der Zahl, hinter ſich her durch die Straßen und verſchwand mit ihnen im nahen Koppenberge. Er hieß Bunting von ſeinem vielfarbigen Kleide (alſo wie der Vogelfänger Buntjack). Die Entführung geſchah am 26. Juni 1284. Auch die mannbare Tochter des Bürgermeiſters ſoll mit verſchwunden ſeyn. Nur ein Knabe kehrte um, weil er noch ſeine Kleider holen wollte, denn die Kinder ſcheinen aus dem Bette geſprungen zu ſeyn, weil es erſt ſieben Uhr Morgens war, als ſich die verführeriſchen Töne auf der Straße hören ließen. — Faſt gleichzeitig mit des Wierus Werk (6. Aufl. 1583) erſchien ein im Inhalt auch ganz damit ſtimmendes Gedicht in lat. Hexametern von Loſſius in Lüneburg († 1582), und eine gleichfalls übereinſtimmende Erzählung in deutſchen Verſen in Rollenhagens Froſchmäusler, erſte Ausgabe 1595. Ausführlicher iſt erſt die ſpätere Erzählung in Kirchers Musargia universalis 1650. II. 9. 3. Hier heißt es, die Stadt ſey auf einmal von Mäuſen, wie zur Zeit der ägyptiſchen Plage, überſchwemmt geweſen, da ſey zum Glück der fremde Pfeifer erſchienen und habe die Mäuſe alle in die Weſer gelockt, wo ſie ertrunken ſeyen. Als man ihm aber den bedingten Lohn nicht ausgezahlt, ſey er am andern Vormittag wieder gekommen, in Jägertracht mit rothem Hut und ſchrecklichem Blicke, und habe dießmal auf einer ganz von der vorigen verſchiedenen Pfeife geblaſen, da ſeyen ihm alle Kinder der Stadt in eine Höhle gefolgt und verſchwunden. Um dieſelbe Zeit aber ſeyen in Siebenbürgen plötzlich fremdredende Kinder erſchienen und hätten ſich dort angeſiedelt. Wahrſcheinlich eine Verwechslung mit dem Dorf Siebenbergen in der Nähe von Hameln ſelbſt. — Endlich kommt noch ein neuer Zug zur Sage hinzu durch Hübners Erzählung in dem 6. Theil ſeiner hiſtor. Fragen in der Geſchichte von Braunſchweig-Lüneburg. Hier heißt es nämlich, es ſeyen zwei Kinder zurückgeblieben, aber das eine blind, das andere ſtumm.

Das ſind die einzigen Quellen der berühmten Sage. Vor Wierus kannte ſie Niemand. Auch die Hamelnſchen Chroniken nicht. Vgl. darüber die ſehr gründliche Unterſuchung Lütkers in Hagens Germania IV. 44 f. Doch beruft ſich Wierus auf die Tradition in Hameln ſelbſt. — Die erſte Ueberſicht aller Faſſungen der Sage gab Schoodt in ſ. Fabula Hamelensis, Gröningen 1659. Dann Erichs exodus Hamelensis, aufs neue aufgelegt 1690. Vgl. auch Sprenger, Geſch. von Hameln. — Ein Lied im Wunderhorn I. 44 läßt die Kinder in die Weſer führen, wo ſie als Irrlichter umgehen. Dieſer Zug iſt echt ſagenhaft, obgleich die Echtheit der Lieder im Wunderhorn vielfachem Verdacht zu unterliegen pflegt.

Ganz ähnlich iſt die ſchöne Sage von Tannenberg in Heſſen. Ameiſen verwüſten hier das Feld, ein Einſiedler bannt ſie durch Pfeifen in den Lorſcher See, wird aber um den Lohn betrogen. Da lockt er alle ihre Schweine in den See. Im nächſten Jahre verheeren Gewitter das Feld. Ein Köhler bannt ſie durch Pfeifen in den See, bekommt den ausbedungenen Lohn aber gleichfalls nicht und lockt nun alle Schafe in den See. Im dritten Jahre kommen Mäuſe, ein Bergmännchen bannt ſie durch Pfeifen in den See, wird wieder um den Lohn geprellt und lockt nun alle Kinder in den See. Hefner und Wolf, die Burg Tannenberg S. 34. — Verwandte Sagen in Irland von einem Dudelſackpfeifer, der das junge Landvolk in den Berg verlockt Hamelnſcher Anzeiger von 1825 St. 22. In Frankreich vom Kapuziner Angiomini, der, nachdem er die Mäuſe verlockt, auch alles Vieh weglockt. Geſellſchafter 1824 Nr. 192. — Dieſelbe Sage wie von Hameln hat man auch von Brandenburg. Ein Spielmann ſoll dort mit dem

Leierkaſten die Kinder verlockt haben, daß ſie ihm in den Marienberg gefolgt und nicht wiedergekommen ſind. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 99.

Hieher gehört ohne Zweifel auch der rothbärtige, rothbehoſete und mit einem buntbebänderten Hut bedeckte Teufel, der bei der ſchwediſchen Hexenverſammlung zu Blokula die Harfe ſpielt. Er hat (wie Odin) einen Raben bei ſich, ergötzt ſich an den Tänzen der Hexen, und prügelt die vielen Kinder, die mit zur Hexenverſammlung gekommen ſind. Horſt, Zauberb. I. 212 f. Ein Spielmann iſt auch Anführer beim Berchtenlaufen. Einen ſehr breiten Hut mit Bändern tragen die Tanzmeiſter im Ennebergiſchen. Steub, drei Sommer S. 368.

Der Rattenfänger von Hameln iſt in der Schweiz als ein Geiger bekannt, nach deſſen Geige Alles tanzen mußte und der einmal die im Tanz ihm gezwungen folgenden Kinder über die Alpen führte, daß keines wiederkam. Zur Strafe aber wurde er endlich verſteinert und vereist in einer Firne, die deßhalb die Gyglisalpe heißt. Otte, Schweizerſagen S. 59. Der Geiger von Monheim ging geigend über den Rhein, wurde als Zauberer verfolgt und kam nie wieder. Spitz, Rhein. Sagen- und Liederſchatz I. 103. Ein „Teufelsgeiger“ lockte die Kinder von Lamoix in einen Weiher. Stöber, Elſäß. Sagenb. Nr. 160.

Es wäre nicht unmöglich, daß ſich die Sage von Hameln, vom Lorſcher See und Tannenberg auf örtlichen Unterweltscultus bezogen haben könnte.

Man muß hier auch der berühmten Todtentänze erwähnen, die in ihrer allerdings rein chriſtlichen Ausbildung doch noch eine Erinnerung an den Spielmann zu enthalten ſcheinen, der ins Todtenreich führt. Auf den außerordentlich oft gemalten und ſehr populären Bildern des Todtentanzes führt der Tod als Gerippe, die Geige ſpielend, einen langen Zug von Menſchen aus allen Ständen an, die luſtig mit ihm in den Tod hinein tanzen, oder die er mitten aus ihren Gewohnheiten aufſchreckt und mit ſich reißt. Da ich über denſelben Gegenſtand in meiner „chriſtlichen Symbolik“ geſprochen habe, verweiſe ich darauf und auf das Hauptwerk über die Todtentänze von Maßmann.

In einem alten fliegenden Blatt aus Cöln, abgedruckt bei Weyden, Cölns Vorzeit S. 275 und im Wunderhorn I. 24, wird ein blühendes Mädchen im Garten vom Tod überraſcht, der ſie zum Tanz auffordert und gewaltſam mit fortführt „nu ſchick dich, Mädglein, ſchick dich, du mußt mit mir zum Tanz“. In Neiſſe ſtieg einmal ein eben begrabener Dudelſackpfeifer aus ſeinem Grabe, blies und lockte dadurch alle Todten aus ihren Gräbern hervor und zwang ſie, nach ſeinem Liede zu tanzen. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter I. 248. Bemerkenswerth iſt auch der ſchwäbiſche Geſchlechtsname Butzengeiger; Butzen ſind Geiſter, Vermummte.

In Legrand’s Fabliaux, deutſche Ueberſ. II. 185 heißt es, der Peter habe einmal einem Geiger, der die Seelen in der Hölle für den Teufel hütete, im Würfelſpiel alle Seelen abgewonnen und zum Himmel geführt; Lucifer, der ſie wieder haben wollte, ſey zu ſpät gekommen.

Sechstes Buch.

Odins Hofhaltung.

1.

Asgard.

Der äußere Umkreis der ſichtbaren Welt iſt Utgard (Außenwelt), mitten iſt die bewohnte Welt Mitgard (Mittenwelt). Mitten in Mitgard aber bauten die Aſen ihre Burg Asgard. Man darf ſich jedoch nicht vorſtellen, daß ſie auf einem Gebirge aufgethürmt worden ſey. Sie ſchwebte vielmehr über der Erde als Himmelsburg, gerade ſo, wie auch nach der brittiſchen Vorſtellung die himmliſche Wohnung des Artur in der Luft ſchwebte. Denn nach der j. Edda 13 und 17 kommen die Aſen auf der Brücke Bifröſt (dem Regenbogen) aus dem Himmel zur Erde herab und ſteigen auf ihr wieder empor. Da man auf unſerer Erdhälfte niemals einen Regenbogen im Süden ſieht, ſondern jeder ſich von Weſten oder Oſten nach Norden zieht, ſo muß Asgard auch im Norden geſucht werden. In der jüngern Edda 17 heißt es, Himinbiörg (die Himmelsburg) ſtehe am Ende des Himmels, wo der Regenbogen an den Himmel reiche und dort ſey Odins Saal Valaſkialf (Todtenbank) mit Odins Hochſitz Hlidſkialf (Thürbank). Dieſer Sitz hatte die Himmelsthür vor ſich, Odin ſtieg von da unmittelbar auf den Regenbogen, wie er auch von hier aus die ganze Welt überſah.

In demſelben Capitel der j. Edda 17 wird aber dieſem Himmel im Norden ein anderer am ſüdlichen Ende des Himmels gegenüber geſtellt und zwar Gimil, den wir ſchon kennen, der künftige Himmel, der erſt nach dem Weltende geöffnet werden wird. Das Himmelreich im Norden bezieht ſich daher lediglich auf die Zeitlichkeit. Wie froh es auch in Odins Walhalla und in den übrigen Himmelsſtätten, die ſich daran anreihen, hergeht, dieſe Luſt wird doch nur bis ans Weltende dauern. Die Einheriar (gefallenen Helden), die in Walhalla an Odins Tafel zechen, hören auf. In Gimil iſt nichts mehr von der Walhalla und auch kein Odin mehr. Die Edda ſagt ausdrücklich, Himmel und Erde werten vergehen, nur Gimil wird ſtehen bleiben.

Da wir hier nur von Odin in der Zeitlichkeit handeln, laſſen wir Gimil im Süden liegen und beſchäftigen uns nur mit Asgard im Norden. Nach der j. Edda 14 blieb mitten in der Burg das Feld Ida offen, wo die Götter Gericht hielten und wo die Einheriar mit einander Wettkämpfe hielten, gleichſam ein Turnierhof. Id heißt „wieder". Ida heißt das Feld, weil die Gefallenen hier immer wieder auferſtehen, um von neuem die Luſt des Kampfs zu genießen. Umher aber lagen die Götterwohnungen. Vor allen Gladsheim (glad heißt Freude, aber auch Glanz), ein großer Hof, der größte Bau in der Welt mit zwölf Stühlen für die Aſen und oben an Odins Hochſitz. Das wäre alſo daſſelbe, was Valaſkialf mit dem Hlidſkialf nach Cap. 17. Im Grimnismal 8 heißt nur die Stätte Gladsheim, der Saal aber Valhöll (Walhalla, Todtenhalle), wo Odin alle Tage die im Kampf gefallenen Helden aufnimmt, und iſt dagegen Grimnism. 6 Valaſkialf von Gladsheim unterſchieden. Worin dieſer Unterſchied liegen ſoll, iſt aus dem Namen nicht zu erkennen, denn ſowohl Valaſkialf als Valhöll beziehen ſich auf die um Odin verſammelten todten Helden. Aber dem Begriffe nach dürfen wir wohl einen himmliſchen Thronſaal, den Aſen allein vorbehalten, von der großen Speiſe- und Trinkhalle der Einheriar unterſcheiden. Das Grimnismal 7 nennt noch eine dritte Halle Odins, Sökquabek (Sturzbach), von ewig kühler Fluth überſtrömt, wo Odin und Saga (die Sage) alle Tage ſelig aus goldenen Schalen trinken. Das iſt eine ganz indiſche Vorſtellung. So geſellen ſich Brama und Maja (ſeine Einbildungskraft) in einſamer Contemplation. Man darf annehmen, Odin ziehe ſich aus dem

Lärm und Sturm der Zeit zuweilen in die Erinnerung des Vergangenen zurück.

Außer dem Thronſaal, der Luſt- und Zechhalle und der geheimen Grotte der Saga ſind dem Odin keine beſondere Wohnſtätten in Asgard zugewieſen.

Nach der j. Edda 14 liegt neben Gladsheim, wo die Götter und Helden ſich verſammeln, Wingolf (amica aula nach Grimm d. M. 780), die Wohnung der Göttinnen, wahrſcheinlich auch nur als Verſammlungsort derſelben zu betrachten, oder wo die Helden mit den Schönen zuſammenkamen. Denn jede höhere Göttin wie jeder Gott haben wieder beſondere Wohnungen.

Unter den Götterwohnungen giebt das Grimnismal 4 zuerſt Thrudheim (thrudr = virgo, ſomit eine Tochter Thors) als Wohnung dem Thor, ſodann Alfheim (Elbenheimath) dem Freyr, Thrymheim (von thrymr, dem Rieſen oder Lärmer, Brummer, Trommler) der Skadi, Breidablik (der breite oder weite Blick) dem Baldur, Himinbiörg (Himmelberg) dem Heimdallr, Volkwang (Volksanger, Volkswieſe) der Freyja, Gleitnir (glänzend) dem Forſeti, Noatun (?) dem Niördr, Landwidi (Landweite) dem Vidar.

Alle Verſuche, die Wohnungen der zwölf Aſen auf die zwölf Thierzeichen am Himmel zurückführen zu wollen, ſind bis jetzt mißlungen und werden immer mißlingen, weil es ſich bei den Aſen um etwas ganz anderes handelt, als um den Kalender, und weil alle ihre Wohnungen im Norden allein concentrirt ſind.

Walhalla (valhöll), die Todtenhalle Odins, hat 540 Thore und durch jedes können 800 Einheriar zugleich einſchreiten, Grimnismal 23 f. Sie iſt mit goldenen Schilden bedeckt, j. Edda 2. Vor der Halle ſteht nach Grimnismal 25 der Baum Laerad (Stille ſpendend), welchen Simrock, Handbuch I. 48 für den Wipfel der Eſche Yggdraſill angeſehen wiſſen will. In der That ragt die Eſche in dieſen Himmelskreis hinein und der Hirſch Eikthraſir, der am Laube des Lärad nagt, ſtimmt mit den vier an der Eſche nagenden Hirſchen überein. Nach der j. Edda 39 ſteht Lärad mitten in der Walhalla, wie nach der Volſungaſaga 2 die Eiche mitten im Saal des König Wolſung, deſſen Dach die Zweige überſchatten.

2.

Odin, als Vater der Aſen.

In der j. Edda 20 heißt Odin der vornehmſte und älteſte Aſe, es gibt aber zwölf Aſen außer ihm, ſeine Söhne Thor, Baldur, Tyr, Bragi, Heimdallr, Hödur, Vidar, Vali, Baldurs Sohn Forſeti, Thors Stiefſohn Uller, der von den Aſen nur adoptirte Vane Niördr und der böſe Loki, der den Aſen und Rieſen zugleich angehört. Ebenſo ſtehen nach der jüngern Edda 35 unter Odins Gemahlin Frigg zwölf Aſinnen: Saga, Eir, Gefion, Fulla, Freyja, Siöfn, Lofn, Wara, Syn, Hlin, Snotra und Gna. Die meiſten dieſer Weſen haben eine geiſtige und ſittliche Bedeutung, andere ſind offenbar Naturgewalten. Leider kennen wir von mehreren derſelben lediglich den Namen.

Wenn ſonſt in den Edden eine Göttin mit Begleiterinnen vorkommt, ſo herrſcht bei ihnen meiſt die Neunzahl vor, ſo bei den Wellenmädchen oder Töchtern der Ran, bei den Valkyrien, bei den Mädchen der heilkundigen Menglöd ꝛc. Der Zwölfzahl ſcheint überhaupt eine heilige Neunzahl vorangegangen zu ſeyn, deren Spuren häufig in den Eddamythen wiederkehren. Hat ſie mit dem Kalender irgend einen Zuſammenhang, ſo dürfte ſie aus dem alten Mondjahr herzuleiten ſeyn, nach dem man vielleicht eher als nach dem Sonnenjahr gezählt hat. Ich halte überhaupt weder die Neun- noch die Zwölfzahl für etwas in der Odinslehre Nothwendiges, ſondern für eine Accomodation an den ſpätern wie frühern Kalender. Die Zahl der Aſen iſt überall nicht ſcharf begrenzt, wie die Aufnahme des Rieſen Loki, der Vanen Niördr und Freyja, des zweideutigen Uller ꝛc. unter ſie darthut. Man könnte ſogar fragen, warum ſich nicht Freyr ſo gut wie Freyja, warum nicht auch Weſen wie Odur, Freyjas Geliebter, der Thorsſohn Magni (eben ſo gut wie der Baldursſohn Forſeti) und noch einige andere von den Aſen adoptirt und in ihre Zahl aufgenommen worden ſind.

Eine wichtigere Frage iſt die, ob die Aſen nicht aus den Culten verſchiedener Stämme nur zuſammengewürfelt worden ſind? Ich glaube das nur mit großer Einſchränkung, ſo zwar, daß mir aus den Quellenberichten nur zu erhellen ſcheint, die verſchiedenen Stämme hätten je eine Gottheit zu ihrem beſonderen Schutzpatron erwählt, ohne daß dadurch deren Zuſammenhang mit den übrigen Gottheiten geſtört worden wäre. So wenigſtens contraſtiren in Skandinavien die Culte des Odin, Thor und Freyr, während ſie doch alle gemeinſchaftlich Einem Syſtem angehören. So möchte ich auch die vorzugsweiſe von den Aeſtyern verehrte Göttermutter aus dem Syſtem nicht ausſchließen. Näher auf dieſe Fragen einzugehen, iſt hier noch nicht der Ort.

Sofern die Aſen des Odin Familie und Hof bilden, ſeine Sippſchaft, ſeine Eidhelferſchaft, ſeine Mitſchöppen, ſeine Waffengenoſſenſchaft, ſeine Tafelbrüder ꝛc. gruppiren ſie ſich um ihn als echt volksthümliche Geſtalten. Thor, der Donnerer, der Wächter und Rächer des Rechts vertrat in ſeiner rohen Ehrlichkeit und raſchen Erzürnung das eigentliche deutſche Volk, die Geſammtheit der gemeinen Männer. Frigg, die Göttermutter, war das Urbild aller deutſchen Hausfrauen, gütig, klug, ſtreng. In dem ſchönen weißen Baldur war die Blüthe reiner deutſcher Jünglinge, die Race in ihrer adelichſten Erſcheinung perſonificirt. In Loki dagegen der argliſtige, heimtückiſche Sklave, der kriegsgefangene Fremde. In Heimdallr erblicken wir das Urbild eines treuen Beamten, gleichſam den Urgrafen. In Tyr den treuen Kriegsmann, gleichſam den Marſchall. In Bragi den Skalden. Odin aber iſt der König, herrſchend über alle.

3.

Walhalla.

Im Wafthrudnismal 41 heißt es, die Einheriar erluſtigen ſich alle Tage mit Kampfſpiel, dann aber reiten ſie heim, um mit den Aſen Bier zu trinken und Fleiſch vom Sährimnir zu eſſen, einem Eber, der immer ganz bleibt, wie viel man auch von ihm ſchneidet. Vgl. die j. Edda 38, wo noch hinzugefügt wird, Odin ſelber eſſe nichts, ſondern trinke nur Wein, die Einheriar aber trinken die nie verſiegende Milch der Ziege Heidrun, die ſich wie der Hirſch von den Zweigen des Baumes Lärad nähre. Die naive Vorſtellung eines nie aufzuzehrenden Bratens und eines nie verſiegenden Trankes kehrt in den Märchen aller Völker wieder und iſt wohl ſehr alt.

In der j. Edda 36 werden noch die ſchönen Valkyrien (Todtenwählerinnen) als Schenkmädchen genannt, die in der Valhöll den Einheriar das Trinkhorn reichen. Dies die Hauptſtellen über Valhöll. Viele Stellen aus nordiſchen Sagen, die ſich darauf beziehen, findet man noch bei Grimm d. M. 778 f. geſammelt. Was den Namen Einheriar betrifft, ſo bedeutet heri einen Kämpfer, und in Ein dürfte Egin (Einhart, Eginhart) zuſammengezogen ſeyn, ſo daß es ſich nicht um die Einheit des Heeres, ſondern um einen potenzirten Kämpfer handeln würde. Nur gefallene Helden ſollen das Vorrecht der Tafelrunde und Walhalla genießen, daher die Sitte im Norden, ſich auf dem Sterbebette zu verwunden, um als ein Gefallener erſcheinen zu können. In der Ynglingaſaga 10 wird von Odin ſelbſt, der hier als irdiſcher König aufgefaßt iſt, bemerkt, er habe ſich vor ſeinem eigenen Tode mit der Lanzenſpitze blutig ritzen laſſen. Die Einheriar ſind lauter vornehme Leute, im Gegenſatz gegen das gemeine Volk, welches nach dem Harbardsliede 24 nach dem Tode zu Thor und nicht in Odins Walhalla kommt. Die Zechſtube war ſogar noch in deutſchen Reichsſtädten ein Vorrecht des Adels. — Keyßler, antiqu. septentr. 152, macht die Bemerkung, der erſt im Jahr 622 nach Chriſto geſtiftete Islam dürfte in ſeinen Vorſtellungen von der Ueppigkeit im Paradieſe wohl Manches aus der nordiſchen Walhalla aufgenommen haben. Durch die gothiſchen Völker, die in Aſien eingedrungen waren, konnten allerdings ſolche Vorſtellungen ſich verbreitet haben.

Eine andere Vorſtellung aus dem Leben in Walhalla war wenigſtens im 4. Jahrhundert nach Griechenland gedrungen. Die Einheriar kämpfen mit einander zwar nur aus Luſt, verwunden ſich aber und tödten ſich dabei ganz im Ernſt, nur daß ſie, wie der Eber, von dem ſie eſſen, immer wieder ganz und geſund werden. Daher auch die Leichtigkeit, mit welcher Hildr die auf Erden im Kampf Gefallenen wieder aufweckt und fortkämpfen heißt. Nach der Skalda 50. Wiederholt in der Gudrun 529, desgl. bei Saxo Gr. V. 89. 90. Und im Leben des h. Oswald 2867. In einem griechiſchen Roman des Diogenes von den unglaublichen Dingen jenſeits Thule (alſo in Skandinavien) handelnd, wird dem Montinias und ſeiner Schweſter Derkyllis im Lande der Geten, wo Zamolxis als Gott verehrt wird, geweiſſagt, ſie würden umkommen, und bei Tage todt ſeyn aber bei Nacht immer wieder aufleben. Photius, Bibl. 166.

Im Skidarimur, einem burlesken isländiſchen Gedicht aus dem

15. Jahrh. werden die ehrwürdigen Erinnerungen der Edda ſchon traveſtirt. Der Bettler Skide träumt, nach Walhalla zu kommen, wo ihm große Ehre wiederfährt und er die Hildr zur Braut empfängt, da er aber unverſehens das Kreuz macht, erzürnt er die Helden der Walhalla ſo, daß ſie über ihn herfallen. Sigurd findet es nicht paſſend, daß alle auf Einen losſtürmen, beſchützt ihn und läßt ihn entwiſchen. Lange, Unterſuchungen S. 389.

Inzwiſchen zeigt dieſes ſpäte Lied, wie wir die deutſchen Volksſagen von den Geiſtermahlzeiten, die durch eine plötzliche chriſtliche Erinnerung geſtört werden, zu verſtehen haben. In einer großen Menge deutſcher Sagen kommt ein argloſer Wanderer zu einer geſpenſtiſchen Mahlzeit von Rittern und Damen, die urſprünglich nur als Einheriar und Valkyrien gedacht werden müſſen. In der Regel werden dieſe Geſellſchaften im Innern eines Berges angetroffen. Das ſcheint nun mit der hohen Himmelsburg nicht übereinzuſtimmen, in welche die Valhöl urſprünglich gehört. Denn nach der j. Edda 17 befindet ſich Valaſkialf mit Odins Hochſitz Hlidſkialf oben im Himmel und er ſieht von da auf die Erde herunter. Allein die Ynglingaſaga 15 verſetzt ſchon Odins Wohnung tief ins Innere eines Berges, der dem nach ihm ſuchenden König Swegdir verſchloſſen bleibt. Vgl. Fornald. sög. I. 106 und 423. Es könnte wohl ſeyn, daß die Vorſtellung des unter dem Berge begrabenen Himmels erſt aus der Zeit ſtammte, in welcher das Heidenthum verfolgt wurde oder ſchon untergegangen war. Allein es iſt auch eine Verwechslung des in Walhalla wohnenden Odin mit dem ſchlafenden Baldur möglich.

In vielen deutſchen Sagen iſt eines Hahnes gedacht, den man an heiligen Tagen tief im Innern eines Berges, meiſt unter den Ruinen einer alten Burg krähen hört. Panzer, Beitrag I. 286 f. hat eine Menge ſolcher Sagen zuſammengeſtellt, vom Staufen, vom Staufenberge, vom Rachelberge, Wolsperg, Roſenberg, Schatzfels, Venibuk, Wallberg, Schnellerts, Weiſſenberg, Drutenſtein, Spielberg, Oſterbirg, Dreiſtelz ꝛc., wo in den Namen ſchon überall mythiſche Anklänge liegen, ungerechnet Henneberg, Göglberg, Hennenbach, Hahnenkamm, Hahnwald, Hahnacker ꝛc. S. 309 bezieht er mit Recht alle dieſe unterirdiſchen Hähne auf den rothen Hahn Fiallar, welcher nach der Voluſpa 34 in Walhalla die Helden zu wecken pflegt, oder auf den ebendaſelbſt erwähnten ſchwarzen Hahn im Reich der Hel. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß in der verdunkelten Erinnerung des Volkes beide Hähne ſpäter verſchmolzen worden ſind. Das unterirdiſche Krähen würde ſich ausſchließlich auf den Hahn der Hel beziehen, da aber Odin mit den Einheriar und ihrem Gelage, Luſtkampf ꝛc. unterirdiſch vorkommen, ſo muß auch Fiallar unter der Erde krähen.

Daß auch der Stall für die Roſſe des Geiſterheeres unter der Erde befindlich ſey, lehrt die Sage vom Ilſenſtein im Harz. Pferdemiſt, der hier im Berge gefunden wurde, verwandelte ſich in Gold. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 200.

Ein echter Odin in ſeiner Walhalla ſcheint der Teufel zu ſeyn, der auf dem Wolpersberg (Walpurgisberg) bei Dresden in der Walpurgisnacht, aber auch in den beiden Sonnenwenden zu Johanni und am Stephanstag auf hohem Stuhl ſitzend geſehen wird, wie er allen Anweſenden Schwerter austheilt, um zu kämpfen. Unterredungen aus dem Reich der Geiſter I. 607.

Eine merkwürdige Erinnerung an die Walhalla enthält das ſ. g. Pfaffenloch im Canton Bern. Hier ſollen Zwerge hauſen, die von einer Kuh zehren, deren Fleiſch nie abnimmt, was ganz an den Eber der Einheriar mahnt. Zudem ſoll in dieſer Höhle der h. Odilo gewohnt haben, deſſen Namen an Odin mahnt. Jahn, Bern S. 243.

Auffallend iſt auch eine der vielen Kyffhäuſerſagen. Auf dieſem Schloß in Thüringen ſollen nämlich Raubritter gehaust und ſchöne Dirnen aus der Umgegend auf ihren Roſſen entführt und zu ihrem Dienſt auf die Burg geſchleppt haben. Bechſtein, Thüringer Sagenſchatz IV. 32. Das mahnt an die Valkyrien.

Noch intereſſanter iſt die von Schöppner, bayr. Sagenbuch Nr. 1259 mitgetheilte Notiz, daß die vermummten Bauern, wenn ſie das Haberfeldtreiben veranſtalten, ſich für Solche ausgeben, die vom Kaiſer Karl im Untersberge herkommen und wieder zu ihm zurückkehren. „Ins Haberfeld treiben“ heißt eine Volksjuſtiz in Bayern. Wenn ein Glied der Dorfgemeinde ſich ſittlich vergangen hatte und Anſtoß gab, ſo verſammelte ſich die Gemeinde des Nachts um ſein Haus, vermummt und mit Fackeln, holte ihn heraus und ließ ihm eine Strafpredigt halten, ohne daß ihm weiter ein Leids geſchehen durfte. Dieſe ſchöne alte Sitte iſt durch die Unvernunft moderner Polizei beſeitigt worden. Da die nächtlichen Richter vorgaben, aus dem Untersberge zu kommen und wieder dahin zurückzukehren, der im Untersberg wohnende Kaiſer aber auf Odin bezogen werden darf, ſo ſcheint es, daß ſich hier noch eine Erinnerung an die Gerichtsſitzung erhalten hat, zu welcher die Aſen zu reiten pflegten und die auf demſelben Idafelde Statt fand, auf welchem die Einheriar ihre Luſtkämpfe halten. Vgl. j. Edda 15.

Wie in jener ſinnreichen und löblichen Volksſitte die Helden aus Walhalla in die Wirklichkeit und Gegenwart übergehen, ſo ſollten ohne Zweifel auch die altheidniſchen Opfergelage bei Odins Feſten ein Vorſchmack von Walhalla ſeyn. Der h. Columban fand die Alemannen am Bodenſee beſchäftigt mit einem großen Gefäß (capa) voll Bier, das ſie ihrem Wodan opfern wollten, nach Johannes von Bobbio, Mabillon, an. Bened. II. 26. Das Opferbier wurde getrunken, das Ochſenfleiſch gegeſſen, die h. Handlung war ein Gelag wie in Walhalla ſelbſt.

4.

Odins Wölfe.

Indem Odin auf ſeinem Hochſitz thront, hat er (wie Zeus den Adler) Thiere neben ſich, die ſich zunächſt erklären laſſen wie Falken und Hunde neben einem königlichen Jäger, bei dem göttlichen Jäger aber viel ſchärfere Charakterzüge haben, denn die edlen Falken werden zu aasfreſſenden Raben, die edlen Jagdhunde zu wilden Wölfen.

Odins Attribute weiſen darauf hin, daß er, obgleich mit der höchſten Macht ausgerüſtet, doch vom ewigen Allvater getrennt und als Gott der dem Untergang geweihten Zeitlichkeit mehr der Nachtſeite der Welt zugewendet iſt. Zu ſeinen Füßen ſitzen zwei Wölfe, auf ſeinen Schultern zwei Raben. Die beiden Wölfe heißen Geri und Freki, die er von ſeinem Tiſche füttert, während er ſelbſt nichts ißt, ſondern nur trinkt. Grimnismal 19. Jüngere Edda 38. Die Raben heißen Huginn und Muninn von hugr, animus und munr, mens. Sie fliegen täglich nach beiden Seiten durch die Welt und kehren Mittags wieder, um Odin ins Ohr zu raunen, was ſie geſehen. Beide Thierarten aber gehören der Nacht und dem Winter an und freſſen Leichen. Sie folgen dem Odin in die Schlachten, um ſich von den Leichen der Erſchlagenen zu nähren.

Der größte und ungeheuerlichſte von allen Wölfen des nordiſchen Mythus war Fenrir, welcher am Weltende den Odin ſelber verſchlingen ſoll. Dieſer Wolf iſt ohne Zweifel ein Sinnbild des allverſchlingenden Todes. Er würde die irdiſche Natur gleich bei ihrem Beginn verſchlingen, wenn er könnte. Aber damit er es nicht könne, wurde er gebunden und erſt am Ende der Zeitlichkeit frißt er den Schöpfer derſelben, Odin, und endet zugleich ſelber, d. h. die Zeit frißt ſich ſelber auf. Die Zeit iſt nur eine Negation der Ewigkeit, ſo wie ſie ſich ſelbſt negirt, kehrt die Ewigkeit zurück. — Ein zweiter Wolf war Sköll, der die Sonne verfolgt. Nach der j. Edda 12 geht noch ein zweiter Wolf, Namens Hati, der Sonne voran und verfolgt den Mond. Beide Wölfe alſo wollen die leuchtenden Körper am Himmel vertilgen, um Nacht zu machen, und ſoferne alles Leben in der Natur von den Bewegungen jener Himmelskörper abhängt, um alles Leben zu tödten. Dieſe Wölfe, von denen der erſte Fenrirs, der andere Hrodvitnirs Sohn heißt, bedeuten wahrſcheinlich die Zeit in ihrem ſteten Fortſchritt, das Negiren im Detail, was bei Fenrir im Großen und Ganzen zu verſtehen iſt.

Odins Wölfe bedeuten urſprünglich nichts anderes. Sie ſind ſeine Attribute, weil er ausſchließlich der allmächtige Gebieter in der Zeitlichkeit iſt. Dieſelbe Zeit, von der er endlich ſelber verſchlungen werden ſoll, iſt doch, ſo lange ſie dauert, ſeinem Willen unterworfen.

5.

Odins Raben.

Das Sinnbild der Raben iſt dem des Wolfes nahe verwandt, aber edler. Der Wolf iſt nur Tod, Verſchlingung, Negation, der Rabe bedeutet aber auch ſchon die Beziehung auf die Wiedergeburt. Der Wolf frißt Lebendige, der Rabe frißt Todte. Der Rabe negirt das Negiren. Deshalb durchirrt er alle Räume und alle Zeiten nur in der Abſicht, um die verlorene Ewigkeit zu ſuchen. Deshalb bedeutet er auch als Tod kündender Vogel nicht ſowohl den Tod, als die Wiedergeburt, den Uebergang in ein beſſeres Leben. Der Rabe fliegt unabläſſig durch die Zeit und wird erſt in der Ewigkeit ausruhen.

In der indiſchen Mythologie kommt die Krähe Kagboſſum vor als ein weltalter Vogel, der alles weiß. Nach einem bei Polier, mythol. des Indous I. 198 f. mitgetheilten Mythus war es der höchſte Gott Brama ſelber, der in die Sünde und dadurch aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit herabfallend in die Krähe Kagboſſum verwandelt wurde, die das ganze erſte Zeitalter hindurch umflog, während derſelbe Brama im zweiten Zeitalter in den Dichter Valmicki, im dritten in den Dichter Vyaſa, im vierten und letzten in den Dichter Kalidaſa verwandelt wurde. Dieſer Mythus iſt deshalb merkwürdig, weil auch Odin Gott der Dichtkunſt iſt. Doch erſcheint Odin nie ſelbſt als Rabe, während nach brittiſcher Sage Artur allerdings in Rabengeſtalt umfliegen ſoll, weshalb man keinen Raben tödten ſollte. Eckermann, Kelten II. 151. Gräße, Sagenkreiſe 162.

Nach Odins Rabenzauber 3 erkennen die Aſen das Nahen des Weltendes aus dem Umſtande, daß Odins Rabe Huginn nach dem Himmel (der Ewigkeit) geflogen iſt und nicht wiederkehrt. Er hat das Ziel ſeines langen Fluges erreicht, er hat endlich den verlorenen Himmel gefunden, er kehrt nicht wieder, folglich hat die Zeitlichkeit ein Ende. Denſelben Gedanken deutet ſchon die moſaiſche Sündfluthſage an, denn der von Noah entlaſſene Rabe kehrt nur ſo lange zur Arche zurück, als er das neugeborene Land nicht aufgefunden. Die Normannen ſcheinen auf ihren weiten Seefahrten immer Raben mitgenommen zu haben, um auf die nämliche Art zu erkunden, ob Land in der Nähe ſey. Floki ließ auf hoher Nordſee Raben fliegen, bis einer nicht mehr wiederkam und entdeckte auf dieſe Art die Inſel Island. Landnamabok I. 2. Barrow, Reiſe nach Island 47. In den deutſchen Sagen vom Kaiſer, der im Berge ſchläft, wiederholt ſich der Zug, daß der Kaiſer ſchlaftrunken fragt: fliegen die Raben noch um den Berg? und wenn es bejaht wird, legt er ſich wieder hin und ſeufzt, ſeine Zeit ſey noch nicht gekommen. Das iſt der ſchlafende Gott der Ewigkeit, der nicht erwachen kann, ſo lange der Vogel durch die Zeitlichkeit fliegt. Merkwürdigerweiſe ſagt auch Plutarch, vom Mondgeſicht 26, dem in der Höhle ſchlafenden Chronos bringen Vögel Ambroſia (Götterſpeiſe).

Daß der Rabe alles Vergangene und Künftige wiſſe, glaubt man in Island, weshalb man auch dieſen Vogel nicht tödtet. Olafſen, Reiſe I. 33. Ein Erfurter Bürger rief einmal einem Raben zum Scherz zu, was er denke? Da antwortete der Vogel: ich denke an die alten Tage und an die ewigen Dinge. Magica, Isleb. 1600 p. 60. Eine alles wiſſende Amſel kennt auch die ſchwäbiſche Volksſage. E. Meier, Sagen Nr. 72. Odins heiliger Rabe war abgebildet auf der Fahne der heidniſchen Dänenkönige. Wenn er die Flügel hebt, verkündet es Glück, wenn er ſie ſenkt, Unglück. Grimm d. M. 644.

In der nordiſchen Huldaſaga (Gräter, Iduna III. 14) heißt es, Odin habe die beiden Raben von Hulda zum Geſchenk erhalten. Das ſcheint keine müßige Notiz zu ſeyn. Hulda, daſſelbe Weſen, was in Norddeutſchland Frau Holle, in Süddeutſchland Frau Perchta heißt, hat viel mit Frigg gemein, iſt eine gütige, mütterliche Gottheit und ſteht der Geburt und Wiedergeburt vor. Zu Courbières bei Freiburg in der Schweiz erſchien ein Rabe mit einem Silberring, wenn dem Herrn des Schloſſes ein Knabe, mit einem goldenen Ring, wenn ein Mädchen geboren wurde. Alpenroſen 1824 S. 58. — Der Begriff von Wiedergeburt liegt im ſ. g. Rabenſtein. Alles, was der Volksglaube vom Rabenſtein berichtet, beweiſt, daß in ihm die Lebenskraft der Natur concentrirt iſt. Der Rabe legt ihn in ſein Neſt zu ſeinen Eiern, aber wenn man auch die Eier hart ſiedet und wieder ins Neſt legt, ſo bewirkt der Stein dennoch, daß lebendige Junge daraus hervorkommen. Wenn man den Stein unter die Zunge legt, ſo verſteht man aller Vögel Sprache. Wer den Stein trägt und er ſey noch ſo feſt gefangen, vor dem öffnen ſich alle Thüren. Albertus Magnus, von den Geheimniſſen. Nürnberg 1755. 184. Des Raben Neſt und Junge werden durch den Stein unſichtbar und dadurch vor Feinden geſchützt. Geheime Unterredungen 1702 S. 113. Sympathetiſcher Miſchmaſch 1715 S. 81. Man hängt junge Raben über dem Neſte auf, dann kommt der alte und macht ſie mit dem Stein wieder lebendig, wobei man trachtet, den Stein zu gewinnen. 130 Geheimniſſe, 1726 S. 86.

In Arndts Märchen II. 348 f. heißt es, wenn man in der Mitternachtſtunde des letzten Februar auf einen Baum ſteige, auf dem ein Rabenneſt iſt, und in daſſelbe greife, ſo falle einem der Stein in die Hand, deſſen Beſitz alle Glücksgüter gewähre. Aber der Beſitzer müſſe, ſo oft Einer geköpft oder gehenkt werde, zum

Rabenſtein hin, um mit dem Gehenkten zu tanzen; das rühre von Sympathie her, weil der Rabe vom Fleiſche der Gehenkten gefreſſen habe. Der Stein kann nie verloren werden, ſondern kehrt immer wieder zu ſeinem Beſitzer zurück; nur wenn Zwei ſich begegnen, von denen Jeder einen Stein beſitzt, müſſen ſie ſo lange mit einander kämpfen, bis Einer von ihnen umkommt. Wie es ſcheint, iſt hier die ächte Volksſage ein wenig willkührlich ausgeſchmückt, wenigſtens beruht die Beziehung des Rabenſteins im Neſte des Raben auf den Rabenſtein, der die Bedeutung des Schaffots hat, in einem bloßen Wortſpiel.

Sagen von Raben, Dohlen und Elſtern, welche goldene Kleinode geraubt und heimlich auf einem Thurm oder hohen Baum verborgen haben, während ein unſchuldiger Menſch des Diebſtahls angeklagt und oft hingerichtet wird, kommen ſehr häufig in Deutſchland vor. Sie ſind zum Theil wohl ſehr alt, da ſie aber nichts mit dem heidniſchen Glauben zu thun haben, ſo will ich ſie hier übergehen.

Die Belebung todter Jungen im Rabenneſt hat ein Seitenſtück in der Kunſt der Golddroſſel, mittelſt eines ungenannten Krautes ihre zerriſſenen Jungen wieder zuſammen zu ſetzen. Das Buch vom Aberglauben, Hannover 1793 S. 89.

6.

Geiſtermahlzeiten.

Unter den vielen Sagen von geſpenſtiſchen Mahlzeiten dürfte ſich wenigſtens ein Theil aus Erinnerungen an die Walhalla herleiten laſſen. Ein anderer bezieht ſich wohl auf Zwerge, Elben und Hexen.

An die zwölf Aſen insbeſondere mahnen die zwölf an einer goldenen Kanne an der Tafel ſitzenden Männer auf dem Schloß Hochberg. Baader, bad. Sagen Nr. 67. Herren und Frauen ſitzen ſtumm in der Wellenburg, Schnezler, bad. Sag. II. 641. Desgl. im Löbauer Berge, wo ſie nur am Charfreitag geſehen werden. Preuſker, Blicke I. 78. Unter dem Tollenſtein halten die böſen Ritter ein Gaſtmahl. Schöppner Nr. 1163, und zu Lechsgmünd Nr. 1168. Eine Tiſchgeſellſchaft im Räderberg im Naſſauiſchen. Grimm, d. Sagen Nr. 278, bei Godſchee, daſ. Nr. 146. Der ganze weſtphäliſche Adel ſitzt bei Bödeken beiſammen im Fegefeuer. Graf von Bentheim-Tecklenburg, Sagen und Bilder, 1847 S. 173. Im Schloſſe Bodenſtein ſieht man in der Chriſtnacht alte verſtorbene Ahnen des Hauſes. v. Falkenſtein, Kaiſerſagen S. 165. In dieſen Namen Godſchee, Bödeken, Bodenſtein klingt Odin an. Geiſter ſchmauſen zu Hauenſtein in einem webenden Flammenſchloß. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 317. Desgl. am Stoppelberge. Dieſe Geſellſchaft zieht in die Umgegend aus und verſammelt ſich dann wieder. Schwarz, Buchenblätter S. 68. Alte Ritter tafeln unter der Domburg im Hackenwalde bei Halberſtadt. v. Steinau, Volksſagen S. 195. An einem glänzenden Tiſch ſitzen Richter und Vormünder, die ein Kind betrogen, bei Langenfeld in Tirol. Schaubach, Alpen II. 42. Im Haſelberge in Mittelfranken ſitzen ſechs Männer an einem Tiſch, dabei Schätze und drei Jungfrauen, die in den Berg locken. Panzer, Beitrag I. 136. Das ähnelt wieder den Valkyrien. Im Butterberge tafeln geſpenſtiſche Ritter, Stahl, weſtphäl. Sagen I. 53. Nächtliche Muſik und Lärmen tönt aus der Burg Sermol bei Laibach. Unterredungen aus dem Reich der Geiſter II. 502. Zu Greifenſtein kam ein Wanderer zu den Schmauſenden und fand alles voll Schätze, von denen er ſeinen Ranzen füllen durfte. Ziehnert, Sachſens Volksſ. III. 212. Nach dem altdeutſchen Gedicht von „Ritter Ulrich“ (vgl. Grimms d. S. Nr. 527) kam dieſer ſchwäbiſche Ritter einſt zu einer Geiſtermahlzeit vornehmer Herren und Damen, wie er aber eine Dame anrührte, verbrannte er ſich die Finger. Eine ähnliche Sage von dem Herrn von Leede in Mauvillons niederl. Gedichten I. 179.

In Norwegen im Kirchſpiel Vaage liegt der Jutulsberg, deſſen ſteile Felswand eine natürliche Höhle zeigt. Darin ſoll der Jutul wohnen. In dieſer Gegend begegnete einſt Johannes Bleſſom, der Eile hatte, einem Reiter, der ihn einlud mit auf ſein Pferd zu ſteigen, das in zwölf Schritten eine Meile zurücklege. Gern nahm es Bleſſom an; als ſie aber vor der Höhle ankamen, ſtieg der Reiter ab und hieß Bleſſom allein weiter gehen, mit dem Befehl, ſich ja nicht umzuſehen. Da krachte es entſetzlich in der Höhle, Bleſſom ſah ſich um und mitten in der von tauſend Lichtern hellerleuchteten Höhle ſaß der Jutul, derſelbe, mit dem er geritten war. Bleſſom aber konnte den Kopf nicht wieder zurückdrehen, er blieb ihm ſteif. Nach Asbiörnſens nordiſchen Sagen mitgetheilt von

J. Grimm in Haupts Zeitſchrift V. 502. — Der Reiter iſt wohl Odin mit ſeinem achtbeinigen Roß und die Höhle iſt Walhalla.

7.

Vom Raube des Trinkhorns.

In außerordentlich vielen deutſchen Sagen wiederholt ſich, daß wer zufällig in den h. Tagen oder Nächten zu einer Geiſtermahlzeit kommt, ein Trinkhorn oder einen Becher von da als Raub oder als Geſchenk zurückbringt. Die Bedeutung dieſes Trinkhorns iſt noch nicht erforſcht. Es handelt ſich bei den Mahlzeiten nicht blos um Walhalla; viele Sagen bezeichnen ausdrücklich Gelag und Tanz der Zwerge, Elben und Hexen. In einigen Sagen iſt das geraubte Horn ein Wunſchhorn. Einer, der daraus trinkt, bekommt die Gabe der Weiſſagung. Keightley, Feen II. 192. Das mahnt ſehr an das Horn, aus welchem Mimir Weisheit trinkt. In Odins Rabenzauber 19 heißt es ausdrücklich, dieſes Horn des Mimir werde in Walhalla von der Valkyrie Skögul zum Methſchenken gebraucht. Indeß führt auch der Elbenkönig Alberich (Oberon) ein Horn, in das er nur zu blaſen braucht, um alles tanzen zu machen. Wir ſahen ſchon oben, wie das Wunſchhorn eben ſo elbiſch als odiniſch iſt. Nirgends fällt Odin mit dem Elbenkönig enger zuſammen als hier.

Wir finden das Horn ausdrücklich in Verbindung mit dem Todtenreiche. Ein Herr von Buren im Speiergau fand einſt auf der Jagd ein altes Hüfthorn und blies hinein. Da ſtieg ein geharniſchter Rieſe aus dem benachbarten Hünengrab und frug, was er wolle? Als er aber erfahren, wie Buren das Horn nur zufällig gefunden habe, legte er ſich wieder in ſein Grab, verſprach aber, den Burens zu Hülfe zu kommen, wenn ſie ihn in Gefahren mit dem Horn riefen. Ein Buren ſoll wirklich einmal in Kriegsgefahr davon Gebrauch gemacht haben. Das Horn blieb dem Geſchlecht und zierte ſein Wappen. Schreiber, Sagen I. 24. Als Romanze von Kopiſch in Nothnagels Sagen S. 53. Geib, Reiſehandb. d. Pfalz, 256.

Insgemein iſt es aber eine Jungfrau, der das Horn geraubt wird. Grimm d. M. 391 glaubt darin eine Valkyrie zu erkennen, wie ſie den Helden in Walhalla das Trinkhorn reicht. Es ſcheint mir übrigens, hier müſſe nicht an ein gemeines Trinkhorn, ſondern an ein Zauberhorn, Wunſchhorn, an irgend ein Glück oder Unglück bringendes, weil dämoniſches Horn gedacht werden. Bemerkenswerth iſt, daß nach einer Sage bei Stöber, Elſäß. Sagenb. Nr. 322 auch einmal aus der Mitte des wilden Heeres heraus ein Becher zurückgelaſſen wird. — Eine Jungfrau aus dem Todtenreich, alſo vielleicht eine Valkyrie aus Walhalla, iſt gemeint in der Sage vom Hörſelberge, ſofern dieſer berühmte Berg in Thüringen insgemein als Hör-Seelberg, d. h. ein Berg, in dem man die Seelen der in die Unterwelt Gebannten ſchreien hört, gedeutet wird. Ein Ritter kam einmal zu dieſem Berge, ſah drei prächtige Blumen an einer Quelle und erhielt von einer Jungfrau Erlaubniß, ſie zu brechen. Dadurch gewann er den Talisman, der ihm des Berges Innere öffnete. Darinnen aber fand er ein herrliches Gaſtmahl und nahm davon ein koſtbares Trinkhorn mit, vergaß aber die Blumen, mittelſt deren er noch öfter hätte in den Berg gelangen können, und fand ihn nie wieder offen. Das Horn aber brachte er dem Landgrafen von Thüringen. v. Steinau, Volksſ. S. 131. Vgl. daſ. S. 133 noch eine ähnliche Sage. Eine ganz ähnliche Sage von Einem, der mittelſt einer Glücksblume zu einem Gaſtmahl im alten Schloß in Schleswig gelangte, einen Becher mitnahm, aber die Blume vergaß, bei Müllenhoff Nr. 468. Ganz ebenſo die Sage von Mechterſtetten bei Bechſtein, Thüring. Sag. I. 145. Auch in dem berühmten Berg Kyffhäuſer, in welchem der Kaiſer Rothbart mit ſeinen Helden an der Tafel ſitzt, kamen einmal einige junge Burſche und empfingen von einem Männlein einen Becher köſtlichen Weins. Sie durften den Becher mitnehmen, ſollten ihn nur im nächſten Jahre wiederbringen, behielten ihn aber. Bechſtein, Thüring. Sagenſchatz IV. 23. Dem Kaiſer Friederich im Kyffhäuſer iſt als Haushälterin die Königin Holle beigeſellt. Sommer, ſächſ. Sagen I. S. 6.

In vielen Sagen enthält das Trinkhorn oder der Becher einen dem ſterblichen Manne tödtlichen Trank. Er kommt als fremder Gaſt zum dämoniſchen Gelage, man bietet ihm einfach nach altdeutſcher Sitte zum Willkomm den Becher, aber eine innere Stimme warnt ihn davor, denn er würde den Tod daraus trinken. W. Müller hat in einer Abhandlung am Schluſſe von „Schambachs und Müllers niederſ. Sagen“ auf Perſophone hingewieſen, die in der Unterwelt bleiben muß, weil ſie nur ein wenig Speiſe (Granatkörner) darin gekoſtet hatte. Nach der nordiſchen Sage von Thorkill darf derſelbe in Gudmunds Reich nicht eſſen. Nach v. Tettau und Temme, oſtpreuß. Sagen Nr. 146 muß Einer beim Teufel bleiben, weil er „mit ihm gegeſſen und getrunken" hat. Bei Schöppner, bair. Sagen Nr. 1064 ſtirbt zu Wallenroden eine Magd, weil ſie bei einer Geiſtermahlzeit mitgetrunken. Ebenſo eine Sage vom Rodenſtein. Wolf, Zeitſchr. I. 32. Eine vom See von Köpenik. Kuhn, märk. Sag. 305. Vgl. auch Cavallius, ſchwed. Märchen 265, 282.

Oft verwandelt ſich der Geiſterwein im Becher in hölliſches Feuer. Der Thüringer Landgraf Ludwig gerieth nach ſeinem Tode in einen tiefen Brunnen, worin ihm der Teufel einen vollen Keller und volle Speiſekammern zeigte und einen Becher aufdrang, aus dem er das hölliſche Feuer in ſich trinken mußte. Caesar. Heisterb. XII. 2.

Graf Otto von Oldenburg verirrte, indem er einem Reh nachjagte, und war vor Hitze ſehr erſchöpft. Da trat zu ihm aus dem Ochſenberge heraus eine ſchöne, prächtig geputzte und bekränzte Jungfrau und reichte ihm ein vergoldetes Trinkhorn aufs Pferd. Der Graf hatte großen Durſt, die Sache kam ihm aber doch unheimlich vor, er ſchüttete daher das Trinkhorn hinter ſich und ſiehe, die Tropfen, die auf ſein weißes Pferd fielen, brannten es wie Feuerfunken. Da wollte die Jungfrau das Horn wieder haben, allein der Graf behielt es und ſprengte davon. Es wurde noch lange Zeit im Hauſe Oldenburg aufbewahrt. Hamelmann, oldenb. Chronik 1595. I. 10. Hippel rel. cur. I. 33. II. 503. Grimm, deutſche Sagen Nr. 541. Döbenek, Volksglauben I. 83. Das Oldenburger Horn, das als das mythiſche in Copenhagen gezeigt wird, ſoll nach Juſtis Vorzeit 1838. S. 250 unter Chriſtian I. verfertigt worden ſeyn.

In andern Sagen ſteht die Jungfrau nicht allein, ſondern tritt aus einer Menge von andern heraus, welche luſtig tanzen und bankettiren, wie im Venusberge oder wie beim Hexenſabbath. So erſcheint die Oldenburger Hornſage ſelbſt modificirt in einer Sage bei Kuhn, nordd. Sagen Nr. 337., wo in derſelben Gegend der Müller Jan unter tanzende Elben geräth, die ihm einen ſilbernen Halbkrug mit Wein reichen, den er ihnen raſch entführt. Wieder nach einer andern Sage ließ einmal ein Männlein aus dem Ochſenberge einen Bierkrug in einem Hauſe ſtehen, wo er Bier geholt hatte und dieſer Krug brachte nachher dem Hauſe Glück. Happel, rel. cur. II. 525. Tharſander, Schauplatz 411.

Im nordweſtlichen Deutſchland findet man in vielen Kirchen Becher, von denen die Sage geht, ſie ſeyen ganz auf dieſelbe Weiſe den Elben, Zwergen oder Unterirdiſchen entriſſen worden. So in der Kirche zu Aargrup ein den Elben entriſſener goldener Becher. Keightley, Feen von Wolff I. 191. Ein gleicher in der Kirche zu Viöl, von einem Gaſtmahl der Unterirdiſchen vor einem Hügel durch einen Bauern zu Pferde ganz ſo wie das Oldenburger Horn entführt. Müllenhoff, holſt. Sagen Nr. 402. Daſelbſt wird die ganz gleiche Sage erzählt vom Goldhorn in der Kirche zu Rackebüll, Nr. 403 von einem Becher aus dem Berge bei Tensbüttel, Nr. 404 von einem Horn der Büſumer Brandgilde, das einer zum Geſchenk erhalten, als er den Streit zweier Geiſter über einen Schatz geſchlichtet hatte.

Auch im ſchottiſchen Kronſchatz bewahrt man einen Becher auf, den ein Bauer, als er bei Nacht reitend an einem Berg vorüberkam, den Berg offen fand und zu einem Gaſtmahl der Geiſter gerieth, die ihm den Becher darboten, in raſcher Flucht davongetragen hatte. Guillem. Neubrigensis rer. Anglic. I. 38. Ueber einen goldenen Becher, den Einer von einer Geiſtermahlzeit auf dem Wisherad zurückbehielt, vgl. die Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 154. Noch ein Beiſpiel von einem Mezger, der einen Becher von der Geiſtermahlzeit mitbrachte, bei Bodini, daemonomania p. 108.

Svend Felding, ein Däne, ritt einſt bei einem Hügel vorbei, an dem die Elben tanzten. Eine reichte ihm das Trinkhorn. Er goß es aus und nahm es mit. Sie lief ihm nach, bis er an einen Fluß kam, durch den ſie ihm nicht folgen konnte. Da bat ſie ihn inſtändig, ihr das Horn wieder zu geben und bot ihm dafür an, was er wünſchen würde. Er verlangte nun und erhielt die Stärke von 12 Männern, aber auch den Hunger derſelben. Noch lange nachher zeigte man den großen Keſſel, aus dem er zu eſſen pflegte. Dän. Kämpewiſer I. 150. Lange, Unterſuchungen S. 410. Thiele, dän. Sagen I. 267. Von einer Zwergenmahlzeit auf dem Schloß Pleſſe brachte einer alle Taſchen voll Gold zurück und hatte auch aus einem Becher köſtlichen Wein trinken dürfen. Gottſchalk, Ritterburgen I. 221.

Zuweilen iſt das Geiſtermahl in einem geſpenſtiſchen Schloß oder Gaſthaus, zu dem ein Reiſender gelangt und das den andern Morgen verſchwunden iſt, ganz gemäß den Hullahöfen in Schweden (den Wohnungen der Frau Hulla, fruchtbare und paradieſiſche Oaſen in öden Steingegenden, die plötzlich wieder verſchwinden, gleichſam der ambulante Venusberg). Insgemein ſitzt der Reiſende mit zu Tiſch und hat gerade den Becher in der Hand, als der Geiſterſpuck verſchwindet, und ſo behält er den Becher. Bei Verrebroek ſagte der Gaſt, indem er trinken wollte: Gott geſegne es! da verſchwand das geſpenſtiſche Mahl mitſammt dem Hauſe und er ſaß auf einem Haſelſtrauch mit dem Becher allein. Wolf, niederl. Sagen Nr. 382.

Berühmt iſt beſonders die däniſche Sage von einem Edelmann, der unter Friedrich III. nach Flensburg reiste und unterwegs in ein geſpenſtiſches Gaſthaus kam, wo kein Menſch zu erblicken war, bis auf einmal von der Decke herab einzelne Glieder fielen, die ſich unten zu Menſchen zuſammenſetzten und eine glänzende Geſellſchaft bildeten. Mit dieſen zu Tiſch ſitzend ſollte er Beſcheid thun, als er aber den großen ſilbernen Becher anſetzen wollte, betete er zuvor inbrünſtig, da verſchwand der Spuck und er behielt den Becher. Francisci Proteus S. 426. Bräuner, Curioſ. 336. Grimm d. S. 176. Müllenhoff 295. Eine ganz ähnliche Geſchichte wird von dem ſchottiſchen Fähnrich Sinclair erzählt, der zu Karl XII. reiste. Hier iſt aber der Schauplatz ein Berg bei Beitſch in der Lauſitz. Gräve, Sagen S. 180. Dieſelbe Sage von der Funkenburg in v. Steinau, Volksſagen S. 282. Von einer ungenannten Burg in den Unterredungen aus dem Reiche d. Geiſter II. 155.

Der Raub des Trinkhorns erſcheint in den Sagen zuweilen gefährlich. Ritter Herwe Ulff gerieth zu Weihnachten zu einem Bergfräulein, die ihm ein Horn reichte, welches ihn ſo entzückte, daß er, um das Horn zu erbeuten, der Jungfrau das Haupt abſchlug. Das Horn wurde in der Kirche zu Weriö aufbewahrt. Puttmann, nordiſche Elfen S. 93. Afzelius, Volksſ. II. 354. Abermals zu Weihnachten, im Jahr 1490 hörte der Knecht Lars draußen eine ſchöne Muſik, tritt hinaus und kam zu einer tanzenden Geſellſchaft, der er ein Trinkhorn und eine Zauberpfeife raubte;

allein er wurde verfolgt und ſtarb bald, über ſein ganzes Haus kam Unglück, daſ. 94. Webderkop, Bilder aus dem Norden I. 324. Afzelius, Volksſ. II. 335 f. Die Weihnachtszeit iſt bedeutſam, weil in der Regel an den Solſtitialtagen die ſonſt unſichtbare Geiſterwelt ſichtbar wurde. — Im Zangenberge bei Marklissa gerieth Einer am Jakobitage zu einem Geiſtermahl und lauſchte, aber durch Nieſen verrathen, erregte er großen Unwillen bei den Geiſtern, die plötzlich verſchwanden. Einer hatte im Zorn einen Becher nach ihm geſchleudert, den er als Beute mitbrachte. Gräve, Volksſag. d. Lauſitz S. 101.

Zu Rönneby unfern Swinemünde verwüſteten die Hexen in der Walpurgisnacht einem Gutsbeſitzer die Felder. Ein Knecht lauerte ihnen auf und fand, wo ſie ſich zu verſammeln pflegten, ein kunſtreiches Horn, das er dem Herrn brachte. Zur Rache wegen dieſes Raubes ſteckten die Hexen ihm das Haus dreimal in Brand. Kuhn, norddeutſche Sagen S. 26.

Zuweilen bekommen die Geiſter das ihnen entriſſene Gefäß zurück. Nach Müllenhoff, holſtein. Sagen Nr. 402 wurde ein den Unterirdiſchen bei ihrem Gelag entriſſener Becher als Altarkelch zu Jordkirch in der Kirche gebraucht. Da kam nach langer Zeit einmal ein alter armer Bettler, trank daraus und war mit ihm verſchwunden. Daſ. nach Nr. 403 holten die Zwerge in der Neujahrsnacht den Becher wieder aus dem Hauſe des Bauern, der ihn geraubt, indem ſie ein Geſchrei des Viehes veranlaßten, bei dem alle anweſenden Menſchen nach dem Stalle liefen und die Stube leer ließen. Nach einer andern Sage daſelbſt befahl man dem Knaben, der den ſchlafenden Unterirdiſchen einen Becher geraubt, ihn denſelben zurückzubringen.

An das Horn knüpft ſich Glück. Ein guter Geiſt in England reichte es jedem Dürſtenden, bis es einmal Einer ihm entriß und mitnahm. Da verſchwand der hülfreiche Geiſt aus der Gegend. Als es der König von England erfuhr, ließ er den Räuber des Bechers hinrichten. Gesta Rom. 161. Gervasius Tilber. III. 60. In einer Zwergenhöhle im Süntel fand ein Holzleſer täglich drei Groſchen, als er aber einmal einen Becher von da mitnahm, fand er nie mehr etwas. v. Falkenſtein, Kaiſerſagen S. 246. An einen Becher, der von einer Fee geſchenkt worden war, knüpft ſich das Glück des Hauſes Edenhall, bis ein Lord des Hauſes im

Uebermuth das Glück verſuchte und den Becher zerbrach. Bekanntes Gedicht von Uhland.

Der Becher hat wohl urſprünglich eine heilige Bedeutung gehabt. Auf der Inſel Rügen in der Stubbenkammer befindet ſich die ſ. g. „Höhle der ſchwarzen Frau“. Darin ſteht mitten in Flammen ein goldener Becher, der von der ſchwarzen Frau gehütet wird. Ein Miſſethäter, dem man für dieſes Wagſtück das Leben geſchenkt, drang durch die Flammen und holte den Becher, der in der Kirche zu Bobbin aufbewahrt wird. Die ſchwarze Frau jammerte, nicht bei dieſer Gelegenheit erlöst worden zu ſeyn und ſtatt der weißen Taube, die ſonſt vor der Höhle wachte, wacht jetzt ein ſchwarzer Rabe. Temme, Volksſagen von Pommern Nr. 212. Die Flammen weiſen auf die Waberlohe, die ſchwarze Frau auf Brunhild hin. — Auch in einem Hügel bei Aufſtetten ſoll ein goldener Kelch ſtehen, bewacht von einem ſchwarzen Hunde. Mone, Anz. VIII. 62. — Walkyrienhaft erſcheint das Fräulein von Windek, zu der ein jagender Ritter durch einen Hirſch hingelockt wird. In der Ruine der alten Burg tritt ſie ihm lächelnd mit einem Becher köſtlichen Weins entgegen. Er trinkt und trinkt ſich Liebe ins Herz, daß er weder leben noch ſterben kann, bis die Jungfrau ihm zum zweitenmal erſcheint und im Kuſſe tödtet. Schreibers Sagen I. Nr. 60.

8.

Der Spielmann beim Geiſtertanz.

In vielen deutſchen Sagen iſt es ein wandernder Spielmann, der zu einem Geiſtergelage und Tanze kommt und aufgefordert wird, zum Tanz aufzuſpielen. Das häufige Vorkommen dieſes Spielmanns iſt ſchwerlich zufällig. Es ſteht vielleicht im Zuſammenhang mit der Vorſtellung von einem dämoniſchen Spielmann, deſſen zauberhaftes Spiel die Lebendigen ins Todtenreich hineinlockt. Der ſterbliche Spielmann, der den Todten aufſpielen muß, iſt gleichſam nur das humoriſtiſche Gegenbild zu jenem unſterblichen, von welchem letzteren wir ſchon gehandelt haben.

Die Geſellſchaft, zu welcher der wandernde Spielmann geräth, iſt dieſelbe, wie im vorigen Capitel. Man muß dabei an die Walhalla, oder an die tanzenden Elben und Hexen denken. So war es derſelbe Kyffhäuſerberg, deſſen oben ſchon gedacht iſt, in den einmal einige Spielleute geriethen und vor dem im Berge hauſenden Kaiſer Friedrich ſpielen mußten. Sie empfingen zum Lohn einen Pferdekopf, eine Pferdekeule und Knochen, die aber draußen zu Gold wurden. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 247. 5. Auf dem alten Schloß Windek mußte einmal ein Jäger, einer Geſellſchaft von zwölf Rittern und Damen zum Tanze ſpielen. Schnezler, badiſche S. II. 162. Nach einer von Stewart aufgezeichneten ſchottiſchen Sage mußten einmal zwei Geiger zu einem Elbentanze ſpielen. Als ſie heimkamen, waren zweihundert Jahre vergangen. Grimm, iriſche Elfenmärchen XXV. Das beweist, es handle ſich hier vom Leben in der Geiſterwelt, das nach einem ganz anderen Maßſtab zu meſſen iſt, als das irdiſche Leben des Menſchen. Die Geſchenke von Pferden und Knochen wiederholen ſich in mehreren Sagen. Ein Spielmann, der auf dem Baßberge ſpielte, brachte einen Becher mit, der aber zu einem Pferdehufe wurde. Stöber, Elſäß. Sagenbuch Nr. 224. Ein anderer brachte einen Fidelbogen und Todtenknochen mit. Wolf, niederl. Sagen Nr. 189. Ein Geiger vom Windberge bei Dresden glühende Kohlen, die aber zu Golde wurden. Ziehnert, Sachſens Volksſagen I. 2. Ein anderer bekam von den tanzenden Hexen, denen er bei Puttgarden aufgeſpielt, eine Geige zum Geſchenk, die aber zu einer todten Katze wurde. Müllenhoff Nr. 293.

Nach Müllenhoff Nr. 294 bekommt ein anderer zu Wilſter von den Hexen einen großen ſilbernen Becher, in den die Namen der Hexen eingeſchrieben waren, zufällig in ſeine Gewalt, indem die Glocke eins ſchlägt und aller Zauber plötzlich verſchwindet. Ein anderer ſpielt in einem geſpenſtiſchen Schloſſe und erwacht im Walde von Niederbrekel (erinnert an den Broken oder Bloxberg). Wolf, niederl. Sagen Nr. 383.

Ein berühmter Spielmann, Vollarc, zog mit ſeinen Gefährten zu einer vornehmen Hochzeit in Sachſen. Unterwegs geſellte ſich einer zu ihnen, der ſich Neithart nannte und ſie auf ſein Schloß einlud, wo er ſie herrlich bewirthete, ihnen nach der Mahlzeit aber ſagte, die Schätze, die ſie hier ſähen, ſeyen alle der Kirche, den Wittwen und Waiſen geraubt. Da entſetzte ſich Vollarc und betete mit ſeinen Gefährten. Neithart entließ ſie mit reichen Geſchenken, als aber Morgenluft wehte, fanden ſie ſtatt des Goldes nur Spinnweben in ihren Säcken und eben ſo leer und öde waren ihre Magen und die ihrer Pferde, denn alles, was ſie verzehrt hatten, war nur Wind und Schein geweſen. Erzählung des Mönchs Otloch in Pez, thes. anecd. III. 2. 609.

Häufig befindet ſich der Spielmann, wenn der nächtliche Spuck verſchwunden iſt, des Morgens auf dem Galgen reitend. Ich halte dieſen Zug für rein humoriſtiſch, obgleich der Galgen allerdings auf entfernte Weiſe auch auf das Todtenreich bezogen werden kann. Ein Spielmann wurde von einer ſchönen Dame eingeladen, ihr zum Tanze zu ſpielen, empfing dafür einen Becher mit Wein und ſagte: was iſt das für ein guter Wein, geſegne dich Gott dafür! Bei dem Namen Gottes aber verſchwand die Schöne und der Spielmann ſaß, den Becher in der Hand, auf dem Galgen. Philo, Magiologia. S. 647. Ganz ebenſo in Wolfs deutſchen Märchen Nr. 155 und in einer Sage von Antwerpen in deſſen niederl. S. Nr. 384. So auch wieder in einer Sage von Schweidnitz. Melissantes, orogr. 679. Von Weilſtadt. Mone, Anz. VII. 370. Vgl. Anhorn, Magiologia II. 647. Brandles Narrenkurzweil, Inſpruck 1695. S. 75. Bei Blonhofen ſitzt der Spielmann auf dem Galgen mit einem Glasſtückchen, das er vom Geiſtergelag behalten, das ſich aber in Gold verwandelt. v. Steinau, Volksſagen S. 123. Bei Balzers ſitzt er auf dem Galgen und behält ſtatt des mitgenommenen Bechers nur einen Kuhfuß in der Hand. Schweizerblätter 1832. S. 21.

Nach ſchwäbiſcher Sage bei E. Meier, Nr. 147. 50 hat der auf dem Galgen ſitzen gebliebene Spielmann dem ſ. g. Muotisheer aufgeſpielt. Dieſes durch die Luft ziehende Heer wird insgemein mit dem wilden Heer identificirt, ſcheint mir aber mehr einen elbiſchen Charakter zu haben.

Eine der anmuthigſten hieher gehörigen Humoresken iſt die vom bucklichen Spielmann, der des Nachts unter die tanzenden Elben geräth und ihnen aufſpielen muß, wofür ſie ihm zum Dank den Buckel abnehmen, alſo daß er ein ganz ſchöner Mann wird. Ein anderer Spielmann beneidet ihn, ſucht gleichfalls die Elben auf und bekommt zum Spott den Buckel des erſten. Aus der Gegend von Aachen in Wolfs deutſchen Märchen Nr. 348. Nach einer andern Sage von Calkaer gerieth der bucklige Spielmann in eine hexenhafte Katzengeſellſchaft, und ſein neidiger Kamerad, der gleichfalls buckelig war, bekam beide Buckel. Daſ. Nr. 349. Vgl.

Reumont, Rheinlandsſ. N. Aufl. S. 78. Ganz ähnlich in Sommers ſächſ. Sagen I. 82. Dieſelbe Sage iſt in dem breslauiſchen Erzähler von Fülleborn auch in die Rübenzahlſagen aufgenommen worden, wahrſcheinlich nur willkührlich. Sie findet ſich auch in Vonbuns Volksſagen aus Vorarlberg S. 29. Aehnlich eine iriſche Sage in Grimms iriſchen Elfenmärchen 12 und eine engliſche Ballade, überſ. von Baggeſen. Nach der letzteren heißt es: Edwin, ein Ritter zu König Arturs Zeiten, war ſehr klug und brav, aber klein, bucklich und häßlich. Verſchmäht von ſeiner Schönen und in Verzweiflung, wurde er vom Elfenkönig Oberon getröſtet, der ihn zu Gaſt lud und beim Gaſtmahl zwar an die Decke werfen ließ, wo er mit ſeinem Buckel hängen blieb und arg verſpottet wurde, ihn aber dafür auch am andern Morgen bildſchön und großgewachſen erwachen ließ, ſo daß er nun leicht das Herz ſeiner Dame gewann. Sein Nebenbuhler Tomling eilte nun auch zu Oberon und wollte noch ſchöner werden, als er ſchon war, aber der Elfenkönig lud ihm Edwins Buckel und alte Häßlichkeit auf.

9.

Von den goldenen Kegeln.

Glückliche, die an den h. Tagen die Geiſterwelt offen ſehen, kommen zuweilen zu geſpenſtiſchen Kegelſpielern und gewinnen dabei einen goldenen Kegel. Das entſpricht vollkommen den goldenen Bechern und Trinkhörnern aus den Geiſtermahlzeiten, und man darf unter den Kegelſpielern urſprünglich Einheriar verſtehen, die ſich in Walhalla mit dieſem Spiel erluſtigen.

Im berühmten Kyffhäuſerberge ſpielt Kaiſer Otto mit ſeinen Rittern Kegel. Ein Hirt kam einmal in der Johannisnacht zu ihnen und gewann einen ſilbernen Kegel. Harrys niederſ. Sagen Nr. 1. Peter Klaus, ein Ziegenhirt, ſuchte ſeine verlorene Ziege in einer Höhle, kam ſo in das Innere des Kyffhäuſers und ſpürte, daß es Hafer auf ihn regne. Dieſer fiel aus dem Stall der unterirdiſchen Roſſe auf ihn. Er ſtieg weiter und kam in einen Hof, wo die Helden kegelten. Er mußte ihnen die Kegel aufſetzen, und als er fertig war und herauskam, waren 20 Jahre vergangen. Büſching, Volksſ. 327. Vgl. Bechſtein, Thür. IV. 31. Auch auf dem Teufelſtein bei Hohen-Kränik in Pommern ſpielt der Teufel am

Johannistag Kegel. Temme Nr. 184. Statt des Johannistages wird in Gräves Volksſagen der Lauſitz S. 69 ausdrücklich der Allerheiligentag im Spätherbſt als der bezeichnet, an welchem bei Oberwitz das Rieſenvolk, das einſt hier, die Götter höhnend, fraß und ſoff und goldene Kegel ſchob, im Berge verſunken ſeyn ſoll. Ein Feuer heißt es, kam vom Monde her und begrub ſie.

Oft ſind es die Vorfahren fürſtlicher oder ritterlicher Geſchlechter, die unter den Ruinen ihrer Stammburgen kegeln. Auch das läßt ſich auf die Walhalla deuten, in der nach dem Tode alle edeln Helden aufgenommen wurden. So kegeln die alten Herzoge von Zähringen in der Ruine Kyburg mit goldenen Kegeln. Schnezler, Bad. Sag. I. 367. So Margarethe Maultaſch mit ihren Helden unter ihrem Schloſſe bei Botzen. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 218. Die alten Tempelherren ſchieben Kegel in der Iburg. Schnezler II. 244. Baader Nr. 142. Geſpenſtiſche Ritter in der Ruine Iſchl (ſchriftliche Notiz von Zingerle). Auf Stockenfels, Schöppner Nr. 551. Müller, bair. Sagen S. 54. Zu Alteberſtein, Mone, Anz. V. 414. Zu Bregenz und Rankweiler, Vonbun, vorarlb. Sagen S. 62.

Ein Schmied ſah einſt ſtarke Männer mit eiſernen Kugeln kegeln, bekam eine ſolche Kugel zum Geſchenk und fand nachher, daß ſie im Schmiedfeuer zu Golde wurde. Wolf, d. Götterlehre S. 122. Auch Rübezahl beſchenkte einmal einen Armen mit einem Kegel, der zu Golde wurde. Im Schloſſe Rupenberg bei Chur kegelten einmal geſpenſtiſche Ritter. Ein junger Burſch kam dazu, kegelte mit und warf alle neun. Da er aber vor Freude rief: „Jeſus, alle neun!“ verſchwand alles. Insbrucker Phönix 1851 S. 271. Seltſam iſt die Sage vom Geisberge, auf dem man noch immer einen geſpenſtiſchen Trompeter blaſen hört. Derſelbe gerieth einſt hier unter Räuber, die ihn tödteten und aus ſeinem Kopf eine Kugel, aus ſeinen Gliedern Kegel machten. Der Kurfürſt von Mainz hatte die fernen Töne des Trompeters gehört und ließ die Räuber fangen. Henninger, Naſſau in ſ. Sagen I. 221.

In den Münſterſchen Sagen 1825 S. 214 kommt ein hübſches Volkslied vor, worin es heißt: im Himmel wird Kegel geſchoben, Engel ſetzen auf, Magdalena deckt den Tiſch, Anna Maria backt den Fiſch, David ſpielt die Harfe. In dieſem chriſtlichen Scherzliede ſcheint eine Erinnerung an die alte Walhalla enthalten zu ſeyn.

Oeſters erwähnt die Volksſage nur goldene Kegel, die unter der Erde verborgen liegen. So im Drachenfels bei Dahn in der Pfalz. Schöppner Nr. 948. Im Schloß Homburg, im Belchen, auf der Hochburg. Baader Nr. 8. 38. 67. 152. Im ſchwarzen See bei Villanders in Tirol. (Schriftl. Mittheilung von Prof. Zingerle). Ein ſilbernes Kegelſpiel ſoll im Brunnen bei Pirmaſens liegen, von einer feuerſpeienden Kröte bewacht, Panzer I. 197. Auch auf dem Schloſſe Sulzberg im Canton St. Gallen haust eine Kröte und hört man geſpenſtiſches Kegeln. Dieſe Kegeltöne ſcheinen ſich, je mehr man ihnen nachgeht, zu entfernen und verlieren ſich endlich im Schloſſe Rorſchach. Schwab, Ritterb. d. Schweiz III. 309.

Statt der Kegel kommen auch eiſerne Karten vor, mit denen der Zauberer Feilenhauer auf dem ſ. g. Tiſch, einem Felſen beim rothen Schloß oder Waldſtein ſpielt. Ruinen im Fichtelgebirge 1795 S. 125. Auch im Schwarzwörthberg ſpielen Ritter mit eiſernen Karten und trinken aus eiſernen Bechern. Schöppner Nr. 1291. Drei geſpenſtiſche Männer ſpielen Karten im Floßberg bei Altenſtein. Thüringen und der Harz II. 48. Vier ſchwarze Männer unter dem Muſchwillerſee, wobei ein ſchwarzer Hund an goldener Kette. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 288. Pöpel (vermummte Geiſter) ſpielen mit eiſernen Karten im Drudenloch bei Coburg. Schöppner Nr. 1027. In einem finſtern Wald in Ungarn. Sommer, ſächſ. Sagen I. S. 56. — Dieſe Karten dürften eine Erinnerung an die goldenen Tafeln enthalten, womit die Aſen in der Urzeit ſpielten, die ſie aber verloren und die erſt in Gimil, der neuen Welt, wieder gefunden werden, nach Voluſpa 60.

10.

Die Sagen vom uralten Weinkeller.

Die Sage kennt in Bergen, in denen Schätze liegen oder ein unterweltliches Reich verborgen iſt, häufig auch einen Keller mit uraltem Weine, der ſich in durch ſeinen eigenen Weinſtein gebildeten Fäſſern erhalten hat, nachdem die hölzernen Dauben längſt abgefault ſind. An den heiligen Tagen durchdringt der würzhafte Duft dieſes Weines den Berg oder gelangen Menſchen ins Innere und werden mit einem Trunke beſchenkt.

Es mag ſeyn, daß die Erinnerung an ehemalige Keller zerſtörter Burgen hier mit im Spiele iſt; doch deutet die öftere und gleichartige Wiederkehr der Sage auf einen mythiſchen Urſprung. Zur Walhalla, in der die ſeligen Helden trinken, gehört nothwendig auch ein Keller. Dieſen finden wir denn auch mit unzweifelhaften Walhallaſagen verbunden. Im Kyffhäuſerberge, in welchem der alte Kaiſer mit ſeinen Helden ſchläft, wird nicht blos geſchlafen, ſondern auch gezecht und der alte Kaiſer hat für ſeine Helden einen Keller. Ein Mädchen, das zu einem Taufſchmauſe Wein holen ſollte, wurde auf den Kyffhäuſer gewieſen, wo ſie wirklich in einem uralten Keller eine alte Schaffnerin fand, die ihr Wein gab und ihr auch wieder zu kommen erlaubte, jedoch unter der Bedingung, daß ſie nie ſage, woher der Wein komme, und daß er nie verkauft werde. Ihr Vater aber verkaufte den Wein und mußte ſterben. Ottmars Sagen 134. Büſchings Volksſ. 320. Aus demſelben Berge brachte einmal ein Männlein jungen Leuten Wein, um auf des Kaiſers Geſundheit zu trinken. Bechſtein, Thüring. Sagenſchatz IV. 34. Ein gleicher Weinkeller findet ſich auch auf dem Kaiſer Karlsberge, wahrſcheinlich weil hier Karl ebenfalls als ſchlafender Kaiſer gedacht wird. Man hört aus dem Berge zuweilen ſchöne Muſik, was wieder nicht auf Schlaf, ſondern auf Gelag und Luſt hindeutet. Ein Männlein aus dem Berge hat einmal einen Bäckerjungen, täglich einen Korb voll Brod in den Berg zu bringen und führte ihn in einen herrlich erleuchteten Saal, in dem eine Menge geharniſchter Krieger ſchliefen. Der Knabe brachte täglich das Brod, als es aber die Meiſterin merkte und ihm drohte, verſchwand er und kam nicht wieder. Mone, Anz. V. 174.

Bei Salurn, dem letzten deutſchen Ort in Tirol, fand unter alten Schloßruinen 1688 Chriſtoph Patzeber einen tiefen Keller, worin drei uralte Männer ſaßen, die ihm erlaubten, zwei Krüge mit köſtlichem Wein aus den daliegenden Fäſſern zu füllen. Er durfte das nachher noch mehreremal wiederholen, als er aber den Verdacht des Rathes erweckte und man dem Geheimniß nachſpürte, wurde der Keller nicht mehr gefunden. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 581. Nachricht von Geiſtern 1757. S. 66. Grimm, d. Sagen Nr. 15. Zwiſchen Botzen und Salurn auf hohem Berge hauſt ein Zauberer in einem Schloß mit einem Keller voll köſtlichen Weins. Ein Bauer durfte einmal davon holen, als er aber zum zweitenmal kam fand er das Schloß nicht mehr. Schriftliche Mittheilung von Prof. Zingerle in Inſpruck. Auch im Untersberg bei Salzburg, in dem Kaiſer Karl hauſen ſoll, befindet ſich ein Weinkeller. Als einmal ein Bauer mit einem Wagen voll Wein vorbeifuhr, bewog ihn ein Männlein in den Berg zu fahren und den Wein dort abzuladen. Er ſah darin viele Herren und Damen und bekam zum Lohn einen ſchweren Beutel Gold, das nie abnahm. Auerbacher, Büchlein für d. Jug. S. 214. Schöppner I. Nr. 6.

Im Kaiſerſtuhl bei Freiburg wird neben dem Kellermeiſter auch noch wie im Kyffhäuſer eine Frau genannt, die den herrlichen Wein ausſchenke. Schnezler, bad. Sagenbuch I. 275. Nicht weit davon auf der Burg Windek an der Basler Straße lag einmal ein Jäger und ſehnte ſich dürſtend nach dem hier in der Tiefe verborgenen Wein. Da trat eine reizende Jungfrau an ihn heran mit einem Becher des uralten Feuerweins; davon aber ward er ſo liebetrunken, daß er vor Sehnſucht ſtarb. Daſ. II. 151. Auch in dem ſagenreichen Thurmberg bei Durlach ſoll ein Weinkeller liegen, daſ. II. 374.

Auf der Arndburg, einer Ruine in den Vogeſen, ruhte einſt ein armer Köhler aus und litt bei der großen Hitze Durſt. Da ſtieg ein Weingeruch lieblich zu ihm auf und er ſeufzte: ach, wenn ich doch einen Trunk von dem Wein hätte, der da unten liegt. Da trat der Geiſt des ehemaligen Kellermeiſters in der Burg zu ihm und gab ihm einen Becher voll köſtlichen Weins. Er ſagte, er müſſe noch zweihundert Jahre zur Strafe umgehen, weil er in ſeinem Leben dieſen köſtlichen Wein mit Waſſer verfälſcht habe. A. Schreibers Sagen aus den Rheingegenden II. Nr. 19. Stöber, Elſ. Sagenb. 384. 574. — Solche unterirdiſche Weinkeller kennt die örtliche Volksſage noch bei Grötzingen, im Heidenkeller bei Eiſingen, unter der berühmten Burg Weibertreu bei Weinsberg, unter dem Gotthardsberge bei Amorbach, im Haßlacher Thal. Baader, bad. Sagen Nr. 225, 248, 291, 384, 396. Bei Wolfartsweier, Mone, Anz. VIII. 305. Baader Nr. 220. Unter der Randenburg. v. Herrlein, Sagen des Speſſart S. 79. Bei Hohenfels am Donnersberge, Schöppner Nr. 825. Unter Tannenberg, Wolf, heſſ. Sagen Nr. 80. Unter der Hunnenburg bei Butzbach. Dieffenbach, Urgeſchichte der Wetterau S. 278. Unter der alten Jörgenburg bei Walldürn.

Mone, Anz. VIII. 178. Unter der Dietrichsburg bei Birſtein. Landau, Kurheſſen S. 615. Unter dem Heiligenberge bei Helsberg in Heſſen, wo ein Schäfer, betäubt von dem herrlichen Weinduft, den Wein auslaufen ließ. Lyncker, deutſche Sagen Nr. 196. Unter der Oſterburg bei Themar, Gottſchalks Ritterburgen Nr. 92. Unter der Altenburg auf dem Arnsberge, desgl. unter Liebenſtein. Thüringen und der Harz IV. 93. VIII. 144. Unter der Kunizburg bei Jena. Mone, Anz. VI. 394. Ein Weinkeller mit zwölf Fäſſern in einer wüſten Kirche bei Reichenau. Ziehnert, Sachſens Volksſagen III. 167. Desgl. bei Triptis in Sachſen, wo Graf Wiprecht von Groitſch einſt Hof gehalten haben ſoll. Bald nach dem ſiebenjährigen Kriege ſollen hier zwölf Fäſſer gefunden worden ſeyn mit nur noch wenig, aber köſtlichem Wein. Muſeum d. Wundervollen XII. 56. Auch unter dem alten Kloſter Chorin in der Mark ſoll ein Weinkeller liegen. Kuhn, märk. Sagen Nr. 189. Ein unterirdiſcher Bierkeller zu Thyrenberg ſoll ſich nur am Johannistage öffnen. Hier iſt eine Jungfrau verwünſcht, die an ihrem Hochzeittage ſo viel Bier brauen ließ, daß der Burggraben davon voll wurde. Müllenhoff Nr. 464. Ein Weinkeller unter Helfenſtein in Böhmen, Grimm d. Sagen Nr. 106. Unter der Burg Altöſtreich. Sartori, Burgveſten Oeſtreichs II. 10.

Die Sage kennt auch einen unterirdiſchen Küfer, der in den heiligen Zeiten der Sonnenwende klopft, zu Aſchaffenburg, v. Herrlein Sagen des Speſſart S. 19. Am Perchtentage (6. Jan.) am Lindenbrunn zu Waldhauſen bei Wertheim. Schnezler, bad. Sag. II. 637. Unter dem Falkenſtein im Philippsburger Thal klopft er nur, um ein gutes Weinjahr anzuſagen. Stöber, Elſäßiſches Sagenb. 388. Auch unter dem Büttenfels klopft ein unſichtbarer Büttner. Helfrecht, Fichtelgebirge, 154. Das Klopfen erſter Art erklärt ſich aus dem Umſtande, daß überhaupt, wofür unzählige Beweiſe in den Sagen vorliegen, an den heiligen Tagen der Sonnenwende das ſonſt verborgene Geiſterreich den Menſchen ſichtbar und hörbar wird. Das Klopfen zweiter Art läßt ſich recht gut auf den Kellermeiſter der Walhalla deuten, der, indem er die alten Götter bedient, ſich auch freut, einmal den Menſchen einen guten Trunk verheißen zu können.

Jener Küfer iſt vielleicht daſſelbe Weſen, von dem das Sprichwort „wo Barthel Moſt holt“ herrührt. Grimm d. Myth. 483

hält ihn für einen Hausgeiſt, der auch unter dem Namen Schmutzbartel vorkommt. Man darf an den chriſtlichen Bartholomäus denken, deſſen Tag (24. Aug.) in die Zeit fällt, in der man ungefähr weiß, ob der Wein in dieſem Jahr gerathen wird oder nicht. Inzwiſchen ſteht der Name auch in direkter Verbindung mit dem wilden Jäger. In Widmanns handſchriftl. Chronik von Schwäbiſch Hall (im ſtatiſtiſch-topogr. Bureau in Stuttgart) werden die Eulenſpiegelſtreiche eines gewiſſen Peter Duffenbach aus dem 14. Jahrhundert erzählt und heißt es unter anderem, derſelbe habe ſich einmal als Braechtelde mit dem wüthenden Heer" vermummt und mit einem Jägerhorn und weißem Hut angethan ſich auf ein weißes Roß geſetzt. Dieſer Name Brächteld entſpricht dem alten Berchtold im Heldenbuch und iſt vielleicht eine ältere Benennung des Odin in Deutſchland, ſo daß ihm die Göttin Berchtha entſprechen würde, wie Frigg dem Odin.

11.

Von den Geiſterſchlachten.

Wie die Geiſtermahlzeiten, die nur ſelten und zwar an heiligen Tagen, an denen überhaupt die unſichtbare Geiſterwelt ſichtbar wird, von Sterblichen geſehen werden, ſo ſind wahrſcheinlich auch die Geiſterſchlachten, die unter ähnlichen Umſtänden nach der Sage zuweilen wahrgenommen werden, auf Odins Walhalla zurückzuführen. Denn, wie ſchon bemerkt, iſt es die Hauptſeligkeit, deren die Einheriar ſich erfreuen, mit einander zu kämpfen, bis ſie ausruhend ſich zu Odins Tafel ſetzen und von den Valkyrien bedient, ſchmauſen und trinken.

In den zwölf Nächten, alſo zur Zeit der Winterſonnenwende ſieht man kämpfende Geſpenſter auf einem Moor kommen und bis hinauf zur Ruine Ebersberg fortkämpfen, wo ſie verſchwinden. Bechſtein, fränkiſche Sagen I. 118. Zu derſelben Jahreszeit, am 25. Dezember, ſah man auf dem Beensberg in Schweden zwei Heere, ein blaues und ein rothes, mit einander kämpfen, das rothe aber wurde beſiegt, im Jahr 1701. Meliſſantes, Orographie S. 201. Der Däne Hading wurde von einem Weibe in die Unterwelt geführt und ſah daſelbſt zwei Heere der Todten mit einander kämpfen. Saxo, Gramm. I. 16.

Wenn ſich die Geiſterheere auf der Oberwelt oder gar in der Luft bekämpfen, ſo kann man allerdings vermuthen, es ſey einmal hier eine Schlacht geſchlagen worden, deren Erinnerung die Sage in ſolchen Lufterſcheinungen bewahrt hat. Wenn durch dieſelben ein bevorſtehender Krieg verkündet wird, ſo kann dies auch auf Rechnung allgemeiner Viſionen gebracht werden. Indeß bleibt es Thatſache, daß nach dem alten Heidenglauben die gefallenen Helden in Odins Himmel oder in der Geiſterwelt fortkämpfen, weshalb auch der ſpätere Volksglaube noch darauf zurückbezogen werden darf. Ich möchte hieher auch die berühmte Geiſterſchlacht rechnen, welche Kaulbach gemalt hat. Attila kämpft hier mit ſeinen Helden noch nach dem Tode fort, die Geiſter der Gefallenen erheben ſich über das Schlachtfeld und erneuern die Schlacht in der Luft. So hatte man ſie angeblich kämpfen ſehen nach einer Erzählung des Damascenus aufbewahrt bei Photius 130. Da in Attilas Heer ſelbſt ſo wie gegen daſſelbe deutſche Völkerſtämme gefochten haben, ſo darf man in jener Sage auch altdeutſchen Glauben wieder erkennen. Wenn nach dem deutſchen Heldenbuche Wolfdietrich als alter Greis noch einmal mit den Geiſtern aller derer kämpfen muß, die er während ſeines langen Lebens im Kampf erſchlagen, ſo liegt dem dieſelbe alte Vorſtellung von den Einheriar zu Grunde.

Mit Recht bemerkt Grimm d. M. 902, daß die Stelle bei Tacitus, Germ. 43, wo von den germaniſchen Hariern die Rede iſt, die ihre Feinde nur bei Nacht und gleichſam wie ein Heer aus der Unterwelt angreifen, und eine andere Stelle bei Plinius II. 57, wo von der Erſcheinung von Heeren in der Luft im cimbriſchen Kriege die Rede iſt, ſich auf die uralte Vorſtellung vom wilden Heer beziehen dürften.

Auch bei Sulau kämpfen zwei Luftheere auf dem ſ. g. Schlachtberge. Gödſche, ſchleſ. Sagenſchatz S. 104. Desgleichen zwiſchen Sharl und Warns, Wolf, niederl. Sagen Nr. 226. Ebenſo auf dem Wisherad bei Prag. Unterredungen aus dem Reich d. Geiſter II. 181. Bei Altenſtein. Thüringen und der Harz II. 43. Bei Chemnitz. Lehmann, Erzgebirge 1699 S. 405. Am Scharfenſtein. Henninger, Naſſau und ſ. Sagen II. 55. Bei Frankenberg, wo Kaiſer Karl die Sachſen ſoll geſchlagen haben. Zeitſchr. für heſſ. Geſch. I. 354.

In den Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 512 wird von zwei Geiſterheeren erzählt, die mit einander gekämpft hätten, bis ein „harter Schlag“ wie von einer Glocke ſie in den Berg abgerufen habe. Das erinnert ganz an ein Walhallaſignal, jetzt habe das Turnier ein Ende und es ſey Eſſenszeit. Auch bei Neu-Leiningen kämpfen Heere und verſchwinden dann wieder im Berge. Lehmann, Geſch. d. Kloſter Limburg S. 24. Am Thunerſee iſt ein Kampf zweier Geiſterheere unter dem Namen der „Muſterung auf dem Seefeld“ bekannt. Seefeld heißt eine Alpe am See, aus der zuweilen unterirdiſche Detonationen vernommen werden, wenn der Beatenbach, der in den See fließt, anſchwellt. Jahn, Bern S. 316. Hier iſt der Ausdruck Muſterung von beſonderem Werth, ſoferne darin die Erinnerung enthalten zu ſeyn ſcheint, daß jener Geiſterkampf nicht ernſt gemeint, ſondern nur ein Luſtgefecht ſey. Zwei Geiſterheere kämpfen am Jungenberg bei Mühlhauſen, ein weißes und ein rothes. Stöber, Elſäß. Sagenbuch S. 545. Nächtlichen Schlachtlärm hört man bei Weißenſtein um das alte Schloß Krähenſtein. Mone, Anz. V. 259. E. Meier, ſchwäb. Sagen N. 164. Einer Geiſterſchlacht am Berg Altkonig im Taunus gedenkt Henninger, Naſſau und ſ. Sagen I. 64.

In Happels rel. cur. IV. 571 f. findet man viele Beiſpiele geſammelt von Luftſchlachten und geſpenſtiſchen Heeren. Da ſah man bei Stralſund 1665 zwei Flotten in der Luft kämpfen, 1655 in Schweden zwei kämpfende Heere. 1622 ſah ein Friesländer durch die gehobenen Arme dreier ihm erſchienenen Jünglinge verſchiedene Viſionen, insbeſondere aber ein in Blut badendes Heer; 1624 ſah ein Mann im Anhaltiſchen ein Kriegsheer in durchaus rothen Röcken zur Schlacht ziehen, darunter einen Wagen, den vier weiße Pferde zogen. Nach Horſts Zauberbibliothek II. 316 ſah man 1678 am Harz eine geſpenſtiſche Schlacht. Vgl. auch die Beiſpiele in Francisci höll. Proteus S. 213 f.

Merkwürdig iſt, daß es auch unter den Elfen in Irland zweierlei Heere geben ſoll, die ſich durch rothe und weiße Kopfbedeckungen unterſcheiden. Grimm, iriſche Elfenm. 73.

Solche Heereszüge und Schlachten in der Luft geſehen oder gehört, ſind immer Vorzeichen nahen Krieges, wie beim Rodenſteiner, ſo auch in Norddeutſchland. Müllenhoff, holſtein. Sagen Nr. 341.

12.

Der Roſengarten.

Roſen bedeuten Wunden, der Roſengarten ein Schlachtfeld. Auf der Ebene Ida aber unter der Walhalla, wohin die Einheriar reiten, um ſich tagtäglich aus bloßer Luſt zu bekämpfen, zu verwunden und umzubringen (wovon ſie jedoch immer wieder aufſtehen) iſt der Roſengarten zugleich Schlachtfeld und Paradies. Daran erinnert auffallend „der große Roſengarten“, ein berühmtes Gedicht des deutſchen Heldenbuchs, ſo genannt im Gegenſatz zum „kleinen Roſengarten“ des König Laurin, der wie der Roſengarten Rübezahls das verborgene Elbenreich, alſo wieder einen Himmel bezeichnet. Im großen Roſengarten heißt es, König Gibich habe bei Worms in dieſem Garten ſeine ſchöne Tochter Chrimhild von zwölf Helden hüten laſſen, unter denen Sifrit vorragte. Mitten im Garten ſtand eine Linde, unter der 500 Frauen Schatten fanden. Aus Uebermuth lud Chrimhild den Dietrich von Bern und ſeine Helden zum Kampfe ein. Sie kamen und blieben Sieger über Sifrit und die burgundiſchen Helden. Mag der Dichter hier auch willkührlich mit den großen Helden der Sage umgeſprungen ſeyn, ſo läßt ſich ein Kampf der alten Recken im Roſengarten wohl als einer der Einheriar rechtfertigen. Auch die Sänger auf der Wartburg ſtritten im „flammenden Roſengarten“, ebenſo die zwölf Nürnberger Meiſter. Vgl. Mone, Anz. V. 47. Selbſt die ſo oft auf Bildern wiederkehrende h. Jungfrau „im Roſenhag“ könnte noch eine dunkle Erinnerung an die Himmelskönigin enthalten, vor der die Einheriar ritterlich turniren.

Laurins und Rübezahls Roſengarten auf hohen Bergen, kräuterreich und ſonnenhell, ſtehen offenbar im Gegenſatz mit den tiefen Abgründen, z. B. dem Teufelsgrunde unter Rübezahls Garten im Rieſengebirge. So liegen auch im Fichtelgebirge der Roſenhügel und Höllenberg neben einander. Walther, Topogr. von Bayern S. 168. Ein Roſengarten auch im Thüringerwald. v. Hoff und Jacobs, Thüringerw. I. 440. 592. Auch bei Comburg im Kocherthal. Bei Worms heißt noch jetzt eine Rheininſel das Roſenthal.

Hieher bezieht ſich auch die Sage vom Schloß Roſenſtein im Aalbuch, dem nordöſtlichſten Ausläufer der rauhen Alp zwiſchen

Gmünd und Aalen. Auf dem Roſenſtein ſoll Chriſtus vom Teufel verſucht worden ſeyn, wegen der ſchönen Ausſicht. Nicht weit davon liegt die „Teufelsklinge“, in welche Chriſtus den Teufel hinabgeſtürzt haben ſoll, und auf dem gegenüberliegenden Scheuchberge der „Hergottstritt“, ein rieſenhafter Fußtritt, von Chriſto herrührend, der von einem Berg auf den andern nur einen Schritt gemacht haben ſoll. Bei Regenwetter fließt eine Quelle in der Teufelsklinge mit donnerähnlichem Geräuſch einher. Dann ſagt man, der Teufel rüttle an ſeinen Banden. Gottſchalk, Ritterburgen VI. 206 ff. Hier haben wir Himmel und Hölle beiſammen, Walhalla hier und die Tiefe mit dem gefeſſelten Loki dort.

In einer Genter Handſchrift findet ſich (Mone, Quellen und Forſchungen I. 150) ein niederländiſches Lied von vier Herrenwünſchen. Günther, Gernot, Rüdiger und Hagen ſitzen zuſammen und trinken, da wetteifern ſie, wer ſich das beſte wünſchen könne. Günther wünſcht ſich einen Wald mit einem See, Herren und Damen dazu und möchte mit den Herren jagen und mit den edeln Frauen fiſchen und zuſehen wie ſie „met weten handen ande voeten vischen in die vliet.“ Nachher will er mit ihnen eſſen, trinken und tanzen. Gernot will durch alle Lande turniren und jagen und Ehre gewinnen. Der milde Rüdiger wünſcht ſich ein kleines Paradies und ſo viel Geld, daß er allen Menſchen geben könnte. Für ſich ſelbſt behält er ſich nur das Privatvergnügen eines breiten Seſſels vor, auf dem er mit zwei ſchönen Frauen bequem Platz habe. Hagen endlich ſchweift in ſeinen Wünſchen orientaliſch aus, indem er mit tauſend Rittern und Knechten vor tauſend ſchönen Frauen und aber tauſend ſchönen Jungfrauen zu turniren und dann ihre rothen Munde zu küſſen wünſcht, vorausſetzend, daß ſie ihm alle lachend entgegenkommen würden, was für den finſtern Hagen offenbar zu viel verlangt iſt. Doch liegen in allen dieſen Wünſchen die Vorſtellungen vom himmliſchen Leben nach dem Tode. Es ſcheint mir daher, hinter jenen in Wünſchen wettſtreitenden Helden ſeyen alte Götter verborgen und der grimmige Hagen behalte ſich nur deshalb das Beſte oder meiſte vom Genuß vor, weil er Odin, der Wunſchgott ſelber iſt.

13.

Der Glasberg.

Glasir heißt der goldene Wall um die Götterburg der Aſen, Skaldſkaparmal 34, Glaesisvallir auch der Palaſt des Rieſenkönig Gudmund, Hervararſaga 1. Glasburg, die gläſerne in der Luft ſchwebende Burg des brittiſchen Artur, Eckermann, Kelten I. 38. Unter dem Glaſe iſt wohl überall das Eis des Nordens am Urſitz der Götter zu verſtehen.

Der Glasberg hat ganz beſtimmt die Bedeutung der Walhalla. Er iſt ein Ort, wohin die Todten zu kommen trachten, weil er voller Wonne iſt. In einer polniſchen Sage bei Woycicki II. 134 klimmen die Verdammten gierig hinauf, gleiten aber aus und fallen hinunter. In der deutſchen Sage wird auf den Glasberg immer nur geritten. In einem Dithmarſcher Liede heißt es:

Do schallst du my de Glasenborg
Mit eenem Perd opriden.

Grimm, Märchen III. 47. Das iſt das dämoniſche Todtenpferd der Einheriar.

Wenn man unter dem im Roſengarten turnirenden Dietrich von Bern ſich den Gott Thor denken kann, der ſeine ungeheure Stärke an den Einheriar erprobt, ſo tritt das Weſen des Donnergottes noch beſtimmter in der Volksſage vom ſtarken Hans hervor. Dieſer Hans, zubenannt „in der Mühle“, weil er einem Müller als Knecht dient, iſt ſo ſtark, daß ſich ſein Brodherr ſelber vor ihm fürchtet und ihn zu verderben trachtet. Erſt muß Hans in einen Brunnen ſteigen, dann wirft ihm der Müller einen ſchweren Mühlſtein nach, Hans aber kommt luſtig wieder herauf und trägt den Mühlſtein als Halskragen. Dann muß er Schafe hüten, findet aber erſt ein weißes, dann ein braunes, zuletzt ein ſchwarzes Roß, auf dem er den Glasberg hinaufreitet. Hier turniren tauſend Ritter, Hans thut mit und beſiegt alle. Da wirft der auf dem Glasberg thronende König das Schwert nach ihm, daß die Spitze ihm im Beine ſtecken bleibt und abbricht. Daran wird er ſpäter wieder erkannt und bekommt des Königs Tochter zur Gemahlin. Wolf, d. Hausmärchen S. 269. Das iſt der bäuriſche Thor, der ſich in die Walhalla eindrängt. Die im Beine ſtecken gebliebene Schwertſpitze ſtimmt zuſammen mit dem in Thors Schädel ſtecken gebliebenen Wetzſtein, in deſſen berühmtem Kampf mit Hrugnir. Will man aber auch nicht an Thor denken, ſo bleibt es doch immer die thorähnliche Urkraft und der kecke Muth echt deutſcher Bauernſöhne, denen der Volkswitz und Volksglaube zutraut, ſich bis in Odins Walhalla verſteigen zu dürfen.

Hier reihen ſich eine Menge Volksſagen an vom ſtarken Hans, vom luſtigen Schmid oder Schneider, oder vom groben Landsknecht, die auf eine humoriſtiſche Weiſe in den Himmel einzubringen wiſſen; in chriſtlicher Färbung iſt hier wohl überall noch altheidniſche Erinnerung bewahrt. Auch der Hochſitz Odins ſpielt noch eine Rolle im Volksmunde, z. B. in Grimms Märchen Nr. 35. Ein Schneider bittet um Einlaß in den Himmel und aus Mitleid läßt ihn Petrus ein. Weil Gott und alle Heiligen gerade im Paradieſe ſpazieren gehen, iſt der Saal leer und der Schneider ſetzt ſich auf Gottes Stuhl. Wie er nun von da in die böſe Welt hinunterblickt, ſieht er, wie ein altes Weib gerade zwei Schleier ſtiehlt und wirft aus Zorn den Schemel auf ſie herab. Als Gott nachher zurückkommt, den Schemel vermißt und vom Zorne des Schneiders hört, ſagt er: wenn ich bei jeder Sünde etwas herunterwerfen wollte, hätte ich längſt keinen Hausrath mehr im Himmel. Der Schneider aber wird aus dem Himmel wieder hinausgewieſen, nach Warteinweil, wo die frommen Soldaten ſitzen.

Es gibt eine außerordentliche Menge von deutſchen Volksſagen, die vom Glasberg handeln. Allein ſie betreffen auch andere Götter als Odin und andere Himmelsräume als Walhalla, daher ich mir vorbehalten muß, an einem andern Ort mehr von ihnen mitzutheilen.

Auf Odin beziehen ſich höchſt wahrſcheinlich die in Glasbergſagen vorkommenden Roſſe, Wölfe und Raben. Das weiße, braune und ſchwarze Roß, deren ſich Hans in der Mühle bedient, kehren auch in Grimms Märchen Nr. 93 wieder. Auf dem ſchwarzen Roß mit einem alles öffnenden Stock und einem unſichtbarmachenden Mantel angethan gelangt hier Einer zum Glasberg und entzaubert eine in Rabengeſtalt verwandelte Königstochter. Nach einer ſchönen Sage bei Müllenhoff S. 385 hat ein auf der Jagd verirrter König einem Dämon, der ihn zurecht weist, zum Lohn das verſprochen, was ihm Lebendes zuerſt begegnen würde. Das iſt nun des Königs eigene Tochter, die ſofort ein weißer Wolf zum

Glasberg abholt. Als ſie das Thier aber frägt, ob es noch weit ſey? wirft es ſie ab. Ein altes Mütterchen gibt ihr eine Hühnerſuppe, räth ihr die Knöchelchen aufzuſammeln und den Wind zu fragen, wo der weiße Wolf ſey? Der Wind gibt ihr wieder eine Hühnerſuppe und räth ihr, den Mond zu fragen. Der macht es ebenſo und weist ſie an den Glasberg, den ſie jetzt, indem ſie die Hühnerknöchelchen als Stufenleiter braucht, erklimmen kann. Nur die letzte Sproſſe bricht, da ſchneidet ſie ſich den eigenen Finger ab und kommt hinauf in den Himmel, wo der ſchöne König Wolf eben eine andere Braut heimführt, in dem fingerloſen Mädchen aber die rechte Braut und ihre Treue erkennt und ſie heirathet. — In dieſer Sage könnte recht wohl ein alter Mythus von Odin verborgen ſeyn, eines ſeiner Liebesabentheuer, worin wieder die Demuth und Treue des Weibes mit ſeiner Rückſichtsloſigkeit contraſtirt.

Das in naher Verwandtſchaft hiemit ſtehende Märchen vom König Wurm auf dem Glasberge iſt aus Kuhns nordd. Sagen S. 347 ſchon oben im Mythenkreiſe von Odhrörir mitgetheilt worden.

14.

Des Rodenſteiners Auszug.

Im Odenwalde lebt die Erinnerung an den alten Kriegsgott noch immer im Volke. Noch bis auf die neueſte Zeit verbreitete ſich zuweilen das Gerücht, der Rodenſteiner habe ſich gerührt, man habe ihn aus ſeiner alten Burg unter kriegeriſchem Lärmen ausziehen hören, weshalb naher Krieg bevorſtehe, denn er laſſe ſich jedesmal hören, wenn in Deutſchland Krieg ausbrechen ſoll.

Man hat von dieſer volksthümlichen Sage eine ziemlich reiche Literatur: Reichsanzeiger 1806 Nr. 129, 160, 198, 206. Zeitung für die elegante Welt 1811 Nr. 126. Grimm d. S. 1816 Nr. 169. Haupts Aehrenleſe 1816 S. 287. Grimm d. M. 892. Panzer 194. Blätter aus Prevorſt XII. 184 f. Dazu noch beſondere Schriften: Die Herrn von Rodenſtein, Darmſtadt 1825. Der Burggeiſt aus Schnellerts, Würzb. 1829. J. W. Wolf, Rodenſtein und Schnellerts, Darmſt. 1848. Das vorliegende Material läßt ſich kurz in folgendem zuſammenfaſſen. Die Herrn von Rodenſtein und Schnellerts waren Raubritter, pflegten gemeinſchaftlich auszuziehen und hatten einen Jäger bei ſich, der ſich durch ſeine

Grauſamkeit auszeichnete. Als ſie aber einſt einen frommen Mönch durch ihre Hunde zerreißen ließen an einer Stelle, die noch jetzt der Hundegraben heißt, wurden ſie verdammt, nach dem Tode ruhelos umherzujagen. Sie ziehen daher noch immer mit ihrem geſpenſtiſchen Gefolge aus, indem Einer den Andern auf ſeinem Schloſſe abholt, mit gräulichem Jagdlärmen, Pferdetrappen, Hundegebell, Peitſchenknallen ꝛc. Man hört ſie deutlich, ſieht ſie aber nur ſelten. Einmal ſah ein Weib nur den Kopf und Hals eines Pferdes. Wenn der Geiſterzug vom Rodenſtein ausgeht und lange ausbleibt, ſoll bald ein Krieg im Lande ausbrechen. Blätter aus Prevorſt XII. 150. Dagegen heißt es im Reichsanzeiger, es bedeute Krieg, wenn der Zug vom Schnellerts ausgehe. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts hat ſich das Gerücht, das wilde Heer vom Rodenſtein und Schnellerts ſey ausgezogen, öfter durch alle deutſchen Zeitungen verbreitet.

Die ältern Berichterſtatter dachten hier nur an eine „verſchrobene Pöbelphantaſie“ (Haupt, Aehrenleſe S. 292), oder an „Windsgeheul, Nachteulen und abziehende Schnepfen“ (Webers Deutſchl. 2. Aufl. IV. 432.) Jakob Grimm machte in der d. M. a. a. O. zuerſt darauf aufmerkſam, daß hier wohl Erinnerungen an das alte Heidenthum vorlägen und glaubte im Rodenſteiner den rothhaarigen Thor wieder zu erkennen. Zugleich machte er auf die ganz ähnliche Sage vom Auszug des Rothenthalers im Aargau nach Wyß, Reiſe ins Berner Oberland II. 420 aufmerkſam. Wolf a. a. O. führt aus den Württemb. Oberamtsbeſchreibung. V. 62 die alte Familie Blitz von Rotenſtein an, was auf Thor hinweist. Bei Königshoven, Elſäß. Chronik S. 220 heißen ſie übrigens Blicke von Rottenburg. Wolf a. a. O. möchte dagegen in dem reitenden Schnellert den Odin vermuthen und erklärt die Sage aus den Erinnerungen an den heidniſchen Cultus, indem auf dem Rodenſtein der fahrende Thor, auf dem Schnellerts der reitende Odin ſein Heiligthum gehabt haben ſoll. Schnellerts, Schnellhart wird mit Snidr (der Schnelle), einem nordiſchen Beinamen Odins, verbunden. Snellaart heißt ein ungeheurer Geiſt. Grimm a. a. O.

Nach Haupts Aehrenleſe 291 kommen im Schnellertsheere alle Gattungen von Thieren vor, wie in der Arche Noä. Schnellert heißt auch ein Baſaltgipfel des ſ. g. Glasberges bei Waldſaſſen in der obern Pfalz und hier haust nach der Volksſage das Schnellertmännchen mit einem Schatz. In der Nähe liegt ein ſ. g. Glasbrunnen, eine Glaswieſe und eine Glasmühle. Schriftlich von H. Oberbaurath Panzer in München. Der Glasberg bedeutet immer den höchſten Himmel, der höchſte Gott Odin könnte daher wohl in das Schnellertmännchen zuſammengeſchrumpft ſeyn. Es iſt nicht zu kühn, hier an die Glasburg des Arturs, an Gläſir zu denken, an ein Abbild des Himmels am Nordpol, da die Volksſage von Rodenſtein ſogar in die Symbolik des Bären- oder Wagengeſtirns eingreift. Das Volk glaubt nämlich, daß der Rodenſteiner auf einem ſchönen Wagen über die Aecker fährt und daß die Spur des Wagens nachher an den auf ihr viel höher ſtehenden Aehren zu erkennen iſt. Wolf S. 19. 20. Er befruchtet alſo die Saaten. Daher auch die nach allen ältern Ausſagen übereinſtimmende Behauptung, daß der Geiſterzug jedesmal durch eine Scheuer gezogen ſey und zwar durch die Scheuer des Bauern Simon Daum. Wer weiß, ob nicht dieſer Simon Daum derſelbe Bauer iſt, wie Hans Dümkt, der nach der Sage vom Bärengeſtirn zur Strafe den Himmelswagen lenken muß. Daß wir hier Bruchſtücke eines verlorenen Mythus vor uns haben, läßt ſich kaum verkennen.

Im Rodenſtein liegen große Schätze verborgen, Wolf S. 18. Auch ein verwünſchter Prinz ſoll im Rodenſtein ſich aufhalten, Wolf S. 24, oder ein ſchlafender Jäger, dem ein wildes Weib das Kind, das ſie ihm geboren hat, zuſchickt, um ihn zu wecken, daſ. S. 29. Damit iſt vielleicht der alte ſchlafende Gott gemeint. Im Innern des Rodenſtein kam einmal ein Bauer zu einem ritterlichen Gelage, wo viele Herren in allen Trachten zechten, daſ. S. 22. Das iſt wohl Walhalla. Einmal erſchien am Rodenſtein ein unbekannter Ritter einem ſpröden Fräulein, begehrte einen Trunk von ihr und flößte ihr unwiderſtehliche Liebe ein. Sie folgte ihm in den Rodenſtein zu einem geſpenſtiſchen Gaſtmahl, trank aus ſeinem Becher und — ſah plötzlich alles um ſich verſchwunden, mußte aber nach drei Wochen ſterben. Wolf, Zeitſchr. I. 32. Die Schätze im Rodenſtein hütet eine Schlange mit dem Schlüſſel im Munde. Wolf, Rodenſtein S. 26. Eine weiße Jungfrau kann hier nur erlöſt werden, wenn man ſie dreimal als Jungfrau, Kröte und Schlange küßt, S. 27. Am Rodenſtein liegt das Eichenbrünnlein, in dem vormals die Kinder getauft wurden, S. 17. Auf dem Schnellert hauſen drei verwünſchte Schweſtern, Panzer, Beitrag

I. 195. Die Herren von Schnellert führten einſt den Beinamen von Schwanheim. Jäger, Handbuch für Neckarreiſende S. 47. Alle dieſe Volksſagen weiſen auf ein großes heidniſches Heiligthum, das einſt in jener Gegend des Odenwaldes vielleicht den Cultus der höchſten Götter vereinigte, ein Abbild von Asgard. An die Walhallahelden erinnert insbeſondere, was Wolf noch zuletzt in ſ. heſſiſchen Sagen Nr. 24 mittheilt. Das wilde Heer aus dem Rodenſtein zog einmal mitten durch eine Küche und kochte unterwegs darin. Einen ſolchen Humor konnte man wohl den Einheriar zutrauen, wenn ſie mit Odin zur Jagd auszogen. Nach Nr. 25 bekämpfen ſich am Rodenſtein zwei Geiſterheere in der Luft. Auch das können die zur Luſt kämpfenden Einheriar ſeyn.

Der Durchzug des „wüthenden Heeres“ durch Häuſer kommt auch vor in Roßdorf. Bechſtein, fränk. Sagen I. 57. Durch die Scheuer des Knithofs in der Gelbing bei Heidenheim, Panzer I. 132. Bei Würzburg trank das wilde Heer in einem Wirthshaus ein Faß Wein aus, das aber ſeitdem von ſelber immer voll blieb, bis der einfältige Wirth das Geheimniß ausplauderte. Schöppner Nr. 673. Auch auf der Malſerheide kehrte die wilde Jagd in einem Wirthshaus ein, ritt aber nicht auf Pferden, ſondern auf Böcken. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 157. Im Oſtenholz im Hannoverſchen ſetzte man dem Helljäger ehemals in der Chriſtnacht eine fette Kuh aus. Kuhn, nordd. Sagen S. 276.

Der Rodenſtein ſteht mit ſeiner Sage nicht allein. Auch im Roththal unweit Lauterbrunnen im Berner Oberland kennt man unter dem Namen der Herren des Roththals die Geiſter der vormaligen böſen Burgritter, die ſich unter ungeheurem Lärm noch nächtlich auf den Alpen bekämpfen. Verſchieden von ihnen iſt ein in demſelben Thale, beſonders auf der Ruine Rinkenberg hauſendes ſanftes Zwergengeſchlecht, das den Armen Gutes thut, ſie beſchenkt, vor Lawinen warnt ꝛc. Von Steinau, Volksſ. 346. Des geſpenſtiſchen Trommelns und Kriegslärmens im Roththal gedenkt auch Studer in ſeinen Mittheilungen aus den Alpen 52. Die kriegeriſchen Ritter und die ſanften Zwerge bilden hier einen Gegenſatz ähnlich dem, welchen wir am Rodenſtein und Schnellerts gefunden.

Auch dem berühmten Kyffhäuſer gegenüber liegt eine Rothenburg, in der das Götzenbild Püſterich gefunden worden iſt. Hier ſcheint der Sitz einer Göttin geweſen zu ſeyn. Man hört eine dämoniſche Jungfrau wilden Schweinen wie einer Heerde zurufen und ſieht des Nachts ſchätzebewachende Jungfrauen mit Schlüſſelbünden umhergehen. Lärmen und Brauſen in der Luft verkünden auch hier einen Umzug. Heſſe, Geſch. der Rothenburg. Bechſtein, Sagengeſch. des Thüringer L. IV. 53. Rothfeld heißt auch der Acker mit dem Birnbaum, an den der alte Kaiſer, wenn er aus dem Kyffhäuſer hervortritt, ſeinen Schild hängen wird, daſ. IV. 14. Beſonders zu beachten iſt die Sage, nach welcher zwiſchen dem Kyffhäuſer und der Rothenburg die Teufelsmauer als Grenze, die das Reich Gottes vom Reich des Teufels trennen ſoll, errichtet worden iſt. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 247. 11. Alſo auch hier ein Gegenſatz.

Sehr merkwürdig iſt auch die Tiroler Sage vom ſ. g. Rottenburger Eber. Der wilde Ritter Heinrich von Rottenburg raubte aus dem Kloſter Georgenberg die Nonne Ottilie, ohne zu ahnen, daß es ſeine Schweſter ſey. Sie gebar einen Sohn, den ſie nach Enthüllung des Geheimniſſes erwürgte. Heinrich pilgerte in einem Bärenfell nach Compoſtella, wurde aber vom Meere verſchlungen und geht ſeitdem als Eber um, der am Inn die Felder verwüſtet. v. Hormayr, Taſchenb. 1841 S. 277. In Gräters Iduna 1812 S. 172 wird eine Sage vom Odenwälder Rodenſtein mitgetheilt, nach welcher ein Fräulein von Hochberg von einem Rodenſteiner hochſchwanger verlaſſen wurde und ſtarb, worauf er, ſelber in einem Turnier gefallen, als Geſpenſt umgehen und Kriegslärm erregen muß. Im rothen Schloß im Fichtelgebirge hört man zuweilen eine Glocke, Schätze liegen in den Ruinen, ein Weib ſoll einſt da herabgeſtürzt ſeyn, Schöppner I. 180. Rodenek am goldenen Berge in Tirol liegt nahe bei Meranſee, wo drei Jungfrauen verehrt werden. Weber, Tirol II. 77. 80. In Oberſchleſien liegt der rothe Berg am Glaſerberg und Goldenſtein mit einem Wallfahrtsort und wunderthätigen Brunnen, an dem einſt ein verwundeter Hirſch Heilung fand. Kaſtner, Einiges über Sagen, Neiße S. 13. Zu Rodenſtein am Odenberge zeigt ſich ein rother Reiter auf rothem Roß, Grimm d. M. 892. Zwiſchen Rothenfels und Neuſtadt zieht die wilde Jagd, v. Herrlein, Speſſart S. 132. Auf dem Rothenberg in Mähren zeigte ſich eine prächtig gekleidete geſpenſtiſche Jungfrau einem jungen Ritter; als er ſie aber belauſchen wollte, fand er drei leere Stühle mit drei Roſen, die er in ſein Wappen aufnahm. Pfeiffer, Schauplatz d. alten Adels von Mähren S. 267. Zu Hohenroth hoch oben im Walde wird alle Freitag Meſſe geleſen (Bundſchuh, Lexicon von Franken S. 740), wohl an einer Stelle, wo einſt ein heidniſches Heiligthum war. In Grimms Geſchichte der deutſchen Sprache S. 578 wird im Fuldathal bei Rotenburg ein Wuotansberg und ein Großvaterberg erwähnt.

Im Fichtelgebirge kommt ein rothes Schloß vor mit runden Steinplatten, auf denen Geiſter Karten geſpielt haben ſollen. v. Steinau, Volksſ. 99. Im Möhnthal kutſchirte der böſe Graf Rothenburg einmal mitten durch eine Proceſſion, da wurden die Pferde raſend und riſſen ihn in ein tiefes Moor hinein. Firmenich I. 340. Der Jäger von Rothenſtein zieht mit dem Muotisheere vom Schurwald aus über den rothen Berg nach dem Schlurger, einem alten Wartthurme der Eßlinger im Neckarthal. Auf dem Rothenberge ſtand einſt das Stammſchloß Württemberg. Der höchſte Ort im Schurwald heißt Lobenroth. Nach einer mündlichen Mittheilung hat auch Rothenburg an der Tauber inſofern eine mythiſche Bedeutung, als ausſchließlich in ſeiner Nähe der Specht hauſen ſoll, in deſſen Neſte die berühmte, alle verborgenen Schätze öffnende Springwurzel gefunden werden ſoll.

Das Rode in Ortsnamen bedeutet ſonſt insgemein ausgerodete Wälder, das Rott ausgerottete Römerſtädte, das Roth die rothe Farbe der Erde und des Geſteins, zuweilen auch den Blutbann; mit allen dieſen Beziehungen aber hat die mythiſche nichts zu thun.

Wie nahe ſich auch die im Volke noch erhaltenen Erinnerungen an die Walhalla und ihre Ritter mit denen an den ſchlafenden Kaiſer, der einſt erwachen und Deutſchland retten ſoll, zuweilen berühren, ſo ſind ſie doch andrerſeits weſentlich von einander verſchieden. Ich erkenne im ſchlafenden Kaiſer niemals Odin, immer nur Baldur an und muß mir daher vorbehalten, ſeinen reichen Sagenkreis erſt ſpäter zu entfalten.

Siebentes Buch.

Die Valkyrien.

1.

Von den Wunſchmädchen (Valkyrien).

Der Name der Valkyrien (nordiſch valkyrja, angelſ. vaelcyrie) kommt her von nordiſch valdr, altdeutſch wal (Inbegriff der Erſchlagenen, daher Wahlſtatt, Wahlfeld) und von kuren, wählen. Valkyrien waren Todtenwählerinnen, die bei jeder Schlacht die ausſuchten, welche fallen ſollten, aber nur, um ſie nachher in Odins Walhalla mit Speiſe und Trank und Liebkoſungen zu bedienen. j. Edda 36. Sie gehören alſo zu Odin in doppelter Beziehung, weil ſie als Schildmädchen mit ihm in die Schlacht reiten, ihn als Gefolge begleiten z. B. zur Beſtattung Baldurs, und weil ſie als ſchöne Kellnerinnen bei ſeinen himmliſchen Gelagen dienen.

In dieſer engen Verbindung mit dem Wunſchgott hießen ſie oskmeyjar, Wunſchmädchen, wofür die deutſche Volksſage gewöhnlich das Wort Wünſchelweiber gebraucht. Vgl. über das Sprachliche Grimm d. M. 389 f. In der Volſungaſaga 4 ſendet Odin ein Wunſchmädchen in Krähengeſtalt zum König Rerir, um der kinderloſen Frau deſſelben einen fruchtbar machenden Apfel zu bringen. Die Wunſchmädchen ſind alſo auch die geflügelten Botinnen Odins und dienen der Erfüllung ſehnlicher Wünſche. Im Liede vom Staufenberger heißt es, der Ritter habe nur wünſchen dürfen, ſo ſey die geliebte Fee bei ihm geweſen.

Um die Wunſchjungfrauen zu verſtehen, muß man Wunſch als Gegenſatz von Verwünſchung auffaſſen. Urd, die Norne der Vergangenheit iſt als Iduna die unſchuldig Verwünſchte, Skuld im Gegentheil als Norne der Zukunft und Führerin aller Valkyrien die Freie, alles Wunſches Mächtige, aber nur unter der Bedingung der Schuld. Während jene daher ganz mit dem weiblichen Weltprincip zuſammenfällt, ſchließt ſich dieſe eng an das männliche an. Daher ſind Skuld und die ihr folgenden Mädchen gewaffnete Reiterinnen, Schildjungfrauen, Amazonen. Daher ſind ſie auch von allen andern Weibern und Mädchen, die in Freyjas und Gefyons Himmel kommen, getrennt und nehmen ausſchließlich am Himmel der Männer Theil. Es iſt bemerkenswerth, daß Cultus und Symbolik der Amazonen, welche die Griechen vom Norden her entlehnten, ausdrücklich auf den Mond Bezug nahmen, dem im deutſchen Glauben das männliche Princip inwohnt. Bei den Griechen hatten die Schilde und Doppeläxte der Amazonen die Mondform, unſere Valkyrien führen gleichfalls Schilde, ſtatt der Aexte aber die mondförmigen Trinkhörner. Es iſt vielleicht nicht blos Zufall, wenn es in der Sage vom Ritter von Argouges heißt, zwanzig valkyrienartige Jungfrauen ritten auf mondfarbigen Roſſen. Ausland 1849 Nr. 160. Im Waatland ziehen die Mortzé einen Kreis um den Mond und beſchwören ferne Geiſter. Vulliemin, Waat II. 31, der ſie auf die Nornen bezieht. Auch reiten die Valkyrien bei Nacht und aus dem von ihren Roſſen aus der Luft herabfallenden Schaum entſteht der Nachtthau. Erſtes Eddalied von Helgi 28 (nach Simroks Ueberſetzung):

Drei Reihen Mädchen;
Doch ritt voraus
Unterm Helm die Eine licht.
Die Mähnen ſchüttelten ſich,
Aus den Mähnen troff
Thau in tiefe Thäler,
Hagel in hohe Bäume,
Das macht die Felder fruchtbar.

Wie die Valkyrien bewaffnet daherreiten, ſchildert die Voluſpa 24:

Sie ſah Valkyrien
Weither kommen

Bereit zu reiten
Zum Rath der Götter.
Skuld hielt den Schild,
Skögul war die andre,
Gunn, Hilde, Göndul
Und Geirſkögul.
Nun ſind genannt
Die Nornen Odins,
Die als Valkyrien
Die Welt durchreiten.

Aehnlich im Hakonarmal, überſ. in Frauers Valkyrien S. 10.

Die Mädchen auf Roſſes Rücken
Sorgſam ſaßen ſie,
Den Helm auf dem Haupte
Und hatten vor ſich die Schilde.

Skögul heißt die vordringende, vorgebeugte von skaga = prominere, Gunn Streit, Hilde Heldenthum, Göndul Knoten oder Verwirrung, Geirskögul lanzenwerfend. Im Grimnismal 36 und in der Nialsſaga werden noch mehr Namen genannt z. B. Herin heerend, Herfiotur Heeresfeſſel, Hialmthrimal unter Helmen tönend, Hiörthrimal mit dem Schwert tönend, Hölk niedertretend, Hrist erſchütternd, Hrund andrängend, Randgrith mit den Schilden wüthend, Skeggörd Zeit der Beile ꝛc. lauter Beziehungen auf Krieg und Schlacht. Vgl. Grimm d. M. 392 und Frauer, Valkyrien S. 34.

Zum Amazonenhaften ihres Weſens gehört auch, daß ſie Jungfrauen bleiben müſſen und ſich nie mit einem irdiſchen Helden vermählen dürfen, ohne daß daraus Unheil entſteht. Die Jungfräulichkeit iſt unzertrennlich von der männlichen Waffenluſt. Auch würden Liebesglück und Kinderſegen ſchlecht zu den Valkyrien paſſen, da ſie die Menſchen nur dem Tode weihn. Ihre einzige Beſtimmung iſt, den Tod der Männer mit Poeſie zu umkleiden, indem ſie nicht nur für ein ruhmvolles Ende derſelben im Kampfe Sorge tragen, ſondern ſie auch nach dem Tode in Walhalla mit Freuden überſchütten.

Bei der Treue, welche nach dem Zeugniß des Tacitus die altdeutſchen Ehen auszeichnete, nimmt es Wunder, daß Mann und Weib nach dem Tode nicht wieder zuſammenkommen ſollten. Nach der Edda gehen die todten Frauen zur Freyja, die Männer aber zu Odin, wo ſie für die vergeßnen Frauen an den Valkyrien Erſatz finden. Es iſt weder zu leugnen, daß die Valkyrien etwas mit den Huris in Muhameds Himmel gemein haben, noch kaum zu zweifeln, daß Muhamed die Vorſtellung überhaupt vom Norden her durch die tief in den Süden zur Zeit der Völkerwanderung, wenige Jahrhunderte vor Muhamed eindringenden noch heidniſchen Gothen, Vandalen ꝛc. empfangen hat. Denn weder die indiſchen Apſaraſas, noch die perſiſchen Peris haben die ausſchließliche Beſtimmung, welche die Huris mit den Valkyrien theilen. Trotzdem ſtehen die Valkyrien viel höher, als die Huris, denn ſie ſind ritterliche Amazonen, jene nur ſklaviſche Odalisken.

Die Vorſtellung, daß den in Walhalla zechenden Helden das Bier durch die ſchönen Valkyrien gereicht wird, hat heutzutage noch etwas Populäres und liefert den Beweis, in welche tiefe Vergangenheit die Neigung der Deutſchen zurückgeht, ſich zu einem guten Trunk zuſammen zu ſetzen und dabei von artigen Mädchen bedienen zu laſſen. In dieſem nationalen Charakterzuge liegt eine gewiſſe Naivetät, aber nichts Unſittliches. Nach dem nordiſchen Glauben beſchäftigten ſich die Einheriar mit Kampfſpielen auf der Ebene Ida und dann mit Schmauſen und Trinken in der Walhalla. Von der muhamedaniſchen Ueppigkeit iſt dabei nicht die Rede. Schon in der alten Edda, Grimnismal 36 und in der jüngern 36 heißt es, die Valkyrien tragen das Horn, aus dem Odin Wein trinkt und bringen den Einheriar Bier. Oder auch Meth, denn die Valkyrie Skögull ſchöpft Meth aus Mimirs Hörnern, Odins Rabenzauber 19. Die Valkyrien müſſen auch die gebrauchten Gefäſſe ſcheuern nach dem Eiriksmal in Frauers Valk. 5. Im erſten Liede von Helgi Hundingstödter 38 iſt davon die Rede, daß ſich die Einheriar um eine Valkyrie geſchlagen hätten. Außer dieſem einzigen Zuge iſt in nordiſchen Denkmalen von zärtlichen Verhältniſſen der Einheriar zu den Valkyrien nirgends die Rede. Trotz dieſer löblichen Zurückhaltung müſſen ſie aber wohl vorausgeſetzt werden, wenn anders die ſchönen Sagen von der Liebe der Valkyrien zu irdiſchen Helden, während dieſelben noch lebten, Sinn haben ſollen.

Die Valkyrien ſpinnen auch, wie die Nornen, aber Unheil. Am furchtbarſten erſcheinen dieſe unholden Nornen in der Nialsſaga c. 158. In einer Felskluft ſpannen ſie Menſchendärme als Fäden aus, hingen Menſchenköpfe als Gewichte dran, glichen die Fäden mit Pfeilen aus, brauchten Schwerter als Schlagbrett. Das iſt ein Weben der Schlacht oder des Todes als Gegenbild zu dem Spinnen und Weben des neuen Lebens.

2.

Skuld.

Die drei Nornen hießen nach der Voluſpa 20 und j. Edda 15 Urd (das Gewordene), Verdandi (das Werdende), Skuld (das werden Sollende, zu werden Schuldige, Künftige). Sie erſcheinen bei Geburten, ſie ſpinnen das Schickſal und verhalten ſich im Allgemeinen ganz ſo wie die antiken Parzen, jedoch unterſcheidet die j. Edda 15 und Fafnismal 13 vielerlei Nornen, gleichſam Privatnornen und örtliche Nornen, die nur dem Einzelleben vorſtehen, von den drei Urnornen, die der geſammten Zeitlichkeit von der Weltſchöpfung bis zum Weltende vorſtehen in den drei Beziehungen derſelben als Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.

Wie vom männlichen Selbdritt Odin, Hönir, Loki die beiden Erſten Heil gewähren, der Dritte aber Unheil, ſo wiederholt ſich dieſes Verhältniß auch bei den Nornen. Dem Olaf, König Friedlevs Sohn, gewährt bei ſeiner Geburt die erſte Norne einen ſchönen Leib, die zweite adeligen Anſtand, aber die dritte Geiz. Saxo Gramm. VI. 102. Dem Nornageſt gewährten die beiden erſten Nornen Glück, aber die dritte gab ihm den Fluch, nicht länger zu leben, als die Kerze, die bei ſeiner Wiege brannte, die man daher ſchnell auslöſchte und in Sicherheit brachte. Nornageſtſaga 11. Drei Feen kamen ins Haus und beſchenkten deſſen Bewohner. Morgue gab ihm Reichthum, Argile die Kunſt zu dichten, aber die dritte, Maglore, verhieß ihm nur ein kahles Haupt und eine unglückliche Reiſe. Nach einem altfranzöſ. Gedicht im théatre francais au moyen âge. 1839 S. 55. Drei Feen begabten den Oberon, aber die dritte verdammte ihn, ewig klein wie ein Kind zu bleiben, nach dem Roman von Huon. Derſelbe Gegenſatz der dritten Norne gegen die beiden erſten kehrt auch in der wunderlichen Sage wieder, die aus Nigellus Wireker spec. stult. bei Grimm d. M. 381 mitgetheilt iſt. Die drei Schweſtern (fatales deae) ziehen durchs Land, um zu verbeſſern, was etwa die Natur verſäumt hat. Die beiden erſten ſind aber etwas zu gutherzig und wollen helfen, wo ſchon

Glück genug iſt und es ihrer nicht bedarf. Die dritte iſt ſtrenger und eben deshalb weiſer. Im Don Quixote des Cervantes IV. 50 ſind ſechs Feen gnädig, die ſiebente ungnädig, im deutſchen Märchen vom Dornröschen ſind zwölf gnädig und erſt die dreizehnte ungnädig.

In einigen deutſchen Sagen erſcheint eine der drei Schweſtern nicht ſowohl böſe und ſchadenſtiftend, als buhleriſch. Es wäre der Mühe werth, dieſem Zuge in etwa noch vorhandenen andern Volksſagen weiter nachzugehen. Im Berner Oberlande hauſen drei Schweſtern (Töchter eines vor Kummer in die Ferne gewanderten Vaters) auf drei Bergen, das Gaulliweiblein mit einem Hündchen auf dem Gauligletſcher, das Engſtweiblein auf der Engſtlenalp und das Gaißmaidlein am Haßliberge. Letzteres lockt hübſche Burſchen zur Buhlerei, als es aber einmal zu einem auf den Heuboden ſtieg, ſah dieſer Gaisfüße an ihr und entſetzte ſich. Wyß, Reiſe 715. Von den drei Jungfrauen zu Rappoltſtein ſieht man Eine oft vor einem Spiegel ſich putzen. Stöber Nr. 98.

Während die erſte Norne Urd immer eine gute Bedeutung hat, die zweite, Werdandi, aber nirgends charakteriſtiſch hervortritt, iſt der Charakter der dritten, Skuld, offenbar ein böſer. Der Name Skuld ſcheint nicht blos die unſchuldige Bedeutung deſſen, was werden ſoll, zu haben, ſondern auch den ſchlimmen Begriff der Schuld einzuſchließen. Wie Urd rückwärts blickt in das verlorene goldene Zeitalter, ſo Skuld vorwärts in das Verderben, das zum Weltende führt. Urd gehört, obgleich als Vergangenheit in die Zeit getreten, doch urſprünglich der Ewigkeit an. Skuld aber iſt ohne Zuſammenhang mit dem Ewigen erſt das Zeitmachende, die Zeitlichkeit ſelbſt. Der Verwünſchungszuſtand der Zeitlichkeit begann mit der Schuld der Aſen. Die Bewegung der Zeit in die Zukunft hinein bis zum Weltende, d. h. bis zum Wiedergewinn der ſeligen Ewigkeit, empfing ihren Impuls einzig durch die Schuld. Deshalb führt auch der Wolf, der hinter der Sonne hergeht, ſie immerfort jagt und zwingt, in ihrem Laufe die Zeit zu beſtimmen, bis er ſie am Weltende verſchlingen wird, den Namen Sköll, im Begriff gleichbedeutend mit Skuld.

Es iſt daher auch keineswegs zufällig, daß die jüngſte Norne Skuld zugleich als Führerin der Valkyrien auftritt, ſ. Edda 15. 36.

Die böſe Eigenſchaft der Skuld verräth ſich auch in einigen hiſtoriſch gemodelten Sagen, hinter denen die Erinnerung an ihre Mythe verborgen liegt. Nach Saxo Gramm. II. 31 und Rolf Krakes Saga zeugt König Helgi mit der gewaltſam bezwungenen Thora eine Tochter Namens Skulda, die ſeinem ganzen Geſchlecht Unheil bringen ſoll. Nachdem ſie den Hiortwar geheirathet, reizt ſie denſelben zum Morde ihres Bruders Rolf Krake auf, wobei ihr Odin beiſteht, kämpft ſelbſt mit als ſchrecklicher Drache und beſitzt die Gabe, die von Rolf im Kampfe Getödteten immer wieder zu beleben, daß ſie aufs neue gegen ihn anſtürmen, bis er unterliegt. Sie aber wird in der Folge grauſam zu Tode gemartert. — Ein ähnliches Weſen iſt vielleicht die Waldfrau Dryd (Trude, Hexe), die in Frankreich zum Tode verurtheilt und auf ein Schiff ausgeſetzt, in England von Offa geheirathet wurde, aber hier ebenſoviel Böſes trieb. Nach der vita S. Offae II. Grimm d. M. 361.

Ich muß hier noch einige Sagen von einer nordiſchen Hulda anführen, deren Weſen dem der Skuld und Hilde zu entſprechen ſcheint. Nach der Ynglingaſaga 16. 17 kommt eine böſe Zauberin Huld, die auch Grimmhild heißt, als eine Mahr vor, die den König Wanland bei Nacht zu Tode drückt und ſeinen Nachkommen, den Ynglingern, den Fluch anzaubert, daß ſie ſich je untereinander heimlich morden ſollen. — Thorgerda, der Hulda Tochter, wurde von dem berühmten Hakon Jarl in einem eigenen Tempel angebetet. An ihrem Standbilde befand ſich ein Ring; wenn er den von ihrem Finger abziehen konnte, hatte er Glück in der Schlacht. Müller, Sagaenbibl. I. 132.

3.

Hilde.

Wie in Skuld ein böſer Geiſt waltet, ſo dagegen in Brynhildur das edelſte Rechtsgefühl, die reinſte Seelenſchönheit. Sie gleicht als Jungfrau dem reinen Baldur, wie ſie denn auch mit Sigurds Leiche ſich verbrennt gleich wie Nanna mit Baldurs Leiche. In den Walkyrien iſt demnach wie in den Nornen Gutes und Böſes gleich vertreten.

Nun taucht aber aus dem Dunkel der nordiſchen Mythenwelt noch ein Weſen auf, in welchem beide Seiten im Gleichgewicht erſcheinen, eine Perſonification des nie aufhörenden Streites auf Erden, in dem aber die Fallenden immer wieder erſetzt werden bis zum letzten Kampf am Weltende. Jenes Weſen heißt Hilde und charakteriſirt ſich in den Mythen als eine Valkyrie, die dem Streit anwohnt, aber die Gefallenen immer wieder aufweckt.

In der nordiſchen Poeſie iſt Hilde eine Perſonification des Heldenthums. Hildingr heißt ein Held, ein edler Kämpfer, Hildimeithr, Baum der Hilde, ein ſtämmiger Kämpfer, Hilditoenn, Zahn der Hilde oder des Kriegs, Beiname des Dänenkönig Harald, Hildarleikr, Spiel der Hilde, Schlacht, Hildar hregg, Sturmwind der Hilde, Schwert, Hildar hyr, Flamme der Hilde, Schwert. Vgl. Frauer, Valkyrien 19. Hiltbarte (Hellebarde) Beowulf 561.

Nach der j. Edda 65 iſt Hildr die Tochter Högnis, der ſie ihrem Geliebten Hedhin nicht abtreten will. Beide kämpfen, Högni braucht das Schwert Dainsleif, das nie gezogen wird, ohne Jemand zu tödten, aber Hildr weckt jede Nacht die Todten wieder auf und ſo kämpfen ſie fort bis ans Weltende. Högni (Hagen) bedeutet hier den ewigen Tod, Hildr das ewige Leben. In Högni ſcheint Odin verborgen, er iſt wenigſtens wie dieſer klug, hartherzig, einäugig.

In Fornaldar soegur I. 391 wiederholt die Erzählung Soerla thattr denſelben Mythus, aber ſehr verändert. Hildr verhält ſich hier mehr leidend, die Valkyrie Göndul iſt es, die den Hedhin aufreizt und die Todten wieder weckt, aber Iwar kommt als Chriſt, wodurch der Zauber vernichtet wird, und tödtet alle, daß ſie nicht mehr aufſtehen können.

Nach Saxo Grammaticus V. 90 verſöhnte ſich Högni mit Hithinus nach dem erſten Kampfe, ſie gerathen aber noch einmal in Streit und obgleich Hilda auch hier die Todten wieder aufweckt, fallen doch endlich Beide.

Hilde gehört offenbar zu den Valkyrien und zu Odin. In ihrem Weſen tritt aber zugleich etwas Mildes und Hülfreiches hervor, was an Hulda mahnt. Wir ſind gezwungen, im Begriff der Zeitlichkeit überhaupt zwei Momente zu unterſcheiden, das ewige Abſchneiden des Einzellebens, aber auch die ewige Wiedererzeugung deſſelben bis zum Geſammtende der Zeitlichkeit. Einzig in dieſem Sinne fällt die Geburtsgöttin mit der Todesgöttin zuſammen. Wahrſcheinlich faßten unſere heidniſchen Vorfahren die in die Zeitlichkeit gebannte Göttin ziemlich pantheiſtiſch auf und ließen aus ihr unter dem Namen beſonderer Göttinnen alle die verſchiedenen Momente emaniren, die im Beginn, Verlauf und Ende, in der Geſetzmäßigkeit wie in der Willkühr alles Wechſels in der Zeit liegen. Unter der Hilde iſt aber vielleicht die Zeitlichkeit überhaupt verſtanden als der beſtändige Kampf und Wechſel im Gegenſatz gegen den Frieden in der Ewigkeit. Uebereinſtimmend mit dem Begriff der Gunnlöd (der Streitbaren).

Es iſt auffallend, mit wie vielen andern mythiſchen Namen der Name Hilde verbunden erſcheint, wenn man die nordiſchen der Sagas und Saxos mit den ſchwäbiſchen Frauennamen vergleicht, welche Goldaſt in ſ. script. rer. Alemann. II. 110 geſammelt hat. Hilde iſt verbunden mit Odin in Vuodilhilt, Sigihilt (nordiſch Siguhildr); mit Vili in Willihilt, mit Thor in der nordiſchen Thorhilde (deren Namen bei Goldaſt fehlt); mit Erch in Erchihhilt, Tio in Diothild; mit Irmin in Irminhilt; mit Freyr, Frigg und Freyja in Frowich, Frowild, Frechold; mit Wadal in Vadalhilt; mit Heime in Hemhilt; mit Baldur in Paldhild, Paldohilt; mit der Sonne in Sunhilt; mit Bertha in Hildeberta (Hilpert, ein Berg im Murgthal, Schnezler bad. S. II. 308), Perchild, Hiltipret; mit Aſen und Göttern überhaupt in Anshilt, Hashilt, Reginhilt; mit Elben Albold, Alphilt, Maracholt, Druthild; mit mythiſchen Thieren Ulfhild, Wolfhilt, Suanahilt. Dazu kommen noch vorgeſetzte Wörter: Abar-, Adal- und Odal-, Aver-, Brun-, Cliem-, Cund-, Degen-, Ellen-, Em-, Engil-, Evar-, Fegin-, Foh-, Fuar-, Ger-, Grim-, Gunn-, Hun-, Ilan-, Kebe-, Kech-, Kihil-, Laut-, Lint-, Mada-, Maht-, Megin-, Meri-, Mez-, On-, Otgild, Pach-, Pati-, Pech-, Plid-, Rach-, Ragu-, Rath-, Rech-, Rich-, Rieder-, Rien-, Rimi-, Rium-, Ruad-, Ruod-, Ruom-, Selbwilt, Star-, Taga-, Tauch-, Ving-, Vuith-, Vuolc-, Werhilt. Und nachgeſetzte Wörter: Hildebald, -burg, -gard, -grund, -fried, -idiu, -illia, -lind, -mot, -rade, -ſind, -ſwind.

Hildes Beziehung auf die Rieſen erhellt aus dem berühmten Namen der Thusnelda (Thurſenhilde). Vgl. Wackernagel im Schweiz. Muſeum I. 105. Auf Iduna, Ida weiſt der Ortsname Hildida in Belgien, Chron. Gottvic. 624. Hildebrand heißt die Königskerze, Schneller B. W. I. 262. Als Liebesgöttin gibt ſich die Hilde noch in dem Schweizerwort Kiltgang zu erkennen.

Auch in Ortsnamen kommt Hilde oft vor. Hildburg, Hildenburg, Hilpertshauſen, Hilpoltſtein in Bundſchuhs Lex. von Franken. Hiltenburg als Helfenſteiniſche Feſte in der rauhen Alp. Hildesheim (ſo heißt auch ein Schloß im Trieriſchen), Römhild.

4.

Heithr.

In der Voluſpa 25 kommt, indem die Walkyrien, denen Skuld voranreitet, zum erſtenmal eintreten, auch die räthſelhafte Heithr vor, von der geſagt wird, ſie ſey unter dem Namen Gullweig (Goldfluß, Goldmaſſe) dreimal verbrannt worden, lebe aber noch, ſie ſey eine wohlredende, zauberkundige Völe, die Luſt der böſen Weiber. Erſt mit ihrem Erſcheinen kommt das Böſe in die Welt, die Gier nach Gold, der erſte Mord, die Sünde der Aſen, der Krieg der Aſen mit den Vanen, der Tod Baldurs. Heithr verhält ſich demnach zur Skuld, wie der böſe Wille zur That, oder wie die innere Weſenheit, die zur That drängt, das innere Motiv. Müllenhoff in Droyſens Monatſchrift 1852 S. 322 überſetzt Heit mit „Art, Vermögen, Verhältniß, Werth der Dinge“, wie es noch jetzt im Sprachgebrauch liegt, z. B. iſt Schönheit die Heit des Schönen. Müllenhoff ſieht in Heit zunächſt die Macht des Goldes, des Giererregenden und Böſesſtiftenden.

In Fornaldar sög. I. 10. II. 165 f. 506 f. fährt Heithr mit fünfzehn Jünglingen und eben ſo vielen Mädchen umher, wird aber von Oddr verachtet und von Frodi geſcholten. Dieſe beiden bezeichnen das gute Princip, Odur als der verlorene Geliebte der Freyja mahnt an Baldur, Frodis Frieden heißt die erſte Unſchuldswelt und goldene Zeit. Auch Skuld hat nach derſelben Quelle I. 97 ein Gefolge von Elben, Nornen und andrem Gezücht in verächtlicher Bedeutung. Vgl. Grimm d. M. 995, der dabei an die nachtfahrenden Frauen im Gefolge der ſ. g. Diana, Herodias ꝛc. und an die Hexenfahrten denkt.

Der Gegenſatz Heithrs gegen Oddr und Frodi iſt wichtig, weil od das Gut und Frodi das goldne Zeitalter bedeuten, in beiden alſo der Begriff des Reichthums, ja des Goldes ſelbſt in guter Bedeutung liegt, während Heithr-Gullweich die im Golde liegende verderbliche Macht bezeichnet.

Heithr kehrt unter dem Namen Augurbode (Angſtbotin) wieder. Das iſt die furchtbare Rieſin, mit welcher Loki den Wolf Fenrir zeugte. Hyndluliod 37. Jüngere Edda 34. Sie war es, die den in Sünde gefallenen und beim Würfelſpiel erhitzten Aſen die goldenen Tafeln raubte, auf denen Allvater ſelbſt die Geſetze der Welt geſchrieben. Sie war es, die ihnen den Untergang verkündete. Zwar wurde ſie von den Aſen umgebracht und verbrannt, aber ihr ſteinhartes Herz fand Loki und verliebte ſich in ſie und davon kommen alle ſeine Tücken. Das Verbrennen und Fortleben ſtimmt ganz mit der dreifachen Wiedergeburt Heithrs. Ich möchte auch die Rieſin Tök hieherbeziehen, die allein bei Baldurs Tod nicht weinen wollte. In dieſem harten Weiberherzen ſcheint mir das böſe Princip überhaupt concentrirt zu ſeyn. Loki empfing von ihm alle ſeine Bosheit und zeugte mit ihm den Allverſchlinger Fenrir. Mit Heithrs Erſcheinung begann alles Böſe, mit Angurbodes Auftreten begann die Strafe und das Ende. Hier laufen alle Schlangenringe der Zeitbewegung wie in einen Punkt zuſammen. Im Symbol des Herzens aber liegt ausgeſprochen, daß alles, was in der Natur von Nacht, Winter, Tod iſt, doch nur im ſittlich Böſen wurzle.

5.

Die Sagen von Helgi.

Das Gegenbild der dreimal verbrannten Heithr iſt eine dreimal geſtorbene und dreimal wiederaufgelebte vielnamige Valkyrie, die zu Sigurds Bruder Helgi in einem ähnlichen Verhältniß ſteht, wie Brynhildur zu Sigurd ſelbſt, nur daß ſie nicht die leidende und unterdrückte, ſondern die ſiegende und triumphirende Tugend darſtellt.

Hiorwards Sohn war ſtumm und ohne Namen. Einſt ſaß er am Hügel, da ritten neun Valkyrien vorüber und Swawa, die Schönſte unter ihnen, gab ihm den Namen Helgi, machte ihn redend und wählte ihn zu ihrem Liebling. Seitdem vollbrachte er große Thaten, erſchlug den Rieſen Hati und hielt deſſen Tochter Hrimgerde, die ihn rächen wollte, ſo lange auf, bis es Tag wurde und ſie an der Sonne verſteinerte. Helgi und Swawa verlobten ſich. Helgi's Bruder Hedin aber begegnete einmal in der Weihnacht einer Zauberin, die auf einem Wolfe ritt und Schlangen ſtatt der Zügel brauchte. Sie wollte mit ihm ziehen, er aber wies ſie ab, da ſchwur ſie ihm Rache bei Bragi's Becher. Als noch an demſelben Abend die Helden nach alter Sitte Gelübde thaten, ſchwur Hedin (in der Trunkenheit) bei Bragi's Becher, er wolle Swawa beſitzen. Nachher reute ihn dieſe Unbeſonnenheit und er bat Helgi um Verzeihung, dieſer aber ſagte ihm Swawa's Beſitz wirklich zu, weil er ſelber bald im Kampfe fallen würde. Er fiel, aber Swawa wollte von einer zweiten Ehe nichts wiſſen.

Helgi wurde wieder geboren unter dem gleichen Namen; auch Swawa unter dem Namen Sigrune. Helgi mußte einmal auf der Flucht in Mädchenkleidern in einer Mühle mahlen, that es aber ſo gewaltig, daß die Steine brachen. Nachdem er wie früher den Hunding ſelbſt, ſo nachher deſſen Söhne getödtet, fiel ihm Sigrune als dem längſt Geliebten um den Hals und beſchützte ihn wie früher Swawa als Valkyrie. Unter Andern ſchwebte ſie bei einem ſchrecklichen Meerſturme mit ihren neun Gefährtinnen rettend über ihm. Aber ihr eigener Vater Högni und ihre Brüder Bragi und Dag kämpften wider Helgi. Dieſer tödtete die beiden Erſtern, wurde aber ſelbſt von Dag heimtückiſch mit Odins Todesſpeer Gugnir ermordet. Als Sigrune Nachts an ſeinem Hügel weinte, kam er mit großem Gefolge dahergeritten und nahm Abſchied von ihr, um nach Walhalla zu ziehen. Sie aber harrte fortan alle Nächte auf ſeine Wiederkehr, die nie mehr erfolgte. Doch wurde er noch einmal als Helgi, ſie unter dem Namen Kara oder Lara wiedergeboren. Davon ſagt ein uns erhaltenes Bruchſtück der Hromundarſaga in Fornald. soeg. II. 373, ſie habe als Schwan in der Schlacht über ihm geſchwebt, als er aber das Schwert zu hoch geſchwungen und ihr den Schwanfuß abgehauen, ſey ſie todt zu Boden gefallen. Sein Schwert fuhr durch die Wucht des Hiebes tief in die Erde und während er ſich darnach bückte, tödtete ihn Hromund.

Helgi iſt ein Wölſung. Wölſung zeugte den Sigmund, Sigmund den Helgi und Sigurd.

Das Bedeutſamſte in dieſer Helgimythe iſt die Idee der Wiedergeburt. Die Valkyrie vertritt dabei das Princip des Lebens, ſie iſt es, die immer übrig bleibt und auf den Neugeborenen harrt. Helgi dagegen vertritt das Princip des Todes, als der immer

Sterbende. An eine Seelenwanderung,*) wie im Glauben der Inder, iſt hier nicht zu denken, die Helgimythe bezeichnet lediglich, wie der Mythus von der Hilde, den ſteten Wechſel von Geburt und Sterben innerhalb der Zeitlichkeit.

Es gibt noch eine Helgiſage, die wir in der Olaf Tryggvaſons Saga ed. Egilsson III. p. 140 f. aufbewahrt finden. Hier erblickt Helgi bei Nacht zwölf Reiterinnen, unter denen die ſchönſte ſich als Ingebjorga, Tochter des guten Rieſenkönigs Gudmund in Gläſisvallir zu erkennen gibt. Drei Nächte lang bringt ſie in Liebe bei ihm zu, dann entläßt ſie ihn, gibt ihm aber zwei Käſtchen mit, das eine voll Silber, das andre voll Gold. Als er zu König Olaf, ſeinem Herrn, zurückkehrt, ſtaunt alles über die Pracht. Nicht lange nachher wird er plötzlich von unſichtbaren Mächten entführt. Sein Vater Thorer beſchwört König Olaf, ihm den Sohn wieder zu verſchaffen. Vergebens, bis einmal Helgi ſelbſt wiedererſcheint mit zwei andern Männern, welche beide Grimr heißen. Sie kommen aus Gudmunds Reich und bringen Olaf zwei prachtvolle Trinkhörner zum Geſchenk. Man will ſie feſthalten, aber ſie verſchwinden, und die zwei Felſen, die den engen Paß bilden, durch den ſie gekommen, da wo kein Menſch je paſſiren konnte, heißen noch jetzt die Grimaskarden. Endlich kommt Helgi zum drittenmal zurück und diesmal blind, denn Ingebjorga hat ihm, ehe er zum letztenmal von ihr ſchied, die Augen ausgedrückt, damit er den norwegiſchen Frauen nicht mehr gefalle.

König Gudmund in Gläſisvallir kommt noch öfter in nordiſchen Sagen vor (Hrevararſaga, Olaf Tryggvaſonsſaga ꝛc.), immer aber als Beherrſcher eines urälteſten Friedensreichs der Rieſen, noch vor der Ankunft Odins. Man hat darin ein Bild von dem ſeligen

---

*) Die indiſche Seelenwanderungslehre iſt dem altdeutſchen Glauben fremd und dem deutſchen Nationalcharakter unangemeſſen. Es gibt nur eine einzige nordiſche Sage, in der eine poetiſche Geiſtererſcheinung allenfalls auf Seelenwanderung gedeutet werden konnte und worden iſt. Olaf Geirſtadaalf war längſt geſtorben, als die Wittwe König Harald Gruäske's in ſchwerer Geburt lag. Da erſchien Olafs Geiſt einem Manne und gebot ihm, aus ſeinem Grabe Ring, Schwert und Gürtel zu nehmen und den letztern der Kreiſenden zu geben, die dann leicht gebären würde. Den Sohn aber, den ſie gebären würde, ſolle man Olaf heißen. In dieſem nun, glaubte man, ſey er ſelber wiedergeboren. Müller, Sagaenbibl. III. 288. 291.

Reich Allvaters in der Ewigkeit, ähnlich der goldenen Zeit des Chronos bei den Griechen. Gudmunds Tochter hat den Helgi in ihr ſeliges Reich entführt. Sie iſt mithin noch mächtiger, als Helgis ſchützende Valkyrie in den Eddaliedern, ſie iſt nicht gebannt in die Zeitlichkeit, ſie zieht ihren Helden in die Ewigkeit hinein, die ihre Heimath iſt.

In der erſten Helgiſage ſteht Helgi zu ſeinem Bruder Hedin in demſelben Gegenſatz, wie Baldur zu ſeinem Bruder Hödur. Der Beſſere muß dem Schlechteren die Geliebte abtreten. Helgi iſt aber ausdrücklich kein Gott, ſondern nur ein dem Baldur ähnlicher edler junger Held, der wegen ſeiner Tugend und Liebenswürdigkeit zum Himmel erhoben wird.

6.

Verſuch einer Rettung der Lurleyſage.

In jüngſter Zeit wird die Echtheit der ſchönen Rheinſage vom Lurley oder Loreley beſtritten und man hält ſie für eine moderne Erfindung der Romanzendichter, denen die Rheinreiſehandbücher nur nachgeſchrieben hätten. Wie oft ſich nun auch allerdings die Romanzendichter verſündigt haben, indem ſie alte Volksſagen verſchönern und umdichten zu müſſen glaubten, ſo hielten ſie ſich doch meiſt an vorgefundenen Stoff und ihre wenigen eigenen Erfindungen verriethen ſich als ſolche nur zu leicht. Ohne nun auf die romantiſchen Ausſchmückungen einzugehen, die allerdings modern ſeyn mögen, halte ich als Kern der Sage feſt, was Dönniges in ſeinen altſchottiſchen Balladen S. 219 aus einem alten Liede beibringt, welches er in ſeiner Jugend gehört hat und was auch früher ſchon in Schreibers Sagen I. Nr. 16 und Reumonts Rheinlandsſagen S. 120 in Proſa aufgezeichnet wurde. Darnach iſt der berühmte Felſen am Rhein gegenüber von Oberweſel Loreley benannt von einer wunderſchönen Rheinnixe Lore (ley heißt jeder Fels am Rhein und an der Moſel, Loreley iſt alſo Namen des Berges, nicht der Nixe). In dieſe Lore verliebte ſich ein Pfalzgrafenſohn, ſcheiterte aber mit ſeinem Kahn am Felſen und ertrank. Daß die zärtliche Nixe ihm nachgeſtürzt und ebenfalls ertrunken ſey, iſt wohl nur ein ſpäterer und albern ſentimentaler Zuſatz, denn Nixen pflegen im Waſſer nicht zu ertrinken. Ich glaube hier auch noch eine ſchon im Jahr 1812 in Gräters Iduna S. 1191 aufgezeichnete Sage erwähnen zu müſſen, weil ſie denſelben Grundgedanken enthält. Eine Felsſpitze des Berges, heißt es hier, wird der Dreiritterſtein genannt, weil ſich drei Ritter aus Liebe zu der ſchönen Nixe von da herabgeſtürzt haben ſollen. Dabei wird geſagt, ſie ſey verflucht geweſen, alle Männer zu bezaubern, nur den nicht, den ſie liebte.

In älteren Quellen findet ſich zwar nichts von einer Nixe, jener in ſchroffer Steilheit über dem in enges Felſenbett gezwängten Rhein unheimlich ragende und bei Stürmen gefährliche Berg aber galt doch ſchon vor Alters als die Stelle, wo der Nibelungenhort verborgen liege. In der Maneſſiſchen Sammlung der Minneſänger des 12. und 13. Jahrhunderts ſingt ſchon der Marner, Vers 37:

> In dienet ouch des Rines grunt.
> Der Ymelunge hort lit in den Lurlenberge in bi.

Vgl. Freheri orig. Palat. II. 89 und Grimm d. M. 933, wonach Lurlenberg gegen die falſche Lesart Burlenberg gerechtfertigt wird, wofür nicht nur eine alte Handſchrift, ſondern auch der heute noch gültige Namen des rheiniſchen Lurley ſpricht. Freher führt ferner aus einem lat. Gedicht des Conrad Celtes an, daß man zu ſeiner Zeit den Berg von Waldgeiſtern bewohnt gedacht habe, von denen das Echo herkomme:

> Voxque repercussis speculus reboabit ab altis,
> Fertur sylvicolas quos habitasse deos.

Auch erwähnt Freher, man habe zu ſeiner Zeit das Echo durch lascive Zurufe herausgefordert.

Der Name der Lore und Lure kommt öfter in Verbindung mit Waſſer vor. In Murners Narrenbeſchwörung 795 wird ein „Lurleins Bad“ erwähnt. Ein Lorlibad in Winterthur entſpringt auf dem Lindberge. Scheuchzer, Naturgeſch. der Schweiz II. 146. Lurenbrunnen kennt Mones Anz. V. 142. 308. Der Lure-Jerri, ein periodiſcher Quell bei Buchsweiler, führt fremdartige Baumblätter mit ſich und bringt, wenn er fließt, große Fruchtbarkeit. Stöber, Elſäß. Sagen Nr. 212.

Aus dem Lohrbrunnen im höchſten Speſſart fließt das Flüßchen Lohr durch den Lohrgrund und das Lohrthal in den Rhein. v. Herrlein, Speſſart II. 25. Ein Lohrbach fließt auch bei Rottenburg in die Tauber. Ein Löhrbach oder Lerlenbach fließt beim Kloſter Lorſch. Dahl, Beſchreibung von Lorſch 246. Ein Lohrbach bei Moosberg in der Rheinpfalz. Ein Lorsbacher Thal mit einem Fräuleinsbrunnen beim Waltherſtein, von dem ſich ein Ritter herabſtürzte. Gerning, Lahn- und Maingegenden S. 75. Lorey heißt ein Bach, der aus dem Egeriſee in der Schweiz abfließt. Scheuchzer II. 32. Lira oder Liro ein Flüßchen am Splügen, daſ. I. 54.

Wie wenn es ſich von einer Valkyrie handelte, die in Schwangeſtalt zum Waſſer kommt, wenn von ihr alle jene Brunnen und Bäche den Namen hätten? und wenn der Valkyrienname Lara darin anklänge? Lara nämlich lieſt Rask und nicht Kara in der Helgiſage.

Nach Othlos vita S. Bonifacii ſoll dieſer Heilige die Idole der heidniſchen Göttin Lahra (und einer andern Namens Jecha) zerſtört haben. Vgl. Eckhart, hist. Franciae orient. I. 685. 720 und Falkenſtein, nordg. Alterth. I. 65. Merkwürdig iſt das Vorkommen eines Venusberges beim Kloſter Lorch. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 47. Lohra iſt auch der Name eines Kloſters am Fuße des Düngebirges in der Nähe des Eichsfeldes, wo noch immer die Liebesgöttin Lohra umgehen ſoll. Einſt umarmte im Walde ein untreues Mädchen ihren zweiten Geliebten, da rauſchte die Göttin in Geſtalt eines Hirſches durch den Wald und hinter ihr ſchlugen Flammen aus der Erde, welche das Mädchen verbrannten. Ein andermal zeigte ſie einem treuen Liebhaber ihren unterirdiſchen Garten voll köſtlicher Blumen und Früchte und ließ ihn davon mitnehmen, ſo viel er wollte. Draußen aber wurde alles zu Gold und er dadurch ſo reich, daß er ſeine Geliebte heirathen konnte. Sein habgieriger Bruder wollte ſich nun auch Gold holen, aber er wurde aus dem Garten hinausgejagt, lag vor Schrecken lange krank und verlor, ſtatt neues zu bekommen, auch ſein altes Gut. Thüringen und der Harz VII. 23. S. 37 wird weiter erzählt, tief im Walde ſey eine Stadt untergegangen, in deren Mitte das Schloß des Herrn von Lohra, welches man den Schirmer nannte, geſtanden haben ſoll. Ferner S. 39, eine Tochter des Hauſes habe armen Köhlern im Walde Geſchenke gebracht und ſey unterwegs von Räubern erſchlagen worden. Der Ort heißt noch die ſteinerne Jungfrau, weil ein Steinbild ihr Andenken erhält. Endlich wird daſelbſt noch von der Erbtochter des Hauſes, Adelheid von Lohra, erzählt, nur der hätte ihre Hand gewinnen können, der auf dem obern Rande der Burgmauer um die Burg zu reiten im Stande war. Alle ihre Freier ſeyen nun herabgeſtürzt, ausgenommen ein Graf von Klettenberg, der ſie zur Braut gewann. Dieſer ächt mythiſche Zug mahnt an die Waberlohe.

Der Hirſch kehrt wieder in der merkwürdigen Sage von der Emerentia Lorenz, die im Walde verirrt von einem Hirſch heimgetragen wurde nach Tangermünde. Kuhn, märk. Sagen Nr. 7. Vgl. Wolf, Beitrag I. 182.

Der kühne Ritter kehrt wieder in der Sage von Lorch am Rhein. Hier holte Ritter Ruthelm die ſchöne Garlinde auf der ſ. g. Teufelsleiter vom höchſten Fels herunter. Am ausführlichſten in Henningers Naſſau in ſ. Sagen II. 130 f. Vgl. Reumont, Rheinſagen 137. Simrok, Rheinſagen 218.

Das Laurenthal in Oberſchwaben ſoll den Namen von einer gewiſſen Laura haben, die hier noch als Geiſt ihren todten Geliebten beweint und deren väterliches Schloß der Blitz zerſtört haben ſoll. Altdorfer Landbote 1822 Nr. 7. 1823 Nr. 46. Daſelbſt 1823 Nr. 25 wird der böſe, aus der brennenden Burg geſtürzte Ritter Lauras Pflegevater und Herr von Rodenſtein genannt, der in andern deutſchen Sagen Herr des wilden Heeres, alſo Odin iſt. Auch im Speſſart gibt es an dem von ſeinen höchſten Bergen herabfließenden Fluß Lohr im Lohrthal ein Grafengeſchlecht, das ſich in die zwei Linien Lohr und Rothenfels theilt. v. Herrlein, Speſſart II. 25.

Im Lowerzer See in der Schweiz liegt die Inſel Schwanau. Hier hauste einſt ein berüchtigter Mädchenräuber, der im Jahr 1308 von den Bauern erſchlagen wurde. An dieſem Tage ſieht man ihn noch jährlich, wie er von einer fackeltragenden Jungfrau um den alten Thurm gejagt wird und ſich in den See ſtürzt, wobei man heftige Donnerſchläge hört. Meyer von Knonau, Kanton Schwyz S. 284 f.

Ueberall ſteht in dieſen Sagen einem böſen, aber mächtigen Manne eine edle, aber leidende Jungfrau gegenüber wie dem Odin die Brynhildur.

7.

Sigurd.

Sigurd erſcheint in mancher Beziehung dem Baldur verwandt, er iſt der reinſte und edelſte unter den Helden, wie Baldur unter den Göttern, und wird wie dieſer durch ſchnöden Mord hinweggerafft.

Ich muß hier noch einmal auf Brynhildur zurückkommen, die wir bisher nur in ihrem Gegenſatz gegen Odin aufgefaßt haben. Ihre Beziehung zu Sigurd verdient noch eine nähere Erwägung.

Auf den erſten Blick bemerkt man, daß Sigurds Verhältniß zu Brynhildur viel tragiſcher iſt, als das Helgis zu ſeiner himmliſchen Geliebten. Helgi gelangt mit leichter Mühe zu ſeinem Glück und ſelbſt der Tod hindert ihn nicht, er lebt immer wieder auf. Seine vielnamige Geliebte aber iſt frei und kehrt frei auch nach dem Tode immer wieder zu ihm zurück. Dagegen muß Sigurd, von Jugend auf verfolgt, im Knechtsdienſt ſich emporarbeiten, die ſchwerſten Aufgaben löſen, wird zuletzt noch betrogen und muß jammervoll enden. Und eben ſo iſt Brynhildur verwünſcht, in einem troſtloſen Verbannungszuſtande; Sigurd kann nur durch Gewalt und unerhörte Kühnheit zu ihr dringen. Sie entfaltet nach ihrem Erwachen vor ihm allen Zauber himmliſcher Weisheit, Liebe und Güte, aber vergebens, ſie fällt dem böſen Princip zum Opfer und nur heroiſcher Selbſtmord kann ſie dem unwürdigſten Leben entziehen. In Helgi triumphirt das himmliſche und ewige Weſen, die Bande der Zeitlichkeit nur loſe und lachend von ſich abſtreifend. In Sigurd unterliegt es dem ſchwerſten Gewicht des Zeitlichen und Irdiſchen.

Im Allgemeinen verhält ſich Högni und Gunnar zu Sigurd wie Odin und Loki zu Baldur, aber Sigurd iſt nur als Menſch das, was Baldur als Gott iſt. In ihm iſt das Edle und Schöne der menſchlichen, der Mannesnatur perſonificirt, das was von Baldurs Reinheit in deutſchen Jünglingen lebt. Aber ſein Mythus beweiſt und ſoll beweiſen, daß die Zeitlichkeit dem Odin und nicht dem Baldur angehört. Wie Baldur ſelber in die Ewigkeit zurückſchwinden muß, um erſt, wenn die gegenwärtige zeitliche Welt untergegangen iſt, wiederzukommen, ſo kann auch kein ihm nachfolgender irdiſcher Held in Sigurds edler Art auf Erden ſein Glück machen, die Herrſchaft erringen oder überhaupt nur dauern. Er kann nur ſeine höhere Art bewähren durch ungeheure Thaten, Arbeiten, Erduldungen, aber er kann nicht dauern, die Früchte ſeines Sieges nicht genießen. Verrath muß ihn fällen, der auf Erden das Recht und das ſittlich Edle herrſchen machen will. Der furchtbarſte Hohn muß ihn ſtrafen, ſeine himmliſche Beſchützerin ſelbſt wird dem Unwürdigſten verkuppelt. Das iſt Regel und Geſetz im Zeitlichen. Wer es hier am wenigſten verdient, der herrſcht und wird glücklich. Wer zu herrſchen verdiente, bleibt Knecht, wird unter Laſten erdrückt und ſeines ſüßeſten Lohnes hohnlachend beraubt. Dafür bleibt ihm die Ewigkeit vorbehalten. Darum iſt Sigurd verdammt, Gunnars Vaſall zu ſeyn und verliert an ihn die Brynhildur.

Man hat in Sigurd, wie in Herakles, dem er allerdings ſehr ähnlich iſt, einen Sonnenheros erkennen wollen. Wie Herakles ſich durch die zwölf Thierzeichen arbeitet, als junge Sonne ſeine Göttlichkeit kund gebend, aufſteigend, immer gewaltiger ſiegend im Frühling und Sommer und endlich unterliegend als ſinkende und mattere Herbſtſonne, ſo dachte man auch Sigurd mit der ſich durchs Jahr hindurchkämpfenden Sonne vergleichen zu können und bezog ſeinen Tod auf die Sommerſonnenwende, wie den Tod des Oſiris, Adonis ꝛc. Auch hat er viele Aehnlichkeit mit dem Sonnenſohn Karna im altindiſchen Epos Mahabharata (vgl. Leo in Wolfs Zeitſchrift I. 114 f.). Die ſchöne Kunti wurde wegen ihrer Gaſtfreundſchaft von einem wandernden Braminen mit der Gabe beſchenkt, jeden Gott herbeirufen zu können. Da rief ſie einmal den Sonnengott Surya, der aber nicht wieder ging, ohne ihr ein Kind zu hinterlaſſen. Das war ein ſtarker Sohn, Karna geheißen, den ſie heimlich gebar und in einem Korb auf dem Waſſer ausſetzte. Er wuchs zum Helden auf und diente den Kurawas gegen die Pandawas unwiſſend, daß ſeine eigene Mutter Gemahlin des Pandu geworden war. Er freite um die ſchöne Draupadi und überwand im Wettkampf alle Nebenbuhler, aber ſie wählte den Ardſchuna (die Morgenröthe), einen der Pandawas. Doppelt erzürnt half nun Karna den Kurawas ſo lange ſiegen, bis Indra (Gott der Luft) dem Karna mit Liſt ſeinen unverwundbar machenden Goldpanzer ablockte, worauf Ardſchuna ihn hinterrücks mit einem Pfeile tödtete. — Karna hat allerdings viel mit Sifrid, Draupadi mit Brunhild, Ardſchuna mit Hagen gemein. Eine Beziehung zu Baldur könnte vermittelt erſcheinen durch den Apollo Grannus, der wahrſcheinlich identiſch iſt mit dem galliſchen Belenus, dem Sonnengott, dem am erſten Mai das große Feſt beltein gefeiert wurde. Die dabei brennenden Feuer hießen auch carn, kearnaire, in Irland der Gott ſelbſt Karneios. Vgl. Walker, british bards p. 82. Mone Heidenthum II. 490. San-Marte, Gottfried von Monmouth S. 241. Grannus entſpricht dem deutſchen Granne, die haarige Verlängerung der Gerſte, und heißt in der welſchen Sprache ſchön- oder langhaarig, ein paſſendes Bild für die Sonne. Bekanntlich verehrte man in Sparta einen Apollo Karneios, welcher der Zeit und dem Raum nach zwiſchen dem nordiſchen Grannus und dem indiſchen Karna den Vermittler bildet.

Inzwiſchen hat unſer nordiſcher Sigurd und deutſcher Sifrit innerhalb der Edda und der deutſchen Nibelungenſage keinerlei Beziehung zu irgend einem der ausländiſchen Sonnengötter, ſondern vertritt einen nationalen und ſittlichen Heldenbegriff. Eben ſo wenig möchte ich ihn mit dem Vanengott Freyr identificiren, wie das Wilh. Müller (Haupt, Zeitſchr. III. 43) verſucht hat. Sigurd iſt kein Naturgott und darf am wenigſten mit dem weichen Freyr verwechſelt werden. Sigurd iſt und bleibt die Perſonification derjenigen auserleſenen Blüthe der Männerwelt, die durch eigene Tugend ſich auf den Standpunkt Baldurs erhebt und dadurch in unverſöhnlichen Gegenſatz tritt gegen Odin, der ebendeshalb dieſe ſittliche Oppoſition unbarmherzig niedertritt. Das iſt der Hauptgedanke.

Die Treue, welche das gute Princip in Sigurd dem böſen Princip in Gunnar hält, iſt in ſeinem Mythus etwas ſo abſolut Nothwendiges, daß man die ſpäteren Auslegungen, nach welchen Sigurd in dem Kampf, den er für Gunnar mit Brynhildur zu beſtehen hatte, die Treue verletzt und ſich des Bräutigams Recht angemaßt haben ſoll, unbedingt verwerfen und die ältere reine Auffaſſung feſthalten muß. In dieſem Mythus darf dem Erfolg und der Schadenfreude auf Seite des böſen Princips eben ſo wenig Eintrag geſchehen, als der fleckenloſen Reinheit neben dem Unglück auf Seite des guten.

In Högni, dem Mörder Sigurds, iſt mehr als ein heimtückiſcher Verräther und Neider verborgen, in dieſem finſtern gewaltigen Charakter liegt etwas von einem göttlichen Richter, von einem Vollſtrecker unheilvollen Geſchickes. Er iſt einäugig, wie Odin, er iſt Odin ſelbſt, der den Sieg der Tugend auf Erden und in der Zeitlichkeit principiell nicht duldet und nicht dulden kann, und der hier wie in dem Wettſtreit mit Frigg, zwiſchen Gunnar und Sigurd wählend, ſich für den Sieg des Böſen entſcheidet. Nicht perſönliche Bosheit, ſondern das unabänderliche Erdenſchickſal reißt Sigurd in den Tod. Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde. — Einen anderweitigen Beleg dazu, wie Odin irdiſche Geſtalt annimmt, um boshaft einen edlen Helden zu täuſchen und zu Fall zu bringen, liefert die Schilderung von Harald Hildetands Tod bei Saxo Grammaticus.

Wichtig iſt vorzugsweiſe, daß Sigurd als das edelſte aller Weſen, der gemeinen Geldgier zum Opfer fallen muß. Das Himmliſche wird dem Irdiſchen geopfert, ganz ſo wie im Mythus von Baldur. Sofern der einäugige Hagen an den blinden Hödur erinnert, Brynhildur ſich mit Sigurd verbrennt, wie Nanna mit Baldur, auch Gunnar einige Verwandtſchaft mit Loki zeigt, hat man an eine unmittelbare Herleitung der Sigurdſage vom Baldurmythus gedacht, allein das ſind nur ſehr unſichere und dunkle Anklänge, während die Sigurdſage in ihren Hauptcharakteren und Situationen eine durchaus eigenthümliche und ſelbſtändige Ausbildung verräth.

Wir ſahen oben in Baldurs Mord die Blutrache für Ymirs Mord. Ymir iſt die Materie, die zerſtückelt werden mußte zum Dienſt der Götter und Menſchen; Baldur iſt der Geiſt in ſeiner höchſten Reinheit und Schönheit, der hinwiederum der Materie geopfert wurde, ſofern die Geiſter, einmal zur Materie herabgezogen, in niedere und ſchlimme Neigungen verſinken und den urſprünglichen Adel verlieren. Ganz der nämliche Gegenſatz tritt uns auch wieder in der Nibelungenſage entgegen. Sigurds Mord iſt die Blutrache für Oturs Mord. Otur aber iſt der irdiſche Beſitz, das Gold, um deſſentwillen die Menſchen ein viel edleres, urſprünglich himmliſches Gut, den Seelenadel einbüßen mußten, welches Opfer der Tod des edlen Sigurd verſinnlicht. — Stimmen nun aber auch wie die Charaktere Baldurs und Sigurds, ſo die Motive ihres Mordes überein, ſo gehen doch ihre Sagen in ſelbſtändiger Ausbildung auseinander und Baldur iſt eine allgemeine kosmiſche Potenz, Sigurd waltet nur in der Menſchheit. Baldur iſt Allvater ſelbſt, der ewig gute Gott, Sigurd iſt nur innerhalb der Zeitlichkeit das menſchliche Ideal.

Wie die Lehre in die Sitten und Gebräuche überging, erhellt aus der Heidreksſaga 11 (Fornaldar sög. I. 451). In Reidgothland war Hungersnoth, da erkennt man durch Looſung, ſie werde nicht aufhören, bis der vornehmſte Knabe im Lande geopfert würde. Alſo mußte die edelſte Jugendblüthe im Volk gebrochen werden, um des niedrigſten materiellen Bedürfniſſes willen, mußte der ſchöne Königsſohn den Rieſen geopfert werden, damit ſie das verſchloſſene Steinfeld der Saat wieder öffneten.

8.

Beziehungen zwiſchen Sigurd und Achilles.

Es iſt längſt darauf aufmerkſam gemacht worden, daß Achilles, der einzig an der Ferſe verwundbar war und an dieſer Stelle durch Heimtücke eines neidiſchen Gottes den Tod empfing, dem gleichfalls nur an einer Stelle verwundbaren Sigurd = Sifrit ſehr ähnlich ſey. Beide ſind Ideale der kriegeriſchen Jugend, der eine bei dieſem, der andere bei jenem Volk. Aber beide Völker ſcheinen in einer urſprünglichen Verwandtſchaft geſtanden zu haben. Achilles kam mit den Myrmidonen vom Norden her zu den Griechen und verſchwand zuletzt wieder nach dem Norden, auf die ſelige Inſel Leuke im ſchwarzen Meer, gegenüber den Mündungen der Donau und des Dnieſter, alſo ins Bereich der Geten und Skythen, ins Bereich der Unſterblichkeitslehre des Zamolxis und überhaupt nordiſcher Ideen.

Dem nordiſchen Urſprung entſpricht auch das verhältnißmäßig Barbariſche in des Achilles Charakter, was Nägelsbachs Kritik ſo ſtreng getadelt hat. Achill hat gar keine helleniſche Bildung, das Bischen Klimpern auf der Leier ausgenommen, was ihm aber die Muſe Kalliope ausdrücklich nur verlieh, damit er ſich beim Mahl erheitere oder in Mißſtimmungen ſich tröſte. Er ſolle ein Held werden, das ſey etwas mehr werth als Singerei, aber ſie wolle dafür ſorgen, daß der größte aller Sänger gerade nur ſeine Thaten beſinge (Homer). Nach Philoſtratos Her. 19. Nichts bezeichnet ſchöner das Herrliche und Göttliche des Barbarenthums gegenüber der gebildeten Schwächlichkeit. So wie Achill den griechiſchen

Poeten und Philoſophen, ſo ſtanden auch die deutſchen Heldenjünglinge der Völkerwanderung der römiſchen Cultur gegenüber. Und ſo ſtimmt Sifrit ganz mit Achill überein.

Achill war, wenn wir ſeinen Mythus näher beſehen, wie ſchon Welker in ſeinem ſchönen Werk über die äſchyliſche Trilogie S. 87 erkannt hat, eine Perſonification der Menſchheit überhaupt in ihrer adeligſten gottähnlichſten Weſenheit, eben deshalb aber zum Verderben beſtimmt. Achill war der Sohn des Peleus, von ihm mit der Meergöttin Thetis erzeugt, die Frucht einer Hochzeit, der alle Götter beiwohnten, zu der alle Götter Geſchenke brachten. Dieſe Ehre aber wiederfuhr dem ſterblichen Peleus lediglich deshalb, weil ſeine Hochzeit zugleich das Verſöhnungsfeſt des Zeus mit der Menſchheit war. Zeus hatte den Prometheus an die Felſen des Kaukaſus geſchmiedet, weil er den Menſchen das Feuer vom Himmel gebracht hatte. Zeus alſo beneidete die Menſchen und beſtrafte, die ihnen wohlthun. Endlich ließ er ſich verſöhnen durch den Tod. Prometheus ſollte, nach des Gottes Befehl, nie wieder frei werden, außer wenn ein Unſterblicher freiwillig würde für ihn ſterben wollen. Das that der weiſe Chiron, der verwundet und keiner Heilung fähig zu ſterben wünſchte. Nun wurde Prometheus, d. h. der menſchliche Geiſt, ſeiner Bande los und ging in ewige Freiheit ein, während Chiron, der Leib, dem Tode anheimfiel. Das ließ ſich Zeus gefallen, daß jeder Menſch ſeine dem Gott verhaßte Freiheit mit dem Tode büße und ſeine Ausſöhnung mit den Menſchen wurde gefeiert auf des Menſchen Peleus Hochzeit mit einer Göttin. Der aus dieſer Verbindung geborene Achilles war mithin eine Perſonification der ganzen, durch das Geſchenk des Prometheus veredelten Menſchheit, zugleich aber auch dem frühen Tode geweiht.

Aus dieſem merkwürdigen Mythus der Alten fällt einiges Licht auf Mimir, deſſen Weisheit und deſſen Tod auffallend an Chiron erinnern. Zwiſchen Prometheus und Odin Hangagod erkannten wir früher ſchon eine Beziehung. Derſelbe Odin entſpricht aber auch dem auf die Menſchen eiferſüchtigen Zeus. Odin konnte als Vater der Menſchen und doch zugleich als ihr Peiniger aufgefaßt werden, das letztere, ſobald die Menſchen ihn ſelbſt an ſittlichem Adel zu übertreffen wagten.

Mit dem Mythus von Achill hat auch die Sage von Hug-

und Wolfdietrich im deutſchen Heldenbuch manche Aehnlichkeit. Hug kommt als Mädchen verkleidet zur ſchönen Hildburg und verhält ſich bei ihr ganz wie Achill auf Skyros. Wolf iſt ein edler Held und unermüdlicher Kämpfer wie Achill und muß unter anderem noch einmal mit den Geiſtern aller derer kämpfen, die er ſchon erſchlagen hat, ganz ſo wie Achill im Fluß Skamandras noch einmal mit den von den Wellen ihm entgegengewälzten Leichen derer kämpfen mußte, die er ſchon getödtet hatte.

Wie außerordentlich weit auch die Charaktere der griechiſchen Helena und nordiſchen Brynhildur aus einander liegen, ſo zeigt ſich dennoch eine gewiſſe Uebereinſtimmung in der Apotheoſe des Achill, der als der Menſchen Edelſter nach ſeinem Tode auf der ſeligen Inſel Leuke mit Helena, als dem ſchönſten aller Weiber in der Welt, verbunden wird, mit der Wiedervereinigung Sigurds und Brynhildurs. Allein noch beſtimmter iſt die Verwandtſchaft zwiſchen Sigurd und Herakles, ſoferne jener mit der himmliſchen Valkyrie, dieſer mit der Göttin Athene zum Lohne ſeiner Tugend für immer verbunden wird. Herakles iſt, wie Achill, den Griechen vom Norden her zugekommen, und der in ihm perſonificirte Begriff iſt, wie in Achilles, die Menſchheit, aber nicht die in ihrem höchſten Adel leidende, ſondern die ſich freiwillig, muthig und unermüdet knechtiſcher und unſäglicher Arbeit unterziehende.

Ich halte dieſe Vorſtellungsweiſe von der Menſchheit im Gegenſatz gegen die ungerechte Gottheit und mit Bezug auf die Unſterblichkeitslehre, ſofern ſie ſich an die Oertlichkeit des Kaukaſus und ſchwarzen Meeres anknüpft, für ſehr alt, für älter als die Ausbildung der helleniſchen Staatenwelt und für viel älter als die Ankunft der Odinsdiener in Skandinavien. Sie gehört aber als unzertrennlich von den religiöſen Grundlehren dem deutſchen Volksſtamme an, und iſt von den Griechen nur adoptirt, nur anderweitigen Mythen- und Cultuskreiſen angereiht worden, ohne je hier den Hauptgedanken der ganzen Doctrin zu bilden.

9.

Svanhilde.

Nach der Volſungaſaga 39 und 49 hatte Sigurd mit der Gudrun, die er anſtatt der Brynhildur heirathete, eine Tochter

Namens Svanhilde. Nach ſeinem Tode verbrannte ſich Brynhildur mit ihm, Gudrun wurde ins Waſſer geſtürzt, aber von den Wellen zum Lande des Jonakur getragen, der noch drei Söhne mit ihr zeugte Sörli, Erpr, Hamdir. Svanhilde wurde ſpäter dem König Jörmunrek zur Ehe gegeben, aber von dem boshaften Biki (Sibich) beſchuldigt, mit Randwer, des Königs Sohn, zu buhlen. Obgleich nun beide völlig unſchuldig waren, ließ ſich der König dennoch täuſchen und ſeinen Sohn henken. Randwer ſchickte noch vor ſeinem Tode dem Vater ſeinen Falken zu, dem er alle Federn ausgerupft hatte, um ihn durch dieſes Bild zu erinnern, daß er ſich ſeines eigenen Schmucks, ſeiner Familie und Nachkommenſchaft beraube. Svanhilde wurde den Pferden vorgeworfen, aber ihr ſchönes Auge hielt die wilden Thiere in frommer Scheu zurück, bis der König ſie in einen Sack ſtecken ließ. Sobald die Pferde ſie nicht mehr ſehen konnten, zertraten ſie ſie im Sack. (Vgl. die alten Eddalieder, das dritte von Sigurd, das von Gudruns Aufreizung, und das von Hamdir, die Vilkinaſaga und endlich Saxo Gram. II. 8 f.). Wichtig iſt beſonders, was die Hamdir- und Volſungaſaga noch weiter von Svanhildes Brüdern berichtet. Dieſelben wollten ihren Tod rächen, Erpr aber wurde unterwegs von den beiden andern erſchlagen. Wie willſt du uns helfen? hatten ſie ihn gefragt. Wie die Hand der Hand und der Fuß dem Fuß, hatte er geantwortet. Das war ihnen zu wenig und ſie erſchlugen ihn. Bald darauf fiel Hamdir auf die Hände und lernte erkennen, wie nützlich es ſey, daß eine Hand der andern helfe. Dann fiel Sörli auf die Füße und erfuhr, wie noth ein Fuß dem andern thue. Sie fanden Jörmunrek, hieben ihm Hände und Füße ab, wurden aber ſelbſt von deſſen Volk übermannt und auf den Rath eines alten Mannes mit *einem* Auge geſteinigt. Jak. Grimm hat in Haupts Zeitſchrift III. 154 in dem Einäugigen nicht nur Odin, ſondern im Hrodrglöd (der frohe oder hier ſchadenfrohe Odin) des Eddaliedes von Hamdir 21 auch ausdrücklich Odins Namen wieder erkannt.

Odins Erſcheinung darf hier nicht befremden. Er will Sigurds ganzes Geſchlecht ausrotten, den böſen Jörmunrek rächen.

Seine Einäugigkeit verbunden mit ſeiner Tücke ſteht hier in einem wohl beabſichtigten Gegenſatz zu dem Zauber, den der unſchuldigen Svanhild ſchönes Auge ſelbſt auf wilde Thiere ausübt.

Im Uebrigen iſt der Mythus nicht leicht zu erklären. Grimm

a. a. O. bezieht Jonakr auf Onar, der nach der j. Edda 10 Gemahl der Not (Nacht) und Vater der Jördh (Erde) iſt, welch letztere von Odin Mutter des Thor wird. Gudrun ſelbſt gehört ihrem tragiſchen Schickſal nach der Nachtſeite der Welt an, ja ſie hat einige Aehnlichkeit mit der Nacht ſelbſt, denn wie Not drei Männer nach einander heirathen muß (Naglfar, Onar und Dellinger), ſo auch Gudrun drei (Sigurd, Jonakr, Atli). Gudrun kann als ein nächtliches Weſen die Svanhilde nur zur Tochter haben kraft des in Sigurd wirkenden Lichtprincips. Im Eddalied von Gudruns Aufreizung 15 heißt es geradezu, Svanhilde habe durch die Säle ihrer Mutter wie ein Sonnenſtrahl geleuchtet.

Svanhilde heißt auch in einem andern Mythus (Biörner kaempa dater p. 6) eine Tochter der Sol (Sonne) und der Dagr (Tages). Der Schwan in ihrem Namen bedeutet wohl die Lichtfarbe. Sie heißt hier auch gullfiodur, Goldfeder. Daſſelbe Attribut der Goldfeder kommt der Sonne ſelber zu in deutſchen Kinderliedern:

Regen ga weg mit diner langen naſe
Sunne kum weder mit diner guldnen Feder.

W. Müller, altd. Rl. 160. Firmenich, Völkerſtimmen I. 369. 414. 431. 458. Müllenhoff, Sagen Nr. 33 S. 517 und deſſen Abhandlung in den nordalb. Studien IV. 211.

Finn Magnuſen lex. p. 316 hält einfach die Tochter der Sonne und des Tages für die Aurora.

Das Sonnenhafte liegt ſchon im Sinnbild des Schwans, abgeſehen von der Mutter Sol. Auch der antike Sonnengott hat Schwäne um ſich, der indiſche reitet auf dem Schwan. Ein Tiroler Schloß Sonnenburg heißt zugleich Svaneburg. Staffler, Tirol 217. In einer antiken Apolloſage ſpielt ein Schwan ſo ſehr die Rolle der Valkyrie, daß man glauben ſollte, ſie ſey aus dem Norden entlehnt. Der erſte vaticaniſche Mythograph nämlich erzählt, der junge Königsſohn Synichronis (ſchon in ſeinem Namen klingt der nordiſche Sonnenname vor) habe in ſeiner Verlaſſenheit Ziegen hüten müſſen und einmal mit einem andern Knaben gemeinſchaftlich einen Schwan bekämpft, bis derſelbe ſich in ein Weib verwandelt habe. Da ſeyen ſie geflohen, das Weib aber habe ſie zurückgerufen und ſeine königliche Abkunft offenbart. Hierauf habe der König des Landes ihm ſeine Tochter zur Ehe gegeben und dieſe habe während ihrer Schwangerſchaft geträumt, die Sonne gehe durch ſie hindurch. Darauf gebar ſie den Branchus, der durch einen Kuß des Apollo ſelbſt zum Sonnenprieſter und Seher geweiht wurde. Mythogr. vatic. I. Nr. 81.

Wenn Brynhildur anſtatt der Gudrun Svanhildens Mutter wäre, läge das Valkyrienartige und das Schwanenſymbol der letzteren näher. Noch befremdlicher iſt das Sonnenſymbol. Sigurd erſcheint überall zunächſt als ein menſchlicher Heros, als ein eigentlicher Vertreter der edelſten Menſchennatur. Durch ſeine Tochter kommt er auf einmal in Verbindung mit Naturgöttern, mit Nacht und Tag, Erde und Sonne.

Wäre es möglich, daß hier vielleicht in ein einfaches Naturphänomen, die Abendröthe, ein tieferer ſittlicher Sinn gelegt worden wäre? Svanhilde könnte als Tochter des Tages und der Sonne folgerecht die Abendröthe ſeyn, womit auch ihre Goldfeder (goldene Federwolke) ſchön übereinſtimmt. Man könnte aber das Schöne und Tragiſche des Sonnenunterganges verglichen haben mit dem Untergang der andern Svanhilde, die nicht jenen Naturgottheiten, ſondern den rein ſittlichen Potenzen angehörig, als die letzte aus Sigurds Geſchlecht noch einmal in ihrem ſterbenden Auge die ganze Gewalt ſittlicher Schönheit aufflammen ließ, wie die ſterbende Sonne am Abendhimmel unter den ſie verdunkelnden Wolken. Die Vergleichung würde noch gewinnen, wenn wir uns den einäugigen Odin als den ſchadenfroh aus der Nacht heraus lauernden Mond denken könnten.

Hiſtoriſch iſt nach Jornandes, de rebus geticis c. 24, daß der mächtige Gothenkönig Hermanarich die Raxolanin Sanielh von Pferden zerreißen ließ, weil ihr Mann geflohen war, worauf ihre Brüder Sarus und Ammius ihn verwundeten. In einer vatikan. Handſchrift Saxius rer. ital. script. I. 203 heißt ſie Sonilda, die Brüder Saurle und Hamder. Vgl. Lange, Unterſuchungen S. 50. Im Namen Sonilda liegt Sonne und Hilde klar vor Augen. Da Beziehungen auf Naturmythus hier eben ſo gewiß nachzuweiſen ſind, als der Gothenkönig Hermanarich eine geſchichtliche Perſon iſt, läßt ſich die Doppelſeitigkeit der Sage nur erklären, wenn man annimmt, der tragiſche Untergang einer ſchönen und edeln Königstochter ſey ſowohl mit dem Naturmythus von der Abendröthe, als auch mit dem Sigurdmythus in Verbindung gebracht worden. Solche Uebertragungen liegen auch ganz im Charakter der Sagenbildung.

10.

Die Schwanhemden.

Die Valkyrien erſcheinen oft als Schwäne. So ſchwebte Kara (Lara) über ihrem geliebten Helgi als Schwan. Auch Brynhildur und ihre acht Schweſtern ſcheinen als Schwäne zum Waſſer geflogen zu ſeyn und ihre Schwanhemden abgelegt zu haben, um als Jungfrauen zu baden, wobei Agnar ſie überraſchte. Denn obgleich weder in der Edda noch Volſungaſaga dieſe Hemden als Schwanhemden bezeichnet ſind, ſo iſt die Scene doch vollkommen denen analog, in welchen einer badenden Jungfrau das Schwanenhemd genommen und wodurch ſie verhindert wird, als Schwan wieder davonzufliegen, und wird überdies in den Fornald. sög. I. 86 Brynhilde einem Schwane auf der Welle verglichen.

Der uralte, vielen Völkern gemeinſame Glaube, der Schwan ſinge nur unmittelbar vor ſeinem Tode, ſcheint den Sagen zu Grunde zu liegen, in welchen die Schwäne oder Schwanjungfrauen Andern den nahen Tod verkünden. Dies ſtimmt zu den Nornen und noch mehr zu den Valkyrien, mit denen die Schwanjungfrauen auch die Liebe zu ſterblichen Männern theilen.

Nach Saxo Gr. VI. 100 ſingen dem Friedlev drei Schwäne in der Luft eine Weiſſagung und werfen ihm einen Runengürtel herab. Im Nibelungenliede 1476 raubt der grimme Hagen drei Meerweibern an der Donau ihre Gewande und zwingt ſie dadurch, ihm zu weiſſagen. Sie aber verkünden ihm der Burgunder Untergang.

Die den badenden Jungfrauen geraubten Gewande heißen in vielen Sagen ausdrücklich Schwanhemden. Legten die Jungfrauen dieſe Federhaut an, ſo wurden ſie zu Vögeln, legten ſie ſie ab, ſo waren ſie wieder Jungfrauen. Das älteſte Beiſpiel enthält das Lied vom Völundur in der alten Edda. „Mädchen flogen von Süden her durch den finſtern Wald“, legten ihre Schwanhemden am Ufer des Wolfſee ab und ſpannen. Früh am Morgen kamen die drei Brüder Slagfidr, Eigil und Völundr und ſahen die drei Valkyrien ſpinnen, neben denſelben aber lagen ihre Schwanhemden. Dieſe nahmen die Brüder weg und führten die Valkyrien als Frauen heim, der erſte die Aelrun, der zweite die Swanhwit, der dritte die Alhwit. Sieben Jahre lebten ſie zuſammen, da flogen die Valkyrien davon, um Kampf zu ſuchen und kehrten nie wieder. Dieſelbe Sage wiederholt ſich im altdeutſchen Gedicht von Friederich von Schwaben. Hier fliegen drei Tauben zu einer Quelle und verwandeln ſich in ſchöne Jungfrauen. Wieland nimmt ihnen die Kleider und gibt ſie ihnen nicht eher wieder, bis eine ſich entſchließt, ſein Weib zu werden. In einer ſchwediſchen Sage nimmt ein Bauer den drei Jungfrauen ihre Schwanenflügel und gibt ſie ihnen nur unter der nämlichen Bedingung wieder. Die Schöne, die er auswählt, reicht ihm einen Goldbecher, Molbech Nr. 49. In einer andern ſchwediſchen Sage findet ein Jüngling die Schwanhemden dreier Jungfrauen und behält die eine; als er ihr ſpäter aber einmal das geraubte Hemde wieder zeigt, wirft ſie es um und fliegt als Schwan davon. Afzelius II. 304. Wedderkop, Bilder aus d. Norden II. 201. Dieſelbe Sage kommt in E. Meiers ſchwäb. S. Nr. 6 mit dem Zuſatz vor, daß der Mann die Entflohene bei ihren zwei Schweſtern wieder findet, die drei Jungfrauen ſind aber nicht mehr Schwäne, ſondern Drachen geworden, die ihn nicht wenig plagen, aber durch ſeine Standhaftigkeit erlöst werden. Auch in Muſäus Volksmärchen „der geraubte Schleier“ raubt Friedbert den Schleier der ſchönen Schwanhilde, daß ſie nicht mehr als Schwan fortfliegen kann. In Clements Lappenkorb 324 und bei Müllenhoff Nr. 288 geht unfern von Donſum eine Braut mit ihrem Bräutigam am Ufer, erblickt Schwäne auf dem Waſſer, erkennt in ihnen ihre Schweſtern und fliegt plötzlich als Schwan mit den andern davon zum Entſetzen des Bräutigams. Von der Hagen in den Abhandl. d. Berliner Akademie 1846 S. 549 citirt noch ein paar Beiſpiele aus Molitors Abhandlung im malleo maleficarum, wobei er den Erzherzog Sigmund, dem Molitor ſeine Arbeit zugeeignet, mit dem Kaiſer Sigmund verwechſelt.

Ein weißer Schwan erſcheint auf dem Pleſſowſchen See, wenn Jemand ſterben ſoll. Kuhn, märk. S. Nr. 68. Eine verwünſchte Jungfrau läßt ſich als Schwan auf dem Teufelsſee bei Köpenik ſehen. Deſſelb. nordd. S. Nr. 85.

Zuweilen kommt eine verwünſchte Jungfrau in Schwangeſtalt in einer verſunkenen Burg unter Schätzen vor. So forderte die Enzjungfrau, als Schwan auf dem Fluſſe ſchwimmend, einen Mann auf, ihre Schätze zu heben. Er fand nur drei Kirſchkerne, die aber zu Schlüſſeln geworden wären, wenn er ſie nicht verächtlich hätte liegen laſſen. Baader Nr. 266. Von der letzten Erbin von Schwanau heißt es, ein Ritter habe ſie befreit mit Hülfe eines Zwerges, der ihm den Weg zu ihr und ihren Schätzen gezeigt habe. Schreibers Sagen I. 126. Ein Knabe zu Wimpfen ſah in einem See drei Schwäne, fuhr auf einem Brett zu ihnen hinüber, verſank aber und fand unter dem Waſſer ein Schloß mit drei ſchönen Jungfrauen, bei denen er lange blieb, bis die Sehnſucht zur Oberwelt ihn ergriff. Als ſie ihm aber die Rückkehr erlaubten, ſtarb er, wie ſie ihm gedroht hatten. Gottſchalks S. 202. Baader 228.

Es handelt ſich hier von einem Gegenſatz zwiſchen Himmel und Erde, Ewigkeit und Zeitlichkeit. Die himmliſchen, ewig ſeligen Jungfrauen kommen als Schwäne vom Himmel herab und werden hier feſtgehalten. Der hoch am nordiſchen Himmel fliegende und lieblich ſingende Schwan eignet ſich vorzüglich, um dieſes Herabkommen jungfräulicher Weſen vom Himmel auszudrücken. Die Sagen von ihnen ſind ſehr mannigfach. Die Schwanjungfrau wird auf Erden feſtgehalten, ja muß ſogar ſterben, ſie wird des Schwanhembes beraubt, ſie verliert den Schwanenfuß, ſogar das Leben. Oder aber ſie entflieht wieder frohlockend in ihre himmliſche Heimath, ja ſie zieht ihre Lieblinge von der Erde mit zu ſich hinauf.

11.

Valfreyja.

Lara erſcheint als Liebesgöttin. Ueberhaupt tritt in den Valkyrien die Liebe mächtig hervor. Sie wählen aus Liebe, während Odin oft abſichtlich ungerecht und nur aus Laune wählt. Die Liebesgöttin konnte dieſen Beziehungen nicht fremd bleiben. Wirklich iſt es Freyja, die mit Odin alle in der Schlacht oder durch das Schwert Gefallene theilt, Grimnismal 14, ſ. Edda 24. Ueberdies führt ſie in der Nialsſaga 118 den Namen Valfreyja als die Königin und gewiſſermaßen Perſonification aller Valkyrien. Das iſt eine Venus armata, eine Bellona, aber auch zugleich eine jungfräuliche Pallas Athene. Denn Freyja iſt nicht blos die Allbuhlerin im niedern Sinn, ſondern auch die reine, himmliſche Liebe.

Unter den Valkyrien nun, die den auserwählten und in ſchwerer

Prüfung erprobten Helden das höchſte Glück und die höchſte Ehre im Himmel gewähren, ſcheint immer Valfreyja verborgen zu ſeyn, denn eine Geringere, als die Liebesgöttin ſelbſt vermöchte ſo hohe Gunſt nicht zu gewähren. Sie erſcheint zuweilen ganz unabhängig von Odin. Sie geht offenbar darauf aus, unter den Sterblichen einen Helden zu finden, der würdiger als Odin ſelbſt, Baldurs verlorenes Ideal erſetzen ſoll. Odin übernimmt desfalls in den Sagen die Rolle eines böſen Vaters und Königs, gegen den Tochter und Liebhaber Parthie machen, oder er vereitelt mit überlegener Weltklugheit die unſchuldigen Träume der Liebenden. In dieſem Verhältniß ſteht in der Nibelungenſage der einäugige, kluge und böſe Högni echt odiniſch dem Sigurd gegenüber. Sigurd als Menſch ſo rein und vollkommen, wie es Baldur als Gott geweſen, beſchämt eben deshalb den minder würdigen Odin, der ihn aber in Högnis Geſtalt ſeine ganze Ueberlegenheit fühlen läßt im Bunde mit dem urböſen Loki, der in Gunnar verborgen iſt.

Der hier ausgeſprochene Grundgedanke kehrt in vielen bisher unerklärt gebliebenen Sagen wieder. Eine hohe Göttin, die Liebe ſelbſt, will den würdigſten Sterblichen zum Himmelsthron erheben, aber er muß ſchwere Prüfungen beſtehen. Er iſt, auch unter anderem Namen, immer wieder Helgi und Sigurd. Auch Freyjas verlorener Geliebter Odur dürfte in dieſe Reihe gehören.

Der kühnſte Gedanke, bis zu dem die deutſchen Heiden ſich erhoben, war wohl die Vergötterung nach dem Tode. Es iſt ſchwerlich zufällig, daß Allvater oder Baldur, der während der Zeitlichkeit ſchläft, aber nach dem Weltende wiederkehren und die nun beſſere Welt beherrſchen ſoll, in der deutſchen Volksſage immer als ſchlafender Held oder Kaiſer gedacht iſt, der einmal erwachen und in einer letzten großen Schlacht Deutſchland befreien und glücklich machen ſoll. Und nicht zufällig, daß es kaum einen großen Helden oder Kaiſer in Deutſchland gegeben hat, den nicht das Volk als den künftigen Erretter im Berge ſchlafen ließ. Das in Baldur verſchwundene Ideal ſollte, ſo ſcheint es, durch einen Sterblichen erſetzt werden. Der beſte Held und König auf Erden ſollte einſt als König des Himmels erwachen, ſollte ſelbſt Baldur werden. Keinem tugendreichen Helden war verſagt, dabei zu concurriren. Daß Odin in Gimil, der neuen Welt, nicht mehr exiſtiren würde, wußte man, auf ihn nahm man nur für alles Zeitliche Rückſicht, aber nicht die geringſte in Bezug auf die Ewigkeit. Baldur galt als todt in der Zeitlichkeit. Die ſittliche Aufgabe war nun eigentlich, den Baldur zu ſuchen, zu finden, ihn wieder geboren werden zu laſſen, ſich wenigſtens als menſchlicher Held und König ihm ſo viel als möglich zu nähern. Dieſem höchſten menſchlichen Streben aber kam im Volksglauben die himmliſche Huld von oben entgegen. Ganz in Weiſe der Valkyrien wählt die Göttin ſich den würdigſten aus. Unter dieſer Göttin aber kann keine andere als Valfreyja verſtanden werden.

12.

Ogier von Dänemark,

Sohn des König Gottfried, empfing nach ſeiner Geburt von fünf Feen die Gabe des unbeſiegbaren Heldenthums in der Liebe wie im Kriege; die ſechste aber, die berühmte Fee Morgane, Morgue la faye, Schweſter des Artur und Oberon, küßte und wählte ihn zu ihrem künftigen Geliebten und verhieß ihm, wenn er ſeine irdiſche Laufbahn beſchloſſen haben würde, in ihr Paradies kommen und mit ihr in ewiger Jugend die höchſten Freuden der Liebe genießen zu dürfen. Als er herangewachſen, mußte er für ſeinen Vater als Geißel an den Hof Karls des Großen gehen. Der gab ihn einem Ritter in Gewahrſam, deſſen ſchöne Tochter Eliſene ſeine erſte Liebe wurde. Er tödtete einen Wolf, der ſie anfiel. Ihre Kleider wurden dabei blutig. In aller Unſchuld entkleidete ſie ſich, um das Blut auszuwaſchen. Ogier ſah alle ihre Reize unverhüllt und genoß an demſelben Tage den erſten Sieg der Liebe, wie der Waffen. Darauf folgte er dem Kaiſer zum Kampf gegen die Sarazenen, vollbrachte große Thaten und rettete dem Kaiſer einmal das Leben. Ferner zog er nach Dänemark und eroberte ſeinem Vater das durch die nordiſchen Helden verlorene Reich wieder. Unterdeß hatte ihm Eliſene einen Sohn Balduin geboren, den aber des Kaiſers Sohn Karlmann beim Schachſpiel, weil er das Spiel verloren hatte, aus Unmuth mit dem Schachbrett erſchlug. Im gerechten Zorn wüthete nun Ogier gegen des Kaiſers Hofgeſinde und entkam glücklich auf ſchnellem Roß nach der Lombardei zu König Deſiderius. Dieſen ſchützte er lange gegen den Kaiſer, unterlag aber endlich der Uebermacht und entfloh heimlich, um nach

Dänemark zurückzukehren. Unterwegs aber ergriffen ihn die Franken und er wurde gefangen gelegt, bis die Sarazenen wieder ins Land fielen und ein furchtbarer Rieſe unter ihnen, Bruhier, dem Kaiſer ſo zuſetzte, daß dieſer den Ogier wieder frei ließ, um ſich von ihm helfen zu laſſen. Karlmann leiſtete Abbitte und Ogier verzieh ihm großmüthig. Der Rieſe wurde beſiegt, das Land gerettet. Nachdem er ferner die Könige von England aus großer Noth befreit, ſchiffte er ſich ins h. Land ein. Ein Sturm warf ihn an das türkiſche Ufer. Verkleidet ging er an des Sultans Hof und diente ihm wider die Heiden. Als er aber wieder mit den Chriſten in Verbindung trat, eroberte er Jeruſalem und Babylon und wurde an beiden Orten König, überließ aber die Kronen Anderen, ſo wie auch zwei ſchöne Damen Gloriande und Clariſſe, die er großmüthig gerettet hatte. Als er nun aber wieder zur See ging, um heimzukehren, gerieth ſein Schiff an die ſelige Inſel Avalon der Fee Morgane, die ihn ein Jahr lang in allen Freuden der Liebe bei ſich behielt und in deren Armen er alle Erinnerung an ſein voriges Leben vergaß. Da plötzlich, wie er glaubte, nach einem Jahre, erwachte dieſe Erinnerung wieder, indem die ſchöne Zauberkrone, die ihm die Fee aufgeſetzt, von ungefähr in einen Quell fiel. Nun ließ er ſich nicht halten und eilte nach Frankreich zurück; aber zwei Jahrhunderte waren vergangen, Karls des Großen Palaſt lag in Trümmern. Niemand verſtand ihn oder kannte ſeinen Namen. Doch als der König Hugo Capet von ihm hörte, zog er ihn ehrenvoll an den Hof und nun kämpfte Ogier abermals ruhmvoll gegen die Normannen und gewann die Herzen aller Damen am Hof, denn durch einen Ring der Fee war ihm blühende Jugend verliehen. Als ihm aber einmal die alte Gräfin von Senlis dieſen Ring abſtreifte und an ihren Finger ſteckte, wurde ſie plötzlich jung und ſchön und er ein uralter Greis. Sie mußte ihm den Ring zurückgeben. Nun bot ſie alle ihre Schätze auf, den Ring zu bekommen und ſtellte eine Menge Ritter an, die für ſie mit Ogier kämpfen ſollten. Er ſtritt mit allen zugleich und beſiegte ſie alle. Da ſchwebte eine Wolke zu ihm nieder und darin die Fee, die ihm die ſchöne Krone wieder aufſetzte und mit ihm verſchwand.

So der altfranzöſiſche Proſaroman, im Auszug im 5. Bande von Reichards Romanbibliothek, entlehnt aus dem noch älteren franzöſiſchen Epos des Adenez aus dem 13. Jahrhundert. Aus demſelben Jahrhundert ſtammt noch ein anderes Gedicht gleichen Inhalts von Rimbert (hist. lit. de la France VIII. 594, welches dort fälſchlich ins 11. Jahrhundert zurückverſetzt iſt). Ein drittes altfranzöſiſches Gedicht Visions d'Oger, Paris 1542 iſt wieder davon verſchieden. Niederdeutſch bearbeitete die Sage Jan de Clerk, einige altdeutſche Uebertragungen ſind vorhanden (zwei Gedichte handſchriftlich in Heidelberg und eine Ueberſetzung des franzöſiſchen Proſaromans von Egenberger 1571). Auch ging ſie ins Däniſche, Engliſche, Spaniſche, Italieniſche über. Vgl. Gräße, Sagenkr. S. 343. Mone, Anzeiger 1836 S. 64. Mone, niederl. Volkslit. 38. Schmidt, ital. Heldengedichte S. 256. Hagen und Büſching, Grundriß 175. — Auch in Mandevilles fabelhaften Reiſen ſind Olgers Thaten in Aſien aufgenommen.

Unter den altdäniſchen Balladen (überſ. von Grimm S. 51 und 309) finden ſich zwei von Olger dem Dänen; in der einen iſt Olger mit Dietrich von Bern in Verbindung gebracht. Dietrich hört von Olger und will ſich mit ihm meſſen, wird aber übel heimgeſchickt. Die zweite Ballade iſt dem franzöſiſchen Epos entlehnt und ſchildert Olgers Sieg über den Rieſen Burman, von dem er die ſchöne Gloriant befreit. Nach den däniſchen Volksſagen von Thiele I. 23 und dem Märchen von Anderſen II. 1 ſchläft Olger wie unſer Friedrich Barbaroſſa im Berge mit durch den Steintiſch gewachſenem Bart.

Hier iſt Olger Danske ein von einer Valkyrie oder von der Valfreyja ſelbſt zum höchſten Rang auserſehener Sterblicher. Sein Name iſt dem Helgis ähnlich, ja mahnt ſogar an den noch viel älteren ſkytiſch-getiſchen Zamolxis (Olxis-Zam). Nicht minder ſtimmen Namen und Begriff zu einem göttlichen Weſen der Iren. Nach Grimms iriſchen Elfenmärchen 191 f. hauſt der von der Erde verſchwundene König O' Donoghue noch im See von Killarney und kommt jährlich am 1. Mai als ein edler Krieger auf weißem Roſſe mit unzähligem Gefolge von Jünglingen und Mädchen, die wie Elfen über das Waſſer des Sees gleiten, wieder zum Vorſchein, um ſein altes Reich, die Erde, wieder zu beſuchen und ein glückliches Jahr zu verkünden. Den langen Zug begleitet himmliſche Muſik, die das Echo wiedergibt. Fürſt Pückler in den Briefen eines Verſtorbenen I. 294 erzählt dieſelbe Sage und fügt hinzu, O' Donnoghue ſey mit ſeinem Palaſt und Gefolge unter Waſſer, wie unter Glas verſetzt worden, weil er einmal im Uebermuth den ſilbernen Deckel des Schloßbrunnens, der immer geſchloſſen bleiben ſollte, geöffnet habe. Da ſey der Brunnen übergeſtrömt und habe den König und ſein Reich bedeckt, doch ſo, daß ſie darunter wie ſonſt fortleben. Uebrigens heißt auf iriſch doane Frieden und ogo Jugend. Grimm, Ir. Elf. XVIII. und XX, vgl. Kohls Irland I. 297 und Ausland 1843 S. 654.

13.

Vom Temringer.

Dieſem Sagenkreiſe gehört offenbar auch die Sage von Herrn Petermann dem Temringer oder Dimringer an, die wieder in anderer Weiſe und überraſchender Wendung das Verhältniß eines jungen Helden zur Valkyrie auffaßt.

Gedachter Temringer, deſſen Burg im Schwarzwald über Durlach lag, ritt einſt zu Pfingſten zur Meſſe in die Ortenau, als er unterwegs an einem Felſen eine wunderſchöne Fee ſitzen ſah. Da vergaß er die Meſſe, ergab ſich der Fee in Liebe und blieb ihr treu, bis er zur Kaiſerwahl nach Frankfurt reiten mußte, wo er im Turnier den erſten Preis errang und aus Eitelkeit den Antrag des Kaiſers annahm, ſich mit deſſen Nichte zu verloben. Schon ward zur Hochzeit Anſtalt getroffen, da erſchien ihm die Fee, mahnte ihn an den Schwur der Treue und verkündete ihm den Tod, wenn er ihr die Treue breche. Der Temringer aber trotzte ihr und beging ſeine Hochzeit. Da zeigte ſich gerade über der Tafel an der Decke ein Frauenfuß von blendender Weiße und Schönheit, der Ritter aber erbleichte, als er dieſes Zeichen ſah, beichtete und ſtarb. Altdeutſches Gedicht, gedruckt zu Straßburg 1588, 1589 und noch öfter, nochmals nach der älteſten Straßburger Handſchrift 1823 herausgegeben von Engelhardt.

Der weiße Fuß der Fee erinnert auffallend an den Schwanfuß der Kara. Wenn auch die berühmte reine pedauce, Bertha mit dem Gansfuß, in einem überaus reichen Sagenkreiſe durch dasſelbe Attribut ausgezeichnet iſt, ſo liegt in ihrem entſchieden göttlichen, der mütterlichen Frigg eben ſo, wie der jungfräulichen Freyja verwandten Charakter nur ein Beweis mehr, daß die Valkyrien bis zur Liebesgöttin aufſteigen konnten.

Die Scheu vor dem Dämoniſchen, wie ſie in Temringer hervortritt, der ſeiner höhern geiſterhaften Geliebten untreu wird, um am gemeinen Irdiſchen feſtzuhalten, kehrt in vielen andern Sagen wieder, deren Helden ſogar im Namen dem Temringer verwandt ſind.

Am Dannewerker See auf der Thyrenburg ſitzt in der Johannisnacht eine ſchöne Frau und kämmt ſich mit goldenem Kamme, umgeben von vielen Menſchen. Wer ihr naht, den zieht ſie in ihr unterirdiſches Reich hinunter. Sie hütet Schätze, aber wer darnach gräbt, bekommt Ruthenſtreiche und ſieht den ganzen Wald wanken und ſchaukeln. Als ſie Hochzeit hielt, brauchte ſie alles Waſſer des ſeitdem trockenen Burggrabens zum Bierbrauen. Ein Bauer holte ſich noch lange nachher Bier aus dem unter den Ruinen verborgenen Keller, Müllenhoff Nr. 464. Nach einer andern Sage daſ. S. 605 legt ſie ihren Schleier auf eine neben ihr ſtehende ſilberne Wiege.

Tamlan, ein ſchöner Jüngling, wurde von den Elben entführt und ſelbſt ein Elbe. Da ſah er einmal ein irdiſches Mädchen und ſehnte ſich, wieder ein Menſch zu werden. Aber die Elben hinderten ihn daran und verwandelten ihn noch in den Armen des Mädchens in ſcheußliche Geſtalten, Schlangen und Nattern. Aber das Mädchen ließ nicht von ihm los und hielt ihn ſo lange feſt umſchlungen, bis der Zauber gelöst war, die thieriſche Häßlichkeit von ihm wich und er als ſchöner Jüngling in ihren Armen lag. Walter Scott, Schottiſche Lieder S. 139. Büſching, wöchentliche Nachr. 1816 S. 247. Eine ganz ähnliche Sage in Monike's altſchwed. Volksl. nach Geijer und Afzelius S. 81 und in Baſile's Pentamerone II. 5. — Ritter Tynne wurde von der ſchönen Ulfwa durch zauberiſchen Geſang verlockt. Wenn ſie die Harfe ſchlug, liefen alle Thiere, ſogar die Fiſche im Waſſer herbei, grünte die Wieſe, belaubte ſich der Wald, aber ſie war ſchon Braut des Bergkönigs und wurde ihm entriſſen. Stubach, ſchwed. Volksharfe 53. Püttmann, nordiſche Elfenmärchen. Talvj, Volkslieder 308.

Olger Danske, der Temringer, Tamlan, Tynne, von dämoniſchen Frauen verführte Jünglinge und im Namen einander ſo ähnlich, deuten auf einen uns verlorenen Mythus hin. Es ſind Günſtlinge der Valfreyja, nur daß ſie dieſer Gunſt einmal weniger würdig erſcheinen, ein andermal aber zu noch höherem Lohn gelangen. Zu ihnen gehören noch mehr namensverwandte Helden.

14.

Die Sagen vom Tannhäuſer.

Ein fränkiſcher Ritter, genannt der Tannhäuſer, wurde in Thüringen auf dem Wege zur Wartburg durch die ſüße Stimme der Frau Venus in ihren Berg verlockt und blieb ein ganzes Jahr bei ihr, herrlich und in Freuden lebend, bis ſein Gewiſſen erwachte und er inbrünſtig zur h. Jungfrau betete, worauf er eine Ritze im Berge fand und glücklich wieder ans Tageslicht kam. Er pilgerte nun nach Rom und flehte Papſt Urban IV. um Vergebung ſeiner Sünden an. Der Papſt aber wies ihn ab und ſagte: nicht eher ſoll die Sünde dir vergeben ſeyn, bis dieſer dürre Stab blühen wird. Nach drei Tagen begann der Stab zu blühen, da ſchickte der erſchrockene Papſt dem Tannhäuſer nach, aber der war nirgends mehr zu finden und war ſchon wieder im Venusberge. Der Papſt wurde von Gott verdammt. Vor dem Venusberge aber wandelt ſeitdem der treue Eckhart und warnt Jeden, der hineingerathen könnte. Nach alten Volksliedern, abgedruckt bei Prätorius, Bloxberg 19. Kornmann, mons Veneris 126. Bergmann, Ambraſer Liederbuch 306. Mone, Anz. V. 167. Uhland, Volkslieder I. 761. Die Sage wird erzählt von Faber, evagat. I. 153. III. 221. Grimm, d. S. Nr. 170. Bechſtein, Thür. S. I. 137, vgl. Reichardt, Bibliothek der Romane XXI. 243. Tieck, romantiſche Dichtungen I. 423. Gräße, die Sage vom Tannhäuſer 1846. Faber leitet den Ritter her de Danhusen villa prope Dünckelspüchel.

In einem altholländiſchen Volksliede bei Hoffmann, horae belg. II. 131 heißt der Ritter nicht Tannhäuſer, ſondern Daniel. In einem Volksliede bei Mone, Anz. I. 240 ſieht der Tannhäuſer ſchöne Jungfrauen tanzen, denen ein Jahr wie eine Stunde vergeht. Ihre Gebieterin iſt Frau Frene, die ihm ihre jüngſte Tochter verſpricht, aber er glaubt in ihren braunen Augen den Teufel brennen zu ſehen. Frau Frene iſt wohlt älter und ächter als Frau Venus.

Grimm d. M. 888 und 1230 deutet die Sage ſinnig als Ausdruck der Sehnſucht nach dem alten fröhlichen Heidenthum gegenüber der Strenge chriſtlicher Verdammung. Aber Mone, Anz. V. 168 macht mit Recht darauf aufmerkſam, daß der Tannhäuſer nur zufällig in den Venusberg gerathen ſey und ſich nicht hinein, ſondern vielmehr wieder herausgeſehnt habe und auch nur aus Verzweiflung zum zweitenmal hineingegangen ſey. Die Sage ſcheint alſo vielmehr der Ausdruck des verführeriſchen Reizes und des Abſcheus zugleich, den das alte Heidenthum den neuen Chriſten einflößte.

Die Sage vom Tannhäuſer wiederholt ſich in der vom Venusberg bei Uffhauſen, eine Stunde von Freiburg im Breisgau. Ein Ritter von der Schnewburg beichtete dem Pabſt von Rom ſo ſchreckliche Sünden, daß dieſer ſagte, eher ſolle der Stab, den er in der Hand hielt, Roſen tragen, ehe ihm vergeben würde. Der Ritter kehrte traurig heim und gerieth zufällig in den Venusberg, deſſen Thür er offen fand. Unterdeß wuchſen am Stabe des Papſtes Roſen, was den Pabſt ſo beunruhigte, daß er den Ritter überall ſuchen ließ, bis man ihn mitten im Venusberge noch auf ſeinem Roſſe ſitzend, aber todt fand. Schreibers Taſchenb. 1839. S. 349.

Mit dem Venusberg und treuen Eckhart hängt vielleicht die elſäßiſche Sage vom ſchwarzen Egert zuſammen, einem Sumpfe, bei dem man des Nachts nicht vorbeigehen ſoll, weil man ſonſt beim Namen gerufen und durch ſüße Stimmen in einen wunderbaren Garten voll ſchöner Mädchen verlockt wird, in deren Armen man alles vergißt, um am andern Morgen zwiſchen Sumpf und Dornen aufzuwachen. Stöber, Elſäß. S. 339. Im Gründlersloch oder grundloſen Brunnen beim Schloſſe Caſtell zeigt ſich ebenfalls auf zauberiſche Weiſe ein prächtiges Schloß mit tanzenden Frauen und zwar am Johannistage. Panzer, Beitrag I. 167.

Aus einer alten Beſchreibung des Fichtelgebirges führt Panzer I. 130 einen goldreichen Dannehäuſerberg und Thonhäuſersteich an der Naabe an. Der Name klingt noch an in Tambach in Thüringen mit einem großen ſ. g. Roſengarten, wo am erſten Mal eine feſtlich geſchmückte Tanne aufgepflanzt wird. Herzog, Taſchenbuch 431 und Tannenberg mit einem See, in den einmal ein Bergmännchen die Kinder durch Pfeifen gelockt haben ſoll. Hafner und Wolf, Tannenberg S. 34.

An den Venusberg mahnt die unterirdiſche Wohnung einer angeblich ſehr ſchönen und wegen ihrer Ueppigkeit verwünſchten Marquiſe unter dem Rhonegletſcher. Wenn es im Eiſe kracht, glaubt das Volk, es fahre wieder eine üppige Seele zu ihr hinunter. Wyß, Reiſe ins Berner Oberland 419. Ferner der Berg bei

Biſchofsgrün, den ein armer Aſchenbrenner einmal offen und voller Schätze fand. Nachher war er wieder verſchloſſen, bis einmal ſein Sohn mit ſeiner Braut ihn wieder offen und eine Kirche darin fand, in der ſie ſich gleich trauen ließen und nie mehr zurückkehrten. Görwitz, Sagenſchatz 49. Schöppner I. 166. Zu Eſchenbach iſt eine wegen ihrer Buhlerei verwünſchte Jungfrau gebannt, lockt aber immer noch durch ihren Geſang Buhler herbei. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 207.

Als Venusberg erſcheint auch die alte Harzburg, wo der Burgmünk mit dem Burgshansjörge und zwölf Katzen (Lieblingsthiere der Freyja) hauſen und des Nachts alle Fenſter erhellt ſind, weil ſich hier eine Menge Mädchen aus höhern Ständen verſammeln, um Buhlerei zu treiben oder heimlich niederzukommen. Pröhle, aus dem Harze, 48.

In den Venusberg kommt auch der junge Heinrich im altniederl. Gedicht „die Kinder von Limburg", aber glücklich wieder heraus; das Abentheuer im Berg iſt hier nur eine Nebenſache.

In einer Münchner Handſchrift, citirt in Mone's Anzeiger VII. 426, heißt der Venusberg das Paradies, wohin die Hexen fahren. Eben ſo in Geiler von Keiſersbergs Omeiß 36. Der Venusberg kommt vor im niederl. Volksbuch Margaretha von Limburg Cap. 56. 82. 84 und in der Mörin. Ein Hof mit einem Fels und einer Heilquelle unfern vom Michelſtein im O.A. Waldſee heißt Venusberg. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 174. Es gibt noch einige Venusberge in Deutſchland, denen aber der Name wohl aus andern Gründen geſchöpft ſeyn könnte und woran keine Sage oder heidniſche Erinnerung haftet. Merkwürdigerweiſe kommt der Name „Frau Venus Berg" auch in heſſiſchen Hexenprozeſſen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts vor. Dieſer Berg iſt es, in den die Hexen zum Sabbath fahren. Im Berge aber regiert Frau Holt. Wolf, Zeitſchr. I. 273.

Um unſere Betrachtung von dieſer niedern Vorſtellungsweiſe wieder zurückzuführen zu der idealen Auffaſſung der Valfreyja und ihres Auserwählten, werfen wir die Frage auf, ob nicht die chriſtianiſirte Sage vom Tannhäuſer in ihrem verdunkelten Hintergrund ganz andere Bedeutung gehabt haben könnte? Es gibt noch eine andere Sage vom Tannhäuſer, in der er ſo hoch, ja noch höher geſtellt erſcheint, wie Oger, der Däne. Aventinus in der bairiſchen

Chronik 45 erzählt nämlich, der deutſche Held Dannheuſer ſey mit deutſchen Kriegsfrauen bis Aegypten gezogen und endlich zu einem Gott erhoben und ihm die Schlüſſel des Himmels befohlen worden. Dem liegt wohl die Stelle bei Juſtinus I. 1 zu Grunde, wonach der Skythenkönig Tanais nach Aegypten vorgedrungen iſt. Doch verbindet Aventin damit offenbar noch eine andere Erinnerung, indem er rühmt, „der alte Dannheuſer“ ſey allbekannt „und ſingen und ſagen noch viel unſer Teutſchen von ihm“. In dieſer Sage kehren auf bedeutſame Weiſe die Valkyrien (Kriegsfrauen) und auch die Erhebung ins Himmelreich wieder.

Vergleichungsweiſe iſt aus der altperſiſchen Königsreihe im Schachnameh des Firduſi der zweite König nach Kajomer, Tahmuras, herbeizuziehen, dem (wie noch ausführlicher in einem eigenen Tahmuranameh behandelt iſt) die von den Dſchinnen (böſen Geiſtern) verfolgten Peris (die weiblichen guten Geiſter) um Hülfe baten und der ſofort, auf dem Vogel Simurgh reitend, in Dſchinniſtan (dem Geiſterreich) einzog, den König der Dews (Teufel) Demruſch überwand und die gefangene ſchöne Peri Merjan (etwa verwandt mit Morgane?) befreite.

Denſelben mythiſchen Charakter trägt das öſtliche St. Thomasland in einem alten Volkslied des Morgener. Bragur VIII. 200. Man glaubte im Mittelalter, der h. Thomas ſey als Apoſtel der Heiden bis Indien gelangt und habe dort die ſ. g. Thomaschriſten geſtiftet, die erſt viele Jahrhunderte nachher von den Spaniern wieder geſucht wurden. Einen hiſtoriſchen Anhaltspunkt, der aber auch nur eine in die Geſchichte übertragene Mythe ſcheint, bietet der ſkythiſche König Thanais dar, welcher lange vor Minos, alſo gleichfalls in ſagenhafter Zeit, ein großer Eroberer in Aſien geweſen ſeyn ſoll. Juſtinus I. 1. — Hier iſt noch die merkwürdige Verehrung des Apoſtel Thomas in Rußland anzuführen. Die Woche in der Wintermitte, in die ſein Tag fällt, heißt die Thomaswoche und wird als ein großes Hochzeits- und Todtenfeſt „auf dem rothen Berge“ gefeiert. Das iſt ein myſtiſcher Ausdruck, denn man feiert die heilige Woche überall, wo weder ein Berg noch ein rother iſt. Ausland 1849 Nr. 270.

15.

Vom höchſten Lohne.

Wieder in andern Sagen wird der Held von den Valkyrien ſchwer geprüft, dann aber auch des höchſten Lohnes gewürdigt.

In Wolfs Hausmärchen S. 217 kommt die ſchöne Sage von einer Schwanjungfrau vor, die einem Jäger als Schwan erſcheint. Er will auf ſie ſchießen, da verwandelt ſie ſich in die ſchönſte Jungfrau auf der Welt und fordert von ihm, er ſolle ſie erlöſen durch allſonntägliches Beten für ſie, ein Jahr lang, und ſolle Niemand ſagen, was ihm begegnet ſey. Als er darauf an den Hof von Frankreich kommt, dort den beſten Schuß thut und der König ihm ſeine Tochter geben will, kann der ſtolze Jäger ſich nicht enthalten auszurufen, ich habe eine Braut, die noch ſchöner iſt, als die Königstochter von Frankreich. Darauf erſcheint ihm die Schwanjungfrau wieder, klagt über ſeinen Wortbruch und kündigt ihm an, er müſſe ſie jetzt ſuchen auf dem gläſernen Berge. Das thut er auch, beſteht große Mühen und Gefahren, bleibt furchtlos unter allen Schrecken, die ihn umgeben, und unter allen Schmerzen, denn die Geiſter ſtechen und hauen auf ihn ein. Da endlich hat er die Probe beſtanden und bekommt die Schwanjungfrau, mit der er ſtolz nach Frankreich zieht, um den König von der Wahrheit deſſen, was er geſagt, zu überzeugen.

In einem andern Märchen deſſelben Buches S. 198 f. ſind die Prüfungen noch viel härter. Ein tapferer Königsſohn kämpft mit Teufeln, die auf dem Luftſchiff daherfahren und beſiegt ſie, wird durch den Vogel Greif auf den hohen Himmelsberg getragen, findet hier eine ſchöne Königstochter zur Schlange verwünſcht und erlöst ſie, indem er drei Nächte lang unerhörte Martern um ſie duldet, ja ſich in kleine Stücke ſchneiden läßt. Dieſe Stücke ſetzt die Schlangenjungfrau wieder zuſammen und belebt ihn aufs neue. Er weilt nun bei ihr im Himmel, herrlich und in Freuden, bis ihn einmal, wie den Ogier, eine Sehnſucht nach der Heimath befällt und er durch eine Himmelsritze hinab zur Erde blickt. Seine himmliſche Dame erlaubt ihm nun, einmal heimzureiſen, er ſoll aber nichts von dem verrathen, was ihm begegnet ſey. Er kommt zu ſeinem Vater, dem König, der eine ſchöne junge Frau für ihn ausſucht.

Er will ſie aber nicht nehmen, da er eine ſchönere habe. In dieſem Augenblick erſcheint ſeine himmliſche Frau, wirft ihm ſeinen Wortbruch vor und verkündet ihm, er werde ſo wenig wieder in den Himmel kommen, als er ein Paar eiſerne Stiefel zerreißen könne. Er läßt ſich aber ſogleich eiſerne Stiefel machen und lauft auf denſelben unermüdlich ſo lange, bis ſie durchgetreten ſind. Da hebt ihn ein Greif in die Luft empor und ſetzt ihn vor dem Schloſſe ſeiner Dame ab, die eben einen andern heirathen ſoll, nun aber freudig den treuen Königsſohn wieder aufnimmt.

Dieſes Märchen iſt in der großen Menge deutſcher Märchen eins der merkwürdigſten. Der Schluß nämlich mahnt ganz an Odins Rückkehr zur Frigg oder Hildebrands Rückkehr zur Frau Uote. Die Schlange mahnt an Odin und Gunnlöd. Man könnte mithin vermuthen, Odin ſey es ſelbſt, der aus ſeiner Verbannung nur durch ſchwere Prüfungen ſich zurückkämpfen könne zur himmliſchen Heimath. Dem ſteht nun aber direkt Odins Runenlied im Havamal entgegen. Odin iſt in ſeinem Unglück nichts weniger als betrübt oder reuevoll. Er denkt nicht daran, in der Noth den Tugendhelden zu machen. Er überhebt ſich vielmehr in coloſſaler Frechheit ſeines ſündigen Uebermuths und der Kraft in Odhrörir. Auf ihn kann alſo unmöglich jene Treue des Königſohnes im Märchen paſſen, wie auch die freiwillige Unterordnung des Königſohns unter die ihm geiſtig überlegene Jungfrau dem Weſen Odins zuwiderläuft und einzig dem des Sigurd entſpricht.

In einem ähnlichen Märchen bei Schambach und Müller, niederſächſ. Sagen S. 253 iſt die zu erlöſende Jungfrau als Freyja charakteriſirt, indem ihre Dienerſchaft aus lauter Katzen beſteht. Auch hier muß der kühne Jüngling ſich in Stücke hauen laſſen, aber ein Hirſch mit einem Oelgläschen im Munde (Sinnbild des raſchen Zeitlaufes und des Lichts) fügt ihn wieder zuſammen. In der That kann wohl keine andere Göttin außer Valfreyja gemeint ſeyn.

In der nachfolgenden Sage ſcheint, wie ſehr ſie auch ins hiſtoriſche Gebiet gezogen iſt, doch ein alter Mythus vorzuliegen. Sie ſtellt die Tugend, die nicht nur den künftigen Himmel, ſondern ſogar die Herrſchaft in demſelben gewinnen ſoll, auf die Spitze.

Thomas von Erceldoune, genannt der Reimer, weil er Verſe machte, lag einſt am Hountly-Ufer unter dem Eildonhügel, als eine wunderſchöne Jägerin geritten kam mit Pfeil und Bogen, vor ihr und hinter ihr je drei Hunde. Indem er ſie für die Mutter Gottes hielt, wollte er ſie anbeten, aber ſie lehnte dieſe Huldigung ab. Nun glühte er in Liebe und wurde kühn, aber ſie verwandelt ſich in eine abſcheuliche alte Hexe. Wohl erkennend, daß ſie ihn nur prüfen wolle, floh er ſie nicht, ſondern folgte ihr als ein Sklave. Da gebot ſie ihm, Abſchied zu nehmen von Sonne und Laub und führte ihn in eine tiefe dunkle Höhle drei Tage lang durch Blutſtröme unter dem Rauſchen eines fernen Meeres endlich in einen reizenden Apfelgarten; aber als er gierig vor Hunger die Hand nach den Früchten ausſtreckte, verbot es ihm die Fee, die im Licht des Gartens ihre vorige Schönheit angenommen hatte, und ließ ihn in ihrem Schooße ausruhen. Darauf geſtand ſie ihm, ſie ſey Gemahlin des Elfenkönigs, in deſſen Land ſie ihn nun führen werde, aber er müſſe ſchweigen. Sie gelangten nun in das herrliche Schloß des Königs, wo man fröhlich tanzte und Thomas miſchte ſich unter die Tänzer. Nachdem er nur kurze Zeit dieſes Vergnügen genoſſen, hieß ihn die Fee heimkehren und brach ihm einen Apfel vom Baum, der die Gabe mittheilt, immer die Wahrheit zu ſagen. Als er heimkam, waren ſieben Jahre vergangen. Er ließ ſich im Thurm von Ercelboune nieder und wurde weit berühmt als Wahrſager, bis einmal ein Hirſch mit einer Hündin in der Gegend erſchienen, Boten der Elfenkönigin, denen er für immer in ihr Land folgte. Das Volk aber glaubt, er habe zur Zeit ſeiner Zurückgezogenheit gewaltige Streitkräfte geſammelt, um dereinſt ſein Vaterland aus großer Noth zu retten, und er ſchlafe mit ſeinem Heere unter dem Eildonhügel, aus dem er „am Tage der Schlacht bei Scheriffmoor" hervorbrechen werde. Ein Pferdehändler gerieth einſt ins Innere, nahm ein Horn von der Wand und blies hinein, da erhoben ſich Roſſe und Krieger aus dem Schlafe; der Pferdehändler floh eilends davon, eine Stimme aber rief ihm verächtlich nach:

> Dem Feigling weh, der ſo ſich ſelbſt betrog,
> Daß er das Horn blies, eh das Schwert er zog.

Walther Scott, Dämonologie, deutſch von Bärmann I. 191 f. Abgekürzt in den altſchottiſchen Balladen von Dönniges S. 64.

Der hohe Beruf, Retter und Erlöſer des Volkes zu werden, mag auch erklären, warum in der oben ſchon angeführten merkwürdigen Stelle der bairiſchen Chronik von Aventin König Danheuſer zuletzt ein Gott wird und ihm die Schlüſſel des Himmelreichs anvertraut werden.

Thomas hat viel Aehnlichkeit mit Ogier, dem Dänen, der gleichfalls zur himmliſchen Geliebten zurückkehrt, durch ſeine Treue und Biederkeit ſie für immer gewinnt und gleichfalls im Berge ſchläft, um am Weltende als Retter zu erwachen.

Dieſe Sagen ſcheinen mir ſehr beachtenswerth, weil ſie das ſittliche Gefühl im deutſchen Volke charakteriſiren. Den ſchlafenden Gott, der am Weltende erwachen und das goldene Zeitalter zurückführen wird, ſcheint man ſich nicht blos als den abſtracten Allvater, auch nicht blos als den geſtorbenen Baldur gedacht zu haben, ſondern auch als eine Perſonification des Edelſten und Reinſten in der Menſchenwelt, berufen zur Wiedergeburt als Baldur im Gimil. Wie das Menſchliche im Aſiſchen verborgen liegt, worüber im Mythus von Askr und von der Eſche Yggdraſill das Nöthige geſagt iſt, ſo ſcheint man auch an einen Uebergang des Menſchlichen ins Aſiſche geglaubt zu haben. Ganz daſſelbe Gefühl waltet in der uns in Deutſchland geläufigeren Sage vom im Berge ſchlafenden Kaiſer, Karl dem Großen oder Friedrich dem Rothbart, die am Ende der Zeiten mit ihrem Heer wieder erwachen, hervorbrechen, die letzte Entſcheidungsſchlacht ſchlagen und eine neue Zeit des Friedens, der Macht und Größe zurückführen werden.

In der Sage von Thomas aber iſt der Grundgedanke: durch Täuſchung wurdet ihr unfrei, nur die Wahrheit kann euch frei machen.

Aus dem Namenanklang könnte man ſchließen, daß ſich das templum, quod tanfanae vocabant, celeberrimum im Lande der Marſen, deſſen Tacitus annal. I. 51 gedenkt, irgendwie auf die eben erörterten Sagenkreiſe bezöge. Ich wage keinerlei Namendeutung, da man auf eine Menge Begriffe und Nebenbegriffe gleich gut rathen kann. Nur das ſpreche ich für den Namen an, daß an ihn einer der umfangreichſten und bedeutendſten, bisher nicht genug gewürdigten Sagenkreiſe ſich anſchließt. Der Schlüſſel iſt uns vielleicht mit der Mythe vom alten König Dan, dem Stammvater der Dänen, verloren gegangen. Saxo iſt unbegreiflich kurz in Bezug auf ihn. Nur die mündliche Volksſage weiß noch von ihm, daß er nach ſeinem Tode nicht verbrannt, ſondern aufrecht zu Roß unter dem Rieſenberge begraben wurde, der mit einem andern Rieſenberge zuſammenhängt, daher beide die Zwieberge heißen, bei Kuerborg. Nach andern Sagen ſitzt er im hohlen Berge bei Tönningen mit langem Bart an einem Tiſch unter ſeinem ſchlafenden Kriegsheere, mit dem er einſt als Retter auferſtehen wird. Müllenhoff Nr. 505. Dieſe auf deutſchem Boden lebendigen Sagen beweiſen zugleich, daß Ogier der Däne das nämliche Weſen ſeyn muß. Von größter Erheblichkeit aber iſt der Umſtand, daß hier der Gründer des Volks zugleich als ſein künftiger Erlöſer gilt.

Ich habe vorausgeſetzt, die ihrem erkorenen Helden geiſtig überlegene Fee ſey immer eine Valkyrie, in ihrer höchſten Machtfülle aber die Freyja ſelbſt (als Valfreyja). Wenn in den Sagen vom däniſchen Olger die Fee Morgane genannt wird, die auch den Thomas von Erceldoune begünſtigt, ſo ſcheint mir urſprünglich zwiſchen dieſer brittiſchen Morgane und der nordiſchen Valfreyja gar kein Unterſchied obzuwalten. Die nordiſche Freyja heißt als Mutter aller Huld in Deutſchland Hulda, Hulla, Holle. Wie Morgane in der nach ihr benannten fata Morgana (der Luftſpiegelung) ihr Feenreich mitten in die Nebel der öden Meeresufer zaubert, ſo Hulla die im ſchwediſchen Volksglauben berühmten Hullahöfe, Luftſpiegelungen in den weiten und öden ſchwediſchen Steinfeldern, wo der müde Wanderer plötzlich vom Anblick reizender Gärten und Höfe gelockt wird, die aber nur Dunſtbilder ſind. Morgane wird in den altfranzöſiſchen Romanen eine Schweſter des deutſchen Elberich genannt. Ich halte ſie für eine deutſche Göttin, die mit den deutſchen Seemännern nach England kam. Nur die Deutſchen, nicht die Britten, waren kühne Seefahrer und ſiedelten ſich ſchon in ſehr früher Zeit an den Ufern der brittiſchen Inſeln an. Die hohe Bedeutung der Morgane erklärt ſich ausſchließlich aus dem deutſchen Valkyrienglauben. Doch ich breche ab, da die Unterſuchung über die Göttinnen mich zu weit von dem Zweck der vorliegenden Monographie Odins abführen müßte.

Achtes Buch.

Der ſchlafende Gott.

1.

Götterheimath und goldenes Zeitalter am Nordpol.

Schon in Menu's Geſetzgebung I. 67 ſpricht ſich der alte Glaube der Inder dahin aus, daß die Heimath der Götter am Nordpol ſey. Dort iſt der Ruhepunkt, um den ſich das ganze Univerſum bewegt. Ruhe aber iſt nach indiſcher Vorſtellungsweiſe das innerſte Weſen des Urgottes Brama. Aus ſeiner ewigen Ruhe heraus emanirt er ſich in die Welt. Dem entſpricht nun auch die Bewegung des Raums, rotirend um den einzigen Ruhepunkt. Auch der Grieche Strabo VII. 341 verſetzt das Ruhebett des Chronos in die Heimath des Boreas, des Nordwinds, an die Quelle der Nacht, wo aber auch der Garten des Phoibos, d. h. der Sonnengarten liegt. Nach Pindar, Olymp. II. 70 liegt der Palaſt des Chronos im Eiland der Seligen unter goldenen Blumen und ſpiegelnden Gewäſſern. Verwandt iſt die homeriſche Vorſtellung, ſoferne nach der Odyſſee IV. 56 f. dem Menelaos verheißen wird, er werde ans Ende der Erde nach Elyſium kommen, wo der blonde Rhadamanthus die Seligen regiert.

Plutarch, vom Mondgeſicht 26 nimmt an, die Sonne ſcheine auf der Inſel des ſchlafenden Chronos dreißig unſerer Tage und Nächte hinter einander ununterbrochen. Ohne Zweifel war nach dem Süden Kunde gelangt von den langen Sonnentagen im Norden. Da man ſich dieſe Erſcheinung aber nicht phyſiſch zu erklären wußte, ſo bezog man ſie auf die mythiſche Vorausſetzung des Sonnengartens unter dem Pole. Der langen von Plutarch bezeichneten Sonnenzeit in der Sommermitte ſteht die lange Nachtzeit der Wintermitte gegenüber, in welcher die Sonne als gefangen und gebannt gedacht wurde und als Wölfin die Monate des neuen Jahres gebar. Polus (der Nordpol) war Vater der Latona (die in Wolfsgeſtalt umging und Sonne und Mond gebar) und der Aſteria (der Sternenwelt), nach Hygin, fab. im Eingang. So ſagt auch Diodor II. 47 nach Hekatäus, Latona ſey auf der glücklichen Inſel im Hyperboreerlande geboren, und ebendaſelbſt ſpiele die Lyra und tanze die ganze Nacht der Sonnengott Apollo und zwar von der Frühlingstagundnachtgleiche bis zum Aufgang der Plejaden, alſo im Sommer. Hier ſey auch die Mitte der Welt, hier beginne und ende der Kreislauf aller Geſtirne. Dem entſpricht noch nach Strabo V. 1 das ſelige Land, von wo der Bernſtein kommt, wo im Hain der Diana alle wilden Thiere zahm ſind und das ſelige Eiland der Circe, die bei Nacht ſingend und webend von wilden Thieren umgeben iſt. Virgils Aen. VII. 10. Odyſſee X. 220.

Wie der ſchlafende Chronos der Griechen, ſo beherrſcht auch der gebundene Saturn der Römer das goldene Zeitalter der erſten Unſchuldswelt. Dieſe Goldzeit endete, als Saturn von ſeinem Sohn Jupiter geſtürzt, gefangen geſetzt und der Weltherrſchaft beraubt wurde. In den Saturnalien feierten die Römer je zur Weihnachtszeit oder im Winterſolſtitio die Erinnerung an jene goldene Zeit. Einen Tag lang dachte man ſich den gefangenen Saturn wieder frei, daher auch an dieſem Tage die Sklaven frei waren. Das ſind bekannte Dinge.

Derſelbe Glaube wiederholt ſich bei den Britten, zum Beweiſe daß er nicht blos von den Völkern des Südens dem Norden angedichtet wurde, ſondern auch im europäiſchen Norden ſelber heimiſch war. Das Sternbild des großen Bären (des Arcturs), das dem Nordpol am nächſten ſteht, wurde von den Britten perſonificirt in ihrem großen Stammgott und Stammkönige Artur, der auf der Inſel Avalon (Apfelgarten) ſchlafen, aber einſt wieder erwachen ſoll, um dem Volk die alte goldene Zeit zurückzubringen. Vgl. Eckermann, Kelten II. 150.

2.

Das Bärengeſtirn.

Jenes Bärengeſtirn heißt im deutſchen Volksglauben der Wagen. Vier ins Viereck geſtellte Sterne bilden den Wagen, die drei übrigen die Deichſel. Grimm Myth. 138 hat die altgebräuchlichen Namen geſammelt: Himmelwagen, Heerwagen, Woens- und Woonswagen, was deutlich auf Wodan hinweiſt. Noch öfter kommt der Name Karlswagen vor. Karl aber war entweder ein Kraftname Odins oder ſind wenigſtens auf Karl den Großen viele Züge von Odin oder von Allvater übertragen worden. Insbeſondere fällt auf, daß in mehreren bedeutſamen Sagen, die wir bald näher unterſuchen werden, Karl der Große als ſchlafend gedacht wird, wie Chronos, was ganz auf den während der Zeitlichkeit ruhenden Gott der Ewigkeit paßt.

Bei Grimm d. M. 1223 findet ſich der Aberglaube, um Mitternacht drehe ſich der Himmelswagen mit großem Geräuſch um. Das iſt wohl vom Wagengeſtirne am Nordpol zu verſtehen und hängt mit der Vorſtellung von der Harmonie der Sphären zuſammen. Unter Odins Namen kommt vor Hjarrandi oder Hjarandi, der an der Axe oder am Pol hängende (Hjaraſtjarna, Polarſtern). Magnusen, lex. p. 641.

Der Wagen deutet ein Kommen oder Gehen vom und zum Himmel oder wenigſtens eine Umfahrt am Himmel an, führt jedoch immer dem wahren Mittelpunkt des Himmels, dem Pole zu.

Das andre Sinnbild für daſſelbe Geſtirn, der Bär, weiſt gleichfalls auf einen Thron im Himmel hin, denn nach der älteſten nordiſchen Thierſage war nicht der (erſt ſpäter von fern aus dem Süden entlehnte) Löwe, ſondern der Bär König der Thiere.

Wichtiger als die Sternfigur und der Name des Bären im nordiſchen Siebengeſtirn dürfte der Begriff und Name der nahe bei dieſem Geſtirn im Nordpol liegenden Geburtsſtätte der Götter ſeyn. Auch ſchon der griechiſche Mythus bringt das weibliche Bärengeſtirn mit der Geburt in Verbindung. Boreas, der Nordwind, iſt der allen Geburten förderliche Lebenswind im Gegenſatz gegen den Auſter, der als Südwind Verderben und Tod bringt. Porphyrius, de antro nymph. 25. Liegt nicht im Begriff und Namen hier eine Beziehung auf Buri und Bör, die Väter Odins? Leider wiſſen wir von dieſen Weſen ſo viel als nichts. In der Edda ſtehen ſie müßig da als Großvater und Vater Odins. Buri ſcheint activ den Gebärer oder Erzeuger, Bör den Geborenen zu bedeuten. Da aber nur von dem in Zeit und Raum geborenen Geiſt die Rede ſeyn kann, ſo fallen Buri und Bör eigentlich mit Odin zuſammen.

Man darf wohl auch an das perſiſche Ver erinnern. Das iſt das urſprüngliche Paradies, in welchem der göttliche König Dſchemſchid die Keime aller Pflanzen, Thiere und Menſchen hütete, um ſie vor dem Froſt und Tode der Nachtwelt zu bewahren. Hier war es auch, wo auf dem Lebensbaum das erſte Menſchenpaar erwuchs, Meſchia und Meſchiane. Kleuker, Zendaveſta Anhang III. 1. 85. Creuzer, Symbolik, zweite Aufl. II. 234. Dritte Aufl. II. 212. 635. Görres, Aſiat. Mythengeſch. 204. Rhode, Heilige Sage 80. Ritter, Aſien VIII. 33. 37. Ver iſt übrigens nur das Abbild von Eeriene Veedio, einem noch höher gelegenen Geiſterhimmel des höchſten Gottes Ormuzd, und wird ſelbſt wieder nach unten abgebildet durch das irdiſche Reich Iran (Perſien), als das Lichtland im Gegenſatz gegen das böſe Nachtland Turan (das Land der Türken und Tataren). — Das altperſiſche Ver wiederholt ſich in Beroë, welches Nonnus in ſeinem noch zu wenig gewürdigten Gedichte von den Fahrten des Dionyſos, Geſang 41—43 beſchreibt. Nach ihm ſoll die ſelige Stadt Beroë, von reizenden Gärten und Inſeln umgeben, mitten im Ocean liegen, vom alten Okeanos ſelbſt erbaut. Hier auch landete zum erſtenmal die aus dem Meer geborene Aphrodite; als ſie den Boden betrat, erblühte unter ihren Schritten ein Paradies, und hier gebar ſie den Eros. Daſſelbe iſt auch wohl die von Diodor von Sicilien II. 47 bei den Hyperboräern erwähnte Inſel der Boreaden, auf der Latona geboren ſeyn und Apollo bei Nacht unaufhörlich die Lyra ſpielen und von der Frühlingstag- und Nachtgleiche an den ganzen Sommer hindurch fröhlich tanzen ſoll. Einer Nachricht des Timäus bei Plinius, Naturgeſch. IV. 13 zufolge findet man den Bernſtein in Bannomanna am friſchen Haff und eine Tagfahrt davon ſoll Abalus liegen, die kuriſche Nehrung. Zeuß, die Deutſchen und ihre Nachbarſtämme S. 269. In Bannomanna erkennen wir den finniſch-eſthniſchen Gott Wäinämöinen wieder, der als nordiſcher Orpheus durch ſein

Harfenſpiel alle Thiere um ſich verſammelt, ähnlich jenem Apoll auf der Inſel der Boreaden. Abalus aber iſt offenbar das britiſche Avalon. Der Bernſtein ſelbſt, von dem ſchon Tacitus ſagt, die in ihm enthaltenen Inſekten beweiſen, daß er ein Harz ſey von Bäumen eines unbekannten Waldes, iſt vielleicht für ein Produkt der ſeligen Inſel gehalten worden.

3.

Allvater.

Nach der jüngern Edda 3 hat Allvater ſich die Herrſchaft in Gimil nach dem Weltende vorbehalten. Odin herrſcht als oberſter Gott nur während der ganzen Zeitlichkeit bis ans Weltende. Allvater iſt alſo das ewige, ruhige Princip in Gott, Odin das zeitliche, bewegliche, darum vergängliche. Allvater iſt, was die ſpätere Myſtik als deus in abscondito bezeichnet.

Laut der Voluſpa 61 ſoll Baldur nach dem Weltende wiederkehren, „wenn alles Böſe verſchwunden iſt“. Von einer Wiederkehr Odins iſt nicht die Rede. Nun verhält ſich Baldur ziemlich gleich wie Allvater; nämlich als das Princip des Guten iſt auch er, während Odins Herrſchaft in der Zeitlichkeit einſtweilen verſchwunden, nicht todt, aber entſchlafen.

Nach der Voluſpa 52 und der jüngern Edda 51 wird am Weltende Surtur mit den Muſpelſöhnen aus Muſpelheim, der Feuerwelt im Süden, mit dem Schwert daherfahren und mit dem Einſturz des Himmels die Kataſtrophe des Weltbrandes herbeiführen.*) Alle andern Kämpfe am Weltende ſind Nebenſache, dieſes Herabſtürzen des Feuers iſt die Hauptſache. Wenn der Weltbrand aber vollbracht iſt, ſchafft Allvater die neue grüne Erde, die neue Sonne, die ganze neue ſchöne Welt ohne Leid und Sünde, und mitten darin erwacht und herrſcht Baldur.

Hier enthüllt ſich uns eine höchſte göttliche Trinität, ähnlich der indiſchen Trimurti. Allvater iſt gleich Brama das erſchaffende, Surtur das gleich Schiwas zerſtörende, Baldur aber das erhaltende und zugleich ſittlich gute Princip, gleich Wiſchnu. Alle drei aber ſind eigentlich Eins, ewig, außerzeitlich.

---

*) Surtur der ſchwarzbraune, verwandt mit svartr, ſchwarz; wovon Surturbrand, Name der Braunkohle auf Island. Barrow, Reiſe S. 86. Olaſſen Reiſe I. 219 f. Man glaubte alſo, derſelbe Surtur habe ſchon früher einmal die Welt verbrannt, wovon die unterirdiſchen Kohlen Zeugniß ablegen.

Dieſe im nordiſchen Mythus ſcharf unterſchiedenen und doch wieder im Weſen zuſammenfallenden Begriffe ſind im Mythus der ſüdeuropäiſchen Völker verſchmolzen. Hier iſt Chronos oder Saturnus Allvater. Nach Lactantius de justitia 5 war er einſt der alleinige Gott und erſt aus ihm gingen die jüngeren Götter hervor. Nach demſelben Kirchenſchriftſteller de falsa rel. 23 war er sator omnium deorum. Nach Joh. Lydus, de mens. ed. Röther 74 wohnte er im höchſten Aether über den Sphären der Planeten, welche die einzelnen jüngeren Götter beherrſchten. Aus demſelben Grunde iſt er auch als Planet Saturn an den äußerſten Rand des damals bekannten Raumes verſetzt worden. Nach einer andern Vorſtellung wurde er aber durch ſeinen Sohn Zeus vom Himmel heruntergeriſſen und in den finſtern Tartarus, ins Innre der Erde eingekerkert. Aeſchylos, gefeſſelter Prometheus 220. Hier weicht der Grieche von der Vorſtellung des Allvaters völlig ab. Allvater kann nie erniedrigt werden. Wohl aber paßt die Vorſtellung des vom Himmel in den Tartarus geſtürzten Gottes auf Baldur. Nach Damascius bei Photius p. 1049 heißt Saturn bei den Phönikern Bel. Bei Lactantius Placidus cap. 4 iſt uns die wichtige Notiz erhalten, daß mit dem vom Himmel herabgeriſſenen Saturn auch das goldene Zeitalter, der erſte paradieſiſche Unſchuldszuſtand der Welt, untergegangen und daß ſeitdem Nacht und Winter über die Welt gekommen und nur noch im Frühling ein ſchwaches Abbild jenes verlorenen Paradieſes übrig geblieben ſey.

Auf Baldur paßt alles, was von dem goldenen Zeitalter der alten Griechen und Römer, von der ſeligen ſaturniniſchen Zeit berichtet wird. Unter der Herrſchaft des Chronos herrſchte nur Glück und Tugend. Mit ihm ging das gute Princip unter. Das große Weihnachtsfeſt der Römer aber, die ſ. g. Saturnalien wurden ausſchließlich begangen zur Erinnerung an das verlorene Paradies. An dieſem Tage waren in Rom alle Sklaven frei und wurden von ihren Herren bedient. Porphyrius de antro nymph. 24 verſteht unter dem Freiwerden der Saturnalien die Befreiung der Seele vom Leibe; das Feſt ſollte nach ihm nicht ſowohl an eine ältere Glückszeit auf Erden, als an die ſelige Ewigkeit vor aller Zeit mahnen, wie ſie einſt nach Vollendung der Zeit zurückkehren werde.

Chronos heißt die Zeit und doch bedeutet der Gott nicht die Zeit, ſondern die Ewigkeit. Die Sichel, ſein Attribut, iſt die Vernichterin alles Zeitlichen durch die Zeit ſelbſt, Falx, quod tempus omnia metat, ſagt Macrobius sat. I. 8. Das ſtimmt nun vollkommen zu dem Schwerte Surturs und zur Vernichtung alles Zeitlichen im großen Weltbrande. Auf dieſe Weiſe ſind die drei im nordiſchen Mythus auseinandergehaltenen Begriffe Allvater, Baldur und Surtur im Chronos — Saturnus identificirt.

Der nordiſche und ſüdliche Mythus verräth aber einen innern Zuſammenhang und es wäre nicht unmöglich, daß die Griechen und Römer dieſe ganze Vorſtellung erſt von demſelben Norden her überkommen hätten, in den ſie den Sitz des Chronos verlegen. Auch darf nicht überſehen werden, daß der letzte Weltkampf und die Wiederkehr der goldenen Zeit ſchon im altperſiſchen Glauben bedingt war durch die Niederkunft des Soſioſch, des perſiſchen Meſſias. Vendidad bei Kleuker, Zendaveſta II. 375.

4.

Gimil.

Gimil heißt die neue Welt, die Allvater wiedererſtehen läßt, wenn die alte im Götterrauch verbrannt iſt. Grimm d. M. 783 hält das Wort für identiſch mit himil, Himmel.

Die j. Edda 53 ſagt: Die Erde taucht wieder aus dem Meer auf, grün und ſchön und das Korn wächſt darauf ohne Saat, (denn) Vidar und Vali leben noch, ihnen hat weder die Ueberſchwemmung durch die Mitgardſchlange, noch Surturs Feuer geſchadet. Das iſt die Wiedergeburt der organiſchen Natur und der Vanenwelt. Vidar und Vali treten für die untergegangenen Vanen ein. Vidar iſt wörtlich das Holz, die im Holz ſich offenbarende Vegetationskraft, die Vegetation oder Urlebenskraft ſelbſt. Vali aber iſt der perſonificirte Frühling. Dieſer Abſchnitt der j. Edda ſagt alſo zunächſt nichts weiter aus, als daß die organiſche Natur, das Vanenreich, als ein ewiger Frühling und Sommer wiedererſtehen werde. Dann fügt ſie hinzu, werden auch Thors Söhne Modi und Magni mit dem Miöllnir (Blitzhammer) wieder kommen.

Dieſe vertreten alſo den verſchwundenen Thor, wie Vidar und Vali die verſchwundenen Vanen.

Für die verſchwundenen Aſen treten keine jüngeren Söhne ein, ſondern Baldur ſelbſt kehrt zurück und ſein Bruder Hödur, mit dem er künftig vollkommen einig lebt, endlich auch Hönir, von dem die Voluſpa 62 ſagt, er werde ſich von nun an ſein Loos ſelber wählen. Dieſe Aſen ſind es, denen die Herrſchaft über die neue Welt zukommt. Sie finden im Graſe die goldnen Tafeln wieder, die einſt die ältern Aſen und Fiölnirs Geſchlecht in der erſten Unſchuldszeit beſaßen.

Auch die Menſchen werden wiedergeboren. Aus dem Hoddmimirholz, in das ſich beim großen Weltbrande die zwei letzten Menſchen Lif und Lifthraſir verbergen, kommen dieſe Flüchtlinge wieder hervor und zeugen ein neues Menſchengeſchlecht. Das Holz ſpielt alſo für die Menſchen dieſelbe Rolle, wie für die ganze organiſche Natur. In Vidar und Hoddmimir äußert ſich dieſelbe Reproduktionskraft.

Ganz zuletzt kommt, der j. Edda zufolge, eine Tochter der alten Sonne zum Vorſchein, nicht minder ſchön, wie die alte war, die wird nun die Bahn der Mutter wandeln (aber nicht mehr durch die böſe, ſondern durch eine gute Welt, nicht mehr in Leid, ſondern in ewiger Wonne). Ich halte es nicht für unbedeutſam, daß die Sonne den Schlußſtein des neuen Himmels bildet.

Wie wortkarg und ſkizzenhaft die Voluſpa und j. Edda auch den Gimil behandelt, ſo genügt doch das Geſagte, um einerſeits die neue Welt als ein ewiges Paradies, in dem nur gute und glückliche Menſchen unter guten Göttern wohnen, erkennen zu laſſen, und um andrerſeits darzuthun, daß in dieſer neuen Welt ſich eben nur die alte, wie ſie urſprünglich im goldenen Zeitalter war, abſpiegeln ſoll.

Wie nun aber Surtur der Vollſtrecker des Gerichts iſt, und Baldur als der Herr der neuen Welt erſcheint, ſo ſteht über beiden Allvater als der, von dem die erſte Welt geſchaffen war und der auch die zweite ins Daſeyn rief.

Sofern aber Baldur am Weltende wieder vom Tode aufleben und in der künftigen neuen Welt friedlich herrſchen wird, iſt er nicht eigentlich todt, ſondern ſchläft nur. Wir müſſen ihn alſo nothwendig mit den ſchlafenden Kaiſern unſerer Volksſagen in Verbindung bringen, mit jenen Lieblingen des Volks, die in der Mitte ihres kampfgerüſteten Heeres im Berge ſchlafend, dereinſt erwachen ſollen, um dem deutſchen Volke die goldene Zeit zurückzubringen. Das iſt die uralte Vorſtellung vom ſchlafenden Chronos, der guten Ewigkeit, welche ruht, ſo lange Zeus in der böſen Zeitlichkeit herrſcht. Es iſt Allvater ſelbſt, der in der Ewigkeit ruht, während Odin in der Zeitlichkeit herrſcht.

Was Plutarch von dem in einer Höhle ſchlafenden alten Gott Chronos oder Saturn berichtet, gilt von einem den Römern urſprünglich fremden, nordiſchen Gotte. Er ſagt nämlich in ſeiner Abhandlung vom Mondgeſichte 26, nordweſtlich von Britannien liegen drei Inſeln; auf einer derſelben, Ogygia, ſchläft Chronos in einer tiefen Höhle auf einem goldfarbigen Felſen umſchwärmt von Vögeln, die ihm Ambroſia bringen. Ihn umgeben ſeine alten Diener, die ſeinen Träumen lauſchen und daraus die Zukunft vorherſagen. Vgl. auch Plutarchs Abhandlung vom Verfall der Orakel 18. Auch ſchon bei Heſiod, Tage 170, finden wir die Vorſtellung, daß Chronos tief am Rande des Weltalls im Ocean die Inſeln der Seligen beherrſche. Auch Pindar, Olymp II. 127 erwähnt dieſer paradieſiſchen Inſeln mit goldenen Blumen.

Obgleich Lucian in ſ. wahren Geſchichten nur Lügen erzählt, iſt doch II. 5 die Erwähnung der ſeligen Inſeln im Weſten ohne Zweifel dem Volksglauben entnommen. Auch Paul Warnefried I. 4 kennt eine Höhle im äußerſten Norden am Ocean, in der ſieben Römer ſchlafen, die am Weltende erwachen und das Evangelium verkünden ſollen. Noch Adam von Bremen IV. 37 kennt Halagland, ein fabelhaftes im höchſten Norden liegendes Land voll Wonne.

5.

Der ſchlafende Kaiſer.

Den nach Plutarch im Goldfels ſchlafenden und von Vögeln umgebenen alten Gott finden wir auch in der deutſchen Volksſage vielfältig wieder als den im Berge unter Schätzen ſchlafenden und von Raben umflogenen Kaiſer, der einſt mit ſeinen neben ihm ſchlafenden Helden wieder auferſtehen ſoll, um Deutſchland aus tiefer Noth zu befreien und ein neues goldenes Zeitalter herbeizuzuführen. Man hat dabei an Odins Walhalla und an den letzten Auszug ſeiner Helden zum großen Kampf am Weltende gedacht. Allein Odin ſchläft in Walhalla nicht. Auch geht er in jenem letzten Weltkampf mit allen ſeinen Helden unter und iſt nicht im Stande, durch Sieg eine neue beſſere Zeit herbeizuführen. Der Schlaf entſpricht vielmehr dem ruhenden Allvater und das Ausziehen zum ſiegreichen Kampf paßt nur auf Surtur und ſeine Schaaren und endlich kann das neue goldene Zeitalter Niemand anders beherrſchen als Baldur. Die deutſche Volksſage fügt hinzu, der erwachte Kaiſer werde ſeinen Schild an einen dürren Birnbaum hängen, der ſofort wieder blühen werde. Das entſpricht dem dürren Holz Hoddmimir, aus welchem das neue Menſchengeſchlecht erblühen ſoll.

Es iſt ſchon eine altperſiſche Vorſtellung. Auch der aus dem Schahname des Friduſi bekannte Held Sam lebt nach dem Zendaveſta (Kleuker III. 110) fort im Zauberſchlaf in der Wüſte Peſchianſe und wird einſt erwachen, um den aus ſeinen Feſſeln im Innern des Berges Demawend befreiten böſen Zohak wieder zu beſiegen. Dasſelbe wird auch erwähnt in dem noch ungedruckten Dſchamaſpname. Die Sage iſt auch auf die muhamedaniſchen Schiiten übergegangen. Ibn Chaldun (Freytag chrest. arab. p. 162) berichtet von Muhamed ben Hanifa, dem 12. der Imamen, er habe ſich in den Berg Hedſchas in Arabien zurückgezogen, werde aber am Ende der Zeit zurückkommen und die Welt mit Gerechtigkeit erfüllen. Die Schiiten nennen ihn „den Erwarteten“ und führen alle Nacht ein Pferd an den Berg, ihn bittend, er möge herauskommen. Vgl. über Sam auch noch Dr. Spiegel in der Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft III. 247. Der Name klingt in Zamolxis an, dem göttlichen Könige der Geten, von dem Herodot IV. 94 f. erzählt, er habe ſich eine Wohnung unter der Erde machen laſſen, wo er noch fortlebe, und alle Todten kommen zu ihm in ſein Reich. Man erkennt daraus, wie alt die Vorſtellung vom im Berge ſchlafenden Kaiſer iſt und wie die Deutſchen ſie ſchon mit aus der aſiatiſchen Heimath gebracht haben.

Obwohl der brittiſche Artus, wie ſchon bemerkt, in einem Glaspalaſt oben in der Luft ſchlafend gedacht und überdies mit dem Bärengeſtirn am Nordpol identificirt wurde, ſo weiß doch die Sage auch, er ſchlafe im Innern eines Berges. Gervasius Tilber.

otia imper. II. 12. Wartburgkrieg Strophe 99, 10. San-Marte, Gottfried von Monmouth S. 428. Es iſt gleichgültig, ob dieſe Vorſtellung ſchon urſprünglich brittiſch war oder erſt aus deutſcher Vorſtellungsweiſe übertragen wurde. — Daß Baldur ausdrücklich als unter der Erde zubringend gedacht wurde, erhellt aus Vegtamsquida 12, wo die Wole in Helas Reich unter der Erde dem Odin, der zu ihr hinabgeſtiegen iſt, um des noch lebenden Baldur Schickſal von ihr zu erforſchen, bereits den Tiſch zeigt, an dem Baldur künftig in der Unterwelt ſitzen werde:

Hier ſteht dem Baldur
Der Meth geſchenkt,
Der ſchimmernde Trank
Vom Schilde bedeckt.

So ſitzt nach deutſcher Volksſage der alte Kaiſer im Berg am Steintiſch.

Nach einer freilich ſehr unſichern Sage bei Philander von Sittewald, Geſichte 1665 II. 32 ſoll unter der Burg Geroldseck im Wasgau Sifrit hauſen, dem der gelehrte Verfaſſer noch Arioviſt und Arminius zugeſellt, die ſicher das eigentliche Volk nicht mehr gekannt hat.

Dennoch muß es auffallen, daß ſich mit der Vorſtellung vom ſchlafenden Kaiſer und künftigen Volksretter immer der Grundbegriff verbindet, den wir in Sigurd erkannt haben. Es ſind Menſchen, aber werth Götter zu werden, im Gegenſatz gegen Odin, der als Gott unwerth war. Daher ſtehn auch Dan und Olger Danske wieder in dieſer Reihe.

König Dan ſoll zu Schleswig noch aufrecht auf einem Thron in einem Felſengrabe ſitzen. Nach einer andern Sage ſchläft er mit 200000 Kriegern in einem Hügel bei Tönningen und ſoll einſt herauskommen, um den Dänen in der Noth zu helfen. Auch bei Mögeltondern ſoll Olger Danske mit einem Heer im Berge ſchlafen, um dereinſt das Land zu befreien. Müllenhoff Nr. 504. 505. Thiele I. 23. 168. Wir haben ſchon die Beziehungen des Olger Danske zu Tannhäuſer, der im Venusberge verſchwand, kennen lernen. In einer Höhle auf dem Pilatusberge bei Luzern ſoll ein gewiſſer Domingue in weißen Stein verwandelt ſitzen. Reiſen in Helvetien. London 1778 II. 70. In demſelben Buch wird S. 75 die merkwürdige Notiz hinzugefügt, unweit von jener Höhle auf dem Pilatusberg liege das Widderfeld, unter dem ein Bach fließe, auf den alle Regenbogen in der Gegend aufſitzen ſollen. War hier wohl ein heidniſches Heiligthum, das man ſich durch den Regenbogen in Verbindung dachte mit dem Himmel?

Eine merkwürdige Erinnerung an den ſchlafenden Gott enthält die Ketzerei der Stedinger (in der Gegend von Stade). Papſt Gregor IX. ſchreibt ſelbſt im Jahr 1233 in einem Briefe an die deutſchen Biſchöfe von den Stedingern, ſie hätten geglaubt, Lucifer ſey mit Unrecht in die Hölle geſtürzt worden und der Chriſtengott herrſche mit Unrecht; der letztere werde aber nur ein Zeit lang regieren, dann werde Lucifer wieder auferſtehen und ſie alle ſelig machen. Vgl. Görres, Geſch. d. Myſtik III. 52. Hier vertritt Lucifer vollkommen die Stelle des heidniſchen Allvaters.

Das deutſche Volk ehrte das Andenken ſeiner edelſten, weiſeſten und mächtigſten Helden und Kaiſer dadurch, daß es ihre Namen auf jenen alten ſchlafenden Gott übertrug. Daher dieſelbe Sage von den verſchiedenſten Helden an den verſchiedenſten Orten ſich immer wiederholt. Noch tief im chriſtlichen Zeitalter hatte ſich die Erinnerung an den alten Gott erhalten, der die Erde erneuern und beſſere Zeiten zurückführen würde. Dieſe älteſte Hoffnung knüpfte das Volk nun an jeden ſeiner Fürſten an, der gut, gerecht und ruhmvoll regiert hatte. Vielleicht daß man auch aus chriſtlicher Scheu den alten Gott nicht mehr nennen wollte und einen Kaiſer unterſchob, an dem die Geiſtlichkeit weniger Anſtoß nehmen konnte. Die Sage hat ohne Zweifel ihre große Verbreitung und lange Dauer auch der Unzufriedenheit des Volkes mit ſchlechten und ſchwachen Regenten zu verdanken gehabt. Unter übeln Herren ſehnte man ſich nach dem verſchwundenen Ideal zurück und liebte, ſich über die Gegenwart mit der Erinnerung und Hoffnung zu tröſten.

Indem man dem alten Gott einen ſpäteren Fürſten unterſchob, knüpfte man ſeinen Schlaf auch an Oertlichkeiten, die zu dieſem Fürſten in beſonderer Beziehung ſtanden. Es wäre jedoch nicht unmöglich, daß man ſich auch ſchon in der heidniſchen Zeit ſelber in gewiſſen heiligen Bergen den unterirdiſchen Saal des ſchlafenden Gottes gedacht haben könnte. Chronos, obgleich an den fernen Norden auf eine weitentlegene Inſel verſetzt, ſollte doch in einer Höhle unter dem Berge ſchlafen. Baldur war ins unterirdiſche Reich der Hel hinabgeſunken. Frodi, deſſen Friedensreich dieſelbe alte Erinnerung verräth, wurde als noch lebend in einem Hügel beigeſetzt, in dem man ihn durch ein Fenſter ſehen konnte, Ynglingaſaga 12.

Das Andenken an den ſchlafenden Kaiſer enthalten die volksthümlichen Redensarten: auf den alten Kaiſer hineinſchimpfen, Streit um des Kaiſers Bart, auf den alten Kaiſer hin borgen ꝛc.

6.

Friedrich der Rothbart im Kyffhäuſer.

Die meiſten deutſchen Volksſagen nennen als im Berge ſchlafend den Kaiſer Friedrich den Rothbart. Allerdings war das einer der größten unſrer Kaiſer und beim Volk der beliebteſte. — Nach Sommers ſächſ. Sagen I. 1 und Harrys niederſ. Sagen Nr. 1 lebt im Volke am Kyffhäuſer mehr der Name Kaiſer Ottos und herrſcht der Name Friedrich nur mehr in den ſchriftlichen Denkmälern vor. Es muß dahingeſtellt bleiben, ob eine alte Erinnerung an Odin dabei im Spiel iſt. Vielleicht lebte auch im Harz das Andenken an Otto den Großen beſonders warm auf, als die folgenden saliſchen Kaiſer das ſächſiſche Norddeutſchland drangſalirten. Der alte heidniſche Mythus aber bleibt immer der nämliche, auf welchen Kaiſernamen man ihn auch anwandte.

Nach einer Pfälzer Handſchrift 844 bei Grimm d. S. Nr. 488 ritt der alte Friedrich Barbaroſſa auf einem edlen Roſſe davon und war, nachdem er einen Zauberring angeſteckt, verſchwunden (wie Dietrich von Bern). Er ſoll aber einſt wiederkehren, die Pfaffen ſtören und das h. Grab wiedergewinnen, nachdem er ſeines Schildes Laſt gehangen an einen dürren Aſt. Vgl. Aretins Beiträge IX. 1134 und Sibyllen Weiſſagung in Wackernagels Basler Handſchriften S. 55.

Es gibt ein eigenes altes Volksbuch vom Kaiſer Friedrich, das die Sage ſchriftlich aufbewahrt. Darin heißt es: Als Kaiſer Friedrich der Rothbart ins h. Land zog, zeichneten ſich in ſeinem Heere beſonders die Bayern unter ihrem Herzog Eckhardt aus, vor allen aber Dietmar Anhenger von Riet am Hausruk, der ſeinen Bundſchuh auf einen Speer ſteckte und als Fahne im heißeſten Kampf vorantrug, um die Schlacht herzuſtellen, was ihm auch glücklich gelang und wofür er den Bundſchuh ins Wappen bekam. *) Nachdem der Kaiſer lange glücklich regiert, iſt er verloren gegangen und niemand weiß, wo er begraben liegt. Die Bauern und Schwarzkünſtler aber ſagen, er ſey noch lebend in einem hohlen Berge und ſoll einſt wiederkommen, um die Geiſtlichen zu ſtrafen, und ſeinen Schild an einen dürren Baum hängen. Dieſen Baum laſſen die Sultane fleißig hüten. Aus der Stuttgarter Bibliothek mitgetheilt von Pfeiffer in Haupts Zeitſchr. V. 253 f.

Bekanntlich ſtarb der alte Kaiſer Friedrich auf dem Kreuzzuge. Daher die dunkeln Sagen, er ſey nicht todt, er werde wiederkommen, worauf mehrere Uſurpatoren, die ſich für ihn ausgaben, ihre Speculationen gründeten. Ueber die falſchen Friedriche ſ. eine Chronik bei Böhmer I. 14. Detmar zum Jahr 1287. Ottokar von Hornek Cap. 321. Nicht Friedrich I., ſondern Friedrich II. nennt die Engelhuſiſche Chronik in Leibnizii script. rer. Brunsv. II. 1115, indem ſie ſagt, ein Greis habe ſich für dieſen Kaiſer ausgegeben, ſey aber von den Kölnern verbrannt worden. Ex hoc fama venit, Fridericum adhuc vivere in castro confusionis (leg. Cufhusen). In Gieſelers Kirchengeſchichte II. 636 iſt auf die ſehr alten Prophezeihungen aufmerkſam gemacht, die von Friedrich II. umgingen. In Hagens öſter. Chronik bei Pez I. 1104 heißt es, er werde wiederkommen und die Pfaffen vertreiben. In einer andern Nachricht vom 13. Jahrh. heißt es: de radice aquilae surget alius aquila, cujus nomen Fridericus, qui regnans regnabit extendetque alas suas usque ad fines terrae. Mosheim Ketzergeſch. Helmſtädt 1748 S. 342. Er werde das h. Grab zurückerobern und der ganzen Chriſtenheit den Frieden bringen, heißt es bei Kornmann, mons Veneris p. 376 und Prätorius, Weltbeſchreibung I. 306.

Seine unterirdiſche Wohnung iſt aber der Kyffhäuſerberg,

---

*) Wäre in dieſem Kampfe überhaupt eine Erinnerung an das Weltende enthalten, ſo könnte man den gewaltigen Schuhträger, dem allein der Sieg verdankt wird, mit dem Aſen Vidar vergleichen, der am letzten Weltkampfe dem Wolf Fenrir, nachdem dieſer ſchon den Odin verſchlungen hat, den Rachen auseinanderreißt. Vidar packt den Oberkiefer des Rieſenwolfs mit der Hand, den Unterkiefer aber tritt er mit ſeinem berühmten Schuh nieder. Dieſer Schuh, Vidars Hauptattribut, iſt aus Lederſtückchen von Menſchenſchuhen gemacht. Es war daher den Heiden geboten, ſolche Stückchen aufzubewahren für Vidars Schuh, um zu ſeinem Siege beizutragen. Jüngere Edda 51.

ein einzeln ſtehender 1400 Fuß hoher Berg mit den Ruinen einer alten Kaiſerpfalz bei Frankenhauſen in Thüringen, über der goldenen Aue. Im Innern des Berges ſoll Kaiſer Friedrich der Rothbart an einem Steintiſche ſitzen, den Kopf auf den Arm geſtützt. Der Bart iſt durch den Tiſch gewachſen. Umher Ritter und Knappen ſchlafend. Einſt gelangte ein Hirt in die Höhle. Da frug der Kaiſer: fliegen die Raben noch um den Berg? als aber der Hirt es bejahte, ſagte der Kaiſer: ſo muß ich noch länger ſchlafen. Sein Bart iſt nicht nur durch den Tiſch, ſondern auch zweimal um denſelben herumgewachſen. Wird er zum drittenmal herumwachſen, dann wird der Kaiſer erwachen und mit ſeiner kriegeriſchen Schaar aus dem Berge gehen. Er wird ſeinen Schild an einen dürren Baum auf dem Rothfeld hängen und dann wird der Baum grünen und nach einem großen Sieg über die Türken wird die beſſere Zeit kommen. Der Hirt bekam zum Geſchenk den Fuß eines goldenen Handfaſſes. Engelhuſens Chronik bei Leibnitz scr. rer. Brunsv. II. 1115. Gregorii Beſchreibung von Bergen S. 533. v. Döbenek, Volksglauben II. 139. Grimm d. M. 406. Bechſtein, Thüring. Sagenſchatz IV. 14. Adolph Müller hat im Jahr 1849 die Kyffhäuſerſagen in einem eigenen kleinen Buch zuſammengeſtellt. In den Curioſitäten IV. 170 wird bemerkt, es ſey nicht Friedrich I., ſondern II. gemeint und er habe ſich freiwillig in den Berg verwünſcht. Hier iſt zu bemerken, daß allerdings in Thüringen die wärmſte Theilnahme für das untergegangene Geſchlecht der Hohenſtauffen herrſchte, ſofern Albert der Unartige ſeine Gemahlin Margaretha, die letzte Hohenſtauffin, mishandelte. Wie ſehr das Volk darüber innerlich ergrimmt war, erkennt man aus dem Zulauf, den Margarethas Sohn Friedrich der Gebiſſene erhielt, als er die Fahne gegen ſeinen eigenen Vater erhob. Da konnte leicht die alte Sage lebendig und auf den der Erinnerung noch näher ſtehenden Friedrich II. bezogen werden.

Nach einer Relation bei Kuhn, nordd. Sagen Nr. 247. 1 liegt unter dem Kyffhäuſer ein Paradies voll herrlicher Bäume und Kräuter, durchfloſſen von einem Bach, deſſen Schlamm Goldſand iſt. Auch ſieht man hier, aber nur am Johannistage, einen Reiter auf einem Pferde, zuweilen auch auf einem Hahne. Eine Menge andrer Sagen vom Kyffhäuſer, geſammelt in Büſchings Volksſagen S. 320 f. und Bechſteins Thüring. IV. beziehen ſich gleichfalls auf die Unterwelt. Es wird im Berge muſicirt, Kegel geſpielt. Es ſind Schätze darin, welche die Glücksblume öffnet. Ein Brautpaar verirrt ſich in dem Berg und bleibt 200 Jahre lang darin in der Meinung, es ſeyen nur ein Paar Stunden. Einer nimmt vom Gaſtmahl im Berge einen Becher mit. Auch der Weinkeller fehlt nicht. Desgleichen ein Jungfrauenräuber. Auch eine Andeutung vom Glasberg findet ſich, ſofern vor dem alten Kaiſer der Boden ſo glatt ſeyn ſoll, daß wer nicht keuſch iſt, darauf fällt. (Bechſtein IV. 28.)

Merkwürdig iſt die Verbindung, in der Frau Holle mit dem alten Kaiſer erſcheint. Arme Muſikanten ſpielten dem Kaiſer im Berge auf zum Tanze ſeiner ſchönen Tochter. Sie gab darauf jedem einen grünen Buſch, der nachher zu Gold wurde. Büſching S. 335. Ein andermal ſpielten Muſikanten dem alten Kaiſer im Berge auf, da trat eine ſchöne Jungfrau heraus und gab ihnen einen Pferdekopf, der zu Gold wurde. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 247. Daſelbſt heißt es noch beſtimmter, Frau Holle ſey die Ausgeberin des Kaiſers und füttere ſeine Pferde. Einmal gab ſie den aufſpielenden Muſikanten eine Pferdekeule. Das deutet auf heidniſche Pferdeopfer. Auch ſoll Frau Holle von hier mit der wilden Jagd ausziehen. Desgleichen ſoll ſie hier ſpinnen und Flachsknoten ſchenken. Daſ. Nr. 245. Auch Weinfäſſer ſind im Kyffhäuſer. Daſ. Nr. 247.

Nach Meliſſantes cur. Orographie S. 537 hatte der Kaiſer Friedrich auf Kyffhauſen nur ſeine Kanzlei, in dem nahen Dorf Tilleda aber ſein Hoflager, auf der nahen Rothenburg ſeinen Hofrath, zu Kelbra ſein Vorwerk und zu Roſſal ſeine Stuterei.

Der Name des Kyffhäuſers lautet nach Bechſtein IV. 5 in den älteſten Urkunden Cuphese, Coffessa, Gyöfhusen. Verwandt ſcheint der Name Koppenberg, in den die Kinder von Hameln hineingeführt wurden, der mithin ebenfalls die Unterwelt bezeichnete. Man darf alſo nicht an Kopf, Kuppe, man ſollte vielleicht eher an gap, hiatus, χάος denken, Grimm d. M. 525, vielleicht auch an Gibich, geban, geofan daſ. 288 und an Gebeleïzis, einen Beinamen des unter der Erde fortlebenden König Zamolxis, Herodot IV. 94. Mülbener in den Nachrichten von Bergſchlöſſern 1752 S. 148 und Ad. Müller in der Kyffhäuſerſage, Berlin 1849. S. 5 wollen nur Kiff leſen, und den Namen von keifen, Kiff = Krieg ableiten, ſo daß er mit Kriegshaus zu überſetzen wäre. Sehr ungenügend. In v. Rohr's Unterharz S. 254 f. begegnen uns noch folgende Züge. Wenn der Kyffhäuſer mit Nebel bedeckt iſt, ſagt das Volk: Kaiſer Friedrich hat einen Hut auf. In der Nähe ſoll ſich ein uralter, petrificirter Birnbaum befunden haben, der aber zu Rohrs Zeit nicht mehr vorhanden war.

Friedrich Barbaroſſa ſoll nicht blos im Kyffhäuſer Berge, ſondern auch im Felſen bei Kaiſerslautern auf goldenem Seſſel am Steintiſch ſchlafen und einſt wiederkommen. Im Weiher daſelbſt ſoll auch ein uralter Karpfen ſeyn, in deſſen Kiemen einſt der Kaiſer ſeinen goldenen Fingerring gehängt habe. Wenn dieſer Fiſch ſich wieder blicken läßt, ſoll auch der Kaiſer wiederkommen. Draudii, Tiſchreden 1621. I. 322. Grimm, deutſche Sagen Nr. 295. Schreibers Sagen I. Nr. 38. Auch im berühmten Untersberge bei Salzburg ſoll Barbaroſſa mit ſeinem Heer eingeſchlafen ſeyn. Panzer, Beitr. I. 12. Auch unter dem Lügenfeld ſoll er hauſen; wenn man das Ohr auf den Boden legt, hört man ſeinen Bart wachſen. Stöber, Elſäß. Volksſ. Nr. 35. Desgleichen ſoll er in Hagenau verſchwunden ſeyn: Herzog, Elſäß. Chronik IV. 149. Nach einer mündlichen Mittheilung des k. württemb. Hauptmann von Hueber glaubt das Volk im Schwarzwald von einem Berg bei Oberndorf, in welchem die Frühlingsgewäſſer dumpfe Detonationen hervorbringen, darin hauſe der Kaiſer Friedrich und exercire ſein Kriegsheer. Einſt werden böſe Zeiten kommen, die Türken bis zum Rheine vordringen und ihre Roſſe aus ihm tränken, dann aber werde der alte Kaiſer mit ſeinem Heere aus dem Berge hervorbrechen und die goldene Zeit zurückführen.

7.

Der Untersberg

bei Salzburg, deſſen reiche Sagen in Brixner Volksbüchlein von 1782, Sartori, Naturwunder 1807. I. 7, Grimm d. Sagen 277, Bechſtein, öſterr. Sagen S. 72 f. und in Maßmanns bair. Sagen 1831. I. geſammelt ſind, iſt hauptſächlich deshalb berühmt, weil Kaiſer Karl der Große mit ſeinen Helden in ihm hauſen ſoll. Andere ſagen es ſey Karl V., wieder andere Friedrich der Rothbart. Er ſitzt an einem Tiſch mit langem Bart, der zuweilen in zwei Theile getheilt und mit einem Perlband umwunden wird. Wenn der Bart zum drittenmal um den Tiſch gewachſen ſeyn wird, kommt das Ende der Dinge. Der Antichriſt ſchlägt mit dem auferſtandenen Kaiſer eine große Schlacht auf dem Walſer Felde. Auf dieſem Felde ſteht ein dürrer Birnbaum. Wenn der ausſchlägt, ſoll es ein Zeichen ſeyn, daß die Entſcheidung naht. Nach dem Brixner Volksbuch wird ein Kurfürſt von Baiern ſeinen Schild an den Baum hängen. Was ein gewiſſer Aigner von Reichenhall, der im Jahr 1529 in das Innere des Berges gekommen ſeyn will, darüber ausgeſagt, enthält das Brixner Volksbuch und iſt aus der Handſchrift noch genauer mitgetheilt bei Maßmann S. 42 f. Er nennt den Kaiſer Friedrich, fügt aber den angegebenen wenigen Zügen nichts Beſtimmteres hinzu, außer daß die große Schlacht „um des Glaubens willen" geſtritten werden ſoll, ohne Zweifel eine willkührliche Deutung der damaligen durch die Reformation aufgeregten Zeit. Inzwiſchen kann darin auch noch eine alte Spur des früheren Haſſes der Heiden gegen das neu eingeführte Chriſtenthum liegen. Ohne Zweifel hofften die Heiden, als ſie unterlagen, einen künftigen Sieg ihrer Sache.

Nach dem Brixner Büchlein wohnt aber nicht blos der alte Kaiſer, es wohnen auch „wilde Frauen" im Untersberge, die nach der einen Sage einen Knaben verlangen, nach der andern wirklich einen rauben. Daher im Jahr 1799 in Salzburg ein Schauſpiel „der Kinderfreſſer im Untersberge" gedruckt werden konnte. Dies erinnert an den Venusberg, an den Berg, in den die Kinder von Hameln geführt werden, überhaupt an die Unterwelt. Merkwürdig iſt auch die Sage, daß im Untersberg eine große prachtvolle Kirche und ſchöne Gärten liegen und daß von da unterirdiſche Gänge zu den benachbarten Kirchen von St. Bartholomä, Salzburg, Reichenhall, Feldkirch und Traunſtein führen. Auerbacher, Büchlein für die Jugend S. 221 f. Friedrich der Rothbart ſoll um Mitternacht aus dem Berge ziehen unter dem See von St. Bartholomä hindurch und in der Kirche des letzten Ortes Gottesdienſt halten. Schöppner 5. Vgl. Koch-Sternfeld, Geſchichte von Berchtesgaden I. 75.

Noch im Jahr 1817 bildete ſich in Tirol eine ſogenannte Brüderſchaft des h. Michael aus einfachen Bauern, die mit der joſephiniſchen Tendenz der Regierung unzufrieden die alte Herrlichkeit der

Kirche zurückwünſchten. Man nannte ſie die Michaelsritter, von denen man glaubte, ſie würden das goldene Zeitalter zurückführen, und verwechſelte ſie darum mit dem ritterlichen Heer im Untersberge, ſo daß Mütter ihre Kinder vor dem zu ſpäten Nachhauſekommen warnten: „kommt noch bei Tage heim, ſonſt kommen die Michaelsritter aus dem Untersberg“, Flir, die Manharter S. 117.

Am Odenberg in Heſſen, mit dem Quell Glisborn, den Karl des Großen Roß mit dem Huf aufſchlug, als ſein Herr großen Durſt litt, ſiegte Karl in einer großen Schlacht, das Blut riß tiefe Furchen in den Boden. Im Innern des Odenberges ruhte er dann von ſeinen Thaten aus. Noch hört man darin Pferde wiehern, Waffengeraſſel und Trommeln. Einer, der dem Andern durch den in die Seite geſtemmten Arm ſah, konnte einmal das Heer im Berge wahrnehmen. Grimm d. Myth. 891. In demſelben Berge ſah ein Schmied ſtarke Männer mit eiſernen Kugeln kegeln und trug eine Kugel davon, die zu Gold wurde. Daſ. S. 905. Ein Kind und ein andermal ein Müllerburſch geriethen in den Berg und mußten ſieben Jahre lang darin bleiben. Lyncker, deutſche Sagen Nr. 7. 8. — In Weſtphalen läßt man auch Karls berühmten Gegner, Wittekind, im Berge hauſen. Redecker, Sagen Nr. 21. Karl ſelbſt aber ſitzt im Deeſenberge bei Warburg mit ſeinen Kriegern, ſein Bart iſt ihm durch den Steintiſch gewachſen; am jüngſten Tage wird er wieder auferſtehen und aufs neue regieren. Hirten ſpielen ihm zuweilen auf und werden reich beſchenkt. Einige Herren fanden einſt eine gelbe Blume am Berge und gelangten dadurch ins Innere, wo ſie eine Menge Fäſſer mit Erbſen, Bohnen und Linſen fanden, mit denen ſie ſich zum Spaß warfen. Da ſchreckte ſie ein ſchwarzer Hund, ſie liefen davon und vergaßen die Blume, obgleich ihnen eine Stimme nachrief: vergeßt das Beſte nicht. Einem waren fünf Linſen in den Schuh gefallen und zu Golde geworden. Gottſchalk, Ritterburgen V. 329. — In jeder Oſternacht ſoll die alte Burg Herſtalla an der Weſer mit prächtigen Thürmen und Fahnen wieder emporſteigen und Kaiſer Karl der Große mit ſeinem Heer hervorkommen, daß die Weſer von ihren goldenen Harniſchen ſchimmert. v. Steinau, Volksſagen S. 10. Auch aus der Karleburg bei Lohr im Speſſart ſoll er im Mai herauskommen und in feierlichem Zuge den Main hinabziehen, um Gericht zu halten. Schöppner Nr. 977. — Auch im Donnersberge ſitzt er, Kuhn, norddeutſche

Sagen S. 497. Und in Trautberg in der Pfalz mit zwölf Helden, Schöppner Nr. 904. — Karls des Großen unterirdiſche Wohnung wird auch unter einen Hügel bei Fürth und unter den Brunnen und die Linde auf der Burg in Nürnberg verlegt. Ein Bäckerjunge gerieth einmal hinein und ſah viele geharniſchte Männer. Dem Kaiſer iſt der Bart ſchon zweimal um den Tiſch gewachſen. Mone, Anz. V. 174. Grimm d. S. 128. Schöppner I. 21. Maßmann, bair. Sagen I. 8 und die älteren Quellen. Meliſſantes, Orographie S. 533. Prätorius, Alectryomantie S. 66. Gregorii, Beſchreibung von Bergen 533. — Kaiſer Karl ſitzt auch unter dem Siebenrohrbrunnen in Heilbronn. Baader, Sagen des Neckarthals S. 244.

Im Sudemerberg bei Goslar iſt Kaiſer Heinrich der Vogler verwünſcht und ſoll hier ſitzen, bis Goslar einſt in große Noth kommt oder bis der jüngſte Tag anbricht. Heinrich hatte eine wunderſchöne Frau. Nach deren Tode ſah er ihr Ebenbild in ſeiner eben ſo ſchönen Tochter und begehrte ihrer und wollte ſie nicht ſchonen, außer ſie webe ihm einen Teppich, worin die Bilder aller Thiere ſeyn müßten. In ihrer Noth rief ſie den Teufel zu Hülfe, der ihr den Teppich verſprach, wenn er ſie nach drei Tagen und drei Nächten noch wachend finde. Als der Schlaf ſie übermannen wollte, wurde ſie von ihrem treuen Hündchen geweckt. Da brachte ihr der Teufel den Teppich, warf aber den Hund wüthend an die Wand. Heinrich war nun betrogen und ſetzte ſich voll Gram in den Sudemerberg, wo er noch ſitzt. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 208.

Im Guckenberg im Grabfelde ſoll ein alter Kaiſer mit ſeinem ganzen Heere ſitzen und ſchlafen. Sein Bart ſey ſchon zweimal um den Tiſch gewachſen. Wenn der Bart zum drittenmal um den Tiſch wächst, wird der Kaiſer mit ſeinem Heere herauskommen. Grimm d. M. 905. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes I. 143. Auch in einer Höhle des Willbergs ſitzt ein Männlein am Steintiſch, durch den ſein Bart gewachſen. Grimm d. S. Nr. 314. Ein Bäckerjunge legte einmal dem alten Herrn Brod hin und bekam dafür viel Geld. Mone, Anz. IV. 409. Im Siegberg an der Sieg ſchläft ein alter „heidniſcher König" mit ſeinen Gefährten und einem großen Kriegsheer, deſſen Roſſe ſich durch das lange Warten die Hufeiſen durchgetreten haben. Deshalb muß zuweilen ein Schmied hinunter geholt werden, der ihnen die Hufe neu beſchlägt. Montanus, Volksfeſte I. 72.

8.

Die drei Telle.

In der Schweiz kennt man die Sage vom ſchlafenden Volksretter auch, hier aber ſind es ihrer drei, die ſ. g. drei Telle. Der Name klingt leiſe an in dem Dorf Tilleda am Kyffhäuſer, deutlicher in dem Ritter Tils. Dieſer jagte einſt des Feiertages und ſchwur, ein Wild zu erlegen und wenn ſeine Burg darüber zu Grunde gehen ſollte. Er traf aber kein Wild und kehrte mismuthig heim. Als er nun beim Mahle ſaß, verſank mit ihm die Burg in dem nach ihm genannten Tilsgraben. Darin ſoll einſt ein Taucher ihn unten haben ſitzen ſehen, den Bart durch den Tiſch gewachſen. Harrys niederſächſ. Sagen I. 2. Er iſt alſo zugleich der alte Kaiſer im Berge und der wilde Jäger. Hierher gehört auch die Sage von der Inſel Oeſel (Kruſe, Urgeſchichte des eſthn. Volksſtammes S. 186). Hier hauste einſt der Rieſe Töll, der in Tölliſt begraben wurde und vor ſeinem Tode verordnet hatte, man ſolle ihn rufen, wenn der Feind ins Land komme. Seitdem ihn aber einmal ein Knabe aus bloßem Muthwillen gerufen, kommt er nicht mehr.

Am Vierwaldſtätterſee ſollen die drei Telle in einer Felskluft ſchlafen. Einen Hirtenknaben, der zu ihnen kam, frugen ſie nach der Zeit und meinten dann, ſie müßten noch lange ſchlafen. Grimm, deutſche Sagen Nr. 297. Otte, Schweizerſagen II. 71 beſungen in einem Gedicht von Wetzel (Hub, Balladen S. 288). Bei dem großen Aufruhr nach dem dreißigjährigen Kriege zogen den empörten Schweizer Bauern drei in alte Tracht gekleidete Telle voran. Die drei Telle aber werden, wie der einfache Wilhelm Tell, als die Erlöſer angeſehen, die einſt erwachen und das Volk retten ſollen. Die Dreizahl kehrt wieder in der berühmten altengliſchen Ballade von den drei Schützen bei Percy, rel. I. 143. Unter dieſen iſt es William von Cloudesby, der den Apfel vom Haupt ſeines Sohnes ſchießt. Man wird an Wielants Bruder gemahnt.

Drei uralte Männer ſaßen auch im Burgkeller von Salurn in Tirol und erlaubten einem Mann, von ihrem kräftigen uralten Wein mitzunehmen. Grimm d. S. Nr. 15. Drei Männer, worunter einer einäugig (Odin) erſchreckten einen, der ein Hunnengrab bei Steinfeld im Bremer Marſchland aufgebrochen hatte, ſagten, ſie ſeyen für ihr Vaterland gefallen, und drohten ihm. Harrys Sagen I. 64. Drei ſchneeweiße Greiſe leſen in einem Buche in der öden Burg Kynsberg in Schleſien. v. Steinau, Volksſagen S. 308. Gödſche ſchleſ. Sagenſchatz S. 297. Drei ſitzen am Steintiſch zu Tiefenthal im Moſelland. Wolf, Zeitſchr. I. 192. Drei am goldenen Tiſch im alten Schloß Aura, Panzer S. 182. Schöppner Nr. 271. Drei Ritter zu Auerbach. Wolf, heſſ. Sag. Nr. 3. Im Zobten, einem hoch über die Ebene Schleſiens hervorragenden und einzeln ſtehenden Berge fand einſt ein Mann aus Schweidnitz im Jahr 1570 eine Oeffnung und gerieth in einen Saal, worin drei Männer an einem Tiſch ſaßen und laſen. Sie bekannten ſich als verdammt wegen ihrer Sünden. Burkhardi, Zobtenbergreiſe, 1733. Henelii silesiogr. I. 141. Grimm d. S. Nr. 143. Man ſieht auf dem Berge noch die rohen Steinbilder eines Bären und einer kopfloſen Jungfrau mit einem Fiſch. Davon geht die Sage, eine oben auf dem Berg wohnende Fürſtin habe ihre Dienerin herabgeſchickt, einen Hecht zu holen, auf dem Rückweg aber habe ihr ein Bär den Kopf abgebiſſen. Büſchings Volksſ. I. 16. Es dürften wohl alte Götzenbilder ſeyn, die man ſpäter willkührlich gedeutet hat. Daſelbſt findet man auch rohe Steinbilder eines Wolfs und Mönchs, die hier mit einander gekämpft haben ſollen. Daſ. Hier haust auch der halb geſchichtliche, halb ſagenhafte Peter Wlaſt. Neue poetiſche Behandlungen der Zobtenbergſagen ſ. in Arnims Wintergarten S. 372. Chamiſſos Werken III. 307, Uffo Kerns ſchleſ. Sagenchronik S. 77 f.

Im Prättigau liegt der Frackſtein mit einer verwünſchten Burgjungfrau. Dahin kam einmal ein junger Bauer und citirte die Jungfrau. Statt ihrer aber erſchienen drei uralte Männer und gewährten ihm einen Schatz, den ihm die Jungfrau bringen mußte, er ſollte dafür aber ſchwere Prüfungen beſtehen. Sofort benutzte er den Schatz, heirathete, lebte in Freuden, aber ſein Weib und ſeine Kinder ſtarben, ſein Haus wurde vom Blitze zerſtört, ſein Feld verhagelt, ſein Vieh ſtarb, er ſelbſt wurde fälſchlich angeklagt und in den Kerker geworfen und wollte ſich aus Verzweiflung umbringen, da — befand er ſich plötzlich wieder in ſeinem Hauſe, fand Stall und Feld im beſten Stande, hatte ſeinen Schatz wieder, lebte aber ſeitdem in einſamem Alter. Sprecher-Bernegg im Insbrucker Phönix 1851 S. 264.

Man könnte annehmen, daß dieſe Sagen alle eine Erinnerung an eine alte deutſche Götterdreiheit enthalten, ſey es Odin, Vile, Ve oder Odin, Thor, Freyr, oder Odin, Hönir, Loki ꝛc., in der Art wie in der jüngern Edda 2 Har, der Hohe, Jafnhar, der Ebenhohe, und Thridi, der dritte zu einem göttlichen Selbdritt zuſammengeſtellt werden, ohne daß näher geſagt iſt, wer ſie ſind. Sofern die Volksſage ſie als Volkserlöſer in ferner Zukunft betrachtete, könnte man vermuthen, die ungern zum Chriſtenthum Bekehrten hätten in jener Sage ihre Sehnſucht nach dem alten Heidenthum, nach der untergegangenen Herrſchaft ihrer alten Götter bewahrt.

9.

Noch weitere Sagen von Schlafenden im Berge.

Eine ſehr alte Spur der im Berge Schlafenden findet ſich bei Paul Warnefried I. 3. Hier ſind es ſieben Männer, die im Berge an der Küſte Norddeutſchlands ſchlafen und hoch verehrt ſeyn ſollen. Als Einer einmal einen von ihnen berührte, verdorrte ſogleich ſeine Hand. Ihre Kleidung wird römiſch genannt. Vgl. Gregor Turon. de miraculis I. 95. Zwar liegt hier die Vergleichung mit den chriſtlichen Siebenſchläfern nahe, doch ſcheint die altdeutſche Vorſtellung vorzuwalten.

Ungenannte alte Kaiſer oder Fürſten ſchlafen in mancherlei Gegenden Deutſchlands. So einer bei Ruffach, dem ein Mädchen Brod brachte, wofür ſie reich beſchenkt wurde. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 137. Dieſer Zug wiederholt ſich in mehreren Sagen. Ein ſchlafender Kaiſer in den ſ. g. Bergkronen bei Trittenheim. Wolf, Zeitſchr. I. 189. Ein böſer Herr mit ſeinem Gefolge, verſunken unter der Singerburg im Schwarzburgiſchen, der aber doch einmal einen Bauer, der zu ihm in den Berg gelangte, gütig beſchenkte. Meliſſantes, Orogr. p. 672. Ein Heidenkönig bei Opladen mit vielen Schätzen und acht noch lebendigen Roſſen. Montanus, Vorzeit von Cleve S. 347. Ein verwünſchtes Heer auf weißen Roſſen im Röſeberg bei Corvey. Kuhn, nordd. S. Nr. 267. Emicho von Leiningen ſoll in einem Berge bei Worms hauſen. Crusius, annales suev. II. 9. 9. Ein unterirdiſches Heer hört man zuweilen unter dem Schönſtein auf dem Königsberg in Heſſen und zwar, wenn Krieg bevorſteht. Lyncker, Sagen Nr. 14.

Bei Lauenburg in Caſſuben ließ man 1596 zwei Miſſethäter, die ſich durch dieſes Wagſtück ihre Verzeihung verdienten, in eine tiefe Höhle hinab, um ſie zu unterſuchen. Sie kamen in einen ſchönen Garten zu einem weißblühenden Baum, dann von einem Kinde geführt in ein Schloß, wo ein König auf ſilbernem Thron mit einem goldenen Scepter und Brief in der Hand ſaß. Valvaſor Krain I. 247. — Auch ſchreibend wird der Alte zuweilen gefunden. So im Gollenberg in Pommern, Temme Nr. 231; in einem alten Buche leſend zu Durlach, Mone Anz. VII. 477. Schnezler II. 369. Auf den Ruinen einer Inſel im See bei Seekath, v. Tettau und Temme oſtpr. S. Nr. 259.

Ein Paar Wildſchützen flüchteten einſt in die Loibler Grotte, verirrten darin und gelangten, von einem Mohren geführt, bei zwei großen ſchwarzen Hunden vorüber, zu einem König, der auf einem koſtbaren Thron mit langer Ruthe ſaß, ihnen aber den Rückweg Tagereiſen weit bei Seen und Wäldern vorüber geſtattete. Unterredungen vom Reich der Geiſter II. 461.

Petermännchen heißt gewöhnlich ein Kobold oder Hausgeiſt Grimm Myth. 478. Das Petermännchen von Schwerin in Mecklenburg aber bedeutet mehr. Sein Bett iſt unter dem See; er ſitzt an einem Steintiſch, wenn ſein Bart dreimal um denſelben gewachſen iſt oder wenn Einer dreimal mit ihm ringt, ſoll er erlöst ſeyn und das im See verſunkene alte Schwerin wieder zu Tage kommen. Er geht in grauen Kleidern um; wenn es aber Krieg geben ſoll, erſcheint er roth, wenn Jemand ſterben ſoll, ſchwarz. Einſt bewog er einen Soldaten, zweimal mit ihm zu ringen, das drittemal aber wurde der Soldat verhindert, worüber der Geiſt ſehr böſe war. Kuhn, norddeutſche Sagen I. 467.

Auch den ſlaviſchen Völkern iſt das im Berge ſchlafende Heer bekannt. Svatopluk ſoll in Mähren ſchlafen, wo man ihn noch in gewiſſen feierlichen Umgängen ſucht. Palacky I. 135. In Böhmen hat man die Sage von einem ſchlafenden Reiterheer im Berge Blany, aus dem ſie zuweilen hervorkommen. Es ſind ihrer 500 auf ſchneeweißen Roſſen, angeblich in der Huſſitenzeit Gefallene. v. Hormayr, Taſchenbuch 1822 S. 259 und 1833 S. 208.

Ulrich von Roſenberg führt ſie an. Erſt am Weltende werden ſie für immer herauskommen. Bis dahin fragen ſie nur, ob es Zeit ſey? Der Tod heißt in Böhmen „Hauptmann vom Berge“. Grimm d. M. 807. Auch der ſerbiſche Held Marko ſoll in einem Berge ſchlafen und ein großes Slavenreich gründen, wenn ſein ins adriatiſche Meer geworfenes Schwert einmal in die Hände eines Helden kommen wird. Pulsky, Sagen I. 253. Vielleicht nicht echte Volksſage, ſondern politiſche Dichtung.

Sogar die Mauren in Spanien haben (wahrſcheinlich von den Gothen) den Gedanken entlehnt und laſſen ihren letzten König von Granada, Boabdil, im Berge ſchlafen, um einſt zu erwachen und den Mauren goldene Zeit zurückzubringen (Waſhington Irwings Alhambra). Auch die Zigeuner fabeln von dem in einem Berg in Aegypten ſchlafenden König Pharao (Görres Myſtik IV. 2. 73). In Braſilien gibt es noch eine portugieſiſche Sekte, die an die Wiederkehr des König Sebaſtian glaubt, der mit ſeinem Heer in einem Felſen ſchlafe. Gardner, Reiſe in Braſilien I. 256.

10.

Der dürre Baum.

Das Sinnbild des dürren Baumes, deſſen Wiederblühen die Wiedergeburt der Welt nach dem erſten Weltende bedeutet, kehrt nicht nur in ſehr vielen Volksſagen wieder, ſondern iſt auch auf örtliche Bäume bezogen worden.

Auf dem Kirchhofe zu Nortorf in Holſtein wird einſt eine Eſche wachſen. Jedes Jahr ſchießt ein junger Sproß aus der Erde hervor, den ein weißer Reiter auf weißem Roß in der Neujahrsnacht abhaut, indem er einen ſchwarzen Reiter, der es ihm wehren will, beſiegt. Einſt aber wird er beſiegt und die Eſche wächst zum Baum. Wenn ſie ſo groß iſt, daß ein Pferd unter den Aeſten angebunden werden kann, wird der Kampf zwiſchen beiden Reitern und ihren Heeren noch einmal entbrennen und der weiße, deſſen Pferd unter dem Baum ſtehen wird, wird ſiegen. Nach Müllenhoff in Grimms d. M. 912. Müllenhoff ſelbſt fügt in ſeinen Sagen aus Schleswig Nr. 509 hinzu: wenn im Lande ein König mit weißem Haar herrſchen und wenn eine rothe Kuh über eine gewiſſe Brücke geführt werden wird, alsdann im Herbſt, wenn

Dünger auf die Roggenſaat gefahren wird, kommt der alte König mit ſeinem Heer ſo ſchrecklich daher, daß die Leute ſich auf dem Felde hinter die Düngerhaufen verſtecken. Der König aber bindet ſein Roß an den Flieder (hier iſt es keine Eſche mehr) von Nortorf und beginnt die Schlacht, in der er ſiegt und worauf überall Friede werden wird. — Unter der über die Brücke laufenden rothen Kuh iſt wohl Surturs Flammenheer verſtanden, das mit dem einſtürzenden Regenbogen vom Himmel fällt. Die rothe Kuh iſt Symbol des Feuers, wie wir ſchon in den Mythen des Loki gefunden haben.

Dieſelbe Sage knüpft ſich an einen Hollunderbaum zu Norden und an einen andern auf dem Heidevriet in Dithmarſchen. Müllenhoff Nr. 510. 511. Bei Mönch-Neversdorf, einem ehemaligen ſittenloſen Kloſter, deſſen Mönche kein Frauenzimmer der Umgegend in Ruhe ließen, wurde das gegen ſie abgeſchickte Heer von ihnen bezaubert und in einem unterirdiſchen Gange eingeſchläfert. Wenn einſt die Türken ins Land kommen, wird ein weißer König auf weißem Roß beſiegt werden, aber ſein Pferd an einen Weidenbaum binden, dann werden die ſchlafenden Krieger aufſtehen und ſiegen. Daſ. Nr. 507. Bei Süderheiſtede iſt eine alte Linde verdorrt, als Dithmarſchen ſeine Freiheit verlor. Wenn einmal eine Elſter mit fünf weißen Jungen darin niſtet, wird ſie wieder grünen und das Land auch wieder frei werden. Daſ. Nr. 512.

Die Sage wiederholt ſich in Friesland. Die Freiheit ſoll dieſem Lande wiederkehren, wenn eine weiße Arendt weiße Junge bekommt. Das wird vollbringen Einer auf braunem Roß mit weißer Feder auf dem Haar, der wird in der Schlacht ſiegen und dann mit einer weißen Ruthe an den Upstaendes bom ſchlagen und rufen: nun, Frieſen, ſeyd ihr frei. Haupt Zeitſchr. III. 457. Daſelbſt wird eine Oldenburger Volksſage hinzugefügt: in den letzten Zeiten werden drei große Schlachten geſchlagen auf dem Sintfelde, am Birnbaum bei Werl und bei den Fürſtmer Linden. Einer auf weißem Roſſe reitend wird ſiegen. — Bei Vohenſtrauß in der Oberpfalz ſteht eine Linde, der ſ. g. Kaltenbaum, von dem hat Sibylla Weiß geweiſſagt, wenn ein Aſt daran ſo groß geworden ſey, daß er einen ſpaniſchen Reiter tragen könne, werde hier eine große Schlacht geſchlagen werden und das Blut ins Dorf fließen. Dieſelbe Sibylle hat bei Hagenbach eine Brücke gebaut, die länger dauern ſoll als ein eiſerner Sägblock. Panzer, Beitrag I. 100. 101. Dieſe Brücke kann wohl nur der Regenbogen ſeyn, der erſt am Weltende einſtürzen ſoll.

Die Linde bei Eiſersdorf in der Grafſchaft Glatz iſt ſchon mehrmals verdorrt, grünt aber immer von neuem. Auf ihr ſaß einſt die Sibylle (die heidniſche Jungfrau von Glatz) und weiſſagte, die Türken würden bis hieher kommen und hier würden ſie in einer großen Schlacht unterliegen. Aber erſt müßte eine Menge Kraniche durch die Brodbänke fliegen. Büſching Volksſagen I. 15.

Noch ein anderes Sinnbild des Weltendes iſt der herabfallende Stein. Bei Flensburg liegt ein Hügel, angeblich zum Andenken einer großen Schlacht aufgerichtet und auf der Spitze deſſelben ſteht ein Stein, welcher jedesmal herunterfällt, wenn ein Krieg kommen ſoll. Der Hügel aber heißt der Friedensberg. Müllenhoff Nr. 340. Unter den Zeichen des nahen Weltendes kommt auch nach altdeutſchem Glauben vor „wenn der Stein im grünen Thal fällt“. Grimm d. M. 911. Wenn die drei Steine fallen werden, wird Kaiſer Heinrich wieder erwachen und aus dem Sudemerberg mit ſeinen Kriegsſchaaren hervorgehen. Kuhn, nordd. Sagen S. 491.

11.

Schluß.

Indem ich mit meiner Arbeit über Odin und Allvater hiemit zu Ende gekommen bin, bleibt mir noch übrig zu beklagen, daß die Quellen nicht reichlicher fließen. Im Verlauf der Unterſuchung iſt darauf hingewieſen worden, wie viele Mythen vom alten Odin uns verloren ſind. An jeden ſeiner zahlreichen Namen war dereinſt eine beſondere Mythe geknüpft. Wir dürfen vorausſetzen, daß in dem Verlornen der Schlüſſel zu Manchem, was uns in dem Erhaltenen noch dunkel bleibt, hätte gefunden werden können. Wahrſcheinlich waren bei anderen Stämmen andere Mythen von ihm vorherrſchend, ſo wie es auch in der Natur der Sache liegt, daß in einem Zeitraum von Jahrtauſenden im Verfolge des allmähligen Vorrückens der deutſchen Nation von Oſten nach Weſten die Urvorſtellung von ihm eine ſehr reiche und mannigfaltige Ausbildung erfahren hat. Indeß ſcheint an den Grundzügen nie etwas geändert worden zu ſeyn. Wir haben von andern göttlichen Weſen,

z. B. von Baldur dieſſeits und jenſeits des Kattegat eine ſehr verſchiedene Auffaſſung kennen gelernt, denn der däniſche Baldur des Saxo iſt ein anderer als der norwegiſche der Edden. In noch viel reicherer Mannigfaltigkeit ſcheiden ſich die Mythen von den Göttinnen bei den nördlicheren und ſüdlicheren Stämmen. Es iſt noch niemals möglich geweſen, Spuren von allen nordiſchen Göttern deutlich dieſſeits der Eider und Oſtſee nachzuweiſen und umgekehrt haben ſich in deutſchen Denkmälern und Volksſagen Erinnerungen von göttlichen Weſen erhalten, deren Spuren wir vergebens in den nordiſchen Quellen ſuchen. Wenn nun auch die heidniſche Grundlehre und wenn die vornehmſten Götter überall im Bereich deutſcher Nation dieſelben geweſen ſind, ſo wird doch dadurch eine ſehr große Mannigfaltigkeit beſonderer Auffaſſungen nach Raum und Zeit, nach den Volksſtämmen, nach den frühern und ſpätern Eroberungen und Erweiterungen des deutſchen Geſichtskreiſes nicht ausgeſchloſſen. Wie aber Odin in allen uns zugänglichen Quellen, ſelbſt da wo ſie in Bezug auf andere Gottheiten weſentlich von einander abweichen, doch immer der Eine und Gleiche und ſein Charakterbild ſtets das nämliche bleibt, ſo, dürfen wir vorausſetzen, daß es auch daſſelbe geweſen in den uns verlornen Mythen. Seine Grundzüge ſind überall klar und unzweideutig, und wenn ich in meiner Monographie dieſes Gottes nicht nur, wie ich dies an ſeinem Ort offen geſagt, Einzelnes nicht verſtanden, ſondern auch vielleicht misverſtanden habe, was beſſer erklärt werden könnte, ſo thut dies der Charakteriſtik in der Hauptſache keinen Eintrag.

Ich habe noch eine allgemeine Bemerkung nachzutragen. Die Mythen ſind nicht blos Phantaſieſpiele der Dichter, noch auch blos ſinnbildliche und märchenhafte Formen, in die ſpeculative Ideen eingekleidet werden, ſondern was auch dabei Poeſie und Speculation mitwirken, alles iſt nur im Glauben geboren. Noch jetzt dämmert etwas von jenem altheidniſchen Glauben in den tiefſten Schichten des Volkes durch Chriſtenthum und moderne Aufklärung hindurch und überall da, wo das Volk überhaupt noch z. B. den wilden Jäger kennt, da glaubt es auch noch an ihn. Die Furcht iſt noch vorhanden mit dem Glauben. Ohne ſie wüßte das Volk längſt nichts mehr von allen den alten Dingen. In der Zeit nun vor der chriſtlichen Bekehrung, in der Blüthe des Heidenthums, wurde an den ganzen Inhalt der Mythen *geglaubt*. Sie waren

Gegenſtand nicht einer poetiſchen Unterhaltung, ſondern eines ſehr reellen und praktiſchen Aberglaubens. Der Glaube ſelbſt aber iſt älter und urſprünglicher, als die poetiſche Form des Mythus und als die ſpeculative Bemühung, ihn zu ordnen und zu motiviren. Der Glaube iſt das unmittelbarſte Produkt des Volkes ſelbſt geweſen, hervorgegangen theils aus ſeiner angeborenen Gemüths- und Charakteranlage, theils aus ſeinen Erfahrungen. Odiniſch war der herrſchende Theil des Volkes ſchon der That nach, ehe der Begriff Odin im Glauben fixirt und von Poeſie und Speculation ausgebildet wurde. Glaube und Wirklichkeit durchdrangen ſich. Nur das Thatſächliche wurde geheiligt.

Indem nun in Odin, wenn auch übermächtig, doch nur eine Seite der deutſchen Nationalität hervortrat, machten ſich die andern, zum Theil entgegengeſetzten Seiten in andern Gottheiten deſſelben Glaubens naturgemäß geltend und ſo erklärt ſich der Gegenſatz Odins wie zu Allvater, ſo zu Baldur, zu Frigg und Thor, zu Brynhildur und Sigurd. Hier offenbart ſich überall in erſter Linie das Volk ſelbſt in ſeinem Charakter, in ſeinem Leben, ſeinen Thaten und Schickſalen. Das Volk ſelbſt und zuerſt iſt es, welches ſich im Glauben ſpiegelt. Die Rückſicht auf die äußere Natur, die Schöpfung, die calendariſchen Potenzen ꝛc. macht erſt in zweiter Linie ſich bemerklich und die ihr entſprechenden Begriffe ſuchen ſich den urſprünglich rein dem Volksleben entnommenen nur anzuſchmiegen. Die Naturphiloſophie, in vielen andern Heidenreligionen die Hauptſache, wird in der Edda gleichſam verſchlungen von dem Glauben und der Lehre, deren Gegenſtand nur der im Volk, ſeinen Thaten und Schickſalen wirkſame Geiſt iſt. Alle Naturmächte nehmen den Charakter nationaler Potenzen an, in alle Tiefen und Höhen des Raumes dringt die Nationaliſirung ein und kleidet der Berge Inneres und die Sterne droben in das gewohnte und bequeme Gewand des Volksthümlichen.

Ich habe mir erlaubt, von dieſem Geſichtspunkt aus auch die mythiſchen Heldenlieder gleich den Göttermythen zu behandeln und z. B. die Lieder von Helgi und Sigurd als weſentlich integrirende Theile des Geſammtmythus von Odin zu betrachten. Dazu berechtigte und nöthigte mich die urſprüngliche Beziehung, in welcher jene Heroen wie Odin ſelbſt zum Volke ſtanden. Sie enthüllen uns den tiefſten Widerſpruch in dem Gemüth und Charakter des

Volks, wie er ſeit uralter Zeit vorhanden, wie er ſchon in dem Gegenſatz Baldurs gegen Odin ausgedrückt war, aber mit Baldurs Tode nicht aufhören konnte, ſondern ſich immer und immer wieder geltend machen mußte, die Oppoſition der Tugend gegen die Macht. Aber nicht gegen die Macht allein. Sagen wir auch gegen die höchſte Geiſtesfreiheit, denn in Odin war nicht brutale Königsmacht allein, ſondern auch des Geiſtes höchſte, ſchrankenloſeſte, poetiſcheſte, von der Sittlichkeit emancipirte Freiheit ausgeſprochen. Die Oppoſition gegen Odin in dieſer vielumfaſſenden Beziehung war auch wieder eine vielfache. Vor allem ſtand der abſoluten Königswillkühr, dem Selbſtherrſcherthum Odins in Thor die Rechtlichkeit und Ehrlichkeit, zeitweiſe auch Grobheit des gemeinen Volks und gemeinen Menſchenverſtands gegenüber, wobei auch ein Gegenſatz unſittlicher Geiſtesvornehmigkeit und ſittlicher Geiſtesbeſchränktheit nicht zu verkennen iſt. Sodann ſtand dem in Donjuanswillkühr ausſchweifenden Odin in Frigg die keuſche Würde und zarte Sitte der deutſchen Frauenwelt gegenüber. Drittens dem verſchlagenen und raffinirten Alter die Heiligkeit und Unſchuld der Jugend. Wenn Baldur als die verklärteſte Idee dieſer reinen Jugend überhaupt zu heilig erſchien, um in der Welt aushalten zu können, und daher wie Aſträa ſchon vor dem ehernen Zeitalter aus der Welt verſchwand, ſo konnte darum doch der Kampf nicht aufhören. Die reine Jugend Baldurs wurde wiedergeboren in der Blüthe des Volks, in der unbeſcholtenen Jugend. Gerade je niederer von Geburt die neuen Kämpfer waren, je ſchwächer an Mitteln, je mehr ſie zu Knechtsdienſten verurtheilt waren, um ſo mehr verherrlichte ſich in ihnen die Idee. Daher iſt die Fortſetzung des Kampfs gegen Odin in den Heldenliedern keine matte Wiederholung der Göttermythen; die menſchlichen Helden ſind nicht ſchwächliche Nachbilder des geſtorbenen Gottes. In ihnen tritt vielmehr etwas Neues hervor, die Erhebung des Rechts und der Unſchuld aus der menſchlichen Niedrigkeit und Tiefe gegen das Unrecht und die Schuld der hohen Götter. Dadurch erhält die wunderbar reiche Lehre von Odin erſt den letzten und befriedigendſten Abſchluß.

Die beliebten Unterſcheidungen von Göttermythen aus einer prieſterlichen Vorzeit und Heroenmythen aus einer königlichen und kriegeriſchen Nachzeit ſcheinen mir wenigſtens hier in keiner Weiſe anwendbar. Sigurd iſt ein unveräußerlicher Beſtandtheil des deutſchen

Göttermythus, wahrſcheinlich uralt, älter als alle hiſtoriſchen Helden, an die man ſeine Erinnerung anzuknüpfen ſucht. Denn er drückt eine volksthümliche Idee aus, die ewige Idee reiner ritterlicher Jugend.

Sofern ich den Inhalt der Edden überall aus der Volksthümlichkeit erklärt und, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, auf nationale Werthe reducirt habe, glaube ich nicht blos dem beſſeren Verſtändniß gedient, ſondern auch eine Pflicht wie gegen die Ahnen, ſo gegen das noch gegenwärtige und künftige Volk erfüllt zu haben. Denn Ahnen, die ſo Großes in der Welt leiſteten und ihren Glauben in der Edda auf eine ſo geiſt- und gehaltvolle Weiſe documentirten, verdienen, daß man ſich ſie zu verſtehen bemühe. Das Volk aber iſt und bleibt der alleinige und ewige Eigenthümer aller ſeiner alten Erinnerungen und reclamirt ſie von Gelehrten, die in einer volksfremden ſ. g. claſſiſchen Schule aufgewachſen, blind für ihren Werth und für ihr Verſtändniß ſind oder durch ihre Bearbeitungen und Deutungen Fremdes hineintragen. Oder geſchah es nicht im echten tiefen Sinne des Volkes, wenn Jakob Grimm die altdeutſchen Studien aus mancherlei wunderlichen Verirrungen der älteren, mehr oder weniger vom Claſſicismus beherrſchten Schule zum nationalen Grund und Boden, gleichſam zur heimathlichen Luft zurückführte? Und Uhland, der in Thor zum erſtenmal die uralte Grundehrlichkeit und Grobheit unſeres Bauernſtandes wiedererkennen ließ? Es war der Volksgeiſt ſelbſt, der in dieſen patriotiſchen Gelehrten der Väter Erbe reclamirte. Nur auf dieſem Wege ſoll man weiter ſchreiten.

Aber der Weg iſt noch weit und führt noch in tiefe, kaum vom erſten Dämmerlicht erhellte Dunkelheiten. Am ſchwerſten ſcheint die Laſt dieſer Finſterniß gerade auf dem reizendſten und lieblichſten Theile des geheimnißvollen Landes zu liegen, das noch zu erforſchen übrig bleibt. Die Lehre von den altdeutſchen Göttinnen iſt noch weniger aufgeklärt, als jede andere. Sie befinden ſich in einem Verwünſchungszuſtande. In wunderbarer alterthümlicher und doch ewig junger Schöne treten ſie zuweilen aus der Nacht heraus, lichthell, aber ſtumm, klagend, daß Niemand ſie aus dem Bann der langen Vergeſſenheit erlöſe. Wer ſie erlöſt, wird den reichſten Schatz der alten Zeiten finden. Aber erſt muß er die Glücksblume gebrochen haben, die leuchtend durch die Nacht ihn ins Innere des Berges führen wird. Wenn ich nicht irre, ſo verhält es ſich mit den heidniſchen Göttinnen unſeres Volks wie mit den Göttern. Um den Odin, den Thor, den Baldur zu begreifen, darf man nur in den Herzen deutſcher Männer und Jünglinge forſchen. Da findet man die Härte und den Egoismus, die rohe Biederkeit, den reinſten Seelenadel. Und gleicherweiſe, um die Göttinnen zu verſtehen, muß man die deutſchen Frauen und Jungfrauen kennen. Jene Glücksblume iſt nicht im Märchenlande verſchwunden, ſie blüht noch überall in deutſchen Frauenherzen.

Ohne ſpäteren Unterſuchungen vorzugreifen, glaube ich doch hier ſchon die Frage aufwerfen zu müſſen: welches weibliche Weſen nimmt unter den deutſchen Göttinnen die Stelle ein, die Odin unter den männlichen Gottheiten behauptet? Wäre Odin einfach der Hausvater im Himmel, ſo würde ihm nur Frigg, die Hausmutter, entſprechen. Allein Odin drückt viel mehr aus. In Odin culminirt die höchſte Genialität und Geiſtesfreiheit, die ſich irgend denken läßt, und es iſt kein geringer Beweis gegen die vulgäre Behauptung, die alten Deutſchen ſeyen Barbaren geweſen, daß gerade ſie einen ungleich genialeren Hauptgott brauchten und erkannten, als z. B. die Griechen in ihrem tief unter Odins Geiſteshöhe zurückgebliebenen Zeus. Mit feinem Sinn ſtellte man dem Odin ein nicht ihm ähnliches Weſen von gleicher Tendenz zur Freiheit an die Seite. Frigg, obgleich ſeine Gemahlin, iſt ihm durchaus entgegengeſetzt, nämlich von jedem Egoismus frei. Obgleich alles wiſſend, ſagt ſie es nicht, überall in ihrer höchſten Macht ſich ſelbſt beſchränkend, echt weiblich, frauenhaft fein, klug und edel, der Sitte hohes Vorbild, während Odin gefliſſentlich jede Schranke durchbricht. Der Begriff der deutſchen Hausfrau war ſo ausſchließlich ein ſittlich edler, daß auf Frigg unmöglich auch nur die leiſeſte Spur von Odins Willkühr übergehen konnte. Dagegen übertrug man allen romantiſchen Zauber weiblicher Freiheit und Genialität auf die Freyja, in deren oben beleuchtetem Verhältniß zu den Valkyrien aber noch keineswegs dieſe Romantik erſchöpft iſt. Freyja läßt ſich nur verſtehen, wenn man ſie in ihrer Doppelſtellung zu Odin, nämlich in ihrer geiſtigen Verwandtſchaft mit ihm und zugleich in ihrem Gegenſatz gegen ihn erkennt. Sofern ſie als Vanin tief in die Oekonomie der Natur eingreift, bildet ſie einen Urgegenſatz gegen das Aſiſche oder Geiſtige in Odin und theilt es doch gerade wieder in ſeiner höchſten Ungebundenheit, in ſeinem elbiſchen Charakter, und übertrifft es endlich in einem Etwas von Heiligkeit, was Odin nie erreicht. Vom Thier bis nahe zu einer Madonna hinauf durchlauft hier das Weibliche alle Phaſen. Wo hätte die griechiſche Welt oder der Orient je eine mythiſche Schöpfung von ſo kühner Conception hervorgebracht! Sie überraſcht noch mehr, als die des Odin. Venus erreicht ſie noch weniger, wie Mercur den Odin.

Schließlich ſey noch bemerkt, daß der Wunſch, ein Hauptbegriff im odiniſchen Weſen, der Ausdruck der unbedingteſten Herrſchaft und Freiheit, auf der weiblichen Seite ſeinen direkteſten Gegenſatz findet in der Verwünſchung, im Gebanntſeyn an die Nothwendigkeit des Irdiſchen und der Zeit. Wie aber an Odin ſich der Misbrauch der Freiheit knüpft und die männlichſte Härte, ſo knüpft ſich an den Verwünſchungszuſtand das edelſte Dulden und die holdeſte Güte des Weibes.